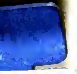


4 Per. 7 t - 5



<36603414750019

Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.



Fünfter Jahrgang.
Januar.

Berlin, 1821.
In der Maurerschen Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

Ueber den Inhalt dieser Zeitschrift.

Der „Gesellschafter" will sich über Alles verbreiten, was zur Belehrung und Unterhaltung dienen kann; auch das eigentlich Wissenschaftliche, wenn es allgemein verständlich, nicht in einer abgeschlossenen Kunstsprache vorgetragen ist, gehört in seinen Kreis, und selbst bei dem, was nur zum Vergnügen dienen soll, bei der Erzählung, dem Gedicht, der Satyre u. s. w. wünsche ich, durch Auffassung einer tieferen Seite des Lebens, eine Erhebung bezweckt. — Hinsichtlich der Correspondenz-Nachrichten ist Mannigfaltigkeit nothwendig; die Fortschritte der Künste und Wissenschaften, ihre Einwirkung auf den Geist der Zeit und die Bildung überhaupt; der Zustand der Gesetzgebung und Gesittung und das Leben in seinen allgemein wirksamen Richtungen: das sind die Aufgaben, welche sich ein Correspondent zu machen hat. Die Einseitigkeit muß dabei möglichst vermieden werden, und nebenher auch der Trieb: nur über Theater schreiben zu wollen, und oft über solche, die kaum der Beachtung werth sind. Die steten Wiederholungen des Geschwätzes über Schauspieler und Schauspielerinnen haben aus unsern Unterhaltung-Schriften allen Beobachtungs-Geist für vieles Nützliche und Nothwendige verscheucht und verdrängt, so wie überhaupt das Ueberschätzen des Theater-Wesens auch den gesellschaftlichen Umgang meistens zu einem flachen, nutzlosen Verkehr erniedrigt. Es darf übrigens in den Berichten die Bühne nicht ausgeschlossen, dabei aber nur von dem Merkwürdigen, nicht Seiten lang von Gegenständen die Rede seyn, welche für die Vergessenheit erzeugt sind. Die dramatische Literatur in ihren Lichthöhen und solchen Verkehrtheiten, welche das Talent begeht (denn der ganz Talentlose wäre mit wenigen Worten abgefunden und ist mit der Erwähnung allein schon mehr als zu hoch geschätzt), das sind die wichtigsten Punkte. Die Anerkennung vorzüglicher Bühnen-Künstler (mit Andeutung dessen, **wodurch** sie vorzüglich erscheinen), ferner eine ernste beurtheilende Leitung und Ermunterung der mit Fähigkeit Beginnenden ist auch gebührend; dagegen alles Lobpreisen der Gewöhnlichkeit zu unterlassen, indem ohnehin der Maaßstab für wahrhaftes Talent der Mehrheit unter den Schauspielern schon völlig verloren gegangen ist und jeder Anfänger sich sogleich an die wenigen Muster reihen will, sobald seiner in den Zeitschriften ein Paar Mal mit Lob gedacht ist. Zu große Nachtheile hat ein Breitmachen der Art dem ernsteren Streben in andern Gebieten gebracht, als daß man nicht versuchen sollte, die nöthigen Grenzen zu ziehen, welches dort wie hier die Kraft verstärken müßte. — Sehr erfreulich würde es mir seyn, wenn sich die Correspondenten unterzeichnen und dadurch mit helfen wollten, die Anonymität, diesen Schutz so vieles Uebeln, zu schwächen. Ich weiß es wohl, die Verhältnisse gestatten dies Manchem nicht und längere Erfahrung hat mich überzeugt, daß ich dies nur als Wunsch aussprechen darf, es Jedem überlassend, zu entscheiden: ob er ihn erfüllen kann, ob nicht? — Solche Zusendungen, deren Verfasser auch mir unbekannt bleiben wollen, werden niemals abgedruckt und dies gilt selbst für den „Bemerker", obgleich dieser eine größere Freiheit der Rede gestattet. — Ich bitte die Herren Mitarbeiter um gefällige Beachtung dieser Zeilen und empfehle mich Allen zu redlichem Wohlwollen.

Berlin.

F. W. G u b i t z,
Professor der königlichen Akademie der Künste.

Mitarbeiter bei dieser Zeitschrift sind:

Achim v. Arnim, Adalbert vom Thale, Adrian, Karl Baldamus, G. W. Becker, Benno, Bertram, A. O. Blumenthal, M. Bondi, Gottfried Bueren, Büsching, Hermann Bunzel, Casper, C. J. S. Contessa, Deutsch, Johannes Didymos, Eck, Eduard der Waller, J. Epstein, K. Förster, Gerle, Geßner, Fr. Gleich, Grävell, die Brüder Grimm, G. W. Groke, v Grunenthal, F. W. Gubitz, Johann Gunz, Haug, Heinsius, F. K. Hermann, F. L. Hoffmann, Franz Horn, v. Houwald, Siegm. Imanuel, Innocenz, Ister, Kaps, E. Karoli, J. H. Kaufmann, Keßler, K. Köchy, Kronos, Kreuser, Fr. Kuhn, A. F. E. Langbein, Fr. Lange, Johann Langer, K. Lappe, Fr. Laun, Th. Laurin, Leander, Fr. Lenburg, W. A. Lindau, Lorinser, v. Lowtzow, Mal, A. v. Maltitz, C. Möllen, K. Müchler, Karl Müglich, Eduard Müller, Wilhelm Müller, A. Münde, Neuffer, Neumann, Fr. Krug v. Nidda, Nienstädt, J. Polt, Purgold, Raßmann, Ed. Rolle, Richard Roos, G. Schadow, Karl Schall, S. W. Schießler, Franz v. Schlechta, F. Schubert, T. L. Secha, v. Seckendorf, Karl Seidel, Seifried, W. Smets, Karl Stein, Seuhr, Ta[illegible]cher, Vulpius, G. M. Walter, Weisser, Willibald, Fr. Wendel, Fr. v. Wichert, K. Witte, A. Zar[illegible]ack, L. Zunz, der Verfasser der „grauen Mappe" und der Verfasser von „Wahl und Führung"; ferner die [illegible]chteten Frauen: Luise Brachmann, Therese Huber, Maria, Amalie Schoppe, geb. Weise, Ama[illegible]t, Henriette S. geb. H., Caroline Stahl, Caroline Still und Adelheid v. Stoltersoth.

7

Inhaltszeiger für den Monat Januar 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat Februar 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat März 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat April 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltsanzeiger für den Monat Mai 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat Juni 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat Juli 1821.

Druckfehler.

Seite 489. Spalte 1. Zeile 8 von unten lies: Maß statt Masse.
— — — — — 6 — — —: laß statt lasse.
— — — 2. — 14 — — —: Gipfel statt Gurtel.
— 520. — 2. — 6 u. 9 — —: signer statt signes.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat August 1821.

Druckfehler.

Seite 626. Spalte 2. Zeile 12 von unten lies: XVII. statt: XVI.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat September 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat Oktober 1821.

Berichtigung.

Durch ein Mißverständniß sonderbarer Art habe ich das im 166sten Bl. des „Gesellschafters“ abgedruckte Gedicht: „Demagogisch“ Goethe'n zugeschrieben; es ist, wie ich nachher erfahren, von einem andern Dichter, den zu nennen ich mir nicht erlaube.

Der Einsender.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat November 1821.

Berichtigungen.

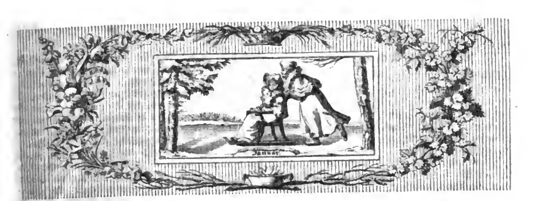
In den „Almansor“ überschriebenen Scenen sind folgende den Sinn gänzlich entstellende Fehler zu verbessern:

Seite 842.	Spalte 2.	Zeile	2 von ob.	statt: umschlingt, lese: „umschleicht“.
= 842.	= 2.	=	10 von ob.	statt: Fackel, lese: „Lichter“.
= 853.	= 1.	=	6 von unt.	vor Himmel ist das Wort „sieben“ ein zu schalten.
= 854.	= 1.	=	30 von ob.	statt: in den, lese: „wie in“.
= 854.	= 1.	=	5 von unt.	statt: In Marterkammern, die du Kirche nennst, lese: „In jene Marterkammer, die du Kirch' nennst“.
= 861.	= 1.	=	8 von unt.	statt: Dort zaghaft liegt, und liegt, und zusiehe, lese: „Dort zaghaft liegst, und liegst, und zusiehst“.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Inhaltszeiger für den Monat Dezember 1821.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 1. Januar. 1stes Blatt.

Worte des geschiedenen Jahres.

Eine Sylvester-Rede.

(Das Jahr erscheint im Königs-Mantel, mit Scepter und Krone.)

So werd' ich zur Vergessenheit nun wallen!
Ich, Allbeherrscher von zwölf Monden, bin
Verlassen bald vom letzten der Vasallen,
Doch wahr' ich alle traulich noch im Sinn:

Im Schlitten kam mir Januar entgegen;
Mit Februar jauchzt' ich im Muskentanz;
Durch März konnt' ich die Erdenkraft erregen,
Und mit April stritt ich um ihren Glanz;
Der Mai ließ mich als holder Amor necken;
Der Juni brach der Liebe Rosen sich:
Mit Juli spielt' ich unter Heu Verstecken;
August erfreut' in reichen Erndten mich:
September half mir rüstig Lerchen fangen,
Und Freund Oktober gab den Wein dazu;
Auf Jagden ist November mit gegangen:
Doch nun, Dezember, was begannest du?
Zu deinem Fest, das jedes Kind erfreute,
Führ'st du mich hin, die Lust im All zu seh'n;
Nun giebst du einem Kind mich selbst zur Beute —
Schon nahet es und winket mir zu geh'n! —
Herbei nur, Knab'! — ich habe bald beschlossen,
Und daß ich ende, sieh', es trübt mich kaum;
Vom Daseyn, das in Stürmen mir verflossen,
Scheint Herrschen mir ein gar zu schlechter Traum!
Drum steig', als kleines Glied der Zeitenkette,
Vom Erdenthron ich wahrlich sonder Leid;
Und daß ich mich vor allem Haß errette,
Weiß ich gewiß, wenn ihr gerecht nur seyd!
Mit vielem Guten wollt' ich einig werden,
Doch oft vernichtet ward mir schöne Saat;
Drum werft auf mich allein nicht die Beschwerden,
Und der mir folget, finde beff'ren Rath.

Er seh' aus Einigkeit die Höh' erblühen,
Wo sich der Himmel zu den Menschen beugt;
Er schaffe Herzen, die für Wahrheit glühen,
Und Duldung sey's, die Menschenwerth bezeugt.
Durch Freiheit, dieser Seel' im Erdenstreben,
Die allen Thaten Strahl und Kräfte bringt,
Mag Wissen, Kunst und Handel sich beleben,
Der seinen Glanz auf Sturm und Wog' erringt.

Auch für die Armuth mag der Herrscher sorgen,
Wie ich auf weiten Feldern gern gethan —
Drum wird der erste Glockenschlag vom Morgen
Mir mild Geläut seyn auf der Todesbahn.

(Die Insignien ablegend.)

Doch leg' ich jetzt schon Kron' und Scepter nieder
Und geb' ein Zwischenreich zu Lärm und Lust:
Ihr habt mich heute noch, dann nimmer wieder!
Laßt, mir versöhnt, den Frieden in die Brust.

(Musik in der Ferne.)

Schon hör' ich rings das Kind als Herrscher grüßen;
Dem künft'gen Scheine dient der irre Drang!
Werft eurem neuen Götzen euch zu Füßen,
Ich bin bald frei! — das ist mein Lustgesang.
Mit Wonneton will ich das Auge schließen;
Die Pforten auf! — laßt Alles jubelnd ein!
Nichts soll mich kränken, Keiner mich verdrießen,
Mag's Momus, Komus oder Satyr seyn.
Nur der Gedanke soll das Wort jetzt lenken!
Es spreche kühn, wer Uebles an mir fand:
Denn, daß auch künft'ge Zeit den Geist nicht bannt,
Will ich ihr heute noch ein Beispiel schenken. —

Wenn so die letzte Blum' ich lächelnd brach,
Werft fröhlich sie in meine Gruft mir nach
Und fröhlich auch mögt meiner ihr gedenken!

Bertram.

Der falsche Thaler.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".)

Der schöne Herbsttag hatte, unter einer großen Zahl der Stadt-Bewohner, auch den wenig begüterten Canzellisten Adam mit seiner Familie zu einem nahen Lustort hinaus gelockt. Nach wiederholtem Auf- und Niederwandeln hatten sie endlich eine Stelle aufgefunden, wo sie, ohne selbst allzu sehr bemerkt zu werden, die vorüber wogende Menge beobachten konnten. Hier hieß Herr Adam die Seinigen, ehe Andere ihnen zuvor kämen, sich nieder lassen; er selbst werde sogleich wieder erscheinen. — Frau Baptista, die Mutter, nahm mit ihren beiden Mädchen und dem kleinen Sohn um einen Tisch die Sitze ein. Alle befanden sich in ihrem besten Putz, und mit lüsterner Ungeduld sahen die Kinder dem rückkehrenden Vater entgegen, der sich auch nicht lange erwarten ließ. Und welch eine Genuß verheißende Erscheinung bot er von fern schon mit den Erfrischungen dar, mit denen er sich selbst beladen hatte und die eine Dienerin hinter ihm nachtrug. — Es war dieß, hier außen unter dem unumwölkten Himmel und in der Mitte zahlreicher, oft laut aufjubelnder Gesellschaften, um so mehr der Tag eines hohen Festes für die kleine Familie, je seltener solche Tage in ihr stilles Leben herein tönten, da sie einen für ihre Kräfte verhältnißmäßig allzu großen Aufwand forderten und der Genuß, den sie gewährten, nur durch eine Reihe voran gegangener Ersparungen erkauft werden konnte. Um so schneller gingen die glücklichen Stunden an ihnen vorüber und die sinkende Sonne mahnte, bevor noch das Verlangen der Rückkehr sich eingestellt hatte, zum Aufbruch.

Herr Adam wollte eben sich erheben, seine Schuld zu berichtigen, als eine der Aufwärterinnen unfern von seinem Sitz vorüber streifte. Er rief sie herbei und, nach der Rechnung fragend, legte er ihr einen französischen Thaler auf den Tisch hin. Sie versuchte, den Ueberschuß des großen Geldes mit kleiner Münze aus zu gleichen; es wollte sich nicht fügen. „Ich werde sogleich wieder hier seyn!" sprach sie, und mit diesen Worten war sie auch in flüchtiger Eile verschwunden, obgleich Herr Adam ihr nachrief: sich nicht zu bemühen, er habe noch anderes Geld bei sich und werde es schon machen können.

Frau Baptista warf zufällig einen Blick auf das vor ihr liegende Geldstück. „Sieht doch"—begann sie ganz unschuldig — „der Thaler aus, als ob er nicht ächt wäre." — Ihr Gatte ward dadurch auch aufmerksam. „Wirklich!" entgegnete er: „die Farbe erregt Verdacht und auch das Gepräge ist nicht, wie es seyn sollte." Es befand sich die Jahreszahl 1729 und der Name des funfzehnten Ludwigs auf dem Gelde. „Was doch Alles in der Welt sich begeben hat!" sprach er, „bis diese Münze durch eine so lange Reihe von Jahren in meine Hände gelangte, und durch wie viele Hände sie indessen gewandert seyn mag." Und schon schwebte der Thaler auf der Spitze des Zeigefingers seiner Rechten, indessen er demselben mit einem andern gleich künstlich auf dem Finger seiner linken Hand in dem Gleichgewicht gehaltenen Geldstück begegnete. Wie die Farbe, so erregte allerdings auch der Klang des Geldes Verdacht. — „Um so besser!" sagte Frau Baptista; „daß wir uns schnell desselben entledigen, ehe auch bei Andern über seine Aechtheit Zweifel entstehen!" — Aber Herr Adam entgegnete entrüstet: „So sollte ein Trug zuletzt die Danksagung an dem Abend des schönen Tages seyn? Weißt Du nicht, Frau, was auf dem Thaler steht: Benedictum sit nomen domini?"

Noch ehe er Zeit hatte, den Spruch zu erklären, war die flüchtige Aufwärterin schon wieder da. Herr Adam machte sie selbst aufmerksam: wie er nahe daran gewesen, ihr eine zweifelhafte Münze ein zu händigen. Auch sie erkannte nun den Thaler für falsch, und Herr Adam bezahlte seine Schuld mit anderem Gelde. Die Hausmutter wollte zwar, ihres eigenen Versuches, sich des Thalers zu entledigen, uneingedenk, auf dem Rückwege über die Unredlichkeit der Menschen eifern; aber der Gatte bat sie, die Schuld allein seiner eigenen Unaufmerksamkeit bei zu messen und ihm den schönen Abend nicht mit solcher Rede zu stören. So kamen sie denn, in dem Gespräch über die an ihnen vorüber Ziehenden, welche jetzt zum Theil erst aus der Stadt heraus strömten, vergnügt nach ihrer Wohnung zurück, wie sie dieselbe verlassen hatten.

Am andern Morgen bei dem Frühstück merkte es der Gatte Frau Baptisten sogleich an: wie sie im Sinne hatte, die böse Sache wieder an zu rühren; und nachdem sie eine Zeit lang sich Gewalt angethan, brach sie auch mit der Frage hervor: „So hättest Du wirklich im Sinn, den französischen Thaler nicht aus zu geben?" — „Müßte ich mir denn nicht ein Gewissen daraus machen, das falsche Geld auch noch in die Hände falscher Leute gelangen zu lassen?" entgegnete Herr Adam. Sie schalt ihn einen Thoren, der immer redlicher seyn wolle wie Alle; da es doch nur eine Nothwehr sey, die Keiner mehr dem Andern verarge, dem Gelde, das den Weg zu uns gefunden, auch wieder einen Ausweg zu eröffnen. „Aber bedenke doch" rief unmuthig ihr Gatte, „wie übel es wäre, wenn der Thaler zu einer Familie gelangte, die so leicht einen Thaler nicht entbehren kann als wir eben jetzt, oder wohl gar zu uns selbst den Rückweg fände in einer Zeit, wo es für uns drückend seyn möchte, einen falschen Thaler zu besitzen!" — Frau Baptista meinte aber: Hätte das Geld nur einmal den Ausweg gefun-

den, daß es den Eingang bei ihnen nicht wieder finden solle, darüber wolle sie schon wachen. Nach weiblicher **Klugheit** reizte sie jetzt den aufgeregten Mann nicht **weiter**; in sich entschlossen, zu rechter Zeit zu handeln, **glaubte** sie sich dann, wie sie dies so manchmal schon **erprobt** hatte, nach vollbrachter That der Nachsicht oder **wohl** gar der Beistimmung ihres Gatten voraus gewiß. So wandte sie sich zu einem häuslichen Geschäft **und** Herr Adam ging, nachdem er die Kinder nochmals geherzt hatte, nach der Canzlei.

Der Thaler wurde nun weiter nicht erwähnt, da neue frohe Aussichten die Familie beschäftigten, welche ihrer beengten Lage eine freudige Veränderung verhießen. Herr Adam, der sich stets durch seine Geschicklichkeit und seinen unermüdlichen Fleiß empfohlen hatte, sollte eine bedeutende Erhöhung seines ärmlichen Gehaltes, oder wohl gar zugleich eine höhere Anstellung bekommen. Die Sache hing nur noch von der Genehmigung des Präsidenten ab, bei dem sie lag. Von diesem war ihm ein Aktenstück übergeben worden, wovon er bis zum Abend eine Abschrift sollte verfertigt haben. Frau Baptista hatte die Kinder aus dem Hause geschickt und sich selbst außen etwas zu thun gemacht. So saß denn der Gatte innen ungestört, und in der schönsten Reinlichkeit und mit der Kunst, wie sie ihm eigen war, gestalteten sich die wohlgefälligsten Züge unter seiner Hand. Er wußte, dadurch konnte er sich bei dem Präsidenten sehr empfehlen und er selbst wollte ihm am Abend noch die Abschrift überbringen, und bei dieser Gelegenheit nochmals seine Sache in Erinnerung rufen. — Schon waren die letzten Zeilen beendet und die Unterschriften mit einer Treue nachgezeichnet, daß sie die Schreiber wohl selbst für ihre eigenen hätten erkennen mögen, als er außen die Stimme seiner Frau und eine andere weibliche Stimme vernahm. Aus der ersten freundlichen Begrüßung schien sich ein immer ernsterer Wortwechsel zu gestalten. Die fremde Stimme kam, des Bemühens seiner Frau unerachtet, sie zurück zu halten, der Thür immer näher und er hörte zuletzt ganz nahe vor derselben den Ausruf: „Nein, Herr Adam ist ein rechtschaffener Mann, und will sicher nicht, daß ich mit dem Thaler betrogen werden soll!"

(Die Fortsetzung folgt)

Gas-Beleuchtungen der obscuren Welt.

„Mit der Zeit fortschreiten!" ist eine sehr beliebte Redensart. Mich wundert nur, daß viele Gelehrte und namhafte Schriftsteller sie stets gebrauchen, ohne zu bemerken: wie wenig geeignet sie sey, den beabsichtigten Begriff von dem edlen Bestreben nach wahrer Aufklärung und Humanität, im Geiste der besten Zeitgenossen, ganz unzweideutig zu bezeichnen. Augenscheinlich ist bei jenem Satz zu bestimmen vergessen: ob man an der Seite der Dame Zeit dem Tempel der Wahrheit den Rücken oder das Angesicht zukehre: ob man hinauf oder hinunter steige; wem man sich nähere oder von wem man sich in diesem Fortschreiten entferne: da man in dem einen Falle so gut wie in dem andern dennoch immer fortschreitet. Weil indessen diese Redensart mehrentheils von denen im Munde geführt wird, deren Laufbahn und Ziel jedem Besonnenen und Unbefangenen ziemlich deutlich in die Augen fällt, so kann's ja immerhin dabei bleiben, man versteht sich ja! — Möchte es nur auf jener Heerstraße, wo man mit der lieben Zeit wandelt, so eingerichtet werden, wie auf der Dresdener Brücke, wo die Hinüber- und Herüber-Wallenden — die also entgegen gesetzte Ziele vor Augen haben — auf rechts und links angewiesen sind; dann würden doch alle unsanften Begegnungen weg fallen.

Es ist sehr gut, daß der Kluge nicht eben so leicht wieder dumm werden kann, wie der Reiche zum armen Mann.

Der geniale Mensch könnte sich das Bischen äußere Politur, die man tadelnd an ihm vermißt, in wenig Wochen erwerben, wenn er sonst wollte; aber der Gewöhnliche, dessen äußere Politur beinahe seinen ganzen Werth ausmacht, kann den Genialen in Jahrhunderten nicht erreichen, wenn er auch so lange lebte.

Daß sieben Städte sich um die Ehre stritten, die Geburtsstadt des Homer zu seyn, beweiset das hohe Alter der leidigen Gewohnheit: ausgezeichnete Männer bei ihrem Leben da, wo sie heimisch sind, zu übersehen: denn hätte die Vaterstadt Homer's den aus ihren Mauern hervor gegangenen großen Mann gehörig geschätzt, so würde sie schon früh dafür gesorgt haben, daß Niemand, ohne gründlich widerlegt werden zu können, ihr die Ehre hätte streitig machen dürfen, die Geburtsstadt eines Homer zu seyn.

Chateaubriand erzählt, in seiner „Reise nach Jerusalem" selbst: „erst am Jordan sey ihm eingefallen, daß er seine Bibel zu Hause gelassen habe." Das nenn' ich doch nationalen Leichtsinn von einem Kreuzfahrer!

Wer sich gern selber lobt, ist doch wohl noch besser, als wer Andere nur immer tadelt.

Jeder Ehemann muß so viel Eifersucht besitzen, als von einem Manne zu erwarten ist, der seine Ehre liebt und seine Liebe ehrt. Innocenz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Die große Vorstellung, von der ich früher einmal schrieb, die dem beliebten Akteur Damas zu seinem Benefiz bewilligt worden war, hat, zur Freude aller Neugierigen, am 4ten Dezember „aux français" statt gefunden. Alle Modisten hatten neue Toiletten ersonnen, Alles hatte sich beeifert, sich früh mit Logen zu versehen und die Journale sprachen lange vorher unaufhörlich von dieser Vorstellung. Wirklich war der

Zulauf ungeheuer; ein Journal giebt die Einnahme auf beinahe zwanzigtausend Franken an. Das haben, beiläufig gesagt, die Pariser Journale Eigenthümliches, und es war mir immer ein kleiner, aber sprechender Zug für den etwas knickerigen Charakter der Pariser, daß sie so gern und lüstern in fremde Taschen sehen. Eine andere Merkwürdigkeit bei dieser Vorstellung war: daß die gegebene neue Tragödie — vierzehn Jahre bei dem Comité gelegen hat, was ich zum Trost mancher harrenden Theater-Dichter nicht verschweigen will. Es hat dafür aber auch — gefallen, besonders bei den folgenden Vorstellungen, wo der Verfasser mehrere zweckmäßige Einschränkungen und Veränderungen angebracht hatte, wie dies hier bei Neuigkeiten ganz gewöhnlich ist. Der Titel der Tragödie: „Jean de Bourgogne" bezeichnet den Stoff, dessen nähere Details ich hier kurz mittheile: Zwei Monate sind kaum nach dem Meuchelmorde Ludwigs von Valois, Herzog von Orleans, verflossen, der als Opfer eines heimlichen Complotts fiel. Karl VI., Dauphin und Regent von Frankreich, steht in einer sehr kritischen Lage zwischen zwei Partheien, die er gleich sehr fürchten muß. Er bemüht sich, Valentine, die Gemahlin des Gemordeten, mit Johann von Burgund zu versöhnen, den er frei wähnt von der Theilnahme an dem verübten Meuchelmord. Aber die Fürstin verlangt laut Rache für den Todten. Durch sie von den nur zu gegründeten Vermuthungen gegen Johann von Burgund unterrichtet, giebt der Dauphin den Plan auf, die Versöhnung zweier verfeindeter Familien durch die Heirath von Amalie, Tochter des Mörders, mit dem Sohn des Gemordeten zu bewirken. Sein Standpunkt wird immer verwickelter, da Johann, unterstützt von den Großen der Krone, seine feindlichen Absichten nicht mehr verbirgt. In dieser gedrängten Lage versammelt der Dauphin seinen Hofrath. Tanneguy Duchatel, ein tapferer Kriegsmann, räth ihm, mit der offenbarsten Gewalt gegen den trotzigen Burgunder an zu rücken. Der Kanzler Heinrich von Marle, ein friedlicher ernster Charakter, ist der entgegen gesetzten Meinung. Das Loos der Könige, sagt er:

— — — — dépend de leur sagesse,

Leur puissance est un art, leur pouvoir une adresse!

und der unglückliche Karl bleibt unentschlossen. Unterdessen stellt sich der Burgunder, brennend vor Begierde, einen eclatanten Streich aus zu führen, im Rathe, und bietet sich an, die Engländer, welche Frankreich sehr beunruhigen, zu bekämpfen, wenn man ihm die ganze Macht überlassen will. Er geht weiter, bekennt sich des Meuchelmordes an Valois schuldig, wagt es, sein Verbrechen zu rechtfertigen, und als er den Schrecken, den Haß bemerkt, den er einflößt, zieht er sich zurück, das schwere Wort sprechend:

— — — — la guerre est déclarée.

Es ist nun keine Zeit mehr zu berathen. Der Regent stellt sich an die Spitze seiner Garden; er zerstreut die aufrührerischen Haufen, es gelingt ihm sogar, sich seines Feindes zu bemächtigen. Aber bald gewinnt das Volk neue Kraft, die Armee verläßt die königliche Parthei, und, den Herzog von Burgund befreiend, huldigt es triumphirend dem Usurpator. Der Dauphin ist gezwungen, Paris zu verlassen; eine rührende Abschieds-Scene ist hier sehr treffend an ihren Platz gestellt. Duchatel fällt in die Hände des Siegers. Der Kanzler folgt dem Regenten nicht; aber er bleibt in der Hauptstadt, um wo möglich das Interesse seines Fürsten wahr zu nehmen und das Blutbad auf zu halten. Jetzt entwickeln sich die verschiedensten Charaktere. Valentine, von dem Mörder ihres Gatten geführt, weigert sich standhaft, ihm ihre Hand zu geben, und um diesen Preis den Frieden zu erkaufen. Der Kanzler seiner Seits steht felsenfest unbestechlich; er wird zum Exil verdammt — man weiß aus der Geschichte, daß dies nur ein Vorwand war und daß er im Gefängniß getödtet wurde. Während dieser Verhandlungen verlangt der Gesandte der Engländer eine Zusammenkunft mit dem Herzog, um ihm eine Theilung des Reiches vor zu schlagen; aber er erhält eine demüthigende Antwort. Man kündigt an, daß der Dauphin mit den Trümmern seines Heeres sich gegen Paris bewegt. Der Herzog marschirt ihm entgegen und trifft ihn bei Montreau. Eine Zusammenkunft wird verabredet, die beiden Fürsten nähern sich einander; Johann aber legt die Hand an seinen Degen und Tanneguy, der diese Bewegung sieht, dringt auf ihn ein und schleudert den Tyrannen mit dem Beile zu Boden. Diese (geschichtlich treue) That öffnet dem Dauphin die Thore von Paris; Tanneguy aber verbannt sich freiwillig, damit sein Verbrechen nicht dem Fürsten Schuld gegeben werde, und das Stück schließt mit der Unterwerfung des Heeres. — Der Dichter hat nach dieser Erzählung bedeutende Anachronismen begangen. Valentine lebte seit zehen Jahren nicht mehr, als der Tod ihres Gatten gerächt wurde. Viele Reden sind zu weit ausgesponnen, die letzten Akte etwas leer; aber die psychologische Seite der Dichtung ist vortreflich, und viele Details und größere Scenen sind von dem höchsten Interesse. Aus diesem Stück, welches unverzüglich im Druck erscheinen soll, werden Viele nun erst erfahren haben: warum die Herzogin von Berry jetzt so oft in Anreden, Poesieen u. s. w. „la nouvelle Valentine" genannt wird. Die Ausführung der bedeutenderen Parthieen war den ersten Schauspielern übertragen, und Talma, die Duchesnois, Lafon und Damas bildeten in der That ein glänzendes Ensemble. Von den übrigen Mitspielenden waren Mehrere, was hier sehr selten ist, noch nicht recht mit ihren Rollen vertraut. — Das neue kleine Lustspiel: „l'Amour et le procès", in einem Akt und in Versen, das jener Tragödie folgte, gefiel, bei der gänzlichen Nichtigkeit im Inhalt, nur durch seine reine Diktion und guten Verse. — Einen enthusiastischen Beifall hat sich ein ausgelassener burlesker Scherz „aux Variétés" gewonnen: „le diable d'Argent". Dieser hat nämlich eine Tochter, Recette, und eine ganze Menge Freier halten um den Schatz an: ein Modenschneider, ein Parfümeur, ein Schuster, ein Romanzier, der Erfinder der Autoclaves (verschlossenen Töpfe, um Fleisch darin gar zu kochen), ein Monsieur Anonyme, der Pamphlete schreibt u. s. w. Die ungemein treflichen Künstler Lepeintre und Odry spielen die Hauptrollen; das Ganze ist voll der geistreichsten satyrischen Liederchen, und so hat man es applaudirt, wird es wohl noch funfzig Mal applaudiren, um es dann auf immer zu vergessen. Die Verfasser (denn Zwei oder Drei arbeiten immer an einer solchen bluette) stehen sich dabei nicht schlecht; denn Sie wissen, daß in Frankreich Dichter und Musiker von jeder Vorstellung ihrer Theater-Stücke ein Quantum der Einnahme bekommen. Neulich hat ein Theater-Dichter einen ganz neuen Streich gemacht, um sein Stück auf dem Repertoir zu erhalten: er hat nämlich einem Haupt-Akteur, der Macht in der Regie hat, das Drittheil seiner part d'auteur ein für allemal an seinen Stücken cedirt; dieser wird nun wohl dafür sorgen, daß jene Piecen auf dem Repertoir fleißig vorkommen, und der Autor denkt bei seiner Spekulation nicht zu verlieren. Alle Vortheile gelten! — Ich schließe für heute die Neuigkeiten, die mir aus der Theaterwelt interessant dünkten, mit folgendem Faktum: In einem neuen, satyrischen kleinen Stücke: „les folies du Jour", das jetzt mit Glück im Vaudeville-Theater gegeben wird, kommt unter andern „Thorheiten des Tages" auch die romantische Muse vor. Sie tritt mit Pathos und Melancholie auf. Man fragt sie: warum sie denn weine? „Weil der Winter kommt!" sagt sie, und „l'hiver est le printems de la tombe." — Sie spricht das mit vieler Emphase, und man lacht unmäßig über diesen „galimathias germanique". Wir mögen uns dafür bei den Franzosen bedanken!

R.

In Schweden sind jetzt schon fünf Dampf-Fahrzeuge in Thätigkeit und in Stockholm wird eben das sechste angefertigt. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



// Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 3. Januar. 2tes Blatt.

Der falsche Thaler.

(Fortsetzung.)

Wie ein tödtlicher Stahl durchzuckte dies Wort sein Innerstes. Es ward ihm ganz bange um seine schöne Reinschrift; sie vor dem Sturm der Frauen zu sichern, griff er nach dem Gefäß mit dem Streusand — den er dann mit der Fahne der Feder wieder ab zu streifen pflegte — um das Verwischen der noch feuchten Züge unmöglich zu machen. Aber — o Mißgeschick! — die Erregung, welche das Wort von dem Thaler in ihm hervor brachte und das ihn sogleich das ganze Verhältniß der Sache durchschauen ließ, hatte ihn in der Eile das Gefäß mit der Tinte ergreifen lassen, und ein Entsetzen, dergleichen er noch nie in sich empfunden, machte ihm alle Glieder zittern, als er die schwarze Flüssigkeit über das Werk seiner Hoffnung ausgegossen sah. Er suchte nur noch schnell das daneben liegende Original und sich selbst vor dem dunkeln Strom zu retten. Mit jenem gelang es, ihm selbst floß die Tinte über den Rock und die Beinkleider hinab.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Der Anblick des Geängstigten besänftigte schnell, als der beste Friedensstifter, die empörten Geister der beiden Frauen, die nun vereint als zwei verbündete Helferinnen herbei eilten. — Aber: „O Du vermaledeites Weib!“ hob Herr Adam in seiner Entrüstung an, und nur mit Mühe hielt er eine Reihe anderer Worte zurück, die diesen ersten sich nachdrängen wollten. Man wischte, man rieb, man wusch, man reinigte; was man auch versuchte, die Abschrift war und blieb zerstört; sein dunkelblauer Rock litt weniger merklichen Schaden, aber aus seinen hellen besten Beinkleidern war die Straße, welche die schwarze Flüssigkeit darüber genommen, nicht wieder aus zu tilgen. Die fremde Frau stand eine Weile verlegen da, weil sie sich scheute, dem ohnehin schon Bedrängten einen neuen Verdruß zu bereiten. Endlich zeigte sie schüchtern den Thaler vor, den Herr Adam ohne Widerrede für den seinigen anerkannte und wofür er ihr sogleich anderes Geld gab, ohne sie erst das Wort gewinnen und erzählen zu lassen: wie sie denselben an diesem Morgen von seiner Frau erhalten habe. Hierauf entfernte sich, befriedigt, das Weib.

Herr Adam ging voll Unmuth in seinem Zimmer auf und nieder: Frau Baptista wagte nicht, ein Wort hervor zu bringen; in solcher Erregung hatte sie ihren Gatten seit den sieben Jahren ihrer Verbindung nicht gesehen. „Ach, die schöne Schrift und Deine guten neuen Beinkleider!“ seufzte sie endlich; „aber ich hatte es ja so schlimm nicht gemeint!“ — „Und das ist auch gar das Schlimmste nicht!“ entgegnete der Unmuthige; sondern daß Du, ungehorsames Weib, mich gereizt hast, daß ich Dir fast geflucht hätte!“ — Dennoch blieb auch das Andere sehr schlimm. Die Abschrift war nun zu rechter Zeit nicht zu liefern: sich so gut als möglich zu entschuldigen, wollte der Untergebene selbst zu seinem Vorgesetzten gehen; da war nun auch sein Anzug verunreinigt. Er mußte die Kleider wechseln: aber noch war erst an dem andern Anzuge etwas aus zu

bessern; darüber verging neue Zeit und in dem Augenblick, da er sich endlich fort begeben wollte, erschien bereits der Canzlei-Diener, die gefertigte Abschrift zu holen. Mit zaghaftem und beschämtem Herzen begleitete er denselben zu dem Präsidenten, wo nun erst auf den dunkeln Strahl der schwer nachrollende Donner folgte. Ob er die ganze Nacht fort arbeitete und an dem Morgen eine neue, der ersten kaum nachstehende Abschrift lieferte: die Gunst seines Vorgesetzten, eines heftigen und leicht reizbaren Mannes, war verscherzt; die schöne Aussicht that sich wieder zu, Gehalts-Erhöhung und Beförderung blieben fern.

Ueberhaupt schien es, als ob eine finstere Macht in dies Haus eingedrungen sey. Was die sparsamen Menschen den Sommer über mit Mühe erspart hatten, war in dem Ankauf der Winter-Vorräthe aufgewendet worden, als jetzt ihre beiden Mädchen erkrankten und deren Uebelbefinden ungewöhnliche Ausgaben nöthig machte. Frau Baptista war als treue Mutter in jeder Sorge unermüdlich, ihr Gatte half mit, so viel er es vermochte; was zu ändern nicht in seiner Macht stand, trug er mit der ihm eigenen Ruhe der Seele, indem er zugleich seine Gattin zur Gelassenheit ermunterte, ohne ferner des schlimmen Thalers mit einem Worte zu gedenken. Nur da jetzt, noch vor dem Ende des Quartals, sein kleiner Geldvorrath sich gänzlich erschöpft hatte, war es für ihn einer der schwersten Schritte, zu einem Freunde zu gehen, und von demselben voraus auf das nächste Quartal eine Summe zu entleihen. Er hoffte, das neue Jahr werde die Last von ihm nehmen, die das enteilende auf ihm zurück gelassen hatte. Aber seine Noth stieg nur noch höher; mit den Kindern stand es nicht viel besser; die Summe, die dem Freunde zurück erstattet, die Hausmiethe, die mit dem Eingang des Jahres entrichtet werden mußte, schwächte das neue Quartal fast um die Hälfte, so daß auch, als dieses erst halb verflossen war, schon wieder eine neue Ebbe in seiner Kasse eintrat, aller Entbehrungen von seiner und von Seiten seiner Gattin unerachtet, und obgleich Frau Baptista auf eine ihm kaum begreifliche Weise schon eine halbe Woche über seine Berechnung mit ihrem Gelde gereicht hatte.

Es waren dies dunkle Tage, die mit dem dauernden Uebelbefinden der Kinder und den sich immer mehr erschöpfenden Hülfsmitteln der Familie über dieselbe herein brachen. Die Mutter hatte einige Nächte in beständiger Unruhe hin gebracht, darum auf des Gatten Bitte früh am Abend sich nieder gelegt. Da war es nun gar stille, aber auch gar traurig in seinem Hause und in seinem Herzen. Mit leisen Tritten ging er auf und nieder, in sich sinnend: wie er Hülfe schaffen könne. Den Freund, dessen Lage auch nicht die erfreulichste war, durfte er nicht wieder ansprechen; es kam ihm zum ersten Mal der Gedanke: etwas von seinem kleinen Besitz zu veräußern. Aber was sollte er zu diesem Opfer bestimmen? Er sah sich um in dem engen, ärmlich ausgestatteten Gemach: da stand neben dem einzigen Schranke eine große, uralte Bibel, mit schönen Holzschnitten, die durch eine lange Reihe von Jahren in seiner Familie immer von dem Vater auf den ältesten Sohn fort geerbt war. Sein Blick fiel auf dieselbe; es war ihm schon eine namhafte Summe dafür geboten worden. „Aber nein!“ rief er wehmüthig, „du liebes Buch, in welchem meine Väter alle aufgezeichnet sind, in welchem mein Name steht und worin ich mit meiner eigenen Hand meine drei Kinder eingeschrieben habe, das durch den Wechsel so vieler Jahre der Trost und treue Begleiter aller dieser lieben Menschen gewesen, aus dem auch ich in so mancher frommen Stunde mit den Geschwistern dem blinden Großvater vorlas — du theures Buch darfst nicht aus dem Hause wandern!“ — Er dachte an seine Kleider, wie denn der bessere Mensch, wo es ein Opfer gilt, immer zuerst an sich selbst denkt. Aber nun auch fiel ihm erst ein, in welch einem dürftigen Zustande sich diese befanden und wie wenig er dafür erhalten werde. — Sein Gedanke gleitete auf einiges Tischzeug und ein Paar Tafeltücher — das Vermächtniß eines reichen Verwandten hin. „Aber“ rief er, „das würde meine liebe Baptista nicht tragen können, diesen ihren kleinen Schatz geschmälert zu sehen, und ein häusliches, treu besorgtes Weib ist sie ja und mag nicht Unrecht haben, wenn sie mich zuweilen zu uneigennützig schilt und zu wenig bedacht auf den Vortheil des Hauses. Aber helfen soll und muß ich ja doch!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch wehmüthig und fast ungeduldig fort. Sein Blick fiel zufällig auf ein kleines Fach an der Wand, worin einige Bücher lagen. Es waren Prämien, die der von Jugend auf fleißige Mensch in der Schule empfangen hatte: vier schöne, auch jetzt noch ganz unverletzt erhaltene Bände. Zugleich that sich vor seiner Seele seine Vergangenheit auf mit all ihren getäuschten Hoffnungen: wie er erst ein ganz anderes, viel höheres Ziel vor Augen gehabt, da, als er kaum einige Schulen durchwandert, sein Vater und mit demselben alle seine Hoffnung gestorben war; wie er nun die Andern, die Alle zurück gewesen waren, auf der lockenden Bahn, die sich unerbittlich für ihn schloß, voran ziehen sehen und selbst dahinten bleiben mußte. „Um so mehr“ — sprach er — „gehet ihr hin, ihr Zeugen einer hoffnungsvolleren Zeit!“ — Er lauschte, die Gattin, die Kinder schliefen ruhig; er hoffte schnell, ehe eine Störung eingetreten, wieder da zu seyn. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Räuberbande des Cesarea.

Miß Maria Graham erzählt in ihrem Buche: „Dreimonatlicher Aufenthalt in den östlichen Gebirgen des

Kirchenstaats" viel von der vor einiger Zeit so berüchtigten Räuberbande des Cesarea. Das Oberhaupt der Bande war in seiner Jugend nicht ohne Erziehung und Bildung geblieben: er hatte Gefühl und Geschmack. Während seine Leute ruhten und sich den rohen Vergnügungen der Gelage, des Spiels, des Tanzes, des wilden Gesanges überließen, sammelte er die besten darunter um sich her und las ihnen aus nützlichen und unterhaltenden Schriften vor. Am Halse trug er beständig eine goldene Kette mit einem crystallenen Prisma; er stand bei Bauern und Hirten im Rufe, durch dieses Prisma und die gebrochenen Sonnenstrahlen (gleich dem bekannten Spiegel des Ruggiero) diejenigen, die es wagten, ihn an zu sehen, des Gesichts berauben zu können. Einem Künstler, der ihm in die Hände fiel, sagte er: „Ich weiß, daß ein gewaltsames schmähliches Ende mich erwartet: hier aber (auf sein Gewehr schlagend) siehst Du, womit ich mein Leben theuer bezahlt machen werde, und hier (ein kleines Madonnenbild am Halse küssend) ist Trost im Leiden und Erleichterung im Tode." — Seine Bande bestand großentheils aus Bauern, die auf eine bestimmte Zeit ihre verarmten Wohnungen verließen, auf Raub ausgingen und endlich mit der gemachten Beute zu den Ihrigen zurück kehrten, um nach wie vor ihr Feld zu bauen. Daher kam es, daß die Räuber sich mit den Bauern so gut verstanden und selten oder nie von ihnen verrathen wurden. „Wir sind keine Festung" — pflegten sie zu sagen — „die man blokiren oder beschießen kann: wir sind Raubvögel, welche über die höchsten Berge weg fliegen. Mit Gewalt richtet man nichts gegen uns aus, mit List nicht viel mehr; allein man verspreche uns Vergessenheit und gebe uns Beschäftigung, so hat man uns, wie und wo man will. Nur darf die Amnestie aus keinem andern Munde, als dem Sr. Heiligkeit selbst, kommen!" — Die Aufnahme in diese Räuberbande war mit vielen, unter andern mit folgender Ceremonie verbunden: Nach dem geleisteten fürchterlichen Eide wurde dem Neuangeworbenen mit den Worten: „Friß dieses Christenherz!" ein Stück Braten dargereicht. — Die Mannszucht war ganz militairisch: ein Kriegsgericht entschied über Leben und Tod; selbst die Oberhäupter waren dem Ausspruch eines Ober-Raths unterworfen. — Von dieser nie ganz aufgelösten Bande giebt es, auch nach Cesarea's Abgang, noch immer gefährliche Ueberbleibsel in dem, ziemlich polizeilosen Kirchenstaate. T. L. Secha.

Gedanken einer Königin. *)

Gebt jener Armen meinen Rang, meinen Anzug und mein Gefolge, und mir ihre dürftige Hülle: wie schnell wendet sich Bewunderung und Huldigung zu ihr und mir bleibt höchstens ein mitleidiger, vielleicht ein verächtlicher Blick. Ist denn jene Arme nun ich, und bin ich sie?

Gäb' es bloße Zuschauer bei dem Drama des Menschenlebens, und beobachteten sie, wie unermüdet die Vorsehung für uns sorgt und wie selten wir es ihr danken: sie würden wahrlich leicht auf die Vorstellung kommen, sie bedürfe unserer, und wir könnten sie entbehren.

Wenn man das Gute so öffentlich thun muß als wir, hat man immer zu fürchten, Eitelkeit möge die ganze Erndte davon tragen.

„Gebt, ohne zu zählen!" flüstern uns unaufhörlich unsere nächsten Umgebungen zu; und das Volk ruft: „Zählt, was wir euch geben!"

Könige sind wohlthätig durch Gerechtigkeit, Königinnen gerecht durch Wohlthun.

Sich groß dünken durch Rang und Reichthum, heißt das Fußgestell der Hoheit mit der Hoheit selbst verwechseln. Caroline Still.

*) Maria Leszinska's, Gemahlin Ludwig XV.

Buntes.

Frau von Tencin pflegte zu sagen: „Leute von Geist fehlen oft darin: daß sie die Welt nicht für so dumm halten, als sie ist."

Der Name Justus Lipsius wurde einmal „der gerechte Leipziger" übersetzt.

Der „Moniteur" übersetzte den Titel des bekannten Schauspiels: „die deutsche Hausfrau" durch: „la maitresse du Maison Allemande". Das ist ein Seitenstück zur Uebersetzung des Titels von dem französischen Lustspiel: „La femme juge et partie" durch: „Die Frau Richterin ist verreiset".

In einer Gesellschaft wurde gefragt: „Mit welchem Manne kommt das Publikum von Berlin alle Abend zusammen, ohne ihn anders als vom Höreusagen zu kennen?" — Nach vielem Rathen war endlich die Antwort: „Mit dem Souffleur im Schauspiel."

In einem alten Volksliede hat mich immer folgender Vers sehr gerührt:

„Sieh, wär' der Himmel von Papier
Und jeder Stern ein Schreiber dir,
Und sie thäten ihr Handwerk treiben
Den lieben langen Tag,
Sie könnten's nicht beschreiben,
Was Liebe vermag."

Der Gärtner Franz Praucat zog im Jahr 1564 die ersten Maulbeer-Bäume in Frankreich und im Jahr 1606 hatte er schon vier Millionen solcher Bäume gepflanzt.

In London erscheint seit Kurzem das erste Theater-Journal, mit der Anzeige und Beurtheilung der aufgeführten Stücke. Der Herausgeber heißt Keannes. Bis jetzt fand man in England nur in einigen Zeitungen Theater-Rezensionen. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Schon im künftigen Frühjahr wird, in dem neu ausgebauten Theile des Akademie-Gebäudes, der Grund zu einem öffentlichen Museum gelegt; gewiß ist es, daß aus den Königlichen Kunstsammlungen schon die vorzüglichsten Werke ausgewählt werden, um sie im Museum zu vereinen. Das bis jetzt vorhandene Local faßte nur eine sehr geringe Anzahl derselben; um so erfreulicher ist es, daß unser König, der so gern Alles herbei schafft, was zur Geistesbildung des Volks beitragen kann, den Ausbau des ganzen Gebäudes, wie er bereits entworfen und vorgelegt worden, genehmigt hat. So wird künftig der Sinn für bildende Kunst bei dem Volke hoffentlich in dem Maaße vermehrt, wie er es für die theatralischen Künste schon ist durch Königliche Unterstützungen. Bald würden dann nicht mehr, wie jetzt, selbst solche Werke lebender Künstler, welche ausgezeichneten Werth haben, in die Werkstätten der Verfertiger zurückgebracht, sondern in den Sälen der begüterten Kunstfreunde aufgestellt werden. Die Königlichen Kunstsammlungen enthalten der köstlichsten Gegenstände gar viele, sowohl an antiken Bildnerwerken als Gemälden; wenn sie einst zu freier Ansicht aufgestellt sind — planmäßig soll der Beschauer keine Kosten dabei haben — so werden sie ein Museum bilden, welches man mit jedem andern vergleichen darf. Würde nun gar — wie schon als gewiß verlautet — die große und vortrefliche Solly'sche Sammlung angekauft, und den schon vorhandenen Kunstwerken beigesellt, dann gehört das Berliner Museum zu den größten, vollständigsten und werthvollsten, auch wenn man die der fremden Länder mit in Vergleichung bringt. Zur Aufstellung der großen und schönen Sammlung Gips-Abgüsse sind die Räume bereits hinlänglich. Diese Sammlung enthält die berühmtesten Statuen und Gruppen des Alterthums. Der Grund dazu ward durch die Gips-Abgüsse gelegt, welche der Hr. Professor Lutcke bei seiner Rückkehr aus Italien mitbrachte, und die aus vielen der berühmtesten Statuen bestanden. Als einigen Ersatz für die, uns Preußen entführten antiken Statuen, *) bestimmte die damalige Französische Regierung ein vollständiges academisches Assortiment Gips-Abgüsse für die Berliner Academie; sie sind bisher in einigen Sälen des Schlosses Monbijou aufbewahrt worden. Dadurch, und hauptsächlich auch durch die Schönheit und Schärfe der Abgüsse, erhob sich die hiesige Gips-Sammlung zu einer der bedeutendsten und seit jener Zeit ist sie mit Abgüssen neu entdeckter Kunstwerke des Alterthums noch reichlich vermehrt worden. Zu diesen gehören zuerst die vom Könige von England als Geschenk verehrte beträchtliche Anzahl Abgüsse der Relief- und Statuen-Fragmente mehrerer Atheniensischen Denkmäler, unter dem Namen der „Elginschen Marmor" bekannt. Es sind diese das Höchste, was von bildender Kunst auf unsre Zeit gekommen ist; selbst viele bisher als die größten Meisterwerke des Alterthums anerkannte Statuen erscheinen gegen jene, in denen das Leben in regster Fülle aufgefaßt ist, nur leblos. — Zum Gegengeschenk sind dem Könige von England die Abgüsse der im Antiken-Tempel zu Potsdam aufbewahrten berühmten Figuren, unter dem Namen der Gruppe des Lycomedes bekannt, und noch einige neuere Kunstwerke verehrt worden. — Ferner gehören zu den Vermehrungen für unser künftiges Museum die Abgüsse von den Aeginäischen Bildwerken, welche vor wenigen Jahren von einer Gesellschaft von Künstlern und Liebhabern, — Engländern und Deutschen — entdeckt wurden. Sie hatten sich vereinigt, den Tempel des Panhellenischen Jupiter auf der Insel Aegina (welche Athen gegenüber liegt) architektonisch aufzunehmen, und bei Gelegenheit einer, in wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Ausgrabung sind diese sowohl in artistischer Hinsicht schätzbaren, als auch für die Alterthumskunde höchst merkwürdigen Statuen gefunden worden. Die Originale zierten einst den östlichen und westlichen Giebel des erhabenen, dem Jupiter Panhellenius gewidmeten Gebäudes, wurden kürzlich von dem kunstliebenden, als Beförderer und Beschützer der Künste allgemein verehrten Kronprinzen von Baiern erkauft, und befinden sich jetzt in München. — Auch von dem berühmten Faun in der ehemaligen Barbarinischen Sammlung (wovon München ebenfalls das Original besitzt) ist ein schöner Abguß vorhanden und noch wurde unsre Sammlung durch Abformung mehrerer, dem Staatsminister Freiherrn von Humboldt gehörenden Werke des Alterthums bereichert; der Abguß einer Statue, eine Nymphe darstellend, ist ein Geschenk des Herrn Ministers. Auch Abgüsse einer beträchtlichen Anzahl antiker Verzierung-Fragmente von Gefäßen, Säulen und Consolen, bilden einen Theil unserer Gips-Sammlung; unter diesen ist als das vorzüglichste der Abguß des großen Capitals vom Pantheon zu betrachten. — Für Kunstbeflissene sind die Königl. Sammlungen aller Art schon jetzt immer geöffnet, und Lehrer angestellt, welche die Studien leiten; es fehlt demnach in unserm Vaterlande gewiß nicht an Gelegenheit, sich als Künstler aus zu bilden. Doch nicht allein werdenden Künstlern, sondern auch den Dilettanten, die Lust und Muße haben, sich mit Ausübung der Kunst zu beschäftigen, ist der Zutritt zu jenen Sammlungen gestattet; auch ihre Arbeiten zu leiten sind die Lehrer angewiesen, so daß selbst Damen daran Theil nehmen können, welches besonders bei dem Copiren nach Gemälden auf der Bildergallerie seit vielen Jahren geschehen ist. In den Gips-Sälen erlaubt es wohl der Anstand nicht, daß Damen des Studiums nach Gips-Abgüssen sich befleißigen; doch auch hierin können sie sich üben, da mehrere Künstler für Damen, welche so weit sind, daß sie nach Gips zeichnen können, **) kleine Akademieen eingerichtet haben, wo das Aufstellen solcher Gegenstände, welche den Anstand verletzen könnten, vermieden wird. — Am 26. Dezember gab Hr. Staudacher (von München) den „Orosman" in Winters „Zaire" als Gastrolle. Diese Parthie macht in einzelnen Szenen größere Ansprüche als solche, die der achtungswerthe Sänger zu erfüllen vermag; in den Einzelheiten aber, wo seine Kraft zureichte, zeigte er wieder, daß er sich in guter Schule übte. Der Recensent in der Spenerschen Zeitung berichtet: „Hr. Spontini wohnte dieser Vorstellung mit angestrengter Aufmerksamkeit bei" — d. h. er war an dem Tage auch Zuhörer. Ei du hofmännischer Kritiker! — um gerühmt zu werden, soll man doch wohl mehr thun, als eben mit da seyn; und bei Spontini giebt es ja Anlaß genug, ihn bei würdiger Gelegenheit zu preisen! — Am 28. Dezember trat Hr. Stich als „Langers" (in „welcher ist der Bräutigam?"), am 29. Mad. Stich als „Julia" (in „Romeo und Julie") zuerst wieder auf, nach ihrer Rückkehr von Wien. Laute Begrüßungen, die besonders bei Mad. Stich einen südlichen Charakter annahmen, sagten Beiden, daß man sich freue, sie wieder zu sehen, und die honnette Kritik freut sich auch, denn sie findet bei dem genannten Künstlerpaar selten etwas zu thun. — Neue Stücke, die nächstens zur Aufführung kommen sollen, sind „Pretiosa" von P. A. Wolff und — „der Stralauer Fischzug" von Julius von Voß. Bei dem letzteren Stück werden viele Leute lachen, und viele Kritiker darauf los schlagen, weil, wie wir hören, auch auf sie los geschlagen wird. Nun, das giebt Stoff für unser Allerlei! (B. M.)

*) Aus dem letzten Kriege sind sie glücklicher Weise auch wieder mit gebracht worden. D. H.

**) Der Maler Hr. Herbig giebt in seiner Behausung des Abends Unterricht bei der nöthigen Beleuchtung. Hr. Professor Schumann hat eine ähnliche Lehranstalt, jedoch bei Tage; er lehrt zugleich die Eintheilung der Köpfe in den mannigfaltigsten Lagen nach perspectivischen Gesetzen, und läßt die Regeln bei dem Zeichnen nach Gips praktisch anwenden, wodurch der darzustellende Gegenstand vollkommen verständlich wird, welches der Darstellung selbst nothwendig vorangehen muß. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 5. Januar. 3tes Blatt.

Von der Minne Lust und Leid.

Nach Heinrich von Veldeck.

I.

Tochter.
Mutter, sag' mir doch: wie soll ich minnen?
Mutter.
Mit dem Herzen, Kind, und allen Sinnen!
Tochter.
Mutter, soll ich Herz und Sinn vergeben,
O, wie mag ich Arme herzlos leben?
Mutter.
Geben sollst Du's — doch auch wieder nicht!
Tochter.
Ach, wie schwer ist dann der Minne Pflicht —
Möcht' ich mich doch ewig von ihr kehren!
Mutter.
Minne selber wird Dich minnen lehren.
Tochter.
Einmal noch — um Gott —: was nennst Du Minne?
Mutter.
Minne — Tochter! — herrscht vom Anbeginne,
Ihr Gewaffen reicht durch alle Welt,
Keiner lebt, der minnebaar sich hält!
Niemand — hat schon Keiner sie gesehn —.
Mag ihr irgend sieghaft widerstehn!
Tochter.
Dennoch wag' ich's und verhöhne sie!
Mutter.
Tochter, Tochter, Du entrinnst ihr nie!
Tochter.
Mutter, nie erlebst Du diese Schmach!
Mutter.
Leider fürcht' ich: daß ich's leichtlich mag!
Daß — so wild Du heute Dich beginnst —
Du wohl morgen schon zum Tode minnst.
Tochter.
Nun, so sage mir doch endlich an:
Was sie ist? und was ihr toller Wahn?

II.

Da begann die Königin der Frauen:
Darin ist der Minne Geist zu schauen,
Daß ihr Conterfey nicht Weib, nicht Mann,
Seines Gleichen Einem deuten kann.
Einen und denselben macht sie bald
Wie die Wange des Dezembers kalt;
Und im Augenblick — oft eh' er's weiß —
Wie des Hundstags Sonne wieder heiß!
Unsichtbar, doch stark ist ihr Gewaffen,
Wunder weiß sie leicht damit zu schaffen;
Wen recht ernst und rüstig sie umfaßt,
Dem wird Trank und Speise gleich verhaßt! —
Dennoch sah ich Keinen sie entbehren,
Keinen sich freiwillig ihr erwehren —
Keiner lebt auch, der es ernstlich mag!
Tochter.
Nun, so nenne sie doch Ungemach!
Mutter.
Also nicht! doch grenzt sie nahe bei —.
Tochter.
Schier vermein' ich, daß sie grimmer sey
Als die Fallsucht oder Wechselfieber?
Mutter.
Kind, in Wahrheit: beide sind mir lieber!
Diese heilt wohl Arzenei und Schweiß,
Doch die Minne macht vergebens heiß!
Wer recht ritterlich mit ihr gestritten,
Kocht als sey er tagelang geritten.
Hülfe mag nicht Menschenwitz ihm bieten —.
Tochter.
O, so wolle Gott mich vor ihr hüten!

Mutter.
Dennoch, Kind, behagt sie wieder gut!
Tochter.
Möchte wissen, was sie Gutes thut?
Mutter.
Selbst ihr Schmerzenskelch ist honigsüße!
Tochter.
Walt' es Gott, daß ich ihn nie genieße!
Stets will ich der Preislichen entsagen —
Nimmer lernt' ich ihre Ketten tragen!

III.

Und die Mutter weiter sprach:
Fürchte nicht ihr Ungemach,
Merk' auf, wie ich Dich bescheide:
Minnelohn folgt Minneleide —
Reu'gen Sinnes herbe Pein
Lohnt oft Liebes-Sonnenschein!
Trauer zeigt wohl hohen Muth;
Angst macht stetiglich und gut.
Das ist wahrer Minne Zeichen:
Rosenfarbe folgt der bleichen;
Köstlicher als Perl' und Gold
Ist der Minne Freudensold!
Darben macht das Herz oft weich,
Nach dem Jammer freudenreich.
Minne — wie sie auch unsüße —
Hat zuletzt gar holde Grüße!
Ach, Du weißt nicht, wie sie thut —
Wie sie sänftigt Zornesgluth!
Selber hab' ich's oft empfunden,
Wie sie heilet irrd'sche Wunden —
Herz in seinen Tiefen krank —
Ohne Salb' und ohne Trank!

IV

Tochter, hast Du schon gesehn
Gott Amour im Bilde stehn
Auf des Tempels güld'ner Zinne?
Er bezeichnet wahre Minne,
Waltend über alle Land'!
Eine Büchs' in einer Hand,
Schwingt er in der andern gar
Ein gewichtig Lanzenpaar.
Gülden, wohlgeschärft und groß
Ist das eine Wurfgeschoß;
Dieses braucht er alle Stund',
Männiglich wird davon wund;
Wer einmal davon erzielt,
Stetigliche Minne fühlt.
Doch vom andern gar von Blei,
Künd' ich, Töchterlein, Dir frei:
Daß, wer dem entgegen rennt,
Nimmer wahrer Minn' entbrennt.
Missewende, Zorn und Haß
Trübt ihn ohne Unterlaß;
Ja, welch Heil ihm auch geschieht,
Nicht erbebt es sein Gemüth! —
Weißt Du, was die Büchse deute? —
Wissen's zwar nur wenig Leute —
Doch bemerke Dir's getreu!
Sie enthält nur Spezerei,
Wunden, die die Speer' entzünden,
Mild und heilend zu verbinden,
Sie tauscht Minnelust um Leid,
Um viel Weh viel Süßigkeit!

* * *

„Töchterlein, so hohe Lahre
Berg' im Herzen, und bewahre,
Was von Minn' ich Dir verrieth,
Still und magdlich im Gemüth!
Nicht erfährst Du es zu früh —
Hast schon lange Sinn dazu!
Ob zwei Jahr' Du minder zähltest,
Du Dich kaum für Liebe stähltest;
Denn ihr Odem, ihre Gluth,
Peinigt jedes junge Blut!
Woll' auch Du der Süßen pflegen —
Minne — doch nur kühne Degen!"

Krug von Nidda.

Der falsche Thaler.

(Fortsetzung.)

Herr Adam nahm nun die vier Bücher aus dem Fach und trug sie durch das Schneegestöber und den dunkeln Abend zu einem Bücher-Antiquar, der, durch die ganze Erscheinung des Mannes von dessen großer Dürftigkeit überzeugt, schnell seinen Vortheil bedachte. Er bot für alle Bücher nur eine kleine Summe, die er endlich auf einen großen Thaler hinauf steigerte. — Der edle Gekränkte nahm, im Unmuth über die niedere Habsucht des Antiquars und in dem Verlangen, zu den Seinigen zurück zu kehren, die er schon glaubte allzu lange verlassen zu haben, den Thaler, ohne ihn näher an zu sehen, was auch in dem nur halb erhellten Gemach kaum möglich gewesen wäre. Eben so unbeachtet schloß er ihn, als er wieder in seiner Wohnung anlangte, in seinem Schrank ein und schritt noch eine Weile in seinem Zimmer sinnend hin und her, bis auch er sich nieder legte, und der Schlaf mit dem Schweigen der Sinne auch den geängstigten Geist in ihm besänftigte.

Am Morgen zeigte sich große Verlegenheit bei der Hausfrau. Sie sollte die Bedürfnisse des Tages herbei schaffen und nur wenige kleine Münze war in dem ganzen Hause vorhanden. Da wollte sie Herr Adam mit dem großen Thaler überraschen, den er mit freundlichem Blicke herbei brachte; aber wer schildert das Erschrecken der Gatten, da sie alsbald, Beide zugleich, ihren falschen Thaler darin erkannten. Herr Adam konnte es kaum glauben, daß es der seinige seyn solle; er lief nach dem Ort hin, wo er denselben aufbewahrt hatte: der Thaler war nicht mehr vorhanden, und Frau Baptista gestand mit Thränen: wie sie auf Neujahr dem Hausherrn mit dem Gelde für die Hausmiethe auch den Thaler untergeschoben, in der redlichsten Absicht: ihn später, in besserer Zeit, wieder ein zu lösen; wie sie lange in der Furcht, entdeckt zu werden, sich abgeängstigt und nun, schloß sie seufzend, da endlich diese Besorgniß aufgehört, ist gar der Unglücks-Thaler selbst wieder da! — Der geduldige Mann war nahe daran, diesmal doch wieder, wie eine lange an-

gefachte Flamme, auf zu glühen; da las er auf der Münze den Spruch: „Benedictum sit nomen domini", und er schwieg. Die Frau wollte dem Antiquar den Thaler wieder zurück bringen; er litt es nicht. „Denn" sagte er, „Du würdest Dich nur umsonst mit ihm streiten, nie wird er diesen Thaler wieder als den seinigen anerkennen, und laß uns wenigstens verhindern, daß wir nicht dem Gerede der Stadt uns preis geben."

Es war dies zwar männlich und edel gedacht, Frau Baptista selbst fühlte das; aber damit war dem dringenden Bedürfniß keine Befriedigung gewährt: die Kinder jammerten sie tief in ihrem mütterlichen Herzen. Sie kam endlich auf den Vorschlag: da der Thaler nun doch wieder in ihre Hände zurück gekehrt sey, ihn dem Silber-Arbeiter um seinen wahren Werth zu verkaufen, wobei doch auch das zarteste Gewissen keinen Trug finden könne. Darein willigte auch zuletzt Herr Adam, obgleich mit der steigenden Noth auch nur seine große Gewissenhaftigkeit erhöhet und er einigermaßen bedenklich war: das trügerische Geld könne nun wohl noch länger seine geheime Bahn durch die Welt fort setzen. — Ohne durch gleiche Bedenklichkeiten sich führen zu lassen, eilte Frau Baptista, so bald sie nur die Beistimmung des Gatten erlangt hatte, mit dem Thaler zu ihrem Nachbar, dem Silber-Arbeiter. Von diesem empfing sie zwar eine gar kleine Summe für ihr Geldstück, dennoch war ihr Gang nicht ohne ersprießliche Folgen. — Kaum daß sie das Haus des Silber-Arbeiters verlassen hatte, so trat ein angesehener Mann in dasselbe, einige bestellte Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Als ein Fremder erkundigte er sich zugleich, nachdem er seine Angelegenheit beseitigt hatte, nach einem Manne, dessen Treue und Geschicklichkeit man ein Dokument anvertrauen dürfe, um bis zu dem kommenden Morgen eine schöne und richtige Abschrift davon gefertigt zu erhalten. Der Silberschmid empfahl ihm, in Erinnerung, daß Frau Baptista eben in seinem Hause gewesen war, seinen Nachbar als den geeignetsten Mann, der sich zu diesem Zweck in der Stadt auffinden lasse, und bei dessen sehr bedrängter Lage es noch überdies ein recht verdienstliches Werk sey, demselben jetzt die Gelegenheit zu einem kleinen Erwerb zu geben. — Auf diese Empfehlung brachte ein Diener jenes Fremden bald hierauf die Papiere zu Herrn Adam, und nachdem er am folgenden Morgen die an Schönheit das Original weit übertreffende Abschrift empfangen und durch seine Erzählung von dem Zustand der Familie das Mitgefühl seines Herrn mochte erregt haben, so kehrte er bald zurück und überbrachte zum Beweise der Zufriedenheit desselben eine Summe, die, obgleich in ein Papier eingehüllt, sich doch für mehr erkennen ließ, als Herr Adam für seine Abschrift zu erwarten hatte; dieser dankte seinem Wohlthäter mit dem bewegtesten Gemüth. — Das Empfangene übertraf noch seine Erwartung: denn da er, nach Entfernung des Dieners, das Papier öffnete, so fand er zu seinem Erstaunen sechs französische Thaler darin; aber zu seiner noch größeren Verwunderung unter diesen auch seinen alten Thaler von 1729 wieder. Frau Baptista wollte, obgleich eben so erfreut von dem unerwarteten Glück wie der Gatte, dennoch über den Silber-Arbeiter, in dessen Hause sie den Fremden hatte ein- und austreten sehen, sich ereifern: daß dieser einen Trug müsse begangen haben. „Aber nein!" rief Herr Adam, „es soll nichts Trübes in der Freude seyn, womit ich Gott danke, daß er so unerwartete Hülfe gesandt hat; und Du, liebes Weib, dürftest wohl am wenigsten über den Mann klagen, wenn ihm damit, daß er dies gethan hätte, wirklich gelungen wäre, was Du vergeblich zu thun versucht hast."

Es waren dies, zumal da auch die Kinder sich besser zeigten, die ersten lichten Strahlen, welche wieder in das dunkle Leben dieser guten Menschen fielen; und als Herr Adam am Abend von der Canzlei zurück kehrte, so begann er in fast feierlichem Ton zu seiner Gattin: „Höre, liebe Baptista! es ist ein unheimliches Wesen mit diesem Thaler, und ob er heute mit einem Schiffe nach der neuen Welt abginge, so würde er doch gewiß mit dem nächsten, das von dort her käme, wieder in unser Haus zurück kehren, und wohl auch noch andere Menschen zum Truge verstricken; darum will ich ihm thun wie Einem, der ausregiert hat auf der Erde." — Mit diesen räthselhaften Worten nahm er seinen Stock und, den kleinen David an der Hand, trat er mit diesem in den hellen Abend hinaus, den Pfad an einem nahen Berge hin, wo der Wald ausgehauen und wo so oft schon sein Geist von dem Abendroth gegenüber entzückt war. Hier grub er, bei den Wurzeln eines uralten Baumes, eine Höhlung, so tief er es mit seinem Stock vermochte, in die er den Thaler, wie einen Todten in seine Gruft, hinab senkte. Diese schloß er mit einigen Steinen, welche er mit Erd' und Moos verdeckte, so daß er selbst, als er einige Tage darauf wieder nach dem Berge zurück kehrte, die Stelle nicht wieder zu erkennen vermochte.

(Der Schluß folgt.)

A n e k d o t e.

Bei der Abend-Visitation in einer Kaserne trat der wachthabende Offizier in eine Stube, wo er zwar Stimmen hörte, aber keine Lampe brennend fand. — „Seyd Ihr Alle hier?" fragte er; Jeder antwortete: „Ja!" — „Weshalb sitzt Ihr denn im Düstern? was macht Ihr hier?" — „Herr Major!" so nahm Einer das Wort: „der Gefreite Müller erzählt uns Gespenstergeschichten und wir Andern graueln uns!" K. M.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Pouqueville erzählt in seiner „Reise durch Griechenland“: er habe das neue Griechenland am treffendsten im alten wieder gefunden. Thucydides, Titus Livius, Pausanias, Strabo, Plinius, Herodot und die byzantinischen Chronisten waren seine besten Leitfaden. Ja, die alten griechischen Mythen sind sogar in neuere Volkssagen übergegangen. Die griechischen Bauern kennen die Thaten des Herkules, schreiben sie aber einem Riesen zu. In der Gegend von Arta zeigt man einen versteinerten Hirten mit seiner Heerde, unfehlbar Eragaieus, durch die Kinder der Latona in Fels verwandelt; und so findet sich Mehreres, das noch alte Ueberlieferung ist. Selbst das häusliche Leben der Neugriechen verräth eine Fortpflanzung des Altgriechischen. Die Türken sind ungemein abergläubisch; so werden sie z. B. sehr von Prophezeihung und Zufall geleitet. Der Dienstag ist ein böser Tag, an dem sie nichts unternehmen; der Schrei einer Eule ist ein böses Omen; ein Esel, welcher schreit, verkündet ein Unglück, wenn es vor dem Frühstück geschieht; wem ein Priester oder Mönch vor Sonnen-Aufgang begegnet, der wird mit dem Pferde stürzen. Wenn ein Haase einer Karavane über den Weg läuft, macht sie Halt, bis ein Vorübergehender kommt, der den Hasen nicht gesehen hat. Wer eine schöne Frau bewundert, spuckt allemal nachher aus und spricht: „Scordon!“ was so viel heißt, als: daß kein Laster ihr beikomme! Die Zahl 5 ist eine böse Zahl, die Niemand gern ausspricht. Donner, Blitz, Erdbeben, Hagel und periodische Fieber beschwört man mit tausend Formeln und magischen Wörtern, als vom Teufel kommend; aber die Pest kommt von Gott, die darf man nicht hindern; selbst Zauberer erwarten sie mit stiller Ergebung. „Allah Kerim!“ ruft dann Jeder und ergiebt sich in sein Schicksal. Wenn Jemand begraben wird, pflegt man einen Topf zu zerbrechen und einen Sargnagel in die Hausthür zu schlagen, von der man den rückkehrenden Geist abwenden will. Hochzeiten, Todesfälle, selbst Geburten werden gar nicht beurkundet. Man bezieht sich allenfalls auf den Zeitpunkt einer Hungersnoth, einer Pest, eines Blutbades; hauptsächlich haben die Frauen gar kein Gedächtniß in diesem Punkt; sie wundern sich, wie es Völker geben kann, die impertinent genug sind, auf zu zeichnen, wie alt man sey!! (Journ. d. Par.)

In Kingshill, unweit Rochfort, in der Grafschaft Essex, wird alljährlich eine Versammlung gehalten, Lawless-Court (der gesetzlose Gerichtshof) genannt. Man kommt am nächsten Mittwoch nach dem Michaelis-Tage frühmorgens zusammen, so wie der Hahn kräht, betreibt alle Geschäfte mit leiser Stimme (in a whisper) und schreibt das Nöthige mit einer Kohle in das Protokoll-Buch ein. Niemand, der bei dem Gericht angestellt ist, oder seinem Berufe nach dabei erscheinen muß, darf fehlen, bei Strafe des doppelten Pachtgeldes an den Gutsherrn. Camden erwähnt dieses alten sonderbaren Gebrauchs und erklärt ihn als eine Strafe, die den Einwohnern wegen einer vor vielen Jahren, an gedachtem Morgen, gehaltenen aufrührerischen Versammlung zuerkannt ist. Schon zu Raleigh's Zeiten bestand die Sitte. Sie heißt lawless (gesetzlos), entweder wegen der ungewohnten Stunde, oder quia dicta sine lege. Die Urkunde ist in altlateinischen Reimen, und verordnet: vor Tage, bei dem ersten Hahnenschrei, ganz im Stillen, ohne Licht zu erscheinen und sich der Kohle statt der Feder zu bedienen. (Courier.

In einer Art Biographie des Christoph auf Hayti wird unter Anderem erzählt: daß er ein Kavallerie-Regiment von Weibern errichtete, deren Oberst die Königin war. Jedes reiche Mädchen war verpflichtet, unter diesem Regiment zu dienen, sobald es 18 Jahre zählte; es mußte sich auch selbst kleiden und beritten machen. Statt des zu schweren Säbels hatte diese weibliche Kavallerie leichte hölzerne Lanzen. Die Tochter des Königs und seiner vornehmsten Diener waren Capitains und Lieutenants, und dieses Regiment in vollem Gallop manövriren zu sehen, war das größte Vergnügen des Königs. Rühmlich für ihn ist es unstreitig, daß er durchaus die gesetzliche Ehe überall einführte. Er bereisete einst sein Land in Gesellschaft eines Erzbischofs, und zwang alle Paare, welche mit einander lebten, sich gesetzlich trauen zu lassen. (Constitut.)

Die Legenden sagen uns manches Wahre und Falsche von Shakspeare, von seiner Person, seiner Geschichte und seinem Leben; aber bei weitem noch immer nicht genug. In dieser interessanten Fundgrube liegt noch Vieles verborgen, und man freut sich mit Recht über jede neue Entdeckung. So hatten bisher seine Biographen von einem Umstand geschwiegen. Shakspeare war lahm; wie er es geworden, ob er es von jeher gewesen, das wissen wir nicht; daß er es war, erfahren wir von ihm selbst. In zweien seiner Sonette an die Geliebte seines Herzens erwähnt er dieses Gebrechens. In dem ersten (Sonett 37) dankt er ihr: daß er, der Lahme, der Arme, der Verworfene, im Schatten ihrer Verdienste weilen, von ihrem Ueberfluß zehren und in ihrem Glanze leben und sich sonnen darf. Im zweiten (Sonett 88) ist er von ihr verlassen, und jammert. „Hast Du mich“ — so klagt er — „wegen eines Fehlers verlassen, so sprich und ich will mich zu rechtfertigen suchen; ist es eines Gebrechens, ist es meiner Lahmheit wegen, so sprich und ich will still seyn und mich nicht vertheidigen!“ (Courier.)

Die Montenegriner halten sehr viel auf ihren Knebelbart, wehe dem, der ihn anfaßt. An einem Markttage kamen einmal zufällig ein Paar derselben mit einem Paar Italienern in einer Schenke zusammen. Einer der Letzteren geht auf einen Montenegriner zu, faßt ihn bei dem Bart und sagt: „Guten Tag, Bruder!“ Ein Pistolenschuß streckte ihn auf der Stelle todt zur Erde. — Die Montenegriner tragen ihre Stirn bis mitten auf den Kopf kahl geschoren, in einer Linie von einem Ohr bis zum andern. Sie haben dabei den Grundsatz: dies geschieht, um eine freie offene Stirn zu zeigen, ohne zu erröthen; wer aber zu erröthen hat, soll gerade durch dieses Zeichen der Schande gebessert werden. (Jour. d. Par.)

In Vire, einer kleinen Stadt der Normandie, entstand im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts das erste Vaudeville aus der Feder des Olivier Basselin, welcher unter dem Titel „Vaux-de-Vire“ die Laster und Lächerlichkeiten seiner Zeit in sehr geistreichen Ausfällen schilderte. Aus diesen Vaux-de-Vire wurden nachher Vaux de toutes les villes (Vaudevilles). (Constitut.)

Ein Hr. Walkner kündigte zu Paris neulich die „bewunderungswürdige Entdeckung der Entwickelung des Backenbarts“ an. Er nennt den Backenbart den Beherrscher der Frauen und das sine qua non der Liebe. (Gaz. d. Fr.)

In einer englischen Zeitung lieset man folgende Bekanntmachung: „Ein Gentleman aus der Umgegend von Belvoir, dessen Alter „mit dem seines Pferdes zusammen genommen“ 24 Jahre beträgt, wünscht in Gesellschaft eines andern Gentlemens und eines Pferdes von gleichem Alter, wie oben, einen Ritt von 10 Meilen mit der alten Koppel des Herzogs von Rutland zu machen.“ (Courier fr.)

Mehrere Reisende, durch Chateaubriands verführerische Schilderung von den romantischen Gegenden Amerika's verleitet, auch einige Blumen auf Atala's Grab zu werfen, wurden plötzlich durch folgende Anzeige in der amerikanischen „Zeitung für Wissenschaft und Kunst“ davon zurück gebracht: „In der Provinz Chactas, 100 Meilen von Natchez, ist die Landstraße gar nicht mehr zu bereisen, weil eine mörderische Fliege dort Vieh und Menschen tödtet; drei Stunden nach dem Stich sind sie sicher todt. In einem Winter sind an 40 Pferde davon gefallen. (Constitut.)

In England braucht man jetzt häufig das Wort pergamiren für kokettiren. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 6. Januar. 4tes Blatt.

Graf Cornifitz von Ulefeld.

Von Ernst von Houwald.

Der streitbare Dänen-König Christian IV. hatte, während seiner Zwistigkeiten mit dem deutschen Reich, die Festung Hameln an der Weser besetzt. Als er hier eines Tages, die Wachen selbst zu visitiren, auf dem Walle herum ritt, wurde sein Pferd durch das zufällige Losgehen eines Gewehrs scheu, bäumte sich und stürzte von der Brustwehr mit dem König in den Wallgraben hinunter, so daß es auf der Stelle todt liegen blieb, der König selbst aber, zwar nicht gefährlich verletzt, jedoch völlig betäubt war, und erst nach zwei Tagen das Bewußtseyn wieder erhielt. — Unter Mehreren, welche Zeugen dieses gefährlichen Sturzes waren, befand sich auch des Königs Page, Cornifitz Ulefeld. Trotz seiner Jugend war er der Einzige, der, während die Uebrigen, vom Schreck gelähmt, unthätig standen, sich von der bedeutenden Höhe hinab dem König nachstürzte, ihn unter dem todten Pferde hervor zog und auch während der beiden folgenden angstvollen Tage nicht von seinem Bette wich. Dies blieb dem König nicht verschwiegen und erregte zuerst seine Aufmerksamkeit; und da er an Ulefeld einen Jüngling von feinem Verstand und großer Lebensgeschicklichkeit, verbunden mit einer ausgezeichnet schönen Gestalt, fand, so schenkte er ihm nach und nach seine volle Liebe und sein ganzes Vertrauen, vermeinend: daß derjenige, welcher zu seiner Rettung den gefahrvollen Sprung nicht gescheut, ihm auch fürder ein treuer Freund bleiben werde bis in den Tod.

Ulefeld wurde mit Gnadenbezeugungen überhäuft, stieg rasch von einer Ehrenstelle zur andern und ward endlich sogar auf den höchsten Posten gestellt und zum Reichs-Hofmeister von Dänemark ernannt. Ja, der König, der seiner Gnade kein Ziel setzte, vermählte ihm sogar, zum Zeichen seiner väterlichen Liebe, seine Tochter Eleonora, welche er, nach Ableben seiner Gemahlin, Anna Catharina, der Tochter des Churfürsten Johann Friedrich von Brandenburg, mit einer adlichen Dame, Namens Christina von Werben, gezeugt hatte. — In den Strahlen einer so milden Glücks-Sonne hätte wohl die Saat des Guten in Ulefelds Herzen aufkeimen sollen; allein das wuchernde Unkraut eines ungemessenen Ehrgeizes und einer niedrigen Habsucht gewannen einzig darin Platz. Er wußte den König unumschränkt zu beherrschen, setzte seinem Willen oft den beharrlichsten Eigensinn entgegen, und drohte sogar, wenn der König sich nicht fügen wollte, seine Dienste auf der Stelle zu verlassen, wodurch er dann gewöhnlich seinen Zweck erreichte, weil der König ihm lieber nachgeben, als ihn entrathen mochte. Auch die übrigen Reichs-Räthe mußten ihm unbedingt gehorchen, wenn sie nicht auf das Bitterste von ihm verfolgt werden wollten.

Endlich starb der König. Sein Nachfolger, der Kronprinz Christian V., hatte auch, auf einer Reise nach Eger, unweit Dresden sein Leben geendigt, und so war die Thronfolge noch zweifelhaft. In dieser Zeit übte Ulefeld die ungemessenste Gewalt. Er verminderte nicht allein im Münzwesen eigenmächtig Schrot

und Korn, sondern machte auch an der Kriegsflotte bedeutende Abzüge, und ließ ungescheut alle diese Ersparnisse nur in seine Kasse fließen. Selbst das Andenken seines Herrn und Wohlthäters, des verewigten Königs, war ihm nicht heilig; denn der Leichnam einer Frauens-Person, mit Namen Wibiche, auf welche der König, nach dem Tode des Fräuleins Christina von Werben, seine Neigung geworfen, weshalb sie dem Reichs-Hofmeister verhaßt war, wurde auf seinen Befehl nicht standesmäßig begraben, sondern in einem elenden Sarge auf einem Karren zur Stadt hinaus geführt und auf dem Armen-Kirchhof eingescharrt. — Seine Gemahlin Eleonora war ganz seines Sinnes. Sie konnte es nicht verschmerzen: daß sie, obgleich eine Königs-Tochter, doch die Rechte einer Prinzessin nicht genießen durfte, und trieb ihren Gemahl immer zu neuen Anmaßungen. Ulefelds Absicht, die erledigte Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen, war nicht mehr zu verkennen; doch die Reichs-Räthe blieben anders gesinnt. Ihre Wahl fiel auf den Prinzen Friedrich, damaligen Erzbischof zu Bremen, welcher auch, trotz Ulefelds hartnäckigem Widerstand, im Jahr 1648 zu Copenhagen gekrönt wurde.

Doch auch dies konnte Ulefelds stolzen Plänen noch nicht Einhalt thun. Unter dem Schein der Demuth fand er sich zwar seltener jetzt bei den Versammlungen der Reichs-Räthe ein, erschien nicht oft mehr bei Hofe, versah ruhig sein Amt und lebte still und eingezogen; im Geheim aber brütete er mit seiner Gemahlin den Plan aus, nach des Königs Leben die Hand aus zu strecken und so eine neue Gelegenheit zu seiner Thronbesteigung herbei zu führen. — Doch die Liebe, die er so lange aus seinem Herzen verbannt, rächte sich hier an ihrem Verläugner und untergrub zuerst die stolze Höhe, auf welche er sich ohne sie gestellt.

Dina, ein Mädchen von deutschen Eltern, in Copenhagen geboren, war Ulefelds erste Jugendliebe. Unter den vielen Anbetern, die ihre ungemeine Schönheit herbei zog, zeichnete sich der nachmalige Oberst Georg Walther, ein Hollsteiner von Geburt, durch bescheidene Liebe und treue Ergebenheit besonders aus; denn er warb ernsthaft um das unbegüterte Mädchen und bot ihr seine Hand. Dina aber trug nur das Bild Ulefelds im Herzen: sie baute auf dessen leichtsinnige Versprechungen, welche durch die schnell errungene Gnade des Königs ein doppeltes Gewicht erhielten, und wies Walthers oft wiederholte ehrliche Werbung hartnäckig zurück. Als aber der stolze Reichs-Hofmeister sich endlich doch von ihr wandte, um der Königs-Tochter die Hand zu reichen, verließ sie mit ihren Eltern die Hauptstadt, und verbarg ihren Kummer vor den Augen der Welt, die, von Ulefelds glänzender Erscheinung geblendet, leicht die Unglückliche übersah.

Mehrere Jahre waren seitdem verstrichen und Dina's Eltern beide gestorben. Da nun die einzigen Verwandten des verlassenen Mädchens in Copenhagen wohnten, so mußte sie dorthin wieder zurück kehren. Es geschah dies gerade um die Zeit, wo, mit dem Tode des Königs Christian IV, Ulefelds Alleinherrschaft den ersten Stoß erlitt. Das ungewohnte Mißlingen seiner stolzen Pläne, der lauter werdende Haß des Volkes und das sichtbare Mißtrauen des neuen Regenten verstimmten ihn um so tiefer, als er im eigenen Busen den Trost eines reinen Bewußtseyns und im eigenen Hause die Theilnahme einer liebenden Gattin entbehrte; denn Eleonora stand ihm nur als Furie zur Seite und trieb den Gemahl, ihn mit scharfen Vorwürfen geißelnd, auf der gefährlichen Bahn vor sich her. Da ward kein Händedruck, kein Wort der Liebe mehr gewechselt; da erblickte in den großen spähenden Augen des Andern Jeder nur sein eigenes kaltes Bild, denn die Geburt vermessener Entwürfe war die einzige Frucht ihrer Unterredungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der falsche Thaler.

(Schluß.)

Mit dem Thaler wich aber die feindliche Macht, welche daran geknüpft schien, von Tag zu Tag immer mehr aus dem geängstigten Hause. Die beiden Kinder genasen allmählig ganz, so daß sie der Vater an einem schönen Märztage wieder zum ersten Mal vor die Stadt hinaus führen konnte. Als er mit ihnen nach der Brücke zurück kehrte, wiesen sie ihn auf ein altes Mütterchen hin, das neben der Straße auf einem Stein saß, und indem sie eine Thräne weg zu wischen schien, gar traurig auf etwas hin blickte, das sie in der Hand hielt. Sein Mitleid trieb ihn näher zu dem Weibe hin zu treten, und da erkannte er denn — es ist unglaublich zu vernehmen — den Thaler in ihrer Hand. Der Anblick überraschte ihn so, daß er auch, trotz des „Benedictum sit nomen domini", das ihm entgegen schimmerte, jetzt den Ausruf nicht in sich unterdrücken konnte: „Um's Himmelswillen, Weib, wo habt Ihr das Geld her?" — Aengstlich durch diese heftige Anrede schwieg sie erst eine Weile; dann erzählte sie: wie ihr Mann neulich, bei dem Urbarmachen eines früher mit Wald besetzten Landes, diesen Thaler gefunden und froh nach Hause gebracht habe. Damit sey sie heute in die Stadt gegangen, allerlei Bedürfnisse ein zu kaufen, die ihr noth thäten; aber da wolle nun Niemand den Thaler nehmen, und sie habe in einigen Kramläden, wo sie schon bereits die Waaren empfangen, diese zurück geben müssen, weil man ihr Geld für falsch erklärt und sie anderes nicht besitze. So müsse sie nun leer nach Hause zurück kehren und für ihre Enkel, schloß sie

seufzend, konnte sie nun auch nichts mitbringen. — „O du trügerischer Thaler!“ rief nach ihrer Erzählung Herr Adam aus; „bring'st du denn immer zu neuem Unheil ans Licht! Aber gewiß, ich will dir dort eine Stelle anweisen, wo kein Lebender dich wieder zu Tage fördern soll!“ — Er durchsuchte seine Taschen und fand, bis auf eine Kleinigkeit, so viel, als der Werth eines französischen Thalers beträgt. Dies gab er dem Weibe und hieß sie, das noch Fehlende in seinem Hause holen. Mit freudigem Dank händigte sie ihm dafür den Thaler ein und eilte vor ihm her nach der Stadt zurück. Langsam folgte er ihr mit den beiden Kindern auf die Brücke nach. Hier sich den Ort ersehend, wo der Strom bei einem der Pfeiler eine tiefe, besonders gefährliche Stelle hatte, hob er die Hand mit dem Gelde hoch empor, und nachdem er auf seine wieder genesenen Kinder mit freudigen Augen geblickt und nochmals dankend die Worte ausgesprochen hatte: „Gepriesen sey der Name des Herrn!“ schleuderte er den Thaler in den Strom hinab.

Als er sich zurück wandte, stand ein großer ernster Mann, mit einem Ordens-Kreuze, hinter ihm, der, ohne von dem mächtig Bewegten bemerkt worden zu seyn, ihn beobachtet und seine Rede vernommen hatte. Es war der Präsident. Herr Adam entblößte, etwas betroffen, sein Haupt vor ihm; aber doch blickte er ihn offen, ja mit freudigem Blick an, wie ein Mensch, der sich bewußt ist, eine gute That vollbracht zu haben. Auch dies erregte noch mehr die Neugierde in dem Präsidenten, über das seltsame Beginnen seines Untergebenen Aufschluß zu erhalten; und auf seine wiederholten Fragen berichtete ihm dann auch Herr Adam mit ungeschminkter Rede und in seiner treuen, tüchtigen Weise — so daß über die Wahrhaftigkeit seiner Worte gar kein Zweifel entstehen konnte — Alles, wie es sich in seinem Hause mit dem falschen Thaler von der Stunde der zerstörten Abschrift an bis zuletzt begeben hatte, und wie er es für Pflicht geachtet, dieses gefährliche Geld ganz auf dem Grunde des Stromes zu begraben. — Der Präsident entgegnete nun: er habe als ein Mann gehandelt; aber darin unrecht gethan, daß er sich in seiner Noth nicht vertrauensvoll an seinen Vorgesetzten gewendet habe. Einen milden und zufriedenen Blick aber, wie dieser nur selten an dem gar ernsten Manne bemerkt wurde, warf er in dem Scheiden auf den Vater und dessen beide Kinder, und auf sich selbst wandte er nun im Weiterschreiten, da er zwar heftig und reizbar, aber nicht hart und ungerecht war, alle Vorwürfe, daß er an dem redlichen Adam ein solches Unrecht begangen. Dieses, so viel er es vermochte, gut zu machen, war von nun an seine ernstlichste Sorge. — So erhielt Herr Adam bald darauf fast die Verdoppelung seines kleinen Gehaltes, und da nun der Präsident seine besondere Aufmerksamkeit auf ihn wandte, so konnte dies nicht geschehen, ohne daß er immer mehr eine Zahl der schönsten Eigenschaften an dem anspruchlosen Manne entdeckte. Dadurch wieder wurde in gleichem Maaße seine Gunst und Neigung zu demselben erhöhet. Herr Adam stieg von Stufe zu Stufe, so daß er zuletzt in dem schönsten Lebensglück seine Tage beschloß. Und oft, wenn er seine Kinder, deren Zahl sich später um das Doppelte vermehrte, oder Fremde zur Redlichkeit ermuntern wollte, erzählte er ihnen die Geschichte von dem falschen Thaler, die er stets mit den Worten beschloß: „Benedictum sit nomen domini.“

Scherz und Ernst.

Ein Sekretair, der von einem Justiz-Amtmann entwich, hatte auf das letzte Aktenstück, das er bei seinem Prinzipal bearbeitete, folgendes Epigramm geschrieben:

Mein Amtmann ist ein großes Licht!
Stets arbeit' ich statt seiner,
Er ißt und trinkt statt meiner,
Und nennt das Gleichgewicht —
Ich aber fand das nicht!
Er soll den Kopf jetzt füllen,
Ich will den Hunger stillen —
So kommt's zum Gleichgewicht!

An einem der kleinen Bade-Orte, wie wir deren jetzt eine Menge haben, schrieb ein Witzling in das Fremden-Buch:

Zu diesem Bade sah ich wenig Menschen wallen,
Nur Einer badete, er war — hinein gefallen!

Auf den Bericht einer Bibel-Gesellschaft schrieb ein zu Beiträgen Eingeladener:

Was sind die Menschen doch für wunderliche Wesen!
Hier steht, wie viel der Bibeln sind verschenkt —
Wenn wirklich ihr dabei an Nutzen denkt,
So meldet uns: wie Viele d'rin gelesen.

Wenn es einst zum Hinscheiden kommt, so gebe man mir folgende „Grabschrift eines Genügsamen“:

O Gott, ich war schon selig hier auf Erden,
Was braucht' ich's denn erst durch den Tod zu werden!
Du wirst mir schwer mit Deinem and'ren Leben
Ein besseres, als ich schon hatte, geben.

C. Möllen.

Sprüche aus älteren deutschen Dichtern.

1.

Dem Fleiße will ich mich als Knecht verschreiben,
Um stets ein Herr der Wissenschaft zu bleiben.

2.

So lang' ein Geizhals lebt, ist leblos seine Habe;
Sinkt er ins Grab hinein, so steigt sie aus dem Grabe.

3.

Leichter trägt der, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

4.

Zum Werke von dem Wort
Ist gar ein weiter Ort.

Fr. Raßmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Herr und Madam Stich haben uns, nachdem wir in 53 Gastrollen Beide als vorzüglich würdigen lernten, wieder verlassen. Sie erfreuten sich bei den letzten Darstellungen noch einer glänzenden Theilnahme und erhielten sprechende Beweise der Empfänglichkeit des Kunstsinnes der Bewohner Wiens, die auch das Streben des Hrn. Stich zuletzt mehr anerkannten als im Anfange. Wir nähren die schöne Hoffnung, dies Künstler-Paar vielleicht bald unser nennen zu dürfen *) — Demoiselle Metzger hat uns gleichfalls verlassen und ist nach München zurück gekehrt. Auch sie erfreute sich einer ungewöhnlichen Auszeichnung und verdiente sie mit vollem Recht. Der allgemeine Beifall, den sie in ihren Leistungen, im Concert und in der Oper, erndtete, war um so schmeichelhafter und ehrenvoller für sie, da sich mit ihr zugleich die berühmteste aller Sängerinnen, Mad. Catalani, hier befand. Diese gefeierte Gesanges-Fürstin, wie man sie irgendwo nannte, hat sich bisher erst in einem Concert, im Saale des landständischen Gebäudes, vor einem gewählten Publikum hören lassen; die Eintritts-Karte kostete 12 Gulden W. W., das ist: etwas über einen Dukaten in Gold, was freilich auch schon einen Klang giebt. Sie fand hier abermals volle Gelegenheit, die Anmuth und Fülle ihrer Stimme und die außerordentliche Kunstfertigkeit zu entwickeln, welcher sie ihren Ruhm zu verdanken hat; nur wollten Viele bemerken: daß ihre Stimme seit ihrem letzten Hierseyn an Kraft und Höhe nicht gewonnen habe. — Noch muß ich der Madam und der Gebrüder Bender erwähnen, die wir in zwei Concerten hörten. Mad. Bender vereint mit einer umfangreichen Stimme viele Kunstfertigkeit, doch scheint sie oft mehr unternehmen zu wollen, als sie uns zu führen vermag; auch schadete ihr die etwas marktschreierische Ankündigung in einigen öffentlichen Blättern — daß doch die Flachheit nicht aufhört, sich in übertriebenem Lobe breit zu machen! Die Gebrüder Bender gehören zu den ersten Virtuosen auf der Clarinette. — Das Hof-Opern-Theater brachte vor einigen Tagen Rossini's „Barbier von Sevilla", welcher seit einem Jahre auf dem Theater an der Wien zur Genüge gesehen und gehört ward, mit wenigem Glück zur Aufführung. So verdienstlich auch Hr. Forti als „Figaro" und Mad. Grünbaum als „Rosine" waren, so ließ doch das Ganze kalt und die Applaudirenden fanden lauten Widerspruch. Ueberhaupt scheint die große Vorliebe für Rossini, welche eine Zeit lang den sonst so gebildeten Geschmack eines Theiles der zahlreichen hiesigen Musikfreunde verblendete, nach und nach zu schwinden und die gute Sache ihr altes wohlerworbenes Recht wieder behaupten zu wollen. So findet man abermals einen Beweis — hier ist er günstig für die Kunstliebe — daß auch die Wiener wankelmüthig seyn können im Urtheil. — Das Theater an der Wien ließ das alte Ritter-Schauspiel „Just von Stromberg", welches, der Charakter-Zeichnung des Helden wegen, zu den besseren Produkten dieser Gattung gehört, zu einem Spektakelstück verarbeiten, wo Pferde und Wogen die Hauptrolle überpoltern; dennoch gelang es Hrn. Heurteur, stellenweise durch zu dringen; das Stück selbst aber wird wahrscheinlich nach wenigen Wiederholungen abermals bei Seite gelegt werden. — Thorwaldsens Anwesenheit in Wien hat in der hiesigen Künstlerwelt Epoche gemacht; denn der große Künstler wußte auch als Mensch sich allgemeine Liebe zu erwerben. Man verspricht sich sehr viel von dem ihm aufgegebenen Monument des Fürsten Schwarzenberg; es wird, dem Vernehmen nach, in der Jesuiten-Kirche nächst dem Kriegs-Collegium aufgestellt. — Der hiesige Bildhauer Leopold Kißling hat das Modell zu einer colossalen Büste unseres erhabenen Monarchen, im königlichen Costum verfertigt, welche er in Marmor aus zu führen beauftragt ist. Diese Büste mißt nicht weniger als 5 Schuh in der Höhe und mit Inbegriff des Piedestals 8 Wiener Klafter. Das überaus gelungene Modell ist in der Werkstatt des Künstlers zu sehen und berechtigt zu großen Erwartungen. Die Marmor-Büste soll auf der, dem Fürsten Zinsendorf gehörigen Herrschaft Ernstbrunn, dem fürstlichen Schloß gegenüber, aufgestellt werden. — Im Buchhandel ist hier (bei Wallishauser) neu erschienen „Dramatisches Sträußchen" für das Jahr 1821, von Castelli. Sechster Jahrgang. Es enthält vier kleine, aus dem Französischen frei übersetzte Stücke: „Der Prinz kommt", „der Weibertausch", „der Einsiedler im Lerchenwald" und „Thomi". Das erste Stück ist offenbar das beste. Es wurde auf dem Theater an der Wien mit vielem Beifall gegeben und oft wiederholt, und kann allen Bühnen-Direktionen mit Recht empfohlen werden. Weniger gelungen sind die übrigen. „Der Einsiedler im Lerchenwald" ist verwerflich; es fehlt ihm zwar nicht an Witz, aber auch nicht an Zweideutigkeiten, um nicht ein stärkeres Wort zu brauchen. — Unter dem Titel: „Weiblichkeit" gab Professor Schneller in Gratz (auch bei Wallishauser) einen Cyklus von 35 Sonetten heraus, die nicht ohne Werth sind und sich zu Neujahrs-Geschenken für das schöne Geschlecht wohl eignen.   K.

*) Es ist unangenehm, eine Hoffnung stören zu sollen — ich will also gar keine Note gemacht haben.   D. H.

In Paris war eine Wittwe, Mutter von fünf Kindern, vom grauen Staar geblendet. Ihr einer Sohn hatte sich als Limonadier im „Caffe" der Flora, nach langer Sparsamkeit, 500 Franken erübrigt und bestimmte diese zur Operation der Mutter. Diese wollte durchaus nicht jene Ersparniß so plötzlich aufopfern; aber der edelmüthige Sohn ruhete nicht eher, bis sie seine Gabe annahm. Zum Glück gelang die Operation vollkommen. (Constitut.)

Der Ruf des berühmten Damen-Verjüngers Lieber ist schon so weit gedrungen, daß derselbe nächstens nach London gehen und dort auch die Damen mit seiner Erfindung beglücken wird; er hat aber einstweilen sein Depot in Paris zurück gelassen. Man sollte ihm gar keine Reisen erlauben; denn wahrscheinlich würde er bald eine Menge fremder Damen nach Paris ziehen, zwar nicht von der Sorte, die wir lieben, aber doch von der, die wir achten und zwar schon um deshalb, weil sie ihr Geld nach Paris bringen. (Journ. d. Par.)

Die radikalen englischen Zeitungen wollen hinter den französischen Blättern gleicher Gattung nicht zurück bleiben und nennen jeden ehrenwerthen Mann, der Gott und seinem König getreu bleibt, einen Ultra; nur mit dem Unterschiede, daß es in Frankreich Ultra-Royalisten sind, in England aber Ultra-Loyalisten. So hätten wir denn in unserer Zeit, die doch sonst nicht den besten Ruf hat, sogar Menschen, die über-treu, über-rechtschaffen sind; nur Schade, daß sich auch hier die Extreme zu berühren scheinen. (Gaz. d. Fr.)

Der französische National-Kalender für das Jahr 1821 hat das Epigraph: „Frankreich ist das einzige Land der Welt, das sich rühmen kann, jeden Tag im Jahr einen berühmten Menschen geboren zu haben." (Constitut.) Desto mehr scheint es am Bescheidenen zu fehlen; aber freilich Bescheidenheit ist jetzt eher ein Verbrechen als ein Ruhm.

Neulich fragte Jemand einen Bekannten: „welche Bewandniß es eigentlich mit der englischen Philantropie habe?" — In demselben Augenblick gingen zwei Männer vorüber, von denen Einer zum Andern gesprächsweise sagte: „Die amerikanischen Blätter berichten, daß Sir Home Popham mit Christoph, König von Hayti, einen Vertrag geschlossen hat, vermöge dessen die schwarze Majestät der englischen Regierung 15 Dollars für jeden Neger zahlt, welcher zu St. Domingo ausgeschifft wird." Es war, als könnte die Antwort zufällig passen. (Courrier fr.)

[illegible] Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. — Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 8. Januar. 5tes Blatt.

Genügsamkeit.

(Balde Sylv. Lib. VII. Ode 10.)

Häufe nicht so emsig ersparte Renten!
Qualen nur, nicht inneren Seelenfrieden,
Den du suchst, schafft rastend in der bestaubten
Truhe ein Goldstück.

Mit Gewinnsucht Schätze zusammen scharrend,
O mit welcher Mühe erkauft der Reiche
Furcht und Elend! Könnt' er doch wahres Glück sich
Leichter erringen!

Dessen Reichthumsfülle ist unerschöpflich,
Wer den Geist frei hält von des Staubes Fesseln;
Was genügt, ist viel; was man mehr begehrt, ist
Minder als wenig.

Leicht ist Durst gestillt. Wie die reiche Quelle
Dort so klar am moosigten Felsen sprudelt!
Welch ein Labetrunk! Wie erquickt und kühlt er
Lechzende Wand'rer!

Und wie schmeckt so köstlich der Ceres Gabe,
Schlichtes Brod dem Müden zu Gartenfrüchten!
Hunger würzt die Kost, und der Pflug - wer wehrt es? —
Dient ihm zur Tafel.

Mor. Bachmann.

Graf Cornifitz von Ulefeld.

(Fortsetzung.)

Ob nun Ulefeld von dieser kalten einsamen Höhe zuweilen früher schon in das Thal seiner fröhlichen Jugend herab geschaut und sich nach Dina's verschmähter Liebe gesehnt, oder ob ihr unvermuthetes Wiedererscheinen erst die alten Erinnerungen auf's Neue geweckt haben mochte, genug, er hatte kaum ihre Anwesenheit in der Hauptstadt erfahren, als er im Geheim zu ihr eilte und sie von seiner unverändert gebliebenen Liebe zu überzeugen suchte. Sein lange verschlossenes verarmtes Herz ging vor dem geliebten Wesen wieder auf; er machte sie zur Vertrauten seiner lastenden Sorgen, ließ sie sein kaltes eheliches Verhältniß grell überschauen und verlangte nun, als den einzigen Trost seines Lebens, ihre Liebe. — Die rückkehrende reuige Liebe ist unwiderstehlicher noch als die erste, und in der Stunde der Versöhnung die Tugend am schwächsten. Die arme verlassene Dina widerstand dem Geliebten nicht, und so entspann sich ein geheimes, nur allzu vertrautes Verhältniß zwischen Beiden, in welches die Nemesis ihre dunkeln Fäden mit einwebte.

Um auf seinen Gängen zu der Geliebten nicht belauscht zu werden, hatte Ulefeld ihr einen Schlüssel zu einer geheimen Pforte seines Palastes anvertraut, durch welche man unmittelbar nach seinem Zimmer gelangen konnte. Auf diesem Wege mußte Dina zu ihm eilen, wenn der Abend kam; denn hier waren sie am ungestörtesten, weil er sich, unter dem Vorwand wichtiger Arbeiten, oft ein zu schließen pflegte. Ulefelds Schlafgemach war das letzte in einer Reihe von Zimmern und hatte nur einen Ausgang: hier saßen sie eines Abends beisammen, als er plötzlich in den vorderen Gemächern, welche er zu verschließen vergessen, die raschen Tritte seiner Gemahlin vernahm. Die Gefahr war groß, denn entfliehen konnte Dina nicht mehr; es kam also nur darauf an, sie schnell zu verbergen. Der einzige Ort war sein Bette — Dina

warf sich ungesäumt hinein und ließ sich mit den Kissen fest zudecken.

Eleonora trat in das Zimmer und sah ihren Gatten prüfend an. „Bist Du allein?“ fragte sie; „mir war es, als hört' ich Dich sprechen.“ — „Ich habe wohl mit mir selbst geredet!“ entgegnete er verlegen. — „Mit Dir selbst?“ fuhr sie fort; „Du siehst wohl schon Geister? Das ist noch zu früh! — Ich bringe Dir, wovon wir gestern sprachen:“ und hiermit reichte sie ihm ein Fläschchen. — Ulefeld sah es prüfend an und erwiederte: „Ich fürchte nur, es ist zu stark und wird unverkennbare Spuren zurück lassen.“ — „Nein, sey unbesorgt!“ versicherte Eleonora. „Doktor Sperling hat es gar vorsichtig bereitet; der König wird still im Schlafe vergehen. Das Schlimmste ist nur, daß er einen eigenen Becher hat, und sich niemals einen Rausch trinkt!“ — Ulefeld, der wohl wußte, daß noch andere Ohren dieser Unterredung zuhörten, besprach mit seiner Gemahlin hierauf die Ausführung ihres Planes in französischer Sprache; dann verschloß er das Glas mit einem dazu gelegten Zettel. — Kaum hatte Eleonora das Zimmer verlassen, als Dina ängstlich aus dem Bette sprang und sich vor Ulefeld nieder warf. Sie hatte Alles verstanden. — „Um Gotteswillen, was habt Ihr im Sinne!“ rief sie. „Ihr wollt den König vergiften!“ — Ulefeld gebot ihr, gänzlich zu schweigen und versicherte: daß seine Gemahlin mit ihm einen Scherz getrieben. Seine bebenden Lippen, die nicht lächeln konnten, straften ihn jedoch Lügen, und aus seinen Blicken funkelte ein furchtbarer Ernst, als er ihr den Mund fest zu versiegeln drohte, wenn sie gegen irgend Jemand dieser Unterredung erwähnen würde. — Tief im Innersten verletzt schlich sich Dina aus dem Palast. Nicht mehr der sorgenbelastete unglückliche Mann, dem sie Alles willig geopfert, um ihm das freudenlose Leben mit ihrer Liebe aus zu schmücken — sondern der Hochverräther stand vor ihr, aus dessen ehelichem Bunde mit Recht die Liebe scheu entflohen war, weil er nur das Verbrechen verdeckte. Sie konnte die nächsten Abendstunden nicht erwarten, schlich durch die geheime Pforte in den Palast und sank nicht in Ulefelds Arme, sondern zu seinen Füßen, um ihn mit Bitten und Thränen zurück zu führen vom Abgrund der Hölle. Aber Alles war vergebens. Er wollte sie erst durch seine siegende Beredsamkeit von dem Ungrunde ihrer Besorgnisse überzeugen, fuhr sie, da ihm dies nicht gelang, mit harten Worten an, sich über ihren Verdacht beleidigt stellend, und befahl ihr endlich, ihn auf der Stelle zu verlassen und ihn nicht eher wieder zu sehen, bis er sie selbst aufsuchen werde.

Dina rang daheim mit stummer Verzweiflung; ihr ganzer Friede war mit dem Glauben an den Geliebten vernichtet und bittere Selbstverachtung stieg in ihrem Herzen auf; denn jedes von ihr der Liebe dargebrachte Opfer war ja nun eine sündliche Verschwendung. Sie eilte trotz der harten Zurückweisung, dennoch mehrere Abende zu der geheimen Pforte, aber sie that sich nicht mehr auf und blieb von innen fest verriegelt. — Dies Benehmen Ulefelds machte es ihr nun noch gewisser, daß das Verbrechen seiner Ausführung nahe sey. Eine furchtbare Angst ließ ihr keinen Augenblick Ruhe; sie nahm endlich ihre Zuflucht zu ihrem Beichtvater. Dina war katholisch; der Mönch erschrack über Alles, was ihm das Mädchen beichtete, und wie er hart erschütternde Worte über ihr sündliches Verhältniß zu Ulefeld sprach, verlangte er im Namen des Himmels, auf dessen Verzeihung sie hoffte: daß sie ungesäumt den Anschlag gegen des Königs Leben entdecken müßte. Er zeigte ihr den Königsmörder in einem grellen Lichte, und wie sie von Gott selbst berufen sey, des Königs Leben und Ulefelds Seele zu retten, und verließ sie nicht eher, als bis sie ihm Gehorsam angelobt. — Dennoch konnte sich Dina zu dem Verrath nicht entschließen und zögerte von Tag zu Tage; der Mönch aber kam wieder und mahnte sie auf's Neue, wie die Stimme des Gewissens, und gebrauchte die ganze Gewalt der Religion über ein verirrtes, aber dennoch reuiges frommes Gemüth. Da zweifelte sie endlich nicht länger an ihrem Beruf und wußte auch bald den rechten Mann zu finden, dem sie sich vertrauen konnte.

Eine frühe treue Liebe, wenn wir sie auch nicht erwiedert, sondern verschmäht haben, bleibt uns dennoch unvergeßlich; und ob wir sie schon als verloren betrachten, halten wir sie doch nimmer für ganz verloschen und vertrauen ihr im Unglück. — Jener Georg Walther, der früher um Dina's Hand geworben, stand jetzt als Oberster in Copenhagen. Er hatte im Jahre 1645 Rendsburg gegen die Schweden tapfer behauptet und war deshalb vom König geadelt und mit einem stattlichen Gehalt versehen worden. Zu ihm eilte Dina hin, vertraute ihm, als wolle sie für die Entbehrung ihrer Liebe ihn hierdurch entschädigen, das ganze furchtbare Geheimniß an und legte die Rettung des Königs in seine Hand — Walther säumte keinen Augenblick, dem König selbst die Gefahr zu entdecken, worauf dieser Dina sofort in Verhaft nehmen, sie im Geheim auf das Schloß führen und in Gegenwart des Kanzlers und Statthalters verhören ließ. Hier bekannte sie freimüthig Alles, unterließ auch nicht, Ulefelds vertrauten Leibarzt, den Doktor Otto Sperling, als den eigentlichen Giftmischer zu nennen, und beschrieb den Ort in Ulefelds Kabinett genau, an welchem das Gift verborgen liege. — Der König fand es aber doch nicht gerathen, auf das Geständniß dieses unbedeutenden Mädchens allein seinen Reichs-Hofmeister eines Hochverraths zu beschuldigen und ihn öffent-

lich zur Untersuchung zu ziehen; er beschloß vielmehr, möglichst auf seiner Huth zu seyn und der Sache im Stillen nachspüren zu lassen.

Ulefeld ahnete bald genug, was ihm drohe. Dina's Verständniß mit dem Obersten Walther und ihre Verhaftung waren ihm kein Geheimniß geblieben. Er sah das Schwerdt über seinem Haupte schweben und glaubte der Gefahr einen raschen Schritt entgegen thun zu müssen. Deshalb wußte er unter dem Volke das Gerücht zu verbreiten: daß man ihm nach dem Leben stehe; er bezeugte sich äußerst furchtsam und bat sogar den König selbst um Schutz. Der König ließ ihn dessen durch zwei Räthe versichern und sich zugleich nach den Umständen des mörderischen Vorhabens gegen ihn erkundigen, worauf denn endlich Ulefeld den Obersten Walther und Dina, als die beiden gegen sein Leben verschworenen Personen, angab. Der König stellte sich, als glaube er dieser Lüge, versprach dem Reichs-Hofmeister eine strenge Genugthuung, und ließ, wie aus Besorgniß für das Leben desselben, die Wache in Ulefelds Palast verdoppeln.

Indessen wurde Dina im Gefängniß sehr krank und die Aerzte behaupteten: daß sie Gift erhalten haben müsse. Da man, trotz aller angewandten Gegenmittel, dennoch an ihrer Wiedergenesung zweifelte, so wurde der Hof-Prediger Laurentius Jacobson, nebst einigen Räthen, beauftragt, sie nochmals zu verhören, vor welchen sie, nach ernstlicher Ermahnung, ihre erste Aussage in Allem bestätigte und das Abendmahl darauf zu nehmen sich erbot. Dies veranlaßte endlich den König, Tages darauf den Reichs-Hofmeister Ulefeld, den Doktor Otto Sperling und den Oberst Georg von Walther vor Gericht fordern zu lassen; die beiden Letzteren erschienen in Person, der Erste aber sandte einen Anwald. Da nun aber eben deshalb in der Sache nichts ausgemacht werden konnte, weil Ulefelds Anwald alle Beschuldigungen leugnete, welche Walthers, in seiner Gegenwart wiederholte Anklage enthielt und die von Dina bestätigt wurden, so beraumte der König, wenig Tage nachher, einen Reichstag an, auf welchem 24 Reichs-Räthe unter seinem eigenen Vorsitz zu Gericht saßen, und Ulefeld in Person sich stellen sollte. Der Reichs-Hofmeister erschien auch wirklich, in Begleitung seiner Gemahlin und seines Beichtvaters, des Magister Simon Henning, Kaplan an der deutschen Kirche, hörte mit scheinbarer Ruhe die Anklage-Punkte gegen ihn vorlesen und verlangte, nach den Rechten des Landes, seine Anklägerin vorher darüber sprechen zu dürfen, ehe man sie Beide vor Gericht stellte. Es wurde ihm zugestanden, worauf er denn in ein Nebengemach abtrat und daselbst Dina erwartete. Was er dort mit ihr gesprochen, ist unbekannt geblieben, jedoch leicht zu errathen; denn das arme, den Tod schon im Herzen tragende Mädchen widerrief von jetzt an ihre frühere Aussage in allen Punkten. Ulefeld triumphirte; seine Anklage gegen den Obersten Walther und Dina, als hätten sie sich gegen sein Leben verschworen, gewann jetzt den Schein der vollen Wahrheit, und so wurde nicht allein Dina als Verbrecherin in das Gefängniß zurück geführt, sondern auch der Oberst Walther arretirt. Der Reichs-Hofmeister aber war hiermit noch nicht zufrieden, und verlangte, seiner Gewalt über Dina sich wohl bewußt, daß man das unglückliche Geschöpf auf die Tortur werfen und dort ihren Widerruf bestätigen lassen sollte. Es geschah — er hatte nicht zu fest auf ihre Liebe gebaut — sie blieb unter allen Qualen bei ihrem Widerruf, entschuldigte den Angeklagten in allen Punkten, und beharrte in einem, des andern Tages nochmals mit ihr angestellten Verhör völlig bei dieser ihrer Aussage. — Das Gericht sprach hierauf den Reichs-Hofmeister, dessen Gemahlin und den Doktor Sperling frei, verurtheilte dagegen die arme Dina zum Tode und verwies den Obersten Walther des Landes. Jedoch bleibt es auffällig, daß der Kaplan Simon Henning, welcher vor Gericht beschwören wollen: daß Ulefeld ihm in der Beichte nichts von einem Vorhaben gegen die Person des Königs gestanden, plötzlich von seinem Amte suspendirt wurde.

Einen solchen Ausgang hatte die unglückliche Dina nicht erwartet; sie stürzte ohnmächtig nieder, als man ihr das Todes-Urtheil vorlas, welches schon des andern Tages an ihr vollzogen werden sollte. Ulefeld wußte es zu veranstalten, daß Niemand mehr, außer ihr Beichtvater, zu ihr gelassen wurde, bis der andere letzte Morgen anbrach und man sie zur Richtstatt führte. Am 11ten Juli 1651 ward sie enthauptet, und Jeder meinte nun, daß die Beschuldigungen des Reichs-Hofmeisters mit ihr begraben lägen. Desto auffallender war es jedoch: daß dieser, drei Tage nach der Hinrichtung Dina's, sich mit seiner Gemahlin und seinen ältesten Kindern bei Nachtzeit nach Helsingör begab, dort eine holländische Galliote bestieg und so heimlich nach Holland entfloh, daß erst, als er dort angekommen, die Nachricht seiner Flucht zu des Königs Wissen gelangte. Was ihn, nach dem erwünschten Ausgang seines Prozesses, so plötzlich von dannen getrieben, bleibt unerklärt; doch ist es wahrscheinlich, daß folgender Vorfall und der Spruch eines strengeren und unpartheiischeren Richters, als menschliche sind, ihn dazu vermocht habe.

(Der Schluß folgt.)

Mahnung.

Du weintest, gäbe dir ein Engel Kunde:
Dein Leben daure nur noch einen Tag;
Allein du lachst bei traulichem Gelag,
Und stirbst vielleicht in einer Stunde. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stockholm. Was soll ich Ihnen über das Walten der Kunst bei uns sagen? was über Melpomenens und Thaliens Gaben? Uebersetzungen und nichts als Uebersetzungen sehen wir bei uns aufführen und noch dazu meistens nur von seichteren und schlechteren Produkten, die das Ausland hervor bringt. Dennoch ermüdet der, den schönen Künsten befreundete König nicht, jährlich bedeutende Zulagen für den Theater-Etat zu bewilligen, und schlechte oder mittelmäßige Schauspieler und Schauspielerinnen werden nach Verhältniß — wie in dieser goldenen Zeit für die Schaukünste fast überall! — zu gut besoldet. Bei einer neulichen Veränderung der Direktion hofften wir auf günstigere Erfolge; sie ward nämlich dem eben so geist- als talentreichen und mit dem Theaterwesen innigst vertrauten Baron von Akerhielm übertragen, der auch mit dem regsten Eifer sein Geschäft begonnen hat, ohne jedoch Großes zu bewirken, folglich müssen wohl unüberwindliche Schwierigkeiten sich vorfinden. Besonders betrübt ist der Umstand, daß man beständig fortfahre, durchaus veraltete und weder dem Zeitgeist noch Zeitgeschmack anpassende Stücke zu geben. Jede neue Erscheinung, die nur einigermaßen erträglich ist, macht großes Glück; so war es in diesen Tagen mit einem neuen Trauerspiel des Baron Akerhielm: „Engelbrecht“, das, obgleich der erste Versuch eines jungen Autors, außerordentlichen Beifall fand. Molière's „Tartuffe“ ward in dieser Zeit, von Kemmer übersetzt oder bearbeitet, mit großem Beifall gesehen, weil man Anspielungen auf einige verhaßte Personen darin zu finden glaubte; aus eben diesem Grunde gefiel ein anderes mittelmäßiges Stück in einer Uebersetzung: „Mediocre et rampant“, wurde aber bald verboten, indem man den Grund ahnete, warum es, bei allen seinen Mängeln und seiner Seichtigkeit, gefiel. Wird dies mit dem „Tartuffe“ nun eben so gehen, so dürfte Molière's Witzwort wieder aufleben, welchem auch vom ersten Präsidenten von Paris untersagt worden war, dieses Stück aufzuführen, weil dieser vornehme Herr einige Anspielungen auf sich darin zu finden glaubte und der dem König auf die Frage: warum man den „Tartuffe“ seit einiger Zeit nicht mehr aufführe? antwortete: „Sire, Monsieur le premier Président ne veut plus qu'on le joue.“ — Des unsterblichen Shakspeare's „Hamlet“ ward bei stets vollem Hause mit außerordentlichem Beifall gegeben; in der Rolle des „Hamlet“ zeichnete sich ein junger Schauspieler, Torslöw, so besonders durch ein gediegenes, durchdachtes und treffliches Spiel aus, daß man die größesten Hoffnungen für die Zukunft von ihm hegen darf. Die Oper, sonst ein Hauptvergnügen für die hiesige Hauptstadt, liegt jetzt ganz darnieder, da unsere erste Sängerin, Mad. Sewelin, uns mit ihrem Gatten verlassen hat, ohne durch eine andere talentvolle Sängerin bis jetzt ersetzt worden zu seyn; und das ist freilich ein neuer Gegenstand zu einer Jeremiade für alle die, welche das Theater oft und gern besuchten. — Der sogenannte „Gothische Bund“, ein edler Verein, die Künste und Wissenschaften in unserm Vaterlande zu erwecken und durch Belohnungen zu ermuntern, hat wieder Preise für Maler und Bildhauer ausgesetzt, und zwar in Allem fünf: einen von 30 Dukaten, zwei von 15 und zwei von 10 Dukaten; und zwar sollen sie für die Behandlung der nordischen Mythologie zur Malerei und Sculptur bestimmt seyn, weil man dahin strebe, der nordischen Mythologie einen Platz neben jener der Griechen und Römer zu verschaffen, wozu allerdings die schönen Künste besonders behülflich seyn können. Die Gegenstände der Preisbewerbung sind: Die Nornen am Urdar-Brunnen, unter dem Baume Ygdrasil, aus der Voluspa und prosaischen Edda; Baldur's Tod; Hermodur an der Giallar-Brücke, der dem Modgudur begegnet und nach Baldur fragt; Hermodur und Bragi, den Einheriar in Vallhall empfangend, nach Grimdismal, Hakonarmal und der prosaischen Edda; Freia, welche dem Thor ihre Kleider leiht, damit er in der Verkleidung dem Thrymer den Hammer Miölner nehme; Aegir mit seinem Weibe Ran auf seinem Thron am Meeres-Ufer sitzend; Heimdal an der Götter-Brücke Bifrost Wache haltend; Baldur's Rückkehr von Hell; Hervora, den Geist Angantyr's beschwörend, daß er das Schwerdt Tyrfing aus der väterlichen Gruft wieder herbei schaffe; Palnatocke, der König Harald erschießt; das Ende von Norne Gest. Außer diesen Gegenständen werden aber auch noch andere zur Preis-Bewerbung zugelassen, wenn sie würdig sind. Die Concurrenz findet am Ende des Februar 18.. statt. Es scheint mir nur, daß die ausgesetzten Preise, besonders die vier letzteren, von 15 und 10 Dukaten, gar zu gering für die zu behandelnden Gegenstände sind, und daß man lieber zwei oder drei größere als diese fünf hätte aussetzen müssen; doch soll dieser Wunsch nicht zugleich ein Tadel gegen die Einrichtungen des „Gothischen Bundes“ seyn, dessen Streben ich als durchaus würdig und zweckmäßig anerkenne. Unter den Künstlern, die sich in dieser Zeitperiode in Hinsicht der Malerei und Sculptur besonders auszeichnen, nenne ich Ihnen als die vorzüglicheren: den Historien-Maler Sandberg; den Bildhauer Fogelberg; den Historien- und Portrait-Maler von Breda; den Stein-Graveur Salmson; den Professor und Historien-Maler Limnell; Snell, ein glücklich beginnender Historien-Maler, und Berzzonen, der früher einen Preis des „Gothischen Bundes“ gewann. — Aus dieser Darlegung ersieht man zur Genüge, daß es uns Schweden weder an Künstlern noch an Aufmunterung der Künste fehlt; ähnliche Gesellschaften wie der „Gothische Bund“ wären gewiß jedem Lande zu wünschen, denn nur durch Begünstigung lebender Talente werden die Fortschritte der erheiternden und verschönernden Künste beschleunigt. A. E.

Der Buchhändler Barbe in Paris erbietet sich, den Liebhabern von Lustspielen eine vollständige Sammlung aller auf den Pariser Bühnen dargestellten Stücke, vom Ursprung an bis zum Jahr 1814 — in 27. Bänden — zu liefern. (Courier.)

Ein Vorwitziger (der bei den Spartanern unfehlbar sein Leben auf's Spiel gesetzt haben würde) erdreistete sich, auf den Boulevards zu Paris, den Strick durch zu schneiden, an welchem ein Hund einen blinden Bettler leitete. Man hätte glauben sollen: der Unglückliche müßte sich in der größten Verlegenheit befinden — nichts weniger. Geraden Schrittes lief er auf den Schuldigen los, erreichte ihn, trotz aller Ausbiegungen, die dieser machte, versetzte ihm einen Schlag, ging dann ruhig zurück, knotete den zerschnittenen Strick zusammen, machte die Augen wieder zu und ließ sich von seinem Hunde weiter führen. Sein Roman war nur ein wenig unterbrochen worden. (Courier fr.)

Bei jeder Gährung geräth die Hefe obenauf; auch bei der Volks-Gährung ist dies der Fall. Schade, daß Niemand gern das Abschöpfen solcher Volks-Hefen übernimmt, weil es gar zu gefährlich ist. Auch muß es vorsichtig geschehen und rasch; Zögerung bringt Alles unter einander, und dann muß jeder eine neue Gährung abgewartet werden. (Quotid.

Die Franzosen haben auch einen „Don Carlos“, von Lefebre. In diesem Stück ermordet sich der Held selbst, in dem Augenblick, da der Vater (Philipp) ein Schreiben erhielt, wodurch er die Unschuld seines Sohnes und die seiner Gemahlin erfahren hat. (Courier fr.)

Im zweiten „Théâtre français“ (ehemaligen „Odéon“) in Paris, tritt fast ganz Judäa auf: David, Salomon, Demois. Jonas sind da; erwartet werden Demois. Esther und ein junger talentvoller Anfänger Samuel. (Courier.)

Am 9ten Dezember hat man Stachelbeeren von der Größe der Haselnüsse und blühende Sträucher in einem Garten der Grafschaft Warwick gefunden. Am ..ten Dezember stand das Fahrenheitsche Thermometer zu Cambridge auf 52 Grad (9 Grad Reaumur). (Courier.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 10. Januar. 6tes Blatt.

Graf Cornifitz von Ulefeld.

(Schluß.)

Am Abend nach Dina's Hinrichtung nämlich, und zur Stunde, in welcher sie den Reichs-Hofmeister sonst zu besuchen pflegte, schlichen langsame Schritte den Gang, zu welchem man nur durch die schon erwähnte geheime Pforte gelangte, nach Ulefelds Zimmer hin. Aus tiefen Gedanken aufgeschreckt, starrte dieser, mit empor sich sträubenden Haaren, nach der Thür, die sich leise öffnete. Ein Mönch trat herein. — „Ich bin der Beichtvater der hingerichteten Dina, und lad' Euch in ihrem Namen vor Gottes ewiges Gericht! Mir ist ihre Unschuld und Euer Verbrechen bekannt; doch ist es nicht meines Amtes, Euer weltlicher Ankläger zu werden. Dem Opfer Eurer Bosheit aber hab' ich in der letzten schweren Stunde geschworen: diesen Ring, den sie einst von Euch erhalten, in ihr Blut zu tauchen und ihn dann Euch zum Angedenken selbst an den Finger zu stecken!" — Der Mönch schritt, nachdem er diese Worte gesprochen, auf Ulefeld zu, den blutigen Ring wirklich aus seinem Gewande ziehend. Jener aber, von Entsetzen durchschaudert, floh in sein anstoßendes Schlafgemach und verschloß die Thür hinter sich. Da trat der Mönch nahe hinzu und sprach so laut, daß es Ulefeld wohl verstehen mußte: „Ich werde Euch wieder zu finden wissen. Unter dem Volke werd' ich stehen und Euch den blutigen Ring zeigen, wenn Ihr öffentlich erscheint: aus dem Gotteshause sollt Ihr vor mir entfliehen müssen, und bei Nacht will ich an Eure verschlossenen Thüren klopfen. Ich werd' Euch allenthalben und so lange verfolgen, bis ich meinen Schwur erfüllt und Euch das blutige Kleinod an den Finger gesteckt habe!" — Ulefeld ließ von nun an die Wachen an seinem Palast verdoppeln und die geheime Pforte fest verriegeln, getraute sich auch nicht, vielleicht aus Furcht vor dem Mönch, die Schwelle zu überschreiten. Dennoch mußte er bei Nachtzeit ängstlich lauschen: ob sich das Klopfen nicht wahrnehmen lasse, und es blieb nicht aus und verkündigte ihm: daß Dina's blutiger Verlobungs-Ring noch auf ihn warte.

Er entfloh mit seinen gehäuften Schätzen und begab sich von Holland nach Schweden. Hier wußte er sich in die Gunst der Königin Christina ein zu schleichen, und lieh ihr, gegen Verpfändung der Stadt Barth in Pommern, eine große Summe Geldes. Die Königin nahm ihn gegen alle Anforderungen Dänemarks kräftig in Schutz und erhob ihn sogar in den Grafenstand: er selbst schrieb dort in dänischer Sprache eine Vertheidigungs-Schrift, worin er den Zorn des Königs und den Neid seiner Nebenbuhler als Ursachen seines freiwilligen Abzuges, so nannte er seine Flucht, angab.

Nachdem die Königin Christina ihrem Nachfolger Karl Gustav die schwedische Krone abgetreten und dieser sich mit Dänemark in einen Krieg eingelassen hatte, suchte Ulefeld an seinem Vaterlande Rache zu nehmen, begleitete das schwedische Heer auf seinem kühnen Zuge über das Eis nach Fühnen und Seeland und war demselben durch seine Kenntniß dieses Landes von großem Nutzen. Deshalb erwählte ihn der König Karl Gustav

zum Friedens-Commissarius von seiner Seite und übertrug ihm den Abschluß des Rothschildischen Vertrages, in welchem die Sicherheit von Ulefelds Person ganz besonders bedungen wurde. Als man aber, nach kaum sechs Monaten, diesen Frieden auf's Neue brach und die Schweden sogar Copenhagen belagerten, verließ Ulefeld plötzlich das Heer und suchte seinen Aufenthalt in Schonen. Der unerwartete Tod des Königs von Schweden setzte ihn aber in große Verlegenheit und bewog ihn zu dem Entschluß, noch einmal in Dänemark sein Heil zu suchen. Er bemühte sich deshalb, das Land Schonen durch Verrätherei den Dänen in die Hände zu spielen; sein Vorhaben ward jedoch durch einen Mönch verrathen, viele Mitverschworne verloren den Kopf, Ulefeld aber die Freiheit. In sicherer Verkleidung wußte er aus dem Gefängniß wieder zu entkommen, gelangte mit einem Boot über die Ostsee und glücklich in Copenhagen an. — Hier aber fand er eine üble Aufnahme; denn der Reichs-Rath ließ ihn und seine Gemahlin sofort auf die Insel Bornholm zur Haft abführen. Nur erst als der König von Dänemark souverain erklärt worden, suchten der Graf Ranzau und der Feldmarschall von Schack sich für Ulefeld zu verwenden und söhnten ihn auch mit dem König aus, so daß er wieder nach Copenhagen zurück kommen, dort gebührende Abbitte thun und den Eid der Treue auf's Neue ablegen durfte, worauf ihn der König in alle seine früheren Würden wieder einsetzen und ihm zu Ehren ein kostbares Banquet anstellen ließ.

Allein hier mundete ihm bald kein Bissen der auserlesenen Speisen, kein Tropfen des köstlichen Weines mehr: denn unter dem zahlreich hinzu strömenden Volk erblickte er den Mönch, der ihm von fern Dina's blutigen Ring zeigte. In seinem Palast, dem werthen, wieder erlangten Eigenthum, vermochte er auch nicht ruhig zu schlafen, denn das gespenstische Klopfen weckte ihn bei Nacht. Von neuer geheimer Angst überfallen, bat er den König um Urlaub nach Holland, unter dem Vorgeben: seine dort zurück gelassenen Sachen selbst abholen zu wollen. Da er nun aber, ohne irgend eine Entschuldigung, lange Zeit über den erhaltenen Urlaub ausblieb, so sendete ihm der König endlich den Obersten Fuchs mit der Vollmacht nach, ihn entweder im Guten oder mit Gewalt wieder zurück zu führen. Dieser Oberst Fuchs war gerade zu der Zeit, als Ulefeld auf Bornholm in gefänglicher Haft gesessen, Kommandant dieser Festung gewesen und hatte den Gefangenen hart und streng gehalten, da zumal er oft bei ihm geheime Vorbereitungen zur Flucht entdeckte. Ulefeld konnte ihm dies niemals vergeben und benutzte jetzt begierig die Gelegenheit zur Rache. Er nahm den Obersten zwar freundlich auf, versprach auch, ihm ungesäumt nach Dänemark folgen zu wollen; ließ ihn aber, als er Abends von ihm nach seinem Wirthshause zurück ging, auf der Straße überfallen und nieder stoßen. — Um sich nun den Anschein völliger Schuldlosigkeit zu geben, eilte Ulefeld selbst, dem König von Dänemark diesen Mord schriftlich zu berichten, unterließ dabei nicht, auf die Thäter zu schelten und den Saamen zu hinlänglichem Verdacht auf Andere aus zu streuen; sein langes Ausbleiben aber mit dringenden Familien-Geschäften bestmöglichst zu entschuldigen, wozu ihm der Tod seiner Gemahlin Gelegenheit gab. Die Wittwe des Obersten klagte aber den Reichs-Hofmeister selbst wegen des Mordes ihres Gemahls an und wußte Zeugen herbei zu schaffen, die Ulefelds ältesten Sohn unter den Mördern erkannt haben wollten. Diese Beschuldigung gab zu einer neuen ernstlichen Untersuchung gegen ihn Anlaß. Wessen man ihn nun schuldig gefunden, ist nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen; doch müssen es, nach der an ihm vollzogenen Strafe zu urtheilen, gewiß schwere Verbrechen gewesen seyn: denn er ward für einen Beleidiger der Majestät und Verräther des Vaterlandes erklärt und die ihm zuerkannte Todesstrafe, weil er selbst abwesend, an seinem Konterfey vollzogen; es wurde nämlich, nachdem ihm die rechte Hand und der Kopf abgehauen war, geviertheilt. Die Stücke davon nagelte der Henker theils am oberen Saale des Hofgerichts, theils auf dem Walle an, nachdem er das Gräflich Ulefeldsche Wappenschild mit Füßen getreten und zerbrochen hatte. Auf der Stätte seines niedergerissenen Palastes ward eine Schandsäule zum Gedächtniß aufgerichtet.

Ulefeld, der mit seinen großen Schätzen in Sicherheit war, würde vielleicht über diese ohnmächtige, ihn selbst nicht erreichende Rache gelacht haben, hätte er nicht erfahren: daß der König im Geheim seinen ganzen Einfluß anwende, ihn selbst wieder in seine Gewalt zu bekommen, um das ausgesprochene Urtheil auch an seiner Person wirklich vollziehen zu lassen. Da er nun des Königs Beharrlichkeit kannte und vor seinem langen Arm sich nirgends sicher glaubte, so floh er endlich mit seinen drei Söhnen und einer Tochter nach Basel, gab dort seine Kinder für niederländische Edelleute und sich für ihren Erzieher aus, und lebte auf diese Weise lange geheim und unerkannt in der Schweiz. — Ein Streithandel, in den einer seiner Söhne mit einem Zürchischen Hauptmann gerieth, veranlaßte diesen jedoch, sich als Grafen kund zu geben und in der Hitze des Wortwechsels seinen Namen dem Gegner zu verrathen. Dies vernichtete abermals des Vaters mühsam erlangte Ruhe. Todesangst vor der Verfolgung ergriff ihn nun wieder und warf ihn sogar auf ein langwieriges Krankenlager. Als er, fast wieder genesen, eines Abends sich mit seiner Tochter allein zu Hause

befand, vernahm er ein leises wiederholtes Klopfen an der Thür. Die Tochter war eben beschäftigt, ihm einen Trank zu bereiten, daher denn Uiefeld selbst öffnete, vermeinend, der Arzt wolle ihn besuchen. — Aber es war Dina's Rächer, der Mönch, welcher ernst vor ihm stand und ihm den blutverrosteten Ring entgegen hielt. Mit einem Schrei des Entsetzens schlug er die Thür vor ihm zu, verschloß zitternd alle Eingänge und konnte gegen die erschrockene Tochter weiter nichts hervor bringen als: „Ich bin verrathen! ich bin verrathen!" — Die Söhne kamen spät von einem lustigen Gelag zurück und erstaunten nicht wenig, ihren Vater in einer solchen Stimmung zu finden. Sie mußten ihm zu Willen seyn und noch in derselben Nacht ein Fahrzeug bedingen, auf welchem er mit anbrechendem Tage den Rhein hinunter schiffen und so seinen Feinden entfliehen wollte. Es geschah; nur die Tochter durfte ihn begleiten, die Söhne aber sollten erst später nachkommen, wenn es ihm gelungen seyn würde, eine sichere Freistatt auf zu finden. In der Dämmerung des nächsten Morgens ward der kranke Mann in das Schifflein getragen und, mit Betten fest verdeckt, in die kleine Kajüte gelegt. Als die Sonne aufstieg, hatten sie Basel schon weit im Rücken. — Die Tochter war neben dem schlummernden Vater vor Ermattung auch eingeschlafen, ward aber durch einen Angstruf wieder aufgeschreckt und erblickte an seinem Bette einen Mönch, der ihr sagte: ihr Vater sey so eben verschieden. Und so war es auch: erst als der Mönch seinen Schwur erfüllt, hatte ihn der unerbittliche Richter abgerufen. Uiefeld war todt.

In der Nähe des Städtchens Neuburg, welches den Schiffenden jetzt gegenüber lag, brachten sie den Leichnam in ein Kloster. Hierher kamen, auf erhaltene Nachricht, auch die Söhne, um die Kleinodien, welche Uiefeld bei sich trug, in Empfang zu nehmen. Nur einen mit schwarzen Rostflecken bedeckten Ring, den sie früher niemals bei ihm gesehen, welcher ihm aber jetzt am Finger steckte, ließen sie dem Todten. Aus Furcht jedoch, daß man noch dem Leichnam des Geächteten Schmach zufügen möchte, führten sie ihn mit sich fort und sollen ihn unter einem Baume auf dem Felde heimlich begraben haben.

Gas-Beleuchtungen der obscuren Welt.

Wenn man den Werth einer vom Geist der Zeit verachteten und verkannten Sache wieder recht lebhaft empfinden lernen will, so muß man sich dieselbe aus der Reihe der Dinge hinweg denken. Nehmen wir einmal an: Das alte Testament und vorzüglich das erste Buch Mosis, mit Allem, was wir daraus vom Ursprung der Dinge wissen und gefolgert haben, wäre gar nicht vorhanden; wir wollen sagen: der menschliche Verstand habe bisher in Muthmaßungen und Hypothesen über diesen Gegenstand vergebens sich erschöpft, und es auf verschiedenen Wegen des Nachdenkens und der Beobachtung in Erforschung des Ursprungs der Welt und ihrer Geschöpfe doch nicht weiter gebracht, als die alten Griechen, welche die mosaische Schöpfungs-Theorie auch nicht kannten und bei all ihrem lebhaften Verstande immer nur mit sehr unzureichenden Fabeln und Vermuthungen darüber sich begnügen mußten, ja sogar in bedeutende Irrthümer geriethen; wir wollen voraus setzen, daß wir wirklich die mosaische Schöpfungs-Theorie noch nicht kennten: auf einmal aber würden im Morgenlande, in durchstörten Ruinen alter Tempel, die Bücher des Moses gefunden, ihr Inhalt entziffert und der gelehrten Welt bekannt gemacht, der nun plötzlich in der einfachsten und doch kraftvollen Sprache das Erhabenste, Vernunftgemäßeste aufstellte, was je über diesen Gegenstand gelehrt werden kann, woran Jahrtausende hindurch der Forschungsgeist der gelehrtesten Männer gescheitert war — fasset diesen Gedanken recht und gestehet es nur: daß jeder Wahrheits- und Alterthumsfreund mit hoher Freude über eine solche Entdeckung erfüllt werden müßte. Sage dann Jeder sich selber, in welchem Lichte ihm nun die hochfahrende Verachtung erscheint, womit jetzt so mancher Gelehrte und Ungelehrte auf jene heiligen Urkunden herab zu sehen beliebt!

Sehr treffend bedeutet das lateinische Wort Devotio, wovon das deutsch-französirte: Devotion, her kommt, und womit wir noch jetzt zuweilen in Briefen „zu verharren" pflegen, eben sowohl: Ergebenheit und Unterthänigkeit, als Verwünschung; denn wie so Mancher, der mit tiefster Devotion zu ersterben versichert, nimmt das Wort in seiner zweiten Bedeutung.

Es ist sonderbar, daß Milton's „verlorenes Paradies" erst nach des Dichters Tode für die Welt gewonnen worden; sein „wieder gewonnenes Paradies" hingegen für sie verloren gegangen, d. h. vergessen worden ist, obgleich Milton selber das letztere für weit gelungener hielt als das erste. So hat auch Petrarch seinen lateinischen poetischen und prosaischen Schriften die Ewigkeit versprochen, indeß er auf seine italienischen Sonette und andere Gedichte keinen großen Werth legte: dennoch sind die ersteren ziemlich vergessen, indeß die letzteren seinen Namen unsterblich machen.

Kühne Geister haben sich selten durch ihre Werke, Entdeckungen und Erfindungen bereichert, sondern in den mehresten Fällen Schmach statt Lob, Neid statt Theilnahme, Verfolgung und Fesseln statt Belohnung und Unterstützung von ihren Zeitgenossen, und erst spät Dank und Bewunderung bei der Nachwelt erworben; indeß mittelmäßige Köpfe und oft ganz gewöhnliche Menschen — die nicht fähig, selber zu erfinden oder zu entdecken, aber klug genug waren, schlau zu benutzen, was Andere geleistet — erndteten, was Jene gesäet hatten.

Innocenz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Eine höllische Fete wird jetzt zuweilen den Berlinern veranstaltet im „Literarischen Conversations-Blatt", welches unter seinen genießbaren Artikeln auch einen hat, der „Berliner Pickenick" überschrieben ist. Ein schlechtes Traktament, nicht für die, welche speisen — denn der Artikel ist ziemlich pikant und witzig — sondern für die, welche verspeiset werden. Hätte der Verfasser seine Gerichte, die er uns in jedem Monat einmal vorsetzen will, doch nur gleich französisch mit Pique-Nique überschrieben, da hätten wir es doch sogar im Titel weg gehabt, daß er uns mit Groll-Schnippchen bedienen will; denn so ungefähr ließe sich dies Doppelwort übersetzen. Im November-Pickenick (Nr. 9. 1821), den ich bis jetzt nur vor mir hatte (verdammte Unordnung in den Journal-Cirkeln! — sie sollten nicht Cirkel heißen, denn die Journale machen die Runde zuweilen sehr schlecht), ist ein Gemisch aus Berlin, das wie ein Kaleidoskop gar närrische Figuren bringt. Der „Zuschauer", Professor Zeune und seine Brille *), der Wetter-Prophet Dittmar (dem ich kritische Ungewitter prophezeie) und beinahe ein Dutzend anderer schriftstellernder Berliner; ferner unser Theater und die kriegerischen oder unpolitischen Theater-Rezensenten (die sich jetzt immer neu rekrutiren in den friedlichen politischen Zeitungen) — Alles wird da durchgenommen. Nun, wohl bekomme das Traktament! — wir haben nichts dagegen; denn daß die Speisen mit Gallensaft angerichtet werden, ist ja in der literarischen Kochkunst seit lange schon der neueste Geschmack, und wenn es die rechten Gegenstände trifft, so lobt man den Koch noch obenein mit Recht. — Hätte z. B. der Herausgeber der hiesigen „Personal-Chronik" dies auf geschickte Weise zu thun gewußt, so weit es sich nämlich mit Vernunft und Ehre in Einklang bringen läßt, so hätte man sie gelesen; da sie aber entsetzlich trocken war und blieb, so starb sie an der Abzehrung. Der Verleger (Hr. Enslin) soll auch der Redakteur gewesen seyn und hat sich wahrscheinlich gefürchtet, bessere Mitarbeiter zu bekommen, als er selbst einer war; denn danach zu urtheilen, was er abdrucken ließ, hat man ihn ohngefähr so honorirt, wie er die Mitarbeiter; d. h. man hat ihm für wenig so viel als nichts gegeben. Solche Sparsamkeit ist nie an rechter Stelle; wer nicht bei Zeitschriften mit Verlusten anfangen will, muß mit Verlusten aufhören, wie Hr. Enslin, trotz aller Kargheit, doch wohl wird gemerkt haben. Uebrigens haben wir in dem Revier der Zeitschriften weiter kein Grabgeläute, wohl aber manches Schellen-Geklingel der Anzeigen gehört. Solches Geklingel deutet auf neuen Zufluß im Wasserreich, nicht aber zeigt es an, wie etwa bei einem Karpfen-Teich, daß man Speise vertheilen, sondern daß man sie haben will. — Im Theater hat man uns „die Geheimnisse" gegeben, ein Lustspiel in einem Akt nach Melesville von Lembert. Es ist schon in dessen „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde" abgedruckt und da mögen die, welche das Stück nicht sahen, es lesen, wenn sie sich über den Stoff unterrichten wollen. Wir finden ihn hübsch, aber auch leicht, und wollen deshalb das Interesse daran nicht stören durch eine langweilige Aufstellung des Gerippes. Hat man die Möglichkeit angenommen: daß eine Geliebte ihrem flattersinnigen Geliebten als Prüfung seiner angelobten Stetigkeit einen vierzehntägigen Hausarrest auferlegen kann, so ist Alles zur Begünstigung für die nachfolgende, gut verwickelte Handlung geschehen; und jene Möglichkeit wird dadurch motivirt: daß man nicht die ernsten Deutschen, sondern die auch im Ernsten leichtfertigen Franzosen im Sinne haben soll — der Uebersetzer hatte deshalb wohlgethan, die französischen Namen nicht zu ändern. Gut gestrichen (besonders im Anfang) ist das kleine Stück eine offenbare Bereicherung der Aushülfen bei den Bühnen und recht gut besetzt muß es sogar bedeutend wirken; gefiel es doch hier bei sehr mittelmäßiger Ausführung. Wollte man „die Geheimnisse" favorisiren, so würde die Besetzung folgende seyn: Baronin: Mad. Schröck; Uhlanen-Rittmeister: Hr. Krüger; Luise: Demois. Franz; Husaren-Rittmeister: Hr. Wolff (es geht schon, denn die Geliebte ist eine Wittwe); Heinrich: Hr. Stich; Barnabas: Hr. Devrient. Die Ausführung, wie sie eben war, habe ich mittelmäßig genannt; bei zwei Rollen könnte man sich aber eines stärkeren Ausdrucks bedienen. Hr. Wiedemann mag alles Mögliche spielen können, nur nicht den feinen französischen Diener, und Hr. Zwick ist auf keinen Fall so bedeutend wie die Rolle des „Barnabas". — Madam Borgondio — macht Reverenz, Sänger und Sängerinnen! — hat am 3ten Januar auch auf unserer Bühne gesungen; Scenen und Arien von Zingarelli und Rossini waren es, was sie uns zuerst bot, und wir hoffen auf größere Leistungen, indem man ein Paar Opern italienisch einstudiren will. Der Zingarelli ist doch auch ein italienischer Componist, aber um wie viel höher steht er in der Gründlichkeit als seine neueren collegialischen Landsleute! — schon die eine Scene, welche die genannte Sängerin von ihm vortrug, bewies seine geistige Oberherrschaft. — Mad. Borgondio ist eine höchst ausgezeichnete Altistin; nicht eben in italienischer Manier, aber lobenswerther finden wir es, daß sie den Gesang in würdiger Einfachheit hält und trägt, ihn nicht mit Verzierungen überladet, die sie jedoch mit Geschmack an zu bringen, mit Geschicklichkeit aus zu führen weiß. Es war ein großer Genuß, sie zu hören und wir laden alle Musikfreunde ein, ihn nicht zu versäumen. Diesmal war das Haus leer; Viele gedachten wohl noch mit Schrecken der Mad. Bulgari (die übrigens in auswärtigen Zeitungen bekannt machen läßt: sie habe die Berliner entzückt — o die Glückliche, die Zischen und Stummseyn für Entzücken nahm!) und Andere sind vielleicht wegen Weihnacht und Sylvester noch mit ihren Börsen brouillirt. — Hr. und Mad. Seidler haben ein Conzert gegeben im neuen Saal des Hrn. Jagor, der sehr zweckmäßig eingerichtet und geschmackvoll dekorirt ist. Mad. Seidler sang gar lieblich; sie muß sehr fromm seyn, wenn sie dem Himmel genug danken will für Alles, was er an ihr gethan hat. Hr. Seidler bekam in dem ersten Conzert, das er spielte, den Krampf; mag es kein tonischer, d. h. kein bleibender seyn. Es ging ihm vor einigen Jahren eben so; er muß sich besonders vor Aerger und Furcht hüten; und da der Krampf — Hr. Seidler hatte ihn in der Hand — durch ein unregelmäßiges Zusammenziehen der Muskeln entsteht, so könnte der Künstler ihn vielleicht am besten dadurch vertreiben, wenn er sich recht regelmäßig übte; das wäre dann ein Heilmittel in jeder Hinsicht, was auch andern Virtuosen zu empfehlen ist, die es vielleicht vergessen, daß von der Unregelmäßigkeit solche fatale Zufälle entstehen. (W. M.)

*) Der Optikus Amuel hat freilich bewiesen, daß er die Lehre vom Licht nicht auf seine Schreiberei aus zu dehnen weiß; denn er meldete in den Berliner Zeitungen: „Hr. Prof. Zeune hatte auf Königl. Geheiß eine Reise nach Oxford zu machen und bei dieser Gelegenheit seine Brille zu zerbrechen" — da fehlt ein „hatte das Unglück", welches Hr. Amuel für sich behalten hat und nun auch recht gut brauchen kann; denn er hatte das Unglück, nicht richtig schreiben zu lernen, wie seine ganze Anzeige in gar possirlicher Art beweist. D. Einsender.

In London wurde im Theater von Coventgarden das neue Ballet „Joconde" plötzlich unterbrochen, weil ein Feind des Unternehmers das Gerücht verbreitet hatte: die Tänzer wären Italiener; so gehaßt ist gegenwärtig diese Nation in England wegen der Zeugen gegen die Königin. Nur spät, als man den Irrthum erfahren und daß es französische Tänzer waren, durfte weiter getanzt werden. (Courier.)

Beilage: Bemerker Nr. 1.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 12. Januar. 7tes Blatt.

Das schwarze Kind.

Posse von Fr. Laun.

Gäste.

Der Nachhall der fünften Stunde summte noch in der Luft, als eine ganze eben entlassene Winkel-Schule dem vorüber rollenden schönen Reise-Wagen ein gellendes „Ah!" mehrere Straßen mit großer Anstrengung nachtrug. An allen Fenstern, bei denen der Zug vorüber kam, wurde es lebendig. Jedermann wünschte schleunigst zu wissen: was die Auszeichnung bedeute, welche die Schuljugend diesem Wagen wiederfahren ließ. Allein die Darinsitzenden zogen sich so tief in den Fond des Wagens zurück, daß selbst die gereizte Neugier der zu beiden Seiten heran strömenden Schulkinder sich bis vor den Gasthof „zur gebratenen Taube", wo der Wagen endlich hielt, in Geduld fassen mußte.

Mit einem gediegenen Schimpfworte theilte der riesenhafte Hausknecht, welcher den Schlag zu öffnen kam, den Kinderstrom, wie einst Moses das rothe Meer, in zwei lebendige Mauern und bald hüpften ein Paar feingekleidete Herren mit kohlschwarzen Gesichtern aus dem Wagen und in den Gasthof hinein. — Aber als auch der die Neugierigen auslachende Postillon mit seinen vier Pferden schon längst heim geritten und der Wagen in den Schuppen gebracht worden war, hielt die immer größer gewordene Versammlung noch vor der Hausthür. Jung und Alt schickte sehnsuchtsvolle Blicke nach den Fenstern hinauf; allein die schwarzen Passagiere wurden nicht wieder sichtbar. — Der nebenan wohnende Senator Schnepper ließ sich bei dem Gastwirth erkundigen: was es mit ihnen für eine Bewandtniß habe? der wußte jedoch weiter nichts, als daß es die Gebrüder Blackhead waren und die Polizei ihren aus London datirten Paß für um so richtiger erkannt hatte, da sie allem Anschein nach ein großes Vermögen besaßen und sich eine Zeitlang in Litzenau auf zu halten gedachten.

Ihr Benehmen.

Die große Wohlhabenheit der beiden Schwarzen bestätigte sich mit jedem Tage mehr. Anfangs mochte freilich der lange Menschenschweif, der ihnen auf allen Schritten folgte, etwas Verdrüßliches für sie haben; er ward aber mit jedem Tage kleiner und verschwand gänzlich, als man sich satt an ihnen gesehen hatte.

Die Stadt Litzenau fing allmählig an, auf ihre flache, sumpfige Gegend stolz zu werden. Nichts nämlich als diese konnte die beiden Ueberseeischen bewogen haben, sich in ihr nieder zu lassen; denn jeden leidlichen Tag benutzten sie zu Ausflügen in dieselbe und pflegten die unleidlichen im Gasthof zu verbringen. Dennoch hatte die angenehme Mittelstadt seit Kurzem besonders sich in nützlichen Anstalten sehr hervor gethan. Ein Findelhaus war da und eine Lankastersche Schule, ein Museum und ein Turnplatz, welcher letztere aber freilich geschlossen worden; eine Schauspieler-Truppe war ebenfalls vor Kurzem wieder einmal eingewandert, um zu sehen: ob die Sage wahr sey, daß die Kunst in Litzenau nicht bestehen könne; Riesen, Zwerge, starke Frauen und wilde Thiere versuchten auch

von Zeit zu Zeit ihr Fortkommen daselbst; dahingegen hatte man so eben erst einen Seiltänzer-Verein weg gewiesen, weil der Direktor der Schauspieler-Truppe dem regierenden Bürgermeister in den Kopf gesetzt hatte: solch Volk thue der ächten Kunst erschrecklichen Schaden.

Die Honoratioren wunderten sich zwar anfangs sehr, daß die beiden Schwarzen, welche, zufolge eingezogener Nachrichten, nicht allein ihre Landessprache, sondern sogar die deutsche ziemlich inne hatten, Niemand besuchten, um sich wenigstens in der Ressource oder dem Museum einführen zu lassen. Allein bei den sehr ansehnlichen Geldern, worüber sie disponiren zu können schienen, sah man ihnen billig auch hierin durch die Finger.

Acclimatation.

Der Senator Schnepper, als Nachbar von der „gebratenen Taube“, glaubte endlich, den aufgeklärten Mann machen und selber sie besuchen zu müssen. — „Es sind ein Paar ganz kostbare Menschen“ — sprach er zu seiner Frau, als er von ihnen zurück kehrte — „und ich habe sie zum Sonntag-Mittag auf eine freundschaftliche Suppe eingeladen.“

Der Senator hatte zu Ehren der beiden Fremden die angesehensten Einwohner dazu gebeten, und von nun an wurden sie die Bewunderung der ganzen Stadt; denn sie aßen und tranken, ihrer schwarzen Extremitäten ohngeachtet, ganz so, wie man seit Menschengedenken in Litzenau zu essen und zu trinken pflegte. Wenn sie aber auch andere als die dort üblichen Sprachschnitzer machten, dabei den schönen Litzenauer Dialekt noch nicht inne hatten, so tröstete sie Jeder damit: daß kein Meister vom Himmel gefallen sey. — Bald gingen nun die Gebrüder Blackhead in den vorzüglichsten Häusern aus und ein, und Senator Schnepper that sich nicht wenig darauf zu gut, diese beiden ausländischen Pflanzen so wohl acclimatisirt zu haben.

Der Habicht.

Der Senator versuchte sogar noch mehr, die beiden reichen Herren der Stadt für immer zu gewinnen. Die Gasthöfe gehörten zu den vielen Instituten, welche in Litzenau nicht gedeihen wollten und die schwarzen Gebrüder klagten ungemein über den erträglichsten unter allen, den sie bewohnten. Senator Schnepper räumte daher den unzufriedenen Gästen ein Paar schöne Zimmer seines weitläufigen Hauses ein. Zwar regte sich der Wirth „zur gebratenen Taube“ dagegen und fragte in seiner heftigen Vorstellung unter Anderem: Wofür gebe es denn jetzt ein Theater in der Stadt, wenn man nicht einmal so viel darin lernen wolle, daß es neuerlich sogar in Schauspielen wieder ganz abgekommen sey, fremde Gäste, statt in Gasthöfe, wohin sie gehörten, in Privat-Wohnungen unter zu bringen. Und solch eine Gottlosigkeit denke man jetzt an einem Orte ein zu führen, wo ohnehin wegen dasiger schlechter Gegend und Straße ein Gastwirth seine Steuern und Gaben kaum erschwingen könne? Ja, noch mehr, einer der Väter der Stadt wolle gar zum bösen Habicht an der schuldlosen „gebratenen Taube“ werden. Da diese Vorstellung bei dem Stadt-Magistrat selbst eingereicht wurde, so war es ganz natürlich, daß der Gastwirth unter der Bedrohung: ein ander Mal, wenn er wieder dergleichen Invektiven ausspeien sollte, eingesteckt zu werden, unsanft entlassen ward, und daß die Gebrüder Blackhead in der neuen, allerdings ungleich besseren Wohnung bleiben durften. — Dem Senator nebenan zum Tusch lehrte der Gastwirth seinem Staar freilich das Wort Habicht aussprechen und hing ihn dann mit seinem Käfig vor ein Fenster des ersten Stockwerks, so daß der Senator kein Morgen-Pfeifchen mehr rauchen konnte, wobei ihm das Thier nicht den Namen: Habicht! wohl hundert Mal zugerufen hätte. Der Senator lachte darüber und stopfte dafür höchstens dem Vogel, wenn gerade der Wind nach ihm hinstieß, mit tüchtigen Tabacks-Wolken den Schnabel.

Merkwürdige Fragen.

Hätte der gute Senator nur einige Zeit darauf den Leuten in der Stadt den Schnabel auch so gut stopfen können. Nachdem nämlich die schwarzen Gebrüder schon über ein halbes Jahr bei ihm gewohnt hatten und kaum noch an Markttagen ein Bauersmann vor ihren schwarzen Gesichtern gaffend stehen blieb, da entstanden allmählig mehrere merkwürdige Fragen, sogar schon in der Ressource, wenn die Herren Blackhead und der Senator einmal abwesend waren. — „Warum mag nur“ — fragte man — „die Senatorin Schnepper jetzt so selten in Conzerten und Schauspielen ohne den Sir John Blackhead sich sehen lassen? Warum mag nur der auch zu Hause immer bei ihr stecken, während sein Bruder, Sir Williams, mit ihrem Manne oder allein sich auswärts herum treibt? Warum mag der sonst in allen Dingen für superklug geltende Senator in diesem einen kitzlichen Punkte so ganz hölzisch vernagelt seyn?“ — Diese Fragen begriffen, wie man sieht, ihre Antworten gewissermaßen mit in sich und waren gar lange schon in Litzenau hin und her gelaufen, ehe sie endlich auch vor die Ohren des Senators Schnepper gelangten. Einmal nach Tische aber, während seine Frau an Sir Johns Arm um die Stadt spazierte, haspelte sich eine alte schwindsüchtige Jungfer, seine Verwandte, mühsam die Treppe nach des Senators Wohnung hinauf und suchte ihm den Kaffee, den er vorsetzen ließ, mit obigen, nach Ort und Umständen nur etwas modifizirten Fragen zu würzen. — So gleichgültig waren sie ihm nicht als der Habichtruf des Staars, und er stutzte anfangs allerdings: bald aber sammelte er sich wieder und sprach: „Dergleichen Reden, liebe

Jungfer Muhme, sind Ausgeburten müßiger und zum Theil boshafter Köpfe. Wer anders als ein Pinsel oder eine ausgemachte Megäre könnte wohl eine Frau, so tugendhaft wie die meinige, in solch einen bösen Verdacht ziehen, in Verdacht mit einem Schwarzen?" — Die gewaltigen Trümpfe, die er ihr sonach entgegen setzte, brachten die liebe Muhme zum Schweigen; und auf der Stelle pflichtete die Jungfer, welche ein kleines Monatsgeld von ihm bezog, dem Vetter gänzlich bei, schimpfte gewaltig auf die Verläumdung der Welt und verließ ihn späterhin mit der, ihr ausgehungertes Herz gewaltig erhebenden Satisfaktion, ihm doch ein tüchtiges Häkchen ans Herz gelegt zu haben.

H m, h m!

Allein das Häkchen haftete nicht lange bei dem Senator. Kaum sah er seine Frau wieder, so glaubte er auch in ihrer schuldlosen Miene die völlige Widerlegung des lügenhaften Gerüchts zu finden, und statt sie mit der bösen Nachrede bekannt zu machen, suchte er lieber von nun an unvermerkt ihr Alleinseyn mit dem Schwarzen zu verhindern; denn er fürchtete den Eindruck solch eines Gerüchts auf sie, besonders wegen der sehr großen Nähe ihres Wochenbettes, des ersten, seit der bereits fünfjährigen Ehe. — Aber eben der Umstand, daß die ersten fünf Jahre sich ohne alles Wochenbette beholfen hatten und der körperliche Zustand der Frau Senatorin jetzt mit einem Male auf ein solches auffallend hindeutete, nährte die bösen Vermuthungen der Stadt. Sogar der Staar in der „gebratenen Taube", welcher mit Anfang des Frühlings aus seinem Winter-Quartier wieder vor das Fenster heraus rückte, brachte jetzt, als Belege dafür, wie sehr er in seiner Kultur mit Zeit und Umständen vorwärts schreite, statt des vormaligen „Habicht" ein anderes, auch mit einem H anfangendes Wort, dem Senator zum Morgengruß. — Alle Vorübergehenden, die es hörten, drummten, mit verbissenem Lachen nach dem rauchenden Rathsherrn hinauf schielend, ihr leises; „Hm, hm!"

Allerlei Sorgen.

Der Rauchende allein merkte nichts von diesen Anzüglichkeiten. Voraussetzend, der Vogel sage noch immer sein gewohntes Habicht, gab er gar nicht Acht darauf. Ueberhaupt hatte der Senator eben den Kopf ungemein voll: Erstens war das Unglück eingetreten, daß man eine ganze Diebesbande endlich in Litzenau erwischt und eingezogen hatte. Meistens geborne Galgenschwengel, wie er meinte. Das veranlaßte nun Vernehmungen über Vernehmungen und zwar solche, bei denen der Fragende ganz anders gesattelt seyn mußte, als bei den gewöhnlichen Dilettanten im Stehlen, die, als Bettler oder Vagabunden, irgendwo etwas gelegentlich hatten mitgehen heißen und darüber ertappt worden waren. Tag und Nacht dachte der Senator Schnepper nach, wie er sich auf die nächsten Verhöre recht vorbereiten wollte; sogar in die sonst so köstliche Morgen-Pfeife zum Fenster hinaus stahl sich jetzt allezeit die Sorge mit hinein. — Und letzterer gesellte sich noch eine andere, wenigstens eben so beunruhigende. Welche sollten zu Pathen seines künftigen Kindes genommen werden? Alle vorzüglichen Honoratioren der Stadt konnte er nicht wählen und doch hatte er so viel Bekannte, von denen er keinen gern vor den Kopf stieß. Seit vierzehn Tagen sann er schon über diesen wichtigen Punkt nach, ohne zu einem klaren Resultat zu gelangen. Ueber nichts war er mit sich einig, als darüber, daß die beiden Schwarzen in das frohe Fest mit eingeschwärzt werden müßten. „Denn" — meinte er — „gerade durch eine besondere Freundschaft für sie muß unsereins dem großen und kleinen Pöbel zeigen, wie wenig man sich aus dem albernen Verdacht macht, den er in meine gute Frau gesetzt hat." (Die Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Fontenelle schrieb eine Oper „Thetis und Peleus" und ließ sie im Jahr 1681 aufführen. Siebenzig Jahr nachher (den 29sten November 1750) besuchte er eine Aufführung dieser Oper, saß in derselben Loge, auf demselben Platz, zwischen zwei damals Jugend-, jetzt Alters-Freunden, die auch in jener Darstellung gegenwärtig gewesen, damals mit ihm zu Mittag gespeiset hatten und auch jetzt wieder mit ihm speiseten.

In Karamsins „Geschichte des russischen Reichs" wird erzählt: Der Großfürst Jsioslaf forderte vom Fürsten Galitsch einige Städte zurück, welche dieser ihm traktatswidrig vorenthielt. Ein Bojar sollte die Sache unterhandeln. Der Fürst lehnte die Herausgabe ab; der Bojar bestand auf dem Recht seines Herrn, berief sich auf den Traktat und den Eid des Fürsten, besonders aber auf das von ihm geküßte Kreuz. „Bah!" rief Galitsch aus; „es war ja nur ein ganz kleines Kreuzchen!"

Ein Wucherer ließ sich, wenn er Geld verlieh, immer die doppelte Summe verschreiben, indem er behauptete, daß er nach dem Spruche: „Bis dat, qui cito dat" auch wirklich das Doppelte gegeben habe.

Die Marionetten sind die Erfindung eines Zahn-Arztes, Namens Brioché, in Paris. Th. Laurin.

Distichon.

Frage kein weiblich Geschöpf nach seiner Jahrszeit des Lebens:
Frühlings-Blumen sind sie, zitternd vor Sommer und Herbst.

J. Ecker.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Es kann den Lesern nicht uninteressant seyn, einige nähere Nachrichten über den, in öffentlichen Blättern jetzt oft genannten Professor Dampe und die Art seines Verbrechens zu erhalten; ich will sie deshalb aus guter Quelle mit-

theilen. — Wie fast im ganzen übrigen Europa gab es und giebt es auch hier einige unruhige Köpfe, die nun einmal mit dem Bestehenden nicht zufrieden seyn wollen und stets eine Neuerung, besonders hinsichtlich der Verfassung und Regierungsform, wünschen. Dies zeigte sich auch bei uns schon mehr oder minder bei verschiedenen Gelegenheiten, obgleich im Ganzen wohl kein Volk Europens mehr Ursach hat, mit seinem Beherrscher zufrieden zu seyn, als wir Dänen, und kein anderes sich in Hinsicht des Patriotismus über uns stellen darf. Schon die lächerliche Juden-Fehde, die wir von den Nachbar-Staaten als eine Art ansteckender Krankheit überkommen, zeugte von einem eigenen und sehr gespannten Zustande, von einem Geiste der Gährung selbst unter dem großen Haufen, und machte den sorgsamen Beobachter aufmerksam auf das allmächtige Walten und Fortschreiten des Zeitgeistes. Hier ging der Wunsch nach Veränderung des Bestehenden wohl mehr aus dem hervor, was andere Nationen über diesen Gegenstand geäußert, als aus dem Gefühl, daß sie wirklich nothwendig zum Wohl des Ganzen sey. Man hörte und sah in den Zeitschriften die repräsentative, constitutionelle Verfassung besonders loben und heraus heben, und dachte sich: es muß doch ganz etwas Herrlichrs und Absonderliches darin liegen, weil so Viele es wünschen und mit Heftigkeit, ja mit Gefahr ihres Lebens begehren und zu erstreben bereit sind. — Diese Idee erzeugte nach und nach Wünsche bei Einigen, die dadurch zum Unrecht wurden: daß sie dieselben laut mittheilten, statt sie für sich zu behalten, und daß sie die ewige Wahrheit des alten Meisters vom Stuhle (Goethe's): „Eines schicke sich nicht für Alle", nicht gehörig beachteten und für Dänemark etwas forderten, was vielleicht nicht einmal zum wahren Heil desselben gedient haben würde, wenn sie auch die Ideen hätten ausführen können, die in ihrem Gehirn sich gebildet hatten. Zu diesen letzteren unruhigen Köpfen gehörte der Professor Dampe, der früher ein sehr beliebter und besonders vom Volke hochgehaltener Kanzel-Redner war, weil er, wie man zu sagen pflegt: „kein Blatt vor den Mund nahm" und frei heraus seine Herzensmeinung mit apostolischer Beredsamkeit an den Tag legte. Seine Predigten, hieselbst gehalten, waren sehr beliebt und besucht; in Allem, was er that und sagte, zeigte sich auch wirklich eine gediegene, ernste, kräftige Natur, eine gesunde, nicht von Vorurtheilen befangene Urtheilskraft, die sich aber sichtbar verläugnete, als hier die Juden-Fehde ausbrach, bei welcher er einen Antheil nahm, der eines Religions-Lehrers, eines Predigers der sanften, duldenden Moral des Christenthums keinesweges angemessen, viel weniger würdig war. Er ging so weit in seiner Verirrung, daß er die allerunerträglichste Intoleranz öffentlich predigte, ein nicht verzeihlicher Mißgriff für einen Religions-Lehrer des neunzehnten Jahrhunderts! Da er sich sanften Ermahnungen von Seiten des hiesigen Gouvernements durchaus nicht fügen wollte, sondern in seinen Predigten fortfuhr, sich gehässig und eifernd gegen die hart bedrängten Israeliten zu zeigen und dadurch die größte Gefahr für dies Volk sowohl als den Staat selbst herbei ziehen konnte, weil man die Macht seiner Rede und das Ueberwiegende seines wirklich ungewöhnlichen Einflusses auf die Gemüther seiner Zuhörer kannte, so versagte man ihm die Kanzel und den mündlichen Vortrag überhaupt. Er kündigte nun Vorlesungen über die Lehrsätze der Augsburgischen Confession an, die auch ein Mal gehalten wurden, dann ihm aber gleichfalls von der Canzlei und Polizei untersagt wurden, obgleich er nichts Strafbares vortrug. Er machte jetzt die zweite Vorlesung durch den Druck bekannt und ließ das Schreiben und Verfahren der Canzlei und Polizei publiziren, um zu zeigen, daß man ihm das Reden ganz ohne Grund verboten habe; doch es blieb von Seiten Beider bei dem früheren Ausspruche, und im Aerger darüber mag er zuerst die constitutionellen Ideen gefaßt haben, die ihn hernach unglücklich machten. Er äußerte diese in mehreren kleinen Aufsätzen, „Gedanken" betitelt, unverhohlen in verschiedenen Zeitschriften, und gab endlich ein Wochenblatt, worin er diese Gedanken nieder legte, gratis heraus. Kurz nach dem Erscheinen desselben wurde aber sein revolutionaires Streben entdeckt und er in Folge dieser Entdeckungen verhaftet. Wie sein fester Charakter es vermuthen ließ, hat er aber bis jetzt noch so gut als gar nichts eingestanden, und obgleich man alle seine Papiere in Händen hat, welche das wirkliche Vorhandenseyn eines Verbrechens gegen den Staat darthun, kann man ihm nichts anhaben, da sie nicht von seiner eigenen Hand sind und er Verfasser derselben zu seyn leugnet, ohne jedoch einen Andern angeben zu wollen. Der Zeit muß es vorbehalten bleiben, diese Geheimnisse zu enthüllen. — Im hiesigen Theater sahen wir im Laufe des November-Monats nur eine Neuigkeit, nämlich „Ezzelino, Tyrann von Padova", welches Stück Professor Kruse zuerst deutsch geschrieben und der Hamburger Bühne, wo es gefallen haben soll, überließ, es hernach aber auch für uns Dänen übersetzte. Obgleich die Rollen sehr gut vertheilt und besetzt waren (unser vortrefflicher Ryge gab den „Ezzelino" meisterhaft), fand das Stück doch wenigen Beifall bei dem hiesigen Publikum. Mehr Glück machte Rossini's „Tancred". Auch „Don Juan" ging über unsere Bühne, ward aber nur sehr mittelmäßig aufgeführt, welches in den hiesigen Blättern eine sehr scharfe Kritik (eine seltene Sache bei uns) veranlaßte. Hr. Stage als „Don Juan" ward tüchtig mitgenommen; dies erregte einen heftigen Federkrieg, indem ihn seine zahlreichen Verehrer zu vertheidigen suchen, was, wie es immer bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, den Eifer seiner Gegner nur noch mehr stachelt und spornt. Daß von beiden Partheien sogleich Persönlichkeiten eingemischt wurden, machte es dem Publikum leicht, beide Heerführer als untauglich zu erkennen; denn die wahre Kritik und die bescheidene Anti-Kritik scheut Persönlichkeiten wie die Pest und weiß sie stets zu umgehen und zu vermeiden. — In besseren Kritiken ward es mit Recht gerügt: daß unsern jungen hoffnungsvollen Schauspielern ein Fortschreiten auf der Bahn der Kunst durch den Umstand sehr erschwert ist: daß die älteren Mitglieder der Bühne eine Art von Eigenthumsrecht auf gewiße Rollen ausüben und somit den jüngeren nicht gestatten, darin aufzutreten. Jüngere Talente sollen bescheiden seyn; aber an Gelegenheit, sich zu zeigen, darf es ihnen doch auch nicht gänzlich fehlen. — An jedem Sonntag findet man Mittags eine Menge Herren und Damen bei dem Professor Oehlenschläger versammelt, der ihnen Vorlesungen über die Poesie und vorzüglich über die Dramaturgie hält, und durch einen allgemein verständlichen Vortrag, wobei er die Werke der verschiedenen vaterländischen Dichter als erläuternde Beispiele benutzt, vorzüglich die Bildung des Geschmacks, die Veredlung des Herzens und die Vorbereitung zu höheren Studien beabsichtigt. S.

In den „Variétés" trat ein fremder Schauspieler, Namens Honoré, auf. Es sollte, laut der Ankündigung, ein anderes Stück gegeben werden; weil aber der Schauspieler Leon plötzlich krank geworden, wurde die bekannte Posse: „Je fais mes farces" eingeschoben. Damit war ein Theil des Publikums unzufrieden; man zweifelte an Leon's Krankheit; man rief ihn hervor und wollte Honoré nicht spielen lassen. Endlich überbot ein Schreier alle Uebrigen und rief: „Leon heraus! Leon soll spielen, todt oder lebendig!" — Jetzt erschien Honoré und bat um Gehör. „Meine Herren!" sagte er, „ich habe hier in den „Farces" auftreten sollen; man hat mich als Dümmling bedungen und bezahlt; aber ich muß gestehen: in solcher Vortrefflichkeit, wie Sie eben mein Fach spielen, vermag ich es nicht nach zu thun" — Man lachte, conversirte und — ließ ihn spielen. (Courier) Was würde sein Loos in Deutschland gewesen seyn?

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 13. Januar. 8tes Blatt.

Nachbildung altfranzösischer Liedchen.

1.
Nichts durch Falschheit zu verschulden,
Ihr zu dienen, Ihr zu hulden
Und verstummend gern zu dulden,
Ist mein Streben immerfort.
Kein Verschulden, kein Erkühnen,
Stilles Dulden, sanfte Mienen,
Treues Hulden, treues Dienen
Fordern Lohn auch ohne Wort.

2.
Vergieb, Du, die ich minne,
Daß ich, den Stab zur Hand,
Die Pilgerfahrt beginne
In das gelobte Land.
Dir treuen Dienst beweisen
Kann ich so dort wie hier;
Mein Reisen ist kein Reisen:
Mein Herz bleibt doch bei Dir.

3.
O Grausamkeit, an großer Schönheit reich!
O große Schönheit, reich an Grausamkeit!
Im Liebe muß ich klagen über euch,
Daß ihr zuwider meiner Liebe seyd.
Einst werdet ihr, sterb' ich vom herben Dulden,
An meinem Grab des Undanks euch beschulden.

4.
Treu sind Dir mein Herz und ich:
Denn Beide lieben nur Dich,
Und bleiben aus Lust und Pflicht
Dir treu bis zum jüngsten Gericht.

5.
„Von Zärtlichkeit
Und Liebesleid
Nie mehr ein Wort!
Bei meinem Schwur,
Sonst geh' ich fort!" —
So blicke nur
In mein Gesicht:
Das Auge spricht
Und redet nicht.

Haug.

Das schwarze Kind.

(Fortsetzung.)

Die Bade-Mulde.

Der Litzenauer Jahrmarkt war ohnstreitig das letzte Fest außer dem Hause, welches die Frau Senatorin vor dem Wochenbette beging. Es gab diesmal gar herrliche Dinge auf ihm; vorzüglich gefiel der guten Dame eine lackirte schwarze Bade-Mulde so, daß ihr Gatte solche durchaus kaufen sollte. „Liebes Kind!" sagte er, „wozu haben wir denn die schöne kupferne, die sich noch von meiner Mutter herschreibt, in der ich selbst vormals gelegen? In jetziger Zeit darf man doch wahrlich nicht das Geld zum Fenster hinaus werfen!" — Allein die Senatorin meinte: daß ein Kind sich allerliebst in dem Schwarz der Bade-Mulde ausnehmen müsse und war mit ihres Eheherrn ökonomischen Gründen durchaus nicht zu beschwichtigen; ihr Gatte blieb jedoch bei seinem Satze stehen. Zum Glück war, wie gewöhnlich, Sir John Blackhead ihr zweiter Begleiter und der ließ sich das gesagt seyn. — Als die Senatorin Abends zu Hause darüber Grillen fing: daß ihr nichts auf der Welt fehle als die lackirte Bade-Mulde, klingelte es und siehe da: eben diese Bade-Mulde kam an. Die Sehnsucht der Wöchnerin danach für viel

wichtiger auf das Wohl des Kindes haltend, als der Senator, hatte Herr John Blackhead sie richtig eingekauft, damit das Kind ja nicht etwa wegen des unbefriedigten mütterlichen Verlangens ein falsches Fleckchen bekommen möchte.

Schneller Entschluß.

Zitternd am ganzen Leibe über die Ruchlosigkeit, mit welcher die eben wieder verhörten Diebe die bereits nach manchem Kopfbrechen ihnen mühsam abgerungenen Geständnisse fast insgesammt widerrufen hatten, kam der Senator eines Mittags nach Hause. Ein Glas, mit der Aufschrift „Seifen-Pulver", auf den Tisch setzend, rief er ins Nebenzimmer: „Der Apotheker —!" — „St!" entgegnete daraus die eben anwesende Wehmutter und berichtete ihm dann mit halben Worten: daß seine Vaterschaft ohnstreitig noch vor Abend eintreffen werde. — „Du lieber, himmlischer Gott!" rief da der Senator Schnepper; „muß denn Alles mit einem Mal herein stürmen über mich, die Ruchlosigkeit der Diebe und auch die Eile dieses Kindes?" — Einen Augenblick später trat Sir John athemlos herein mit der Nachricht: daß ein Brief, den die schwarzen Gebrüder eben erhalten, ihre Abreise in künftiger Nacht nothwendig mache. — „Geht nicht!" sprach da der Senator verzweiflungsvoll; „geht unmöglich! Die erste Kindtaufe in meinem Hause, meine theuren Freunde, müssen Sie nothwendig mit feiern helfen!" — Achselzuckend bedauerte der Sir, daß sie durchaus zur Reise genöthigt wären. Sir Williams, welcher dazu kam, bekräftigte es, daß an einen Aufschub kein Gedanke sey. — „Hm!" sagte der Senator, öffnete dann in höchster Unruhe noch einmal die Nebenthür, der Wehmutter winkend. „Also gewiß noch heute?" — „Zuverlässig!" — Er machte darauf die Thür wieder zu und sprach: „Meine verehrten Herren und Freunde! Noch heute wird der Himmel mich mit dem seit beinahe fünf Jahren ersehnten Kinde beschenken, und um in Ihnen künftig auch meine Herren Gevattern verehren zu können, setze ich mich kecklich über die Gewohnheit hinaus, das Neugeborne erst später der Taufhandlung zu unterwerfen; heute Abend schon soll sie vorgenommen werden. Unter diesen Umständen darf ich doch auf Ihre freundschaftliche Assistenz rechnen?" — Die schwarzen Gebrüder machten eine bejahende Verbeugung. — Auf der Stelle fertigte nun der Senator den Johann im Sonntags-Tressenrock an den Haupt-Pastor, wegen der Kindtaufe auf den Abend, ab, während die Gebrüder Blackhead sich nach ihrem Zimmer zurück zogen.

Zur Wahl der Pathen mußte gleichfalls geschritten werden und was dem Senator früh bei der Pfeife nie vollständig hatte gelingen wollen, das brachte die Nothwendigkeit sehr bald zu Stande. Noch ehe der Johann vom Haupt-Pastor zurück kehrte, hatte er sich zu Einladung derselben in den nöthigen Glanz geworfen.

Die alte Neuigkeit.

Gegen alle Gewohnheit schnell eilte bald nach Tische der dicke Amts-Aktuar nach der Ressource, wo eben eine kleine Anzahl Mitglieder einen Karpfen-Schmaus feierte. Er hatte den Haupt-Pastor gesprochen und die große Neuigkeit, welche der ihm mitgetheilt, drohte ihm das Herz zu zersprengen; dennoch platzte er nicht sogleich damit heraus. „Nichts Neues, meine Herren?" begann er vielmehr, seine Pfeife stopfend. — Sie wußten aber weiter nichts, als daß der Wirth ein Flegel sey, der für vieles Geld immer weniger gebe und seinen Burgunder fast noch ärger verschneide als die alten Whistkarten, die er sich gewöhnlich für neue bezahlen lasse. — „Das sind halbvergessene Geschichten, meine Herren!" entgegnete der Neuangekommene.

Ist das schon genug!

Der Mund des Aktuarius schwieg, desto lebhafter aber sprach sein Auge: daß höchstwichtige Sachen sich ereignet haben mußten. Der Eine rieth auf dies, der Andere auf jenes. Nach manchem Lächeln und Kopfschütteln aber sagte der Aktuar endlich: „Das Neueste ist die Kindtaufe auf den Abend bei dem Senator Schnepper." — Alles riß die Augen auf. Der Ober-Einnehmer sprach: „Ihr Wort in Ehren, Herr Aktuarius! aber die Wehmutter wohnt doch in meinem Hause, und die fragte ich vor Tische selbst. Sie hat noch kein Kind gebracht." — „Das weiß ich wohl!" antwortete der Aktuar; „aber Mittags ist sie gerufen worden und hat den Zustand der Wöchnerin so gefunden, daß heute das Kind ohnfehlbar erscheinen soll. Ist doch schon mein Schwager, der Haupt-Pastor, für heute Abend zur Taufe aufgefordert; von ihm hab' ich's." — „Lauter Neuerungen!" rief da der Amts-Verwalter. — „Ja wohl, ja wohl!" seufzte der Ober-Einnehmer; „die Kindtaufe fest zu setzen, bevor noch das Kind auf der Welt ist! Der Senator Schnepper liebt die Neuerungen ungemein und ich bin herzlich froh, daß er nichts über unser Acciswesen zu sagen hat; denn sonst sähe ich schon im Geiste das schöne kunstreiche Gebäude, ein Werk unserer Voreltern, die doch auch nicht auf den Kopf gefallen waren, zusammen stürzen! Was der Mann für Dinge macht! Ein Rathsherr sollte sein Augenmerk darauf richten, daß den einzelnen Bürgern ihre Rechte nicht entzogen würden, statt dessen nimmt er zum Exempel meinem Vetter, dem armen Taubenwirth, seine einzigen Gäste und dazu ins eigene Haus. Die Strafe wird ihm aber auf dem Fuße folgen: das hat der Mitvater der Stadt damals gewiß nicht gedacht, daß ihm an den Schwarzen zwei Mitväter in seinem eigenen Hause zuwachsen sollten." — „Hm!" erwiederte der Steuer-Kassier ironisch; von einem

Mitvater, das wissen wir Alle, kann da nur die Rede seyn." — „Ist das schon genug!" sagte ein Anderer, eine laute Lache aufschlagend.

Grund zur Eil.

„Uebrigens" — fuhr der Ober-Einnehmer fort — „begreife ich gar nicht, warum er so eilt mit der Taufe!" — „Wegen der nahen Abreise der Herren Blackhead, welche auch Pathenstelle vertreten sollen; so hat der Johann dem Haupt-Pastor erzählt!" sprach der Aktuar, sein Lachen thunlichst zu mäßigen suchend. — „Wer weiß, was das zu bedeuten hat!" entgegnete der Ober-Einnehmer schlau. — „Nun?" fragten Mehrere zugleich. — „Eine — Ahnung vielleicht, daß das Kind von anderer Farbe seyn könnte, als unsere gewöhnlichen Kinder in hiesiger Stadt." — Auf einmal schien Vielen ein großes Licht auf zu gehen. „Ja wohl, ja wohl!" riefen sie. — „Und da" fuhr der Ober-Einnehmer fort, „wird er vielleicht zu den Schwarzen sagen: Hier, hier nehmt das Kind auch mit, das euch so ähnelt, und die Frau wird nachkommen, sobald ihre Umstände es zulassen." — Alles pries den Scharfsinn des Ober-Einnehmers. — „Wie nennt man doch solche Kinder?" fragte der Steuer-Kassier. — „Mestizen, denke ich!" antwortete der Aktuar. — Es gab einige Zweifel dagegen, die jedoch durch die neu angeschaffte „Real-Encyclopädie" sogleich erledigt wurden.

Der Wolf in der Fabel.

„Wenn nur der gute Senator nicht auf den Einfall geräth, mich mit zu Gevatter zu bitten!" sprach jetzt der Amts-Verwalter. „Ich liebe die Scenen nicht, die eine so schwärzliche Unschuld in einem lange honett gewesenen Hause verursachen kann! Und doch muß ich, bewandten Umständen nach, alle Augenblick fürchten, daß die Einladung wirklich erfolgt: denn gesagt davon hat er mir schon vor einem halben Jahre." — Kaum waren diese Worte verklungen, als um ihn her eine bedeutende Stille, ein seltsam verlegenes Vorsichhinblicken der ihm Gegenüberstehenden entstand. Der, vor dem noch die „Real-Encyclopädie" lag, verblätterte hastig das Wort „Mestizen", während dem Amts-Verwalter Jemand auf die Schulter klopfte. — „Ich störe doch nicht, meine Herren?" begann der, in schwarzseidenen Unterkleidern, den Klapphut unter dem Arm, eingetretene Wolf in der Fabel, den Schweiß von seiner Stirn wischend, nahm dann den erblassenden Amts-Verwalter auf die Seite und bewährte durch seine Bitte: daß Jener nicht ohne Grund besorgt gewesen war. — Darauf ging der Senator Arm in Arm mit dem seufzenden Amts-Verwalter hinweg und klagte diesem seine Noth: daß er, bei den heutigen Stravazen mancherlei Art, noch nicht einmal zum Mittagessen habe kommen können.

Kouriere über Kouriere.

Ach, des Senators Noth am Abend war noch viel größer als seine Tagesleiden. Denn schon hatten mehrere Taufzeugen und Zeuginnen sich eingefunden und doch war der erwartete Täufling noch immer nicht einmal ans Licht gefördert. — Es gingen Kouriere über Kouriere aus dem Gesellschafts-Zimmer in die künftige Wochenstube ab; immer aber brachten sie dem, hoffentlich baldigen Vater den leeren Trost aus der Wehmutter Munde mit: das Kind werde schon noch erscheinen. Wie, wenn es nun todt zur Welt kam und er die zwölf Gevattern umsonst her bemüht hatte? Ach, er bereute tausendmal sein dankbares Gemüth, dem zufolge er die beiden schwarzen Herren Gevattern nicht, ehe sie solches geworden waren, hatte abreisen lassen.

Die Gevattern waren längst beisammen, die Gebrüder Blackhead ausgenommen, welche, wegen des Einpackens, das sie beschäftigte, erst zur gehörigen Stunde gerufen seyn wollten. Zu Ausfüllung der den Versammelten übrigen vielen Zeit wurden die Torten und das andere Backwerk nebst dem Wein schon vor der, immer mehr in den Hintergrund tretenden künftigen Taufe herum gegeben: allein der sichtbare Verdruß der Gäste ward nicht verscheucht durch diese Maaßregel. Besonders hatten einige Frauen vor Verlangen gebrannt, das farbige Kind zu sehen, und fürchteten nun sehr, daß die Senatorin, die verfängliche Schwärze an ihm gewahrend, die Frucht ihrer verpönten Liebe heimlich fortschaffen lassen und ihr Auge um die ganze Hoffnung auf einen so seltsamen und hohen Genuß bringen werde. — Aber gleich dem heftigsten Schlage einer Elektrisir-Maschine fuhr bald nachher die Nachricht: daß nun endlich der sehnsuchtsvoll erwartete junge Weltbürger angelangt sey, durch die ganze Gesellschaft und der triumphirende Hausherr ließ nur die Wehmutter, bei Allem, was ihr theuer sey, ersuchen, sich zu beeilen; denn der zeitherige Verdruß der Gäste hatte den Kuchen- und Torte-Tellern schon außerordentlich zugesetzt, so daß, wenn die Sache noch eine Weile dauerte, völlige Erschöpfung alles anständigen Mundvorraths zu besorgen war. (Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Der Doktor L. in Paris, ein großer Theoretiker, der aber das Unglück hatte, daß ihm bei der Praxis fast alle seine Patienten starben, wurde einst zum Mitglied einer landwirthschaftlichen Gesellschaft ernannt. — Er scherzte darüber und sagte: „Ich weiß gar nicht, was sie dort mit mir wollen: ich bin weder Baum noch Staude, weder Frucht noch Blume!" — „Aber Sie sind ja doch eine Art Dünger!" entgegnete ein Anwesender ironisch.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Unsere Stadt ist in diesem Winter weit weniger belebt als sonst. Die Ursache liegt eines Theils in der Abwesenheit des Herrn Erbgroßherzogs und seiner Frau Gemahlin, der Großfürstin, welche am 3. November nach Troppau zum Congreß abgereiset sind; andern Theils in dem Unglück, welches

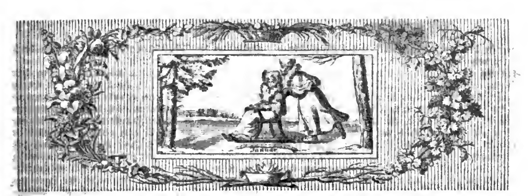
unsere hochverehrte Frau Großherzogin betroffen hat, indem sie am 7. November in ihrem Zimmer einen bedauernswürdigen Fall that, den Arm brach und sich außerdem noch bedeutend beschädigte. Die Nachricht dieses Unglücks wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle Weimarer, und die allgemeine Theilnahme bewies: welcher Liebe und Hochachtung sich die hohe, herrliche Fürstin zu erfreuen hat. Mit ungeheuchelter Freude theilte man sich nach acht Tagen die frohe Botschaft mit, daß alle Gefahr vorüber sey. — Hatte dieses Unglück uns betrübt, so erfreute dagegen die Ankunft des Herzogs Bernhardt, General-Major in holländischen Diensten, nach einer dreijährigen Abwesenheit alle Bürger und Einwohner, die nie vergessen werden, was er, vorzüglich in dem verhängnißvollen Jahre 1813, für sie gethan hat. Damals übernahm er bis Ende Oktober die Stelle eines Stadt-Kommandanten. Mit Verachtung aller Bequemlichkeit verließ er auch Nachts seinen Posten nicht; mit Gefahr seines Lebens bestritt er die übermäßigen Anforderungen fremder Krieger; schaffte beraubten Landleuten ihr Eigenthum wieder, und wachte und sorgte unermüdet für das Wohl und die Ruhe der Stadt und ihrer Umgegend. Dies werden ihm die Weimarer nie vergessen; sie freuen sich daher immer, wenn sie ihren **Bernhardt** wieder sehen. — Etwas neues Dramatisches ist im Monat November nicht über unsere Bühne gegangen, denn das Neue ist nicht immer das Bessere; daher suchen wir das Alte, Geprüfte wieder hervor. Von Iffland sahen wir die „Advokaten" und die „Hagestolzen"; in jenem gab Hr. Hunnius den „Wellenberger" recht brav und in diesem trat Mad. Lorzing zum zweiten Mal nach ihrer Wiedergenesung als „Margarethe" auf, die sie, wie sonst, allerliebst spielte. Den Genuß mehrerer Opern, die unter Hummels Direktion meisterhaft durchgeführt wurden, verschaffte uns die Anwesenheit des Ober-Kammerherrn Narischkin aus Petersburg, welcher, auf der Reise nach Paris, mehrere Wochen bei uns verweilte; es waren „Axur", „die Schweizer-Familie", „der Schatzgräber", „Agnese" von Paer (italienisch), „die Zauberflöte" und „die heimliche Heirath". Frau von Heygendorf glänzte mit ihrer seltenen Stimme als „Agnese"; Mad. Eberwein entzückte als „Emmeline" und „Pamina" und Mad. Unzelmann ließ uns als „Königin der Nacht" die reine und sichere Höhe ihres Gesanges bewundern. Hr. Moltke als „Tamino" und Hr. Strohmeyer als „Sarastro" lassen nichts zu wünschen übrig; Letzterer ist wohl jetzt der Einzige in Deutschland, der bei dem großen Umfang seiner Stimme, sowohl der Tiefe als der Höhe, so ungemein rein und angenehm singt und zugleich eine männlich schöne Figur hat. — Im Großherzogthum Weimar erscheint nunmehr, nach dem Verbot und der Unterdrückung des „Oppositionsblattes", außer den gewöhnlichen Wochenblättern und dem Regierungsblatt, kein einziges Tagesblatt mehr. Literarische Neuigkeiten giebt es wenige: Goethe arbeitet noch an Wilh. Meisters „Wanderjahren", die in zwei Bänden zur nächsten Oster-Messe (bei Cotta) heraus kommen werden; Peucer hat den vierten Band seines „klassischen Theaters der Franzosen" beendigt; Röhr setzt seine „Prediger-Bibliothek" fort; eben so erscheinen für das Jahr 1821 alle diejenigen Journale, die zeither das Landes-Industrie-Comptoir verlegte. — In der hiesigen katholischen Kirche, die keine Orgel und keine Sänger hat, dirigiren Chor-Schüler des **protestantischen** Singe-Chors den Gesang. Gewiß ein schönes Beispiel von Toleranz, welches mich ungemein angesprochen hat. Würden, dachte ich zuletzt, die Katholiken uns dieselbe religiöse Artigkeit erzeigen? — die hiesigen gewiß,*) denn sie haben in der Person des Herrn Pfarrers Gerling einen freundlichen humanen Mann, den alle Religions-Partheien schätzen und achten. **.

*) Wir haben in neuerer Zeit mehrere Beispiele, welche darthun: daß Toleranz und Humanität in religiöser Beziehung wieder mehr gelten, als es scheinbar vor wenigen Jahren der Fall war. Wir müssen dies in dieser Zeitschrift um so freudiger anerkennen, weil sie von jeher es sich mit zum Zweck machte, dem Geist der Unduldsamkeit entgegen zu wirken. D. H.

Paris. Unter den Literatur-Neuigkeiten nenne ich Ihnen diesmal zunächst als kurios und belehrend: eine „Relation d'un Sejour à Algier", die ein Hr. Lasalle aus dem Englischen übersetzt hat. Ohne hier weitläuftige Excerpte machen zu wollen, kann ich mir doch nicht versagen, Einiges über die — Constitution in Algier mit zu theilen, das in dieser constitutionellen Zeit manchem Leser interessant seyn dürfte: Das Gouvernement ruht auf der argsten anarchischen und despotischen Basis, denn es ist eine Aristocratie von Janitscharen. Despotismus und Aberglaube, Unwissenheit und Barbarei, Herrschaft des Schwerdtes und Sklaverei des Volkes, das ist ungefähr die Geschichte dieses unglücklichen Erdtheiles. Der Dey wird fast immer ermordet und sein Nachfolger weiß, daß ihn ein gleiches Schicksal erwartet. Der Wahl-Codex ist dabei so einfach, als er nur irgend seyn kann: man muß, um gewählt zu werden — **alle** Stimmen haben, so daß auch meist die Wahlen damit enden, daß die Mehrzahl die Minorität kurzweg — tödtet. Der gewählte Dey muß sich dann die Erhaltung seines Lebens von seinen Leibwachen mit Gold und der schrecklichsten Nachsicht für alle ihre Verbrechen erkaufen. Die neuen Minister, welche ein Dey bei seiner Thronbesteigung sich sogleich erwählt, ernennt er meist auf's Gerathewohl, und List und Spitzbüberei sind ihre Haupterfordernisse. — Empfehlungswerth auch für deutsche Leser, besonders Leserinnen, scheint mir eine „bibliothèque d'une maison de Campagne"; eine recht gute Buchhändler-Spekulation, beliebte Arbeiten in gutem Aeußeren neben einander zu stellen. Zur Probe, wie das Unternehmen gemeint sey, nenne ich Ihnen den Inhalt der vor mir liegenden, so eben erschienenen vierten Lieferung, sie enthält: „le voyages de Gulliver" (bekanntlich von Swift); „Mémoires du comte de Grammont", von Hamilton; „Amélie Mansfield", von Mad. Cottin, und „Claire d'Albe", von derselben. Die fünfte Lieferung soll geben den berühmten „diable boiteux", den eben so bekannten „Roman comique" (von Scarron); die „Mémoires" der Frau von Stael und Goldsmith's „Ministre de Wakefield". Jede Lieferung besteht aus zehn niedlichen Duodez-Bändchen und kostet nur 20 Franken (1 Louisd'or). Das Ganze ist auf zwanzig solcher Lieferungen berechnet, die dann im strengsten Sinne eine „Bibliothek" bilden werden. — Eine neue, so eben erschienene: „Minerve literaire" ist keine Verwandte von der seligen virago (wie sie ein Journal nennt), die so viel Lärm machte, sondern eine friedliche Zeitschrift, die sich, wie so viele andere, mit den Erscheinungen der Literatur beschäftigen will. — In der eben erschienenen neuesten Auflage eines gelesenen Buches: „Système physique et moral de la femme", von Roussel, fand ich unter Andrem: „Doutes historiques sur Sapho", die ich den Lesern nicht vorenthalten will, da neuerlichst Sapho in Deutschland durch eine vielbesprochene Tragödie so viel Interesse erregt hat. Der Verfasser will nämlich nicht recht viel wissen von dem großen heroischen Sinn der Dichterin, und ihrem Sprung in das Meer legt er ein ganz neues, kurioses Motiv unter. Es galt, sagt Hr. R., dieser Sprung unglücklich Liebender vom Leukadischen Felsen in Griechenland für ein wirksames Mittel gegen die Gluth einer unheilbaren Liebe,*) und man sprang vom Felsen, wie man heute ins Bad geht, versteht sich, nur mit etwas mehr Vorsicht. Da hätten wir denn also die Heroine Sapho in eine Fieberkranke verwandelt, die ein **Sturzbad** nimmt! R.

*) Diese Ansicht ist schon längst ausgesprochen und möchte sich auch wohl durch die Mythe über den Leukadischen Felsen begründen lassen. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 15. Januar. 9tes Blatt.

Der Frühling und der Greis.

Durchwandelt ward die Erde
Vom segensreichen Frühling;
Es regte frisches Leben
Sich in den Elementen;
Es schmückten sich die Fluren,
Um Frohe zu empfangen,
Und Wonn' und Jauchzen reichten
Hinan bis zu dem Himmel,
Daß selbst der Ew'ge freud'ger
Die ew'ge Freude fühlte:
Da seiner Kinder Thränen
In Dankeslust ihm flossen.

Doch in die Feiertöne
Erklang des Greises Stimme:
„Umweh', o holder Frühling!
Auch mich mit deinem Athem
Und spend' auch mir der Blüthen,
Daß schnell der kalte Schauer,
Daß mir die Oed' entweiche!"
Der Frühling haucht' in Milde:
„Es soll von meinen Brüdern
Erst, guter Greis, mit Erde
Dich einer warm umhüllen;
Dann, wenn ich wieder kehre,
Will ich auf deiner Decke
In Fülle dir die schönsten
Von meinen Blüthen streuen!"

Da betete der Alte:
Daß bald der Bruder käme;
Und wie der Herbst sich nahte,
Sank er in seine Arme,
Daß er am ew'gen Strahle
Im Vaterhaus' erwarme.

Und Frühling, neu gekommen,
Hat, daß sie blühend werde,
Sich gern die Stätt' erlesen,
Wo Himmel sich und Erde
Den Antheil hin genommen,
Von einem guten Wesen;
Und sorgsam will die Blüthen
Auf solchem Grab' er hüten.

F. W. Gubitz.

Das schwarze Kind.

(Fortsetzung.)

Auf Ehre!

Nun wurde nach den schwarzen Gevattern auch geschickt; aber — o Schrecken! — sie waren abgereist. „Abgereist?" schrie der Senator, und hob schon die Hand auf, um dem mitdienstleistenden Rathsfrohn, welcher die Nachricht brachte, den dummen Scherz, wofür er es hielt, zurück an den Kopf zu werfen. Allein der Frohn rief, einige Schritte sich entfernend: „Auf Ehre, Herr Senator!" — daher mußte er es doch glauben, wenn er nicht einen Injurien-Prozeß haben wollte. — Sonach waren des Kindtauf-Vaters Riesenthaten vom Nachmittag, wie die ganze Vorschnelligkeit der Kindtaufe selbst, völlig fruchtlos gewesen. Niedergedonnert durch diesen Gedanken stand er lange vor dem Frohn, welcher sein verzweiflungsvolles Schweigen mit einem theilnehmenden Achselzucken accompagnirte.

Neue Zweifel.

„Es ist ja aber ganz unmöglich" — fuhr endlich der Hausherr fort — „wir hätten doch den Wagen kommen und wieder wegfahren hören!" — „Hm!" ent-

gegnete der Frohn mit bedenklichem Kopfschütteln — „wer weiß überhaupt, was für Dinge noch auf's Tapet kommen von den Herren Schwarzen oder schwarzen Herren. Wie die Katze vom Taubenschlag sind sie fort geschlichen und haben all ihre Sachen im Stich gelassen. Ja, Herr Senator, Sie mögen es mir nun glauben oder nicht, mir, für meine Person, sind ihre schwarzen Gesichter gleich von vorne herein zuwider gewesen. Ich spreche da immer mit meiner seligen Großmutter: Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet hat! Diese Beiden aber hat er nicht nur gezeichnet, sondern gar gemalt, und wie!"

Das Kind.

Die neugierigen Gevattern waren dem an der Thür statt findenden, bald heimlichen, aber, dem Geberdenspiel nach, höchst bedeutenden Gespräch immer näher auf den Leib gerückt und vernahmen nun durch den Hausherrn, welches unerklärbare Ereigniß eben vorgefallen war. — Ein überaus seltsames Zischeln lief plötzlich von einem Ende der Versammlung nach dem andern und bald hegte man allgemein den festen Glauben: daß die Schwarzen lediglich aus Furcht vor der Erscheinung eines an Farbe ihnen ähnelnden Kindes sich davon gemacht hätten.

Das immer mehr dem Zimmer nahende Geschrei des kaum erst angekommenen neuen Weltbürgers spannte die allgemeine Erwartung auf's Höchste. So viel Augen als da waren richteten sich nach dem Erstgeborenen und fast alle Gesichter — mit Ausnahme des rathsherrlichen, welches jetzt, als sein Inhaber vor Schrecken an die Wand taumelte, aller möglichen Herrlichkeit ermangelte — verzogen sich zum Lächeln, denn solch ein schwarzbraunes Kind hatte in Litzenau noch kein Mensch gesehen, vielweniger zur Welt gebracht. — Uebrigens schien eine Lähmung der Sprachwerkzeuge die ganze Gesellschaft getroffen zu haben, während der Senator leise murmelnd und händeringend auf und nieder schritt. Und das dauerte noch fort, als der Haupt-Pastor sich schon so weit gesammelt hatte, um die Taufhandlung verrichten zu können; seine Stimme dabei war aber freilich sehr alterirt.

Das Versehen.

Die Gäste, wohl begreifend, daß nach solchem Vorfall und der so unverholen sprechenden Verzweiflung des Senators wenig Freude weiter im Kindtauf-Hause zu erwarten sey, kürzten ihren Aufenthalt und, so viel einigermaßen thunlich, sogar die Abschieds-Komplimente möglich ab. Nur der Pastor hielt es für Pflicht, dem Verzweifelnden ein Trosteswort zu hinterlassen, und sprach von Prüfungen, welche den Menschen hienieden auferlegt würden und die sie ohne Murren zu ertragen hätten. — „Prüfungen!" rief der Senator, als sein Tröster kaum zur Thür hinaus war. „Wem bei solchen Prüfungen der Geduldfaden nicht risse, der müßte doch eine wahre Pferdenatur haben!"

Die Wehmutter erschien wieder in Auftrag der jammernden Wöchnerin, die ihn bitten ließ, zu ihr zu kommen. — „Zu ihr?" rief er aus: „nimmermehr wieder! Sage Sie der Madam, daß dergleichen schwarzartige Kinder in meiner Familie nie gebräuchlich gewesen wären und ich sie auch gewiß nicht einführen ließe!" — „Aber, bester Herr Senator!" sprach die Wehmutter, die Sache gern zum Guten kehren wollend; „es ist ja nicht das erste Mal, das sich Wöchnerinnen an Herren versehen, welche oft ihr Haus besuchen." — „In meinem Hause wenigstens" — entgegnete der Ergrimmte. — „sollen solche grobe Versehen gewiß zum letzten Mal vorgekommen seyn!"

Neue Farbige.

Ein Zetergeschrei von der Küche her brachte jetzt den Senator auf den furchtbaren Gedanken: daß nun gar noch Feuer ausgebrochen seyn könne. Indem er aber zur Thür hinaus wollte, ließ er vor Schrecken das Licht fallen, das er in der Hand hatte: denn zwei Personen, ein Mann und eine Frau, von der schwarzbraunen Farbe seines Kindes, stießen mit ihm zusammen. Die Angstlaute erst, welche die Leute von sich gaben, belehrten ihn: daß er es mit der Köchin und deren erklärten Geliebten, dem Rathsfrohn, zu thun hatte; ihre Angst und Klage bezog sich aber eben auf die Verwandlung, die mit ihnen vorgegangen war. Bei Bereitung eines Labetrunks von dünnem Kaffee aus Runkelrüben hatte nämlich ein contrairer Windstoß durch den schlecht gebauten Schornstein sie mit Ruß ganz überschüttet; da stand die Bade-Mulde mit dem noch nicht ausgegossenen Wasser in ihrer Nähe, und sogleich wuschen sie sich darin Gesicht und Hände. Unbegreiflicher Weise aber ließ dieses Wasser, statt des Rußes, den es ihnen abnahm, ihrem Fleische ganz dieselbe Farbe zurück, welche dem neugeborenen Kinde eigen war und zum größten Unglück nahm auch kein gewöhnliches Wasser die Farbe wieder herunter. — Gleichwie, nach der Meinung mancher alten Völker, die Gestalten der Bildhauerei ihre Seelen einst von dem Bildner fordern werden, so forderten in der ersten Verzweiflung die Köchin und der Frohn vom Senator ihre Leiber zurück, wie sie solche in sein Haus gebracht hätten, da sie in diesem so schändlicher Weise darum gekommen wären.

Naturhistorische Merkwürdigkeit.

Der aufgeklärte Senator wurde ganz irre an seiner eigenen Aufklärung; denn das sah doch wirklich wie Zauberei aus. Vor seinen Augen mußte das also angeschwärzte Liebespaar aus seinem eigenen Waschbecken die Reinigung der Hände versuchen, Alles umsonst: die Farbe wich und wankte nicht. Jetzt zum ersten Mal

betrachtete die Wehmutter, welche das Kind gewaschen hatte, ihre Hände ebenfalls, und siehe da! sie trugen gerade dieselbe vermaledeite Farbe an sich. — Dem Senator stand sein Verstand still. In keiner einzigen Naturgeschichte hatte er gelesen: daß die Fortpflanzung der farbigen Menschen-Raçe auch durch Wasser geschehen könne, worin ein neugebornes Kind dieser Art gebadet worden sey. — Der selbst ganz trostlose Mann hatte außerordentlich zu trösten an den also durch sein Kind verletzten Personen. Die Köchin sagte nämlich: daß sie mit dieser Farbe in ihrem Leben nicht wieder weder auf den Markt, noch in die Kirche, noch sogar auf den Tanzboden, der doch ihr ganzes Leben sey, gehen werde: und ihr Liebhaber, der Frohn, wollte auch nicht so auf seinen Posten zurück, wegen der Schadenfreude der Gefangenen, und hauptsächlich der boshaften Diebesbande, an seinem Unglück.

Der Apotheker.

Die Erinnerung an jene verruchte Bande führte mit einem Male dem Senator den Umstand wieder ins Andenken: daß er am Mittag bei seiner Heimkehr über die Nachricht von dem nahen, nun so unglücklich ausgefallenen Kindbette vergessen hatte, den Apotheker kommen zu lassen, welcher das mitgebrachte Fläschchen mit Seifen-Pulver chemisch prüfen sollte: ob es nicht etwa gar ein Gift-Pulver sey; denn es war unter den Sachen der jetzt in Untersuchung befangenen Diebe gefunden worden und zu der Prüfung die höchste Zeit, da bei dem morgenden Verhör davon die Rede seyn sollte. Sogleich schickte er die Wehmutter zu dem Apotheker, mit der Vertröstung: daß der geschickte Mann vielleicht doch ein Mittel wisse, ihre Hände wieder von der neuen Farbe zu befreien.

Das Pulver.

„Wer ist mir über dem Seifen-Fläschchen gewesen?" fragte der Senator, als er solches herbei geholt hatte und die Hälfte seines Inhalts daran vermißte. Der Frohn und die Köchin wußten nichts davon; die bald darauf mit dem Apotheker eintretende Wehmutter aber gestand sogleich: daß sie in der von ihr begehrten Eil keine Seife bei der Hand gefunden und daher zu dem in der Nähe stehenden Fläschchen, Seifen-Pulver überschrieben, gegriffen habe. — Der Apotheker nahm das Fläschchen zu sich; dabei hörte er zu seinem größten Erstaunen von der naturhistorischen Merkwürdigkeit. Auf der Stelle ließ er Wasser holen und tauchte den damit benetzten Zeigefinger in das Pulver. Richtig, Alles wie er vermuthet hatte; sein Finger hatte die nämliche Farbe wie die Gesichter der Köchin und des Frohns. — „Ich denke" — sagte der Apotheker lächelnd — „der Schaden wird zu kuriren seyn." — Mit dem Frohlocken der Gefärbten stieg auch zugleich im Herzen des Senators eine äußerst selige Hoffnung auf. Er gab der Wehmutter den Wink, sein Kind zu bringen.

Verheißung.

„Mein Gott!" sprach der Apotheker; „wie haben der Herr Senator auch nur einen Augenblick die Rechtheit dieses Söhnchens bezweifeln können, das ja, wenn die Farbe davon hinweg genommen seyn wird, Ihr ganzes Ebenbild werden muß." — „Also" — hub der Senator Schnepper an, dem Apotheker einen Kuß aufzwingend — „also das Kind wirklich auch nur gefärbt?" — „Ich kehre sogleich zurück, solches dar zu thun!" — Mit diesen Worten eilte der Chemiker hinweg und der Vater lief mit demselben Kinde, das ihm eben noch ein rechter Dorn im Auge gewesen war, hoffnungsreich in der Stube herum, das Schreiende einmal nach dem andern hoch empor hebend und ausrufend: „Gott, wenn das wahr seyn sollte!"

(Der Schluß folgt.)

Beachtungen.

Wie man zuweilen findet, daß durch den täglichen Anblick einer völlig flachen Umgebung der Sinn für die Schönheit der Höhen erstickt wird: so — nur wohl unfehlbarer — wird auch der Sinn für das geistig Hohe erstickt durch Gewöhnung an geistige Flachheit.

Manches, was eigentlich nur betrübend ist, wird auch kränkend, weil Andere ihm den Stachel der Demüthigung entweder nicht nehmen wollen oder nicht zu nehmen verstehen. Es zu wollen, ist nur der Milde eigen: es zu verstehen, nur dem Zartgefühl.

Der Ausdruck: „Luftschlösser bauen", giebt doch eigentlich kein ganz passendes Bild von Beschäftigung der Phantasie mit unhaltbaren Träumen, weil er mehr das Ausführen, als das Ausmalen einer Unmöglichkeit andeutet. So angesehen, wäre: von Luftschlössern träumen, vielleicht bezeichnender. Caroline Still.

Sprüche aus älteren deutschen Dichtern.

5.

Tugend ist des Neides Mutter. Schöne Mutter, dich zu haben,
Will ich mich hinfort nicht kehren an den ungezog'nen Knaben.

6.

Wer ruhig sitzen will, der sitze nicht beim Giebel:
Wo Schwindel folgt und Fall, da sitzt es sich gar übel.

7.

Was zum schönsten ist geziert,
Wird vom Neide bald berühret:
Aeste wirft man nur mit Steinen,
Wenn sie wohl befruchtet scheinen.

8.

Es ist ein allgemeiner Wahn,
Daß man nach Jahren Klugheit mißt;
Erfahrung ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Fr. Raßmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Am 18. Dezember 1820 wurde im Hof-Theater zum ersten Mal gegeben und seit dem (das heißt: binnen zehn Tagen) fünf Mal wiederholt: „Das öffentliche Geheimniß", Lustspiel in drei Aufzügen, nach Calderon und Gozzi vom Hof-Schauspieler Lembert. Die so rasch folgenden Wiederholungen beweisen es schon von selbst, daß diese Bühnen-Neuigkeit sehr gefallen hat und sie verdient es auch, besonders wenn man diese Bearbeitung mit der früheren von Gotter vergleicht. Besser möcht' es aber seyn, wenn das Colorit des Originals bestimmter noch beibehalten wäre. In der Darstellung zeichnete sich Mad. Löwe als „Bianca" vorzüglich aus. Sie wurde (nach Art der Wiener) mit einem stürmischen, drei Mal wiederholten Applaus begrüßt, so daß selbst die Wiener Zeitschriften von dem „glänzendsten" Empfange reden. Hr. Korn (Federigo) war etwas kalter und spröder Natur; wir sind an ihm erhöhteres Gefühl gewohnt. Mad. Korn schien als „Laura" nicht an ihrer Stelle und von den übrigen Personen waren nur noch Hr. Koch (Gouverneur) und Hr. Kettel (Antalfi) recht für ihre Rollen geeignet. — Der gesellige Verkehr beschränkt sich in dieser Jahrszeit auf Privat-Gesellschaften, Haus- und öffentliche Bälle, Conzerte und das Theater, welches als Lieblings-Unterhaltung obenan steht. Es dürfte wohl kein anderer Ort in Deutschland seyn, wo die dramatische Kunst sich einer so regen Theilnahme zu erfreuen hat wie in Wien. Ein neues Stück, ein fremder Schauspieler oder Sänger, sind Gegenstände, welche Wochen lang die beweglichen Zungen unserer Elegants und Elegantinen beschäftigen. Es liegt nur an der Wahl der auf zu führenden Stücke, wenn die Theater nicht immer besucht sind; an der Schau- und Hörlust der Wiener fehlt es wahrlich nicht! Ein neues oder zuletzt altes Stück füllt jederzeit, selbst im Sommer, das Haus; und nicht selten sind sämmtliche fünf Theater an einem und demselben Abend so voll, daß man in keinem Platz findet, obgleich die unzähligen Privat-Gesellschaften einen großen Theil des Publikums in Anspruch nehmen. Diese Privat-Cirkel sind größtentheils eben so steif und langweilig, nur etwas luxuriöser als anderwärts. Das Deklamir-Unwesen, welches hier lange Zeit in den Gesellschaften grassirte, ist verschwunden und hat der Musizir- und Tableaux-Sucht Platz gemacht. Freie Pianoforte-Phantasieen, die dem Tollhause entklungen scheinen, und Variationen à la Catalani von quikenden Stimmen abgeorgelt, martern das Ohr des Hörers, indeß der Mund lächelnd: Brava! zu rufen genöthigt wird. Bei den Tableaux, das heißt: Darstellungen berühmter Gemälde durch lebendige Personen, so lächerlich sie auch manchmal ausfallen, bleiben doch die Gehör-Nerven verschont und man hat höchstens mit dem Lachreiz zu kämpfen. Die Conzerte, die so häufig sind, wie der Sand am Meer, füllen äußerst selten den Beutel des Conzertgebers, gewähren aber um so öfter herrliche Genüsse. Man muß das Talent und das savoir faire einer Catalani besitzen, um jetzt noch in Wien brillante Einnahme durch ein Conzert zu machen. K.

Dessau. Seit dem November 1820 ist hier die Rombergsche Schauspieler-Gesellschaft, einstweilen nur für den jetzigen Winter, engagirt und manche Leistung hat uns schon erfreut. Besonders wurde der erste Tag dieses Jahres auch durch die Schauspiel-Kunst als festlich bezeichnet, und ein Freund der Musen, H. Rath Bertrand, hatte dazu einen Prolog geschrieben, an dessen Schlusse, in einem großen Bilde von lebenden Personen, der Tempel des Glücks sichtbar wurde, umgeben von Gruppen der Glücksuchenden. Diese bezeichnet der Prolog auf folgende Weise:

„Was uns die tückischen Mächte gewoben,
Das wird uns gnädig geborgen von oben —
Drum mit des Jahres Erwachen liegt,
Unter der Völker bittender Schaar,
Dort der Herrscher am Weihaltar;
Nicht ihm Krone noch Purpur g'nügt,
Denn die Schimmer des Königsgewande
Lösen ja nimmer der Menschheit Bande. — —
Aufwärts die sehnenden Blicke heben
Hier der Jüngling, die hoffende Braut;
Dort die Mutter, die liebende, laut
Fleht für des blühenden Säuglings Leben,
Für den Gatten die Gattin, traut; —
Hier der Kriegsmann um Kampf und Palmen,
Dort der Pflüger um Segen der Halmen;
Und der die Woge des Meeres durchfahrt,
Suchend die Schätze ferner Zonen —
Und der Bürger am heimischen Heerd,
Den die Künste, die fleißigen, lohnen —
Und der Bildner voll hohen Sinn
Und der Jünger der keuschen Musen,
Und der Sänger, den Gott im Busen —
Alle harren der Spenderin;
Wie der Säugling an Mutterbrust,
Wie der Jüngling mit schwellenden Lippen —
Will vom Becher der Lebenslust
Selbst der welkende Greis noch nippen."

Der Schauspieler Schmidt, ein talentvoller junger Mann, sprach den Prolog, und das Ganze erfüllte seinen Zweck mit Wirkung.

— • —

Ein Brief aus Jonien sagt: „Ich bin hier unter den Sprößlingen der Spartaner und den Trabanten des Ali-Pascha. Alles ist Soldat und jeder Soldat Bauer. Ein Blick ihres Herrn ist ihnen Befehl, dem sie mit sklavischer Schnelligkeit und dem Stolz des Wilden gehorchen. Ihr Gesicht ist braun, ihr Blick verwegen und ihre Kleidung malerisch; sie haben noch den alten Mantel der Griechen, den sie über zwei bunte Jacken tragen, deren eine offen, die andere über der Brust sehr eng zugeschnürt ist. Ein breiter Gürtel, gewöhnlich roth, hält ihre Pistolen und ihr Jagdmesser. Ihren Kopf bedeckt eine braune Kapuze, die sie auf die Schultern zurück schlagen können. Die Frauen sind schön und nicht streng bewacht; sie reden mit Jedem und sind darum nicht weniger liebenswürdig und nicht minder treu. Zu Janina werden noch stets Künste und Wissenschaften kultivirt. Pialido, Valano, Sakallenios und Koletti sind als Aerzte und Physiker sehr unterrichtet. Diese Civilisation fällt wunderbar auf gegen ihre sonstige Wildheit. Die Mainoten und Albaneser sind, wenn sie so fortfahren, allein fähig, die moralische Wiedergestaltung des alten Griechenlands zu bewirken. Der Misantrop Byron hat schon gesagt: das alte Griechenland kennen wir mehr denn zu gut, das neuere nicht genug!" (Courier fr.)

Zu Mariapol (Regierungs-Bezirk Katharinoslav) giebt es jetzt eine Schule zu Erlernung der griechischen Sprache, so daß man an derselben Stelle, welche die Griechen einst sowohl in ihrem heroischen als in ihrem blühenden Zeitalter sorgfältig heimsuchten, jetzt, nach 20 Jahrhunderten, wieder Homer und Thucydides in der Ursprache lieset und der Hellenismus in seiner ganzen Reinheit aus den Werken seiner ersten unsterblichen griechischen Schriftsteller wieder aufkeimt. (Courier fr.)

Zu der Zeit, als man noch die ersten Christen als Störer der geselligen Ordnung verfolgte und als Märtyrer hinopferte, wurden auch einige dieser Unglücklichen in der Nähe des Palastes eines römischen Kaisers hingerichtet. Ihr Schmerzesgeschrei erfüllte die Luft, da sprang plötzlich ein Trabant herbei, mit dem drohenden Ruf: „Still! schreiet doch nicht so stark, der Kaiser schläft ja!" (Constitut.)

— Die Gallerie der französischen Helden ist nun auch auf Bonbons zu finden. Da haben wir wenigstens die Helden wohlfeiler und süßer, als sie uns in ihren Thaten gewöhnlich zu erscheinen pflegen. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 17. Januar. 10tes Blatt.

Das schwarze Kind.

(Schluß.)

Restauration.

Und Alles fand sich, nach des Apothekers Rückkehr, wie dieser prophezeiht hatte. Das Gesicht des Kindes, an dem er das mitgebrachte Reinigungs-Mittel zuerst anwendete, wurde, gleich einem mit Schmutz überdeckt gewesenen schönen Gemälde, unter der Hand des geschickten Restaurateurs auf der Stelle zum röthlichen Gesicht eines neugebornen Europäers reinster Race, und der Senator rief im höchsten Entzücken aus: „O Du theurer, einziger Mann! in diesem meinem Kinde hast Du zugleich die Unschuld meiner tugendhaften Frau rein gewaschen von aller Schmach. Wie soll ich Dir lohnen? Oh, daß ich Dich nicht wenigstens mit zu Gevatter gebeten habe!" — Darauf führte der Senator den Apotheker zu seiner Frau, die ebenfalls hörte und sah, was geschehen war, und wenigstens eben so gut, als ihr Mann, Ursache hatte, über einen so unerwarteten Ausgang Lob- und Danklieder an zu stimmen.

Geständniß.

Wer aber gar keine Ursache zu dergleichen Liedern hatte, das war die Diebesbande; denn kaum war der durch des Apothekers Mittel wieder zur Weißheit gelangte Frohn in die Veste zurück gekehrt, so wurde eine Schütte Stroh herbei geholt und einer der Diebe nach dem andern darauf hingelegt und so lange befragt: warum sie solch ein infames Seifen-Pulver geführt hätten, bis das Geständniß erfolgt war: daß ihnen dergleichen, wenn sie zuweilen als Zigeuner herum gestrichen oder auch ihre gewöhnliche Gesichtsfarbe nicht sehen lassen wollten, oft viel nöthiger gewesen sey als selbst das liebe Brod.

Böse Gerüchte.

Ob aber die Diebe dieses Bekenntniß am folgenden Tage vor Gericht wiederholten, so wollte man doch in der Stadt, wo seit dem Abend von nichts als von dem kleinen Mestizen in des Senators Hause die Rede gewesen war, durchaus nicht daran glauben. Zwar konnte Niemand, der das Kind nach der Restauration gesehen hatte, läugnen: daß es so weiß sey wie irgend ein anderes in Litzenau. Allein der Apotheker, welcher von Zeit zu Zeit chemische Experimente machte, bei denen es, wie die Mehrheit der Zuschauer annahm, gar nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, war schon lange der schwarzen Kunst verdächtig gewesen; und wenn das auch gewissermaßen eher eine weiße Kunst zu nennen seyn möchte, was er an dem Kinde verübt hätte, so schrieben sie die Sache dennoch der schwarzen zu; daß aber die Umstände von den schwarz gewordenen Leibern der Köchin und des Frohns bloß ersonnen wären, andern Menschen desto besser Staub in die Augen zu streuen, war ja eben so natürlich, als daß Bösewichter, wie jene Diebe, gegen Geld und gute Worte zu einer Aussage nach dem Wunsche des die Untersuchung führenden Senators leicht zu stimmen seyn würden. — Die armen Diebe wußten am besten, daß es weder Geld noch gute Worte gewesen waren, wodurch man ihre harten Herzen bis zu jenem Geständniß erweicht hatte!

Kurios.

Eine Zeit lang hoffte ein grosser Theil der Stadt freilich: daß des Apothekers, an dem Schnepperschen Kinde bewiesene Zauberkraft nicht lange anhalten, sondern die schwarzbraune Farbe sich nach und nach wieder einstellen werde; allein das Kind ward immer weisser und weißer. Und wenn auch die meisten Honoratioren von dem hier vorgefallenen Zauber nicht so bestimmt redeten als der Tauben-Wirth, der den Apotheker sehr gern als Hexenmeister verbrannt gesehen hätte, so pflegten sie doch, wenn von der Geschichte gesprochen wurde, oft zu sagen: „Wir Aufgeklärten dürfen allerdings an dergleichen Dinge nicht glauben; kurios aber ist und bleibt die Sache gewiß!“ Dabei wußte man gewöhnlich Anekdoten an zu bringen, alle, wie es hieß, zuverlässig wahr und doch eben so kurios und unerklärbar.

Unerwartetes Ereigniß.

Als bereits von dem Senator, der von den bösen, obgleich lächerlichen Gerüchten ungemein gekränkt war, die Gebrüder Blackhead in öffentlichen Blättern das dritte Mal zur Disposition über ihre zurück gelassenen Effekten aufgefordert worden waren, hielt eines Tages ein Wagen vor des Senators Hause. Zur allgemeinen Verwunderung stieg Niemand anders heraus, als eben diese Gebrüder selbst. — Sie entschuldigten sich außerordentlich wegen ihres heimlichen Entweichens; es war nur aus Furcht vor der grossen Höflichkeit geschehen, die sie zum Bleiben würde genöthigt haben. In der ersten Freude des Empfanges entdeckten sie schon: daß sie verschiedenen Geschlechts und wegen politischer Meinungen ihrer Verwandten, die ihrem näheren Vereine entgegen gewesen, aus dem auch schon vom Feudal-Wesen zertheilten Vaterlande St. Domingo geflohen waren. Um der mächtigen Verfolgung zu entgehen, die ihnen auf dem Fuße nachgeeilt sey, habe die junge, durch Priesterhand schon mit dem Geliebten verbundene Gattin sich sogar in dem freien — aber auch goldsüchtigen — England nicht sicher geglaubt. Auf dem festen Lande sodann war ihr Bestreben hauptsächlich nach einer Stadt gerichtet, die weder durch bedeutende Strassen noch hübsche Gegend sich auszeichnete. In der hatten sie ihren Aufenthalt bis auf bessere Zeiten nehmen wollen und in Litzenau waren diese Eigenschaften beisammen. Ihr Vertrauter in England, ein, wie sie seitdem erfahren, überaus furchtsamer Mann, hatte durch einen beunruhigenden Brief sie ganz unnöthiger Weise aus dieser Stadt verscheucht. Neulich waren auch die erwarteten besseren Zeiten und zwar durch den Tod des Königs von Hayti gekommen. Die Familie der schwarzen Frau hat nun nicht länger angestanden, mit ihrem grossen Vermögen sich in die dortige Republik zu wenden, wo des Entführers Vater noch immer eine bedeutende Rolle spielen soll. Chocolat — denn so heißt eigentlich der junge Mann, der unter dem Namen Williams Blackhead sich verbarg — will nur noch die Niederkunft Sir Johns, seiner guten Frau, in Litzenau abwarten und dann zurück kehren mit ihr nach der Heimath.

Ende gut, Alles gut.

Von allen Seiten erscholl jetzt das Lob der Senatorin, die, eingedenk des Wortes, das sie dem vormaligen Sir John gegeben: keinem Menschen, ja nicht einmal ihrem eigenen Gatten von dem Geschlecht ihres schwarzen Gesellschafters gesagt und das Geheimniß zu einer Zeit noch bewahrt hatte, wo ein überaus kränkender Verdacht ihr die Entdeckung desselben so nahe legte. — Die Litzenauer Damen waffnen sich seitdem, wenn irgend einmal der alte Angriff auf die weibliche Verschwiegenheit wiederholt wird, mit dem treflichen Beispiel der Senatorin Schnepper. — Als endlich die nunmehrige Gattin des Herrn Chocolat in die Wochen kam, da konnte nicht einmal der Tauben-Wirth, der bis dahin noch immer von Ränken und Betrug gesprochen hatte, das Geschlecht der Madam bezweifeln. Die kleine Schwarze, welche sie zur Welt gebracht, war auch der Gegenstand aller Stadtgespräche, wie vor Kurzem der Kleine der Senatorin Schnepper. — Uebrigens würde die gute Senatorin sich die Kränkungen bei ihrer Niederkunft alle erspart haben, wenn sie nicht, dem Willen ihres Gatten entgegen, auf etwas so ganz Ueberflüssigem, wie die schwarzlackirte Bade-Mulde war, bestanden hätte. In ihrer blanken kupfernen würde die Wehmutter gewiß die vom Zigeuner-Pulver hervor gebrachte schmutzige Farbe des Wassers, die in dem schwarzen Gefäß nicht zu bemerken war, sogleich wahrgenommen haben. Welche nützliche Lehre kann daher jede brave Hausfrau noch zu gutem Schluß aus dieser wahrhaften Geschichte sich abnehmen?

Whitelock und die Königin Christina.

Lord Whitelock gehörte zu den vorzüglichsten Häuptern der republikanischen Parthei, welche England von einer Art Tyrannei befreiten, nur um es einer andern zu unterwerfen. — Er traf am 20. Dezember 1653 zu Upsala ein, wo die Königin Christina damals sich aufhielt. „Bei der ersten Audienz“ — erzählt er in dem merkwürdigen, über seine Gesandtschaft geführten Tagebuche *) — „fand ich diese Prinzessin in Mannskleidern, mit dem Hut auf dem Kopf und einem schwarzen Tuch um den Hals, so wie es unsere Soldaten und Matrosen zu tragen pflegen. Obgleich von kleinem Wuchse, hatte sie doch ein edles, ehrfurchtgebietendes Ansehen.“ — Bei einer andern Unterredung, in

*) A Journal of the Swedish Ambassy, 1655 and 1654. by Lord Whitelock. London 1772. Zwei Quartbände.

welcher die Königin über die Punkte eines Vertrages, den beide Nationen eingehen wollten, gesprochen hatte, bot sie dem Gesandten einen Stuhl an, bat ihn, sich nieder zu lassen, und sagte darauf zu ihm: Sie sind ein Fremder, das ist wahr; aber ich finde, daß Sie guten Verstand und ehrenwerthe Denkart besitzen: deshalb will ich Ihnen eine sehr wichtige Sache anvertrauen und mir auch darüber Ihre Meinung ausbitten; Sie müssen mir aber voraus versprechen, es geheim zu halten.

Whitelock. Ich hoffe, mit Gottes Hülfe, es nie Jemand zu entdecken und nach meinem besten Gewissen darüber mein Urtheil so zu geben, wie meine geringe Einsicht es nur vermag.

Königin. Ich habe Lust, meine Krone nieder zu legen und ein stilleres Leben zu suchen. Die mit der Regierung verbundenen Geistes-Anstrengungen und Sorgen vertragen sich mit der Sinnesruhe nicht, welche ich wünsche. Erst dann, wenn ich nicht mehr Königin seyn werde, glaube ich Zufriedenheit und Glück zu finden.

Whitelock. Ew. Majestät scheinen mit Ihrem unterthänigen Diener zu scherzen.

Königin. Nein, es ist mein völliger Ernst. Hätte ich nicht auf Sie gewartet, so wäre die Sache schon abgethan; das hat mich aber bewogen, sie auf zu schieben.

Whitelock. Ich bitte Ew. Majestät, diesen Gedanken, als der königlichen Gesinnung gänzlich unwürdig, auf zu geben. Ew. Majestät werden verzeihen, daß ich meine Meinung mit so großer Dreistigkeit erkläre, und daß ich es wage, um die Beweggründe zu bitten, welche Sie zu einem solchen Entschluß veranlaßt haben.

Königin. Meine Gründe sind diese: Ich bin ein Weib, und ein Weib ist einer Menge von Fehlern unterworfen, folglich wenig zu regieren geschickt. Die Last meiner Krone überwiegt bei weitem die Ehre und das Vergnügen, welches sie gewährt; und endlich ist, meinen Gedanken nach, nichts wichtiger als Zufriedenheit und Seelenruhe, und von diesen genießen die Besitzer der königlichen Würde weniger als nichts.

Whitelock. Aber geruhen Ew. Majestät, Sich zu besinnen: Ein Volk, das Sie liebt —.

Königin. Eben darum, weil ich auch mein Volk liebe, will ich ihm einen besseren Steuermann, als ein schwaches Weib ist, geben. Aufrichtig zu gestehen, geschieht es auch wohl mit aus Eigenliebe, und um mehr meinen Einfällen leben zu können. Mein Vetter, der Pfalzgraf, besitzt vortrefliche Eigenschaften, viele Tapferkeit und große Geschicklichkeit in der Kriegskunst; er soll mein Nachfolger werden, und das je eher, je lieber.

Whitelock. Um so besser für ihn, ohne Zweifel! Aber erlauben Ew. Majestät mir, bei dieser Gelegenheit ein Geschichtchen zu erzählen: Ein alter englischer Edelmann hatte sich von seinem Sohn überreden lassen, ihm sein ganzes Eigenthum ab zu treten und sich nur ein mäßiges Jahrgeld vor zu behalten. Während die Punkte deshalb aufgesetzt wurden, rauchte er sein Pfeifchen und spuckte in das Zimmer, wo sich eine große Gesellschaft befand. Der Sohn bat seinen Vater, nicht in der Stube, sondern draußen zu rauchen und zu spucken. Der Vater gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern; als er aber, nachdem der Aufsatz fertig war, herein gerufen ward, ihn zu unterzeichnen, sagte er: Ich unterschreibe nicht, denn ich habe nun meinen Vorsatz geändert. — Und weßwegen? fragte der Sohn mit Heftigkeit. — Darum, antwortete der Greis, weil ich beschlossen habe, so lange ich lebe, hier in die Stube zu spucken, und weil ich hoffe, daß ein junges Weibchen, mit dem ich mich bald zu vermählen gedenke, mir es wohl erlauben wird.

Königin. Das Geschichtchen läßt sich hören und die Anwendung davon ist leicht zu machen; aber, nach meinen Gedanken, ist eine Krone ablegen eben so viel als in die Stube spucken.

Whitelock. Es reuete den Kaiser Karl V. sogleich —.

Königin. Ach! Sein Sohn war ein elender Mensch; aber mein Vetter, der Pfalzgraf, ist ein edler Herr! —

Whitelock war auch bei der allgemeinen Reichsversammlung im Jahr 1654 zu Upsala, auf welcher die Königin feierlich der Regierung entsagte und sie ihrem Vetter Karl Gustav übergab, der schon fünf Jahre zuvor zum Erbfürsten und Thronfolger erklärt worden war. Die Rede, welche sie bei dieser Gelegenheit hielt, war kurz und bündig, und schloß mit den Worten: „Wenn ich von Euch einige Erkenntlichkeit verdient habe, so ist die einzige, welche ich wünsche: daß Ihr dem von mir gefaßten Entschluß Euren Beifall gebt, denn nichts vermag mich davon ab zu bringen.“ — Sie hatte sich ein Jahrgehalt von 200,000 Thalern ausbedungen, mußte aber später mit der Hälfte zufrieden seyn: da mag sie wohl an Whitelock's Anekdote gedacht haben. Eck.

Anekdote.

Bei den Unruhen in Belgien wider Oesterreich diktirte ein Zeitungs-Redakteur in Bern seinem Schreiber die Relation von einem Gefecht zwischen den Oesterreichern und den Belgiern. „In dieser Affaire“ — fuhr er fort, indem er die darüber erhaltene Nachricht in der Hand hielt — „haben 5000 Belgier den Tod gefunden.“ — „Sie irren sich!“ unterbrach ihn der Schreiber; „laut der Nachricht, die Sie vor sich haben, sind nur 500 geblieben.“ — „Ey was! Schreiben Sie, was ich Ihnen sage! Von solchem Gesindel kann man nicht genug aus der Welt schaffen.“ M.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Wenn Einer sagt: es sey kein Spiritus in Berlin, der lügt's! Aus der „Staatszeitung" (4tes Stück 1821) kann alle Welt erfahren, daß es im Jahr 1820 in unserer guten Stadt 567 Destillateurs und Brandtweinschänker gab, während man im Jahr 1800 nur 150, also 417 solcher Anstalten weniger hatte. Man sieht aus diesem ungeheuern Resultat, in nicht mehr als zwei Dezennien erfolgt, wie sehr der Zeitgeist sich in der Brandtweinsblase angesiedelt hat und wie viel Geist ist wohl seit der Zeit — abgezogen (um uns des deutschen Ausdrucks für Destilliren zu bedienen) oder in Dämpfen entwickelt worden (um den Kunst-Ausdruck zu gebrauchen)? Dagegen haben sich die Bierschänker von 655 bis 429 vermindert, und ein Spaßvogel könnte daraus den Schluß machen: daß bei uns Hopfen und Malz verloren sey, welcher Spaß ihm aber übel bekommen möchte bei den geistvollen Gästen der 567 Brandtweins-Anstalten — Das erste diesjährige Stück der „Gesetz-Sammlung" enthält, als ersten Aufsatz, ein Dekret, welches „die Aufhebung des Unterschiedes zwischen der Wolle von den Schafen der Adlichen und Nicht-Adlichen im Herzogthum Sachsen" verordnet. Man sollte kaum glauben, daß die Adels-Rechte sich auch auf Schafe erstreckt hätten; aber die Aufhebung dieser — nun, Rechte kann man es doch nicht mehr nennen, also wollen wir die Sache ins Namenlose bringen! — beweiset, daß so etwas vorhanden war und es möge sich nun männiglich freuen, wenn die Würde der nicht-adlichen Schafe auch im Herzogthum Sachsen wieder hergestellt wird und zwar auf rechtlichem Wege, nicht etwa — wozu die überall hin verstreuten Merino's wohl hätten Anlaß geben können — durch einen Aufruhr, der eigentlich bei Schafen am leichtesten zu veranlassen ist. Die Löblichkeit der Verfügung selbst bleibt übrigens von diesem Scherze unberührt; denn wer es, wie Referent, weiß, welcher Druck durch jenes wunderliche Vorrecht zuweilen sich ausüben ließ, der dankt unserer Regierung wahrhaft für die Hinwegschaffung jenes verjährten Unsinns. — Ein wahres Geschichtchen von einem Marionetten-Spieler will ich Ihren Lesern erzählen. Bekanntlich müssen — und zwar zu wahrem Heil der Sittlichkeit! — alle Stücke, welche diese Puppen-Direktoren aufführen wollen, erst censirt werden; so brachte in voriger Woche einer der Herren ein Produkt, „die Zigeunerin" überschrieben, welches dem Censor gefiel, der hierauf mit dem, das Manuscript wieder Abholenden, folgendes Gespräch hatte: Censor. Wer hat das Stück geschrieben? — Marionetten-Spieler. Ich, Ihnen zu dienen! — C. Das macht Ihnen alle Ehre! das Stück ist recht hübsch! — M. Ja, es ist auch von Kotzebue! — C. Sie sagten ja eben, Sie hätten es selbst geschrieben? — M. Das ist auch wahr; ich schreibe alle Stücke, die ich aufführe, selber — ab! — C. Ah so! — Von Julius v. Voß und A. v. Schaden erscheint nächstens ein neues Buch, mit dem Titel: „Lebensgemälde voriger gekrönter Frauen" (in der Berlinischen Buchhandlung). Das wird wohl etwas für die Lesewelt seyn; sie will es gar zu gern, daß man an den Höchsten der Erde den Staub zeigt. — Hr. Staudacher hat seine Gastrollen beendet, indem er nochmals den „Orosman" in Winters „Zaire" übernahm. Schade, daß er nicht eine eigentliche Baßstimme, sondern mehr Bariton hat; von den Bassisten, die wir neuerlichst hörten (und der General-Intendant ließ und läßt, mit seiner oft nicht genug erkannten Umsicht und Fürsorge, Alles kommen, was einen leidlichen Baß zu haben vermeint), wäre er der empfehlendste hinsichtlich einer guten Schule (er ist von Brizzi gebildet) und eines geübten Vortrags; nächstdem hat er mehr Schauspieler-Talent, als Sänger gewöhnlich mitbringen (die unsrigen zeichnen sich rühmlich aus, weil die Forderungen bei uns auch darin so strenge sind, wie sie es mit Recht überall seyn müßten) und den Ruf großer Bescheidenheit. Wir brauchen übrigens einen recht tüchtigen Baß bei unserer Oper, denn wir haben ohngefähr gar keinen und das ist schlimm, weil er der Harmonie sicherstes Fundament ist. Hr. Hillebrand hat einige tiefe Töne; aber man muß sie vorläufig noch zu theuer bezahlen durch die zu geringe Ausbildung seines Gesanges — Ueber das Pianoforte-Spiel des Hrn. Passo ist in unserem „Allerlei" gar nichts gesagt, da doch der Gesang der Mad. Borgondio, neben welchem Hr. P. zwei Mal spielte, besprochen wurde. Vielleicht läßt sich dies Schweigen damit erklären, daß Sie, Herr Redakteur, meinen: das Pianoforte sey kein Instrument, um einen solchen Raum, wie unser Opernhaus ihn hat, mit Wirkung zu füllen?! — davon müssen wir freilich nicht ausgehen. Das Pianoforte bedingt eine Beschränkung des Raums, worin eine Traulichkeit der Hörer möglich ist; und nächstdem würde ich von einem Virtuosen auf diesem Instrument vor Allem eine freie Phantasie begehren, um zu erkennen, was er eigentlich ist. Viele Fertigkeit hat Hr. Passo, obwohl sie sich zuweilen in Spielerei verliert; aber bei den Variationen über schwedische Volkslieder habe ich nirgends ausrufen mögen: Variatio delectat! — Um sich als Componist zu zeigen, hätte er etwas Besseres geben sollen und aus Melodieen fremder Völker will man das Originelle heraus hören; davon war aber keine Spur. — Der Königl. Sänger und Schauspieler, Hr. Heinrich Blume, gab am 8ten Januar ein Conzert im Hrn. Jagors Saal (der nun wohl die übrigen Säle außer Gebrauch bringen wird, weil er wirklich für die Musik besser ist, als jeder andere) und hatte Vielerlei. Die Kunstgesang-Stücke waren nicht gewählt genug. Eine Scene von Hrn. Strunz (der sich in München und neuerlich in Italien als Componist einigen Ruf erwarb) geht zu sehr aus einander und eine Scene aus „Oedip" forderte deutlich zu viel theatralische Beihülfe, als daß sie ein gutes Conzertstück seyn konnte. Ein Duett aus „Figaro" wurde von Mad. Milder und Hrn. Blume ausgezeichnet gut vorgetragen; eben so lobenswerth sang dieser zwei Schweizer-Lieder im National-Dialekt. Am besten aber gefielen mir ein „Abendlied" für 4 Männerstimmen (der Componist war nicht angegeben) und ein „Notturno" für 6 Männerstimmen, componirt von Hrn. Carl Blum; beide Gesangstücke wurden von den Herren Bader, Stümer, Rebenstein, Blume, Bauer und Hillebrand vortreflich ausgeführt. Mad. Stich sprach ein Gedicht („der Mensch" von F. W. Gubitz) mit Einsicht und Wirkung. Bei einem „Quartett von vier Fagotten" war Hr. Heinrich Blume als Fagottist mit genannt; solche Leute aber, die bis nach dem Orchester sehen konnten (der Referent muß manchen Kopf über sich weg sehen lassen und der Saal war überfüllt!), wollten behaupten: er hatte nicht mit geblasen — nun, es ist mir auch recht! — Auf unserm Theater sollen wir nächstens ein Lustspiel sehen, betitelt: „Ein neues Mittel, alte Schulden zu bezahlen". Mag der Verfasser nur dafür sorgen, daß er die neue Schuld, die er übernimmt, die nämlich: das Publikum ein Paar Stunden zu amusiren, mit Geist und Witz bezahle. Noch wird Shakspeare's „König Johann" einstudirt, worüber wir uns freuen. (B. M.)

Der Sekretair der egyptischen Commission, Hr. Jomard, machte neulich im „Moniteur" mehrere neue Auffindungen bekannt, welche dem Unternehmer, Hrn. Cailliaud, namentlich in Ober-Egypten geglückt sind. In einem Gewölbe der Stadt Theben fand Letzterer eine Mumie aus der Blüthezeit der Griechen. Der einbalsamirte Körper hatte auf seinem Kopf einen Kranz von einer Art Lotusblätter. Das Grabmal war mit Inschriften halb in griechischer Sprache, halb in Hieroglyphen versehen: ein Beweis, daß die letzteren in Griechenland nicht ganz unbekannt waren. Merkwürdig ist es, daß man auch mehrere Stücke altes Brod, vollkommen erhalten, auffand. (Courier fr.)

Wir wünschen unsern Lesern beiderlei Geschlechts zum neuen Jahre von ganzem Herzen so viel Seelenkraft, um zuweilen: Nein! sagen zu können. (Courier fr.) Kein übler Wunsch!

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 19. Januar. 11tes Blatt.

Der dänische Compagnie-Handel nach Afrika.

(Aus dem Dänischen, nach Kragh Höst, übersetzt.)

Der Wunsch, den Handel der dänischen Staaten auf dem mittelländischen Meer zu heben und zu sichern, hatte sich schon im Anfang der Regierung Friedrich des Fünften, die im Jahre 1746 begann, oft gezeigt; ein Zufall verstärkte ihn. Ein marokkanischer Jude, Joseph Buzaglo de Paz, der einer europäischen Macht als Spion diente und aus Frankreich verwiesen war, kam nach Copenhagen und beredete einige angesehene Handlungshäuser zu Handels-Unternehmungen nach den Städten Saffi und St. Cruz im Marokkanischen. Es ward ein Schiff mit europäischen Waaren dahin geschickt, welches afrikanische zurück brachte. Der glückliche Erfolg dieses ersten Versuchs bewog de Paz, im November des folgenden Jahres der Regierung einen Plan zu überreichen, der die Vortheile des Handels mit Marokko entwickelte, und wodurch, unter andern Handelsgegenständen, auch die, den dänischen Tuch-Fabriken so wichtige Wolle gegen dänische Fabrikate und Kolonial-Waaren eingetauscht werden könnte. Zugleich versicherte der Marokkaner die Bereitwilligkeit seines Vaterlandes, einen Handels-Traktat mit Dänemark zu schließen, wobei Marokko sowohl seine Zoll-Einkünfte vermehren, als auch Waffen und Kriegs-Vorräthe ohne baare Bezahlung erhalten könnte. Darauf beschloß (im Jahre 1751) der König von Dänemark, sobald als möglich eine Expedition ab zu schicken, von der man einen sehr glücklichen Erfolg erwartete, da die Engländer im Januar desselben Jahres mit dem König von Marokko einen Traktat geschlossen hatten, der zum Theil nur als die Erneuerung eines älteren vom Jahr 1721 an zu sehen war. — Der Oberst-Lieutenant bei dem Ingenieur-Corps, Longueville, ward zur Abschließung des Traktats nach Marokko geschickt. Er sollte, nach der ihm ertheilten Instruktion, dieselben Grundsätze beobachten, die gegen Algier angewandt waren, damit der dänischen Nation dieselben Vortheile zugestanden würden, wie andern nach Marokko handelnden Nationen, mit der Befugniß: eine Faktorei und eine Niederlage für die Kaufleute ein zu richten. Zu Geschenken war ihm erlaubt, bis 4000 Dukaten zu verwenden. Buzaglo sollte, gegen einen Jahrgehalt, sowohl bei der Unterhandlung als auch zu der zweckmäßigen Vertheilung der Geschenke behülflich seyn. Die Expedition bestand aus zwei Fregatten, „Falster" und „die Docke" und drei Handelsschiffen. Der Capitain Simon Hogland führte die Fregatte Falster und war zugleich Befehlshaber der ganzen Escadre: die Docke befehligte der Capitain Schindel. — Bei der Ankunft der Escadre zu Saffi wandte sich Longueville, nach Buzaglo's Anweisung, an den dortigen französischen Kaufmann Stephan Rey; dieser erklärte die von Buzaglo eingekauften Geschenke größtentheils und um so mehr für unbrauchbar, da er dem Fürsten von Marokko schon ein pomphaftes Verzeichniß derselben überreicht hatte. Das Tuch war zu grob; unter dem Porzellan war keine Terrine und unter den Edelsteinen keiner von großem Werth; nur die Spie-

gel, die Buzaglo nicht gekauft hatte und die englischen Uhren hielt er für tauglich. Rey suchte die vorzüglichsten Stücke aus, schaffte das, was er sonst dienlich fand, an, und gab den Rath, noch eine Summe in Dukaten bei zu legen. Longueville reiste mit diesen Geschenken nach der Stadt Marokko, wo der Prinz Muhamed Ben Abdallah residirte, dem sein Vater, Abdallah Ben Ismael, der Kaiser aller marokkanischen Staaten, die Verwaltung des eigentlichen Königreichs Marokko übertragen hatte. Longueville ward mit Auszeichnung empfangen und schloß schon am 1sten Juli einen Traktat ab, nach welchem die Dänen auf fünf Jahre, vom 1sten September 1751 an, den ganzen Ein- und Ausgangs-Zoll der Häfen Saffi und St. Cruz für 50,000 marokkanische Dukaten — jeden zu 10 Mark dänisch — jährlich in Pacht erhielten. Kein Schiff irgend einer Nation sollte, bei Strafe des Verfalles an den Kaiser, in die dänischen Häfen einlaufen, und nur die Dänen sollten an der Küste Handel treiben. Diese konnten an einer passenden Stelle, an dem Flusse Sus, ein Comptoir und Magazine anlegen, sollten geachtet und von allen Auflagen befreit seyn. Wenn ein Däne in Marokko stürbe, so sollte der Consul seinen Nachlaß in Verwahrsam nehmen, und Uneinigkeit zwischen Dänen und Eingebornen keinen Einfluß auf die Handels-Verhältnisse haben. Dem Prinzen wurden jährlich 3000 marokkanische Dukaten versprochen, deren aber in dem Traktat nicht gedacht ward; wogegen er zuließ, daß auf der unbewohnten Insel Mogador, die einen guten Hafen hatte, eine dänische Niederlassung angelegt werde. Rey ward, zur Belohnung seiner geleisteten Dienste, von Longueville zum General-Consul und zum künftigen Handels-Direktor ernannt; auch erhielt er Namens des Königs von Dänemark die Verdienst-Medaille. — Bei seiner Zurückkunft nach Saffi ließ Longueville die dänische Flagge in der Stadt aufrichten, Gelder und Waaren an das Land und in das Haus des neuen General-Consuls bringen und den Kaufleuten der Stadt den Inhalt des Traktats bekannt machen, dem zufolge sie, vom 1sten September an, Saffi verlassen und ihre Handels-Berechtigungen in den, dem Prinzen Muhamed unterworfenen Provinzen verlieren sollten. Zwölf der Kaufleute begaben sich sogleich mit ansehnlichen Geschenken zum Prinzen nach Marokko; sie bewirkten zwar keine Veränderung in den Hauptbestimmungen, weil der dänische Zoll den bisherigen Hafen-Zoll weit überstieg; aber sie erhielten eines Jahres Frist zum Verkauf ihrer vorräthigen Waaren, im Fall die Dänen es nicht vorziehen würden, ihnen solche sogleich ab zu kaufen. Aber es ging weiter; ihre Vorstellungen bei dem Kaiser selbst, in Fez, bewirkten endlich: daß er die Bestätigung des Traktats verweigerte; und es ward ihnen um so weniger schwierig, da die Einwohner, in der Besorgniß, ihre Waaren künftig nach einem willkührlichen Preise den Monopolisten verkaufen zu müssen, über den Traktat mißvergnügt waren. Dazu kam noch, daß in Gibraltar und Tetuan die Engländer Longueville die Absicht andichteten, eine Festung anlegen zu wollen, und daß er dieses Gerücht durch sein Benehmen zu bestätigen schien. Er segelte nämlich mit allen seinen Schiffen von Saffi nach St. Cruz, um einen Platz zu der Niederlassung aus zu suchen, ließ, als er ihn gefunden, einen Theil seiner Mannschaft bewaffnen und einige Soldaten von den Fregatten mit Kanonen ans Land setzen. Dieses beunruhigte, besonders durch die Anreizungen der in St. Cruz wohnenden Kaufleute, die Einwohner so sehr, daß sie sich um die Dänen versammelten und sie dadurch zu dem Entschluß brachten: die Soldaten wieder an Bord der Fregatten und die Uebrigen zurück nach St. Cruz gehen zu lassen. Longueville ward im August durch ein Schreiben zu dem Prinzen nach Saffi berufen und unter dem Vorwande: daß er böse Absichten gegen das Reich gehegt und Festungen habe anlegen wollen, ins Gefängniß gebracht. Gleiches Schicksal traf bald darauf auch die übrigen in St. Cruz gebliebenen Dänen und den auf dem Lande sich aufhaltenden Marine-Lieutenant Kaas, überhaupt 42 Personen, die, wie Longueville, als Sklaven nach Marokko geführt wurden. Der Prinz bemächtigte sich auch der ans Land gebrachten Waaren, deren Werth, wie man sagte, 200,000 Piaster betrug. Rey war so glücklich, durch die Entschuldigung: daß er von feindseligen Absichten der Dänen gar nichts geahnt hätte — und durch das Versprechen, mehrere Geschenke von Dänemark zu bewirken — die Ausbrüche von Muhameds Ungnade sich ab zu wenden; sein Consulat legte er bis zu einer günstigeren Zeit nieder. Buzaglo und sein Bruder entgingen zwar dem Ausspruch des Prinzen, lebendig verbrannt zu werden; wurden aber doch bis zum 25sten Februar 1752 in Saffi gefangen gehalten. Die dänischen Fregatten und Handelsschiffe, letztere zum Theil mit ihren Ladungen, entkamen glücklich.

Muhamed ließ nun den fremden Kaufleuten anzeigen: daß sie ihren Handel ruhig fortsetzen könnten. Nach Dänemark aber schickte er einen vertrauten Juden, Samuel Sumbel, mit einem Schreiben, worin er Longueville's Benehmen von der nachtheiligsten Seite darstellte und seine Absicht anzeigte, ihn so lange gefangen zu halten, bis die Antwort des Königs von Dänemark eingehen werde: ob er bei der angeblichen Verrätherei mit seinem Gesandten im Einverständniß sey? — Die Regierung hatte aber schon fünf oder sechs Monate vor Sumbels Ankunft in Copenhagen Nachricht von dem Friedensbruch erhalten. Weit entfernt, den Traktat zu bestätigen, hatte sie es vielmehr in einer

öffentlichen Erklärung gemißbilligt: daß Longueville, vielleicht aus übertriebenem Eifer oder von schlechten Rathgebern verführt, von den erhaltenen Befehlen abgewichen sey, um, seiner Meinung nach, besser zu handeln. Indessen war am 15ten November 1751 an den Capitain Hogland, der mit seinen Schiffen die marokkanische Küste am 10ten August verlassen hatte und nach Algier, Tunis und Tripolis gesegelt war, der Befehl gesandt: nach Saffi zurück zu kehren, über den Vorfall sichere Nachrichten ein zu ziehen und die Befreiung der Gefangenen in Güte zu versuchen; im Fall des Mißlingens sollte er mit dem Oberst-Lieutenant Diethard, der das an Bord der Fregatte gehörige, nach der marokkanischen Küste detaschirte Corps befehligte, oder in dessen Ermangelung mit dem Capitain-Lieutenant Schindel, überlegen: ob es thunlich sey, Gewalt an zu wenden? Er sollte aber nur in der äußersten Noth die Schiffe und deren Mannschaft Gefahren aussetzen und sich Alles dessen enthalten, was den Unwillen der europäischen Mächte erregen könnte. Endlich ward ihm befohlen, nur in seinem eigenen Namen und Kraft der bei der Abreise von Copenhagen gegebenen allgemeinen Vollmacht zu unterhandeln und dem Prinzen vor zu stellen: daß die Dänen nur gleiche Vorrechte verlangten, als andere begünstigte Nationen sie hätten. Wenn die Freilassung der Gefangenen bewirkt würde, so sollte er selbst einen neuen Traktat abschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente neuer Briefe von Voltaire.

Aus einer Sammlung von 125 Briefen Voltaire's, welche der Maire von Noirmartier, Herr Jacobsen, besitzt und neulich herausgegeben hat, wollen wir einige lesenswürdige Stellen mittheilen, worin sich zugleich der Geist und das Gemüth jenes berühmten Mannes zeigt. Die meisten Briefe sind an seinen alten Freund Tiriot (hier Thieriot), die übrigen an seine Nichte Fontaine (nachherige Florian) gerichtet, und athmen eine Kunstlosigkeit, ein natürliches Gefühl und ein Herz, welches man in seiner bekannten „Correspondance générale" vergebens sucht. Doch muß man auch bemerken, daß die hier erwähnten Briefe zum Theil aus den jüngeren Jahren des Dichters sind, wo in seinen Adern Blut, nicht Galle floß. Honores mutant mores!

An Thieriot. 1728. Wenn ich auf den Punkt Ihrer Gesundheit zu sprechen komme, so kann ich nicht deutlich genug seyn. Ich habe in meinem Leben (er war damals 34 Jahre alt) viel gelitten, viel Unglück gehabt; aber eine traurige Erfahrung hat mich überzeugt, daß von allen Uebeln die Krankheit das größeste ist. Die Blattern, ein vorübergehendes Fieber will nichts sagen und kommt hier nicht in Betracht: aber Jahre lang in Siechheit dahin schleichen, alle seine Neigungen und Genüsse schwinden zu sehen, Leben genug in sich fühlen, um des Lebens froh seyn zu wollen, und nicht Kraft genug, um es zu genießen; Andern unnütz, sich selbst unerträglich seyn, theilweise absterben: das heißt leiden; und diese Leiden habe ich empfunden, habe ich als die grausamste und schmerzhafteste von allen Prüfungen erlitten. — Mir ist bange, der gute Mann, in dessen Hause Sie wohnen, hat sich bei dem verstorbenen Herzog von Orleans zu sehr an eine gute Küche gewöhnt. Lebten alle Menschen als solche, die nur das Leben fristen, wie die Armen, wir würden keiner Aerzte bedürfen. Ich bin Zeuge gewesen, daß Sie viel zu Abend gegessen, und dabei viel getrunken und schlechte Bachus-Lieder unsrer heutigen Chansonniers gesungen haben; daher, liebster Freund, kommen alle Ihre Krankheiten. Ich wiederhole es, nur durch eine geregelte mäßige Lebensweise erhält man Gesundheit und Leben.

An denselben. 1735. Aus Cirey, dem Landsitz der Marquise Du Chatelet. So eben erhalte ich Ihr Schreiben, worin Sie mir Hoffnung machen, Sie bald zu sehen; nur nicht in Paris, denn ich bin fest entschlossen, ein oder zwei Jahr auf dem Lande zu verleben. Ich lasse für Madam Du Chatelet ein niedliches Haus bauen und einrichten. Dieses angenehme Geschäft der Freundschaft wird mich, zu meinem großen Vergnügen, von Paris entfernt halten. Apollo, wie Sie wissen, ward zum Maurer, als er aus dem Himmel verbannt wurde; ich bin wie im Himmel, wenn ich, meinen Freunden zu Gefallen, mich zum Maurer mache. Kommen Sie doch ja in mein Haus, in das Werk meiner Hände. Wie gern ich Ihnen mein Herz eröffnen, alle meine Schriften zeigen werde! Ohne Freund ist die Literatur nichts; ein unliterarischer Freund ist ein trockener nüchterner Gesellschafter; ein Freund wie Sie ist ein Schatz.

An denselben. Brüssel, 1741. Man will mich versichern, die schöne Literatur sey in Paris in einem noch traurigeren Zustande als in Berlin. Das Schauspiel ist durch den Abgang des Dufresne und der Demois. Quinault gesunken. Die Paar Verse, deren Sie Erwähnung thun und die sich in meinen Briefen befinden, werden die schöne Poesie nicht wieder aus ihrem Todesschlafe wecken; solche Kleinigkeiten haben an sich keinen andern Werth, als daß sie den gesellschaftlichen Umgang beleben; für das Publikum ist dergleichen nicht. Es ist schwerer, zehn Verse in Boileau's Geist und Manier zu machen, als tausend in Chapelle's und Bachaumont's.

An denselben. 1741. Man spricht von Frieden und Vergleich. Aber wenn Bürger und Bauern über das reden und urtheilen, was Könige thun, so kommt mir das eben so vor, als wenn Metaphysiker über den ersten Grund der Dinge absprechen wollen.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. (Pleasd to commend, yet not afraid to blame. **Pope.**) Wer sich an seinem Geburts- oder am Neujahrs-Tage nicht vornimmt, sich zu bessern, „verdienet nicht ein Mensch zu seyn". Aber vornehmen und halten sind zweierlei, nur bei mir im hier gemeinten Falle nicht; denn ich habe mir nicht nur am 1sten Jänner anni currentis vorgenommen, sondern ich halt' es auch — wie figura zeigt — am heutigen 6ten, Ihnen mit dem de- und weh-muthigen Zuruf eines „peccavi!" wieder einen längst und zu mehreren Malen versprochenen Breslauer Bericht ein zu senden. Hier ist er und bittet um baldige kostenfreie Insertion. — Hauptsächlich und zuerst klatsch' ich vom Theater. Ein halbes Jahr liegt hinter mir, von welchem noch keine Sylbe im „Gesellschafter" steht. Wollt' ich's nun machen, wie Böttiger in der Vespertine, so könnten Sie — wenn Sie nämlich wollten — gleich den ganzen Jahrgang 1821 überschreiben: Breslauische dramaturgische **Erschallungen**; aber wenn ich mich auch nicht so kurz und apostrophirend erweise, wie Müllner's „Kurzer", so hoff' ich doch, daß Sie und die geehrten Leser mich nicht einen Ueberlangen, am allerwenigsten aber einen Langweiligen schelten sollen. — Zu beginnen ist von der Direktion. Ihre sonstige Dreiheit hat sich in eine Zweiheit verwandelt, indem der Hr. Geheime Commerzien-Rath Moritz-Eichborn (der sogenannte Garderoben-Direktor) ausgeschieden und sein Posten bis jetzt noch nicht wieder besetzt worden ist, was eigentlich gegen die Statuten verstößt. Demnach dirigiren seit mehreren Monden Hr. Commerzien-Rath Websky und Hr. Regierungs-Rath Heinke a due; oder auch manchmal solo, Jeder für sich und zwar mitunter in Dissonanzen, die sich nicht immer harmonisch auflösen sollen. Der Erstgenannte dieser beiden Herren ist nun zugleich Dirigent der Kasse und der Garderobe, die in der That in sehr genauer Beziehung zu einander stehen. Möchte er nur auch den **Geschmack** einiger unserer Theater-Damen in puncto der Kleidung dirigiren, oder sie, wenn's irgend möglich wäre, freigebiger dotiren; denn man bekommt nicht selten so geschmacklose und armselige accoutrements zu sehen, daß sie nicht nur einem „Kleider-Ingenieur", wie Devrient als „Meister Fips" sich nennt, oder einem Galanterie-Händler, sondern sogar einem so ungalanten Critico, wie Ihr ergebenster Diener ist, auffallen. — Was nun den dramaturgischen Leiter und Lenker unserer Bühne, nämlich den Hrn. Regierungs-Rath Heinke betrifft, so hat er, nach meiner und Vieler Meinung, keineswegs den von ihm gehegten und von mir vor etwa neun Monaten im „Gesellschafter" ausgesprochenen Hoffnungen und Erwartungen entsprochen. Was ich schon damals besorglich äußerte: er habe sich nämlich vor seinem Direktions-Verhältniß zu wenig um das Theater bekümmert, hat sich — leider! — nach und nach immer mehr bestätigt und gerächt. Da muß er nun fragen und fragen und Rath verlangen bei Hinz und Kunz, immer besorgen, sich Blößen zu geben und kann dies doch nicht vermeiden. Und Hinz und Kunz und Peter und Paul kriegen das bald weg, wo's ihm fehlt und gebricht, und diese Theater-Leutchen, die zum Theil ihm wohl ins Gesicht sagen: er sey als Bühnen-König ein zweiter Goethe, weil er wirklich bei Goethe einige Mal Thee getrunken hat, zucken hinter seinem Rücken doch mitleidig lächelnd die Achseln und sagen mit den Uebrigen: „Ja, der Mann meint es wohl recht gut und möchte gern; aber, aber —." Es ist nicht zu bezweifeln, daß er gar gern das ihm Fehlende, besonders eine einigermaßen gründliche Kenntniß der Bühnen-Literatur, der Kunst-Geschichte und Kunst-Theorieen nachholen möchte; aber er hat als Geschäftsmann — und er soll ein eben so wackerer als belasteter seyn — alle Hände voll zu thun. Hinc illae lacrymae! das ist der **Hauptfehler**. Regieren müssen, wenn man dirigiren sollte; in der Session oder am Schreibtisch sitzen, wenn die nachlässigsten Proben gehalten werden, deren man zehn, ja zwanzig versäumen muß, ehe man dazu gelangt, die eilfte oder einundzwanzigste flüchtig und unbelehrend an zu sehen; Akten lesen, wenn man vielleicht gern den so hochnöthigen cursum dramaticum und criticum machte; nicht den Muth oder das Geschick oder das Selbstvertrauen haben und haben können, daß man belehrt und rügt, wo durch Belehrung und Rüge Vieles, sehr Vieles so leicht gebessert werden könnte und sollte; sich auf Andere, die man noch dazu weder recht zu wählen noch recht zu benutzen versteht, verlassen müssen, wo man sich nur auf sich selbst verlassen sollte, und dabei noch auf allen Seiten gehemmt seyn durch die leidige Mit- und Vielherrschaft des Ausschusses, des Mit-Direktors u. s. w. — das ist freilich viel zu viel Schlimmes, um vom nackten, bloßen guten Willen aufgewogen zu werden, so schätzbar dieser auch ist und so sehr man ihn auch mit Recht voraus setzen mag. Freilich wird Hr. Heinke von den Aktionären nur schlecht baar honorirt, denn er bekommt nur zwischen 4 und 500 Thaler jährlich, also ungefähr so viel als ein hiesiger père ignoble, zweiter Liebhaber oder Bösewicht. Soll aber bei einem Posten, der, wenn man auch Geld dafür nimmt — und warum denn nicht auch nehmen soll — doch gewissermaßen als ein Ehrenposten an zu sehen ist, das dictum gelten: wie der Lohn, so die Arbeit? — und soll ein Theater-Direktor, weil er zugleich ein Regierungs-Rath und eben darum ein schlechter Theater-Direktor ist, seines staatischen Titels oder Amtes wegen, außer oder über der Kritik stehen? — Minime, mein Herr Dramaturg! — ich, obgleich ich kein Lessing bin, sage von Ihnen, der Sie kein Klotz sind — eine Aeußerung des Magister Lessing über den Geheime-Rath Klotz parodirend: „schlimm für den Regierungs-Rath, wenn der Dramaturg ihn im Stiche läßt!" — doch für diesmal genug von **diesem** Kapitel. — Schon zu Michaelis ist Hr. Nagel von der Regie und der Gesellschaft abgegangen. Wie man sagt, privatisirt er vorläufig bei Hirschberg. Was ihn als Regisseur betrifft, so konnte das Theater durch seinen Abgang nur gewinnen, das müssen selbst die zugeben, die ihn als Schauspieler überschätzten. Als solcher hat der Mann zwar mehr ein recht glückliches Naturel, als ein gediegenes Talent (von Genie ist bei ihm gar nicht die Rede); aber dies Naturel sagte einigen sehr dankbaren Rollenfächern entschieden zu und imponirte die Masse leicht. Dagegen fehlte ihm artistische und überhaupt geistige Bildung sehr; sein oft im höchsten Grade nachlässiges Memoriren hatte ihn auf böse Abwege geführt, auf denen er nur zu oft umher irrte. Besonders geschah ihm dies auf der Straße zum Tempel der Melpomene; denn bei der Richtung nach dem der Thalia wußte er besser auf der heiteren Kunststraße zu bleiben; sein tragirender, höchst einförmiger Kanzelton würde oft ganz unerträglich gewesen seyn, wenn er aus einem minder sonoren Organ entstammt wäre. Das Zerhacken und Umgestalten der vom Dichter gegebenen Perioden entstaltete diese nicht selten zum ärgsten Unsinn. Bei alle dem hat Hr. Nagel hier viele lebhafte Verehrer gehabt und hat sie noch, Verehrer, die ihn für einen großen Künstler und meinen Tadel gewiß für die boshafteste Partheilichkeit erklären. Immerhin! — So sehr können rohe Naturgaben und dreiste Routine selbst sonst ganz verständige, aber in der Kunst unkritische Menschen blenden! Gegen weniger Begabte, die ihn mitunter hier umgaben, stach er oft vortheilhaft, aber doch seinem Ruf und Dünkel nicht entsprechend ab, gegen Anschütz kam er in der Tragödie gar nicht auf und konnte er nicht aufkommen. (Die Fortsetzung folgt.)

Ein Acker-Eigenthümer in Peru bei Provins hatte durchaus nur im späten Alter heirathen wollen, um nicht viele Kinder zu bekommen. Endlich schien sein Termin da; er heirathete, und in drei Jahren hat seine Frau ihm drei Mal **Zwillinge** geboren; alle sechs Kinder leben und sind wohl. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 20. Januar. 12tes Blatt.

Der Mensch.

Der Mensch hat ewige Begleiter,
Mit denen er auf Erden wallt;
Von seiner Wiege, wo ihn heiter
Der Mutter lieblich Lied umhallt,
Bis zu der Gruft, der Wiege höh'ren Strebens,
Sind sie Gefährten auf der Bahn des Lebens.

Vereint im Reich des Kindes thronet
Die Unschuld mit der Fröhlichkeit;
Des Menschen Jugendpfad umwohnet
Der Schwestern himmlisches Geleit,
Und zahllos darf er Wunderblüthen pflücken,
Die unverwelklich ihren Busen schmücken.

Er scheidet — ohne Dank und Thränen —
Vom höchsten Glück, vom reinen Sinn!
Ein gift'ger Hauch, ein stolzes Wähnen,
Begierde reißt ihn zu sich hin;
Und bald ist er, von Lust und Schein betrogen,
Ein schwankend Rohr auf sturmempörten Wogen.

Von wilden Strudeln rings ergriffen,
Hält ihn die Freundschaft rettend auf;
Sie lehret ihm Gefahr umschiffen,
Sie zeiget ihm den sich'ren Lauf,
Und denkt, was Phantasieen kühn gestalten,
In abgeschloß'ner Wirklichkeit zu halten.

Doch, ob sie mildern will und dämpfen,
Vermählt erzeugen Gluth und Geist
Die Ehrsucht, rastlos fort zu kämpfen,
Bis seines Schicksals Fessel reißt;
Mag dann Erfahrung treulich ihn ermahnen,
Der Eigenwille flieht von eb'nen Bahnen.

Schon hat er, keck und ungezügelt,
Mit seinem eig'nen Daseyn Streit,
Da öffnet Liebe, leicht beflügelt,
Ihm ihres Reiches Herrlichkeit:
Und rasch bezähmend eit'ler Sinne Schweifen,
Versucht's der Mensch, sich selber zu begreifen.

Gebändigt sind die mächt'gen Flammen,
Das Wahre scheidet er vom Traum;
Er drängt sich in sich selbst zusammen,
Entdeckt die Welt auf engem Raum;
Was nie er fand in ungemeß'nen Weiten,
Das Glück, wird zu der Hütte ihn begleiten.

Erfahrung, die er einst verschmähte,
Giebt sorgsam, als der Sühne Pfand,
Zum Ziele, das er sich erspähte,
Den Stab ihm traulich in die Hand;
Durch sie mit der Zufriedenheit verbündet,
Wird, Stürmen trotzend, fester Bau begründet.

Und Hoffnung, die mit Geisterhauchen
Sich freundlich stets ihm angeschmiegt,
Wird sich in Strahl der Wahrheit tauchen,
Daß leicht der Täuschung Bild verfliegt;
So mag der Mensch, vom Schwankenden verlassen,
Auf Lebenshöh'n des Daseyns Säule fassen.

Ach! denkt er sich'rer hier zu bauen,
Ergreifet ihn des Scheidens Qual:
Und wallet nun mit leisem Grauen
Der Pilger wehmuthvoll zum Thal,
Dann bleibt, daß mit der Zukunft er sich söhne,
Erinn'rung Echo der verklung'nen Töne.

Was nur noch im Vergang'nen weilet,
Verkläret ihm der inn're Blick;
Doch bringt, wie weit auch Sehnsucht eilet,
Minuten nimmer er zurück,
Dann flüchten, ehrt in Duldung er die Schranken,
Zu Gott allein die himmlischen Gedanken.

Wenn Silberstrahl sein Haupt umkränzet,
Läßt irrd'sche Nacht schon von ihm ab;
Das Bild der Religion umglänzet,
Die Schrecken scheuchend, ihm sein Grab,
Und Friede wird an seinem Lager lauschen,
Der Augen Licht mit ew'gem zu vertauschen.

Sein Hoffen himmelwärts gewendet,
Erringt er sich die heil'ge Ruh;
Der Geist hat hier sein Werk vollendet,
Er schwebet froh der Heimath zu,
Und in der Engel Gruß, der ihm erklungen,
Stebe er aus Staub zur Klarheit sich geschwungen.

F. W. Gubitz.

Der dänische Compagnie-Handel nach Afrika.

(Fortsetzung.)

Hogland erhielt diesen Befehl am 17ten Januar 1751, bei seiner Ankunft von Tunis und Tripolis, in Gibraltar. Die Fregatten waren, nachdem sie den Consul in Algier, den Commerzien-Rath Hameke, an Bord genommen hatten, zuerst nach Tunis gesegelt, und am 8ten Dezember 1751 war daselbst, in dem Palast Bardo, von Hameke und in Hoglands und Schindels Beiseyn, ein Traktat zwischen dem König Friedrich dem Fünften und Aly Bascha, Begler-Bey des Königreichs Tunis, abgeschlossen. Er hatte zum Theil den Inhalt des Algierischen. Zu den Abweichungen gehörte: wenn von der Mannschaft eines dänischen Kauffahrtei-Schiffes mehr als ein Drittheil zu einer fremden, mit Tunis in Unfrieden lebenden Nation gehöre, so sollten diese Sklaven seyn; wenn Schiffe einer, mit Dänemark in Unfrieden befindlichen Nation sich in den Häfen oder an den Küsten von Tunis aufhalten, so sollen sie, wenn ein dänisches Schiff von da absegelt, innerhalb vier Wochen darauf ihre Station nicht verlassen dürfen; auch soll der Bey keinem Kreuzfahrer erlauben, dänische Schiffe an seinen Grenzen zu belästigen; wenn dänische Orlog-Schiffe auf der Tuneser Rhede ankern, so soll der Consul den Bey davon benachrichtigen, und dieser den Befehl geben, die Sklaven ein zu schließen, damit sie nicht an Bord schlichen; wenn sie aber dahin gekommen wären, sollten sie frei seyn, falls nicht bewiesen würde, daß sie von dem Schiffsvolk dahin gebracht wären; Kauffahrtei-Schiffe aber sollten die Sklaven wieder ans Land schaffen oder für ihr Lösegeld verantwortlich werden. — Von Tunis segelte Hogland nach Tripolis. Hameke begleitete ihn auch dahin und schloß, als Bevollmächtigter für Tunis und Tripolis, gemeinschaftlich mit dem dortigen Consul J. Smith, am 22sten Januar 1752, einen Friedens-, Handels- und Schiffahrts-Traktat zwischen dem König Friedrich dem Fünften und Muhamed Cara-Melli, Bey, Bascha und Gouverneur des Königreichs Tripolis, der, zwei Bedingungen ausgenommen, im Allgemeinen mit dem Algierischen Traktat überein stimmte; diese Bedingungen waren: daß in Tripolis ein Zoll von nur drei Procenten erlegt werden solle, und daß von Tripolis oder einem andern zu diesem Königreich gehörenden Platz keine Schiffe, Sklaven oder Waaren von der Küste von Salee oder einem andern zu dem Königreich Marokko gehörigen Hafen gekauft werden solle. Die Friedensschlüsse mit Tunis und Tripolis wurden beide durch ein Plakat vom 21sten April 1752 bekannt gemacht. Der Capitain Hogland war unterdessen schon in Gibraltar angekommen; aber er konnte wegen der, den ganzen Winter hindurch an der afrikanischen Westküste herrschenden westlichen und südwestlichen Passat-Winde nicht früher als im Anfang des Aprils nach Saffi absegeln.

Hogland kam am 22sten April in Saffi an, mußte aber, weil er weder ein Schreiben noch eine Bevollmächtigung des Königs mitbrachte, wieder absegeln, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Auch Sumbel brachte in Copenhagen seine Unterhandlungen nicht zu Stande, sondern kehrte bald, jedoch auf einem dänischen Schiffe, nach Marokko zurück. Die Fregatte Christiansburg nämlich ging am 22sten Mai von Copenhagen ab; ihre Bestimmung war, die Escadre unter Hogland zu verstärken, und außerdem erhielt ihr Commandeur, der Capitain Holst, den Auftrag und eine Bevollmächtigung, einen Traktat mit dem marokkanischen Hofe ab zu schließen. Geschenke an Muhamed, an Werth 2240 Reichsthaler, die Namens der künftigen Handlungs-Gesellschaft gekauft wurden, sollten die Ausführung erleichtern, und wenn sie glücklich vollendet ward, so waren 500 Species-Dukaten zur Belohnung für Sumbel bestimmt. Aber Holst starb auf der Reise; darauf wurde der Commandeur-Capitain A. F. Lützow mit einer andern Fregatte nachgeschickt, und dieser übernahm in Lissabon den Oberbefehl über alle vier Fregatten. Ihre Zahl ward bald durch eine fünfte vermehrt, die, außer beträchtlichen Geldsummen, den Kaufmann A. Anreboe an Bord hatte, der, den Umständen nach, als Consul angestellt werden konnte. Bald nach Lützow's Ankunft und der Ablieferung eines Schreibens von Friedrich dem Fünften an Muhamed wurden alle dänischen Gefangenen frei gelassen und am 18ten Juni ein förmlicher Friede abgeschlossen. Danach sollten die Dänen von dem Flusse Am-Arbe, bei der Stadt Azamur, bis an den Fluß Nun, bei dem Kap Nun — dem äußersten südlichen Grenzpunkte des Reiches — gegen Erlegung desselben Ein- und Ausgangs-Zolles wie die Kaufleute anderer Nationen, einen freien Handel haben. Wenn ein dänisches Schiff an jenen Küsten strandete, sollte nicht nur die Mannschaft in Freiheit bleiben, sondern auch alle Hülfe zur Rettung ihrer Ladung erhalten. Wenn Unterthanen des Prinzen um des Handels willen nach Dänemark reisten, sollten sie

nur gleiche Abgaben mit den Kaufleuten anderer Nationen bezahlen, und bei einem Friedensbruche die Dänen sechsmonatliche Frist haben, um sich mit ihren Gütern weg zu begeben; ein dänischer Consul sollte sich in Saffi aufhalten, dem der Prinz die Wohnung anweisen wolle. Der König Friedrich der Fünfte bestätigte den Traktat am 18ten März 1754. Lützow ernannte Anreboe zum Consul, ehe er Saffi verließ und dieser schloß am 8ten Februar 1754 einen Additional-Traktat mit dem Prinzen, nach welchem Salen und Rabatt, die eigentlich unter der Regierung des Kaisers standen, in den Frieden eingeschlossen waren, so daß die allen Nationen gefährlichen Kaper dieser beiden, nur durch einen Fluß getrennten Städte dänische Schiffe weder anhalten noch aufbringen sollten; wobei man sich verpflichtete, allen Schaden, den sie durch Kaper leiden möchten, zu ersetzen. Dieser Traktat ward aber nicht vor dem 18ten April 1755 von Friedrich dem Fünften genehmigt. Inzwischen war, im Jahre 1754, der erst zum See-Capitain ernannte Kaas — welcher sich in seiner Gefangenschaft das Wohlwollen des Prinzen erworben hatte — als Gesandter nach Marokko geschickt, um, außer der Ueberreichung der Ratifikation jenes Traktats, den Zustand der Niederlassung und das Betragen des Consuls und der Faktoren zu untersuchen und die Hindernisse zu entfernen, die der marokkanische Hof dem Handel möglicher Weise konnte in den Weg gelegt haben. Kaas richtete seinen Auftrag glücklich aus und empfing Muhamed's Versprechen: daß er sich auf alle Weise bestreben wolle, den Handel mit Dänemark zu befördern. Nach der Rückkunft des Capitains Kaas erhielt endlich die afrikanische Gesellschaft, welche schon vier Jahre bestanden hatte, am 31sten März 1755 ihre erste Octroi. Nach dieser Octroi, deren Dauer auf 40 Jahre bestimmt ward, sollte die Gesellschaft 400 Aktien, jede zu 400 Reichsthaler, besitzen. Im Jahre 1756, da man, nach dem Begehren des Prinzen, auch zu Salen eine Faktorei errichtete, ward ein Zuschuß von 100 Reichsthaler auf jede Aktie gemacht und noch die Zahl von 100 Aktien, jede zu 500 Reichsthaler, ausgegeben, so daß der Fond der Gesellschaft, von dem letztgenannten Jahre an, 250,000 Reichsthaler betrug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente neuer Briefe von Voltaire.

(Schluß.)

An seine Nichte (Mad. Fontaine, nachherige Frau v. Florian). Aux Délices, bei Genf, 1758. Wir haben hier einen Arzt, Tronchin, schön wie Apoll und gelehrt wie Aeskulap. Er treibt seine Kunst nicht wie seine Mitbrüder; man kommt 50 Stunden weit her, ihn zu befragen und sich heilen zu lassen. Er stellt die schwachen Magen wieder her, daß es eine Lust ist; bald wird man zu ihm und nach Genf wie in die Bäder reisen. — Uebrigens rufe ich Ihnen ein Bravo! zu, liebe Nichte! Fahren Sie so fort, gewinnen Sie das Landleben lieb, es ist ein wahres Patriarchen-Leben. Fassen Sie Neigung für Ihren Grund und Boden; je mehr Sie ihn bearbeiten, desto lieber wird er Ihnen, dafür stehe ich. Nur müssen Sie nicht die große Dame spielen und von dem Ertrage Ihres Landgutes leben, ohne es selbst zu bauen. Darin eben liegt das Vergnügen und die Belohnung des Ackerbaues. Eigen gesäetes Getreide schmeckt weit besser als fremdes. Ich bin zum Landwirth geworden: ich säe mit meiner fünfröhrigen Säe-Maschine; und seyn Sie versichert, diese neue Erfindung ist mir lieber, als zwei oder drei Trauerspiele.

An den Grafen von Chennevieres. Fernen, bei Genf, 1763. Ich melde Ihnen, daß ich Demoiselle Corneille (die Enkelin des großen Dichters) verheirathe. Ich fange an, blind zu werden; doch bin ich nicht die Person, die Amor's oder des Geliebten und Verliebten Rolle spielen wird; die überlasse ich einem Edelmann in unsrer Nähe, der 8000 Franken baare Einkünfte hat. Er heißt Dupuys, und ist ein sehr liebenswürdiger, sehr verliebter und sehr geliebter junger Mann. Ich hoffe, das Paar soll glücklich seyn und mich auf patriarchalische Weise glücklich machen.

An Thieriot. 1765. Mein guter alter Freund, ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem baldigen Großvater-Stande; Sie werden es im physischen Sinne, ich bin es nur im moralischen. Meine Pflegetochter Dupuys hat eine kleine Meerkatze auf die Welt gebracht, die wir wiegen, hegen und pflegen. Ich halte viel von den alten römischen Gesetzen, welche der Adoption eben so günstig waren als der Freiheit. Ich bin nur spät, sehr spät auf Erden glücklich geworden; aber Gott sey Dank, ich bin es doch geworden, und nur wenige Menschen werden mir dies nachsprechen können.

An denselben. 1766. Mein alter Freund, Ihr Schreiben hat mich gerührt. Die Gesellschaft hat ihre Stürme, wie die Geschäfte; aber alle Stürme gehen vorüber. Ihr Correspondent (Friedrich II.) meldet mir: daß in Schlesien 8000 Häuser wieder aufgebaut werden. Dies beweiset, daß 8000 Häuser zerstört und 8000 Familien unglücklich gemacht worden, ohne die Verwundeten und Todten in Anschlag zu bringen. Liebster Thieriot, dies sind die wahren Stürme des Lebens; alles Uebrige ist nur die Portion Unglück, die von dem menschlichen Glück unzertrennlich ist.

T. L. Secha.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. (Fortsetzung.) Anschütz hat im vergangenen Sommer in Wien mit glänzendem Erfolg gastirt. Er ist nun dorthin engagirt und zwar unter so vortheilhaften Bedingungen, wie sie die hiesige Anstalt, so unschätzbar er mit seiner Frau

auch ist, nicht zu gewähren vermag. Wahrscheinlich verläßt das wackere Künstler-Paar uns schon zu Ostern. Hätte A. in Berlin gespielt, er hätte nicht minder als in Wien gefallen und am Engagements-Antrag würde es wohl auch nicht gefehlt haben; denn er leistet im Tragischen, besonders im Heroischen und Energischen, zu Vorzügliches, um nicht überall in Deutschland ausgezeichnet zu werden. Nichts ist lächerlicher und alberner, als die so ganz fruchtlosen, ohnmächtigen und in ihrer Nullität aufgehenden Ausfälle gegen diese Künstler, in welchen ein Correspondent, oder nach anderer Lesart zwei gemeinschaftlich rezensirende vernagelte Correspondentinnen einer Berliner Zeitschrift nicht ermüden. Ernsthaft ist von solchem faden Gewäsch eigentlich gar nicht zu reden. Uebrigens will ich Anschütz keineswegs für einen vollkommenen Schauspieler erklären, nicht einmal für einen so vollkommenen, als er es bei mehr Selbstkenntniß und Selbstkritik seyn konnte. (Hindert nicht der Mangel an diesen beiden Eigenschaften und das leidige Fertigseyn die meisten, selbst die besten deutschen Schauspiel-Künstler und Künstlerinnen an der ihnen möglichen Vollendung?) Manches für A. sehr Wünschenswerthe hat ihm die Natur, so sehr sie ihn auch begünstigte, doch versagt, z. B. sowohl ein ausgezeichnet lebendiges und sprechendes Auge, als auch leichte und mannigfache Beweglichkeit der Gesichtszüge. Die Kunst hat ihn, wie schon bemerkt ist, noch Manches zu lehren; hauptsächlich gesonderte Individualisirung verwandter Rollen (freilich ein weißer Sperling auf der Bühne!), und ihm Manches ab zu gewöhnen, z. B. das oft zu rhetorische, zu sehr alles Detail bezeichnende und betonende Deklamiren (nach der Ablegung dieser letzteren, jetzt in Deutschland so häufigen Unart strebt er übrigens seit einiger Zeit mit recht gutem Erfolg). Im Lustspiel leistet er viel weniger als er leisten könnte, wenn er einige üble Gewohnheiten ablegte, z. B. ein seiner Persönlichkeit gar übel anstehendes, fast kindisches Naivthun, oder ein gewisses, auch im Tragischen zuweilen vorkommendes und immer unangenehm wirkendes Ziehen des Mundes. Doch ubi plurima nitent, und zwar so glänzend wie bei ihm, da kann man schon manche Flecken ignoriren. Seinen Fleiß im Lernen, besonders in dem, was ihm gefällt — und man kann sagen, daß dies das Beste ist — muß man musterhaft nennen. Auch an seiner sehr hübschen und liebenswürdigen Frau, einem Liebling unsers männlichen — und weiblichen Publikums, verlieren wir recht viel. Für die Tragödie und Anstands-Rollen im Schau- und Lustspiel wird sie weniger durch ihr Naturel, als durch Mangel an höherem Adel in der Haltung und den Gesten und an höherer Redekunst beschränkt; doch ist sie als „Käthchen von Heilbronn" und „Julie Capulet" großen Lobes werth. Im Lustspiel ist sie meist ganz allerliebst; doch könnte sie leicht auch da noch mehr als Künstlerin erscheinen, wenn sie sich minder auf einerlei Weise zeigte und sowohl das Vornehm-Graziöse als das Bäurisch-Naive deutlicher und charakteristischer zu unterscheiden und von ihrer rein persönlichen Liebenswürdigkeit und Munterkeit zu sondern verstände. Von unserem übrigen Personal, altem und neuem, nächstens mehr. Hier ist nur noch zu bemerken: daß wir jetzt, statt einem Regisseur, drei oder vier solche Bühnen-Ordner haben, die zum Theil recht viel Bemühung zeigen. Auch Regisseusen scheinen mit zu regieren; doch still, sonst bekomme ich Briefe von schönen Händen, die man nicht hinter den Spiegel steckt; bunt, konfus und parteiisch genug geht's mitunter zu, um auf eine Weiber-Herrschaft zu rathen. Hier ist auch noch der sehr mächtige Musik-Direktor mit zu zählen. Da giebt es denn natürlich sehr verschiedene und sich durchkreuzende Ansichten und Interessen. Ueber diesen sollte nur ein sachverständiger und als sachverständig anerkannter Dramaturg walten und schalten und nichts Ungebührliches aufdecken lassen. Aber — (S. oben). Um alle den alten Sauerteig aus zu fegen, der von der Nagelschen Regie noch übrig ist, um eine Masse von eingerissenen Vernachlässigungen und Unordnungen ab zu stellen, sind Eigenschaften, ist eine Energie, Einheit, Ganzheit und Sachkenntniß erforderlich, von denen aber nichts zu spüren und vorhanden ist. „Gott besser's!" sagt der alte Comthur in den „Söhnen des Thales". — Drei Gäste haben sich im hier umfaßten Semester vor einigen andern weniger bedeutenden Zugvögeln hell leuchtend ausgezeichnet. Ein vierter hier wohl mit zu zählender, die Berliner Sängerin Schulz, war gar zu transitorisch und nur zwei Mal, ein Mal noch dazu nur in einem Conzert, zu sehen und zu hören. Zuerst, im August, kam die Grünbaum, diese ungemein liebenswürdige Frau, sehr anmuthige und verständige Darstellerin und herrliche Sängerin. Nach meiner Ansicht und meinem Gefühl ist sie, wenn die verschiedenen Qualitäten einer prima donna gezählt und gewogen werden, durch den Besitz der meisten und wichtigsten die erste erste Sängerin Deutschlands. Neben so eminenter Technik so viel reinen Geschmack und so viel Seele, das giebt ihr wohl das zuerkannte Uebergewicht. Nach ihr septembrisirte die Schröder, die Schauspielerinnen nämlich, die hier Schrödersche Rollen spielen. Was soll ich hier noch die überall, auch in meiner eigenen Zeitung lang und breit Gepriesene nochmals preisen! Auch zu etwaiger Gegenrede gegen allzu übertriebenes und unbeschränktes Lob ist hier nicht der Raum, obgleich ich diese vielleicht gegen mich selbst zu richten hatte, nämlich als nachdenkender Kritikus gegen den enthusiasmirten Kunstfreund, dem die grandiose, hier doppelt riesenhafte Erscheinung so imponirte, daß er erst nach und nach zur kritischen Besinnung kam. Einst in frischer Jugendblüthe spielte diese Frau, die nun, alles etwa zu begründenden Tadels ungeachtet, doch wohl unbestritten Deutschlands erste tragische Künstlerin unter den Lebenden ist, als Mitglied unserer Bühne die donaubewohnende „Hulda" und Bäder Lurens „Suschen" und war im Lustspiel vorzüglich gern gesehen. Dies bemerkend lege ich Kennern hier eine Frage vor: Würde die seltene Frau nicht noch Manches zu ihrem Vortheil gewinnen und — ablegen, wenn sie noch jetzt den Dienst der heiteren Schauspiel-Muse nicht so streng verschmähte, und so — ich möchte sagen: französisch-abgeschlossen nur den ernsten opferte? Mir scheint so scharfes Begrenzen und Beschränken nicht im rechten Sinne deutscher Art und Kunst. Das muß freilich cum grano salis erwogen werden; auch ist nur von wirklichen, großen, wenn gleich einseitigen Talenten die Rede, und Apollo bewahre mich, dem stümperhaften Herumpfuscher der Dutzend-Schauspieler in allen Fächern das Wort zu reden. (Der Schluß folgt.)

Mazarin sagte oft von den Franzosen: „Sie singen, sie werden auch zahlen!" — Jetzt wird zwar auch genug gezahlt; aber wenn die Franzosen nicht singen, ist es wenigstens nicht aus Mangel an Gesängen. Da giebt uns die Buchhändler-Spekulation zu Neujahr einen „Besinger der Schönen"; die „lyrischen Jahreszeiten"; den „Besinger der Grazien"; die „Gastmahle des Momus"; den „Almanach der Musen"; „Huldigung der Damen"; „Almanach der Jungfrauen"; „Fruchtkörbe"; „die französische Laute" u. s. w. Wer sich recht einschmeicheln will, der muß den jungen Mädchen „die Schmetterlinge", den alten Maronisinnen die „Geschichte der Rosen", den Abbé's die „militairischen Glückwünsche", den Städterinnen die „Land-Liederchen", den galanten Damen „die Schule der Tugend" und einem Truckmanser die „Abentheurer" darbieten! (Constitut.) Man sieht aus Obigem, daß es den Franzosen an Taschenbüchern eben so wenig fehlt, als uns an bezugreichen Titeln. So ist es z. B. recht gut, daß wir nun zwei „Taschenbücher zum geselligen Vergnügen" haben, weil die wahre Geselligkeit immer schwerer zu finden ist. Will aber Einer recht an unsere Tage denken, der muß ein „Taschenbuch für Eß-, Trink- und Spiel-Gelage" herausgeben; denn der Zeitgeist will jetzt nur noch Körper seyn und der innere Sinnenreiz erhebt sich bei ihm nicht über Schauspiel, Oper und Ballet. E.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 22. Januar. 13tes Blatt.

Der Notar Jungles.

In der englischen Stadt Ramsey lebte einst ein Vikar, Namens Wilds, der seine Gottesfurcht dadurch bewährte, daß er Allen mit guten Beispielen voran ging. Er hatte von seiner Familie Vermögen ererbt und seine Pfründe war keine der schlechtesten; also befand er sich im Ueberfluß, den er jedoch nicht als sein betrachtete, vielmehr den Armen spendete. Besonders gehörte, nach seiner Ansicht, Alles, was er in seinem Amte erübrigte, den Bedürftigen seiner Gemeinde; sein eigenes Vermögen aber verwaltete er, der durch den Tod früh eine Gattin verlor, die er lebenslang betrauerte, eben so gewissenhaft, weil er sagte: es gehöre seinen künftigen Erben. Es geschah aber, daß diese selbst zu bedeutendem Reichthum kamen; dies bestimmte den Vikar Wilds, seine ganze Hinterlassenschaft durch ein Testament den Armen zu weihen und er ließ deshalb, weil er sich in einem Alter fühlte, wo der Ewige den Menschen oft schnell abruft, den Notarius Jungles zu sich bitten. Er besprach mit ihm seinen letzten Willen und der Notar schrieb ihn nieder. Als sie dies Geschäft fast beendet hatten, wurde der Vikar zu einem Sterbenden gerufen, ihm, der lange Jahre Wilds Freund war, den letzten Trost für das Jenseits zu geben. Er eilte dorthin, ersuchte aber den Notarius, daß er ja auf ihn warten möge: denn er ahne, daß es hohe Zeit sey, sein Haus zu bestellen. Jungles harrte auf ihn bis spät am Abend: als aber der Vikar nicht zurück kehrte und andere Aufträge den Notarius bedrängten, nahm er das, bis auf die Unterschriften fertige Testament mit sich und ging heim. Und am nächsten Morgen erfuhr er, mit Schreck und Grauen, daß Wilds, wahrscheinlich heftig erschüttert am Sterbebette des Freundes, vom Schlage getroffen in der Nacht gestorben sey. Jungles, ein biederer junger Mann, der erst 24 Jahre zählte und nicht längst sein öffentliches Amt übernommen hatte, betrachtete nun das Testament mit ängstlichem Ueberlegen. Er kannte die wohlthätigen Absichten des Hingeschiedenen genau, und sollte nun sehen, wie den Armen eine so ansehnliche Unterstützung entzogen wurde, zu Gunsten von Verwandten, die ohnehin im Ueberfluß schwelgten — er konnte es nicht geschehen lassen. In dieser Aufwallung seines Herzens setzte er die Unterschrift des Verstorbenen, indem er sie nach dem Billet, womit Wilds ihn zu sich rief, copirte, unter das Testament, fertigte es in aller Form aus und die Armen erhielten, was ihnen zugedacht war.

Die Verwandten, obwohl mit Glücksgütern reichlich gesegnet, waren dennoch höchst unzufrieden über den Verlust, den sie nach ihrer Meinung und gestützt auf die früheren Aeußerungen von Wilds, erleiden mußten. Nicht selten regten sich auch Zweifel über die Aechtheit des Testaments, aber ohne Beweise war Jungles nicht an zu greifen, und so vergingen ein Paar Jahre, in welchen sich dieser die ungetheilte Achtung aller Biederen und daneben ein kleines Vermögen erwarb. Er hatte jetzt eben die schöne und gute Miß Ganor als Gattin in sein Haus geführt und

Träume einer beseligten Zukunft hielten ihn umfangen; da sollte er scheitern an einer ungeahnten Klippe.

Er besuchte einst mit seiner jungen Gattin einen Bade-Ort, und die Liebenden waren sich selbst so genug, daß sie der andern Gesellschaft fast gar nicht gedachten, sondern in steter Traulichkeit oft die Einsamkeit suchten. In einer schönen Sommernacht, deren mit Wolken spielendes Mondlicht zu den innigsten Gefühlen aufregte, saßen Beide an einer, von den Gebäuden weit entfernten Stelle des Parks auf einer Bank und sprachen über wunderbare Fügungen und dringende Momente im Leben und ihr Gespräch steigerte sich zu einer religiösen Begeisterung, in welcher Jungles den Vorfall mit jenem Testamente erzählte, als Beweis: wie auch der Redliche in Versuchungen geführt werden und eine That ausüben könne, deren moralischer Grund nicht sicher stehe. Und kaum war die Erzählung geendet, da stand ein fremder Mann, sich wild geberdend, vor den Erschrockenen und begehrte von Jungles 100 Pfund Sterling, wenn er wollte, daß er jene Testaments-Verfälschung, deren Bericht er mit angehört habe, verschweige. Jungles, der im Augenblick die Gefahr nicht ganz erkannte, ließ keiner andern Empfindung Raum, als dem Zorn über die Frechheit des Fremden; und dieser, erhitzt von einem Verlust, den er an der Pharao-Bank gehabt und von der Hoffnung, ihn hier zu ersetzen, vermaß sich hoch und theuer, daß er jene Summe durchaus haben müsse. Und da nun Jungles nicht nachgab, sondern sich der Entrüstung überließ, die solche niedere Denkart erregen mußte, so stürzte der Fremde wüthend davon und Jungles beschäftigte sich nur mit seiner Gattin, die, halb ohnmächtig, die Reden der Männer nur undeutlich vernommen hatte.

Und kaum war Jungles wieder in Ramsey angekommen, da wurde er verhaftet; jener Fremde hatte den Verwandten des verstorbenen Vikars seine Entdeckung für eine Summe Geldes mitgetheilt. Vergebens bot jetzt der verzweifelnde Jungles Ersatz der ganzen Summe, welche die Armen empfangen hatten, wenn der Prozeß gegen ihn nicht geführt würde; ein junger Mann unter jenen Verwandten, den einst Miß Gaylor abgewiesen, wollte hier zugleich Rache nehmen, und Jungles, der im Verhör Alles aufrichtig gestand, wurde von den Geschwornen, nach englischen Gesetzen, zum Strange verurtheilt. Die Richter selbst schauderten; aber die Gesetze waren noch neulich, wegen vieler Verbrechen, welche Advokaten begangen oder unterstützt hatten, geschärft, und so konnten sie nichts thun, als den Lord-Oberrichter beschwören, daß er Gnade für Jungles auswirke. Eben jenem geschärften Gesetz wollte aber dieser die Kraft nicht gleich anfangs wieder lähmen; er eilte deshalb selbst nach Ramsey, um den Klägern Mittel zur Rettung des Unglücklichen ab zu gewinnen; aber auch seine Bemühungen blieben fruchtlos. Dennoch befahl er Aufschub in der Vollziehung des Urtheils; er konnte nicht hastig genug nach London kommen, und hier sogleich zum König, zu dem guten Georg den Dritten eilend, wurde in dem Urtheil verfügt: daß, zur Schonung der Familie des Jungles, er am frühesten Morgen und mit verhülltem Haupt nach der Richtstätte zu bringen sey. Diese Milderung aber mußte benutzt werden, um einen schweren Verbrecher, statt des unglücklichen Notars, dorthin zu führen. — Vor schmachvollem Tode wurde er so geschützt; aber jede Hoffnung blieb ihm fern. Seine Gattin, in Schwermuth versunken, war endlich im Wahnsinn gestorben, seine Habe dem Rechte verfallen und seine Rettung verscheuchte nicht die Nacht seines Herzens. Er nahm Dienste auf einem Kriegsschiff, und blieb, kaum 30 Jahr alt, in der Schlacht bei Trafalgar als Marine-Lieutenant. Auf seiner Brust fand man eine kleine Schreibtafel, worin das Bildniß seiner Gattin lag, und welche nächst diesem nichts weiter enthielt als die Worte: „Auch um des Guten willen thue nichts Unerlaubtes; der Mensch ist der Folgen und der künftigen Stunden nicht Herr!“ Ed. Rolle.

Der dänische Compagnie-Handel nach Afrika.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft durfte nach der Octroi nicht bloß mit dänischen, sondern auch mit ausländischen Waaren nach Afrika Handel treiben und dortige Waaren, wohin sie wollte, führen; sie erhielt auch den Alleinhandel auf der marokkanischen Küste von dem 52sten bis zum 58sten Grad. In Copenhagen mußte sie eine Niederlage marokkanischer Waaren haben und solche, auf den Schiffen der Gesellschaft eingebrachte Waaren sollten in den ersten beiden Jahren, nach Ertheilung der Octroi, von der Entrichtung des Oeresundes-Zolles befreit seyn, wenn sie innerhalb einer bestimmten Zeit wieder durch den Sund nach fremden Plätzen geführt würden; für die eingehenden und in den königlichen Landen bleibenden Waaren sollten 2½ Prozent, für die wieder ausgehenden 1 Prozent Zoll entrichtet werden. Fremde Waaren, welche die Gesellschaft auf eigenen oder auswärtigen Schiffen kommen ließe oder in Copenhagen aufkaufte und nach Marokko ausführte, sollten in Copenhagen und im Oeresund von Abgaben befreit seyn. Die Direktoren der Gesellschaft waren: der Geheime-Rath Desmercieres, Committirter im Oekonomie- und Commerz-Collegio, als Präses, und die Etats-Räthe Fabricius, von Hemmert, der Kammerjunker See-Capitain Kaas und der Etats-Rath Wewer. Mit dem der Gesellschaft von dem König geschenkten Schiffe, der Kronprinz Christian, begann der

vertragsmäßige Handel nach Marokko, und der Anfang war glücklich. Im Jahre 1755 kamen drei Schiffe glücklich nach Saffi und nahmen ihre Rückladung ein. Die Gesellschaft hatte immer zwei Schiffe unterweges, welche entweder in Copenhagen oder anderswo, z. B. in Nantes oder Amsterdam, Ladung nach Marokko einnahmen und von dort wieder mit Produkten des Landes nach Copenhagen oder Marseille gingen. Die meisten versandten Artikel gaben einen Gewinn von wenigstens 30, im Durchschnitt 50, sogar bis zu 90 Prozent.

Unterdessen schloß Anreboe, am 24sten Mai 1756, einen Friedens-Traktat mit dem Prinzen, welcher dem Handel mehr Ausdehnung bewilligte. Die Dänen erhielten die Erlaubniß, in Tetuan, Tanger, Mamora, Elaraisch und in allen andern Städten innerhalb der Gränzen des, dem Prinzen untergebenen Landes, Faktoreien an zu legen. Der Prinz wollte den Dänen Beweise einer größeren Gunst als andern Nationen geben, weil sie die Ersten waren, die Frieden mit ihm schlossen, und so bestimmte er: Wenn der Prinz noch mit einer andern Nation Frieden machte und ihr Vorrechte zugestand, welche die Dänen nicht besaßen, so sollten auch sie dieselben, in noch größerer Ausdehnung, erhalten. Die Pässe, welche der Consul an Korsaren ertheilte, sollten zuerst von dem Prinzen selbst oder von dem Gouverneur der Stadt, von welcher der Korsar auslief, unterzeichnet werden, und darauf noch von dem Consul. Der Prinz erlaubte, daß Anreboe Vice-Consuls in allen Städten des prinzlichen Gebietes ernennen durfte. Endlich ward bestimmt, daß die Schiffe beider Völker ein Signal haben sollten, um sich zu erkennen, wenn sie sich begegneten, nämlich: eine an der Spitze des großen Mastes aufgezogene Flagge. Vorher aber erhielt Kaas, am 5ten April desselben Jahres, den Befehl: mit dem Orlogs-Schiffe Schleswig nach Marokko zu segeln und sich auf alle Weise zu bemühen, den Handel der Gesellschaft zu befestigen, dem Consul Anreboe seine Zurückberufung zu überbringen und an dessen Stelle den Canzlei-Rath der Expedition als Consul vor zu stellen. — Aber die zu erwartenden Vortheile entstanden wegen Nachlässigkeit der Direktion und der Unredlichkeit der Faktoren doch nicht, obgleich damals der Krieg zwischen Frankreich und England ausbrach und die Gesellschaft fast den Alleinhandel nach Marokko erhielt. Die ganze Angelegenheit wurde sogar noch trüber, als Muhamed, im November 1757, nach seines Vaters Tode zum Kaiser ausgerufen ward. Dieser fing nun ohne Scheu an, Unredlichkeiten gegen die Gesellschaft zu begehen, die immer zunahmen, je weniger Widerstand sie bei den Faktoren fanden. Er zwang diese schon im Jahre 1758, den Ein- und Ausgangs-Zoll zu Saffi und St. Cruz für 20,000 marokkanische Dukaten jährlich, Namens der Gesellschaft, in Pacht zu nehmen. Die Gesellschaft bezahlte diese, obgleich, nach der Berechnung der Faktoren, die Einkünfte der Zölle nur 10,000 Dukaten betrugen; die königliche Kasse mußte aber diesen Verlust erstatten. Da jedoch die Bezahlung einige Zeit ausblieb und der Kaiser unwillig ward, waren die Faktoren gern bereit, am 5ten November 1759 einen neuen Traktat zu schließen, nach welchem die Zölle zu Saffi und Salee, von dem 1sten Mai an, auf drei Jahre für 50,000 Piaster jährlich gepachtet wurden. Nun endlich beschloß die Gesellschaft, das Verhalten der Faktoren untersuchen zu lassen und verbot ihnen, für die Zukunft irgend eine Uebereinkunft mit dem Kaiser ab zu schließen. Sie selbst war nur bemüht, den Handel fort zu führen, um den Verlust des über die Zölle eingegangenen Pacht-Contrakts einigermaßen zu decken. Der zu der Untersuchung abgeschickte Kaufmann Passarant fand: daß nicht nur 46,000 Thaler durch die Betrügerei des Faktors Butler unsicher standen, sondern daß auch die Gesellschaft an den Kaiser und an Kaufleute 50,000 Piaster schuldig war. Auch jetzt unterstützte der König die Gesellschaft durch ein Geschenk von 150,000 Thaler. Da die Regierung den Theilnehmern auch den Verlust ersetzen wollte, den sie bei der Expedition unter Longueville erlitten hatten, dessen Betrag mit Zinsen und Zinseszinsen am 11ten Oktober 1761 bis zu 168,514 Reichsthaler angewachsen war, so beschloß sie, um die für den Staat am wenigsten belästigende Weise zu wählen, daß die Gesellschaft bei einer der drei eröffneten Anleihen Theil nehmen sollte; nämlich bei der in Genua von 500,000 Thaler, welche bis auf 140,000 Thaler vollständig ward, wogegen die beiden andern, gleichfalls in Genua und in Amsterdam versucht, unausführbar blieben. (Der Schluß folgt.)

Fündlinge.

Der Wahlspruch des Grafen Wilhelm von Bückeburg war: *Silence, Patience, Esperance, Soumission.* Die vier Anfangs-Buchstaben geben, zusammen gestellt: *Spes.* — Dies erinnert an den reisenden König von Schweden, der sich GARS nannte, d. i. *Gustavus, Adolphus, Rex Sueciae.*

Eine fromme alte Frau kaufte bei einer Gemälde-Versteigerung einen Satyr, der einem Amor schmeichelt, im Wahn: es stelle den Teufel vor, der den Heiland versuche.

„The three sister arts!" ist ein englischer Toast. Weichmann dichtete im Jahr 1735, zum Lobe von drei Deutschen, Folgendes:

Es blühe das vergnügte Drei,
Die Dichtkunst, Tonkunst, Malerei.
O fänden sie stets solche Kenner,
O fänden sie stets solche Gönner,
Als Brockes, Telemann und Denner. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Breslau. (Schluß.) Gerstacker kam im Dezember. Es war kalt; aber er erwarmte. Der hat ein Glück gemacht, ich sage Ihnen, ein Glück — und ärgerliche Liebhaber und Ehemänner! Kennen Sie die febris herodeacea? — sie ist eine Gattung der bekannten febris amatoria. Dieses Fieber war hier über vierzehn Tage lang epidemisch und wir hatten gefährliche Patientinnen, die aber, Gott sey Dank! bei 10 Grad Reaumur minus wieder zu Kräften und zur Besinnung gekommen sind. Doch Spaß bei Seite! Der treffliche Tenorist vom achtesten Schrot und Korn, der fleißige, verständige und lebendige Schauspieler, der sehr hübsche Mann, der seine Hübschheit durch vortheilhaften Anzug und recht geschickte kleine Koketterien ungemein geltend zu machen weiß, hat hier — wie die Grundamm und die Schröder — natürlich ganz außerordentlich gefallen und zwar eben so natürlich ganz besonders dem Frauenzimmer. Er ist ein wahrhaft dramatischer Sänger und singt, wie eine anonyme Dame in meiner Zeitung, zwar in einem schlechten Pentameter, aber doch sehr richtig bemerkt hat: aus der Brust in die Brust. Für solches Gastiren, wie das der genannten drei Virtuosen, ist das hiesige Publikum der Direktion in der That vielen Dank schuldig. Die Vorstellungen, in denen sie auftraten, haben uns für manchen im Theater verlorenen Abend entschädigt. Auch gingen fast alle Stücke, in denen die Schröder auftrat, wenn auch zuweilen die Besetzung einzelner wichtiger Rollen sehr verfehlt war, viel runder und eingreifender, als wir es sonst zu sehen gewohnt sind. Sie schien Alles um sich her zu beleben und zur Anstrengung zu reizen; weniger war dies bei der Grundamm der Fall, am wenigsten bei Gerstäcker, der ein Paar Mal un brillant garni de cailloux war. (So soll Friedrich II. den Schauspieler Aufresne genannt haben, als er in Berlin schlecht umgeben spielte.) — Unter den wenigen Neuigkeiten, die vom ersten Juli bis zum 31sten Dezember v. J. auf unserer Bühne erschienen sind, heb' ich nur das „Gespenst auf dem (nicht der) Ziegelbastion“ heraus; Sie werden sogleich erfahren, warum? In Wien, wo diese Posse für das Leopoldstädtische Theater gemacht worden, heißt sie: „Das Gespenst auf der Bastei“ (einer bekannten Promenade der Wiener beau monde). Bei uns hat man den Namen eines hiesigen schön gelegenen und im Sommer sehr besuchten Bastions unserer ehemaligen Festungswerke gewählt. Auch der in der Mitte unserer Stadt gelegene, sogenannte große Ring ist durch eine Dekoration dargestellt, und das wird nun auf den Komödien-Zetteln, die hier nicht selten die unbegreiflichsten Fehler und Nachlässigkeiten enthalten, „die Umgegend“ genannt. Dieses Leopoldinum ist übrigens, freilich mehr in der Idee und Anlage als in der Ausführung, höchst sinnreich und ergötzlich, unstreitig eines der besten Produkte seiner Gattung, und was „Poesie der Posse“ betrifft, ein ganz ander Ding als die viel geschmähte und viel belachte „Prima Donna“. Wenn Julius von Voß es lokalisirte, was hier, die Dekorationen ausgenommen, auf eine unverantwortliche und dem Eindruck nachtheilige Weise verabsäumt worden ist, und das Gespenst „linge mang die Linden“ oder im „Tiergarten“ promeniren, die Theater-Kasse würde sich nicht nur sehr wohl dabei befinden, sondern auch die Verständigen — nur die ganz vornehm-sauertöpfischen freilich nicht — würden sich gern an der tollen, wohlersonnenen Parodie des Spuk- und Fatums-Wesens ergötzen, auch wenn sie selbst Fatalisten und Spuktisten wären. — Noch mancherlei Bemerkenswerthes Außer-Theatralisches gab es in dem halben Jahre questionis hier zu hören und zu sehen. Zwei von einem besonders zahlreichen weiblichen Publikum angeschaute Hinrichtungen — wovon die eine darum eine traurige Auszeichnung verdient, weil der Hingerichtete (der Mörder und Berauber eines Gendarmen-Offiziers) ein Bösewicht von seltener Verstocktheit und Unempfänglichkeit für religiöse und sittliche Begriffe und Empfindungen und als ein schaudererregendes Beispiel vernachlässigter oder vielmehr gänzlich fehlender Volkserziehung zu betrachten war —; zwei Menagerieen, die viel Merkwürdiges und Sehenswerthes enthielten; eine Equilibristen-Gesellschaft, bei welcher ein famoser Hr. Kolter durch seine wirklich merkwürdig-halsgefährliche große Ascension zahlreiche Neugierige aus allen Ständen auf den Exercier-Platz lockte; sogenannte Kunst-Thiere, die zwar nicht viel, aber doch noch mehr gelernt haben als manche Kunst-Menschen, die da Künstler und Künstlerinnen heißen; ein Panorama von Dresden, das nur wenig gefiel und besucht wurde; ein Paar Wachsfiguren-Kabinette, mir eigentlich selbst in den besten Gestalten widerwärtig und unheimlich; *) der in seinem Treiben wohl bewunderungswerthe Frank, genannt „der nordische Herkules“ (der Mann sollte in Deutschland sich „Tor“ nennen); ein sehr gewandter Taschenspieler, Molduano geheißen; ein Mund-Harmonika-Spieler, Franz Kuhnert, bei dessen sehr vorzüglichem und besonders kunstreich modulirten Spiel man wirklich mit Anton Wall singen kann: „Mich dünkt, ich höre Geister weh'n — und Seelen auf und nieder gehn“, und den ich Ihnen, da er in Kurzem nach der Königsstadt reisen will, recht sehr empfehle; eine riesenhafte Bäuerin aus dem Kanton Luzern, ein Entmelinnen-Exemplar für ein patagonisches National-Theater, von 6 Zoll (nämlich über das preußische Militair-Maaß), das wahrscheinlich bald nach diesem Bericht in Berlin eintreffen wird; eine Aufführung des Händelschen „Alexander-Festes“ durch den hiesigen Verein für Kirchen-Musik, gegen welche die Kenner viel ein zu wenden hatten; zwei nur schwach besuchte Concerte der Signora Mariane Sessi, die hier ungleich weniger Sensation machte als fast in allen andern großen Städten, ein kleines Häuflein Musikfreunde jedoch sehr enthusiasmirte, und — was ich sonst etwa vergessen habe. — Noch ein Paar Worte von einer Feierlichkeit, von der fast alle deutschen Zeitungen der hiesigen längst nachberichtet haben; ich meine Blüchers Begräbniß. Wohl mit Recht ist es von Vielen, im edelsten Sinne des Wortes Volksthümlich-Gesinnten gerügt und bedauert worden: daß die Beisetzung des alten Helden, der als eine wahrhaft mythische Gestalt einer ewig denk- und merkwürdigen Zeit zu betrachten ist, so gewöhnlich, so wenig eigenthümlich ausfiel. Sie konnte und sollte ein erhebendes, symbolisch-bezeichnendes, geschichtlich-bedeutendes National-Fest seyn und war nicht einmal ein recht provinzielles. Werden wir denn nie wieder zu einem nur einigermaßen großartigen Volksleben, selbst nicht in Lust- oder Trauer-Festen gelangen? — Binnen heute und acht Tagen send' ich Ihnen noch ein kleines literarisches Postscript zu diesem Bericht, der freilich ein wenig länglich (das heißt übermäßig lang) geworden ist. Dafür hab' ich auch sechs Monate lang Sie und den geneigten Leser von nichts Breslauischem informirt. Die Monat-Berichte, die ich Ihnen im laufenden Jahre regelmäßig auf parole de gazetier zu geben schwöre, sollen mit gebührlichem, bescheidenem Maaße gemessen werden. Im neuen wie im alten Jahre Ihr aufrichtig ergebener

Karl Schall.

*) Als ich das eine dieser Kabinette besah, in welchem Kotzebue's Ermordung durch Sand sehr erbaulich abkonterfeyt war, sagte der Mann, der mir die Figuren benannte, in einem quasi-jüdischen Dialekt: „Das ist der Kotzebue, was da ist erstochen worden und was die ganzen Gedichte geschrieben hat.“ Ist das nicht eine herrlich-ungeheure Hyperbel?

Auf dem Vaudeville-Theater ward zu Neujahr ein neues Stück ganz eigener Art gegeben. Mehrere dort aufgeführte Stücke wurden personifizirt dargestellt, und unter Anderem erschienen zwei große Kerle als englische Boxer, um nöthigenfalls einigen Dichtungen mit Gewalt Beifall zu verschaffen, wenn es mit Gutem nicht ginge. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 24. Januar. 14tes Blatt.

Schönste — Süßeste — Geliebteste!

(Aus dem Englischen.)

Mit welchem würd'gen Namen, sprich,
Benenn' ich, liebe Mary, dich?
Du willst ja keinem Worte trauen —
Doch zürnst du mir auch, zu bescheiden,
Und müßt' ich Zorn und Tadel leiden,
Ich nenne Schönste dich der Frauen.

Doch, schönste Mary, noch entspricht
Der Name deiner Anmuth nicht!
Es hieße deine Huld verkennen,
Dein Herz so heiter, zart und milde —
Da ist das Zeichen zu dem Bilde:
Ich will die Süßeste dich nennen.

Ach, Schönste, Süßeste — nicht kund
Wird so der treuen Liebe Bund!
Du lächelst hold zu meinen Fragen?
„Weil mir bei diesen Namen bange;
Weil ich nach einem nur verlange —
Geliebteste nur sollst du sagen."

Adrian.

Der dänische Compagnie-Handel nach Afrika.

(Schluß.)

Unterdessen ward der Kaiser über die Geringfügigkeit des Handels der Gesellschaft und über die Beschaffenheit und den Mangel an Waaren in den Häfen unwillig. Er sah, daß dieses nicht der Weg sey, um die Pacht-Summen ein zu bringen, welche die geringen Geschäfte der übrigen Kaufleute bei weitem nicht deckten. Muhamed wollte sich deswegen ferner nicht mit der Gesellschaft einlassen, bis er die ganze Forderung bezahlt erhalten. Die Direktoren trafen auch endlich Anstalt dazu, und als der dänische Minister Bernstorff sich über ihre Langsamkeit unzufrieden bezeigte, entschuldigten sie sich damit: daß sie so viele Jahre mit der sehr beschwerlichen Geschäfts-Verwaltung der Gesellschaft belästigt gewesen waren: daß nur patriotischer Eifer es ihnen möglich gemacht habe, diese Arbeit aus zu halten, obgleich sie eingesehen hätten, daß der Handel der Gesellschaft keinen Nutzen bringe, und wenn auch einiger Vortheil entstehen möchte, so könne er doch die Unannehmlichkeiten nicht aufwiegen, die ihnen der Kaiser zufüge. — Der Zustand der Gesellschaft war wirklich nichts weniger als glänzend; denn es fehlten, trotz aller Geschenke des Königs, an dem Fond derselben noch 86,908 Thaler, 2 Mark, 12 Schillinge, die gänzlich verloren waren, und zu diesem Verluste kamen noch 50,000 Piaster, wenn der Kaiser die Pacht-Summe der Zölle von 1762 bis 1765 verlangen sollte. Sie baten den Minister Bernstorff, zu erwägen: ob der Handel unter solchen Umständen länger fortgesetzt werden könne, besonders da durch den zwischen Frankreich, England und Spanien am 5ten November 1762 geschlossenen Frieden alle andern Nationen der Gesellschaft den Handel streitig machen würden. Es gelang dem abgehenden Consul Lucas und seinem Nachfolger Barisien — gegen die Einwilligung in eine Abrechnung, nach welcher die Gesellschaft dem Kaiser 63,000 Piaster schuldig blieb — die Befreiung von den Pachtgeldern für die Zölle zu bewirken, bei denen die Gesellschaft 130,000 Reichsthaler verloren hatte, deren

Erstattung aber der König versprach. Die Faktoren konnten den Handel nicht fortsetzen, da es ihnen an Gelde fehlte, um Rückladungen einzukaufen, und den Ausgangszoll zu entrichten. Endlich schien es besser werden zu wollen, da ein andrer Marinekapitain, Fr. C. Kaas, als Ambassadeur auf einem Kriegsschiffe nach Marokko geschickt ward. Er brachte dem Kaiser, außer den Geschenken, 60,000 Piaster; die fehlenden drei Tausend wurden nachher von Barisien bezahlt. Die Faktoren wurden von Kopenhagen aus mit Gelde versehen, so daß sie wieder anfangen konnten, einige Handelsgeschäfte zu machen. Man verdankte die ungewöhnliche Thätigkeit der Direktion dem Grafen Bernstorff, der, in der Hoffnung, daß der Handel fortgesetzt werden und die Gesellschaft sich wieder heben könnte, sie angetrieben hatte. Aber Alles war vergeblich. Der Handel brachte, theils wegen des gestiegenen Einkaufspreises der Marokkanischen Produkte, theils wegen des Kaisers fortdauernden Unrechtlichkeiten, keinen Gewinn. Und obgleich die Vorschüsse der Gesellschaftskasse nebst Zinsen, im November 1764, schon 258,272 Thlr. betrugen, (worauf jedoch die königliche Kasse schon 83,406 Thlr. bezahlt hatte, so daß nur 174,866 Thlr. übrig blieben,) waren doch die Faktoren so von Gelde entblößt, daß sie, um auf den Zoll von 1764 2000 Dukaten abzutragen, Geld zu 7 Procent monatlicher Zinsen leihen mußten. Die Direktion der Gesellschaft bat deshalb den Grafen Bernstorff, es bei dem Könige zu bewürken, daß jene 174,866 Thlr. von der Staatskasse bezahlt würden, wobei sie anführten, daß sie sonst den, zur Erhaltung des Friedens mit Marokko nothwendigen Handel nicht würden fortsetzen können, da die Faktoren eine neue Remisse von etwa 80,000 Thalern forderten. Das Ansuchen ward, mit der auferlegten Verpflichtung: daß es das letzte der Art seyn solle, bewilligt. Dennoch gab der Staat später abermals 12,000 Thaler, um den unvermeidlichen Handelsverlust zu decken und erlaubte, daß Geschenke und sonstige, die Gesellschaft nicht unmittelbar angehende Ausgaben nicht aus den Kassen der Faktoreien genommen werden sollten. Späterhin war bestimmt: daß die königlichen Kassen jährlich 8000 Thlr. zu Geschenken nach Marokko auszahlen sollten, die aber weder jetzt noch in der Folge ausreichten.

Indessen hatte der Kaiser einen Hafen und ein Kastell zu Mogador angelegt, um daselbst eine Handelsstadt und eine Station für Korsaren zu erhalten. Dann gab er, verstellter Weise, den Befehl: daß alle Dänen sein Land vor dem 5. Mai 1765 verlassen sollten, und hob ihn wieder auf, gegen die Verpflichtungen: daß der dänische Handel von Saffi und Salen nach Mogador verlegt werden, und die dänische Regierung einen Gesandten nach Marokko senden solle, um des Kaisers Vorschläge zu hören, und dem Frieden eine bessere Einrichtung zu geben. Der zuletzt ernannt gewesene Kaas erhielt auch diesen Auftrag. Aber ehe er ankam verlegte der Kaiser eigenmächtig und gewaltsam den Handel nach Mogador. Kaas mußte dennoch, um einen Friedensbruch abzuwenden, eine Vereinbarung schließen, nach welcher die Gesellschaft die Zölle von Saffi und Salen auf ein Jahr für 50,000 Piaster pachtete. Barisien erhielt die Erlaubniß, in Salen zu wohnen, und Höst, einer der Viceconsuln der Gesellschaft, sollte als Viceconsul in Mogador residiren. — Nachdem Kaas zurückgekehrt war, ward in einer General-Versammlung der Gesellschaft die Aufhebung des gesellschaftlichen Vereines beschlossen, da der Verlust bei den Pachtungen der Zölle zu groß war. Auf eine deshalb überreichte Vorstellung beschloß der Staatsrath, daß Barisien, der dem Kaiser nicht gefiel, zurückberufen und ein andrer Konsul dahin gesandt werden solle, um den Kaiser wegen einer Forderung von Ammunition zu befriedigen, die auf einer dänischen Fregatte von Konstantinopel abgesandt, aber von den Franzosen genommen und für gute Prise erklärt war; ferner wollte man wegen der Zollpächte vom Mai 1766 bis dahin 1767 eine Rechtsstellung treffen und erklären: daß die nach Afrika handelnde Gesellschaft den Handel aufheben wolle, aber ohne dadurch das gute Vernehmen zwischen beiden Nationen zu stören; der Kaiser sollte aber jährlich ein Geschenk an inländischen Produkten, und, nach dem Frieden mit Spanien, an Kriegsvorräthen erhalten. Zum Konsul ward Jens Koustrup ernannt; der thätige und rechtschaffne Barisien war schon vor seiner Ankunft als ein Opfer seiner Anstrengungen gestorben. Nach einigen Schwierigkeiten wurden die Handels-Verbindlichkeit und die Pachtkontrakte durch einen Traktat aufgehoben; die dänischen Kaufleute sollten Handel nach Marokko treiben dürfen, ohne die Verpflichtung, sich an zu bauen; die dänische Flagge sollte zu Wasser und zu Lande respektirt werden, weil die Dänen zuerst unter den Christen Frieden mit dem Kaiser geschlossen. Aber Dännemark mußte jährlich entweder eine bestimmte Anzahl Kanonen, Bretter u. s. w. oder statt deren 25,000 Piaster entrichten. Außerdem wurden 6500 Piaster für die Lösung schwedischer Gefangenen bezahlt und das Versprechen gegeben, 19 Meister verschiedener Professionen zur Hinreise nach Marokko zu bewegen. — Im November 1767 ward darauf das größtentheils gerettete Grundkapital der Gesellschaft zwischen den Inhabern der Aktien vertheilt, der ganze Verein aufgelößt und der Handel nach Marokko gänzlich frei gegeben. v. Lowtzow.

Bunkes.

Dem Tode Heinrichs IV. gingen — der Sage nach — mehrere Ahnungen voran, die uns die Ge-

schichte der damaligen Zeit aufbewahrt hat. Am Morgen des Tages, wo Ravaillac ihn mordete (am 14. Mai 1610), war der König ungewöhnlich nachdenkend. Er versuchte, um sich in eine bessere Stimmung zu versetzen, noch ein Stündchen zu schlafen, warf sich dreimal aufs Bette, vergebens; stand dreimal wieder auf, kniete hin und betete; Alles vergebens. Bei dem Lever war er bemüht, sich auf zu heitern; es wollte nicht gelingen. Er zwang sich, zu scherzen, lächelte und lachte ein paar Mal auf, schloß aber gegen seine Hofleute mit Anführung des bekannten Sprüchworts: „Mancher der am Freitage lacht (der 14. Mai war ein Freitag), wird am Sonntag weinen.“ — Seine Gemahlin, die Königin Maria von Medicis, war am Tage vorher gekrönt worden. Am Abend des Krönungs-Tages sprach ihr Leibarzt La Brosse zum Herzog Vendome: „Erlebt der König den morgenden Abend, so stehe ich ihm noch für dreißig Lebensjahre!“ Dieses erzählte der Herzog dem König am folgenden Morgen bei dem Lever und verlangte eine Audienz für den Leibarzt. Der König nahm die Sache leicht auf und gab zur Antwort: „La Brosse ist ein alter Narr, Ihnen so etwas zu sagen, und Sie sind ein junger Narr, es zu glauben.“ — „Sire!“ erwiederte der Herzog: „man glaubt so etwas nicht, aber man fürchtet es doch!“ — Wenige Nächte vor dem Mord träumte die Königin einmal: daß sich die Diamanten ihrer Krone in Perlen verwandelten; ein ander Mal: daß der König einen Messerstich in die kurzen Rippen erhalten hatte. Sie erzählte die Träume und der König entgegnete bei dem ersten: „Man muß nicht an Träume glauben!“ und bei dem zweiten: „Gott sey Dank, es war nur ein Traum!“ — An demselben Tage nannte er sie scherzweise: „Frau Regentin!“ anstatt: „Frau Königin!“ — Ehe er sich in den Wagen setzte, den er als Leiche wieder verlassen sollte, nahm er drei Mal hinter einander einen zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin. — So sagen die Geschichtschreiber; ich habe aber die Ahnung, daß Manches davon dem Ereigniß angepaßt ist.

In Desaugiers: „Homme aux précaution“ ist die Hauptperson (d'Ablincourt) ein, für seine Gesundheit übermäßig besorgter Mann, und dennoch rief dem Schauspieler, der ihn spielte, neulich, als er ausgehen wollte und den Hut nicht im Zimmer aufsetzte, von der Gallerie Jemand zu: „Bedecken Sie sich, Herr d'Ablincourt; Sie könnten sonst den Schnupfen bekommen!“

Während der französischen Revolution sagte ein Redner: „Franzosen, wenn Ihr Eure Krieger ehrt, so vergeßt nicht: daß Eure Dichter und Schriftsteller ihnen die Bahn brachen. Vergeßt nie, daß, wenn Bonaparte Rom erzittern ließ, Voltaire es war, der ihm voran ging.“

Eine Gelegenheit-Dichterin in Paris — sie hieß Riée — wurde an ihrem Hochzeit-Tage, da eben über das Wort Mariage gewitzelt worden war, aufgefordert, eine Zeile zu geben, wo jedes Wort mit der Sylbe „Ma“ anfinge. Sie sagte sogleich: „Ma Maman m'a mariée“ — wobei die letzte Sylbe noch auf ihren Namen anspielte.

„Meister!“ sagte ein Töpfer-Bursche, als eben ein Stück Arbeit fertig war: „der Ofen wackelt fürchterlich!“ — „Was, er wackelt?“ entgegnete der Meister: „halt' ihn fest, ich will geschwind hingehen und das Geld dafür holen.“

Zu den Sprachscherzen gehört auch, daß Jemand, der aus den Tönen „Fa fe fi fo fu“ einen Satz bilden sollte, heraus quälte: „Pfaffen-Pfiff o pfuy!“ — So benutzte ein Spaßvogel, dem eine gleiche Aufgabe mit „Pa pe pi po pu“ zugetheilt wurde, den Umstand, daß der Papst Pius VI. einen übeln Geruch um sich her verbreitete, und sagte: „Pape Pie peau pue“ (des Papstes Pius Haut riecht übel).

Wir Deutsche bilden uns zuweilen ein: wir wären nun bald frei von Streitigkeiten über Rang- und Titel-Vorzug: eine „Anfrage“ im „Anzeiger der Deutschen“ (Nr. 352) belehrt uns aber, daß der Spuk noch immer seinen Umgang hält. Es wird dort gefragt: ob der unstudirte Titular-Rath und der unstudirte Sekretair den Rang haben könne vor den Doktoren und den Regierungs-Advokaten? — Wir meinen, daß der den solidesten Vorrang hat, welcher dem Andern den Vorrang im Unsinn nicht streitig macht. Sind die Titel als Köder für schwache Begriffe in spekulativen Regionen nicht weg zu werfen, so strebe man wenigstens in der Geselligkeit nach Possen, die besser und allgemeiner amüsiren. Wer aber auf solche Anhängsel, auf die Emballage mehr halten muß, wie auf sich, den füttere man mit conventionellen Luft-Bonbons ab und, ihn übrigens meidend, registrire und lasse man ihn bei den Kindermuhmen. Th. Laurin.

Ansinnen.

Ich soll, nach Furius Plane,
Sein Lustspiel, seine Romane
Hoch preisen als Meisterstücke —
Der Kahle sucht eine Perrücke. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Eine neue Oper von Rossini auf der Berliner Bühne — das heißt den Apfel der Eris auswerfen, wobei nicht immer der entscheidende Hirt da ist und so der Heerde überlassen bleibt, ihren einen Ton so oft als möglich zu wiederholen. Wir müssen bekennen, daß auch hier wieder das Gebiet der Empfindung, worin sich der Componist bewegt, nicht sehr reich noch tief erscheint an Nüancirung, vielmehr überall nur der wollüstigste Ohrenkitzel hinweg genascht ist; und daß Rossini, sich an den Bon-Motisten bildend — die

einen gefallenden Einfall nicht unterdrücken, selbst wenn er jede Wahrheit verletzte — ein Bon-Motist zu nennen wäre, der auch Alles der augenblicklichen Wirkung aufopfert; wir müssen ferner bekennen: daß er mit der diebischen Elster in Compagnie alles Glänzende mitnimmt, wo er es findet, und sein eigenes Kapital von Talent an zehn verschiedenen Orten auf Zinsen zu legen weiß, welche Industrie ihm ein ehrsamer Deutscher nicht vergiebt. Das Alles und mehr noch wollen wir recht gern bekennen, dann aber auch nicht verschweigen: daß jene Oper dennoch von Effekt ist, und, neben vielen trivialen, auch ganz vortreffliche Einzelheiten bietet. Das Finale des ersten Aktes, die Scene des Streites zwischen Othello und Roderigo im zweiten Akt und beinahe der ganze dritte Akt sind sehr dramatisch und zum Theil nicht ohne Charakter. Ueberhaupt ist dafür in dieser Oper bei weitem mehr gethan, als in dem weltberühmten „Tancred". Ein schlechtes Zeugniß für Rossini sind aber besonders der Gesang des Gondoliers und die Romanze, welche Desdemona zur Harfe singt; hier, wo die Einfachheit des Liedes nicht zu umgehen war, konnte sich die Seele des Tones zeigen; sie ist aber nicht zu bemerken und so kommen wir, auch bei der zugestandenen Wirkung, dennoch darauf zurück, daß Rossini ein Uebereinkommen mit den Wünschen unserer frivolen Zeit sucht und seine Muse nach neuester Mode Toilette machen läßt, um es zu verbergen, daß sie sich nicht viel um die Natur und diese sich nicht viel um sie bekümmert. Das schwächste an dem besprochenen Werk ist die Ouvertüre, die so ziemlich wieder einer Introduktion zu einem Balle gleicht. — Die Ausführung verdient großes Lob. Man hört es deutlich, daß die Sänger und Sängerinnen von ihren Aufgaben befriedigt sind; denn sie sangen, fast ohne Ausnahme, mit zu ihrem eigenen Vergnügen. Hr. Bader (Othello) ließ uns die Frische und Kraft seines Tenors bewundern und sichtbar schreitet er auch in der Bildung seines Schauspieler-Talents vorwärts; der zweite und dritte Akt machen nicht geringe Forderungen hinsichtlich der Darstellung und Hr. Bader genügte über Erwartung. Eben so günstig muß das Urtheil für Mad. Seidler (Desdemona) seyn; auch sie hatte ihr Spiel in den schwierigen Scenen des letzten Aktes recht gut geordnet und geübt; mit so geschicktem und ernsten Willen, wie hier sich vermuthen ließ, kann die so liebliche und talentreiche Sängerin bei ihrer Jugend auch noch zur guten Schauspielerin werden und wir dürfen dann von Neuem die Erfahrung machen, daß die Offenherzigkeit unserer Kritik die Fähigen doch weiter bringt, als das zum Theil gutmüthige, zum Theil verwöhnte Beifallsgetöse und Belobpreisen der Wiener, welcher Unterschied uns an einen Spruch Seume's erinnert: „Dort jauchzt der Süd, hier sinnt der Nord; und zum Gemüth spricht ernstes Wort: was stets nur blüht, treibt Früchte fort!" — Hr. Stümer (Rodrigo) ließ uns sein fleißiges Studium auch diesmal wieder erkennen; im Gebrauch des Falsets (womit er sich viel Mühe giebt) wäre aber doch ein Ueberbieten bei einer Arie im zweiten Akt weg zu wünschen; steht die Parthie da so hoch, würde der geachtete Sänger wohl thun, es zu ändern. Hr. Devrient der Jüngere (Brabantio) hält unsere Hoffnung, einst einen guten Baß zu bekommen, noch aufrecht; die Maske des Alten, in die man ihn verhüllt hatte, stellte ihn aber etwas putzig dar. Demoisf. Reinwald (Emilia) brachte in das Ensemble keine Störung, und bei Hrn. Krüger (Doge) ist nur zu erwähnen, daß ihm in der Phrase: „Kühn hast du jede Stufe hohen Ruhms erstiegen" die Stimme bei dem letzten Worte überschlug. — Von dem Texte wollen wir weiter nicht reden — wer bekümmert sich um die Emballage von Desert-Süßigkeiten — wohl aber mit Anerkennung der trefflichen Dekoration des ersten Aktes gedenken, welche den Marcusplatz in Venedig treu darstellt. Sie ist von Gropius gemalt und zeigt eine Harmonie der Farben, die bei Malereien der Art nicht leicht zu erreichen und so discret ist, daß man sieht, der Dekorateur hat etwas Werthvolles liefern wollen, ohne sich aus dem Hintergrunde vor zu drängen, den die Dekorationen bilden. Auch der lebendige Hintergrund — der Tanz — ward durch Demoisf. Lemiere und Hrn Hoguet recht ergötzlich. Ueberhaupt ist das Ganze ein Zeugniß vorzüglicher Einsicht und Kräfte bei unserer Bühne und die Einnahmen werden wahrscheinlich dem Hrn. General-Intendanten diesmal nicht Anlaß geben, aus zu rufen: Oleum et operam perdidi. — Mad. Borgondio hat durch ein zweites Conzert bei uns erhöhten Antheil erregt, und dagegen darf man den Berlinern sagen: daß dieser so geachteten Künstlerin der Beifall, den sie hier gewinnt, sehr werth ist. Sie wußte, daß bei uns größere Strenge waltet, als irgendwo; wird nun aber um so erfreuter seyn von der Erfahrung: daß diese Strenge auch diesmal wahrhaftem Talent den gerecht erworbenen Ruhm nicht versagt. Wir haben in drei Gesangstücken — auch in dem Duett mit Mad. Milder — die Gediegenheit und das Solide ihrer Schule und ihrer Bildung abermals bewundern müssen. — Eine „Neue Berliner Monatschrift für Philosophie, Literatur und Kunst" haben wir uns auch schon etwas angesehen und gleich im Vorwort gefunden, daß sie nicht mit der anfänglich Nicolaischen und später Biesterschen „Berlinischen Monatsschrift" verglichen seyn will; wir wissen jedoch nicht, ob dies deswegen ist, weil sie nicht fürchtet, in ein so thätiges Leben zu kommen, oder weil sie fürchtet, daß man auch Xenien auf sie mache, wozu ihr indessen Goethe's und Schiller's zu wünschen sind. Doch nun zum Inhalt! — Ein Mährchen: „Concordia, Discordia" überschrieben, wird am wenigsten Hr. Friedrich Schlegel für ein Mährchen halten. Der Verfasser hat seine Zunge zum Schlägel gemacht und will von der „Concordia" jenes Herrn nichts wissen, sondern meint: bei solchen Ideen kommt Schlagen vor dem Vertragen. — In dem Aufsatz: „Bericht an Goethe über die Kunst-Ausstellung in Berlin im Herbst 1820" wird manches Gute und Gediegene gesagt; daß jedoch Gewinseltes nicht fehlt, ist auch nicht zu leugnen, nur war es bei der Ausstellung noch reichlicher vorhanden. Ueber den Ertrag von jener Ausstellung und die Anwendung desselben ist auch hier, gleichwie im „literarischen Conversations-Blatt" viel irriger Glaube unter die Druckerpresse gerathen. Wir wollen bei anderer Gelegenheit davon recht deutlich reden. — „Der Engländer auf der deutschen Universität" veranlaßt neues Gerede über einen schon wieder zur Ruhe kommenden Gegenstand. — Eine Erklärung, betreffend „die Greifen des Apollon auf dem Schauspielhause zu Berlin" ist angeblich aus Böttigers Munde geschrieben, und darauf angespielt, daß er damit wenigstens eben so viel complimentirt als commentirt. Die Buchstaben „pli", welche, im Vergleich mit dem ersten Worte, dem zweiten fehlen, sind in französischer Sprache der Ausdruck für die Art, womit er beides, das Complimentiren und Commentiren, zu machen weiß, und wenn nun noch Compiliren herbei gezogen wird, so hat man die drei Fähigkeiten, welche Hr. Böttiger mit seinem „pli" zu einer recht schätzbaren und zugleich biegsamen Einheit zu machen weiß. — Daß aber auch der junge Sekretair des General-Intendanten bei dem Gespräch von Greifen humoristisch angesehen wird, weil er das Berliner Theater nicht unbelobt läßt, dürfte profane Sündlichkeit zu nennen seyn. Der hier schielend Betrachtete rühmt die Veranstaltungen seines Chefs, das wird ihm übel genommen; thäte er das Gegentheil, würde eine andere — und ich glaube löblichere — Anzahl Menschen es ihm auch verargen. Kann er also dem Resultate nicht entgehen, so thut er sehr wohl, wenn er überall die Achtung vor seinem Chef zeigt, die einen Subalternen unter allen Umständen ziert. — Der Verleger dieser „Neuen Berlinischen Monatschrift" ist auch als Redakteur angegeben; wen er mit seinem Rücken deckt, können wir nicht sagen. (B. M.)

Beilage: Bemerker Nr. 2. u. Blatt 1. Ankündigungen Nr. I.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 26. Januar. 15tes Blatt.

Kindlichkeit, Zweifel und Zuversicht.

1.

In der kleinen Kirche des armseligen Dörfchens, wo meine Eltern wohnten, war es mir so gemüthlich am Sonntage. Jedes Plätzchen darin wurde mir heimisch; ich kannte jeden Flitterkranz, den, zum wehmüthigen Gedächtniß meiner gestorbenen Gespielen, die weinenden Mütter hier aufgehängt hatten. Wenn ich dann des Sonnabends dem fleißigen Küster hülfreiche Hand leistete, den Staub von der Kanzel und dem einfachen Altare zu wischen und den Gesang zur Andacht des morgenden Sonntags an die schwarze Tafel zu bezeichnen: dann freute ich mich über dies Ehrenamt wie ein vielgelesener Autor; denn alle Bewohner meines Dörfchens wußten es, daß ich die zierlichen Buchstaben schrieb, welche ihnen am Sonntage die ersten Strophen des Liedes zeigten. Und wenn dann am Sonntag der Pfarrer der Mutter-Kirche kam, dann geleitete ich ihn bescheidentlich zu meinen Eltern hinauf, und eilte, früh auf dem kleinen Chor zu seyn und meine hellen Töne vor der ganzen Gemeinde bemerkbar zu machen. Darin bestand meine ganze Andacht.

2.

Mein Vater nahm mich einst mit in die Stadt. Er war ein frommer Mann und versäumte nicht leicht den öffentlichen Gottesdienst. Wir gingen zur Kirche. Hatte ich vorher auf dem Wege zur Stadt schon von fernher den hohen gothischen Thurm ehrfurchtvoll betrachtet, wie sehr wurde mein Erstaunen in seiner Nähe vermehrt! Es war ein kühnes majestätisches Denkmal der fernsten Zeit; man datirte die Erbauung dieser Kirche von der ersten Gründung des Christenthums in diesen Gegenden; keine Feuersbrunst hatte jemals ihr Inneres zerstört, selbst von der Partheiwuth in den Zeiten der Reformation wurde sie nicht der heiligen Denkmäler frommer Vorfahren beraubt. Wir traten an den Eingang zum Thurm. Als ich hier zu dem finsteren Gewölbe hinauf schaute und wieder hinunter blickte durch die eisernen Gitterstäbe zu meiner Rechten und Linken, und dahinter die Grabsteine gewahrte, auf denen die Verstorbenen in Lebensgröße, nach alter Sitte mit Mönchs-Gewand angethan, gebildet waren, und das alte bestaubte Gerippe mit Sense und Urne mich hohläugig und seelenlos anstierte — da summte das hohe Geläut über mir mit düster verhallenden Tönen, und mich ergriff ein wundersames Gefühl. Und als ich nun eintrat in die Basilika, und sah den hoch gewölbten Dom und den Altar und hörte der Orgel wogende Töne — da lösete sich mein Gefühl in Thränen auf, ich nannte dies: Andacht.

3.

Und als ich älter geworden war, vergaß ich dieses Eindrucks niemals. Ein reicher Mann wurde begraben; er war ein Greis und hatte in dem langen Zeitraum seines Lebens viel ertragen und viel gethan. Seine Hinterlassenen feierten sein Leichen-Begängniß mit großer Pracht. In der heimlichen Stunde der Mitternacht tönte der Glocken dumpfer Klang und bei der Fackeln leuchtendem Scheine wallte langsam und

feierlich der schwarz behangene Sarg nach der Gruft in der Kirche, welche nur matt erleuchtet war. Da machte die ungewöhnliche Zeit und die seltene Feier mich stiller, wie sonst meine Gewohnheit war; alle meine Sinne arbeiteten in tausend verschiedenen Richtungen einem einzigen Gefühle zu. Die alten Banner der Ritter, über dem gothischen Pfeiler befestigt, predigten mir, in den flatternden Resten der Fähnlein, die Vergangenheit einer edleren Vorwelt, und mein irrendes Auge weilte schüchtern an dem bestaubten Helm auf der eisernen Rüstung. Ein Gekreuzigter mitten in der Kirche blickte mit dem Ausdruck des unnennbaren Jammers auf mich herab und die thränenlose Maria sprach in stummer Leblosigkeit ihr unendliches Leiden aus. Da zitterte der Tremulant der Orgel ein herzergreifendes Vorspiel und der Chor begann: „Jesus meine Zuversicht!“ In meiner Wehmuth nannte ich dies: Andacht.

4.

Es war der höchste Festtag meines Lebens, als ich zum ersten Mal zu des Herrn Nachtmahl ging; aber meine Sinne feierten nur, was dem Geiste verschlossen blieb. Ein ehrwürdiger Priester begann mit langsamer eintöniger Sprache die Worte der Einsetzung. Als er sprach: „In der Nacht, da er verrathen ward“ — da riß mich das Mitleid und die herzliche Theilnahme zu dem heiligen Verrathenen hin. Ich würde dich nicht verrathen, mein Herr und mein Meister, der du dein Blut für mich vergossen hast! — so sprach es laut in meiner bewegten Seele, und mit Angst und Zittern empfing ich das Brod und den Kelch und gedachte der bedeutungsvollen Worte: „Wer unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht!“ ohne doch ihren Sinn zu verstehen. Ich gelobte dem Erlöser heiligen Sinn und göttliches Leben für und für und war versunken in Andacht.

5.

Einst hatte sich im Wahnsinn ein Sohn des Unglücks mit eigener Hand entleibt; der Anblick war mehr als gräßlich. Die erstorbenen Augen blickten starr und drohend mich an, sein Körper hatte sich in der letzten Todesangst vorwärts herüber gekrümmt und seine rechte Hand ballte sich krampfend gegen die weite klaffende Wunde in seiner linken Brust. Ich eilte davon, und als mich die Schreckensgestalt auch in mein einsames Lager verfolgte, da betete ich mit herzlicher Inbrunst zu Gott: er wolle mein Führer und Vater seyn durch die Irrsale des Lebens und mich nicht lassen versinken in Schande und Verzweiflung! — Da wich das grauenvolle Bild aus meinem Gemüth und mich hatte die Andacht gestärkt.

6.

Und wenn ich dahin zog auf unbekannten Wegen des Nachts, durch das schaurige Waldthal, in fernen unheimlichen Gegenden, dann war ich nicht fremd und bange mehr: ich glaubte mich nicht allein auf dem Wege und mich stärkten und ermannten die frommen Gesänge aus der Welt meiner kindlichen Unschuld. Und so sah ich in mondloser Finsterniß die Gluthströme des tobenden Aetna und so entzückte mich der Morgensonne Pracht, die aus den Wellen des Weltmeeres majestätisch empor stieg. Und wenn die unermeßliche Ferne die leuchtenden Strahlen des Abendroths verschlang und die goldene Scheibe in die glänzenden Fluthen tauchte, dann hob sich mein kindlicher Blick wohl über die Sterne empor und ich betete in wortloser Andacht.

Das waren die Zeiten der himmlischen Unschuld, ich war eins mit mir selbst und glücklich in meiner Erkenntniß.

7.

Da ward ich hinaus geworfen aus diesem Lande des inneren Friedens, auf die ungestüme Fahrt dieser Welt: ein unerfahrner Schiffer, unbekannt mit Strudel und Klippe, woran des Forschers Blick und die Vernunft der Weisen scheitert. Da vertraute ich dem Piloten, daß er mich geleitete durch dieses Meer von Unruhe und Zweifeln in den Hafen der Ueberzeugung, und folgte freudig dem leuchtenden Pharus. So hatte ich mir einen Gott erschaffen, von dem meine Kindheit nichts wußte. Ihm blieb mein Gebet verschlossen, zu ihm erhob sich das Herz nicht; sein Werk war nicht meine unsterbliche Seele; in seiner Erbarmung fand ich für mein Unglück keinen Trost. Das Schicksal, der Zufall, die Nothwendigkeit, das eiserne Verhängniß waren die heiligen Namen des Götzen, dem ich die Unbefangenheit, den kindlichen Sinn, das Vertrauen und die feste Hoffnung geopfert hatte. Zuweilen schimmerte wohl durch diese unfruchtbare dunkle Wüste des Unglaubens eine abgesonderte Vorstellung von dem Urwesen des Universums, als dem höchsten Gebieter über Zeit, Verhängniß und Zufall; aber mein System gönnte ihm nicht Einwirkung zur Leitung meines Geschicks, ich hielt es für Thorheit, mein Herz zu ihm zu erheben. So stolz machte der Irrwahn mich noch in den Augenblicken, welche das Mißgeschick mit Trauer und Kummer umhüllte, daß ich wegen meines Daseyns der Allmacht trotzen wollte. Ich glaubte nichts mehr, was nicht meine Sinne überzeugte; es ging so weit, daß ich die Untersuchungen des Verstandes verschmähte, weil ich am Verstande selbst zu zweifeln anfing. Damals eignete ich mir selbst den Namen und die Vollkommenheit eines starken Geistes zu; auch hielt ich jeden Andern dafür, welcher mit Anstand und Witz die Religion persiflirte. (Der Schluß folgt.)

Sitten der Montenegriner.

Der französische Obrist Vialla war in den Jahren 1807 bis 1813 Kommandant der Stadt und Provinz

Cattaro bei Ragusa. Er hat die Montenegriner im Kriege und im Frieden kennen gelernt, und in zwei lesenswürdigen Oktav-Bänden ihre Sitten und Gebräuche beschrieben. Die Montenegriner sind ein ungebildetes, unwissendes Naturvolk, aber von entschiedenem Charakter, angestammtem Muthe, ausgestattet mit allen Eigenschaften und Auswüchsen einer unbegrenzten Freiheitsliebe und eines glühenden Patriotismus. Die Männer sind jähzornig, rachsüchtig, aber bieder, ihr Wort unverbrüchlich lösend; die Weiber sind eitel, träge, aber schamhaft und treu. Vialla betrachtet die Montenegriner in den drei großen Lebens-Epochen: bei der Geburt, in der Ehe und im Tode. — Die Taufe ist bei den Montenegrinern eine große häusliche Feierlichkeit. Es würde eine Schande für die ganze Familie seyn, wenn Jemand bei einem neugebornen Kinde nicht Pathe seyn wollte. Das Kind hat nur zwei Pathen, Beide müssen männlich seyn. Nicht durch die Kleidung, sondern durch besondere Abzeichen läßt sich schon in der Wiege das Geschlecht des Kindes erkennen; die Mutter säugt es vier bis sechs Jahre, wenn sie nicht wieder schwanger wird. Dem Neugeborenen wird von allen Umstehenden auf eigene Art Glück gewünscht; gewöhnlich heißt es: „Sey gesund und stark, und wachse auf wie die schönste Eiche in unsern Wäldern! — Sey und bleibe ein unversöhnlicher Türkenfeind! — Sterbe nicht in Deinem Bette!" — Die Ehen werden in Montenegro schnell, und fast immer ohne vorher sich kund gebende Liebe geschlossen. Die meisten Wohnungen sind einzeln und zerstreut; daher kommt es, daß sich gewöhnlich ein Brautpaar vor der Verlobung nicht gesehen hat. Ist ein Jüngling mannbar geworden, so sucht ihm der Vater eine Jungfrau aus; er geht, in Begleitung einiger seiner Blutsfreunde, zu einem Nachbar, oder sonst zu Jemand, der eine oder mehrere mannbare Töchter hat. Ohne Umschweif entdeckt er den Beweggrund seines Besuchs; Vater und Mutter stellen ihm dann ihre Tochter oder Töchter vor; im letzten Fall wählt des Jünglings Vater und holt seinen Sohn; damit ist die Sache abgemacht. Ehe-Contrakt giebt es nicht; das beiderseitig gegebene Wort genügt hinlänglich. Die Ausstattung der Braut besteht in Kleidern, Wäsche und Hausgeräth. Das kirchliche Aufgebot ist das gewöhnliche; in der Zwischenzeit bis zur Trauung machen sich die Eltern gegenseitig Geschenke. Der Brautvater schickt einen Beutel mit Korn-Aehren, einen Topf mit Milch und einen Mais-Kuchen, auf welchem, so gut es angeht, ein Spinnrocken und einige Stricknadeln abgezeichnet sind. Der Vater des Bräutigams sendet einen Kuchen aus feinem Weizenmehl, getrocknete Rosinen, eine Flasche Wein oder einiges Acker-Geräthe. Am Hochzeit-Tage versammeln sich beide Familien im Brauthause und führen die festlich geschmückte Schöne im feierlichen und zahlreichen Zuge in das Haus des Bräutigams. Die Mutter hat ihr bei dem Abgehen einen Schleier über den Kopf und die Schultern geworfen, um ihr dadurch die doppelte Lehre der Schamhaftigkeit und des Gehorsams, den sie ihrem künftigen Herrn und Gatten schuldig ist, ein zu prägen; der Vater entläßt sie mit seinem Segen und mit herzlichen Wünschen. Jetzt nehmen ihre beiden Pathen sie in die Mitte, oder, wenn diese nicht mehr leben, ihr Schwiegervater und dessen nächster Blutsverwandter. Sie füllen auf diese Weise der Pathen Stelle aus und führen zuerst die Braut in die Kirche. Hier empfängt sie der Bräutigam, und dem Trauungs-Akt gehen weitläuftige Kirchen-Gebräuche voraus, damit das Brautpaar gehörig Zeit habe, sich auf den wichtigsten Schritt ihres Lebens vor zu bereiten. Nach vollendeter Ceremonie begiebt man sich erst in das Haus des Brautvaters, dann in das Haus des Bräutigams, wo der Tisch gedeckt ist. Nach eingenommenem Mahl wird getanzt und gespielt, auch zu Ehren des Brautpaars ein Lied nach dem andern angestimmt. Bis dahin zeichnen sich die Montenegriner von den übrigen Europäern nicht sehr aus; nur ein Gebrauch ist ihnen eigen und beweiset: wie weit das weibliche Geschlecht Zucht, Scham und Ehrerbietung für das männliche treibt. Es würde eine Schande für eine Neuvermählte seyn, wenn sie im ersten Jahre ihrer Ehe den Gatten bei seinem Namen nennen und ihn vertraulich anreden wollte. Sie muß dieses Geschäft immer einer andern Person übertragen und bedient sich der Wendung, wenn ihr Mann genannt seyn soll, ihn durch diese Person nennen zu lassen, indem sie zu ihr sagt: „Zoë onega!" (nenne den da! nenne ihn!) — Da die Montenegriner von Natur tapfer sind, so hat das Leben für sie selbst keinen Werth; desto mehr aber jammern und klagen sie, wenn einer von ihren Verwandten und Freunden stirbt. Dann wird geheult und gewehklagt; dabei zeichnen sich die Frauen durch lebhaften Schmerz und äußerliche Trauer aus; sie tragen mehrere Monate lang ein blaues oder schwarzes Tuch um den Kopf. Besonders gehen sie, wenn sie ihren Gatten oder ihre Kinder verloren haben, fortwährend an den hohen Festtagen auf ihr Grab und bestreuen es mit Blumen und wohlriechenden Kräutern und Pflanzen. Geschieht es von ohngefähr oder durch irgend eine Veranlassung, daß sie diese Pflicht versäumt haben oder versäumen mußten, so bitten sie das nächste Mal den Todten um Verzeihung und sehen ihm, als lebe er noch und könne sie hören, genau und sorgfältig aus einander: warum sie die fromme und heilige Pflicht nicht erfüllt haben. T. L. Sechs.

Ueber Ampulla.

Laßt unterwegs ihn nicht Erzähler seyn,
Sonst, Freunde, schlummert Ihr im Gehen ein. Haug.

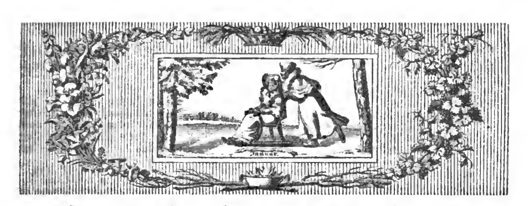
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Man spricht schon seit einigen Tagen in den Salons sehr viel und neugierig von einer neuen „Biographie der Deputirten der Kammer von 1821“, die, wenn sie so pikant ist als es jene für 1820 war, wohl wieder nicht wenig Aufsehen machen dürfte. Auch „Cadet Buteux“ hat seine originelle Stimme über die bevorstehenden Sitzungen bereits ausgesprochen. Dieser „Cadet Buteux“ ist eine erdichtete Personage, entsprungen aus dem Gehirn des beliebten Volks-Dichters Désaugiers (Direktor des Vaudeville-Theaters), der im gemeinen Pariser Volks-Idiom alles bedeutend Neue der Tageserscheinungen in komischen Versen recht artig besingt. Er ist übrigens ein guter Royalist, dieser „Cadet Buteux“, und so dürfte seine Ansicht über die diesjährige Sitzung wahrscheinlich jener der intendirten Biographie entgegen gesetzt seyn. — Im „Odéon“ gab es neulich Unruhen bei der ersten Vorstellung eines neuen Lustspiels: „Eugène et Guillaume“, nach einem Roman von Picard (Direktor dieses Theaters) bearbeitet. Daß ein neues Stück in Paris bei der ersten Aufführung ausgepfiffen wird, ist etwas so Alltägliches, daß ich nicht weitläuftig davon sprechen würde; die Vorstellung quaestionis aber war nach jener berüchtigten des „Germanicus“ wohl seit langer Zeit die lärmendste. Der erste Akt ward geduldig gehört; man gähnte und einige Ah! und Oh! die sich vernehmen ließen, erregten, als ganz gewöhnlich, nicht einmal Aufmerksamkeit. Bei dem zweiten Akt fingen schon die Pfeifen an (die fast jeder Parterre-Gänger bei der ersten Vorstellung mit sich trägt), ihre herzzerreißenden Melodieen ein zu mischen, und der Lärm: „à bas la toile; c'est une mauvaise pièce, à bas!“ u. s. w. erreichte im dritten Akt seine höchste Stufe. Die Kabalenmacher und Klatscher, die zum Theil bezahlt sind, klatschten sich dafür die Hände wund; aber in dem Höllen-Getümmel fiel der Vorhang und das Ungewitter schien vorüber. Da geht die Gardine wieder auf, Jeder erwartet das zweite Stück — die Schauspieler schicken sich jedoch an, den vierten Akt des Lustspiels zu geben. Diese Impertinenz empört das gereizte Parterre auf's Aeußerste; man springt auf die Bänke und mit fanatischer Wuth gerathen bald die à bas-Rufer mit den Klatschern in Streit, in's Handgemenge. Stöcke fliegen; man steigt zur Rettung und zur Verfolgung in die Sperrsitze und in's Orchester, und die Polizei hat Mühe, den Teufels-Skandal wieder zu unterdrücken. Bei dem zweiten Stück erhielten die Schauspieler ihrer Seits den Lohn, denn sie wurden sämmtlich ausgepfiffen. — Einen glücklicheren Ausgang hatte eine niedliche Neuigkeit: „le beau Narcisse“ im Theater der „Porte St. Martin“, wo die Pointe eigentlich die ist: daß das Subjekt, in welches Narciß sich verliebte, weßwegen er in allerhand Mißverständnisse, in ein Duell u. s. w. verwickelt wird — er selbst ist. Vielleicht würde das Stück nicht so reussirt haben, wäre nicht der große Komiker Potier der schöne Narciß gewesen. — Man spricht mit vieler Erwartung von einer neuen Tragödie des Lord Byron. Tragödie? fragen Viele. Ja, ja, eine Tragödie! Byron will sich zu seinen Palmen auch noch, wie es scheint, den tragischen Lorbeer Shakspeare's erringen. In London macht, wie wir aus direkten Nachrichten hier wissen, schon jetzt Byron's Trauerspiel Aufsehen in den Conversationen; sein Stoff nähert sich dem des „geretteten Venedig“ von Otway, wie dem von Schiller's „Fiesko“. Es ist die Verschwörung des venetianischen Doge Marino Falieri (1354), deren Plan war, auf den Trümmern der venetianischen Aristokratie das demokratische Regiment zu errichten. Diese Verschwörung fing, sonderbar genug, mit einem Maskenball an, und ein unschuldiges kleines Epigramm war die nächste Veranlassung dazu. Der 76jährige Falieri hatte ein junges, schönes Weib geheirathet; er war bis auf's Extrem eifersüchtig, und hatte besonderen Argwohn gegen Michael Steno, einen venetianischen Nobile, einen der drei Richter des famösen heimlichen Gerichts. Steno kam auf jenen Maskenball, und der Doge veranstaltete seine Entfernung. Wüthend über diese Beschimpfung schrieb Steno ein Epigramm auf den herzoglichen Thron, worin die eheliche Ehre des Doge auf's Höchste compromittirt ward. Falieri verlangte vom hohen Rathe Genugthuung; aber Steno, der einen großen Anhang in Venedig hatte, wurde nur zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. Der Doge, hierüber nur noch mehr gereizt, beschloß, den ganzen Adel, durch Hülfe des schon lange unzufriedenen Volkes, tödten zu lassen; der Tag war bestimmt, Alles vorbereitet, aber Falieri's Unschlüssigkeit verdarb Alles. Das Complott ward entdeckt, und Falieri bezahlte seinen Anschlag mit dem Kopfe. — Die Londoner literarische Zeitung, die über Byron's Tragödie spricht, erzählt: daß sie voll der ersten Schönheiten sey. Auf jeden Fall hat man wohl etwas Merkwürdiges zu erwarten, und darum dürfte auch eine nur vorläufige Kunde schon willkommen seyn. Ein hiesiges sehr gut geschriebenes Journal sagt (wahrscheinlich nur scherzend?): daß schon französische Uebersetzer nach London abgereist seyen, um sogleich, nachdem Byron's Produkt erschienen seyn wird, eine Uebersetzung davon zu liefern. Der Journalist will damit wohl nur auf die große Vogue zielen, die Byron und Walter Scott jetzt in Paris genießen und welche die ewig regen Uebersetzer zu unterhalten wissen. Der schon erwähnte Journalist erzählt ironisch: man versichere, es sey bei Covent-Garden ein Posten angestellt, der durch Telegraphen dem „Théâtre français“ in Paris gleich Scene für Scene das Byronsche Stück überliefern werde, damit es ja recht frisch in Paris ankomme. „La poesie romantique“ — setzt der Malitiöse hinzu — „qui se perd toujours dans les images, ne sauroit voyager d'une manière plus convenable.“ (Der Schluß folgt.)

Der Königsmord an Ludwig XVI. war nicht die Hinwegschaffung eines einzelnen, im Wege stehenden Individuums; sondern es war ein Akt, den die Revolution in ihren Folgen unvermeidlich mit sich führte, und die Häupter der Revolution trachteten besonders danach: alle solche Handlungen, als vom gesammten Volke ausgehend, dar zu stellen und mithin die Theilnehmer möglichst zu vermehren. Am Tage, als über Ludwig XVI. Tod oder Leben zum letzten Mal entscheidend abgesprochen werden sollte, speisete ein Hr. Vergniaud mit andern Deputirten zu Mittag. Er sprach sich mit Nachdruck über die Unschuld des Königs aus, indem er sagte: „Ich, für mein Theil, bleibe durchaus bei meiner Meinung: ich stimme nicht für den Tod!“ Er begab sich nach dem Convent; hier angekommen, überredeten ihn aber seine Freunde: „daß die Verkettung der Umstände des Königs Tod bereits unerläßlich gemacht; daß nicht dafür stimmen, so viel sey, als sich mit den Akten der Revolution in Widerspruch stellen, und daß Vergniaud durchaus die Menschlichkeit der Logik opfern müsse!“ — Vergniaud stimmte endlich für den Tod, weil der Königsmord, nach seiner umgeschaffenen Ansicht, der Akt sey, welcher feierlichst die Prinzipien der Revolution, deren Apostel er sich nannte, heiligte. — Und so bearbeitete man Viele, die man frei nannte und die sich frei wähnten! (Gaz. d. Fr.)

Folgendes ist die Thronfolge in England jetzt, nach König Georg IV.: 1) Der Herzog von York (ohne Kinder). 2) Der Herzog von Clarence (nach dessen Tode seine Tochter). 3) Prinzeß Alexandrine, einzige Tochter des verstorbenen Herzogs von Kent. 4) Herzog von Cumberland; der Herzog von Sussex; der Herzog von Cambridge, und nach seinem Tode seine Söhne. 5) Die Herzogin von Würtemberg, Wittwe, Tochter Georg III. 6) Die Prinzeß Auguste; die Prinzeß von Hessen-Homburg; die Herzogin von Glocester; die Prinzeß Sophie, Töchter Georg III. 7) Der Herzog von Glocester, Neffe Georg III. 8) Die Prinzeß Sophie, seine Nichte. 9) Der Herzog von Braunschweig und sein Bruder, Neffen. 10) Königin Caroline, gleichfalls Nichte Georg III. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 27. Januar. 16tes Blatt.

Die Launen.

Entflieht, entflieht den tückischen Dämonen!
Sie rauben Glück und Lust!
Kämpft muthig, kämpft! denn ach, die finst'ren wohnen
Oft in der eig'nen Brust!

Wo Wunden bluten, die nur schwer vernarben,
Da finden sie Gewinn;
Wohin ihr düst'res Auge blickt, da starben
Die schönsten Blüthen hin!

Wo Herzen es mit Herzen redlich meinen,
Da streu'n sie Dornen-Saat;
Wo Freunde sich auf einem Weg vereinen,
Da trennen sie den Pfad.

Es spähet selbst bis in der Myrthe Schatten
Der Unholdinnen Blick,
Und scheucht die Liebe, raubet treuen Gatten
Die Ruh' und inn'res Glück!

Der Erdenhimmel — häuslich stiller Frieden —
Durch sie wird er verheert;
Die Sorg' erscheint, wo man mit Eumeniden
Stets einen Becher leert!

Da weinen Augen still, in bitt'ren Schmerzen,
Die Freude sonst gelacht;
In Krämpfen tritt der Tod zum bangen Herzen,
Bis es umhüllt die Nacht.

Ja, selbst der hohen Tugend Kraft zerstöret
Der Launen stete Wuth:
Im ew'gen Kampf wird matt auch und bethöret
Des Bied'ren edler Muth!

Bewahre denn, mit inn'rer Kraft und Klarheit,
Auf heller Bahn der Pflicht —
Im Bunde mit der Tugend und der Wahrheit —
Treu deines Lebens Licht.

Und wenn die Plagegeister zu dir schleichen,
Ermanne deinen Muth:
Verscheuche sie, und wollen sie nicht weichen —
Zertritt die Höllenbrut!

Julie D—r.

Kindlichkeit, Zweifel und Zuversicht.

8.

Einst erhob sich das Wüthen des Sturms im unruhigen Belt und schleuderte die himmelhohen Wogen über das schäumende Felsenriff. Es war eine finstere traurige Herbstnacht; das Brüllen der empörten See und die unaufhörlichen Regengüsse stimmten mein Gemüth, welches ohnehin schon längst in sich selbst keinen Frohsinn mehr fand, zum düstern Trübsinn herab. Da ergriff ich voll Unmuth ein Buch, um in mir Gedanken zu erregen, welche der Dumpfheit meines Geistes eine andere Richtung geben sollten. Und ich las mit steigender Aufmerksamkeit eine Seite hinunter, die ich zufällig aufschlug. Die Stelle lautete also: „Wenn Gott unsere Bedürfnisse kennt, so ist es sehr überflüssig, sie ihm täglich zu spezifiziren. Ist er gütig — und wer kann daran zweifeln — so wird er von selbst geneigt seyn, uns Wohlthaten zu erzeigen, ohne daß wir sie bei ihm betteln dürfen. Ist er gerecht, so muß er Jedem das Seinige, mithin das zukommen lassen, was zu seiner Existenz, zu seinem Wohlseyn erforderlich ist. Es ist also überflüssig, Gott an die Pflichten zu erinnern, welche seine Natur ihm auflegt." Siehe da, so rief ich keck aus, mein System in wenigen Worten und bis zur Evidenz in meinem Gemüth befestigt.

9.

Am folgenden Morgen, als der Sturm sich gelegt hatte und nur noch fliehende Wolken in dem trüben Dunstkreise sich jagten, ging ich mit meinen Hausgenossen zum Strande, um zu sehen: ob die grausenvolle Nacht auf dem empörten Element auch Unglücksfälle veranlaßt hatte. Da gewahrte ich einen Hund, der ängstlich auf den Dünen hin und her lief, mit seinem Geheul die Luft erfüllte und seine ängstliche Wanderung immer auf's Neue begann. Dies machte uns aufmerksam, und wir näherten uns ihm. Er sah uns, ich möchte fast sagen, zweifelnd an und hörte nicht auf unsere Lockung. Wir folgten seinen Schritten und da erblickten wir in der Ferne die Trümmer eines gescheiterten Schiffes. Eine weiße Figur erregte unsere Aufmerksamkeit, und durch ein gutes Fernrohr erblickten wir eine weibliche Gestalt, fest in dem Tauwerk des gesunkenen Fahrzeuges verwickelt; ihr weißes Gewand schloß sich durchnäßt an den Körper, ihr langes aufgelöstes Haar flatterte in den Lüften, ihre Arme hatte sie hoch gen Himmel erhoben, als hätte sie um Hülfe und Erbarmen gerufen. Da zog der Hund durch seine Geberden uns zu einem andern Schauspiel hin; er stürzte sich bellend in die tobenden Fluthen und kehrte bald wieder zurück, indem er etwas Schwimmendes vor sich her trieb, welches endlich das Ufer erreichte und daselbst liegen blieb. Als wir, es zu betrachten, näher gingen, sahen wir einen holden Knaben, sieben oder acht Sommer mochte er verlebt haben, in blühender Jugendschöne vor uns liegen. Der Hund gestattete uns nicht, den Körper zu berühren; er ertrug Schläge und Stöße, aber er beschützte aus aller Kraft den Leichnam des Kindes. Solche Anhänglichkeit! Solche Treue! Solche Dankbarkeit! Solche Liebe! — Ach — es mochte wohl die verzweifelnde Mutter seyn, welche im namenlosen Jammer mit den zum Himmel gehobenen Händen verschied!

So ist denn, dachte ich bei mir, so ist denn die Liebe stärker als die Schrecken des Todes, unter welcher Gestalt sie erscheine! Liebe und Treue! zu welchen Eigenschaften der Welten soll ich euch stellen? Kann dieses Gefühl von dem Urquell alles Lebens seinen Geschöpfen in diesem Maaße mitgetheilt worden seyn, wie unendlich muß es in ihm selbst wohnen! — Der Gedanke beschäftigte mich unaufhörlich; er gab mir einen Leitfaden in dem Labyrinth meiner Vorstellungsart: ich fing an, menschlich zu fühlen. — Und so wandelte ich oft dem Meeres-Ufer zu, als schon längst das gescheiterte Schiff und die Unglückliche von den Wellen wieder verschlungen war. Da wagt' ich ein frevelndes Tadeln in Gottes weise Regierung; ich konnte das schreckliche Ende dieser unglücklichen Mutter der liebenden Allmacht nicht vergeben, und es erfüllte mich mit Bitterkeit, daß hier Gott nicht als Retter erschien, wo zwei schwache Wesen hülflos beteten und hülflos — unter gingen.

10.

Unter finsteren Zweifeln ging mehr als die Hälfte meines Lebens dahin; kein leitend Gestirn hatte mich aus dem Labyrinth meiner metaphysischen Spekulationen gerettet. Da ergriff mich fern, fern vom Vaterlande einst das Zauberbild meiner Kindheit im lieblichen Traum:

Denn Träume sind ein Wehen von der Heimath,
Die Nacht ist Sonnenglanz dem inn'ren Auge!

Und ich sah' mich im Kreise der Jugend-Gespielen und nahm Theil an ihren unschuldigen Freuden; ich war ein Kind im Traume, ach! und war glücklich in dieser kindlichen Täuschung. Und als ich erwachte, da sprach ich: „Wohlan, ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Und da schied ich eilig von Allem, was meine Seele mit Lasten und Kummer gedrückt hatte, und der Entschluß reifte zur That; ich eilte von hinnen, der friedlichen Heimath entgegen.

11.

Und es war Abend geworden; da gewahrte ich das friedliche Dörfchen im Thale, des Thurmes einfaches Kreuz ragte hoch über die dichtbelaubten Linden empor, unter denen ich als Kind mit Kindern gespielt hatte. Nicht fern davon sah ich meines väterlichen Hauses Dach; eine wehmüthige Lust durchzitterte mich. Ich gedachte an Mathissons Lied, und ich fühlte, wie wahr und innig es auf meinen Zustand gesagt war:

Du suchst auf fernem Boden
Des Friedens dunkle Spur;
Betrog'ner! Ach, sein Odem
Umweht die Kindheit nur.

Da ahnete ich des Wiederseh'ns Freuden, aber ich widerstand jetzt noch diesem Gefühl: es war spät und ich fürchtete, meinen greisen Vater nicht mehr unter den Lebenden zu finden, oder ihn und die Mutter durch mein schnelles Erscheinen zu erschrecken. Und das Geläut im Dorf verkündete mir des kommenden Sonntags Feier, als die Sonne sich hinter den Felsrücken, ich mich in Träumen und Sehnen verlor.

12.

Und der Sonne erster Strahl rief mich hinaus auf die Flur. Der leise Athem des Morgens schuf auf den Kornfeldern Wellen, die vollen Aehren küßten sich wiegend. Die Lerche jubelte hoch in der Luft und rief den Wanderer zur Freude wach. Da wurde mir so wunderseltsam um's Herz, es senkte sich die Ahnung des wiederkehrenden Friedens in mein Gemüth. — Ich betrat das Dörfchen, die Wiege meiner glücklichen Kindheit. Das Geläut der Kirche rief die Bewohner eben zur Früh-Andacht. Unkenntlich durch eine lange Abwesenheit hatte ich mich Niemanden entdeckt, und ich

kannte auch Keinen mehr; aber mancher Baum grünte noch, den ich fröhlich als einen Bekannten früherer Zeit wieder erblickte. Da schritt im Feierkleide ein stattlicher Greis über den Kirchhof, eine gebückte Greisin wankte ihm, nach der Vorzeit Weise geschmückt, zur Seite — das waren meine Eltern. Ich barg mich hinter den Lindenbaum und sah ihnen wehmüthig nach; meine Augen wurden naß. Die Weihe der Andacht ergriff mich wieder.

13.

Der Hall der Glocken verstummte, ein feierlicher kunstloser Gesang begann in der Kirche. Ach, es war der alte Choral, womit seit undenklicher Zeit in allen Kirchen meines Glaubens die Feier des Sonntags beginnt; in seiner ernsten Melodie erklangen die harmonischen Töne meiner Jugend-Gefühle in mir; sie bildeten sich in süße schmerzliche Bilder und diese Bilder wurden Gestalten. Ich war ein Kind geworden im Gemüth; mein unstäter Geist hatte den Zirkel durchlaufen und fand sich da wieder, von wo er ausging. — So lobte ich den Schöpfer heimlich in meinem Herzen, als ich während der Strophe: „Wohl uns, daß du regierest!“ über die Schwelle zur Kirchthür eintrat.

14.

Ich hatte mich hinter einen Pfeiler gestellt, und sah von meinem Standpunkt aus dem Gottesdienst zu. Der nämliche Geistliche aus den Jahren meiner Kindheit, jetzt ein Greis, bestieg die Kanzel, und sprach von dem, was der Menschheit Heiligstes ist: von dem Glauben an die Unsterblichkeit. — Sein Vortrag gründete sich auf keine eigene Spekulation, und schloß sich auch an kein anderes System an, aber er redete klar und durchdringend; die eigene feste Ueberzeugung des Greises ergriff das Gemüth des Hörers. Und sein Trost, seine tröstliche Hoffnung des besseren Lebens, wurde durch die heitere zuversichtliche Miene, mit welcher er weissagend von seinem eigenen seligen Ende redete, den Herzen seiner Gemeinde mitgetheilt. Da näherte ich mich unwillkührlich, und trat etwas weiter in den breiten Gange hervor. Und mein Auge begegnete meiner Mutter; sie erkannte ihr verlornes Kind und sank ohnmächtig nieder. Das gab Geräusch in der Versammlung, die Predigt wurde schnell geendigt; der Geistliche und viele Freunde eilten dem alten Vater zu Hülfe, der die treue Gefährtin seines Lebens bleich in seinen zitternden Armen hielt.

15.

Und ihr Geist ging dahin. Sie war der Freude erlegen, welche das irrdische Wiedersehn ihr unvermuthet bereitet hatte, um mit dem Gedanken an mich das himmlische Leben der Gerechten zu beginnen. Noch ehe sie beerdigt war, saß ich schon am Sterbebette des Vaters. Der Tod meiner Mutter hatte ihn gewaltsam erschüttert; das Licht seines Lebens erlosch, und ich war allein auf der Welt. Mein Traum hatte nicht gelogen, ich wurde gemahnt durch ihn, nach der Heimath zu eilen, um den Glauben an das Höchste zu erben.

16.

Seitdem bin ich eins mit mir selbst. Und als ich den letzten Jugendfreund aus der Mitte seiner Kinder sterben sah, da sprach ich mit voller redlicher Ueberzeugung also:

Des Frommen letztes Ende an zu sehen,
Ist heil'ger Trost für jedes reine Herz;
Die ew'ge Freude kämpft mit kurzem Schmerz —
Bis Engel siegend mit der Palme wehen.
Zur Gattin spricht er: „Weine, weine nicht!
Ich werde dich, du wirst mich wiedersehen:
Wenn dir das thränenschwere Auge bricht,
Dann sollst du mit mir zu dem Vater gehen;
Der nimmt uns liebreich auf, ich führe in den Mitten
Der sel'gen Geister dich zu Edens Hütten.“
Und seine Hände streckt er segnend aus,
Und legt sie auf die bald verwais'ten Kleinen;
„Ihr müßt“ spricht er, „nicht um den Vater weinen!
Er stirbt ja nicht, er reiset nur voraus,
Und bauet euch ein unverwüstlich Haus;
Dort sollt ihr euch mit mir und mit der Mutter einen.“
Noch eine Schmerzes-Thräne sammelt sich
In dem verklärten Blicke auf die Seinen;
Die letzte Sorge muß er noch verweinen,
Bevor das Leid der ew'gen Freude wich.   Benno.

Allerlei.

Bei einer Feuersbrunst in London weckte man einen Irländer, der in dem brennenden Hause noch ganz ruhig schlief. „Das Haus brennt!“ schrie man ihm mehrmals zu, und er entgegnete: „Ey, was geht das mich an? Sagt's dem Wirth, ich wohne zur Miethe!“ — In gleichem Sinn gab einst der gelehrte Buddäus, als man ihm meldete: es brenne in seinem Hause, die Antwort: „Sagt's meiner Frau; ich mische mich nicht in Wirthschaft-Sachen!“

Maecenas sagte zum Kaiser Augustus, als dieser den Thron verlassen wollte, sehr freimüthig: „Ich rathe Dir, zu bleiben, wo Du bist: denn ich fürchte, Du möchtest der Letzte der Römer werden, sobald Du der Erste zu seyn aufhörest.“

Als Charles du Moulin seinen Commentar geschrieben hatte über die Edikte, welche die Rechte der gallikanischen Kirche fest stellen sollten, sagte der Connetable Anne von Montmorency zum König von Frankreich: „Sire, was Sie mit 30,000 Mann nicht vermochten, nämlich den Pabst zur Vernunft und zum Frieden zu zwingen, das that dieser kleine Mensch durch ein kleines Buch.“   C. Möllen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. „Die Macht der Verhältnisse“, von Robert, haben wir aufführen sehen. Referent hatte gewünscht, die Macht

der Verhältnisse möchte ein besseres Trauerspiel auf die Bühne gebracht haben, wie denn einem beschränkteren Bühnenstande immer das Bessere und Beste, das oft wieder gesehen werden kann, nicht genug zu empfehlen ist. Wo wenig Neues gegeben werden kann, sollte das Neue immer bedeutend seyn. Wir haben hiermit unser Urtheil über Robert's Trauerspiel angedeutet; es fehlt dem Dichter an Kenntniß der Menschen, ihrer Leidenschaften, der Sitten höherer Stände — vor Allem aber an dem gewissen Etwas, das man poetisches Genie nennt, mit dem dann auch eine andere Sprache, als die des Hrn. R., erwächst. Die Darstellung war der Art, daß sie das Stück hätte heben können, wenn nicht gar viel des Niederdrückenden vorhanden gewesen wäre. — „Sappho", von Grillparzer — nun, wir haben früher Mad. Schröder als „Sappho" in Frankfurt gesehen und hatten darum höhere Ansprüche an Mad. Brede, als vielleicht recht ist: sie scheint uns nur zu sehr berechnende Künstlerin und darum faßt sie Manches ganz anders auf, als es der Dichter sich dachte. Sie erhielt allgemeinen Beifall, was um so weniger auffällt, da sie als „Sappho" in Wien, wo man die Schröder oft gesehen, schon nach den ersten Akten hervor gerufen wurde. Wenn „Phaon" selbst eine der Klippen ist, an denen die Rezensenten den guten Grillparzer (der, nebenher bemerkt und nach seinen Gedichten in der „Aglaia" für das Jahr 1820 zu schließen, fortwährend kränkelt, körperlich und geistig) scheitern ließen, so hat, als solcher, in der Darstellung Hr. Maurer zu beweisen gesucht, daß sie nicht unrecht haben. Wir möchten eine gewisse Schauspielerin bitten: das Wort „Phaon" in Zukunft besser zu betonen, damit man es nicht mit „Faun" verwechsele. — Die „Schweizerfamilie" und die „Italienerin in Algier" wurden mittelmäßig gegeben. — „Donna Diana" hat neulich Mad. Brede so gespielt, daß die Erwartungen des Referenten bei weitem übertroffen wurden. Es scheint, als wolle sie uns ihren Abschied (sie verläßt uns bald) recht schmerzlich fühlen lassen und durch vollendete Darstellungen sich ein dauerndes Denkmal bei uns stiften. Die Frommen wollen ihren Anzug in diesem Lustspiel zu lustig und leicht finden; Referent gesteht: daß er in dieser Hinsicht zu den Ketzern und Naturalisten gehört; Mad. Brede scheint recht gut zu wissen: wo der keusche Schleier anwendbar ist und wo nicht. — Auch „Fanchon" ging über die Bühne. Demois. Meyer (Fanchon) verbindet mit einer schönen Gestalt und Gesichtsbildung eine liebliche Stimme, lebhaftes Mienenspiel und Anmuth in jeder ihrer Bewegungen. Hr. Hamburch (Obrist) bildet sich immer vortheilhafter: seine Stimme ist rein und nur die oberen Töne machen ihm zu viel Mühe. — Die Conzerte der Hof-Kapelle gehen regelmäßig fort. Wir hörten im Laufe des Dezembers: „Die Jahreszeiten" von Haydn, deren zweite Hälfte vorzüglich gut vorgetragen wurde; ein Conzert der Gebrüder Schunke, die wohl zu den ausgezeichnetsten Hornisten Deutschlands gehören möchten, und Anderes. — In den Museum-Conzerten verdient vor Vielen Fräulein Rahe ehrenvolle Erwähnung: schönes Metall, Umfang, Biegsamkeit und bedeutende Ausbildung des herrlichen Organs lassen uns bedauern: daß sie sich nicht ganz der schönen Kunst weihen will. — Strixner, aus München, fährt in der Lythographirung der Boisseréeschen Gemälde-Sammlung fleißig fort. Der hiesige Kupferstecher Authenried beginnt das Portrait unseres Königs für das „rheinische Taschenbuch" (das mit dem Jahre 1822 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheint) zu stechen, und wir dürfen hoffen: daß er etwas Außerordentliches leistet. D. A.

Paris. (Schluß.) Nun zu einigen neuen Erfindungen. Die eine ist ein Piano-Transpositeur, eine für alle Musikfreunde höchst interessante, bemerkenswerthe Ausführung einer genialen Idee. Musikalische Leser wissen, wie oft man bei dem Musiziren in den Fall kommt, aus dem vorgeschriebenen Ton in einen andern transponiren zu müssen; sie erfuhren aber auch, wie schwierig, oft unausführbar diese Transposition ist. Ein geschickter Künstler, Hr. Roller (ich glaube ein Deutscher), hat durch einen einfachen Mechanismus jetzt diese Kunst à la portée de tout le monde gebracht; er hat nämlich Instrumente verfertigt, bei denen die ganze Claviatur sich nach beiden Seiten hin unter die Saiten schieben läßt, so daß man durch einen Zug, ohne seine Fingersetzung im Geringsten zu verändern, z. B. wenn man in C-dur spielt, sogleich in Cis-dur oder in B-dur spielen kann. Diese schöne Erfindung möchte bald in Deutschland mehr Nachahmung finden, als eine andere, mittelst deren man die Leute aus den Fenstern delogirt. Es hat sich nämlich eine „Entreprise architectorale" gebildet, die den Leuten, wenn sie ausziehen müssen, Gemälde, Statuen, Meubles u. s. w. aus dem Fenster windet. Das hat gewiß seine großen Vortheile, ist aber bei unsern geviertheilten Fenstern in Deutschland unmöglich, dagegen hier in Paris sehr leicht ausführbar, wo die Fenster nur zwei Flügel haben, die sich in der ganzen Länge öffnen lassen, und so einen großen Raum bilden. — Ein deutscher, sehr geschickter Architekt, Hr. Hittorf, der seit vielen Jahren in Paris angestellt ist, hat vor einigen Tagen dem König einen Plan vorgelegt zu einem Monumente für den Herzog von Berry, auf dem Platze zu errichten, wo jetzt noch das alte Opernhaus steht und worin seit jenem Morde nicht mehr gespielt wird. Diese Maaßregel hat für die Oppositions-Parthei etwas Gehässiges, nicht als wollte sie irgend Antheil haben an dem ruchlosen Verbrechen; aber weil der Einfluß der Geistlichkeit sie ärgert, der hierin stark vorschmeckt. Die Geistlichen haben nämlich den Saal im Opernhause, in welchem der unglückliche Prinz starb, geweiht, und wollen nun nicht dulden, daß jenes Gebäude je wieder durch Theater-Vorstellungen — entweiht werde. Deshalb die vorgeschlagene Demolition des Hauses, welche doch, nach jenem Plane zu urtheilen, nunmehr verwirklicht zu werden scheint. — Von literarischen Neuigkeiten nenne ich Ihnen diesmal nur eine, ein Duodez-Bändchen von einem Hrn. Azaïs, mit folgendem Titel: „Du sort de l'Homme dans toutes les conditions; du sort des peuples dans tous les siècles, et plus particulièrement du sort actuel du peuple français." Ich nenne Ihnen diese wahrscheinlich unbedeutende Schrift (ich las sie noch nicht) bloß deswegen, weil der Verfasser in der Vorrede folgenden wunderlichen Vorschlag thut: „Ich bewohne in Paris ein einsames Häuschen, umgeben von einem niedlichen Garten. Alle Tage werde ich hier zwei Stunden zum Dienste derjenigen Personen zu finden seyn, die sich eines meiner Werke verschaffen, und über meine Grundsätze mit mir discutiren wollen. Es soll mir im Winter von 2 bis 4 Uhr und im Sommer von 6 Uhr bis in die Nacht hinein sehr angenehm seyn, die Bekanntschaft der Freunde der Philosophie und der Wissenschaften zu machen, mit ihnen in meiner kleinen Besitzung zu promeniren, ihre Fragen, ihre Bemerkungen zu erwiedern und von ihren Kenntnissen Nutzen zu ziehen. Wenn ich es wagen dürfte, ein Wort zu bilden, das unser Verhältniß bezeichnete, so würde ich sagen: wir wollten zusammen platonisiren; die Natur und die Philosophie werden uns immer umgeben!" — Vielleicht besuche ich einmal den neuen Peripatetiker und erzähle dann meinen Lesern in einem ferneren Berichte mehr von ihm! R.

Die Baumwollen-Spinnereien zu Manchester ziehen jetzt aus 1 Pfund roher Baumwolle 350 Docken des feinsten Fadens, welches etwa im Ganzen eine Länge von 50 Lieues (25 deutschen Meilen) giebt. (Courier fr.)

„Die Popularität" — so wurde neulich geäußert — „ist ein Vortheil, den man benutzen mag, wenn man ihn auf seinem Wege findet, den aber der Mann von Würde auch zu verachten wissen muß, wenn sie ihn verläßt." — „Wohl wahr!" erwiederte Jemand; „wenn es nur nicht zu Viele gäbe, die den Mann von Würde affektiren wollen, indem sie verachten, was sie nicht erreichen können." (Cour. fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 29. Januar. 17tes Blatt.

Jerusalem und seine Umgegend.

(Voyage dans le Levant en 1817 et 1818 par Forbin, Paris, 1819.)

Wenn man sich der Gegend von Jerusalem nähert, so reist man anfangs zwei bis drei Meilen weit durch sehr schöne Fluren, z. B. im ehemaligen Arimathia und Lydda; bald aber kommt man in ein tiefes Thal, wo die Vegetation immer mehr abnimmt, bis man endlich nichts als einen unebenen, röthlichen, kargen Boden betritt, und weiter hin auf ungeheure Schutthaufen, auf das Bette ausgetrockneter Ströme und krumme, mit spitzigen Steinen angefüllte Wege stößt. — Von der Höhe eines Berges erblickt man endlich lange Wälle, Thürme und große, mit einer dürren Ebene und schwarzen, gleichsam vom Wetterstrahl verbrannten Felsenspitzen umgebene Gebäude: es ist Jerusalem. Hier und da sieht man einige verfallene Kapellen, dort den Berg Sion und in der Entfernung die kahle Gebirgskette des wüsten Arabiens.

Man darf mit Recht sagen: daß der erste Anblick jener heiligen Stadt eben so erschütternd und rührend, als die Geschichte des jetzt in der ganzen Welt zerstreuten Volks, dessen Hauptstadt und Stolz sie einst war, merkwürdig ist. Mag auch der Religionen-Spötter von der wichtigsten aller Weltbegebenheiten halten, was er will, so kann doch nur Stumpfsinn den Eindruck von Wehmuth und Ehrfurcht, welchen Jerusalem gebietet, unterdrücken. — Die, durch die Geschichte heilige Stadt liegt im 31° 46′ 54″ östlicher Breite und im 33° östlicher Länge auf den Hügeln Acra und Moria, und soll jetzt noch 25,000 Einwohner an Christen, Arabern, Türken, Juden und Armeniern haben, ob sie gleich, nach dem Verhältniß ihres Umfangs, weit mehr Bewohner fassen könnte. — Sie steht unter einem türkischen Statthalter, Aga Motsallam, und ist dem Puchalik von Damas, wovon sie vier Tage-Reisen entfernt ist, unterwürfig. — Die Straßen sind krummlinigt und schlecht gepflastert. Die Häuser, gewöhnlich massiv und von Grundsteinen, bekommen nur durch eine kleine Pforte und ein oder zwei Fenster, welche hölzerne Gitter haben, Licht. In einigen elenden Buden hat man Oliven, Früchte von Damas, Reis, Getreide und trockene Gemüse feil. Die Handelsplätze, wo es noch einige Kaufleute und Handwerker giebt, sind gewölbt und sehr geräumig, und zeugen ganz von dem ehemals hier blühenden Handel Asiens. Die Wohnungen der Hebräer sind in alten baufälligen Häusern, das Juden-Viertel genannt; und in einem großen Keller ähnlicher Beschaffenheit — ihrer Synagoge — vernimmt die heran wachsende Generation, größtentheils nur mit Lumpen bedeckt, von einem blinden Greis die Geschichte einer Stadt, in deren Mauern vormals der Gott Israels unter Marmor-Portalen und auf den Zedern von Libanon ruhenden Tempeln verehrt ward.

Nicht weit von dem Thore Bethlehem oder Ephraim befindet sich das Kloster der Patres zu Terra Sancta. Dies ist ein sehr großes Gebäude, deren niedrige, ganz beschädigte, mit Eisen beschlagene Pforte allen Pilgrimmen offen steht, aber auch von Seiten der Muselmänner öfteren Angriffen ausgesetzt ist. Durch mehrere

Gewölbe gelangt man in einen Hof, von wo finstere, versteckt liegende Treppen in viele Kloster-Wohnungen und in die Kirche führen. — Vierhundert Schritt von diesem Kloster ist die Kirche zum heiligen Grabe. Die Vorderseite dieses Gebäudes ist theils im maurischen, theils im gothischen Styl, das Ganze aber sehr irregulair gebaut. Der viereckige Thurm wurde zu der Zeit, als die Türken Jerusalem wieder eroberten, bis auf das Dach der Kirche abgetragen. Am Eingange müssen die Pilgrimme den hierzu beauftragten türkischen Beamten das Eintritts-Geld erlegen. Die Kapelle des heiligen Grabes ist unter der Kuppel des Gebäudes; sie ist von Stein erbaut, hat eine Gyps-Decke, ist oben offen, wie das Pantheon, und ruht auf 36 Pfeilern, zwischen welchen sich unter Bogen-Gewölben Tribunen befinden.

Das heilige Grab, welches so viele Jahrhunderte hindurch allen tobenden Stürmen der Zeit getrotzt und über welchem die besondere Obhut der Vorsicht gewaltet zu haben scheint, besteht in einem niedrigen Altar von Marmor, 7 Fuß lang und 2½ Fuß breit, und befindet sich in einer kleinen viereckigen, ebenfalls von Marmor erbauten, mit kostbaren Lampen erleuchteten und ringsum mit einem Sammet-Stoff behangenen Kapelle. Ein über dem Altar hängendes Gemälde stellt den Heiland als Ueberwinder des Todes vor. — Unter hoch gewölbten Seiten-Kapellen zeigt man in halb verschlossenen Schwibbögen, welche theils durch unzählige Lampen, theils durch die Kirchen-Fenster erhellt sind, die verschiedenen Stationen. Hier wurde Christus gegeißelt, dort ward ihm die Dornenkrone aufgesetzt, da wurde das Loos über seine Kleider geworfen. Dann steigt man eine, um einen ungeheuer großen Pfeiler gehende Treppe hinauf, und kommt in eine andere Kirche, wo sich Golgatha, welches eine unbedeutende Spitze des Berges Moria ist, befindet, und woselbst man durch ein Gitter die Felsenspalte zeigt, worin das Marterholz des Erlösers aufbewahret worden. — Vom heiligen Grabe gehen die Pilgrimme auf dem Kreuzeswege zu dem Palast des Pilatus, welcher in allen seinen Theilen das Gepräge sarazenischer Architektur an sich trägt und einen Thurm hat. Von einer hohen Terrasse überschaut man da den ungeheuern Platz, auf welchem vormals der Tempel Salomonis stand; jetzt sind zwei Moscheen, von den Arabern „El Haram el-Moyaddes Cherif“ und „Djami el-Hadrah“ genannt, auf selbigem erbaut. *) — An zwei Seiten jenes Platzes befinden sich auf Schwibbögen ruhende Gebäude. Hat man diesen Platz vor sich, so liegt der Teich Bethesda im Rücken, und linker Hand gegen Morgen umschließen ihn die Mauern von Jerusalem, welche hohe Zinnen haben und von einer Entfernung zur andern viereckige, mit Schießscharten versehene Thürme zeigen. Der in der Mitte des Platzes auf einem mit Marmor gepflasterten Vorhof stehende achteckige Tempel, zu welchem man auf einigen Treppen, unter isolirten Portalen, hinauf steigt, ist vielleicht auf derselben Stelle, wo vormals das Allerheiligste war, errichtet. Gegen Mittag begrenzt jenen Platz noch ein Tempel, welcher auf den Mauern der Stadt ruht.

Als Kaiser Adrian Jerusalem wieder aufbaute, wurde der Calvarien-Berg mit ummauert. Unter den Stadtthoren soll das sogenannte vergoldete Thor, welches seit langen Zeiten vermauert ist, dasjenige seyn, wodurch Christus seinen Einzug hielt. Am Oehlberge zeigt man bei zwei alten Oehlbäumen die Stelle, wo der Heiland gebetet haben, und etwas höher aufwärts, an zwei in den Felsen bemerklichen Fußstapfen, den Ort, wo er gen Himmel gefahren seyn soll. Im Thale Josaphat begehen noch 8 bis 9000 Hebräer, mit theuer erkaufter Erlaubniß, die Todtenfeier ihrer Macht und Größe. — Die Trümmern und Spuren der Zerstörung bieten überall ein trauriges Bild jener, sonst so blühenden Stadt dem Auge des Beobachters dar. Hier, wo wilder Epheu die hohen Mauern umrankt, die Terrassen und Spalten der Thürme mit Aloe-Stauden bewachsen sind und hohe Palmbäume aus Schutt und Steinhaufen bis zu den höchsten Gesimsen empor ragen; wo Hecken und Dornen-Gesträuch, verwachsen mit indianischen Feigenbäumen, die Wege versperren, fühlt die Seele eine unendliche Wehmuth, und es schwebt da vor Augen, daß die Prophezeihung der Schrift: „Sie werden keinen Stein auf dem andern lassen“ — in Erfüllung gegangen ist.

(Der Schluß folgt.)

*) Ueber beide Moscheen hat Mahomed den Segen gesprochen und nach seiner Verkündigung kommt er am Tage des Weltgerichts, von Christus begleitet, wieder nach Jerusalem. „Dann wird er über das Thal Josaphat hinweg schreiten, mit einem Fuß den Tempel und mit dem andern Diebel-Tor (den Oehlberg) betreten, welcher westlich hinter den Stadtmauern, jenseits des Baches Kidron, liegt. Sein Kleid wird von der Haut junger Kameele seyn; die Seelen der Gerechten werden sich, Insekten gleich, darauf setzen, und sobald Mahomed an der Kleidung bemerkt, daß er alle Seelen der Rechtgläubigen unter seinen Flügeln faßt, so wird er sich damit gen Himmel erheben.“

Die stille Unsterblichkeit unserer Schriftsteller.

Von Ludwig Stahlpanzer.

Wenn der bausbackige Ruhm-Engel während der Oster-Messe mit flatternder Fahne und mit Trompeten-Klang durch die Straßen von Leipzig zieht, so kann der dümmste Mensch bemerken: wie sich aus allen Erkerstuben Hände heraus strecken, um einen der reichlich ausgeworfenen Ehren-Pfennige zu erschnappen. Ja, dieser dumme Mensch braucht sich nur um zu sehen, so wird er gewahren, wie die Straßen voll Sänger und die Sänger voll Erwartung sind, während der Engel

ärger herum lärmt als hundert rothröckige Kunstreiter. Hier steht Einer an der Ecke und bläst aus Leibeskräften Heldensang in die neugeputzte Trompete, und hält zugleich, feurig empor blickend, dem Pfennig-Spender die schwarze Mütze entgegen. Dort blickt ein zartes Gemüth liebevoll über sein Brett voll romantischer Süßigkeiten, welche das Gemüth auf eigene Rechnung ausbietet; dort schreitet ein kurzer und dicker Trauerspiel-Dichter, auf ellenhohen Absätzen empor wachsend, durch den Troß von Männern und Weibern einher, macht dem Bausback seine tiefe Verbeugung, und ist sehr grimmig, daß derselbe, ohne ihn an zu blicken, vorüber schreitet; läßt sich darauf in Kupfer stechen und die Absätze noch höher machen. Aus einem Queer-Gäßchen kommt gar ein buntjackiger Narr gelaufen und bietet scherzweise dem Ruhme selber ein Paar Ehren-Münzen an; worauf er ihm zwischen den Beinen durch fährt, rechts und links laute Pritschenschläge austheilend; und der dicke Trauerspielmann wird nun noch trauerspieliger, bekommt er eins auf den Theil, dem eben ein Ehrenstuhl weg gezogen worden. So geht's drei Wochen lang, bunter als bei dem Carneval. So hoch wie der Chimborasso, wenigstens 21126 Fuß, erhebt sich der Wellenberg ruhmgekrönter Vortrefflichkeiten, und ergießt sich unaufhaltsam dahin, um, gleich den Nilfluthen, die lechzenden Flächen jener Gemüther unter Wasser zu setzen, denen, wie den egyptischen Fluren, der himmlische befruchtende Regenthau versagt ist. Alle Landzungen ertönen vom Lobe der Glücklichen, auf dem trockenen Boden der Zeitschriften stehen die Lorbeer-Wälder so dicht, daß kaum eine andere Pflanze aufkommen kann, und selber nach den einsamsten Eylanden der Kultur schleppen weitbauchige Pakete den Samen hinüber.

Durch so blendende Betrachtungen läßt sich Mancher von uns verleiten, seinen angebornen Heldenmuth in die Tasche zu stecken, die Papiere voreilig in die Polter-Kammer zu werfen, statt des Kampf-Rosses den Lese-Esel zu besteigen und wohlgemuth den Helikon hinauf zu traben. Allein man irrt überaus; denn allzu ähnlich sind wir Armen den Salatstauden: wir müssen sehr weitläufig gepflanzt werden, wenn wir uns nicht selbst erdrücken sollen. Unsere Menge ist unser Unglück, unser Gedräng unser Drangsal. O ihr allzu glücklichen Deutschen oder Teutschen, wie selig preisen würden sich ruhmlose Völker, wenn ihnen nur einige wenige Diamanten von eurem überreichen Prachtkleide zufielen! Wie gern würden sie selbe auf ihr dunkles Kleid heften und wie würden sie da glänzen! Ihr aber habt uns backschüsselnweise, darum sind wir euch so alltäglich, ihr Undankbaren, daß ihr kaum den Hut vor uns abzieht. Leider sind jetzt die lorbeerumgrünten Häupter so häufig, daß es beinahe eine Seltenheit ist, einen Kopf zu sehen, dem man noch die schlichte Natürlichkeit anmerkt. Himmel, was würde etwa ein Römer aus den spätern Zeiten sagen, wo Wassermangel an Dichtern und an dergleichen eingerissen war, wenn man ihn plötzlich in eine jetzige Leihbücherei führte! Jener Gesandte des Pyrrhos, der aus Rom zurück kam, sagte zu seinem König: der ganze römische Rath scheine ihm aus eben so viel Königen zu bestehen und ward nicht müde, über sie zu erstaunen. Und doch sind alle diese Könige vergessen, denn wo sie wie Gras wachsen, findet man sie nicht der Mühe des Beachtens werth. Dagegen kennen wir nach mehr als zweitausend Jahren den Pyrrhos noch immer, bloß weil er nicht das Unglück hatte, ein Schock andere Könige neben sich dulden zu müssen. Wie jene armen Teufel von Königen werden auch wir vergessen, während ein elender Pausanias oder Auson von Munde zu Munde geht. Das ist aber nun einmal nicht zu ändern; der Weise trägt, was er durchaus tragen muß, ja selbst Thoren thun das, und unter diese oder jene gehören wir, mein verehrter Leser. (Der Schluß folgt.)

Historische Einzelnheiten.

Der Kalif Akbah, der im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, verbreitete die Lehre Mahomeds und die Herrlichkeit Gottes mit dem Schwerdte bis an die Küsten des atlantischen Meeres und war in Verzweiflung, daß er hier sein bekehrendes Erobern enden sollte. Er spornte sein Roß gegen die Fluth und rief: „Großer Herr der Himmel! Wäre ich nicht durch dieses Meer gehindert, siehe, so wollt' ich immer weiter dringen zu den unbekannten Reichen im Westen, die Einigkeit deines heiligen Namens predigen und die rebellischen Völker vertilgen, die irgend andere Götter verehren als dich!" — Der göttlichen Weltkraft muß aber mit diesem vernichtenden Anwald nicht gedient gewesen seyn, denn bald darauf vermochte er es nicht, seine eigenen Länder fest zu halten.

Hogni und Hedin, zwei altdänische Fürsten, tödteten sich im Zweikampf: Hildur, die Tochter des Ersteren und Gattin des Andern, erweckte (aus Liebe zu ihrem Manne, spricht die Sage) allnächtig die Todten durch Zaubersprüche und ließ sie den Kampf erneuern. Dies wollte sie thun bis zur Götter-Dämmerung, dem Ende der Welt, und von diesem Gelüst der Hildur nennen die alten Dänen-Dichter den Krieg: Hildur's Zeitvertreib. — Man könnte darauf schwören: daß die liebe Dame froh war, den einen Mann bekommen zu haben; denn um solche Zeitvertreibe zu lieben, muß man eine Drachen-Natur haben.

Das Paradies ist unter dem Schatten der Schwerdter! — sagte, im Geiste aller Eroberer, Mahomed. Wir entbehren indessen diesen Schatten sehr gern, er bringt dem Leben zu tiefe Nacht. * *.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Die neulich gegebene zweite Vorstellung von „Sophronia", einer dramatischen Dichtung von Hrn. Wilhelm Gerhard, war gelungener zu nennen, als die erste; auch hatte das Stück selbst gewonnen, indem der Verfasser manche entdeckte Mängel zu verbessern wußte. Den Stoff hat das „befreite Jerusalem", von Tasso, geliefert und die Bearbeitung des Hrn. Gerhard ist zwar kein Kunstwerk, doch mit ziemlicher Geschicklichkeit und nicht ohne Beweise eines fügsamen Talents ausgeführt. Die Verse sind indessen sehr ungleich und so hört man jezt Stellen, die poetisch klingen und fallt dann wieder hinab in recht gewöhnliche Prosa. Ueberhaupt sind die Spuren des Dilettantismus unverkennbar, der sich zuweilen um Kritik abmüht, ohne ihren Geist ergründet zu haben. Die Darstellung war sehr gelungen, und man bemerkte überall, daß die Schauspieler das Höchste, was sie haben, daran setzen wollten, um der Neuigkeit eine gute Aufnahme zu bewirken, wobei auch die zu dem Stück gehörige Musik von Hrn. Fr. Schneider ihren Antheil hatte. — Die vorlezte Neuigkeit auf unserer Bühne „Liebe und Großmuth" nahm beide Eigenschaften bei ihrem Publikum in Anspruch; denn das Produkt gehört zu den wunderlichsten, die es geben kann, und charakteristisch für die höchst mittelmäßige Verselei war es, daß eine der Hauptpointen — ein Glas Wasser ist. Reden wir weiter nicht davon — das Stück wird kein Methusalems-Alter auf der Bühne erreichen und wir haben wahrscheinlich bei dem ersten Begegnen auch schon Abschied genommen von der mißrathenen Theaterfrucht. — Von der Monatschrift: „Die Muse", herausgegeben von Kind, ist das erste Heft erschienen. Ich habe nichts dagegen, wenn derselbe äußert: es sey nicht möglich, in einem oder in einigen Stücken den Plan einer Zeitschrift zu entfalten; aber die einzelnen Beiträge müssen sich doch selbst rechtfertigen. Dazu finden wir nur die Bruchstücke aus „Tonkünstlers Leben" von Karl Maria v. Weber angethan; obgleich nicht zu leugnen ist, daß hier die Individualität nicht überall rein hervor tritt, sondern manchmal zu einer Nachahmung von Hoffmann's Art der Darstellung verlockt wird. — Die Uebersetzung (Ritter Haralds Wanderungen) von Arthur vom Nordstern entbehrt das erste Erforderniß, nämlich Wohllaut, und die Sprache ist mit einem Zwange behandelt, den man nur anwenden wird, wenn man etwas vornehm von seinem Talente denkt. Was ein rechter Dichter ist, der muß mit der Sprache auskommen, die Jedem verständlich bleibt; wer sich aber allerlei, oft nicht zu verantwortende Freiheiten nimmt, der wird es doch an der rechten Bildung und somit am rechten Eindruck fehlen lassen. Ein Fragment von dem ersten Aufzuge des Trauerspiels „Dido" habe ich nicht gelesen; ich warte, bis die Fortsetzung erscheint und, das wird klüglich wohl Jeder thun. Die „Denkmale" sind recht gut gemeint, aber nicht allein ich, sondern Viele lieben die Gedichte nicht, die an Diesen und Jenen überschrieben sind, weil da doch nur das Verhältniß von Diesem und Jenem zur Sprache kommt. Das längste dieser Gedichte, das einzige, was Kind zu diesem Hefte gab (außer den Angaben über den Plan der „Muse") haben wir früher schon durch die „Abendzeitung" empfangen. Wir achten Kind als Dichter und wackeren Menschen, wünschen aber: daß er bei der Herausgabe einer Zeitschrift Andern mit Strenge voran gehe, weil Niemand, der Talent und Namen hat, denen Vorschub leisten soll, die gar zu gern nur Mittelmäßiges zu Tage fördern, weil sie sich darauf berufen können: daß Bessere zuweilen dasselbe thaten. — Erstaunt sind wir hier über das neueste Müllnersche „Literatur-Blatt", worin die Veranlassungen abgedruckt sind zu einem Prozeß, den die Regierungs-Behörde in Merseburg bei dem Ober-Landesgericht in Naumburg ihm, dem Hrn. Hofrath Müllner, gemacht hat. Es ist dies Folge seiner Händel mit dem Bürgermeister in Weißenfels, der seine Schritte vor der Regierung völlig gerechtfertigt hat. Dies verleitete Hrn. Müllner zu Aeußerungen gegen den Regierungs-Direktor Krüger, die derselbe mit Recht ein „Verkennen aller bürgerlichen Verhältnisse" nennt. Lassen wir der Sache ihren Gang und bedauern es nur wiederholentlich: daß der Dichter, dessen Talent im Einzelnen oft mit Recht zu bestreiten, im Ganzen nicht weg zu leugnen ist, glaubt: Andere sähen die verkehrten Streiche seines hoffährtigen Gemüths gerade so, wie er sie zu drehen und zu wenden Lust hat. Dem ist nun abermals nicht so; denn wer das erwähnte „Literatur-Blatt" lieset und Hrn. Hofrath Müllner wohl will, wird wünschen: er hätte diesen neuen Beweis seiner Habersucht wenigstens so geheim als möglich gehalten, statt ihn in die Welt hinaus zu schreien. Schlimm, sehr schlimm ist es übrigens, daß eine Zeitschrift, wie das „Morgenblatt", sich jezt dazu hergeben muß, die Privat-Streitigkeiten eines Mannes ab zu handeln, der in seinem Drang nach Auszeichnung und bei seinen übertriebenen Ansprüchen, selbst in den kleinlichsten Dingen, nirgends Ruhe zu halten vermag. — • —

Ein Hr. Pananti liefert eine kleine Erinnerung-Skizze aus Algier: Als man hörte, er sey ein Poet, forderte man ein Lösegeld von 3000 Zechinen für ihn. Man muß die Dichtkunst in Algier sehr hoch achten, oder glauben, sie werde in Europa mit lauter Gold bezahlt. In Ermangelung des Lösegeldes ward ein Gefängniß arrangirt; jedoch gab der Wärter den Trost: daß Se. Hoheit, der Dey, seine Talente sehr gern ehren, und ihn zu seinem Agenten machen werde. Referent war begierig, zu wissen: wie ungefähr das Schicksal eines solchen Mannes sey? und erfuhr über seine Vorgänger etwa Folgendes: Der Eine war geköpft, der Andere an der Bastonade gestorben, und der Nachfolger desselben, ein Jude, war zum Verbrennen verurtheilt gewesen, hatte sich aber durch die Flucht gerettet. Hierauf hatten Se. Hoheit es einmal mit einem Mauren und einem Araber versucht, Jeder blieb aber nur sechs Monate; bei Gelegenheit ihres Abschieds-Briefes hatte man ihnen nebenher den Kopf abgeschnitten, aus Besorgniß, daß sie etwas ausplaudern konnten. Der Lezte endlich war erdrosselt, damit der Referent seine Stelle einnehmen konne. Ohne Zweifel konnte hier der Unverzagteste erschrecken. Zum Glück trat der englische Consul für ihn ein und Pananti erhielt die kostbarste Gabe, seine Freiheit, durch ihn. (Gaz. d. Fr.)

Man erzählt jezt an der Themse eine bewunderungswürdige Menge kleiner Geschichten, Anekdoten, Einfälle u. s. w. von Georg III. Eine englische Zeitung, die auch dergleichen mittheilt, schließt mit der drolligen Bemerkung: „Der gute König selbst hat eigentlich nicht viel gethan, aber desto mehr thun lassen; welches mehr werth ist!" (Courier fr.)

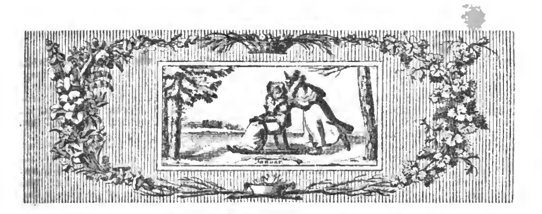
Wie die Weisheit doch oft sich wunderlich äußert! „Der Herzog von York (später Jakob II.) wußte durch seine weisen Maaßregeln in Schottland die Ruhe rasch her zu stellen" — so sagt Dr Clarke. Untersucht man aber diese Weisheit näher (nach Hume), so findet sich: daß in den Jahren 1679 — 1682 zweitausend Männer, Weiber und Kinder hingerichtet wurden; unter Andern ein 15jähriges Mädchen, die ihren Bruder nicht ausgeliefert, und eine 60jährige Matrone, die ihren Sohn versteckt gehalten. (Courier fr.)

Nach der englischen Zeitung „der Staar" werden wir nun bald eine wirkliche Sirene zu sehen bekommen; Capitain Bigo hat aus Benvoles in diesen Tagen eines jener menschlichen Ungeheuer nach London gebracht, deren Obertheil Mensch, der Untertheil aber delphinartig ist. (Constitut.)

König Heinrich von Hayti haßte die Engländer so, daß, obgleich er in einer englischen Colonie geboren war und das Englische ganz geläufig sprach, er dennoch nie ein Wort von dieser Sprache hören ließ, und selbst wenn er einen Engländer sprechen mußte, immer nur durch einen Dollmetscher sich mit ihm unterhielt. (Courier fr.)

Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. II.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 31. Januar. 18tes Blatt.

Die stille Unsterblichkeit unserer Schriftsteller.

(Schluß.)

Da nun also der Glanz um unsere Häupter, gleich einer elenden Oehl-Lampe, so bald erlischt; da der Ring unserer Ewigteit immer enger und enger wird, bis er zum Punkte der Meßkünstler einschrumpft, der bekanntlich weder Breite noch Dicke hat und ungefähr äqual Null ist; da man uns mit dem Qualm jenes Weihrauchs, der uns umhüllt, wie Bienen aus dem honigvollen Tempel der Unsterblichkeit hinaus räuchert, statt daß man uns dadurch, wie Fleisch durch Rauch, zu langer Dauer einpökelte; da man endlich in tausend Jahren neben geräuchertem Chier-Wein*) zwar Frankfurter Schinken und Marbacher Cervelat-Wurst, aber schwerlich viele unserer großen Geister noch wird kennen wollen — da sich das Alles so verhält und ich doch auch diese bitteren Wahrheiten nicht auftischen würde, wenn ich's nicht durch eine süße Schüssel wieder gut machen könnte, so fragt sich: welches ist diese süße Schüssel? — Es ist die stille Unsterblichkeit, deren duftenden Blumenkranz euch, wenn ihr mir folget, Niemand von der Stirne reißen soll. — Hier dürfte mich nun Mancher der Unsterblichkeit-Hungrigen freundlich auf die Schulter klopfen und befragen: „Aber wo wachsen diese Blumen, mein Freund? wer pflückt sie und wer windet sie zum Kranze?" — O ihr Herrlichen, sie sind schon gewachsen und geflochten, ja sie sitzen euch schon auf dem Scheitel, ohne daß ihr ein Wort davon wißt.

Wer Homer's goldene Kette kennt und eine Viertelstunde davon reden kann, oder wer sie nicht kennt, aber doch einige Begriffe von dem wunderbar gewobenen Teppich der Weltbegebenheiten hat und nicht allein die bunten Gestalten auf der rechten Seite gedankenlos anstarrt, sondern überdies heraus gebracht hat: daß die bunten Fäden, welche sie bilden, auf der linken Seite unsichtbar fortlaufen und durch den ganzen Teppich zusammen hängen; wer einsieht: daß keine Thätigkeit, keine Kraftäußerung in dem ineinandergreifenden Räder-Getriebe des Alls verloren ist, sondern nothwendig ins Unendliche fortwirken muß; einem Manne von solcher Einsicht — und das ist der Leser — braucht ein Stahlpanzer nicht erst zu sagen: daß die vortreflichen Thaten, deren er sich bewußt ist — wenn sie auch im Stillen blieben, wie die Verdienste des Schillerschen Wachtmeisters — keinesweges auf unfruchtbares Land gefallen sind, sondern zu Fruchtwäldern erwachsen werden, in deren Schatten sich die späteste Nachwelt lagern, an deren goldenen Früchten die Magen noch ungeborner Jahrhunderte sich erquicken und ihre wurmförmige Bewegung beginnen werden, gesetzt auch, daß man den Edlen nicht mehr zu nennen wüßte, der diese Wälder gepflanzt. — Ja, meine Freunde und Freundinnen! — es klingt sehr erhaben und ist's nicht minder — laßt unsere Namen, die wir uns nicht einmal selbst gegeben haben, verklingen, wenn uns die

*) Die Alten hingen ihre irdenen Weinkrüge im Rauch auf. Der Wein von Chios war einer der edelsten, und eben da soll Homer geboren seyn.

Mutter Erde verschluckt hat; laßt diese Leiber, die wir auf Borg tragen, ohne daß sie ein Plutarch beschreibt, uns wieder ausgezogen werden, wenn wir von diesem Maskenball nach Hause gefahren sind; laßt diese Gesichtszüge von der kalten Hand des Todes ausgelöscht seyn, ohne daß man sie, von geschickter Hand auf Kupfer gebracht, den Nachträgen zur „Real-Encyclopädie" einverleibt habe; laßt unsre leichten Blätter vom Winde verweht werden, ohne daß uns ein fügsamer Jüngling des vier und zwanzigsten Jahrhunderts zum Muster seiner Schreibart nehme; unser bestes Theil, wenn auch kein Hahn darum krähen sollte, der wahre Kern unserer Thätigkeit ist dennoch höchst unsterblich und wirkt ohne Aufhören fort. Fiel auch die Blüthe, der Fruchtknoten schwillt und gebiert neue Schöpfungen. Wie — oder haben nicht etwa unsere Vorfahren dasselbe andeuten wollen, da sie die Stirnen erhabener Personen nicht, wie die Alten, mit Lor (laurus), sondern mit Lorbeeren umgürteten, dies bezeichnend: daß die Nutzbarkeit, die Früchte hiebei vornehmlich zu schätzen, und daß die Zierlichkeit und die so flüchtige Schönheit mehr als ein nothwendiges Uebel erscheine vor gesetzten Männern?

Ihr seht, wie viel euch geboten wird; ja nicht erst geboten, sondern gegeben. Von euren armen und nackten Wänden fällt plötzlich die verschossene Tapete herunter und enthüllt eurem staunenden Blick den Glanz von Gold und Edelsteinen; der Rasir-Spiegel streckt sich zum schönsten Pfeiler-Spiegel, und alles Hausgeräth funkelt und prangt, während ihr noch ungewiß das feine Tuch eures Fracks anfühlt und nach der verschwundenen Armuth herum schaut. Genießt eures Glücks, ich gönn' es euch! — Wenn berühmte Männer keine Gasse entlang gehen können, ohne daß Mißwollende sie auszischen, ja Hunde sie in die seidenen Waden beißen; wenn sie schwarz vor Aerger werden möchten, statt unsterblich; wenn ihnen diese Unsterblichkeit schon bei ihren Lebzeiten, wie dem verwundeten Chiron, zur Last wird; wenn sie mit durstigen Lippen den Trank der Vergessenheit hinter dem Gottesacker-Thor trinken: so geht ihr, Herrliche, den Helm des Hades auf dem Haupte, den Ring des Gyges am Goldfinger, den Däumling des Roland-Knappen am Daum, unsichtbarer als unsichtbar, im vollen Gefühl eurer Kraft durch die dräuenden Wachen der neidischen Menschheit, gleich verhüllten Engeln, ja gleich dem unerkannten Weltgeist. — „Aber zum Henker" — so ruft ihr aus — „wenn ein Sperling auf einer Mauerzinne ein wenig unverdauten Samen zurück läßt, wenn dieser Same aufgeht und durch sein Wurzel-Geflecht einen Stein locker macht, wenn dieser locker gewordene Stein einem darunter vorbei reitenden Weltherrscher auf den Hut fällt und sein Lebenslicht ausbläst, und wenn sich daran unübersehbare Folgen schließen, so ist ja am Ende ein solcher Sperling eben so unsterblich als unser eins?" — Freilich und leider! — wenn ihr uns aber selbst in das All des Nichts versetzt, so kann ich freilich nichts weiter thun, als, mit der stillsten Unsterblichkeit zufrieden, auch ganz still seyn.

Jerusalem und seine Umgegend.

(Schluß.)

Ohngefähr zwei Meilen von Jerusalem sieht man noch den alten Begräbniß-Ort der Könige. Man steigt in einen 30 Fuß tiefen, viereckigen und von einer 4 bis 5 Fuß starken Felsenwand in zwei Höfe abgetheilten Steinbruch. In den zweiten Hof kommt man durch eine runde sehr niedrige Thür. Die vier Wände dieses Steinbruchs sind perpendikulair ausgehauen; eine darin angebrachte Oeffnung, deren Höhe gegen 8 und die Breite gegen 30 Fuß hat, geht 12 Fuß in den Felsen hinein. Zur linken Seite dieser künstlichen Höhle kommt man durch eine ganz schmale Thür in ein kleines Behältniß und hierauf in drei andere, deren jedes eine altarähnliche Erhöhung hat, worauf die einbalsamirten Leichname gelegt wurden. Die Thüren, welche diese Behältnisse verschließen, sind ganz von Stein. — Die Begräbnisse der Richter sind in bedeutender Entfernung von denen der Könige.

Zu Bethlehem erbauten die ersten Christen eine kleine Kapelle, worin der Stall, in welchem Christus geboren ward, bewahrt wurde. Kaiser Adrian errichtete dem Adonis einen Altar an dessen Stelle; aber auf Befehl der heiligen Helena wurde er nieder gerissen und eine große, auf 48 Säulen von rothem egyptischen Marmor ruhende Kirche, deren Architektur ganz so wie diejenige der St. Pauls-Kirche zu Rom ist, auf seinen Trümmern erbaut. In der unterirrdischen Kirche zeigt man den Ort, wo die Weisen sich befanden, so wie denjenigen, wo Christus geboren ward. Diese Kapellen sind mit Marmor, Jaspis und vergoldeter Bronze dekorirt und mit unendlich vielen goldenen und silbernen Lampen erleuchtet.

Die Schönen Bethlehems haben durchgängig viel Anstand und regelmäßige Gesichtszüge; sie tragen einen Schleier, ohne jedoch damit das Gesicht ganz zu verhüllen, und gehen in bloßen Armen. — Die Häuser, 500 an der Zahl, sind niedrig und viereckig wie in Jerusalem, und haben ein plattes Dach oder eine kleine Kuppel; die Treppen sind fast alle von außen angebracht. Wenn man zur Stadt heraus kommt, hat man rechts die Aussicht auf das Gebirge Hebron, wo man noch das Grab Abrahams zeigt, und auf das Thal Mambre, wo die Gebeine Calebs ruhen. Weiter hin erblickt man den Fels, in dessen Höhle David der Wuth Sauls entrann; ferner Trümmern von der Burg

des Herodes; Bethulien und die Gipfel des Sennacherib. — Zu Bethamien zeigt man die Grotte, worin Lazarus begraben ist. Rembrand's Gemälde, die Auferweckung des Lazarus vorstellend, liefert eine treue Abbildung davon. Von der Höhe steiler Felsen erblickt man Jericho, welches nur noch in einigen, von Erde und Schilf erbauten Hütten, denen ein dürres Heidekraut zum Dach dient, besteht, und dessen sonst so berühmte Mauern bewachsen sind mit hoch empor ragendem Dornen-Gesträuch und wucherndem Unkraut, welches eine schwache Schutzwehr der Heerden gegen die Anfälle wilder Thiere ist. Der Aga daselbst wohnt in einem viereckigen, ganz baufälligen Thurm. Die Stadt liegt in einer Ebene; zur Rechten ist das todte Meer und links schlängelt sich der Jordan — an dessen Ufern Zaqqoum und andere Sträucher und Stauden, woraus ein köstlicher Balsam gefertigt wird, büschelweise wachsen — zwischen mit Dornen-Hecken bewachsenen Hügeln hin. — Die Kleidung der Frauen von Jericho besteht in einem blauen, mit einem Gürtel befestigten Hemde; den Kopf bedecken sie mit einem Schleier. Füße und Arme sind bloß, letztere schmücken sie mit Armbändern von Silber, Zinn oder Glas. Sie sind fast durchgängig großer Statur und schmächtig; nur Schade, daß sich in ihren Gesichtszügen, selbst bei den jüngsten unter ihnen, etwas Düsteres und Leidendes ausspricht, welches deutlich genug zu erkennen giebt, wie sehr sie mit Mangel und Noth zu kämpfen haben.

An der westlichen Küste des todten Meeres befanden sich ehedem die fünf Städte: Sodom, Gomorrha, Adama, Seboga und Segor, wovon jetzt nur noch Ruinen von Mauern, einem Thurm und einigen Säulen vorhanden sind. Gegen über, auf dem Berge Nebo, starb Moses, und wurde am Fuß desselben begraben.

Das todte Meer hat ein dickes, scharfes, bitteres Wasser, und am Gestade desselben findet man versteinertes Holz, durchlöcherte und calcinirte Steine, so wie auch jene Ruinen mit einer klebrigen, salzigen, ätzenden Substanz überzogen sind. — Meerfalken, Geyer und ungeheure Adler sind die Bewohner der hier überall an zu treffenden hohen Gebirge und steilen Felsenmassen. — An der Ecke eines schroffen, fast gänzlich unzugänglichen Felsens, in der Gegend des völlig ausgetrockneten Baches Kidron, ragt das große Mönchs-Kloster Saint-Sabas hervor: es ist mit großen, viereckigen Thürmen befestigt, und liegt mitten in einer schrecklichen Einöde, wo kein Baum, kein Strauch, kein Tropfen Wasser an zu treffen ist.

Ueberhaupt erscheint es als Merkwürdigkeit, daß die Jahreszeiten in ganz Judäa keine so angenehme Abwechselung wie in andern Ländern gewähren. Den Winter über regnet es zwar, aber nicht hinlänglich, um dem Boden die nöthige Feuchtigkeit zu verschaffen; daher entblühet dem Frühling nur sparsam ein dürftiges Blümchen, und der Herbst ist eben so arm an erquickenden Früchten, weil die brennende Hitze des Sommers die Fluren von Hakeldama versengt und die Quellen von Siloa vertrocknen macht. Eudaldi.

Buntes.

Der Herzog von Lesdiguieres vermählte sich in seinem 65sten Jahre mit einem sehr jungen Fräulein. „Warum thaten Sie das?“ fragte ihn der Bischof von Orleans. — „Ich will Nachkommen haben!“ entgegnete der Gefragte und der Bischof sagte lächelnd: „Ey, Ihre junge Gemahlin ist ja die Tugend selbst!“

Als Kaiser Karl V. sich in das Kloster St. Just zurück gezogen hatte, weckte er eines Tages, da der Dienst an ihm war, einen der Novizen etwas unsanft aus dem Schlafe, und dieser sagte hierauf ärgerlich: „War es nicht genug, daß Ihr die Welt in Unruhe setztet, mußtet Ihr auch noch hieher kommen, um die zu beunruhigen, die der Welt entflohen sind!“

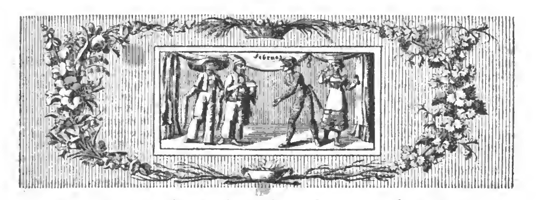
Jacques le Fèvre, der in mannigfachen Wirkungskreisen gelebt hat, sagte, wenige Stunden vor seinem Tode, mit Thränen im Auge: „Ich bin nun hundert und ein Jahr alt und weiß mein Gewissen ziemlich beruhigt; nur eines schmerzt mich sehr: ich habe die Wahrheit gekannt und sie Vielen gelehrt und diese haben sie mit Leiden, ja zuweilen selbst mit dem Tode besiegelt, während ich in solchen Fällen oft an meine Sicherheit dachte. Das aber erkenne ich als Verbrechen, Lehren zu verbreiten, für die man sich zu opfern nicht mit Freuden bereit ist. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Es ist doch recht Schade, lieber Herr Redakteur! daß wir Schriftsteller kein Geld haben! — Wundern Sie sich ja nicht über den alltäglichen Anfang, es kommt eine Novelle nach, die auch gleich beginnt: — Ich saß eben recht fest, um für das „Allerlei“ zu schreiben, da trat mein Amanuensis zu mir, die wohlgestopfte Pfeife und die Berliner Donnerstags-Zeitung in der Hand. Aus der Distanz, in der er sich hielt, merkte ich: daß die Pfeife nur ein Behelf und etwas Anderes sein Geschäft sey. Und siehe, er presentirte mir den „Prämien-Vertheilungs-Plan“ und fragte: ob er wohl einer guten Freundin rathen dürfte, ein Paar hundert Thaler an solche Scheine zu wagen? Ey, du Schelm! dacht' ich, du magst wohl auch wissen, warum ich kein Geld habe! — nahm das Blatt und las, was ich vorher, als mich Geldlosen nichts angehend, überschlagen hatte. Und wie ich nun bedächtig Alles gefaßt hatte, sagte ich: „Höre mal, mir scheint, es könne keinen gescheidteren Plan geben für alte Freunde und Freundinnen der Sicherheit und einer glänzenden Hoffnung. Du bekommst für 100 Thaler einen Staats-Schuldschein, auf gleiche Summe lautend, mit den Zins-Coupons, die Dir alljährlich 4 Thlr. einbringen. Dabei wird Dir ein Prämien-Loos gegeben, womit Du die Anwartschaft hast, einen der größeren Gewinne zu bekommen — und es giebt deren in zehen Ziehungen, die in fünf nach einander folgenden Jahren veranstaltet werden, 50,000 von 130 bis

hinauf zu 100,000 Thlr. Gesetzt nun, die Glücksgöttin wäre Dir recht abhold und Dein Loos träfe nur auf eine Niete, so werden Dir doch 20 Thlr. zurück bezahlt; Dein Staats-Schuldschein, den Du behältst, kostet Dir also nur 80 Thlr., wovon Du (bei 4 Thlr. jährlicher Zinsen) für jede 20 Thlr. einen Thaler Zinsen, mithin 5 Prozent empfängst. Du kannst es mir glauben, wir Beide machen keinen so gescheidten Finanzplan, und darum sage der Fragenden: sie möge wenigstens so gescheidt seyn, hier ihr Geld sicher zu stellen, als daß sie sich etwa zu andern Spekulationen verleiten läßt; Du aber, Amanuense! mache Dir eine Leibrente aus, im Fall Deine gute Freundin einen großen Gewinn zieht!" — So sagt' ich und als er hinweg war, fing ich an zu schreiben: „Es ist doch recht Schade, lieber Herr Redakteur! daß wir Schriftsteller kein Geld haben!" — sondern ein „Neues Mittel, alte Schulden zu bezahlen", welches uns am 19ten Januar in einem neuen Theaterstück gelehrt werden sollte, recht gut gebrauchen könnten. Erwähnter Titel hat auch noch den Nachsatz: „ein Sittengemälde in 5 Abtheilungen; aus dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts; frei nach Massinger bearbeitet". Vorher war mir mehrmals gesagt worden: das wieder erweckte Stück sey ein Lustspiel; es schwebt jedoch zwischen Lachen und Weinen und so geschieht es, daß man nur das Gesicht verzieht, weil man nicht recht weiß, wie Einem zu Muthe wird. Bewahre uns die allwaltende Gerechtigkeit, daß wir deshalb mit dem Schatten Massingers in Collision gerathen sollten; unsere Ritterlichkeit würde ja augenblicklich so winzig werden, wie die des Fallstaff, wenn uns jener Geist in's Ohr raunte: Ich bin schon beinahe 200 Jahre unter den Seligen, die nicht mehr schreiben, und gewiß nicht u n t e r, sondern ü b e r der Kritik sind. — Wohl sprechen die zwei Jahrhunderte, die zwischen uns liegen, sehr für dich, du guter Geist! nächstdem wissen wir auch, daß du mit dem Schauspiel einen edleren Zweck verbinden wolltest, als die Sinnenlust allein gewährt. Du räumtest gut auf im Theater-Gebiete, und halfest mit, daß die I d e e sich weit über den Spaß erhob und sieh, mein verehrter Seliger! daß du dich neben Shakspeare zu erhalten wußtest, entscheidet hinlänglich für dich, obwohl wir damit nicht gesagt haben wollen, daß wir für jeden Buchstaben, den Shakspeare schrieb, eine gleiche Verehrung hegen, als es einige Kritiker und ihre nachlallenden Automaten mit stereotypem Geschrei seit ein Paar Dezennien thaten. Wir sind nicht von denen, die nur das gut finden, womit wir uns eben beschäftigen; sondern wir wollen uns beschäftigen mit Allem, was gut ist und darunter gehören deine Werke auch, besonders deshalb, weil sie alle eine moralische Tendenz haben, ein Umstand, der die schon verwehrt, unter unsern jetzigen — es wird aber bald heißen, unter unsern vergangenen — theatralischen Prinzipien zu glänzen. Und nun empfehle ich mich dir, lieber Geist! — und wende mich zu deinem Bearbeiter. — Der Stoff jenes Stückes ist beziehungsreich für die Zeit, in welcher Massinger schrieb; die Ausführung derb, um durch dickhäutige Gemüther zu dringen. Wir sehen, wie Wellborn, ein junger leichtsinniger Mann — verführt selbst von seinem Oheim Sir Giles Overreach, der sich des Neffen Güter an zu eignen weiß — sein Vermögen verpraßte durch Wohlleben, falsches Wohlthun und Nichtbeachten der wucherischen Kunstgriffe, die namentlich sein Oheim anwendet. Plötzlich — doch erst am Rande des Abgrundes — schaut er in sich selbst zurück und fühlt noch Kraft, sich zu retten. Er war ein treuer, sich aufopfernder Freund des verstorbenen Lord Allworth, eilt nun zu dessen junger Wittwe und bittet sie um die einzige Gunst, ihn so zu behandeln, daß es s c h e i n e, als ob er in ihrem Hause gern gesehen werde. Gerührt von dem völlig hülflosen Zustand des jungen Mannes thut sie Alles, diesen Schein zu verbreiten; der Oheim, gewahrend, daß sein Neffe, wenn die junge reiche Wittwe sich ihm vermählt (woran er, nach dem Antheil, den sie nimmt, gar nicht zweifeln kann), zum zweiten Mal zu plündern ist, schenkt ihm seine Gunst wieder, borgt ihm Geld und vertraut sich auch hier, wie immer, seinem Geschäftsträger, dem Rabulisten Marrall. Dieser, lange schon übel behandelt von seinem hochmüthigen Gebieter, beschließt, sich zu rächen, nimmt sich des Neffen an und weiß eine Schrift, die dem Oheim, für eine unbedeutende, durch Wucher in die Höhe getriebene Summe, Wellborns reiche Besitzungen überläßt, von dem Pergament zu verlöschen, und so wird Wellborn wieder Herr seines Eigenthums und hat ein Mittel gefunden, seine Schulden zu bezahlen. Zwischen diesem Hauptstoff ist die Episode eingewebt: daß Sir Giles seine Tochter gern zum hochgräflichen Stande hinauf vermählen möchte; er ergreift die Gelegenheit, da der reisende Lord Lovell ihn besucht, ihm seine unermeßlich reiche Tochter an zu tragen. Dieser aber erfährt, daß der Stiefsohn der Lady Allworth sie liebe und wieder geliebt wird; er giebt nun vor, sich geheim vermählen zu wollen, weil seine Verwandten doch nicht zur Hochzeitfeier geladen werden konnten, sendet den als Page angenommenen jungen Allworth zum Sir Giles, mit der Bitte, ihm einen Erlaubnißschein zu senden für den Kaplan: daß dieser dem U e b e r b r i n g e r seine Tochter vermählen dürfe, und so werden die Liebenden zum Pärchen. In seinen Hoffnungen überall betrogen, verfällt Sir Giles Overreach, zur Strafe schändlichen Wuchers und eines Alles danieder tretenden Uebermuths, in Wahnsinn, nachdem er auch noch vernehmen mußte, daß Lord Lovell die Lady Allworth zur Gattin wählte. — Der Stoff bietet Mittel genug, um etwas Gehaltvolles zu liefern, wenn man ihn, mit glücklicher Total-Auffassung, modernisirt; und die Charaktere haben in ihrem [illegible]haften Wesen noch heut so viel Wahrheit, daß es leicht begreiflich wird, wie Jemand daran dachte, das alte Stück zu erwecken. Aber der Bearbeiter war viel zu sehr nur Uebersetzer, statt daß er Pfingst-Stunden hätte erwarten sollen, wo der Geist Massingers nicht über ihn, sondern wirklich i n i h n gekommen wäre; so aber, wie das Stück jetzt zusammen gebracht ist, liegt es vor uns, wie rohes aus einander gefallenes Material, das erst wieder fest verbunden, dann mit frischem Witz und neugebildeter Sprache uns stattlich als ein interessanter Bau vor dem inneren Blick aufgeführt werden mußte. Es ließe sich viel Zeit und Raum verbrauchen, wollte man eine Real-Encyclopädie der Fehler und Schwächen geben, die aus dem zerrissenen Wesen sich überall hervor drängen; da aber schon die Idee: „ein e n g l i s c h e s Sittengemälde aus dem Anfange des s i e b e n z e h n t e n Jahrhunderts" im Anfange des n e u n z e h n t e n auf eine d e u t s c h e Bühne zu bringen, ein Verfehlen des rechten Standpunktes ist, so würden hier einzelne Angaben zu gar nichts dienen. — Die Zuhörer wurden während der Vorstellung und noch mehr am Schluße derselben zur starken Opposition und man meinte: ein mißrathenes Stück auf die Bühne bringen, das wäre eigentlich ein altes Mittel, neue Schulden zu machen. Wir wollen indessen hoffen, daß der Bearbeiter sie einmal durch ein besser gelungenes Werk tilgt und hier nur noch erwähnen: daß alle Schauspieler sich die möglichste Mühe gaben, in der Besetzung aber doch Mißgriffe geschehen sind. Der Grundzug im Charakter des „Wellborn" ist H u m o r, wie dies auch noch aus dem gewählten Mittel hervor geht; Hr. Rebenstein (den wir dagegen neulich als „Graf von Holm" im „Leuchtthurm" sehr verdienstlich fanden) ist dafür nicht; die Rolle gehört Hrn. Stich. Hr. Devrient aber mußte nothwendig den Rabulisten „Marrall" (den Hr. Richter übrigens nicht ohne Talent gab, ihn aber natürlich nicht spielen kann wie Devrient) übernehmen, und seine Rolle (Sir Giles), die durchaus ernst ist, gehörte Hrn. Lemm. Auch ist nicht zu begreifen: warum der junge „Allworth" von einer Dame (Demois. Franz) gespielt wurde? — Es sey dies hier nur gesagt, um auf richtigere Auffassung des Ganzen hin zu deuten; denn drängen wird sich kein Schauspieler zu einer Rolle in dem Stück, wie es uns eben erneuert worden ist. v. — ch.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den [illegible] Februar. 19tes Blatt.

Der Abonnements-Ball.

Von Rob. Feretto.

Das Billet.

Ich pflegte mich von jeher, mit mehr Leidenschaft als Geschick, auf dem Boden zu bewegen, der so manchem flachköpfigen, doch gewandten Burschen zu einer schönen, guten und mit zeitlichen Gütern gesegneten Frau half. Man erräth gewiß, daß ich den Tanz-Boden meine, und läßt mir hoffentlich Recht, wenn ich behaupte: daß es heut zu Tage so viele sonst treffliche Huldinnen giebt, die den künftigen Ehemann nach der Zahl der Battements bei dem Entrechat, nach der Leichtigkeit im Walzer abschätzen und abwiegen. — Barmherziger! von der Seite angesehen, schloß ich den Zug der Heirathslustigen; denn mir ist es eben so unmöglich, ein Entrechat zu schlagen, als der Signora Catalani eine Baß-Arie zu singen; und daß ich bei dem Walzen Centner wog, sagten mir die, den Himmel verklagenden Blicke der Damen bei dem Auffordern, die tiefen Athemzüge, die nach der ersten Tour die Lilien-Brust meiner Tänzerin bewegten und hoben. Hundert — nein, tausend Mal verschwor ich daher, jemals wieder einen Fuß zu rühren; doch vergebens widerstand ich der unbändigen Lust, die mich unaufhaltsam fortzog, wenn das Musik-Chor die Instrumente zu stimmen begann, die mich über die verklagenden Blicke weg sehen, die Athemlosigkeit für eine leichte Wallung halten ließ, wenn der göttliche Walzer nun wirklich mit seinem Dreiachtel-Takt im erleuchteten Saal ertönte. Schwere Reue folgte dann, wenn die Töne schwiegen; doch nur für kurze Zeit ward ich zum Bußfertigen: denn, als wenn Oberon verkleidet unter den Musikanten säße, so focht mich die Lust immer wieder auf's Neue an.

Endlich gewann ich die hinlängliche Festigkeit, und an meinem fünf und zwanzigsten Geburtstage tanzte ich, mit dem Gleichmuth eines Stoikers, den letzten Walzer in diesem Leben. Ich glaubte es wenigstens — aber ach! zur Marter-Kammer ward mir der Ball-Saal, da, neben den Füßen, nun auch mein Herz in Bewegung gerieth. Seit dem Sommer liebte ich des Präsidenten Ermeling einzige Tochter, die wunderholde Florentine, mit einer seltenen Inbrunst. Eine schönere Blondine gab es nicht auf dem weiten Erdenrunde, und ein besseres Herz, eine höhere Bildung, ein süßerer Liebreiz war wohl nirgends an zu treffen. Nur Vermögen mangelte ihr; doch durfte ich über diesen Mangel um so eher hinweg sehen, als ich selbst, neben der einträglichen Stelle eines Regierungs-Rathes, ein ansehnliches Rittergut besaß, das meines Bedünkens hinreichen mußte, die holde Tina zu ernähren und zu vergnügen. — So dachte ich im Sommer, dachte ich im Herbst; aber der fatale Winter mit seinen Bällen bewies mir unumstößlich: daß ich, der Ungeschickte, in keinem Fall werth sey, der Herrlichen, die gleich der jüngsten Grazie tanzte, Hand und Herz zu reichen. Mehrere Familien-Bälle, zu denen wir zugleich geladen worden, auf denen Lust und Liebe mich abermals zu den hüpfenden Reihen hinrissen, schlugen mich, je

mehr sie mich überzeugten, je mehr zu Boden; und nicht beschreiben läßt es sich, wie mir zu Muth war, da ich, von einer kleinen Reise zurück gekommen, ein Billet zu dem ersten Abonnements-Ball vorfand, der heute statt finden sollte. Der Geheime Hofrath Riese, der ihn geschickt im Sinn eines Lebe-Manns arrangirte, machte mir in einem begleitenden Schreiben bemerklich: daß es mir nicht unlieb seyn werde, den Präsidenten sammt Tochter vor zu finden.

Vor-Schauer.

Ein Heer von Sorgen begann mich nun zu umlagern. Freudig bewegt, doch des Schicksals eherne Hand fürchtend, malte ich mir des bereits herandämmernden Abends Genüsse und Entbehrungen im Stillen aus. Der alte Valentin, mein Diener, ward angewiesen, den Ballstaat zu ordnen und, in süße Träumereien versunken, setzte ich mich an den Flügel; doch aus dem John-Fieldschen Conzert, das ich ein zu studiren gedachte, ging ich in den neuesten Walzer, aus der Maria Weberschen Polonoise in den beliebtesten Cottillon über, und seufzte, bei dessen gewinnendster und erschütterndster Stelle: „Wenn sie nun jetzt käm' und holte dich! — O Florentine!" — Endlich galt kein Säumen mehr. Ich kleidete mich an und durfte mir, da ich nun vor den Spiegel trat, um über mich selbst Revue zu halten, gestehen: daß ich mich unbedenklich den schöneren und, wenn ich prüfend die Hand auf das Herz hielt, auch den besseren Männern beizählen dürfe. — Aber viel, sehr viel hätte ich darum gegeben, wenn mir Herr Hoguet nur für diesen einzigen Abend seine Beine hätte borgen können!

Ich kam in dem Ballhause an und war ziemlich der Erste. Drei oder vier junge Männer, die ich vorfand, begrüßten mich um so kälter, als sie, zu den Ball-Freunden meiner Erkohrenen gehörend, offenbar hier lauerten, um nach dem Sprüchwort: „Wer eher kommt, der malt eher!" sich auf alle Tänze mit der Holdseligen zu engagiren, und nun in mir, dem Hausfreund des Präsidenten, einen fatalen Mitbewerber ankommen sahen. Gern hätte ich ihnen den Platz geräumt; aber ein Mal, ein Mal nur wollte, mußte ich mit ihr tanzen und, den eigenen Vorwürfen Trotz bietend, die Hand des Engels für die kurze Dauer einer winzigen Viertelstunde in der meinigen halten. Gleich einem schildernden Grenadier schritt ich demnach auf dem Teppich hin und her, und fühlte, wie mir jedes Mal, wenn sich die Flügelthüren den Eintretenden öffneten, mein Herz ungestüm pochte. Freund Riese lachte während dem vernehmlich, so oft ihn seine Berufswege, deren an diesem Abend viele waren, bei mir vorbei führten, und der schönste jener Ball-Freunde, ein junger feuriger Pole, maß mich mit Blicken, die zu sagen schienen: „Laure du nur, ich fische dir doch das Beste weg!"

Die Polonoise.

Eben ließen sich zwitschernd, wie die Singvögel bei dem ergrauenden Morgen, die Violinen im nahen Saale in einzelnen Anklängen vernehmen; der Flautist intonirte den Kammerton und brummend sprach der Contrabaß sein Wort dazwischen, als endlich die Thür und mit ihr meine Sonne aufging. Voran schritt der Präsident, dessen herzlichen Gruß ich im Drang der Umstände eben so rasch als ehrfurchtsvoll erwiederte; hinter ihm Mamachen, die ich auf's schleunigste zur Polonoise engagirte; ihr folgte, lieblicher, entzückender als je, die wunderholde Florentine. Doch, all ihr Musen! wie ward mir, als der Pole, der mich in der Flanke umgangen hatte, ihr bereits süß lächelnd zusprach; da dessen Collegen, zu einem Generalsturm entschlossen, sich ihr zu nähern strebten und mir auch kein Blickchen aus den Augen des reizenden Mädchens ward. Schon hob die Polonoise an; Mama mußte mich nun erwarten und muthlos flüsterte ich, zur Tochter gewandt: „Darf ich Kühnster um den ersten Walzer bitten?" — „Den sagte ich Ihnen ja bereits auf dem Ball bei Generals zu!" entgegnete sie freundlich, und ich stand eben so erfreut als erstaunt: wie ich das hatte vergessen können.

Fröhlichen Herzens ergriff ich der Präsidentin Hand und führte sie nach dem Saal zu der Colonne, die bereits im abgemessenen Takt auf und ab schritt. — „Sie gefallen mir heute recht, lieber Regierungs-Rath!" sprach die Gütige jetzt, während mein Auge nach Florentinen umher suchte. — „Daß ich Ihnen doch immer gefiele!" entgegnete ich; „wie beneidenswerth wäre mein Loos!" — „Das steht nur bei Ihnen, guter Waldemar! — Doch manchmal sind Sie so finster, so mürrisch —." Ich antwortete mit einem Seufzer. — „So unstät", fuhr sie fort, „daß man glauben sollte, Sie hätten irgend ein Verbrechen auf dem Gewissen." — „Nur ein Weh lastet auf meinem Herzen!" seufzte ich kaum vernehmbar; „ach, und vergebens suche ich das Schwere ab zu wälzen." — „So sehen Sie sich doch nach einem Beistand um, nach einem Helfer in der Noth!" sprach sie, mich lächelnd fixirend; „gern erbiete ich mich zu einem solchen." — „Und Sie scherzen nicht?" rief ich, ihre Hand fester in die meine drückend. — „Sprechen Sie leiser!" unterbrach sie mich, „und beichten Sie immer frisch darauf los —." — „Mutter, theure Mutter!" lispelte ich, im Begriff, mein Herz auf die Zunge zu legen — da, o Jammer! wurde ich abgeklatscht und mußte, meinen Beichtiger dem Vordermann überlassend, nach der dürren Hand der schnupfenden Generalin hinter mir greifen.

Der erste Walzer.

Noch manche junge Dame ging in Folge des Abklatschens neben mir her, sogar Florentinens Hand

durfte ich für Momente in der meinen halten, die zitternd nach der meines liebsten Besitzthumes griff, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, etwas mehr als wenige unbedeutende Worte zu reden. Die Polonoise war zu Ende; man begann den ersten Walzer und freudetrunken eilte ich zu der Theuren hin, deren weißes, mit Granat-Blüthen garnirtes Levantin-Kleid ich nicht aus den Augen gelassen hatte. — Mild lächelnd folgte sie mir, und von einem süßen Schauer ward ich durchbebt, da nun die vor uns stehenden drei Paare hin flogen. — „Ein Bild des Lebens!“ sprach sie, lächelnd nach mir aufsehend. „Ein Paar für eine kurze Spanne Zeit — das erste im Vorhofe des Paradieses, ach! und bald, nachdem es zwei, höchstens drei Mal den Kronleuchter der fröhlichen Jugend umkreist, lebensmüde das letzte in der langen Reihe, nur in der Erinnerung noch lebend.“ — „Ach, auch in der Gegenwart!“ erwiederte ich; „die an Ihrer Seite immerdar zur freudigen wird, ob auch das Grab nahe ist.“ — Sie schlug das schöne blaue Auge zu Boden; ich vergaß Alles um mich her und ward nur durch das laute Klatschen der ungeduldigen Hinterleute daran erinnert, daß es Zeit sey, fort zu walzen. — Das süße Mädchen umschlingend, that ich, wie mir geboten: aber hatte ich je schlecht getanzt, so war es heute. Vergebens strebte ich, meine Füße in den Dreiachtel-Takt zu bringen, ich holperte und stolperte durch den Saal, große Tropfen des Angstschweißes rieselten von meiner Stirn, meine Fassung schwand allgemach immer mehr — ein leiser Schrei Florentinens, der ich in meiner Noth auf den Fuß getreten haben mochte, war hinreichend, mich um den letzten Rest derselben zu bringen, und jetzt — o Terpsichore! — strauchelte ich über eine Unebenheit des Bodens, schwankte, suchte mich zu halten, schwankte wieder und sank plötzlich zu Boden. Ich war vernichtet. — Aufspringend sah ich den höhnisch lächelnden Polen nach der Hand Florentinens greifen, die verlegen und ängstlich, keines Entschlusses fähig war und hätte ausrufen mögen: „Ihr Blitze tödtet mich, und du, o Erde, verschlinge mich!“ — denn nun war Alles vorbei. Niemals konnte sie mir Gegenliebe schenken!

„Sie vergeben, mein Fräulein!“ stammelte ich endlich: „wenn ich Sie bitte, mir den Rest des Tanzes zu erlassen!“ — Sie antwortete mit einer kurzen Verbeugung und ich schlich ins Nebenzimmer. — Der verdammte Walzer! (Die Fortsetzung folgt.)

Der Jahrmarkt von Makarief.

Dieser Markt ist für das nördliche Asien, was Leipzig für Europa und Tombucto für Afrika ist. Hier treffen mit den Kaufleuten von Moskau und St. Petersburg die persischen, indischen, tatarischen, chinesischen, sibirischen u. s. w. Handelsleute zusammen. In einer Masse und einem Gewühl von 150,000 Käufern und Verkäufern trägt kaum ein Viertheil das europäische Kostüm; überall erblickt das Auge orientalische Talare oder sibirische Pelze, überall hört das Ohr die Sprache des Armeniers, des Bucharen, des Turkomannen. Selbst die Russen, obschon zahlreich und eigentliche Herren des dortigen Handels, verlieren sich unter der Menge der asiatischen Fremden. Juden und Engländer sieht man nur als Zuschauer: jenen ist der Handel durch das Gesetz untersagt, diesen durch die Unmöglichkeit, mit den Moskowiten gleiche Preise zu halten. Der Anblick der im bunten Gewühl aufgestellten und ausgelegten Waaren ist einzig in seiner Art. Neben Shawls von 8000 Rubel an Werth ist grobes Segeltuch aufgestapelt; feine Perlen liegen bei Glaskorallen; das edelste sibirische Rauchwerk von Bären- und Luchs-Fellen hängt über Pariser Mützen und Hüten — denn die französischen Moden dringen überall durch und gelangen über Moskau bis nach Makarief. — Hier wird der Handel auf eine seltsame Art betrieben. Als Beispiel mögen die Shawls gelten. Nachdem die Mäkler lange hin und her gelaufen sind, tritt endlich der russische Käufer dem Verkäufer aus Kaschemire etwas näher und macht sein Gebot. Dieser will von dem geforderten Preise durchaus nichts ablassen. Jetzt fängt Jener an, ihn zu zerren und reißt ihm die Kleider vom Leibe. Der Fremde schreit und heult, wiederholt immer den ersten Preis und wehrt sich, so gut er kann. Endlich kommt es zum Schlagen und der Russe schlägt nun so lange, bis sich der Verkäufer billig finden und ein Bedeutendes abdingen läßt. Nun reicht er dem Russen die Hand und der Kauf ist geschlossen. Er würde es sich als Schande angerechnet haben, wenn es nicht vorher bei ihm zu Rissen im Talar und über die Schultern gekommen wäre. T. L. Secha.

Alte Gnomen vom Jahr 1766.

1.

Thu' das deine, so thut Gott das seine,
Faule Leute kriegen keine Beute.

2.

Da hängt ihr, die ihr erst den Leuen durftet placken,
Eitle Schnacken!
Die ihr euch großen Sieg's berühmt, und könnt den Spinnen
Nicht entrinnen!

3.

Ob sich die Sonne gleich an ihrem Orte hält,
Strahlt dennoch sie der ganzen Welt;
Seyd, ihr Monarchen, dieser gleich,
Erfreut von eurem Sitz auch euer ganzes Reich.

4.

In Stürmen, nicht zu guter Zeit,
Erprobt sich eines Schiffes Güte;
So wird in Widerwärtigkeit
Erforscht des edlen Mann's Gemüthe. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

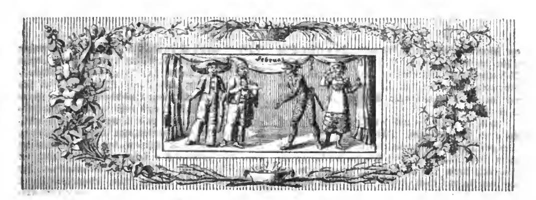
Wien. Der Neujahrs-Tag ist vorüber und mit ihm, Gott sey Dank! die lästige Sitte des Glückwünschens, die bei uns, leider! noch immer zum guten Ton gehört; ja, es giebt hier mitunter sogar noch Menschen, deren Freundschaft man verscherzen kann, wenn man unglücklicher Weise vergessen hat, ihnen persönlich oder wenigstens durch eine Karte zu gratuliren. Deßhalb sind die Straßen einige Tage vor Neujahr, trotz der großen Kälte, die um diese Zeit gewöhnlich eintritt, so bevölkert als in den schönsten Frühlings-Tagen. Haufenweise sieht man geputzte Damen, Beamtete in ihren Staats-Uniformen, parfümirte Elegants und Diener mit ganzen Stößen von Visiten-Karten von Haus zu Haus fahren und laufen, um zu plagen und dafür wieder geplagt zu werden. Am Ende hat bei dem unnützen Treiben Niemand gewonnen als die Fiaker, weil man ihrer Dienste mehr denn sonst bedarf, und die Kunsthandlungen, welche Neujahrs-Wünsche verkaufen. Den letzteren muß man es nachrühmen, daß sie mit einander wetteifern, von Jahr zu Jahr geschmackvollere und sinnreiche Billets zu erzeugen. — Der Carneval hat ziemlich geräuschlos begonnen, woran die Abwesenheit des Hofes und seiner Umgebungen zum Theil Schuld seyn mochte. Die öffentlichen Bälle waren bis jetzt wenig besucht, dagegen fanden die Tanzlustigen Entschädigung auf den vielen Haus-Bällen. Unsere Redouten wollen sich noch immer nicht heben, so viele Versuche man schon machte; auch sind sie größtentheils wenig besucht und von sehr gemischter Gesellschaft. So erzählt man sich folgende Anekdote: Ein junger Herr, der auf Abentheuer ausging, erblickte eine maskirte Dame, deren Kleidung, mehr aber noch die schöne Gestalt, seine Aufmerksamkeit rege machte. Er ließ sich in ein Gespräch mit der Maskirten ein, erhielt aber auf seine vielen Artigkeiten nur ein leises „Ja“ oder „Nein“ oder ein: „Ich bitte Ihnen!“ zur Antwort. Der entzückte Ritter hielt diese Kürze für jungfräuliche Schüchternheit und fragte die Dame, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit ihr schönes Gesicht zu sehen: ob er ihr ein Glas Limonade oder Gefrornes anbieten dürfe? „Ich küß' die Hand!“ entgegnete die Maske; „wenn Sie schon so gut seyn wollen, so bitte ich lieber — um das Geld; ich habe mich schon zu Hause satt gegessen und getrunken, ehe ich herging.“!! — Das Hof-Schauspiel war in der letzten Hälfte des Dezembers ungemein fleißig. Außer dem „öffentlichen Geheimniß“ wurde noch neu gegeben: „Das Alpen-Röslein, das Patent und der Shawl“, Schauspiel in drei Abtheilungen von Holbein, und „Die Büsten oder der Sylvester-Abend“, dramatische Kleinigkeit in einem Akt. Das erste ist, wie schon aus dem Titel zu ersehen, ein Mixtum compositum, aus Unwahrscheinlichkeiten zusammen geflickt. Claurens Erzählung: „Der Kirchhof von Schwitz“ bot den Stoff dazu, und daß er durch Hrn. von Holbeins Behandlung gewonnen hätte, kann man nicht sagen; nur die wirklich gute Darstellung hielt diese Zwitter-Geburt empor. Das zweite sollte eigentlich dramatische Armseligkeit heißen, denn es ist selbst als Gelegenheitsstück zu unbedeutend; ihm ward, was es verdiente — es ging nach der ersten Vorstellung klanglos zu Grabe. — Im Theater an der Wien gefällt Rossini's „Italienerin in Algier“, welche man mit ziemlicher Rundung giebt, obgleich der Text unter aller Kritik ist und die Musik, wie alle Rossinischen Compositionen, liebliche Melodieen, viele Reminiscenzen und unzählige Ungereimtheiten enthält. Castelli's „Einsiedler im Lerchenwalde“ kitzelte die Lachlust der Lüsternen durch Zweideutigkeiten, die nicht auf die Bühne gehören und höchstens in einer so doppelsinnigen Sprache, wie die französische, zu ertragen sind. K.

Wien. Wenn es je einen Despoten gegeben, unter dessen Scepter die ganze kultivirte Welt ihren Nacken beugt, so ist es der Jahreswechsel, dessen Befehle in Palästen und Hütten auf das strengste respektirt werden. Große und Kleine, Arme und Reiche werden durch seinen Tarantelstich gezwungen, bei dem schlechtesten Wetter durch die Straßen zu fahren oder zu laufen, Treppe auf und ab zu tanzen, um sich Dinge ins Gesicht zu sagen, wovon das Herz nichts weiß, und die ein Mälzelsches Automat eben so gut herplappern könnte. Nächstdem ist mit dieser Ceremonie eine, bei gegenwärtiger schweren Zeit höchst fatale Bewegung der Hand in die Tasche verbunden, wodurch jederzeit einige Silber-Zwanziger oder wohl gar Scheine sich empfehlen und in die Taschen gieriger Glückwünschenden emigriren, die sich für privilegirt halten, die Wegelagerer und Buschklepper des Mittelalters nach zu ahmen. Wäre es denn nicht möglich, diese höchst beschwerliche und unangenehme Ceremonie ab zu schaffen? — Es käme nur darauf an, daß in irgend einer bedeutenden Residenz dazu der Anfang gemacht würde.*) Es sollte z. B. die Wohlthätigkeits-Anstalt einer jeden Stadt Vollmacht erhalten, Dispensations-Billets vertheilen zu dürfen, deren Lösung von allem Glückwünschenden Besuch und Gegenbesuch ohne Ausnahme befreite; die eingegangene Summe könnte dann zu irgend einem löblichen Zweck verwendet werden. — Hinsichtlich der Zeitschriften ist noch zu melden: daß Coremans „Einsiedler“ hat aufhören müssen, und Fr. Schlegel mit den neueren Heften seiner „Concordia“ nun doch Anstände bei der Censur gefunden. — Unter den Neuigkeiten für die Bühne haben wir zuerst „die kluge Frau im Walde“ im Theater an der Wien gesehen. Dieses matte Produkt eines genialen Vielschreibers hat, trotz aller Ausschmückung, woran es die Direktion nicht fehlen ließ, keinen Beifall erzielt. — Sehr unterhaltend fand man ein kleines Vorspiel von J. F. Castelli, nach einem französischen Vaudeville: „Der Einsiedler im Lerchenwalde“. Die Hrn. Küstner, Demmer und Demois. Botta glänzen in den Hauptrollen. — Unter die theatralischen Neuigkeiten im Theater der Leopoldstadt sind „der Tambour“, von Rosenau, und „der geraubte Schleier“, von Gleich, zwei werthlose Stücke, zu zählen. In letzterem trat Hr. Fenzel als Gastspieler auf, jedoch ohne Beifall. Die Ursache liegt in der veralteten Manier dieses Komikers. Zu jener Zeit, als Hr. Fenzel sich der Gunst des Publikums erfreute, waren Kasperle und Thaddädl an der Tages-Ordnung, und jeder Komödien-Schreiber, dessen Piece gefallen sollte, mußte diesen beiden Götzen des dermaligen Zeitgeschmackes huldigen. Aber seit Schuster und Reimund durch ihre aus dem Leben gegriffenen Charakter-Darstellungen die Komik dieser Bühne auf eine höhere Stufe gestellt haben, will man keinen Kasperle mehr auf diesen Brettern sehen; und Hr. F., der in seinen alten Tagen die bequeme Methode des Possenreißers schwerlich ablegen kann, um einer neuen Bahn zu folgen, wird vergebens die Zeit zurück wünschen, wo Grimassen, Bocksprünge und ein langer Zopf Applaus brachte. — Mad. Catalani hat beschlossen, auch minder Bemittelten den Zugang zu ihren Conzerten zu vergönnen und einen Eintrittspreis von 10 Fl. und 5 Fl. W. W. für die zwei Conzerte fest gesetzt, die sie noch zu geben willens ist. Nur unter dieser Bedingung konnte sie das Lokale des k. k. großen Redouten-Saales erhalten. — Die Josephstädter Bühne sucht durch auffallende Titel und einen langen dramatischen Kuchenzettel volle Häuser zu erzielen; allein diese flüchtigen Geburten einer lahmen und blinden Muse sind so vorübergehend, daß es nicht der Mühe lohnt, sie an zu führen. Lobenswerth sind jedoch die Tableau's, die gewöhnlich mit diesen Stücken verbunden sind. — g —

*) In Berlin ist es geschehen und wahrscheinlich wird der Erfolg mit jedem Jahre günstiger. D. H.

Englische Zeitungen erzählen: daß unlängst ein Holzfäller in der Grafschaft Warwick in einer alten Eiche, im Herzen des Baums, den Hirnschädel eines in dortiger Gegend ganz unbekannten Thieres fand. Das Holz rund umher war frisch und gesund, und das Thier muß nicht klein gewesen seyn, denn der Schädel hatte etwa 4 Zoll. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 3. Februar. 20stes Blatt.

Trinklied deutscher Männer.

Es regt des deutschen Mannes Geist
Sich schon in deutschen Reben;
Der Rheinwein, den so gern ihr preist,
Ist Bild von uns'rem Leben.

Dem Wein wird's, bei der ersten Kraft,
Zu eng' in allen Räumen;
So brauset auch in Leidenschaft
Des Jünglings Will' und Träumen.

Bald schäumet, wenn gebannt er ist,
Der Wein und wird dann herber;
So zeigt sich, droh'n Gewalt und List,
Des Deutschen Art nur derber.

Und wenn Gebraus und Schäumen schweigt,
Wird mild der Wein und klarer,
Wie deutsches Thun, wenn Sturm entweicht,
Stets edler wird und wahrer.

Gewinnet nun an inn'rem Werth
Der Wein mit jedem Jahre,
So gleicht dies auch: denn Tugend mehrt
Der Deutsche bis zur Bahre.

Er sucht bei'm Becher noch Gewin
Für ächtes deutsches Leben,
Und findet so, mit tief'rem Sinn,
Sein Bild in deutschen Reben. Bertram.

Der Abonnements-Ball.

(Fortsetzung.)

Die Ecossoise.

Verzweifelnd warf ich mich auf das Sopha; die Musik, sonst meine Wonne, klang zu mir herein, wie die Posaune des Engels am jüngsten Tage, und nahe stand mir der Entschluß, durch einen Schwur vor Gericht meiner Tanzwuth ein Ziel zu stecken.

„Theuerster Mann!“ rief jetzt der herbei eilende Riese; „ich komme, um zu sehen, wie sich die Königs-Eiche nach ihrem Falle ausnimmt.“ — „Und Sie vermögen zu scherzen, wo ich vor Jammer vergehe?“ rief ich, empört von seinem Gleichmuth. - „Unbedenklich!“ erwiederte er; „denn noch sehe ich keinen Anlaß zu diesem.“ — „Mein Fall, mein unseliger Fall!“ — „Eine Kleinigkeit!“ — „Und das Gelächter der Gesellschaft?“ — „Nur Ausrufungen des Bedauerns!“ entgegnete er. — „Und Florentinens Zorn?“ — „Vermöchte sie darüber zu zürnen, wäre sie Ihrer nicht werth.“ — „Sie leidiger Tröster!“ — „Sie trostloser Leidender! — Nein, so was ist wohl von einem Regierungs-Rath unerhört, seit es Regierungen giebt. Allons, Bester, ermannen Sie sich. Marsch, zurück in den Saal, in dem schon so manches schöne Auge nach Ihnen suchte.“ — „Man hört den Dichter!“ rief ich zwischen Unmuth und Verlangen, und folgte dem Fröhlichen nach dem Schauplatz meiner Leiden, wo man eben die Ecossoise begann.

Der schöne Pole stand mit Florentinen oben an und entfaltete nun in der künstlich verschlungenen Tour, bei dem Herunterchassiren, in jeder Bewegung eine Masse von Fertigkeit, die allein werth war, mit der Anmuth meiner Verlornen um den Preis zu ringen — und o! wie schien ihr seelenvolles Auge auf dem bildschönen Mann zu ruhen, wenn er nun nach kurzer Trennung ihre Hand ergriff, wie schien mir

aus jedem Aufblick Liebe zu flammen! Zum ersten Mal fühlte ich die Marter der Eifersucht, fühlte ich die Höllenquaal eines Verdammten, und verwünschte den Sarmaten, der aus seinen Wäldern hieher kam, um mir die willkommenste aller Eroberungen abspenstig zu machen.

Noch ein Paar — und der Eroberer sammt der Eroberten standen unten. Das graziöse Kompliment ward von Florentinen graziös erwiedert, und kalt stand ich in diesem Augenblick, allen Freuden des Lebens abschwörend, hinter ihr, als sie sich hastig umdrehte und mich mit sanfter Stimme fragte: „Sie thaten sich doch nicht weh, lieber Waldemar?“ — „Mir ist recht wohl, Fräulein!“ entgegnete ich erbittert; „und ich darf um so froher seyn, da Ihnen offenbar durch diese Ecossoise der verlorne Walzer ersetzt ward!“ — „Verloren?“ meinte sie. „Ey, wie so? Der Herr da war so gütig, mit mir weiter zu tanzen.“ — Schlau lächelnd bekräftigte der Pole durch eine Verbeugung das eben Gesagte, und ich drehte, aller Sitte Hohn sprechend, Beiden den Rücken.

Der zweite Walzer.

Nun war mir Alles gleich; und die Vorsehung verklagend, die meine Seele, im Fall Pythagoras Recht hatte, gewißlich nicht aus einem Heu-Pferdchen in den Körper eines Menschen wandern ließ, suchte ich nach einer Boston-Parthie, als mir die Präsidentin, eben da man zum zweiten Walzer antrat, bedeutend winkte. Die Artigkeit und mein dienstliches Verhältniß zu ihrem Gatten geboten dem Winke zu folgen. — „Nun beichten Sie“, sprach sie, da ich angelangt war: „nun wird Sie Niemand abklatschen.“ — Dies Gebot setzte mich in Verlegenheit. Was hatte ich nun der Mutter eines Mädchens zu entdecken, das mich augenscheinlich verschmähte? — Ich suchte deshalb nach Ausflüchten; doch da diese verworfen, meine allbekannte Wahrheitsliebe gerühmt und mir mit dem vollen Zorn, dessen eine neugierige Frau fähig sey, gedroht wurde, beschloß ich, Zwei mit einem Schlage zu treffen: mich an der Tochter zu rächen und zugleich der Mutter Verlangen zu befriedigen.

„Gnädige Frau!“ hob ich zu dem Ende an — „Mutter nannten Sie mich vorher!“ unterbrach sie mich. — „Und mit Recht!“ fuhr ich fort. „Von jeher verehrte Sie ja der Elternlose als eine solche — und lange drängte es mich, Ihren mütterlichen Rath zu dem wichtigsten Schritt meines Lebens zu erbitten.“ — „Ich bin ganz Ohr!“ — „Sie sind eine Freundin der Generalin, ach! und ich sah ihrem himmlischen Clärchen zu tief in die Augen! — länger vermag ich nicht zu schweigen! Wüßte ich nun —!“ — „Daß Sie erhört würden? — Waldemar, hör' ich recht? Sie der Anbeter der eitlen tanzsüchtigen Clara?“ — „Tanzsüchtig?“ sprach ich im höchsten Zorn — denn eben walzte der Pole mit Florentinen eine Extra-Tour — „tanzsüchtig? Nun wahrhaftig, wo gäbe es ein Mädchen, das diesen Fehler aller Evens-Töchter nicht an sich trüge, das nicht für einen Ball-Abend des besten Mannes Liebe hingäbe! Tanzen heißt bei Allen das Feldgeschrei, ach! und gar zu bald wird dann in Blicken, in Händedrücken, in verstohlenen Seufzern die Losung gegeben — der Feind zieht ein, das Herz ist überrumpelt, das Lebensglück verloren!“ — „Und das sagen Sie der Mutter Florentinens? Ich verkenne Sie ganz! Welcher ungerechte Dämon schlug seinen Wohnsitz in Ihnen auf!“ — „Liebe ist blind!“ entgegnete ich aufstehend, denn eben kam Florentine zu ihrem Sitz zurück; „und wohnt ein böser Geist in mir, so mag es die bei Gott verantworten, die dem Unhold das Quartier bereitete!“

„Da bin ich wieder, gut Mütterchen!“ lispelte jetzt der eben gemeinte Fourierschütz. — Gut Mütterchen aber schalt, daß Tina so lange blieb, und sprach dann, zu mir gewendet: „Mein Wort, daß ich mein Möglichstes thun werde, ein gewisses Herz zu erforschen.“ — Die Aeußerungen meines Dankes wurden von einem Husaren-Lieutenant unterbrochen, der sich nahte, Florentinen um die Quadrille an zu sprechen, und Florentine sagte zu. — „Aber, Kind!“ flüsterte die Mutter; „das ist doch gar zu arg, keinen Tanz vorbei zu lassen!“ — „Mütterchen!“ entgegnete die Gescholtene; „ich tanze gar zu gern. Bitte, bitte, erlaube es immer!“ — „Noch“ sprach der Husar zu mir, „fehlt uns der vierte Mann und Sie übernehmen wohl diesen Platz, lieber Regierungs-Rath.“ — „Ach ja, das ist prächtig!“ rief Florentine, in die Hände klatschend. Ich zauderte wie natürlich; doch die Präsidentin ergriff des eben nahenden Clärchens Hand und sagte: „Der Herr da bittet Dich um diese Quadrille, meine Clara!“ — „Von Herzen gern!“ entgegnete das kokette Generals-Kind, das ich seit lange schon mied und das nun in dieser Bitte den ersten Schritt zu einer willkommenen Wieder-Annäherung sah.

Die Quadrille.

Wir postirten uns; denn Niese, dessen spitze Zunge ich fürchtete, trat als Zuschauer herbei. — „Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht umwerfen!“ flüsterte er mir ins Ohr; doch nicht leise genug, um von Clärchen unverstanden zu bleiben. — „Lassen Sie mich nur machen!“ rief sie lachend; „ich will ihn schon leiten und lenken. Das wäre ja schlimm, wenn ich das nicht könnte! In einer Quadrille bin ich so recht an meinem Platz, da kann man sich recht austollen! — Nun geben Sie Acht!“ — Der Lieutenant tanzte vor; mit eines armen Sünders Angst sah ich, wie er, nicht zufrieden mit einem Dutzend der verwickeltsten Touren,

die er mit wenigen, mir meist unverständlichen Kunst-Ausdrücken erklärte, ein anderweitiges Dutzend hinzu fügte und dann klatschte.

Die Musik begann; ich raffte, gleich dem Feldherrn, der mit einer Division ganze Armee-Corps schlagen soll, allen meinen Muth zusammen und kam glücklich über das balancé, das dos à dos, die chaine en quatre weg. Wir walzten. „Bravo!" rief Riese — ich aber brüstete mich selbstgefällig und benedeite den Einfall, diese köstliche Quadrille mitgetanzt zu haben. Auch die nächsten Touren gelangen zum Erstaunen gut. „Gott ist stark in dem Schwachen!" meinte der Geheime Hofrath: Clärchen vergalt meine Aufmerksamkeit durch einen unzweideutigen Händedruck, und Florentine sah recht freundlich zu mir auf, da wir uns in der großen Chaine begegneten. Aber

Zwischen Lipp' und Kelches Rand
Schwebt oft noch des Todes Hand! —

Seit Florentinens Blick war ich wie umgewandelt — nichts wollte mir ferner gelingen. Vergebens stieß, drängte, rief die zürnende Clara: vergebens donnerte der erbitterte Husar, als ging es zum Einhauen; vergebens wies mich selbst die sanfte Florentine zurecht — ich glich dem Marschall Soubise bei Roßbach; mit jeder Minute stieg meine Todesangst, und da nun der Lieutenant rief: „Große Ronde, zum Schlusse, wenn's gefällig ist!" — da Clara meinen Arm, an welchem ich sie zu ihrem Sitz zurück führen wollte, höhnisch lächelnd ausschlug — da stürzte ich in einer Stimmung, die der vorigen völlig glich, wieder nach meinem Schmollwinkel zurück und brummte: „Mir war zu wohl, ich ging auf's Eis tanzen!"

Der Cotillon.

Wie stolz durfte ich jetzt, wenn ich diese verwünschte Quadrille nicht tanzte, aller Welt unter die Augen treten! Fallen konnte am Ende Jeder, den besten Tänzern war das, meines Wissens, schon begegnet; aber eine solche Confusion! — Nein, ich fühlte mich jetzt selbst versucht, zu lachen, wenn ich bedachte: wie oft ich, statt des rechten Armes, den linken hingereicht; wie oft ich, statt in Nord-Ost, in Süd-West meinen Platz gesucht; wie oft ich den Husaren für eine Dame und Florentinen für den Husaren genommen hatte.

Der alte Satz: ein gewisses Unglück ist immer leichter zu ertragen, als ein gefürchtetes — bewährte auch jetzt seine Zauberkraft an mir. — Ey, warum sollte ich mit meinen Talenten, mit meinem Vermögen, mit meiner unverdorbenen Jugend, mit meinem guten Herzen mich grämen — nur Thoren, nur Koketten von Clärchens Gepräge konnten mich wegen meiner Ungeschicklichkeit im Tanz weniger achten, und wenn auch Florentine mich nicht liebte, so blieb mir doch das Bewußtseyn: daß ich mein Leid nicht verschuldete. Mochte mir immer Terpsichore den Rücken kehren, freundlich winkte mir ihre himmlische Schwester, Euterpe, in ihr Freudenreich, lächelte mir Polyhymnia, nannte mich Fortuna ihren Günstling — ich ward urplötzlich zum Mann und kehrte stolzen Sinnes in den Saal zurück. Dort hatte während dem ein ungeheurer Cotillon seinen Sitz aufgeschlagen — ich sah auf ihn hin, wie der eben vom Schiffbruch Gerettete auf das wogende Meer, und ergötzte mich an den sauern Gesichtern derer, die, wie ich weiland oft that, die hüpfenden Damen mit gierigen Blicken, doch fort und fort vergebens verfolgten. — Wie beklagte ich die armen Fräuleins, denen die Natur eine Stiefmutter war, und die nun vergebens hofften, von dem oder jenem Liebling geholt zu werden, während ihre besser bedachten Schwestern nichts zu thun hatten, als zu walzen und der versäumten Nachbarin ins Ohr zu flüstern: „Ach, Liebe, das ist doch kaum zum Aushalten!" Vor mir stand der angenehme Pole; gleich hungrigen Sperbern eilten oft zwei Damen zugleich auf ihn zu, der Wählige griff dann immer nach der Schönsten und sah bei dem Zurückkehren umher, wie ein Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance. Jetzt kam an Florentinen die Reihe. Sie stand am andern Ende des großen Saales; gleich einer Zephyrette schwebte sie über diesen weg, gerade auf meinen Vordermann zu, der auch, seines Sieges gewiß ihr einen Schritt entgegen tretend, nach der Hand des himmlischen Mädchens griff. Doch wehrte Tina den Zudringlichen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, ab, und sich mir mit einem unnachahmlichen Zauber nahend, lispelte sie: „Darf ich bitten?" — Das war zu viel! — Freudig erschrocken umfaßte ich sie und flog mit ihr hin durch den Saal. Ja, ich darf sagen: flog, denn die Göttin der Freude, die mich in diesem Augenblick zum Himmel hob, schien mich mit Flügeln versehen zu haben; wie schwebend in den Lüften umkreiste ich den Kronleuchter, dessen Florentine vorhin gedachte, zwei, drei Mal im schönsten Takte, ohne zu holpern, ohne zu stolpern, ohne zu wanken, ohne zu schwanken.

Ich führte den Engel nach seinem Platz zurück, und glaubte den leisen Händedruck, den ich wagte, leise erwiedert zu fühlen. — Mir ward es zu eng im Saal, ich eilte zum Büvet und rief nach Champagner. — „Seyn Sie mein Gast!" bat ich den vorbei gehenden Riese, und als er mir Bescheid that, rief ich, im Uebermaaß des Entzückens: „Es lebe die liebenswürdigste ihres Geschlechts, die einzige Florentine!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Die Anwesenheit der Koblerschen Familie, die ihre erstaunenswürdigen Tanz- und Spring-Künste dem hiesigen

Publikum zum Besten giebt, füllt das Theater wieder einmal ungewöhnlich an, und wir sehen ein so stark besetztes Parterre, so gedrängt volle Logen, wie wir es uns seit lange nicht erinnern. In der That sind die Koblers auch so geübte Tänzer, und mehr noch Springer, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, ihnen einmal einen Abend oder eine Stunde hindurch zu zu sehen und die Bewunderung zu zollen, die jede bis zu bedeutender Höhe gebrachte Vollkommenheit und Fertigkeit verdient. Nur dagegen möchten wir wohl mit Fug und Recht etwas ein zu wenden haben: daß sie ihre Springkünste Ballets nennen; denn dieser Name kommt eigentlich wohl nur geist- und phantasiereichen Darstellungen zu, die wirklich eine Handlung enthalten, die dem Zuschauer verständlich durch die Pantomime der Tanzenden wird; diese vermißt man aber durchaus in den sogenannten Koblerschen Ballets, und man ist froh, wenn es nur erst wirklich ans Tanzen geht, und das, was Handlung seyn soll, aufhört. Wer nur einmal Galleotti's Zauber-Schöpfungen der Art auf der Copenhagener Bühne sah, wer da weiß, welch ein weites Feld einer lebhaften Phantasie auch im Ballet offen steht, wird mir Recht geben, wenn ich den Namen Ballet unpassend für das finde, was die Koblersche Familie giebt. Galleotti, vielleicht aber auch einzig und unerreichbar in seiner Art, war nicht allein ein außerordentlicher Tänzer, sondern auch zugleich der genialste, phantasiereichste Dichter. Alles athmete Leben, Schönheit, Geist und Anmuth in seinen Compositionen; das weite Gebiet der Mythologie lag offen vor seinem Geiste da, und er wußte es mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit zu benutzen. Wenn man nun auch nicht fordern darf, daß ein jeder Balletmeister ein Galleotti sey, so ist es doch nicht unpassend, daran zu erinnern, was solch ein Mann seyn soll. Hr. Kobler und seine Schwester, Demoiss. Johanna Kobler, entwickelten ein besonders hervorragendes Tanz-Talent, wurden auch am meisten bewundert; ein Hr. Selke tanzt zwar recht gut, kann aber mit den beiden Obengenannten nicht in Vergleich gestellt werden. — Wir sahen in der letzten Zeit auch einen Gast auf unserer Bühne, den Hrn. Maubert (Sohn des hiesigen geschickten Dekorations-Malers), einen beginnenden, aber viel verheißenden Künstler im Komischen, der früher bei der Lübecker Bühne, traurigen Andenkens! angestellt war, und jetzt am Hof-Theater zu Schwerin fixirt ist. Daß ein so junger Mann (Hr. Maubert ist höchstens 20 Jahr alt) die übernommenen Rollen nicht mit der höchsten Virtuosität, nicht so geben könne, wie unsere ersten Künstler nach einer Reihe von Uebungs-Jahren sie uns vor die Augen stellen, ist begreiflich; aber Genie und angebornes Talent müssen gleich in der ersten Rolle hervor leuchten, wenn es etwas mit ihm werden soll; und diese vermissen wir keinesweges in Hrn. Maubert, vielmehr glauben wir ihm das Prognostikon stellen zu dürfen, daß er sich mit der Zeit an die ersten Künstler im Fache des Komischen wird reihen können, wenn er fortfährt, wie er begonnen. Möge er sich nur davor hüthen, das kriechende komische Genie unsers Jahrhunderts sich zum Vorbild zu erwählen; denn das wird nimmermehr den Wolken-Gipfel des Pindus erreichen, sondern ewig an den Morästen des Hyperboräer-Landes kleben bleiben und nur vom Jan-Hagel der Gallerie bewundert und beklatscht werden! — Unter den hier einheimischen Künstlern, die ein edles und ruhmwürdiges Streben nach Kunstvollendung beurkunden, nenne ich besonders den Hrn. Karl Lebrün, der die Zierde jeder gebildeten Bühne Deutschlands seyn würde. Schon daß er selbst mit glücklichem Erfolg sich als dramatischer Schriftsteller vielfach versucht, beurkundet den denkenden Künstler in ihm, und das ist er in der That; sein Spiel als Komiker in fein komischen Rollen dürfte vielleicht zuweilen schwer zu übertreffen seyn; auch eignet sich seine ganze Gestalt zu solchem vortrefflich. Ueberraschend und angenehm ist die Bemerkung: wie vortheilhaft er auf das Spiel seiner jungen schönen Gattin, der vormaligen Demoiss. Caroline Steiger, gewirkt hat, an der Referent früher und leider! so oft zu tadeln fand, so laut auch das größere Publikum seinen Beifall derselben zollte: was vielleicht mehr auf Rechnung ihrer wirklich sehr hübschen Gestalt, als auf die Wirkung ihres Spieles zu bringen seyn möchte; jetzt weiß die junge Künstlerin sich mit Glück zu bilden. — Der Abgang des Hrn. Jacoby, im nächsten April, wird von Vielen sehr gefühlt und bedauert werden; durch welchen Künstler die Direktion den Abgehenden zu ersetzen gedenkt, ist Referenten bis jetzt noch nicht bekannt; gewiß wird uns aber Ersatz gegeben, da von Seiten derselben keine Mühe noch Kosten gespart werden, unserer Bühne einen immer höheren und würdigeren Standpunkt zu verschaffen. — Die, unter der Leitung des Hrn. Dr. Karl Reinhold hier erscheinende Zeitschrift „Hammonia“ hat seit einiger Zeit durch eine Umschaffung gewonnen, indem sie die Uebersicht der Tagesgeschichte, ein rein politisches Anhängsel, verlor, und dagegen jetzt öfter Nachrichten aus dem Gebiete der Kunst liefert, was mit der Tendenz einer belletristischen Zeitschrift übereinstimmender seyn möchte, als jene Aufzählung der politischen Begebenheiten. Dagegen befaßt sich das Abendblatt unserer sogenannten „Adreß-Comptoir-Nachrichten“, das sonst nur merkantilischen und politischen Inhalts war, jetzt zuweilen auch mit Theater-Kritiken, die nicht immer ganz so glücklich ausfallen, als der Verfasser derselben, ein Prinz Incognitus für Referenten, wünschen mag. — Bei dem Hrn. Campe (unter der Firma: „Hofmann und Campe“) ist in dieser Zeit ein interessantes Büchelchen erschienen, das den Titel: „Aus Hugo's Tageblättern an Max“ führt und auf welches ich alle gemüthlichen Leser hiemit aufmerksam gemacht haben will. Sehr heitere Lebens-Ansichten, Frische und Anmuth im Styl und eine ansprechende Natürlichkeit vereinen sich darin mit tiefen und gediegenen Reflexionen und machen diese Aphorismen aus dem Leben eines gebildeten jungen Arztes zur unterhaltenden Lektüre. Besonders lieb sind Referenten die Ansichten über den Stand des Arztes gewesen, die hier mit Geist entwickelt werden; auch wird der Verkehr einiger geistreichen Männer in einem kleinen Landstädtchen überaus hübsch darin beschrieben.

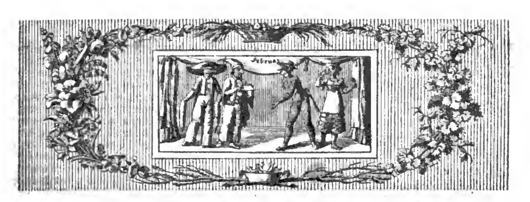
S — a.

Lieutenant Parry, der Entdeckungs-Reisende, mußte auf seiner Fahrt, und namentlich während der Ueberwinterung, Alles hervor suchen, um den Muth seiner Leute aufrecht zu erhalten. Es ward daher (in Ermangelung einer Druckerei) alle 14 Tage ein geschriebenes Zeitungs-Blatt heraus gegeben, wozu jeder Offizier einen Beitrag liefern mußte. Auch Comödien wurden gegeben, wozu Lieutenant Parry selbst ein Stück lieferte; es hatte Bezug auf die Expedition, zeigte den Seeleuten die Gefahren, die zu überstehen waren, wozu ein furchtbarer Kampf mit weißen Bären, mit ungeheuren See-Pferden, die natürlich allemal ruhmvoll endeten, gehörte. (Courier fr.)

Der Verfasser einer neuen Ausgabe des Shakspeare nennt denselben darin den „Raphael der Literatur“. Das ist nicht passend. Raphael zeigte vor Allen Eleganz, Geschmack, Correktheit und idealische Schönheit der Formen. Shakspeare dagegen verachtete Alles, was Regel war, oft selbst den Geschmack, ja sogar die Regeln der Vernunft (?); er kann richtiger der „Albrecht Dürer der Literatur“ heißen. (Constitut.)

In London ward in diesen Tagen ein Prozeß abgehandelt, ähnlich dem der Pie voleuse. Ein armes Mädchen war vor Gericht gestellt, weil sie einen silbernen Löffel gestohlen haben sollte. Als sie beinahe schon zur Buße verurtheilt war, ergab sich endlich: daß sie den Löffel einem Hunde abgenommen, der, ihn in der Schnauze tragend, über die Straße lief. Zum Glück kannte einer der Geschwornen den Hund und bestätigte: daß dies einer der gewandtesten und dreistesten Diebe Londons sey. Solcher Hunde giebt es bekanntlich mehrere in London. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 5. Februar. 21stes Blatt.

Die wilden Schwäne und der Auerhahn in Hinter-Pommern.

Man freut sich schon der auf Teichen und Weihern zur Augenlust unterhaltenen Schwäne: aber in der Herrlichkeit der Freiheit, mit ungebrochenen Flügeln, gewähren diese Thiere einen wahrhaft prächtigen Anblick. In übergroßer Menge findet man sie so auf den Land-Seen Hinter-Pommerns, namentlich des Garde-, Lewa- und Dolgen-See's, ohnweit Stolpe, wohin sie, gleich andern Zugvögeln, bei beginnendem Frühling durch die Lüfte gezogen kommen, und, wie die wilden Gänse, im Fluge stets einen Winkel bilden. Die schilf- und binsenreichen Ufer der genannten Seen bieten ihnen bequeme Nistungs-Plätze, während ihre scharfe Witterung, mehr noch als die Pön, womit ein uraltes Gesetz die Tödtung eines Schwans belegte, sie vor Nachstellungen sichert. Wirklich sind sie, trotz ihrer Menge, mit dem Schießgewehr schwer zu erlegen, da sie bei dem Aufblitzen des Pulvers sogleich untertauchen und sich, vermöge des besonderen Baues ihrer Luftröhre, lange unter dem Wasser erhalten können. Da aber das Fleisch wie die Eier der Schwäne gar wohlschmeckend sind, sie auch überdies den Gewässern und Wiesen großen Schaden zufügen, und besonders die letzten, wo sie Nachts zu ganzen Heerden ans Land steigen, bei dem Suchen nach allerlei Gewürm mit ihren breiten Schnäbeln ganz umwühlen: so sucht man sie theils dort zu fangen, hauptsächlich aber ihre Nester zu beschleichen, die jedoch schwer zu finden sind, indem sie sehr unscheinbar aussehen, weil die jungen Schwäne bekanntlich erst bei dem zweiten Federwechsel ihr graues Gefieder verlieren, welches dann mit jedem Jahre an blendender Weiße gewinnt. Auf diese Art werden jedoch alljährlich für Rechnung der Krone, welche sich eigentlich ein ausschließliches Recht auf diese Vögel vorbehalten, eine Anzahl eingefangen und mit gebrochenen Flügeln in die königlichen Gewässer geliefert; doch erreichen sie in der Gefangenschaft nie die vollkommene Größe. Des Nachts, besonders wenn sie sich im Herbst zum Abzug rüsten, geben sie jene sonderbaren Töne von sich, welche vermuthlich die Sage vom Schwanengesang veranlaßt haben. Wirklich hallen diese einzeln auf einander folgenden, lang ausgehaltenen Klänge ernst und feierlich durch die Nacht, und werden in dortiger Gegend „Nonnengesang" genannt. Bei den in Gefangenschaft lebenden Schwänen verliert sich die Melodie der Kehle, ihnen bleibt nur ein nicht unangenehm klingender heller Ton, mit welchem sie eintretendes Thauwetter verkünden.

Noch ein anderer, jetzt in Europa seltener Vogel findet sich ebenfalls in den Waldungen Hinter-Pommerns: es ist der Auerhahn, der sonst gar hoch geachtet war und bei keinem Ehrenmahl einer fürstlichen Tafel fehlen durfte, welche er, in aller Pracht seines glänzend schwarzen Gefieders, mit braunrothen Flügeln und Brustbehang, gar stattlich geziert haben mag, da er oft 40 Pfund und darüber wiegt. Jetzt ist er, zumal auf der Tafel, ein seltener Gast geworden: denn einsam, im tiefsten Dickigt und auf hohen Bäumen

lebend, ist er schwer auf zu spüren und seiner scharfen Witterung wegen noch schwerer zu erlegen. — Nur zur Zeit der Paarung verkündet das seltene Wildpret sich selbst durch das gellende Geschrei, womit es seine Hühner herbei lockt und welches in der Waidmannssprache „falzen" genannt wird. Während dieser Zeit ist er so leicht nicht zu verscheuchen; der Jäger kann sich vielmehr mit dem Mordgewehr, der sogenannten Auerhahns-Büchse, welche mit eigens dazu gegossenen, sehr kleinen Kugeln geladen wird, dreist unter den Baum wagen, auf dem der Vogel sitzt, und zuweilen wird er sogar lebendig auf demselben gefangen. — Mit dem Schießgewehr erlegt, verschluckt er in Schreck und Todesschmerz seine Zunge. E. Karolt.

Der Abonnements-Ball.

(Fortsetzung.)

Das Souper.

„Was ficht Sie an, Vortreflicher?" meinte Riese nach dieser Gesundheit; „ich erkenne keinesweges den taktfesten, zuverlässigen Mann, den ich in Ihnen schätzen und lieben lernte. Erst ein Verzweifelnder, da er einen mäßigen Purzelbaum schießt; nun ein Taumelnder, da er mit einem Mädchen dreimal herum walzt!" — „Grausamer!" rief ich: „wie Sie auch reden können! Sie sind wohl nie verliebt gewesen?" — „Bis über die Ohren, alter Freund! doch dachte ich immer: Eile mit Weile. Gleich diesem Schaumwein verfliegt die allzu stürmische Liebe und ohne Prüfung wird heut zu Tage kein Amt, vielweniger das Glück eines ganzen Lebens vergeben." — „Satisfaktion!" rief ich; „wie können Sie zweifeln, daß Florentine auch ohne Probierstein für ächtes lauteres Gold gehalten werden möge!" — „Gemach, gemach!" erwiederte er; „ich nehme Ihre Ausforderung an und denke Sie binnen einer Viertelstunde in ein recht artiges Kreuzfeuer zu bringen. Ausgetrunken und mir nach!" — Ich that nach seinem Verlangen und sah, erglühend von herzinniger Freude, an dem bereits gedeckten Tisch, dessen Couverts mit Zetteln belegt waren, meinen Namen zwischen denen der himmlischen Florentine und ihrer Mutter. — „Einziger Freund!" jauchzte ich, ihn umschlingend — er aber krähte auf: „Ey, erdrücken Sie mich nur nicht!" und lief, da ich ihn los ließ, davon, um zu Tisch blasen zu lassen.

Ueberselig bot ich der lächelnden Mutter, der verschämten Tochter den Arm, Papachen folgte und wir zogen vereint zur Tafel. — „Der garstige Geheime Rath!" raunte mir, da wir saßen, die Präsidentin ins Ohr; „da hat er Sie nun hier zu uns placirt, und dort unten waltet Ihr Clärchen zwischen dem Husaren und dem Polen — Sie dauern mich!" — „O bitte, bitte!" entgegnete ich erschrocken; „von der kein Wort mehr! — Nach Tische wird mir doch die zweite Polonoise? Ach, dann möchte ich so gern meine Beichte fortsetzen!" — „Was haben Sie aber mit meiner Herzensmutter?" meinte jetzt Florentine; „Sie zanken sich wohl gar?" — „Mit nichten!" entgegnete die Gute; „Waldemar klagt mir seine Noth, bejammert sein Schicksal, das ihn so weit von Allem, was er liebt, entfernt." — Verdüstert sah das Mädchen auf den Teller nieder. — „Und das glauben Sie?" fragte ich leise. — „Und warum nicht? Ihnen gefiel vielleicht so manche trefliche Tänzerin." — „O weh! — und so mißt dennoch Florentine den Werth des Nächsten nach dem Fleiß in der Tanzstunde ab?" — „Ich? Nun wahrhaftig! Mir ward ein artiger Tisch-Nachbar! Pfuy, schämen Sie sich!" — „Und Sie zürnen mir nicht, daß ich mit Ihnen walzend fiel, und Sie sind immer noch die gute Florentine, obwohl ich die schöne Quadrille verdarb?" — „Waldemar!" — „Und der Pole ward Ihnen im Lauf der Ecossoise nicht theuer?" — „Noch ein solches Wort und ich rufe die Mutter zu Hülfe." — „Vergebung!" flehte ich — „und Versöhnung! Ja?" — „Noch waren wir ja nicht entzweit! Doch müssen uns solche Beschuldigungen für immer trennen." — „Noch waren wir ja nicht vereint!" klagte ich. — Sie sah mit einem langen Blick zu mir auf und lispelte endlich, schnell das holde Auge zu Boden schlagend: „Ach nein!"

Der servirende Diener unterbrach ein Gespräch, das ich so gern fortgesetzt hätte. Mir war nicht zu Muthe, als wollt' ich essen: ich sah freudetrunken zur Mutter auf, die, mir die Hand drückend, flüsterte: „Sie guter Mensch!" — Der Präsident nöthigte mich zum Trinken, und da ich mich wieder zu Florentinen wendete, war diese von ihrer Nachbarin in Anspruch genommen worden, und sollte nun ihre Meinung über den Besatz des Kleides, über das in Perlen prangende Diadem von sich geben. Das endlose Gespräch verlor sich in weitschichtigen Materien, ging von dem Diadem zu den Ohrringen, von diesen zu der Tochter des Juweliers, der selbige verfertigte, über; und eben sollten die näheren Umstände, die zu deren Bekanntschaft halfen, erörtert werden, als vom Saal her die Polonoise ertönte und Alles aufstand.

Die zweite Polonoise.

Ich ergriff die Hand der Mutter, und da wir nun in der Reihe angekommen waren, sprach ich, von dem Geist des Weines ermuthigt, von dem Blick, den ich noch bei dem Aufstehen von Florentinen empfing, beseligt: „Ach Sie glückliche Mutter, eine solche Tochter zu besitzen!" — „Ist das der Anfang Ihrer Beichte?" fragte sie; „nun wahrhaftig, wenn das Clärchen hörte!" — „O Beste!" unterbrach ich die Scherzende ungeduldig; „wozu noch länger verhehlen, was mich bedrängt; ja, ich liebe Florentinen seit lange schon, innig, herz-

lich — o möchte ich in Ihnen eine gewährende Mutter finden!" — „Waldemar!" entgegnete sie, schnell ernst werdend; „und das sagen Sie mir heute, an einem Abend, dessen Genüsse Ihren klaren Sinn berauschten, an dem Sie, bestochen von der irrdischen Zuthat meines Mädchens, Gelübde aussprechen, die Sie vielleicht morgen bereuen?" — „Und wenn sich Morgen mein glühendes Verlangen in eine fromme Sehnsucht wandelt, wenn ich vereint mit dem Engel, der Sie Mutter nennt, um Ihren Segen bitte?" — „Sind Sie Florentinens schon gewiß?" — „Und wenn ich es wäre? Enden Sie diese Qual!" — „Dann, ja dann darf ich glauben: daß mein Mann, eben so gern als ich, das einzige Kind an Ihrer Seite durch's Leben gehen sähe — doch auf's Wort, gab Ihnen Tina schon Hoffnungen?" — „Mutter, liebe einzige Mutter!" rief ich; „so darf ich denn das theure Mädchen, ohne von Ihnen gescholten zu werden, um Herz und Hand bitten?" — „Sie Stürmer!" entgegnete sie; „thun Sie, was Sie nicht lassen können." — Der Druck ihrer Hand sagte mir: daß ihr der eben zuwachsende Schwiegersohn nicht unwillkommen sey; und freudigeren Muthes als vom Tische führte ich am Ende der kurzen Polonoise Mamachen nach ihrem Platz zurück. Doch vergebens suchte ich jetzt im Saal nach Florentinen, und als ich, nachdem ich alle Zimmer durchlaufen, zurück kam, walzte sie bereits mit dem Husaren.

Der Walzer nach Tische.

Unbemerkt von der Holden schlich ich längs der Wände hin nach ihrem Standpunkt. Mit mir zugleich traf der Pole ein. In der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte ich zu, da dieser die Liebliche bat: ein Mal nur mit ihm herum zu walzen. — „Ich danke sehr!" entgegnete die Gebetene kurzweg. — „Und womit verdiene ich die Grausamkeit?" fragte der Betroffene; „nur um der einzigen Hoffnung willen, meine bescheidene Bitte nicht verschmäht zu sehen, unterließ ich es, mich mit einer andern Dame zu engagiren, und gehe nun so des ganzen Walzers verlustig." — „Ich kann nichts thun als Sie beklagen, weil ich zu schwach zu helfen bin!" meinte die Tröstende. „Ja, im vollen Sinne des Worts zu schwach! Ich tanzte auch heute gar zu viel!" — So entließ sie ihn mit einer kurzen Verbeugung. Mir war die Abfertigung des Zudringlichen, der sich beschämt und mißmuthig entfernte, eine wahre Wonne, und, mich zu Florentinen beugend, flüsterte ich: „Dem ward sein Recht!" — „Ey, sieh da!" erwiederte sie; „und Sie tanzen nicht?" — „Ich tanzen? Ich, der ungeschickte, gottvergessene Störenfried Ihrer Lust? Wo denken Sie hin?" — „Ungeschickt? Gottvergessen? Das ärgert mich, Waldemar! Daß Sie geschickter sind, als Sie glauben, erfuhr ich vorher im Cotillon; und daß Sie Gott im Herzen tragen, das bezeugt so manche gute That, von der ich weiß — o ich erfuhr so Manches!" — „Florentine!" — „Und durchaus will ich heute noch einmal mit Ihnen tanzen! Den Tempête, denke ich — ich hob ihn für Sie auf." — „Ey wohl!" entgegnete ich; „tobt in mir ein wilder Sturm, seit ich Sie kenne — möchten Sie ihm gebieten!" — Sie schlug wie vorher die Augen nieder und ihr Tänzer, der mich bisher mit scheelen Blicken gemessen hatte, unterhielt sie nun von hochwichtigen Gegenständen: von der letzten Oper, die sie nicht besuchte; von diesem göttlichen Ball, den sie verschönte; von dem nächsten Conzert, in dem er sich zu ennuyren gedachte; — ich begegnete eben den Phrasen der letzten Zeitungs-Rezension und entfernte mich lächelnd, von ihr mit einem vielsagenden Blick entlassen.

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Ein englischer General hatte dem Führer eines indianischen Stammes den Antrag gemacht, ihm sein Stück Land zu überlassen. „Willst Du" — erwiederte derselbe — „daß wir zu den Gebeinen unserer Ahnen sagen sollen: Steht auf und folgt uns in ein fremdes Land!?"

Hr. Hofrath Adam Müller bezeichnet, wahrscheinlich um in neuester Richtung fort zu schreiten, die Vernunft sogar als Thierheit; die Gleichheit vor dem Gesetz ist ihm eine Chimäre und die Leibeigenschaft findet er nothwendig. Er meint auch: die Vorfahren hätten nicht unrecht gehabt, die Buchdruckerkunst eine Teufelskunst zu nennen; und wir würden ihm beistimmen, wenn viele Schriftsteller keinen besseren Gebrauch von dieser Kunst machten, als Hr. Adam Müller. — Er erklärt ferner: er habe sein früher erschienenes Werk, „Elemente der Staatskunst" betitelt, „Gott aufgeopfert", eben so, wie einst Hr. Werner seine früheren dramatischen Dichtungen als sündlich verwarf. Alles dieses hat er in der „Concordia" ausgesprochen und wir müssen ihm wenigstens nachsagen: daß wir in solchen Ansichten das nicht finden, was er Thierheit zu nennen beliebt.

Der romantische Thomas A'Becket hatte eine Sarazenin zur Mutter. Sein Vater, Gilbert Becket, zog jung als Soldat in den Kreuzzug, wurde gefangen und als Sklave an einen Emir verhandelt, der ihn lieb gewann und ihm sein ganzes Vermögen schenkte. Des Emirs Tochter schenkte ihm noch mehr: ihre Liebe und ihr Herz; beides mißbrauchte der Engländer und entwich. Die schöne Sarazenin hatte den Muth, ihn in seinem Vaterlande auf zu suchen; sie konnte nur zwei Worte englisch: „London" und „Gilbert". Das erste brachte sie auf ein Schiff, nach England, nach London; das zweite, überall wiederholt, führte sie endlich in die Straße, in das Haus, in die Arme ihres reuevollen Geliebten.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Während des letzten Krieges kamen patriotische Ideen und Vorsätze gewaltig empor, und es entstand, unter Anderem, eine Gesellschaft, deren schöner Zweck war, die inländische Industrie auf alle Weise zu befördern und zu heben, auch nie mehr englische Mannfaktur- und Fabrik-Waaren zu gebrauchen. Um zu zeigen, was sie bewirkte, ward eine jährliche öffentliche Ausstellung der Kunstfleiß-Produkte (wie man sie nannte, um nicht einmal das fremde Wort „Industrie" zu gebrauchen) beschlossen, und mehrere Jahre nach einander fand diese wirklich statt. Man kann es nicht verkennen, daß unsere inländischen Woll- und Baumwollen-Manufakturen nach und nach bedeutend gewannen; einen gleichen Schritt mit diesen hielten unsere Eisen- und Stahl-Fabriken, und die Produkte derselben durften sich nicht selten den fremden an die Seite stellen, wenn sie solche nicht gar übertrafen. Doch es scheint, als ob mit dem wiedergekehrten Frieden alle diese schönen patriotischen Träume und Ideen zu Grabe getragen worden; man will es nicht mehr der Mühe werth finden, sich um das unfolgsame Allgemeinwesen so sehr zu bekümmern. Kürzlich sah man jedoch wieder einige solche Produkte vorgelegt, nämlich bei der Ausstellung des Instituts für Metall-Arbeiter, woselbst die feineren Metall-Arbeiten gelehrt werden. Man fand hier Gravirungen in Stahl, gedrechselte Metallsachen, feine Nähnadeln u. s. w., die gesehen und bewundert zu werden verdienten und welche ähnlichen englischen Produkten der Art nichts nachgeben. Von kalter Emaille, niedlichen Metall-Compositionen u. A. m. waren hier auch besonders schöne Proben zu sehen und das Ganze des Beifalls durchaus würdig — Wären nicht schon die Arbeiten Thorwaldsens an der hiesigen Frauen-Kirche, bestehend in zwei trefflichen Basreliefs, durch die Briefe des Kammer-Junkers von Warnstedt auch im Auslande bekannt, so würden wir sie mit Vergnügen näher berührt und in allen ihren Theilen beschrieben haben; so hieße dies nur durch Wiederholungen ermüden. Anfangs sollten diese beiden trefflichen Basreliefs, zur Ersparung größerer Kosten, nur in Gyps und nicht in Marmor ausgeführt werden; aber zum Glück ist der Gyps-Abguß derselben völlig mißlungen, und man hat sich daher entschlossen, sie jetzt in Marmor aus zu führen; unsere Metropolitan-Kirche wird also in Zukunft ein würdiges Denkmal dieses großen Meisters enthalten. Sie nähert sich jetzt bald ihrer gänzlichen Vollendung und könnte eine vorzügliche Zierde Copenhagens seyn, wenn nicht die sonderbar gestalteten Thürme und eine noch bizarrer geformte Kuppel am hinteren Schiff der Kirche das Ganze wirklich verunzierten. Anstatt der drei vergoldeten Kronen, welche der hohe Thurm früher trug, ist jetzt nichts von der Spitze wieder aufgebaut, sondern ein schräg zulaufendes Dach, etwa wie ein Interims-Dach erscheinend, ist unmittelbar auf das Mauerwerk geklebt und statt der Kronen mit einem großen weißen Kreuz versehen. Gleich unterhalb dieses Daches sind drei große Fenster angebracht, die sich sehr sonderbar ausnehmen und in der Ferne großen Taubenhäusern ähnlich sehen. Das untere Vordertheil der Kirche ist dagegen recht hübsch und die Säulenreihe wird sich nun, da man vor der Kirche einen großen freien Platz gelassen hat, recht gut darstellen. — Das Christiansburger Schloß rückt immer vorwärts, ist aber von der Vollendung noch weit entfernt, da es sehr weitläuftig und groß ist. In den zwei letzten Jahren hat man besonders stark an der Schloß-Kirche gearbeitet, und diese soll, nach Thorwaldsens Ausspruch, der gelungenste Theil des Ganzen werden. Die Schloß-Kirche bildet ein regelmäßiges Viereck, oben mit einer großen Kuppel versehen, durch welche alles Licht in die Kirche fällt; vorn ist sie mit vier dorischen Säulen verziert. Sie hängt durch einen Corridor mit dem Haupttheil des Schlosses zusammen und wird im Inneren mit einem Christusbilde von Thorwaldsens Arbeit geschmückt. Das ganze Schloßgebäude kann in etwa fünf Jahren vollendet werden, wenn nicht ganz besondere Hindernisse obwalten. Der neue Ritter-Saal wird größer und schöner als der vorige, der doch schon durch seine Größe und Schönheit berühmt war. Die Haupt-Façade des Schlosses, welche in der Mitte eine Säulenreihe hat, die noch dazu auf einem hohen Piedestale steht, das bis in das zweite Stockwerk reicht, ist dicht an die Mauer angeklebt, hat zwei nackte Seitenflügel-Façaden ohne die mindeste Verzierung und ist durchaus nicht hübsch; der Haupt-Eingang von der Marmor-Brücke nimmt sich dagegen mit seiner vierfachen Kolonnade sehr gut aus. Man weiß, daß der Etats-Rath Hansen, durch mehrere hübsche Landhäuser in und neben Altona genugsam im Reiche bekannt, den Riß des Schlosses entworfen hat; aber man weiß vielleicht nicht so allgemein, daß er den Plan der Schloß-Kirche nach demjenigen gemodelt hat, den der bekannte Baumeister Harsdorf für die Königsgruft in Rothschild entworfen hatte. Thorwaldsen, der die dortigen Risse gesehen, bestätigte auch die Gleichheit des Plans für beide Bauwerke und hat noch das Verdienst: daß jetzt die Rothschilder Königsgruft auch wohl vollendet wird; denn bisher war es nur eine große, mit einer Kuppel versehene Steinmasse, deren Bau nicht weiter vorgenommen werden konnte, weil der Etats-Rath Hansen die Kosten auf 100,000 Thaler angab und der Staat zu dieser Summe jetzt eben nicht Rath zu finden wußte. Thorwaldsen hat aber für den Bau von Sachverständigen einen Ueberschlag machen lassen, und dieser geht höchstens auf 50,000 Thaler, die wohl herbei geschafft werden dürften. — Unter den hiesigen Schriftstellerinnen, deren wir bisher nur zwei von Bedeutung besaßen, nämlich die Frau Kammerherrin Hegemann-Lindencrone, deren letzte Arbeit „der Troubadour" schon in der literarischen Welt bekannt ist, und Fräulein Jessen — deren National-Lied gekrönt ward, obgleich fast Niemand es kennt, indem man viel öfter das weit schönere und längst bekannte Lied von Ingemann: „Ihr dänischen Matten" u. s. w. singt — hat sich nun eine dritte hervor gethan, nämlich Frau Elisabeth Hansen, die kürzlich über London aus Westindien hier angelangt ist. Sie wird einen Roman „Dido und Don Pedro" heraus geben, worin die Hauptpersonen, wie sie selbst in ihrer Ankündigung sagt, noch lebende Personen sind, welche sie auf den spanischen Inseln in Westindien kennen lernte, und die demnach mehr Interesse erregen werden, als bloße Gebilde der allzu oft ausschweifenden Phantasie. Sie ist übrigens vielleicht die erste Künstlerin in Europa, die so ausgezeichnet vortreffliche Haar-Stickereien in punktirter Manier liefert, daß sie sogar die feinsten englischen Kupferstiche übertreffen (?). Sie hielt sich ohngefähr ein Jahr in London auf und verfertigte daselbst die Portraits der Prinzessin Charlotte und des damals dort gegenwärtigen Kaisers von Rußland, die beide auf der dortigen Kunst-Akademie aufgestellt und mit dem größten Beifall beehrt wurden. Im August-Monat vorigen Jahres kam Frau Hansen hier an und hat seitdem das Portrait des Königs von Dänemark gestickt, ähnlicher als irgend ein Kupferstich ihn bisher darstellte; sie machte es dem König zum Geschenk, der es mit Dank und Wohlwollen aufgenommen hat. • S •.

Zu Cork, in Irland, ist die Zahl der Apotheken seit 40 Jahren noch eine und dieselbe; dagegen sind in sechs Jahren 49 Prokuratoren mehr entstanden, ein Beweis: daß es dort mehr Geistes- als Körperkranke giebt. (Courier fr.)

Das schöne Geschlecht kann sich freuen, wieder einen Ritter aus dem Vaterlande des Don Quixotte zu erhalten. Zu Madrid ist nämlich eine Schrift erschienen, betitelt: „Versuch einer politischen Verfassung für die Frauen!" Der Verfasser, Don Juan Manuel Ludet, ehemaliger Ober-Alkade, nennt sich in der Vorrede einen „Verfechter der Rechte der Damen". (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



DIE GEBURT CHRISTI.





Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 7. Februar. 22stes Blatt.

Der Abonnements-Ball.

(Schluß.)

Die Francoise.

„Das geht gut!“ rief ich mir zu. „Sie liebt dich gewiß“ flüsterte die Hoffnung. — „Sie verschmäht dich“ der Zweifel. „Woher sie nur erfahren haben mag, was ich etwa an meinen leidenden Nächsten that, ohne daß die Linke wußte, was die Rechte gab.“ — „Ein Wort, Signor“ sprach jetzt Riese, mich in ein Fenster ziehend. „Lassen Sie mich“ bat ich — „ich möchte gar zu gern allein seyn:“ — „und ich errathe warum“ erwiederte er. — „Doch redete ich eben so gern ein Wörtchen mit Ihnen — Sie sind mir Dank schuldig Waldemar!“ — „O den heißesten! Wie soll ich vergelten!“ — „Mit Wahrheit! — Ist Ihnen Florentine wahr und wahrhaftig theuer?“ — „Und Sie fragen?“ — „Und Ihre Leidenschaft probehaltig und Ihr Entschluß, das treffliche Mädchen für das Leben zu beglücken, treu und fest?“ — „Der Allwissende sey mein Zeuge! — Ja!“ — „Sie erfuhren doch, daß der Präsident mir wohl will?“ — „Das Gleiche gesellt sich gern zum Gleichen.“ — „Keine Schmeicheleien! — daß er gern und oft sich in kritischen Sachen bei mir Rathes erholt?“ — „Nun?“ — „Nun so sehen Sie sich einmal den Herrn an, der so eben mit Florentinen zur Francoise antritt — Ist der Tanz vorbei, komme ich wieder zu Ihnen.“ — Ich ging erwartungsvoll näher und sah, wie Herr von Lohnsheim, ein junger liebenswürdiger und wegen seiner Redlichkeit allgemein geachteter Mann, des Präsidenten Tochter zur Colonne führte. Daß die ein schönes Paar sey, mußte selbst der Neid gestehen. Mich überlief ein leiser Schauer. „Das fehlt nur noch!“ dachte ich. „Streckt der seine Hand nach Florentinen aus, so bin ich verloren — und warum hätte mich sonst der geheime Hofrath hierher gewiesen.“ — Der eifrigste den neuen Cometen suchende Astronom war gegen mich in diesem Moment ein Stockblinder, denn unablässig verfolgte ich die Augen des geliebten Mädchens, um zu sehen: ob in Ihnen eine Spur von Neigung zu dem neuen Ehrenfried zu entdecken sey — und, o Himmel! war ich kein Stümper in der Menschenkunde, so fand ich die deutlichsten Symptome eines herzlichen Wohlwollens, einer regen Zärtlichkeit. Nun denn, fahr wohl, du holder Traum, der für kurze Momente nur die Trefflichste ihres Geschlechts an meine Seite versetzte, der das schöne Ziel ganz nahe und von einem **solchen** Mitbewerber durchaus nichts sehen ließ. — Wehmüthig ruhte mein Blick auf den vollendeten Formen der Holdseligen, und wie sehr auch mein Verstand rief: Fliehe! Sieh sie nimmer wieder! so hielt mich dennoch eine geheime Gewalt an meiner Stelle fest. Jetzt begann sie zu tanzen! — Sie kam mir, zu Folge der verwickelten Tour, ganz nahe, unwillkührlich trat ihr Name auf meine Lippen. — Rasch sah sie auf. Es war gewiß: in diesem Blick war nichts zu lesen als Mitleid. — Ich verließ den Saal, indem ich mich zu den Gegenfüßlern wünschte.

Der Tempête.

Das bekannte Sopha, auf das ich mich abermals zurückzog, war keinesweges ein Sans-Souci zu nennen.

Dort traf mich, nach Ablauf einer Viertelstunde, der Geheime Unglücks-Rath. — „Gott steh mir bei!" rief dieser schon von weitem, „treff' ich Sie abermals in unthätiger Ruhe? — Und zu welcher Zeit? wo die Schlacht schwebt und schwankt, wo ein Cuirassier-Regiement, gegen den Feind geschickt, vielleicht alles entscheidet!" — Die unerschöpfliche Laune des Spötters war hier offenbar am rechten Orte. — „Ein Cuirassier-Regiment?" jammerte ich, von ansehnlichen Stoß-Seufzern unterbrochen, „daß sich Gott erbarme! kein ärmlicher Cosack bleibt mir übrig! — Ich habe aufgehört zu hoffen!" — „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" entgegnete er im Sinn der Streiter von Waterloo. — „Darum scheint es mir das Beste, mit dem Kopf etwas gegen die Wand zu rennen!" — „Ei, das rührt Florentinen gewiß." — „Mit Ihrem ewigen Spott! — Nun immerzu! — Doch im Ernst, Freund, ich fühle mich versucht, etwas dem Aehnliches zu thun!" — „Bravo! — Nun der Baron wird sich freuen!" — „Gewiß nicht! — Ist er gleich der Störer meines Glücks, sprech' ich ihm doch ein gutes Herz nicht ab!" — „Wird sich freu—, sage ich, und jubiliren — sind Sie erst im Elysium, ist das irdische Paradies sein." — „O wohl ohne dem! — Ich sah es deutlich! Er wird geliebt!" — „So? Nun das wundert mich! Denn gestern bat er den Präsidenten um der Tochter Hand, und erhielt, an diese gewiesen, eine Antwort, die, obwohl von einer Bedenkzeit die Rede war, dem niedlichsten Körbchen aufs Haar gleicht." „Bote des Himmels!" rief ich voll Entzücken — „das ist wahr? Und Sie wollen mich nicht für eine armselige Spanne Zeit nur hinhalten? — „So wahr als die Aeußerung des Präsidenten, der den Grund der Abneigung Florentinens gegen den Liebenswerthen in einer geheimen Neigung suchte." — Wie vorher war jetzt der Gute in Gefahr, von mir erdrückt zu werden. Mehrere bei uns vorbei, dem Tempête zueilende Paare erretteten ihn, da mir einfiel, daß sie mich vorher selbst um diesen bat. Auf den Flügeln der Liebe eilte ich zu ihr und flüsterte, sie zur Colonne führend: „Darf ich glauben, daß dieses Ungewitter für heute und für immer das Letzte sey, das mir an Ihrer Hand wird?" — „Der Mensch denkt, Gott lenkt" entgegnete sie hold lächelnd. — „Und was denkt der Mensch?" fragte ich. — „Waldemar!" — „Antwort!" flehte ich. — „O Gott! nur jetzt nicht!" seufzte sie, meine Hand drückend. — Der verwünschte Tempête begann. Wer je einen Ball besuchte, weiß, daß dieser, für Clärchen und die ihr gleichen wie geschaffen, einem Liebenden, der gern mit seinem Mädchen ein Wörtchen spräche, ein wahrer Dorn im Auge ist; denn rastlos hüpft, springt und klatscht Alles vom ersten bis zum letzten Geigenstrich. An einen Moment Ruhe ist gar nicht zu denken.

Der Cotillon nach Tische.

Endlich war der eben gedachte letzte Geigenstrich gethan. Ich führte die Athemlose zu ihrem Platz, und nahm, durch ein freundliches Nicken der Mutter ermuthigt, den meinen unbedenklich neben ihr. — „Vollenden Sie!" beschwor ich das Mädchen, und da sie nun immer noch zögerte, ergriff ich die kleine Hand, das Ziel meiner Wünsche und sagte: „Sehen Sie! da naht der Pole! offenbar führt er Böses im Schilde, zum mindesten will er den Cotillon mit Ihnen tanzen. Bin ich Florentinen nun werth, so versagt sie diesen dem Bittenden! Nun gilts?" — „Es gilt!" lispelte sie hoch erröthend — denn in demselben Augenblick stand der Angenehme schon vor ihr, und bat mit dem gewinnendsten Schmeichelton seiner Stimme um die Gewährung des nächsten Tanzes. Tina aber gedachte in ihrer Erwiederung des Verbots der Mutter, des Wagens, der bereits vor der Thür stehe, und wies so meinen Widersacher kurz und bündig ab. Sie war mein. „Es galt, Florentine?" fragte ich, da er weit genug entfernt war, „und ich darf mich Ihrer Gewährung freuen?" — Ihr Mund schwieg, aber ihre Augen sprachen: „Du darfst!" der Druck ihrer Hand bestätigte die selige Gewißheit, und ich hatte Mühe, den Ausdruck meines Entzückens den Augen der Gesellschaft zu verbergen. Eben begann der Cotillon. We verloren diese Töne, von dem mächtigeren Zauber de Liebe bezwungen, alle Gewalt über mich; was waren die Freuden eines ganzen Balles gegen die namenlose Lust, die meiner für das Leben an der Hand dieses Engels wartete! — Von der Verschämten beschworen hielt ich mich mit Mühe in der nöthigen Fassung, um ruhig mit ihr sprechen zu können; und bestand, diesen Rosenlippen so nahe, ohne von ihnen den ersten Kuß nippen zu dürfen, die Quaalen des Tantalus.

Ein Herr holte in diesem Augenblick Florentinen in den Kreis; es war Lohnsheim. Sie sah mich fragend an, ich nickte, und gern folgte sie dem Guten, der mir zuflüsterte: „Gehen Sie ja nicht weg, lieber Regierungsrath!" — Die Tour war recht hübsch. — Florentine stand allein in der Mitte, und vier Paare bildeten eine Chaine um das bildschöne Mädchen. Doch jetzt eilte der Baron auf mich zu, führte mich hin zu ihr, und indem er wehmüthig lächelnd sprach: „Nun walzen Sie — glücklicher Waldemar!" legte er, wie segnend, meine Hand in die ihre. — Wir walzten. Aber die Thräne, die sich Florentinens Auge entstahl, war mir ein sicherer Bürge für ihr himmelgutes Herz. — „Waldemar!" sprach sie, da wir wieder an unserm Platz angekommen waren, „so eben tanzte ich zum letzten Male in meinem Leben." — „Und das wollten, das könnten Sie?" fragte ich, „und Ihre höchste Freude möchten Sie um meinetwillen entbehren?" — „Ich

will und kann, und meine höchste Freude soll von nun an seyn, Sie zu beglücken. Mögen Andere nur nach den besten Tänzern streben, wohl mir, der beste Mann ward mein Theil." — Und das meine ein Engel in ihrer Gestalt!" rief ich, ohne die Mama zu sehen, die vor uns stand, und sich jetzt durch einen leisen Schlag auf meine Schulter bemerkbar machte. — „Ei! Ei!" sprach sie mit dem Finger drohend, — „tanzt ihr so den Cotillon?"

Der Kehraus.

Lächelnd vernahm jetzt die Gütige, was ich ihr von unserm Glück erzählte. — „Sie waren blind, Waldemar!" sprach sie in mein Ohr, doch laut genug, daß es Florentine hören konnte — „Seit Monaten schon trug die kleine Lose Sie im Herzen." — „Mütterchen, böses Mütterchen! Ist das Recht?" rief Florentine, ich aber fragte bänglich: „Wird nun auch der Vater beistimmen?" — „Und Sie vermögen zu zweifeln?" entgegnete die Mutter. — „Ich sah Sie doch vorher mit dem Geheimen Hofrath emsig sprechen, der hat gewiß geplaudert! den kenn' ich!" — „Nichts hat er verrathen! Nur Kurzweil trieb er, der böse Mensch!" — „Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'!" rief plötzlich der Gemeinte; "für den Präsidenten aber, der so eben über den Roe fiel, stehe ich! — „Nun, Kinderchen, seyd ihr denn glücklich?" — „Im Ueberschwang!" entgegnete ich. „Unaussprechlich!" sagte Florentinen's großes Auge, das sich zu dem seltenen Freund erhob. „Nun, es ist auch Zeit!" rief er lachend" denn eben beginnt der Kehraus, und dann heißt's: „Aus ist der Schmaus." — „Wer aber, wie Freund Waldemar, auf Bällen sein Glück machen soll, dem ist freilich der erste Walzer lieber!" — „Sie heilloser Spötter!" rief ich, seinen Mund mit der Hand verschließend — Florentine aber sprach: „Er ist gestraft genug, denn heute verlor er eine Tänzerin für seine allerliebsten Bälle." — „Ei, wie käme denn das?" fragte er lauschend. — „Nun?" erwiederte sie mit Pathos: „Florentine Ermeling hat heute dem Walzer wie dem Cotillon, der Francoise wie dem Tempete für ewig Ade gesagt." — „Kehraus!" rief er, wie außer sich in die Hände klatschend, und zog sie mit sich fort. — Da half kein Sträuben, kein Bitten, kein Flehen; ich aber sprach Clärchen, die ich neben der Präsidentin erblickte, um einen Tanz an, den sie, als den letzten jedes Balles, das Grabgeleite ihrer höchsten Lust nannte. — Riese wußte diesen mit seiner unnachahmlichen Laune möglichst in die Länge zu ziehen; da aber nun Florentine, die mich an Clärchens Hand sah, ihn beschwor, endlich einmal aufzuhören, winkte er der Musik und fing an zu singen und Alles stimmte ein: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da war der Großvater ein Bräutigam."

Hexen-Prozeß zu Cösitz bei Görzig in Sachsen.

Marie Winzerin, Wittwe Jakob Winzers, war des unzüchtigen Umganges mit dem Teufel angeklagt worden. Darüber erging von den Magdeburgischen Schöppen zu Halle folgendes Urtheil:

„Unsere freundliche Dienste zuvor. — Ehrenfester, Wohlgelehrter, guter Freund. Als uns Ihr, die wider Marien, Jakob Winzers Wittib, beschuldigter Hexerei halber, ergangene Acta inquisitorialia abermal zugeschicket und Euch des Rechtes darob zu belehren gebeten. Demnach sprechen wir Fürstl. Magdeb. Schöppen zu Halle vor Recht, daß Inquisitin noch einsten über die Inquisitional-Articul in Güte zu befragen. Dafern sie nun auch diesmal nichts richtiges bekennen wird, ist sie nackend aus zu ziehen und am Leibe mit Wasser rein ab zu waschen, auch genau zu besichtigen, ob etwan verdächtige unempfindliche Mähler sich an ihr befinden, und so sich dergleichen ereigneten, sind dieselben weg-, ihr auch die Haare überall ab zu nehmen, worauf sie nochmals mit der scharfen Frage, jedoch Menschlicherweiße zu belegen, ihre Aussage und was bei der scharfen Frage vorgangen, fleißig ad Acta zu registriren, worauf denn ferner ergehet, was Recht ist. Von Rechtswegen, Urkundlich mit Unserm Insigel versigelt
9. Jan. 1657. Fürstl. Magdeb. Schöppen zu Halle."

Diesem Urtheil zufolge ward nun die Unglückliche in der Thorstube zu Cösitz, am 5. Februar Abends von 9 bis 12 Uhr, erst nochmals in Güte befragt und als sie nichts gestehen wollte, behandelt nach richterlicher Vorschrift. Man schor ihr nämlich die Haare ab und warf sie in eine Wanne voll Wasser, worauf sich über der linken Brust eine große Beule zeigte, welche die Inquisitin für ein Oberbein ausgab. — Nun ward sie vom Scharfrichter geschnürt; als sie aber unter Heulen und Schreien bei dem Leugnen blieb, spannte sie der Henker auf die Leiter, legte ihr auch Beinschrauben und spanische Stiefeln an. Unter solchen Höllenqualen, die fast zwei Stunden dauerten, versprach sie bald, zu gestehen, bald blieb sie wieder bei dem Leugnen, bis sie endlich den Geist aufgab. R.

Die verpflanzte Blume.

Wie die Blume gedeiht, die in dem nährenden Boden
Sorgsam der Gartner gepflanzt, nimmer versäumend was noth!
Welch eine andere ist's, als die ich damals gesehen,
Da im Verpflanzen sie matt senkte das trauernde Haupt;
Wie sich Blüthe jetzt reiht an frische kräftige Blüthe!
Wie auch die leiseste Spur jener Gebeugten entschwand! —

Und was banget dir denn? was bleibt bei'm Gedanken des Todes
Immer noch düster dein Blick, immer noch zagend dein Sinn?
Blume bist ja auch du, die in den edleren Boden
Pflanzet einst liebende Hand, nimmer versäumend was noth.
Nieder beugt sich das Haupt, es bleicht die Farbe des Lebens,
Daß es in höherer Kraft schöner und schöner erblüh'.

Caroline Stitl.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Die „Allgemeine Preußische Staats-Zeitung" hat sehr viel Nutzbares für das Inland, dem hier begreiflich ein größerer Raum gewidmet ist, als in jeder andern Zeitung. Aber diese Ergiebigkeit der Nachrichten ist es nicht allein, welche die „Staats-Zeitung" auszeichnet; es ist der Geist, welcher darin vorherrscht und der alles Getrennte zu vereinen und es Jedem begreiflich zu machen sucht (was bei einiger Umsicht ohne Worte erkannt werden muß): daß sich keine Regierung das Wohl ihrer Unterthanen mehr angelegen seyn läßt, als es die unsrige thut, die stets den Nachtheilen entgegen arbeitet, welche aus temporellen Umständen für die innere Thätigkeit hervor gehen. Wir achten es an der „Staats-Zeitung" besonders, daß sie dies Streben nicht mit Lobreden verkündet — die schlichte Erhabenheit auf unserem Throne bedarf deren nicht, und Uebertreibung, ja auch nur verdiente Ruhmrede würde hier eher störend als günstig wirken — sondern mit Ruhe nur das Geschehene berichtet; aber es zeigt sich deutlich genug: daß Allgemeinheit und Duldsamkeit, Kenntniß und Betriebsamkeit in allen Theilen rege gemacht und nirgends Ideen geäußert werden sollen, die mit der gerechten Anerkenntniß der zeitigen Fortschritte und Erhaltung nicht im Einklange wären. Der Redakteur der „Staats-Zeitung", der H. Geh. Hofrath Henn, giebt sich sichtbar alle Mühe, mehr als gewöhnlich ein zu greifen in das öffentliche Leben, und seine Sorgfalt wird gewiß nicht ohne Erfolg bleiben. Auch im Aeußeren hat sie gewonnen, und das dazu benutzte Papier von der „Patentirten Papier-Fabrik" empfiehlt sich als sehr vorzüglich. — Uebrigens müssen wir bei dieser Gelegenheit noch bemerken: daß man sehr unrecht thun würde, wenn man unsern Zeitungen (so namentlich auch der Berliner Vossischen und Spenerschen) abstreiten wollte: daß sie mit Umsicht und allen möglichen Hülfsmitteln redigirt werden. Das, worüber zu klagen wäre, fällt den Umständen zur Last, die von einer aufgeregten Zeit herbei geführt sind, die Redaktionen thun entschieden das ihre, und erringen sichtbarlich zuweilen kleine Vortheile über die Umstände. Daß nicht auch hier Mängel wahrgenommen werden sollten, daran ist kein Zweifel; aber diese sind weniger im politischen Theil, als in den Nebendingen auffallend. — Am 18ten Januar haben die hiesigen Aerzte ihre sogenannte jährliche Doktor-Fete gefeiert; der „Gesellschafter" soll billiger Weise auch davon zu erzählen wissen und die Zeit des Fasching, d. h. des Fest-Monats für Esser und Trinker, darf er überhaupt nicht ohne Glossen vorüber lassen. So will ich denn, Herr Redakteur, hier für Sie das Wort nehmen. Die Herren Aerzte kamen gegen 3 Uhr in dem neuerbauten Saale des Hrn. Jagor zusammen, haben nebenher Verschiedenes geredet und wollten besonders, da es Essenszeit war, Verschiedenes essen, welches Vorhaben jede Person mit 2 Thlr. verassecurirte. Hr. Jagor, als Assecurat, erfüllte aber die Erwartungen nur sehr kärglich, obwohl er seine Talente nicht verloren hat — indem er neulich (am 30sten Januar) einer Justiz-Personen-Versammlung ihre Beutel um den dritten Theil billiger und ihre Magen dreifach besser behandelte. Er ließ die Aerzte frieren — nun das mag er zu seinem Vortheil gethan haben, denn er hatte sich auch noch bedungen, daß aller Wein von ihm genommen werden mußte — aber warum bediente er überhaupt die Söhne des Aeskulaps nicht so gut als die der Themis? Meint er, weil jene die Magen kuriren müssen, die bei ihm verdorben werden, sie hätten doch Vortheil genug durch ihn? — und denkt er etwa bei Letzteren: daß sie ihm behülflich seyn sollen, die Restanten, die ihn so lange warten lassen, daß er, sammt der Kreide-Rechnung, schwarz werden möchte, zu bessern, d. h. für ihn zu tragenden Ansichten zu bewegen? Das erinnerte an die kleine Posse: „Die Hintertreppe", auf der man auch zu dem neuen Jagorschen Saale kömmt. Oder meinte wohl gar der Hr. Hof-Traiteur: er müsse die Justiz schon besser behandeln, aus dem historischen Grunde: weil der berühmte Herausgeber des „Almanac des Gourmands", Grimod de la Reynière, auch ein Jünger der Themis war und also der Schluß gemacht werden konnte, daß hier die eigentlichen Kenner zu suchen seyen? — Wir wollen die schalkhaften Ideen des Hrn. Hof-Traiteurs nicht weiter verfolgen, dessen schmale Kost dadurch recht gut persiflirt wurde: daß die von den Unternehmern besorgten Musici um den Tisch herum gehen und den Dessauer Marsch blasen mußten, zu dem bekanntlich ein Text aus ärmlichen Gerichten gemacht ist, nämlich: „Grüne, grüne, grüne Petersilie" u. s. w. Derselbe Geist der Ironie muß auch in den Verfasser eines gedruckt herum gegebenen Liedes gefahren seyn, dessen Ungleichheit den guten Scherz und schlechten Ernst unverdaulich durch einander mischt. Manche Verse sind jedoch recht gut, wir wollen einige nach dem gedruckten Exemplar mittheilen:

Uns dankt Legitimität,
Daß sie kann bestehen.
Was auch Haller raisonnirt,
Wenn der Arzt schlecht accouchirt,
Muß sie flugs vergehen.

Frisch magnetisiren wir
Wackelnde Dynasten;
Und den kecken Parvenus
Lassen wir bei dünner Brüh'
Hungerleidend fasten.

So steht schon im Alterthum
Uns ein eh'rner Tempel,
Von dem Aeskulapius an,
Bis auf unsern Hahnemann
Allen ein Exempel.

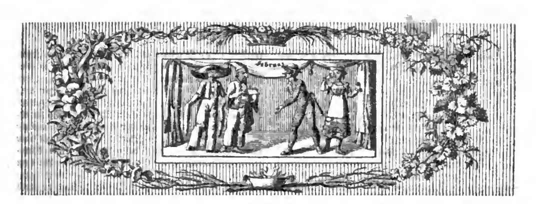
Laßt uns jenen Wundermann
Nach Gebühr kredenzen —
Durch Homeopatik kann
Sich ein ganzer Ozean
Würzen zu Essenzen.

Man ersieht aus diesem Bruchstück, daß man nicht ganz leer ausging an geistiger Speise, und als das Lied nach der Melodie „Gaudeamus igitur" gesungen war, hatte die Erinnerung an alte Zeit die Singenden auch wärmer gemacht, als Hr. Jagor seinen Saal. — In der „Zeitung für die elegante Welt" ist wieder ein Bericht über unsre Theater, der auch etwas giftiger Natur, aber nicht ohne Geist und Witz, vielmehr mit vielem Talent geschrieben ist. Bei manchem Wahren, das unverkennbar vor Augen liegt, herrscht jedoch in der ganzen Darlegung ein Antagonismus; dieser muß aber unausbleiblich erfolgen, wenn man solche Lob-Wogen schlägt, wie es namentlich einer der Theater-Beschwätzer in den hiesigen Spenerschen Zeitungs-Blättern thut. Daß hier des alten Knaben Wunderhorn zuweilen nicht recht tönen will, fühlt der Lobpreiser selbst; denn er hat sich schon mehrmals entschuldigt über die vielen bausbackigen Worte, womit er sich in die Luft, oder, besser gesagt, in den Dunstkreis sprengt, um dann ins Wasser zu fallen. Dies sind die einzigen Elemente, mit denen er zu thun hat; auf der Erde will er es in seinem Schwebeln nicht aushalten und das Feuer kann nicht aufkommen bei den vielen dienstbaren Phrasen, die da zeitungstäglich auf das Papier sollen. Doch eben dieser Wortreichthum scheint es dar zu thun, daß der Gemeinte sich für eine Art Demosthenes hält; wir vernehmen aber höchstens das Geklapper der Kieselsteine, womit er die Wohlredenheit zu erzwingen gedenkt und wodurch er denen sich bemerklich machen will, für die er eine Sympathie oder gegen die er eine Idiosynkrasie hat. Die Kritik liegt nicht in dem Satze: „Wen ich nun einmal bewundere, den bewundere ich!" — das ist vielmehr ein Hohnsprechen der Kritik; es ist eine Rederei, die mit dem Wort Raisonnement viel zu edel bezeichnet wäre, und die es bestätigt, daß auch der Weihrauch, zu stark gebraucht, üblen Geruch und schädliche Folgen verbreitet, wie dies der Antagonismus — mit dem wir uns übrigens weiter nicht abgeben, weil er zu Persönlichkeiten verführt — leider fort und fort an den Tag bringen wird. (Von Mehreren.)

Der Pascha von Janina heißt eigentlich Tepedelenli-Ali. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 3. u. Blatt d. Ankündigungen Nr. III.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 9. Februar. 23stes Blatt.

Briefe von Gottsched.

Vorwort. Ueber diese, mir von Freundes Hand im Original mitgetheilten Briefe habe ich zugleich folgende Notizen empfangen: „Sie sind geschrieben an eine, Gottsched persönlich unbekannte Freundin in Dresden, die verwittwete Doktorin Heck, geb. Monteton. Die Bekanntschaft rührt daher, daß sie ihn gefragt hat: ob La Bruyere's „Charaktere" übersetzt sind und Lust bezeigt, sie zu verdeutschen. Er — eben so galant als Pedant — überhäuft sie mit Lobsprüchen, spricht von ihrem schönen Geist, von ihrer nothwendig daraus hervor gehenden körperlichen Schönheit, citirt dabei den Plato, den Sokrates und sich selbst. Insgeheim erkundige er sich: wer sie ist; darüber wird sie böse und gesteht ihm: sie sey nicht schön und sogar gebrechlich. Sie vertragen sich wieder: er empfiehlt sie als eine zweite Beaumont im „Intelligenz-Blatt" zu Leipzig und ladet sie zur Messe dahin ein. Sie kommt, geht wieder nach Halle zurück, und nun erfolgt der letzte — französische — überaus kalte Brief. Das Jahr der Correspondenz ist 1765, von Ostern bis Michaelis. Gottsched hatte sich im Julius wieder verheirathet (im 66sten Jahre), worüber auch manches (ziemlich derb-spaßhafte) in den letzten Briefen vorkommt, und ist ein Jahr darauf an dieser zweiten Ehe gestorben." — Diese kurze Erklärung ist hinreichend zu besserer Verständlichkeit der Briefe.

D. Herausgeber.

1.

Hochedle, insonders hochzuehrende Frau,
Hochgeschätzte Gönnerin!

Ich glaube, Ew. Hochedeln mit Recht so anreden zu können, nachdem Sie mir so viel Vertrauen bezeuget, mir Dero gelehrte Beschäftigungen und das jetzige Vorhaben zu entdecken. Was konnte mich nun mehr vergnügen, oder mir mehr Ehre machen, als eben dieses? Unempfindlich bin ich nicht, wie Ihnen die lose Madem. G. wohl gesagt haben wird. In diesem Stücke hat sie recht: allein Alles, was sie sonst von mir gesagt haben möchte, bitte ich durchaus nicht zu glauben. Sie ist meine Widersacherin, in einem großen Streite, den wir gehabt haben. Ich traue ihr also nicht in allen Stücken; außer in dem höchstrühmlichen Zeugniß, welches sie mir von Ew. Hochedeln abgelegt hat. Dieses, und Dero eigenes Schreiben überzeugen mich in die Wette von Dero besonders schönen Eigenschaften, die auch einen Unempfindlichen rühren könnten.

Dero Klagen, daß die „Charaktere" des La Bruyere noch nicht verdeutschet worden, sind vollkommen gerecht. Sie würden längst verhindert worden seyn, wenn ein Buchhändler, der mir diese Arbeit einmal auftrug, mit einer bloßen Uebersetzung zufrieden gewesen wäre; allein er wollte auf eben den Schlag auch deutsche Original-Charaktere von jetzt lebenden bekannten Leuten geschildert haben. Diese Arbeit schien mir, als einem jungen Menschen, der sein Glück noch erst machen mußte, zu gefährlich. Ich schlug es also aus, und das Buch blieb unübersetzt. — Doch ist es auch nicht ganz vergessen worden. Der Herr Superintendent in Dresden, Hr. Dr. Am Ende, hat das Hauptstück von Gott und der Religion, den Freigeistern zur Beschämung, vor etlichen Jahren mit seinen Anmerkungen und Zusätzen deutsch geliefert. Ich glaube, daß alle Buchläden in Dresden es haben werden; aber freilich ist

dieses ein sehr kleiner Theil des Werkes, und das Uebrige verdiente gleichfalls verdeutschet zu werden.

Theophrasts „Charaktere" haben wir längst in gebundener und ungebundener Sprache gehabt. Noch zuletzt hat der sel. M. Ephraim Müller zu Dresden sie in Walthers Verlage heraus gegeben: und dies ist unstreitig die beste. Meines Erachtens sollte Hr. Walther auch, mit Beibehaltung dieses Anfanges, die La Bruyereschen Schilderungen in Verlag nehmen und sie auf eben die Art drucken lassen. Wenigstens wäre es überflüssig, den Theophrast noch einmal und zwar aus einer Uebersetzung zu verdeutschen, die nur zu mehreren Abweichungen vom Original Anlaß giebt.

Da habe ich nun, auf eine ziemlich pedantische Art, meinen ganzen gelehrten Kram ausgeschüttelt, und Madame werden mich sonder Zweifel auslachen. Vielleicht bin ich gar so glücklich, ein Plätzchen unter den „Charakteren" des La Bruyere zu erhalten, wenn Sie sich entschlössen, dieselben mit Zusätzen zu vermehren. Vortreflich! ich bin recht begierig, meine Abbildung von Dero schönen Hand zu lesen; gesetzt auch, daß sie etwas satyrisch geriethe. Ich habe dieses verdient, und stelle mir schon in Gedanken vor, wie lustig sie klingen wird. Vergessen Sie nur, angenehme Schriftstellerin, Dero leichtfertige Freundin, Mad. Godefroy, nicht, neben mir ab zu schildern; wir werden gut abstechen.

Es wird Dero Uebersetzung zu großem Vortheile gereichen, daß die französische Sprache Dero Muttersprache ist, und Sie also den Grundtext vollkommen verstehen. Hieran fehlt es öfters unsern Alltags-Dollmetschern, die ihr Original also nicht erreichen können, weil sie die feinen Schwünge desselben nicht einsehen. Es kömmt also nur darauf an, daß Madame das Deutsche genugsam in Ihrer Gewalt haben, Alles durch gleich starke und gleich feine Ausdrücke zu geben. Doch wie kann ich daran zweifeln, nachdem ich Dero Schreiben gelesen habe? In Wahrheit, Sie werden die erste Person, nicht nur Ihres Geschlechts, sondern Ihres ganzen Volkes seyn, die eine deutsche Schriftstellerin geworden.

Unter unsern deutsch-französischen Wörterbüchern ist zwar eine lange Zeit das Pomeyische, welches in der neuesten Auflage unserm hochsel. König zugeeignet worden, in zwei Quartbänden, das beste gewesen; allein ohne Fehler war es doch nicht. Neulich hat man aus Straßburg das so betitelte „Dictionnaire des deux Langues" bekommen, welches in zwei großen Octavbänden besteht, und viel besser ist. Aber ganz vollständig ist es dennoch nicht; wenigstens wird es keine grobe Fehler in sich halten und oft Dienste thun können.

Madame aber thun sehr unrecht, wenn Sie Dero Vorhaben, eine Bücher-Schreiberin zu werden, unter Dero Thorheiten zählen wollen. Wäre es ja aber zum Unglück eine, so müßte es doch eine sehr schöne seyn, die von so vielen vortreflichen Personen Dero Geschlechts: einer Scudery, Sevigne, Deshoulieres, Grafigny, Gomez, Gräfin de la Suse und unzähligen Andern begangen worden, der Deutschen nicht zu gedenken. Nur eine Einzige zu Dero Aufmunterung zu erwähnen, so finde ich, nach der Rückkunft von meiner Reise, ein Päckchen aus Petersburg, darin man mir eine russische Uebersetzung des „Triumphs der Weltweisheit" meiner seligen Freundin zuschickt, die dem jungen russischen Großfürsten und Thronfolger zugeschrieben ist und, meiner Nachricht nach, überaus wohl aufgenommen worden. Eine solche Ehre würde nun der Verfasserin sehr angenehm gewesen seyn, wenn sie selbige erlebt hätte. — Aber ist es eine Thorheit, Bücher zu schreiben: so weiß ich schon, wer der größte Thor in Deutschland ist. Wer hat nämlich mehr Ballen Papier verderbt, als eben ich? Sehen Sie, Madame, wie behutsam man seyn muß, auch wenn man sich selbst schimpfet.

Ich soll Ew. Hochedeln sagen, warum die Deutschen schlechte Romane haben? Davon wollte ich ein Buch schreiben. Allein es giebt einige alte, die nicht so gar schlimm sind und auch vielen ausländischen vorgezogen werden können; aber selbst Gellerts „schwedische Gräfin" gefällt vielen Kennern nicht. Unter den englischen Romanen haben Madame gewiß die besten genennet, welches Dero seinen Geschmack zeigt. Aber freilich ist noch Manches auch fehlerhaft. Fangen Sie doch selber an, diese Lücke bei uns aus zu füllen: ein so zärtliches Herz, als Sie besitzen, und ein so feiner Geist wird sonder Zweifel Meisterstücke hervor bringen.

Doch es ist Zeit, auf zu hören und meinem unendlichen Geschwätz ein Ende zu machen. Urtheilen Sie daraus, Madame, wie gern ich eine so verdienstvolle Dame mündlich unterhalten würde, und wie begierig ich seyn müsse, Dieselben zu überzeugen, daß Niemand auf der Welt mit mehrerer Hochachtung, als ich, sey und beharren werde

Ew. Hochedeln,

Meiner hochgeschätzten Gönnerin

Leipzig, d. 17. des Ostermonds 1765.

aufrichtig ergebener gehorsamer Diener

Gottsched.

Noch etwas über Ali-Pascha von Janina.

Pouqueville giebt in seiner „Reise durch Griechenland" auch eine Skizze des berüchtigten Pascha's von Janina, die mehreres noch nicht Bekannte enthält: Ali Depedeienli-Zade, Pascha von Janina, ist (nach Pouqueville's Behauptung) derjenige Pascha, der die Theorie der türkischen Regierung gerade am besten praktizirte, und daher den Beinamen eines klassischen

Tyrannen verdient (also auch die Tyrannei hat ihre Muster!). Sein Vater war albanesischer irrender Ritter, oder, gerade heraus gesagt: Straßenräuber. In dies Handwerk eingeweiht und an der Spitze einer bedeutenden Bande erschien er eines Tages unerwartet vor Tebelen, wo seine Brüder befehligten, nahm die Stadt mit Sturm, erdrosselte alle seine Verwandten und steckte sein väterliches Haus in Brand. Dieses erhabene Beispiel machte Eindruck auf den Sohn. Kaum zwölf Jahr alt, war er schon ein fertiger Wegelagerer, stahl Ziegen, beging hier und dort Raub und brütete über den Tod seiner Brüder; eine „zärtliche" Mutter schmeichelte seinen „glücklichen" Anlagen noch mehr, indem sie ihm, der Agrippina gleich, zurief: „Cuncta licent principi!" — Er ward endlich Pascha und entwickelte nun bald eine bis dahin in Epirus gar nicht gekannte Virtuosität im Despotismus: verrieth die, welche ihm seine Macht verschafft, verderbte alle benachbarten kleineren Paschalik's und wußte mit einem unerhörten Scharfsinn neue Arten Strafen zu ersinnen, so daß die Pest überall seiner Gegenwart vorgezogen wurde. Man muß Pouqueville selbst lesen, um zu schaudern bei den Thaten, welche er gegen die Bewohner von Prevesa, Souli und namentlich Cardiki verübt. Die Weiber wurden von den Felsenspitzen in den Abgrund hinab gestürzt, die Kinder meistbietend verhandelt, die Männer auf die schrecklichste ausgesuchteste Weise in langsamer Marter hingeopfert; alle Güter, Schätze, selbst die Kleider der Schlachtopfer mußten die Henkersknechte zu des Pascha Füßen niederlegen. Eines Tages ließ er einen Einnehmer, der aus Versehen einen Roubi (etwa 12 Gr.) zu wenig berechnet hatte, in den Käfig eines Tygers werfen. — Reiche Töchter durften nur mit seiner Bewilligung heirathen, gewöhnlich verkaufte er sie an seine Hofleute oder an Mörder, die er belohnen wollte. Bei jeder Hochzeit mußte er Zeuge seyn und durfte nie mit leeren Händen entlassen werden. Wer irgend ein Privilegium erhalten wollte, mußte bringen, sey es auch nur eine Frucht oder ein Huhn, Alles ward angenommen. Wenn er eine Reise machte, dann sandte er erst ein Liebes- oder Gnaden-Bajourdis voran, eine Art Proklamation: daß er diesen oder jenen Canton besonders in seinem Herzen trage und ihm daher die Gnade erzeigen wolle: daß ihm (dem Pascha) der Staub von den goldenen Stiefeln geküßt werden dürfe. Natürlich stimmte der Canton augenblickliche Wehklagen an und suchte mit einem namhaften Geschenk — die Ehre eines solchen hohen Besuchs von sich ab zu wenden. Dt.

Historische Einzelnheiten.

Hakem, ein egyptischer König, der im Jahr 408 nach türkischer, 1030 nach unserer Zeitrechnung lebte, ließ Kairo mit Feuer vertilgen, weil die Einwohner über ihn seufzten. — Wenn das Seufzen über Tyrannei in unserer Zeit gleiche Folgen gehabt hätte, so ständen in vielen Ländern wohl nur noch wenige Städte.

Pindar, der ewig rühmliche Ahnherr der lyrischen Dichter, mußte in Theben eine Geldstrafe erlegen, weil er in einer Ode Athen als Stütze Griechenlands pries; die Athener aber gaben ihm die doppelte Summe und errichteten ihm eine Bildsäule im Tempel des Mars. So kann, unter verschiedenen Umständen und bei der Leidenschaftlichkeit der Menschen, hier die gleiche That Verbrechen, dort etwas Lobwürdiges seyn; doch erklärt sich der angedeutete Fall durch die Eitelkeit der Athener, welche zufällig in der Wahrheit sich begründete. Auch in neuerer Zeit haben wir die Zweideutigkeit mancher Handlung erfahren; so ward von ein und derselben Parthei ein Volk wegen der Anhänglichkeit an ihren alten Regenten mit Recht erhoben und ein anderes schwer verdammt, beides — weil der zeitige Vortheil es so wollte. O Eigennutz, dein Name ist Mensch!

Die heilige Adelheid, einst Aebtissin zu Cölln, gab jeder Nonne, die schlecht sang, eine Maulschelle, nach welcher Operation sie augenblicklich eine sehr schöne Stimme bekam. — Bei der zeitigen Lust an Opern wäre jeder Theater-Direktion eine solche Adelheid als Chor-Direktrice zu wünschen. — * —.

Epigramme.

Die Verwandlung.

Welch ein Wunder! Durch verschnitt'ne Zöpfe
Werden Gecken — Titus-Köpfe.

Catechisation.

Der Pfarrer.
Was denk'st du dir als Paradies, mein Kind?
Das Mädchen.
Die Stelle, wo verbot'ne Früchte sind.

Corpus juris.

A. Das Corpus juris? Ey, was sagt dies Wort?
B. Der Leib blieb uns zurück, der Geist ist fort.

Jungfer Barbe.

Und sollte von der Stadt
Nur Barbe übrig bleiben,
Man könnte immer noch
Des Orts Geschichte schreiben.

Der zarte Korb.

„Was ist die Liebe?" fragt' Alinen
Ein Stutzer. — „Das, womit ich Ihnen"
Erwiedert sie, „nicht könnte dienen."

Auf manchen Kaufmann.

Bei dir kann selbst Merkur nicht unterscheiden:
Beschützt er Handel oder Beutelschneiden.

Das doppelsinnige Mitleid.

„Mir ist recht widrig heut!"
So klagte Nachbar Klaus:
Voll Mitleid rief sein Weib:
„So siehst du mir auch aus."

G. F. Wehner.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

(Ein Paar Fragen an die empirische Psychologie, den großen Kant und den neulich in Spandau hingerichteten Delinquenten Schäfer betreffend.) — Der Leser erschrecke nicht gleich über diese Zusammenstellung zwei so ganz verschiedener Namen. In der englischen Literatur existirt bereits von einer nicht ungeübten Feder eine Parallele zwischen Alexander dem Großen und einem englischen Straßenräuber, bei der Letzterer den Vorzug behält. Ganz so arg soll es hier aber nicht werden, ja selbst nicht einmal den tausendsten Theil so arg; denn die Parallele betrifft nicht, wie dort, den ganzen Menschen, sondern nur eine einzelne Eigenschaft desselben, aber eine allgemein bewunderte, nämlich den stoischen Muth — zu sterben. Von dem Königsbergschen Philosophen erzählt man, daß er gegen das Ende seines Lebens in der kleinen heiteren Tischgesellschaft, die seit einer Reihe von Jahren mit ihm speiste, nicht selten einschlief. So war er auch einst darüber eingeschlummert, als einer der Freunde nachfolgendes Anekdötchen beibrachte: Ein Delinquent sey zum Richtplatz geführt, in der sicheren Voraussetzung: daß das über ihn gefällte Todes-Urtheil daselbst an ihm vollzogen werden würde; allein unter dem Hochgericht sey er dennoch begnadigt und ihm das Leben geschenkt worden. Ueber diese höchst unerwartete Wendung seines Schicksals habe der arme Sünder eine kindische Freude empfunden und in der äußersten Entzückung einmal um das andere ausgerufen: „Ist es denn auch wahr? Ach, ihr lieben, lieben Leute, ist es denn auch wirklich wahr?" Das Gelächter, welches unter den nicht schlafenden Zuhörern bei dieser kindischen Aeußerung der Lebenslust ausbrach, weckte auch den letzten, wirklich großen spekulativen Philosophen der Deutschen aus seinem bereits lethargischen Schlummer, und er ersuchte den Erzähler um die Wiederholung des Anekdötchens, bemühte sich auch, obwohl mit sichtbarer Anstrengung, vor Beendigung desselben nicht wieder ein zu schlummern. Es geschah hierauf, was Kant wollte; allein kaum hatte der Erzähler geendigt, so rief der Philosoph mit großem Nachdruck aus: „Aber der Kerl war doch ein arger Poltron!" und sogleich schlief er wieder ein. — Man sieht, der Königsbergsche Weise verlangte nach seiner von Jugend an gewohnten Consequenz: daß ein Mensch, welcher einmal die Verwegenheit gehabt hatte, ein wirkliches Verbrechen zu begehen, nun auch den Muth haben sollte, für dasselbe mit Fassung zu sterben. Was er forderte, hat — darf man anders den davon im Publiko herum gehenden Erzählungen trauen — der neulich in Spandau hingerichtete Schäfer auf das Vollkommenste geleistet. Dieser, wie es scheint, höchst verworfene Mensch ist mit einer Fassung, mit einem Muthe und einer so ächt stoischen Gleichgültigkeit aus dem Leben geschieden, daß, wäre er für eine gute Sache und nicht als Verbrecher gestorben, wir ihn nothwendig bewundern müßten. Was thun wir aber jetzt? Doch diese Frage geht die Herren Moralisten an und mag hier ganz unberührt bleiben. — Wir wollten vielmehr bei dieser Gelegenheit einige Fragen von ganz anderer Art an die Herren Psychologen aufwerfen. Nämlich:

1) Wer ist der größere Held, der, welcher mit schwachen körperlichen Kräften in der Nähe des Todes nur fordert, daß ein Mann stets mit Gleichmuth sterben soll, oder der, welcher im Gefühl seiner vollen männlichen Kraft, und mit der furchtbaren Gewißheit, daß er binnen wenigen Stunden nicht mehr seyn wird, dem Tode nicht nur gleichgültig, sondern lachend selbst entgegen geht? — Doch vielleicht meinen die Herren, daß sich diese Frage schon von selbst beantworte; nun, dann mag sie hier müßig stehen. Es giebt noch ein Paar andere, die schwerer zu beantworten seyn möchten, als da sind:

2) Wenn die Philosophie so große Dinge thun kann, wie sie bei dem unsterblichen Sokrates that und bei dem halb todten Kant zu thun schien, warum vermag sie dies nicht bei Allen, die sich ihr widmen?

3) Wenn etwa der narkotische Geist berauschender Getränke den verworfenen Schäfer allein zu dem Stoiker machte, den uns die Fama in ihm kund gethan hat, warum wimmelt es dermalen, wo doch offenbar die Anzahl gewisser Läden und Boutiken Legion heißt, nicht überall von dergleichen inspirirten Helden?

4) Wenn aber doch am Ende der Muth mehr Naturell oder Temperamentssache, als ein eigentlich durch Kunst oder Philosophie erworbenes Talent seyn sollte, warum können wir nicht aufhören, ihn mehr als alles Andere zu bewundern, da wir doch unmittelbar nur wenig oder keinen Genuß, sondern nur die bitterste Demüthigung von ihm haben? H. H.

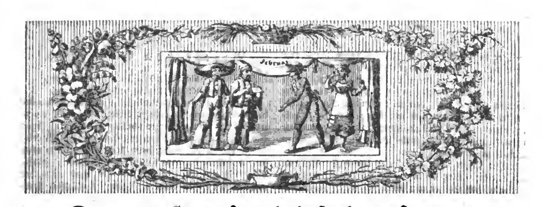
Einige Geschichtsschreiber haben behauptet: die Stiftung der Universität zu Paris schreibe sich schon von Karl dem Großen her, weil derselbe in seinem Palast eine Schule errichtete. Karl der Große hat aber nie in Paris residirt, auch gab es nur ein Paar geistliche Schulen in dieser Stadt. Abbon, der die Belagerung von Paris (durch die Normänner) in barbarischem Latein besang, war ein Zögling der Schule von St. Germain de Pres. Im Jahr 9[illegible] kam Remi, Mönch aus St. Germain l'Auxerre, nach Paris und stiftete dort eine Schule der Dialektik, die erste in ihrer Art; dies waren indeß alles nur ganz isolirte Schulen, nichts von Universität. Paris, welches unter dem ersten Herrscher-Geschlecht Hauptstadt gewesen, ward unter dem zweiten Geschlecht nur Residenz eines Grafen von Paris. Später wurden indeß diese Grafen von Paris Könige von Frankreich. (Courier fr.)

Die Neu-Seeländer haben bekanntlich die Gewohnheit, die Köpfe ihrer in der Schlacht gebliebenen Oberhäupter nach dem Tode ein zu trocknen und auf zu bewahren. Die englischen Seeleute, welche in jenen Gegenden anlegen, suchen sich dergleichen Köpfe zu verschaffen und handeln sie gegen Spielwerk und Taud, wie ihn die Seeländer lieben, ein. Ein Londoner Kaufmann besitzt einen solchen Kopf, der an sich gar nichts Abstoßendes hat und durchaus keinen widrigen Geruch von sich giebt. Er ist trocken, hart und leicht. Das Gehirn ist ausgenommen und die Hirnhaut in ein Klümpchen zusammen gepreßt; die Gesichtshaut ist gelb, wie gegerbt, und überall so tatuirt, daß kein Achttheil eines Zolles Raum frei geblieben ist. Von den Zähnen fehlt keiner, aber sie sind angebrochen und stehen dünn und einzeln. Die Stelle im Backen, durch welche die Kugel gefahren und wo ein Riß in der Haut entstanden, ist mit einer kleinen hölzernen Platte versehen, auf welcher die Tatuirung fortläuft. Der Vorderkopf ist hoch, und sichtbarlich, des Aufschlitzens wegen, der Haare beraubt. Vom Hinterkopf fließen sie in dichten leichten Locken herab. Das Haar ist schwarz und weich, hat auch durch die Behandlung des Kopfes nichts von seiner ursprünglichen Eigenschaft verloren. Der Kopf hat einem der vornehmsten Stammhäupter gehört, welches man an dem Tatuiren erkennen kann, wo jeder neue Strich das Zeichen einer neuerhaltenen Würde ist. Das Tatuiren selbst ist eine Auszeichnung der Vornehmen — ein Adels-Diplom. (Courier.)

Ohnweit der Priorei Bury bei Chelmsford, in England, liegt ein Hügel, an dessen Fuß in geringer Tiefe 24 Skelette, riesengroß, vollkommen erhalten und mit weißen und gesunden Zähnen in den Kinnladen, ausgegraben worden sind. Allen Umständen nach sind es Leichname von Flamländern, die in der Schlacht bei Fornham (zwischen König Heinrich II. und dessen Sohn) im Jahre 1174 geblieben sind. (Courier.)

In der letzten Sitzung der Kammer sprach Hr. v. Barimesnil die treffenden Worte: „Es ist leider erwiesen, daß es in Frankreich unter der höheren Klasse vermögende Individuen giebt, die den Aufruhr bezahlen; die sich verstecken, wenn er nicht gelingt, die aber, wenn er gelange, sich nicht schämen würden, eine sogenannte National-Belohnung zu erbitten." (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 10. Februar. 24stes Blatt.

Arnold von Villeneuve und Franz Traucat.

Wenn man nach den Namen der beiden größten Wohlthäter des südlichen Frankreichs fragt, so darf man sie nicht unter Jenen suchen, denen die Schmeichelei so viele Denkmäler errichtet hat. Während die Gepriesenen viel Unglück über das Volk brachten, und — wie Büffon sehr richtig sagt — „oft künftige Geschlechter mordeten", verdankt das südliche Frankreich zwei thätigen Männern, von geringem Stande und ohne Vermögen, die beiden wichtigsten Erwerbsquellen für viele Tausende bis auf die spätesten Zeiten hinaus, nämlich: die Bereitung des Brandtweins und den Seidenbau.

Der Brandtwein ist die erste und wichtigste Stütze vieler Fabriken zu Montpellier, Marseille und in den meisten Städten der ehemaligen Provence. Dieser Betrieb ist minder wegen der Menge von Liköre, Parfümerieen und dergleichen bedeutend, welche aus dem Brandtwein bereitet werden, als deshalb, weil sehr viele Landleute nur dadurch bestehen, daß sie den geringeren, von ihnen gewonnenen Wein in Geist verwandeln, der sonst keine Abnehmer finden und die schweren Transport-Kosten nicht vergüten würde.

Die Erfindung selbst ist man wahrscheinlich den arabischen Aerzten schuldig, welche den Brandtwein als Heilmittel anwendeten, die Bereitung aber geheim hielten, weil ihre Religion ihnen keinen andern Gebrauch davon gestattete. Arnold von Villeneuve, ein Arzt zu Montpellier, war der Erste, welcher in Europa diese Kunst gemeinnützig machte. Er lebte im vierzehnten Jahrhundert, und schrieb von den heilsamen Wirkungen des mäßig genossenen Brandtweins mit dem Feuer eines von seiner Kunst eingenommenen Franzosen. Er pries ihn sogar als ein Mittel, sich unsterblich zu machen. Obgleich seine Lehre nur zu viele glühende Anhänger gefunden hat, welche durch den Mißbrauch wohl eher ihr Leben verkürzten, war Arnold dennoch der Wohlthäter seiner Landsleute. Es ist ungewiß, wie er zur Kenntniß dieser Bereitung gelangt ist. Man behauptet: der persische Arzt Rhases, welcher im zehnten Jahrhundert zu Cordova in Spanien die Heilkunde lehrte, habe seine Schüler auf diese Erfindung geführt. Arnold kann aber auch durch Nachdenken oder Zufall die Bereitung des Brandtweins erfunden haben, welcher bald in Aufnahme kam, und anfänglich der Stadt Montpellier große Vortheile schaffte. In späteren Zeiten brannte der Bürger und Bauer seinen gewonnenen Wein selbst, wodurch diese Waare sehr verbreitet wurde. Derselbe Arnold war der Erste, welcher die kunstmäßige Bereitung der Liköre, der Parfüms und der Terpentin-Essenz oder des sogenannten Terpentin-Oehls erfand.

So viele Geschicklichkeit war ein zu großes Verdienst, um nicht gegen Arnold Neid und Verfolgung zu wecken. Seine Mitbürger, welche ihm so viel schuldig waren, konnten ihn nicht ertragen; er wurde aus Montpellier verjagt und starb zu Paris im Jahr 1313. Als Erfinder ward er bald vergessen; dagegen steht sein Name als Irrlehrer im Ketzer-Register gebrandmarkt,

weil er behauptete: „Die Mönche haben die Moral Jesu verdorben und werden daher ohne Gnade verdammt." — Arnold verwendete dreißig Jahre auf das Studium der Wissenschaften, und besuchte durch ganz Europa alle zu seiner Zeit blühenden Schulen. Seine zahlreichen Schriften sind jetzt sehr selten; sie enthalten manches Merkwürdige, unter Anderem einen Commentar über das berühmte Buch der medizinischen Schule zu Salerno.

Der Mann, dem Frankreich den Seidenbau verdankt, hieß Franz Traucat. Er war zu Nismes von armen Eltern geboren und blieb sein ganzes Leben hindurch ein anspruchsloser Gärtner. Im Jahre 1564 zog er den ersten Maulbeerbaum in Frankreich, und in Zeit von 42 Jahren hatte er, im Languedoc und in der Provence, die ungeheure Menge von vier Millionen solcher Bäume angepflanzt, wie es durch unverwerfliche Zeugnisse erwiesen ist. Im Jahre 1606 ließ Traucat über die Natur und den Anbau des Maulbeerbaums eine kleine Abhandlung drucken, welche er dem König Heinrich IV. zueignete; dieser gab dem Verfasser eine kleine Pension.

Die erste, zu Tours im Jahre 1470 angelegte Seiden-Fabrik mußte, so wie die späteren, ihre rohe Seide aus Spanien und Italien beziehen. Traucat's Bemühungen ersparten also seinem Vaterlande sehr bedeutende Summen, und hatten einen so glücklichen Erfolg, daß Frankreich jetzt nicht allein mehr seidene Waaren verfertigt, als die beiden genannten Länder zusammen, sondern auch einen bedeutenden Ueberschuß von roher Seide ausführt. Traucat ist es also, welcher, durch die bleibenden Folgen seines Verdienstes, die 10,000 Fabrik-Arbeiter zu Nismes und Tours, und 30,000 zu Lyon ernährt und einen Betrieb geschaffen hat, der, kurz vor der französischen Revolution, allein der Provinz Languedoc sechs Millionen Franken eintrug. Und wie Vielen von denen, welchen er Brod verschaffte, und von denen, die sich mit den Erzeugnissen seines Fleißes seit zwei Jahrhunderten schmückten, ist sogar Traucat's Name gänzlich unbekannt!

Wenn auch Niemand die Stätte zeigen kann, wo Arnold's und Traucat's Gebeine verweseten, wenn auch kein Orden jene Männer schmückte, kein Marmor ihre Verdienste preiset, so ist ihr Ruhm doch unvergänglich. Sie haben sich selbst die erhabensten Denkmäler gestiftet, durch den Wohlstand vieler Tausende, welche ihnen Alles verdanken. Das Beispiel ihrer Bürger-Tugenden möge Jedem, dessen Streben ihm selber unvergolten bleibt, den Trost zurufen: Gemeinnützigkeit lohnt sich selber, und bedarf auch nicht einmal des Nachruhms! — Was sind denn am Ende alle äußeren Zeichen, die der Mensch dem Menschen glaubt geben zu können, gegen die innere, feste Ueberzeugung: genutzt zu haben! Sterwil.

Briefe von Gottsched.

2.

Hochedelgeborne, insonders hochzuehrende Frau, Hochgeschätzte Freundin und Gönnerin!

Habe ich in meinem neulichen Schreiben mich aller der Achtung und Höflichkeit bedient, die man einem unbekannten Frauenzimmer schuldig ist: so ist es gegen Ew. Hochedelgeb. eine doppelte Pflicht gewesen: da dieselben vor so vielen Personen des schönen Geschlechts auch besondere Vorzüge haben. In Wahrheit, so vielen Geist und Witz zu besitzen, daß man einen der geistreichsten Schriftsteller der Franzosen glücklich übersetzen kann, ist ja wohl der Hochschätzung eines Kenners werth. Dieselben werden also keine besondere Kunst und Sorgfalt nöthig haben, um sich in der erlangten Hochachtung zu erhalten. Dero Fähigkeiten des Verstandes und Kenntniß der Welt versichern Ihnen dieselbe ohn alle fernere Bemühung und Verstellung. Zeigen Sie sich also, wertheste Gönnerin, ungescheut, wie Sie sind. Ich werde Sie eben so ungezwungen verehren, als Sie sich zeigen werden, und mich glücklich schätzen, durch Dero bloße Großmuth eine Freundin erlangt zu haben, darauf ich sonst keinen Anspruch zu machen ein Recht gehabt hätte.

Dero Versuch der Bruyereschen Uebersetzung ist sehr wohl gerathen. Hier haben Sie denselben wieder; und Sie werden wohl sehen, daß ihn auch die auf Dero Befehl angewandte schärfste Kritik fast eben so zurück liefert, wie sie ihn empfangen hat. Ich wollte ihn erst ins Reine schreiben lassen: allein Sie möchten vielleicht, in Ermangelung einer Abschrift, Wunder gedacht haben, wie viel ich daran verbessert hätte. Es sind aber nur Kleinigkeiten, die sich auch Dero Augen, ohne sie zu verletzen, darstellen können.

Ich mache auch keine Komplimente, um nicht den Fehler zu begehen, den La Bruyere an gewissen Schmeichlern tadelt. Bestrafen Sie nur diejenige Offenherzigkeit nicht, die ich bloß auf Dero Verlangen ausgeübet habe. Ich glaubte, daß eine Person, die so edel denkt, als Sie, derselben werth wäre. Mehr sage ich also nicht, Dero Feder ins Künftige zu leiten. Eine so scharfsinnige Person wird sich aus meinen Verbesserungen hundert kleine Regeln ziehen, die in Ansehung der guten Schreibart und Rechtschreibung im Deutschen zu beobachten sind. Denn so viel sieht man wohl, daß Ew. Hochedelgeb. das Deutsche nur aus der Uebung im Reden, Lesen und Schreiben gelernt, aber noch keine Sprachkunst dabei gebraucht haben. Dieses muß aber kein Schriftsteller versäumen, gesetzt, daß er in seiner Muttersprache schriebe.

Was unsre angenehme Freundin für einen besonderen Trieb bekommen, in die neue Welt zu schiffen, begreife ich nicht. Will sie etwa die edeln Huronen

und Chevecken besuchen, oder gar ihren tapfern Attakullakulla in sich verliebt machen? Es könnte ihr leicht gelingen. Ohne Zweifel hat er eine so angenehme Europäerin noch nicht gesehen; allein, wird sie auch noch keinen artigeren Liebhaber gekannt haben, als eben ihn? daran zweifle ich. Oder will etwa Signor *** gleichfalls eine Reise nach Amerika wagen? Auf diesen Fall entschuldige ich sie, und wünsche nur: daß die Beschwerden der Reise und dortigen Lebensart nicht größer seyn mögen als dasjenige, was ihr Dresden verleidet hat. Sie thäte wenigstens besser, daß sie es erst in andern europäischen Städten versuchte, ob sie nicht einen vergnügteren Aufenthalt finden könnte. Vielleicht finge sie in Leipzig an und ersparte sich dadurch einen unendlich weiteren Weg.

Nichts ist vortreflicher als die Lebensart einer Frau le Prince de Beaumont, zumal wenn man ihre Einsichten und Gaben hat, wie Ew. Hochedelgeb. Dero Unternehmen muß in den Augen eines Philosophen sehr edel seyn: und ich wünsche den glücklichsten Erfolg dabei. Hier in Leipzig sind keine adelichen Häuser, die Kinder und Vermögen genug hätten, sich solche erleuchtete Hofmeisterinnen an zu schaffen. Die einzige Frau General. Pidtin hat drei Fräuleins, ist aber auch schon mit einer sehr verständigen Person recht wohl versorgt. Nur ein einziger Anschlag wäre hier noch ins Werk zu richten. Wir haben etliche Jahre her eine Mad. du Fonr hier gehabt, die viel adeliche und bürgerliche Kinder in die Zucht nahm, und die Zahl ihrer Untergebenen wuchs bis 12 oder 15, so daß Jedermann glaubte, sie würde sich dabei viel verdienen; allein sie war keine gute Wirthin, und ungeachtet ihrer großen Einnahme gerieth sie in Schulden und mußte die ganze Schule aufgeben. Ich sage nichts, ob ihre Anführung die beste gewesen; sehr viele Eltern waren schlecht zufrieden und die Kinder hatten wenig gelernt. Da nun eine solche schöne Anstalt zu Grunde gegangen, und es dem umliegenden Adel sehr angenehm seyn würde, wenn eben dergleichen unter einer besseren Aufsicht entstünde; so will ich es Ew. Hochedelgeb. zur Ueberlegung anheim stellen: ob Sie nicht auf eben die Art eine solche Pflanzschule des schönen Geschlechts anlegen wollten? Dazu würde nun gehören, daß Sie sich erst hieher verfügten, durch den Intelligenzbogen und Zeitungen Dero Vorhaben bekannt machten, um zu sehen, ob sich nicht bald etwas fände? Wie vergnügt würde ich seyn, Ihnen in solchem Falle ferner mit Rath und That an die Hand gehen zu können.

Mein Briefwechsel ist kein Ding, darum ich mich lange darf bitten lassen. Ich werde mit solchen geistreichen Personen allezeit mehr dabei gewinnen als verlieren. Indessen bitte ich es eben für keinen Eigennutz an zu sehen, wenn ich mich dazu erbiete; sondern für eine Begierde, einer so verdienstvollen Dame zu zeigen, daß ich derselben auf alle Weise gefällig zu werden wünsche, als

Deroselben,

Meiner sehr werthen Gönnerin und Freundin

Leipzig, aufrichtiger und bereitwilliger Diener

d. 21. Mai 1765. Gottsched.

P. S. Ich habe vergessen, von der Mademois. Godefroy Feindschaft gegen die platonische Liebe etwas zu erwiedern. Sie hat nicht unrecht, wenige Mannspersonen dazu geschickt zu finden: aber ist es bei ihrem Geschlecht wohl anders? Hernach müssen die Schönen, die dazu geschickt seyn sollen, viel weniger Annehmlichkeiten besitzen, als Madem. Godefroy. Denn welcher Plato würde unempfindlich genug seyn, bei ihrer Munterkeit und bei ihren Reizungen kalt zu bleiben; es sey denn, daß er 80 oder 90 Jahre alt wäre? Alsdann aber würde er auch ein schlechter Gegenstand für ihre Gegenliebe seyn. Doch ich bin ihr wegen der gegen mich ausgeübten Großmuth einen lebhaften Dank schuldig; da sie nicht alles Böse von mir gesagt hat, was sie wohl hätte sagen können; z. E. daß ich nicht von ihr Abschied genommen, da ich von Dresden gereiset: gleichwohl hatte dieses eine Vorsicht zum Grunde: weil ich mir nicht getrauete, platonisch genug gegen sie zu thun.

B u n t e s.

Der Kosacken-Oberst, Fürst G—n, war in Dresden bei einer vornehmen Dame einquartirt. Eines Abends will der Diener noch etwas holen, findet vor der Hausthür einen Kosacken, der zwei Pferde hält und erkennt zu seiner großen Verwunderung in ihm den Fürsten. „Gnädiger Herr!" ruft er aus, „wie kommen Sie zu den Pferden?" — „Ein Kosack, der mich nicht kannte, bat mich, sie eine Weile zu halten; aber diese Weile ist schon zu einer Stunde geworden." — „Geben Sie mir die Zügel!" — „Nein, ein Kosack muß Wort halten!" — Jetzt kam der Andere zurück; den Fürsten erkennend, fiel er ihm zu Füßen; dieser aber bestrafte ihn mild mit den Worten: „Ein ander Mal laß' mich nicht so lange warten!"

Die größte Krankheit der menschlichen Glückseligkeit ist die Ungewißheit: um sie los zu werden, kann man schon ein wenig Unglück ertragen.

Brunet sprach einst über den Terrorismus in Paris ungestraft auf dem Theater. Er ging an einer Straßen-Dekoration auf und ab und brummte vor sich halb laut: „Ra re ri ro ru!" nämlich: „Rare riro aux rues!"

Bias, einer der Weisen Griechenlands, pflegte zu sagen: „Die Hoffnung ist ein Mittel, welches unsere Sorgen einschläfert, aber die Liebe zum Gewinn weckt sie wieder auf." Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

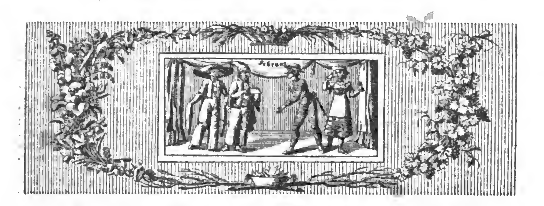
Paris. Das Interessanteste, was ich für heute einem deutschen Publikum berichten kann, ist die erste Aufführung eines „Don Carlos“. Das Stück ist vor 40 Jahren gedichtet worden und der Verfasser, Lefevre, schon seit 10 Jahren todt. Lefevre, ohne zu den Classikern seiner Nation zu gehören, hatte ein ausgezeichnetes Talent. Die Plane seiner Tragödien sind zwar meist ohne besonderen Kunstaufwand entworfen; aber er kannte das Geheimniß, den Zuschauer zu interessiren. Sein Styl ist kräftig, edel und precis; seine nachgelassene Tragödie ist (im „Odéon“) glücklich aufgenommen, und es dürfte nicht uninteressant seyn, den „Carlos“ der französischen Bühne zu beachten, da wir Alle den deutschen „Carlos“ als eines der größten Meisterwerke unsers großen Tragöden kennen und lieben. — Philipp, eifersüchtig auf seinen Sohn, von dem er weiß, daß er heimlich für Elisabeth glüht, sucht diesen eines andern Verbrechens zeihen zu können, und indem er sich stellt, als glaube er ihn verwickelt in das Comolott der empörten Niederländer, berathet er sich in dieser Angelegenheit mit dem harten Herzog Alba und dem treulosen Gomez di Sylva, Beide Feinde des Prinzen. Der Erste stimmt für eine strenge Bestrafung; der Zweite, milder scheinend, malt mit brennenden Farben den Schmerz aus, welchen der Tod des Don Carlos der jungen Königin verursachen würde. Er erreicht damit sehr gut seinen Zweck, die Wuth des eifersüchtigen Königs noch lebhafter zu entzünden. Elisabeth erscheint, und Philipp, an den sie einige bittende Worte zu Gunsten des Prinzen richtet, antwortet ihr zürnend und fest: der Infant habe nur noch eine Hoffnung, er müsse der Tochter des Kaisers Maximilian sich vermählen oder fallen. Die anfangs bestürzte Königin faßt sich und giebt dem König Hoffnung, daß Carlos in die Vermählung willigen werde; dieser aber zeigt sich minder biegsam und bestimmt sich in einer Unterredung mit Elisabeth, nur dazu, Spanien verlassen zu wollen. Er verlangt ehrerbietig von Philipp die Erlaubniß, nach Flandern zu reisen, um seinen Muth dort zu erproben, und der König setzt diese Bedingung dabei fest:

— Si de vos refus la cause est innocente,
Soumettez vous au noeud que l'hymen vous présente:
Dans mon ame, à ce prix, vous obtenez des droits;
Je bannis mes soupçons et permets vos exploits.

Aber der Infant bleibt unerschütterlich und Philipp entfernt sich mit einem drohenden Blick. Carlos faßt den vorschnellen Entschluß, Madrid mitten in der Nacht zu verlassen. Jetzt erst wird der deutsche Leser eine bedeutende Abweichung im französischen Sujet vom vaterländischen finden. Ein königlicher Offizier, der den Auftrag hat, Carlos zu verhaften, giebt sich diesem als heimlichen Abgeordneten der Niederlande zu erkennen, bringt ihm die Huldigungen seiner Mitbürger und verspricht, seine Flucht zu begünstigen. Don Carlos nimmt sein Erbieten an; aber in dem Augenblick, wo er die Stadt verlassen will, wird er überfallen und in den Palast zurück geführt. Philipp erscheint, nimmt seinem Sohn den Degen und schickt ihn in das tiefste Gefängniß. Elisabeth fleht den Vater um Gnade an, aber dies erhöht nur seine Wuth; er stellt einen Henker vor die Pforten des Kerkers, der den Gefangenen zu tödten den strengsten Befehl hat, sobald er irgend Zeichen eines Einverständnisses zwischen Elisabeth und Carlos bemerkt. Eine zweite Unterredung mit der Fürstin bestimmt den harten Vater, das Todes-Urtheil zu sprechen; aber — sein Befehl kommt schon zu spät: denn der unglückliche Carlos hat sich die Adern geöffnet und stirbt unter den Augen Philipps. Die Königin unterliegt in Verzweiflung, und Philipp ist um so mehr den heftigsten Gewissensbissen hingegeben, da ein zu spät erhaltener Brief ihn von der Reinheit und Unschuld der Liebenden überzeugt. Klarer und einfacher ist dieser Plan gewiß als der in Schiller's Stück, wo die sichtliche Vorliebe des Dichters für „Posa“ gegen das Ende des Stückes den Zuschauer nur erst nach genauerer Bekanntschaft ganz in des Dichters Ideen ein zu gehen erlaubt. Aber statt einer detaillirten Vergleichung der französischen mit der deutschen Dichtung, die sich Jedem leicht selbst darbietet, hören wir, was ein geistreicher französischer Kritiker im Allgemeinen der vaterländischen Tragödie vorwirft. Er findet eine zu große Masse von theatralischen Situationen! (Was würde er erst sagen, sähe er den Schillerschen Carlos?) Alle Verknüpfungen in der Handlung sind nicht wahrscheinlich, die Dazwischenkunft eines Militairs in dem vierten Akt sieht etwas wie ein Roman aus; der Charakter Alba's hat mit dem historischen Alba wenig Aehnlichkeit (das ist aber mit Schiller's „Carlos“, nach den neuesten Erzählungen Llorente's, auch der Fall!). Aber dafür ist der König äußerst kräftig und eindringlich, Elisabeth sehr rührend gezeichnet, und im ganzen Styl des Stückes findet man neben manchen Härten doch Gefühl und Wärme. — Das neue Theater: „Gymnase dramatique“ ist vor einiger Zeit schon eröffnet. Im Juni 1820 sah ich die Häuser auf dem „Boulevard bonne nouvelle“ nieder reißen, wo man den Bau eines neuen Schauspielhauses beabsichtigte, und am 23sten Dezember desselben Jahres ist das Theater bereits eröffnet worden! Dabei denken Sie sich, daß alle Pariser Theater, wenigstens von innen, eben so klug und zweckmäßig als geschmackvoll und hübsch eingerichtet sind, und auch das neue Gebäude weicht in diesen Beziehungen seinen ältern Brüdern nicht. Der Saal bildet, wie in fast allen hiesigen Schauspielhäusern, einen vollendeten Halbzirkel, dessen Durchmesser das Orchester ausmacht; er hat fünf Logen-Reihen (einige andere haben ihrer bis sieben), und Gallerieen wie die übrigen Theater, auf denen die Damen ihre reichen Toiletten können glänzen lassen. Das Haus faßt tausend Personen und wird sich um so mehr bald zu einem bedeutenden Range unter den hiesigen Theatern erheben, als sein Personale sehr gewählt und ihm sein Platz unmittelbar nach den königlichen Theatern der Capitale angewiesen ist. Das „Gymnase“ hat ein ganz eigenes Privilegium von der Regierung erhalten; es ist ihm erlaubt, zugleich komische Oper, Comödie und Vaudeville zu spielen: die Stücke dürfen aber immer nur einen Akt haben. Diese Beschränkung, so sonderbar sie auch klingen mag, ist in Paris sehr nothwendig, weil sonst das neue Theater zugleich mit allen Theatern der Hauptstadt collidiren würde, was man zu vermeiden Ursach hat. Daß der Zufluß bei der ersten Aufführung ungeheuer war, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen: ein neues Gebäude, neue Schauspieler, neue Stücke, neue Costüme, neue Dekorationen — schon eines von allen diesen Reizen hatte das Haus gefüllt. Nach dem Volksliede „Vive Henri IV.“ gab man ein Gelegenheitsstückchen zur Feier der Eröffnung, worin man die beliebtesten Schauspieler und Schauspielerinnen der neuen Truppe in den Rollen auftreten ließ, in welchen sie früher am meisten gefallen hatten u. s. w. Ein folgendes neues Vaudeville: „Une visite à la campagne“ hat nicht sehr gefallen; desto mehr aber ein schon von früherer Zeit her bekanntes kleines Stück: „La maison en lotterie“. Am andern Tage gab das „Gymnase“ wieder ein neues Stückchen, von dessen Inhalt ich hier nur so viel verrathen darf: daß — ich ihn nicht ganz füglich erzählen kann. Wenn es erlaubt ist, von diesem Debut eines neuen Pariser Theaters auf seine Folgezeit zu schließen, so darf man ihm das Prognostikon stellen: daß es an Frivolität seinen Geschwistern nichts nachgeben wird. R.

Neulich wurden Proben mit den neu erzogenen Hunden von Terra Nova angestellt, welche in dem Schiffahrts-Bureau, unter Anleitung des Grafen d'Anglès und des Hrn. Marc, angelernt werden. Man warf Strohmänner und andere Gegenstände in die Seine und der Hund apportirte im Nu das Hineingefallene. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 12. Februar. 25stes Blatt.

Die Weisheit auf der Gasse.

Sprüchwörtliche Weisheit soll allein
Mir Freundin künftig und Lehrerin seyn.

„Dein Vorsatz ist mir dunkel. So sprich:
Was lehren eitle Proverbia dich?“ —

Die bitt're Wahrheit behält das Panier;
Die Welt lohnt mit Stößen, wie Böcke, dir.

Die Krankheit kommt zentnerweis' und keck,
Und schleicht nur quentleinsweise sich weg.

Du seyst zu Wasser oder zu Land,
Du führest den Tod stets an der Hand.

Durch Geld und Geizen und Ungesetz
Fällt man zuletzt in des Teufels Netz.

Ein bös Gewissen ein böser Gast:
Es läßt dem Herzen nicht Ruh' noch Rast.

Dreifältige Schnüre reißen nicht leicht;
Kein Fisch ist fröhlich, er sey denn feucht.

Den Kuchen verderbt ein faules Ey:
Ein fleißiges Weib ist des Hauses Bastei.

Ein frommes Kind ist der Eltern Preis,
Ein böses aber Schand' und Verweis.

Wohl Manchen quält sein Teufel sehr;
Ein Fürst hat der Teufel viel' um sich her.

Ein Bienlein ist mehr als ein Hummelschwarm;
Ein Crösus, thut er kein Gutes, ist arm.

Ein kleiner Dieb an den Galgen muß,
Von großen nimmt man die Pfennigs-Buß'.

Ein Mägdlein in allzu schönem Putz
Hält selten Keuschheit und Scham im Schutz.

Ich rathe, daß du geduldig trag'st,
Was du im Hause nicht wenden magst.

So weiß ich Sprüchlein für Lust und Noth,
Mehr als der Knappe des Don Quixot. —

„Wohl dir! Mir scheint, daß zu jeder Frist
Die Gassen-Weisheit sehr lehrreich ist.“ Haug.

Briefe von Gottsched.

3.

Hochgeschätzte Gönnerin und Freundin!

Sie haben beliebet, alle Complimente bei Seite zu setzen. Ich bin kein solcher geschworner Freund davon, daß ich das Wesentlichste eines Briefes darin suchen sollte. Nur den nöthigen Wohlstand gesitteter Personen möchte ich nicht gern unter den Complimenten verstanden haben; dieser ist mir allemal heilig gewesen. — Ein Anderes ist es, angenehmste Freundin, ob ich Dieselben werde unterrichten können? Sie verlangen es zwar: aber es wird schwer seyn, bei einer geistreichen Person, die so viel kluge Bücher kennt und sich selbst, so viel sie will, unterrichten kann. Gewiß an einer großen, ja überflüssigen Fähigkeit mangelt es Denenselben im geringsten nicht.

Aber was halten Sie, wertheste Freundin! Ihrem Geschlechte, und auch wohl dem unsrigen, für eine lehrreiche Ermahnung wegen der Liebe. Ueberhaupt haben Sie recht, daß die edelste Leidenschaft, das sicherste Band der menschlichen Gesellschaft, ja der Himmel auf Erden, durch die Vermengung viehischer Triebe beinahe zu einer Plage des edelsten Geschöpfes

geworden. Aber ihre wahre Vortreflichkeit zu empfinden, dazu gehören auch edle Seelen, die ihren Verstand und durch ihn ihre Neigungen geläutert haben. Wie sparsam dieselben in der Welt hervor kommen, liegt am Tage. Was Wunder ist es denn, daß so wenig wahre Liebe zum Vorschein kömmt? Kennen Sie, edle Freundin, viel männliche Herzen, die in diesem Stücke Ihrer werth sind? Dresden müßte ein glücklicherer Ort seyn als Leipzig, wenn Sie mir diese Frage mit Ja beantworten könnten. Ihre Gedanken davon sind so auserlesen, daß ich sie bewundere und willig unterschreibe. Schade, daß ich sie nicht aus Dero schönem Munde hören kann!

Wie edel denken und schreiben Sie von der Pflanzschule Ihres Geschlechts in Leipzig! Und wie sehr bedaure ich es, daß sie nicht schon angelegt ist! Es würden doch wenigstens etliche junge Schönen in den Stand gesetzt werden, dereinst ihre Männer glücklich zu machen. Es ist meine Meinung nicht gewesen, Dero Namen in den Zeitungen aus zu posaunen; sondern es nur zu melden: daß eine geschickte Person Ihres Volkes und Geschlechts, die in vielen vornehmen adlichen Häusern als Gouvernante junger Fräuleins mit Ruhm gestanden, entschlossen wäre, solche Anführung, und Versorgung mit Zimmern und Tisch, in Leipzig Mehreren angedeihen zu lassen; und das auf die billigsten Bedingungen, darüber man sich näher erklären würde, wenn sich Jemand erkundigen wollte. Die Nachricht könnte man im Intelligenz-Comtoir genauer erfahren: und hier würde ich die Nachfragenden an mich verweisen lassen. Gefällt Ihnen, theuerste Freundin, diese Art zu verfahren, so bitte ich, es mir zu melden. — Doch freilich gleiche ich noch zur Zeit den Katholischen, welche die Reliquien ihrer Heiligen nur im Glase gefaßt haben.

Wegen meiner Beurtheilung Dero Uebersetzung habe ich noch vielmals um Vergebung zu bitten. Ich war so frei, ja ich möchte wohl sagen, so pedantisch, und gehorchte Ihnen, angenehme Freundin: und wer konnte das Ihrem inständigen Begehren versagen? Habe ich durch diesen Gehorsam in Dero Urtheil von meinen Sitten nichts verloren, so ist es ein Glück, oder vielmehr Dero überflüssige Güte. Ich weiß wohl eher Personen, die es gleichfalls gefordert hatten, und doch hernach böse wurden. Das ganze Capitel wird mir sehr willkommen seyn, und viel weniger zu tadeln geben. Scharfsinnige Personen brauchen nur wenige Regeln und Erinnerungen, und werden bald vollkommen.

Dero Belesenheit im Homer erfreuet mich: und Dero Urtheile von seinem Helden Achill sind nicht so gar unbillig. Ich glaube es wohl, daß dieser große Krieger Dero Held nicht seyn würde. Aber bedenken Sie auch die Zeiten, darin er lebte! Das ganze menschliche Geschlecht war noch rauh, und so zu sagen roh. Die bloße Natur bildete die Leute. Achill aber war noch jung, als er die Briseis liebte, irgend 20 bis 24 Jahre. Ungeachtet es nun seine erste Liebe nicht war, indem er schon Deidamien geliebt hatte, so mochte sie doch sehr heftig seyn, weil Briseis vermuthlich sehr schön war, und ihn wieder liebte: ein starker Zunder! Sodann glaube ich auch, daß der Ehrgeiz und der ihm angethane Schimpf, da ihm Agamemnon vor den Augen des ganzen Heeres seine Liebste entführen lassen, mehr Theil an seinen ohnmächtigen Thränen gehabt hat, als die bloße Liebe. Ich wollte ihn also nicht gern ganz verachten lassen. Des Thersites Charakter ist vom Homer, wie die Poeten pflegen, nach der gemeinen Art zu denken gebildet. Die häßliche Gestalt zeiget nach derselben ein böses Gemüth an; nach dem Sprüchwort: man solle sich vor Leuten hüthen, die Gott und die Natur schon gezeichnet hat. Ja nicht nur die Dichter-Logik schließt so, sondern selbst Plato und sein Lehrer Sokrates glaubten, daß schöne Körper auch mit schönen Seelen versehen wären. Und wer sollte dies weniger bestreiten, als Sie, theuerste Freundin? Irre ich denn, wenn ich aus Dero schönen Seele, die mir aus Dero Briefen bekannt geworden, auch zum Vortheil Ihrer Leibesgestalt einen Schluß mache? — Das Register der Schiffe ist für uns freilich ekelhaft zu lesen; allein in Griechenland, wo sich der Stolz aller Landschaften auf die Zahl der Schiffe gründete, die sie nach Troja geliefert hatten, war es für den Homer kein Fehler, davon zu erzählen. Wir müssen ihn also gelinder beurtheilen, da er für seine Landsleute, und nicht für uns geschrieben hat. Aber wie viel werden meine wertheste Gönnerin nicht an den Schriften eines Mannes zu erinnern finden, der lange kein Homer ist? Ich weiß nicht, mit welcher davon Sie noch nicht versehen sind, sonst wäre es meine Pflicht, damit auf zu warten.

Ich habe einen wunderlichen Brief aus Dresden bekommen, der meinen Briefwechsel mit Ihnen, theure Gönnerin, spöttisch durchzieht und andere nachdenkliche Sachen enthält. Hier ist Hand und Siegel des Correspondenten, der sich Myrtill nennt. Können Sie denselben irgend errathen? Oder ist es vielleicht ein Streich von unserer losen rachgierigen Freundin? Belehren Sie doch davon ehestens, und nicht so langsam als bisher,

Theuerste Freundin

Leipzig, d. 12. Juni 1765.

Dero ergebenen und gehorsamen Diener Gottsched.

P. S. Voici, Madame, mes pièces poëtiques les plus nouvelles. Ma harangue n'a pas été imprimée comme toutes les autres, qui ont été lues devant Son Altesse Electorale.

Aureng-Zeb.

Der Groß-Mogul Aureng-Zeb hatte sich durch schwere Verbrechen auf den Thron gebracht und in späterer Reue und Büßung suchte er durch Beglückung seiner Unterthanen die innere Ruhe wieder zu gewinnen. So geschah es, daß er, kaum genesen von einer schweren Krankheit, an einem wichtigen Geschäft sehr anstrengend arbeitete. Einer der Vezirs rieth ihm davon ab; Aureng-Zeb aber sagte unwillig: „Daß ein Fürst mit den Waffen in der Hand muß zu sterben wissen, wenn das Vaterland in Gefahr ist, gesteht ihr ein, und wollt doch nicht, daß ich im Nothfall meine Bequemlichkeit und meine Gesundheit dem edelsten Heil des Volkes widme! Ich bin auf den Thron gesetzt, das Glück vieler Millionen Menschen zu befördern, und habe zum Wahlspruch die Worte des Sadi: „Könige, höret auf zu herrschen oder herrscht durch euch selbst!" Sind uns denn Reichthum, Gewalt und Größe nicht schon Fallstricke genug? Reißt uns nicht Alles zur Weichlichkeit, die Künste der Weiber und die Reize der Vergnügungen? Müssen wir auch noch Diener haben, die ihre Gegenwart am Thron nur dazu benutzen, die ohnehin schwache und schwankende Tugend der Regenten ganz zu ertödten?" — Von Aureng-Zeb wird auch die Parabel her geleitet, welche Lessing zu seinem „Nathan" benutzte. Jener Fürst — so spricht die Ueberlieferung — stritt sich mit einem Rabbi über die Religionen und fragte endlich: „Welche Religion hat den Vorzug? die der Hebräer, der Christen oder der Muselmänner?" — Und der Rabbi antwortete: „Herr! ein Hausvater hatte einen Ring von unschätzbarem Werth und drei Söhne, wovon Jeder den Ring sich wünschte. Der Vater liebte seine Kinder gleich innig und ließ nun in seiner Güte noch zwei ganz ähnliche Ringe verfertigen, sie dann unter die Söhne vertheilend. Keiner derselben wollt' es nun zugeben, daß er einen unächten Ring habe, und im Glauben war auch jeder Ring der ächte." — Mit Recht darf man aber annehmen: die erwähnte Parabel sey noch viel älter und der Rabbi habe sie nur nach erzählt.

Ed. Rolle.

Scherz und Ernst.

Im „Monthly Magazine" (Januar 1821) liefet man einen scherzhaften Aufsatz, überschrieben „die Weiber". Wir heben einige Stellen aus: Ein alter mürrischer Theater-Dichter behauptet: die Weiber hätten sechs Sinne, Gesicht, Gehör, Geschmack, Geruch, Gefühl und den Sprechsinn; letzteren ausschließlich. Es ist indessen ein großer Unterschied zwischen reden und Reden halten; so wenig sich ein Weib zu einer Parlements-Rede versteigen kann, so wenig vermag ein Mann mit rechter Geschicklichkeit und Feinheit eine Conversation an und aus zu spinnen. Hier bringen gewöhnlich Männer dummes Zeug (stupid sense) zu Markt, während Weiber liebenswürdigen Unsinn (lively nonsense) auskramen. Addison schrieb die interessanteste Zeitschrift, und konnte keine zehn Worte in einer Gesellschaft heraus bringen. Unter allen Weibern ist die Gabe, zu sprechen und über Nichts Etwas zu sagen, den Französinnen eigen, nach ihnen den Irländerinnen. Man trenne nur auf drei Wochen zwei Schwestern und zwei Brüder, lasse jedes der vier Geschwister nach Osten und Westen reisen und zu gleicher Zeit wieder nach Hause kommen. Die beiden Schwestern werden sich Wochen lang von ihrer kleinen Reise zu erzählen haben; den Brüdern wird es vielleicht schon nach einer Stunde an Stoff zur Unterhaltung fehlen.

Bei den vielen Gichtkranken, die wir jetzt haben, möchte man daran erinnern: daß einst der Mathematiker Benedetto Castelli dem Bonaventura Cavalieri den Rath gab: seine Schmerzen durch das, den Menschen ganz beschäftigende Studium der Mathematik sich vergessen zu machen. Er that es und befand sich wohl dabei; wir aber glauben nicht, daß die erneuerte Bekanntmachung dieses Rathes die Mathematiker sehr vermehren wird.

Eines der wunderlichsten Schul-Programme ist wohl folgendes: „Meine Beobachtungen und Erfahrungen über die Blattläuse, womit zum Rede-Act, welchen das Albertinische Gymnasium dahier zum Andenken Dr. Luthers feiert, alle Gönner und Freunde der Wissenschaft mit geziemender Ehrerbietung einladet J. N. Grimmer, Conrektor (Hof, 1808)." Eine Abhandlung über die Blattläuse zu Luthers Gedächtniß! — sollte man glauben, daß noch in unserer Zeit dergleichen possenhafte Mißgriffe vorfallen könnten!

Ich behaupte: man sollte aufhören, dem Weißenfelser Aristarchen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, aus demselben Grunde, welcher einst den Marschall Catinat vermochte, von einem Gegner zu sagen: „Warum sollt' ich ihm üble Stunden machen? Sein Stolz quält ihn mehr, als mir seine Intriguen schaden!"

Selbst die Maskeraden können die Menschenkenntniß vermehren; denn es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen: ein böser Mensch ist in der Maske noch böser, der gute noch bedächtiger in dem, was er thut; und dieser liebt solches Maskenspiel auch überhaupt nur, um Andere zu beobachten und sich an ihrer Lust zu freuen.

Was man im Leben früh an den Himmel verliert, ist ein Capital, welches dem Menschen sicher gestellt werden soll, damit er es einst in erhöhtem Werthe wieder finde.

A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Die Eröffnung des Landtages gab vor einiger Zeit unserer Stadt mehr Leben und Bewegung. Die Sitzungen desselben sind nicht öffentlich, obgleich der Großherzog die Oeffentlichkeit sehr gewünscht hat; die Resultate derselben erscheinen jedoch sogleich, pragmatisch dargestellt, in unserm „Regierungsblatte" und veranlassen mannigfaltige Unterhaltung. Die Stuttgarter Zeitung bemerkt — ein Witz, der übrigens hier viel belacht wurde —: die Ursache, warum bei uns diese Sitzungen bei verschlossenen Thüren gehalten würden, sey die nördlichere Breite, in welcher Weimar läge! Da möchte man doch fragen: Besteht denn die Vortrefflichkeit eines Landtages in seiner Oeffentlichkeit, in der guten Lunge und dem passablen Mundwerk einiger Worthelden, die gern glänzen möchten und rechtliche Leute mit einem leeren Redeprunk überschreien? Nein, sie besteht in den Resultaten, in dem Tagen im Lande, wie ich mir das Wort: Landtag, zu erklären gewohnt bin, und deswegen die Volksvertreter ganz eigentlich Tagmacher nenne. — Der theatralische Landtag hat im vorigen Monat seine Sitzungen öffentlich gehalten, wie gewöhnlich. Die Gegenstände waren folgende: „Die Zauberflöte"; „Vater und Sohn", von Vogel, neu, gefiel nicht sonderlich. Die „Schuld" wird hier immer gern gesehen; ein Hr. Lorzing, Verwandter unsers Komikers, gab den „Hugo" als Proberolle und leistete in derselben mehr als man erwartete. „Der neue Orpheus", ein Lustspiel in Versen, hatte viel nördliche Breite und langweilige Länge; es gefiel ganz und gar nicht. Der Verfasser ist ein Weimarer, den ich nicht nenne, weil er vermuthlich gern incognito bleiben will, in der Furcht: die Kritik möchte mit ihm nicht besonders hausen. Der „Diener zweier Herren"; „Truffaldino" ist eine Hauptrolle von dem Hrn. Unzelmann, in welcher wir jedesmal seine Gelenkigkeit und sein Extemporiren bewundern. — „Otto von Wittelsbach", seit 27 Jahren hier nicht gegeben, war für uns als ganz neu zu betrachten. Hr. Halde gab den „Otto" recht brav. Die Vehme ist hier gestrichen; Otto bleibt allein auf Wittelsbach, steckt die Burg in Brand und ersticht sich als ein freier Deutscher, im Angesicht der kaiserlichen Soldaten, auf der Mauer mit seinem Schwerdte. Die Dekoration der entflammten Burg nahm sich malerisch schön aus. — „Die vier Temperamente" und „vierzehn Tage nach dem Schuß", zum ersten Mal gegeben, sprachen nicht an. — Die Mode, diese strenge Göttin, deren letzte Befehle, in Hinsicht des Kopfputzes unserer Damen, das Kolossale, Ausbreitende, Hochfahrende, Hochschwankende, Auffallende, Hervortretende, das Dunkelmachende u. s. w. verordnete, ist im vorigen Monat in unserm Theater sehr beleidigt worden und auf unsere Damen sehr erzürnt. Diese haben nämlich, der Mode zum Trotz, die Hüte abgelegt und erscheinen im Theater in Mützchen von allerlei Form und Farbe, die sich allerliebst ausnehmen. Die Veranlassung dazu war ein Aufsatz im hiesigen „Wochenblatt", in welchem die Damen aufgefordert wurden, die Hüte ab zu legen, um den Dahintersitzenden nicht die Aussicht zu verkümmern. **.

Prag. Mit dem Jahre 1821 hat hier eine neue Zeitschrift begonnen, unter dem Titel: „Der Kranz". Es erscheint wöchentlich ein nett gedruckter Bogen um den billigen Preis von 6 Kreuzer W. W. für den Bogen. Sie wird von Hrn. Kramerius redigirt; enthält aber leider größtentheils nur Nachdrücke. Man wundert sich im Auslande, daß bei uns das Nachdrucken noch immer nicht ganz aufhören will; aber wenn man bedenkt: daß die Zahl der belletristischen Schriftsteller hier sehr gering ist und die Wenigen keinen Verein bilden, so bleibt den Verlegern, die eine Zeitschrift heraus geben wollen, nichts übrig, als aus andern deutschen Zeitschriften das für den Bedarf des Publikums Brauchbare zu sammeln und wieder abdrucken zu lassen *) Wer sich unter den Gliedern des Parnasses bereits einen mehr oder minder hohen Sitz errungen, arbeitet entweder an größeren Werken oder liefert Aufsätze für die fest bestehenden Zeitschriften des Auslandes, deren Ertrag ihm Ehre und Geld sichert. Honorar für zeitschriftliche Aufsätze kann hier nur spärlich ausfallen, da die meisten Tagesblätter einen geringen Absatz haben und kaum die Kosten des Verlages zu decken im Stande sind, ja sich nur eine Zeit lang durch ihre Wohlfeilheit erhalten können, denn nur diese sichert einigen Absatz. — Von Hrn Griesel erscheinen im Laufe dieses Jahres zwei Bändchen „Erzählungen", eine „Beschreibung von Prag" und vielleicht auch noch sein romantisches Schauspiel: „Ueber Alles Liebe", mit dem Vorspiel: „Ueber Alles Gold". Hr. Professor Gerle giebt den zweiten Theil der „Ritter der Tafelrunde" und zwei Bände „Erzählungen" heraus. Von Hrn Schießler erhalten wir einen Almanach: „Die Grazien" und ein „Taschenbuch für Badegäste". — Eine ernste Rüge verdient es, daß von der hiesigen Postamts-Zeitungs-Expedition die ausländischen Journale bei weitem theurer im Preise angesetzt sind, als selbst in Wien. So kostet der Jahrgang des „Gesellschafters" hier 68 Gulden W. W., in Wien nur 48 Gulden. Die „Zeitung für die elegante Welt" (die übrigens im Auslande auch 8 Thlr. kostet, wie der „Gesellschafter") wird hier mit 50 Gulden, in Wien nur mit 35 Gulden berechnet. Es herrscht also sicherlich der Maaßstab der Willkühr und es wird demnach nothwendig, öffentlich zu fragen: wer sich dergleichen erlaubt? S.

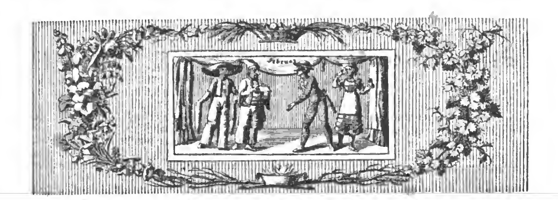
*) Die Herren Verleger müssen keine Zeitschrift heraus geben, wenn sie es nur auf betrügerischem Wege können. Sie würden dann wenigstens nicht die literarische Gemeinschaft hindern, welche die österreichischen Länder mit Deutschland haben sollten und die noch auf manche Weise gestört ist. D. H.

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß Niemand Glück auf der Redner-Bühne macht, der nicht Reife des Urtheils und Wahrheit in der Bemerkung mit hinauf bringt. Daher bereiteten die größten Redner sich vor, selbst Demosthenes und Cicero thaten es. Auch darf nicht immer dem Zuhörer geschmeichelt werden. Demosthenes sprach einst die denkwürdigen Worte: „Athenienser! Eure Redner werden Euch nicht besser noch schlechter machen, Ihr vielmehr müßt sie so bilden, wie Ihr sie Euch wünscht; denn nicht Ihr leihet Euch ihrem Verlangen, sondern sie suchen dem Eurigen zu schmeicheln. An Euch ist es daher vor Allem zuerst, das Nützliche zu wollen, dann wird auch Alles gut gehen!" (Man scheint übrigens Demosthenes stets aufmerksamer angehört zu haben, wie man die jetzigen Improvisatoren hört; wenigstens hat man niemals dergleichen Unterbrechungen vernommen, als da sind: „Zur Abstimmung!" „Zum Beschluß!" — aux voix! la clôture! —) In der Philippika kommt sogar die Stelle vor: „Das Schlimmste ist der bei Euch eingewurzelte Fehler, daß Ihr ein Uebel nie vorher ab zu helfen sucht, sondern immer erst berathet, wenn es schon da ist!" — Ein solcher Redner würde offenbar jetzt zur Ordnung verwiesen werden. (Constitut.)

Die Zeitung von Boston berichtet: daß dort unlängst eine englische Galliette eintraf, in welche ein Schwerdtfisch sich mit seinem Schwerdte so hinein gearbeitet hatte, daß er mit demselben durch den Bord und die Schiffsfütterung bis in den innern Schiffsraum gedrungen war. Kam er noch 2 Zoll weiter, so hatte er ein Rum-Faß angebohrt. Der Direktor des dortigen Museums wird das ganze Stück des Schiffs sammt dem darin sitzenden Schwerdte aussägen und so aufbewahren lassen. Das Schwerdt saß so fest, daß kein Tropfen Wasser daneben durchdringen konnte. (Courier fr.)

Zu Viburg, in Dänemark, ward neulich ein Hr. Foß zu 8020 Thlr. Strafe verurtheilt, weil er einen großen Theil seines Landgebietes in Brache liegen ließ. — In China ist man hierin noch strenger; das Land wird sogleich für den Staat confiszirt. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 14. Februar. 26stes Blatt.

Sehnsucht.

O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae? Hor.

Nicht, was stets die große Menge
Wünschend hofft und heiß begehrt:
Reichthum, Ehre, Glanz, Gepränge,
Titel, Würden, Lobgesänge
Acht' ich eines Wunsches werth.

Werth nicht acht' ich, zu erstreben
Unruhvoll bei Tag und Nacht,
Was nicht kann dem Erdenleben
Höhere Bedeutung geben,
Was nicht wahrhaft glücklich macht.

Wahrhaft glücklich! dies zu werden
Lehrt allein — Genügsamkeit;
Sie, ein Himmelskind auf Erden,
Lehret lächeln bei Beschwerden,
Kränzt mit Rosen stets die Zeit.

Glücklich, wenn, was ich erbitte,
Mir gewährt des Schicksals Gunst:
Eine friedlich-stille Hütte
In des Blumengärtchens Mitte,
Reich an Tugend, Fleiß und Kunst.

Scherz und Heiterkeit bei'm Mahle,
Eig'nen Feldes Fruchtgewinn;
Milch und Brod in ird'ner Schaale,
In dem grünen Blätter-Saale,
Bei der Rede weisem Sinn.

Glücklich, schau' am kleinen Heerde
Ich des Herzens Ideal;
Sie, mein Kleinod für die Erde,
Sie, in sittiger Geberde,
Hold wie Maien-Sonnenstrahl.

Glücklich, wenn an ihrem Arme
Ich die thaubeglänzte Flur
Kann durchwandeln, frei vom Harme,
Feiert dann die lebenswarme,
Ewig segnende Natur.

Wenn mit ihr ich kann am Quelle
Ruhen unter'm Blüthenbaum,
Selig ruhen, wo die helle,
Goldbesäumte, stille Welle
Sanft zerfließt in Silberschaum.

Glücklich, können wir uns letzen
An des Dichters Phantasie;
Kann sich Geist und Herz ergötzen
Innig an Gedanken-Schätzen,
An der Worte Harmonie.

Kann ich, wenn der Hain sich röthet,
Wenn Sie sanft sich an mich schmiegt,
Mit ihr schauen, süß umflötet,
Wie die Schwalbe, schon verspätet,
Eilig zu den Jungen fliegt.

Wie bei'm Klingen der Schallmeien,
Wenn schon Hesper freundlich winkt,
Singend buntgeschmückte Maien
In dem seligsten Erfreuen
Brauner Schnitter Schaar umringt.

Selig, dreimal selig lebte
Wohl bei solchem Loose ich!
Jeder, jeder Tag entschwebte
Rosig mir, die Freude webte
Kränze, ewig grün, für mich!

Wird mir solch ein Loos beschieden? —
Vater über'm Sternenzelt,
Gieb auf stiller Flur hienieden
Solche Lust mir, solchen Frieden,
Gieb sie mir, wenn's Dir gefällt!

Friedrich v. Wichert.

Briefe von Gottsched.

4.

Wohlgeborne,
insonders hochzuverehrende Frau Doktorin,
Hochgeschätzte Gönnerin!

Ew. Wohlgeboren vergeben mir diese ausführliche Anrede, die ich Denenselben bisher, theils aus Unwissenheit, theils auf Dero eigenen Befehl entzogen habe. Allein die Unwissenheit ist nur dann strafbar, wenn man aus Faulheit oder aus Unachtsamkeit muthwillig darin bleibt. Dieses nun thue ich nicht und werde folglich wohl Vergebung erlangen: wenn ich nunmehr gestehe, daß ich dieselbe glücklich vertrieben habe. Ein Brief an einen vornehmen Freund in Halle hat mir zu einem erwünschten Lichte geholfen. Ein verehrungswürdiger Mann, der an dem Glücke Ew. Wohlgeb. großen Antheil nimmt, hat mir die bisherige Dunkelheit vertrieben. Ich kenne nun einigermaßen die angenehme, die bescheidene Freundin, die mich ihres Briefwechsels auch unbekannter Weise gewürdigt hat. Wie schätzbar ist mir nicht jetzo Dero Charakter! Und wie böse bin ich auf unsere lose Freundin, Mademois. G., daß sie mich in solcher Dunkelheit so lange lassen können. Nunmehr aber weiß ich erst, was ich Ihnen schuldig bin, vortrefliche Freundin und Gönnerin! Vergeben Sie nur, was ich bisher gefehlt habe; nicht mehr thun, ist die beste Buße; diese verspreche ich Ihnen.

Ew. Wohlgeb. haben mich, durch Dero Unwillen über meinen unerkannten Correspondenten in Dresden, in große Unruhe gesetzt. Ich habe es schon sehr bereuet, daß ich Denenselben die Sache vertrauet habe: denn ich bin vollkommen überzeugt, daß er es weder mit Denenselben noch mit mir übel gemeint habe. Der rechtschaffene Freund hat also die große Strafe gewiß nicht verdient, die ihm durch Dero Verweise zu Theil geworden; ich bedaure ihn herzlich, und bitte ihn, durch Dero Vermittelung, um Vergebung, daß ich ihn verrathen habe. Sein Brief ist zwar munter, aber nicht boshaft; je mehrmals ich ihn durchlese, desto mehrere Spuren guter, wenigstens unsträflicher Absichten entdecke ich darin. Ich erkenne ihn also für meinen wahren Freund, und würde ihm dafür gedankt haben, wenn er mir seinen Namen nicht verhehlt hätte. Ich beneide ihn aber auch, daß er die Ehre hat, mit einer so schätzbaren Person auf einem so bekannten Fuß um zu gehen. Meine hochgeschätzte Frau Doktorin aber ersuche ich ergebenst, ihm diese meine Abbitte und Ehrenerklärung geneigt, und ohne fernere Verweise, bekannt zu machen. Seinen Brief werde ich Denenselben nicht schicken; er ist mir viel zu lieb und viel zu wohl gesetzt, als daß ich ihn Dero erzürnten Händen aufopfern könnte. Sie wissen auch, durch seine Gutherzigkeit, schon seinen Inhalt; dieser hätte Dieselben billig besänftigen sollen. Vielleicht erwerben mir diese meine Gesinnungen bei ihm das Vertrauen, daß er sich mir selbst entdeckt. Meine Ergebenheit gegen ihn soll ihn über die Rache trösten, die Ew. Wohlgeb. an ihm genommen haben.

Dero Abbildung von den jungen Mannspersonen in Dresden ist sehr lebhaft und vielleicht größtentheils nach dem Leben geschildert. Allein behüte Gott, daß ich sie für allgemein halten sollte! Es muß doch auch noch gesetzte Gemüther geben, die den wenigen gesetzten Personen des andern Geschlechts gefallen können. Was würden wir sonst für eine Nachwelt bekommen? Allein freilich suchen die gekräuselten, gepuderten, durchräucherten jungen Herren auch solchen Schönen zu gefallen, die ihnen ähnlich sind. Konnten sie zu solchem Zwecke wohl bessere Mittel wählen? Die Frage ist nur: welches Geschlecht das andere zuerst verführt hat? Sie sehen also, wertheste Gönnerin, daß ich das meinige gewissermaßen auf Unkosten des Ihrigen vertheidigen will. Ob ich recht habe, das erwarte ich von Dero Ausspruch.

Dero Gesinnungen in Ansehung meiner Erinnerungen sind unvergleichlich: aber Dero Stärke im Deutschen ist gewiß, bis auf wenige Kleinigkeiten, vortreflich. O daß ich im Französischen Ihnen gleich käme! — Sie danken mir für die Mühe, hochgeschätzte Gönnerin, die ich mir Ihrenthalben geben will. Aber Sie thun es zu früh! Denn die Wahrheit zu sagen, so werde ich mir dieselbe nicht mehr geben; ob ich schon bereits den Anfang gemacht hatte, dieselben in ablichen Häusern an zu preisen. Warum? Es ist mir verboten worden! Eben der ansehnliche Mann, dem ich eine nähere Kenntniß Dero Charakters und übriger Umstände zu danken habe, will es nicht haben, daß Ew. Wohlgeb. sich so erniedrigen sollen. Er hat recht, und ich werde ihm folgen.

Ew. Wohlgeb. wollen sich mit dem guten Homer nicht aussöhnen lassen. Ja, Sie sind selbst mit dem Sokrates und Plato, in Ansehung der schönen Gesichter, nicht zufrieden. Sie haben gewissermaßen recht, denn in gewissen Fällen trifft ihre Regel nicht ein; z. E. ich kenne eine sehr schöne Frau, die, in Ansehung der Tugend, keine so schöne Seele hat, als ihr Körper ist. Solche Mannspersonen giebt es auch; allein es giebt doch nur wenige Ausnahmen, wenigstens will ich's zur Ehre des Schöpfers und der menschlichen Natur so glauben. Dero Drohung, mich zu überreden, Sie selbst wären gebrechlich, würde gewiß zu spät kommen; ich glaube den Leuten nicht, die was Böses von sich selber sagen. Ich habe mich dieses Kunstgriffes einmal in einem meiner sittlichen Wochenblätter bedient, ohne zu

wünschen, daß man mir glauben möchte. War ich nicht eitel?

Sie urtheilen gar zu gütig, wertheste Gönnerin, von meinen poetischen Stücken. Ich will aber künftig noch einige beilegen. Indessen habe ich mich eher und mehr mit Originalen als mit Uebersetzungen gewiesen: ja die Fontenellischen Schriften und der dritte Band vom Leben der Frau von Maintenon sind fast das einzige, was ich übersetzt habe; die „Iphigenia" des Racine ausgenommen. Wir Deutschen haben viel gewonnen, da eine Schöne von Dero Geschmack und Einsicht unsre deutsche Literatur zu kennen und zu lieben angefangen. Die Franzosen urtheilen insgemein von uns, ohne unsre Sprache zu verstehen und etwas Gutes darin gelesen zu haben. — Es ist wahr, daß ich eine „deutsche Schaubühne" heraus gegeben, die aus sechs Bänden besteht; davon ich aber nicht mehr als fünf oder sechs Stücke selbst gemacht habe. Zwölf sind von meiner seligen Gattin und die übrigen von andern guten Federn. Ich will durch eine gute Gelegenheit sie zum Durchlesen schicken.

Vous Vous emportez un peu trop, Madame, contre Votre ami, auteur de la Lettre en question. Pardonnez lui, je Vous conjure! Il ne nous haït pas, j'en suis sur; et nous donnera des marques de son amitié, si tôt, que les occasions se presenteront. Votre apostille françoise fait honneur à Votre langue, comme à Votre plume. Continuez, de grace, de m'en regaler quelque fois. Plût à Dieu, que Vos flatteries, touchant mon françois, fussent des verités! Adieu, Madame! Continuez moi Vos amitiés. Je suis de tout mon Coeur,

A Leipsic, ce 2. Juillet 1765.

Votre
très humble et très obéissant Serviteur
Gottsched.

Zeitblüthen.

Laut den Zeitungen wurde am 8ten Oktober 1820 in Rom in der Kirche des heiligen Lateran die Bildsäule des heiligen Gregor vom Blitz getroffen; der Kopf flog herab und die Krone, welche den Kopf zierte, wurde weit hinweg geschleudert. „Das Volk machte sich auf allerlei Weise über diesen Unfall lustig." — In Neapel aber sind im November 1820 Preise ausgesetzt worden für Jünglinge, welche sich in dem Studium der Astronomie auszeichnen. — In Rom dient es also nur noch zur Unterhaltung, wenn eine Art Mirakel an einem Heiligenbilde geschieht, und in Neapel wird jetzt das Studium einer Wissenschaft befördert, welche bisher unter dem Banne lag. — Das sind heilbringende Winke der Zeit und wir wünschten nur, daß sie ihr Vorhaben, auch in Italien die künstliche Verfinsterung zu vertreiben, recht friedlich vollbringen könne.

Professor Krug hat in der „Minerva" (Februar 1821) einen Aufsatz, betitelt: „Ueber die Bibelgesellschaften" mitgetheilt, den wir solchen Anstalten besonders empfehlen, damit sie ihre Thätigkeit zweckmäßiger anwenden, als es bisher, zum Nachtheil der wahrhaften Bildung, geschehen ist. Frömmler haben die Zeit mißverstanden; wohl uns, wenn vernünftige Leute sich ferner nicht scheuen, ihnen dies zu sagen, damit nicht mehr noch verloren gehe, als es bisher geschehen ist. Arme Schullehrer auf dem Lande und in kleinen Städten läßt man darben, viele Orte sind noch ganz ohne Schulen, oder haben solche, die eben so gut als gar keine sind; dagegen vertheilt man, mit Verwendung höchst bedeutender Summen, Bibeln in allen Sprachen und an Leute, die oft noch gar nicht wissen, was sie damit sollen. — Dieses Thema hat Krug in dem genannten Aufsatz mit einfacher, aber nachdrücklicher Rede behandelt, und wir stimmen freudig in seine Wünsche und Erweckungen ein.

In einem unbedeutenden Wiener Taschenbuch für 1821 ist unter andern Distichen auf gute und schlechte Schauspieler auch folgendes, an den Komiker Ignaz Schuster, mitgetheilt:

„Sonne bleibt Sonne! wenn auch die Wolke den Aether verdunkelt,
Segnend bricht sie hervor, und — jener Nebel entflieht."

Der Rival des Besungenen, der Komiker Raimund, zog die „Wolke" und den „Nebel" auf sich und begehrte hartnäckig: daß der schwache Herausgeber das Blatt mit einem andern vertauschen sollte. In einer Gesellschaft gab dies Veranlassung zu folgendem Epigramm:

Zürn', o Raimund, nur nicht! der Versler hat gut dich geschildert,
Wolk' und Nebel sind Dunst gleich deinem nichtigen Ruhm.

C. Möllen.

Fündlinge.

In einem Inventare von Hausrath wurde vom Schreiber auch verzeichnet: „Item, eine große Bank und Stühle, worauf der Bürgermeister und vier Richter saßen, zusammen wenig werth. Item, alte gewirkte Tapeten mit Personen von Bestien."

Zesen's Anhänger übersetzten „Kamin" in „Dachnase", „Pinsel" in „Maler-Quaste", „Reichs-Invaliden-Kassen-Inspektor" in „Reichs-Krüppelbüchsen-Aufseher".

„Wollten Sie nicht gefälligst meinen schweren Pelz in Ihre Kutsche nehmen?" — „O recht gern! Aber wenn ich in der Residenz anlange, wie wollen Sie den Pelz wieder finden?" — „Sehr leicht: ich bleibe drin."

„Männchen, Sie schieb' ich mit sammt Ihrem Latein in den Sack!" — „Dann haben Sie mehr Latein im Sack als im Kopfe." Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Während der Weihnachtszeit war hier der Absatz des Marcipans so stark, daß — ein Fall, welcher, nach der Conditor eigener Aussage, höchst selten sich ereignete — schon vor dem heiligen Abend kein Pfund Marcipan mehr vorräthig war, und Tag und Nacht gearbeitet werden mußte, um nur die andringenden Käufer befriedigen zu können. Unter den vielen, nach dem Brode des heiligen Marcus (Marci panis, wovon man den Namen Marcipan ableiten will) lüsternen Käufern bemerkte man diesesmal ungemein viele Individuen der Plebs, welche ganze Ladungen nach Hause schleppten. Der sogenannte gemeine Mann bei uns ist jetzt überhaupt sehr wohlhabend; die Frau manches Handwerkers erscheint in einem Anzuge, welchen zu tragen die vornehmste Dame sich nicht schämen durfte, und man wundert sich mit Recht, wenn man vernimmt, welcher Ueberfluß, ja sogar Luxus oft bei einem Gastmahle eines schlichten Bürgermanns geherrscht habe. Hieraus wird man nun folgern können: daß bei uns gegenwärtig die Zeiten so gar schlecht nicht sind, wie man doch ziemlich allgemein klagen hört. Stockt es auch hier und da, sprudelt gerade auch die Quelle des Erwerbs nicht: der Handwerker und der Gewerbtreibende befindet sich doch jederzeit am besten, denn er hält mit der theuern Zeit gleichen Schritt und vertheuert seine Lieferungen in dem Grade, als die Lebensbedürfnisse im Preise steigen. Die Manufakturwaaren-Laden besonders sind täglich von Kauflustigen und von Personen aus der dienenden Klasse, häufiger als je, angefüllt, und noch nie ist ein solcher Kleider-Aufwand sichtbar gewesen, als im verflossenen Jahre bei öffentlichen Lustbarkeiten, Conzerten u. dgl. m. — Der Gärtner Meyer d. Jüng., auf dem hintersten Sackheime wohnhaft, hat auch in diesem Jahre seinen Winter-Garten geöffnet, der aber, obgleich der Eintrittspreis sehr gering ist, seiner großen Entfernung von den übrigen Stadttheilen wegen, und da besonders der Weg dahin an Regentagen ungemein schmutzig ist, selten besucht wird. Ueberhaupt aber finden dergleichen Unternehmungen hier wenig Beifall, und manche nützliche und angenehme Einrichtung muß daher bald wieder aufhören. Ich darf bei dieser Gelegenheit nur an das treffliche Museum, welches der verstorbene Leih-Bibliothekar Cerf hier eingerichtet hatte, und an die höchst sehenswerthe Sammlung von Conchylien und Embryonen jedes Alters erinnern, welche ein Hr. Gude für einen höchst niedrigen Eintrittspreis öffentlich zeigte, der aber schon nach wenigen Wochen, aus Mangel an Schaulustigen, wieder fort reisen mußte. Es ist traurig, es sagen zu müssen, aber leider! ist es wahr: Eine Freistatt für Künstler ist Königsberg nicht! — Obgleich die öffentlichen Bälle sehr besucht werden und hier überhaupt immer viel und gern getanzt wird, sind doch, wie im Winter 18$\frac{21}{22}$, keine Redouten, die wieder der Schauspiel-Direktor Huray im alten Schauspielhause veranstalten wollte, zu Stande gekommen. Die Späße auf den vorjährigen Maskeraden mochten wohl von Einigen zu derb und zu handgreiflich getrieben worden seyn, daher sich denn jeder Freund sittlicher Vergnügungen — und mit Recht — gescheut hat, wider Willen von neuem einen Zuschauer von Frivolitäten abgeben zu müssen. — In diesem Jahre haben sich bei uns schon mehrere Unglücksfälle und ein Selbstmord ereignet. Ein Kaufdiener, Namens Reimer, Mitglied der von jungen Kaufleuten hier gebildeten sogenannten „Rettungs-Gesellschaft bei Feuersbrünsten" — deren Statut der hiesige Magistrat bestätigt hat und das vor Kurzem gedruckt erschienen — ist am 20sten Januar bei einem Brande in den Flammen umgekommen, als er, um noch eine Fenster-Gardine in Sicherheit zu bringen, zu kühn in ein Zimmer sich wagte, das beinahe schon ganz in Flammen stand und dessen Decke, die durch den umstürzenden Schornstein einfiel, ihn unter rauchende Trümmer begrub. Sein feierliches Leichen-Begängniß, an welchem auch der allgemein verehrte kommandirende General in Preußen, General-Lieutenant von Borstell, aus eigenem Antrieb Theil nahm, fand unter sichtbarer Rührung einer zahlreichen Menge von Zuschauern an einem Sonntage statt. An dem mit Blumen geschmückten Grabe wurden mehrere, eigens zu dieser Gelegenheit gedichtete Lieder abgesungen. Der Verstorbene hinterläßt trostlose Eltern. — Auch ein Zimmergesell starb an den Wunden, welche er bei demselben Brande erhalten hatte, und ward von seinen Collegen, die sämmtlich ihre großen Winkelmaaße mit Flören, Citronen und Orangen-Zweigen geschmückt hatten, unter Musik-Chören zur Erde bestattet. — Der Malzenbrauer Gregoire, ein Sohn des Gastwirths im hiesigen „deutschen Hause", vergiftete sich — wie man sagt — aus Lebens-Ueberdruß, nachdem er noch vorher der Sinnlichkeit gefröhnt hatte. Er wurde — ob auch mit Recht? — auf das Feierlichste beerdigt und sein Tod, als aus Nervenschwäche erfolgt, in den öffentlichen Blättern durch seine Eltern angekündigt. Warum da eine Unwahrheit sagen, wo Stillschweigen offenbar besser gewesen wäre? — Neue traurige Vorfälle, durch den Biß toller Hunde, haben die hiesige Stadt-Kommandantur und das Polizei-Präsidium zu der zweckmäßigen und öffentlich bekannt gemachten Maaßregel veranlaßt: daß künftig, sobald die Polizei-Behörde die glaubhafte Anzeige erhält: in der Stadt habe sich ein toller Hund gezeigt und sey noch nicht getödtet, solches unter Trommelschlag durch Polizei-Beamtete auf allen Märkten, öffentlichen Plätzen und besuchten Straßen zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden soll, damit jeder Einwohner sich vor Schaden hüte und besonders kein Hund auf die Straße gelassen werde, dessen Tödtung zur Zeit allgemeiner Gefahr ohne Weiteres erfolgen muß. — Das hier zu errichtende königl. zoologische Museum — unter der Leitung des geschätzten Professors v. Baer — hat im letzten Viertel des verflossenen Jahres wieder zahlreiche Zusendungen aus dem Naturgebiete des Vaterlandes erhalten, worunter sich auch manche Seltenheit befindet. Von dem Fichtenkernbeißer sind die meisten Exemplare (dreißig) eingeschickt. Vielen Einsendern ist er unbekannt gewesen; jedoch hat sich aus Vergleichung älterer gedruckter Nachrichten ergeben: daß dieser Vogel des Nordens nur zuweilen bei uns erscheint, und daß er, nachdem er sich lange nicht gezeigt hat, in starken Zügen ankommt, was sich in diesem Herbst wiederholt hat. — • • —.

Die Familie des Ali-Pascha, welcher jetzt 79 Jahr alt ist, besteht aus drei Söhnen: Muctar, Bey von Berat, 51 Jahr; Veli, Vezir von Thessalien, 46 Jahr, und Sell, Pascha von Levante, 19 Jahr. Muctar hat einen Sohn, Hussein, Pascha, welcher verheirathet ist, und einen andern noch jüngeren. Veli hat drei Söhne: Mahomet, Selim, Ismael, und sechs Töchter. Briefe aus Morea melden: daß Letzterer (nämlich Veli) und seine Familie, zusammen siebenzehn Individuen, zu Corona geköpft worden sind; und zwar hatte man die Grausamkeit, die Kinder alle im Beiseyn ihres unglücklichen Vaters hin zu richten, der um die einzige Gnade bat: nur zuerst sterben zu dürfen. Den beiden andern Brüdern des Veli könnte also ein ähnliches Schicksal drohen. (Gaz. d. Fr.)

Die Preise auf die Festnehmung oder Erlegung eines Straßenräubers im römischen Gebiet sind jetzt sehr erhöhet. Der Preis von 300 Thaler ist auf 1000 Thaler, und der für einen Chef einer Bande auf 3000 Thaler festgesetzt. (Courier fr.)

In Lyon giebt es jetzt 22,000 Weberstühle. (Journ. d. Par.)

Beilage: Die Geburt Christi. Nach einem, der Giustinianischen Gallerie in Berlin zugehörigen Gemälde von Albrecht Dürer; leicht radirt von D. Berger. Zugleich eine Probe, wie dieser Kupferstecher mehrere Gemälde der benannten Gallerie Jedem anschaulich zu machen gedenkt.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 16. Februar. 27stes Blatt.

Die Kirchhofs-Mauer.

„Sage mir" — hub ich ernst zu fragen an — „sage mir, lieber Johannes, was ist es, das Dich auf einmal so still gemacht hat?" — Und Johannes, der leichte, fröhliche Jüngling, wurde noch stiller; weil er nun aber nicht antwortete, so fragte ich ihn auch nicht mehr, dachte jedoch seinem letzten Worte nach. Und da wurde ich eben so still als er. So wandelten wir Beide stumm und verschlossen neben einander; Jeder dachte das Seine und doch waren unsere Gedanken gewiß nicht verschieden.

Da blinkte uns, von der sinkenden Abendsonne vergoldet, das Kreuz der kleinen Georgs-Kapelle entgegen, und die majestätische Linde wölbte ihr dunkles Dach weit über die Mauer des Gottesackers herüber. „Siehst Du wohl, lieber Johannes, wie emsig die Schwalbe die zwitschernden Jungen pflegt? Sieh, wie malerisch das sinkende Licht die gothischen Scheiben vergoldet?" — „Und siehst Du die spielenden Mücken, und hörst Du die Melodie, womit sie in summenden Tönen den kommenden heiteren Tag verkünden?" sprach er zu mir. — „Ja wohl!" entgegnete ich ihm, „und ich fühle auch ihren brennenden Stich auf meiner Hand." — Er that, als hörte er das nicht.

„Diese leichten Bürger der Luft sind mitten im fröhlichen Lebensgenuß der mütterlichen Liebe schnelles und grausames Opfer. Siehe, wie mörderisch schnell die streichende Schwalbe die summende Schaar durchfliegt und mit ihren gequetschten kleinen Leichen davon eilt!" — „Das ist ganz in der Ordnung, lieber Johannes; jedem Geschöpf ist von der Vorsehung seine Nahrung angewiesen." — Plötzlich flatterte ein Käuzchen aus dem Gerüstloche des alternden Thurmes auf das Dach der Kapelle hernieder. — „Das ist der Mörder, welcher im Finstern mordet!" rief der stille Johannes mit Wuth, und ergriff einen Kieselstein, den Uhu zu werfen. — „Was willst Du thun?" sprach ich zu ihm. — „Den Mörder verjagen, welcher die liebende Brut überfallen wird im sicheren Nest." — „Ach, lieber Johannes, laß ihn, er thut nur, was ihm die Ordnung gebeut." — „Meinst Du?" sagte er, und starrte gedankenlos auf zwei frisch aufgeworfene Gräber an der Seite der verwitterten Mauer. — „Wenn denn Alles auf der Welt so in der Ordnung ist", sagte er endlich, „so gehört dazu wohl auch das Schicksal dieser Unglücklichen, welche unter diesen Hügeln schlafen?" — „Gewiß!" sagte ich. „Wer waren aber diese, an deren Geschick Deine Schwermuth so wehmüthigen Theil nimmt?" — „Unglückliche waren es, welche der Leiden, des Kummers, der Armuth, der Verfolgung, der täuschenden Hoffnung müde, mit eigener krampfhafter Hand die entsetzliche That des Selbstmords verübten. Ach, die Aermsten! wie sehr verdienen sie unser Mitleid!" — „War aber, lieber Johannes, ihr Schicksal der Gebieter und die Ursach dieser gräuelvollen That allein? müßten wir nicht auch fragen: wer führte dies Schicksal und alle die Leiden herbei? — die Unglücklichen selbst, oder die allwaltende Ordnung?" — Da grinsete ein bleiches Gesicht mit rollenden Augen

von jenseits über die Kirchhofs-Mauer herüber und streckte die Zunge lang aus. Dieser unerwartete Anblick erschütterte uns; wir gingen stillschweigend vorüber. — Da schlug die Feier-Glocke und verkündete dem Landmann die Ruhe nach der Arbeit des Tages; ihr dumpfer einförmiger Ton hallte wieder in dem bewegten Gemüth.

„Gräßlicher Anblick!" seufzte Johannes, und mit stärkeren Schritten eilten wir aus dieser Gegend hinweg. — „O sage mir, Freund, wer waren die beiden Söhne des Unglücks, welche unter den Sandhügeln schlafen? wer war die entsetzliche Gestalt?" — „Dort" — so sprach er feierlich — „ruhen die Gebeine von zwei edlen Menschen; ihre Tugend war ihr Unglück, ihr einziger Fehler war Schwachheit, und diese gebar die Sünde. Friede sey mit ihnen, und möge aus ihrem modernden Gebein der entfesselte Geist zum besseren Leben heim gegangen seyn, wo keine Schuld mehr ist und kein Weinen!" — „Das wird wohl!" tröstete ich den bewegten Freund; „denn: dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen der Sterblichkeit in die Verklärung nach!" —

Er reisete bald nach diesem Spaziergang ab und hinterließ mir schriftliche Nachricht über das Schicksal derer, an welchen er so schmerzlichen Antheil genommen hatte. Ich gebe sie wieder, wie ich sie empfing.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von Gottsched.

5.

Hochzuverehrende, theure Freundin!

Es geschieht auf Dero ausdrücklichen Befehl, daß ich Sie so anrede. Aber muß man denn nothwendig unhöflich seyn, um Ihnen zu gefallen? Der Wohlstand kann ja auch neben der Vertraulichkeit statt finden; doch Sie wollen es so haben: und ich gehorche so liebenswürdigen Personen auch blindlings. Von einem großen Geiste hat man gesagt: daß unter seinen Briefen die längsten allemal die besten wären; von Ihnen, wertheste Freundin, muß ich eben das gestehen. Dieses Ihr letztes Schreiben hat mich ganz eingenommen, ja mit sich hingerissen. Wo, zum Geier! nehmen Sie alle den Witz und Geist her, womit Sie Einen bezaubern? Was muß es nicht für ein Vergnügen seyn, mündlich mit Ihnen um zu gehen?

Nach diesem kurzen Eingange besorgen Sie nur nichts wegen Ihres Todes, vortrefliche Freundin! Es hat keine Noth, weder Sie noch ich sind reif zum Begraben. Nur meine Ehrfurcht gegen Dero Stand und Geburt hatte mir die Titel abgefordert: auch die Gönnerin kam daher, sie mag nun die Ehre haben, Ihnen zu gefallen oder nicht: dies Wort gehört mit unter diejenigen, die der französischen Sprache ihren Mangel vorrücken. Ihr Stolz aber, auf den für Sie gar zu niedrigen Namen meiner Freundin, bezeugt eine gar zu gütige und noch zur Zeit unverdiente gute Meinung von mir.

Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, ich hätte von freien Stücken an den Herrn Galafres geschrieben, um mich bei ihm nach Dero Umständen zu erkundigen. Ich habe einen andern Correspondenten in Halle, einen Hofrath, an den ich deswegen schrieb. Dieser war verreiset, und sein erwachsener Sohn, der schon ein Doktor ist, mochte Befehl haben, des Vaters Briefe zu erbrechen: das that er, und da er mich zu benachrichtigen eifrig war, schickte er mir ein französisches Blatt von einer sehr guten Feder, darin Alles stand, was ich zu wissen verlangte, ja mehr als ich brauchte, und was diesen neuen Grad von Hochschätzung gegen meine wertheste Freundin in mir wirkete. So ist die Sache: und mein Fragen bezog sich nur auf die Fragen, die man mir machte, wenn ich in gewissen adelichen Häusern von Dero Vorhaben, eine Frauenzimmer-Pflanzschule auf zu richten, redete. Nunmehr aber bin ich auch von Dero eigenen Feder so genau unterrichtet als möglich ist, und beides stimmt völlig überein. Aus einer so ehrwürdigen Zucht und Aufsicht konnte, bei solchen Fähigkeiten und Gaben, nichts Mittelmäßiges entstehen; das ist das wenigste, was ich ohne Verdacht der Schmeichelei sagen kann. — Und gleichwohl soll ich, auf Dero Befehl, die bewußte Nachricht in unserm Intelligenz-Bogen bekannt machen! Was wird Dero Freund in Halle dazu sagen? Er hat es durchaus zu verhindern gesucht; Sie mögen selber zusehen, ob Sie ihn besänftigen können, denn ich muß nunmehr wohl Ihnen gehorchen. — Wie reizend aber ist Dero Vertrauen gegen mich, wertheste Freundin! und wie edel sind nicht die Gedanken und Ausdrücke, womit Sie es mir bezeuget haben! Habe ich denn Ihnen irgend einen Vorwurf von einer Sache gemacht, die in keines Menschen Gewalt steht? das wolle Gott nicht! Was für eine Philosophie müßte ich studirt haben, wenn ich so verkehrt geurtheilt hätte? Beschuldigen Sie mich aber ja dieses Fehlers nicht; ich müßte ihn schlafend begangen haben! Außerdem haben Sich dieselben mir schon auf so vortheilhaften Seiten zu erkennen gegeben, daß auch eine größere Schwäche Ihrer Voreltern dadurch bedeckt werden könnte. Man verehrt die Vortreflichkeit einer verdienstvollen Person desto mehr, wenn man findet, daß sie auch über Schicksale erhaben ist, die in ihrer Macht nicht gestanden haben.

Ich werde also auf Dero Verlangen, wertheste Freundin, einen Aufsatz in die Intelligenz-Bogen rücken lassen, und bloß Dero Namen dabei verschweigen. An wen soll ich aber diejenigen verweisen, die auch mündliche Nachrichten von Dero Person und Einrichtung

werden haben wollen? — Soll ich sie an Monf. Galafres oder an mich verweisen lassen? Sie denken so edel von den wahren Verdiensten und scheinbaren Vortheilen des Adels, daß man nichts Besseres von einer Uebersetzerin des La Bruyere erwarten kann. Auch die bloße Hoffnung, den Dank einer so einsichtvollen Person zu verdienen, ist der stärkste Sporn, mich zu Allem zu treiben. Ich werde aber auch die erhaltenen Nachrichten nur in so weit brauchen, als sie, nach den Vorurtheilen der Welt, zu dieser Absicht dienlich seyn können. Was ist der Welt an gewissen Umständen gelegen, daraus manche Leute, gleich wie die Spinnen, nur Gift saugen würden?

Die Person Myrtills ist mir auf keiner Seite schätzbar vorgekommen, als in der gegen Ew. H. bezeugten wahren Hochschätzung, die ich daraus hervor leuchten gesehen. Daß er auch mir Gutes gönne, habe ich beinah glauben müssen: und in dieser Absicht habe ich ihn einen Freund genannt; denn was ist dieser anders, als eine Person, die uns wohl will oder uns liebt? Finde ich aber dergleichen Person, so bin ich ihr Gegengunst schuldig: sie sey nun übrigens so einfältig oder dumm, als sie wolle. Denn der Verstand ist meines Erachtens, wie der Glaube, eine Gabe Gottes, die sich Niemand nehmen kann; die Höflichkeit der Sitten aber ist eine Frucht der guten Erziehung und edler Beispiele, die man zu kennen das Glück gehabt hat. Kann ich nun den Mangel davon Jemanden als ein Laster zurechnen? Gewiß, in Jena ist die Schule der Artigkeit und des feinen Scherzes nicht, so wie die Grazien nicht die Begleiterinnen des Bachus sind. Lesen Sie aber, wertheste Freundin, mein Urtheil vom Myrtill nochmals, und sehen Sie, ob ich ihn sinnreich, artig oder spaßhaft genannt habe? Nein, so sehr überschreitet meine Feder meine Befehle nicht. Ich wollte nur sein Herz auf Unkosten seines Verstandes loben, wie man oft auch den Geist und Witz boshafter Herzen zugesteht, ohne diese billigen zu wollen. Eine große Probe seiner Einfalt hat der gute Myrtill durch die Mittheilung seines Entwurfs abgelegt; hätte ich doch kaum gedacht, daß ein solcher Brief anders als aus dem Stegreif geschrieben worden wäre! Und er hat ihn noch gar mit Vorbereitung und großem Bedacht ausgekünstelt! Gewiß, wenig Ehre für das liebe Jena; so wie seine Anreden und Höflichkeiten, die er mir sagen will, aus einem sehr niedrigen Fache sind, so wie sie in den Bierhäusern herrschen mögen. — Was meine Ehre betrifft, die meine wertheste Freundin gegen ihn nicht aufopfern wollen: so sehe ich wohl, sie ist bei Ihnen in sehr guten Händen, und danke tausendmal dafür; doch eins kann ich noch zu meiner Vertheidigung sagen: beleidigte Personen sind oft desto gefährlicher, je einfältiger sie sind. Ich suchte einen plumpen Hund durch das Streicheln zu gewinnen, daß er mich nicht unversehens beißen solle. Hatte ich denn so gar unrecht?

Daß „der Verschwender" Dero Beifall gefunden, ist meiner seligen Gattin viel Ehre; es giebt wenige Zuschauerinnen von so zartem und sicherem Geschmack. Sie würde sich freuen, wenn sie Dero Urtheil erlebt hätte. Ich will Ew. H. derselben „Triumph der Weltweisheit" schicken, ein Original von ihr, ob es gleich eine Nachahmung des „Sieges der Beredsamkeit" der Frau von Gomez ist. Dieses letzte hatte sie verdeutschet, als es ihr in den Sinn kam, etwas Aehnliches zu versuchen. Viele Kenner haben geglaubt, sie hätte ihre Vorgängerin übertroffen, und ich habe längst gewünscht, daß eine gute französische Feder es in diese Sprache bringen möchte. Allein wie wenige Deutsche können gut französisch? und wie wenige Franzosen gut deutsch nur verstehen? Damals wußte ich aber noch nicht, daß eine vortrefliche Heckin in der Welt wäre. Unlängst ist dies kleine Werkchen, ins Russische übersetzt, erschienen und dem kleinen Großfürsten zu seiner Belehrung zugeeignet worden, und zwar von seinem Unter-Hofmeister; vielleicht könnte es bei unsers jungen Churfürsten Königl. Hoh. auch Nutzen schaffen, wenn es gelesen würde. — Hier kömmt auch noch was von meiner alten Arbeit: aber lachen Sie mich nicht aus. Sie haben mich gewiß zum Besten!

O mon Dieu! Les belles seductrices ont beau faire, quand elles nous accusent de foiblesse! Pourquoi le bon Dieu a-t-il fait nos Coeurs si sensibles et si tendres? Pourquoi nous a-t-il rendu nos ames si susceptibles de ces impressions de la beauté, et des charmes de la perfection? Hélas! voici l'origine de bien des folies, que nous commettons! Que faire, Madame! Il faut se consoler de cela, comme on se console, qu'on n'est pas doué d'ailes, pour voler.

Je crains de commencer une nouvelle feuille, Madame, de peur, de Vous ennuyer encore par un jargon françois, plus que par mon Griffonnage allemand. Contentez Vous, de grace, de mes applaudissemens sur Votre plume françoise: si un allemand est capable de Vous applaudir avec connoissance de cause. Je Vous admire, plus, que Vous ne pensez: mais je fais mon devoir, au hazard de Vous louer comme Myrtill. Adieu, amie respectable! Je Vous baise très humblement les mains, étant avec beaucoup de Zele et d'une veneration particulière,

Madame

A Leipsic, ce 15. Juillet 1765.

Votre
très humble et très obéissant Serviteur
Gottsched.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Wir haben Eslair verloren und Mad. Brede hat nun auch Abschied von uns genommen. So sind wir der zwei Glanzsterne unserer Bühne beraubt, ohne Hoffnung zu ha-

ein

ben, daß sie so bald wieder ersetzt werden. Zu der Klage über diesen Verlust gesellt sich eine andere: die Direktion fängt an, uns mit Kassen-Stücken ab zu fertigen. Die Kasse soll berücksichtigt werden, aber nicht sie allein; oder ist man von der Ansicht abgekommen, daß das Theater eine Bildungs-Anstalt seyn soll? Ein ökonomisches Institut ließe sich wahrlich wohlfeiler bilden!! — Das Lustspiel: „Welche ist die Braut?" von Johanna v. Weissenthurn, hatte Referent früher nie hier gesehen und gesteht: daß Alles zusammen wirkte, diese Vorstellung zu einer der besseren, die man hier sehen kann, zu machen. Herr Maurer (Grunau) verdient die erste Stelle. Keckes Eingreifen, derber Frohsinn, oft bis zur Ausgelassenheit gesteigert, thaten vortrefliche Wirkung. Hr. Rhode karrikirt zu stark und spricht oft undeutlich, so daß seine Perioden durch das stete Sinken der Stimme in ein dumpfes Murmeln auslaufen: er ist nicht arm an Impromptü's und ergözt sein Publikum. Demois. Meyer (Emmy) schien uns etwas eckig und ungelenk; je schöner die Gestalt, desto mehr Forderungen an schöne Haltung und Rundung der Bewegungen. Demois. Schaffner (Nina) hat bei dem Publikum etwas auf der Rechnung und bestrebt sich aus allen Kräften, es ab zu tragen. Man sollte mit dem liebenswürdigen Wesen doch nicht zu streng verfahren. Demois. Knoll (Marie) hat bisweilen zu viel Herbes, Starres in ihrem Vortrage, das besonders im Anfang des Monologs aus der „Jungfrau von Orleans" widrig auffiel; sonst ist sie eine lobenswerthe Schauspielerin. Hr. Mevius befriedigte hinlänglich, obgleich hin und wieder etwas Affektirtes an die Stelle wahren Gefühls tritt, besonders wenn er Damen Zärtlichkeiten sagen muß. — Die Vorstellung der „Vestalin" war = 0. Es war da nichts zu loben als das Orchester. — „Die Indianer in England". Lina Marconi (Gurli) machte ihren ersten theatralischen Versuch: ein überaus holdes kleines Wesen von etwa funfzehn Jahren, mit dessen erstem Versuch wir so zufrieden sind, als sie es mit dessen Aufnahme seyn kann. — „Der Türke in Italien", Musik von Rossini. Schon mehrere Male ist diese Oper wiederholt, ohne daß unsere Sängerinnen, wie doch zu hoffen stand, Nutzen aus den Wiederholungen gezogen hätten. — „Iphigenia in Aulis", Musik von Gluck. Du guter Gluck! wie hat man dich maltraitirt! Was soll jezt auch Gluck? Rossini! schallt's von allen Seiten. Schon in dem Namen ist Duft, Süßigkeit und Kraft enthalten. Aber Gluck! Gluck! das klingt ja gar nicht; damit es aber in der „Iphigenia"-nur klang, hat man Schnörkel dazu gemacht, so daß wir kaum unsern alten Freund wieder erkannten. — „Das Bild", Trauerspiel vom Freiherrn von Houwald. Zum Benefiz der Mad. Brede. H's Trauerspiel hat einzelne poetische Schönheiten, die Zusammenstellung des Ganzen ist ungemein. Die Fehler desselben übergehen wir hier gern, da der Dichter in seinem „Leuchtthurm" schon gezeigt hat, daß er fort zu schreiten Willen, Muth und Kraft besitzt. Hr. Maurer gab den „Maler Spinarosa" meisterhaft; Mad. Brede (Camilla) zeigte auch in der beschränkten Sphäre ihr schönes Talent. Möchte sie bald wieder zurück kehren in unsere Stadt, die sie in vielfacher Hinsicht für ihre zweite Heimath ansehen darf. Hr. Mevius gab den „Ritter Gotthard" mit sichtbarer Liebe und verdient unsern Dank. — Sonst sahen wir im Laufe des Jannars noch: „Das neue Sonntagskind" (!), den „Rehbock" (!), den „Machtspruch" von Ziegler (!) u. A. der Art. — Von literarischen Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu melden, als daß (in der Cottaschen Buchhandlung) die vierte Auflage von Müllners „Schuld" erscheint.

D. A.

Prag. Der Manufakturen-Handel aus Böhmen nach Italien nimmt etwas zu. Die inländischen Fabriken finden besonders im Mailändischen und Venetianischen Absatz. Vorzüglich gesucht sind die Cattun-Waaren der berühmten Cosmanosser Cattun-Fabrik. — Man hat hier angefangen, Trottoirs von Gußeisen zu legen, welches auf der Fürstl. Fürstenbergischen Herrschaft Pürglitz pflastermäßig gegossen wird. Der Centner kostet, bis hierher gebracht, 96 Gulden W. W. Auf dem Eisenwerke zu Neu Joachimsthal, zur Herrschaft Pürglitz gehörig, werden nicht nur die kleinsten Kunstguß-Waaren verfertigt, sondern auch Eisenkörper von 80 bis 100 Centner schwer. Ein unerschöpflicher Schatz von Eisenerz, überflüssige Waldungen und Kohlen, setzen diese Eisen-Fabrik in den Stand, ihre Erzeugnisse billig zu liefern. — Zwischen Berlin und Prag ist jetzt, direkte über Görlitz und Friedland, eine Postwagens-Fahrt eingerichtet, wodurch die Versendung schnell zu spedirender Pakete sehr befördert wird, und bei einigem Spekulationsgeiste der Nachbarländer sehr wohl benutzt werden kann.

E.

Le Kain, als „Orosman" im Trauerspiel „Zaire", sprach die Worte an seine Geliebte: „Zaire, vous m'aimez!" mit einer solchen Leidenschaft, mit einem solchen Gemisch von Liebe und Eifersucht und so bezeichnend in Blick und Ton, daß eine junge Debutantin (als Zaire) vor Furcht und Entsetzen in die Coulissen floh. — Talma vergießt oft Thränen im höchsten Affekt. — Kein Schauspieler hat sich aber von seiner Rolle so durchdrungen und ergriffen gefühlt, als Barrymore am 23. Juni 1804 in Liverpool. Er gab den „Alfons" in der „Rache". Im Feuer der Deklamation stieß er sich den Dolch wirklich so tief in die Brust, daß das Blut über seine Mitspieler hinspritzte und der Vorhang nieder gelassen werden mußte. (Courier d. spect.)

Eine Pariser Schauspielerin, die (wie Falstaff) anfängt alt und dickleibig zu werden, ladet einige hungrige Rezensenten ein Mal die Woche zur Tafel ein, damit sie Gutes von ihr — und zwei Mal die Woche, damit sie Böses von ihren Mitspielerinnen sagen. (Courier d. spect.)

Tone sagt in seiner Beschreibung der Maratten: daß denselben nur die Hosen fehlten, um in die Reihe mehrerer europäischen Völker gestellt werden zu können, welche den Beinamen „civilisirt" führen. (Courier fr.)

Man spricht in Paris von einem neuen dramatischen Prozeß. Die berühmte Demois. Georges will nämlich plötzlich auf dem Theater der Vorstadt St. Germain ihre theatralische Laufbahn fortsetzen, und dies wollen ihre ehemaligen Theater-Genossen nicht zugeben, sie aber auch nicht wieder unter sich aufnehmen. (Jour. d. Par.)

In Paris existirt seit lange eine Redensart: „Genf ahmt Rom nach, wie der Affe den Menschen kopirt." (Journ. d. Par.)

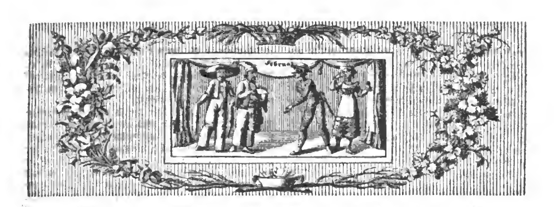
In Lausanne war ehedem die Eröffnung einer Bühne als etwas irreligiöses und sittenverderbliches förmlich verboten. Erst seit Anfang dieses Jahres haben die Regierung und die Geistlichkeit eingesehen, daß nicht die geglaubte Gefahr darin stecke, und den Zulaß von Schauspielern gestattet. (Courier fr.)

Ein junger Schauspieler wollte unlängst vom königlichen Theater, wo er nicht gefiel, abgehen und sich bei dem Vaudeville-Theater engagiren, um, wie er selbst sagte, die Stelle eines (sehr beliebten) Schauspielers, Namens Gontier, zu ersetzen. Der Schauspiel-Direktor schüttelte den Kopf und meinte: es sey nicht leicht, hier Ersatz zu geben. — „Ey!" erwiederte der junge Mann, „bedenken Sie doch, daß Gontier früher auch einmal in der komischen Oper ausgepfiffen worden ist!" — „Sie haben Recht!" erwiederte der Schauspiel-Direktor; „das ist aber auch die einzige Aehnlichkeit bis jetzt zwischen Ihnen Beiden!" (Journ. d. Par.)

Morise's neuvervollkommnete Kaffee-Maschine destillirt jetzt nicht nur Kaffee, sondern, mit Anwendung eines ganz einfachen Apparats, auch alle Sorten Kerne. (Constitut.)

Die Wolga wird jetzt auch durch ein Dampfschiff befahren, welches zuweilen drei Schiffe von 20,000 Centner Ladung nach sich zieht. Die Fahrt ist in zwölf Tagen von Astracan bis Saratof zurück gelegt. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 17. Februar. 28stes Blatt.

Briefe von Gottsched.

6.

Hochedelgeborne,
insonders hochzuehrende Gönnerin,
und wahre Freundin!

Hätten Ew. H. mir nicht selbst die Erlaubniß gegeben, meine Antwort so lange auf zu schieben, bis meine damals nahe Veränderung vor sich gegangen seyn würde: so müßte ich mit vielen Entschuldigungen meiner strafbaren Säumniß den Anfang dieses Schreibens machen; allein durch Dero Güte bin ich gegen diesen Vorwurf bedeckt. Ich erkenne indessen Dero Billigkeit, und eile jetzt, da ich seit vierzehn Tagen in völligen Besitz meiner Geliebten gesetzt worden und die ersten neuen Einrichtungen mit einer angenehmen Freundin in den Haushaltungs-Geschäften gemacht, Denenselben meine Ergebenheit zu bezeugen. Ich bin nämlich auch in der Zeit meines Stillschweigens nicht nachlässig und müßig gewesen, Dero Absichten nach Möglichkeit zu befördern. Der Intelligenz-Bogen vor vierzehn Tagen wird den Aufsatz vor Dero Augen gebracht haben, den ich von Dero Vorhaben aufgesetzt habe. Findet Dero Bescheidenheit an meinem Ausdruck vielleicht etwas zu erinnern, so tadeln Sie an Dero Freund und Diener nur die Sprache der Wahrheit nicht; diese werde ich freilich bei allen Andern leichter als bei Ihnen verantworten können. Allein ich sage, wie Pilatus: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben, und zwar gewissenhaft geschrieben.

Was soll ich aber von Dero gar zu schmeichelhaften Lobeserhebungen von meiner Person sagen? Sie überhäufen mich mit Höflichkeiten, die ich kaum halb verdiene. Ich räume Ihnen also, wertheste Gönnerin, etwas davon ein, damit Sie auch etwas zurück nehmen sollen. Und wie hätte es anders möglich seyn können, als daß ein Uebersetzer, Schüler und Nachahmer des berühmten Fontenelle, dessen Namen mir die Schmeichler in Deutschland schon vor mehr als 30 Jahren beigelegt haben, auch etwas weniges von der Artigkeit dieses großen Gelehrten gegen das schöne Geschlecht abgelernt haben müsse. Vielleicht hätte ich es in jüngeren Jahren weiter darin bringen können, wenn ich so eine auserlesene Zahl witziger und scharfsinniger Damen zum Umgang gehabt hätte, als mein Muster zu Paris finden können. Ja, hätte ich nur eine sinnreiche Mad. Heck zur Gesellschafterin bisweilen haben können, so würde das Lob, so Sie mir zu geben belieben, mir noch angemessener geworden seyn.

Besorgen Sie indessen gar nicht, daß Dero Sprüchworte: Verheirathete Freunde, halbe Freunde! wahr werden könne. Meine neue Freundin hat die Unschuld unsers Briefwechsels vollkommen, und wie es billig war, ohne Argwohn eingesehen. Sie hat also nichts wider die Fortsetzung desselben ein zu wenden, und würde sich glücklich schätzen, eine so verdienstvolle Freundin zum Umgang auch in Leipzig zu haben.

Den Hrn. Myrtill überlasse ich seinem Schicksal. Dresden ist sonst eine große Schule der Sitten gewesen; ich weiß nicht, ob es noch jetzt so ist; aber ein

Jenenser wird auch durch einen mittelmäßigen Umgang allemal sehr viel lernen können. Das Wort Freund ist von so weitläuftigem Umfang, als das französische Esprit. Man kann leicht zehn, zwanzig Klassen von Freunden haben: da man im gemeinen Leben nicht allemal so genau verfährt, die Wörter in den genauesten Bedeutungen zu nehmen. Ich habe mich diesem Mißbrauche eines sehr edeln Namens bequemt, ohne zu bedenken, daß ich an eine Philosophin schriebe, die sich auf strengere Begriffe befleißigt.

Nun wohlan! Sie wollen einer verstorbenen Mitschwester, die ihrem Geschlecht keine Schande gemacht hat, die Ehre anthun, sie einem so scharfsinnigen Volke, als die Franzosen sind, verständlich zu machen! Wie glücklich ist diese noch in ihrer Asche zu nennen! Des Hrn. Professor Formey „Eloge historique" wird als eine Einleitung vorgesetzt werden. Ohne Zweifel werden Ew. H. in Ihrer Muttersprache zuerst edlere Lorbeern einerndten, als in einer fremden; hernach wird es Deutschland desto rühmlicher seyn, Sie auch unter der Zahl seiner Schriftstellerinnen zu sehen, da Sie es auch in Ihrer Muttersprache geworden seyn werden.

Dero Achtung gegen die Unterredungen eines neuverheiratheten Paares hat mir in Dero letzterem Schreiben sehr viel schöne Gedanken entzogen: ich behalte mir dieselben künftig vor und sehe der nächsten Antwort mit Ungeduld entgegen.

Leben Sie wohl, theuerste Gönnerin! Meine Freundin empfiehlt sich unbekannter Weise aufs schönste; und ich küsse Dero geschickte Hände mit aller der Hochachtung und Ergebenheit, die Sie verdienen von

Leipzig, d. 15. August 1765.

Deroselben
aufrichtigen und ergebensten Diener
Gottsched.

7.

Sehr werthe Gönnerin und Freundin!

Dero letzteres geehrtes Antwortschreiben hat mir Dero fortgesetzte Gewogenheit auf eine angenehme Art versichert. Ich bleibe also bei unserer alten Titulatur, deren Vertraulichkeit ich durch meine Veränderung unwürdig geworden zu seyn glaubte.

Zuvörderst bedaure ich, daß ich, in meiner Ankündigung Ihres Vorhabens im Leipziger Intelligenzwerke, einen schlechten Maler abgegeben. Wäre ich bei der Schilderung Dero Bildung und Gestalt beschäftigt gewesen, so sollte mich's nicht Wunder nehmen. Wie kann man eine Schönheit treffen, die man nie gesehen hat? Allein ich habe Dero Fähigkeiten des Gemüths geschildert; diese kannte ich aus Dero Briefwechsel besser kennen, als viele von denen, die meine Abbildung nicht erkannt oder getadelt haben. Ich berufe mich also von diesen ungebührlichen oder ungeschickten Richtern, die mich ungehört verdammet haben, auf andere einsehendere; z. E. Herrn Galafres, Herrn Godefroy, Mademois. Godefroy, Madame von Runkel u. A. m. Treten Sie nur selbst, wertheste Gönnerin, nicht auf die Seite der ersteren! Dero Stimme gilt, wegen Ihrer Bescheidenheit, gar nichts!

Ich erfreue mich über die so nahe Veränderung Dero Aufenthalts. Leipzig wird allerdings dadurch nicht wenig gewinnen; aber ich und meine Gattin am meisten. Wie viel angenehmer wird die Unterredung mit einer Gegenwärtigen seyn, als der Briefwechsel mit einer entfernten Person ist, zumal die so viele Gaben mit einander verbindet! Ich zähle Wochen und Tage, die mir ein so vergrößertes Vergnügen verschaffen werden. Bis dahin verspare ich die Beurtheilung Ihrer sehr guten Uebersetzung aus dem La Bruyere. In einer Stunde kann man mündlich mehr davon reden, als in sechsen schreiben. Ohnedies werden auch die Anstalten zur Reise jetzt alle Dero Minuten kostbar machen.

Sie, werthesle Freundin, haben meinen armen Hochzeitredner unter eine unbarmherzige Kritik gerathen lassen. Nichts ist recht, was er gemacht hat; allein er ist ein Jenaischer Mitschüler des Herrn Myrtill gewesen; und es war also billig, daß er nicht gelinder durchkäme, als sein Kamerad. Soll ich es nun wagen, Ihnen noch ein Paar neuere Glückwünsche zuzufertigen von Leuten, die Jena niemals gesehen haben? Werden die es besser getroffen haben? — Ich zittere, wenn ich bedenke, daß Beide meine Scholaren gewesen sind. Mißlingt es ihnen eben so, so verliere ich doppelt: erstlich, weil ich den Stoff ihrer Werke hergeben oder darbieten müssen, sodann weil die Schüler den Meistern Schande machen können; indessen wage ich's, auf Gnade und Ungnade, Ihr Urtheil zu erwarten.

Was die Dresdener Frauenzimmer von einem unter Händen habenden neuen Werke muthmaßen, davon meine Freundin die Verlegerin seyn oder werden soll, mag nicht so gar ungegründet seyn: Viele wollen gar sagen, das Werk werde Hände und Füße haben. Ich kann von künftigen Sachen noch nichts gewisses sagen: wie denn mancher Autor wohl zu viel Gutes von seinen Sachen zu glauben pflegt, die hernach kein Anderer darin finden kann.

Daß Ew. H. wirklich an dem „Triumph der Weltweisheit" zu arbeiten angefangen haben, gereichet mir zu besonderer Freude. Unter Dero geschickten Feder wird das Werkchen eher gewinnen, als verlieren. Allein vielleicht werden Sie finden, daß die französische Sprache bisweilen keine geringe Schwierigkeit hat, alle Stärke des deutschen Ausdruckes eben so kurz zu erreichen.

Meine Gattin empfiehlt sich unbekannter Weise in Dero Gewogenheit und Freundschaft, in Hoffnung, Dieselben bald persönlich kennen zu lernen und zu um-

armen. Ich hoffe und wünsche desgleichen und beharre bis dahin mit aller schuldigen Hochachtung

Ew. Hochedelgebornen,

Meiner hochgeschätzten Freundin und Gönnerin

Leipzig, aufrichtig ergebener Diener
d. 12. Sept. 1765. Gottsched.

Die Kirchhofs-Mauer.

(Fortsetzung.)

1. Der arme Ludwig.

Wehe dem Erdenpilger, der nichts hat als sich selbst und eine schwankende Hoffnung! Es erfordert mehr als gewöhnliche Geistesstärke, zu leben durch eigene Kraft, ohne Hülfe und freundlichen Trost.

Der arme Ludwig lernte in der kümmerlichen Haushaltung seiner Eltern frühzeitig entbehren; eine Kunst, die ihm nicht schwer wurde, weil die genügsame Armuth keine Bedürfnisse über das Nothwendige hinaus kennt. So wuchs er heran unter Arbeiten und Plagen, und hatte sein sechszehntes Jahr vollendet, als sein Vater starb. Die Kosten des Begräbnisses erschöpften den wenigen Geldvorrath, welchen der verstorbene Vater, die gute Mutter und der fleissige Sohn durch Handarbeit verdient und von Zeit zu Zeit zurück gelegt hatten. Niemand schenkte der bittenden Wittwe eine geringe Beisteuer, Keiner erließ einen Heller von der bestimmten Gebühr; und als die letzte Schaufel Erde auf den Grabhügel geworfen war, da war auch das letzte Geld und der letzte Bissen verzehrt; nur stumme Thränen des Sohnes und lautes Weinen der Mutter blieben den Hinterlassenen übrig.

Wenige Tage nachher meldete sich der Eigenthümer ihrer Hütte um die rückständige Miethe. „Das Begräbniß", klagte die Wittwe, „hat mich um Alles gebracht, habt Geduld mit mir!" — Sie redete zu einem gefühllosen Menschen. Auf seinen Antrag nahm der Richter das Bette zur Befriedigung des Gläubigers, und warf Mutter und Sohn und den geringen Hausrath aus der Hütte. Es war um die Sommerzeit, als dieses geschah, und die Aermsten setzten ihren Stab weiter durch das wogende Aehrenfeld, von einem Ort zum andern sich bettelnd. So kamen sie in dieses Dorf. Der rüstige Ludwig gewann Dienste als Schäferknecht und wohnte mit seiner Mutter im Hirtenhause. Sie spann sich manchen Groschen zusammen; er strickte hinter der Heerde oder flocht zierliche Körbchen aus Wurzeln und Weidenstrauch zum Verkauf in die nahgelegene Stadt; zur Winterszeit versah er des Nachts den Wächterdienst im Dorfe, und so ernährten sich Mutter und Sohn von einem Jahre zum andern kümmerlich, aber doch redlich. Da brach ein Krieg aus; der Landesfürst machte sein Heer vollzählig, es wurde die junge Mannschaft ausgehoben. Ludwig war ein gesunder, starker Jüngling, und weil er arm war, mithin keinen Fürsprecher hatte, so traf ihn auch das Loos vor Allen zuerst. Die Mutter weinte Tag und Nacht; sie flehete die Obrigkeit an, ihr die Stütze des hülflosen Alters zu lassen; sie stellte ihre bittere Armuth und ihr Unglück vor, Alles, Alles umsonst. Ludwig wurde gefordert; er erschien auf der Amtsstube mit gesetztem Muth. Der bevollmächtigte Offizier besah ihn von oben bis unten und gab dann einigen Soldaten den Wink, ihn ab zu führen. — „Ein Wort, gnädiger Herr!" bat Ludwig. — „Was wollt Ihr?" schnaubte ihn dieser an; „Ihr müßt Soldat werden, oder glaubt Ihr, Ihr wäret zu gut dazu?" — „Wenn ich Soldat werden muß, gnädiger Herr!" erwiederte dieser demüthig, „so wird mein sehnlichster Wunsch erfüllt, denn ich hatte dazu von jeher Lust. Aber erlaubt mir für meine arme Mutter etwas zu thun; ich war bis jetzt ihr Ernährer. Des Pächters drei Söhne bleiben zurück; ich bin nur ein Fremdling in diesem Dorfe; wäre ich nicht hierher gekommen, so hätte das Loos gewiß Einen unter ihnen getroffen. Dafür, daß ich nun mit Freuden seine Stelle einnehmen darf, macht es so ab, daß meiner armen Mutter die Wohnung wenigstens noch für den kommenden Winter verbleibe; dann werde ich gern gehen." — Der Offizier lachte. „Was geht die Alte mich an!" höhnte er ihn aus; „die wird der Teufel nicht holen!" Man führte ihn darauf ab zum Regiment. — Der Krieg wurde mit beispielloser Heftigkeit geführt, er kostete viel Blut. Ludwig, vom Schicksal ergriffen, bot den Gefahren und dem Tode Trotz. Er dachte an seine arme hungernde Mutter, wenn er selbst Mangel leiden mußte; er dachte an sie, wenn er vollauf hatte und gesättigt war. Er hatte oft Glück in der Schlacht; so kühn er auch war, verwundet wurde er nie. Er schrieb dann oft rührende Briefe an seine Mutter und sandte ihr seine ersparte Löhnung in dürftigen Summen, aber Beute machte er nicht. Er fühlte selbst wohl, wie wehe die Armuth thut, darum wollte er keinen Armen machen.

(Der Schluß dieser Erzählung folgt.)

Alte Gnomen vom Jahr 1766.

5.

Ist gut ein Pferd und wohl beschlagen,
Sitz' auf! — Woher? darfst du nicht fragen.
Ehr' einen Mann, der Tugend liebt,
Ob er dir schon kein Wappen giebt.

6.

Ein Adler wird dir nichts entführen,
Was seine Kraft nicht halten kann;
So wird dein Suchen ein Verlieren,
Ist's deiner Kraft nicht unterthan.

7.

Ich bin so oft betrogen worden;
Ich traue weiter keinem Orden.
Damit ich weiter nicht darf klagen,
Will ich mein Aug' in Händen tragen. Haug.

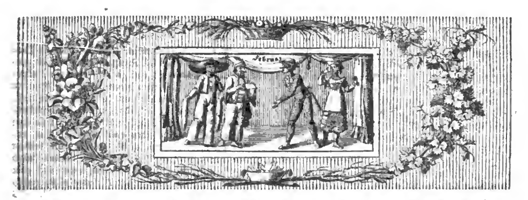
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Unsere Stadt hat nun wieder ihren Dramaturgen. Herr Professor Zimmermann, der als Lehrer am Johanneum so nützlich wirkt und als kenntnißreicher Mann sich die Achtung des Publikums erworben, giebt „Dramaturgische Blätter" für Hamburg heraus. Es sind deren bereits sechs Stück erschienen; eines der letzteren enthält sehr interessante Bemerkungen über Moliere's unerreichtes Meisterstück, den „Tartuffe", in Vergleichung mit einem Stück des Satyrikers Aretino, welches man ohne Grund für die Quelle des französischen gehalten. Dank verdient der Herausgeber, daß er der Bühne die ernstere Seite ab zu gewinnen sucht, und der höchst verderblichen Ansicht: als sey das Theater nur da, um für einige Stunden, nach eingenommener Mahlzeit, der Sinnlichkeit einen reizenden Genuß zu schaffen, kräftig widerstrebt. Ihm, dem geachteten Lehrer der Jugend, ziemt dies vorzugsweise, und nur engherzige Befangenheit oder kleinliche Mißgunst können sein Bemühen tadeln. — Von einem bisher unergründeten Verfasser werden in den „Abendblättern" der „Adreß-Comptoir-Nachrichten", einer hier und im Auslande (besonders in den Königl. preußischen Staaten) vielgelesenen und sehr beliebten politisch-merkantilischen Zeitung, kurze Urtheile über Werth und Gehalt der neuen Darstellungen unserer Bühne geliefert. Sie zeichnen sich in der Regel durch Wahrheit aus und sind frei von jeder Schmeichelei; wenn sie also Diesem oder Jenem nicht gefallen, so läßt sich das leicht erklären. — In unserem Intelligenz-Blatt (den „wöchentlichen Nachrichten") wird jetzt, wie dieses in mehreren großen Städten üblich ist, eine summarische Uebersicht aller, nach den Protokollen der hiesigen Polizei-Behörde im Laufe des Monats vorgekommenen Fälle mitgetheilt. Darnach sind im Januar dieses Jahres 105 Bettler eingezogen; zwei Selbstmorde vorgefallen; 1372 Pässe und Wanderbriefe visirt; 10 Dienstboten, die sich ungebührlich gegen ihre Herrschaft betragen (das fällt hier leider oft vor, und eine zweckmäßige Gesinde-Ordnung ist gewiß kein unbescheidener Wunsch!), zur Rechenschaft gezogen; 9 Leute wegen unerlaubten Knochengrabens bestraft u. dergl. — Einer unserer geachtetsten Mitbürger, Hr. Pastor Rentzel, als Schriftsteller und biederer Mann rühmlich bekannt, hat sich öffentlich gegen eine neue religiöse Zeitschrift: „Der Friedensbote" und gegen die, auch hier vertheilten, aus dem Englischen übersetzten kleinen religiösen Erzählungen und Abhandlungen erklärt. — Wohl wenige Plätze Deutschlands bieten den Liebhabern von Büchern so oft Gelegenheit dar, ihre Sammlungen zu bereichern, wie unser Hamburg. Man hält hier oft Auktionen von zum Theil seltenen Büchern; nur schade, daß die Kataloge nicht immer gehörig im Auslande bekannt werden. So sollen nächstens zwei schätzbare Sammlungen der verstorbenen Pastoren Haeseler und Schunk öffentlich verkauft werden. — Ein sehr verdienstliches Unternehmen, die jährliche Herausgabe eines „Addreß-Buches für Hamburg", ist auch für das Jahr 1821 fortgesetzt, jedoch zu wünschen: daß man den Fleiß und die Sorgfalt, welche von dem würdigen, hochbejahrten Herausgeber, Hrn. Hermann, auf dasselbe gewendet worden, gehörig anerkenne. Sollte einmal die Herausgabe unterbleiben, dann würde man den Mangel schmerzhaft fühlen, und gewiß die theilweise Nichtbeachtung bereuen. — Hr. Professor Suhr zeigt noch immer seine Panoramen, und erfreut sich, was seinen Neidern und unberufenen Tadlern nicht sehr behagen mag, eines zahlreicheren Besuchs, als je zuvor. Auch Hr. Professor Zimmermann hat sich, der Wahrheit gemäß, über diese anspruchslosen Kunst-Darstellungen günstig und sie empfehlend geäußert. — o —.

Königsberg. Herr Huray hat den erfreulichen Beweis geliefert, daß ein Theater in hiesiger Stadt und im neuen Schauspielhause sich recht gut erhalten kann, wenn vornämlich für ein braves Oper-Personale — denn das hiesige Publikum ist ungemein musikliebend — gesorgt wird. Gegenwärtig ist ein Abonnement auf 20 Vorstellungen von Monat zu Monat eingerichtet, für einen Preis, welcher auch dem minder Begüterten es möglich macht, das Theater recht oft zu besuchen. Seit einigen Monaten sind zwei neue Mitglieder engagirt worden, allein sie gehören recht eigentlich zu den Diis minorum gentium. Ein Hr. Hesselschwert, früher bei dem Theater zu Lemberg, ist als zweiter Tenorist angestellt und trat als „Murney" auf. Seine Stimme ist zwar nicht unangenehm, jedoch so schwach, daß sie bei starker Musik-Begleitung gänzlich verhallt. Dabei ist sein Spiel sehr linkisch, sein Gedächtniß so schwach und er überhaupt auf den Brettern so furchtsam, daß sein Anblick oft Mitleid erregt. Ein anderes neues Bühnen-Mitglied ist Hr. Meyer, vom Schwerinschen Hof-Theater, der als „Sokol" auftrat, und dessen gleich anfangs wenig Beifall erndtete. Er ist durchaus noch Anfänger, und daher war das Wagniß, am nächsten Abend den „Prifeeling" zu spielen, für das Maaß seiner Kräfte viel zu groß, er manierirt unleidlich und hat einen mehr schwebenden als festen Gang. — Demois. Engst hat am Schlusse des vorigen Jahres die hiesige Bühne verlassen, um eine Vasallin Hymens zu werden. Ihr Rollenfach ist jetzt der Demois. Agathe Lanz übertragen, die, obgleich klein von Gestalt, aber nicht von kleinlicher — wie unlängst ein Correspondent sehr drollig schrieb — mit einem angenehmen und deutlichen Organ ein ungezwungenes, natürliches Spiel verbindet und recht Erfreuliches für die Zukunft verspricht. Als ganz vorzüglich aber ist das Gosiersche Ehepaar zu nennen, welches uns schon so manchen Abend durch seinen seelenvollen Gesang und durch ein durchdachtes Spiel verschönt hat und stets gern gesehen wird. Leider geht das Gerücht, daß wir dieses sehr geschätzte Künstler-Paar zu Ostern d. J. verlieren werden. Schade um dasselbe! — sein Verlust wird nicht so leicht zu ersetzen, allein der Bühne aufrichtig Glück zu wünschen seyn, welche dasselbe für sich gewinnt. — Die beiden Söhne des Direktors sind brave Mitglieder der Bühne, und ich bedauere, daß der beschränkte Raum in diesen Blättern es mir verbietet, selbst nur die vorzüglichsten ihrer Leistungen, des älteren Sohnes als Tenor-Sänger und des jüngeren als Schauspieler, namhaft zu machen. Den „Baron Gluchen" z. B. stellte der Letztere mit einer Jovialität, Feinheit und Gewandtheit dar, die nichts zu wünschen übrig ließ, und Hr. Neustädt, der vom Danziger Theater hier gastirt, war als „Regierungs-Rath von Uhlen" nicht im Stande, in dieser Rolle ihm den Preis streitig zu machen. — Mad. Huray d. Jüng. ist der Liebling des Publikums. Was könnte ich mehr über sie sagen? — Hr. La Roche gebietet, als ein zweiter Jupiter omnipotens, über das Zwerchfell der Zuschauer. Die Leistungen des Hrn. Regisseurs Ludewig sind längst als vorzüglich bekannt; er übernimmt seit einiger Zeit sogar leichte Gesang-Partieen in der Oper und bewährt sich auch dadurch als einen höchst brauchbaren Schauspieler. — Hr. Lanz war früher Komiker, scheint jedoch gegenwärtig die ernsthaften Rollen und namentlich die Intriguants, Bösewichter u. s. w. lieber zu spielen und zeigt sich immer als einen denkenden Mann, der für sein nicht ganz angenehmes Organ durch sinniges Auffassen der Rolle und geschickte Ausführung derselben zu entschädigen sucht. — Noch muß ich der Mad. Weiß als Sängerin lobend gedenken, obgleich ihr Gatte, der als „Drilling" einmal etwas recht Vorzügliches leistete, sich jetzt nie über die Sphäre des Gewöhnlichen erhebt und daher meistens nur zu Aushülfe-Rollen, Diener u. s. w. gebraucht wird. — Dies sind die wenigen Bemerkungen, die ich für dieses Mal über die hiesige Bühne mittheile. — •• —.

Seit dem Edikt vom Jahr 1811, welches Jedermann in Preußen den Ankauf adelicher Güter gestattet, ist der Ackerbau sehr befördert, und mehr als 12,000 Bauern sind seit jener Zeit Eigenthümer geworden. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 19. Februar. 29stes Blatt.

Die Kirchhofs-Mauer.

(Schluß der ersten Erzählung.)

Indessen war das Heer siegreich und überschritt die feindlichen Grenzen. Eine Hauptschlacht mußte bald den Ausgang des Krieges entscheiden; von beiden Seiten traf man furchtbare Anstalten dazu. Am Morgen des Schlachttages hielt der Feldherr den Soldaten eine Rede voll kriegerischem Feuer. Ludwig, bei dem es keiner Anreizung bedurfte, auf gewöhnliche Weise tapfer zu seyn, weil ihm das Leben in seinen jetzigen Verhältnissen eine Last war, wurde heftig von ihrem Inhalt ergriffen. Tollkühn drang er, der Erste, bei dem Erstürmen einer feindlichen Schanze vor, riß mit starkem Arm eine Pallisade heraus und machte seinen Kameraden freie Bahn. In tausend schrecklichen Gestalten mordete der Tod um ihn her; er rasete vorwärts. Sein Beispiel galt für Heldenmuth und entflammte die Uebrigen: die Verschanzung wurde genommen, die Feuerschlünde waren erobert und brachten nun Verderben in die Feinde. Ueberall drang das siegende Heer unaufhaltsam vorwärts; der vollständige Sieg war errungen. Ludwig wurde vom dankbaren Fürsten zum Offizier ernannt, eine eben so verdiente als seltene Auszeichnung in einem Heere, wo man zu der damaligen Zeit ein Edelmann seyn mußte, um zu dieser Ehre zu gelangen. Es wurde bald darauf Friede und die Rückkehr ins Vaterland erfolgte.

Ludwigs erster Gedanke war seine Mutter; er eilte nach dem Dorfe, wo sie wohnte. Auf seiner Reise dahin träumte er sich unendliche himmlische Freuden des Wiedersehens, der Ueberraschung und der Wiedererkennung an der mütterlichen Brust. Er ritt, von einem dienenden Burschen begleitet, gerade durch das Dorf auf die Schäferhütte zu. Sein Weg führte ihn an dem Amthaus vorüber; eine Menge Menschen war vor demselben versammelt. Er ritt durch den Haufen, und erblickte am Halseisen — seine Mutter. — Wer vermag wohl die Empfindungen in Worte zu fassen, welche den Sohn bei diesem Anblick erschütterten! — Der Arme hatte keine Fassung mehr. „Meine Mutter!" schrie er mit starrem leblosen Blick; der Pöbel drängte sich näher um ihn. — „Seine Mutter!" rief man dem Amtmann zu, welcher die Stufen seines Hauses herab gestiegen war, den fremden Offizier zu bekomplimentiren. — Man erkannte ihn endlich; er wurde fast ohne Besinnung in das Amthaus getragen, denn er war ohnmächtig vom Pferde gesunken.

Die unglückliche Alte wurde los geschlossen, und in ein leidlicheres Gefängniß zurück gebracht. — Die Familie des Amtmanns kam zusammen. Man berathschlagte: wie man dem Offizier das Vergehen und die Ursache dieser schändlichen Strafe auf eine schonende Weise beibringen sollte. Er lag in einem todtenähnlichen Schlummer; man holte den Arzt. Er kam früh genug für den unglücklichen Sohn, aber zu spät für die elende Mutter. Sie war, wenige Stunden nach ihrer Befreiung, im Kerker gestorben; auch sie erkannte den guten Sohn wieder und der schnelle Uebergang des höchsten Elendes zur Freude hatte ihren Lebensfaden

durchschnitten. — Ludwig genaß langsam, um den Becher des Unglücks vollends zu leeren. Er verließ das Dorf mit der Ueberzeugung, daß niedrige Bosheit seine arme Mutter verleumdet und das bei ihr gefundene, von ihm herrührende Geld, sie in den Verdacht der Theilnahme an einem ohnlängst verübten Diebstahl gebracht hatte. Man fand auch wirklich in dem Nachlaß der Mutter seine Briefe, gültige Zeugen ihrer Unschuld.

Diese Scene war indessen bei seinem Regiment bekannt geworden; die übrigen Offiziere weigerten sich, mit ihm zu dienen. Er erhielt seinen Abschied. An Allem verzweifelnd, verließ er das unglückliche Leben; man fand ihn auf dem Grabe seiner Mutter ermordet: er hatte sich selbst entleibt. Die Hirten beerdigten ihn hart an der Kirchhofs-Mauer, wo die Linde ihr grünes Gewölbe über seinen Hügel schattend verbreitet, und statt des Denkmals mit duftenden Blüthen beregnet. Achtung und Frieden seiner Asche!

(Die zweite Erzählung folgt im 31sten Blatt.)

Briefe von Gottsched.

8.

Hochzuverehrende Gönnerin
und wertheste Freundin!

Dero geehrtes Schreiben vom 21sten dieses Monats würde ich, meiner Pflicht und Neigung gemäß, weit eher beantwortet haben, wenn nicht unausfetzliche Amtsgeschäfte mich auf eine unüberwindliche Art daran gehindert hätten. Dazu kam aber auch eine gute Nachricht, die ich von der Correspondentin der lieben Mademoiſ. Godefroy, die Hofmeisterin der Fräulein von Plbz ist, vor wenig Tagen erhalten hatte: daß sie bereits ein gutes Logis für meine wertheste Freundin gefunden hätte. — Ich wünsche von Herzen gut Wetter und bequeme Wege zu Dero Reise und eine gesunde Ankunft. — Ich kann aber auch in der That schon melden, daß sich vorgestern verschiedene auswärtige und hiesige Eltern von Stande bei mir nach der neuen Frau von Beaumont haben erkundigen lassen. Ich habe also Gelegenheit gehabt, zu melden: daß meine wertheste Freundin diese Messe, und vielleicht innerhalb 8 bis 14 Tagen, hier eintreffen würde. Meine Verwunderung also, daß solches nicht eher geschehen, hat sich in Vergnügen verwandelt, und ich hoffe nunmehr das beste.

Es ist mir außerdem sehr lieb, daß ich zwischen zwei so aufgeweckten und belesenen Frauen, als Ew. H. und die Frau von Runkel sind, eine Bekanntschaft veranlaßt habe. Sie waren es werth, einander zu kennen: und ich ersehe es aus den Abbildungen, die Beide wechselsweise von einander machen, daß meine Hoffnung mich nicht betrogen. Nur schade! daß sie nicht an einem Orte haben bleiben sollen. — Was sie Denenselben von meiner sel. Freundin erzählet und gewiesen, das kann wohl einigen Zusatz von ihrer zärtlichen Freundschaft erhalten haben; allein im Grunde wird wohl das Meiste wahr seyn. Aber es ist mir lieb, wenn solches dazu dienet, daß meine hochgeschätzte Freundin die Zeit und Mühe nicht bereuet, so sie auf die Uebersetzung ihrer Reden verwandt hat. Hier erinnere ich mich des neulich Vergessenen: die beiden Reden von der Freundschaft eines Philosophen, und der Spielsucht, könnte wohl im Französischen auch gut ausfallen; aber allerdings haben Dieselben völlig recht, daß die letzte nur für Deutschland gemacht ist. Es wird Alles darauf ankommen, daß die beiden ersten Denenselben nicht zu viel Mühe machen; zumal da die zweite ironisch gegeben werden muß, und besondere Original-Wendungen des Französischen erfordert, Alles recht aus zu drücken.

Sie brauchen keiner Entschuldigung wegen Dero Urtheils über die erste Hochzeitrede. Es wäre kein Wunder, wenn ein junger Mensch von zwanzig Jahren etwas Schlechtes gemacht hätte; allein meines wenigen Erachtens war es eben kein Fehler, daß er einige Belesenheit und Kenntniß von Alterthümern und Geschichten gewiesen. Ich weiß wohl, daß die heutigen bloß witzigen, aber nicht gelehrten französischen Schriftsteller Alles, was nach Gelehrsamkeit schmeckt, für Pedanterei erklären; aber es geht ihnen, wie dem Fuchse in der Fabel, der die Trauben für unreif erklärte, weil er sie nicht erlangen konnte. Gleichwohl hatte mein Hochzeit-Redner seine Wissenschaft nicht gar zu sehr verschwendet; ein Anderer hätte es noch weit ärger machen können. Und wozu lernet auch ein junger Mensch auf hohen Schulen etwas, wenn er es bei keiner Gelegenheit brauchen oder anbringen soll? Von den übrigen Beurtheilungen wollen wir mündlich sprechen.

Sie haben einen ganz unrechten Begriff von mir, wertheste Freundin, wenn Sie einen stets tiefsinnigen Cato an mir zu finden glauben. Nein, so finster und speculativisch ich auch mehrentheils aussehe: so lächelnd sind meine Gedanken und Empfindungen. Die Schwermuth und Tiefsinnigkeit ist meine Neigung und Krankheit gar nicht. Ich bin ein Menschenfreund, der Umgang und Geselligkeit liebt; sonderlich die Annehmlichkeiten des schönen Geschlechts zu schätzen weiß. Er wäre nicht werth, ein Weltweiser zu heißen, wenn er diesen Zierden der Schöpfung nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe. Ich weiß übrigens zwar nicht, wie erfahren Sie, wertheste Freundin, in den Begegnissen junger Frauen im Ehestande sind: aber so viel werden Sie verhoffentlich wissen, daß das Abnehmen und Blaßwerden neuvermählter Schönen für ein gutes Merkmal gehalten wird; dieses werden Sie an meiner Freundin

bemerken, und sie also vielleicht dem Gemälde nicht ganz ähnlich finden, welches ich an Mademoisf. Godefroy von ihr gemacht habe. Urtheilen Sie von der Bedeutung. Wir wollen sehen, ob sie eine gute Prophetin gewesen sind.

Mon amie se recommende à Votre bonté en esperant de pouvoir gagner Votre amitié. Adieu, Madame! jusqu'à Vous pouvoir dire de bouche en Vous baisant la main, que je suis avec une consideration parfaite

A Leipsic, Madame Votre
ce 29. Sept. très humble et très obéissant Serviteur
1765. Gottsched.

Schluß der Correspondenz.

9.

Madame!

Excusez la lenteur de ma reponse; mille accidens inévitables l'ont retardée jusqu'ici. Mais j'espère que Votre bonté pardonnera ce defaut comme mille autres, qui se pourront être glissés dans notre conduite, pendant le tems de Votre sejour chez nous.

J'ai été charmé que Votre voyage à Halle à été heureux malgré le mauvais tems, et les chemins impraticables. Votre entrée dans une maison, que Vous pourriez regarder comme la paternelle, doit assurement avoir été très triste. Ce n'étoit qu'un esprit comme le Votre, doué d'une philosophie et d'une force admirable, qui se pouvoit posseder assez, pour vaincre toutes les impressions affligeantes.

Vous Vous souvenez trop poliment, Madame, de toutes les bagatelles de notre maison, et des devoirs qu'on à été en état de Vous rendre, pour que je puisse accepter Vos remercimens. Vos qualités de l'esprit et du coeur demandoient quelque chose de plus. Peutêtre que le tems nous fournira des moyens de nous acquitter mieux à l'avenir, de ce que Vous merites de considerations et de politesse. L'argent que Vous avez envoyée à pleinement satisfait à l'achat de ma nièce. Elle Vous rendra compte à Votre arrivée. Le reste destine à moi même auroit pû être differé jusqu'à Votre retour.

Quant à ma montre, Madame, je Vous remercie de toutes Vos peines touchant ce point là. Mais le prix de l'horloger me paroissant aussi exorbitant, que celui du nôtre; je Vous prie de me rapporter la montre, telle qu'elle est. J'espere de trouver à Altenbourg un artisan, qui la reparera à un prix plus raisonnable.

Au reste nous attendons avec impatience Votre retour, Madame. Votre Ecoliere future souhaite surtout le commencement de Vos leçons. Elle Vous embrasse par avance, ce que fait aussi ma nièce très cordialement. Mes Complimens, s'il Vous plait, Madame, à tous Vos amis, qui se souviennent de moi. J'ai l'honneur d'être avec beaucoup de considerations et d'égards

Madame

A Leipsic, Votre
ce 23. Octbr. très humble et très obéissant Serviteur
1765. Gottsched.

Historische Einzelnheiten.

Ludwig der Zwölfte, König von Frankreich, war jedesmal bis zu Thränen gerührt, wenn er dem Volke eine neue Steuer auflegen mußte. Dies ist ein ächt königliches Gefühl und die Bahn zur wahrhaften Fürstengröße, die einzig auf Beglücken sich stützen darf. Viele, die in der Weltgeschichte mit dem Beinamen „Große“ prunken, danken dies allein der Lust und Wuth zum Verheeren; bei Manchem aber, wenn er lebte und man seinem Ruhm das Elend seiner Zeit und die bösen Folgen gegenüber stellen könnte, möchte man Fontenelle's Spruch: „Mit Lorbeern bekränzt, schicke man ihn nach der Galeere!“ erfüllt sehen.

Mahomed sagte: „Es wird ein Zeichen des jüngsten Tages seyn, daß Wissenschaft verschwindet, Unwissenheit wurzelt, Trunkenheit, Wollust und Betrug Haupt-Talente sind und die Männer sich so vermindern, daß ein Mann kömmt auf funfzig Weiber.“ — Wären nicht jetzt der furchtbaren Conscriptions-Zeit Schranken gesetzt, hätte man darauf schwören können: daß, nach Mahomed, der jüngste Tag im vollsten Anzuge sey; denn um alles Uebrige zu finden, darf man nur die immer zahlreicher werdenden Gäste der Restaurationen, Wein- und Brandtweinshäuser betrachten.

In Japan glaubt man, daß die Seelen noch mitessen und das Feinste der Speisen auffaugen, besonders bei dem sogenannten Laternen-Fest am Ende des August-Monats. Wir würden uns wohl solch eine fortwährende Einquartierung verbitten. — * —

Buntes.

Saadi wurde einst gefragt: Welch ein Unterschied ist zwischen einem Derwisch (Mönch) und einem Weisen? und er antwortete: „Beide durchschwimmen den Strom des Lebens mit Vorsicht; Jener trennt sich von der Menge, um allein gemächlicher ans Ufer zu schwimmen; dieser aber hält sich mitten unter Allen, um dem Hülfsbedürftigen die Hand zu reichen, wenn es noth thut.

Ein Methodist, Namens Westworth, sagte: „Was ist ein Schauspielhaus? Ein Ort, wo Satan alle Abend so viele Seelen für vier Silberlinge haben kann, daß es ihn gereut, den Judas mit dreißig bestochen zu haben.“

Der Graf P., ein reicher Filz, nöthigte seine Freunde: ohne Umstände mit ihm zu speisen. Niemand kam, weil Niemand hungern wollte. Endlich zwang er Einen in der Mittagsstunde, mit ihm zu gehen. Sie setzten sich zu Tisch; auf eine magere Suppe folgte ein mageres Gemüse und dann der Käse. „Freund!“ rief der Graf aus, „wie froh haben Sie mich gemacht! Wann speisen Sie wieder mit mir?“ — „Wenn's seyn kann, sogleich!“ erwiederte der Gast. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Oudenaarde, in Belgien. Von Namur, wo ich die großen neuen Befestigungs-Werke nur im Fluge sehen konnte, kam ich nach Mons. In dieser Stadt, obwohl schöner und größer als Namur, herrscht nicht das rege Leben, welches man dort findet. — Die Gegend um Mons ist in einem hohen Grade fruchtbar, und die Lage an der Schelde, ohnerachtet hier nicht weit von ihrem Ursprung, ist recht freundlich. Wie in allen brabantischen Städten, so sind auch in Mons herrliche Kirchen, und beinahe jedes Gemälde in denselben ist ein Kunstwerk — Von Mons kam ich nach Ath, einer jetzt weniger bedeutenden Stadt, und von da über einen sehr freundlichen Ort, Grammont, nach Oudenarde, welches ebenfalls an der Schelde liegt. Diese Stadt ist ganz unbefestigt, worüber man sich wundert, weil beinahe alle Städte in den Niederlanden ehemals Festungen waren. Auch hat beinahe jede Stadt ein bis zwei Glocken-Spiele; ausgezeichnet schön ist besonders das hiesige, welches allstündlich fast eine Viertelstunde lang spielt. Von weitem ist so etwas recht angenehm; aber in der Nähe wird dieses beständige Einerlei doch sehr ermüdend, und selbst betäubend; denn der Baß wird aus so großen Glocken gebildet, wie sie manche Kirche kaum als Haupt-Glocken hat. Vorzüglich schön ist der große regelmäßige Markt in Oudenarde. — Diese Stadt zeichnet sich auch durch die Schönheit des weiblichen Geschlechts aus, so wie überhaupt die brabantischen Frauen sich sehr liebenswürdig zeigen. Sie sind lebhaft und geistreich wie die Französinnen, dabei aber gefühlvoller und weniger männlich. — Die Dörfer um Oudenarde gleichen freundlichen Städten; die Einwohner sind reich und ein gutmüthiger Menschenschlag. Die Straßen, welche das Land durchschneiden, sind meistens gepflastert, und die Art, wie man hier gewöhnlich auf dem Lande zu reisen pflegt, ist sonderbar; man setzt nämlich Stühle auf den großen, mit einem weißen Zelt überdeckten zweirädrigen Karren, und so fährt eine ganze Gesellschaft in größter Bequemlichkeit. — Ohnerachtet die Brabanter beinahe dieselbe Sprache sprechen wie die Holländer — denn sie verstehen sich gegenseitig — so haben sie doch wenig Aehnlichkeit mit einander. Die Ersteren findet man weit lebhafter, und nur darin sind sie sich gleich, daß sie sich wechselseitig hassen. Auch haben die Belgier eine in manchen Stücken von der holländischen sehr abweichende Verwaltungs-Form, und es wird der Regierung viele Mühe kosten, beide Nationen in eine zu verschmelzen, um so mehr, da ihr Interesse sehr entgegen gesetzt ist. Die Holländer sind nämlich ganz Kaufleute und wollen Handels-Freiheit; die Belgier dagegen sind Fabrikanten, welche die Ausschließung fremder Waaren verlangen. M . . . . x.

Wien. Seit meinem letzten Bericht habe ich mich ein wenig in dem Gebiete der Kunst umgesehen. Es wird Dir nicht unbekannt seyn, daß der Kaiser eine ausgezeichnete Sammlung von Cameen besitzt; diese hat er nun durch einen Künstler aus Rom, Namens Pichler, nachbilden lassen, und die Copien dem Papst zum Geschenk gemacht. Diese Copien sind so treu und täuschend, daß man sie, nach dem Urtheil aller Kenner, nicht von den Originalen zu unterscheiden vermag. Zur Aufbewahrung dient ein sehr schöner, überall mit Silber ausgelegter Mahagony-Kasten. Das Ganze war dem Publikum einige Tage lang in dem Billard-Saale des Fürsten Metternich ausgestellt. — Ich darf bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, der Leichtigkeit zu erwähnen, mit der man hier alle Kunst-Sammlungen sehen kann; nirgends ist eine besondere Erlaubniß nöthig, und man geht ohne Aufseher, ohne Kosten, wohin man will. Sey es Allen zur Nachahmung empfohlen! — Es wird jetzt eine Nachbildung der sämmtlichen guten Gemälde auf den hiesigen Gallerien in Kupferstichen (in Heften von 8 bis 10 Blättern) heraus gegeben; ein Probe-Heft ist bereits erschienen und sehr empfehlenswerth. — Von fremden Tonkünstlern befinden sich jetzt außer Mad. Catalani, d'all Occa, Contra-Bassist, Bärmann und Canangia, Beide Clarinettisten, hier. Ersterer hat schon ein Conzert, zwar mit großem Beifall, aber bei leerem Hause gegeben. Ueberhaupt ist es hier schwer, ein gutes (d. h. volles) Conzert zu machen; denn da fünf Theater alle Abend Vorstellungen geben, so sind die Conzerte gewöhnlich in der Mittags-stunde, die nicht Jedem bequem ist; dann hat man hier sehr ausgezeichnete Dilettanten, und endlich sind die Conzerte seit einiger Zeit nicht mehr recht Mode und das verdirbt den armen Virtuosen vollends ihr Spiel. — Nächstens wird man hier ein neues Tanz-Meisterstück sehen, nämlich: „Die Jungfrau von Orleans", ein Ballet in sechs Aufzügen. Man erzählt sich schon Vieles daraus; unter Anderem wird im dritten Aufzug der König mit Würde in die Cathedrale zur Krönung — tanzen! — Im Burg-Theater sind zeither viele Ifflandische Stücke gegeben worden. — Als Gast ist jetzt Demois. Pfeifer vom Münchener Theater hier, und ist in der „Jungfrau", in der „Mohrin", von Ziegler, als „Elvire" in der „Schuld" und als „Mädchen von Marienburg" aufgetreten. Mad. Stich hat es ihr schwer gemacht, rauschenden Beifall zu gewinnen; doch gefiel sie im Allgemeinen und hauptsächlich in den ersten beiden Rollen recht sehr, weniger in der „Schuld". — Mad. Catalani hat am 20sten Januar ihr erstes Conzert im großen Redouten-Saale gegeben, und der Saal, welcher wohl 3000 Zuhörer faßt, war so voll, daß einige Hundert zurück gehen mußten. Sie sang mehrere Stücke, die sie selbst componirte; sie waren aber nicht besonders und wurden im Ganzen auch nicht sehr gut aufgenommen. Rauschenden Beifall erhielt sie in einer Cavatine von Guielmi und in dem hiesigen Volkslied: „Gott segne Franz!" welches sie vortreflich sang. Sie hat freilich etwas an Höhe verloren, aber dennoch steht sie gewiß bis jetzt einzig da und heißt mit Recht die Königin des Gesanges. — Die jungen Herren tragen jetzt hier große blaue Mäntel, die man Carbonari nennt. Diese Art derselben duldet die Polizei ohne Anfechtung. y —.

Leipzig. Zu Ende des vergangenen Jahres hat ein junger Leipziger, Hr. Wilhelm Zirges, eine französische und deutsche Buchhandlung errichtet, von deren französischen Neuigkeiten bereits vier kleine Verzeichnisse unentgeldlich ausgegeben worden und Beweise sind, daß Hr. Z. so billige Preise macht, wie sie bisher sehr selten von deutschen Buchhandlungen, die auch mit französischen Werken handeln, gemacht wurden. — In dem Conzert, das jährlich zum Besten alter und kranker Musiker veranstaltet wird, hörte man (am 25sten Januar) Schichts neuestes Oratorium: „Die letzten Stunden des Erlösers", das mit Recht allgemeinen Beifall von der außerordentlich zahlreichen Zuhörerschaft fand — Am 28sten Januar ward im Schauspielhause „Sophronia" (von Hrn. Wilh. Gerhard) stürmisch ausgepocht und dem Verfasser von den Studenten ein Pereat gerufen. — Dem Hrn. Dr. Hahnemann sind höchsten Orts Beschränkungen seiner Thätigkeit auferlegt worden; dies erregt viel Sensation. — Ein bekannter, geschickter und fleißiger Kupferstecher, J. Ad. Roßmäßler, ist am 8ten Januar hier gestorben. Er gehörte unserer Stadt an durch Geburt und seine, hier auf der Maler-Akademie erhaltene Bildung. — • —.

Friedrich Adelung, russischer Etats-Rath, hat ein gelehrtes Werk über alle bekannten Sprachen und Dialekte heraus gegeben. Er zählt deren 3,064; nämlich 937 asiatische; 587 europäische, 276 afrikanische und 1,264 amerikanische. (Constitut.)

Zu St. Alban mordete unlängst eine Frau ihren Mann auf eine schreckliche Weise mit siedender Lauge, die sie dem Schlafenden über's Gesicht goß. (Courier fr.)

Die Pacht der Spielhäuser in Paris hat im Jahr 18[illegible] nicht weniger als 7,296,600 Franken eingebracht. (Constitut.)

Beilage: Bemerker Nr. 4. u. Blatt d. Ankündigungen Nr. IV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.

Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 21. Februar. 30stes Blatt.

Das Universal-Schauspiel.

Von Carl Locusta.

Als ich, ein flachsköpfiger Knabe, meinen Bruder im Jahr 1804 nach Dorpat begleitete, lernte ich dort den berühmten Magister Hellmuth Schneedecker kennen. Er saß im Billard-Zimmer des Gasthauses, wo wir abgestiegen, trank seine Tasse schwarzen Kaffee und haranguirte gegen ein Häuflein junger Studirenden, die seiner Erzählung: wie er die Mußestunden seines Amtes zur Bearbeitung eines historischen „Universal-Schauspiels" — die letzteren Schicksale und die wichtige Catastrophe Menzikofs darstellend — verwende, mit ehrfurchtsvollem Schweigen zuhörten. Er berichtete, daß er sich schon als Quartaner mit dieser Idee herum getragen, und daß man ihn, ohne diese Vorliebe für jenen russischen Heros, schwerlich jemals in Rußland gesehen haben würde. Er durchstöbere alle hiesigen Bibliotheken und sonstigen Archive, um nähere Details über seinen Helden ein zu ziehen; wäre indeß mit seinem dramatischen Epos doch erst bis zur zweiten Scene des ersten Akts gediehen; er hätte aber die Aussicht, von den Verpflichtungen seines Amtes dispensirt zu werden, und wolle alsdann nach Sibirien reisen, das Häuschen, in welchem Menzikof während seines Exils wohnte, in Augenschein nehmen, darin sein Schauspiel zu Ende dichten und dann dies Werk seiner Muse zu den Füßen des Throns nieder legen; denn Rußland und sein Thron wäre jetzt die sicherste Zuflucht des deutschen literarischen Verdienstes!

Als ich, nach dem Frieden von Tilsit, auf der Oster-Ferien-Reise von der Schule zu ** durch Dessau kam, traf ich im goldenen Ring einen Mann in schwarzem Frack und bestäubten Kamaschen, eine Papier-Rolle in der Hand, von einem Kreis lustiger Elegants umgeben, denen vor Grausen die buschigen Negermähnen wie ein Hahnenkamm empor strebten — denn Magister Schneedecker las ihnen mit pathetischer Stimme die hochtrabendsten Stanzen seines Universal-Schauspiels vor, welches er beinahe bis zum zweiten Akt vollendet. Er erklärte diesen jungen Aesthetikern: wie er mit seinem dramatischen Non plus ultra auf der Reise nach den preußischen Staaten begriffen; dort hätte man, gewitzigt durch eigene Erfahrung der Hinfälligkeit aller irrdischen Dinge und der Vergänglichkeit äußerer Größe, sich einen Tempel gebauet im inneren Gemüth; der Brandenburger allein hätte von dem eigentlichen Sinn und Zweck des Daseyns die wahre Deutung gewonnen; er verachte großsinnig die hoch hängenden Trauben, eben weil sie zu hoch hingen. Daher lebe man nur der gemüthlichen Erinnerung voriger Zeiten, führe ein Leben, das aus Gott ist, und ein himmlischer Mystizismus schaffe dem inneren Gefühl Empfänglichkeit für deutsche Kunst und gothische Wissenschaft. Dort wolle er der, mit den Geheimnissen der Dramaturgie befreundeten Deputation des Kultus seinen „Menzikof" vorlegen, und er hoffe einen Regierungs-Befehl an sämmtliche Direktorien der Schauspiele zu bewirken, daß zur sonntäglichen Erbauung und Erhöhung des zerknirschten Volks wenigstens einige

Akte, als theatralische Sonntags-Perikopen, in die Scene gestellt werden sollten.

Nachdem Hieronymus Napoleon, getreu seinem Grundsatz: „Je ne veux rien, que des soldats et des ignorants!“ (dessen Ausspruch dem unsterblichen Johannes von Müller einen Nagel zum Sarge gab) und folgend dem Rath des Arztes, sich in theuern Weinbädern Restauration und Illumination der zur Impotenz rasch verrauchenden Lebenskohlen zu verschaffen, die reichen Dotationen der Universität Helmstädt für gute Prise erklärt hatte, und der Lorbeerkranz der bis dahin blühenden „Julia Carolina“ von der akademischen Bürgerschaft feierlich zur Erde bestattet worden: besuchte ich vor meinem Scheiden noch einmal das liebliche Thal des Amalien-Bades zu Morsleben. Auf der Bank unter einem Tulpenbaum saßen mehrere Sekretarien der geheimen Polizei, Employe's der Präfektur und des Friedensgerichts, desgleichen französische Gensdarmes und Kriegs-Commissarien, bei vollen Humpen Braunschweiger Mumme. Ein Fußwanderer gesellte sich zu ihnen. Ich weiß nicht, was gleich anfangs den Mann empfehlen mußte; aber die französischen Commissarien nahmen ihn nach einigen Worten in ihre Mitte, kredenzten ihm den edlen deutschen Gersten-Wein, und nachdem sich das schwarze Kamaschen-Genie eine thönerne Tabacks-Pfeife aus der Schöningenschen Fabrik angezündet, begann er damit zu gestikuliren und verschaffte der Rotomontade, mit der er etwas recitirte, das im Echo des Bergthals eine Art von rhytmischem Klang erhielt, solch plastisches Applomb, daß ich der Neugierde nicht widerstehen konnte, ihr mein horchendes Ohr zu leihen. Es war der Magister Schneedecker, der seinen „Menzikof“ — diesen Triumph Melpomene's — den französischen Kriegs-Lieferanten großmüthig zum Besten gab, weil sie, die Bedauerungswürdigen, sobald nicht Gelegenheit finden würden, das sterile Deutschland zu verlassen und nach Paris zurück zu kehren, wohin — Magister Schneedecker eben zog. Denn Paris allein, so versicherte er den gläubigen französischen Gensdarmes, sey das wahre Empyreum des guten Geschmacks, die Aegide der Humanität, die Wiege der Kunst; in Paris nur, dem Seine-Athen, dem Urquell des moralischen Lichts, welches sich über den Norden und Osten ergossen und in kleinen Fünkchen hie und da selbst auf das unerleuchtbare Deutschland nieder falle; in Paris, wo ein Franconi, Talma, David, Gerard, Chateaubriand u. s. w. gedeihe: dort nur würde man poetisches Genie zu würdigen verstehen. Der dortigen Akademie wolle er daher seinen deutschen „Menzikof“ dediciren und er ließe dem mäcenatischen Edelsinn und der Gerechtigkeit Napoleons nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auf die Hoffnung, die größere Dekoration der Ehrenlegion und eine damit verbundene lebenslängliche Präbende zu erhalten, wegen gedachten deutschen Universal-Schauspiels — bei Jacobson vorläufig eine Anleihe gemacht. Zu dem Universal-Drama selber hatte er übrigens schon den dritten Akt fertig und der vierte lag bereits in Geburtswehen.

Als ich im Jahr 1816 eine Wasser-Lustparthie von Stettin nach Frauendorf machte, ging ich, auf freundliche Einladung rothbäckiger Matrosen, an Bord eines segelfertigen Dreideckers, der binnen einer Stunde nach Amerika absegeln wollte. Ein vergnügliches Zungenschlagen lockte mich alsobald in die Kajüte, wo der Capitain emsig beschäftigt war, Stettinschen jungen Kaufleuten aus einer mächtigen Valet-Bowle häufige Toasts auf glückliche Fahrt zu erpressen. Unter ihnen schwankte und trank Magister Schneedecker, der sich als Passagier auf das Schiff bedungen, um nach Hayti zu Sr. schwarzen Majestät ab zu geben, reichlich versehen mit Empfehlungsschreiben an Se. Excellenz, den Groß-Kanzler Limonade — welche, wenn sie gleich von der Pariser Akademie auf Membrana geschrieben, nichts destoweniger an diejenige Art der Briefe erinnerten, zu denen die alten Hebräer sich der Büffel-Hörner bedienten. — Magister Schneedecker perorirte eben einen Monolog, den Menzikof auf der Kibitke gehalten, mit welcher derselbe für seinen Transport nach Sibirien emballirt ward, und zeigte, um der Phantasie der heiß jubilirenden Zuhörer die Uralsche Steppen-Scene recht anschaulich zu machen, eine ausgefrorne Theerbüchse vor, welche im Dienst besagter Kibitke gestanden, und die er, nämlich der wallfahrtende Magister, als Reliquie von Sibirien mitgebracht. Da der Inhalt des Monologs aber etwas maulender Art war, so erweckte er im Deklamator ähnliche Empfindungen. Er improvisirte am Schluß eine Apostrophe in ungebundener Rede an die Geistes-Verfinsterung der alten Welt, für welche der Glanz seines Universal-Schauspiels zu blendend gewesen, wie die Berliner goldene Tempelhalle in der „Athalja“ nach des Oberpriesters Fischer Exkommunikation, und betheuerte mit schweren Eiden bei Neptun und den Manen Columbus, hinfort nur der neuen Welt zu huldigen und in St. Domingo seinen deutschen „Menzikof“ selber leben, weben, schalten und walten zu lassen. Der Kaiser Heinrich habe den bedrängten Musen einen Pharus aufgestellt; Minister Limonade dem verkannten Genie ein Asyl bereitet!

Gestern — will sagen am 31sten Januar 1821 — führte mich mein Spaziergang im Berliner Thiergarten vor dem Jungschen Zelt vorbei. An einem Tisch unter den bereiften Linden saßen einige, zur Besinnung, in Pelzkragen, in Hals- und anderem Zwang zurück gekehrte Ex-Hasenheide-Ritter und tranken neudeutschen Groc; unter ihnen der gute Universal-Dra-

maturg, Magister Schneebecker. Er entwickelte: wie er mit seiner Menzikoffschen Catastrophe endlich bis zur letzten Scene des fünften Akts durchgedrungen, daß er aber noch nicht ganz mit sich einig sey: ob er damit zum Pascha von Janina, zu den Carbonari's oder aber zu dem, Bergami befreundeten John Bull übergehen solle. Eins von den dreien geschähe bestimmt in dem Augenblick, wo er zu den Worten gediehen: „Der Vorhang fällt!“ — Was so lange gewährt hat, wie wird das wohl seyn?!

Beachtungen des Augenblicks.

Im „Literatur-Blatt“ (Nr. 106. 1820) hat Müllner den Artikel „Umtriebe“ in der „Real-Encyclopädie“ (10ter Band; S. 978 – 992) sehr gerühmt. Er nennt die dabei aufgestellten Betrachtungen „fein, geistreich, gemäßigt, beruhigend“ — und sagt ferner: „Der Herausgeber verdient Lob, daß er die ausgebreitete Publizität dieses Buches benutzt hat, jene so freimüthige als besonnene Darstellung der Sache in ihrem Zusammenhange vor ein größeres Publikum zu bringen, als dies durch Zeitungen und Journale geschehen könnte.“ — Dagegen heißt es in den (Wien, bei Gerold erscheinenden) „Jahrbüchern der Literatur“ (12ter Band, S. 196) in einer Beurtheilung jener „Real-Encyclopädie“: „In dem Artikel „demagogische Umtriebe“ werden, bei anscheinender Nüchternheit des Ausdrucks, die für Unpartheilichkeit gelten soll, die Regierungen und ihre Maaßregeln mit knabenhafter Keckheit verhöhnt. Wir enthalten uns, mehr über diese böse Seite eines sonst treflichen Werks an zu führen u. s. w.“ — Möchte man da nicht mit einem alten Polemiker ausrufen:

„Wenn bei Kritikern so arg
Wir den gleichen Sinn vermissen,
Ey, wie soll der Laie wissen,
Wo die Wahrheit sich — verbarg!“

Im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ (Bl. 350. 1820) sucht der Besitzer der Buchdruckerei zu Eisenach einen „Setzer-Lehrling“, der jedoch der „deutschen Ortographie mächtig seyn, die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache inne haben und das Französische wenigstens richtig zu lesen verstehen muß.“ — Der Fordernde scheint noch aus guter alter Zeit zu seyn, etwa aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo selbst die Handlanger der Gelehrten noch einige Kenntnisse haben mußten; jetzt herrscht bei den Besitzern von Buchdruckereien ein ganz anderes Prinzip, das nämlich: je mehr Einer nur mechanisch greift und quetscht, je mehr läßt er sich gefallen! — und so macht man an die edle Nachkommenschaft des Faust und Guttenberg nur die Forderung: daß sie die Buchstaben kennen. Ueberhaupt steht es mit der Typographie in Deutschland so erbärmlich, daß nur dadurch die immer noch höchst mittelmäßigen Leistungen der — nun, lassen wir die Namen! — für etwas gelten können. Hier wird auch nur Strenge helfen!

Johannes Falk in Weimar will jetzt, zum Besten seiner vortreflichen, die höchste Unterstützung verdienende Anstalt für „durch den Krieg unglücklich gewordene oder verwilderte Kinder“ ein religiöses Werk heraus geben, und vertheilt einen Probebogen, der auch einen Kupferstich enthält, auf dem Kinder bei einem Ambos u. s. w. beschäftigt sind und wo man die Unterschrift lieset: „Ich bin nun ein frommer Schmidt und Zimmermann; ich breche nicht mehr Häuser auf, ich baue welche!“ — Sollte das „ich breche nicht mehr Häuser auf“ — so ohne Weiteres hingestellt, wohl günstig auf Erziehung wirken können? — und ist es nicht jedem menschlichen Gefühl empfindlich: daß man von allen Kindern der Anstalt eine solche Voraussetzung als faktisch in Kupfer eingräbt? — Fr. Wendel.

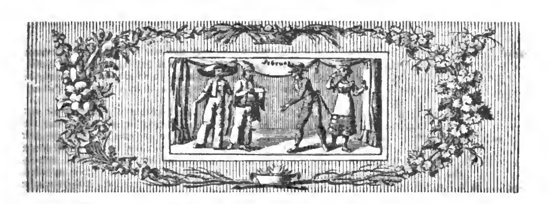
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Ey was! ist das neue Schauspielhaus mit einem Ball eingeweiht worden, so kann ich ja mein Allerlei auch damit anfangen. „Und den Tanz in Ehren, der steht obenan! der Rhythmus der Füße selbst ist mir lieber, als der Rhythmus der Versfüße in der Tragödie, und das lustigste im Gebiete des Vergnügens ist ein getanzter Kehraus — warum sollte man im neuen Schauspielhause nicht damit anfangen?“ — „Ein Conzert wäre würdiger gewesen!“ sagen Andere (ich habe kaum den Muth, zu äußern: es sind Viele), „man hätte da eine Rede (als Ausnahme einmal eine, die einen Inhalt hat) sprechen, dann ein grandioses Werk der Musik aufführen sollen, und wenn Freitags Polyhymnia, Erato und Euterpe den Reigen eröffnet hatten, konnte Sonnabends die beschende leichtgeschürzte Terpsichore, als gebührend dienende Zofe, mit ihrem Schellen-Attribut alsobald nachtreten!“ — Was soll man da erwiedern? Ein Mann von Welt hilft sich mit einem vielsagenden Nichts durch alle Verlegenheiten, und diesmal will ich ein Mann von Welt seyn! — Bei einem Ball waren indessen die Säle am besten zu betrachten und diese blieben doch diesmal die Hauptsache und noch dazu fand man die Hauptsache vortreflich. Wenn die Ball-Gäste hätten ballotiren sollen über die Frage: ob die Säle ihren Beifall haben? — so würden bei keiner repräsentativen Versammlung jemals so viele Bejahungen erfolgt seyn, als hier. Tages nachher sind freilich einige Grübeleien nachgekommen, als z. B. „ein einziges allegorisches Decken-Gemälde, statt der vielen kleinen in Cassetten, machte größeren Eindruck!“ aber erstens bedenken solche Glossenmacher nicht, daß in einem so großen Bilde allerhand artistische Schwierigkeiten vorkommen, wovon ich nur die in vielen Dingen — besonders in finanzieller Hinsicht — sehr leicht, in der Malerei solcher Art aber nur sehr schwer gelingenden Verkürzungen erwähne. Die Allegorie finde ich aber schon sehr gut und besonders wahr; denn da Cassetten bekanntlich auch Geldkasten sind, so hat man die Einrahmungen doppeldeutig zugleich auf die vielen Geldkasten zu beziehen, die bei solcher Pracht geleert und zu Blendrahmen verbraucht worden sind. Schadet aber nichts! das Ganze macht eine reizende, überraschende Wirkung; und wenn alle Theile des neuen Schauspielhauses die Mehrheit so für sich gewinnen, als

es diese Säle thun, dann wird die nicht geringe Quantität von Tinte und Druckerfarbe, die man zu Anschwärzungen des Baues gewiß verwenden wird, unnütz verbraucht. Auf eine detaillirte Beschreibung dieses Lokals läßt sich der „Gesellschafter“ deshalb nicht ein, weil er, nach einer Umgangs-Regel, nicht gern nachschwatzt, und so verweisen wir auf die „Spenersche Zeitung“ (Nr. 19) und auf den „Wegweiser von Berlin nach Potsdam“ (Nicolaische Buchhandlung), worin das ganze neue Schauspielhaus hinreichend beschrieben, so wie überhaupt die neueste Auflage dieses brauchbaren Werkes recht sehr zu empfehlen ist. — „Iphigenia in Aulis“ wurde neu einstudirt. Mad. Milder (Klytemnestra) war, ohne alle Neben-Bemerkung, meisterhaft. Gesang, Persönlichkeit, Darstellung — Alles vereint trat hier so gelungen und ausgezeichnet hervor, daß Gluck's Geist das Entzücken mit uns getheilt haben muß. — Demois. Eunicke erfreut uns durch den Gedanken: daß sie auch Gluck's Opern will singen lernen; diesmal wurde jedoch Iphigenia, wenigstens theilweise, geopfert. Hr. Stümer (Achilles) und Hr. Blume (Agamemnon) sind noch mit Anerkennung, dann aber vor Allem die Chöre als nicht besonders zu erwähnen. Wahrscheinlich wurden sie zu rasch einstudirt; denn der Chor-Direktor, Hr. Leidel, läßt es an Fleiß nicht fehlen; und da den einzelnen Choristen, die sich hervor thun, Demois. Schmalz und Hr. Eunicke Unterricht geben (wofür sie ihre ganze Gage behalten und sich ihre neue Verpflichtung also sicherlich recht angelegen seyn lassen!), so dürfen wir auch bei den Chören auf Fortschreiten und jede Verbesserung hoffen. — „Tancredi“, in italienischer Sprache gesungen, um Mad. Borgondio Gelegenheit zu geben, ihre Talente vor unserm Publikum zu entwickeln, ging geübter als jemals, bis auf die Sprach-Schwächen, die uns aber hier nicht kümmern dürfen, weil der ganze Text ein Wischiwaschi ist. Mad. Borgondio's Talente machen sich durch einen bezaubernden Eindruck geltend, und der, welcher nicht über den seichten Spruch der Oberflächlichen: Ich lobe mir bei Frauen den Sopran! hinweg kann, hat sich selbst ein großes Vergnügen in den Wind raisonnirt. Es ist besonders die Sicherheit, die Abgeschlossenheit ihres künstlerischen Wissens und Vermögens, was so sehr interessirt an dieser Künstlerin, und wir danken es dem Grafen Brühl lebhaft, daß er uns dieselbe für die Carnevalszeit (man sagt, mit 5000 Thlr.) gewonnen hat. Auch freuen wir uns (den Kritikern entgegen, obgleich aus Ueberzeugung, nicht aus Trotz!) darüber, daß von der Intendantur ein universeller, nicht ein beschränkender Geist (mit Ausnahmen, auf die wir gelegentlich mit einigem Nachdruck hindeuten wollen) ausgeht, der sich sogar von höherem Standpunkt verbreitet, indem unser gütiger König an seinen eigenen Freuden (so an dem schönen Maskenzuge auf dem Schloß) Viele Theil nehmen läßt. Laut unserer Freude über jene Universalität ist uns auch Rossini willkommen. Wo Gluck's und Mozart's Meisterwerke mit solchem Eifer und Aufwande jeder Art gegeben werden, wie hier, darf man sich die italienische Musik wohl gefallen lassen; nur da, wo Meisterwerke der Deutschen darunter leiden, soll man nicht aufhören, die Lanze ein zu legen. — Nächst Mad. Borgondio war Mad. Seidler (Amenaide) entzückend; „Arsir“ ist durch Hrn. Bader sehr gehoben und wir bemerken, daß dieser in hohem Grade begabte Sänger mit Glück fortschreitet. Das Orchester (und vorzüglich noch Hr. Seidler) war, wie immer, beifallswerth zu nennen. Da neuerdings die italienische Musik ihre Theilnehmer lebendiger findet, so wäre es, schon um einem früheren, höchst persönlichen kritischen Paroxismus zu begegnen, wünschenswerth, wenn Mad. Borgondio einmal die Alt-Parthie (Edmund) in Meyerbeer's Oper „Emma“ sänge; des anerkannt wackeren Componisten neuere Werke (die wir auch wohl hören möchten!) machen fort und fort in Italien großes Aufsehen, und der Deutsche soll es, vermöge seiner ganzen Richtung, sich nicht nachsagen lassen: daß er, aus kleinlichen Gründen, einem Talente den Eingang verschließt.

Wir sind es übrigens gewohnt, daß bei uns Genie und Talent anfangs befehdet und dann erst bewundert werden. — Sie haben mich, Herr Redakteur, beauftragt, über die „Odaliske“ zu sprechen, ein — in einem Aufzug, welches am 13ten Februar zum ersten Mal aufgeführt ist. Sie sehen, ich habe einen Gedankenstrich gemacht, wo ich die Benennung hinschreiben sollte; aber ich weiß auch gewißlich nicht, wohin ich eigentlich das Stück classifiziren soll. „Lustspiel“ stand auf dem Zettel — ich schüttele aber den Kopf und thue dies für Alle. Einige wollten es ein Ballet mit einem Lustspiel nennen; ich habe jedoch vom letzteren ganz und gar nichts finden können; getanzt wird aber viel, und mitunter recht hübsch. Daneben wollten verschiedene Personen auf der Bühne die Anekdote versinnlichen: wie die bekannte Lady Arthur sich ins Serail einschleicht (hier läßt sie sich durch einen Italiener, der in einem Gespräch mit dem famosen „Non mi ricordo“ wortspielt, verkaufen); zum Glück läuft die Geschichte diesmal nicht so ab, wie es in der Wirklichkeit geschah, wo bekanntlich Lord Arthur, aus hinlänglichen Gründen, sich scheiden ließ. Diese hinlänglichen Gründe kommen also glücklicher Weise nicht vor, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man hier überhaupt mit Gründen nichts zu thun haben wollte; die Unschuld und Sittlichkeit werden in dem Stücke auch nicht verletzt, weil man beide ganz ignorirt. — „Aber ist denn nicht eine interessante, gut verwebte Handlung da?“ — Non mi ricordo! — „Ein geläufiger Dialog, guter Witz?“ — Non mi ricordo! — „Können sich Schauspieler auszeichnen?“ — Non mi ricordo! — „Oder thaten diese nicht ihre Schuldigkeit?“ — Ein einziger stand wie ein lebendiges „Non mi ricordo!“ vor dem Souffleur; aber was er vergessen hat, war gewiß nicht der Rede werth! — Sie sehen, ich habe auf Ihre Fragen keinen Trost; damit aber doch etwas Nützliches gesagt wird, so bemerke ich: daß die Benennung „Odaliske“ für die Geliebte des Sultans gebraucht ist, aber ganz falsch. Odalisken sind die dienenden Mädchen der Khadunes oder wirklichen Frauen des Sultans und jede derselben hat eine ganze Legion solcher Odalisken zu ihrer Bedienung. — Wer lesen will, der lese folgenden Satz: „Da ihm (einem Rezensenten) nicht entgangen ist, welche Ansprüche einige höchst geistreicht Schriftsteller, unter Andern Wahner in Wien, an eine Darstellerin der „Julia“ (in „Romeo und Julia“) und an einen mimischen Künstler überhaupt machen, und da ihm diese alle Grenzen der mimischen Kunst zu überschreiten, ja von einer gänzlichen Verwirrung der Begriffe zu zeugen scheinen, so hält er seinerseits eine Erklärung für nöthig u. s. w.“ Die Stelle ist zu finden in der „Spenerschen Zeitung“ Nr. 18 — ich aber frage nun jedes denkende Menschenkind: ob höchst geistreiche Schriftsteller in sich selbst eine gänzliche Verwirrung der Begriffe bezeugen können? — mich dünkt, sie müssen sich einen Andern herbei holen, wenn es solches Zeugniß gilt und daß man nicht nach ihm greift, so rathe ich dem Rezensenten, wenn obiger Rappel entwichen ist, seiner Vernunft einen Rappel zu senden. — In dem Conzert des Kammer-Musikus Schulz hat ein Herr L — t „vier Hauptreden aus Hamlet“ vorgetragen, und zwar so, daß die Zuhörer sich nicht erinnerten, in irgend einer andern Posse so gelacht zu haben. Der Deklamator soll ein Maler seyn; in dem Fall wird er wohl thun, sich ferner mit Farbentönen, nicht mit Sprachtönen zu beschäftigen. — Den Hrn Redakteur bitte ich, in dem nächsten „Allerlei“ an zu zeigen: daß in dem vorigen (23stes Blatt) mit den Worten: „daß hier des alten Knaben Wunderhorn zuweilen nicht recht tönen will u. s. w.“ nicht auf den Hrn Baron Achim von Arnim (Herausgeber von „des Knaben Wunderhorn“) angespielt seyn soll, wie dieser selbst und vielleicht noch Mancher meinte; ich habe nie davon gehört, daß dieser geachtete Schriftsteller Theater-Kritikus hiesiger Zeitungen sey und jene Worte haben ein anderes Ziel. (B. Mehr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 23. Februar. 31stes Blatt.

Die Kirchhofs-Mauer.

(Fortsetzung.)

2. Wilhelm Heilmann.

Wilhelm Heilmann, im Schooße des Ueberflusses erzogen, bekannt schon mit dem Glanz des Lebens, darum aber den ernsteren Gefühlen für Tugend und Geistes-Werth nicht entfremdet, verlor durch den Tod seiner Eltern das, was man gewöhnlich zeitliches Glück zu nennen pflegt. — Mit der größten Behutsamkeit sprach er über das plötzliche Verschwinden der gewöhnten Reichthümer seiner Eltern; doch merkte man zuweilen, daß er sehr gern gegen habsüchtige Vettern grollte. — Die heimathliche Gegend aber wurde ihm in seiner so schnell veränderten Lage zuwider, und er beschloß, einem besseren Geschick in fremden Landen nach zu jagen. Der Kriegsruhm eines Feldherrn, welcher in der deutschen Geschichte unvergeßlich seyn wird, lockte den ruhm- und glücksbegierigen Jüngling unter seine Fahnen, und die Segnungen des Friedens, von Millionen gedrückter Menschen weinend vom Himmel erflebt, waren die Quelle von Wilhelms Unglück. — Das Regiment, worin er diente, bezog die Friedens-Quartiere und hier war jegliche Aussicht zum ferneren Emporsteigen jedem Bürgerlichen verschlossen, weil damals noch die zufälligen Vorrechte der Geburt mehr galten, als Bildung und erprobte Brauchbarkeit. — Bis zum Unter-Offizier hatte er es gebracht, und in dieser Eigenschaft unterschied er sich merklich vor den meisten seiner Kameraden.

Ein hoher königlicher Wuchs, ein ausdrucksvolles männliches Gesicht, mit der Farbe der Gesundheit geschmückt, und ein edler Anstand zeichneten den jungen Mann aus und verschafften ihm sowohl die unbedingte Achtung seiner Oberen, als die einer jeden gebildeten Familie.

Der fortwährende Aufenthalt in dem Garnison-Ort veranlaßte natürlich manche Bekanntschaft; er wurde oft zu den besseren Gesellschaften gezogen und in seinem eigenen Quartier war er bald, wie man zu sagen pflegt, das Kind im Hause. Er wohnte bei einer bejahrten Wittwe, deren einzige Tochter damals ein Alter von vierzehn Jahren erreicht haben mochte. Die Vermögens-Umstände der Mutter waren in der That bedeutender als man glaubte; aber eine kluge Wirthschaftlichkeit und der wenige Umgang, welchen die Alte unterhielt, verbarg ihre Wohlhabenheit. Der Flitterglanz der Mode mit seinem Gefolge hatte keinen Zutritt in dies stille Haus. Die Mutter erzog ihre Tochter in den nämlichen Grundsätzen, äußere Einfachheit hielt mit Einfachheit der Sitten gleichen Schritt. — Diese Lebensweise stimmte zu Wilhelms eigener Sinnesart; er richtete sein Betragen, ohne daß er es selbst wußte, genau nach den Wünschen der Alten. So gewöhnten sich diese guten Menschen zu einander; er ehrte die Alte gleich einer Mutter, sie sah in ihm einen lieben Sohn und ihre Tochter liebte den Fremdling als Bruder. Daß bei so nahem Umgang und unter so traulichen Verhältnissen sich auch wohl ein fremderes, mächtigeres Gefühl in die jugend-

lichen Herzen geschlichen haben möchte, wem könnte dies fremd scheinen? Auch war es in der That so, wenigstens bei der Tochter, welche Marie hieß. Wilhelm war der Erste, welcher ihr Achtung bezeugte; sie fühlte sich hingezogen zu ihm, weil sie in ihm ihren einzigen Umgang und ihren ersten Freund gefunden hatte. — Aber der Edelmuth, die Achtung für sich selbst und die theure Verpflichtung, welche ihm das Zutrauen und die täglichen Wohlthaten auferlegten, die er in dem Hause der Mutter genoß, sprachen bei der ersten Entdeckung dieser Zuneigung seiner männlichen Tugend mächtig und unwiderstehlich das Wort. Er konnte sich nicht überwinden, den Anschein zu haben, als sey er fähig, die Hoffnungen der Mutter und die schöneren Aussichten der Tochter zu untergraben, um durch eine Verbindung mit ihr sein eigenes Geschick zu verbessern. Nach diesen Grundsätzen bestimmte er sein Betragen und gewann dadurch täglich mehr in den Augen der Mutter, welche schlau genug die immer wachsende Empfindung Mariens heimlich erforscht und still beobachtet hatte. Sie beschloß, nach hinlänglicher Prüfung über Wilhelms wirthschaftlichen Charakter, ihm ihr einziges Kind an zu vertrauen, wenn er darum in Ehren und Züchten werben würde, und bald erschien eine Zeit, wo die heimlichen Wünsche dieser drei guten Menschen unter ihnen laut werden sollten. Die Mutter kränkelte, und die Hinfälligkeit ihres Körpers mahnte sie laut und nachdrücklich zur Beendigung ihrer letzten irrdischen Sorge.

„Lieber Wilhelm!“ so sprach sie einst zu ihm mit traulichem mütterlichen Wesen; „es ist mir doch so zu Muthe, als wenn ich der Welt bald Valet sagen müßte; ich werde wohl schwerlich wieder genesen.“ — Er tröstete sie mit Hoffnung. Sie verneinte kopfschüttelnd das, was er zu ihrer Beruhigung sprach. „Wenn ich nun nicht mehr seyn werde“, fuhr sie gerührter fort, „dann wird meine Marie ganz verlassen seyn.“ — „Ich auch, liebe Mutter!“ sagte er und blickte sie bewegt an. — „Nein, lieber Wilhelm!“ sprach sie leise, „Marie ist Ihnen sehr gut, wissen Sie das?“ — Er drückte sanft der Alten zitternde Hand. — Marie kam dazu, die Mutter rief sie ans Krankenbette. „Gieb Wilhelm Deine Hand, Marie!“ sagte sie sanft. — Erröthend reichte sie ihm das überraschte Mädchen. Alle Drei hatten keine Worte für den Ausdruck ihrer bewegten Empfindungen, die im Inneren ihrer Herzen überströmten. Die beiden Glücklichen umarmten sich und die kranke Mutter wechselsweise, und endlich lösete sich das Gefühl ihrer Seele in wehmüthige Thränen auf. So war eine Scene reiner Freuden gefeiert, welche den beiden Liebenden eine selige Zukunft verhieß und das Mutterherz mit ungemeiner Stärkung erquickte. — Die Genesende hielt auch nach überstandener Krankheit ihre Zusage, und man war darin überein gekommen, daß Wilhelm zuerst seine Entlassung aus dem Soldatenstande bewirken und dann sich in dem Hauswesen der Mutter mit irgend einem bürgerlichen Gewerbe beschäftigen solle.

Aber eben diese Tage des seligen Entzückens und der schmeichelnden Hoffnung waren es, in denen der Dämon des Neides das bejammernswerthe Geschick des guten Wilhelm vorbereitete. — Der Oberst seiner Compagnie war ein an Leib und Seele gleich verdorbener Mensch; vom Aeußeren auf das Innere zu schließen, war nichts Gesundes an ihm. Ausgeschwemmt durch den häufigen Genuß geistiger Getränke glich sein Körper an Unförmlichkeit der Bildsäule des Püsterich und das eigene Bewußtseyn, durch Geistesschwäche und durch Mangel an Moralität weit hinter manchem seiner Untergebenen zu stehen, besiegte dieser Unhold durch das Selbstgefühl der stolzen Befehlshaber-Würde; er liebte und schätzte den Verständigen nicht, er war ein Tyrann gegen Alles, was ihm unterwürfig seyn mußte, und verscheuchte aus seiner Nähe das aufkeimende Talent und jeglichen Frohsinn. — Daß ein solcher Mann Wilhelms Gönner nicht seyn konnte, ist einleuchtend; er haßte ihn, und begegnete ihm überall, wo er nur die geringste Veranlassung fand, mit Brutalität.

Nicht so abgeneigt war ein anderes Wesen vom zweiten Geschlecht unserm Wilhelm. — Die Haushälterin, oder, wie sie es viel lieber hören mochte, die Mamsell des Obersten, warf ihre schielenden Augen auf den jungen wohlgewachsenen Mann. In ihr war die Eitelkeit der Kokette mit der wollüstigsten Sittenlosigkeit vereinigt. Sie stand, wie das Gerücht nicht mit Unwahrscheinlichkeit behauptete, seit lange schon im genauesten Verhältniß mit dem Obersten, welches um so verbrecherischer erschien, weil dieser bereits eine Gemahlin und vier liebenswürdige Kinder hatte, die aber auf einem, einige Meilen entfernten Landgut lebten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel des Herbstes.

Eine Parabel.

Einsam durchwandelt' ich jüngst die umgrenzenden Thäler und Hügel. Meine Seele suchte Zerstreuung, mein Körper erfrischende Naturluft. Es war ein recht wahrhaftiger Herbsttag. Mit trübem Ernst senkte sich der Himmel auf die Rücken der Berge, deren oberste Scheitel schon mit Schnee bedeckt lagen. Eisige Windesschauer durchsausten pfeifend die falben, lebenleeren Felder, spielend mit muthwilliger Lust im gefallenen Laube, diesem letzten Denkmal holderer Zeiten. Schon drei Theile ihrer kurzen Bahn hatte die Sonne zurück gelegt, die kaum noch durch den düsteren Schleier, der dunstig des Horizontes Bläue umhüllte, herab zu blicken

vermochte. Ueber mir ertönten ohne Aufhören wehmüthig und schaurig die Abschieds-Lieder uns verlassender Vögelzüge, deren einige ich wahrnahm, die mehresten nicht. Endlich fielen auch Schneeflocken, erst einzeln, dann immer häufiger und häufiger, so daß bald eine weiße Decke die ganze Gegend überkleidete; doch ward der Himmel wieder heiterer und die Sonne blickte noch einige Male freundlich auf die Erde hernieder. — Aber alle Erscheinungen, die mir begegneten, verkündeten laut: die Natur liege im Scheiden. Und tief ergriffen fühlte sich meine Seele, und die ernsten Töne der scheidenden Natur klangen ernster noch in ihr wieder. Ich setzte mich am Abhang der Höhe; mein Haupt sank unwillkührlich auf die stützende Rechte, mein Gemüth in unaussprechliches Gefühl, mein Blick in das ihn umfangende Thal; mir lüstete, den Wogen meines schwermuthsvollen Herzens mich an zu vertrauen, unbekümmert, wo sie mich an den Strand führen möchten.

Aber nicht lange währte dieser bittersüße Genuß; denn auf einmal umstrahlte mich eine Klarheit, wie die Klarheit ist, welche die Sonne ausströmt, wenn sie am schönsten Tage des lieblichen Maimonds über die im herrlichsten Blüthenschmuck duftende Erde herauf zieht. Und wie in der schauervollen Stunde der Mitternacht, nach fabelndem Volksglauben, auf das Winken des beschwörenden Zauberers, die Riegel der Gräber sich aufthun und die Leiber längst entschlafener Freunde sich regen und herauf schweben; also erhuben sich der trauernd sehnenden Seele, aber lieblich und hold, aus dem grenzenlosen Meere der Vergangenheit des jüngst entflohenen Lenzes bekannte Gebilde und mir entschwand die herbstliche Natur; mir war, als umringten mich die Zauber dieser paradiesischen Zeit. — Während ich aber also wonnevoll schwebte in der Erinnerung verflossener Tage, siehe! da nahete sich mir ein Engel — es war der Engel des Herbstes — und sprach:

„Siehe! wie Du jetzt, mein Freund! aus dieser schaurigen Stunde des Herbstes mit unaussprechlicher Lust hinab schau'st in die Monden des blumigten Frühlings, also empfindet unüberschwengliche Wonne das Herz des Mannes oder des Greises, des Weibes oder der Greisin, wenn sie in den einsamen, oft schaurigen Stunden ihres Alters gedenken der rosigen Jahre ihrer Jugend, wo an liebender Eltern, Lehrer und Genossen Hand in fröhlicher Unschuld harmlos wie im Paradies sie gewandelt. — Dieses Gleichniß aber enthält für alle Menschen, vor Allen für Eltern und Lehrer der Jugend, zwei köstliche Lehren. O, würden sie doch überall erfaßt und befolgt! — Die erste heißt: „Sucht doch, Eltern, Lehrer und Ihr übrigen Menschenfreunde und Freunde der Kinder! sucht doch der Jugend und Kindheit ihre Jahre so angenehm zu machen als möglich; hütet Euch, den Genuß derselben durch übertriebene Strenge, durch böse Launen zu stören!" — Nie, ach! nie lebt der Mensch so glücklich wieder auf Erden als damals, so wie auch der Greis und der Mann die Tage des jährigen Frühlings preis't als die seligsten. O, wie süß ist ihnen die Erinnerung an die Jahre ihrer Kindheit, wenn kein herbes Geschick oder eine rauhe Eltern- und Lehrer-Hand den Himmel derselben trübte. Wie freut sich jener noch im grauen Haupt, am krumm gebogenen Wanderstabe, und dieser in der Kraft und dem Ernste des Lebens der kindischen und kindlichen Spiele, der Blumen, die sie pflückten am Gestade des klaren Wiesenbächleins, der Kränze, die sie wanden, der Sträußer, die sie banden im kühlen Gesträuche des heimischen Buchwalds oder daneben auf der duftenden Aue. Wie gewährt solches Angedenken in so manchen einsamen, traulichen oder traurigen Stunden so unaussprechlichen Genuß! Wie erhebt sich der Mensch so oft in diesem Angedenken, wenn trübe die Gegenwart ihn umfangen hält, oder dunkel wie Nachtgewölk die Zukunft sich nahet! — Die zweite Lehre meines Gleichnisses" — fuhr der hehre Geist fort — „ist diese: „Strebet, Eltern, Lehrer und Ihr andern Menschenfreunde und Freunde der Kinder! strebet mit allem Eifer, in die Herzen der Jugend zu streuen den Saamen des Guten und Schönen, und der aufkeimenden Saat zu pflegen!" — Und wenn des Jahres Frühling wäre noch schöner gewesen, als er war, Niemand aber hätte bepflügt und besä't die begehrende Erde, und — Ihr müßtet jetzt darben und hungern, o Menschen! wer, o wer würde in diesen Tagen des Herbstes sich zu freuen vermögen solches Frühlings, der nur Vorwürfe ihm machte der schlecht verbrauchten Kraft und Zeit!? — So kann auch dem Menschen, fürwahr! die Erinnerung an die Jahre der Kindheit und Jugend nur dann wirkliches Entzücken gewähren, wenn zugleich dem Geiste vorüber schweben die Bilder liebender Eltern und Lehrer in heiliger Verklärung — liebender Eltern und Lehrer, die mit treuer Hand den Saamen des Guten und Schönen in sein Herz legten und pflegten, den Saamen des Guten und Schönen, dessen Früchte dann im Sommer und Herbst und Winter des Lebens so freundlich laben. — Mit Wehmuth, mit bittern Thränen aber wird der seiner Jugend gedenken, dem seine Eltern und Freunde solche Pflege leichtsinnig oder gewissenlos entzogen."

So redete der himmlische Geist; und als er geredet, da zerfloß seine hehre Gestalt in ein sanftes Säuseln: aber über mir noch tönte seine Stimme: „Gehe hin und verkünde meine Rede der irrenden Welt!"

Gotha. Dr. Wöhlfarth.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Wenn man von dem geistigen Treiben auf die Kultur eines Volkes schließen darf, so ist auch die der Slaven in

Böhmen im Innehmen. Die Zahl der literarischen Blätter in böhmischer Sprache ist schon bis auf drei gestiegen: „Hylos“, „Wlastensky Zwestowatel“ und „Cechoslaw“. Auch die Monatschrift des Hrn. Professor Nrzedin: „Hlasatel“ hat noch immer guten Fortgang. Hr. W. Hanka ermüdet nicht in der Herausgabe alter Dichtungen; so eben ist der vierte Theil davon erschienen, welcher das Gedicht „Tristan“, aus dem dreizehnten Jahrhundert, enthält; auch den Heldengesang des Igor Swatslawitsch, vom Zuge gegen die Polowzer, hat er aus dem Russischen übersetzt und heraus gegeben. Hr. Professor Klizpera und Hr. Stiepaneck veranstalten ein „böhmisches Theater“, welches theils Originale, theils Uebersetzungen enthält. Ja, sogar die Druckereien in Königgrätz, Kuttenberg und Pisk liefern gute böhmische Werke, und in der ersteren erscheinen so eben „fröhliche Adventlieder“ mit Musik, 60 Bogen stark. — Der Rechtsfreund Cajetan Pohl hat die „Aeneis“ des Binmauer übersetzt, welche in Kuttenberg gedruckt werden soll. Von dem Kreuzherrn Zimmermann ist der zweite Theil seiner „Geschichte Böhmens unter Ferdinand dem Ersten“ bereits erschienen und verdient gleiches Lob, wie seine früher heraus gegebene Chronik des Benesch von Horzowic. — Hr. Professor Kinzel, hier lebend, hat ein einfaches und wohlfeiles Mittel erfunden, jede, bereits stehende Mühle, ohne an ihrem inneren Bau etwas zu ändern, und ohne Wasser und Wind, bloß durch einen Tagelöhner, ohne dessen Ermüdung, in Bewegung zu setzen und im Gang zu erhalten; auch befrachtete Schiffe auf dieselbe Art stromaufwärts zu bringen, wenn der Strom nicht zu reißend ist. Die praktische Anwendung wird es bewähren: ob seine Erfindung grundhaltig ist? — S —.

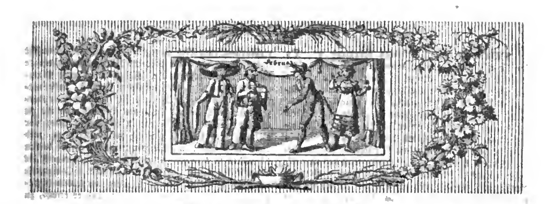
Königsberg. Unser Theater geht seinen schläfrigen Gang. Man wirft dem Schauspiel-Direktor Huray zu große Sparsamkeit vor; aber ohne diese wäre er nicht noch Schauspiel-Direktor; und dann scheint der größte Fehler der Gesellschaft in der Unverträglichkeit einzelner Mitglieder zu liegen, und Leidenschaftlichkeit stimmt die Meinung Mehrerer im Publikum, sich vorlaut in öffentlichen Blättern gegen Direktion und Regisseur aus zu sprechen. Zwar ist es allerdings zu tadeln, daß Hr. Huray alle Sperrsitze und Logen, und fast alle Parterre-Plätze für ein wohlfeiles Abonnement weg giebt und dadurch den Fremden hindert, das Theater zu besuchen (denn er würde die Gallerie besuchen müssen, zu der man noch nicht abonnirt, obgleich für ihren Geschmack sehr gesorgt wird). Wer also nicht zu den Abonnenten gehört (die an den Wiederholungen auch keine sonderliche Freude haben), der kann keinen Platz im Schauspielhause finden; aber der Direktor sieht dadurch sich für die Gage und Kosten gedeckt, seine Gesellschaft spielt täglich vor einer großen Versammlung, und da sollen ja die Künstler mehr Lust und Muth haben, sich zu zeigen! Heißt es nun auch: heute ward wieder ein Stück abgespielt für's Abonnement, so erwiedert der Nachbar ihm: Ey nun, es kostet ja auch nicht viel! — Der wackere Gelehrte Olech, Prediger an der polnischen Kirche, ist gestorben; er hat mehrere Uebersetzungen ins Polnische veranlaßt und sich dadurch um die Nation und Sprache sehr verdient gemacht. — U —.

Die „Höllen-Fregatte zu Boston“ — so heißt ein Dampfschiff, worin möglichst Alles vereint ist, was ein Kriegsschiff furchtbar und unangreifbar machen kann. Wenige Leute setzen die Schrecken dieses Fahrzeuges in Bewegung. Der Hauptmast ist mit Eisen umreift und durchzogen, weil er der Stützpunkt aller Operationen ist. Es sind drei Dampf-Maschinen auf dem Schiffe; zwei derselben dienen, dem Fahrzeuge im Fall einer Windstille fort zu helfen; die dritte aber, welche die Kraft von 60 Pferden hat, ist ausschließlich für den Vertheidigungs-Apparat bestimmt. Dieser besteht zuvörderst in einer Reihe dicker eiserner Stangen oder Kolben, welche sich in vertikaler Richtung bewegen und durch Zapfen, die im Mittelpunkt des Schiffes zu beiden Seiten des Mastes angebracht sind, in Gang gesetzt werden. Ist die Maschine in Thätigkeit, so schlagen diese Kolben unaufhörlich auf und nieder, wie Dreschflegel, nur mit einer unendlich stärkeren Gewalt. Sie sind zur Vertheidigung des Schiff-Bords bestimmt, und würden unfehlbar Mannschaft, Takelage, ja die Verdecke der benachbarten Schiffe zerschmettern. Zweitens ist eine andere längere eiserne Stange auf jeder Seite des Hintermasts befestigt, in ihrer Bewegung horizontal. Sie ist am Ende mit lauter Haken und Klingen versehen, und soll vorzüglich dazu dienen, die etwa stürmende feindliche Mannschaft weg zu raffen; sie hat solche Kraft, daß sie einen feindlichen Mast aus seinem Standpunkt reißen würde. Der dritte Apparat ist eine Art Catapult der Alten, auf dem Vordertheil der Fregatte angebracht. Die Gewalt dieses Catapults ist so bedeutend, daß man damit auf eine Weite von 200 bis 300 Ruthen Steine von zwei Centner Gewicht weg schleudert; eben so schleudert sie auch siedendes Wasser, siedendes Pech und geschmolzenes Blei. Auch kann das Pech angezündet und brennend auf die andern Schiffe geworfen werden. Sechs Menschen dirigiren alle diese Bewegungen, während die andere Mannschaft ruhig die Batterieen bedient. Die Seiten des Schiffes sind mit stählernen Platten belegt, das Verdeck ist bombenfest und außerdem sind zu beiden Seiten des Schiffes noch hundert eiserne Haken und eben so viel Lanzen, welche gleichfalls in Bewegung gesetzt werden und in einigen Minuten die Mannschaft von einem halben Dutzend feindlichen Fregatten aufreiben können. Endlich ist auch noch ein großes Rad angebracht, mit einem Heer von spitzen und schneidenden Instrumenten versehen, welches sich nach allen Richtungen hin drehen läßt und Alles zerfleischt, was sich ihm nahet. Der Name ist daher wohl unfehlbar richtig: man nennt es Höllen-Fahrzeug! (Courier fr.)

Die Literatoren der neuen Welttheile haben wirklich den raschen Tod Christophs von Hayti zu beklagen. Denn wenn er sein wichtigstes Geschäft: den Verurtheilten mit eigener Hand den Kopf ab zu schlagen, verrichtet hatte, überließ er sich am liebsten dem Schauspiel. Es existirt ein Stück, welches im Jahr 1817 gegeben worden, betitelt: „Nehri, Chef der Haytier“, vom Grafen de Roisiers, einem der ersten Würdenträger jenes Königs. Der Herr Graf nannte sich sonst Coco, war, gleich Aesop, als Sklave geboren, auf der Küste von Guinea verkauft u. s. w. Der Corneille von St. Domingo sattelte dann eine Zeit lang die Pferde seines Herrn, bis der Augenblick erschien, wo er den Parnaß des Cap François bestieg. Die Scene jenes Schauspiels ist Hayti, im Jahr 1802, zur Zeit der Expedition des Generals Leclerc. Es versteht sich von selbst, daß bei den gebrauchten Theater-Personen nur der Schwarze Tugend haben darf, der Weiße aber dort für den Teufel gilt. Das Merkwürdigste ist die Dedication, an Madam Christophe selbst gerichtet. Sie endet mit den Worten: „Es gereicht mir zum besonderen Ruhm, Madam, Ihren Beifall zu besitzen; und das Glück, daß mein Stück Ihnen gefallen hat, belohnt mich hinreichend: denn Ihre Huldigung und Ihr Geschmack ist, wie wenn jene strahlenden Gestirne sich zu kleineren dunkleren gesellen und dadurch einen Theil ihres Glanzes und ihrer Pracht der Umgebung leihen!“ — Die Schmeichelei muß doch eine sehr leichte Kunst seyn, weil sie die erste ist, womit selbst wilde Völker ihre Kultur — verhindern. (Journ. d. Par.)

Zu Konstantinopel sind neulich zwei Werke erschienen, welche beweisen: daß die Wissenschaft in der Türkei Fortschritte macht. Das erste Werk ist der Anfang eines alt- und neugriechischen Wörterbuchs; das zweite eine Uebersetzung von Voltaire's „Zadig“ ins Neu-Griechische. Das Wörterbuch, heraus gegeben von Iskenteri (dem Uebersetzer der „Reisen Antenor's in Griechenland“), unterstützt vom Patriarchen Gregory in Konstantinopel und von allen griechischen Erzbischöfen und Bischöfen, wird aus sechs Folio-Bänden bestehen. (Courier)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 24. Februar. 32stes Blatt.

Erweckung.

Was starrt dein Blick hinunter,
Als öffne sich dein Grab?
Ein rechter Geist sucht munter
Des Lebens lust'gen Trab.
Willst du ihn kühn erproben,
Wird Hoffnung hell und wahr;
Drum frisch den Blick nach oben,
Denn droben nur ist's klar!

Nichts ging in Stürmen unter,
Bist du dir selber Stab;
Es spannt und lebt sich bunter,
Wenn Sorg' uns Kämpfe gab.
Und naht im düst'ren Toben
Der Hölle ganze Schaar:
Du sieg'st, schau'st du nach oben,
Denn droben nur ist's klar!

Doch blickest du hinunter,
So schrecke dich kein Grab;
Dort löst ein Leben munter
Ein müdes Leben ab.
Und hielt dich Nacht umwoben
Auf Erden immerdar,
Der Tod ist Licht von oben,
Denn droben nur ist's klar!

Bertram.

Die Kirchhofs-Mauer.

(Fortsetzung.)

Auch die Schaamlosigkeit hat Achtung für das Gut, welches die Tugendhaften aller Zeiten geschätzt haben, für die Ehre. Wenn die eigenen Handlungen gegen sie mit lauter Stimme zeugen, so wollen die Bösen dennoch nicht zugeben, daß man ihre Schuld bei dem rechten Namen nenne; denn sie setzen einen Werth auf den Schein der Tugend, deren Wesen sie durch ihre Sünden verleugnen. — So that auch Mamsell B**. Das Ansehen des Obersten und die schlechte Meinung, welche eigene Nichtswürdigkeit uns von besseren Menschen beibringen muß, verleitete sie zu dem Wahne: daß sie noch im Stande sey, irgend einen redlichen Mann durch ihre Zärtlichkeit zu beglücken, und sie warf ihr Netz aus, um unsern Wilhelm zu fangen.

— Ungewöhnlich freundlich sprach eines Tages der Oberst mit ihm, und lobte, was er sonst mit harten Ausdrücken beleidigend getadelt hatte. Diese bessere Behandlung nahm sichtbar zu; aber die buhlerischen Blicke der Mamsell B** erklärten ihm die Ursach dieser gnädigen Herablassung. Er suchte von nun an jedes Zusammentreffen mit ihr sorgfältig zu vermeiden, und benutzte, nach dem Rath der alten Mutter, das erste Alleinseyn mit dem Obersten, sich seinen Abschied zu erbitten. — Aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm dieser nicht allein seine Bitte bestimmt abschlug, sondern auch entdeckte: daß er seine bisherige gute Führung mit der Hand seiner Haushälterin zu belohnen gedenke, welche ihm gestanden habe, daß sie längst verliebte Zuneigung für ihn hege. Als Wilhelm nach dieser Erklärung vor Bestürzung nicht gleich zu antworten vermochte, schlug der Oberst ein lautes Gelächter auf, zog die schon lauschende Mamsell ins Zimmer und rief, auf niedrige Art fröhlich: „Na, da habt Ihr Euch!“

Wilhelm sah die Unwürdige bedeutend an. Da flog sie mit ausgebreiteten hageren Armen auf ihn zu, blickte ihn so zärtlich als möglich an, drückte ihn an den nicht vorhandenen Busen und sprach mit süßem, zärtlich sterbenden Ton: „Ach, mein ewig Geliebter!" — War Wilhelm vorher schon durch die unerwartete Erklärung des Obersten außer Fassung gebracht, so vergaß er bei dieser Liebesgluth der Mamsell alle Regeln der Klugheit. Die Scene am Krankenlager seiner guten Mutter, die feierliche Verlobung mit der unschuldigen reizenden Marie, seine Hoffnungen und seine Aussichten schwanden wie ein üppiges Frühlings-Gemälde seinem Geiste vorüber; das Ereigniß der Gegenwart stand damit im grellen Kontrast. Dort legte eine sterbende Mutter die Hand eines unbescholtenen tugendhaften Mädchens in die seinige, und vertraute ihm das Theuerste auf Erden; ein reizendes unschuldiges Wesen hing mit Blicken reiner Liebe an ihm, den sie bisher still weinend als Freund und Bruder, und noch als mehr, geliebt hatte. Hier entwürdigte man sein Gefühl, indem man ihn fähig glaubte, sich dem Schlechten zu gesellen, daß ihm doch immer so fremd gewesen. Sein Geist ertrug es nicht; die Besonnenheit kehrte ihm wieder, aber seine gereizte Ehre wirkte zu seinem Nachtheil. — Er entwand sich kalt den widrigen Liebkosungen der Zudringlichen, und bedauerte von Herzen, daß er sich nicht gestimmt fühle, ihre zärtlichen Wünsche zu befriedigen. — Die Art, womit er diese Entschuldigung aussprach, das stolze Gefühl, welches sich bei seinen Worten in seiner Haltung ausdrückte, ließen in der niedrigen Seele der Mamsell einen brütenden Haß zurück, während der Oberst ihn kalt und gebieterisch entließ.

Nichts geht über die Rache verschmähter Liebe! — keine Alltags-Sentenz hat sich bewährter erfunden, als diese. Hier war aber nicht verschmähte Liebe die Triebfeder der niedrigsten Rache, es war die getäuschte Wollust und die verachtete Eitelkeit einer alten Buhlerin, welche, im Bunde mit einem eben so verworfenen Unhold, jetzt auf Ränke sann, um den armen Wilhelm sein Recht und Ehrgefühl schwer büßen zu lassen. In jener Zeit des Menschenwuchers hatte der Compagnie-Chef ein bedeutendes Recht über die Ausländer seiner Compagnie. Der Landesfürst vergütigte die Werbung im Allgemeinen; die Hauptleute waren verpflichtet, für die sogenannten Werbe-Douceurs die bestimmte Anzahl von Ausländern herbei zu schaffen und mußten jeden Deserteur von diesen, und selbst Jeden, der natürlichen Todes starb, als einen Verlust betrachten, welcher unmittelbar ihrer Börse galt. Sie wurden also wirklich daran gewöhnt, in solchen Leuten mehr Leibeigene als Soldaten zu sehen, und man hatte wohl Beispiele erlebt, wo zwischen zwei Regimentern ein schöner und wohlgewachsener Mensch gegen einen andern vertauscht und eine Summe Geld oder ein Reitpferd als bedingte Zugabe ausgemacht wurde. Kaum hatte daher Mamsell B**, vermöge der weiblichen Arglist, ausgewittert: daß die reizende Marie der Gegenstand aller Herzenswünsche Wilhelms sey, als sie auch alle ihr zu Gebote stehenden Triebfedern in Bewegung setzte, vor allen Dingen seine Entlassung zu hintertreiben, und dann auch, was immer die Hauptsache blieb, die beiden Liebenden zu trennen. — Wilhelm wurde demnach bei der nächsten Revüe förmlich an eine andere Compagnie verkuppelt, welche zwanzig Meilen von seinem bisherigen Aufenthalts-Ort entfernt war, und er erfuhr, zu seiner besonderen Kränkung, noch dazu: daß seinem neuen Hauptmann funfzig Thaler in den Kauf gegeben waren, um ihn nur sofort mit zu nehmen. — Man verweigerte ihm nun auch den Urlaub zu einer Rückkehr nach dem ihm so lieb und theuer gewordenen Ort, den er gewohnt war, als seine Heimath zu betrachten, und schleppte ihn mit in die entfernte Stadt. — Wie fremd und allein sich Wilhelm hier fand, wie einsam und schwermüthig er sich bangen Ahnungen überließ, das bezeugten seine Briefe, welche er fast wöchentlich an Marien schrieb, wovon sie aber keinen erhalten hat. — Der quälenden Sehnsucht müde, beschloß er, nach jahrelangem Harren, zu versuchen, ob es ihm nicht endlich gelingen wolle, sich seiner Marie persönlich wieder zu nähern. Obgleich man seinen öfteren früheren Bitten um Urlaub immer eine abschlägige Antwort entgegen gesetzt, so wagte er dennoch in dieser Hinsicht noch einen Antrag, und es glückte ihm diesmal.

Mit hoffnungsreichem, erheiterten Gemüth wanderte er aus den Thoren der ihm verhaßten Stadt einem ersehnten Aufenthalt zu. Am ersten Tage ging er mit der Morgenröthe aus, und rastete dann erst, als das Licht der Sterne zu schimmern begann. So hatte er, in heißer Sommergluth, die Hälfte des Weges vollendet, und traute sich Kraft genug zu, von liebender Hoffnung beflügelt, am nächsten Abend den Ort seiner Wünsche zu erreichen. — Aber sein Weg und das Ende seiner Wanderschaft war ihm von den Mächten des Schicksals anders vorgezeichnet!

(Der Schluß folgt.)

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Alexander der Große pflegte öfters Nachts Pfeile gegen die Gestirne, die lateinisch Astra heißen, ab zu schießen; bald darauf wurde ihm von einem Soldaten mit einem Pfeil ein Auge ausgeschossen und dieser Soldat hieß Aster. — Wir empfehlen dies als Stoff zu einer fatalistischen Tragödie.

Unter so manchen Sitten, Bräuchen und Festen, welche sich aus den Zeiten der Kreuzzüge her schreiben

und bis auf unsere Zeiten theils bei dem Volke, theils bei den höheren Ständen sich erhalten haben, findet der Forscher wohl für die Geschichte der Galanterie kaum etwas Bemerkenswertheres, als das Fest, welches die Damen jährlich am 19ten Januar in Brüssel feiern. Als nämlich Herzog Gottfried von Brabant im Jahre 1107 mit seinen Begleitern, die man schon für todt hielt, in seine Heimath zurück kehrte, zogen die Gattinnen ihren Eheherren, die für das Heil der Kirche wacker gefochten, mit Freudengeschrei entgegen und trugen ihre Gatten im vollen Jubel auf ihren Rücken in persona zu Bette. Dieses Fest wird jetzt noch jährlich am 19ten Januar begangen; doch geschieht dies nicht, wie in der ursprünglichen Zeit, gratis, sondern die Männer müssen den Frauen, im Fall sie dieser Ehre und Freude theilhaftig werden wollen, für diese Gunst jedes Geschenk, was nur immer die Frauen verlangen mögen, darbieten.

Wir können im strengen Sinn über den inneren Gehalt eines Menschen, über dessen moralischen Charakter keinesweges urtheilen; denn das Gute geschieht gewöhnlich im Verborgenen und entzieht sich also unserem Urtheil; nur die Blößen bieten sich uns dar, weil sie Blößen sind. Demnach lernen wir eigentlich nur die Nachtseite des Menschen kennen und beurtheilen ihn also nach Schlacken, von denen doch selbst das edelste Metall an sich nicht frei ist; wir beurtheilen ihn nur rhapsodisch, da wir dies doch nach dem Umfange aller seiner sittlichen Eigenthümlichkeiten thun, und als menschlich gesinnte Beurtheiler das Prinzip aufstellen sollten: ubi plura nitent in homine ego non offendar maculis.

Fast unglaublich ist es, wie sehr die Worte ihre Begriffe wechselten und von einem Extrem in das andere verfielen; so hieß im Jahr 1391 eine adliche Gesellschaft in Hessen von dem Worte Pengel oder Bengel, das damals eine eiserne Streitkolbe bezeichnete, und auch sinnbildlich für Tapferkeit galt, Pengler (fustuarii); wer würde jetzt noch diese edle Abkunft in dem ausgearteten Bengel erkennen?

Home und Plattner behaupten: Bewunderung mache dem bewunderten Gegenstande ähnlich: gälte diese Behauptung auch für die Dichtkunst, würden wir gewiß nicht der mittelmäßigen Gedichte so viele besitzen; denn jeder Dichter hat doch wenigstens ein Idol.

Barnabas, Herzog von Mailand, der 2000 Hunde hielt, die in die Dörfer vertheilt und von den Bauern genährt werden mußten, hat eine ganze Familie aufhängen lassen, weil sie ohne sein Wissen ein einziges wildes Schwein gefällt hatte.

Im Jahre 1022 hat Guido Aretinus die Noten ut re mi fa sol erfunden, und Papst Sylvester die Orgel.

Hermann Bunzel.

Sprüche des Saadi.

An Werthlose verschwende keine Zeit; denn aus dem Rohr, das nur zu Matten dient, wird dir nie Zucker rinnen.

Fürst! willst du bei Andern Furcht erwecken, so lass' ein großes Heer sehen; willst du aber selbst sicher seyn, so suche die Liebe deines Volks.

Der, welcher das, was er verdient hat, erst noch von dem Fürsten erbitten muß, verzagt an seinem inneren Werth, und wer es leicht kann, verliert viel von seinen Verdiensten.

Willst du die Ameise zertreten, so denke daran, wie dir unter dem Fußtritt des Elephanten zu Muthe seyn würde.

Die Raubvögel nisten alle gern in der Höhe und die gern ihre Brüder verderben, wollen immer voran.

Das arabische Pferd, obwohl mager, gilt dem Klugen mehr, als ein ganzer Stall voll fetter Esel; denn in Gefahr braucht man das schlanke Roß und das gemästete Vieh dient nicht, sondern hemmt nur.

Die Tyrannei ist vergänglich, unvergänglich aber der Fluch, der sie trifft.

Kein Schütze mag einem Andern all seine Künste lehren; die Undankbarkeit macht leicht den Lehrer zur Zielscheibe.

Der Himmel gewährt auch dem Tyrannen zuweilen den Schlaf, damit sein Volk doch so lange sicher ist.

Der Erfahrene vermeidet es, dem bösen Menschen zu sagen, was er ist; er zeigt ihm am eigenen Beispiel, was er seyn sollte.

Nur wer das Schicksal sich zum Sklaven machen könnte, dürfte sagen: er sey mehr als ein Anderer.

Die wurmstichige Frucht fällt im Windeshauch, die gute reift unter Stürmen; so auch kommt auf Erden das Schlechte leicht zu Falle und das Gute gründet sich allmählig auch wider Anfechtung.

Der Fürst, der dem Volke die Sprüche der Weisen entzieht, verschwört sich gegen den Himmel; und wer den Geist in seinen Schritten bannt, verbannt sich zum Vergänglichen.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Nicht ohne Interesse waren die Gastrollen der Demois. Pfeiffer vom Münchener Hof-Theater. Sie gehört zu den besseren Schauspielerinnen und hat manches Verdienstliche, obgleich der etwas colossale Körperbau und das tief gestimmte Organ ihr oft hinderlich sind. Daß sie so sehr gefiel, und in Rollen gefiel, worin kurz vorher Mad. Stich sich auszeichnete, dankt sie nicht sowohl ihrem Verdienst, als dem allzeit wachen Geist des Widerspruchs, dem diese Gelegenheit erwünscht kam. Zu ihren besten Rollen zählen wir die „Mohrin“ in Ziegler's Rührspiel dieses Namens; auch die kräftigen Stellen in der Rolle der „Johanna d'Arc“ gelangen und gewannen ihr gleich bei ihrem ersten Auftreten die Gunst der Menge. — Demois. Schröder, die Tochter unserer ersten tragischen Schauspielerin

wagte als „Pamina" den ersten Versuch in der Oper mit entschiedenem Glück. Sie besitzt eine jugendlich-frische klingende Stimme und scheint den Unterricht eines verständigen Meisters benutzt zu haben; bei ihrem Talent und ihrer Jugend läßt sich etwas Ungewöhnliches erwarten. — Ein neues Lustspiel, nach dem Französischen bearbeitet von Costenoble: „Gefallsucht" hatte sich keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen. Nur das treffliche Spiel der Mad. Löwe entschädigte für die Langeweile, welche das unbedeutende Süjet verursachte. Eine kokette junge Wirthin will ihren eifersüchtigen Oberkellner mit ihrer Hand beglücken, vorher aber von seiner Eifersucht heilen. Um dies zu bewirken, stellt sie sich in einen ihrer Passagiere, Herrn Dünkelmann, verliebt!! Dieser Herr Dunkelmann ist ein gewaltiger Weiberfeind und nebenher ein derber Grobian, der dem schönen Geschlecht bittere Komplimente sagt. Allein die erfahrene Wirthin weiß den Bären kirre zu machen; ehe man sich's versieht, ist der Weiberfeind bis über die Ohren in die schlaue Circe verliebt und wirbt um ihre Hand. Da erfährt er denn, daß man ihn nur genarrt hat und daß ihr Oberkellner der Beglückte sey; doch dieser findet es zu gewagt, eine Frau zu nehmen, der solche Künste zu Gebote stehen. So wird die Kokette bestraft und das Stück ist aus. — Im Theater an der Wien wollte eine neue Kinder-Pantomime: „Die Silberschlange" nicht recht ansprechen; da indessen durch Dekorationen und Maschinerien reichlich für die Schaulust des Haufens gesorgt ist, so fehlt es auch nicht an Zuschauern. — Demoiß. Canzi, welche wir früher als Dilettantin in Conzerten hörten und deren schöne Stimme zu großen Erwartungen berechtigte, trat in diesem Theater zum ersten Mal als „Rosine" in Rossini's „Barbier von Sevilla" auf und fand ermunternden Beifall, ungeachtet des wiederholten Detonirens, woran vielleicht Befangenheit schuld war; obgleich ihr, für eine Anfängerin auffallend ungezwungenes zuversichtliches Benehmen nicht von Furcht zeigte. — In der literarischen Welt machte ein Aufsatz im hiesigen, durch gute Redaktion sich immer mehr hebenden „Conversations-Blatt", betitelt: „Goethe als Lyriker", vieles Aufsehen. Er ist vom Hrn. Professor Spau und enthält eine Menge logische und Sprach-Fehler, welche benannter Herr in sieben Gedichten von Goethe aufgefunden haben will, weshalb der gelehrte Mann nicht umhin konnte, diese Gedichte um zu arbeiten und sie verbessert (es ist unglaublich, aber wahr!) dem Publikum mit zu theilen!!! Hier sind zwei kleine Pröbchen dieser Verbesserung:

Jägers Abendlied.	Jägers Ständchen.
Von Goethe.	Umgeändert von Spau.
Im Felde schleich' ich still und wild,	Verfolgen des Revieres Wild,
Gespannt mein Feuerrohr;	Mein Netz und Feuerrohr;
Da schwebt so licht dein liebes Bild,	So schwebet mir dein liebes Bild
Dein süßes Bild mir vor.	In holder Sanftmuth vor.

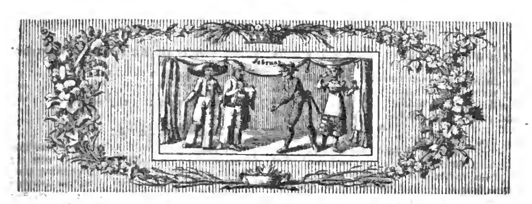
Das Veilchen.	Das Veilchen.
Goethe	Spau.
Ein Veilchen auf der Wiese stand,	Auf einer Wiese buntem Rand,
In sich gebückt und unbekannt,	In stiller Demuth blühend, stand
Es war ein herzig's Veilchen;	Der Flora Lieblings-Veilchen;
Da kam eine junge Schäferin,	Und einer jungen Schäferin
Mit leichtem Schritt und muntrem Sinn	Der Fröhlichkeit geweihter Sinn,
Daher, daher,	Kam nun daher
Die Wiese her und sang.	Voll Lieblichkeit und sang.

Ueberhaupt scheinen es sich mehrere hiesige Scribenten jetzt zur Pflicht zu machen, das Ausland zu meistern. So treibt ein Hr. Rinna in dem hiesigen Volksblatt: „Der Wanderer", unter der ominösen Firma: „Der Micrologʺ, fortwährend das Geschäft: Sprach- und andere Schnitzer lächerlich zu machen, wozu die freilich manchmal etwas sonderbaren Ankündigungen in den Berliner Zeitungen reichen Stoff bieten. K.

Brüssel. Von Oudenarde folgte ich dem Lauf der Schelde bis nach Gent. Dies ist die größte Stadt Belgiens, zwar weniger bedeutend als die Hauptstadt Brüssel, aber merkwürdig wegen ihres ungeheuren Umfangs. Die öffentlichen Plätze, breiten Straßen und Kanäle nehmen sehr viel Raum ein, noch mehr aber eine Menge großer Gärten, die innerhalb des Umfangs dieser Stadt liegen; so daß sie, bei den schönen Gebäuden, woran Gent sehr reich ist, mit Carlsruhe in Hinsicht der Schönheit an mehreren Punkten verglichen werden kann; nur fehlt die Regelmäßigkeit, die dort so zu bewundern ist. In Ansehung der Größe vergleicht man Gent mit Paris und sagt: „On peut mettre deux Paris dans un Gent", welches aber Gan, d. h. Handschuh, ausgesprochen wird. In Gent herrscht ungeheurer Reichthum, und in vorigen Zeiten ist er noch viel bedeutender gewesen, wovon die große Pracht der alten Kirchen zeugt. Eine der hiesigen reichsten Familien hat einen sehr originellen Namen, nämlich „Vilain quatorze". Sie erhielt ihn dadurch, daß Ludwig XIV. einst einen Mann, der ihm angenehm aufgefallen war, nach seinem Namen fragte. Da er nun das Schmähwort „Vilain" nennen mußte, so bemerkte der König: das sey doch Schade, er möchte sich künftig desselben Beinamens bedienen, wie er selbst, nämlich Quatorze. Daher schreibt sich diese Familie auch stets „Vilain XIV." — Auf der Reise nach Brüssel besuchte ich ein schönes freundliches Dorf: Herzele, wo einst das Stammhaus der Fürsten von Ligne war. Jetzt steht davon nur noch ein alter Thurm und eine Wendeltreppe, beide von festen Quadern, aus einer Wiese hoch empor ragend und der Zeit trotzend. Brüssel aber ist die schönste aller belgischen Städte; manche Straßen bestehen nur aus an einander grenzenden Palästen, und der herrliche Park in der Stadt ist eine Parthie, wie sie keine Stadt aufweisen kann; weder die Linden in Berlin, noch in Mannheim, noch die elyseischen Felder zu Paris sind so schön umgeben und zugleich mit so frischem Grün geschmückt. — Brüssel ist eine äußerst gesellige Stadt, reich an allen Lebensfreuden, und die Einwohner sind lebenslustig. Auch mag wohl selten ein Ort solch eine Schule der Bildung für die Welt durchgegangen seyn wie Brüssel. Erst herrschte dort die alte deutsche Sitte, Handel und Kunst; sie wurde vom burgundischen Wesen verdrängt. Darauf mußte sich Alles spanisch möbeln; später herrschten hier auf kurze Zeiten die Franzosen, dann ward der deutsche Ton wieder mächtiger, bis die Franzosen auf einmal sich ganz des Landes bemeisterten, so daß die französische Sprache die einzige der gebildeten Welt in Brüssel geworden ist. Jetzt scheint die englische Sitte hier großen Eingang zu finden; es wohnen hier so viele reiche Engländer, daß sich schon große Gesellschaften bilden, an welche sich die ersten hiesigen Familien angeschlossen haben; darum sieht man auch meist die englischen Kleidertrachten, die man sonst hier für sehr geschmacklos ansahe. — Daß die Kirchen in Brüssel von außerordentlicher Schönheit sind, darf nicht erst bemerkt werden; allein vorzüglich muß man auf die herrlichen Kirchen-Gemälde aufmerksam seyn, welche nirgends prachtvoller sind. Auch in Privat-Häusern findet man hier sehr schöne Gemälde-Sammlungen, und berühmt ist der Gemälde-Händler Nuivenhuis, der aber von dem hiesigen ersten Kunstkenner, dem Chevalier de Birton, in einem berühmten Werke über Malerei sehr hart mitgenommen ist. M....

In Paris existirt jetzt wieder ein neues Kaffeehaus der „Chineserinnen". Die Kaffee-Fürstin (la souveraine de caffé) sitzt auf ihrem Thron, von ihren Pagen, von Conzertgebern, Taschenspielern, von Albinos Nyctalope und Bauchrednern umgeben — was bedarf es mehr für halb Paris, um den Nektar von Mokka nur von Pariser Chineserinnen zu schlürfen! (Journ. d. Par.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 26. Februar. 33stes Blatt.

Die Eisenreiter.

(Auf die Melodie des Pappenheimer Marsches gedichtet.)

Reiter heraus!
Der Feind ist da!
Die Schlacht ist nah!
Säbel gewetzt:
Der Rappe braus't,
Die Kugel saus't —
Wir Eisenreiter zieh'n auf das Blutfeld hinaus,
Zum Würfelspiel um's Leben in reisigem Straus.

Frohlocke nicht,
Du stolzer Feind!
Die Sonne scheint
Heute noch auf
Dein sich'res Grab
In Gluth herab.
Wir Eisenreiter nah'n auf gewichtigem Roß:
Wir fürchten weder dich, noch dein tödtend Geschoß.

Hoch klopft das Herz
Voll Siegeslust,
In Männerbrust,
Panzerbedeckt:
Den Arm bewehrt
Mit scharfem Schwerdt.
Wir Eisenreiter sind es, die rasselnd sich nah'n:
Wir brechen uns wie tobender Sturmwind die Bahn.

Feind, halte aus
Im Blut-Gericht!
Entweich' uns nicht!
Brüder, mit Gott!
Die Waffe klirrt,
Die Klinge schwirrt.
Wir Eisenreiter brüllen ein donnernd: Hurrah!
Und dann nur noch das eine Wort: Viktoria!

Adalbert vom Thale.

Die Kirchhofs-Mauer.

(Schluß.)

Schon hatte Wilhelm am andern Tage abermals bis zur glühenden Mittagshitze seinen Weg verfolgt, als er, ein kleines Mahl haltend, in einem Kruge an der Heerstraße ausruhen wollte. — Ein großer Reisewagen hielt vor der Thür. Die Equipage schien ihm nicht unbekannt: eine bange Ahnung bemächtigte sich seiner; es war, als rede eine geheime Stimme mit ihm und warne ihn, nicht hinein zu gehen. Als er die Thür öffnete, erblickte er hinter vollen Weinflaschen seinen gewesenen Obersten und die Mamsell B**.

Dieses unerwartete Zusammentreffen überraschte beide Theile. Wilhelm war so bestürzt, daß er darüber die pflichtmäßige Meldung vergaß: wie er mit Urlaub nach M** gehe. Eine so erwünschte Gelegenheit, den Armen zu demüthigen, ließ sich ein elender Charakter nicht entgehen; nach vielen entehrenden Verweisen und Schmähworten befahl der Oberst: Wilhelm solle, zur Strafe seines vergessenen Respekts, sogleich wieder umkehren; da verwendete sich die Mamsell mit ungewohnter Milde für ihn und bewirkte ihm die Erlaubniß zur weiteren Fortsetzung seiner Reise. — Schon war er im Begriff, sie dafür mit einem dankbaren Blick zu belohnen, als sie ihm mit einem teuflischen Lächeln zuwisperte: „Grüßen Sie doch ja von mir die junge Madam G**, wenn Sie nach M** kommen!“ — Er hörte es kaum; er verließ das Zimmer mit hastiger Eile und war schon einige Stunden weiter gelaufen,

als er über diesen sonderbaren Gruß nach zu denken anfing. Der junge G** war ein entfernter Verwandter Mariens, und zwar selten, aber doch mehrmals in der Mutter Haus gekommen. Einer von jenen Alltagsmenschen, deren Gemüthsart weder entschieden schlecht noch gut ist, konnte ihm das Schicksal nichts anhaben, weil er in alle Formen paßte. Nach der Aeußerung der Mamsell B** hatte er nun eine junge Gemahlin; wer konnte diese, in Beziehung auf den Gruß, welcher durch ihn bestellt werden sollte, wohl seyn? Eine drückende Unruhe trieb ihn rastlos weiter. Gegen Abend hatte er das letzte Dorf diesseit der Stadt erreicht; hier mahnte ihn der Hunger an sein Recht: er eilte der Herberge zu. Sein Pfad führte ihn durch die belaubten Zäune des Gartens; er hörte sprechen. Er stand und lauschte mit beklemmter Brust: es war die Stimme seiner Marie. — Mit wankenden Knieen eilte er näher und bog vorsichtig die Zweige der Hagebuchen aus einander. Da sah er den jungen G** und seine Marie im Garten auf und nieder wandeln. Die Gestalt ihres schlanken Wuchses war merklich verändert und deutete auf die hoffende Gattin. Wilhelm stand mit starrem Blick wie angewurzelt, bewegungslos, sprachlos; die Pforte des Gartens öffnete sich und er sah jetzt die Beiden den Weg nach der Stadt zurück gehen. Sie waren seinem rollenden Auge schon längst entschwunden, als er noch immer ihren Pfad anstarrte. Erst als die freundliche Sommernacht ihre dunkle Hülle über die müde Natur breitete, ging er sinnend den nämlichen Weg. Am reißenden Strom, welcher das Wiesenthal durchschneidet, setzte er sich auf die Brücke. Hier legte er sein Taschenbuch nieder; mit flüchtiger Hand hatte er auf ein Pergament unleserliche Worte geschrieben in der finsteren Nacht: das war ein vollkommener Beweis, wie schon der Wahnsinn ihn umfing. Dann hatte er sich in den reißenden Strom gestürzt; dieser trieb ihn dem Dorfe zu. Der Mühlenschutz war eben geöffnet, die Fugen des Rades zermalmten den leblosen Körper und so fand ihn einer der Knechte. Die Uniform und das gefundene Taschenbuch bezeugten den Namen des Unglücklichen und man legte nun seine zerschmetterte Hülle neben den armen Ludwig in die Erde.

Eine arme Wahnsinnige aus dem Dorfe hat ihr Nachtlager auf den Gräbern dieser beiden Menschen gefunden, und verzehrt auch am Tage dort die erbettelten Bissen. Wenn der Winter heran naht, trägt sie dürres Reiß auf die Grabhügel, um dem Eindringen des Schnee's zu wehren, und mit dem ersten Hauch des Frühlings zieht sie hinaus zu ihnen. Kein Fremdling darf sich den Grüften ungestraft nähern, sie vertheidigt die Stelle mit entsetzlichen Geberden und Steinwürfen. Aber wer in einiger Entfernung still vorüber wandelt, der hört sie oft und immer fort singen:

> Das arme Herz hienieden,
> Von manchem Sturm bewegt,
> Erlangt den wahren Frieden,
> Nur wenn es nicht mehr schlägt.

Benno.

Der Tarantel-Tanz.

In seinen „Lettres sur l'Italie" berichtet Herr Castellan, was er selbst in Brindisi gesehen, ohne die Frage entscheiden zu wollen: ob der Tarantelstich tödtlich und das einzige Mittel dagegen der Tarantismo oder Tarantel-Tanz sey? — Ich ging, so erzählt er, den Hafen-Damm entlang, als ich vor ein Haus kam, wo ich großes Gedränge fand und wo mir Musik entgegen schallte. Man lud mich und meine Begleiter ein, näher zu treten und das Schauspiel mit an zu sehen. Wir wurden in einen großen Saal geführt, der seit vielen Jahren, und zu festgesetzten Zeiten, zur Heilung der Tarantismo bestimmt und eingerichtet war. An den Wänden hingen Blätter- und Blumen-Gewinde, Weinreben mit Laub und Trauben: dazwischen waren sie mit kleinen Spiegeln und bunten Bandschleifen verziert. Ringsum saßen auf Bänken die zahlreichen Zuschauer; an dem einen Ende des Saales war das Orchester angebracht, es bestand aus einer Violine, einer Baßgeige, einer Guitarre und einem Tambourin. — Die tanzende Patientin war ein 25jähriges Frauenzimmer, die mir aber wohl 40 Jahre alt schien. Ihre Züge waren regelmäßig schön, aber ganz abgemagert: man konnte ihnen die Leiden des Körpers und der Seele ansehen. Ihre Augen waren ohne alles Feuer und ihr trauriges niedergeschlagenes Wesen contrastirte sonderbar mit dem überladenen Putz ihrer Kleidung: sie starrte von Bändern und Tressen, von Seide, Silber und Gold; ihre Haarlocken hingen geregelt herab, ein weißer Florschleier bedeckte die Schultern. Ihr Tanz — das Merkwürdigste — war nachlässig, einförmig, langsam. Ohne die Füße auf zu heben, rutschte sie im kleinen Kreise um sich selbst herum. Mit den ausgestreckten Händen hielt sie an beiden Zipfeln hoch über sich ein seidenes Tuch und bewegte es schwenkend über das zurück gebogene Haupt. In dieser Attitüde glich sie den Bachantinnen auf alten Münzen und Denkmälern. — Man spielte bei unserem Eintreten eine langsame, schleppende, in den Cadenzen gedehnte und bis zur Uebersättigung da Capo wiederholte Tanzweise; dann wurde sie mit verändertem Hauptgedanken etwas schneller, zuletzt überaus schnell gegeben. Es waren Variationen, Rondo's, oder wie man sie auch nennt, Potpourri's. *) — Die „Tarentolata"

*) Der Verfasser hat die Musik stechen lassen und sie seinem Werk beigefügt.

mußte, mit dem Takt Schritt haltend, ihre Bewegungen abwechselnd beschleunigen und verlängern; doch, schneller oder langsamer tanzend, gab es ihren Zügen keinen sprechenden Ausdruck. Kein Lächeln kam auf ihre Lippen, keine Theilnahme zeigte sich in ihren traurigen, bald auf die Decke gehefteten, bald auf den Boden gesenkten, bald in die Runde umher schweifenden Blicken. Während sie immer fort zu tanzen gezwungen wurde, suchte man sie durch kleine Geschenke zu zerstreuen: man bot ihr Blumen, Früchte u. s. w. Sie nahm diese an, hielt sie einen Augenblick in den Händen, warf sie aber bald wieder von sich. Waren es seidene Tücher, die man ihr hin hielt, so vertauschte sie dieselben gegen das, was sie vorher geschwenkt hatte, ließ sie aber wieder fallen und griff nach neuen. Unter den Umstehenden traten einige Frauenzimmer hervor, fingen an mit ihr und um sie her zu tanzen: es sollte sie zerstreuen, sie aufwecken; doch umsonst, sie schien nicht darauf zu achten. Ihr eigener Tanz schien nichts weniger als freiwillig zu seyn: er folgte unwiderstehlich den Musiktönen und griff sie sichtbarlich an. Der Schweiß triefte ihr von der Stirn, ihre Brust war hoch angeschwollen, ihr Athem kurz und keuchend, ihr ganzes Wesen erschöpft. Man versicherte uns: sie müsse so lange tanzen, bis alle Kraft ihr ausginge; dann trage man sie fort, lege sie auf das Bett, sie schlafe fest ein: am folgenden Tage aber werde die Kur erneuert und bis zur Heilung damit fortgefahren. Die Kranke muß oft sieben Tage hinter einander tanzen.

Herr Castellan schließt die Beschreibung des Gesehenen mit der ihm erzählten Geschichte der Kranken. Sie war keine „Tarentolata“, sondern ein junges, heiteres, gesundes Mädchen, die einst ihren Bräutigam aus Albanien im Hafen erwartete und ihn schon ganz nahe herbei segeln sah. Da ward sie plötzlich einen versteckten Algierer gewahr, der sich des Fahrzeuges bemächtigte; sie sprang vor Schmerz ins Meer, ward gerettet, hat aber seitdem den Verstand verloren, glaubt, von der Tarantel gestochen zu seyn und unterwarf in dieser Einbildung sich der Heilart der Tarentismo. Nur diese Heilmethode, sagt der Reisende, habe er beschreiben wollen, ohne über den Grund oder Ungrund der Krankheit der „Tarentolata“ zu entscheiden. Er giebt nachstehende Symptome derselben an: eine tiefe Melancholie, gänzliche Abspannung, todtenbleiche Gesichtsfarbe, schweres Athemholen, Magendruck und Herzklopfen, Fieberkälte, kalter klebriger Schweiß, starre unbewegliche trübe Augen, schwacher langsamer Puls, Bewußtlosigkeit, Gefühllosigkeit — der Tod.

Die **Tarantel** (in Apulien, am häufigsten um Tarent) ist etwas größer als die gewöhnliche Kreuzspinne, etwa einen Zoll lang, mit acht Füßen, hält sich in Erd- und Mauer-Ritzen auf, stellt Insekten nach und sticht auch Menschen und Vieh, um das Blut aus der Wunde zu saugen. — T. L. Secha.

B u n t e s.

In Boieldieu's neuester Oper, die in Paris gegeben ist, wird ein Volks-Lied erst mit allen Zierrathen der italienischen Schule und dann in seiner ursprünglichen Einfachheit vorgetragen. Es machte in diesem letzteren Vortrage eine so höchst günstige Wirkung auf das Publikum, daß ein rauschender Beifall erfolgte. — Dieses Experiment wäre jetzt auf den deutschen Bühnen sehr an zu wenden: und so rathen wir, wenn ein Sänger oder eine Sängerin die nichtssagenden Verzierungen in einer wohl durchdachten Partie nicht lassen kann, sie einem andern Mitglied zu übertragen, doch mit der Bedingung: daß sie ganz nach des Componisten Willen gesungen werde. Wenn man diesen Versuch an guten Werken (schlechte mag man vertrillern, wie man will!) oft wiederholte, so möchte das Publikum wie das Gesang-Personale auch in diesem Fall endlich zurecht gewiesen und unsere gediegene deutsche Musik-Schule nicht ferner von Vielen durch welsche Embalage ganz unkenntlich gemacht werden.

In der Berliner Vossischen Zeitung (Nr. 22, 2te Beilage) liest man: „Eine neue Drehrolle ist wegen **zudringlicher** Beschränkung des Lokals zu verkaufen.“ — Also wird jetzt auch das Hausgeräth zudringlich!

Ein englischer Reisender, Herr Williams, hat die Ruinen von Pompeji besucht. Seiner Erzählung nach wird täglich an Erweiterung der Straßen und an Wegräumung des Schuttes gearbeitet. Er kam von der appischen Straße, trat durch ein enges Gäßchen, mit kleinen, aber schön gearbeiteten, wohlerhaltenen Grabmälern, in die Stadt. Die Namen und Inschriften sind deutlich zu lesen und unverletzt. Im Thore steht ein Schilderhaus, worin noch das Skelett der Schildwache befindlich, mit einer Lampe in der Hand. Die Hauptstraßen bestehen aus an einander gereihten öffentlichen Gebäuden, mit frischen und ganzen al Fresco-Malereien und Zierrathen. Noch sieht man Kauf- und Gewerb-Läden, z. B. eines Bäckers, eines Oehl-Händlers, eines Eisen-Krämers; auch eine Weinschenke, worin noch in der Kasse oder dem Ladentisch Geld befindlich; ferner findet man die Wohnung eines Wund-Arztes und eine Kiste mit chirurgischen Instrumenten. Weiterhin erblickt man ein großes Theater, einen Tempel der Themis, ein 220 Fuß langes Amphitheater, mehrere Tempel, eine Soldaten-Kaserne (auf deren Säulen die Namen und Späße der Wachthabenden eingeschrieben sind) und Gefängnisse, in deren einem ein Skelett gefunden ward. Die Hauptstraßen sind 16 Fuß breit, die Nebengassen haben 6 bis 10 Fuß Breite. Th. Laurin.

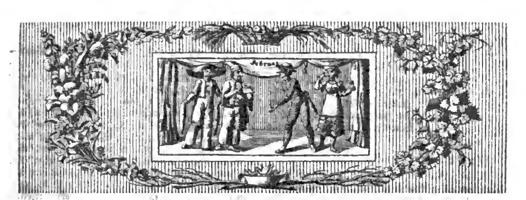
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Christiania, im Januar 1821. Im Laufe des Sommers 1820 setzte die Direktion der Gesellschaft für das Wohl Norwegens eine vom Grossirer Ploen versprochene Prämie von 100 Species für das beste norwegische National-Lied aus, ein Unternehmen, eben so sonderbar wie das früher in Dänemark unternommene, und fast wie jenes durch denselben Erfolg gekrönt. Es erschien freilich in Dänemark ein sogenanntes National-Lied, das aber nur dem kleinsten Theil der Nation verständlich und gemüthlich war, und auch bis jetzt von Niemand, außer vielleicht von der Verfasserin selbst, gesungen wird. In drei Monaten sollte das norwegische National-Lied fertig seyn, und wirklich waren in dieser Frist zwanzig Versuche eingegangen. Man übergab diese Sammlung demnächst einem Beurtheilungs-Comité, welcher aus dem Professor Rosted, dem Stifts-Probst Munch und dem Professor Steenbloch bestand. Diese Herren schrieben bald darauf an die obengedachte Direktion: daß — obgleich sie nicht übersähen: daß ein National-Lied die Loosung eines ganzen Volkes seyn, und folglich zu jeder Zeit und für jedes Glied des Bürger-Vereins passen müsse, auch eine schwierige, wo nicht fast unauflösliche Aufgabe sey, und daß ein solches Lied sich wenigstens nicht durch irgend eine Prämie an das Tageslicht befördern lasse, sondern aus der wahren Quelle der heiligen Begeisterung fließen und das von den Musen freiwillig verliehene Produkt eines glücklichen Momentes seyn müsse — sie sich doch befugt glaubten, weil nun einmal ein Preis ertheilt werden solle, dem Liede, welches das Motto führt: „Herrliches Norwegen, liebliches Land, umgeben vom Meer und auf Felsen gegründet" — die ausgesetzte Prämie ertheilen zu lassen; keinesweges jedoch, als ob es die Idee der Committenten von einem norwegischen Volks-Liede realisire; sondern weil es, nach ihrer Meinung, das beste der eingekommenen Lieder sey. Um sich noch mehr gegen allen Tadel zu decken, fügten sie am Schlusse hinzu: „Wir sind überzeugt, daß dieses Lied, obschon es in diesem Kampfe siegte, von jetzt an einen weit ernsthafteren mit älteren und jüngeren Geschwistern zu bestehen haben wird." Die Direktion trat wohlweislich der Entscheidung des Comité gänzlich bei und erkannte auch dem Verfasser des besagten National-Liedes, einem Advokaten des höchsten Gerichtes, Bierregaard, den Preis zu. Uebrigens waren unter den andern Liedern mehrere recht hübsche, welche sich jedoch, nach der Meinung des Comité, weniger zu Volks-Liedern eigneten als das gekrönte. Es ist nicht zu leugnen: daß es wirklich einen großen poetischen Werth besitzt und ächte Begeisterung verräth; aber trotz diesem möchte es sich schwerlich zum Volks-Liede eignen, da es theils zu hoch und unverständlich für die Mehrheit, theils sogar zu lang ist. — Den Freunden nordischer Alterthümer wird es lieb seyn, zu erfahren: daß man bald wichtige Beiträge zur Geschichte derselben zu erwarten hat. Der norwegische Capitain und Divisions-Adjutant Klüwer hat nämlich eine antiquarische Reise durch einen Theil des nördlichen Norwegens verfaßt, die mit 65 Zeichnungen versehen ist. Es wurde diesem Offizier im Jahre 1810 übertragen, Militair-Charten über einen Theil des Drontheimer Stiftes auf zu nehmen, und diese Arbeit verschaffte ihm Gelegenheit, manche bisher unbekannte Alterthümer zu entdecken und zu beschreiben. Vom Jahre 1814 an reisete er auf Kosten der Drontheimer Wissenschafts-Gesellschaft, da die Aufnahme der Militair-Charten mit jenem Zeitpunkt aufhörte, und fuhr auf diese Art zu reisen fort bis Ende des Jahres 1817. Da ein wegen der vielen Kupferplatten so kostbares Werk vielleicht nicht sobald im Druck erscheinen dürfte, möchten einzelne Blicke in das Manuscript wohl nicht uninteressant seyn. In der alten Drontheimer Dom-Kirche entdeckte der Reisende manche Inschriften, selbst aus dem eilften Jahrhundert, und merkwürdige Einrichtungen, deren die Mönche sich wahrscheinlich bedienten, um das Volk zu betrügen; auch über die Wasser-Abnahme werden gültige Beweise gegeben. — Das Kirchspiel Stod ist besonders reich an Antiquitäten, als Opferstätten, Riesengräbern, Schiffshügeln u. s. w. Mehrere Ansichten von Kirchen, Burgen und Befestigungen der Vorzeit, so wie von vier alten Klöstern sind beigelegt, einige Stellen in der Geschichte des Landes berichtigt und wichtige Denkmäler des berühmten Einar-Tambeskialwer entdeckt. Von der denkwürdigen Schlacht bei Stiklestad sind noch beachtungswerthe Denkmäler erhalten. — Der Polizei-Meister Friele in Bergen mußte vor Kurzem, wegen übertriebenen Amtseifers, über 300 Species bezahlen. Bekanntlich darf kein Jude in Norwegen sich 24 Stunden ohne Erlaubniß aufhalten; aus diesem Grunde ließ der benannte Polizei-Meister einen polnischen Juden, der sich am Bord eines preußischen Schiffes befand — das nach England schiffen sollte, vom Sturm beschädigt, aber genöthigt war, in Bergen ein zu laufen, um reparirt zu werden — vom Schiffe wegnehmen und über Land nach Christiania transportiren, damit er von dort ganz und gar aus dem Lande befördert werden könne. Diese, der Staats-Kasse durch den Transport verursachten zwecklosen Ausgaben mußte der Polizei-Meister, nach gerichtlicher Entscheidung, selbst erlegen. — b —.

Hamburg. Ein unglücklicher Mann, aus einer der geachtetsten und vormals reichsten hiesigen Familien, ist in einem sehr hohen Alter das Opfer einer kaufmännischen Räuberbande geworden, die ihm sein ganzes nicht unbeträchtliches Vermögen ab zu locken verstand, so daß er, als er ihren Betrug und seine Leichtgläubigkeit erkannte, sich selbst den Tod gab. Diese Geschichte erregte die Aufmerksamkeit unserer Stadt-Behörde; man forschte dem Betrug und den Betrügern mit Eifer und Anstrengung nach, und war so glücklich, beiden auf die Spur zu kommen. Mehrere Verdächtige wurden ergriffen, und es ergab sich: daß eine Bande solcher Betrüger hier existire, die bisher ihr Wesen ungestraft und mit guter Ausbeute getrieben und großen Schaden angerichtet hat. H., dem Haupt-Anführer derselben, vormals ein Mann, der einiges Ansehen an der Börse genoß, ward in diesen Tagen vom Gericht sein Urtheil gesprochen und ihm verdientermaßen die entehrende Strafe der Zwangs-Arbeit in unserm Spinnhause zuerkannt (wir haben zwei verschiedenartige Correktions-Häuser, nämlich das Zuchthaus, worin der Züchtling nicht zugleich seine bürgerliche Ehre verliert und womit zugleich eine Anstalt verbunden ist, bei welcher Leute Arbeit und Unterhalt finden; und das Spinnhaus, welches infamirend für Alle ist, die zur Strafe hinein gesetzt werden). Dieser Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht hatte, so Viele in das höchste Elend zu stürzen, der ruhig den Untergang seiner Nebenmenschen bereiten und die blühende Wohlfahrt ganzer Familien fühllos vernichten half, konnte sich doch von dem Gefühl für eigene Schande und Schmach nicht trennen, denn er gab sich mit einem schnellwirkenden Gift (vermuthlich war es das bekannte Kirsch-Lorbeer-Oehl) auf dem Gange zu seinem Gefängnisse den Tod. — Möge sein Beispiel denen eine Warnung seyn, die in dieser, freilich für den kaufmännischen Stand höchst traurigen und schwierigen Zeit sich auf die spiegelglatte Bahn der Schwindelei und Betrügerei begeben möchten; unsern Gerichten aber werde Dank und Preis, daß sie mit Ernst, Eifer und Strenge bei solchen Gelegenheiten verfahren; nur dies kann schützen und warnen!! — Sa.

In Belgien existirt das neue Gesetz: daß, wer gegen eine fremde Macht schreibt, 500 Gulden Strafe zu zahlen hat. Dies bringt die Schreiber der belgischen Zeitungen in große Verlegenheit. Schreiben sie z. B. jetzt für die Neapolitaner, Spanier oder Portugiesen, so treten einige der Gesandten klagbar gegen sie auf; schreiben sie gegen jene drei Mächte, so fordern deren drei Gesandten sie vor Gericht. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 28. Februar. 34stes Blatt.

Urtheil eines Augenzeugen über die Königin Christine von Schweden.

(Aus dem Briefe eines Zeitgenossen, geschrieben, als die Königin in Brüssel war.)

„Die Königin verdankt den Ruf, den sie in der Welt erlangt, nicht etwa ihrer Hoheit, sondern der Unverschämtheit ihrer nächsten Umgebungen, die sie durch ihre Lobeserhebungen gern zu einem Weltwunder machen möchten, um durch die Strahlen ihres Ruhmes selbst einigen Glanz zu erhalten. Die Königin besitzt nicht das geringste Liebenswürdige und überhaupt nichts, das nicht höchst lächerlich wäre; ja man kann sagen, es sey nie ein possierlicheres Geschöpf erblickt worden, als sie. Ihre Gestalt ist durchaus mißrathen: sie ist gebogen und die eine Hüfte ragt weit über alles Verhältniß hervor. Sie hinkt und was besonders übel aussieht, ihre Nase ist fast so lang als ihr Fuß. Sie hat zwar ziemlich hübsche Augen, aber ein blödes Gesicht, und lacht so ungezogen, daß ihr Antlitz so faltig wie ein auf Kohlen gelegtes Stück Pergament aussieht, wenn sie lacht. Die eine Brust ist viel niedriger als die andere. Der Mund ist, so lange sie sich des Lachens enthält, nicht häßlich, und die Zähne würden sogar schön seyn, wenn sie die nöthige Aufmerksamkeit darauf wenden wollte. Ihr Athem ist zwar nicht, wie man vorgegeben hat, tödtlich; aber die ihr Nahestehenden können doch nicht unterlassen, die Hand vor die Nase zu halten. Ihr Haar soll lang und schön gewesen seyn; sie hat es aber abschneiden lassen und trägt eine kurze schwarze Perücke. — Ihre Kleidungsart ist nicht weniger barok als ihre Figur, und vollendet ihre Mißgestalt; sie ist weder männlich noch weiblich zu nennen, sondern geschmackloses Gemisch von beiden; besonders possierlich sieht die kurze Frauen-Schürze zu dem engen Mannsrock aus.

Die geistigen Eigenschaften dieser Königin und ihr Gemüth verdienen kein größeres Lob, als ihre körperlichen Gaben. Aus Eitelkeit hat sie einige gelehrte Sätze auswendig gelernt; diese bringt sie, passend oder nicht, allenthalben an und kitzelt sich mit dem Anschein von Gelehrsamkeit, den sie sich dadurch gegeben zu haben glaubt. Des Petronius anstößige Waidsprüche und die unsaubersten Verse des Martial weiß sie auswendig und führt sie beständig im Munde. Man hat ihr eingebildet, daß sie viel Anlage zur Gelehrsamkeit besitze und in diesem Glauben hat sie viele Gelehrte an ihren Hof berufen und Mancherlei angefangen zu lernen, aber in keinem Fache des Wissens bedeutende Fortschritte gemacht. Dennoch glaubt sie, viel begriffen zu haben, und das Wenige, was sie erlernt hat, das wendet sie falsch und auf die ungereimteste Art an. Sie ist eine Atheistin, und wäre deshalb und ihres ärgerlichen Lebens willen von den frommen Schweden des Thrones entsetzt worden, wenn sie dieser Schmach durch eine freiwillige Abdankung nicht zuvor gekommen wäre. Kein Kärner in ganz Brabant flucht abscheulicher als sie, und durch die anstößigen Reden, die sie führt, macht sie selbst alte Männer erröthen und empört Jedermann durch ihre Unsittlichkeit.

Die katholische Religion hat sie deshalb angenommen, weil ihr der König das Versprechen gemacht hatte: ihr die Statthalterschaft über die spanischen Niederlande zu geben. Allein, sey es, daß es niemals ein Ernst mit dieser Zusage gewesen, oder daß man ihren Charakter fürchtete und verabscheute; genug, nach ihrer Religions-Veränderung war nie wieder die Rede davon."

Erwin.

Intoleranz in Ungarn.

In der „Isis" (Erstes Heft, 1821. S. 79 u. f. f.) ist aus dem „Tagebuch eines Reisenden", der Ungarn, Oesterreich, Mähren und Böhmen im Jahr 1820 bereiset hat, ein Bericht mitgetheilt, den wir, wenigstens im Auszuge, weiter zu verbreiten für nützlich, ja sogar nothwendig erachten:

„Christine Lang, geboren im Jahr 1800 in Losonez, einem Marktflecken im Neograder Comitat Ungarns, deren Vater ein eifriger Katholik war, aber zu ihrer Erziehung wenig beitrug, wurde von ihrer Mutter, einer lutherischen Christin, sehr fromm und gottesfürchtig erzogen. Der Vater, den seine Geschäfte oft ganze Wochen vom Hause fern hielten, blieb dem Kinde stets fremd, und es wuchs auf unter den Augen der Mutter, oft von katholischen Spähern ins Auge gefaßt. Im siebenten Jahre sollte Christine in die Schule gehen, allein jeder protestantische Schullehrer weigerte sich, sie auf zu nehmen; denn wenn ein solcher, ohne Erlaubniß, ein Kind von katholischer oder auch gemischter Ehe aufnimmt, ist er sogleich seines Amtes entsetzt. In eine katholische Schule wollte die Mutter ihre Tochter nicht schicken, weil sie dazu sogar nicht einmal befugt war: denn nach einer Verordnung Kaiser Josephs müssen, bei gemischten Ehen, die Knaben in des Vaters Religion, die Mädchen in der Mutter Glauben unterrichtet werden. So blieb die Kleine bis zum zwölften Jahre ohne Unterweisung, und mehrmalige Versuche, der Mutter mit Gewalt katholische Lehrer ins Haus zu senden, scheiterten an dem religiösen Ernst derselben. — Im späten Herbst des Jahres 1812 wurden Mutter und Tochter in einer Mitternachtsstunde durch ein ungewöhnliches Geklopf an der Hausthür aus dem Schlaf geschreckt, und nach Oeffnung derselben ergriffen vier roth gekleidete, stark bewaffnete Männer das Mädchen und schleppten es, obwohl die Mutter Bitten und Kräfte erschöpfte, fast nackend zu einem auf der Gasse stehenden leichten polnischen Wagen. Christine konnte vor Schreck keinen Laut aufbringen und das Fuhrwerk rollte davon.

Am folgenden Tage befand sich Christine in Golscha, einem katholischen Dorfe im Neograder Comitat, bei einem jungen katholischen Priester. Dieser sagte ihr, weil sie nicht lesen konnte, täglich mehrere Mal das Ave Maria, die sieben Sakramente und einige Litaneien vor, wobei er ihr grausame Linealhiebe und Stockschläge gab. Nach achtzehn verweinten Wochen erklärte dieser Priester: er könne nichts mit ihr ausrichten und sie kam nun zu dem Bischof nach Rosenau, wo sie beinah ein halbes Jahr blieb und menschlicher behandelt wurde. Hier versuchte man es mit Schmeicheleien und Geschenken; aber die Lehren der Mutter und ihr edles Beispiel hatten tief gefruchtet: sie verlangte fort und fort zu ihr und ließ sich auf Anderes gar nicht ein. Sie wurde übrigens streng bewacht und sah keinen ihrer Verwandten: endlich fand sie Gelegenheit, nach dem Garten zu kommen; sie sprang, all ihre Habseligkeiten zurück lassend, über die Mauer und eilte zu ihrer Mutter. Doch kaum hatte sie hier ihren Schmerz etwas vergessen, da kamen von neuem Häscher und brachten sie nach Somosigsaln (Dorf im Tolnaer Comitat) zu dem dortigen Pfarrer. Dieser wollte ein Jawort zu Gunsten der katholischen Confession von ihr erpressen: da ihm dies nicht gelang, so lud er eines Tages seine Nachbaren und Amts-Collegen zu sich, die ein Concilium über die Unglückliche halten sollten. Nachdem man Worte und Mißhandlungen vergebens angewendet, schleppte ein wohlgenährter Geistlicher sie in die Küche zum Herde — wo man bei einem hohen Feuer für Bewirthung der edlen Gäste sorgte — und steckte ohne Erbarmen Christinen's rechte Hand ins Feuer, mit der kalten Frage: „Nicht wahr, das thut weh? Wie wird es dann thun, wenn Dich der Teufel in der Hölle ganz mit Leib und Seele als eine Ketzerin ewig braten wird?" — Alle lachten — und Christine fiel in Ohnmacht zu seinen Füßen nieder. Die Finger wurden ihr durch jene saubere Bekehrungs-Operation so gelähmt, daß sie lange die fürchterlichsten Schmerzen empfand und ärztliche Hülfe gebrauchen mußte. — Achtzehn Wochen später brachte man sie nach Ardo, einem Ort im Abanjoarer Comitat. Hier warf man sie gleich in ein finsteres unterirrdisches Gefängniß, wo sie, bei Wasser und der täglichen Brod-Portion von einem Pfunde, vier Wochen schmachten mußte. Gräßliche Erscheinungen, Irrbilder und Gespenster, die man ihr des Nachts vorgaukelte, raubten ihr sogar den Schlaf. Die Mutter sah sie während dieser Zeit einmal und erkannte in der bleichen abgezehrten Gestalt kaum ihre Tochter. — Nach drittehalbjährigen Plagen jagte man sie von hier nach Jasau (einem vier Meilen von Kaschau liegenden Flecken) in das dortige Kloster der Prämonstratenser Probstei. Hier ward sie nach einigen Tagen in einen prächtigen Saal geführt: auf einem thronähnlichen Stuhl saß ein dicker Herr, schwarz gekleidet und mit Ordenszeichen geschmückt: rechts standen sechs Priester, schöne Kleider, Geldbeutel und andere Kostbarkeiten haltend; links eben so viele, aber mit Ruthen,

Peitschen und Prügeln versehen. Nachdem sie lateinisch mit einander gesprochen, nahete sich ein Priester der rechten Seite, zeigte der Christine Lang einen blanken Dukaten und einen alten Kreuzer, indem er jenen als Sinnbild der alleinseligmachenden Religion, diesen als Sinnbild der lutherischen Ketzerei, „die nicht einmal diesen Kreuzer werth sey“, erklärte. Da dies nichts half, so kam ein Zweiter, mit einem schönen Kleide und einem alten Fetzen, jenes armselige Gleichniß wiederholend, und als die Arme (der Referent giebt hier das ganze Gespräch wörtlich) äußerte: „Meine Mutter hat mir einst gesagt, unsere Religion wäre neuer“ — da überfiel man sie mit Ohrfeigen, Ruthen und Prügeln, daß sie betäubt hin sank und ganz blau und blutend hinaus getragen werden mußte. Es gelang ihr auch hier die Flucht, indem sie der alten Kloster-Köchin Alles gab, was sie noch irgend an Halstüchern, Bändern u. s. w. entbehren konnte. Die Alte gab ihr ein Laib Brod und etwas Geld, und half ihr in einer Morgen-Dämmerung zum Fenster hinaus. Sie suchte die Mutter auf — diese war eben wieder auf dem Wege, um ihr unglückliches Kind zu besuchen. Christine floh nun nach Pesth, um sich dort in der Menschenmasse zu verbergen: aber auch hier ward sie nach einigen Monaten aufgespürt. Man befahl der dortigen evangelischen Gemeinde streng, sie aus der Kirche weg zu jagen, wenn sie da erscheinen sollte. Heiducken führten sie öffentlich durch die Gassen alle Sonntage in die katholische Theresien-Kirche. Sie jammerte vor dem Altare, Viele beklagten ihr Schicksal und — der Priester sang: „Gloria in excelsis“. Fünf bis sechs Mal kamen zwar, während dieser Verfolgung, auf mehrfache Verwendung für sie, Resolutionen zu ihren Gunsten an die katholische Behörden, mit den ausdrücklichen Worten: daß sie, nach sechswöchentlichem Unterricht bei einem katholischen Priester, diejenige Religion frei annehmen und bekennen dürfe, welche sie wolle. Dies ist ein allgemeines Gesetz; die Priester umgehen es aber auf mannigfache Weise. Hilft der Unterricht ihnen nicht zum Zweck, so geben sie ihn nicht ganz sechs Wochen lang, um kein Zeugniß ausstellen zu dürfen, oder sie verweigern es, da der Unterricht oft viel länger dauert, geradezu. — Im Monat Oktober 1820 kam wieder eine Resolution, in Betreff der Christine Lang, an den Pesther Stadt-Magistrat, wonach, wie schon früher mehrmals befohlen war, durch eine commissio mixta (d. h. durch einen Verein katholischer und protestantischer Priester) die Sache entschieden werden sollte. Was geschah aber? Man nahm geistliche und weltliche Beamte, sämmtlich katholisch, und nannte dies eine commissio mixta. Natürlich behielten die Katholiken recht. — Gegenwärtig ist nun Christine Lang bei dem Stadtpfarrer Fruhlinger, um dort den abermals angeordneten sechswöchentlichen Unterricht zu genießen; sie war bis jetzt Dienstbote im Hause eines protestantischen Seifensieders, dessen Haus darf sie aber während jener Zeit gar nicht besuchen, und die Zukunft wird nun lehren, wie diese Bekehrungs-Geschichte sich endet.“ — Wir wollen diesem Auszug, bei welchem wir eher auf Milderung des Vortrags, als auf Steigerung bedacht waren, nichts hinzu fügen. Für Leser, welche ehrliche Beobachter der Zeit sind, ist die einfache Erzählung solcher Greuel hinlänglich; und für diejenigen, die nur das thun und glauben, was ihnen die Tages-Vortheile zuwirft, schreibt Keiner, der es weiß, daß der Schriftsteller nicht feig und nicht Söldner seyn soll.

Fr. Wendel.

Des Knaben Irrthum.

Es leitete ein munt'rer Knabe
Den blinden Jost, am Knotenstabe,
Zum Kieselbach; der Kleine lauscht,
Wie's an den Steinen wogt und rauscht.
„Ey, Vater — ja, so muß es seyn,
Das wilde Wasser ist der Rhein!?“
„Nein, lieber Sohn!“ — sprach nun der Alte —
„Daß ich Dich nicht im Wahn erhalte,
So wisse: dieser Bach ist seicht;
Man hört es schon an dem Geräusche;
Damit Dich aber nicht so leicht
Ein Lärmen in der Zukunft täusche,
So lerne: mächtig rollt der Rhein
In seines schönen Ufers Grenzen;
Er wird ein Bild der Größe seyn,
So lange Gottes Sterne glänzen.
Geräuschlos geht er seinen Gang,
So mancher Burg erblichner Helden,
So manchem Felsen-Thal entlang,
Wo Sagen rings sein Alter melden.
Wie glänzt in ihm der Sonne Schild!
Einst sah ich — o vergang'ne Wonne! —
In seinem Spiegel Gottes Sonne,
Da war das Leben sanft und mild! —
Doch halt — sind wir am grünen Ort?
Die frische Quelle perlet dort,
Und labet, bei des Tages Schwüle,
Den Wandersmann mit Trank und Kühle,
Und fließt bescheiden immer fort.
Da sollst Du bei'm Gesang der Grillen
Mir voll die Pilger-Flasche füllen.

* * *

O lerne, Sohn, daß Größ' und Güte
Sich nie mit wildem Lärmen zeigt,
Der Edle handelt gut — und schweigt —
Sein höchster Lohn wohnt im Gemüthe.

J. H. Kaufmann.

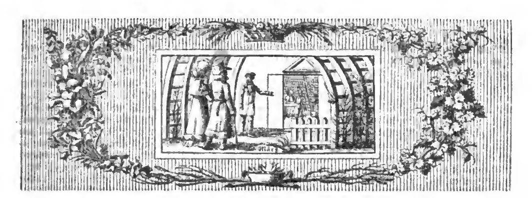
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Von der „Berliner Monatsschrift“ ist (bei Christiani) ein zweites Heft erschienen, welches wir auch ein wenig durchgeblickt haben. Ohne etwas Bedeutendes zu finden, kam uns doch Einiges lesenswerth vor; das ist ja in der jetzigen Journalistik schon etwas Günstiges! — und in zwei Heften läßt sich auch der Plan einer Zeitschrift — den wir wenigstens voraus setzen — nicht entwickeln. Es gemahnt uns dieser neue Anflug, als ob ein Förster sich da ein

Gehege bilden wollte und schnell nur Buschholz anzöge, damit doch etwas Grünes vorhanden sey; schießt dann ein Stamm, der zum Hochwald taugt, gelegentlich mit empor, desto besser! — ein literarischer Förster soll wenigstens danach sehen, daß er mehr Nutz- als Brenn-Material liefert, wozu besonders nöthig ist, daß die schlechten Schößlinge, als z. B. der „neue Spuk in Tegel" weg geschnitten werden. Da die kritische Erörterung über die „Berliner Kunst-Ausstellung" im erwähnten zweiten Heft zu Ende ist, so erinnern wir Sie, Herr Redakteur, daran: daß im „Gesellschafter" eine Berichtigung hinsichtlich der Verwendung der Einnahme-Gelder der Ausstellung versprochen ist; *) sind doch auch hier wieder Stellen, die auf Protegiren dessen, was dem Verfasser bekannt, und auf Maltraitiren dessen, was den Protegirten im Wege ist, abzwecken. Ja, wo viel Buschholz aufkommt, da soll den alten Stämmen die Kraft entzogen werden — aber ein Förster, der Umsicht hat, wird so etwas gefährlich finden und nicht bloß deshalb geschehen lassen, damit er gelegentlich auf den Busch klopfen kann, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt. — In diesen Tagen, wo man die Constitutionen und Verfassungen von einem Lande nach dem andern verschickt, wie eine neue Mode, die leider nur unter Mord und zerstörendem Sturm zu einer alten Mode werden soll, ist eine eben erschienene Schrift: „Ueber die Verfassung von England. Mit einigen Bemerkungen über die alte Verfassung von Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt von A. Grafen von Voß" (Berlin, bei Duncker und Humblot) zeitgemäß. Der Uebersetzer spricht in der Vorrede wie ein Mann, der da weiß, was er will und was der Zeit frommt. Er sagt z. B.: „Entwickelung und Vervollkommnung aller Individuen, von welcher Ordnung sie seyn mögen, ist das höchste und heiligste Ziel des Lebens, und wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den Geist unterdrücken, dann gilt es, für die Cultur bis zum Märtyrerthum zu arbeiten. Wenn hingegen Verachtung und Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, dann werden die treuesten Anhänger des Entwickelungs-Prinzips altgläubig bis zur Halsstarrigkeit." Das ist, bis auf die Halsstarrigkeit, die nirgends viel nütz ist, recht schön; aber, da wir jetzt oft vom Alten reden hören, so bitten wir uns vor allen Dingen eine Definition aus. Was nennt ihr das Alte? — Faustrecht, Mord in Glaubenssachen, Leibeigenschaft und der Himmel weiß, wie viele Institutionen der Willkühr sind auch alt, und solche Angaben rechtfertigen wenigstens die Nothwendigkeit jener Definition. Der Herr Uebersetzer aber nimmt es nicht so streng; denn er äußert auch: „es müsse die Achtung des Alten mit der Ausbildung des Neuen verbunden bleiben" — und das wird jeder Denkende, der es redlich meint, gern unterschreiben, weil so die Menschheit vor dem Gefährlichsten, den Extremen nämlich, gesichert ist. Wir hegen übrigens mit dem Hrn. Grafen von Voß die gleiche Meinung: daß Verfassungen nicht eine Gabe des Moments sind, sondern allmählig entstehen und in der Erfahrung zu einem Ganzen reifen müssen, und empfehlen jene Schrift mit herzlicher Zuneigung. — Der zweite Ball im prachtvollen neuen Saale des Schauspielhauses bewies die Nothwendigkeit einer Constitution für jede größere Gesellschaft, die etwas gemeinschaftlich unternehmen will. Es fehlte an einem Tanzführer, der das Interesse der Tanzenden gehörig befördert hätte. Theils wurde ihnen der Raum sehr beengt durch die Zuschauenden, theils kamen die Tanzenden den sitzenden Zuschauerinnen so nahe, daß diese sich in einer Art Gefangenschaft befanden. Diesem unbequemen Verhältniß schreiben wir es zu, daß im Ganzen so wenig getanzt wurde, als ob sich diese Lust gänzlich erschöpft habe. Ziehen sich aber erst Einige aus solchen Gründen vom Tanzen zurück, dann meint die Schaar der Austretenden: es sey nicht elegant, nicht Ton, ja nicht geziemend, zu tanzen; sie langweilen sich dann so elegant und in so geziemenden Ton, als es ihnen möglich ist, und es halten nur die wenigen lustigen Seelen auf dem Platze tanzend aus, die sich um dergleichen Ansprüche nicht kümmern, weil sie darüber hinaus sind. Wir verkennen nicht, daß eine Gesellschaft von 1200 Menschen, die sich großentheils nicht kennt, dem gemeinsamen Vergnügen Hindernisse darbietet; aber gute Beispiele von denen, die Viele kennen und verehren, vermöchten doch wohl, diese Fremdartigkeit hinweg zu räumen, besonders wenn Tanz-Touren und Tanz-Scherze, wie man sie bei dem Cotillon mit Anmuth unter einer bekannten Gesellschaft ausführt, durch Anordnung des Tanzführers für diese große Gesellschaft aufgegeben würden. Ein solcher Tanzführer-Posten müßte aber eine Ehrenstelle seyn, wie in Bath und andern englischen Bädern diese Art Ceremonien-Meister, denen Jedermann, wie einer Magistrats-Person, Folge zu leisten sich verpflichtet glaubt. — Ein neues Lustspielchen: „Die Flüchtlinge" wurde am 20sten Februar zum ersten Mal mit Glück aufgeführt. Der Verfasser hat sich Idnob genannt, d. h. er hat seinen Namen rückwärts gelesen; da er aber bei seinem ersten dramatischen Versuch vorwärts gekommen ist, so wollen wir auch seinen Namen wieder vorwärts lesen, und so heißt er Bondi. Er benutzte eine leichte hübsche Handlung, die auf Ueberraschungen berechnet ist und deshalb nicht verrathen werden soll; die Motive und Momente derselben sind mit solcher Verständigkeit ergriffen, daß wir uns Hoffnung machen, manche angenehme Neuigkeit von dem Verfasser zu bekommen. Selbst wenn, wie man zu glauben geneigt wird, das Stück französischen Ursprungs ist, hat der Bearbeiter immer noch das Verdienst, einen leichten Dialog gegeben und dem Ganzen ein gutes, die Langeweile verdrängendes Richtmaaß angelegt zu haben. Die Charakter-Andeutung der „Mathilde" finden wir verschollen; unser Erziehungs-Wesen bringt selbst bis in die Hütten jetzt einen Fond windiger Weisheit, und unsre jungen Mädchen wissen so viel, daß man eben deshalb von Vielen nichts wissen will. Dafür, daß „Marie, die Besitzerin eines Landhauses", Domestiken-Geschäfte übernimmt, ist sie zu vornehm benannt; Pachterin wäre besser. Die Darstellung war fast durchweg vortreflich. Hr. Wolff (Rosenau) hatte Gelegenheit, seinen ächten Takt für den wahren Humor zu zeigen; das, als Zeichen der Erhitzung oftmals wiederholte: „Uf, uf, uf!" ist uns aber aufgefallen. Wir wissen wohl, daß in Schauspiel-Manuscripten dieser Ton angedeutet wird, aber nur ein Laie sprach' ihn doch so wörtlich nach. Da es Hr. Wolff that, so suchten wir eine Pointe, haben uns im Gespräch darüber erhitzt (ohne „Uf, uf!" zu sagen), aber die Lösung nicht gefunden. Hr. Stich war als „Flinkinthal" ganz an seiner Stelle; es ist ein hübsches Leben in seiner Darstellung leichtsinniger Genialität. Mad. Schröck gab das Wenige, was sie zu thun hat (diese Künstlerin ist seit ein Paar Jahren schon unverantwortlich wenig beschäftigt!) mit verdienstlicher Sorgfalt und guter Laune. Demoif. Mar. Wolff bemühte sich mit der „Mathilde" recht lobenswerth; ihre naiven Worte hatten jedoch zu viel tragischen Aplomb, weil man die Mühe noch merkte. Aber nur Muth! es haben Andere auch Jahre gebraucht, ehe sie etwas wurden. Selbst die Nebenpersonen störten diesmal nichts, und das Stück fand eine solche Aufnahme, daß es für das Repertoir kein „Flüchtling" seyn, sondern sich wohl öfter sehen lassen wird. — In dem letzten „Allerlei" ist voraus gesetzt worden, daß die Leser wissen: es sey Lady Montague, welche in der „Odaliste" als „Lady Arthur" hingestellt ist. Uebrigens hätte der Stoff eher zu einem Fatums-Spuk als zu einem Lustspiel getaugt; denn der Sohn, welcher — nach der damaligen Meinung — jenem Serail-Besuch sein Daseyn verdankte und die Scheidung seiner Eltern verursachte, wurde in späterem Alter, aus voller Ueberzeugung, ein Türke — welches beweist, daß auch das türkische Fatum sich sein Recht nicht nehmen läßt. (B. Mehr.)

*) Es fehlt nicht an dem Aufsatz, wohl aber am Raum; binnen 14 Tagen hoff' ich auch diesen zu finden. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 2. März. 35stes Blatt.

Die Rüstung des Freiherrn von Frankenstein.

Von Amalie von Selt.

Der Friede zu Tilsit war geschlossen, aber noch immer weilten die Feinde, ja sie schienen nun erst recht festen Fuß im armen Preußenland fassen zu wollen. — Niemand sah mit größerem Unmuth dem lästigen Treiben zu, als Gotthart von Frankenstein. Nicht nur, daß die Unglückszeit des Vaterlandes wie eine trübe Wolke an seinem heiteren Jugendhimmel aufzog und sein stolzes Herz mit Zorn und Schmerz erfüllte; auch zwischen ihn und die Erfüllung seines liebsten Wunsches stellte sich das Verweilen der Feinde recht störend. Die Güte und Liebe des Oheims sagte ihm wohl die einzige Tochter Heloise zur treuen Hausfrau zu, doch wollte der Alte nicht eher den Tag ihrer Verbindung bestimmen, bis die Gallier sein Brennenland verlassen haben würden, und keine Bitte, keine Ueberredung konnte diesen Entschluß erschüttern.

In dieser Zeit nun war es, wo alle rauschenden Feste im Schlosse des alten Freiherrn von Frankenstein verstummten, wo nur ein kleiner Kreis von werthen Freunden sich in den weiten Hallen des gothischen Gebäudes zusammen fand, um in friedlich vertrauten Gesprächen die schwer belastete Brust zu erleichtern. — Während nun die Alten das Sonstige dem Jetzt verglichen und dann sorgend in die dunkle Zukunft blickten, schlichen sich die Jüngeren, die überall und immer noch ihr Quentchen Freude finden, in einen hellen Salon und aus diesem unter freundlichen Scherzen in den weiten englischen Garten. Heute aber schien die Gegenwart des französischen Rittmeisters Antonio de Mezera den heiteren Sinn in Fesseln gelegt zu haben: die Unterhaltung war nicht frei, und man kehrte früher, als sonst wohl geschehen seyn dürfte, nach dem Schlosse zurück. — Auch hier hemmte das Daseyn des Veronesers jeden herzlichen Erguß; das Gespräch zog sich lange einsylbig hin, bis endlich das Reich der Geister und Ahnungen den Stoff zur Unterhaltung bot. Fast Jeder wußte eine Anekdote, die dahin gehörte, und die Verschiedenheit der Meinungen brachte mehr Lebendigkeit in den kleinen Kreis. Mezera war, wie nicht zu ihm gehörend, in die offene Thür getreten, in der man auch den Garten übersah, und hier sich lässig an den Pfeiler lehnend, schaute sein großes brennendes Auge in den Park: wendete er es zur Gesellschaft zurück, so blieb sein Blick fast immer auf Gotthart geheftet und ein eigenes Gemisch von Fragen, Unmuth und Mitleid blitzte aus ihm hervor. Gotthart bemerkte wenig davon; er war hinter Heloisens Stuhl getreten und sprach, sich oft zu ihr neigend, heimlich liebe Worte mit ihr. Jetzt traf die Reihe zu erzählen ihn. „Ich weiß nichts, wahrhaftig nichts, was des Erzählens werth wäre" — sagte er, die schönen beredten Augen der Gesellschaft zuwendend — „wohl aber möchte ich eine Frage an die Geisterwelt thun, möchte, daß von daher mir eine Antwort käme!" Er schwieg, ernst werdend, und schlang, gedankenvoll spielend, Heloisens goldene Locken um seine Finger. — Der alte Freiherr von Frankenstein war nahe zu ihm hin getreten und sagte,

ernst und gütig seine Hand auf des Neffen Schulter legend: „Gotthart! die Geisterwelt soll für uns stumm seyn; die Frage, die Du ihr thun willst, richte in die eigene Brust; suchst Du dort die Antwort vergebens, dann harre geduldig, die Zeit bringt sie doch wohl; aber das Geheimnißvolle, das Verborgene fordere nicht auf, daran rühre nicht im Scherz, nicht im Ernst; die bald verstandene Antwort, wenn sie uns wird, frommt selten und verstört uns fast immer.“ — Hell und freundlich auf den Oheim hinschauend, entgegnete Gotthart lächelnd: „Sie mahnen mich an die alte Sage unseres Hauses, wie wäre es, wenn Sie uns die fast verklungene Kunde gäben?“ — „Verklungen und vergessen!“ erwiederte Herr von Frankenstein: „laß das ruhen!“ — Er sah ernst, fast gebietend auf Gotthart, der ehrerbietig verstummte. Wie nun aber bald darauf der Freiherr abgerufen ward, wandten sich viele der Anwesenden fragend an Gotthart. „Ich weiß wenig, das Wenige nur aus dem Munde meiner alten Wärterin, und so mag ich die Aechtheit meines Wissens nicht verbürgen!“ entgegnete dieser, und fuhr, den Bitten der Gesellschaft sich fügend, also fort:

„Zu den Zeiten der Kreuzzüge hauste, unsern von diesem Schlosse, Ritter Bruno mit seiner ehrsamen Hausfrau Irmtraut in friedlicher Eintracht auf seiner hohen, nun verfallenen Burg. Da aber Viele der Edlen hinzogen, Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, schloß sich auch mein Ahnherr Bruno ihnen an. Frau Irmtraut weinte schmerzlich an dem erzumpanzerten Herzen ihres Herrn, da es zum Scheiden ging, und wollte ihn lange nicht lassen. Er aber empfahl sie und seinen Sohn Hugo dem Schutz der Heiligen, wand sich aus ihren ihn umschlingenden Armen und folgte dem lustig im Morgenwind flatternden Banner. Frau Irmtraut stand auf der hohen Warte, den zarten Sohn auf ihrem Arm; der Knabe jauchzte, wenn die Helme und Harnische der durch das Thal Ziehenden im hellen Sonnenstrahl blinkten: Irmtraut aber sah nur den Reiherbusch auf ihres Bruno Helm, der hoch über Alle hervor ragte und schwankend sich neigte, wenn der Ritter das Haupt nach der Heimath zurück wandte. Wie nun ein dichter Wald zwischen ihr und ihrem Ritter sich neidisch dehnte und ihn ihren Blicken verbarg, ja wie der letzte Reisige in dem frischgrünen Waldesgezweig verschwand, da gab sie den Bitten des Burgvogts nach und stieg in ihr einsames Zimmer hinab. Die Geister der Wehmuth empfingen sie auch hier, und ob der ergreiste Held, der ihr zum Schutz daheim geblieben war, der Gebieterin oft freundlich zusprechen mochte, sie verschmähte jeden Trost und jammerte nur lauter und herzzerreißender über die weite Ferne, die ihr leichtlich jede Kunde von dem theuren Bruno entziehen könne. Die überfließenden Augen in das seidene Haargelock ihres Hugo gebeugt, saß sie lange, und als sie aufschaute, siehe — da stand ihr Eheherr, völlig gewappnet und mit geschlossenem Visir, vor ihr. Sie schrie laut auf, sie wollte zu ihm; lächelnd aber sprach der alte Schirmvogt: Edle Frau, es ist nur eine Spielerei, die ich zu Eurem Trost ersann: ich trug des gestrengen Herrn Bruno Rüstung hier zusammen und stellte sie vor Euch auf, wollt nun glauben, er sey es selbst, und Euch daran erfreuen! — Frau Irmtraut aber breitete ihre Arme der Gestalt ihres Bruno entgegen und rief mit heftiger Sehnsucht: Gieb mir Kunde, wenn meinem Herrn, wenn diesem Hause ein Unglück zusteht: gieb ein Zeichen, wenn ein Schmerz dem Geschlecht Frankenstein sich naht! — Der alte Schirmvogt schüttelte unwillig das greise Haupt und zog der Burgfrau erhobene Hände sanft nieder; aber horch! — schon klang es hell und leise wie bejahend durch die Rüstung hin. Irmtraut erbebte: das Verheißen ihrer Bitte faßte sie mit Wonne und Weh, mit Lust und Grauen. Es zog sie von da an zu dem Ebenbild des Gatten, und doch ließ es ihr nicht Frieden in seiner Nähe; immer fürchtete sie, den weissagenden Klang zu vernehmen, immer lauschte sie auf den gefürchteten Ton; darüber erblichen der Jugend Rosen auf ihren Wangen und sie schlich bleich wie ein Geist durch die öden Gemächer der Burg. Wie es aber nun eines Abends wirklich dumpf durch die Rüstung klirrte, faßte Irmtraut ein wildes Entsetzen. Bebend, keines Lautes mächtig, hielt sie sich am Sims des Fensters, den Blick starr auf die Rüstung geheftet; der Mondesstrahl zitterte darüber hin, ihr ward, als schreite die Gestalt daher. Jesus Maria! mein Bruno! rief die Beklagenswerthe mit furchtbarem Ton und sank dann leblos in des Schirmvogts Arme. Im Nebengemach hatte dieser den Klang vernommen: im ersten Augenblick von Schrecken und Grauen gehalten, trat er erst ein, als die Burgfrau, von der letzten Kraft verlassen, schwankte. Er fing die Sinkende auf, er rief nach Hülfe — man brachte sie in das Leben zurück, doch nur für Stunden. Irmtraut verlangte nach dem Schloß-Caplan; sie sagte ihm, was sich zutrug und wie sie nun glaube, ihr Eheherr sey sicherlich todt; sie empfahl dem Mönch, wie dem Schirmvogt, ihren Hugo und verschied noch in derselben Nacht, mit der frohen Zuversicht: sie folge ihrem Bruno. — Der unglückliche Klang hatte aber wohl nur ihren Tod bedeutet; der Ritter kehrte nach einem Jahre heim, fand seine Irmtraut nicht mehr, wohl aber die wunderbare Kunde von der Rüstung und ihrer Weissagung. — So töne denn fort und fort! rief er in Schmerz und Zorn; töne fort und fort durch Jahrhunderte und sage alles Unheil dem Hause Frankenstein an! — Und wieder klang es hell und leise durch den Harnisch. Bruno aber

stellte die Rüstung in einem weiten Saale auf, über welchem der Hauptthurm der Burg sich jetzt noch stattlich erhebt, und oft will man einen schauerlichen Klang in dem alten Harnisch vernommen haben, wenn irgend ein Unglück den Frankensteins drohte."

Damit schloß Gotthart seine Erzählung, noch hinzu fügend: wie sie Alle wohl einmal den Saal und die Rüstung heimsuchen könnten. Gar Viele zweifelten, daß Gotthart das Rechte gesagt habe, was er wisse; aber Alle schieden mit dem Versprechen: an einem bestimmten Tage sich auf dem Schlosse ein zu finden und die wunderbare Rüstung zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reliquien-Diebstahl.

Das Kloster St. Emmeran zu Regensburg zeigte einst unter andern Reliquien auch den Leichnam des heiligen Dionysius, der ein Schüler des Apostel Paulus gewesen seyn soll. Von der Art, wie es zu diesem Kleinod gekommen seyn will, erzählt die Sage Folgendes: Als der Kaiser Arnulph im Jahre 889 den Grafen Otto von Paris besuchte und dem Leichnam des Heiligen zu St. Denis seine Verehrung bezeugte, wurde er so lüstern auf den Besitz dieser heiligen Gebeine, daß er sich entschloß, sie um jeden Preis zu seinem Eigenthum zu machen. Aber so viel Geld er auch bieten mochte, den Mönchen war der Körper ihres Schutzpatrons nicht feil. Unter diesen Umständen blieb dem frommen Kaiser kein Mittel übrig, als — den heiligen Leib zu stehlen. Ein vornehmer Mann, Giselbert mit Namen, bot dem Kaiser zu Ausführung dieses frommen Gaunerstückchens die Hand. Er stellte sich nämlich, als ob er einen Kirchenraub begangen habe und mit den geraubten Schätzen einen sicheren Zufluchtsort zu St. Denis suche, und ließ gelegentlich eine bedeutende Menge Gold und Silber sehen. Die geistlichen Väter nahmen, in der Meinung, ihrem Kloster die geraubten Schätze zuzuwenden, den angeblichen Räuber bereitwillig auf. Giselbert, der es den frommen Herren bald abgemerkt hatte, daß sie, ihrer Frömmigkeit unbeschadet, auch dem Wein nicht abhold waren, schaffte eine ansehnliche Menge davon ins Kloster und gab ihn preis. Die Mönche ließen sich den Wein schmecken, thaten aber des Guten so viel, daß der heilige Leichnam ohne Wache blieb und Giselbert ihn ungehindert stehlen und dem Kaiser Arnulph ausliefern konnte, der sich schleunig damit nach Deutschland begab und ihn dem Kloster St. Emmeran überlieferte. Die Mönche zu St. Denis haben zwar nach der Zeit behauptet: daß Giselbert, dessen Absicht man gemerkt hätte, durch einen andern Leichnam getäuscht worden wäre; allein Papst Leo IX. hat im Jahr 1053 den heiligen Leichnam selbst zu Regensburg untersucht und durch eine Bulle dessen Aechtheit verbürgt. Da nun aber auch die Mönche zu St. Denis mehrere päpstliche Bullen erhielten, welche die Aechtheit ihres heiligen Dionysius bezeugten, so muß man, will man nicht ketzerischer Weise die päpstliche Unfehlbarkeit in Zweifel ziehen, zugeben, daß der Heilige sich verdoppelt habe. Erwin.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Der wahrhaft moralisch gebildete Mann ist Heros und Kind zugleich; beides macht ihn dem Schöpfer ähnlich: er ist eines starken, kräftigen, standhaften, aber auch zugleich eines schuldlosen, zarten und liebevollen Gemüthes.

Den besten Diamant giebt uns Arabien, den besten Amethist Indien, den besten Smaragd Scythien, den besten Saphir Garamantia, den besten Chrysolith Egypten: welches Land giebt uns aber die besten Menschen?

Die erste Erfindung der Uhren schreibt man dem Boetius Severinus zu. Jakobus Dombus brachte die Uhren zu einer solchen Vollkommenheit, daß man ihm den Beinamen Jakob von der Uhr gab.

Rameau sagte einst: er wolle sogar die holländische Zeitung in Musik setzen.

Heinrich der Vierte, römischer Kaiser, ließ tausend Kirchen aufbauen; Jakob, König von Arragonien, zwei Tausend; Raymund, Graf von Barcinon, drei Hundert. Heilige, hehre Natur, du bleibst mir der erhabenste Dom; in dir will ich beten, tief anbeten, nur aus dir und in dir spricht der Schöpfer zu meinem Gemüth und ich zu ihm — im Säuseln des Windes, im Flüstern des Haines, im Sang der Lerche, im Strahlenblick der Sonne, im Rieseln des Quells — du bleibst unerschüttert, trotzest dem Zahn der Jahrtausende, bleibst die einzige, ewige Kirche, wenn auch schon die 3300, als Menschenwerk wie Spreu verweht, zerstiebt liegen! —

Der edle Smaragd macht mit seiner Grüne alles ihm Nahende sich gleichfarbig; so wirkt und wirke immer das gute Beispiel.

Die Dichter lassen die cyprische Göttin dem Meer entsteigen; bei uns entsteigt sie sehr oft der Weinflasche.

Wo im menschlichen Leben das Tausend-Gulden-Kraut wächst, wuchert gewöhnlich auch die Schmarotzer-Pflanze.

Eine Frau darf den Kopf voll Griechisch haben, wie die Dacier, oder gründliche Streitigkeiten über die Mechanik führen, wie die Marquise Chasteiet: sie wird nimmer einen Mann mit Liebe umketten, wenn die weibliche Grazie von ihr gewichen.

Wer würde wohl glauben, daß die Erfindung der Schuhmacherei sich herschreibt von einem berühmten, gelehrten Philosophen, nämlich dem weltbekannten Boetius. Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Nach einer Anzeige, welche in den „dramaturgischen Blättern" des Hrn Professor F. G. Zimmermann zu lesen ist, werden wir unsern werthvollen Künstler, Hrn Jacoby, nicht verlieren, indem derselbe mit der Direktion des Stadt-Theaters auf's Neue einen Contrakt geschlossen hat. Die obengenannten „dramaturgischen Blätter" des Hrn. Professor Zimmermann finden im Publikum den Beifall, den sie verdienen. Die bisher erschienenen Nummern enthalten mehrere gediegene Kritiken über einige der vorzüglichsten Werke der dramatischen Dichtkunst, unter andern über Schiller's unsterblichen „Wallenstein". Der Herausgeber beschäftigt sich, wie es scheint, mehr mit den dichterischen Schöpfungen, als den Leistungen der hiesigen Schauspieler, wodurch das Blatt auch an Interesse für das Ausland gewinnen dürfte. — Das fünfte Heft der „Nordalbingischen Blätter", herausgegeben von Winfried (Hinsche), ist in diesen Tagen erschienen und ausgegeben; irrt sich Referent nicht, so wird das ganze Beginnen damit geschlossen werden, wenigstens hat der Verleger eine Note beigelegt, welche anzeigt: „Und hiemit der Rest." Wir können uns nicht verhehlen, daß der Hoffnung verheißende apfelgrüne Umschlag nicht gehalten, was er versprach, und daß wir die „Nordalbingischen Blätter" verwelken und sterben sehen, ohne die trüben Gefühle dabei zu haben, die uns ein Baum gewährt, der gestern noch in jugendlicher Kraft und Schöne dastand, und heute, vom rauhen Nord getroffen, die welken Blätter zur Erde senkt. — Eine neuerdings ausgebrochene Fehde beschäftigte unser Publikum einige Tage. Es erscheint nämlich seit Kurzem eine Zeitschrift religiöser Tendenz, der „Friedensbote" genannt, worin, nach der Ansicht eines unserer geachtetsten Geistlichen, des Hrn. Pastor Rentzel, sich die kränkelnde Religions-Schwärmerei — woran leider! unsere Zeit schwer danieder liegt — offenbarte. Herr Pastor Rentzel griff daher in unsern „wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten" jenes Blatt tüchtig an, und sein Aufsatz fand so allgemeinen Beifall, daß man am Abend des Tages, wo es ausgegeben war, kein Exemplar jenes Intelligenz-Blattes mehr erhalten konnte; gewiß ein gutes Zeichen für den gesunden Sinn unseres Publikums: Wahrlich, es wird dem unheilbringenden, künstlich erregten und von dienstbaren Schriftstellern unterstützten Mystizismus schwer werden, sich in unserer Mitte seinen Nebel-Thron zu errichten; denn gesunder und kräftiger Sinn ist hier zu Hause und mit diesem ist man so ziemlich gegen die Ansteckung religiöser Schwärmerei gesichert, die eigentlich nur da Wurzel fassen kann, wo sie schon Krankheitsstoff vorfindet, wie viele andere ansteckende Krankheiten auch. — Daß Schiller's „Wallenstein" wieder in Scene gesetzt worden, erwirbt unserer geschätzten Direktion viel Lob; gewiß, das Publikum weiß solche Meisterwerke zu schätzen, so wie die Bemühungen der Priester Melpomene's um dieselben; und wenn die Gallerie auch an Abenden leer ist, wo solche aufgeführt werden, so sind Logen, und zum Theil auch Parterre, doch von Zuschauern angefüllt, vor denen zu spielen denkenden Künstlern eine Freude seyn muß. Warum aber benutzt man des unsterblichen Shakspeare reiche Gaben nicht mehr auf unsern Bühnen? Warum wird der „Kaufmann von Venedig", „Othello", „König Johann", „König Richard", warum werden die „Heinrichs" nicht einstudirt und gegeben? Welche herrliche Uebersetzungen haben wir Deutschen vor allen andern Nationen von diesen unsterblichen Werken des unsterblichsten Dramatikers, und wie wenig benutzt man sie! — Man mache den Versuch, man biete uns einmal, statt der so häufig durchfallenden Lust-, Trauer-, Schicksals- und Thränenspiele, etwas von jener kräftigen Speise, und man wird gewahren, daß der Geschmack der Gebildeten nicht, wie der des Schwelgers, durch allzu pikante Genüsse verdorben, der Geschmack der Ungebildeten nicht zu roh sey, um sie würdigen zu können; das Schale und Geschraubte mißfällt aber Beiden gewiß! Warum sehen wir unter dem Heer von Lustspielen, die jetzt gegeben werden, nicht auch Shakspeare's „Was ihr wollt!" und „Wie's euch gefällt!"? Man könnte die Schlegelsche Uebersetzung ganz und gar benutzen und dürfte nur hie und da ein allzu üppiges Schößlein weg schneiden, um auch Diejenigen zu Freunden zu behalten, die von der Bühne — und meist mit Recht — Alles das verbannt haben wollen, was der Unschuld ein Erröthen abjagen oder vor minder Unschuldigen als Doppelsinn gelten möchte. Dies Beschneiden, was freilich eine geübte, kunstverständige Feder thun müßte, um nicht zugleich den Schönheiten dieser Stücke nachtheilig zu werden, könnte so leicht, so unmerklich geschehen, daß das Ganze durchaus nicht darunter leiden würde. Sa.

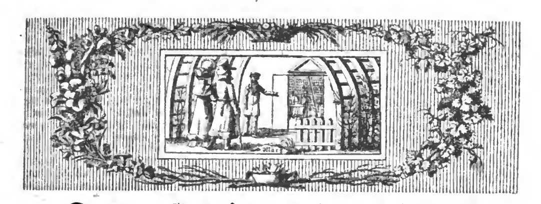
Wir wollen einige auffallende Contraste aus der Literatur erwähnen. „Die Freuden des menschlichen Lebens" wurden von dem Verfasser, R. Heron, geschrieben, während er im Gefängniß saß und ihrer durchaus entbehrte. „Die Leiden des menschlichen Lebens" hingegen, ein anderes bekanntes Werk, von Beresford, wurden von ihm im geschmackvollsten Studir-Zimmer, mitten unter allen Bequemlichkeiten und Genüssen ausgearbeitet. Burton, der Verfasser der „Zergliederung der Melancholie", war der lustigste Gesellschafter und die heiterste Seele. (Courier)

Bei Gelegenheit des unlängst geborenen sogenannten Zwitters zu Paris erwähnen wir folgender ähnlicher Fälle: Zu Toulouse lebte im siebenzehnten Jahrhundert Margarethe Malaure, welche ausdrücklich vom Magistrat den Befehl erhielt, sich als Mann zu kleiden. Als sie fünf Jahr später einmal in Frauenkleidern betroffen ward, erneuerten die Capitularen jenen Befehl, und verpflichteten sie, sich von jetzt an Arnold Malaure zu nennen, bei Strafe des Staubbesens. Margarethe kam als Mann nach Paris und ließ sich von der medizinischen Fakultät untersuchen. Man gab ihr auch von allen Seiten Certifikate ihrer wirklichen Zwitterschaft, bis ein Hr. Saviard das Wunder lösete, indem er durch eine völlige Heilung bewies, daß eine Art Bruch obgewaltet habe. — Eben so gab es im achtzehnten Jahrhundert zu Lyon eine Anna Grandjean, welche sich selbst für einen Mann hielt und im Jahr 1761 die Jungfrau Fraenzel Lambert heirathete. Vier Jahr nachher aber ward sie von der Senechalschaft zu Lyon fest genommen, in ein Gefängniß geworfen, an den Füßen angeschmiedet und zum Schandpfahl verurtheilt, wegen Entweihung der heiligen Ehe. Hierauf sollte sie den Staubbesen erhalten und des Landes verwiesen werden. Sie appellirte jedoch, und das Pariser Parlament erkannte die Anna zwar für ein Frauenzimmer und annullirte die geschlossene Ehe, entkräftete aber das geschehene Urtheil von Lyon und stellte die Verurtheilte in Freiheit, weil die Natur sie selbst über ihr Geschlecht getäuscht habe. Ein ähnlicher Fall mag es jetzt mit dem Kinde der Lefort seyn; der Vater, um Allem zu begegnen, hat es bei der Taufe „Joseph Elisabeth" genannt. (Constitut.)

Im Jahre 1815 befanden sich mehrere Kosaken in Dresden. Einige wurden eines Tages von dem Ton der Orgel ergriffen; sie gingen in die Kirche und waren bezaubert durch die ihnen ganz neuen Klänge. So lange die Orgel spielte, beobachteten sie ein gottesfürchtiges Schweigen; aber — sie hörte auf, um des Predigers Stimme vernehmen zu lassen. Ein Weilchen harrten die Kosaken voller Ungeduld; am Ende aber drängte sich Einer behutsam durch die Menge, stieg unbemerkt auf die Kanzel und klopfte plötzlich dem Prediger auf die Schulter, indem er ihm durch sehr verständliche Bewegungen zu verstehen gab: er möge nicht länger das Spiel der Orgel stören. Ungeachtet des heiligen Orts konnten der Pfarrer und seine getreuen Zuhörer doch kaum das Lachen zurück halten. (Gaz. d. Fr.)

Schwedens Bevölkerung hat im Jahr 1819 um 49,500 Individuen zugenommen. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Sonnabend den 3. März. | 36stes Blatt.

Quintessenz indischer Weisheit.

Für die Schriften-Schaar
Weiser Inder war
In den Bücher-Sälen
Endlich nimmer Raum.
Tausend von Kameelen
Trugen Alles kaum.
Laßt Euch nun erzählen:
Quintessenzen thät
Der Monarch befehlen,
Und sein Plan gerāth;
Hundert von Kameelen
Trugen jetzt die Last.
In Extrakts-Extrakten
Wurden bald die Akten
Spartisch abgefaßt.
So ward fortgefahren,
Bis nur übrig noch
Vier Maximen waren,
Die ein Kind jedoch
Konnte beim Erfahren
Im Gedächtniß wahren:
„Mild sey, König, und gerecht,
Volk, ihm unterthan:
Keusch, du schöneres Geschlecht,
Mäßig — Jedermann!“

Haug.

Die Rüstung des Freiherrn von Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Keinem war die Ankunft des Veronesers störender gewesen als der holden Heloise; sie hatte sich von dem heutigen Tage viel Freude versprochen und schnell jede vergessen, da der Rittmeister unerwartet eintraf und sich für mehrere Tage als ihr Hausgenosse ankündete. Wohl manch unwillkommener Besuch sprach in den letzten Jahren auf des Freiherrn Schloß ein, aber noch Keiner war Heloisen so in der Seele zuwider gewesen als dieser. Es war ein Etwas in des Rittmeisters Augen, was ihren Blick schnell zu Boden drückte, wenn er dem seinen begegnete; sie fühlte sich unbeschreiblich geängstigt in seiner Nähe, und er, als habe er seine Freude an des Mädchens sichtlicher Unruhe, wich um so weniger von ihrer Seite, und schien die Einsylbigkeit ihrer Antworten nicht zu beachten. Erst als der Abend sie Alle in dem Salon versammelte, und Gotthart, über die Lehne ihres Stuhls gebeugt, freundlich und herzlich zu ihr sprach, gab seine liebe Nähe Heloisen einen Theil ihrer Unbefangenheit zurück; ja, sie fühlte sich so recht innerlich sicher und in seinen Schutz gegeben. So neigte sie denn hold das schöne Haupt zu ihm hin und sah oft mit den hellen Kindes-Augen zu ihm auf. — Während Gottharts Erzählung war ihm die ungetheilte Aufmerksamkeit der Gesellschaft geworden; nur des Fräuleins Blick flog oft unwillkührlich zu dem Veroneser hin: sie fühlte die alte Beklommenheit wiederkehren, da sie ihn so wunderbar auf ihren Liebling blicken sah. Die großen Augen flammten so wild unter der hohen kühnen Stirn hervor, auf der das schwarze krause Haar wie eine dunkle Wolke lag — sie mußte mit innerem Grauen das Auge von ihm abwenden und dennoch bald wieder den Blick zu der sie ängstigenden Erscheinung erheben. Selbst als sie schon lange auf ihrem Zimmer war, schwebte ihr noch immer die hohe Schreckensgestalt vor; der Schlaf

kam wohl endlich über sie, aber er brachte ihr keinen Frieden, nur dunkle verworrene Träume. Sie war in der alten Halle, in der jene weissagende Rüstung stand; im hellen Sonnenschein blitzte sie ihr entgegen, aber mit Entsetzen gewahrte Heloise: wie sie sich langsam von ihrem Platz bewege und mit klirrendem Tritt ihr näher schreite. Sie konnte nicht fliehen, sie blickte starr auf das geschlossene Visir; es sprang auf: des Veronesers Züge lachten höhnend daraus hervor, die eisernen Arme hoben sich, sie zu umfangen; sie fühlte sich schmerzlich, zum Tode beengt, an den stählernen Panzer gedrückt. Der eigene laute Schrei erweckte sie und noch im Erwachen war ihr, als höre sie mit furchtbarem Geprassel die ganze Rüstung zusammen stürzen. — Der Morgen sah so hell und lockend durch die zugezogenen Gardinen, leise Schatten zogen spielend über den Boden des Zimmers hin. Heloise erhob sich: sie trat zum Fenster, der weite Garten mit seinen breiten Alleen, seinen dunklen Boskets und seinen vielfarbigen Blumen-Terrassen lag, im leuchtenden Sonnenschein, frisch und duftig vor ihr; der helle Strom, der ihn durchschnitt, blitzte wie grüßend und winkend zu ihr auf, und buntglänzende Schmetterlinge flogen gaukelnd hin und her. Die Welt sah so schön, so lächelnd dem Mädchen entgegen, es war, als spräche sie ihr mit tausend leisen Stimmen beruhigend zu; sie gab sich dem holden Zauber hin, und fragte sich selbst: wie ein so wirres Traumgebilde nur einen Augenblick habe Macht über sie gewinnen können?

Noch stand Heloise am offenen Fenster, da öffnete sich unter ihrem Zimmer die Thür des Garten-Saals; Antonio, der Veroneser, trat hervor. Heloise bog sich, als fürchte sie bemerkt zu werden, ein wenig zurück; der Jüngling aber blieb, die glühenden Augen dem Garten zugewendet, einige Momente wie zweifelnd, wohin er die Schritte lenken sollte, auf der Terrasse stehen; ein Sammet-Barett vom Haupt nehmend, rieb er mit der Hand in den krausen dunklen Locken: dann ging er, eine kleine glänzende Flinte mit spielender Gewandtheit aus einer Hand in die andere werfend, raschen Schrittes einen dichten Lindengang hinauf; bald blieb er stehen. Heloise sah, wie er das Geschoß zielend aufwärts richtete; sie vernahm keinen Schuß, wohl aber sah sie gleich darauf einen Vogel mit ängstlichem Flügelschlag aus des Baumes Wipfel sinken. Antonio sprang hinzu, er hob ihn auf und hielt das immer matter flatternde Thierchen, behaglich darauf hinsehend, in seiner Hand. — Heloise trat vom Fenster zurück. „So lautlos, so sicher trifft er seinen Raub!“ sagte sie beklommen; ihr Traum stand wieder lebhaft vor ihr und ließ sich nun nicht so leicht verscheuchen.

Das Geschick bot aber, allen Widerwillen tief in der Brust zu verschließen und den gehaßten Peinigern wenigstens kein feindliches Antlitz zu zeigen; so suchte denn auch Heloise ihrer Empfindung zu gebieten, um mit äußerem Gleichmuth das Zimmer zu betreten, wohin die Gewohnheit des Hauses sie zur Bereitung des Frühstücks rief. — Der alte Freiherr saß schon hier, mit Ernst auf den Neffen einsprechend, der mit starken Schritten das Zimmer maß. „Ihr Beide taugt nun einmal nicht zusammen!“ schloß er seine Rede; „darum geh', ein Brief ruft Dich schnell zurück, sobald sich hier die Sachen ändern.“ — Heloisens Blick hing ängstlich fragend an dem Vater. „Nichts, nichts, liebes Kind!“ fuhr dieser, begütigend sich zu ihr wendend, fort; „nichts, was Dich beunruhigen könnte: ich meine nur, unser Gotthart taugt nicht mit dem Italiener unter einem Dach: ich habe gestern einige Blicke bemerkt und denke, es sey besser, dem überall geschäftigen bösen Geist aus dem Wege zu gehen, als ihn heraus zu fordern.“ — Gotthart wollte antworten, da streifte Mozera am Fenster vorüber und stand nach wenig Momenten, sich leicht, voll Würde und Anmuth neigend, unter ihnen. — Das Gespräch war abgebrochen und ward nicht wieder angeknüpft: denn des Rittmeisters feines sittiges Betragen, das Zuvorkommende in seinem Benehmen, beruhigte den Freiherrn und schien seine Sorge unnöthig zu machen. Gotthart war fast freundschaftlich dem angenehmen Gesellschafter zugethan; nur Heloise behielt eine Scheu vor ihm, nur sie fühlte sich in seiner Nähe stets befangen. Mit innerer Angst gewahrte sie, wie Antonio's flammendes Auge ihr verstohlen folgte, wie es, oft wunderbar sprechend, das ihre suchte: des Vaters an jenem Morgen geäußerte Besorgniß ließ sie nie mit Gotthart darüber reden; sie fürchtete, auch nur leise an das jetzt freundlich gestellte Verhältniß zu rücken, wohl fühlend, wie es leicht zusammen stürzen und ein ihr theures Leben gefährden könne: so ließ sie mit verschlossener Angst das Gefürchtete näher kommen, und wirkte nur still dagegen, wie es ihre schwachen Kräfte vermochten.

Leicht zerbrechliche Schranken waren dies nur für die Leidenschaft des Veronesers, die immer heftiger für Heloisen erwachte und wild in dem wilden Herzen stürmte. Früh schon hatte er unter Napoleons Adler gestritten; des Krieges Loos trieb ihn im raschen Wechsel von Ort zu Ort, von Land zu Land; nur den Ehrgeiz kannte der kühne Jüngling, jedem feineren Gefühl war bis hieher sein Herz verschlossen. Da führte das Geschick Heloisen auf seinen Weg: er sah, daß sein Erscheinen sie schreckte: so ward des Mädchens Unruhe ihm ein neckendes Spiel; bald aber fühlte er sich von ihrem Zauber gehalten und glaubte nun, den hellen Stern gefunden zu haben, der einzig die dunkle blutige Bahn seines Lebens zu lichten vermöge. In Heloisens Verhältniß zu Gotthart meinte er ein Bündniß zu er-

kennen, das der Vater aus Rücksichten fest stellte und dem das Mädchen willenlos folgte; war sie doch so ängstlich in des Verlobten Nähe. Er ahnete nicht, daß Heloise nur fürchtete, seinen Haß gegen ihren Liebling auf zu reizen, daß sie nur darum seine Nähe fast vermied. Aber auch ihm wollte es nie gelingen, eine Gelegenheit zu finden, wo er, dem Fräulein gegenüber, sein Gefühl aussprechen konnte; immer mußte er wieder das Wort in die Brust zurück drängen, wo die Leidenschaft dann nur heißer glühte.

Einst, an einem südlich milden Abend, ging Heloise leichteren Schrittes, als lange, zwischen den Blumen-Terrassen hin. Der Vater hatte von einem Freund die sichere Nachricht erhalten, die Feinde würden unerwartet diese Gegend verlassen: der Offizier, der vor wenig Stunden auf den Hof sprengte und den Rittmeister in Eil zu dem kommandirenden General rief, schien dies zu bestätigen. So sank jetzt eine schwere Last von des Mädchens Seele und dennoch konnte sie nicht recht froh seyn. Die blühenden Orangen, die, aus hohen Gefäßen aufgeschossen, sie mit Hesperiens süßem [illegible] umgaben, schienen ihr das Andenken Mezera's [illegible]fen zu wollen; sein Blick ruhte, als er mit dem Offizier ging, so trüb' auf ihr — diese Erinnerung ward zum Wermuths-Tropfen in dem Kelch ihrer Freude. Beide Arme auf das hohe Piedestal einer Statue gestützt, stand sie lange, das feine Gesichtchen mit den kleinen Händen verbergend; sie konnte in sich selbst nicht recht klar werden. Die sehnlich erwünschte Stunde, wo Antonio von ihnen scheiden sollte, war nun wahrscheinlich, fast gewiß nahe; sie freute sich auch jetzt noch, daß er gehen würde; aber sie wünschte nur, es wäre erst Alles vorüber. Sein wildes flammendes Auge, nun so sanft in der schmerzenden Ahnung baldiger Trennung — sie konnte es nicht vergessen und auch dem leisen Weh nicht wehren, das durch ihre Seele zog.

Antonio's Stimme, die weich und schmeichelnd ihren Namen ganz nahe bei ihr aussprach, schreckte sie auf; er stand vor ihr, Schmerz und Freude rang in seinen Zügen: der Befehl zum Scheiden war da, schon morgen sollte er fort. Er eilte aus dem Hauptquartier zum Schloß zurück; er mußte nun endlich den Augenblick finden, das aus zu sprechen, was mit heißem Schmerz in ihm glühte. Er fand Heloisen; ihre trauernde Stellung, hier unter den Blüthen seines Vaterlandes, gab ihm die frohe Hoffnung: sie theile seine Gefühle; das lang zurück Gedrängte brach hervor und die heftig glühende Leidenschaft, mit der er es aussprach, erschreckte Heloisen bis zur Ohnmacht. Bleich und bebend, die Brust krampfhaft zusammen gezogen, lehnte sie das Haupt an den kalten Stein der Bildsäule. Antonio sah des Mädchens verbleichende Wange, sie galt ihm als Bürgschaft ihres Schmerzes bei seinem Scheiden. Ihre beiden Hände fest an sein Herz drückend, sagte er mit freudiger Hast: „Ich kehre wieder, bald, gewiß bald, dann bist Du mein!“ — „O Gott!“ seufzte Heloise; „vergessen Sie doch nicht, daß ich verlobt bin, daß ich den Mann treu und innig liebe, in dessen Hand der Vater segnend die meine legte.“ — Mezera trat zurück; sein Auge blitzte furchtbar auf das Mädchen hin. „Du liebst ihn?“ fragte er schneidend; „Du liebst ihn?“ — Ein entstellender Zug des Hohns zuckte um seine Lippen: Heloisen war, als sähe sie das Antlitz, was im Traum aus dem Helm der Rüstung sie anschaute; mit einem leisen Schrei barg sie die Augen in der Hand, und da sie endlich den Blick erhob, war sie allein, Mezera verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

B e a c h t u n g.

Auch die Wiener „Jahrbücher der Literatur“, so wie manche andere Journale, die jetzt in Oesterreich erscheinen (z. B. „Concordia“, „Oelzweige“ u. s. w., die alle unter friedlichen Namen dem Geiste Kriegserklärungen senden), leiden jetzt an dem unheilbringenden Streben, die Reformation zu verunglimpfen und die katholische Religion als die einzige zu erheben. Mit dem vollsten Recht ist dies schon in mehreren Zeitschriften gerügt; in gleichem Sinne bewies die obige Wahrnehmung neulich auch das Brockhausische „Conversations-Blatt“ durch Auszüge aus dem 10ten Heft jener Jahrbücher und setzt hinzu: „Man verkümmere uns nicht das seit 300 Jahren erworbene und blutig durchgekämpfte hohe Gut der Freiheit des Glaubens, worüber doch nun endlich die alten Fehden ruhen sollten; man verkümmere uns nicht die Klarheit und Bestimmtheit unserer Philosophie, den freimüthigen Charakter der Geschichte und die innige Vereinbarung der bürgerlichen Freiheit mit dem monarchischen Prinzip in unsrer Politik. Dann lasset die Menschen immer an der Elbe einen andern Weg gehen, als an der Donau; in unsers gemeinschaftlichen Vaters Hause sind viele Wohnungen.“ — Wir wollen bei der Unklarheit der Ideen, die in den Zeitschriften Oesterreichs über solche Dinge laut werden, nicht den Hader, den sie veranlassen, mit Vorwitz aufnehmen — „so die Posaune einen undeutlichen Ton giebt, wer will sich zum Streit rüsten?“ sagt ja schon Paulus. Aber daß es Pflicht ist, ein solches Treiben zu beachten, das wenigstens wollen wir Jedem einschärfen und auch selbst thun, was nöthig und unerläßlich ist. C. Weilen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Rudolstadt. Als ich vor Kurzem nach J. reisete, kam mir an einer Wegscheidung ein Mensch nach, dessen ganzes

Aeußere einen auf weiter Reise begriffenen Wanderer ankündigte, und fragte mich: wo hier der Weg nach L. sey? — Der ganz undeutsche Dialekt, worin er sprach, seine fremdartige Gesichtsbildung erregten meine Aufmerksamkeit; und da er, um nach dem Ort zu gelangen, wonach er gefragt hatte, etliche Wegstunden mit mir ziehen mußte, so ließ ich mich in ein weiteres Gespräch mit ihm ein. Ich vernahm, daß er der caraibischen Inseln eine sein Vaterland nenne, von woher er vor 20 Jahren durch wunderliche Schicksalsfügung nach Europa wäre herüber verschlagen worden, und wohin er, da er seit lange schon mit dem immer wiederkehrenden kalten Fieber beladen sey, nicht sogleich wieder zurück kehren könne. Er hatte bis in sein sechzehntes Jahr dorten gelebt und war jetzt von Profession ein Schuhmacher und auf der Wanderschaft. Dieser Mensch wurde mir natürlich immer interessanter, um so mehr, da aus seinem ganzen Benehmen eine ausgezeichnete Herzensgüte, eine schlichte Wahrheitsliebe, mit der liebenswürdigsten Kindlichkeit verbunden, hervor leuchteten, in welcher Ueberzeugung mich sowohl die Uebereinstimmung seiner Aussagen mit den Nachrichten, die uns glaubwürdige Reisende über jene Zonen erzählen, als auch, außer den besten Reise-Pässen, die zahlreichen Empfehlungs-Briefe namhafter deutscher Gelehrten (namentlich aus Göttingen), die sich mit ihm unterhalten hatten, bestärkten. Sie ersuchten in ihren Empfehlungs-Briefen alle Menschenfreunde, diesen Unglücklichen, der, so fern von der lieben Heimath — ohne Freund, ohne Verwandten, durch seine Krankheit so oft außer Stand gesetzt, sich sein tägliches Brod zu erschwingen — unter uns umher wandele, zu unterstützen, und dies um so lieber und bereitwilliger, weil derselbe durch seine Gutmüthigkeit es höchst werth sey. — Ich fragte nun meinen Mitwanderer viel über seines Vaterlandes Eigenthümlichkeiten, seines Volkes Weise und Art u. s. w. Nur ungern und selten, wenn er mich nicht verstand oder sich nicht aus zu drucken wußte, blieb er mir eine Antwort schuldig. Als wir endlich auf seiner Väter Religion zu reden gekommen und er mir so eben beschrieben hatte: daß man in seinem Volk die Geburt der Kinder feiere mit Klaggesängen, als eine traurige Begebenheit, den Tod des Menschen aber mit fröhlichen Liedern und lustiger Musik, als ein Freudenfest, darum, weil der Mensch dahier nur Mühsale habe und „arbeiten" müsse, im Tode aber Ruhe finde und zum Frieden komme — als er mir dies eben beschrieben hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm dar zu thun: daß dies doch die wahrhaftige Ansicht vom Leben und Tode des Menschen nicht sey, und die christliche Religion bei weitem Erfreulicheres lehre. Nachdem ich ihm nun kurz den Inhalt des evangelischen Glaubens und dessen Herrlichkeit vor Augen gestellt hatte, wagte ich es, im Vertrauen auf die gute Sache, ihn auf zu fordern, auch ein Christ zu werden, mich erbietend: daß ich ihm als Freund hiezu die behülflichste Hand bieten wolle. — Mein Gefährte hatte meiner Rede die ungetheilteste Aufmerksamkeit geschenkt, und ich konnte nicht anders als hoffen: daß meine Worte einen guten Boden gefunden. Aber, — wie bitter getäuscht und doch auch — wie angenehm überrascht fühlte ich mich, als er, auf meine Aufforderung zur Annahme des Christenthums, mit eben so viel Herzlichkeit als Würde, mit eben so viel Sanftmuth als Entschiedenheit ohngefähr folgende Antwort gab: „Das thue ich nicht; denn nach meinem Glauben darf unser Keiner seine Religion verlassen, ohne den Zorn des Himmels auf sich zu laden. Auch habe ich die Ueberzeugung: daß, wenn ich einst sterbe, ich durch meinen Glauben auch zum Frieden kommen werde. Denn — dies sind seine, mir ewig unvergeßlichen eigenen Worte — „denn ich thue Niemand etwas zu Leide, wie mein Glaube mir gebietet, das thun aber viele Christen nicht. In F. sind mir von Christen meine letzten geringen Habseligkeiten gestohlen worden, das thut von meinem Volke Keiner." — Es ist mir unmöglich, zu beschreiben, wie wunderbarlich diese Rede mich ergriff und noch in der Erinnerung ergreift. Fast außer Fassung sahe ich mich gebracht, meinen Glauben, für welchen ich diesen Irrgehenden hatte gewinnen wollen, gehörig gegen diese Anklage dadurch zu rechtfertigen: daß dieser solches nicht erlaubte, geschweige gut hieße, sondern allen Frevel unbedingt untersage und mit zeitlicher und ewiger Ahndung bedrohe. — Wir mußten uns jetzt trennen, da das Ziel meiner Reise erreicht war, mein Gefährte aber noch weiter wollte. Ihn der Gnade meines Gottes empfehlend und ermahnend, bittend, beschwörend: daß er nie von seinen edlen Grundsätzen weichen wolle, gab ich ihm von meiner Baarschaft, so viel ich entrathen zu können dachte. Gerührt reichte ich ihm meine Hand zum Abschied, er erwiederte mir durch einen herzlichen Handedruck, und ich sah ihm noch lange nach, seinen Pilgerpfad segnend, bis er meinen Augen verschwand. Und ich gedachte: wie dieses Heiden Glaube bei, ach! so Vielen nicht gefunden wird im Hause Israel, und wie tief er beschäme so viele meiner christlichen Brüder und Schwestern!

Dr. Wohlfarth

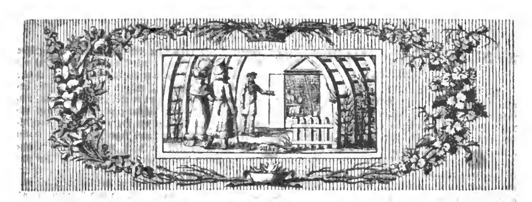
In Irland ist die alte Sitte, bei dem todten Leichnam bis zur Beerdigung zu wachen, noch immer strenger Gebrauch. Ein Todtenwächter, der dieses Geschäft schon so manches Jahr geübt und geleitet hatte, legte sich, und fühlte, daß die Reihe, bewacht zu werden, bald an ihm seyn würde. Er ließ seine Gehülfen vor das Bett kommen. „Leute!" sprach er, „vergeßt nicht, mir, sobald ich kalt bin, drei Lichter zu Kopf und zwei zu Füßen zu stellen, dann eines zu jeder Seite; hört Ihr? Vergeßt nicht, eine Schüssel mit Salz mir auf die Herzgrube zu legen! Vergeßt nicht, Tabak und Pfeifen an zu schaffen, Euch wach zu erhalten; hört Ihr? Vergeßt vor Allem nicht, den Punsch recht stark zu machen; hört Ihr? Vergeßt nicht — doch, hol' der T— Alles, was ich euch zu bestellen habe! Ich weiß ja doch, daß Ihr Strohwische und Prudler seyd und nichts recht machen werdet, weil ich nicht dabei bin!" (Courier.)

Als Christoph sich zum König von Hayti erklärt hatte, beschäftigte er sich damit, sich ganz wie einen Fürsten von gutem Ton ein zu richten. Es mußten Ehren-, Hof-Damen, Melde-Damen, Kammerherren, Stallmeister, eine Bühne, Günstlinge, Sänger, Pagen u. s. w. angeschafft werden; auch — obgleich Se. Majestät eben nicht sehr geläufig las — eine Bibliothek. Barbelle, Sekretair Christophs, ward zum Bibliothekar ernannt und zugleich mit der Anschaffung aller Werke beauftragt. Was aber für einen Fürsten anschaffen, der, wenn ihm ein Buch einmal nicht recht war, gewiß den Vorleser und vor Allen den Bibliothekar erschießen ließ. Barbelle's Todesangst ließ also alles Gefährliche vorsichtig ausmerzen. Von Rousseau erschien nur das „musikalische Wörterbuch", von Montesquieu der „Temple de guide", von Voltaire die Abhandlung „über Gebräuche"; aus dem „Telemach" fehlte die Stelle, nach welcher König Boccaris nur die liebt, welche seinen Leidenschaften schmeicheln, und alle andere Menschen für nichts achtet; aus Lafontaine fehlten eine Menge Fabeln, hauptsächlich war in der Fabel vom „Wolf und dem Lamm" die Moral weggelassen. — Zum Unglück aber nahm Pethion einmal in einem Brief an Christoph Bezug auf diese Fabel. Christoph läßt sich das Werk bringen, bemerkt, daß etwas an der Fabel fehlt, fragt genau: was da fehlt, und findet nun gerade in dem Weglassen dieser Stelle die Anwendung auf sich bestätigt, und — der arme Barbelle ward richtig um einen Kopf kürzer gemacht. (Constitut.)

Das Denkmal, welches man Kosciusko zu Ehren errichten will, wird aus einem großen Porphyr-Block bestehen, mit dem Namen: Kosciusko. Es sollen nächstdem noch zwei seiner Nichten versorgt werden, welche sich in traurigen Umständen befinden und Waisen sind. (Courier fr.)

Clementi, der Senior der französischen Pianisten, componirt noch. Unlängst erschienen eine Phantasie und Variationen von ihm. (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: J. W. Gubiz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 5. März. 37stes Blatt.

Hans Dollinger's Kampf mit dem Riesen.

923.

Nach Regensburg, am Donaustrand,
Kam einst ein Riese, wohlbekannt,
Craco war er geheißen;
Er hatt' einen Helm von Eisen,
Der wog noch über zwanzig Pfund;
Sein ehern Schild war groß und rund,
Sein breites Schwerdt drei Ellen lang,
Gar leichtlich er die Lanze schwang;
Er war im Panzer angethan,
Da stunden spitze Schuppen d'ran,
Und war die Haut ohn' alle Zier
Von einem Elephanten-Thier. —
Der Ries' war greulich an zu schau'n,
Und Niemand mochte sich getrau'n
Mit ihm zu machen einen Reih'n,
Weil er ein Zaubermensch sollt seyn.
Da ritt er nun mit argem Spott
Durch Kaiser Heinrich's gute Rott',
Und forderte die Reiter auf,
Mit ihm zu machen einen Lauf.
Die aber schwiegen Alle still,
Sie trauten eben ihm nit viel:
Denn er war ein bös Heidenkind
Und mit dem Teufel gar verbünd't.
Darüber lachte Craco sehr,
Und trieb nur seines Spottes mehr;
Doch anders sollt' es nun gescheh'n,
Als sich's der Riese vorgeseh'n.

Die Prahlerei aus seinem Mund
Ward auch dem Hans Dollinger kund;
Der aber saß noch in der Haft,
Weil er dem Kaiser was geschafft;
D'rauf ließ er ihn nun bitten sehr:
Daß er ihn doch zu Reitersehr'
Möcht' aus dem Kerker lassen gahn,
Weil er den Zweikampf wollte han.
Als das der Herre nun gehört,
Daß der allein den Kampf begehrt,
So ließ er ihn gleich freudig los,
Und gab ihm auch ein gutes Roß;
Ein schönes Schild, ein blankes Schwerdt,
Und was im Strauß ist nutz und werth,
Bracht Dollinger zum Kampfplatz mit;
Der And're ließ ihn warten nit. —
Und als nun die Dromet' erklang,
Ein Jeder seine Lanze schwang;
Sie bogen sich, sie legten ein,
Und sprengten auf einander ein —
Die Rosse bäumten sich empor,
Den Bügel Dollinger verlor:
Er stürzte nieder in den Sand,
Erhob sich aber gleich gewandt.
D'rauf nahm man andre Lanzen an,
Doch mußt' es wieder so ergahn:
Der Teutsche fiel vom starken Stoß,
War aber wieder gleich zu Roß.
Das dritte Mal mit starker Kraft
Schwingt Dollinger der Lanze Schaft,
Sie saust dem Hunnen durch's Visir
Und theilet ihm den Schädel schier.
Da jubelt d'rauf die Menge laut
Und Alles auf den Sieger schaut —
Der zieht ihm still die Waffen aus,
Und hängt sie in ein Gotteshaus. *)

Adelheid von Stolterfoth.

*) Diese Rüstung ist bis zum Jahre 1542 in der Kirche Niedermünster geblieben, da sich Kaiser Karl V. solche von der Aebtissin dieses Klosters, Barben von Ahem, ausbat. (Siehe Barre „Geschichte von Teutschland" Bd. 2. S. 425.)

Die Rüstung des Freiherrn von Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Von innerer Angst und der peinigenden Sorge getrieben, Antonio könne ihr noch einmal in dem weiten Garten begegnen, eilte Heloise dem Schlosse zu. Auf dem Hof war es lebhaft; so eben angekommene Offiziere folgten dem Rittmeister, der bleich und düster ihnen voran schritt. Heloise blieb, von dunklem Gezweig verdeckt, stehen, bis Alle durch das hohe Portal in das Haus getreten waren; dann schlüpfte sie leicht und schnell, an den umher geführten Pferden der Angekommenen vorüber, nach ihrem Zimmer. Das Herz schlug ihr bang und beklommen; vergebens sagte sie sich: daß es ja nur noch wenig peinvolle Stunden wären, daß dann Alles, wie ein böser Traum, vorüber sey — sie konnte ihrem Empfinden, den Thränen nicht wehren, die aus ihren Augen hervor brachen. So gingen die Stunden hin; der Abend senkte sich, und Heloise vermißte in sich die Kraft, Mejera heut wieder zu sehen.

Am andern Morgen zögerte sie lange, eh sie hinab in das gemeinsame Zimmer ging. Bei ihrem Eintreten sah sie den Rittmeister neben Gotthart stehen; Beide waren, wie es schien, in einem eifrigen Gespräch. Antonio hatte die kleine, sauber gearbeitete Flinte in der Hand und schien Gotthart deren Werth an zu preisen. Heloisen gewahrend, neigte er sich mit einem flüchtigen Erbleichen und wendete sich dann wieder, in seinem Gespräch fortfahrend, an Gotthart. — Heloise trat, ihre Bewegung zu verbergen, an das Fenster, und hier sich zu ihren Blumen neigend, die, hoch und üppig aufgeschossen, die Scheiben mit farbigen Blüthen umrankten, dachte sie in beklemmender Angst: was will er doch nur mit der Waffe? ich kenne sie wohl, sie war es ja, die am ersten Morgen seines Hierseyns den armen Vogel so sicher und lautlos traf; muß er mich noch daran mahnen? — Wie aber oft in dem inneren aufgeregten Sturm etwas Aeußeres recht beschwichtigend und sänftigend wirkt, so ward es auch Heloisen freier und leichter, da einige Wagen auf den Hof rollten und ihr liebe und wohlbekannte Gesichter daraus hervor lächelten. „Gottlob!“ rief sie, recht innig froh durch den Gedanken: daß sich nun Mehrere zwischen sie und den gefürchteten Mejera stellen und so die drückenden Stunden bis zu seiner Abreise leichter vorüber gehen würden. Sie eilte, die werthen, ihr heut doppelt lieben Gäste zu empfangen; auch Gotthart folgte ihr — der alte Freiherr stand schon draußen unter den Ankommenden, sie mit biederer Herzlichkeit willkommen heißend. Nur Antonio schien unzufrieden: Heloisens lauter Freudenruf hatte ihn sichtlich verletzt; doch Herr seiner selbst, wie er war, zog die dunkle Wolke rasch über sein Antlitz und er begrüßte die Eintretenden artig, mit der Erinnerung früherer Bekanntschaft. — Es war dieselbe Gesellschaft, welche am ersten Tage seines Hierseyns auf Schloß Frankenstein weilte, und sich heut wieder zusammen fand, um, nach der Abrede, die Rüstung zu beschauen und zugleich von dem Thurm der Burg das, nach französischer Art mit Hütten gebaute Lager zu betrachten, worin heut rege Thätigkeit herrschen mußte, da das nächste Morgengrauen die Krieger zum Aufbruch gerüstet finden sollte. Man versprach sich viel Vergnügen davon, ja, man vermochte nicht immer die Freude zu zügeln: sie brach hier und da in Worten und Mienen hervor. Jede unbewachte Aeußerung dieser Art erschreckte Heloisen; sie wagte nur scheu und verstohlen auf Antonio zu sehen, der mit verschränkten Armen im Fenster lehnte und die unheimlich blitzenden Augen von den langen Wimpern halb bedeckt hielt.

Wie nun in den kühleren Abendstunden Alle nach dem alten Gebäude wollten, entschuldigte sich der Rittmeister mit Geschäften, die ihn hinderten, die Gesellschaft zu begleiten: doch, setzte er artig hinzu, werde er nicht verfehlen, ihnen Allen sein Lebewohl zu sagen, da er noch diesen Abend im Lager seyn müsse und sein Weg unfern dem alten Schlosse vorüber führe. Gotthart blieb, auf einen Wink des Oheims, zurück, um später mit dem Rittmeister nach zu kommen; die Uebrigen aber traten fröhlich ihren Weg an. — In dem alten, zum Theil wohl erhaltenen Gebäude angelangt, sah Heloise nicht ohne Grauen die Rüstung, die riesig, vom goldenen Abendlicht umspielt, in einer Nische, der Saalthür gegenüber, stand; wie sie vorhin die hohe, mit vielem Schnitzwerk ausgelegte Flügelthür öffnete, wie das Sonnenlicht an ihr vorüber, auf die Rüstung blinkend, hinschoß: da war ihr, als vernehme sie ein leises Klirren. Nur mit Bangen war sie der voran schreitenden Gesellschaft gefolgt, und unangenehm, ja ängstigend traf es sie, als einer der Herren mit seinem Rohr neckend an das alte Schienwerk schlug, daß es dumpf wie eine ernste Warnung erklang. Die Gesellschaft stieg endlich die nahe Treppe zu dem Thurm aufwärts, und schien mehr von der blühenden Natur und dem frischen Leben in ihr, als von dem todten Alterthum befriedigt. Heloise theilte die frohe Ueberraschung nicht, welche die Aussicht Allen gab; sie fühlte sich unbeschreiblich beklommen, und wandte fast immer den Blick nach dem väterlichen Schloß zurück, sich fragend und immer wieder fragend: wie es doch wohl dort stehen möge? —

Auf Schloß Frankensteins Hof schnaubten und stampften indeß des Rittmeisters Pferde an der Hand seines Dieners; er selbst stand, reisefertig gekleidet, die glänzende Büchse lässig über die Achsel geworfen, vor

dem alten Freiherrn, und dankte verbindlich für die ihm gewordene freundliche Aufnahme; dann neigte er sich gegen Gotthart und beide junge Männer folgten den auf des Rittmeisters Wink voran geführten Pferden. — Schon von fern sahen sie die Gesellschaft auf der Gallerie des Thurmes, von ihnen abgewendet nach dem Lager blickend. Das öftere Dorthinweisen und die freudige Bewegung, mit der es geschah, entging Mezera's Falkenblicken nicht; das höhnende Lächeln zuckte wieder um seine Lippen. — Wie er Heloisen geliebt hatte, so haßte er sie nun und diesen Gotthart, der, seiner Wünsche Erfüllung so nahe, glücklich, ja selig neben ihm ging, und dessen übervolles Herz auf diesem Wege wohl oft gegen den verschmähten Antonio seines nahen reichen Glücks gedachte. Solche Aeußerungen trafen wie glühende Dolche seine Brust und weckten alle Furien der Rache in seinem Herzen. Er schlug den Blick aufwärts — er erkannte Heloisen, die, von den Andern abgesondert, mit ihren Augen den Weg nach Schloß Frankenstein bewachte; er sah, wie das Mädchen, sie gewahrend, den Thurm verließ, ihnen entgegen zu eilen — und ein wilder furchtbarer Gedanke zuckte durch seine Seele — er selbst bebte davor zusammen, aber alle Furien riefen in ihm: nun ist sie in deine Hand gegeben, nun rasch! — Sie standen jetzt, von Allen unbemerkt, vor dem alten Gebäude; den Klang ihrer Schritte hatte das hohe Gras, das üppig auf dem weiten Schloßhof grünte, leise, fast unhörbar gemacht; so waren sie der offenen Thür ganz nahe gekommen. „Da blitzt uns ja der Harnisch Ihres Ahnherrn entgegen!“ sagte der Rittmeister, zu Gotthart gewendet; „lassen Sie ihn einmal zum Lügner werden. Meine Windbüchse ist geladen; schnell einen Schuß dorthin: das Klirren bedeutet dann nichts als unsern ersehnten Abmarsch und giebt Ihnen noch lange Stoff zu freundlichem Scherz.“ — Dies leise und schnell, fast heftig sprechend, hatte Mezera das Rohr von seiner Schulter genommen und es in Gotthart's Hand gelegt; der aber stand zaudernd, die Büchse zielend gerichtet, in der Luft, die ihm neue Waffe zu versuchen — die Rüstung schien ihm indeß so ernst entgegen zu blicken, ihm war fast, als ziele er auf den alten Freiherrn selbst. — Antonio aber sprach über seine Schulter, mit heftiger Eil: „Schnell fort! schnell fort!“ — der Ton klang so wunderbar; Gotthart wandte das Haupt nach ihm zurück. Mezera's Antlitz war ihm ganz nahe, todtbleich, wild, verzerrt, die Augen wie zwei glühende Kohlen auf ihn gerichtet: unwillkührlich schrack er zusammen. — „Jesus, mein Heiland!“ rief es drinnen; Gotthart ließ erstarrt die Büchse sinken, die bei der raschen Bewegung los gegangen seyn mußte; einen Moment blieb er regungslos und stürzte dann bleich zu der bleichen Heloise, die blutbedeckt an der Rüstung nieder sank. — „Sah'st Du sie denn nicht vom Thurm herab uns entgegen eilen?“ fragte Mezera, ihm folgend; „sah'st Du sie denn jetzt nicht? sie trat ja aus der kleinen Thür, da Du zieltest!“ — Gotthart hörte ihn nicht; er lauschte, über Heloisen gebeugt, angestrengt auf ihre leiser und leiser werdenden Athemzüge und wie die nun verstummten, schrie er, fast wahnsinnig, auf. — Antonio aber sagte dumpf und gräßlich-kalt: „Mein wolltest, sein solltest Du nicht seyn — die Kugel fand Dich oder die zweite ihn — gleichviel, nun bin ich gerächt und ziehe in Frieden!“ — Er wandte sich von dem Mädchen, unter deren Locken das Blut langsam hervor quoll und schritt dem Ausgange zu.

Um Heloisens Leiche versammelte sich ein Kreis bleicher, verstörter Gesichter; Alle waren auf Gotthart's Schrei herbei gestürzt, Alle sahen das ungeahnte Unglück, und jeder Freudenruf war schnell in einen Schmerzenslaut verwandelt. Man brachte die Verwundete in das Schloß zurück; vergebens aber waren alle Bemühungen der herbei gerufenen Aerzte; die Kugel hatte den Schlaf getroffen und jede Hülfe unmöglich gemacht. (Der Schluß folgt.)

A n e k d o t e.

Den berühmten Arzt J. A. Unzer fragte ein stolzer Hamburger Kaufmann, den er auf seinem Landhause besuchte: ob er seinen Doktor kenne? — Als Unzer ihm darauf „Nein!“ erwiederte, sagte er: „Hier logirt er!“ und machte die Thür eines Stalles auf, worin ein Esel stand. — Unzer fragte: ob er mit seinen Diensten zufrieden wäre? — „O ja, und ich befinde mich sehr wohl bei seinen Arzeneien.“ — „Das macht“ — entgegnete der Arzt — „weil er Ihnen nichts giebt, was nicht Ihrer Natur gemäß wäre. — * —.

Der Freiheit Morgenroth.

A.
Sieh! auf des Himmels Machtgebot:
Erscheint der Freiheit **Morgenroth**.
B.
Wohl schön, doch oftmals trügt der Schein:
Kann's nicht auch **stürmisch** Wetter seyn?

Bramigk.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Copenhagen. Oehlenschläger hat sich seit Kurzem wieder durch die Gabe zweier Werke um sein Volk verdient gemacht; ich meine sein herrliches Gedicht: „Die Götter des Nordens“ und „Erik und Abel“, ein Trauerspiel in fünf Akten. — Was sonst in der Literatur erschien, war weder von Bedeutung, noch von Umfange. Vor einiger Zeit machte jedoch eine andere Schrift Aufsehen; sie ist vom Professor der Philosophie, Silbern, verfaßt, welcher an der hiesigen Universität angestellt ist. Sie führt den seltsamen, etwas anstößigen Titel: „Ueber Geschlechts-Liebe oder geistige Liebe zwischen Mann und Weib“. Von Salomo und Plato an, bis auf Fichte, Ramdohr und Andere, ist

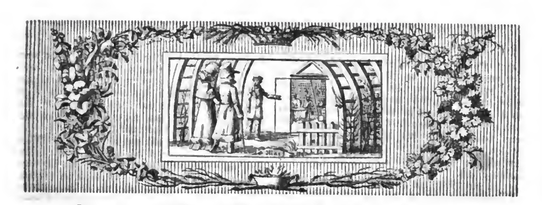
das Kapitel über die Liebe sehr verschiedenartig verhandelt worden, und man kann sich nicht darüber wundern, daß ein Gefühl, welches das menschliche Gemüth so tief bewegt und so allmächtig beherrscht, ein vorzüglicher Gegenstand für das Forschen eines spekulativen Geistes wird. Eildern schränkt seine Abhandlung über Liebe auf die durch das Geschlechts-Verhältniß veranlaßte Liebe ein, und behandelt auf diese Weise nur einen Theil derselben. — Unser beliebter Dichter Ingemann hat uns neulich mit einer Sammlung seiner Gedichte beschenkt, die er „Reise-Lora" nennt, weil er sie auf einer Reise im Auslande sammelte. Es ist ein gar lieblicher Blumenstrauß, worin man hin und wieder ein Vergißmeinnicht erblickt, das seinen himmelblauen Kelch gegen Norden kehrt; oder rothe und weiße Alpen-Rosen aus einer schöneren Himmelsgegend; auch Epheu-Ranken von den Ruinen der verfallenen Ritterburgen am Rhein fehlen nicht; überall erkennt man den begeisterten nordischen Sänger, sowohl in Hesperiens Zaubergärten als am Fuße des Schreckhorns. — Vom Professor und Sekretair der hiesigen Kunst-Akademie, Toockel Baden, erschien kürzlich eine kleine interessante Schrift, betitelt: „Jacques Francois Joseph Saly's Verdienste um die Kunst-Akademie", die mit vielem Geschmack verfaßt ist und in einer überaus schönen Sprache die Verdienste des liebenswürdigen Saly um die Königl. dänische Kunst-Akademie schildert. Diesem Manne verdanken wir nicht nur die schöne Statua equestris, die den Friedrichsplatz ziert (und selbst vom strengen Ramdohr so sehr gelobt wird), sondern auch die verbesserte Einrichtung der Kunst-Akademie, welcher er in einer Reihe von 17 Jahren rühmlichst vorstand. — Schon im Jahre 1819 begann hier im Norden ein Streit, dessen Gegenstand überaus interessant ist und immer mehr Interesse und Theilnehmer gewinnt. Es fragt sich nämlich: ob die nordische Mythologie für die bildenden Künste brauchbar sey, und ob die Bildhauer, Dichter und Maler die Mythen oder Personen aus derselben benutzen sollen, oder ob es besser sey, dieselbe ganz zu verwerfen? In Stockholm erschien im Jahr 1819: „Sinnbildslehre der Eddaen für Layen", von dem bekannten Ling, der die von den meisten neueren Gelehrten angenommene Meinung, von der Abstammung der Edda-Mythen aus Indien, für leere Vermuthung erklärt; wir aber gestehen: daß die Aussagen fast aller Forscher über den Kultus der Hindus, so wie auch die vortrefliche Abhandlung des Professor Finn Magnussen: „Ueber den Zusammenhang der Religion der alten Nordländer, besonders der Scandinavier und der indisch-persischen Nationen" uns nur in der entgegengesetzten Meinung bestärkten. Mit treffenden Beweisen besiegt Ling die Einwendungen, welche man gegen die nordischen Mythen gemacht hat, die nämlich: daß sie nur Vorurtheile und Ungeheuer wären, niemals einen eigentlichen Volksglauben gebildet hätten, so wenig wie sie es jetzt noch thäten, und von den Künstlern folglich nicht angewandt werden konnten; daß die Namen der nordischen Mythen so unangenehm wären; daß so viele schöne Sinnbilder, wie man sie in der griechischen Götterlehre finde, hier vermißt würden; ob ferner unsere Voreltern wirklich Etwas mit diesen Mythen meinten? — und andere ähnliche Einwendungen. Ling krönt diese trefliche Abhandlung mit der Betrachtung: über den Nutzen und die Wichtigkeit einer solchen Kunde von unsern Mythen. Hier in Copenhagen haben sich im Jahre 1820 die Professoren Finn Magnussen und Toockel Baden besonders in diesen Streit eingelassen, der bis auf den heutigen Tag fortdauert und noch wohl nicht so bald beendet seyn dürfte, indem die beiden Hauptkämpfer so weit von einander verschieden in ihren Ansichten sind, daß der unbefangene Beobachter nirgends einen Vereinigungspunkt Beider entdecken kann. Professor Baden gab zuerst eine Schrift heraus, in welcher er die Unbrauchbarkeit der nordischen Mythologie für die schönen Künste dadurch zu beweisen sucht: daß sie von Barbaren herstamme. Er glaubt, daß es Zeit zum Reden sey, da man junge Künstler sich jetzt darin vergaffen sieht, so daß sie, die Natur und die Antike vergessend, sie zu Hauptgegenständen machen und sich lediglich bestreben, die Ungeheuer derselben dar zu stellen. Er schiebt alle Schuld auf die Gelehrten, welche den Künstlern so viel von der Vortreflichkeit der nordischen Mythologie vorschwatzen, daß sie getrost glauben: durch eine Freya die Venus des Titian verdunkeln zu können. „Die Kunst kann keine Unmöglichkeiten beseitigen", fährt er fort, „Popanze nicht in Götter verwandeln, den Wallhall nicht zum Olymp erheben, und die nordische Mythologie werde sicher das Grab der Kunst werden." Er macht sie zuletzt sogar lächerlich, und fragt: ob es denn wirklich eine nordische Mythologie gebe? da die Asen, seiner Meinung nach, nichts als schlechte Copien der griechischen Götter sind. Um nur Einiges an zu führen, wie er und seine Anhänger die nordische Mythologie ansehen, wollen wir Folgendes ausheben: „Die Götter sind zu unbestimmt, ihre Attribute nicht schön; man denkt und fühlt nichts bei Odin mit dem langen Bart, einen Wolf an jeder Seite und einen Raben auf jeder Schulter. Freya ist dieselbe Person wie Venus, muß aber deren Attribute leihen, um erkannt zu werden. Wale ist der Kriegsgott, Tyr dasselbe und zugleich Gott der Weisheit, beides höchst unbestimmte Wesen. Die Nornen müssen den spinnenden Parzen weichen. Schöne Bilder findet man selten darin, und der Phantasie giebt sie keinen Stoff. Thor ist plump wie ein Cyclop; Lokes Strafe widerlich; Hermoder, Braga und andere Götter sind gänzlich unbestimmt. Die griechische Mythologie ist allgemein, geht die ganze gebildete Welt an; die nordische ist geschmacklos und nur von Wenigen gekannt u. s. w." Man muß sich wahrlich darüber wundern, daß ein Professor an der Akademie der schönen Künste in Copenhagen im Jahr 1820 so spricht und Anhänger finden kann. *) Schon seit mehreren Jahren ist man hier über die Aechtheit der nordischen Mythologie, so wie über deren Verbindung mit den Mythen der Hindus, so ziemlich auf's Reine gekommen, und sie bildet eine der schönsten Zierden unserer Literatur. Der Professor Finn Magnussen, welcher an der Akademie der schönen Künste angestellt ist, Vorlesungen über die nordische Mythologie zu halten, fand sich natürlich veranlaßt, Einwendungen zu machen und gab Bemerkungen gegen jene Schrift heraus. Er äußert darin: er finde es sehr richtig, daß der angehende Künstler sich lediglich mit dem Studium der Natur und Antike beschäftige, daß er demnächst aber auch nicht unwissend in der Götterlehre seines eigenen Vaterlands bleiben dürfe. Wir sehen wirklich nicht ein, warum diese nicht eben so gut dem Künstler Materialien bieten könnte, als die griechische; wenn letztere gleich durch klassische Dichter so unendlich ausgebildet ist, daß sie dem Künstler bei jedem Gegenstande vielfache Ideen bieten kann, welches der ersten zum Theil noch fehlt, und weshalb jene stets die unerschöpfliche Quelle, der ewig blühende Lebensbaum großer Ideen für den Künstler seyn wird, von dem er die goldenen Früchte der Hesperiden pflückt. Auch das Christenthum schenkte uns indessen schon ganz andere Ideale; und es leidet wohl keinen Zweifel, daß ein Bildhauer, Maler oder Dichter, von irgend einer der vielen herrlichen Mythen des Nordens begeistert und Schöpferkraft besitzend, ein Kunstwerk darstellen könnte, das sich in jeder Hinsicht mit den Leistungen der Vorzeit messen dürfte. Andere, als z. B. der Historien-Maler Höyer, haben Baden's Parthei ergriffen, und in dem kritischen Blatt: „Der Zuschauer" ist schon, da der Streit heftig zu werden beginnt, zum Frieden gerathen worden.

— S —.

*) Man würde auch in Deutschland viele Gegner der nordischen Mythologie finden, wenn sie nämlich abgeschlossen in dem Ideen-Kreise neuerer Kunstwerke lebendig werden sollte; und die Gründe für die Mythen der Griechen möchten wohl überwiegend bleiben. D. H.

Beilage: Bemerker Nr. 5. u. Blatt d. Ankündigungen Nr. V.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Mauerersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 7. März. 38stes Blatt.

Der Freund aus Eden.
Nach alter Sage.

Aus seines Paradieses Lauben
Zog still das erste Sünder-Paar,
Und seufzte, daß verloren war,
Was eig'ne Schuld nur konnte rauben.
Wohl schimmert's noch mit gold'nen Strahlen
Herüber aus den fernen Thalen,
Noch weht es in dem Hauch der Lüfte,
Wie reine Paradieses-Düfte:
Doch ach! der Düfte reiche Bronnen,
Der Blumenkelche farbig Heer,
Die gold'nen Sterne, lichten Sonnen,
Sie sah der arme Mensch nicht mehr!
Und die sich ehe zu ihm fanden
Und klug-gesellig ihn verstanden:
Verwandter Wesen liebe Schaar,
In deren schmeichelnder Geberde,
In Liebeslauten wunderbar
Die Unschuld sich der jungen Erde,
Der Kreaturen heil'ger Bund
Zu Lust und Liebe, thäten kund,
Die Zeugen seines schön'ren Lebens
Sucht er durch Flur und Wald vergebens.
Aus seiner Heimath ausgetrieben,
Lag fern der arme Mensch und sprach:
„Ach! folgte mir von all' den Lieben
Nur Eines als Gefährte nach!
Nur Eines, daß der alten Liebe
Ein Denkmal uns, ein Zeug' uns bliebe!"
Das hört der Herr und nimmt zu Herzen
Sich der verwaisten Menschen Schmerzen,
Und zu den Thieren, die er schuf,
Tönt alsobald sein Will' und Ruf. —
Noch auf des letzten Berges Saum
Liegt stumm das Paar dahin gestreckt,
Als, wie aus einem finst'ren Traum,
Ein wohlbekannter Laut sie weckt.
Und freudig kommt's mit munt'rem Lauf
Durch's Feld daher, die Höh' herauf,
Und schmiegt sich mit der Liebe Zeichen,
Als wollt' er nimmer, nimmer weichen,
Den Beiden traulich kosend an.
Und in den Wolken, aufgethan,
Zeigt sich der Herr und ruft zur Erde:
„Des Himmels Zorn hat nicht Bestand;
Straft' ein', erfreut die andre Hand.
Drum, daß euch kund das Andre werde,
Hab' für die lange Pilgerfahrt
Ich euch dies Hündlein aufgespart.
Sey er euch Wacht in finst'rer Nacht,
Ein Schirm euch gegen Feindes Macht,
Ein Tröster in des Lebens Wehen,
In Blindheit euch ein Hort und Stab,
Ein treuer Freund euch bis ans Grab!"
So sprach der Herr, so ist's geschehen.

Dresden. Karl Förster.

Die Rüstung des Freiherrn von Frankenstein.
(Schluß.)

Der alte Freiherr weilte, in tiefen Schmerz versenkt, bei der Leiche des geliebten Kindes; alle Gäste hatten das Schloß verlassen, es war recht öde und schauerlich geworden in den weiten Hallen. In dem entferntesten Gemach saß Gotthart, starr vor sich hinsehend; durch seine fast aufgelösten Sinne rangen sich Antonio's halb vernommene Worte; sie peinigten ihn, wie das Bewußtseyn seines Unglücks, bis zur Verzweiflung. Er verstand sie auch jetzt nicht; aber ihm war es, als müsse er Antonio fragen: was er gemeint

habe? So riß er sich denn endlich aus seiner Düsterheit empor und ging, im matten Sternenschein, den Weg zum Lager. Der spitze vielzackige Thurm der Burg, in welcher heute der Unglücksschuß fiel, sah ernst zu ihm herüber; Gotthart blickte, innerlich zusammen schauernd, oft zu ihm auf. Es dämmerte in ihm hinein: Antonio könne das Alles so gewollt haben; ja sein zerrüttetes Denken zeigte ihm Mezera wohl gar wie einen argen Zauberer, der das Alles gerade so geordnet habe.

In den Feldhütten herrschte tiefe Stille: selten schimmerte hier und da noch ein Licht hervor, als Gotthart bei dem Lager anlangte. Die Wache rief ihn an; er sagte: daß er den Rittmeister Antonio de Mezera sprechen müsse, und bat: man möge ihn zu ihm geleiten. Der Soldat ging zur nächsten Hütte und kehrte gleich darauf mit einem jungen Offizier zurück, der sich erbot, Gotthart zum Rittmeister zu führen. Beide schritten die lange, schwach erhellte Gasse hinauf; der Offizier sprach lebhaft auf Gotthart ein, dieser aber war still und düster. Sie standen jetzt vor des Rittmeisters Hütte; drinnen war Licht und Bewegung. Der Führer sagte Gotthart: daß er hier Mezera gewiß treffen werde, grüßte und ging, leise vor sich hin singend, seinen Weg zurück.

Des Rittmeisters Hüttenthür öffnete sich; ein Koffer ward heraus und zu einer nahe stehenden Chaise getragen. Gotthart trat in das Gemach: da saß Antonio, die glühenden Falken-Augen starr vor sich hin gerichtet, mit der Hand von Zeit zu Zeit durch das dunkle Haargelock streifend. Gotthart stand lange vor ihm, endlich sah er auf. „Sie hier?" fragte er, leicht zusammen schreckend und mit wildem Blick; „so bleich und so spät? Ist Heloise erwacht — und soll ich Dir noch einmal mein Mordgewehr leihen?" — „Mensch!" rief Gotthart heftig; „verwirre mir durch Deine tollen Reden nicht den letzten Rest meines Hirns, es brennt schon wie Feuer in meinem Haupte. Gieb mir Wahrheit, gieb mir Licht! Was wollte Heloise Dir nicht, was sollte sie mir nicht seyn? Was war es mit der Kugel, für mich oder sie bestimmt?" — „Ey!" lachte Antonio; „brennt es wie Feuer in Ihrem Haupt, was braucht es da des Lichtes, die ganze Historie zu beleuchten? Aber es sey! — ich liebte Heloisen, ich sagt' es ihr, sie wies mich zurück — um Deinetwillen, junges Herrchen! — da mußte Dich doch wohl eine Kugel treffen, Dich oder mich, im ehrlichen Zweikampf. Kam Alles nicht so, wir ständen jetzt vielleicht kämpfend einander gegenüber. Wer aber das Geschoß auf Heloisen richtete, wer sie tödtete, das warst doch einzig nur Du!" — Mezera war unter dieser Rede näher zu Gotthart getreten und legte bei den letzten Worten seine Hand auf dessen Schulter. — Der Jüngling schrack zusammen; Heloisens blutige Gestalt schwebte ihm vor. „Was zwangst Du mir mit verlockenden Worten das falsche Rohr in die Hand?" fragte er heftig; „warum rissest Du mir den Arm nicht zurück, da Du Heloisen gewahrtest?" — „Sie war Dein Eigenthum!" rief Mezera bitter; „ich hatte keinen Theil mehr an ihr! Du bist ihr Mörder, hadere mit Dir!"

Das Blasen des Postillions, der draußen des Rittmeisters harrte, drang rufend durch die Nacht. „Ich muß fort!" sagte Antonio, seinen Mantel um sich werfend; „mich ruft die Pflicht, sonst ständ' ich Dir auf Schuß oder Hieb, worauf vielleicht die ganze Sache hinaus will: aber wir und unsere Klingen treffen gewiß noch einmal an einander, bis dahin gehab Dich wohl!" — Er wollte rasch an Gotthart vorüber schreiten; der aber trat in seinen Weg und sagte, mit der Ruhe der Verzweiflung: „Du oder ich, nur Einer von uns oder auch wohl Keiner, wie es trifft, schreitet über diese Schwelle!" Er zog zwei glänzende Pistolen hervor und hielt sie dem Rittmeister hin. — „Nun denn!" entgegnete dieser, den Mantel abwerfend und eine ergreifend. — Sie traten sich gegenüber, in die fernsten Ecken des kleinen Raumes; das Posthorn rief draußen laut und schmetternd in kurzen Zwischenräumen. — „Ich komme!" sagte Antonio düster, wie antwortend; „ich komme!" — Beide Pistolen waren zielend gerichtet, von beiden fiel der Schuß und beide Jünglinge sanken blutend zurück. — Des Rittmeisters Diener eilten, den Schuß vernehmend, von dem Wagen, wo sie ihren Herrn erwarteten, zur Hütte zurück. Antonio lag, die geballte Faust vor die Stirn gedrückt, aber unter der Hand drang das Blut strömend hervor; Gotthart war halb aufgerichtet und lehnte bleich und ohnmächtig an der Wand; Mezera's Kugel hatte seine Brust getroffen. Das Zimmer füllte sich mit Offizieren, Alle drängten sich fragend um die Beiden. Antonio kehrte nicht wieder zum Bewußtseyn zurück, Gotthart war tödtlich getroffen.

Derselbe Wagen, der Antonio noch vor wenig Augenblicken von hinnen führen sollte, nahm nun den todtwunden Gotthart auf, und brachte ihn langsam nach Schloß Frankenstein. Ein Offizier war voran gesprengt, den alten Freiherrn zu benachrichtigen. — Der starke Mann war tief gebeugt, kaum hielt er sich aufrecht; er ging mit zögernden Schritten dem lange als Sohn geliebten Jüngling entgegen, den man unter bleichem Fackelschein in das Haus trug. „Gotthart!" sagte er sanft, „mußte auch das seyn?" — Der Sterbende sah bittend zu ihm auf; das bleiche leidende Gesicht drängte jeden Vorwurf von des Freiherrn Lippen zurück. — „Zieh in Frieden!" sagte er, sich über den Sterbenden beugend; „zieh in Frieden Deiner Heloise nach; ich folg' Euch wohl bald — ach, ich fühle ja

tief, wie eng und dunkel das Leben ist!" — „Vater, laß mich noch einmal meine Heloise sehn!" bat Gotthart, das vom Tod schon halb umschleierte Auge bittend zu dem Greise erhebend. — Der Freiherr winkte den Dienern: sie öffneten die hohe Flügelthür, und bleich und schön, wie ein schlafender Engel, lag Heloise, im hellen Kerzenschein, auf einem Ruhebett; ein weißes Tuch verhüllte die Todeswunde. — Gotthart richtete sich, von dem Freiherrn unterstützt, empor und sah mit tiefem Schmerz auf die Entschlafene. Der greise Vater fühlte: es war die schwerste Stunde seines Lebens, die ihn zwischen der Tochter Leiche und den sterbenden Sohn stellte. Der Anblick beider geliebten Kinder zerriß sein Herz; aber er ließ den Jüngling nicht, der bleich und bleicher ward: mit starken Armen hielt er ihn, bis der Tod das nach der Geliebten schauende Auge brach; da legte er ihn sanft zurück. Er winkte allen Dienern, das Zimmer zu verlassen; dann trat er zwischen die beiden theuren Leichen hin und sprach, das in Thränen schwimmende Helden-Auge erhebend: „Herr, rufe mich, den Letzten meines Stammes, bald den Meinen nach!" — darauf das Haupt neigend, betete er noch lange still, und wie die Diener auf seinen Wink zurück kehrten, stand er wieder, stark und fest, unter ihnen, die nöthigen Befehle mit gesetztem Muth ertheilend.

B u n t e s.

In England wird öffentlich gegen die Königin gepredigt und manche Predigt in Druck gegeben. So ist neulich (wie mehrere englische Zeitungen berichten) eine solche unter dem Titel erschienen: „Hauptinhalt einer in der Marcus-Kirche zu Liverpool von dem ehrwürdigen R. Blacow am 26sten November 1820 über die Zeichen der Zeit gehaltenen Rede, nebst Noten und einem Anhang über den Radikalismus". — In dieser kleinen Schrift heißt es (deutsches Gefühl erlaubt nur, es hier in Milderungen aus zu sprechen!) unter Anderem: „Die Radikalen unterscheiden sich durch ein Hauptzeichen von den Jakobinern, das sie noch weit abscheulicher und widerlicher macht, als jene. Jene nämlich weihten der Göttin der Vernunft einen heiligen Dienst; diese Göttin ist aber ein ehrwürdiges, anständiges Wesen, verglichen mit dem, welches die Radikalen zum Gegenstand ihrer Anbetung machen. Sie haben nämlich die Göttin der Wollust auf das Fußgestell der Sittenlosigkeit erhoben, und ihr eine Huldigung, der Göttin und ihrer Anbeter gleich würdig, dargebracht. Nachdem sie, die erhabene Sünderin, in zwei entfernten Welttheilen die Stimme des Radikalismus ertönen lassen; nachdem sie mit ihrem strafbaren Liebhaber zu Wasser und zu Lande umher geirrt, um ihre sündlichen Lüste zu ersättigen; nachdem sie, zum Spott der Religion, in Jerusalem auf einem Esel eingezogen; nachdem sie das heilige Grab selbst mit ihrer Gegenwart entheiliget, ist sie — so erhärtet in der Sünde, als sey sie mit dreifachem Erz bepanzert — auf den Boden Englands zurück gekehrt, und hat die Verachtung alles Göttlichen und Menschlichen so weit getrieben, daß sie, gehüllt in den Mantel des Ehebruchs, an dem Altar des Gottes, dessen Auge zu rein ist, um Ungerechtigkeit zu schauen, nieder gekniet, statt barfuß im Vorhof des Tempels, in ein Gewand, weiß wie unbesonnter Schnee, für ihre Sünden Buße zu thun. Bis dahin, und ehe dieses geschehen, werde ich nie meine Hand öffnen, die heiligen Sinnbilder des Sakraments in die ihrige zu legen. Und wäre die Kirche noch jetzt, was sie ehedem war, die Sünderin würde zu dieser Handlung der Buße gezwungen werden." — Wir erlauben uns keine Einmischung in die Sache selbst, meinen aber, daß unter allen Umständen die Kanzel von dergleichen Ausfällen rein erhalten werden müßte!

Während die Sprößlinge von Athen und Lacedämon sich freuen über die glänzenden Zeichen der Fortschritte ihrer heimischen Kultur, weisen die Wilden des nördlichen Amerika's täglich mit eben solcher Freude die Künste und den Unterricht der Europäer zurück. Sie halten an ihrer Unwissenheit, weil sie darin ihre Freiheit finden, und weil sie glauben, die Europäer wollten sie nur kultiviren, um sie zu unterjochen. Namentlich sind die naiven Antworten der Chefs der Creeken aus Georgien und Carolina merkwürdig, welche sie den zu ihrer Belehrung und Bekehrung abgesandten Missionären ertheilten. „Wir wollen Euch den Ackerbau lehren!" sagte man ihnen. — „Das ist ganz unnütz!" erwiederten sie; „wir haben Ackerbau genug: bei uns ist noch niemals Einer verhungert; möchten die Europäer ein Gleiches sagen können!" — „Wir wollen Euch aber unsere Künste, unsere Religion lehren!" — „Auch das ist nicht vonnöthen", meinten die Creeken; „der große Geist hat uns gelehrt, der letzteren zu entbehren; uns aber nicht Gold oder Silber genug verliehen, um die ersteren von Euch zu erkaufen — gebt Euch also keine Mühe, Ihr Herren Missionäre!"

Ludwig XIV. fragte eines Tages Boileau: warum so viele Leute nach der Kirche gingen, wenn Bourdaloue predigte? — „Sire!" erwiederte Boileau; „weil Bourdaloue jetzt das reine Evangelium predigt; die Menschen wollen einmal immer etwas Neues haben!"

Th. Laurin.

Die schöne Blinde.

Der Himmel wollt', uns solltest du
Der Engel Schönheit offenbaren;
Doch deine Tugend vor Gefahren,
Und dich vor Eitelkeit zu wahren,
Schloß er dir beide Augen zu. H.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Bonn. Die durch ein langwieriges Augenübel unseres geschätzten Professor Radlof bis jetzt verzögerte Herausgabe seines von den Sprachforschern mit Sehnsucht erwarteten „Mustersaals aller teutschen Mundarten“ erfolgt nunmehr zur nächsten Oster-Messe unfehlbar. Dieses wichtige Werk wird unter den Augen des berühmten Verfassers hieselbst in der Büschlerschen Offizin gedruckt und ist bereits bis auf wenige Bogen vollendet. — Ein anderes Werk von nicht minderer Bedeutung und vielleicht noch allgemeinerem Interesse, von eben demselben Verfasser, nähert sich gleichfalls der Beendigung. Es ist dieses die „Neue Untersuchung des Keltenthums, zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen, so wie zur Berichtigung der im zweiten Bande des Adelungischen Mithridates gegebenen Darstellung des Keltischen Sprachstammes“. Einsender dieses, der Gelegenheit hatte, einige Aushänge-Bogen davon zu erhalten, kann versichern: daß diese Schrift jede Erwartung, wozu der Ruf ihres Verfassers berechtigt, übertreffen wird. Das hohe Alter des Ursprungs unseres deutschen Volksstammes ist gerettet; Schoepflin, Johann v. Müller und Adelung sind auf's Gründlichste widerlegt und ein überraschendes Licht ist auf einen noch so dunkeln Theil der Geschichte verbreitet worden. R.

Münster. In dem vormaligen Kloster Kentrop, bei Hamm, ist unlängst eine Taubstummen-Anstalt für die Provinz Westphalen errichtet worden; Hr. Weidner, Dr. der Philosophie, welcher bereits mehrere Jahre im Taubstummen-Institut zu Berlin lehrte, ist dabei als Vorsteher und erster Lehrer angestellt. Eine nicht minder ersprießliche Anstalt: ein Land-Armen- und Arbeits-Haus für gedachte Provinz, wird nächstens gegründet werden; zum Lokal ist das ehemalige Kloster Benninghausen, im Regierungs-Bezirk Arnsberg, bestimmt. — Im Januar starb zu Düsseldorf der, aus dem Salzburgschen gebürtige 90jährige Greis Barth. Heymann, Oekonom der dasigen Freimaurer-Loge, der noch allen Schlachten des siebenjährigen Krieges beigewohnt hatte. In der Geschichte und Geographie war er sehr erfahren und lieferte manche dahin einschlagende Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften. Die musterhafte Straßen-Reinigung Düsseldorfs wurde von ihm zuerst in Anwendung gebracht; auch machte er sich um die dasigen Armen durch Anlegung einer Koch-Anstalt verdient. Bei bürgerlichen Deputationen wurde er gewöhnlich zum Redner gewählt. Mehr über diesen interessanten Mann ist im „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger“ zu finden. — Hr. Professor Dilschneider am Cölnischen Gymnasium liest gegenwärtig in der ersten Klasse über südliche Poesie; überdies arbeitet er an einer deutschen Prosodie und an einem Commentar zu Schlegel's Elegie: „Rom“. — Empfehlung verdient die Gnomen- und Sentenzen-Sammlung, welche der als Literator rühmlichst bekannte Hr. Prediger Fuhrmann in Hamm unter dem Titel: „Die Weisheit meine Führerin“ (bei Schulz und Wundermann) heraus gegeben hat, und wovon so eben die zweite verbesserte Ausgabe erschienen ist. In der lesenswerthen Vorrede werden nicht nur die Grundsätze, welche den Herausgeber leiteten, dargelegt, sondern auch die Mängel ähnlicher Blumenlesen angedeutet; unter Anderem ist es sehr zu billigen, daß in diese dem Jugendalter gewidmete Sammlung nichts aufgenommen wurde, was der sinnlichen Liebe zur Lockspeise dient. — Auch der in der nämlichen Handlung jetzt erschienene zweite Jahrgang des „Volks-Kalenders für Rheinland-Westphalen“ wird in seinem Kreise viel Nutzen stiften. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig. Daß das bekannte Lied von Claudius: „Das schöne große Taggestirne“ die Chiffre „H...r“ als Unterschrift trägt, dürfte wohl nicht ungerügt bleiben. **.

Leipzig. Am 5ten Februar starb an einer Brustkrankheit Dr. August Cornelius Stockmann, Professor des römischen Rechts, Senior der Juristen-Fakultät u. s. w., im 70sten Lebensjahre. Er war im Jahre 1751 in Naumburg geboren, hatte auf dortiger Stadtschule und seit 1770 in Leipzig studirt, wo er 1777 Doktor und 1782 außerordentlicher Professor der Rechte ward und dann nach und nach in seine übrigen Würden und Aemter einrückte. Viele Abhandlungen über Gegenstände des Römischen Rechts und die von ihm besorgte vortreffliche Ausgabe von Bachii „Historia Jurisprudentiae Romanae“ werden ihm stets den Ruhm eines eleganten Juristen erhalten. Da er ein guter lateinischer Dichter war, so ertheilte ihm die philosophische Fakultät im Jahr 1800 feierlich den poetischen Lorbeerkranz durch ihren damaligen Dechant, den verewigten Professor Eck. In früherer Zeit hatte Stockmann auch deutsche Gedichte mit minderem Glück gemacht, unter denen jedoch die von ihm fast vor 44 Jahren verfertigte und durch die schöne Composition von Neefe allgemein verbreitete Arie: „Wie sie so sanft ruhn“ zu erwähnen ist. — r —.

Die letztere Zeitung aus Port-au-Prince enthält noch einige nähere Umstände von Christophs Tod auf Hayti. Als er den Abfall seiner Garde vernahm, schloß er sich in sein Zimmer ein, schien krank und that, als bedürfe er der Ruhe. Er ließ endlich Frau und Kinder rufen. Sie setzten sich um sein Bette; Christoph saß auf demselben. Er liebkosete seine Töchter, ließ sich von seiner Frau Wäsche geben, sah seinen Sohn lange mit stummer Betrübniß an und bat hierauf, daß Alle sich entfernen möchten. Er ließ sich nun Wasser bringen, wusch sich Arme und Hände, warf sich ein Hemd über, zog ein Paar weiße Pantalons an und wand ein weißes Tuch um den Kopf. Endlich schickte er alle Domestiken weg und bald darauf hörte man den Pistolenschuß. Seine Frau wollte seinen Leichnam schnell beerdigen, allein die Soldaten entrissen ihr denselben wieder und warfen ihn in eine Kalkgrube. (Constitut.)

In Marseille giebt es eine solche Anzahl Araber und Griechen, daß man jetzt daselbst eine griechische Kirche anlegen wird. (Constitut.)

Im Jahre 1820 kamen folgende Summen baares Geld über das Meer nach Cadix: Aus Guayaquil: 21,595 Piaster; aus Lima: 500 Piaster; aus Vera Cruz: 5,173,270 Piaster; aus Havanna: 4000 Piaster Gold, 8400 Piaster Silber; zusammen: 5,207,792 Piaster; außerdem sechs Kisten mit Gold- und Silber-Arbeit. (Courier fr.)

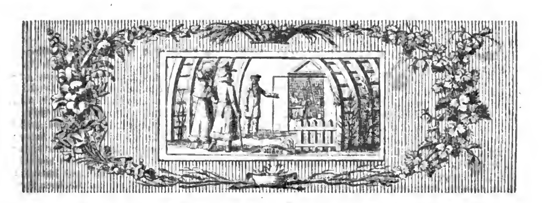
Die jetzige Bevölkerung Spaniens beträgt, nach der letzten Zählung: 13 Millionen; davon kommen unter andern auf Madrid 280,000 Individuen (ohne die Geistlichkeit); auf Barcelona: 115,000; Cadix: 75,000; im Königreich Granada sind 485,000; auf den balearischen Inseln 275,000 und auf den Canarischen Inseln 520,000 Einwohner. (Journ. d. Par.)

Ein Schreiben aus Paris erzählt: Der Marquis von Buzac habe, nach der Abreise Pergami's, seine Zimmer im Gasthof bewohnt. Buzac sagt: man könne sich keinen Begriff vom Stolz und Aufwande dieses Menschen machen. Er unterhalte zwei Mädchen, 12 Diener, in prächtiger Livery, und führe 6 Kutschen mit sich. Seine kleine Victorine würde wie eine Königin behandelt und bedient. Wenn sie sich des Nachts zu Bette begiebt, leuchten ihr zwei Männer, mit den Armen über's Kreuz und in jeder Hand eine Wachskerze haltend, auf ihr Schlafzimmer, wie es bei den englischen Prinzessinnen Sitte ist. (Courier)

Bei der Bücher-Versteigerung des abgegangenen Schauspielers Kemble wurde die erste Auflage von Shakspeare's Comödien, Historien und Tragödien, von Hrn. Boswell ungeheuer theuer, mit 112 Pfund 7 Schilling bezahlt. Es ist nicht einmal ein schönes wohlerhaltenes Exemplar. Die Sammlung von Comödien-Zetteln, von den Jahren 1751 bis 1820, brachte ein Hr. Turner für 189 Pfund an sich. (Courier)

In Gothenburg und Stockholm wollten sich kürzlich zwei Vereine zur Beförderung der Redner-Kunst bilden; es ist aber nicht gestattet worden. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 9. März. 39stes Blatt.

Thomas Becket, der Heilige.

Wie viel der Mensch gilt, hängt theils von ihm, theils von seinem Zeitalter ab, insofern hier die Ansicht des großen Haufens in Betracht kommt. Wer sonst als Heiliger galt, der würde jetzt vielleicht verlacht, verspottet, verachtet, auf die Festung gebracht werden; wen man sonst als Ketzer verbrannte, den würde man jetzt als freimüthigen Denker achten und schätzen. Wollen wir uns ein wenig mit dem heiligen Thoma, bekannt machen, der im zwölften Jahrhundert eine wichtige Rolle in England spielte, so wird es uns an Belegen zu diesen Bemerkungen nicht fehlen.

Der heilige Thomas war der erste Engländer, welcher, nach der Eroberung seines Vaterlandes durch die Normänner, aus dem bürgerlichen Stande zu den ersten Staatsämtern sich erhob; aber zum Lohn dafür gegen den Fürsten, dem er dies verdankte, die Rolle spielte, welche Gregor VII. in Rom gegen Heinrich IV. durchgeführt hatte. Gebildet auf der Pariser Hochschule gelang es ihm, vom Erzbischof zu Canterbury bemerkt und von diesem nach Bologna gesendet zu werden, um sich dort zu vervollkommnen; und kaum kam er zurück, als man ihn Heinrich II., dem König von England, als den erfahrensten und gebildetsten Mann empfahl. In der That dauerte es nicht lange, so vertraute ihm der König das Siegel des Kanzlers an, die erste aller Stellen, zu der ein Bürgerlicher gelangen konnte; und je mehr Becket dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprach, desto mehr wurden ihm auch Ehren, Würden, Geschenke und Besitzungen zugetheilt. Bald waren seine Reichthümer unermeßlich, wie seine Ausgaben: er hielt offene Tafel für alle seine Freunde. Kein Gegenstand des Wohllebens war für ihn zu kostbar. Die Zahl seiner Dienerschaft, ihre Kleidung, die Größe seiner Geschenke war ohne Gleichen. In seinem Hauswesen prangten auf eine seltsame Weise die kostbarsten Stoffe und die edelsten Metalle neben den Kindern der rohen einfachen Gewohnheit seiner Zeit. Auf den großen Tischen standen in Reihen die goldenen Pokale neben den silbernen Humpen; aber an diesen Tischen saßen die Gäste auf Stroh und Heubündeln im Winter, auf grünen Grashaufen im Sommer. *) In seinem Dienste standen viele Ritter; die größten Barons schätzten es sich zur Ehre, an seiner Tafel zu speisen, und der König selbst war bei vielen seiner Bankets zugegen. Zwei und funfzig Schreiber arbeiteten in seinem Kabinett. Wenn er je verreiste, begleitete ihn eine unglaubliche Menge Diener und Höflinge. Als Gesandter nach Paris reisend, hatte er tausend Menschen in seinem Gefolge, die durch ihre Pracht alle Franzosen in Erstaunen setzten. Der kluge Weltgeistliche hatte übrigens keine Ursachen, sich irgend ein rauschendes Vergnügen zu versagen. Er jagte, spielte, was ihm vorkam, und turnirte, daß ihn die ge-

*) Von Stühlen und Bänken scheint man damals wenig gewußt zu haben und man begnügte sich mit Heu, Stroh, Tannenreis u. s. w., womit die Stuben längs den Wänden hin gepolstert waren. Dasselbe fand auch in den Schulen und Collegien statt, wo Vorlesungen gehalten wurden. D. E.

wandtesten Ritter fürchteten. Mit dem König lebte er in der vertraulichsten Weise. Einst bat ein Bettler, als sie durch London ritten, um ein Almosen. Es war ein kalter Wintertag. „Sprich!" sagte der König zu dem ihm zur Seite reitenden Thomas; „ist es nicht Pflicht, den Armen, der vor Kälte bebt, zu kleiden?" — „Freilich!" entgegnete der Kanzler; „und Ihr thut recht, solch einen Wunsch zu hegen." — Und augenblicklich nahm ihm der König den Mantel und warf ihn dem Bettler zu. Der Kanzler aber ließ dies nicht ohne Widerrede geschehen; im Gegentheil sträubte er sich so gewaltig, daß wenig daran fehlte und Beide wären vom Pferde gefallen.

Jetzt starb der Erzbischof von Canterbury, der Gründer von Beckets Glück und Ehre. Heinrich II. fand kein Bedenken, dem Günstling Fortunens diese Stelle, die erste geistliche im ganzen Lande, zu geben, so sehr auch seine Gemahlin, Mathilde, entweder von größerem psychologischen Scharfblick oder einer düsteren Ahnung geleitet, dagegen warnte. Und wirklich, kaum hatte der neue Erzbischof von seinem Ring und Stabe Besitz genommen, als sich sein Benehmen auf die unerwartetste Weise änderte. Der bisherige Weltmann ward auf einmal zum strengsten Selbstpeiniger. Ohne ein Wort zu sagen, sandte er dem König sein Staatssiegel als Kanzler zurück, weil er, wie er vermelden ließ, fortan ein geheiligteres Amt zu führen habe. Zwar behauptete er noch die bisherige Pracht und Größe, aber für seine Person zog er nicht den geringsten Gewinn davon. Er kleidete sich in Sackleinen und legte ein solches Gewand nicht eher ab, als bis es von Schmutz und Ungeziefer verdorben war. Brod war seine Speise, Wasser sein Getränk, und dazu that er noch widrige Kräuter, um sich auch diesen Genuß zu verderben. Fast täglich geißelte er seinen Rücken, und dreizehn Bettlern wusch er täglich knieend die Füße. Wer im Geruche der Frömmigkeit stand, hatte bei ihm freien Zutritt; seine Miene zeigte Zerknirschung und geheimen Kummer.

Heinrich bereuete es zu spät, die nächste Würde nach der des Throns einem solchen verschmitzten Heuchler anvertraut zu haben, indem jetzt die ganze so große Kirchengewalt ihm gegenüber stand, während er sie sich zur Seite gestellt zu haben glaubte. Die Ueberlieferung des Siegels riß ihn zuerst aus seinem Traum; sie schien ihm nur der erste Schritt zu seyn, die geistliche Macht außer aller Verbindung mit der weltlichen zu bringen, und er irrte sich nicht; denn fast im nächsten Augenblick erneuerte Becket mehrere Ansprüche der Kirche, die bisher geruht hatten: und jemehr sich die Kirche bereits jeder weltlichen Obrigkeit entzogen hatte, während in ihr die zahllosen Bettel-Mönche die drasten Ausschweifungen begingen, jemehr das Ablaß-Unwesen bereits einen hohen Grad des Mißbrauchs erstiegen hatte: desto häufiger mußten auch nothwendig die Reibungen seyn, die zwischen Kirche und Staat entstanden. Heinrich II. hatte diesem heuchlerischen, habsüchtigen Treiben dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er seinen Günstling und Freund auf den bischöflichen Stuhl setzte, und sah sich nun so bitter getäuscht. Zwar schien es, als ob die bisherigen Verhältnisse immer noch eine Ausgleichung erleichtern würden; aber dieser Schein schwand sehr bald und zwar bei einer himmelschreienden Schändlichkeit. Ein Betteimönch schwächte die Tochter eines Edelmanns und mordete ihren Vater. Das Verbrechen erbitterte Alle; Heinrich wollte den Bösewicht vor den gewöhnlichen Gerichtshof gezogen wissen, Becket war dagegen und ließ ihn in seinen Palast bringen. Umsonst trug Heinrich darauf an: daß er erst von einer geistlichen Commission verhört und dann, überwiesen, dem weltlichen Richter übergeben werden sollte; auch dies fand Becket gegen die Rechte der Kirche; er appellirte an den Papst, falls man seine Behauptung in Zweifel zöge. Der Fall war empörend. Heinrich glaubte, den rechten Augenblick gefunden zu haben, einen übermüthigen Priester demüthigen zu können, den er selbst zu seinem Amte aus dem Staube erhoben hatte. Er veranstaltete eine Synode aller Prälaten, um die Auslieferung des Verbrechers zu bewirken und dadurch die Fälle ähnlicher Art als gesetzmäßig zu entscheiden. Alle Geistlichen verschanzten sich hinter den päpstlichen Befehlen und Dekreten. Umsonst glaubte sie Heinrich mit der Frage zu fangen: ob sie den alten Rechten und Gewohnheiten des Königreichs Gehorsam leisten wollten? Sie antworteten alle einstimmig: Ja, insofern die der Kirche dadurch nicht — aufgehoben würden. Heinrich, erbittert über diese List des Erzbischofs, der Triebfeder Aller, befahl diesem: auf alle Ehrenbezeigungen Verzicht zu thun und die Besitzungen heraus zu geben, die ihm als Kanzler gehörten. Becket that es ohne Widerrede, aber verließ auch sogleich London, und es kostete viel Mühe, ihn wieder so weit zu beschwichtigen, daß er zu den in seiner Abwesenheit fortgesetzten Berathschlagungen und gemachten Beschlüssen seine Einwilligung gab, wenn sie vom Papst bestätigt würden. In der That waren mehrere Gesetze verabredet, welche für die Zukunft die übertriebenen Mißbräuche und zu weit getriebenen Rechte der Kirche beschränken konnten; aber dieser Zusatz vereitelte alle Hoffnungen, die sich Heinrich gemacht hatte. Wie konnte er hoffen, daß der Papst etwas gut heißen würde, was der Kirche Gewalt schwächte? Er verdammte und vernichtete die gemachten Beschlüsse in den empörendsten Ausdrücken, wenige ganz unbedeutende ausgenommen, und Becket ergriff die Gelegenheit, auf jede Weise seinen Kummer über diese Mißbilligung an den Tag

zu legen, insofern er nämlich etwas unterschrieben hatte, was gegen den Wunsch des heiligen Stuhls war. Heinrich nahm ein solches Betragen für das, was es war, für den höchsten Beweis von Heuchelei. Er bot Alles auf, den von ihm erhobenen Erzbischof zu stürzen; leider konnte er das letztere nicht selbst, wie er ihn zu erheben vermocht hatte. Das beste Mittel dazu schien ihm, den Papst um die Absendung eines Legaten zu bitten, welcher in England die Sache richten und vermitteln sollte. Der Papst willigte gern ein, aber er instruirte den Legaten streng, gegen den Erzbischof in keiner Art zu entscheiden, entweder, weil dieser in Rom schon sehr beliebt war, oder insofern er, selbst zu weit gehend, doch nur das Beste der Kirche vor Augen gehabt hatte. Ein solcher Schiedsrichter war so gut wie keiner; Heinrich nahm daher fast gar keine Notiz von ihm und versuchte es auf eine andere Weise, Becket zu demüthigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

C h a n s o n.

Nach J. J. Rousseau.

Chanson ist ein kleines lyrisches Gedicht mit Gesang, ein Lied, das gewöhnlich Freude zum Gegenstand des Ausdrucks hat. Man singt solche Lieder im Familienzirkel, mit Freunden, mit der Geliebten, beim fröhlichen Gelag; wenn man reich ist, oft nur, die Langeweile zu verscheuchen; arm, um das Elend, die Lasten des Lebens leichter zu tragen. Das Lied in diesem Sinne ist eigentlich nur eine Steigerung der Rede; wo man vom Herzen spricht, da ist Gesang, Liedesfang. Das Lied ist lebendiger Ausdruck nur eines Gefühls, in Worten und Tönen, die, je lebendiger das erstere ist, desto leichter, unaufhaltsamer dem Herzen, den Lippen entströmen. Die Alten sangen lange zuvor, ehe sie ihre Worte, in todte Schriftzeichen bewahrend zu hüllen, in das zerstörende Leben heraus zu stellen verstanden. Ihre Gesetze, ihre Geschichte, ihren Glauben, was das Hochheiligste ihnen war, trugen sie im Herzen, entklang ihnen im Gesang. Wie aber nach und nach der Gesang ihnen weniger verständliche Sprache für das gewöhnliche Leben blieb; wie auch der Gesang zur Kunst wurde, da fingen sie auch an, ihm engere Bedeutung zu geben nach oder für jede Beziehung, in welcher er nun zum Leben, ins Leben trat. — Die Griechen namentlich unterschieden mehrere Arten des Liedes. Die Tischlieder wurden mit einer Stimme gemeinschaftlich gesungen zum Lobe der Freude schaffenden Götter, die man überall gern zu sich herab zog. Bald wurden diese Tischlieder aber nicht mehr gemeinschaftlich, sondern nur von den kunstgeübtesten Sängern angestimmt. — Den mit der Lyra sich begleitenden Sänger schmückte ein Myrthenzweig, der in bunter Reihe bei der Versammlung wechselte, die glücklichen Künstler zu suchen. Daher der Name dieser Gesänge: Skolie (so erklärt Artemon diese Benennung; nach Plutarch sollte sie die Schwierigkeit derselben andeuten). Die Sujets der Skolien waren aber nicht immer nur Wein und Liebe, sondern oft auch die Helden-Geschichte, der Krieg, ja selbst die Sittenlehre. So besitzen wir noch eine Skolie des Aristoteles, die er sang über den Tod seines Freundes Hermias, und die ich in deutscher Nachbildung hier mittheile:

Tugend, den Sterblichen mühreich,
Herrlichstes, was das Leben erstrebt!
Um deine Schönheit, Jungfrau,
Ist auch Sterben in Hellas ersehntes Loos
Und rauher Arbeit rastloses Dulden.
Solche Lieb' erweckst du im Herzen
Und bringst unsterblichen Gewinn,
Theurer als Gold, als Vater und Mutter,
Süßer als labender Schlummer!
Um dich litt Herakles, Sproß des Zeus,
Um dich nur litten Leda's Söhne,
Kündend durch Thaten deine Macht.
Sehnend zog Achilleus,
Zog Ajax dir nach in des Hades Wohnung,
Und um deine freundliche Schönheit
Hat der Treffliche den Atarne gesäugt,
Sich des Licht's der Sonnen entäußert.
Drum werden den Thatengepriesenen,
Den Unsterblichen werden erhöhen die Musen,
Der Erinn'rung Töchter,
Des gastlichen Zeus Preis erhebend
Und die Würde nie wankender Freundschaft.

S t ö p e l.

Spanische Sprüchwörter.

(Frei nach Refranes o proverbios Espannoles, à Bruxelles, 1608.)

1.

Ach, hüte dich vor bösen Frau'n,
Und setz' auf gute kein Vertrau'n!

2.

Gott hilft in der Krankheit dir,
Und der Arzt nimmt das Geld dafür.

3.

Die Gewalt, vom Blute roth,
Drückt bald die Gesetze todt.

4.

Vertraue zwei w a h r e n Prophetinnen dich:
Sie nennen Erfahrung und Klugheit sich.

5.

Für's Tadeln und Zanken
Pflegt Niemand zu danken.

6.

Ein Jeder lebt zu gern nach seiner Mode,
Entsagen der Gewohnheit gleicht dem Tode.

7.

Zu vieles Plaudern thut niemals gut,
Und vieles Kratzen giebt endlich Blut.

8.

Wer nicht zweifeln kann,
Ist ein dummer Mann.

H a u g.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Prag. Anfangs Februar hat man in der Stadt mehrere sogenannte Brandbriefe gefunden, in welchen ernstlich gedroht wird, Prag an vier Enden an zu zünden, und besonders die Judenstadt. Es sind deshalb sogleich Maaßregeln ergriffen worden, die Aufmerksamkeit für die öffentliche Sicherheit zu verdoppeln; man hat Bürger als Sicherheits-Wachen aufgestellt, in den Gemeindehäusern Wachstuben errichtet und überhaupt alle Vorkehrung getroffen, um einem möglichen boshaften Streiche schlechter Menschen mit Nachdruck begegnen zu können. — Man fürchtet allgemein, daß die erhöhte Hauser-Steuer Erhöhung der Zinse zur Folge haben und die Unzufriedenheit der ärmeren Einwohner bei der zunehmenden Nahrungslosigkeit noch vermehren und sie zu schlechten Handlungen hinreißen wird. Unter Kaiser Joseph II zahlte Prag an Häuser- und Gewerb-Steuer 49,000 Gulden Conventions-Münze, jetzt beiläufig schon an der ersteren 140,000 Gulden C. M.; dazu gekommen sind noch die Erwerb-, Klassen- und Personal-Steuer, und an städtischen Steuern; die Colli-Mauth, welche an 200,000 Gulden Einlösungs-Scheine betragen kann; Polizei-Steuer u. s. w. Accise wird an den Thoren auch gezahlt und der Getreidemarkt allein kann 100,000 Gulden E. S. eindringen. Trotz dem ist aber in Prag nicht theuer zu leben; Logis und Holz sind die kostbarsten Ausgaben. Ein Zimmer mit einer Küche ist nicht unter 150 Gulden E. S. oder 60 Gulden C. M. jährlich zu finden und das noch in einer abgelegenen Straße. Man hofft aber allgemein, daß bald andere, wirthschaftlichere Einrichtungen im Gerichts- und Geschäfts-Gange eintreten und bei großen Ersparungen in den Auslagen auch Erleichterung in den Abgaben erfolgen wird. — Unsern Karnaval zeichnet keine besondere Tanzlustbarkeit aus. Bloß die lieblichen Musiken eines Sticka, Payer, Haiek, Kalimoda u. A. erhöhen die Tanzlust, welche andererseits eine große Geschäftslosigkeit und Mangel an Verdienst doppelt nieder drücken. Mehrere den Handel hemmende und erschwerende Anstalten tragen auch das ihrige zur Verschlimmerung bei. — Der wackere Buchhändler Hr. Tempsky (Firma Calve) fährt fort, ausgezeichnet nützliche Werke zu verlegen. So eben sind in seinem Verlage erschienen. I. „Ideen über die Verwaltung der Güter in Böhmen, Mähren und Oesterreich“, von Rudolph André (dem Sohn des geschätzten Literators Hrn. Wirthschafts-Rath André in Brünn); ein wichtiges Werk, das nicht allein den großen Grund-Besitzern in den österreichischen Staaten, sondern auch in jedem andern Staate zur Beherzigung vorgelegt zu werden verdient. II. „Beschreibung und Prüfung der Toderschen Maschinen für Chirurgie, Krankenpflege und Hippojatrie“, vom Dr. und Professor Krombholz. Der Kunst-Tischler Toder zu Kometau in Böhmen hat sich für die leidende Menschheit durch die Erfindung zweckmäßiger Maschinen, welche zur Linderung in Krankheiten und zu behülflicherer Pflege der Kranken ungemein viel beitragen, ein großes Verdienst erworben; er ist auch von Sr. Majestät dem Kaiser ansehnlich belohnt worden, und seine Maschinen werden schon in mehreren Spitälern angewandt. — Unsere Volks-Kalender: der „National-Kalender“, von André; der „Pilger“, von Jurende; der „Haus-Kalender“, von Sartori; der „steyermärkische National-Kalender“, von Tedeschi, sind für das Jahr 1821 wieder reichlich ausgestattet und enthalten des Nützlichen und Schönen gar viel. Der „Pilger“ hat den größten Absatz, nämlich 4000 bis 4500 Exemplare; im Dezember waren schon alle Exemplare vergriffen, obgleich er 1 Thlr. 3 Gr. kostet. In großen und theuern Volks-Kalendern zeichnen sich die österreichischen Staaten vor allen andern aus, und es ist ein gutes Zeichen für die steigende Bildung des Volkes, daß es an einer für dasselbe wohlberechneten Lektüre so großen Antheil nimmt und sich nicht von den beträchtlichen Preisen abschrecken läßt. Wie wenig aber bei uns die Dichtkunst geschätzt wird, beweist die Herausgabe der poetischen Werke des Hrn. A. Schneider, eines vaterländischen Dichters, dessen Dichtungen größtentheils recht brav sind, und der schon bei dem ersten Theil der Fortsetzung entsagen mußte, da sich so wenig Pränumeranten meldeten, daß nicht einmal die Druckkosten gedeckt wurden. Sein Freund, Hr. Gautsch, K. K. Bancal-Beamter und geschätzter Literator, hat es nun über sich genommen, die Werke des Hrn. Schneider an die Leser zu bringen und sich dazu der hier von Hrn. Reinhold redigirten Zeitschrift „Hylos“ bedient; mit welcher sie nun wöchentlich bogenweise, à 6 Kreuzer Papiergeld, also um einen Spottpreis, ausgegeben werden. Bei dieser Gelegenheit ein Wort über die Zeitschrift „Hylos“ selbst. Diese besteht nun im dritten Jahr, wird wöchentlich bogenweise ausgegeben, und hat stets entweder einen Kupferstich: die Abbildung böhmischer Bade-Orte oder Städte, Schlösser und dergl., oder eine Musik-Tafel zur Beilage; enthält die topographische, geographische und geschichtliche Beschreibung der abgebildeten Gegenstände, und dann Erzählungen, Gedichte, Charaden u. s. w. und vierteljährig wird auch eine Land-Charte der Kreise Böhmens, von dem berühmten Kanonikus Kreybich, um 15 Kr. W. W., den Pränumeranten des „Hylos“ geliefert, schön und correkt. Die Tendenz dieser Zeitschrift ist lobenswerth, die Wohlfeilheit begünstigt die Anschaffung unter dem Volke und verbreitet nützliche Notizen zur Vaterlands-Kunde; und doch giebt es einige Correspondenten ohne Bart, die sich alle Mühe geben, diese Zeitschrift in andern inländischen Zeitblättern herab zu setzen. Es sticht sie der Kitzel der Recensirsucht, und solchen Menschen ist kein Zweck ehrenwerth. S.

Bignon behauptet in seinem „Troppauer Congreß“: „Ruhe sey das sicherste Zeichen der Volks-Freiheit.“ Es sagt ihm Jemand: in Algier spräche kein Mensch ein Wort und in Constantinopel könnte man vor Stille die Mäuse traben hören; ob er aber deshalb behaupten wolle: daß beide Völker frei wären? *(Gaz. d. Fr.)*

Der zweite jetzt erschienene Theil der berühmten „Briefe von St. James“, enthaltend: „Betrachtungen über den jetzigen Zustand Europa's“, trägt als Motto die Worte: „Ora pro nobis.“ (Courier fr.)

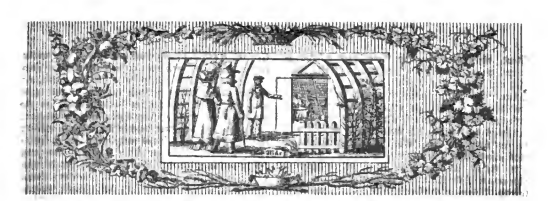
Im Januar 1821 legte der Professor Settele zu Rom das Manuscript seiner Vorlesungen über Astronomie, worin er Galilei vertheidigt, der Behörde vor. Man gab ihm nicht die Erlaubniß, danach Vorträge zu halten, weil er die Bewegung der Erde um die Sonne lehrt, da doch im sechszehnten Jahrhundert schon eine Verdammniß dieser Lehre ausgesprochen sey. Settele übergab nun sein Werk der Inquisition, und bat um eine Entscheidung, die den Fortschritten unserer Zeit entspräche; er bekam die Antwort: er dürfe seine Ansichten bekannt machen, müsse aber die Anmerkung machen, daß Galilei's Lehre hätte Widerspruch erfahren müssen, weil er sie ungebührlich vorgetragen habe, wie es der Wahrheit gemäß sey. — Da dies nun nicht der Wahrheit gemäß ist, so muß man es ein übles Mittel nennen, die Consequenz zu retten. (Times.)

General Frimont, welcher jetzt in Neapel die österreichischen Operationen leitet, ist ein französischer Edelmann aus Lothringen. Er wanderte im Jahr 1791 aus, und diente mit Eifer der Sache des rechtmäßigen Königs; später machte er den ganzen Revolutions-Krieg in österreichischen Diensten mit. *(Gaz. d. Fr.)*

Nach Analogie des „Sieges-Kalenders“, welcher alle Tage einen Sieg nennt, ist nun auch ein Werk erschienen: „Journal der Anarchie und des Despotismus“, worin für jeden Tag ein Verbrechen oder ein Unglücksfall bezeichnet ist. (Quotid.)

Fontenelle meinte einst: „Eine neue Wahrheit ist ein Keil, den man mit dem dicken Ende zuerst einschlagen muß.“ (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 10. März. 40stes Blatt.

Merkwürdige Idiosynkrasien.

Man versteht unter Idiosynkrasie eine außerordentliche Reizbarkeit, wodurch einzelne Menschen von einem Gegenstande einen besondern, meistens unangenehmen Eindruck empfinden, den Andere nicht dabei verspüren. Da wir überhaupt so wenig davon wissen, wie die äußeren Dinge auf unsere Nerven wirken, so dürfen wir uns nicht darüber wundern, wenn wir solche Idiosynkrasien nicht erklären, oft kaum begreifen können. Zuweilen sind sie ererbt, doch mehrentheils entstehen sie aus starken Affekten, z. B. aus Schrecken, Furcht oder Freude. Die Töne üben in dieser Hinsicht eine ausgezeichnete Herrschaft aus, denn es giebt wenige Menschen, denen nicht dieser oder jener Ton, wenn er einige Zeit anhält, einen höchst unangenehmen Nervenreiz bewirkt.

Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in den „Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Copenhagen" vom Jahr 1676. Der Arzt Georg Hannaus erzählt von einem armen Manne, der sehr gesund war, aber von epileptischen Krämpfen befallen wurde, wenn Jemand ihn bei seinem Namen: Olaf! rief. Das erste Mal, wenn dieses geschah, überlief ihn ein Schauder: wurde der Name wiederholt, so zitterte er an allen Gliedern, und wenn das Rufen fortgesetzt wurde, trat eine wirkliche Epilepsie ein, welcher dieser Mensch sonst nicht unterworfen war. Lange hatte man die Meinung, daß es Täuschung sey, um Aufsehen und Mitleid zu erregen; das Gegentheil ergab sich aber aus den genauesten Beobachtungen. Vielleicht läßt sich die Erscheinung damit erklären, daß dieser Mensch einmal mit Heftigkeit aus dem Schlafe aufgerufen und dabei von einem heftigen Schrecken ergriffen worden ist. So entstand eine ähnliche Idiosynkrasie bei einer jungen Frau, welche jedesmal ohnmächtig wurde, wenn sie eine künstliche oder natürliche weiße Rose erblickte, dagegen alle Rosen von anderer Farbe sehr gern sah. Einst hatte sie eine Freundin nach langer Trennung überraschen wollen und sich die Freude des Wiedersehens sehr lebhaft vorgestellt. Ungemeldet trat sie in einen Saal, worin die Freundin gewöhnlich zu seyn pflegte; diese war aber wenige Tage vorher schnell gestorben, und der erste Blick der Eintretenden fiel auf ihre Leiche, welche, nach Landessitte, mit weißen Rosen geschmückt, unbedeckt im Sarge lag. Diese schreckliche Ueberraschung bewirkte auf der Stelle eine heftige Ohnmacht bei ihr. Da nun das Andenken an diese Schreckens-Scene mit Heftigkeit zurück kehrte, so oft sie eine weiße Rose sah, so begreift man, wie eine solche Kleinigkeit, vermöge der Ideen-Verbindung, in ihrem Nerven-Systeme eine gewaltsame Erschütterung hervor bringen konnte, obgleich sie sonst nie an Nervenschwäche litt.

Eine Japaneserin zu Batavia konnte sich sehr stark bewegen, ohne jemals zu schwitzen. Sobald sie aber einen Nagel oder ein anderes Stück Eisen in der Hand hielt, brach sogleich über ihren ganzen Körper ein starker Schweiß aus, welcher auch dann erfolgte, wenn man, während sie schlief, ihr Eisen in die Hand legte. — Der berühmte dänische Arzt Olaus Borrichius ver-

sichert: einen Bierbrauer zu Copenhagen gekannt zu haben, welcher, so oft Gerstenschroot von ihm selber oder nur in seinem Beiseyn gesiebt wurde, sehr heftige Schmerzen im Gesicht empfand, welche mehrere Tage fortdauerten. — Derselbe erzählt von einem jungen Mädchen, welches, wenn es eine Feder auffliegen sah, vor Angst laut schrie, bis man sie aus ihren Augen entfernt hatte. — Auf ähnliche Art haben viele Menschen einen Abscheu vor Katzen, Spinnen, Raupen u. s. w. Es ist sehr bedenklich, sie in solchen Fällen zu zwingen, weil ihr Widerwille meistens ganz unwillkührlich ist. Folgendes Beispiel, welches der Bericht-Erstatter selbst mit erlebte, kann zum Beweise dieser letzteren Versicherung beitragen. Ein Offizier von etwa 50 Jahren, sehr heiter, verständig und gesund, ängstigte sich jedesmal unbeschreiblich, wenn eine Katze in seiner Nähe war. Einst wurde er in einer zahlreichen Gesellschaft sehr unruhig, nachdem er einige Minuten bei Tische gesessen hatte. Gleich bei dem Eintritt in den Speisesaal versicherte er: daß eine Katze zugegen seyn müßte; diese wurde überall vergebens gesucht, und der Offizier wollte nun, wie man deutlich sah, seine Empfindung mit Gewalt bekämpfen; er konnte aber keinen Bissen zu sich nehmen, auch nicht die Unterhaltung fortsetzen. Nach einer Viertelstunde verließ er mit großer Angst den Saal, erholte sich aber in der freien Luft sehr schnell. Natürlich lächelte man über seine vermeintliche Einbildung. Bald darauf ward bei Tische ein Glas umgestoßen, und die Hausfrau gab dem Diener den Schlüssel zu einem verborgenen Wandschrank, um daraus eine Serviette zu holen; da stürzte aus dem Schrank eine Katze heraus, welche schon Tages vorher darin eingeschlossen seyn mußte. Ihm selber war übrigens diese Antipathie sehr zuwider und eben so unerklärbar als jedem Andern. Steerwil.

Thomas Becket, der Heilige.

(Fortsetzung.)

Heinrich forderte Becket wegen einiger Güter an den Hof. Becket war oder stellte sich unpaß und kam nicht. Heinrich erklärte das Außenbleiben für Mangel an Achtung und ließ ihn, als seinen Vasallen, vor einen Gerichtshof fordern, der ihn aller Lehne für verlustig erklärte. Zugleich wurden mehrere Geldforderungen an ihn gemacht; er sollte sogar noch Rechnungen über Einnahme und Ausgabe als Kanzler ablegen, wo man ihm einen Defekt von 40,000 Mark Schuld gab. Alle seine Freunde zitterten, nur er blieb unerschrocken; in seinem erzbischöflichen Schmuck, das Kreuz in der Hand, ging er aus dem Gerichtshof, der ihn so behandelte, gerade auf den Palast des Königs zu, und erwiederte alle Drohungen des Letzteren mit einer einfachen Appellation an den Papst und mit der Bitte, England für einige Zeit verlassen zu dürfen. Sie wurde ihm abgeschlagen, und nun reiste er heimlich ab nach — Frankreich, nach Rom. In Paris und am päpstlichen Hofe ward er gleich ehrenvoll empfangen. Er legte seine Würde in die Hände des Papstes nieder, um sie von diesem mit um so größerer Ehre wieder zu erhalten.

Heinrichs Abgesandten wurden in Rom äußerst kalt empfangen und nicht einmal vorgelassen. Um so erbitterter wurde Heinrich: er suchte sich von Rom ganz los zu reißen und das Joch ab zu werfen, das ihn und seine Bürger so sehr drückte. Er befahl: keine Bulle zu publiziren; Ordensgeistlichen, die dagegen fehlten, sollten die Augen ausgestochen, Weltgeistlichen die Füße abgehauen, Laien des Lebens beraubt werden. Der Papst ließ das nicht so geschehen, und Becket, der oft äußerte: er würde, gleich Christus, auch gekreuzigt werden, war dazu ein treues Werkzeug. Alle königlichen Diener, die seine Einkünfte verwalteten, wurden in den Bann gethan; Alle, die des Königs Befehlen gehorchten, hatten gleiches Loos. Der König solle, berene er sein Verfahren nicht bald, dasselbe Geschick haben, so sprach der Erzbischof und der Papst sagte dazu Amen. Heinrich sah, daß gegen solche Waffen, wie die Lage der Dinge war, nicht auf zu kommen sey. Die Kirche stützte sich damals auf den Bürger und Bauer; Beide, von dem Adel gedrängt, fanden nur bei der Geistlichkeit Schutz, Rath und Hülfe. Der Adliche sah im Bürger und Bauer einen Sklaven; der Geistliche behandelte ihn als seinen Bruder. So war der Adel gehaßt, gefürchtet, der Geistliche geliebt, geachtet: und der Letztere konnte, auf diesen Stand gestützt, dem Adel und dem Fürsten Trotz bieten. Dagegen lebte man in einer Zeit, wo bereits der päpstliche Stuhl durch manchen Gegen-Papst erschüttert wurde. Alexander, der jetzt auf ihm saß, fürchtete einen solchen, und wenn nun Heinrich nicht das Aeußerste wagen durfte, so stand doch auch Alexander an, das Aeußerste gegen ihn — den Bannstrahl — auf zu bieten. Dies bewirkte eine wechselseitige Annäherung. Zwar ward sie durch die gegenseitige Erbitterung Heinrichs und Beckets öfters wieder hinaus geschoben: bald wollte Heinrich in nichts einwilligen, was seiner königlichen Würde zuwider schien; bald wollte der stolze Prälat nur dann in England erscheinen, wenn er den Friedenskuß von Heinrich empfing. Endlich waren alle diese Schwierigkeiten beseitigt, und die Art der Rückkehr von Becket, so wie die Zusammenkunft zwischen ihm und dem König verabredet. Als sich Beide das erste Mal sahen, ging der König — wie schwer mocht' ihm dies werden! — dem Prälaten freundlich entgegen, und sprach mit ihm einige Zeit so ungezwungen und wohlwollend, als es ihm möglich war. Becket ritt an des Königs Seite, als dieser zurück ging, und bat, einige Punkte in Ueberlegung zu nehmen, in

welchen die Rechte des Erzbischofs von Canterbury gekränkt worden waren. Der König entschuldigte es mit dem Verhältniß, das nun abgemacht war, und tröstete ihn mit der Aussicht, daß Niemand anders als er die junge Königin krönen sollte. Becket schien äußerst ergriffen von seines Königs Gnade: er warf sich ihm zu Füßen. Heinrich sprang vom Pferde und hob ihn auf. — Wer vermag, dem Menschen ins Herz zu schauen? Wer kann enträthseln: ob diese Demüthigung mehr als eine flüchtige Aufwallung oder ob es gar nur tief versteckte Heuchelei war? In jedem Fall hatte Becket den vollständigsten Sieg errungen und alle die Rechte der Kirche seines Bischofsitzes gesichert, während Heinrich nur sich und seine Minister von dem Kirchenbann los gesprochen sah und das Interdikt nicht mehr fürchten durfte, das bereits im Hintergrunde gedroht hatte.

Unter diesen Umständen ist es nicht auffallend, daß der übermüthige Prälat den erlangten Sieg theils auf alle Weise zur Schau trug, theils auf jede mögliche Art und Weise benutzte. Statt ruhig und still auf seinen Sitz zurück zu kehren, wie es sich für den gebührte, der das ganze Land in Unruhe gesetzt hatte und dem Rechte nach in die Strafe des Hochverraths verfallen war, hielt er überall in jeder Stadt, die er berührte, den prachtvollsten Einzug und ließ sich von den Geistlichen mit Hymnen, Fahnen und Kreuz einholen. Voll inniger Freude sah er, wie sich an diese Kinder der Kirche Vornehme und Geringe aus dem Volke anschlossen. Dies ermunterte ihn, in ächt unchristlicher Weise Rache an Allen zu nehmen, die während seiner Abwesenheit Heinrichs Absichten gefördert, seinen Wünschen entgegen gehandelt hatten. Den Erzbischof von York setzte er ab; die Bischöfe von London und Salisbury wurden sogar mit dem Bann belegt. Ein gleiches Geschick hatten noch andere Männer von Stande. — Wie empörten Heinrich diese neuen Auftritte! Er war eben in seinem Stammlande, in der Normandie, als von allen Seiten die Klagen der mit dem Bann belegten Männer eintrafen. Sein Kummer brach in die lautesten Klagen aus. „So mußte dieser Bube, den ich aus dem Staube erhob, mir stete Qual des Lebens und Quelle unaufhörlicher Unruhen seyn!“ rief er aus. — Der Erzbischof von York bemerkte sehr richtig: daß, so lange Becket lebe, kein Friede zu erwarten sey; und Heinrich ließ sich den Wunsch entschlüpfen: daß irgend einer seiner Freunde ihn von diesem Unhold und Heuchler befreien möchte. Ein solcher Wunsch war in jenem rohen Zeitalter ein Befehl. Vier treue, ihm ergebene Ritter verpflichteten sich mit einem Eide: ihres Königs Ehre zu rächen. Im Stillen entfernten sie sich vom Hoflager, schifften sich an verschiedenen Orten ein und landeten bald an Englands Küste.

(Der Schluß folgt.)

Anekdote.

Zwei entwichene Soldaten, ein Franzose und ein Deutscher, mußten um die Todesstrafe loosen. Der Befehlshaber wünschte dem Letzteren das Leben zu retten, und dachte dies dadurch zu bewirken, wenn er zwei schwarze Kugeln in den empor gehaltenen Hut legen und aus diesem den Franzosen zuerst das Loos ziehen ließe. Der Letztere hatte aber davon einen Wink erhalten und hintertrieb die List auf folgende Weise: Ohne Widerrede ergriff er zuerst eine Kugel, verschlang sie aber mit Geberden der höchsten Wuth so schnell, daß weder er selbst noch einer von den Umstehenden sie besehen konnte. — „Verzeihen Sie, Herr Oberst! meine Uebereilung“ — rief er aus — „in der Todesangst ist man nicht Herr seiner selbst. Aber es ist dabei nichts versehen, da noch eine Kugel im Hute sich befindet. Ist diese weiß, so hab' ich die schwarze gezogen und bin des Todes. Wäre aber die schwarze Kugel noch da, so hab' ich die weiße gezogen, und bin also frei.“

W.

Der Troubadour.

(Romanze. Nach dem Französischen.)

Dem Kummer feind, vor Muth und Liebe glühend,
Zog in den Krieg ein junger Troubadour;
Von seiner Schäferin, so hold und blühend,
Erscholl sein Lied rings über Thal und Flur:
Mein Arm dem Vaterland,
Mein Herz für Sie entbrannt!
So sterb' ich fröhlich für Lieb' und Ruhm,
Und diese Pflicht ist mein Heiligthum.

Das Haupt behelmt, im tapfern Arm die Leyer,
Steht einsam auf der Wacht der Troubadour —
Vergang'ne Zeit ist jetzt der Seele Feier,
Er denkt und singet von der Einen nur:
Mein Arm dem Vaterland,
Mein Herz für Sie entbrannt!
So sterb' ich fröhlich für Lieb' und Ruhm,
Und diese Pflicht ist mein Heiligthum.

Und in der Schlacht, von Feinden rings umgeben,
Bewährt der Sänger herrlich seinen Muth;
Kühn wehrt er ihrem drohenden Bestreben,
Und laut durchtönt sein Lied des Kampfes Wuth:
Mein Arm dem Vaterland,
Mein Herz für Sie entbrannt!
So sterb' ich fröhlich für Lieb' und Ruhm,
Und diese Pflicht ist mein Heiligthum.

Doch bald im wilden blut'gen Schwerdter-Tanze
Färbt auch des Sängers Blut die Erde roth,
Und schwer getroffen von des Feindes Lanze,
Nennt Sie er noch, und daucht, erfaßt vom Tod:
Mein Arm dem Vaterland,
Mein Herz für Sie entbrannt!
So sterb' ich fröhlich für Lieb' und Ruhm,
Und diese Pflicht war mein Heiligthum.

Adelheid von Stolterfoth.

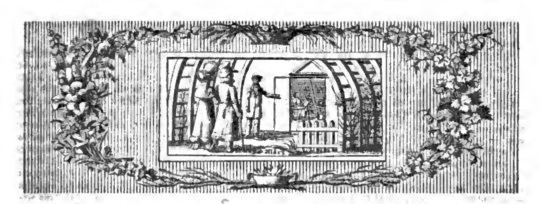
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Ein Ungeheuer stand neulich vor den Assisen zu Lyon, das die alte Sage vom „Blaubart" für unsere Tage verwirklicht. Sein ganzes Leben fast war eine ununterbrochene Reihenfolge von Verbrechen und Schandthaten, und zu spät erreichte die Nemesis ihr Opfer. — Peter Gabriel Lelièvre, später Chevalier genannt, war zu Madrid von französischen Eltern geboren. Sein Vater ist Eigenthümer und ein begüterter Rentier, der zu Paris wohnt. Er war längere Zeit bei der französischen Bank angestellt, als er zum ersten Mal in die Hände der Polizei fiel, weil er im Januar 1809 auf falsche Banknoten eine Summe von 15,000 Thlr. Gold gezogen hatte. Seine Ehre war verloren, sein Leben bedroht; aber der bestürzte Vater rettete ihn für diesmal, indem er, die fehlende Summe ersetzend, vom Minister die Gnade der Freisprechung seines Sohnes erlangte. Es erfolgten keine weiteren Nachforschungen; aber am andern Morgen war der Schuldige bei einem Regimente enrolirt, das nach den Colonieen abgehen sollte. Wenige Zeit darauf gelingt es Lelièvre, zu desertiren. Ein anderer Soldat, Chevalier, der bei demselben Regiment stand, hatte gerade um diese Zeit seine Papiere verloren; Lelièvre findet sie, er macht sich einen falschen Abschied, einen falschen Reisepaß, und so kommt er nach Lyon. Mit seinen Papieren, die auf den ersten Anblick keinen Betrug ahnen lassen, wagt er es, sich bei dem Präfekten zu präsentiren. Er sollicitirt als angeblich geborner Lyoneser eine Stelle in dem Präfektorial-Bureau, und sein vortheilhaftes Aeußere, seine Sitten, seine schöne Handschrift verschaffen ihm auch bald ein Amt. Er ward sogar zum Unter-Direktor im Finanz-Bureau ernannt, und war lange in dem ungestörten Besitz seines Amtes, als der Raub eines Kindes ihn abermals der Polizei überlieferte, wo nun seine während seines Aufenthaltes in Lyon heimlich verübten Mordthaten endlich ans Tageslicht gekommen sind. — Bevor er in Lyon seine erste Ehe schloß, suchte ihn hier im Jahre 1812 eine junge holländische Wittwe auf, die er früher in Antwerpen kennen gelernt hatte. Er lebte mit dieser hübschen Frau, die einer dauernden Gesundheit genoß; plötzlich ward sie von einer Entzündung in den Eingeweiden befallen, alle Mittel sind fruchtlos und — sie stirbt in wenigen Tagen. — Sehr bald auf diesen schrecklichen Tod seiner Geliebten heirathet Chevalier die Tochter eines vermögenden Eigenthümers, die gleichfalls jung und blühend war, und sehr gesund schien. Auch sie empfand, etwa nach einem Jahre, plötzliche Schmerzen in den Eingeweiden; sie erzählte dies mehreren Verwandten, und daß ihre jüngst geborene Tochter in demselben Zustand sey. Das Kind stirbt in Krämpfen, und die unglückliche Mutter folgt ihr. Kaum hat sie den Geist aufgegeben, so nimmt Chevalier ihre Ringe, Ohrringe u. s. w. ihr ab, und gießt mit Sorgfalt die Hälfte eines Getränkes weg, welches er seiner Gattin, angeblich um ihr im Todeskampfe bei zu stehen, eingeflößt hatte. — Bald auch über diesen Verlust getröstet, heirathet Chevalier (1816) eine dritte Frau. Bei seinen bisherigen, wie bei den noch folgenden Ehepakten war immer die Bedingung gemacht worden: daß der Theil, welcher den andern überleben würde, dessen Vermögen ganz und ungetheilt ererben solle. Jene Frau nahm erst einigen Anstand, einen Mann zu heirathen, über den schon einige böse Gerüchte entstanden; aber endlich willigte sie dennoch ein. Sie ward guter Hoffnung und gebar unter fortdauernden heftigen Schmerzen einen Knaben. Chevalier ward später angeklagt, diesen Knaben ermordet zu haben! Einen Monat nach ihrem Kindbett fühlt die Unglückliche neue Schmerzen. Sie kann weder ärztliche Hülfe noch den Beistand ihrer Verwandten erlangen; denn Chevalier, der sich sehr zärtlich stellt, will Alles selbst besorgen; er bleibt allein um sie, aber das Uebel wächst, und bald (1817) stirbt auch diese Frau. — Kaum ein Jahr nachher contrahirt Chevalier eine vierte Heirath!! Die junge Gattin ward guter Hoffnung; auch sie leidet an Convulsionen und heftigen Schmerzen, wird plötzlich ohne fremde Hülfe entbunden, und Chevalier consultirt die Hebamme Pontannier über die Amme, die er seinem Kinde geben wolle. Diese Frau bemerkt: daß die Geburt unmöglich auf naturgemäßem Wege vor sich gegangen seyn könne, und Chevalier gesteht ihr: daß allerdings schwere Nervenkrisen da gewesen und daß man gezwungen worden wäre, bei der Entbindung die Hülfe der Kunst in Anspruch zu nehmen. Die Pontannier murmelt von Gift; Chevalier erbleicht, stottert, aber das Gespräch verliert sich. Einige Tage vergehen, als der Verbrecher ihr eines Morgens den unbegreiflich plötzlichen Tod auch dieser Gattin ankündigt. Die Pontannier wird wüthend; sie verbirgt ihren Argwohn nicht länger und sagt Chevalier: daß die Familie der Gestorbenen den Leichnam würde öffnen lassen, ja daß sie selbst dies thun wolle, sollten etwa die Verwandten Anstand nehmen. Chevalier erbleicht wieder und fragt nur zitternd: ob seine Gegenwart bei diesem Akt nöthig seyn werde? Die Familie schwankt jedoch: man bedenkt, daß eine gefürchtete Entdeckung den Mörder auf's Schaffot bringen, die Familie und sein Kind entehren würde, ohne doch die Mutter wieder zu bringen, und so beobachtet man ein tiefes Schweigen. — Man weiß noch nicht genau, welche Gründe Chevalier bewogen haben mögen, seinen Knaben, den ihm die dritte Frau gebar, zu rauben, wodurch er, wie gesagt, endlich Gelegenheit gab, daß seinen Schandthaten ein Ziel gesetzt werden konnte. — Er gab in seiner Vertheidigung vor: daß sein Kind zwei Jahre alt war, als er es nach Villeurbanne in eine ländliche Pension brachte, wie dies in Frankreich nichts Seltenes ist. Er sprach von jener Frau Pontannier, als von einer lästigen Bekannten, einer Pathen seines Kindes, die sich unaufhörlich in seine Angelegenheiten gemischt, die ihn mit seiner Familie entzweit hatte und mit der er denn nun endlich ganz hätte brechen wollen. In diesem Zweck habe er sein Kind aus einer Pension, angeblich bei einer Muhme dieser Pontannier, heraus nehmen und es anderswo unterbringen wollen. Er erzählt nun: Er sey am 2. August 1820 um 7 Uhr Abends mit seinem Kinde von Villeurbanne gekommen, eben in jener Absicht. Statt nach Lyon hinein zu gehen, habe er es vorgezogen, im „halben Mond", auf dem Wege nach Tessin, zu übernachten. Am andern Morgen habe er sich nach dem nur eine Meile entfernten Orte P. aufgemacht; die Hitze aber und die Anstrengungen hätten ihn ganz ermattet. Der Wein, den er getrunken, sey ihm zu Kopfe gestiegen und er habe sich mit seinem Kinde in einen Kreuzweg unter dickes Gesträuch verirrt. Sein Kind sey von einem Zweige vor den Kopf geschlagen worden; es habe getaumelt, sey, ohne daß er es halten konnte, bei dem schlüpfrigen Fußwege, auf dem sie gingen, ausgeglitten, in eine Vertiefung gefallen, habe ihm keine Antwort mehr gegeben und sich wahrscheinlich den Kopf an einen Felsen zerschmettert. Die Nacht habe ihn überrascht, er sey von seinem eigenen Falle bestürzt und ohnmächtig geworden, habe vergebens um Hülfe gerufen, sey erst spät nach Lyon zurück gekommen, und, seinen Kummer bezwingend, habe er den Fehler begangen, gar keine Anzeige von dem Vorfall zu machen. Später habe er sich vergebens bemüht, den Ort und sein Kind wieder auf zu finden; er habe es nie wieder gesehen! — Diese Aussagen wurden ihm sämmtlich völlig widerlegt; Verwirrung brachte ein Geständniß nach dem andern hervor und vor Kurzem büßte er seine vielen Mordthaten unter dem Beil des Henkers.

B s.

In Paris giebt es sogar öffentliche Hazard-Spiele auf den Boulevards. Man tritt an einen offenen Tisch und spielt. Vorzüglich ist dies äußerst verführerisch für Domestiken, welche sehr häufig das ganze Markt- und Kaufgeld ihrer Herrschaft dort verthun. (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Montag den 12. März. | 41stes Blatt.

Die Wette.

1.

„Ueber Euch Weiber!“ sagte der Justiz-Rath und legte die Pfeife hin; „müßt Ihr denn Alle von Eurer Erbsünde angesteckt seyn?“ — „Und das nennst Du also Neugier?“ erwiederte Albertine, und warf das Näschen auf. „Wenn ich um die Wohlfahrt Deines Bruders besorgt bin, so solltest Du dies, dächte ich, mit einem edleren Namen belegen.“ — „Gut, liebe Frau, wir wollen es Theilnahme nennen; aber es kommt Alles darauf an, daß der Gang seines Prozesses verschwiegen bleibe, und — Du weißt wohl, Weiber und Geheimnisse!“ — „O über Euch Männer! will ich nun sagen. Was wir verschweigen wollen, erfahrt Ihr gewiß nicht.“ — „Desto schlimmer, Ihr solltet eigentlich nichts zu verschweigen haben.“ — „Ey, sieh doch, was werdet Ihr gestrengen Herren der Schöpfung noch aus uns machen. Gut, daß wir auch noch eine Stimme dabei haben.“ — „Leider ist es so.“ — „Nein, nicht leider. Was würde aus Euch werden, wenn unsere weicheren Herzen nicht immer wieder gut machten, was Eure harten Köpfe verdorben haben.“ — „Sollte ich einmal ein Buch über die Weiber schreiben, so würde ich —.“ — „Ohne Zweifel viel Albernes darin vorbringen. Ihr seyd einmal im Besitz des Bücherschreibens, und da schwatzt Ihr Einer dem Andern es nach, wie die Weiber sind und wie sie seyn sollten, und —.“ — Ja wohl, wie sie seyn sollten!“ — „Nun, ich möchte doch einmal wissen, welchen Fehler die Männer nicht hätten?!“ — „Du wirst doch hoffentlich bei Deinem Manne eine Ausnahme machen?“ — „Ich nehme Niemand aus.“ — „Also bin ich neugierig, schwatzhaft —.“ — „Du bist mein lieber Mann. Hier nimm Deine Pfeife wieder und höre meinen Vorschlag: Laß uns eine Wette machen, wer zuerst den Andern eines Fehlers überführen wird.“ — „Und worin soll die Wette bestehen?“ — „Wer verliert, muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben.“ — „Gut denn, liebe Frau, ich verspreche Dir, daß die Gnade bei mir vorwalten soll.“ — „Es war einmal ein Jäger, der verkaufte die Haut des Bären, ehe er noch —.“ — „Wußte, daß es schon Neun geschlagen habe, wo er in die Session müsse. — Adieu, meine kleine neugierige Albertine!“

2.

Frau von Berg, die jüngere Schwester Albertinens, hatte, den Befehlen ihres Vaters gehorsam, dem reichsten Manne der Provinz ihre Hand gegeben, welcher zugleich den größten Fehler besaß, den er in den Augen eines jungen Weibes haben konnte: er war um vierzig Jahre zu früh für sie auf die Welt gekommen. Der Himmel belohnte dieses Opfer der kindlichen Liebe: er rief den alten Herrn von Berg nach einer zweijährigen Ehe zu sich. Die schöne Wittwe, die sich auf einmal aus einer Sklavin in die unumschränkte Gebieterin eines großen Vermögens und eines zärtlichen Herzens verwandelt sah, beschloß, beides nicht eher wieder zu verschenken, bis sie der Vorrechte ihrer Freiheit überdrüssig wäre. Sie betrat den Schauplatz der

großen Welt, und ergötzte sich an dem glänzenden Schein, den eben diese Welt so gern für Wahrheit verkaufen möchte; sie gewann den Beifall der ganzen Stadt, aber sie verlor sich selbst nie aus den Augen: der zarte weibliche Sinn schützte sie. Einer der angesehensten Männer der Residenz warb um ihre Hand; sie erklärte, daß sie beschlossen habe, noch frei zu bleiben. — „Aber um des Himmelswillen, liebe Frau Schwester!" sagte der Justiz-Rath: „das ist nun schon die dritte glänzende Partie, die Sie ausschlagen." — „Und wenn es die zehnte wäre. Oder meinen Sie, daß ich zu eilen habe? Freilich, im zwanzigsten Jahre —" — „Ernsthaft, liebe Frau Schwester. Der Besitz Ihrer Hand ist so wünschenswerth und beneidenswürdig, daß Ihnen immer die Wahl unter den besten Partien bleiben wird; aber da Sie doch entschlossen sind, sich wieder zu vermählen, warum es aufschieben? Unter der Aegide eines Mannes —" — „Ich errathe, was Sie sagen wollen; aber seyn Sie deshalb unbekümmert, guter Justiz-Rath! Ich habe mein Betragen bisher noch immer vor mir selbst verantworten können, und das ist Alles, was ich der Welt schuldig zu seyn glaube." — „Sie werden hoffentlich den herzlichen Antheil, den ich an Ihrem Wohl nehme, nicht mißkennen. Warum verweigern Sie es, meinen Freund, und, erlauben Sie, daß ich hinzu setzen darf, auch sich selbst so glücklich zu machen?" — „Weil ich noch frei bleiben will, weil meine Hände noch wund sind von den harten Fesseln des Ehestandes, weil — weil ich —" — „Sie stocken? Warum auf einmal so ernst?" — „Mit einem Worte, weil Sie nicht Alles zu wissen brauchen. Zu seiner Zeit werden Sie meine Ursachen schon erfahren."

Der Justiz-Rath ging gedankenvoll nach Hause. „Da ist ein Geheimniß im Spiel!" sagte er zu sich selbst, „und gewiß kein kleines Geheimniß, sonst würde ihr Leichtsinn es längst verrathen haben." — Er sann hin und her, aber was er in dem einen Augenblick entdeckt zu haben glaubte, verwarf er in dem andern wieder.

5.

Einige Tage waren verflossen, als er eines Morgens Frau von Berg die Straße herauf kommen sah. Sie ging eilig an ihm vorüber, aber doch nicht so schnell, daß er ihre rothgeweinten Augen nicht hätte bemerken sollen. Nach Verlauf einer halben Stunde trat sie wieder aus dem Zimmer ihrer Schwester; die Justiz-Räthin begleitete sie über den Vorsaal und schien ihr Trost ein zu sprechen. — „Deine Schwester schien heute nicht heiter zu seyn" sagte der Justiz-Rath Mittags zu seiner Frau; „ist etwas vorgefallen?" — „Nichts, so viel ich weiß!" erwiederte diese, und wollte gleichgültig scheinen; aber die leise Röthe, welche ihre Wangen überflog, verrieth sie. Der Justiz-Rath gab dem Gespräch eine andere Wendung und beschloß, sich auf's Lauern zu legen. Am nächsten Tage, als er mit seiner Frau im Park umher ging, begegnete ihnen Frau von Berg. — „Noch immer keine Nachricht von ihm?" flüsterte die Justiz-Räthin ihrer Schwester zu. Ein Kopfschütteln war die ganze Antwort. — Nachricht von ihm! von wem? — Der arme Justiz-Rath war nicht klüger als zuvor, oder vielmehr noch ein gutes Theil unwissender. Ein Geheimniß hatten die Weiber, das war klar, und daß sie es vor ihm zu verbergen suchten, war noch klarer. Ihn verdroß nur, daß man seinen Rath und seinen Beistand verschmähe, da man doch überzeugt seyn müsse, wie sehr ihm das Beste seiner Schwägerin am Herzen liege. „Ich werde zeitig genug dahinter kommen!" sagte er verdrüßlich zu sich selbst: „sie werden es mir noch Dank wissen, wenn ich Ihnen helfen will."

Bald darauf brachte der Diener der Frau von Berg ein Billet an ihre Schwester; Albertine war ausgegangen, der Justiz-Rath empfing den Brief. Da lag nun das kleine verwünschte Papier vor ihm, welches ganz unbezweifelt den Aufschluß des fatalen Geheimnisses enthielt. Hundert Mal nahm er es in die Hände und eben so oft legte er es wieder hin. Das Siegel zu verletzen? Behüte der Himmel, diesen Frevel möchte er um den Preis des wichtigsten Geheimnisses nicht begehen; aber wenn er dennoch in der besten Absicht zu erforschen suche, was seine Schwägerin bekümmere — ob es nicht sogar Pflicht für ihn sey, die Unglückliche ihrem Gram wider ihren Willen zu entreißen? — Der Justiz-Rath war, wie man sieht, auf dem besten Wege, sich selbst zu betrügen, und wirklich hatte er das Billet so lange von allen Seiten herum gedreht, bis er fast den ganzen Inhalt wußte. Wer malt sein Erstaunen, als er Folgendes heraus brachte: „Ich bin in Verzweiflung, liebe Schwester! alle meine Nachforschungen sind vergebens, der geliebte Flüchtling ist für mich verloren. Ich werde den Undankbaren nicht wieder sehen; könnten Thränen ihn zurück rufen, er läge längst wieder zu meinen Füßen. Mein einziger Trost ist, daß das holde Geschöpf, welches ihm das Daseyn zu verdanken hat, mit mehr Liebe mir zugethan seyn wird als sein treuloser Vater; aber ich zittere vor dem Augenblick, wo es in die Welt treten soll. Wenn Dein Rath —" Hier verhinderte ein Bruch des Billets den Justiz-Rath, weiter zu lesen; aber er wußte schon mehr als genug. Mit hastigen Schritten ging er auf und ab und rieb sich die Stirn: hier mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden. Schnell und vorsichtig! — darüber war er mit sich einig; aber das Wie? war nicht so leicht ausgemittelt; seine Frau sollte entscheiden!

(Der Schluß folgt.)

Thomas Becket, der Heilige.

(Schluß.)

So geheimnißvoll auch diese vier Ritter zu Werke gegangen waren, so gewahrte doch der König etwas von ihrem Entschluß: er bereuete sein Wort und sandte sogleich Vertraute nach, sie von ihrem Beginnen ab zu halten; allein die Verschworenen zauderten keinen Augenblick, ihre That zu vollenden. Sie traten in Beckets Palast und überhäuften ihn mit Vorwürfen wegen alles dessen, was er that und gethan hatte. — Der Erzbischof beantwortete ruhig und fest alle ihre Vorwürfe und zeigte ihnen: wie undankbar sie an ihm selbst handelten. Es waren ein Paar dieser Ritter früherhin in seinen Diensten gewesen, und er hatte demnach einiges Recht, so zu sprechen. Indessen nahte sich die Zeit zur Vesper; er ging, sie zu halten. Die Ritter folgten und am Altare mordeten sie ihn: sein Blut bespritzte die heilige Stätte. Diese sowohl, als die Ruhe, mit der Thomas Becket in der Ausübung seiner Pflicht gestorben war, machten auf das Volk großen Eindruck. Kaum war die Nachricht von seinem Schicksal bekannt geworden, da strömten Alle in die Kirche, den Leichnam zu sehen und die Hände in das Blut desselben zu tauchen, um sich damit zu segnen. Die Geistlichkeit stellte ihn bald als einen Heiligen dar; sie erhob seine Verdienste — von denen die Geschichte nichts weiß! — und drang darauf, ihn andachtsvoll zu verehren. Es dauerte nicht lange, so thaten seine Gebeine die größten Wunder, und wer diese sehen will, sieht sie sehr leicht: das war zu allen Zeiten so. Sein Grabmal konnte Todte lebendig machen; selbst todte Ochsen, Pferde und Hunde wurden auf ihm wieder belebt. Bevor Thomas bestattet ward, stand er auf, um die Lichter an zu zünden, die um seinen Sarg herum leuchten sollten, und als die Leichen-Ceremonie zu Ende war, segnete seine Hand das Volk zum letzten Mal. Kurz, Thomas Becket war und mußte ein Heiliger seyn, und in um so übleren Lichte *) stand Heinrich der König da, der in den Verdacht kam, die Meuchelmörder gedungen zu haben.

Heinrichs Bestürzung bei der Nachricht davon kannte keine Grenzen. Er ahnete gleich, wie das Volk von dieser That denken würde, und fürchtete, der Todte könnte ihm nun noch mehr schaden, als der Lebende. Düster zog er sich in die Einsamkeit zurück und verschmähte drei Tage lang jede Nahrung. Mit Mühe vermochten es seine Umgebungen, ihn in etwas zu besänftigen. Die allgemeine Stimme zeugte bald für seine Unschuld, und der Papst selbst sprach ihn von Allem frei, unter der Bedingung eines vollkommenen Gehorsams für seine Befehle. Selbst die Mörder Beckets kamen auf diese Bedingung ohne alle Ahndung davon. Heinrich versprach, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu thun und außerdem feierlich nach dem Grabe des heiligen Thomas von Canterbury — so hieß derselbe seit seinem Tode — zu wallfahrten. Als er die hohe Kathedrale Canterbury's wahrnahm, stieg er vom Pferde, ging barfuß in die Stadt, fastete und betete den ganzen Tag, wachte die ganze Nacht bei dem Sarge, opferte ein jährliches Einkommen von funfzig Pfund, um immer davon die nöthigen Kerzen zur Beleuchtung des Grabgewölbes bestreiten zu können, ließ sich von den Mönchen den entblößten Rücken wacker zergeißeln, und — am nächsten Tage ward er absolvirt.

Wem fällt nicht hierbei ein: daß Heinrich II. ganz mit Heinrich IV. von Deutschland zu vergleichen ist? In eben den Verhältnissen, in denen sich dieser zu Gregor, dem Papste, demüthigen mußte, in demselben mußte Heinrich vor einem Erzbischof seines Reiches kriechen, vor dem lebenden und dem todten! Heinrich hatte ihn erhoben und der Undankbare demüthigte ihn bis zur Niedrigkeit. G. W. Becker.

*) Dieser böse Schein blieb ihm auch, bis Heinrich VIII. dem ganzen Heiligen-Kram einen Hauptstoß versetzte; Becket aber ohne Weiteres in der Heiligenliste strich, weil sein Sarg so viel Gold an sich hatte, daß ihn kaum acht Männer tragen konnten.

Alte Gnomen vom Jahr 1766.

8.
Fortuna setzt uns auf ein Rad;
Wer heut das Oben inne hat,
Liegt morgen unten. Ist wer klug,
Der schicke sich in den Betrug.

9.
Was man freundlich dir vertraut,
Sey auf festen Grund gebaut;
Eher sollst dein Ich du hassen,
Als das Anvertraute lassen.

10.
Seht doch, wie Delphinen
Gern einander dienen:
Eines Leid ist Aller Leid.
Sind denn wir voll Grausamkeit,
Daß wir uns der Armen!
Wenig nur erbarmen.

11.
Rastlos emsig sind die Bienen,
Doch nicht ihnen:
So gehört auch all das Deine
Der Gemeine. Haug.

Baum-Gespräch.

Der Erste.

Herbsthauch wandelte mir die grünenden Blätter in dürres Laub; doch entlaubte mich nicht. Nachbar, wie stehst du so kahl!

Der Zweite.

Rühme dich solcher Umhüllung nur immer! Ich träume den Lenz schon!
Du starrst aber noch tief, tief in den Winter hinein.

Fr. Raßmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

St. Petersburg. Am Sonnabend den 18ten Dezember (alten Styls) des vorigen Jahres ereignete sich hier folgendes Unglück: Um 7 Uhr des Morgens wurden die Einwohner am Ligowaer Kanal *) im Moskowischen Stadttheil durch eine ungewöhnliche starke Erschütterung erschreckt. Von dem zwei Stockwerk hohen hölzernen Hause des Bürgers Kurailow ward von dem zweiten Stockwerk die Lage und das Dach abgerissen, das ganze Stockwerk bis zur Grundlage, mit Balken, Brettern und im Hause befindlichen Sachen, aus einander geworfen und darauf ein Pulver-Geruch verspürt. Am schrecklichsten war das Loos der im Hause wohnenden Menschen. Dies obere Stockwerk bewohnten: ein kaiserlicher Feldjäger Dubinckin mit seiner Frau und einem Bruder; ein Hof-Lakay Michailow und der Bürger Katschkow nebst Familien. Der Feldjäger und seine Frau wurden mit dem Bette, worin sie noch lagen, in die Luft gehoben und an den Ligowaer Kanal geworfen; seine beiden Füße waren abgerissen und man fand ihn bereits todt auf dem Platze; die Frau gab noch einige Zeichen des Lebens, allein ohnerachtet aller angewandten Mittel starb sie nach drei Stunden. Todt fand man: den Bruder des Feldjägers, der in der Küche hinter der Wand lehnte, sein Gesicht und Hirnschädel waren abgerissen; die Frau des Hof-Lakayen, dessen Sohn von 10 und Tochter von 14 Jahren, die in einer andern Abtheilung wohnten. Schwer verwundet waren: dieser Hof-Lakay selbst, der Bürger Katschkow und dessen schwangere Frau; allein der auf ihren Armen liegende Säugling war nicht im geringsten beschädigt. Im Gesicht verbrannt waren: eine Bäuerin, die bei dem Hof-Lakayen diente, und der Titulär-Rath Besrodnoi, welcher den Abend zuvor zu dem Feldjäger zum Besuch gekommen war und die Nacht im Vorzimmer schlief. Sie wurden Alle ins Hospital gebracht, wo der Bürger Katschkow nach einigen Stunden starb. Im untersten Stockwerk wohnten acht Zimmerleute; diese waren eine Viertelstunde vor dem Unglück aus dem Hause auf die Arbeit gegangen und entkamen dadurch der Gefahr. In einer andern unteren Abtheilung des Hauses wohnte eine Bürgerin mit ihrer Tochter; die Mutter war nur leicht am Kopf und dem Rücken beschädigt, die Tochter war unverletzt. In einem von diesem Hause ziemlich entlegenen Nebengebäude waren alle Fensterrahmen zerbrochen, die Fensterscheiben ganz fein zermalmt und alle Spiegel und Meubeln beschädigt; die Bewohner desselben aber leicht im Gesicht zerkratzt. — In dem hölzernen Hause des Leder-Fabrikanten Biber, am Ligowaer Kanal, welches von dem in die Luft geflogenen Hause nur drei Faden (Klafter) entfernt lag, war die der Explosion ausgesetzte Wand ins Haus hinein gedrängt, und alle Meubeln, Fensterscheiben u. s. w. ganz zerschlagen. Das Bett, worin Biber mit seiner Frau schlief, wurde in mehrere Theile zerbrochen, Beide fielen auf die Diele, litten aber dadurch keinen bedeutenden Schaden. In mehr als funfzig Fenstern fünf benachbarter Häuser, von denen einige auf der andern Seite des Kanals liegen, waren die Scheiben zerbrochen. — Sonder Zweifel ist dieses Unglück durch das Auffliegen eines beträchtlichen Vorraths Schießpulvers entstanden; da alle Todte und Verwundete auf dem Platze blieben, der Feldjäger aber mit seiner Frau in die Luft flogen (man fand sie auf einem brennenden Bett-Ueberzug liegend), so kann man annehmen, daß das Pulver bei dem Feldjäger und sogar unter seinem Bette gewesen seyn muß. Diese Meinung bestätigt auch noch der Titulär-Rath Besrodnoi, welcher sagt: daß der Feldjäger, noch im Bette liegend, Taback geraucht, und daß plötzlich ein schrecklicher Schlag erfolgt sey, der ihn aller seiner Sinne beraubt habe. — Seit einigen Jahren haben sich in unserer Residenz die öffentlichen Erziehungs-Anstalten für beide Geschlechter außerordentlich vermehrt. Ihrer großen Menge ungeachtet dürften nur wenige davon, ihren pädagogischen Werth berücksichtigend, als Steine erster Größe glänzen. In den meisten derselben beschränkt sich der Unterricht leider noch immer auf Mechanismus und äußeren Prunk. Die Vorsteher und Vorsteherinnen derselben sind oft nichts weniger als Pädagogen. Eine der neuesten Verordnungen unseres für Volksglück und Volkswohl so unermüdet arbeitenden Hrn. Ministers des Cultus und der Volks-Aufklärung, Fürsten Golizin, stellt aber auch diesen wichtigen Zweig der Staats-Verwaltung künftig unter die strengste Obhut der Regierung. Auf seine Verfügung kommen künftig alle Pensionate, von Privat-Personen gestiftet, unter Administration einer besonderen Comität der hiesigen Universität. An der Spitze dieser Comität steht der, der literarischen Welt durch seinen „Timoleon", seine „Fürsten Chawansky" u. s. w. sehr bekannte Professor Raupach. Diese Comität dirigirt von nun an als höchste Instanz alle Pensionate; über beide steht nur noch der Minister. Ihr ist es als heilige Pflicht vorgeschrieben, sorgfältig und öfter im Jahre die Gegenstände des Unterrichts, die Talente der Lehrenden, der Vorsteher und Vorsteherinnen zu prüfen, die Unwürdigen von diesem Vorrechte aus zu schließen, und mit Nachdruck allen künftigen Mißbräuchen streng entgegen zu arbeiten. Bei solchen Auspicien dürfen und können wir gewiß einer besseren Epoche unserer künftigen Jugend-Bildung entgegen sehen. — Die Frau von Krüdener, die einst so viel Aufsehen erregte, lebt jetzt wieder hier. Man sagt: sie sey zum Besuch ihrer hiesigen Anverwandten gekommen. Zu den neuesten hiesigen Etablissements des Luxus und der Moden gehören auch zwei Magazine mit den schönsten italienischen Vasen von Alabaster. Zwei Italiener kamen hier im vergangenen Sommer mit einer beträchtlichen Ladung dieser Sachen an, und am ersten Tage der Eröffnung ihres Waarenlagers verkauften sie von ihrer Waare beinahe für 90,000 Rubel Banconoten. Der Werth der Ladung betrug über 300,000 Rubel. Im nächsten Sommer erwarten sie eine noch größere Sendung. Es waren darunter Vasen, die mehrere tausend Rubel werth waren, und auch solche, die nur wenige Rubel kosteten. Man bewundert mit Recht die Kunst, aus einer so zerbrechlichen Masse so beträchtlich große Vasen gefertigt zu haben. Die erhabene und durchsichtige Arbeit daran ist sehr vorzüglich, und es gewährt einen herrlichen Anblick, Abends die großen Vasen, welche vor den Fenstern aufgestellt sind, inwendig durch Licht erleuchtet zu sehen.

— * —

*) Petersburg wird von mehreren Kanälen bewässert. Der Ligowoer Kanal durchschneidet den Moskowischen Stadttheil, geht durch den Taurischen Garten und fällt dann in die Newa.

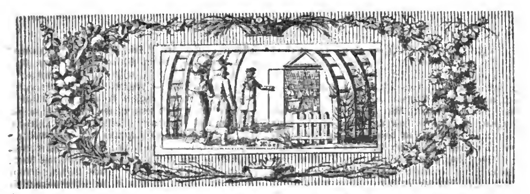
Der „Amico della Costituzione" von Neapel kündigte unlängst in seinem Blatte mit großen Buchstaben an: „Prima vittoria de Napoletani!" (erster Sieg der Neapolitaner!) Es war ein langer Artikel, der nichts weiter enthielt, als die Reise des Königs nach Laibach. Dies war der erste Sieg! Wäre doch Wiederherstellung der Ordnung der zweite Sieg! (Quotid.)

Unlängst verlangte ein Theil des Parterres im Theater der königlichen komischen Oper zu Paris mit Gewalt den Verfasser eines Stücks, Namens Riccoboni, zu sehen; es ergab sich aber leider, daß der Mann bereits seit 70 Jahren todt ist. (Gaz. d. Fr.)

Nach Gretrys, des berühmten Componisten Tode ließ man dem Magistrat von seiner Geburtsstadt (Lüttich) wissen: daß Gretry testamentarisch seinem Vaterlande sein Herz vermacht habe. Der Magistrat erwiederte: „Wir sehen stets und sehr gern der Uebersendung von Gretrys Herzen entgegen, sey es mit der Diligence oder mit welcher Gelegenheit es Ihnen beliebt, nur bitten wir, es bis hieher postfrei zu senden." (Gaz. d. Fr.)

Der Uhrmacher Laroche in Paris hat eine Vorrichtung erfunden, vermöge welcher er die Repetir-Uhren so billig zu fertigen gedenkt wie die gewöhnlichen Uhren. Eben so verfertigt er auch eine Art Wecker zu sehr billigen Preisen. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 14. März. 42stes Blatt.

Als der König kommen sollte.

Der König kommt! — Wie wollt ihr Ihn empfangen?
Soll Er mit Pracht in unsre Mitte zieh'n?
Wird wohl Sein Herz an eitlen Dingen hangen,
Dem schöner Sinn für's Höh're ist verlieh'n? —

Nein! denkt: Ein Vater kommt, der Kinder Wonne;
Mit herzlich frohem Sinn reicht Ihm die Hand,
Und dankt Ihm, daß des Friedens heit're Sonne
So freundlich scheint auf unser Vaterland.

Doch bergt das Elend nicht, das Viele drücket,
Sagt's traulich Ihm: Der Klagen sind noch viel! —
Ihr wißt, daß Er als Vater auf uns blicket,
Uns zu erkräft'gen ist Sein schönes Ziel.

Vertrauen Ihm! — Wer wollte nicht vertrauen,
Wo Vatergüte, Huld und Liebe thront!
Mit festem Muthe sollt auf Ihn ihr schauen —
In dessen Geiste Kraft und Wille wohnt.

Doch Mensch nur ist der König, das bedenket,
Wenn ihr im Kindeswahn zu viel begehrt:
Ein Größ'rer ist's, der unser Schicksal lenket,
Den demuthsvoll der König mit uns ehrt.

In unsrer Mitte weil' Er dann mit Freuden,
Und kehre gern auch künftig bei uns ein,
Und jeder sage kindlich Ihm bei'm Scheiden:
So fern als nahe wirst Du unser seyn!

W** 1820. J. W. Hackländer.

Die Wette.

4.

„Liebes Kind!“ so begann der Justiz-Rath; „dieses Billet — es ist noch unerbrochen, wie Du siehst; aber durch einen sonderbaren Zufall habe ich entdeckt — mit einem Worte, liebe Frau, ich kenne den Inhalt dieses Billets, und also Euer schreckliches Geheimniß. Jetzt ist keine Zeit mehr zur Verstellung; hilf mir nur auf Mittel sinnen, Deine arme Schwester vom Untergange zu retten.“

Albertine erschrack, weil sie sich den Zusammenhang dieser Worte nicht gleich zu erklären wußte. Sie erbrach den Brief: die wenigen Augenblicke, welche sie zum Lesen brauchte, waren hinreichend, ihr die Fassung wieder zu geben. Armer Mann, der du ein Buch über die Weiber schreiben wolltest, und nicht einmal wußtest, daß man einem Weibe nicht eine halbe Minute Bedenkzeit lassen darf, wenn es sich nicht aus dem verworrensten Handel heraus reden soll. Albertine steckte den Brief zu sich, und hörte mit der größten Gelassenheit den Plan zu einer Reise an, durch welche der Justiz-Rath die Ehre seiner Schwägerin zu retten hoffte. Sie widersprach ihm nicht; aber den Namen des geliebten Flüchtlings, von dem das Billet sprach, zu nennen, das verweigerte sie standhaft. — „Meine Schwester wird ihn Dir selbst sagen“ — damit mußte der Justiz-Rath sich begnügen. Der Abend verfloß ihm unter seinen Land-Charten, reisend legte er sich nieder und reisend stand er wieder auf. Als es Acht schlug, war seine Ungeduld nicht länger zu bezähmen; er nahm seine Frau an den Arm und zog sie mit sich fort. — Frau von Berg erstaunte über diesen frühen Besuch; aber sie sollte bald noch mehr erstaunen. „Ist denn heute der erste April?“ sagte sie in einem lachenden Tone, der gegen den Ernst ihres

Schwagers sonderbar abstach — „aber habt Ihr einen Anschlag auf mich gemacht?“ — Diese Frage kam dem Justiz-Rath sehr erwünscht; sie bahnte ihm den Weg zu einem guten Eingang, über den er nicht hatte mit sich einig werden können. Es war verabredet, daß seine Frau ihm bald ins Wort fallen und ihrer Schwester erklären solle: sie habe ihrem Manne das ganze Geheimniß entdeckt; statt dessen setzte sich die Justiz-Räthin an ein Fenster und sah auf die Straße. Da half kein Räuspern und kein Husten, Niemand kam ihm zu Hülfe, er mußte allein fortfahren. In dieser Verlegenheit schwatzte er so viel von wahrer und falscher Theilnahme, von wahren und falschen Verläumdungen, daß er endlich einsah: er müsse, wenn er zum Ziele kommen wolle, den Knoten geradezu durchhauen. Er hatte gut reden: Frau von Berg saß ihm stumm gegenüber, und rieb sich nur zuweilen die Augen, um gewiß zu seyn, daß sie nicht träume. Kaum fing er an, von einem gewissen Geheimniß zu sprechen, so stand die Justiz-Räthin auf und ging hinaus. Beinahe wär er aufgesprungen, um ihr zu folgen; aber er besann sich und blieb. — „Ja, liebe Freundin!“ sprach er nun; „ich weiß um Ihr ganzes Geheimniß; aber seyn Sie versichert, daß es nirgends treuer bewahrt seyn konnte. Die Welt darf nie etwas davon erfahren, Alles ist wegen eines geheimen Zuflucht-Ortes eingeleitet. Ihr guter Ruf —.“ — Frau von Berg sprang hochroth auf. „Sind Sie von Sinnen, Herr Justiz-Rath, oder — Sie pflegen doch sonst nicht zu viel zu trinken!“ — Indem ging die Thür auf und Albertine trat, mit einem Körbchen unter dem Arm, herein. „Hier, lieber Mann!“ sagte sie; „ist der Gegenstand Deiner zärtlichen Besorgnisse. Dieses kleine neugeborene Wesen soll meiner Schwester die Liebe ihres ungetreuen Azors ersetzen, der bei einem Spaziergang entlaufen und so grausam ist, nicht wieder zurück kehren zu wollen.“ — Der Justiz-Rath war wie in Stein verwandelt; er sah starr und unverwandt in den Korb, denn er wußte nicht, wohin er sonst sehen sollte. — „Scheint es doch beinah“ — sagte Frau von Berg — „als ob Sie in Ihrem Leben noch niemals ein junges Hündchen gesehen hätten.“ — „Wahrlich, noch nie eine so verwünschte kleine Bestie. Wenn Sie mir erlauben wollten, ihr den Hals um zu drehen —.“ — „Eine saubere Justiz! Pflegt Ihr Jünger der blinden Themis es immer so zu halten?“

Die Justiz-Räthin trat jetzt mit einer schalkhaften Miene vor ihren Mann: „Numero Eins, die Neugier; Numero Zwei, die Falschheit, fremde Briefe zu lesen; Numero Drei —.“ — „O still, still!“ rief der Justiz-Rath, und legte die Hand auf ihren Mund; „Du könntest leicht das Dutzend voll machen. Wer hätte aber auch ein so boshaftes Complott vermuthen sollen!“ — „Complott?“ fiel Frau von Berg ein; „was schwatzen Sie da! Wollen Sie etwa auch an uns Ihre prompte Justiz üben?“ — „Ihr habt Euch verabredet, leugnet nur nicht!“ — „Verabredet? daß Sie einen Brief, der Sie nichts anging, heimlich lesen sollten?“ — „Aber warum ward diese unbedeutende Sache so geheim vor mir gehalten?“ — „Eben weil sie unbedeutend war und ich Ihre Spöttereien nicht hören wollte.“ — „Und das fatale Billet, ist nicht jedes Wort dazu eingerichtet, mich zu täuschen? Wäre der Name darin genannt worden —.“ — „Ey freilich, ich hätte bedenken sollen, daß es in Ihre Hände fallen könne.“ — „Sie zitterten, schreiben Sie, vor dem Augenblick —.“ — „Ganz Recht; die kleine zarte Mutter dieses Hündchens ist der Liebling einer meiner Freundinnen.“ — „Und der Rath, den Sie von meiner Frau —.“ — „Sie sollte einen dieser kleinen Ankömmlinge mir auswählen helfen.“ — „Ich sehe wohl, jeder Buchstabe in dem unglücklichen Billet hatte sich gegen mich verschworen, und die Frau Schwester dazu. Haben Sie mir nicht vor einigen Tagen gestanden, daß Ihr Herz ein großes Geheimniß habe?“ — „In der That, guter Justiz-Rath, Sie sind, mit Ihrer Erlaubniß, kein großer Herzenskündiger. Wer hieß Ihnen, meinen Worten die allerunbesonnenste Deutung zu geben?“ — „Erlauben Sie mir, diese schöne Hand zu küssen; das ist Alles, was ich darauf antworten kann.“ — „Nun, damit Sie mir nicht wieder einen albernen Streich spielen, so will ich Ihnen das Geheimniß entdecken: Ich werde dem Geheimen-Rath Valberg meine Hand geben, sobald er gewisse wichtige Familien-Angelegenheiten berichtigt hat.“ — „Beste, liebste Frau Schwester! diese glückliche Nachricht söhnt mich ganz mit Ihrem losen Streich wieder aus.“ — „Ich erlaube Dir, Dich von Herzen darüber zu freuen!“ fiel die Justiz-Räthin ein; „aber, lieber Mann, vergiß darüber nur Deine Wette nicht!“ — „Ich dachte eben daran, von welcher Farbe das Kleid seyn solle.“ — „Nicht doch, so wohlfeil kommst Du nicht los; ich habe nichts von Gnade versprochen.“ — „Nun, so laß denn mein Urtheil hören!“ — „Ich bitte Dich um die Erlaubniß, mir auch ein solches Hündchen halten zu dürfen, damit, wenn Du wieder gegen die Weiber sprichst, dieses treue Thierchen durch erweckte Erinnerungen mein Advokat werde!“ — und der Justiz-Rath gab lächelnd seine Einwilligung. F. L. Schelling.

Die muthigen Frauen.

Herzog Swantipol hatte, nach einer gegen den deutschen Orden gewonnenen Schlacht, von den Gefangenen erfahren, daß in der Stadt Culm beinahe alle Männer fehlten: da sie größtentheils in der Feldschlacht gefallen waren, der Rest aber sich bei dem

Ordens-Heer befand. Swantipol hoffte daher, Culm durch eine Ueberrumpelung zu nehmen und zog ungesäumt davor. Die wenigen in Culm anwesenden Männer hatten zwar die Thore verschlossen, fanden aber eine Vertheidigung der Stadt beinahe widersinnig, da ihre geringe Anzahl zur Besetzung der Mauern bei weitem nicht hinreichte. Bei allem guten Willen waren sie gänzlich rathlos; nicht so die Frauen und Jungfrauen. Diese kleideten sich in die Gewänder ihrer Ehemänner und Väter, nahmen die Waffen zur Hand, und als Swantipol sich zum Stürmen der Stadt rüstete, eilten sie voll männlichen Muthes auf die Mauer, die sie mit großer Tapferkeit vertheidigten. Der Pommer-Fürst war auf eine lange Belagerung nicht vorbereitet; er fürchtete das Herannahen des Ordens-Heeres, zog sich eilig zurück, da er die Stadt voller Männer glaubte, und ließ unmenschlicher Weise seine Gefangenen erwürgen, durch deren Nachricht er sich getäuscht wähnte. — Dieser heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt durch die Bürgerinnen zu Culm sollen es die Frauen zu danken haben: daß sie, nach dem Culmschen Recht, bei dem Absterben des Mannes mit den Kindern, bei dem Tode der Eltern aber mit den Brüdern zu gleichen Theilen erben, da ihnen, nach andern alten Rechten, nur der dritte Theil des Nachlasses zusteht.

So wie vor Culm wurde Swantipol auch vor Elbing getäuscht, nur mit dem Unterschied, daß in letzterer Stadt die Frauen sich in blanke Stahlpanzer kleideten und damit auf die Mauer gingen, wodurch denn der Herzog, der eine Ordens-Besatzung in der Stadt vermuthete, bewogen wurde, ab zu ziehen, ohne einen Angriff gewagt zu haben.

Von der Tapferkeit einer einzelnen Frau im Culmer Lande bewahrt uns die Geschichte auch folgendes merkwürdige Beispiel: Die heidnischen Sudauer (Volksstamm im östlichen Theile Preußens) waren ins Culmische Gebiet gefallen und richteten daselbst eine große Verheerung an. Sie plünderten, raubten und brannten auf eine entsetzliche Weise, und wer von den Einwohnern sich nicht durch eine schleunige Flucht rettete, der wurde ohne Gnade ermordet. So wollte sich auch eine Frau in den nahen Wald flüchten, wurde aber von einem jungen starken Sudauer gesehen und verfolgt. Vergebens strengte sie alle ihre Kräfte an, ihm durch Laufen zu entkommen; stets ist er ihr auf der Ferse und mit dem nächsten Sprunge muß sie in seiner Gewalt seyn. Da faßt die Verfolgte ein Herz, steht plötzlich still, führt einen kräftigen Schlag mit der Faust nach den Augen ihres Verfolgers, und als er, betäubt von dem Schlage, auf einen Augenblick die Besinnung verloren hat, packt das rüstige Weib ihn, wirft ihn zu Boden und ringt mit ihm. Bei diesem Ringen trifft unglücklicher Weise die Frau mit dem Daumen in den Mund des Sudauers, der ihn sogleich abbeißt. Aber durch den Schmerz wird der Zorn und die Kraft der Frau auf's Höchste gesteigert; sie hält mit der Schwere ihres Körpers und mit der einen Hand den Feind am Boden fest, mit der andern erfaßt sie die nahe liegende weiche Erde, stopft sie ihm in den Mund und die Nasenlöcher, und stopft so lange, bis er erstickt ist.

Erwin.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Die Indianer, besonders die Garamantier, tragen ein halbes Straußen-Ey als Kopfbedeckung.

Mancher Mensch gleicht einer Wanduhr, die ohne Gewichte nicht geht: er würde unthätig, unwirksam seyn, wenn ihn nicht Mißgeschick träfe.

Drexelius, der im 16ten Jahrhundert lebte, schreibt: es habe ihm in Deutschland ein geistlicher Fürst einen Pelz aus Stieglitz-Köpfen machen lassen.

Von der rothen Farbe spricht Aristoteles in seiner Ethik: optimus, quem gignit pudor, die beste Farbe, welche die Schamhaftigkeit erzeugt: er hätte auch oder vielmehr sagen können: welche die weiße Farbe, die Unschuld, wenn sie vermöge der Optik am wenigsten gebrochen ist, zeigt.

Hermann Bunzel.

Altes Lied von Ulrich von Liechtenstein.

Wo ein Weib nicht fröhlich machen
Kann den herzgeliebten Mann,
Durch ihr Kosen, durch ihr Lachen:
Da die Freude gar zerrann.
Freut ihn nicht ihr süßes Kosen,
Nimmer freuen ihn des Maien Rosen.

Ich bin froh von einer Rosen,
Die kann sprechen süßes Wort;
Und ihr lieblich freudig Kosen
Ist mir hoher Freuden Pfort'.
Mit dem kleinen rothen Munde
Zieht sie mir Trauer wohl aus Herzens Grunde.

Seht, so wie die Biene Süße
Aus den Blumen ziehen kann,
Also ziehn mir ihre Grüße
Trauern von dem Herzen dann.
Ihr Urlaub und auch ihr Grüßen
Kann sie mit holden Worten wohl versüßen.

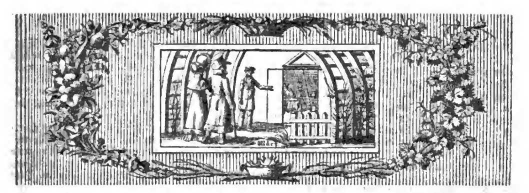
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Das Brockhausische „Conversations-Blatt" hat wieder ein Paar „Berliner Pickenicks" geliefert. Der Verfasser, der, wie ein neuer Archestratus (der alte wendete bekanntlich sein dichterisches Talent nur an die Kochkunst) daher tritt, scheint sich fast nur mit dem Vortisch, d. h. den reizenden Speisen zu beschäftigen; nächstdem ist die Brühe die Hauptsache und in Hinsicht geistiger Getränke muß bei der Pickenicks-Tafel wohl das Solonsche Gesetz gelten: daß man den Wein nicht ohne Wasser trinken soll. Ueber Manches wird uns dagegen auch reinerer Wein eingeschenkt, als wir es in loco können, und wir sind nicht wie die inländischen Fabrikanten, die alle fremde Waare verboten wissen wollen; wir freuen uns vielmehr, daß es ausländische Zeitschriften giebt — die Gründe lassen sich errathen! Es ist aber auch ein Unter-

schied zwischen Fabrik-Waaren und Geistes-Früchten: jene sind seit einiger Zeit überall im Ueberfluß zu schauen; an letzteren ist immer Mißwachs. Das kommt besonders mit daher, weil zuviel oculirt wird, d. h. es werden oft gewaltsam fremde Augen eingeschwärzt, und zwar andere als solche, die bei natürlichem Wachsthum im geistigen Gebiete nützlich sind. In der Gartenkunst nennt man dies veredeln und zieht schönere Früchte; im Reiche des Geistes kommt man dabei nicht einmal auf einen grünen Zweig. — Ueber unser gutes Berlin will man — um wieder ein zu lenken — in mehreren Zeitschriften jetzt gewaltig her. So hat z. B. der Wiener „Sammler" neuerdings ein Paar Berichte, wonach nichts Gutes in unserer Residenz zu finden wäre. Wenn wir einzelne Sätze heraus heben, wird sich indessen finden, daß nicht alles Pikante wahr ist. „Die Rolle der Shawls scheint hier bei den Damen der Pelz zu spielen" (nun, unsere Damen wissen auch die Shawls zu achten!). „Wer sich auf Pelzwerk versteht, kann schon eine Zeit lang mit den Damen Zwiesprache halten" (Verläumdung! unsere Damen können noch wenigstens von hundert unwichtigen Dingen sprechen). „Sehr feine weiße Strümpfe erblickt man selten, am häufigsten sind die schwarzen, hin und wieder blaue und röthliche" (das muß auch nicht so seyn; der Referent steht immer große Angst aus, wenn er bei schmutzigem Wetter neben Damen her geht, und zwar wegen der weißen Strümpfe; er lernte aus Erfahrung: daß ein Bespritzen dreiviertelstündige Ungnade zuzieht). „Die Dienstboten kennen, zum Glück der Frauen, noch kaum die Anfangsgründe des Luxus" (O wär' es so! Unsere Dienenden sorgen dafür, daß man, wenn sie ihren Sonntag haben, sie für Bediente hält und selbst ihren Händen nicht eben Arbeitsamkeit ansieht; Ammen zu werden, ist dabei der weiblichen dienenden Klasse beste Aussicht, weil sie als solche mehr Lohn und eine herrschaftliche Behandlung findet). — Die Droschken werden gewaltig schlecht gemacht. „Bequemlichkeit und Reinlichkeit hat der Referent des „Sammlers" in Berlin überall vermißt" und unser Straßen-Pflaster bekömmt auch sein Theil — nun, wir Berliner selbst finden dabei Steine des Anstoßes. — Das Betteln und Scharwenzeln am Neujahrs-Tage wird dann mit Recht gerügt; und obwohl Wien darin auch excellirt, so möchten wir es doch nur ungern toleriren, selbst dann, wenn etwa dadurch der erste Tag im Jahre zu einer Allegorie werden soll, um an zu deuten, daß man jetzt im ganzen Jahre durch Bettelei, Unverschämtheit und Kratzfüße am weitesten kommt. — Den allgemeinen Charakter der Berliner bezeichnet jener Referent am Schlusse seiner Relation mit den Worten: „Viel äußere Höflichkeit, wenig Dienstbereitwilligkeit", und da könnt' er, wenn er einmal sticheln wollte, das ganze lebende Geschlecht so schildern; denn leider geht der Menschen Wesen jetzt nur nach außen: nichts ist ihnen heilig, als ihr eigenes Ich, und Gold und Glanz bezahlt man gern mit dem guten Ruf, zu dem übrigens Bescheidenheit nicht mehr gehört; diese wird vielmehr zu den blamirenden Tugenden gezählt, deren wir schon viele haben. — Jener Referent hat auch über das Theater sich nicht eben günstig ausgesprochen, und da neulich die „Zeitung für die elegante Welt" (Nr. 39 und 40) ebenfalls wieder starke Ausfälle verbreitet, so sehen wir wenigstens, daß Berlin von den Correspondenten nicht verhätschelt werden soll; wer es indessen recht kennt, wird viele Vorzüge vor andern großen Städten entdecken, von denen wir gelegentlich reden müssen, um mit Thatsachen jeden solchen correspondant-mineur aus dem Schlupfwinkel zu vertreiben. — In der Berliner Kunstwelt ist Einiges zu erwähnen, als: Luthers colossale in Erz gegossene Statue, von Schadow, die so fest und einfach da steht, wie der — jetzt von österreichischen und süddeutschen Zeitschriften und Broschüren oft gemißhandelte Luther im Leben da stand. Nächstdem sahen wir zwei, von Hrn. Rudolph Schadow in Marmor gearbeitete Figuren, die Sandalen-Binderin und die Spinnerin, gut gedachte und herrlich ausgeführte Werke. — Hr. Ludwig Wichmann hat (in Rauchs Attelier) drei Figuren beendet, welche allegorisch auf die Schlachten von Lützen, Dennewitz und Leipzig hindeuten, sie werden in Eisen gegossen und sind für das Monument auf dem Tempelhofer Berge bestimmt, um welches künftig zwölf solcher Figuren (an denen auch Tiek arbeitete) stehen werden. Hr. Ludwig Wichmann hat es in jenen Arbeiten bewährt: daß er ein tüchtiger Bildhauer ist, und wir wünschen, daß er auch ferner zu bedeutenden Arbeiten kommen möge. — In den Atteliers der Maler finden wir jetzt fast nur Portraits (der Genius der Kunst erwecke im Publikum bald ein höheres Begehren!), und wurden namentlich sehr erfreut von einem Bildniß des Königs, welches Hr. Professor Schumann (der den Ruf eines guten Portrait-Malers hat und dem namentlich das Bild unseres Königs oftmals schon vortreflich gelang) neulich vollendete. Auch mehrere andere Bildnisse fanden wir bei ihm, verdienstlich durch Aehnlichkeit und gute Ausführung. — Ueber die Conzerte, welche im neuen Saale des Schauspielhauses gegeben worden sind, wollen wir wenig sagen, weil die Berliner Zeitungen sich schon darüber ausgebreitet haben. Bemerken wollen wir nur, daß man unrecht thun würde, zu glauben: die Mehrheit habe sich bei Händels „Alexander-Fest" sehr amüsirt; es gestanden vielmehr (die, welche gern den Schein der Kennerschaft retten, insgeheim, die Unbefangenen ganz laut) Viele: das an sich gewiß ganz vortrefliche Werk wolle unserer Zeit nicht recht zusagen. Sie nehmen dann allenfalls die Chöre aus, würden aber auch hier mit geringerer Zahl zufrieden seyn. Der gute Händel liegt, siebenzig Jahre nach seinem Tode, noch immer im Kampfe mit den Italienern, von denen ihm schon das Leben sauer gemacht wurde. Aber auch selbst dann, wenn es sogar von Kennern nicht ganz geläugnet werden darf, daß Manches veraltet ist, bleibt es achtungswerth: daß der General-Intendant, Graf Brühl, diese Gelegenheit — wo die Neugierde den neuen Saal füllt, selbst auf die Gefahr der Langenweile — benutzt, um ältere Meisterwerke der Deutschen dem Publikum ins Gedächtniß zurück zu rufen. — In dem zweiten Conzert hat uns der „Pilgrimsgesang", von Naumann, und das Violinen-Doppel-Conzert, vorgetragen von Moeser und Seidler, als das Vorzüglichste angesprochen. Das „Terpodion", auf welchem mehrere Musikstücke (zu einem derselben sprach Mad. Stich den „Monolog aus der Jungfrau" in wirksamen Nüancen) ausgeführt wurden, ergötzte den Referenten nicht besonders; der Vortrag schien noch im Mechanismus gebannt: ob es am Instrumente selbst lag oder an denen, die es behandelten, das mögen Andere entscheiden. — Auf der Bühne hatten wir nur eine Neuigkeit, nämlich: „Die Freuden des Landlebens", Lustspiel in vier Akten. Der Stoff, wie ein junges Ehepaar auf dem Lande das gemüthlichere Leben zu führen hofft und darauf eine Wette eingeht, aber, bedrängt von Plagen (die größtentheils von dem Vater der jungen Frau veranstaltet sind, was eigentlich nicht ganz zu einer ehrlichen Wette gehört), schon am ersten Tage nach der Residenz zurück will, ist zu geringhaltig, um vier Akte hindurch zu beschäftigen; die Scenen hängen auch nur lose an einander, und zur Einfarbigkeit des Ganzen thun vier Akte Reese (die nicht immer Probe halten) auch das ihre. Hätte der Verfasser (der, wenn wir nicht irren, seinen Stoff in einer Erzählung von Steigentesch fand) die Situationen mehr in einander gefügt, statt sie neben einander weg zu schieben (wodurch eben die störende Länge entsteht), so würde das Ganze eine günstigere Wirkung hervor bringen. Einzelnen Scenen folgt indessen ein glücklicher Eindruck, und von zwei Parteien, die sich am Schlusse zeigten, stimmen wir den Mildgesinnten bei. Die Darstellenden haben wenig Gelegenheit, sich aus zu zeichnen; Hr. Blume brachte jedoch, durch Lokal-Beziehung, bei einer Episode seiner Rolle (einem sich Einquartierenden) höhere Stimmung hervor.

(B. Mehr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. | Freitag den 16. März. | 43stes Blatt.

F a l s t e r.

(Aus einer kürzlich erschienenen dänischen Reise-Beschreibung.)

Nach einem mehrtägigen langweiligen Warten kündigte der Schiffer uns an: daß wir uns am Freitag, den 9ten Juni, des Morgens, bei der Copenhagener Zollbude einfinden möchten. Der Wind war vortrefflich; aber der Schiffer zauderte und blieb innerhalb des Baumes liegen. Endlich waren die Reisenden eingeschifft, die Papiere in Ordnung und das Schiff hinaus bugsirt. Aber jetzt hatte sich der Wind gedreht und war weniger günstig; deshalb ward zwischen dem Castell und der Batterie Trekroner der Anker ausgeworfen. Gegen Nachmittag konnten wir nördlich um die Batterie kreuzen und schifften mit gutem N. O. die Königstiefe hinunter. Wir segelten die Batterieen Trekroner, Lynette, Quintus und Prövesteen vorbei; mehr und mehr verschwand Copenhagen mit seiner lachenden Umgegend. Hven, vormals der Schauplatz tiefsinniger Nachforschungen und der Mittelpunkt, von dem die Berühmtheit des dänischen Namens sich über Europa verbreitete, nun eine traurige Erinnerung für Manche, die übelverstandenes Ehrgefühl ihrer Hoffnung und ihrer Stütze beraubte, senkte sich mit seinen lichtgelben Anhöhen hinter die dunkelblaue Fläche des Meeres; dagegen erhielten immer stärkere Fülle Amak, wo, unter Christian II., die Ostfriesen die Niederungen ihres Vaterlandes wieder fanden; Saltholm, Copenhagen's Vorraths-Gebäude für Kalk, und Schonen mit seinem Bergrücken. — Als die Sonne unter ging, hatten wir Falsterbo zur Linken und Sterns Klint zur Rechten. — Es herrschte bis dahin eine vollkommene Meeresstille; aber jetzt überzog sich der Himmel mit dunkeln Wolken, und der Schiffer erwartete einen starken Sturm aus S. O. Die Wellen begannen sich zu heben, sie stürmten unbändig vorwärts und das Schiff verschwand fast zwischen ihnen. Man konnte nicht mehr auf dem Verdeck aushalten, da die einander schnell drängenden Wogen mit Heftigkeit darüber schlugen. Es war eine schreckenvolle Nacht. Die Kajüte, in der kaum drei Menschen Platz hatten, mußte Sechs aufnehmen; die Fenster wurden von dem Wellenschlage zerbrochen, die Fensterladen mußten vorgesetzt, die Thür der Kajüte versperrt werden und dennoch strömte das Wasser zu uns ein, so oft die Wogen über das Schiff schlugen. In solcher Finsterniß, in solcher eingeschlossenen Luft, von der schwankenden Bewegung des Schiffes immer hin und her geworfen, erwarteten wir sehnsuchtsvoll den Anbruch des Tages. Er kam, aber ohne bessere Erwartungen zu geben, da der Sturm fortfuhr zu toben. Wir hatten die hohen Felsen-Küsten von Rügen und Moen abwechselnd im Gesicht. Da das Schiff in 56 Stunden nur 4 Meilen vorwärts gekommen war, so beschloß der Schiffer, den Lauf zu verändern und durch den grünen Sund nach Stubbekiöbing zu kommen. Kaum war das Schiff gewandt, als es mit Pfeilesschnelle nach Moen zuflog. Um 2 Uhr kam es uns zu Gesicht und zwischen 4 und 5 Uhr waren wir schon nahe dabei. An der südöstlichen Seite von Moen erheben sich, fast bis zu einer Höhe von 400 Fuß, loth-

rechte Kreide-Felsen aus dem Meere; Buchen-Waldungen umkränzen ihre Scheitel. Der Anblick dieser Felsen zeigt wunderbare Contraste: einen breiten schneeweißen Gürtel, oben mit einem dunkelgrünen Rande eingefaßt, unten von dem dunkelblauen Meere umgeben. Der Königsstuhl, die Jungfrau und die übrigen merkwürdigen Felsenspitzen zeigten sich von den schönsten Sonnenstrahlen beleuchtet. Bei diesem Anblick vergaßen wir die überstandenen Leiden und priesen heimlich das ungütige Schicksal, ohne welches wir den Genuß dieses Schauspiels entbehrt hätten. Aber es verschwand schnell; eine Felsenspitze verlor sich nach der andern, und wir begannen die Bucht zu durchsegeln, die Moen zwischen Klint und dem grünen Sunde bildet. Dagegen überschaueten wir nun einen beträchtlichen Raum des Inneren der Insel. Der Boden erhebt sich, anfangs in einer sanften, nachher aber stärkeren Abdachung, die an einigen Stellen Hügel bildet, welche noch höher über die Oberfläche des Meeres zu ragen scheinen, als die höchsten Spitzen der Klinter Kreide-Felsen. Die Abdachung war überall mit Bauer-Gehöften, Kirchen und wogenden Saatfeldern bedeckt. Der, Klint gegenüber liegende Theil der Bucht ist das waldige Nydzebeck; je näher man diesem kommt, mit desto größerer Fülle dehnt die waldbedeckte Küste von Falster sich aus. — Durch den Namen: grüner Sund, werden sowohl der Wasserlauf zwischen Moen und Falster bezeichnet, als auch die Wohnungen der Lootsen, die Backhuysens Kabinettsstücke lebhaft in das Andenken zurück rufen. — Gerade aus, Grünsund vorbei, zeigt sich Baagö, und zur Linken eine Landzunge, hinter welcher sich der hohe Kirchthurm von Stubbekiöping erhebt.

Stubbekiöbing hat von der Seeseite ein sehr gefälliges Ansehen. Die Küste ist ziemlich hoch und steil; auf ihr liegen Häuser, die von mehrentheils recht artigen Gärten umgeben sind, deren einige sich bis an den Strand hinunter ziehen. Ueber das Ganze ragt die Kirche mit ihrem hohen Thurm hervor. — Der Zugang zu der Stadt ist von der Seeseite, besonders bei einem Sturm, wie diesmal der Fall war, nicht von der besten Art. Eine doppelte Reihe unregelmäßig liegender Steine, von deren einem man zu dem andern springen muß, um fort zu kommen, dient als Schiffbrücke. Einige Steine, die das Meer fort gerissen hat, liegen außen vor dem Damm; diese erschweren die Anlandung, und die Wellen warfen unser Boot mit Gewalt dagegen. Für den Handel ist dieser Stein-Damm von keinem Nutzen, da man, um die Schiffe zu löschen und zu laden, mit Wagen an die Prahmen und Böte fahren muß. Man wollte, nicht lange vor dem Ausbruch des nun beendigten Krieges, der Stadt einen Hafen und eine Schiffbrücke verschaffen, die erforderlichen Kosten wurden zu 6000 Reichsthaler angeschlagen; aber — dem Stubbekiöbinger Handelsstande zu geringer Ehre — unterblieb diese nützliche Anlage, weil er der Credit-Kasse für die Zinsen und den jährlichen Abtrag des Capitals keine Gewähr leisten wollte; jetzt fühlt er den begangenen Fehler, ist aber nicht im Stande, ihn zu verbessern.

Die Stadt gehört zu den kleinsten dänischen Handelsstädten; jedes der Häuser, 112 an der Zahl, enthält, mit Ausnahme eines einzigen am Markte, nur *eine* Wohnung; sie sind größtentheils von Bindwerk, einige mit Ziegel-, andere mit Stroh-Dächern. Im Jahre 1801 lebten hier 467 Menschen, die sich mehrentheils vom Ackerbau ernähren. Außerdem findet man einige wenige Kaufleute, Lübecker Commissionaire, und einige Handwerker und Brandtweinbrenner; in diesem Jahre war zwei Färbern, Einem von Stege und Einem von Präsöe, die Anlegung von Färbereien bewilligt. — Die Kaufleute waren sehr unwillig über die fleißigen Einwohner von Arroe, die auf ihren Jachten zwischen den Inseln umher segeln und den Bauern ihre Korn-Waaren abkaufen. Warum machen die Einwohner der Handelsstädte es nicht eben so? Wenn es für jene vortheilhaft ist, so müßte es für diese doch auch seyn; aber sie wollen gar nicht in Concurrenz kommen und sähen gern, daß die Bauern genöthigt wären, ihr Korn nach der Stadt zu bringen und einigen wenigen Kaufleuten zu überlassen, die sich dann zu Niederhaltung des Preises vereinigen könnten. Jetzt hingegen segeln die Arroeer umher, kaufen den Bauern ihr Korn für einen annehmlichen Preis ab, versehen sie auch wohl mit diesen oder jenen, Landleuten nöthigen Dingen, und ersparen ihnen die Fuhren auf schlechten Wegen zur Stadt, zum großen Vortheil des Ackerbaues. Dank sey den Arroeern dafür!

Unter den Handwerkern sind die Handschuhmacher besonders zahlreich; sie sind zugleich Gerber. Da die Bauern auf Falster das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der Erndtezeit, lederne Kleidung tragen, so haben die Handschuhmacher gute Nahrung. Es ist einem nicht daran gewöhnten Auge auffallend, die Bauern mitten im Sommer in mehreren ledernen Wämsern, mit einem Rock von Zeug darüber, zu sehen. — Ein Sattler hatte angefangen, Matratzen und Stuhlpolster mit gewaschenem Tang — Zostera marina — aus zu stopfen. Er sagte: daß dieser Tang noch mehr zum Ausstopfen würde angewandt werden, wenn er nicht so stark mit dem andern Tang — Fucus vesiculosus — vermischt wäre, welches die Reinigung erschwere und kostspieliger mache. — Stubbekiöbing ist übrigens vormals bedeutender gewesen als jetzt; aber es hat in den Kriegen gegen Schweden etwas gelitten und ist in dem Kriege, der vor der Staats-Umwälzung vom Jahre

1660 her ging, ganz verwüstet. Seitdem konnte es seine ehemalige Höhe nicht wieder erreichen, doch ist es jetzt im Zunehmen.

Die Kirche steht auf dem Markte der Stadt; sie ward im Jahre 1790 ganz ausgebessert. Ihr äußeres Ansehen ist ziemlich gefällig, aber das Innere nichts weniger als das; ihr Boden ist flach und von Brettern, die Orgel ein kleines Positiv. Das Chor hat die Eigenheit, daß es sich nicht in der Mitte der Kirche, sondern an der Seite befindet; daher der Prediger, wenn er vor dem Altar steht, nicht von allen Zuhörern gesehen werden kann. An alten Denkmälern findet man einige Leichensteine auf den Gräbern Stubbekibbinger Bürgermeister; der älteste Stein, den ich sah, war von dem Jahre 1531. Bei der großen Ausbesserung im Jahre 1790 erhielt die Kirche ihren jetzigen viereckigen hölzernen Thurm, der aber so schwach gebaut ist, daß er mit einem baldigen Einsturz droht. Die Aussicht von diesem Thurm ist sehr schön; man übersieht von drei Seiten, in einem Umkreis von ein Paar Meilen, den Theil von Falster, der Stubbekibbing am nächsten liegt, mit seinen zahlreichen niedlichen Bauerhöfen, Fruchtgärten, Waldstücken und zum Theil bepflanzten Feldscheiden. Der Gesichtskreis wird hier von Waldung begrenzt; von der vierten, der östlichen Seite, übersieht man den Meerbusen, Bagoe, mehrere kleine umliegende Inseln und Seeland mit Wordingburg. Moen breitet sich in voller Pracht vor den Blicken aus; an der einen Seite zeigt sich die Thurmspitze der Prästoeer Kirche, an der andern der hohe waldige Klint, die Grenze der Insel. Außen vor Grönsund eröffnet sich die Ostsee in ihrer Unermeßlichkeit, und der weiße Schaum der an einigen Stellen sich brechenden Wogen wird durch die dunkle Bläue des Meeres hervor gehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Früchte aus dem Weltleben.

Wer nie mit Widerwärtigkeiten des Schicksals zu kämpfen hat, behält gewisse Lücken in seinen Erfahrungs-Kenntnissen, so wie eine Unvollständigkeit in den Tönen, welche die Harmonie der Empfindungen bestimmen.

Mit Ehrenzeichen geht es oft wie mit Schlägen; so Mancher bekömmt sie unverdient. Wäre doch da ein gerechter Tausch zu treffen!

Es ist eine allgemeine Bemerkung: daß, seit sich gewisse Gewerbsleute das Weintrinken angewöhnt haben, uns Andern entsetzlich viel Wasser in die Schuhe und Stiefeln laufe.

Die Definitionen erinnern an das Mährchen, in welchem zwei Zauberer mit einander streiten. Der Eine verwandelt sich in einen Hahn und der Andere in ein Häufchen Granat-Körner. Der Hahn frißt die Körner bis auf eins, welches sich in einen Fuchs verwandelt und den Hahn zerreißt. Wenn man in der Definition nur einen einzigen Umstand vergißt, so steht sie gleich zerrissen da.

Gelegenheits-Dichter haben mit Gelegenheits-Macherinnen nicht selten ein und dasselbe Schicksal; Beide stehen nämlich sehr oft auf einer Art von Pranger und das zischende Publikum um sie her.

Ein Mädchen, mit dem ich einst in den keuschen Strahlen des Mondes lustwandelte, schwor bei eben diesen Strahlen: sie liebe ihren Wilhelm über alle Begriffe; würde er sie aber verlassen, so hätte ich die gegründetsten Rechte auf ihr Herz und ihre Hand. Vorsichtiger kann man doch unmöglich seyn!

Die Weiber kommen mir vor wie Vögel, welche täglich einige Mal ihre Farbe und Federn wechseln. Im Hause sind sie Staare, auf Spaziergängen Pfauen und unter vier Augen — Täubchen.

„Daß das Leben so kurz ist!“ rief ein moderner Demokrit, und leerte die zweite Flasche Rheinwein. — „Ach viel zu lang!“ seufzte ein Heraklit neuerer Zeit, und nahm in bitterer Todesfurcht Magnesia.

Ein weiser Mann wendet die zweite Hälfte seines Lebens dazu an, die Schwachheiten und Irrthümer, die er in der ersten begangen, wieder gut zu machen.

Gewissen Leuten gesteht man ein Verdienst zu, wie man einer gewissen Gattung von Armen nur deßhalb Almosen giebt, weil man es müde wird, es ihnen immer ab zu schlagen.

Es ist besser, ohne Abenddrod zu Bette zu gehen, als mit Schulden zu erwachen.

Man könnte solche kritisirende Blätter, die es mit stetem Lobe durchsetzen wollen, Rettungs-Anstalten für Scheintodte nennen. S. W. Schießler.

An meine Harfe.

Gedrängt vom Lärm, vom irrdischen Gewühle,
Zu dir geflüchtet, holde Zauberin!
Ruht aus mein Herz; die süßesten Gefühle
Sind dann der Stille köstlicher Gewinn.
Umwogt von deiner Saiten Silber-Klang
Hebt sich die Brust zum frohen Lob-Gesang.

So wie der Schwan die blauen Fluthen theilet,
In stiller Pracht durch Blüthen-Bilder schwebt;
So freudig, wie der Tauber heimwärts eilet,
Wenn ihn die Lieb' und Gatten-Lust beseelt:
So wonnig drück' ich dich an meine Brust,
Vertraue dir des Innern Lieb' und Lust.

Wenn düst're Wolken meinen Blick umhüllen,
Füllt deiner Töne Zauber mir das Herz:
Dein Wohllaut kann der Sehnsucht Zähre stillen,
Du lenk'st die Blicke selig himmelwärts:
Zum Schönen leite meines Geistes Drang,
Zum Thron der Liebe meinen Lob-Gesang!

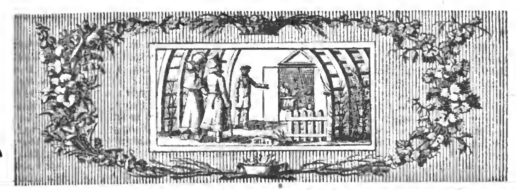
J. Heinrich Kaufmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Gouda, bei Rotterdam. In Amsterdam bestieg ich eine Treck-Schuite, d. h. ein von einem Pferde gezogenes Post-Schiff, auf dem ich bis zu der großen Schleuse fuhr, die den Y, oder den Arm der Sueder-See, an welchem Amsterdam liegt, von dem Harlemer Meer trennt. Die Fläche des letzteren ist mehrere Fuß tiefer als der Sueder-See zur Zeit der Fluth. Ohne diese Schleuse würde daher die ganze Gegend bis Leiden, Utrecht und Rotterdam ein Meer seyn. Ohnerachtet das Harlemer Meer niedriger liegt als der Sueder-See, wird doch jetzt an dessen Ausschöpfung gearbeitet: so sehr ist man daran gewöhnt, in Holland den Wasserspiegel über das Land erhaben zu sehen. — Bei dieser Schleuse ward ein neuer Kahn bestiegen, auf dem ich die Reise bis Harlem fortsetzte. Hier ist der schönste Palast in ganz Holland, die ehemalige Wohnung des Kaufmann Hoove, die ihm Ludwig Napoleon abkaufte, weshalb es vor Kurzem zu dem bekannten Prozeß zwischen ihm und dem jetzigen König von Holland kam. — Von Harlem fuhr ich wieder zu Wasser nach Leiden, denn in dieser Gegend geht von jeder Stadt ein Kanal zur andern. Leiden ist sehr schön gebaut, und beinah wie Amsterdam mit mehreren Kanälen durchschnitten. Hier ist wenig Handel, und, für Holland, viel literarischer Verkehr an der hiesigen Universität zu bemerken; freilich mit einer deutschen Universität immer nicht vergleichbar! Mit den Leidener Damen läßt sich indessen doch von etwas mehr, als von einem französischen Roman sprechen, worauf sich sonst gewöhnlich die Wissenschaft der holländischen Damen-Welt beschränkt. — Von Leiden besuchte ich Haag wieder zu Wasser, und man muß gestehen, es ist dies eine sehr angenehme Art zu reisen. Von den größeren Städten Hollands geht beinah in jeder Stunde ein solches Post-Schiff ab; man miethet auf demselben das eine kleine Zimmer, und kann schlafend die Reise machen; wenn dies schon besetzt ist, bleibt man in dem allgemeinen Schiffs-Raum, oder, was mir bei schönem Wetter das Angenehmste war, oben auf dem Verdeck, von wo man die abwechselndste Ansicht hat zwischen den reizenden Gärten und Landhäusern, an denen die Kanäle hinfließen. — Im Haag war mir das Sehenswertheste, außer den wirklich schönen Häusern, das große Lotterie-Rad, worin 270 Millionen holländische Gulden Schulden auf Nummern geschrieben sind, von denen 160 Jahre lang jährlich einige Millionen heraus gezogen werden. Diese Lotterie besteht in der reduzirten holländischen Staats-Schuld, von der man jetzt 1000 Gulden für 25 Gulden kauft. Ein solches Lotterie-Loos verliert nie, und muß nothwendig 1000 Gulden gewinnen, wenn es auch erst in 160 Jahren ist. Viele Familien-Väter haben daher eine Menge solcher Loose gekauft, an denen sie zwar für den Augenblick die Zinsen verlieren, wofür aber ihre Erben einst durch den sicheren Gewinn entschädigt werden. — Von Haag besucht man jedesmal Schreveningen, ein an der Nord-See gelegenes Fischer-Dorf; der Weg dahin ist sehr anmuthig, von Ziegelsteinen und mit herrlichen Alleen eingefaßt. Ueberhaupt sind Alleen eine Lieblingszierde für Holländer; selbst ganze Eichen- und Tannen-Wälder werden in Reihen gepflanzt, und die Linden- und Weiden-Alleen gewöhnlich am Stamm mit Kalk angeweißt: gleichsam als hätte die Natur die Bäume für die Holländer nicht schön genug gemacht. Hier in Schevenningen werden die Butten, ein Lieblings-Fisch der Holländer, gefangen, den man aber auch wirklich nur im Haag essen muß, dort wird er, noch ganz frisch, köstlich zubereitet. — Der Kanal von Haag nach Delft ist besonders angenehm; Delft hat eine sehr schöne gothische Kirche. Vor allen Städten Hollands aber hat mir Rotterdam gefallen; hier kommen die Seeschiffe aus Ost- und West-Indien mitten in die Stadt, die tiefe Maas herauf, bis vor die Häuser der Kaufleute: da die Stadt von Kanälen durchschnitten ist und einige Häfen bis in die Stadt sich erstrecken. An einem derselben ist die ehrwürdige Statue des berühmten Erasmus aufgestellt. — Von Rotterdam kam ich durch eine traurige Gegend, wo, außer den Dämmen, kaum Land gesehen werden kann, wo Torf-Massen gestochen und Tabacks-Pfeifen gebrannt werden. In Gouda erst glaubte ich sicheren Grund zu finden. Hier ist die am schönsten erhaltene Glas-Malerei in einer Kirche, welche von den Bilder-Stürmern der Reformation verschont wurde, weil diese starke Festung erst spät von den Spaniern durch Kapitulation genommen ward. M....

Stockholm. Mit unserm Theater ist es fast unverändert, doch haben wir Herr und Frau Sevelin, welche früher ihren Abschied erhalten hatten, behalten; denn Beide sind auf's Neue engagirt worden. Auf der Bühne sahen wir fast durchaus nichts von Bedeutung, wenigstens ging nichts Neues über die Bretter; aber man kann sich auch kein geduldigeres Publikum denken, als das unsrige; es nimmt fast mit Allem vorlieb, was ihm von der Direktion geboten wird. Unter den wenigen neuen Sachen machte ein kleines Stück in einem Akt: „Der Besuch im Irrenhause", aus dem Französischen übersetzt, einiges Glück. Daneben hat man viele ältere Stücke wieder hervor gesucht, die seit manchen Jahren nicht gegeben wurden, und die man gern sah, weil sie doch einige Veränderung gewährten. — Sehr auffallend ist ein königliches Urtheil den Bewohnern der Hauptstadt gewesen, welches die „Anmärkaran" mittheilte. Es hatte sich nämlich ein königlicher Beamter am hiesigen Hofgericht bei einem Schneider ein Paar Beinkleider wenden lassen, wofür Letzterer als Arbeitslohn die übertriebene Summe von 5 Rthlr. 32 Schill. verlangte; der Beamte, aufgebracht über diese Unverschämtheit, verweigerte die Bezahlung, und es kam deshalb zu einem Prozeß, den man durch alle Instanzen fortsetzte, so daß endlich das Urtheil des Königs erforderlich ward, der entschied: daß der Beamte nicht allein die geforderte Summe an den Schneider, sondern auch die aus dem Prozeß erwachsenen Kosten bezahlen solle. Wenn es in gewisser Hinsicht eine Unschicklichkeit von Seiten des Beklagten war, die Gerichte und selbst den König mit einer solchen Kleinigkeit zu behelligen, so giebt dieses Urtheil doch anderer Seits der wachsenden Unverschämtheit der Handwerker viel Vorschub. — Keine der Provinzen Schwedens bedurfte bisher, im Verhältniß zu ihrer Volkszahl, so vieler Getreide-Einfuhr, als Jemteland; daher ist es eine erfreuliche Bemerkung: daß im Jahre 1820, freilich unter sehr günstigen Umständen, 1920 Tonnen Landes in derselben urbar gemacht wurden, wodurch natürlich mit der Zeit das Bedürfniß der Getreide-Einfuhr sehr vermindert werden muß. Es könnte indessen noch vielmehr geschehen, als geschah, wenn die Bewohner solcher, von der Natur vernachlässigten Gegenden sich recht innig von der Wahrheit überzeugen wollten: daß ihre Wohlfahrt einzig und allein die Frucht eines nie ermüdenden und stets regen Fleißes seyn kann. In Jemteland würden sowohl Klima als Boden durch Moor-Austrocknungen und Strom-Reinigung unendlich gewinnen; deshalb hat auch der König auf's Neue Vorschriften, deren Zweckmäßigkeit jedem Sachverständigen einleuchtend seyn muß, über diesen Gegenstand erlassen. — Die Schaafzucht vermehrt sich fortwährend, und die Provinz Jemteland allein lieferte, im Laufe des letzten Jahres, 20,000 Ellen grobes Tuch zum Bedürfniß der Armee von der Wolle selbst gezogener Schaafe. Auch der Kartoffel-Bau nimmt beträchtlich zu. — Da der König aus den amtlichen Berichten des Hrn. von Bergenschiold ersehen hat: daß die früheren Verordnungen, in Hinsicht auf Brandtwein-Verkauf und Völlerei, zu großen nicht zu beseitigenden Ungelegenheiten führten, so ist eine neue Untersuchung dieser Verordnungen allen Landeshöfdingen aufgetragen. — b —

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz, Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 17. März. 44stes Blatt.

Lied.

Nach Thomas Moore.

O der du sänftigst jeglich Leid,
Wie wär's so finster hier,
Gäb' aus Verrath und wildem Streit
Es keinen Weg zu dir! —
Der Freund, getreu im Sonnenschein,
Flieht, wenn der Winter naht,
Und seine Thränen weint allein,
Wer nichts als Thränen hat.
Du aber heilst die kranke Brust,
D'rin Freud' aus Wehe taucht,
Wie süßer Wohlgerüche Lust
Die Pflanz' aus Wunden haucht.

Wenn Freude nicht mehr lebt und lacht,
Die Hoffnung selbst zerrann,
Die unsrer Thränen feuchte Nacht
Mit flücht'gem Schein umspann —
Wer trüg', ach! dann des Lebens Noth,
Käm'st du nicht, Vater, du,
Und senktest hell, wie Morgenroth,
Den Friedenszweig uns zu?
Nur aus des Grames Dunkel bricht
Ein lichter Strahl behend,
Wie Nacht uns Welten zeigt aus Licht,
Die Tag's kein Aug' erkennt.

Dresden. Karl Förster.

Falster.

(Fortsetzung.)

In den umliegenden Dörfern — so wie in ganz Falster — hat jeder Bauer seinen Fruchtgarten, worin man aber nur grünen Kohl findet; alle übrigen Küchengewächse werden ihnen von den fleißigen Einwohnern von Haßeloe gebracht. Diese Insel liegt im Guldborgh und wird von friesischen Colonisten bewohnt, die unter Christian II. ins Land kamen, zuerst auf Spraagoe wohnten, dann nach Bottoe auf Falster versetzt, und von da wiederum von der Königin Sophie Amalie, der Wittwe Friedrich III., vertrieben wurden. Jetzt gehen die Einwohner von Haßeloe, nach der Erndte, in Laland und Falster und noch weiter umher, und verkaufen die Küchenkräuter, welche sie auf ihrer Insel in Menge erbauen. Noch vor wenigen Jahren kauften die Bauern auch Kartoffeln; aber als das Schleswigsche Infanterie-Regiment eine Zeit lang auf der Insel war, lernten die Bauern den Anbau dieses nützlichen Wurzel-Gewächses von den Soldaten. Baumfrüchte verkaufen die Bauern selten; sie verfertigen Most, wenn sie Ueberfluß daran haben. Pflaumenbäume werden gewöhnlich zur Einfassung der Gärten genommen; jeder Hof hat einen kleinen Hopfengarten. Lose auf einander gelegte Steine, ohne Rückwall, sind die gebräuchlichsten Befriedigungen — Kniplingsgiærder. Solche Befriedigungen bleiben, wenn sie gut gemacht sind, empfehlenswerth; sie kosten wenig, können leicht ausgebessert werden, nehmen einen geringen Raum ein und geben Feldmäusen und Vögeln keinen Schutz. Auch macht das Vieh, aus Furcht vor den losen, wegrollenden Steinen, gewöhnlich keinen Versuch, darüber zu springen. Doch fanden wir nachher in Bornholm, wo solche Wehren auch gebräuchlich sind, daß die Schaafe sich nicht abschrecken ließen.

Dicht vor Stubbekibbing, am Ufer, ist eine Mergel-Grube, die sehr guten kalkhaltigen Lehm-Mergel enthält, zwischen dem oft kleine Stücken Kreide gefunden werden. Dieser Mergel wird nur zum Mauern angewandt, wozu er doch nicht sehr dienlich scheint. Gemergelt wird in Faister gar nicht; an einer Stelle hatte man einen Anfang gemacht, aber bald wieder aufgehört. Die guten Wirkungen des Mergels auf den Acker sind durch eine lange Erfahrung, sowohl in Dänemark als in andern Ländern, bestätigt; man kann daher das Einstellen solcher Versuche nicht anders erklären, als dadurch: daß man die richtige Anwendung nicht gekannt, den Mergel etwa zu unrechter Zeit aufgefahren, oder eine Art desselben gebraucht hat, die für das Land nicht angemessen war.

Am Ufer war uns die große Anzahl Granitblöcke, die da und selbst tiefer ins Land hinein lagen, auffallend. Dieser Granit schien uns, so weit wir ihn untersuchen konnten, nordischen Ursprungs, und die charakteristische Hornblende zeigte sich in manchen einzelnen Blöcken in großer Menge. Zwischen diesen fanden sich sehr häufig Flintensteine; sie kommen von dem nahen Moen, Sterns Klint und Rügen, wo sie in abwechselnden Schichten mit der Kreide liegen. Dieser Flintenstein ist schwarz, geht in das Graue über, bricht in großen Muscheln, ist am Rande durchsichtig und giebt mit dem Stahl viel Feuer. — Uebrigens ist die ganze Gegend voll Denkmäler der Vorzeit. Grabhügel und Plätze, wo geopfert ist und Gerichts-Versammlungen gehalten wurden, giebt es überall. Steinmale, eben so roh wie die Menschen der Vorzeit, welche sie aufthürmten, zeugen sowohl von der natürlichen Beschaffenheit des Landes, als auch davon, daß der ganze nordöstliche Theil von Faister den Wikingern zum Aufenthalt gedient hat. Man kann sich keinen gelegeneren Platz dazu denken, als diese Gegend ihn bietet. — Mit Beute beladen, die Feinden genommen oder den friedlichen Küsten-Bewohnern der Ostsee geraubt war, schlüpften sie in den grünen Sund, wo die häufigen Buchten und Meerbusen ihnen einen sicheren Aufenthalt gewährten. Auch konnte es ihnen hier nicht schwer werden, verfolgenden Feinden zu entkommen, oder sich zwischen der Menge der Inseln und hervor ragenden Landspitzen zu verbergen, die nun zwar mit den Schätzen der Ceres und der Pomona prangen, aber vormals mit Waldungen bedeckt und der Aufenthalt streitbarer Berserker waren. — Doch haben wir nirgends eine größere Sammlung von Ueberbleibseln aus der Vorzeit der Nordbewohner gesehen, als auf der, dicht bei Stubbekiöbing liegenden ansehnlichen Erdzunge, welche Kongsodde — Königsspitze — genannt wird. Der Pflug war noch nicht dahin gekommen; der Platz ist mit Gesträuch bewachsen und wird nur zur Weide gebraucht, weshalb man auch die Bemühung erspart hat, die Menge der, um die Gerichtsplätze und Grabhügel gelegten Steine weg zu räumen. Man findet Alles noch wie zu den Zeiten unserer Vorfahren. Zwischen diesen Denkmälern zieht vorzüglich ein längliches Viereck oben zugespitzter Granitblöcke die Aufmerksamkeit an. Das Ganze hat, in der Richtung von Süden nach Norden, eine Länge von 30 und eine Breite von 8 Ellen. An der nordwestlichen Ecke sind drei Steine nieder gesunken. In dem Inneren dieses Steinbaues sieht man an jedem Ende zwei parallel liegende Steine aufgerichtet, die an dem einen Ende durch einen dritten mit einander verbunden sind; dicht dabei bemerkt man zwei, von Steinen aufgesetzte Kreise, in der Mitte eines jeden liegt ein großer runder Stein. Die Erdzunge ist voll solcher Kreise. Die Bewohner der Umgegend nennen dieses Denkmal der Heidenzeit Steenkyste — Steinkasten —; es ist das am besten erhaltene, was ich bis jetzt gesehen habe.

Naessegaard — Landspitzenhof — ist etwa dreiviertel Meilen von Stubbekiöbing entfernt. Hier wollte die Direktion des Classenschen Fidel-Commisses das Seminarium des Ackerbaues gründen, wozu der Stifter, der verstorbene General-Major Classen, Grönnesoegaard bei Friedrichswerk bestimmt hatte, ehe der Prinz Karl von Hessen diese Anlage übernahm. Die Direktion hätte kaum einen zu einer Schule des Ackerbaues angemesseneren Ort finden können, als Naessegaard. Es giebt hier hügeligtes und ebenes Feld, Boden von der mannigfachsten Beschaffenheit, Strandfelder und verschiedene Arten Hölzungen. Hier wünschte die Direktion von allen Theilen des Landes junge Bauernsöhne zu sehen, um, unter der Leitung eines kundigen Lehrers, die Fortschritte und Verbesserungen in der Landwirthschaft kennen zu lernen, und einst den Landleuten in ihren heimathlichen Gegenden Muster zu werden. Die Zöglinge sollten vorzugsweise praktischen Unterricht in Allem erhalten, was auf irgend eine Weise mit einer wohleingerichteten Wirthschafts-Methode in Verbindung stände, und zugleich den Unterricht in dem Wissenschaftlichen so weit, als solches einem jeden geschickten Landmann zu wissen nöthig ist. Die Anlage dieses Seminariums ward in dem Jahre 1798 angefangen; im Jahre 1800 waren die Gebäude, die Garten-Anlagen und die Feld-Eintheilungen vollendet. Die obrigkeitlichen Behörden erließen nun durch das ganze Land Bekanntmachungen über die Stiftung des Seminars; aber vergeblich erwartete man Lehrlinge. Bis dahin war es die Absicht des Direktoriums gewesen, die Wirkungen auf den Bauernstand zu beschränken; nun ward sie auf Jeden erweitert, der die Wissenschaften des Landbaues nach neueren und vortheilhafteren Grundsätzen zu erlernen wünschte; auch

dieses war fruchtlos und nur Einer meldete sich. — Als nun die Direktion, aller Anstrengungen ungeachtet, ihr erstes Ziel mit dem Seminarium nicht erreichen konnte, so beschloß sie, um den Zweck des Stifters: die Verbreitung eines verbesserten Landbaues, nicht ganz verschwinden zu lassen, die Anlage in Falster auf zu heben und sich einstweilen darauf zu beschränken: daß in Copenhagen öffentliche Vorlesungen über die Landwirthschaft und die damit verbundenen Wissenschaften gehalten, und in dem, vor dem Osterthore der Stadt belegenen Classenschen Garten praktische Uebungen angestellt würden. Dieses ward im Jahre 1805 wirklich ausgeführt; aber auch hier verfolgte ein unglückliches Schicksal die Anlage. Der Classensche Garten, und mit ihm die Einrichtungen der Ackerbau-Schule, wurden im Jahre 1807, bei der Belagerung von Copenhagen, verwüstet. Seitdem hat die Direktion sich bemüht, durch öffentliche Vorlesungen in Copenhagen und durch die Herausgabe nützlicher Schriften zu wirken. — Es ist eine hinlänglich bekannte Thatsache, daß die unverdrossenen Anstrengungen der Direktion schon viel Gutes gestiftet haben und noch stiften. Nicht weniger befördert den Zweck die wohlwollende Erlaubniß eines freien Zuganges zu der Classenschen Bibliothek für Jeden, der sich den Wissenschaften widmet. Diese Bücher-Sammlung, deren vorzüglichster Gegenstand die Oekonomie ist und was mit ihr in Verbindung steht, wird uns sogar in andern Ländern beneidet, und jeder redliche Däne muß die Benutzung mit Dank anerkennen.

Die Direktion hat zwar den Zeitumständen nachgeben müssen; aber man darf hoffen, daß es nur mit dem Vorbedacht geschehen ist, die erste ursprüngliche Absicht des Stifters noch aus zu führen, wenn der Augenblick gekommen seyn würde; und ich glaube, daß er jetzt da ist. Der Landbau war in der Zeit, als die Anlage in Naesfegaard gemacht ward, in Dänemark zwar in den drei letzten Jahrzehenden sehr unterstützt, aber doch noch nicht in der Achtung, die er späterhin erlangt hat. Man hielt ihn wohl für ein ganz anständiges Mittel, um einen Aufenthalt und Wohlstand zu erwerben; auch hatte dieser und Jener, durch Thaer ermuthigt, angefangen, die neue und verbesserte Wirthschaft in Schriften bekannt zu machen und sich bemüht, die Landleute aus dem Schlummer der alten väterlichen Gebräuche zu erwecken, in den sie gesunken waren. Allgemein sah man es indessen noch nicht ein, daß der Landbau die erste und zuverlässigste Quelle von Dänemarks Wohlstand ist; daß er zwar keinen so schimmernden Gewinn, als ein glücklicher Kaperzug oder als der erkünstelte, unsichere Geldhandel gewinnsüchtiger christlicher und nichtchristlicher Spekulanten — aber dagegen eine, wenn gleich geringere, doch zuverlässigere Einnahme giebt — eine Einnahme, der nicht der Ruin Unschuldiger folgt. Aber der Krieg, in welchen Dänemark, ohne eigene Veranlassung, verwickelt ward, eröffnete die Augen und hat, mit allem Verlust und mit aller Verwüstung, die er über das Land brachte, doch etwas Gutes mit sich geführt. Er hat uns die Einsicht verschafft: daß man den Boden allein nicht rauben und seinen Werth nicht vermindern kann; er steigt vielmehr in demselben Verhältniß, wie der Werth des Silbers fällt.

Als auf die hier erzählte Weise Naesfegaard aufhörte, eine Schule des Ackerbaues zu seyn, beschloß die Direktion, diesen und noch einen andern zu der Besitzung gehörenden Hof zu einem Versuchs-Hofe zu machen, auf denen Hausthiere von guter Abstammung aufgezogen und in der Umgegend verbreitet werden sollten. Naesfegaard ward der Schaafzucht gewidmet. Der Pächter des Hofes muß, nach einer Vereinbarung mit dem Fidei-Commisse, immer 30 Mutter-Schaafe von edler Raçe halten; aber die Schaafe, die in den Waldstücken gingen, zeigten deutlich: daß die Absicht nicht erreicht wird. — Ein anderer Hof, Bierregaard, soll eine verbesserte Raçe Kühe aufziehen. Wir kamen nicht dahin; aber die umher Wohnenden sagten: daß nirgends schlechtere Kühe wären als da. Man kann nicht wohl begreifen, wie ein verpachteter Hof zu Versuchen dienen kann, da der Vortheil des Pächters in jedem Augenblicke mit dem Zweck in Streit geräth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wein und Kuß.

Frei, nach Anakreon.

Gesalbt mit Rosen-Oele,
Ruh' ich im Grase hier,
Den Kelch in meiner Rechten,
Mein Liebchen neben mir.

Ihr seht, gleich Rennbahn-Rädern,
Des Lebens Tage fliehn:
Drum, Freunde, laßt uns trinken,
So lang' wir Odem zieh'n!

Ihr wißt, daß Kraft und Freude
Vergeh'n, den Träumen gleich:
Drum wählt, wie ich, ein Liebchen,
Und labt an Küssen euch!

Was frommt ein Klausnerleben?
Nur Thorheit quält sich so:
Vielleicht sterb' ich schon morgen,
Drum leb' ich heute froh.

Nur ein Lebendig-Todter
Vermeidet Wein und Kuß:
Ich, Brüder, trink' und küsse,
Bis ich von hinnen muß.

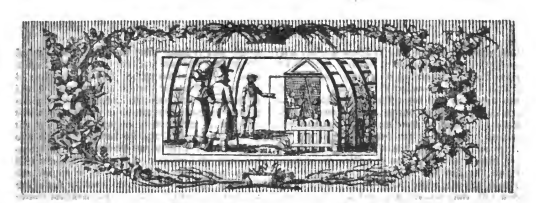
Henk.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Nach langer Unterbrechung schreibe ich Ihnen einmal wieder. Ein Theil der Merkwürdigkeiten, welche unsere Bühne in dieser Zeit geliefert hat, ist Ihnen bereits durch Ihre andern Correspondenten bekannt, und ich sehe mich daher der Mühe überhoben, zu berichten: welch Geschick, und zwar verdientes, „Lieb' und Großmuth", von M. Müller, und „Sophronia", von W. Gerhard, erlebten. Am lächerlichsten hierbei machten sich einige dienstwillige Literatur-Dilettanten (man erlaube mir immer diesen Ausdruck: man sagt Kunst-Dilettant, und versteht darunter öfters einen Menschen, der die Kunst mißhandelt; warum soll man von ähnlichen, in die Literatur Hineinpfuschenden nicht Aehnliches sagen?), die mit Gewalt das letztgenannte Stück vor gänzlichem Falle schützen wollten, und dadurch offenbar ihrem Freunde und Mäcen, dem Verfasser der „Sophronia", schadeten; am meisten dadurch, daß sie ihn verleiteten, sein Stück wiederholen zu lassen, bis — der Unwille sich so laut dagegen aussprach, daß freilich die Wiederholungen eingestellt werden mußten. — Außer diesen nicht erfreulichen Neuigkeiten gab es wenig Merkwürdiges. Eine neue Zauber-Oper: „Das Zauberglöckchen", Musik von Herold; ein kleines Lustspiel von Lebrün: „Der Sylvester-Abend" und Houwald's „Bild" waren neu und gefielen, so weit eine Spektakel-Oper mit mittelmäßiger Musik, ein Lustspielchen ohne sonderlichen Gehalt und eine auf lockeren Grund erbaute, doch in der Form dichterische Tragödie, der man die Schule, aus welcher sie stammt, deutlich ansieht, gefallen können. Erfreulicher war die scenische Erneuerung von Cimarosa's classischer Oper: „Die heimliche Ehe" und Berton's lieblicher „Aline". Sonst sahen wir noch: „Abbe de l'Epée" (gefiel); „Taschenbuch" (konnte nicht gefallen, weil mehrere Hauptpersonen nicht gelernt hatten und das Stück sehr schleppte); „Wirrwarr" (ist zu abgedroschen, um noch reizen zu können, wurde auch nur mittelmäßig gegeben); „Heimkehr" (kein erhebendes Werk); „Don Juan" (einmal sehr gut, einmal sehr schlecht aufgeführt); „Carolus Magnus" (wurde ausgepfiffen, wie sich's gebührt); „Jungfrau von Orleans" (ging schlecht); „Zauberflöte" (dito); „Parthei-wuth"; „Otto von Wittelsbach"; „Johann von Finnland" und die liebe „Ahnfrau", die vor leeren Bänken abgespielt wurde; manches Andere nicht zu gedenken. Was übrigens die leeren Bänke anbetrifft, so sind sie seit einiger Zeit — nicht zu vergessen, mitten im Winter — recht häufig. Einige meinen das Repertoir, vornehmlich aber das zahllose Repetiren, trage die Schuld; Andere suchen sie in der nicht immer lobenswerthen Besetzung der Rollen, die freilich manchmal besser seyn könnte. Ohne zu leugnen, daß beides einen Theil der Schuld tragen mag, glaube ich jedoch, Hauptsache ist: die auch hier wie überall gegen sonst verminderte Theaterlust des Publikums, deren Grund man nicht weit suchen darf. Eine ernstere und — leugnen wir's nicht — auch schwerere Zeit wie sonst; fühlbarer Mangel an guten neuen Stücken; Erschöpfung fast alles dessen, was ehedem Effekt auf der Bühne machte; das sind, nach meiner Ansicht, Hauptgründe der abnehmenden Theilnahme des Publikums am Theater, und das Geschäft einer Direktion ist dadurch sehr erschwert. Seit zwanzig, dreißig Jahren sind Riesenschritte geistiger Entwickelung geschehen; der Strom der Ideen hat eine andere ernstere Richtung genommen; was unsern Vätern gefiel, ja, was uns selbst vor einigen Lustern noch ansprach, ist jetzt interesselos für uns, veraltet, oder wenigstens nicht mehr neu; und was die Zeit im Genre der Bühnenstücke und Compositionen bringt, häufig so verschroben und auf die Spitze gestellt, daß es gesundem Geschmack nicht zusagen kann. Des Classischen aber, was, hinsichtlich der Poesie und Musik, bessere Tage wie die unsern hervor brachten, ist natürlich zu wenig, um die ungeheure Lücke aus zu füllen, welche doch, kraft des Heißhungers des Publikums nach Abwechslung, ausgefüllt werden soll. Wir sind nun einmal auch darin keine Franzosen, daß wir uns, wie diese, mit dem kleinen immer wiederkehrenden Cyclus unserer Meisterwerke in Dicht- und Ton-Kunst begnügten. — Einen guten Ersatz für manche schlechte Einnahme gewähren der Direktion die während des Faschings im Theater veranstalteten Maskenbälle. Bis jetzt waren deren zwei; beide wurden so stark besucht, daß mit den Entre-Billets von einigen gewinnsüchtigen Spekulanten, die sie der Theater-Direktion partieenweise abkauften, ein gut rentirender Verkehr getrieben wurde und verschiedentlich ein Billet, welches ursprünglich 1 Thaler kostet, zu 2, 3, ja 4 Thlr. verkauft ward. Man versteht auch hier die Kunst, auf die etwas sehr, selbst in den untern Ständen eingerissene Vergnügungssucht zu spekuliren. Daß übrigens durch diesen Billet-Schacher die Maskenbälle selbst, obschon sie geschlossene genannt werden, nicht an Ausgesuchtheit der Gesellschaft gewinnen, läßt sich erachten; denn in der That geht jetzt Alles hin, was die paar Thaler dazu übrig hat — und auch nicht. — Doch genug von derlei Dingen, und noch einige Worte über literarische Erscheinungen. Ein kleines, hier erschienenes Werkchen vom Dr. Becker (dem bekannten Verfasser des Werks: „Der Krieg der Alliirten" u. s. w.) wird vermuthlich jetzt um so mehr Interesse erregen, da es das Leben eines Mannes schildert, der in unsern Tagen sein Gegenbild gefunden hat. Es heißt: „Georg Scanderbeg, glücklicher Vorgänger des Ali-Pascha von Janina". — Noch will ich auf drei einzeln erschienene Predigten aufmerksam machen, die des hellen Geistes wegen, welcher in ihnen leuchtet (eine Sache, die leider! in dergleichen Dingen jetzt etwas selten ist), bekannt zu werden verdienen. Eine ist von dem hiesigen Prediger Dr. Cramer, und wurde am letzten Reformations-Fest gehalten (sie erschien im Druck bei Reclam in Leipzig); die andern beiden sind von dem neuen Superintendenten in Weimar, dem trefflichen Röhr, und wurden von ihm bei Gelegenheit seines Amtsantrittes und der Versammlung der Weimarschen Landstände gehalten (beide sind bei Hoffmanns in Weimar gedruckt). — Eine vortreffliche Kritik der „Albaneserin" ist im IX. Heft des „Hermes" zu finden und eine etwas schiefe der „Erdennacht", von Raupach, im „Literarischen Conversations-Blatt" Nr. 55. Erstere wird zweifelsohne den streitsüchtigen Herrn Müllner gewaltig in Harnisch jagen; aber das hilft doch nichts. Wahr bleibt wahr und jeder Denkende wird wohl darin mit dem Rezensenten im „Hermes" einverstanden seyn, daß dies neueste Werk des ehrgeizig-empfindlichen Verfassers auf schwachem Grunde steht und namentlich Albano's Charakter ein unsittlicher ist. — Um einem gefürchteten und von einigen Nachdruckern und Consorten in Oesterreich ihm in eigenhändigen Briefen bereits angedrohten Nachdruck seines guten Verlagswerks: „Krafts deutsch-lateinisches Lexicon" zu begegnen, hat sich der Verleger (Ernst Klein in Leipzig) an den hiesigen österreichischen General-Consul, Adam Müller, gewendet, und dieser auch, einsehend, was der Mann durch solche saubere Nachdrucks-Praxis verlieren würde, die Gefälligkeit und Billigkeit gehabt, ihm (Hrn. Klein nämlich) ein Schreiben nach Wien zu geben, worin er ihn und sein Lexicon der „bekannten Liberalität der österreichischen Regierung" und „der hohen Protektion der Hof- und Censurstelle" empfiehlt. Es ist zu hoffen, daß diese Empfehlung an den Schutz der Censurstelle und die — uns neuerdings so klar ausgedrückten Gesinnungen — der Regierung ihre Wirkung thun und dem diebischen Nachdruck, mit welchem ein Ehrenmann, Namens Ferstl in Grätz, zu drohen Stirn genug hatte, dadurch gesteuert werde. Ch—.

Maria Nicholson, welche im Jahr 1789 den englischen König, Georg III., ermorden wollte und die der vortreffliche Fürst als wahnsinnig nach einem Krankenhause bringen ließ, lebt noch immer, in einem sehr hohen Alter, in England. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 19. März. 45stes Blatt.

Kaiser Rudolph I. und seine Lobredner.

Wohl war es eine böse Zeit im Vaterlande der Deutschen, als — ehe der ruhmreiche Graf Rudolph von Habsburg zu des Reiches Oberhaupt erwählt ward — ohnmächtige Fremdlinge dessen Schirmherren genannt wurden und Jeder in der allgemeinen Befehdung nur durch Selbsthülfe Recht oder Vortheil suchte. Wer bei der Rauferei der Großen am meisten litt, war der Bauernstand, der theils aus Freigelassenen, theils aus solchen Leuten sich bildete, die, das Joch harter Zwingherrschaft abwerfend, sich in den Schutz der damals schon mächtigen Städte begaben und im Umkreise ihres Gebiets angesiedelt hatten. Wenn besonders die Letzten manche Vergünstigung genossen, so mochten auch wiederum am schwersten sie die Hand heran ziehender Feinde fühlen, und so hatten die Insassen eines der mächtigen Stadt Mainz zugehörigen Vorwerks oft schon ihr Heil in schmählicher Flucht suchen müssen, ohne daß jene, oder ihr Bischof, sie zu schützen vermochte. Mit Brand und Verheerung hatten die Feinde oftmals gewüthet; doch, ob Alles in Schutt und Asche lag, wenn die Entflohenen furchtsam zu den Trümmern ihrer Wohnung schlichen, immer fand sich auf wunderbare Weise die Mühle behütet, welche ohnfern dem Vorwerk, dicht an einem Fußpfade lag, der nach der Stadt führte. Dort, wie unter den Landleuten, gingen dieserhalb allerlei Gerüchte; und wenn Viele einen ganz besondern göttlichen Segen darin sahen, so schrieben Andere diese Bewahrung dem Schutz eines Kobolds zu, den Frau Else, die Besitzerin der Mühle, in ihren Dienst genommen haben sollte. Konnte es auch wohl mit rechten Dingen zugehn, daß unter den Händen der rührigen Frau Alles gedieh, wie wenn die Männer geschafft hätten? und daß, ob dieselbe Jedem mit keckem Zünglein zu dienen bereit stand, ihr doch nimmer Schaden daraus erwuchs? ja, daß sie im trotzigen Muthe sogar wagte, unter dem Streifen und Drängen feindlichen Kriegsgesindels auf dem einsamen Gehöfte Haus zu halten, und an Leib und Leben ungefährdet blieb? Darüber waren die Meisten einig: daß es der Böse nicht seyn könne, dem sich die Müllerin ergeben; denn eifrig war diese bedacht, Kirchen und Klöstern zu spenden, Nothleidenden hülfreich, Bekannten und Nachbarn in allen Wegen bedienstlich und gastfrei zu seyn. Auch den betagten Meister Berthold, ihr seliges Ehegespons, hatte sie mit aller Treue bis in seinen Tod gewartet; bedenklich blieb es jedoch immer, daß die junge Wittib allen Freiern hartnäckig die Thür wieß und sogar manches Mainzer Stadtkind mit zierlichem Korbe heim schickte. Die lustige Else aber wußte gegen ihre Gefreundschaft gar klug zu schwatzen: von Freiheit und Selbst-Regiment, daß diese schier verstummte und ihr höchstens entgegnen mochte: wie nur der Rechte noch nicht angepocht habe. Die erfahrenen Weibsen schienen das Ding zu verstehn: denn kaum war Kaiser Rudolph, der, um den ausgesprochenen Landfrieden besser ins Werk zu richten, die Gauen des Reiches bereisete, in Mainz eingeritten, als auch Frau Else nicht abgeneigt schien, ihren Wittwenstuhl zu verrücken. Auf diesen Entschluß

hatte nun zwar Kaisers Majestät keinen Einfluß, wohl aber Hänsel, sein Roßbube, der, wiewohl auch nur aus jenem Dorfe gebürtigt und früher sogar wegen allerlei Narrentheidinge und wilder Streiche übel berüchtigt, doch dabei stets nach hohen Dingen getrachtet und sich jetzt auf seine wichtige Charge und das bunte Reiter-Kollet nicht wenig zu Gute that, auch daß zu rühmen verstand: wie wohl er von seinem großmächtigen Gebieter gelitten sey. Ein schmucker Bursche war freilich der Hänsel, der auch, wenn er wollte, gut angreifen konnte; da ihm nun wiederum die reiche Wirthschaft behagte, wie ihre artige Besitzerin, so waren die Leutchen bald einig mit einander, und hätte Hänsel nur seinen Laufpaß bekommen können, sie wären lieber heut als morgen ein Pärlein geworden. Dawider aber setzte sich Jakob Müller, des Kaisers Stallmeister, welcher dem kecken Buben nie recht gewogen, weil dieser, auf die Gunst seines kaiserlichen Herrn pochend, hie und da den Meister Jakob und sein Reden hinten angesetzt und nach eigenem Dünken gethan hatte. Als nun gar, auf des alten Herrn spöttische Frage: „Gelt, Hänsel, vor Krieges-Ungemach ist es gut, sich hinter der Schürze verstecken und vor einem Weiber-Pantoffel zu ducken?" der Knabe trotzig entgegnet hatte: „Je nun, Meister Jakob, mit dem Ducken zur rechten Zeit hat schon Mancher Leib und Leben geschirmt, und sich nachmals zu Ansehn und Ehren erhoben!" — da war die Krone vollends abgestoßen und der Stallmeister sein Widerpart für immer. Dies aber hatte folgende Bewandtniß: In jungen Jahren war Müller ein Kriegsmann der Stadt Basel und wegen seiner losen Zunge weit und breit im Verruf, mit welcher er auch gar arg gegen den wackeren Rudolph gefrevelt, sich daher eben nichts Gutes versehn mochte, als er des jungen Grafen eines Tages ansichtig ward in einem Wege, wo weder an Entrinnen noch Ausweichen zu gedenken. So ein guter Degen Müller auch war, so verschmähte er doch keinesweges, vom Pferde zu steigen und sich mitten auf die Straße an der Erde hin zu kauern, als zwinge ihn die Natur zu dieser Stellung; dem heran brausenden Jüngling aber rief er zu: wie wenig es einem so tapfern Ritter anstehe, auf diese Weise einem armen Kriegskrämper das Garaus zu machen. Kaum jedoch hatte Rudolph ihm Frist bewilliget, so rief Jener auch schon lachenden Muthes: „Nun, Gott sey Dank! traun, wie wenig bequem ich auch sitze, halt' es doch länger aus, als der streitbare Habsburg also müßig zu weilen vermögen wird!" Da schwand in unmäßigem Lachen dem Grafen aller Zorn; nicht nur erhielt der Schalksknecht Verzeihung, sondern wurde sogar von Rudolph in den Dienst genommen. Da er sich nun stets als ein gar treuer und emsiger Diener erwieß, und bei einem heißen Strauß mit eigener Gefahr das Leben seines nunmehrigen Herrn rettete, stieg er immer höher in dessen Gunst, also, daß ihn Rudolph auch jetzt noch sich gern zur Seite reiten hatte und viel auf sein Urtheil gab. Leicht gelang es ihm daher, den Kaiser, welcher den gewandten Hänsel ohnehin nicht gern entbehren mochte, wider dessen Gesuch zu stimmen, und als dieser ihn selbst bittweise darum an zu treten wagte, entgegnete der Kaiser mit gerunzelter Stirn. „Trägst Du die Liebste wirklich also im Herzen, so lerne vorerst Meister Jakob gut thun, daß, wie jetzt der Freier, ihr auch der Ehemann einst behage!" Da wurde der Bittsteller gar bestürzt und kleinlaut; seinem Verkläger aber schwoll der Kamm und nichts frommte es Elsen, daß sie mit manchem glatten Worte dem alten Herrn um den Bart ging; alle Künste des geläufigen Zängleins waren an dem Griesgram verschwendet; ihr wurde nur der trockene Bescheid: der Kaiser könne, auf den beschwerlichen Zügen, des Buben, an den er sich einmal gewöhnt, nicht wohl entrathen. Verdrüßlich wegen schlechten Erfolges ihrer Beredsamkeit war unser Weiblein nach Hause zurück gekehrt, und hatte es sich unterwegs wohl hundert Mal wiederholt: daß, wüßte sie nur einen Weg, Kaisers Majestät selbst ihrer Noth erweichbarer seyn würde, als der zähe Gesell, sein Bügelhalter. (Der Schluß folgt.)

F a l s t e r.

(Fortsetzung.)

Die Kirche von Aastrup, eine halbe Meile von Naesgaard, liegt auf einer beträchtlichen Erhöhung, von hohen und alten Bäumen umgeben, und bildet mit dem nahe anliegenden Dorfe ein schönes Gemälde in der übrigens nicht malerischen Gegend. Der Prediger des Ortes hat in dem einen Winkel des Kirchhofes einen ziemlich großen Begräbnißplatz für sich und seine Familie einzäunen lassen, worin die Grabhügel mit einem niedlichen Bosket umgeben waren. In einem aufgerichteten Granitblock war eine lateinische Inschrift eingemeißelt, die wir nicht ohne Verwunderung auf einem Dorf-Kirchhofe in Falster fanden. Die Inschrift eines Grabmales soll doch wohl dazu dienen, daß man erfährt, wer unter dem Denkmal ruhet, was er war und was man sonst noch zu der Erinnerung der Nachkommen zu bringen wünscht. Läßt sich erwarten, dies durch eine lateinische Inschrift auf einem dänischen Dorf-Kirchhofe zu erreichen? — Auf dem Wege von hier nach Horbelöv sieht die Tostruper Hölzung, die vormals einen großen Umfang hatte, jetzt aber unbeträchtlich ist. In dieser Hölzung wurden, wie die Sage erzählt, die drei Töchter des Falsterschen Eigenthümers Truels, die zum Gottesdienst nach der Horbelöver Kirche gingen, von drei Räubern überfallen und umgebracht: die Räuber waren ihre eigenen, von andern Räubern in der Kindheit entführten Brüder,

welche, nach ihrer Pflege-Eltern Tode, nun zum ersten Mal ihr Handwerk selbst treiben sollten. Man zeigt noch die Wasserquelle, wo die drei Schwestern begraben seyn sollen, und eine Höhle, die der Aufenthalt der Räuber war.

Herr Truels begab sich wohl weg aus der Insel,
Weit weg aus der Frauenlands Insel —

so lauten die beiden ersten Zeilen einer alten Weise auf dieses Ereigniß, die man in der Nyerup-Rahbeckschen Ausgabe alter dänischer Lieder aus dem Mittelalter angeführt findet. — An der auswendigen Seite der Kirchenmauer zu Horbelöv, über dem Eingange nach dem Thurm, sieht man vier Köpfe eingehauen, drei von Männern, einer von einem Weibe. Die Arbeit ist so roh wie möglich. Die Bauern sagen: daß diese Köpfe auf das obige Ereigniß hindeuten; aber warum wäre dann nur ein Weiberkopf da? Es müssen, um mit der Sage überein zu stimmen, drei oder sechs Köpfe seyn. — An der inneren Wand der Kirche hängt, aus katholischen Zeiten her, der Kirchenthür gegenüber, ein Altarstück mit Thür davor. In der Mitte sieht man, in halb erhabener Arbeit, Maria mit ihrem Kinde; jede Thür ist in zwei Felder getheilt, welche biblische Scenen aus Christi Leben darstellen, und das Ganze ist in Holz gearbeitet. Auf den auswendigen Seiten der Thüren sieht man Malereien, welche sich gleichfalls auf das Leben Christi beziehen; sie sind nicht ganz schlecht und zeugen von hohem Alter. Vor einigen Jahren wollte man das Altarstück, als einen nicht mehr anpassenden Zierrath, von der Wand nehmen und aus der Kirche schaffen; aber es ergab sich eine solche Schwere, daß die Bauern es, aller Mühe ungeachtet, nicht aus der Kirchenthür bringen konnten; es blieb also an seinem alten Platz. Lebten wir in einem katholischen Lande, so würde das Gerücht von diesem Ereigniß weit umher erschallen und Tausende würden zu dem wundervollen Marienbilde wallfahrten. Die Bauern betrachten dieses Denkmal der Vorzeit mit einer Art heiliger Ehrfurcht und wollten ihre Kirche dieses vermeintlichen Schmuckes nicht beraubt sehen: das ist der Schlüssel des Ereignisses. — Die Altartafel, welche sich jetzt im Chore befindet, ist von dem Jahr 1600, und der Kirche von dem damaligen Prediger geschenkt. Die Tafel hat zwei Felder; das untere stellt Christi Kreuzigung, das obere die Abnahme vom Kreuz vor. Die Malerei ist achtungswerth, und übertrifft die bei weitem, welche man sonst in Dorf-Kirchen zu sehen gewohnt ist. Am Fuße des Altars liegt ein Leichenstein, auf welchem der Prediger, den er bedeckt, in Lebensgröße und in völligem Ornat abgebildet ist; aber man hat bei einer Ausbesserung des Altars, damit der Stein besser, symmetrischer und dem Eingange gerade gegenüber liegen könne — ihm den Kopf abgehauen. Dicht außen am Chor ist das Grab Jürgen Herluffson Ulfstans, der Herr von Bönnit und Schloßhauptmann zu Nykiöbing war und im Jahr 1529 gestorben ist. Eine Glas-Malerei an einem der Chorfenster ist aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Eine Viertelmeile von Horbelöv liegt das Bauern-Dorf Bönnit. Hier findet man die Wallburg und die Ueberbleibsel von dem Schlosse des Ritters Ulfstan, welches im Jahr 1700 abgebrochen ward. Die Burg hat auf einem ziemlich großen Hügel gestanden, von einem breiten Wassergraben umgeben. Jetzt findet man noch die Ruine einer Mauer, welche sich dem Bach entlang erstreckt hat, der den Hügel umfließt. Ganz oben stand die Burg selbst, deren Eingang deutlich zu sehen ist. Alle Ruinen sind Feldsteine und Mauersteine, die durch Kalk, und noch jetzt so fest verbunden sind, daß sich nichts davon abbrechen ließ; an der einen Seite sieht man Spuren einer Zugbrücke. Vor 40 Jahren hat man noch den Eingang zu einem unterirrdischen Gange sehen können, welcher sich, der Sage nach, zwei Meilen weit bis Nykiöbing erstrecken soll; dieser Eingang ist nun zugewachsen und man kann die Stelle nicht mehr nachweisen.

In der Mitte zwischen Horbelöv und Stubbeliöbing liegt dessen Zubehörung Maglebraende, an dem Königswege, welcher von der Stadt nach Nykiöbing führt; dieser Weg ist nicht besonders gut, aber doch sehr von dem jetzigen Stifts-Amtmann verbessert. In dieser Gegend wird das Land höher, aber auch leichter, und an einigen Stellen völlig sandig. Das Korn stand nur mäßig und war voll Unkraut. Die Felder sind schon vor langer Zeit aufgetheilt und eingehägt, entweder mit Gräben und Wällen, oder mit einer losen Steinumfassung. Nicht nur die Bauernhöfe, sondern auch die einzelnen Koppeln sind auf solche Art von einander abgesondert. Die Wälle sind gewöhnlich mit Weiden bepflanzt; doch findet man auch nicht selten einen Zaun. Es ist durchaus nöthig, jede Wiese, besonders jedes Weidefeld ein zu hägen, da die Kühe fast überall frei umher gehen, oder nur ein Spannholz um den Kopf und um eines der Vorderbeine tragen. — Die Bauernhöfe sind allenthalben in gutem Stande und wohl erhalten. Hier und da giebt es Häuser mit Wohnstuben, doch nur von eichenem Bindwerk und gebrannten Mauersteinen aufgeführt; vorzüglich findet man dies auf allen ausgebaueten Höfen der Classenschen Fidei-Commis-Besitzung. Viele kleine, schlechte Wiesen, deren Boden Säure enthielt, sind durchgegraben und in gutes Kornland verwandelt. (Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

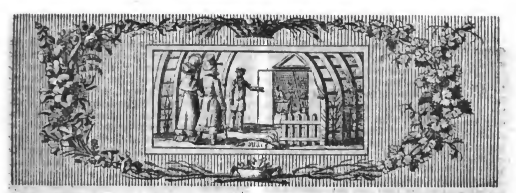
Ueber Allerlei in Berlin. Nach der beendeten Berliner Kunst-Ausstellung im Jahr 1820 fehlte es wieder an

sogenannten Beurtheilungen über dieselbe nicht. Die Verfasser, welche sich, trotz dem besten Willen, nur schlecht durch Anonymität zu verbergen wußten, gaben mit einem, der Unkunde überaus geläufigen diktatorischen Ton ihre Entscheidungen in auswärtigen Blättern; und besonders zeichnete sich Einer durch Verdammnisse aus, der um kecker Berichte schon selbst verdammt, aber doch nicht gewitzigter und bescheidener wurde. Solche Leute wollen nur ihren Witz — der ihnen, in so seichter Art, wie die gewöhnlichen Leser ihn lieben, mehr als Kunstkenntniß zu Gebote steht — paradiren lassen, und machen Böcke, nur um der Bockssprünge wegen, womit sie einen Theil des Publikums zu belustigen und so wenigstens etwas für das Honorar (von honor rarus kann dieses Wort in solchen Fällen nur ironisch abgeleitet werden) zu leisten glauben. Dergleichen Kritiken ist von den Künstlern auch jetzt, wie von jeher, nichts erwiedert worden, besonders deshalb: weil, was nicht durch Gründe erwiesen ist, gar nicht als Urtheil angenommen werden kann, sondern wie das Zungen-Gewäsch bei'm Thee im Moment verklungen seyn muß. Dießmal ist aber in mehreren Blättern — die sich jedoch von ein und derselben Hand bedienen ließen, und zwar von einer mit Souverainetäts-Rechten: denn man merkt keinen Kopf — sogar die Art der Vertheilung des Geldes,*) welches durch den Eintrittspreis eingekommen, besprochen worden. Auch hierüber, wie in allem Uebrigen, vollkommen ohne Kunde, werden, der Himmel mag wissen, warum! dem akademischen Senat, der die Vertheilung an zu ordnen hat, Vorwürfe ersonnen; obgleich dieser, beiläufig gesagt, immer so liberal war, allen Kritikern, selbst wenn sie, wie es schon geschehen ist, unter erborgtem Namen sich dazu meldeten, gern den freien Eintritt in die Ausstellungs-Säle zu gestatten, unbekümmert, welchen Keitzeleien er dadurch die Wege erleichterte. Künstler von einiger Bedeutung vertrauen darauf, daß bei dem gebildeteren Theil des Publikums nur ein solches Urtheil als competent anerkannt werde, welches mit dazu gehöriger Sachkenntniß, deren Mangel leicht auffällt, abgefaßt ist. — Obwohl auch die Art der Verwendung jener Gelder kein allgemeines Interesse haben kann und nicht dem öffentlichen Urtheil angehört, so mag, weil dieser Gegenstand nun einmal im falschen Lichte zur Sprache gekommen ist, hier das Authentische darüber mitgetheilt werden. — Die Berliner Kunst-Ausstellung ist beinahe gänzlich als Privat-Veranstaltung zu betrachten, indem von Seiten des Staats nur das Lokal hergegeben wird, alle Kosten aber von den Ausstellungs-Geldern, welche im Durchschnitt zwischen 4 und 5000 Thlr. betragen, gedeckt werden müssen, und welche bei der letzten Ausstellung nahe an 1800 Thlr. erforderten. Sie entstehen durch Anfertigen und Drucken der Verzeichnisse, jedesmalige Reparatur der Säle, Besoldung des dazu nöthigen Personals, Bezahlung der Tischler und Zimmerleute u. s. w.; ferner der Gehülfen bei dem Ordnen der Bilder (welche, weil immer Sachen nachkommen, täglich gebraucht werden) und hauptsächlich durch die, besonders bei den Werken der akademischen Schüler in Italien sehr kostbaren Transporte, da kein Künstler, welcher etwas einschickt, Kosten davon hat. — Nächstdem erhalten die Schüler, zur Aufmunterung und nach Maaßgabe des Geleisteten, Summen, die oft denen, welche Mitglieder empfangen, gleich sind; das dann noch Uebrige nur wird unter das Personal der Akademie und der Mitglieder vertheilt, als eine, meist sehr geringe und oft gar nicht mit dem Aufwande von Zeit und Geld in Verhältniß stehende Entschädigung. Ob sie arm oder wohlhabend sind, kommt hierbei, als ganz zufällig, nicht in Betracht, da dies nichts über ihre Geschicklichkeit entscheidet, indem Anerkennung des Verdienstes sehr von Nebendingen abhängt und wir oft bemerken müssen: daß der Geschicktere demjenigen weichen muß, der sein weniger bedeutendes Talent besser geltend zu machen weiß. Es könnte übrigens Manchem ungerecht scheinen, wenn man, außer den Schülern, nur das Personal der Akademie und die Mitglieder, und nicht auch andere Künstler bei Vertheilung jener Gelder bedenkt. Diese Grenze, welche jedoch auch schon oft überschritten worden ist, rechtfertigt sich aber dadurch: daß die geschicktesten Künstler bereits Mitglieder der Akademie sind, und daß Diejenigen, welche durch ihre Werke bei der Ausstellung Talent bezeugen, als Mitglieder in Vorschlag gebracht und aufgenommen werden, in der Folge also von den eingegangenen Eintritts-Geldern eben so, wie die Uebrigen, ihren Antheil erhalten. — Bei mehreren der vorzüglichsten Kunst-Ausstellungen in andern Ländern, und namentlich zu Paris, ist der Eintritt Jedem unentgeldlich gestattet; die Kosten trägt der Staat. Die Ausstellung wird bereichert durch große historische Gemälde, deren die Regierung etatsmäßig jährlich eine bestimmte Anzahl bei den Künstlern bestellt und nachher in die Kirchen der Provinzen des Reichs vertheilen läßt;**) ferner durch Gemälde, zur Preisbewerbung bestimmt: wovon diejenigen, welche den Preis gewinnen, auch von der Regierung angekauft werden. Außerdem, daß der Staat die Künstler beschäftigt, geschieht dies auch von Seiten des kunstliebenden Publikums; so daß die besseren Werke, wenn sie zur Ausstellung gebracht werden, schon verkauft sind, oder die Künstler wenigstens hoffen dürfen, sie nun zu verkaufen. Es ist sogar oft vorgekommen: daß von Kunstwerken, welche sehr gefallen, der Künstler mehrere Copieen zu liefern hatte. In Berlin muß aber schon deshalb Eintritts-Geld statt finden, weil dadurch allein die Kosten gedeckt werden können, und bei dem gänzlichen Mangel an Aufträgen (Bildnisse ausgenommen) von Seiten des Publikums würde es dem Künstler ganz unmöglich seyn, Werke zur Ausstellung zu liefern, welche ihm viele Monate Zeit kosten und baare Auslagen für Geräthe, Modelle u. s. w. verursachen, wenn ihm nicht einige Entschädigung dafür gegeben würde, die bis jetzt auf keine andere Weise herbei zu schaffen ist, als aus dem Ertrage der Eintritts-Gelder. Jeder Künstler, welcher Werke in der höheren Kunst, besonders in der historischen Malerei, liefert, weiß es hier nur zu gewiß: daß er solche, wenn sie nicht von dem König oder Mitgliedern der königlichen Familie gekauft werden, zurück empfängt, wie dies die Atteliers der Künstler hinlänglich darthun; da bleibt ihm nun vollends gar keine Hoffnung, sie verkaufen zu können. Bei so weniger Aufmunterung ist es wahrhaft bewundernswerth und nur allein der Kunstliebe der Künstler, ihrem Fleiß und ihrer Ausdauer zu danken: daß eine Ausstellung, wie die Berliner, welche doch zu den reichhaltigsten Deutschlands gehört, zu Stande kommen kann; und gewiß ist es, daß die Künstler weit mehr leisten, als unter diesen Umständen mit Recht von ihnen gefordert werden kann. (Der Schluß folgt.)

*) Indem ich über diesen Gegenstand den früher erwähnten Aufsatz hier abdrucken lasse, muß ich wohl — damit mir, der ich selbst Professor und Mitglied der Akademie bin, Niemand egoistische Motive andichten könne — bemerken: daß ich von den besprochenen Einnahme-Geldern nie etwas bekommen, mich auch um deren Verwendung gar nicht bekümmert habe. Ich hatte nichts davon zu empfangen, weil ich zu den letzten Kunst-Ausstellungen nichts beitrug, aus Gründen, die hier zu weit führten. Indem mir also nicht nachgesagt werden kann: daß ich hier mein eigenes Interesse mit vertheidigen lasse, darf ich um so unbefangener und nachdrücklicher die Thatsachen in dem obigen Aufsatz, der übrigens nicht von mir geschrieben ist, verbürgen. D. Herausgeber.

**) Jetzt ist die sogenannte Luxemburger Gallerie (worin Gemälde von Rubens, Le Sueur und Vernet aufbewahrt sind) nach dem Louvre gebracht und im Musée-Royal aufgestellt; dagegen der Palast, worin sich jene Werke sonst befanden, mit Werken lebender französischer Künstler angefüllt, und es wird dazu noch immer von den Ausstellungen das Vorzüglichste angekauft. D. Einsender.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 21. März. 46stes Blatt.

Falster.

(Schluß.)

Bei Maglebraenda ist ein ziemlich bedeutendes Torfmoor, das mit einigen andern Mooren, Niederungen und Seen in den Kirchspielen Lillebrarede und Torkildstrup in Verbindung ist; vormals war hier beschiffbares Meer; der Baruper-See ist das nordwestlichste Glied dieser Sumpf-Kette. Man hat vor mehreren Jahren in dem Thale, welches diesen See mit dem Meer verband, bei dem Torfstechen ein Stück eines Mastbaums gefunden, und eine Sage erzählt von einem, in dem angrenzenden Moor gefundenen großen Mastbaum. Auch Trede, ein ziemlich großer und fischreicher See, ist mit diesem ehemaligen Wasserbecken in Verbindung. Die niedrigen Wiesengründe, durch welche dieser See mit den umliegenden in Verbindung ist, sind nun trocken. Der jetzige Eigenthümer des Treder-Sees erzählte: daß in dieser Wiese, wo nun Wagen fahren, in seiner Jugend Leute bis an die Hüften im Wasser gingen. — Es ist übrigens keine angenehme Erfahrung: daß alle Seen in Dänemark so sehr abnehmen, und an einigen Orten schon Wassermangel verspürt wird; besonders ist dies in der Gegend des Seeburger Sees, auf der nördlichen Spitze von Seeland, der Fall. Die Kunst ist zwar der Natur zu Hülfe gekommen, indem der königlichen Kasse, mittelst der Abgrabung des Wassers, eine beträchtliche Einnahme durch den Heugewinn verschafft wurde, welchen der Boden des ausgetrockneten Sees liefert, und die umliegenden Bauern-Felder von der Säure befreit; aber dagegen kann die Verringerung des Wassers in den Brunnen und Quellen die Folge haben: daß diese und ähnliche Gegenden, wegen des Mangels an Wasser, diesem zum Aufenthalt der Thiere und der Menschen so nothwendigen Erforderniß, künftig weniger als sonst bebauet und bevölkert seyn werden.

Eine andere Niederung dehnt sich, von dem Treder See ab, südlich und östlich um Stubbekjöbing. — Hat das Wasser in den Binnen-Seen abgenommen oder sind diese völlig vergangen, so bemerkt man doch keine Abnahme des Wasserstandes am Strande, wie man bei mehreren Stellen der Ostsee bemerkt haben will, und verschiedene alte, in dieser Gegend befindliche Mahlzeichen, sowohl der Kunst als der Natur, zeigen: daß der Mittelstand des Meerwassers, wenigstens an dieser Gegend der Ostsee, sich seit Jahrhunderten gleich geblieben ist. — Der Treder-See hat vor allen andern Seen in Dänemark nur die Merkwürdigkeit: daß, vor etwa 20 Jahren, eine Land-Schildkröte in ihm gefangen ward. Ein Fischer fand in seiner aufgezogenen Reuse dieses, ihm fremde und ungewöhnliche Thier; er erschrack, wagte nicht, es an zu rühren, sondern schleppte es in der Reuse nach Stubbekjöbing, wo er die Schildkröte, welche diese unsanfte Bewegung fast getödtet hatte, seinem Herrn ablieferte. Man erklärt den Vorfall, daß man dieses Thier, dessen Heimath die wärmeren Zonen sind, unter dem 55sten Grad nördlicher Breite hat fangen können, auf folgende Weise: Ein wohlhabender Bürger in Stubbekjöbing hatte drei Land-Schildkröten in seinem Garten; 20 Jahre vor diesem Fange kamen

sie weg, ohne daß man eine Spur von ihnen fand, und man hält diese Schildkröte für eine der entkommenen.

Auch in dieser Gegend giebt es manche Denkmale aus der Vorzeit. Bei dem Baruper-See werden die Ueberbleibsel eines alten Schlosses, welches da gestanden haben soll, aufgepflügt und ausgebrochen. Nicht weit davon, auf der Feldmark des Dorfes Torkildstrup, ist ein Grabhügel, Sporedierg genannt, 22 Schritt lang und 8 Schritt breit, von ziemlicher Höhe, rund um mit Steinen besetzt; in der Mitte aber sind keine großen Steine sichtbar; er erstreckt sich von Nordost nach Südwest. Der Sage zufolge soll der Ritter Torkild Veeffermann, der einen nach ihm benannten Hof in Torkildstrup bewohnte, hier begraben seyn. Man erzählt auch: daß ein prächtiges Reitgeschirr und ein goldenes Schwerdt unter dem Hügel vergraben sind.

Wenn wir auf den nun durchwanderten Theil von Falster einen Rückblick werfen, so kann man nicht verkennen: daß dieses Land einer der volkreichsten, fruchtbarsten und schönsten Theile von Dänemark ist. Der viele Waizen und die vielen Erbsen, die man überall sieht, zeugen, nebst den schlechten Wegen, von einem fetten und guten Boden; die überall und nahe zusammen liegenden Höfe und Dörfer lassen dem Wanderer keinen Zweifel, daß Falster 2000 Menschen auf der Quadrat-Meile zählt, und Keiner, der für Schönheiten der Natur einiges Gefühl hat, wird es leugnen: daß Falster zu den gefallendsten Gegenden gehört. Die umher verstreuten Wälder und Gehölze, die häufigen und bepflanzten Einhägungen, die vielen Saaten, welche das Auge überall in der Sommerzeit findet, der abwechselnd bald höhere, bald niedrigere Boden, das nahe Meer und Baagö, sammt den hohen Küsten von Moen und Wordingborg, bieten eben so mannigfache als anmuthige Ansichten. Die mit Fruchtbäumen bepflanzten Gärten, welche man fast bei jedem Hofe findet, beleben noch das Gemälde. Im Jahr 1446 erließ Christoph von Baiern das, von dem Bischof Henning in Odensee verfaßte sogenannte Lalandsche Dekret: daß ein jeder Mann in Falster und Laland vor Maitag sechs Birnen- und eben so viele Aepfel-Bäume auf seinem Hofe pflanzen, und vor Walpurgis-Tag dreißig Hopfenstellen anlegen solle — bei drei Mark Buße. Falster trägt noch das Gepräge von der Aufrechthaltung dieses Dekretes. Hätten die übrigen Behörden in Dänemark die dänischen Gesetze 5, 13 und 18 gekannt, oder die Befolgung dieser Gesetze der Mühe werth gehalten, so würde Dänemark jetzt nicht genöthigt seyn, Früchte von der andern Seite der Ostsee-Küste ein zu führen.

Die Bauern in Falster stehen sich sehr gut, und Manche sind gar wohlhabend; es giebt deren, die in jedem Geld-Termin 1000 Reichsbank-Thaler zinsbar belegen. Bei dem Allen leben sie dürftig, d. h. sie genießen wohl gute und kräftige Lebensmittel, aber nur von eigenen Erzeugnissen. Colonial-Waaren werden, besonders in dem östlichen Theil des Landes, sehr wenige verbraucht. Kaffee wird fast gar nicht getrunken; doch sagt man: daß die Einwohner in dem südwestlichen Theil von Falster eine üppigere Lebensweise anfangen. Es besteht ein großer Unterschied zwischen der Lebensart der Bauern in Moen und in Falster; diese leben beschränkt und dürftig, und sind deshalb wohlhabend; jene halten große Gastgebote, leben üppig, trinken täglich zwei Mal Kaffee, sind deshalb in Geldverlegenheiten und kommen nach Falster, um Geld zu leihen. In Falster sind die Weiber thätig, erwerbsam und zeichnen sich durch häuslichen Fleiß aus, der überall die Weberstühle in Bewegung bringt; aber immer zum eigenen Verbrauch, nicht zum Verkauf. Es würde noch zur Erhöhung des häuslichen Fleißes helfen, wenn in Falster eine bessere Art Schaafe wäre, so wie die Zunahme des Flachsbaues dazu beigetragen hat. — Die Männer hingegen scheinen weniger thätig zu seyn, sogar ihre hölzernen Schuhe erhalten sie meistentheils aus Jütland.

v. L.

Kaiser Rudolph I. und seine Lobredner.

(Schluß.)

Ein Glückskind aber muß Else doch gewesen seyn: denn recht, als hätte ihn der liebe Gott eigens hinbestellt, trat Kaiser Rudolph andern Tages schon unter ihr Dach. Es war ein bitterkalter Dezember-Morgen des Jahres 1289, und der greise Kriegsheld kehrte, von der Musterung einiger Geschwader zu Fuß auf dem Pfade, der an der Mühle vorbei führte, zur Stadt zurück. Dort schürte man so eben lebendige Kohlen aus dem Backofen, der sich auf dem Gehöfte befand; dem Kaiser zog der Geruch des frischen Brodtes gar angenehm in die Nase; er hieß sein geringes Gefolge voran gehen und trat ohne alle Begleitung an die Gluth. In seinem abgetragenen grauen Wamse für nichts weniger als ein gekröntes Haupt gehalten, hatte er schon ein feines Weilchen am Feuer gestanden und sich an der keifenden Hausfrau weidlich ergötzt — die, in ihrem Unmuthe mit der ganzen Welt grollend, zwischen dem Gesinde umher fegte und Jedem am Zeuge etwas zu flicken wußte — als sie seiner wahrnahm und ihn, den sie wohl gar auf einem lachenden Blick ertappt haben mochte, als einen müßigen Umherseher mit barschem Ton seines Wegs gehen hieß. — „Ey, gute Frau!“ sprach Rudolph desto sanfter; „gönnt mir immer das Bischen Wärme, und gebt einem armen alten Kriegsmanne, der all sein Hab und Gut im Dienste des Kaisers zugesetzt hat, ein Weniges von Eurem schönen Brodte als Morgen-

Imbiß!" — Das nun war Oehl in die Zornesflamme der Müllerin. „Packt Euch meinetwegen zu Eurem Bettel-Kaiser, der auch nur immer haben will, den Leuten zur Schur die Länder durchzieht und Münzen und Menschen fest hält, wie der Teufel die Seele!" — „Was hat denn aber Euch der alte Rudolph Leides gethan, daß Ihr so erbittert gegen ihn seyd?" fragte dieser lachend; Else aber, die sich im eigenen Hause gehohnneckt wähnte, ergriff, ohne weiteren Bescheid zu thun, einen Eimer mit Wasser und leerte ihn stracks über das Kohlen-Feuer, daß des heiligen römischen Reiches Oberhaupt, ganz in Rauch und Dampf eingehüllt, eilig auf seinen Rückzug bedacht seyn und manch garstiges Wort mit auf den Weg nehmen mußte.

Nach einem solchen Frühstück konnte die Majestät sich doppelt behaglich fühlen, als sie Mittags mit vielen geistlichen und weltlichen Herren bei dem Bischof Werner von Mainz zu Tische saß. Der Prälat aber, dem es bewußt war: wie der Monarch ohne Gesang und Saitenspiel keine Lust an den Freuden der Tafel finde, winkte einen Jüngling herbei, der weit und breit als kunstreicher Meister-Sänger berühmt war. Begeistert sang dieser das Lob eines tapferen Gewalthabers; wie er als Schirm und Schutz der Schwachen von diesen gleich einer Gottheit verehrt werde, und feierte zuletzt Rudolph und seine Getreuen als die Wiederhersteller des Vaterlandes. Wie so stolz hob sich da die Brust der jungen Ritter, und auch die bejahrten Herren horchten beifällig den rauschenden Tönen; der Kaiser nur schaute auf seltsame Weise lächelnd vor sich hin. „Klingt mir da ein ganz ander Liedlein in den Ohren, junger Meister!" begann er endlich zu dem Sänger; „laßt sehen, ob Ihr den Wettstreit aushalten mögt! — Mit Gunst, Herr Bischof!" — wandte er sich jetzt zum geistlichen Herrn — „wenn ich auf Eure Kosten freigebig bin; doch kommt es wohl der ganzen Versammlung zum Genieß!" und so hob er die leckerste Schüssel, einen köstlich zugerichteten Ebers-Kopf, von der Tafel, befahl einem Diener: diesen, nebst einer Flasche Wein, zu der Müllerin zu tragen: einen schönen Gruß von dem alten Soldaten zu vermelden, welcher sich heut bei ihrem Kohlen-Feuer gewärmt, und der sich freuen würde, sie jetzt auch bei sich zu sehen. Wie nun der Diener sich eilig entfernt hatte, gab der Kaiser sein gehabtes Abentheuer zum Besten: das aber fand gar verschiedene Aufnahme in dem weiten Tafel-Kreise. Denn während die Ritter sich ausschütten wollten vor Lachen, blickten die geistlichen Herren ernst, ja beinah starr, und ein finsterer Prälat, den der Schreck über den entführten Leckerbissen beinah versteinerte, wurde jetzt wieder lebendig, um dem Kaiser die Bestrafung der losen Vettel als Gewissenssache vor zu stellen: denn lange schon habe man gemunkelt, wie das Weib einen Kobold im Dienst halte. — Nun stürzte aber, ehe der Kaiser darauf zu erwiedern vermochte, Frau Else selbst athemlos zu seinen Füßen, sich so kläglich geberdend, daß Rudolph in eigener Person sie aufhob und lächelnd zu beruhigen suchte. Bei so huldreichem Zuspruch gewann das Weiblein gar bald ihren kecken Muth zurück, versicherte dem Kaiser: daß sie, wäre er ihr bekannt gewesen, ganz andere Unterhaltung mit ihm gepflogen haben würde, und legte ihm auf sein Fragen ihre Liebesnoth recht beweglich ans Herz. Da sprach der Monarch zum Verkläger der Wittwe: „Sicher, Herr Abt, ist das Koboldlein heut Morgen von dannen gefahren und hat das Weiblein also gerissen und gedrängt, mir übel zu begegnen, darum sey ihr Verzeihung ertheilt; den leeren Platz aber wollen wir, als ein guter Kriegsmann, mit unserer Mannschaft besetzen!" Somit ließ er den Hänsel und seinen Stallmeister zu sich entbieten, sprechend zu diesem: „Jakob, uns will bedünken, daß besser als ich und Du das Weibsen da den Buben zu ziehen vermag; und Du, mein Junge!" so wandte er sich zum staunenden Hänsel; „gehe hin mit Frieden, von der Leichtfertigkeit wird Dir geholfen seyn! — Ihr aber, Frau Wittib, mögt als Preis für den Liebsten die Rede wiederholen, die Ihr heut Morgen mir gehalten!" — Nun half da kein Bitten und Sträuben; Kaiser Rudolph hatte gesprochen, und von den Herren an der Tafel gut zugeredet, faßte die Müllerin ein Herz, stemmte die Arme in die Seite und schimpfte und schmähte nun, unter dem allgemeinen Jubel des Kaisers und aller Anwesenden, ärger als am Morgen. Zwischen schallendem Gelächter hindurch rief der Kaiser wiederholentlich dem jungen Sänger zu: „Nun, Meister Wolfram, was dünkt Euch zu diesem Gesang? da könnt Ihr lernen, wie die Leute mich preisen!" — Als aber der Jüngling, welcher bisher nicht ohne Beschämung die Augen gesenkt, sie frei erhob und bescheidentlich entgegnete: „Die schönste Lobrede ist doch, daß kaiserliche Majestät solches vertragen mag!" — da wandten sich in freudiger Anerkennung Aller Blicke auf den edlen Rudolph, der so groß als gut vor der stummen Huldigung den Blick nieder schlug. Das vergnügte Pärlein aber benutzte schnell die veränderte Stimmung, sich mit seinem Glück unbemerkt von dannen zu schleichen. E. Karolt.

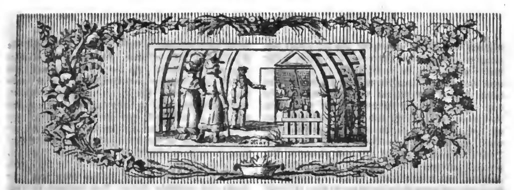
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. (Schluß.) Wenn der bessere Künstler von dem größeren Theil des Publikums nicht Anerkennung erwarten, sie vielmehr überall nur von den Gebildeteren begehren darf, so besuchen doch auch von diesen nur Wenige die Ausstellung ohne Vorurtheil gegen solche Künstler, welche nicht eben an der Tages-Ordnung sind — denn auch hier herrschen zuweilen Gunst und Mode. Da bemüht man sich, die Mängel an den Kunstwerken zu suchen, ohne das Schöne daran finden zu wollen oder zu können, und fürwahr! nur sehr gering ist die Zahl derer, welche kommen, um sich an der Kunst zu erfreuen. Diesen Freunden der Kunst und der Künstler wird aber gewiß das redliche Streben derselben nicht entgehen, und

gern werden sie es anerkennen, daß, wenn auch nicht Alles, doch Vieles erreicht ward; sie lassen den Fortschritten vaterländischer Künstler, dem Fleiß und der Beharrlichkeit derselben gern Gerechtigkeit widerfahren, und stimmen nicht ein in solche Beurtheilungen, die, alles inneren Werths entbehrend, nur dahin arbeiten, schädlich zu seyn. — Die Richtung unserer Zeit bringt es leider mit sich, bei den Werken alter Meister nur das Schöne heraus zu heben, ohne die Mängel, welche sie doch oft in großer Anzahl auch enthalten, im mindesten zu rügen; bei den Werken lebender Künstler wagt sich hingegen Alles, nur die Mängel aus zu spähen und sie auf zu decken; das Gute, was sie enthalten, läßt man unberührt und mag es nicht anerkennen, ist vielmehr zur Unterdrückung bereit, wenn ein günstiges Urtheil laut wird. Nichts zur Unterstützung der Kunst thun, aber verkleinern wollen, wenn die Künstler aus eigener Kraft und mit Aufopferungen etwas thaten, das ist ein Kampf, den sie nicht bestehen können; wer aber ein solches Treiben begünstigt, darf sich wenigstens nicht wundern, wenn Verachtung das einzige Gefühl ist, das er für sich erweckt. — Unser Publikum hat übrigens bis jetzt wenig Gelegenheit gehabt, den Sinn für die bildenden Künste zu erhöhen, da die Betrachtung und das Studium der classischen Werke derselben bei uns mit bedeutenden Ausgaben verbunden war. Ein öffentliches Museum, welches jetzt eingerichtet wird, soll diesem Uebel abhelfen; und endlich werden hoffentlich Viele dem Beispiel des kunstliebenden Königs folgen und den Künstlern Aufträge geben, denn dadurch allein ist vaterländische Kunst zu fördern. Auch die Akademie wird sich neu organisiren, und man darf annehmen: daß die Lehrer, welche bis jetzt noch immer die, von alter Vergangenheit her festgesetzten, unglaublich geringen Gehalte beziehen, nun so gestellt werden, daß sie die Zeit, welche ihnen übrig bleibt, zu größeren Werken ihrer Kunst verwenden können. Dann möchte leicht sich eine Ausstellung veranstalten lassen, wobei der Eintritt frei und von Vertheilung eingekommener Gelder nicht mehr die Rede seyn wird. Möge dieses Resultat recht bald erfolgen! — Wenn übrigens jener vorlaute Kritikus, der hier besonders gemeint ist, die Akademie — auch die der Wissenschaften — ein Invaliden-Institut genannt hat, so muß man dies wahrscheinlich mit auf den veralteten Etat deuten; denn wer möchte wohl von dem genannten Kunst-Institut mehr verlangen, als es leistet, wenn er hört: daß 400 Thlr der höchste Gehalt sind, den die Professoren bei der Kunst-Akademie empfangen; Mehrere haben sogar nur 300 Thlr. und noch weniger. Will man Leben in einer Anstalt erhalten, so muß man doch hauptsächlich darauf bedacht seyn: daß die Lehrer ihr Leben ohne die härtesten Sorgen zu fristen vermögen. Wenn indessen die bildenden Künste die letzten sind, an die gedacht wird, wer kann dafür? — aber nur Unkunde oder Bosheit möchte bei einem solchen Zustand sich unterstehen, den allerbedeutendsten Maaßstab an zu legen, obwohl jeder Künstler frei bekennen wird: daß es ihm eine immer erneuerte Kränkung ist, hinter seinen eigenen Kräften zurück bleiben zu müssen. Jene Beurtheilungen aber sind so ungerecht in ihrem Verfahren, daß man es nachdrücklich zurück zu weisen befugt ist, und wenn hiermit der Anfang gemacht worden, so hoffen wir: daß der Herausgeber dieser Blätter noch zu einigen andern Erörterungen uns Raum geben wird, wenn etwa die, aus unedlen, aber wohl begriffenen Antrieben entstandenen unverdienten Beschuldigungen sich wiederholen sollten. — Am 14ten März war auf unserer Bühne die erste Darstellung von: „Preciosa“, Schauspiel mit Gesang und Tanz in 4 Abtheilungen, vom Königl. Schauspieler P. A. Wolff. Der in mehreren alten Erzählungen schon bearbeitete Stoff ist folgender: Ein Kind (Preciosa), von Zigeunern entwendet, erwuchs bei der Horde zu einem Wundermädchen, das ganz Spanien bezaubert. Don Alonzo verliebt sich in die Allesfesselnde so sehr, daß er den Zigeunern sich anschließt. Bei einem Zuge erreichen sie das Schloß, in dessen Nähe einst Viarda, eine alte Zigeunerin, das Kind mit sich nahm. Hier hat Don Alonzo, in einem Anfall von Eifersucht, Streit mit Don Eugenio, dem Sohn des Schloß-Besitzers; Jener wird verhaftet, Preciosa will nun nicht von dem Geliebten weichen, und die Umstände fügen es: daß Viarda den Kindesraub gesteht. Preciosa ist nun wieder die Tochter des Don Fernando de Azevedo und vermählt sich dem Alonzo. — Die Spannung, welche etwa im Gange der Handlung erregt werden könnte, ist sehr geschwächt dadurch: daß schon im ersten Akt Preciosa dem Azevedo aus der Hand prophezeiht: „Was, o Herr, du einst verloren, wird dir plötzlich neu geboren“; jeder Zuhörer weiß nun das Ende. Die Wahrscheinlichkeit wird nicht minder, unter Anderem auch dabei verletzt: daß der Zigeuner-Hauptmann und Viarda, welche die Preciosa als ihren Glücksstern betrachten, wieder nach demselben Schlosse kommen, bei welchem die Entwendung geschah. Ein Grund der Nothwendigkeit hätte sich dabei wohl auffinden lassen, so wie überhaupt, da es einmal Abentheuerliches galt, die Phantasie mehr aufgeregt werden mußte: sie verliert aber ihr Spiel, weil nur wenige Personen in die Handlung eingreifen, einige, wie z. B. Don Contreras und Donna Petronella ganz überflüssig sind. Beide vermehren zwecklos den Aufwand von Kräften; denn sie sind nur herbei gezogen, um einiger Späße willen, deren Entbehrung nicht eben viel Resignation erfordern kann. Charakteristik scheint überhaupt nicht zu der Aufgabe gehört zu haben; und nur mit der, zum Theil in recht lobenswerther Leichtigkeit — die aber viele falsche Reime sich erlaubt — gehaltenen Vers-Art ist die Lokalität angedeutet. Die „Viarda“ (Mad. Wolff) ist noch am natürlichsten geschildert und wurde vortrefflich dargestellt; so wie auch Mad. Stich als „Preciosa“, mit allem Aufwand ihrer bedeutenden Kräfte, die ins beste Licht gestellte Rolle noch zu heben wußte; sie genügte in hohem Grade den hier gemachten bedeutenden Anforderungen, und diese sind: großes Darstellungs-Talent, Musik-Kenntniß, Fähigkeit zu Gesang und Tanz, vereint mit einer schönen Gestalt. Auch die übrigen Darstellenden thaten, was sie konnten, und als Bemerkung der Kritik wäre besonders noch vom Hrn. Gern (ein burlesker Pedro, der etwas Pierre preciuse — d. h. erkünstelter Peter, nicht Edelstein — ist) zu sagen: daß er der französischen Ausrufungen ja nicht mehr geben möge als in der Rolle stehen; denn bekanntlich haben die Spanier schon von alter Zeit her die französische Sprache verschmäht und gehaßt. Nach diesen, in unserer Ueberzeugung ruhig mitgetheilten Andeutungen glauben wir noch äußern zu müssen: daß der Name „Preciosa“ uns wahrscheinlich schon auf den Maaßstab hinweiset, den die Kritik ergreifen soll, indem er an Werthvolles, Kostbares und Erkünsteltes zugleich erinnert. Werthvoll durch poetisch-sinnreichen Ausdruck sind mehrere Einzelheiten, als: Preciosa's Schilderung des Gefühls einer Waise, ihr Deuten von Alonzo's Gesichtszügen u. s. w.; so auch Manches in der Musik von Maria von Weber, obgleich man Flüchtigkeit überall wahrnimmt; kostbar ist die ganze Ausstattung und besonders die den lautesten Applaus erregende neue Dekoration im letzten Akt; erkünstelt aber erscheint, laut Obigem, gar Vieles. Wenn wir unter solchen Umständen die Preciosa nicht für besonders ächt halten, so sind sie doch wenigstens à jour gefaßt, d. h. nach der Mode des Tages und durchbrochen von allen, Beifall erstürmenden Außenwerken (Malerei, Gesang und Tanz). Auf diese Weise präsentirt sich das Ganze als Gelegenheits-Stück, besteht vor der Menge, gefällt es dieser — wie zu wünschen ist, wegen des bedeutenden Aufwandes — so wäre ja der Zweck erreicht und wir hoffen, Hr. Wolff (der übrigens, nächst Mad. Stich, hervor gerufen ward) werde uns bald wieder mit einem andern neuen Stück daran erinnern: daß sein Name in der dramatischen Literatur durch viel bessere Leistungen bekannt ist. (W. Mehr.)

Beilage: Bemerker Nr. 6. u. Blatt d. Ankündigungen Nr. VI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 23. März. 47stes Blatt.

Die Hottentotten im Kaplande.

Die Eingeborenen auf dem Kap, die Hottentotten, leben zum Theil nomadisch; sie durchziehen das Land mit Hütten und Horden, bebauen aber auch das Feld; ein Theil jedoch, die sogenannten Buschmänner oder wilden Hottentotten, leben zerstreut an mehreren Flüssen des Landes. Sie sind größtentheils 5 bis 6 Fuß hoch und ihr Körperbau ist bei beiden Geschlechtern sehr verhältnißmäßig. Im übrigen sind sie, wegen ihrer großen Augen, platten Nasen und aufgeworfenen Lippen den Negern sehr ähnlich. Ihr Haar ist kurz und wollig; die Männer haben plumpe und breite, die Weiber aber kleine nette Füße. Sie sind robust, flink und bewegen sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit; ein guter Reiter kann einen Hottentotten im Laufe kaum erreichen. Sie sind alle gute Jäger und wissen sich ihrer Wurfspieße so geschickt zu bedienen, daß sie einen Steinwurf oder Pfeil damit zu pariren im Stande sind. — Ihre Haupt-Laster sind: die Faulheit — denn nur die äußerste Noth kann sie zur Arbeit zwingen — und der Trunk; giebt man ihnen Brandtwein, so trinken sie, bis sie sich nicht mehr auf den Füßen erhalten können; auch rauchen sie Taback, bis sie nichts mehr sehen, und heulen, bis sie nicht mehr heulen können. — Nach der bei ihnen üblichen Ceremonie, welche sie für Männer erklärt, dürfen sie ungescheut ihre Mütter schlagen; sie suchen sogar einen Ruhm darin, wenn sie keine Schonung üben, und ihre Mütter lassen sich auch diese Frechheit gern gefallen. Noch herrscht bei ihnen der barbarische Gebrauch, daß sie Kinder und Greise opfern. Was die Ersteren betrifft, so berufen sie sich dabei auf die hergebrachte Sitte, und die Greise befreien sie dadurch, nach ihrer Meinung, von allen Leiden des Alters und schützen sie vor der Gefahr, von wilden Thieren gemartert und zerrissen zu werden. Sie zeichnen sich aber auch durch die Tugenden des Wohlwollens, der Freundschaft und Gastfreundschaft gar sehr aus. Viele unter ihnen wollen um deswillen das Christenthum nicht annehmen, weil sie sagen: daß unter den Christen so viel Geiz, Neid, Ungerechtigkeit und Ueppigkeit herrsche.

Die Hottentotten haben eine ganz eigene Tracht. Die Männer tragen nämlich eine Art Decke, welche sie, nach der Jahreszeit, offen lassen oder um den Leib befestigen. Diese Decken sind bei den Reichen von Tyger- oder wilden Katzen-Fellen; die Armen begnügen sich mit Hammel-Fellen, wovon sie die wollige Seite im Sommer umwenden. Diese Decken sind auch ihre Matratzen, worauf sie schlafen, und das Leichen-Tuch bei ihrer Beerdigung. Bei der großen Hitze gehen sie alle im bloßen Kopf und salben ihr Haar täglich mit Talg und Fett, ohne es jemals zu reinigen, wodurch endlich eine schwarze feste Kruste entsteht, welche, wie sie behaupten, kühlend für den Kopf ist; im Winter setzen sie eine Kappe von wildem Katzen- oder Hammel-Fell auf. — So ist es auch bei ihnen durchgängig gebräuchlich, daß sich Männer, Weiber und Kinder den Leib mit Butter oder Schöpsen-Fett, welches mit Ruß vermischt wird, bestreichen, und diese

Salbung wiederholen, sobald sie von der Sonne eingetrocknet ist. Da die Aermeren nicht immer frische Butter oder Fett haben, so spürt man die Annäherung eines Hottentotten schon von weitem; die Reichen sind hierin delikater und nehmen nur die allerbeste Butter dazu. Wer wohlhabend ist und sich Fett genug dazu verschaffen kann, bestreicht auch sein Tyger- oder Hammel-Fell damit; und nur die Beschaffenheit des Fettes macht den Unterschied bei Reichen und Armen aus. Diese Unreinlichkeit erzeugt aber auch mancherlei Ungeziefer, besonders eine gewisse Art sehr reproduktiver Insekten, von ungewöhnlicher Grösse. Aber wenn sie ihnen von der einen Seite zur Plage da sind, so dienen sie ihnen von der andern Seite zum Leckerbissen, und wenn sie befragt werden: wie sie einen so sonderbaren Appetit haben können, so führen sie das Gesetz des Talion an, nach welchem man sich nicht scheuen dürfe, Thiere, die Menschen beissen oder fressen, zu verzehren.

Die Hottentotten haben eine gewisse Ehren-Zunft unter sich errichtet, welche aus denen, die mit einem Löwen, Tyger, Leopard, Elephanten, Rhinozeros oder Elendthier gekämpft und es erlegt haben, besteht. Die Aufnahme in dieselbe wird mit vieler Ceremonie begangen. Der Held des Kampfes begiebt sich, nach vollbrachter That, in seine Hütte; bald darauf senden die Bewohner des Kraals (Dorfes) in der Person eines Greises einen Deputirten, um ihn ein zu laden, sich in der Versammlung ein zu finden, woselbst er mit allen ihm gebührenden Ehren-Bezeigungen erwartet wird. Ein Führer begleitet ihn dahin, und man empfängt ihn mit lautem Freuden-Geschrei. Nun kauert er in der Mitte einer für ihn errichteten Hütte nieder, und alle Anwesenden thun, um ihn herum, ein Gleiches. Jetzt nähert sich ihm wieder jener Greis, und erzeigt ihm von oben bis unten eine Ehre, welche mit Namen zu nennen die Decenz verbietet, welche aber für desto grösser angesehen wird, je reichlicher sie statt findet; auch unterläßt der junge Held nicht, sich zuvor mit den Nägeln Furchen in die Fettkruste, welche seinen Körper bedeckt, des besseren Eindringens wegen, ein zu graben. Der Deputirte zündet hierauf seine Pfeife an, läßt sie in der ganzen Gesellschaft herum gehen, bis sie ausgeraucht ist, und parfümirt sodann mit der erkalteten Asche das neue Ehren-Mitglied, welches zu gleicher Zeit die Glückwünsche aller Versammelten annimmt. Auf diesen wichtigen Tag bleibt derselbe drei Tage lang, in ungestörter Ruhe, zu Hause; den dritten Tag Abends wird ein Schöps geschlachtet und das Fest gemeinschaftlich mit seiner Familie, Freunden und Nachbarn, fröhlich beschlossen. Seine Auszeichnung besteht übrigens darin, daß er die Blase des erlegten Thieres, an den Haaren befestigt, tragen darf. — Von den wahren Grundsätzen der von den Hottentotten angenommenen Religion hat man zwar, weil sie sich hierüber nicht erklären, etwas Bestimmtes noch nicht erfahren können. So viel ist jedoch gewiß, daß sie an einen Schöpfer alles Sichtbaren glauben, und von ihm behaupten: Er sey ein vortreflicher Mann, welcher Keinem etwas zu Leide thue; man habe nichts von ihm zu befürchten, und seine Wohnung sey hoch über dem Monde. Eine Art öffentlicher Gottes-Verehrung bezeigen sie ihm jedoch nicht. Den Mond hingegen beten sie zur Nachtzeit und im freien Felde an, opfern ihm Thiere und bringen ihm Fleisch und Milch zur Gabe; sie bitten ihn um günstige Witterung, fette Weide und reichliche Milch. Auch verehren sie eine hier einheimische Art Hirsch-Käfer als günstige Gottheit; dieser ist ohngefähr einen kleinen Finger lang, hat zwei grüne Flügeldecken, zwei Hörner und ist auf dem Bauche weiß und roth gefleckt. Läßt sich ein dergleichen Käfer in einem Kraale blicken, so kommt Alles und empfängt ihn mit der tiefsten Verehrung, gleich einer vom Himmel herab gestiegenen Gottheit. Ihren Heiligen, d. i. denen, welche sich durch Wunder und gute Thaten besonders ausgezeichnet, beweisen sie eine Art göttlicher Ehre. Grabmäler, Inschriften u. s. w. sind bei ihnen nicht gebräuchlich; dagegen weihen sie den Heiligen Wälder, Berge, Felder und Flüße. Ob sie gleich von einem Zustand nach dem Tode nichts wissen, so fürchten sie sich doch vor Gespenstern, weshalb sie ihre Wohnung verändern, wenn sie einen von den Ihrigen verloren haben: denn sie hegen die Ueberzeugung, daß die Seelen der Todten den Ort ihrer Grabstätte umschweben. — Ueberhaupt sind die Hottentotten so sehr für ihre Religion eingenommen, daß es den Missionären nur mit vieler Mühe zuweilen gelingt, Einen zu bekehren. Vanderstel, Gouverneur in der Kapstadt, nahm einmal einen Hottentotten von Kindheit an zu sich und ließ ihn in der christlichen Religion, ganz nach europäischer Sitte, erziehen. Man kleidete ihn sehr kostbar auf holländische Art und ließ ihn mehrere Sprachen lernen, wobei er die herrlichsten Anlagen zeigte und für die Zukunft viel von sich erwarten ließ. Der Gouverneur sendete ihn daher mit einem General-Commissarius nach Indien, welchem er auch in den Geschäften sehr gute Dienste leistete. Der Commissarius starb und der junge Hottentotte kehrte wieder nach der Kapstadt zurück. Einige Tage nach seiner Rückkehr aber, als er seinen Verwandten einen Besuch abstattet, faßt er den Entschluß, sich wieder nach vaterländischer Sitte zu kleiden. Er nimmt ein Hammel-Fell um und packt seine vorige Kleidung in ein Bündel; in diesem Aufzug kommt er zu dem Gouverneur und redet ihn mit folgenden Worten an: „Ich bitte, nicht ungnädig zu nehmen, daß ich meine vaterländische Tracht wieder statt meiner bisherigen Kleidung

erwählt habe. Auch entsage ich auf lebenslang der christlichen Religion; es ist mein fester Entschluß, in der Religion, den Sitten und Gebräuchen meiner Väter zu leben und zu sterben. Nur mein Halsband und das Messer, was ich trage, bitte ich mir zu lassen, weil ich es gern zum Andenken an Sie behalten möchte." Ohne weiter die Antwort des Vanderstel ab zu warten, eilte er nun davon, und niemals hat man ihn in der Kapstadt wieder gesehen. Eubaldi.

B u n t e s.

Bekanntlich schlossen, als die Franzosen im Revolutions-Kriege Neapel verlassen mußten, die sogenannten Patrioten eine Capitulation und erhielten völlige Amnestie. Aber, obgleich der Cardinal Ruffo, der Königl. neapolitanische General Micheroux, ein russischer Admiral und mehrere andere bedeutende Personen jene Capitulation unterzeichneten, wurde sie (die Geschichte sagt: auf Antrieb des Ministers Acton, Nelsons und hauptsächlich der Lady Hamilton, die es an vielen Personen rächen wollte, daß man ihren unsittlichen Charakter zweideutig fand) dennoch nicht gehalten und viele Personen (im ganzen Lande beinahe 4000) starben unter dem Beil des Henkers. Von vielen dieser Opfer sind uns einzelne Züge überliefert, deren wir einige aus einem englischen Werke übersetzen. Cirillo, ein berühmter Arzt, wurde von dem Oberrichter gefragt: „Weß Standes?" — „Arzt." — „Und während der Republik?" — „Volks-Representant." — „Und vor meinem Richterstuhl?" fragte der Richter zornig weiter. — „Vor Dir ein Held!" — Pasquale Baffi, ein geschätzter Philolog, erhielt, nach der Verurtheilung, von einem Freunde Opium; er gab es zurück und sagte: „Ich will dem Tod ins Auge sehen und denke mit Sokrates: Ein Jeder steht im Leben auf seinem Posten und darf diesen nie freiwillig verlassen." — Monthoné, der Kriegsminister gewesen war, antwortete im Verhör auf die Frage: was er während der republikanischen Zeit gethan habe, nichts weiter als: „Ich habe capitulirt." Als er sich vertheidigen sollte, sagte er: „Wenn mich Euer gegebenes Wort nicht vertheidigt, so müßt' ich mich schämen, unter Euch zu leben!" — Ignazio Ciaia, ein junger Dichter, konnte sich mit mehreren Gefährten retten, ehe die Capitulation geschlossen wurde. Er aber sagte: „Hier sind Weiber und Kinder vor der Wuth des Pöbels zu schützen, da weicht kein rechtlicher Mann!" — Er blieb, die Uebrigen mit ihm, um nachher hingerichtet zu werden.

Walkenaer erzählt in der, von ihm im Jahr 1820 heraus gegebenen Lebens-Beschreibung La Fontaine's Folgendes: Man weiß, daß La Fontaine gegen seine Gattin so gleichgültig wurde, daß er sie zuletzt gar nicht mehr sah. Es war nicht immer so; im Jahr 1661 schrieb er, nach einer beinahe zwanzigjährigen Ehe, noch in einem vertrauten, freundschaftlichen Ton aus Limoges an sie mehrere Briefe, worin Prosa und Verse abwechseln und eine interessante Beschreibung seiner Reise gegeben ist. — „Du hast nie" — so schrieb er einst — „andere Reise-Beschreibungen lesen mögen, als die Abentheuer der Ritter von der Tafelrunde. Lies aber auch die meinigen, es lohnt die Mühe. Vielleicht gefällt Dir mein Tagebuch, vielleicht erweckt es in Dir die Lust nach mehreren, nach ernsthafteren Lektüren. Du spielst nicht, Du arbeitest nicht, Du beschäftigst Dich nicht mit der Wirthschaft. Die ganze Zeit, welche Dir Deine gutwilligen Freundinnen aus Gefälligkeit und christlicher Liebe nicht vertreiben helfen, verbringst Du mit Lesen von Romanen. Bedenke, liebes Weib, wie ersprießlich es für Dich würde gewesen seyn, wenn es mir gelungen wäre, Dir scherzend Geschmack für die Geschichte, sey's der Personen, sey's der Oerter und Länder, bei zu bringen. Auf diese Weise hättest Du lebenslang Stoff zur angenehmen Zeitverkürzung; nur müßtest Du eigentlich nichts lernen, nichts behalten, noch weniger das Gelesene auskramen und wieder anbringen wollen. Für eine Hausfrau ist es keine gute Eigenschaft, gelehrt zu seyn, und eine sehr schlechte, für gelehrt gelten zu wollen." — Er schließt mit den Worten: „In einer Viertelstunde schlägt es Mitternacht. Meine köstlichsten Stunden verwende ich auf meine Briefe an Dich, und das will viel von mir sagen, der ich Dir als das Schooßkind des Schlafes und der Faulheit so wohlbekannt bin."

Briefe aus der Schweiz melden: „Eine bedeutende Anzahl süddeutscher und schweizerischer Buchhändler hat sich verbunden, die Leipziger Messe, aus Gründen, die sie öffentlich angeben werden, nicht mehr zu besuchen; sie wollen künftig in einer Stadt Süddeutschlands eine besondere Buchhändler-Messe halten, und haben auch von einer süddeutschen Regierung, der sie ihre Wünsche vorlegten, eine sehr befriedigende Antwort bekommen." — Also auch hier gäb' es Trennungen!

Bei einer der letzten Illuminationen zu Ehren der Königin von England half sich ein Loyaler, der sein Haus nicht erleuchten wollte, dabei aber zu befürchten hatte, man werfe ihm die Fenster ein, durch folgenden Vers, den er auf einem Transparent-Papier an einen Pfahl befestigte:

Ihr Tausende, schlagt ihr die Fenster ein,
So müssen Hundert die Bezahler seyn!

Der Bezirk nämlich, welcher aus 100 Häusern besteht, ist für die Unordnungen und Beschädigungen verantwortlich. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Soll ich Ihr Verlangen ablehnen oder Ihre Bitte erfüllen? Jenes würde mir noch schwerer fallen, als

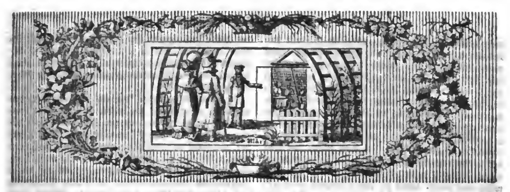
dieses, so schwer es auch halten wird, Sie und Ihre Leser nur bald zu befriedigen. Was für England, für London das größte Interesse hat, interessirt oft das Ausland wenig oder gar nicht. Nichts ist so unbestimmt als der Maaßstab der Neugierde. Zieht man die Oertlichkeit, die Persönlichkeit, die Nationalität ab, so bleibt oft von einer Anekdote oder einem Ereigniß für den Ausländer nichts übrig, als das nackte Gerippe oder die eingetrocknete Mumie. Doch ich will versuchen, Ihnen zu willfahren. — Die junge Schauspielerin Wilson hat in der Unterhaltung die Königin ersetzt; man spricht nur von ihr, prägt Schaumünzen auf sie, ihr Bildniß, in allen Größen, Stellungen, Costümen, schmückt die Kunstladen. Man erzählt Anekdoten; man läßt Herzoge und Nabobs vor ihr auf den Knieen liegen; viel spricht man von ihrer 16jährigen Tugend und Unschuld, noch mehr von ihrer blühenden Schönheit, am meisten von ihrem Talent. Die Theater-Eigenthümer reißen sich um ihren Besitz, sie ist die Göttin des Tages. — Ein Wunderkind ganz anderer Art, schon bekannt, dann wieder vergessen, jetzt von Neuem ans Licht gezogen, ist George Bidder, der, ohne alle Anleitung von Lehrern oder aus Büchern, das Rechen-Talent auf einen unerhörten Grad gebracht hat. Er ist in der Grafschaft Devon, zu Moreton-Hampstead, den 14ten Juni 1806 geboren. Sein Vater, William Bidder, ein ehrlicher und fleißiger Maurer, hat noch fünf Söhne und drei Töchter erzeugt. Bei einer so zahlreichen Familie konnte er nicht viel für die Erziehung unsers kleinen Rechen-Genies thun; er schickte seinen Georg bis zum achten Jahre in eine Schule und zahlte für den Unterricht 1½ Pence (1 Groschen) wöchentlich. Den ersten Beweis seiner Kopf-Rechnung legte der Knabe ab, als er die Aufgabe lösete: wie viel man dem Hufschmid zu zahlen hätte, wenn der erste Nagel zu einem Farthing und die folgenden, in einer geometrischen Progression steigend, berechnet und zusammen addirt würden? Auf die Lösung dieser Aufgabe folgten bald schwerere, zusammengesetztere; keine schien dem Knaben zu schwer, keine Verrechnung erfolgte in dem Facit. Jetzt schien es dem Vater auf jeden Fall vortheilhaft, seinen Sohn reisen zu lassen. In allen großen Städten erregte sein Talent Bewunderung; in London zeigte er seine Kunst vor den Herzogen von York, Kent und Sussex, vor dem Lord Stanhope, dem gelehrten Sir Jos. Banks u. s. w. Er wurde der verstorbenen Königin und den Prinzessinnen in Windsor vom Bischof von Salisbury vorgestellt, gab auf alle Fragen und Aufgaben befriedigende Antworten und erhielt reichliche Geschenke. Man hatte ihn eine Zeit lang aus den Augen gelassen, obschon seine Fähigkeiten immer zugenommen und sich durch Uebung und Anstrengung bedeutend vermehrt haben; jetzt scheint es aber, als werden sie die wahre Richtung erhalten. Einige schottische Herren nehmen sich seiner an, haben ihn Lehrern der Mathematik auf der Universität Edinburg anvertraut und sorgen für seinen Unterhalt. Sie hoffen, einst sein Talent für den Staat aus zu bilden, und zweifeln nicht, daß er, an die Stelle gesetzt, wohin er gehört, einst wichtige Dienste leisten könne. — Dem verstorbenen Lord Melville wird in seiner Vaterstadt Edinburg ein Denkmal errichtet; es besteht in einer 140 Fuß hohen Säule. Die Steine sind aus Cullalo in Fifeshire gebrochen. Für die Dauer und Schönheit dieses Gesteins bürgt der Thurm von Balmuto, in der Grafschaft Fife, der seit Jahrhunderten der Verwitterung und dem Zahne der Zeit widersteht. — Wenn in einer unserer großen Fabrik- oder Manufaktur-Städte 10 Dutzend Knöpfe, einige Stück Tuch oder Baumwollen-Zeuge bestellt werden, giebt es gleich ein Aufsehen in allen Zeitungen von Belebung oder Verbesserung im Handel, als wenn ein neuer Welttheil entdeckt worden und England den ausschließenden Handel dahin erhalten hätte. Von dieser Seite giebt dieses Land große Blößen, und thut oft Nothschüsse, die seine Lage nur zu sehr verrathen. „Der Handel blüht wieder auf!“ heißt immer; „Er liegt noch sehr tief danieder!“ — Unsere Lotterie-Bureau's lassen kein Mittel unversucht, ihre Loose an den Mann zu bringen. Neulich fragte einer der Haupt-Collekteurs durch die Zeitungen bei dem Publikum an: ob es wohl noch einen Menschen auf der Welt gäbe, in dessen Augen 25 Pfund mehr werth wären als 120,000? d. i. ob die Vernunft nicht dazu riethe: 25 Pfund daran zu wagen, das große Loos, 120,000 Pfund, zu gewinnen? S.

Weimar. Im Tempel der Thalia empfing uns zum neuen Jahr die „Albaneserin“, die wir immer gern sehen. Den höchsten Genuß hatten wir aber im Januar bei der Darstellung der „Iphigenia in Aulis“ und „Tauris“, dieser Meisterwerke Glucks, durch die vortreffliche Ausführung derselben. Das herrlich Tragende ihrer Musik giebt uns jetzt keiner unserer neuesten Componisten; Keiner componirt uns solche Chöre; Keiner versteht so die Gefühle durch die Musik aus zu drücken. Noch war neu: „Fürst Poicharsky“, interessant durch die Ouverture, Zwischenspiele und Tänze von Theuß. Dieser, ein Weimarer, wurde im Jahr 1812 mit unsern Truppen bei Wilna gefangen und blieb ein Jahr in Rußland, sammelte dort National-Melodien, welche er bei dieser Composition, die sehr viel Liebliches hat, verwendete. „Gerechte Strafe“, eines der besseren Intriguen-Stücke von Vogel, zum ersten Mal gegeben, gefiel sehr und wird überall gefallen; es hat ächt komische Scenen und die Charaktere sind leidlich gehalten. Die Vertheilung der Rollen war sehr zweckmäßig und die Vorstellung gehört daher zu den gelungensten. Hr. Oels gab uns den Welt- und Hofmann „Baron Sternfels“ recht brav und zeigte als solcher, wie immer, den sinnigen Schauspieler, der das Eigenthümliche seiner Rolle auf zu fassen versteht; Mad. Durand ergötzte uns als frankisirende alte Jungfrau und Betschwester in der Rolle der „Lucretia“, unstreitig der am besten durchgeführte Charakter des Stücks; eben so wurde die intriguante, vergnügungssüchtige „Baronesse von Belfort“ durch Mad. Schulze, so wie die übrigen Rollen: „Obrist Hall“ durch Hrn. Graff; „Julie“ durch Demois. Beck; „von Lindeck“ durch Hrn. Durand sehr gut dargestellt. „Ich irre mich nie oder der Räuber-Hauptmann“, so heißt eine andere Neuigkeit. Den „Postmeister Bonell“, die Hauptpartie des Stücks, hob Hr. Hunnius zwar sehr hervor; dagegen fiel das Gehaltlose und Unbeholfene in Anlage und Handlung der übrigen Rollen in sich selbst zusammen und das Ganze langweilte. In den Zwischen-Akten erfreute uns der Hof-Musikus Hr. Lobe mit einem Allegro und Variationen auf der Flöte eigener Composition von der höchsten Schwierigkeit; seine ungemeine Fertigkeit bewährte sich besonders in seinem Staccato mit Doppelzunge; die geschwinden Tempo's gaben wahrscheinlich keine Gelegenheit zu sangbaren und tragenden Stellen, sonst hätten wir auch in dieser Gattung gern etwas von ihm gehört. Hr. Lobe ist für sein Alter von 23 Jahren in die Tiefen der Harmonie schon sehr eingedrungen; man sagt, wir dürften Hoffnung haben, von ihm eine neue große Oper: „Wittekind“ bald aufgeführt zu sehen. — Am 31sten Januar, zum Geburtstage der Frau Großherzogin, wurde zum ersten Mal gegeben: „Germanicus“, nach dem Französischen des Arnault vom Grafen von Riesch. Unsere Schauspieler vereinigten ihre Talente zu einer trefflichen Darstellung, und vor Allem gab uns Hr. Durand die Rolle des „Germanicus“ lebendig und wahr und zeigte, daß er den Geist derselben tief gefaßt hatte; eben so die Herren Oels und Lorzing als „Piso“ und „Sentius“; so wie die Damen Jagemann und Schulze als „Agrippina“ und „Plancina“. Dieser „Germanicus“ wollte indessen nicht sehr ansprechen. D.

Die Mode-Farben des Gros de Naples sind jetzt zu Paris: Rebhuhnbauch-Farbe, genannt Caroline; halb Violet und halb Rosen-Farbe, genannt Margarethe, und Smaragd-Grün. (Gaz. d. Fr.)

Die Pariser Damen müssen jetzt sämmtlich à la Plaisir frisirt seyn; der Friseur, welcher eben in Gunst ist, heißt nämlich „Plaisir“. (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 24. März. 48stes Blatt.

Bekenntnisse.

„Sie sind galant, lieber Oberster!“ sagte Frau von Hillberg: „aber die Hand auf's Herz, insgeheim sind Sie gewiß meiner Meinung.“ — „Um Verzeihung, gnädige Frau, ich würde sogar gegen Ihr eigenes Geschlecht behaupten, daß die weibliche Tugend keine Chimäre sey.“ — „Was Sie gegen mich wenigstens nicht nöthig haben. Ihr Herren predigt das Gegentheil schon laut genug, ich müßte mich selbst und mein ganzes Geschlecht hassen, wenn ich einstimmen wollte.“ — „Wenn Sie aber vorhin behaupteten, daß unter allen Tugenden diese am wenigsten stolz seyn dürfe —.“ — „So haben Sie mich nicht ganz verstanden. Ich behauptete: daß so viele Weiber, welche auf ihre Tugend stolz sind, oft am wenigsten Ursach dazu hätten; aber wo habe ich damit gesagt, daß diese Tugend ein Unding sey?“ — „Gut, daß wir darüber einig sind. Ich hoffe, Sie sollen den armen Weibern auch noch erlauben, sich auf die Bewahrung ihrer Treue etwas ein zu bilden.“ — „Mit Ausnahmen, mein Herr Sachwalter der armen Weiber, mit großen Ausnahmen. Wie heißt doch der Schriftsteller, der irgendwo sagt: Auf ungeprüfte Tugend stolz seyn, wäre unter allen Schwachheiten die größte.“ — „Ich wette, der Mann, welcher dies sagen konnte, war nicht über dreißig Jahre alt. Das ist die feinste Angel, welche er aus zu werfen verstand.“ — „Mag seyn, daß er sie auswarf, um ein sorgloses Herz damit zu fangen, der Satz bleibt darum nicht minder wahr.“ — „Aber dieser Tugend ihren Stolz nehmen, heißt sie des sichersten Schildes berauben.“ — „Nicht immer, lieber Freund! Zuweilen wird diese Sicherheit sogar ihr Verderben. Schütteln Sie den Kopf, wie Sie wollen: oft ist es nur ein glücklicher Zufall, der uns noch dicht am Abgrunde rettet.“ — „So weit reicht freilich meine Erfahrung nicht. Aber darf ich Ihnen gestehen, gnädige Frau, daß ich nicht so leicht zu bekehren bin?“ — „Sie sind schlau, lieber Oberster! Wenn ich meine Behauptung nicht zurück nehmen soll, so muß ich Ihnen einige kleine Geheimnisse offenbaren. — Wohlan, im acht und funfzigsten Jahre darf man schon die kleinen Schwächen seines achtzehnten Jahres erzählen; jetzt, da meine Jugend so weit hinter mir liegt, daß sie mir nur noch wie ein Traum erscheint, jetzt kann ich wohl gestehen, daß ich auch ein Herz hatte. Setzen Sie sich zu mir, wenn Sie Zeit und Lust haben, etwas aus der geheimen Geschichte eines jungen weiblichen Herzens zu vernehmen.“

„Ich war funfzehn Jahre alt, als ich mit einem Manne vermählt wurde, den ich nur einige Mal gesehen hatte. Sein Rang und seine Reichthümer machten ihn zur ersten Partie des Landes: meine Eltern, die bei seiner Bewerbung nur die kalte Vernunft zu Rathe zogen, versprachen meine Hand, ohne mein Herz zu befragen. Zum Glück war es noch frei. Ich sah nur auf den glänzenden Flitter meines künftigen Standes, und freute mich auf meine Unabhängigkeit; sorglos trat ich vor den Altar. An Liebe dachte ich nicht; jedoch die Gefälligkeit meines Gemahls gegen alle meine Wünsche, seine feine Art, mich zu leiten, die

mehr einem Nachgeben glich, und seine geistvolle Unterhaltung gewannen ihm bald meine Achtung, dann meine Zuneigung und endlich mein Herz. Noch war kein Jahr verflossen, als der junge Graf von ** aus Paris in die Residenz zurück kam; ein Wüstling der feinsten Art, welcher mit allen Künsten der Galanterie, die er in dieser Hauptstadt der Welt eingesammelt hatte, unter uns auftrat. Abgeschliffenheit nimmt man so oft für Bildung; er galt bald als das Muster, dem alle junge Herren nacheiferten. Ich weiß nicht, wie weit der Vorwurf gegründet ist, den man unserm Geschlecht macht: daß ein feiner Wüstling, wenn er übrigens witzig und galant genug ist, seines Vorzugs gewiß sey; hier aber bewährte er sich vollkommen. Der Graf ward die Seele der Gesellschaften und der Abgott der Damen. Man wagte kaum ein Urtheil zu fällen, ehe man nicht das seinige wußte, und wurde er befragt, so entschied er so fein, daß man sein eigenes zu hören glaubte. Selbst über ein Reich, daß wir sonst unumschränkt beherrschen, erstreckte sich sein Scepter; bei unsern Moden galt sein Ausspruch für ein Orakel. — Ich hatte bald das Glück, von ihm ausgezeichnet zu werden, und meine Eitelkeit war kindisch genug, diesen Weihrauch für ein Opfer zu nehmen, auf welches ich die größesten Ansprüche habe. Mein Herz hatte keinen Theil an dieser Unbesonnenheit; aber der Triumph, den Mann, dessen Huldigung den Neid aller Damen erregte, zu meinen Füßen zu sehen, war zu lockend. Ich hatte ein zu stolzes Vertrauen auf mich selbst, ich wußte noch nicht, wie weit eine Empfindung führen kann, die uns anfangs so gleichgültig zu seyn scheint. — Die Schmeichelei ist die gefährlichste Waffe der Männer; unerfahren, wie ich war, nahm ich alle diese schönen Betheuerungen, die nur Sinnlichkeit zum Gegenstand haben, für Geständnisse einer wahren Liebe. Der Graf betrug sich schlau und fein, aber er war zu unbesonnen und zu eitel, um seine Rolle durchführen zu können. Ich sah, daß ich nicht der einzige Gegenstand seiner Zärtlichkeit war; mir entging es nicht, wie er von Einer zur Andern flatterte, und in einer Stunde übler Laune ließ ich mich hinreißen, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Er lachte laut auf, und versicherte mir: daß er alle diese Siege vollenden würde, um sie im Triumph zu meinen Füßen zu legen. Diese Aeußerung brachte mich noch mehr auf: ich schmollte, ich zürnte. „Mein schönes Kind!“ sagt' er nun ganz ernsthaft, „die Eifersucht ist eine kleinstädtische Sitte, die Sie sich abgewöhnen müssen; ich kann den Zwang so wenig ertragen, als ich ihn jemals Ihnen anthun werde.“ — Diese Worte rissen mir die Binde von den Augen; es war mir, als ob ein Blitz den Abgrund erhellte, vor dem ich stand: der Graf schien mir wieder ein gewöhnlicher Mensch und ich trat in meine fremden Verhältnisse gegen ihn zurück. Damals hielt ich seine Delikatesse, die er in der Folge gegen mich beobachtete, für Edelmuth; aber es war nichts als feine Verschlagenheit, um andere Herzen dadurch desto sicherer zu machen.“

„Nicht lange darauf kam ein Neffe meines Gemahls in unser Haus, um in der Residenz seine Bildung zu vollenden. Er war ein Meister in den schönen Künsten, die ich mit Leidenschaft liebte; seine Lieder, voll Geist und Gefühl, die er mit einer entzückend schönen Stimme sang, wirkten mächtig auf mein Herz. Er lehrte mich die Laute; die erste Behandlung dieses Instruments bringt den Lehrer in so nahe Berührung mit seinem Schüler — meine Wangen glühten jedes Mal, wenn seine Hand auf meinem Arm ruhte. Die zärtlichen Gedichte, welche er mir sang, waren nur an mich gerichtet; ich allein war der Inhalt seiner Lieder, und es ist wahrlich nicht die kleinste Schmeichelei für ein weibliches Herz, die Muse eines gefühlvollen Dichters zu seyn. Unvermerkt sog ich das süße Gift ein, welches seine Grundsätze anshauchten. In diesen glücklichsten Stunden seines Lebens, wie er sie nannte, betheuerte er mir: daß jetzt erst seine Talente einigen Werth für ihn hätten. Die Dichter, meinte er, kümmerten sich wenig um männliches Lob oder Tadel; der Beifall einer schönen weiblichen Seele sey ihr süßester Lohn, und Manche unter ihnen wären offenherzig genug gewesen, dieses laut zu gestehen. Einem Dichter, den seine Geliebte begeistere, könne auch nur von ihr allein vergolten werden. „Die Könige“, sagte er oft, „haben nichts als Gold und Ehrenstellen, die sie unter so Viele vertheilen müssen; aber was ist dies Alles gegen die Gunst eines liebenswürdigen Weibes, das diese Gunst nur einmal und als die höchste Belohnung verschenkt.“ — Ich hatte gut dagegen einwenden —.“

„Das war es eben, was er wünschte, gnädige Frau! Mit ihm darüber streiten, hieß die Partie schon für halb verloren geben.“

„Ohne es zu ahnen, verwechselte ich seine Talente mit seiner Person. Ich glaubte nur seine schönen Eigenschaften zu lieben, und liebte ihn selbst. Auch entging es mir nicht, daß er der Bewunderer meiner kleinen Reitze war, ohne je den Liebhaber hervor blicken zu lassen, und daß sein ehrfurchtsvolles Betragen, so zärtlich auch seine Blicke waren, sich unverändert gleich blieb. Der Zauberkreis, in welchen er mich gefangen hielt, zog sich in immer kleinere Ringe zusammen, als der plötzliche Tod seines Vaters diesen schlauesten aller Verführer zu einer schnellen Abreise zwang und ihn für immer aus meiner Nähe entfernte.“

„Ich bin froh, daß er fort ist!“ sagte der Oberste lächelnd; „das sind die gefährlichsten Leute für ein unbefangenes Herz.“ (Der Schluß folgt.)

Der Johannisberger Rheinwein.

Unter den ächt deutschen Erzeugnissen, welche überall gerühmt werden, behauptet wohl dieses edle Geschenk, welches man der Natur und dem menschlichen Fleiße in gleichem Grade verdankt, den Rang vor allen übrigen. Die wenigsten seiner Lobredner mögen indeß wissen, wodurch dieser Wein vor so manchem andern seine Vollkommenheit erhält, und daß diese, wie bei vielen wichtigen Entdeckungen, durch Zufall entstanden ist.

Der erste Anblick des im Fürstenthum Fulda belegenen Johannisberges muß die Ueberzeugung hervor bringen: daß dieser viel zu klein ist, als daß aller der Wein darauf gewachsen seyn könnte, welcher unter diesem Namen verkauft wird. Aber auch auf dem Berge selbst ist das edle Gewächs von sehr verschiedener Güte; nur an dem Theil der Mittagsseite, wo der sanfte Abhang zunächst an die Kloster-Gebäude grenzt und wo deren blendende weiße Farbe die Sonnenstrahlen auf den Weinstock zurück wirft, wächst der edelste von allen Rheinweinen. Die vorzüglichste Art wird aber von den sogenannten Jungfer-Trauben gekeltert, das heißt: von den Früchten der zum ersten Mal tragenden Reben, welche zu diesem Zweck besonders gelesen werden. — Die Trauben auf dem Johannisberge wurden lange zu derselben Zeit zum Keltern eingesammelt, in welcher in allen benachbarten Weingärten die Lese gehalten wird. Da aber der Pater Kellner der Probstei, welche den Johannisberg besaß, vor der jedesmaligen Erndte bei dem Fürst-Bischof von Fulda darüber schriftlich vorher anfragen mußte, so geschah es einst, daß der Befehl zur Weinlese vierzehn Tage später als gewöhnlich einging. Man erwartete eine schlechte Erndte, weil die Trauben an den Stöcken überreif und zusammen geschrumpft, zum Theil auch schon von Fäulniß ergriffen waren. Es wurden nun die verfaulten Beeren, welche bei der Schnelligkeit einer gewöhnlichen Weinlese ohne Umstände mit gekeltert werden, sorgfältig abgesondert, und dadurch gewann man einen Wein, wie ihn am Rhein noch Niemand gesehen hatte. Diese Erscheinung wurde der Behörde berichtet, die sich sehr freute, das, was an Menge verloren war, durch die Güte reichlich ersetzt zu finden, und dem zufolge ward der Befehl ertheilt, in der Zukunft immer erst vierzehn Tage später, als bisher gewöhnlich, mit der Weinlese an zu fangen.

— Sonderbar ist es, daß man nicht früher an dieses Verfahren gedacht hat, da man bei der Bereitung des herrlichen Strohweins längst die Erfahrung gemacht hatte, wie sehr der Wein sich dadurch verbessert, wenn man die Trauben lange nachreifen läßt und die verdorbenen Beeren absondert. Man könnte nun fragen: warum nicht im ganzen Rheingau die Weinlese vierzehn Tage über die gewöhnliche Zeit hinaus gesetzt ist, wenn dadurch der Wein so viel besser wird? Ein vorzügliches Hinderniß scheint wohl in der einmal eingeführten Gewohnheit zu liegen, wie auch bei dem Feldbau so manches Gute unterbleibt, wenn die Aecker in Gemeinschaft liegen. Jedes Dorf hält auch meistens für seine sämmtlichen Weingärten Wächter auf gemeinschaftliche Kosten, deren Pflicht aufhört, wenn die von der Gemeinde festgesetzte Erndtezeit vorüber ist. Wollte nun irgend ein verständiger Weinbergs-Besitzer von dem Hergebrachten abgehen, so müßte er sich noch dem Verdruß aussetzen, daß viele ungebetene Gäste, die sich das Recht der Nachlese nicht nehmen lassen, ihm vor der Zeit bei der Erndte helfen würden. So bleibt es bei'm Alten und man tröstet sich damit, daß die bisherige Art zwar geringeren Wein liefert, aber eine größere Menge, und daß sie auch mit weniger Mühe und Kosten verknüpft ist. Sterwil.

Früchte aus dem Weltleben.

Wer ein schönes Weib übermäßig lobt, geht darauf aus, sie zu verführen.

Wie religiös die Frauen in der Regel sind, beweist auch unter Anderem das Pantoffel-Regiment, welches sie doch wahrscheinlich vom heiligen Vater in Rom angenommen haben.

Ein politischer Rechen-Künstler will bemerkt haben: daß es mehr Liebhaber als Geliebte gebe.

Frauen, die früher sehr liberal waren, werden am intolerantesten, wenn sie passirt sind.

Die Ehe ist jetzt gewöhnlich eine Versorgungs-Anstalt für Frauen oder ein Pensions-Institut für Männer.

„Bei meiner armen Seele!" ist eine gewöhnliche, wiewohl nicht gerichtliche Eidesformel; doch ist sie überaus wahr und consequent.

Der europäische Menschenhandel zeigt sich gewöhnlich auf eine brillante Manier, nämlich auf Bällen, öffentlichen Spaziergängen u. s. w.

Wehe dem Manne, der die Hand seines Weibes als eine wohlthätige Gabe oder gar als ein Gnadengeschenk betrachten muß. Ihm wäre besser, gleich als Schnecke geboren worden zu seyn, die doch wenigstens ihre Hörner vor den Augen der Welt verbergen kann.

Der Teufel ist bestimmt nicht so schlimm, als man früher geneigt war zu glauben; denn sonst hätte er längst unter uns sein Erndtefest gefeiert.

Ich konnte mich bei'm Lesen oder bei'm Schauen von Müllner's „Schuld" niemals des Gedankens an den Concurs erwehren.

Laß mich deinem Weibe nur erst wohlgefallen, so wird sie fallen, und wenn du sie täglich mit einem frischen Moral-System fütterest. S. W. Schießler.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Die Regierung im Canton St. Gallen ließ vor Kurzem eine paritätische Ehe, wo nämlich der eine Theil reformirt, der andere katholisch ist, durch den evangelischen Pfarrer zu St. Margaretha einsegnen, weil der katholische Pfarrer, aus Furcht vor dem Hrn. Fürst-Bischof von Chur, sich dessen weigerte. Gedachter Hr. Fürst-Bischof will durchaus nicht erlauben, daß Katholiken sich mit Protestanten verheirathen; allein die Liebe hindert oft die Zwietracht, die er veranlassen könnte. Der Fürst-Bischof verbot auch unter Anderem in seinem Kirchsprengel die, bei Sauerländer in Aarau heraus kommenden „Stunden der Andacht“, und gerade dies hatte die Folge, daß dies Buch jetzt dort mehr als jemals und als an den Orten, wo es nicht verboten ist, gelesen wird — semper in vetitum nitimur. Der Regierung in Bern geht es fast um nichts besser mit der „Aarauer Zeitung“ und dem „Schweizer-Boten“; obgleich beide Blätter, bei 100 Franken Strafe, verboten sind, wenn man auch nur ein einzelnes Blatt derselben bei sich führt, so werden doch viele hundert Exemplare von den Bernern gekauft und auf mancherlei Weise in die Grenzen ihres Cantons eingeführt, wo sie wahrscheinlich wenig oder gar keine Leser fänden, wenn sie nicht verboten wären. Man sollte mit Verboten recht vorsichtig seyn, weil sie als Reizmittel bekannt sind! — Die katholischen Geistlichen in den Cantonen Luzern und Solothurn hielten noch vor wenigen Monaten förmliche Controvers-Predigten gegen die „Stunden der Andacht“, und warnten nicht nur ihre Zuhörer vor diesem, nach ihrer Schilderung abscheulichen und satanischen Werke, sondern nahmen es ihnen auch weg, wo sie es fanden. Hierdurch aufmerksam gemacht, schafften sich nicht allein viele Bauern das Werk an, sondern es entstunden sogar auf den Dörfern geheime Lese-Gesellschaften (hier in der Schweiz „heimliche Leisten“ genannt), deren Mitglieder sich eidlich zur Verschwiegenheit verpflichten, und in denen nicht allein die „Stunden der Andacht“, sondern auch andere, von der Geistlichkeit verketzerte theologische Werke gehalten werden. In einigen derselben findet man die Schriften von Luther, Zwingli, Bullinger, von Rousseau, Helvetius, Voltaire, Bahrdt, Hartmeyer, Löffler, Reinhard, Semler, die alle bunt durch einander stehen. Anfangs wurden zwar die Stifter und Theilnehmer von der Obrigkeit strenge, theils an Gelde, theils auf andere Weise bestraft; allein jetzt, da man sieht, daß das Uebel dadurch nur ärger wird, läßt man der Sache ihren Gang, wodurch der Eifer mancher Lesefreunde sehr erkaltet ist, so daß die heimlichen Commissionaire, welche sich die Bücher oft zehnfach bezahlen ließen, selbst wünschen: man möchte höheren Orts die Neugier der Bücherfreunde durch etwas mehr Strenge wieder reizen. Protestanten, auch Fremde, haben zu diesen „Lese-Leisten“ ganz ungehinderten Zutritt, doch muß es bekannt seyn, daß sie Protestanten sind; sie müssen es durch ihren Heimathschein oder auf andere Weise darthun, ehe man sie einführt. — In Solothurn wurde vor einiger Zeit der als vortrefflicher Mensch und Künstler allgemein geachtete Bildhauer Herr Christen (von Unterwalden ob dem Wald) von der Polizei verhaftet, weil er auf die Frage: welcher Confession er sey? sich als Katholiken, der Wahrheit gemäß, angab, und — keinen Rosenkranz bei sich hatte. Erst nach zwölfstündigem Arrest unter ungezogenen Bettlern und Landstreichern entließ man den sehr feinen, anständig gekleideten und wohlhabenden Mann aus dem Gefängniß; er erzählte mir dies bald nachher selbst. Ein ähnliches Unglück war vor nicht langer Zeit dem ehrwürdigen edelmüthigen Pestalozzi in Solothurn begegnet. Er geht nach Basel; unterweges trifft ihn ein Bettler und spricht ihn an. Pestalozzi, der sein Reisegeld zwar noch nicht verzehrt, aber an die zahlreich Bittenden ausgetheilt hat, löst seine silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie dem Armen. Er wird abermals angesprochen, und gutmüthig löst er die silbernen Beinkleider-Schnallen gleichfalls aus und giebt sie ihm. So kömmt er in Solothurn an, durch seine Wohlthätigkeit und seine weite Fußreise in seinem Anzug ziemlich verstört, und betrachtet gemüthlich einige ihm nicht bekannte Häuser. Ein Land-Jäger gewahrt dies, hält ihn für einen Bettler, und er wird in ein elendes Gefängniß zwischen Gaunern und Landstreichern eingesperrt. Erst nach 24 Stunden verhört man ihn und mit Erstaunen erfährt man seinen Namen; jetzt wird er entlassen und man schämt sich, einen solchen Mann auf diese Weise behandelt zu haben. — Wie die Polizei eines Landes, wo der eben so aufgeklärte als gebildete Schultheiß von Glutz-Ruchti am Ruder steht, und wo noch jüngst der tief betrauerte, geistvolle Glutz-Blotzheim gleichfalls zu den regierenden und gesetzgebenden Personen gehörte, dergleichen Frevel dulden kann, ist unbegreiflich. Die Polizei soll es verhüten, daß Keiner, und sey auch sein Rock so schlecht wie er wolle, in seinen Rechten gekränkt werde; aber sie darf nicht den Rechtlichen, Schuldlosen und Achtungswürdigen durch unzeitigen Vorwitz kränken. — In Bern sollte vor einiger Zeit ein Bauer, der mehrerer Diebstähle überführt war, gehängt werden. Der strafenden Gerechtigkeit zum Hohn hängte er sich selbst. Dennoch beschloß man, wahrscheinlich zur Abschreckung für Andere — ob Lebende oder Todte ist zweifelhaft — seinen Leichnam hängen und ihn auf einer Kuhhaut (zur Strafe des Selbstmordes) zum Richtplatz schleppen zu lassen. Der Körper ward also von den Henkersknechten in die Kuhhaut gewickelt, mit Stricken aus dem, drei Stockwerk hohen Kerkerzimmer auf die Straße hinab gelassen und, in Begleitung zweier protestantischen Geistlichen und einer großen Menge Volks, zum Galgen-Hügel geschleift. Was die Geistlichen, die dort keine Rede an die Zuschauer hielten, bei dieser ekelhaften Procedur machen sollten, ist bis jetzt noch ein Räthsel. W.

Seitdem St. Domingo für frei erklärt ist, besteht dort das Gesetz: daß den arbeitenden Negern ein Viertel des Ertrags der dortigen Pflanzungen zugehört. Die Eigenthümer erkennen Alle den großen Vorzug dieser Einrichtung; die Neger sind jetzt treuer, williger und fleißiger. (Constitut.)

Kurze Zeit vor seinem Tode kam der ehrwürdige Rechtsgelehrte, Richter Foster, auf seiner Umreise zu den Assisen nach Oxford. Es war gerade in einem heißen Sommer, wie man ihn in vielen Jahren nicht gehabt. Er hielt der versammelten Grand-Jury folgende lakonische Anrede: „Meine Herren! es ist sehr warm; ich bin sehr alt; Sie kennen Ihre Pflicht und Schuldigkeit, thun Sie Ihre Pflicht und Schuldigkeit!“ (Courier.)

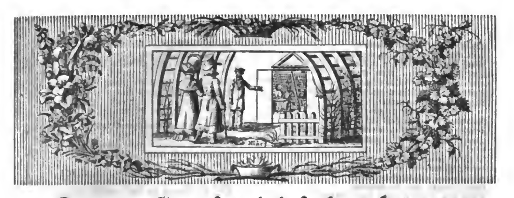
Ein junger Neapolitaner giebt jetzt endlich gegründete Ansprüche auf den alten Ruhm seines Volkes durch folgende Beispiele: Die Völker seines Landes leisteten einst den Römern hartnäckigen Widerstand; Roger führte seine siegreichen Soldaten bis Constantinopel; Ludwig IX. Armee ward in Palästina nur durch Neapolitaner gerettet; die Sizilianer schüttelten einst muthvoll das Joch der Anjou's ab. Endlich erinnert er noch an die Schweizer, an die Venetianer gegen die Cambraysche Ligue, an die Provenzalen gegen Karl V., an die Niederländer, an die Genueser gegen Maria Theresia, und an die Spanier. (Constitut.)

Unter anderen Beobachtungen über England ist vielleicht auch die bemerkenswerth: daß im letzten halben Jahre 1820 in London 100,000 Tonnen Bier weniger als im ersten halben Jahre ausgetrunken sind. Was ist zu thun, wenn ein Reformer sagt: er habe keinen Durst!? —

Giebt's wohl ein Parlament, das kecklich Jedermann
Aus finanziellem Grund zum Trinken zwingen kann?
(Journ. d. Par.)

Ein Hr. Capron zu Paris erhielt dieser Tage ein Erfindungs-Patent auf eine Wasserspritze, vermöge welcher bei damit angestellten Versuchen das Wasser bis zur Thurmspitze des Julius-Cäsar-Thurms hinauf getrieben ward. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Montag den 26. März. | 49stes Blatt.

Aus dem Drama: „Des Vertrauens Kraft".

Von F. W. Gubitz.

Personen:

Der König der Danen.	Tiöske,) dänische Ritter.
Herzog Otak.	Syngill,)
Wella, seine Gemahlin.	Ritter, Krieger und
Fengo, ein Greis.	Mönche.

Anmerkungen. Die Dekoration zeigt ein Kloster in einem wildverwachsenen Bergthale; man gewahrt nur einen Theil von diesem Gebaude, worin der Koniz eben seine Wohnung nahm, und steil über dem Bau eine felsige Höhe Die hier mitgetheilten Scenen werden mit dem Hora-Gesang, der aus der Ferne durch die Nacht erschallt, eingeleitet. Auf der Bühne sind, Wacht habend,

Tiöske und Syngill.

Tiöske (wiederholt die Worte des Gesanges).
„Sey des Todes eingedenk!
Erde birgt nur Keim zum Leben,
Blüth' und Frucht wird Tod ihm geben;
Sey des Todes eingedenk!"
Wie die Worte schaurig klingen
Durch die stille Mitternacht!

Syngill.
Wie sie heilig mich durchdringen,
Gleich dem Ruf der höchsten Macht!
Steht der Mensch an ernsten Bahnen,
Halten gern wohl Rath zusammen
Lebenszwang und Todesmahnen;
Und wir gehen — zum Verdammen!
Fühl'st Du dieses Wortes Schwere
Und der Menschen leichtes Thun?

Tiöske.
Richtet doch der König nun,
Unbefleckt bleibt Ritterehre!
Ob er frei spricht, ob verdammt,
Dienstbar seyn ist unser Amt.

Syngill.
Ja, der König ist erschienen,
Daß sein Geist die Gründ' erfrage,
Gleich des Weltgerichtes Wage,
Doch nicht schau' auf Schmeichler-Mienen.
Ach, nach Seinen Sprüchen zwingen
Sich die Richter gar gelenk;
Mög' es d'rum in's Herz ihm klingen:
„Sey des Todes eingedenk!"

Tiöske.
Nun, man darf ja der Verbrechen
Wohl den Herzog schuldig nennen?

Syngill.
Nichts, was Richter hier besprechen,
Nichts, was sie verdammen können,
Ist dem Herzog auf zu bürden:
Seinem König hält er Treue,
Denn ihm stört die Macht, das Neue,
Nicht die sich'ren, inn'ren Würden;
Auch will er die alte Ehre
Seinen alten Göttern lassen,
Schwankend nicht die neue Lehre,
Nicht das Christenthum erfassen:
Göttern dienend sonder Fragen,
Für sie duldend ohne Klagen,
Seinem König treu mit That,
Ging er da nicht rechten Pfad?

Tiöske.
Hüthe Dich, Du fragest kühn!

Syngill.
Wahr zu seyn, ist mein Bemüh'n!
Siege lösen keine Schwüre,
Macht verscheuchet nicht die Pflicht;
Wie Gewalt den Kampf auch führe,
Leichtlich fallen Götter nicht!

Hohes ist der Väter Glauben,
Und ein Sohn, der ihm entsagt,
Muß den Vätern Ehre rauben,
Darum ehr' ich's, wenn er zagt.

Tidsle.

And'res Recht ist hier geschaffen,
Neuer Herrscher, neuer Schwur!

SynGill.

Frevelwort! — Beweis durch Waffen
Schafft kein Recht, verdrängt es nur!
Denke nach: weil wir befehlen,
Soll der Herzog treulos seyn;
Doch er selber, fest und rein,
Ist ja Mann, für sich zu wählen!
Krieg mag, als bequemes Netz,
Andre fangen zum Vernichten,
Doch will Fremde recht man richten,
Dann gilt auch ein fremd Gesetz.

Tidsle.

Schweig, Du wirst Dich selbst verderben!

SynGill.

Sieh, ich will hier nichts erwerben
Durch gefällig Augenspiel:
Doch ich möcht' auch nichts verlieren,
Und verloren wäre viel,
Trüg' ich, um ein äuß'res Zieren,
Tief in meiner Brust den Keim
Schweren Vorwurfs mit mir heim.

Tidsle.

Schweigen, mein' ich, nützt hienieden,
Thor, wer gegen Ströme schwimmt.

SynGill.

Ich, zum Sprechen her beschieden,
Spreche: werd' ich überstimmt —
Nun dann — reich ist, wer den Frieden
Ungeschwächt noch mit sich nimmt.

Tidsle.

Still, den Herzog seh' ich kommen,
Ihn zu melden eil' ich fort.

(Tidsle geht in das Kloster durch die Hauptthür. Herzog Otar tritt, gefesselt, aus einer Pforte hervor; er ist von Wachen umgeben, die sich in den Hintergrund stellen.)

SynGill.

Ja, er ist's! Rath könnt' ihm frommen,
Doch die Söldner — dieser Ort!
Und ob ich mich selbst auch wage,
Führet doch sein Pfad in Nacht,
Lös't nicht Gott die dunkle Frage:
Was ist Recht und was ist Macht?

(Er nähert sich dem Herzog und spricht halb laut):

Mögt, Herr Herzog, hier verweilen;
Und nehmt Ihr in banger Stunde
Noch von fremdem Rathe Kunde:
O, dann laßt den Zorn enteilen!
Zeigt dem Schicksal Mittel an,
Daß es Euch noch retten kann.

(SynGill tritt zurück.)

Otar (allein im Vorgrunde).

Rasch entführt dem Kerkerraume,
Athm' ich einmal noch die Luft,
Daß ich dann, nach schwerem Traume,
Schlaf' in früh erreichter Gruft.
Nimmer ist da noch zu retten,
Wo nur Haß die Richter treibt;
Abschied nehmen von den Ketten,
Das ist's, was noch übrig bleibt.
Schwerste Kette — Erdenleben!
Du bist bald mir abgestreift,
Und ich darf mich aufwärts heben,
Wo mich Vaterarm ergreift.
Ja, ich ahne schon Genesung —
Denn die Wünsche sterben ab;
Droh'n auch Grab mir und Verwesung,
Frisch nur her den Pilgerstab!

Wenn ich nun gefaßt mich wende,
Nieder werfend Erdenjoch,
Wenn ich männlich steh' am Ende —
Thränen, was wollt ihr denn noch?
Ach, ich melde ja die Lieben:
Weib und Kind — mein einzig Glück!
Was im Sturme mir geblieben,
Laß' im Sturm ich noch zurück!

Sternenlicht und Wolkenwellen,
Sonnenstrahl, der bald erwacht,
Felsen, Bäume rings und Quellen,
Nehmt den Scheidegruß in Acht!
Sagt, wenn mir das Herz wird brechen,
Lebewohl den Lieben an,
Da ich sterbend sie nicht sprechen
Und nicht Boten senden kann.

Doch jetzt, Muth, hilf kühn mir werben
Um die letzte Siegesthat:
Laß mich Manneskraft vererben
Für des Rechtes künft'ge Saat.
Weib und Kind nun zu umfassen
Eilen Götter schon herbei:
Denn sie sind zu sehr verlassen,
Als daß Hülfe ferne sey.

Ja, den Himmel fühl' ich kommen:
In mir wird es wunderleicht,
Und die Last ist hin genommen,
Die zu Thränen mich erweicht.
Bis der Erde Wahn und Scheinen
Meinen Lieben auch entwich;
Ew'ge, schützet ihr die Meinen,
Und nun, Söldner, führet mich!

(Er wendet sich; SynGill hat sich ihm wieder genähert.)

(Der Schluß dieser Scenen folgt.)

Bekenntnisse.

(Schluß.)

„Eben diese Unbefangenheit ließ mich nicht die ganze Größe der Gefahr ahnen, der ich entgangen war; aber ich fühlte doch, daß mein Herz auf seiner Huth seyn müsse. — Die überhäuften Geschäfte meines Gemahls, welche einen Sekretair erforderten, führten jetzt einen jungen Mann zu uns, der eben die Akademie verlassen hatte. Wir Weiber urtheilen nun einmal zuerst nach dem Aeußeren; ich erkannte bei dem ersten Blick, daß seine Züge finster und kalt, und der rauhe Ernst seines Betragens nichts weniger als empfehlend sey. Mein Gemahl, der einen andern Maaßstab für sein Urtheil hatte, fand bald, daß er sich nicht geirrt habe; die Treue seines neuen Sekretairs, so wie dessen Geschicklichkeit, gewannen seine volle Gunst. Kaum wa-

ren einige Wochen verstrichen, als ich deutlich bemerkte, daß das Auge des jungen Mannes zuweilen verstohlen auf mir ruhte, und so unerklärbar es Ihnen auch scheinen mag, ich ward unwillig darüber. Je zurückhaltender er wurde, je sorgfältiger er den kleinsten seiner Blicke hüthete, desto schärfer sah ich durch diesen Schleier. Die Männer gestehen uns selbst in diesen kleinen Spielen der Leidenschaft einen feinen Takt zu, der meinige mußte hier um so sicherer seyn, da ich ganz unbefangen war. Ja, ich ward noch mehr gegen ihn eingenommen, als ich einen grenzenlosen Hang zur Schwärmerei und Schwermuth an ihm bemerkte, während ich nichts als Heiterkeit und Frohsinn athmete; je mehr dieser tiefsinnige Ernst mir mißfiel, desto ausgelassener war ich in seiner Gegenwart. Meine kalte Gleichgültigkeit, die ich affektirte, mochte er für Verachtung nehmen, er forderte plötzlich seine Entlassung. Alle Vorstellungen meines Gemahls waren nicht vermögend, ihn zurück zu halten; er nahm gerührt von uns Abschied und zog sich auf ein Dörfchen zurück, das nur einige Stunden von der Residenz entfernt war. Kaum hatte er uns verlassen, als sein Bild desto deutlicher in meiner Seele hervor trat: ich fühlte die Kränkungen, welche ich ihm zugefügt hatte, oft so lebhaft, daß mein Herz davon beengt wurde, und um so schmerzlicher, da ich mein Unrecht nicht wieder gut zu machen wußte. So waren einige Monate vergangen, als ich erfuhr: daß dieser junge Einsiedler, der noch immer nur sich und seiner Schwermuth lebe, eben von einer tödtlichen Krankheit genesen sey. Jetzt kamen die bittersten Vorwürfe über mich, die Qual der Reue war mir unerträglich: ich mußte den gekränkten Mann sich selbst und der Welt wieder geben, indem ich mich mit seinem Herzen aussöhnte. — Er besaß ein Paar zahmer, schneeweißer Turteltauben, an denen er mit ganzer Seele hing; diese kleinen Lieblinge wollte ich mir von ihm erbitten, um sie zu den meinigen zu machen. Ich überredete meinen Gemahl zu einem Besuche, ohne ihm — war es aus Schaam oder Furcht — den eigentlichen Bewegungsgrund zu entdecken. Wir fuhren hinaus; bleich und entstellt kam uns der junge Mann, der in einer sehr ärmlichen Lage war, entgegen, aber in seinen Augen brannte das Feuer des Entzückens, da wir uns als seine Gäste ankündigten. Das frugale Mahl war geendigt, mein Mann hatte sich zu einem Spaziergang entfernt: ich ergriff diesen Augenblick, unsern Wirth um ein Andenken zu ersuchen, das für mich den größten Werth haben würde, weil es für ihn unschätzbar sey: ich bat ihn um seine Tauben. — Eine glühende Röthe überflog seine blassen Wangen, zitternd sank er zu meinen Füßen. „Meine Tauben?" rief er aus; „ach, ich habe das Liebste, das ich besaß, Ihnen heute geopfert!" — Nie in meinem Leben hat wieder eine Empfindung so gewaltsam mich ergriffen, als diese Innigkeit einer gekränkten Liebe es that; gab es je einen Augenblick, wo mein Herz über meine Grundsätze hätte siegen können, so war es dieser. Mitleiden mit dem Gegenstande, der uns anbetet, ist oft die gefährlichste Klippe; aber dieser Gegenstand besaß das edelste Herz. Meine schmerzlichen Empfindungen waren jetzt in eine sanfte Wehmuth übergegangen, ich fühlte, was ich zu thun schuldig sey. Der junge Mann mußte mir feierlich geloben, alle meine Bitten zu erfüllen, und willig leistete er den Schwur. Ich bestand darauf: daß er diese Einsamkeit verlassen und sich wieder einem thätigen Leben widmen solle; aber ich forderte zugleich als ein Opfer, welches er seiner Ruhe und der meinigen bringen müsse, daß er nie wieder in meine Nähe kommen möge. Er benetzte meine Hand mit heißen Thränen, und versprach eine unverbrüchliche Treue seines Schwurs. Schon am andern Morgen war er abgereist. — Bald darauf entriß mir der Tod meinen Gemahl; ich verließ mein Vaterland und wandte mich in diese Gegend, um in einer zweiten Ehe das Glück wieder zu finden, welches ich verloren hatte. Der edle junge Mann hat aber sein Wort auf die redlichste Art erfüllt, ich habe ferner nichts von ihm gehört."

„Und jetzt, nach dreißig Jahren, steht er wieder vor Ihnen!" rief der Oberst aus, indem er aufsprang und die Hand der Frau von Hillberg mit Ungestüm an seine Brust drückte. „Ich ward Soldat, Liebe und Hoffnungslosigkeit erhoben mich über mich selbst. Der Lebenshaß bringt auch seine Helden hervor: ich fand den Ruhm, wo ich nur den Tod suchte. Das Vaterland hat mit Orden und Diplomen meine Wunden und Verdienste reichlich aufgewogen; aber den schönen Lohn, den dieser Augenblick mir giebt, konnte kein Monarch mir reichen."

Iffer.

Anekdote.

Mehrere Soldaten beschwerten sich bei ihrem Chef darüber: daß ihr Quartier nicht geräumig genug wäre. Dieser machte dem Hauswirth deshalb Vorstellungen, und berief sich darauf: daß, nach dem Regulativ der Einquartierung, jedem Soldaten ein Flächenraum von achtzehn Quadrat-Schuhen gebühre. — „Sehr richtig, nach dem Regulativ, Herr Hauptmann!" erwiederte der Wirth; „aber diese Stadt ist nicht nach dem Regulativ gebaut!"

Stl.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Die Aeußerungen des Herrn Pastor Rentzel, deren ich in meinem letzten Schreiben erwähnte, haben, wie es vorher zu sehen war, einige hiesige Prediger, welche seine Ansichten zu theilen mit ihrem Gewissen und ihren Pflichten gegen die ihnen anvertrauten Gemeinden nicht vereinbar halten, veranlaßt, dieses öffentlich zu erklären. Glücklicherweise ist mit dieser

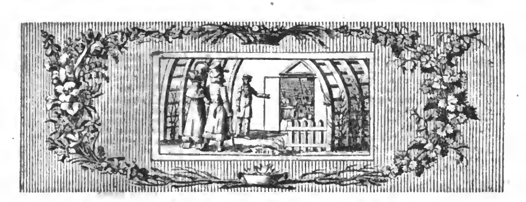
Erklärung die Verhandlung über Gegenstände, die sich durchaus nicht zur Besprechung in einem Intelligenz-Blatte eignen, beendigt, und so die Furcht schwacher Gemüther: daß vergangene Zeiten, deren die Hamburgische Geschichte nur mit Bedauern gedenkt, wieder kehren möchten, beseitigt. — Meine neuliche Klage (die Klage vieler Hamburger) über das Unwesen, welches von Menschen mit Bettelbriefen, Unglücks-Bescheinigungen und dergleichen getrieben wurde, dürfte nun bald grundlos seyn; es ist nämlich von unserer Polizei-Behörde ein strenges Mandat gegen diese Bettler erlassen, dessen öftere Wiederholung, verbunden mit der bekannten Wachsamkeit der Polizei-Beamten, gewiß eine erfreuliche Wirkung hervor bringt. — Der Einrichtung unserer Polizei steht eine, in der letzten Bürger-Versammlung genehmigte Veränderung bevor. Wenn bei irgend einem Zweige der Verwaltung, so ist es wohl bei dem eben genannten von ungemeiner Wichtigkeit, wer an die Spitze des Geschäfts gestellt wird, und da eröffnen sich uns für die Zukunft die besten Aussichten, indem, wie man versichert, der von Ritzebüttel zurückkehrende Amtmann, Hr. Senator Abendroth, dieses — in der That nicht dankbare, aber dem Manne von Kraft und Umsicht die schönste Gelegenheit zur Bewährung seiner Liebe für die Vaterstadt darbietende — Geschäft, gemeinschaftlich mit einem seiner Collegen, übernehmen möchte. — Ein Werk, welches hier mit allgemeinem Beifall aufgenommen und nicht bloß örtliches Interesse hat, ist die Geschichte und Beschreibung des Hamburger Waisenhauses, von dem kenntnißreichen Oekonomen desselben, Hrn. Meno Kiehn, mit Kupfern und Grundrissen in Steindruck. Der zweite Band wird dem erschienenen ersten bald nachfolgen. — Die Gebrüder Suhr haben eine Verlags-Handlung ihrer Arbeiten etablirt; neben den älteren bekannten größeren historischen Blättern und den beliebten Hamburger Trachten u. s. w. sind dort eine äußerst getreue Abbildung des männlichen Nashorns und Zeichnungen nach des Raphael d'Urbino großen Gemälden im Vatican zu Rom, in Steindruck, zu haben. — Zimmermann's „dramaturgische Blätter" zeigen bereits einen Einfluß auf die zweite oder dritte Vorstellung mancher neuen Stücke. Unter diesen wird gewiß das „öffentliche Geheimniß" auf unserm Repertoir bleiben; schwerlich aber „die Schauspieler", nach Delavigne, und Hrn. Bärmann's plattdeutsches Stück: „Quatern; een Buurenspill in 1 Akt un in plattdüdschen Rymein". — Ganz erbärmlich ist: „Der Prinz kommt!" nach dem Französischen. — Die Conzerte, welche von einigen Mitgliedern der Bühne gegeben wurden, sind zahlreich besucht worden; das letzte (von Hrn. Klengel gegebene) zeichnete sich besonders durch Wahl und Anordnung aus. — Ueber unsere Maskeraden läßt sich wenig sagen; besucht sind sie in der Regel wohl, aber nicht belebt: es fehlt denselben die Handlung; die Masken wandeln stumm neben einander her, höchstens bringt es Harlekin zu einigen linkischen Sprüngen und Pritschenschlägen. Was von den Unternehmern geschieht, dem Vergnügen etwas Geist ein zu hauchen, ist so unbedeutend, daß es unmöglich den Zweck erreichen kann. Solche Maskeraden sollten (da es doch ohne Nachtheil der Sittlichkeit selten abgeht) lieber ganz unterbleiben. Abscheulich ist es, daß Kindern, vielleicht gar ohne Aufsicht der Eltern, das Besuchen derselben gestattet wird, da die für den zarten Körper und die jugendliche Seele aus dergleichen Belustigungen entspringenden üblen Folgen nicht zu berechnen sind. Niemand ist wohl mehr eingenommen gegen das kleinliche Einmischen des Staats in die Privat-Angelegenheiten seiner Bürger, als Referent; aber dies scheint ihm ein Fall, wo Polizei und Gesundheits-Behörde rasch und entscheidend angreifen dürften, ja müssen; denn es gilt hier künftiges Menschen- und Bürgerglück. — o —.

Copenhagen. Jetzt erwarten wir Ingemann's „Hirt von Tolosa", von dem bereits eine deutsche Uebersetzung heraus gekommen, aufgeführt zu sehen. Gleichfalls ist ein neues Trauerspiel (von Sötoft, einem jungen Schriftsteller), betitelt: „Bernardo und Blandine", auf die Bühne gebracht, wird aber wohl gleiches Schicksal haben, als Thiele's „Pilger", der nicht sehr gefiel. Von dem bekannten Müllnerschen Trauerspiel „die Albaneserin" erschien eine recht gute dänische Uebersetzung. — Einem wesentlichen Mangel in unserer Tages-Literatur ist dadurch abgeholfen worden: daß die Zeitschrift „die Harfe" angefangen hat, einen stehenden Artikel „Theater-Kritik" mit zu theilen, woran es bisher fehlte. — Den besten Genuß im Laufe des ganzen Monats gewährte uns Bernhard Romberg, welcher am 5ten Januar hier ankam und gleich Abends in Cetti's Conzert im Hof-Theater eine Idee von der hiesigen Musik erhalten konnte. Am 20sten Januar gab er sein Conzert, nachdem er sich vorher bei Hofe hatte hören lassen, wo er sehr gnädig aufgenommen ward. Aber nicht allein der Künstler selbst, sondern auch sein 9½jähriger Sohn erndtete auf dem Instrumente des Vaters den ungemessensten Beifall. — Von den Dichtungen des genialen Lord Byron hat der Capitain Wulff im See-Etat die erste dänische Uebersetzung geliefert, und zwar eine sehr gelungene des tragischen Gedichts „Manfred". Die Werke dieses Dichters sind in Dänemark noch wenig bekannt, und man sieht seit dieser ersten gelungenen Probe mehreren Uebersetzungen nach ihm mit Sehnsucht entgegen. Von demselben Uebersetzer erschien der achte Band von Shakspeare's dramatischen Werken, enthaltend den „König Johann" und „Heinrich VIII."; beide Stücke sind vortreflich ausgearbeitet. Der Capitain Wulff übersetzt diese Meisterwerke der brittischen Literatur mit einer besonderen Vorliebe und beurkundet viel Sprachkenntniß und Geschmack. Uebrigens hat der gebildete Theil des hiesigen Publikums bisher vergeblich den Wunsch geäußert, mehrere von Shakspeare's Stücken auf die Bühne gebracht zu sehen. — S —.

In der Gegend von Langres hat sich kürzlich Folgendes ereignet: Ein Privatmann mußte eines Abends durch ein Gehölz, als er plötzlich von einem Kerl angehalten ward, der, ihm ein Pistol auf die Brust setzend, rief: „Geld oder Blut!" — Der Reisende gab ihm etwa 12 Franken, mit der Versicherung: dies sey seine ganze Baarschaft. Der Räuber schien zufrieden. Der Beraubte machte eilends, daß er davon kam; er begegnet einer Pächterin und bittet um Aufnahme, nachdem er sein Abentheuer erzählt, mit dem Zusatz: „So habe er sich sein ganzes bei sich habendes Sümmchen gerettet." Die Frau vom Hause, welche sich jetzt allein gegenwärtig befand, ist sogleich erbötig, ihn auf zu nehmen, sobald der Reisende gesonnen sey, auf dem Heuboden zu übernachten. „Besser schlecht gebettet, als unsicher gereiset!" denkt dieser, und geht ruhig auf den Heuboden. Kaum ist er dort angelangt, so tritt der vermeinte Pächter zur Hausthür herein, und fängt gleich damit an, der Frau zu berichten: „daß er heut wenig, nur 12 Franken erbeutet habe." Der Einquartirte erkennt augenblicklich seine eigene Geschichte, und schaudert, als er bald nachher ziemlich deutlich und bündig die Verabredung vernimmt: daß man jetzt nur die Nacht abwarten wolle, dann solle der Mann auf den Heuboden hinauf klettern, den Schlafenden unvermuthet herab werfen und die Frau werde demselben sogleich mit einer Axt den Kopf abhacken. — Dem Fremden blieb unter solchen Umständen nichts weiter übrig, als herzhafte Fassung. Um Mitternacht hört er Jemand zu sich herauf kommen, dem er aber augenblicklich mit einem derben Stockhieb den Kopf betäubt und ihn hinab stürzt; und im ersten Mordeifer hackt auch die Frau ihrem eigenen Mann mit der Axt den Kopf ab. Jetzt entschlüpft der Reisende eilig, floh nach dem nächsten Dorf und zeigte die Sache dort an. Es begaben sich sogleich einige Gensdarmen hin und die Frau ward verhaftet. (Courier fr.)

Das Merkwürdigste an den wohlfeilen Repetir-Uhren des Hrn. Lareche (nicht Laroche) zu Paris ist, daß sie gar keine Räder haben. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 28. März. 50stes Blatt.

Aus dem Drama: „Des Vertrauens Kraft".

(Schluß der hier mitgetheilten Scenen.)

Syngill.

Herr, kann ich auch nicht gebieten,
Steh' ich doch um Sold nicht hier;
Noth zu mildern, Recht zu hüthen,
Euch' in Angst ich Rath bei mir.
Die Gewalt ist nichts — doch Alles,
Wenn der Stolze mit ihr ringet —
Daß, o Herr, in Eures Falles
Tiefen Abgrund Licht noch dringet —
Macht mit Demuth Euch vertraut:
Wenn sie wahrhaft Euch gelinget,
Wird ein Gott noch für Euch laut.

Otar (halblaut, in tiefer Wehmuth).

Sollt' ein Mensch mir noch begegnen
An der Gruft, wollt' ich ihn segnen
Für sie Alle, die ich liebe!

Syngill (rasch).

Traut mir, wenn Euch Inn'res triebe!

Otar (ihn starr anblickend).

Deiner Augen klares Schauen
Kann mir ein Geheimniß rauben:
Mensch, betrüge nicht den Glauben,
Der des Herzens letzt Vertrauen
Noch an Deine Züge wagt,
Eh' ihm Tod das Wort versagt.

Syngill.

Herr! —

Otar.

O schweig! Der Rede Schimmer
Kann so rasch mich nicht belehren;
Doch ein recht Gemüth will nimmer
Des Vertrauens sich erwehren.
Daß zum sühnenden Vergleiche
Es noch eine That gewinnt:
Rett', o Mensch! mein Weib, mein Kind,
Denn sie weilen noch im Reiche.
Unter ausgebrannten Hallen
Meiner Burg erwarten sie,
Daß der Rettung Töne schallen —
Doch der Retter kehret nie!
Ach, ich sah an fernem Strande
Schon der Hoffnung Segel wehen,
Doch ein Boot zum Todeslande
Hab' ich nur mir ausersehen,
Und jetzt, da sich schließt mein Lauf,
Geb' ich Dir die Rettung auf.

Syngill (betroffen).

Herr, gefährlich ist die Gabe!

Otar.

Doch — die einz'ge, die ich habe!
Ehr' als letzter Freund mein Wort:
Deine That erwart' ich — dort!

(Er zeigt himmelan und tritt dann unter die Wachen, die sich mit dem zurück gekehrten Tlöske dem Herzog schon nahten.)

Syngill (allein).

Ich sein letzter Freund hienieden?
Wie ich mich beklommen finde,
Ob sein Weib ich, mit dem Kinde,
Früher auch schon her beschieden.
Im Getrümmer tief verborgen
Hab' ich Wella doch entdeckt,
Ihren Gram mit neuen Sorgen
Neu zum Leben aufgeschreckt;
So gedacht' ich Rath zu schaffen
Ohne selbst mich preis zu geben,
Doch in dem geheimen Weben
Birgt Verhängniß seine Waffen
Und umfaßt mein heimlich Thun —
Will ich Gutes hier erstreben,
Soll auch ich nicht sorglos ruh'n!

Herr, du hast auch Weib und Kind —
Doch, wenn Er, zur Gruft gezogen,
Einen Freund sich noch gewinnt,
Hoff' ich, daß im Sturmes Wogen
Gott sich meiner auch entsinnt.
Kühn Vertrauen an dem Grabe
Ließ mich sein Vertrauen erben;
Gält' es nun Verlust der Habe,
Drohte selbst ein qualvoll Sterben,
Dank von dort muß ich erwerben!
(Syngill will fort; Wella, umhüllt mit dem Gewand eines dänischen Kriegers, eilt herbei.)

Wella.
Nicht so eilig, Rittersmann!
Seyd Ihr in des Königs Nähe,
Sorgt, daß ich ihn sprechen kann.

Syngill.
Jetzt nicht darf ich's: Raub geschähe
An des König's höchster Pflicht:
Denn er hält ein schwer Gericht,
Und da soll ihn Niemand stören,
Auf die Stimm' in sich zu hören.

Wella.
Nun, so holt das Botenlohn
Euch nur selbst: Ich bringe Kunde,
Daß geraubt sein einz'ger Sohn.
Mit der Herzogin im Bunde
Aus des fernen Schlosses Garten,
Haben Krieger ihn entführet!
Klug und rasch sey Hülf' erspürt,
Wollt Ihr Hülfe noch erwarten.

Syngill.
Heil'ger Gott! es bringen Schrecken
Wild auf diesen Augenblick —
Dürft' ich's jetzt ihm wohl entdecken?
Reißet denn ein Mißgeschick
Allen Groll auf meine Plane?
Wo ich lichte Hoffnung ahne,
Wirft Entsetzen sie zurück.
Unheils-Bote, wohl berichten
Muß ich, was Du angesagt:
Ob es dunkelt, ob es tagt?
Soll es retten, soll's vernichten? —
Ach, ich weiß es nicht! — Doch nein!
Daß aus Mitleid Well' auf Welle,
Und aus guter That die Hölle
Sich erzeugt, es kann nicht seyn!
(Gedämpfter Glockenton.)

Hörst Du! — diese dumpfen Klänge
Rufen Hülfe, deuten Tod —
Jetzt, aus inn'rem Gluthgedränge
Mahnt mich nur des Einen Noth:
Mag Gefahr herein mir brechen,
Fort zum König, kühn zu sprechen!
(Er eilt in das Kloster.)

Wella (allein).
Gieb ihm nun die Schreckenskunde,
Daß Er leide, was ich litt,
Dann, in reicher Erndtestunde,
Tod, bring' ihm Verzweiflung mit.

Nein, ich kenne kein Erbarmen,
Seit, des Lebens kaum bewußt,
Mir das Kind in meinen Armen
Starb, von Angst der Mutterbrust.
Muß Otar im Mord erbleichen,
Dann, als solcher Thaten Fluch,
König, soll auch Dich erreichen,
Jeder Hoffnung Leichenzug.

Rache, Rache will ich haben!
Gleiches Recht bedingt Natur:
Muß ich mein Geschlecht begraben,
Sey das Dein' auch Moder nur!
(Fengo kömmt, Wella erblickt ihn.)

Fengo, wo hast Du den Knaben?

Fengo.
Herrin, es begehrt Natur
Auch im Jammer ihren Zoll:
Auf der Erde schläft der Kleine
Dort so sanft und unschuldvoll.

Wella.
In der Erde schläft der meine!
(Mit schnellem Wechsel innerer Bewegung.)

Nein, Du darfst ihn nicht erwecken!
Schlafend mag in Grabeshallen,
In des Todes Arm er fallen
Und die Erd' ihn sanft bedecken.
Still zu jenem Fels empor
Sollst Du jetzt den Knaben tragen —
Tritt der König dann hervor,
Werd' ich flehen, werd' ich fragen:
Doch, traf Mord den Gatten schon,
Muß es auch der Mörder büßen,
Nieder zu des Königs Füßen
Stürz' ihm dann den eig'nen Sohn!

Fengo (der Zeichen des Entsetzens gab).
Weh, bedenket —!

Wella.
Er muß sterben!
Von den Schmerzen ausgebrannt
Ist die Stirn, und nur Verderben
Blieb zurück —.

Fengo.
O ruft im Land'
Eure Freund' Euch auf zum Rechte!

Wella.
Sie, von Feigheit eingekettet —
Hat Otar gar oft gerettet:
Das konnt' Er! — doch sie sind Knechte!
Dem, der sich nicht schützen kann,
Dem vertraue Muth sich nimmer!
Schwache freuen sich am Schimmer,
Jauchzen rings den Retter an,
Doch ist Schein da, daß er falle,
Kommt des Trosses That — die Schmach —
Wenn Glück mit der Größe brach,
Brechen auch den Stab ihr Alle!
Glaub' es, hier ist keine Wahl,
Geh' und thu', wie ich befahl!

Fengo.
Götter!

Wella.
Laß sie nieder steigen,
Ist's noch Zeit, daß Götter sprechen!
Doch, wenn sie bei Greueln schweigen,
Dann will ich die Greuel rächen.
Tod um Tod, und Qual um Qual,
Geh' und thu, wie ich befahl!.

Fengo.

Seht, als Euer Knecht hab' ich
Ganz verlernt im Thun zu wählen;
Was Ihr wolltet, sicherlich
War es recht auch, sonder Fehlen;
Doch, bei grauenvollem Worte —
Das mein Herz von Euch nicht glaubt —
Und an schwerer Thaten Pforte
Ist der Rede Sinn geraubt.

(Er sinkt vor Wella nieder.)

Darum bitt' ich knieend hier,
Das Gebot zu wiederholen;
Denn Ihr, Herrin, habet mir
Ganz gewißlich nicht befohlen —.

Wella.

Ja, befohlen hab' ich Dir:
Nieder zu des Königs Füßen
Stürz' ihm schnell den eig'nen Sohn;
Denn der Mörder soll mir büßen,
Traf der Mord den Gatten schon.

Fengo (erhebt sich mit Anstrengung).

Schauder fühl' ich in mir ringen,
Doch auch heil'gen Strahl von Licht
Tief in meine Seele dringen:
Ihr befahlt — ich schwanke nicht!
Jetzt nicht darf ich mich entziehen
Eurem Willen, Eurer That:
Soll der Himmel selbst nicht fliehen
Von dem unheilvollen Pfad,
Muß ich treulich, sonder Zagen,
Hier an Eurer Seite steh'n:
Will dann Donner nieder schlagen,
Lassen's Götter nicht gescheh'n,
Daß ein Greis, der schuldlos ist,
Muß mit Schuld'gen untergeh'n.
Ja, in Eurem inn'ren Zwist
Kann nur mein Vertrauen nützen;
Huld der Götter wird mich schützen!
Und wenn sie dem frommen Greise
Solch Verbrechen segnend wenden,
Werden sie, nach gnäd'ger Weise,
Reu' Euch und Vergebung senden;
Daß aus Wahn und ew'gem Leid
Ihr mit mir gerettet seyd!

(Fengo geht ab.)

Wella (nach einem Moment innerer Betrachtung).

Jeden Anspruch eitler Erde
Werf' ich in der Grüfte Nacht!
Doch, daß auch die ew'ge Macht
Vor dem Spott gerettet werde,
Daß nicht Hölle siegreich lacht,
Ruf' ich Himmel an und Erde!

Auf, ihr Götter meiner Ahnen!
Und du, Gott der Christenschaar!
Redet laut und redet — wahr,
Denn mein Elend muß euch mahnen;
Habt ihr Macht, so lasset klar
Eure Nähe jetzt mich ahnen.

Nicht die Kniee will ich beugen!
Götter, ich bin euch bereit —
Da ihr Rettung schuldig seyd —
Eure Größe zu bezeugen,
Und will wissen in dem Streit:
Welchem Gott ich mich muß beugen!

Die Kalabresen.

Die Kalabresen — welche wahrscheinlich in dem Kriege mit Neapel sich wieder zeigen sollen — sind ein höchst unternehmendes und beharrliches Volk. Ein aufgefaßter Zweck muß bei ihnen durchgeführt werden, es koste was es wolle; sie sind mit offenem Kampf und Dolch bereit, auch wenn es nur eine Kleinigkeit gilt. Der Kalabrese ist mittlerer Größe, aber wohlgebaut und muskelhaft; sein Auge voll Feuer und Ausdruck. Gleich den Spaniern tragen sie in jeder Jahreszeit schwarze Mäntel. Es herrscht unter ihnen ein steter Familienzwist, so daß Jeder (da sie einander kennen) sich nie gesichert glaubt, Keiner unbewaffnet ausgeht. Gewehr, Pistolen, Dolch und ein Gürtel voller Patronen darf nie fehlen; so stets auf Gegenwehr bereit, gehen sie stolz an ihrem Feinde vorüber. Nachts findet man sie in ihrer Behausung förmlich verrammelt, und nur die äußerste Noth kann sie zum Ausgehen vermögen; selbst bei Tage stehen sie immer truppweise auf den Straßen. Ihr bergigtes Land giebt ihnen eine solche Sicherheit, daß sie, wenn ein Zweck sie Alle leitet, für unüberwindbar gehalten werden. — Cosenza, die Hauptstadt des diesseitigen Kalabrien (eine der ältesten Städte des neapolitanischen Reiches) ist die beträchtlichste Stadt des ganzen Landes. In dieser Stadt war es, wo, gegen das Jahr 410, der Tod die Verwüstungen eines Alarich hemmte. Tausend Jahre später fand man den Leichnam (die Ueberbleibsel davon) dieses furchtbaren Gothen-Königs, zwischen zwei Schilden eingeengt und mitten im Strom des Cratis; wahrscheinlich versenkte man ihn hier, um seine Ueberreste der Rache der durch seine Barbarei geopferten Völker zu entziehen, die bekanntlich immer den meisten Muth haben, wenn die Tyrannen — todt sind.

Dt.

Helvetius Wittwe und Bonaparte.

Im Dorfe Auteuil, eine halbe Meile von Paris, beschloß die Wittwe des weisen und menschenfreundlichen Helvetius ihre Lebenstage. Sie hatte durch die französische Revolution ihr beträchtliches Vermögen verloren, ertrug aber diesen Unfall mit Ergebung und wurde von den edelsten und verständigsten Menschen hoch verehrt. — Einst besuchte sie Bonaparte, dem sie ihren kleinen Garten und die darin enthaltenen Anlagen für ihr Federvieh u. s. w. zeigte. Er sprach seine Verwunderung darüber aus: daß sie, die einst so große Güter besessen und ein glänzendes Leben geführt, jetzt in sehr beschränkter Lage so zufrieden sey; und sie antwortete dem Eroberer: „O, Sie begreifen nicht, welche Glückseligkeit man auf drei Morgen Landes finden und genießen kann!“

Sterwil.

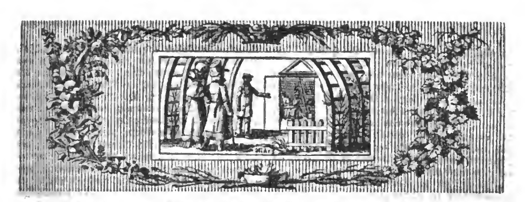
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Mad. Brede ist von Neuem auf sechs Jahre engagirt und hat uns im Monat Februar wieder mit mehreren Darstellungen erfreut, unter welchen die der „Sophia“ in den „Fürsten Chawansky“ obenan steht. Wir werden im Fortgang unseres Berichtes auf dieses Gedicht und dessen Aufführung zurück kommen. — Mad. Müller ist wieder hier eingetroffen (die Zeitblätter ließen uns ohne Auskunft, als wir nachsehen wollten: wo und mit welchem Glück ihre Fahrt von statten ging?) und als „Camilla“ und „Königin der Nacht“ aufgetreten. Mad. Müller singt nicht falsch und überhaupt nicht schlecht; dennoch ist sie manchmal nicht an zu hören, wegen der Geschmacklosigkeit ihres Vortrags und des Mangels an Einheit und Einfachheit des Gesanges. Diese Sängerin hat die Eigenheit — der Psychologe findet sie oft auch im Leben selbst — daß der Beifall sie ungewöhnlich exaltirt: sobald sie lebhaft beklatscht wird, glaubt sie, die Güte des Publikums vergelten zu müssen, und bricht dann nicht selten in ein wahres Heulen aus. Im Uebrigen gab man diese beiden Opern, vorzüglich die „Zauberflöte“, ausgezeichnet gut. — „Das letzte Mittel“, Lustspiel von Frau v. Weissenthurn, zugleich das neueste (?) Produkt dieser schreibseligen Dame. Es hat hier viel Beifall gefunden und Referent muß es daher — loben? So wenig als den Geschmack des Publikums. Eigentlich soll es ein Conversations-Lustspiel seyn: dazu aber fehlt ihm Wahrheit der Charaktere und Intrigue, im rechten Sinne des Worts. Die Raschheit der Entwickelung, so wie der Ton des Ganzen, ist anderswo gelobt worden; daß aber der Ton nicht der feine Gesellschafts-Ton ist, beweist die Rolle des „Baron Gluthen“. Wir wunderten uns, daß Hr. Mevius (Baron Gluthen) dieses nicht gefühlt, und mehrere Stellen (wahre Rohheiten) wenigstens einigermaßen gemildert hat. Referent benutzt diese Gelegenheit, mehrere unserer Schauspieler auf das Studium der Sitten und Lebensweise höherer, gebildeter Stände hin zu weisen; er sieht, daß sie dieselben, statt nach zu ahmen, entweder tölpisch verletzen oder karikiren. Demois. Mayer (Betty) sprach gut (schön spricht sie immer); nur fiel uns die stete Beweglichkeit des schönen Köpfchens auf. — Die „Laune des Verliebten“, von Goethe. Demois. Mayer und Schaffner (Egle und Amina) wetteiferten, uns dieses liebe Gedicht recht lieb vor zu tragen, und es gelang ihnen, so wie Hrn. Maurer's lobenswerthen Bemühungen, das laue Publikum in den Grad von Lebenswärme zu versetzen, dessen es fähig und empfänglich ist. — „Othello, der Mohr von Venedig“, Oper von Rossini. Die Ouvertüre gehört wohl zu den mittelmäßigsten, die R. componirt hat, so wie im Allgemeinen das hier gewählte Sujet eine Reihe von Gemüths-Zuständen liefert, zu deren tragischer Höhe sich Rossini nicht erheben kann. Wir fanden, außer dem Duett zwischen Desdemona und Emilia im ersten Akt, nichts, das uns wahrhaft hätte befriedigen können. Hr. Krebs (Othello) trug das Recitativ mit einer Kraft vor, wie sie Referent kaum in Italien gefunden hat. Demois. Stern (Desdemona) und Demois. Hug (Emilia) verdienen ehrenvolle Erwähnung. Wir bedauern, daß Demois. Hug mit ihrer wunderschönen Stimme hier die Mittel nicht findet, ihre Bildung recht zu fördern und zu vollenden. — Die „Fürsten Chawansky“, von Raupach. Seit Eßlair's unersetzlichem Verluste, zu welchem sich noch der bis jetzt auch unersetzte der Mad. Miedke gesellte, sind fast alle Meisterwerke der deutschen Tragiker, namentlich die unseres Schiller's, von der Bühne der Hauptstadt Würtembergs verbannt und werden es wohl noch eine Zeit lang bleiben müssen, um Vergleichen vor zu beugen, die, ungeachtet der Anerkennung hoffnungsvoller Talente und löblicher Anstrengung, nicht zum Vortheil der Gegenwart gedeihen können. Glücklicher Weise konnte die Wiedererscheinung der „Fürsten Chawansky“ durch diese Rücksicht nicht verhindert werden, da Eßlair darin nur die unbedeutende Rolle des Vaters übernommen hatte, und in diesem Stücke jeder Verlust durch das seltene Talent, den besonderen Fleiß und die ausgezeichnete Vorliebe ersetzt wurde, mit welcher Mad. Brede die Rolle der „Zaarewna“ giebt. Schon in den beiden früheren Vorstellungen (im vergangenen Jahre) hatte sie Kunstkenner in hohem Grade befriedigt. Nur beschuldigte man sie damals des Mangels an Deutlichkeit (Folge des Organs), eines Vorherrschens der Kunst über die Natur und einer Berechnung über die Inspirationen des Genies, was nicht selten bei denkenden, gebildeten und sehr fleißigen Künstlern Platz zu gewinnen und den Zauber der Illusion zu stören pflegt. In dieser Vorstellung aber befriedigte Mad. Brede nicht nur die strengsten Forderungen des Kunstrichters, sondern sie übertraf sich selbst. Es ward Referenten bald nach den ersten Scenen klar, daß sie sich in diese Rolle nicht bloß hinein gedacht, sondern hinein gefühlt hatte; darum war sie auch dieses Mal nicht bloß bewundernswerth, sie war hinreißend, und entwickelte eine bisher nie an ihr gekannte Kraft. Wer diese Rolle der „Sophia“ und die ganze Aufgabe näher beleuchtet hat, wird einräumen: daß sie eine der schwersten ist; daß viel dazu gehört, diesen beständigen Kampf eines weiblichen Busens zwischen Liebe und Ehrgeiz, Zutrauen und Eifersucht, Vertrautheit mit dem Laster und Reue, wahr und doch immer gehalten zu geben; keinen der beständigen, schnellen Wechsel des Gemüths-Zustandes zu verfehlen; bei beschränkten Mitteln den Reichthum der Intonation zu entfalten, die jener Wechsel erheischt; vor Allem aber sich von dem Dichter da nicht fortreißen zu lassen, wo er, wie es ihm an einigen Stellen geschieht, die Kraft der Leidenschaft auf Kosten der Weiblichkeit und des sittlichen Gefühls ausmalt und Farben gebraucht, die, wie glänzend aufgetragen, wie tief aus der Natur aufgegriffen, dennoch ein gebildeter, mit den eigenthümlichen Grenzen jeder Kunst vertrauter Geschmack dem tragischen Dichter nicht gestattet. Auch das Sententiöse des Styls würde vielleicht ein ganz strenger Richter dem Tragöden vorwerfen; allein wenn dieser Fehler, den nicht Jeder zu bemerken vermag, wirklich einer ist, wenn er in dem Geschmack des Deutschen, in seiner Neigung zur Contemplation und Abstraktion nicht schon entschuldigt ist, so verschwindet er auch bei der Darstellung ganz, sobald die vielen Sentenzen, welche Raupach's Dichtungen ausschmücken, mit so viel Takt, so wenig Anspruch und dem Anschein momentaner Inspiration gesagt werden, wie Mad. Brede sie vor zu tragen weiß. Daß ein kleines und nicht durchgehends theilnehmendes Publikum das feurige Spiel der Mad. Brede nicht abkühlte, daß es im Gegentheil noch im fünften Akt wuchs und das etwas erschlaffende Interesse desselben compensirte, darf unter ihren Verdiensten nicht unberührt bleiben, um so weniger, da es überhaupt auf den Künstler, der sich einen höheren, edleren Zweck vorgesteckt hat, nicht ermunternd wirken kann, wenn „Emilia Galotti“, Gluck's „Iphigenia“, die „Chawansky“ u. a. unser Haus, vor Allem aber die Logen des Adels immer leer lassen, und nur die „falsche Prima Donna“ und „Evakathel und Schnudi“ es zum Ersticken zu füllen vermögen. (Der Schluß folgt.)

In der Grafschaft Carmarthen, in Süd-Wallis, kam ein abergläubiger Bauer zum Prediger des Orts, und versicherte: den abgeschiedenen Geist seines guten Freundes Evans, der vor einigen Wochen als Knecht in der Dorf-Schenke gestorben sey, gesehen zu haben. „Wie wußtest Du denn“, fragte der Pfarrer, „daß es Evans Geist war?“ — „Am Gange“, war die Antwort; „er wankte hin und her, wie bei seinen Lebzeiten, wenn er betrunken war.“ (Courier.)

Ungeachtet der Verfolgungen, welche die katholische Religion in China erleidet, macht sie dort dennoch solche Fortschritte, daß die einzige Provinz Sutchuen, welche vor 50 Jahren etwa 6000 Christen enthielt, jetzt deren 60,000 zählt. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 30. März. 51stes Blatt.

Alarich, König der Gothen.
Ein Fragment.

1.

Der Reichstag begann. Viele Fürsten und Edle waren versammelt um den mächtigen Herrscher. Auf einem goldenen Thron, mit Edelgesteinen geschmückt, saß Alarich, der König der Gothen. Lorbeer-Zweige umschatteten sein siegreiches Haupt; zu seinen Füßen streckten zwei Löwen sich nieder, ihre funkelnden Augen durchliefen mit glühenden Blicken die glänzenden Kreise und erregten bange Stille und schweigend Entsetzen um sich her. Tausend Schilde und Spieße, drohende Keulen und Streitäxte, geführt von erprobten Getreuen, deckten an beiden Seiten den Wütherich. Aistulph, sein Schwager, saß zu seiner Linken am Thron; zur Rechten waren das Panier des Heeres und Schild und Lanze des Königs aufgepflanzt. — Der Herold gebot Stille, und kein Athemzug rührte sich mehr. Da sprach der Schreckliche also:

„Es ist uns gelungen, das stolze Rom zu demüthigen. Die Heere der Kaiser sind vernichtet, ihr Daseyn ist ein Schatten, den wir auf ewig verlöschen können. Aber unsern Kriegern mangelt es an Nahrung — das Land ist verödet. Ich habe darum einen neuen Feldzug gegen Afrika und Sizilien beschlossen, und will nun den Rath meiner Getreuen. Sprecht, ihr Vasallen! Wird es wohlgethan seyn, diese Kornkammern unsern Eroberungen bei zu gesellen?" — Eine Todtenstille herrschte durch die weite Versammlung.

„Es lebe Alarich, der König der Gothen! der Sieger! der Held!" rief die nahe Umgebung des Königs. — „Er lebe!" so schallte es von den Fürsten und Edlen zurück. Da erhob sich der König, Lanze und Schild und das Panier des Heeres ergreifend. Das war ein Zeichen des beschlossenen Krieges. Der Reichstag war geendet und das Heer rüstete sich.

2.

Die Edlen des eroberten Landes saßen trauernd und schweigend unter den feindlichen Heerführern bei dem festlichen Mahle, womit der blutdürstige Sieger diesen Reichstag beschloß. Unter ihnen war Keiner so schlecht, die Demüthigung seines Vaterlandes mit Gleichmuth zu betrachten; aber Keiner war groß genug, etwas für die Freiheit seiner Mitbürger zu wagen. Die Selbstsucht des Zeitalters hatte gesiegt und dem Gothen-König freie Bahn gemacht. Unbewehrt waren die festesten Städte des Landes und die Burgen Verräthern anvertraut; das Heer wurde von Weichlingen geführt, welche es verkauften oder verließen. Der Landmann entfloh, nachdem er geplündert und seine Hütte zerstört war; die fruchtbaren Fluren waren verheert, der Oehlbaum erstorben und der Lorbeer verwelkt, welcher einst die Stirnen unsterblicher Römer geziert hatte.

Und der König stand auf vom goldenen Sessel. Seine Hand, sonst nur des Mordens gewohnt, ergriff den schäumenden Becher, und er brachte den Spruch aus: „Sieg in Sizilien und Afrika!" — Alles ergriff die Pokale und erwartete demüthigen Blickes das Leeren

des königlichen Bechers. Aber Alarichs Hand sank darnieder, stier ward sein feuriges Auge. — Mit unverwandtem Blick starrte er vor sich dahin, kein Laut entglitt ferner seinen Lippen. Tiefes Schweigen herrschte, die Gäste sahen einander mit Zittern an und Jeder wandte den Blick dahin, wo der König hinstierte. Und siehe, in dem Vorgemach stand eine hohe gigantische Gestalt, nur an den Umrissen kennbar. Sie war gewappnet, und drohete dem Fürsten mit geballter Faust; bald zerrann sie, und die Lichter verlöschten im Saale, als wehe ein kalter schneidender Wind sie aus.

Es war um die Stunde der Mitternacht. Alle Schaarwachten des Königs fand man danieder gesunken, sie schliefen den eisernen Todesschlaf. Da trat die Giganten-Gestalt vor das Lager des schlafenden Alarich. „Folge mir!" — rief sie ihm mit furchtbarer Stimme zu, und er gehorchte. Ohne Schild und Schwerdt mußte er gehen; eine gewaltige unsichtbare Kraft erhob sich mit ihm, als sey er von der Luft getragen. Bald dämmerte die Morgenröthe des jungen Tages, und er sah sich allein an dem felsigten Ufer des Meeres. — Ihn umheulte der Sturmwind, und das Gebrülle von der Charybdis Wogen, die sich schäumend und donnernd am Korallen-Riff brachen. Da dedünkte es ihn, als hör' er unter den heulenden Sturmklängen das Jammergeschrei der Sterbenden, das letzte Wimmern der Todten; als säh' er die verzerrten Gesichter der Verstümmelten in der Feldschlacht; die heimliche namenlose Angst der Verzweiflung ergriff sein Gemüth. — Und plötzlich gewahrte er die Nebelgestalt, die ihm im Prunk-Saal gedroht, die ihn dem Lager gewaltsam entrückt hatte. Sie hielt einen vollen schäumenden Becher in der Rechten, mit der Linken zeigte sie nach der Gegend hin, wo Sizilien und Afrika lag. „Sieg in Sizilien und Afrika!" sprach sie mit dumpfen herzerschütternden Tönen, und reichte den Becher dem zitternden Alarich. Er zögerte zu nehmen; aber sein Muth war dahin, als er in dem wilden Auge der Gestalt das Dräuen des Todes erblickte. Zitternd ergriff er den Pokal und leerte ihn. — Der Boden entwich; die Fluthen des Meeres wogten unter ihm, er sah das Fahrzeug nicht, welches mit ihm die Wellen durchschnitt. Die Sonne vergoldete den Horizont und stieg glühend hinter einer Insel empor, deren felsigtes Gestade mit grünem Gestripp umwunden war; ihre feurigen Strahlen schufen eine Glorie um einen krystallenen Tempel, welcher seine Rotunde majestätisch auf dem dunklen Felsen empor hob.

Da stand er am felsigten Ufer, einsam und verlassen, nur von innerer Angst und den Furien seines Gewissens begleitet. Er sah zurück auf das Meer, welches ihn getragen hatte; die Fluthen brauseten hinter ihm her, als wollten sie das Eiland verschlingen. Er erstieg den Felsen und schaute hinunter ins Thal. Da mordeten sich zwei kämpfende Heere. Geheul und Verzweiflung, Verwünschungen des Lebens und die Zuckungen des Todes und das Winseln der Sterbenden stürmten auf ihn ein. Die Schlacht war vorüber. Die Sieger thürmten einen ungeheuren Berg von Leichen empor: sie schienen ihn kunstmäßig zu ordnen, damit er nicht sobald einstürze. Zu dem Gipfel hinan trugen sie einen glänzenden Thron; sie kletterten auf ermordeten Leichnamen empor, das rieselnde Blut befleckte die Edelgesteine und das schimmernde Gold, womit er geziert war. Auf der Ermordeten zertretenen Gebeinen erbauten sie ihn und stellten sich hohnlächelnd rings umher, glänzend gewappnet zu beiden Seiten desselben. — Und ein Mann im Purpur stieg über die stufenähnlich geordneten Leichen hinauf und setzte sich auf den Thron. Seine Krone schimmerte vom Raub entlegener friedlicher Länder; die Folie des Diamanten war eine Thräne, durch den Rubin drängte sich ein Blutstropfen. Er hielt eine Rede an das Heer und sprach von neuen Siegen. — Da ertönte von jenseits herüber der Schall einer krystallenen Glocke. Der blutige Thron fing an zu wanken, die aufgethürmten Leichen sanken in einander, und in dem grausen Gewühl glitt der Wütherich mit blutigem Gewand hinab; Hunger und Durst ergriff seine Gefährten. Der Pestgeruch modernder Leichen, der Anblick zerschmetterter faulender Glieder, das geronnene Blut — Alles vermochte nicht, ihre Begierde zu zähmen. Sie zerfleischten sich einander selbst, um die Bedürfnisse der Natur zu befriedigen.

Und die Giganten-Gestalt ergriff den König. — „Dort drüben, wo der Tempel der ewigen Gerechtigkeit leuchtet, ist Dein Loos Dir geworfen!" — Und schnell wie ein Blitzstrahl durchschnitt mit dem Fürsten ein unsichtbares Fahrzeug abermals die Meereswogen; er fand sich wieder in seinem königlichen Gezelt. — Aber das Fieber der Angst, das Entsetzen des Todes hatte seine Nerven durchschnitten, den Faden des Lebens zerrissen. Er starb in Verzweiflung.

Die Gothen leiteten den Strom ab, und begruben seine Gebeine im Bette desselben, dann schlugen die Wellen über seinem Leichnam zusammen. Die Nachwelt weiß nichts mehr von dem kläglichen Rest des Tyrannen, welcher einst die Welt in Schrecken setzte. — Ataulph aber, sein Schwager, verließ bald darauf Italien und zog sammt dem Heere nach Gallien hinüber.

Benno.

Allerlei.

Der Pastor Staps in Naumburg, Vater des Friedrich Staps, der im Jahr 1809 bei Schönbrunn Napoleon tödten wollte und erschossen wurde, hat auch

seinen zweiten Sohn, einen acht und zwanzigjährigen Jüngling, durch den Tod verloren und ebenfalls fern von der Heimath: er starb in Florenz. Die bedauernswerthen Eltern machen dies selbst im „Anzeiger der Deutschen" (Nr. 57) bekannt und setzen hinzu: „Wir haben durch Gottes Segen zwei Söhne auferzogen, deren wir uns nicht schämen dürfen und die sich früh einer Herrlichkeit erfreuen, die ihnen hienieden nicht zu Theil werden konnte. Unsere Jahre lassen uns aber hoffen, bald in ihren schönen Kreis ein zu gehen und unsere Rechenschaft wird freudig seyn." — Wir können den höchst unglücklichen Eltern unser Mitgefühl bei so harten Schlägen, die ihr Alter treffen, nicht versagen, aber es auch zu Gunsten Anderer nicht verschweigen: daß die That des erstverlorenen Sohnes uns doch mit aus der Richtung seiner Erziehung hervor gegangen scheint, die vielleicht den romantischen Anstrich erhalten hat, den unsere Zeit-Literatur viele Jahre hindurch als das Höchste im Leben pries und darstellte, und der für die Jugend so verführerisch ist. — Wir lesen nämlich in jener Todes-Anzeige mehrere Sätze, die uns darauf hinweisen. So heißt es von dem, neulich gestorbenen Sohn: „es sey ihm auf dem romantischen Gottesacker, am Abhange der Apenninen, dessen Lage er einige Wochen vorher enthusiastisch bewundert hatte, sein Grab gegraben worden" — und von dem ersteren sagt der Vater: „Ich habe durch meinen verewigten braven Sohn Freunde gefunden; sie schätzten ihn, der als Opfer deutscher Vaterlandsliebe sein Grab fand, und den sie selig priesen, weil er selig sey bei Mucius Scävola; den sie den deutschen Brutus nannten, dessen Name nicht verhallen solle." — Hier und besonders in dem letzten Satz ist offenbar ein eitler Aufschwung, der in der Jugend leicht Raum findet, von den Bedächtigeren aber geleitet werden muß. — Auch die Begeisterung bedarf einer ernsten Erziehung, wenn sie zur Tugend werden soll; und wer im Alter den Ruhm eines Brutus noch als edles Ziel betrachtet, der möchte wohl einem jugendlich überwallenden Gemüth das ächte Richtmaaß für unser jetziges Leben nicht vorhalten können.

Eines der kostbarsten Neujahrs-Geschenke ertheilte im Jahr 1786 der damalige französische General-Controlleur der Finanzen, Namens Colonne, seiner Maitresse. Es bestand in einer Bonbonniere voller Bonbons, deren jeder in einen Disconto-Kassenschein eingewickelt war, enthielt den Werth von 100,000 Franken, und war noch von einem Kästchen, mit Brillanten besetzt und voll neuer Louisd'or, begleitet.

Die ersten Maskenbälle in Frankreich wurden am 2ten und 10ten Januar 1585 von Heinrich III. zur Belustigung mehrerer in Paris anwesenden Engländer gegeben; früher verkleidete man sich nur zur Zeit des Carnavals. Die Opernbälle, so wie andere öffentliche Bälle, waren lange Zeit ein besonderes Privilegium; doch kehrte man sich nicht daran und gab Contreband-Bälle (d. h. Winkel-Bälle ohne Privilegium). Ein Herr Tresontaine, welcher besonders darin excellirte, ward aber eines Tages ergriffen und zur Bestrafung in das Gefängniß des Forts l'Evêque geführt; dies schreckte die Andern ab.

Eine schön gemalte Landschaft, sagt Graf Segur, ist gegen das Original eben das, was ein gut arrangirter Clavier-Auszug gegen die Oper selbst ist; denn wer das Original sah und hörte, dem zaubert die Copie den empfundenen Genuß lebendig wieder vor die Seele: wer aber das Original nicht gekannt, wird dabei etwa dasselbe empfinden, was ein Anderer empfindet, wenn ich mir alle ersinnliche Mühe gebe, ihm eine recht anschauliche Beschreibung von einer ganz allerliebsten Lustpartie zu geben, die ich mit genoß.

In der „Leipziger Literatur-Zeitung" (Nr. 65) ist folgendes Schreiben aus „Ungarn" zu lesen: „Die Bedrückungen der Protestanten in Ungarn nehmen seit einiger Zeit wieder sehr überhand, trotz dem Toleranz-Gesetz und dem Willen der Kaiserl. österreichischen Regierung, daß diesem Gesetze im ganzen Umfange der Monarchie Gehorsam geleistet werde. An vielen Orten, wo Protestanten wohnen, befinden sich auch sogenannte Hoffnungs-Kirchen, zu deren Besuchung jene genöthigt werden, um durch die, an denselben angestellten Pfarrer, welche von jenen auch besoldet werden müssen, zur katholischen Kirche herüber gezogen zu werden. Das Coge intrare wird hier oft sehr handgreiflich geübt; auch läßt man es nicht an andern Verführungs-Künsten fehlen. Als z. B. der neue Erzbischof in Pesth seine erste Messe las, wurde nicht nur den Katholiken allgemeiner Ablaß verkündigt, sondern auch unter der Hand bekannt gemacht: daß jeder Nichtkatholik 50 Fl. erhalten werde, wenn er katholisch würde. Dieses Angebot blieb bei den ärmeren Volksklassen auch nicht ohne Wirkung und unter Anderen sollen sieben gemeine Soldaten, vom Regiment Esterhazy, jenes Handgeld oder eigentlich Sündengeld angenommen haben. Natürlich erfährt die Regierung nichts von solchem Verfahren, sonst würde sie demselben gewiß Einhalt thun." — Dies ist ein Anhang zu dem, im 34sten Blatte des „Gesellschafters" mitgetheilten Aufsatz: „Intoleranz in Ungarn."

Zu dem Geschichtschreiber Abbe Choisy sagte einst der junge Herzog von Burgund: „Wie werden Sie sich helfen, um es an zu deuten, daß der König Karl VI. ein Narr gewesen ist?" — „Gnädiger Herr!" entgegnete Choisy; „ich werde ohne Umschweife sagen: Er war ein Narr; wenn Jemand todt ist — und wär er König gewesen — so ist es nur noch die Tugend, welche ihn vor Andern auszeichnen könnte." C. Müllen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. (Schluß.) Das ausgesprochene Lob gebührt auch den übrigen Mitspielenden, wie denn überhaupt die ganze Vorstellung vollkommen befriedigend gewesen seyn würde, wenn man nicht die Rolle der „Zaarewna Maria" einer hochschwangeren Schauspielerin anvertraut hatte, deren Spiel fast noch mehr als ihr Anzug darauf berechnet schien, dem Spiele und der eben so glänzenden als geschmackvollen Toilette der Mad. Brede zur Folie zu dienen. Dieser Mißgriff darf der Regie um so mehr zum Vorwurf gemacht werden, da sie in Mad. Mevius und in Demois. Mayer befriedigendere Stellvertreterinnen der Mad. Miedke für diese Rolle gefunden hatte. Am angemessensten wäre es vielleicht gewesen, sie der Demois. Knoll, einer viel versprechenden Schülerin der Mad. Brede, und die weichere Rolle der Letzteren (die der Vertrauten Helene) der Demois. Mayer zu übertragen. Referent kann vielleicht hoffen, diese Bemerkung benutzt zu sehen, da, dem Vernehmen nach, die „Fürsten Chawansky" sich des ehrenden Beifalls unseres Königs erfreuen und daher, der Einwendungen der Kasse ungeachtet, ihre baldige und möglichst vervollkommnete Wiedererscheinung erwartet werden darf. — Hr. Maurer bewahrte in der Rolle des „Iwan" ganz die vortheilhafte Meinung, welche seine ersten Darstellungen von seinen Talenten und seinem Fleiße erregten. Er hatte seine Rolle sehr gut memorirt, spielte gemessen, edel, ohne Uebertreibung, wie es dieser Charakter vorzugsweise erfordert, und wenn sein stummes Spiel einiges, besonders in der Motivirung der Uebergänge von einem Entschluß zum andern, zu wünschen übrig ließ, so gab er doch im Ganzen seine beiden, so ausgezeichnet schönen Monologe sehr befriedigend, und bewieß: daß er den Dichter verstanden habe. Nur eines verfehlte er ganz: Ton und Art bei der Verhaftung der Zaarewna; sie gehörte einem unbefangenen, wachthabenden Offizier, der einen Missethäter zu arretiren befiehlt, nicht dem Feldherrn, der in der Geliebten die Mörderin des Vaters erkannt hat, und durch dieses Mittel die Versuchung der Rache von sich entfernt. „Nie ins Uebertriebene, nie in das Niedere zu fallen!" diese Lehre sollte Hrn. Maurer, und mehr noch Hrn. Mevius, unausgesetzt vor Augen schweben, besonders im Lustspiel, das seit einiger Zeit bei uns fast immer zur Posse ausartet und den Geschmack des Publikums vollends verderben muß. Wenn das Vergessen dieser Lehre das einzige Wesentliche ist, was, nebst unfleißigem Memoriren, zuweilen Hrn. Maurer zum Vorwurf gemacht werden kann, so ist dieses leider nicht das einzige, was Hr. Mevius (der übrigens die Rolle des „Dolgoruki" recht brav gab) zu wünschen übrig läßt. Fleiß, Liebe zur Kunst, ein starkes, ziemlich biegsames Organ sind entschieden an ihm zu loben; leider aber werden diese Vorzüge sehr oft, beinahe immer, durch Uebertreibung, falsche Deklamation, unrichtige Interpunktation und durch Stellungen verdunkelt, die so wunderlich sind, daß sie Equilibristen-Künsten ähnlich sehen und nothwendig ins Lächerliche fallen — Hr. Gnauth, dessen ungewöhnlich biegsames und vielseitiges Talent zu den Hauptstützen gehört, die unser Theater noch etwas aufrecht erhalten, ließ in der Rolle des „Miloslawsky" nur wenig zu wünschen übrig. Wie wichtig diese Rolle ist, wie viel sich aus ihr machen läßt, wie nothwendig das Interesse des Stücks es erheischt, ihr einen besonderen Fleiß zu widmen, möchte wohl nur auf wenigen Bühnen genugsam erkannt werden. — Wer Mad. Brede in diesem Stück und namentlich in dieser Vorstellung gesehen hat, wird gewiß den Dichter Lügen strafen, welcher von der dramatischen Kunst behauptet hat: nur der Augenblick sey ihr Gebiet und keine Dauer belohne den Künstler für das, was er wirkt; denn der Eindruck, den sie hervor brachte, und der Dank, den sie für einen so vollendeten Kunstgenuß verdient, kann wohl nur mit der Erinnerungskraft verlöschen. Warum konnte der Dichter den Genuß seiner Freunde nicht theilen? Warum vertauscht er nicht endlich den rauhen Norden mit seinem milderen Vaterland? Konnte sein geniales, von allen Hülfsmitteln des Wissens, einer meist korrekten Diktion und einer, die größten Schwierigkeiten spielend überwindenden Versifikation unterstütztes Talent, die geistabtödtenden Einflüsse der eisigen Zone, welche er bewohnt, so kräftig überwinden, daß er die schöne Literatur seines Vaterlands mit vielversprechenden Produktionen bereicherte: was würde er leisten unter dem freundlicheren, heimischen Himmel, von dem Dank und Beifall seines Vaterlandes aufgemuntert! Gewiß würde er dann bald seinen entschiedenen Beruf zum dramatischen Dichter erkennen, nur rein dramatische Gegenstände zur Behandlung wählen (was bis jetzt wohl nur von den „Chawansky" gesagt werden kann), sie rein dramatisch behandeln, sich in den Grenzen, welche diese Behandlung erheischt, leicht und frei bewegen lernen, mit ihren zum Theil von ihm noch unbenutzten Hülfsquellen vertrauter werden und die jetzige Armuth unserer tragischen Bühne in Reichthum verwandeln. — Dem Vernehmen nach gedenkt Hr. Maurer uns zu seinem Benefiz mit der „Erbennacht", der neuesten dramatischen Dichtung des Hrn. Raupach, bekannt zu machen, eine Wahl, die seinem Kunstsinn um so mehr Ehre macht, da er sich einer sehr schwierigen Aufgabe unterzieht; denn das ganze Interesse dieses Stückes beruht einzig und allein auf „Rinaldo", dessen Rolle er darin übernehmen wird. — Zum Benefiz des Hrn. Rhode sahen wir „Prinzessin Evakathel und Prinz Schnudi"! Wir glauben, es der Regie schuldig zu seyn, zu erklären: daß die hiesigen Schauspieler freie Wahl der Stücke haben, welche sie zu Benefizen geben — eine Freiheit, die dem Geschmack des Publikums nicht förderlich ist und die Hr. Rhode, wiewohl nicht zum Schaden seines Beutels, mißbraucht hat. — Unsere Belletristen sind thätig: Uhland giebt „Walthers von der Vogelweide Leben" heraus. 1. Th. Schwab wird „Günther" (er lebte von 1695—1723) ediren; wer diesen, wiewohl entarteten Günstling der Musen kennt, wird sich freuen, daß ein wackerer Dichter sich seiner annimmt (wie er früher mit Flemming gethan) und dem Gedächtniß unserer undankbaren Zeit nachhilft. Von Haug erscheinen drei Bände kleiner Erzählungen und ein Taschenbuch im Laufe dieses Jahres. Matthisson besorgt eine neue Ausgabe seiner „Erinnerungen". — Der junge Mozart hat ein Clavier-Conzert gegeben; auch hörte Referent ihn in einer Abend-Gesellschaft spielen. Es fehlt ihm eine große Fertigkeit keineswegs, wohl aber Leben, Geist und Phantasie, ohne welche obige Eigenschaft sich nicht über das Maschinenmäßige erhebt.

D. A.

Im Monat Januar trugen die verschiedenen Bühnen von Paris folgende Einnahme: Königl. Musik-Akademie: 18,559 Franken; Théâtre françois: 61,252 Fr. 62 Cent.; Odéon: 25,317 Fr. 38 Cent.; komische Oper: 59,512 Fr. 20 Cent.; Vaudeville: 36,217 Fr.; Gymnase: 77,287 Fr. 65 Cent.; Variétés: 51,328 Fr. 7 Cent.; Ambigu comique: 44,456 Fr. 39 Cent.; Gaité: 34,949 Fr. 20 Cent.; Porte St. Martin: 43,292 Fr. 81 Cent. (Journ. d. Déb.)

Eine Sache, die überall Bekanntmachung verdient, ist: daß das „Journal d'Anvers" behauptet: der Hopfen, aus welchem man in England in den Brauereien durch Dampf-Maschinen den erforderlichen Saft ausgepreßt, werde nachher getrocknet und als guter Hopfen wieder verkauft. Deutsche (!) Spekulanten sollen eine Menge davon in England bestellen. (Journ. d. Par.)

Am 1sten März ward in der St. Martins-Kirche zu Marseille der Muselmann Abdel-al-Aga, Ex-Polizei-Minister des Pascha von Egypten, nach griechischem Ritus vom Erzbischof von Morea getauft. (Constitut.)

Zu den neuesten Moden gehört wohl die: daß eine Dame (welche das Halbdunkel sehr zu lieben scheint) unlängst in ihrer Wohnung, statt der Fensterscheiben, lauter durchsichtige Muschelschaalen mit stählerner Einfassung einsetzen ließ. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 31. März. 52stes Blatt.

Magnetischer Rapport alten Styls.

In den „Annalen der Mark Brandenburg“, von M. Andr. Angelus, dem Strausberger, welche zu Frankfurt a. d. Oder Anno 1598 im Druck erschienen, befindet sich eine kurzweilige Teufelsgeschichte, welche von dem Chronikanten nicht allein, sondern auch von allen seinen übrigen hochberühmten Zeitgenossen mit einem so gläubigen Ernst behandelt wird, daß man schwören möchte: das Wunder habe sich in unsern Adam-Müllerschen Tagen ereignet. — Gottesgelehrte, Aerzte und philosophische Reimschmiede haben sich mit dem Gegenstande beschäftigt, nämlich mit der Magd Gertrud, Marx Fischers Tochter zu Lebus. Einer der Versifexe hat sie in zierlichem Latein besungen; ein Doctor Medicinae, Jodocus Willichius, ein amtliches Gutachten über sie abgefaßt, und Dr. Martin Luther, der endlich um Rath gefragt wurde, den Kampf mit dem Teufel glücklich bestanden, wie immer.

Die Sache verhält sich aber so: Es war ein schwüler Sommertag im Jahr 1536, als die schmucke Gertrud, ermüdet von der Arbeit auf den duftigen Wiesen längs der Oder, ihren Rechen gegen den Stamm der nächsten Pappelweide stellte und ihre zarten Glieder unter dem kühlen Schatten mit jungfräulicher Ehrbarkeit dehnte. Kaum war sie entschlummert, so scholl eine wohltönende Männerstimme an ihr Ohr, den süßen Traum, in welchem sich ihre schwärmende Phantasei erging, verwirklichend; sie erwachte. Ein junger Kriegsmann stand vor ihr, mit schmeichelnden Worten um Liebe buhlend. Gertrud sträubte sich anfangs, wie das gewöhnlich; doch als der schöne Reitersmann noch das Versprechen hinzu that: er wolle ihr so viel Geldes verschaffen, daß sie mit dem Ueberfluß gar leicht zurecht kommen würde; da endlich — denn „fallere credentem res non operosa puellam est“, setzt Magister Andreas Angelus mit Ovids Worten hinzu — vermochte das Maidlein nicht länger zu widerstehen. Aber bald verwandelt sich der befriedigte Holde in einen scheußlichen Unhold; die schmachtenden Augen entzünden sich zu feurigen Kohlen, der blanke Koller geht in garstige Borsten über, der sanfte Tenor seiner verlockenden Stimme in rauhes Gebrüll — Gertrud erbebt vor innerem Entsetzen und der Satan besitzt sie von Stund an leibhaftig.

In Lebus war man indeß noch wenig bekannt mit der Art und Weise, wie der Teufel am schicklichsten zu handhaben; man sendet ihn daher nebst Gertrud zum weisen Rath des benachbarten Frankfurt. Dieser giebt Beiden eine Ehren- und Schutzwache, damit sie sich kein Leides anthun. Während dessen amüsirt sich Gertrud mit Geldmachen. Streift sie gegen die Mauer oder Wand, so klimpern Geldstücke heraus; greift sie an einen Tisch, an ihren Rock oder ihr Barett, so bekommt sie die Hände voll Münze. Sie steckt das Geld in den Mund, zerkauet es, daß es knirscht und führt dabei ganz absonderliche Reden und unsaubere Kurzweil. Will Jemand zweifeln, ob sie die Münze auch wirklich zerkauet, so reckt sie die Zunge heraus, läßt die Geldspäne im Maule allmännigilich beschauen und schluckt

sie dann hinter. — Dies trieb sie so etliche Wochen. Die Papisten, welche zu der Zeit noch das Kirchen-Regiment in Frankfurt inne hatten, lassen einen Exorcisten kommen: dieser zerarbeitet sich mit Beschwörungen und Bannmitteln aller Art: aber der Teufel zeigt eine so hartnäckige Unempfindlichkeit, namentlich gegen die Wasserscheu, daß sich Gertrud nicht entblödet, im Angesicht eines männlichen Publikums, mir nichts, dir nichts, in Weihwasser sich zu b a d e n — ein Grad von Aufklärung und Evascher Natürlichkeit, gegen welchen sogar französische Solo-Tänzerinnen erblöden müssen.

Es war aber dazumal in Frankfurt auch ein evangelischer oder lutherischer Prediger, Namens Andreas Ebert, von Grüneberg aus Schlesien bürtig, welcher Luthern zu Wittenberg gehöret, und von etlichen frommen Bürgern unterhalten ward. Selbiger meldet seinem großen Lehrer und Vorbild die ärgerliche Mähr, Rath und Hülfe begehrend gegen die höllische Unbill. Luther antwortet seinem frommen Jünger in einer lateinischen Epistel, wovon Magister Angelus eine Copei beifügt, damit man in gleichen Fällen, „wes man sich nach Luthers Rath verhalten solle, wissen möge." — Was gegenwärtigen Referenten anlanget, so will er, aus gleichen Gründen, oberwähnten Brief, ins Deutsche übergetragen, hierher setzen:

„Dem ehrenfesten Herrn Andreas Ebert, Prediger zu Frankfurt, meinem geliebten Bruder in Christo."

„Gnade und Friede in Christo!

Was Sie mir da schreiben, werther Herr Bruder, kommt Vielen unglaublich vor, und ich selbst hielt vor Ankunft Ihres Briefes, wo es bereits hier ausgesprengt ward, Alles für eine gewisse Art von Scherz und Erdichtung. Da sich aber, nach Ihrer Versicherung, die Sache wirklich so verhält, will mich's bedünken, es sey ein Wunderzeichen (ostentum), wodurch Gott dem Satan zuläßt, das Portrait und Gleichniß gewisser Fürsten vor zu bilden, welche überall rauben, schlucken und zwicken (qui rapiant et vorent undecunque opes), und dennoch nicht zunehmen und reich werden. Weil es denn also ein leichtfertiger Dämon ist, der aus langer Weile sich über euere phlegmatische Duldsamkeit lustig (otio suo securitatem nostram ridens) macht, so könnt ihr zuerst nichts besseres thun, als inbrünstig beten für das arme Mensch, welche euretwegen zu leiden gezwungen wird. Demnächst besonders soll man dem Satyrikus mit gleicher Münze vergelten; ihn verlachen und verhöhnen; keinfalls aber mit Exorcismen und sonstigen Vorkehrungen ernsthafter Art sich an ihn machen, denn Alles das dienet der teuflischen Hoffahrt nur zur Kurzweil. Verharret demnach im Gebet für die Dirn und in Verhöhnung des Teufels, dann wird er sich, unter Christi Beistand, endlich wohl von hinnen trollen. — Jetzt aber wäre es denn nach gerade Zeit, daß die Fürsten, deren Fehler und Unart durch jenes Ostentum gemeint sind, auf Sinnesänderung bedacht wären: jene Fürsten, in welchen sich ein solcher frivoler Geist (nequam spiritus) mächtig und sonder Scheu offenbaret. Ich bitte Sie aber, weil es vielleicht frommen möchte, die Sache zur allgemeinen Publicität zu bringen, daß Sie Alles genau erforschen, damit kein bübischer Betrug sich dahinter verstecke; insonderheit, ob das Geld oder die Münze, welche das Mädchen erhascht, wirklich ächte Münze ist und beim Handel und Wandel die Probe hält: denn ich bin in solcherlei Blendwerk, Ränken, Dunst und lügnerischem Trug bisher so oft versucht und geäfft worden, daß ich schwer daran gehe, Jedermann Alles zu glauben, es sey denn, daß ich weiß, es selbst gethan und gesagt zu haben. *) So groß ist heutiges Tages die Macht des Teufels, die Bosheit der Welt und der Muthwille der Menschen. Darum seyn Sie auf Ihrer Huth, daß Sie nicht selbst und ich durch Sie betrogen werden. Experto crede Ruperto, heißt's im Sprüchwort. Gehaben Sie sich wohl und beten Sie für mich. Wittenberg, den 5ten August 1536.

Martin Luther."

Alle diese Rathschläge und Warnungen befolgte und beobachtete denn Ehrn Andreas Ebert auf's sorgfältigste; er that in der Gemeinde Gottes öffentliche Fürbitte für die Magd, und obwohl der Teufel unter der Predigt viel Ungemachs trieb und Gertrud oft ein großes Geplärr und Gesalbere machte, auch den Prediger Lügen strafte, sonderlich wenn des Herren Christi gedacht ward: so kehrte man sich nicht daran, schnitt dem Spötter wiederum ein verächtliches Gesicht, und die Besessene wurde erlediget, diente auch nachmals zu Frankfurt noch lange Zeit.

Ob sie aber ins Kindbett gekommen mit der teuflischen Brut, wie Rhea Sylvia mit der göttlichen des Mars, darüber schweigt die Chronik. C a r l L o c u s t a.

*) Luther spielt hier wahrscheinlich auf die Erscheinung des Teufels in der Wartburg an; vergleiche den Dintenfleck daselbst.

A f r i k a n i s c h e s S c h a u s p i e l.

Wo es Menschen giebt, giebt es auch Schauspiele und theatralische Darstellungen, sogar unter den rohesten Völkern, zu allen Zeiten und an allen Orten. Ein Reisender, der sich längere Zeit auf der Insel St. Louis und am Senegal aufgehalten, erzählt als Augenzeuge Folgendes: Wenn die unerträgliche Hitze etwas nachgelassen hat und der Abendwind die Luft abkühlt, hört man nicht selten den Trommelschlag, als Ankündigung eines neuen Schauspiels. Sogleich springen die Neger von ihren Stroh-Matten auf, kleiden sich festlich an, kriechen aus ihren Hütten hervor und begeben sich in die Richtung der Trommel. So kommen sie bald unter einen Baum oder auf einen Kreuzweg, den ge-

wöhnlichen Platz öffentlicher Zusammenkünfte. In ihrer Mitte unterscheiden sich die Häupter der Gemeinde, die reichen und freien Hausväter mit ihren Familien: sie zeichnen sich durch Tracht und Costüm von den Uebrigen aus. Das Familienhaupt trägt eine breite weiße baumwollene Decke, mit rother oder gelber Einfassung; sie geht ihm von der Schulter bis zum Knie, die linke Seite ist bedeckt, ein Zipfel nachlässig über die linke Schulter geschlagen; der rechte Arm und die rechte Brust bleiben bloß. In dieser Stellung und bei diesem Faltenwurf glaubt der Europäer einen alten Römer zu erblicken. Der weiße Bart und das graue Haar der Greise unter ihnen macht diese Neger zu imposanten Gestalten. Die Weiber und die jungen Mädchen, zarter, kleiner, feiner und mehrentheils wohlgebaut, aber halb nackt, gleichen den Bildsäulen von schwarzem Marmor, welche das Alterthum uns hinterlassen hat, und stehen ihnen in Form und Ebenmaaß wenig nach.

Was bringt aber hier Alles auf einen Punkt zusammen? Das beliebte Schauspiel der Löwen-Jagd. Man bildet einen Kreis: die Tambourin-Schläger nehmen die eine Seite des Kampfplatzes ein; mit übergeschlagenen Beinen sitzen sie im Sande vor dem Instrument, welches sie unaufhörlich ertönen lassen. Hinter ihnen stellen sich die älteren Frauen: rechts und links die Männer: gegenüber schließen die jüngeren Neger beiderlei Geschlechts und die Kinder den Kreis. — Jetzt kündigt ein Trommelmarsch die Ankunft des Schauspielers an, der den Löwen vorstellt. Auf allen Vieren schreitet er stolz einher, geht ein Paar Mal still und ruhig im Kreise herum und schaut kaltblütig die Menge an. Ein Marabout (halb muhamedanischer, halb vajarischer Neger-Priester) begleitet ihn, als der Einzige, der das Recht und die Macht hat, ihn zu zähmen und seiner nachherigen Wuth Einhalt zu thun. Allmählig wird der Neger-Löwe lebhafter; seine Augen funkeln, seine Schritte verdoppeln sich; er fängt an zu laufen, statt zu gehen, nähert sich der Reihe und sucht die Zunächststehenden zu greifen, zu kratzen und zu beißen. Der Kreis erweitert sich, so wie er näher kommt, man weicht aus; aber der Marabout stellt sich zwischen ihn und die Zuschauer und schützt diese. Jetzt tritt aus der Menge ein herzhafterer Neger hervor und nimmt es mit dem Löwen auf: unbewaffnet neckt er ihn und lockt ihn in die Mitte des Platzes. Die Tambourins schlagen zum Kampfe und verdoppeln den Takt. Der gereizte Löwe geht nun in Wuth über, vergißt durchaus seine Menschheit und tritt ganz in die erborgte Löwen-Rolle ein; er verfolgt seinen Feind, der, auf gewandteren Beinen, ihm jetzt aus zu weichen strebt. Hascht ihn der Löwe, ist Jener nicht stark oder geschickt genug, ihn ab zu halten, so wird er gebissen, gekratzt — und hat nicht das Recht der Gegenwehr; ihm bleibt kein Rettungsmittel als die Flucht, oder ein zweiter Kämpfer, der in die Schranken tritt und ihn ablöst. Schon ist der Neger-Löwe durch den Kampf, das Tambourin-Getön, die Hitze, durch seine Stellung auf den Vieren und vor Allem durch die Einbildung: er sey ein wahrer Löwe, so sehr erhitzt und wüthend, daß er zuckt, schäumt, die mit Blut unterlaufenen Augen wild rollt und gefährliche Wunden mit den Zähnen versehen würde, wenn der Marabout nicht zuträte und ihm den unterliegenden Kämpfer entrisse. Die einzige Stelle, wo man vor seiner Verfolgung sicher ist und die er nicht überschreiten darf, ist die Reihe der Tambourin-Schläger. Endlich werfen sich Mehrere auf ihn, halten ihn fest, und das heißt: sich des Löwen bemeistern und der Jagd ein Ende machen, welche abwechselnd geängstigt und belustigt hat, und worauf dann gewöhnlich — bei dem Mondschein — Tanz, Gesang und Musik folgen.

T. L. Secha.

Der Tag eines jungen Freiherrn.

(Nach dem Französischen.)

Kaum steig' ich aus dem Bette,
So naht der Freunde Troß;
Ich sporne nun zur Wette
Im Morgenritt mein Roß.

Doch plötzlich jagt der Hunger
Zurück mich in die Stadt;
Hier werd' ich mit Gelunger
Bei'm Gabel-Frühstück satt.

Rasch, für Toiletten-Spiele,
Ist Amor nun bereit;
Und stets verliebt in Viele,
Vertreib' ich gut die Zeit.

Doch muß die Lieb' ich kürzen;
Es ruft mich zum Traiteur;
Der läßt das Mahl mir würzen
Vom Possenreißer-Heer.

Zum Spieltisch lockt die holde
Traiteurs-Frau jetzt mich hin,
Und reich von meinem Golde
Ist bald die Spielerin.

Von Wein und Grimm durchdrungen
Geht's fort ins Opernhaus;
Hier schlaf' ich, eingesungen,
Des Tages Launen aus.

Ich bin bei'm Nachtgelage
Mit frischen Kräften dann,
Und brauche so die Tage
Als ächter Edelmann.

Ed. Rolla.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

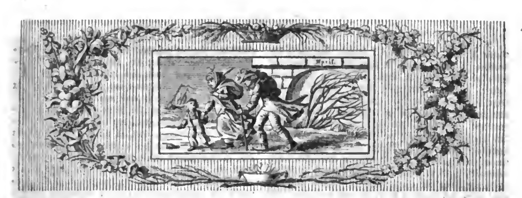
Copenhagen. Zum Geburtsfeste des Königs waren die Zeitungen und Flugschriften mit Liedern und Gesängen auf dies

Ereigniß angefüllt, das wegen der Liebe, welche die Dänen zu ihrem König hegen, durch das ganze Land zum wahren National-Feste wird. Auffallend machte sich indessen der Umstand, daß das erste Gedicht der Art ein schwedisches war, welches eine dänische Uebersetzung neben sich hatte; noch mehr auffallend aber war es, daß darin Dinge vorkommen, die nicht zu dem Feste passen. So sagt z. B. die Zeit zu Dana: „Erwache bald aus deinem Schlummer, erhebe dich zur Thätigkeit!“ u. s. w. Solche Zurufungen scheinen mir nicht geeignet für einen Tag, welcher der Freude ganz geweiht seyn soll. — Auch der neu errichtete Studenten-Klubb freute sich des Festes auf die herzlichste Weise. Nach dem eingenommenen Mittagsessen begab sich ein großer Theil der Mitglieder dieses Klubbs nach der Amalienburg und brachte in der fröhlichsten Stimmung dem wahrhaft vortreflichen König ein: „Vivat Rex clementissimus, Fredericus sextus!“ von einem mächtig tönenden „Hurrah!“ begleitet. Die Schloßwache aber, die kein Latein verstehen mochte, brach, vermuthlich in Folge eines Mißverständnisses mit dem wachthabenden Offizier, auf die Freudetrunkenen unerwartet mit dem Bajonett ein und verwundete sogar einige derselben, obgleich zum Glück nur leicht; wie schade ist es indeß, daß eine so herzlich gemeinte Absicht von solchen Folgen begleitet seyn mußte! — Ein kranker Bauernknabe, in der Gegend von Odensee, erregte in dieser Zeit allgemeine Aufmerksamkeit, da es hieß: daß er noch immer lebe, obschon er in mehreren Monaten durchaus keine Speise genossen. Der Arzt des Distrikts begab sich, da dies Gerücht sich immer weiter verbreitete, an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen, und nun ergab sich Folgendes: Der Bauernknabe in Bullerup (so heißt das Dorf, wo er sich befindet) ist 13 Jahr alt, leidet an einer krampfartigen Krankheit und ist zum Theil gelähmt. Der ganze untere Theil seines Körpers ist von der Lähmung ergriffen und das unglückliche Kind überhaupt so schwach, daß es wie ein paralytischer Mensch zusammen sinkt. Sprechen kann der Knabe mit aller erdenklichen Anstrengung keine Sylbe, auch kann der Mund nur durch Andere ein ganz klein wenig geöffnet werden; die Augen sind geschlossen, doch spürt man eine kleine Vibration. Wenn man ihm dünne Nahrungsmittel mit großer Mühe eingeflößt hat, entstehen heftige Krämpfe. Aus allem diesen ging nun hervor, daß der Knabe wirklich auf eine merkwürdige Art krank sey, sich nur von überaus dünnen Nahrungsmitteln ernähre, aber keinesweges lebe, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Diese Geschichte ist jedoch eigentlich erst in der Beziehung merkwürdig, daß zugleich verlautete: es zeige sich in jener Gegend (nahe bei der Stadt Kierteminde) eine besondere, ganz neue religiöse Sekte, welche den Knaben zu ihren Zwecken gebrauchen wolle. Diese Sekte ist wirklich dort vorhanden, ziemlich zahlreich und sehr orthodox; sie erklärt, Alles sey wahr und richtig, was in der Bibel stehe, und hat den Wahlspruch: „Glücklich in der Zeit, selig in der Ewigkeit; fliehet alle Sünde!“ In einem benachbarten Kirchspiel (Drigstrup) zählt diese Sekte 54 Mitglieder unter einem Vorsteher, bei welchem man sich an Sonn- und Festtagen versammelt. Diese Versammlungen beginnen Nachmittags um 4 Uhr und dauern oft bis nach Mitternacht. Alle Mitglieder sind die eifrigsten Proselytenmacher, die sehr dringend werben, zuweilen unter Versprechungen, oft aber unter Androhung des geistigen Todes und der ewigen Verdammniß. In diesen Versammlungen, wo Personen beiderlei Geschlechts zusammen kommen, wird gesungen, gebetet und gepredigt, „bis der Geist kommt“, der sich aber nicht immer einfinden will. In Kierteminde sind ein Tischler, ein Schuster und die sogenannte „blinde Louise“ die Häupter der Sekte. Der Schuster stellt den Bischof vor und bei dem Tischler werden die Zusammenkünfte gehalten; die alte blinde Louise soll vormals ein Sündenkind gewesen seyn, nun aber durch Singen und Beten ins Himmelreich zu gelangen hoffen. Man sucht diese Sekte von allen Seiten lächerlich zu machen, auch nimmt die Regierung keine Notiz von ihr, da man ihr bisher durchaus noch nichts Böses nachsagen konnte. — Man sieht in Dänemark zuweilen sogenannte Fata morgana (Luftgebilde), die unter Anderem das Castell von Marstrand in Schweden so erheben, daß man es in Skagen in Jütland sehen kann. Auch im Jahre 1811, während des letzten Krieges, glaubte man auf einmal von Frederikshavn (dem damaligen Fladstrand) in ziemlicher Nähe eine beträchtliche Kauffahrtei-Flotte wahr zu nehmen, bei welcher sich unter andern eine Fregatte sehr deutlich zeigte. Da das Wetter für leichte Kriegsboote sehr geeignet war, einen Angriff zu unternehmen, liefen auch mehrere von den unsrigen wirklich aus, um ihr Glück bei einem Angriff zu versuchen. Nachdem man aber eine halbe Stunde gerudert hatte, verschwanden die Schiffe plötzlich und man ersah aus den Papieren eines am folgenden Tage eroberten feindlichen Schiffes, daß die Convoy zur Zeit der Lufterscheinung mehr denn sieben Meilen entfernt gewesen sey. — S —.

Wien. Die österreichische Nationalbank erfreut sich eines blühenden Fortganges. Laut dem vor uns liegenden Ausweis des verflossenen Jahres hatte dieselbe durch die Einlage ihrer 50621 Actien einen reinen Gewinn von 2 Millionen 440,941 Gulden $6\frac{3}{4}$ Kr. Bankwährung oder Zwanziger, wovon die jährliche gewöhnliche Dividende von 30 Fl. und darüber 14 Fl. pro Stück, in Summa 44 Fl., ausbezahlt und ein Rest von 213,617 Fl. $6\frac{5}{8}$ Kr. in den Reserve-Fond gelegt wurde. Berechnet man nun die Actie im Werthe von 550 Fl. in Zwanzigern nach dem damaligen Coursblatt (gegenwärtig stehen sie nach dem Börsen-Zettel vom 12. März mit $570\frac{5}{8}$ Fl. in Conventions-Münze), so ist das Geld mit 8 Prozent verzinset; allerdings genug zu einer Zeit, wo der wankende Credit das Placiren der Gelder zu höheren Nutznießungen als 5 Prozent gefährlich macht. — Der ziemlich lange Carneval hat das lebenslustige Wien mit einer Fluth von Lustbarkeiten überschüttet. Da die öffentlichen Oerter nur selten von gebildeten Familien besucht werden, so gab es eine ungeheure Anzahl von Hausbällen; der brillanteste dürfte wohl der Geymüllersche gewesen seyn, der an 400 der gewähltesten Personen der Residenz vereinte und durch Pracht und Ueberfluß die Summe von 20,000 Fl. W. W. gekostet haben dürfte. — Im Theater in der Leopoldstadt sahen wir eine hinfällige Geburt von Gleich: „der Waldmann“; besser ist sein „Eheteufel auf Reisen“, worin Hr. Raimund, der in sechserlei Charakteren erscheint, und Demois. Ennöckel sich auszeichnen. Von J. Willmann (eigentlich Lenz) ist auf diesem Theater „zwei Güter und die Braut“, ein sogenanntes Lustspiel, erschienen, das durch eine gelungene eingelegte Parodie des „Handschuhs“, von Bäuerle, von Demois. Ennöckel treflich deklamirt, sich einige Zeit auf dem Repertoir erhielt. Als eine Fortsetzung des beliebten „Geistes auf der Bastei“ brachte Hr. Meißl den „Geist im Prater“, der jedoch, troß der Thätigkeit des Hrn. Raimund, wenig ansprach. — Das Theater in der Josephstadt liefert wie gewöhnlich elende Produkte, die durch sonderbare Titel: „die Plunderbien“, „Johanna Dalk“ (!) zu locken suchen. Letzteres, eine Parodie der „Johanna d'Arc“, wimmelt von Absurditäten, Gemeinheiten und längst dagewesenen Dingen. Es ist Zeit, daß hier eine Reform geschieht, und zu wünschen: daß Hr. Hensler, der es mit dem Badener Theater verbindet und zum Théâtre vaudeville umstalten will, sein Vorhaben ausführen möge. L — r.

Auf dem Theater von Drurylane wird seit Kurzem mit großem Beifall ein Trauerspiel: „Die Brautnacht“ aufgeführt. Das Stück, in Versen und shakspearischem Geist gedichtet, hat einen jungen Mann, Namens Haynes, zum Verfasser. Alle Journale vereinigen sich zum Lobe dieser, von jeder neuen Schule entfernten Tragödie, in welcher nur die Neigung des Dichters zum Lyrischen als hervorstechend angegeben wird. (Courier.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 2. April. 53stes Blatt.

Frevel und Rache.

„Nun, Firm!“ sprach Prinz Fedor zum eintretenden Kammerdiener; „wie hat man Dich beschieden?“ — „Von Fürstin Laura“, entgegnete der Befragte, „empfing ich den Befehl, das Billet Ew. Hoheit wieder ein zu händigen, und —.“ — „Halt, laß mich erst sehen!“ rief der Prinz, riß Jenem mit Hast den Brief aus der Hand und las sogleich das weg gelassene Datum mit mächtig langen Buchstaben und Zahlen seiner Zuschrift beigefügt: „Am ersten April 1820.“ Ein Fischlein, das mit weit ausgespreiteten Floßfedern wacker zu rudern schien, stand daneben gezeichnet, mit der Umschrift: „Poisson d'avril ist — fleißig!“ und darunter: „Bemerken Sie es, chère Cousin! — und rechtfertigen, wenn Sie können, bei solchen Neckereien die Unbeholfenheit Ihrer gefeierten Deutschen: denn die herzbrechenden Floskeln, welche wahrlich, als hätten sie kein Wasser getrübt, ganz keck und sicher daher schwimmen, können wir doch nicht als täuschend gelten lassen.“ — „Nun, und Prinzessin Molly?“ rief Fedor, das Blatt zusammen drückend. — „Hatte ich selbst zu sprechen die Ehre!“ berichtete Firm. Ihre Hoheit waren sehr bestürzt, und befahlen mir, dieses zu melden.“ — Mit erheitertem Muth drehte der Prinz sich auf einem Absatz herum, und dabei die leuchtenden Augen nach der andern Thür, durch welche so eben der Mathematiker Selt eintrat. Dieser, nur Quadrate und Cirkel im Kopf und Herzen habend, glaubte nicht anders, als seinem verehrten Schüler sey, wie wohl sonst, für sich allein die Demonstration geglückt, mit der sie Beide vereint neulich nicht zu Stande gekommen, und begrüßte ihn andächtig mit den Worten des Griechen: „Auf Purpurwangen glänzt der Weisheit Licht!“ — Der fürstliche Jüngling wußte sich zu beherrschen; doch war, von dem Kobold des Tages umfangen, sein Geist so wenig durch den Euklid, als durch die folgerechtesten und scharfsinnigsten Logarithmen in Kreisen und Kometen-Bahnen zu halten, und als vollends Prinzessin Molly's Wagen unter dem hohen Bogen des Schlosses hinweg rollte, beurlaubte er schleunigst den erstaunten Archimedes, befahl: vor zu fahren, und nun — damit man nicht wähnen solle, er nahe voll Hohn und in des Triumphes Gemessenheit — fuhr der bescheidene Prinz davon, als stürze er zum Siege.

Während es dem Dämon des Tages gefiel, in der Fürstenburg Schreck und Verwirrung an zu zetteln, spendete er dem sinnenden Franz, dem glücklichsten aller Scribler, im Nachgenuß gestrigen Glücks, der Freuden Fülle. Dieser, um sich zu überzeugen, daß er wirklich nicht träume, wiederholte, vor dem Spiegel stehend, von Zeit zu Zeit alle Worte des Beifalls, die ihn im Kreise der hohen Versammlung umrauscht, und begleitete sie mit prinzlichen Mienen und Geberden. Dies eitle Spiel aber hatte folgende Ursache: Franz war in den achtzehn Jahren seines Lebens ein guter folgsamer Sohn und ein so gefälliger Bruder, daß Mutter und Schwester — einen Vater hatte der Arme nie gekannt — ihn, der ja stets die besten Zeugnisse aus der Schule heim gebracht, nebenher für ein eminentes

Genie hielten, das gewiß auf irgend eine Weise die Familie zu hohen Ehren bringen werde. Franz, der bei aller Bescheidenheit etwas auf seinen Kopf gab, meinte, weil ihm das Herz schnell aufging und ein Vers leicht gelang, es stecke ein großer Dichter in ihm, und nur Zeit und Muße sey vonnöthen, um den Homer und Shakspeare, den Calderon und Dante aus dem Sattel des Pegasus zu heben. Da er aber jene beiden Requisiten an die Themis verpachtet, das heißt: Augen und Hände in die Registratur eines Advokaten verdungen hatte, so lernte er auch das durch die Binde allsehende Auge der Gerechtigkeit genugsam fürchten, und nahm sich wohl in Acht, sie um das Ihre, wie sich um seinen Schreiberdienst zu bringen. Er versah vielmehr sein Amt mit Fleiß und Pünktlichkeit, und getröstete sich überall der Zukunft. Jahr auf Jahr hätte ihm in dieser hoffenden Begnüglichkeit verstreichen mögen, wenn nicht plötzlich Muhme Gertrud den Träumer aufgestört, und, wiewohl Alle sie ein naseweises Kind nannten, ganz keck behauptet hätte: bei solchem Beginnen werde er nun und nimmer etwas aus sich machen. Nun konnte Franz seinem hübschen Mühmchen niemals unrecht geben; er faßte sich also in Zorn, Beschämung und Liebe zusammen, und brachte wirklich in kurzer Zeit eine Tragödie zu Papier, welche, besonders weil sie Keiner recht verstand, von der kunstrichterlichen Hausgenossenschaft — das gestrenge Trudchen nicht ausgenommen — als ein vollkommenes Meisterwerk anerkannt wurde. Diese, welche eigentlich große Stücke auf den träumerischen Vetter hielt und es oftmals von ihm gehört: wie die Gunst der Musen auch die der irrdischen Hoheiten herbei führe, that sich nun nach einem Mäcen um, und plagte ihre Pathe und große Gönnerin, Prinzessin Molly's Garderoben-Mädchen, so dringend: daß diese endlich ihrer Gebieterin gelegentlich von dem Riesen-Genie erzählte. Die Fürstin, welche die muntere Kleine immer gern gemocht, nahm bald Gelegenheit, sich von Jener selbst berichten zu lassen, und das Kind Gertrudchen, von Huld und Freundlichkeit zutraulich gemacht, plauderte Alles vom Herzen weg. Die drollig naiven Aeußerungen der Kleinen tönten bei der nächsten Soirée so anmuthig von den Lippen der schönen und geistreichen Fürstin, daß man begierig ward, den also verkündeten Poeten bald möglichst kennen zu lernen, und Molly übernahm es: ihn zum Vorlesen seines Werks für ihren Cirkel entbieten zu lassen. Der Berufene säumte nicht und genügte, durch huldreichen Empfang kühn gemacht, der Aufforderung zum Lesen so eifrig, daß er von dem Lächeln, welches fortwährend über alle Gesichter glitt, nichts bemerkte, ausbrechendes Gelächter für Laute unterdrückter Bewunderung und besonders die ertasenvollen Ausrufungen, womit ihn Prinz Fedor persiflirte, für den gründlichsten Ernst nahm. — Wonnetaumelnd beurlaubte er sich, und in ergötzlicher Nachfeier gehabter Lust lenkte sich das Gespräch des geistvollen Kreises auf Dichter- und Dichterlings-Wesen und Werke, und kam so auch endlich auf Schicksals-Tragödien. Arglistig wußte Prinz Fedor dabei zu fesseln und die Gesellschaft in den 24sten und 29sten Februar so zu vertiefen, daß es wirklich den Anschein hatte, als werde man des letzten Märzes, besonders aber des morgenden ersten Aprils vollständig vergessen. Das war es, was der Fürstensohn wollte: denn wegen eines poisson d'avril, den ihm die Frauen Molly und Laura im vorigen Jahr ins Garn getrieben, brütete sein nachtragendes Gemüth heiße Rache; doch hatte er, als deutscher Recke, allem Franzthum abgeschworen und beschlossen: ihnen als Gegengabe nicht etwa ein dergleichen Schnppenthierchen ins Haus, sondern sie selbst in den April zu schicken. So ward in möglichster Frühe Firm mit der brieflichen Nachricht an Laura entsendet: daß der mystifizirte Poet am gestrigen Abend seine Verspottung gemerkt haben müsse, woher vielleicht auch die Betäubung bei dem Abschied entstanden: diese sey jedoch zur Verzweiflung über gegangen, in welcher der Unglückliche durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht: die Schreckens-Nachricht sey leider der Prinzessin Molly schon bekannt geworden, welche darüber untröstlich, und er ersuche sie dringend: sogleich ihr freundlichen Beistand zu gewähren. — Wie Laura das Schreiben beantwortet, und wie Molly, in einem ähnlichen Briefe als Tröstrin zur Fürstin entboten, befohlen, ihre Bestürzung zu melden, ward schon berichtet. — Wer aber spricht angemessen von der Verwirrung ihres Staatsrathes, nachdem die Prinzessin, in Folge des Vorfalls, eiligst zu Laura gefahren? — Molly, das lieblichste Kind unter der Sonne, hielt nämlich auf die strengste Geschäfts-Ordnung; Alles wurde in collegialischer Form betrieben, und sie selbst führte bei allen Berathungen den Vorsitz. Da saßen nun die harrenden Fräulein mit eingetauchten Federn vor ihren Aktenstößen, rathlos, was zu beginnen? bis die Ober-Hofmeisterin, als stellvertretende Vorsitzerin, befahl: das Ausbleiben der Prinzessin ad Acta zu schreiben und sofort zur Tages-Ordnung, das heißt: zu dem aufgetragenen Gabel-Frühstück zu schreiten.

Langsam erholte sich indessen die schöne Molly auf der Ottomane der Fürstin vom zweiten Todesschreck; denn als sie durch den Schloßhof fuhr, war ihr der Dichter Franz begegnet, und schaudernd das Gesicht verhüllend hatte sie sich vor dem vermeintlichen zürnenden Schatten in die tiefste Ecke des Wagens gedrückt. — Zorn und Rache hielten jetzt die erschrockenen Lebensgeister, nachdem das Gewebe der Bosheit aufgedeckt lag; und bei einer Tasse Chocolade beschwor

man eben alle Dämonen der Rache herauf, da hielt die Equipage des Prinzen, und ehe sich Molly den Armen der Fürstin entwand, stürzte Jener zu ihren Füßen und rief demüthig: „Verzeihung, schönstes Bäschen! aber ich brauchte das Modell eines zürnenden Engels, und chère oncle und alle Welt behauptet: Sie könnten so leicht nicht böse werden!“ — Mag man Prinzessin Molly immerhin und mit Recht alle Gaben und Talente zutheilen, ein finsteres Gesicht zu zeigen verstand sie doch ein für alle Mal nicht, und so glaubte denn auch der keck-humoristische Jüngling, gewonnen Spiel zu haben. Es bemerkend, lächelte Molly — ihn ganz sicher zu machen — noch holdseliger seinen weiteren Reden; im Herzen aber hatte sie dem Frevler die bitterste Rache geschworen, und als er jetzt andringlich fragte: „Et vous pardonnez vraiment au pécheur?“ — entgegnete sie, ihm die Hand reichend: „Le pardon soit accordé au pécheur, s'il fait une vrai pénitence!“ — somit empfahl sie ihm die Dichter-Natur, welche gewiß seiner befruchtenden Gnaden-Sonne harre. Meinend: es sey doch ein Original, dem es weder an Gluth noch Schwung fehle, wiederholte sie dann pathetisch einige Floskeln und Sentenzen; bald heisend, bald parodirend fielen Laura und der Prinz ein und lachend trennte man sich. (Der Schluß folgt.)

Der Erzbischof Burchhard III.

Der Reichthum der Stadt Magdeburg war im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert oft ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht aller benachbarten Fürsten, und besonders nahmen die Erzbischöfe von Magdeburg ein Aergerniß an der Macht und Selbstständigkeit der in ihrem Gebiete liegenden reichsfreien Stadt. Da nun noch überdem die Kathedrale und mehrere, dem Erzbisthum zugehörige Grundstücke in der Stadt selbst lagen, so konnte es nicht an unangenehmen Reibungen zwischen den Erzbischöfen und den Bürgern fehlen, die nicht selten in offenbare Feindseligkeiten ausarteten. Auf das Höchste stiegen diese gegenseitigen Anfeindungen, als Burchhard III. (vom Jahre 1307—1325) auf dem erzbischöflichen Stuhl saß. Um die Stadt zu bedrängen, baute der Erzbischof ein Schloß unfern davon; doch die Bürger, seine Absicht errathend, zerstörten es. Burchhard ließ auf der Stadt Grund einen Gang, welcher aus seiner Burg nach dem Dom führte, bauen; die Bürger verbrannten ihn. Da verband sich Burchhard, um den Trotz der Magdeburger zu demüthigen, mit dem Landgrafen Friedrich dem Strengen von Meißen, dem Herzog Heinrich von Braunschweig und andern benachbarten Fürsten und belagerte mit einer gewaltigen Kriegsschaar die Stadt. Aber die Magdeburger, im Vertrauen auf ihre Stärke, verschlossen nicht einmal die Thore der Stadt, und als es dem Belagerungs-Heer an Lebensmitteln fehlte, da verkauften sie ihren Feinden davon so viel, als sie bedurften; ja sie bezeigten so wenig Furcht vor den Belagerern, daß sie täglich eine Menge davon gegen Pässe in die Stadt ließen, damit solche die nöthigen Einkäufe machen oder sich in den Weinhäusern gütlich thun konnten. Die Feinde überzeugten sich bald, daß sie weder durch Hunger noch durch Waffengewalt die Stadt überwinden könnten und hoben die Belagerung auf. Aber der Erzbischof, ein arglistiger Mann, glaubte nach und nach durch vielfache Plackereien den Muth der wackeren Bürger niederschlagen zu können. Er legte Zölle an den Handelsstraßen an, ließ das Vieh der Magdeburger von der Weide treiben und verübte förmliche Wegelagerung gegen die Kaufleute dieser Stadt. — Der vielen Unbilden müde, nahmen die Magdeburger den streitsüchtigen Prälaten gefangen und wollten ihn, im ersten Zorn, in einen Käfig sperren und damit an einen Kirchthurm hängen. Burchhard legte sich nun auf's Bitten und versprach, nie wieder die Rechte der Bürger zu kränken, wenn man ihn seiner Haft entledigen wollte. Doch er, der schon so oft sein feierlich gegebenes Wort gebrochen hatte, fand keinen Glauben, weshalb er nun bei Genießung des Abendmahls einen Eid ablegte, daß er nie den Frieden mit der Stadt stören werde. Kaum war der Hinterlistige wieder frei, als er den Eid für erzwungen erklärte und die Stadt in den Bann that. Er wurde mit den Bürgern einig, sie gegen 1000 Mark Silber vom Bann zu lösen; als er aber diese Summe eingestrichen hatte, wiederholte er den Bann auf's Neue. So wortbrüchig und arglistig verfuhr dieser geistliche Fürst stets mit Magdeburg. Mehrere Fürsten, das Domkapitel, der Kaiser und der Papst legten sich vergebens ins Mittel, um dem immerwährenden Hader ein Ende zu machen; Burchhard gab nur stets sein Wort, Friede zu halten, um es bei erster günstiger Gelegenheit zu brechen. Da nahm endlich die Geduld der Magdeburger ein Ende und sie bemächtigten sich des Erzbischofs abermals mit dem Vorsatz, ihn nie wieder frei zu lassen. Als er nach dem Rathhause gebracht wurde, wollte der Pöbel ihn sogleich ermorden. Dieses verhinderte nun wohl der Rath; doch als Burchhard einen Versuch zur Flucht machte, wurde er, und wahrscheinlich mit Vorwissen des Magistrats, erschlagen. Der Papst excommunicirte nun die Stadt; aber der Kaiser Ludwig der Baier bezeugte durch ein Dokument, daß die Bürger nur gerechte Vergeltung geübt hatten und nicht als strafbar zu betrachten wären. Erwin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Zu Feusesberg, im Canton Schwyz, ist ein Altarbild, gewiß einzig in seiner Art. Es stellt Voltaire

und Rousseau dar, wie auf sie und ihre Schriften Feuer vom Himmel fällt, und nicht weit von ihnen steht hohnlachend der Teufel. Ueberhaupt herrscht in keinem Lande der Schweiz eine tiefere Finsterniß, als gerade auf dem Lande in diesem Canton. Ich sage: eine tiefere, denn die Einwohner von Tessin, Freiburg und Wallis geben in dieser Hinsicht den Schwyzern wenig nach. Freiburg ist am unglücklichsten daran; der Schulunterricht befindet sich ausschließlich in den Händen der Jesuiten, und man muß erstaunen, zu welchem Grade von Stumpfsinn und Bigotterie sie die jungen Leute, die ihrer Obhut anvertraut sind, in kurzer Zeit gebracht haben. Ein junger Freiburger, mit dem ich in einem Hause längere Zeit wohnte, der Sohn einer sehr reichen und angesehenen Familie, gewann, so abergläubischer Katholik er auch war, doch Zutrauen zu mir. Mit der herzlichsten Theilnahme und mit weinerlicher Stimme versicherte er mir einmal: daß er mich nie ohne Bedauern ansehen könne, weil meine arme Seele doch von Gott verflucht sey. Ich mußte laut darüber lachen; aber sein Vertrauen habe ich — wie es scheint — für immer verscherzt. — Der Pfarrer Markus Lutz zu Läufelfingen, im Canton Basel, giebt jetzt (bei Sauerländer in Aarau) ein „topographisches Wörterbuch der Schweiz" heraus, welches eine vollständige Beschreibung aller Städte, Ortschaften, Weiler und einzelner Häusergruppen, der Seen, Flüsse, Gebirge u. s. w. enthalten wird. Was ich im Manuscript davon gesehen habe, war, so weit ich es nach den mir bekannten Oertlichkeiten zu beurtheilen vermag, überaus vollständig, und selbst einzeln liegende Häuser sind nicht übergangen. Für den Reisenden wird dies Werk sehr nützlich seyn. Bis jetzt hat man, außer dem längst veralteten Wörterbuch von Leu, kein einziges Werk dieser Art, so viel auch über die Schweiz geschrieben ist. Das „Wörterbuch" von Meister und das „Handbuch für Reisende in der Schweiz" (Zürich, 1818. 4te Auflage) enthalten nur sehr wenige der vorzüglichsten Städte, Ortschaften und Gegenden. Nächstdem soll jenes Werk sich durch eine gedrängte und gründliche Darstellung der Verfassung jedes Cantons auszeichnen, welches ihm in unsern verfassungslustigen Zeiten sehr viele Liebhaber verschaffen wird. In geognostischer Rücksicht wird übrigens Ebel's Werk: „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen" immer classisch bleiben. Schade, daß es so wenig Topographie und gar zu viel Gelehrsamkeit enthält. So wie es ist, hat es für den Reisenden, der nicht Geognost ist, wenig Werth. Was mir an diesem Buch besonders lobenswerth scheint, ist die ziemlich deutliche und richtige Bezeichnung der Wege und Fußpfade in der Schweiz; doch will ich es Keinem rathen, die höheren Gebirge in den Cantonen Glarus, Appenzell, Uri, Schwytz und Graubündten zu bereisen, und keinen andern Führer, als den Ebel bei sich zu haben. Man irrt sehr leicht, und schon Viele mußten mit ihrem Leben für einen unrichtig gewählten Weg in den Gebirgsgegenden büßen. Dem Fremden, der in solchen Gegenden reist, ist zu rathen, überall einen Wegweiser mit zu nehmen. Selbst die Berge, welche der Schweizer nicht für hoch und schwer zu erklimmen, und die Wege, welche er gar nicht für gefährlich hält, erregen dem Bewohner flacher Landgegenden Erstaunen und Schwindel. — Man spricht von einer Universität, welche in Aarau errichtet werden soll, und bei welcher mehrere bekannte deutsche Gelehrte angestellt werden dürften. — Der naturforschenden Gesellschaft in Lausanne zeigte Hr. Professor Chavannes im November des vorigen Jahres die merkwürdige Versteinerung, welche drei Monate früher in der Gartenanlage von Monrepos bei Lausanne entdeckt ward, als durch einen, aus Sandstein (dem sogenannten Molasse) bestehenden Hügel eine Gallerie gehauen ward, und sich ein losgebrochenes Felsenstück in zwei Theile spaltete. Jene Merkwürdigkeit ist ein vollkommen wohl erhaltenes Blatt der niedrigen Palme ohne Stacheln (Chamaerops humilis), die im südlichen Italien und Spanien wächst, aber in nördlichen Gegenden durchaus fremd ist. Jetzt wird dies Stück im Museum der Gesellschaft aufbewahrt. — So eben erhält man Nachricht von einem schrecklichen Vorfall, der sich auf dem Albis-Gebirge, im Canton Zürich, ereignet hat. Ein junger Mann aus dem Thurgau reiste mit seiner Frau über dies Gebirge nach dem Rheinfall bei Laufen, und blieb die Nacht in einem Wirthshause auf dem Albis. Gegen Morgen hört der Hausknecht ein Schreien und heftiges Gepolter auf dem Zimmer der Fremden, steht aber, wahrscheinlich aus Müdigkeit, nicht auf, um nach zu sehen. Endlich, als es schon hoch am Tage ist und die beiden Reisenden nicht herunter kommen, geht der Wirth auf ihr Zimmer und findet Beide auf das schrecklichste ermordet und zerfleischt in ihrem Blute. Bei der Untersuchung hat sich gezeigt: daß der Mann wasserscheu war und seine Frau und sich selbst umgebracht hat. — W —.

Unter den Vögeln giebt es bekanntlich auch eine Affen-Natur, genannt Fräulein aus Numidien. Dieser Vogel ahmt Alles nach, was er sieht, und wird durch eigene Thorheit gefangen. Man stellt sich nämlich in der Gegend, wo man ihm nahe ist, mit einem Gefäß voll Wasser hin und wäscht sich in seiner Gegenwart Augen und Füße; dann geht man weg, läßt aber das Gefäß stehen. Sogleich kommt der Vogel herbei, und wäscht sich mit demselben Wasser Augen und Füße so naß, daß er nicht sehen und nicht laufen kann. Nun schleicht man näher, und greift ihn ohne Mühe. — So giebt es auch einen afrikanischen Vogel, der gekrönte Kranich genannt, der sich durchaus höchst langweilig und unglücklich fühlt, wenn man ihn allein läßt, und nur froh und munter ist, wenn man zu ihm kommt und mit ihm schäkert. (Constitut.)

Nach der Meinung der neueren Reise-Beschreiber ist kein Volk weniger zur Sklaverei geneigt, als die Afrikaner. Das Land der Bouschuanas wird von Leuten bewohnt, die Alle den besten Wohlstand verrathen. Da ist keine Peitsche, keine Tortur, kein Gedanke von Sklaverei; man bemerkt Städte von mehreren tausend Häusern, wohlgekleidete Jäger, Hirten, Landleute, mit Mänteln von reinlichen Thierhäuten, oft mit Pelzwerk besetzt, oder im Sommer Sonnenschirme von Straußfedern. Dabei essen sie gekochtes oder geröstetes Fleisch, und Gemüse aus Körnern mit Milch gekocht. Der König hat eine patriarchische Regierungsform, ernennt seinen Nachfolger, in streitigen Fällen aber fragt er die Aeltesten des Landes um ihren Rath. Selbst im Kriege sind diese Völker so menschlich, daß sie nichts weiter von ihren Feinden nehmen, als das Vieh. — Bei den Kaffern genießt der König zwar ein unumschränktes Ansehen, macht Gesetze und läßt sie nach Willkühr ausführen; aber das Volk hat eine eigene Art, diesen Willen in Zaum zu halten. Wenn das Volk mit etwas unzufrieden ist, so kommt erst einer der ältesten und vornehmsten Chefs der verschiedenen Stämme zum König und benachrichtigt ihn davon. Hilft das nichts, ziehen alle Stämme, ohne Ausnahme, sich nach den Grenzen zurück und drohen mit einer allgemeinen Auswanderung, und — es hilft alle Mal! Vanderkamp hat dieses Verfahren zwei Mal mit Glück anwenden sehen. (Courier fr.)

Der Brief eines englischen Offiziers beschreibt die berüchtigten Höhlen, welche ehemals den Hindus zu Tempeln dienten. Es giebt deren zwanzig, die alle in einen runden Berg hinein gearbeitet sind. Ein steinerner Tempel im Inneren ist überall mit merkwürdigen Basreliefs geziert, welche die Gottheiten der Hindus vorstellen. Der Raum zwischen dem Tempel und dem Fels ist in Gallerieen getheilt, welche riesenförmige Figuren aus der indischen Mythologie enthalten. In einer befindet sich unter Anderem ein Geiziger dargestellt, von 10 Fuß Höhe; seine Mutter, Frau und Kinder liegen vor ihm und scheinen um eine Gabe für ihre Bedürftigkeit zu flehen; er weiset aber ihre Bitten gefühllos von sich. Unterdessen stiehlt hinter seinem Rücken ein Spitzbube seinen Schatz. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 4. April. 54stes Blatt.

Das Frohnleichnams-Fest zu Aix.

Der bekannte Ausspruch: „Der Mensch ist eine ernsthafte Bestie!" wird nicht wenig bestätigt, wenn man so manche sonderbare Gebräuche betrachtet, durch welche sogar Frömmler in einigen Ländern ihre Andacht feiern. Es fallen dabei so seltsame Lächerlichkeiten vor, daß der unbefangene Zuschauer es unbegreiflich finden muß, wie man dabei ernsthaft bleiben und glauben kann: die edelsten und heiligsten Empfindungen aus zu drücken, deren das menschliche Herz fähig ist. Diese Vorstellung dringt sich demjenigen mächtig auf, welcher Augenzeuge der Feierlichkeiten war, mit welchen in der Stadt Aix, in der ehemaligen Provence, das Frohnleichnams-Fest bis zum Ausbruch der französischen Revolution begangen worden ist.

Die Feierlichkeiten nehmen am Sonntage Trinitatis ihren Anfang. Ein Mann, in der Königstracht des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, den man „König der Bazoche" nennt, geht an diesem Tage, von zwölf Teufels-Masken begleitet, in die Kathedral-Kirche zur Messe, um sich zu dem feierlichen Aufzuge vor zu bereiten. Nach angehörter Messe werden die sinnbildlichen Teufel mit Weihwasser besprengt, damit dem wahren Teufel die Macht und die Lust benommen werde, sich in die Gesellschaft zu mischen, wie es, nach der Sage, vor Alters geschehen seyn soll. Einer der verkleideten Teufel zeichnet sich durch größere Hörner und andere Attribute als Fürst der Finsterniß aus, ein Anderer stellt gar einen weiblichen Teufel vor; alle sind mit Glöckchen behangen, womit sie ein beständiges Geräusch machen. Sobald der König aus der Kirche zieht, fallen die Teufel über ihn her, zerren und necken ihn mit ihren Gabeln und Haken; er wehrt sich mit seinem Scepter nach Möglichkeit und schlägt recht tapfer darunter, macht auch verzweifelte Sprünge, um den Plagegeistern zu entgehen. Dieses Spiel, welches „das große Teufels-Spiel" genannt wird, wiederholt man auf allen Hauptplätzen der Stadt. — Der hier zum Grunde liegende Sinn ist gar nicht übel ausgedacht. Die Provenzalen schreiben die Stiftung des ganzen Festes ihrem Lieblings-Helden, dem König Renat, zu, der in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Beherrscher der Provence war. Die Allegorie zeigt die verschiedenen Leidenschaften, von denen auch der mächtigste Herrscher verfolgt wird, und unter diesen bedeutet die Frau Teufelin höchst wahrscheinlich die Wollust. Daß er mit den Zeichen seiner Würde die Leidenschaften in die Flucht schlägt, ist so hübsch, daß man wünschen möchte, es geschähe überall in der Wirklichkeit.

Auf jenes große folgt nun das „kleine Teufels-Spiel". Ein weiß gekleidetes Kind trägt ein großes Kreuz; ihm zur Seite geht ein eben so gekleideter Engel mit vergoldeten Flügeln und einem Heiligenschein auf dem Kopfe. Der Engel schützt das Kind gegen vier Teufel, von denen drei beständig es zu ergreifen suchen, der vierte aber mit einem Prügel auf den mit einem Kissen verwahrten Rücken des Engels losschlägt. Das Kind wird die „kleine Seele" genannt; es ent-

springt zuletzt mit seinem Beschützer, und Beide endigen ihr Spiel mit einem Freudentanz über ihre Rettung. Der Engel hat dabei die ehrenvollste, aber auch die schwerste Rolle, weil er allemal derb ausgeprügelt wird. — Der Gedanke ist leicht zu errathen: Die menschliche Seele wird von Teufeln verfolgt und durch das Evangelium und den Schutz eines höheren Geistes von ihnen befreit.

Am Abend vor dem Hauptfest beginnt ein neues Spiel. Der König der Bazoche sendet seinen Garde-Hauptmann mit sechs Stabträgern in die Kathedrale, wo sechs Stabträger vom „Abbé der Stadt" (einer andern allegorischen Person) sie begrüßen. Es entsteht ein Streit über die Art der Begrüßung. Des Königs Stabträger verjagen die andern, und während des Kampfes werfen sie sämmtlich sehr geschickt ihre Stäbe im Kreise um den Leib herum. Gegen 10 Uhr an demselben Abend erscheint die große Parade der vorzüglichsten Personen des alten Olymps, mit Lichtern und Fackeln. Voraus zieht Fama zu Pferde und bläst ihre Trompete; hierauf nahen Trommelschläger und Pfeifer, eine Wache, ein Fahnenträger mit Fahnen-Junkern, und wieder eine kriegerische Musik. Dann folgt ein sogenannter „Herzog von Urbino" mit seiner Gemahlin, auf Eseln, mit vier Höflingen, und Trommeln und Pfeifen. Ferner Momus, Merkur, Pluto und Proserpina, Alle zu Pferde; nach ihnen die vierzehn Teufel, mit dem Fürsten und der Fürstin der Finsterniß, zu Fuße; dann ein Trupp Faunen und Dryaden, tanzend zum Spiel der Trommeln, Pfeifen und Pauken; Pan und Syring zu Pferde, Bachus auf einem Fasse, das auf einem Wagen liegt; Mars und Minerva, Apollo und Diana, zu Pferde; die „Königin von Saba", von Tambourins begleitet; Saturn und Cybele, zu Pferde. Nach diesen kommen Tänzer und Tänzerinnen, mit Tambourins, und dann ein prachtvoll erleuchteter Wagen, worauf Jupiter, Juno, Venus, Amor und das Gefolge der Liebesgöttin sich befinden. Den Zug schließen die drei Parzen, auch zu Pferde. — Der ganze Aufzug stellt die heidnische Religion vor, welche als Glaube der Finsterniß bei Nacht auftritt, und dem christlichen Glauben voran geht. Es leuchtet nicht ein, wie der Herzog von Urbino und die Königin von Saba hierbei figuriren; wahrscheinlich liegt eine Sage zum Grunde, die später verloren gegangen ist.

Am Morgen des Frohnleichnams-Festes versammeln sich sämmtliche Masken in der Kirche zur Messe, und später geht der Zug in nachfolgender Ordnung durch die Stadt, wobei die gehörigen Spiele auf jedem der Hauptplätze wiederholt werden: 1. Die zwölf großen Teufel mit dem König. 2. Die vier kleinen Teufel mit dem Engel und dem Seelchen. 3. Moses und ein Hoherpriester mit den Gesetztafeln; einige Juden mit dem goldenen Kalb, welche die ersteren Beiden verhöhnen. Einer wirft dabei eine eingewickelte lebendige Katze in die Höhe und fängt sie wieder auf. 4. Die Königin von Saba, mit drei Hofdamen, deren jede eine silberne Schaale trägt; mit diesen tanzt ein Höfling, welcher Schellen an den Knieen und einen Degen in der Hand hat, an dessen Spitze ein Kartenhaus steckt. 5. Die drei Weisen aus Morgenland, in ihrer Staatskleidung; ein Mann trägt ihnen den Wunderstern vor, an einer Stange befestigt; sie tanzen nach den Bewegungen des Sterns. 6. Der Kindermord zu Bethlehem, in folgender Art dargestellt. König Herodes mit Krone und Scepter; hinter ihm ein Fahnenträger, ein Trommelschläger und ein Soldat mit Schießgewehr. Um den König springen acht Buben und Mädchen, die ein kindisches Geschrei machen, bis auf seinen Wink der Soldat sein Gewehr abfeuert, worauf die Kinder winselnd zur Erde fallen. 7. Der Hohepriester Simeon; er trägt einen Korb mit Eiern und theilt den Segen aus; ihm folgt ein Knabe, in Lamms-Fellen gehüllt, welches Johannes der Täufer seyn soll. 8. Judas mit einem Beutel; Jesus, als Mönch gekleidet, mit einem Strick umgürtet, keuchend unter der Last des Kreuzes, das er auf der Schulter trägt; um ihn her gehen die übrigen eilf Jünger. 9. Der heilige Christoph, als Riese, mit dem Jesus-Kinde auf der Schulter.

Diesen Vorstellungen folgt ein Nachspiel von verschiedenen Rotten oder Quadrillen, welche theils als Centauren, theils in idealischen Trachten verkleidet sind, und allerlei Tänze aufführen. Ganz zuletzt erscheint ein ernsthaftes Phantom: ein Kerl im Leichentuch, das Stundenglas auf dem Kopfe und eine Sense in der Hand, mit welcher er vor sich hinmäht, um das Ende alles Lebens und aller Lust zu bezeichnen, die sich hier auf burleske Weise in Andacht verbirgt. Sterwil.

Frevel und Rache.

(Schluß.)

Prinz Fedor aber konnte noch nicht zur Ruhe gelangen: denn mit unauflöslichem Zauber an jedes gegebene Wort gebunden, war ihm überdies — durch den Ausspruch der Prinzessin: daß er dem Genie als Hoffnungs-Gestirn aufgegangen sey — der zudringlichste Plagegeist auf den Hals gebannt, den er nur durch das theure Herzblut seines, von der Faschingszeit her noch etwas schwindsüchtigen Beutels beschwichtigen konnte. Nachdem ihm aber von seinem ehemaligen Mentor der Bericht abgestattet war: daß die Dichter-Natur wirklich nicht ohne bedeutende Anlage sey, sendete er sie flugs zu einer Akademie, dort kunstmäßig angebaut und — bewässert zu werden. In der Furcht, von bösen Geistern umgeben zu seyn, hüthete sich das Fürstenkind

wohl, die Sache zu verlautbaren: Muhme Gertrud aber wußte sie, und da kein Postenlauf so schnell ist, als das Geplauder eines offenherzigen Mädchens, so war auch die Prinzessin bald unterrichtet; doch diese schwieg und bezeigte sich so freundlich und hold, daß Fedor meinte: aller Frevel sey vergeben, und ihn ganz in Vergessenheit zu bringen, bedürfe es weiter nichts, als die Gekränkte nicht mehr daran zu erinnern. Daß man auch lächelnd Tücke sinnen könne, davon hatte der Prinz freilich keine Ahnung; keine Ahnung von den Ränken, womit man selbst den getreuen Firm zu umstricken wußte! — vielmehr war das Vertrauen, welches er diesem Verräther schenkte, so groß, daß er ihm mehr als seinen eigenen Ohren glaubte. Als nämlich am Abend des letzten Aprils aus entfernten Gemächern ein sonderbares Geräusch ertönte, beruhigte sich der Prinz vollkommen bei Firms Aussage: daß dort nichts zu hören noch zu sehen sey, sprach es dem Trügerischen nach: daß der Lärm wohl von der Straße herauf schallen müsse, und legte sich zur Ruhe. Kaum aber hatte sich der treulose Kämmerling entfernt, als die Nachtlampe erlosch und von Neuem jene seltsamen Töne den schlaftrunkenen Prinzen umschwirrten. Aufsitzend horcht er ihnen einige Minuten, ist, da sie voller und voller auf ihn eindringen, im raschen Sprunge vom Lager und in die Kleider; ergreift, zu Schutz und Trutz gerüstet zu seyn, den Degen, und tappt, da auch im Vorsaal das Licht erloschen, immer den rufenden Lauten nach, durch die dunkeln Gemächer. Plötzlich trifft ein heller Lichtstrahl das Auge des kühnen Nachtwandlers; hoch in die Luft geschwungen hält er sein gutes Schwerdt, als gelte es, einen Türkenschädel zu zerspalten, und macht einen wüthenden Anprall gegen eine verschlossene Thür — da öffnen sich die Flügel, rauschende Musik empfängt den Erstaunten, und bei hellem Kerzen-Geflimmer wähnt sich Prinz Fedor in lustiger Blocksberg-Versammlung zu sehen. Da präsentirt Schneekönig sich und die fürstliche Sippschaft der Flocken und Flöckchen, die Damen Ungewitter und Sonnenschein mit ihrem ritterlichen Gefolge, und vor Allem die hohe Herrin, Frau April-Rune. Diese feiert ihre Macht, und verheißt dem Fürstensohne, der, auf sein Schwerdt gestützt, dem Hexen-Spuk ganz andächtig zuhört, die Fortdauer ihrer Gunst, als deren Zeichen ihr lustiger Hofstaat, bald einzeln, bald im Chor, des stattlichen poisson d'avril gedenkt, der ihm in dem studirenden Genie ins Netz gegangen: ein neuer Virgil dem künftigen Augustus! Doch jetzt gebietet süßer Laut den ärgerlichen Stimmen Schweigen; die lang vergeblich erspähte Molly naht blumenbekränzt als des Mai's freundliche Nymphe, proklamirt sich zur Alleinherrscherin und treibt mit ihrem fröhlichen Gefolge im lustigen Tanze die April-Unholde hinaus, schlüpft behende hinter drein, ein eherner Riegel schiebt sich vor die Thür und in Prinz Fedor's Belieben steht es nun: sich unter die Gnomen und Elfen-Schaar zurück zu träumen.

„Etsch, etsch!“ rief Molly dem Geisterseher entgegen, als er am nächsten Tage herbei eilte, dem holden Mai seine Huldigungen dar zu bringen. „Sie haben mich aus der Stube, ich habe Sie aus dem Bette geneckt; aber — Verzeihung, chère Neveu, ich brauchte das Modell zu einem kampfgierigen Ritter, der im Augenblick gewaltigen Anlaufs fest gemacht wird!“ — Bei der Soirée aber sprach die Arge überall herum: „Wahrhaftig, Prinz Fedor ist ganz enrhümirt, die böse April-Luft!“ — Hochmuth führt jedoch leicht zu Falle! — ehe es sich die Fürstin versah, hatte sie ihre Freude über die Endschaft des Aprils geäußert — da wußte der Prinz sich nicht wenig mit seiner gefürchteten Gegnerschaft. Aber mit der schiedsrichterlich vermittelnden Laura überwarfen sich Beide, und bewiesen einmüthig: daß ihr Herrscher-Thron zerronnen sey; sie aber rief drohend: „Nehmt Euch in Acht, die April-Rune kehrt wieder, und treibt im lustigen Schneegestöber die Flocken Eurer Thorheit und Leichtgläubigkeit durch das ganze Land!“ — Umsonst flehten die Erschreckten bei der gestrengen Koboldin um Gnade; trotzig entgegnete sie: „Es ist ein Göttersprruch!“ — und hüllte sich stolz in den dunklen Mantel geruhigen Abwartens, als man sogar ihre Divinität zu bezweifeln wagte. E. Karoli.

Alte Gnomen.

1.
Nicht Sorge, Fahr, noch Leid berührt,
Wen Gott auf Adlers-Flügeln führt.

2.
Stolzir' auf Stelzen ja nicht sehr!
So groß bist du nicht lange mehr.

3.
Wohl alles Ding ist nahe verwandt:
Drum reich' auch Einer dem Andern die Hand.

4.
Wer nach Gefahr vorsätzlich ringt,
Dem selten rechte That gelingt.

5.
Wo Haut und Haar schon nicht ist gut,
Wie soll da werden adlich Blut?

6.
Im Krieg ist Friede zu prophezeih'n,
Im Frieden aber Krieg zu scheu'n.

7.
Ein großer Zorn, bei kleiner Macht,
Wird billig überall verlacht. Haug.

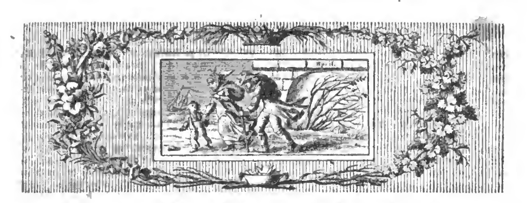
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Die Buchdrucker-Presse hat neulich ein dickes, vielseitig nützliches Werk vom Stapel laufen lassen, das keine Unrichtigkeiten (außer etwaigen Druckfehlern, denen aber durch eine mühevolle Correktur so ziemlich gewehrt ist), keine Verkehrtheiten, keinen Mystizismus, keinen Fatalismus, allenfalls eine Art Rationalismus in sich trägt, der

aber sogar die Theologen nicht in Harnisch jagen wird. Ueberhaupt verletzt das Werk Keinen, und wär' er Anhänger oder Feind aller dunklen Ideen, die eben in einer nicht recht zu Verstande kommenden Zeit-Periode (ich vermeide das Wort: Zeit-Alter, weil ich sonst wohl stärker sagen müßte: es habe den Verstand verloren) durch Tinte und Blut zur Klarheit oder — in Vergessenheit kommen sollen. — „Wie, ein dickes Buch sollte keinen Anstoß finden in Tagen, wo die kleinste Rede zur größten Fehde führen kann? — wo Neid und Streit so Vielen als einzige Genien des Lebens (die besonders bei Schriftstellern schwarz und weiß zugleich seyn können, wie sie Horaz beschreibt) erscheinen?" — Das Buch aus sich selbst sicherlich nicht! — denn wir meinen die „Rechentafeln, welche alles Multipliziren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. Besorgt von Dr. A. L. Crelle, K. Preuß. Ober-Baurath." 2 Bände (Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung). Nun wird wohl Niemand bezweifeln, daß die obigen Behauptungen wahr und keine Zeit-Beziehungen möglich sind, es sey denn, man wolle den Rapport, in welchen man hier die Zahlen brachte, einen magnetischen nennen; und wenn magnetisiren einschläfern hieße, so könnt' es dies Werk freilich vollbringen: denn wer es hinter einander lesen und wach bleiben sollte, der müßte in der Langweiligkeit die höchste Wollust entdeckt haben. Demnach wäre dieser wahre Riese von einem faulen Rechenknecht — so werden ihn die Offizianten gewiß nennen, weil auch er ein Offiziant ist, der sich durch seine Verdienste selbst placirt — zugleich als ritterlicher Kampe gegen schlaflose Nächte an zu stellen. Für Jemand, der (wie Referent) im Umgang mit Zahlen nicht sonderlichen Genuß findet, ist das Buch ein wahrer Fund; denn nun weiß er, daß ihm ein Anderer nicht allein die Rechnung, sondern auch die Probe, die doch nöthig wird, will man sicher seyn, erspart hat; und laut der sehr lesenswerthen Vorrede ist das Werk auch bei vielen Formeln der Logarithmen und bei manchem geometrischen Verkehr an zu wenden. Dies anerkennend, hat die preußische Regierung, alles Gute mit liberalem Sinn unterstützend, eine namhafte Anzahl Exemplare gekauft, um sie bei der Catastrirung der Länder am Rhein u. s. w. benutzen zu lassen; und schon haben auch Behörden in andern Staaten sich wegen Anschaffung in vielen Exemplaren an die Verlagshandlung gewendet, die hier offenbar ein sehr bedeutendes Kapital wagte, aber durch die, neulich auch in der „Staats-Zeitung" rühmlich bestätigte Zweckmäßigkeit des Ganzen ehrenden Lohn und Kosten-Ersatz mit Zuversicht erwarten darf. — Ein gleichfalls sehr nützliches Werk — welches dem Verleger (T. Trautwein, sonst in Leipzig, jetzt in Berlin) vorläufig wohl mehr Ehre als Gewinn brachte, weil er einen äußerst billigen Preis setzte — sind die „Musterblätter für Liebhaber der höheren Kalligraphie" von Johann Heinrigs. Es ist bewährt, daß dieser Schreib-Künstler sich in hohem Grade auszeichnet und als vorzügliches Muster empfohlen werden kann; er sollte überall benutzt werden, da die Zierlichkeit der Schriftzüge mit zu den Forderungen gehört, welche an die zeitige Bildung der Jugend gemacht werden. Die bis jetzt heraus gegebenen zwei Hefte (30 Blätter in groß Quer-Folio) enthalten die vielfachsten Abwechselungen von der einfachen festen Handschrift bis zu der geschmackvollsten reichen Verzierung, die durch alle Arten von Schrift durchgeführt ist. Selbst die Wahl des Geschriebenen ist größtentheils mit Geist geschehen. Es wird bald, noch in diesem Jahre, das dritte und letzte Heft fertig, und der Verleger bietet, bis zur Erscheinung desselben, das Ganze für Zehen Thaler, wofür er die beiden schon vorhandenen Hefte jetzt und das dritte Heft gleich nach der Vollendung liefert. Der Ladenpreis jedes einzelnen Heftes ist 4 Thlr. 12 Gr., was auch noch billig ist; aber von jenem Erbieten des Verlegers werden gewiß Viele schnellen Gebrauch machen, denn es bedarf nur die Ansicht des Werks, um der günstigsten Empfehlung dadurch gewiß zu seyn: daß die Beschauer sich so erfreut finden werden, als der Referent, der mit Vergnügen gewahrte, wie bedeutende Fortschritte man auch hier in den Regeln des Schönen macht. — Es ist doch eine eigene Sache um den Witz! — das fühl' ich recht lebhaft, wenn zuweilen ein Theater-Rezensent in der Spenerschen Zeitung (ich lese sie seit länger als dreißig Jahren und sie ist mir lieb geworden) Kuriosa aufsticht, die so stumpf sind, wie — Zeitungs-Typen. Da hab' ich nun eben eine Rezension gelesen über die „Freuden des Landlebens" — ach! sollte einmal Jemand als Gegensatz die „Leiden des Stadtlebens" schildern, so zähl' er es ja mit: daß man in der Stadt fade Theater-Rezensionen aus der ersten Hand hat! — Wahrhaftig! die uns noch fehlende Definition des Witzes läßt sich aus jener Rezension nur insofern entwickeln, als man Negatives bedarf, um das Positive heraus zu heben. Nachdem der Rezensent erinnert hat: daß der Verfasser (der ein wackerer Soldat und ein Dichter für's Haus ist) in beiden Fächern zuschlägt, „ohne sich viel zu besinnen", so meint er: „Taktik und Praktik, das ist die Kunst beider" — Nun will uns aber bedünken, daß Taktik eine theoretisch ausgebildete Wissenschaft ist (die wir übrigens dem Hrn. Verfasser keinesweges absprechen, denn wir haben es nur mit jener Rezension zu thun!), bei der doch wohl einiges Besinnen nöthig wird und Praktik (wenn sie gut ist) setzt auch Combinationen voraus, denn sie beruht zuletzt ebenfalls auf Vorkenntnissen, die nur nicht auf dem gewöhnlichen Wege erlangt sind. Der flache Ernst jener Rezension wird indessen übertoten von dem Spaße, womit unter Anderem in der Prosa gereimt ist (was in guter Weise seine Wirkung thun kann); aber wenn auch alle Welt Reime brauchte, wie „Ritter" und „Güter", „wissen" und „genießen", „Saaten" und „Paraden" — ein Rezensent soll es fein bleiben lassen! — Der Mad. Stich sah man, nach des Rezensenten Meinung, es an, „wie sie fast noch mühsamer die Mücken abwehren mußte, als die Bewunderer ihrer Kunst." — Verständige Bewunderer der Kunst sind nicht so zudringlich; und diejenigen, welche mit irgend einem Insekt verglichen werden könnten, lassen sich leider nicht, wie die Mücken in jenem Stück es thun, mit Qualm vertreiben, denn Qualm ist ihr Element. — Der Hauptwitz — nein, das Wort Haupt darf ich nicht compromittiren — also der Witz von Nr. 1 (man zählt bekanntlich mehr hinauf als herunter) soll wohl der am Schluß seyn, wo es heißt: „Noch ist zu erwähnen Mlle. Franz, weil sie zum Erstenmal erschien ohne den Jungfrankranz, indem sie genommen einen Mann, den jungen Unzelmann!" O du verschwenderischer Rezensent! Mit solchen Massen aus der Polterkammer der Confusion, wie du an einem Zeitungstage sie vertrödelst, konntest du Manchem einen ganzen Monat hindurch Stoff zum Lachen geben; und solltest auch du, als Rezensent, jemals mit einem Soldaten verglichen werden, so könnt' es nur in der Hinsicht geschehen: daß du dich immer aus der Affaire zu ziehen suchst und im kleinen Dienst die furchtsamste Subordination zeigst. — Neuigkeiten hatten wir im Theater seit der „Preciosa" nicht (diese füllt wahrscheinlich noch öfter das Haus, wie sie es zwei Montage hinter einander, im Ganzen nun schon drei Mal that); aber Demois. Jovense — die früher schon in einem kleinen Stück sich nicht ohne Beifall versucht hat — gab Körner's „Hedwig"; das Publikum applaudirte in dieser Rolle nichts als — den Schuß, und wir wollen der Beginnenden rathen, nicht auf das heroische Fach los zu steuern, dazu scheinen uns schon die äußeren Mittel unzureichend. — Hr. Unzelmann feiert am 10ten April sein ein und funfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum; wir hoffen, Alle werden dazu beitragen, daß dieser wackere Künstler — aus alter gediegener Schule! — auch daheim recht tüchtig jubiliren kann, und nicht nur an dem einen Tage!! (V. Meyer.)

Beilage: Bemerker Nr. 7. u. Blatt d. Ankündigungen Nr. VII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 6. April. 55stes Blatt.

Leibnitz.

Eine akademische Gedächtniß-Rede, auf der Hochschule zu Halle am 14. November 1820 gehalten von Pzem.

„Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet" —

Diese ermunternden Worte unseres Goethe möchte ich gern an die Spitze meines gegenwärtigen Vortrags stellen, wenn sie nicht mehr noch für iene Zeit paßten, da Völker sich ein so jugendliches frisches Gemüth bewahrten, das Verdienst zu einem anregenden, erquickenden Ideale zu erheben: minder für unsere Zeit, welche ein Zeitalter der Kritik genannt werden kann, wo so oft der Glaube an Helden, mit ihm die Anerkennung wahren Verdienstes gänzlich unter zu sinken droht: ein Uebel, welchem nicht kräftig genug vorgebeugt werden kann; denn wie keine Liebe ohne Achtung edel genannt zu werden verdient, so auch die in den Wissenschaften nicht.

Darum laßt uns die schöne Philosophie Platon's, die er dem Himmel entrissen haben soll, vollenden, und jenes Einzige, Ewigschöne, Ewigwahre, Ewiggute, dessen Anschauen er nur den seligen Geistern droben über den Sternen verstattet — auch das laßt uns zur Erde herab holen und es verehren an Vor- und Mitweit, und wo es nur zur Erscheinung gediehen, sey es im Wort, sey es in der That. Denn wer es hier nicht gefunden, möchte schwerlich es dort einmal zu erkennen fähig seyn.

So steigt denn hervor, ihr edlen Geister einer dahin geschwundenen Vorweit! Umschwebet die redlich Nachstrebenden, auf Euern Bildern laßt den schweifenden Blick ausruhen, an ihnen sich erfrischen, um die schönsten und größten Ziele des Lebens kühner ins Auge zu fassen und kräftiger fest zu halten!

Dein Bild, unsterblicher Leibnitz, tritt zuerst an uns heran, da der Tag — ein Jahrestag deines Todes — uns an dich erinnert.

Welcher Betrachter der ausgespannten, unendlichen Tiefe und Breite des nächtlichen Himmels, mit ihren lichten wechselnden Punkten, wäre fähig, ein großes und treues Bild derselben für den Unkundigen zu entwerfen? nur jene lichten Stellen, die Sterne, vermag er an zu deuten, auf daß sich der Blick dessen, der nachher zur Betrachtung selber gelangen wird, daran zurecht finde und des so verheißenen Genusses voraus freue. So werde auch ich hier, aus dem reichen, ausgebreiteten Vorrath des Lebens und der Schriften jenes Edlen, nur die lichtesten Punkte in diesem kleinen Abrisse bezeichnen können — den Kundigen eine freundliche Erinnerung; denen aber, die noch nicht an dieses Studium gelangt sind, eine verheißende Weisung auf den ihnen bevorstehenden Genuß.

Gottfried Wilhelm Leibnitz begrüßte in Leipzig das Licht der Welt. Da man dem Kinde, als einem aufkeimenden Saamenkorn, nicht ansah, wie fruchtbar es sich entfalten werde, hat man vergessen, den Tag bestimmt zu bemerken, an welchem dieses geschah. Die verschiedenen Lebensbeschreibungen schwanken zwischen

dem 21sten und 23sten Junius (alten Styls) des Jahres 1646. Sein eigener Vater, welcher Professor der Moral und Aktuarius bei der dortigen Universität war, giebt in einer Haus-Chronik den 21sten Junius als Geburtstag an. Erzogen wurde der junge Leibnitz, da sein Vater ihm schon im sechsten Jahre durch den Tod entrissen ward, von seiner Mutter, der Tochter eines dortigen Professors. Unterricht fand er auf der Nicolai-Schule und in der Bibliothek seines Vaters, die er ohne Auswahl durchlas, dem Ausspruch des Plinius folgend: daß kein Buch so schlecht sey, aus welchem sich nicht irgend etwas Gutes lernen lasse. Daß er von diesen todten Lehrern (die, nach Plato, nicht antworten, wenn man sie fragt, sondern, wie eherne Gefäße, immer in demselben Tone anklingen, wenn sie geschlagen werden) mehr gelernt, als von den Lebendigen, erzählt er selber, indem er sich einen Autodidakten nennt. Er wußte den Schatz, den ihm sein Vater hinterlassen, zu nutzen: dies ist der Lobspruch seiner Jugend. Kaum hatte er das allgemein Bekannte recht verstanden, so forschte er schon nach Neuem. Vor seinen Mitschülern zeichnete er sich ehrenvoll aus durch ungewöhnlichen Fleiß und durch aufleuchtende Funken seines Genies. Virgil und Livius verschlang er, ehe noch seine Lehrer ihn solcher Lektüre gewachsen hielten, und den Ersteren getraute er sich noch im Alter ohne Anstoß her zu sagen. Funfzehn Jahr alt, ließ er sich immatriculiren, und las fortwährend Schriften aus allen Fächern, mit scharfem Urtheil und ungeheurem Gedächtniß, und errang sich dadurch den Ruhm, in allen Zweigen der Wissenschaften als Schriftsteller mehr geleistet zu haben, als seinen Zeitgenossen in einzelnen Fächern möglich war. Ueber Unverstandenes befragte er Professoren, vorzüglich Thomasius, der ihn wegen seines Eifers, seiner Anlagen und seiner, besonders im Griechischen, seltenen Kenntnisse schätzte. Bestimmt hatte er sich zum Juristen, doch promovirte er zuvor unter Thomasius zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste. Als solcher besuchte er Jena, wo ihn Ehrhardt Weigel in die Arithmetik und Mechanik einführte. Darauf schrieb er in Leipzig, als 20jähriger Jüngling, seine Abhandlung „de arte combinatoria", die im Jahr 1690 wider seinen Willen (als eine unvollkommene Jugend-Arbeit) zu Frankfurt neu aufgelegt wurde. Die juristische Doktorwürde versagte man ihm in Leipzig, auf Anstiften der Frau des damaligen Dekans, „welche seine Jugend verachtete"! Altorf gab ihm den verweigerten Doktorhut nicht nur, indem man im Examen und an seiner Disputation über die verwickelten Rechtsfälle die Kenntnisse des Jünglings erkannte, sondern bot ihm auch eine außerordentliche Professur, die er nicht annahm, weil er nach Hofe zu gehen gedachte. Um Gelehrte und Künstler zu besuchen, zog er nach Nürnberg. Aus alchemistischen Werken schrieb er dort einen Brief zusammen, „den er selbst nicht verstand", und verschaffte sich dadurch den Zutritt zu einer Gesellschaft jener Art, worin er seine Kenntnisse zu bereichern hoffte. Eben dort wurde er mit Boineburg bekannt, der ihn an den Hof des Churfürsten von Mainz zu bringen versprach, dessen Minister er war. Auf diese Empfehlung ließ ihn der Churfürst kommen und gewann ihn lieb im Gespräch. Durch ihn ermuntert schrieb er seine: „Novam methodum docendae discendaeque jurisprudentiae" (1668), und seine Vorschläge fanden vielen Beifall, besonders der zu einem neuen Codex juris. Auf Boineburg's Empfehlung übertrug ihm der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Wilhelm, die Auseinandersetzung seiner Ansprüche auf die Krone Polens nach der Abdankung Johann Casimir's (1668, den 1. September). Er schrieb unter dem Namen Georg Ulicovius, wie er unter dem Namen Cäsarinus Fürstenerius *) ein interessantes Werk heraus gab, zum Besten der nicht churfürstl. freien Reichsfürsten, betreffend das Ceremoniel bei dem Nimweger Frieden. — Im Jahr 1670 wurde Leibnitz churfürstl. Rath und Beisitzer der Justiz-Canzlei in Mainz. Im folgenden Jahre machte der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Johann Friedrich, seine Bekanntschaft, der ihn in der Folge in großen Ehren hielt. Erst im 26sten Jahre lernte er, bei seinem Geschäfts-Aufenthalt in Paris, die höhere Mathematik kennen (in der er bis dahin noch ganz fremd war), durch Hugenius und dessen Buch „De horologio oscillatorio". Durch Königsgunst, Geschenke und angebotene Ehrenstellen suchte man ihn dort zu halten: aus Liebe zu seinem Vaterlande und seiner Religion schlug er Alles aus. Indessen machte ihn die Pariser Akademie, wegen seiner „Theoria motus abstracti" und eines eingesandten Plans zu einer Rechen-Maschine (auf welche er in England gedacht, und, ohne sie zu vollenden, nachher 24,000 Thaler und viel noch kostbarere Zeit verwandte), zum ersten ausländischen Mitgliede (1675). Im 31sten Jahre seines Alters, nach dem Tode des Churfürsten und des Ministers, wurde er endlich, als Bibliothekar des vorerwähnten Herzogs von Braunschweig, in Hannover eigentlich ansäßig. Den Tod dieses Herzogs besang Leibnitz in einem vortreflichen lateinischen Gedicht. Durch Ankauf von Büchern vermehrte er die Bibliothek und um die Einkünfte seines Fürsten suchte er sich durch Pläne zu einer Verbesserung des Bergwesens verdient zu machen. Zugleich wurde er von seinem Fürsten aufgefordert: eine Geschichte des Braunschweigischen Hauses zu entwerfen. Zu diesem Zwecke machte er im Jahr 1687

*) „De jure supprem
atus ac legationis principum Germaniae".

eine literarische Reise durch ganz Deutschland und durchsuchte viele Bibliotheken; auch ging er nach Italien, weil er erforscht hatte, wie das Haus Derer von Este mit dem Braunschweigischen einerlei Ursprung habe. Als er hier einst von Venedig nach Mesola im Ferrarischen ohne Begleitung über das Meer fuhr und ein Sturm sich erhob, wollten die Schiffer ihn, den sie als Ketzer für die Ursache dieses Unglücks hielten, über Bord werfen; nur seine Geistesgegenwart, die ihm eingab, unbefangen einen Rosenkranz sehen zu lassen, rettete ihn. — Als Vorläufer jener Geschichte erschienen die „Protogaea" (eine Urgeschichte der Erde) und eine Sammlung noch ungedruckter Diplome und Urkunden unter dem Titel: „Codex juris gentium diplomaticus, 1693", zu welcher (1698) noch ein Nachtrag in zwei Bänden erschien. Im Jahre 1696 wurde er Geheime-Rath und Churfürstlich-Braunschweigischer Historiograph; 1707, 1710 und 1711 erschien seine „Collectio historicorum quibus antiquitates Brunsvicenses et Atestinae illustrantur" in drei Bänden, und 1710 die „Theodicee", sein berühmtestes Werk, zu Amsterdam in französischer Sprache. Nun wurde er oft von Gicht und Steinschmerzen geplagt. Kurz vor seinem Tode (1716) besuchte er noch unser Halle und sprach mit Chr. Wolf über die Erneuerung der Altstedischen Encyclopädie der Wissenschaften; ein Gedanke, dessen Ausführung erst in unsern Zeiten den Männern überlassen blieb, die wir das Glück haben, unter unsere Lehrer zu zählen. Seine letzte Schrift, die er nicht vollendete, handelte von der Sprache der Engel. In seiner Krankheit waren die Arzneimittel eines Jesuiten anfangs von schnellem Erfolg; doch ein Rückfall jener Steinschmerzen raffte ihn nach kurzem Leiden hinweg. Schreibend, wie einst Plato, starb er, im 70sten Jahre seines Alters, nach achttägiger Krankheit, lautlos: am 14ten November 1716, dem Tage, an welchem wir heute seiner gedenken. — Erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts setzte die Nachwelt dem Edlen das verdiente Denkmal. Am Ende der Allee, in den schönen Umgebungen Hannovers, hebt sich ein Tempel empor, der Leibnitzen's Büste bewahrt. Zwei Worte fand man hinreichend, den Stein zu bezeichnen, unter welchem die irrdischen Ueberreste des Großen, der Erde zurück gegeben, ruhen: Ossa Leibnitzii. — Auch das Ausland ehrte ihn und sein Andenken. Fontenelle, der Franzose, schenkte seinem Gedächtniß eine Lobrede, und Dutens gab, von London her, seine Schriften heraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mode-Dichtung.

Zu den Zeiten des Cardinal Richelieu lebte eine Art von Dichter, Namens Neuf-Germain, der sich durch eine seltsame Dichtungs-Art, die er erfunden, sich zu eigen gemacht und als Mode-Neuigkeit auf dem damaligen Parnaß eingeführt hatte, mehr unterschied als auszeichnete. Anstatt daß bei dem anagrammatischen Gedicht aus den ersten Buchstaben jeder Verszeile ein Name gebildet wird, setzte unser Neuf-Germain die Namen der großen Männer, die er feiern wollte, aus den Endsylben oder Reimen seiner Quatrains u. s. w. zusammen. Um z. B. in den Namen Richelieu einen Sinn hinein zu bringen oder ihn heraus zu drechseln, trennte er die drei Sylben ri-che-lieu, und zimmerte folgendes Machwerk:

> Fendez en deux une sou*ri*,
> Prenez la moitié d'une mou*che*
> Coupez milieu par le mi*lieu*,
> Et vous trouverez *Richelieu*.

Der Cardinal war so entzückt über dieses Witzspiel, daß er dem Dichter ein Geschenk auf den Schatz anwies, und dem Schatzmeister Bullion — ebenfalls in Versen, aber auch sehr schlechten — auftrug, die Summe aus zu zahlen.

T. L. Secha.

Früchte aus dem Weltleben.

Es ist sonderbar, daß, seitdem die Kuhpocken-Impfung eingeführt, die weibliche Schönheit im Preise gefallen ist. Das kömmt daher, weil dadurch die Schönheit gemein geworden.

Ich will lieber einen alten Mann fragen — sagt la Bruyere — wann er sterben werde, als eine betagte Frau, die noch Eroberungen sucht: wann sie geboren wurde.

Eigenlob ist wie das Schnurren einer Sägemühle, immer werden damit die Ohren des Zuhörers beleidigt.

Eine Person, ohne welche wir nicht leben zu können glauben, ist uns theuer; aber diejenige, welche nicht ohne uns leben kann, ist uns noch weit werther, denn sie flößt uns die Erkenntlichkeit der Eitelkeit ein, welche die aufrichtigste aller Erkenntlichkeiten ist.

Der Zorn der Verliebten ist wie ein Gewitter im Sommer; es verschönert Alles um sich her.

Man sagt gewöhnlich: das Gold wird durch Feuer und der Mensch durch Gold geprüft; aber dies Gleichniß hinkt: das Gold reinigt sich durch Feuer und der Mensch wird durch Gold gemeiniglich schlechter und verdorbener.

Beleidigung ist wie der Rost; selten vergeht er, ohne die Sache selbst an zu greifen.

Willst du die Menschen in ihren Handlungen nachahmen, so sey, was sie scheinen, nicht was sie sind.

S. W. Schießler.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Wie nach Bonnet's Einschachtelungs-System die Stufenleiter der erschaffenen Wesen, so wird in Deutschland

und insbesondere in Sachsens Hauptstadt, nach einem ähnlichen System die Stufenleiter der bürgerlichen Gesellschaft gleich scharf bestimmt. Daher kömmt es denn auch: daß die Sonderung der einzelnen Stände im geselligen Leben nirgends so auffallend hervor tritt, als eben in dieser kleinen Residenz, die, ihres mäßigen Umfanges wegen, weit mehr zu Gesammt-Vereinigungen geeignet wäre: daher kömmt es, daß verhältnißmäßig keine Stadt vielleicht der sogenannten „geschlossenen Gesellschaften" so viele auf zu weisen hat, als eben Dresden. Dieser Gesellschaften zählt man hier so viele, als der bürgerliche Verein der Stadt politische, nicht Bildungs-Stufen hat; nach einem anderen, aus der Botanik zu entlehnenden Eintheilungsgrunde, könnte man dieselben in perennirende und jährige, oder vielmehr winterhalbjährige eintheilen. — Die erste unter den beständigen Gesellschaften dieser Art ist die Ressource, die jedoch nur ressource ist für politische Lektüre, Spiel und Leibesnahrung. Da die etwaigen literarischen Bedürfnisse der Besuchenden wahrscheinlich anderwärts befriedigt werden, so hat man sich hier der Sorge für dieselben enthoben. Für die Carnavalszeit besteht hiernächst die Tanzgesellschaft des „Casino's", welche ihre wöchentlichen Bälle mit Weihnachten anfängt und mit Fastnacht schließt. Das dabei zum Beitritt eigentlich angenommene Rangverhältniß ist die Hoffähigkeit der Herren (wodurch die Unfähigkeit jedoch nicht ausgeschlossen ist), unter deren wohlthätigem Schutze ihre Gattinnen und Familien zu demselben Wahlplatz des Vergnügens zugelassen werden. Hier erblickt man, unter dem mehr oder weniger glänzend versammelten Adel, nur einen bei weitem geringeren Theil der Häupter des Bürgerstandes, denen ihre Verhältnisse diesen Rittersaal öffnen. — Für den höheren Bürgerstand besteht die Gesellschaft der „Harmonie", in welcher sich Beamte, Rechtsgelehrte, Aerzte und Kaufleute zu geselliger Unterhaltung vereinigen. Hier werden zwar Adliche und Militairs als Mitglieder nicht aufgenommen, jedoch bei geselligen Vergnügungen, als bei Conzerten und Bällen, zugelassen. Die Zeitungs-Anstalt der Gesellschaft bietet wenig Erfreuliches; eine Bibliothek irgend einer Art fehlt dabei ganz. — Eine ähnliche beständige Gesellschaft, unter dem Namen „Place de repos", vereinigt Personen sowohl des Adels als des Bürgerstandes, ist aber in ihren Mitteln und in der gebotenen Unterhaltung beschränkter. — Eine andere Klasse von Beamten und ein Theil der Kaufmannschaft hält sodann während des Winterhalbjahres aller zwei Wochen Bälle, von deren Besuchung der Adel und der Militairstand ausgeschlossen ist. — Aehnlich dieser ist die das ganze Jahr hindurch bestehende Gesellschaft des „Cirkels", welche jedoch die obigen Ausnahmen nicht macht. — Ueberdieß bestehen, unter der Firma der „Conversation", der „Concordia", der „Euphemie" u. s. w. mehrere Vereinigungen solcher Personen, die von den vorerwähnten Gesellschaften ausgeschlossen sind, und die wiederum andere Theilnehmer ausschließen. — Zuletzt hat sich zu dem Allen noch in diesem Jahre, in einem der glänzendsten Lokale der Stadt, unter dem Namen des „bürgerlichen Casino's", eine Gesellschaft aus dem gebildeteren Theile der Handwerksmeister vereinigt, die zu regelmäßigen Bällen mit ihren Familien zusammen kommen. Selbst hier soll jedoch die Wahl der Mitglieder nicht immer nach der individuellen Bildung erfolgen, sondern noch eine gewisse Standesprobe erfordert werden. — Diese gewaltige Theilung und Schichtung der gesellschaftlichen Gesammtheit wirkt natürlich höchst nachtheilig auf die eigentliche wahre Geselligkeit, die ihre Vereinigungsgründe in ganz andern Rücksichten finden muß, als die der bloßen Convenienz sind. Ja, es kömmt aus eben dem Grunde her, daß Dresden nicht einmal, gleich jeder andern Mittelstadt Deutschlands, eine Gesellschaft auf zu weisen hat, die im Besitz eines eigenen Hauses und der Mittel zu literarischer Unterhaltung, als einer Bibliothek, einer gehörigen Zeitungs-Anstalt wäre, wie Karlsruhe, Stuttgart, Nürnberg und andere, selbst kleinere Städte deren haben. — Der Landtag hat in diesem Winter den Gesellschaftskreis in Dresden erweitert, und da glücklicher Weise weder Arbeitslast noch Steuerlast die Landstände drückt, so waren sie auch stets bereite Theilnehmer an den Lustbarkeiten, welche die Residenz gewähren konnte. Einige Hof-Feste, aus denen die anerkannte Humanität unsers königlichen Hauses die Spuren einengender Förmlichkeit verscheuchte, schlossen sich der allgemeinen Lust an. Mit gleicher Etikette, wenn auch nicht immer gleich erfreulich, wurden in der Stadt mehrere ministerielle und andere Cirkel und Vereinigungen abgehalten. — Nun war aber Momus mit seiner fratzenhaftesten Laune in die oben aufgezählten Gesellschaften gefahren und trieb sie zu buntem Spiel in Verkleidungen und Verstellungen. — In der „Harmonie" ward ein zahlreich besuchter Maskenball gehalten. Eine Quadrille von acht wackeren Fischern und eben so viel zierlichen Fischerinnen, in arkadisch-idealer Tracht, führten einen wohlgeregelten Tanz aus. In wilderen Sprüngen trat sodann eine Quadrille von Abruzzern und Abruzzerinnen, mit den Farben der Carbonari, jener Kobolde, welche in die Stelle des in Ruhe entschlafenen Knechts Ruprecht gefolgt zu seyn scheinen, auf, und tanzten einen raschen, kraftäußernden Tanz. Sonst bewegte sich noch ein gutes Theilchen zahmerer Masken in dem beengten Raume herum. Unter sie theilte ein Briefträger unwitzige Briefchen aus; natürlich! — der Postbote giebt ja nur den Witz aus, den er erhielt. — An demselben Tage fand zugleich ein Maskenball in der „Conversation" statt. Auch das „bürgerliche Casino" bereitete sich eine Lustbarkeit dieser Art, und obgleich, wie im menschlichen Leben allgemein, so auch hier wenig Außerordentliches zu sehen war, so bildete die Vereinigung doch durch die Zahl und die Zierlichkeit der versammelten Masken ein recht artiges, bewegtes Bild, worin wie überall Grotesken, nicht aber rohe Ausbrüche zu finden waren. Der Charakter der friedlichen Bewohner Dresdens, langer Verstellung abhold, treibt sie, bei solchen Mummereien ihre Püppchen sehr bald zu entpuppen, und sich durch zeitige Entlarvung desto frühere Erkennungs-Scenen zu bereiten. — Die öffentlichen Redouten, deren alljährig sechs gehalten werden, schienen durch diese gesellschaftlichen Maskenbälle bedeutend gelitten zu haben, und wurden sämmtlich bei weniger zahlreicher und glänzender Versammlung abgehalten.

(Der Schluß folgt.)

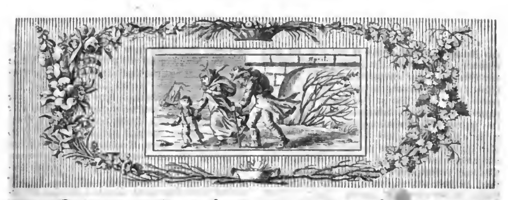
Die Zahl der Weiber im Königreich Neapel übersteigt die der Männer. In den Provinzen ist es nur um $\frac{1}{21}$, aber in Neapel befinden sich 15,000 Weiber mehr als Männer. Im Verlauf eines Jahres werden im Königreich etwa 80,000 Knaben geboren. Die Zahl der Hagestolzen betrug im Jahr 1807: 1,341,750, worunter 172,000 zwischen 16 — 25 Jahr. *) Die ganze Zahl männlicher Individuen dieses Alters betrug damals: 300,000. — Wenn man der Bevölkerung Neapels erwähnt, so meint man in der Regel, daß darunter eine Unzahl Lazzaroni's begriffen sey. Im Jahre 1807 hatte Neapel 341,000 Einwohner; darunter waren 7600 Fremde und 314,000 Eingeborne. Zwar betrug die Zahl der Eigenthümer nur 8000; aber es gab dennoch nur etwa 1000 Bettler. Die Anderen waren Civil- und Militair-Beamte, Professionisten, Handelsleute, Kaufleute, Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Seeleute. (Courier fr.)

*) Wer zählt Männer von 16 — 25 Jahren schon zu den Hagestolzen?
D. R.

Doktor Schouten in Amsterdam hat den Preis der unlängst von der Medizinal-Polizei gegebenen Aufgabe gewonnen: Woher kommt es, daß Ertrunkene, Erstickte oder Gehängte, oft wenn man sie schon gerettet wähnt, bald darauf dennoch sterben? und welche Mittel kann man dagegen anwenden? (Courier fr.).

Die Landsleute des Präsidenten Boyer, welche sich in Frankreich aufhalten, haben demselben eine Badewanne aus Ebenholz mit goldenen Zierrathen und Trophäen übersandt. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 7. April. 56stes Blatt.

Mein Vöglein im April.

Ein Vögelchen im Bauer
Lebt jetzt mit mir vertraut,
Und weckt mich lieblich singend,
Wenn kaum der Morgen graut.

Des Baumes Frühlingssprossen
Umzieh'n das Gitter dicht:
Solch künstlich täuschend Wäldchen
Verschmäht der Vogel nicht.

Ich kose ganze Stunden
Mit ihm voll Zärtlichkeit,
Und fühl' oft selbst Bedürfniß
Zu klagen ihm mein Leid.

Wohl Mancher hat geboten
Auf diesen Vogel schon:
Ich habe Nein! gesprochen
Mit kecklich-festem Ton.

Doch, schwillt der Wald zum Dickigt
Erst an im üpp'gen Mai:
Dann schließ' ich auf den Käfig,
Und laß' den Sklaven frei;

Und spreche: Tummle weidlich
Umher dich hier fortan!
Du kam'st sogleich ins Volle;
Sey hold dem frühern Bann.

Fr. Raßmann.

Leibnitz.

(Fortsetzung.)

Leibnitz war nie verheirathet und lebte einzig den Wissenschaften. „Heirathen ist gut", pflegte er zu sagen; „doch muß ein weiser Mann sein ganzes Leben darauf denken." Im funfzigsten Jahre entschloß er sich zu einer Vermählung: doch die Erwählte bat nun auch um Bedenkzeit und so unterblieb die Sache. Das hinterlassene Vermögen war geringer, als man nach seinen Einkünften erwartet; denn der König von England gab ihm, außer Wagen, Pferde und Diener, jährlich 1300 Thlr., der Herzog von Wolfenbüttel 600; der Kaiser, der ihn zugleich in den Adelstand erhob und baronisirte, 2,000 Reichsgulden, und der Czaar 2000 Rubel. Seiner Schwester Sohn, der Prediger Löffler bei Leipzig, beerbte ihn. Denn die schlesischen Herren von Leibnitz, denen der Alleinstehende einst sein hinterbleibendes Vermögen angeboten, wenn sie ihn in ihre Familie aufnehmen wollten, hatten ihn verschmäht, weil er nur einen Verdienst-Adel auf zu weisen hatte, während sie, wie die Nullen-Reihe der Leibnitzischen Differenziale, einen Werth durch Abstammung zu haben glaubten. Doch daß seinen Namen die Nachwelt nicht vergesse, dafür hat er auf andere Weise gesorgt.

Uebrigens war Leibnitz mittelmäßiger Statur, eher mager als fett, aber doch von starker Constitution; seine Augen waren schwach, aber sie leuchteten ihm bis an das Ende seiner Laufbahn. Bis 1 oder 2 Uhr Morgens arbeitete er; des Tages über aß er mäßig und trank noch weniger, meistens Wein mit Wasser oder Kaffee mit vieler Milch. Vor dem Nachtschlaf jedoch aß er sehr stark und ohne Schaden seines Geistes; aber nie zu bestimmten Stunden, sondern wenn er mit einer Arbeit fertig war. Ganze Monate hindurch verließ er

sein Zimmer nicht; oft schlief er nur fünf bis sechs Stunden, unausgekleidet, im Lehnstuhl, und griff bei dem Erwachen, ohne auf zu stehen, wieder nach den Büchern, seinem Sinnspruch getreu: Pars vitae, quoties perditur hora, perit. Was er las, excerptirte er: auch schrieb er seine eigenen Gedanken, wie sie ihm einfielen, sogleich auf; aber beides, ohne das Geschriebene wieder an zu sehen, da sein Gedächtniß ihm treu war. Der Schrank, in welchem er diese Excerpte ordnete und aufbewahrte, war nach einer Beschreibung und Abbildung verfertigt, welche Vincenz Placcius in seinem, im Jahr 1689 zu Hamburg heraus gekommenen Buche „De arte excerpendi" gegeben. Jener Lehnstuhl und dieser Schrank werden noch jetzt auf der Bibliothek zu Hannover gezeigt.

Da er beständig thätig war, hatte er weder Launen noch quälende Zweifel. Nur betrübte er sich zuweilen, daß die Literatur seiner Zeit zu arm sey, um seinem Geiste stets neue Stoffe zu liefern. Es erschien kein merkwürdiges Buch, das er nicht las. Seine Bibliothek enthielt keine großen Werke — diese fand er auf der churfürstlichen Bibliothek — sondern nur eine zahlreiche Sammlung kleiner seltener Schriften und Dissertationen, welche er, ohne Unterschied des Formats, nach den Wissenschaften geordnet, in Fächern aufbewahrte. Dieser Ort war das Allerheiligste seines Hauses, wohin er nicht leicht Jemanden zuließ: „damit man nicht erkenne, woher er sein Wissen schöpfe." So meinte er auch, daß man aus den Katalogen und Büchern gelehrter Männer in ihre Studien und Beschäftigungen Einsicht erlange. — Das Bedürfniß wissenschaftlicher Mittheilung fühlte er lebhaft. „Bei denen", sagte er einmal, „die ihre Schätze hüthen, habe ich meistens gefunden, was Pompejus im Tempel der Juden: inania arcana, eine geheimnißvolle Leerheit: auch hält Keiner das Seine mehr an sich, als der nur wenig mit zu theilen hat." — Nichts war ihm daher willkommener, als die Errichtung der „Acta Eruditorum" in Leipzig im Jahre 1683 durch Otto Menke, in welche er seitdem fleißig Aufsätze und Rezensionen einschickte. In diesem Sinne veranlaßte er auch Friedrich I., König von Preußen, zur Gründung der Societät der Wissenschaften in Berlin (nach dem Vorgange der englischen und französischen), deren Präsident er ward. Mit Gelehrten ging er gern um, eben der Mittheilung wegen; und so war er theils in Geschäften, theils bloß um sich mit zu theilen, zwei Mal in Frankreich, zwei Mal in England, hatte Deutschland öfter durchstrichen und auch Rom gesehen. Es war damals eine Zeit, wie weder Gegenwart noch Alterthum eine ähnliche auf zu weisen vermögen. Vier Nationen wetteiferten mit einander in Verdiensten um die Wissenschaften und um Hervorbringung großer Männer. Eine ungeheure Revolution hatte diese Periode herbei geführt: durch Kopernikus war die Ueberzeugung, welche man bis dahin aus der Anschauung gewinnen zu können glaubte, in den innersten Tiefen erschüttert; gemeinschaftlich mit Kolumbus hatte er dargethan: wie die Erfahrung wohl eine Ueberzeugung bestätigen, aber nicht begründen könne. Luther hatte die starken Tragsäulen menschlicher Autorität gestürzt und zertrümmert, und so war das ganze Gebäude der Wissenschaften, woran man bis dahin gearbeitet, haltlos zusammen gesunken. Selbst die Trümmer derselben räumte Baco von Verulam als unbrauchbar hinweg: „Er fuhr wie mit einem Schwamme über die Tafel alles menschlichen Wissens." Nun wies Keppler den Planeten ihre Bahnen, Galliläi dem Weltall die Gesetze seiner Bewegung an. Das Fernrohr zeigte am Himmel neue Sterne und das Mikroskop am Sandkorn neue Welten. Torricelli wog die Luft, während Otto von Guerike den leeren Raum schuf und so den Philosophen die Frage vorlegt: was dieser leere Raum eigentlich sey, den er in einer Kugel eingeschlossen in ihre Hände legen könne? — Nun bricht Leibnitzens Zeitalter an. Cassini, de la Hire, Huygens, Bernoulli, de l'Hopital, Bayle, Malebranche, Tournemine, Barrow, Locke, Clarke, Newton schaffen gemeinschaftlich dem erleuchteten Europa den Tag, dessen Morgenröthe schon angebrochen war. Und durch einen ungeheuren Briefwechsel mit wohl 200 Personen wurde nun Leibnitz der Mittelpunkt von diesen wissenschaftlichen Bestrebungen. Es war kein berühmter Gelehrter dieser Zeit, mit dem er nicht in Verkehr stand. Er schrieb, außer an viele Freunde in Deutschland, auch nach England, Frankreich, Italien, der Schweiz und Holland, ja selbst nach China an den Pater Grimaldi, einen Jesuiten, welchen der Kaiser von China zum Mandarin und Präsidenten eines mathematischen Tribunals erwählt hatte. Nur die Aerzte mochte er unter den Gelehrten nicht leiden. Sehr gern ging er aber mit Handwerksleuten, Bauern und Soldaten um, weil er überzeugt war, daß bei diesen noch viele unbenutzte Kenntnisse in der Physik, Mathematik und Sprache niedergelegt seyen. — Und w e n er sprach, den gewann er! — Auch mit Frauenzimmern unterhielt er sich oft, schätzte ihren Umgang und stand mit Mehreren in Briefwechsel.

In der Staaten-Geschichte ereignete sich zu seiner Zeit wenig, worauf er nicht einwirkte. Er war thätig bei der Einführung des Seidenbaues und der Maulbeer-Bäume im Preußischen; bei der Einführung des Gregorischen Kalenders; er betrieb die schon damals versuchte Vereinigung zwischen Reformirten und Lutheranern; seine Interessur-Rechnung wurde in den sächsischen Staaten statt der Carpzovischen Methode eingeführt; er machte den Vorschlag zu Conventions-

Gelde; und auch in Dresden und Wien betrieb er, wiewohl ohne Erfolg, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften. Ja selbst auf das russische Reich hatte Leibnitz nicht unbedeutenden Einfluß durch eine mehrmalige Zusammenkunft mit dem reisenden Czaar, Peter dem Großen, der ihm auch versprach, in seinem weiten Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lassen, und ihm eine jährliche Pension von 1000 Rubeln schenkte.

Die umfassendste Wißbegierde, welche sich auf umfassenden Kenntnissen begründete, dazu Wohlwollen gegen alle Menschen, Humanität und Liberalität in Meinungs-Sachen sind die Hauptzüge seines Charakters. Auch Kleinigkeiten interessiren von großen Männern; so erzählt man von Leibnitz, daß er nie eine Fliege getödtet habe: „Man thue Unrecht, eine so künstliche Maschine zu destruiren." Liebenswürdig ist seine Bescheidenheit, seine Anerkennung des Verdienstes, vorzüglich der Alten. Nie maßte er sich fremdes Verdienst an, und bedurfte dessen auch nicht. Nie redete er schlecht von Jemand und den Getadelten suchte er immer zu entschuldigen. „Es hat keinen berühmten Mann gegeben", schreibt er an einen Freund, „an dem nicht Vieles lobenswerth war. Ich sehe heut zu Tage hier und dort junge Leute an dem Uebel leiden, daß sie von den Vorfahren verächtlich reden, wie ich glaube, um ihre Unwissenheit oder vielmehr Gleichgültigkeit zu verbergen, damit sie doch unter dem Scheine des Rechts sich der Vorschriften Jener entschlagen."

Auf seine Entdeckungen kam er meistens in früher Jugend und trug sich damit bis in das späte Alter, ehe er sie heraus gab. „Ich billige Ihre Meinung über Locke's Art sehr", schreibt er an einen schottischen Edelmann, „die Gegenstände, die man vor hat, mehrmals zu durchdenken: das ist ganz meine Methode, und ich habe mich über Materien von Wichtigkeit nie fest bestimmt, ehe ich sie nicht mehr als zehnmal verschiedentlich durchdacht und die Gründe Anderer geprüft hatte. Der größte Theil meiner Ansichten hat sich erst nach einer zwanzigjährigen Erwägung und Betrachtung derselben gebildet; denn ich habe ziemlich früh angefangen, zu denken, und ich war noch nicht 15 Jahr alt, als ich ganze Tage in einem Gehölz umher wandelte, um mich zwischen Aristoteles und Democritus zu entscheiden." — Wir haben hier wieder ein Beispiel, wie von der Fruchtbarkeit der ersten eigenen Gedanken die nachherige Wichtigkeit großer Männer auf das bedeutendste bestimmt zu werden pflegt. Natürlich! denn wie viele Dinge giebt es, zu deren allseitiger Betrachtung ein ganzes Menschenleben kaum hinreicht? Und sehen wir nicht das Gesetz der Natur: wie sie auf die Entfaltung und Zeitigung edlerer Stoffe immer die größte Zeit verwendet; und das Edelste — der Gedanke des Menschen — der sollte sogleich im Momente des Entstehens, auch zur Reife der Bildung gedeihen können?

Klar und heiter, wie das Bildniß dieses Großen, war demnach auch sein Leben, in welchem Thätigkeit nach außen und lebendiges Ergreifen von innen, Denken, Wirken und Schaffen in harmonischer Beziehung standen. Ich wünschte, ich könnte diesen ewig regen, anspruchlosen und doch seiner Kräfte sich bewußten Geist, der mich bei dem Durchblättern seiner Werke und der Schilderung seines Lebens überall ansprach, fest halten und abbilden! — Doch — ich gedachte, im Bewußtseyn der Unmöglichkeit solches Unternehmens, nur die lichtesten Punkte des schönen, großen Gemäldes an zu deuten, und fahre demnach hierin fort, indem ich mich zu den Wissenschaften wende, in deren Geschichte uns der Name Leibnitz fast überall entgegen glänzt. Seine Leistungen hierin gehörig zu würdigen, möchte nur einem gleich umfassenden Geiste oder vereinten Kräften verschiedener Einzelnen möglich seyn. Denn er bietet sich uns hier dar als Theolog, Sprachforscher, Philolog, Philosoph, Dichter, Mathematiker, Naturforscher, Historiker, Rechtsgelehrter und Staatsmann. Und fast in allen diesen Fächern übertrifft er an Kenntniß seine Zeitgenossen, fast in allen ist er Erfinder. Die wichtigsten einzelnen Schriften, welche er hierin schrieb und deren Anzahl sich auf 269 beläuft, sind theils vorhin genannt worden, theils werden die Theilnehmenden in Ludovici's „Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischen Philosophie" ein sorgfältiges Register seiner Werke finden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

„Was ist denn Philosophie?" fragte eine schöne Dame den berühmten Platner. — Diese Frage einer Dame zu beantworten, setzte ihn in Verlegenheit. „Philosophie" — begann er — „ist — ist —." — „Ach! Kommen Sie nicht fort?" — mischte sich ein Freund ein — „nun, ich will Ihnen helfen. Philosophie ist: neben einem schönen Weibe sitzen und nicht aus der Fassung kommen!" *r.

Alte Gnomen.

8.

Geheimes liegt in der Musik versteckt,
Was unter Tausend kaum Einer entdeckt.

9.

Wer klug ist und zuweilen Thor,
Kommt in der großen Welt empor.

10.

Den Sprung im Topf verräth sein Klang;
Den Schalk verbirgt sein Ton nicht lang'.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

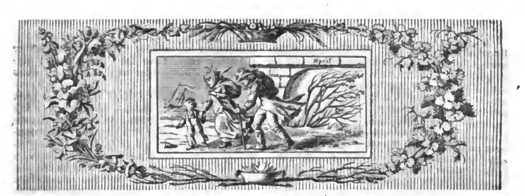
London. Unter den Natur-Seltenheiten, welche der Capitain Parry von seiner Reise nach dem Nordpol zurück gebracht, bemerkt man den schönsten Vogel, die Königs-Ente. Er hat sie dem Londoner Museum zum Geschenk gemacht, und man muß bekennen, daß die Schönheit der Farben und Federn Alles übertrifft, was man in dieser Gattung bisher sah. Der Kopf vorzüglich ist so reich ausgestattet, daß nächstens unsere Schönen versuchen werden, ihren Hauptschmuck darnach ein zu richten. Die Kopf- und Halsfedern gleichen dem feinsten Sammet, übertreffen ihn an Frische und Glanz und sind so regelmäßig gezeichnet, daß die Scheere Mühe haben wird, die Einschnitte nach zu bilden. Ueber dem Schnabel hängt eine zarte Haut, ein Art von Kamm, hoch-citronengelb, mit abnehmender Schattirung in die bunten Farben der Federn hinein spielend. Im Boudoir einer Londoner Dame von Geschmack und Welt ist das Fensterchen nicht mehr von Glas; es besteht aus durchsichtiger Perlenmutter in Stahl gefaßt. Die Astral-Lampen brennen in Porzellan-Kugeln von blendender Weiße. Die Börse besteht aus zwei ungleichen Hälften; die kleinere — der Boden, den eine geheime Springfeder schließt — ist für das Gold, die größere für das Silbergeld bestimmt. Diese Börsen sind sehr theuer und oft — leer. — Der hier unter den arabischen Aromen gesuchteste Wohlgeruch ist seit einiger Zeit die Baslana, aus den Blättern einer in der Nähe von Mekka wachsenden Staude zubereitet. — Wir vergessen hier unsere ehemaligen Lieblings-Schauspielerinnen nicht, auch wenn sie Gattinnen von Parlements-Gliedern und Besitzerinnen von Millionen geworden sind. Neulich zeigte sich Mistriß Becher (ehemalige Miß O'Neil) in Drurylane, als die Oper „Love in a Village" (Liebe auf dem Lande) gegeben wurde, in der Loge des Prinzen Leopold. Kaum wurde sie von einigen Zuschauern im Parterre entdeckt, als von ihnen „Miß O'Neil! Miß O'Neil!" gerufen und von allen Seiten des Hauses mit Jubel und Klatschen wiederholt wurde. Mistriß Becher trat an die Brüstung und verbeugte sich höflich und dankbar. — In der Posse sind die Engländer leicht zu befriedigen. Ein Hr. Matthews, dessen Hauptkunst in der Mimik oder vielmehr in einer solchen Verzerrung seiner Gesichtszüge und Glieder besteht, daß er sich von einer Minute zur andern völlig verwandelt — dieser Matthews zeigt sich seit einigen Abenden in einer neuen Posse. Wenn ich sage neu, so ist sie es nur für die Engländer; denn Piron in seinem „Arlequin-Deukalion" hatte schon vor mehr als hundert Jahren dieselbe Idee, und Dominique war in der Ausführung unübertrefflich. Das Stück heißt „die Elemente, oder Luft, Erde und Wasser". Hr. M. steigt zuerst in einem Luftball zur Erde, sieht sich um und bemerkt zu seiner großen Freude, daß er im Opernhause zu London gelandet; er ruft dem Maschinisten zu, läßt den Ball versenken, eine wohlbesetzte Tafel herauf zaubern, setzt sich zu Tische und erzählt während dem Essen seine Reise-Begebenheiten, wobei besonders die Witzbolde, Dichterlein, Buchhändler und die süßen Herren von London lächerlich gemacht und dem Spott der Versammlung, dem unaufhörlichen Gelächter der Zuschauer preis gegeben werden. Dann geht die Reise zur Erde (mit einem Begleiter und Lustigmacher, Paul Pinnacle) nach der Seestadt Margate, welche nun ebenfalls herhalten muß. Endlich erscheint Hr. Matthews, unter neun verschiedenen Gestalten, in dem bekannten Packet-Boat Polly, wo es mit den übrigen Reisenden zum Theil belustigende, zum Theil derbe und etwas plumpe Scenen giebt. — Einer unserer geschicktesten Maler, Hr. Haydon, hat zu seinem Bild „Christus am Oehlberge" ungeheuren Zulauf. Der vom Künstler gewählte Augenblick ist der, nach den ausgesprochenen Worten des Heilandes: „Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!" Stille und demüthige Ergebung ist an die Stelle des Todeskampfes getreten, von dem die letzten zuckenden Spuren nicht ganz verwischt sind. In einiger Entfernung sind die Jünger schlafend vorgestellt: Johannes schlummert nur ängstlich und bald, Jakobus ist tief eingeschlafen, Petrus, an einen Baum gelehnt, hält das Schwerdt in der Hand, als halte er Wache, und schreckt bei dem Anblick der sich nahenden Fackeln vom unruhigen Schlaf auf; denn hinter ihm schleicht, zwischen Ufer und Anhöhe, Judas, der Verräther, mit der Schaar und einigem Volke heran. Der Hauptmann, die Fackel in der Hand, tritt vor den Andern auf und späht nach dem betenden Christus. Judas hält die Uebrigen mit den Händen zurück und gebietet Schweigen. Mit geducktem Haupt und gesenkten Schultern giebt er zu erkennen, er wolle hinzu schleichen und dem Hauptmann den rechten Mann zeigen. In seinem Blick liegt die höllische Freude über das nahe Gelingen seiner schwarzen That. Die Beleuchtung der Apostel ist doppelt: sie geht von dem Verklärungsschein Christi und von den Fackeln aus. Christus hat sich so eben vom Knieen erhoben. Nach dem Urtheil und Tadel der Kenner liegt in den Zügen des Heilandes zu viel Menschliches; der Strahlenschein allein verkündet die Gottheit. Andere vertheidigen und wohl mit Recht, den Künstler, der den Blutschweiß, den er nicht versinnlichen durfte, vergeistigt hat, indem er das Menschliche hervor hob. S.

Dresden. (Schluß.) Der Namenstag des allgemein verehrten Königs, zugleich der letzte Tag vor dem Fastnachts-Abend, wurde durch besondere, lange vorbereitete Feste gefeiert, denen jedoch, um der Bedeutung des Tages willen, etwas mehr Allgemeinheit zu wünschen gewesen wäre. Zwölf turnierfähige Ritter hielten, in Gegenwart der Prinzen des königlichen Hauses und einer Anzahl geladener Zuschauer, in der geräumigen königlichen Reitbahn ein Caroussel. Die Ritter erschienen, nach Sitte und Brauch alter Zeit, mit ihren Herolden und Knappen auf schönen Rossen in ritterlicher Tracht, mit hohen Büschen geziert: bei dem leichteren Spiel war die Brust, statt mit dem im Turnier üblichen Panzer, mit Watte gewappnet; sie warfen, stachen und hieben nach vorgestecktem Ziele, ritten Quadrillen, welche in die verschlungenen Namenszüge Sachsens und dessen Regenten ausgingen, und empfingen die Preise aus den Händen von zwölf im Diamanten-Glanze prangenden Damen. — Am Abend fand in einem der ersten Privathäuser der Stadt ein glänzender Maskenball statt, an welchem auch die königlichen Prinzen Theil nahmen. Hier fanden sich Masken ein, die einander überboten an Schmuck und Pracht; hier tanzten Schmetterlings-Gruppen, durch Amors Fackel symbolisch zum Leben beseelt; dort bildete sich eine Quadrille von Pseudo-boleros und boleras, die Damen als majas, die Herren in einer von ihren Originalen abweichenden Tracht gebildet; hier fand sich endlich, unter anderen phantastischen Gebilden, auch eine Maske ein, welche, ironisch den Zeitgeist andeutend, nicht zweiköpfig wie Janus, sondern mit einem Rumpf halb die Tracht eines Ritters aus der verschwundenen Zeit des Feudal-Systems, und halb die Kennzeichen eines, dem System der Radikal-Reformen zugethanen Bürgers unserer Zeiten nachahmte. Und wahrlich, mit vollem Rechte gebührte bei diesen Spielen des Momus dem Zeitgeiste ein Platz und sichtbare Darstellung, denn selbst in ihnen hatte er sich unverkennlich geäußert; er war es, der dort den Maitre des plaisirs jenes Casino's für Fleischhauer, Kleidermacher, Haarkünstler und Andere spielte, und wieder er, der hier den schweren veralteten Waffenrock der Ritter ins leichtere, wattirte Wams umgeschaffen hatte. H.

Die Zahl der Bogen politischer Blätter, welche täglich in Paris gedruckt werden, beläuft sich auf 59,246, wovon 20,552 der Oppositions-Partei gehören. (Gaz. d. Fr.)

Der Seiden-Verkehr in Lyon ist so bedeutend, daß in der Regel monatlich 6 — 700 Ballen Seide verbraucht werden. Im Februar sind sogar 1000 Ballen verbraucht. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 9. April. 57stes Blatt.

Der Schmuck.

Als Sultan Aloe auf dem Todtenbette lag, ließ er seine drei Söhne zu sich rufen: „Meine Kinder!" sprach er, „ich habe in meinem Arbeits-Gemach, in dem großen Schranke, ein Kästchen verborgen, welches die kostbarsten Diamanten verwahrt. Sie sind ein Erbtheil; theilt sie Euch und verwendet sie nur zum Schmucke an jenen Tagen, wo Ihr im Glanze einer guten That, dieser himmlischen Zierde der Menschheit, Euch einer irrdischen Auszeichnung werth gemacht habt." Bald darauf verschied der Sultan. — Achmet, der jüngste der Prinzen, eilte sogleich, das herrliche Erbtheil zu beschauen, und der Glanz der überaus prächtigen Diamanten verblendete ihn so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, den kostbaren Schatz allein für sich zu behalten. Unbemerkt schlich er sich mit seinem Raube davon, und als die beiden andern Prinzen, nach der Leichen-Bestattung des Königs, sich aufmachten, den Schatz zu holen, konnten sie ihn natürlich nicht finden, und wußten nicht, was sie davon denken sollten. Sie mußten ihren jüngsten Bruder der Entwendung schuldig glauben; da aber dieser keck den Verdacht auf sie selbst zurück schob, so blieb ihnen nichts übrig, als einen Schiedsrichter zu wählen, der den verwickelten Fall durch seinen Scharfsinn aus einander setzen sollte. Der Kadi, ein rechtlicher und verständiger Mann, ward berufen, und sprach, nachdem er die gegenseitigen Beschuldigungen vernommen, also: „Erlaubt, meine gnädigen Prinzen, daß ich Euch zuvor ein Mährchen erzähle, welches mir eben einfällt, und ein Leitfaden in der Dunkelheit Eurer Angelegenheiten zu werden verspricht. Gönnt mir daher ein geneigtes und aufmerksames Gehör."

„Es lebt' einst ein junger Mensch, welcher eine Geliebte hatte, deren Besitz er aber nicht erlangen konnte, da ihre Eltern sie einem reichen Mann versprachen, welcher die reizende Zulima um keinen Preis der Welt aufgegeben hätte. Ihr Geliebter schien aber an der Gewalt der Liebe seines Mädchens zu zweifeln, worüber sie sehr unmuthig wurde, und endlich zum Beweise ihres glühenden Gefühls versprach, ihn noch einmal an ihrem Brauttage zu besuchen, und ihm so den größten Beweis für die Sehnsucht ihres Herzens zu geben. Der Liebhaber war es zufrieden und fügte sich getröstet seinem Schicksal. — Zulima's Brauttag war heran gekommen, sie ward mit dem reichen Manne verbunden. Ein Strom von Thränen verkündete ihren Schmerz; ihr Mann forschte verwundert nach der Ursach ihres Kummers, und offenherzig gedachte sie jener Liebe und ihres Versprechens. Der Gatte war ein Mann von Verstand und eben in sehr guter Laune; er lachte über das ehrliche Bekenntniß und bewilligte ihr den versprochenen Besuch bei ihrem ehemaligen Liebhaber. Die Braut ging, geschmückt mit Perlen und Diamanten, im vollen hochzeitlichen Staate. Der Mond schien hell und der Glanz ihres Schmuckes zog bald einen Räuber herbei, der sie in ihrem Gange aufhielt und höflichst ersuchte, ihren Schmuck mit ihm zu theilen. Die Schöne schlug ihren Schleier zurück und ließ



ihr reizendes Angesicht sehen. Die himmlische Schönheit der Dame machte einen heftigen Eindruck auf den Straßenräuber. „Wie?“ rief er ganz außer sich; „so göttlich schön und so reich, und um diese Zeit allein auf der Straße! Welch ein seltsamer Umstand konnte euch dazu bewegen, den Gefahren der Nacht entgegen zu gehen?“ — Zulima erzählte mit der größten Unbefangenheit ihre Herzens-Angelegenheit. Der Dieb erstaunte über die Gewalt ihrer Liebe, nicht minder aber auch über die Gefälligkeit ihres Mannes. „Höchst sonderbar!“ rief er aus; „wahrhaftig, ich will ein eben so außerordentlicher Räuber seyn, als Euer Gemahl ein ungewöhnlicher Ehemann ist, und Euch selbst in das Haus Eures Liebhabers begleiten, weil Ihr leicht einem andern Diebe in die Hände fallen könntet, der weniger sonderbar seyn möchte, als ich.“ — Am größten war aber das Erstaunen von Zulima's Geliebten, als er sie Wort halten sah, und es vermehrte sich noch, nachdem er von dem sonderbaren Benehmen ihres Gemahls und des Straßenräubers hörte. Er beschloß, die Güte des Ehemannes und die Großmuth des Räubers nach zu ahmen, und führte die schöne Zulima sogleich wieder ihrem Gatten zu.“

„Nun, meine Prinzen!“ — so fuhr der Kadi fort — „sprecht aufrichtig: wen haltet Ihr für den Großmüthigsten, den Ehemann, den Räuber oder den Liebhaber?“ — Der Aelteste sprach dem Ehemann die Krone der Großmuth zu; der Zweite dem Liebhaber und der Dritte dem Räuber. „Hm!“ sagte er, „ich begreife nicht, wie er den Reizen der Edelsteine widerstanden; sie mußten ja alle seine Begierden aufregen. Dieser Glanz, diese Blithe, wie kann man ihrer Gewalt entsagen?“ — „O mein Prinz!“ sagte jetzt der Kadi, indem er ihm scharf in das Auge sah; „auch Ihr habt dem Glanze der Diamanten Eures Vaters nicht widerstehen können. Ein herzinniges Geständniß kann die That wieder gut machen; legt es ohne Zaudern ab. Die Wahrheit mildert das Vergehen, und Eure Brüder sind bereit, Euch unbedingt zu verzeihen; nur der Weise ist immer Herr seiner Leidenschaften und Reue allein versöhnt.“ — Der Prinz erröthete und gestand den Diamanten-Raub. Er holte den Schmuck sogleich herbei und die Brüder theilten sich nun gewissenhaft in denselben.“ J. Polt.

L e i b n i tz.

(Fortsetzung.)

In der Physik wunderte sich Leibnitz, daß man, bei so großem Reichthum an Erfahrungen, so wenig davon auf den Gebrauch des Lebens verwende. — „Und so kommt mir unser Jahrhundert vor“, sagte er, „wie ein Mensch, der einen großen Ueberfluß von Materialien zusammen schleppt zu einem Gebäude, das seinen Nachkommen zu vollenden hinterbleibt, während er selber sein ganzes Leben unter freiem Himmel hinbringt.“ — Die Kundigen mögen beurtheilen, ob es jetzt anders ist.

Die Katroptik und Dioptrik erweiterte er durch eine Verbesserung des Glasschleifens, worüber er mit dem berühmten Juden Spinoza in Amsterdam correspondirte. Zugleich suchte er diese Gegenstände zu Wissenschaften zu erheben, indem er das Prinzip des hinreichenden Grundes als Axiom hinstellte. So zeigte er, daß ein Strahl darum unter demselben Winkel von einer Spiegelfläche abfahre, unter dem er aufgefallen sey: weil dieser Weg, den er so beschreibt, der leichteste unter allen möglichen sey. Daß die Untersuchung der Endursachen in der Naturlehre die schönste Gelegenheit gebe, die göttliche Weisheit zu bewundern und die Eigenschaften der Dinge zu erkennen, vergißt er nicht zu bemerken. — Auch die Mathematik verdankt ihm viel. Ich erinnere hier vor Allem an seine Erfindung der Differenzial-Rechnung, welche er dem festen Lande früher vorlegte, als Newton (der ihm später die Ehre der Erfindung streitig machte) seiner Inselwelt die „Methodum fluxionum“ gab. Newton hatte nach eigenem Geständniß (in der ersten Ausgabe der Prinzipien) in einem Briefe an Leibnitz räthselhaft einige Probleme jener Erfindung vorgelegt, worauf Leibnitz ihm mit seiner gewöhnlichen Offenheit erwiedert hatte, daß er Aehnliches gefunden. Auch nennt Leibnitz in Briefen an seine Freunde diese Erfindung immer seine eigene, und seine sonstige Bescheidenheit, seine Entfernung von aller Anmaßung darf uns in die Wahrheit solcher Erklärung keine Zweifel setzen lassen. Bemerkenswerth scheint mir hier noch sein Urtheil über die Anwendung dieser Erfindung auf die Physik: „Man sieht überhaupt“, sagt er eben so schön als wahr, „wie diese Methode sehr brauchbar ist, den Uebergang von der Geometrie zur Physik zu erleichtern, weil die Natur-Wirkungen, um den Charakter ihres großen Urhebers aus zu drücken, gewöhnlich ein Unendliches in sich schließen.“ — Er ist zugleich der Urheber vieler mathematischen Zeichen, deren wir uns noch jetzt in der Rechnung bedienen, zum Beispiel des Colon's als Zeichen des Verhältnisses und der Division; und der Parenthese zur Zusammenhaltung zusammen gehöriger Größen. — Seine meisten mathematischen Schriften findet man in den Leipziger „Actis Eruditorum“, als: über das in Rational-Zahlen ausgedrückte Verhältniß des Cirkels zum Quadrat; über die Exponential-Gleichung; über ein neues Prinzip der Katoptrik und Dioptrik; über einen Versuch, den Inhalt von Figuren zu finden; über die Methode des Größten und Kleinsten (worin man schon in wenigen Zeilen die ganze Idee des Differial-Kalkuls angedeutet findet); über eine

Methode neuer Tangenten u. s. w. Auch erfand er die Dyadik, vermöge welcher er mit Null und Eins alle möglichen Zahlen schreiben konnte. Ueberhaupt besaß er nun hiezu noch das Talent, die einzelne Wissenschaft mit dem ganzen Schatz des Wissens in Berührung zu bringen. Wem wäre nicht Leibnitzens beneidenswerth-glücklicher Gedanke bekannt: daß der Mensch eine Asymptote der Gottheit sey?

Auch die Philologie blieb von ihm nicht unberührt. Vorzüglich beschäftigte er sich mit einer Vergleichung der Sprachen zur Entdeckung einer Ursprache, um nach dieser, weit über alle Urkunden und andere Denkmäler hinüber, den Ursprung der Völker zu erforschen. Seine Noten zum Martianus Capella, einem späteren römischen Schriftsteller, wurden ihm entwendet, sonst hätte er diesen in usum Delphini heraus gegeben. Ueberhaupt betrachtete er aber die Sprachen nur als Dienerinnen, deren Gebieterinnen die Wissenschaften sind. „Er unterhielt sich" — sagt einer seiner Biographen — „gleich dem klugen Manne, mit dem Melantho und der Polydora nur so sehr, als es nöthig war, um in das Haus der Penelope ein zu gehen."

Obgleich ferner dieser große Gelehrte meistens lateinisch oder französisch schrieb, so ist er doch nicht ohne Verdienst um die deutsche Sprache. Er schrieb darin eine vortrefliche Abhandlung „über die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache", in welcher einige, nachher von Adelung und Campe benutzte Winke vorkommen. Wir finden ihn hier schon auf dem guten Wege, die Kenntniß der holländischen, dänischen und schwedischen Sprache zu Erforschung verlorner Urformen zu benutzen. — Als neunzehnjähriger Jüngling schon dachte er an eine neue Sprache, vermöge welcher sich, fast algebraisch, auch Unbekanntes müsse herleiten und beweisen lassen: die Zeichen darin müßten nur wie eine mathematische Formel die Analyse der Gedanken sinnlich darstellen.

Am originellsten ist er unstreitig als Philosoph. — Wie er stets ein eifriger Verehrer des Platon war und auch bei den mannigfaltigsten Beschäftigungen nie aufhörte, ihn zu studiren und sich zu eigen zu machen, so möchte sich auf ihn auch anwenden lassen, was Goethe so schön und treffend von dem Fürsten der Philosophie urtheilte: „Er dringt in die Tiefen der Welt, mehr um sie mit seinem Wesen aus zu füllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs theilhaftig zu werden." — Wir denken hier an sein System von den Monaden, welches von einer eben so innigen Betrachtung der Natur zeugt, als es dem philosophischen Talent seines Urhebers Ehre macht. In das feinste Stäubchen, in die leblosen Atome Epikurs legt er den Funken eines göttlichen Geistes, ein empfindendes Wesen (er nennt es Monas), indem er von dem Satze ausgeht: daß die Ursache der Veränderung an solchem Atome in ihm selbst liegen müsse und als Kraft zu denken sey. Dieses empfindende Wesen des Atoms spiegele, so weit es dazu fähig, das Weltall in sich ab, und werde durch solche Aufnahme desselben in sich angeregt, wirksam zu seyn und auf sich wirken zu lassen. Solche Urkräfte nun durchziehen jedes Wesen der Natur mit mehr oder minder Selbstbewußtseyn, bis hinauf zum Beherrscher der Erde, zum Menschen. In diesem wiederholt sich nochmals das ganze große Werk der Natur. In dem Gange seiner Bildung geht er, vom Zustand des Keimes an, bis zu seiner engelhaften Erhebung in ein Reich der Ideen, durch alle die verschiedenen Grade — des Empfindens, des mit Gedächtniß verknüpften Gefühls und des Bewußtseyns hindurch. Und als wollte der Schöpfer ihn auf Achtung und Schonung der scheinbar seelenlosen Natur hinweisen, mit der er doch den Grund seines Lebens theilt: so sinkt sein ganzes Wesen in regelmäßigen Perioden im Schlafe bis zur untersten Stufe bloßer Empfindung ohne Bewußtseyn hinab. Jedes Wesen ist ein Spiegel des Alls: mehr auch nicht der Mensch. Jedes strebt auf seine Art nach dem Unendlichen und sucht dasselbe in sich auf zu nehmen. Die ganze Natur ist nun belebt, beseelt. „Jeder Theil der vorhandenen Schöpfung" — dies sind Leibnitzens Worte — „kann als ein Garten voller Pflanzen und Bäume, als ein Teich voll belebter Wesen von uns angesehen werden. Nun ist nichts Unangebautes, nichts Oedes, nichts Unfruchtbares, nichts Todtes in dem ganzen Weltgebäude!" — Ueber diesem Allen nun schwebt die Urmonas, das Wesen der Wesen, welches aber der vollkommenste Spiegel seiner Schöpfungen ist.

Man kann denken, daß dieses System auf Leibnitz eigenes und auf das folgende Zeitalter den größten Einfluß hatte, ungeachtet der heftigsten Anfechtungen seiner Gegner. Und selbst die beiden Geister unserer Zeit, in denen Philosophie und Poesie ihren Culminations-Punkt erreicht zu haben scheint, Kant und Goethe, ließen sich in ihrer Denkungsweise dadurch ergreifen. Goethe ist besonders, im „Werther" und im „Faust", ein Anhänger von Leibnitz, da er z. B. seinen „Werther" sagen läßt: „Ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes!" — Oder an einer andern Stelle: „Armer Thor, der du Alles so gering achtest, weil du so klein bist! Vom unzugänglichen Gebirge, über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt!" — Oder wenn er im „Faust" dem „Mephistopheles" (der

mir nichts anderes dar zu stellen scheint, als die, das Höchste und Heiligste mit Ironie angreifende Vernunft) die Worte voll ironischer Unzufriedenheit in den Mund legt:

„O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!“

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

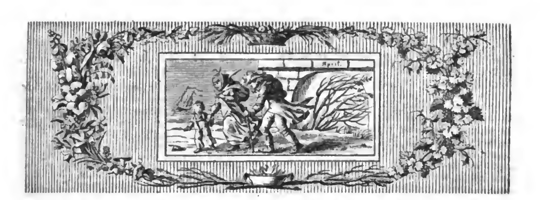
Die Aussagen des Niels Brugger in Stockholm. Ich beeile mich, Dir über eine, wie es scheint, im Werke gewesene Conspiration zu Gunsten des vorigen Königs Gustav Adolph, einige aktenmäßige Nachrichten mit zu theilen. Der Justiz-Canzler übergab vor Kurzem dem Advokat-Fiskal im Swea-Hofgericht zur weiteren Verfügung das Protokoll, welches bei dem Ober-Statthalter hieselbst über die von dem Färber-Gesellen Niels Brugger von Gothland gemachten Angaben geführt ist. Dieser Brugger hat vor dem Ober-Statthalter gegen sich selbst angegeben und bekannt: daß er im Jahre 1811, als die englische Flotte sich an der westlichen Küste des Reichs befand, sich zur Führung einer Correspondenz von der englischen Flotte an Personen hier im Lande, betreffend den vorigen König Gustav Adolph, hat brauchen lassen, und daß er nachher in den Jahren 1815 bis 1818 — also zu einer Zeit, da das königliche Verbot gegen alle Gemeinschaft mit Gustav Adolph, der vorigen Königin und deren Kinder, längst erschienen war — mündliche Unterredungen, sowohl mit Gustavh Adolph selbst, als mit der vormaligen Königin gehabt, und Briefe von dieser Letzteren an Andere befördert hat. Außer dem, was dieser Brugger auf solche Art von und über sich selbst bekannt hat, beschuldigt er auch den Landshöfding in Gothenburg, Graf Rosen, mit Gustavh Adolph im Jahr 1811, auf einer Insel außen vor Gothenburg, Unterredungen gepflogen zu haben, und giebt außerdem an: daß die vorige Königin mehrere Briefe an Graf Rosen geschrieben habe, zu deren Absendung Brugger ihr behülflich gewesen, und von welchen er vermuthet, daß sie dem Grafen Rosen zu Handen gekommen sind. — Nachdem dieser erfahren, daß solche Aussagen gegen ihn vorgebracht waren, erbat er sich gleich von dem König eine rechtmäßige Untersuchung, damit seine Unschuld gehörig bewiesen werden könnte; und der König befahl darauf, nachdem der Justiz-Canzler demselben berichtet, was Brugger angegeben und ausgesagt hatte: daß die ganze Sache dem gerichtlichen Verfahren unterworfen werden solle. Der Landmann Laurin ward gleich darauf beordert, die Sache ohne Aufschub bei dem Swea-Hofgericht anhängig zu machen. Brugger ist nun schon drei Mal im Verhör gewesen, und ich gebe Dir hiermit das Wesentlichste seiner Aussagen: Brugger ist im Jahre 1788 in Wisby auf Gothland geboren, woselbst sein Vater Färber und Fabrikant war, vor drei Jahren aber mit Tode abgegangen ist. Im Winter 1808 und 1809 kam er nach Stockholm, und machte daselbst die Bekanntschaft des Königs Gustav Adolph, indem er, auf Ermunterung des Herrn Le Roy, Lehrer des damaligen Kronprinzen, den König davon benachrichtigte: daß eine Verschwörung gegen ihn im Werke sey, welches Gustav Adolph nicht glauben wollte. Als Belohnung für diese Ergebenheit erhielt er aber doch von Gustav Adolph das Versprechen einer Fähndrichs-Bestallung, und auf diese Art entstand seine Bekanntschaft mit demselben. Gleich nach der Regierungs-Veränderung verließ er Stockholm und begab sich nach Gothland, von wo er aber im Sommer 1810 wieder nach der Hauptstadt zurück kehrte und gleich darauf von dem Ober-Kammer-Junker, Grafen Mons Stenbock, mit dem er früher bekannt war, das Geschäft erhielt, einen an Gustav Adolph adressirten Brief nach London zu bringen und in dessen eigene Hände zu überliefern, worauf Brugger eine Antwort erhalten würde. Der Graf Stenbock hatte ihm bei dieser Gelegenheit gesagt: daß der Brief von dem jetzt verstorbenen Grafen von Ugglas Excellenz verfaßt und unterschrieben sey, und daß Brugger, wenn es ihm unmöglich werden sollte, denselben in Gustav Adolphs eigene Hände nieder zu legen, versuchen müßte, den Brief an den Prinz-Regenten von England zu übermachen, und dadurch die Antwort zu veranlassen, welche man erwartete. Nicht ohne Schwierigkeit ließ Brugger sich zur Ausführung dieses Geschäfts überreden, und erhielt vom Grafen Stenbock, als eine vorläufige Belohnung dafür, 200 Rthlr., mit dem Versprechen einer größeren, sobald der Brief in die rechten Hände gekommen sey. Brugger erklärte sich nun weitläuftig darüber: wie er, um die Commission des Grafen Stenbock aus zu richten, sich nach Carlshamm begeben und daselbst auf einem englischen Kriegsschiff als Koch Dienste genommen habe, und darauf etwas vor Weihnachten 1810 in Plymouth angekommen sey; weiter, daß er, als man ihm verwehret habe, ans Land zu gehen, mit der Post an Gustav Adolph geschrieben habe, welcher sich damals in London aufhalten sollte, um denselben von seiner Sendung zu benachrichtigen. Dieser letzte Brief sey inzwischen geöffnet und habe veranlaßt, daß man bei Brugger eine Visitation nach dem von Schweden mitgebrachten Briefe angestellt habe, welcher in Verwahrung genommen und worauf Brugger beordert wurde, sich bei dem englischen Admiral Robert Coller ein zu finden, welcher den Brief annahm. Da er nun den Befehl erhielt, entweder auf dem Linienschiff zu verbleiben oder nach Schweden zurück zu reisen, wählte Brugger das letztere und begab sich wirklich im Frühjahr 1811 auf dem Kriegsschiff Readnoth nach Gothenburg, nachdem er vom Admiral Coller zwei Briefe empfangen, die er mit nach Schweden nehmen solle, und von welchen der eine an den jetzt verstorbenen Feldmarschall Grafen Toll auf Backaskog, der andere an den Rittmeister Sahlgreen in Gothenburg, der vor Kurzem auch mit Tode abgegangen ist, adressirt war. Diese beiden Briefe hatte der Admiral ganz insgeheim an Brugger übergeben, mit dem Hinzufügen, daß sie das Interesse des vorigen Königs Gustav Adolph und seiner Familie beträfen und Nachricht von den Maaßregeln enthielten, welche England ergreifen würde, um selbiges zu befördern. Brugger empfing die Commission, nicht allein diese Briefe zu überbringen, sondern auch Antwort darauf zu verschaffen, und dann die fernere Fortsetzung dieses Briefwechsels zu besorgen. Um die dazu nothwendigen Ausgaben bestreiten zu können, übergab der Admiral ihm ein Creditiv, welches ihm die Befugniß ertheilte, bei allen englischen Ministern und Consuln an den Orten, wo er hinkäme, Geldsummen von uneingeschränktem Betrag zu entnehmen, und er erhielt außerdem einen Pensions-Brief, wodurch er, als Einer, der in englischen Diensten außer Stand gesetzt worden, sich selbst zu ernähren, berechtigt wurde, täglich 13 engl. Schill. zu erheben. Er begab sich nun mit dem Linienschiff Readnoth nach Gothenburg.

(Der Schluß in der zu diesem Blatt gehörigen Beilage.)

Unter den alten Gebräuchen Frieslands, welche die Gelehrten Thileman, Dothias und Wiarda gesammelt und aufgezeichnet, ist folgende Höflichkeits-Formel besonders bemerkenswerth: Wenn ein Bürger einem Andern begegnet, sagt er ihm weder „guten Tag!“ noch „Ihr Diener!“ noch „wie befinden Sie sich?“ noch „wie stehts?“ noch „wie gehaben Sich der Herr?“ noch „ich habe die Ehre, Ihnen mein Kompliment zu machen!“ — sondern wenn ein Friese dem Andern begegnet, sagt er nur: „Gesundheit sey mit Dir, edler Herr, der Du frei bist!“ (Courier fr.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.
Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 11. April 58stes Blatt.

Browne, Elisabeth und Maria Stuart.

„Nun, wenn es denn seyn soll, daß ich dieser Königin Elisabeth Gefühle heuchele, die ich für sie nicht haben kann, so mag es wenigstens Jeder, dem einst mein Gedicht in die Hände fällt, erfahren: daß ich hier für den höchsten Wunsch meines Herzens — mein Herz verleugnete!" — so sprach, aufgeregten Sinnes, der junge Browne, der sich als Dichter schon die Theilnahme seiner Zeitgenossen erworben hatte, und beschäftigte sich dann, in Umrissen die Verhältnisse nieder zu schreiben, die ihn bedrängten.

Browne war aus guter Familie, doch nur reich an Talent. In seiner Bewerbung um einen Staatsdienst fand er sich empört von dem Verfahren der Königin Elisabeth gegen Maria Stuart und sein Rechtsgefühl ließ es nicht zu, daß er Meinungen unterdrückte, die allen Wünschen hinderlich, ja seinem Leben gefährlich waren. Da gesellte sich die Liebe zu seinen Empfindungen und kämpfte jeden weiteren Gedanken in ihm nieder. Anna, die Tochter des Admiral Hawkins, war es, die seine ganze Sehnsucht nur auf einen Wunsch, den ihrer Gegenliebe, zusammen drängte, und es glückte ihm, durch schöne Gestalt, schmückende Kenntnisse und dichterischen Enthusiasmus, Anna's Herz zu gewinnen. Aber das Unbegrenzte seines Gefühls konnte doch nicht die Kluft füllen, die zwischen ihm — dem wenig Begüterten, der noch zwei Schwestern zu unterstützen hatte — und seiner Geliebten, der Tochter eines reichen und berühmten Seehelden, sich finden mußte. Da galt es nun wenigstens eine bedeutende Anstellung, und Graf Essex — mit dem er in Cambridge studirte — beredete ihn, durch ein Lobgedicht auf die Königin Elisabeth ihm Gelegenheit zur Empfehlung zu geben. Auch seine geliebte Anna bat unaufhörlich, und so war denn endlich ein Werk vollendet, das ihm die schwerste Ueberwindung gekostet hatte und ihm mit Verdruß lohnte, so oft sein Blick es gewahrte. Daher, um sich wenigstens vor sich selbst zu entschuldigen, wollte er die Antriebe zu dem Gedicht gleich jetzt aufzeichnen.

Und es war die Zeit gekommen, wo Browne selbst der Königin Elisabeth sein Werk überreichen sollte. Mit einem schwarzen Bande, dem Zeichen seiner inneren Trauer, hatte er die Rolle umschlungen; doch als er sie aus der Tasche zog und sie knieend überreichte, da bemerkte er ein grünes Band, meinte aber: es müßte wohl eine der Schwestern, die seinen Sinn kannten, dieses Hoffnungs-Zeichen für jenes der Trauer angeknüpft haben.

Die Königin hatte die Rolle mit huldvollen Aeußerungen empfangen und mit innerem Zwiespalt schritt nun Browne heim. Da trat schon unter der Thür eine der Schwestern ihm entgegen: er hatte die Rolle mit zu nehmen vergessen und in der Tasche seines Festkleides steckte schon lange ein Gedicht zum Lobe der — Maria Stuart; dieses war nun in den Händen der Königin Elisabeth. — „Strafe der Zweizüngigkeit!" — rief Browne düster; doch es ward ihm heiterer, als er bedachte, daß durch diesen Unfall die Selbstständigkeit

seiner Gesinnung noch gerettet sey, und er gab sich, von der Vorsehung selbst auf die alte Bahn gewiesen, das heilige Wort: niemals wieder seine innerste Meinung zu verhöhnen.

Aber Elisabeth sprach bald von der Ueberspannung des jungen Browne, und Keiner wagte ferner, sich für ihn zu verwenden. Lange erfuhr er nichts von dem, was über ihn beschlossen sey; endlich sandte ihm die stolze Königin 1000 Guineen, als das einzige, was er jemals von ihr zu erwarten und am besten zu einer Reise ins Ausland zu verwenden habe. — Ruhig vernahm es Browne; aber heftig fand er sich bewegt, als bald darauf Anna gezwungen wurde, einem Sohne des Cecil, Baron von Burleigh, ihre Hand zu geben. Da trieb endlich der stürmende Schmerz ihn aus seiner Dumpfheit empor, und er beschloß nun, mit seinen Schwestern England zu verlassen.

Und es geschah an dem Hochzeittage Anna's, daß er in starrem Hinbrüten durch ein Wäldchen schlich; da trat eine ältliche Frau auf ihn zu, gab ihm, nachdem sie seinen Namen erfahren, rasch ein Päckchen und eilte davon. Die Aufschrift war an Browne gerichtet, und als er die Siegel gelöset hatte, fiel ihm eine goldene Kette mit dem Bildniß der Maria Stuart in die Hände und dabei befanden sich diese Zeilen:

„Da ich einem harten Geschick unterliege, das mein Heiland mir auferlegte, um mich von der Schuld meiner Jugend zu reinigen, so ist es mir ein Trost, zu erfahren: daß edle Männer empört sind von der Willkühr, die mich in Banden hält, daß Begeisterung in meinem Leiden Stoff zur Dichtung findet, die meines ruhelosen Lebens höchste Freude war und ist. Ich weiß, Sir, Ihr tragt den Zorn meiner königlichen Schwester um meinetwillen. Entschädigen kann ich Euch nicht; daß ich es aber in Demuth und Dank erkenne: wie mein Gott mir immerdar Menschen erweckt, die mein Andenken vor boshafter Verläumdung schützen werden, wenn mein irrdisches Fehlen mit mir im Stande vergangen ist — das bezeichne Euch die Kette, die Ihr zu meinem Gedächtniß bewahren sollt. Und wenn mein Blut versöhnend geflossen ist, mögt Ihr, der edle Sänger, helfen, daß mir auch die Welt versöhnt und mein Ruf nicht im Munde meiner Feinde sey. Maria Stuart."

Thränen entstürzten den Augen Browne's; und er beschloß, fortan nur Maria Stuart im Herzen zu tragen und sein Leben ihrer Rechtfertigung zu weihen. Wenige Tage darauf trug ihn ein Schiff nach Schottlands Küsten; dann nahm ihn Frankreich auf, konnt' ihn aber nicht fesseln, da sein tieferes Gemüth sich dort verwaist fühlte. Auf Dänemarks Matten fand er endlich Ruhe und hier schrieb er, in der Gluth der Verehrung, mehrere Werke, die noch in später Zeit das Bild der Maria Stuart verklären halfen. Bertram.

L e i b n i t z.

(Schluß.)

Ich müßte sehr irren, wenn dies nicht auf jene Ansicht Leibnitzens ginge: daß der Mensch nur, seiner Fähigkeit nach, das Unendliche in sich aufnehmen könne; daß nur die Gottheit ein vollkommener Spiegel ihrer Werke sey. Denn Mephistopheles fährt fort:

„Glaub' unser Einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze:
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht."

Und nun bricht Faust in die Worte aus:

„Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbei gerafft;
Und wenn ich mich am Ende nieder setze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft.
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher."

Zugleich kann uns nicht entgehen, wie in jenen Sätzen von Leibnitz der umfassendste Idealismus bekannt wird, und wenn sich in den Schriften dieses Philosophen noch manche andere Spuren nachheriger Kantscher Betrachtungen vorfinden, so möchte sich wohl behaupten und durchführen lassen: wie die Leibnitzische Philosophie die Grundlage und der Ursprung der Kantschen Lehre geworden sey und auch in sofern unsere Achtung verdiene; zu geschweigen, daß Kant selber in einem Briefe an Kästner gesteht: „wenn sein System völlig entwickelt wäre, würde man sehen, daß er das Leibnitzische nicht bestreiten, sondern erläutern und befestigen wolle."

Wer erkennt aber nicht in diesen Gedanken den Sinn des Denkers, wie er bemüht ist, das ächt Menschliche aus sich heraus zu bilden und an den Tag zu fördern? Wer wollte ihm hiernach das regeste Gefühl absprechen für das Schöne, Gute und Wahre, worin einzig die edlere Menschheit sich darstellt? — Wer tadelt den Menschen, wenn er zuletzt der Natur den Zoll giebt, den sie bisher von allen Lebenden forderte? Wer wollte wagen, den Philosophen zu tadeln, dessen System nicht, als das einzig wahre, haltbar da stände? Der müßte wenigstens noch nicht erkannt haben, wie der geheiligte Boden der philosophischen Geschichte bisher noch immer „ein allgemeiner Gottesacker der Denker und ihrer Systeme war!"

War nun, nach dem Vorigen, Leibnitzens Streben und Denken dem Platonschen Verfahren so entsprechend, daß wir von ihm dasselbe behaupten zu können glauben, was von diesem: so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß er in dem Felde der Erfahrungs-Wissenschaften auf einen Abweg gerieth, welchen Platon gerade mehr als jeden andern sorgfältig zu vermeiden strebte. Wenn Platon als Haupt-Resultat seiner Phi-

losophie nicht oft genug wiederholen kann: daß der Mensch eigentlich nichts wisse, und so lange er noch zu wissen glaube, nicht an die Eingangs-Pforte der Philosophie gelangt sey, wie Erstaunen vielmehr und eine heilige Ehrfurcht das Kennzeichen des wahren Philosophen sey — so gedachte Leibnitz, durch die Nothwendigkeit der Resultate in der Mathematik verleitet, eben solch eine Erfahrungs-Rechnung zu finden und vermittelst allgemeiner Zeichen mathematisch der Natur ab zu zwingen, was sie dem kurzsichtigen Auge des Menschen, vielleicht aus weiser Absicht, entrückte. Da er jedoch diesen Gedanken selber nie in Ausführung zu bringen vermochte, ihn nur mehrmals, und immer mit andern Beschränkungen aussprach, so verdiente er deswegen wohl eher Lob als Tadel, indem er erkannte: daß jede Wissenschaft auf festen Prinzipien ruhe und diese Prinzipien zu entdecken suchte.

So gedachte ich früher seines Prinzipes des hinreichenden Grundes, welches für Physik und Methaphysik war, was sein Prinzip des Widerspruchs für die Mathematik.

In seiner Untersuchung über Raum und Zeit ließ er für Kant nur einen einzigen Schluß noch zu thun übrig. Sonst geht er dabei ganz den Weg, welchen nachher Kant einschlug. Er nimmt die Körper aus dem Raume und die Gegenstände aus der Zeit, und untersucht, was nun übrig bleibt: den leeren Raum, —, die Zeit. Da jener nun nichts Wirkliches (durch Sinne wahr zu nehmendes) ist, so schloß er daraus, nicht (wie Kant that): daß Raum und Zeit von uns, zu den Dingen hinzu gegebene Vorstellungen sind, sondern daß ohne Gegenstände kein Raum und keine Zeit möglich seyen, daß daher jener in der Ordnung der Dinge, diese in der Folge der Begebenheiten bestehe. *)

Auch über den Zusammenhang der Seele und des Körpers nach zu denken lag ihm nun nahe. Er sah, wie noch Keiner erklärt hatte: auf welche Weise ein Geist die Bewegungen des Körpers lenken und beherrschen könne, und nahm daher an: daß der Körper, als ein Aggregat von Monaden, ein für sich Bestehendes sey, daß aber die Gottheit in jedem Körper eine ihm angemessene Seele gelegt habe, indem sie voraus zu sehen im Stande war, wie die Bewegungen des Körpers nach einander eintreten und wie das Wollen einer Seele in der Folge der Zeit erscheinen werde, und nun jedes Mal einen Körper auswählt für eine Seele, dessen Bewegungen in ihrer Folge dem Wollen dieser, wie es in der Zeit eintritt, entspricht. Dies ist seine Harmonia praestabilita. Er glaubte, auf diese Weise die Größe der Gottheit, ihre Allmacht und Weisheit auf das glänzendste gezeigt zu haben, indem sie so die Freiheit des Geistes und Willens, unbeschadet der Freiheit der Materie, zu retten gewußt. Der Ausführung dieses Gedankens hauptsächlich war seine „Theodicee" bestimmt, über deren Entstehen er sich also ausspricht: „Der größte Theil dieses Werkes ist stückweise entstanden, wenn ich mich bei der verstorbenen Königin von Preußen befand, *) wo diese Gegenstände, bei Gelegenheit des Dictionnairs und der andern Schriften von Bayle, der daselbst viel gelesen ward, oft beregt wurden. Ich pflegte im Gespräch den Einwürfen Bayle's zu entgegnen und so der Königin zu zeigen, daß sie so stark nicht seyen, als manche Religions-Verächter behaupteten. Ihre Majestät befahl mir mehrmals, meine Erwiederungen nieder zu schreiben, damit man sie mit Aufmerksamkeit betrachten könne. Nach dem Tode jener großen Fürstin habe ich diese Fragmente gesammelt, sie, auf Anrathen meiner Freunde, welche darum wußten, vermehrt, und so ist das erwähnte Werk entstanden. Wie ich über diesen Gegenstand von Jugend auf nachgedacht, so glaube ich, ihn auch gründlich behandelt zu haben." — „Die „Theodicee" — sagt Fontenelle — „würde allein hinreichend seyn, den Herrn von Leibnitz in seiner ganzen Größe dar zu stellen: eine unbeschreibliche Belesenheit; merkwürdige Nachrichten von Büchern und Personen; eine große Billigkeit und sogar Gewogenheit gegen alle angeführten Schriftsteller, gesetzt auch, daß er sie bestreitet; erhabene und vernünftige Ansichten; Raisonnements, aus denen immer ein geometrischer (mathematischer?) Kopf hervor leuchtet; eine körnigte Schreibart, von der die Anmuth einer glücklichen Einbildungskraft nicht ausgeschlossen ist, sind hier vereint!"

Ich endige diese Vorlesung mit einer Stelle aus Mey's Lobschrift auf Leibnitz, welche sich im „encyclopädischen Journal" vom Jahr 1774 befindet. Es wird dort Newton und Leibnitz zusammen gestellt: „Wer den Newton malt, der wähle zum Postament eine egyptische Pyramide und setze darauf die Säule des Herkules, mit dem Rüstzeuge der Mathematik umgeben. Neben ihm sitzen Wallis, Gregor, Barrow und mehrere Genie's seiner Nation, mit der Miene des Unterrichts, Cartes überreiche ihm die Geometrie, und Merkur gebe ihm sanft die Plane, die er aus Deutschland überbracht hat. — Aber zu Leibnitzens Andenken setzet den Apoll auf den Pico, ziehet über seinen Scheitel den ersten Meridian und zu seinen Füßen setzet die neun Musen. Die Grazien verschütten die Schätze des Füllhorns von allen Nationen, die ihre Ketten zerreißen und mit aufgehobenen Händen herzu eilen. Yzem.

*) Ueber die Beschaffenheit unserer Erkenntniß glaubt man in Leibnitz schon Kant selber zu hören, wenn er sagt: „Non omnis cognitionis fundamentum sunt sensus; veritates necessariae a sensibus non docentur."

*) Der Gemahlin Friedrich I., Sophie Charlotte, † 1705.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Die große „Marianische Congregation in Luzern" (congregatio literarum lucernensis immaculatae virginis) enthält in der diesjährigen Neujahrs-Epistel ihres Vorsitzers, des famösen Chorherrn Geiger, gar merkwürdige Aufschlüsse über den Zeitgeist, der diesmal nicht, wie früherhin, spiritus temporis, sondern ironisch sapientia saeculi genannt wird. Diese Weisheit unserer Tage ist, wie Hr. Geiger meldet, vom Maulwurf entlehnt, und sie giebt sich, wie er, mit Durchwühlung der Erde ab, in deren Schmutz sie zwar mancherlei neue Entdeckungen macht, auf dieselben stolz ist und sich Großes einbildet; sobald sie aber ihr Haupt aus Staub und Schmutz hervor hebt, so erblindet sie und fällt ohnmächtig nieder, gleich ihrem Vorbilde, dem Maulwurf. Inzwischen ist von all dem Neuen, worauf sich die Philosophen unserer Tage so viel einbilden (so fährt der Marianische Praeses fort), Manches auch keinesweges neu, sondern längst schon den alten Heiden bekannt gewesen. Die Stern-, Kräuter- und Stein-Kunde, sogar die Bauch-Rhetorik, die Turn-Kunst, die Luft-Schiffahrt, der thierische Magnetismus, die Natur-Philosophie u. s. w. bildeten den Inbegriff dessen, was die Alten „magische Künste" nannten. Das Licht des Christenthums hatte diese Nichtswürdigkeiten der Finsterniß übergeben, und sie allmählig in gänzliche Vergessenheit gebracht; aber den neuen Maulwürfen ist dieselbe wieder Alles in Allem. Von den Maulwürfen geht die Epistel auf die unerhörten Frevler und Gotteslästerer, welche nicht an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters zu Rom mehr glauben wollen, und er verkündet aus der Menge dieser abscheulichen Anti-Christen die Nähe des jüngsten Tages. — Die meisten Einwohner des Stifts Einsiedeln nähren sich im eigentlichsten Verstande fast ganz vom Aberglauben auf eine wahrhaft empörende Weise, da sie größtentheils mit Reliquien und andern geistlichen Galanterie-Waaren handeln und die armen unwissenden Pilger betrügen. Als im Jahr 1799 das angeblich wunderthätige Marienbild aus der Kapelle zu Einsiedeln von den Franzosen nach Paris geschleppt wurde, blieben plötzlich die zahllosen Heere andächtiger Pilger aus, und die Einwohner, welche keinen rechtlichen Erwerb kannten, geriethen nicht nur in die größte Armuth, sondern überließen sich ohne Scheu allen Verbrechen, wodurch sie ihr elendes Daseyn zu fristen hofften. Der damalige helvetische Regierungs-Commissar Zschokke (jetzt Forst-Rath in Aarau) versuchte alles Mögliche, sowohl durch Güte als Strenge, sie zu nützlicher Thätigkeit an zu feuern; allein es war vergeblich, und wollte man nicht eine Spitzbuben- und Räuber-Bande von mehreren tausend Menschen entstehen oder sie Alle verhungern sehen, so mußte man ihrem Hange zur Faulheit schon nachgeben. Herr Zschokke sprach daher mit den Geistlichen, und diese gestanden: daß sie noch zwölf andere Marien-Bilder hätten, von denen man ja nur eines an die Stelle des weg genommenen wunderthätigen Marien-Bildes bringen und sagen könne, daß die Franzosen nicht das rechte bekommen hätten. Dann würden, meinten sie (und das war auch wirklich der Fall), die Wallfahrten wieder beginnen und der vorige Wohlstand zurück kehren. Um nicht eine große Anzahl von Familien untergehen zu lassen, gab Herr Zschokke nach, ließ eine neue Kapelle bauen und ein Marien-Bild auf den Altar setzen. Nun kamen wieder ganze Schaaren andächtiger Pilger, die mit ihren Sünden auch ihr Geld zu Einsiedeln und in der Umgegend ließen, und die Einwohner wurden hierdurch vom Hungertod gerettet. Herr Zschokke ward nachher wegen dieser Nachgiebigkeit zur Verantwortung gezogen, weil man ihn beschuldigte: er habe, als öffentlicher Beamter und als Protestant, den papistischen Fanatismus begünstigt. Er konnte sich indessen sehr leicht durch die Umstände rechtfertigen, da alle Mittel, die Einwohner zu rechtlichem Erwerb auf zu muntern, fehl geschlagen waren und es auch keinen andern Ausweg gab, sie vom gänzlichen Verderben zu retten. — Daß jetzt unter der Firma: „Schweizersches Retorsions-Nachdrucks-Bureau" wirklich ein Institut zum Nachdruck aller würtembergischen und österreichischen Verlags-Artikel im Kanton Thurgau errichtet werde, ist keinem Zweifel mehr unterworfen. Eine wohlfeilere Ausgabe von Goethe's Werken und anderen, besonders Cottaschen Verlags-Werken soll den Anfang machen. Auch das „Morgenblatt" (?) soll nachgedruckt und zur Hälfte des jetzigen Preises geliefert werden. Ob ein bekannter Leipziger oder Schweizer Buchhändler die Idee oder vielleicht noch etwas mehr zu diesem, wohl weniger auf Vortheil als auf Wieder-Vergeltung berechneten Unternehmen angegeben hat, weiß man nicht. Zu wünschen wäre, daß die süddeutschen Regierungen dem Nachdruck endlich gesetzlich ein Ende machten, um auch jenes fatale Rache- und Entschädigungs-System zu verhindern. W.

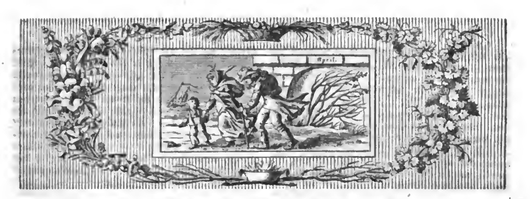
Unlängst wäre beinahe eine gute That in Paris schlecht belohnt worden. Ein Mensch, der sich eines Vergehens schuldig gemacht, entspringt den Gensdarmen und stürzt sich ins Wasser, um nach der Insel Louviers über zu schwimmen. Ein junger Mensch, welcher den Hineingestürzten im Ertrinken wähnt, eilt schleunig mit einem Kahn herbei, nimmt ihn auf und bringt ihn ans Land. Der Gerettete flieht schleunig weiter. Die Gensdarmen aber, in der Meinung, der bereitwillige Lebensretter stehe mit dem Geretteten in Abrede, nehmen diesen jetzt fest und bringen ihn, an Armen und Beinen geknebelt, zur Polizei-Präfektur; hier ergiebt sich endlich seine Unschuld und der schmähliche Verdacht löset sich in ein glänzendes Lob der edelwollenden That auf. (Gaz. d. Fr.)

Auget de Montyon, Staats-Rath und Ehren-Kanzler von Monsieur, ein würdiger 87jähriger Mann, der unlängst verstorben, hatte schon während seines Lebens in früheren Jahren die eigene Idee: jährliche Tugend-Preise aus zu setzen. Der Convent unterdrückte sie; er hat sie aber späterhin wieder erneuert. Sein Testament vom 12. November 1819 enthält folgende Bestimmungen. I. 2400 — 3000 Franken für die marmorne Bildsäule der Prinzeß Elisabeth von Frankreich, mit der Inschrift: „Der Tugend". II. 10,000 Franken Renten demjenigen, der (mit Beurtheilung von der Akademie der Wissenschaften) irgend ein gesundheit-nachtheiliges Handwerk weniger schädlich macht. III. 10,000 Franken Renten als jährlicher Preis dem, der in einem Jahr ein Mittel erfindet, die Medizin oder Chirurgie bedeutend zu vervollkommnen (auch mit Zuziehung des akademischen Urtheils). IV. 10,000 Franken jährlichen Preises für einen armen Franzosen, der in dem Jahre die tugendhafteste Handlung vollbringt. V. 10,000 Franken dem Franzosen, welcher das sittennützlichste Buch schreibt. VI. 10,000 Franken an jedes Departements-Hospital für genesene, aber arme Menschen; da es 12 Departements giebt, so beträgt dies allein die Summe von 120,000 Franken. (Journ. d. Déb.)

Bei Ville-en-Bois kamen unlängst einige Schlächter zu einem dortigen Einwohner und wollten ihm eine Kuh und drei Hammel abkaufen. Man konnte aber nicht des Handels einig werden und die Schlächter zogen wieder ab. Ein Weilchen darauf geht der Eigenthümer nach seinem Stall, vermißt aber sein Vieh. Er erschrickt; in dem Augenblick aber kommt sein Hund, springt immer um ihn her und sucht ihn durch allerlei Geberden mit sich zu ziehen. Der Herr versteht ihn endlich und folgt. Es geht einen kleinen Fußsteig entlang bis zur Stadt Ville-en-Bois, wo der Hund immer um eine kleine Hütte umher geht. Der Herr zweifelt nicht, hier die Diebe zu finden, holt sich Gensdarmen und findet wirklich sein Vieh, nur schon geschlachtet. Der Eigenthümer der Hütte ward sogleich fest genommen. (Constitut.)

Im Jahr 1798 schlugen 6000 Franzosen 40,000 Neapolitaner, und 4000 übergaben Gaëta an 400 Franzosen. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 13. April. 59stes Blatt.

April-Märrchen.

Von Rob. Feretto.

1.

„Da kommt er!“ jauchzte Theodor. „Da ist er!“ frohlockte Amanda. — Jubelnd eilten Beide aus dem Zimmer der Mamsell Wallow, des Mädchens bisheriger Erzieherin, dem Ersehnten entgegen. „Onkelchen! theuerstes, einzigstes, liebstes, bestes Onkelchen!“ rief Amanda jetzt in der Hausthür, in die allerliebsten Hände klatschend, während ihr vor Freude zitternder Herzliebster dem alten jovialen Landdrosten aus dem Wagen half.

„Nun, da bin ich!“ sprach dieser, nachdem der erste Sturm der Freude sich gelegt hatte. „Da bin ich, doch leider als Schreckens- und Unglücks-Bote!“ — „Tantchen ist doch nicht krank?“ fragte Theodor. — „Gesund wie das Fischlein im Wasser; doch dürfte sie leichtlich vom Schlage getroffen werden, wenn sie wüßte, was ich weiß —.“ — „Ach Onkelchen, erzählen Sie doch!“ rief das Brautpaar einstimmig, nicht ohne Herzklopfen. — „Das Haus Falloni und Compagnie, dem ich meine sämmtlichen Kapitalien anvertraute —.“ — „Nun?“ — „Hat sich insolvent erklärt!“ — „Armer Onkel!“ klagte Amanda, dem Verdüsterten die Wangen streichelnd. — „Arme Nichte!“ entgegnete dieser; „denn ja, es muß heraus — aus Eurer Hochzeit kann nun und nimmermehr etwas werden!“ — „Sie scherzen?“ rief jetzt schnell verblassend Theodor, während eine Fluth von Thränen den schönen Augen der Braut entströmte. — „Nun und nimmermehr, junger Herr!“ fuhr der schnell zum Griesgram umgestempelte Oheim fort; „denn obwohl unser lieber Herr-Gott aus Nichts die Welt geschaffen —.“ — „Nichts? theuerster, bester Onkel! Ey, ich dächte!“ — „Was dächten Höchstdieselben? daß der alte Onkel in den kümmerlichen Rest seiner Habe mit Zweien dividirte und spräche: Da, mein Allervortrefflichster! ist die Hälfte, und dann selbst am Hungertuche nagte? Prosit die Mahlzeit, daraus wird Nichts! Nichts! Nichts! und damit Basta!“ — „Aber mein Gehalt? mein sehr bedeutendes Gehalt?“ — „Bedeutend? Was, er Flausenmacher? bedeutend?“ — „Nun ja! Achthundert Thaler!“ — „Ach, und ich kann arbeiten so gut wie Eine!“ rief jetzt plötzlich Amandchen, den Hals des polternden Alten umschlingend. — „Ich schriftstellere in Nebenstunden!“ meinte Theodor. — „Ich male in Oehl!“ betheuerte Amanda. — „Und wir brauchen so wenig! Sind uns selbst genug!“ riefen Beide, sich umfassend. — „Hm, hm!“ brummte der Alte; „Achthundert Thaler — Schriftstellereien — Oehlmalen — wenig brauchen — Sich selbst genug seyn! — Packt Euch jetzt, ich werde es mit der Mamsell überlegen.“

2.

Die geheime Conferenz mußte zum Vortheil des liebenden Paares ausgefallen seyn, denn wir finden selbiges acht Tage darauf als junges Ehepaar wieder und seinen Himmel voller Geigen: Onkelchen aber, das gute Onkelchen in dem Fauteuil des neuen, bereits früher geschmackvoll eingerichteten Logis sich an dem zärtlichen Geschnäbel der Ueberseligen ergötzend. —

„Ja, wer immer bei Euch bleiben könnte!“ sprach jetzt dieser — „wenn Falloni und Compagnie noch stände! Ihr dauert mich am meisten!“ — „O wir Beneidenswerthen!“ riefen beide jungen Leutchen; „uns mangelt Nichts!“ — „Nun, Gott gebe sein Gedeihen zu Eurer Wirthschaft! — Doch bleibt's bei seinem Versprechen, Herr Theodor — keine Schulden, nicht einen Pfennig! Und wenn ihm das Feuer an die Sohlen brennt!“ — „Schulden?“ entgegnete der Tiefgekränkte; „nun wahrhaftig! Bei unseren Bedürfnissen suche ich ganz vergebens nach der Möglichkeit, in diesen Fall zu kommen!“ — „Lirum, larum! Fall hin, Fall her — das Vöglein wird schon anders pfeifen! — In drei Monaten, wird seyn am ersten April, sprech' ich wieder zu, dann soll er die Probe zu seinem Exempel machen — gebe Gott, daß Alles Null vor Null aufgeht!“ — „Ey, wo denkt Onkelchen hin?“ lispelte mit ihrem gewinnendsten Schmeicheltone Amanda. „Aufgehen? Nun, das wäre schön! Und wovon sollte sich unser gutes Papachen dann eine Güte thun? Sie sind für den ersten April zum Diner gebeten“ — fuhr sie mit Pathos fort — „nur sechs Gerichte gern gesehen!“ — „Und süperbe Austern!“ fiel ihr Gatte der Schwätzerin ins Wort. — „Erst Johannisberger Schloß-Wein, oder Bourgogne Volnay, nach Belieben!“ — „Dann Champagner und zum Dessert Tockayer Ausbruch!“

„Basta!“ rief der Onkel; „mir wird der Mund schon wässerig — Ihr Heiden-Volk! Nun, so spart denn hübsch! An mir soll's nicht liegen — wenn nur nicht etwa die sechs Gerichte sammt den Austern in Oehl gemalt oder zu den Kapitel-Ueberschriften einer artigen Erzählung gewählt sind. Jetzt gehabt Euch wohl!“

3.

Nun muß männiglich wissen, daß eben heute Neujahrstag war, und folglich, nachdem der gute Onkel mit tausend Küssen entlassen worden, eine Unzahl von Gratulanten einzog; doch waren diese verdrießlicher Art. Der Schornsteinfeger suchte dem windigen Zettelträger und dieser dem angehenden Hufschmidt den Rang ab zu laufen. Gottlieb, der arme Kauz, überschrie ein blasendes Musik-Chor, und eine Legion ausgemergelter und ausgemästeter, frecher und verschämter, junger und alter, mit ihren Finanzen brouillirter Menschenkinder stimmte mit ausgestreckten Händen ein Tutti an, das jeden Stein, und nun vor Allen das zärtliche Herz der im Ueberfluß schwelgenden Amanda bewegen und rühren mußte. — „Laß mich gewähren!“ bat sie den Gatten, „und die Linke wisse nicht, was die Rechte giebt!“ — Sofort theilte sie Jeglichem das Seine mit. Rosine aber, das mißgünstige Dienstmädchen, welches mit zusah, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sprach zur lahmen Rebekke, ihrer Klatsch-Gevatterin: „Mir wird blümerant! Fäuste voll schmeißt meine junge gnädige Frau die Zweigroschen-Stücken dem Bettelvolk in den Rachen! Das Pack weiß gar nicht, wie ihm geschieht! — Ne, was zu toll ist, ist zu toll!“ — Die milde Segenspenderin aber kehrte zu dem Gatten zurück und lispelte unter den Küssen des Erfreuten: „Solche Saat wird für die Ewigkeit gestreut!“ — „Wie Du glühst, mein Leben!“ erwiederte Theodor; „willst Du Dich nicht in der frischen Winterluft abkühlen?“ — „Ja, nach dem Thiergarten, mein Theurer, laß uns fahren, und in den Treibhäusern Chocolade trinken; wie freue ich mich!“ — Rosine lief nach einem Wagen.

4.

Das Heer der Freunde, die Schaar der Freundinnen aus allen Enden der Stadt, bisher durch Onkelchens Anwesenheit abgehalten, beeilte sich in den nächstfolgenden Tagen, das Versäumte nach zu holen. Da war keine Stunde des Tages, an der nicht Einer oder Eine zum allerwenigsten angelangt wäre, um zu gratuliren, zu küssen, zu fragen, zu sehen und zu bewundern. Nun, Theodor war ein Weltmann und Amanda machte ihm keine Schande. Das Pärchen benahm sich allerliebst. Traf es sich, daß des Gatten Busenfreunde um die Frühstücks-Stunde kamen — mit welchem unnachahmlichen Zauber wußte die Gattin die Sardellen-Semmeln, den Caviar, den Rhein-Lachs, die Jauersche Wurst an zu empfehlen, den köstlichen Madera auf zu nöthigen. Begab es sich, daß um die Thee-Zeit die trefliche Mamsell Wallow sammt einem halben Dutzend Fräuleins ihrer Pension eintraf, wie geschickt wußte Theodor die Pelzmäntel und Shawls weg zu fischen und so zu verstecken, daß offenbar die Angenehmen zum Bleiben genöthigt wurden. Wer dafür aber auch nur einmal das Pärchen gesehen hatte, der schwur hoch und theuer, daß es an Gefühl für Häuslichkeit seines Gleichen suchte, denn — und das ist wohl unerhört — in drei Wochen war selbiges nur fünf Mal im Theater und sonst nirgends gewesen, als etwa um die Mittagsstunde ein Paar Mal auf den Künstler-Atteliers und zwei Mal in Charlottenburg.

5.

So nahte der Carnaval; gleichmüthig verschmähte Amanda schon im Voraus dessen Freuden. — Rosine hatte eben den Kaffee gebracht, als die Subscriptions-Liste zum Einweihungs-Ball des neuen Saales eintraf. — „Soll ich?“ fragte Theodor, nach der Feder greifend. — „Nun, das muß ich gestehen!“ entgegnete das holde Weib; „schon die Frage bekränkt und ärgert mich!“ — „Und mein Täubchen will wahr und wahrhaftig zu Hause bleiben?“ — „Bei Dir, Herzensmann! Wir singen das neue Duett!“ — „Und ich lese Dir vor!“ — „Wie freu' ich mich! Ueberdem mangelt mir ein neues Ballkleid!“ — „Und meine Tuchnadel ging

verloren. Wir bleiben also zu Hause und nähren uns redlich!" — „Mit einem Täßchen Thee!" — „Und nebenbei vom Honig Deiner Lippen." — „Schmeichler!" — „Zauberin!" — „Goldmännchen!" — „O jetzt mein Lieblingslied!" flehte er. — Gehorsam eilte sie zum Flügel und sang mit der Stimme eines Cherubim — und ihre Augen ruhten mit unaussprechlichem Ausdruck auf dem Gatten —: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?" — „Dahin, dahin! möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn!" rief sie, ihn am Schlusse innig umschlingend; doch weiß der Himmel, warum ihre Liebkosungen eben jetzt nicht mit dem gewöhnlichen Feuer erwiedert wurden. — „Was ist Dir?" fragte die sinnige, zartfühlende Gattin. — „Sieh, Amandchen!" entgegnete der Gefragte; „mir fuhr es eben durch den Kopf, daß ich nun wohl nimmer die Goldwangen im dunklen Laube werde glühen sehen — an Ort und Stelle, meine ich. O ihr Jugendträume! ihr scheitert an meinem leeren Seckel!" — „Ist das artig?" rief schmollend Amanda; „ist das Recht? Bin ich Dir nicht mehr als Dein Italien?" — „Meine Welt, mein Alles!" entgegnete erblassend der Ertappte und küßte die erste Thräne dieses Ehe- und Wehestandes von der Rosenwange der schnell Versöhnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

In Frankreich will die Toleranz noch nicht überall Wurzel schlagen; der Religionshaß ist in den unteren Klassen nicht erloschen. Selbst in Bordeaux (einer Handelsstadt!) leben die Reformirten — dort Hugonotten, Protestanten, wohl gar „Hérénques" genannt — immer im Druck. Sie haben zwei kleine, schmutzige Gottesäcker am äußersten Ende der Vorstädte, in Winkeln, welche von Böttcher- und Tischler-Buden und ähnlichen geräuschvollen Gewerben umgeben sind. Der eine ist für die Bürger, der andere für die Ausländer bestimmt. Bei Beerdigungen merkt man besonders die Sinnes-Spaltungen. Als Beispiel diene das Leichen-Begängniß eines neulich in Bordeaux verstorbenen a.jährigen Jünglings aus der Schweiz, Namens Barbey. Vor dem Sarge ging der Küster in f a r b i g e m Kleide; s c h w a r z war verboten. Der Prediger folgte, aber nicht im Ornat; auch dieses ist ihm auf der Straße untersagt. Der Zug ging durch mehrere Stadtviertel. Im Hafen-Quartier wurden der Todte und seine Begleiter von den Matrosen „Kinder der Hölle" genannt. Im Kaufmanns-Viertel zog man von allen Seiten die Hüte ab. Dann ging es an einer katholischen Kirche vorüber; in dieser Gegend hieß es: „Ah, le Huguenot! il ira en enfer!" Man spottete, man lachte, man schimpfte; Weiber gingen der Leiche aus dem Wege. Im weitläuftigen Quartier der Israeliten gewann die Sache ein anderes Ansehen: mit Hutabziehen und Theilnehmung wurde gesprochen: „Le pauvre jeune homme! que Dieu lui soit honnête!" — Die Vorstädte waren zum Theil besser gestimmt, als die Stadt; es wurde manches Zeichen des Kreuzes geschlagen, mancher Ausruf: „Jesus Maria!" gehört. — Welche Verschiedenheit! — und doch geht der Weg der Menschen von allen Gottesäckern in denselben Himmel!

Afrika hat auch seine Beilager und Parties de plaisir. Ein Engländer schreibt aus Sierra-Leone: Vor einiger Zeit verabredeten wir einen Besuch, den wir bei Almamy Dallah Mahommadoo, auf seinem Landsitz an der Küste von Bullom, abstatten wollten. Nur wenige Engländer, worunter auch wir waren, wußten um sein Geheimniß. Er nahm 16 neue Weiber: der arme Mann hatte bisher nur die geringe Anzahl von 89! Die Häupter der Gegend waren eingeladen; ihre Gesellschaft belief sich auf mehrere Hundert. Dallah Mahommadoo ist für den besten Landwirth in Afrika bekannt. Es herrschte an Fleisch, Geflügel und Reis der größte Ueberfluß; doch über Alles ging seine Gastfreiheit. Wein floß wie Wasser, trotz des Verbots des großen Propheten, welches an diesem Tage nicht gültig war. Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt; Alles unter einander, Britten und Afrikaner. Erstere hatten die Ehre, mit den sechszehn Bräuten den Brauttanz auf zu führen; jetzt folgten die National-Kunststücke. Die außerordentlichen Künste des großen afrikanischen Arlequins, „der lange Cory" genannt, belustigten ungemein. Er unterhielt die Gesellschaft durch Kraft und Gewandtheit; besonders fand man Vergnügen an seinen Sprüngen und Tänzen mit den Stelzen. In London würde er, mehr noch als die indianischen Jongleurs und der Bauchredner Alexander, sein Glück machen, ohngeachtet Letzterer bei den Damen, denen er nicht aus dem Herzen, aber aus der Herzgrube Süßigkeiten und Schmeicheleien — im nachgeahmten Tone ihrer Liebhaber — vorsagt, außerordentliches Glück macht.

Auch in Frankreich hat man eine Sage von der w e i ß e n F r a u. Zufolge der Erzählung erschien in der ehemaligen Franche-Comté, in dem jetzt verfallenen Schlosse der Herren von Vaisin die, während ihres Lebens durch ihre Schönheit, ihre schweren Schicksale und ihren gewaltsamen Tod unter dem Namen der „weißen Iselle" (Ilse) bekannte Gattin des Ritters Raoul de Montmorot, um, so oft ein Mitglied der Familie krank war, dessen Tod an zu kündigen. Zugleich ertönte, von selbst oder von dem verstorbenen Prior angezogen, die Sterbeglocke der Abtei St. Severin.

T h. L a u r i n.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

C o p e n h a g e n. Eine unbekannte Frau, welche sich schon früher für wohlthätige Zwecke und milde Anstalten im Geheim

sehr theilnehmend bewiesen, hat in dieser Zeit eine Prämie von 50 Thlr. „für das beste Lobgedicht auf Doktor Martin Luther" ausgesetzt. — Zu den merkwürdigsten literarischen Produkten dieser Zeit gehört unstreitig die zum Universitäts-Programm geschriebene historisch-ästhetische Abhandlung des Professor Oehlenschläger, welche betitelt ist: „Die Dichter im Leben wie in den Werken." Diese Abhandlung fand aber wenig Beifall und rief eine Schrift von Ussing, die da heißt: „Beweis, daß Adam Oehlenschläger wirklich den Verstand verloren hat" an das Tageslicht; diese Schrift ist so merkwürdig, daß ich mich nächstens einmal weitläuftiger darüber ausbreiten werde. Jetzt noch einige Worte über andere literarische Erscheinungen. Wir erhielten zwei neue Schauspiele: „Die Brüder in Leire", von dem Seminarien-Lehrer Boye, welches ein Trauerspiel ist, und von Thiele das Schauspiel: „Der Kynast". Von Oehlenschläger erwartet man nächstens die Herausgabe eines Stücks, welches „Tordenskiolds Liebe" heißt. An Uebersetzungen sind der achte Theil von Shakspeare's „dramatischen Werken", nebst Lord Byron's „Manfred", vom königlichen Capitain der Marine, Wulff, erschienen; Boye übersetzte Walther Scott's „Robin der Rothe"; Berner die „Maltheser-Ritter" von Beaumont und Fletcher; Elmquist die „falsche Catalani" von Bäuerle. Als Neujahrs-Geschenke erschienen: „Julia", von N. Kroßing, welches mehrere sehr hübsche Sachen vom Herausgeber, von der Frau Hegermann-Lindenkrone, von Ingemann, Meisling, Thiele und Oehlenschläger enthält, von welchem Letzteren man auch den dritten Akt der Tragödie: „Der Vaterlose" nach Otway, findet. Andere Schriften, der Bemerkung werth, sind: „Nordische Riesengeschichten" (Kampehistorier), nach isländischen Manuscripten von C. C. Rafn; ferner „der Oberrock", vom Professor Kruse, und der „Damen-Kalender" von Bagge. Der erste Theil der „Riesengeschichten" enthält die Sagen vom König Hrolf Krake und seinen Waffengefährten, die sehr sorgsam und vortreflich ausgearbeitet sind. Auch die dritte Sammlung von Thiele's „dänischen Volkssagen" ist erschienen, so wie „Eros", eine Sammlung von Erzählungen, Novellen und Phantasie-Stücken von Liunge; Doktor Meisling gab „dramatische Abentheuer" von Carlo Gozzi. — Auch die „Lesefrüchte", welche Elmquist in Aarhuus heraus giebt, verdienen genannt zu werden; wir haben jetzt schon den vierten Jahrgang und sie enthalten viele interessante Aufsätze. — Der Maler und Kupferstecher Holm giebt jetzt eine Sammlung von Prospekten der vorzüglichsten Gebäude und Plätze der Residenz heraus, wovon schon ein Heft fertig zur Anschauung vorliegt; es enthält die Prospekte von der Amalienburg, dem runden Thurm, dem Rathhause und der Börse, die in Tuschmanier sehr gut ausgearbeitet sind. — Da wir schon einmal, namentlich bei Gelegenheit des Streites der Professoren Finn Magnussen und Torckel (nicht Toockel, wie der „Gesellschafter" im 37sten Blatt schrieb) Baaden, literarische Streitigkeiten berührten, sey es uns vergönnt, in aller Kürze die Zeitschriften an zu führen, die hier erscheinen und worin solche zum Theil verhandelt werden. Obenan steht die „Staats-Zeitung", insofern sie das amtliche Regierungs-Blatt ist und alle offizielle Artikel enthält, die von den verschiedenen Departements bekannt gemacht werden; sie theilt aber übrigens wenig von Allem mit, was sonst im Staate vorfällt, und enthält auch nicht einmal eine besondere Auswahl der fremden politischen Ereignisse. Sie erscheint zwei Mal in der Woche und der Redakteur derselben ist der Prokurator Knudsen. Der „Dagen" ist auch ein Blatt politischen Inhalts, welches sechs Mal in der Woche erscheint und an inländischen Nachrichten nur zu reich ist, indem es oft höchst Unbedeutendes enthält. Auswärtige politische Nachrichten werden hier ziemlich ausführlich mitgetheilt, als z. B. Parlaments-Debatten und sonstige wichtige Verhandlungen; im Ganzen genommen ist dies wohl das interessanteste unter den hiesigen Blättern. Kleine Streitigkeiten finden hier ihren Platz; auch theilt man zuweilen Notizen über Theater und Kunst darin mit; der Redakteur ist der Justiz-Rath Diedrichsen. Die „Skilderie", welche zwei Mal wöchentlich erscheint und vom Herrn Soldin redigirt wird, ist der eigentliche Kampfplatz literarischer Streitigkeiten; auch enthält dies Blatt manche recht hübsche und nützliche Abhandlung, war jedoch vor einigen Jahren besser als jetzt, wo so manches Schlechte sich eindrängt. Dies Blatt darf keine fremde politische Neuigkeiten mittheilen, giebt aber statt deren Literair-Notizen und Anekdoten, und hat eine eigene Rubrik für vaterländische Neuigkeiten. Die beiden letzteren Blätter sind es also, in denen man finden sollte, was in Dänemark vorgeht, da die „Staats-Zeitung" durchaus darüber schweigt, oder sich erst Wochen nachher über die Ereignisse im Vaterlande verbreitet; doch stehen auch „Dagen" und „Skilderie" darin weit hinter einigen Provinzial-Blättern zurück, und sie dürften sich die „Aarhuuser Zeitung", von Elmquist, und die „Slagelser Zeitung", von dem bekannten Bastholm, zum Muster nehmen. — Die „Collegial-Zeitung" ist auch ein offizielles Blatt, redigirt von den Deputirten der dänischen Canzlei Monrad und Oersted; es erscheint wöchentlich zwei Mal und enthält die Dekrete der Regierung, die Veränderungen des Regierungs-Personals u. s. w. Die „Handels- und Industrie-Zeitung" erscheint zwei Mal wöchentlich und wird von dem Auditeur und Kammerrath Thortsen und dem Herrn Martensen redigirt; sie ist besonders für den Handelsstand nützlich und hat Aehnlichkeit mit der in Deutschland so bekannten „Börsenhallen-Liste" in Hamburg. Die „Literatur-Zeitung" wird vom Professor P. E. Möller redigirt, erscheint wöchentlich zwei Mal und beachtet nur die Literatur des Vaterlandes. Obschon diese Aufgabe nicht von großem Umfang seyn kann, so sucht man doch vergebens hier eine gediegene, belehrende und ausführliche Kritik neuerer Sachen; oft muß man sich damit begnügen, Oberflächliches über Altes zu lesen, und die hier gedruckten Rezensionen erhalten nicht selten sehr scharfe Anti-Kritiken. Der „Polizei-Freund" (Politievennen) erscheint ein Mal wöchentlich, wird vom Capitain Christensen redigirt und ist dazu bestimmt, öffentliche Mängel und Unordnungen zu rügen, damit solche abgestellt werden können; dies Blatt schafft wirklich manchen Nutzen. — Blätter ästhetischen Inhalts sind: „Hesperus" und „Tilskueren" (der Zuschauer), beide vom Professor Rahbeck redigirt; das erste enthält sehr interessante Aufsätze. „Harpen", heraus gegeben von Liunge, enthält Erzählungen, Theater-Kritiken u. dergl. m. „Beevbuen" giebt Herr Rosenkilde heraus; es hat eine fast gleiche Tendenz mit „Harpen", nur berühren die Theater-Kritiken von „Brevduen" gewöhnlich das Ausland. „Borgervennen" (Bürger-Freund), „Aftenposten" (Abend-Post) und „Visitencen" sind unbedeutend, so wie „Addresse-Avisen" ein gewöhnliches Intelligenz-Blatt. — Zu den literarischen Seltenheiten gehört noch: daß eine zehenjährige Verfasserin, Virgilie Christine Lund, eine kleine dramatische Darstellung unter dem Titel: „Die entdeckte Untreue, oder der Geburtstag" heraus gab; schon im vorigen Jahre erschien von der kleinen Verfasserin ein Familien-Gemälde: „Clotilde, oder Zwei für Einen". — Ein Herr Wersel verkündet in der Wiborger Zeitung: daß er eine „Damen- und Moden-Zeitung für die elegante Welt" heraus zu geben gedenke, und daß sie zwei Mal wöchentlich erscheinen solle; das geschieht in der Mitte des Cymbrischen Chersonesus!! — S —

Ein Hr. B. war mit der Zeit so ungläubig in der Politik, Literatur u. s. w. geworden, daß er Alles für Börsen-Nachricht erklärte. Eines Tages erzählte man ihm, daß jetzt der Comet mit bloßen Augen zu sehen sey. — „Ey!" meinte er, „gewiß wieder eine Börsen-Nachricht!" (Journ. d. Par.)

Katharine von Medicis sagte einst: „Es bedarf nur einer guten oder bösen Nachricht, der man drei Tage Glauben schenkt, um ein ganzes Reich zu verderben oder zu retten." (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 14. April. 60stes Blatt.

Der Improvisator Daniel Schönemann.

Die Kunst, ex tempore oder aus dem Stegreif zu dichten, scheint einen milderen Himmel, ein wärmeres Klima, eine beweglichere Phantasie und eine gefügigere Sprache, als die unsrige voraus zu setzen, und sonach nichts weniger als eine deutsche Kunst zu seyn. — Auch ist, wie wir mindestens nicht anders wissen, die Gelegenheit, stans pede in uno Verse zu machen, von unsern vorzüglichsten Dichtern jederzeit eher vermieden, als gesucht worden. Von dem einzigen Gleim erinnern wir uns, in früher Jugend zuweilen ein Paar Reime aus dem Stegreif vernommen zu haben, die aber freilich selten anderer Art waren, als so, daß sie Hans Sachs, preiswürdigen Andenkens, leicht besser gemacht haben könnte.

Allein von dem Manne, den wir hier beachten wollen, lautet wenigstens das Urtheil einer ganzen gelehrten Akademie dermaßen vortheilhaft, daß man versucht wird, es höchst schmerzlich zu bedauern, daß es derselben nicht gefiel, neben dem Weihrauch, den sie seiner Kunst streute, auch zugleich einige Proben seiner ausnehmenden improvisatorischen Ader mit bei zu fügen. Man wird offenbar auf dergleichen Pröbchen um so neugieriger, da es mindestens zu der Zeit, als jenes Certifikat ausgestellt wurde, bei solchen doctissimis viris allgemeine Sitte war, auf die Produkte der Musen als auf unbedeutende Allotrien gnädigst herab zu lächeln. — Das eben erwähnte Certifikat ist in dem bekannten „Alten und neuen Berlin“ des fleißigen Rektors Küster zu finden, und von der Universität zu Greifswalde unter dem 27sten Mai 1720 ausgestellt. Es wird dort (in sogenanntem zierlichen, und wenn man nicht gerade von Lesung des Cicero her kommt, ziemlich erträglichen Latein) unter Anderem Folgendes gesagt:

„Neulich hörten wir einen Poeten eine dermaßen ungewöhnliche Schnelligkeit in der Kunst, Verse zu machen, vor uns entwickeln, daß wir, von Erstaunen hingerissen, nicht wußten: was wir von einer solchen Leichtigkeit, zu dichten, eigentlich denken sollten. Es ist der Herr Daniel Schönemann, der sich der Theologie gewidmet hat. Obwohl er von Jugend an weder einen besonderen natürlichen Trieb zur Poesie bei sich verspürt, noch besondere Anleitung dazu gehabt hatte, so fühlte er doch vor einigen Jahren ein so hinreißendes Talent in sich entstehen, Alles, was er wollte, ohne vorher gegangenes Nachdenken, in gebundener Rede aus zu drücken, daß man ihn nicht sowohl einen gebornen, als zufällig gewordenen Dichter nennen muß. — Nachdem er nun von diesem ausgezeichneten Geschenk der Musen theils zu Rostock, theils zu Güstrow, besonders aber an dem Hofe zu Strelitz, wo er auf allerhöchste Kosten des Herzogs verpflegt wird, die glänzendsten Beweise abgelegt hatte, so konnte er nicht zugeben, daß die Akademie seines Vaterlandes mit dieser ihm von der Gottheit geschenkten Auszeichnung ferner unbekannt bliebe. Es erging also vor einigen Tagen sein bescheidenes Ansuchen an uns: daß es ihm erlaubt werden möchte, auf einem unserer öffentlichen

Lehrstühle Proben seiner neuen Dichtergabe zur allgemeinen Beurtheilung vor zu legen.

Da sich solchergestalt der akademische Senat zugleich mit seinen Mitbürgern, nebst nicht wenigen andern Theilnehmern, am 27sten Mai versammelt hatte, so bat ihn Einer von uns, daß er ein Gedicht über die Verwirrung der Sprachen anfertigen möchte. Er bestieg augenblicklich das Katheder und deklamirte über diese Materie mit so gewählten Ausdrücken, mit einer so reichen Ader und in so verschiedenartigen Versmaßen, als hätte er mehrere Tage über die Sache zuvor meditirt. — Als hierauf ein Anderer aus unserer Mitte ein Stegreif-Gedicht über die heilige Dreieinigkeit von ihm verlangte, noch ein Anderer aber ihn ersuchte, daß er die akademische Jugend nach Marc. XIII. V. 35, 36, 37 zur Wachsamkeit ermahnen möchte, so befriedigte er Beider Verlangen nicht nur auf das vollkommenste, sondern auch so, daß er dabei die gründlichste Gelehrsamkeit und ein ganz vorzügliches Talent, das Herz zu rühren, an den Tag legte. — Wie ihn endlich noch ein Anderer bat, jene drei verschiedenen Materien in gedrängter Kürze noch zu einem einzigen Ganzen zu verarbeiten, so nahm er auch hier nicht einen Augenblick Anstand, sondern lieferte das Verlangte mit dem größten Beifall der Zuhörer."

Wer freilich im Stande ist, nicht bloß über die Verwirrung der Sprachen, die heilige Dreieinigkeit, die geistliche Wachsamkeit einzelne vortrefliche Stegreif-Gedichte zu liefern, sondern sogar diese äußerst heterogenen Gegenstände ex tempore in ein einziges meisterhaftes Ganzes zusammen zu verschmelzen weiß, wahrlich, der muß ein wahrer poetischer Herkules seyn! — Vergleicht man indeß mit diesen pomphaften Lobeserhebungen der Universität, was der berühmte poetische Schönredner Hoffmannswaldau über eben diesen Schönemann sagt:

Beglückt ist Schönemann, der große Schönemann,
Der ganze Predigten in Versen halten kann!
Dies Wunderwerk der Welt wird noch zuletzt die Gassen
Des prächtigen Berlins mit Reimen pflastern lassen.
Das Reden fällt ihm zwar in Prosa ziemlich schwer,
Doch stürzet sein Gedicht gleich ganzen Strömen her.
Er weiß ein läng'res Lied im Husten vor zu bringen,
Als man vermögend ist in Jahr und Tag zu singen;

— läßt man sich ferner von dem ehrlichen Küster erzählen, daß dieser außerordentliche Poet, da er als Pfarrer in ein nicht weit von Potsdam gelegenes Dorf einzog und einige Hausväter an den Thüren sitzend fand, zu ihnen sagte:

Gott grüße euch, ihr lieben Bauern,
Ich werde hier nicht lange dauern;

so geräth man beinahe auf die Vermuthung: die Universität zu Greifswalde habe durch jenes öffentlich ausgestellte Zeugniß nicht sowohl dem auf herzogliche Kosten ernährten Poeten selbst, als seinem hohen Ernährer bei dieser Gelegenheit etwas äußerst Verbindliches schreiben wollen, und daß es sich mit diesem Belobungs-Schreiben nicht um ein Härchen anders verhalte, als mit dem, was einst dem berühmten Herrn von Gundling ausgestellt wurde; kurz, daß es mit der ganzen Sache mehr Scherz als Ernst sey.

(Der Schluß folgt.)

April-Märrchen.

6.

Der Tag des Balles im neuen Saal kam heran und wir finden das Pärchen, um gegen alle Anfechtungen etwa aufkeimender Lust sicher zu seyn, mit einem Wall umgeben, der aus dem Flügel, dem Theetisch, der „Prinzessin Brambilla" und der Guitarre besteht. Theodor beginnt eben aus der „Brambilla" zu lesen, als das unaufhörliche Gerassel der Wagen den Ohren der Hörerin die Hälfte und der Gedanke an das Ziel aller dieser Carossen ihrem Geiste wenigstens ein Drittheil des anziehenden Stoffes raubt und entfremdet. So bleibt denn nur ein leidiges Sechstheil der armen Prinzessin für Amanden, und da nun der eifrige Leser endlich Odem schöpft und die Tasse Thee mit einiger Unterhaltung über das eben Vorgetragene würzen will, bemerkt er mit Entsetzen: daß, außer der Beschreibung des Prachtkleides, mit welchem sich Giacinta voreilig schmückt, alles Uebrige, wie die Spreu vom Winde, aus dem Gedächtniß der Unaufmerksamen verweht war.

„Gesteh nur" — sprach Theodor mißmuthig — „daß Deine Seele auf dem Ball war, daß Dein armer Mann sich vergebens zerquälte, Dich durch einen passenden Vortrag zu ergötzen; daß es mehr als menschlicher Kraft bedarf, um noch einmal von vorn an zu fangen — schäme Dich, Lieblose!" — „Bitte, bitte, nicht böse seyn!" bat die, von dem bisher ganz ungewohnten Ton Erschreckte. „Ich weiß Alles recht wohl, was Du lasest, und kann mich nur nicht so recht auslassen. Ueberdem" — fuhr die Schlaue fort, seine Wangen, auf denen bereits wieder gutes Wetter zu werden begann, streichelnd — „überdem ist mir während Deines Lesens ein köstlicher Gedanke beigefallen. Nun rathe, welcher!" — „Ey, wie sollt' ich?" — „Ein Gedanke, der, wird er anders gut ausgeführt, uns ein hübsches rundes Sümmchen eintragen kann." — „Ich bin voll Erwartung!" — „So höre! Wie wär' es, wenn ich die holde Giacinta, so wie sie vor meiner Phantasie schwebt, in Oehl malte und das gelungene Werk dann für ein Sümmchen los schlüge? Wir brauchen das Geld zwar nicht, doch —." — Rosine unterbrach die feurigen Belobungen des treflichen Planes von Seiten des entzückten, nun ganz versöhnten

Theodor mit ihrem Eintritt und der Bitte um geneigtes Gehör.

Es sey mit tausend Schrecken! — berichtete die Geschwätzige nach langem Umschweif — der halbe Haufen Holz, welcher bei dem Einziehen gefahren worden sey, gehe bereits auf die Neige, und wenn nicht schleunige Anstalten getroffen würden, stehe ihre gnädige Herrschaft in Gefahr zu frieren. — „Gott, wie prosaisch!“ rief Amanda, mit dem niedlichen Füßchen stampfend. „Beschwichtige doch die Zudringliche!“ bat sie den Gatten. — „Morgen früh!“ entgegnete dieser. — Die Gescholtene entfernte sich brummend.

7.

Das schwere Geld für das Heizungs-Material war eben, unter Begleitung von ansehnlichen Seufzern, in die Hand der mahnenden Rosine gewandert, als auch bereits und nun bis zum Mittag ein Freund dem andern folgte, eine holdselige Besucherin einer noch holdseligeren Platz machte, um von dem gestrigen Ball zu erzählen. Etwas Himmlischeres als den neuen Saal könne man, nach Aller Aussage, gar nicht sehen: diese Pracht, dieser Geschmack, diese überraschende Größe, diese Aussicht von den Corridors! Einzig — unübertreflich war das Ganze. — „Und wie konnte meine Amanda daheim bleiben?“ fragte Emilie. — „Himmelschreiend ist es“, bemerkte Marie, „dem Saal durch Dein Erscheinen die beste Weihe zu verkümmern.“ — „Nun, das nächste Mal geht mein Püppchen gewiß hin! Nicht wahr?“ fragte die gute Auguste.

Zwischen Leben und Sterben blinkte die Gefragte nach dem sinnenden Gemahl, der nun, von drei Grazien bestürmt, gehätschelt und umgarnt, sich nur durch ein Ja! los machen konnte, dem man es jedoch anhörte, daß es aus einer beklemmten Brust kam. — Das Freudengeschrei, womit Amanda zu dem Gewährenden hinsprang, die innigen Küsse, mit denen sie ihm vergalt, erheiterten ihn augenscheinlich; und als die Freundinnen das Paar verlassen hatten, gestand die erröthende Gattin: daß sie das Rasseln der Wagen zum nächsten Ball nicht ohne Thränen im einsamen Stübchen würde haben hören können, gestand selbst Theodor — nicht ohne sich seiner Schwäche zu schämen —: daß es ihn gleichsam mit magischer Gewalt nach dem göttergleichen Saal hinziehe. — „Nun“ — fügte er hinzu — „die ganze Lust, denke ich, soll mir nichts kosten; denn dort werd' ich Stoff zu einer niedlichen Erzählung sammeln: „der Subscriptions-Ball“, ein artiger Titel! Was meinst Du, süßes Weib?“ — „Daß Du“, entgegnete Amandchen, „ein englischer Mann bist, dessen Plan ich nur billigen kann. Und ich sehe, statt wie sonst nach den tanzenden Paaren, nach allen hübschen Mädchen-Gesichtern und suche mir ein Original zu meiner Giacinta — wie freu' ich mich!“

8.

In dem glänzenden Ball-Saal wogte die bunte lustige Menge. — Dort der angenehme, im neuesten Geschmack gekleidete junge Mann ist unser Theodor, wie er leibt und lebt; die allerliebste, mit einem augenscheinlich nagelneuen Ballkleid angethanne junge Dame ist seine Gattin, die um so froher ist, als der Glanz der schönen Maradutt-Federn ihres Kopfputzes und die wunderhübsche Tuchnadel in ihres Gatten Jabot durchaus nicht im Verhältniß stehen mit dem Spottgeld, das sie kosteten.

Da holt ein Herr die Geschmeichelte zum Walzer. Sie folgt offenbar nur, um im weiten Kreise nach einem hübschen ihre Zwecke befördernden Gesicht umher zu sehen. Theodor tritt einstweilen zum Büvet — gewiß nur, um in der Nähe zu seyn, wenn der berauschende Nektar, den dort mehr als eine Hebe spendet, das Herz auf die Zunge glühender Tänzer treibt, die sich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit die kleinen Intriguen, welche sie eben anspannen, mittheilen, und dem Lauscher eine Fülle des herrlichsten Stoffes zu seiner Erzählung geben. Jetzt geht Alles zur Tafel. Stolz wie eine Königin folgt — berauscht von den Schmeichelworten, welche ihr die liebenswerthe vornehme Gräfin, mit der Schwanenhand den blendenden Nacken der Jugendfreundin klopfend, ins Ohr flüsterte — Amanda ihrem Geliebten, der als galant-homme vorher Plätze belegte, und außer einiger Gänseleber-Pastete, einem Rebhuhn mit Trüffeln und etwas Caviar, nur wenige Delikatessen geben ließ. Eben trinkt der Glückliche das dritte Glas Champagner, Amanda thut Bescheid und ihre Blicke sagen: O wie bin ich froh!

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Züge.

Wilhelm I., König in Sizilien, verlangte für sich nicht nur alle verborgenen Schätze, die man auffände, sondern alles Silber und Gold seiner Unterthanen, und ließ für dieselben Münzen von Rindsleder zum Gebrauche schlagen.

Charon von Beaumarchais verlangte: daß, um den Zuschauer vom Schluß eines Aktes bis zum Beginn eines andern nicht langweilen zu lassen, der Vorhang nicht fallen, sondern auf dem Theater, statt leer zu bleiben, für stumme pantomimische Personen, wie z. B. Lakaien, gesorgt werden müsse, welche die Möbeln abputzen, die Standuhr aufziehen, das Zimmer kehren, Kleider ausklopfen sollen (!), wobei das Orchester dennoch seine Intermezzo's aufführen könnte.

Der Jesuit Castel, der bizarre Erfinder des Augenklaviers, nannte (nicht epigrammatisch) das Leben ein Epigramm, dessen Pointe der Tod sey. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

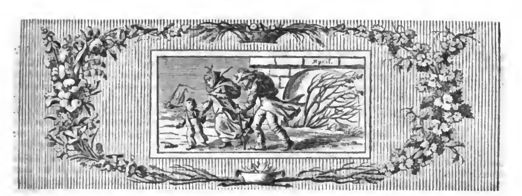
Aus der Schweiz. Im Laufe des Jahres 1820 wurden vor den Gerichten des Cantons Aargau, welcher nach den neuesten Zählungen (die aber zu niedrig gehalten werden) 145,905 Einwohner hat, 28 Personen wegen Verbrechen verurtheilt. Unter diesen 28 Verbrechern waren 5 Heimathlose, 3 aus dem Canton Zürich und 1 von Kolmar. Der einheimischen (verurtheilten) Verbrecher blieben also nur 18, welches auf jene bedeutende Menschenzahl immer sehr wenig ist. Die meisten Verurtheilten, nämlich 18, wurden wegen Diebstahl bestraft; 2 wegen gewaltsamer Verwundung, 1 wegen Störung des Gottesdienstes, 1 wegen unvorsätzlichen Todtschlags, 1 wegen Straßenraub, 1 wegen verheimlichter Geburt, 1 wegen unvorsätzlichen Kindermords, 2 wegen Betrugs. Die Meisten sind zur Ketten- oder zur Zuchthausstrafe verurtheilt; nur Einer (ein Heimathloser, 61 Jahr alt) wurde wegen wiederholten Diebstahls enthauptet. Das alte Sprüchwort: daß die Zeiten immer schlimmer werden, muß nach der obigen Berechnung in der Schweiz nicht zutreffen; denn nach Bullingers (eines schweizerischen Chronikenschreibers) Angabe wurden im Jahr 1480 in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten über 700 Mörder, Räuber und Diebe im Canton Zürich verurtheilt. Die damalige außerordentliche Entsittlichung der Schweizer war übrigens die Folge ihrer vielen und glücklichen Kriege, die fast gänzliche Vernachlässigung des Feldbaues und des müßigen Hirtenlebens, welches die aus jenen Kriegen zurück gekommenen verwilderten Menschen führten. — Noch jetzt sehen die schweizerischen Regierungen, unter denen doch manche sehr aufgeklärt und sehr eifrig besorgt sind für die sittliche und geistige Veredlung ihrer Mitbürger, nicht ein, wie nachtheilig der fremde Kriegsdienst auf die Sittlichkeit der Schweizer wirkt. Einem Fremden gereicht es zum Verdruß, in den meisten Wirthshäusern auf dem Lande und in den Städten französisch-schweizerische Werber zu finden, die in gar zierlichen Anschlage-Zetteln die „Militairliebenden, blühenden Jünglinge höflichst einladen“, Dienste zu nehmen. Mancher junge Mensch wird durch die gewisse Aussicht, am Ende ja Soldat werden zu können, zu Untugenden aller Art verleitet, überläßt sich dem Müßiggang und dann den Werbern, die ihn ins Ausland schleppen, wo er völlig verderbt wird, und als unnützer Mensch nach einigen Jahren in sein Vaterland heim kehrt. Man behauptet zwar: es sey nöthig, daß die Schweizer im Auslande den Krieg lernen, um im Nothfall ihrem Vaterlande als Anführer dienen zu können; allein was die Mehrzahl der aus Frankreich, den Niederlanden und Spanien zurück gekehrten Schweizer-Offiziere dort gelernt hat, ist selten etwas Gutes. Eigentliche Kenntnisse der höheren Kriegswissenschaften erwerben sie sich gar nicht, da sie ihr Vaterland durch seine Eisberge und den Heldenmuth seiner Bewohner und schönen Bewohnerinnen gegen alle feindlichen Angriffe gesichert glauben. Man trifft Artillerie-Offiziere (Obersten und Hauptleute), die von Fortifikation, Mathematik und anderen dem gebildeten Krieger nothwendigen Wissenschaften wenig oder nichts verstehen; die wohl mit einer Büchse oder einer Armbrust ein Ziel treffen können, aber keine Kanone zu laden wissen. Französische Sprache und — französische Untugenden sind in der Regel Alles, was sie heim bringen; doch gewöhnlich von den letzteren mehr als von der ersteren. W.

Wien. Die theatralischen Neuigkeiten haben sich seit meinem letzten Briefe gehäuft; wir haben des Neuen viel, des Guten aber wenig gesehen. Im Burg-Theater wurde ein neues Lustspiel in vier Akten: „Der Tag der Verlobung“ von einem ungenannten Verfasser gegeben. Es fehlt diesem Lustspiel nicht an komischen Situationen und wirksamen Scenen; doch ist das Ganze viel zu lose zusammen gewürfelt, um bleibenden Eindruck hervor zu bringen. Der Beifall war getheilt. — Im Hof-Opern-Theater wurde die „Jungfrau von Orleans“ unter dem Titel: „Johanna d'Arc“ als Ballet gegeben!! Schöne Dekorationen, prächtige Costüme, üppige Tänze, aber — keine Jungfrau. Die Aufnahme war kalt. — Nun kommen wir zu dem Theater an der Wien, dem Haupt-Stapelplatz der Neuigkeiten. Hier wurde uns aufgetischt: Nr. 1: „Die Tartarn in Ungarn“, Trauerspiel in fünf Akten, nach Kisfaludy, von Gaal. Wenn die Direktion den Plan hatte, uns mit diesem jungen Dichter, der von seiner Nation hochgeehrt wird, bekannt zu machen, so hätte sie nicht sein mangelhaftestes Erstlingswerk wählen und ferner dafür sorgen sollen, daß es nicht so stümperhaft vorgestellt werde. Nr. 2: „Die Hubertus-Nacht“, Ritter-Schauspiel in fünf Akten. Nicht mehr und nicht weniger als das alte verrufene Schlenkertsche Ritterstück: „Die Bürger und Bergknappen von Freiberg“, mit einigen unbedeutenden Abänderungen. Der am Schlusse vorkommende Zug der Bergknappen mit Grubenlichtern füllte einige Mal die Gallerieen. Nr. 3: „Pauline, oder Muth und Liebe“, militairische Oper in zwei Akten von Napoleon Ebersberg. Musik von Drechsler. Ein höchst unglücklicher Versuch eines jungen Mannes, der sich gegen den Tadel der hiesigen Zeitschriften sehr bitter aussprach und versicherte: er würde seine Feinde nächstens durch eine gelungene Arbeit beschämen. Wir wünschen ihm Kraft zum Worthalten und seinem Erstgebornen sanfte Ruhe. Nr. 4: Demoiß. Pfeiffer trat, nachdem sie ihre Gastspiele im Hof-Theater beendigt hatte, auch hier in einigen Rollen zwar nicht ohne Beifall, aber ohne sonderliche Wirkung auf. Zu ihrem Benefiz wählte sie ein neues dramatisches Gedicht in vier Akten von Wend: „Herrschsucht und Entsagung“, das mit der ersten Vorstellung zu Grabe ging und nicht geeignet war, der scheidenden Gastspielerin eine dankbare Erinnerung in dem Gedächtniß des Publikums zu bewirken. Nr. 5: „Das Opfer kindlicher Liebe“, Drama von Houwald. Endlich einmal ein goldenes Saamenkorn unter vieler Spreu! Dieses Drama ist nämlich das überall mit Beifall gegebene Schauspiel: „Fluch und Segen“, welches hier umgetauft werden mußte. Sein Werth ist entschieden und es fand auch hier volle Anerkennung. Die Darstellung zeigte von Fleiß und gutem Willen. — Von nächsten Ostern an hört die provisorische Verwaltung der Hof-Theater auf. Graf Moritz Dietrichstein und Hr. Hofrath von Mosel sind als Direktoren ernannt; Beides sind geschmackvolle, kenntnißreiche, vielseitig gebildete Männer, von denen sich das Beste erwarten läßt. — Der Fasching brachte uns schon eine Menge von Conzerten, wie wird es erst in der Fastenzeit werden?! Mad. Catalani hat es für dieses Jahr allen Conzertgebern verdorben; den Beweis lieferte das Conzert des K. Baierschen Kammer-Musikus Herrn Baermann. Dieser ausgezeichnete Künstler war uns aus früherer Zeit rühmlichst bekannt; die vorzüglichsten Künstler unterstützten ihn, und dennoch war der Zuspruch nicht zahlreich. — Herr Castelli hat plötzlich die Redaktion des „Conversations-Blattes“ übernommen. Wir wünschen ihm Ausdauer, denn an Sachkenntniß gebricht es ihm wohl nicht. Diese Zeitschrift zeichnet sich durch ihre wissenschaftliche Tendenz vor den meisten der übrigen hiesigen Journale vortheilhaft aus; gelingt es Herrn Castelli, wie er in seiner Ankündigung verspricht, durch zweckmäßige Mannigfaltigkeit sein Blatt auch für die Menge anlockender zu machen, so wird er es in Kurzem zu der gelesensten hiesigen Zeitschrift erheben. K.

Jetzt wird man sich bald ohne Arzt behelfen können. Fünf und zwanzig französische Aerzte haben ein „Medizinisches Dictionnaire“ heraus gegeben, das die vollständige Behandlung aller inneren und äußeren Krankheitsübel enthält. (Journ. d. Déb.)

In der Gegend von Leira, Provinz Estremadura, in Portugal, ist ein neuer Vulkan entstanden. Die Lava hat zum Glück ihre Richtung nach einer unbrauchbaren Gegend hin genommen. (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 16. April. 61stes Blatt.

Frühlings-Gruß.

Frühling hat zu neuem Leben
Freudig schon die Aeuglein offen;
Herz, aus Beben auf zum Schweben!
Du sollst auch nun Frühling hoffen.

Wer ist's, der in Banden bliebe,
Zeigt das All sich fesselfrei!
Ohne Kränze, ohne Liebe
Eile nicht der Mai vorbei!

Rings von Grabesnacht umfangen
Sind, die mit dem Schicksal rechten;
Laßt im Bangen und Verlangen
Nicht am Todtenkranz uns flechten!

Wer ist's, der in Banden bliebe,
Zeigt das All sich fesselfrei!
Ohne Kränze, ohne Liebe
Eile nicht der Mai vorbei!

Aller Träume Ziel sind Thränen;
Sicher kaum ist, was wir haben:
Und das Sehnen und das Wähnen
Wird einst noch mit uns begraben.

Wer ist's, der in Banden bliebe,
Zeigt das All sich fesselfrei!
Ohne Kränze, ohne Liebe
Eile nicht der Mai vorbei!

Fort denn, all' ihr Truggewalten!
Frei sind wir und froh gekommen
Lustgestalten fest zu halten,
Bis uns Staub zurück genommen.

A. Münde.

April-Märchen.

9.

„Liebe, gute, einzige Frau!“ — sprach am andern Morgen Theodor zu Amanden, auf deren engelschönem Gesicht noch der Wiederschein der gestrigen Lust erglänzte — „liebes, theures Wesen! fast schäm' ich mich, Dir es zu sagen — unsere Kasse ist ziemlich erschöpft, und was nun werden soll, ist Gott allein bekannt. Ich überschlug eben den ärmlichen Rest, und fand, daß von den zweihundert Thalern, die ich am Anfang des Jahres einnahm, von dem bedeutenden Geschenk, das der gute Onkel zurück ließ, kaum funfzig Thaler übrig sind.“ — „Du scherzest!“ entgegnete die Erschrockene; „funfzig Thaler? Ey, wie käme denn das? Gestehe, Du loses Männchen, nur ängstigen willst Du mich!“ — „Und Amanda vergißt ihre Milde am Neujahrstage? vergißt der endlosen theuren Dejeuner's, der Unzahl der Freundinnen, die in der Dämmerungsstunde Thee heischten? der kostspieligen Lustfahrten, der Lustspiele, die wir sahen, die nun für uns zu Trauerspielen werden, des Holzes endlich, das auf dem Heerde nun wohl schwerlich brennen dürfte? — das Letzte verschlang der unselige Ball sammt dessen Gefolge! — O ich vergehe!“ — „Muth, mein Theodor!“ entgegnete Amanda, mit einer Stimme, die das Zuversichtliche des angepriesenen Mittels nicht sonderlich verrieth. „Jetzt wird Dir die Gefährtin Deines Lebens zeigen, daß sie den Schwur: nicht in der Freude nur, nein, auch im Leid treulich an Deiner Seite zu stehen,

zu erfüllen weiß. Hab' ich nur Dich, Du über Alles geliebter Mann!" fuhr sie unter hörbarem Schluchzen fort, „so wird mir das Schwerste leicht zu tragen, ja der Hunger selbst ein neues Band seyn, das mich für Zeit und Ewigkeit an Dich fesselt!" — „Wie bist Du gut!" seufzte Theodor, die Heroin an sein Herz ziehend: „doch fürcht' ich die Bestandlosigkeit dieser Ausbrüche Deines Muthes und sinne vergebens nach einer Quelle, aus der ich — den Hunger, dessen Du eben gedachtest, zu verscheuchen — Fisch und Braten schöpfen könnte." — „So laß uns arbeiten!" rief die Entschlossene, und eilte, die Staffelei aus dem Winkel hervor zu suchen, in den man selbige, nebst anderem unnützen Gerülle, am Hochzeitstage geworfen hatte. Theodor aber zerbrach sich auf dem Berufsweg, den er eben antrat, vergebens den Kopf, einen anziehenden Stoff für den „Subscriptions-Ball" zu finden.

10.

Eben so vergebens strebte indeß auch Amanda, die Reminiscenzen des Balles auf die Leinwand zu übertragen. Theodor fand, da er heim kehrte, nur einen winzigen Beitrag zu dem verheißenen Meisterwerke auf derselben. Ging es ihm doch selbst nicht besser! Die herben Leiden der Gegenwart, die Furcht vor den noch schlimmeren der Zukunft umdüsterten seinen Geist, der früher in geschäftslosen Stunden, unter den Entzückungen der ersten Liebe und des Bräutigamsstandes, allerdings fruchtbar an manchem trefflichen Erzeugniß war.

„Ich trage die Schuld meines Leichtsinns!" — sprach er endlich, als eine Stunde nach dem frugalen Mittagsessen immer noch keine Sylbe auf dem Papier stand, zu sich selbst — „nun will das Unvermeidliche männlich getragen seyn; frisch daran, Theodor!" — Freudejauchzend rief jetzt auch Amanda: „Ich hab's, ich hab's!" Das liebliche Oval einer Römerin formte sich unter ihren Händen, und vergnügter als am Morgen zu erwarten stand, fanden sich Abends die Gatten am Theetisch zusammen. Er las ihr die drei ersten Capitel der angefangenen Erzählung vor; sie erbat sich seine Meinung über den Faltenwurf und die Anordnung des Gewandes, und Beide hatten endlich sogar Muth genug, den gestrigen Ball zu recapituliren und ihn dennoch göttlich zu finden. „Bleibt uns doch die Erinnerung", sprach Amanda zuletzt, „und die süße Gegenwart, in der wir uns gehören. Jetzt aber will ich nur zu meinem lieben Pflegekind, zu meiner Giacinta all' mein Gemüth hinwenden — es wird schon gehen!" — „Was Gott gebe!" entgegnete Theodor; „der aber muß helfen, denn bis zum ersten April sind noch sieben Wochen.

11.

Rosine, die Geschwätzige, mußte nun, so sehr sich das Zartgefühl der jungen Herrschaft dagegen sträubte, nothwendig in das Verständniß gezogen und ihr tiefe Verschwiegenheit auferlegt werden, wenn anders nicht in kurzer Frist die ganze Stadt wissen sollte: daß in einer gewissen Küche von nun an Meister Schmalhans das Regiment führe. Die Gute heulte, da Theodor in den sauren Apfel biß, bittere Thränen, schwor Stein und Bein: daß sie jedes Körnlein Salz zu Rathe halten wolle, und betheuerte, daß selbst Rebekka, vor der sie sonst nichts auf dem Herzen behalte, glauben solle, daß ihre liebe gnädige Herrschaft in Saus und Braus lebe. — Mit den Geberden eines Kranken, der eben die gallebittere Medizin verschluckte, kehrte Theodor der trefflichen Ancilla, welche nun offenbar in diesem Bunde die Rolle einer Dritten zu spielen gesonnen war, den Rücken, und suchte Rath und Trost bei der Königin seines irrdischen Himmels; doch vergebens, denn die gestrige Wallung hatte sich in gänzliche Muthlosigkeit verkehrt und verdüstert schlich er abseits, indem er halblaut sang:

> Wenn gleich mein Schiff vor Anker liegt
> Bei ganz contrairem Winde,
> So laß ich doch die Hoffnung nicht,
> Daß ich den Hafen finde

Doch entfernte sich die Aussicht nach diesem immer mehr und mehr: denn mit jedem Thaler, der dem mageren Kassenbestand entfloh, ward die hohe See, auf der das lecke Schifflein dieses Ehepaars schwankte, immer unruhiger und klippenvoller.

(Der Schluß folgt.)

Der Improvisator Daniel Schönemann.

(Schluß.)

Dennoch darf man nicht übersehen, daß jene poetischen Kampfrichter hier noch vor der Gottschedschen Periode auftreten, und daß damals Manches für Poesie galt, was wir heutiges Tages wohl kaum gereimte Prosa nennen möchten. Wer dürfte es ihnen also sehr verargen, wenn sie die Sache auch ganz ernstlich gemeint hätten? Sie lebten einmal in Zeiten, in welchem ein Dichter dem andern folgendes zierliche Kompliment machen durfte:

> Der Sommer hat kaum so viel Fliegen,
> Als Reime Euch im Kopfe liegen!

Wahrlich, in solchen Tagen wird Manches bewundert, was bei einem gebildeteren Geschmack mit Fug und Recht unter die Albernheiten gezählt werden kann.

Daniel Schönemann scheint jedoch kein ganz alltäglicher Reimer gewesen zu seyn, wie sie Studirstube und — Weberbank selbst invita Minerva eben nicht selten hervor gebracht haben. Küster erzählt unter Anderem: daß der Hamburger Brockes, bekanntlich auch ein Versifex von sehr beweglicher Zunge, eines Tages seine Berlinischen Freunde besucht und Schönemann bei ih-

nen gefunden habe. Um Letzteren auf die Probe zu stellen: ob er auch seine Reime nicht vorher zu Hause ausarbeite und sie nachher in Gesellschaften für extemporirt ausgebe, habe er das Wort Manuscripte hingeworfen und unsern Improvisator ersucht, daraus eine poetische Kleinigkeit aus dem Stegreif zu machen, die auf sie Beide einige Beziehung verrathe. Schönemann war auf der Stelle mit folgendem nicht ganz schlechten Distichon bei der Hand:

Du wühlest, großer Mann, in Deinen Manuscripten,
Du lebst in Canaan, ich aber in Egypten.

Außer dem führt Küster noch eine Menge von Gegenständen auf, an welchen er vor Hohen und Niederen, Gelehrten und Nichtgelehrten, Eingeweihten und Uneingeweihten sein außerordentliches Talent, poetisch zu extemporiren, jederzeit bewährt habe; nur bedauert er, daß der Improvisator meistens so schnell dabei zu Werke gegangen sey, daß ihm kein Geschwindschreiber habe folgen können. Und dies bedauern wir allerdings mit ihm, weil sich im entgegen stehenden Falle ein weit bestimmteres Urtheil über unsern Mann wagen ließe. Nimmt man hierzu, daß sich ernsthafte Männer, wie die zu ihrer Zeit sehr berühmten Theologen Spener und Reinbeck, für unsern Dichter lebhaft interessirten, so kann man nicht umhin, eine vortheilhaftere Meinung von ihm zu fassen, als der Herr von Hofmannswaldau, dem vielleicht der Neid bei obigen Zeilen die Feder führte, von diesem seinem Nebenbuhler gehabt zu haben scheint.

Schönemann hat übrigens unter dem Namen Sincerus eine eigene Sammlung von Gedichten herausgegeben. Daß aber diese gegenwärtig keine Seele mehr kennt, ist kein Beweis, daß sie für ihre Zeiten nicht mehr noch als mittelmäßig gewesen sind. Wie Viele von denen, die sich heutiges Tages den feinsten Geschmack zutrauen, wissen wohl noch, daß einmal ein Uz in Deutschland gelebt hat, dessen Gedichte unendlich gedankenreicher waren, als das Mehrste, was jetzt geverselt wird? — Noch eine psychologische Merkwürdigkeit führt Küster von ihm an, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Schönemann verfiel einst in eine Krankheit, wo ihm die Kunst, schnell und viel zu reimen, gänzlich ungetreu wurde; und nur erst, nachdem er wieder völlig hergestellt war, fand sich sein ehemaliges Talent auf's Neue bei ihm ein.

Schließlich ist seine Lebensgeschichte in nuce folgende: Daniel Schönemann war im Jahr 1695 den 16ten Februar zu Greifswalde geboren, wo sein Vater (der denselben Vor- und Zunamen hatte) das Rektorat bekleidete. Da die Mütter an poetischen Söhnen in der Regel das beste thun, so mag auch Schönemann's Mutter nicht unerwähnt bleiben. Sie hatte zwei sehr fromme Namen, hieß Maria Elisabeth, und war die Tochter Herrn Stephani's, eines Geistlichen zu Greifswalde. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Schule zu Barth, wohin der Vater als Pastor und Präpositus berufen war. Schon im dreizehnten Jahre wurde er zu Greifswalde immatrikulirt (welches schwerlich geschehen seyn möchte, wenn man nicht früh ausgezeichnete Talente an ihm zu bemerken geglaubt hätte). Er blieb drei Jahre auf der Universität und half seinem Vater predigen; mithin sehen wir hier einen sechszehnjährigen Prädikanten, allerdings auch eine seltene Merkwürdigkeit. Im Jahre 1714 wurde er Hofmeister in dem Hause des berühmten Quistorp. Sein ausgezeichnetes poetisches Talent brachte ihn aber schon im Jahr 1716 an den Strelitzer Hof. Von da begab er sich zwei Jahre später nach Malchow. Auf eine Empfehlung an die Markgrafen von Brandenburg, Christian Ludwig und Albrecht Friedrich, ging er bald darauf nach Friedrichsfelde. Hier nahm der König Friedrich Wilhelm von seinen Kanzel-Gaben wie von seinen poetischen Talenten Notiz, und berief ihn nach Galko, unweit Potsdam, zu einem Pfarrdienste. Nach zwei Jahren aber erhielt er die Vokation an die St. Georgen-Kirche zu Berlin. Von hier wurde er im Jahr 1735 auf königlichen Befehl nach Friedrichsfelde versetzt; da es ihm aber an diesem Orte durchaus nicht gefiel, so legte er sein Amt de facto nieder und wanderte nach Schlesien, wo er im Jahr 1737 auf dem Gute Koppen, in der Nachbarschaft von Glogau, gestorben ist.

Heinrich Hermann.

Nächtige Liebe.

Durch die Blätter weht es linde,
Und zwei luftige Gestalten,
Wie getragen von dem Winde,
Leuchten durch der Zweige Spalten;

Wandeln durch die Blumen-Raine,
Ruhen aus in kühlen Lauben,
Küssen sich im Mondenscheine,
Recht wie zwei lichtweiße Tauben.

Und nun röthen sich die Berge,
Und der Tag schickt seine Boten:
„Steigt hinab in eure Särge,
Schlafet aus, geliebte Todten!“

In der Väter Gruft alleine
Ruht Elotald von seinen Schmerzen;
Dort im Kloster unter'm Steine
Rosa mit gebroch'nem Herzen.

Dresden. Karl Förster.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Grillparzer's drei Theater-Stücke: „Der Gastfreund“, „die Argonauten“ und „Medea“ sind am 26sten und 27sten März (zum Benefiz der Regisseurs) hier zum ersten Mal aufgeführt. „Der Gastfreund“ ist der, gleich in Handlung gesetzte Prolog, worin die Schuld des Aëtes, Vater der Medea,

dargestellt wird. Der Grieche Phryxus nimmt, vom Meeressturm nach Colchys getrieben, hier das Gastrecht in Anspruch; König Aietes aber ermordet ihn, um das goldene Vließ, welches Phryxus bei sich führt, so wie seine Schätze zu gewinnen. Medea, tief ergriffen von dem Verbrechen, verkündigt ihrem Geschlecht und dem Lande den Zorn und die Rache der Götter. Die Einfachheit der Aufgabe, mit dichterischem Sinn gelöst, gaben dieser Einleitung einen Reiz, der durch ächte Würde auch der Kritik gefällt; denn das glückliche Streben, das Wesen der antiken Tragödie zu erfassen und auf dem hier gewählten nationalen Grunde sicher zu stehen, ist unverkennbar. Weniger sprachen die, in vier Akten handelnden „Argonauten" an. Der Dichter schildert hier den Zug Jasons nach Colchys und die Bemühung um das goldene Vließ, seine Liebe zur Medea und die Flucht von Colchys. Die sich knüpfende Liebe hat nichts Großartiges, vielmehr ist sie ziemlich kleinlich nach dem Maaßstabe unserer Zeit gemodelt, und geht aus dem Romantischen sogar ins Opernhafte über. Ein Kuß, wie der des Phaon und der Melitta in Grillparzer's „Sappho", ist hier wieder der Haupt-Hebel. Jason wird matt, Medea verliert an Interesse durch Unentschlossenheit, indem kein Gefühl recht vorherrschend werden will. Einzelnheiten sind aber vortreflich und wurden mit lebhafter Theilnahme aufgenommen; dagegen kamen die nebenstehenden Argonauten selbst den Wienern ziemlich unnütz und langweilig vor. Das Ende dieser Handlung bleibt zerrissen und ohne tragische Haltung, obgleich selbst Aietes (ganz gegen die Berichte der Alten) sich in Verzweiflung ermordet. — Der Schlußstein des Ganzen „Medea" sagt dem dramatischen Interesse und der Kritik, besonders in der ersten Hälfte, besser zu. Wir finden Jason und Medea am Hofe des Kreon, und in Jenem erwacht die Liebe zur Kreusa, der Tochter Kreons, mit der Jason seine Kindheit verlebte. Jason ist indessen hier weniger handelnd als duldend, was seinem Charakter zwar eine größere Milde giebt, als ihm geschichtlich (so auch z. B. nach Euripides „Medea") zugetheilt wurde; ihm aber auch, als Bühnen-Gestalt, sehr schadet. Nicht sein Wille, sondern ein Spruch der Amphiktyonen ist es, der Medea von griechischem Boden verbannt; Jason unterliegt jedoch gleichem, mit dem Morde des Pelias motivirten Rechtsspruch, und wird nur von Kreon beschützt, der ihn seiner Tochter zum Gatten bestimmte und Medea allein will vertrieben wissen. Diese geht von Bitten zur Verzweiflung, zur Rache über und es erfolgt die Catastrophe. Kreusa wird ein Opfer der Rache der Medea, so wie ihre eignen Kinder; sie trift den Jason dann noch einmal als armen, vom Kreon vertriebenen Flüchtling in dem bittersten Mangel, verkündet ihm die unheilvollste Zukunft, als Folge seiner Schuld und eilt dann nach Delphi, dort das goldene Vließ wieder an seine alte Stätte zu bringen. — Die ersten Akte haben, wie schon bemerkt, herrliche Momente, aber die Kleinlichkeit durchbricht sie immer mehr, bis zuletzt das niedere Geschick des Jason und die prahlerische Keckheit der Medea Alles in zu viele Worte auflösen. Daß diese nicht mit in den Kreis des Schicksals hinein gerissen ist, vielmehr frei davon geht, obwohl sie als vielfache Mörderin dasteht (den gräßlichen Mord an ihrem Bruder Absyrtus hat der Dichter verschwiegen, indem er diesen als Selbstmörder hinstellt), ist Disharmonie. In den ersten Akten sind besonders die gut benutzten Gegensätze der Charaktere der Kreusa und der Medea wirksam, und daß auch jene umgestaltet und modernisirt ist, verzeiht man schon eher, um der Wirkung willen. Die Wortfechtereien zwischen Jason und Medea sind aber wieder eine sehr schwache, sich oft wiederholende Partie des Stücks, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß auch hier, wie überall, in der Form sich manche Schönheit zeigt. — Den lebhaftesten Beifall bei der Darstellung empfingen (in stürmendem Maaße) Mad. Schröder (Medea) und Hr. Korn (Jason), und der Dichter wurde am ersten Abend auf Veranlassung eines Regisseurs — der (wegen dem Zweck der Einnahme) einen Epilog sprach, worin er das Urtheil über die Dichtung zu verschieben bat, bis das Ganze dargestellt sey — am nächsten Abend aber mehr aus eigenem Antrieb gerufen. — Nach obigen Andeutungen enthalte ich mich, die Summa meiner Ansicht über diese neue dramatische Erscheinung an zu geben, glaube aber, daß sie Jeder von selbst findet, wenn leicht zu bemerken ist, daß eine rein festgehaltene Idee in der Verbindung des Ganzen nicht zu finden und das goldene Vließ selbst zur Nebensache geworden ist in den Verhältnissen, die sämmtlich mehr auf die Persönlichkeiten als auf eine herrschende höhere Kraft bezogen sind. — rw.

Prag. Im Laufe des Sommers erscheint (bei Enders) ein „Handbuch der Aesthetik" von dem verstorbenen Professor der Prager Universität, Dambeck, in zwei Theilen. Da der Verstorbene selbst ein guter Dichter war und auch gründliche Kenntnisse fremder Literatur besaß, seine Studien mit Liebe betrieb und als Professor seiner Stelle völlig Genüge leistete, so kann man mit Recht ein vorzügliches Werk erwarten. — Ein Herr Fr. X. Wohlmann, in Böhmen geboren, Hörer der Metaphysik auf der Hochschule zu Prag, hat zwei Bände Gedichte auf Pränumeration angekündigt, was gar nichts besonderes ist; daß er aber nicht allein mit seinem Geiste sich empor schwingt in die höheren Regionen, sondern auch mit dem Körper dahin will, das ist etwas Seltenes. Dieser junge Mann versichert: eine **einfache Maschine** erfunden zu haben, mit deren Hülfe er sich in die Lüfte erheben kann. Er sagt: daß er eines Tages, bei dem Schießen der Sperlinge, auf den Gedanken gekommen, zu versuchen: ob der Mensch nicht wie ein Vogel auffliegen könne. Der Versuch wurde angestellt und gelang, wie er behauptet, vollkommen. Der neue Ikarus erhob sich 90 Klaftern hoch über die Erde, und legte in ¾ Stunden 1½ deutsche Meile hin und her zurück. Er hat Zeugnisse von Augenzeugen dieses Fluges aus seiner Heimath und will im Frühjahr in der Nähe Prags die Kunst zu fliegen öffentlich darthun. Seine Maschine läßt sich nach der Körperbeschaffenheit und Kraft eines jeden Fluglustigen einrichten, und um fliegen zu können gehört nur eine Uebung dazu, wie etwa bei dem Schwimmen. — Wir wollen nun abwarten, ob sich seine Aussage bewährt. Das wäre doch einmal ein Dichter, der wirklich seine Gedanken im Fluge erheben kann! S....

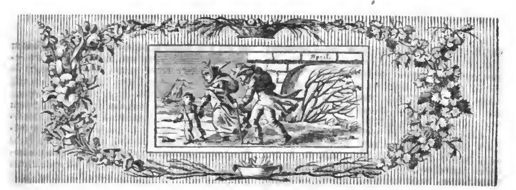
Der civilisirte Mensch, der einmal vom Baum der Erkenntniß gekostet hat, will nun auch Alles wissen und setzt sich oft den augenscheinlichsten Gefahren aus, um seine Kenntnisse zu vermehren. Der wilde Mensch liegt unterdessen ruhig auf dem „Kopfkissen der Unwissenheit" und kümmert sich, so lange er zu leben hat, mit keinem Gedanken darum, was außer seinen Wäldern vorgeht. Es fragt sich nun: wer von Beiden ist der weiseste? Montaigne (?) meint: der Wilde, und er kann Recht haben. (Constitut.) Wir zweifeln daran, daß Montaigne so albern war, die Unwissenheit für das Panier der Weisheit und der Glückseligkeit zu halten; führt aber Dummheit zu diesem Resultat, so fehlt es auch in den sogenannten civilisirten Ländern an Stoff zu Weisheit und Glück noch nicht.

Unlängst kam Jemand, während eine heftige Feuersbrunst ein ganzes Stadtviertel von Paris bedrohte, ins Theater, um einen guten Freund ab zu rufen. Zufällig trifft er auch einen andern Bekannten dort, einen der wohlhabendsten Männer jenes Stadtviertels, und theilt ihm das bevorstehende Unglück mit. „Mein Haus steht sehr isolirt!" antwortete der menschenfreundliche Mann, und blieb ruhig sitzen. (Quotid.)

Keratry's Werk über Frankreich, wie K. es sich träumt, nennt die Charte „das Sakrament der Revolution!" Unter Anderem heißt es auch darin: „Eine diplomatische Note, die nicht nach der Patrontasche riecht, ist ohne Gewicht!" (Gaz. d. Fr.) Möchte man das Buch zu Patronen verbrauchen!

Beilage: Bemerker Nr. 8. u. Blatt d. Ankündigungen Nr. VIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 18. April. 62stes Blatt.

April-Märrchen.

12.

Vergebens erschöpften sich hinfort die Freunde in Lobpreisungen der himmlischen Opern, der göttlichen Bälle; umsonst versicherten die Freundinnen: daß sie ein Jahr ihres Lebens darum geben wollten, den Hof noch einmal so wie gestern angezogen sehen zu können; für die Armen, gegen die weiland Meister Harpagon während dieser Buß-, Bet- und Fasttage ein Verschwender genannt zu werden verdiente, war die Residenz zum stillen Dörfchen geworden und Spiel und Tanz vorbei.

Endlich ward das Gemälde fertig. Rosine trug es am Mardi-gras unter dem Tändel-Schürzchen zu einem muthmaßlichen Käufer, der es kopfschüttelnd besah und sich hierauf ohne Scheu vor der Ueberbringerin ganz anders über dasselbe äußerte, als Mamsell Wallow sammt ihrer Pension, als Der oder Jener, der es kurz vor der Vollendung sah nnd die Künstlerin zum mindesten dem Meister von Urbino an die Seite stellte. Das Spottgeld, das er, die bösen Zeiten beklagend, dafür bot, reichte eben hin, das Rebhuhn mit Trüffeln, die Gänseleber-Pastete und den Caviar des neulichen Balles zu decken, und sonach stand nur noch zu erwarten, was irgend ein christlicher Buchhändler, was der milde Redakteur eines gelesenen Tageblattes für das Manuscript des „Subscriptions-Balles“, das beinahe vollendet war, geben werde. — Theodor erglühte vor Zorn und edler Schaam, da der erste der gedachten Gönner, dem er das Päcklein unter fremdem Namen sandte, das Süjet verbraucht, der Zweite die Schreibart geschraubt, der Dritte seinen Vorrath an dergleichen Machwerken unerschöpflich nannte. Der Vierte endlich, zu dem er selbst eilte, ließ sich verleugnen, und als er nun in das Zimmer des Fünften trat, sah er mit Entsetzen das Gemälde seines Amandchens unter Glas und Rahmen, hörte er, wie der Besitzer dem besten seiner Freunde, der eben gegenwärtig war, den Preis, um den er es gekauft, vorrechnete, und verließ, ohne des Zweckes, warum er gekommen, zu gedenken, den Höflichen, der ihm mit gesuchten Worten das Geleite bis an die Treppe gab. Zerknirscht eilte er nach Hause.

13.

„Da kommt er!“ seufzte Theodor. „Da ist er!“ klagte die schöne Amanda. — Es war heute der erste April und der Onkel hielt Wort. Vergebens versuchten Beide, Angst und Schaam hinter einem mühsam hervor gepreßten Freudengeschrei zu verbergen, da sie dem Harmlosen entgegen eilten.

„Nun, da bin ich!“ sprach dieser jetzt wie vor drei Monaten; „da bin ich! und ein ungeheurer Appetit folgt mir auf den Socken — denn im Gedanken an Euer Diner, zu dem ich nun eben zu rechter Zeit komme, verschmähte ich auf der letzten Station das Gabel-Frühstück des Postmeisters — so laßt denn anrichten, ich bin hungriger als ein Wolf!“ — „Ach, Onkelchen!“ lispelte hochroth vor Schaam Amanda. — „Blieben etwa die Austern aus?“ fragte der Betroffene; „ey, das wäre Schade!“ — „Lieber Onkel!“

flüsterte Theodor. — „Oder ward der Champagner während des Carnavals rein ausgetrunken?" fuhr der Plagegeist fort; „nun, ich begnüge mich mit dem Volnay, mit dem Johannisberger und Tockayer! — Macht nur, daß wir essen; dann erzählt mir, wie es Euch ging, wie Ihr lebt, und ob Ihr Euch noch liebt — aber die junge Frau weint ja?"

Länger vermochte die Rath- und Trostlose den Quell ihrer Bekümmerniß nicht mehr zu verbergen; unter zahllosen Thränen und Küssen entdeckte sie dem boshaft lächelnden Onkel die Unsumme von Leiden und Entbehrungen, die sie bestanden: Theodor aber klagte sich als den alleinigen Schuldigen an und flehte den immer ernster Werdenden: nur die angebetete Amanda mit Vorwürfen zu verschonen. — Eben machte sich Rosine einen Behelf im Zimmer. „Was habt Ihr heute zu essen, mein Schatz?" fragte er selbige, statt aller Antwort. — „Ach, gnädiger Herr!" entgegnete die Verschämte — „eine Wassersuppe, dann Setz-Eyer, zuletzt frische Butter und Radieschen." — „Nun, da bin ich schön in den April gefahren!" platzte der Ueberraschte heraus und wollte sich ausschütten vor Lachen — „jetzt kommt mit mir zu Jagor!"

14.

Brummend schritt auf dem Wege dahin der Getäuschte zwischen den beiden armen Sündern, die in ihrer Herzensangst sich zu den Setz-Eyern und Radieschen zurück wünschten. Selbst der Geist des Schaum-Weines äußerte für diesmal auf den Grämlichen nicht die gewohnte Wirkung, denn mit jedem Glase, das er mehr trank, ward er wortarmer und verschlossener, ohne deßhalb seiner Eßlust Abbruch zu thun, denn erst um die Theestunde endigte er das Dinee mit den Worten: „Nun marsch nach Hause, Ihr Hungerleider!"

Wie erstaunte aber Amanda sammt ihrem Gatten, bei dem Eintritt in das Wohnzimmer dasselbe, nebst den anliegenden Gemächern, glänzend erleuchtet und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen gefüllt zu finden. — „Sie haben so befohlen!" sprach Mamsell Wallow. — „Guten Abend, Amandchen!" jauchzte die Schaar der Freundinnen der aus den Wolken Fallenden entgegen; der höfliche Buchhändler drückte einstweilen Theodor's Hand; dieser und jener Freund küßte und herzte den Bestürzten, der sich in die Arme knipp, um vergewissert zu seyn, daß er nicht träume. — Der Onkel aber, nachdem er sich an ihrer Verlegenheit sattsam geweidet, lachte unbändig, und rief jetzt, Amanden schalkhaft mit dem Finger drohend: „Vergeltung, kleines April-Närrchen! — Wer ist nun angeführt?" — „Nun wir, das ist gewiß!" entgegnete die Hocherfreute; „aber wer hat und bewirthet denn die große Gesellschaft?" fragte sie leise. — „Falloni und Compagnie!" erwiederte er, laut genug, um von dem neugierig lauschenden Theodor verstanden zu werden — „ich selbst! und daß ich mich nicht insolvent erklärte, beweise Euch dies Instrument." — Theodor entfaltete den Stempel-Bogen und sah voll herzinniger Lust, daß sich der gute Onkel auf demselben zur Zahlung von jährlichen zweitausend Thalern anheischig machte. — Während aber nun das schluchzende April-Närrchen in die geöffneten Arme des Gütigen sank, flüsterte Mamsell Wallow in das Ohr Theodor's: „Nun aber Haus gehalten, mein Seelenfreund! denn alle Jahre kann Euch der gute Onkel nicht in den April schicken wie heute!"

Zeit-Betrachtungen.

Der Geist der Revolutionen in den Völkern entsteht nicht durch die angeregte Aufklärung, sondern dadurch, daß man der klaren Erkenntniß noch überall Schranken entgegen setzt und in jedem Gebiete Reaktionen veranlaßt. Die Mystik ist kein Band mehr für die Menge; im Gegentheil will sie Alles weg reißen, wo sie noch Geheimnißvolles ahnt, einen Dirigir-Faden vermuthet. Die reinste Wahrheit allein kann hier die Fluth der Unruhe dämpfen; denn das Wissen muß in unsern Tagen so allgemein werden, daß jede Herrschaft, die sich auf künstliche Blindheit der Beherrschten begründet wähnt, im Schwanken bleiben wird bis zum Falle. Aber das Verbreiten der Wahrheit muß offen geschehen dürfen, wenn es wirken soll; die versteckte Art, mit welcher die besseren Köpfe — nach ihrer Individualität in ernster Hülle oder in den Masken der Satyre, des Sarkasmus und der Ironie — ihr Vertrautseyn mit weiter fördernden Ideen in den allgemeinen Umkreis des Wissens brachten und bringen mußten, diese versteckte Art ist schädlicher, als wenn das ganze Maaß geistiger Fortschritte mit ernster Bestimmtheit plötzlich vor Aller Augen aufgestellt würde.

In der Geschichte der Deutschen giebt es einen Zeitpunkt, wo die Benennung „Homo" (Mensch) etwas Entehrendes hatte; sie galt für Dienstthuender, Unfreier, Unterthäniger, und derjenige, welcher ein Amt nachsuchte, das nur von sogenannten freien Männern verwaltet werden konnte, mußte allemal erst durch Rechtsbriefe beweisen: daß er kein homo sey. Wie entwürdigend ist es, zu bemerken: daß ein solcher Begriff noch Raum gewinnen konnte, nachdem frühere Völker mit der Bezeichnung des Menschen schon das höchste Recht an Geist und Tugend ausdrückten, wie z. B. die Griechen ihn mit einem Wort benannten (ἄνθρωπος), das „Aufwärts-strebender" bedeutet.

Man hat neuerdings die Deutschen oft auf Kosten anderer Nationen erhoben und hier und dort ist auch wirklich ein Dünkel einheimisch geworden, der stark absticht gegen das Bild, welches viele frühere Schrift-

steller aus jener Zeit entwarfen, wo in Deutschland die Ueberschätzung der Ausländer so allgemein war, wie sie es jetzt nur noch theilweise ist. Ich habe nichts dagegen, daß die Deutschen ihren Werth fühlen sollen — und sicher können sie in den Kampf gehen mit allen Völkern, wenn wir vergleichen, was Jahrhunderte leisteten — nur scheint mir dies bei unserem Zeitalter just am wenigsten nöthig, weil der reellen Verdienste ohnehin schon weniger, der Maulhelden immer mehr geworden sind. Des Deutschen Zeugniß sey die That, nicht das Wort; das Geschwätz aber hat seit Jahren so zugenommen, wie die Tagediebe und Gelegenheits-Dichter, welche Letztere unter allen Tagedieben die schädlichsten sind, weil sie nicht allein selber nichts thun, sondern Andern, die auf bedeutenden Stellen stehen, die Thätigkeit mit erlogenem Ohrenkitzel einschläfern. Die Deutschen waren zu allen Zeiten ein ehrenwerthes Volk, aber wenn man unter ihnen die Eitelkeit kultivirt, die Ruhmredigkeit belohnt, so wird der wahre Charakter derselben bald verschollen seyn und es ist Pflicht, namentlich die Gebietenden aufmerksam zu machen auf die Beweggründe und Zwecke des Geschwätzes dienstbarer Schriftsteller, die ihre Meinungen nur nach dem richten, was sie von oben herunter erlauert zu haben glauben, und die sich ins Fäustchen lachen, wenn sie für ihre feile Nichtswürdigkeit irgend ein Zeichen der Huld erschlichen haben. Der Erfahrene meidet immer schon diejenigen, die all ihre Reden den Andern mundrecht machen; mit der größten Vorsicht sollten besonders Fürsten und Völker sie meiden, und stets das Gleichniß bedenken: wie auch im Strome des Lebens die untaugliche leichte Frucht sich immer nach oben drängt, alles Inhaltschwere aber zu Boden sinkt, wo es sich suchen läßt.

Fr. Wendel.

Historische Züge.

Joh. Geiler von Kaysersberg klagte im Jahr 1505 zu Straßburg auf öffentlicher Kanzel über den Luxus bei Mahlzeiten. „Es muß da seyn", sagt er, „eine Suppe oder ein Gemüß, bald kommen Heringe, Backfisch und ein grünes Kraut dazu. Darauf folgt ein Pfeffer, und dann Gallerei wohl fünf oder sechs Trachten. Und das geschieht auch bei Fürsten, da wohl Einer etwa neun Trachten hat über einer Mahlzeit!" — Wo fänd' er jetzt Worte, seine Verwunderung und sein Entsetzen kund zu thun?

Als die Theologen zu Leipzig nicht mit Luther disputiren wollten, nahm es Herzog Georg zu Sachsen so ungnädig auf, daß er unter Anderem wörtlich ihnen erklärte: „Wenn sie ihre Meinung nicht vertheidigen oder disputiren wollten, müßte er denken, daß sie sich noch mehr ihres Bauches, als der Religion halben Theologen schelten ließen, und würde ihm eine arme Spinnerin im Lande nützer seyn, denn ein solcher Theologus."

Paracelsus berichtet: daß ein ihm bekannter Mann durch Auflegung frischer Rasen auf seinen Magen, ohne Hunger, ein halbes Jahr nach einander gelebt habe.

Haug.

Neu-griechischer Schlacht-Gesang.

Aus dem Englischen des Lord Byron. *)

1.

Auf, auf! ihr Griechen-Söhne,
Des Ruhmes Stund' ist da!
Werth zeigt in Sieges-Schöne
Des Stamm's euch, der euch trägt.

Chor. Griechen-Söhne, auf voll Muth,
Zu den Waffen, auf den Feind!
Bis ein Strom von Feindesblut
Strömet unsren Schritten nach!

2.

Verachtend — kühn entbrannt —
Der Türken Tyrannei,
Zeigt euch dem Vaterland,
Ringt es von Ketten frei!
Ihr weiser Helden Manen,
Schaut neuen Streites Lauf!
Ihr alten Griechen-Ahnen,
Wacht neu zum Leben auf!

Bei'm Ton der Drommeten erhebet
Vom Schlaf euch! zur Hülfe herbei!
Zur Sieben-Hügel-Stadt strebet
Und fechtet und sieget uns frei!

3.

Sparta! Sparta! warum schlafen
Todesschlaf? Auf, auf, erwacht!
Ein'ge mit Athen die Braven,
So wie einst zu Sieg und Schlacht!
Ruf Leonidas dir wieder,
Der als Held in Liedern lebt,
Kühn und schrecklich kämpfte nieder
Feindesschwarm, da ihr gebebt!
Den herrlich schaute streitend
Thermopyliens Gefild,
Den Persern Tod bereitend,
Als eurer Freiheit Schild!

Mit den Dreihundert wagend,
Die Schlacht, ein Leu in Wuth,
Sank er im Kampfe, ragend,
Umher ein Strom von Blut!

Chor. Auf, auf! ihr Griechen-Söhne,
Des Ruhmes Stund' ist da!
Werth zeigt in Sieges-Schöne
Des Stamm's euch, der euch trägt.

Siegmund J.

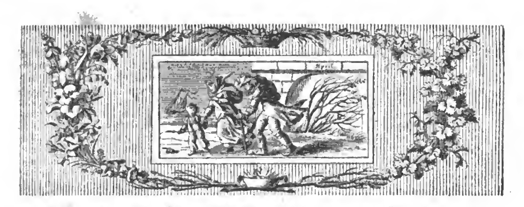
*) Das griechische Original, das der Verfasser dieser Uebersetzung sich nicht hat verschaffen können, ist von Riga, einem jungen neu-griechischen Helden, der in einem Versuch, Griechenland von den Türken zu befreien, umkam. Lord Byron versichert: es so wörtlich als möglich, und im Metrum des Originals übersetzt zu haben. Die Kraft und der Geist des Gesanges läßt sich fast nicht verwischen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Am 31sten März war noch ein Ball im Saale des neuen Schauspielhauses veranstaltet, er wurde aber nicht sehr besucht. Wenn wir die allgemeine Erfahrung: daß bei dem jetzigen Uebermuth Alles nach kleiner Weile zur Langeweile reift, als Haupt-Motiv gelten lassen, so ließ sich doch darin: daß wir weniger Offizianten sahen, auch das Fatum des Tages bemerken. Es war nämlich der letzte Tag vor der Quartal-Gehalts-Zahlung, und da ist von den meisten Offizianten nicht zu verlangen, daß sie noch zu einem Balle Geld haben sollen! Daß es weise Sparsamkeit war, welche den Saal leer ließ, dürfen wir nicht behaupten; Viele würden es uns sehr übel nehmen, wenn wir sie einer Eigenschaft beschuldigten, die nicht Mode ist, und lieber sehen sie es, daß wir den Ausspruch Seneka's: „Debellandae sunt imprimis voluptates, quae saeva quoque ad se ingenia rapuerunt" auf sie anwenden. — Was aber jenen Ball belebte, das war die Traulichkeit, mit welcher unser König (der Tages zuvor, bei Einweihung des Denkmals auf dem Kreuzberge, durch lauten Jubel der Menge wiederum erfuhr, daß er ein König der Herzen ist) und die königliche Familie sich der allgemeinen Gesellschaftlichkeit anschlossen, und das Liebenswerthe einer solchen Hinneigung war hier besonders zu erkennen, indem der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, eben in Berlin angekommen, die königliche Familie überraschte und nun ringsum mit der lebhaftesten Innigkeit empfangen wurde. Fürwahr: ein solcher Moment macht auf die Beobachtenden höheren Eindruck als zahllose Prunkreden, mit welcher die gemüthlose Schmeichelei mehr schadet als nützt, und die unser Königshaus nicht bedarf, da die Verehrung, welche ihm gewidmet ist, täglich mit neuen Zügen der Humanität, die an Preußens Thron ihre Stützen findet, belebt wird. Möge dieser erhabene Familien-Verein ein Muster werden durch alle Länder! — Einen rührenden Beweis theilnehmender Herablassung finden wir auch in der „Beschreibung eines Kinderfestes unter den Augen Sr. Majestät des Königs, im Oktober 1820, zu Paretz", welche in der, von Hrn. A. Zarnack (dem Erziehungs-Direktor des Militair-Waisenhauses zu Potsdam) neulich (im Verlage der Maurerschen Buchhandlung) herausgegebenen Schrift „Ueber Kinderfeste in öffentlichen Erziehungs-Anstalten" S. 72 bis 77 abgedruckt ist. Ich würde Sie, Herr Redakteur des „Gesellschafters", ersuchen, in Ihrer Zeitschrift jene Beschreibung abdrucken zu lassen, wenn ich nicht einsähe, daß der Raum Ihnen ohnehin niemals zureichen will; aber das kann ich wenigstens nicht unterlassen, Jedem angelegentlich das Lesen jener Schrift zu empfehlen. *) — Am 10. April wurde das Dienst-Jubiläum des höchst achtungswerthen Schauspielers, Hrn. Unzelmann, gefeiert, wobei die Lebendigkeit der Versammelten es bewies: wie sehr man den Künstler achte, der ein halbes Jahrhundert durch treffende Darstellung und glückliche Laune so Viele zu erfreuen wußte. Wir wollen bei diesem Anlaß nicht die Festlichkeit trüben durch Rückblicke auf das, was die Berliner Bühne seit etwa zwanzig Jahren verloren; gewiß aber ist es, daß diese Verluste allein es sind, welche die Schauspieler vom zweiten Range so weit erhoben, daß man sie nothgedrungen zu dem ersten förderte, und wenn wir in scharfer Betrachtung prüfen, wer eigentlich dahin gehörte, so möchten die Namen ohne Anstrengung in einem Athemzuge zu nennen seyn. Hr. Unzelmann ist noch ein Veteran aus jener Periode, wo es einen steten Wettstreit ausgezeichneter Talente galt, und er hat seinen vielseitigen Ruhm (er war in seiner Jugend sogar Ballet-Tänzer!) bis in ein spätes Alter getragen, das ihm der Himmel noch sorgenlos verlängern möge! An seinem Jubeltage spielte er den „Tapezier Martin" in dem, zu seinem Benefiz gegebenen Vaudeville: „Fanchon"; er wurde mit stürmendem Applaus empfangen, der sich oft und besonders bei dem bezughabenden Da Capo-Gesang auf die Arie: „Die ganze Welt ist ein Orchester" mehrmals wiederholte. Auch für andere kleine Zusätze war man sehr empfänglich, und nach dem Schluß der Oper wurde der Veteran, umgeben von dem festlich geschmückten Theater-Personal, von Thalien bekränzt, bei Gesang und Tanz. Tiefe Rührung mischte sich in den lauten Beifall, und auch der Gefeierte war so sehr erschüttert, daß nach dem Sinken des Vorhangs seine Lebensgeister ihm für Augenblicke den Dienst versagten und nur in langsamer Erholung wieder kehrten. Der Hr. General-Intendant, Graf Brühl, hat bei dieser Gelegenheit die Büste des Jubel-Greises von dem geschätzten Bildhauer Hrn. Carl Wichmann anfertigen lassen, die Schauspieler überreichten ihm einen passend verzierten und bezeichneten Pokal und auch eine Medaille bewahrt das Andenken dieses Tages. — Das Publikum spendete in der Vorstellung von „Fanchon" auch Andern Beifall, und nicht unverdient. Demois. Eunicke giebt sich mit der „Fanchon" die angestrengteste Mühe; daß man diese aber vorherrschend bemerkt, ist kein Vortheil. Die junge Künstlerin würde sehr Unrecht haben, wenn sie glaubte: daß der Referent gegen sie gestimmt sey; er hat vielmehr den lebhaften Wunsch, sie aus recht voller Seele loben zu können (wie es z. B. in der „verfänglichen Wette" mit allem Recht geschehen darf). Zu ihrem eigenen Heil soll man es aber nicht verschweigen, wenn die Bahn der Natürlichkeit wieder einmal umgangen wurde; wobei ich indessen gern anerkenne, daß es nicht Kritik, sondern Abscheulichkeit ist, wenn man gegen die, bei einigen — hoffentlich zu verscheuchenden — Mängeln, immer doch sehr talentvolle niedere Ausfälle richtet. — Mad. Eunicke (Florine) hat für Rollen der Art so richtigen Takt und so ausgezeichnetes Naturell, daß man einst nur schwer Ersatz finden wird; bei unserer Bühne, wie sie eben ist, läßt er sich nicht erspähen — Mad. Krickeberg war als „Frau von Roussel" achtungswerth durch guten Anstand und geeignetes Spiel. — Hr. Gern d. V. ist als „Abbé" durch die joviale Auffassung des, einst wirklich lebenden Urbildes (Gabriel Charles Lattaignant, geboren 1708, gestorben 1779) noch immer vorzüglich. Hr. Blume als „St. Val" ein vortreffliches Surrogat für Beschort; wenn er zuweilen Noten ohne Text gab, so wollte er wahrscheinlich damit charakteristisch andeuten: daß die jungen Herren nicht immer wissen, was sie wissen sollten. Hr. Stümer (Eduard) sang von Allen am besten, und nur gegen ihn war man in der Anerkennung untheilnehmend; denn man hatte wohl unterscheiden sollen: daß es des Sängers Schuld nicht ist, wenn ein schwermüthig-schmachtender Franzose wenig anspricht. Möge Hr. Stümer sich nicht gekränkt fühlen: die Mehrheit entscheidet nach dem augenblicklichen Eindruck und läßt sich dabei oft täuschen und überrumpeln, der Beurtheiler hat aber die Pflicht, dies aus zu gleichen. Hr. Rebenstein (André) gab die kleine Rolle mit sehr gemüthlicher Wahrheit. Der „Gewürzkrämer" war sonst durch Labes vortrefflich besetzt; dieser wackere Schauspieler, der im Leben oft Zurücksetzung erfahren mußte, möchte noch lange vermißt werden! — Mad. Borgondio hat den „Orféo" in Gluck's Jugendwerke gesungen; es ist zu rühmen, daß die Künstlerin nirgends den Componisten mit italienischer Verbrämung umgestaltete, ihm vielmehr in würdiger Einfachheit seinen Charakter ließ; dennoch muß man sagen: daß ihre Kräfte — im zweiten Akt ausgenommen — nicht zureichend erscheinen, um diese Oper zu beleben. Im Uebrigen waren nur Mad. Seidler (Euridice) und der Vortrag der Chöre auszeichnungswerth. (B. Mehr.)

*) Auch ich thue dies, da ich die Zweckmäßigkeit, mit welcher Hr. Direktor Zarnack jene öffentliche Anstalt leitet, gern von Vielen anerkannt sähe. Das kleine Buch ist übrigens für einen so geringen Preis zu haben, daß Jeder es sich leicht anschaffen kann. D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 20. April. 63stes Blatt.

Ausflüge nach Franken.

Die segensreichen Gefilde von Meißen, in ihrer malerischen Lieblichkeit, liegen hinter uns, wir erblicken das königliche Dresden, das deutsche Florenz, in freundlicher Größe über die Elbfluthen sich erhebend. Schöne Natur und Kunst haben diese Stadt seit lange zum Wallfahrts-Ort gemacht; was könnten wir davon beschreiben, was nicht im Herzen Aller ist, die dort gewesen, und was mehr als ein Schattenriß wäre für Die, welche diese Herrlichkeit nicht mit eigenen Augen sahen! — Wir haben gesehen das grüne Gewölbe mit seinen reichen Schätzen, das japanische Palais, den Zwinger, Links Garten mit dem fröhlichen Gewühl der hiesigen schönen Welt; die Liebfrauen-Kirche mit Bildern des unsterblichen Raphael Mengs — das Alles haben wir gesehen, und immer noch tönt es wieder: „Groß und schön!“ — Die hochberühmten Madonnen der Gallerie scheinen eine Art von Allmacht über die schöne Hälfte des hiesigen Geschlechts, wie über die schöne Kunst aus zu üben: denn bei den Ersteren findet sich unverkennbar in Gestalt und Wesen eine Verwandtschaft mit jenen himmlischen, ewig blühenden Jungfrauen, und die letzte muß immer noch der welschen Muse huldigen. Die italienische Oper behält in Dresden ein Asyl, während das übrige Deutschland sie fast überall verwies.

Daß man nicht versäumen dürfe, die Museen der schönen Geister zu besuchen, welche über die „Abend-Zeitung“ ihre Sterne aufrufen, versteht sich von selbst. Von berühmten und weniger berühmten, die zu den Ersteren aufstreben, giebt es hier eine nach Verhältniß größere Zahl, als irgendwo in Deutschland und in ganz Europa. Wenn diese Männer und Frauen, durch die Magie ihres Sinnes, Concordien-Palmen erziehen möchten, welch herrliches Schauspiel gäbe das, eine platonische Republik in Arkadien gegründet zu sehen — doch es ist zuweilen anders! — Uebrigens ist sittige Geselligkeit, gutmüthiger Witz, erfreuliche Bonhommie in Dresden einheimisch und muß von dem Fremden lieb gewonnen werden. — Wir haben einst auch das Atelier des vortreflichen Kügelchen, der seitdem von den schönsten Blüthen seiner Kunst durch verruchte Hand hinweg gerissen ist, besucht. Der Künstler, der, wie bekannt, die Bildnisse der dreieinig großen Geister: Schiller, Goethe und Herder, als ein herrliches Denkmal seiner artistischen Vollendung hinterlassen, erzählte uns während dem Anschauen seines Werkes: daß ein zeitiger Tragödien-Dichter bei dem Anblick der Gemälde sich erboten hätte, ihm sitzen zu wollen, damit Kügelchen ein Vierblatt erhalte. — „So können Sie“ — hatte der Quidam gesagt — „jede Weltgegend bezeichnen: Herder'n gehört der Aufgang; für Schiller ist die Gluth des Mittags; gern weilt Goethe in friedlichen Abend-Gefühlen — ich bitte um die Mitternacht!“ — Kügelchen lehnte dies Ansinnen höflichst ab, und wie er lachend uns dasselbe berichtete, konnten wir lachend nicht umhin, die Bemerkung zu machen: daß Herr Quidam sich in der Mitternacht eine gründliche Prognosis gestellt habe.

Aus den Hallen der Kunst ging es nun wohlgemuth zum Thor hinaus nach den Grenzgebirgen Böhmens zu, wo die offene große Natur uns empfängt. Die majestätische Elbe, die wir in der Stadt auf ihrer prachtvollen Bogenbrücke überschritten, folgte, an reiches Weingebirge gelehnt, unserem Pfad; über ihrem, mit Gondeln bedeckten Silberstrom lachten freundliche Landhäuser und Winzerhütten; in einiger Entfernung aber prangt das schöne Pillnitz. Noch weiter gegangen, wird man des Lilienssteins und Königsteins ansichtig; beide graue Riesen heben ihre Felsenkronen in dämmernde Schneewolken. Bald betritt man, am Liebenthaler Grunde, das Gebiet der sächsischen Schweiz. Man sieht den Ottowalder Grund, die Amsel-Höhle, geht durch Schandau, und bei dem großen Winterberg hat man eine Uebersicht des Ganzen.

Bei Rollendorf, auf böhmischem Gebiete, sieht man noch jetzt die Spuren des Krieges, der im Jahr 1813 diese Gefilde verwüstete. Wenige Häuser des bis auf die Kirche — welche verschont blieb — abgebrannten Dorfes sind wieder aufgebaut; überall blickt drückende Armuth vor. — Spät am Abend kamen wir in Töplitz an, wo bereits ein Theil der großen Welt angelangt war, der, wo möglich, in den Quellen des Heils die Wiedergeburt der Gesundheitsblüthe zu erleben, oder auf diesem Sammelplatz alles Verschiedenartigen in sorgloser Ruhe Vergnügen mit Vergnügen zu wechseln dachte. Weniger als in andern Bade-Orten ist hier der Dämon des Hazardspiels zu Hause, weil die Besucher von Töplitz in der Regel mit solideren Absichten umgehen. — Die hiesigen heißen Quellen leisten vorzügliche Dienste bei Verwundungen, Haut- und Glieder-Krankheiten; daher sieht man auch einen Zusammenfluß vieler hundert Krüppel aus Sachsen und Böhmen, deren Anblick ein widerliches Gefühl erregt. Die Brunnen-Gebäude ausgenommen, hat auch die An- und Aussicht der Stadt nicht viel Anziehendes. — Im Theater sahen wir: „Die beiden Füchse oder die Vettern aus Schwaben", komische Oper nach Bouilly. Das Orchester schien beitragen zu wollen, damit das Ganze — lächerlich werde. Zwar stand der Kapellmeister nach aller Art auf seinem Platz, that, ohne auf zu sehen, mit der Noten-Rolle Lufthiebe nach allen Seiten; aber von Takt hatten sämmtliche Spieler keine Ahnung! Alles ging durch einander, so daß wir während der Kakophonien die deutlichste Vorstellung bekamen, wie es damals hergegangen seyn möchte, als in der Burg Zion, im Conzert des Königs David, an die 4000 Musiker taktlos aufspielten.

Töplitz hat den Namen von teplo, welches in der stockböhmischen Mundart Wärme bedeutet. Wir verließen es am nächsten Morgen, um über Saatz nach Karlsbad zu gehen. Dieser letztere Ort ist in einem Kessel von Bergen versteckt, in einer höchst beschränkten Aussicht auf ein kleines Thal. Die Stadt fanden wir bei weitem lebhafter und freundlicher als Töplitz; im Umgang und Ton der Badegäste herrscht liebenswürdige Leichtigkeit: Jeder will frei seyn und gestattet es dem Andern. Die Schattenspiele der Convenienz schwinden hier so ziemlich; die allgemeine Losung ist Freude, und man nimmt sie, wo sie zu finden ist. — In Karlsbad ist es mehr auf Erhaltung des Geistes angesehen als da, wo nur körperlicher Zustand oder Geschäfts- und Geldmangel den Gast herbei locken. Hier zählt das Leben nach lauter Sonntagen. Manche böse Erinnerung aus der Vergangenheit, jeder Traum der Zukunft versinkt in Hygäens Quell: der bloßen Gegenwart lebt man — losgelöst von aller Sorge. So geschieht es denn, daß der Staatsmann hier oft seine reichsten Ideen empfängt; daß der Dichter und der Liebende wie in Arkadien leben, und daß Greise die Wiedergeburt ihrer Jugend feiern. — Wir sahen diesmal zwei Männer, deren Bekanntschaft uns viel galt; denn bei diesen waren wir an den Quellen poetischer Schöpfungskraft und künstlerischer Erkenntniß — wir sahen Goethe und Hirt. Wer sah den Ersteren von Angesicht zu Angesicht, und stimmt nicht ein: daß schon des großen Mannes Außenseite den tiefsinnigen genialen Dichter ankündige, indem der Gefeierte, in dem Bewußtseyn unendlicher Erhabenheit, die innere Klarheit mit anmuthsvoller Würde an sich abspiegelt. Jenen edlen Stolz, den Goethe als das Wesen der großen Weltleute so trefflich zu schildern gewußt hat, legt er auch in die kleinste seiner Handlungen. Eines solchen Mannes Allgewalt über die Geister darf man nur fühlen, nicht aussprechen.

Der schönsten Aussicht auf Karlsbad genießt man von dem Hirschensprung; *) hier liegt es mit den umgebenden Waldhöhen in dunklem Fichtengrün mit seinen zinoberrothen Dächern, von dem Flüßchen Tepel durchschlängelt, in romantischer Verwirrung da, wie eine vom Zufall hingewürfelte Weihnachts-Ausstellung. Die Kunst blieb hinter der Natur nicht zurück: reizende Anlagen rief der Graf von Findlater hervor, welchem die Bürger Karlsbads ihre Dankbarkeit auf einer Denksäule ausgesprochen haben.

Die Wege von Karlsbad nach den Grenzen Baierns sind unfreundlich, ermüden durch die kalte Einförmigkeit von kahlen Hügeln, nur hier und dort mit ärmlichem Nadelholz besetzt. Diesseit Eger kommt man an der Abtei Maria-Kuim vorüber: ihre Kirche, im italienischen Geschmack, ist mit vieler Pracht aufgeführt. Von den Zinnen des Klosters hat man auf weite Fer-

*) So genannt nach dem Hirsche, der, verfolgt vom Kaiser Karl, hier hinab stürzte und zur Entdeckung der Quellen Gelegenheit gab.

nen eine ungemessene Aussicht, die viel Hohes umfaßt. — Unweit der Abtei zeigt man eine Felshöhle, worin vor Gründung des hiesigen Stiftes eine Räuberhorde gehaust haben soll: man erzählt Vieles von den Wirkungen des wunderthätigen Gnadenbildes. Dem Abt, einem stattlichen Manne, der von gesegneter Fülle strotzt, begegneten wir lustwandelnd, und es redete denselben einer der Unsern in lateinischer Sprache an. Der fromme Mann stutzte über die alterthümlichen Töne, die außer der Messe ihm fremd geworden seyn mochten; er antwortete deutsch, indem er höflich uns einlud, sein Kloster zu besuchen.

Wir gingen und fanden — statt einer Zelle — ein weites herrliches Gemach, im neuesten Geschmack mit fürstlicher Pracht ausgeziert. Eine weich gepolsterte seidene Ottomane, in deren Ecken ein Paar Breviere lagen, empfing des Gottesmannes irrdische Bürde. — Er erzählte uns gar Vieles von erlittenen Gefahren und Drangsalen der letzten Kriege, wobei er eine energische Gluth- und Wuthrede über das heillose Franzosen-Gesindel hielt. Auch erwähnte er dabei, daß ihm ein Ruf zur Commendator-Stelle des Kreuzherren-Ordens nach Eger geschehen sey; daß er aber dennoch allhier verbliebe, „weil er ja dort nicht mehr essen könne als in Maria-Kulm.“ Solche naive Reflexion erregte in uns ganz eigene Empfindungen: wir fühlten keine Bestimmung, länger zu verweilen und zogen weiter gen Eger. Diese Stadt, in der Geschichte berühmt geworden durch das Ende Wallensteins, war ehemals von größerem Ansehen als in der Gegenwart; besonders durch den Feldzug vom Jahr 1809 litt sie außerordentlich; die schwarz verkohlten, zum Theil eingestürzten Mauern geben ein trauriges Bild der Verwüstung. (Die Fortsetzung folgt.)

La Fontaine als Historiker.

La Fontaine, den Dichter, den Fabulisten, den Verfasser der „Contes“ als historisch-politischen Schriftsteller kennen zu lernen, ist der Mühe werth. Man hat von ihm eine Vergleichung zwischen Alexander dem Großen, Julius Cäsar und dem großen Condé, aus welcher wir einige Stellen ausheben wollen. Zur Grundidee dieser kleinen Abhandlung liegt der Satz: daß Alles in der Welt zwei Seiten habe, man folglich über Alles streiten könne — und über Alles zweifeln müsse. So habe z. B. Karl II., nach seiner Rückkehr auf den englischen Thron, durchaus alles Forschen nach Verschwörungen gegen ihn untersagt, bei entdeckten Verschwörungen jede Untersuchung niedergeschlagen, jede Strafe erlassen: dadurch habe er freilich Liebe von seinen Unterthanen erhalten, aber keine Furcht. — „Julius Cäsar“, sagt er weiter, „war eben so nachsichtig, menschlich, begnadigend. Zwei Fehler möchte ich ihm schuld geben; erstlich: daß er dem Brutus zu viel traute; dann: daß er den Versuch mit dem Diadem anstellte und es sich vom Antonius öffentlich überreichen ließ, um die Gesinnungen des Volks zu prüfen. Beides hat ihm das Leben gekostet.“ — „Was aber seine Liebe zur Cleopatra betrifft“ — so fährt der Sachwalter aller Liebenden fort — „so würde ich die Großen sehr bedauern, wenn sie keine andere Freude, keinen andern Lebenszweck hätten, als — den Ruhm. In meinen Augen ist die Eroberung der Cleopatra eben so viel, ja noch mehr werth, als die Eroberung von ganz Egypten. Bei seinem feurigen Temperament, bei seinem bekannten Hang zu Gelüsten des Herzens mußte Cäsar sich in die schöne Königin verlieben; dies bringt seinem Geschmack Ehre. Ich lobe ihn, daß er formarum spectator elegans gewesen.“ T. L. Secha.

B u n t e s.

Unlängst machte Jemand in Paris folgenden wohl zu beherzigenden Vorschlag: Man hört täglich Beispiele von Diebstählen durch Nachschlüssel, sagt er, in Häusern, deren Eigenthümer ruhig dabei fortschlafen und nichts gewahr werden, weil die Bösewichter ihr Handwerk geschickt und leise genug zu vollbringen verstehen. Kein künstliches Schloß schützt wider solche Bosheit, und doch hat man ein ganz einfaches Mittel dagegen: das Knall-Silber. Wer sollte nicht schon von dessen leichter Entzündbarkeit gehört haben? Es giebt z. B. künstliche Brief-Couverte, welche, wenn man sie nur aufreißt, eine Explosion hervor bringen; warum überklebt man nicht das gefährliche Schlüsselloch oder die Thürspalte mit einem Papier voll solchen Knall-Silbers, so daß das Einstecken des Nachschlüssels oder das Oeffnen der Thür unvermeidlich eine Explosion von einer (allenfalls etwas stark gewählten) Dosis Knall-Silber hervor bringt? In der Nacht, namentlich wo Alles still ist, würde der ganze Hausstand durch einen unerwarteten Knall augenblicklich ermuntert werden und wissen, wo es den gefangenen Vogel zu suchen hat. Selbst gegen Feuersgefahr würde ein ganz einfacher (auch allenfalls etwas stark gefüllter) Knall-Fidibus, an der gefährlichsten und am leichtesten feuerfangenden Stelle angebracht, noch immer weit bessere Dienste thun, als jene vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern erwähnte Erfindung, welche bei entstehendem Feuer einen Wachsstack anzünden und einen Wecker rühren soll.

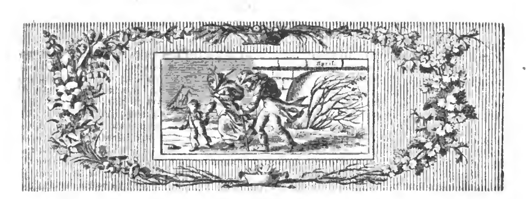
Bekanntlich nennt man die Juden „alttestamentarische Glaubensgenossen“. Dies wissend, hat neulich eine reisende Jüdin auf die Frage: wer sie sey? sich „alttestamentarische — Modehändlerin“ genannt.

Ein Franzose hat einst, bei Erwähnung von Goethe's „Götz von Berlichingen“ diesen Titel mit: „L'Idole de Berlichingen“ übersetzt. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Am 26sten und 27sten März wurde Grillparzer's „goldenes Vließ" zum ersten Mal gegeben, und zwar am ersten Abend: „Der Gastfreund", Trauerspiel in einem Akt, und „die Argonauten", Trauerspiel in vier Akten, und am zweiten: „Medea", Trauerspiel in fünf Akten. Der Inhalt ist folgender: I. „Der Gastfreund". Phryxus, der Sohn des Königs der Böotier, wird von seiner Stiefmutter verfolgt und sieht sich zur Flucht gezwungen. Ein heimathloser Flüchtling, tritt er in den Tempel des Phöbos zu Delphi; von Anstrengung und Müdigkeit erschöpft, sinkt er zu Boden und fällt in einen tiefen Schlaf. Im Traume erscheint ihm eine kolossale Gestalt, eine Keule in der Hand, mit langem Haar und Bart, ein goldenes Widderfell um die Schultern. „Nimm Sieg und Rache hin!" spricht die Erscheinung, und reicht ihm das Fell von den Schultern. Er erwacht, und vor ihm steht die Traum-Gestalt in Marmor ausgehauen, das goldene Vließ um die Schultern. Phryxus glaubt, des Gottes Willen zu verstehen; er nimmt das Widderfell und rettet sich, von diesem mächtigen Talisman beschützt, durch tausend Gefahren nach Kolchis unfreundlichem Gestade. Mit seiner Ankunft beginnt die Handlung. Aietes, König zu Kolchis, von den Schätzen der Fremden und dem kostbaren Vließ verlockt, beschließt den Untergang des Phryxus und seiner Gefährten. Auf sein Geheiß muß seine Tochter Medea die von der Mutter erlernte Zauberkunst anwenden, um durch einen sinnbetäubenden Trank die Fremden wehrlos zu machen. Phryxus ahnet die Gefahr; er flieht vom Mahle, das goldene Vließ auf seiner Lanze tragend, zur Bildsäule des Gottes Peronto, in welchem er bei seiner Ankunft mit Erstaunen jenen Gott zu Delphi erkannte, von dem er das Vließ erhalten. Hier erreicht ihn Aietes; von seinem Schwerdt getroffen stürzt er nieder und flucht sterbend dem Mörder des Gastfreundes, indem er des Gottes Rache auf ihn herabruft. Aietes verstummt bestürzt und Medea sieht die Furien, des Frevels Rächerinnen, im Geiste herauf steigen und sie und ihr Haus umschlingen. So schließt die erste Abtheilung. — II. „Die Argonauten". Gleich nach dem Morde des Gastfreundes hat sich Medea nach einem wüsten Thurm in eine furchtbare Einöde zurück gezogen, wo sie sich, von aller Welt geschieden, der dunklen Kunst ergiebt, die ihr Unglück bereitet. Das Schiff der Argonauten landet an Kolchis Gestaden; Jason und seine Gefährten betreten den blutgedüngten Boden, um das goldene Vließ heim zu holen und Rache für den Ermordeten zu nehmen. Von Gewissensangst gefoltert, sucht Aietes Hülfe bei Medea. Diese beschließt, die Unterirdischen zu befragen; indem sie das dunkle Werk beginnen will, stürzt Jason, der sich mit seinem Freunde Milo dem Thurm genähert und Mittel gefunden hatte, unbemerkt in die Zauberwerkstatt zu dringen, hinter der daselbst befindlichen Statue Peronto's, wo er sich bei Medea's Erscheinen verborgen, hervor und verwundet die Beschwörerin. Jasons Anblick hat über ihr Geschick entschieden; gewaltsam nimmt die Liebe Besitz von dem Herzen, das ihr so lange widerstanden. Auch Jason, als er die holde Gestalt der Zauberin sieht, theilt ihr Gefühl. Vergeblich kämpft die Starke gegen die mächtigste der Leidenschaften; sie verfolgt Jason mit Worten, indessen ihre Handlungen die Gefühle ihres Herzens verrathen, welche sie zu gestehen nur dann erst gezwungen wird, als Jason, der sie für fühllos hält, sie verlassen will. Vergebens sucht Aietes sie Jason's umstrickenden Armen zu entziehen und giebt ihr endlich, da sie nicht folgen will, den Fluch: „Du sollst verachtet unter Fremden eine Fremde leben — von dem, für den Du Vater und Vaterland hingiebst, verrathen und verspottet, einsam und verlassen in der Fremde sterben!" — Sie giebt dem Geliebten einen Zaubertrank, womit er den grimmigen Drachen, der das goldene Vließ bewacht, einschläfert, und flüchtet mit ihm und dem kostbaren Widderfell zum Schiff der Argonauten. Ihr Bruder Absyrtus will sich der Flucht widersetzen; er wird von Jason verwundet und auf das Schiff geschleppt, als Geißel, wenn der Vater sie verfolgt; Absyrtus stürzt sich aber selbst ins Meer, wo er seinen Tod findet. Aietes sieht den Untergang seines Hauses und endet in Verzweiflung. — III. „Medea", Trauerspiel in fünf Akten. Jason kam mit seiner Gattin in Jolkos an; allein sein schlauer Ohm, König Pelias, wußte, was in Kolchis geschehen, mit Greueln vermehrt im Volke zu verbreiten, Medea als eine fluchbeladene Zauberin verhaßt zu machen. Der leichtgläubige Pöbel, der sonst mit Vergötterung an dem Helden hing, sieht jetzt mit Verachtung auf ihn und die Barbarin, die er die Seine nennt. Jason fühlt sich unglücklich, mit ihm Medea. Als Pelias später krank ward und in einem Anfalle von Wahnsinn sein Leben endet, sagt dessen Sohn Akastos aus: sein Vater sey, auf Jasons Geheiß, durch Medea's Zauberkunst gefallen. Das Volk ergrimmt und nöthigt Beide mit ihren Kindern zur Flucht. Vor Korinth angelangt, sucht Jason Schutz bei seinem Freunde Kreon, an dessen Hofe er sich früher aufgehalten. Medea, fühlend, daß die Zaubermacht sie nicht glücklich mache, vergräbt in einer mit Charakteren bezeichneten Kiste die Talismane sammt dem goldenen Vließ in die Erde. — Der König will Jason in sein Haus aufnehmen, doch die Fluchbehaftete weist er zurück und nur auf seiner Tochter Kreusa Bitten nimmt er auch sie auf. Der holden Jungfrau gelingt es durch zarte Theilnahme, sich das starre Herz der Barbarin zu öffnen; Medea hat sich ihr ganz hingegeben — doch da entdeckt sie Jasons Liebe zu Kreusa, welche Jener zu verbergen sich nicht die Mühe nimmt. Tief schlägt Eifersucht die scharfen Krallen in die zerrissene Brust. — Ein Herold von dem Gericht der Amphiktyonen zu Delphi erscheint und spricht den Bann über Jason und Medea; doch Kreon verbürgt sich für Jasons Unschuld, indem er ihm seine Tochter zur Gattin giebt; er wälzt auf Medea die ganze Schuld und weiset sie aus seinem Hause, das sie rachesprühend verläßt. In einer späteren Unterredung mit Jason bittet sie ihn, ihr die Kinder zu lassen; nach langem Flehen bewilligt er ihr eines von Beiden, doch keines von den Kindern will der strengen Mutter folgen, weil sie Kreusa's Milde lieb gewonnen. Nun ist das letzte Band zerrissen; nichts bleibt ihr als die Rache. Die vergrabene Kiste wird gefunden; man bringt sie und triumphirend erkennt Medea ihr Eigenthum. Sie sendet Kreusa ein goldenes Gefäß zum Geschenk, woraus verzehrende Flammen strömen und die holde Jungfrau sammt dem Königshause vernichten. Der Hülferuf der Diener, das Geschrei der Sterbenden sind Medea das Zeichen, die Schreckensthat zu vollenden; mit gezücktem Dolch stürzt sie ab, um Jasons Kinder zu ermorden. Der kinderlose König verbannt Jason, als den Urheber der Greuel, die geschehen. Im Elend verschmachtend sinkt Jason erschöpft zu Boden; da tritt Medea, das goldene Vließ über den Schultern, ihm entgegen, Abschied von ihm zu nehmen. Sie geht nach Delphi, um das Vließ dahin zurück zu bringen, von wo es Phryxus genommen, und dann von den Priestern zu vernehmen: ob ihr schuldig Haupt als Sühnopfer fallen oder in längerem Leben längere Qual dulden solle? — Dies sind mit schwachen Zügen die Umrisse einer Kunstschöpfung, die sich ehrenvoll in die Reihe der vorzüglichsten neueren Erscheinungen stellen darf; obgleich nicht mangelfrei, enthält sie des Ausgezeichneten so viel, daß diese Mängel reich aufgewogen werden, und die deutsche Bühne darf sich zu diesem bedeutenden Gewinn Glück wünschen. Der Dichter ward von der entzückten Menge nach beiden Vorstellungen gerufen, erschien aber erst am zweiten Abend unter dem Jubel der Anwesenden. Mad. Schröder zeichnete sich als „Medea" aus und Hr. Korn stand ihr als „Jason" würdig zur Seite. K.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 21. April. 64stes Blatt.

Ueber die Haushaltung der Ameisen.

Schon oft hatte es meine Aufmerksamkeit rege gemacht, wenn ich die Ameisen haufenweise um die Erdflöhe und Blattläuse auf den zarten Stielen der Pflanzen und ihren Blättern versammelt fand. Anfangs glaubte ich, daß sie denselben nachstellten, um sich ihrer, wie so mancher andern Insekten, zu ihrer Nahrung zu bedienen. Allein der Umstand, daß ich unter den Blattläusen bei dergleichen Zusammenkünften niemals eine Bewegung der Furcht, bei den Ameisen nie eine Gewaltthätigkeit oder einen Angriff wahrnahm, brachte mich bald von diesem Gedanken ab; ich war vielmehr versucht, wenn ich die freundlich-wichtigen Geberden der Ameisen gegen jene Insekten bemerkte, gerade das Gegentheil, nämlich ein zwischen beiden Insekten-Arten bestehendes Freundschafts-Verhältniß an zu nehmen. Man braucht eine solche Gruppe nur mehrere Minuten hinter einander zu betrachten, so nimmt man wahr, daß die Ameisen nicht nur mit ihren Fühlhörnern jene Insekten sanft berühren und streicheln, sondern auch ihre Pfötchen traulich zu ihnen hinstrecken. Späterhin sah ich auch, daß sie den von den Erdflöhen und Blattläusen ausgespritzten klebrichten Saft, der bei den Gärtnern und Landleuten unter dem Namen „Mehlthau" bekannt ist, einsogen und verzehrten, welches auch schon von mehreren Naturkundigen bemerkt und aufgezeichnet ist.

Die Blattläuse stechen nämlich mit ihrem kleinen Rüssel in die zarten Gefäße der Blüthen, Zweige und Stauden, und pumpen und saugen den Saft derselben als Nahrungsstoff ein. Dieser Saft geht bald wieder durch ihre Eingeweide — nach dem gewöhnlichen Gange der Natur, vermittelst zweier Röhren, die als kleine Hörnchen an dem hinteren Theil ihres Leibes befindlich sind — verdichtet wie Honigseim von ihnen, der auch in Absicht der Süßigkeit mit ihm verwandt ist. Danach haben die Ameisen gewaltige Begierde, und kaum geben ihn jene Insekten von sich, so schlürfen sie denselben als eines ihrer liebsten Nahrungsmittel ein. — So weit ist diese Sache, wie gesagt, längst unter den Naturforschern bekannt, wiewohl der berühmte Reaumur meint: daß dieser Saft nicht gerade von den Insekten ausgespritzt werde, sondern nur der durch den Stich bewirkte Ausfluß aus den Pflanzen unmittelbar sey. Der jüngere Huber jedoch, dem wir die interessantesten Entdeckungen über die Ameisen in der letzten Zeit verdanken (man sehe dessen „Recherches sur les moeurs des fourmis"), hat diese Beobachtungen mit einem Paar sehr merkwürdigen bisher gänzlich unbekannten Entdeckungen vermehrt. Er hat nämlich die Bemerkung gemacht: daß die Ameisen es nicht nur verstehen, jenen Insekten durch allerhand Liebkosungen und Streicheln den kostbaren Saft zu entlocken, sondern daß sie sich derselben gleichsam als Hausthiere bedienen, etwa wie wir uns unsere Hühner zum Eierlegen oder die Kühe zum Milchen halten, um von ihnen die nöthigen Nahrungsmittel zu entnehmen.

„Eines Tages" — erzählt er — „sah ich eine einzelne Ameise geradesweges auf einige Erdflöhe zutra-

ben, wodurch sich diese nicht im mindesten stören ließen. Jetzt stand sie bei einem dieser kleinen Insekten still, streichelte und schmeichelte es mit ihren Fühlhörnchen, indem sie den Hinterleib bald mit dem einen, bald mit dem andern sanft berührte. Hierauf sah ich voll Verwunderung den Saft aus dem Leibe des Thierchens hervor treten, und wie die Ameise sogleich das Tröpfchen auffaßte und verschlang. Sie ließ nun ihre Fühlhörner auf einen andern weit größeren Erdfloh spielen; auch dieser ließ dem zu Folge den nährenden Saft schießen, den die Ameise einsog. Hierauf ging sie zu einem dritten, liebkosete diesen wie den beiden vorigen und gab ihm einige sanfte Streiche mit den Fühlhörnern an der Spitze des Hinterleibes, worauf der Mehlthau hervor trat und von der Ameise eingesammelt ward. Sie ging noch weiter; ein vierter, der wahrscheinlich schon kurz vorher seine Ausleerung vollbracht hatte, widerstand den Liebkosungen der Ameise, welche nun, als ob sie die Ursachen ahnete, zu einem andern ging, bei welchem sie ihren Zweck erreichte.“ — Mehr als tausend Mal nachher hat Herr Huber diese Beobachtungen wiederholt und jedes Mal dasselbe Resultat gefunden. Die fuchsgelben Gras-Ameisen, die braunen, die schwarzgrauen, die rothen und mehrere andere Arten verfuhren hierin auf die nämliche Weise. — Aber nicht allein bei den Erdflöhen, sondern auch bei den Blattläusen suchen die Ameisen auf die vorbeschriedene Art ihre Nahrung. Sie kitzeln dieselben mit ihren Fühlhörnern, und so wie die Kühe bei dem Melken, lassen hierauf jene Insekten ihre Flüssigkeit fahren, deren sich dann die Ameisen bemächtigen.

So wie aber der Mensch sich seine Heerden nicht nur auf dem Felde, sondern auch zu Hause sein Vieh auf Stallfütterung hält, so finden wir (wie unglaublich dies scheinen mag), nach Herrn Hubers auf unläugbaren Thatsachen beruhenden Versicherungen, dies auch bei den Ameisen. Sie halten sich in ihrem Baue zur wirthschaftlichen Benutzung diese Thierchen. — „Es giebt Ameisen“ — sagt dieser Naturkundige — „die fast nie ihre Wohnung verlassen; man sieht sie nie Bäume oder Früchte bekriechen, nie stellen sie andern Insekten nach, und doch sind sie auf unsern Wiesen sehr verbreitet. Es sind dies die fuchsgelben kleinen Gras-Ameisen, deren Länge kaum zwei Linien beträgt. Ich wußte lange nicht, wo alle diese Insekten ihre Nahrung suchten und hernähmen, bis ich Folgendes entdeckte: Ich durchwühlte eines Tages einen kleinen Ameis-Haufen dieser Art, dessen Dachgewölbe sich zwischen Grashalmen herauf zog, und fand in dem Neste eine nicht unbedeutende Menge von Erdflöhen; ich sah sämmtliche Wurzeln der Grashalme, die den Haufen umschatteten, damit angefüllt; einige irrten auch mitten unter den Ameisen im Neste umher, diese oben in dem Gewölbe über der Erde, jene unterwärts. Die Ameisen aber paßten auf, um den Augenblick zu ersehen, wo sie ihnen ihren Saft ablocken konnten, und verfuhren dabei nach der bekannten Weise. — Ich hatte nun nichts Angelegneres zu thun, als meine Entdeckungen durch neue Untersuchungen zu bestätigen, indem ich eine große Menge dergleichen Ameisen-Nester durchstörte und jedes Mal die Erdflöhe fand. Vorzüglich leicht war dies nach einem warmen Regen zu entdecken, wo die Insekten oberwärts kamen, und wo sich die Gräser — deren Wurzeln durch die Ameisen aufgelockert waren — durch den Regen vollends losgeweicht, ohne Verletzung heraus reißen ließen, an denen die Erdflöhe wie Perlen gereiht saßen.“

(Der Schluß folgt.)

Ausflüge nach Franken.

(Fortsetzung.)

Auf dem Rathhause zu Eger bewahrt man Wallensteins Schwerdt und sein Bildniß, dessen finsterblickendes Auge unter der hohen geradauf steigenden Stirn den kühn entschlossenen Mann verkündigt. — In den Trümmern des Schlosses, in welchem Wallenstein fiel, sieht man von dem sogenannten Alchymisten-Stübchen auf den Saal nieder, worin seine Freunde gemordet wurden; Wände nur und Fenster-Säulen stehen noch. Gegenüber auf dem Berge lag sonst die Burg des Königs Wenzel, die mittelst einer ledernen Brücke in Verbindung mit der Stadt war.

Eger zählt unter seinen Bürgern einen Mann von eigenthümlicher Merkwürdigkeit: es ist dieses Herr Huß, der dortige Nachrichter. Alle, die jemals Eger und den Franzesbrunnen besuchten, haben nicht versäumt, seine Bekanntschaft zu machen, und sind seines Lobes voll. Herr Huß bekundet eine Kenntniß der Sprachen und historischen Wissenschaften, eine gesunde praktische Philosophie, ein humanes Wohlwollen, das mit Achtung für ihn erfüllt, während man kaum begreift, wie er ohne alle Hülfsmittel diese Bildung allein sich selbst zu verdanken hat. Er zeigt den Besuchenden ein mit der größten Sorgfalt gesammeltes Münz-Kabinet, eine mit Einsicht geordnete Bibliothek und reiche Pflanzen-Sammlung. Wie er in jedem Gebiete der Wissenschaft und der Erfahrung bewandert ist, so hat er auch viele Bemerkungen über den animalischen Magnetismus gemacht, und genießt in Böhmen das Ansehen eines Orakels.

Ueber Schirnting, welches schon dem Königreich Baiern zugehört, zeigte sich uns Wunsiedel, der Geburtsort von Jean Paul und — Karl Sand, in einer romantischen Gegend, welcher die Louisenburg (so genannt nach der unvergeßlichen Königin) einen hoch bedeutsamen Charakter voll Freundlichkeit und Würde

verleiht. — Die malerischen Felspartien, womit Wunsiedel und das Alexanders-Bad umgeben sind, tragen die ehrwürdigen Zeichen einer angestammten Liebe für das Haus der Hohenzollern, welche im Herzen der Bewohner dieser Gegenden niemals verlöschen wird. Auf dem sogenannten Königsplatz ist in Felsen gegraben eine Inschrift, deren Anfang wenigstens, um des ausgesprochenen Gefühles Innigkeit willen, hier stehen mag: „Erhabene Natur, sag' Ihr, Deiner holdesten Tochter, wie froh und glücklich wir heute in ihrem Anschauen sind.“ — Dieses gilt der verklärten Königin Louise, welche im Jahr 1805 mit ihrem erlauchten Gemahl diese Gegenden besuchte. In einer Felshöhle steht eine Urne von weißem Wunsiedelschen Marmor, worauf die Worte eingegraben: „Sie lebt in unsern — supplirend — Herzen!“ — welches Herz in einer Flamme auf dem Kranz der Urne erscheint. An einem andern Felsen hat Therese, Fürstin von Thurn und Taxis, der vollendeten Schwester ein Denkmal hinterlassen, das durch seinen einfach edlen tief ansprechenden Gedanken mit Rührung erfüllt.

In einem Felsthal mit Höhlen und Schlünden, auf der letzten Endung, steht geschrieben: „Bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter!“ Gleich daneben: „Ich suchte und fand — es geht weiter!“ — Diese letzteren Worte kommen von einem Herrn Daupek, der während seiner Bemühungen, durch Kunst die schöne Natur dieser Gefilde zu verherrlichen, in der That einen weiteren Fortgang der Felsmassen entdeckte, und in jener Inschrift eine vielsinnige Hinweisung für jedes Lebens-Verhältniß aufstellte.

In Wunsiedel besuchten wir in dem Hause Nr. 12, an der Kirche, die Stube, in welcher Jean Paul das Licht der Welt erblickte; sein Vater war Subrektor hier. — Uns umschwebten die Seelen aller herrlichen Schöpfungen, womit jener mächtige Geist das deutsche Kunstleben bereichert; unsere Phantasie that einen Blick in seine Jugend hinaus, aber nicht ahnen konnten wir, wie Jener das geworden, was er ist.

Auf den höchsten Gipfeln des Fichtelberges erheben sich die Trümmer alter Burgen, die zur Zeit des Faust- und Kolbenrechts eine Schutzstätte der Räuber waren. In schönen Formen springen sie vor und scheinen fast unzugänglich, wie der Rudolphstein und Rußhart. Die sehenswerthesten Partieen des Gebirges sind: das Zigeunerlager, der Todtenkopf, Sperenkerwall u. a. m. — Eine Ungemächlichkeit für den Besucher dieser Gegenden ist der Volks-Dialekt; man kann sich dem Gebirgs-Bewohner nur mit der höchsten Anstrengung einigermaßen verständlich machen, indem man seine Laute und Endungen nach zu ahmen sucht; spricht man jedoch in gutem Sächsisch, und das sehr schnell, so geschieht es, daß die guten Leute die ehrliche Muttersprache für Französisch halten, und was der Fremdling von ihnen hört, kann er höchstens deuten. *)

Das Städtchen Berneck hat eine wundervolle Lage in einem Amphitheater schwarzer Waldhöhen, von denen alte Schlösser herunter sehen, die einst dem Grafen von Wallenrod zugehörten. Bei einem dieser Schlösser steht eine Kapelle, erbaut von einem Wallenrod, der zum Heil seiner Seele zwei Mal nach Jerusalem wallfahrtete, und große Summen verwendet hat, um dieses Gebäude auf der höchsten Spitze des Felsens hin zu stellen. Man gab dieser Kapelle dieselbe Entfernung von einer über den Main geschlagenen Brücke, welche in Palästina zwischen dem Berge Golgatha und dem Flusse Hystus beobachtet ist. — Berneck ist die letzte Station vor Baireuth, **) das einen freundlichen Anblick gewährt; wir fuhren mit hochklopfendem Herzen in die Stadt, die den genialen Jean Paul zu ihrem Bürger zählen darf. Zu ihm war der erste Gang, allein das Schicksal versagte es uns, ihn diesmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen; er war eben in Löbichau bei Elisen von der Reck.

In Baireuth athmet Alles deutsche Biederkeit und offenen Frohsinn; vergnügt wandelten wir, wie in einem Familienkreise, unter den Laubgängen des Schloßgartens und auf der neuen Anlage, die an einer langen Reihe von Gärten fortgeht, und einen Teich einschließt, aus welchem kleine Blumen-Inseln aufsteigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Zur Probe des Idiotikons: I will eingo in d'Stot gein, un will ma lana lana — ich will hinein in die Stadt gehen, und will mir lassen lassen, d. h. Ader schlagen.

**) Hieß vor Alters Baireuth, von Reuth, was noch heute ein urbar gemachtes Waldstück bedeutet, und von Baiern, welche hier kolonisirten.

Pilger-Lied.

Den Steg beschreitet ein Pilger jung:
Er vernimmt das Rauschen der Mühle;
Des großen Rad's einförmiger Schwung
Erweckt ihm Ruhegefühle.

So fühl' ich auch Tag' und Jahre zieh'n,
Mit ihren sich ähnlichen Stunden:
So wird ihr stetes Kommen und Flieh'n
Allmählig nimmer empfunden.

Doch mitten nun in dem raschen Lauf
Steht plötzlich das Mühlrad stille;
So hört auch das Herz zu schlagen auf,
Ist's Gottes allmächtiger Wille.

Vielleicht versiegen die Wasser hier,
Doch nie der Ewigkeit Fluthen:
Froh wall' ich dahin, Gott ist mit mir,
Sein Schutz geleitet die Guten.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

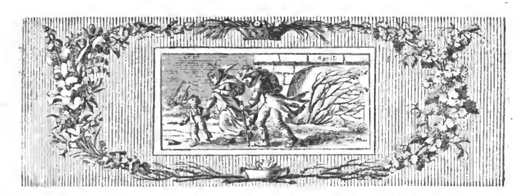
London. Sie müssen sich von unserem Schauspielwesen einen richtigeren Begriff machen, als Sie zu haben scheinen, und vor allen Dingen es nicht mit dem Ihrigen vergleichen wollen. So z. B. verlangt man bei Ihnen beständige Abwechselung und Mannigfaltigkeit, hier — auf unserer Hauptbühne — ist es ganz anders. Hier will man die großen Schauspieler in ihren besten Rollen sehen, und ermüdet nicht, diejenigen Stücke zu besuchen, worin sie am meisten glänzen. Was Spektakel-Stücke betrifft, so verlangt man nicht, wie bei Ihnen, Sinn und Verstand, sondern Pracht und Aufwand. Dann heißt es: die Vorstellung hat dem Unternehmer so und so viel Hunderte — wohl gar Tausende — gekostet; ein schönes, ein theures Schauspiel!! Dagegen aber ist hier zwischen den großen und kleinen Bühnen eine scharf gezeichnete Linie. Unsre Zuschauer theilen sich, mehr wie bei Ihnen, in Vornehme und Geringe, in Reiche und Arme, in Gentry und Volk. Eben so theilt sich auch der Geschmack des Londoner Publikums, oder vielmehr, so giebt sich ein Theil das Ansehen, zum Höheren hinauf zu steigen, während der andere Theil, John Bull, nicht tief genug nach komischem Lachstoff und Vergnügen schöpfen kann. Von dem Repertoire der großen Theater ein ander Mal; für jetzt will ich Ihnen etwas von dem Anschlag-Zettel einer kleineren Bühne zum Besten geben. Im Surrey-Theatre wurde am 1. März dargestellt: eine neue classische, mythologische, fürchterliche, komische, ernsthafte, possirliche, melodramatische Burletta, treu übersetzt aus dem Griechischen, mit einigen wenigen gallischen Barbarismen und einigen in Alt-England gesponnenen Narrheiten. „Dieses Stück“ — heißt es auf dem Anschlag-Zettel weiter — „welches jetzt ganz Paris in Aufruhr erhält und das Tages- und Nacht-Gespräch daselbst ausmacht, heißt: Die Töchter des Danaus und die Söhne von Egypten, oder 50 Hochzeiten und 49 Morde; geschrieben nach den Regeln des griechischen Trauerspiels, nur mit einigen wenigen literarischen Abweichungen, nebst einem Prolog und einem Commentar, welcher letztere schwerer zu verstehen, als der Gegenstand, zu dessen Erläuterung er geschrieben ist. Der Prolog wird von Hrn. Bengough, der Commentar oder Epilog aber von Hrn. Fitzwilliam gesprochen. Personen. Unsterbliche: 1. Cupido, ein Unsterblicher, der jedoch zuweilen stirbt, wenn Hymen sich ihm nähert. Hr. Wyatt macht sein erstes Auftreten in dieser Rolle. 2. Hymen, Hr. Chapman, dessen Spiel, wie man erwartet, wenigstens vier Wochen hindurch“ (so lange nämlich werden dergleichen Stücke täglich wiederholt) „großes Vergnügen erregen wird. — Sterbliche: 1. Danaus, Vater von 50 jungen Lady's, Hr. Grant. 2. Aegyptus, ein wallnußfarbiger wandernder Prinz, Vater von 50 jungen Gentlemen, Hr. Clifford. 3. Söhne des Aegyptus: Luchsauge (Lynxeye, statt Lynceus, und noch 49 eben so verstümmelte griechische Namen); 4. Töchter des Danaus, mit Zerrnamen aufgeführt. — Die Haupt-Dekorationen sind: 1. Eine classische Ansicht der Heerstraße nach Uxbridge. 2. Die Ankunft eines Dampf-Boots und einer vierspännigen Postkutsche. 3. Die Ankunft Cupido's und Hymens aus den Wolken. 4. Ein unterirrdischer Geister-Aufenthalt, worin 50 Eide geleistet werden. 5. Funfzig Schlafzimmer. 6. Die höllischen und arcadischen Regionen, nach Anleitung erfahrner classischer Autoren dargestellt.“ — „Das Ganze“ — heißt es dann am Schlusse — „enthält viele erhabene, das Auge fesselnde und interessante Scenen neuerer theatralischer Kunst, als da sind: Meuchelmorde, Feuersbrünste u. s. w. Es entwickelt sich am Ende auf die deutlichste und genugthuendste Art, und der Unternehmer schmeichelt sich, daß sein Stück den Beifall des hohen und niederen Adels, so wie des geehrten Publikums einernten werde. Der Unternehmer erlaubt sich außerdem, denjenigen Damen und Herren, welche so oft, in der Absicht, dieses Wunderstück zu sehen, in ihrer Hoffnung getäuscht, zurück treten mußten — da bereits jeder Winkel des Hauses gedrängt voll war — gehorsamst an zu zeigen: daß gegen Ostern einige Hintersitze und gegen Pfingsten einige Vordersitze erledigt seyn werden. Sollte unterdessen das Abonnement irgend einer Privat-Loge ablaufen und nicht pünktlich wieder erneuert werden, so soll sie unparteiisch und ohne Ansehen der Person dem zuerst sich Meldenden zum Gebrauch frei stehen.“ — Wer kann solchen Stücken, solchen Einladungen, solcher Höflichkeit und solcher — Unparteilichkeit widerstehen!! — Surrey-Theatre ist übrigens zwar eines der kleineren, aber kein sogenanntes Winkel-Theater; es besitzt einige gute komische Schauspieler und wird zuweilen von der feinen Welt (in den Logen) besucht. Auch die größeren Theater erlauben sich Klappern in ihrem Handwerk. S.

Hamburg. Noch kürzlich erwähnte ich des verdienstvollen Herausgebers des „Hamburgischen Addreßbuches“, Hermann; er ist im vorigen Monat gestorben, beweint von Vielen, denen er im Stillen ein freundlicher Wohlthäter war. Die Verdienste dieses thätigen Mannes sind zwar anspruchlos, aber darum dennoch sehr achtungswerth. Das „Intelligenz-Blatt“, die „Hamburgischen wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten“ gehören, in Hinsicht auf Einrichtung und correkten Druck, zu den besseren in Deutschland. Hermann hat seit etwa dreißig Jahren, wo die erste Idee zu diesem Unternehmen von dem patriotischen Senator Günther gegeben wurde, keine Aufopferung gespart, diese Idee immer vollkommener zu realisiren; seine Bemühung ist aber auch allgemein anerkannt worden. Die Herausgabe wird von den Erben fortgesetzt. — Nächstens soll das Jubiläum des „unpartheiischen Correspondenten“, vulgo „gelehrte Zeitung“, feierlichst begangen werden. Er selbst wird von dem Feste schon Nachricht geben; ich füge bloß den Wunsch hinzu: daß er den alten Ruhm behaupten und bewahren möge. — Bei Perthes erscheinen die Stolbergschen Werke in einem sehr ansprechenden Aeußeren. — Herr Grovius ist mit seinem Theater hier. Bei dieser Gelegenheit hören die Hamburger, oder lesen vielmehr von „gesperrten Sitzen“. — Auf unserer Bühne werden jetzt die Dramen des Freiherrn von Houwald gegeben. Dem „Leuchtthurm“ hat man im Allgemeinen hier keinen Geschmack abgewinnen können. — Einen hohen seltenen Genuß fanden die Musikfreunde in den Leistungen des Herrn Gugel und seines dreizehnjährigen Sohnes, die sich in Privat-Gesellschaften und einmal öffentlich auf dem Horn hören ließen. Diese Petersburger Künstler sind schon sehr bekannt; der Sohn zeigt für sein Alter eine große Fähigkeit, die mit liebenswürdiger Bescheidenheit und Kindlichkeit verbunden ist. — Auch für den verflossenen Monat März haben die „Wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten“ eine tabellarische Uebersicht einiger Zweige der polizeilichen Wirksamkeit geliefert. Der Unfug mit dem Knochengraben scheint noch fort zu dauern. Manche Angaben könnten wohl kürzer, unbeschadet der Deutlichkeit, gefaßt werden. Möglichste Einfachheit ist — wenn man einmal Tabellen im Administrations-Wesen für zweckdienlich erachtet — ein Haupt-Erforderniß derselben. — o —.

Die Einkünfte des Königreichs Neapel belaufen sich im Durchschnitt auf 17 Millionen Dukati jährlich. Die festen Plätze des Reichs sind: Gaëta, Scilla, Amandea, Reggio, Brundisi, Manfredonia, Capua und Pescara; die Seemacht besteht aus 3 Linienschiffen, 5 Fregatten und mehreren kleineren Kriegsfahrzeugen. Neapel ist die volkreichste Stadt des Landes; sie zählt 350,000 Einwohner, worunter 60,000 Lazaroni (?) und — 4000 Advokaten!! Sechs feste Schlösser beschirmen die Stadt. (Constitut.)

In der Strohhut-Fabrik von N. Coucre und Comp. zu Paris befindet sich jetzt ein italienischer Strohhut von solcher Feinheit, daß der Preis desselben auf zweitausend Franken festgestellt ist. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 23. April. 65stes Blatt.

Ausflüge nach Franken.

(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde von Baireuth liegt das Städtchen Georgen am See, in einem Kranze von Wiesen und Fruchtfeldern. Auf der entgegen gesetzten Seite befindet sich die Eremitage, zu welcher man durch eine schattige Allee hin gelangt. Der Eingang ist unter einem künstlichen Felsen, auf welchem Apoll und die neun Musen stehen; am Gipfel des Felsens ist ein Pegasus vorgestellt, wie er den Huf in die Erde schlägt, und die Hyppokrene hervor strömt. Das Wasser, welches den Felsen entlang in kleinen Caskaden herab fällt, macht eine schöne Wirkung; auf beiden Seiten des Eingangs sind Lauben mit Weingeländer. — Den Felsen verlassend tritt man in ein kleines Gehölz, durch dessen symetrisch gepflanzten Bäume die Eremitage vorschimmert; der Portikus und die Kuppel sind mit Lasurstein und Alabaster eingefaßt. In einiger Entfernung davon ist das Theater, dessen Coulissen durch große Felsstücke gebildet werden. Am Ausgange des Wäldchens liegt der Tempel der Sonne. Schattige Boskets und frische Springbrunnen durchziehen den ansehnlichen Park. — In der Eremitage hat sich ein Restaurateur angesiedelt, dem die lustigen Baireuther häufig zusprechen. Da es hier im Gebrauch ist, statt Fiacres Post-Chaisen zu nehmen, so hört man auf dem Wege die Postillione oftmals mit ihrem Horn sich muntere Volksweisen zurufen und beantworten. — Auf der andern Seite von Baireuth liegt das Lustschloß Fantasie, dessen schöner Garten — besonders im Rosenmond — zwar nicht als Werk einer reichen Phantasie erscheint, es jedoch vermag, eine solche hervor zu rufen. Drei Stunden davon, bei Zwernitz, sind im Umfang einer halben Stunde Felsmassen zusammen gehäuft, welche die abentheuerlichsten Gestalten und Gruppirungen darbieten. — „Sans pareil!" so rief einst voll Enthusiasmus eine Dame am Hofe des Markgrafen aus, als sie zum ersten Mal diese Felsen sah, und dieser Name ist ihnen seitdem geblieben. — Die große Höhe ist hier Ursache eines von allen Seiten zusammen stoßenden Luftzuges; man hat deshalb nicht unterlassen, diese Felsen zur Domaine des Aeolus zu machen, wie in Schlesien die Schneekoppe dem Rübezahl zugesprochen ist. — Die verstorbene Markgräfin, Schwester Friedrich des Großen, welche am „Telemach" des Fenelon viel Geschmack fand, widmete ihm, der Calypso und dem Mentor, eine Partie dieser Felsen.

Wir machten uns auf, den Perückenstock des Aeolus und seine Nachtmütze, welche auf einem Gueridon von 60 Fuß Höhe vergessen sind, in Augenschein zu nehmen. Von dort gingen wir zu seinem Pavillon und erblickten das Dörfchen Wonsees, die Heimath des lateinischen Dichters und sächsischen lustigen Raths Taubmann, der in einem seiner Carmina sich über die Rauhheit seiner Verse mit der Härte entschuldigt, welche in den Namen derjenigen Dörfer liegt, die seinen Geburtsort umgeben, als da sind: Pletz, Hundschieß, Zwernitz, Hulbui u. s. w. — Unmittelbar hinter dem Schlosse von Sanspareil erhebt sich ein Felsen,

welcher durch die Schönheit seiner Formen fesselt: man besteigt ihn und findet dann den Felsen der Liebe, welcher in zwei Gipfeln ausläuft, deren einer gegen den andern sich neigt, als wollten sie sich umarmen. Grotten und Tempel sind durch die Felsgruppen zerstreut, welche, nach ihrer Gestaltung: die Sybillen-, Aeols-, Vulkan- und Bären-Höhlen benannt, ein befriedigerendes Schauspiel gewähren, als die Steine von Adersbach.

Drei Meilen von Baireuth, gegen Mittag gelegen, sind die berühmten Höhlen von Muggendorf. Auf dem Wege dahin kamen wir, über Trummersdorf, an die Kapelle von St. Robert, im Volks-Dialekt Rupperts-Küpple genannt. Nichts Entzückenderes giebt es, als die Lage dieses Gotteshauses! Es erhebt sich in einer grünen Ebene, von wo aus man gegen Norden eine Menge Dörfer und Meiereien, im Osten einen schwarzen Bergwald, und südlich die Felsen von Truppach übersieht. Ein frischer Wasserquell rauscht hinter der Kapelle, die Tag und Nacht offen bleibt, und die Gebete und Opfer der frommen Pilger empfängt. — Die Bildsäule des heiligen Robert ist ganz verstümmelt, indem viele tausend Gläubige darnach getrachtet haben, ein Stückchen Holz als Amulet davon zu tragen. Dieser heilige Robert lebte im siebenten Jahrhundert, und erbaute in Folge seines Eifers viele Kirchen, worin er das Christenthum ausbreitete. — Da er sehr strenge war, so ward es Gewohnheit, mit ihm die kleinen Kinder ein zu schrecken, und dies hat bis heute sich erhalten in dem Namen des Knechts Ruprecht.

Von der Kapelle kamen wir zum Doktor-Sturz, einem Gebirge, so genannt nach dem Unglück eines Doktors, der, sein Pferd nicht gehörig im Zaum haltend, hier in den Abgrund hinab stürzte. — Am Fuß des Berges vorüber zog eine Schaar von Pilgern, ohngefähr Hundert an der Zahl, Männer und Frauen, unter Anführung einiger Mönche, welche Kruzifix und Fahne trugen; sie machten eine Betfahrt nach dem Gipfel des Gebirges. Auf ein gegebenes Zeichen der Mönche murmelten diese guten Leute allzumal mit durchdringendem Geschwätz Worte durch einander, welchen wir einen Sinn ab zu gewinnen uns vergeblich bemühten.

Wir kamen zu Muggendorf an und konnten uns eines geheimen Schauers nicht erwehren, wie es nun an den Besuch der Höhlen gehen sollte: denn furchtbare Bilder hatte man uns davon hinterlassen; so gingen wir denn in Gesellschaft des Führers, der an diesem Orte wohnt. — Die Gebirge, zwischen welchen wir fortschritten, drängen sich mehr und mehr an einander, und deutlich zeigt ihre Zusammenstellung ein Bassin, das einst die Meerfluth gefaßt haben mag. Wir waren mit Feuerstahl und Kerzen versehen, um das Dunkel der Schluchten zu durchdringen. Bis zu einer gewissen Höhe gekommen, wird man überrascht von der Herrlichkeit einer fernen Aussicht, welche die ganze Gegend sechs Meilen in der Runde umfaßt. Wir stiegen immer weiter, indem wir durch Dickigt und Felspfade uns winden mußten: plötzlich, sobald man das Gesträuch hinter sich läßt, stellt sich der Eingang zur großen Höhle mit aller Erhabenheit dar, welche nur ein herrlich von der Hand der Natur aufgethürmtes Gewölbe haben kann, das ein Gebirge von Felsen trägt, die einer auf dem andern empor steigen. — Wir legten die Gewänder ab, zündeten die Fackeln an und betraten die Höhle, welche der Höhleberg heißt. In den Wänden des Vordergrundes sind zwei Cisternen mit Wasser gefüllt, das vom Felsen herab tröpfelt und wovon man sagt, daß die Heiden sich dessen zu ihren Lustrationen bedient haben. Am äußersten Ende dieses Raumes befinden sich drei Säulengänge, wovon der eine zu einer Grotte führt, die durchweg mit Tropfstein belegt ist. Die Vereinigung der Stalaktiten bildet alle Arten wunderlicher Gestaltung; nur einer wenig poetischen Phantasie bedarf es, um ihnen so viel Ruf zu verschaffen, als jene in den Höhlen des Harzes besitzen. — Dieser Portikus, die stolzen Säulen, das Geräusch der Wasser, welche ringsum niederfallen und in diesem Dunkel eine eigene Harmonie bilden, Alles macht einen außerordentlichen Eindruck, daß man, vertieft in Betrachtungen, die Oberwelt darüber vergessen könnte. — Jetzt, indem man sich abwärts zur Rechten wendet, tritt man in eine andere Höhle, und wird durch einen schwachen Schimmer überrascht, dessen Helle sich verstärkt, je weiter man vorwärts schreitet, bis man endlich durch einen unerwarteten Ausgang in das freie Tageslicht an die entgegen gesetzte Seite des Gebirges tritt. (Der Schluß folgt.)

Ueber die Haushaltung der Ameisen.

(Schluß.)

Herr Huber begnügte sich nicht mit diesen Versuchen, sondern nahm einen ganzen Ameishaufen dieser Art, mit seinen Grashalmen und Wurzeln und den daran sitzenden Erdflöhen, unter eine gläserne Glocke, ließ das Gras durch die Oeffnungen heraus wachsen, besprengte die Erde und überzeugte sich täglich, daß die Ameisen, ohne andere Nahrung zu suchen, sich ihrer Erdflöhe, wie der Mensch seiner Ziegen, bedienten, um sich durch ihren Saft zu ernähren. — Er setzte seine Forschungen fort, und fand sogar, daß sie sich dergleichen Insekten zusammen holen, deren Eyer *) in ihren Nestern auskommen lassen, und für dieselben eben so große Sorge tragen, wie für ihre eigene Brut, ja daß sie sich dieselben mit andern Ameisen streitig machen, und sie wie ihre eigenen Larven in Sicherheit bringen,

wenn man den Bau angreift. — Er entdeckte sogar, daß sich die Ameisen eigene Kammern oder kleine Ställe einrichten, worin sie den Erdflöhen ihre Wohnungen anweisen, um dieselben gegen die Angriffe anderer Thiere zu schützen und sich ihrer zu jeder gefälligen Zeit zur Nahrungsleistung zu bedienen. So fand er dicht neben einem kleinen Ameisenhaufen der braunen Art eine Staude Wolfsmilch rings mit Erde umbaut, dergestalt, daß der Stengel der Pflanze die Achse, und die Blätter mit ihren Stielen gleichsam das Sparrwerk bildeten, woran die Thonwände befestigt waren. In der Höhlung derselben saßen unzählige Erdflöhe, und nur durch eine kleine Oeffnung unten gingen die Ameisen ab und zu, um ihnen ihre Nahrungssäfte ab zu nehmen. Dasselbe entdeckte er späterhin an einer Distelstaude, die unmittelbar in dem Ameishaufen stand und längs welcher nach oben hinauf die Ameisen, drittehalb Zoll lang und anderthalb Zoll breit, eine Röhre aus Thonerde gebaut hatten, worin die Erdflöhe wie in einem Dachkämmerchen wohnten; ja sogar auf einem Ahornbaum, 5 Fuß hoch von der Erde, fand er einen jungen Schößling, um welchen Hunderte von Erdflöhen saßen, also mit Erde umbaut, daß in der Höhlung die Thierchen ihren sicheren Aufenthalt hatten.

Ich füge zu diesen Entdeckungen des Herrn Huber noch folgende nicht minder anziehende Erfahrung hinzu: daß sich nämlich die Ameisen auch ihre Handwerksleute zum Ausbau ihrer Wohnungen zu halten scheinen. Fast alle Ameisen-Arten lieben nämlich ein festes Fachwerk ihrer Häuser, indem die Erde, zumal bei sandigem Boden, leicht nachsinkt und ihre Gänge verschüttet oder bei regnichter Witterung sich auflöset und dann dieselben Nachtheile mit sich bringt. Daher bauen vornehmlich die Wald- oder Fichten-Ameisen unserer Gegend, so wie die größeren schwarzen, gern ihre Wohnungen in oder an halb verfaulte Baumstämme, deren Wurzeln und Stammholz über der Erde und unter der Erde sie durchnagen und darin ihre Gänge, Kammern und Gallerieen anlegen. Es scheint jedoch, als wenn diese Arbeit, zumal bei härterem Holze, nicht eben zu ihren Lieblings-Beschäftigungen gehört, indem sie gern die Vorarbeiten der Holzkäfer, welche dergleichen Stämme zernagen, zur Anlegung ihrer Wohnung benutzen. Aber selbst, nachdem sie dort ihre Niederlassung gefunden, sind sie keinesweges bedacht, diese ihre Zimmerleute zu vertreiben oder zu tödten (eine Gattung dieser Käfer hat wirklich den Namen der Zimmerleute, aedilis, bei den Naturkundigen), sondern sie leben in gar guter, nachbarlicher Freundschaft mit ihnen, und während sie die übrigen Insekten, die sich ihrem Bau nahen, anpacken und würgen, sind sie gegen diese ihre Handwerksleute und Baumeister überaus friedlich und freundlich, und man findet in den hölzernen Gängen ihrer Nester, wo sie geräumig genug dazu sind, die Häuschen, worin sich die Nymphen zu dergleichen Käfern verwandeln, wie kleine Tönnchen, mit dem einen Ende an das Holz geklebt, dutzendweise zerstreut umher.

Nimmt man hierzu, was Herr Huber in seinem oben angeführten Werke ausführlich gezeigt hat: daß sie sich auch ihre Sklaven und Dienstboten aus den Gefangenen der eroberten Nachbarsstaaten halten, **) wie sich die weißen Menschen dazu ihrer schwarzen Brüder bedienen, so wüßte ich nicht: welche Thiere mehr unsere Aufmerksamkeit verdienten, als eben diese Ameisen-Staaten mit ihren Sklaven, Dienstboten, Handwerksleuten und Hausthieren. Aug. Zarnack.

*) Zwar gebären die Erdflöhe den Sommer über lebendige Jungen, gegen den Winter aber legen sie Eyer, woraus im Frühling das Insekt hervor kriecht. Herr Huber fand dergleichen Eyer im Herbste in den Wohnungen der Ameisen, wo sie überwinterten, um im Frühjahr aus zu kommen, und sogleich den Ameisen die erforderliche Nahrung zu geben.

**) Man sehe hierüber weitläuftiger meine Abhandlung über die Ameisen in dem zu Ostern bei Dieterici erscheinenden Werkchen: „Ausgänge in die Reiche der Natur" u. s. w.

Allerlei.

Realis de Vienna (Gabriel Wagner) hat unter mancher Wahrheit auch diese gesagt: „Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgste Grimm ist: so stiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnöthiger, allzu großer Zorn. Der Päpstler mörderischer Eifer hat mit Geißeln, Martern und Brennen die Welt nicht so verderbt, als die heimliche Herrschsucht der bescheidenen Höflichen, der heiligen Heuchler tückische oder dumme Sanftmuth. Wie die abgedroschene Predigt von der Freiheit eine Eitelkeit ist: so ist's mit dem Senf der Bescheidenheit ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger sich nicht kehret. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, sondern auch mit zur Freiheit: es ist eine nothwendige Sache."

Das junge Volk, bei dem es schwer seyn soll, eine Revolution zu bewirken, muß besonders gut in der Grammatik bewandert seyn; denn eine Revolution gedeiht meistens durch Worte, die Niemand versteht.

Es giebt eine Pflanze, Krummholz genannt, welche nur längs der Erde fortkriecht, sich nicht erheben kann; gleicher Art scheint von jeher das Krummholz der Bischöfe gewesen zu seyn, das auch alles geistige Leben zu einem am Boden kriechenden machen wollte.

Der Herzog von Orleans (Vater des jetzigen) soll zuerst den Thee in Frankreich eingeführt haben, als er von einer Reise nach England dorthin zurück kehrte.

Tyrannei ist in einer Monarchie möglich, in einer Demokratie aber unausbleiblich. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dessau. Im März-Monat machte der Schulrath Vieth vor einer kleinen Gesellschaft, worin auch Dr. Chladni war, Versuche mit einer von ihm angegebenen Fahrmaschine, die er in der Anzeige „Autokine" nennt. Sie ist sehr einfach, von den bisher erfundenen verschieden und gewährte auf unebenem Straßen-Pflaster, ohne bedeutende Anstrengung, eine mittlere Geschwindigkeit von 5 Fuß in der Sekunde. Der Erfinder ließ sie verfertigen, bloß um zu sehen, was sich auf diese Art ausrichten lasse, ohne mit den Erfindern anderer Fahrmaschinen in die Schranken treten zu wollen. Ueberhaupt scheinen ihm die Fahrmaschinen bis jetzt mehr eine mechanische Curiosität, als eine Sache zu seyn, von der sich erheblicher Nutzen erwarten läßt. — Daß die Idee, sich durch eine Maschine, ohne Zugthiere, fort zu bewegen, einen eigenen Reiz haben müsse, zeigen die vielen Versuche, die man in dieser Absicht gemacht hat. Man kann sie in zwei Klassen theilen: 1) solche, wo der Mensch selbst durch eigene Muskelkraft die Maschine, die ihn trägt, und so sich mit ihr fortbewegt; 2) solche, die durch Federkraft oder andere Kräfte getrieben werden. Die der ersten Klasse kann man zum Unterschied Autokinen nennen. — Folgendes ist ein, wahrscheinlich noch bei weitem nicht vollständiges Verzeichniß solcher Versuche. I. Roger Bacon, gestorben 1292. Reimann „Hist. lit." Vol. 4. p. 480. Fabrici's „Allg. Histor. d. Gelehrs." Bd. 2. S. 987. II. Hieronymos Cardanus, gest. 1575. Bayle „Diction." (deutsch) Leipzig. Bd. 2. S. 56. III. Simon Stevin, gest. 1633. Von seinem Windwagen (Segelwagen, Landschiff) Grotii „poem" p. 224 Vossius „de scient. math." p. 337. Jacobson „Technol. Wörterbuch" Th. 4. S. 661. Happelii „Relat. curiosae" Th. 3. S. 567. IV. Hans Hautsch, gest. 1670, Zirkelschmidt zu Nürnberg. „Math. Erquickst." von Schwenter, fortgesetzt von Harsdörfer, Th. 2. S. 597. Doppelmayer „Nachr. von Nürnb. Mathem. S. 301. „Allgem. Liter. Zeit." 1790. Nr. 246. V. Gottfr. Hautsch, gest. 1703 in Nürnberg. Reimann „Histor. liter." Bd. 4. S. 479. 499. VI. Steph. Farfler, gest. 1680, Uhrmacher in Altorf; er war lahm und fuhr sich mit seinem Wagen zur Kirche. Doppelmayer von „Nürnberg. Mathem." S. 302. „Merkwürdigk. von Nürnberg" 1778. S. 65. VII. Der Fürst von Sansevero, Raimund di Sangro, soll einen Wagen gehabt haben, der im Wasser ging. Biornstahls „Briefe" Th. 1. S. 354. VIII. Von einem solchen Wagen wurde vor einiger Zeit auch aus Paris Nachricht in den Zeitungen gegeben. IX. Leibnitz. Aus einer Stelle in Bechers „närrischer Weisheit und weiser Narrheit" scheint hervor zu gehen, daß auch dieser große Mann sich mit einer Fahrmaschine beschäftigt habe. Becher erwähnt spöttelnd Leibnitzens Postwagen, von Hannover nach Amsterdam in sechs Stunden zu fahren (was Leibnitzen gewiß nicht eingefallen ist); und räth, des Professor Weigel in Jena hölzerne Pferde vor zu spannen. X. Cammas de Rodez in Paris. „Lauenburg. geneal. Kalender" vom Jahr 1776. S. 125. Der Wagen wurde durch eine Feder getrieben. Man hat dergleichen im Großen und im Kleinen; letztere als Spielwerk für Kinder. XI. Brabies. In den „Recreat. mathem." 1778. T. 2. p. 80 wird ihm eine Art Stuhlwagen zugeschrieben, die in den „Memoires presentés à l'acad. royal des scienc. par divers savans" T. 4 näher beschrieben wird. Daß dergleichen schon lange vorher in Deutschland bekannt waren, wird da nicht erwähnt. XII. Andreas Gärtner in Dresden hatte lange vorher solche Stuhlwagen gemacht, und vermuthlich auch er nicht zuerst. Leupold „theatr. machinarum" § 87 et 297. Tab. 56. Fig. 6. 8. XIII. Stuhlwagen für Podagristen und Lahme hat man sehr viele; unter andern war im Jahre 1794 in Berlin auf der Kunst-Ausstellung ein sehr nettes Exemplar zu sehen. XIV. Philipp Trexler in Grätz. „Dessauische Jugend-Zeitung" vom Jahr 1784. St. 20. Er verkaufte seinen Wagen für 20 Dukaten. XV. Einen Wagen von einem Mechanikus in Wien bezahlte der Fürst Esterhazy mit 800 Gulden. XVI. Sitte, ein Mechaniker, der sich einige Zeit hier in Dessau aufhielt (1786). XVII. Neubert, ebenfalls ehemals hier. XVIII. Riedhardt in Magdeburg, nachher in Liegnitz. XIX. Johann Fritz in Hanau. 1793. „Frankfurter Zeitung" 1793. Nr. 86. XX. Maillard. Sein Wagen wurde durch einen hintenauf stehenden Diener bewegt. „Machines et inventions" etc. Vol. 5. Halle „natürl. Magie" B. 2. S. 217. XXI. Ein solcher Wagen wird schon in Martius „natürl. Zauberbuch" beschrieben. XXII. In einem öffentlichen Blatte wurde kürzlich aus Nancy von einem Wagen Nachricht gegeben, der von einem Menschen in Bewegung gesetzt wurde und zwar so daß dieser zwölf Personen mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes davon führe (was ein starker Gallicismus zu seyn scheint). XXIII. Des Forstmeister von Drais Laufmaschine gehört ebenfalls hieher. Sie ist bekannt und beliebt. XXIV. Birch, ein englischer Mechaniker, hat einen sogenannten manivelocifer, einen bivector, einen trivector bekannt gemacht, die im „Journal des Luxus und der Moden" 1820, Febr., nicht richtig Modifikationen der Draisine genannt werden. Bei der Draisine liegt der Stützpunkt der Kraft außer der Maschine an der Erde. Sie ist eine Laufmaschine und ohne Zweifel das einfachste Mittel, auf Rädern ohne Zug von außen sich fort zu bewegen. XXV. Der Hof-Mechanikus Bock in Stuttgart soll eine Fahrmaschine verfertigt haben, die bloß aus zwei großen Rädern besteht, zwischen denen der Sitz hängt. XXVI. Der Platzmajor von Oberatz soll eine ähnliche Maschine ausgeführt haben. Es ist Schade, daß man solche Vorrichtungen nicht bekannter macht. XXVII. So soll auch ein Mann, der mit einer Maschine herum reist, die eine Janitscharen-Musik enthält, zugleich eine Fahrmaschine zeigen, die leicht und gut geht. — Schreiber dieses, und gewiß mit ihm mehrere Leser des „Gesellschafters" würden es mit Dank erkennen, wenn Personen, die nähere Nachrichten von diesen Maschinen zu geben vermögen, sie in diesen Blättern mittheilen wollten.

— • —

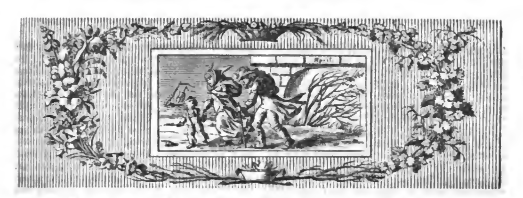
Bei der wahrscheinlich bevorstehenden Aenderung des Schicksals der Irländer (die bekanntlich meistentheils Katholiken sind) darf eines Mannes nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der sich als irländischer Volksredner einen unsterblichen Namen erwarb. Er hieß Philpot Corran. Sein erster Debüt fiel so unglücklich aus, daß er den Beinamen: der Stammler, erhielt. Was den mittelmäßigen Kopf auf immer abschreckt, ist in der Regel ein Sporn für das Genie. Currans Seele sprengte — wie er selbst sagte, des ewigen Spottes müde — ihr Gefängniß, der Redner trat von Neuem auf und erwarb sich bald den glänzendsten Beifall. Die Gewaltthätigkeit der Kronrichter vermochten nichts über seinen freien Geist. Als man ihm endlich in einer Sache, wo es den Rechten seines Volks galt, mit Einsperrung drohte, sagte er entschlossen: „Wohlan, Herr Sheriff, so bereiten Sie mir mein Gefängniß; ich werde dort auf meinem Strohlager eine ruhigere Nacht haben, als auf einem entehrten Lehnsessel!" (Courier fr.)

Nächstens wird ein neues Boulevard-Theater in Paris eröffnet werden, unter dem Namen: „Dramatisches Panorama"! Die Haupttendenz desselben wird die seyn, „Redende Bilder" auf zu führen! (Constitut.)

Druckfehler. In der Abhandlung, überschrieben Leibnitz. Bl. 56. S. 254. Sp. 2. Zeile 3 von unten, lies: Interusurrechnung. — S. 255. Sp. 1. Zeile 9 v. u. Entfaltung. — Bl. 57. S. 259. Sp. 1. Zeile 20 v. o. lies mit der Melantho und Polydora — ebendaselbst Sp. 2. Z. 23 v. u.: Urmonas; und Bl. 58 in der Note: docentur.

Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. IX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 25. April. 66stes Blatt.

Die Rettung d'Aubigné's.

In der schrecklichen Bartholomäus-Nacht des Jahres 1572, wo Karl IX. im frömmelnden Wahn eine Menge unschuldiger Unterthanen ermorden ließ, war es einigen Flüchtlingen mit vieler Mühe gelungen, aus Paris zu entkommen. Im Flecken Courance, sieben Meilen von der Hauptstadt, wurden sie angehalten und auf Veranstaltung des Gutsbesitzers d'Achon in seinem Schlosse streng eingekerkert. Der fühllose Mouchi, der sich den Namen Demochares beilegte, Mitglied der Sorbonne und Glaubens-Inquisitor, war dort zugegen. Um diesen Hauptfeind der Calvinisten mit wenigen Worten zu schildern, genügt es, an zu führen: daß nach ihm noch heute in Paris die Spione der sogenannten höheren und heimlichen Polizei „Mouchards" genannt werden. Er übernahm es sogleich, die Unglücklichen auf seine Weise zu bekehren, nämlich durch Ketten und Scheiterhaufen.

Unter den Gefangenen befand sich der, nachher durch seine Standhaftigkeit und strenge Sitten so ausgezeichnete d'Aubigné, damals ein Knabe von zehn Jahren. Sein Erzieher, Matthias Beroald, ein geschätzter Gelehrter und gottesfürchtiger Mann, hatte mit seinem Zögling und einigen seiner Angehörigen vergebens gehofft, in Courance der Verfolgung zu entgehen. — Der Inquisitor ließ die Ungläubigen insgesammt in ein finsteres Loch werfen. Der kleine d'Aubigné trug ein Kleid von blauem Atlas und einen Degen mit silbernem Gehänge. Er weinte heftig, als man ihm diesen abnahm. Einige Offiziere wurden von dem Anblick des Knaben gerührt, und führten ihn in das Zimmer des Ritters d'Achon. Dieser und Mouchi suchten auf alle Weise den Knaben zur Aenderung der Religion zu bewegen; drohten aber, als ihre Bemühung ohne Erfolg blieb, daß er und seine Gefährten, wenn sie nicht ihre Ketzerei abschwören wollten, unverzüglich zum Feuertode verurtheilt werden sollten. Mit Festigkeit erwiederte das Kind: „Der Abscheu, den ich vor einem Meineid und vor jedem Glauben fühle, der einen solchen von mir fordern kann, vermindert mein Entsetzen vor dem Tode!"

In demselben Saale, wo man den Entschluß faßte, ein unschuldiges Kind den Flammen zu übergeben, waren zwei Geiger, welche der Gesellschaft im Schlosse zum Tanz aufspielten. Man befahl dem kleinen Gefangenen, einen lustigen Tanz zu beginnen. Er that dieses so reizend und ungezwungen, daß Alle ihm Beifall erwiesen und ihn mit Liebkosungen überhäuften. Gleich darauf führte man ihn jedoch in das Gefängniß zurück, wo ihm der Scharfrichter alle bereits fertigen Anstalten zur Hinrichtung zeigen mußte. Hier fand er seinen Lehrer und alle übrigen Glaubens-Genossen in ruhiger Ergebung und vollkommen entschlossen, den gewissen Tod muthig zu erdulden.

Schon war der Befehl zur Hinrichtung gegeben, und Niemand ahnete die Möglichkeit einer Rettung. Einem Offizier, von d'Achon selbst gewählt, ward die strengste Bewachung der Gefangenen befohlen. Sein Benehmen war ernst und rauh, wie sein Fanatismus.

Aber er, selbst Vater, wurde von dem Anblick des unschuldigen liebenswürdigen Kindes zum innigsten Mitleid erschüttert; er umarmte den Kleinen mit einer unterdrückten Thräne, schlich zu seinem Lehrer und flüsterte diesem die trostvollen Worte zu: „Um dieses Kind zu erretten, muß ich Euch Allen die Freiheit verschaffen. Haltet Euch bereit zur Flucht, wenn ich Euch ein Zeichen geben werde. Ich brauche indessen sechzig Thaler zur Bestechung zweier Leute, ohne welche ich nichts vermag.“ Die Unglücklichen hatten ihr weniges Reisegeld in den Schuhen versteckt, schnell gaben sie ihrem Schutzgeist die verlangte Summe. — Um Mitternacht wurde die Thür des Kerkers leise geöffnet; der Offizier trat, von zwei Männern begleitet, herein und sagte zu Beroald: „Ich weiß, der Vater des Kleinen ist Befehlshaber in Orleans, versprecht mir eine gute Aufnahme bei seinem Heerhaufen!“ — Dieses ward ihm von Allen verbürgt und eine gute Belohnung obenein. Darauf nahm er den jungen d'Aubigné bei der Hand, und gebot den Andern, in aller Stille ihm zu folgen. Im Dunkel der Nacht führte er sie insgesammt, einem Wachthause vorbei, in eine Scheune, von welcher sie sich, queer über die Felder und durch hohes Getraide, bis auf den Weg nach Montargis begaben, wo sie glücklich anlangten. Hier wurden diese dem Wahnsinn entrissenen Opfer von der Herzogin von Ferrara, einer Tochter Ludwig XII., großmüthig in Schutz genommen. Mit innigster Freude und Bewunderung hörte die Fürstin aus dem Munde des Knaben die Erzählung dieser furchtbaren Prüfung und ließ dann ihn und seine Gefährten unter sicherem Geleite nach Orleans führen, wo sein Vater, welcher ihn schon umgekommen glaubte, mit Thränen des Entzückens ihn in die Arme schloß.

Wie sich d'Aubigné bei diesem Vorfall als ein zehnjähriger Knabe zeigte, so war er nachher als Mann in Sinn und That; seine Tugenden haben ihm in der Geschichte Heinrich IV. eine ehrenvolle Stelle verschafft.

Sterwil.

Ausflüge nach Franken.

(Schluß.)

Wir reiseten weiter. Man denke sich in eine unbekannte Stadt versetzt, und wollte, um das Volk aus seiner Sprache zu erkennen, etwa fragen: was die Uhr ist? und man antwortete: Kauer, dand, stund, gbet, gar aus, aus jedoch, aus jenoch *) — sollte man nicht meinen, in einem wildfremden Lande sich zu befinden! — Aber man ist in der Mitte von Deutschland, in Nürnberg. Die Sprache ist so sonderbar, der Accent so außerordentlich, daß es in der ersten Zeit unmöglich bleibt, davon etwas zu verstehen. — In dieser Stadt sieht man ansehnliche Häuser, größtentheils nach alter Art, mit unzählichen Bildern. Auf einem derselben befindet sich eine Compagnie Grenadiere, deren Mützen bis zu den Fenstern des ersten Stockes reichen. Die Tracht der reichen Bürgersfrauen ist prächtig; sie haben besondere Ornate für das Abendmahl, die Hochzeit und Taufe. Die beiden letzteren Feierlichkeiten stellt man mit großem Aufwand an; wenn der Gevatter und die Pathe ein Kind zur Kirche tragen, erschallt von allen Thürmen die Trompete. Wehe dem, der sich nicht mit Kreuzern und Pfennigen gehörig versehen hat: er wird bei solchen Gelegenheiten durch ganze Schaaren Bettelbuben belagert. — Eine der vornehmsten Kirchen ist die von St. Sebald, mit dem Grabmal dieses Heiligen, ein Meisterwerk Fischers von Erlach, der auch in Wien sich verewigt hat. Dabei zeigt man ein Messing-Krucifix, an Gewicht 1888 Pfund. — Auf dem Markte steht ein Springbrunnen, recht kunstvoll verziert mit den Statuen von Chlodowig, Gottfrieds von Bouillon, Karl des Großen, Hektors, Davids, Alexanders und Anderer, welche Alle in ein großes Bassin Wasser speiten. — Das alte ehrwürdige Rathhaus hat von allen Seiten Ueberfluß an Basreliefs und Skulptur, und zeugt von Albrecht Dürer, dessen Werke vor Allem sich hervor heben. — Noch sieht man auch in einer abgelegenen kleinen Straße das Haus von Hans Sachs dem Meistersänger.

Nürnberg trägt in Sitte und Lebensart seiner Bewohner noch die Spuren, daß es eine Reichsstadt war, und erinnert daran, daß hier der Hauptsitz deutschen Kunstfleißes gewesen, der heute auf Spielsachen zurück geführt ist. Eine gewisse Förmlichkeit im geselligen Verhältniß wird bemerkbar, dabei aber ein Bewußtseyn von Kraft. Ehemals soll es hier zum guten Ton gehört haben, einer Einladung zu Mittag erst bei der dritten Wiederholung zu folgen, indem man bei der ersten Einladung mit Geschäften sich entschuldigen ließ, bei der zweiten eine ungewisse Zusage gab und dann erst bei nochmaliger Bitte einwilligte. — Diese Herkömmlichkeit ist nun mit mehreren anderen vom Geist der Zeit abgestreift; wir durften uns in den hiesigen Cirkeln bewegen, und fanden viel Vergnügen.

Edmund der Waller.

*) Aus jedoch, Eines zu Tage, d. h. eine Stunde vor Tage — Aus jenoch, eine Stunde vor Nacht — Stund, Mittag — u. s. w.

Dr. Jenner's neuester Vorschlag.

Dr. Jenner hat im „Liverpool Magazine“ einen Vorschlag drucken lassen, dessen Beachtung er für eben so wichtig hält, als die Verbreitung der, bekanntlich von ihm empfohlenen Kuhpocken. Er ersucht alle Journalisten angelegentlich um weitere Bekanntmachung seiner

Ansicht, von der er sagt: sie sey zwar nicht neu, würde aber in der Anwendung wirken, wie das beste Alte oder Neue. In mehreren deutschen Zeitschriften — so unter Anderem in Buchholz „Monatsschrift für Deutschland" (Berlin, bei Enslin) — ist der besprochene Artikel abgedruckt; dies beweiset wenigstens, daß man ihn der Beachtung werth hält, und dazu wollen auch wir ihn in gedrängtem Auszuge mittheilen. Jener Arzt, der neulich von einer Reise nach Frankreich zurück kam, sagt: „Zu den auffallendsten Verschiedenheiten Frankreichs und Englands gehört das widerwärtige Verhältniß des französischen Adels zu der ganzen Nation, und man behauptet: daß in den meisten andern Ländern des Continents der Adel nicht viel weniger gehaßt sey, als in Frankreich, während der englische Adel, dem so bedeutende Vorzüge gegeben sind, wie fast nirgends, als eine unentbehrliche Stütze der Constitution anerkannt ist. Die Hindernisse, welche Ludwig XVIII. in Anwendung der Charte findet, und die Schwierigkeiten, die in Deutschland die Ausführung des dreizehnten Artikels der Bundes-Akte verzögert haben, entstehen größtentheils aus der gespannten Stellung des Adels zu den übrigen Volkstheilen, und hier wie dort kann es nicht zu einem rechten Frieden kommen, wenn nicht in diesem Verhältniß eine Ausgleichung entsteht. — Daß in monarchischen Staaten der Adel eben so nothwendig sey, als die Erblichkeit der Krone, das bezweifelt Niemand, der über ein festes politisches Gebäude mit sich einig ist. So oft aber Representanten einer privilegirten Caste vorherrschen, ist der bürgerliche Zwiespalt vorhanden, auch da, wo er eben nicht laut wird. Das einzige Mittel, diesem stillen und lauten Kampfe entgegen zu arbeiten, ist das, was in England so sehr gelungen ist: nämlich die Beschränkung des Adels auf den Aeltesten der Familie. Die folgenden Zweige sind dann Verbindungs-Glieder zwischen dem begünstigten Stande und der ganzen Nation, und die schroffen Grenzen, an denen sich Stolz und Haß gegenüber stehen, sind hinweg genommen. — Es kann nicht meine Absicht seyn, diese unumstößliche Wahrnehmung, welche außer meinem Berufe liegt, weiter aus zu führen; gewiß ist es aber, daß sie eines der hauptsächlichsten Mittel zum Frieden seyn würde; nützlich für jeden Fürsten, der es anwendet; für jeden Adel, der es unterstützt; für jedes Volk, welches sich damit beruhigt. Es ist übrigens eine ganz gleiche Forderung der Gerechtigkeit, daß der Adel beschränkt werde auf den Aeltesten, als daß die höchste Würde nur allein auf den Aeltesten der Regenten-Familie vererbt, nicht getheilt werde unter Brüder, wie es sonst oft und mit den schädlichsten Folgen geschah." — So weit Dr. Jenner; und nun mögen Andere entscheiden: ob er zum Staats-Arzt taugt?

Fr. Wendel.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Der Genfer Bürger sagt irgendwo: die Menschen hätten, nachdem sie die Tugend verbannten, doch ihre Bildsäule stehen lassen. In unserer ziemlich tugendleeren Zeit ist innigst zu wünschen, daß diese Bildsäule zugleich eine Memnons-Säule wäre, die aber weit kräftiger, stärker und öfter vom frühesten Morgen bis in die späteste Nacht durch heftiges Sturmgeläute die Menschen aus ihrem Sinnentaumel und Schlummer weckte.

Es giebt vier Klassen von Lesern: Leser, die wenig lesen und viel denken, die viel lesen und wenig denken, die viel lesen und viel denken, die wenig lesen und wenig denken. Erstere kann man mit Recht und Fug die denkende, spekulative nennen; die zweite die moderne oder belletristische; die dritte die geniale oder großgeistige, und die letzte die animalische oder geistesschlummernde.

Wenn Leben im Wirken besteht, und Wirken im Denken, dann könnten wir Patriarchen unserer Zeit aufweisen, die wenigstens eines Methusalems Alter erreicht haben; wie einen Kant, einen Newton, einen Leibnitz, die doch gewiß viele, viele Jahrhunderte im Denken anticipirten.

Der Abbé Düguet und d'Asfeld spielten zu Pferde eine Partie Schach aus dem Stegreife ganz zu Ende; welch ein starkes Gedächtniß müssen Beide besessen haben!?

Hermann Bunzel.

Die früh gestorbene Julie an ihre Geschwister bei dem Weihnachts-Baum.

Der Engel fehlt an Eurem Baume,
Den ich im vor'gen Jahre sah:
Gewiß, ich sah ihn nicht im Traume,
Da saß er, auf der Spitze, da!
Und trotz der dunkelrothen Wangen
Sah ich mit Lust auf die Gestalt —
Mir war's, als fühlt' ich das Verlangen:
O wär' ich doch ein Engel bald!

Nun bin ich's — und ich schwebe nieder
Auf Euch, den Spielen schau' ich zu,
Und mit dem geistigen Gefieder
Hauch' ich Euch an in Himmelsruh.
Die Spiele, die wir droben spielen,
Gern spielt' ich, Schwestern! sie mit Euch!
Ich weiß, daß sie Euch wohl gefielen —
Man spielt sie nur im Himmelreich!

Doch nein! ich lock' Euch nicht herüber,
Denn dort seh' ich die Mutter steh'n!
Sie wünscht Euch in der Nähe lieber —
Und bei der Mutter ist es schön!
So denkt mein auf der Erde Fluren,
Und nickt mir froh und freundlich zu —
Auch überirrdischen Naturen
Giebt nur die Liebe süße Ruh!

Chr. Feldmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Ich kann nicht unterlassen, Ihnen ein Pröbchen von Willkühr zu berichten, welche sich zuweilen in einzelnen Cantonen äußert; hier ist es. Die Tochter des Obersten Johannes Zellweger zu St. Gallen, war zu Teugen, im Canton Appenzell-Außerrhoden, mit einem Mann aus dem Geschlecht *) Tobler verheirathet; allein die Ehe war unglücklich. Man zankte viel und die Familien erbitterten sich gegen einander. Der Oberst Zellweger erfuhr sogar, daß die Tobler behaupteten: er habe ehemals mit seiner Tochter in unerlaubtem Umgange gelebt. Hierauf begab er sich nach Außerrhoden und führte Klage darüber. Es ward auch wirklich eine Untersuchungs-Commission ernannt, und da zeigte sich, daß das Geschwätz der Tobler's durch Briefe veranlaßt war, welche die Tochter des Obersten schon vor mehreren Jahren an ein vormaliges Kammermädchen — Friderike Obert, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig — geschrieben hatte, und welche Ausdrücke enthielten, die durchaus nichts Böses bewiesen, aber von der Kammerjungfer auf das Schändlichste ausgelegt wurden. Diese Person hatte sogar, um Geld von den Zellwegern zu bekommen, sich erboten: diese Briefe gegen ein namhaftes Geschenk zurück zu geben. Die Zellweger hatten sie aber abgewiesen, und die Tobler nun jene Briefe an sich gebracht. — Die niedergesetzte Untersuchungs-Commission fand keineswegs, daß man die Sache vor ein peinliches Gericht bringen könne, wie es sich gebührt hätte, wenn ein Grund von Wahrscheinlichkeit des Verbrechens vorhanden gewesen wäre; allein der große Rath von Außerrhoden, der dort Gesetzgeber und Richter zugleich ist, erkannte am 4ten Juni 1819: „Der Zellweger solle sechs Monate Zeit haben, um sich im Lande zu rechtfertigen, und inzwischen sollten seine liegenden Gründe (die von außerordentlichem Werth, etwa 1 Million Gulden, sind) als Bürgschaft behalten werden.“ Herr Zellweger benutzte diese sechs Monate zu seiner Rechtfertigung am gehörigen Ort. Er klagte nämlich die Friederike Obert in ihrem Wohnorte vor ihrem natürlichen Richter in Durlach und Rastadt als Verleumderin an. Das Großherzogl. Badensche Hofgericht untersuchte die Sache, und verurtheilte die Obert — welche erklärte: sie habe nur aus Rache gegen Herrn Zellweger so geredet — zur Zuchthaus-Strafe und zum ehrenerklärenden Widerruf, worin es wörtlich heißt: „Ich nehme hiermit die dem Herrn Zellweger gemachte Beschuldigung eines seine Ehre und seinen guten Namen schändenden Verbrechens als unerwiesen und unerweisbar und als eine aus Rachsucht vorgebrachte Schmähung zurück.“ — Diese förmliche Rechtfertigung legte nun der Oberst dem großen Rath von Appenzell-Außerrhoden vor. Am 7ten Dezember 1819 erhielt er darauf von demselben folgenden merkwürdigen Bescheid: „Die Sache sey eingestellt, aber die Haft auf die Güter bestätigt, und am nächsten großen Rath müsse sich der Oberst Zellweger und dessen Frau Tochter persönlich vor die Schranken stellen.“ Nun protestirte der Oberst gegen die Einbehaltung seiner Güter und sagte: „Ich bin St. Gallischer Ansaß und wohne seit vielen Jahren in St. Gallen; man belange mich dort vor dem Richter meines Wohnorts, so wie ich nur nach Außerrhoden kam, um hier gegen Verleumdungen zu klagen, die man hier gegen mich ausgesprochen.“ Darauf erklärte der große Rath von Außerrhoden am 6ten Dezember 1820: „Ohne tiefer in die Sache ein zu gehen, ist Johannes Zellweger, wegen Entfernung seiner Tochter aus den Rechten, wegen beharrlichen, trotzigen Ungehorsams gegen seine, von ihm als Richter angerufene hohe Landes-Obrigkeit, wegen Nichtbefolgung gütlicher und eidlicher Gebote und sträflichen Stützens auf fremde Obrigkeiten und Gesetze, zu einer Geldbuße von dreitausend Louisd'or, Bezahlung aller Prozeßkosten und Gefangenschaft (wenn er sich stelle, woran aber für jetzt zu zweifeln ist) verurtheilt und der auf seine Liegenschaften (liegende Gründe) haftende Beschlag ist bestätigt.“ — Bis jetzt weiß man noch nicht, wie diese Sache ausfallen wird. Wie es heißt, soll nun der mit Recht empörte Zellweger sich an die Landesgemeinde von Außerrhoden wenden wollen, welche im April ihre Versammlung hält. Sein vor einigen Jahren verstorbener Vater war Landammann von Außerrhoden, ein um das Land äußerst verdienter Mann, und auch der Oberst wird von allen Rechtlichen als edler, wohlthätiger Menschenfreund gerühmt. W.

*) Geschlecht, nicht Familie. In der Schweiz macht man nämlich einen wichtigen Unterschied zwischen Geschlecht und Familie. Zu dem ersteren gehören eine große Anzahl von Familien, die einen Namen führen. Oft findet man bedeutende Ortschaften und Dörfer, die nur von einem Geschlecht, d. h. von lauter Namensgenossen bewohnt werden, und im Canton Appenzell bildet das Geschlecht Schlachter sogar eine eigene Rhode oder Hauptmannschaft. Um sich zu unterscheiden, nehmen die Namensgenossen zu ihrem Geschlechts-Namen noch einen beliebigen andern von ihrer Gattin, Mutter oder ihrem Geburts-Ort an; z. B. Ehrenzoller-Mittelholzer, Müller von Friedberg, Herzog von Effingen u. s. w. Dadurch entstehen oft sehr sonderbare Verwechselungen und Mißgriffe. So reiste vor einigen Jahren ein Herr Herzog von Effingen, ein Kaufmann, nach dem Badenschen. In einer kleinen Stadt mußte er am Thor seinen Namen angeben, und der Offizier ließ ihm alle, einem Fürsten zukommende Ehren-Bezeugungen erthеilen. Kaum war er eine Stunde im Wirthshause, als die Ehren-Geistlichkeit und der wohlweise Magistrat in vollem Ornat ankamen, um Sr. Durchlaucht ihre unterthänige Ehrfurcht dar zu thun. Der Mann staunte und glaubte, die Leute wären verrückt; endlich verständigte man sich und die Kratzfüße hörten auf.

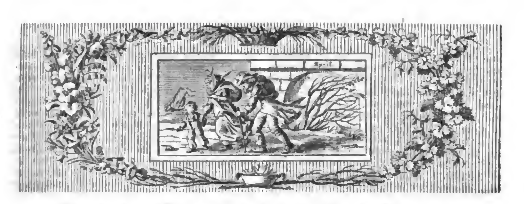
Eine Farce: „Die Fischhändlerin“ macht jetzt Glück in Paris. Eine hübsche junge Fischerin kann sich vor ihren vielen Anbetern gar nicht retten; besonders wird sie von zwei Ehemännern, dem Färber Dürre und dem Maurer Coloquinte, gepeinigt. Sich ihrer endlich zu erwehren, bestellt sie Jeden zu einem Rendezvous, unter der Bedingung: daß sie sich Beide, um den Hausbewohnern nicht auf zu fallen, angeblich wie ihr Mann (der auf Reisen sey, aber jeden Augenblick heim kommen könne), anputzen, d. h. bucklig und einäugig. Die Gecken fügen sich willig in die Bedingung und kommen nun Beide als Karrikaturen in einem Zimmer zusammen, wo ihre beiden Ehefrauen sie erwarten. (Gaz. d. Fr.)

In Lemercier's neuem Trauerspiel kommen eine Menge absichtlich eingewebter gallischer Verse vor. Dies erinnert an eine Bemerkung, die ein Mann von Geist bei der Gelegenheit machte, als Lemercier Mitglied der Akademie ward. Mit Bezug auf die Worte, welche früher von einem Hrn. Bignon galten, als er königlicher Bibliothekar ward: „Das ist eine gute Gelegenheit, um lesen zu lernen!“ sagte er auf Lemercier: „Das ist eine gute Gelegenheit, um Französisch schreiben zu lernen!“ (Journ. d. Par.)

Schiller empfing die unpartеilichsten Lobeserhebungen aus der Feder der Frau von Staël. „Ihm fehlt“, sagte sie, „keine lobenswerthe Eigenschaft. Seinen sanften stillen Charakter entflammte nur das Talent; Liebe zur Freiheit, Achtung vor den Frauen, Enthusiasmus vor den schönen Künsten, Anbetung der Gottheit befeuerten seinen Geist; wenn man seine Werke durchgeht, wird man für jedes seiner Meisterstücke eine seiner Tugenden auffinden.“ (Constitut.)

Auch in Paris geräth man jetzt im Theater auf den Mißbrauch des zu vielen Hervorrufens der Schauspieler. Wenn man einen Talma oder andere bedeutende Künstler hervor ruft, so ehrt man dadurch ein hervorstechendes Talent; verschwendet man aber diesen Vorzug, so hört er auf, eine Auszeichnung zu seyn, und wird für die Besseren eine Schmähung, indem er sie mit der Mittelmäßigkeit in Parallele bringt. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 27. April. 67stes Blatt.

Einiges über Polen.

(Auszug eines brieflichen Tagebuchs.)

Da bin ich nun seit Mondesfrist in dem arg verschrieenen Polen; Land und Leute behagen mir, und oft schon hab' ich das Grauen belächelt, welches mir sonst der Gedanke eines längeren Aufenthaltes in hiesiger Gegend erweckte. Als vollständige Marter-Stationen zwar können die Wirthshäuser gelten; diese sind, etwa die ersten Gasthöfe in Posen und Warschau abgerechnet, nicht besser als ihr Ruf, was allerdings viel sagt. Doch da die Qual vorüber ist, sollen auch ärgerliche Begegnisse unerwähnt bleiben, als Dank für die späterhin überall erfahrene Gastfreundlichkeit, welche uns alles Ungemach vergessen ließ. Daß wir gerade während der Faschingszeit hergeführt wurden, ist freilich ein Glücksfall, dem wir der Annehmlichkeiten viel, besonders aber das schnellere Bekanntwerden mit Personen und Familien verdanken, welches die lästige Gemessenheit beseitigen hilft, in welcher sich die vornehmen Polen, den Fremden gegenüber, im Zustande der Nüchternheit gefallen sollen. Mag man den Ausdruck verzeihen: aber nur einem lustigen Rausche kann ich den fröhlichen Taumel des Faschings vergleichen, der in den höheren Ständen Alles ergreift, neckend durch und gegen einander treibt, und — spurlos verschwindet. Wenn in andern Ländern Einzelne, sich auf einige Stunden einer possenhaften Lust hingebend, schon ein Uebriges zu thun glauben, so wählt man hier Maske und Charakter für den ganzen Carnaval; Gesellschaften vereinigen sich zur parodirenden Darstellung lustiger Begebenheiten und Ideen, oder suchen in bunten Gruppen die flüchtigen Erscheinungen des Lebens zusammen zu reihen. Da sieht man Jahrmarkts-Leute und Kalender-Heilige, Juden-Hochzeiten wie griechische Götter und Heroen ihr Wesen treiben. Die zu solchem Zweck verbundene Gesellschaft wählt, nächst den Rollen, sogleich ihren Ordner und Führer, dem es alsdann obliegt, ihr überall die Stätte zu bereiten, welches er sich aber leicht zu machen weiß, indem er mit kurzen Worten irgend einem Gutsbesitzer der Nachbarschaft für einen bestimmten Tag die Ankunft eines Kuliks — so heißt eine solche Gesellschaft — anmeldet. Dergleichen Ansagungs-Briefe sind ohne Namens-Unterschrift, meist von unbekannter Hand ausgefertigt, und treffen oft nur wenige Stunden vor dem lustigen Schwarme ein. Ablehnen ist unter keiner Bedingung zulässig, und auf den Fall, daß der Gutsbesitzer, selbst als Kuliks-Bündler gepreßt, sich abwesend befindet, müssen doch von dem Verwalter zum Empfang der Gäste Anstalten getroffen werden. Da beginnt nun ein fürchterliches Gemetzel unter dem Federvieh, und manch untadliches Rind wird alsbald zur Schlachtbank geführt; denn die Polen, weniger ekel als wir, scheuen sich nicht, frisch blutendes Geflügel an den Spieß zu stecken, und das Fleisch eben getödteten Rind- und Schaf Viehes, nachdem sie es ohngefähr eine Stunde in die Erde vergraben, sofort zu bereiten; sie behaupten dabei keklich: daß nirgends so wohlschmeckendes Fleischwerk genossen werde, was ich ihnen, nach den Erfahrungen meiner

Zunge, zugestehen muß. Ist nun auch der Keller gehörig gefüllt – und hierauf geht vorzüglich das Augenmerk des Ordners — so ist Alles zum Empfang der Gäste bereitet: denn Musik führt der muntere Trupp bei sich, der nun in toller Lust über den Edelhof herein braust, es sich dort, so lange es ihm gefällt, auf alle Weise wohl seyn läßt, und dann seinen Zug auf ähnliche Art weiter lenkt, meistentheils von den bisherigen Wirthen begleitet, denen nicht selten viele ihrer Gäste unbekannt sind und bleiben. Daß Jeder derselben sein Bett, ja gewissermaßen sein Zimmer mit sich führt, erleichtert die Aufnahme einer so zahlreichen Gesellschaft gar sehr; und vier runde eiserne Stäbe sind leichtlich in jedem Raum aufgeschlagen. An ihnen hängt, durch Pelzdecken gebildet, ein bequemes Lager in ledernen Gurten herab, welches, an die Hängematte der Schiffsleute erinnernd, bald zusammen gerollt und in die Elendshaut geschnürt werden kann, die man als Laken darüber breitet; lang herunter fallende Gardinen, meist von sehr kostbarem Stoff, die sich von allen Seiten dicht zuziehen lassen, bilden die absondernden Wände, in derem Inneren man sich nun wie in einem Zelte befindet. Auf diese Weise herbergen hier und dort gemischte Gesellschaften in einem Saale, ohne daß es besonders auffällt: wie mir überhaupt das viele Reisen der beweglichen Polen ein Grund zu seyn scheint, daß vornehme und gebildete Leute, ja selbst Frauen und Mädchen, es mit vielen Dingen, die man in andern Ländern, entweder zur Ordnung und Reinlichkeit oder zur Wohlanständigkeit, unerläßlich achtet, so genau nicht nehmen.

Was mich diese Carnevals-Zeit ganz besonders anmuthig finden ließ, war der durchweg harmlose und fröhliche Charakter, der sie bezeichnete, und der keine feindlichen Neckereien, wozu die lebhaften und reizbaren Polen ganz besonders jetzt, bei den vielfachen Reibungen politischer Meinungen, so geneigt sind, aufkommen ließ, oder doch gleich beseitigte. Daß sich unter dem Volke selbst von der heiteren Festlichkeit so gar nichts blicken läßt, wird weniger auffallend, wenn man des großen Druckes gedenkt, der seit Jahrhunderten auf demselben lastete, und weiß, daß der verknüpfende Bürgerstand hier ganz fehlt oder erst in neuester Zeit angefangen hat, sich zu bilden: denn noch bis jetzt sind Handel, wie alle Gewerbe und Künste, beinahe gänzlich in den Händen der Juden und einiger weniger Fremden, vorzüglich Franzosen und Italiener, die wie Zugvögel kommen und gehen, sobald sie hinlängliches Vermögen erworben.

Die Fasten beginnen und enden hier mit großem kirchlichen Gepränge, und die vornehme Welt versäumt es um so weniger, die Weihung ihrer Paläste und aller Geräthschaften vornehmen zu lassen: da sie es mit der Fasten-Ordnung keinesweges genau nimmt, und höchstens, das Gewissen streng altgläubiger Gäste zu verschonen, eine zweite Mahlzeit, aus Fastenspeisen bestehend, auffsetzen läßt. Wenn auch keine besondere Veranlassung Gäste herbei führt, speist man doch meistentheils an den Tafeln der Magnaten und Starosten in zahlreicher Gesellschaft. Außerdem, daß der niedere Adel zum Theil vom Schmarutzen lebt, was hier übrigens ohne Hehl — als ein Gewerbe, das weiter keine Schande bringt — getrieben wird, fehlt es bei der allgemeinen Reiselust und Gastfreundlichkeit nicht an Zuspruch aller Art, und überdies werden sämmtliche Haus-Offizianten zur Tafel gezogen: freilich genießen diese oft nichts, als die Ehre, ihre hohe Herrschaft speisen zu sehen: denn unbekümmert um die Mehr- oder Minderzahl der Gäste liefert der Koch seine bestimmte Anzahl Schüsseln auf den Tisch, die bei der Ungezwungenheit, womit sich hier Jeder mit dem ihm Wohlschmeckenden versorgt, meistentheils geleert sind, ehe sie das untere Ende der Tafel erreichen, ohne daß es übrigens den Verkürzten auf zu fallen scheint. Eine zahlreiche Dienerschaft in glänzender Livrei läuft aufwartend durch und gegen einander, und die Lust an dieser Art des Prunks ist so groß, daß selbst die Sarmaten (arme Landjunker), alle Hof-Chargen auf einen Großwürdenträger häufend — der nun nach jedesmaliger Verrichtung als Verwalter und Koch, Kutscher und Jäger aufgeführt wird — sich an dem Klang dieser Namen weiden. Gewaltig flink sind aber die Diener, selbst der vornehmsten Häuser, den Teller zu wechseln, wenn noch etwas darauf vorhanden, und man sich im Gespräch einen Augenblick abwendet. Bei dem Besetzen der Plätze waltet strenge Rang-Ordnung, weshalb die Genealogie hier in hohen Ehren steht; doch führt man einigermaßen gut empfohlene Fremde, ohne Stammbaums-Rücksichten gemeiniglich, zu den ersten Sitzen. Während der Mahlzeit werden fleißig Toaste ausgebracht: diese beginnt der Wirth damit, daß er einen Pokal, der durch seine Fußlosigkeit die Bestimmung anzeigt, von Hand zu Hand zu gehen, bis zum Rande voll schenkt, und — ihn stehend gewöhnlich zuerst auf das Wohl der Fremden leerend — weiter giebt. Jeder schenkt nun aus den vor ihm befindlichen Flaschen ein und thut Bescheid, bis der Humpen die Runde gemacht und der dem Wirth zunächst sitzende Gast jenen mit einem neuen Trinkspruch entsendet. Vier, sechs, ja acht solcher Becher umkreisen oft zu gleicher Zeit die Tafel; doch haben die Sitten sich schon in so weit gemildert, daß sich die Frauen ganz von dieser Art des Trinkens ausschließen, und Jeder den umgehenden Pokal nach Wohlgefallen mehr oder minder anfüllen kann, wobei noch überdies für die Nüchternheit der unten Sitzenden wiederum auf's löblichste gesorgt ist: indem der

Wein meist von einem Flaschenkorbe zum andern dünner und leichter wird. Auch beginnt das eigentliche Zechen im engeren Kreise erst dann, wenn, nach aufgehobener Tafel, der Kaffee herum gereicht ist und die Damen sich entfernt haben. Der Kaffee wird hier überall sehr gut, meist stark mit Vanille versetzt, getrunken, und mit köstlicher Sahne gemischt; doch kostet diese zu erzielen dem damit beauftragten Burschen eine schlaflose Nacht, während welcher er, vor einem Kamin gekauert, das sehr flache Geschirr, in das man hier die Sahne schüttet, nur bis zu einem gewissen Punkt dem Feuer nähern durfte, und, fortwährend die sich oben bildende Haut mit einem Löffel zurück schiebend, ein eigentliches Kochen verhüten mußte. Man ist es hier so gewohnt, sich auch des Morgens mit einer Tasse Kaffe zu begnügen, daß Kaffeetrinker in den Gasthöfen ausdrücklich sich mehr bestellen müssen, und man es in Warschau den Deutschen noch nicht vergessen kann, daß Einige unter ihnen nach Tische eine zweite Tasse Kaffe begehrten. Während die Männer nach dem Kaffee wiederum manche Flasche köstlichen Tokaiers entsiegeln, setzt sich die Frauenwelt in einem andern Zimmer zum Kartenspiel: doch scheint es mehr um der in andern Ländern herrschenden Sitte zu huldigen, als aus Neigung zu geschehen, wenn nicht etwa ein sehr hohes Hazardspiel, woran alsdann auch die Männer Theil nehmen, sie mit seinem raschen Wechsel von Gewinn und Verlust in lebhafte Bewegung setzt. Ist dies nicht der Fall, so werden die Karten bald, um irgend etwas zu erzählen, bei Seite gelegt; in lebhafter Darstellung springt man auf, und macht nun eine ordentliche Aufgabe daraus, Vorfälle aus den nächsten gesellschaftlichen Kreisen pantomimisch auf zu führen, bis ein fröhlicher Tanz Alles bewegt, wo sich dann die ganze Anmuth und Grazie der Polinnen entwickelt, welche ihrem Tanz so hohen Ruhm erworben. — Da hier die Haushaltung, wie meist alle häuslichen Geschäfte, durch Männer besorgt werden, die polnischen Damen sich auch eben nicht mit weiblicher Hand- und Kunst-Arbeit befassen mögen, so geht ihr Sinnen und Trachten beinahe ausschließlich auf das Leben der Gesellschaft, und billig muß man sie hierin als Meisterinnen preisen. Bei einer mehrentheils nur sehr oberflächlichen Geistesbildung ist ihre Unterhaltung immer belebt und anziehend, wie ihr Betragen leicht und frei, ohne die wahre Sitte zu verletzen. An den Männern war mir im Allgemeinen eine große Spannung bemerkbar, und von der Politik so ziemlich Alles verschlungen, was sie sonst den harmlosen Frauen liebenswerth erscheinen ließ, die sich besonders bitter über die Verbäuerung der jungen Leute beklagten und mich in ihrem Unmuth versicherten: jene seyen so steif und ungelenkig geworden, als ob sie eben vom Pferde abgesessen. (Die Fortsetzung folgt.)

Riesen an Körperkraft.

Louis de Bousseurs, genannt der Starke, lebte in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Er konnte ein starkes Pferd in die Höhe heben, und auf seinen Schultern fort tragen. In voller Rüstung schwang er sich auf ein Pferd, ohne es mit den Händen zu berühren und ohne den Fuß in die Steigbügel zu setzen. Dabei war er so rasch, daß er bei einem Laufe von 200 Schritten dem schnellsten Pferde zuvor kam.

Zu derselben Zeit lebte in der Mark Brandenburg, unter dem Churfürsten Johann Georg, ein Edelmann, mit Namen Joachim von Schapelow, von ausgezeichneter Körperkraft. Dieser mußte eines Tages, im Beiseyn des Churfürsten, mit einem andern sehr großen und starken Mann einen Kampf versuchen. Schapelow warf diesen gleich zur Erde, hielt ihm die Hände fest, und hätte ihn aus dem Fenster geworfen, wenn es ihm nicht untersagt worden wäre. — Einst erlaubte ihm der Churfürst, so viel Wein aus seinem Keller zu nehmen, als er auf einmal heraus tragen könnte. Er nahm hierauf ein volles Faß unter den rechten und eins unter den linken Arm, faßte dann mit vier Fingern einer jeden Hand eins bei dem Spundloche, also überhaupt vier volle Weinfässer, mit denen er schnell davon ging. Der Churfürst rief ihm, als er dies sah, zu: „Für diesmal mag es so hingehen, wir werden Dich aber wohl nicht so bald wieder in unsern Weinkeller schicken!“ Sterwil.

Eine Fabel.

Ein Hase begann, nicht bescheiden:
„Den Vorzug entdeck' ich mit Freuden,
Mein Füchslein, daß unter uns Beiden
Ich weit der geschwindere bin.
Ich weiß vor den Hunden zu flieh'n,
Als trügen mich Stürme dahin.“ —
„Nie werd' ich die Läufe dir meiden!“
Sprach Reinke: „Dir ist verlieh'n,
In Eile vor Hunden zu flieh'n:
Ich weiß sie geschickt zu vermeiden.“ Haug.

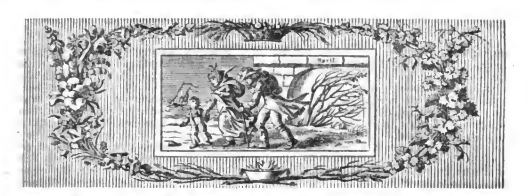
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Zu den vorzüglichsten Kunstgenüssen, welche Dresden bietet, gehört ohnstreitig die italienische Oper, der wir recht langes Bestehen wünschen. Nur dürfte zu diesem erwünschten Ziel die Maaßregel kaum führen, daß man anfängt, einen großen Theil von deutschen Sängern und Sängerinnen hinein zu ziehen, die doch immer, bei allem Verdienst, einen von dem italienischen nationell verschiedenen Gesang liefern müssen. So war Hrn. Gerstacker's reizende Stimme nicht vermögend, ihn in Rossini's „Othello“ zu retten, wo sein, in gehaltenem deutschen Gesang so ausgezeichnetes Verdienst vor dem jungen Talent des National-Italieners, Hrn. Cantu, verschwand. Gleich zweien, sich eifersüchtig in Tönen überbietenden Nachtigallen stritten die Nebenbuhler „Othello“ und „Rodrigo“ in steigendem Kampfe bis zu dem schönen Duett: „Ah vieni, nel tuo sangue vendichero le offeso“, wo man in dem kräftigen Rufe Beider: „All' armi! all' armi!“ die doppelte Aufforderung zum Kampfe der Waffen

und der Kunst zu hören glaubt. Im Vortrage der Recitative, so wie der Rossinischen Gesangs-Coloraturen, bleibt Hr Gerstacker weit hinter seinem Nebenbuhler, so daß seine Freunde fürchteten, es möge ihm, wenn er auch von Othello's Selbstmord wieder auferstünde, doch kaum gelingen, sich von des Mohren Farbe ganz weiß zu waschen. Uebrigens ist Hr Gerstacker mit Ablauf vorigen Monats von der hiesigen Bühne abgetreten, und — er nehme den Dank für den uns hier bereiteten Kunstgenuß ungeschmälert dahin. — Hr Cantu, ein junger Mailänder, der seit einigen Jahren erst der hiesigen italienischen Bühne angehört, giebt die schönsten Hoffnungen. Seine etwas bedeckte, doch höchst angenehme Tenor-Stimme hat die seltenste Geläufigkeit, und überwindet die Schwierigkeiten der Gesang-Partieen mit anmuthiger Leichtigkeit. Schon um deswillen glücken ihm ganz vorzüglich die Rollen in den Rossinischen Opern, sodann aber auch insbesondere wegen seines treflichen Vortrages der Recitative, deren es in Rossini's Opern so bedeutungsvolle (?) und schöne giebt. Hr. Cantu hat übrigens — bei sonst vortheilhafter Gestalt — schmale Schultern, wodurch sein ganzes Spiel etwas engbrüstig wird. Sehr zu wünschen wäre, daß er, zu den Partieen der ersten Liebhaber und Helden bestimmt, die fast weibliche Weichheit seiner Bewegungen und Stellungen ablegen möchte. Es läßt sich aber das Beste vom Fortschreiten sowohl seines Geschmacks im Vortrag, als auch seiner Darstellung hoffen, da er der Leitung des verdienstvollen Benelli anvertraut ist, der aus ihm gewiß, wenn auch nie einen kräftigen „Licinius“ mit Spontini's Tönen, doch gewiß einen treflichen Sänger schaffen wird. — Hr. Benincasa giebt, vermöge seiner schönen Baßstimme und seines herrlichen Humors, die Buffo-Partieen mit zierlicher Gemüthlichkeit, und darf namentlich als „Figaro“ zu den Seltenheiten aller Bühnen gerechnet werden. Mit vorzüglichem Lobe ist noch zu erwähnen, daß er sowohl, als Cantu, die Worte des Gesanges so deutlich ausspricht, daß der Hörer keines derselben verliert. — Unter den Sängerinnen der italienischen Oper giebt es nun schon nicht mehr als eine Italienerin, die mehrjährig verdiente Mad. Caravoglia-Sandrini, die sich, bei mäßiger Stimme, durch ihren Geschmack im Vortrag und durch ihr ausgezeichnetes Spiel in allen Partieen gefällig erhält. Unter den Rossinischen Opern ist die „gazza ladra“ ihr Triumph, wo sie als „Ninetta“ die herrliche Cavatine: „Di piacer mi balza il cor“ mit seelenvollem Ausdruck singt. Aber ihre Kunst in der Darstellung zeigt sich auf das Glänzendste in Spontini's „Vestalin“ und in Simon Mayr's „Medea in Korinth“. Mit wahrhaft genialem Spiel trägt sie als „Julia“ in der ersten dieser beiden Opern die fünfte Scene im ersten Aufzuge vor, wo sie den geweihten Lorbeerkranz auf des Geliebten Stirn setzt; gleich meisterhaft giebt sie das Spiel der Leidenschaft da, wo sie im fünften Auftritt des zweiten Aufzuges vom Hohenpriester dem Tode geweiht wird, und singt mit unaussprechlichem Gefühl im dritten Aufzug den Schwanengesang: „Oh tu, ch'io lascio ancor fra i vivi, fedel a me.“ Obgleich Mad. Sandrini, ihrer schwächeren Gestalt und zarteren Natur nach, zur „Medea“ weniger paßte, so hat sie doch auch diese Rolle vortreflich durchgeführt. Glänzend waren als Hauptmomente der neunte Auftritt im ersten Aufzug, wo Medea auf Jason's Worte: „Fosti regina: Regina piu non sei; darmi volevi il regno de' miei padri; io stesso errante, lungi dal suol natio, che oprar posso? che mi resta?“ — stolz antwortet: „Jo!“ und darauf das Duett beginnt: „Cedi al destin“ etc. — so wie im zweiten Aufzug der funfzehnte Auftritt, wo Medea, zwischen Mutterliebe und Rache schwankend, mit sich um den Mord ihrer Kinder kämpft. — Der Gesang der verdienten Künstlerin läßt nur zu oft etwas mehr portamento wünschen, und wir sollten meinen, daß ihr noch hinreichende Stimme geblieben sey, um diesem einigermaßen ab zu helfen; vielleicht würde sie damit auch das Hervortreten jenes Antheils, den Methode an ihrem Gesange hat, etwas verdecken. — Demois. Funk ist ohnstreitig die schönste Sopran-Stimme unserer Bühne; allein es geht ihr zum Vortrag italienischer Opern die italienische Kehle ab. Ihr Ton, der gehalten, voll und schön ist, wird mager und hart in den Coloraturen, und anstatt, daß er in einfachen, deutschen Gesangpartieen befriedigen würde, geht er in den Tonspielen italienischen Gesanges unter. Dazu scheint unserer Künstlerin der Vortrag der Recitative so wenig geläufig zu seyn, daß sie dabei sogar detonirt; auch ist ihre italienische Aussprache noch etwas hart und es künden ihre Bewegungen nordische Seelenruhe an. Dennoch aber — Optat ephippia bos piger, optat arare caballus! — glaubt die junge Sängerin, nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien, ihre Bestimmung nur in der italienischen Oper zu finden, und sie läßt sich nur selten herab, uns in Rollen, die ihr besser gelingen, wie z. B. als „Prinzessin von Navarra“ in „Johann von Paris“ zu erfreuen. — Auch Demois. Willmann, unsere dritte Prima-Donna, ist sowohl für die italienische als für die deutsche Oper verpflichtet. Sie hat eine ungemeine Höhe der Stimme — weniger Tiefe — und unangenehme Mitteltöne; sie überwindet viel Schwierigkeiten mit besonderer Geläufigkeit, übernimmt sich aber in der Stimmhöhe so, daß ihre Töne schneidend und eckig zu werden anfangen. Ihr Spiel hat zwar einige Lebhaftigkeit, aber nicht hinlängliche Grazie. — Die zweiten Gesang-Partieen füllen hier Hr. Tibaldi — der mit angenehmer Tenor-Stimme das Falsett bis zu ziemlicher Höhe sehr gut braucht und einen guten, nicht überladenen Vortrag hat — und Mad. Mieksch, welche, ohne eine dazu ganz geeignete Stimme, die Altpartieen singt, und ohne besonderes Talent auf dem italienischen Theater, als von italienischen Eltern geboren, routinirt ist. — Einen Bassisten verlieren wir bald — ohne Verlust — in der Person des Hrn. Cassaroli. — Die Verdienste des Musik-Chors der königlichen Kapelle sind so allgemein anerkannt, daß davon zu sprechen ganz unnöthig ist. Nur muß man bedauern, daß die Waldhörner und Trompeten der Vollkommenheit des übrigen Ganzen nicht entsprechen, und daß namentlich von letzteren zuweilen wiederholte, eines solchen Virtuosen-Vereins ganz unwürdige Mißtöne gehört werden. Sodann dürfte man auch noch wünschen, daß das Orchester die Begleitung der Gesang-Partieen mit etwas mehr Diskretion vortrüge, welches wohl der einzige Punkt ist, worin es den italienischen Orchestern nachsteht. — Rossini hat, wie fast überall, so auch hier diesen Winter über dominirt. Seine „Elisabeth“, „gazza ladra“ und „Italiana in Algiero“ sind wiederholt und „Othello“ neu gegeben worden. Dazu sind Fioravanti's „Virtuosi ambulanti“ und Simon Mayr's „Medea“ neu aufgeführt, Spontini's „Vestalin“, Par's „Eleonore“ u. A. m. aber wiederholt worden. Jetzt eben ist die Aufführung einer neuen Oper von Hrn. Joseph Rastrelli (hier von italienischen Eltern erzeugt und erzogen) begonnen worden. Den Text dazu hat der Orientalist, Hr. Montucci, nach Goldoni's „Donne curiose“ ziemlich unglücklich für die Opern-Bühne bearbeitet, da hier der rege same Scherz des Lustspiels in der Länge des Gesanges unter geht. Die musikalische Composition zeigt von Talent und Ueberlegung; man bemerkt, daß der Componist, dem neueren Geschmack folgend, dennoch dem Diktator Rossini, mit welchem er indessen ein Paar Mal zusammen trift, nicht unbedingt hat folgen wollen. Die von Benincasa treflich vorgetragene Baß-Arie des ersten Aufzuges: „No, diletto piu giocondo“ etc., das Duet: „Se queste chiavi neghi“ im zweiten, und die Tenor-Arie: „Se un core annodi“ im dritten Aufzuge gehören zu dem Gelungensten in diesem Werke; dagegen möchte das Finale des ersten Aufzuges, mit fast unisono schreitender obligaten Violin-Begleitung, vor dem geläuterten Geschmack wohl kaum bestehen. Auch scheint sich der Componist mehr, als es eine scherzhafte Oper zulassen will, in langsamen Taktzeiten gefallen zu haben.

C.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 28. April. 68stes Blatt.

Herrn Wahl's Nasen-Apotheose.

(Vermehrung von Haug's Hyperbeln auf Herrn Wahl's große Nase.)

Vom Verfasser der „grauen Mappe".

1. Gestörte Harmonie.

Nur gut, daß noch am sechsten Schöpfungs-Tage
Wahl's Nas', als Embryo, im Mutterleibe lag!
Denn wäre sie schon da hervor gebrochen,
Gott hätte nicht: „'s ist Alles gut!" gesprochen.

2. Der Vorläufer.

A. Ihm geht, wie jedem großen Mann,
Schon weit und breit sein Ruhm voran.
B. Doch hier auch so, wie immerdar,
Wird's in der Nähe wahr und klar:
Daß wenig oder nichts dahinter war.

3. Ohne Dach und Fach.

Auf seine Nase ist nicht viel zu geben:
Denn kömmt auch er nur wenig aus,
So führt doch sie ein Vagabonden-Leben,
Und macht sich reif für's Arbeitshaus.

4. Ultima Domus.

Wahl hat den Bonvivant gemacht,
Die tollste Wirthschaft stets getrieben,
Und so sich selbst um Haus und Hof gebracht:
Doch an die Nase hat man nicht gedacht,
Und Dach und Fach ist ihm im Bankerott geblieben.

5. Wunsch eines Numismatikers.

Macht dich das Glück einst noch zum Prinzen,
So schaff' ein kürzeres Gesichts-Profil:
Sonst bleibt's unmöglich, deinen Nasenstiel,
Getroffen, in Medaillen aus zu münzen.

6. Ad utrumque paratus.

Sylphen-Gelispel und Donners-Schnauben;
Felsen-Einsturz und Flüstern in Lauben:
Dir kostet's, nach Willkühr, du glückliches Kind,
Zu Beidem ja nur eine Nase voll Wind.

7. Duo, dum faciunt idem, non est idem.

Wer seine Nas' in Alles trägt,
Was Himmel und was Erde hegt,
Dem dient's zu keinem sonderlichen Frommen:
Leicht kann vielmehr er ins Gedränge kommen.
Jedoch wohin, Wahl, deine sich bewegt,
Hat, umgekehrt, stets das Gedränge
Und die gepreßte Menge
Bisher nur Schaden noch genommen.

8. Spät gereifte Frucht.

Des Schnupfens nicht gewohnt,
Nahm Wahl zwei tücht'ge Tonca-Prisen;
Jedoch, was hat's gelohnt?
Erst Jahr's darauf kam er zum Niesen!

9. Langschläfer.

Wahl fliegt mit seinem Haushahn Abends auf,
Wird aber nicht am Morgen mit ihm munter;
Das macht: Zwei Stunden geht der Sonne Lauf
Ihm hinter seinem Berge später auf;
Zwei Stunden früher geht sie unter.

10. Falscher Gang.

Wahl geht, um das Rhinozeros zu seh'n?
Laßt das Rhinozeros zu Wahl doch gehn:
Es würde mehr als seines Gleichen seh'n.

Einiges über Polen.

(Fortsetzung.)

Obgleich ich behaupten möchte, daß man, um das Polnische richtig aus zu sprechen, mit ganz besonderer Kehle geboren seyn müsse, so lernt man dasselbe doch sehr bald verstehen, wozu die lebhafte Geberdensprache, die allen, besonders aber den vornehmen Polen eigen ist, gewiß viel beiträgt. Bei der Unterhaltung wird

man noch mannigfach an sonstige Gebräuche, z. B. das Umfassen des Knie's, das Trinken aus dem Schuh einer gefeierten Herrin u. s. w. erinnert, die aus dem jetzigen Leben verschwunden; aber doch nur in flüchtiger Andeutung vorhanden sind; doch grüßt der gemeine Mann den Vornehmeren oder Reicheren noch immer durch knieende Umfassung und Fußkuß, wie das Küssen des Knie's auch allgemein als innigster Ausdruck kindlicher Zärtlichkeit gilt, und selbst in Gesellschaft eben so unbefangen erwiesen als angenommen wird. Daß die polnische Sprache im Munde gebildeter Leute ihre Rauhheit ganz ablegt, ist schon vielfach behauptet, und wirklich wissen diese die harten Consonanten, die alle höchst gewissenhaft ausgesprochen werden, so ab zu runden und in einander fließen zu lassen, daß die Rede, bei der größeren Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Vokale, recht anmuthig klingt. Bei der außerordentlichen Biegsamkeit der Sprachwerkzeuge, welche hiezu nothwendig ist, wird den Polen die Erlernung jeder andern Sprache nicht schwer, und da sie das Französische und Italienische besonders lieben, so reicht man mit einer dieser beiden Sprachen in den höheren Kreisen vollkommen aus. Dem Deutschen macht man hier überall den Vorwurf großer Eintönigkeit, und obgleich uns von den Völkern romanischer Zungen die Ueberfülle der Consonanten oft schon aufgerückt wird, so fühlen sich doch die Polen bewogen, den meisten deutschen Wörtern noch einen oder mehrere hinzu zu fügen und z. B. Poszmistrz (Postmeister) u. s. w. zu sprechen. Was ist aber auch unser armseliges „stumpf“ gegen den Consonanten-Reichthum eines polnischen Przezroczysty (durchsichtig)? Deutsch wird verhältnißmäßig wenig, und schon von den hier geborenen Kindern deutscher Eltern oft in polnischer Wortsetzung gesprochen; so hört man ziemlich allgemein: er steht in dem Hause, statt: er wohnt in demselben. Am meisten wird unsere Sprache jedoch von den Juden verunstaltet, die ihre Redensarten und Wortfügungen bald nach dem Jüdischen, bald nach dem Polnischen formen, wodurch ihre Einfälle noch drolliger werden. Ungeachtet Handel und Gewerbe beinahe ganz in ihren Händen sind, lebt die größte Menge der hiesigen Juden doch in einem Elende, welches alle Vorstellung übersteigt, und das seinen Grund — nächst dem Druck bürgerlicher Verhältnisse, den man erst in neuester Zeit zu erleichtern angefangen — wohl größtentheils in ihrer Anzahl hat, die zu mehren sie sich zur theueren Gewissens-Angelegenheit machen: denn nach einer Verheißung des Talmud — der nirgends in höheren Ehren steht — kann der Messias nicht eher erscheinen, bis eine bestimmte Anzahl von Seelen mit jüdischen Körpern überkleidet ist. Zwei bis drei Juden-Familien wohnen in einer Stube gewöhnlich beisammen, und wenn die Mütter bei Tage ihren Geschäften nachgehen, so lassen sie ihre Kinder von Ammen säugen, die etliche dieser armen Geschöpfe zugleich mit ihrer Milch nähren, und dies Gewerbe 10 bis 15 Jahre hinter einander treiben. — Eben so lebt auch der gemeine Pole in größter Unreinlichkeit und Verkümmerung, die jedoch, wie seine sclavische Unterwürfigkeit, mehr eine Folge äußeren Drucks, als Natur-Anlage ist: denn der Pole erscheint eigentlich weit aufgeweckter, regsamer und gewandter, als die angrenzenden deutschen Bauern. Daß durch die Aufhebung der Leibeigenschaft ein unermeßlicher Schritt zu ihrer Gesittung gethan, leidet wohl keinen Zweifel, und vorurtheilsfreie Amtleute gestanden mir: daß sich das Laster der Trunkenheit dort schon gemindert, wo man, wie im Großherzogthum Posen, mit der Aufhebung der Frohndienste begonnen, und die Bauern zu Eigenthümern gemacht habe, was freilich hier, wo man Alles durch Fröhner verrichten ließ, den Gutsbesitzern und Pächtern ganz besonders hart fällt. Die Felder fanden wir überall musterhaft bestellt; doch soll es leider nichts Auffallendes seyn, die Bauern, nach gewonnener Erndte, bis das gelöste Geld völlig vertrunken, sinnlos umher taumeln, dann aber auch folgsam zu dem gewöhnlichen mühseligen und kärglichen Leben zurück kehren zu sehen. — In Krankheiten und andern Nöthen ist daher kein Gelübde häufiger, als das einer langzeitigen oder gar lebenslänglichen Nüchternheit, welches alsdann auch mit bewunderungswerther Standhaftigkeit, im ersten Fall aber gewiß selten eine Stunde länger, als die anberaumte Zeit, gehalten wird. Durch eine aufgeklärte und wohldenkende Geistlichkeit ließe sich hier gewiß in kurzer Zeit unendlich viel wirken; leider aber sind die, welche das Volk zu lehren und zu leiten berufen, selbst in einem so tiefen Abgrunde von Unwissenheit, Aberglauben und Völlerei versunken, daß man sich über die Achtung, die ihnen allgemein erwiesen wird, nicht genug wundern kann. Selbst der vornehme und gebildete Pole hängt sehr an den äußeren Gebräuchen seiner Kirche, und zeigt sich in den mehrsten Fällen eifrig bemüht, etwaige Unterlassungs-Sünden ins Geheim durch reiche Spenden ab zu büßen. Hinsichtlich der Fasten-Verstöße wendet man sich ganz besonders an ein Carmeliter-Kloster, dessen Mönche den Genuß alles Fleisches abgeschworen haben; sich jedoch am ersten Oster-Festtage, unter unermeßlichem Zuströmen des Volkes, ein gebratenes Lamm auftragen lassen, in welches alle Patres andächtig mit ihren Gabeln stechen, diese alsdann zur Nase führen, und hierauf, die Tafel verlassend, alle Speisen der Menge preis geben. — In neuester Zeit hat man zwar Vieles gethan, um besonders die Weltgeistlichen unter strengere Aufsicht zu setzen; doch ist es auch jetzt leider keine ganz ungewöhnliche Erscheinung, den Priester,

welcher am Morgen Messe gelesen und die Sakramente ertheilt hat, Abends als Trunkenbold im Wirthshause oder am Wege zu finden. Bei Wallfahrten und andern kirchlichen Festen ist großer Ueberfluß, doch lassen sich Vornehme, die es überhaupt vermeiden, sich auf irgend eine Weise unter das Volk zu mischen, hierbei gewöhnlich durch Andere repräsentiren. — Für sie ist die Johannis-Zeit, besonders aber der Johannis-Tag selbst, der wichtigste Abschnitt des Jahres. Alle Privat-Verträge und Angelegenheiten werden dann verhandelt, und die Güter nur zu dieser Zeit verpachtet. Dieses geschieht immer auf drei Jahre; Verpächter und die Pachtlustigen treffen in einer der größeren Städte zusammen, und sobald man über die Bedingungen einig ist, muß sogleich die ganze Pachtsumme bezahlt werden, welche dann oft von den Starosten in wenigen Wochen verschweigt wird. Wie es während des Faschings Jedem darum zu thun scheint, etwas Anderes vor zu stellen, so strebt man dagegen im gewöhnlichen Leben, Stand und Würden nach Möglichkeit geltend zu machen, und mehr zu scheinen, als man ist. Daher übersteigt der Glanz und die üppige Pracht solcher Fest- und Geschäfts-Tage allen Glauben, und Posen, Kalisch und Warschau sollen dann wie durch einen Zauberschlag verwandelt und bevölkert seyn. Da man aber doch Krakau als den Sitz des höchsten Glanzes, wo noch ein Wiederschein der alten Herrlichkeit zu schauen, bezeichnete, so eilten wir natürlich zur bestimmten Zeit dorthin und trafen noch früh genug ein, um die letzten unbesetzten Zimmer des besten Gasthofes zu erobern, welche uns die Aussicht nach dem Markte — einem schönen regelmäßigen Platz, der aber durch hölzerne Kramduden sehr entstellt wird — und in das regste Menschengewühl gewährte. Wirklich war dieses unglaublich: denn gar zu wohl thut es dem Polen, sich hier in den reichsstädtischen Formen zu bewegen. Wem es die Umstände irgend gestatten, der wendet sich gewiß, sowohl der Geschäfte als des Vergnügens wegen, um diese Zeit hieher, und der Andrang von Spekulanten aller Art ist nicht minder groß. Besonders merkwürdig war mir die altväterische Pracht, welche sich in diesen Tagen hervor that, wo es von Mohren, Heiducken und Läufern in den reichsten Livreien wimmelte. Geschäftig hin und her laufende Juden; Studenten, die, phantastisch gekleidet, die Reihen der in ihren Pelzen auf der Erde sich sonnenden Bauern durchstrichen; Advokaten in altväterischer Amtskleidung und allerlei Geistlichkeit bilden in steter Abwechselung die mannigfaltigsten Gruppen. Auch sah ich hier noch viele alte Männer in reicher polnischer Nationaltracht, welche in einem dicht zugehenden seidenen Wamms von irgend einer leuchtenden Farbe; einem breiten, gleichfalls seidenen, mit Gold oder Silber durchwirkten Gurt, und einem blauen oder schwarzen aufstehenden Oberrock, mit aufgeschlitzten Aermeln, besteht. Auch hört man hier, wie im österreichischen Polen, im Geschäft und im Gesellschaftsleben häufig lateinisch sprechen, wie ich überhaupt, nach meinen Erfahrungen, urtheilen möchte: daß in den österreichisch-polnischen Besitzungen die alten Sitten und Gebräuche ungefährdet vorherrschen; dagegen man sich im preußischen Antheil, wiewohl widerstrebend, und nur dem Drang der Umstände weichend, am meisten mit dem Ausländischen zu verschmelzen scheint, während in dem russischen Königreich sich ein ganz neuer Geist, eine angemessene Form zu schaffen strebt, so daß man sich von Warschau nach Krakau nicht nur in ein anderes Land, sondern in eine ganz andere Zeit versetzt glaubt. Zum Glück fanden meine Reisegenossen die steifen Gelage der Starosten bald eben so langweilig und ermüdend als ich; zudem waren uns diese meist fremd, nicht mehr die Kuliks-Bekanntschaften des Carnavals. So bestimmten wir uns, keine weiteren Empfehlungs-Schreiben ab zu geben, sondern eilten dafür lieber zu den vielen Merkwürdigkeiten Krakau's und zu der entzückend schönen Gegend, in welcher sich die Stadt, in dem anmuthigen Weichselthal längs dem Strom, ausbreitet. Doch vergaßen wir unter so mannigfaltigen Genüssen nicht den eigentlichen Zweck unseres Hierseyns, und bewarben uns bei der österreichischen Regierung eifrig um die Erlaubniß, die Steinsalz-Bergwerke von Wieliczka befahren zu dürfen. Sie wurde uns früher, als wir erwarten konnten, und rasch waren die beiden Meilen zurück gelegt, die Wieliczka von Krakau trennen.

(Der Schluß folgt.)

G e d a n k e n.

(Aus den „Oeuvres posthumes du Chevalier Temple, à Utrecht, 1704. 8.)

Es ist ein großer Unterschied zwischen **befriedigt** und **zufrieden**.

Wer die Einsamkeit flieht, und Gesellschaft und Zeitvertreib zu emsig sucht, ist **sein** überdrüßig.

Wer auch keine andere Furcht hätte, als Todesfurcht, lebte nicht vergnügt.

Viele Freunde wirken oft wenig Gutes; **ein** Feind aber kann dir viel schaden.

Wer gut zu sterben weiß, lebt immer gut.

Die Vorwürfe des Gewissens thun dem Schuldigen weher, als Vorwürfe der Welt dem Unschuldigen.

Die größten Vortheile der Reichen sind — Bauen, Dekoriren mit Gemälden, Statuen u. s. w., Pflanzen und — Geben.

Ein mittelmäßiges Glück genügt. Das Uebrige heißt Ostentation und Eitelkeit, die ein Verständiger verachtet.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Das Selbstfahren ist jetzt bei Vornehmen so sehr gebräuchlich, daß man Lady's des höchsten Ranges sieht, welche mit 1, 2 und 4 Pferden, trotz dem besten Kutscher, die Straßen von London durchfliegen, aber auch nicht selten Unheil anrichten. Dabei suchen sogar Manche, trotz dem besten Kutscher, wenn die unvernünftigen Thiere vor dem Phaëton oder Wisky nicht den Willen des — vernünftigen — Führers errathen. Es läßt sich nicht sagen, wie sehr ein solches Geschäft die Züge des schönen Geschlechts, den Anstand und Körperbau verunstaltet. Wäre es nur irgend möglich, die reitenden und fahrenden Damen würden sich Stutz- und Knebelbärte wachsen lassen. — Ueberhaupt scheint es, als wenn sich hier beide Geschlechter gern umschaffen möchten. Sieht man ein Paar Arm in Arm auf der Straße: den männlichen Dandy mit leichtem Strohhut, lockerem Halstuch, aufgepauschter Krause, dem Rosa-Westchen, dem ungeheuern langen faltenschlagenden Ueberrock, dem Gürtel fest gehalten, den kaum darunter vorstoßenden weißen Pantalons — und neben ihm die weibliche Figur, im Mannshut, der knappen Halsbinde, dem noch knapperen Spencer, ganz einer Jockey-Jacke gleich, der durchsichtigen Gaze, die hinten zu mehr das Ansehen einer Schärpe als einer Schleppe hat, und die darunter befindliche männliche Unterkleidung, das fest anliegende Beinkleid und die Halbstiefeln — so geräth man in Versuchung, den Mann für das Weib und das Weib für den Mann zu halten; um so mehr, da jenes oft eine Reitgerte, dieser ein Tuch hält, und Beide dem Gange und der Haltung ihres Geschlechts entsagen. — Um so leichter läßt es sich erklären, daß wir hier einen weiblichen literarischen, und einen männlichen Mode-Clubb haben. Die Moden (besonders die männlichen) sind so wandelbar, daß vor einiger Zeit ein Duell vorfiel, weil Jemand sich über den Rock seines Freundes aufgehalten hatte, der schon drei Monate alt war. Ein Anderer beleidigte einen Fremden in einem Kaffeehause, wurde von ihm gefordert und erschossen. Vor dem Duell eröffnete er seinem Sekundanten: er habe seinen Gegner für einen Philister gehalten; der Schnitt seines Rockes sey so altmodisch: folglich habe er geglaubt, ihm ungestraft Alles bieten zu dürfen. — Die Wuth, auf unsern Versteigerungen alte seltene Bücher, und bei den Verlegern schöne neue, auf Velin-Papier splendid gedruckte, mit breitem Rande, zu ungeheuren Preisen zu kaufen, und sie, mit dem kostbarsten Einband, in den vergoldeten Mahagoni-Schränken auf zu stellen, greift immer mehr um sich. Pope hatte nicht unrecht, zu einem Bücher-Liebhaber der Art einst zu sagen: „Mylord, Ihnen ist Alles an Büchern, und nichts am Inhalt gelegen!“ — Desto bessere Kenner sind diese Herren, desto feineren Geschmack zeigen sie bei Tafel. Hier sind sie in der Naturgeschichte der — Fische, Vögel u. s. w., in der Geographie der — Weine, Früchte u. s. w. zu Hause. Hier ist es übrigens längst Ton, bei Mahlzeiten lange auf sich warten zu lassen, und es wie jener Irländer zu machen, der sich rühmte: wenn man ihn auf heute zu Mittag einlade, immer erst morgen (d. h. nach Mitternacht) zu erscheinen. Hierbei fällt jedem braven Engländer die bekannte Anekdote von seinem Nelson wieder ein. Dieser bestellte einst etwas bei einem Kaufmann und bat ihn dringend: das Bestellte früh 6 Uhr zu schicken. „Mylord, ich werde die Ehre haben, es Ihnen punkt 6 Uhr selbst zu bringen.“ — Nelson schlug ihm kopfschüttelnd und freundlich auf die Schulter: „Nicht genug (it will not do)!“ sagte er lächelnd; „Sie müssen eine Viertelstunde früher sich einfinden!“ — „Wohl, Mylord, ich bin um $5\frac{3}{4}$ Uhr vor Ihrer Thür.“ — „Schön, lieber Mann, immer eine Viertelstunde früher: dieser Viertelstunde früher danke ich alles Gute und Nützliche, was ich in meinem Leben gethan habe“ — Bald wird die todte Jahrszeit (dead season) der lebenden Platz machen. Im Mai und Juni zieht die hohe Welt nach London, welches, wie der Herzog von Queensbury zu sagen pflegte, selbst im Sommer weniger langweilig ist, als das Landleben. So will es aber die, in diesem Punkt beständige Mode: daß Alles, was zum high Life gehört, die beiden schönsten Monate des Jahres sich in die Backsteine und Nebel von London einschließt, dagegen Herbst und Winter auf seinen Landsitzen, bei Wind, Wetter, Regen und Schnee zubringt und oft Wochen lang nicht bis zum nächsten Nachbar kommen kann. — * —

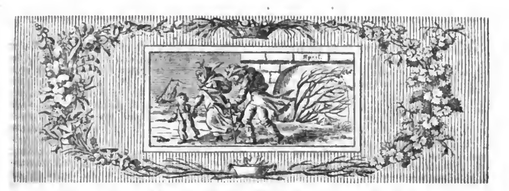
Wien. Noch vor Grillparzer's „goldenem Vließ“ sahen wir auf dem k. k. Hof-Theater ein neues Lustspiel in vier Akten „Irrthum und Liebe“, als dessen Verfasser ein bekannter hiesiger Dichter sub rosa genannt wird. Obgleich Handlung und Charaktere verbraucht sind und das Ganze an einer peinlichen Trockenheit leidet, so verdiente es doch nicht die Strenge, mit welcher es von dem sonst nur zu nachsichtigen Publikum aufgenommen worden; denn es enthält, neben manchem wirklich komischen Zug, einen fließenden gebildeten Dialog. — Ein kleines Schauspiel: „Die Milchbrüder“, nach dem Französischen der Mad. Baumont, ist eine Art Kinder-Comödie, voll Moral und Rührung, mit der gehörigen Portion Spaß vermischt, die um 30 Jahr zu spät kam. — Im Theater an der Wien giebt Hr. Töpfer, ehemaliges Mitglied des Hof-Theaters, gegenwärtig Gastrollen. Er hat bekanntlich einige Anekdoten aus dem Leben Friedrich des Großen zu einem Drama: „Der Tagsbefehl“ umgearbeitet. Der Verfasser kopirt darin den großen König in Gestalt, Gesicht und Haltung mit vielem Glück; nur wünschten wir, den großen Mann nicht so hinfällig und gebrechlich, sondern auch im Aeußeren etwas kräftiger zu sehen. Diesem „Tagsbefehl“ ließ Hr. Töpfer kürzlich ein Seitenstück folgen: „Des Herzogs Befehl, oder: Die flüchtigen Freier“, Lustspiel in 4 Akten. Auch hier haben einige Anekdoten aus dem Leben des Preußen-Königs den Stoff gegeben; auch hier wandelt Vater Feitz als das belebende Prinzip auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, herum. Wie lose indessen das Ganze zusammen gewürfelt ist, dennoch erfreut es sich einer wohlthätigen Lebendigkeit und einer Lustigkeit, welche die Lacher unwillkührlich reizt und angenehm unterhält. — Eine neue Oper von Rossini: „Moses“ bewies abermals die Flachheit des mit Unrecht so hoch gefeierten Compositeurs; trotz der Unterstützung der zahlreichen Anhänger dieses musikalischen Kotzebue vermochte sich das Kindlein nicht auf den Füßen zu erhalten. — Lobenswerth ist das Unternehmen des hiesigen Buchhändler Hrn. Haas: die vorzüglichsten Gemälde der k. k. Bilder-Gallerie, in Kupfer gestochen, heraus zu geben. Die bis jetzt erschienenen Blätter: Batoni's verlorner Sohn; Ostade's Zahnbrecher; Hackert's Wasserfall bei Tivoli, und Hut's Geflügel, von Langer, Armann und Eßner gestochen, sind sehr gelungen und entsprechen der Erwartung, welche die Ankündigung dieses verdienstlichen Unternehmens erregte, vollkommen. Auch soll sich der Unternehmer bedeutender Unterstützung von Seiten des Publikums zu erfreuen haben. K.

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beredsamkeit eines Advokaten und der eines Deputirten. Einer der berühmtesten Advokaten, Namens Bonnière, ward im „Rath der Fünfhundert“ zum Redner ernannt, und man erwartete Alles von ihm. Kaum hatte er aber seinen Gegenredner mit seinem alten Ausdruck: „Meine Gegenpartei“ benannt, so brach Alles in ein lautes Gelächter aus, und Bonnière konnte nie wieder auftreten. (Constitut.)

Wir können alle Damen der civilisirten Welt damit trösten: daß, Gott sey Dank! die schreckliche Mode mit den langen Leibern wieder aufgehört hat, welche die schönen Trägerinnen zu einer wahrhaften Messerscheide (gaine) umgestaltet hatten. (Journ. d. Par.)

Das Modegrün der neuesten Kleider in Paris heißt: Nilwasser. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 30. April. 69stes Blatt.

Einiges über Polen.

(Schluß.)

Wielizka selbst liegt am Fuße des karpathischen Vorgebürges in einem Thale, welches südlich von hohen Bergen umschlossen ist. Gegen Mitternacht sind die Höhen unbeträchtlicher, und öffnen sich nach dem Weichselthale zu. Nur so lange, als eben nöthig, verweilten wir in dem unansehnlichen Städtchen, welches außer seinem Standpunkt schwerlich eine Merkwürdigkeit auf zu zeigen hat. Gerade unter demselben befinden sich nämlich die Gruben, welche sich jedoch nach allen Seiten viel weiter erstrecken, und schon zu fünf Stockwerken unter einander ausgearbeitet sind: denn eben wie durch die obersten Strecken, Gänge und Höhlen die Stadt, werden diese wieder von denen des zweiten und dritten Stockwerks, und so fort, etwa 30 Lachter tiefer untergraben. Die größte Tiefe soll 153 Lachter, der Lachter zu sechs Fuß gerechnet, betragen, und vorzüglich bei den neueren Anlagen dafür gesorgt seyn, daß nie beträchtliche Aushöhlungen über einander treffen, was man früher wenig berücksichtigte. Nachdem wir statt des in Schlesien und Sachsen gewöhnlichen Grubenkittels einen langen Mantel aus weißer Leinwand, nebst einem rothen Gürtel empfangen, schickten wir uns zur Einfahrt an, die auf dreierlei Art vor sich geht. Für die arbeitenden Bergleute sind in dem Schachte Seraph gewöhnliche Fahrten, (Leitern) und deren eilf übereinander, jede zwölf Ellen lang, und zwar in zwei Reihen gegeneinander über befindlich: damit die Bergleute zu gleicher Zeit herauf und hinab steigen können. Jede Leiter ruhet auf einem Absatz, (Bühne) um den Herabfahrenden einige Erholung von den Beschwerden des Steigens zu gewähren, und, wie uns ein Bergmann sehr naiv belehrte, zu verhüten, daß Niemand tiefer als 12 Ellen hinabstürzen könne. Wir meinten indeß, daß dieß hinreichend sey, Arm und Bein, und gelegentlich den Hals zu brechen; doch verschmähten wir es auch, die Treppe hinab zu steigen, welche, in den Schacht Lezow führend, von dem König August III., als er im Jahr 1744 das Bergwerk besuchen wollte, angelegt ist. Sie hat 470 gemauerte Stufen, die Anfangs aus Sandstein bestanden haben sollen, jedoch jetzt, da dieser vom Wasser aufgelöst, durch Balken von Eichenholz ersetzt sind. Man sagte uns, daß selten Jemand diese Treppe hinab und wieder herauf steige, und erzählte es als ganz besondere Merkwürdigkeit: daß Kaiser Joseph II. dieß im Jahr 1773 vollbracht, ohne sich über Ermüdung zu beklagen. Um gleich im Schachte Danielowiec, als im Mittelpunkte, zu seyn, wählten wir den Weg der Einfahrt, den gewöhnlich die Berg-Offizianten nehmen, und ließen uns an dem Seile nieder, durch welches das Salz aufgewunden wird. Die durch Pferde bewegbare Winde befindet sich über dem Schachte: um ihre Welle geht ein starkes Tau, an welchem Stricke geschlungen, und an denen wieder ein von starkem Bindfaden geflochtener Gurt befestiget ist. Man tritt auf eine Bohle, welche über den Schacht geschoben wird, setzt sich in den Gurt, und zieht einen zweiten,

der an jenen genäht ist, und die Stelle der Lehne vertritt, an den Rücken hinauf. Solche Sitze sind für 3 bis 4 Personen eingerichtet, welche, sobald sie sich gesetzt, die Knien am Seile gegen einander stemmend, sich mit den Händen an demselben festhalten, wo dann die Bohle fortgezogen, und die Gesellschaft, die wie eine Traube in der Luft schwebt, etwa 4 Ellen tief hinabgelassen wird; oben hängt sich nun eine zweite und dritte Traube an, so daß 12 bis 16 Personen zugleich auf diese Weise hinabfahren. Ganz zu unterst befinden sich ein Paar Knaben mit Lichtern, und wenn die ganze Gesellschaft erst Platz genommen, geht es ziemlich schnell: man erreicht in fünf Minuten den Boden des Schachts, der eine Tiefe von 34 Lachter hat. Sobald die Knaben den Boden berühren, welches man oben genau bemerkt, wird die Winde durch eine Stange (Brams) gehemmt, jene steigen aus, das Seil geht vier Ellen tiefer hinab, bis nach und nach die ganze Gesellschaft aus den Stricken ist. Das Alles hört sich weit halsbrechender an, als es ist, und auch aussieht; ich wenigstens kann versichern, daß mich nicht die leiseste Furcht anwandelte, als ich das zuverlässige Seil, woran über 30 Centner Salz aufgewunden werden, und welches in halbjähriger Frist erneuert werden muß, sah, und die Gewandheit und Umsicht der Leute bemerkte. Auch war die Bewegung so gleichförmig, daß sie, wenigstens mir, nicht die geringste unangenehme Empfindung verursachte, und als sich das Seil, wegen des ungleichen Gewichts der Personen, in einiger Tiefe zu drehen begann, wurde dieß sogleich durch die Berg-Offizianten und Leuchtknaben gehemmt, indem sie ihre Stöcke gegen die Wände des Schachts hielten. Auf dem Boden angelangt erblickten wir uns, nachdem sich das Auge an den Schein der Lichter gewöhnt, in jener berühmten Kapelle, die mit ihren gerundeten Säulen und allen darin befindlichen Zierrathen und kirchlichem Schmuck — unter denen mir besonders ein Christus, eine Maria und einige Heilige in mehr als Lebensgröße auffielen — in Salz ausgehauen und dem heiligen Antonius gewidmet ist. Ohngeachtet das Salzgestein, woraus dieß Alles besteht, eine schmutzig graue Farbe hat, so erscheinen doch die Figuren, die wirklich mit wahrer Kunst gearbeitet sind, halb durchsichtig, wenn man ein Licht dahinter hält; wie überhaupt das Ganze einen höchst eigenthümlichen Eindruck macht, dem ich mich gar zu gern noch länger hingegeben, wenn meine Reise-Gesellschaft, welcher ihre wissenschaftlichen Forschungen am Herzen lagen, nicht unerbittlich zum Weitergehn getrieben hätte. Man führte uns nun durch viele Strecken und Kammern, die sich in allerlei Richtungen durchkreuzen. Die letzten sind eigentlich gewaltige, durch das Aushauen des Salzgesteins gebildete Höhlen, deren Einsturz zu verhüten man in schicklicher Entfernung Pfeiler aus Salz stehn gelassen hat, die oben bogenförmig ausgehauen, das Dach unterstützen und mit demselben ein Gewölbe bilden. In einer dieser Höhlen befindet sich die Werkstatt der Faßbinder, während andere zu Magazinen, Pferdeställen und Kehrrads-Kammern dienen. Die sogenannten Kehrräder, die sich in den Letzten befinden, sind aufrecht stehende Wellen mit 4 bis 8 Ellen langen Armen, vermittelst derer das ausgehauene Gestein, wo es nicht auf den gewöhnlichen Schiebkarren (sogenannten Hunden) fortgeschafft werden kann, auf kleinen Wagen durch 8 bis 12 Pferde nach den Schachten, deren es überhaupt zehn hier giebt, geführt wird. Zu dieser Arbeit werden beständig 30 bis 40 Pferde hier unten gehalten, die durch ähnliche Vorrichtungen wie die Menschen hinunter geschafft werden. Das gute Salzgestein wird zu großen tonnenförmigen Stücken, die sich in den Gängen mit Bequemlichkeit fortwälzen lassen, und Ballwaaren genannt werden, ausgehauen, und nur das schlechte, und das, welches man etwa der zu großen Entlegenheit wegen zertrümmert, in Fässer verpackt, und unter dem Namen: des „Minutiensalzes“ verkauft. Meinen Reisegefährten war die Höflichkeit sehr ungelegen, mit welcher man sie von ihren genauern Nachforschungen abzuhalten suchte, und im Unmuthe ihre Fragen, die sie als Sach- und Kunstverständige thaten, meist ausweichend und oberflächlich beantwortet zu sehn, konnten sie sich an so manchem Schönen, was unsere Führer uns mit großer Gefälligkeit zeigten, nicht recht erfreuen; wogegen es mir eine ungetrübte Lust gewährte, als wir z. B. aus den langen, dunkeln Gängen braungrünen Steinsalzes in eine Höhle traten, in welcher ehemals Wasser gestanden, woraus sich, nachdem es theils verdunstet, theils ausgeschöpft, das reinste Salz an den Wänden krystallisirt und sie mit den schönsten, weißesten Salzwürfeln überzogen hat, die beim Glanz der Lichter und Fackeln eine überraschende Wirkung hervorbringen. In anderen Gegenden hat die verdunstende Feuchtigkeit allmählig das Salz in den Seitenwänden aufgelöst und sich bei dem Trockenwerden in sehr feine Krystalle verwandelt, welche nun jene wie ein Mosaik aus Brillanten überziehn. Am besten gefiel mir jedoch der Anblick einiger arbeitenden Bergleute, die wir in einer dunkeln Höhle trafen, über deren schwarzen Wänden ein schwaches Licht seinen matten Schimmer verbreitete. Hier trieben drei Männer von Cyklopen-Gestalt und Geberde ihr geschäftiges Wesen; um sie her glänzte der Bruch des frischen Salzes und spielte mit allen Farben des Regenbogens. Auch die Christi-Kapelle, die sich in der Gestalt einer Blende, ebenfalls mit allen Zierrathen aus Salzstein gehauen, ohnweit

dem Schachte Serapf befindet, konnten wir zu meinem Leidwesen nur flüchtig durchgehen, da wir gegen sechs Stunden unter der Erde verweilt hatten, und unsere Führer gern wieder zu Tage wollten, die uns übrigens versicherten, daß eine Zeit von sechs Wochen nicht zureichen würde, alle Strecken zu durchwandern. Wir ließen uns also im Danielowiec-Schachte wieder aufwinden, und kauften zum Andenken einige von den kleinen Geräthschaften zu kirchlichen Uebungen, die mehrere Bergleute aus dem weißen klaren Salze verfertigen, welches sich oft so rein und durchsichtig in dem Salzgestein-Zuber findet. Unsere Leinwands-Mäntel lieferten wir beinah eben so sauber zurück, als wir sie empfangen, was der Trockenheit der Luft zuzuschreiben ist, die sogar menschliche und thierische Körper vor der Verwesung schützen und gleich Mumien auftrocknen soll, so daß an den Leichen selbst die Haare unversehrt erhalten bleiben. Auf dem Rückwege nach der Stadt ward von den Gefährten mancher Plan entworfen: wie die Erlaubniß zu einer zweiten Befahrung des Bergwerks, und größere Freiheit und Ausbeute zu erlangen sey; aber in Krakau durch dringende Briefe nach Hause gerufen, rollten wir schon nach zwei Tagen durch die recht anmuthige Gegend der Heimath zu. Gleichsam im Fluge besahen wir noch das Bad von Krzezowice, wo, wer nach polnischer Sitte Bett und nothwendigstes Geräth mit sich führt, recht gut aufgehoben seyn mag. Wir aber ließen es nicht darauf ankommen, sondern setzten gern eine Nacht daran, früher auf deutschem Grund und Boden zu seyn. Höchst verdrießlich aber war es uns, hier so manche polnische Sitte zu finden, und noch jetzt erinnere ich mich lebhaft des Unmuths, mit welchem wir im Verkehr die polnischen Brocken zusammen suchten, bis wir uns, bei raschem Verfolg des Wegs, unter den biederherzigen Schlesiern bald heimisch fühlten. C. Karoli.

Grimassen in der großen Welt.

Die „Gazette de France" giebt unter obigem Titel einen Aufsatz — angeblich von einer Frau geschrieben — der einen Auszug rechtfertigen wird. „Eine meiner Freundinnen" — so wird da erzählt — „hatte für ihren Mann eine Hofcharge ausgewirkt, nach der ich schon lange getrachtet. Die Wuth ergriff mein Herz, doch mußte ich meinen Glückwunsch abstatten — es war ja meine beste Freundin! Ach, ich hätte sie im ersten Augenblick gar zu gern erwürgt! — diesmal aber breitete ich die Arme aus, schloß sie entzückt an meine Brust und sprach: „Wie sehr geben die Wünsche meines Herzens, in Erfüllung!" Aber nun bracht' ich es auch in dem Charakter, wie man ihn jetzt im Leben nöthig hat, bald weiter. Der Herzog von *** faßte plötzlich eine heftige Neigung zu mir, und zeigte meinem Mann eine so innige Wahlverwandschaft, daß er ihm bald eine 200 Lieues von der Hauptstadt entfernte einträgliche Stelle verschaffte! Ein Prozeß, der meine Einkünfte vermehren oder vermindern konnte, auch noch andere Angelegenheiten, gestatteten mir nicht meinen Mann zu begleiten. O tragische Trennung! Ich preßte meinen Gemahl mit Inbrunst an mein Herz: es erfolgte Seufzen, Schluchzen, Erbleichen, Beben der Lippen, Ohnmacht — und nur jenem Herzog gelang es, mich rasch zu trösten. — Ich ward Wittwe; der beste Mann war dahin geschieden, und — zum Unglück mußte sein jüngster Hausfreund, der Oberst C., auch nach seiner Garnison abreisen. „Allervortrefflichste Frau!" rief er, und sank zu meinen Füßen. — Mein Herr, sagte ich, Sie sind dreißig und ich — — hier stockte ich, ich hätte beinahe die Wahrheit gesagt! — Ach, wir kannten uns schon eilf Monate, — wie hätte jene Extase nicht von uns Beiden Grimasse seyn müssen! — Eines Tages war der Graf L. bettlägerig, und klagte über einen heftigen Catharr, der ihn plage; er sprach und athmete auch wirklich nur mit Mühe. Sein Gesicht war todtenbleich, seine Züge waren ganz entstellt. Der Arzt that besorgt, und besuchte den Patienten drei Mal an diesem Tage, er zweifelte: daß der Graf die Nacht überleben werde. Es gab sich indeß; am nächsten Morgen ging der Kranke schon wieder aus, und wie kam das? Der Kaiser hatte ihn vorgestern etwas schief angesehen, sich aber gestern nach seinem Befinden erkundigen lassen! — Die Haupt-Grimasse dieses Grafen trat aber mit dem Thronwechsel in Frankreich ein. Im April 1814 sah ich ihn auf der Straße: „Nun, was giebt's Neues, Herr Graf? was macht der Kaiser?" — „Der Kaiser? Es giebt keinen Kaiser mehr, vive le Roi! den habe ich immer in meinem Herzen getragen!" — Jetzt kam aber der 20ste März 1815. Der Kaiser war wieder da, aber der König konnte auch zurück kehren. Da stellte der Graf den Janus dar; die eine Gesichtshälfte war den Tuilerien zugewandt, und man las darauf Genugthuung und unsägliche Freude: die andere Gesichtshälfte blickte nach Gent, und drückte einen tiefen bittern Schmerz aus, doch mit einem Strahl freudiger Hoffnung. Alle Grimassiers der Welt hätten dieses Gesicht kaum fünf Minuten halten können, der Graf L. hielt es hundert Tage! C. Möllen.

Anekdote.

Der alte Kutscher des Dr. R. bat neulich seinen Herrn um Erlaubniß, daß er sich sein Neujahrsgeld dürfe im voraus bezahlen lassen. — „Nein!" sagte der Arzt, „du mußt warten, bis es Zeit ist!" „Hm!" brummte der Kutscher, „dann sind unsre Kunden immer meist todt!"

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Wer die in verschiedenen belletristischen Zeitschriften neuerlich aufgenommenen Nachrichten über unsere Stadt gelesen hat, wird fast versucht seyn, Stuttgart für ein kleines Athen zu halten, und zu glauben, als wären an jeder Straßenecke Minerven und allen Musen Tempel und Altäre aufgeschlagen; als wandelten männliche und weibliche Sokratesse in den Hallen, den Weisheits-Trichter überall ansetzend, und als hätten Praxiteles und Apelles selbst ihre Werkstätten hier aufgeschlagen. Schön! Aber gehen Sie näher und die liebe Prosa sieht Sie mit langweiligen Augen an und fragt: wie jene Herren zu ihrer Poesie gekommen? Man thut hier bedeutend viel für Erziehung und Unterricht — aber des Lobes von unberufenen entbehren diese Anstalten und deren Vorsteher gern; man schätzt hier die Kunst; aber nach Verdienst? mehr als anderswo?! Man nennt eine Menge bekannter Gelehrten- und Schriftsteller-Namen, welche sich hier zusammen finden; es ist aber eine andere Frage: ob sie sich sehen (das könnte zweideutig klingen: welcher Schriftsteller sieht sich nicht? Also — ob sie einander sehen)? ob gegenseitiger Verkehr in Stunden der Muße Geist und Herz nährt und stärkt, und gesellige Mittheilung neuen Ideen Leben und Jung giebt?! — — Die Concerte der königlichen Kapelle sind geendigt. Warum? die Leistungen waren der Art, daß gewiß nur wenige Abonnenten sie nicht fortgesetzt wünschen. Dankbarer Erwähnung verdienen hier die Bemühungen der Demoiss. Stern, Hug, Mayer, der Herren Häser, Hambuch, Schunke, Krüger, Schwegler u. A. Zu dem Neuen, was Referent da hörte, ist der Marsch aus der Ouvertüre von Rossini's „gazza ladra", Jakobi's „Aschermittwochs-Lied", von Weisse (freilich sehr mittelmäßig) componirt, und einiges Andere zu rechnen. Referent muß hier, der Zukunft wegen, der Freiheit gedenken, welche einige unserer Sänger sich nehmen, in schwarzen Halstüchern und Stiefeln mit Ueberhosen auf zu treten; da die beste Gesellschaft und selbst Glieder der königlichen Familie diese Concerte besuchen, so ist die Nachlässigkeit solcher Herren als eine Rohheit an zu sehen, die gewiß in jeder andern Stadt derb gerügt werden möchte. — Im Theater sahen wir: „Timantes", Oper von Lindpaintner. Eine tief durchdachte, und mit seltenem Fleiße ausgearbeitete Composition, deren Wiederholung Referent erwartet, um in das Einzelne eingehen zu dürfen. — „Don Ranudo de Colibrados", Lustspiel nach Holberg von Kotzebue. Wir würden diese Darstellung vollendet nennen, wenn man dem komischen Ernst, auf welchem der Effekt beruht, treu geblieben wäre, und am Ende, wo das Stück zur Farce wird, der Laune nicht zu sehr hätte die Zügel schießen lassen. Was hilft da Studium, wenn der natürliche Takt fehlt! „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" — Zwei Mal, seit dem letzten Berichte des Referenten, gab man: „Der Korsar aus Liebe", Oper von Weigl. Bei der letzten Darstellung wäre, ohne das Zuthun des Hrn. Lindpaintner, diese Oper wie ein altes Haus zusammen gefallen. Hr. Hambuch (Dorimante) hatte während des Tages sicher nicht an den Abend gedacht; der Diener (Hr. Pezold) sang erbärmlich, u. s. f. — „Das Alpen-Röslein, das Patent und der Shawl", Schauspiel nach Clauren's Erzählung von Holbein, wurde auch gegeben. Der erste Akt, der sehr kurz ist, könnte Einiges aus dem dritten, der lang und breit genug ausfiel, übernehmen, des Gleichgewichts wegen. Referenten gefiel der zweite Akt am besten: des Baron's Charakter ist etwas frecko, aber originell gehalten. Es ist, nebenbei bemerkt, sonderbar, wie unsere Theater-Dichter jetzt auf Kuhreigen und Alpenhörner-Klang reiten; auch das liebe Vieh wird wahrscheinlich in einem der nächsten Trauerspiele obligat mit Glocken und Schellen auftreten. „Liesli" (Demoiss Lina Marconi, die zum zweiten Mal auf die Bretter kam) entzückte uns mehr als den Grafen (Hrn. Maurer), der heute nicht mit Liebe zu spielen schien. Freilich möchten Weltleute, in Hinsicht innerer Beherrschung und Fassung, manchmal besser auf das Theater passen, als der Künstler. Hr. Mevius (Baron) übertrieb, wie gewöhnlich, und der Dichter that mehr, uns zu ergötzen, als der Schauspieler. — „Die Wiener in Paris" ist nicht „Ein pontvcant", Operette von Zumsteeg, erfreute uns. Eine allerliebste Musik, die leicht und heiter vorgetragen wurde; nur Hr. Krebs, der den „Kalipben" schon über zwanzig Jahre lang singt, scheint des Dinges müde zu seyn. — Sonst nichts von Bedeutung seit fast zwei Monaten! Die Theater-Direktion, die auf den Beutel des Publikums angewiesen ist, kann auch wohl bei dessen Geschmacklosigkeit nicht viel mehr thun; und es ist an keine Besserung zu denken, so lange das Nothwendigste nicht aus einer reineren Quelle zuströmt. Schiller, Müllner, Raupach bringen der Kasse kaum 20, „Evakathel und Schnudi" dagegen über 400 Thaler ein!!
D. N.

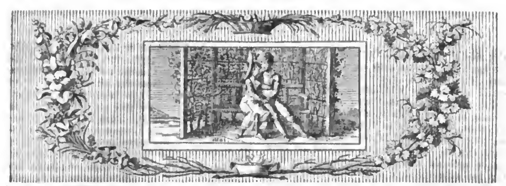
Prag. Herr Dr. und Professor Presl giebt zu Prag, in Verbindung mehrerer böhmischen Gelehrten, eine Zeitschrift in böhmischer Sprache heraus, unter dem Titel: „Krok" (der Name des ersten Oberhauptes der Slaven, als sie nach Böhmen vorgedrungen waren und sich in diesem Lande nieder ließen), „ein öffentliches encyclopädisches Blatt für gebildete Leser" (Seltsam: giebt es denn auch unöffentliche gedruckte Zeitschriften?). Bei den reichen Kenntnissen des fleißigen Herausgebers verspricht man sich alles Gute. Das erste Heft ist bereits erschienen. — In Brünn, bei Traßler (einem sehr unternehmenden und das Gute wollenden Buchhändler), sind vom Freiherrn von Biedenfeld zwei Bändchen Erzählungen erschienen, die den ominösen Titel „Mohnblätter" führen, sie lassen sich indessen lesen, ohne daß man dabei einschläft, und so mögen sie denn überall die homöopatische Theorie bewahren, nach welcher der Mohn die Schlafsucht heilen muß. Die Erzählungen haben wohl meistens schon in inländischen Zeitschriften gestanden, da aber diese noch immer sehr wenig über die Grenzen hinaus kommen, so ist dieser Zusammendruck auswärtigen Lesern zu empfehlen. — Der provisorische Schul-Direktor zu Görz, Herr Joseph Schön, hat, zum Besten der abgebrannten Einwohner der Städte Brüx und Leipa in Böhmen, ein Trauerspiel in vier Akten: „Katharina von Wartenberg" auf seine Kosten heraus gegeben. Der edle Zweck muß die strenge Kritik entwaffnen. Indeß darf man es diesem Trauerspiel zum Ruhm nachsagen: daß es den Talenten des patriotischen Verfassers Ehre macht. Die Sprache ist rein, die poetischen Bilder sind passend, die philosophischen Reflexionen kraftvoll; aber es mangelt den Scenen theatralischer Effekt. Der Stoff ist nicht überall dramatisch motivirt und an ergreifenden Situationen nicht reich genug. Es wird mehr erzählt als gehandelt. — Hr. Graf Kunigl, ein fleißiger und thätiger Geschichtsforscher, hat zu Prag ein Werk: „Bohemia, oder Gedächtniß-Beihülfe für die Liebhaber der böhmischen Geschichte" heraus gegeben. Leider enthält es mehrere Unrichtigkeiten und Entstellungen; der Styl ist trocken, holpricht, und es fehlt an dem historischen, faßlichen und gefälligen Vortrag, mit welchem Volksbücher ausgestattet seyn müssen, um Eingang und Beherzigung zu finden. Ein großer Fehler ist es, daß bei der Beschreibung der merkwürdigsten Orte der Kreis nicht angegeben ist, in welchem solcher liegt. Die beiliegende Karte wird dadurch nur zu einem wahren „Such — verloren".
St.

Außer dem eisernen Mast an dem neuen Schiff, der „Seringapatnam", soll es auch eine Winde von einer neuen Erfindung erhalten, welche vier Mal so viel Kraft hat, wie die jetzt gebräuchlichen. (Constitut.)

In China trauert, nach der Verordnung, das Volk um den Tod seines Kaisers gerade hundert Tage. (Courier fr.)

Beilage: Einladung zur Unterzeichnung auf den „Abriß des Kriegs-Schauplatzes in Deutschland und Frankreich".

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 2. Mai. 70stes Blatt.

Trennung am Morgen.

(Nach dem Provenzalischen des Bertrand de Lamanon.)

Bei der Liebsten im Kämmerlein
Saß der Ritter ganz allein,
Küßte sie und sprach darein:
Süßes Lieb, was fang' ich an?
Nacht will gehn und Tag bricht an!
Weh!
Wächter ruft: „Frisch auf, frisch auf!
Tagesschein beginnt den Lauf,
Morgenroth vorauf!“

Süßes Lieb, daß nimmermehr
In der weiten Welt umher,
Tag noch Morgenröthe wär'!
Mindest, wo still angeschmiegt,
Liebster bei Feinliebchen liegt!
Weh!
Wächter ruft: „Frisch auf, frisch auf!
Tagesschein beginnt den Lauf,
Morgenroth vorauf!“

Süßes Lieb, was man auch spricht,
Größer Wehe giebt es nicht,
Als wenn Scheiden Herzen bricht.
Hab' es nie zuvor gedacht;
Ach! wie kurz, wie kurz die Nacht!
Weh!
Wächter ruft: „Frisch auf, frisch auf!
Tagesschein beginnt den Lauf,
Morgenroth vorauf!“

Süßes Lieb, ich zieh' allein;
Wo ich bin, ich bleibe dein;
Du, um Gott, gedenke mein!
Herz, mein Herz bleibt für und für —
Fern und nah — es bleibt bei dir.
Weh!
Wächter ruft: „Frisch auf, frisch auf!
Tagesschein beginnt den Lauf,
Morgenroth vorauf!“

Süßes Lieb, und wenn's geschäh',
Daß ich nicht sobald dich säh',
Glaub' es mir, ich stürb' in Weh.
Komme schon wieder in kleiner Frist,
Kann ja nicht leben, wo du nicht bist!
Weh!
Wächter ruft: „Frisch auf, frisch auf!
Tagesschein beginnt den Lauf,
Morgenroth vorauf!“ *)

Dresden. Karl Förster.

*) Die Aehnlichkeit dieses zur Gattung der Aubades gehörigen Liedes mit mehreren Minne-Liedern, in denen der Wächter-Ruf, eben wie hier, zwei Liebende aus ihrer Freude aufschreckt und trennt, fällt in die Augen. S. „Maneß. Sammlung“ Th. 1. S. 3 und 17. Vergl. Möser's „Patriotische Phantas.“ Th. 3. S. 243.

Plas Pennynidd.

(Nach W. Hutten's Beschreibung.)

Zwei Rezensenten (S. „Abend-Zeitung“ und „Zeitung für die elegante Welt“) meiner Erzählung vom Owen Tudor im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“ für das Jahr 1821, äußern eine besondere Neugierde — jener ähnlich, mit welcher ein Engländer das Studir-Zimmer Hamlet's in Wittenberg aufsuchte — die eigentliche Wahrheit, das Historische in jener Erzählung zu erfahren. Schon die Einkleidung als Postwagen-Geschichte hätte ihnen andeuten können, daß

eben nicht viel Wahrheit darin zu suchen, mehr noch das Schweigen der englischen Historiker über so seltsame Staats-Affairen, die eine heitre Stunde auf den grauen Grund einer verblichenen Vorzeit zeichnete. In aller Kürze sey es daher ausgesprochen, und aus Achtung gegen strenge historische Untersuchungen, daß an der ganzen Geschichte eigentlich kein wahres Wort ist; weder was sich an der Quelle, noch was sich in Paris ereignet, läßt sich darthun, oder auch nur durch Sagen begründen. Wie man aber jedes zu etwas Gutem, daß unsre Thätigkeit anregt, hinwenden soll, so sey hier nachgetragen, was ich erst der Erzählung beifügen wollte: nämlich die Notizen über den Geburtsort Owen Tudors Plas Penmynidds, wie ich sie bei W. Hutten (Remarks ap. North Malis. Birmingham 1803) gefunden habe.

Penmynidds Owen Tudors Geburtsort liegt in Anglesea auf der großen Poststraße von London nach Holy-Head, sechs Meilen über Bangor Ferri. Daß Owen Tudor Lehns-Herr gewesen, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit behaupten, weil ihm der Hauptsitz des Lehns gehörte. Plas bezeichnet nämlich auf Wälsch, was Hall im Englischen ist: der Gerichtsort. — Sein Privateigenthum betrug noch nicht voll vier Hundert Acres, jetzt ungefähr 150 Pfund jährliche Einkünfte tragend, damals vielleicht nur 15 Pfund. Beide Summen sind gleich, nach ihrem reellen Werth, und können zu den verschiedenen Zeiten einen Edelmann ernährt haben. Das Land liegt an der Seite eines Hügels und senkt sich nach Westen; der Acre ist in einem Theile wohl eine Guinee, im andern nur eine halbe Krone jährlich werth. Das Haus von Bruchsteinen, die Wände drei Fuß dick, steht im Grunde und etwa zwei Hundert Yards von der Straße. Es hat zwei Stockwerke, vier Zimmer an jedem Flur, alle niedrig und klein. In unsern Tagen möchte solch ein Haus für 300 Pfund Sterling erbaut werden. Die Tradition sagt: es sey seit Owens Zeit neu erbaut worden, doch mag dies wohl nur eine Reparatur bedeuten: Pennant berichtet: es stehe noch ein Thorweg und ein Kamin aus jener Zeit; wäre dies der Fall, so ist das Ganze alt, denn nirgends läßt sich ein Anbau bemerken u. s. w. — Ueber der Hausthüre ist eine Inschrift in Stein, aber vom Wetter bis zur Unleserlichkeit zerstört. Ueber dem Stalle ist das Familien-Wappen. An der Mauer des Brauhauses sind mehrere Inschriften, die nicht zu verstehen. Das Gut gehört jetzt dem Lord Bulkeley. — Die Geschichte sagt uns von Owen Tudors Verdiensten nicht viel mehr, als daß er ein schöner Mann gewesen. Das war genug, um England eine große Reihe von Königen zu liefern. — Auf welchen Wegen Owen seinen Eingang bei Hofe machte, ist ungewiß. Bei seinem ersten Auftreten wurde er, weil er wahrscheinlich die englische Sprache noch nicht hinlänglich sprechen konnte, der stumme Welschmann genannt. Was ich von alten Leuten an Sagen erfahren konnte, theile ich hier mit.

Als Owen mit der Königin Katharina tanzte, ereignete es sich, daß sein Knie das ihre berührte. Er zog ein Band um sein Knie, und die Königin fragte: weswegen er dies thue? — Er antwortete: „Mit Eurer Erlaubniß, um zu verhindern, daß ich Euch nicht berühre.“ — „Ihr könntet mich aber vielleicht an einer andern Stelle berühren!“ sagte die Königin und meinte wohl das Herz. Sie sandte darauf heimlich nach Anglesea, um etwas Genaueres über ihn zu erfahren. Owen ließ die Gesandten necken, indem er seiner Mutter von ihrer Gesandtschaft Nachricht gab. Als sie in Plas Penmynidd ankamen, fanden sie die Mutter bei einem Gericht Kartoffeln, das auf ihren Knieen stand. Auf ihre Anfrage sagte sie: Sie nähre sich von Gekochtem und Gebratenem (sie meinte Kartoffeln in zweierlei Art), sie nähme nicht hundert Pfund für ihren Tisch (ihre Kniee), sie habe sechs männliche und sechs weibliche Dienstboten beständig unter Waffen (Ochsen und Kühe). — Owen war seltsam gestiegen, so blieb er dem Spotte der Leute ausgesetzt. Gewiß ist es, daß es damals noch keine Kartoffeln in Wallis gab, obgleich die Art zu essen auf den Knien damals wohl eher als jetzt vorkommen mochte.

Heinrich V. starb im Jahr 1422; sein mit der Katharina erzeugter Sohn war acht Monat alt. Katharina heirathete Owen im Jahr 1428 und so weit man aus der Geschichte weiß, lebten sie glücklich mit einander. Sie betrat nie die große Weltbühne; er stand hinter den Kulissen so versteckt, daß selbst die Ehre der Ritterwürde ihm erst 30 Jahre nachher von seinem Sohne, dem Earl von Pembroke, beigelegt wurde. Des verstorbenen Königs Onkel regierte, dem diese Heirath unangenehm war; daher diese Nichtachtung, worin er lebte. Die Königin lebte neun Jahre in der Ehe mit ihm, und starb am 3ten Januar 1437 in Bermandsey. Sie ward begraben, — als aber Heinrich VII., ihr Enkel, seine Kapelle baute, ward sie ausgegraben und niemals wieder beerdigt, sondern ruht vernachlässigt noch jetzt in einem elenden Sarge nahe dem Denkmahle ihres Mannes in Westminster Abtey. Während der nächsten 22 Jahre scheint Owen in seiner Lebensweise sehr herunter gekommen zu seyn; vielleicht hatte er nichts als die Einkünfte seines Erbgutes. Die Königin schützte ihn, so lange sie lebte; aber nach ihrem Tode ließ der Herzog von Gloster ihn in den Tower sperren, weil er gegen ein Statut gefehlt, daß erst gegeben war, als seine Heirath geschehen. Nach diesem Statute sollte Niemand, ohne Bewilligung der Regierung, die Wittwe des Königs hei-

rathen. Er entfloh aus seinem Gefängnisse, wurde aber wieder ergriffen, und dem Earl von Suffolk im Schlosse Wallingford übergeben. Mit Hülfe eines Priesters entfloh er auch hier, wurde aber von Lord Beaumont zum dritten Mal ergriffen und nach Newgate gebracht. Von der Königin hatte Owen drei Söhne und eine Tochter. Obgleich der Hof von ihm weiter keine Notiz nahm, als um ihn wegen seiner Vaterschaft zu strafen, so beachtete er doch die Kinder, weil diese mit königlichem Blute von einer Seite angestrichen waren. Edmund wurde zum Earl von Richmond erhoben und heirathete die Erbin des Hauses Beaufort, nach dem regierenden Hause die nächsten Thronerben. Er starb, 27 Jahr alt, und hinterließ einen Sohn, den nachmaligen König Heinrich VII., in einem Alter von 15 Wochen. Kaspar ward Earl von Pembroke. Owen trat in einen religiösen Orden; seine Tochter starb jung.

Im Jahre 1459 verlieh Heinrich VI. ihm 100 Pfund auf seine Leben Fallston, Walton und Beasted in Kent, im nächsten Jahre einige Einkünfte seiner Landschaft Denbigh, welches gewiß ein Zeichen seiner Armuth ist. Aber er genoß diese Vortheile nur kurze Zeit; denn schon im Jahr 1461 ward er von Eduard IV. in der Schlacht bei Mortimer's Kreutz gefangen, als er unter seinem Sohne, dem Earl von Pembroke, für das Haus Lancaster stritt. Nach Herford gebracht, enthauptete man ihn ohne Gerichtsspruch. Er liegt dort in der Kirche der grauen Mönche begraben. Ob er durch seine hohe Heirath gewonnen oder verloren habe, ist zweifelhaft; Heinrich VII. aber, sein Enkel, hatte keine Ruhe, bis er ihm eine Verwandtschaft mit Cadwallader hatte andichten lassen.

So weit Hutten. Vergebens habe ich mich bemüht in späteren Reisebeschreibungen Nachträge zu diesen Geschichten zu finden. Lud. Achim v. Arnim.

B u n t e s.

Frankreich bezahlte vor der Revolution 500 Millionen Franken an Steuern und dazu mußten alljährig 54 Millionen geborgt werden, um die Staats-Ausgaben zu decken; dieses sich immer vermehrende Defizit war Mitursache an der Revolution. Jetzt bezahlt Frankreich jährlich 800 Millionen an Steuern und die Regierung trägt von der Staatsschuld jährlich 54 Millionen ab: ein Beweis, daß vor der Revolution die Steuerkraft, mithin die freie Industrie, bei weitem geringer war, und daß jetzt die Nation in größerem Reichthum ist. Dieses Resultat entstand besonders durch die Vertheilung der großen Güter unter viele Bebauer.

In unsern revolutionairen und parteivollen Tagen würde man gewiß einen gewaltigen Lärm machen, wenn Lessing folgenden Ausspruch über sich selbst eben jetzt drucken ließe: „Vielleicht ist der Patriot auch bei mir nicht ganz erstickt; obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten das allerletzte ist, wonach ich geizen möchte, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger bin. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir auf's höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre."

Wie hoch ich Goethe's „Tasso" verehre, ich kann dennoch mich nicht des Aergers erwehren, wenn ich sehe: wie der Dichter den Herzog Alphonso so wahrhaft edel zeichnete, da er doch in der Geschichte ein Tyrann des Dichters war, dessen Ruhm er beneidete und auf jede Weise mit ihm theilen wollte. All das Elend, welches Tasso erdulden mußte, war Folge dieser eitlen Eifersucht; und so wollen wir in Goethe's Alphonso ein edles Vorbild für Mäcene, nicht aber jenen Herzog sehen, der eher Schmach als Erhebung verdient hat.

In einem Briefe fand ich neulich folgende Stelle: „Ein Gott mag nicht witzig seyn, wenn das Gute, trotz aller Anstrengung, nicht eingreifen will: den Menschen überrascht in solchen Fällen allemal etwas teufliche Natur: er muß darüber spotten."

Nach den neuesten Begebenheiten in Italien klingt es höchst lächerlich, wenn man nun post festum in öffentlichen Blättern (z. B. im „Anzeiger der Deutschen" vom 8. April) eine neue Landkarte von Neapel angekündigt findet mit dem Motto (der Deutsche citirt so gern, daß nun schon die Buchhändler-Anzeigen ihre Motto's bekommen!):

„Die ganze Welt ist leichter zu erobern,
Als eine Hufe Land's, wo Freiheit wohnt!"

Hätte der Herr Spekulant sich vorher nur etwas um den Charakter der Neapolitaner bekümmert, so würde er nicht den Spott gegen sich aufgerufen und über die Ankündigung einer Karte von Neapel lieber die Worte gesetzt haben:

Laßt sie nur unbesonnen proklamiren,
Sie werden bald besonnen — retiriren.

Es rühmte sich einst ein Schriftsteller, der ein schlechtes Mode-Produkt zu Tage gefördert hatte: sein Werk sey nachgedruckt worden. „Hm! Diebe vergreifen sich auch zuweilen!" entgegnete ein Spottvogel.

Die „Göttinger gelehrten Anzeigen" (eine übrigens bekannte solide Zeitschrift für Kritik) giebt, bei Beurtheilung eines Werkes im, Jahrgang 1820. S. 147 folgende Rüge: „In der Aufstellung der verschiedenen Feuerwaffen vermissen wir die Windbüchse." — Das ist ein Schuß aus der kritischen Windbüchse, der, gegen die Natur dieser Waffe, Knall-Effekt machen muß in der literarischen Welt. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Unsere geehrte Theater-Direktion erfreute uns in der letzten Zeit mit vielem Guten. Houwald's „Bild" ist schon früher genannt worden; zu diesem fügte man späterhin dessen „Leuchtthurm" und „Fluch und Segen", zwei dramatische Dichtungen, die zu den besten Erzeugnissen unserer Literatur gerechnet werden müssen, wenn gleich der „Leuchtthurm" manche schwache Seite darbietet und nicht zu den Stücken gehören kann, die allgemein gefallen. Die Scene mit der Leiche hat hier nur wenige Vertheidiger, wohl aber viele laute Gegner; warum? ist Referenten unbegreiflich, da man in andern Trauerspielen bei Aehnlichem nichts Anstößiges findet. Die Mängel dieses in Einzelnheiten so schönen Stücks sind vom Herrn Professor Zimmermann in seinen „dramaturgischen Blättern" einleuchtend entwickelt, und ich verweise alle Freunde und Freundinnen der dramatischen Dichtkunst überhaupt an diese Zeitschrift, wenn sie gediegene, treffende Bemerkungen über dieselbe zu lesen wünschen. Die Aufführung des „Leuchtthurms" ließ fast keinen Wunsch übrig; Mad. Reinhold als „Dorothea" war die lieblichste anmuthigste Erscheinung, und unser würdiger Schwarz gab den wahnsinnigen „Ulrich Horr" mit hoher Kunstvollendung. Hr. Kühne als „Graf Holm" und Hr. Weiß als „Caspar" waren ganz an ihrer Stelle; Hr. Jacoby als „Walther" gefiel mir nicht, weil er seine Rolle allzu naiv nahm, auch schlecht memorirt hatte; diese Bemerkung gilt aber nur für die von mir besuchte erste Aufführung dieses Stücks, späterhin soll beiden Mängeln abgeholfen worden seyn, was denn allerdings ein günstiges Zeugniß für Hrn. Jacoby's Fleiß ablegt. — „Fluch und Segen" erhielt auch hier den ungetheilten Beifall, sowohl vom Publikum als von der Kritik. Die Besetzung der Rollen in diesem Stück auf unserer Bühne darf vollkommen genannt werden, indem man die der „Margarethe" einer hier mit vollem Recht sehr geschätzten, wackeren Künstlerin, Mad. Unzer, anvertraut hatte, die sie mit einer Liebe und Wahrheit gab, welche die Wirkung nicht verfehlen konnten. Solche Rollen scheinen überhaupt für sie gemacht zu seyn, vielleicht weil sie mit dem liebenswürdigen Privat-Charakter derselben am übereinstimmendsten sind; denn wer wird es dem darstellenden Künstler verargen, wenn er auf der Bühne sich am natürlichsten in solchen Bildern zeigt, die auch im Privatleben ihm zusagen? — Hr. Schmidt, Mit-Direktor unserer Bühne, stellte den „Günther" mit gewohnter Trefflichkeit dar, und das will nicht wenig sagen, da diese Rolle, nach meinem Bedünken, die schwierigste des Stückes ist. Günther giebt sich als charakterlosen Menschen, als eine jener chamäleontischen Erscheinungen, die ihre Farbe von ihrer Umgebung leihen, und leichter muß es für den denkenden Mimen seyn, fest gezeichnete Charakter-Rollen gelungen dar zu stellen, als solche, die von vielen Seiten zu studiren sind, da jene nur von einer betrachtet und aufgefaßt zu werden brauchen. Hr. Schwarz war der „Amtmann"; über seine Leistungen kann nur ein Urtheil gefällt werden; das, was immer bisher über dieselben von mir gefällt ward, gilt auch hier: jene Rolle war in jeder Hinsicht gelungen. Auch unser wackerer Lebrun als „Sebaldo" war verdienstlich, und selbst die in diesem Stück auftretenden Kinder, Julie und Antoinette Steiger (Letztere als „Moritz") trugen zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Besonders muß es gerühmt werden, daß Alle sehr gut memorirt hatten und der Souffleur eine ziemlich unnütze Rolle spielte. Aus dieser Zusammenstellung wird man ersehen, daß dieses Stück zu den vorzüglichsten Leistungen der hiesigen Bühne gehört, und ich rathe hier durchreisenden Fremden, die Vorstellung desselben nicht zu versäumen, wenn sie einen richtigen Begriff von dem Standpunkt mit nach Haus nehmen wollen, auf welchem unser Theater jetzt steht. —

Ferner brachte die Direktion Calderon's „Don Gutiere, der Arzt seiner Ehre", von West bearbeitet, auf die Bühne; ein Stück, welches wohl seines tragischen Effekts nicht verfehlen kann, aber außer den Ideenkreisen des ruhigeren, besonnenen Deutschen liegt: folglich nur von denen gewürdigt und geschätzt werden kann, die sich mit dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten der spanischen Nation vertraut machten. Calderon bot uns im „Don Gutiere" ein Schauspiel, und das war gewiß besser, als wie Hr. West that, ein solches Trauerspiel daraus zu machen; denn nur das versöhnende Ende, die Entschädigung der unschuldig gekränkten Leonore, kann — wenigstens einigermaßen — die Schrecken und die Angst mildern, die man während dieses Stücks um die so ganz unschuldige Donna Mencia empfindet. Der Mord der Unschuldigen bleibt gräßlich, und man ist keinesweges dadurch versöhnt, daß Don Gutiere der Gattin freiwillig nachfolgt. Das hiesige Publikum war am ersten Abend der Aufführung in seinem Urtheil über dieses Stück getheilt, denn man hörte Beifall und Mißbilligung zu gleicher Zeit. Hr. Kühne hatte den „Don Gutiere"; gewiß eine der schwierigsten Rollen, die es giebt! — denn nicht leicht ist es, ein solches Gemisch von Liebe, Eifersucht, rasender Wuth, kalter Besonnenheit und alle Schranken überschreitendem Ehrgefühl dar zu stellen. Hr. Jacoby gab den „Infanten Enrique" überaus brav, so wie Hr. Schwarz den „König" (Peter der Grausame, König von Castilien). Mad. Unzer spielte die „Donna Leonora" mit aller Würde, womit der Dichter diese Rolle geschmückt hat, und Mad. Lebrun war allerdings eine sehr schöne „Donna Mencia", aber ihr Spiel wollte dem Referenten keinesweges genügen; auch sprach sie die Verse gar zu langsam und gedehnt, ein Fehler, den man oft zu bemerken Gelegenheit hat. Ein in Jamben geschriebenes Stück ist ja keinesweges eine deklamatorische Aufgabe, sondern der Mime soll sich nur bei einzelnen Stellen bis zur Deklamation erheben; ein durchweg deklamirtes Stück wird eine lächerliche Wirkung auf die Zuschauer machen. — Für heute aber genug von unserem Theater und zum Schluß noch eine Bemerkung. In der Wuth nichtssagender Reimler, bei jeder Gelegenheit sich hören zu wollen, hat auch der vortreffliche Houwald es sich gefallen lassen müssen, daß ihn ein lallender Musen-Säugling in fürchterlichen Versen im Hamburger „Correspondenten" besungen hat. Nach der Qual, seine eigenen Erzeugnisse sich sehr schlecht und unrichtig von Andern verlesen zu lassen, mag es wohl die größeste der gefeierten Dichter seyn: sich auf solche Weise besungen zu sehen. Und jetzt will ja Alles dichten? Ist's doch, als ob Ludwig Uhland's Aufforderung im „Dichterwald":

„Singe, wem Gesang gegeben,
In dem neuen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Bäumen schallt!"

— all die Krähen und Raben, die bisher noch bescheiden mit ihrer Stimme zurück hielten, ermuthigt hatte, sich auch einmal hören zu lassen! Nein, guter Uhland! diese Aufforderung hat den Parnaß mit vielen Nesseln, statt mit Lorbeer-Reisern, bepflanzt. — Sa —.

Das neu erfundene Mittel, um baumwollene Zeuge vor Feuersgefahr zu sichern (wenigstens ihr Brennen zu erschweren), besteht darin: daß man die Zeuge vor dem Platten oder Rollen in eine Auflösung von Salz-Seignette (einer Kristallisation von Potasche und Soorsalz) taucht. Weder Eigenschaft noch Farbe des Zeuges verliert dadurch; zu 4 Pfund Wäsche braucht man 4 Loth Salz, in 5 Pfund Wasser aufgelöst. Das Feuer greift solche Zeuge schwer an, und verzehrt sie nur sehr langsam, wenn es wirklich haftet. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 9.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

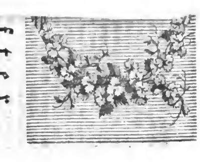
Prospectus.

In dem Andenken unsrer Zeitgenossen liegen jene Jahre mit dem Umfang ihrer Begebenheiten, wie die Massen himmelhoher Gebirge vor dem Auge eines in die Ebene zurückkehrenden Wanderers, der ihre steilen Höhen nicht ohne Gefahr überklimmte und nun beim Rückblick — das Glück seines mühsamen Steigens voll Dank und stillem Erstaunen im eigenen Gemüthe betrachtet.

Die Ereignisse jener Jahre gehören zu den Epoche machenden in der Geschichte, und ragen in ihrer Art einzig über die meisten hervor. Was sind gegen sie die Völkerbewegungen aus der griechischen Geschichte, die Kriege Roms, und der Aufbruch barbarischer Stämme von Osten? Meist nur einzelne Kämpfe gebildeter Völker gegen die Streifereien roher Nomaden. Hier aber standen nicht einzelne Heere, sondern die Massen aller kultivirten Nationen eines ganzen Welttheils widereinander in Waffen, dem Gegner gleiche Kunst wie gleiche Tapferkeit bietend. Dies allein schon gewährt ein sehr hohes Interesse, aber ein noch höheres liefert der Zweck dieses Kampfes — Freiheit und selbstständiges Recht, mit welchem Bewustseyn jeder einzelne Krieger für Vaterland und seinen angestammten Regenten in Gottes Namen zur Schlacht trat. Darum war es ein heiliger Krieg

der Krieg für Europa's Befreiung.

Eine Periode wie diese, verdient mit dem vollkommensten Recht, in jeder möglichen Art ihrer Geschichte, auf die Nachwelt gebracht zu werden, und daſs dies auf eine der Gröſse des Gegen-



fter

nd Herz.

71ſtes Blatt.

ſ Alles das ſey im Kriege ganz
ſ jede Stunde ein neues unvor-
, und es liege eine unbeſchreib-
n die Gefahr zu werfen und da
ählen, oder, gleich einer Wolke,
ind fort getrieben wird, durch
t zu ziehen, und heute nicht zu
morgen ſein Haupt nieder legen
de manche verwegene Kriegsthat
d beſprochen, und je dichter die
eier nieder ſenkte, um ſo mehr
ſchauerlicher Geiſt die Redenden
in, welche Licht bringen wollte,
hte hin gewieſen, die ſchon in
n dem hohen Himmel ſtrahlte
ſtrome herauf ſchimmerte; und
ach man nun davon: wie ſelbſt
kriegeriſchen Leben einen eige-
erleibe. Der Baron von Z. er-
auf einem Kirchhofe mit weni-
acht zugebracht und wie ſie, in
d auf den Leichenſteinen hinge-
ruht hätten, als in dem prunk-
erſten Gaſthofes einer großen
hätten ſeine Kriegsgenoſſen die
nd ſie dieſe in der ſchauerlichen
von der Nacht zum Tage auf
r unter den Leichenſteinen Ver-
n Geiſtern eben ſo ungeſtört als
Stunde. Dabei verſicherte der

standes, wie den Fortschritten der Kunst gleich angemessene Art geschehe, war unsre mehrjährige Sorge. Glücklich wenn unser mühsames Bestreben vom Dank unsrer Zeitgenossen gekrönt wird!

Der Schauplatz des Europäischen Völkerkrieges in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813, 1814, 1815

soll anschaulich sich darstellen auf 2 großen Blättern, welche die Plane aller Schlachten und Treffen vom Beginn des Krieges bis zu seinem Ende in sich enthalten.

Wer diese große Zeit erlebt hat und mit bethätigen half; wer im Rathe der Fürsten seine Erfahrung geliehen, oder einzelne Streiter gerüstet; wer diesem heroischen Kampfe einen Sohn, einen Enkel geopfert, oder vom Patriotismus entflammt, selbst mit unter den Heeren gekämpft hat — alle diese, muß eine sinnliche Anschauung des Schauplatzes jener Heldenthaten unsrer Zeit mächtig ergreifen und zum Rückblick in eine merkwürdige Vergangenheit leiten.

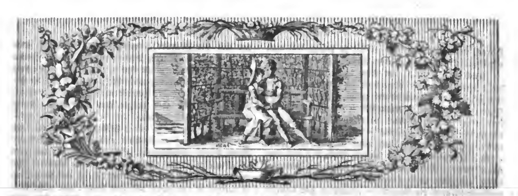
Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, sind jene Blätter bestimmt, einen Platz im Heiligthume jeder Regierung, jeder Stadt, jeder Gemeinde und jedes gebildeten nicht unbemittelten Privatmanns zu finden. Der Fürst, der General, der Diplomatiker gebe

Zara, Breda, Friedrichsort, Gertruidenburg, Danzig, Torgau. Auf beiden Seiten dieses Frieses erheben sich Lorbeerbäume, in deren Zweigen diese Medaillons aufsteigend bevestigt sind. Ein Jüngling (Landwehrmann), hält auf der einen Seite einen Spathen gegen die Wurzel des Baums, und ein Greis (Landsturmmann) begießt den Baum mit einem Gefäße. Auf der andern Seite bevestigt ein mit dem priesterlichen Gewande angethaner Jüngling (Freiwilliger) das heilige Kreutz an den Baum, und ein anderer gepanzerter Jüngling (stehendes Heer) lehnt sein Schild und seinen Speer an den Stamm. Hierdurch wird sinnbildlich bezeichnet: daß die Treue, die Weisheit, der Glaube und die Kraft, welche die einzelnen Stände zur allgemeinen National-Bewaffnung begeisterten, Europa seine Freiheit und Deutschland seine natürliche Grenzen wieder errungen haben. — Im obern Fries sind die zwischen den Medaillons angebrachten Wappenschilde der verbündeten Mächte vom Jahre 1813, als: *Östreich, Rußland, England, Preußen, Schweden, Baiern,* zu einer Kette verbunden. Den unteren Fries zieren zu beiden Seiten 4 Basreliefs in antikem Styl die 4 Haupt-Momente der Geschichte des Krieges darstellend. Sie sind für die erste Tafel: der Sieg bei Leipzig, und der Einzug der hohen Verbündeten in diese Stadt; für die zweite: der Übergang über den Rhein, und die Zurückführung der Bourbonen auf ihren väterlichen

Zeitung der Ereigniss

Hamburg. Unsere geehrte
uns in der letzten Zeit mit vielem
ist schon früher genannt worden;
Ein dessen „Leuchtthurm" und „Kla
matische Dichtungen, die zu den
Literatur gerechnet werden müssen,
thurm" manche schwache Seite darb
den gehören kann, die allgemein g
Leiche hat hier nur wenige Vertheid
Gegner; warum? ist Referenten un
dern Trauerspielen bei Aehnlichem n
Mängel dieses in Einzelnheiten so
Herrn Professor Zimmermann in sei
tern" einleuchtend entwickelt, und ich
Freundinnen der dramatischen Dich
Zeitschrift, wenn sie gediegene, treff
selbe zu lesen wünschen. Die Aus
ließ fast keinen Wunsch übrig; Mad
war die lieblichste anmuthigste Ersche
Schwarz gab den wahnsinnigen „Ull
vollendung. Hr. Kühne als „Graf
„Caspar" waren ganz an ihrer Ste
ther" gefiel mir nicht, weil er sei
auch schlecht memorirt hatte; diese
für die von mir besuchte erste Auf
tarbin soll beiden Mängeln abgeholf
allerdings ein günstiges Zeugniß fü
legt. — „Fluch und Segen" erhiel
teten Beifall, sowohl vom Publikum
Besetzung der Rollen in diesem St
vollkommen genannt werden, indem
einer hier mit vollem Recht sehr g
lerin, Mad. Unzer, anvertraut hatte,
Wahrheit gab, welche die Wirkun
Solche Rollen scheinen überhaupt fü
leicht weil sie mit dem liebenswürdi
den am übereinstimmendsten sind; d
stellenden Künstler verargen, wenn
natürlichsten in solchen Bildern zeig
ihm zusagen? — Hr. Schmidt, M
stellte den „Günther" mit gewohnte
will nicht wenig sagen, da diese Ro
die schwierigste des Stückes ist. Gl
terlesen Menschen, als eine jener ch
die ihre Farbe von ihrer Umgebun
es für den denkenden Mimen sein
Rollen gelungen dar zu stellen, als
ten zu studiren sind, da jene nur
aufgefaßt zu werden brauchen. H
mann"; über seine Leistungen ka
werden; daß, was immer bisher u
ward, gilt auch hier: jene Rolle we
Auch unser wackerer Lebrün als „Ec
selbst die in diesem Stück auftreten
treinette Steiger (Letztere als „M
menheit des Ganzen bei. Besonder
daß Alle sehr gut memorirt hatt
ziemlich unnütze Rolle spielte. K
wird man ersehen, daß dieses Sti
stungen der hiesigen Bühne gehört,
reisenden Fremden, die Vorstellung
wenn sie einen richtigen Begriff vo
Haus nehmen wollen, auf welchem

Redakteur u



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 4. Mai. 71stes Blatt.

Der Ring.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung“.)

Eine Gesellschaft von Offizieren saß zur Frühlings-Zeit in dem Hausacker, einem Belustigungs-Ort unweit H., vertraulich beisammen. Von einem traulichen Ritte zurück kehrend, hatten sie nicht vorüber eilen wollen, ohne sich zuvor an einer Flasche des besten Rheinweins zu erladen und so den schönen Tag auf die heiterste Weise zu beschließen. Ihre Pferde hatten sie, mit ihren Dienern, in die ganz nahe Stadt zurück gesandt; sie selbst wollten zu Fuße nachfolgen. Sie waren in das Haus eingetreten, und, den Blick durch die offenen Fenster nach dem Fluß und der Stadt mit ihrer schönen Brücke, und nach dem eben mit dem Hauche des ersten Grünes überweheten Gebirge gewendet, hatten sie an einem Tisch ihren Sitz so genommen, daß sie den Rücken dem Eingang zukehrten. Alle befanden sich in der glücklichsten Stimmung, und wie es zu geschehen pflegt: die erste Flasche erweckte nur das Verlangen, noch einige andere ihres köstlichen Inhalts zu entledigen. So sprudelten die Geister in Allen immer gewaltiger, der alte Kriegsmuth regte die nieder gesenkten Schwingen und man fing an zu klagen: welch eine langweilige Zeit doch für einen rechten Kriegsmann der Friede sey und wie das Leben so ganz alles Interesse verliere, wenn man es nicht an die Entscheidung irgend eines Wagnisses setzen und ruhig dem kommenden Tage entgegen sehen, ja mit ziemlicher Gewißheit den trägen Gang ganzer Wochen voraus bezeichnen könne. Alles das sey im Kriege ganz anders. Da dringe fast jede Stunde ein neues unvoraus gesehenes Ereigniß, und es liege eine unbeschreibliche Lust darin, sich in die Gefahr zu werfen und da seine eigene Kraft zu fühlen, oder, gleich einer Wolke, die von dem Sturmwind fort getrieben wird, durch Städte und Dörfer hin zu ziehen, und heute nicht zu wissen, wo man nur morgen sein Haupt nieder legen werde. — Dabei wurde manche verwegene Kriegsthat von Neuem erzählt und besprochen, und je dichter die Dämmerung ihre Schleier nieder senkte, um so mehr schien auch ein kühn schauerlicher Geist die Redenden zu beleben. Die Wirthin, welche Licht bringen wollte, hatte man auf die Leuchte hin gewiesen, die schon in ihrem vollen Lichte von dem hohen Himmel strahlte und unten aus dem Strome herauf schimmerte; und in dem Mondschein sprach man nun davon: wie selbst auch das Grauen dem kriegerischen Leben einen eigenen, erhöheten Reiz verleihe. Der Baron von Z. erzählte: wie er einmal auf einem Kirchhofe mit wenigen Begleitern eine Nacht zugebracht und wie sie, in ihre Mäntel gehüllt und auf den Leichensteinen hingestreckt, eben so sanft geruht hätten, als in dem prunkvollsten Gemach des ersten Gasthofes einer großen Stadt. Am Morgen hätten seine Kriegsgenossen die Weinflasche gebracht und sie diese in der schauerlichen Zeit des Ueberganges von der Nacht zum Tage auf den seligen Frieden der unter den Leichensteinen Verdeckten geleert von den Geistern eben so ungestört als in der Mitternacht-Stunde. Dabei versicherte der

Baron, nie etwas von dem gefühlt zu haben, was man ein Grauen vor der geheimen Welt zu nennen pflege.

Auch sein Freund, der Graf von R., stimmte in diese Aeußerung ein, ohne doch zu leugnen: wie es ihm große Selbstüberwindung gekostet, bis er zu dieser Stärke gelangt sey; dagegen ihm jetzt freilich auch zuweilen der Zweifel komme: ob es überhaupt noch eine andere Welt der Geister gebe? — und das Leben erscheine in der That bedeutungsvoller, wenn es nicht noch solch einen Hinterhalt habe, auf den am Ende der hier Besiegte pochen könne. Wenigstens keine Schauer vor dieser geheimen Welt kenne er jetzt mehr; und das versicherten auch die Andern. — „Wirklich gar keine?“ so fragte jetzt, da eine kurze Pause eingetreten war, eine halblaute Stimme, die in ihrer großen Ruhe um so mehr contrastirte mit den heftigen Reden der, von dem Wein belebten jungen Freunde. Die Andern fuhren erschrocken zusammen, nur der Baron nicht, obgleich die Worte hinter seinem Sitze her am nächsten und vernehmlichsten in sein Ohr klangen; vielmehr wandte er sich mit lautem Lachen rückwärts, und: „Da spukt unser lieber Geisterseher wieder!“ sprach er zu dem hinter ihm stehenden Hauptmann Asmond von der Artillerie, der, von Keinem bemerkt, herein getreten war und eine Weile ihr Gespräch schweigend angehört hatte.

Der Hauptmann, obgleich von Person klein und unansehnlich, war, um seines besonnenen Muthes und seiner großen Kriegserfahrung willen, bei allen seinen Waffenbrüdern hoch geachtet, so daß man es ihm gern nachsah, daß er meistens sich still und ernst in sich selbst zurück zog, ohne an dem Treiben der Andern großen Antheil zu nehmen; was man freilich damit entschuldigte, daß diesem Manne frühe außerordentliche Dinge begegnet seyen und er durch die besondere Tiefe seiner Natur mit einer, den andern Sterblichen verschlossenen geheimen Welt in Verbindung stehe. Auch jetzt schalt er die Andern — nachdem er darüber gelächelt: wie sie doch ganz gegen jedes Grauen sich nicht wahren könnten und schon vor seiner Menschenstimme, geschweige denn vor einem Geisterrufe hätten erschrecken müssen — zwar mit scherzenden Worten, aber doch, wie sie wohl fühlten, recht im Ernst, um ihres kecken Uebermuths willen. Die Unterredung ward ruhiger, aber nur um so bedeutungsvoller durch die Theilnahme des Hauptmanns, der gern erzählte und gut zu erzählen wußte. — Man unterhielt sich noch lange; endlich wandte man sich nach der, schon in Schlummer versunkenen Stadt zurück. Recht wie zwei hüthende Wächter erschienen jetzt der, in dem Mondlicht zurück wandernden Gesellschaft die beiden großen steinernen Löwen über dem schönen Thor, durch welches man eintrat. Auf dem Marktplatze trennten sich die Freunde, nachdem man einander gute Nacht und der Baron noch besonders einem Jeden einen von den Geistern des Hauptmanns zu einem dienenden Lichtträger gewünscht hatte, der ihm in seinem Schlafgemach die Leuchte entgegen bringen möge. Der Hauptmann aber drohte ihm mit aufgehobenem Finger bei dem Scheiden.

Als der Baron in seiner Wohnung anlangte, fand er das Licht tief abgebrannt und seinen Diener auf einem Stuhl eingeschlafen. Er fühlte Mitleid mit dem schon bejahrten treuen Menschen, und nachdem er ihm nur noch geboten hatte, eine neue Kerze auf zu stecken, so entließ er denselben, um ihm seine Ruhe nicht länger vor zu enthalten; denn er selbst fühlte sich allzu sehr angeregt, um jetzt schlafen zu können. Er hatte angefangen, die Geschichte seiner Thaten und Begegnisse während der letzten Feldzüge auf zu zeichnen; diesem Geschäft beschloß er nach eine Stunde zu widmen. Er schlug das Heft auseinander, und um den Zusammenhang der abgebrochenen Darstellung wieder auf zu fassen, las er mit halb lauter Stimme das zuletzt Geschriebene. Es war das Folgende:

„Auch zu mancher That reißt uns das kriegerische Leben hin, deren Erinnerung uns nachher zu Trauer und wehmüthigen Gefühlen stimmt, ohne daß sie doch Reue in uns zu erwecken vermöchte, weil wir zwar einem sehr ernsten, aber doch nur dem Gebot unseres Berufes gehorcht haben. Zu dieser Bemerkung veranlaßte mich ein Vorfall, der mir in dieser Zeit mit einem feindlichen Offizier begegnete. Wir standen einige Wochen mit unsern Reiterposten einander gegenüber, und verschiedene Male kamen wir friedlich in einem zwischen uns liegenden Dorfe zusammen, da in aller Freundschaft eine Flasche mit einander zu leeren, bis Jener unser gutes Vernehmen dadurch störte, daß er mir in der Nacht einige Leute aufhob. Entrüstet, wie ich war, beschloß ich an ihm Rache zu nehmen, und wie in Uebereinstimmung mit meinen Wünschen führte mir der Zufall nach wenigen Tagen meinen Feind mit nicht mehr als Dreien seiner Leute entgegen, indessen ich selbst die doppelte Zahl von Begleitern bei mir hatte. Ich ermunterte ihn, nicht einen Kampf zu beginnen, in welchem voraus das Glück gegen ihn Partei genommen zu haben scheine. Statt aller Erwiederung forderte er die Seinigen zu entschlossenem Muthe auf, da nicht die Zahl, sondern die Tapferkeit der Kämpfenden den Sieg zu verleihen pflege. Aber diese, durch die Ueberlegenheit ihrer Gegner verschüchtert, zerstreuten sich bald in eiliger Flucht; die Meinigen zertheilten sich auf gleiche Weise zu ihrer Verfolgung, und so geschah es, daß wir beiden Führer, durch eine besondere Laune des Ungefährs, allein zusammen trafen. Durch körperliche Größe und die Stärke meines Rosses

überlegen, forderte ich ihn wiederholt auf, sich mir zu ergeben. In edler Entrüstung rief er: noch könne er kämpfen, und drang kühn auf mich ein. Unvorsichtig rannte er sich selbst in meine gegen ihn vorgehaltene Klinge; er sank von seinem Rosse nieder. Auch ich sprang augenblicklich von dem meinigen, mit seinem Falle war all mein Zürnen schnell erloschen; aber vergeblich bemühte ich mich, ihm Hülfe zu leisten. Zu tief war er an der gefährlichsten Stelle verletzt; auch ein Wort, zu dem er den Mund öffnete, vermochte er nicht mehr hervor zu bringen; nur das bemerkte ich noch, wie er mit der rechten Hand auf einen Ring hindeutete, den er an dem Zeigefinger der Linken trug. Der Ring —."

„Der Ring?" wiederholte der Lesende; „so weit hatte ich neulich geschrieben, als ich unterbrochen ward. Der Ring, je nun, wie war er doch?" — Er brachte ein Kästchen herbei, das denselben mit andern Merkwürdigkeiten enthielt, und indem er betrachtend den Ring in seiner Hand hin und her wendete, sprach er bei sich selbst: „Es ist dies eine seltsame, wie es scheint, sehr alte Arbeit. Dieser mit vielen künstlichen Schnörkeln wunderlich verzierte Goldreif, und hier in der Mitte derselben der große rothe Stein! So sehr ich die etwas undeutlich darin eingegrabenen Zeichen auch betrachte, ich kann sie für nichts Anderes erkennen, als für zwei Herzen, die von einer auflodernden Flamme umschlungen sind. — Und wohl!" rief er im schmerzlichen Ton, wie in Erinnerung früherer unerfreulicher Begegnisse aus seinem Leben; „so mag wohl eine Flamme, aus zwei Herzen hervor lodernd, beide zugleich umschlingen und in eines zusammen schmelzen; aber bevor sie auch noch mit dem Tode in dem einen erkaltet, ist sie oft in dem andern schon wieder erloschen!" — Er ergriff die Feder, um seine Erzählung fort zu setzen; da stieß plötzlich der Wind mit Heftigkeit an das Haus und große Regentropfen schlugen gewaltsam an die Fenster; der eine Flügel fuhr auf und in demselben Augenblick war das Licht erloschen. Er erhob sich schnell von seinem Sitz, das Fenster zu schließen; als er sich zurück wandte, bemerkte er, daß die Thür des Zimmers geöffnet war und, wie es schien, sacht sich immer mehr aufthat. Noch hielt er den Ring in der Hand, mit demselben trat er zu dem Eingang hin. Es kam ihm der Gedanke, als ob außen Jemand harre und nur seine Einladung zum Eintreten erwarte. In frevler Keckheit rief er: „Herein!" und indem er zugleich mit diesem Worte die Thür schnell aufriß, war ihm, als stehe außen in dem Dunkel der Offizier, welchem der Ring gehörte. Zwar die Gestalt zeigte sich kaum sichtbar, nur das bleiche Gesicht, auf dem noch ein Kriegeszürnen lag, war etwas deutlicher, und der trübe Blick schien nach dem Ring hingewendet; dabei war es ihm fast, als fühle er denselben durch den Druck einer geheimen Gewalt in seiner Hand bewegt.

Ohne im geringsten zu erbeben, ging der Baron gerade auf die Erscheinung zu und griff mit der vorgereckten Hand nach derselben. Plötzlich war Alles verschwunden. Einige Mal schritt er durch den finstern Gang auf und nieder, ohne daß sich seinem Auge ein Schein, seinem Ohre ein Laut dargeboten hätte. Lächelnd über sich selbst und das seltsame Spiel seiner Einbildung fühlte er keine Furcht, aber sich auch nun nicht mehr in der Stimmung, seine Denkwürdigkeiten fort zu setzen; er kleidete sich aus und schlummerte so ruhig ein wie immer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Züge.

Auf Wallensteins Befehl sollte einmal ein Hauptmann geprügelt werden. Dieser, ein Burgundier, gab dem Rosse die Sporen, eilte von hinnen und drohte, Jeden nieder zu schießen, der ihm nahe: denn er stürbe lieber, als daß er den Vorwurf dieser Beschimpfung ertrüge. Wallenstein zürnte nicht, äußerte: „in diesem Menschen wäre ein generoß Gemüthe, welches billig einen Abscheu hätte, sich also knechtisch traktiren zu lassen" — erließ ihm die Strafe und befahl, ihm zweitausend Reichsthaler als Verehrung zu bezahlen.

Der von Molière und Boileau verlachte Cotin sagte von Letzterem in einer Satyre nicht übel:

Boileau copie. On croirait qu'il invente;
Comme un miroir, il a tout repeté.

Byron wird von seinem Verleger königlich bezahlt; aber Taher, Kaliph zu Chorosana, ließ einem Dichter, der ihm drei Verse zu seinem Lob überreichte, dreimalhunderttausend Kronen ausbezahlen und sagte: „Hättest du uns mehr gegeben, hättest du auch mehr empfangen."

Hang.

Der Bauer und der Pater.

Der Bauer.

Herr Pater, oft hab' ich vernommen:
Gott schuf so viel vom edlen Wein,
Daß Jeder täglich könnt' ein Maaß bekommen;
Wer trinkt nun meinen?

Der Pater.

Ey, das sieht sich ein!
Gott hat auch jedem Mann ein Weib gegeben:
Nun hab' ich kein's und das muß so sich heben:
Du hast mein Weib, ich trinke Deinen Wein!

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Wir haben seit dem 7. April hier in Coventgarden ein kleines Schauspiel, welches großen Beifall findet,

eine Art Nachahmung des „Schauspielers wider Willen“. Es führt den Titel „London stars“ (die Sterne Londons). Der komische und mimische Schauspieler Yates, im Nachahmen überaus glücklich, unterhält in dem Stück sein Publikum damit, daß er sich bei einem Theater-Direktor unter allerlei Namen melden und einführen läßt. Er erscheint bald als Farren, bald als Braham, als Emery, als Macready, und fast immer mit der täuschendsten Aehnlichkeit in Stimme, Vortrag und Anstand. — In Drurylane gab es ebenfalls eine Neuigkeit, ein Lustspiel in zwei Akten: „The Mattification“. Der Inhalt ist mit wenigen Zügen folgender: Eine Familie auf dem Lande, bestehend aus einem Oheim, seinen zwei Nichten, einem Neffen und einem Mündel, finden ihr Vergnügen und ihren Zeitvertreib daran, ihre Nachbarn zu schrauben und lächerlich zu machen. Schon hat die ganze Umgegend den Stachel gefühlt, schon ist der Köcher des Spottes auf sie verschossen, als zum Glück — oder, wie es sich ausweiset, zum Unglück der Spötter — ein Fremder eintrifft, an dem nun Alles zum Ritter werden will. Er aber übersieht sie Alle; er ist Meister vom Stuhl in der Gabe der Mystificirung, durchschaut die ihm angelegten Plane, ihn zu foppen, bringt die Andern ins Gedränge, und zuletzt zur Schaam und zur Einsicht, daß es zuweilen gefährlich sey, den Spott zu weit treiben zu wollen. Je leichtgläubiger und einfältiger er sich anfangs stellt, desto schärfer haut er zuletzt in sie ein. — Es giebt der Schauspiele viele, so auch der Neugierden. Eine der häufigsten und besuchtesten Tragödien in England ist das Hängen; eine der allgemeinsten Neugierden der Engländer: das Hängen-sehen. In Leicester sollte am 31. März ein Frauenzimmer gehangen werden. Ein Edelmann in der Nähe schlug einem seiner beiden Knechte die Erlaubniß ab, bei dem Schauspiel Zuschauer seyn zu können. Dieser spricht zu seinem Mitknecht: „Das Hängen muß doch ganz und gar nicht schwer seyn!“ — „Versuch' es nur nicht!“ entgegnete dieser ihm lachend. — „Warum nicht?“ erwiederte Jener und lachte auch. In der Stunde, wo die Exekution vorging, wird er vermißt. Sein Herr glaubte schon, er sey, trotz des Verbots, nach Leicester gegangen; der Mitknecht aber, der ihn als einen pünktlichen gehorsamen Diener kannte und sich seiner Reden erinnerte, suchte so lange, bis er ihn in der Kohlen-Remise, aufgehangen und todt, fand. Neben ihm lag ein umgestoßener Schubkarren. Er wollte, allem Anschein nach — aus Neugierde — einen Hänge-Versuch machen, und, wenn er genug daran hatte, sich wieder mit den Beinen auf den Karren schwingen — mochte ihn aber umgestoßen haben. — Ein noch traurigerer Fall hat sich vor einigen Tagen ereignet. Der junge 16jährige hoffnungsvolle Sohn des Admirals Sir Charles Rowley studirte in der Westminster-Schule zu London. Weil er die aufgegebene Arbeit nicht gemacht hatte, und sich fürchtete, ohne dieselbe vor dem strengen Lehrer zu erscheinen, war er aus der Schule geblieben. Der Lehrer schickt nach der Pensions-Anstalt, wo er erzogen wird. Der junge Mann hört den Pedell, der ihn holen soll, schließt die Thür ab, öffnet das Fenster und stürzt sich, drei Stock hoch, in die Straße, zerschmettert sich den Schädel, die rechte Hüfte und starb in der folgenden Nacht unter unsäglichen Schmerzen. — London kann es der Humanität des Sir J. F. Leicester nicht genug danken, daß er mit der größten Bereitwilligkeit allen Künstlern und Dilettanten zu seiner schönen, zahlreichen und täglich anwachsenden Gemälde-Sammlung freien Zutritt vergönnt. Möchten doch Mehrere, möchten doch Alle diesem, leider! so seltenen Beispiel folgen! — Der Ruf des (schon von uns erwähnten) Trauerspiels: „Das Gewissen oder die Traumacht“ erhält sich. Noch ist das Stück nicht gedruckt; aber unsere Blätter liefern die schönsten Stellen, und machen dadurch auf das Ganze aufmerksam und begierig. Der Verfasser (Hr Hannes) zeichnet sich durch Phantasie, Empfindung und Philosophie gleich sehr aus. Sein Vortrag ist von ungewohnter Schönheit und Einfachheit. — Vielleicht interessirt es deutsche Leser, zu erfahren, was ich neulich erfuhr, nämlich: daß die ersten Rosen im Jahr 1522 als ein Geschenk aus Italien nach England kamen, und auf Befehl des Papstes, zum Zeichen der Verschwiegenheit, an den Beichtstühlen befestigt wurden; daher der bekannte Ausdruck sub rosa.

— * —

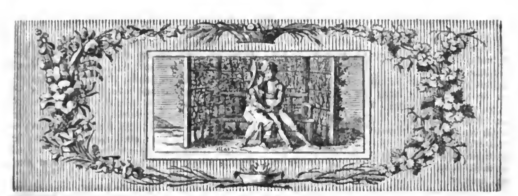
Leipzig. Ein neues Lustspiel von Hrn. Römer: „Die beiden Peter oder der Bürgermeister in Saardam“ gefiel und füllte wenigstens ein Paar Mal das Haus. Diesen Trost hatte man minder bei einer Wiederholung der „Johanna von Montfaucon“, von Kotzebue, in welchem Stück ein Hr Schmidt, als neu engagirtes Mitglied, in der Rolle des „Philipp“ auftrat. Hr. Schmidt ist ein junger Mann, der früher hier studirte, dann die Musen der Hörsäle verließ, um sich denen der Bühne zu widmen, und — ausgerüstet mit einem vortheilhaften Aeußeren — wohl vielleicht einmal auf den, die Welt bedeutenden Brettern (die übrigens in neuerer Zeit von ihrer Bedeutsamkeit und Bedeutung allüberall zu verlieren scheinen!) etwas Erträgliches wird leisten können, falls er sich Mühe giebt und tüchtig strebt. Die Oper: „Der lustige Schuster“, von Paer, schloß die Vorstellungen unsers Theaters vor Ostern. Einstweilen füllen Conzerte und Deklamatorien die Zeit. — Der Kapellmeister Hummel aus Weimar erfreute uns früher mit zwei Conzerten, die sehr besucht waren und den Ruhm dieses ausgezeichneten und gründlichen Virtuosen auf dem Pianoforte neuerdings unter uns verbreitete. — Eine kleine Schrift: „Griechenlands Wiedergeburt, ein Programm zum Auferstehungs-Feste“, die so eben die Presse verlassen hat, verdient Bemerkung. Ihr Verfasser ist unser geschätzter helldenkender Philosoph, Professor Krug.

— ch.

Der „Courier“ in London stellt eine Uebersicht der Folgen auf, wenn die Bill wegen Begünstigung der Katholiken in Irland durchginge. Das Resultat ist: daß, nachdem in den Jahren 1821, 1822, 1823 und 1824 die Petitionen der Dissenters immer heftiger geworden, sich am Ende des Jahres 1825 das Parlament auflöset und in Irland die Priester das Volk dahin bringen, nur zu Gunsten derer zu votiren, welche die Wiederherstellung der katholischen Kirche befördern, so daß zuletzt auf 100 Mitglieder immer 87 katholische seyn werden. (Constitut.) Man wird sich gegen dergleichen hoffentlich bewahren; der „Courier“ ist immer zu eilig mit — Uebereilungen.

In Italien streitet man nie über Musik, sondern nur über das Verdienst der Musiker; in Betreff der Kunst sind alle Italiener darüber einig: daß ihre Kunst die beste, die einzig gute ist. In Deutschland liebt man im Allgemeinen den italienischen Gesang, aber (mit Recht) den deutschen Wohlklang. In Frankreich streitet man über den Vorrang der Componisten und über die Wahl ihrer Meisterstücke, über den Vorzug dieser oder jener Schule, über die verschiedenen Gattungen der musikalischen Wissenschaft, über den Gesang, den Vortrag, den Lokal-Effekt, über die richtige Begleitung, über die Richtigkeit dieses oder jenes Accords, die Anwendung dieser oder jener Dissonanz; kurz, man disputirt ewig über Musik, und wollte der Himmel, man disputirte nie über etwas Anderes! Die Franzosen stehen ohne Zweifel in der Musik den Deutschen und Italienern voran, weil — sie sich selbst verachten! Noch nie hat ein Deutscher einen Haydn, einen Mozart herab gewürdigt oder den deutschen Wohlklang; noch nie ein Italiener den „deutschen Orpheus“ oder die „französischen Amphions“ gerühmt; aber in Frankreich gehört es zum bon ton, es ist sogar Pflicht, die französischen Componisten zu verachten. Der Vernünftige wird dagegen so urtheilen: Es giebt keine italienische, keine deutsche, keine französische Musik; der nur ist Meister, dessen Töne den meisten Reiz haben und am längsten sich durch Beifall bewähren. (Journ. d. Deb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 5. Mai. 72stes Blatt.

Die Himmelfahrt des Erlösers.

Laut zu Himmelshöhen hingetragen,
Hin zu Jesu Christi heil'gem Thron
Schweb', o Lied, ihm heißen Dank zu sagen,
Preis und Dank dem hocherhab'nen Sohn!
Denn er lebt, den alle Himmel singen —
Ew'ge Liebe flammt am Sühn-Altar;
Und er stieg auf der Vollendung Schwingen
Groß empor, der Mensch und Dulder war.

Hehr vom Strahlen-Diadem umflossen,
Rings umglänzt von heil'ger Väter Schaar,
Beugen sich die himmlischen Genossen,
Singen Halleluja immerdar.
Und das Werk der Liebe tönt vom Throne
Jauchzend fort und flammt von Stern zu Stern;
Alle Himmel neigen sich dem Sohne,
Christen preisen, beten an den Herrn.

Und wer seine Sendung hat vernommen,
Wer empfand in kindlich frommer Brust:
Daß er auch für ihn herab gekommen,
Fühle dieses Tages Werth und Lust.
Wandle freudig fort in seinem Lichte,
Lebe, handle nur zu seinem Ruhm,
Bis er einst vom großen Weltgerichte
Freudig eingeht in sein Heiligthum.

Johann Heinrich Kaufmann.

Der Ring.

(Fortsetzung.)

Am Abend des folgenden Tages kam des Barons Freund und Waffenbruder, der Graf, zu ihm. Schon seit zwei Jahren hatte dieser mit der unermüdlichsten Treue um die Gunst des Fräuleins Rosaura von P. geworben, die eben so sehr durch ihre große Liebenswürdigkeit als einige Seltsamkeiten ausgezeichnet war, in denen sie sich zu gefallen schien, und von welchen besonders ihr mit ihrer Jugend und kleinen niedlichen Figur so sehr contrastirender Ernst und ihre Gleichgültigkeit gegen die Männer, ja wie es oft schien, ihre Verachtung derselben, auffielen. Endlich war es ihm an diesem Tage gelungen, seine beharrliche Neigung durch die ersten Versicherungen der Gegenliebe gelohnt zu sehen. Dieses berichtete er in dem Gefühle höchster Wonne seinem Freunde.

Schon früher nicht fremd in dem Hause des Fräuleins, fehlte der Baron um so weniger bei den Festen, welche der Graf von nun an fast täglich seiner Braut veranstaltete, und bei welchen eben so sehr dessen großer Reichthum, als die ganze Seltsamkeit Rosaura's sichtbar wurde: so daß es oft schien, als ob sie, wie ein kleiner, anmuthig neckender Spukgeist, den großen schönen Kriegshelden hinter sich her ziehe. Denn war man zu einer Ausfahrt vorbereitet, so fiel es ihr wohl ein, heute lieber in dem Saale mit einem Spiel oder Gespräch die Freunde zu unterhalten; oder auch mitten aus der gesellschaftlichen Lust führte sie dieselben in dem auf ihren Wink schnell herbei genahten Wagen in das Freie hinaus; oder wenn an einem Orte zu deren Bewirthung alle Anstalten getroffen waren, so riß sie die folgsame Schaar schnell mit sich nach ganz anderer Richtung hin. Des Grafen große Gutmüthigkeit war durch alle diese Dinge nicht zu ermüden; er betrachtete vielmehr eine gewisse Launenhaftigkeit als



die nothwendige Zugabe weiblicher Anmuth, so daß, wer dieser befreundet bleiben wolle, auch jene nicht verschmähen dürfe. Selbst wenn in einzelnen Stunden die Launen seiner Braut ihm unbequem wurden — weniger um seinetwillen, als wegen der Urtheile der Andern, denen sie sich damit aussetzte — so fühlte er sich dann wieder vollkommen versöhnt und tief bewegt, wenn er in so mancher stillen Stunde Rosaura's große Liebensinnigkeit gewahrte. Ueberhaupt schien sie oft in Milde und Freundlichkeit ein ganz anderes Wesen, wenn sie sich mit ihm allein befand, und nur für die Fremden Launen, für ihn einen still ergebenen Sinn zu haben. Ja, ihre Liebe gewann zuweilen den Ausdruck einer schmerzlichen Wehmuth, wenn sie neben dem Geliebten stand und das schöne Haupt an seine Brust neigte, und ihn, während Thränen aus ihren Augen hervor quollen, versicherte: wie sie nicht geglaubt, je so glücklich werden zu können. Wenn er sie dann mit der liebevollsten Theilnahme fragte: ob sie denn nicht glücklich gewesen? — so antwortete sie mit einem Kusse und wandte die Rede auf einen andern Gegenstand. Mit einem unwiderstehlichen Zauber fühlte sich der Graf durch Alles dies immer fester an das seltsame, launenhafte und gemüthvolle Wesen angefesselt.

Er hatte in dieser Zeit an einem nahen Lustorte die Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit getroffen. Schon waren alle Freunde versammelt; aber jetzt, da man ausfahren wollte, fiel ein starker Regen, und Rosaura zog es vor, das Fest mit der Gesellschaft in ihrem Hause zu feiern. Sie war an diesem Tage besonders liebenswürdig und regte alle in den gesellschaftlichen Spielen, womit man sich unterhielt, auf eine bewunderswürdige Weise mit dem geistreichsten Witze an. Endlich schien dennoch die Unterhaltung an Interesse, das Gespräch an Lebendigkeit verlieren zu wollen. Rosaura, die nicht ahnete, daß wir oft das Grauen herauf beschwören, wo wir uns bemühen, die Lust zurück zu rufen, that nun den Vorschlag: zur Abwechselung solle jede der anwesenden Personen irgend eine Geschichte, am besten einen Vorfall aus dem eigenen Leben erzählen. Da sich mehrere Offiziere unter der Gesellschaft befanden, so sollten diese den Anfang machen mit dem Bericht irgend eines merkwürdigen, ernsten oder scherzhaften Ereignisses, das sich ihnen während ihrer Feldzüge dargeboten. — Nicht ohne Geist wurden auf diese Aufforderung der liebenswürdigen Wirthin, der Jeder nach zu kommen sich beeiferte, mehrere komische und tragische Auftritte, wie das kriegerische Leben an beiden reich ist, erzählt. Alle fühlten sich wieder auf das heiterste angeregt, als nun den Baron die Reihe traf. Da dieser eben nichts Merkwürdigeres zu berichten wußte, so erzählte er seinen Zweikampf mit jenem Offizier. Alle hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, und da er geendet hatte, wurde seiner Erzählung der Vorzug der größten Bedeutsamkeit und am meisten ergreifenden Macht zuerkannt: er aber versicherte, das Merkwürdigste noch nicht berichtet zu haben, und erwähnte nun seiner nächtlichen Erscheinung, indem er mit der Bemerkung schloß: er wundere sich nun nicht mehr, wenn so Viele Geister zu sehen glaubten, da seine Phantasie, die er doch sonst zu zügeln wisse, ihm wenigstens diesmal einen solchen Spuk gespielt habe.

Aber nicht Alle schienen so geneigt, die ganze Erscheinung bloß einem regellosen Spiel der Einbildung bei zu messen. Einige Fräulein ließen sich den Ring, der ihnen besonders interessant schien, nochmals beschreiben: und da jetzt durch die Erzählung des Barons die Pforte jenes dunkel anlockenden Reiches geöffnet war, so wandten sich die Geister Aller mit schauerlicher Lust nach demselben hin und Einer suchte den Andern zu überbieten in dem Erzählen grauenvoller ahnungsreicher Geschichten, die einmal in seiner eigenen Familie oder der eines Freundes oder Verwandten vorgegangen seyn sollten und deren Wahrheit man auf das ernsteste betheuerte. — Nur zwei Personen aus der Gesellschaft nahmen, während die Unterhaltung immer lebhafter wurde, keinen Theil daran: Rosaura und der Hauptmann. Jene hatte mit großer Aufmerksamkeit die Erzählung von dem Zweikampfe, mit noch höherer Spannung die von der Erscheinung des in dem Kampfe Gefallenen angehört. Aber Allen, außer dem Hauptmann, der nie seine beobachtende Besonnenheit verlor, war es entgangen, wie sie bei der Beschreibung des Ringes erblaßte, und während die Andern in schauerlicher Lust den geheimnißvollen Geschichten zuhörten, immer mehr ein inneres Grauen in ihren Blicken und Mienen herauf schimmerte. Vergeblich hatte er einige Mal versucht, das Gespräch auf lichtere Gegenstände hin zu leiten, bis sie endlich die innere Spannung nicht länger aushielt und mit allen Zeichen eines plötzlichen Uebelbefindens sich zu entfernen genöthigt ward. Die Gesellschaft, welche hierdurch unangenehm aufgestört wurde, trennte sich bald darauf voll Besorgniß um Rosaura.

Mit dem Fräulein aber schien seit diesem Tage eine, Allen unbegreifliche Veränderung vorgegangen. Sie schloß sich in ihre innersten Gemächer ein, wo sie, außer ihrer Kammerfrau, der Pflegerin ihrer Kindheit, ungern irgend Jemand, sogar auch ihren alten Vater, mit dem sie allein das weite Haus bewohnte, zuließ. Mit großer Sorge verbrannte sie ein Päckchen Papiere, die sie früher eben so sorgfältig verschlossen hatte. Was das Seltsamste war: ihre Liebe zu ihrem Bräutigam hatte sich in ein gleiches Entsetzen vor demselben umge-

wandelt, so daß sie ihren Vater und ihre Kammerfrau oft mit Thränen bat: wenn man sie nicht tödten wolle, ihn fern von ihr zu halten. Vergeblich harrte der Graf Stunden, Tage lang außen, umsonst schrieb er die rührendsten Briefe an sie: sie öffnete nicht und ließ ihm immer wieder entgegnen: er möge dem Unabwendbaren sich als Mann fügen; sie trage die herzlichste Theilnahme an seinem Geschick, aber auf immer sey ihre Verbindung mit ihm getrennt, die nie hätte geschlossen werden sollen. — Alle seine Freunde beklagten das Mißgeschick des Grafen, der, seinem Glück so nahe, durch die unbegreifliche Einwirkung einer geheimen Macht sich plötzlich vor den finstersten Abgrund hingestoßen sah. Sein Schmerz war der Verzweiflung nahe. Die Stunden, die er nicht in Rosaura's Hause mit deren gleich geängstigtem Vater zubrachte, irrte er in der furchtbarsten Unruhe umher. Umsonst suchten seine Vertrauten ihn zu beruhigen: vielmehr trübte seine Trauer, da ihm Alle mit großer Liebe ergeben waren, auch ihr eben noch so heiteres Daseyn. Vergeblich bemühten sich die Freunde, etwas auf zu finden, was ihnen zur Lösung des Vorgegangenen hätte dienen können; vor Allen trauerte der Baron, der jetzt zum ersten Mal zu fühlen begann, was die Schauer einer dunkeln Welt seyen, obgleich er noch immer nicht an dieselbe glaubte.

Er hatte sich an einem Abend spät von seinem Freunde getrennt. Er fühlte sich endlich wieder in der Stimmung, einige Stunden an seiner Geschichte zu schreiben, zu der er sich seit jenem Abend nicht zurück gewendet hatte. Wieder lag der Ring vor ihm, und er betrachtete ihn von Neuem in wehmüthiger Erinnerung des Mannes, der ihn besessen und in seinem Scheiden noch darauf hingedeutet hatte, als ob er ihm in Hinsicht desselben einen besonderen Auftrag ertheilen wolle. Da fühlte er sich plötzlich von einem unheimlichen Grauen angeweht, und es war ihm, als ob die Gestalt des Gefallenen hinter ihm stehe, und, über seine Schulter geneigt, nach dem vor ihm liegenden Ringe mit dem vorgereckten Arm reiche. Mehr über sich selbst unwillig, daß auch jetzt wieder seine Phantasie dies irre Spiel treibe, als durch die Erscheinung geschreckt, wandte er sich schnell um, indem er in fast scherzendem Ton die Worte sprach: „Kampfbruder, es ist mein ehrlich errungenes Eigenthum: wäre mir das Glück mißgünstig gewesen, so möchtest Du wohl jetzt ein ähnliches Zeichen von mir besitzen.“ — Mit diesen Worten sprang er von seinem Sitz auf; nirgends war von einer Erscheinung etwas zu gewahren: aber einen inneren Schauer konnte er, so sehr er dagegen kämpfte und so ungern er es sich selbst gestand, dennoch nicht unterdrücken: an seiner Geschichte fort zu schreiben, fühlte er sich nicht länger gestimmt.

Als er wenige Tage darauf über die Straße ging, so rief ihn einer seiner Freunde aus einem oberen Fenster zu sich herauf. Er traf bei demselben, außer dem Hauptmann, einige fremde Offiziere von der Besatzung der nahen Stadt. Man bewillkommte sich auf das herzlichste. Der Graf war bald der Gegenstand der Unterhaltung. Auch der Erscheinung des Barons, von welcher die fremden Offiziere mit seltsamer Entstellung hatten reden hören, wurde gedacht, und dieser erzählte nun: wie sich der wunderliche Besuch vor drei Tagen abermals bei ihm eingefunden; aber Alles in so heiterem Ton, daß seine Worte kein Grauen, sondern nur ein Lachen erweckten. Dabei fiel der Eine der Fremden spottend ein: „Gewiß, der Geist ruhet nicht, bis er seinen Ring mit dem rothen Stein wieder zurück empfangen hat; denn aus welchem andern Grunde sollte er immer wieder darauf hindeuten?“ — „Aber es wäre doch unerhört“, entgegnete der Baron, „daß ein aus dem Reiche der Schatten zurück Gekehrter einen körperlichen Schatz mit sich fort tragen sollte?“ — „Dennoch“, erwiederte Jener, „versuche es einmal, wenn der Geist wieder erscheinen sollte, und reiche ihm den Ring.“ — Spottend wollte er noch Anderes hinzu fügen, des Hauptmanns ernste Blicke machten ihn aber verstummen. Dieser brach jetzt sein bisher beobachtetes Schweigen und erhob ein wunderliches Fragen, damit beginnend: von welcher Größe die Gestalt des Geistes gewesen? — „Von der Eurigen!“ entgegnete der Baron; „fast zu klein für einen Reiterführer.“ — „Und in Hinsicht der Fülle seiner Formen?“ fragte von Neuem, ohne von der letzten Bemerkung sich stören zu lassen, der Hauptmann. — „Auch schmal und etwas schmächtig wie Ihr!“ erwiederte der Gefragte. — „Ey! auch gerade wie der Herr Hauptmann!“ begann wieder Einer der Fremden; „und“ — setzte der Andere hinzu — „dürfte man aus diesen Fragen und Antworten nicht schließen, der Geist und der Hauptmann wären sich nicht fremd?“

Man hätte wohl noch eine Weile fort gescherzt, wäre nicht in diesem Augenblick ein anderer Bekannter eingetreten und hätte die Nachricht gebracht: wie Rosaura's Zustand sich immer mehr verschlimmere und sie nun völlig an das Lager gefesselt sey. Ihr Vater habe sie endlich vermocht, einem Arzte nicht länger den Zutritt zu verwehren: aber mit schmerzlicher Ruhe habe sie diesen gebeten: an ihr seine Kunst nicht versuchen zu wollen, da ihre Krankheit für ihn zu tief liege. Der Graf sey hierdurch ganz untröstlich. — Die Lustigkeit Aller mußte bei dieser Erzählung einem tiefen Ernste weichen; und der Baron, der ohnehin hatte zu seinem Freunde eilen wollen, ließ sich nun nicht länger halten.

(Die Fortsetzung folgt)

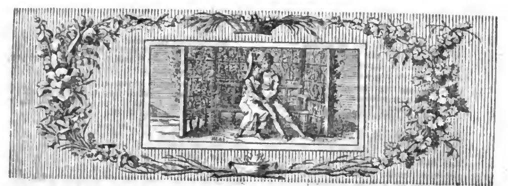
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. In den Cantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug hat man endlich auf Mittel gedacht, die hier furchtbare Bettelei zu hemmen. Neuerdings war das Gassenbetteln wieder in seiner ganzen Abscheulichkeit zum Vorschein gekommen; in jeder Stunde erschien eine immer mehr anwachsende und immer ungestümer werdende Zahl frecher und sittenloser Mädchen und Knaben, die jeden vorüber gehenden Einwohner und Fremden mit schamlosem Ungestüm wie Straßenräuber anfielen, und den sträflichsten Muthwillen trieben. Der leichte Gewinn des Bettelns, welcher durch die sogenannten **Gebtage** (bestimmte Tage der Woche, wo man nicht allein Hausarmen, sondern auch jedem andern Armen ein Almosen nicht abschlagen darf) befördert ward, verführte auch Viele, die sich recht gut von ihrer Arbeit nähren konnten, das, was sie im Schweiße ihres Angesichts verdient haben würden, sich lieber zu erbetteln, und so standen Viele auf dem Punkt, faule und schädliche Menschen zu werden. Neben diesen sah man aber auch eine Menge bleicher, ausgemergelter und abgehärmter Gestalten, welchen der nagende Hunger und das bitterste Elend schaudervoll aus jedem Gesichtszuge blickte, umher schleichen. Die grenzenlose Zügellosigkeit der Ersteren, und das unbeschreibliche, wirkliche Elend der Letzteren machten einen wundersamen Abstich. Der allgemeine Unwille sprach sich darüber laut aus, und der **Kirchenrath** schritt unter diesen Umständen ein und bewirkte die Einführung einer neuen Armenpflege, nicht ohne Widerstand zu finden: denn es gab viele Schutzredner des Bettelns; theils um mit geringeren Ausgaben an die Armen ab zu kommen, theils auch, weil ihnen alle Ordnung im Lande zuwider war. Die neue Armenpflege machte diesem Unfug ein Ende; 101 Familien, unter denen aber nur 45 einzelne Personen sind, wurden als hülfsbedürftig verzeichnet. Vier davon wollten sich der Verordnung, die Messe bei den wohlehrwürdigen Vätern Kapuzinern zu hören, nicht unterziehen und traten zurück. Um die Mitte des Jahres 1820 unterstützte die Armenpflege, mit Ausnahme von 41 versorgten Kindern, 82 Familien, die aus 198 Personen bestehen. Auf die Versorgung jener 41 Kinder, welche keine Eltern mehr oder schlechte haben, ward besondere Sorgfalt verwandt; sie wurden zum Theil, um Handwerke zu erlernen, zu Schwyz, im Murttathal, in den Cantonen Uri, Luzern, St. Gallen und Aargau untergebracht. Die Berichts-Erstatter legen großen Werth auf die feste Handhabung der Cantonal-Verordnung gegen leichtsinnige und Bettler-Ehen. „Denn nie soll vergessen werden“ — sagen sie — „daß der Zweck der Ehe, welche der Schöpfer gestiftet und „Christus zum heiligen Sakrament erhoben hat“, nicht so fast in der Bevölkerung der Erde, als vorzüglich und einzig darin, um der Gesellschaft gute Bürger, der Kirche tugendhafte Kinder und dem Himmel Heilige (?) zu erzeugen und zu erziehen, bestehe. Daher ergeben sich die großen und heiligen Pflichten der Eheleute, die von denselben solche sittliche Eigenschaften und Kräfte, nebst dem häuslichen Vermögen fordern, daß sie im Stande sind, jene großen Absichten Gottes in Erfüllung zu bringen. Wer also diese sittlichen Eigenschaften, Kräfte und Kenntnisse nicht besitzt, wem das zeitliche Vermögen fehlt, seine Kinder ohne Beihülfe Anderer und ohne Andere dadurch zu belästigen, zu erziehen, hat kein Recht zur Ehe, sondern er sündigt durch dieselbe gegen die Natur, gegen die Absicht und den Willen Gottes.“ — Offenbar haben bei diesem Satz die frommen Verfasser und Armenväter nicht daran gedacht, daß durch die Erschwerung der Ehen, die mehr auf Geldschneiderei als auf Beförderung des Gemeinwohls abzweckt — indem Jeder, der heirathen will, sey er reich oder arm, zwei Dublonen zahlen muß — die Sittenlosigkeit immer mehr gefördert wird. Sie haben nicht bedacht, daß der Arme mit denselben Naturtrieben geboren wird, wie der Reiche, und daß der Reiche, wenn er geheirathet hat, ja gleichfalls arm werden kann. In letzterem Falle müßte dann also die Ehe des Verarmten (das heilige Sakrament!) nach ihren Grundsätzen aufgehoben werden, da er nicht mehr das Recht hat, sie fort zu setzen, indem er dadurch gegen die Natur, gegen die Absicht und den Willen Gottes“ sündigen würde. Vielleicht mit mehrerem Rechte erklären sich diese Armenväter gegen das Almosenreichen bei den Häusern, „welches höchst schädlich und Gott mißfällig seyn müsse, weil dadurch die schändliche Bettelei unterhalten, die trägen und unverschämten Müßiggänger unterstützt, der wahre Dürftige und schamhafte Arme benachtheiligt und die noch so weisen und wohlthätigen Verordnungen kraftlos gemacht werden.“ Der Glieder der Armenpflege sind 16, an deren Spitze die Landammänner von Weber und Hediger stehen. Die Gesammt-Einnahme des Jahres betrug 4278 Fl., wozu auch die Lotterie in Lachen 400 Fl. giebt; wie viel Bettelei und Armuth aber durch diese in Schwyz u. s. w. befördert werden mag? — das hat man nicht ausgemittelt. Uebrigens glaube ich, wird man durch keine Stiftungen und Anordnungen dieser Art das Uebel mit der Wurzel heben können, welches aber leicht möglich wäre, wenn man, statt der ungeheuern Anzahl von geistlichen Faulenzern, die man auf Kosten des armen gutmüthigen Volkes mästet, für gute Industrie-Schulen und überhaupt für Verbesserung des Erziehungswesens sorgte. Die oben genannten vier kleinen Ländchen haben, bei einer Menschenzahl von etwa 76900 Köpfen, 17 sehr bedeutende Klöster, unter denen sich auch die beiden sehr reichen Benediktiner-Abteien Engelberg und Einsiedeln befinden; und man darf im Durchschnitt auf 110 bis 115 Weltliche (Frauen und Kinder mit eingerechnet) einen Geistlichen rechnen. Unter solchen Umständen läßt sich behaupten, daß man der sogenannten „Heiligen für den Himmel“, die in stetem Müßiggange das Mark des Landes verzehren, nur leider schon zu viele hat. Würden diese Stifter eingezogen und statt ihrer gute Schulen errichtet, möchte wohl die Bettelei in wenigen Jahrzehenden von selbst aufhören. Was gute öffentliche und Privat-Erziehungs-Anstalten vermögen, das sieht man an den hochgebildeten, geistvollen und thätigen Waadtländern. Nirgend trifft man im Pays de Vaud einen Bettler. Fröhlichkeit, Erwerblust und Wohlstand herrschen fast in allen Gegenden und unter allen Volksklassen des Cantons Waadt, und selbst dort, wo die Natur die ersten Lebensbedürfnisse den Einwohnern versagt, findet man Ueberfluß an Allem, da sie durch Fleiß und Geschicklichkeit sich die Mittel zum Ankauf dessen verschaffen, was ihnen etwa ihr Boden und ihr Klima verweigern. Die bedeutende Stufe geistiger und sittlicher Ausbildung, auf welcher sich die meisten Waadtländer befinden, erlaubt ihnen schon das Betteln nicht, und sie haben es auch nicht nöthig, da durch ihre vortrefflichen Gemeinde-Anstalten für die Aermsten hinlänglich gesorgt wird. Freilich ist das Waadtland im Ganzen an manchen Erzeugnissen fruchtbarer als irgend ein anderer Canton der Schweiz; aber einen großen Theil seiner Fruchtbarkeit verdankt es dem Fleiße seiner Bewohner, und es giebt in den Gebirgen viele Gegenden, die nichts weiter als ihre Alpen-Weiden und Wiesen haben, dabei aber doch sehr wohlhabend sind. Da wird aber der Müßiggänger als schädliches Glied angesehen und verjagt oder zum Arbeiten gezwungen — das fruchtet!

— W —

Das Leichentuch, womit man den Kopf des unglücklichen Königs von England, Karl I., aufgefangen, so wie das Hostien-Kästchen, aus welchem der Fürst sein letztes Sakrament empfing, ehe er zum Tode gebracht ward, sind noch jetzt sorgfältig in der Kirche der Grafschaft Ashburnham aufbewahrt. Das Blut, womit das Hemd ganz bespritzt ist, sieht jetzt schwärzlich aus; auch seine Taschenuhr existirt noch, und deren Werk ist noch im besten Gange. Der Lord Ashburnham ist Besitzer aller dieser Gegenstände. (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 7. Mai. 73stes Blatt.

Poetische Ausstellungen.

1. Der Kirchhof.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus;
Und als ich am Kirchhof vorüber geh'n will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondesschein.
Es lispelt: „Lieb Bruder, ich komme gleich!"
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt;
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

„Ey, kennt Ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel die nennen es Höllenleid,
Die Menschen die nennen es: Liebe!"

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all';
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht —
Ey, was ruf'st du in der Nacht?

So heult es verworren und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo, bravo, immer toll!
Seyd willkommen!
Habt vernommen,
Daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch Jahr aus, Jahr ein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig seyn!
Mit Vergunst —
Seht erst zu, sind wir allein? —
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen:
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt, wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd!

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht wie der Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneider-Geselle,
Mit Nadel und mit Scheer;
Ich war so flink und schnelle,
Mit Nadel und mit Scheer.

Da kam die Meisters-Tochter,
Mit Nadel und mit Scheer;
Und hat mir's Herz durchstochen
Mit Nadel und mit Scheer.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und besonders Carlo Moor,
Nahm ich mir als Muster vor.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich wie jene Helden,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich seufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger rasch
In des Herren Nachbars Tasch'.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug.

Und nach frommer Häschersitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterschooß.

Schwelgend süß in Liebessinnen
Saß ich dort bei'm Wollespinnen,
Bis Rinaldo's Schatten kam
Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und spielte im Liebhaberfach;
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten —
Sie wollte mich nimmer verstehn.

Einst als ich verzweifelnd am Ende:
„Maria, du Heilige!“ rief,
Da nahm ich den Dolch nun behende —
Und stach mich ein bischen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwatzte herab der Professer,
Er schwatzt', und ich schlief oft gut dabei ein;
Doch hätt's mir behaget noch tausend Mal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht.

Da flucht' ich den Weibern und reichen Halunken,
Und mischte mir Teufelskraut in den Wein —
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken,
Der sprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hain!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf bei'm Wein
Mit dem Töchterchen sein und dem Edelgestein;
Was scheert mich, du Gräflein, dein Edelgestein,
Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl Beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf besold'te viel Dienertroß:
Was scheeren mich Diener und Riegel und Schloß:
Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein klettr' ich getrost,
Da hör' ich's unten fluchen erbost:
„Fein sachte, mein Bübchen, muß auch dabei seyn,
Ich liebe ja auch die Edelgestein!“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel, Gesindel! Ich bin ja kein Dieb,
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am lichten Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor:
Den Kopf in der Hand trat ein Sechster hervor:

Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm,
Ich schlich umher, die Büchs' im Arm;
Da schnarrt' es hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf-ab! Kopf-ab!

O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jäger-Aug'.

Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's seyn.
Ich schleich' herbei — den Hahn gespannt —
Sieh da! mein eig'nes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt' sie traut;
Nun, alter Schütze, treffe gut —
Da lag der fremde Mann im Blut.

Bald d'rauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf-ab! Kopf-ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor,
Dann trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt;
Vom Kirchthurm scholl jetzt „Eins“ herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.

Berlin. H. Heine.

Der Ring.

(Fortsetzung.)

Der Baron fand den Grafen in dem beklagenswerthesten Zustande. Dieser hatte sich in seinem Gemach verschlossen und erst auf sein inständigstes Bitten ward der Freund eingelassen. Die ganze Kraft des sonst so rüstigen Mannes schien von dem Schmerz gebrochen. Er erzählte: wie nun auch seine letzte Hoffnung erloschen sey. Schon seit mehreren Tagen habe sich Rosaura in dem Zustande — wie es schien — einer dumpfen Bewußtlosigkeit befunden; jetzt wenigstens, da

er glaubte, von ihr unbemerkt, heran nahen zu können, sey er mit dem Vater zu ihr hinein getreten; aber sogleich habe sie ihn erkannt, sich in ihrem Bett aufgerichtet, und, krampfhaft mit den Händen umher tastend, habe sie mit einer kläglichen Stimme, deren Ton er noch vernehme und der schmerzhaft sein Inneres zerreiße, gerufen: „Nein, du hast kein Recht auf mich, und meinen Schwur breche ich nicht!" — Mit diesem Augenblick habe ihr Uebel den höchsten Grad erreicht und sie spreche nun Vieles in Fieberträumen, aber nur verworrene Dinge, die durchaus kein Licht über ihren Zustand verbreiteten. Er selbst machte sich die bittersten Vorwürfe, so offenbar durch sein Eintreten ihr Uebel verschlimmert zu haben, ja vielleicht, ohne es zu wollen, die Ursach ihres Todes zu seyn. — Der Baron bemühte sich auf jede Weise, seinen Freund zu beruhigen, der seit jenem Vorfall das Haus der Geliebten gänzlich mied und von Stunde zu Stunde ängstlich neuer Nachricht von ihr entgegen sah. Erst spät, nachdem es ihm endlich gelungen, den Grafen zu bereden, daß er zu schlummern versuchen wolle, trennte er sich von demselben. — Es war eine sehr schwüle Sommernacht. Die Thür seines Gemaches stand offen; nachsinnend über das Schicksal des Freundes ging er, ohne ein Bedürfniß des Schlafes in sich zu fühlen, in seinem Zimmer auf und nieder: da war es ihm mit einem Male, als ob er außen in dem langen Gange die in der Dunkelheit kaum merklich hervor schimmernde Gestalt des im Kampfe Gefallenen gewahre. Zugleich gedachte er des Wortes seines Waffenbruders, und in seinem kecken Muthe, in einer Stimmung zwischen Glauben und Unglauben, holte er schnell den Ring herbei und schritt mit demselben den Gang hin, dem Geist entgegen; dieser wich bei seinem Herannahen zurück, er aber rief ihm nach: „Scheide so nicht, ohne Dein Kleinod mit Dir zu nehmen!" Auf diesen Ruf trat der Geist hinter der Ecke, wo der Gang zu der Treppe sich umbeugte, schnell wieder hervor und stand mit einem Mal ganz nahe, und fast so deutlich wie ein lebendiger Mensch, vor dem kühnen Herausforderer, der doch jetzt eines geheimen Grauens sich nicht zu erwehren vermochte. Der Ring glitt ihm aus der vorgehaltenen Rechten, er hörte ihn auf dem Gange nach der Treppe hinrollen; die Erscheinung, die sich nach demselben hinab neigte, war plötzlich verschwunden; und was ihn noch mehr in höchstes Staunen versetzte, war der Umstand, daß, da er eilend das Licht herbei brachte, auch von dem Ringe sich keine Spur zeigte. Er rief seinen Diener; man durchsuchte auf das sorgfältigste den Gang, die Treppe, man wiederholte am nächsten Morgen die Nachsuchungen durch das ganze Haus: der Ring war nicht wieder auf zu finden. — Der Baron fing an, Betrug zu ahnen; aber wer sollte die Rolle des Geistes gespielt haben? Er hatte Niemand nahen, Niemand sich entfernen hören, auch nicht das leiseste Geräusch vernommen; doch blieb das auffallend: die Hausthür unten, die er sich klar bewußt war, nach seinem Eintritt geschlossen und daran innen den Riegel vorgeschoben zu haben, hatte man am Morgen nur angelehnt gefunden. — Jetzt erst gewann die Erscheinung des Geistes für den Baron eine Bedeutsamkeit. Er stellte mit einigen Freunden ernste Erwägungen darüber an, ohne doch zu einem bestimmten Ziele zu gelangen. Der Hauptmann, dem man in diesen Dingen eine besondere Einsicht und Erfahrung zutraute, war nicht auf zu finden; er sey auf einige Tage verreist, hieß es, ohne daß man den Grund oder die Richtung seiner Reise bestimmen konnte oder wollte. Auch zog jetzt die Freunde die Nachricht von Rosaura's Tode und die Sorge um den Grafen von andern Angelegenheiten ab. Alle fanden den Letzteren zu ihrer Beruhigung viel gefaßter, als sie es erwarteten. Er, der in der peinlichen Ungewißheit ohne Halt hin und her geschwankt hatte, schien jetzt, da mit Rosaura's Geschick auch das seinige entschieden war, seine männliche Kraft wieder gewonnen zu haben. Nachdem er die Entseelte nochmals gesehen und von ihr und den Freunden auf eine rührende Weise Abschied genommen, verließ er die Stadt, um sich nach einem Gute zu begeben, das seiner Familie angehörte.

Auch der Baron wollte die Entschlummerte vor ihrer Beerdigung noch einmal sehen. Er trat mit einem Freunde in das Gemach, wo sie in ihrem Leichenschmuck in stummer Ruhe da lag. Zum ersten Mal fühlte er sich recht bewältigt von dem Ernste des Daseyns, als er hier so schnell die reichste Hoffnung seines Freundes erblichen sah, da drückte ihm der Hauptmann leise die Hand, der still und von ihm nicht bemerkt, hinter ihm eingetreten war. Auch dieser überließ sich eine Zeit lang einem regungslosen Schweigen. „Wie fromm und still sie die schönen Hände, wie zum Gebet, zusammen gefaltet hält!" flüsterte er darauf dem Baron in das Ohr. — Dieser wandte nun auch erst seine Blicke auf die Hände der Schlafenden, die wirklich wie die einer Betenden, unter der Krause des Gewandes halb verdeckt, zusammen gefaltet waren; und ein kalter Schauer durchrann seine Glieder, als er plötzlich an dem Zeigefinger ihrer Rechten einen Ring gewahrte, der unbezweifelt derselbe war, den er in jener Nacht bei der Erscheinung des Geistes verloren und der dem feindlichen Offizier angehört hatte. Alle seine Sinne waren betäubt, so etwas Außerordentliches hatte er nie noch erlebt; doch schwieg er, weil er jetzt keine Störung in dem ohnehin schon tief erschütterten Hause verursachen wollte.

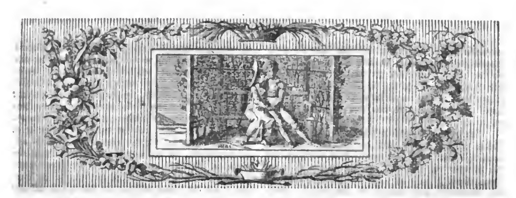
(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Unser Petersburgisches Publikum ist noch immer, wie zuvor, der französischen Sprache, dem Studium und der Lektüre der herrlichen und großen Erzeugnisse ihrer Literatur, enthusiastisch ergeben. Die höheren Stände der Nation bedienen sich derselben in ihren geselligen Cirkeln fast nur ausschließlich, oft mit geringschätzender Beseitigung der treflichen, jezt schon so vorzüglich ausgebildeten, durch mehrere große Gelehrte und ihre classischen Werke rühmlichst gehobenen Landessprache. Gegen die innige Vorliebe unserer höheren Stände für die französische Sprache läßt sich nichts einwenden, sie verdient sie aus vielen Rücksichten; nur dürfte sie, nach der Meinung des Referenten, nie präjudicirend für die Landessprache werden, sondern müßte allenthalben nur einen, dieser untergeordneten Rang einnehmen. Mit der Vorliebe zur Sprache verbindet sich auch die zur Nation selbst, deren sich hier aufhaltende Individuen in Allem, was sie zu ihrem Fortkommen unternehmen, das höchste Uebergewicht über die geschicktesten Ausländer anderer Völker, durch die vorherrschende Affektion unserer höheren Stände für sie, behaupten. Es läßt sich daher leicht denken, daß, als bei dem Anfang unserer großen Fasten ein kenntnißvoller, die Sprache vollkommen in seiner Gewalt besitzender Franzose, Herr Chevalier de St. Maure, literarische Abend-Vorlesungen über die vorzüglichsten Classiker seiner Nation ankündigte, unser gebildetes Publikum, vorzüglich unsere elegante junge Welt, mit fast stürmischem Drange zu den eröffneten Subscriptionen eilte und mit Vergnügen hier bedeutende Honorare opferte. Herr de St. Maure hielt einen ähnlichen literarischen Cyclus schon im verwichenen Winter. Die Zahl sämmtlicher Vorlesungen ist auf zehn beschränkt, sie sollen einige Tage vor der Marterwoche beendigt werden. Jedes Individuum zahlt ein Honorar von 100 Rubeln Banco (etwa gegen 10 Dukaten); die Liste der Subscribenten beläuft sich auf einige Hundert und nennt Namen der wohlhabendsten und angesehensten Personen unserer Stadt. Der gedruckte Plan des Hrn. de St. Maure kündigte einen gedrängten Vortrag über die auserlesensten Stellen der besten französischen Classiker, wie eines Corneille, Racine, Molière, Boileau, Voltaire, Delille u. s. w. bis auf die der neuesten Zeiten an; dabei sollten, zu größerem Amusement des Publikums, aus dem öffentlichen und Privat-Leben jedes dieser Classiker die interessantesten und pikantesten Züge und Anekdötchen mit eingeflochten werden. Ueber den inneren Werth und Gehalt dieser literarischen Vorträge wagt Referent dieses keine Entscheidung, indem er ihnen nicht beiwohnte; er erlaubt sich nur folgende Bemerkung, für die ihm eine durch langjährige Erfahrung erlangte genaue Kenntniß der Stimmung des hiesigen Publikums bürgt: Hätte ein, an Talenten und Kenntnissen Herrn de St. Maure völlig gleichstehender Russe oder Deutscher ein ähnliches literarisches Unternehmen in ihren Sprachen gewagt, nicht zehn Subscribenten hätten sie für sich aufgetrieben. — Mit obrigkeitlicher Bewilligung läßt sich hier jezt ein Bauer aus dem Jaroslawschen Gouvernement sehen, der 23 Jahre alt und ohne Füße geboren ist. Den Mangel derselben ersezt er mit Hülfe der Hände durch den Rumpf, mit denen vereint er alle Bewegungen macht. Die übrigen Theile seines Körpers sind vollkommen natürlich, nur sind zwei Finger der rechten Hand zusammen gewachsen. Seine Länge ist eine Arschin und 3 Werschok (ohngefähr $1\frac{1}{3}$ Elle). — Wie sehr Privat-Personen hier ihren Reichthum zur Verbesserung und Verschönerung der Kirchen und Schulen anwenden, beweist eine neuliche Anzeige des heiligen Synods. Die Wittwe des Majors Neronow hat zur Verschönerung des Uspenskyschen Klosters in Moskau und zum Unterhalt armer geistlicher Waisen 40045 Rubel, und im Jaroslawschen Gouvernement der Major Nowoßilzoff zum Bau neuer Kirchen und Kirchen-Gebäude 49730 Rubel als Geschenk gegeben. — Seit Kurzem ist hier eine Sammlung von 24 Portraits der russisch-kaiserlichen Familie erschienen, gezeichnet von Benner, gestochen in Paris. Sie enthält die Portraits der Czaaren: Michael Fedorowitsch, Alexey Michailowitsch, Feodor Alexiewitsch, Joan Alexejewitsch; der Czaarin: Sophia Alexiewna; der Kaiser: Peter I. II. III., Paul I. und Alexander I.; der Kaiserinnen: Catharina I., Anna, Elisabeth, Catharina II., Maria Feodorowna und Elisabeth Alexiewna; der Großfürsten: Constantin, Nicolay und Michael Pawlowicz; der Großfürstinnen: Maria, Catharina und Anna Pawlowna, Anna und Alexandra Feodorowna. Der größte Theil dieser Portraits ist von Hrn. Benner en miniature nach verschiedenen Originalen gezeichnet, als: Catharina II. nach Lampi, Paul I. nach Stschukin, Peter I. nach einem Portrait, welches der Fürst Kurakin besizt; Anna und Elisabeth nach Portraits, welche in Moskau in dem Archiv des auswärtigen Collegiums befindlich sind; der Kaiser Alexander, die Großfürstinnen Maria und Catharina nach Isabé. Die Uebrigen hat Hr. Benner nach der Natur gezeichnet. Nach der wenigen Aehnlichkeit des Portraits des Kaisers Alexander zu urtheilen, auf dessen Vollkommenheit der Künstler seinen größten Fleiß hätte verwenden sollen, kann man auch keine von den Verstorbenen erwarten, besonders bemerkbar ist dies in den Portraits Peter II. und des Czaar Feodor Alexejewitsch, wie auch der Großfürsten. Diese Blätter sind in Paris von Mecou, Johannot, Coupé und John gestochen. Der Stich wird im Allgemeinen für sehr mittelmäßig gehalten. Am gelungensten sind Peter I. und Catharina II. Alle insgesammt haben einen fournirten künstlich gravirten Rand, bei welchem der meiste Fleiß angewandt zu seyn scheint. Der Preis der Sammlung ist gegenwärtig 230 Rubel Banco-Noten. — Die alljährige Erweiterung der Residenz und die Entfernung, in der ein großer Theil des Mittelstandes, wegen wohlfeileren Miethzinses, von der Brief-Post zu wohnen genöthigt ist, erschwerten demselben die Abgabe der Briefe außerordentlich. Der Minister der Aufklärung, Fürst Golitzin — unter dessen Verwaltung gegenwärtig auch das Postwesen steht — stets darauf bedacht, dem Publikum in dieser Hinsicht alle Erleichterung zu verschaffen, verordnete nicht allein eine tägliche Annahme der Briefe auf der Post, sondern hat auch fürerst in drei der volkreichsten Theilen der Stadt, in jedem ein besonderes Comtoir eingerichtet, woselbst von Jedermann, wie im Post-Amt, Briefe zur Abfertigung angenommen werden. — Seit diesem Winter haben wir auch von hier nach Moskau und von da hieher eine Diligence, die wöchentlich Mittwochs und Sonnabends, Morgens um 9 Uhr, dahin abgeht und an diesen Tagen auch hier ankömmt. Im Winter sind Schlitten zu vier Personen, im Sommer zugemachte Wagen besorgt. Die ersten Plätze zahlen 95 Rubel Banco-Noten die Person, der zweite Platz kostet 55 Rubel, überdem kann jeder Reisende noch gegen 30 Pfund mitnehmen. Dieses Unternehmen ist von Privatpersonen auf Actien errichtet; unter den Actionnairs bemerkt man hohe Standespersonen, die ansehnliche Summen vorgeschossen haben. Da fast Niemand schneller und wohlfeiler reisen kann, so wird dieses Reise-Mittel sehr benutzt. Es steht unter dem Schutz der Regierung, zahlt kein Chaussee-Geld, und fällt nach Verlauf von 10 Jahren derselben anheim. Eine andere Gesellschaft Actionnairs errichtet eine ähnliche Diligence von hier bis an die preußische Grenze und zurück. Da der Preis der Plätze sehr mäßig, der Verkehr aber zwischen hier und Memel sehr groß ist, so ist an dem glücklichen Erfolg dieses Unternehmens gar nicht zu zweifeln. — * —

Auf der Bühne des „dramatischen Panorama's", das kürzlich eröffnet ward, ließ man nach dem Prolog einen Vorhang von Spiegelscheiben herab. Die Damen konnten nun sogleich ihre Hüte ein wenig ajustiren und die Herren ihr Halstuch und ihre Haarlocke. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 9. Mai. 74stes Blatt.

Der Ring.

(Schluß.)

Auch noch lange nachher bewahrte er seine Beobachtung, wie ein grauenvolles Geheimniß, in seinem Inneren. Der Gedanke an menschlichen Trug kam nicht mehr auf in seiner Seele; er zweifelte nicht länger: daß jene Gestalt, die ihm drei Mal erschienen, wirklich der in dem Kampfe Gefallene gewesen; eben so wenig: daß dieser in einer ihnen Allen unbekannten Beziehung mit Rosaura müsse gestanden haben. Auch gedachte er jetzt, nachdem er den Ring an der Hand der Entschlummerten erblickt hatte: wie gerade von dem Tage seiner Erzählung an die traurige Umwandlung mit ihr vorgegangen. Sich selbst sah er wunderbar in das geheime Wirken einer dunkeln Welt mit verschlungen, deren helfendes Werkzeug er, ohne es zu wollen oder zu ahnen, aber nur an sie zu glauben, geworden war. Aber eben weil er sich als den entschiedensten Zweifler in solchen Dingen gezeigt hatte und den Spott seiner Freunde fürchtete, so trug er Scheu, sich denselben mit zu theilen.

Zugleich trat nun, seit er Rosaura in dem Todesschlummer vor sich gesehen, ein anderes Bild immer lebendiger und anklagender aus dem Grunde seiner Seele herauf. Er hatte sich — es mochten nun einige Jahre vorüber gegangen seyn — in ein sonderbares Liebes-Verhältniß mit einem jungen Frauenzimmer verstrickt. Antonie — so hieß das Mädchen — war damals ein noch eben so unerfahrnes als inniges Geschöpf. Sie hatte seine Schmeicheleien, wie die Versicherungen der treuesten Liebe, als wahr aufgenommen, und er fühlte sich durch ihre zwar ungeschmückte, aber sehr edle und reine Natur auch wirklich unwiderstehlich angezogen und immer fester an sie gekettet, so daß endlich Beide unter den Schwüren ewiger Treue und Liebe sich von einander getrennt hatten. Dabei ereignete es sich noch: daß der Baron, vom Wein erhitzt und bewegt durch den Schmerz des nahen Abschiedes, am Abend zuvor, da er sich zufällig die Hand mit einem Messer ritzte, mit seinem Blut ihr einen Spruch auf ein Blatt geschrieben hatte, es hoch betheuernd: daß ihr dies Blatt ein ewiges Recht auf ihn ertheile, und so lange sie es in ihren Händen wahre, er nie in irgend eine andere Verbindung treten werde. — Auch war er diesem Versprechen in so fern treu geblieben, daß er, der mit allen Frauen tändelte, mit Keiner indessen ein ernstes Verhältniß angeknüpft hatte; aber auch Antonie ward allmählig wieder vergessen, obgleich er erst mit ihr einige Briefe gewechselt und sie auch in diesen seiner beharrlichen Neigung versichert hatte. Schon länger als zwei Jahre war nun keine Kunde von ihr zu ihm gelangt. Jetzt, da er den Bund zwischen Rosaura und seinem Freunde durch die Mißgunst des Geschicks so schmerzlich getrennt sah, gedachte er: wie er in frevelndem Leichtsinn das heiligste Band mit Antonie geknüpft und wieder zerrissen hatte. Er konnte die tief Fühlende oft so lebendig vor sich erblicken, als ob sie wirklich vor ihm stünde: wie sie mit schmerzlichem Verlangen sich nach dem fernen Geliebten sehnte,

an dessen Treue sie, wenn sie ihn nicht schon als einen Abgeschiedenen beweinte, so lange nicht zweifelte, als sie sich in dem Besitz des mit seinem Blut beschriebenen Blattes sah. Denn daß sie eine Nichte des Hauptmanns war, den er erst später hatte kennen lernen und durch diesen fortdauernd von ihm Nachricht erhielt, ahnete er nicht.

Vor diesem Manne sein Innerstes auf zu schließen, fühlte sich der Baron durch das Bedürfniß der Mittheilung immer mehr gedrungen. Auch wußte er, daß die Kammerfrau Rosaura's indessen in das Haus des Hauptmanns gezogen war, um die Gattin desselben in der Erziehung ihrer Kinder zu unterstützen. Sollte durch diese Frau nicht vielleicht eine Aufklärung über das frühere Leben des Fräuleins zu erlangen seyn? — Diese Frage legte er dem Hauptmann eines Tages vor, und verbarg ihm dabei seine eigenen Vermuthungen nicht, und wie der Umstand: daß er den ihm auf so unbegreifliche Weise entrissenen Ring an der Hand der Entschlafenen wieder erkannt, für ihn gerade das Unerklärlichste sey, was ihn in dem ganzen Ereigniß mehr als eine Täuschung seiner eigenen Phantasie erblicken lasse. — Der sehr ernst werdende Hauptmann schien anfangs, indem er überhaupt über das Unbegreifliche solcher Vorgänge sprach, gern einer Erörterung des bestimmten Falles ausweichen zu wollen. Erst auf des Barons wiederholte Bitten eröffnete er demselben, daß er einigen Aufschluß wenigstens, den er sich durch Rosaura's Kammerfrau verschafft, zu geben vermöge. Denn diese Frau habe eines Abends seiner Gattin, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, vertraut: wie Rosaura, die ungewöhnlich früh zu einer gewissen Reife des Geistes gelangt, schon vor mehreren Jahren mit einem Offizier aus dem verbündeten, nur erst in den letzten Kriegen feindlichen Heere ein inniges Liebes-Verhältniß angeknüpft und dieser völlig um ihre Hand geworben habe. Aber der Vater begünstigte die Wünsche der Liebenden nicht: theils wegen der noch allzu großen Jugend seiner Tochter, zum Theil auch, weil er eine Verbindung derselben mit einem in auswärtigen Diensten stehenden Mann ungern gesehen. Dieser Widerspruch habe aber nur die Innigkeit ihrer Neigung erhöht, und da den Offizier seine Bestimmung von ihr fort riß, habe sie demselben eben jenen Ring mit dem rothen Stein, ein altes Besitzthum ihrer Familie, das sie von ihrer Mutter erhalten, in die Hände gelegt, mit dem heiligsten Schwur: daß sie mit diesem Pfande nun unzertrennlich an ihn geknüpft sey; sobald seine Lage ihm eine Verbindung möglich mache, solle er mit dem Ring erscheinen oder ihr diesen aus jeder Ferne senden, und sie würde diesem Zeichen folgen, wohin er es nur bestimmen würde. Eine schriftliche Mittheilung zwischen den beiden Getrennten sey durch die strenge Aufsicht ihres Vaters nicht möglich gewesen; dieser geheime Bund aber mit einem fernen Manne, von dem sie nicht wußte: ob er noch lebte oder ihr Treue bewahrte, habe etwas Ueberspanntes, Romanenhaftes in Rosaura's ganzes Wesen gebracht, und aus dem Bewußtseyn ihrer, einem Andern zuvor geleisteten Schwüre sey allein ihr seltsames Verhalten gegen den späteren Geliebten zu erklären. Die Erzählung des Barons von seinem Kampfe mit jenem Offizier, in welchem sie sogleich den früheren Geliebten erkannt, habe sie von dessen Treue überzeugt, die er ihr bis in den Tod wahrete, da sein Hinweisen auf den Ring offenbar ein Auftrag an sie seyn sollte, den aus zu sprechen den Sterbenden sein ihn übereilendes Geschick verhinderte. Dagegen habe sie sich selbst nun der Untreue angeklagt, und der Gedanke: daß der Graf der vertrauteste Freund des Mannes war, durch den ihr erster Geliebter gefallen, habe einen eben so heftigen Abscheu gegen diesen in ihr geweckt, als früher ihre Liebe zu ihm gewesen. — Das — so schloß der Hauptmann — sey Alles, was er mit Zuverlässigkeit von Rosaura's Kammerfrau habe erfahren können; und was insbesondere den geheimnißvollen Ring angehe, so sey das eine, allen ihren Freunden wohlbekannte Eigenheit der Verstorbenen gewesen: daß sie nie einen Ring getragen, auch nie einen aus der Hand ihres Bräutigams angenommen habe. Um so mehr sey jene Frau überrascht, ja erschreckt worden, als sie nach ihrem Tode den Ring bei ihr bemerkt habe, der wenigstens durch keine menschliche Macht an ihre Hand gekommen. Darum erscheine ihm auch — versicherte der Erzähler — die Entschlafene, wenn er sich ihr Bild hervor rufe, wie er es an jenem Tage gesehen, oft gar grauenvoll und nicht anders, als die dem Tode durch den Ring verlobte Braut. Das wenigstens dünke ihm eine vielfach bewährte, kaum zu bezweifelnde Thatsache: daß, wo zwei Lebende durch heilige Schwüre oder noch bedeutungsvollere Zeichen auf ewig sich einander zu eigen gegeben, der Hinübergeschrittene schwer seine Rechte auf den Zurückbleibenden entsage und den untreu gewordenen Geliebten durch diese Pfänder, als an einer sicheren Handhabe, oft spät noch in die Gruft zu sich hinab ziehe, so daß der, welcher von Neuem dem Glück des Lebens sich zu vermählen wähne, damit nur um so sicherer dem Tode in seine geöffneten Arme sinke.

Der Baron empfand bei diesen Worten ein tiefes Grauen in seiner Seele. Er gedachte: wie auch er einem andern Wesen mit dem bedeutungsvollsten Siegel sich zu eigen gegeben hatte. Seine Freunde bemerkten lange Zeit einen früher nicht gekannten Ernst in ihm: höher stieg ihre Verwunderung, als er sich plötzlich entfernte, ohne daß Jemand wußte, wohin er

verschwunden war, und den höchsten Grad erreichte ihr Staunen, als sich nach einigen Monaten die Kunde seiner mit Antonie vollzogenen Verbindung verbreitete.

Der Hauptmann aber hatte, als er durch seine Nichte die Nachricht von der Rückkehr ihres Geliebten erhielt, die ersten Briefe still gelesen und ohne sie Jemand zu zeigen, lächelnd wieder zusammen gefaltet und in seinem Schreibtisch verschlossen. Nur als der letzte erschien, der ihre ganz nahe Vermählung verkündete und zugleich ein Blatt von dem Bräutigam enthielt, worin dieser seine Freude ausdrückte, einem von ihm so hoch geachteten Manne nun auch noch, außer ihrer Freundschaft, durch ein zweites inniges Band vereint zu seyn — da konnte sich der Hauptmann, indem er diesen Brief seiner Gattin zum Lesen hinreichte, des Ausrufes nicht erwehren: „Nun leugne noch, wer es vermag, die Macht ling einschreitender Geister! Und warum sollte es auch nicht gestattet seyn, einmal das Grauen vor einer dunkeln Welt herauf zu rufen, um ein edles Wesen zu seinem Glück und einen unsteten Geist zu der Treue zurück zu führen!" — Doch auch nur diese Worte gesprochen zu haben, schien er zu bereuen, und um so weniger gab er jemals einen Aufschluß über das Vorgegangene, da er Antonien des schönsten Glückes an der Seite ihres Gatten genießen und in dessen Seele in dem lichten Schein einer erfreulichen Gegenwart von selbst alle die augenblicklich herauf dräuenden Schrecken einer dunkeln Welt erlöschen sah. Auch pflegte er zuweilen zu einem Freunde, vielleicht dem Einzigen, dem er sich machte mitgetheilt haben, zu sagen: „Möchten wir doch da, wo es nöthig gewesen, unsere Freunde, ihnen selbst unbewußt, durch unser unsichtbares Einschreiten zu dem Rechten hin zu leiten, diesen nie den Glauben nehmen, als ob sie es allein nur durch sich selbst ergriffen, weil sie sonst gar leicht die Freude an dem Erreichen ihres Zweckes verlieren könnten!"

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Alle Menschen sind negativ gut, das heißt: sie besitzen die Fähigkeit, gut zu seyn, nur fehlen ihnen leider gewöhnlich die Subsidien dazu, als da sind: Muth, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, und so bleibt bei Vielen die Güte in Unthätigkeit durch die ganze Lebenszeit, bis ein böser Dämon — da doch der Mensch in einem Zustande seyn muß — die negative Güte in absolute Schlechtigkeit umwandelt.

Mehrere unserer trefflichen Schriftstellerinnen leben in einer Bigamie, nämlich mit ihrem leiblichen Ehemann und mit ihrem männlichen Geiste.

Curanee war eine französische Festung zur Zeit des Hugenotten-Krieges, die bald in die Hände der Hugenotten, bald in die der Katholischen und des Königs kam; da nun um diese Festung so heftig und oft geschlagen ward, so heißt seit jener Zeit: Einen wacker durchprügeln: curanzen oder coranzen.

Der berühmte Moritz von Sachsen sollte die Gräfin von Loben heirathen; lange sträubte er sich gegen diese, so wie gegen alle Heirathen, da hört er, daß sie Victorie hieß, und reichte ihr sogleich seine Hand.

Herrmann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Herr und Madam Neumann, vom Theater zu Karlsruhe, gastiren auf unserer Bühne, und die schöne Frau, der die Natur Alles gab, was bei den darstellenden Künsten schnell vorwärts hilft, gewinnt sich die Urtheile des Gefühls und besticht die der Kritik. Wir aber müssen Herz in weiterer Bedeutung haben und ihm zu schweigen gebieten, wenn es eine andere Aufwallung zulassen wollte, als die des Muthes, dessen man bedarf, soll man einer schönen Frau just eben so die Wahrheit sagen, als wäre sie in Häßlichkeit eines Kalibans würdig. Wir sahen sie bis jetzt als „Isabelle" (Quälgeister), „Eboli" (Don Carlos), „Luise" (Kabale und Liebe), „Baronin v. Holmbach" (Stille Wasser sind tief) und „Clärchen" (Verräther). Einzeln die Rollen in der Auffassung und in ihren Momenten zu betrachten, möchte, bei so vielem Beruf zur Bühne, uns das liebste seyn, dazu gehörte indessen, daß man dieselben Vorstellungen mehr als einmal besuchen könnte, was bei Gastspielenden selten, obwohl bei Mad. Neumann, wie wir glauben, in einzelnen Rollen möglich wird: eine Auszeichnung, die schon günstig für sie entscheidet. So weit nun der erste Blick reichen kann, finden wir Folgendes: Eine Begeisterung für das Theater spricht hier ohnfehlbar mit, und sie ist unterstützt von Mitteln, wie sie höchst selten vereint gefunden werden. Neben der schönen Gestalt bemerken wir einen ungewöhnlich feinen Anstand, den nur sehr wenige Schauspieler haben. Was davon angeboren ist, wird sichtbar dadurch unterstützt, daß die Künstlerin früher gewiß viele Personen höherer Stände beobachten konnte und mit Erfolg beobachtet hat: denn selbst die modischen Mängel (so z. B. ein scharfes Hinneigen des Oberkörpers nach den Personen, mit denen man eben spricht) lassen sich erkennen. Dieser Anstand zeigt sich auch in der höchsten Decenz der Rede und in dem öfteren Bestreben, immer eher zu mildern, als zu verstärken; womit man indessen bei der Mehrheit des heutigen Publikums nicht so durchdringt, als wenn man gegen die Sitte renommistisch verfährt. Unser neuester Ton ist kein Ton mehr; es wird Getöse, ein Aufbieten aus allen Kräften und Motiven erfordert, um zu wirken, und dieses Wesen ist bis in die gesellschaftlichen Zustände gedrungen, so daß man selbst bei Personen, mit denen man oft umgeht, sich stets waffnen muß gegen Expectorationen, die zu andern Zeiten unhöflich waren, jetzt aber witzig seyn sollen. Diese wilde Genialität der jetzigen Bildung zeigt Mad. Neumann nicht; so kommt denn Einigen ihr Humor und Benehmen als „Isabelle" und „Baronin v. Holmbach" zu zahm, die Liebesgluth dieser „Eboli" zu anständig vor, und man vergißt daß dort der Kreis die vornehme Welt und die Eboli eine Prinzessin ist, welche, von südlichem Blut verführt, zwar leichtsinniger, nicht aber niederer Natur seyn darf. Bei der „Isabelle" hatten wir indessen den Humor auch etwas kecker gewünscht und die äußere Schranke nicht immer so fest vorgehalten, da es ja eben der Uebermuth ist, auf welchem der bizarre Charakter begründet wurde. In „Stille Wasser sind tief" sehnten wir uns danach, daß alle Mitspielenden mit Mad. N. auf gleicher Linie gegangen wären, dann hätte es an der ausgezeichnetsten Wirkung nicht gefehlt. Als „Eboli" war die Scene mit Carlos in herrlicher Gluth, die keiner äußeren Illusionen bedurfte; nur

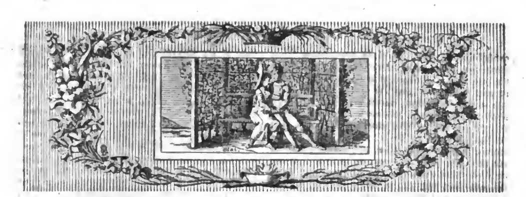
wurde zuweilen etwas schroff nüanzirt und es schien, die junge Künstlerin habe die Uebergänge in ihrem höchst umfangreichen Sprachorgan noch nicht recht gefunden. Bei so großem Reichthum im Ton kamen uns auch die letzten Scenen der Eboli zu monoton vor, zu langweilig in der Klage. es wird ja eben in diesen Scenen die moralische Erhebung vom Dichter angedeutet, die weiter zu entwickeln hier nicht seine Aufgabe war. Aber jene Andeutung läßt es wohl zu, daß auch die heftigste Erschütterung noch einen Blick auf innere Versöhnung richten darf, und die Rettung ihres Charakters muß hervor scheinen in der tieferen Erkenntniß sinnlicher Schuld. Ueberraschend ist es übrigens, jetzt den zartesten innigsten Laut, dann in anderer Rede den höchsten Ausdruck von Kraft zu vernehmen; bei fortgesetztem Studium (wir hören, daß Mad. Neumann erst wenige Jahre die Schauspielkunst übte) kann eine seltene Kunsthöhe in Vereinigung des von der Natur Verliehenen gar nicht fehlen; und wir hoffen von der Künstlerin, daß sie in ihrer weiteren Bildung nichts versäume, sondern ihr inneres Vermögen ganz benutze, welches in einem solchen Grade und bei so jugendlichem Alter nur wenige Schauspieler besitzen. — Die „Luise“ in „Kabale und Liebe“ war im Ganzen eine glückende Darstellung, ob auch nicht Alles in gleichem Werthe hervor trat. Auszeichnung im Guten verdient die Scene, wo Luise den Brief schreibt (doch wurde das Zwischenspiel, in welchem die Künstlerin fast immer ansprechend da stehe, ein wenig überboten und dadurch mehr studirt als natürlich), und meisterhaft war das Gespräch mit Lady Milford; dagegen machten wir in den letzten Scenen dieselbe Bemerkung, wie bei der „Eboli“; es kam durch die wenig unterbrochene weinende Klage eine Abspannung in die Darstellung. — Der jungen Künstlerin universelle Richtung (deren Ausbildung wir jedoch nicht zu weit getrieben wünschen, aus Furcht: die Breite möchte verflachen) gab sich noch bei dem „Clärchen“ kund — wie sie auch die „Margarethe“ (Hagestolzen) auf dem Theater in Potsdam so gespielt haben soll, daß Alt von Entzücken sprechen, was indessen auf uns nicht voraus wirken darf — und die Umschaffung in die naive Natur gelang in so weit, daß die Erscheinung durchaus höchst lieblich, obwohl auch fast zu zart für unser Opern-Theater war. Ein wenig derber könnte also nicht schaden; und da es ein studirtes Wesen seyn mußte für eine Frau von so feinem Anstande, so ist es kein Wunder, daß hier noch etwas Einförmigkeit der äußeren Bewegungen sich zeigte. Aber auch diese Rüge trifft nur Momente; die Scenen, worin „Clärchen“ allein stand, ferner die neckenden Zwischenspiele waren allerliebst, ob auch vielleicht zu viel idealisirt. Wenn es hier noch schien, als sähen wir eine vornehme Dame, die eine Verkleidung mit Geist und Gewandtheit durchführt, so sind wir doch überzeugt, daß wir an der Künstlerin bald auch in solchen Rollen nichts mehr von jener Individualität merken werden. — Wir wollen übrigens — obwohl wir uns ungern mit Theater-Kritik beschäftigen mögen — künftig noch manche helle und dunkle Einzelnheit aus den Darstellungen der Künstlerin erwähnen, da sie einer ungewöhnlichen Beachtung werth, und uns wohl manche ausgebildetere, durchaus aber keine Schauspielerin bekannt ist, die zu so vielseitigen Hoffnungen berechtigte und die endlich einmal wieder durch die Kraft einer edleren Natur wirken, durch immer weiter gebildeten Geist dereinst ein treffliches Vorbild werden könnte. — Hr. Neumann spielte den „Ferdinand“ (Kabale und Liebe) und den „Baron Wiburg“ (Stille Wasser sind tief) und litt wohl durch große Befangenheit. Von Karlsruhe aus hat er den Ruf eines sehr brauchbaren Schauspielers, und es mag seyn, daß er auf einer kleinen Bühne seine Darstellungen besser entwickelt; hier fordert vielleicht der größere Raum ihn zu Anstrengungen auf, die seinen Vortrag klanglos machten und ihn außer eigener Behaglichkeit setzten. Die äußere Erscheinung ist gut und wir wünschen, daß er sich uns immer freier zeigen möchte, um über ihn besser urtheilen zu können. — Es wäre ungerecht, wenn wir nun nicht der einheimischen Künstler erwähnen wollten, die sich in den benannten Vorstellungen auszeichneten, und dies müssen wir dem spärlich zugemessenen Raum schon noch abgewinnen. Hr. Wolff als „Hauptmann von Linden“ war Meister des Humors und der ganzen Darstellung; als „Posa“ vortrefflich durch Kunst der Rhetorik, der wir nur etwas glühendere Unterlage verleihen möchten; Hr. Rebenstein wirkte als „Don Carlos“ in guter äußerer Gestaltung und natürlichem Feuer. In „Kabale und Liebe“ gab Mad. Wolff die „Lady Milford“ recht intensiv; Hr. Stich den „Hofmarschall“ mit gelungener Persiflage, so wie (zum ersten Mal) den „Lieutenant Wallen“ in „Stille Wasser sind tief“ in dreister, routinirter Laune, und für diese Leistung hätte das Publikum wohl empfänglicher seyn können! Hr. Lemm als „Präsident“ in „Kabale und Liebe“ hatte treffliche Momente; Hr. Gern der Vater gab den „Musikus Miller“ in erfreulicher körniger Natur, das Barocke mit Recht dabei eher mildernd als verstärkend; und Hr. Gern der Sohn hielt den „Sekretair Wurm“ in zweckmäßiger indifferenter Kälte. — Der Kapellmeister Hummel hat sich hier in mehreren Conzerten hören lassen. der ausgezeichnetste Beifall konnte ihm nicht entgehen; er ist Meister in jeder Hinsicht: denn Geist und Technik, Gründlichkeit und Geläufigkeit stehen bei ihm im besten Einklange, und das ist ein Ruhm, der aller weiteren Worte entbehren kann. Ueber Hrn. Boucher und einiges Andere nächstens. - Von dem künstlerischen und künstlichen Treiben wollen wir hier auch einmal auf Natur und Unnatur kommen. Der Frühling, die glücklichste Zeit für Liebende und — Schneider, ist im vollen Schaffen, und so müssen wir doch berichten, was wir sehen. Neu bekleidete Fluren und neubekleidete Menschen — jene von der Natur, diese von der Spekulation, welche indessen zuweilen nichts weniger als philosophisch ist, indem mancher Spekulant solcher Art, Kaufmann oder Schneider, auf einer brillanten Promenade mit einem neueren Epigrammatisten (Zimmermann in Darmstadt) ausrufen konnte:

„Ich armer Mann, hier seh' ich leider!
Nichts And'res fast, als — meine Kleider!“

— und diese Klage überlebt alle ihre Werke, denn die Buchschulden sind in der Regel dauernder als die Kleider. — Man glaubt's auch gar nicht, wie Vielen in unbezahlten Kleidern der unbezahlte Wein vortrefflich schmeckt, bei einem Gespräch, wofür ihnen kein Mensch einen Heller giebt. Das ist auch der Grund, warum hier immer neue Weinhandlungen entstehen; denn es werden wenige alt, weil solch eine neue Anstalt allemal denen Credit geben soll, die überhaupt keinen und nur Lust haben, ihre zwei Leerheiten, den Kopf und den Beutel, mit einer dritten, den leeren Flaschen, zu vermehren. Und das geht denn so fort, bis die Weinhändler, die so human geprellt werden, daß sie solche Leutchen wirklich als Gäste, d. h. gratis bedienen müssen, aus purer Humanität davon laufen. — Die Humanität läuft aber nicht bloß, sie fährt eben auch; denn wir sehen jetzt auf den Straßen gar oft Wagen, worin der Diener neben dem Herrn sitzt und sich von diesem ausfahren läßt. Nun, Jene lassen sich's gefallen, und nächstens wird kein Kutscher sich mehr in Dienste begeben, um zu fahren, sondern um gefahren zu werden; wenn man unter solchen Umständen an den Wagen die sogenannten Böcke nicht mehr braucht, so wird man dagegen im Wagen Böcke machen und diese, zur Ehre unserer frommen Zeit, mit dem Spruch entschuldigen: „Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden.“ Mir kann es übrigens recht seyn, wenn die Mode-Herren sich freuen, auch einmal die Zügel führen zu können; daß die Diener zügellos werden, darf der Referent glücklicher Weise nur im Allgemeinen rügen, denn er fährt mit seinem Diener immer gut, weil er ihn auf die compendiöseste Art mit sich selbst vereint. Gz.

Beilage: Blatt der Ankündigungen Nr. X.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 11. Mai. 75stes Blatt.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Von dem bekannten schwedischen Dichter Atterbom an den Professor Geier.)

„Emsig wallet der Pilger! und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir Alle, die wir Italien suchen:
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir, gläubig und froh."

Goethe.

Rom, den 14. März 1818.

Die ewige, die weltbeherrschende Stadt, mit der keine andere auf dem Erdenrund sich messen kann, ist nun endlich, wenigstens für einige Monate, meine Heimath! Und nur, weil Jupiter Pluvius es so wollte, habe ich heute unerwartet die Feder ergriffen, denn meine Zeit ist sonst vom Morgen bis zum Abend einzig dem Anschauen gewidmet. Vergeblich würde ich mich nach einer besseren Einleitung zu meinem ersten römischen Briefe umgesehen haben, als Goethe's treflichem Epigramm, welches in wenigen Worten das richtigste von Allem enthält, was bisher über das jetzige Italien, und über den größten Theil Derjenigen gesagt ist, die classische Antiquitäten suchen. Ich für meinen Theil habe während dieser hesperischen Wallfahrt keine Schrift gefunden, welche tiefer in das Eigenthümliche des Landes und des Volkes einweiht, als Goethe's venetianische Epigramme und römische Elegien. Im Verein mit seinen dahin gehörenden wenigen prosaischen Aufsätzen bilden sie eine Art Reisebeschreibung, mit der, meinem Bedünken nach, nur allein die unsers unsterblichen Ehrensvärds einen Vergleich aushält. *)

Wir wohnten anfangs in einer der angenehmsten Gegenden Roms, an der treflichen strada de' Cond'otti, welche vom Corso nach dem nur wenige Schritte von unserer Thür belegenen schönen piazza di Spagna führt, dessen länglicher Raum, unter dem Abhange des Monte Pincio, ehedem ein unter Domitian gebautes Wasserbehältniß zu künstlichen Seetreffen bildete. In der Mitte ist noch ein, wie ein Boot gestalteter wasserreicher Springbrunnen, zu den unzähligen Wasserkünsten und Quellgebäuden des Bernini gehörig. Geht man diesem vorbei gerade vorwärts, so steigt man auf einer hohen und breiten Treppe, die eine so edle geschmackvolle Größe hat, daß ich noch nie etwas Aehnliches sah, den Gartenberg hinan; sie ist von Travertin (eigentlich Tiburtin), ein Gestein, welches in der Gegend von Tivoli gebrochen und zu den meisten römischen Prachtgebäuden angewendet wird. Es ist kalkartig, gelblichweiß, weich, wenn es vom Berge gehauen wird, erhärtet an der Luft aber immer mehr und mehr, und wird mit der Zeit unvergänglich. Die Treppe selbst hat 175 Stufen, welche sich wechselweise in zwei Arme theilen und sich mehrmals wieder vereinigen, so daß das Ganze einer vielfach verzweigten und versteinerten Cascade gleicht, die sich von einem geräumigen offenen Platz, hinter welchem ein Obelisk vor der

*) Spätere Anmerkung. Da der Verfasser dieses schrieb, hatte er die im vierten und fünften Bande von Goethe's „Selbstbiographie" mitgetheilten Briefe aus Italien noch nicht gelesen.

ansehnlichen Kirche S. Trinità de Monti seinen hieroglyphischen Sonnenzeiger erhebt, auf die Fläche und den schäumenden Springbrunnen hinab stürzt. Begebe ich mich vom Obelisk links, so komme ich unter schattige dunkelgrüne Alleen, vorbei der den französischen Künstlern eingeräumten Villa Medici und deren Cypressen, hinaus auf den allgemeinen Lustwandel-Platz in der Nähe der Porta del popolo, von wo aus man eine reizende Aussicht über Rom und dessen Umgebungen hat; gehe ich zur Rechten, so öffnet sich vor mir die strada Felice, die längste von allen römischen Straßen, und führt mich bald in den Theil der Stadt, wo Thorwaldsen und die ausgezeichnetsten hiesigen Deutschen sich angesiedelt haben. Von Deutschland nach Rom geschehen jährlich zahlreiche Auswanderungen von Künstlern, Gelehrten, Dichtern und Damen: die Zahl der Männer ist so groß, daß sie hier eine für sich selbst bestehende Nation bilden, die sich unter eigenen Gesetzen, Grundsätzen und Gewohnheiten frei regiert. An bestimmten Erfrischungs-Orten, vorzüglich in der Locanda Borghese (ein Weinhaus, welches seinen Namen von dem nahe gelegenen Palazzo Borghese hat) und im Caffè Greco, jetzt auch gewöhnlich Caffè Tedesco genannt, trifft man, vorzüglich des Abends, Bürger dieses Vereins, welchen man eine artistische Burschenschaft nennen könnte, in brüderlicher Versammlung. Auf dem Caffè Greco fand ich gestern Abend den Dichter Friedrich Rückert, der sich hier schon seit mehreren Monaten aufhält. Von seinen poetischen Arbeiten kennst Du wahrscheinlich die berühmten „geharnischten Sonette", die er unter dem Namen Freimund Reimar heraus gab; sie sind, vielleicht mit Ausnahme von Körner's vorzüglichsten Dichtungen, die treflichsten poetischen Ermahnungen zum Siegen und Sterben unter der Menge, welche der Befreiungs-Krieg gegen Frankreich hervor brachte. An innerem Gehalt und Kraft sich nicht stets gleich, und in seinem Styl oft zu sehr grammatikalisch- und linguistisch-spitzfindig (ein Fehler, dessen Ursache wohl zum Theil in den tiefen Sprachforschungen zu suchen ist, mit denen er sich unaufhörlich beschäftigt), genießt er doch mit Recht ein bedeutendes Ansehen in seinem Vaterlande, und in der jüngsten Generation seiner Dichter findet man nur Uhland, welcher durch seine schönen Romanzen ihm den ersten Platz streitig machen kann. Möglich wär' es, daß er nicht im Stande ist, dasjenige zu leisten, was sein jugendlicher Anfang versprach; wie viele Sterbliche können aber diese strenge Forderung erfüllen? Ob es ihm nun gelingt oder nicht, sich nach und nach dieses Harten, Bizarren und Langgedehnten zu entledigen, welches an ihm nicht selten mit Recht getadelt wird, so ist er doch nichts desto weniger ein Helden-Dichter, ein scharfsinniger Denker, und was mehr ist als alles Genie, ein Mann von Herz und Ehre. Er war vor Kurzem von Neapel zurück gekommen, und hatte in Gesellschaft mit unserem Eldmann eine Reise nach der romantischen Insel Capri gemacht. Gern will er auch einmal unsere nordische Halbinsel besuchen, und wenn Dir zufälliger Weise ein lebendiges Bild von Folgnard Speleman in dem Niebelungen-Liede begegnen sollte, so mußt Du wissen, daß es Rückert ist: denn gerade so sieht er auf ein Haar aus: eine vollkommene Riesengestalt, in altdeutscher Kleidung, mit großem Backenbart, dunklem Haar, welches in langen zahlreichen Locken auf die Schultern hinab wallt, die Augenbraunen barsch zusammen gezogen, die Augen gedankenvoll, bieder, bald kindlich mild, bald kühn und blitzend, kurz, nur der Harnisch fehlt. — Die bekannten Maler Riepenhausen, wetteifernde Brüder, mit denen Tieck seine Römer-Reise machte, trifft man gewöhnlich in der Borghesischen Locanda, wo H. und ich, die schon einige Mal als Gastfreunde daselbst waren, morgen Abend förmlich zu Mitgliedern aufgenommen werden sollen. Und dann hegen wir die beste Hoffnung, daß wir in Gesellschaft aller dieser Maler, Bildhauer, Architekten und Dichter ein verjüngtes und verschönertes Studenten-Leben genießen können. — Uebrigens werden hier in Rom sowohl Schweden, als Dänen und Norweger, Alle mit einander, zu den Gli Tedeschi gerechnet, und von diesen wird man auch gleich so behandelt, als wenn man ihnen angehörte; im Süden der Alpen erkennt man gehörig das gemeinschaftliche Geschlechtsband!

Eben heute, in der Morgenstunde, wanderten ich und meine Reise-Kameraden, von einem dänischen Historien-Maler, Lund, geführt, ein Stück der strada Felice hinan; wir standen still auf dem piazza Berberini — wo Berninische Delphine und Tritonen einigen Quellen dazu verhelfen, einen feinen Staubregen weit umher zu verbreiten — machten vier Schritt in einer kleinen Straße zur Rechten, klopften an eine Thür, und siehe, wir endeten damit, daß wir das ganze Haus mietheten, welches wir nun in einigen Tagen einrichten und für drei Monate beziehen werden. Das Haus ist, Gott weiß, über welche Ruinen gebaut, die hin und wieder auf dem grasigen Hofraum ihre grauen vieleckigen Steinmassen hervor stecken, und hinten erblickt man in einiger Entfernung auf der Höhe des Quirinals, oberhalb einer ungeheuern Mauer, die dunkelgrünen Baumspitzen in dem Lustgarten des heiligen Vaters. Scheint dies nicht gerade als wie ein paullo majora conamus? Auch hatte Bocaccio denselben Gedanken, wie wir, im Fall er wirklich auf einige Zeit dieselbe Gegend bewohnte: welches dadurch wahrscheinlich wird, daß sein Name eine Straße gleich in unserer Nähe schmückt. Ja, der Gesetzgeber Numa soll irgendwo in

dieser Gegend seinen königlichen Palast gehabt haben, dessen äußere Beschaffenheit übrigens wohl eben so dürftig gewesen seyn mag, wie die innere. Führe ich nun noch obendrein an, daß der alte Circus Rusticus oder Florae, woselbst das Landvolk des alten Latiums die Floreaitischen Spiele feierte, von einigen Alterthumsforschern auf den piazza Berberini verlegt wird, so siehst Du wohl ein, daß ich meine Wohnung auf einem in Rom selbst ausgezeichnet classischen Boden aufgeschlagen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

M e s s a.

Bei dem letzten französischen Kriege in Spanien befehligte der General L. eine Division in J. Er hatte sein Quartier bei dem abwesenden Erzbischof, der einem Bischof in partibus aufgetragen hatte, ihn bei der geistlichen und weltlichen Verwaltung seines Kirchsprengels zu ersetzen. Ein Haupt-Geschäft bestand darin, bei dem Herrn General den Wirth zu machen. Beide Theile waren gegenseitig mit einander zufrieden; allein eines Tages, am Vorabend eines großen Kirchen-Festes, schickte der General seinen Adjudanten zum Bischof — der eben im Garten saß und sein Brevier in Händen hatte — und ließ ihn ersuchen, am folgenden Tage eine große Messe zu lesen. Der Adjudant, der wenig oder gar kein Spanisch verstand, brachte in italienisch-gasconisch-französischer Mundart Folgendes heraus: „Monsignore illustrissimo, lo general vol pour demain una granda messa!“ — und es entspann sich nun folgendes Gespräch: „Zu welcher Stunde?“ — „Um 11 Uhr.“ — „Ich werde meine Befehle geben. Wie viel Personen?“ — „Das gesammte Offizier-Corps.“ — „Wie?“ — „Sämmtliche Offiziere der Division.“ — „Bedenken Sie doch! — wie viel sind Ihrer?“ — „Ohngefähr 250.“ — „Unerhört viel; und überdies, wo bringen wir sie unter?“ — „Ist bald gefunden: in Ihrer Cathedral-Kirche.“ — „Unmöglich kann Ihnen der General diesen Auftrag gegeben haben!“ — „Wie so?“ — „Eine solche Entweihung des heiligen Orts?“ — „Was verstehen Sie unter Entweihung? Sie wissen nicht, was Sie sprechen!“ — „Und Sie, mein Herr, sprechen sehr unbesonnen!“ — Man wurde von beiden Seiten hitzig und verstand sich, wie es gewöhnlich der Fall ist, immer weniger. Der General sah dem Gespräch vom Balcon zu, konnte aber kein Wort hören, und schickte einen Spanier hin, der eben bei ihm war. Nun klärte sich die Sache auf. Der Adjudant hatte keine Messe (missa), sondern ein Gastmahl (messa) begehrt, und der gute Bischof glaubte im ganzen Ernst, daß er der Meinung sey: er solle in der Cathedrale für 250 Offiziere decken und anrichten lassen. Jetzt ging Alles seinen Gang; der Bischof las die Messe feierlich und in pontificalibus ab; dann war Tafel im großen Speise-Saal, doch nur für die Staabs- und höheren Offiziere.

T. L. Secha.

H i s t o r i s c h e   Z ü g e.

Ein Priester verglich in einer Hochzeit-Predigt die Frau mit einem Grabe; denn, sagte er, jedes Grab hat ein Hic jacet (Hier liegt). Eben so, wenn ihr heirathet, heißt es: Hic jacet Salomons Weisheit, hic jacet Davids Muth, hic jacet Simsons Stärke u. s. w.

Der Italiener hat das feine warnende Sprüchwort: La lingua non há osso, e rompe il dosso, d. i. die Zung' ist ohne Bein, allein bricht unverseh'nen Fall's den Hals. Daher sagt ein lateinischer Dichter:

Vincula da linguae, vel tibi vincla dabit.

Fess'le die Zunge bei Zeit, daß sie nicht Fesseln dir schafft!

Im zweiten Theil des bekannten spanischen Romans: „Lazarillo de Tormes“ (der erste ist von Don Huego de Mendoza, der zweite von Henriquez de Luna) wird Folgendes erzählt: Ein Inquisitor ließ einen Bauer zu sich rufen, dessen Birnen man sehr lobte. Der Mann erschrickt und erkrankt. Als er vernimmt, der Inquisitor wünsche nur von seinen vortrefflichen Birnen zu haben, gräbt er den Baum mit den Wurzeln aus, schickt ihn sammt den Früchten, und sagt: Er wolle nichts in seinem Hause haben, was Gelegenheit geben könnte, ihn zum Inquisitor zu rufen. Welche Angst vor diesem (nun verschwundenen) Tribunal!

Als ein Neffe seinen Oheim bat, den heftigen Streit zwischen seinen zwei Tanten zu schlichten, erwiederte dieser:

— Non nostrum, tantas componere lites.

Haug.

P o e t i s c h e   A u s s t e l l u n g e n.

II. Die Minnesänger.

Zu dem Wettgesange reiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ey, das giebt ein seltsam Streiten,
Ein gar herrliches Turney.

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das ist sein Schwerdt.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balcon,
Doch die Rechte ist nicht drunter,
Mit des Sieges Myrthenkron'.

And're Leute, die da springen
In die Schranken, sind gesund;
Aber Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringen
Liedes Blutström' aus der Brust,
Der wird's beste Lob erringen,
Und sein Weh giebt Andern Lust.

Berlin. H. Heine.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

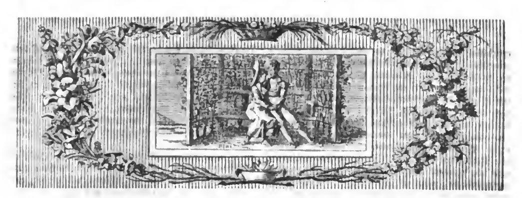
Dresden. (Nam nos quoque oculos eruditos habemus. Cic. Paradox. V. cap. 2.) — Kurz vor den mit Ostern eintretenden Theater-Ferien sahen wir hier die erste Vorstellung des „öffentlichen Geheimnisses", von Lembert nach Calderon und Gozzi bearbeitet. Wahrscheinlich hat nur Unkenntniß der Sprache des Originals den deutschen Verfasser vermocht, sich bei seiner Nachbildung dieses spanischen Schauspiels der italienischen Bearbeitung Gozzi's zu bedienen, da schon eine Uebersetzung aus der Uebersetzung, weit mehr aber noch eine Bearbeitung nach einer Bearbeitung mißlich ist. So ist schon dem Titel nach aus dem „lauten" Geheimniß — segreto a voces — das „öffentliche" Geheimniß geworden, welche letztere Benennung jedoch sowohl dem wörtlichen Sinne des Original-Titels, als auch dem Inhalt des Stucks selbst entgegen ist. Auch dürfte behauptet werden, daß namentlich die Scenen, wo die Liebenden ihr Geheimniß laut vortragen, bei freier Bearbeitung mit weniger Mühe leichter fließend hätten eingerichtet werden können; im Uebrigen ist die Erneuerung dieses Lustspiels dennoch dankenswerth. Was die Darstellung anlangt, so wagt Referent zu behaupten, daß die hiesige Bühne zur Aufführung spanischer Schauspiele durchaus nicht geeignet sey, indem dabei ein leichter Anstand und reges, rasches Eingreifen des Vortrages, insbesondere von Seiten der Frauen, erforderlich, welches Alles hier nicht zu finden ist. Mad. Schirmer, ein so oft und verdient gerühmter Pfeiler des hiesigen Theaters, hat einen gemessenen Vortrag, der dem einer Spanierin wohl nicht entsprechen möchte, und ihre zarten Züge, die dem melancholischen Gepräge eines durch achttägigen Zeitraum nur wenig getrösteten Wittwenschmerzes entsprechen, sind allzu entfernt vom Ausdruck südlichen Feuers; deshalb kann sie, aller höchst verdienstlichen Anstrengung ungeachtet, weder als „Donna Diana", noch auch hier als „Hoffräulein Laura" ganz befriedigen. — Mad. Werdy hatte zwar die Rolle der „Fürstin von Salerno", nicht aber deren Anstand erlernt und dehnte sehr im Vortrage. Am besten gelang Hrn. Julius die Partie des „Federico", wie alle Rollen, in denen die Leidenschaft ein gewisses Maaß nicht übersteigt. — Die Garten-Dekoration des letzten Aufzuges machte dem Künstler, Hrn. Theater-Maler Winkler, volle Ehre. Da zu Beobachtung des Costüms auch Nachahmung der conventionellen Sitten jeder Nation gehört, so hätte man wohl anordnen können, daß bei Begrüßung der fürstlichen Personen die übliche leichte Kniebeugung beobachtet worden wäre. — Den Beschluß der Vorstellungen hat an zwei kurz auf einander folgenden Abenden die Aufführung von Hrn. Eduard Gehe's neuem Trauerspiel: „Peter der Große und Alexis" gemacht. Anlage und Diktion dieses dramatischen Werkes sind höchst lobenswerth, die Charaktere fast mehr skizzirt als ausgeführt. Die Ungleichheit und der vorherrschende Mangel an Kraft in Peters des Großen Charakter wirkt nachtheilig auf den zum Vertrauten seiner Schwäche gemachten Zuschauer. Der Charakter des Alexis dagegen ist zu wenig motivirt und tritt zu unvorbereitet in die Handlung ein, um nicht einigermaßen durch alle vier Aufzüge hindurch fremd zu bleiben.*) Dazu kömmt, daß die Richtung desselben, jenes starrsinnige Hängen an alten Formen, dem Streben des Zeitgeistes zu sehr zuwider läuft, um sich ein allgemeines Interesse versprechen zu können. Die Rolle des Alexis ist von einem vielgewandten und sich mit seltenem Wortreichthum aussprechenden Kritiker mit jener des „Don Carlos" in Schiller's Trauerspiel verglichen und in gewisser Hinsicht über dieselbe gestellt worden. Referent wagt zu behaupten, daß sie an individueller Haltung durchaus unter ihr stehe. Während dort Don Carlos mit allen Getrieben seiner Leidenschaft scharf gezeichnet als lebhaftes Bild vor uns steht, deckt hier noch ein Schleier den Charakter des Alexis, der sich über den Grund seiner hetzogenen Lebens-Ansicht weder durch Worte noch durch That ausspracht. Wenn aber des Don Carlos Leidenschaft Liebe ist, während die des Alexis aus politischer Lebens-Ansicht hervor geht, so möchte die letztere wohl deshalb kaum als höher stehend an zu sehen seyn: das Interesse der Liebe gehört der Menschheit, das Interesse politischer Meinungen nur dem in die bürgerliche Form schon eingeengten Menschen an. Zu Schiller's Zeiten begann erst die politische Regung der Geister; deshalb gab der Dichter seinem „Posa" den politischen Charakter, während er seinen Helden mit den Worten der allgemeiner gefühlten Leidenschaft sprechen ließ. Herr Gehe dichtete in unserer Zeit, wo das allgemein gewordene politische Interesse jenes aller andern Leidenschaften überwiegt, und deshalb durfte er hoffen, alle Gemüther an zu sprechen, indem er es ausschließend zum Motiv seines Trauerspiels machte; denn wie von seiner Nation, so trägt der dramatische Dichter nothwendig auch einiges Gepräge von seiner Zeit. — Was die Aufführung des Stückes anlangt, so darf sie ohnstreitig zu den gelungenen gerechnet werden, obgleich Hr. Hellwig in dem bald schwacher, bald wieder kräftiger erscheinenden Charakter Peters des Großen etwas befangen erschien. Hr. Julius deutete den Geist der Rolle des „Alexis" vortreflich an, malte sie aber fast mit etwas zu rauhen Zügen aus. Es giebt, wie in der Rede triviale Worte und Ausdrücke, so in der Aktion triviale Stellungen und Bewegungen; dahin möchte wohl die Stellung mit auf dem Kopfe ruhenden zusammen gefalteten Händen gehören, in welcher Hr. Julius, in einem Augenblick tiefen Sinnens, vielleicht unwillkührlich zu lange verweilte. — Unter den letzten Vorstellungen deutscher Oper zeichnete sich die Aufführung der „Elise (?) von Montalban" aus, in welcher Winter, wenn auch kein gleiches Meisterstück als in dem „unterbrochenen Opferfest", dennoch ein vorzügliches Werk geliefert hat. Zu bedauern war, daß die insbesondere schön bearbeiteten Baß-Partien des Gesanges eben die minder gut besetzten waren. Hr. Gerstäcker feierte in dieser, öfters bei jedesmal überfülltem Hause wiederholten Oper seinen letzten Triumph auf hiesiger Bühne, die seit seinem Abgang, gleiches Schicksal mit mehreren andern theilend, zwar noch einen ersten Liebhaber, aber keinen zugleich Liebhabten hat. — E.

*) Videndum est non modo — sagt Cicero — quid quisque loquatur, sed etiam, quid quisque sentiat, atque etiam, qua de causa quisque sentiat.

Belzoni hat in seiner Reisebeschreibung von Egypten doch manchen Irrthum begangen. Bei dem Eingang in die Wüste d'El Ouah z. B. will er die Gräber der Soldaten des Cambyses gefunden haben, welche bekanntlich Alle vor Hunger und Durst umkamen; hat aber nicht bedacht, daß er, eine Tagereise zuvor noch, sich in einer Gegend befand, die ganz mit Bäumen bedeckt und deren Fußboden so voll Wasser getränkt war, daß man nur einige Zoll tief graben durfte, um Wasser zu finden. In solcher Gegend konnte Niemand vor Hunger und Durst umkommen. Noch meint Belzoni, man hat nachher nichts mehr von diesen Soldaten gehört; auch dies wäre auffallend, da so nahe dabei ein bewohnter Flecken war; und was noch mehr ist, 500 Jahr vor Christi Geburt war Egypten noch gar nicht so verheert von Sandsteppen. (Journ. d. Deb.)

Die Herren und Damen tragen ihre Lorgnetten jetzt alle an einem einfachen schwarzmoirirten Band; um aber auf der andern Seite die Einfachheit zu zieren, schließt das Band an beiden Enden in einer Schleife von Brillanten zusammen, die gerade unter der Halsbinde zu stehen kommt und so zugleich eine Tuchnadel ersetzt. Als Hauptschmuck trägt man in dieser Schleife einen Pfauenschweif, jede Nüance seiner Schwanzfedern wird durch verschiedenfarbige Edelsteine nachgebildet. — Zum Parfüm bedient man sich des Constantinopolitanischen Rosensaftes, dessen lieblicher Duft sich unter jedes Spezifikum mischen läßt. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 12. Mai. 76stes Blatt.

Poetische Ausstellungen.

III. Gespräch auf der Paderborner Haide.

Hörst du nicht die lust'gen Töne,
Wie von Brummbaß und von Geigen?
Dorten tanzt wohl manche Schöne
Den geflügelt leichten Reigen.

„Ey, mein Freund, das nenn' ich irren!
Von den Geigen hör' ich keine:
Nur die Ferklein hör' ich quirren,
Grunzen hör' ich nur die Schweine."

Hörst du nicht das Waldhorn blasen?
Jäger sich des Waidwerks freuen?
Fromme Lämmer seh' ich grasen,
Schäfer spielen auf Schallmeyen.

„Ey, mein Freund, was du vernommen,
Ist nicht Waldhorn, nicht Schallmeye;
Nur den Sauhirt seh' ich kommen,
Heimwärts treibet er die Säue."

Hörst du nicht das ferne Singen,
Wie von süßen Wettgesängen?
Englein schlagen mit den Schwingen
Lauten Beifall solchen Klängen.

„Ey! was dort so hübsch geklungen,
Ist kein Wettgesang, mein Lieber!
Singend treiben Gänse-Jungen
Ihre Gänselein vorüber."

Hörst du nicht die Glocken läuten,
Wunderlieblich, wunderhelle?
Fromme Kirchengänger schreiten
Andachtsvoll zur Dorf-Kapelle.

„Ey, mein Freund, das sind die Schellen
Von den Ochsen, von den Kühen,
Die nach ihren dunklen Ställen
Mit gesenktem Kopfe ziehen."

Siehst du nicht den Schleier wehen?
Siehst du nicht das leise Nicken?
Dort seh' ich die Liebste stehen,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

„Ey, mein Freund, dort seh' ich nicken
Nur das Bettelweib, die Lise;
Blaß und hager, an den Krücken,
Hinkt sie weiter nach der Wiese."

Nun, mein Freund, so magst du lachen
Ueber des Phantasten Frage:
Kannst doch nicht zur Täuschung machen,
Was ich fest im Busen trage!

Berlin. H. Heine.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Fortsetzung.)

Du wünschest gewiß, daß ich Dir je eher je lieber etwas von unserem bildhauenden Landsmann, dem liebenswürdigen Byström, erzähle, den ich früher nicht persönlich kannte, und der mich gebeten, Dich herzlich zu grüßen. Ich traf ihn gestern, und buchstäblich an seinem Platze, nämlich in seiner Werkstatt, mit dem Meisel in der Hand, umringt von lauter Götter- und Frauenbildern. Die Werkstätte selbst, nicht weit vom Tiberstrom belegen, gehört zu einem berühmten altrömischen Gebäude: es ist das zerstückte und chaotische Riesen-Gebäude vom Mausoleum des Augustus, welches der Wirksamkeit des gothischen Künstlers einige helle und trefliche Plätze überließ. Es ist ein ächter blonder und mannhafter Schwede, einfach, offen, ruhig, arbeitsam und freundlich. Sein Wesen hat das äußere

gemächlich gleichgültige der nordischen Natur, welches dem Beobachter, bevor er eine tiefere Prüfung anstellt, als ein Ausdruck des Phlegma's vorkömmt, aber unter der kalten Hülle nur ein desto wärmeres Blut hegt. Ein Mann, wie Byström, kann nicht anders, als mit Leib und Seele an dem Schicksal seines Vaterlandes Antheil nehmen: auch empfing ich von seinen Lippen die erste Nachricht über Karl Johanns Thronbesteigung. Stelle Dir einmal vor, wie langsam schwedische Nachrichten durch die Zeitungen hieher gelangen, und wie grausam meine verzeihliche Neugier diesmal geplagt wurde, wenn ich Dir berichte, daß ich einige Stunden vor meiner Abreise von München in der „Allgemeinen Zeitung" die Nachricht von Karl XIII. Tod las, mit dem beunruhigenden Zusatz: „daß alle Communikation an den Grenzen gehemmt sey und daß man noch nichts über die weiteren Folgen dieser Begebenheit wisse;" daß ich nachher in jedem Gasthofe Nord-Italiens, wo wir uns etwas aufhielten und ich die Zeitungen begehrte, um in der Geschichte Schwedens weiter zu kommen, jedes Mal mit der nämlichen Geschichte bewirthet wurde; und daß endlich hier in Rom das neueste Zeitungsblatt, was mir gereicht ward, Wort für Wort wieder dasselbe enthielt, so daß dieser Zeitungs-Artikel ganz parallel mit mir von München nach Rom reisete, und zwar in Zeit von drei Wochen. Gott beschütze den neuen König, den durch die Wahl eines freien Volkes erkohrenen Mann, und erleuchte sowohl ihn als das Volk auf's beste! — Wir redeten lange mit Wärme über Schweden; meine Ohren hatten seit einem halben Jahre keinen schwedischen Laut vernommen, und Byströms innerliche Ergebenheit für unsern Helden-König war die des Unterthans und des Künstlers im leuchtenden Verein. — Ganz anders verhält sich der bekannte Orientalist und Alterthumsforscher Akerblad, welcher seinen Unwillen gegen die unschuldige Heimath so weit treibt, daß er sich für einen Dänen ausgiebt, und unter den Ausländern jede mögliche Gelegenheit hervor sucht, um die Schweden als Barbaren und Dummköpfe zu schildern. Dieser Akerblad wohnt nur einige wenige Straßen von mir, aber ich gehe gewiß nie zu ihm. Wer Schweden verachtet, muß von Schweden und jedem Schweden wieder verachtet werden. — Das Graziöse, sowohl in den Gedanken als in der Behandlung des Marmors, ist wohl das herrschende Gepräge, welches Byströms Arbeiten auszeichnet. Deshalb ist weibliche Schönheit auch das Eigentliche seiner Kunst; daß er im Stande ist, sublim zu seyn, beweist ohne Zweifel seine herrliche schlafende Juno, an deren Brust der junge Herkules Götterkraft einsaugt; doch scheint es, als vermöge er diese Sublimität auch dann noch, wenn der Stoff es fordert oder erlaubt, daß ein weibliches Ideal für Größe und Majestät das Liebliche, Zarte, Runde und Weiche — welches bei den reizenden Gestalten vom Geschlecht der Liebesgöttin stets an ein Darlehn von ihrem Gürtel erinnert — zur olympischen Bedeutung erhebt. Schon erndtet er im reichen Maaße die Achtung und den Beifall der Römer: und dies ist höchst billig, weil er mit außerordentlicher Gewandtheit das Trefflichste ihres eigenen plastischen Styls und Geschmacks zu seinem Eigenthum gemacht hat.

Eine in Allem, das Genie ausgenommen, Byström unähnliche Natur ist Dänemarks artistische Ehre und Stolz, Thorwaldsen, ein unaufhörlich träumender, gedankenvoller, in sich geschlossener und tief melancholischer Phidias-Geist, in einer wohlgewachsenen, aber blassen und mageren Gestalt von einigen vierzig Jahren. Die hohe, schöne, aber schwermüthige Stirn, die großen blauen Augen, die mit einer Art von verwirrtem Blick zu erkennen geben, daß seine eigentliche Aufmerksamkeit selten durch die ihn äußerlich umgebenden Vorstellungen gefesselt wird, verrathen gleich einen unmittelbaren Sohn der Phantasie; und da er keine einzige Sprache richtig redet und häufig vier oder fünf mit einander vermischen muß, um sich verständlich zu machen, dabei zugleich unaufhörlich ein Paar Dutzend Sachen auf einmal vor seiner Vorstellungskraft schweben hat, so trägt sein Gesicht fast immer, in Gesellschaft und bei Unterredungen, einen gewissen naiven Ausdruck von Kopfbrechen und Verlegenheit, der ihn recht gut kleidet und zu der lakonischen Art paßt, auf welche er seine, fast wie in Stein gehauene, größtentheils epigrammatisch geformten Gedanken ausdrückt. Diese sind nicht selten so humoristisch witzig, daß die Zuhörer darüber veranlaßt werden, unmäßig zu lachen, aber ohne daß das Lustige des Einfalls sich in dem ernsten, gelblich blassen Gesicht auch nur durch einen einzigen Zug verriethe. Dies ist das persönlich sichtbare Wesen des Mannes, der auf dem Wege begriffen ist, ein neues Zeitalter der Skulptur zu stiften, und der mit nordischer Geisteskraft in Rom selbst jetzt Canova's übermächtiger Wetteiferer wurde. Ich glaube, daß das allgemeine Urtheil der Deutschen und Engländer in dieser Rücksicht nicht irrt. Die Italiener wollen gern, so lange sie können, die harte Nuß von sich schieben, den ersten Platz unter den Bildhauern der neueren Zeit irgend Jemand anders ein zu räumen, als dem Venetianer; theils aus National-Eitelkeit, theils wohl auch wegen der ursprünglichen Ungleichheit im Gefühl und in der Bildung des Ausdrucks; Alle räumen aber gleichwohl ein: daß der scandinavische Fremdling, nach Canova's Absterben, der rechtmäßige Thronfolger dieses Künstler-Königreichs ist. Die Franzosen, heißt es, schweben mit ihrer Meinung noch zweifelhaft zwischen Beiden. Nach meiner

Ansicht (wenn Du es nicht übel nimmst, daß ein Uneingeweihter eine äußert) hat Canova, da er seine Kunst zu der in der Ausübung vergessenen Anschauung der ewigen Urbilder der Antike zurück führte — und dadurch nothwendig wieder auf die Spur des einfachen, edlen und natürlichen Styls zurück kommen mußte, welcher seit langer Zeit in Berninisch-französischem Tand erstickt war — den ersten Stoß zu dem neuen höheren Schwunge gegeben, welchen der Geist der Bildhauerei in der späteren Zeit zu entwickeln begann; diese Ehre, welche ihm nicht geraubt werden kann (denn Sergell, der sich im abgelegenen Norden aufhielt, lebte ohne Einfluß auf die Bildung allgemeiner europäischer Kunst), scheint mir schon so bedeutend, daß man sich, ohne unbillig zu seyn, erlauben darf, die Armuth an Erfindung und die Weichlichkeit, die gewöhnlich angenehm ist, zu erwähnen, welche ihn an der Grenze von Italiens jetziger geistigen Ausbildung gefesselt hielt und ihn auf dem halben Wege zu seinem glänzenden Ziele hemmte. Freilich habe ich Canova's Werkstätte noch nicht besucht: aber gleichwohl in der Peterskirche und an andern Orten von seiner Arbeit hinlänglich gesehen, um durch einen solchen Besuch in meiner Ueberzeugung nicht wankend gemacht werden zu können. Thorwaldsen, geistvoller und tüchtiger, hat seine Kunst nicht an der Grenze, welche das Eigenthümliche der antiken Schönheit von dem des heutigen Lebens scheidet, still stehen lassen oder sich damit begnügt, diesseits der Grenze die eine oder andere zierliche Attitüde ein zu studiren, die vom Anschauen der Götter auf der andern Seite geliehen worden. Sein Meisel hieb die Schnure entzwei, und die Skulptur stellte sich wieder an ihren alten Platz, wo der Künstler die Antiken nicht mehr mit einer so sklavischen Ehrerbietung betrachtet, als wenn es die harten Tafeln des Sinai wären, auf denen jeder Zug göttlich ist, sondern mit der unbefangenen vertraulichen Liebe, welche das Kennzeichen einer in der eigenen Brust und im eigenen Arm gleich unsterblich fortlebenden Kunstkraft wird. Er studirt nicht länger die Muster der Vorzeit, er lebt, denkt und schafft im Geiste ihrer Meister. Schon übertrifft er sie in Basrelief: ein merkwürdiger Umstand, der eine annähernde Vermittelung und Versöhnung zwischen der Skulptur und der Malerei an zu deuten scheint und von welchem man, mit einem aus der Philosophie geholten Vergleich, behaupten könnte: daß dort die Natur, hier die Ethik des Plastischen angedeutet werde. (Die Fortsetzung folgt.)

Buntes.

Der Kaffer schläft auf Binsenmatten und deckt sich mit seinem Mantel aus Fellen zu. Daher der Ausdruck, zur Bezeichnung, wenn ein Kaffer ein Weib genommen: „Er schläft unter zwei Fellen." — Ihre Tänze werden mit der Zeit auf unsern Bällen den Walzer und in unsern Ballets die Pirouetten verdrängen. Die Männer stellen sich in eine Reihe; im rechten Arm ruht eine Keule, den linken schlagen sie um den rechten Arm ihres Nachbarn. Hinter ihnen bilden die Frauen eine zweite Reihe, geben sich aber nicht den Arm unter einander. Immer auf derselben Stelle bleibend, springen die Männer mit geschlossenen Füßen immerwährend, indeß die Frauen in ihren Bewegungen abwechseln. Erst schieben sie bald die rechte, bald die linke Schulter vor- und rückwärts: dann wackeln sie mit dem Kopfe nach allen Seiten, im Takte; noch verlassen sie zwar ihren Platz nicht, kehren sich aber bald rechts, bald links um; jetzt setzen sie sich in Bewegung, schreiten mit langsamen Schritten an der Männerreihe vorüber und nehmen dann endlich ihre vorige Stelle wieder ein. Während des Zuges, des Marsches und der Promenade sehen sie ernsthaft, mit niedergeschlagenen Augen vor sich nieder, lassen sich, wie Ovid sagt, anschauen, schauen aber selbst Niemand an. Diesen Tanz begleiten Männer und Frauen mit Chorgesang und Volksliedern.

Vor hundert Jahren zeigten sich die Prinzessinnen dem König Ludwig XIV., wenn sie eine neue Kleider-Mode einführen wollten, um Sr. Majestät Einwilligung ein zu holen. So erzählt Dangeau z. B.: daß am 1. August 1715 die Herzogin von Orleans und die Prinzessin von Conti sich in ihrem neuen Anzuge dem König nach dem Abendessen vorstellten, und ihn um seinen Geschmack und sein Urtheil befragten, das nicht ganz günstig ausfiel. — Sechs Jahre später (also gerade vor 100 Jahren) verbot eine königliche Verordnung das Tragen der Juwelen bei Hofe und in Frankreich.

Luther's Wahlspruch ist nicht im Einklange mit seinem Thun und Wesen: In silentio et spe erit fortitudo vestra (Schweigen und Hoffen sey eure Stärke); oder er hat ihn in der Zeit gewählt, wo die That noch zu früh, die Hoffnung also zu Falle gekommen wäre.

Zur Winterszeit saßen Freunde an dem Ofen und Einer derselben hielt eine neumystische Reimerei in der Hand, über die man sich eben unterrichtet hatte. Da sagte Einer der Anwesenden: „Wie warm er in dem Werklein irrt, der junge Schwärmer!" — „Je nun, mein Freund, der Ofen wird davon noch wärmer!" erwiederte Jener und warf das Büchlein ins Feuer.

In den nordamerikanischen Freistaaten hat man die englische Sitte, die Frauen mit ihrer Einwilligung zu verkaufen, beibehalten, nur daß sie weit höher im Preise stehen. Vor einiger Zeit wurde eine Waare dieser Art für 325 Dollars verkauft. In England kann man sie nicht selten für 6 — 12 Pence (4 — 8 Gr.) haben. Spekulanten in diesem Handel sollten in England kaufen, und in Amerika verkaufen. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Am 14ten März starb hier, nach siebentägiger Krankheit, Fürst Ernst von Schwarzenberg, Bischof zu Raab, Bruder des Schlachten-Heros, im 48sten Jahre seines Alters. Er war ein großer Freund der schönen Natur, und hatte vor einigen Jahren, bei seinen Excursionen durch das pittoreske Salzburg, den Schwarzbachfall, einen der schönsten Katarakte Deutschlands, entdeckt, und dessen Umgebung mit vieler Mühe und großen Kosten zugänglich gemacht. Kein Reisender, der Salzburg durchstreift, wird seinen herrlichen Park von Aigen unbesucht lassen, der, seiner vielen Naturschönheiten wegen, der schönste Park Deutschlands, vielleicht Europa's ist. — Herrn Graffer haben drückende Verhältnisse gezwungen, die Redaktion des „Conversations-Blattes" auf zu geben, dessen Oberleitung nun der bekannte Schriftsteller J. F. Castelli übernahm. Hr. Graffer war willens, nach Pesth zu gehen, um Theil an der Redaktion der „Pannonia" zu nehmen, allein er hat die Erlaubniß dazu nicht erhalten; es ist nicht zu leugnen, daß dieses Blatt durch seinen Zutritt bedeutend gewonnen haben würde. — Sehr wenig gefiel eine, im Theater der Leopoldstadt zu Ignaz Schusters Benefiz gegebene Posse: „Meister Frischauf", von J. Kilian Schickh (nicht der Herausgeber der „Mode-Zeitung"), einer alten Erzählung und einem Stück von Kotzebue nachgebildet. Es waltet ein eigenes Mißgeschick über diesem braven Komiker; seit Bäuerle's „Prima Donna" erhielt derselbe keine Rolle mehr, worin er ansprechen konnte. Wir freuen uns, ihn in dem neuesten Produkte Bäuerle's „Dreimalhunderttausend Gulden Zwanziger" wieder in einer Glanzrolle zu sehen. — Hr. Seipelt gab im Theater an der Wien den „Moses", von Rossini, zu seiner Einnahme. Rossini scheint größeren Fleiß als gewöhnlich auf diese Oper seria verwendet zu haben, und er hat in dieser ihm ungewöhnlichen Manier im Einzelnen Treffliches geleistet; doch läßt in manchen unbewachten Augenblicken der tändelnde Genius seinen Zügel schießen und in gefälligen, schmelzenden Melodien geht auch hier die Charakteristik verloren. Ueber den elenden Text keine Sylbe weiter. — Ein neues Quodlibet von Meisl: „Der Drache der Langeweile" genannt, ist ein Machwerk, dessen Theile ohne Sinn und Geschmack in der Eile zusammen gerafft scheinen. Das sich langweilende Publikum suchte diesen bösen Drachen durch Zischen und Pfeifen aus Thaliens Tempel zu vertreiben. — Während andere Planeten am literarischen Himmel zu erlöschen drohen, lächeln zwei neue Gestirne sehr freundlich auf die pränumerirende Menschenwelt herunter. Das erste dieser Journale nennt sich „Feierstunden", eine Schrift für edle Unterhaltung in zwanglosen Bänden (Brünn, bei J. G. Traßler), redigirt von Kuffner und Biedenfeld. Ueber sechzig vorzügliche Mitarbeiter haben sich diesem Verein angeschlossen, und jeden Band zieren die Bildnisse zweier Mitarbeiter. Das zweite: „Eichenblätter" betitelt, hat zwar nur Lehrlinge im Musentempel (Hallirsch und Carl Weiß) als Unternehmer auf zu weisen; doch wird es nicht weniger von bedeutenden Schriftstellern unterstützt, da ein wohlthätiger Zweck zum Grunde liegt, und der reine Ertrag der „Gesellschaft der adelichen Damen zur Beförderung des Guten und Nützlichen" zugesichert ist. L — t.

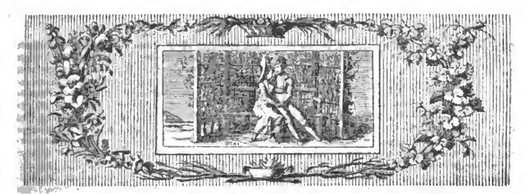
Leipzig. Viele Jahre hindurch hatte an den ersten Feiertagen — wo bekanntlich bei uns keine theatralischen Vorstellungen seyn dürfen — der hiesige Deklamator, Hr. Solbrig, immer von den jedesmal hier befindlichen Theater-Direktionen die Vergünstigung, an diesen Tagen im Theater ein Deklamatorium zu seinem Besten geben zu dürfen. Seit einiger Zeit bekommt aber Hr. Solbrig das Theater-Lokale nicht mehr, sondern die Direktion unserer Bühne — giebt selbst an den ersten Feiertagen Deklamatorien, worin man die, welche alle Tage auftreten und deklamirend agiren, schlecht weg deklamiren hören kann, zur Abwechselung vermuthlich. Dies war denn auch an diesem ersten Oster-Feiertage der Fall und es geschah solches (das Deklamiren nämlich) bei leerem Hause, folglich ohne Vortheil für die Kasse, deren Wohl doch vermuthlich durch besagtes Deklamatorium gefördert werden sollte. Hr. Solbrig gab dagegen am nämlichen Tage, im Saale des Hôtel de Saxe, ein sehr besuchtes Deklamatorium, und machte somit die, ihm gewiß schätzbare Erfahrung: daß Leipzigs Publikum sein Verdienst nach wie vor anerkennt und sein künstlerisches Streben willig unterstützt. Was er gab, gefiel ungemein, besonders die zweite und dritte Abtheilung seiner diesmaligen Kunstleistung, launigen und scherzhaften Inhalts; ein Feld, auf welchem sich Hr S. mit besonderem Glück bewegt. — Am letzten Tage des Aprils hatten wir noch ein Extra-Conzert, veranstaltet von dem Musik-Direktor des hiesigen Theaters, Hrn. Prager — einem fertigen Violinisten — in welchem die Verehrer von Hrn Prager's Kunst gleichsam doppelte Gelegenheit hatten, sie zu bewundern; denn mit Ausnahme einer Composition von Portogallo waren alle aufgeführten Musikstücke vom Conzertgeber selbst und mithin nichts zu hören als Prager und wieder Prager. — Der diesmalige Bücher-Katalog ist ein dickleibiges Werk, woraus erhellt, daß Deutschlands Autoren im Winter-Semester ihre Federn fleißig in Bewegung setzten; besonders dringt sich diese Bemerkung bei einigen schöngeistischen Polygraphen auf, von denen z. B. ein bekannter diesmal mit nicht weniger denn sieben, sage 7 Bänden, theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, theils eigenes Produkt, theils Uebersetzung, sich ankündigt. Auch die (literarische) Fruchtbarkeit der Damen hat eher zu- wie abgenommen; kurz, es ist ein gesegnetes Jahr, an Büchern nämlich. — Ch.

Aus Böhmen. Hr. Turinsky, Hörer der Rechte, hat in böhmischer Sprache ein Trauerspiel: „Angelina" betitelt, geschrieben und in Königgrätz drucken lassen. Man hält es für das beste Drama der Böhmen, und Müllner's „Schuld" gleich (?). In Königgrätz allein sind 200 Exemplare schnell abgesetzt worden; ein Beweis, daß die National-Böhmen schon ziemlich leselustig geworden sind und das wahrhafte Schöne zu schätzen wissen. — Von Paupie's „Kunst der Bierbrauerei" ist in Prag bei Hartmann die dritte Auflage erschienen. In einem Lande, wo das Bier das allgemeine Getränk ist, bleibt die Kunst des Bierbrauens von großer Wichtigkeit. Es giebt auch hier viele Giftmischer, welche eine Menge Medicinal-Kräuter statt Hopfen verwenden und den Menschen mancherlei Krankheiten zuziehen. Der „Hesperus" (1821) enthält eine scharfe Rüge dieses Verbrechens. — Hr. Fr. W. Sieber wird nächstens die Beschreibung seiner „Reise nach Egypten und Palästina" in drei Bänden mit Kupfertafeln auf Pränumeration herausgeben. Von dem Gärtner Kohaut, welchen er auf seine Kosten nach Martinique gesandt, sind bereits mehrere Kisten mit Sämereien, getrockneten Pflanzen u. s. w. in Prag angekommen und bei Hrn. Sieber zu billigen Preisen zu haben. — Im Dorfe Pillen, Saazer Kreises, wird bereits seit 30 Jahren von dem daselbst befindlichen Mineralwasser ein Salz gesotten, welches man zur Füllung der Talkerde benutzt. Hr. Tromsdorf hat die Hydrologie Böhmens durch dessen chemische Zerlegung bereichert, und es wird wohl bald wie das Saidschitzer Bitterwasser benutzt werden. W.

Der berühmte Bildhauer Canova hat jetzt ein Werk vollendet, das er selbst über Alles setzt, was sein Meisel je hervor gebracht! Es ist ein stolzes Roß in weißem Marmor, das die Bewunderung des gegenwärtigen wie des kommenden Zeitalters erregen wird. (Quotid.)

Man fertigt jetzt in Paris Haar-Wickeln, die der Farbe eines jeden Haars genau anpassen; sie sind von Papier. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 14. Mai. 77stes Blatt.

Das Frauen-Duell.

Der Marschall Herzog von Richelieu war am wollüstigen Hofe des Regenten, unter der Minderjährigkeit Ludwig XV., ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit und mancherlei Abentheuer. Schon in seinem funfzehnten Jahre ward er, wider seinen Willen, mit der Tochter seiner Stiefmutter vermählt, und drei Monate nach der Hochzeit in die Bastille gesetzt, damit er seiner Gemahlin mehr Liebe zu beweisen lerne. Diese Kur dauerte vierzehn volle Monate, und als sie, wie vorher zu sehen war, gänzlich mißlang, schickte ihn der König zur Armee des Marschalls von Villars. — Unter den Damen des Hofes befand sich eine Frau von Polignac, mit welcher Richelieu in seinem neunzehnten Jahre eine Liebschaft angeknüpft, bald aber wieder abgebrochen hatte. Von mehreren Nebenbuhlerinnen, gegen welche sie Eifersucht fühlte, wählte sie die Tante ihres Ungetreuen, Frau von Nesle, zum Gegenstand ihrer Rache. In dieser Absicht forderte sie diese zum Zweikampf auf Pistolen im Gehölz von Boulogne. Die Frau von Nesle liebte ihren Neffen feurig und aufrichtig, und glaubte hier Gelegenheit zu finden, den Flatterhaften für immer an sich zu fesseln. Sie nahm die Ausforderung mit dem festen Vorsatz an, ihre Gegnerin nieder zu schießen. Es machte ihr keine Sorge, daß sie selbst dabei bleiben könnte: ihr romantischer Kopf hielt es für ausgemacht, daß sie Siegerin seyn und Richelieu künftig derjenigen eine beständige Liebe weihen würde, die um seinetwillen ihr Leben so muthig auf das Spiel setzte. — Kaum trafen die beiden Amazonen im Gehölz zusammen, so that jede von ihnen ihren Schuß. Mit blutender Brust fiel die Frau von Nesle zur Erde. Die Polignac setzte sich, stolz auf ihren Sieg, wieder in ihren Wagen, indem sie leidenschaftlich ausrief: „Ich will die Verrätherin lehren, einer Dame, wie ich bin, sich entgegen zu stellen! Wenn ich es hätte, ich würde ihr Herz zerfleischen, wie ich ihr die Brust zerschmettert habe!"

Das ungewöhnliche Schauspiel hatte viele Neugierige herbei gezogen. Man glaubte Frau von Nesle tödtlich verwundet, als man sie auf dem Boden hingestreckt sah; bei genauerer Untersuchung ergab es sich indessen, daß von der Kugel nur ihre Brust gestreift war. Kaum hatte sie sich etwas erholt, so brach sie in Entzücken aus: weil sie nun des Sieges über ihre Nebenbuhlerin versichert sey. Die Zuschauer erriethen daraus leicht die Veranlassung des so seltsamen Gefechts. Einer unter ihnen fragte die Verwundete: ob auch dieser Liebhaber es werth sey, daß sie für ihn eine so große Gefahr bestanden habe? „Allerdings!" antwortete sie, „und wohl noch eines größeren Opfers!" Man stillte das Blut mit gequetschten Nesseln, verband die Wunde mit ihrem Tuche und trug sie von dem Kampffelde in ihren Wagen. Als sie nun um den Namen des Glücklichen befragt wurde, für den sie ihr Blut vergossen hatte, erklärte sie ohne Scheu: „Es ist der liebenswürdigste Mann am Hofe, der älteste Sohn des Mars und der Venus! Alle Damen legen ihm Schlingen; aber die Probe, welche ich ihm von meiner

Liebe gegeben habe, wird ihn ungetheilt zu dem Meinigen machen. Wer könnt' es anders seyn, als Herr von Richelieu!" Sterwil.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Fortsetzung.)

Thorwaldsens Phantasie ist poetisch, in der höchsten Bedeutung des Worts, ein Abfluß von Instinkt und Trieb, aus dessen Dunkelheit ein schaffender Gedanke nach dem andern, Schlag auf Schlag, in frischen harmonischen Gestalten hervor blitzte. Das berühmte Fries in erhabener Arbeit, welches Alexanders Einzug in Babylon vorstellt, wie der Held von seinem persischen und indischen Feldzuge zurück kehrt, ist ein ganzes Epos in Marmor, im Gepräge der griechisch-morgenländischen Welt. Mit einer oberflächlichen Beschreibung will ich Dich verschonen: denn leicht kannst Du Dir vorstellen, zu welcher mannigfachen Schönheit und charakteristischen Eigenthümlichkeit ein solcher Stoff, Alexanders Heldenzug und die mit Geschenken erscheinenden Huldigungen der Morgenländer, dem sinnreichen Künstler Veranlassung gaben. Wahrlich, da Napoleon die schon festgesetzte Reise nach Rom unterließ, für welche dieses Fries bestellt war, um den Quirinal-Palast bei seinem Einzug damit zu schmücken, versäumte er zugleich die Anschauung des vielleicht einzig wirklich Schönen, was ästhetische Ruhmopfer jemals ihm zu Ehren hervor brachten. Ich lasse es übrigens dahin gestellt seyn, in wie fern er sich dadurch geschmeichelt fühlen würde, wenn er die Freunde der Freiheit bemerkte, die aus allen Kräften über den Tigris wegrudern, und ob er diesen schlauen Wink über das Freiwillige in der Freude der Babylonier verstanden hätte? — Ein eben so herrliches und vollendetes Werk ist, obwohl in kleinerem Maaßstabe, das Basrelief, welches die Scene aus der Iliade vorstellt, wo Agamemnons Herolde die Briseis von dem erbitterten Achilles wegführen. Man kann sich nicht satt sehen an dieser reichen und doch so einfachen Zusammenstellung von Größe und Schmerz, Kraft, Schwäche und Mitleid: an dem Göttersohn, welcher sich, alle Nerven von Erbitterung und Rachgier gespannt, wegwendet, aber doch noch eben so schön bleibt; an dem sanften Patroklus, welcher die holde zitternde Briseis langsam von sich schiebt, die sich umkehrt und mit trauriger Resignation zwingt, in das Gesetz der Nothwendigkeit sich zu fügen: endlich an ihren beiden weisen Begleitern, die, ungeachtet aller gehörigen Herolds-Würde, sich doch so viel wie möglich beeilen, herzlich erfreut darüber, lebendig und mit ganzen Gliedern von einer so schwierigen Gesandtschaft gekommen zu seyn. — In der alten Welt ist Thorwaldsens Natur ganz wie heimathlich. Mit überraschender Wahrheit, und doch ohne alle sklavische Nachahmung, wetteiferte er kürzlich in ihrer eigenen Manier mit den Meistern des vor Phidias geltenden Styls, über welchen man erst vor Kurzem, durch die Entdeckung der sogenannten „äginetischen Kunstwerke", vollständigere Aufklärung bekam. Der Kronprinz von Baiern, der eifrigste und freigebigste von allen jetzt lebenden fürstlichen Kunstliebhabern, hat sie gekauft und von Griechenland hierher bringen lassen; er hält sich selbst diesen Augenblick in Rom auf, und auch das Kunstwerk ist noch nicht nach München gesandt. Ein baierscher Historien-Maler, Wagner — derselbe, welcher die Beschreibung davon geschrieben (die Schelling heraus gab und mit vortreflichen Zusätzen bereicherte) — hat sie einstweilen unter seiner Aufsicht, und die Sammlung befindet sich in einem Hause, nicht weit von dem unsrigen. Da Verschiedenes beschädigt und zerbrochen war, bekam Thorwaldsen den Auftrag, sie zu restauriren, und vertiefte sich während dieser Arbeit, welche er auch zur größten Zufriedenheit aller Kunstkenner vollführte, so sehr in Betrachtung ihrer sonderbaren Formen, daß die Folge zuletzt eine Göttin der Hoffnung wurde, welche sich als eine vermittelnde Fortsetzung den übrigen Sachen anschließt. Diese alten Götter und Kriegerbilder tragen einen merkwürdigen Stempel strenger Religions-Mystik, und die, welche sie verfertigten, glaubten ganz gewiß, daß ein Gott sehr wenig geehrt werde, wenn sein Bild, wie das eines schönen Menschen, des Beschauers Blick gewänne. Wohl giebt die Ausarbeitung aller Gestalten eine schon gründliche Kenntniß des menschlichen Körpers zu erkennen, und das Nackte zeigt nirgends, als in der Behandlung des Kopfes und Gesichts, eine Abweichung von dem Gesetz der genauesten Natur-Wahrheit. Aber nicht bloß eine gewisse dunkle Neigung für Magerkeit, welche deutlich mit Vorsatz da ist (eben wie in der bildenden Kunst des älteren Christenthums), sondern noch weit bestimmter ein allgemeiner und ebenfalls vorsätzlicher halb-egyptischer Familienzug über Auge, Mund und Kinn, ein rohes, aber gutmüthiges Lächeln, erinnern an die Kunst-Periode, welche auf die ältesten Hermes-Bilder und Dädals hölzerne Bilder folgte. Man weiß, daß in Hindostan, noch heut zu Tage, alle Heiligen-Bilder nach gewissen uralten unveränderlichen Typen gemacht werden müssen, über deren genau in Acht zu nehmende Gleichförmigkeit die Priester strenge halten. Diese Gleichförmigkeit schränkt sich hier fast nur auf Physiognomie und Gesichtsbildung ein: übrigens ist der asiatische Religions-Ernst sichtbar auf dem Wege, sich mit dem fröhlichen Aeußeren des Hellenismus zu versöhnen. Nach und nach verlor er sich ganz aus der Plastik der Griechen, in demselben Maaße, wie der nothwendige Ausdruck der symbolischen Begriffe, zur

Andacht hinreichend, der ästhetischen Forderung weichen mußte: eben in den mythischen Gestalten die höchste Vollkommenheit der menschlichen Gestalt dargestellt zu sehen. Es ist wahrscheinlich, daß Phidias in seinen hohen bewunderten Tempel-Bildern ein Gleichgewicht, eine Harmonie zwischen den mystischen Forderungen der Religion und den ästhetischen der Kunst suchte. Es kam eine Zeit, wo die letzten auf Kosten der ersten befriedigt wurden, und die Kunst, welche sich nun bloß damit beschäftigte, Schlösser und Bäder für die Reichen der Erde zu schmücken, sank in dasselbe Grab, welches die Religion schon zu einer baldigen Auferstehung verwahrte.

Vielleicht ist Canova ein vollkommenerer Bildhauer, als Thorwaldsen; dieser hat theils eine schwache Brust, welche ihm nicht erlaubt, sich lange unablässig mit dem Hauen zu beschäftigen, und den feinen Marmorstaub ein zu schlucken, der in einer solchen Werkstätte stets herum fliegt: theils ein Gemüth, welches sich in Allem meist an den Gedanken selbst hält, und von seinem reichen Vorrath gern angespornt wird, sich so schnell wie möglich von alten auf neue Gedanken zu begeben. Gleichwohl hat er in der späteren Zeit so ausgezeichnet taugliche Arbeiter in seinen Dienst bekommen, daß seine Werke gerade in dieser Rücksicht denen seines Wetteiferers nichts nachgeben. Thorwaldsen hat sich ebenfalls in christlichen Gegenständen versucht, vielleicht mit geringerem Erfolg. Das schöne italienische Mittelalter hat Bildhauer auf zu weisen, die ihn in dieser Rücksicht übertreffen. An die heiligen Bücher und Legenden der Christenheit muß sich kein Künstler wagen, wenn er sich nicht mit ganzer Seele und von ganzem Herzen auf dem sanften paradiesischen Grunde dieser Lehre befindet. Thorwaldsen ist dazu noch zu sehr antik. Dagegen müßtest Du gesehen, wenn Du seine berühmte Helden-Satue Jason mit dem eroberten goldenen Vließe, und sein Basrelief die Nacht sähest (welches binnen Kurzem eben so berühmt seyn wird): daß seine Kunst die beiden Pole der Sphäre, welche unterhalb der höchsten liegt, zusammen gefaßt hat. Jason ist das wahre Ideal eines Heros, ruhig im Gefühle seiner selbst, mächtig in seiner Kraft, edel in deren Anwendung: die Nacht dagegen eine unendlich zarte weibliche Gestalt, bekleidet und beflügelt, welche unter einem Mohnkranz, mit zwei süß schlummernden Kindern in ihren Armen, und selbst ihre zarten Augenlieder in unbekannten Träumen schließend, leise in den gestirnten Raum hinaus schwebt. So sind, bevor die eigentlichen Mysterien der Geisterwelt sich in der Seele aufschließen, Kraft und Ahnung die herrlichsten Gestalten, zu denen das Leben sich aufschwingen kann. Sie sind der Anfang und das Ende der Natur und der Antike; aber unmittelbar nach der Ahnung Nacht bricht die Morgenröthe einer neuen glänzenderen Sonnenwende an. Dies ist die himmlische Liebe, welche ihre Werke mit sich selbst aussöhnt.

„L'Amor, che muove 'l Sole e l'altre stelle." (Dante.)

(Die Fortsetzung folgt)

Gedanken.

(Aus den „Oeuvres posthumes du Chevalier Temple.)

Die Ehre des Mannes ist wie die Ehre des Weibes: Einmal verloren ist verloren auf immer.

Die Jugend neigt sich zu den entschuldbarsten Leidenschaften hin: Liebe, Verlangen, Ehrgeiz, Freude; das Alter zu den schlimmsten: Geiz, Eifersucht, Neid, Verdacht.

Die Weisesten sind, die lieber Rath anhören, als geben.

Tibers Gewaltthätigkeiten machten zu Rom mehr Stoiker, als die Lehren dieser Sekte.

Die Menschen suchen den Umgang mit Andern, und fliehen den Umgang mit sich; beides ist aber nöthig, und eines ohne das andere von keinem Nutzen.

Paolo sagte im 66sten Jahre: „Lorsque les esprits, qui fournissent l'esperance, viennent à failler, il est tems de mourir."

Haug.

Poetische Ausstellungen.

IV. Sonette an einen Freund.

1.

Im Hirn spukt mir ein Mährchen wunderfein,
Und in dem Mährchen klingt ein feines Lied,
Und in dem Liede lebt und webt und blühe
Ein wundersüßes, zartes Mägdelein.

Und in dem Mägdlein wohnt ein Herzchen klein,
Doch in dem Herzchen keine Liebe glüht;
In dieses lieblos, frostige Gemüth
Kam Hochmuth nur und Uebermuth hinein.

Hörst du, wie mir im Kopf das Mährchen klinget?
Und wie das Liedchen summet ernst und schaurig?
Und wie das Mägdlein kichert leise, leise?

Ich fürchte nur, daß mir der Kopf zerspringet,
Und, ach! da wär's doch gar entsetzlich traurig,
Käm' der Verstand mir aus dem alten Gleise.

2.

Du sah'st mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und gebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne in's Verderben züngeln.

Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln;
Du sah'st mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.

Du aber standest fest gleich einem Thurme;
Ein Leuchtthurm war dein Kopf mir in dem Sturme,
Dein treues Herz war mir ein guter Hafen.

Wohl wogt um jenen Hafen wilde Brandung,
Nur wen'ge Schiff' erringen dort die Landung,
Doch ist man dort, so kann man sicher schlafen.

Berlin. H. Heine.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

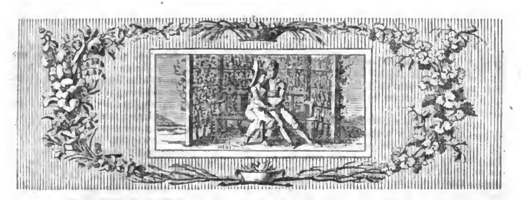
Die Arbeitshäuser der Niederlande. (Von einem Reisenden.) Ich trat in das Arbeitshaus zu ***. Ein wohlgekleideter Mann kam mir entgegen und erbot sich sehr höflich, mich, den Fremden, herum zu führen. — Die Zimmer waren alle groß, hoch, luftig, und niemals von mehr als vier bis fünf Gefangenen bewohnt. Zwei Mal werden alljährlich diese Gemacher geweißt und täglich mehrere Mal ausgefegt, so daß, wie in ganz Holland, auch in diesen Wohnungen der Sträflinge die höchste Reinlichkeit herrscht. Daß schwere Verbrecher mit minder Straffälligen hier nicht zusammen gesperrt werden, wie, zur Schande der Menschheit und gesunder Vernunft, an manchen andern Orten geschieht, darf ich wohl kaum bemerken. Beide Arten von Gefangenen aber werden, nach Maaßgabe ihrer Kräfte und Fähigkeiten, nützlich beschäftigt, und indem man auf diese Weise ihnen den Weg eröffnet, auch noch hier während der Zeit ihrer Strafe sich und der Gesellschaft zu nützen, bewahrt man sie vor den schrecklichen Folgen des Müßigganges und jener Gemeinschaft mit einander, die oft aus dem kleinen Verbrecher, welchen das Gesetz zur Besserung — wie es heißt — auf einige Zeit seiner Freiheit beraubt, einen vollendeten Bösewicht macht, der nur begierig dem Augenblick seiner Befreiung entgegen sieht, um dann, mit desto mehr Ranken und Schlechtigkeiten vertraut, das alte Sünden- und Lasterleben von vorne zu beginnen. — Was die Weiber anlangt, so werden sie theils mit Spinnen, theils mit Nähen, theils mit Wollekratzen beschäftigt. Alle Arbeit in diesen Häusern beginnt des Morgens um 6 Uhr und dauert bis 11 Uhr Mittags. Dann haben die Gefangenen bis 1 Uhr Zeit, ihre Mahlzeit zu halten, spazieren zu gehen u. s. w. Von 1 bis Abends 8 Uhr wird wieder gearbeitet. Doch gestattet man ihnen auch noch an bestimmten Tagen einige Stunden, in denen sie für sich arbeiten können, in der sehr löblichen Absicht, den Unglücklichen dadurch Gelegenheit zu geben, während ihrer Strafzeit durch Fleiß und Sparsamkeit sich ein Sümmchen zu erwerben, oft hinreichend genug, ihnen bei dem Austritt aus der Straf-Anstalt ihr künftiges Fortkommen zu erleichtern. Im Ganzen ist aber die Art, wie man die Gefangenen beschäftigt, so umsichtig und gut eingerichtet, daß ihr Erwerb beinahe hinreicht, die Kosten ihres Unterhalts zu decken. — Die Nahrungsmittel, welche man ihnen reicht, sind, obschon gering, doch hinlänglich und gesund: Zum Frühstück ein halb Pfund Brod und etwas Käse; Mittags ein halbes Pfund Fleisch; Abends eine Schüssel Hülsenfrüchte. Außerdem empfängt noch jeder Gefangene, Männer wie Weiber, täglich eine Portion gutes Bier. — Schwerere, zum Tode verurtheilte Verbrecher erhalten ein besonderes Gemach, das zwar sehr wohl verwahrt, aber weder stinkend noch ungesund ist, wie die Kerker in manchen andern Ländern. Auch läßt man diese Unglücklichen nicht allein, damit Verzweiflung sie nicht zu entsetzlichen Schritten treibe. Gefesselt werden sie gleichfalls nicht; doch sind Thüren und Fenster so gehörig mit Eisen verwahrt, daß Ausbruch zu den kaum möglichen Dingen gehört. — Was die Todesstrafe anlangt, so vermindert sich ihre Anwendung von Jahr zu Jahr. Innerhalb 21 Jahren zählte man im Bezirk von *** nur 22 Fälle, wo die Todesstrafe erkannt werden durfte; übrigens wird sie auf eine so feierliche, gleichsam mit einem religiösen Grauen umgebene Art ausgeführt, daß nothwendig der Anblick einer solchen Hinrichtung den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer macht und wohl geeignet ist, den vielleicht schon am Rande des Abgrunds Taumelnden auf zu schrecken und zur Besinnung zu bringen. Bemerkung und Nachahmung verdient aber noch: daß die Hinterbliebenen eines durch das Schwerdt der Gerechtigkeit Gefallenen kein Vorwurf, keine Schmach trifft. Gewöhnlich werden die Kinder solcher Unglücklichen in die trefflich eingerichteten Waisenhäuser aufgenommen. — Noch berichtete mir mein Führer, daß in Holland niemals ein Verbrecher zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wird. Auf 20 Jahre, das ist schon eine der höchsten Strafen, und indem man so dem Elenden, der dem Strafgesetz verfällt, nicht die Hoffnung, das belebende Prinzip zu allem Guten, auf einstige Wiedererlangung seiner bürgerlichen Freiheit abschneidet, raubt man ihm auch nicht den Muth und die Kraft, sich zu bessern. Im Gegentheil wird beides dadurch befeuert, daß er nicht unbedingt auf so oder so viel Zeit verurtheilt, sondern ihm selbst die Verkürzung seiner Strafe anheim gestellt wird, indem durch gute Aufführung, aufrichtig bewiesene Reue, Fleiß und Sittlichkeit während der Dauer seiner Gefangenschaft, ihm die Mittel verliehen werden, das erste Urtheil zu mildern. Denn ist das Betragen des Gefangenen so, daß die mit der Ober-Aufsicht des Hauses beauftragten Männer Grund haben, zu hoffen, der Verbrecher habe einen andern Menschen angezogen, so geschieht es häufig und ist gesetzlich: daß sich die Pforten seines Kerkers eher öffnen, als der erste Richterspruch bestimmte; und der Gebesserte wird dann der menschlichen Gesellschaft wieder gegeben, ohne daß diese mit barbarischem Vorurtheil den wie einen auf alle Zeiten Verpesteten und Gebrandmarkten betrachtet, und nimmer wieder vertrauend unter sich aufnimmt, der die Fehler früherer Zeiten durch Haft und Reue büßte. Mein Führer versicherte: daß, seitdem er als Aufseher in diesem Hause angestellt sey, schon Viele vor Umlauf ihrer eigentlichen Strafzeit die Anstalt verlassen hätten und daß die mehresten derselben, die als Nichtswürdige herein gekommen, als nützliche und wackere Menschen wieder heraus gegangen und Manche sehr achtbare Familien-Väter und Mütter geworden wären. Wahrlich, dem Freunde der Menschheit wird das Herz groß bei solchen Berichten! — Um aber zu diesem segenvollen, menschlichen, im Geiste ächten Christenthums begründeten Ziele zu kommen, werden nur Männer von anerkannt redlichem und ehrwürdigen Charakter zu Vorstehern dieser Anstalten gewählt, deren mildes Streben es dann ist, durch fleißige Besuchung der ihnen untergebenen Gefangenen ihnen Trost zu bringen, mit gütiger Sorge ihr Loos, so viel sich thun läßt, zu erleichtern, sie zu warnen, zu belehren, zu ermuthigen, und auf solche Art in ihnen die Aussicht auf ein ehrenwerthes Leben, auf bessere Tage zu erhalten. Alle Freitage versammelt sich überdem die dem Hause vorstehende Comitée, den Direktor an der Spitze, und hier ist es, wo man sich, nach Beseitigung der Angelegenheiten der Anstalt, von dem Betragen der Gefangenen genau unterrichtet. Jeder Gefangene kann hier seine allenfallsigen Beschwerden vorbringen; Jeder wird gehört, Jedem Recht erwiesen, und nicht wie zürnende Herren gegen entwürdigte Verbrecher, sondern mit dem Ton väterlicher Milde wird hier über den Verworfensten gerichtet und auch diesem Recht erwiesen, wenn ihm Unrecht geschah; der aber belobt, dessen Aufführung tadellos war. G. G.

In früherer Zeit war Longchamps das Rendezvous für jede Lais der Hauptstadt. Die Actricen machten das meiste Aufsehen; ihre Equipagen waren das Glänzendste, was man dort sehen konnte: aber nicht etwa auf ihre eigenen Kosten, sondern auf Kosten der großen Herren, die ihnen den Hof machten. Der Liebhaber war dann auch jedesmal auf einem Engländer (denn ein französisches Pferd würde höchst unpassend gewesen seyn) in der Nähe, um der Genugthuung zu genießen: wie diese leichten Schönheiten, auf ihres Anbeters Rechnung, den Glanz jeder ehrenwerthen reichen Frau verdunkelten; namentlich setzten die Financiers ihren höchsten Ruhm hierin. (Constitut.)

Seit dem Gesetz vom 28. Oktober 1820 bis zu Ende Februar 1821 haben sich in Spanien 1197 Mönche und 46 Nonnen säcularisiren lassen. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 10. und Blatt der Ankündigungen Nr. XI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 16. Mai. 78stes Blatt.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Fortsetzung.)

Den 16. März 1818.

Nach einer unvergeßlich schönen Morgenwanderung, von Natur- und Kunst-Denkmalen begeistert, befand ich mich heut in der richtigen Stimmung, die trefflichen Fresco-Malereien zu sehen, mit welchen einige junge deutsche Künstler einen kleinen Saal im Hause des preußischen Consuls Bartoldi verziert haben; sie stellen die wichtigsten Begebenheiten aus Josephs Leben vor. Vorzüglich gefiel mir ein Bild von Cornelius, wo der raphaelisch-liebenswürdige Jüngling die Träume deutet, während Pharao in tiefer Königs-Bekümmerniß auf seinem Thron sitzt; und ein anderes von Overbeck, wo der Knabe, in einer schönen süd-asiatischen Landschaft, von seinen Brüdern an den kommenden Sklavenhändler verkauft wird. Die fromme Naturfrische der alten florentinischen Schule, im Verein mit der ungeschminkten Biederkeit und Unschuld der alten Deutschen, athmen aus diesen Bildern. Dies aber ist der Charakter, welcher bei den ausgezeichnetsten hiesigen deutschen Malern herrscht; ein Charakter, der als der Anfang einer neuen Periode der Malerei betrachtet werden kann, wenn auch nur in der Rücksicht neu, daß sie mit selbstständigem Auffassen wieder zu dem Schönen und Wesentlichen einer längst verflossenen Zeit zurück kehrt, deren herrlichste, aber auch letzte Frucht der unübertreffliche Raphael war. Daß eine Ansicht, welche, vermöge ihres Gegensatzes zu den meisten herrschenden Begriffen von Kunst und deren Bestimmung, sich anfänglich nothwendiger Weise nur in einem revolutionairen Geiste äußern konnte, zuerst von deutschen Künstlern erweckt und ausgebildet werden mußte, folgt aus der spekulativen, historischen und religiösen Richtung, welche die Seele von Deutschlands National-Bildung ausmacht. Unter den Italienern haben sie bisher nur einen Malthefer zum Lehrling gewonnen. Die Uebrigen, als Franzosen und Engländer, fahren fort, mit vieler Bequemlichkeit und Selbstzufriedenheit, Statuen, coups de théâtre, nackte Jungfrauen und lockende Nebelbilder zu malen. Einige vertiefen sich in Guidosche Aetherfarben und Mengsische Ideale, Andere beschäftigen sich damit, die ungleichen Vollkommenheiten von drei oder vier Meistern (als z. B. Raphael, Titian und Correggio) in eklektischen Compositionen zu amalgamiren; eine zahlreiche Menge repetirt unaufhörlich Davids französische Tragödien; Einige glauben sich im Besitz der reinen Natur und pochen dabei gewaltig auf Kraft und Natur-Genie. Das letzte, nämlich einen eigenthümlichen Begriff davon, glauben die Engländer in einem ausgezeichneten Grade bei Thorwaldsen entdeckt zu haben, weshalb sie ihn denn auch ohngefähr aus dem nämlichen Gesichtspunkt erheben, wie sie ihren neuesten Mode-Dichter, den Lord Byron, zu einem non plus ultra unter allen Dichtern der Welt erheben. Ohne Zweifel haben die Britten Sinn für Alles, was auf eine kräftige und überraschende Art lebendig und ursprünglich ist; es scheint aber doch, als wenn die Meisten das Schöne und Große bloß in den

Ausdruck einer ungewöhnlichen Kraftäußerung sehen. Von Philosophie, Religion und Poesie kann bei solcher Richtung eigentlich keine Rede seyn, weder rücksichtlich der Prinzipe, noch der Erkenntniß, welche deren Ausübung leitet.

Ganz anders ist es mit den Deutschen. Ich hatte im Vaterlande derselben häufig darüber reden gehört: daß in Rom, unter den jüngeren deutschen Künstlern, eine Art neue Malerschule auf dem Wege sey, sich aus zu bilden; und man stritt heftig über das Vernünftige ihrer Grundsätze, weit heftiger, als über den Werth ihrer Arbeiten, während man den Hauptleuten derselben (Cornelius und Overbeck) sowohl seltenen Geist als seltene Gründlichkeit in den technischen Wissenschaften gern zutheilte. Ich bemerkte auf der einen Seite — wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich ist, bevor die Blitzstrahlen einer neuen geistigen Lebenskraft es dahin gebracht haben, das Dunkel alter Gewohnheiten und Vorurtheile zu durchbrechen — einen Unwillen, welcher blindlings verdammte und verwarf: auf der andern Seite ein Bewundern, welches vielleicht oft in dem Wahne stand, das Neue rühmen und verfechten zu müssen, wenn auch nur wegen des zweideutigen Verdienstes, neu zu seyn: selten aber vernahm ich Aussagen und Urtheile, die sich auf eine sinnige und unparteiische Prüfung gründeten. Ja sogar Goethe hat — im zweiten Heft von: „Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden" — ganz unsanft über eine Sache geurtheilt, die er nicht mit eigenen Augen betrachtete, und durch seinen Machtspruch, welcher eigentlich auf Mengsischen Jugendlehren beruhet, gegen seinen Willen eine wahre babylonische Verwirrung in die Streitfrage gebracht, welche er auflösen wollte. Ein solches Verfahren dient immer nur dazu, eben die entgegen gesetzte Einseitigkeit hervor zu locken, deren Daseyn man annimmt und bestreitet. Die jungen Künstler und deren Freunde schieben die Schuld der minder glücklichen Eingebungen dieses alten Dichters auf einen gewissen theoretisirenden Maler in Weimar, Namens Meyer, seit mehreren Dezennien Goethe's Umgangsfreund: ein gelehrter Mann, aber schlechter Maler, und in seiner Kunstlehre, seinem Forschen ohngefähr ein Bouterwek der bildenden Künste. Gleichwohl hat Goethe selbst sich öffentlich über den wackeren Cornelius geäußert, nämlich bei Veranlassung seiner Zeichnungen zu dem Niebelungen-Liede: daß sein Talent seltsam sey, ja daß die Kunst mit ihm eben wie in den Mutterleib zurück kehre und noch einmal neu geboren werde. Diese Aeußerung enthält, wenn sie richtig verstanden wird, bei weitem mehr, als Goethe vielleicht damit zu sagen wähnte: anstatt ein bloßer Ausdruck des Beifalls über einen ganz ausgezeichneten Mann zu seyn, ist es in der Wirklichkeit das allgemein Charakteristische des ganzen Geistes, des Auffallenden, welches die Richtung und das Ziel der angefeindeten neuen Schule bildet. — Denkt man sich unter diesem Namen eine durch Gleichheit in den Grund-Ansichten frei verbundene Künstler-Republik, so ist eine Schule hier gewiß vorhanden; das Prädikat der Neuheit kann derselben aber mit wenigerem Grunde zuerkannt werden, indem sie eigentlich so alt ist, wie die Fiesole's, Masaccio's, Francia's, Perugino's und Raphael's. Was man unerhört und neu an derselben findet, besteht einzig darin: daß sie zur ursprünglichen Anschauung der Natur und der Schönheit zurück kehrte; so wie das Lebendige einer Kunst es fordern mußte, welche in ihrem Geiste christlich, in ihrer Art romantisch ist. Bei den Griechen war die Skulptur die Kunst der Religion; sie war diejenige der beiden plastischen Schwestern, an welche die höchste Liebe gewendet, auf welche der größte Werth gesetzt wurde; die Malerei war dagegen eine Nebensache, tauglich zu Verzierungen der Gebäude und allerlei sonstigen Bestimmungen für das Vergnügen des Einzelnen. Sie ward auch bei den Alten nie etwas Anderes, als eine mit trockenen Farben belegte Abbildung von Statuen und Basreliefs. *) Die Umwälzung der Welt durch das Christenthum war nicht bloß der Triumph des Lichts, sondern auch der Strahlen: die neuen milden Götterwesen kleideten sich am liebsten in den klaren Schleier des Farbenspiels, und die Malerkunst bekam dadurch Flügel, welche sie weit über die Schwester hinauf hob. Aus diesem umgekehrten Verhältniß müßte nun die nothwendige Folge hervor gehen: daß, wenn die Bildhauerei (es versteht sich, im Nothfall) so ziemlich sich mit Phantasie ohne Herz, mit Poesie ohne Religion behelfen konnte — nämlich mit der Poesie, welche sich in den äußeren Vollkommenheiten des Natur-Organismus offenbart — so wäre dagegen alle Malerei, die sich nicht aus dem innigsten Verschmelzen beider entwickelt, ein gänzliches Nichts, ein wesenloser gaukelnder buntfarbiger Augenkitzel. Sie muß so behandelt werden, daß sie im vollen Ernst das ist, was die Skulptur früher war: eine Kunst für Religion und für erhabene Dichtung. Im andern Fall wird die Wurzel derselben abgeschnitten, der Kern derselben ausgehöhlt, und schnell würde man selbst eines Raphaels Kraft zu seiner ersten Geringheit, zu einem bloßen Dekorations-Handwerk herab sinken sehen, welches auch nicht einmal den Ruhm behalten könnte, sich als solches im Kunstwerth mit einer zur nämlichen Tiefe gesunkenen Skulptur messen zu

*) Spätere Bemerkung. Man betrachte einmal vorurtheilsfrei die sogenannte „Aldobrandinische Hochzeit", welche jetzt im Vatican aufbewahrt wird; man schaue die zahlreiche Sammlung der antiken Gemälde in Portici! Der Verfasser dürfte, bei Gelegenheit seines Besuches in Herkulanum und Pompeji, mit größerer Ausführlichkeit auf diesen Gegenstand zurück kommen.

können; denn die Bildhauerei, sich auf die fast mathematisch strenge Unabänderlichkeit gewisser organischer Urbilder stützend, behält in ihrem Verfall doch wenigstens einen Schein zurück, einen majestätischen Anstrich der edlen göttlichen Einfachheit, welche sich in den ewigen Grundzügen der harmonischen Natur-Gesetze offenbart. — Die Bibel, die ältesten Kirchen-Legenden, Volkssagen und episch-historische Urkunden, nämlich solche, bei denen der in den Jahrbüchern lebende und in den Völkern wirkende Geist ungeschminkt in seiner innersten Wahrheit hervor tritt, bilden den Ideen-Kreis, innerhalb welchem die Erfindung und der Pinsel des ächten Malers seine Stoffe wählt. Vor Allem muß er mit philosophischem Scharfsinn und poetischem Blick — ist er vom rechten Schlage, so vereint er beides in seiner Natur — in das Wesentliche, das Charakteristische, das Eigenthümliche der Sache eindringen können. Dies Vermögen kann ein Portrait — eben wie es sich ja mit den kräftigen Portraits der alten italienischen und deutschen Meister verhält — zur Würde des ewigen Symbols erheben — welches sich öfters vielleicht verwirrt genug in den zeitlichen Schöpfungen der Menschen ausdrückt — und ein Landschafts-Gemälde veredeln; indem sie bescheiden fast nichts Anderes verlangt, als mit innerlichem Erkennen einen Zug der jetzigen Sinnenwelt zur Offenbarung einer höheren dar zu stellen, welche sich nicht bloß in Engeln, Heiligen und Helden offenbart, sondern auch durch Sterne, Blumen, Klippen und Wasserfälle. — Die ganze sichtbare Natur ist ja eine Sinnbild-Sprache! Der Künstler, der sie poetisch (prophetisch) auffassen kann, der kann auch poetisch malen. Bestätigen nicht der Deutschen Friedrich und der Schweden Fahlcrantz mit mannigfachen Beispielen diese Theorie? Ich möchte wohl die letzten Stunden des Tages in einem Cyclus von Landschafts-Gemälden dargestellt sehen, und bin sicher, daß sie jeden Zweifler völlig davon überzeugen sollten, bis zu welcher Höhe symbolischer Schönheit eben diese Art Malerei sich hinauf schwingen kann. (Die Fortsetzung folgt.)

Skizze des jetzigen Griechenlands.

(Aus dem Französischen)

Die Türken sind jetzt etwa noch dasselbe, was sie unter Mahomed II. gewesen: verachtend gegen Künste und Wissenschaften, nur an ihrem Glauben mit blindem Gehorsam haltend. Die Griechen dagegen sind unstreitig weit aufgeklärter, als ihre Vorfahren zu Zeiten des west-römischen Reichs: ein Paar Schulen des wechselseitigen Unterrichts würden selbst ihre untersten Klassen in einem Viertel-Jahrhundert so weit bringen, wie die Bauern des Elsaß es jetzt sind. — Die Moldauer und Wallachen, die Sprößlinge jener Geten und Dazier, die dem Traian so schwer zu unterjochen wurden, sind noch jetzt stolz, kühn und rachsüchtig, glauben an Bestimmung, und machen sich übrigens kein Verbrechen daraus, einen Türken um zu bringen. Sie wählen sich selbst ihre Hospodaren und zahlen den Türken nur einen Tribut; sie dünken sich völlig frei, weil sie keinem Muselmann gehorchen dürfen und sind unbekümmert: ob der Hospodar die ärgsten Bedrückungen gegen sie übt. Jassy, die Hauptstadt der Moldau, hat 30,000 Einwohner; Bucharest (Bouccorestion), die Hauptstadt der Wallachei, etwa 90,000 Einwohner. — Seit 20 Jahren schon ziehen die Hospodaren, die sich selbst von den Türken viel müssen gefallen lassen, Gelehrte und geschickte Künstler ins Land. Die italienische Sprache ist sehr gebräuchlich dort; die Vornehmen senden ihre Kinder sogar auf italienische Schulen und das aus einer Art — durch die neuesten Vorfälle in Italien gewiß erschütterten — Nationalstolzes: weil sie meinen, von einer römischen Colonie her zu stammen, die Kaiser Traian in ihrem Lande gegründet. — Albanien, das alte Epirus, hat ein noch kriegerischeres Volk, wie die Wallachei; die Albanesen oder Arnauten sind wegen ihrer Rohheit berüchtigt. Ihr seltsamer Anzug erinnert noch an die alten römischen Soldaten; aus Albanien zog Rom auch seine besten Legionen. Sie tragen noch die Calliga und den Waffenrock, wie die Schotten: außerdem haben sie eine Art Küraß, ein kurzes breites Schwerdt hängt am Gürtel; auch bedienen sie sich eines schlechten Karabiners. Der Bart ist lang, Hals und Arme sind nackt. Gibbon sagte einmal: „Albaniens Inneres ist minder bekannt, als das Innere Amerika's!" — und er hat Recht. Uebrigens traute ihnen bisher Niemand: Ali-Pascha aber setzt — wahrscheinlich, weil ihm nichts Anderes übrig bleibt — sein ganzes Vertrauen auf sie; die Rohheit dieses Usurpators paßt auch trefflich zu ihnen. Sein Janina liegt fast mitten in Griechenland, und er kann, vereint mit jenem Volke, den Türken sehr gefährlich werden; die Arnauten namentlich sehnen sich nach nichts mehr, als Constantinopel einmal plündern zu dürfen. Hinsichtlich ihrer Religion sind sie weder Christ noch Muselmann und eigentlich ganz ohne Gottesdienst. — Außer diesen National-Stämmen giebt es noch ein Völkchen mitten im Pelloponnes, das sich rühmt: es rolle das Blut der Spartaner in seinen Adern, es sind die Mainoten; sie bewohnen die Gebirge Lakoniens, die noch nie ein Türke betreten durfte. Sie lieben Tugend und Freiheit über Alles: wenigstens findet man bei ihnen die strengste Ausübung der Gesetze. Sie können 15,000 Mann ins Feld stellen, und machen seit einiger Zeit die größten Fortschritte in der europäischen Waffen-Uebung. Man hat eine Beschreibung ihres Landes in gemeinem Griechisch, von einem Mainoten selbst verfaßt, die vieles Interessante über ihren Charakter enthält. Sie hegen ein so großes gegenseitiges Zutrauen, daß sie Alles ohne gerichtlichen Beistand schlichten; besonders aber ehren sie Sittlichkeit und die einfach-christliche Religion.

C. Möller.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Ein eben erschienener Roman: „Hieronymus. Nachklänge einer spanischen Romanze“, von Rob. Feretto (den Lesern des „Gesellschafters“ schon vortheilhaft bekannt), hat besonders in der ersten Hälfte eine gute, zum Theil keck geflochtene Verwickelung und wird unter den verschiedenartigen Lesern sich wahrscheinlich die Menge gewinnen. Das Ganze, nur auf leichte Unterhaltung berechnet, erfüllt seinen Zweck, und friedlich wird die Kritik daran vorüber gehen oder höchstens ein Paar Seitenblicke auf folgende Stelle werfen: „Von Romanen fanden wir“ (Hieronimus hat nämlich für seine Frau Bücher nach Marseille kommen lassen) „bloß Wilhelm Meisters Lehrjahre. Obwohl sie diesem Kunstwerk, das während langer Zeit für das erste in seiner Art gehalten wurde, ihr Lob nicht ganz entziehen konnte, so erklärte sie sich doch entschieden gegen die häufigen Beimischungen über Literatur und Kunst. Ein Roman, behauptete sie, bedürfe dieser Ausstellung nicht, um schön zu seyn. Gemüthlichkeit sey seine Hauptzierde, alles Andere sey vom Uebel und gehöre in eigene dafür geschriebene Abhandlungen. Ich will nun einmal nichts lernen, wenn ich, bloß um meine Seele in eine behagliche Stimmung zu setzen, einen guten Roman lese. Klar und deutlich soll die Geschichts-Erzählung, wie eine anmuthig sprudelnde Quelle, vor mir hinfließen. Wird es Dich nicht ergötzen, nachdem Du die Größe des Niagara-Falles angestaunt, an einem lustig murmelnden Wiesenbach hin zu wandeln? — Sie hatte Recht! ich fühlte das später oft, wenn ich die gemüthlichen Erzählungen des vortreflichen H. Clauren las.“ — Wir wollen uns nicht über diese Ansicht streiten; glauben aber, der Verfasser (der sich eigentlich schon selbst gegen seinen Helden erklärt, indem er ja Beimischungen über Literatur in seinem Roman anbringt!) wird zufrieden seyn, wenn wir sie dem Hieronymus, nicht ihm selbst zuschreiben. Wir meinen dabei noch: daß jener, hinsichtlich des Verstandes, ein wahrer Hieronymus Knicker war, als er über den „Wilhelm Meister“ kein gescheidteres Urtheil ausgeben wollte: denn nach dem Roman seines Lebens ist er — wenn man nicht etwa eine hervorragende Liebe zur Musik als Beweis einer mehr sinnlichen als geistigen Ausbildung will gelten lassen — für eine moderne Person verständig genug. Da indessen jene Rede der Frau Hieronymus in die Flitterwochen fällt, so hat der Herr Gemahl wahrscheinlich noch nicht gewagt, ihr zu äußern: daß sie da kurios schwatze, den alten nichtssagenden Götzendienst mit dem Worte Gemüthlichkeit erneuere und ruhig dem „Wilhelm Meister“ ihr Lob ganz entziehen könne, ohne daß er deshalb weniger löblich oder das zweite Werk in seiner Art geworden sey. Den Beisatz: „Sie hatte Recht“ u. s. w. wird er nach den Flitterwochen wohl widerrufen, wie einer seiner Vorfahren, der Prager Hieronymus (aus dem Geschlecht von Faulfisch), seine Theses; nur nicht, wie dieser, aus Furcht und im Schwanken, sondern aus sicherer Erkenntniß, in welcher er seiner kritischen Gattin auch noch begreiflich machen wird: daß sie den Vergleich mit einem Wasserfall ganz sparen kann, wenn von Goethe die Rede ist; selbst der Niagara paßt nicht hieher, denn der zeichnet sich besonders aus durch die Höhe seines Falles und durch Getöse; Goethe aber fällt nicht und sein Gang ist der einer ruhigen Größe. — Uebrigens ist jener Roman hiemit der Lesewelt empfohlen; er wird gewiß Viele ergötzen. — Mad. Neumann hat in dieser Zeit die „Eboli“ (Don Carlos) zum zweiten Mal, dann den „Benjamin“ (Joseph in Egypten) und die „Margarethe“ (Hagestolzen) gegeben. Bei jener Wiederholung sollen (wie mir der Referent berichtet, welcher zuweilen Vorstellungen besucht und im „Gesellschafter“ beurtheilt, wenn ich eben nicht Zeit habe) die letzten Scenen belebter gewesen seyn im Ausdruck des in Liebe, Schuld, Reue und Erhebung ausbrechenden psychischen Sturmes; ich erwähne dies auf den Wunsch des Referenten, und komme dann zu der Meinung, welche ich, nach eigener Anschauung, über die andern beiden Rollen heim brachte. Der „Benjamin“ erfordert eine so schmucklose Einfachheit, daß er in abgeschlossener Vortreflichkeit wohl nur von den Extremen, der höchsten Natur oder der höchsten Kunst, dargestellt werden kann: insofern wie nämlich den höchsten Maaßstab auch bei einem Opern-Charakter anlegen wollen, was hier wohl erlaubt ist, weil die ganze Anlage von dichterischem Talente zeugt. Es ist nichts mannigfacher im Ausdruck als die naive kindliche Unschuld, indem jede Stimmung, eben in der Kindlichkeit, gar zu leicht wechselt. Mad. Neumann breitete über die ganze Aufstellung die düstere Farbe der Wehmuth, die sich gern ausspricht, weil sie Trost sucht; hier soll sie aber auch besonders Trost geben, und darum möchte die heitere Frömmigkeit, die hoffende Geduld u. s. w., welche in einigen Scenen sich hervor thun könnte, dem Colorit des Bildes nutzen. Jene stete, ob auch, nach meiner Ansicht, etwas zu gleichtönige Innigkeit, welche Mad. N. zeigte, ist aber schon so sehr gewinnend, daß man durchaus an Strenge der Kritik gewöhnt seyn muß, wenn man diese kleine Rüge, die ich aussprach, nicht mißverstehen will; sie hängt zusammen mit der früheren Bemerkung einer zuweiligen Monotonie, die bei einem so umfassenden Sprach-Organ auch hier augenblicklich vermieden ist; sobald die junge Künstlerin jene Ansicht theilt — was sie aber nicht ohne eigene Prüfung thun soll — zu welcher ich nur noch anfüge: daß der „Benjamin“ in benannter Oper der einzig mildernde Contrast ist gegen die Düsterheit, deren Schleier auf allen andern Charakteren liegt. Mad. Neumann sang und spielte übrigens sehr ergreifend; die Romanze im ersten Akt litt zwar etwas durch sichtbare Aengstlichkeit, aber nach beifälliger Ermunterung machte im zweiten Akt die seelenvolle Stimme sich überall geltend. — Als „Margarethe“ schlägt die geschätzte Fremde wohl Jedem die kritische Wage aus der Hand; da ist eine unbeschreibliche Natur, ein bezaubernder Kreis von Lieblichkeit und eine reiche, kräftige Nüancirung, welche zwar auch idealisirt — wie es denn wohl seyn muß, um dem Hofrath doch mit einem dichterischen Schritt entgegen zu gehen — jedoch lange nicht in dem Grade, als wie es bei dem „Clorchen“ (Verräther) fanden, wo freilich schon etwas Koketterie mitspielen darf, was nicht ist bei der „Margarethe“. Zu Allem kommt nun noch ein überaus herrlicher Vortrag des Liedes: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut“ — nun, wen sollt' es da nicht freuen, daß die Anwesenden in einer seltenen Aufregung und herzlicher Lust den Beifall immer mehr steigerten und aller nordischen Kälte Valet zu sagen schienen. Wir nehmen indessen die Wage doch wieder, um auf eine Schaale ein Paar Scrupel — also nur zwei Drittheil eines Quentchens — zu werfen. Wir fanden nämlich zwei Aeußerlichkeiten: ein Erheben auf den Fußspitzen, ferner das Spielen mit der kleinen Schürze etwas gar zu oft wiederkehrend — die Geringfügigkeit dieser Kritik bezeugt mehr als alle Worte die Vortreflichkeit der Künstlerin in dieser Rolle. — Bei der Vorstellung „Joseph in Egypten“ haben wir Hrn. Bader (Joseph), Hrn. Rebenstein (Simeon) und Hrn. Gern d. V. (Jakob); in den „Hagestolzen“ Hrn. Lemm (Hofrath) — besonders in der ruhigeren Hälfte der Rolle — Mad. Eunicke (Dem. Sternberg) und Mad. Esperstädt (Therese) als ausgezeichnet zu nennen; auch Mad. Sebastiani (Dem. Reinhold), Hr. Gern d. V. (Consulent Wachtel) und Hr. Rüthling (Valentin) waren lobenswerth. — Karl Maria v. Weber ist hier, um seine neuste Composition „die Jägersbraut“ (von Kind) einstudiren zu helfen; dies soll bekanntlich die erste Oper seyn, welche im neuen Schauspielhause aufgeführt wird. Eröffnen will man es — sehr umsichtig und lobenswerth! — mit Goethe's „Iphigenia“ und Goethe hat, wie wir hören auf den Wunsch des Hrn. General-Intendanten es übernommen, den Prolog zu dichten. — In der nächsten Zeit werden wir noch mehrere Gastspielende sehen, namentlich die Herren Meyer aus Karlsruhe, Stein und von Ziten-Liverati aus Leipzig, die sämmtlich schon einmal sich der Gunst unseres Publikums erfreuten. Gz.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 18. Mai. 79stes Blatt.

Die Carthagerin.

„Wie lange willst du widerstehn,
Carthago, der Quiriten Macht?
Zeigt doch, zu Lösung deiner Acht,
Kein Retter sich auf Meereshöh'n!
Hat doch der Römer letzter Sturm
Der Punier Tapferste erschlagen —
Was kettest du an Byrsa's Thurm
Des Sieges blutbenetzten Wagen!“

So rief's aus muthverlaß'ner Brust
In Hasdrubal, des Führers, Ohr:
Er klimmt herab vom Mauer-Chor —
Noch gestern seiner Kühnheit Lust! —
Am Thor jetzt steht er, zaget, schwankt:
Soll er dem eig'nen Volk entrinnen?
Der Gattin, die sein Herz umrankt?
Entflieh'n den ungebroch'nen Zinnen?

Doch näher dringt der feige Laut:
„Was zögerst du am Scheideweg?
Schon wird's im Römer-Lager reg,
Zu stürmen, wenn der Morgen graut!
Dir nur, dem Feldherrn, ist es Pflicht,
Der Deinen Leben zu erretten:
Ja, auch das Schwerste schändet nicht,
Gilt's solch Palladium zu erwetten!“

Und ach, sein Genius verstummt
Und überläßt ihn seiner Schmach!
Ein grünend Oehlbaum-Reiß er brach,
Zum Feinde fliehend, tief vermummt.
Doch nicht als Held — als feiger Knecht
Ward von den Siegern er empfangen,
Wo Blicke, die oft im Gefecht
Ihn mieden, schneidend ihn durchdrangen.

Ja, Scipio hält's kaum für wahr:
Den ungeheuern Hasdrubal —
Selbst kündend seines Muth's Verfall —
Vor sich zu schauen, waffenbaar?
Doch schon sein Anblick ist genug,
Den Ehrvergeß'nen zu begreifen;
D'rauf läßt er ihn, der selbst sich schlug,
Zum Hohn um Byrsa's Wälle schleifen.

Ach, fiel mit diesem Einen Ruhm
Denn der Carthager ganze Kraft?
Hat Keiner sich empor gerafft,
Zu widerstehn dem Römerthum? —
Doch! Eine Brust hob sich noch frei,
Sich kühn entgegnend dem Verderben;
Ein Weib, verschmähend Tyrannei
Und Kettenschmach, weiß noch zu sterben!

Dies Weib — wer wägt den Riesenschmerz,
Der sie durchglüht mit grimmer Qual? —
Sie, des Entarteten Gemahl,
Den sie erkohren, Herz um Herz,
Mit ihm zu theilen Wonn' und Ruhm:
Vernimmt kaum des Verirrten Schande,
Als sie zu Puniens Heiligthum
Zum Tempel Aeskulaps sich wandte.

Hier, wo erfüllt von edlem Groll —
Die Brust umpanzert und ersteint —
Fünfhundert Tapfre sich vereint,
Erscheint die Heldin muthesvoll;
Legt Feuerflammen um den Thurm,
Den Sitz der heimathlichen Laren,
Um, spottend der Belag'rer Sturm,
Sich freies Sterben zu bewahren.

Und als die Gluth mit lohem Schein
Den Fuß des Tempels rings umfah'n,
Steigt zu der Zinne sie hinan —
An jeder Hand ein Kindelein.

Ihr Bild, umwallt von nächt'gem Haar,
Glich einer todumsäumten Wolke,
Und hehr und leuchtend, wie sie war,
Rief sie herab zu Roma's Volke:

„Ich haß' euch, doch ich fluch' euch nicht,
Quiriten, die der wilde Krieg
Von Land zu Land, von Sieg zu Sieg,
Geführt zu unserm Blutgericht.
Doch hegt ihr irgend edlen Sinn
Für Heldenthum und Waffenthaten,
So schaut mit Zornerröthen hin,
Auf ihn, der euch dies Schloß verrathen!

O Hasdrubal! Du, einst mein Glück,
Mein Bräutigam, mein Schild und Hort!
An dessen Namen, That und Wort
Ich hing wie an der Sonne Blick:
Wie schwer hast du an Dido's Stadt,
An Weib und Kindern dich vergangen!
Hinflatternd, wie ein welkes Blatt,
Von Byrsa's Wall zu Roms Phalangen!

Doch Keiner aus den Heldenreih'n,
Die hier dem Tode sich geweiht,
Rom selbst in seiner Herrlichkeit
Soll meiner Rache Werkzeug seyn!
Und wenn schon längst zum Sonnenreich
Mich Genien hinüber tragen,
Verfolge du noch schreckenbleich
Der Scipionen Siegeswagen!“

Sprach's — sah noch einmal himmelan,
Bestürmt vom letzten Erdenschmerz —
Dann schloß die Söhne sie an's Herz,
Und tauchte, wie ein feur'ger Schwan,
Tief in des Thurmes heiße Gluth —
Ihr nach ein Heer von pun'schen Treuen,
Die gleicher Heldensinn und Muth
Vermocht, sich gleichem Tod zu weihen.

Vollendet war der Tapfern Lauf!
Doch aus des Todes feur'gem Schlund
Ward nicht ein Laut des Jammers kund,
Kaum schlug die Lohe jäher auf.
Bald stürzte sich als Sarcophag
Der Thurm auf ihre Asche nieder —
Und weder Zeit noch Wetterschlag
Verzehrte seine Riesenglieder.

Naht heute noch, von Trau'r gebeugt,
Der Wand'rer Byrsa's Burgruin,
Wo Tamarind- und Palmengrün
Um Tempeltrümmer sich verzweigt;
Rührt wohl sein Ohr ein Klagelaut
Wie Schilfgetön in Abendstunden,
Ihm kündend, wie hier einst die Braut
Des Ruhm's ihr Heldenbett gefunden.

Krug v. Nidda.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Fortsetzung.)

Wie weit aber war schon, seit Raphaels Tode, die Malerkunst von der reinen Symbolik des Schönen in der Natur, der Religion und der Geschichte gewichen! Welchen Sündenfall that sie später in den prachtvollen mythologischen Gallerie-Stücken des Giulio Romano, deren wollüstig schimmerndes Heidenthum eigentlich die herrschende Neigung der ganzen neueren Malerei wurde, und wodurch man — in der Einbildung, da fort zu fahren, wo Raphael aufhörte — endlich in die geistlose Mattheit, in die Verwirrung des Zwecks und der Mittel verfiel, die unter prahlender Affektation von Ideal und Natur-Studium das Ganze der Maler-Bemühungen des letztverflossenen Jahrhunderts ausmachen. Diese kunsttödtende Richtung, vielleicht am deutlichsten sichtbar in der gänzlich irrdischen Weise, in welcher die höchsten geistigen Stoffe von den neueren Malern behandelt wurden, war mehrmals auf dem Wege, ganz auf den Grund zu gerathen und in ihrem eigenen Nichts unter zu gehen. Männer, die mit wirklicher Kraft begabt waren, im Begriffe mißgeleitet und von ihren in Abstraktionen zerfallenen Zeitgenossen beschränkt; sinnentrunkene Naturalisten, als Caravaggio und Rubens, oder Elekticisten, als die Caraccio's und Mengs, machten sie von Neuem thätig und gaben ihr wieder eine gewisse Fahrt: das Böse aber lag im inneren Wesen der Sache, und da die letztgenannte Partei, die den Gesichtspunkt der Malerei und Skulptur unaufhörlich mit einander verwechselt, durch das geheiligte Ansehen von Winkelmanns einseitiger Skulptur-Verehrung am Ende den Sieg davon trug, mußte nothwendiger Weise hierauf eine Zeit kommen, wo man für einen großen Maler gehalten wird, wenn man Statuen in theatralischen Stellungen zeichnet, keine Gruppe natürlich seyn läßt, und so kalt, fast möchte man sagen, so farbenlos colorirt, wie möglich. Zu dieser Höhe gelangte Camuccini, der jetzt als Italiens treflichster Maler angesehen wird, der ein Echo von David ist und das hiesige neueste Muster des parisischen Schönheitssinnes. Die wirkliche Malerei, nämlich diejenige, welche aus dem erlösten Christenthum, aus der verlorenen Schönheit der Natur und der Menschheit entsprang, und in der Behandlung der heidnisch-mythischen Stoffe gleichwohl mit einer Tiefsinnigkeit verfuhr, als wäre sie im Orphischen Bunde, in den Eleusinischen Mysterien oder in der theosophischen Poesie der Neu-Platoniker eingeweiht, hörte auf mit Raphael. Sie nahm ihren Ursprung aus einer noch nicht gehörig geläuterten morgenländisch-byzantinischen Quelle, in zwei mächtigen, in ihrem Anfange ohngefähr gleichzeitigen Strömen von unvergänglicher Schönheit, dem alten niederländisch-deutschen und dem alten nord-italienischen, oder in kürzerer Benennung, dem Cöllnischen und dem Florentinischen. In Geist, Styl und einem, unserem erschlafften Geschlecht fast unbegreiflichen Fleiß in der Ausarbeitung, sind beide unendlich genau mit einander verbunden; doch erreichte der letzte am Ende einen edleren Styl und eine wahrere Norm im Ganzen der Formen. Was die wichtig-

sten der Werke auszeichnet, die wir aus den Zeiten der Vor-Raphaelischen Meister besitzen, ist mit dem Auge leicht heraus zu finden, mit der Feder aber unmöglich zu beschreiben. Es liegt im Gefühl eine stille sanfte Frömmigkeit und eine unverdorbene natürliche Unschuld; in der Erfindung und Anordnung ein wahres, einfaches Streben nach architektonischer Symmetrie, eine ganz und gar symbolische Ansicht des Stoffes und dessen Umgebungen, weshalb denn auch ihre besten historischen Stücke gewöhnlich zugleich die besten Landschafts-Gemälde sind — ja, nach meiner Ansicht hat die Landschafts-Malerei mehr als ihr halbes Wesen eingebüßt, seitdem sie sich von ihrem damaligen Verein mit dem freigeborenen König der Erde und dessen Mittelpunkt trennte. Man findet da weiter im Individuellen, in den Gestalten, eine Persönlichkeit, eine Geschiedenheit, welche mit der ganzen Sorgfalt der eigenen unerschöpflichen gründlichen Natur-Wahrheit aufgefaßt und dargestellt ist; in den Geberden, im Blicke, in den Gesichtszügen einen außerordentlichen Ausdruck und Bestimmtheit: auf der einen Seite das erfreulichste Schauspiel der Kraft, des Muths, der Seligkeit und des Trostes, selbst unter den schmerzlichsten Leiden zeigend (eben wie aus der dankbarsten Entzückung, weil die Siegespalme schon errungen ist): auf der andern Seite ein in *seiner* Art nicht weniger majestätisches Schauspiel der, gegen das Licht kämpfenden schrecklichen Offenbarungen durch ungeheure Verbrecher und den Einfluß dämonischer Wesen; in der Farbe eine glühende Lebendigkeit und Frische, die bald, wie bei Leonardo da Vinci, über ihre Ergießungen den saftvollen bräunlichen Farbenton italienischer Fülle, bald, wie bei Fra Angelico da Fiesole, den reinen Duft und die Durchsichtigkeit des Paradieses athmet; endlich im Ganzen der Composition eine von oben kommende wohlthuende Gewißheit, welche den Sinn des Betrachtenden unwiderstehlich zum höchsten Guten erhebt, mit Uebergehung aller der kleinlichen Kritiken, welche zuweilen gegen Anatomie, Perspektive und andere Mängel ähnlicher Art gemacht werden können, Fehler, welche dagegen einzig von denen zergliedert werden, die das Wesen der Kunst in alles Andere, nur nicht in den Geist und das Genie setzen. Das auf Viele vertheilte Sternenlicht einer hohen und würdigen Künstler-Anschauung, welche diesen alten Meistern von Giotto bis Raphael mit unaufhörlich steigender Klarheit vorleuchtete und sie leitete, vereinigte zuletzt in diesem, wie in einer Sonne, alle Strahlen, und brachte auf solche Art diese Wunderwerke der Schönheit hervor, die wir mit wonnigem Entzücken in seinem Jesuskinde, seinen Madonnen, Aposteln und Cäcilien anbeten. Dem Künstler, der das Himmlische besitzt, wird auch von selbst alles Irrdische zu Theil. Wie klein wird doch der Meister im clair-obscur, der honigsüße, nach naivem Beifall ziemlich Narciß-mäßig strebende Correggio, oder der tüchtige Kraft-Maler Titian mit seinem brennenden wollüstigen Inkarnat, oder der vornehme Guido mit seinem sentimental-antiken Aetherwesen, ja der stürmische Posaunen-Bläser des jüngsten Tages, Michael Angelo selbst, mit seiner übermüthigen Zeichenkunst — an der Seite des reinen, sanften, prunklosen Raphaels, der, einzig um die *Schönheit der Seele* bekümmert, welches die, seinem Leben von der Geburt an inwohnende göttliche Idee war (die certa idea, worüber er selbst in einem Briefe an seinen Freund Castiglione redet), alle sinnlichen Vollkommenheiten in einen einzigen untheilbaren Accord faßt, und alle zu einer spiegelglatten Erklärung des sanften Gleichgewichts des ewigen Gedankens zu benutzen weiß! — Der jetzige Verfall der Malerei ist demjenigen nicht unähnlich, worin die schöne Literatur sich vor nicht gar langer Zeit nach Shakspeare, Cervantes und Calderon bis an das Ende des letztverflossenen Jahrhunderts befand, ehe die Meister der Dichtkunst, als Goethe, Schiller, Novalis und Tieck, und die Meister der Weisheit, als Kant, die beiden Schlegel und Schelling auftraten, um die Zeit auf die, bei der Menge ganz verloren gegangene Idee der *Poesie* aufmerksam zu machen. Aber so wie diese Männer, Jeder auf seine Art, selbst lebten und im Geiste einer edleren Vorzeit wirkten — wodurch es ihnen allein gelang, die Saiten der Zeit in eine neue poetische Stimmung zu bringen — so kann auch kein Studium der Natur, es können nicht Vollkommenheiten irgend eines Meisters, selbst nicht einmal Raphaels, die Kunst von ihrem Verfall retten, wenn die Maler nicht vor Allem suchen, ihren Stoff bei dem ersten Ursprung zu erfassen, und, wie die Künstler des Mittelalters, aus der unversiegbaren Sprudelquelle des religiösen Lebens und der romantischen Dichtung, diesen Goldstrom einer unsterblichen Jugend, zu schöpfen, dessen Trank die Augen für eine unbefleckte Geisterwelt und den eigentlichen Stempel der Dinge öffnet. Man wirft denen, welche diese Grundsätze äußern, vor: daß sie der Ausübung der Kunst alle frei fortschreitende Selbstständigkeit rauben, und sie in den Grenzen einer nachäffenden Manier der Vorzeit einsperren wollen. Allerdings darf nicht davon die Rede seyn, die alten Meister zu imitiren, am allerwenigsten aus blinder und abergläubischer Ehrerbietung dasjenige wieder auf zu nehmen, was bei ihnen Mangel und Fehltritt seyn kann. Dagegen ist aber unsere Meinung gewiß, daß man *leben*, *arbeiten* und *glauben* müsse, so wie *sie*, mit der nämlichen Frömmigkeit, Tiefe und Selbstaufopferung und mit ungekünsteltem Natursinn; daß man, obschon nicht ganz genau mit ihren, für unsern erweiterten Zweck nicht im-

mer hinreichenden Mitteln, da anfangen mußte, wo sie anfingen, nämlich bei dem ewigen Licht und der ewigen Wahrheit; daß man sich den Muth erwerbe, um mit Freude zu wissen: daß man selbst, sammt seinen Mitarbeitern, nur Vorbereitungen für künftigere glücklichere Nachfolger schafft. Auf einem solchen Wege, den man mit Recht die Rückkehr der Kunst in den Mutterleib zu einer neuen Geburt nennen kann, ist zu hoffen, daß sich bald einmal eine Zeit hoher und herrlicher Kunstbildung entwickelt, die vielleicht in ihrer Blüthe mit irgend einem neuen Raphael endet, der unter einer andern Engels-Gestalt wieder geboren wird.

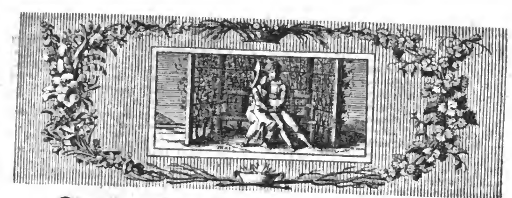
(Die Fortsetzung folgt)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Es war doch vor 50 Jahren mit den Hänge-Anstalten in England, und besonders im Fürstenthum Wales, ganz anders als jetzt. Das beweiset ein Bericht des Squire Ralph Griffiths, High-Sheriff der Grafschaft Flint, an die Land-Commissarien der königl. Schatzkammer, über die Hinrichtung des, wegen gewaltsamen Einbruchs zum Galgen verurtheilten Edward Edwards. Die Eingabe ist vom Jahr 1769. Es heißt darin: Unterzeichneter war mit seinen Untergebenen in großer Verlegenheit; und mußte mit schweren Kosten theils in Person nach Liverpool und Shrewsbury reisen, theils Boten und Agenten hinschicken, um sich einen Nachrichter zu verschaffen; denn da der Missethäter ein geborner Walliser ist, so wollte ihn durchaus keiner seiner Landsleute hängen. Reisen und andere Kosten betragen 15 Pf. 10 Sch. Endlich ließ sich ein Einwohner von Salop zu dem Geschäft für 5 Pf. 5 Sch. dingen; er erhielt sie im Voraus, lief aber davon, und zwei Männer, die ihm nachgeschickt wurden, und, da sie ihn nicht einbrachten, für einen andern Executor sorgen mußten, erhielten 4 Pf. 10 Sch. Mit vieler Mühe und Kosten ließ sich ein gewisser John Babington, ein Mitgefangener des Edwards, von seiner Frau bereden, seinem Landsmann den Dienst zu leisten. Die Frau erhielt 6 Pf. 6 Sch. und der Mann eben so viel. Den Galgen zu errichten, ein in unserer Provinz schweres Werk, nebst Holz und übrigem Zubehör, 4 Pf. 12 Sch. Für den Karren, den Sarg und das Begräbniß 2 Pf. 10 Sch. Für Handreichung, Versäumniß und andere kleine Kosten 5 Pf. Ich ersuche Ew. Herrlichkeit unterthänigst, mir obige Summen aus dem Schatze verabfolgen zu lassen u. s. w. — Jetzt wird wohlfeiler gehangen, dagegen aber auch öfter. — Von einem Schauspiel zum andern! In Drurylane wird das Trauerspiel: „Jane Shore“ mit vielem Beifall aufgeführt. Eben so sehr gefällt in seiner Art: „Die jungen Herren in London“. Die Abende werden seit einiger Zeit, in den Pausen von einem Stück zum andern, durch Gesänge unserer beliebten Virtuosen Harley, Knight und Mad. Bland, so wie auch durch die, oft in zu laute Ausbrüche ausartende Freude unserer berauschten jungen Leute belebt. — In Coventgarden ist das Trauerspiel des Abends: „Virginius“; worin Hr. Macready als „Virginius“ seinen alten Ruhm behauptet, Miß Beaumont als „Virginia“ zum ersten Mal auftrat und mit Gefühl und tragischem Werthe spielte. Viel Aufsehen macht ein aus dem Deutschen übertragenes romantisches Stück: „Undine oder der Wassergeist“ mit Gesang. Die Decorationen sind prächtig; der Inhalt ist sehr mittelmäßig. — Das Coburg-Theater ist dergestalt verschönert, daß es für ganz neu gelten kann. Proscenium, Vorhang und ein großer Theil der Logen sind neu; der Vorhang blau, mit Silber. Den Anfang machten zwei Stücke, 1) „Der Engländer in Paris oder die Begebenheiten des Jahres 1821“, zum Theil auf Anekdoten gegründet. 2) „Michel Howe, der Schrecken des Landes Van-Diemen“. Den Titeln schon hört man es an, daß beide Stücke zur beliebten Modegattung der Melodramen gehören, daß Höhlen, Räuber, Banditen, Entführungen, geängstete und gerettete Schönen u. s. w. darin vorkommen. Zwischen beiden Vorstellungen tanzte Signor Il Diavolo Antonio auf dem schlaffen Seil. — Auf dem olympischen Theater veranstaltete der Bauchredner Alexander, der gegenwärtig in London so großen Beifall findet — und den jungen Lords in seiner Kunst Unterricht ertheilt, damit sie einst im Parlament unterbrechen können, ohne daß man wisse, woher der Ton komme — seine erste Erscheinung auf einer öffentlichen Bühne. Besonders gewährte es der Versammlung großes Vergnügen, als Hr. A. den ersten besten John Bull zu sich winkte und ihm versprach: daß er in drei Minuten eben so geläufig französisch sprechen solle als er selbst. Jener betheuerte mit dem Munde kein Wort von dieser Teufelssprache zu wissen. Kaum hatte ihm aber A. auf den Bauch geklopft, als ihm Französisch wie Wasser aus dem Bauche hervor strömte. Daß nicht John Bull, sondern A. sprach, davon konnte Niemand sich überzeugen, so groß war die Täuschung. — Im Adelphi-Theater wird ein aus Walter Scott's neuestem Roman: „Kenilworth“ gebildetes Schauspiel gegeben. — Hr. Matthews fährt fort, im großen Opernhause — zu Hause zu seyn und seine Reisen durch die drei Elemente zu wiederholen, ohne seine Zuschauer und Zuhörer zu ermüden, ja noch mehr, ohne aus der Stelle zu kommen. — Sadlers-Wells unterhielt sein Publikum durch neue Kleinigkeiten aus dem Französischen, von dem genialen G. Smith in seiner beliebten Manier vorgetragen. Smith ist der englische Devrient. — Ich hänge hier die Namen unserer jetzigen vorzüglichsten lebenden Künstler im Kupferstich an; es sind folgende: S. W. Reynolds, A. W. und C. Warren, G. und W. B. Cooke, C. Turner, Woolnoth, Holloway, Corbould, Ward, Finden, Scriven und Armstrong. S.

Die Heldengrotte in Böhmen. Der Besitzer der Herrschaft Klein-Skal, im Bunzlauer Kreise Böhmens, Hr. J. Römisch, hat die felsige wildromantische Lage seines Besitzthums, welches mit einem großen Park geziert ist, zur Errichtung eines denkwürdigen, wenn gleich etwas überreichen Denkmals für die Siege der Jahre 1813 bis 1815 benutzt, in welchem sich die Bauarten und der Geschmack aller Zeiten und Völker vereinen — und freilich auch verwirren. Am Eingang einer großen Felsengrotte steht eine bejahrte Tanne, und mehrere Stufen führen zu zwei egyptischen Altären mit den Inschriften: „Eintracht“ und „Friede“; über beiden sieht man Sinnbilder des Sieges in halberhabener Arbeit und die Aufschriften: „Leipzig“ und „Belle-Alliance“. Tiefer in der Felsenhalle, welche durch Bäume, Epheu und andere Ranken-Gewächse in ein heimliches Dunkel gehüllt ist, steht ein griechischer Altar, mit Helm, Schwerdt und Marschallstab; auf dem Helm prangt der österreichische Adler und der böhmische Löwe (letzterer um an zu deuten, daß ein Böhme Feldherr der verbündeten Heere war). Die Vorderseite des Altars trägt die Inschrift: „Dem Vaterland und seinen tapfern Vertheidigern“. In drei Felsennischen sind die Büsten der verbündeten Monarchen, der Kaiser von Oesterreich und Rußland und des Königs von Preußen in Stein gehauen, aufgestellt; an der ersten die Inschrift auf einer großen Tafel: „Denkmal des Völkerbundes und Kampfes für Deutschlands und Europens Befreiung 1813. 1814. 1815.“ Unter den Büsten der Monarchen stehen die Namen ihrer vorzüglichsten Feldherren; bei Franz I: Schwarzenberg und Colloredo; bei Alexander I: Platow und Ostermann; bei Friedrich Wilhelm III: Blücher und Kleist. In der Mitte der hinteren Felsenwand ist eine tiefe Nische gehauen von 8 geringelten Säulen und gothischen Bogen getragen. Zwischen diesen Säulen und an beiden Seiten der Halle stehen 12 Vasen mit Unterschriften zum Gedächtniß der Feldherren, welche in diesem Kampfe als Helden fielen und einige andere, die der Tapferkeit und Vaterlandsliebe Opfer wurden (unter ihnen der Sänger Körner, die Wittwe Babitschek aus Prag, die der Verpflegung der Verwundeten und Kranken ihre Gesundheit opferte, und die Helden-Jungfrau Prochaska, welche als Lützowischer Jäger ihr Leben verlor), und zwei große Tafeln in der Grotte verkünden die Namen der meisten übrigen tapfern Generale der verbündeten Heere. — C —.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 19. Mai. 80stes Blatt.

Neue Triolette.

Die Spiegelsberge bei Halberstadt.

Ihr Hügel, mit Gebüsch und Wald umstrickt,
Oft taucht ihr glühend auf in meiner Seele!
Ich singe dann: „Durch eure Philomele,
Ihr Hügel, mit Gebüsch und Wald umstrickt,
Ward ich zuerst zur Muse hingerückt!“
Sey's, daß mir manches Jugendbild jetzt fehle:
Ihr Hügel, mit Gebüsch und Wald umstrickt,
Oft taucht ihr glühend auf in meiner Seele.

Das Jahr Achtzehnhundertvier.

Im achtzehnhundertvierten Jahr,
Wie mischte mir sich Licht und Schatten!
Ich stand am Sarg' und Trau-Altar,
Im achtzehnhundertvierten Jahr.
O Mutter in der Sel'gen Schaar,
Und du, die mich umarmt als Gatten:
Im achtzehnhundertvierten Jahr,
Wie mischte mir sich Licht und Schatten!

An meine Frau.

Besäß' ich Gold im Ueberfluß,
Und schleppt' als Hagestolz mein Leben,
Wie könnt' ich auf zur Freude schweben?
Besäß' ich Gold im Ueberfluß,
Und Weib und Kindlein nicht daneben?
Holzhauer säh' ich mit Verdruß,
Besäß' ich Gold im Ueberfluß,
Und schleppt' als Hagestolz mein Leben.

An Ida.

Das schlichte weiße Sonntagskleid,
Das seh' ich dich so gerne tragen:
Dein stilles Dulden will mir sagen
Das schlichte weiße Sonntagskleid.
Ach, als du Roth noch trugest, Maid,
Thatst du zum Himmel keine Fragen!
Das schlichte weiße Sonntagskleid,
Das seh' ich dich so gerne tragen.

An eine Mutter.

Guitarr' und Harf' und Pantalon zu lernen,
Das wird Mathilden wahrlich fast zu viel!
O Mutter, überleg' es nur recht kühl:
Guitarr' und Harf' und Pantalon zu lernen!
Kaum spiegl' ich mich in ihren Augensternen,
So ruft die Stund' hinweg sie vom Asyl,
Guitarr' und Harf' und Pantalon zu lernen —
Das wird Mathilden wahrlich fast zu viel!

An Bernardine; zum Namenstage.

Was nimmst du, blödes Mädchen, lieber:
Reseda, oder Rose? Sprich!
Mit beiden Gaben bind' ich dich;
Was nimmst du, blödes Mädchen, lieber?
Der stolzen Rose gegenüber,
Birgt sich das Kraut so jüngferlich:
Was nimmst du, blödes Mädchen, lieber:
Reseda, oder Rose? Sprich!

An eine junge Dichterin.

Laß mich deine Lieder seh'n,
Laß mich deine Lieder hören!
Möchtest du der Bitte wehren-
„Laß mich deine Lieder seh'n!“
Lies, mir reicher zu bescheeren! —
Was wird in Erfüllung geh'n:
Laß mich deine Lieder seh'n?
Laß mich deine Lieder hören?

Fr. Raßmann.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Fortsetzung.)

Ohngefähr auf diese Art denken, wirken und reden die Männer, welche hier in Rom die vorleuchtenden Zwillingssterne ihrer Mitbrüder sind, Cornelius und Overbeck; die Andern folgen emsig dieser Lehre, und es ist eben so natürlich als mit Grund: daß das Erheben des Alten und das Herabsetzen des Neuen noch bei Einem und dem Anderen nicht selten bis zum Uebermaaß getrieben wird. Cornelius und Overbeck sind Beide Katholiken: der Erste, ein Rheinländer, im Schooße dieser Kirche geboren, der Andere, ein Lübecker, ist dazu übergegangen. An diese beiden Künstler schließen sich übrigens, mit der größten Duldsamkeit rücksichtlich der theologischen Dogmen, sowohl protestantische als katholische Künstler, in einem gemeinsamen ästhetischen Bunde. Gleichwohl existirt unter den hiesigen Protestanten eine Partei, die es für ordentliche Religionspflicht hält, gegen diesen Verein und gegen die in dieser sogenannten neuen Schule bemerkbaren Liebe für religiöse und katholische Gegenstände zu eifern. Sonderbar, was den verdächtigen Katholizismus betrifft, wie man den handgreiflichen Umstand vergessen konnte: daß die Glaubens-Artikel, Traditionen und Legenden der ältesten christlichen Kirche eine Erbschaft ausmachen, welche sie allen Sekten hinterließ, in welche die christliche Gesellschaft sich theilte; es ist indessen wohl nicht gegen die älteste Kirche, sondern gegen den Papismus, wider den die Nicht-Katholiken in ein feindliches Verhältniß traten, und da giebt es Grunds genug. Wie wenig man aber in der Malerei aus zu richten vermag, wenn man mit oberflächlichen beschränkten Ansichten des früheren Christenthums sogar auf dessen Tabor ästhetische Hütten bauen will, beweist man, der täglichen Erfahrung nicht zu gedenken, vielleicht am treffendsten durch das analoge Beispiel, welches die Dichtkunst in der neuesten Zeit aufstellt: ich meine das Beispiel der beiden glänzenden Geister, die eben, wie Dante, in ein Paar weltumfassenden Gedichten die Lösung der ewigen Liebe aus dem Räthsel der Schöpfung besingen wollten, aber unter dem Streben nach dem Aeußersten der protestantischen Reinheit etwas ans Tageslicht förderten, was, aller seiner einzelnen großen Schönheiten ungeachtet, im Vergleich mit Dante doch nur mühsames Spielwerk ist, ja wahrscheinlich von Keinem ohne unerhörte Anstrengung und Müdigkeit ununterbrochen bis ans Ende gelesen werden kann.

Cornelius ist ein Mann im schaffendsten Alter; in Rücksicht seines Aeußeren eine kurze, aber wohl proportionirte und kräftig gebaute Gestalt. Bei einem durch starke Züge ausgezeichneten Gesicht, bräunlicher Farbe, und dunkeler, tief unter den Augenbraunen hervor spielenden Augen, hat er, mit dem ernsthaften, klaren, durchdringenden Blick und dem, auf der Festigkeit seiner inneren Natur unerschütterlich ruhenden Wesen, einen ausgemacht philosophischen Anstrich, der auf eine angenehme Art an Schelling erinnert: nur ist Cornelius, wie es einem Künstler ansteht, aller ruhigen Fassung des Aeußeren ungeachtet, innerlich heftiger und vulkanisch. Sein Herz ist eben so edel, wie die strenge Reinheit seiner Sitten achtungswerth; sein Sinn ungekünstelt, offen und redlich, wie seine Reflektion scharf und seine Bildung wissenschaftlich gründlich. Warmer Katholik, erkennt er doch, indem er sich über alle Einseitigkeiten hinweg setzt, in Luther das große, von Gott gesandte Werkzeug an, und in der Entstehung des Protestantismus das Heilsame zur Leitung des Menschengeschlechts auf selbstständige Forschungen. Ueberzeugt, daß diese, wenn sie mit ehrlichem Ernst und aus wirklichem religiösen Bedarf vorgenommen werden, am Ende auf die eine oder andere Art die zerstreuten Brüderschaaren in die allgemeine Wohnung des Vaters zusammen führen werden, zu einer Versammlung, in welcher der Streit zwischen dem Herzen und dem Verstande, zwischen der Phantasie und der Forderung der Freiheit beigelegt ist, erklärt er sich laut gegen das Proselytenmachen, welches einige der hiesigen katholischen Künstler in blinder guter Meinung treiben; er glaubt, wie ich, daß die für Poesie und Kunst nicht weniger als für Ergötzung des Herzens wesentlichsten Religions-Ideen in beiden Kirchen dieselben sind oder wenigstens seyn könnten. Das Feuer des Gefühls und eine nicht zu verwirrende Klarsinnigkeit des Urtheils stehen bei diesem Manne in einem glücklichen und seltenen Verein. Er besitzt eine weitgedehnte poetische Belesenheit; Dante und Goethe sind seine Lieblings-Dichter. Ich weiß nicht, ob Du schon Gelegenheit gehabt hast, die berühmten Zeichnungen zu Goethe's „Faust" zu sehen, welche doch hier und da — wie solches häufig der Fall ist — durch die Arbeit des Kupferstechers verloren haben. Noch mehr findet dies Uebel statt in einigen seiner Zeichnungen zu Frau von Helwig's und Fouqué's Taschenbüchern, vorzüglich im zweiten Jahrgange, worüber er sich nicht wenig beklagt. Du würdest sein Genie völlig kennen lernen, wenn ich Dir seine in Lebensgröße ausgeführten Cartons zu verschiedenen Scenen aus dem Dante zeigen könnte, welche er den Auftrag erhalten hat, in einer Villa in Massimi al fresco zu malen; ein erfreuliches Beispiel, daß wenigstens zuweilen ein vornehmer Italiener noch die echt romantische Poesie und eine damit befreundete bildende Kunst zu schätzen versteht. Kürzlich hat er auch die Flucht der heiligen Familie nach Egypten sehr schön auf Holz aus-

geführt. Jetzt ist er ganz und gar im griechischen Mythenkreise vertieft. Der Kronprinz von Baiern, welcher in München ein Museum unter dem sehr sonderbaren Namen „Glyptothek" bauen läßt, wünscht von diesem geistreichen Meister die zur Aufbewahrung plastischer Kunstwerke bestimmte Gallerie mit mythischen Gemälden ausgeschmückt zu erhalten, deren Inhalt jenen Kunstwerken entsprechen, und sie zu einem geistigen Ganzen verbinden soll. Anfänglich gefiel es dem Cornelius gar nicht, sich in griechische Mythologie ein zu lassen; bei näherem Forschen in ihrer ursprünglichen, selbst orientalisch-religiösen Beschaffenheit fand er aber, daß die Unzahl trivialer Behandlungen, wodurch diese Mythologie zuletzt selbst äußerst trivial geworden war, doch noch nicht gänzlich die tiefen Erz-Adern derselben erfindsameren Wünscheleruthen verborgen hatte. Er zeichnet jetzt mit Vergnügen an dem ersten Entwurf zu einem Kreise der wesentlichsten Vorstellungen der griechischen Mythen-Lehre, und sein Entwurf verräth überall einen Mann, der in den Geist von Aeschylos Prometheus eingeweiht ist. — Eine kleine wackere Römerin, die schon seit mehreren Jahren sein Weib war, aber wegen ihres zarten Wuchses und ihrer züchtigen Madonnen-Augen noch immer einer Jungfrau ähnlich sieht, steht seinen häuslichen Angelegenheiten vor, und hat wenigstens das Verdienst, äußerst gutmüthig und ihrem Mann sehr ergeben zu seyn. Nur wenn er davon spricht, nach Deutschland ziehen zu wollen, zeigen sich Thränen in ihren Augen; sie macht sich, wie ihre Landsleute im Allgemeinen, die schrecklichsten Vorstellungen von dem Theil Europa's, der nördlich von den Alpen liegt, und die Kinder, welche, so wie die Mutter, bisher nicht das geringste von der Sprache des Vaters lernten, glauben im Norden lauter Wunder zu sehen.

Overbeck, ein schlanker und blonder Jüngling, der in altdeutscher Tracht, mit einem gedankenvollen Blick, herabwallenden kastanienbraunen Locken und dem schwarzen Sammet-Barret auf dem Kopf, ein wirklich Raphaelisches Ansehen hat, ist in Allem, nur nicht in Genie und allgemeinen Ansichten, ein Gegensatz seines Freundes Cornelius; man kann sagen, wie der Kronprinz von Baiern auch vor Kurzem sich in einem Gedicht zur Ehre der deutschen Künstler ausdrückte: daß dies eine Paulinische, Overbeck aber eine Johanneische Natur sey. Er ist ein Sohn des Overbeck, der sich als Dichter einen, doch nicht sehr bedeutenden Namen in Deutschlands schöner Literatur erwarb, hat eine gelehrte Erziehung genossen, den Doktor-Grad mit Ruhm erworben, aber aus unwiderstehlicher Neigung allen andern Plänen und Aussichten das Lebewohl gesagt, um sich einzig der Kunst zu widmen, die er jetzt mit so vielem Ruhm ausübt. Das Beispiel eines Religionswechsels ist freilich wohl nicht zur Nachahmung zu empfehlen; Overbeck aber gehört zu den Seelen, welche nur im Katholizismus ihr Heil finden, und so mag er, was seine Person anbelangt, richtig gehandelt haben, seinem Berufe zu folgen. Uebrigens ist er eben so tolerant, als Cornelius, und er besitzt eine sanfte Gemüthlichkeit, eine einnehmende Ruhe und Unschuld, die ihn unendlich liebenswürdig machen. In seinem persönlichen Leben rein und fromm, ist er in seiner Kunst demüthig, anspruchlos, zurückhaltend, im Wesentlichen aber klar und sicher. So wie eine seelenvolle Melodie, mit einer männlich kräftigen Stimme vorgetragen, unmittelbar den innersten Quellen des Lebens entströmt, so trägt seine sanfte, andächtige, anspruchslose Wirksamkeit die Ebenbilder seines Herzens, die himmlischen Urbilder, welche in diesem reinen Glanze allein das Eigenthümliche des kindlichen Gemüths sind, auf die Leinwand über. Für mich ist kein Schauspiel schöner, als wenn ich eine wahrhafte und unbewußte Kindlichkeit in einer männlich ausgebildeten Seele bewahrt sehe. Es versteht sich, daß er am liebsten evangelische Gegenstände wählt, als z. B. Maria, Christi Einzug in Jerusalem u. dgl. m. So wie Cornelius aus dem Dante, soll Overbeck gleichfalls einen Saal für den Marchese Massimi mit Scenen aus dem Tasso malen. Unter seinen wunderschönen Cartons dazu kann ich besonders die Sophronia und Olindo auf dem Scheiterhaufen nicht ohne eine innige Rührung betrachten: es scheint, als wenn er sie recht con amore gemalt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

G e d a n k e n.

(Aus den „Oeuvres posthumes du Chevalier Temple.")

Des Lebens größte Lust ist die Liebe, der größte Schatz die Zufriedenheit, das größte Gut Gesundheit, der größte Trost der Schlaf und die beste Arzenei ein wahrer Freund.

Wer nicht an Jetzt denkt, denkt an Vormals oder an Künftig; darum sind Geschäfte und Geselligkeit nöthig, um unsere Gedanken auf die gegenwärtige Zeit zu heften.

Heiterkeit gefällt in Cirkeln mehr als Geist, und Annehmlichkeit mehr als Wissenschaft. Niemand will lernen, Alles sich vergnügen

Die erste Würze im geselligen Umgang ist Wahrheit, die zweite gesunder Menschenverstand, die dritte — frohe Laune, und erst die vierte — Geist.

Der Hang zur Geselligkeit ist Wirkung der Liebe oder der Freundschaft (besonders im ersten Zeitpunkt unseres Lebens), der Achtung oder des Interesse (vorzüglich in mittleren Jahren), des Vergnügens oder der Zerstreuungssucht (hauptsächlich gegen das Ende unseres Lebens).

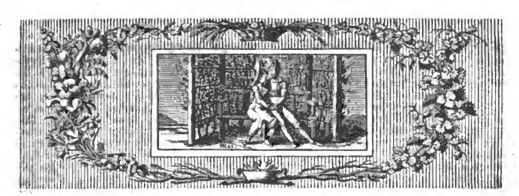
Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Es wird manchem im Auslande befindlichen Russen nicht unangenehm seyn, zu erfahren, wie dießmal hier das Carnaval oder die letzte ganz den Vergnügungen gewidmete Woche vor den großen Fasten gefeiert worden. Das schöne Wetter von 4 — 5 Grad Kälte Reaumur versprach angenehmen Genuß; allein an dem letzten Tage des Festes stieg die Kälte mit einem schneidenden Winde bis gegen 25 Grad, so daß die Unternehmer der Eisberge und der mancherlei Gaukler-Buden u. s. w. an Zuspruch und Einnahme litten. Dort war indessen wohl auch der hohe Preis Schuld, indem für das Hinabfahren von den Eisbergen hin und zurück 40 Copecken gezahlt werden mußten. Im vorigen Jahre hatte ein Beobachter 72 Herabfahrende in einer Minute gezählt; dies Mal aber nur einige 30, daher denn auch in diesem Jahre, laut Angabe der Unternehmer an die Polizei, nur 4918 Menschen in vier Tagen herab gerutscht waren. Aus denselben Angaben ersieht man auch: daß in den vier Tagen des Festes in jeder der neun verschiedenen Gaukler-Buden ohngefähr 2000 Menschen aus- und eingegangen, dagegen bei dem Seiltänzer Seraphini in eben der Zeit 3807 Menschen gewesen waren. Nach diesen Angaben müssen die Unternehmer zum Besten des Findelhauses eine Abgabe von der Einnahme entrichten. An diesen Tagen ist es auch Mode, in schönen Schlitten und Wagen um die Eisberge und auf dem großen Schloßplatz herum zu fahren; allein der starken Kälte wegen sah man dies Mal nur etwa 2000 Equipagen. Aus derselben Ursache beehrte auch die kaiserliche Familie dies Fest nicht mit ihrer Gegenwart; nur allein der erlauchte Gast, der Prinz von Mecklenburg, Sohn der verstorbenen Großfürstin Helena Pawlowna, fuhr einige Mal im Schlitten herum. Diese Volks-Belustigungen endigten am letzten Tage mit einer Maskerade im großen Theater. Für die Ausländer aber war an den drei ersten Abenden der ersten Fastenwoche deutsches und französisches Schauspiel, und am dritten Tage, am Dienstag, eine Maskerade im großen Theater für die Ausländer, auf welcher, zu 4 Rubel Einlaß, gegen 4000 Personen anwesend waren. Die Polizei hatte ehemals strenge darauf zu sehen, daß Niemand von der herrschenden Religion diese Maskerade besuche; allein es waren sonst und sind auch noch jetzt eine Menge Russen in mancherlei Verkleidungen dabei. — Außer allen diesen Vergnügungen gehört es noch zum guten Ton, am Dienstag und Mittwoch Nachmittag in Schlitten nach dem, eine kleine Meile von der Residenz entlegenen Krasnoi Kaback (rothes Wirthshaus) zu fahren. Dienstag fahren die Bürger und Handwerker dahin, Mittwoch gewöhnlich die ausländische Kaufmannschaft, der Adel und die Künstler. An beiden Tagen war die Zahl der dahin Wallfahrtenden, des schönen Wetters wegen, sehr groß, und man versichert, daß allein gegen 7000 Biergläser glühenden Weins ausgeleert worden. Dem Zuschauer gewährte die große Anzahl schöner Schlitten und Pferde, die auf einer Strecke von einer Meile einer hinter dem andern hin und zurück fuhren, einen herrlichen Anblick. Jene zwei Tage sind durch diese Promenade auch nur die eigentlichen Erwerbstage des Eigenthümers dieses Wirthshauses, weil sonst — außer Reisenden, die hier gewöhnlich Abschied von ihren Freunden und Bekannten nehmen — Niemand dasselbe besucht. Der Wirth will daher auch jährlich an diesen Tagen die Neugierde des Publikums reizen, indem er irgend etwas ankündigt; dies Mal hatte er die jungen Bauern und Bauermädchen aus den nahen Dörfern versammelt, die, bestens geschmückt, National-Lieder sangen und sich in National-Tänzen zeigten. — Auch unter dem Adel, den Standespersonen und der angesehensten Kaufmannschaft waren in der Carnavals-Woche Bälle und Maskeraden. Unter den ersteren verdient das déjeuné dansant des Geheimen Raths Mätlew rühmlicher Erwähnung. In seinem großen, nach dem neuesten Geschmack eingerichteten Hotel wurde eine ausgesuchte Gesellschaft den ganzen Tag auf die mannigfaltigste Weise durch Theater, Tanz, Spiele u. s. w. unterhalten und vergnügt. Auch ein reicher russischer Kaufmann, der seine National-Tracht und den Bart nicht abgelegt hat, gab seinen Freunden und dem Adel in seinem Hause eine Maskerade von 400 Personen, wobei Pracht und Ueberfluß aufs höchste herrschten. — Ein ehemals zu den Zeiten der Grafen Orlow sehr gesuchtes Vergnügen, die sogenannte Rennbahn im Winter auf der Newa, scheint sehr an ihrem Werthe verloren zu haben. Auf dieser glatt gehaltenen, hin und zurück beinahe eine Werste betragenden Bahn, versammelten sich ehemals die Pferde-Liebhaber mit ihren Rennern und Läufern in kleinen leichten Schlitten; es wurden Wetten auf Pferde gemacht und manche ansehnliche Summe verloren oder gewonnen. Der diesjährige Unternehmer der Rennbahn war der Leibkutscher des Kaisers, Ilja Baikow, der hier auch die Pferde des Kaisers einfahren ließ; dies Mal waren nur 19 Abonnenten, die für jedes Pferd 25 Rubel den Winter hindurch zahlten. Unter mehreren guten Läufern und Rennern war das, dem russischen Kaufmann Kodakow zugehörige Pferd das vorzüglichste und wird auf 6000 Rubel geschätzt. — Das große und weitläufige Gebäude des General-Staabs des Kaisers ist nicht allein ganz neu umgebaut, sondern auch im Inneren prächtig eingerichtet. Unter Anderem wird daselbe durchaus mit Gas erleuchtet; gegenwärtig sind nur erst 11 Zimmer dazu fertig, welche täglich Abends eine Stunde, um Versuche an zu stellen, erleuchtet werden, welches eine Menge Zuschauer anzieht, denen der Eingang nicht verwehrt ist. Nach völliger Beendigung des Gebäudes wird es auch überall auf obige Art erleuchtet, so daß der geringste Schreiber bei einer Gas-Beleuchtung arbeiten wird. Die größte Bewunderung verdient der große, aus geschliffenem Krystall gemachte Kronleuchter, der in der Kuppel des großen runden Bibliothek-Saales hängt. Diese hat von der Diele bis zu ihrem Endpunkt 100 Arschinen Höhe, in der Mitte derselben hängt der Kronleuchter und erscheint dem Auge des Beschauers als eine Sonne. Er hat 336 kleine metallene Röhren, aus deren jeder drei feine Flammen brennen, in Allem also 1008 Flammen. Er ist in London gemacht, von schön geschliffenen Krystallstücken zusammen gesetzt, die das schönste Brillantfeuer verbreiten, und kostet 10,500 Rubel. Das Gas erhält der Kronleuchter durch eine Röhre, an welcher er auch an der Lage der Kuppel hängt. Die vier Oefen, in denen das Gas entwickelt wird, sind sehr einfach. Der Gasometer kann 3000 Kubik-Fuß fassen, von denen jetzt aber nur 500 Grad verbraucht werden. Er bildet ein großes, mit Zinn ausgelegtes Bassin, welches bis auf 10 Fuß Tiefe mit Wasser angefüllt ist, durch welches sich das Gas entwickelt. Das Wasser darf nur alle zwei bis drei Monate verändert werden. Im Juli vorigen Jahres ward das Werk angefangen, und im Februar dieses Jahres war es schon in völliger Thätigkeit. Es ist unter der Leitung des aus England hieher berufenen Hrn. Griffith ausgeführt, welchem überdem auch noch die Ehre der Erfindung gebührt, das Gas aus gewöhnlichem Hanf-Oehl zu entwickeln. Nach gänzlicher Beendigung dieses Werks wird es als eines der ersten in Europa genannt werden können. — Schon vor mehreren Jahren machte man ohnweit dem Schloßplatz den Versuch, die Straßen-Laternen mit Gas zu erleuchten; allein nach großem Kosten-Aufwand unterblieb die Ausführung unter der Angabe: das strenge Klima und die gefrorne Erde schade den unterirdischen Röhren und der Leitung des Gas. Hrn. Griffiths Leitungs-Röhren liegen nur 1 Arschin tief in der Erde, die Versuche haben jeder Erwartung entsprochen und widerlegen also jenen Vorwand gänzlich. (Der Schluß folgt.)

In Mazure's Lebensbeschreibung Voltaire's kommt unter Anderem vor: Voltaire war ein zweiter Luther; er beabsichtigte eine antichristliche (?) Umwälzung! Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 21. Mai. 81stes Blatt.

Ein Tag in Neapel.

(Nach dem Französischen.)

Das Leben in Neapel ist leicht und wohlfeil. Das Volk bedarf nicht viel, arbeitet ein Paar Stunden für das tägliche Brod, und verwendet die übrige Zeit auf Vergnügen und Ruhe. Frühmorgens stehen schon Schaubuden und die Orchester-Gerüste aufgestellt, um dem üppigen Leben zu fröhnen. Schöne, leichte, vergoldete Wagen auf zwei Rädern rollen über das Lava-Pflaster: es wird nach Portici, nach Resina, nach den Küsten-Städten und Flecken im gestreckten Galopp gefahren: ganze Familien pressen sich im engen Raum des Fuhrwerks zusammen. Dabei ist es ein Lärmen, ein Singen, ein Schreien und ein Geschnatter, von den lebhaftesten Bewegungen und Geberden begleitet. Wer diesen Anblick zum ersten Mal hat, sollte denken, die Stadt sey in Aufruhr: es habe sich ein großes Glück oder ein großes Unglück ereignet: man flüchte, man begehe ein Fest — und doch ist es der tägliche Gang des Lebens. Kaum blinkt die erste Morgensonne auf, so rauchen schon die Macaroni-Kessel und laden zum Frühstück ein. Für einen Grano (3 Pfennige) bekommt man eine Portion zur Sättigung. Vom Lande bringt man in aufgehäuften Körben, von Eseln getragen, Gemüse zur Stadt: Blumen und Früchte stehen in Reihen auf Märkten und Straßen gehäuft. In diesem Ueberfluß schweifen müßig und zerlumpt Tausende von der niedrigsten Volks-Klasse umher: starke, halbnackte junge Leute spielen an den Ecken und Kreuzwegen die Karte, oder liegen schlafend längs den Mauern und Häusern ausgestreckt. Bettler in Schaaren halten die Vorübergehenden an oder verfolgen sie mit Ruf und Geschrei. Jetzt öffnen sich die Thüren und Fenster der Häuser der Vornehmen und der Paläste: es wird im Inneren wach; im Morgen-Gewand zeigt man sich auf dem Balcon; die Frauen grüßen ihre Bekannte und Freunde mit der Hand; unterreden sich mit ihnen, wenn sie unter dem Balcon stehen bleiben, sprechen durch Zeichen mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und zuweilen so lebhaft und deutlich, daß sich Liebeserklärungen, Vertraulichkeiten und geheime Zusammenkünfte heraus buchstabiren lassen, ohne der Worte zu bedürfen. Die Damen wissen dies mit so viel leichter Grazie und Unbefangenheit zu thun, daß Niemand gegen sie zeugen dürfte, wie deutlich auch der Inhalt des stummen Gesprächs ist. — Bald wird es auf den Straßen so lärmend und geräuschvoll, daß jene Auftritte nicht mehr bemerkt werden. Jedes Geschäft hat seine charakteristische Pantomime oder seinen eigenthümlichen Laut und Ausdruck; die Kutscher und Fuhrleute, die Ausrufer von Waaren, Journalen, Versteigerungen, Neuigkeiten u. s. w., das Schreien, Streiten, Lachen des Volks, die komischen und ernsthaften Auftritte, die Possen, die Spiele machen die Straße zur immer abwechselnden Schaubühne. Hier jagt ein kleines Pferd, mit Bändern geschmückt, an einen Whisky gespannt, vorüber, den nicht selten ein dickleibiger Mönch ganz ausfüllt: auf einer der Gabelstangen sitzt, mit hängenden Beinen, der Führer und hält die

Zügel; hinten auf steht ein Knabe, der mit der Peitsche und seinem „Presto!“ das Pferdchen antreibt. — Mittags gegen 1 Uhr nimmt das Geräusch ab, der Lärmen hört auf; die Neapolitaner setzen sich zu Tisch und machen nach dem Essen ihre Siesta; die Balcons sind leer, die Gitterfenster verschlossen, die Straßen ohngefähr zwei Stunden lang verlassen und öde. — Mit dem Sonnen-Untergang beginnt das Spazierengehen. Die schöne Welt versäumt dieses Vergnügen nie und zeigt sich im großen Staate: man fährt, man reitet: Alles eilt und wogt längs der Villa-Reale und des Camino-Nuovo, der sich als Terrasse am Meeresufer erhebt. Vom Spaziergange gehts ins Schauspiel. Auf einigen kleinen Theatern wird alle Abend zwei Mal gespielt, ein Mal um 22 Uhr (2 Stunden vor), dann um 2 Uhr (2 Stunden nach Sonnen-Untergang). — Der Abend stellt in Neapel ein vom Morgen durchaus verschiedenes Schauspiel auf: Straßen und Plätze wimmeln, nicht von Käufern und Verkäufern, sondern von Müßigen und Spaziergängern; man athmet freier nach der Tageshitze, die der kühlende Seewind verscheuchte. Ganze Familien drängen sich auf dem Platze St. Lucie zu den aufgestellten Muschel-Tischen und halten für ein Weniges ihre Abend-Mahlzeit. Die Aquaioli versorgen sie hinlänglich mit dem frischen, in Schnee kühl erhaltenen, mit Limonensaft versetzten Wasser; da hier das Eis, auch für die höchsten Preise, nirgends zu bekommen ist, wird es durch hart gestampften Schnee ersetzt, der im Winter auf den Bergen von Abruzzo gesammelt, den Sommer hindurch in den ungeheuern Höhlen dieser Berge aufbewahrt, unter polizeilicher Aufsicht nach Neapel geschafft und dort wohlfeil verkauft wird. — Nach dem Schauspiel strömt die Menge in die schön beleuchteten Kaffeehäuser. Dieser Lieblings-Aufenthalt der Neapolitaner wird auch von Vornehmen besucht, und stellt ein drittes Gemälde — die Nacht — auf. Junge Knaben und Mädchen gehen von dem Einen zum Andern mit artig geschmückten und künstlich geordneten Blumenkörben; Taschenspieler treten mit ihren Künsten auf; Musik tönt von allen Seiten, besonders Harfen, Saitenspiel und Gesang. Ringsum gewahrt man nur Einladungen zur Liebe, zum Genuß, zur Freude, bis endlich die Stunde der Ruhe schlägt, und in Erwartung des folgenden Tages, der dem gegenwärtigen gleichen wird, Alle in die Arme des Schlafes sinken.

T. L. Secha.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Fortsetzung.)

Schon kenne ich mehrere andere ausgezeichnete Künstler derselben Schule. Das historisch-poetische Interesse belebt sie Alle auf die nämliche Art, ja sogar diejenigen, die sich mit dem Religiösen nicht sehr befassen. So habe ich die Bekanntschaft eines alten humoristischen Landschafts-Malers, eines Tyrolers, Namens Koch, gemacht, der den Dante und das Lied der Niebelungen auswendig kann, und beides mit Zwischensätzen aus den lustigen Kapuziner-Predigten des Abraham a Sancta Clara abwechselnd deklamirt. Dieser Koch hat auch vier geistreiche Blätter mit schrecklichen Auftritten aus Dante's Hölle, z. B. die Strafe der Tyrannen, gezeichnet und gestochen. Als Landschafts-Maler ist er üppig und glänzend, zuweilen vielleicht zum Uebermaaß, und verdirbt, wie man sagt, seine Malereien häufig dadurch, daß er seine Compositionen nie reich, seine Farben nie saftig und glühend genug findet, und sie in Folge dieses ein Mal nach dem andern übermalt. Er hat jedoch einige vortreffliche Stücke hervor gebracht, unter welchen ich vorzüglich eine herrliche italienische Landschaft liebe, auf welcher der Patriarch Jakob sich mit einer Schaar von Angehörigen und Heerden nach Hause begiebt. Er ist auch Schriftsteller, am liebsten in der Satyre; doch hat er noch nie eine seiner Handschriften durch den Druck bekannt werden lassen. Eine derselben, wenn ich nicht irre, „Kochelum oder die Rumfordsche Suppe“ betitelt, hat unter den Freunden der neuen Schule vielen Beifall gefunden. Er ist eine Art von Prinz Zerbino in der Malerkunst, gegen alle in derselben vorhandene Philisterei gerüstet, und auf diese Art tadelt er alle Maler-Akademieen, vorzüglich aber die Wiener, deren Mitglieder er persönlich kennt, mit einem unbarmherzigen Witz. — Mehr Schriftsteller ex professo, und (gerade gegen seine eigene Ueberzeugung) weit merkwürdiger durch die Feder, als durch den Pinsel, ist der ziemlich hoch betagte Maler und Dichter Müller, bei den Deutschen unter dem Namen „Teufels-Müller“ bekannt, weil er, trotz seinem Bewundern des Idealen in Mengs, doch am liebsten lauter Teufel und abscheuliche Gespenster malt. Auch kann man ihm keine größere Artigkeit sagen, als wenn man bei dem Anschauen seiner Malereien mit beklommener Stimme äußert: „Es wird mir ganz geisterhaft zu Muthe!“

Uebrigens gehört es, darf man wohl sagen, in Rom nicht zur Auszeichnung eines Künstlers, produktiv zu seyn; auf allen Seiten von Anweisungen und Verbesserungen umgeben, müßte die Einbildungskraft bald gänzlich überwältigt werden und vergehen, wenn sie nicht durch ein artistisches Aussprechen der gesammelten Stoffe das Gleichgewicht zwischen sich und der äußeren Welt erhielte. In Schweden, wo man malt, ohne Raphael anders als nach einigen zweideutigen Abrissen auf einigen Kupferstichen zu kennen, wo man die Nachtigallen und den Frühling besingt, ohne die ersten gehört oder den letzten gesehen zu haben, ist es

verzeihlich, wenn eine milzkranke Nachlässigkeit, die unvermeidliche Gefährtin des ermüdenden Kampfes gegen die stiefmütterliche Nacktheit der Natur, die herrlichsten Anlagen für Wissenschaft und Kunst häufig erstickt, und verursacht, daß man lieber ruhet und die Hervorbringung fremder Länder genießt, als daß man selbst die Zahl der Produkte vermehrt, welche in Gemäßheit des Klima's, der Mängel und Armuth des Volks, eigentlich durchaus als Luxus-Artikel betrachtet werden müssen. Hier dagegen brauset das Leben in allen Richtungen durch die Adern mit einer lodernden Gluth: man fühlt sich geneigt zum Leben, zum Lieben, zum Schreiben, zur Bildhauerei und zum Malen.

Den 25sten März.

Heute habe ich mich in der Villa Borghese, nach den unaussprechlich schönen, aber auch unsäglich lärmenden Festlichkeiten der so eben verflossenen Osterwoche, recht ordentlich erquickt und erholt. Die symbolische Pracht des katholischen Gottesdienstes kann hier nicht aufhören, so lange wie dies Volk und diese Natur ihren Geist und ihre Gestalt selbst nicht wechseln. Sehr Vieles in der katholischen Religionsform, deren innere Poesie übrigens durch die geistlose mechanische Behandlung kläglicher viehischer Priester nicht selten gänzlich verunstaltet wird, ist ohne Zweifel eine bloße Uebertragung, zuweilen eine Travestirung der alten heidnisch-römischen Gebräuche. Da das Christenthum sich zur Staats-Religion ausbildete, hat die Kirche augenscheinlich mit Fleiß aus der Einkleidung der alten Mysterien alles dasjenige entnommen, was auf eine schöne und würdige Weise dazu beitragen konnte, den sinnlichen Eindruck ihrer eigenen zu erhöhen; dies war ja eine vergebens versuchte Erklärung und Veredlung jener. — Unter den gewöhnlichen Manieren nordischer Reisender und Reisebeschreiber ist kaum irgend eine sonderbarer als die, unaufhörlich gegen den Aberglauben des jetzigen Roms zu deklamiren, und dagegen alle Feste der antiken Welt, im Allgemeinen gewiß weit dunkler und schädlicher, auf die sentimentalste Art zu vertheidigen. Wenn man z. B. in einem Tagebuche liest, das eine Frau von der Recke über ihre italienische Reise heraus gab, wo sie bei jedem Anblick irgend eines Heiligenbildes fast in Convulsionen gerathen zu seyn scheint, und wo der Anblick des heiligen Januarius, der auf einer Brücke bei Neapel seine abwehrende Hand gegen den Vesuv ausstreckt, der guten Frau einen ganzen herrlichen Abend — an dem es ihr eben gelungen war, wie sie selbst berichtet, sich mit allen ihren Gedanken zu dem unermeßlichen Weltgeist hinauf zu schwingen — ganz und gar verdarb; und wenn man zugleich in demselben Buche ein Paar Seiten mit Klagen und Wehmuth angefüllt findet, weil jetzt keine Laren, keine Penaten mehr zu schauen sind, indem der vortreffliche Gebrauch, seine Hausgötter an zu beten, verschwunden ist: so weiß man wahrlich nicht, was man vom Zusammenhang in den Köpfen vieler unserer Zeitgenossen denken soll.

(Der Schluß folgt.)

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Der berühmte Justus Lipsius erbot sich, den „Tacitus" Wort für Wort her zu sagen, stände auch Einer mit einem bloßen Degen neben ihm, ihn zu durchbohren, wenn er in einem Wort fehlte.

Alle Ehelustigen, denen es darum zu thun ist, eine kräftig, physisch gesunde Gattin heim zu führen, und dem Staate kräftige, in jeder Hinsicht gesunde Bürger zu geben, sollten darauf antragen: daß jenes Hof-Decret vom Jahre 1783 eine jährlich neue Bestätigung und Bekräftigung erhielte, in welchem es heißt: „Da die schädliche Wirkung des Gebrauchs der Mieder auf die Gesundheit und besonders den Wuchs des weiblichen Geschlechts allgemein anerkannt ist und die Nichttragung desselben hauptsächlich zu ihrer guten Constitution und ehelicher Fruchtbarkeit unendlich viel beiträgt, so soll in allen Waisenhäusern, Klöstern und wo immer sonst sich eine weibliche öffentliche Erziehung vorfindet, die Tragung der Mieder, von was immer für Gattung, sogleich untersagt, auch sämmtlichen Schulhaltern eingebunden seyn, daß kein Kind weiblichen Geschlechts mit Miedern in die Schulen aufgenommen oder in ihnen gelitten werde." Dieses Machtgebot könnte sich in neuerer Zeit noch weiter bis auf das männliche Geschlecht, bis auf die petit-maîtres inclusive erstrecken!

Winkelmann behauptet: es gebe in jeder Stadt mehr schöne Männer als Weiber, und er habe nie so vorzügliche Schönheiten unter dem weiblichen als unter dem männlichen Geschlecht gefunden. Zufolge dieses trefflichen Kenners der Schönheit und Kunst hätte also das schöne Geschlecht den Namen des schönen nur usurpirt; ich aber möchte glauben, wenn wir auch lauter belvederische Apolls wären, könnten wir uns doch das Prädikat des Schönen nicht aneignen — es fehlt uns das Hauptrequisit: Grazie!

Poussin malte die sieben Sakramente; so trefflich auch dieses Kunststück war, fand man doch die Ehe, wegen der ungefälligen Gruppirung der Figuren, tadelnswerth. Bei dieser Gelegenheit sagte ein Franzose: „Un bon mariage est difficile à faire même en peinture."

Herrmann Bunzel.

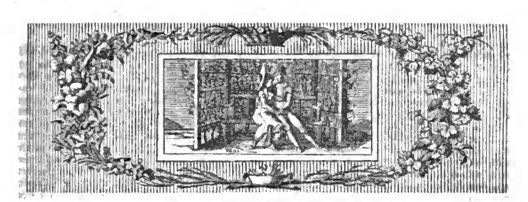
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Die Charwoche, besonders die beiden letzten Tage, gewähren dem Fremden in Wien ein anziehendes Schauspiel. Die fromme Sitte, das heilige Grab zu besuchen, lockt alle Bewohner der großen Stadt aus ihren Wohnungen, schaarenweise

wandern sie in die Gotteshäuser, um an dem festlich und mitunter wahrhaft erhebend ausgeschmückten Grabe des Erlösers ihrer Andacht zu folgen. Im Trauergewande, das Gebettuch in der Hand, sieht man die reizendsten weiblichen Gestalten zu Fuße, sogar aus den höheren Ständen, von Kirche zu Kirche pilgern. Selbst bis Mitternacht zwischen Freitag und Sonnabend werden die heiligen Stätten nicht leer. Der Nachmittag des Sonnabends zieht zu der großen Anzahl der Stadtbewohner auch noch die unzähligen Schaaren der Vorstadt- und Grund-Bewohner auf den Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz herbei, um der Feier der Auferstehung bei zu wohnen, die in dem ehrwürdigen Stephans-Dom gegen Abend mit allem Pomp gefeiert wird. — Die neue Direktion der Hof-Theater scheint sich ihrem schwierigen Geschäft mit großem Eifer zu widmen und es ist Erfreuliches zu erwarten. Am 27sten April sahen wir zum ersten Mal: „Klytemnestra", Trauerspiel in vier Akten von Michael Beer. Wenn dieser Versuch auch nicht allen Forderungen entspricht, welche man an eine Tragödie antiken Styls zu machen berechtigt ist, so verdient er doch als Erstlingswerk eines jungen Dichters, der Talent verräth, schonende Anerkennung. Die Sprache ist zwar nicht voll poetischer Tiefe, aber edel, und einige Ueberladung mit Bildern könnte noch gemildert werden. Das Stück fand beifällige Aufnahme. Mad. Schröder gab die „Klytemnestra", Demois. Hruschka die „Elektra" und Hr Korn den „Orest", und Allen muß man lobenswerthen Fleiß nachrühmen. Hr. Lange, zu dessen Benefiz am Schlusse seines 50sten Dienstjahres diese Tragödie gegeben worden, erhielt als „Aegisth" sprechende Beweise von der Zuneigung des Publikums, das sich der Tage seiner Blüthenzeit dankbar erinnerte. — Im Hof-Opern-Theater wurde die alte Gretrysche Oper: „Raoul der Blaubart" wieder vorgeführt. Wenn auch Demois. Schröder die schwierige Rolle der „Marie" noch nicht ganz ausfüllt, so gelang ihr doch Vieles. Ausgezeichnet in Spiel und Gesang war Hr. Vogel als „Kastellan". — Noch wurde im Theater an der Wien eine Rossinische Oper: „Weiberproben" gegeben, welche auch den blindesten Verehrern dieses Mode-Compositeurs das Geständniß abnöthigte: diese Musik sey eben so gehaltlos, als schon in allen übrigen Werken des Verfassers hundert Mal gehört! — sind somit scheint wohl die Zeit nicht mehr fern, wo dieser Mode-Götze wieder von dem Altar herab gestürzt werden möchte, auf den ihn Ungeschmack und After-Künstler erhoben. — Schlüßlich muß ich noch der dreimaligen Aufführung des Oratoriums von Weigl: „Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi" erwähnen. Diese vortreffliche Composition reiht sich den besten Werken dieser Art ehrenvoll an; die Aufführung von Seiten des Musik-Vereins ließ nichts zu wünschen übrig, und doch war der Saal bei der ersten Aufführung leer, bei den folgenden beiden nur mäßig gefüllt; so tief ist in dem musikalischen Wien der Geschmack für ächte Musik gesunken! — K.

Petersburg. (Schluß.) Hr. Griffith hat auch den Plan, ganz Petersburg auf diese Art zu beleuchten, ohne irgend einiger Kosten von Seiten des Staats. Er verlangt nur das ausschließliche Privilegium dazu und den Befehl an jeden Haus-Eigenthümer, ihm das für jede Laterne seines Hauses Festgesetzte auch für die Gas-Erleuchtung zu zahlen. Sein Versuch, das Gas aus Hanf-Oehl zu entwickeln, ist vollkommen geglückt, welches außerdem, daß es von besserer Eigenschaft, zugleich auch ein russisches Produkt und wohlfeiler ist. Die zweckmäßigsten Maaßregeln gegen alle Gefahr sind genommen, und da Unglück nur mit dem Gasometer geschehen könnte, so ist er entfernt und nur den damit beschäftigten Leuten zugänglich. Man sagt, daß, wenn dieser große Versuch vollkommen gelinge, weiterhin die Kasernen der Garde-Regimenter alle auf ähnliche Art erleuchtet werden sollen, wodurch in den Ausgaben für Talglichte ein großes Ersparniß entsteht. Uebrigens wird die kaiserliche Zeug-Fabrik in Alexandrowsky ohnweit der Residenz, und die ganz auf englische Art eingerichtete kaiserliche Papier-Fabrik in Petershof, einem kaiserlichen Lustschloß, schon seit einem Jahr mit Gas erleuchtet; Referent kann aber nicht sagen, ob es nach Griffith's Methode geschieht. — Der schon mehrere Jahre bei dem kaiserlichen Theater angestellte Mechanikus Joseph Stöger, ehemals bei den Theatern in Wien, stellte hier vor einiger Zeit in einem Saale eine, von ihm gemachte Erfindung von perspektivischen Zeichnungs-Maschinen zur Schau aus, unter dem Namen: „Geomantie oder die Punktier-Kunst"; dann das mit dieser Maschine gezeichnete Panorama von St. Petersburg aufgenommen von der kaiserlichen Sternwarte. Die darüber erschienene Ankündigung sagt, daß aus dieser Erfindung bereits folgende Resultate entstanden, die zur Empfehlung dienen können: „1) Die Perspektive gründet sich auf die Geburt und Gestalt des Menschen-Auges, und ist daher das unmittelbare Werk der Schöpfung selbst. 2) Die Natur des Auges ist von der Art, daß der Mensch keinen Gegenstand in der Welt anders sehen kann, als in der Gestalt der Perspektive, das heißt, verkürzt. Selbst eine geometrische Zeichnung, wenn sie der Mensch ansieht, ist nicht von dieser Regel ausgenommen. 3) Die Vernunft sagt uns, daß nur das Wahrheit ist, was wir mit Augen sehen; also ist die erste Wahrheit in der Perspektive zu finden. 4) Die Geometrie liefert uns Wahrheiten, welche durch die Mathematik erwiesen werden; allein diese sind nur dem Menschenverstand, nicht aber dem Auge sichtbar. 5) Die neue Erfindung dient zur Vereinigung dieser perspektivischen und geometrischen Wahrheiten, und giebt uns zu erkennen: daß Ueberzeugung nur im Menschen-Auge zu finden sey. 6) Durch diese Vereinigung entstand die Wissenschaft: daß die mit der Maschine nach der Natur aufgenommenen Perspektiv-Zeichnungen gemessen und in geometrische Plane übersetzt werden können, welche genau die Größe des gezeichneten Gegenstandes anzeigen. 7) Die perspektivische Messung und Zeichnung mit der Maschine beweist: daß dieselbe ungemein einfacher, geschwinder und gewisser ist, als die geometrische, weil dazu nur ein Standpunkt erforderlich ist, um jeden Winkel zu finden und seine Größe zu schätzen. 8) In einer Perspektiv-Zeichnung ist die Fläche der Erde, Länge und Breite, so wie jeder vertical stehende Gegenstand in der Höhe und Tiefe zugleich sichtbar, daher sind auch in dieser neuen Maschine alle Messungs-Arten vereinigt; denn man kann damit nivelliren, Berge messen und jede andere Größe und Entfernung finden. 9) Die Zusammensetzung und der Gebrauch dieser Maschine ist so einfach, daß Jedermann damit eine Perspektiv-Zeichnung zu Stande bringen kann, wenn derselbe auch die Zeichenkunst selbst nicht erlernt hat. In dieser Hinsicht dient die Maschine zum Copiren aller Dinge nach der Natur. 10) Endlich werden die Geheimnisse der Perspektive, welche dem Künstler der Malerei bisher ein so vieljähriges Studium verursachten, dadurch offen dargestellt. Derjenige Künstler, der sich in dem geometrischen Zeichnen eine hinlängliche Kenntniß verschafft hat, kann in der kurzen Zeit von einem Monat ein vollkommener Perspektiv-Zeichner nach allen Regeln der Mathematik werden. Beweise über alle diese Angaben sollen einst bei Vollendung des ganzen neuen Lehr-Systems durch den Druck bekannt werden. Indessen wird Jedermann schon aus dieser Kunst-Ausstellung eine hinlängliche Befriedigung über das Gesagte erhalten." — Referent hat von einem Ingenieur, der diese Erfindung umständlich untersucht hat, erfahren: daß sie dem Angekündigten vollkommen entspricht und eine sehr nützliche Sache werden kann. Sie war nur kurze Zeit öffentlich dargelegt und wann Hr. Stöger damit hervor treten wird, ist nicht zu hören. Das von ihm damit verfertigte Panorama von St. Petersburg ist ein vollkommenes Rund-Gemälde auf Papier in Tusch, in der Höhe einer Arschine, und stellt die aufgenommene Gegend getreu dar. B.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 23. Mai. 82stes Blatt.

Auszug eines Briefes aus Rom.

(Schluß.)

Mit halb so viel Mühe, als jetzt, könnte man in Rom das Anschauen des Gottesdienstes, der Natur, der Kunst und der Menschen genießen, wenn irgend eine Möglichkeit aus zu mitteln wäre, wie man wenigstens an irgend einer Stunde des Tages vom Gedränge der Engländer befreit seyn könnte. Sie wimmeln in diesem Hesperien überall herum, wie eine Art dunkelfarbiger Heuschrecken aus einem fremden Welttheil, und man muß sich in allen Kirchen, allen Gallerien, allen Ruinen, Gärten, Wirthshäusern, Straßen, Ecken und Winkeln, mit den Armen in der Seite, an ihnen hindurch drängen. Diese Unannehmlichkeit verdrießt Jeden so, daß man zuletzt ihre Physiognomien psychologisch betrachtet und darin mit Leichtigkeit den Zweck ihres Herkommens wahrnimmt, welches nämlich kein anderer ist, als nachher sagen zu können: „Wir sind auch in Rom gewesen.“ Ernsthaft, von langer Statur, einander Alle ähnlich, mit Röcken von außerordentlicher Länge im Leibe und in den Schößen, laufen sie, mit Vasi's „Itinerario di Roma“ in der Hand, in Tempeln und Kunstsälen herum, betrachten den Gegenstand mit der äußersten Gleichgültigkeit, notiren sich zum Andenken die geistreichen Bemerkungen der windbeutlichen Ciceronen, und geberden sich ungeheuer geschäftig. Die Damen, größtentheils schlank und mager, mit gewaltigen Sonnenhüten, in der Regel von Stroh, violetten Spencern, kurzen weißen Röcken und schwarzen Strümpfen, laufen mit noch größerer Eile durch die Straßen, gewöhnlich Drei oder Vier zusammen, Arm in Arm, und mit Schritten eines vollkommen kriegerischen Marschtakts. Man liest in den Gesichtern dieser Reisenden, daß sie Rom in Tagwerken besehen und sich innerlich über die Zeit freuen, wo das Beschwerliche überstanden seyn wird, und sie dann sich und Andern mit gutem Gewissen versichern können: daß kein Schutthaufen im Umkreise der ganzen Römerstadt von ihren Füßen unbetreten geblieben sey. Eine solche Person ist im Stande, sich mit dem Ausrufe: „Very pretty!“ von einem Raphael zu einem Caraccio zu wenden, den er bis auf ein Haar „like pretty“ findet, wenn er anders nicht vom frühen Morgen an in der Goddam's-Laune gewesen ist. Der grünliche Baroccio, dessen Figuren aussehen, als wenn sie schon im ersten Grad der Fäulniß begriffen wären, steht bei den Mehresten vorzüglich angeschrieben. Die Italiener, mit all ihrer naiven Gleichgültigkeit gegen die Grundsätze, Eigenthümlichkeiten und Sitten anderer Völker, beschauen doch diese Gäste noch mit einer Art Verwunderung; und indem sie dieselben unaufhörlich nach Beafsteack und Potatoes rufen hören, haben sie ihnen die Namen ihrer Lieblings-Gerichte beigelegt, so daß „bisteeco“ nun mit einem Engländer, und „patatta“ mit einem englischen Frauenzimmer synonym ist. Was die Letzten anbetrifft, so bemerkt man hier keinesweges die an Albions Töchtern sonst weit gepriesene blonde Schönheit. Die Schönen bleiben wahrscheinlich in traulicher Ruhe auf ihrer stolzen Insel und lassen die Andern in

der Welt umher ziehen. Auf alle Fälle würden sie hier doch von Roms Madonnen-ähnlichen Jungfrauen und junonischen Weibern überstrahlt werden, unter denen das Auge oft solchen Gestalten begegnet, welche vielleicht das höchste Maaß körperlicher weiblicher Schönheit zeigen. Selbst die französischen Damen, mit ihrer großen Liebenswürdigkeit, verhalten sich zu diesen Cynthien, Corinnen und Cornelien, rücksichtlich der Macht und Taktik der Schönheit, wie — leichte Krigsboote zu völlig ausgerüsteten Linienschiffen. Das Gleichniß ist sonderbar und nicht sehr poetisch: in der Eile finde ich aber kein besseres. Gleichwohl geht Thorwaldsen etwas weit in der ästhetischen Liebe zu seinem neuen Vaterlande, wenn er behauptet: daß kein altes Weib in Rom so häßlich sey, daß nicht noch irgend ein Rest von Ideal oder plastischer Symmetrie durch ihre Ungestaltheit hervor blicke.

Ohne eben wie Engländer zu reisen — ich habe im Obenstehenden natürlicher Weise nur den Eindruck geschildert, den die Masse erregt — müßten doch eben unsere lieben Landsleute sich etwas mehr in der südlichen Welt umsehen. Es ist eine wahre Schande für Schwedens Jugend, daß sie in unsern Zeiten so selten Bildung durch Reisen sucht. Oder giebt es wohl für den Wißbegierigen im Allgemeinen irgend einen bequemeren Spielraum, um seine Einsichten zu prüfen und zu vermehren? — für den Künstler, den Dichter ein wirksameres Mittel, seiner Phantasie den richtigen Schwung zu geben, die Urtheilskraft zu schärfen und die Geistesschwingen in ihrer ganzen Ausdehnung zu breiten? Wie reisen nicht dagegen die Dänen, die wahrlich nicht reicher sind als wir! Ihre jungen Gelehrten und aufgeweckten Köpfe schwärmen von Jahr zu Jahr im südlichen Europa herum; und dabei muß bemerkt werden, daß fast Alle theils von ihrer Regierung, theils von irgend einem großmüthigen, Wissenschaft und Kunst liebenden Manne unter den Großen des Reichs, ja oft von beiden auf einmal, Unterstützung genießen. So versteht dieser kleine Staat, die Kräfte zu schätzen und zu benutzen, welche nicht auf politischem Glück beruhen; und weiß sich eine Achtung zu verschaffen, welche dem Verein nie verweigert wird, wo man das Schönste der menschlichen Natur als einen wesentlichen Bestandtheil von dem eigenen inneren Leben des Staats anerkennt.

Wie phantastisch zeigt sich hier selbst das tägliche Leben! und ist es nicht dieses, was der Dichter, was der Künstler begehrt, wenn sein Schicksal ihm verweigert, sich mit der heiligen Fülle einer unschuldigen Einförmigkeit begabt zu finden? Hier ist ja Alles ein ins Grenzenlose gedehntes Gemälde von abwechselnden Gruppen und Farben: von den prächtigen Herren und Damen aus allen Ländern und Weltgegenden, haufenweise durch einander wimmelnd, zu Fuß, zu Pferd und in glänzenden Equipagen, bis zu den Bettlern, die sich am Sonntag-Morgen im Frack zeigen und den Vorbeigehenden mit Cavalier-Bücklingen eine Prise anbieten; von dem, einem Heiligen ähnlichen wackeren Papste in seinem glänzenden symbolischen Talare bis zum elendesten Kapuziner mit seinem langen Barte und seiner groben, mit einem Strick umgürteten wollenen Kutte; von Raphaels Tapeten im Vatican bis zu der zerlumpten Wäsche, die auf dem Forum zwischen den Colonnen der Tempelsäulen des donnernden Jupiters getrocknet wird; von den üppig blühenden Junonen auf den Promenaden des Corso's und Pincio's bis zu den eumenidischen alten Weibern auf dem schmutzigen piazza Montanara; von den unaufhörlichen Festen mit Prozessionen, Feuerwerken, Musik, Schießen und Freudengeschrei bis zu den geputzten Leichen, welche, in völliger Galla gekleidet, auf offenen Bahren, wie auf einem Paradebette, zum Grabe getragen werden. Und dann, so hat man, um im Reiche der Phantasie zu leben, nicht nöthig, sich einsam in des Vatican-Palasts unermeßlichem Labyrinth von eilftausend Gemächern und Sälen zu vertiefen, unter welchen sechs und zwanzig (die an Größe und Pracht wahrlich Alles übertreffen würden, was Roms frühere Beherrscher in der Burg der Cäsaren und selbst Nero in seinem domus aurea aufweisen konnten), die eine Länge von fast zweitausend Schritt haben, Dich einzig und allein zwischen Denkmälern aus der alten Götterwelt und von Raphael wandeln lassen, auf Fußboden mit dem köstlichsten antiken Mosaik belegt, unter tempelhohen Dächern, welche sich über Pfeiler, Wände und Treppen ausdehnen, die mit glänzenden Bekleidungen von den ausgesuchtesten Marmors und Steinarten sich von allen Seiten dem Auge darbieten. Auf allen Wanderungen begleiten Dich hier, im schwesterlichen Verein, der Ernst und der Syrenen-Gesang einer Natur, die auf vulkanischem Grunde ruhet; sie will das nordische Herz der tiefen Einsamkeit der Brust entlocken und in ihren Schooß niedersenken, indem sie zum umfaßten Opfer, eben wie die „Braut von Korinth" sagt:

„Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu."

Endlich steigt der Abend, dunkel, aber mit sanfter Wollust, hernieder; eine flammende Abendröthe ergießt sich über Tempel und Hügel, Obelisken und Weingärten; das Ave Maria wird von den Thürmen verkündet, la Madre d'Amore in zärtlichen Gesängen von Herzen gepriesen, die ein kindliches Leben genießen, und im kindlichen Wahn auf die Verzeihung einer Mutter rechnen. In entlegeneren Gegenden hört man Guitarren-Accorde und heimliches Lispeln; an der

offenen Thür einer Osterio schreiet ein zerlumpter Improvisator vor einem zahlreichen Kreise von Zuhörern monotone Romanzen und schwingt das lärmende Tambourin hoch in den Lüften. Wohl tritt jetzt in dem Hause, wo man wohnt, die freundliche Wirthin, mit einer antik geformten Messing-Lampe in der Hand, herein, stellt dieselbe vor ihren Gast und wünscht ihm mit einer zierlichen Verneigung ihr „Felicissima notte"; aber sitzt man nicht, so wie ich, am Schreibtisch, um sich mit entfernten Freunden zu unterhalten, so eilt man zu dieser Zeit am liebsten ins Freie, wo die Sterne schimmern, welche von Brutus und Tacitus, Virgilius und Cäsar, Hildebrand und Sixtus, Tasso und Michel Angelo gesehen wurden. Der ungeheure Platz vor der Peters-Kirche liegt im blendenden Mondenschein da wie ein Landsee, umarmt von der ovalen vierfachen Säulenreihe — mit seinen beiden Springbrunnen und seinem kreuzbekrönten Obelisk, der schon von weitem, durch eine Inschrift, den Wanderer davon benachrichtigt, daß der Löwe des Stammes Juda gesiegt hat. — Der Platz, auf welchem dieser größte der römischen Obelisken steht, war früher der Circus des Verfolgers Nero, gedüngt mit dem Blute unzähliger Märtyrer; Caligula, welcher den Stein von Egypten herüber schaffte, ließ ihn hier aufrichten, und Nero heiligte denselben dem August und Tiberius, durch eine Inschrift, die noch nicht erloschen ist. Die rieselnden Springbrunnen, an denen Rom so reich ist, werfen von Plätzen und Gärten abwechselnd ihre Silberbogen in hohen Strahlen; das Coliseum, wo der Mond in seltsamen Riesengestalten hindurch scheint, wie an den himmelhohen Wänden einer Grube, redet quer über den öden Maulbeerhain des Forums zum Capitolium, welches vom alten noch den Namen und die Grundmauer zurück behalten hat; zur Seite hebt der Palatiner-Berg, zwischen Weinreben und Granaten, die epheubekränzten Bogen des Palasts der Imperatoren, und die Cypressen des Monte Celio säuseln leise, während ein Winzer seiner Geliebten einen Liebes-Gesang trällert und ein Hund in dem stummen Weingarten bellt, welcher Livias Bad bedeckt. Man gedenkt der Worte, welche jetzt, nachdem Roma eine doppelte Vorzeit durchlebt hat, mit größerem Fug geschrieben werden könnten, als in Cicero's Tagen: „Id quidem infinitum est in hac urbe; quacumque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus." Die Brust erweitert sich, man fühlt eine Ahnung von dem Leben der Erinnerung und der Ruhe; die Seele blickt zu ihrer endlichen Heimath empor und sehnt sich vom leeren, verächtlichen Jetzt zu den Geistern einer edleren Zeit. Atterbom.

B u n t e s.

Während des letzten Krieges in Spanien besuchte eine Gesellschaft französischer Offiziere die Gruft der Könige von Spanien, besonders um, wenn es möglich wäre, an den Ueberbleibseln des Don Carlos die Todes-Art desselben zu entdecken, welche die Geschichtschreiber so verschieden angeben. In dem Bericht über diese Untersuchung heißt es: „Wir fanden den Sarg des Infanten eben so schwer, als die andern leicht, und nachdem wir ihn mit Anstrengung aller Kräfte etwas ans Licht gezogen, bemerkten wir, daß der Deckel schon früher abgenommen und nur leicht wieder aufgenagelt war. Wir öffneten den Sarg; statt aber eine Mumie zu sehen, in Sammet gekleidet, wie alle übrigen Leichen dieser Gewölbe, gewahrten wir nur eine dichte Masse Kalk mit einer unebenen Fläche. Er war hier und dort zum Theil weg geräumt, als wenn man schon nach dem Körper gesucht hätte; einige Stellen waren entblößt, und ob wir auch den Kalk noch weiter weg arbeiteten, wir entdeckten nichts als Knochen und Reste von Haut oder Fleisch, die ganz lappig an der Masse hingen. Um zu sehen, ob der Kopf ihm fehle — was mehrere Geschichtschreiber behaupten — gruben wir mit einem Messer an der Stelle, wo er liegen mußte, und wir hatten ihn bald so weit frei, daß wir sehen konnten: er war im Sarge vorhanden, hing auch mit dem Körper, nach der Knochen-Lage, zusammen. Wir fanden nur noch einen Theil der Haare erhalten; sie waren aber roth geworden und zerbrachen. Im Ganzen sprach nichts für die gewaltsame Todesart, als eben die Füllung des Sarges mit Kalk, was doch wahrscheinlich geschehen ist, um jede Forschung über den Leichnam zu verhindern.

Man möchte jetzt daran erinnern, was einst Mirabeau zu Necker sagte: „Mein Herr, lernen Sie begreifen, daß eine Idee viel rascher durch die Länder eilt, als alle Postpferde der Welt."

Die meisten Menschen haben gerade so viel Religion, als erforderlich ist, sich nicht gegenseitig zu hassen; nur Wenige haben so viel, als sie brauchen, sich einander zu lieben.

Die Völker hängen mechanisch an einer gegebenen Autorität, und so läßt es sich geschichtlich beweisen, daß der sittliche Zustand eines Volkes von seinem Beherrscher verändert und bestimmt wird.

Ich weiß nicht, ob Ariost unter die auf Erden verlorenen und im Monde aufbewahrten Dinge den guten Rath rechnet (der im Deutschen nicht einmal einen Plural hat); er gehört aber eben so gut, als die Zeit, dahin. Th. Lourin.

Inschrift an einer Kapelle.

Eh'mals war ich Kapelle, dann ward ich ein Pulver-Behältniß,
Bis ich, entbunden der Schmach, Betende wieder umschloß;
Wie der Gefangene hoch aufjauchzt, dem die Fesseln gelöst sind,
So möcht' ich auch durch's Thal schmettern den jubelnden Psalm.

Fr. Raßmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stockholm. Vor Kurzem erschien in dänischer Sprache: „Tagebuch während einer Reise in Schweden", vom Hof-Buchhändler Beeken. Es ist den Staats-Ministern Skandinaviens, dem Grafen von Engeström und dem Präsidenten Kaas zugeeignet, und setzt das Publikum davon in Kenntniß, daß es schon längst der Wunsch des Herrn Hof-Buchhändlers gewesen: „eine nähere Verbindung zwischen der dänischen und schwedischen Literatur zu bewirken"; ein Wunsch, den schon früher andere wissenschaftlich gebildete Männer gern realisiert gesehen hätten, welches jedoch, aller Anstrengung ungeachtet, nicht gelingen wollte. Der Verfasser kam am 8ten Februar 1818 in Malmö an, woselbst er Abends an einer Assemblee auf dem Rathhause Theil nahm und eine sehr hohe Idee von der Geselligkeit der Orts-Bewohner faßte. Auf seiner Weiter-Reise am 10ten nahm er Gelegenheit, Bemerkungen über die Schnelligkeit und Wohlfeilheit des schwedischen Fuhrwesens zu machen, so wie auch über die in ihrer Art vielleicht einzige Vortrefflichkeit der schwedischen Postilions, „die kein Trinkgeld nehmen!" (Möchten doch die deutschen Postillons nur ein klein wenig ihren schwedischen Brüdern gleichen wollen und sich mindestens ihre Unverschämtheit abgewöhnen, wenn es mit der Habsucht nicht möglich ist!) Selten vergißt unser Verfasser, an zu führen: wo und wie er gegessen, und in dieser Hinsicht ist das Tagebuch desselben als ein würdiges Gegenstück zu Oehlenschlägers Reise zu betrachten. In Jönköping speisete der Reisende das erste Vogel-Wild, kam am 16ten nach Linköping, woselbst ein Theater ist, welches 400 Menschen faßt, und erreichte am 19ten die Hauptstadt Schwedens. Der Reisende liefert einen gedrängten Ueberblick der Stadt. Unter den merkwürdigen Sachen, welche der Verfasser beschreibt, befindet sich die Bibliothek des Grafen Engeström, die jeden Sonnabend von 10 bis 2 Uhr offen steht und mehr als 100,000 Bände enthält. Früher gehörte diese, für einen Privatmann sehr große Bücher-Sammlung dem Staats-Sekretair Benzelstierna; nach dessen Tode fiel sie jedoch an den Staats-Minister als ein Fidei-Commiß; Letzterer vermehrte sie beträchtlich. Dieser Gönner der Musen ist gewöhnlich Sonnabends selbst zugegen und zeigt Fremden mit der größten Bereitwilligkeit seine Literatur-Schätze, welche aus Manuscripten, gedruckten Büchern, Kupferstichen, Zeichnungen und Münzen bestehen. Noch ist kein vollständiger Katalog darüber vorhanden, und man kann also die Zahl der Bände nicht genau angeben. Kein Fach der Wissenschaften ist ganz unbesetzt, die vorzüglichsten sind aber Statistik, Völkerrecht und Geschichte, und vielleicht ist es die einzige Bibliothek im ganzen Lande, welche den Namen einer Canzlei-Bibliothek verdient. Eine Menge Seltenheiten sind noch vorhanden, und in einem besonderen Schranke befinden sich Bücher aus dem Saeculum typographicum. Die Manuscripte sind sehr zahlreich und dereinst gewiß von großer Wichtigkeit für die Geschichte Schwedens. Sie bestehen aus den Sammlungen des Ministers selbst, des Staats-Sekretair Benzelstierna, den Arbeiten des Gustav Benzelstierna, den Papieren der Reichs-Räthe Biarnila und Lillecoth, des General-Gouverneur Olivecrantz, des Intendanten Canterstein, des Unter-Statthalter Clos und des Ambassad. Sekretair Edenberg, des Canzlei-Raths Jakob von Engeström, den Sammlungen des Erzbischof, Dr. Benzelius und des Grafen C. Eckeblad. In der bedeutenden Kupferstich-Sammlung findet man Arbeiten italienischer, französischer, niederländischer, englischer, polnischer und schwedischer Künstler, welche größtentheils vom Grafen selbst gesammelt sind. Derselbe hat auch eine Kupferstich-Sammlung angelegt, die dazu dienen kann, das Bild der verschiedenen Völkerschaften zu vervollständigen. Für schwedische topographische Charten und Zeichnungen sind vier Mappen vorhanden, nebst zwei andern mit genealogischen Annotationen, und eine mit Mode-Costümen und späteren Erfindungen, als z. B. Versuche schwedischer Lithographie und Holzschnitte. Ferner eine Sammlung von Charten und Kupferstichen, von Schlacht- und Belagerungs-Planen; so wie auch ein Portefeuille mit Kupferstichen, nach Antiken gestochen. Die Portefeuillen mit schwedischen Charten und Zeichnungen befinden sich in einem Tische, dessen Platte aus schwedischem Marmor, mit Porphir ausgelegt, angefertigt ist; in der Mitte derselben ist ein Stück Stein eingefügt von dem Orte, wo Karl XII. fiel, mit der Namens-Chiffer dieses Monarchen und der Jahreszahl 1718. Die Münz-Sammlung des Ministers befindet sich im Hause desselben und ist, trotz des Verlustes, den sie durch die Veruntreuung eines Dieners erlitten, noch immer sehr bedeutend. Die Sammlung römischer Münzen zählt allein gegen 3000 Stück. Bemerkt wird noch, daß ein, vor den vier Bibliothek-Zimmern liegendes Gemach mit Vasen verziert ist, die größtentheils mit etruskischen Zeichnungen versehen sind. — Am Abend speisete der Verfasser in einer Restauration, und theilt den ganzen, eine volle Seite einnehmenden Küchen-Zettel, sammt den Preisen mit; wobei er die Bemerkung macht: daß ein Schwede gewöhnlich drei bis vier Gerichte ißt (doch wohl nur, wenn er sie hat und bezahlen kann?). In der Schloß-Kapelle befindet sich ein schönes Altar-Blatt, welches Bouchardon anfing, Archevesque fortsetzte und Sergell beendete. Das königliche Museum enthält (wie bekannt) eine schätzbare Sammlung von Antiken, worunter sich der schlafende Endymion, welcher im Jahr 1783 in den Ruinen von Tivoli ausgegraben wurde, und mehrere von Sergell's Werken befinden. Der Verfasser besuchte hierauf ein Kaffeehaus, es war jedoch verschlossen, weil das Kaffeetrinken hier öffentlich verpönt ist; man ließ ihn aber auf sein Klopfen ein, und seine lechzende Seele erquickte sich mit einer Tasse des Bohnensaftes. Man sieht hieraus, daß die Schenkwirthe sich an die Verordnungen nicht eben viel kehren, und daß es in Schweden geht, wie überall. (Der Schluß folgt.)

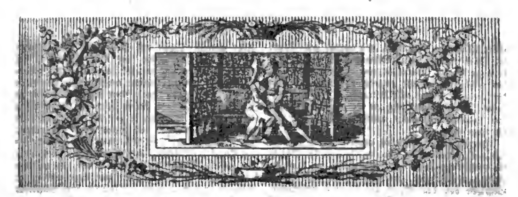
Leipzig. Von dem Verfasser von „Wahl und Führung" erscheint (bei Köhler) in dieser Oster-Messe eine Erzählung: „Cölestin der Priester und der Mensch" überschrieben. Dieser Titel bezeichnet schon die in derselben durchgeführte Idee: das Ringen einer edlen und großen Seele zwischen Begeisterung für priesterlichen Beruf und den heiligen Regungen eines feurigen Menschenherzens, erweckt durch die Nähe einer herrlichen weiblichen Erscheinung; der Priester sinkt; der Mensch wird gewahrt, und erweckt in seinem tragischen Ende unser Mitgefühl, ein heiliges Zürnen über Institute, die dem Menschen gebieten wollen, nicht Mensch zu seyn und menschlich zu fühlen. Das Ganze läßt sich sogleich erkennen, als aus dem Geist von „Wahl und Führung" hervor gegangen, und wird einen sichern Eindruck auf das Gemüth des Lesers nicht verfehlen, zumal da durch einen neulichen Vorfall im Nassauischen, wovon alle Zeitungen berichten, ohnehin jetzt die öffentliche Aufmerksamkeit abermals für diesen Gegenstand erweckt ist. — • —

Die europäische Türkei enthält eine Bevölkerung von etwa 9,482,000 Individuen, wovon ein Drittel Mahomedaner. Man rechnet darunter 5,000,000 Griechen, 850,000 Bulgaren, welche auch der Griechen-Religion zugethan sind, und 1,500,000 Wallachen, Albanier und Moldauer. Die Türkei hat aber ihre Hauptstärke in Asien. (Gaz. d. Fr.)

Fürst Ypsilanti's Urältervater, Urgroßvater und Großvater sind auf Befehl der Pforte hingerichtet worden. Sein Vater ging daher mit dem Sohn nach Rußland, wo der jetzige Fürst in Petersburg erzogen wurde und dann in russische Dienste trat. (Courier fr.)

Bei dem Aufräumen des Schuttes von der Niederreißung der alten Citadelle von Metz fand unlängst einer der Arbeiter eine sehr schöne goldene Denkmünze des Kaisers Probus, mit der Inschrift: Felicitas saeculi. Probus brachte bekanntlich den Galliern den Weinstock. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 25. Mai. 83stes Blatt.

Der neue Grandison.

Fräulein Cäcilie von Sirnburg gehörte in die Zahl derjenigen, welche das Leben auf ein Ideal gründen wollen, das von keiner Wirklichkeit erreicht wird; und so war sie mit einem tieffühlenden Herzen, mit einem hochgebildeten Geist, bei allen Forderungen an die Freuden des Lebens sehr unglücklich. Denn sie sah die Erwartungen einer Phantasie, die ihren Aussichten nach dem Gipfel der Vollkommenheit stets voraus flog, nimmer befriedigt — ihre Sehnsucht niemals gestillt.

Cäcilie war eine vollendete Schönheit, über die sich alle Zauber jungfräulicher Huld verbreiteten. Der Himmel des schmachtenden Cyanen-Auges, das vielsagende liebevolle Lächeln um die Rosenlippe, welche sich nur öffnete, um Gutes und Schönes zu sagen, der hochwallende Busen, die Grazie ihres Wesens — Alles an ihr zog um sie einen Kreis von Anbetern, die treu und wahrhaft liebten, ohne daß irgend Einer Hoffnung für seine Leidenschaft erhalten hätte. — Die Angebetete prüfte Alle und wählte Keinen; denn bei Jedem fand sie gewaltige Unähnlichkeit mit dem Vorbilde, das sie von einem Geliebten und überhaupt von männlicher Vollkommenheit sich entworfen hatte. — „Himmel!" — sagte sie dann oft mit Thränen, wenn Niemand ihrem Herzen entsprach — „wann soll ich den Mann sehen, der ganz mein wird, wie ich sein, vereinigt in ächtbeglückender Liebe!" — So seufzte Cäcilie mehrere Jahre, ohne daß sie der Erfüllung ihrer Hoffnungen näher gekommen wäre. Die Rosen ihrer Wangen begannen zu bleichen, doch war sie nicht enttäuscht: lieber wollte sie einsam auf der Höhe stehen, als plötzlich so unfreundlich die Feenschlösser der ganzen Vergangenheit umgestürzt sehen. — Während die Verschmähten von der Zeit sich gerächt fühlten, überließ die Spröde sich mit dem Haß der Männer dem Haß des Lebens, indem sie ihren einzigen Trost im Umgang mit romantischen Gestalten suchte. Mit Entzücken las sie wiederholt die Geschichte von Karl Grandison, lernte daraus viele Stellen auswendig, malte sein Bild, und wünschte nichts sehnlicher, als daß sie von der Natur zum Manne bestimmt gewesen seyn möchte, um als Grandison ins Leben treten und eine Cäcilie beglücken zu können.

An einem der heiteren Frühlings-Abende des Wonnemonds ging die Männerhasserin aus den Thoren von B** in die Schatten des öffentlichen Parks. Indem sie aus dem Geräusch der lustwandelnden Menge zu einem einsamen Gang eilte, sah sie plötzlich vor sich einen Korb stehen, aus welchem zwei zarte Händchen sich ihr entgegen streckten und zwei unschuldsvolle blaue Augen sie anlächelten. Voll Ueberraschung stand Cäcilie vor einem holden goldgelockten Knaben, schön wie Amor, und ward von ihm mit dem Ausrufe „Mama!" begrüßt. — „Ja!" sagte sie und drückte mit Rührung das Kind an ihre Brust; „ja, ich will Deine Mutter seyn, wenn vielleicht ein Bösewicht von Vater Dich hier verließ — denn so wider die Natur sündigen kann ein Weib nicht!" — Bei diesen Worten nahm sie das Knäblein ins Gebüsch, gab ihm unter

süßen Tändeleien Zuckerwerk, und wartete den Eintritt der Dunkelheit ab, um mit ihrem Funde, hocherfreut, heim zu kehren. Damit sie noch jedem Zweifel über den rechtmäßigen Besitz entgehe, sandte Cäcilie allen öffentlichen Blättern eine Ankündigung von der Aufnahme des Fündlings zu; und wie hierauf Niemand sein Recht geltend machen wollte, sah sie den Knaben als ihren Sohn an.

In Cäciliens Verhältniß mußte ihr der Gedanke sehr nahe liegen, ihrem Pflegling, dem sie den Namen ihres Lieblings-Helden Karl Grandison gab, eine Erziehung zu verschaffen, deren Grundsätze ihren idealen Begriffen von dem Werth des Mannes entsprächen. Karl sollte, rein und makellos, durch alle Stufen der Entwickelung — so mancher Prüfung ausgestellt, mit den Mitteln vertraut, sie zu bestehen — bis zum Endzweck der Vollendung geführt werden, wo sie ausrufen könne: „Siehe da, mein Werk — ein Mann, wie er seyn soll!"

Kaum hatte Cäcilie diese Idee in allem Feuer jugendlicher Begeisterung empfangen, da begann sie auch schon die Ausführung. Verlassen ward die Stadt, um ein angenehmes Landgut in einer romantischen Gegend zu beziehen. — Rousseau's „Emil" in der Hand, das Lichtbild ihres Ideals vor sich, ging Cäcilie mit dem Zögling durch Fluren und Haine, legte ihn an den Busen der Natur und labte ihn mit allem Nektar und Ambrosia, welchen ein idyllisches Schäferleben austheilt. Nachdem er dem Flöten der Nachtigall, dem Murmeln des Silberquells und dem Blüthen-Gesäusel im Mondschein zu lauschen gelernt — nachdem er sich mit Lämmern und Schmetterlingen zur Genüge herum getummelt hatte, führte sie ihn wieder in das Heiligthum des Geistes, lehrte ihm, was es Gutes und Schönes auf Erden zu erkennen gebe, wie man ein Jenseits ahnen, ein Wesen der Wesen erblicken könne — und gab ihm Erzählungen von der Tugend großer Männer aus allen Zeitaltern.

Karl, zutraulich und gut, voll reger Empfänglichkeit für den Unterricht Cäciliens, erfreute seine Lehrerin durch bedeutende Fortschritte. Man würde wahrlich andere sieben Bände eines neuen Grandison schreiben müssen, um den ganzen Gang dieser Erziehung darlegen zu können; hier sey es damit genug: nach mehreren Jahren war Karl so weit gediehen, daß von wissenschaftlicher Kenntniß er Alles besaß, was Cäcilie zu geben vermochte; dabei spielte er die Harfe, sang die „Männerkeuschheit" und den „braven Mann" von Bürger, auch selbst gedichtete kleine Lieder, und malte nach der Natur.

So hatte der Jüngling in der Einsamkeit — unbekannt mit Welt und Menschen, indem Cäcilie nur die entfernte Vorzeit ihn blicken ließ — das siebenzehnte Jahr erreicht. Schön und hoch waren seine Formen hervor getreten: um die freie Stirn kräuselten sich reiche blonde Locken, und der Zug einer stillen Sehnsucht um das sanfte Gesicht erhielt einen lebendigen Ausdruck durch das Feuer seines Auges, wenn er zu Cäcilien wohlklingende Worte sprach. — Mit innigem Entzücken sah die Lehrerin auf ihn hin; aber ihre Freude trübte sich bei dem Gedanken an die Zukunft. „Ach!" seufzte sie; „der erste Theil wäre vollendet — der Engel hat Frieden; doch wie wird der zweite hervor gehen? Die Welt verlangt seiner, Kampf und Liebe warten auf ihn: vielleicht zum Ungeheuer ist der reife Mann geworden!" — Dabei sah auch Cäcilie in ihren getreuen Spiegel und die Selbstliebe trat schmeichelnd zu ihr und sprach: „Aber wie? Du zählst nur wenige Jahre über dreißig, bist im Sommer des Lebens, und viele Reize blieben dir noch. Wäre es nicht zu große Selbstverleugnung von dir, wenn dein Grab nichts als unerfüllte Hoffnungen decken sollte? — möchtest du wohl nur für Andere gepflanzt haben? — Nein! Karl würde durch die Welt das gar nicht werden, was ich mir als Vollkommenheit denke. Ein sorgloses Daseyn soll er leben ohne die Welt, er bedarf ihrer Erfahrungen nicht: er beglücke mich als Gefährte meiner Einsamkeit und finde die Erfüllung aller Wünsche in meiner — Liebe!" — So redete Cäcilie mit ihrem Herzen; alle Träume früherer Jugend traten im heiteren Glanze lebendig vor sie hin. Sie war nicht mehr die Männerhasserin — zum Versöhner ward Karl, dem alle Gluthen der Liebe geweiht waren. Cäcilie fing an, sorgsamer und zierlicher ihren Schmuck zu wählen und den Zögling als nun erwachsenen Jüngling mit zurück gehaltener Weiblichkeit und achtungsvoller Aufmerksamkeit zu behandeln. Der „Emil" verschwand, an seiner Stelle fand Karl nun Lafontaine's „Gewalt der Liebe". Mit Entzücken las er das Buch; neue ungeahnte Bilder flogen in seine Seele und öffneten vor seinen Blicken eine unendliche Zauberwelt, wohin die Wirklichkeit seine Sehnsucht nicht gelangen ließ. — Das einzige weibliche Wesen, das er kannte, war Cäcilie; sie war er als Freundin und Mutter zu verehren gewohnt, so daß er es nicht wagen mochte: ihr ein Gefühl zu äußern, von dem er selbst sich keine Rechenschaft zu geben wußte, das ihn aber ganz durchdrang.

Tiefe Schwermuth bemächtigte sich des Jünglings; er suchte mit seiner Harfe die schauerlichste Einsamkeit der Wälder, und da ihm die Erkenntniß geworden war von einer Welt jenseits von Cäciliens Landhause: so malte seine Phantasie dieselbe so reich und blühend aus, wie seine Gegenwart ihm öde erschien: er klagte mit Thränen den Bäumen und Felsen sein Unglück. — Cäcilie beobachtete die Veränderung an ihrem Liebling, belauschte die Ausbrüche seiner Empfindung und dachte

darauf, derselben eine sichere unschädliche Richtung zu geben. Fürerst wollte sie in das Einförmige der ländlichen Lebensweise Abwechselung bringen. Sie ließ aus der Residenz einen Lehrer kommen, von welchem Karl zu ritterlichen Uebungen angeleitet werden sollte; mit ihm kamen Diener, denen Herr Grandison als ihr Gebieter vorgestellt wurde. Herrliche Rosse standen für ihn bereit; seine Zimmer wurden im neuesten Geschmack ausgeziert, die Bibliothek vermehrt, eine Harmonika und schöne sinnvolle Gemälde, in Beziehung auf die Freuden der Unschuld und Häuslichkeit, herbei gebracht. — Das Alles that Cäcilie zwar anscheinend mit vieler Resignation nur allein für ihren Karl und um seine Tage heiter zu machen; doch dabei konnte sie auch des Wunsches sich nicht erwehren: daß er, der zu sehr Neuling sey, um ihr Verhältniß zu ihm zu ahnen, endlich doch sehen möchte: daß die Hand der Liebe ihre Wohlthaten spende. Wohl klagte sie nun oft im Stillen: „Ach, warum vermag ich es nicht, mit meinem Selbst, mit meinem treuen Herzen — ich, die so Viele durch mich Hoffnungslose zu meinen Füßen sah — einem unerfahrenen Jüngling Liebe zu lehren!“

(Die Fortsetzung folgt)

Gas-Beleuchtungen.

„Was doch die Einbildung thut!“ — dies ist ein Sprüchwort, das auf vielerlei Fälle paßt. Wenn Jemand eine gute Waare liefert und über ihren Verkauf ein Monopol erlangte, so schwören Tausende auch dann noch: dieses Fabrikat übertreffe alle andern dieser Art, wenn dasselbe gleich schon längst seinen früheren Werth verloren hat und tief unter der neueren Fertigung steht. Vor funfzehn Jahren waren die Wiener Flügel von vorzüglicher Güte; aber wenn man auch jetzt, wo Berliner, Dresdener und andere Meister die Arbeit von gleicher Güte liefern, den Wienern noch unbedingten Vorzug zugesteht, so sagt man billig: „Was doch die liebe Einbildung thut!“ — Selbst bis in das Reich der sieben freien Künste erstreckt diese Einbildung ihre Herrschaft. Wenn N. N. durch ein Paar gelungene Scherz-Gedichte einigen Ruf erlangte, so mag das allenfalls gut seyn. Wenn man aber deswegen behauptet, daß Alles Gold sey, was aus seiner Feder fließt, wenn auch die Gedanken noch so matt, die Verse noch so holperig, die Reime noch so unrein, die Pointen noch so stumpf wären, so sagt man billig: „Was doch die liebe Einbildung thut!“

Der heutige Ekel an poetischer Lektüre, namentlich an der lyrischen, hat seinen Grund nicht bloß in dem Ueberfluß an Gedichten, sondern auch in der Beschaffenheit des lesenden Publikums. Sonst suchte man dem Dichter nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit der Empfindung zu folgen, und war erst dadurch fähig, ihn ganz zu verstehen. Jetzt hält man es für hinlänglich, ein Gedicht zu überfliegen: findet man nicht pikante Mode-Formeln darin, so hält man es nicht der Mühe werth, in die Situation näher ein zu gehen. Die Innigkeit und Frische des Gefühls, die Einfachheit des Gemüths und Lebens, welche erforderlich sind, um einen guten Dichter aus seinen Liedern — und nicht bloß durch seine Celebrität bestochen — lieb zu gewinnen, ist um verschiedener Ursachen willen verloren gegangen. Man hat jetzt nach Vollendung seiner Geschäfte — wenn man welche hat — mehr als sonst, mit Zerstreuungen, mit Putz, mit Klatsch und Fratzen zu thun; wer daher auch noch einen Dichter zur Hand nimmt, der thut's bei der Siesta, in verlorenen Stunden, wo man voll Unruhe auf — Gott weiß, was — wartet, oder gar aus langer Weile, selten aus Liebe zur Poesie selbst. Wie kann da Jemand geeignet seyn, sich ganz in ein Gedicht hinein zu denken? Es muß etwas recht Auffallendes, Mystisches, Abentheuerliches handgreiflich über sie kommen, sonst wird's überschlagen und weggelegt.

Die gute alte Zeit ist hin, wo jede gebildete Familie ihre Hausfreunde hatte, die nach den Geschäften des Tages sich um sie versammelten, ohne daß dadurch eheliches Glück, häusliche Zufriedenheit gestört worden, oder in Gefahr gekommen wären. Jetzt sucht man seine Erholung in öffentlichen Gesellschaften, Resourcen und Tavernen; man flieht nach vollendeten Geschäften sein Haus und betrachtet es höchstens als den Ort, wo man speist und übernachtet. Traurig, daß es dahin kam, daß es wirklich gefährlich wird, Hausfreunde oft um sich zu sehen.

Der Verfasser der „Schuld“ hat eine doppelte Schuld gemacht: eine für die Zeit, die andere für die Ewigkeit.

Innocenz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

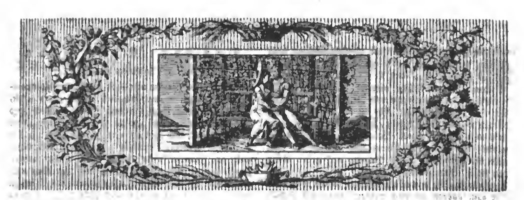
Stockholm. (Schluß.) Das Lokal der norwegischen Canzlei zu Stockholm besteht in einer „einzigen Schreibstube mit einem Pulte“; das Personale dieser Canzlei ist ein Expeditions-Sekretair, ein Archivarius (ohne Archiv), zwei Sekretaire und ein schwedischer Wachtmeister oder Bote. Vom Thiergarten, welcher nicht groß ist, hat der König den größten Theil an sich gekauft und daselbst einen hübschen Sommer-Pavillon, Rosendal genannt, aufführen lassen, welcher freilich nur von Holz, aber im Inneren sehr geschmackvoll meublirt und dekorirt ist. — Der Gesundbrunnen im Thiergarten wird des Sommers sehr häufig von den Stockholmern besucht. Neben dem Wege vom letzteren Ort nach der Stadt liegt das vormalige Winter-Palais der Königin Louise Ulrike, Frederikshof genannt, jetzt zu einer Kaserne eingerichtet. Dicht daneben ist in späterer Zeit eine neue, sehr große Kaserne erbaut, worin sich, außer der königlichen Garde, der größeste Theil der Garnison der Hauptstadt befindet. Der Reisende besuchte den Maler Sandberg und den Bildhauer Fogelberg, Beide sehr ausgezeichnete Künstler. Unter den schönen Gemälden des Ersteren zeichnete sich vorzüglich ein großes Werk aus, welches die Revue der schwedischen Truppen vor dem letztver-

storbenen König und seiner Gemahlin darstellt. An der Spitze der Truppen erblickt man den jetzigen König als Kronprinzen und den damaligen Erbprinzen Oskar, welche Beide, so wie die übrigen Hauptpersonen, sehr ähnlich sind; das Ganze ist mit vieler Lebendigkeit ausgeführt. Ueber des jetzigen Königs Liberalität gegen Künstler und Gelehrte ist nur eine Stimme. Man erzählt unter Anderem von ihm: daß, da er als Kronprinz einst einen Besuch bei Sergell abstattete, dieser ihm, nach Landessitte, die Hand küssen wollte; er aber den Künstler umarmte und küßte, wobei er die Worte sprach: „So pflege ich verdiente Männer zu empfangen!" — Fogelbergs Arbeiten verrathen Genie und Kühnheit in der Ausführung, und sein Altar-Blatt, die Auferstehung Christi, macht ihm gewiß Ehre. — Das königliche Theater oder Opernhaus, auf dem Gustav-Adolph-Markt belegen, ist ein großes, schönes Gebäude, welches über 440,000 Rthlr. gekostet hat, mit Säulen geziert, und faßt über 2000 Zuschauer; es hat allein 30 Garderobe-Zimmer; zu den Logen führen breite steinerne Treppen, jeder Sitz ist abgetheilt und mit einer Nummer versehen; das Maschinerie-Wesen ist ganz vortrefflich und beschäftigt allein 90 Menschen. Das ganze Gebäude kann, im Fall einer Feuersgefahr, durch ein Druckwerk unter Wasser gesetzt werden, da es nicht weit vom Meer entfernt liegt. Das Theater-Personale ist jetzt fast weniger als mittelmäßig gut, ja man glaubte sogar, die Bühne müsse ganz und gar geschlossen werden, als der Reichstag ihr die früher zugestandene Unterstützungs-Summe entzog (jetzt wieder vom König bewilligt). Ein zweites Schauspielhaus der Hauptstadt ist das sogenannte kleine königliche Theater. Es ist dies ein ehemaliger alter Palast, welcher ohnweit des Opernhauses auf dem Normalm belegen ist. Auf dem Wege zum Thiergarten befindet sich noch ein kleines Theater, welches das Thiergarten-Theater genannt wird; dieses ist jedoch nur für die Aufheiterung des lieben Jan-Hagel bemüht. Auch in Privat-Gesellschaften wird oft gespielt. — Die vorzüglichsten Dichter der Hauptstadt sind: Karl Gustav von Leopold, Canzlei-Rath; Kullberg, Canzlei-Rath, Redakteur dreier (!) Stockholmer Blätter. Der Canzlei-Rath Wallmark, königlicher Ober-Bibliothekar; Wallin, Doktor der Theologie und Prediger an der Gustav-Adolphs-Kirche; Wallerius, Expeditions-Sekretair; Granberg, Sekretair; Afzelius, Hof-Prediger; Ling, Gymnastik-Direktor; Hammarsköld, Amanuensis der königlichen Bibliothek, und Madam Alving, unter dem Namen Euphrosine. Schwedische Dichter und Schriftsteller außerhalb Stockholm sind nachstehende: Der jetzt verstorbene Staats-Rath Adlerbeth war zuletzt von seinem Vaterlande ganz vergessen, obschon er einst eine Rolle darin spielte. Er lieferte treffliche Uebersetzungen von Virgil's „Bucolica" und „Georgica" in Hexametern, und mehrere dramatische Arbeiten, die viel Geist verrathen; seine Schriften sind in zwei Bänden erschienen. Der Graf und Landshöfding Adlersparre ist ein Greis, welcher sich dadurch in der schwedischen Literatur ein Ansehen erwarb, daß er die bekannte und in ihrer Art einzige Zeitschrift: „Läsning i blandade Aemne" (Aufsätze verschiedenen Inhalts) herausgab; in diesem Journal sind manche treffliche Sachen enthalten, unter Anderem Aufsätze von Franzén, Silfverstolpe und der Frau Lengren, eine Dame, deren Verlust Schweden tief betrauert. Der Professor Franzén ist Probst in Orebro, und hat sich in seinen Gedichten als Meister bewährt; sie sind durchaus lyrisch, und die auf den Grafen Creuz und über das Menschen-Antlitz sind unvergleichlich schön; er zeigte sich zuerst als Balladen- und Elegien-Dichter und wußte seinen wohlklingenden Versen eine besondere Rundung und Naivetät zu geben; das im Norden so bekannte Lied: „Mädchen die im Jugendkranze" ist von ihm; den Dänen ist er vorzüglich bekannt durch sein Lied: „Die schwedische Sang-Göttin an die dänische", welches zuerst in der „Stockholmer Post" gelesen ward. Der Professor der griechischen Sprache in Lund, Tegner, ist ein Dichter von hohem Werth; er vereint sprühenden Witz mit Tiefe und Genialität; er hat in der letzten Zeit viele vortreffliche Gedichte geliefert und gewann im Jahr 1812 für sein Gedicht „Svea" den großen Preis der Akademie. Geyer ist Professor der Geschichte an der Universität zu Upsala, und hat als Herausgeber der Zeitschrift „Iduna" in derselben viele vortreffliche Gedichte geliefert; seine Werke zeichnen sich durch Fülle, Kraft und Tiefe aus. „Der letzte Dichter", „der letzte Held" und „der Seeränder" sind Meisterwerke, die ein wahres Gemälde vom Leben der Nordländer geben, er ist Mitherausgeber der schwedischen Volkslieder. Der Doktor der Philosophie, Atterbom, ist ein Mann von ausgezeichnetem Genie und eine der Hauptpersonen, ja, man darf sagen, die wichtigste in der literairen Revolution, die seit einigen Jahren in Schweden statt gefunden hat. Er besitzt eine äußerst lebhafte Einbildungskraft, obschon einige seiner Arbeiten ein krankes Gemüth verrathen; er ist der Herausgeber des „Phosphorus" und des „poetischen Kalenders", worin man die meisten seiner Arbeiten findet. Der Pastor Hedborn hat sich durch einige gelungene Psalmen, Gelegenheits-Gedichte und andere kleine Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht; ein ausnehmend schönes Wiegenlied von ihm machte das meiste Aufsehen. Der Regierungs-Rath Per Wahlström machte sich in seiner Jugend als Uebersetzer und späterhin als Verfasser von Briefen, auf einer Reise durch's Vaterland geschrieben, bekannt, hielt sich späterhin in England und Italien auf, und sandte seine kleinen Gedichte in die Heimath, wo sie in das „Journal für Literatur und Theater" aufgenommen wurden; im Jahre 1811 kehrte er zurück und hat jetzt mehrere Aemter. Der Probst in Smoland, Asplin, machte sich in seiner Jugend durch mehrere Grabschriften bekannt, und gewann im Jahr 1815 den Preis bei der Aufgabe: „Die Vereinigung Schwedens mit Norwegen". Kenner bezweifeln den Werth dieses Gedichts; kleine Sachen, in der „Stockholmer Post" erschienen, verrathen jedoch Geist, und das Gedicht: „Mein Vaterland" ist unbezweifelt trefflich. Der Lagmann und Gutsbesitzer von Becker, in West-Gothland, gewann im vorigen Jahre den, vom Hof-Canzler Zibet bestimmten Preis in der schwedischen Akademie, für ein Gedicht zum Lobe Gustav III. Schon früher hatte er sich durch ein Gedicht auf Adlercreutz bekannt gemacht, welches aber zu spät einging, um zum Preise concurriren zu können, gleichwohl aber in der Akademie verlesen wurde. Die Prediger-Wittwe Catharine Ubden ist eine Frau von ausgezeichnetem Dichter-Talent, besonders ist es ihr in fröhlicher Art verliehen. Das im Wallmarkschen Journal aufgenommene Gedicht: „Die Farben" hat gediegene Stellen und eine schöne Sprache. Der Feldprediger bei dem Regiment Södermannland, Ehrenfried Grawallius, gab in seinen jüngeren Jahren eine Sammlung von Gedichten zu Upsala heraus, die eine fröhliche Einbildungskraft und leichte Dichtart zu erkennen geben. Er unternahm jetzt eine Arbeit über die Evangelien der Sonntage, eine Art geistlich-dichterischer Betrachtungen, wovon die an die schwedische Akademie eingesandten sehr gut seyn sollen. Noch ist er Verfasser der Reisen des jungen Münchhausen, worin man auf wirklich belustigende Ideen und Einfälle stößt. Sein Bruder ist ebenfalls Feldprediger; dieser hat Molbachs Reisen in Schweden aus dem Dänischen ins Schwedische übertragen. Der Provisor der Apotheke in Carlstadt, Borgström, ist ein hoffnungsvoller Anfänger, der Oehlenschläger's „Hakon Jarl" und Müllner's „Schuld" übersetzt hat. Der Sohn eines reichen Bergwerk-Besitzers, Bernhard Beskow, wird nächstens eine Sammlung dichterischer Versuche heraus geben; in Wallmark's Zeitschrift befinden sich einige derselben, die sehr gelungen sind. Der Lieutenant Lindeberg ist einer von Schwedens glücklichsten Prosaisten; auch Verfasser des Trauerspiels „Blanca" in Alexandrinern, welches von der schwedischen Akademie belohnt wurde.

L. G.

Beilage: Literarische Anzeige.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 26. Mai. 84stes Blatt.

Die Guaicouros.

(Aus Observations sur la province de Kattivar. Paris 1820.)

Die Guaicouros sind amerikanische Nomaden und noch völlig unabhängig. Sie bewohnen den fruchtbaren Landstrich am rechten Ufer des Paraguay, wo man besonders Roth- und Schwarz-Wildpret und mehrere Arten Wasservögel in großem Ueberfluß findet. — Jenes Volk ist in drei Casten eingetheilt: 1) Die vornehme Klasse, welche man Hauptleute oder Oberhäupter nennt, und deren Weiber und Töchter den Titel Donas führen; 2) die Soldaten, und 3) die Sklaven, welche den größten Theil der Nation ausmachen, als solche aber sehr gelinde behandelt und nicht gewaltsam zur Arbeit getrieben werden; nur sich mit ihnen zu verheirathen, hält man für entehrend. — Die Guaicouros sind von kupferrother Farbe und großer Statur; es giebt Männer von 6½ Fuß Länge; dabei sind es wohlgebildete, starke und kräftige Leute, welche Hunger und Durst ertragen können, und keine anstrengende Arbeit scheuen. Sie erreichen größtentheils ein hohes Alter. Wenn sie ohne Beschäftigung sind, so haben sie, wie die meisten amerikanischen Völkerschaften, ein melancholisches Ansehen. Die Kleidung der Männer besteht in einem baumwollenen Gurt oder einer Binde (welche eine Spanne breit und bunt gefärbt, auch öfters mit Glasperlen behangen ist) um die Hüften; übrigens gehören bunte, mit Cochenille gefärbte Federn, womit sie Kopf, Hände und Füße schmücken, zu ihrem Putz. Durch die Unterlippe stecken sie ein drei Zoll langes Hölzchen, welches von der Stärke einer Rabenfeder ist; Reiche tragen es von Silber, so wie auch dergleichen Ohrringe; den Leib färben sie sich mit dem Saft einer Frucht. Die jungen Leute tragen ihre Haare nach Gefallen; die Alten scheeren sie ab und lassen nur einen Büschel davon stehen. Die Weiber sind nichts weniger als hübsch; sie haben ein breites Gesicht, das sie durch die Farbenkrusten, welche sie darauf bringen, noch mehr verunstalten; nächstdem stechen sie sich auf der Stirn, von den Haaren bis zu den Augenbraunen, reihenweise abwärts laufende Punkte, auch Dreiecke auf die Wangen und das Kinn, mittelst eines Dorns, und reiben sie sodann mit einem Saft ein, welcher dieser Zeichnung eine aschgraue Farbe mittheilt, die nie vergeht. Die Frauen hüllen sich von dem Kinn bis zu den Füßen in ein großes Stück baumwollenes Zeug, welches bald roth gefärbt, bald roth, weiß und schwarz gestreift ist. Ihr Putz besteht in Muscheln, in Halsbändern von kleinen silbernen Röhrchen, in Armbändern von Korallen oder Glasperlen, und auch dergleichen Bändern an den Füßen, und einer breiten silbernen Platte mit eingesetzten Steinen auf der Brust. Ehedem war dieser Schmuck von Holz; und auch jetzt sieht man dergleichen noch. Sie sind übrigens von sanftem Charakter und für Gefühle des Mitleids sehr empfänglich. Im Weben verschiedener Zeuge haben sie eine ausgezeichnete Geschicklichkeit und finden Vergnügen daran (welches sonst bei den Wilden der Fall nicht ist), sich mit Dingen, die ihnen fremd sind, bekannt zu machen und Alles auf das genaueste zu untersuchen.

Der Mann liebt seine Frau zärtlich, dagegen sucht sie auch ihm auf alle nur mögliche Weise zu gefallen, welches so weit geht, daß sie, sobald sie merkt, sie ist schwanger, die Frucht abtreibt, um ihrem Manne durch ihre Schwangerschaft und die Erziehung des Kindes nicht lästig zu fallen. Bis in ihr dreißigstes Jahr pflegen sie dies so zu halten, bekommen sie nach dieser Frist noch Kinder, dann erhalten und erziehen sie dieselben. Sie lieben die Kinder mit Zärtlichkeit; diese aber bezeigen ihnen wenig Achtung und geben ihnen nur selten Beweise von Gegenliebe.

Jede Familie lebt in einer Hütte, welche von einem Ort zum andern gebracht werden kann, mit Schilf-Matten bedeckt, und an den Seiten offen ist. Wenn es regnet, dringt das Wasser durch die Matten ein, daher die Hütte beständig gereinigt werden muß. Sie schlafen auf Thierhäuten. Zwei kleine Bündel Stroh, deren sich die Frauen zum Sattel bedienen, sind zugleich ihre Kopfkissen. Mit dem Gewand ihrer Frauen, oder mit Hirschhäuten und Matten von Baumrinden, bedecken sie sich. Sie essen mehrere wilde Thiere, Fische, Früchte, Wurzeln, sogar Krokodille und große Schlangen.

Die Männer ziehen in den Krieg, auf die Jagd und den Fischfang, sammeln Caranda-Mark und Palmbaum-Kerne ein und besorgen ihre Pferde. Die Weiber spinnen Baumwolle, machen Zeuge, Gürtel, Schnüre, Matten und Kochgeschirr. Das Kochen ist eine Beschäftigung für Männer und Weiber. Sie pflegen vier bis fünf Mal des Tages Mahlzeit zu halten. Gehen die Männer in der Zwischenzeit nicht aus, so legen sie sich mit dem Kopf ihren Weibern auf die Knie, um sich den Bart, die Augenbraunen und Wimper ausraufen und das Gesicht, so wie den Leib bemalen zu lassen. Die Männer leisten hierauf den Weibern den nämlichen Dienst. — Bei hellen und heiteren Nächten versammeln sich die jungen Leute vor ihren Hütten zu Spielen, welche eine laute rauschende Freude, die oft auch in das Wilde ausartet, belebt. So nehmen z. B. sechs starke Männer ein Frauengewand, breiten es aus, setzen ein Kind darauf und belustigen sich damit, es in die Höhe zu schnellen. Die Frauen stellen sich in einen Kreis und fassen sich an; Eine davon läuft außerhalb des Kreises herum, während bald hier, bald da Eine mit dem Fuße rückwärts ausschlägt, um sie dadurch zum Fallen zu bringen, worauf Jene die Stelle derjenigen, welche sie nieder geworfen hat, einnimmt. Zuweilen theilen sie sich in zwei Haufen, und beehren sich gegenseitig mit allen nur erdenklichen Schimpfreden; diejenige Partei, welche es hierin der andern zuvor thut, trägt den Preis und allgemeinen Beifall davon. Auch das Ringen gehört unter ihre öffentlichen Vergnügungen, und an großen Festtagen halten sie eine Art Turniere. (Der Schluß folgt.)

Der neue Grandison.

(Fortsetzung.)

Karl tummelte sich nun — in mehrfachem Sinne — con amore herum. Zu Hause ließ er sich selten sehen, lag ganze Tage lang mit dem Lehrer in Feld und Wald, und war zu Fuß und zu Pferd in streitsüchtiger Laune. Einst kam sein Mentor zu Cäcilien mit der Botschaft: „Meine Gnädigste! dem Herrn Grandison weiß ich kaum mehr zu rathen — in meiner ganzen Praxis ist ein so wilder Jüngling noch gar nicht vorgekommen; höllische Geister scheinen ihm das Pferd zu spornen: heute hat er eine der schönen Isabellen zu Tode gejagt.“ — „O der Unbändige!“ rief Cäcilie und preßte eine Thräne zurück über die Gefühllosigkeit des Geliebten, der solchen Vergnügungen sich überließ; denn wenig Hoffnung lag darin für ihre Leidenschaft. Sie faßte nun den Entschluß, die Allmacht der Musik an ihm zu versuchen, damit, wenn auf den Schwingen der Harmonie er zu ihr sich hinneigen würde, sie durch das letzte Aufgebot all ihrer Reize auf immer ihn fesseln möchte.

Ein offener Garten-Salon ward zur Aufführung eines Conzerts eingerichtet; die Musiker unter den Nachbarn empfingen Einladungen, und eines Abends ging das Werk an. — Karl, der sich nicht hatte entziehen können, fand im festlich geschmückten magisch beleuchteten Saale seinen Platz neben Cäcilien, welche, im Gewande der Unschuld, eine Blumen-Guirlande im reichwallenden Lockenhaar, mit hoch schwellendem Busen und sehnendem Blicke da saß. Die Ouvertüre flüsterte leise auf in süß schwellenden Tönen: wie durch Blüthenzweige der Zephyr, so säuselte die Viola um das Rauschen der Cello's, bis sie im wildesten Allegro, von Baß und Horn übertäubt, dahin starb. Die Ausführung war meisterhaft: Alles lauschte — Cäcilie drückte unwillkührlich Karls Hand an ihr pochendes Herz, und als der letzte Wirbel erschmetterte, rief sie vergessend aus: „O ein Bild meines Lebens!“ — und, zu dem Jüngling sich neigend, setzte sie leise hinzu: „Wie der Ton der Viola ist das Wesen des Weibes, das mit dem ewig reinen unveränderten Accord seiner Liebe zu dem Daseyn spricht; aber vor dem zerstörenden in die Weite hinaus eilenden Toben des Mannes untergeht!“ — Mit diesen Worten stand Cäcilie auf, um eine Gesangpartie aus „Tancredi“, die schmelzende Arie: „Di tanti palpiti“ zu übernehmen. Liebevoll auf Karl hinschauend, sang sie mit allem Ausdruck ihres tieffühlenden Herzens, mit harmonischer Stimme, die weichen seelenvollen Töne und auf ihre Wangen flog das Feuer der Sehnsucht. Eben tönte das letzte dolce von ihren Lippen, Alles war in Anschauen und Hören verloren, da — ganz in sich vertieft — stieß Karl Cäciliens

kleines Löwenhündchen so heftig, daß es ein Zetergeschrei erhob, und indem er darauf ärgerlich seinen Stuhl zurück warf, eilte er mit Ungestüm zur Thür hinaus. — Das dolce auf Cäciliens Lippen ward ihr zum bittersten Wermuth. Da stand sie fast ohne Bewußtseyn, todtenbleich — ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen — sie wankte schweigend und ohne Fassung aus dem Saal. — „Ha!“ rief der Kapellmeister; „der junge Herr haben auf einmal uns das Conzert und das gnädige Fräulein deconcertirt.“ — Jetzt bat der Lehrer, daß die Bataille von Zorndorf arrangirt werden möchte: sie hob an mit entsetzlichen Kanonenschlägen, Trompetenstößen und Trommelwirbeln, daß der ganze Garten wiederhallte. Unterdessen saß Cäcilie in der Jelänger-Jelieber-Laube, und weinte bittere Zähren. — „Der Unmenschliche! — meine ganze Seele lösete sich auf, um in die seinige zu sinken, da stößt er mir den Dolch in die Brust. Verschmäht — Cäcilie, sollst du diese Schmach überleben? — dich mit dem namenlosen Schmerz einer hoffnungslosen Leidenschaft schleppen bis zum Grabe: soll dir Alles zurufen: du träumtest Engel und fandest Teufel bei dem Erwachen!“ — so klagte die Arme, und sank zurück in die Betäubung eines dumpfen Grames.

Zeuge dieses Jammers war Karl geworden, der sich hinter der Laube im Grase niedergestreckt hatte. Plötzlich ward es Licht vor ihm: er sah, daß er Cäcilien mehr war, als einer zärtlichen Mutter der Sohn ist; doch sein Herz sagte ihm: daß es niemals über die Gefühle eines liebenden Sohnes hinaus gehen könne. Dankbarkeit ließ ihn mit Liebe kämpfen; doch blieb sie nur Dankbarkeit und nichts mehr! Er sah ein, daß er seine Wohlthäterin schonen müsse, um ihr nicht das Herz zu brechen, und wußte doch nicht, wie er den Vorwurf des Undanks von sich ablehnen sollte, wenn er, in Cäciliens Nähe, ihrem Gefühl nur Worte entgegnen könne; denn Verstellung war der treuen Seele ganz fremd. Also faßte er den Entschluß, lieber den Ort zu verlassen, wo er keinen Frieden fand, als durch seine Gegenwart das Leiden eines gebeugten Herzens zu verlängern. — In diesem Gedanken sprang er auch schon auf, eilte in sein Zimmer und schrieb folgende Zeilen an Cäcilien:

„Ewig theure Wohlthäterin! Indem Sie diese Worte lesen, welche aus einem Herzen kommen, das Sie wahrhaft achtet und verehrt, habe ich mich von Ihnen entfernt, um in der Fremde Ruhe für das mächtige Verlangen zu suchen, das unwiderstehlich mich fort zieht. — War ich unwerth Ihrer Güte, oder ist es vielleicht der Wille der Vorsehung, daß ich erst nach dem Kampf mit Prüfungen bleibend glücklich seyn soll? — die Zukunft wird es entscheiden, die ganz Ihrem Andenken gewidmet seyn soll. Niemals werden in meinem Herzen die Gefühle ersterben, womit ich für immer bin

Ihr treudankbarer Pflegesohn Karl Grandison.“

Diesen Brief legte der Jüngling auf seinen Schreibtisch; und, ohne Vorbereitung, indem er Alles zurück ließ, was er durch Cäciliens Freigebigkeit besaß — außer einem Miniatur-Bildniß von ihr, wogegen er eine Haarlocke abschnitt und dem Abschieds-Brief beilegte — trat er die Reise an.

Am andern Morgen wartete Cäcilie vergebens, den Ungerathenen kommen zu sehen. Der Lehrer ging, ihn zu den gewohnten Uebungen ab zu holen, kam aber zurück mit der Nachricht: daß der junge Herr fort sey, und, allem Anschein nach, die Nacht nicht in seinem Zimmer zugebracht habe. Cäcilie eilte hin, und was zuerst ihr in die Augen fiel, war der Brief. Zitternd entfaltete sie ihn, las, und mußte sich halten, um nicht nieder zu sinken. „Auch das noch!“ stöhnte sie, riß dann mit Gewalt sich auf und eilte, Befehle zur Aufsuchung des Flüchtlings zu geben. — Die Ausgesendeten kamen zurück, ohne seine Spur entdeckt zu haben. Die Verlassene hatte keine Thränen mehr für ihren Schmerz. „Ich hab' ihn verloren!“ rief sie; „noch will ich mein Elend überleben, um sein Schutzengel seyn zu können, wenn er muthwillig sich in Gefahren gestürzt hat. Dann helfe mir Gott, daß ich sein vergessen lerne, wie er mein vergißt, oder gebe mir den Tod!“ — Jetzt schloß Cäcilie sich ganze Tage lang in ihr Zimmer, betrachtete Karls Bildniß, küßte es voll Inbrunst, schrieb bittende Briefe an den Ungetreuen, welche sie immer wieder zerriß, da sie nicht wußte, wo er jetzt weilte, und trieb tausend kleine Tändeleien eines zärtlichen Herzens, das seinen schweren Kummer erleichtern will. — Doch bald faßte sie wieder so viel Kraft, um sich zu sagen: „Schäme dich, länger noch um den Lieblosen zu trauern, der dieser Schmerzen unwerth ist! Soll er, der Alles, was er ist, nur durch mich ward, soll er noch den Triumph haben, daß die Thränen eines fühlenden Weibes sich an sein Leben ketten? Nein! — ich will wieder stark seyn, wie einst, frei über alle Leidenschaft — sein Bild werde aus meinem Herzen gerissen, es soll fortan der ganzen Menschheit gehören — damit ich meine Tage in Frieden beschließe!“ — In diesem Entschlusse zu einer vollkommenen Resignation, die Cäcilie mit allen Kräften zu gewinnen suchte, feierte eine edle Seele den Sieg über das Schicksal. Allen Erinnerungen entsagend, erhob sie sich über jede Furcht vor der Zukunft; in hoher Selbstverleugnung verklärte sich ihr Wesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, bei gewissen Stimmungen des Gemüths die letzten Ruhestätten der

Menschheit zu besuchen, und bin in diesem Stücke ein wahrer Engländer geworden. Sie müssen es heut schon entschuldigen, wenn ich Sie von Begräbnissen und Leichensteinen unterhalte. Ich fange gleich mit der Beschreibung des Chelseaer Kirchhofs an. Stellen Sie sich ein längliches Viereck vor, welches 150 Schritt in der Länge und 100 in der Breite hält, und von einer steinernen Mauer umgeben ist, um welche ein fest gestampfter, mit Sand bestreuter Gang sich hinzieht. Auf der Hauptseite der Mauer, dem Eingang gegenüber, sind zwischen zwei weißen Strichen, von der Breite eines Grabes, die fortlaufenden Nummern von 1 — 80 angebracht, so daß jede Familie nur nöthig hat, die Nummer im Gedächtniß zu behalten, um die Reihe zu finden, in welcher ihre Theuern ruhen. Das Grab selbst ist noch leichter zu finden, da gewöhnlich ein zu Kopf aufgerichteter Stein den Namen und Sterbetag des Verstorbenen anzeigt. Die meisten Grüfte sind von außerordentlicher Tiefe, da es Sitte ist, einen Familien-Sarg auf den andern zu setzen. Eben so trägt auch der Leichenstein eine Inschrift nach der andern. Wollen Sie nun auch wissen, wie man in Chelsea beerdigt wird, so hören Sie die Beschreibung dessen, was ich heut mit ansah. Auf dem Kirchhofe steht eine kleine Kapelle mit einem Thürmchen, in welchem die Todtenglocke hängt, womit geläutet wird von dem Augenblick an, wenn der Leichenzug das Sterbehaus verläßt, bis zu der Zeit, wenn der Sarg eingescharrt ist. Vor der Kirchhofsthür wird er vom Leichenwagen abgenommen, in die Kapelle getragen, vor den Geistlichen hingesetzt, der die Gebete spricht, dann von vier, in das Leichentuch fast ganz verhüllten Trägern, in Begleitung des Geistlichen und der Leidtragenden, nach der Gruft getragen, dort am Rande abgesetzt, bis die letzten Gebete gesprochen sind, dann langsam hinunter gelassen und mit Erde bedeckt. Hierbei herrscht tiefe Todtenstille; schweigend und weinend senken die Anverwandten und Freunde den Blick in die letzte Wohnung des Verstorbenen. — Ich muß Sie hier, im Vorbeigehen, von einigen Todtengebräuchen unterhalten, worin sich die Engländer von andern Nationen unterscheiden. Sie lassen das Gesicht ihres Todten so lange unbedeckt, bis die Searchers (eigene dazu bestimmte Frauenzimmer) angekommen sind und bezeugt haben: daß er eines natürlichen Todes gestorben. Dann erst wird das Antlitz bedeckt, die Leiche in den Sarg gelegt und mehr oder weniger in Parade gestellt. Das Leichentuch ist nicht von Leinen, sondern (einer Parlaments-Bill vom Jahr 1666 zufolge) von Wolle. Der Undertaker besorgt die Sarglegung und alle übrigen Einrichtungen. Kommt die Leiche in die Kirche, so muß der Sarg von Blei seyn; soll er auf den Kirchhof kommen, so thut es ein hölzerner (oder eiserner). Dabei ist es aber unerläßliche Sitte, die eingesargte Leiche 8 Tage im Hause zu behalten; ein schwer auf den Armen lastender Gebrauch, da sie oft nur auf ein einziges Zimmer beschränkt sind und ihren Todten bei Tag und Nacht vor Augen behalten müssen. — Ich habe mir, bei meinen Kirchhof-Besuchen, mehrere Inschriften aufgezeichnet; sie sind theils englisch, theils lateinisch. Aus Sprüchwörtern lernt man den Geist einer Nation kennen, aber auch aus Grabschriften, sie enthalten zwar oft übertriebenes Lob, lügen aber nicht mit so frecher Stirn, als die Zeitungen. Wie oft habe ich in deutschen Blättern das Lob von Männern gelesen, die, wenn sie es in ihrem Grabe lesen könnten, vor Schaam erröthen müßten. Da stirbt kein General, der nicht tapfer, menschenfreundlich; kein Minister, der nicht Volks- und Vaterlands-Freund; kein öffentlicher Beamter, der nicht ein Muster von Treue, Rechtschaffenheit und Berufsliebe gewesen wäre. Liest man aber zwischen den Zeilen: o wie klingt es dann ganz anders! Da heißt es: der rohe Wüstling, der Trunkenbold, der Spieler, der Unterdrücker der Wittwen und Waisen, der Verführer der Unschuld, der Wucherer, der Stille und Feile u. s. w. Doch ich kehre zu meinen bescheidenen Grabschriften zurück, denen Sie schwerlich einen ähnlichen Vorwurf machen werden, zumal da ich mich sorgfältig hüthe, die prahlhaften der Westminster-Abtei ab zu schreiben. Hier gebe ich nur drei in Uebersetzung:

„Der Leichensteine Lob ist meistens eitler Tand,
Statt eines Denkmals sey dies gute Weib genannt."

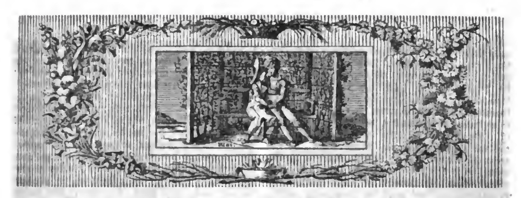
Eine andere Grabschrift spricht: „Im Leben ward er geliebt, im Tode beweint." — Noch eine andere auf eine erstverstorbene Gattin führt sie redend ein:

„Unreif mäht mich der Tod; Du aber, bester der Gatten,
Lebe die Zahl Deiner Jahr', lebe die meinen dazu." S.

Prag. Die „Wiener Mode-Zeitung" fährt noch immer fort, erzählende Aufsätze, die auf den ausgesetzten Preis Anspruch machen, mit zu theilen; aber der Jahrgang 1820 und die drei ersten Monate des Jahres 1821 enthalten in dieser Hinsicht so wenig Preiswürdiges, daß die Herren Preisrichter gewaltig die Köpfe schütteln werden, wenn sie einen Ausspruch zu Gunsten des Einen oder des Andern fällen sollen. Die meisten, ja vielleicht alle die, um den Preis werbenden Erzählungen sind Mittelgut, und man wird sich wohl genöthigt sehen, die Mittelmäßigkeit zu krönen, weil man nichts Besseres hat. Fühlten denn die Verfasser nicht selbst, daß ihre Arbeiten gar keinen Vergleich mit den vielen herrlichen Dichtungen aushalten, welche jetzt die Deutschen in bedeutender Anzahl auf zu weisen haben? Muß man nicht ihr Zudrängen um Hesperiens goldene Früchte für eine der eitelsten Anmaßungen erklären? — Wenn Gold die Dichter machte, ja freilich, dann wären die Dichter immer noch leicht genug zu schaffen! — Der Uhrmacher und Mechanikus am königlich-ständischen polytechnischen Institute zu Prag, Hr. Joseph Bozek, macht bekannt: daß er die, vorgeblich von Lacrsche in Paris erfundenen Repetir-Uhren ohne Räder, bereits im Jahre 1812 verfertigt, und zu jeder Zeit in eben dem wohlfeilen Preise, wie der Pariser Uhrmacher, zu liefern im Stande sey. — Hr. Joh. Georg Hachnisch zu Rumpendorf verfertigt einen künstlichen weißen Sago in Körnern, welcher in der Suppe statt Mehl gebraucht wird und sehr nahrhaft ist. Das Pfund kostet 1 Gulden 6 Kr. W. W. — Hr. J. W. Tuslann zu Prag liefert einen Zucker-Cichorien, als eine wohlfeile Zuthat zum Kaffee, und auch allein für sich genießbar. Man bezahlt für den Centner 50 Gulden W. W. — Hinsichtlich der falschfarbigen Kattun-Druck-Waaren ist im Oesterreichischen eine sehr zweckmäßige Verordnung erschienen, welche diesem Unfug Grenzen setzt. Es giebt in unsern Ländern leider verschiedene Fabriken oder vielmehr nur fabrikmäßig betriebene Werke (größtentheils Israeliten gehörig, oder von ihnen mit Geld unterstützt), welche schlechte Waare liefern, damit sie ein leichtes Mittel zur Täuschung sey, indem sie wohlfeiler im Ankaufe ist; solche Waare muß aber die theuerste genannt werden, weil sie bald als völlig unbrauchbar erscheint. Was gut ist, hat immer auch die der Güte angemessenen Preise, und selbst das wohlfeile Schlauder-Zeug, was die Engländer uns senden, ist oft nicht den geringen Preis werth. — Unser Kaiser hat in Betracht der Vortheile, welche die Verbreitung eines gründlichen Unterrichts unter denjenigen Gewerbsleuten, welche sich mit dem Bau und Betriebe der Mühlen beschäftigen, gewährt, auf die beste Bearbeitung eines faßlichen Unterrichts über den Bau und Betrieb der Wassermühlen, einen Preis von 100 Dukaten in Golde für das In- und Ausland bestimmt, und hierzu den Termin auf ein Jahr festgesetzt. Fr. St.

Die englische Zeitung, der „Courier", hat acht große Seiten seines Blattes mit Beschreibung des Putzes angefüllt, den die Hof-Damen bei der Cour am Geburtstage des Königs getragen haben. (Courier ir.) Im Deutschen könnte eine politische Zeitung dies leicht damit rechtfertigen: daß Putz auch Staat heißt, mithin sind Putzsachen auch Staatssachen.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 28. Mai. 85stes Blatt.

Der neue Grandison.

(Fortsetzung.)

Cäcilie beschäftigte sich von jetzt an mit Einrichtungen zur Anlage eines Erziehung-Instituts für Mädchen, wo sie mehr Glück zu bereiten, mehr Freude zu erndten gedachte, als mit der Erziehung Grandisons. Auch schrieb sie ihr Testament, worin sie ihre Schülerinnen, arme Waisen, zu Erben ihres ansehnlichen Vermögens, und für sich ein Grabgewölbe bestimmte, im Schatten stiller Cypressen, wo sie einst aus zu ruhen gedachte, wenn die Vergänglichkeit — ihr das schönste Zeichen der ewigen Liebe! — sie abrufen würde.

Bald kam indessen Nachricht über Karl, von einem Freunde Cäciliens, der ihr folgenden Brief schrieb:

„Wir Alle kennen die treue Sorgfalt, die Sie für Ihren Pflegling Karl Grandison gehegt, damit er aufwachse mit gebildetem Geist. Darum mußte es mir schmerzlich seyn, daß ich zuerst Zeuge von der Verirrung an seiner Wohlthäterin werden sollte, indem ich den Flüchtling ganz unerwartet auf eine seltsame Art auffand, welche ich Ihnen zu berichten eile, damit Sie über Ihres Pfleglings Schicksal beruhigt werden. — Ich besuchte meinen Freund Waller in Ulrichsdalen, wo eine zahlreiche Gesellschaft von Nachbarn versammelt war. Den schönen Morgen zu genießen, ging Alles in den Garten hinab, und ein Theil zerstreute sich in einzelne Paare, wie Zufall und Neigung sie zusammen führten; der andere Theil, wobei ich war, ließ sich nieder im Schatten einer Jasmin-Laube. Eben waren wir in traulichem Gespräche begriffen, dachten auch Ihrer, meine Freundin! — da sah man einen jungen Mann, im altdeutschen Kleide, den Gang beeilten Schrittes herauf kommen. — Die Zweige der Laube verbargen uns dem Ankömmling, daß wir nicht eher von ihm bemerkt wurden, bis er schon nahe davor stand. Er zögerte etwas verlegen, als er plötzlich die fremde Gesellschaft vor sich erblickte, und ward vollkommen überrascht, als ich, der ich Ihren Karl erkannt hatte, ihm zurief: Sieh da, Herr Grandison — willkommen! — Doch faßte der junge Mann sich sogleich, trat mit einer freien Verbeugung in den Kreis, und äußerte seine Freude, mich hier zu finden. Ich stellte ihn den Freunden vor; er nahm Platz unter uns und besann sich nicht lange, um ganz offen zu erklären: daß er ohne Ihr Wissen von Hause gegangen wäre, auch nicht gesonnen sey, dahin jemals wieder zu kehren, weil es ihn fort ziehe, mit der Welt in Bekanntschaft zu treten. — Vergeblich waren meine Vorstellungen; alle wußte er mit vieler Beredsamkeit ab zu lehnen: doch er schwieg voll Unruhe, und eine brennende Röthe überflog sein Gesicht, als Fräulein Klara in die Gesellschaft kam. Er konnte seine Blicke von ihr nicht abwenden, lauschte jedem Wort, das Klara sprach, und verbarg nicht, daß ein lebhafter Kampf in seinem Inneren vorgehe. — Das glühende Auge rollte in schnelleren Kreisen; seine Lippen bebten — da sprang er, ehe ich ihn zu halten vermochte, auf, sank zu den Füßen Klara's, umfaßte ihre Kniee, sah sie flehend an und rief: Klara, ich liebe dich! — Denken Sie sich

unser Erstaunen über diese Liebes-Erklärung im ältesten, längst abgekommenen Styl. Alles lachte und jubelte laut auf und das Mädchen, mit tiefem Erröthen, wollte sich loswinden; doch fester noch umschlang sie der Brausekopf und nahm ihr einen Kuß. — Aber, Herr Grandison, Sie tödten ja das Fräulein! — rief der Hauptmann von Blumenthal, dessen Nichte die Kleine ist. Jetzt fuhr der Jüngling aus seinem Taumel auf und stand, beschämt über seine Unbesonnenheit, wie ein armer Sünder vor unsern richtenden Augen. — Bravo, mein Lieber! begann Freund Waller; Sie haben sich nicht gescheut, der Allmacht der Natur ohne Ziererei zu huldigen, und das zeugt von einem guten aufrichtigen Herzen! — Oder, fiel der Hauptmann ein, der junge Herr hat Lafontaine's „Naturmenschen" gelesen, und wollte jetzt in der Wirklichkeit versuchen, was nur in einen Roman paßt. — Waller nahm Herrn Grandison in seinen angelegentlichen Schutz, schloß mit vieler Wärme sich an ihn und endigte damit, ihn zu bitten: daß er als willkommener Freund es sich bei ihm so lange gefallen lassen wolle, als es seine Aussichten für die Zukunft ihm gestatten würden. Der junge Mann hat eingewilligt und wird unserem Waller immer werther, so daß er seinen Umgang nicht gern verlieren möchte. — Dies habe ich nicht unterlassen wollen, Ihnen an zu zeigen, indem ich Ihrer mütterlichen Theilnahme das Weitere überlasse."

So schrieb der Freund, und wie zerknirscht war Cäcilie von seinen Nachrichten; doch bald gewann sie ihre vorige Fassung wieder, begnügte sich mit einer gleichgültigen Antwort auf jenen Brief, und legte ein Schreiben bei für den Baron Waller, worin sie ihn bat: „den Karl Grandison als völlig frei zu betrachten, indem sie, da er freiwillig von dem bisherigen Verhältniß geschieden, jedem Anspruch auf seine Person auf immer entsage."

(Der Schluß folgt.)

Die Guaicouros.

(Schluß.)

Die Guaicouros verbrauchen ungemein viel Taback; die Männer rauchen und die Frauen kauen ihn. Sie haben immer Taback im Munde, zwischen der Unterlippe und dem Zahnfleisch.

Sie verehren keine besondere Gottheit; die Erscheinung des Siebengestirns feiern sie nicht als ein übernatürliches Phänomen, sondern darum, weil zu dieser Zeit eine Art Kokos-Nüsse (Bacayoubas), welche ihr vornehmstes Nahrungsmittel sind, zur Reife gelangt. Sie wissen zwar, daß es einen Gott giebt, der gut ist; meinen jedoch: er bekümmere sich nicht um sie. Sie fürchten aber einen bösen Geist, welcher die Menschen in Versuchung führt; sie glauben, daß die Seele unsterblich ist, und daß, nach dem Tode, die Seelen ihrer Oberhäupter und Gaukler sich belustigen und von einem Stern zu dem andern wandern; die Seelen des gemeinen Haufens aber müssen, nach der Volks-Meinung, bei ihren Gräbern zurück bleiben.

Von Aerzten und Heilmitteln wissen die Guaicouros gar nichts. Alle Hülfe, welche man einem Patienten leistet, besteht darin: daß man den leidenden Theil mit den Händen drückt und daran saugt. Allenfalls nimmt man seine Zuflucht zu einem Gaukler, welcher dadurch, daß er den Gesang verschiedener Vögel nach zu ahmen sucht, mit dem Geiste des Kranken gesprochen zu haben vorgiebt, um zu erfahren: ob er davon kommen möchte oder nicht. Ein anderes Mal nimmt er einen ausgehöhlten Kürbiß, welcher mit Kieselsteinen angefüllt ist, schüttelt und klappert damit, und singt dabei mit rauher Stimme die ganze Nacht hindurch, daß an einen erquickenden Schlaf für den armen Patienten gar nicht zu denken ist.

Wenn die Tochter eines Reichen stirbt, so wird sie bemalt, als wenn sie noch am Leben wäre; man schmückt sie mit ihrem ganzen Geschmeide und mit Bändern an Händen und Füßen; kleidet sie in ein bunt gefärbtes, mit einer Menge Muscheln ausstaffirtes Gewand und deckt sie mit einer feinen Matte zu. Einer ihrer Verwandten läßt hierauf zu Pferde den Leichnam zum allgemeinen Begräbnißplatz bringen, wo die Familien-Gräber durch Pfähle von einander abgesondert sind. Ist der Leichnam beerdigt, so werden das Spinnrad, das Trinkgeschirr und andere Gegenstände, welche die Verstorbene benutzte, auf das Grab gebracht. Auf des Mannes Grabhügel pflanzt man seinen Bogen, Pfeile, Stock, Lanze und was er sonst bei seinen Lebzeiten brauchte. Das Pferd, welches den Leichnam getragen — gewöhnlich das beste, welches der Verstorbene besessen — wird bei seinem Grabe getödtet. War er Krieger, so schmückt man seine Waffen mit bunten Blumen, welche alle Jahre durch neue ersetzt werden. Ist ein Verwandter oder Sklave gestorben, so verändert die Familie ihren Namen und bricht in lautes Wehklagen aus. Die Weiber lassen auf den Spaziergängen, bei den Vergnügungen und Beschäftigungen, an welchen sie mit dem Verstorbenen Theil genommen, ihr Klaggeschrei hören. Sie versagen sich ihre liebsten Speisen, waschen sich nicht, schneiden sich die Haare nicht ab, bemalen sich auch nicht, so lange, bis andere Verwandte sie auf das dringendste bitten: ihren Schmerz zu mäßigen.

Ihre Sprache ist so wortreich, daß auch die Weiber sich anderer Ausdrücke bedienen, als die Männer. Denn wenn z. B. der Mann sagt: Ich gehe nach Hause: Saraghiogoypillo, so sagt die Frau: Saraghiogoy. Ich trinke: Jagouipa, und: Jaouoa. Er ist todt: Aleo, und: Ghema.

Die Zeit, wo ihre Früchte reifen, bestimmt bei ihnen das Jahr, und der Vollmond den Monat: durch Einschnitte in die Bäume bemerken sie sich diese Zeiträume. Der Stand der Sonne giebt ihnen die Stunden an. Zahlen drücken sie mit den Fingern, Füßen und Händen aus. Ist die Zahl aber groß, so winden sie die Hände; betrifft es nun einen männlichen Gegenstand, so sagen sie dabei: Oay; ist es ein weiblicher: Eleo.

Die Guaicouros leben sehr einig unter einander und halten alle ihre Verträge sehr genau. Jeder Familienvater wird als Oberhaupt angesehen, jedoch bedient er sich seiner Herrschaft nur mit vieler Mäßigung. Uebrigens ist diese Nation sehr stolz, sie blickt mit Verachtung auf alle benachbarten Völker.

Alle Jahre machen sie Ausfälle, um andere Wilde zu tödten und ihre Weiber und Kinder zu Sklaven zu machen. Sie binden sich eine Schnur um den Leib, welche sie, wenn ihnen die Nahrungsmittel ausgehen, immer fester zuschnüren; rechts stecken sie ihren Stock und links ihr Messer hinein. Mit der Linken regieren sie ihr Pferd, und mit der Rechten schwingen sie ihre Lanze, welche sie aber nicht brauchen, wenn sie Bogen und Pfeile haben. Geht es in den Krieg, wo List, welche ihnen in einem hohen Grade eigen, ihre ganze Taktik ist, so wählen sie den Jüngsten der Hauptleute zu ihrem Anführer; die Aelteren begleiten ihn als Rathgeber. Bei Angriffen stoßen sie zuweilen in große Thierhörner, und erheben ein fürchterliches Geschrei. Hat ein junger Krieger zum ersten Mal einen Gefangenen gemacht oder einen Feind erlegt, so bezeigt seine Mutter ihre Freude darüber und bewirthet seine Waffenbrüder. Bei dieser Gelegenheit berauschen sie sich Alle in einem aus Wasser und Honig zubereiteten Getränk.

Cubaldi.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Empedocles, der in alten Zeiten ein größeres Aufsehen gemacht hatte, als Cagliostro oder Mesmer in neueren, wollte, da er im Rufe stand, selbst dem Tode Einhalt thun zu können, sich bei seinem heran nahenden Ende der Erde unvermerkt entrücken. Er ging daher auf den Aetna und stürzte sich in den Krater desselben; erreichte aber dessen ungeachtet seinen Zweck nicht, denn er ließ aus Versehen am Fuße des Berges — seine Schuhe stehen.

Im Jahre 1702, den 12. Juli, ward Ostende von Philipp III., König von Spanien, belagert. Isabelle, des Königs Schwester, that ein Gelübde: ihr Hemd nicht eher aus zu ziehen und kein anderes an zu legen, bis der Ort genommen seyn würde; was sie denn auch treulich erfüllte, und sie behielt das Hemd 3 Jahre, 2 Monate und 17 Tage am Leibe. Den Herren Philologen sey es zum Besten gegeben und gesagt: daß von der Farbe dieses Hemdes nicht nur die Isabellen-Farbe den Namen erhalten, sondern auch die schmutzigen Jungfern das Prädikat von „Schabellen" acquirirt haben.

Brandel, Arzt und Lehrer zu Göttingen, als Gelehrter bekannt, wußte die ganze Aeneide auswendig, nicht allein vorwärts, sondern auch rückwärts.

Herrmann Bunzel.

Anekdote von Gustav Adolph.

Die Leipziger Messe war vorbei und die Hamburger Kaufleute fuhren bei den bedenklichen Zeiten mit 24 reich beladenen Wagen nach Hause. Aber sie wollten gern den großen Schweden-König sehen, der bei Spandau im Lager stand. Gustav Adolph nahm sie freundlich auf, unterhielt sich mit ihnen, und hörte einer Predigt, die ihr mitreisender Geistliche hielt, recht andächtig zu. Aber Gustav Adolph brauchte Geld und wieder Geld. Er hatte, während der Predigt, ihre Wagen in sicheren Gewahrsam bringen lassen, und zwang sie, 80,000 Thaler als eine freiwillige Anleihe her zu geben, indem er ihnen einen Schuldschein dafür gab. — „Dat heet, fahrt na Spandau, um den König to sehn!" so sagte der Hamburger Bürgermeister, als sie den Vorfall anzeigten. Seine Bemerkung blieb lange ein Sprüchwort.

Ecker.

Spanische Sprüchwörter.

(Nach Refranes o proverbios Espannoles. 1608.)

1.
Besser wackere Freund' auf dem Platz,
Als im Schreine den köstlichsten Schatz.

2.
Ein Dolch ist spitzig;
Doch wirst du hitzig
Und immer hitziger,
Dein Wort noch spitziger.

3.
Besser noch ist's, bei'm Rechnung-Führen
Koth gewinnen, als Gold verlieren.

4.
Mehr weiß Narr Claus
In seinem Haus,
Als selbst die Weisern
In fremden Häusern.

5.
Besser, auf schlechtem Esel sitzen,
Als für Andre nur eseln und schwitzen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 24ten und 27sten Mai hörten und sahen wir im königlichen Opernhause, „Olimpia. Große Oper in drei Abtheilungen, nach dem Französischen des Dieulafoy und Brifaut, bearbeitet von E. T. A. Hoffmann. Musik von Spontini." — Die Handlung ist folgende: Cassander und Antigonus

haben sich nach langem Kampfe versöhnt und Jener will seine Vermählung feiern mit Olimpia, die hier unter dem Namen Amenais erscheint und des macedonischen Alexanders Tochter genannt wird. Anscheinend hat auch Antigonus, der früher sich die Olimpia zur Gattin erkohr, sie aber wahrscheinlich todt glaubt, sein Herz der Amenais zugewendet und in dieser gleichen Wahl entzündet sich ein neuer Haß zwischen den Männern. Statira, „Wittwe Alexanders", unter dem Namen „Arsana" als Priesterin der Diana hervor tretend, soll den Segen über Cassander und Amenais aussprechen, giebt sich aber als Statira zu erkennen, erkennt auch ihre Tochter Olimpia, die Cassander aus Todesgefahr rettete; verweigert sie aber ihrem Geliebten, indem sie ihn als Mörder Alexanders bezeichnet und der Rache weiht. Cassander, der es selbst nicht recht weiß, ob er schuldig, ob nicht, sieht sich vom Antigonus gereizt und kämpft mit ihm; dieser fällt, wird darauf, auch ohne weiteren Grund, als schuldig jenes Mordes genannt, Statira giebt die Olimpia dem Cassander und ein fröhlicher Triumph endet die Oper. — Wir haben in der Skizze des nicht reichhaltigen und dennoch unsicheren Stoffes unsere Worte so gewählt, daß sich bemerken läßt: es sey von historischer Wahrheit uns nicht viel vorgekommen, was indessen, bei einer Oper besonders, sehr gleichgültig und keiner Rüge werth ist. Wir haben indessen auch angedeutet, daß in der angenommenen Handlung Unklarheit herrsche; dies ist der Wirkung nachtheilig, und also ein Fehler: denn, wie sehr wir es vertheidigen, daß der Dichter einer Oper weite Schritte nehme in seiner Handlung, einzelne feste Haltungspunkte sind auch in den skizzirten Gedichten für die Tonkunst erforderlich, und hauptsächlich da, wo sie sich — nach unserer Ansicht ganz gegen ihr Interesse — darauf einläßt, sich an die Wirklichkeit zu knüpfen, und sie sich auf Wahrheit und Charakteristik — womit sie sich billig gar nicht in äußere Berührung bringen sollte — basiren will. Musik, die der Geist des Herzens seyn soll, darf, ja muß vielleicht sich in den Träumen und Gebilden bewegen, wie sie das jugendliche Gemüth — und ein rechter Sinn wird es in jedem Menschenalter jugendlich zu erhalten suchen! — aussprechen; die Welt der Sagen, der Wunder und jener Geschichtlichkeit, die ohne feste Ueberlieferung mit der Fabel nach mythischer Willkühr vermischt werden darf, das ist ihr sicherer Grund, der nicht nur so gänzlich nebenher beachtet werden darf. Wo man aber mit Euterpe und Erato noch die Clio verbinden will, muß man wenigstens mannigfaltige Verwickelungen vermeiden, damit der Strom des musikalischen Vermögens in lauterer Fülle fließen könne, ohne Krümmungen, deren Gang der Verstand zu erspähen hat: jener ruhige Gesell, welcher ein gewaltiger Spielverderber ist im Reiche der Töne, wo Dichter und Componist doch allein die stärkste und schwächste Stelle des Menschen, das Herz, berühren sollen. Wie jeden in einem Operndache abgemagerten Geschichtsstoff, so finden wir auch den hier besprochenen unanmuthig, und die Bearbeitung hat nichts gethan, um dies bezweifeln zu lassen. Mit dem Uebersetzer können wir darüber nicht rechten; im Gegentheil möchten wir uns dafür bedanken, daß er, weil wir ihn als geistreichen Schriftsteller kennen, uns eben dadurch hier den Beweis führt: es sey mit der Uebersetzung einer solchen Oper nichts zu thun. Dabei wollen wir es denn nur nebenher bemerken: daß die oft gar wundersame und bizarre Wort- und Vers-Verschiebung uns als eine glückliche Parodie der gewöhnlichen Opern-Texte vorgekommen ist, als eine Ironie — bekanntlich der Zusammenhalt von Hoffmanns Genialität — darüber: daß ein Mann, der etwas leisten könnte, hier eben mit recht vieler Mühe nichts zu leisten vermag. Solch ein ironisches Parodiren da, wo zu parodiren eine Unmöglichkeit ist, finden wir in vielen Stellen gut ausgeführt; mögen sie aber nicht citiren, um dem Buche nicht Leser zu rauben. Das Fatum selbst hat daneben die ironische Richtung durch einige recht wirksam angebrachte Druckfehler unterstützt, worin unsere Operntext-Bücher sich sonst gar oft sehr unrühmlich auszeichnen. — Wenn wir nun zur Betrachtung des Eigentlichen, der Composition, übergehen, so leugnen wir nicht: daß wir gern der Darlegung unserer Ansicht überhoben wären, da wir wahrscheinlich uns von allen Parteien ohne Gnade müssen verdammen lassen, eben weil wir nicht Partei, sondern nach bester Ueberzeugung unbefangen sind; wir trösten uns aber mit der Nothwendigkeit und der bis jetzt uns oft bewahrten Hoffnung: die Verdammniß dauere nur kurze Zeit, indem man es später in der Regel anerkennt: daß wir uns in aller Besonnenheit Mühe gaben, so zu urtheilen, wie selbst die Parteigänger, denen Erkenntniß nicht fehlt, es thun, wenn sie in den ungerechten Aussprüchen eine Weile herum spielten. Mit allem — Jedem nützlichen — Mißtrauen gegen eigene Ansicht habe ich mich berathen mit Freunden, bei denen ich zu einem ehrlichen Urtheil Kenntniß und Willen zu finden glaubte; auch soll hier meine individuelle — ich glaube begründete — Vorliebe für die höchste Einfachheit in der Musik durchaus nicht der Maaßstab seyn.

— — — — — — — — —

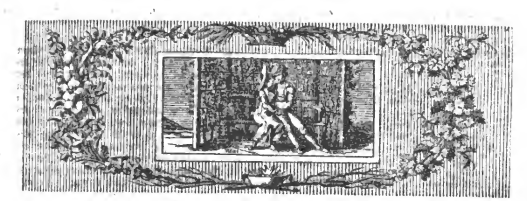
— — — Auf jeden Fall aber ist es von einem Manne, dem man gern ein geistiges Vermögen zugesteht, nicht recht, daß er sich in eine Kathegorie stellt, wo er offenbar gefährdet ist durch Anwendungen, die in schon vorhandener poetischer Form sich am zartesten also aussprechen:

„Der innen Arme wird nach Aeuß'rem jagen,
Doch, wo das Herz versagt, hilft uns kein Glanz;
Willst du im Schreiten Haltung erst erfragen,
So wird's ein Schwanken, nicht der Anmuth Tanz;
Der Muse Kranz magst auf dem Haupt du tragen,
Doch nicht um Last zu heben taugt der Kranz! — —"

Es ist seit einigen Jahren der Theaterprunk — der sich übrigens bei der großen Oper, mit Maaß und Ziel, allerdings am leichtesten entschuldigen läßt — so weit gekommen, daß er verwüstend in das Gebiet der Dichtkunst sich eindrängt, die sich eben über allen Tand erheben soll, und wir würden gar nicht so ernstlich des theuern Spielwerks gedenken, wenn wir nicht die Schädlichkeit fühlten, welche endlich — — — — —

— — — — — — — die Theater auch finanziell stürzen muß, nachdem sie längst die Blüthen des Geistes nieder drückte. Hier haben wir es aber auch — durch den Aufwand menschlicher Kräfte, die bis zur Erschöpfung verbraucht werden — sogar mit einem anscheinend lebendigen Dekorations-Treiben zu thun, und das ist's, was in geistiger Hinsicht mehr noch verletzt, weil man den subordinirten menschlichen Wesen in dem Gebiete sich eben möglichst entrückt sehen möchte. — Anerkannt ist es ferner, daß ein Stoff jener schon besprochenen Art, der nothwendig mit der Wirklichkeit in Berührung geräth, in dem einsichtsvollen Componisten unerläßlich den Verstand so überherrschend hervor rufen muß, daß er sich leicht die eigentliche Sphäre der Musik entfernt und in Verlegenheit ist wie er wirken soll mit Behelfen, denen die Natur seiner Kunst überall abwehrend entgegen tritt. Hier finden wir nun in Spontini zuweilen ein Streben, das sichtlich richtiger vorwärts möchte, als sein Stoff; wir bemerken ein Talent, das ihn im hohen Grade werth macht einer besseren Bahn, als die ihm ein so stereotyper französischer Text-Fabrikant skizzirt, und wir werden erkennen, daß er einem ihm gegebenen Skelett nicht nur die Form des Lebens, sondern auch Geist — sey es auch zuweilen nur conventioneller — verlieh, was unbezweifelt ein Staunen und endlich Bewunderung verdient, wenn wir nun gar in einzelnen Fällen ein wahrhaftes Gefühl sich hervor arbeiten sehen. Um dahin zu gelangen, wo wir aus voller Seele dem Componisten den besten Dank zu sagen haben, betrachten wir nun die Ausführung selbst. (Der Schluß dieses Aufsatzes folgt, aus Gründen, erst später als im nächsten Blatte. G y.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 30. Mai. 86stes Blatt.

Homer's Weihe.

Dort, wo den Gürtel seiner dunklen Wogen
Der Pontus um ein blühend Eiland webt,
Deß Ufer sich, vom duft'gen Moos umzogen,
Sanft schwellend aus dem Wasserschooße hebt;
Wo zu des schön'ren Himmels blauem Bogen
Der schlanken Pinie stolze Krone strebt —
Dort, wo versunk'ner Tage Geister walten,
Wird sich ein Bild der Vorzeit dir gestalten.

Wo sich des Baches Arme fluthend theilen,
Im reichen Schmelz der bunten Fabel-Au,
Dort laß den Blick auf jenen Trümmern weilen,
Auf jenen Steinen, morsch und altergrau.
Einst trugen sie, geformt zu festen Säulen,
Kühn eines Götter-Tempels hohen Bau,
Geweiht dem Sohn der holden Nereide —
Verehrt ward dort der göttliche Pelide.

Und früh, wenn sich Aurora's gold'nen Thoren
Der erste rosenhelle Strahl entwand,
Ging dort, in süßen Träumerei'n verloren,
Ein Hirt an des umschilften Baches Rand.
Und wenn, entführet von den leichten Horen,
Der lichte Tag im Abend-Nebel schwand,
Sah man den Hirten durch die grünen Weiten
Der lachenden Gefilde sinnend schreiten.

Und welches Feuer glüht in seinen Blicken?
Nicht ist's der Liebe ew'ge Zaubermacht:
Sie blieb ihm fremd, kein irdisches Entzücken
Hat seines Herzens Sehnsucht angefacht.
Wohl sah man Blumen ihn der Au' entpflücken,
Doch keiner Jungfrau sind sie dargebracht;
Er läßt in frischen, schön gewund'nen Kränzen,
Sie in des Tempels-Hallen festlich glänzen.

Denn all sein Sehnen war und all sein Denken
Dem Ueberwinder Hektor's nur geweiht:
Auf ihn nur mag den ernsten Sinn er lenken,
Und täglich er den heil'gen Wunsch erneut:
Sich in des Helden Anschau'n zu versenken,
Ihn zu erblicken in der Herrlichkeit,
Die, wie es oft die Phantasie ihm malet,
Den hohen Sieger im Olymp umstrahlet.

Oft drängt's ihn, mit dem wundersamen Bangen,
In des geweihten Tempels Säulenreih'n,
Und höh're Gluth färbt seine braunen Wangen,
Regt sich's bedeutsam in dem stillen Hain.
„Du, Göttergleicher, stille mein Verlangen,
Und nahe mir in deinem Strahlenschein!"
So ließ der Hirt sein Flehen auf den Schwingen
Der lauen Luft zur blauen Wölbung dringen.

Einst lag, umwebt vom grünen Laubesschleier,
Er hingeschmiegt auf üpp'gen Mooses Flaum:
Erloschen war der Abendsonne Feuer,
Ein mattes Gold nur schwamm am Wolkensaum:
Und durch die Dämm'rung sah man Kron' und Leier
Erglänzen schon am fernen Himmelsraum:
Erquickend netzt der Thau die heiße Erde,
Im Grase ruht des Hirten kleine Heerde.

Da scheint's wie Flötenhauch herab zu kommen,
Und stärker rauscht es in dem Wipfelkranz:
Des Tempels hohe Kuppel strahlt, umschwommen
Von einem selt'nen, überird'schen Glanz.
Und tausend Sterne sind ringsum entglommen,
Und wiegen sich im steten Wechseltanz:
Das Eiland tönt von süßen Melodieen,
Die durch das Land, die durch die Wellen ziehen.

Und plötzlich schwebt herab aus lichter Zone
Ein majestätisch, hehres Götterbild;

Den Scheitel schmückt die stralenreiche Krone,
Die stolze Brust bedeckt das Flammenschild —
Es hätte vor der Thetis großem Sohne
Die Sonne selbst demüthig sich verhüllt —
Und wie der Hirt auf ihn die Blicke wendet,
Sinkt er zur Erde, von dem Glanz geblendet.

Drauf spricht Achill: „Dein Wunsch ward dir gewähret,
Du aber zahlst es mit dem Augenlichte:
Den Schimmer, der Unsterbliche verkläret,
Erträgt der schwache Sohn der Erde nicht!
Doch wenn dein Blick das äußre Licht entbehret,
Ein höh'rer Strahl durch deine Nacht sich bricht:
In deinem Busen wird er sich entzünden,
Und meines Namens Ruhm sollst du verkünden.“

Hier schwand der Gott: die Nacht war tief gesunken,
Ihr ernst Gewand umhüllte Hain und Flur;
Die Erde, noch vom Götterglanze trunken,
Schlief in dem Schattenschleier der Natur:
Erloschen waren all die goldnen Funken,
Der Himmel glänzt' im dunkelsten Azur,
Nur Kron' und Leier funkelten noch immer
Aufs Eiland hin im deutungsvollen Schimmer.

Bald blinkte hell der Morgenstern: umhangen
Von Duftgewölk trat silbern er hervor;
Das Frühroth flammte, seine Lichter drangen
Dem Hirten nimmer durch des Auges Flor;
Und wie die äußre Welt ihm war vergangen
Strebt glühend nun sein inn'res Seyn empor:
Die Leier klingt! — er hat sein Lied gesungen —
Die Krone glänzt, Homer hat sie errungen!

Der neue Grandison.

(Schluß.)

Für Karl war im Hause des Baron Waller eine neue Welt voll heiterer Hoffnung, feuriger Liebe und blühender Freude aufgegangen, an welche er noch die herrlichsten Traum-Paradiese knüpfte und überselig fort schwebte. — Klara, seine Angebetete, die in seiner Nähe auf dem Gute ihres Onkels lebte, war ganz geeignet, niegeahnete Empfindungen in der Brust eines Sohnes der Natur hervor zu rufen — ganz würdig, ihr Gegenstand zu seyn; denn sie war gut und schön. Ihr Onkel erzog sie, eben wie Cäcilie den Grandison, zu einem Ideal, nach demjenigen, welches mit dem Grandisonschen Einen Schöpfer hatte — nach der sonst angestaunten „Klarisse“ von Richardson. — Man mußte gestehen, daß Fräulein Klara dem Ideal nicht allein viel Ehre machte, indem sie dasselbe mit den Blüthen ihres eigenen Herzens verschönte: sie war auch so freundlich mild, dadurch Andere beglücken zu wollen. — Erst sah sie mit geheimer Freude auf den schönen männlichen Grandison, und konnte sich das Wohlgefallen über des Jünglings leidenschaftliche Kühnheit nicht verbergen; dann fühlte sie etwas dem Aehnliches, das nur durch den Zauber sanfter Weiblichkeit von äußerer Kundgebung abgehalten ward.

Die beiden Empfindenden sahen sich oft, und nährten ihre unschuldigen Herzensgefühle mit solcher Wärme, daß bald im heitern Rosenlicht die Liebe vor ihnen stand, und sie an einander schloß. Aber das eifersüchtige Argusauge des Hauptmanns v. Blumenthal, der selbst noch seine Nichte schön fand, lauerte über jedem unbefangenen Schritt, und die Liebenden mußten in seiner Nähe alle Standhaftigkeit aufbieten, um sich nicht zu verrathen. Daher suchte Karl alle möglichen Veranlassungen, wodurch er sein Mädchen ohne Zeugen sehen konnte. In dem Schatten eines Birkenwäldchens, wohin Klara oftmals lustwandelte, hatte er tief im Gebüsch ein Laubdach von Maien geflochten, mit einer Rasenbank. Hier harrte er ganze Tage, und empfing dann mit Jubel die Geliebte, wenn sie kam, um die Gottheit dieses Tempels zu seyn. Da saßen sie im sanften Helldunkel, am sprudelnden Quell, vom Flötenton der Nachtigall in süße Phantasieen eingewiegt; Brust an Brust gelehnt, Einer an des Andern Blick und Wort gefesselt, Seele in Seele verschmolzen — fühlten sie sich so selig, daß der Gedanke an eine Zukunft gar nicht in ihnen aufkam.

Einst hatte der Hauptmann von Blumenthal eine Gesellschaft von Nachbarn geladen, auch Baron Waller mit Grandison. — Klara unterließ nicht, das traute Wäldchen zu besuchen; und Karl, ohne Behutsamkeit, folgte der Sehnsucht seines Herzens, indem er alsbald sehr auffallend sich entfernte, um die Geliebte einzuholen. Der Hauptmann suchte einen Vorwand, und ging bald auf Recognoscirung. — Baron Waller, der seine Absicht ahnte, und Grandisons Neigung begünstigte, konnte den Hauptmann nicht zurückhalten, folgte ihm aber und sah bald, wie dieser die Spur Grandisons, welcher den Birken zueilte, im Auge hatte. Dort saß Klara auf der Rasenbank: Karl war kaum angelangt, so lauerte schon der Hauptmann hinter ihm im Gebüsch, und auch Waller war Zuschauer.

„Der böse Onkel“ — begann Karl: „wenn er das wüßte, daß wir hier beisammen sind! Doch er mag es wissen — hat die Liebe nicht mehr Recht auf Dich als er; ist es ein Verbrechen, Dich zu lieben? — Sieh! die Seligkeit dieses Kusses — er küßte Klara mit Inbrunst — darf der Himmel sehen; und ich fordere Deinen Oheim heraus, ob er sie mir rauben kann, ob er zwei Herzen von einander reißen will, die zur Vereinigung geschaffen sind.“ — Kaum hatte Karl geendigt: so schrie der Onkel mit wüthender Stimme durch das Gebüsch: „Zeigen will ich Dir, ob ich das kann!“ — Damit stand der Lauscher, im Grimm außer sich, vor den Erschrockenen, um sogleich Karls Festigkeit zu erfahren. Dieser stellte vor Klara mit kühnem Anstande dem Hauptmann sich entgegen, indem er sprach: „Wagen Sie es nicht, unser Glück stören zu wollen! Sie finden uns auf keiner bösen That, die Ihnen das Recht gäbe, Ihren Zorn auslassen zu dürfen. — Was

Sie hier sahen, soll die ganze Welt sehen: Klara ist und bleibt mein, durch ihre Liebe, vor ihr und vor Gott: wie auch Sie, Herr Hauptmann, und wie die ganze Hölle dagegen toben mag!" —

Wie versteinert stand Hauptmann Blumenthal von dieser Rede Karls, die er in höchster Entflammung aussprach. Da trat Waller herzu; klopfte ihn auf die Schulter, sprechend: „Mein lieber Nachbar! Machen Sie eine gute Miene zum bösen Spiel — Liebe ist stärker als der Tod, und der Junge liebt ganz verzweifelt. Geben Sie ihm ihr Pflegetöchterlein, daß er sie glücklich macht — nehmen Sie seinen innigsten Dank, und von mir — Klara's Ausstattung!" — „O ich heilloser Thor!" rief endlich Blumenthal: „mußte ich darum meine Zeit und alle Genüsse meines Lebens aufopfern, um diese Schlange nach dem Muster der höchsten Vollkommenheit zu erziehen, damit sie nun ihre Tugend von einem Andern bestricken läßt, ohne mich zu fragen? — Nein, er soll sie nicht haben! Klara, hast Du nicht ein Herz, das mir lohnen will für alle die Opfer, welche ich Dir zu Liebe brachte? Wisse denn! Seit 16 Jahren liegt in meiner Brust der Vorsatz verschlossen, Dich zu meiner Gattin zu machen — könntest Du wohl meine Liebe verschmähen!" — „Ha ha!" lachte Baron Waller laut auf; Klara blickte überrascht zur Erde, und Karl maß prüfend seinen Nebenbuhler.

„Mein lieber Hauptmann," so begann Waller nach einer Pause von Neuem das Gespräch — „Ihre Liebeserklärung kommt, nach allen Zeichen zu urtheilen, bereits zu spät — darum wollte ich freundschaftlich gerathen haben: Sagen Sie Amen zum Bunde der Liebe, und verschaffen sich damit die Freude, Andre zu beglücken, da Sie nicht selbst glücklich werden konnten!" — Es wollten aber solche Worte lange nicht fruchten und nur mit Widerstreben legte Blumenthal endlich die Hände der Liebenden in einander. — „Amen!" sagte Waller, nahm das junge Paar in seinen Schutz und fröhlich ging er mit ihm zur Gesellschaft zurück, während Blumenthal, wie ein Verdammter, zögernd nachschlich.

Waller stellte die Verlobten den Freunden und Nachbarn vor, indem er die nahe Hochzeit ankündigte; wozu er den Hauptmann, — dieser that es mit unwirthlicher Miene — alle Anwesende bei sich einladen ließ. Auch Cäcillen schickte er Botschaft; und während er ihr das Glück der Liebenden, mit seiner Freude darüber, in lebhaften Farben schilderte, bat er: daß sie durch ihre Gegenwart die Feier des Festes erhöhen wolle.

Aber die gekränkte Cäcille weinte auf den Brief noch eine Thräne der Erinnerung; dann ward sie mit sich einig, den Liebling ihres Herzens glücklich sehen zu wollen, und es mit ihm zu seyn: wenn auch das Schicksal versagt hatte, daß Grandison sein Glück bei Cäcillen suchen sollte. Sie reiste nach Ulrichsthalen, um von der Hoffnung in stiller Wehmuth Abschied zu nehmen. Karl empfing die Freundin mit zärtlicher Ehrfurcht; und indem er seine Geliebte ihr zuführte, die sich über Cäciliens Hand kindlich neigte, bat er um den mütterlichen Segen. Die Dulderin umfing das liebevolle Mädchen in Herzlichkeit, und sagte mit bebender Stimme und leise: „Lieb' ihn innig, mach ihn Dir beständig, wie er es bei mir nicht war — kein Schicksal mög' Euch trennen!"

Noch ward Cäcille Zeugin des Hochzeitfestes, und kehrte dann wieder, von wahrer Theilnahme begleitet, in die Einsamkeit ihres stillen Landhauses zurück, wo sie lange Jahre noch Kunde bekam von dem ungestörten Glück ihrer Lieben, und in mancher stillen Sommernacht in der stillen Laube sang:

O ihr Tage meiner Jugend,
O ihr Scenen sel'ger Lust!
Ihr zieht hin — mir blieb die Tugend,
Mir die Sehnsucht in der Brust. —

Edmund der Waller.

Anekdote.

Kiong-lo, der zwölfte Kaiser von China, ließ sich nur alle drei Jahre einen neuen Rock machen. Dies Anlegen des neuen und Ablegen des alten Rockes war mit den prunkvollsten Festivitäten und mit den feierlichsten Ceremonien verbunden, und es machte das wichtigste und prächtigste Fest aus, das unter seiner Regierung in seinem Reiche gefeiert worden; denn er und alle seine Unterthanen und Freunde lebten in dem Wahne, daß ihr glorreicher Monarch mit jedem neuen Rocke eine höhere Stufe der Herrscher-Majestät ersitegen habe. — Das neue Majestäts-Gewand wurde auf eine goldene, von Edelsteinen prunkende Bahre gelegt und von chinesischen Charitinnen — d. h. von den vornehmsten und schönsten Mädchen des Reiches — in des Kaisers Pallast getragen. Unter Begleitung von Dank-Gesängen, deren Schall gen Himmel als Weihopferrauch steigen sollte, und von Liederspielen, die von dem sich heran drängenden Volk im Tumult erklangen und von dem Donner der Janitscharen-Musik, wurde Kiong-lo auf die feierlichste Weise dem heiligen Kleide entgegen geführt. Die nächsten hohen Verwandten des Kaisers zogen ihm den alten Rock aus und legten ihm den neuen an. Als Kiong-lo nun so vom Gefühle seiner neuen Majestät erfüllt und durchdrungen da stand, erscholl der Jubel des Volkes unter Trompeten- und Paukenschall und das Jauchzen ging durch das ganze Land ob des, in ihrem Kaiser wieder erneuerten Glücks der Menschheit. Jeder, der an diesem Feste Theil nahm, wurde zur kaiserlichen Tafel gezogen und erhielt einen neuen Rock. Während der Tafel ent-

sprudelten den Dichtern Gesänge auf den neuen und Spottlieder auf des Kaisers alten Rock, der nach beendeter Tafel unter Begleitung der langen und feierlichen Procession der Gäste zum Begräbniß-Platz getragen und unter Jubelruf eingegraben wurde.

Philosophen, Moralisten, Dichter und Aesthetiker unserer Nation, betragt ihr euch wohl mit euren Systemen, Principien, Meinungen und Grundsätzen anders, als Kiong-lo mit seinem alten Rocke?! —

Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — — — — Wir wenden uns nun wieder zu Mad. Neumann, die wir noch als „Lottchen" im „Vogelschießen" von Clauren; „Sophie" im „Amerikaner" und „Maria Stuart" sahen. Die erste und letzte dieser Rollen hat die junge Künstlerin, wie wir hören, hier einstudiert und zum ersten Mal gegeben, welches — besonders bei der „Maria Stuart" — ein etwas keckes Wagstück ist, das jedoch dort vortreflich, hier noch so ziemlich gelang. Die Scenen im dritten Akt der „Maria Stuart" waren die besten und zeigten namentlich ein Sprach-Organ, das auch in der bedeutendsten Kraft des Wohlklangs nicht entbehrt. Bei weitem tiefer sind der erste und letzte Akt zu studiren; in jenem waltete der übermäßige Pathos, in diesem war der Ausdruck des Weinens zu sehr vorherrschend. Bei den früheren Erwähnungen (als „Eboli" und „Luise") habe ich schon dasselbe bemerkt und auch bei den Lustspiel-Rollen hatte ich nur das schon Gesagte zu wiederholen. Hr. Neumann gab den „Mortimer", wozu ihm aber die nöthige Gluth und dadurch der Grund der Rolle, die Schwärmerei, fehlt. Von unsern Künstlern erwähne ich in dieser Vorstellung, als ausgezeichnet, Mad. Wolf (Elisabeth), die Herren Lemm und Beschort (Burleigh und Shrewsbury); im „Amerikaner" waren lobenswerth: die Herren Gern d. Sohn (Herb), Stich (der junge Bach) und Hr. Gern d. Vater (der alte Bach); im „Vogelschießen" der Veteran Unzelmann (Bürgermeister), die Herren Gern d. S. (Salat) und Rüthling (v. Stauden). — Ueber Mad. Neumann äußere ich, da anscheinend ihre Gastrollen beendet sind, nun noch Folgendes: Der lebhafte Wunsch Vieler, die jugendliche, manches Gute leistende und noch viel mehr versprechende Künstlerin möge für Berlin gewonnen werden, macht sich laut; man darf jedoch in solchen Fällen nicht die Bühnen-Direktionen, nicht die Künstler selbst bestimmen wollen: denn dort wie hier können Verhältnisse dem Wunsche entschieden hinderlich seyn, und zuwider sind dem Besonnenen Aufforderungen der Art in schlichter Prosa oder in guten und schlechten Versen, wie denn die Personal-Poesie schon unter allen Umständen ein für die Oeffentlichkeit nutzloses und nichtssagendes Treiben ist, weshalb ich auch weder mich selbst, noch meine Zeitschrift, zu solchen Vers-Wagstücken hergeben möchte. Gewiß ist es aber, daß es sehr Schade wäre, wenn Mad. Neumann nicht an einem Orte lebte, wo sie Mittel findet, ihre so seltenen, umfangreichen Fähigkeiten weiter aus zu bilden. Kunstreisen sind an sich gut, weil sie dem inneren Blicke so Manche vorführen, welche nach gleichem Ziele eilen, aber nicht Alles läßt sich von den Schauspielern lernen, und Niemand ist recht bedeutsam geworden in den darstellenden Künsten, er hätte denn zuvor mehr als ein Publikum und den prüfenden Geist vieler wissenschaftlichen Personen über sich entscheiden lassen. So wie die Gewöhnung an die Manieren einer Persönlichkeit dieser vortheilhaft seyn kann, eben so kann auch die Einseitigkeit, mit welcher gewöhnliche Lokal-Kritik einem wirklichen Talent genug thun oder wohl gar huldigen will, diesem die Kräfte zu höherem Aufluge nehmen. Nicht minder werth muß dem Fähigen das, wenn auch zuweilen schmerzende Wort der Wahrheit seyn; denn es möchte sich leicht beweisen lassen, daß man im Kunststreben mehr lernt von ehrlichen Gegnern als von den Lobrednern, und zu allen Zeiten haben gute Köpfe wenig von denen gehalten, die sich stets die Kritik abwehren. Wir kennen übrigens Karlsruhe nicht genug, um entscheiden zu können: ob Mad. Neumann dort findet, was ihr zu einer solchen Höhe helfen kann, zu der ihr die Mittel gegeben sind; ob sie aber im andern Falle Berlin, Wien, München, Dresden u. s. w. wählen sollte, das wollen wir ihr selbst überlassen, da sie ja leicht alle diese Städte besuchen, aus eigener Prüfung — unter allen Umständen eine Hauptsache! — wählen kann; und bei dem, was sie in der Kunst durch weitere Ausbildung zu erreichen vermag, dürft' es ihr eigentlich nicht darauf ankommen, was sie etwa momentan in finanzieller Hinsicht verlöre. G y.

Unter dem Scepter des römischen Kaisers Claudius, welcher so schwach war, daß er mehr Unheil verursachte als mancher Tyrann, ward einst ein Senator so unwillig über eine schändliche Berathschlagung, die statt fand, daß er mit den Worten den Senat verließ: „Unsterbliche Götter! gebt uns wieder einen Tyrannen!" (Journ. d. Déb.)

Voltaire ist der Repräsentant des französischen Genie's. In Allem ein Ideal (die Comödie ausgenommen), hat es Jemand unternommen, ihn in 55 verschiedenen Situationen zu zeichnen, namentlich als Weiser, als Boshafter, als Enthusiast, als Denker, als Satyriker, als Aufklärer seines Zeitalters, als Hofmann, als zärtlicher Vater seiner Hausthiere, wie er in der Nachtmütze eine ihm getödtete Taube betrauert; ferner wie er im Schlafrock seine unübertreflichen Briefe diktirt; als Abbé, als Mönch, als Kapuziner, als Kammerherr u. s. w. Nach Porta's (des berühmten Neapolitaners) Gesichtsdeuterei würde er unstreitig dem Adler, dem Affen und dem Fuchs verwandt gewesen seyn. (Courier fr.)

Bacon, der Kanzler der Königin Elisabeth, verglich den Verdacht immer mit den Fledermäusen, die nur in der Dämmerung ausfliegen. Er entspringt aber nicht immer aus einem verderbten Herzen, sondern vorzüglich aus einem kranken Gehirn, daher ist er oft den muthigsten Menschen eigen. So war z. B. Heinrich VII., König von England, einer der kühnsten, zugleich aber auch einer der argwöhnischsten Menschen. Der Verdacht ist unschädlich bei einem Menschen, mit kaltem Blut begabt, der untersucht, was ihm verdächtig scheint, und allen Dingen auf den Grund geht. Gemeinen Gemüthern und feigen Seelen aber ist er höchst gefährlich. Ludwig XI. ließ die, welche er fürchtete, hinrichten, und dann fürchtete er wieder die Verwandten und Freunde derer, die er geopfert! — Unwissenheit führt am leichtesten zum Argwohn. Kein besseres Mittel ist dagegen, als immer der Sache möglichst auf den Grund spüren, so wie man ein scheues Pferd heilt, wenn man es mit Gewalt zu dem gefürchteten Gegenstand hinführt. (Courier fr.)

In Paris giebt man jetzt ein chinesisches Theater-Stück. Ein Mandarin, Namens Hoang-Pou, stellt darin einen äußerst dummen Menschen vor (was die Mandarinen gar nicht sind), verliebt sich in eine junge Chinesin, steht aber bald davon ab, als er hört: er sey mit seinem Nebenbuhler in einem Gestirn geboren. Er meint: Jener könnte sich zu Tode grämen, und dann müsse er (vermöge des gleichen Gestirns) mit sterben; dazu liebt er das Leben zu sehr. (Courier fr.)

Merkwürdig ist, daß unlängst — bei Gelegenheit des Gesetzes wegen der französischen Geistlichkeit — General Foy, ein Katholik, gegen das Projekt, und General Donadieu, ein Protestant, zu Gunsten der geistlichen Pensionen sprach. (Quotid.)

Beilage: Bemerker Nr. 11. und Blatt der Ankündigungen Nr. XII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 1. Juni. 87stes Blatt.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

Mährchen von Wilibald Alexis.

1.

In eine Schenke des reizenden, am Fuße des Riesen-Gebirges liegenden Dorfes Schreibershau, trat ein Wandersmann mit seinem Pudel. Er forderte Kost und Rast für zwei Personen, warf den Tornister auf den Tisch und sich selbst auf die lange Bank hinter demselben. Aber dem Wirth kam es sonderbar vor; denn wie oft er auch zu Thür und Fenster hinaus blickte, die zweite Person wollte nicht erscheinen; da fragte er dann, indem er sich in dem Kopfe kraute: wo die zweite Person bliebe? — Der Wandersmann, statt zu antworten, rief halb unwillig: „Graumännchen!" worauf der Pudel auf den nebenstehenden Schemmel sprang und die Vorder-Tatzen, gleich einem gewöhnlichen Gast, auf den Tisch legte und sich dann ruhig die rothe Mütze seines Herrn auf den Kopf setzen ließ. Wie er so gravitätisch sich geberdete, sagte der Wanderer mit stolz hingeworfenem Ton: „Das ist die andere Person, Herr Wirth, mein sehr werther Duz-Bruder und einziger Freund!"

Der Wanderer war ich selbst — nämlich ein junger Dichter. Eines Tages hatte ich gehört: daß in einer Gesellschaft ein Unbekannter sehr verächtlich von meinem poetischen Mährchen „Rübezahl" geurtheilt hätte, und in einem Journale las ich sogar eine unverständige Recension: beides Umstände, welche meinen Entschluß, den ich in folgenden Worten meinem treuen Pudel ausdrückte, gewiß vollkommen rechtfertigen: „Graumännchen, die Welt hat sich gegen mich verschworen, weil sie mich nicht versteht. Du allein verstehst mich, du allein bist mein Freund. Komm fort von hier, wo Keiner wie wir fühlt; komm in die vaterländischen Berge, wo es einen Geist gab, den ich verstanden habe, wo es Menschen giebt, die Menschen sind, weil es eine Natur dort giebt!" — Damit drückte ich den Pudel noch fester an mich; er beleckte mich, ich schnallte meinen Tornister und wanderte auf und davon in das Riesen-Gebirge.

Was die Menschen betrifft, so hatte ich mich wohl etwas verrechnet, fand sie wenigstens nirgends so, wie ich sie zu finden erwartet hatte. Bettler an jeder Landstraße; Führer, die mir den Weg nach dem Dorfe zeigen wollten, wenn es schon dicht vor mir lag; Wirthe, welche mit doppelter Kreide schrieben für den Sommertag, wo der Gast wirklich da war, und für den Wintertag, wo er hätte da seyn können. Aber der heitere, gerade Landmann, der altgastfreundlich mich in seine Thür hinein rufen sollte, um mir den Labetrunk zu reichen, verschloß sich vielmehr hinter seiner Thür und ließ sich kaum heraus rufen, wenn ich nach etwas fragen wollte. Da hätte ich denn manches Gallen-Fieber mir erärgern können; vermuthlich aber war Luft und Bewegung ein Gegenmittel, und ich blieb nicht allein gesund, sondern wurde auch lustig. — So saß ich jetzt vor meiner Schüssel und löffelte mit meinem Pudel um die Wette die Milch. Wir müssen wohl eben kein sehr ernstes Schauspiel abgegeben ha-

ken, denn der Wirth und die Wirthin, sammt allen ihren Kindern, standen um uns, lachten, lächelten und zischelten sich Redensarten zu, um welche ich mich indessen gar nicht bekümmerte. Es war nur noch ein Gast in der Stube; ein kleiner Mann, etwas verwachsen und mit krummen Beinen, saß mir gegenüber. Ein knapper grauer Rock, röthliche Manschester-hosen, blaue Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, und ein ungeheuer langer Zopf, den er vor sich hin auf den Tisch gelegt hatte, vermuthlich um ihn zu schonen, zeichneten ihn schon merklich genug. Dazu grinste sein rothes, sehr häßliches Gesicht immerwährend, und die kurzen Beine, welche den Boden nicht erreichten, schaukelten in regelmäßigen Taktschlägen gegen einander und gegen die Tischfüße. Vor ihm stand ein Gläschen mit einfachem Korn, das aber, so klein es auch war und so oft das Männchen es an die Lippen setzte, doch niemals leer wurde. Es war ganz klar, daß die komische Gestalt mich sehr aufmerksam betrachtete und daß sein Grinsen nur auf mich gerichtet sey. Mir wurde etwas wunderbar zu Muthe. Vielleicht, dachte ich, ist es ein heimlicher Feind, irgend Einer, der mich necken will, vielleicht gar der anonyme Kritikus. — Der Gedanke brachte mich in Harnisch. Ich hätte aufspringen, ich hätte meinen Pudel gegen den Menschen hetzen, ja, vielleicht mich so weit vergessen können, ihn selbst mörderisch, wenigstens mit Worten, an zu fallen — wenn ich mich nicht schnell erinnert hätte, daß ihn der Wirth den Weber Segebaden aus Flinsberg genannt habe.

Als die Schüssel leer war, sprang der Pudel auf, kratzte an der Thür und gab mir das Zeichen zum Aufbruch. Ich war schon so gewohnt, meinem einzigen Freunde zu folgen, daß ich auch dies[ma]l aufstand, die Zeche berichtigte und eben den Tornister umwerfen wollte, um mich weiter auf meinen Weg zu machen. Aber plötzlich sprang das Weber-Männlein von seinem Platze, riß den Tornister mir aus der Hand und rief: „Halt zu Gnaden, das Säckel muß ich tragen. Ich will den Herrn doch führen auf's Gebirg 'rauf." — Ich war der Zudringlichkeit der Führer schon gewohnt; aber so dreist war doch noch Keiner gewesen, daß er mir den Tornister ohne Auftrag abgenommen und sich umgeschnallt hätte. Es war aber etwas in der Geberde des Webers, das mir unmöglich machte, zu zürnen. Ich mußte lächelnd erwiedern: Ich brauchte seiner nicht, ich ginge immer ohne Führer, und würde es auch jetzt thun. Damit war aber der Weber nicht zufrieden und sagte: „Wenn der Herr auch ohne Führer geht, so gehe ich doch nicht voran, wenn nicht Einer hinter mir geht." — Der Wirth murmelte in den Bart: „Ein armer Weber!" — und dies stimmte mich zur Unterhandlung: „Kennt Ihr den Mann, Herr Wirth?" — „Er kann nicht bis drei zählen, sonst eine kreuzehrliche Seele, kennt Stein und Steg und Stock und Block im Gebirg und hat sieben Kinder in Flinsberg." — „Aber, Freund, wird Er auch den Tornister tragen können?" — „Trag' ich doch meinen Höcker dazu!" erwiederte der Weber, und sprang dabei höher als zwei Ellen und drehte sich ausgelassen in der Stube umher, daß mein Tornister bald gegen die Balken der Decke, bald gegen seinen Höcker so stark ausflog, daß man hätte erwarten können, Balken und Höcker müßten abfliegen, zum wenigsten aber blieb es gewiß, daß die Warmbrunner Glas-Waaren im Ranzen in tausend Scherben mußten zerbrochen seyn. Als ich schelten wollte, war Segebaden schon lachend zur Thür hinaus, über die Hecken des Gartens nach der Höhe hinauf gesprungen, mein Pudel ihm nach, und mir blieb nichts anders zu thun übrig, als — Beiden zu folgen.

2.

Wo es am steilsten war, kletterte mein Weber voran, und wenn ich mit triefender Stirn ihm nachkam, glaubte ich wohl zu bemerken, daß er mich obendrein auslache. Wenn ich ihn aber zur Rede stellen wollte, war er so schnell vorauf gerannt, daß ich ihn kaum noch mit bloßem Auge sehen konnte. Graumännchen hatte sich bald so an ihn gewöhnt, daß er mehr auf sein, als mein Locken hörte. An ein Verweilen, um, von einem schönen Standpunkte aus, die Ebene, aus welcher wir aufstiegen, zu betrachten, war gar nicht zu denken. Noch jetzt ist es mir unbegreiflich, wie ich so schnell das steile Gebirg damals habe erklimmen können. Auf unserem Pfade begegnete uns Niemand, als zuweilen ein Schleichhändler, Pascher genannt, der von Böhmen nach Schlesien durch die unzugänglichsten Felsschluchten auf seinem Rücken die schwersten Lasten trug. Er blickte sich ängstlich um, und erst, wenn er meinen Führer gewahrte, kam er vertrauend uns entgegen, zog den Hut ab und schüttelte uns die Hand und erkundigte sich: ob wir keinem Grenzjäger begegnet wären. Mein Segebaden versicherte mir darauf: die Spitzbuben im Riesen-Gebirg wären jetzt die einzigen ehrlichen Leute. Schlimmer ging es den Laboranten, die wir bei dem Kräutersammeln zwischen den Felsen fanden. Mein Weber, statt sie zu grüßen, ging so ungeschickt an ihnen vorbei, daß er Einige mit ihrem großen Kräuterkasten zu Boden stieß; er erhob dann ein lautes Gelächter, und wenn sie sich einfallen ließen, ihm etwa das Grußwort: „Dummer Tölpel!" nach zu rufen, so folgte ihre Strafe unmittelbar; denn im Aufsteigen suchte er die Stellen, wo die meisten lockeren Steine lagen, und stieß mit Schuhhacken und Spitzen so hinein, daß ein Kiesel nach dem andern herunter rollte und endlich der heftigste Steinregen den armen Laboranten zu zerschmet-

tern drohte. „Alles jetzt Schurken!“ sagte er zu mir; „machen nichts mehr als Schnaps, und verstehen nicht mehr, was sie sonst verstanden.“ — Dann reichte er mir und dem Pudel die Hand und versicherte: Wir wären die besten Leute, die seit langer Zeit auf's Gebirg gekommen wären, und er wollte mir auch mehr zeigen, als jemals Einer gesehen hätte. Die Versicherung half mir aber wenig, denn ich mußte hinter meinem Führer so rennen, daß ich auch nicht das geringste von der schönen Gegend erblicken konnte.

Endlich hatten wir den Kamm des Gebirges erreicht und gingen auf der äußersten Spitze desselben, nach Süden zu, entlang. Es ist wohl ein eigenes Gefühl, so hoch über den menschlichen Wohnsitzen in reinerer Luft und näher dem Sonnenstrahl zu wandern. Gerade der Kamm des Gebirges macht die Grenze zwischen Böhmen und Schlesien. Selten ist das nackte Gebirg von Nebeln und Höhen-Rauch frei. Aber oft kommt auch ein Windzug und jagt ihn hier und dort hinweg, so daß der Wanderer bald das reiche ebene Schlesien, bald über die dunkeln romantisch gelegenen Siebengründe tief nach Böhmen hinein sehen kann. Das ist ein Blick in ein wahres Feenreich, wenn unten der Sonnenstrahl von den reichen Kornfluren zurück prallt und von den dunkeln Wäldern eingesogen wird. Mein Weber schien nichts von Allem dem zu fühlen; er wackelte mit seinen krummen Beinen in einer unglaublichen Schnelle und Geschicklichkeit auf dem aus größeren Feldsteinen kunstlos zusammen gelegten Fußpfade. Er sprang eigentlich immer kreuzweis, daß, wenn er etwas entfernt war, man glauben konnte, er habe nur einen Fuß; dabei berührte er jeden einzelnen Stein des Weges, ohne von irgend einem herunter zu gleiten. Wir kamen an verschiedene Grenzsteine. Mit einem Male sprang Segebaden, wie voller Aerger, von dem Wege ab, ergriff mit dem größten Kraftaufwande den Markstein und schleuderte ihn weit in das böhmische Gebiet hinein. Schon machte ich Bemerkungen über den Patriotismus des schlesischen Webers, der sein Vaterland auf so leichte Weise vergrößern wolle, als ich ihn schon wieder am zweiten Steine beschäftigt sah; diesen aber schleuderte er ganz in entgegen gesetzter Richtung nach Schlesien zu. Bald warf er einen dritten, vierten, fünften rückwärts, vorwärts, seitwärts, wie es ihm einkam, und schien über dieses tolle Spiel alles Andere zu vergessen. Ich wurde darüber höchst aufgebracht, hob meine Hand empor und richtete an ihn ungefähr folgende Strafpredigt: „Unverschämter, achtest Du so die gesetzliche Ordnung, daß Du alle Grenzen verwirren willst? Weißt Du nicht, wessen Unterthan Du auch bist, daß dieses Gebirge dem österreichischen Kaiser und preußischen Könige, laut längst ratifizirten Traktaten, Jedem zur Hälfte gehört, und daß kein Anderer sich ein solches Recht, als welches Du hier ausüben willst, anmaßen darf. Weißt Du nicht, daß, nach Allgemeinem Landrecht, Titel 20 des zweiten Theils, der Grenzverrücker —.“ Aber ich durfte die Strafe nicht aussprechen, indem mein Weber einen ungeheuern Stein vom Boden aufnahm und mit den furchtbarsten Grimassen ihn mir gegen den Kopf warf. Ich wäre wohl nie wieder vom Boden aufgestanden, wenn ich nicht, den Wurf vorhersehend, mich etwas vorsichtig zuvor schon auf den Boden geworfen hätte, so daß der Stein über mich weg ging. Jetzt aber richtete ich mich auf und verfolgte im höchsten Zorn den boshaften Führer. Dieser floh jedoch so schnell, daß er bald unerreichbar weit auf einer Bergspitze stand und noch obendrein mich auslachte. Was mich aber am meisten kränkte, war, daß Graumännchen, mir untreu geworden, sich beständig zu meinem Führer hielt. Wir mochten wohl eine Stunde den Bergrücken entlang auf diese Weise fort gelaufen seyn, als mich etwas zwang, gelindere Saiten gegen meinen Führer auf zu spannen. Es war der Hunger, denn Segebaden trug den Brodsack. Wie sehr es mich verdroß, ich mußte endlich gute Worte geben, um nur ein Butterbrod aus dem Beutel zu erhalten. Es war aber nichts Anderes an zu fangen, denn auf dem hohen Kamm des Riesen-Gebirges kann man wohl Tage lang wandern, ohne einer lebenden Seele zu begegnen; wer aber nicht genau des Weges kundig ist, geräth im Nebel an Abgründe und ist für immer verloren. Wir wanderten nun, so gut es ging uns vertragend, bis die immer dunkler werdende schlesische Seite das Hereinbrechen der Nacht verkündete. Auf dem Gebirge war es noch hell und wir sahen die Petersbaude in weiter Entfernung vor uns liegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

„Als vor einigen Jahren“ — so erzählt Rosenwall (in seiner Reise 1ster Band, S. 289. Mainz, 1818) — „die Frankfurter Bürger anfingen, Gemüse zu bauen, so zerstörten die Sachsenhäuser aus Neid und Bosheit Alles in einer Nacht. Es ward eine Untersuchungs-Commission errichtet. Die Sachsenhäuser sandten indessen eine Deputation an den Magistrat und ließen sehr naiv erklären: „Wenn man den Frankfurtern gestatte, Gemüse zu erbauen, so würden sie sich Alle dem Teufel ergeben und — katholisch werden!“

Ecker.

Das Irrlicht.

„Armer Sirius!“ — sprach ein leicht aufloderndes Irrlicht,
„Bin ich nicht schöner?“ — Der Stern schwieg und das Flämmchen verlosch.

Tenner.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die Charwoche hat auch für diesmal den häufigeren Genuß des Kirchen-Gesanges und der Kirchen-Musik zurück gebracht, die, außer Italien, in keiner Stadt Europa's so einheimisch ist, als in Dresden. Die vorzüglichsten Aufführungen dieser Art sind hier: das Oratorium in der protestantischen Kirche zum heiligen Kreuze, am Morgen des Charfreitags, und das italienische Oratorium in der katholischen Kirche am Nachmittage des Oster-Heiligenabends. Bereits seit einer Reihe von Jahren sind dramatisirte Gedichte aus der Composition der deutschen protestantischen Oratorien ausgeschieden, während sie sich in italienischen, zu dem katholischen bildlicheren Gottesdienst bestimmten Compositionen erhalten haben. Schon dies allein deutet den Unterschied im Styl beider hinlänglich an, der sich auch mit deutlichen Zügen in den zwei vorerwähnten Oratorien wieder findet. — Der Text des diesjährigen deutschen Oratoriums: „Des Erlösers letzte Worte" ist von dem pseudonymen Herrn Arthur von Nordstern gedichtet, enthält in seinem lyrisch-didaktischen Ton wenig musikalische Motive, und bietet schon um deswillen dem Componisten eine schwere, vielleicht selbst undankbare Aufgabe. Mystische Worte wie die des Gesanges im zweiten Theil: „Eine Quelle ward gegraben von des Patriarchen Hand" u. s. w. entsprechen kaum der klaren Besonnenheit eines dichterischen Kunstwerkes, dürften aber für die Tonsetzung, die eben in dem unterlegten Text den bestimmten Ausdruck ihrer allgemein gemalten Gefühle sucht, durchaus unbrauchbar seyn. Die Musik des Oratoriums, von Hrn. Ubert, Cantor an der Kirche zum Kreuz, componirt, war ihrer Seits fern davon, Ansprüche an den Titel eines gelungenen Kunstwerkes zu haben. In ermüdender Einförmigkeit, ohne Bewegung schritt die Begleitung, und allein der Schluß-Chor: „In dichte Finsterniß birgt sich der Sonne Licht" u. s. w. drückte bestimmtere Gefühle aus und machte tiefere Eindrücke. — Ganz diesem entgegen gesetzt war das italienische, von Metastasio gedichtete Oratorium: „La Morte d'Abel", vom hiesigen Kapellmeister Hrn. Morlacchi neu componirt worden. In stets gefälliger Melodie schwebend, doch mit zu weniger Rücksicht auf den erforderlichen Ernst des Kirchen-Styls, mahnte das Ganze an galante Opern-Composition, so wie einzelne Stellen Anklänge aus Rossini's und Spontini's Werken gaben. Dennoch schmeichelten die gefälligen Töne den Ohren und man erkannte auch hier Herrn Morlacchi's Verdienst in der Behandlung der Recitative, in dem durchgeführten Zusammenhange und der Einheit des Ganzen, und in dem passenden Gebrauch der Blas-Instrumente. — Die Aufführung beider Oratorien kann nicht verglichen werden, da letzteres von der königlichen Kapelle und den Kammer-Sängern, das deutsche hingegen von den, übrigens verdienstlichen, doch aus heterogenen Bestandtheilen zusammen gesetzten Stadt- und Militair-Musik-Chören, und von den, seit einigen Jahren im Gesange minder geübten Schülern der Schule zum heil. Kreuz vorgetragen wurde. — Im Theater sahen wir seit Kurzem die Debüts der Mad. Unzelmann in der Oper des Freiherrn von Poißl: „Der Wettkampf zu Olympia" und des Hrn. Unzelmann im „Herbsttag", welche vom Weimarischen zu dem hiesigen Theater übergegangen sind. Mad. Unzelmann hat eine etwas harte und magere, nicht eben ausgezeichnete Stimme; sie überwindet Schwierigkeiten und macht Coloraturen, doch ohne gehörige Rundung, und es möchte ihr zu rathen seyn, sich hierinnen auf einen gewissen Raum und festes Maaß zu beschränken, da ihre schnelleren Läufe durch die Tonleiter in ein widriges Schleifen der Noten ausgehen. Ihre Wahl der Debut-Partie ist nicht zu loben und war nicht mit Klugheit für ihr eigenes Interesse getroffen, da ihre Gesang-Partie in den ersten zwei Aufzügen ohne bedeutende Auftritte ist, und die ihr zugetheilte Bravour-Arie erst im dritten Aufzuge vorkömmt, nachdem die des zweiten Soprans schon voraus gegangen ist. Die Aengstlichkeit des Vortrags und das anstandswidrige Bezeichnen des Taktes mit Kopf- und Hand-Bewegungen, dessen sich die Künstlerin schuldig machte, muß auf Rechnung der Bangigkeit bei dem ersten Auftreten auf einer ihr noch unbekannten Bühne gestellt werden, wenn es irgend einer Verzeihung theilhaftig werden soll. — Hiernächst sind zwei Bühnen-Gäste in einer Reihe von Gastrollen aufgetreten, nämlich Hr. Urban, vom Münchener, und Hr. Walbach, vom Breslauer Theater. Obgleich die hiesige kritische Stimme, welche nur das Einheimische unbedingt lobend abhandelt, an dem Fremden aber stets zu meistern versucht, den Ersteren als fast untauglich tadelt, so ist doch der damit betroffene Künstler weder ohne Talent noch ohne Studium. Hr. Urban hat eine für das Theater durch Kleinheit und Schwäche ungünstige Gestalt; dazu ein zwar schönes Organ, jedoch ohne Modulation, so daß ihm die weichere, zartere Betonung ganz abgeht. Unter mehreren anderen hat er die Rolle des „Don Carlos" in Schiller's Trauerspiel, als die vorzüglichste und gelungenste seiner Darstellungen, mit Gefühl und mit mehr als angehender Kunstfertigkeit gegeben. Die Bewegungen des Künstlers mit dem oberen Theile seines Körpers haben ein gutes Ebenmaaß und man bemerkt darin eine gewisse erfreuliche Sicherheit. Die Stellungen seiner Füße und überhaupt die Haltung des ganzen Untersatzes zur Büste sind dagegen nichts weniger als angenehm, scheinen aber von schwacher Körperbildung her zu rühren. Nur da, wo weichere Stimmung der Liebe oder der höchste Kraft-Aufwand des Geistes ausgedrückt werden sollte, blieb Hr. Urban hinter dem Don Carlos des Dichters zurück: seine Sprache war rein und deutlich, ein vorzüglich bei uns nicht zu verkennendes Verdienst, da wir ein Gleiches von manchen Mitgliedern unserer Bühne nicht rühmen können. — Von Hrn. Walbach möchte sich kaum ein ähnliches günstiges Urtheil fällen lassen. „Mortimer" in „Maria Stuart" und „Ferdinand" in „Kabale und Liebe" waren seine Hauptrollen. Von der Natur zwar mit einem angenehmeren Aeußeren, doch mit einem minder guten Organ ausgestattet, als der vorerwähnte Künstler, blieb er überall kalt und überall in den Schranken der Mittelmäßigkeit, mehr mit sich, als mit seiner Rolle beschäftigt und ohne Leichtigkeit im Anstande. — Uebrigens ist jetzt Thaliens Tempel in der Stadt geschlossen. Ohne Rücksicht auf den allgemeinen Wunsch, daß bei dem höchst wandelbaren Zustand des Gebäudes ein größeres, bequemeres und den Bedürfnissen der volkreicher werdenden Stadt angemesseneres hergestellt werden möchte, will man sich im Laufe dieses Sommers nur damit beschäftigen, das Dach des Schauspielhauses, dessen weit gespaltene Wände den Einsturz zu drohen scheinen, wieder um zu decken. Unterdessen werden die Vorstellungen auf der kleineren Bühne des sogenannten Linkeschen Bades gegeben, in welcher eine so große Finsterniß herrscht, daß die geblendeten Eintretenden erst durch den Weheruf und durch die Klagen der gestoßenen und getretenen Anwesenden die von ihnen verursachten unwillkührlichen Verletzungen inne werden.

E.

Um dem Uebelstande mit der stets belobten spanischen Verfassung ab zu helfen, hat Jemand ein Tableau der Constitutionen aller Nationen heraus gegeben, so daß die constitutionslustigen Völker nun für die Folge nicht mehr auf eine beschränkt sind, sondern ein vollständiges Assortiment haben. (Courier fr.)

Der unlängst verstorbene Cassations-Rath Try hatte eine so beißende Advokaten-Beredsamkeit und Logik, daß die Andern ihn das Beil der Beredsamkeit nannten. (Journ. d. Deb.) Demnach könnte man den mehr beißigen als gerechten Weißenfelser Kritikus das Beil der Kritik nennen.

Ein Hof-Friseur, Namens Allix, zu Paris, hat Perücken erfunden, welche die Transpiration des Kopfes gar nicht hemmen. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 2. Juni. 88stes Blatt.

Höhe und Tiefe.

Es rauscht des Sees Welle,
Der Tag ist heiß und schwül;
Empor rauscht silberhelle
Die Fluth so lind und kühl.

Es lockt des Wassers Tiefe
Hinab zur feuchten Au:
Ach! wer dort unten schliefe
Im dunklen Himmelblau!

Die Silberwogen winken,
Und von des Ufers Moos
Ließ' es wohl sanft sich sinken
In ihren weichen Schooß.

Herab aus Höhen strahlet
So grell der Sonnen-Kranz;
Doch in der Tiefe malet
Gemildert sich der Glanz.

Der Geist, nach Wissen trachtend,
Zur Höhe schweift sein Sinn:
Das Herz, nach Ruhe schmachtend,
Sehnt sich zur Tiefe hin.

Wenn Stürmen der Gedanken
Sich in den Höh'n verliert:
Wird's an der Tiefe Schranken
Zum Friedens-Port geführt.

Die Welle rauscht: der Tiefe
Entquillt der Silberschaum:
Ach! wer dort unten schliefe,
Umweht vom Friedenstraum!

Agnes.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

5.

Ich befahl meinem Führer, voran zu gehen und Nachtquartier zu bestellen. Meinen Befehl ließ er sich nicht zwei Mal sagen, sondern rannte so schnell fort, daß er nach wenigen Minuten in die Baude hinein sprang. Kaum aber hatte ich mich einige Augenblicke an der herrlichen Abend-Beleuchtung in den Siebengründen erfreut, als ich den Weber auch wieder mit wildem Gelächter aus der Hütte heraus stürzen sah, und hinter ihm drein Männer und Weiber und Kinder fluchen hörte. Gewiß hat er wieder Unfug angerichtet, dachte ich; beschloß aber, da ich jetzt in der Nähe von Menschen war, ihn ernstlicher zu bestrafen. Er kam heran und sagte: „In der Petersbaude können wir nicht schlafen!“ — „Weshalb nicht?“ — „Sie haben mich mit Knüppeln heraus gejagt, weil sie sagen, ich hätt' einmal die Zeche nicht bezahlt.“ — „Das soll mich wenig hindern, die Nacht dort zu verweilen!“ erwiederte ich. — „Mich aber gar sehr viel!“ sagte höhnisch lachend mein Führer. — Ich sprach mit einer gewissen trotzigen Miene: „Wer hier zu befehlen hat, wollen wir sehen!“ — und damit schritt ich auf die, kaum tausend Schritt entfernte Baude zu; und er wiederholte lachend: „Das wollen wir sehen!“ — Aber plötzlich ward von Osten eine Nebelwolke heran geweht, die in wenigen Minuten mich ganz umhüllte, und von der Baude und meinem boshaften Gesellen trennte. Ich fluchte und drohte; aber statt zu mir zu

kommen, antwortete mir der Weber mit lautem Hohngelächter, welches bald seitwärts, bald vorwärts, bald rückwärts schallte, und mich von der geraden Richtung nach der Baude abbringen sollte. Trotz dem verfolgte ich meinen Weg. Wie viele tausend Schritte ich aber schon gegangen seyn mochte, ich fand die Baude nicht, im Gegentheil wurde der Weg immer schlechter, so daß ich im Morast bis an die Kniee waten mußte, und mir wurde unheimlich zu Muthe. Der Wind blies immer kälter, die Nacht kam heran, und die Petersbaude ist die einzige menschliche Wohnung in dieser Höhe des Gebirges. Endlich wollte ich mich vor Müdigkeit niederwerfen, als ich mit einem Mal vor mir einen tiefen Abgrund sah. „Alle gute Geister steht mir bei! Freund Segebaden, zeige mir den Weg!" — Da stöhnte es unter mir und der Weber kletterte mitsammt dem Hunde aus der Schlucht zu mir herauf. „Hast Du gesehn", rief er, „daß Du nicht in der Petersbaude schlafen wirst?" — „Aber wo denn?" entgegnete ich; „denn im Freien müssen wir ja erfrieren?" — „Wenn's nur warm in Dir ist, wird sich schon ein Plätzchen finden. Jetzt stehen wir am Elbfall, wenn Du recht zusehn willst."

Wirklich sah ich mit Schrecken mich am Elbgrunde stehen. Es ist eine der wildesten Gegenden des Riesen-Gebirges. Die Elbe, kaum einige hundert Schritte von ihrem Brunnen entfernt, stürzt sich über ungeheure Felsenmassen in den schwarzen Grund hinab. Kaum ist es in den heißen Sommer-Monaten und auch dann nur in den Mittagsstunden hier warm; Niemand wird es mir daher verargen, wenn ich mich auf die kalte stürmische Nacht im ganz Freien eben nicht freute. — Aber mein Begleiter sang ein Liedchen und führte mich in eine Felsenspalte, welche, mit dem reichsten Mooße ausgekleidet, wenigstens ein weiches Lager und Schutz vor den Stürmen gewährte. Mein Weber hieß mich drinnen niederlegen und versprach mir bald etwas Gutes mit zu bringen; dann setzte er sich auf den Rand des Abgrundes und rutschte, wie der Wasserfall selbst, die jähe Tiefe hinab. Ich stieß einen lauten Schrei aus, denn ich glaubte nicht anders, als daß Segebaden gewiß verloren sey. Kaum aber waren zehn Minuten vergangen, als er wohl und gesund wieder vor mir stand und einen großen Korb, hochangefüllt mit den schönsten Erdbeeren, viele andere schwarze, rothe und blaue Heidelbeeren, Haselnüsse und was irgend für Früchte ein wildes Bergland liefert, auf die Erde setzte. Dazu streute er auf den Boden unsrer Höhle die wohlriechendsten Kräuter, holte Wasser aus dem Elbquell, und bereitete, wie der angenehmste Wirth, Alles für die Bequemlichkeit seines Gastes. Mir wurde gar behaglich dabei zu Muthe, und während der Elbfall von dem letzten Wiederschein der Abendröthe beschienen war, kamen mir ordentlich poetische Gedanken, so daß ich meine Brieftasche heraus zog und mich nicht enthalten konnte, einige Verse und reflektirende Gedanken nieder zu schreiben. Mein Führer spitzte aber plötzlich die Ohren, schlich sich dicht an mich heran und mit einem Mal schlug er mir die Brieftasche aus der Hand und tief hinab in den Grund; darauf flogen Erdbeeren, Nüsse, Kräuter und Alles nach, und ich mußte Gott danken, daß es nicht dem tollen Männchen einfiel, mich selber nach zu werfen. Nachdem er sich eine Weile so toll geberdet hatte, sagte er: „Wenn ich gewußt hätte, daß Du solch ein Narr wärest, hätte ich Dich im Koth stecken lassen. Es sind mir schon manche solche Thoren in den Weg gelaufen: die habe ich aber gleich selbst Hals über Kopf hinunter geschmissen, wenn sie so geächzt und gestöhnt haben ohne Noth." — So war mit einem Male eine große Hoffnung zerstört. Zum Zürnen war kein Ort und ich mußte mich wohl auf den Scherz legen. „Aber Alter, was tobst Du denn? Die Verse magst Du immer ins Wasser werfen; sie mögen dort in ihrem Elemente seyn. Doch meine Nüsse und Erdbeeren hole mir nur wieder herauf!" — Mein Führer schien besänftigt: kaum waren wieder zehn Minuten vergangen, als wir uns zum reichlichen Mahle, aus allen Fruchtarten bestehend, nieder lagerten: dazu brachte Segebaden Käse, Milch, frisches schwarzes Brod, und ich kann versichern, daß es mir nie besser geschmeckt hat. Als es schon ganz Nacht geworden und über uns die hellen Sterne leuchteten, legte ich mich auf die duftenden Kräuter, zur Rechten den Pudel, zur Linken den Führer. Der Boden war nicht kalt, denn nach des Letzteren Versicherung rieselte unter demselben eine warme Quelle.

4.

Daß ich recht warm gelegen und gut geschlafen, weiß ich gewiß; ob ich aber auch geträumt habe, kann ich nicht versichern. So viel ist mir erinnerlich, daß ich mich am Morgen durchaus nicht in meine Lage finden konnte, und ich mir erst recht oft die Augen aus der jungen Elbe waschen mußte, ehe ich mich besann, wie ich in diese Lage gekommen sey. Dann kam es mir vor, als wäre ich tief unter der Erde gewesen in prächtigen Hallen und unter den schönsten Menschen, unter Gold und Edelgestein; ich glaubte aber auch meinen Rezensenten gesehen zu haben, was doch durchaus unter solchen Verbindungen nicht anging. Auf jeden Fall mag die Nähe des Elbfalles einen magischen Einfluß auf meinen Geist ausgeübt haben, indem in jedem Wasserfall, nach alter Sage, ein göttliches Wesen thront. Davon wurde ich noch mehr überzeugt durch folgendes höchst wunderbare Ereigniß:

Unser Weg führte uns um den Elbquell herum. Der Weber leitete mich aber gerades Weges auf den

Elbfall zu. „Komm nur, es ist näher!“ sagte er, „wollen sehen, ob uns die Wellen durchlassen.“ — Daran schien aber kein Gedanke zu seyn, denn der Strom war so reißend, daß er uns sogleich in die Tiefe hinab geschleudert hätte, schon bei zu großer Annäherung. Mein Weber aber ging keck bis dicht hinan und warf Steine in das Wasser. Der Schaum wurde nur immer ärger. Als er den dritten Stein hinein geworfen hatte, tobte es furchtbar, und es schien, als unterhandle Segebaden mit dem Wasser. Wie aber Alles nichts fruchtete, zog er im höchsten Aerger aus der Rocktasche ein großes bedrucktes Papier, küßte es, wies mit dem Zeigefinger auf eine Stelle und stemmte nun beide Arme gegen die Hüften: augenblicklich verschwand der überhohe Schaum des Flusses, aber zugleich hob sich seine ganze Breite dergestalt in die Höhe, daß sie das Felsbett völlig verließ und ein stehendes Portal bildete, unter welchem wir bequem, wenn auch ich nicht ohne eine gewisse heimliche Bangigkeit, durchgingen. Als ich mich von drüben umsah, fiel die Elbe ganz ruhig wie zuvor. Ich wollte meinem Führer darüber Verwunderung bezeugen und begann: Sonst wäre mir so etwas nie vorgekommen. Der Weber wandte sich aber um, zeigte mir die Zähne und rief: „Sonst war es auch anders: sonst hätte ich das Wasser gepeitscht und Dich dazu hinein geworfen, weil Du so etwas Unziemliches redest.“

Wie schön der Kamm des Gebirges, gebadet im ersten Morgenroth, sich ausnimmt, weiß Jeder, der, wie wir, in frühester Stunde an einem heiteren Tage darüber gewandert ist. Segebaden machte es sich zum Vergnügen, nicht allein die Grenzsteine, sondern auch alle anderen Steine und Blöcke, welche in dem ganz morastigen Boden rings um die Petersbaude den einzigen Weg ausmachen, fort zu schleudern; vermuthlich aus Rache gegen die unfreundlichen Bewohner der Baude. Gegen Mittag ungefähr kamen wir zu der großen weißen Wiese, hinter welcher sich, wie ein verwitterter Grundpfeiler einer früheren Welt, die graue Koppe erhebt. Eine Art Schauer muß den Wanderer bei Erblickung dieser lebenslosen, auf einander geworfenen Steinmasse ergreifen. Wir ließen die Wiesenbaude rechts, links die wunderbaren beiden Teiche liegen, um schnell über die Wiese nach der Koppe zu kommen, da in diesem Augenblick gerade kein einzig Wölkchen die Aussicht zu hindern drohte. Der steile Weg auf den eigentlichen Kegel ist nicht so gefährlich, wie er gewöhnlich beschrieben wird: dennoch aber überkommt den Klimmenden eine Art von Bangigkeit, wenn er auf der äußersten Felskante zwischen kaltem, wunderlich gezackten Gestein immer höher und höher empor steigt zu — Nebel, welcher von magischem Lichte durch die auf ihn fallenden Sonnenstrahlen gefärbt ist; wenn links und rechts furchtbare Gründe gähnen und der Sturm ihn von den Felsen fort zu reißen droht. Eine schnelle Wolke hatte auch uns bald umhüllt: aber die Koppe mußte besucht seyn, denn wir hörten einen lauten Chor-Gesang, wenn es der Wind zuließ, herab schallen, und bald erkannte ich der Musensöhne feierliches Gaudeamus igitur. Freudig eilte ich weiter; aber die erste Gestalt, die mein Auge traf, war die einer Frau in mittleren Jahren. Die hohen Federn auf ihrem eleganten Hute, ihr bunter Shawl und die blauen Schleifen ihrer gelben Schuhe wurden von dem Winde unbarmherzig zerweht und zerzaust. Ihre Locken und Augenwimpern, so viel die Brille die letzteren sehen ließ, waren vom Reif bedeckt. Die Dame war in sehr eifrigem demonstrirenden Gespräch begriffen mit einem wohlbeleibten, schwarzköpfigen jungen Mann, ihrem Begleiter, und einer bleichen jüngeren Schönen, als ich die Höhe betrat: „Es ist kaum aus zu halten das wilde Geschrei der jungen Bären“ — und „bei solcher Natur-Scene!“ Dies hört' ich noch. — Der Nebel hatte sich ringsum gelagert und man sah nicht das Geringste. Um die Koppen-Kapelle standen einige Studenten und sangen das Gaudeamus. Einige, in deutscher Kleidung, stellten sich mit verschränkten Armen und gescheitelt wallenden Locken dem Winde entgegen; die Andern, von wilderem Ansehen, zündeten ein Feuer im Kapellen-Häuschen an, wärmten sich, ließen die Rumflasche umher gehen und fluchten mitunter. Ich wurde freundlich von der älteren Dame bewillkommt: „Je höher wir steigen, wir kommen dem Ideale immer näher! Auch Sie zog nur ein solches Streben bis zu diesem Gipfel, das bezeugt Ihr erster Blick. Jean Paul sagt irgendwo —.“ — „Ja, es ist ein großer Gedanke“, fiel der finster aussehende Begleiter ein, „ein erhabener Anblick in die Tiefe!“ — Die jüngere Schöne: „Ich kann nur das Ideale in den milderen Lüften der Appenninen finden. Rom und Virgils Grabmal —.“ — „Lassen wir uns nicht irren; wir können das Edle und erhaben Rührende überall hintragen, wenn wir nur selbst“ fuhr die Dame fort, „mit höherer Anschauung es uns an zu eignen wissen. So ich in meinem —.“ Der Wind verwehte mehr als die Hälfte der Worte und die Zähne klapperten. Es war auch durchaus nichts zu sehen. Alle warteten auf einen günstigen Windstoß. Der Schwarzköpfige stöhnte zuweilen tief auf und warf dann eine Floskel von sich: „Mächtig, groß, göttlich!“ — Die Altdeutschen hatten vollauf damit zu thun, ihre Scheitel in Ordnung zu erhalten. Sturm und Kälte wurden immer heftiger; unsere Nasen waren purpurroth. Jeder unserer erhabenen Geister wußte aber den Schmerz zu bezwingen. Die Schöne versicherte: „Sie habe in Neapel mehr gefroren als hier oben.“ — Der Schwarzköpfige: „Die Macht des menschlichen Willens könne die Allmacht der Natur bezwingen. — Die Gelbschuhige: „Ich bin an die kalten

Nebelfelsen gewöhnt; in meiner kurzen historischen Skizze sind die Situationen —." Der Wind erstarrte die übrige Rede. — Ein Deutscher meinte: „Die Cherusker im alten Harze hätten in größerer Kälte die Feinde besiegt." — Ein Curländer aber fluchte und schwor: „In Curland sey es viel wärmer als in die Deutschland." — Mein Weber schien verrathen und verloren in dieser Gesellschaft: er kaute an seinem Zopfe und machte die wunderlichsten Geberden. Der Curländer langte eine neue Rumflasche vor und präsentirte den Damen. Die Gelbschuhige erwiederte viel von innewohnendem Adel, welcher Feuer und Wärme gegen Gemeinheit und Kälte gäbe; setzte demohngeachtet aber recht ordentlich die Flasche an, und Keiner weiß, wie weit sie gekommen wäre, wenn mein Weber sie ihr nicht plötzlich vom Munde gerissen und in einem Zuge bis auf den Grund geleert hätte. Der Curländer hob erzürnt sein spanisch Rohr und schlug den Armen, daß er jämmerlich an zu heulen fing. Ich sprang meinem Führer bei, Andere dem Schläger, Andere mir. Es wäre vielleicht ein heftiger Streit entstanden, wenn nicht ein plötzliches Hagelwetter, ein Schnee- und Regengestöber, welches uns schnell bis auf die Haut durchnäßte, uns eiligst von dem Berge hinunter getrieben hätte.

(Die Fortsetzung folgt)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

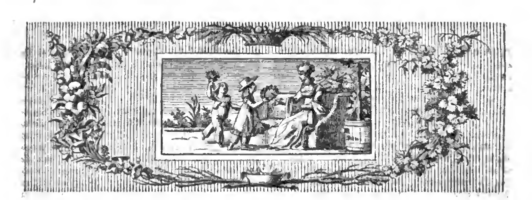
Petersburg. Der in Riga befindliche Kunstgärtner Zigra, ein in seinem Fache kenntnißreicher Mann, Mitglied mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften, hat ein Mittel gefunden, hölzerne mit Stroh gedeckte Häuser bei einer Feuersbrunst gegen die Wirkungen des Feuers zu bewahren, oder doch dieselben auf zu halten. Am 7ten März alten Styls stellte Hr. Zigra der versammelten gelehrten Gesellschaft der Akademie der Wissenschaften, im Beiseyn des Präsidenten derselben, des Hrn. v. Uwaroff, ein Modell eines Häuschens mit einem unverbrennbaren Strohdach vor. Da der Zweck dieser Vorstellung war, sich in der That von der Unverbrennbarkeit eines solchen Strohdaches zu überzeugen, so verordnete der Präsident, einen Versuch damit an zu stellen. Das Modell war etwas über eine halbe Arschine lang, halb so breit und so hoch, ohne das Dach; letzteres wirklich einen Viertelzoll dick mit Stroh gedeckt, welches von innen und außen mit einer zwei Linien dicken Substanz überzogen war. Den 8ten März des Morgens wurde auf dem Hofe des akademischen Gebäudes im Beiseyn des Präsidenten und mehrerer Akademiker, der wirkliche Versuch angestellt. Das Modell des Häuschens wurde inwendig mit Stroh und Holzspänen angefüllt, und nach jedesmaligem Verbrennen erneuert. Diese Materialien wurden vorzugsweise zum Versuch gewählt, da Theer nur eine größere Flamme und Rauch ohne wirkliche Wirkung auf das Holz verursacht hatte. Der Brand, unter Hinzufügung der Brenn-Materialien, dauerte 10 Minuten, ohne dem Häuschen zu schaden; nach Verlauf von noch 5 Minuten entzündeten sich die Legebalken und die Wände, allein das Dach blieb, nachdem die Wände in Asche verwandelt waren, unversehrt; es bekam nur Risse und fiel theils verkohlt, theils von Rauch geschwärzt, in sich zusammen. Dieser Versuch bewies also, daß die Anwendung der Erfindung im Großen von Nutzen seyn muß, und Hr. Zigra hat nun angekündigt, daß er bereit ist, Jedermann für einen mäßigen Preis die Bestandtheile seines Anstrichs bekannt zu machen, die an sich selbst nicht kostbar sind. Es steht zu erwarten, daß die Güterbesitzer in Liefland, wo alle Bauerhäuser und Wirthschafts-Gebäude mit Stroh gedeckt sind, mit Eifer dies Mittel benutzen werden. — Den 28sten März alten Styls hatten wir hier ein in seiner Art seltenes Conzert. Mehrere Liebhaber und Liebhaberinnen der Musik verbanden sich, um mit ihrem vereinigten Talent durch die Einnahme eines Conzerts zwei armen hülfsbedürftigen angesehenen Familien eine Unterstützung zu verschaffen. Ein so edler Zweck bewirkte die schnelle Vertheilung von mehr als 300 Einlaß-Billets, die zum Theil mit bedeutenden Summen bezahlt wurden. Die Gemahlin unsers verewigten unsterblichen russischen Barden, Dershawin, gab zur Ausführung einen großen Saal ihres Hauses her. Das Conzert wurde mit der Ouverture aus „Don Juan" eröffnet. Hierauf spielte der Hr. Ingenieur-Capitain Lwow ein Violin-Conzert von Spohr mit einer Zartheit und Reinheit der Töne, die ihm den lebhaftesten Beifall verschafften; denselben Beifall erndtete auch Demois. Blandow, die nach ihm eine Arie von Farinelli mit Chören sang. Hierauf endigte der erste Theil mit einem Conzert von Dusseck für zwei Fortepiano's, welches mit vieler Geschicklichkeit von den Damen v. Uwaroff und v. Titoff ausgeführt wurde. Der zweite Theil des Conzerts begann mit einem Adagio und Rondo für das Violoncell, von Reinhard, von dem Garde-Offizier Fürst Golitzin executirt, welcher diese Sachen mit Meisterhand vortrug. Nach ihm folgte Demois. Blandow mit einer Arie von Portogallo, und der Capitain Lwow mit einer Polonoise von Spohr, beide mit gleichem Beifall aufgenommen. Das Ganze endigte mit dem Finale des ersten Theils von Haydn's „Schöpfung", an dessen Chor mehrere Liebhaber und Liebhaberinnen des Gesanges, und die ausgezeichneten Sänger des Hrn. v. Dubänski Theil nahmen. Das Orchester dirigirte unser berühmter Compositeur Maurer. Die erste Geige spielte der Obrist der Leib-Husaren, Paschkoff, die zweite der Ober-Ceremonien-Meister Sr. Kaiserl. Majestät, Hr. v. Naryschkin. Die Sekunde, Alto und Flöte behandelten ebenfalls talentvolle Militair- und Standes-Personen. Die Chöre unterstützten mehrere Herren und Damen von Stande mit ihren herrlichen Stimmen, unter Andern die Frauen von Scalong, Lwow u. s. w.; die Herren v. Dubanski und der spanische Consul Zea de Bermudez. In dem Orchester befanden sich die eigenen Musiker der Herren v. Wsewolodsky und v. Juschkow. — London rühmt sich, die meisten und schönsten Brücken von Gußeisen zu haben. Allein auch Petersburg hat jetzt deren schon einige, und es wird nicht überflüssig seyn, hier ihrer zu erwähnen. Bekanntlich wurde die Newa unter den Regierungen der Kaiserin Catharina II., der Kaiser Paul I. und Alexander auf einer Strecke von einigen Wersten mit Granit eingefaßt, so wie auch die drei großen Canäle, welche die Stadt durchschneiden, gleichfalls damit eingefaßt und mit Geländern von Gußeisen versehen wurden, so daß sie nun sehr viel zur Zierde der Stadt beitragen. Nach dem Plane sollen diese Canäle eiserne Brücken haben, und gegenwärtig hat die Moika deren schon vier, die alle, unter der Aufsicht des Departements der öffentlichen Bauten, von dem Architekten Geste, einem Engländer, gebaut worden sind. Die erste derselben, die Polizei-Brücke (so genannt, weil sonst das Polizei-Gebäude daneben war), wurde im März 1806 angefangen und im Oktober beendigt. Ihre Breite ist 10 Faden, die Länge 15; sie kostet 92,325 Rubel. Die zweite, die „Rothe" (weil die ehemalige hölzerne Brücke roth angestrichen war), wurde im Jahr 1808 angefangen, aber erst im Jahr 1814 beendigt. Die Breite ist 8, die Länge 10 Faden; sie kostet 111,616 Rubel. Die dritte, die Pozeluiew-Brücke, wurde im Jahr 1808 angefangen und 1815 beendigt; die Länge und Breite derselben ist 10 Faden und kostet 134,062 Rubel.

(Der Schluß folgt)

In Thessalien soll der griechische Abt Gasis (durch seine Schriften berühmt) an der Spitze der Griechen stehen. (Journ. d. Déb.)

In der Kirche Notre-dame de Liesse, wohin die Herzogin von Berry nächstens wallfahrten wird, befindet sich noch ein ex-voto, was Anna von Oesterreich dargebracht hat, um dem Himmel wegen der Geburt Ludwigs XIV. zu danken. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 4. Juni. 89stes Blatt.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

6.

„Nicht so schnell!“ tönte es von hinten. — „Mein Kopf!“ — „Mein Schuh!“ — „Wer warf den Stein?“ Der Wind heulte. — „Eine Nacht-Scene, würdig des Lear!“ stöhnte mein schwarzköpfiger Begleiter. Dazwischen lachte es. Die grellen Farben des Shawls der gelbschuhigen Dame dienten zum Panier im Nebel. „Wer ist die Dame?“ fragte ich den Schwarzköpfigen. — „Eine pretiöse Närrin, die Schriftstellerin Natalie Morgana.“ — Kaum konnte ich mich vor einem heftigen Windstoß halten. „Also pretiös und närrisch?“ fragte ich meinen Begleiter. — Aber die gelbschuhige Dame stand mir zur Seite und antwortete: „Ja, Sie haben das rechte Wort: der arroganteste Fant ist der Schwarzkopf: bildet sich ein, ein Shakspeare zu werden. Ein Vulkan mit gewaltigem Getöse, der nie etwas anderes, als Schlacken gebiert. Ein detestables Wetter!“ — Wir standen jetzt auf der weißen Wiese und wanderten zwischen dem traurigen Kniewuchs auf dem Morastgrunde. — „Hülfe!“ scholl es von hinten. Die bleiche Schöne war bis an die Kniee im Moor eingesunken: der Curländer zog sie lachend heraus. Die Gesellschaft stand auf einem Haufen versammelt, um zu helfen. Als wir aber aufbrechen wollten, wußte Keiner: ob rechts, links oder vorwärts: denn die Nebel umwallten unsere Gestalten und quollen aus dem dichten Kniewuchs vor. Endlich begann Morgana: „Den Frauen ist ja ein göttlicher Funken der Inspiration gegeben; vielleicht auch mir. Wohlan, folgen Sie mir!“ — „Ja, so steht's im Tacitus und in meinem Geschichtsheft!“ sagte der Deutsche. — „Folgen die Herrschaften nur mir!“ rief eine Stimme aus dem Nebel. — „Wo? wer? wer?“ — „Sprich lauter, deutlicher!“ — „Ich empfinde schon!“ sagte Morgana, und hielt sich das Schnupftuch vor die Nase. — „Der verwünschte Weber!“ rief ich aus. Wir folgten alle der Führerin und den mehr satanischen als ätherischen Spuren des Webers Segebaden, welche durch die Nebelwolken leitend auch bis zum Letzten drangen. — Endlich erreichten wir durchnäßt die freundliche Wiesenbaude. Drinnen aber war schon ein Streit. — Der Curländer verlangte: „Allons, Bauer! schaff Du her zu essen vor die Gesellschaft, oder der Teufel —.“ — Der Deutsche vertheidigte den Wirth: „Der Wirth ist unsres Gleichen, ein deutscher Ehrenmann!“ — Die Damen, welche starrend vor Kälte in die warme, geräumige Stube herein traten, stillten den Streit.

Die Wiesenbaude ist die höchste bewohnte Hütte im eigentlichen Deutschland und das freundlichste Asyl für die ermatteten Besucher der Schneekoppe. Hier ist der Wanderer oft viele Tage lang gezwungen, zu rasten, wenn regnigter Nebel die Umgegend umhüllt und jeden Schritt gefahrvoll macht. Aber dem Wanderer wird es bald heimlich in der reinlichen warmen Hütte, bei der Unterhaltung mit einem freundlichen Greise, und bei sehr guter Kost. — Mein Weber bediente mich sogleich wie der beste Diener, zog mir die nassen Stiefeln aus, trocknete sie und sich zugleich oben auf dem Ofen.

Damit war ich recht wohl zufrieden, konnte es aber nicht seyn: als ier die Strümpfe und Schuhe der Damen und Herren, wenn sie ihn hinderten, vom Ofen herunter warf, und, unempfindlich gegen die Schmähreden der Gesellschaft, auf seiner unersteiglichen Burg über ihre Drohungen lachte. Der Wirth suchte ihn zu entschuldigen: „Der Segebaden hat nicht viel Verstand, man muß es ihm zu Gute halten." — Segebaden grinste und nickte mit dem Kopf. Der Deutsche meinte: „Alle Menschen müßten gleichen Verstand haben, wenn man ihn gleichmäßig ihnen einlernte." — Der Curländer aber: „Man müßte den Bauern den Verstand einprügeln, sonst hätte Keiner etwas davon." — Als wir uns Alle bequem gemacht hatten, erfreute der Mittagstisch die Gäste: Biersuppe, Eierkuchen, Forellen, das schönste Brod, Butter, Milch, auch Ungarwein erquickte unsre erstarrten Leiber, und wir hörten gern dabei den Wind im kalten Nebel draußen heulen. — Aus wie mannigfachen Bestandtheilen die Gesellschaft auch zusammen gesetzt war, so fand sich doch bald in der engen Behausung eine trauliche Unterhaltung ein. Die Lieder und Sprüche im Koppen-Buche gaben reichen Lachstoff, und gern erinnerte sich Jeder seiner alten Freunde und Bekannten bei den Namen der Fremden, welche die Koppe besucht hatten. Die blasse Schöne war die Einzige, welche nicht die geringste Theilnahme zeigte; die Gelbschuhige aber wußte viel von Vergangenheit und Gegenwart zu sprechen. — Ein Schneider hatte in das Buch geschrieben:

Nun bin ich, Gott sey gnädig mir!
Gewesen als Führer zweihundert Mal hier.

„Bejammernswürdig Geschlecht!" stöhnte der Schwarzköpfige auf; „das ganze Leben vergeuden, hinauf und hinab zu führen und zu leiten, wohin ein Anderer gebietet, und nie selbst gehn, wohin der Geist treibt!" — Es wurde immer dunkler, die Gesellschaft rückte näher an einander. Der Curländer machte den Vorschlag: Punsch zu bereiten; Citronen trugen die Damen, Rum war vorräthig, im Ofen brannte ein helles Feuer und die Damen waren gern bereit. Als die erste rauchende Bowle auf dem großen eichnen Tisch stand, hörte man draußen im Nebel einen wilden Gesang:

Komm doch mal, komm doch mal,
Rübezahl!
Aus der Koppe, deinem Haus,
Komm heraus;
Dummer Teufel, Rübezahl,
Komm doch mal!

„Es sind lustige Gesellen aus Schmiedeberg, die Herren Schneider und Kammacher!" berichtete der Wirth. — Die wilde Gesellschaft stürzte herein. „Ah mon Dieu!" sagte die Gelbschuhige; der Curländer untersuchte seinen Ziegenhainer. Die armen Schneider erschracken aber dergestalt, als sie in die Stube traten — vermuthlich vor dem Anblick der eleganten Gesellschaft — daß sie sehr demüthig die grünen Hüte abzogen und baten: „Ihre Grobheiten für Höflichkeiten an zu sehen." — Als sie ihren Schnaps getrunken, empfahlen sie sich, erreichten aber kaum die Thür, als der erzürnte Segebaden ihnen vom Ofen herab einige Töpfe und Scherben nachwarf. Sie ließen sich indessen nicht abhalten, sich um zu drehen, und, mit tiefen Verbeugungen gegen den ungezogenen Weber auf dem Ofen, für ihre Ungeschicklichkeit um Verzeihung zu bitten. Er lachte sie aber nur aus. Ich weiß mir nicht zu erklären: warum ich nicht schon längst den unverschämten Führer abgedankt hatte. Der Schwarzkopf ging murrend im Zimmer umher und äußerte endlich: „Ist solch ein Sklaven-Geschlecht würdig, den freien Hauch dieser Berge ein zu athmen?"

Ich hob mein Glas auf und sprach: „Meine Herren und Damen! Wer ist würdiger, an diesem Orte, in diesem traulichen Vereine im Klang unserer Gläser zu leben, als der heitere Sänger des Riesen-Gebirges, an den uns der Schneider-Gesellen muthwilliges Lied eben zur rechten Zeit erinnerte, als der gemüthvolle, launige Musäus, dessen Angedenken leider immer mehr in der deutschen Lesewelt verschwindet. Hoch lebe Musäus!" — Ich hatte gehofft, Alles würde freudig einstimmen; aber Alles blieb stumm. „Wer ist der Mann?" fragte die bleiche Schöne. — Die Gelbschuhige erwiederte: „Ein Mährchenschreiber der letzteren Decennien des vergangenen Jahrhunderts. Es ist nicht zu leugnen, er hat manche Verdienste." — Ich rief verwundert aus: „Kennen Sie nicht den Mann, der uns in einer trüben Zeit, wo man bestrebt war, alle eigenthümlichen Erinnerungen des ahnungreichen Volkslebens aus zu löschen, die alten Wiegen-Mährchen mit reicher Laune und inniger Phantasie wieder erzählte, daß sie noch jetzt jugendfrisch in denselben Farben und Gestaltungen uns vor Augen schweben, und wie Probiersteine die seichten Machwerke der neueren Zeit als falsches Geld uns erkennen lassen?" — „Ich lese dergleichen nicht!" antwortete die Blasse. — Ich aber sprang zürnend auf und wollte mein Glas allein mit den Worten leeren: „Und ehrt Dich Keiner, soll's mich nicht hindern, allein auf Dein Wohl zu trinken. Alle Geister dieses Gebirges werden mit mir rufen: Es lebe Musäus!" — Da war mit einem Satze Segebaden vom Ofen herunter, ergriff ein volles Glas Punsch, goß ungeschickt die Hälfte des Inhalts auf das weiße Kleid der blassen Schönen, stieß mit dem andern an mein Glas, daß der hellste Klang die Stube durchtönte, und rief, indem er das Glas leerte: „Es lebe Musäus!" — „Weiß Er denn, Freund, wer das ist?" fragte der Schwarzköpfige. — „O ja, ich kenne ihn sehr gut." — Die Gelbschuhige meinte: „Es wäre

besser, wenn der gute Mann zeitlebens geführt würde, statt daß er es zum Geschäft sich mache, Andere zu führen.“ — Der Weber lachte: „Ich habe den Musäus mehr als einmal durch's Gebirg geführt!“ — „Wie alt bist Du?“ fragte ihn musternd der Schwarzköpfige. — „Das weiß ich so eigentlich nicht!“ — „Ein origineller Mensch!“ äußerte der Schwarzkopf — „ich könnt' ihn vielleicht gebrauchen!“ — Er zog die Brieftasche hervor, notirte etwas, und Segebaden kroch wieder auf den Ofen hinauf. (Die Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Vor 50 — 60 Jahren gab man zu Paris in guten Bürgerhäusern Gesellschaften, die man Kaffee-Versammlungen nannte und wobei es — bürgerlich zuging. Im Empfang-Zimmer waren kleine Tische zu zwei, drei, höchstens vier Plätzen aufgestellt. Einige Tische waren mit Damenbrettern, Schachbrettern, Karten und Würfeln versehen; die andern mit Bier, Wein, Orgeade und Limonade besetzt. Die Hauswirthin, einfach gekleidet, in der Roberonde, mit einer Musselin-Knieschürze, spitzem Halstuch und kleinem Hütchen, saß hinter einer langen Tafel, mit Apfelsinen, Bisquits, Broschüren und Journalen besetzt. Das Kamin-Gesimse trug Gläser und Liqör-Flaschen; die Diener warteten in kurzen weißen Westen und weißen Mützen auf; man nannte sie Garçon und ließ sich von ihnen geben, was man zu haben wünschte. Jeder setzte sich, nach eigener Wahl, zu seinem Nachbar, an welchen Tisch man wollte. Abends trat man in den Speisesaal, in welchem ebenfalls eine Menge kleiner Tische zu vier bis fünf Plätzen standen. Die Plätze hatten Nummern, und jeder Gast zog die seinige. Das Abendessen bestand in Hühnern mit Reis, Braten, und auf jedem Tische fand man eine einzige Tracht mit einem einzigen Zwischenessen. Vor dem Abendessen wurden Pantomimen dargestellt, Gesänge und Tänze ausgeführt und Sprüchwörter gespielt. Nur Wenige griffen zu den Karten und zum Damenbrett.

Eine Mad. Rossi, von der italienischen Oper zu Paris, nennt sich selbst: Seconda-donna. Die scheint ihren Vortheil nicht zu verstehen; heut zu Tage muß der Letzte immer der Erste seyn wollen, und bei der Menge gilt man endlich das, wofür man sich mit consequenter Keckheit ausgiebt.

Budgel, ein brittischer Schriftsteller im siebenzehnten Jahrhundert, entleibte sich und hinterließ über diese That nur folgenden Ausspruch: „Was Cato that und Addison billigte, kann nicht sündlich seyn.“ Diese Worte beweisen wenigstens, daß er Autoritäten suchte, um sein eigen Gewissen zu widerlegen.

Ein junger Freund zeigte mir neulich in seinem Stammbuch folgenden guten Spruch:

Nach Großem wirst gar oft umsonst Du streben,
Dem Guten kannst in jedem Kreis Du leben:
Und laß' dann Gutes Dir nur recht gelingen,
So wird es Großes Dir von selber bringen.

Bei dem jetzigen Modetreiben im Reiche des Apoll möchte man jedem alten und jungen Musen-Priester diese Verse zu hören geben:

Sinnest du auf neue Werke,
Prächtig laß' sie seyn und schimmernd,
Ohne daß die größte Stärke
Nur betäubend sey und flimmernd.
Triumphire, wenn der Leyer
Jubelton im Geiste reift,
Neugebor'ne Kunst dann freier
In das Herz der Menschen greift.

Suche nur nicht bei Parteien
Preis und Ruhm; verdränge nicht
Offenheit durch Schmeicheleien —
Nebel hindert nie das Licht!
Tüchtigkeit verscheucht das Prahlen
In dem Leben, in der Kunst,
Nimbus, will man ihn nur malen,
Ist vergänglich — wie die Gunst.

Den unruhigen Völkern müßte man jetzt folgende Worte Luther's ins Gemüth reden: „Wenn das natürliche Recht und die Vernunft in allen Köpfen steckten, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber eben so wohl regieren und kriegen, als David, Augustus, Hannibal; ja, alle Menschen müßten gleich seyn und Keiner über den Andern regieren. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollte hieraus werden? Aber nun hat's Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind, Einer den Andern regieren, Einer dem Andern gehorchen soll. Zween können mit einander singen (d. i. Gott loben), aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der Andere hören. Darum findet sich's auch also, daß unter denen, die sich natürlicher Vernunft und Rechts vermessen und rühmen, gar Viele weidliche und große natürliche Narren sind; denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein selten Ding unter Menschenkindern.“ **.

Uebersetzung eines neu-griechischen Liedes.

Braunsilg' hab' ich gepflanzet,
Und Rosen sind entsprossen.
In den Gebüschen sitzen
Und zwitschern junge Schwalben:
Ihr lieben, lieben Schwalben,
O zwitschert nicht, ich bitte;
Denn ach, mein trauter Liebling,
Die Wurzel meines Herzens,
Ist fern von mir gegangen;
Er floh den süßen Hafen,
Zu suchen auf den Fluthen
Viel stürmische Gefahren.
Ihr lieben, lieben Schwalben,
O zwitschert nicht, ich bitte;
O weinet, weinet lieber,
Wenn ie ihr Mitleid fühlet! T. L. Secha.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. (Schluß.) Die vierte oder blaue Brücke (sonst blau angestrichen) wurde, ohnerachtet sie breiter als alle andern ist, in 8 Monaten ausgeführt. Die Breite derselben ist 18 Faden, der Diameter des Bogens 7 Faden. Sie besteht aus 182 Kasten von Gußeisen, zusammen 23,276 Pud oder 931,040 russische Pfunde an Gewicht (die vorerwähnten Brücken sind alle aus ähnlichen Kasten zusammen gesetzt). Diese Brücke kostet 326,454 Rubel. Sie ist die größte über den Moika-Canal, da die Straße, welche darauf führt, so breit ist. Sämmtliche genau an einander passende Kasten sind durch große Schrauben mit einander verbunden, die unter der Brücke sichtbar sind, und wenn es nöthig ist, gleich nachgeschraubt werden können, welches aber bis jezt noch nicht der Fall war, ohnerachtet die Passage über diese Brücken äußerst stark ist. Ueber diesen Canal bleibt nun noch eine Brücke zu führen übrig, woran auch bereits in der Fabrik gearbeitet wird. Ueberdem sind noch drei kleine eiserne Brücken über Neben-Arme dieser Canäle geführt, die den größeren an Bauart ganz gleich sind. Eine vierte kleine eiserne Brücke hat ein reicher Besitzer von Eisen-Bergwerken, Bataschеff, über einen Neben-Canal, bei den Casernen der Garde zu Pferde, aufgestellt, welche aus sehr vielen mit Figuren versehenen Stücken besteht, die an einander mit Schrauben befestigt sind; sie ist ganz durchsichtig, und man muß die Arbeit bewundern, die ein Bildhauer nicht besser bilden könnte. — Nachdem unsere Newa 5⅔ Monat mit Eis bedeckt war, wurde sie am 24ten April alten Styls davon befreit. Diesmal war jedoch die Verbindung mit den jenseitigen Stadttheilen länger als gewöhnlich unterbrochen. Seit Peter I. Zeiten her muß der Commandant der Festung, sobald der Fluß vom Eise befreit ist, mit einem silbernen Becher voll frischen Wassers, aus der Newa geschöpft, nach Hofe kommen, und denselben dem Kaiser präsentiren; diesmal aber war das Fahrwasser vor der Festung länger als gewöhnlich vom Eise bedeckt, so daß die Ueberfahrt erst den 26ten April a. St. statt finden konnte. Er präsentirte nun den Becher der Kaiserin, und nach der Verordnung wird ihm derselbe, mit Silbergeld gefüllt, wieder zurück gegeben. Kanonenschüsse der Festung kündigen diese Ueberfahrt und zugleich die Erlaubniß an, die Newa zu beschiffen, worauf sie dann auch gleich mit unzähligen kleinen Booten bedeckt ist, welche die, durch die unterbrochene Communikation auf beiden Seiten Zurückgebliebenen herüber bringen. Nunmehr muß man noch das Eis aus dem Ladoga-See erwarten, ehe die neue Schiffbrücke über die Newa wieder aufgestellt wird. — Bei der Notiz, daß am 24sten März a. St. der Metropolit Michael, allgemein bedauert, starb, will ich einige Nachricht über diese Stelle geben: In der griechischen Kirche bekleidet der Metropolit die höchste geistliche Würde. In allen geistlichen Angelegenheiten übt er die höchste Autorität innerhalb der Grenzen seines Bezirks aus. Er führt den Vorsitz im dirigirenden Synod, der höchsten geistlichen Behörde in Rußland; nächst ihm hat hier den Vorsitz der Minister des Cultus, gegenwärtig der Fürst Golitzin. Letzterer dirigirt in höchster Instanz alle geistlichen Angelegenheiten im ganzen Reiche, nicht nur in Beziehung auf die Landes-, sondern fast noch mehr in Beziehung auf die fremden, in Rußland tolerirten Religionen. Es sind gegenwärtig vier Metropoliten im russischen Reich, die von St. Petersburg, Moskau, Kiew und Grusien. Außer einem sehr ansehnlichen Jahrgehalt (der des Metropoliten von St. Petersburg ist mit Inbegriff der Tafelgelder 12,000 Rubel Banco); erhält ein Metropolit noch bedeutende, ihm gesetzlich angewiesene Einkünfte aus gewissen Klöstern. Bei dem eintretenden Todesfall eines Metropoliten wählt der Synod sogleich zwölf der würdigsten Candidaten aus den Erzbischöfen, die in den Eparchien die geistliche Ober-Direktion führen, und stellt sie dem Kaiser vor, der dann Einen zur Metropoliten-Würde bestätigt. Zwei, oft auch mehrere Gouvernements bilden eine Eparchie, dieser giebt es jezt 36 im ganzen Reiche. — Herr v. Karamsin, wirklicher russischer Staatsrath und Reichs-Historiograph, dessen großem schriftstellerischen Talent und mannigfaltigen Kenntnissen, in fast allen Zweigen menschlichen Wissens, jeder gebildete In- und Ausländer gerechtes Lob ertheilen muß, ist nicht nur gegenwärtig der Veteran der russischen Literatur, sondern gewiß auch ihre Hauptzierde. Noch als Jüngling unternahm er eine Reise durch fast alle Länder Europa's, die er nachher so höchst interessant, in dem gefälligsten, unterhaltendsten Styl, in einem Werke von sechs Bändchen, unter dem Titel: „Briefe eines russischen Reisenden" beschrieb. Sie wurden bald nach ihrer Erscheinung vom Hrn. v. Richter aus Moskau in das Deutsche, von andern Literatoren in fast alle europäischen Sprachen übersezt und vom ganzen Auslande mit dem einmüthigsten Beifall aufgenommen. Hr. v. Karamsin schrieb später einige interessante Romane, moralische Erzählungen, philosophische Abhandlungen, und hat auch mit dem glücklichsten Erfolg einige belletristische Sachen aus der neuesten französischen Literatur übersezt. In allen diesen Versuchen bewundert man die Leichtigkeit, Reinheit, Simplicität und Wohlklingenheit seines Styls. Vor wenigen Jahren erhielt Herr v. Karamsin den ehrenvollen Auftrag vom Kaiser, Historiograph des Reichs zu werden. Diesen aus mehreren Rücksichten so höchst schwierigen Auftrag hat er bis jezt mit der vollkommensten Zufriedenheit des Monarchen und mit dem Beifall der Nation erfüllt. Vor wenigen Wochen erfreute er uns mit dem neunten Band seiner Geschichte Rußlands, der die denkwürdige Regierungs-Geschichte des Czaars Johann Wasiljewitsch — bekannt in der Geschichte unter dem Namen des Fürchterlichen — mithin die größere Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, umfaßt. Das Ganze kann übrigens ein Meisterwerk der neuesten russischen Literatur, ein Muster historischer Schreibart genannt werden; sowohl durch seine unverletzte geschichtliche Treue, als auch durch seinen einfachen, edlen und dennoch anmuthigen Styl. — Herr Collegien-Rath v. Hauenschild, Direktor des Pensionats bei dem kaiserlichen Lyceum in Zarsko-Sello, zugleich daselbst Professor der deutschen Literatur, übersezt bekanntlich Karamsin's Geschichte in das Deutsche, seinen Versicherungen zufolge unter den Augen des Verfassers selbst. Es läßt sich also durch diesen günstigen Umstand und die bekannten Verdienste des Uebersetzers, als Gelehrter und Pädagog, hoffen: die Uebersetzung werde dem Original in keiner Rücksicht nachstehen. Nächstens soll davon der zweite Band erscheinen.

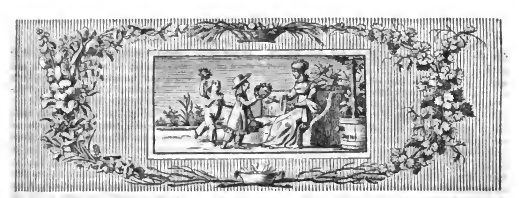
— B —.

Der Präsident Boyer übt mehr als strenge Gerechtigkeit in St. Domingo. Zwei als Insurgenten Angeklagte (Oberst Peter Paul und Lieutenant Elend) waren vom Kriegsgericht des Todes für nicht schuldig und nur zu zehn Jahr Kettenstrafe verurtheilt. Sie verlangten zu appelliren, um ihre Unschuld zu beweisen. Der Kassationshof verurtheilte sie aber (sehr wider ihre Erwartung) zum Tode, und in Zeit von einer Stunde — waren sie erschossen. (Journ. d. Deb.)

Die berühmte Schauspielerin, Demois. Georges, hat nun endlich bei dem zweiten Theâtre françois (Odéon) wieder eine feste Anstellung erhalten, und zwar mit 20,000 Franken Gehalt und einem zweimonatlichen Urlaub zu Gastrollen. Es wäre interessant, eine Zusammenstellung der Gehalte zu geben von solchen Beamten, deren Zweck Nützlichkeit, und solcher Angestellten, deren Thätigkeit nur zum Vergnügen dient: man würde erfahren, daß Jene zuweilen beinahe verhungern und man Diesen nie genug geben kann. (Constitut.)

Der Ex-General Pepe hat eine Denkschrift heraus gegeben, worin er erklärt: daß in dem Gefecht bei Rieti er der einzige Neapolitaner gewesen sey, der den Oesterreichern nicht den Rücken zugewandt habe. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 6. Juni. 90stes Blatt.

Galatea.

Meiner Mutter hatt' ich jüngst
Fest versprechen müssen:
Ja bei Leib und Leben nicht
Einen Mann zu küssen.

Lange, lange folgt' ich auch;
Aber nach drei Tagen
Wollt ein junger Schäfer mir
Heimlich etwas sagen.

Und ich horcht' und freute mich
Auf die neue Kunde:
Lauschend neigte sich mein Ohr
Zu des Schäfers Munde.

Und der Falsche — küßte mich,
Eh' ich's hindern konnte,
Und ich glühte, wie das Roth
An dem Horizonte.

„Schäfer!" rief ich, „ist es recht,
So mich zu berücken?
Wie verhehl' ich meine Schuld
Vor der Mutter Blicken?

Wisse, Schäfer, daß ich ihr
Fest versprechen müssen:
Ja bei Leib und Leben nicht
Einen Mann zu küssen." —

„Liebes Mädchen, tröste Dich!
Ich bin's ja gewesen:
Darum kann die Mutter Dir
Nichts im Auge lesen." —

„Lieber Schäfer! ist das wahr?
Du mußt's freilich wissen!
Aber ich — ich dürfte Dich
Nimmer wieder küssen." —

„Küssen darfst Du keinen Mann,
Nach der Mutter Lehren;
Doch bei'm Jüngling wird sie Dir's
Wahrlich nicht verwehren." —

Und ich schlug verschämt und still
Meine Augen nieder,
Und er küßte mich, und ich —
Küßt' ihn herzlich wieder.

Ach, ich hielt der Mutter ja
Streng, was ich versprochen:
Warum hört mein armes Herz
Doch nicht auf zu pochen? Tenner.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

6.

„Herr Astralis scheint in Entzückung zu gerathen!" flüsterte mir die Gelbschuhige zu; „vielleicht haben wir nächstens ein großes Werk zu erwarten, in welchem der Weber Segebaden die Hauptrolle spielen wird." — Der Schwarzköpfige zuckte mit den Achseln, steckte die Brieftasche ein und sagte dann: „Es ist etwas Erhabenes in der Natur des Caliban!" — „Warum nicht gar in der Natur des Wiener Casperle!" sagte die Gelbschuhige. — Ich erwiederte: „Sollte dieser classische Boden uns nicht mit dem originellsten unserer Geister, dem schlesischen Rübezahl vertraut machen? Von allen deutschen National-Kobolden wüßte ich keinen, dessen ganzes Wesen so charakteristisch von der Sage ausgebildet wäre — und doch wieder unverzeihlich von den neueren Dichtern — wie viel gespenstische Wesen sie sich auch schaffen mögen — vernachläs-

fügt oder ganz verfehlt gezeichnet. Ich stelle ihn unbedingt als den ersten unter den deutschen Geistern auf. Macht ihn doch schon die Sage zum Mächtigsten unter ihnen." — Der Schwarzkopf nahm das Wort: „Ich kann ihm nicht den hohen Werth geben. Es liegt durchaus nichts Großartiges in seiner Erscheinung: er kommt, und geht, wie er gekommen ist, bedeutungslos vorüber. Bedarf der Dichter eines Hebels aus dem großen Geisterreiche, so muß er nur mit heiligem Schauer dessen Pforten eröffnen, und die gigantische Erscheinung, welche durch die Allmacht seines Willens an ihn gefesselt wird, erwarten. Dieser Rübezahl aber ist ein unbedeutender, neckender Kobold. Nicht einmal die Kräfte der Natur werden in ihm abgespiegelt; fehlt auch diese allegorische Bedeutung, so verfliegt jede geistige Existenz eines Geistes, und es wird ein Gespenst, das dem Pöbel angehört." — Die Gelbschuhige fuhr fort: „Lassen wir seine Bedeutung bei Seite gestellt, so sehen wir auch in der Erscheinung selbst durchaus nichts Ideales. Kein ätherisches Wesen, kein Ariel, der in Lüften fliegt und Worte haucht; ein höckriger Mann, ein Erdkloos, der noch zu fest an der Erdmasse, aus welcher er sich empor schwingen will, klebt. Es ist die personifizirte Gemeinheit. Betrachten wir vor Allem die indecente Fabel von den Rüben! Und diese ist der Hauptmythus, aus welchem die andern Thaten dieses Heros sich entwickeln. Mein Grundsatz ist, und ich hoffe, daß er bald der allgemein anerkannte werden soll, die erste Bedingung aller Poesie sey das Decente. Ein anstößiges Wort, ein unfeiner Gedanke hebt die Poesie auf, und somit sey das alberne Gespenst Rübezahl aus jener für immerdar verbannt." — Die Gelbschuhige blickte nach dieser Rede wohlgefällig umher.

„Mein guter, ehrlicher Rübezahl" — rief ich verwundert aus — „wäre also aus der deutschen Poesie verbannt durch einen Richterspruch in seinem eigenen Reiche?" — Die Gelbschuhige begann noch einmal: „Dürfen Gespenster überhaupt in dem feineren Kreise unseres Lebens auftreten, so müssen sie erscheinen gleich Lord Byron's „Vampyr". Wie entsetzlich auch die Fabel ist, nie wird der Anstand darin verletzt, denn das Gespenst erscheint als englischer Lord in der decentesten Haltung. In meiner neuesten historischen Skizze: „Scanderbeg's Leben" suche ich diese illyrischen Geister noch in zarterem Gewande auftreten zu lassen. Byron malt nur das Ergreifende, ich male das Rührende: wo aber finden wir eines von beidem in der unbehülflichen Volks-Fabel vom Rübezahl?" — „Ja, ja, das ist Alles nur Fabel des albernen Volkes vom Rübezahl!" sagte der Baude-Wirth; „es kommt auch allmählig ganz ab unter den Gebirgsleuten, daran zu glauben." — Ich sagte, fast im Aerger, und mehr zu mir selbst: „Der Rübezahl mag wohl vom Gebirge verschwunden seyn, seit ihn Keiner mehr versteht und ihn so sehen will, wie er wirklich aussieht. Es ist kein finsterer Herrscher der Unterwelt, welcher den spinnenden Parzen gebietet; es ist kein sentimentaler Genius, welcher für die Tugend den Tisch deckt und das Laster zum Erbrechen zwingt; es ist ein derber, kerngesunder Kobold, der lebt und leben läßt. Voller Laune beglückt er heut den Schurken, um ihm morgen den Hals oder mindestens das Bein zu brechen. Er belohnt die Tugend, wenn es ihm gerade Spaß macht, die wunderlichen Geberden der Freude zu sehen: er nimmt das Gold aber eben so schnell wieder fort, wenn er sich am Jammer ergötzen will. Es ist ein durchtriebener schalkhafter Geck, der Niemand ungefoppt läßt, nur für zugefügte Schmach sich ordentlich zu rächen versteht; der aber doch, so wie im tiefsten Grunde seines Gebirges die reinen Erze liegen, im tiefsten Herzensgrunde eine kreuzehrliche Seele ist." — Der Deutsche meinte: „Es ist doch noch gar nicht mal ausgemacht, ob er ein ursprünglich deutscher Geist ist, oder ein slavischer; und wenn dies der Fall wäre, so kann er immer zum Teufel gehn." — Der Curländer versicherte: „Er wünsche von die Herzen, daß der kleine Kobold hier vor ihm in der Stube stände, dann wolle ihn so lange auf die Höcker mit dem spanischen Rohr prügeln, bis er eine Schüssel voll Dukaten ausbeckte." — Die Blasse sagte gähnend: „Wie mag man sich darum streiten? Kann uns irgend auf der Welt etwas gleichgültiger seyn, als dieser Rübezahl? Wie an ihm nichts Schönes ist, so ist noch viel weniger etwas Interessantes an ihm, und wenn wir das Gespräch noch länger fortsetzen, gerathe ich in Gefahr, ein zu schlafen." — „Immer" — fuhr die Gelbe fort — „hat er sich in seiner Rache kindisch damit begnügt, Steine auf den Kopf zu werfen. Man sieht, daß der Geist nicht einmal geistreich gewesen. Doch lassen wir von dem guten Manne ab, der wohl nie zur Zeit seines Ruhmes geglaubt hat, daß er je in einer gebildeten Gesellschaft zu einer so langen Unterhaltung den Stoff würde hergeben. Der gute Geist schläft jetzt einen Todesschlaf, gönnen wir ihm die selige Ruhe. So gewiß es hier unter uns Geister höherer Art giebt, wird sein kleinerer zufrieden seyn, wenn wir ihn in seiner unbeneideten Vergessenheit lassen." — (Die Fortsetzung folgt.)

Phantasieen.

Erwacht der Mensch am Morgen und es begrüßt ihn nicht der freundlich milde Sonnenstrahl, es umgeben ihn nur dichte Wolken, so denkt er: ist doch der Tag noch lang, kann doch noch mancher Strahl der Sonne mich letzen. Ist ein Tag ihm unbesonnt verflossen, spricht er zu sich: „Hat doch das Jahr der

Tage so viele!" — Denke daran auch, matter Erdenwaller, daß dein irrdisch Seyn, das dir so trübe dahin schleicht, in deinem ewigen Leben gar nicht zu bemerken ist.

Geschieht's ja einmal, daß der Mensch in das Heiligthum seines Inneren schaut, geschieht's, um sich makelfrei zu finden und höheren Wesen sein Selbst anreihen zu können; blickt er — und zwar öfters — nur oberflächlich — was bei seiner eigenen Beschauung nicht minder, obgleich es ihm nicht so scheint, geschieht — in das Innere Anderer, so thut er es nur, um in ihrer Seele, wie in der Sonne, Flecken zu finden und seine verschiedenen Hypothesen darüber aus zu kramen.

Der Tugendhafte lebt hier dies Leben, gleichsam wie wenn man ihn ins Meer in einer Taucher-Glocke hinab gelassen hätte, wo er Perlen suchen und finden soll; ist es ihm endlich in der Glocke zu schwül, enge und heiß, dann wird er hinauf gezogen, um freier athmen zu können.

Aus des Lebens Arche schicken wir, gleich Noah, die unschuldigsten Täubchen; aber sie kehren nicht wieder, bringen keine Kunde: nur du, süße Hoffnung! bist es, die, mit dem Oelzweige im Munde, beständig zurück und voraus flattert! —

Unser Leben gleicht einem Berge: der Fuß und oft noch die Mitte der Berge sind mit grünenden Bäumen und fetten Wiesen bedeckt. Höher hinauf werden die Gewächse niedriger, verkrüppelt und dürrer: an der Spitze aber, die mit ewigem Eis und Schnee überdeckt ist, findet man nur noch einige abgehärtete, blasse Disteln, Heidekraut und verkümmertes Moos.

Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

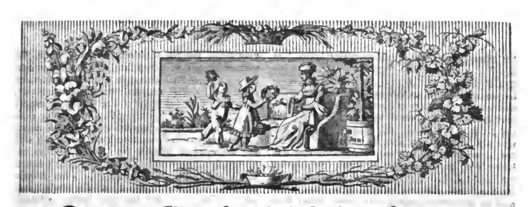
Berlin. (Schluß der im 85sten Blatte unterbrochenen Abhandlung über „Olympia".) — Eine Ouvertüre hat deshalb keinen Text, damit der Componist allein spreche, so weit er es mit seiner Kunst vermag; wir haben der Ouvertüren einige, die poetisch höchst bedeutsam sind. Hier ist der Anfang auch so, daß man recht gespannt wird; aber ein eigentlich poetischer Geist will nicht erscheinen, trotz gewaltiger Beschwörung. Der Chor, welcher die Oper einleitet, ist bei weitem mehr in eigentlichem Leben. Nach einem Rezitativ des Hierophanten (der etwas an den steinernen Gast erinnert und dem wir das geschichtliche Erforderniß: ein ausgezeichnet angenehmes Organ zu haben, in etwas höherem Grade wünschten) schreitet ein Duett des Cassander und Antigonus wahrhaft imposant ein, und wenn es auch bald wieder zu dem Verbrauch der reichsten Ton-Mittel übergeht, es geschieht in so großer Geschicklichkeit, daß man den Aufwand glücklicher Weise wenig bemerkt. In der dritten Scene steigern sich die Beifall fordernden dramatischen Effekte, und obwohl wir mehrmals, z. B. bei den Worten „Sie ist es!" — womit das Nahen der Olympia von ihrem Geliebten angekündigt wird — einen innigen Aufschwung vermissen (man weiß, daß eben in einer rasch einfallenden frischen Empfindung die Musik ihre größten Momente hat), so hebt sich doch im Allgemeinen die theatralische Wirkung bis zum Finale des ersten Akts, und wir haben nur zu bedauern, daß in dem Verein mit den, sehr kunstvoll und künstlich behandelten Chören die Stimmen der Hauptpersonen nicht mehr hervor zu bringen vermögen, wie sehr sie sich auch anstrengen. Nach der endlichen allgemeinen Lust und dem späteren Grimm der Töne — — — — — — — — — — — wird die Erscheinung der „Statira" erhebend. Die einfachen Motive, aus denen diese ganze Partie componirt ist, schließen die Brust auf und lassen, wenn die wohl berechneten Massen des Finales wüthen, einen freien Athemzug in die Betäubung, welche bei dem exaltirtesten Heroismus der Instrumente fast unabwendbar ist. — Wie dem Feldherrn, der in einem verwickelten Uebungs-Manoeuvre die Massen ordnungsmäßig aufstellt und wieder zusammen rollt, so spendet man gern dem Componisten einen Triumph dafür, daß er gut manoeuvrirte, obwohl man von den Ereignissen selbst nicht tief berührt seyn kann, da alle Stimmungen deutlich nicht von den handelnden Personen, sondern nur von dem, in seinen Formen etwas befangenen Componisten ausgehen. So nur auf eine uns schon geläufig gewordene Individualität des Componisten hingeleitet, würde kein anderes Interesse, als ein Nachklang der Bewunderung in uns rege, wenn nicht die Statira mit ihrem großartigen monotonen Schmerze uns die Arbeit etwas vergessen und zu höherem Genuß noch eine Aussicht ließe. — Die Steigerung der äußeren Kräfte scheint nämlich nach dem ersten Akte schon unmöglich; so bildet sich denn die Hoffnung, daß in den folgenden Akten auch eine Theilnahme für die Personen der Handlung erregt werden möchte, während man sie im ersten fast nur den Ausführenden und besonders den Sängern zuwendet, in der Furcht: sie würden eine solche Anstrengung nicht noch in zwei Akten aushalten. Zu einigem Heil dient es, daß die Unmöglichkeit sich auch hier geltend macht; denn der geehrte Componist fand für nöthig, mit dem zweiten Akt auch einen neuen Anlauf zu nehmen; er geht gemäßigter und — tiefer wirkend weiter und in der Duett-Scene, wo „Statira" und „Olympia" sich erkennen, begegnet das Kunstwerk der Natur, um nun einen wirklichen Triumph zu feiern. Dieses Duett ist originell, weil die Empfindung wahr, der Ausdruck derselben harmonisch ist mit dem allgemeinen Echo in der Menschenbrust. Wir haben nicht deutlich geltende Worte genug, um es zu schildern, wie wohlthätig dieser Moment wirkt und wenn wir in Manchem die eigentliche Poesie der Musik: den Verein des Gefühls Aller in einen Klang vermissen, so fanden wir hier die Blüthen eines edleren Strebens, und waren — um uns recht bestimmt aus zu sprechen — gern mit dieser herrlichen Beute in die Einsamkeit geflüchtet, dort — — — — — des Schönen recht zu genießen. Jene wahrhafte Musik (so wie Manches von den Chören, Rezitativen und Märschen) zeugt für Spontini's Meisterschaft; sie ist der Höhepunkt der Oper, der im folgenden, durch das Herbeikommen Cassanders sich bildenden Terzett — wenn auch mit einigem Abfall — sich noch breitet. Daß hierauf eine uns herab stimmende Oede folgt, fühlt man schwer; und ob auch in dem Finale der Ausdruck der Wuth in den Kriegern, der Angst in den Priestern u. s. w. recht gut gedacht sich einfügt, dennoch ist der Schluß des zweiten Aktes matter und im dritten Akt hat eine neue Anspannung wenig Erfolg. Der Köcher der musikalischen Potaten scheint geleert, und wie sehr sich Theater-Kenntniß und der Verstand abmühen, wie sehr der Heroismus der Instrumente auch hier sich wieder hervor thut, das Herz behauptet, trotz aller anstürmenden Ton-Wogen, seine Neutralität; es muß sich sogar wahren, daß es nicht in dem Momente, wo der „zum Tode verwundete" Antigonus in einer anstrengenden, größtentheils furchtbar stark instrumentirten Baß-Arie — stirbt, zu einem Extrem hingerissen wird; — — — — — — — —.

Es mag seyn, daß die nun folgende Pracht, welche die Bühne

zu einem Schaugerüst umschafft, Viele ergötzt; Referent ist leider so angethan, daß er in der ersten Vorstellung sich Alles, von dem einen Elephanten bis zu den unzähligen Statisten, geruhsam mit ansah, und in der zweiten Vorstellung war es ihm schon, als säße er mit verbundenen Augen davor. Im Stillen aber kam ihm nun folgende Schlußbemerkung: Spontini ist ein höchst bedeutsamer Componist, der alles mögliche Talent hat — —; es will aber scheinen, als habe er ein, der fortstrebenden Kunst gefährliches Vorbild, nämlich — sich selbst in der „Vestalin" — die übrigens durch Einfachheit und Einheit als ein Ganzes anspricht. Nun darf zwar jeder Componist, wie jeder Künstler oder Dichter, in seinen Werken eine Physiognomie zeigen, aber keine feststehenden Züge; man soll merken: dies ist von Gluck, Beethoven, Mozart, Spontini, Cherubini u. s. w.; man soll aber nicht sagen können: das ist wie in „Don Juan", in der „Vestalin", im „Wasserträger" u. s. w. Der Künstler jeder Art, wenn er dergleichen an sich gewahrt, thut am besten, sich schnell in einer andern Gattung seiner Kunst zu versuchen (wie es Spontini früher und vor der „Vestalin" auch schon mit Erfolg gethan hat), damit er sein Ich in andere Stimmung bringe und sich hüthe vor dem, was man Manier nennt: bekanntlich ein Wort, dem man in der Kunst mit Recht abhold ist. — Wir haben diese Hinweisungen aufgestellt, weil Spontini zu den Koryphäen unserer Tage gehört und weil wir die bedeutenden Talente in ihm achten, welche — wenn er seine Kräfte frei gebraucht, sich nicht dem flüchtigen Begehren des Moments anschließt — ihm zur Classizität Hoffnung geben; — — — — — und wollen nun noch Einiges über die Mitwirkenden sagen. Wenn wir Mad. Milder (Statira) so auszeichnen, wie es ihr selbst durch Gesang und Darstellung gelingt, so haben wir daneben Allen — denn der „Hierophant" that wenigstens, was er vermochte! — für höchst ausgezeichnete Darlegung von Talent und Anstrengung zu danken. Mad. Schulz (Olympia), Hr. Bader (Cassander) und Hr. Blume (Antigonus) wetteiferten mit allen Kräften, um den forcirten Anforderungen zu genügen. Hauptsächlich ist aber noch unser Orchester zu bewundern; es hat wohl in diesem Falle bewiesen, daß schwerlich irgend ein anderes Institut der Art es ihm gleich thun möchte, und wenn wir den Applaus, den die Ouvertüre gewinnt, meistens der herrlichen Ausführung zutheilen, so empfanden wir auch, während der Oper selbst, im hohen Grad den Werth dieses Virtuosen-Vereins, dessen Vorzüglichkeit übrigens seit lange, hier aber in der schwierigsten Aufgabe sich bewährt hat. — Auch die Tänze wurden anerkannt als recht lebendig und gut ausgeführt. — — — — — —
Am wenigsten aber möchten wir es Zartgefühl nennen, daß eine Partei, die allein dem Componisten verdiente Ehre geben wollte, zischte, als das Publikum auch Mad. Milder rief, obgleich wir nicht an zu nehmen haben, ein Hervorrufen sey immer der beste, sey immer ein verdienter Dank. — Trotz der Rügen, die Referent gegen übertriebenen Prunk richtete, hat man dennoch Gründe, diesmal der General-Intendantur sehr viel gut heißen zu müssen und darf ihr nachrühmen: sie habe Alles mit großer Einsicht und ausgezeichnetem Geschmack so angeordnet, daß Jeder, der sehen will, wie die Flitter-Sterne am Theater-Himmel culminiren, hier Zuschauer seyn muß. Gy.

Berlin. Die Eröffnung des neuen Schauspielhauses machte den 26sten Mai zu einem erwartungsvollen Tage und die Abendstunden brachten denen, die daran Theil nehmen konnten, ein lebensvolles Fest, das bald die Darstellenden, bald die Zuhörer in Thätigkeit setzte. Wir wünschen und hoffen, daß die Freude über den neuen Bau für den Dienst der Musen so dauernd sey, als sie an jenem Tage laut und ungetrübt war; was uns betrifft, wir stimmen vollkommen ein in Lust und Lob, und meinen, daß wenn auch später sich Klagen hinein mischen sollten, das Verdienstliche des ganzen Werkes immer überwiegend bleiben wird. — Daß der Herr General-Intendant einen Prolog von Goethe und dessen erhabene „Iphigenia" zur Weihe bestimmte, ist ein Meisterstreich, der ihn der kleinen Kritik gänzlich entzieht, die gewiß schon mit hoffnungsvoller Vorsicht die Federn gespitzt und das leere Papier zurecht gelegt hatte. Daß ein Ballet angehängt war, wird es wenigstens nicht ganz leer lassen; weil aber dieses Ballet allgemeinen Beifall fand, so möchten alle Rügen die Menge gegen sich haben und das ist der Tod der kleinen Kritik; denn die bessere, welche hervor tritt, wenn es etwas gilt, arbeitet sich endlich auch in die Menge hinein. — Der Prolog ist ganz vortrefflich — ein Paar Worte aus fremden Sprachen haben wir nämlich, wenn sie auch im ersten Augenblick in einer Dichtung verletzen, doch leicht vergessen. Mit Entzücken tritt die Muse in die neueröffneten Hallen, geht zum Behaglichen und endlich zur Vertraulichkeit über, wobei wir dann Vielerlei vernehmen über die Tendenzen der Tragödie, der neuen und alten, über das Schauspiel, Lustspiel und die Posse. Die leichte, mit der Zeit und dem Hofleben immer artiger gewordene Ironie Goethe's ist ihm bis zum späten Alter geblieben — mag sie lange noch uns treffen! — und wenn er die Richtungen der Zeit auch nicht geradezu tadelt, so droht er ihnen wenigstens mit dem Finger. Es wäre überhaupt recht gut, wenn er, dem Zeitalter zu Nutz und Frommen, den Schalk, den er im Herzen hat, einmal ganz los ließe: es möchte da Manches und Mancher erfahren, was und wer er ist. — Nach einem lyrischen Aufschwung aus sinkenden Regionen wird, am Schlusse des Prologs, mit Zartsinn unseres guten Königs gedacht und die Versammelten ließen sich eine solche Erinnerung nicht zwei Mal geben. Unter lebhaften Beifallszeichen und Lebehochs sangen, schon während einer rauschenden Musik, Viele das „Heil Dir im Siegerkranz!" — das Publikum regte das Orchester an und der allgemeine Jubel floß in des Liedes Strom zusammen, dem wieder tosender Freudenruf folgte. — Daß wir unsern König lieben, das brauchen wir nicht erst durch solche Zeichen kund zu thun, und unser nordisches Gemüth ist damit nicht so freigebig, weil wir es ehrlich meinen. Wenn nun aber die Dankbarkeit, wie diesmal, recht der Klang aus dem Herzen Aller ist, so giebt dies eine Empfindung, die zu den wohlthuendsten gehört, und wir müssen berichten, daß nicht allein viele Augen des schönen Geschlechts in der Freudenthräne blitzten, sondern daß auch in manchem Männer-Auge der Wiederschein innerer Rührung sichbar wurde. Gott erhalte den König, der viel des Guten schafft, die vielen Worte darüber jedoch nicht sonderlich liebt — was wir auch uns vermerken wollen! — daß wir es aber erkennen, muß er doch zuweilen erfahren und wir wissen auch, daß er sich darüber freut, obwohl er in der Art, wie er alles Gute übt und vollbringt, ein Muster erhabener Bescheidenheit ist und bleibt. — Nach dem Schlusse der Tages-Vorstellungen wurde Schinkel hervor gerufen; er war nicht mehr im Hause, doch erfuhr er diesen Beweis der Zufriedenheit sogleich durch den Grafen von Brühl selbst, und es wurde dem, mit vielfachen Talenten begabten Künstler auch am Abend noch von Collegen und Freunden ein Vivat bei Fackeln gebracht. Mögen die Fackeln der Kritik sein neues Werk eben so freundlich beleuchten! — man darf wenigstens sagen: daß hier, vom Grafen von Brühl geleitet, Alles geschehen ist, was dem Zweck förderlich seyn konnte. — Die Darstellungen haben wir erwähnt, ohne irgend eine Beurtheilung an zu fügen; Lob allein zu spenden, wäre eine falsche Gewöhnung, und daß die Kritik schon am ersten Tage erscheint — war's auch in Gala — das will uns nicht recht dünken. — Sollen wir, nach Schiller, in der Freude sogar die Todten leben lassen, so ist es ja mit den Preßhaften noch eine viel höhere Pflicht, besonders an einem Festtage, den wir hoffentlich in Berlin nicht oft feiern können, wenigstens nicht auf Veranlassungen, wie die Flammen sie geben, feiern möchten! — r.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 8. Juni. 91stes Blatt.

Die Wünsche.

„Ich wollte, daß mein Gärtchen blühte!“
Schön Aenny sang;
Schier Wochen lang
Sie sich im Garten mühte.
Der schöne Rain zu blüh'n begann,
Da kam ein junger Kriegesmann,
Die holde Maid zu werben:
Bald hing sie nur dem Liebsten an,
Dem Garten zum Verderben.

„Dreht' ich mich erst im Hochzeittanze!“
Gewechselt war
Der Ring; ihr Haar
Flog lieblich unter'm Kranze.
Erwachend bei des Morgens Licht
Fand sie den trauten Gatten nicht;
Sie forschte wohl mit Schmerzen:
Er ließ, ein Schelm an Schwur und Pflicht,
Sein Kind ihr unter'm Herzen.

„O könnt' ich erst mein Kleines wiegen!“
Mit Mutterlust
An ihre Brust
Sah sie das Kind sich schmiegen.
Dem Frühling brach die Knospe vor,
Der Herbst griff in den Blätterflor,
Da ward so bleich der Knabe!
Sie trugen's hin, was sie verlor,
Ihr kaltes Kind zu Grabe.

„O daß mich erst der Grabstein deckte!“
Im Gram sie lag
So Nacht, wie Tag,
Nichts war, was sie noch weckte.
Bleich ward ihr Mund dem Todeskuß,
Das Grabtuch hemmt den Thränenguß —
Laßt hier ein Denkmal stehen!
Im Hauch der Grabesblume muß
Ihr einsam Herz vergehen!

Ed. Messow.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

7.

Die Unterhaltung wechselte, der Punsch machte sie belebter. Während immer fleißiger eingeschenkt wurde und der duftende Rauch die Stube durchzog, war Segebaden, vermuthlich von dem ungewohnten Dampfe, eingeschlafen. Sein Schnarchen wurde immer vernehmlicher; es schien mir ein gewisser musikalischer Takt darin zu liegen. Der ehrliche Weber, der im Wachen keine Ahnung einer musikalischen Harmonie erweckte, schien von ihr im Schlafe ganz durchdrungen zu seyn; es kam mir vor, als hörte ich einen beliebten Wiener Walzer. Mit einem Mal sprang Natalie Morgana auf, drehte sich einige Mal in der Stube umher, ergriff plötzlich den alten, vom Podagra geplagten Koppen-Wirth, und walzte mit ihm, daß es eine Lust war an zu sehen. Die Blasse sprang auf, um sie zurück zu ziehen, forderte aber statt dessen den Sohn des Wirths auf. Sie in den Strümpfen und er in hölzernen Schuhen, kreisten um die Wette mit dem ersten Paar. Der dickleibige Schwarzkopf ergriff die alte Wirthin; Keiner verwunderte sich, und es schien, als müsse es einmal so seyn. Zugleich entspann sich ein Streit zwischen dem Deutschen und dem Curländer,

der immer heftiger wurde: Einer wollte den Andern überschreien, und endlich — nur die Gewalt einer solchen Schnarch-Musik vermag es zu entschuldigen — kam es von Worten zu Stößen, welche, gleich Taktschlägen, schwächer oder heftiger folgten. Die Kämpfenden standen auf, ihre Freunde mengten sich darein, und aus der friedlichen Bauernstube war in Zeit einer Minute ein Tanzsaal und Boxplatz geworden. So arg der Lärm und die Verwirrung war, so blieb aber doch immer eine Art harmonischer Ordnung. Je schneller der Walzer ging, je schneller folgten die Stöße; wenn die Tanzenden, matter geworden, nachließen, ließen auch die Boxenden allmählig ihre Fäuste sinken; sonst aber ging Alles bunt durch einander. Die Ringenden sprangen von den Bänken auf die Tische und fielen endlich unter dieselben, und ein tanzendes Paar bemächtigte sich des leergewordenen Platzes. Als aber auch Tisch und Bank und Schemmel umfielen und umher flogen, wurde mir bange zu Muthe, und ich, um nicht bei dem allgemeinen Wahnsinn auch meine Besinnung zu verlieren, sprang mit einigen kühnen Sätzen auf den Ofen hinauf und lagerte mich als stiller Betrachter neben dem schlafenden Segebaden.

Es war ein lustiges Schauspiel, von Numero Sicher aus, das Treiben dieser Besessenen an zu sehen. Segebadens Schnarchen — so viel merkte ich bestimmt — reglerte Alle zusammen. Alles ging durch einander; die Blasse ergriff den Curländer und schwankte mit ihm einige Minuten. Der Deutsche wollte auf seinen Gegner stoßen, traf aber die Gelbschuhige, welche ihm zum Lender entgegen kam. Der Schwarzkopf bekam einen Stoß, daß er zu Boden fiel. Bald wurde Jeder ärgerlich und aller Tanz löste sich in ein allgemeines Stoßen auf, doch so, daß ein Jeder für sich zu tanzen fortfuhr. Erschöpft und schweißtriefend, wie Alle auch waren, schienen sie ihre letzten Kräfte in Sprüngen, Stößen und Knuffen aushauchen zu wollen, denn Segebaden schnarchte immer fort in gleicher Stärke, und wo möglich noch heftiger. Endlich wollten mich die Tänzer jammern, und in demselben Augenblick, wo dies Gefühl in mir klar wurde, fing der Weber an, leiser zu schnarchen und schlug endlich erwachend die Augen auf. Da standen auch die Tanzenden still, sie vermochten es aber nicht lange, sondern sanken, wie ohne Leben, auf den Boden nieder.

Was mit ihnen geschehen, davon konnte und wollte sich Keiner Rechenschaft geben; die Vorlautesten waren stumm und mißmuthig geworden, und wer von Tischecken oder Fäusten Beulen auf zu weisen hatte, bekämpfte schweigend seine Schmerzen. Sehr früh wanderte die ganze Gesellschaft in Prozession, geführt von dem Wirth mit der Laterne, die Treppe zum Boden hinauf, um dort unter dem Dach auf duftendem Heu neue Kräfte für den künftigen Tag zu sammeln, für welchen der alte Koppen-Wirth das beste Wetter prophezeite.— Die Noth zwingt in dieser höheren Region alle Gäste zu einem patriarchalischen Zusammenschlafen; ohne Unterschied des Standes und Geschlechts müssen sich Alle auf schönes Heu nieder strecken, und nur einen Vorzug hat der Früherankommende: er erhält warme Decken, ohne welche man dicht unter dem Dache sonst mit der Kälte zu kämpfen hat. Natürlich ließen wir diesmal den Damen diesen Vorzug. Morgana wünschte uns lächelnd gute Nacht und sagte: „Wir könnten glauben, daß unser kleiner Unfall eine Rache Rübezahls gewesen, weil wir keck seine Existenz geleugnet haben. Immerhin! die Sonne kann er nicht in ihrem Laufe ändern, und morgen werden wir ihren Aufgang auf der Koppe sehen!" — Der Schwarzkopf rief noch aus: „Ich werde, wenn der Wirth es verschlafen sollte, die Gesellschaft um zwei Uhr wecken, denn dem ernsten Willen muß die Natur gehorchen!" — Darauf suchte sich Jeder die beste Lage im Heu, und bald verrieth ein allgemeines Schnarchen, daß Niemand mehr wache.

Ich hatte nicht die besten Hoffnungen für diese Nacht, denn neben mir lag Segebaden, dessen Aufführung bei dem Herabsteigen von der Koppe mir noch in zu gutem Angedenken war. Ich legte mich daher mit dem Gesicht nach Graumännchen zugekehrt. Meine Besorgniß aber war ungegründet, ich schlief recht sanft ein. — War es ein Traum oder Wirklichkeit, ich weiß es nicht — mit einem Mal bellte der Pudel, ich schlug die Augen auf und dicht über mir erhob sich mit grinsendem Gesicht mein Weber. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich fürchtete, und that deshalb, als schliefe ich weiter. Graumännchen schwieg, aber Segebaden stieß mit beiden Fäusten gegen das Dach, worauf einige Ziegel klirrend abflogen. Segebaden steckte den Kopf durch und schwang, indem er mit dem Zopf sich an einer Sparre wie ein Eichkätzchen hielt, den dünnen Leib und die kleinen Beine nach. Husch rollte er vom Dach hinunter und sprang auf den Boden; ich sah noch durch die Luke den freien sternbesäeten Himmel, und entschlief.

8.

Ich erwachte in einem Zauberlande. Mir war es, als hätten sich die Flügelthüren des Himmels geöffnet und das ganze goldene Gluthmeer des ewigen Lichtes wäre in meine Finsterniß eingedrungen. Reinere Lüfte wehten mich an, ein Sangvogel begrüßte mich; aber ich mußte mir die Augen zuhalten, denn sie vermochten nicht, einen solchen Glanz zu ertragen.

Die Wiesenbaude hat vor der Hempelsbaude den Vorzug, daß man von ihrem Dache aus die, kaum eine Stunde entfernte Koppe ganz übersieht, und daher sogleich jeden günstigen Augenblick nutzen kann. Die eine

Dachwand, welche dem Berge zugekehrt ist, besteht aus einer großen Flügelthür, durch welche das Heu, welches man reichlich auf der weißen Wiese gewinnt, in die Bande eingebracht wird. Diese Flügelthür hatte heut Morgen — zwar nicht vor Sonnen-Aufgang, sondern nachdem sie schon ziemlich hoch am Horizonte stand — der Bube des Wirths geöffnet und die Strahlen der Morgensonne hatten, durch das große Portal eindringend, die Schläfer erweckt. Es war ein feierlicher Anblick, würdig durch andächtige Stille gefeiert zu werden. Aber Morgana erklärte uns, woher es käme, daß die aufgehende Sonne ein feierlicher Anblick wäre. Die Blasse meinte: die Beleuchtung könne noch größeren Effekt hervor bringen, wenn auch die nebenstehende Wand nieder gerissen würde. Jetzt weckte man den Schwarzkopf. Unwillig erhob er sich, dachte sich aber, nachdem er die Augen gerieben, bald in die volle Morgenentzückung hinein: „Da erhebt sie sich, das Symbol der Freiheit, und leuchtet allen Völkern —." Der Curländer unterbrach ihn mit einem lauten Prosit, indem er ihm die Rumflasche, welche er eben bis zur Hälfte geleert hatte, freundschaftlich reichte; aber der Schwarzkopf seufzte tief auf und wieß die Flasche verächtlich fort. Jetzt erst bemerkte die Gesellschaft, daß sie den Sonnen-Aufgang verschlafen habe. Aber die Koppe lag rein und nebellos vor ihnen und am ganzen Horizonte war kein Wölkchen zu sehen. „Diesen Genuß raubt uns kein Gott!" rief der Schwarzköpfige; „auf zur Koppe!" — Morgana sprach besorgt, als wir uns in der Stube zum Aufbruch versammelt hatten: „Aber sind wir auch Alle rein gestimmt zu diesem ätherischen Genusse? Ein Einziger, der nicht wie wir empfände, dessen Sinne abwärts vom Ideale schweifsten, könnte uns Alle stören. Ich zum mindesten vergesse die Erde und schwimme mit dem Morgenduft zu sanfteren Regionen."

Da pochte es heftig an die äußere Thür. Der Wirth rief: „Alle Heiligen stehen uns bei!" als zwei kaiserliche Polizei-Beamten, mit langen Bambusstöcken und mit einer großen Menge böhmischer und deutscher Landleute, in die Stube herein stürzten. Mit den Worten: „Ja, die ist es!" sprang ein Bauer geradesweges auf Morgana zu. — „Wer? was?" erscholl es von unserer Seite. — „Ziere Sie sich nur, es hilft Ihr nichts! Sie hat gestohlen am Wallfahrts-Tage in Albendorf!" — „O man kennt Sie!" rief ein Anderer: „wahrhaftig, ganz dieselbe, mit Brille und gelben Schuhen und Federhut!" — Immer Mehrere drängten sich zu und versicherten: „Ja, es ist die Diebin: damals wußte sie besser fort zu kommen!" — „Da ist auch die Blasse, die mit dem jungen Volke charmirte und dem Richter den Geldbeutel stahl; da auch der schwarzköpfige Musje! Gefangen, gefangen die saubere Bande!" — Andere gingen drohend mit den Fäusten an die Bestürzten heran: „Na, wartet Ihr! und kommt noch einmal nach Albendorf, um die jungen Bursche zu verführen, um sie zu prellen und den Alten das Geld zu nehmen!" — Indessen packten Andere auch die Altdeutschen und den Curländer an, und warfen ihnen vor: sie hätten ein Heiligenbild geschlagen und am Elbbrunnen die Steintafeln umgeworfen. Umsonst betheuerten die erschrockenen Damen und ihr Begleiter: daß sie eben von Berlin kämen, auf einer Kunstreise begriffen wären und nicht daran gedacht hätten, nach Albendorf auf Abentheuer zu wallfahrten, viel weniger um dort zu stehlen; umsonst versicherten die Deutschen und der Curländer ihre Unschuld, bezeugten sich gegenseitig ihre feindseligen Gesinnungen, die sie zu keinem solchen gemeinsamen Unternehmen würde getrieben haben; umsonst wollten sie das Alibi beweisen — es standen zu viel Zeugen gegen beide Parteien da, welche die Einen mit eigenen Augen in Albendorf in der verdächtigen Stellung, die Andern auf der Frevelthat betroffen hatten. Der Wirth und ich bemühten uns vergebens, für die Angeklagten zu sprechen. Kräftige böhmische Weiber griffen die Sträubenden an, das Landvolk mit Sicheln und Stangen umgaben den Trupp, und die Polizei-Beamten führten ihre Gefangenen über das Gebirge nach der nächsten Stadt. (Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Einer türkischen Frau war in der Nacht ihr Esel gestohlen. Sie klagte darüber. Der Sultan ließ sie kommen und warf ihr vor: „Warum bist Du eingeschlafen?" — Die Frau antwortete: „Weil ich glaubte, Deine Hoheit wache für mich!" — Der Kaiser schwieg und bezahlte den Esel.

Dt.

Spanische Sprüchwörter.

(Nach Refranes o proverbios Espannoles. 1806.)

6.

Finden ist besser, als graben,
Wissen ist besser als haben.

7.

Hinter Mauern und hinter Hecken
Mußt du nie dein Geheimniß entdecken.

8.

Wäre Thorheit ein Schmerz,
Klagte man allerwärts.

9.

Wer seinen Hahn allein verzehrt,
Der sattl' auch ganz allein sein Pferd.

10.

Ein schöner dickbelaubter Baum
Giebt breiten Schatten, guten Traum.

11.

Das ist der einzige Rath,
Welcher dir Frieden verheißt:
Sage nicht, was du weißt,
Richte nicht Anderer That.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Auch hier hat die Lithographie die willkommenste Aufnahme gefunden. Der Buchhändler Ruchart besitzt unstreitig die größte und beste lithographische Anstalt in unserer Residenz; nächst ihm hat der Kupferstecher Beggrow die meisten Beschäftigungen in dieser neuen Kunst. Er gab im verwichenen Jahre mehrere lithographische Hefte für den Unterricht im Zeichnen heraus, sie fanden starken Abgang und werden selbst in mehreren öffentlichen Erziehungs-Anstalten mit dem besten Erfolg gebraucht. Jedes Heft enthält sechs Blätter, die stufenweise von leichteren zu schwereren Gegenständen übergehn; der Jahrgang kostet 36 Rubel Banco. Auch giebt Hr. Beggrow jetzt, im Verein mit einigen andern Künstlern, Ansichten von Petersburg und seinen herrlichen Umgebungen heraus. In jedem Monat, vom ersten Januar d. J. an, erscheinen zwei Blätter in großem Format. Schon sind im Besitz des Publikums sechs solcher Ansichten, die, der Versicherung von Kennern zufolge, der Geschicklichkeit und dem Eifer der Künstler alle Ehre machen. Sie geben Ansichten unseres großen National-Theaters im Winter, des Sommergartens und der Börse, der Isaaks-Kirche, wie sie einst nach einem neuen Plane und dem zufolge ausgeführten Bau werden soll; der neuen Brücke über die Newa und des herrlichen englischen Kais; der Admiralität (ein seit vier Jahren erst ganz vollendetes imposantes und prachtvolles Gebäude), des Winter-Palais und der Kasanschen Metropole. Der Subscriptions-Preis für die ersten drei Monate ist 75 Rubel B.; diesen findet Referent viel zu hoch und aus der Rücksicht, glaubt er, möchten diese Ansichten, so schön, sauber und genau sie auch übrigens dargestellt sind, wenige Käufer finden. — Im Laufe dieses Winters hat sich hier in Petersburg eine kunstliebende und kunstschützende Gesellschaft gestiftet; jedes ihrer Glieder erlegt eine bestimmte Summe Geldes, die als Fond zur Begründung eines Kapitals deponirt wird. Sie beabsichtigt, dürftige junge Künstler hinlänglich zu beschäftigen, ihnen eine anständige Subsistenz zu gewähren und sie den drückenden Nahrungssorgen zu entziehen. Alle Einnahme, die der Verkauf der von ihr heraus gegebenen Arbeiten gewährt, kommt zum Kapital und dieses wird einzig zur Aufmunterung armer Künstler verwendet. Auch diese Gesellschaft liefert lithographische Ansichten von Petersburg und seinen Umgebungen in Heften, jedes zu vier Blättern, die weit wohlfeiler als die Beggrowschen sind und daher wohl diesen den Vorrang abgewinnen möchten. Das erste Heft ist erschienen und enthält: das Winter-Palais von der Newa-Seite mit der Eremitage; die neue Brücke, das See-Hospital und eine Bastion der Festung sind gleichfalls auf diesem Blatte sichtbar; die Börse nebst ihren Leuchtthürmen und deren Umgebungen; das Jungfern-Kloster (woselbst das größte weibliche Erziehungs-Stift, unter der huldreichen Direktion der Kaiserin Maria stehend, sich befindet); die Insel Christoph, in der allgemeinen Volkssprache gewöhnlich Christowsky-Ostrow genannt, ein Landeigenthum der Fürstin Beloselsky, nur wenige Werste von der Stadt entfernt. Seit vielen Jahren schon ist dieser Ort im Sommer an schönen Tagen fortwährend, vorzüglich aber an Sonn- und Feiertagen das wahre Rendezvous unserer Petersburgischen schönen Welt. Ein großer, freier, runder Platz, umgeben von einem Theil des Newa-Stromes, von nahen Gehölzen und einer Menge Landhäuser, ist zu öffentlichen Spaziergängen eingerichtet worden. Alle Stände der Gesellschaft, von den höchsten bis zu den niedrigsten, im buntesten Gemisch, fern von allem Gepränge und gesellschaftlichem Zwang, siehet man hier die Revue passiren. Die höheren Stände vergnügen sich nur durch Conversation und Promenaden, die niederen durch Theilnahme an mannigfaltigen Volksbelustigungen, deren es hier eine Menge giebt. — Jene lithographischen Ansichten sind in großem Format und farbigem Umschlag, begleitet mit einer kurzen Erklärung in russischer und französischer Sprache, von dem Akademiker Galaktionow und Hrn. Chiflairs heraus gegeben. Jedes Heft kostet 10 Rubel. — Hr. Satzenhoven, ehemaliger sehr beliebter Akteur unseres deutschen Theaters, hat nun dem ferneren Dienst in Thaliens Tempel förmlich entsagt, um sich einem vielleicht dankbareren Fache in der Zukunft zu widmen. Er legt eine lithographische Noten-Druckerei an; die erste dieser Gattung in unserer Residenz. — Hr. Drouet, erster Flötist in der Kapelle des Königs von Frankreich, bezauberte während den großen Fasten durch sein außerordentliches Talent unser Publikum, welches sich so zahlreich zu seinen Conzerten einfand, daß stets alle Billets zu dem sehr geräumigen Lokal unseres großen National-Theaters vergriffen waren. Alle enthusiasmirte dieser große Künstler durch sein Spiel, durch die Anmuth seines Vortrags und die unbegreifliche Fertigkeit und Leichtigkeit in seiner Kunst. Er hatte das Glück, auch vor den beiden Kaiserinnen zu spielen; und die Kaiserin Maria ließ ihm, zum huldreichen Beweise, wie sehr sie sein Talent schätze, einen prachtvollen Ring überreichen. Einige Tage vor der Marter-Woche reisete Hr. Drouet von hier nach Moskau, wo gleichfalls — wie sonst, auch jetzt — während der Fasten eine große Menge der ausgezeichnetsten Künstler sich versammelt hatten und Conzerte gaben. Doch Alle übertraf Drouet. Derselbe stürmische Beifall, derselbe hinreißende Enthusiasmus folgten ihm von hier auch dahin; ganz Moskau und die Bewohner der benachbarten Umgegenden strömten zu seinen Conzerten, Alles erschöpfte sich im Lobe seines unbegreiflichen Talents. Am 20sten April alten Styls gab Hr. Drouet — nach der Rückkehr von Moskau — sein letztes Conzert hier in Petersburg; es fand statt im Lokal unsers deutschen Theaters; empörend waren aber die Preise, die Hr. Drouet festgestellt hatte, und bewundern muß man die Nachsicht unserer Regierung, daß sie den fremden Künstlern, selbst wenn sie auch zu den außerordentlichsten Genies gehörten, eine solche diktatorische Willkühr erlaubt. Das ganze Conzert währte nur eine Stunde, und der Preis einer Loge ersten Ranges war 100 Rubel B., einer Loge zweiten Ranges 50 Rubel, eines Lehnstuhls in den ersten vier Reihen 25 Rubel. Bis hieher hatte unser Publikum die Erlegung eines so ungeheuren Tributs für so momentane Genüsse nicht gekannt! — Hr. Drouet selbst spielte nur mit in einem Flöten-Conzert und einer für die Flöte variirten Arie, von ihm componirt, die beide den außerordentlichsten Beifall fanden; dennoch ergötzte er das Publikum vielleicht nur höchstens eine Viertelstunde, mithin waren die erwähnten Preise immer eine ungeheure Brandschatzung für so kurzen Genuß, um so mehr, da alle andern neben ihm Auftretenden das Publikum nur langweilten. Referent, selbst Dilettant in der Musik, wurde indessen von seinem Spiel hingerissen; Kunsterfahrene, die seine früheren Conzerte besucht hatten, gestanden aber: daß sie in dem gegenwärtigen nur die Wiederholung der früheren, nicht das mindeste neue gehört hätten. Dieser Umstand scheint freilich die lichte Glorie des Künstlers ein wenig zu beschatten.

B.

Ein Hr. Blasis hat ein Werk „über den Tanz" heraus gegeben. Er beklagt sich bitter darüber, daß die Franzosen zwar alles Andere in der Vollkommenheit haben, nur keinen ernsten Tanz; und doch, sagt er, wär' es ein leichtes, uns dies zu verschaffen. Der Minister, der die Oper mit in seinem Departement zu verwalten hat, darf nur in seinem Budget den Artikel hinzufügen: für die Schule der ernsten Tänze! und er kann gewiß seyn, daß die Franzosen, die Alle so gern tanzen, auch gewiß gern die Violinen dafür bezahlen! — Weiter unten sagt er: die meisten Menschen glauben: man tanze mit den Beinen. Wie thörigt! Der schlechte Tänzer nur tanze mit den Beinen, der gute Tänzer mit den Armen. Der Tanz soll das Herz ergreifen, und offenbar reden die Arme wohl besser als die Beine zum Herzen. Ihre Bewegung ist also die Hauptsache, die der Beine nur Nebensache. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 9. Juni. 92stes Blatt.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

9.

Ich stand wie eingewurzelt und wußte nicht, was ich thun, was lassen sollte. Gewiß war, daß mir die ganze Gesellschaft keinesweges gefiel, und ich absonderlich eine gewisse Unwahlverwandtschaft gegen die Gelbschnäbige empfand. Waren die ihnen vorgeworfenen Beschuldigungen gegründet, so befanden sich die schönen Geister gewiß in den besten Händen. Aus diesen Zweifeln riß mich Graumännchen, welcher bellend mich am Rock zupfte und gerades Weges nach der Schneekoppe zulief. Wie schon gesagt, ich war ihm zu folgen gewohnt auch in andern Fällen, wie viel weniger sollte ich jetzt anstehn, da ich gar nicht wußte, wohin? — Ich schlenderte langsam über die nun ganz trockene, duftende Wiese dem Berge zu. O wie herrlich lag Alles in heiterer Morgenfrische! Die fernen Flächen, Gründe, Wälder und grünen Wiesen schienen neu zu athmen im lieblichsten Farbenwechsel, selbst der kahle Steinhaufen, welcher die Koppe bildet, schien zu leben, obgleich nichts von Leben darauf war. Höchst selten besteigt man ihren Gipfel, ohne daß der beständige Luftzug — sey es auch nur ein kleines — Wölkchen vorüber weht, und mit dessen Schleier ganze Länder verdeckt. Wie war mir daher zu Muthe, als ich oben stand und das reinste Azur, so weit ich um mich, so weit ich in die Höhe sehen konnte, den Himmel bekleidete. Schlesien, Mähren, Böhmen, die sächsischen Lande lachten friedlich zu meinen Füßen. Die feierlichste Stille wurde nur von dem Glöckchen irgend einer Kuh, welche sich auf den Nebenbergen zu hoch gewagt hatte, unterbrochen; ich selbst wagte keinen Laut von mir zu geben.

Jetzt erst bemerkte ich, daß am Felsrande, der böhmischen Seite zugekehrt, Gegebaden auf dem Steinboden lag. Er stützte sich auf seinen Ellbogen und schien, was ich nie an ihm bemerkt hatte, über wichtige Dinge nach zu sinnen. Ich merkte wohl, daß er mich sah; es ward mir aber auch deutlich, daß er gar nicht viel daraus zu machen schien, sondern, unachtsam seines Herrn, den eigenen Gedanken freien Spielraum gab. Endlich hob er den Kopf auf und sagte: „Hab' ich nicht mein Wort gehalten? Siehst Du nicht mehr, als jemals Einer hier gesehen hat?" — Ich erwiederte: daß ich mich außerordentlich freute und wohl befände. — Das Männchen lachte recht hämisch und sagte: „Ich aber freue mich nicht außerordentlich, sondern ärgere mich ordentlich." — Damit ergriff er eine Hand voll Steine und schleuderte sie mit wahrem Ingrimm nach der Gegend der sächsischen Lausitz zu, und eine Anzahl noch größerer Steine nach Osten, wo im fernen Dunstkreise Breslau's Elisabeth-Thurm, dem bewaffneten Auge vielleicht entdeckbar, lag. Nie hatte ich Steine weiter schleudern sehen: so weit mein Auge folgen konnte, sah ich sie noch hoch in der Luft.

„Weißt Du, wer ich bin?" fragte mit einem Mal heftig aufstehend, mit grimmigen Blicken und gluthrothem Angesicht, der Weber. Er ergriff ein ungeheures Felsstück, größer als ich, und warf es mit einem

Stoße in den tiefen Abgrund nach der schwarzen Koppe zu, so daß es im Fallen die mächtigsten Fichten nieder riß. Mich überfiel ein Schwindel, als der kleine Webersmann sich zu einer Riesengröße erhob und mit Elephanten-Stimme mir zurief: „So wie den Stein könnte ich Dich in alle vier Welttheile schleudern, wenn mir die Lust ankäme, denn ich bin Rübezahl!“ — Ich bin nicht abergläubisch, aber mit einem solchen Wesen ganz mutterseelenallein zur Morgenstunde auf der Koppe zu stehen und nicht erschrocken zu seyn, dazu gehört eine andere Natur als meine. Mir verging der Athem. — „Nun, nun! fürchte Dich nur nicht!“ sprach Rübezahl besänftigend, indem er wieder zum Weber Segebaden zusammen schrumpfte — „Dir will ich ja nichts thun, Du kennst mich ja und hast ein recht niedlich Mährchen von mir geschrieben, auch mich recht gut in der albernen Gesellschaft vertheidigt. Aber gegen wen ich zornig werden kann, das sind Eure verwünschten Dichter, die mich im Leben nicht gesehen, und weil sie meinen Namen gehört haben, glauben, daß sie Alles mir unterschieben können, was sie im verrückten Gehirn sich erdenken von Geistern oder Gespenstern. Es ist um aus der Haut zu fahren, wenn ich lesen muß: wie ich irgendwo empfindsam oder großmüthig, oder aufopfernd gewesen bin. Es fehlte nur noch, daß sie mich schilderten: wie ich bei Mondenschein auf dem Kamm des Riesen-Gebirges entlang ginge und verliebte Seufzer oder Nachtgedanken ausstieße. Eben habe ich eine kleine Steintracht solchem Dichter zugeschickt, dem Ernst von Houwald, nach der Lausitz. In seinem niedlichen Mährchen vom Hofnarren Jakob Thau in Bolkenhayn weiß man zwar nicht recht: ob ich's bin oder ob es nur ein verkleideter Herzog ist, der darin zum Vorschein kommt; aber auf jeden Fall hat er mich so falsch gezeichnet, daß er es wohl verdiente, daß ich ihm wenigstens ein Wagenrad bräche, wenn es ihm wieder mal einfiele, ins Gebirg zu kommen.“ — Rübezahls Freundlichkeit machte mir Muth, und um diesen zu zeigen räusperte ich mich und fragte: „Aber was hat Dir Breslau gethan?“ — Der Berggeist lächelte bitter: „Hast Du wohl gesehen, wie ich auf dem Kamm vorhin die Grenzsteine fort geworfen habe? Hätte ich Blut, so könnte's mich schon bis ins Blut ärgern, wenn sie auch nur auf der Oberfläche sich in mein Eigenthum theilen. Aber seit in Breslau die Universität errichtet, ist's gar nicht mehr zum Aushalten; da kommen die gelehrten Professoren und berechnen mir Zoll um Zoll mein Fleisch und Bein. Sie theilen chemisch mein Eingeweide und zerlegen's, ohne es an zu sehen, in Granit, Basalt und Porphyr-Adern. Sie zerschneiden mein Reich und ziehen sich Grenzen darin nach Belieben. Ist es da nicht ganz natürlich, daß ich ärgerlich werde und solchem Raumer oder Steffens ein Paar Kiesel an den Kopf wünsche?“ — Ich fand natürlich Alles sehr natürlich und lobenswerth.

„Also“ — begann ich, um hinter Worten meine Beklommenheit zu verbergen — „also Musäus allein hat Dich ganz richtig begriffen und in seinen Erzählungen geschildert, erhabener Berggeist?“ — Es fehlte nicht viel, so hätte ich einen Backenstreich von seiner dürren Hand bekommen: „Ja, richtig!“ war die Antwort, „bis auf seine Behauptung: daß ich mich ärgerte bei der Benennung Rübezahl. Im Gegentheil ist dies der einzige mir liebe Name; ich kann den nichtssagenden allgemeinen Namen Berggeist nicht ausstehen, und erst gar nicht das Beiwort „Erhaben“. Ich habe einmal Rüben gezählt, und schäme mich nicht, zu gestehen: daß ich einmal ein Narr gewesen bin, würde mich aber schämen, wenn ich es verbergen wollte.“ — Ich lobte den Rübezahl, daß er gerad und offen über solche Vorurtheile Herr geworden. — „Aber Rübezahl!“ — so fuhr ich fort, indem ich die selten erlangte Gunst schnell geltend machte — „ist der von mir in der Koppe angeführte Grund, womit ich Deine so lange Abwesenheit zu rechtfertigen suchte, der wirklich richtige, oder weshalb hast Du so viele Jahrhunderte verstreichen lassen, seit Du die Oberwelt mit Deiner Gegenwart zum letzten Mal beglückt hast?“

10.

Der Geist ließ seinen Kopf sinken. Nach einer Weile begann er mit fast trauriger Stimme: „Die Welt ist für mich zu kultivirt geworden. Du wirst an mir bemerkt haben, daß ich von ziemlich rohen Sitten bin: es sind die Sitten des guten schlesischen Urvolkes vor etlichen hundert Jahren, und sie paßten auch damals allenfalls in die gebildeteren Cirkel. Himmel, wie anders ist es seit der Zeit geworden! Obgleich ich selbst ein purer Geist bin, muß ich mich doch schämen, wenn ich mit meiner Bildung unter die Geister, sey es auch nur der Krämer in den Landstädten, trete. Du hast gesehen, welche erbärmliche Rolle ich unter Deinen Berlinern gespielt habe. Ich lese zwar unten alle Zeitschriften und kaufe mir die besten Bücher; aber eine recht ordentliche Bildung will doch nicht zum Vorschein kommen. Vielleicht liegt's darin, daß ich mir von den Büchern nur die Wiener Nachdrücke bei meinen Finanzen, die mir jetzt keine Anleihe gestatten, anschaffen kann.“ — Ich erwiederte: „Rübezahl, dies kann nicht der wahre Grund seyn. Bekanntlich hast Du, nach Musäus, noch in den neuesten Bade-Gesellschaften eine glänzende Rolle gespielt. Und Deine angeborne Lust, die Leute zu foppen, verkleidet umher zu streifen und allerhand muthwillige Streiche an zu fangen, läßt sich nicht durch falsche Schaam bezwingen. Der angeborne Geist siegt überall. Weshalb streifst Du nicht mehr

über das Gebirge hinaus in tausend Gestalten und quälst und belustigst die Reisenden und Anwohner? — Sage den wahren Grund!" — „Die Flügel sind mir beschnitten!" seufzte Rübezahl. — „Wie? dem mächtigen, unabhängigen Berggeist?" — „Ich habe dir spanische Constitution beschworen." — „Ist's möglich?" fuhr ich auf. „Also bis in das Reich der Geister ist dieses Meisterwerk des menschlichen Geistes gedrungen! Und wie weit hast Du die Constitution angenommen?" — „Ohne alle Modificationen!" erwiederte Rübezahl. „Wasser-, Erd-, Luft- und Feuer-Geister sind gleich geworden — die Geister haben keinen Vorzug mehr! — Aber komm einmal hinunter in mein Reich; Du mußt es Dir jedoch nicht gar zu herrlich vorstellen. Die guten alten Zeiten sind nicht mehr und mögen auch wohl nie gewesen seyn. Solche Pracht und Wunderdinge, als Ihr sie in Tieks „Eisen" oder in Ernst Schulze's „Cäcilie" lesen könnt, giebt's nirgends unten. Wir müssen so gut, als Ihr oben, arbeiten, nur ein bischen mühsamer, weil wir, statt durch Luft, durch die dickere Erde zu gehen haben." — „Aber es giebt doch noch viel köstliche Edelgesteine und Gold- und Silber-Adern unten?" fragte ich. — „Nun, es hält sich!" war die Antwort. „Das Gold und Silber müssen wir recht mühsam zusammen klauben; und die Edelsteine, namentlich alle grünen, sind gar selten geworden; denn wie Dir aus dem Ernst Schulz bekannt ist, werden sie unten in der Schmiede künstlich verflüchtigt, damit im Frühling oben mit der Mixtur Alles grün kann angestrichen werden. Wenn die Welt noch lange steht, möchte die grüne Farbe ganz ausgehen, und es könnte wohl noch kommen, daß wir die rothen Edelsteine einschmelzen müßten, und daß mal im Frühling Alles roth aufginge, wie es schon Lessing irgendwo gewünscht hat." — „Daher sind auch jetzt" — bemerkte ich — „die schlesischen Chrysopraße so selten geworden." — „Eine Zeit zum Erbarmen!" stöhnte Rübezahl, und führte mich, geschickt vorwärts schreitend, nach dem sogenannten Teufelsgrunde zu. Es war eine gefährliche Partie, und ich hatte gar keine Lust, mir um Nichts den Hals zu brechen. Deshalb sagte ich: „Aber ist es Dir nicht gefällig, dem Berge zu befehlen, daß er sich spalte und wir, sanft von den Armen Deiner Gnomen getragen, unten in Deinem Palast ankommen?" — Der Berggeist antwortete: „Das ging wohl sonst an, aber jetzt nicht mehr. Jetzt muß Alles, was noch von Wundern passiren soll, so eingerichtet seyn, daß es allenfalls natürlich erklärt werden könnte. Darum bin ich auch gestern Nacht nicht plötzlich zum Dach hinaus verschwunden, sondern ich schwang mich mit Beihülfe meines Zopfes, in welchen eine magnetische oder elektrische Kraft sich hinein denken läßt, über die Dachsparren. Komm nur und fürchte Dich nicht!" — Wir hielten still an einem wilden Fels-Abhange, den vor mir schwerlich der Fuß eines Menschen betreten hatte. — Rübezahl klopfte mit einem Schlüssel drei Mal an einen verwitterten Granitblock, der sogleich sich von der Erde löste und uns in einen dunkeln engen Schacht eingehen ließ. (Die Fortsetzung folgt)

B u n t e s.

In der Literatur suchen immer die Menschen, die nichts thun und nichts thun können, am meisten denen zu schaden, die etwas thun und etwas zu thun vermögen.

Ein alter Volks-Redner machte die Bemerkung: „Das Wort Geist heißt rückwärts stieg; möchte man doch darin stets eine Andeutung finden, daß der Geist nicht fallen dürfe. — So hat auch das Wort Greis dieselben Buchstaben wie Sieger, welches darauf hinweist, daß nur am Schlusse des Lebens der Kampf aufhört, ein seliger Friede beginnt."

Solon verordnete bekanntlich: daß in unruhigen Zeiten jeder Bürger sich für eine oder die andere Partei erklären müsse. Ein ähnliches Gesetz wäre auch bei unserer Abgeschliffenheit wünschenswerth: weil sich die guten Bürger in der Regel zu passiv verhalten, wenn es irgendwo der Händelsucht einfällt, sich sogar in Staatssachen zu mengen.

Erasmus gab dem Andreas Ammonius folgende Regeln für das Leben: „Fürerst thu' alle Schaam von dir; mische dich in jede Angelegenheit, wo du Vortheile mit Andern theilen kannst, und daneben verdränge, wen du zu verdrängen vermagst, damit dein Antheil vom Nutzen größer werde: denn nur dein Vortheil muß dein Zweck seyn. Gieb freundliche Mienen vollauf, um nichts Anderes geben zu dürfen; habe immer zwei Sennen auf dem Bogen. Laß' es scheinen, als reiße man sich in der Ferne um dich, und steigere durch Briefe mit großen Versprechungen deinen Werth in der Nähe." Man wird aus diesen Regeln bemerken, daß die Zeiten und die Menschen sonst waren, wie jetzt.

Bei einer Gasterei zu Athen suchten verschiedene Gaukler und Schalksnarren die Gäste zu belustigen. Alles lachte überlaut, nur Anacharsis nicht. Als aber hierauf ein Affe zum Vorschein kam, verzogen sich auch seine Mienen zum Lächeln. Man wollte wissen: warum er nur die seltsamen Grimassen des Thieres belache? „Weil sie Natur sind!" entgegnete der Philosoph. — Solch ein Unterschied wird auch bei unsern jetzigen Lustspielen bemerkt; während die Menge das Lachen ausschüttet, kann der Gebildetere oft zu keinem Lächeln kommen, und eher noch wird es ihm schmerzlich, wenn er bedenkt: worüber er lachen hört.

Der große Bischof zu St. Pacien sagte einst mit Würde: „Christ ist mein Name, Katholik nur mein Beiname!" Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Einer unserer gelehrten Senatoren, der Doktor der Rechte, Heinrich Hanker, ein Mann, der mannigfache Verdienste hat um unsern kleinen Staat, ist aus dem Senat getreten, weil ihn Alter und Schwächlichkeit daran verhinderten, fernerhin in den Sitzungen desselben zu erscheinen; eine solche Abdankung ist sehr selten bei uns, denn gewöhnlich lassen sich die Senatoren nur durch den Tod von ihrem Posten rufen. — Die große heroische Oper: „Fernand Cortez oder die Eroberung von Mexiko", in drei Aufzügen, aus dem Französischen des Jouy von Castelli übersetzt, Musik von Spontini, ward am 18ten Mai zum ersten Mal und am 21sten wiederholt, mit außerordentlichem Aufwand gegeben. Alles was der beschränkte Raum unserer Bühne zuließ, war von Seiten der Direktion geschehen, um diese Oper glänzend zu machen; das Orchester war stark besetzt und trefflich, die Gesang-Partieen waren wohl vertheilt und gut einstudirt, das Costum passend und brillant, wie die Dekorationen; auch die Tänze machten sich, trotz der überfüllten Bühne, ganz gut. Bei solchen Stücken ist es wahrhaft zu bedauern, daß unser Theater nur einen so kleinen Bühnen-Raum darbietet, und bei solcher Musik, daß unsere Chöre so schwach und dadurch so schlecht seyn müssen. Die Musik dieser Oper ist überaus pompös und geräuschvoll, aber keineswegs zum Herzen dringend, fand daher auch im Allgemeinen nicht den Beifall, als die manchen älteren und neueren Opern, namentlich „Tankred", „Titus" u. s. w. — Die Vorbereitungen zu dieser Oper verhinderten in der letzten Zeit das Einstudiren anderer Stücke; auch sind mehrere vorzügliche Mitglieder unserer Bühne entweder verreist oder der bösen Morbona in die Hände gefallen, so daß man sich mit einigen älteren Produktionen der vaterländischen Muse behelfen mußte. Im „Augenarzt" zeichnete sich Hr. Direktor Herzfeld so sehr aus, daß er hervor gerufen ward. Man erwartet jetzt mit einiger Ungeduld die erste Erscheinung des jungen Herzfeld auf dem hiesigen Theater. Herr Direktor Herzfeld hatte kein Mitglied seiner zahlreichen Familie für die Bühne bestimmt, auch waren seine beiden ältesten Söhne auf angesehenen Comptoiren angebracht; aber der Künstlertrieb ward in dem einen derselben so lebhaft, daß er dem Vater unaufhörlich darum anlag, sich der Kunst weihen zu dürfen, welches ihm endlich gestattet ward. Der junge Mann verbindet ein sehr interessantes Aeußere mit feinen Sitten und angenehmer Bildung, daher haben wir uns viel von ihm, zumal unter der Leitung des so ausgezeichneten Vaters, zu versprechen. — Die Gastspiele des Hrn. Mayer, vom Hof-Theater zu Karlsruhe, haben nicht den ungetheilten Beifall gefunden, den man für sie, nach andern Nachrichten, zu erwarten berechtigt war. Seine schöne Gestalt imponirte, aber nicht so ganz sein Spiel. — Demois. Braun hat in aller Stille unser Theater verlassen, um einem andern Engagement zu folgen; sie befindet sich gegenwärtig in Copenhagen, um dort Conzerte zu geben; wir sind begierig, welche Aufnahme sie in jener kunstliebenden und kunstverständigen nordischen Hauptstadt finden, und ob man dort die Mängel ihrer Stimme und ihres Vortrags übersehen oder tadeln wird. — Das erste Conzert der Signora Borgondio was nicht eben stark besucht, aber doch brillant; denn unsere Damen und Herren hatten sich überaus dazu geschmückt, wie es denn hier überhaupt die Sitte der Tonangebenden ist, nachlässig gekleidet oder doch wenigstens ungeputzt ins Schauspiel zu gehen und sich zu den Conzerten glänzend zu schmücken. Signora Borgondio besitzt eine reine Contra-Altstimme und einen süßen Wohllaut, der wahrhaft zum Herzen der Zuhörer sprechen muß; auch erhielt sie den ungemessensten Beifall von der Versammlung. — Unser „Briefträger", ein sehr obscönes Blatt, hat seinen Titel geändert und nennt sich jetzt „Neuigkeitsträger"; dies kömmt mir ohngefähr so vor, als wenn ein bankerottes Haus, wie hier geschehen muß, eine andere Firma annimmt, um fort zu handeln. Diese Blätter sind wahres Gift für die Volkssittlichkeit, und da wir Deutschen doch einmal Preß-Beschränkungen haben, sollte der Staat solchen Schriften das Imprimatur versagen, was aber leider! nicht geschieht. Es strömen in einer großen Stadt aus allen Gegenden so viele Menschen zusammen, die dort leben wollen, ohne etwas zu haben, worauf sie ihr Fortkommen begründen können; diese sind eine Pest für die Sittlichkeit, denn sie greifen zu Allem, um die Anforderung des Magens zu befriedigen; sie schwindeln, kuppeln, advociren und schreiben unsittliche Schriften, wenn sie irgend Talent dazu in sich verspüren. — In einem Privat-Garten, bei dem Hrn. Webse, sind zwei große Feigenbäume — gegen eine freiwillige Gabe zum Bau des Krankenhofes — zu besehen gewesen, von denen jeder mehr als 200 Früchte trug; diese außerordentliche Fruchtbarkeit der Feigenbäume, welche **nicht** im Treibhause gezogen worden, leiten auf die Idee: daß es uns wohl gelingen möchte, diese Frucht bei uns einheimisch zu machen, wie man es früher mit den Kirschen, Pflaumen und Aepfeln machte, die bekanntlich aus Asien herstammen und darum nicht minder gut bei uns gedeihen. Sa.

London. Wir haben hier einen Todesfall, der allgemeine Trauer erregt, ohngeachtet die Verstorbene 82 Jahre zählte. Hesther Salisbury, verwittwe(?) Thrale, verwittwete Piozzi, des berühmten Johnson vieljährige vertrauteste Freundin, Verfasserin einiger schätzbaren Schriften, unter anderen der Anekdoten aus dem Leben Sam. Johnsons, ihres Lehrers und Freundes, starb vor einigen Tagen nach kurzem Krankenlager. Sie hatte in Johnsons Augen nur einen Fehler, nämlich ihren Mann, Hrn. Piozzi und dessen Namen, den Johnson nie über seine Zunge brachte; er nannte sie bis an seinen Tod — Mistriß Thrale. — Ein Hr. Vernon hat neulich eine Schmetterlings-Jagd angestellt, indem er einen seltenen Buttervogel (butterfly) 9 englische Meilen weit verfolgte, bis er ihn endlich haschte und aufspießte. Das nenn' ich Ausdauer! — Eines unserer Journale sagt: die Sekte der Carbonari könne so wenig wirken, als etwa Studenten, denen es einfiele, zu dekretiren: Homer habe die Aeneis gedichtet. — Der Prozeß, welchen Lord Byron über die (von ihm in der Vorrede verbetene) Aufführung seiner Tragödie „Marino Falieri, Doge von Venedig" führt, scheint politischen Grund zu haben. Der Inhalt des Trauerspiels ist zu manchen Deutungen und Anspielungen geeignet, die sich auf den letzten großen Prozeß der Königin und auf die Begebenheiten des Tages anwenden lassen, und sowohl von den Oppositions- als von den ministeriellen Journalen wirklich schon aufgefaßt und benutzt worden sind. Dennoch geht „Marino Falieri" seinen Gang und findet unverminderten Beifall. Daß es hier dem Lord Byron nicht auf einen Geldvortheil ankommt, sondern daß er politische Umtriebe hat, oder vielleicht auch nur Schein-Widerstand aufstellt, scheint uns klar. — Die Selbstmorde sind hier so häufig, daß sie kaum in den öffentlichen Blättern angezeigt werden. Jedesmal erfolgt eine Untersuchung, jedesmal wird der Spruch einer Jury eingeholt: ob der Selbstmörder die Strafe des Pfahls durch den Leib und der Verschüttung in die Grube, oder ehrliche Beerdigung verdiene? — und jedesmal wird zur Antwort gegeben: er habe sich in einem Anfall von Wahnsinn entleibt. Sollte nicht endlich einmal dieses Possenspiel der Untersuchung und des Geschwornen-Urtheils eingestellt werden? — Noch ganz neulich brachte sich ein Dienender durch einen Schuß um das Leben. Er hatte Mittags bei der Tafel aufgewartet, war dann in die Küche gekommen, hatte mit der Köchin vernünftig und ruhig gesprochen, ging von da in die Speisekammer, lud das Pistol, hielt es einem kleinen Mädchen, das ihm durch das Gartenfenster zusah, vor, um es zu verscheuchen, und erschoß sich die Minute darauf. Und von einem solchen Mann hieß es dennoch: „Er starb durch eigenmächtige Handlung, in einem Anfall von Wahnsinn." E.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 11. Juni. 93stes Blatt.

Poetische Ausstellungen.

V. Die Brautnacht.

Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?
Blutfinst'rer Gesell, was zögerst du noch?
Schon sitze ich harrend im Kämmerlein traut,
Und Mitternacht naht schon — es fehlt nur die Braut.

Viel schauernde Lüftchen vom Kirchhofe weh'n:
Ihr Lüftchen, ey! habt Ihr mein Bräutchen gesehn?
Viel blasse Larven gestalten sich da,
Umknixen mich grinsend, und nicken: O ja!

Pack' aus, was bringst du für Botschafterei,
Du schwarzer Schlingel in Feuer-Livrei?
Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachen-Gespann.

Du herzlieb grau Männchen, was ist dein Begehr?
Mein todter Magister, was treibet dich her?
Er schaut mich mit schweigend trübseligem Blick,
Und schüttelt das Haupt und wandelt zurück.

Was winselt und wedelt mein zott'ger Gesell?
Was glimmert Schwarz-Katers Auge so hell?
Was heulen die Weiber mit fliegendem Haar?
Was lullt mir Frau Amme mein Wiegenlied gar?

Frau Amme bleib heut' mit dem Singsang zu Haus,
Das Eyapopeya ist lange schon aus;
Ich fei're ja heute mein Hochzeitfest —
Da schau mal, dort kommen schon zierliche Gäst'.

Da schau mal! — Ihr Herren, das nenn' ich galant,
Ihr tragt statt der Hüte die Köpf in der Hand!
Ihr Zappelbein-Leutchen im Galgen-Ornat,
Der Wind ist still, warum kommt Ihr so spat?

Altbesenstiel-Mütterchen wackelt dort schon:
Ach segne mich Mütterchen, bin ja dein Sohn!
Da zittert der Mund im weißen Gesicht,
„In Ewigkeit Amen!" alt Mütterchen spricht.

Zwölf winddürre Musiker schlendern herein;
Blind Fiedelweib holpert wohl hintendrein.
Da schleppt der Hanswurst, in buntscheckigter Jack',
Den Todtengräber huckepack.

Da tanzen zwölf Kloster-Jungfrauen herein,
Die schielende Kupplerin führet den Reih'n;
Da folgen zwölf lüsterne Pfäffelein schon,
Und pfeifen ein Schandlied im Kirchenton.

Herr Trödler, o schrei dir nicht blau das Gesicht,
Im Fegfeuer nützt mir dein Pelzröckel nicht:
Dort heizet man gratis Jahr aus, Jahr ein,
Statt mit Holz mit Fürsten- und Bettler-Gebein.

Die Blumen-Mädchen sind buckligt und krumm,
Und purzeln kopfüber im Zimmer herum.
Ihr Eulengesichter mit Heuschreckenbein,
Hei! laßt mir das Rippen-Geklapper nur seyn.

Die sämmtliche Höll' ist los fürwahr!
Und lärmet und schwärmet in wachsender Schaar;
Sogar der Verdammniß-Walzer erschallt —
Still! still! nun kommt mein fein's Liebchen auch bald.

Gesindel, sey still oder trolle dich fort!
Ich höre kaum selber mein leibliches Wort —
Ey, rasselt nicht eben ein Wagen vor?
Frau Köchin, wo bist du? schnell öffne das Thor.

Willkommen, fein's Liebchen! wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Pastor! ach, nehmen Sie Platz!
Herr Pastor mit Pferdefüßen und Schwanz,
Ich bin Eu'r Hochwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und bleich?
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;
Wohl zahl' ich ihm theure, bluttheure Gebühr,
Doch dich zu besitzen gilt's Kinderspiel mir.

Knie' nieder, süß Bräutchen, knie' hin mir zur Seit'!
Da kniet sie, da sinkt sie — o selige Freud'! —
Sie sinkt mir an's Herz, an die schwellende Brust —
Ich hielt sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielten uns Beid',
An mein Herze pochte das Herze der Maid;
Sie pochten wohl beide vor Lust und vor Weh,
Und schwebten hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein schwammen im Freudensee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh';
Doch über den Häuptern viel Grausen sich regt,
Da hatte die Hölle die Hand gelegt.

Das ist der finst're Sohn der Nacht,
Der hier den segnenden Priester macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten ist Lästern, sein Segnen ist Fluch.

Und es krächzet und zischet und heulet toll,
Wie Wogengebrause, wie Donnergeroll;
Da blitzet auf einmal ein bläuliches Licht —
„In Ewigkeit Amen!" Altmütterchen spricht.

Berlin. H. Heine.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

11.

Während wir uns drückten und bückten, begegneten wir oft den kleinen Gnomen, welche, wie Bergleute gekleidet, mühsam in kupfernen Wannen das gewonnene Erz und die wenigen Edelsteine, alle noch in glanzloser Hülle, davon trugen; ihre Kleinheit und die funkelnden Augen, welche etwas flüchtiges Licht in die finsteren Gänge warfen, waren ihre einzigen merklichen Eigenschaften. Wo wir an eine Quelle kamen, plätscherte in Forellen-Gestalt ein Wasser-Nixchen. Der Feuergeister gab es sehr wenige; einige fanden wir bei den seltenen heißen Quellen. Sie hatten Feuergabeln in den Händen und rothe Mützen auf dem Kopfe, welche fast wie Jacobiner-Mützen aussahen, doch riß sie jeder Geist ehrfurchtsvoll vom Kopfe, wenn Rübezahl vorüber ging. Sonst habe ich im Ganzen wenig Merkwürdiges dort unten gesehen; das Schauspiel lohnt keinesweges all die Beschwerden, welchen man sich bei solcher unterirrdischen Fahrt aussetzt. Von großem Reichthum war nichts zu sehen, und noch viel weniger von all den Herrlichkeiten, welche Tiek und Ernst Schulz den unterirrdischen Wohnungen der Erdgeister beilegen; fast das einzige Wahre sind die zwergartigen Gestalten der Berggeister.

Als wir vor Rübezahls Wohnung angekommen waren, bat er mich, in seine Bibliothek zu gehen, und dort zu thun, als ob ich zu Hause wäre; denn er müsse auf einige Augenblicke in die Versammlung der Cortes gehen, würde aber bald wieder kommen. Ich bin zwar nicht neugierig, dennoch aber konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, als der Geist in den Versammlungs-Saal hinein gegangen war, mich sacht an die Thür zu schleichen, und durch das Schlüsselloch Alles, was vorging, zu belauschen. Ich sah die deputirten Geister sämmtlich auf Schemmeln von gehauenem Basalt um den Thron herum sitzen. Rübezahl trat herein; er war fast noch kleiner, als er mir in der Gestalt des Webers erschienen, doch edler und besser proportionirt. Er trug ein grünes Kleid, reich mit Lyoner Gold verbrämt, einen Purpur-Mantel, aber eine Krone von ächtem Gold. Die Steine darin schienen mir zwar mitunter böhmisch, aber die Strahlen der Krone, welche in Gestalt von Rüben ringsum standen, ächte Tonase zu seyn. Bei dem Eintritt des Geistes erhob sich Alles von den Schemmeln, sprang mitunter auch auf die Schemmel hinauf, und laut erscholl es: „Es lebe der constitutionelle Rübezahl!" — Darauf trat der Präsident vor den Thron und las eine Adresse ab; da mir aber Alles sehr spanisch und ungenießbar vorkam, ging ich bald wieder fort und schlich mich in die Bibliothek. Ich nahm das erste beste Buch, welches aufgeschlagen auf Rübezahls Schreibpult lag, und las, bis ich einschlief, in Wagner's „Gespenster".

Als ich erwachte, sah ich weit hinaus in eine freie Gegend. Bald erkannte ich die Koppen-Gesellschaft, geführt von den Polizei-Beamten und umgeben von einer großen Menge böhmischer Landleute, welche die armen Gefangenen unaufhörlich neckten und auf alle Weise beleidigten. Mit einem Mal änderte sich die Scene und ich sah mitten in den Markt eines kleinen Städtchens hinein. Die Gelbschnäbige, die Blasse, der Schwarzkopf, der Curländer und der Deutsche wurden zum Thor herein geschleppt, und an der Schandsäule standen zu ihrem Empfange der Bürgermeister und die ehrbaren Stadträthe bereit; ringsum jauchzte auf Dächern und in den Fenstern die Bürgerschaft. — Da rollte plötzlich ein Vorhang nieder und neben mir stand Rübezahl. Er lachte. „Gewiß" rief ich, „hast Du in einem Zauberspiegel, wie er in Fouqué's „Zauberring" vorkommt, mir das ferne Schicksal der Banden-Gäste gezeigt?" — „Nein!" antwortete der Geist, „ein Zauberspiegel ist zu unnatürlich. Du hast durch eine Felsenspalte, in welcher ich ein künstlich Perspektiv angebracht habe, bis in Hoheneib hinein und dort die wirkliche Leidensgeschichte Deiner Bekannten geschaut." — „Erkläre mir, Rübezahl, ob sie ihr Schicksal verdient und wirklich die angeschuldigten Thaten begangen haben?" — „So wenig als Du jetzt in Berlin hinter Deinem Pult sitzest und schreibest, haben sie in Albendorf gestohlen, geliebelt oder Marienbilder beschimpft und Gedächtnißtafeln umgestürzt." — „Und wer hat dies begangen?" — „Kein Anderer als ich, in ihre Gestalt verwandelt." — „Entsetzlich! O ihre Unschuld wird siegen!" — „Ich glaube schwerlich!" sagte Rübezahl,

„auch vor dem besten Richter nicht; denn mehr als zehn Menschen haben mich in der Gefangenen Gestalt in Albendorf und an der Elbe und wo sonst gesehen, und es wird, wie Dir bekannt ist, „durch zweier Zeugen Mund schon allerwegs die Wahrheit kund!" — „O!" rief ich aus, „schon der Justiz wegen sollten alle Zauberkünste verboten seyn, und Geister, welche sich in beliebige Gestalten verwandeln können, auch nicht gegen Lösung eines Gewerbscheins geduldet seyn. Auf! eile mit Deinen hülfreichen Geisterschaaren, befreie die Armen, wie Du einst den armen Sünder in Hirschberg vom Galgen rettetest!" — Rübezahl schüttelte den Kopf und sagte: „Es geht nicht!" — „Warum nicht?" — „Nach der spanischen Constitution darf ich nicht über die Grenze meines Gebiets hinaus ohne besondere Erlaubniß der Cortes; Hohenelb liegt außerhalb meines Gebietes, und die Cortes sind eben aus einander gegangen, um erst in Jahresfrist wieder zusammen zu kommen." — „So ist also jede Rettung unmöglich?" rief ich aus; „könntest Du Dich denn nirgends hinwenden, um restitutio in integrum zu erlangen?" — „Es ist Alles zu weit von hier!" erwiederte Rübezahl, „und überdem der Eid!" — „Wer soll dann die Unglücklichen retten?" rief ich verzweifelnd. — „Wenn Du ein gutes Herz hast, kannst Du es thun!" sagte Rübezahl. — Er führte mich hierauf durch die verschiedensten Kreuz- und Quergänge, bis wir an eine geräumige Höhlung kamen, wo ein finsterer Mann, barfuß und mit aufgestreiften Aermeln, ungefähr wie die Halleschen Halloren, saß. Er hatte ein Sieb in den Händen, und ließ ein Wasser, welches von oben herab kam, hindurch sikern. Er schien um unsere Ankunft sich wenig zu bekümmern und siebte immer fort. „Das ist der Elbgott!" sprach Rübezahl, „ein sehr mürrischer Patron! Ehemals spielte er eine bedeutende Rolle und that doch nichts. Aber Müßiggänger brauchen wir hier unten nicht; darum habe ich ihn bei dem Elbfall angestellt: er muß ihn durch ein Sieb fallen lassen und den Goldsand auf diese Weise auffangen. Es ist das einzige Geschäft, zu welchem man den alten Mann brauchen kann." — Kaum erwiederte der Elbgott den Gruß seines Gebieters. Rübezahl forderte von ihm den gewonnenen Goldsand. Da wurde er sehr ärgerlich und meinte: „Drei Tage habe er ohne Schlaf und fast ohne Essen gesiebt, und nun solle in einer Minute das sauer Gesammelte vergeudet werden!" — Nur zögernd reichte er den Sieb, in welchem ungefähr eine Metze voll Goldsand seyn mochte, meinem Begleiter hin. Dieser gab mir den Sand mit den Worten: „Dies ist das einzige Mittel, durch welches Du Deine Freunde aus den Händen der böhmischen Obrigkeit retten kannst. Wie überall, und unter jeder Constitution, wird auch in Hohenelb das Gold als die souverainste Gewalt verehrt. Ich wünsche, ich könnte Dir mehr geben." — Ich nahm das Gold, meinte aber: man werde mir nicht recht trauen, da Goldsand eine etwas ungewöhnte Münzsorte wäre. Rübezahl stampfte auf den Boden; ein kleiner Gnome erschien. „Bringe das Gold in die Münze!" Der Gnome verschwand, brachte aber nach sieben Minuten zwei Hände voll schöner neugeprägter österreichischer Dukaten zurück. „Ich will nicht hoffen" — begann ich von neuem — „daß ich hier in eine Werkstatt falscher Münzer gerathen bin, daß der Name Rübezahl und der Berggeister nur vorgeschützt wird — wo nicht, ist es immer ein mindestens sehr mißliches Unternehmen, da, nach Allgemeinem Landrecht Theil II. Titel 20. §. 252, das Münzverbrechen —." Rübezahl lachte laut auf: „Sey unbesorgt; meine Münzen sind von ganz eigener Art, und wenn sie einige Zeit im Cours sind, erkennt Jedermann meinen Stempel, und wer betrogen wird, ist selbst daran schuld." — „Nun, ich will es wagen!" rief ich aus, „ich will sie retten!" — „Willst Du's?" lächelte der Berggeist. — „Setzest Du Zweifel in meinen Sinn für alles Rechte und Schöne?" — „Keinesweges!" sprach Rübezahl; „willst Du sie retten unter jeder Bedingung?" — „Unter jeder!" — „Die Natalie Morgana hat Dein Mährchen im Journal rezensirt, und der Schwarzkopf ist's gewesen, der Dir in der Gesellschaft allen Dichter-Beruf abgesprochen hat." Ich stand versteinert, aber Rübezahl lachte laut auf.

(Der Schluß folgt.)

Phantasieen.

Wir leben hier, wie durch einen Schiffbruch auf ein wüstes Eiland verschlagen; wir warten und warten auf ein Schiff, das uns Kunde brächte von einem Lande — aber vergebens; wir klettern auf die kahlsten Felsen, auf die höchsten Mastbäume des gescheiterten Schiffes, um uns nach dem Blau, wenn gleich eines ganz entfernten Landes, um zu schauen — aber vergebens; nur Lucifer und Venus, ihr seyd die zwei Herolde, die uns die Nähe eines herrlichen beseligenden Landes künden!

Nichts erhöhet im Grunde mehr der Freuden Genuß, ja erweckt ihn sogar, als die Vorstellung von dem Jüngling mit der umgekehrten ausgelöschten Fackel, den der Haufe mit dem einsylbigen kalten, ihn zurück schreckenden Namen Tod betitelt; denn um seinetwillen genießt der Kluge, ja selbst der Weise jede Freude doppelt, weil ihm der besagte Jüngling, gleich einem Gnomen, auf der Uhr der Ewigkeit die Kürze der Zeit für irrdischen Genuß, aber ausschließlich nur ihm andeutet.

Zwei Empfindungen ziehen die Menschen zu den Engeln hinauf: Liebe und Verzeihen; zwei ziehen ihn zum Thiere tief herunter: Haß und Rache.

Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Der nunmehr von hier abgereiste Albinos Doudas Blafard oder Nachtmensch hat bei seiner hiesigen Anwesenheit zur Fahne Hymens geschworen. Die zur Gattin Erkohrene ist eine — Köchin, welche aber den Asmodi so trefflich zu spielen verstanden hat, daß der beklagenswerthe Ehemann schon in den Flitterwochen den Entschluß gefaßt haben soll: sich von ihr scheiden zu lassen. Ein wahres Fest für den Janhagel war die öffentliche Copulation dieses Ehepaares in einer der hiesigen Kirchen; letztere wurde von ihm fast gestürmt, man stieg und kletterte darin überall empor und trug sich über den Mann mit dem langen weißen Barte und den kleinen rothen Augen mit den seltsamsten Gerüchten; denn Einige hielten ihn für einen verkleideten Priester, Andere gar für einen Hermaphroditen, noch Andere für einen Eunuchen. Selbst die holde Muse der Dichtkunst wurde bei dieser Gelegenheit von dem, sich hier noch immer aufhaltenden Natur-Dichter Hiller und von dem Mitarbeiter an mehreren literarischen Instituten, Dr. J — t, in Requisition gesetzt, welcher Letztere ein Lied für das Volk im — sentimentalen Ton schlecht genug verfertigte. — Der Kunst-Bereiter Tersu gab, um zuletzt Zuschauer an zu locken, am Schlusse einiger Vorstellungen silberne Uhren, Bestecke u. s. w. durch eine Art von Lotterie preis, und erreichte durch diese Lockspeise seinen Zweck vollkommen. — Auch der Mechanikus Schütz aus Potsdam zeigt fortwährend sein mechanisches Figuren-Theater, nebst Ballets und Transparents. Auf demselben ist besonders die trojanische Prinzessin Helena die Lieblings-Heldin geworden. — Die Bühne ist gegenwärtig geschlossen, weil die Hueaysche Gesellschaft die Sommer-Monate hindurch in den Provinzial-Städten Insterburg und Gumbinnen, und, da sie sich getheilt hat, an beiden Orten zugleich spielt. Im Monat August oder September begiebt sie sich vermuthlich nach Tilsit und kehrt von dort zum 1sten Oktober hieher zurück. In der letzten Zeit ihres Hierseyns lieferte sie viele neue Stücke und recht gerundete Darstellungen. Das Personal, welches Ihnen aus meiner vorigen Correspondenz-Nachricht bereits bekannt ist, hat fast gar keine Veränderung erfahren; jedoch ist in Hrn. Hesselschwerdt's Stelle in Insterburg Hr. Beyer als zweiter Tenorist und Liebhaber engagirt; er war früher Mitglied der — auch hier gastirenden — Döbbelinschen Truppe und erhielt in manchen Rollen Beifall. Für das Theater zeigt das hiesige Publikum im Sommer durchaus gar keine Neigung, und eben darin liegt der Grund, daß in dem großen Königsberg sich so schwer eine stehende Bühne erhalten läßt. Selbst ein Devrient — der kürzlich in Danzig gastirt hat — konnte nicht einmal das hiesige Publikum bewegen, daß selbiges der Direktion das Honorar für seine Gastspiele durch Subscription sicherte, wodurch die Wenigen, welche zu letzterer sich bereit gefunden, den hohen Genuß entbehren mußten, diesen Künstler von neuem hier bewundern zu können. Wer darf es bedeutenden Künstlern daher verargen, wenn sie uns ihren Besuch nicht gönnen wollen? — Vor Kurzem ist hier eine Dampf-Maschine — die erste in hiesiger Provinz — für eine Mahlmühle aus England angekommen. Der viereckige Kessel wiegt 10,000 Pfund. Durch diese Maschine sollen ungefähr 400 Scheffel Getreide zu Mehl von ungewöhnlicher Feinheit in 12 Stunden vermahlen werden, und die Kraft derselben der von zehn Pferden gleich kommen. Fünf und zwanzig Fässer sind allein mit Schrauben und ähnlichem Zubehör angefüllt. Die Mahlsteine bestehen nicht aus einem Stein, sondern sind aus vielen kleinen Steinen auf das künstlichste und schönste zusammen gesetzt. Die ganze Maschine, nebst Allem, was dazu gehört, wiegt gegen 200,000 Pfund und kostet 12,000 Thaler; die Transport-Kosten sollen ungefähr 80 Pfund Sterling betragen. Der Werkmeister ist selbst mitgekommen, um bei dem Aufbauen der Mühle oder vielmehr bei der Aufstellung der Dampf-Maschine zugegen zu seyn und die Behandlung der letzteren zu lehren; er ist auf ein Jahr engagirt und erhält 2 Pf. St. wöchentlich. Da diese Dampf-Maschine die erste ist, welche aus England in Ostpreußen eingeführt worden, so hat die Besitzerin derselben keine Accise-Gefälle dafür bezahlen dürfen; ein Umstand, der ihr freilich sehr zu statten kommt, obgleich Manche zweifeln, daß sie ihre Rechnung durch die Benutzung jener Maschine finden werde, indem dieselben der Meinung sind, daß die Besitzerin die Mühle nicht fortwährend im Gange erhalten könne. — Gegenwärtig werden — zu nicht geringem Nachtheil der Eigenthümerin — noch einige Debatten geführt wegen Aufstellung dieser Maschine in der Stadt selbst; übrigens vermochte der am Pregel befindliche, zum Heraufwinden der Waaren und Schiffsgüter aus den Schiffen auf das feste Land bestimmte große Krahn die Maschine aus dem englischen Driver nicht empor zu ziehen. — Der Bade-Ort Cranz erhält jetzt ein schönes Gasthaus, das ein benachbarter Gutsbesitzer aus Holz aufführen läßt und dadurch einem lange gefühlten Mangel abhilft. Dennoch ist, bei der eben nicht reizenden Lage, nicht zu vermuthen, daß er irgend einem Bade-Ort in Deutschland jemals gleich kommen werde. Man will jedoch behaupten, daß die Einrichtung einer Faro-Bank diesem Ort eine gar schnelle Aufnahme verschaffen dürfte!! — Die Nachgrabungen am Strande nach preußischen Alterthümern werden auch jetzt noch fortgesetzt. Der Regierungs-Rath und Professor Hagen hat durch eigene Nachgrabungen viele merkwürdige Reliquien der Vorzeit aufgefunden und solche dem hiesigen königl. Geheimen Archiv — unter Aufsicht des verdienstvollen Professors Voigt — zum Geschenk gemacht. Auch ist bei der Umackerung eines Feldes in der Nähe des Gartens, welcher einst dem bekannten Verfasser der „Lebensläufe in aufsteigender Linie", „Ueber die Ehe" u. s. w. gehört — dessen Grabstätte aber leider immer unkenntlicher wird — eine Urne mit ungefähr 500 Stück Silbermünzen aus den ältesten heidnischen Zeiten des Vaterlandes gefunden worden, wovon die eine Hälfte bereits dem obgedachten Archiv überwiesen und für den Freund der Numismatik ein wahrer Schatz ist. — Bei Tenkitten, unweit dem alten Schlosse Lochstädt und der Stadt Pillau, wird durch Veranstaltung des Regierungs-Raths und Bau-Direktors Müller, auf dessen alleinige Kosten, nächstens ein Kreuz (in Form eines bischöflichen) zur Bezeichnung der Stätte errichtet werden, wo Bischof Adalbert in Preußen die erste christliche Kapelle stiftete. Nur mit vieler Mühe hat der geschätzte oben genannte Begründer dieses Denkmals jene merkwürdige Stelle noch jetzt auffinden können, da von dieser sogenannten „Adalberts-Kapelle" nur noch einige Fuß Grundmauer der Spolirung entgangen sind. Das Kreuz soll nur aus Holz auf jener, mit einer Bewährung zu umgebenden Ruine errichtet werden, auf einem einfachen Piedestal ruhen und in der Nähe des Sockels folgende Inschrift erhalten: „Im Jahre 997 starb hier den Märtyrertod Bischof Adalbert für das Licht des Christenthums in Preußen." — Dieses uneigennützige Unternehmen verdient gewiß den Dank der Mit- und Nachwelt; und irrt Referent nicht, so ist die oben näher bezeichnete Stelle, nächst der bei Altenberga im Gothaschen, wo Bonifazius die erste christliche Kirche in Deutschland erbaute und welche Stätte sehr sinnreich durch einen colossalen Sandstein-Candelaber, aus welchem drei Flammen — auf die drei Religionen deutend — in eine Spitze sich vereinigen, bezeichnet wird, in religiöser Hinsicht die merkwürdigste in Deutschland, ja in Europa, die gewiß ein kostbareres Denkmal verdient, dessen Errichtung — Deo favente — vielleicht einmal günstigere Zeitumstände, als die gegenwärtigen sind, herbei führen werden. Leider sind die letzteren, wo der Handel auch hier gänzlich stockt und in diesem Augenblick 26 sogenannte Wittinnen aus Polen mit Getreide schon seit Wochen unausgeladen in der Nähe der Börse sich befinden, nicht dazu geeignet, daß man reichliche Beisteuern zu Zwecken, wie der erwähnte, erheischen könnte. Der Scheffel Roggen gilt 8, höchstens 12 Gr. Brandenb., was für den Landmann und Kaufmann sehr drückend ist. — K —

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 13. Juni. 94stes Blatt.

Der neue Musen-Führer.

Apoll und alle Musen schliefen:
Doch plötzlich klangen viele tausend Stimmen,
Die Clio und Erato riefen,
Euterpe und Thalia! — schnell erweckt,
Erspäht Apoll die Leyer, sie zu stimmen:
Da kam Merkur — die Musen steh'n erschreckt! —
Die Leyer in der Hand und einen Beutel d'ran,
Und Folianten auf dem Rücken:
Er winkt — Apollo spricht mit trüben Blicken:
Gehabt euch wohl, folgt einem Handelsmann!

Carl Könnecke.

Drei Tage im Riesen-Gebirge.

12.

In Hohenelb war der edle Magistrat in großen Zweifeln und Sorgen. Die Landleute hatten die freche Diebesbande, sammt den Kirchenschändern, im Triumphzuge in die Stadt gebracht und verlangten laut deren Bestrafung. Es waren wohl einige tausend Böhmaken in ihrer eigenthümlichen Tracht, die Weiber mit rothen Tüchern um den Kopf und wildem Ansehen, in den Flecken eingedrungen: viele deutsche Bauern aus dem Gebirg, von gewaltigem, kräftigem Ansehen, kamen mit ihnen und Alle riefen: „Magistrat, übe Deine alten Rechte aus, und strafe die Frevler!" — dazu kam die Bürgerschaft, welche das seltene Schauspiel der Bestrafung solcher Bösewichter nicht verlieren wollte. Die Ehehälften der Magistrats-Personen ließen nicht ab mit Bitten und Drohungen, und dazu gesellte sich nun die eigene Lust der Herren Bürgermeister und Räthe, ihre Machtvollkommenheit zu zeigen. Eines Prozesses gegen die Verbrecher bedurfte es nicht, da statt zwei über zehn Zeugen aufstanden; das Urtheil ward gesprochen, und der alte Galgen vor dem Thore und der Pranger auf dem Markte, beide seit Jahrhunderten nicht gebraucht, waren eben noch in solchem Zustand, um den letzten Dienst zu leisten.

Schon war auf dem Markt jeder Platz, jedes Fenster besetzt; auf jedem Laternen-Pfahl und auf den Dächern saßen die Zuschauer; schon standen die armen Sünder im kläglichsten Aufzug, mit gebundenen Händen, um den Pranger: die Meisten senkten ihre Blicke zum Boden, nur der Schwarzkopf trug aufrecht das Haupt, sich berufend auf die unveräußerlichen Menschenrechte, und der Curländer stand murrend und fluchend — als sich Jemand — ich war es — durch die Massen bis dicht an den Pranger drängte. Mit der linken Hand dem Büttel winkend, die rechte hoch aufhebend, trat ich vor die Magistrats-Personen und rief: „Halt!" — Alles starrte, schwieg und fing dann leise an zu murren. Ich aber sprach laut und vernehmlich zu den Magistrats-Personen: „Hochedler Magistrat von Hohenelb! Wer gab Dir das Recht, Angeschuldigte sonder Gericht und Urtel zu verdammen? Wer wird Deinen eigenmächtigen Schritt vor dem hohen Kreis-Gubernio rechtfertigen? — Magistrat von Hohenelb: willst Du dereinst die Streiche erdulden, welche Du heut auf unschuldige Rücken zu senken gedenkst? Die Gefangenen sind unschuldig des Verbrechens, dessen sie angeklagt worden. — Magistrat! Ich erbiete mich zur

Caution von 300 Dukaten, wenn Du die Schuldlosen sogleich in Freiheit setzest!" — Die schwarzen Rathsherren zitterten auf ihren Stühlen und sahen sich bedenklich an. — „Magistrat!" fügte ich hinzu, „setzest Du die Gefangenen sogleich in Freiheit, verlange ich niemals die geleistete Caution zurück!" — damit warf ich den Geldbeutel auf den Tisch. Die Rathsherren wechselten ungefähr drei Worte heimlich mit einander. Darauf erhob sich der Bürgermeister und sprach: „Gebildete Bürger und denkende Landleute! Gehet aus einander, ein Jeder zu seinem friedlichen Geschäft; aus der Execution wird nichts. Der Rath hat bessere Einsichten bekommen, die innere Stimme ist laut geworden und erklärt uns für incompetent. Gehet aus einander, ehe Euer väterlich sorgender Magistrat sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sieht, gegen seine geliebten Kinder Maaßregeln zu ergreifen, bei denen sein Herz sich sträubt!" — Die Masse murrte, sie vermochte aber nichts gegen die unbestechliche Standhaftigkeit der Raths-Personen. In Zeit von zehn Minuten waren die Landleute zu den Thoren hinaus; die sich am lautesten sträubten, gefangen, die Berliner und Studenten aber in Freiheit gesetzt. Mit triumphirendem Blick ging ich an die Befreiten hinan und warf die Worte hin: „Diesmal sind Sie errettet worden. Benutzen Sie Ihr Glück, nehmen Sie Extrapost nach Teplitz, um so schnell wie möglich den sächsischen Boden zu betreten; das Riesen-Gebirg rathe ich Keinem zu besteigen, denn es möchte sich nicht immer treffen, daß ich hülfreich Ihnen zur Seite stände, oder wie heute großmüthig mich selbst verleugnete. Leben Sie wohl!" — Damit wandte ich mich kalt von ihnen, blickte nur einmal halb vernichtend den Schwarzkopf und die Gelbschnäbige an, diese kritischen Blindschleichen, und wanderte an den Seiten des Marktes, die Häuser musternd, umher, und es schmeichelte meinem Stolz nicht wenig, wenn links und rechts die Bürger vor dem gewichtigen Fremden auswichen und demüthig die Hüte abzogen.

Eben hörte ich den Wagen der Reisenden zum Thor hinaus rasseln, als einige Stimmen: „Halt den Dieb!" hinter mir schrieen. Ich kehrte mich um, und erblickte zwei Rathsherren sammt dem Bürgermeister, welche in Schlafröcken und Nachtmützen aus allen Kräften rannten, und ehe ich mich versah, mich selber anpackten. „Schöne Caution, schöner Betrüger! Taschenspieler!" erscholl es. — „Was denn, was denn, Herr Gevatter, Herr Bürgermeister?" — „Als ich mit den Herren Collegen zu Hause die Dukaten nachzählen will, ist's — Lehm und Sand! das Gold verschwunden und die Diebe verschwunden, aber der Betrüger ist da!" — Ohne Erbarmen schleppten mich Rathsherren und Bürgersleute, wo Jeder mich zu fassen bekam, in die Schenke. Ich verrichtete schon mein Todesgebet, denn unzerrissen glaubte ich nicht aus der Schenke wieder hinaus zu kommen. Es war gewiß, Rübezahl, der Schalk, hatte mich selbst betrogen und das Gold wieder in Sand, was es zuvor gewesen war, verwandelt. Aber wen mußte mein Auge bei dem Hereintreten zuerst erblicken? Hinter einem Gläschen Korn saß, wie damals in Schreibershau, der kurzbeinige verwachsene Rübezahl. Los riß ich mich im Augenblick von meinen handfesten Begleitern und redete also den Geist an: „Daran erkenne ich Dein gutes Herz. Du kannst mich, o Rübezahl! nicht in der Bedrängniß, in welche mich Deine Laune gestürzt hat, sitzen lassen. Du hast gewiß die außerordentlichen Cortes versammelt, von ihnen die Freiheit erbeten, hieher zu eilen, um mich den Klauen des hiesigen hochlöblichen Magistrats zu entreißen. — Edler, sage was Du willst, ein erhabener Sinn liegt der Idee Deiner Existenz zum Grunde!" — Das graue Männchen zog sich schüchtern in den Winkel zurück. Ich folgte ihm dringend. Er sprang auf die Bank, von der Bank auf den Tisch, und als ich mich auch diesem näherte, schrie er jämmerlich um Hülfe. „Was scherzest Du noch?" begann ich: „hier ist die höchste Zeit, mich zu retten. Gebiete Deinen Gnomen, und laß uns unter der Erde oder auf einem von Adlern getragenen Wagen nach Deiner Felsburg entfliehen. Schnell zeige Deine Macht, o Berggeist, gegen das Gesindel!" — Das Männchen schrie halb lächelnd, halb flehend: „Helft mir, helft mir! ich bin nicht Rübezahl, ich bin ja nur der Weber Segebaden aus Flinsberg!" — Da warf ich mich vor ihm nieder — vor einem Geiste darf man es wohl — und sprach: „Wozu länger die Larve? Ich weiß, Du bist Rübezahl, der Herr des Berges, der die spanische Constitution angenommen, der in der Gestalt der entflohenen Berliner gestohlen, in der Studenten Kleidung das Heiligenbild geschlagen, der die Dukaten geprägt und sie in Sand verwandelt hat: ich weiß, Du bist mein Retter und Rächer!" — Der Geist hob verzweifelnd die Arme empor und sagte flehentlich: „Ach Gott, ich bin ja nur der Weber Segebaden aus Flinsberg!" — Im Zimmer aber sprach Einer zu dem Andern, und am Ende Alle zugleich: „Er ist verrückt!"

Während ich, von Allen begafft und eingeschlossen, auf einer Fensterbank sitzen mußte, hätte mir wohl der Ruf um Hülfe zu allen guten Geistern nichts geholfen, wenn es nicht mein Graumännchen gethan hätte. Der Bürgermeister war gerade bei dem Essen gewesen, als die Dukaten sich in Lehm verwandelten. In der Bestürzung, wie sie bei solchen Fällen natürlich ist, hatte er ein Stückchen Wurst in die Mütze geworfen, um weder den Betrüger noch die Wurst zu verlieren. Mein Pudel witterte die Contrebande. Mit einem kühnen

Sayle riß er dem Bürgermeister Mütze und Wurst vom Kopfe und sprang mit beiden zur Thür hinaus. Alle, die im Zimmer waren, fuhren entsetzt dem Majestäts-Verbrecher nach; ich aber benutzte den Augenblick, das Fenster zu öffnen, hinaus zu springen, und querfeldein durch Fluren und Wiesen, so weit mich meine Füße trugen, zu rennen. Endlich sank ich erschöpft nieder ins Gras. Vor mir lag die Kette des Riesen-Gebirges, glühroth von der Abendsonne beleuchtet. Vor Allem trat der Kegel der Schneekoppe wunderbar hervor: es schien mir, als bilde er ein dunkelrothes gigantisches Gesicht, was immerwährend mir zugekehrt lache. Plötzlich rauschte es hinter mir im Grase, keuchend kam etwas näher und Graumännchen schmiegte sich zu meinen Füßen. Mir ging es wunderbar im Kopfe umher; ich wußte nicht: ob in Hohenelb der Weber oder mein Pudel die Rolle des Berggeistes gespielt hatte, oder ob dieser jetzt zu meinen Füßen liege. Alles schien Trug und Wirklichkeit; Alles in dieser Welt war Lüge und Alles war Wahrheit. Mit diesen Gedanken entschlief ich unter den duftenden Kräutern der Wiese. Willibald Alexis.

Allerlei.

Man fragte den Anacharsis: „Warum wohl die Menschen der Traurigkeit so sehr ergeben wären?" — und seine Antwort war: „Weil sie nicht bloß ihr eigenes Unglück, sondern auch Anderer Glück kränkt."

In einer der neuesten Berliner Zeitungen fängt eine Anzeige also an: „Um die Gräflich Anton von Magnische Wolle dem Bedürfnisse mehrerer Herren Fabrikanten an zu passen, soll selbige dies Jahr theilweise verkauft werden."

Ein Berliner Brandtweins-Destillateur hat vor wenigen Tagen als Aushängeschild einen lebensgroßen vergoldeten Ganymed aufgestellt, der aus einer Schaale einem blitzbegabten Adler (wir wollen ihn für den Jupiter gelten lassen) zu trinken anbietet. Demnach soll auch im Olymp (als Nektar?) Brandtwein getrunken werden; es scheint aber, als wäre hier die nordische Mythologie besser an zu wenden.

Von dem sogenannten Grüneberger Landwein hat man, nach einer epigrammatischen Sage, dreierlei Sorten. Die erste Sorte, der Schul-Wein genannt, dient dazu, um den Schul-Knaben damit zu drohen: daß sie ihn trinken müssen, wenn sie nicht fleißig sind. Die zweite Sorte, den Drei-Männer-Wein, trinkt man nur, wenn zwei Kerls Einen halten, und ein Dritter ihm den Wein in den Hals gießt. Die dritte Sorte heißt der Wende-Wein; wer diesen Abends getrunken hat, muß sich die Nacht ein auch zwei Mal umwenden; denn bliebe er fest liegen, so fräße des Weines Schärfe sich auf einer Seite durch.

Im Brockhausischen „Conversations-Blatt" las ich neulich folgende Bemerkung: „Wenn ein Mann eine Frau nicht mag, weil er sie für so alt hält, als sie ist, so wird er sie noch weniger mögen, wenn sie sich jünger macht, als sie aussieht und also älter aussieht, als sie ist: das Jahr ihres Gesichts hat mehr Gewicht als das ihres Taufscheins."

„Es ist besser, mit den Füßen, als mit der Zunge zu straucheln!" sagt ein griechischer Philosoph.

C. Mölen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Goethe's neuestes Werk. Nach fünf und zwanzig Jahren, seit zuerst der deutsche Roman: „Wilhelm Meisters Lehrjahre" mit großem Eindruck und wachsendem Fortwirken die Geister seiner Nation ergriffen hat, erscheinen gegenwärtig, von derselben Dichterhand geschaffen und gegeben, die „Wanderjahre Wilhelm Meisters", als Fortsetzung jenes in seiner Gestalt wie in seinen Wirkungen schon unsterblichen Werkes. Solche Fortsetzung, früh schon begonnen und lange gehegt, tritt demnach mit Ansprüchen in die Welt, deren Erfüllung durch bloße Wiederkehr der früheren Trefflichkeit nicht gewährt würde, sondern nur durch deren Erhöhung und Neuentfaltung; indem sie, während Werk und Welt ein Vierteljahrhundert gewandert, auch ihrer Seits nicht still gestanden, sondern dem Gange von jenen, wie stürmisch und finster auch oft die Wege gewesen, mit überlegenem Schritt stets voraus geblieben ist. Nicht Gleichartiges allein durfte nach so großem Zwischenraum als würdige Folge sich an das Vorhergegangene anschließen, und in der That finden wir auch in diesem Werke, solcher Anforderungen gemäß, nicht nur den Dichter wieder, wie wir ihn kennen, sondern auch den Dichter, wie wir ihn noch nicht gekannt: es ist Goethe, der ganze Goethe, aber + dieses Werk. Hierdurch ist auch mit einem Worte der ganze Unterschied ausgesprochen, der die gewohnten Gaben eines liebenswürdigen, aber nur sich selbst wiederholenden Talents von den schreitenden Werken des erhabenen und stets neuschaffenden Genius ewig sondert; solchen Genius bezeichnen, und Goethe nennen, war dem selten und schwer anerkennenden Deutschland schon längst zusammen gehörig, und wird es bleiben, so lange nicht der letzte Hauch deutscher Sprache verklungen und die letzte Spur des Andenkens deutscher Geistesbildung von der Erde verschwunden ist. Auf die Untersuchung des Anerkannten und dessen neue Begründung zurück zu kommen, würde hier überflüssig seyn; wer deren bedürfte, der wäre zu früheren Verhandlungen zurück zu weisen, die eben dieses Ergebniß, auf das wir uns berufen, geliefert haben. Es kann genügen, ein neues Werk von Goethe als nun daseyend an zu zeigen, und es ist nicht weiter nöthig, ihm durch kritische Abhandlungen, durch umständliche Auseinandersetzungen und lobpreisende Empfehlungen seine neue Bahn brechen zu helfen. Nur wollen wir uns nicht enthalten, bei Gelegenheit dieser Anzeige einige Bemerkungen mit zu theilen, denen auch der entschiedene Freund des großen Dichters vielleicht um so freundlicher das Ohr leihen mag, als doch nun einmal schwerlich das mißwollende Geflüster der blinden Unfähigkeit ihm ganz verstummen wird.

Die untergeordnete Romanfertigung, ein sogenanntes Interesse durch allerlei verzerrte Spannungen und überraschende Entwickelungen mit Hülfe gemeiner Rührung und gemeinen Scherzes zu wohlberechneten Wirkungen äußerlich durch zu führen, wird in den „Wanderjahren", wie schon in den „Lehrjahren", mit Recht zu missen seyn. Man hat sich gewöhnt, von dem Roman im dichterischen Sinn, wie ihn neu-

res Beispiel und neuere Kunstlehre wieder zu Ehren gebracht, eine edlere Vorstellung zu fassen. Was an äußerem Leben und beweglich reizender Behandlung für die durchbildete Darstellung der höheren Gegenstände, die, über der Dichtung schwebend, sich in dieselbe gleichsam einsenken, dem Roman allerdings erforderlich ist, das suche der Dichter nicht unmittelbar, noch wird dieses Aeußere jemals sein eigentlicher Zweck, sondern es ergiebt sich ihm mittelbar von selbst, eben weil er ein Dichter ist, und ergiebt sich auf diese Weise für den feineren Sinn in so reichem und reicherem Maaße, als die zudringlichste Absicht in ihrer Art es für den gröberen Sinn zu bewirken vermag. In der That ist die rasche Bewegung und überraschende Wendung hier nicht gespart, es drängt sich eine Fülle von Leben vor uns, deren wechselnder Reiz nicht nur die gewohnte Meisterschaft Goethe's beurkundet, sondern auch die besonderen Eigenthümlichkeiten, welche uns an den größten Darstellern, an Diderot und Cervantes, entzücken, mit zauberischem Glanze wiederspiegelt. Die Episode von der pilgernden Thörin und von dem ungeahndeten Verräther sind hier statt vieles Anderen an zu führen. — Was den Bestandtheil des Buches betrifft, der sich vorzugsweise als Betrachtung gestaltet, oder sich dieser anreiht, so finden wir einen Reichthum, in welchem die Frische früherer Werke und die Reife späterer wiederstrahlt, und der mit den verwandten Lichtblicken solcher Art, die in den „Lehrjahren", in den „Wahlverwandtschaften", in der „Farbenlehre", in „Wahrheit und Dichtung" und im „westöstlichen Divan" ausgestreut sind, einen wahren Lebensschatz von Beobachtungen, Maximen, Einsichten und Lehren giebt. Kein Dichter hat je solche Aufschlüsse über die Fragen des Lebens, über das Dunkel der Verhältnisse und die Geheimnisse der Zustände gegeben, wie Goethe, dem das empfindende Herz und der forschende Geist des Menschen, die Natur der übrigen Schöpfung, die Vermittlung beider durch allumfassende Kunst, und die Geschichte aller Uebergänge und Stufen, Alles vereint und zugleich, in seherischer Klarheit durchschaubar vorliegen. Auch namentlich wieder in diesem Buche sind über Menschengesellschaft, über Erziehung und über Kunst solche Stoffe verarbeitet, die als Keime gelten können von nicht geringerer Art, als diejenigen waren, die in den Geistern eines Platon, Rousseau oder Winkelmann zu weltbedeutenden Werken befruchtet worden.

Den Zusammenhang, den diese „Wanderjahre" mit den „Lehrjahren" sowohl als innerhalb ihrer selbst in den eigenen Gliederungen haben, dürfen wir uns nicht getrauen, nach diesem ersten Theile genugsam zu beurtheilen. Daß in beiderlei Hinsicht sehr große und reichhaltige Beziehungen vorhanden, ist sogleich bemerkbar, und Nachdenken und Einbildungskraft finden sich auf ein freies und schönes Gebiet gestellt, das nach verschiedenartigen Seiten genußreiche Rückblicke und Aussichten gewährt. Die Personen, die uns in den „Lehrjahren" angeregt, sind auch hier vorherrschend; sie sind großentheils dieselben, aber in anderen Verhältnissen, auf andern Stufen des Lebens und seiner Verbindungen. Selbst die Geheimnisse, die in den „Lehrjahren" einen unbefriedigten Reiz erweckten, kehren in größeren Umrissen deutlicher und doch geheimnißvoller wieder. Daß es sich nicht bloß um das einzelne Geschick einiger, wenn gleich uns höchst werth gewordenen Personen, noch um den Ausgang einiger verwickelten Verhältnisse handle, daß es auf die größte und gehaltvollste, erweckendste und befriedigendste Lebens-Ansicht selbst, auf die Darstellung des edelsten Gewinnes im Menschlichen überhaupt, sofern es für uns zunächst in bestimmter Epoche der Weltbildung erkennbar gegeben ist, mit hohem Bewußtseyn abgesehen sey, daran werden wenigstens diejenigen nicht zweifeln, welche schon in dem abgeschlossenen Werke der „Lehrjahre" eine der Tendenzen des Zeitalters zu erblicken wußten. Die Kunstgeweihten, denen der Haushalt dichterischer Erzeugnisse aus eigener Erfahrung oder durch scharfe Einsicht bekannt geworden, werden sich auch bald darüber vereinigen, daß bei so großen und kühnen Vorsätzen der Zusammenhang der einzelnen Schritte und Richtungen nicht in aller Strenge durch äußerlich fortlaufende Faden zu bezeichnen sey. Allein gestehen müssen wir es, der Zusammenhang erscheint hier auch noch auf andere Weise, als es durch Absicht des Dichters und Macht des Stoffes bedingt wird, zwischen den mannigfachen Theilen unterbrochen, und wir hätten viel zu vermissen, wenn nicht der Dichter, selbst eingeständig des Fehlenden, dasselbe aus seinen unerschöpflichen Mitteln wieder zu ersetzen strebte. — Und dies ist ein Gewinn, auf den wir eigentlich nicht zu rechnen hatten, eine reine Gabe der Güte und unsres guten Glücks. Diese aufgehäuften Schätze konnten, nicht zu Tage gefördert und unverkündigt, in später Zeit dem staunenden Erben zufallen; mit welchem Entzücken würde ein nachfolgendes Geschlecht alsdann die theuren Gaben, in welcher Gestalt immer sie seyn mochten, empfangen, mit welcher Ehrfurcht auch in dem Unvollendeten und Ungeordneten die möglichen Absichten des herrlichsten Geistes verehrt haben! Und nun, da Goethe, in frischer Kraft des ihm noch weit hinaus zuständigen Lebens, um Jahrzehende und Jahrzwanzige solchem Falle zuvor kommt, und die Schätze, zwar nicht völlig nach ursprünglichem Vorbilde, aber doch mit seinem Geiste, mit seiner Weisheit und Meisterschaft, geordnet und ergänzt den Mitlebenden übergiebt, haben wir nicht mitdesto größerem Entzücken das Dargebotene auf zu nehmen, in welchem, außer der ersten Arbeit des Entwerfens und Sammelns, auch noch das zweite Geschäft des Ordnens und der Herausgabe nun einer und derselben Hand zu verdanken ist? Ja, wer dürfte wagen, ganz ab zu leugnen: daß das Werk, so ausgestattet mit dem Ertrage verschiedener Zeiten, mit dem feurigen Schwunge der Jugend und mit der weisen Uebersicht des Alters, in anscheinender Störung nicht vielmehr eine wirkliche Forderung erfahren, und eine höhere Stufe erstiegen habe, als sonst vielleicht wäre erreichbar gewesen?

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Schon vorlängst war über „Wilhelm Meisters Lehrjahre" die bedeutende, jedoch vielen Personen seltsamlich dünkende Behauptung geäußert und auch in gedruckten Blättern mitgetheilt worden: *) daß dieses Werk zwei besondere Textstellen in sich trage, die vereint des ganzen Buches innerster Keim seyen, aus welchem es durch Goethe's Geist, wie durch Sonne, hervor getrieben worden, der feste Kern, um welchen die Dichtung wie schwellende Frucht umher gewachsen, die eine Stelle nämlich, wo gesagt wird: daß der kleinste Raum unsres Welttheils schon in Besitz genommen, das Land, die Flüsse, die Wege, und jeder Besitz befestigt sey, und die andere Stelle, wo Meister in die Betrachtung ausbricht: „O wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Es wurde nicht voraus gesetzt, daß der Dichter diese Texte mit Absicht gewählt und ausgeführt habe, nur daß die Sache wirklich so sey, wurde geradezu behauptet, und übrigens gefragt: ob Goethe selbst wohl diese Stellen in solcher Bedeutung kenne und ehre? Nun aber werden jene Behauptung und diese Frage durch „Wilhelm Meisters Wanderjahre" auf höchst merkwürdige und glänzende Art beleuchtet, indem die bezugreiche Stelle auf den drei ersten Seiten des letzten Capitels dieses Bandes, den einen jener Texte nur noch bedeutungsvoller, und gleichsam zum Text des neuen Werkes gesteigert, mit großartigem Ausspruche, der den eigenthümlichen Inhalt unserer Zeit in seiner Tiefe berührt, ausdrücklich wiederholt und neuer Beherzigung übergiebt. Berlin, den 4. Juni 1821.

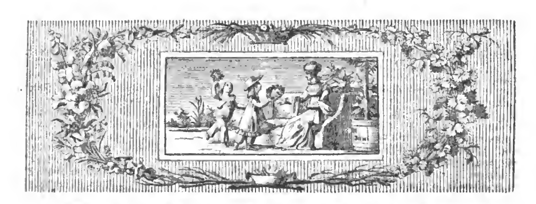
C. A. Varnhagen von Ense.

*) S. „Morgenblatt" Jahrg. 1812 Nr. 176. und „Schweizerisches Museum" Jahrg. 1816. S. 360.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 15. Juni. 95stes Blatt.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

Gesammelt aus den neuesten Reise-Berichten von dem Verfasser von „Wahl und Führung".

Der Weiße unter den Schwarzen.

Uns Allen ist der Anblick eines Schwarzen nicht fremd; dennoch erregt jeder Neger, welcher etwa als der Diener einer Herrschaft an uns vorüber schreitet, unsere Aufmerksamkeit. Eine weit unerhörtere Erscheinung ist für den Bewohner des inneren Afrika ein weißer Europäer, und bei diesen Völkern vereint sich mit dem Staunen zugleich Abscheu bei dem Anblick eines Weißen; denn sie sind fest überzeugt, daß die weiße Hautfarbe nur die Wirkung einer Krankheit und ein Zeichen von Schwäche sey, und — sagt Burkhard — „es ist nicht der geringste Zweifel, daß sie den Weißen für ein Wesen achten, das weit unter ihnen steht." — Dieser kühne Reisende, der unter der Hülle eines Mahomedaners und geringen Kaufmanns tief in das Innere von Nubien drang, machte sich in Shendy (dem wichtigsten Handelsplatz am Nil zwischen Egypten und Sennaar) oftmals den Scherz, die Landleute, welche auf den Markt in die Stadt kamen, dadurch zu erschrecken, daß er plötzlich vor sie trat. Dann fuhren sie vor ihm mit dem Ausruf zurück: „Oweh billahi min es-scheytan erradjim!" d. h. „Gott bewahre uns vor dem Teufel!" — Als er eines Tages von einem Landmädchen Zwiebeln kaufte, erbot sich dieses, ihm deren fünf mehr zu geben, wenn er seinen Turban abnehmen und ihr seinen Kopf zeigen wolle. Er beharrte auf acht Zwiebeln, die er auch endlich erhielt, und da er nun seinen Turban abnahm, fuhr sie bei dem Anblick seines weißen, glatt abgeschorenen Scheitels zurück. Als er darauf im Scherz fragte: ob sie einen Mann mit solch einem Kopf zu haben wünsche? äußerte sie den größten Schrecken und Widerwillen, und schwur: lieber mit dem häßlichsten Sklaven von Dar-fur leben zu wollen.

Nicht minder interessant ist, was uns der französische Reisende Mollien — dem es gelungen, die Quellen des Senegal und Gambia auf zu finden — von den Aeußerungen der Schwarzen über seine Bildung und Person erzählt. Kaum nur, daß er St. Louis verlassen hatte, war seine „lange Nase" überall der Gegenstand der Spöttereien der Menge. — Im Lande der Burb-Jolofs schrie ein Griot, einer ihrer Improvisatoren, dem versammelten Volke zu: „Sehet einen Weißen, der die größten Könige der Erde, den Burb-Jolof und den Damel" (zwei ihrer berühmtesten Fürsten) „gesehen hat! Sein Name werde überall gefeiert, wohin er kommt!" — wobei es denn freilich die Absicht des Sängers war, sich bei dem weißen Reisenden ein Geschenk zu verdienen. — Das Staunen der Pulen, eines wilden Nomaden-Stammes, bei seinem Anblick war so groß, daß sie ihn unaufhörlich mit Fragen bestürmten: ob er auch, wie sie, zu dem menschlichen Geschlecht gehöre? — Einer fragte: ob er wirklich eine Mutter habe? denn er glaubte: der Fremdling sey aus der Tiefe des Meeres hervor gekommen. — Auch zu Kajal,

einem Dorfe jenes Gebietes, verließen die Neger ihre Arbeit, um ihn zu sehen. Die Weiber liefen vor seinem Pferde her und schrieen: „Da kommt ein Weißer!“ — „Einige“ sagt Mollien, „glaubten, daß ich keine Haut habe, weil man das Blut durch dieselbe sehen konnte; Andere setzten voraus, daß ich nicht gehen könne, und führten zum Beweise an, daß ich zu Pferde sitze; Einige drückten mir die Hand; auch mein Pferd wurde von ihnen geliebkost. Mehrere brachten mir ihre Kinder, und als ich sie freundlich behandelte, schrieen sie sogleich: „Es ist also nicht wahr, daß ihr sie kauft, um sie zu essen!“ — Zu Mogo, in dem Lande Futatoro, schrieen Einige erschrocken: „Mit diesem Menschen möchte ich nicht allein seyn! Ich würde mich vor seinem weißen Gesicht fürchten; ich dächte, er machte mich todt!“ — Auch früher schon hatte ein junges Mädchen, indem sie seinen Kopf befühlte, ausgerufen: „Seine Haare sind ganz wie Pferdemähnen!“ — Besonders wurden ihm die Frauen und Kinder oft sehr lästig. „Immer“, sagt er einmal, „habe ich auf meiner Reise gezittert, wenn ich einen Haufen von Weibern oder Kindern erblickte. Diese schwachen Wesen sind im Inneren Afrika's eine ewige Qual für den Reisenden.“

Beispiele edler Gastfreundschaft bei den Negern.

Mollien rühmt, wie Mungo Park, die Gastfreundschaft der Neger. Zu Niakra, wo er auf seiner Reise zuerst einige Tage verweilte, fragte er bei der Abreise seinen Wirth: wie er sich ihm dankbar erweisen könne? Dieser entgegnete: „daß ihm nichts mangele, und er nur um eine Gunst bitte — daß der Fremde bei seiner Rückkehr wieder bei ihm verweilen möchte.“ — Die Gastfreundschaft, bemerkt dieser Reisende, wird von den Negern allgemein so heilig geachtet, daß sie dieselbe gar nicht als eine Tugend, sondern als eine Pflicht betrachten, die allen Menschen obliege. Sie üben die Gastfreundschaft mit einem Edelsinn, welcher keine Grenzen hat und rechnen sich dieselbe nie als ein Verdienst an. Wenn ein Fremder in ein Dorf kommt, so wendet er sich an den Herrn desselben, der ihn bei sich aufnimmt, oder wenn die Hütte zu klein ist, den Befehl ertheilt, daß er von einem andern Einwohner beherbergt wird. Selten verlangt er dafür eine Vergütung, und sobald einmal der Fremdling in einer Hütte gegessen hat, könnte er daselbst einen ganzen Monat verweilen, und man würde ihm nicht merken lassen, daß er lästig wäre. Ist der Herr des Dorfes abwesend, so geht der Reisende auf den öffentlichen Platz, wo er nur kurze Zeit zu harren hat: denn bald kommt ein Einwohner und ladet ihn in seine Hütte ein, die er ihm gewöhnlich ganz einräumt. Ist er arm und kann für den Gastfreund nichts Besonderes bereiten, so theilt er wenigstens sein eigenes Essen mit ihm. — Das sind Züge von Humanität und — bei Barbaren.

Der Weiße in den amerikanischen Missionen der Spanier.

Die Worte: si Padre, no Padre, welche von den Indianern beständig wiederholt wurden, erzählt Herr von Humboldt, machten uns glauben, sie verständen etwas Spanisch. In den Augen der Landeseingebornen ist jeder weiße Mensch ein — Mönch, ein Padre; denn in den Missionen bezeichnet die Farbe der Haut den Ordensmann noch sicherer, als die Farbe des Kleides.

Die Indianer bei dem Anblick der Wunder europäischer Kunstwerke.

Der englische Capitain John Roß traf bei seiner Untersuchung der Baffins-Bay mit einem Stamm der Esquimaux zusammen, welcher noch nie Europäer gesehen hatte. Auf den englischen Schiffen selbst befand sich ein Esquimaux, mit Namen Sackhouse, der in England erzogen worden, aber zugleich der Sprache seines Vaterlandes kundig war. Dieser ward den Fremden entgegen geschickt. Sie zeigten sich erst sehr mißtrauisch und furchtsam, bis sie, durch mancherlei Geschenke, die man ihnen entgegen warf, mehr Zutrauen gewannen und nun anfingen, eine Menge Fragen zu thun. — Zuerst wiesen sie auf die beiden englischen Schiffe und fragten mit Begierde: „Was für große Geschöpfe das wären? Ob sie von dem Monde oder der Sonne kämen? Geben sie uns Licht bei Tag oder bei Nacht?“ — Sackhouse erzählte ihnen, daß er ein Mensch sey, daß er einen Vater und eine Mutter habe, wie sie, und er komme — nach dem Süden zeigend — von einem fremden Lande in jener Gegend. Sie antworteten: „Das könne nicht seyn; dort ist nichts als Eis!“ — Sie fragten wiederum: „Was das für Geschöpfe wären?“ und zeigten auf die Schiffe. — Sackhouse bedeutete ihnen, es wären Häuser, von Holz gemacht. Dies schienen sie nicht zu glauben. „Nein!“ entgegneten sie; „leben müssen sie, wir haben sie ja ihre Flügel bewegen sehen.“

Gänzlich los getrennt in diesem entfernten Winkel der Erde lebend, und ohne Kenntniß von irgend etwas Anderem, als was in ihrem dürftigen Lande erzeugt wird, hatten sich diese Menschen bis zu dem Anblick der Europäer für die einzigen Bewohner des Weltalls und die ganze übrige Welt für eine bloße Eismasse gehalten. So erblickten sie denn, sehr natürlich, in den Segeln, welche lose hingen, Häute. Einer, dem eine Uhr an das Ohr gehalten ward, hielt diese für ein lebendes Wesen und fragte: ob sie gut schmecke? Als man ihnen das Glas an dem Kajüten-Fenster zeigte, befühlten sie es, und wollten wissen: was dies für eine Sorte Eis sey. Höchst komisch waren ihre

Geberden bei dem Blick in einen vergrößernden Spiegel.* Sie guckten, wie Affen, erst hinein, sodann hinter sich, um das Ungeheuer zu entdecken, das ihre häßlichen Bewegungen mit solcher Uebertreibung wiederholte.

Noch auf eine ungleich lebhaftere Weise äußerten jene beiden Otaheitier, welche der berühmte Thurnbull mit nach Neu-Holland brachte, ihre Verwunderung bei dem Anblick europäischer Herrlichkeit. Als das Schiff in Sidney-Cove vor Anker kam, stand zufällig eine mit vier Pferden bespannte Kutsche am Ufer. Ueber diese wunderbare Erscheinung fragte erstaunt Einer den Andern um seine Meinung. Sie kamen endlich darin überein: daß es ein Reisehaus seyn müsse; aber für die Pferde konnten sie keinen Namen finden, denn in ihrem Vaterlande giebt es keine größeren Thiere als Schweine, unter welchen man einige von ungemeiner Größe findet. Sie nannten daher die Rosse „gewaltige Schweine"; und als bald darauf die Kutsche im vollen Trab davon fuhr, so schrieen sie in großem Entzücken: „Ach, wie sie davon fliegen!" — Am folgenden Morgen sahen sie die Mannschaft von Neu-Südwallis unter den Waffen, und nun erreichte ihr Erstaunen den höchsten denkbaren Grad; vollends als die Regiments-Musik zu spielen anfing, sprangen sie auf, hüpften vor Entzücken und ihre Augen zitterten im Kopfe vor theilnehmender Freude. „Sie waren — bemerkt hier der Erzähler mit einer Naivität, die den an Subordination gewöhnten Seemann eben so charakterisirt, als dieses Aufjubeln die beiden Otaheitier — so ganz außer sich vor Bewunderung, daß ich überzeugt bin, sie würden auf den Gouverneur nicht geachtet haben, wenn er in diesem Augenblick erschienen wäre."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten von Malern.

Salvator Rosa war zugleich auch ein großer Tonkünstler, besonders auf dem Clavier. Einst gefiel ihm das Instrument, worauf er spielte, so sehr, daß er den Deckel in eines seiner schönsten Gemälde umschuf.

Gerhard Lairesse stimmte sich zum Malen durch Musik. Seine Violine nannte er sein Begeisterungsmittel.

Varici malte einen reichen Filz, der sich hernach weigerte, den verabredeten Preis zu zahlen. Was that Varici? Er behielt das Bild, malte mit Wasserfarbe eiserne Stäbe darüber und hing den Gefangenen so lange vor sein Fenster, bis sich dieser theuer los gekauft hatte. Jetzt löschte er die Stäbe aus.

Velasquez, der Lehrer Morillo's, malte mit vier Fuß langen Pinseln, um die Wirkung sogleich beobachten zu können, die seine Gemälde in dieser Entfernung machen sollten.

Mattia Preti, il Calabrese, hatte in der ersten Wuth zwei Schildwachen erdolcht, die ihn, während einer Pestseuche, nicht in Neapel einlassen wollten. Der Vice-König, anstatt sein Todesurtheil zu unterschreiben, that den Ausspruch: „Excellens in arte non debet mori."

Von Boullogne verfertigte seine Oehl-Gemälde, ohne Pinsel, mit den Fingern.

Blanchet hatte von der Magistrats-Behörde von Lyon den Auftrag erhalten, das Stadthaus mit den schönen Gemälden zu versehen, die es zieren. Als er fertig war, verlangte der Bürgermeister von ihm, er sollte mit der Rechnung einreichen: wie viel er für Farben ausgelegt. Blanchet ergriff eine Feder und schrieb auf einen Papierstreifen: „100,000 Franken für weiße und schwarze Farbe."

T. L. Secha.

Vorschlag des armen Wander-Poeten.

Was kümm'r' ich viel mich um die Welt,
Und um die Weiblein d'rinnen,
Für Küch' und Haushalt aufgestellt,
Und zum Bedarf den Sinnen?
Das Alles kenn' ich freilich wohl,
Und weiß es auch zu preisen;
Und Ihr vergnügt bei Euerm Kohl
Euch gern an Dichters Weisen.

Wohlan! den Kohl gesegn' Euch Gott,
Das Eh'gespons daneben;
Mir aber wär's ein Schimpf und Spott,
In solchem Joch zu leben!
D'rum, wißt Ihr was? weiht mein Gesang
Den Kohl zur Götterspeise;
So gebt Ihr einen Labetrank
Mir auf die leichte Reise.

Das Eh'gespons verschön' ich gleich,
Sprech' ich von Reiz und Milde;
Dafür verlang' ich — nichts von Euch!
Denn nur dem Musenbilde
Vergönn' ich in dem Herzen Platz;
Geist fehlte meinen Sängen,
Wollt' ich an einen derb'ren Schatz
Mein ganzes Wesen hängen.

Wir leben Beide wohlgemuth,
Poet und Prosaisten!
Den Dichter lohnet leichtes Blut,
Euch lohnen — schwere Kisten.
Er weiß die Schaale: Wirklichkeit
Euch kunstreich zu verschönen;
Ihn hebet über Raum und Zeit
Die Liebe der Kamönen.

Nur Wein! Ja, Wein! den nehm' ich an!
Reicht mir ein Glas vom besten!
Die Muse schafft wohl Brod ins Haus —
Allein an frohen Festen,
Wenn rings im Kreis das Gläschen klirrt,
Wünscht Wein man; doch gewähren
Sie's droben nicht: Ihr Kellerwirth
Bleibt träg' im Reich der Sphären.

Gern schenk' ich dort Euch wieder ein,
Schon hat mich Zeus geladen;
Auf Abschlag nehm' ich dies Glas Wein
Getrost von Euer Gnaden.
Doch soll ich um ein winzig Glas
Viel' Schmeichelworte machen,
Will ich bei klarem Quellennaß
Recht tüchtig Euch verlachen! Chr. Feldmann.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Unser Landtag fängt nun allmählig an zu endigen. Statt des Hungerzwanges, der durch Verschließung des Conclave's bei der Papstwahl angewendet wird, scheint bei den deutschen Landtagen der allerdings viel langsamer wirkende Ermattungszwang eingeführt worden zu seyn. Nach ermüdenden Verhandlungen wird doch endlich an das Bewilligungswerk der Abgaben geschritten. Da die Discussionen und Beschlüsse unserer Stände-Versammlung indessen bisher nicht viel Interesse gewährt haben, so hat sich die politische Neugier, nach Beendigung der neapolitanischen Revolutions-Farce, auf zwei andere Gegenstände gerichtet, nämlich auf die Angelegenheiten Spaniens und die griechische Insurrektion. Ueber die ersteren giebt die „Allgemeine Zeitung“ erhebliche Aufschlüsse aus der Feder eines auf Kosten ihrer Redaktion nach Madrid gesendeten Correspondenten, der aber darinnen eben so wenig Kenntniß des Orts und der dasigen Verhältnisse, als in seinen literarischen, anderwärts abgedruckten Mittheilungen Bekanntschaft und Verständniß der spanischen Literatur und Sprache verräth. Ueber den Aufstand der Griechen hat sich Hr. Professor Krug aus Leipzig in einem Duodez-Schriftchen in gute Wünsche ergossen, auch ein Citat aus einem Citat beigefügt; dabei aber den unverzeihlichen Fehler begangen, zu behaupten: daß Ludwig XIV. der erste christliche Monarch gewesen sey, der sich mit den Türken in einen Vertrag eingelassen habe, während dies bekanntlich schon von Franz I. geschehen ist, der seine Handels-Verhältnisse mit der Pforte so hoch anschlug, daß er selbst den nachmals unausgeführt gebliebenen Plan zu Erbauung einer Moschee in Marseille machte. — Das dichterische, wissenschaftliche und Kunst-Leben fährt hier in seiner gewohnten Regsamkeit fort. Außer den zünftigen Dichtern, das heißt: denen, die sich, durch unbedingte Unterwerfung unter die hierselbst dominirende Kritik, den Eintritt in den Lieder-Kreis und somit zu den poetischen Theetrinker-Versammlungen gelöset haben, giebt es noch einige wilde, die ohne Zunft-Patent die freie Kunst treiben. Aus dem Dichter-Kränzchen gehen manche Uebersetzungen, lyrische und andere Dichtungen und poetische Kleinigkeiten hervor; selten aber etwas Bedeutenderes, wie kürzlich Gehe's Trauerspiel: „Peter der Große und Alexis“ geboten hat. Organe des Lieder-Kreises sind die „Abend-Zeitung“ und Kind's „Muse“. Die „Abend-Zeitung“ — die uns nun auch seit einiger Zeit auf besonderen Zugabeblättern den Weg durch das Gebiet der Literatur und der Kunst weiset — zeichnet sich bekanntlich unter ihren Mitschwestern durch Erzählungen von den beliebtesten Erzählern, wie z. B. von van der Velde und Gustav Schilling, deren Muße ihr und ihrem Verleger fast einzig angehört, und durch Hofrath Böttiger's ausführliche Theater-Kritiken insbesondere aus. „Die Muse“ — unter deren Firma Hofrath Kind seit dem Anfang dieses Jahres metrische und prosaische Beiträge in monatlichen Heften heraus giebt — hat in den ersten Heften, wenn auch nur in Bruchstücken, manches Erfreuliche geliefert; allein es ist ihr im vierten und fünften Hefte, wie dereinst ihrem alten Zögling, Homer, gegangen, wo von ihm unter der Rubrik quandoque dormitat gesprochen wird. Eine schwerfällig vorgetragene und gelehrt mit historischen Noten ausgestattete Erzählung von Arthur vom Nordstern: „Tobias Stutiche“; eine ergötzlichere, angenehm erzählte von Kind: „Kosziusko's Pferd“; orientalische Beiträge vom Grafen v. Löben; ein verdienstlich übersetztes Bruchstück aus der Lady of the lake, von Hrn. v. Malsburg; ja, sogar eine Anfrage über ein angeblich indisches, wahrscheinlich chinesisches oder japanisches Gemälde; im Ganzen aber nur unbedeutende Beiträge bilden den Inhalt dieser beiden letzten Hefte. Vielleicht wirken die Bade-Monate so günstig auf die Gesundheit der „Muse“, daß sie sich von ihrer Schwäche wieder erholt. — Dem „Literarischen Merkur“, welcher der dichterisch-ministeriellen „Abend-Zeitung“ als Oppositions-Blatt entgegen steht, hat es noch nicht gelingen wollen, zu gehörigem Ansehen zu kommen und sich auf eine gewisse Höhe zu stellen. Sollte dies vielleicht an den kleinen Flügeln seines Gottes liegen, die freilich zu hohem Schwunge nicht geeignet sind? — Tieck hält sich fortwährend hier auf und scheint sich fast ausschließend mit den Studien über Shakspeare's dramatische Dichtungen und mit Uebertragung und Auslegung derselben zu beschäftigen. Er trägt von Zeit zu Zeit einem gewählten Cirkel einzelne Schauspiele des englischen Dramatikers in seiner Uebersetzung lesend vor. Seit einigen Tagen ist der erste Band der neuen Sammlung seiner Gedichte, welche in der hiesigen Hilscherschen Buchhandlung heraus kommen, erschienen. Die Wahl des Papieres zu dieser Auflage scheint auf ziemlich dauerhaftes Material gefallen zu seyn; die Proportionen des Druckes sind nicht ganz angenehm. Die Verehrer des Dichters wünschen die Sammlung recht bald vollendet und mit neuen, aus dem „Phantasus“ und anderen Dichtungen noch nicht bekannten Gedichten reich ausgestattet zu sehen. — Der mehr fleißige als glückliche Uebersetzer Calderon's, Herr v. Malsburg, ist seit einigen Monaten mit Urlaub seines Hofes von hier abwesend. — Auch die Tonkunst wird hier lebhaft betrieben, und insbesondere auf den Gesang viel Fleiß verwendet. Es giebt mehrere Gesang-Vereine, unter denen die von dem verstorbenen Hof-Organisten Dreißig gestiftete und jetzt vom Musik-Direktor Weinlich geleitete Sing-Akademie der vorzüglichste ist. Sie zählt mehrere gute Dilettanten und insbesondere mehrere Sopranistinnen von ausgezeichnetem Talent und vorzüglicher Stimme, und wird mit Strenge und gründlicher Kenntniß dirigirt. Während der Charwoche gab sie bei einer ihrer wöchentlichen Vereinigungen die gelungene Aufführung des Weinlichschen Oratoriums: „Die Feier der Erlösung“ mit Begleitung eines Fortepiano's und des, von Herrn Kauffmann erfundenen und bei dieser Gelegenheit selbst gespielten Harmonichords. — Die seit dem Beginnen des Frühjahrs wieder eröffnete Gemälde-Gallerie bietet von Neuem den Freunden des Kunstgenusses ihre Schätze dar. Mit großem Bedauern muß man wahrnehmen, wie der größere Theil der Meisterwerke dieser Sammlung die vor dem Nagen der Zeit rettende Hand vergebens an zu rufen scheint, und dennoch auf der andern Seite bedauern, daß die wenigen Restaurationen, die seit einiger Zeit vorgenommen worden sind, mit ungeschickter, schonungsloser Hand ausgeführt wurden. Ein anderweiter Wunsch, den man sich nicht entbrechen kann, für dieses Museum zu hegen, ist, daß eine, wenn auch nur geringe jährliche Summe sowohl zu deren besseren Erhaltung, als zu möglicher Complettirung angewiesen werden möchte. So hat man sich schon öfters die Gelegenheit entgehen lassen, die Gallerie mit einem Gemälde von Domenichino zu bereichern, von welchem Meister sie, wie von manchem andern, nichts auf zu weisen hat: so sind die Werke neuerer Künstler, selbst derjenigen der hiesigen Akademie, fast ganz ausgeschlossen von der Ehre, hier aufgenommen zu werden, und nur ein Paar, gerade unbedeutendere Gemälde von Graf und Vogel, so wie Kügelgens letzte, nicht vorzüglichste Arbeit, den verlornen Sohn angeblich darstellend, sind in dies Heiligthum gedrungen. — Die Säle der Antiken-Gallerie hoffen wir in diesem Sommer, wie in einer Reihe der vorhergehenden, durch die archäologischen Vorlesungen des Hrn. Hofrath Böttiger's belebt zu sehen, der durch diese Anweisung der Schauenden sich ein nicht zu verkennendes Verdienst um diesen Theil unserer Kunstschätze erwirbt, indem er sie nutzbar ins Leben treten läßt. Mit Freuden hat man in dem Erscheinen der beiden inhaltsreichen Hefte der archäologischen Zeitschrift „Amalthea“ die Bemühungen dieses Gelehrten um die Wissenschaft, worinnen er Meister ist, und der er seinen Ruhm weit mehr als allen seinen Zeitschrifts-Aufsätzen zu verdanken hat und einst haben wird, wieder erkannt. (Der Schluß folgt.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 16. Juni. 96stes Blatt.

Der Atheist.

Ein Atheist saß bei der Flasche Wein
In einer Schenk'; ein Pfarrer trat herein
Und sprach: „Ihr Leute, grüß' Euch Gott!"
Da trieb nun Jener seinen Spott:
„Was soll der Gruß? Wo sollt' ein Gott denn seyn?
Das Auge konnt' ihn nie entdecken,
Nie hört' ich ihn, vermocht' ihn nie zu schmecken,
Gerochen nie und nie gefühlt ward Er,
Und somit bleib' ich auch an Glauben leer:
Denn was die Sinne mir nicht zeigen,
Darüber soll man billig schweigen!"

Der Pfarrer leert sein Glas und mit dem Gruß:
„Gott bess'r' es!" setzt er weiter seinen Fuß.
Darauf begann der Atheist zu prahlen:
„Die Kanzelhelden muß man derb bezahlen!
Ja, Leutchen, auf Verstand nur kommt es an!"
„Ey!" — sprach hierauf ein schlichter Bauersmann —
Was soll der Ruhm? Wo soll Verstand denn seyn?
Das Auge konnt' ihn nie entdecken,
Nie hör'st du ihn, vermag'st ihn nie zu schmecken,
Gerochen nie und nie gefühlt ward er,
Und somit bist du an Verstand wohl leer:
Denn was die Sinne dir nicht zeigen,
Darüber wirst du billig schweigen!"

Dem Atheisten gönne man die Lehre,
Und Jeder gebe Gott allein die Ehre. Bertram.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Bemerkung aus Afrika.

„Ich habe" — sagt Mollien — „in Afrika bemerkt: daß die reichsten Völker die Gastfreundschaft am wenigsten übten, und daß republikanische Nationen am grausamsten und unverschämtesten waren, kurz, je mehr die Civilisation Fortschritte gemacht hatte, wie in Futatoro, desto verderbter sind die Herzen der Menschen!" — Dies gilt doch wohl nur von einer Verfeinerung der Sitten, der nicht im gleichen Gange eine Kultur des Geistes und Herzens gefolgt ist?

Der Mensch überall derselbe.

Der Neger — bemerkt derselbe Reisende — betet den kleinsten Strohhalm an, wenn er glaubt: daß dieser die Kraft habe, ihn zu bereichern. Auch in Afrika wie überall quält der Durst nach Gold den Menschen, und er erwirbt es gern — ohne Mühe.

„Oefter" — sagt Mollien bei einer andern Gelegenheit — „war ich Zeuge, daß in den Neger-Wirthschaften nicht immer Einigkeit herrscht. Ich war häufig bei recht lebhaften Zwistigkeiten zugegen, aber nie arteten sie bis zu Thätlichkeiten aus. Meist entstanden sie, weil das Essen nicht fertig war, oder die Frau einen Stoff, als ihr angehörend, in Anspruch nahm; aber Hunger und Putzliebe können in Afrika eine ganze Case (Hütte) in Feuer und Flammen setzen. — Bloß in Afrika?

Der Scheinheilige.

Wer Burckhard's Reise gelesen, erinnert sich vielleicht hier einer Bemerkung, die er da macht, wo er von den schwarzen Kaufleuten aus dem Inneren von Afrika, seinen Reisegefährten, redet und die wir nicht ohne Rührung zu lesen vermochten. „Wir lebten" — sagt der uns nur zu früh entrissene Mann — auf gutem

Fuße mit einander, auf freundschaftlichem Fuße kann ich nicht sagen; denn Niemand, selbst auch in den Negerländern, hat Lust, sich mit einem armen Teufel in eine vertraute Freundschaft ein zu lassen." — Allzu charakteristisch aber ist die Schilderung, die Burckhard von einem dieser seiner Reisegefährten machte, als daß sie nicht hier an ihrer Stelle wäre. Der Angesehenste unter diesen Neger-Pilgrimen (die neben den Kaufleuten mit der Caravane zogen), sagt der Reisende, und das Haupt unserer Tischgenossenschaft war Hadi Aly el Bornaway. Dieser Mann hatte als Sklavenhändler viele Gegenden der Türkei durchreist, war in Constantinopel gewesen, hatte eine geraume Zeit in Damaskus gelebt und bis jetzt drei Mal den Hadi (die Pilgerfahrt) verrichtet. Er war jetzt in Cordofan ansäßig und brachte seine Zeit hin in Handelsgeschäften zwischen diesem Ort und Djidda (in Arabien). Seine Reisen und etwas Ehrwürdiges in seinem Benehmen hatten ihm großes Ansehen erworben. Obgleich überall, selbst unterweges auf seinem Kameel, beschäftigt, den Koran zu lesen, war er doch ein eigentlicher bon vivant und sein einziges Ziel sinnlicher Genuß. Er führte eine Lieblings-Sklavin aus Borgo, als Concubine, mit sich, welche ihr eigenes Kameel hatte, während seine andern Sklaven die ganze Reise zu Fuße machen mußten. Seine ledernen Säcke wurden mit den ausgesuchtesten Lebensmitteln gefüllt, die auf dem Markte in Shendy zu haben waren, besonders mit Zucker und Datteln, und seine Mittags-Mahlzeiten waren die besten in der ganzen Caravane. Er sprach über Moral und Religion, als ob er das Laster nur dem Namen nach kenne. Dennoch verkaufte Hadi Aly, der die Hälfte seiner Tage in Andacht verlebt hatte, im vorigen Jahre auf dem Sklaven-Markt zu Medinah seine eigene Base, die er vor Kurzem in Mekka geheirathet hatte. Sie war auf einer Wallfahrt von Bornu über Cairo dahin gewandert. Aly begegnete ihr zufällig, und forderte sie, nach einem in allen muselmännischen Ländern gültigen Gesetz, um sie zu heirathen, als sein Eigenthum zurück. In Medinah braucht er Geld; er verkauft sie an einige Kaufleute aus Egypten, und da die Beklagenswerthe nicht im Stande ist, ihre freie Abstammung zu erweisen, muß sie sich in ihr Schicksal ergeben. Dies Ereigniß war in der ganzen Caravane bekannt; nichts desto weniger erfreute sich der Hadi (Ehrentitel derer, welche die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben) fortwährend der gewohnten Achtung.

Ist es auch in dieser Beziehung bei uns viel anders, und wer, der auch noch die Grenzen des deutschen Vaterlandes nicht überschritten hat, wäre nicht schon einem Hadi Aly begegnet, oder hat ihn vielleicht ganz in der Nähe — oder? —

Die Tekayrne oder Neger-Pilgrime.

Mekka ist der Centralpunkt der mahomedanischen Welt; dahin wendet der Verehrer des Propheten im Gebet sein Angesicht, und nach der heiligen Stadt wallen die Frommen in jeder Richtung, nicht etwa bloß aus den uns wohlbekannten Landstrichen. Auch aus dem Inneren der Länder der Schwarzen, aus dem Schooße des dunkeln Sudan, ziehen mit jedem Jahre, allen Gefahren einer solchen Reise trotzend, gläubige Schaaren nach dem Ort der Verehrung. Der englische Reisende Bowdich traf in dem Lande Ashanta, auf der Goldküste, Mauren, welche der Ehrentitel der Hadi schmückte; und viel Interessantes erzählt Burckhard von den Neger-Pilgrimen oder Tekayrne, die seine eigenen Begleiter gewesen.

Die Benennung Tekayrne (oder Tekrury) kommt nämlich her von einem Zeitwort Takorror, vermehren, erneuern, sichten, stärken (d. h. seine religiösen Gefühle durch das Studium des geheiligten Wortes und durch Wallfahrt), und diesen Namen erhalten alle Neger, die aus dem Westen kommen, entweder — was bei den Meisten der Fall ist — bloß der Wallfahrt oder des Hadi wegen, oder auch, um zugleich zu Mekka und Medinah den Koran und die Erläuterungen desselben zu studiren. Diejenigen, welche in den westlichen Ländern von Bornu bis Tombuctu ihre Heimath haben, nehmen insgemein ihren Weg nach Fezzan und von da nach der Küste der Barbarei, von wo sie ihre Reise zu Wasser fortsetzen. Die Eingebornen der östlich von Bornu gelegenen Gebiete folgen der Caravanenstraße nach Shendy, dem berühmten Sklaven-Markt am Nil, von wo sie entweder die Straße nach dem arabischen Busen einschlagen, oder auch sich mit den Caravanen nach Cairo begeben und von hier aus mit der großen Caravane die Pilgerfahrt machen. Neben religiösen Gefühlen treibt zu so weiten Reisen Viele der Ehrgeiz, nachmals das Ansehen zu genießen, welches der Hadi in ihrem Vaterlande denjenigen verschafft, die ihn glücklich vollbracht haben, und das mit den Schwierigkeiten der Reise im Verhältniß steht. Da es in allen mahomedanischen Ländern, auch in Afrika, Schulen giebt, so können alle diese Pilgrime ein wenig lesen und schreiben. Einige, die Vermögen besitzen, treiben nebenbei Handel auf ihrer Wanderung; aber bei weitem der größte Theil derselben ist ganz arm, und sie finden ihren Weg nach Mekka und ihrem Vaterlande zurück durch Betteln oder das, was sie unterweges mit Handarbeit verdienen können. Die äußere Ausstattung ist bei Allen gleich. Sie besteht in wenigen Lappen, die sie um den Leib gebunden haben, einer weißen wollenen Mütze, einem ledernen Vorrathssack, den sie auf der Schulter an einem langen Stock tragen, einer ledernen Tasche, in welcher sich ein Gebetbuch oder

eine Abschrift weniger Capitel aus dem Koran befindet, einer hölzernen Tafel, die einen Fuß lang und sechs Zoll breit ist und auf welche sie für sich oder Andere Zauberformeln und Gebete schreiben, um sie auswendig zu lernen; ferner einem Tintenfaß aus einem Kürbiß, einer Schaale, um daraus zu trinken oder von barmherzigen Seelen Lebensmittel ein zu sammeln, einem kleinen irdenen Topf zum Reinigen, und einer langen Schnur von Perlen, die sie in vielen Windungen um den Hals hängen haben.

Selten reisen die Tekayrne allein; gewöhnlich bilden sie kleine Gesellschaften von einem halben Dutzend Personen, und schließen sich dann, so wie sich die Gelegenheit dazu zeigt, unterweges an Caravanen an. So zieht der Tekrury ohne große Sorgen fort. Wo es ihm wohl geht, bleibt er einige Wochen, und er scheut einen vierzehntägigen Umweg nicht, um eine Wüste zu meiden, oder durch ein Land zu reisen, wo er mildthätige Einwohner zu finden gewiß ist. Ihre langen Stäbe dienen ihnen im Nothfall zur Vertheidigung, und an vielen Orten, z. B. in Egypten, sind eigene Stiftungen zur Unterstützung der schwarzen Pilgrime. Dennoch unterliegt ein großer Theil — Burckhard sagt: vielleicht ein Sechstheil — den Mühsalen und Gefahren einer solchen Reise. Diese sterben als Märtyrer, und so werden Andere durch ihr Schicksal nicht von dem gleichen Unternehmen abgeschreckt.

Obgleich die meisten Pilgrime junge, kraftvolle Männer sind, so sieht man doch auch nicht selten Weiber, welche ihren Gatten auf den Hadj folgen. Ja, Burckhard traf einen Blinden, der von Borgo (gegen Westen von Dar-fur) mit drei Andern gekommen war, und beständig an einem Stock geführt wurde, den einer seiner Gefährten, welcher vor ihm her ging, in der Hand hielt. Später sah er diesen Mann wieder, wie er in der Moschee zu Mekka bettelte, und darauf zu Medinah, wo er an der Thürschwelle des Tempels saß und die Barmherzigkeit der Hadi's mit den Worten ansprach: „Ich bin blind, aber das Licht des Wortes Gottes und die Liebe seines Propheten erleuchteten meine Seele und sind meine Führer aus Sudan bis zu diesem Grabe gewesen." Er erhielt reiche Almosen.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Jüngst wurde in London ein alter einäugiger Mann, in schlechter Flanell-Jacke, weil er auf der Straße gebettelt hatte, zum Polizei-Richter Birrne geführt und folgendermaßen examinirt. **Frage:** Wer sind Sie? — **Antwort:** Ich bin ein Translateur, wohl erzogen und geboren, und betreibe mein jetziges Geschäft, seitdem ich mein rechtes Auge verlor, als ich noch ein kleiner Junge war. F. Translatiren Sie Sprachen? A. Nein, Sir, ich translatire Leder, das heißt: ich translatire alte Schuhe in fast ganz neue. F. O, Sie sind also, was man gewöhnlich einen Schuhflicker nennt? A. Ew. Gestrengen zu dienen, ja: aber dieser Name, den Sie so eben aussprachen, wird nur von Personen gebraucht, die keine Erziehung haben, vom ganz gemeinen Pöbel. (Hier lachte der Richter und fragte weiter:) Schuhflicken, oder, wie Sie es nennen, translatiren, ist ein Erwerbzweig, der seinen Mann nährt; wie kommt es also, daß Sie auf der Straße betteln? A. Ew. Gestrengen zu dienen; translatiren taugt jetzt dem Teufel nichts, denn neue Schuhe sind so verdammt wohlfeil geworden. Gesetzt, Ew. Gestrengen Schuhe bedürfen einer Ausbesserung, und, um sie gut versohlt, verfleckt und eingefaßt zu haben, würden Ew. Gestrengen [illegible] Schilling ausgeben müssen, so haben Sie immer nur alte Schuhe; legen Ew. Gestrengen aber 1 oder 2 Schilling dazu, so können Sie ein prächtiges Paar neue kaufen. Dies hat meinem Geschäft das Garaus gemacht und ich bin vom Schuhflicken, wie es Ew. Gestrengen zu merken belieben, zum Betteln translatirt worden. — F. Warum machen Sie nicht neue Schuhe? A. Weil ich nur ein Auge, und noch dazu ein sehr schlechtes habe. F. Dann, glaube ich, ist es wohl das Beste, ich schicke Sie nach dem Arbeitshause? A. Gerade um diese Gunst wollte ich Ew. Gestrengen bitten; ich verliere nicht viel, wenn ich mit Translatiren aufhöre, und all mein Betteln hat mir heute nicht mehr als einen jämmerlichen Penny (8 Pfennige) eingebracht. (Beiläufig ein Beweis, daß die Engländer gegen Bettler nicht sehr mildthätig sind.) — Sein Wunsch wurde erfüllt und er nach dem Arbeitshause translatirt.

Pope war bekanntlich in hohem Grade verwachsen und schief. „Wozu kann in aller Welt" — rief ihm einst auf der Straße aus seinem Wagen ein Parlaments-Glied zu — „wozu kann ein so kleines, krummes und schiefes Wesen dienen?" — „Euch zu zwingen, den geraden Weg zu gehen!" erwiederte Pope, der in seinen Satyren oft die Nebenwege des Parlaments gerügt hatte.

Der brittische Philosoph Goodwin sagte: „Der höchste Zweck einer Regierung muß der seyn, sich entbehrlich zu machen." — Wohl wahr, denn ein durch Vernunft selbstständiges Volk wird die Gesetze selbst aufrecht zu erhalten suchen. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Wer es der englischen Regierung vorwerfen wollte, daß sie nicht Eifer genug für den öffentlichen Gottesdienst zeige, würde derselben großes Unrecht thun. 85 neue Kirchen sind im Bau, worin 150000 Personen Platz finden werden, und wozu 1 Mill. Pfd. angewiesen ist. — Vor einigen Tagen war ich auf der Versteigerung der von Sir Jos. Reynolds hinterlassenen Sammlung eigener und fremder Gemälde, — eine

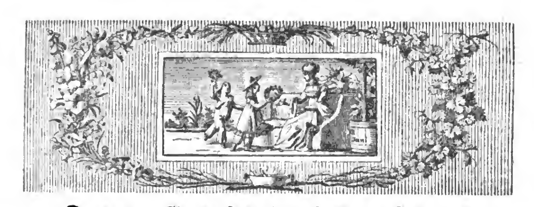
Privatsammlung, die man, ohne Uebertreibung, für einzig in Europa halten kann. Seine Nichte, die verstorbene Marquisin von Thomond, hatte sie von ihm geerbt. Die Reynoldschen Stücke gingen zu den höchsten Preisen weg. Gleich das erste am ersten Tage, sein eigenes Bildniß, ihn mit einem Buche in der Hand darstellend, wurde vom Grafen Mulgrave und einem andern Liebhaber bis auf 234 Guineen getrieben, wofür der erstere es endlich erhielt. Unter den übrigen Gemälden, welche am ersten Tage verkauft wurden, zeichnen sich folgende aus: Ein kleines, einige Zoll hohes Portrait eines Edelmanns, von van Dyck, copirt von Reynold, für 52 Guineen. Eine kleine Waldgegend von Reynold, für 65 Guineen. Ein alter Mann im Lehnstuhl, nach Goldsmiths deserted village, (unter dem Namen „Resignation“ bekannt) für 125 Guineen. Das Portrait der Lady Hamilton für 202 G. Der Kopf Reynolds mit einer Brille 600 G. Richmonds-Hill, vom Fenster seiner Villa aus gemalt, für 155 G. Ein junges Mädchen, das mit einer Katze spielt [illegible] beschädigt) für 295 G. Mystriß Hartley als Bach[illegible], ein Kind auf den Schultern tragend, für 290 G. Ein altes [illegible] ein Mädchen mit einem Scharlach-Muff vorstellend, für 255 G. Eine Zigeunerin für 240 G. Der Hirtenknabe, auf dem Haber-Rohr spielend, und sein Hund, für 410 G. — Am zweiten Tage war der Zulauf noch größer. Die eilf Original-Zeichnungen zu den Gemälden auf Glas (von Jarvis) welche das Haupteingangsfenster des neuen Collegiums zu Oxford zieren, gingen zu unerhörten Preisen weg, unter andern wurde die Liebe (Charity) vom Lord Normanton für 1500 Guineen gekauft, ein Werth, welcher bisher, von allen englischen Kunstwerken, bloß Wests Gemälde „Christus, der die Kranken heilt“ überstiegen hat. Der Glaube wurde mit 400 Guineen, die Hoffnung mit 650, die Mäßigkeit mit 600, die Gerechtigkeit mit 1100, die Stärke mit 700, die Klugheit mit 350 Guineen (sämmtlich vom Lord Normanton) bezahlt. Leider ist das Haupt-Originalgemälde, welches, auf Glas copirt und gemalt, das Centrum des Fensters einnimmt, bei dem unglücklichen Brande von Belvoir Castle (dem Herzog von Rutland gehörig) in Feuer aufgegangen. Der Graf Fitzwilliam bot 410 Guineen für Reynolds und Jarvis, als Hirten bei der Geburt Christi dargestellt. Der Hirtenjunge und sein Hund wurde mit 600 G. bezahlt. Ein Bauermädchen mit Kindern und einer Fackel, von Zachary, mit 400 G. Der kleine Johannes mit dem Lamme, mit 175 G. Cupido und die Nymphe (bekannt unter der Benennung die Natter im Grase) wurde mit 510 G. bezahlt. Dido auf dem Scheiterhaufen mit 700 G. Die Hoffnung, welche die Liebe säugt, mit 245 G. Eine junge Schäferin mit Lämmern, mit 210 G. Verschiedene Portraits, mit 100—150 G. Dagegen wurde Correggio's Vermählung der heil. Catharina mit dem Kinde Jesu (zu 2000 Pfd. geschätzt) dem Herzoge von Northumberland für 215 G. zugeschlagen. Eine Zauberin von Teniers, für 160 G. — In beiden Tagen belief sich die Versteigerungssumme auf mehr als 15000 Pfd. St. — Ein junger Knabe gab neulich dem Richter eine sehr naive Antwort. Auf die Frage, wie er seine Zeit zubringe, sagte er: „die Wochentage bettle ich; den Sonntag bringe ich mit Spielen, Essen und Trinken zu.“ — „Wohin muß dich aber dies führen?“ fragte der Richter weiter. — „Ei nun, auf die große Wiese“ (den Richtplatz) antwortete der Knabe mit großer Gleichgültigkeit.

S.

Dresden. (Schluß.) Unsere Sammlungen für Naturgeschichte, die allerdings unbedeutend sind, und nur im mineralogischen Theile etwas Vollständigeres liefern, könnten doch noch so, wie sie sind, zur allgemeinen Belehrung weit nutzbarer gemacht werden, wenn sie dem Publikum zugänglicher und vielleicht überdieß noch einige anleitende Vorlesungen öffentlich gehalten würden. Sie haben seit dem verflossenen Jahre in der Person des Dr. Reichenbach, der früher als Docent in Leipzig thätig war, einen neuen Vorsteher erhalten, von dessen Eifer, Kenntnissen und Jugendkräften das Beste zu erwarten steht. Beim Antritte der von ihm zugleich erhaltenen Professur an der hiesigen chirurgisch-medizinischen Akademie hat dieser junge Gelehrte eine, seitdem im Druck erschienene Rede über die Erhaltung der Welt gesprochen, die er als physisch-theologische Betrachtung ankündigt, obgleich von theologischen Rücksichten und Blicken darinnen nicht mehr als in jeder, die Naturgeschichte und die Erdbildung insbesondere treffenden Abhandlung zu finden ist. Hoffentlich wird Herr Dr. Reichenbach auch seine Vorträge etwas klarer als die vorbemerkte Rede und mit etwas kürzeren Perioden stylisiren. — Für die so eben beiläufig erwähnte chirurgisch-medicinische Akademie ist ein eigener botanischer Garten angelegt worden, dessen Cultur sich jedoch nur auf Medicinal-Pflanzen beschränken zu sollen scheint, da sein Flächenraum wenig geeignet ist, einen größeren Theil der auf der Erde verbreiteten Gewächse aufzunehmen. Die bei der Akademie angestellten Professoren geben seit dem Jahre 1819 eine „Zeitschrift für Natur- und Heilkunde“ in zwanglosen Heften heraus, wovon bisher 4 Stück in der Arnoldschen Buchhandlung erschienen sind. Für den Gehalt bürgen die Namen Kreyßig, Seiler, Carus u. a. und man kann nur bedauern, daß die Herren Herausgeber ihre Zeitschrift so selten mit eigenen Aufsätzen ausstatten. — Außer dem vorbenannten giebt es hier noch drei Gärten, die für Botanik erwähnt zu werden verdienen. Graf Hofmannsegg, der uneigennützige Herausgeber der portugiesischen Flora, sammelt mit liberalen Aufopferungen in seinem Garten die seltensten Gewächse der fernsten Gegenden und Erdtheile, und öffnet ihn mit vieler Gefälligkeit dem schaulustigen Naturfreunde. — Reicher an der Zahl der Gewächse ist der sogenannte Herzogliche Garten (Königliches Eigenthum). Hier sieht man unter andern in freier Erde, doch im Winter überbauet, die größten Feigenbäume, die wohl Deutschland und der ganze Norden aufzuweisen haben möchte. Dem zu diesem Garten gehörigen Gewächshause, worinn die Orangerie, welche während des Sommers die Zierde des sogenannten Zwingerplatzes ausmacht, aufbewahrt wird, wäre eine günstigere Lage zu wünschen. — Dann haben die Handelsgärtner, Gebrüder Seidel, einen Garten mit neuangelegten Gewächshäusern, die manches Schöne aus dem Reiche der Flora, und unter andern 50 Stück sechsjähriger, gleich großer Stämme der Camellia Japonica, enthalten, die sie für den Preis von 200 Friedrichsd'or ausbieten. Beide Brüder geben seit Kurzem unter dem Titel: „Hülfsblätter zum Studium der Botanik, besonders für Anfänger“ eine Sammlung gezeichneter Pflanzen-Umrisse in Steindruck heraus. Die durch den angegebenen Zweck erheischte Bedingung der Wohlfeilheit nöthigt sie, diese Sammlung in Oktavblättern, ohne mikroskopische Zeichnungen und Text, zu liefern. Sie empfiehlt sich durch genaue und nette Zeichnung von der Hand des Herrn Tittelbach, eines der vorzüglichsten hiesigen Blumenmalers, und wird, vorzüglich wenn die Herausgeber noch die für die Pflanzen charakteristischen Wurzeln und den Wurzelstock beifügen wollten, ihren Zweck der allgemeineren Verbreitung der Elementarbelehrung kaum verfehlen. — Kürzlich haben die hier lebenden ehemaligen Zöglinge der Schule zu Pforte auf dem sogenannten Findlaterischen Weinberge, und diejenigen der Afra-Schule zu Meißen auf dem Link'schen Bade, ein Vereinigungsfest durch eine frohe Mahlzeit gefeiert. Die Portenser haben bei ihrer Feier viel gesungen und versirt; die „Abendzeitung“ liefert über ihre Sitzung einen officiellen Bericht. Die Meißnenser scheinen dagegen der heiligen Afra stillere Libationen gebracht zu haben, denn von ihren Tischgesprächen und Tafelreden hat nichts verlautet. —

T.

Redakteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 18. Juni. 97stes Blatt.

Innozenzia.

Romantische Tragödie in fünf Akten von Konrad Levezow.

Zweiter Akt. Erster Auftritt.

(Prunkzimmer in der Villa des Grafen Primavera, mit einer Mittelthür und zwei Seitenthüren. An der Seite ein Tisch, der mit weiblichem Putz und einem Schmuckkasten besetzt ist; auf einigen Stühlen mehrere weibliche, schöne Kleider. An der schon geöffneten Mittelthür zwei Diener.)

Der Graf Primavera und Donna Mathilde, welche Innozenzia (im Pilgergewande, mit Hut und Stab in der Hand) führen, treten ein.

Graf.

Nimm hier von diesem Zimmer ganz Besitz
Und schalte frei darin nach eig'nem Willen.
Du bist die Herrin dieses Ortes, sollst
Der gute Genius meines Hauses seyn.

(Zu den Dienern)

Ihr harrt in Zukunft nur allein den Winken
Der edlen Jungfrau; thut, was sie befiehlt.

(Er giebt ihnen einen Wink, sich zu entfernen. Die Diener gehen ab und schließen die Thür.)

Dein traurig Schicksal hat mich tief bewegt;
Ich fühle, daß es meine Pflicht, es zu
Verbessern, wieder gut zu machen was
Die Welt an Dir so früh, so hart verbrach.
Versöhnen will ich Dich mit ihr und hoff's,
Daß Deines Herzens Kummer sich bei mir
In Freude wandeln wird und süße Lust.

D. Mathilde.

Die Freundschaft wird, die Liebe wird Dir treu
An mir zur Seite stehn und Rath und That
Der neuen Freundin gern und willig spenden.
Es liebt der zarten Jungfrau Herz, sich nur
Der Brust des Weibes offen zu vertraun.
Du sollst die meine Deinen Wünschen nie
Verschlossen finden, Deinem Kummer nie;
Darum gewähre mir, wie ich auch Dir
Gewähren werde, Deinem frommen Sinn.

Innozenzia (gerührt).

Noch kann ich Euch, mein güt'ger Herr, Euch, edle Frau,
Nicht danken, wie mein Herz es mir gebeut.
Es wallt zu mächtig der Empfindung Strom
Im tief bewegten Busen. Worte find'
Ich nicht — nehmt diese Thränen dann statt Dank's.

Graf.

Sie sprechen lauter, als der Lippe Wort
Für Deines Busens edelste Gefühle:
Doch hemme ihren Lauf. Mit Thränen nicht
Sollst Du mein Haus begrüßen, das Dich froh
Empfängt. Spar sie vielmehr der Trennung auf,
Wann einst des fernen Abschieds bitt're Stunde
Den Freunden ungern Dich entreißen will. —
Wirf heit're Blicke um Dich her, vergiß,
Was hinter Dir, und schaue frohen Muth's
Die hell're Zukunft an. Im Rosenglanz
Des neuen Morgens steigt sie vor Dir auf,
Verkündet Dir des Glückes gold'nen Tag.

Innozenzia.

Gewährt auf einmal nicht zu viel der Huld
Dem armen, schwachen Mädchen, daß sein Herz
In Hoffahrt nicht und Uebermuth entbrenne.

D. Mathilde.

Nur was die Sitte dieses Hauses, was
Sein Recht verlangt, davon nimmst billig Du
Auch Deinen Theil und giebst dafür, was ihm
Gebührt, zurück. — Nicht Alles schickt sich wohl
Für jeden Ort: Du wirst Dich finden lernen,
Und was vielleicht ein kleiner Zwang Dir jetzt
Erscheint, wird bald der guten feinern Sitte,
Des höhern Anstand's und des edlern Lebens
Nothwendig feste Schutzwehr Dir bedünken.

Dann wirst Du lieben, was Dich jetzt beengt,
Und doch in edler Freiheit Dich ergehn.

Innozenzia.

Habt gütig nur mit mir Geduld: ich will's
Versuchen, und gelingt es nicht, so wehrt
Dem armen Pilgermädchen nicht, zurück
Zu kehren, von woher so plötzlich sie
Ein unerwartetes Geschick zu Euch,
Mein edler Herr, in dieses Haus geführt.
Soll ich es Zufall nennen? — Ist es mehr?

Graf.

Nicht Zufall war's, was Dich zu mir geführt.
Es leiten freundlich höhere Gestirne
Dich auf des Lebens wechselvollem Pfade,
Und wie ein feindlich tobender Orkan
Den Schiffer oft schon bei dem ersten Flug
Ins off'ne Meer ergreift und fern ihn treibt
An wilde, rauhe Klippen, dann auf's neu,
Wenn schon die Hoffnung sinkt, der Zwillingsbrüder
Hellleuchtend Doppel-Antlitz sich erhebt
Und ihm zum heiß ersehnten Reiseziel
So freundlich winkt: so hat auch günstig Dich
Ein rettend Glücksgestirn hierher geleitet,
Wo von des Lebens wildbewegten Wogen
Der Wallfahrt rauhe, unbekannte Bahn
Nicht unstät ferner unter Deinen Füßen schwankt.
Du bist am Ziel der Reise, wenn Du willst,
Und kannst vom festen, blumenreichen Ufer
Getrost nun in den Sturm der Wellen schaun.

Innozenzia.

Ob ich es kann, je können werde, liegt
In Händen jener höhern Macht, der ich
Mit Glauben, Liebe, Hoffnung fest vertraue.

D. Mathilde.

Doch thut sie keine Wunder mehr und schickt
Die Rettungsengel nicht vom Himmel mehr
Sichtbarlich zu den Sterblichen herab.
Es soll der Mensch dem Menschen auch vertrauen,
Auch in dem Menschen seinen Schutzgeist schauen.

Innozenzia.

Könnt' ich es je verkennen, was der Himmel
Durch Eure Huld mir hülfreich zugeführt?

Graf.

Du wirst es nie; Dein zarter, feiner Sinn
Verbürgt es mir. —

(Zu D. Mathilde)

Doch überlassen wir
Das liebe Kind sich jetzt allein, damit
Es sich im Stillen ganz mit dem, was nun
Sein Eigenthum, befreunde. —

(Zu Innozenzia)

Alles was
Du brauchst und billig fordern magst, sey es
Für den bequemeren Genuß des Lebens,
Sey es zur Lust für einen feinern Sinn,
Schließt dieses Zimmer, schließen diese Kammern
Zur freundlich schönen Habe für Dich ein.
Mit diesen Schlüsseln geb' ich des Besitzthums Recht.
Gebrauch' es, wie Du willst: genieß' es ganz
Nach freiem Wunsch und eig'ner Lust.

(Er überreicht ihr einige Schlüssel.)

D. Mathilde.

Ich sende
Dir zwei der kundigsten von meinen Zofen;
Sie werden künftig Deinen Anzug ordnen,
Und schöner strahlst Du dann durch ihre Hülfe
In Deines selbst erwählten Schmuckes Glanz.

(Sie küßt ihre Stirn.)

Auf bald'ges Wiedersehn, mein schönes Kind!

Graf.

Der Pilgerin — sag' ich ein Lebewohl,
Um bald das schön're Fräulein zu begrüßen,
Als meines Hauses lieblichste Gestalt.

Innozenzia.

Beschämt mich nicht so ganz, mein gnäd'ger Herr!

Graf.

Auf bald'ges, schön'res Wiedersehn! — Leb' wohl!

(Der Graf und Donna Mathilde gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Innozenzia.

Ist dies ein Großer dieser Erde? Hätt'
Ich jemals mir der ernsten Hoheit Antlitz so
Geträumt? Wie schreckte sonst ein hoher Name mich.
Sein Glanz schien mir der Sonne gleich, die uns
Mit ihrem Strahl die dunkle Lebensbahn
Erhellt, erwärmt, doch unsern Blick verschmäht,
Ihn schmerzlich blendet, wenn er kühn zu ihr
Sich himmelan erhebt. — Er ist ein Mensch,
Und senkt mit Huld der Hoheit Aug' auf mich,
Auf mich, das arme Mädchen selbst, herab,
Und zürnt nicht, wenn ich meinen Blick zu ihm
Erhebe! — Lohne dir der Himmel, guter Mann,
Was du an mir gethan!

(indem sie ihre Blicke im Zimmer umher wirft)

Doch wohin seh'
Ich mich durch seine Huld versetzt? — Es strahlt
Der Glanz, die Pracht, wohin ich blicke, mich
Von allen Wänden dieses Zimmers an,
Und höher schmückt die Hand der edlen Kunst
Durch Farben und erlesene Gestalt
Den glanzerfüllten Raum. Sie fesselt Aug'
Und Herz mit süßer Lust und zwingt der Lippe
Den leisen Wunsch, auf immer hier zu wohnen,
Unwiderstehlich reizend ab. — Auf immer? — Nein,
Das ist zu viel! — Nur eine kleine Zeit
Sey mir hier zu verweilen wohl vergönnt.
Nur kosten will ich einen flücht'gen Augenblick
Des heit'ren Lebens höheren Genuß,
Damit in Zukunft mich noch die Erinn'rung labe. —
Und dies — dies Alles sey mein Eigenthum? —
Frei könnt' ich damit schalten, wie ich will? —
Wär' ich nicht reich, wie eine Königin? —

(Sie erblickt die Kleider und betrachtet sie näher)

Welch reizend herrliche Gewänder! — Schön
An Stoff zugleich, wie an erles'ner Zier! —
Sie sollen künftig diesen Leib bedecken?
Ihn zieren nach des güt'gen Gönners Wunsch? —
Ich will's wohl glauben, daß sie besser stehn,
Als dieses schlechte, trübe Pilgerkleid.
Ich muß es freilich schon von mir entfernen,
Denn seine Tracht schickt sich für dieses Haus nicht mehr.

(Sie nimmt den Schmuckkasten in die Hand, öffnet ihn neugierig und nimmt die darin enthaltenen Kostbarkeiten, eine nach der andern, mit steigendem Erstaunen und Vergnügen heraus.)

Und wie? — Kann ich den Augen trauen? — Wie?
Auch dieser Schmuck? — Dies köstliche Geschmeide? —
Der edlen Perlen silberfarb'ne Reih'n? —
Der gold'nen Kette schwere Last? — Die Pracht
Des funkelnden Gesteins zum Schmuck für Brust

Und Arm? — Noch mehr — dies reiche Stirnband selbst,
Worin der Blitzstrahl sich des Diamants
Mit des Rubines rother Feuergluth
Zum hellsten Sternenkranz vermählt? — Auch dies? —
Dies Alles? — dies sey mein? — Um meine Stirn
Soll es sich legen? — Meine Locken soll
Die Perlenschnur durchziehn? An meinen Nacken,
An meinen Arm soll es sich biegsam schmiegen
Der Spangen Gold, der Ketten glänzendes
Geflecht? — Es ist zu viel! Zu viel für mich!
Will denn das Glück sein ganzes Füllhorn leeren?
Die Hälfte schon genügte mir. —
(Plötzlich von einem Gedanken ergriffen, mit halb wehmüthiger Stimme) Wird mich
Antonio, wenn er mich wieder sieht,
Wird er in diesem Schmuck mich wohl erkennen?
Kann er mich traulich seine Freundin nennen?
Wird er, der Hirt, es wagen, mir zu nahn? —
(Mit begeisterter, erhöheter Stimme)
Nein! dieses Gold soll mich von ihm nicht trennen!
Ich theile mit ihm des Besitzthums Habe!
Ihm biet' ich sie zur ersten Freundschaftsgabe!
Von mir soll er der Kette Schmuck empfah'n!
Gleich einem Ritter soll sie seine Brust bedecken,
Ein Schwerdt soll ihm der Graf an seine Hüfte stecken!
Bin ich geschmückt, soll er nicht schmucklos seyn! —
(Nach einer kleinen Pause, mit wieder herab gestimmten, wehmüthigem Ton)
Wohin verlier' ich mich in eitlen Träumerei'n! —
Er kehrt nicht wieder — fragt nach mir nicht mehr.
(Mit wehmüthigem Blick auf den Schmuckkasten, den sie noch in der Hand hält)
Warum bin ich so reich und doch — an Hoffnung leer!
(Sie setzt den Schmuckkasten gleichgültig auf den Tisch und bleibt, in Gedanken versunken, daran gelehnt stehen.)

(Der Schluß folgt.)

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Der Eunuche bei dem Anblick des weiblichen Miniatur-Gemäldes.

Der berühmte persische Reisende Morier zeigte einem äthiopischen Verschnittenen, der als Hüther eines Harems angestellt war, das Miniatur-Gemälde seiner Mutter. Als dieser das Bild einige Zeit betrachtet hatte, rief er aus: „Dein Vater ist also vermuthlich ein Maler?" — Morier verneinte dieses. — „Nun, wer kann es denn gemalt haben?" begann von Neuem der Eunuche. Er konnte nicht mit weniger Worten mehr Aufschluß über seine Ansicht — und überhaupt die orientalische — von diesen Verhältnissen geben.

Zwei Beispiele von dem Muth der Neger.

1. Ein Marabut an den Ufern des Senegal hatte das Panier der Empörung gegen Damel, den König von Cayor, aufgerichtet. Zweimal hatte er die Truppen desselben geschlagen, als er mit geringerer Schaar einem überlegenen Heere der Feinde begegnete. Die Gefahr war groß. In eine ungünstige Position eingeschlossen, nahm er dennoch keinen Anstand, den Kampf zu beginnen, obgleich sein Untergang gewiß war. — Während des Gefechts hatte er sich nach seiner Hütte zurück gezogen, um zu beten und trockene Binsen um dieselbe herum legen zu lassen: und als er nun seine Krieger zurück weichen und die Reiter des Damel denselben folgen sah, ließ er die Hütte, in der er sich befand, in Brand stecken, und zog einen langsamen und schmerzlichen Tod der Schmach vor, die ihm sein König bereiten wollte.

2. Der Damel war mit den Jolofs des Königs von Baol in einen Krieg verwickelt. Da den Unterthanen des Letzteren ihre Wälder Sicherheit gewährten, so hatten sie lange nur solche Treffen geliefert, in welcher ihnen List und Schwierigkeiten des Terrain's Vortheile verschafften. Endlich verließen sie ihre Wälder und erschienen, ihren König an der Spitze, in der Ebene. — „Hier ist es", schrieen sie, „wo man sterben muß! Man hat uns der Feigheit angeklagt: mögen diejenigen, welche uns diesen Vorwurf gemacht haben, uns nachahmen. Man behauptet, daß wir nichts weiter als fliehen könnten; wohlan, Jeder muß sich in die Unmöglichkeit versetzen, sein Heil in der Flucht suchen zu können!" — Mit diesen Worten füllte jeder der Krieger seine langen Beinkleider mit Sand, senkte sich, von dieser Last nieder gedrückt, auf die Kniee und begann zu schießen. Der Kampf hörte nicht eher auf, bis Mangel an Munition eintrat. Baol beweinte den Verlust aller seiner auf dem Schlachtfeld gebliebenen Krieger; und Cayor (dessen Fürst der Damel ist) verlor, wenn sich in Einige gerettet haben, eine viel größere Zahl. (Beide Geschichten erzählt uns Mollien.) (Die Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

(Aus dem Nachlaß eines Weiberhassers.)

Nach einem Balle.

Sie suchen das Gewand, womit sie sich bekleiden,
Nach Mutter Eva's Feigenblatt zu schneiden.
O! tadelt nicht das löbliche Bestreben,
Den Stand der Unschuld uns zurück zu geben.

Auf eine Neumodische.

Sie steht in weiß gewasch'nem Zeuge
Anmuthig da, der Lilie gleich;
Nur ist zu wünschen, daß sie schweige!
Denn was sie spricht, ist ungewasch'nes Zeug.

Auf einige Roman-Schreiberinnen.

Gutmüthig haben Gänse lange Zeit
Zum Schreiben ihre Federn uns geweiht;
Das konnte länger nicht so bleiben,
Sie fangen ietzt an selbst zu schreiben.

Auf dieselben.

Daß Federn je für euch, ihr artigen Geschöpfe,
Zum Schreiben dienen sollten, glaub' ich kaum;
Drum steckt sie immerhin auf eure hübschen Köpfe,
Da decken sie gedankenleeren Raum.

Auf dieselben.

Verschont mit Schriften uns, ihr lieben zarten Puppen,
Zum mündlichen Geschwätz leih'n wir euch gern das Ohr.
Kocht, wenn's nicht anders ist, kraftlose Wassersuppen,
Nur setzt sie uns nicht auch in euren Büchern vor.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Lüneburg. Entschuldigen Sie mein langes Schweigen — — Unser Luneburg ist überhaupt nicht sehr ereignißreich, denn mit Kunst und Wissenschaft machen wir uns im Ganzen so sehr viel nicht zu schaffen, und fröhnen lieber dem Bauche, der so recht eigentlich unser Gott ist. Die boshafte Xenie —

„Namen nenn' ich euch nicht, ich habe Nichts für Geschichte,
Aber die Chronika schreibt von der gefeierten Sau".

in der uns unlängst ein boshafter Witzling das ästhetische Todesurtheil sprach, ist nicht ganz ohne Wahrheit. Die Auffindung der hiesigen Salzquelle war eine zu wichtige Erscheinung, als daß man der wohlthätigen Sau, die diese Entdeckung machte, nicht einen Denkstein setzen sollen, und darum hängen die Gebeine dieses sinnvollen Thieres, in einer gläsernen Kapsel verwahrt, in einem der Sessionszimmer des hiesigen Senats. Der Schweitzer kann das Beinhaus zu Murten nicht mit größerer Andacht beschauen, als der Luneburger diese Schweine-Reliquie. So ganz sind wir indessen nicht ohne Kunstgaben. Die Muse des Gesanges hat uns im letzten Winter in einem Dilettanten-Concerte recht freundliche Klänge zugeweht. Frau von Dassel, die mit Stärke des Tones, Anmuth des Klanges lieblich verbindet, hat uns einige sehr genußreiche Abende verschafft, und es würde ein unersetzlicher Verlust für das hiesige Publikum bleiben, wenn diese liebliche Sängerin durch Kränklichkeit von der Theilnahme an unseren Dilettanten-Concerts abgehalten werden sollte. Der Professor Sachse, der viele musikalische Kenntnisse besitzt, und mit Gründlichkeit des Wissens die liebenswürdigsten Talente für Geselligkeit verbindet, singt einen tiefen, volltönigen Baß und hat wohl vorzugsweise zur Unterhaltung der musikalischen Abendfreuden des vergangenen Winters beigetragen, denn die Stentor-Stimme des Medizinalraths, Doctor Fischer, die wohl die Mauern von Jericho wanken machen konnte, hat zu wenig Ansprechendes. — Von den hiesigen Gelehrten sind auch für die diesjährige Oster-Messe einige Scherflein beigetragen. Der Doctor Soltau, zugleich Mitglied des hiesigen Senats, den sie als Uebersetzer des Decameron's von Boccaccio, des Don Quixottes, des Hudibras kennen, hat die Geschichte der Entdeckung der Portugiesen von Johann von Barrow (im 15ten und 16ten Jahrhundert) aus dem Portugiesischen übersetzt Der Amtmann Wedekind, ein sehr bekannter, gründlicher Geschichtsforscher ist mit Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters hervor getreten, die gewiß allgemein die verdiente Anerkennung finden werden. Die Vorarbeiten dieses ausgezeichneten Gelehrten sollten in der Bibliothek keines Geschichtsfreundes fehlen. Der Doctor Baldamus hat uns einen Theil seiner noch ungedruckten Gedichte, unter dem Titel: „Oenotheren" zum Besten gegeben. Der Advocat Wallis hat einen Almanach der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen geliefert, der indessen des bescheidenen Vorworts ungeachtet, keinen Leser befriedigen wird. Dieser Almanach enthält außer dem Lections-Catalog, den ergangenen Preisaufgaben, u. s. w. ein Namensverzeichnis der Studierenden, das allenfalls als Erinnerungsblatt für Studenten einigen Werth haben mag, für andere Leser aber ohne alles Interesse bleibt. Irre ich nicht, so fertigt der Pedell zu Kiel alljährlich etwas Aehnliches aus Die vier Portraits von Planck, Meister, Blumenbach und Heeren, von Riepenhausen gezeichnet, sind getroffen, können aber doch unmöglich dem Almanach allein Werth verschaffen. Die Unvollständigkeit des Ganzen drückt sich auch darin aus, daß man sich vergebens nach dem Namen des Königl. Commissarius, Freiherren von Laffert, umsieht, der nach der jetzigen Ordnung der Dinge nicht fehlen durfte. Von der Georgia Augusta müßte sich doch etwas Gründlicheres sagen lassen, als daß auf der Veterinair-Schule ein kranker Esel geheilt sey. — Das hiesige Johanneum kommt sehr in Aufnahme und jeder, der diese Anstalt kennt, muß vor allem dem würdigen Director Wagener, einem sehr gründlichen Philologen, der auch als lateinischer Dichter bekannt ist, ein langeres Wirken wünschen Der Rector Langer, ein klassisch-gebildeter Mann, verdient ebenfalls Auszeichnung, so wie auch die andern Lehrer, Dr. Bölger und Dr. Zimmermann für das Institut mit rühmlichem Fleiße arbeiten. — Auf der hiesigen Ritteracademie, die jetzt auch unter den Auspicien des geistlichen Ministers von Ahrenswald bürgerlichen Zöglingen zugänglich ist, regt sich ein rühmliches literarisches Treiben, zumal die Anstalt an den Professoren Dr. Evers und Dr. Sachse eine sehr wichtige Acquisition gemacht hat. Die Vorsteher der Ritteracademie, der Landschafts-Director von Plato, und der Ausreuter, Oberst von Knesebeck, lassen es an Nichts fehlen, was den blühenden Zustand der Academie befördern kann. Das verfallene Reithaus wird wieder hergestellt, und den Umgebungen des Klosters stehen Veränderungen bevor, die auch das Auge freundlich ansprechen werden. Zu bedauern ist es, daß die nicht unbedeutende Kloster-Bibliothek, welche die gehaltvolle Büchersammlung des verstorbenen Rector Niclas in sich aufgenommen, dem öffentlichen Gebrauche entzogen ist. — Der Wunsch nach einer bessern, den Erfordernissen des Zeitgeistes mehr angeeigneten Stadtordnung, spricht sich bei uns sehr lebhaft aus. Der Familienacist spukt hier wohl ärger, als an irgend einem andern Orte des Landes, und der König könnte den hiesigen Bürgern kein wohlthätigeres Geschenk machen, als wenn die Reform, die das Stadtwesen der Stadt Hannover erhalten, die hier herrschenden Mißbräuche endlich einmal besprache. Die hiesigen Bürger-Deputirten bestehen eigentlich nur dem Namen nach, und sind zu machtlos, als daß sie in den Willen des Senats eingreifen könnten. Roms Tribunen würden bei dieser Collegenschaft lächelnd den Kopf schütteln, denn das Veto dieser Herren ist im letzten Jahrhunderte nicht hörbar geworden, und so weiß man die auffallendsten Mißgriffe hinter das graue Herkommen zu verstecken. — Die Wahl des ersten Predigers an der Johannis-Kirche liefert den sprechendsten Beweis dafür, daß unserm Stadtwesen eine Veränderung noth thue. Das Wahl-Collegium, bei dem vor Allem die Stimme der Bürgermeister vorherrscht (der Senat in corpore nimmt daran keinen unmittelbaren Antheil) hatte, ohnerachtet es hier an gründlichen Theologen nicht fehlt, aus gewissen Gründen einen Ausländer erkohren, der sich indessen, in dem vom geistlichen Ministerio gehaltenen Colloquio so schlecht machte, daß man die Ausstellung des zur Prediger-Annahme nöthigen Zeugnisses versagte. Das Wahl-Collegium unternahm demohngeachtet die Beeidigung des Erwählten. Die hiesigen Prediger brachten die Sache zur Kunde des Landes-Consistorii, das sich zur Anordnung einer Commission, bestehend aus den Consistorialräthen Dr. Hoppenstedt und Kaufmann, gedrungen fühlte. An Ort und Stelle wurden die nöthigen Untersuchungen eingeleitet und der Erkohrene nach Hannover zu einer nochmaligen Prüfung beschieden. Da dieses zweite Examen die Behauptungen des hiesigen geistlichen Ministeriums rechtfertigte, so wurde die Wahl des Senats cassirt und so diesem Kirchenstreit ein Ende gemacht. — B.

Seit Anfang Mai erscheint zu Paris eine neue Zeitung über Sitten, Künste und Schauspiele, betitelt: „der Blitz" (la foudre). (Quotid). Wenn er die Wahrheit sagt, schlägt er ein!

Der Beiname, welchen die Spanier den Rednern ihrer vaterländischen Vereine geben, ist aus Klubist und Schreihals zusammengesetzt; er heißt Clubator aus Clubiste und Clabaudeur. (Quotid.) Sie schreien auch zuweilen nur für — zuletzt sich um den Hals!

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Mittwoch den 20. Juni. | 98stes Blatt.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Selbstentleibung der schönen Adumissa.

Einen gleichen Muth, wie jene Krieger in Senegambien, zeigte sogar eine schwarze Schöne in Ashantee. Durch Bowdich, das Haupt der dahin gesandten Engländer, lernen wir dieses Negerreich als das wichtigste der Goldküste kennen, als einen wohlgeordneten, kriegerischen Staat, der über eine Million Einwohner zählt und von dem ein und zwanzig kleinere Staaten abhängig sind. — In diesem Lande befand sich ein Frauenzimmer, mit Namen Adumissa, der ihre große Schönheit zahlreiche Anbeter gewonnen hatte, die sie aber sämmtlich verschmähte. Von diesen erschoß sich Einer aus Verzweiflung vor ihrem Hause, und zwar mit der Verwünschung: daß sein Blut über ihr Haupt kommen möge. In solchem Fall muß, nach den Gesetzen des Landes, der Verwünschte entweder sich selbst tödten, oder sich mit zwanzig Unzen Goldes lösen. Um ihre Angehörigen nicht durch eine so große Geldstrafe zu Grunde zu richten, entschloß sich die Schöne, die Macht ihrer Reize mit dem Tode zu büßen. Sie lud ihre Freunde und Verwandten aus mehreren Gegenden des Landes zusammen, setzte sich, mit ihrem reichsten Putz geschmückt, in deren Mitte und erschoß sich mit goldenen Kugeln. Prachtvoll ward ihr Leichnam zur Erde bestattet und noch jetzt ertönt der Preis der schönen Adumissa aus dem Munde der Landesbewohner.

Gleicher Heroismus indischer Frauen.

Adji Gur ist nicht nur wegen seiner natürlichen Stärke und seines beträchtlichen Umfanges, sondern auch wegen der großen Heiligkeit des Ortes eine der berühmtesten Bergfestungen Indiens. Als die brittischen Truppen — erzählt der Obrist-Lieutenant und Adjutant des General-Gouverneurs, Fitzclarence — diese Festung angriffen, die von einem rebellischen Befehlshaber vertheidigt ward, schlug dieser den von den englischen Truppen versuchten Sturm wirklich ab, fand es aber doch nachher für gut, diesen Platz, mit Zurücklassung seiner Familie, zu räumen. „Dieser Umstand" — sagt der Berichterstatter — „veranlaßte eines jener außerordentlichen Beispiele von Seelenstärke und Todesverachtung, die unter den Hindus nicht selten sind." Denn als die brittischen Truppen von der Festung Besitz nahmen, ward ein angesehenes Mitglied der Familie des Befehlshabers an dessen Weiber abgeschickt, um ihnen zu bedeuten: daß sie sich bereit halten müßten, von dort weggeführt zu werden. Lange weilte der Abgesandte; die Heiligkeit des Zunana oder Frauen-Aufenthaltes hielt die Engländer ab, ihm zu folgen, bis endlich sein Ausbleiben gänzlich unerklärbar wurde, und man sich genöthigt sah, die Thür zu sprengen. Aber welch eine Schreckens-Scene bot sich jetzt den Eindringenden dar. Acht Weiber, nebst dem indischen Abgesandten, wälzten sich sterbend in ihrem Blute, und diese grauenvolle That mußte durch allgemeine Beistimmung beschlossen und ausgeführt worden seyn, da jeder Widerstand oder die mindeste Gewaltthat von den

Außenstehenden sogleich hätte vernommen werden können. Die einzige denkbare Ursache dieser Selbstaufopferung war der Gedanke der Befleckung durch die Nähe feindlicher Truppen. (Wird fortgesetzt.)

Innozenzia.

(Schluß.)

Dritter Auftritt.

Innozenzia. Zwei Zofen treten ein.

Erste Zofe.

Wir sind zu Euren Diensten, edles Fräulein!
Gebietet, wir gehorchen Euch.

Innozenzia (aus tiefen Gedanken erwachend).

Wohin
Verlangt Ihr, daß ich folgen soll?

Erste Zofe.

Gefällt's
Euch jetzt, so tretet nur in diese Kammer ein.
Dort liegt zum Wechsel Eures Anzug's schon
Bereit, was Ihr bedürft. Vielleicht habt Ihr
Schon selbst gewählt?

Innozenzia (überrascht).

Gewählt? — O nein! — Kann ich
Hier wählen, wo die Wahl so schwer? — Wählt nur
Für mich — ich laß' es mir gefallen. —

(vor sich)

Ach!
Wie oft irrt sich der Mensch in seiner Wahl,
Und tauscht das Beß're mit dem Schlechtern um! —

(Sie fängt an, zögernd das Pilgergewand ab zu ziehen; die Zofen eilen ihr zu Hülfe. Nachdem sie es ausgezogen, hält sie es noch einen Augenblick gedankenvoll in der Hand, trocknet sich dann damit eine Thräne aus den Augen — dann giebt sie es, fast unwillkührlich, in die Hand einer der Zofen und geht endlich schweigend und langsam ins Nebenzimmer. — Die Zofen folgen in einiger Entfernung eben so.)

Vierter Auftritt.

(Wohnstube in Tommaso's Hause auf den Alpen.)

Tommaso (ein Hirt auf den italienischen Alpen) und Cornelia (seine Gattin) treten ein.

Cornelia.

Du bringst Antonio nicht mit Dir? Hast
Ihn nicht gesehen auf der Alpe?

Tommaso.

Nein.
Ein Lamm war ihm verloren, wie der Knabe
Mir sagt'; es auf zu suchen ging er fort.
Es ist der zweite Tag und noch war er
Nicht wieder heim gekehrt.

Cornelia.

Was soll ich denken?
Das ist nicht seine Art. — Sagst Du mir auch
Die reine Wahrheit ganz? Sprich, Vater, sprich!

Tommaso.

Was meinst Du?

Cornelia.

Sollt' ihm gar ein Unglück wohl
Begegnet seyn, was Du vor mir verbirgst?

Tommaso.

Wo denkst Du hin? Er kennt ja das Gebirg,
Ist Jedermann bekannt, verständig, treu.
Man muß nicht gleich das Aergste furchtsam glauben.
Vielleicht hat ihn sein Drang zu weit geführt;
Ein Hirt wagt oftmals viel und muß es wagen;
Er weiß sich auch zu helfen, wenn es gilt.

Cornelia.

Er ist sehr rasch und kühn, wagt oft zu viel.

Tommaso.

Vielleicht hält ihn ein Freund, ein ländlich Fest
Zurück. Man kann nicht immer, wie man will.
Er wird wohl wieder kehren. Ist die Heerd'
Ihm doch so lieb, daß er sein Leben gern
Für das geringste Haupt würd' lassen.

Cornelia.

Nun,
Du mußt die Sorge mir nicht übel deuten.
Ist er doch jetzt nur noch das einz'ge Kind,
Was ich an dieses Mutterherz kann drücken. —
Du weißt, wie bald ein Kind verloren geht.

(Sie trocknet sich eine Thräne aus dem Auge.)

Tommaso
(plötzlich ergriffen, mit einem Seufzer).

Ich weiß es — ja, wie bald ein Kind verloren geht!

(Kleine Pause.)

Cornelia.

'S ist diesen Frühling grade funfzehn Jahr.
Es war Sankt Josephs-Tag, als uns der Schlag
Getroffen. — Vater! — Gatt! — der Tag ist heut!

Tommaso.

Ja, ja, der Unglücks-Tag ist heut! — O reiß'
Die bitt're Wunde mir nicht grausam auf,
Die keine Zeit mir heilt!

Cornelia.

Auch mein Herz blutet,
Und wird mir bluten, bis es nicht mehr schlägt.

Tommaso
(sie einen Augenblick mitleidsvoll anblickend).

Komm an das meine, gutes, armes Weib!
Laß unsern bittern Harm zusammen fließen,
Der traurigen Erinn'rung schwarzes Bild,
Aus unsrer Seelen blut'gen Doppelquell.

(Nachdem sie eine kleine Weile in wehmüthiger Umarmung beharrt)

Schon sind es heute funfzehn Jahr, seitdem
Wir unser Kind zum letzten Mal gesehn,
Zum letzten Mal an unsre Brust gedrückt! —

Cornelia.

O ich vergeß es nie! Wie könnt' ich es!

Tommaso (halb in sich gekehrt).

Noch immer steht ihr holdes Bild mir vor
Der Seele; noch ergreift mich Grausen bei
Dem Angedenken jener Schreckensnacht,
Die meinen Liebling mir, mein Kind geraubt! —
Ich weiß es, ja, wie bald ein Kind verloren geht!

Cornelia.

Das Unglück kam zu schnell, zu unverhofft!

Tommaso (wie vorhin).

Es spielte draußen frohen Muths im Schatten
Der Linde, wo es oft und gern verweilt.
Antonio war den Fels hinan gestiegen,
Ihr Alpen-Röslein pflückend, wie er oft
Gethan, um Kränze d'raus zu winden für
Das liebe, holde Schwesterlein. So eben
War ich zurück gekehrt von ferner Heerde.
Sie rief den süßen Vaternamen mir
Entgegen, als ich kam; sie hob die Händchen
Süß schmeichelnd auf zu meiner Vaterbrust.

Ich nahm sie wonneselig auf den Arm;
Ich drückte heiß mein Kind an Herz und Mund;
Ich kos'te viel der zarten Worte mit
Dem lieben Töchterlein und setzt' es scherzend
An meines Hauses bis dahin von Gott
Beschirmten Schwelle nieder. — Weh mir! Weh! —
Ich Thor! Ich wußte nicht, was ich gethan! —
Warum trug ich sie nicht mit mir herein
In meines Hauses sichres Dach! — Du warst
Beschäftigt mit der Abendkost und hattest
Noch kurz zuvor das halbe Mahl gespendet
An einen rauhen, fremden Mann, der Dich
Um Lind'rung seines Hungers angefleht.
Er lohnte teuflisch Deine Wohlthat Dir! —
Die Sonne sank schon hinter das Gebirg
Hinab, da eilt' Antonio herein zu uns
Und fragte weinend, angstvoll nach Marien,
Die er auf eines fremden Mannes Arm,
Sich sträubend, in der Ferne, von der Höh'
Des Berges, in des Thales Schlucht, noch bei
Der Sonne letztem Abendstrahl gewahrt. —
Ich stürz' hinaus! — Sie ist verschwunden! Fort!
Ich ruf' mit lauter Stimm' des Kindes Namen
Von allen nahen, fernen Bergeshöhn
Ins Dunkel der verrätherischen Nacht.
Umsonst! Mich äfft nur öder Wiederhall!
Es sammelt sich um mich der Freunde Schaar;
Wir suchen angstvoll bei der Fackeln Licht
Nach der verlornen, mir geraubten Tochter
Bis zu der neuen Sonne Morgenglanz.
Wir forschen nah und fern den ganzen Tag,
Umsonst! Wir finden nichts, nicht eine Spur!
Kein Freund, kein Wand'rer hatte sie gesehn!
Mit seiner Beute war der Räuber schon
Enteilt! — Er hatte meinen Himmel mir
Gestohlen — und ich kehrte jammervoll
Zu Dir, der trostlos Jammernden, zurück!

(Er sinkt erschöpft in die Arme seines Weibes.)

Cornelia (nach einer Weile).

'S war eine Schreckensnacht, voll Angst und Qual,
Der Jahre noch voll bittern Grams gefolgt! —
Wie oft ich jene Stelle dort, wo sonst
Des Mägdleins Lager stand, erblicke, leer
Nun sehe und umsonst mein feuchtes Aug
Das liebe, fromme Kind in Haus und Hof
Gesucht, bricht mir die Wehmuth immer neu
Das Herz und heiße Thränen netzen mir
Noch heut die Wange, wie vor funfzehn Jahren.

Tommaso.

Ich kann's nicht wehren bei dem eig'nen Schmerz!

Cornelia.

Und wüßt' ich nur, daß sie der Himmel schon
Noch ein unmündig Kind zurück genommen,
Wär's doch ein Trost für das zerrißne Herz!
Doch, wenn ich denke, wie das arme Kind
Im Elend schmachtend, ja, vielleicht verführt,
Dem niedern Laster und der Wollust fröhnt,
Vielleicht dem Himmel ewig abgewandt —.

Tommaso (sie unterbrechend).

Schweig, Mutter, schweig! und weck' nicht auf in mir
Zum düstern Gram noch der Verzweiflung Wuth.
Es hilft zu nichts! — Soll ich mich selbst zerstören?
Soll ich der Welt, den Menschen fluchen? Mit
Dem Himmel hadern über mir, der uns
Dies harte Schicksal auferlegt? Es wär'
Unchristlich! Fern sey es von mir! Ich will
Es tragen was ich muß. Trag es mit mir!

Cornelia.

Ich will es gern, so gut ich es vermag.

Tommaso.

Laß uns an unsres Tages Arbeit gehn; sie stört
Den Gram, wie sie dem Laster mächtig wehrt.

(Man hört draußen in der Ferne das helle Läuten von der Betglocke einer Bergkapelle.)

Cornelia.

Du hast wohl recht, die Arbeit wehrt dem Schmerz;
Auch das — Gebet! — Laß uns auf Gott vertraun!

Tommaso.

Er ist's, zu dem ich seufzend meinen Blick
Erhebe, der mich stärkt und tröstet, wenn
Vor Kummer fast ich ganz verzagen will.

Cornelia.

So laß uns heut', wie wir es stets gethan
An diesem Tag des Unglücks und des Jammers,
Laß uns auch heut mit frommer Inbrunst flehn,
An heil'ger Stätte flehn, daß er, wenn es
Noch lebt, sich unsres armen Kind's erbarme
Und gnadenreich ihm seinen Engel sende,
Der es beschütze in Gefahr und Noth!

Tommaso (Cornelia's Hand fassend).

Ich folge Dir, mein treues, frommes Weib!
Ich folge Dir zur Stufe des Altars.
Dort laß uns niederlegen, was das Herz
Bedrängt; nur dort ist Trost für uns. — Vielleicht —
Unmöglich ist kein Ding vor Gott, dem Herrn
Der Welt — vielleicht verwandelt sich der Schmerz
Noch einst in unverhofftes, freud'ges Wiedersehn! —
Wie Gott will! — Komm, laß uns zur heil'gen Stätte gehn!

(Sie gehen Hand in Hand ab.)

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Zu den Zeiten Peter des Großen schrieb ein Mönch ein Büchlein, und wollte mittelst Beweisen darthun: daß Peter der Anti-Christ sey; ein anderer Mönch widerlegte ihn aus dem Grunde, weil die Zahl 666 nicht in dem Namen Peters enthalten sey.

Der Koch des großen Pompeius, Menagenes, war seinem Gebieter so ähnlich in Hinsicht der Gestalt und des Aeußeren, daß man Beide nicht von einander unterscheiden konnte; ein würdiges Seitenstück zu Napoleon und — dem Violinspieler Boucher!

Der geschätzte französische Dichter Menage schickte jedesmal nach Herausgabe eines seiner Gedichte eine Kritik unter die Presse, um mit den kräftigsten Worten dar zu thun: daß er auch nicht eine Eigenschaft eines Dichters habe. Heißt das nicht auf eine eigene Weise den Beifall der Menge erbuhlen, oder sollte dies wohl etwa gar Demuth gewesen seyn?

Die Prinzessin Pignatelli, welche von der ganzen medizinischen Fakultät zu Neapel nicht geheilt werden konnte, genaß durch eine Arie von Hasse.

Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. An dem (auch mit sehr zweckmäßigem Text begleiteten) Kupferstich-Werk: „Der Schauplatz des europäischen Völkerkrieges in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813, 1814 und 1815“ wird lebhaft gearbeitet und Referent, der von der ersten der zwei großen Tafeln schon einen Abdruck der beinahe vollendeten Platte sah, darf die fleißige Ausführung mit Recht rühmen und versichern: daß die (dem „Gesellschafter“ Bl. 69 beigefügte) Anzeige nicht zu viel versprochen hat. Bei dieser Gelegenheit müssen wir einen Irrthum berichtigen, indem wir bemerken: daß über die eben besprochene Unternehmung, nicht über Crelle's „Rechentafeln“ die, immer mehr in das allseitige Leben hinein wirkende „Staats-Zeitung“ ein höchst günstiges Urtheil fällte; dies soll dem letzteren Werke nicht nachtheilig seyn: die Brauchbarkeit jener „Rechentafeln“ wird schon überall anerkannt. St.

— Die kleine Schrift: „Chur-märkische Alterthums-Merkwürdigkeiten. Im Jahr 1820 entdeckt von v. Reichenbach“ (Commissions-Artikel der Maurerschen Buchhandlung) verdient Beachtung, besonders, weil die Churmark bekanntlich an Denkmalen aus einer früheren Vorzeit sehr arm ist. Man findet hier einen Bericht über viele bei Freienwalde ausgegrabene Urnen, Ringe, Messer u. s. w.; ferner über mehrere unter der Erde entdeckte Heerde, auf welchen die Leichname verbrannt wurden. Am wichtigsten aber ist die Entdeckung des Souterrains eines Tempels der Freija oder Fria (als solcher erkannt durch Auffindung einer Münze mit der Abbildung der Freija), von welchem, nach alter Ueberlieferung, der Name Freienwalde herstammt, welche Stadt sonst auch oft Freiawalde oder Friawalde genannt wurde. Jenes Souterrain ist 139 Fuß lang und in demselben fand man viele Gegenstände, welche die Angaben des Verfassers bestätigen. Seine Folgerungen sind überhaupt nicht gewagt, sondern, so weit seine Kenntnisse reichten, möglichst begründet; in der Schreibart (hier freilich nicht wesentlich) hätt' er der Unterstützung eines Geübteren sehr bedarft. Im Allgemeinen muß die kleine Schrift, welche noch mancherlei Notizen enthält (z. B. über sonstigen Gewinn edler Metalle aus den Bergen bei Freienwalde), Jedem willkommen seyn, dem die ältere Geschichtskunde am Herzen liegt. — lt. —

— Kurze Notizen über die Theater-Angelegenheiten wollen Sie von mir, haben mir ordentlich vorgeschrieben, welche Darstellungen ich besuchen soll? Das nenn' ich, sich die Redaktion bequem machen! Und immer mit dem Wörtchen kurz sind Sie bei der Hand; wo es aber Gelegenheit giebt, daß man lang seyn muß, da machen Sie es selber ab! — Wegen Mad. Neumann wollen Sie sich nicht compromittiren, wollen nicht selbst sagen: sie hat nach ihrer letzten Gastrolle noch an drei Abenden gespielt — ich merk' es schon!! Es waren meist Wiederholungen in Lustspielen, denn zu einigen gewünschten andern Rollen in Trauerspielen konnte die Beliebte eben nicht kommen. In der letzten Vorstellung — „Isabelle“ in den „Qualgeistern“ — flogen Gedichte und Blumen, es wurde „Hier bleiben!“ gerufen und überhaupt herrschte eine Lebendigkeit, die Allerlei wollte und bezweckte — nun, ich soll kurz seyn, darf also nur referiren, nicht reflektiren. Aber daß ich Mad. Neumann aus voller Seele die Lust und den Fleiß zu weiterem Studium wünsche und ihr alle Lobhudeleien fern halten möchte, das müssen Sie mir noch zu sagen erlauben. Es wäre Schade, wenn sie, die ein gebornes Talent ist, das sich von allen gemachten Talenten — denen wir übrigens eher Verdienst zu-, als absprechen wollen — gar anmuthig unterscheidet, verloren ginge durch ein Einsinken in Eitelkeit. Die Natur hat sie für die darstellenden Künste in aller Hinsicht so ausgestattet, als ob sie der reichen Mutter einzig Töchterlein wäre; und so mag die junge Künstlerin nur sich selbst die Schuld geben, wenn sie nicht das höchste Ziel erreicht. — Hr. Mayer, vom Großherzoglichen Theater in Karlsruhe, gab Gastrollen. Sie und Viele haben mir gesagt: daß dieser Schauspieler vor mehreren Jahren hier sehr gefallen hat — hatte er doch den Berlinern die gute Erinnerung gelassen! Jetzt finden wir, bei einer schönen Gestalt und trefflichem Organ, mithin den besten äußeren Mitteln — nichts als Manier und wahrlich keine südliche! — Ich kann mir denken, daß man so etwas gewohnter Weise alle Abende mit anhören kann, so wie wir etwa einem Hausfreunde es verzeihen, wenn er uns ein und dieselbe Geschichte allwöchentlich ein Paar Mal wieder bringt — aber an einem fremden Orte ist nicht auf gleiche Nachsicht zu rechnen, ohne daß man fühlen muß: es sey Nachsicht. — Hr. Solbrig hat seine Gastspiele ebenfalls beendet — wenn ich nicht irre, so berichtete der „Gesellschafter“ nie, daß er sie begonnen hat, und da ich allerdings die Gründe bemerkt zu haben glaube, mag's an der Notiz genug seyn. *) — Zwei kleine Stücke: „Der Sekretair und der Koch“ und: „Der Oberst“, beide nach dem Französischen des Scribe von Hrn. Carl Blum, gefallen und dies mit Recht. Es sind Piecen, wie der tägliche Bedarf sie bei den theaterlustigen Franzosen nothwendig macht, und sie haben darin eine Fertigkeit erlangt, die mitunter beinahe wie Geist aussieht. Mit geringer Handlung recht gut verwickelt ist besonders das erste Stück; das zweite hat mehr noch von der französischen Frivolität, und ein als Oberst verkleidetes Dämchen muß da Manches mit anhören, was nicht den zartesten weiblichen Sinn erfordert, um es mehr als unzart zu finden. Ueber Unwahrscheinlichkeit, loses Einhängen verschiedener Personen, wollen wir übrigens nicht rechten; die Erzeugnisse gehören sichtlich nur dem Augenblick an, und eine schwere Kritik wäre deshalb Pedantismus. Einmal kann man sich bei den Neuigkeiten amüsiren und wenn man in Nr. 2 einige Derbheiten striche, so würden es auch Alle ohne Kränkung thun, obwohl die Frivolität nicht bloß in der Ausführung, sondern schon in der Anlage spukt. Im ersteren Stück zeichnete sich Hr. Devrient als „Koch Blasebalg“ sehr aus, nur möchten wir den Hrn General-Intendanten bitten, ihm einen Papagey zu schenken, der ihm zu Hause stets zuriefe: Lerne besser, Lustspiel-Regisseur! — ferner Hr. Lemm als „Baron v. Sauvecourt“. Im zweiten Stück sind Hr. und Mad. Stich als „Bontems“ und „Elise v. Belmont“ in jeder Hinsicht vortrefflich. Alle Uebrigen haben wenig zu thun. — Neu ist auch auf dem Repertoir die Anzeige: „daß die letzte Frühjahrs-Vorstellung“ der „Olympia“ seyn werde. Ob die Oper in andern Jahreszeiten anders klinge? weiß ich nicht; ich erwähne jene Anzeige nur, weil so etwas zum ersten Mal auf dem Repertoir vorkam. — r.

*) Hr. Solbrig ist ein Schauspieler, der einer kleineren Bühne gewiß willkommen ist, da er sich brauchbar zu machen weiß; in Berlin müssen wir jedoch höhere Anforderungen aufstellen, als er zu gewähren vermag; wir müssen dies insbesondere bei dem recitirenden Schauspiel, weil diesem tüchtige Hülfe Noth thut. Gz.

In dem neuen chinesischen Stück: „Hoang-Pouf“, das jetzt in Paris gegeben wird, verscheucht der große Hoang-Pouf seine Launen gewöhnlich damit, daß er seine Unterthanen nach Belieben exilirt, einsperrt, ausprügelt, spießt, und das Alles zur Belustigung seiner Hofleute — wenn er ihnen gnädig ist; gewöhnlich aber werden die heutigen Zuschauer am andern Tage die Akteurs! (Constitut.)

Sir Francis Burdet bewies neulich in einer Rede in der Kammer der Gemeinen in London: daß bei dem berüchtigten Scharmützel in Manchester (am 16. August 1819) mehr Menschen umgekommen und verwundet seyen, als in der See-Schlacht von St. Vincent, welche Admiral Jervis im Februar 1797 gegen die spanische Flotte gewann: nämlich über 200 Menschen. (Courier fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 12. und Blatt der Ankündigungen Nr. XIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 22. Juni. 99stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

Vorerinnerung.

Die Reise, aus deren Beschreibung folgende Bruchstücke entnommen worden sind, geschah nicht in neuester Zeit, sondern vor fast drei Decennien. Die Oerter und Gegenden, welche sie schildert, und die Personen, von welchen sie erzählt, werden jedoch stets interessant bleiben. In früheren Jahren eignete sich Manches nicht wohl zur Publicität. Die Handschrift der Reise hatte sich auch im Jahr 1806, nach der Schlacht bei Jena, so wie andere Papiere und Bücher des Verfassers, von Weimar ins südliche Deutschland verirrt, von woher sie erst kürzlich, mit einigen andern Schriften, in die Hände des Verfassers zurück gekehrt ist.

Halle, den 28. August.

Schon seit zehn Tagen habe ich mich in Gedanken viel mit meiner beschlossenen Reise beschäftigt, und nicht geringen Genuß dabei gehabt. Das Weltstückchen, welches ich durchwandern will, ist mir von Lauchstädt an noch unbekannt, und es ist keiner der uninteressantesten Landstriche Deutschlands. Was für Neues und Merkwürdiges werde ich sehen, hören und erfahren? Die Ungewißheit, die wie ein weiter Fernnebel Alles umhüllt, macht es mir zu einem anziehenden Phantasiestück. Möglich, daß es mir mehr verspricht, als die Wirklichkeit halten wird. Aber wäre dem auch also; schon der Vorgenuß ist etwas werth, und ich freue mich seiner als eines Theils meiner Reise selbst. Ich liebe die Freude zum voraus. Mein Ränzchen ist gepackt, mein Ziegenhainer bei der Hand. Morgenfrüh wandre ich mit ihnen ab.

Lauchstädt, den 29. August.

Die Badezeit ist eben vorbei, und ich frühstücke hier in der Promenade ganz allein. Ich weiß nicht: ob das Lauchstädter Bad viele Freunde in Deutschland hat; mir gefiel es auch in der besuchtesten Zeit dieses Sommers eben nicht, ob es gleich der erste Badeort war, wo ich verweilte. Mir war fast Alles im hiesigen Badeleben zu eng: die Wohnungen in der Stadt, die Promenade am Brunnen, das Schauspielhaus hinter den Teichen, der Pavillon voll Hazardspiels und dazu der Gesellschaftston, die vorherrschende Adelssitte, nebst mancher besondern Festlichkeit und Vergnügung. Ich wüßte nicht, wobei mir recht herzlich wohl geworden wäre. Lag die Schuld davon an mir und an meiner äußerlichen Lage, so will ich sie gern tragen. Ich hatte die Ehre, einem Herrn und einer Frau von N. des Morgens, wenn sie der Badewanne entstiegen waren, am Bette etwas vor zu lesen oder vor zu erzählen, oder vor zu schreien, um ihr Einschlummern ab zu wehren. Der edle Herr verspielte hierauf seine meiste Tageszeit im Pavillon oder an andern Spieltischen, und die edle Frau verlangte fast immer meine Begleitung und Gesellschaft. Mir wurde nicht wenig Ehre auf Unkosten meines Vergnügens erwiesen, wirklich mehr, als ich verdiente. Darin bestand der vornehmste Theil meiner äußerlichen Lage.

Mir ist diese Stätte jetzt in ihrer Stille und Einsamkeit angenehmer, als zuvor mit ihrer geselligen Fülle. Die Natur, von der vornehmen Welt damals wie verscheucht, waltet jetzt hier wieder in holder Freiheit.

Nicht unschön sind diese kleinen Anlagen: sie sprechen jetzt freundlich mein Herz an. Die Eitelkeit und Thorheit in allerlei Modeschmuck, in allerlei Verkünstelung der Sprache, der Mienen und Geberden, waren mir Mißklänge, die ich aus den Schatten dieser Bäume und Gebüsche gern verbannt gesehen hätte. Und der Pavillon da, jetzt verschlossen! Würde er doch jedem andern Gesellschafts-Vergnügen, nur nicht dem Hazardspiel geöffnet! Immer, hoffe ich, wird mir vor einer Pharao-Bank grauen, und vor dem Gericht des Glücks, welches dort mit teufelischer Laune oder Kunst gehalten wird. Meine Empfindung will mir keinen milderen Ausdruck erlauben. Die Gesundheit für Leib und Geist sollte in Bädern gesucht, gestärkt und genossen werden. Aber bei den Tempeln der Hygea schlagen die verderbliche Lust, Schwelgerei und Spielwuth ihre Wohnungen auf, so wie der Teufel an christliche Kirchen gern seine Kapelle bauen soll.

Naumburg.

Mich in Städten um zu sehen, macht mir nicht viel Vergnügen, sollten sie auch, wie Naumburg, schon zu den größeren gehören. Der eine und andere gute Platz und einige gute Gebäude unter Haufen von mittelmäßigen und schlechten Häusern, das ist ihr fast allgemeiner Charakter. Und dazu das bunte Gemisch der Häuser ohne alle Rücksicht auf einander selbst, auf ihren Ort und ihre Umgebung, und enge und stinkende Gassen und Gäßchen, in geraden und krummen Linien die Stadtviertel durchschneidend! Scheint es nicht, als hätte der Ungeschmack unsere Städte aus, wer weiß wie vielen Zeitaltern zusammen geworfen? Auch die Verschönerungen in Haupt- und Residenz-Städten verbannen den alten Uebelstand nicht, oder doch nur stellenweise. Andere mögen die kleine Zahl regelmäßig und geschmackvoll gebauter Städte nennen; ich kenne nur eine dergleichen.

Aber die Gegend um Naumburg! Ich erfreute mich ihrer in Gesellschaft einer achtungs- und liebenswürdigen Familie, der Familie des Herrn Doktors Lorbeer, mit welcher ich Gelegenheit hatte, bekannt zu werden. Ich hatte den Herrn Doktor in Lauchstädt als einen kenntnißreichen und menschenfreundlichen Mann schildern gehört, und er entsprach ganz seiner Schilderung. Nach einiger Unterhaltung wurde ich mit Güte überhäuft. Der Herr Doktor besaß eine Naturalien-Sammlung mit einigen seltenen Stücken; die Beschreibung derselben, das lebhafte Interesse und die holde Freundlichkeit, womit sie gegeben wurde, waren für mich einnehmender, als die Naturalien selbst. Es stand auch eine ganze Reihe Gläser mit Bandwürmern in Weingeist da, welche ich nicht viel zu betrachten geneigt war: lieber bezeugte ich dem Doktor, der viel glückliche Kuren in diesem Zweige der Heilkunst gemacht hat, meine Verehrung. In seiner und der Seinigen Gesellschaft besuchte ich am folgenden Tage die Schulpforte und den Knabenberg.

Die Schulpforte.

Nicht ohne Ehrfurcht betrat ich diese alte, am Fuß einer Bergkette einsam gelegene sächsische Fürsten-Schule, aus welcher nicht wenige, zum Theil vorzügliche Gelehrte Deutschlands hervor gegangen sind, und auch unser Klopstock. Es waren noch Ferien, und ich sah nur die leeren Klassen. Die Gegend umher ist schön; auf der Ostseite Berge, meistentheils mit Hainen und Gebüschen bewachsen, westlich die Saale mit der einfallenden Unstrut, durch ein Wiesenthal nordwärts hinlaufend, und jenseits ein weiter Bogen von Weinbergen. Mit dieser schönen Natur war mir das Innere der Schulpforte nicht im Einklange. Die Schulzimmer waren, auch bei einem heiteren Tage, ziemlich dunkelhell, mehr einem klösterlichen Trübsinn, als einer heiteren Geistesbildung angemessen. Wie werden sie vollends in den kurzen Tagen seyn, wo die östlichen Berge die Sonne bis zur Mittagszeit abschneiden? Ich bin auch in einer Schule voll klösterlichen Dunkelhells unterwiesen worden, werde aber nie glauben, daß dieses mehr als eine zufällige Zeitgabe ist, die dem Geiste einer christlich-humanen Schul- und Bildungs-Anstalt widerspricht.

Der Knabenberg.

So heißt einer der Berge, die sich ostwärts von der Schulpforte erheben, wahrscheinlich weil er von Alters her zum Tummelplatz der Knaben, nämlich der Schulpfortischen Jugend, gedient hat. Ich gelangte zuerst auf seinen Gipfel, und war entzückt über die Schönheit, womit sich hier die Landschaft von Süden über Westen bis Norden hin darstellte: das Thal der Saale, südwärts an zusammen geschobenen Bergen sich verlierend, die Unstrut von Westen her in die Saale fallend, an den Ufern der Flüsse grünende Wiesen, zum Theil mit Gruppen von Mähern und Heuern, hinter dem leicht hingeschwungenen Bogen der Saale eine sich weithin verlierende Reihe von Weinbergen, mit Winzer- und Garten-Häuschen, und mit geschäftigen oder lustwandelnden Menschen, dann ein erhobener Landstrich mit Dörfern und ferneren Städten, und über das Ganze ein milder Sonnenschein mit sanftem röthelnden Nebelduft hingegossen. „Hier" — sprach mein Führer, nachdem er sich meines Entzückens gefreut hatte — „hier stand auch einmal Doktor Luther, und soll seine Freude über diese schöne Ansicht mit den Worten ausgedrückt haben: Wenn ich einmal vom Himmel fallen sollte, so möcht' ich wohl hier hernieder fallen." — „Ohne jene Reihe von Weinbergen", fuhr mein gütiger Führer fort, „wäre diese Landschaft bei weitem nicht so schön. Wir wollen daher ihr zu Eh-

ren ein Paar Flaschen Naumburger Wein von einem vorzüglichen Jahrgang trinken." Dieses geschah; der Wein schmeckte mir vortreflich, vollends in so lieber Gesellschaft und im Angesicht einer so schönen Natur. Mit herzlichem Dank und inniger Liebe empfahl ich mich der Lorbeerschen Familie, und wanderte weiter nach Kamburg, wo ich übernachtete.

Dornburg, den 31. August.

Ich schreibe hier auf dem Altan eines Herzoglich-Weimarschen Schlosses. Es ist himmlisch schönes Wetter, noch Sommer, aber nicht mehr Schwüle, sondern erquickende Wärme und dabei hohe Heiterkeit des Himmels, welche die Erde mit holdem Schein verklärt.

Von Kamburg, einem auf einer Höhe gelegenen Städtchen, führt ein romantischer Weg hierher, an und in dem Thal der Saale, durch anmuthige Berghaine und Gründe. Nicht selten schauen zwischen Bergen und Höhen rechts und links liebliche Thäler, größer und kleiner, hervor. Schien mir in der großen Freudigkeit der Seele, womit ich wandelte, Manches schöner, als es war? Mir war Alles so, wie ich es empfand. Ich begrüßte ein Häuflein Erndter, die im Schatten einer Buche frühstückten, sehr freundlich mit einem: „Gott helf!" und erregte dadurch Verwunderung. Dieser Gruß war hier nur bei dem Riesen gebräuchlich. Als mir Dornburg, ein Städtchen auf einem Berge mit einem fürstlichen Schlosse, erschien, beflügelte ich meine Schritte; ich fühlte mich wie von dem Genius der Gegend hinauf gewinkt.

Nach kleiner Erfrischung in Dornburg ging ich zum Schlosse, welches vorn auf dem Berge liegt. Ein freundlicher Schloßwärter öffnete es (es liegt unbewohnt an seiner schönen Stätte), und gestattete mir, auf diesem Altan nach Belieben zu verweilen. — Zur Rechten und Linken hin erstreckt sich ein schönes Wiesenthal, von der Saale durchflossen, und durch Bäume in Reihen und Gruppen unterbrochen, vorn im hellsten Sonnenlicht, hinten in lichteren und dunkleren Schatten, da und dort von Heuerndtern und weidendem Vieh belebt. Eine Reihe von Waldbergen bildet den Hintergrund. Eine Landschaft voll Anmuth. Ein poetischer Hauch weht mich an; holde Einsamkeit umgiebt mich hier im Anblick einer schönen Natur, denn von dem kleinen Lebensgeräusch des Städtchens, welches hinterwärts wie zurück gezogen liegt, vernehme ich hier nichts. Könnte ich hier einen Sommer-Monat einsam verweilen, ich würde dichten — und was? Ich möchte wohl die Saale besingen. Sie beut vom Fichtelgebirge bis zur Magdeburgischen Ebene mit ihren thüringischen und sächsischen Ufern voll mannigfacher Naturschönheiten und geschichtlicher Denkmale und Erinnerungen reichen Stoff zu einem vaterländischen Gesange. Und die berühmten Musensitze, welche sie bespült, Jena und Halle, nicht zu vergessen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Doktor Slat erzählt*), daß sein Großvater in seinem 85sten Jahre von neuem Zähne bekommen habe; daß seine bis dahin schneeweißen Haare nach und nach wieder schwarz wurden, sein Körper von neuem die jugendliche Lebhaftigkeit erlangt, und er sich von dieser Zeit an während 14 Jahre sehr wohl befand, bis er endlich, durch Vernachlässigung eines Aderlasses, an der Vollblütigkeit starb.

Es giebt wenige Menschen, ja selbst Männer, die in der menschlichen, ja selbst bürgerlichen Gesellschaft ihrer Persönlichkeit wegen Achtung genößen; man muß nur Virtuos auf irgend einem Instrumente, Dichter oder Tonsetzer seyn, um ihrer theilhaftig zu werden, und so achtet und schätzt man gewöhnlich das geistige Talent des Menschen, ohne seinem moralischen (das doch bei der Hochachtung und Schätzung vorzüglich in Rechnung gebracht werden sollte) nur das geringste Augenmerk zu schenken.

In Harlem herrscht die Sitte, daß, wenn eine Frau in die Wochen kömmt, so wird eine große Kokarde von Leinwand über die Hausthür geheftet, mittelst welcher jedem Häscher, Gerichtsdiener, oder sonst Einem, der die Wöchnerin in Schrecken versetzen könnte, der Eintritt aufs strengste untersagt wird, selbst den Mann darf man, ob dieser Ursache, während der Wochen nicht arretiren. Wahrlich ein Brauch, der in jedem policirten Staate Beachtung und Nachahmung verdiente! —

Ein Freund des Thomas Moore überließ ihm die Wahl, sich eine von seinen beiden Töchtern zu wählen. Moore wählte die ältere und zugleich häßlichere, ungeachtet die jüngere schöner war und ihm weit besser gefiel, als die ältere; und dies nur aus dem Grunde, damit die ältere kein Leid darüber empfände, sich zurück gesetzt und die jüngere eher verheirathet zu sehen. Heißt das nicht mehr, als menschlich und einer englischen Natur gemäß handeln?

Hermann Bunzel.

*) In dem 40sten Theil seiner Transactions philosophiques.

Meinem Mädchen, am Tage der Verlobung.

(Nach dem Französischen.)

Bei jenem Advokaten,
Der den Verliebten sämmtlich —
Aus Neigung und auch ämtlich —
In aller Noth muß rathen,
Bei Amor laß uns schwören:
Uns nimmer zu bethören,
Leb' ich, daß Lieb' ich gebe,
Du liebst mich, daß ich lebe!

C. Möllen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Lüneburg. Die hiesige Bade-Anstalt kommt sehr in Aufnahme; denn da die Wirksamkeit der Sohle im Allgemeinen entschieden ist, so kann es nicht fehlen, daß die hiesige sehr starke Sohle nicht auch Wunder thun muß. Von Seiten der Regierung nimmt man Interesse an dieser Anstalt, und von dem neuen Badehause soll im nächsten Jahre Gebrauch gemacht werden. Es ist zu bedauern, daß man dem Badehause keine für das Auge gefälligere Form gegeben, und daß die edlere Architektur so Manches daran zu desideriren hat. Das Haus gleicht mehr einem Lazareth und mahnt darum zu sehr an die menschliche Hinfälligkeit, was es nicht müßte, denn die Badegäste sollen sich ja des Gedankens an Krankheit, die sich ihnen oft so fühlbar aufdringt, möglichst erwehren. Eine Rotunde, mit einer zum Himmel aufsteigenden Kuppel, die das lebendige frische Licht begierig eintränke, würde sich besser ausgenommen haben. Dieser Vorwurf kann indessen den, der Anstalt vorstehenden Salinen-Inspektor Mathai nicht treffen, weil dieser ganz andere Ideen angegeben und dem Badehause auch eine andere weit angemessenere Stelle zugedacht hatte. Dem Inspektor Mathai, einem sehr ausgezeichneten Mathematiker und Technologen, verdankt die hiesige Bade-Anstalt ihre Entstehung, denn der erste Impuls ist von ihm ausgegangen. Der bei der Richtung des Badehauses lautbar gewordene Zimmermanns-Spruch deutet mit den Worten:

> Daß das Haus so und nicht anders gesetzt,
> Nicht in anderer Form das Auge ergötzt;
> Daß hier, und nicht an anderer Stelle,
> Gelegt worden des Hauses Schwelle,
> Haben wir nicht zu verfechten,
> Mag man darüber mit Andern rechten.
> Bitten, uns d'rum mit Kritik zu verschonen,
> Möchten es sonst etwas unsanft lohnen —
> Baue doch Jeder am eigenen Haus,
> Ehe er sich nehm' ein Urtheil heraus!
> Leicht ist der Tadel; doch besser schaffen
> Ist nicht gemacht mit Schwatzen und Gaffen —

die Meinungs-Verschiedenheit über Ort und Form des Hauses an, und enthält Mathai's Ehrenerklärung. Die Fremden finden übrigens in den hiesigen Familien-Cirkeln leicht Eingang, wenn sie anders nur den Freuden der Tafel nicht abhold sind. Der Stadt-Koch Schütz — der es dreist mit seinen Pariser Collegen Very, Naudet, Gugnon und Hardy aufnehmen kann — glänzt als Stern der ersten Größe an dem Himmel unserer Gourmands und empfiehlt sich sowohl durch die Fülle seines Tisches als auch durch Billigkeit der Preise. Die feinste Zunge, und wenn sie im Amphictyonen-Rathe der Gutschmecker an der Spitze die Tafel-Kritik gehandhabt hat, wird befriedigt aus Schütze's Hause scheiden. — In die Klage über Stockung des Handels, die jetzt überall hörbar wird, stimmen auch wir mit ein, und das mit Recht, denn Lüneburg hat sehr viel von seiner sonstigen merkantilischen Wichtigkeit verloren, da jetzt ein großer Theil der Waaren, die sonst die hiesige Stadt berührten und unsere Faktoren in Thätigkeit erhielten, jetzt zu Schiffe über Magdeburg gehen. Selbst die Schiffbarmachung der Ems, die das Hannöverische Gouvernement, mit ausdrücklicher Genehmigung der Landstände, so eifrig betreibt, muß auf Lüneburgs Verkehr nachtheilig einwirken. Was so dem Ganzen frommt, trifft den Einzelnen schmerzvoll. — Die Resultate des letzten Landtages sind nicht zahlreich. Die Steuern machen den Ständen viel zu schaffen, zumal der Exemtionen-Geist so oft den Weg vertritt. Die erste Kammer hängt noch allzu sehr an dem Alten und hält zu eigensinnig auf Befreiungen, die sich in unsern Tagen auch nicht einmal scheinbar rechtfertigen lassen. Die zweite Kammer hat sich diesen selbstsüchtigen Bestrebungen auf das kräftigste widersetzt und die Freiheit des Adels vom Chausseebau, Landfolgen, Einquartierung, der neuen Grundsteuer u. s. w. unter keiner Bedingung anerkennen wollen. So lange dieser Stein des Anstoßes nicht entfernt ist, so lange die erste Kammer diese wahrhaft kühnen Forderungen nicht aufgiebt, sehen wir uns vergebens nach befriedigenden Resultaten um. Die neue Wege-Ordnung, der die preußische zum Musterbilde gedient, wird nächstens erscheinen. Die adlichen Gerichte, welche die erste Kammer stürmisch forderte, sind leider theilweise wieder ins Leben getreten, und die Bitte einer mir ohnlängst zu Gesicht gekommenen, im Manuscripte circulirenden Litanei, in der es unter Anderem heißt:

> Durch unsern König laß uns richten,
> Der wird für dich den Hader schlichten;
> Vor Junker-Sprüchen uns behüte,
> Die sind wir, Vater, herzlich müde!

ist unerfüllt geblieben. — Die Städte haben nun ihre Gerichtsbarkeit auch, gleich dem Adel, verfochten, und sind darin keine wesentlichen Veränderungen getroffen. Nur in wichtigen Criminalfällen müssen jetzt die Urtheile der städtischen Gerichte der Regierung zur Bestätigung eingesandt werden. — Auf dem letzten Provinzial-Landtage zu Celle ist ein Beschluß kundbar geworden, der für die Liberalität der Lüneburgschen Landstände die vollgültigste Bürgschaft giebt. Es ist nämlich beschlossen, forthin auch die freien Bauern, die zeither an den landständischen Verhandlungen ohne alle Theilnahme waren, für landtagsfähig zu erklären. Der Dechant von Meißen hat über diesen Gegenstand einen sehr gründlich motivirten Bericht verlesen, der die allgemeine landständische Billigung und Anerkennung gefunden. Der Geheime Kriegsrath von Campe, einer der vorzüglichsten Redner in der allgemeinen Stände-Versammlung, nahm darauf das Wort und dankte mit der an ihm gewohnten rhetorischen Geschmeidigkeit dem Berichterstatter für den der allgemeinen Stimmung so ganz zusagenden Vortrag. — Die Landes-Kultur macht bei uns bedeutende Fortschritte und würde noch weiter vorgreifen, wenn ihr der unglückliche Lehns- und Meier-Nexus mit dem Trauergefolge der Zehnten und Dienste nicht überall hindernde Fesseln anlegte. Das Vorurtheil, was früherhin gegen die Theilungen der Gemeinheiten vorherrschend war, verliert sich allgemach, und unser Landmann lernt es einsehen, daß er bisher nach einem sehr schlechten System gewirthschaftet. Das Landes-Oekonomie-Collegium zu Celle, eine der wohlthätigsten Behörden des Königreichs, läßt es an nichts mangeln, was zur Hebung des Oekonomischen im Lande nur irgend förderlich seyn kann; auch gehen von der landwirthschaftlichen Gesellschaft zu Celle vielfache Aufmunterungen aus, die indessen noch wirksamer seyn würden, wenn wir hier im Lande einige Muster-Wirthschaften und ökonomische Bildungs-Anstalten aufzuweisen hätten. Bayern und Baden könnten uns hierin als treffliche Vorbilder dienen.

B.

In England, wo das Bier ein solches Hauptgetränk ist, darf es Niemand wundern, in den Zeitungen immer einen förmlichen Artikel zu finden, betitelt: „Hopfen-Nachrichten". Der „Courier" hat unlängst berechnet: daß in England von dem Jahre 1807 — 1819: 38,000 — 51,000 Morgen Landes mit Hopfen bebauet sind. (Courier fr.)

Ein Autor, dessen poetische Prosa oft in Zeitungen gerühmt wird, sagte unlängst, als er von seinem Meisterwerk sprach: „Homer hat allerdings das voraus, daß er 3000 Jahre vor mir lebte; aber dafür hat seine Iliade doch gewiß nicht bei seinen Lebzeiten fünf Auflagen erlebt, wie mein Werk." (Miroir.)

Ein Maler, Namens Stephano Barezzi, aus Mailand, hat unlängst ein Mittel erfunden, auf eine ganz einfache Art Fresko-Gemälde von der Mauer, auf die sie gemalt, ab zu lösen und sie auf eine andere über zu tragen, sie mögen noch so groß seyn. Auch werden sie nicht im mindesten dadurch beschädigt. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 23. Juni. 100tes Blatt.

Der arme Heinrich.

1.

Halmlos liegen Wies' und Acker,
Graue Nebel steigen auf:
Rauher weh'n die Abendlüfte,
Kürzer ist der Sonne Lauf:
Holder Sommer, bist entwichen,
Winter kommt heran geschlichen.

Junker sieht's in grauen Schlossen,
Niederschauern aus den Höh'n,
Jauchzt im Herzen: „Stürmt es draußen,
Soll's im Haus mir lustig gehn;
Zündet Lichter an im Saale,
Stellt die Becher auf zum Mahle!"

Armer Heinrich sieht's in Schlossen
Niederschauern aus den Höh'n,
Seufzt im Herzen: „Vater droben,
Laß mich nicht im Frost vergehn,
Hohle Bäume laß mich finden,
Mich zu bergen vor den Winden!"

Spannet Eis das Bett der Ströme,
Füllet Schnee der Berge Schlucht:
Landmann sitzt am warmen Heerde,
Speist des Herbstes reiche Frucht:
Heult der Thauwind in den Thürmen,
Sorglos hört er'n Thauwind stürmen.

Bringt vergnügt für Sohn und Tochter
Warme Kleider aus der Stadt,
Sohn und Tochter, lebenslustig,
Wandeln Sonntags nett und glatt,
Dürfen sich das feinste nehmen —
Armer Heinrich muß sich schämen.

Dunkelt's dann am Himmelsbogen,
Schallt der Geigen froher Gruß,
Junger Bursche schwingt sein Mädchen,
Mädchen lohnt mit Liebeskuß;
Alles, Alles fliegt im Reigen —
Bettler darf sich nirgends zeigen!

Darf sich nicht zur Jugend mischen,
Wenn am Fest die Arbeit ruht:
Reichen nimmer ihm den Becher,
Lachen sein im Uebermuth:
Seine Lumpen jeden kränken,
Kleider will ihm Niemand schenken.

Morgen kommt und Abend schwindet,
Bettler weiß vom Sonntag nichts:
Ach, ihm winkt's aus keinem Fenster,
Und an allen Pforten spricht's:
Laß in Ruhe Land und Leute!
Weißt du nicht, daß Sonntag heute?

Pocht das Herz zum Streite lauter,
Stählt die Ehre Jünglings Muth:
Würdig ringt sich's mit dem Würd'gen,
Und besiegt ihn Gegners Wuth,
Hört der Vater Sohnes Klagen —
Bettelbub muß Alles tragen!

Muß verstummen, wenn die Dirne
Spottend von der Thür ihn weist:
Wenn der harte Vogt mit Hunden
Aus dem Dorf ihn hetzen heißt,
Und des Wirthes Hausgesellen
Frech sich in den Weg ihm stellen.

Nicht nach Hause kann er eilen:
Vater, schütze deinen Sohn!
Nicht wie andre Knaben rufen:
Mutter, gieb, mich hungert schon!
Lebensnoth ist seine Buhle,
Und der Hunger seine Schule.

Unter breiten Flügeln schlummert
Wilder Geier zarte Brut,
Und der Küstenvogel leitet
Seine Jungen auf die Fluth;
Alles fühlt der Eltern Gaben,
Elternlos ward ich zum Knaben.

Von dem Wand'rer aufgefunden,
Wandert' ich von Hand zu Hand;
Lag an keiner Mutter Busen,
Fühlte keiner Triebe Band;
Ach, von Fremden lernt' ich lallen,
Keiner half, wenn ich gefallen!

Aus dem Osten steigt die Sonne,
Sinkt in Westen dann hinab:
An dem Bache sprießt die Blume,
Bis des Mädchens Brust ihr Grab;
Wo bin ich hervor gegangen,
Welches Grab wird mich empfangen?

Wandernd geht der Storch auf Reisen,
Doch er kennt das Ziel der Bahn,
Siedelt, wo er jüngst geschieden,
Sich auf's Neue häuslich an;
Heinrich irret in der Runde,
Zittert vor der nächsten Stunde!

Mitleidslos an meiner Seite
Schreiten viele Tausend her;
Von der Menschheit ausgestoßen,
Schwimm' ich auf des Lebens Meer,
Und des Büttels drohn'de Worte
Jagen mich von Ort zu Orte.

Ach, ich blickt' in tausend Augen,
Doch nur ein Paar sah zurück;
Nimmer will ich ihn vergessen,
Dieser Augen Heil'genblick:
Gleich dem Blitz, den Gottes Rechte
Flammet durch die Nacht der Nächte.

Mit der Nadel in den Händen,
Saß sie vor der Thüre da;
Nickte Jedem hold entgegen,
Nickte, da sie kaum mich sah,
Hieß mich liebreich näher treten,
Hörte mich mit Rührung beten.

Fragte nicht, warum der Knabe
Bettelnd an den Thüren weilt,
Rührte nicht an meinen Wunden,
Wie der Arzt, der brennend heilt;
Lächelnd gab des Engels Güte
Dornenlos die Segensblüthe.

Wie die Kindlein in den Kirchen
Mit dem gold'nen Flügelpaar,
Neigte sie zu mir sich nieder,
Strich des Bettlers braunes Haar:
„Gott mit dir, du armer Knabe,
Nimm, was ich zu geben habe!“

Schöner Engel, deine Hände
Küßt' ich bebend, eh' ich ging,
Blickt empor, und eine Thräne
An der seid'nen Wimper hing:
An der Wimper dunklem Bogen
Seh' ich stets die Perle wogen.

Schauert Frost mir durch die Glieder,
Ruf ich mir ihr Bild zurück;
Wandl' ich barfuß auf der Haide,
Denk' ich an den Thränenblick;
Und das holde Bild im Herzen,
Trag' ich lächelnd meine Schmerzen.

2.

„Vater Klausner, lebt in Frieden,
Nehmt des Knaben warmen Dank!
Habt ins Leben ihn gerufen,
Da des Lebens Kraft ihm sank:
Mit des Glückes schönsten Kronen
Wird's der Herr euch jenseits lohnen!“

„Willst mich, lieber Knabe, lassen?
Bist du dankbar, bleibe hier!
Christusnacht kommt morgen Abend,
Fei're fromm das Fest mit mir;
Was ich habe, sollst du theilen,
Mußt so schnell nicht weiter eilen!“

„Laßt mich nichts vom Feste hören,
Wird mir's doch so bang und eng!
Knaben, ach! und Mädchen hofften,
Freuten sich auf's Christgeschenk;
Wo sich Andre hoffend freuten,
Stand ich stillbetrübt von weiten.

Laßt mich drum von dannen ziehen,
Jedes Fest entweiht mein Gram,
Und die Unglücksgötter reizte,
Wer ins Haus mich gastlich nahm;
Lebet wohl, den Sohn der Leiden
Soll der Gottgefäll'ge meiden!“

Doch des Alten Vaterbitte
Hält den düster'n Gast zurück;
Zum Vergelter über Sternen
Lenkt er tröstend seinen Blick,
Lehrt ihn durch der Zither Saiten
Mit gewandtem Finger gleiten.

Lehrt ihn holde Liederweisen,
Die er sinnig selbst erdacht,
Von des Glaubens hohen Helden,
Von den Helden in der Schlacht;
Doch des Bettlers Augen thränen,
Spricht im Lied der Liebe Sehnen.

„Länger will ich dich nicht halten,
Diese Zither, nimm sie hin!
Lastet Unmuth dir im Busen,
Liedesklang entwölkt den Sinn,
Schmeichelnd wird ins Ohr er dringen
Und die Herzen dir bezwingen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Jena.

Der Verfasser besuchte in Jena mehrere Collegia und ein Paar Studenten-Gesellschaften, worüber er in seiner Reisebeschreibung Manches bemerkt, welches hier übergangen wird. Die Lage der Stadt gefiel ihm nicht: sie schien ihm von den nahen Bergen umher zu eng eingeschlossen. — Er sagt darüber unter Anderem:

„Eine freie oder doch halb freie und heitere Lage entspricht, dünkt mich, dem Wesen eines Musensitzes. Man mag sich an die Lage Jena's gewöhnen und sich recht wohl darin befinden: aber ich sehe sie an sich selbst an, und hiernach scheint sie mir klösterlichen Uebungen angemessener, als akademischen Studien. Ueber Städten pflegt bei stiller Luft gern Küchen- und Ofenrauch in Wolkenstreifen zu schweben; aber mich dünkt, er kann hier gar nicht über die Berge kommen." — Hierauf möge nun des Verfassers Besuch bei den Hofräthen Schiller und Schütz und bei dem Professor Reinhold folgen.

Schiller.

Mich verlangte sehr, Schiller persönlich kennen zu lernen; sein „Don Carlos" hatte mich mit hoher Verehrung für ihn erfüllt. In meiner Seele schwebte eine Vorstellung seiner äußerlichen Gestalt, nach dem Geiste seiner Poesie gebildet. Hohe Würde in einer edelschönen Mannsgestalt, das war der Inhalt meiner Vorstellung. Nicht Freundlichkeit erwartete ich von Schiller, aber doch Herablassung voll Güte. — Das Erste, was mir auffiel, war seine Wohnung, oder vielmehr der Zugang zu ihr: sie fand sich in einem Hinterhause, zu welchem ich über einen gemeinen Wirthschaftshof und einen alten schlechten Corridor entlang hingewiesen wurde; an der letzten Thür sollte ich anklopfen. Diese äußerlichen Dinge in Schiller's nächster Nähe verstimmten mich; sie waren mir wie mit Unverschämtheit dahin gedrängt. Meine Führerin, dem Ansehen nach eine Haushälterin, ärgerte mich auch; sie nannte Schiller's Namen und zeigte mir seine Wohnung mit größter Gleichgültigkeit, als wäre hier nur von den gemeinsten Alltagsdingen die Rede gewesen. Ich klopfte leise an die Thür. Eine schwache, unmännliche, fast quäkende Stimme spricht: „Herein!" — „Kann das Schiller's Stimme seyn?" Mit dieser Frage stand ich ein Paar Augenblicke zweifelhaft da. Ich klopfe noch einmal an; dieselbe Stimme. Leise öffne ich die Thür und erblicke drei Herren an einem Tischchen, die Hände voll Karten. „Verzeihen Sie!" — sprach ich — „wohnt der Herr Hofrath Schiller hier?" — „Ja!" antwortete einer der Herren, wies auf seinen Mitspieler ihm gegenüber, und ging mit dem andern Herrn hinweg in eine Seitenstube. Da stand Schiller vor mir! Mein Blick überflog ihn vom Haupt bis zum Fuß. Kaum konnte ich vor Verwirrung die Worte sagen: „Ich wollte mir die Freiheit nehmen, Ihnen persönlich die hohe Verehrung zu bezeugen, die ich schon seit langer Zeit für Sie empfinde." — Alles an Schiller widersprach dem, was ich mir über seine äußerliche Gestalt und ihren Ausdruck eingebildet hatte. Ein langer Mann mit der Darstellung eines schlaffen Körpers, die Kniee eingebogen, einen Arm auf die Stuhllehne gestützt, ein mattes Auge mit unstätem Blick, ein bleiches längliches Gesicht ohne besonderen Ausdruck, und dazu röthliches Haar und langfingerige Hände, die ein Schnupftuch hin und her drehten. Ehre sey Schiller's herrlichem Geist! Nur dieser ist Schiller, nicht sein Leib, so wie ich ihn sah. Vielleicht war er eben kränklich und verstimmter Seele. Meine Erscheinung war ihm auf jeden Fall unangenehm. Er mußte die Betroffenheit sehen, womit ich ihn anschaute: denn mein Gesicht konnte eben nichts Anderes ausdrücken. — „Wer sind Sie?" fragte er mit eben der Stimme, die das Herein! gesprochen hatte. Ich beantwortete diese Frage mit dem Zusatz: daß ich eine Fußreise durch Thüringen mache. Schiller schwieg ein Weilchen, wie zerstreut das Schnupftuch drehend, und sprach dann leise: „Sie machen also eine Reise?" — Länger konnte ich nicht aushalten. Ich bat um Verzeihung, daß ich zur Unzeit gekommen wäre, und eilte von dannen.

Schiller war der erste große Dichter, den ich sah. Künftig will ich gescheidter seyn und das Leibliche großer Dichter und Künstler so wenig, wie großer Gelehrten, deren ich schon mehrere kennen lernte, zum Voraus nach der Idee ihres Geistigen formen. Den Geist vornehmlich will ich suchen, und mich freuen, wenn ich zugleich Humanität und Nachsicht finde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

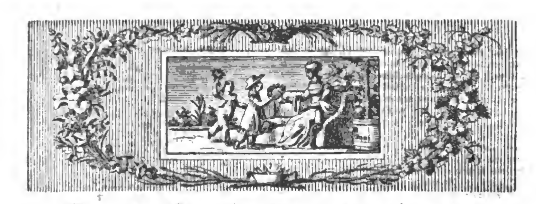
Verläumdung ist unstreitig das böseste Laster in der Welt, weil auch das Höchste nicht davor sicher ist. Und doch giebt es für dies Verbrechen keine eigentliche Strafe; nur die Wilden Amerika's haben Strafen dafür. Bei ihnen wird der Verläumder mehrere Stunden in den Rauch von grünem Holz aufgehängt. — In Polen waren ehedem die Verläumder verdammt, auf Vieren zu gehen und eine Viertelstunde lang wie ein Hund zu bellen. Unter Karl V. ward diese Strafe festgesetzt, aber bald nachher wieder abgeschafft, weil sie die „fürstliche Ruhe störte" (sie muß also oft vorgekommen seyn); ein Schriftsteller damaliger Zeit sagt: man habe fast immer den ganzen Morgen bellen hören.

„Der ärgste Rebell ist, wer sich gegen die Vernunft auflehnt!" — Dieses Sprüchlein des Thomas Paine scheint in neuerer Zeit nicht überall beherzigt zu werden; wir wollen aber glauben, daß auch die Vernunft bald überall ihre Legitimität retten wird. Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus Ungarn. Wenn es wahr ist, was ein großer Historiker irgendwo sagt: daß diejenigen Völker die glücklichsten sind, von denen nichts die Blätter der Geschichte füllt, so müssen wir wohl an den Gauen der Donau ein recht glückliches belletristisches und artistisches Leben führen, da so wenig in den kritischen Tagzeigern der Journal-Uhren von uns gesprochen wird;

doch „stille Wasser sind betrüglich!" — Auch wir sind in Arkadien geboren, und wenn unsere östliche Region den Anforderungen nicht zusagt, die das produktive Klima und die blühende Natur verfaricht, wenn wir auch nicht mit den Nebel- und Frierländern an der Elbe, Spree, Saale, Ilm u. s. w. wetteifern können, haben wir denn doch ein eignes Pflanz-Schulchen, das kräftige Brodfrucht, glühende Reben und andere aromatische Pflanzen hervor bringt. Freilich, wenn unsere eigenen theoretischen Regelschnitzer und Katheder-Hocker ihre Lettres des cachets auf alles aufkeimende Deutschthum insbesondere, und auf jede Spur von Genie überhaupt herab donnern, wenn man in der Residenz durch die kritische Guillotine hinrichtet, was nicht in den Saal der 500 Sartoryschen Gelehrten (siehe „Verzeichniß der lebenden Schriftsteller Wiens" von Dr. Sartory) seine Erstlinge darbrachte, wenn man ferner von allen Seiten die üppigen Senker und Sprößlinge an den Geistes-Pflanzen abzwackt, das Wachsthum verhindert — dann findet man nur Zwergbäume und Stumpfstämme, und die auswärtigen Reisenden geben die gewaltsame Verkrüppelung für Stiefmütterlichkeit der Natur, die erzwungene Verrenkung für angeborene dauernde Krankheit aus. Sapienti sat! — Der Centralpunkt Ungarns ist Pesth und Ofen, von dem Wasser herrlich getrennt und von der Brücken-Baukunst wieder versöhnt und vereinigt. Wenn wir, wie jeder historische Krebs, in der Geschichte um zwei Lustrums zurück gehen, werden wir unsere Städte, insonderheit Pesth, kaum mehr erkennen: so viel hat Architektur, Luxus, Kunst und mitunter auch Wissenschaft für selbe gethan. Wir haben die Donau klafterbreit vom Ufer zurück gedrängt, Sandwüsten zu schattigen Wäldchen gemacht und architektonische herrliche Gassen aus dem Boden gezaubert; aber dies Alles hat das Geld — auf welches bloß der Deutsche am richtigsten Welt reimt — bewirkt. Die Lage, die es zum Stapelplatze aller österreichischen Handelsschiffe und zum Verknüpfungspunkt der Türkei, Serviens, Illyriens, Dalmatiens u. s. w. mit Wien und Deutschland bildete, brachte, ehe noch der auswärtige Impuls der zerstörenden Zeit so mächtig einwirkte, dies hervor; jetzt hat aber auch der Schatten des Universal-Uebels uns überdeckt, und wir kränkeln ebenfalls an Geld-, Geschäft- und Marklosigkeit. — Was sich am ersten dem Reisenden bei uns darbietet, ist der Tempel Thaliens, ein, dem Theater an der Wien nachgebildetes, im grandiosen Styl erbautes und auf die doppelte Volksmenge der Stadt berechnetes Gebäude, in der Anlage verdorben hinsichtlich der Ton-Fortpflanzung für die Hörenden. Dies, an 3000 Menschen fassende Theater ist mit einer vierfachen Logen-Reihe umgeben, die ziemlich geschmacklos verziert und wie die Zellen an einander geklebt sind; oben am Plafond reiten die neun Musen (daß sie es seyn sollen, ist gewiß) blocksbergmäßig ihren Reihen und scheinen betrübt herab zu sehen. Im vorigen Jahr ging es der Direktion wie den egyptischen Kranken, die man öffentlich aussetzte und an denen jeder Vorübergehende willkührlich laborirte. Das Theater wurde drei Mal feil geboten und sollte durch den Auktions-Hammer losgeschlagen werden; aber Niemand wollte unsere kränkelnde Thalia, die hektische Melpomene, die heisere Euterpe und die lendenlahme Terpsichore nach Hause führen: so hat denn eine Aktien-Gesellschaft aus dem Bürger- und Adelstand einen Fond von [illegible] Gulden bewerkstelligt und einen Ausschuß und zwei Direktoren erwählt, und im vergangenen Monat eröffnete die neue Direktion die Hallen. Nun sind wir hinein gegangen, haben Augen und Ohren aufgesperrt und sehen und hören — das Alte! Es ist ein wahres Elend, was man hier zu Lande „Künstler" nennt. Da kommt ein Herr Melchior, will ein Held seyn: nun, ein Herkules, d. h. ein nordischer, ist noch Held! Ja, wenn man die Kunst behandelt, wie Delila den Simson, indem man glaubt, ihr die Haare ausraufen zu müssen, um ihre Stärke zu bekommen; wenn man bei jedem Abgang eine Coulisse mitgehen heißt und den bon goût der Gallerieen als Canon der Kritik annimmt, ja dann müssen wir den Herrn gelten lassen. Dieser unser erster Held spielt den „Posa" in „Don Carlos" und den „Zeitungsschreiber Puffwitz" in der „falschen Catalani" vom Blatte weg, und die höheren Achtzehn-Kreuzer-Regionen sind immer bedeutend entzückt! Da haben wir einen Hrn Grim, der die fixe Idee hat, Regisseur seyn zu wollen, nolens volens, der den „Mephistopheles" ganz erträglich giebt; aber da will er in jedem Stücke mephistophelisiren — o mon Dieu, toujours perdrix! Da wurde auch ein Jungfräulein Pleschke vom Künstlergeist überschattet und zermartert sich gewaltiglich. Anderer Seits haben wir an Hrn. und Mad. Karschin, Pellet und Frau, und an der artigen Zelleshuber brauchbare Mitglieder. Hr. Karschin als „Hamlet", als „Karl Ruf" ist recht charmant; sie als „Oktavia" comme il faut. Hr. Pellet als „Rentheim" ist sehr ansprechend. Demoiſ. Zelleshuber hat schöne versprechende Anlagen, Eifer und Fleiß; nur fortgefahren — „wer es glaubt, dem ist das Heilige nah" — Uebrigens werden wir mit dramatischem Hackerling abgespeist, wöchentlich eine Infusion von drei Lokal-Dekokten aus Schafgarben, Gänseblümchen und Klettenwurzel. Keine „Albanesrin", kein „Bild" oder „Leuchtthurm", keine „Erdennacht"! — alte Lapalien wechseln mit neuen Lapalien; so drehen sich die „Petermännchen", „Donauweibchen", „Sternenmädchen" u. s. w. um uns herum, und wir gurgeln unser Brava! heraus und klatschen wie die Sabbath-Drescher drauf los, gehen nach Hause und sagen: das war ein delizioser Abend! O sancta simplicitas! — Theater-Aristarchen giebt es hier mehrere, gute und böse Prinzipe, welche loben und tadeln, zischen und klatschen, je nachdem besonders die Künstlerinnen die Rezensenten-Händchen mehr oder weniger magnetisch zu armiren oder zu elektrisiren vermögen. — Zeitschriften giebt es hier drei, eine ungarische, eine deutsche politische mit einer literarischen Beilage, unter dem Titel: „Gemeinnützige Blätter", welche stets eine Motto-Brille auf dem Gesicht und einen Charaden-Sporn an den Füßen trägt. Es läßt sich nichts Erbärmlicheres denken, als diese Reimereien, die immer wie Schweißtropfen des Verfassers aussehen; das Drolligste dabei ist: daß der Redakteur jüngst ankündigte: „alle diese Gedichte (!) wären von ihm selbst (sic!), indem er sein Blatt nicht zum Exerzierplatz der Dichter mache;" wir wollen ihm diesen Ruhm auch gar nicht streitig machen, und geben gern zu, daß es kein Exerzierplatz, sondern ein eigenes Kranken-Hospital sey. Die dritte Zeitschrift heißt: „Pannonia", redigirt vom Grafen Karl Albert Festetics, ein rein literarisches Zeitblatt, deren Tendenz bis jetzt Belletrie, vaterländische Merkwürdigkeiten, Kritik und Theater war. Der Redakteur ist ein thätiger umsichtsvoller Mann. Am besten fand man sie in der Zeit, da Hr. G. Saphir Mit-Redakteur war; dieser junge Mann leistete viel und man las hier seine humoristischen Sachen mit Vergnügen. Privat-Ursachen halber verließ er die „Panonia" und wird nun durch Hrn. Franz Gräffer ersetzt. Wir müssen ihr zu dieser Acquisition Glück wünschen. Hrn. Gräffer's Geist und Talent, seine Kenntnisse und Umsicht werden dies Blatt zu einem der ersten der österreichischen Monarchie erheben. — Unser National-Dichter, Hr. Karl von Kisfaludy, dieser erste dramatische Dichter Ungarns, giebt einen Almanach auf das Jahr 1829 heraus, der alle vorzüglichen Dichter Ungarns zu Mitarbeitern hat. — Die, in allen Hinsicht sich vervollkommnende Universitäts-Buchdruckerei zu Ofen beschäftigt sich mit der Herausgabe eines Riesen-Werkes: „Der Jerusalemische Talmud", vereint in zwölf Bänden, so vollständig, wie er noch nie in einer Buchdruckerei erschien. Dies Werk dürfte für die Israeliten von großer Wichtigkeit seyn. — Herr G. Saphir giebt eine Sammlung seiner Versuche unter dem Titel: „Poetische Erstlinge" heraus; die lesende Welt hat sich über diese Geistesblümchen freundlich geäußert; wir sehen denselben mit angenehmen Hoffnungen entgegen. Morsago.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 25. Juni. 101stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Reinhold.

Ich hatte mir den Professor Reinhold nach seinen Schriften über die Kantische Philosophie als einen Mann voll Tiefsinn und Stolz gedacht, und versprach mir daher gar keine, oder doch nur eine kleine vornehme Aufnahme bei ihm. Wieder ein Irrthum nach vorgefaßter Meinung. Ich traf Reinhold oben an der Treppe, als er eben aus seinem Hörsaale kam. Kaum hatte er, bei einem Höflichkeitsworte, vernommen, wer ich sey, so führte er mich in sein Zimmer mit der freundlichen Erklärung: „Gut, daß Sie jetzt kommen! Ich habe eben Zeit.“ — Nach mehreren Fragen über die Halleschen Philosophen Eberhard, Maaß und Jakob, trug er mir den Geist seiner Philosophie in einer langen Rede vor, mit großer Lebhaftigkeit, mit wirklicher Begeisterung. Solche Begeisterung bei den tiefsinnigsten, abstraktesten Gedanken war mir noch nicht vorgekommen. Ich drückte meine Verwunderung darüber mit den Worten aus: „Herr Professor, ich erstaune! welch eine Lebhaftigkeit des Geistes bei so tiefem Denken!“ — Reinhold klopfte mich lächelnd auf die Schulter, und fuhr mit strömender Rede fort. Ich brauchte nur zu hören. Manches faßte ich, Manches auch nicht; aber ich bat nicht um nähere Erklärung. Das Wesen, womit Reinhold mir seine Philosophie vortrug, zog jetzt meine Aufmerksamkeit mehr auf sich, als seine Philosophie selbst. Woher die lebhafteste Theilnahme an den abstraktesten Ideen? Er mußte von dem Gefühl ihrer hohen Wichtigkeit beseelt seyn. Ich kann mir's nicht anders denken, in Reinhold's Seele muß eine poetische Anlage liegen, so daß seine Minerva sich oft auf den Pegasus schwingt. Irre ich — ach, wie könnte ich schon seltene Geister beurtheilen? Reinhold bemerkte schließlich, daß ich Näheres in seinen neuesten Briefen über die Kantische Philosophie, die jetzt eben erschienen, finden könnte. „Lesen Sie dieselben!“ — „Nicht lesen“, erwiederte ich, „sondern studieren; und schon Ihr heutiger, mir ganz unschätzbarer Vortrag beut mir eine Fülle von Stoff zu weiterem Nachdenken!“ — Reinhold ergriff meine Hand und drückte sie mit den Worten: „Ich sehe es, Sie lieben die Wahrheit. Die Wege, worauf die Weisen sie suchen, sind verschieden; wenn wir nur am Ziele zusammen treffen!“ — Ich empfahl mich hierauf. Reinhold bot mir sein etwas vorstehendes Kinn zweimal zum Kusse dar und rief mir im affektvollen Ton die Worte nach: „Leben Sie noch einmal wohl und gedenken Sie meiner!“ — Ich schrieb Reinhold's Güte nicht meiner Person, sondern seiner gewöhnlichen Verfahrungsart gegen junge Studirende zu.

Schütz.

Mit vergnügter Seele komme ich vom Herrn Hofrath Schütz. Er, der Urheber der „Jenaschen Literatur-Zeitung“, ist ein eben so humaner Mann, als vortrefflicher Humanist, ein eben so angenehmer Gesellschafter, als großer Gelehrter. Noch mit Keinem von Seinesgleichen habe ich mich so, wie mit ihm, unterhalten. Wer wird mir jungem Menschen meine Freude darüber verdenken? Er hatte mich kaum empfangen,

so saßen wir schon bei einander, und ich konnte nach wenigen Augenblicken so zwanglos, offen und heiter seyn, als wäre ich einer seiner Hausfreunde gewesen. So wirkte sein freundliches, natürliches, zutrauliches Wesen auf mich. Er wußte mit eben so leichter als feiner Gewandtheit mich überall zu finden und à mon aise zu setzen. Wir sprachen nicht wenig von Halle und seinen Gelehrten. Er schien Alle zu kennen, und ich wußte mehr über sie zu sagen, als ich zuvor gedacht hätte; es that mir wohl, meinen vorzüglichen Lehrern, mochten sie mich kennen oder nicht, meine herzliche Verehrung zu bezeugen. Es wurde auch gescherzt und gelacht. Schütz fragte mich auch: was ich in Jena schon gesehen und gehört hätte? und ich konnte nicht umhin, ihm Alles, auch meine Besuche bei Schiller und Reinhold, zu erzählen. Mitten in unserer Unterhaltung trat eine Dame herein mit schwarzen feurigen Augen, mit imponirender Gestalt und in blühender Fülle. Ich sprang unwillkührlich auf und verneigte mich. „Meine Frau!“ sagte Schütz leichthin. — Ich verneigte mich noch einmal gegen sie. Sie übermaß mich mit einem Blick, der mir nicht gefiel, und entfernte sich in ein Nebenzimmer. Ihre Erscheinung hatte mich etwas zerstreut; aber Schütz setzte mich sehr bald in meine vorige Unbefangenheit zurück. Als ich ihm sagte, daß ich morgen nach Weimar gehen würde, bot er mir seine Begleitung durch das Mühlenthal an, im Fall ich nicht vor acht Uhr Morgens aufbrechen wollte; ich sollte jedoch noch bestimmten Bescheid in meinem Quartier erwarten. Ich fragte ihn zuletzt: ob es mir gelingen würde, Eintritt bei Wieland zu erhalten? — „Das kann ich nicht sagen!“ erwiederte er. „Ich wollte Ihnen wohl einen Brief an Wieland mitgeben; aber der würde auch nichts helfen, wenn er zur ungünstigen Stunde käme. Versuchen Sie Ihr Glück!“ — Mit herzlicher Freudigkeit und Ergebenheit empfahl ich mich. Schütz ließ sich am andern Morgen früh mit Abhaltungen entschuldigen und übersandte mir einen Brief an Herrn General-Superintendenten Löffler in Gotha. Er kannte meinen Reiseplan. (Die Fortsetzung folgt.)

Der arme Heinrich.

3.

Nieder rauscht's in Flockenwirbeln
Aus den düster'n Wolkenhöhn;
Doch den armen Bettelknaben
Läßt der Vater nicht vergehn,
Läßt ihn hohle Bäume finden,
Sich zu bergen vor den Winden.

Aber lächelnd aus den Nebeln
Tritt die Sonne hold hervor;
Später taucht sie in die Fluthen,
Früher flammt Aurorens Thor,
Und gelöst von Frostes Banden
Ist Natur auf's Neu' erstanden.

Mild're Lüfte wehen wieder,
Auf den Bergen schmilzt der Schnee,
Heiter lacht des Himmels Bläue,
Heiter der enteis'te See:
Jung und Alt, es jauchzt im Freien,
Und es klingen die Schalmeien.

Lebenslust beseelt die Blicke,
Freude hebt des Herzens Schlag;
Schöner pranget Gottes Erde,
Lichter strahlt der helle Tag,
Und Natur im Blumenkleide
Weckt den Bettler auch zur Freude.

Ueber eisbestürmte Brücken,
Ueber Klüfte, tief und breit,
War der Arme fortgewandert
Viele, viele Meilen weit,
Pochte zitternd an die Thüren,
Guter Menschen Herz zu rühren.

Gute Menschen traf er viele,
Doch sie drückte selbst der Schmerz;
Viele schmückten pracht'ge Kleider,
Doch darunter schlug kein Herz,
Wiesen ihn mit kaltem Blicke
Ungerührt und stolz zurücke.

Nackten Fußes schritt er einsam
Durch die starre Winterflur:
Stürme schreckten seinen Schlummer,
Schnee verbarg der Wege Spur —
Doch der Stürme Flügel tragen
Himmelwärts des Bettler's Klagen.

Froh sieht er den Winter scheiden,
Schöpft am Quell sich Kraft und Muth,
Sinkt auf's Knie voll Andacht nieder,
Dankt in heil'ger Herzensgluth,
Und zum lauten Waldgefieder
Mischt er wandernd seine Lieder.

Aber lockt die jungen Blumen
Lauer Lüfte munt'res Spiel,
Regt sich auch im Menschenherzen
Jedes schlummernde Gefühl,
Und der Freude munt'rem Regen
Tritt die Wehmuth sanft entgegen.

Zum vergang'nen Lebenswandel
Wendet Heinrich still den Blick,
Schwarz und traurig liegt's dahinten,
Keine Freude weht zurück —
Aus der grauenvollen Wilde
Strahlt ein einzig Lustgebilde.

Mit der Nadel in den Händen
Sitzt sie, wie sie einstens saß,
Lächelt ihm den Blick entgegen,
Dem sein krankes Herz genas,
Heißt ihn liebreich näher treten,
Hört ihn still mit Rührung beten.

Und der Sehnsucht bange Thräne
Zittert in des Knaben Blick,
Vorwärts will der Fuß nicht schreiten,
Und das Auge sieht zurück.
„Abendland, leb' wohl, ich scheide,
Oestlich wohnt des Bettlers Freude!“

Und nach Osten hingewendet,
Wallt er mit beschwingter Hast,
Gönnt dem Streben keine Ruhe,
Und den Gliedern keine Rast,
Bis im Thal das Städtchen winket,
Und des Kirchthurms Spitze blinket.

Froh und froher kommt er näher,
Sehnsucht flügelt seinen Lauf;
Eilig ist der Strom durchschwommen,
Gastlich nimmt das Thor ihn auf,
Und zum Markt in Städtchens Mitte
Lenkt er hoffend seine Schritte.

Und die Glocken hört er schallen
Hoch vom alten Thurm herab —
Was verkünden diese Töne?
Wen begleiten sie ins Grab?
Ist's der Sieg bekränzter Helden,
Den die ehrnen Zungen melden?

Aber leer war Markt und Straße,
Armer Heinrich stand allein:
Kleine Mädchen nur mit Körben
Sah er freudig Blumen streu'n —
Sieh, da wälzt aus enger Gasse
Sich des Volkes bunte Masse.

Näher wallt der Zug und näher,
Heller tönt der Glocken Klang:
Ernst beherrscht die stillen Waller
Bei gemess'nem Chorgesang;
Doch die ruhig ernste Feier
Hüllet keiner Trauer Schleier.

Mit der Myrthe dunklem Kranze,
Auf's gelockte Haar gedrückt,
Hold und reizend an zu schauen,
Prächtig nicht, doch schön geschmückt,
Einem schlanken Mann zur Seite
Schritt die lieblichste der Bräute.

Halb verhüllt sie noch die Menge,
Ihre Züg' erkennt man nicht;
Sieh, da theilt sich das Gedränge,
Und ein himmlisch Angesicht —
Doch was fehlt dem armen Knaben?
Schnell herbei, die Mitleid haben!

Bleich und blutlos, wie das Schrecken,
Liegt der Arme hingestreckt,
Kalt und starr die Glieder alle,
Alle Sinne schwer bedeckt.
Vorwärts wallt das Festgeleite,
Ach! es fällt kein Blick zur Seite.

Plötzlich schweigt's im Thurme droben,
Dicht umwogt's den Hochaltar;
Segen tönt und Ringe wandern,
Und verbunden ist das Paar.
„Eine Seel' in Freud' und Leiden,
Soll der Tod allein euch scheiden!"

Und die Trauung ist vollendet,
Das Gedränge rings zerstreut:
Stimmen schallen und auf's Neue
Dröhnt der Glocken hell Geläut;
Und im starren, wilden Blicke
Kehrt des Knaben Geist zurücke.

Leer war wieder Markt und Straße,
Heinrich wieder ganz allein;
Braut und Bräut'gam, Zug und Glocken
Dünkt ihm Alles Traum zu seyn,
Wie verirrte Ritter träumen,
Schlummernd unter Zauberbäumen.

Aber sind dies nicht die Blumen,
Die der Mädchen Hand gestreut?
Ach! ihm hat kein Traum gelogen,
Ihn bestürzt die Wirklichkeit,
Und gedankenlos am Stabe
Wallt durch's and're Thor der Knabe.

Balsamdüfte haucht die Wiese,
Heinrich schleicht betrübt vorbei;
Prachtvoll schmückt der Mai die Bäume,
Heinrich freut sich nicht am Mai,
Und des Himmels blauer Bogen
Starrt dem Armen schwarz umzogen.

An des stummen Pilgers Schulter
Hängt die Zither tönelos;
Ach! sein Weh ins Lied zu hauchen,
Ist des Weh's Gewalt zu groß,
Und der Finger drückt die Thräne,
Hat nicht Zeit zum Amt der Töne.

Und der Sonne letzte Grüße
Blitzen schon durch's Waldgesträuch;
Steht der Knab' an See's Rande,
Wird das Herz ihm voll und weich,
Blickt hinunter in die Fluthen,
Blickt empor zu Westens Gluthen.

„Falsche Sonne, hast gelogen,
Lachtest früh mich golden an,
Hast mein arglos Herz betrogen,
Und verführt mit süßem Wahn:
Magst dich golden wieder schmücken,
Sollst mich zweimal nicht berücken.

Milder als dein glühend Feuer
Ist der Fluthen kühler Schooß,
Nimmt mich güt'ger auf und treuer,
Macht mich meiner Leiden los;
Zu der Tiefe blauem Spiegel
Trage mich der Sehnsucht Flügel.

Lebe wohl, du Lenz des Lebens,
Zarter Jugend Hoffnungstern!
Blüthen sucht' ich hier vergebens,
Nahm die Dornen still und gern,
That in Demuth mich bescheiden,
Lebet wohl, ihr Erdenfreuden!

Mädchen mit des Engels Mienen,
Wandl' auf Erden lang und froh;
Bist ein Lichtbild mir erschienen,
Und verschwindest heut mir so;
Lebe wohl — ach! jetzt schon gehen?
Nie den Engel wieder sehen?"

Wie Arion im Gemälde,
Eine Leyer in der Hand,
Auf des Kieles Rande schwebend,
Schon den Fluthen zugewandt —
So die Zither hoch gehoben,
Schwebt der Knab' am Felsen droben.

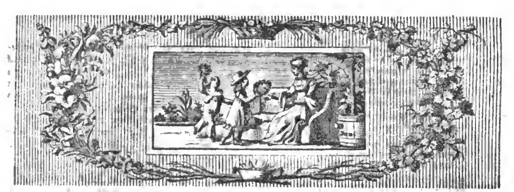
Wenn vom jähen Sturze plötzlich
Hält's ihn unsichtbar zurück;
2. Abgewendet von der Tiefe,
Schweift zur Stadt der bange Blick —
„Ihr zu Füßen erst gelegen,
Dann zu Gott mit ihrem Segen!“
(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg: In den mancherlei täglichen Erholungs-Versammlungen für Geschäftsmänner, Gelehrte, Kaufleute und Künstler gehören bei uns auch die Clubbs. Es sind deren hier sechs. Zu den alleraltesten und anständigsten derselben kann man mit Recht den sogenannten „Burger-Clubb“ rechnen; er entstand anfänglich durch Burger, daher auch der Name; gegenwärtig zählt er 600 Mitglieder, von denen mehr als die Hälfte aus dem Civil-Stande, aus Kaufleuten, Gelehrten und Künstlern besteht. Militair-Personen werden, weil ihr Amt ihnen hier keinen beständigen Aufenthalt gewährt, nicht aufgenommen. Alle Jahre im September feiert die Gesellschaft ihren Stiftungstag mit einer großen Tafel und Musik, wozu dann auch der jedesmalige Ober-Befehlshaber der Residenz, der Ober-Polizei-Minister u. s. w. eingeladen werden, und dann fast immer dieselbe mit ihrer Gegenwart beehrten. Im September 1820 feierte dieser Clubb seinen 50sten Stiftungstag. In diesem Zeitraum sah er mehrere andere entstehen und endigen; zwar wurde auch er mit andern zu Anfang der Regierung des Kaisers Paul geschlossen, jedoch nach ein Paar Monaten auf kaiserlichen Befehl wieder eröffnet und dauert seitdem ununterbrochen fort. Er hat seine von der Obrigkeit bestätigten Gesetze (die jedes Mitglied genau beobachten muß), aus den Mitgliedern gewählte Vorsteher, welche Rechnung über Einnahme und Ausgabe führen und für Ordnung sorgen. Mittags und Abends ist Tafel für bestimmte Preise; Zeitungen und Journale in allen Sprachen, mehrere Billards, und alle erlaubten Karten- und Lotto-Spiele gewähren hier täglich den Mitgliedern nach vollbrachter Arbeit Erholung und Unterhaltung. Die 50jährige Dauer dieses Clubbs ist ein redender Beweis von dem gut gewählten Kreise seiner Mitglieder und von der Ordnung und Ruhe, die dort herrscht, während in andern nicht selten schon Zwistigkeiten ausgebrochen, die bis zur Einmischung der Obrigkeit geführt haben. — Der älteste nach diesem ist der „englische Clubb“, der diesen Namen von dem Stifter desselben, einem Engländer, führt, und weil die sämmtliche hiesige englische Kaufmannschaft sich dort versammelt. Am 1sten März dieses Jahres feierten 230 Mitglieder den Stiftungstag mit der größten Fröhlichkeit, ohnerachtet der gemischten Stände, aus denen diese Gesellschaft besteht; denn außer der englischen und deutschen Kaufmannschaft befinden sich auch die ersten Personen des Staats in derselben. An diesem Tage wurde der Ober-Befehlshaber in Grusien, Jermoloff, und der neue englische Gesandte, Ritter Bagot, als Ehrenmitglieder eingeführt. Als dieses Letzteren Gesundheit getrunken wurde, hielt er, nach englischer Sitte, bei seiner Danksagung eine Rede. Verschiedene sinnreiche Toasts hielten die ächten Engländer und Beobachter ihrer Gebräuche bis 12 Uhr Mitternachts an der Tafel. Dieser Clubb bewohnt sein jetziges Lokal seit 40 Jahren. Damals galt dieses Haus für das schönste und geräumigste in der Residenz. Der Feldmarschall Trubezkoi bewohnte es und gab oft große Gastereien und Bälle darin; gegenwärtig gehört es dem Kaufmann Thal, und ist seitdem sehr erweitert und verschönert worden. Die Anzahl der Mitglieder ist 350; jedes zahlt jährlich 150 Rubel, ein neu ballotirtes aber 200 Rubel. Da es sehr schwer hält, aufgenommen zu werden, so ist die Liste der Candidaten stets sehr zahlreich. In einem neu gebauten Speisesaale, der eine Tafel von 200 Gedecken fassen kann, hängt das Portrait des Stifters der Gesellschaft, Hrn Gardner. Er war ein reicher, ehrlicher und geschätzter Mann; durch den Bankerot eines Londoner Hauses ward er Bettler, und seine Landsleute, um ihm Mittel an die Hand zu geben, seine zahlreiche Familie zu ernähren, machten eine Collekte, stifteten davon eine Gesellschaft, ernannten ihn zum Herrn und Oekonom derselben, und so entstand dieser Clubb. — Vor mehreren Jahren war hier auch ein musikalischer Clubb, der nach Art obiger Clubbs eingerichtet war, und wo im Winter wöchentlich von den besten anwesenden und reisenden Tonkünstlern Conzerts gegeben wurden. Diese schöne Anstalt ging aus Mangel an Mitteln ein. — Der vor einigen Jahren gestiftete „Commerz-Clubb“ besteht einzig aus dem Kauf- und Handelsstande; er besitzt ein eigenes großes Haus, von dessen Einkünften der Clubb besteht; keiner der andern Clubbs hat ein diesem ähnliches Lokal. In diesem Hause ist auch der „philharmonische Saal“, den die Musiker-Wittwen-Kasse miethet, und in welchem die Conzerts gegeben werden. Dieser Clubb dient den Kaufleuten im Frühjahr und Herbst, wenn der Eisgang in der Newa die Communikation mit der Insel Wasili-Ostrow verhindert, zur Börse; sie versammeln sich dann hier zur Abmachung ihrer Geschäfte, wie zur Börsenzeit. — Ehemals gab es auch einen sogenannten „Tanz-Clubb“; hier versammelten sich die Tanzlustigen wöchentlich einmal zum Tanz; Anstand und Ordnung herrschten im höchsten Grade, da die Vorsteher über die Beobachtung der Tanz-Gesetze strenge wachten; jetzt sieht man dessen Auflösung aus Mangel an Mitteln täglich entgegen. Ein ähnlicher Tanz-Clubb dagegen, ganz aus dem Burgerstande, gewährt in den Winter-Monaten nicht allein seinen Mitgliedern, sondern auch allen Tanzlustigen, die für ein Entreegeld zum Balltag eingelassen werden, viel Vergnügen. Durch gute Verwaltung, durch die mancherlei Benutzung ihres schönen Lokals außer dem Balltag ist die Gesellschaft im Stande, die großen Kosten zu tragen, die in jetzigen theuern Zeiten nothwendig entstehen. — Der sechste Clubb, unter dem Namen des „amerikanischen“, verdient keiner besondern Erwähnung; er war schon ganz aufgelöst, einige spekulative ehemalige Mitglieder aber sind wieder zusammen getreten und arbeiten an dessen abermaliger Auferstehung. — Ueberhaupt haben alle diese Vereinigungen ihre von der Obrigkeit bestätigten Gesetze, stehen unter dem Schutze derselben, und jeder Reisende und Fremde genießt, von einem Mitglied eingeführt, gegen ein mäßiges Entreegeld für eine geraume Zeit die Rechte eines Mitgliedes. Arme und Nothleidende finden in allen diesen Clubbs Hülfe und Unterstützung, und machen in ihren Ausgaben einen stehenden Artikel. Jeder derselben hat eine bestimmte Anzahl Arme, die monatlich, gegen Vorzeigung eines Billets, aus der Kasse eine bestimmte Summe erhalten; überdem bekommen noch viele Andere unbestimmte Unterstützung, und nicht selten wird durch besondere Collekten manchem Unglücklichen geholfen. Auch in dem glorreichen Kriege gegen die Franzosen haben die Clubbs, und besonders der Bürger-Clubb, ansehnliche Summen auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt. B.

Ein englischer Roman: „Der Mann des Geheimnisses oder Geschichte Melmoths“ hat folgenden wesentlichen schauderhaften Inhalt: Ein Mensch von hoher Geburt ist von seiner Familie mit Gewalt in ein Kloster gebracht, weil er eine anstößige Liebe gehabt. Seine Geliebte kommt verkleidet zu ihm ins Kloster und verweilt dort; es wird aber entdeckt und zur Strafe werden nun Beide verurtheilt, in einem Gefängniß der unterirrdischen Gewölbe Hungers zu sterben. Ein Mönch (der Erzähler selbst) ist beauftragt, sie zu bewachen; er schildert nun die Qualen, Martern, Verzweiflung und zuletzt ihr Hinscheiden. Als man die Kammer öffnete, fand man den Geliebten todt auf der halb verzehrten Schulter seiner Geliebten ruhend! (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 27. Juni. 102tes Blatt.

Der arme Heinrich.

4.

Seht ihr dort die Lichter schimmern
Aus des Hauses hellem Saal?
Hört ihr lauter Stimmen Jubel
Schmetternder Trompeten Schall?
Laut um die bekränzten Beiden
Wirbelt das Gewühl der Freuden.

Um die reich geschmückte Tafel
Sitzt der Gäste langer Reihn,
Lieblich duften Wohlgerüche,
Funkelnd quillt der gold'ne Wein;
Schüsseln wandern, Diener schwärmen,
Und die munt'ren Zecher lärmen.

Und der Braut beglückter Vater
Hebt sich froh vom Sitz hervor,
Heißt die wilden Gäste schweigen,
Faßt das Glas und hält's empor,
Und zum Glase greift die Menge —
Horch, da tönen Zitherklänge!

Staunen fesselt alle Gäste,
Schweigen herrscht im weiten Rund;
Durch die off'nen Flügelthüren,
Sanftes Lächeln um den Mund,
Wie ein Geist aus seinem Grabe,
Nahet sich der Bettelknabe.

Wirft den Blick umher im Saale,
Sieht die Braut, erschrickt und bebt;
Weiß und Roth auf seinen Wangen,
Starrend bald und bald belebt,
Schwankt er hin zu ihren Füßen,
Des Gewandes Saum zu küssen.

Hochverwundert und erröthend
Hebt die holde Braut ihn auf,
Trocknet eine Thrän' im Auge,
Lächelt ihm und spricht darauf:
„Bist so weit umher getrieben,
Und mir dennoch treu geblieben?"

„Wer fremdes Leiden sieht,
Und heilet fremden Schmerz,
Der lebt in uns'rem Lied,
Und schreibt sich uns in's Herz;
Doch wer uns Thränen zollt,
Der schenkt wohl mehr als Gold,
Und ihm gebührt die Krone.

Der Knabe hung'rig kam,
Und seufzt' in seiner Noth:
Die Maid in Schutz ihn nahm,
Ihm Hülf' und Lind'rung bot.
Zwei Wort' ihr Mund nur sprach,
Doch weint' ihr Aug' ihm nach,
Gott sah's von seinem Throne.

Der Knab' in's Aug' ihr sah,
Fuhr's glühend ihm durch's Herz;
Hold Mägdlein blieb ihm nah,
In Frost und Noth und Schmerz.
Kehrt sehnsuchtsvoll zurück,
Sucht ihren Himmelsblick
Und nimmt den Tod zum Lohne!"

D'rauf erwacht aus stillem Lauschen
Eilt des Festes Königin,
Füllt mit feur'gem Wein den Becher,
Und kredenzt dem Sänger ihn:
„Labe dich am Saft der Reben,
Alle Bettler sollen leben!"

„Fort von meinen Lippen,
Bettler darf nicht nippen
Von der Freude Trank;
Laß mich lechzend scheiden,
Lechzen schließt mein Leiden,
Engel, habe Dank!

Lust und Jammer enden,
Unter Todes Händen
Heilt das blut'ge Herz;
Weckt zu neuer Wonne
Morgen dich die Sonne,
Ruh' auch ich vom Schmerz!"

Ausgeklungen schwelgt die Zither,
Lust belebt auf's Neu' den Saal;
In der Alten trautem Kreise
Geht die Runde der Pokal,
Und in bunten Wechselringen
Sich die jungen Tänzer schwingen.

Und der Knab' im fernen Winkel,
Nur von ihrem Aug' erblickt,
Sieht sie auf und nieder schweben,
Von des Gatten Arm umstrickt;
Jeder darf die Hand ihr reichen,
Er nur muß zur Seite schleichen.

Rascher in der Freude Taumel
Geht der Stunden flücht'ger Lauf;
Zwölfe tönt's vom Thurm hernieder,
Und die Gäste brechen auf;
Leerer wird's im Saal und freier,
Schlaf verdrängt die laute Feier.

Fackeln werden angezündet,
Und die Braut, an Bräut'gams Arm,
In das neue Haus geleitet
Von der Freunde trunk'nem Schwarm;
Vivant! ruft die Schaar zusammen,
Und die rothen Fackeln flammen.

Vivant! ruft der Bettelknabe,
Greift nach einem hellen Brand,
Stürzt voran dem jungen Paare,
Schwingt die Gluth mit leichter Hand.
„Schlafet wohl, ihr Eh'genossen!"
Und die Thüre wird geschlossen.

Kennet ihr den Todesengel,
Wie ihn Hellas Künstler denkt,
Eine ausgeflammte Fackel
Still zur Erd' herab gesenkt —
Also stand der Bettelknabe;
Freunde, weint an seinem Grabe!

Daniel Leßmann.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Weimar, den 5. September.

Der Weg durch das Mühlenthal war anfangs ziemlich angenehm, dann aber gräulich. Auf beiden Seiten kahle Berge, von herabstürzendem Regenwasser durchfurcht, in dem schmalen Grunde ein Weg voll Steine und Steingrus; endlich erhebt der Weg sich mit einem Schnecken- oder vielmehr Schlangen-Gewinde zwischen Gemäuer einen Berg hinauf, und steigt dann in gerader Richtung gemach höher, bis dem Auge ein neues Land erscheint ohne Berge, mit kleinen Erhöhungen und Vertiefungen, weithin von einem geraden schönen Hochweg durchzogen. Mein Gang darauf war nach dem vorigen mühsamen Wege wie ein leichter Tanz. Mehrere Dörfer wichen hinter mir und seitwärts zurück, und immer erschien mir nicht Weimar. Ein schönes Gehölz, das Webicht genannt, mit geraden Wegen durchzogen, verkündete mir Weimar's Nähe. Als ich es erblickte, lag es dicht unter mir, und ein Bergweg zog sich ziemlich jäh zur Stadt hinab. Ich stand still und betrachtete Weimar, wie es so vor mir dalag. Etwas schöner hatte ich mir diese berühmte Stadt Deutschlands gedacht, aber ihr Ruhm kömmt nicht aus ihrer äußerlichen Beschaffenheit, der alte Ungeschmack herrscht darin nicht minder vor, als in den meisten deutschen Städten.

Der Park.

Seiner habe ich mich hier zuerst erfreut. Eine schöne Anlage an der Süd- und Ostseite der Stadt. Was die Natur darbot, ist mit sinnvoller Kunst benutzt und, wie mich dünkt, mit Goethischem Geschmack verschönert. Wie soll ich den Park beschreiben? — Ein oberer Theil ist mit breiteren und schmaleren Steigen zwischen Bäumen, Gebüschen und freien Rasenplätzen durchzogen. An den schönsten Ruhestätten unter schattigen Bäumen, in Lauben und an Gebüschen stehen Garten-Kanapee und runde Tischchen; vorn, nahe am Haupteingange, erheben sich Laubenwände in Ovalform mit zwei Thürmchen, Alles mit Lindenzweigen überdeckt. Inwendig führen zwei hölzerne Schneckengänge hinauf bis auf die Thürmchen. Von dieser sogenannten Schnecke ertönt im Frühjahr und Sommer wöchentlich zwei Mal schöne Blase-Musik zur Ergötzung des lustwandelnden Publikums. In einem Gebüsch weiter hin findet sich ein Gartensaal in Gestalt eines kleinen Tempels. — Von dem oberen Theil des Parks führen mehrere Gänge, zum Theil Treppen, einen felsigten Abhang hinab. Diese Felsen-Promenade längs dem oberen Park hin hat mir vorzüglich gefallen. Man stößt dort bald auf eine symbolische Schlange, bald auf eine Einsiedelei, auf ein Denkmal, auf eine Felsenhöhle, bald auf offene Plätze mit Sitzen und mannigfachen lieblichen Ansichten. An einem Felsen überraschte mich folgende Inschrift von Goethe:

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt;
Gebt dem Trauernden Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.

Mit der Felsen-Promenade ist durch Steige ein freies Wiesenthal verbunden, welches von der Ilm durch-

schlängelt und von Feldhöhen begrenzt wird. Man zieht sich zwei Mal auf einer kleinen Barke über den Fluß. An einer Stelle des Wiesenthals steht ein einsamer astreicher Birnbaum, mit einer Sitzbank umgeben; gern verweilte ich hier, und genoß der Aussicht nach dem nahen freundlichen Ober-Weimar und nach dem Lustschloß Belvedere, zu welchem eine Kastanien-Allee hinauf führt.

Noch ein anderer Theil des Parks zieht sich ostwärts der Stadt hin. Er ist großen Theils mit hohen Bäumen bewachsen, deren Schatten sich hier und da in kleinen Runden von Nadelhölzern bis zu halber Nacht verdunkeln. Von einem Rundplatz in der Mitte laufen Steige nach allen Seiten aus; daher heißt diese Anlage der Stern. Die Ilm rauscht bei seiner Verbindung mit dem Felsengange in einem Wasserfalle, worüber eine Brücke führt. Den Stern begrenzt ein Wiesenfleck mit Karpfen-Teichen und einer kopfdick und kopfhoch aufsprudelnden Quelle, und eine Höhe mit ausländischen Hölzern bepflanzt, unten eine Grotte mit einer Sphynx und eine, aus einem Felsen hervor stürzende Quelle; oben Trümmer von antiken Säulen u. s. w. — Nur wenig Menschen sah ich heute im Park lustwandeln oder lustweilen. Aber freilich, die Schönheiten desselben sind hier Alltägliches geworden.

Das Webicht.

Auch dieses schöne Gehölz, nahe an der Ostseite von Weimar, bin ich heute auf mehreren gelichteten Wegen durchgangen. Ich würde seiner nicht besonders erwähnen, wenn ich darin nicht einen der Großen Weimars gesehen zu haben glaubte, den ich vielleicht nicht weiter sehen werde. In einem der einsamen Seitenwege kam mir ein Mann von mittlerer Größe mit langsamen Schritten entgegen. Er ging mit sich selbst und mit erhabenen Gedanken und Gefühlen; das zeigte seine ganze Darstellung, sein erhobenes Haupt, sein Gesicht mit dem Ausdruck stiller, in sich gekehrter Geistesgröße, und sein feierlicher, zuweilen ein wenig weilender Gang. „Das ist Herder!“ sprach es in mir, und mein Genius erkannte ihn. Ich stand drei Schritte vor ihm still in ehrfurchtsvoller Stellung und verneigte mich schweigend. Nur ein flüchtiger Blick fiel auf mich oder glitt vielmehr über mich hin. Ein kleiner Verdruß schien über sein Gesicht hin zu schweben. — Ich habe nachher gehört: daß Herder alle besuchteren Spaziergänge zu meiden und auf den, meistens einsamen Waldwegen des Webichts sich zu ergehen pflegt. Fast möchte ich sagen: „Es ist Schade, daß ein Mann von solchem Geiste so viele Aemter hat!“ — denn Herder ist Ober-Hof-Prediger, General-Superintendent und Vice-Präsident des Consistoriums.

Lütkemüller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ex-Bischof Gregoire über die Weiber.

(Nach dem Französischen.)

Gregoire, ehemaliger Bischof zu Blois, hat ein Werk geschrieben „über den Einfluß des Christenthums auf den Stand der Frauenzimmer.“ — Das Christenthum, sagt er, hat so viel für die Frauenzimmer gethan, daß es nichts Undankbareres geben könnte, als ein ungläubiges Frauenzimmer; sie Alle müssen schon aus Dankbarkeit gute Christinnen seyn! Was waren sie ehedem?! Ein israelitischer Schriftsteller nennt das Weib einmal eine „unvollkommene Mannsperson“. Einige Rabbiner sagen sogar: „Gott war sehr in Verlegenheit, als er das Frauenzimmer schuf!“ Das klingt beinahe, als hätte er es gern unerschaffen gelassen, was zum Glück für uns nicht gut möglich war. Der Jude, wenn er Morgens Gott dankt, sagt (nach Gregoire): „Ich danke dir, daß du mich nicht zum Weibe gemacht hast! — die Jüdin dagegen: „Ich danke dir, daß du aus mir gemacht, wie es dein Wille war!“ — Aristoteles nannte das Weib eine unvollendete Nachahmung des Menschen. In Griechenland und nachher auch in Rom kaufte man die Weiber wie Gemeingut (effet public): man sah sie mehr für Sachen als für Personen an, und oft sogar für sehr werthlose Sachen. Das Aergste ist aber, daß man in Athen und Rom etwas mit ihnen that, was man sogar ungern mit einem guten Möbel thut: man verlieh sie! und nicht etwa der niedere Mann, sondern vielmehr die gebildete Klasse. Cato z. B. verlieh die seinige an Hortensius, einen damals berühmten Redner. Ja, es war förmlich ein Gesetz in Rom, welches dies gestattete, und nur festsetzte: daß der Leiher sie vor Ablauf eines Jahres zurück geben müsse, wo nicht, so mußte er sie behalten. — Alles dies hat das Christenthum abgeschafft, den Weibern gleiche Rechte, sogar gleiche Ehre ertheilt. — Etwas Sonderbares findet sich noch in Gregoire's Buch: Er nennt England das Paradies der Weiber! Und doch verkauft man sie dort noch mitunter! Wenn man ihnen so in ihrem Paradiese mitspielt, wo muß dann ihre Hölle seyn?!

Dt.

Eine Bemerkung von Herder.

„Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maas seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ, die Dinge an zu sehen und zu genießen. Ohne Liebe zu den Wissenschaften bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller Thätigkeit von außen das innere Auge, das innerste Herz fehlt.“

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. So eben habe ich den Paradewagen gesehen, in welchem der König, bei jedesmaliger Eröffnung der Session, nach dem Parlament fährt. Er steht bei den Hof-Wagnern, Gebrüdern Collins, zur Schau. Wie es heißt, ist der Wagen

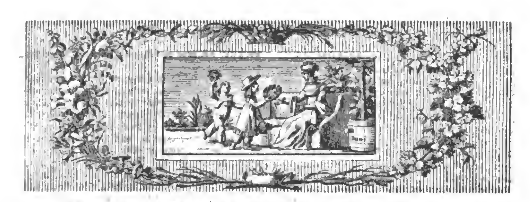
so alt, daß er schon zu Georg II. Zeiten zu den Parade-Aufzügen bestimmt war, und Georg III sich desselben so lange bedient hat, als sein Gesundheits-Zustand ihm verstattete, das Parlament zu besuchen. Anzusehen ist er aber ganz neu; wenigstens ist, auf Befehl des Königs, nur die alte Gestalt beibehalten, und alles Uebrige neu geworden, Räder, Kasten, Leder-Ueberzug, Sammet-Ueberzug, Bronz-Arbeit und Vergoldung. Er ist vorn und auf den Seiten mit starkem Aufsatzglas ausgelegt. Vorzüglich schön sind Pannele und Thüren von Cypriani gemalt: auf dem Vordergrund sitzt Britannia auf dem Thron, sie hält den Freiheitsstab in der Rechten; um sie stehen Religion, Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit, Stärke und der Sieg, ihr ein Lorbeer-Gewinde entgegen haltend. Auf dem Rückpannel ist Neptun vorgestellt, wie er seinen Palast verläßt; Seepferde ziehen seinen Wagen; ihn umgeben Winde, Flußgötter, Tritonen, Najaden u. s. w., die Tribute der Welt auf Englands Küste zu seinen Füßen niederlegend. Auf der rechten Thür sieht man die Industrie und den Erfindungsgeist dem Genius von England ein Füllhorn hinreichen. Auf beiden Pannelen zur Seite sammelt rechts die Göttin der Geschichte die Berichte der Fama, links verbrennt die Friedensgöttin die Geräthe des Krieges. Auf der linken Thür sind Mars, Minerva und Merkur angebracht, welche die Kaiserkrone von Großbrittannien tragen. Auf den Pannelen an beiden Seiten erblickt man die freien Künste und die Wissenschaften, im Schutze Britannia's. Oben auf der Kutschdecke sind die Genien von England, Schottland und Irland, das Scepter, das Staatsschwerdt und die Ordenszeichen in den Händen haltend, angebracht. Auch die Farben sind verändert, und Georgs III durch Georgs IV. Farbe ersetzt. Das Ganze hat ein glänzendes, imposantes, aber schwerfälliges Ansehen, und ist ein mißfälliges Gemisch von Altem und Neuem. Auch sind die abgenutzten Allegorien eben nicht zur Ausschmückung des Triumphwagens geeignet. Man hat bemerken wollen, daß Englands Wohlstand und Glück durch nichts ausgedrückt worden, und daß dem Freiheitsstab die Mütze fehlt. — Man fängt wieder an, von der verstorbenen Königin Charlotte, wahrscheinlich auf Anstiften der Freunde der jetzt lebenden — und zwar nicht mit vielem Lobe — zu sprechen. Man sucht sie von Seiten ihrer physischen Eigenschaften und ihres Geizes — lächerlich zu machen, stellt Kupferstiche zum Kauf aus, worin ihren Zügen eben nicht geschmeichelt wird; unter einem derselben wird sie the old snuffy genannt, weil sie stark Taback schnupfte. Doch was erlaubt sich der englische Karrikaturist nicht! Ich könnte Sie von ganz anderen Spottbildern unterhalten, wenn ich wollte und dürfte. Nirgends ist die Anständigkeit in dieser Sache so sehr verletzt worden, nirgends hat man die unsittliche Frechheit so weit getrieben, als während und seit dem Prozeß der Königin. Es sind aber mehrentheils nur rohe, plumpe, witz- und geistlose Sachen erschienen, deren sich die ächten Zerrbildner von ehedem — geschämt haben würden: ein neues Zeichen der Zeit und des sinkenden Geschmacks, und eine Pest für die schönen Künste überhaupt! — Daß es mir nicht bloß so scheine, sondern wirklich so ist, daß Politik dem Witz die Kehle zuschnürt, den Geist des Menschen abstumpft und niederdrückt, haben schon vor zwei Jahren die Auftritte bei der Parlaments-Wahl für Westminster bewiesen, und beweisen noch täglich die gegenseitigen Ausfälle der Partheien im Parlament und in den Zeitungen. Hören Sie doch, wie die Hobhousianer gesucht haben, die Lambisten lächerlich zu machen. Der Name des einen Candidaten Lamb bedeutet ein Lamm. Es gehörte kein großer Aufwand von Witz dazu, diesen zufälligen Umstand zu benutzen. Was geschah? Man trug einen Lamms- oder Schafskopf in Prozession umher. An der Zunge war ein Angelhaken befestigt: der sollte bedeuten, daß Hr. Lamb Reden hielt, um das Volk wie Fische zu fangen. Die eine Seite des Kopfes war weiß, die andere schwarz: sollte bedeuten, daß er den Mantel auf beiden Schultern trage. Zwei vergoldete Hörner sollten bedeuten, daß er feil sey und sich bezahlen lasse. Ein Prokurators-Kragen um den Hals deutete auf sein Amt hin. Rechts und links an den Ohren stand geschrieben: Whig; Tory — also von beiden Partheien. Vorn am Hals die Inschrift: „von Carltons Heerd". Die Bedeutung war, daß er entweder zu den Kreaturen oder zur Merino-Heerde des damaligen Regenten gehöre. — Nicht wahr, Sie haben des anekelnden Witzes genug!

S.

Hamburg. Zu den neuen literarischen Erscheinungen unserer Gegend gehören auch die Gedichte des zu Altona lebenden Justiz-Raths und Bank-Direktors Schmidt, welcher dem lesenden Publikum unter dem Namen „Schmidt von Lübeck" bekannt geworden ist. Die im Jahr 1821 bei Hammerich in Altona erschienene Auswahl seiner Lieder, besorgt durch den gleichfalls zu Altona sich aufhaltenden Professor der Astronomie, Ritter vom Dannebrog, H. C. Schumacher, führt den Titel: „Lieder von Schmidt von Lübeck". Die Sammlung beginnt mit einem Gedicht, welches die Aufschrift führt: „Der Lieder-Dichter und die Ungünstigen", das recht artig ist und manchen witzigen Einfall hat. Ueberhaupt sind diese Lieder gemüthlich, heiter und anspruchslos, und eben so fern von der schwülstigen Ueberladung der neueren Dichter, als der Steifigkeit und Gezwängtheit der älteren Schule. Aus allen drängt sich dem Leser wenigstens die Bemerkung entgegen: daß der Strom der Dichtung sich frei und ohne Zwang ergoß, und das ist immer schon etwas; Neues, Ueberraschendes suche man jedoch nicht darin, denn dann wird man sich getäuscht finden. Manche kleine Lieder haben eine gewisse Anmuth und Jugendfrische; unter Anderem gefielen Referenten nachstehende in dieser Hinsicht ganz besonders gut: „Dauerhafte Farben"; „Unter einem Bildniß"; „Glaube"; „Abendlied"; „Schmerzenslust" u. a. m. Die kleine Sammlung wird von sinnigen Lesern gewiß nicht ohne Genuß in die Hand genommen, und wir empfehlen sie daher denselben, wenn gleich die Strenge der Kritik manche kleine Mängel aufdecken wird — und muß. — Das bekannte „Manuscript aus Süddeutschland" hat mehrere Gegenschriften hervor gerufen, unter andern eine, welche den seltsamen Titel führt: „Aus Norddeutschland, kein Manuscript". Diese letztere Schrift giebt eine treffliche Uebersicht der hiesigen Handels-Verhältnisse, und verdient daher, auch im Auslande gelesen zu werden. Es ergiebt sich unter Anderem aus derselben: daß Hamburg, nach London, der größte Zucker-Markt sey; kurz, das ganze Leben und Treiben unserer kleinen Handels-Republik wird darin aufgedeckt; der Verfasser hat sich nicht genannt, man glaubt ihn aber doch zu errathen. — Auf der Bühne sahen wir wenig Neues, und das kürzlich erschienene Lustspiel von Castelli: „Der Einsiedler im Lerchenwalde, oder die geheimnißvolle Laube", nach dem Französischen, verdient eher Tadel als Lob. — Herr Cornet, erster Tenorist vom Braunschweiger Theater, giebt hier einige Gastrollen, und gewann sich die Gunst des Publikums durch eine schöne Stimme und einen geschmackvollen Vortrag. Ein Hr. Röckel ließ sich einige Mal zwischen den Stücken mit Bravour-Arien u. s. w. vernehmen; er hat eine recht gute Stimme und scheint auch ein gewandter Schauspieler zu seyn; vielleicht werden wir ihn noch ferner in einigen Opern hören. — Die große Bilder-Gallerie ist jetzt ganz und gar eingegangen, ein wirklicher Verlust für unsere Stadt! Es war von den Unternehmern nicht zu fordern, daß sie länger einen Versuch mit der Ausstellung dieser Kunstschätze machten, denn die Kosten des Lokals wurden nicht einmal durch die Einnahme gedeckt; so steht es hier um unsere Liebe zur Kunst! — Die Sammlung war noch in der letzten Zeit bedeutend vermehrt worden, besonders mit gar lieblichen Stücken aus der niederländischen Schule — um desto mehr ist das Aufhören dieser Ausstellung zu bedauern.

A. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 29. Juni. 103tes Blatt.

Warnung.
(Nach Hesiod.)

Dem Gerechten blühet Stadt und Volk!
Reich ist sein Haus, es labt ihn das Mahl und der Sang.
Friede beglückt die gesegneten Staaten,
Oben die Berge voll herrlicher Frucht,
Mitten der Bienen summende Zucht,
Auf dem Gefilde dampfende Saaten.

Ungerechter, Böses sinnt dir Zeus!
Hunger und Pest — die schickt er hinein in dein Land.
Rächend vernichtet er kämpfende Heere,
Trümmert der Städte mächtigen Wall,
Unglück, Verderben folgt überall,
Raubende Schiffe versinken im Meere.

Drum, ihr Herrscher, übt Gerechtigkeit!
Jegliche That bemerken die Schaaren des Zeus.
Glaubt es, er straft, denn die Schuld muß erliegen,
Böse ersinnen sich selber den Tod!
Hört es, Gebeugte, er sieht eure Noth,
Glaubt es, er straft — denn das Rechte muß siegen!

Karl Könnecke.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.
(Fortsetzung.)

Wieland.

Ich sandte am andern Morgen um acht Uhr an Herrn Hofrath Wieland, bloß mit meiner Namens-Unterschrift und mit Angabe meines Quartiers, folgendes Billet:

„Unterschriebener hat zu viel Ehrfurcht für Sie und Ihre Muße, als daß er dieselben zur Unzeit auch nur einen Augenblick stören möchte. Er ist einer Ihrer größten und herzlichsten Verehrer, und würde sich unbeschreiblich beglückt fühlen, wenn ihm ein kleiner Zutritt zu Ihnen vergönnt werden könnte. Er bittet um Ihre gütige Einladung; ohne diese versagt er sich's, der Schwelle Ihres Hauses zu nahen."

Schon gegen neun Uhr erhielt ich durch Wieland's Diener die Anzeige: daß der Herr Hofrath mich erwarte. „Und wann?" fragte ich. — „Wann es Ihnen gefällig ist;" antwortete er; „Sie können gleich kommen." — Ich folgte dem Diener. Wieland wohnte in einem hohen Hinterhause am Markt, zwischen zwei Gasthöfen. Nach Ersteigung zweier Treppen wurde ich gemeldet. Wieland öffnete die Thür seines Zimmers, und sprach mit halb freundlicher, gehaltener Miene: „Treten Sie herein!" — Sein Ansehen machte mich etwas verlegen. Sein Blick war mild und doch durchdringend; seine große offene Stirn imponirend; auf seiner Oberlippe unter einer großen Nase schien ein feiner Satyr zu schweben. — „Wer sind Sie?" fragte er; „denn ich weiß nur Ihren Namen." — „Für das beste, was an mir ist", antwortete ich, „halte ich die Fähigkeit, Sie innigst zu verehren. Uebrigens bin ich ein Student aus Halle." — Wieland blickte mich lächelnd an. Nach ein Paar weiteren Fragen, meine Studien betreffend, trat er mit mir ans Fenster. — Schon mit sicherem Herzen sprach ich: „Herr Hofrath, nach dem unbeschreiblichen Genuß, den mir Ihr „Agathon" gewährt hat, konnte mir nichts Wohlthätigeres widerfahren, als Ihnen dieses selbst sagen zu dürfen." — „Wann haben Sie meinen „Agathon" gelesen?" —

„Erst im verwichenen Frühjahr. An meine akademischen Studien war nicht zu denken, bis ich ihn, größtentheils in der schönen Natur bei Gibichenstein, zwei Mal durchgelesen und durchgenossen hatte.“ — „Und was gefiel Ihnen im „Agathon“ besonders?“ — „O, das Ganze! Es ist die schönste Schule für Geist, Herz und Geschmack, in der Verklärung der griechischen Welt wunderbar einnehmend. Ich kann's nicht beschreiben.“ — „Ich merke wohl, wie Sie's meinen.“ — „Ein Geist, der ein solches Werk geschaffen hat, muß sich höchst glücklich fühlen.“ — „Sie empfinden etwas zu lebhaft; ich kann das jedoch an jungen Musenfreunden wohl leiden. Wie alt sind Sie?“ — Mit dieser Frage führte mich Wieland zu einem Sopha. Aber wie könnte ich alle Gespräche mit Wieland niederschreiben? sie dauerten über zwei Stunden lang. Nur noch Einiges:

Wieland fragte mich: ob ich mich schon in der Dichtkunst versucht hätte? — „Verse mancherlei Art“, erwiederte ich, „habe ich schon seit meinem vierzehnten Jahr gemacht. Aber fast hat ein tiefer Unmuth mir Lust erregt, ein episches Gedicht zu versuchen.“ — „Ey! welch ein tiefer Unmuth?“ — „Darüber, daß unter den Menschen so wenig Verstand und Liebe herrscht!“ — Wieland sah mich fast hohnlächelnd an; ich fuhr fort: „Auch das Christenthum konnte die Menschen oft zu unmenschlichen Barbaren machen!“ — „Ja, doch nur das entartete, das Priesterthum, das Papstthum, der alleinseligmachende, verdammungssüchtige Kirchenglaube. Das ganz, oder doch ziemlich wahre Christenthum hat nicht wenig gute Menschen gebildet. Aber wo liegt denn der eigentliche Stoff zu Ihrem epischen Gedicht?“ — „In Amerika; die Eroberung von Peru!“ — Wieland schwieg ein Weilchen sinnend, und sprach dann: „Das ginge wohl an. Kennen Sie die Incas von Marmontel?“ — „Nein!“ — „Pizarro wäre also Ihr Held?“ — „Ein Held zur Warnung für die Menschheit.“ — „Ich besorge, die Sache ist nicht leicht. Sie können in Gefahr kommen, mehr lehrend als darstellend zu dichten. Nicht sowohl Ihr Herz müßte die Composition leiten, sondern vielmehr der Charakter der Personen und die Lage der Dinge. Sie müßten Ihr Subjekt zurück zu stellen wissen und objektivisch dichten. Sie dürften als Dichter selbst keinen Zorn haben; Ihr Werk, die geschickte Anordnung und Behandlung desselben möge ihn bereiten. Haben Sie schon über die Anordnung Ihrer Epopöe nachgedacht?“ — „Noch nicht.“ — „Machen Sie den Versuch und sehen Sie zu, wie weit Sie kommen. Sie würden“ — fuhr Wieland fort — „für Ihre Epopöe doch Hexameter wählen? Ich habe in meiner Jugend auch einmal ein episches Gedicht, den „Cyrus“, in Hexametern versucht. Nehmen Sie ja meine Hexameter nicht zum Muster! Ich habe mich damit schwer gegen den Apoll versündigt.“

Wieland wurde immer mittheilsamer. Er sprach auch über schöne Prosa; es wunderte mich, ihn sagen zu hören: „Ein vollkommener Prosaist leistet mehr, als der vortrefflichste Verskünstler.“ Aber er forderte viel von seinem vollkommenen Prosaisten: nicht bloß Meisterschaft in seiner Sprache, und Vertrautheit mit den vorzüglichsten Prosaisten aller Zeiten, sondern auch einen Genius, der von innen heraus zu bilden und über andere Bildungsmittel zu herrschen vermöge. Ich faßte ihn nicht ganz. Er empfahl mir insonders das Studium des Cicero de Oratore, und sagte am Ende: „Nehmen Sie mich nicht zum Muster! Ich bin hinter meiner Idee weit zurück geblieben. Man hat seine natürlichen Schwächen: ich falle leicht in die Schlinge von Perioden und mache zu viel Worte.“

Wieland führte mich hierauf in seine Bibliothek. Ein Seitenzimmer war an den Wänden ringsum und in einem mittleren Doppelgestelle mit Büchern angefüllt. „Es ist nur eine Hand-Bibliothek!“ sprach er. „Da sind die Griechen und Römer! die werden Sie kennen. Aber sind Sie auch mit den vorzüglichsten Werken der neueren europäischen Litteratur bekannt, wenigstens zum Theil?“ — Da standen in langen Reihen Frankreichs, Englands, Italiens, auch Spaniens vorzügliche Werke, in Versen und in Prosa. „Ach!“ rief ich aus, „eine solche Bibliothek macht mich beengt und niedergeschlagen. Es ist zu viel Schönes und Vortreffliches, was ich noch nicht kenne.“ — Wieland nahm mich freundlich bei der Hand und sprach: „Nach und nach! Non multa, sed multum! Was man nicht verdaut, das nützt nicht. Ich studire noch immer fort und lerne nicht aus.“ — Als ich mich empfahl, reichte Wieland mir beide Hände und sagte, mit einem Gesicht, welches — ja, ich wage es zu sagen — von Liebe strahlte: „Leben Sie wohl, lieber junger Freund, und melden Sie mir, wie es Ihnen weiter ergeht; ich halte etwas von Ihnen!“ — Ich konnte vor Rührung nicht antworten.

Tiefurt.

Dieses Dorf, eine Viertelmeile von Weimar, mit einem herzoglichen Landhaus und einem kleinen Park, gehört zu den merkwürdigen Oertern Deutschlands. Die verwittwete Herzogin Amalie verweilt hier in der Frühlings- und Sommerszeit. Wer weiß nicht, daß sie eine Nichte Friedrichs des Großen ist, und eine Schwester des regierenden Herzogs von Braunschweig und des edlen Prinzen Leopold von Braunschweig, der, Menschenleben rettend, in der Oder ertrank? Wer weiß auch nicht, daß sie Wielands Freundin und die Freundin alles Guten und Schönen ist? Um sie versammelt sich die geistreichste Gesellschaft, insonders auch hier in Tiefurt. Ich bin noch vor keine fürstliche Person ge-

treten, und meine Natur ist dem Hofwesen gänzlich abgewandt; aber eine Fürstin, die mit Recht eine Musagetin genannt werden darf, verehre ich mit Freuden aus der Ferne.

An einem Bogen der Ilm, welche hier schnell mit Geräusch hinfließt, erhebt sich rechts eine Höhe mit einem Berghain; offene Steige mit Sitzen an freien oder schattigen Plätzen führen hinein, hinauf und hinab. An der fortgesetzten baumlosen Höhe sind terrassenförmige Garten-Anlagen, durch eine Wasserkunst von der Ilm herauf bewässert. Im Grunde an der linken Seite des Flusses finden sich vermischte Anlagen mit Bäumen und Büschen, mit Blumenbeeten und Wiesenplätzen, am Hauptsteige vom fürstlichen Landhause her ein kleiner Gartensaal, von einer hohen Rosenhecke umzogen. Das Ganze ist voll einfacher Schönheit, eine Idylle der Natur, mit bescheidener Kunst verschönert.

Schon war ich den schönen Pfad an der Ilm auf und ab und den Berghain oben hindurch gewandelt, und ging wieder hinunter, um die unteren Anlagen bis zum Garten-Salon zu durchgehen, als eine Gesellschaft in einen mittleren Platz zwischen zwei kleinen Lindenreihen herbei trat. Ich hielt mich hinter dünnem Gebüsch zurück und erkannte in der Gesellschaft bald Wieland. Es waren ungefähr ein Dutzend Herren und Damen. Mußte das nicht eine Gesellschaft der Herzogin Amalie seyn? Man hatte sich bald gesetzt. Ich spähete genauer aus meinem schattigen Hinterhalt. O, gewiß sah ich auch die ehrwürdige Fürstin! Wieland saß ihr zur Seite, und ein Herr in grüner Uniform nahte ihr und sagte ihr etwas mit ungezwungenem, aber doch ehrerbietigem Wesen. Ich verweilte mit angespannter Aufmerksamkeit: da trat ein schwarzgekleideter Herr hervor; ein Stuhl wurde vor ihn hin gesetzt. Er trank ein Glas Wasser und stand ein Weilchen auf die Stuhllehne gestützt und ein wenig geneigt, wie nachsinnend. Alles schwieg; bald trat der schwarze Herr ein Paar Schritte zurück und begann zu reden: er deklamirte, erst mit gemachen, dann mit lebhaften Gestikulationen. Ich horchte mit angestrengtestem Gehör. Die Deklamation wurde stellenweise fast Geschrei; es war italienisch. Also — wie ich nachher auch erfuhr — ein Improvisatore auf Reisen. Der italienische Stegreifs-Dichter deklamirte ziemlich lange und erndtete, dünkt mich, Beifall ein: meinen Beifall durfte ich ihm nicht zurufen. Obwohl der oder die Eine und Andere in der Gesellschaft ihn besser verstanden hatte, als ich in der Ferne?

Ich wagte bei der hohen Gesellschaft es nicht, die unteren Anlagen zu durchgehen, sondern kehrte in einen Bauergarten ein. Einige Bauergärten liegen an der Seite des unteren fürstlichen Gartens. In einem derselben sah ich ein Paar wohlgekleidete Personen auf einer Bank unter Pflaumenbäumen Milch essen. Ich beschloß, ihrem Beispiel zu folgen, und wurde von einer Bauerfrau freundlich mit einem Napfe wohlschmeckender Milch bedient. Die Wirthin erzählte mir Mancherlei von Tiefurt, und pries ihre Frau Herzogin höchlich. „Sie geht" — sagte sie unter Anderem — „mit unser Einem ganz gemein um, und wir dürfen ihr Alles sagen."

(Der Schluß folgt.)

B u n t e s.

Ueber den Inhalt von de la Motte Fouqué's neuestem Werke: „Wahrheit und Lüge", hat man sich in einer Gesellschaft scherzweise also ausgesprochen:

„Ein tadlich keck Verlangen,
Ein adlich stolzes Prangen,
Altmütterliches breites Schwätzen,
Altritterliches Ueberschätzen,
Ein mystisch-religiöses Spielen,
Ein planvoll kitzelhaftes Zielen,
Ein Gnädigthun, so gut wir's können,
Den andern Ständen Athem gönnen,
Wenn es seyn muß! — so, gut gemischt,
Sind Lüg' und Wahrheit aufgetischt.

In der „Abhandlung über die Musik der alten Egyptens" (Leipzig, 1821) heißt es unter Anderem: „So lange die Musik ihren ersten Charakter bewahrte, den energischen und wahren Ausdruck ihrer beredten Melodie, die tief in die Seele drang, übte sie auf das Herz alle Macht aus. Von dieser Art war wirklich die Musik der alten Völker in ihrem ersten und vielleicht vollkommensten Zustande der Civilisation, in demjenigen, worin sie sich mit der mündlichen und gesungenen Mittheilung oder Ueberlieferung begnügten. Als aber die musikalische Kunst sich darauf beschränkte, bloße Empfindungen eines bestimmten und oberflächlichen Vergnügens zu erregen, als die Musik allen Launen eines verdorbenen Geschmacks preis gegeben wurde, glich sie jenen ausschweifenden Weibern, die nur Wollüstlingen gefallen, während sie den Rechtschaffenen die tiefste Verachtung einflößen: sie wurde nur von verdorbenen Völkern geschätzt."

Ein alter eleganter Ignorant in Paris sagte, nachdem er die herrliche Gas-Beleuchtung des Théâtre françois gesehen: „Sehr schön! So will ich nächstens meine Cabriolet-Laternen erleuchten!"

Nach der General-Probe einer neumodischen Oper — dem Inbegriff aller, durch Saiten-, Blase- und Hand-Instrumenten möglicher Weise erreichbaren akustischen Kraft — trat Jemand aus dem Hause in das Freie, gerade als der Zapfenstreich vorüber zog. „Gott sey Dank!" — rief er tief athmend, d. h. Luft schöpfend aus — „daß man wieder sanfte Musik hört!"

Thl. u. D.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Auch Rußland hat in mehreren seiner Theile Mineral-Quellen, deren Heilkräfte gewiß nicht unberühmter seyn mögen, als die Pyrmonts und Karlsbads, wenn deren Gebrauch nur erst, von der Kunst geschickter Aerzte geleitet, im Vaterlande einige Aufmerksamkeit erregte, und dadurch vielen seiner vermögenden Bewohner das schädliche Vorurtheil benommen würde: nur das Fremde, das Ausländische sey gut und vortreflich, alles Heimische aber schlecht und unbrauchbar. Die Mineral-Quellen des Kaukasus sind längst schon dem ganzen Europa durch sachkundige Reisende, durch geographische Handbücher, von der besten Seite empfohlen worden. Seit wenigen Jahren aber erst hat man auch Mineral-Quellen auf Andrejapol, einem Landgut des General-Majors Kuschelew, im Ostaschkowschen Kreise des Twerschen Gouvernements (etwa 80 russische Meilen von der Residenz), entdeckt, deren Heilkräfte von dorthin geschickten Aerzten und Patienten, welche vollkommene Heilung ihrer Uebel fanden, und, fast jugendlich gestärkt, heimkehrten, sehr gerühmt werden. Die Hauptbestandtheile dieser Quellen sind theils stahl-, theils schwefelartiger Natur; ihr Gebrauch leistet vorzüglich wider langjährigen Rheumatismus, wider Hämorroidal-Zufälle, ein zerrüttetes und geschwächtes Nervensystem und wider verschiedene chronische Krankheiten, die treflichsten Dienste. Seit dem Jahre 1812 sind diese Andrejapolschen Bäder vollkommen für die Dienste des Publikums eingerichtet, und die Regierung, so wie der menschenfreundliche Besitzer, Hr. von Kuschelew, haben die bedeutendsten Opfer nicht geschont, um dieselben mit allen möglichen Bedürfnissen der Nothwendigkeit, der Bequemlichkeit und des Luxus zu versehen. Auch ist schon seit einigen Jahren die Zahl der sie besuchenden Badegäste ziemlich beträchtlich. Mehrere dort ganz etablirte und für diesen Zweck besonders besoldete Aerzte sind in jedem Augenblick bereit, den Kranken die gewünschten Dienste zu leisten. Der in unserer Residenz so beliebte Veteran der Arzneikunde, wirkliche Staatsrath und Ritter von Ellisen, entschlossen, während dieses Sommers seinen Aufenthalt bei Hrn. von Kuschelew auf Andrejapol zu nehmen, bietet gleichfalls der dort hinkommenden, seiner Kunst bedürfenden leidenden Menschheit seine Dienste an. — In dem ungeheuren Raume, den das große Rußland einnimmt, fallen oft Züge des außerordentlichsten Edelmuthes vor, die erst spät zur Kunde kommen, wie dies neulich mit einer interessanten Begebenheit geschah. Im Jahr 1819 litten die Bewohner Kerholms *) und der umliegenden Gegenden viel durch den drückendsten Mangel der ersten Lebensbedürfnisse, besonders des Brodtes, das daher bald zu einer unglaublichen Theurung bei ihnen stieg. Kaum erfuhr dies der St. Petersburgsche Kaufmann Niklas Kosumeno, so eilte er, dem ersten Mangel der Leidenden durch Uebersendung von hundert Kulsen **) Roggenmehl ab zu helfen. Der einreißenden Hungersnoth wurde dadurch schleunig gesteuert, die geretteten Bewohner dankten Gott innigst für den ihnen gesandten Wohlthäter, der ihnen aber unbekannt blieb. Erst ein Jahr darauf erfuhr die Kaiserl. finnländisch-ökonomische Gesellschaft diesen in unsern Tagen (wo nur größtentheils versteckter Egoismus die Triebfeder der meisten Handlungen wird) so ungewöhnlichen Zug der Menschenliebe eines Fremdlings; sie nahm ihn sogleich einstimmig zu ihrem Mitglied auf und bezeugte ihm ihre Achtung und Erkenntlichkeit durch folgendes Schreiben vom 2ten Mai 1820: „Mit innigstem Vergnügen hat diese Gesellschaft so eben durch den Kerholmschen Kaufmann Andrejew erfahren, daß Sie den im Jahr 1819 am drückendsten Mangel der ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse leidenden Kerholmschen Bürgern, durch Darbringung so bedeutender Opfer der Menschenliebe, beigestanden haben. Sie eilt, Ihnen für diese großmüthige Handlung ihre Hochachtung und Erkenntlichkeit zu bezeugen, und wünscht innigst, Sie künftig zu der Zahl ihrer Mitglieder zu zählen." Das Schreiben war vom Präsidenten der Gesellschaft, Pelstram, unterzeichnet. Ein ganzes Jahr wußte man in Kerholm und seinem Bezirk nichts von diesem unbekannten Wohlthäter. Wie viel Züge ähnlicher Großmuth, in dem ungeheuren Umfang des großen Rußlands ausgeübt, bleiben dem Publikum auf immer unbekannt! — Vor wenigen Wochen starb hier in St. Petersburg der russische Kaufmann Kolesnikow, der in seinem Testament der Disposition der hiesigen menschenfreundlichen Gesellschaft 30,000 Rubel aus seinem Vermögen hinterließ, mit der Bedingung, diese Geldsumme nur zum Besten der Armen, der Unglücklichen aller Art und der Gefangenen zu verwenden. Jetzt macht diese, unserer Residenz in vielfacher Hinsicht so höchst wohlthätige Gesellschaft über die Verwendung dieser Summe Geldes folgende officielle Anzeige: Im hiesigen kaiserlichen Lombard hat sie 4000 Rubel zum Besten einer sehr armen Verwandten Kolesnikows deponirt, welche davon die gesetzlichen 200 Rubel Renten jährlich zieht. Um den Zustand mehrerer in den hiesigen Gefängnissen, nicht gröblicher Verbrechen, aber widriger Verhängnisse wegen schmachtender Gefangenen zu mildern, bestimmt die Comität dieser Gesellschaft 10,500 Rubel. Zur Unterstützung armer, der Comität hinlänglich bekannter Wittwen und Waisen bestimmte sie 10,500 Rubel. Endlich deponirte sie noch 5000 Rubel in die kaiserliche Bank, von deren Renten mehrere arme Schüler in den, unter ihrer Direktion stehenden Armen-Anstalten unterhalten werden sollen. — Die Provinzialstädte eines Reiches ahmen gewöhnlich die Sitten und Gebräuche ihrer Residenz und Hauptstadt nach, die ihnen in dieser Rücksicht Muster und Vorbilder werden. In den früheren Mittheilungen bemerkte Referent, daß sich die Bewohner unserer Residenz während des Carnavals in Vergnügungen und Lustbarkeiten aller Art, wozu vorzüglich Theater, Bälle und Maskeraden gehören, gleichsam erschöpften, um sich für die lange Fastenzeit, die sieben Wochen dauert — während welcher, streng beobachteten religiösen Gebräuchen zufolge, außer Concerten keine öffentlichen Lustbarkeiten seyn dürfen — zu entschädigen. Diesem Beispiel folgen auch die bedeutendsten unserer Gouvernementsstädte im Inneren des Reichs, verbinden aber damit gewöhnlich die edelsten Zwecke, verstümmelten Kriegern milde Gaben zu spenden und den Armen die drückende Last des Lebens durch Allmosen zu erleichtern. Im letzten Carnaval zeichneten sich in dieser Hinsicht vorzüglich Kursk und Pensa, zwei bedeutende Städte im südlichen Rußland, aus, die im rauschendsten Genusse des Frohsinns der Armen und Nothleidenden nicht vergaßen.

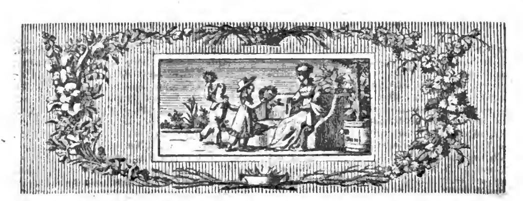
B.

Der Prozession der Ligue ging folgende Revue auf: Unter der Benennung „geistlicher Infanterie" hatte man Kapuziner, Franziskaner, Jakobiner, Carmeliter u. s. w., Alle mit aufgeschürztem Rock, Chapeau bas, einem Helm, einem Kuraß, einem Degen und einer Muskete, in ein neues Corps gethan. Der Bischof von Senlis war ihr Generalissimus und die Pfarrer von St. Come und St. Jacques la Boucherie ihre Sergeants-Majors. Kaum erschien der Legat, als diese Infanterie sich in Marsch setzte und pelotonweise, zu vier Mann hoch, bei ihm vorbei defilirte. Einige, mit dem Gebrauch der Gewehre nicht vertraut, begrüßten ihn mit Schüssen und tödteten ihm einen seiner Almosseniers. Sogleich ertheilte Se. Eminenz dem heiligen Phalanx seinen Segen und that für immer auf eine ähnliche Revue Verzicht. (Miroir.)

*) Bekanntlich ein Städtchen im altrussischen Finnland.

**) Ein in Rußland übliches Getraidemaaß, jeder Kull enthält zehn russische Pud oder hundert Pfund.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 30. Juni. 104tes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Schluß.)

Belvedere.

Wie des gestrigen Abends im Ilmthal bei Tiefurt, so freute ich mich des heutigen Morgens auf der Höhe bei Belvedere. Schon der schöne Baumgang von Linden und Kastanien, der südwärts von Weimar zum Lustschloß hinauf führt, erregt Vergnügen, um so mehr, da sich links über Ober-Weimar mehr und mehr eine weite Aussicht, von Waldbergen begrenzt, eröffnet. — Das Schloß selbst habe ich nicht betreten. Zur Linken desselben wandelte ich in einem Garten voll Orangerieen. Ganze Gänge schöner Citronen-, Pomeranzen-, Lorbeer-, Myrten-Bäume u. s. w. fanden sich dort, auch eine Menge Ananas in einem eigenen Gewächshaus. Solch ein Verein von Gewächsen der schönen Südländer erweckt bei mir ein gemischtes Gefühl; meine Freude mischt sich mit Sehnsucht nach einem idealischen Lande, wo die Schönheit mit himmlischem Frieden herrscht. — Vom Orangerie-Garten tritt man in einen Waldgarten, der sich bald in eine Tiefe hinab senkt, und dann mit dichtem Tannengehölz wieder empor hebt. Der vordere Theil ist mit großen Steigen durchzogen und beut hier die Ansicht einer Tempel-Ruine, dort ein Caroussel u. s. w. Ich traf keinen Menschen an, wohl aber eine Hirschkuh, mit welcher ich eine nicht angenehme Bekanntschaft machte. Sie nahte mir zutraulich, sprang bei meiner Liebkosung mit den Vorderbeinen mir rasch über die Schultern, und trommelte ziemlich unsanft auf meinen Rücken. Das Erfreulichste für mich war der Anblick der Landschaft von Belvedere hinab über den Park und Weimar, und dann einen meilenlangen Erd-Rücken hinauf, der Ekkersberg genannt. Dörfer und Meiereien liegen an seiner Anhöhe, und auf der Abendseite zieht sich oben ein Wald mit dunkeln Schatten hin. Im Lichte des heiteren Morgens lag diese Landschaft in bezaubernder Verklärung da.

Goethe soll sich jetzt in den Rheinländern aufhalten; wäre er auch hier, er würde doch für mich gewiß nicht hier seyn. Bei Herder, den mir das Gedicht vorstellte, erhielt ich keinen weiteren Zutritt. Non cuique licet adire Corinthum. Freudig nehme ich an, was mir das Glück vergönnt; sonst bescheide ich mich nach Gebühr gern, große Männer aus der Ferne zu verehren. Auch die Schauspieler waren abwesend; ich hätte sie lieber hier, als auf der schlechten Bühne in Lauchstädt, wo sie zur Badezeit auftreten, kennen gelernt. Ich beschloß, heute Nachmittag noch die Bilder-Ausstellung zu besuchen, und dann morgen früh weiter zu wandern.

Die Bilder-Ausstellung.

Sie fand sich im Schauspielhause in einem oberen Saal und in zwei Nebenzimmern. Jedermann hatte freien Zutritt. Ich fand dabei mehr Vergnügen, als ich erwartet hatte. Der Gemälde und Zeichnungen waren genug da, aber darunter nicht wenig Lehrlingsstücke. Einige Werke von Kunstgenossen und Kunstfreunden wurden mit vielem Beifall betrachtet. Ich

bin kein Kunstkenner. Ein kleines Landschafts-Gemälde zog meine besondere Aufmerksamkeit auf sich: es war von Charlotte Wieland; denn ihr Name stand darunter geschrieben. Eine Tochter Wielands! Zu ihrer andern Bildung auch die Malerei! Ich dachte sie mir wie eine junge Muse und Grazie. — Viel Besuch ging an diesem Nachmittag auf und ab, und bald fand ich Gelegenheit, die eine und andere Bekanntschaft zu machen. Ein kleiner Herr mit einem lahmen Fuße war sehr beweglich und redselig; er sprach mit Mehreren, bald hier, bald dort, und einmal auch englisch mit einer bleichen Dame. An ihn wandte ich mich, sobald ich ihn einen Augenblick vakant sah, und fand nach kurzer Erklärung freundliche Aufnahme bei ihm. Er stand in Diensten der herzoglichen Bibliothek als Sekretair, und hieß Schmid. Ich bat ihn, mir einige merkwürdige Personen, wenn dergleichen hier jetzt erscheinen sollten, bekannt zu machen; schon war mir eine Dame aufgefallen, ziemlich groß, von sehr edlem, ja hohem, fast fürstlichem Anstande; sie verweilte mit zwei andern Damen bei den vorzüglichsten Gemälden und schien darüber mit Kunstkenntniß zu sprechen. „Das ist" — sagte mein nunmehriger, sehr gefälliger Führer — „die Demoiselle Corona Schröder. Sollte sie Ihnen noch ganz unbekannt seyn?" — „Ja!" — „Sie war sonst die Krone unserer Schaubühne. Goethe, ihr alter Freund, hat seine „Iphigenia" für sie gedichtet. So vollkommen, wie von ihr, ist „Iphigenia" hier nie wieder dargestellt worden. Kennen Sie nicht Goethe's Verse auf sie in „Miedings Tod"?" — „Nein!" — Herr Schmid deklamirte sie mir leise an einem Fenster vor: es sind diese:

Ihr Freunde, Platz, weicht einen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.
Zum Muster wuchs dies schöne Bild empor,
Vollendet nun; sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hoch erfreut seht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Ich betrachtete nach diesen Versen Corona Schröder mit großer Verehrung. „Sie lebt jetzt, allgemein geehrt, von einer Pension" — erzählte mein Führer weiter — „und hat großen Theil an der Bildung unserer Schauspielerinnen. Ausgezeichnete Dichter und Künstler besuchen sie." — Herr Schmid zeigte mir auch Herrn Legations-Rath Bertuch, der nach seiner gelehrten Laufbahn in immer größere Handelsgeschäfte gerieth, und Herrn Kammer- und Forst-Sekretair Güssefeld, mir schon lange als Landcharten-Zeichner und als mein Landsmann bekannt. Ich ging dreist auf ihn zu, stellte mich ihm als einen seiner Landsleute vor und erhielt von ihm nach kurzem Gespräch einen kräftigen Händedruck. Die bleiche Dame, mit welcher ich Herrn Schmid hatte englisch reden hören, war eine Engländerin, eine Miß Gore, die mit ihrem Vater schon seit längerer Zeit sich in Weimar aufhält. — Herr Schmid ging mit mir aus dem Schauspielhause in den Park, erzählte mir noch viel über die Großen in Weimar, und schrieb mir mit unerschöpflicher Gefälligkeit auch obige Verse von Goethe mit Bleistift in meine Schreibtafel. Es geschah auf einer Knüppelbank im Park.

Der Ettersberg.

Es verlohnt sich der Mühe, von der Straße nach Erfurt ein Paar Stunden ab zu weichen und den Ettersberg zu besteigen. Nach dem, was ich in Weimar gehört hatte, ist dieser Berg einmal ein Helikon gewesen. Gegen die westliche Seite hin liegt am Walde das Dorf Ettersburg mit einem herzoglichen Jagdschloß; der Wald bei demselben ist sonst nicht nur ein Jagd-, sondern auch ein Lustwald gewesen. Musenkünste, z. B. Liebhaber-Schauspiele, Musik und Gesang u. s. w. haben diesen Bergwald in schöner Sommerszeit verherrlicht; er gehört also zu Weimars Musenreiche und ich mußte ihn deshalb besuchen. Man sieht den Wald hier und da noch durchhauen; jetzt ist aber Alles ziemlich unwegsam geworden. An einem Berggrunde liegt noch eine Einsiedelei voll halbnächtlichen Dunkels. Ich setzte mich auf einen darin befindlichen Armstuhl, und wurde bei Gedanken an die Flüchtigkeit des Irrdischen und des Schönen fast schwermüthig. Meine Seele erheiterte sich, als ich zum westlichen Ende des Bergrückens, wo er seine größte Höhe erreicht, gelangte. Hier steht auf freier Höhe ein Lusthaus mit einer oberen Gallerie. Welch eine Schau beut sich hier dar! Das ganze westliche Thüringen, vom südlichen Thüringerwald bis an den Harz, liegt hier umher, mit Städten und alten Burgen, mit zahllosen Dörfern und Weilern, mit Landseen und Flüssen, mit Feldern und Wiesen, mit Thälern, Höhen und Hainen, nicht wohl malerisch (denn es ist eine zu große umfassende Ferne), aber erhebend für den Geist, füllend für das Herz. Ich athmete höhere Lebensluft, und unaussprechliche Ahnungen in hoher, feierlicher Einsamkeit flogen geisterhaft durch meine Seele. Auf Bergen, mit schönen großen Ansichten, ist Himmlisches, Göttliches uns näher. Lütkemüller.

Anekdoten von Engländern.

Ein englischer Prediger bestieg die Kanzel. Er wählte zu seinem Vortrag die Worte aus Hiob: „Der

Mensch wird zum Unglück geboren, wie die Vögel zum Emporfliegen" — und sprach: „Meine Freunde, ich theile meine Rede in drei Theile und betrachte 1) den Eintritt des Menschen in die Welt, 2) die Laufbahn des Menschen in der Welt, und 3) den Ausgang des Menschen aus der Welt. Sein Eintritt in die Welt ist Nacktheit und Blöße. Seine Laufbahn ist Mühe und Arbeit. Sein Ausgang führt ihn, Niemand weiß, wohin. Hieraus schließe ich, als Nutzanwendung: daß, wenn wir hier Gutes thun, wir es dort gut haben werden. Wenn ich ein ganzes Jahr zu euch predigte, könnte ich euch nichts mehr sagen, als dieses. Amen!"

Die Engländer sind große Trinker, und dabei der Meinung: nicht die Wahrheit allein, auch der Witz und der Verstand finden sich im Grunde der dritten, vierten Flasche. Der dramatische Dichter Ben Johnson hielt sich für einen der tapfersten Zecher seiner Zeit, und war in seinen Augen um nichts schlechter deswegen; ja, besser. Er hat uns in seinen Handschriften das Rezept hinterlassen, womit er seinen Geist zu den Werken der Einbildungskraft steigerte. „Ich schrieb meinen „Volpone" in der besten Stimmung. Lord T. hatte mir zehn Dutzend Flaschen vom besten Burgunder geschenkt. Ich machte den Plan, trank, schrieb einen Auftritt, trank wieder. Mit dem Schluß des fünften Aufzuges waren meine 120 Flaschen leer und eines meiner besten Stücke vollendet. — In meinem „Catilina" lasse ich Sylla's Schatten auftreten. Dazu mußte ich mich vorbereiten. Ich ging mit meinen Trinkbrüdern in die Teufels-Taverne, nahm eine volle Ladung zu mir, und kam so begeistert nach Hause, daß die Gedanken und Verse flossen, wie der Wein. In dem Stück ist nur eine matte, nüchterne Scene; das kommt daher: ich hatte versucht, Wasser in den Wein zu gießen; das thue ich nun und nimmer wieder! — Den 20sten Mai — schenkte mir der König 100 Guineen; ich ging dafür täglich in meine liebe Teufels-Taverne, bezechte mich regelmäßig und ward mit meinem „Alchymist" fertig, als die 60ste Guinee aus meinem Beutel geflogen war. — Zu Weihnachten 16 — führte mich Lord B. auf seinen Landsitz; da fand ich den Keller mit herrlichem Claret angefüllt, machte mich darüber her, leerte manche Flasche und fing mein „Silent Woman" an. Als ich mit dem ersten Aufzug fertig war, las ich ihn meinem Gönner vor; er war damit so zufrieden, daß er mir ein ganzes Stückfaß nachschickte; mit dem letzten Tropfen war der letzte Vers vollendet. Der Wein war gut; so auch das Stück. — Ich schrieb noch einige andere Kleinigkeiten, die mir gelangen, weil mich der ehrliche Ralph, Schenkwirth in der Teufels-Taverne, gut bediente. Einen ganzen Winter konnte ich nichts vorbringen; es war gerade, als man den ehrlichen Ralph begraben hatte. Sein Nachfolger war ein Schurke, ein Wassermann, ein Wein- und Wiedertäufer."

England hat nicht immer seine schönen Geister und ehrebringenden Schriftsteller (seine Dryden, Shakspeare, Goldsmith) darben und verhungern lassen, sie aber auch nicht immer so reichlich bezahlt, wie seine Pope, Sir Walter Scott und Lord Byron. Auch in dieser Hinsicht ist es immer in entgegen gesetzte Extreme gefallen. Fielding war im Begriff, seinen „Tom Jones" an einen unbedeutenden Buchhändler in London für 25 Pfund los zu schlagen, als zum Glück Thompson dazu kam, den Handel hintertrieb und seinen Freund zum Buchhändler Andr. Millar führte, der nach fünf Minuten sich erklärte: 200 Pfund für das Manuscript geben zu wollen, aber keinen Farthing darüber. Wer war froher als Fielding! Wer wurde durch die Herausgabe reicher als Millar! — Dagegen lieh er aber auch dem Verfasser Geld, so oft dieser Geld brauchte; und kurz vor seinem Tode ließ er ihm seine Schuldscheine — über 2,500 Pfund — quittirt zustellen. — Barrow erhielt für den ersten Theil seiner Reisen 800 Pfund; — Roscoe für sein „Leben des Lorenz von Medicis" 1500 Pfund. — Eben so viel erhielt Holcroft für seine Reise. — Noch theurer bezahlten die Buchhändler Strachan und Cadell Robertsons „Geschichte Karls V." Er bekam 4000 Pfund. — Dem berühmten Fox wurden für seine (nicht vollendete) „Geschichte des Hauses Stuart" sogar 10,000 Pfund Sterling geboten. T. L. Secha.

Spanische Sprüchwörter.

(Frei, nach Oudin's Refrannes o proverbios Espannoles, à Bruxelles, 1608.)

1.
Dem Hörer, fein und klug,
Sagt Wenig schon genug.

2.
Jedem Hanswurste gewährt
Freude sein hölzernes Schwerdt.

3.
In der Hungersnoth
Giebt's kein schlechtes Brod.

4.
Glänz' und lobe dich, altes Kleid!
Denn du liegst zum Verkauf bereit.

5.
Nimm vom Schwäher und Hunde
Auf den Straßen nicht Kunde.

6.
Gutes such' immer zu!
Böses erwarte du!

7.
Nimm Vieles ein, und verschwend' es nie!
Das ist die erprobteste Alchymie.

8.
Den Dankbaren halte werth,
Gieb mehr ihm, als er begehrt. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. „K. K. Bildergallerie im Belvedere zu Wien“. Unter diesem Titel erscheinen in sechswöchentlichen Zwischenräumen (die Lieferung zu vier Blatt, 15 Lieferungen einen Band) die vorzüglichsten Schätze dieses durch Auswahl und Mannigfaltigkeit berühmten Kunsttempels in Wien; gezeichnet von S. Perger, k. k. Hof-Maler, gestochen von Rahl, Stöber, Eißner, S. Langer: der Pranumerations-Preis für das Heft ist 3 Gulden in Zwanzigern oder 2 Thlr. sächs. Die bereits erschienenen drei Hefte erregen angenehme Hoffnungen. — Bei der letzten General-Versammlung der sämmtlichen Glieder der ersten österreichischen Sparkasse in der Leopoldstadt wurden von der Verwaltung die Ausweise des verflossenen Jahres und die Bücher-Abschlüsse vorgelegt, welche die Aufnahme dieser Anstalt genugend darthun. Am Schluße des Jahres 1820 waren 1277 Einlagsbücher in Conventions-Münze und 1324 in W. W. (Summa 2601) gegen eingelegte Beiträge ausgegeben, und im Ganzen 1580 mehr Einlagen gemacht worden als im Jahr 1819. Ganz zurück genommen haben 404 Erleger ihre Einlagen und zwar 168 in C. M. Ungeachtet dieser bedeutenden Rückzahlungen hat jedoch der Kassastand seit 1. Januar 1820 um 59,530 Gulden C. M. zugenommen. — Bei dieser Sitzung wurde das Recht der 25 Ausschüsse, als Einlags-Commissäre zu amtiren, auf alle 50 Glieder ausgedehnt, und für die, laut Statuten, resignirenden Obersteher, Hr. Joseph v. Ritter als erster und v. Dallstein als zweiter Ober-Vorsteher, J. Langer zum Curator und G. Dillmann und A. Radislowitsch zum Vorsteher und Ersatzmann, einmüthig erwählt. — Es ist in der That kein geringes Unternehmen in jetziger Zeit, anvertraute Gelder sicher und gut zu placiren. Sätze mit pupillarer Sicherheit wären allen übrigen vor zu ziehen; allein das Institut muß, laut seinen Grundsätzen, auf jedesmalige Forderung bereitet seyn, die anvertrauten Gelder sammt 4 Prozent Interessen zurück zu zahlen, und das wäre bei solcher Verwendungsart nicht leicht möglich, da verhypothecirte Gelder immer für mehrere Jahre aufgenommen werden; eben so sind die öffentlichen Papiere dem stets sich ändernden Kurs ausgesetzt, der in den Händen merkantilischer Spekulanten einem wahren Barometer gleicht, welcher bei der geringsten trüben Wolke, die am poetischen Himmel erscheint, zu fallen droht. Bei Wechseln schreiben die Statuten mit lobenswerther Vorsicht drei bekannte annehmbare Giranten vor; aber gute Häuser suchen in diesen geschäftlosen Zeiten bloß ihre eigenen Gelder in Umlauf zu setzen und enthalten sich jedes ausgedehnten unsicheren Geschäfts. Darlehne auf sichere Pfänder, als Staatspapiere, Pratiosen u. dergl. dürfte für die Gegenwart das Zweckmäßigste seyn. — Wir gehen zu den theatralischen Neuigkeiten über. Demois. Metzger, die im vergangenen Winter durch ihre Metallstimme uns so sehr entzückte, hat als Mad. Vespermann uns wieder besucht und in der „Molinara“ und „Cenerentola“ außerordentlichen Beifall eingeerndtet. Weniger gefiel sie als „Zerline“ in „Don Juan“, wo ein, der Angabe nach, Königl. Sächsischer Hof-Theater-Sänger, Hr. Toussaint, Viele zum Davonlaufen zwang. — Der Balletmeister Horschelt hat zu seiner Einnahme Alles aufgeboten, um bei dem, was er bereits mit seiner kleinen Künstlerwelt geleistet, etwas Neues und Ausgezeichnetes zu liefern. Sein Ballet: „Feuer-Nelke“ hat auch wirklich einige überraschende Momente, und der wunderreiche Stoff bietet viele Gelegenheiten dar, die der Verfaßer sorgfältig benutzte, um dem Auge einen steten Genuß zu verschaffen. Die künstlerischen Kleinen und der wackere Dekorations-Maler Neßler theilten mit dem Benefizianten den Beifall. — Das Theater an der Wien hat neuerdings eine gute Acquisition gemacht; ein neuer Tenorist, Hr. Haizinger, der sich früher bloß in Privat-Vereinen bildete, hat den Tempel der Thalia in Rossini's „Gazza ladra“ betreten und sehr gefallen. Diese Bühne erfreut sich jetzt dreier vorzüglicher junger Talente in dieser Tonart: Jäger, Rauscher und Haizinger — mögen die beiden Letzten unsere schönen Hoffnungen nicht unerfüllt lassen! — Auch giebt eine, uns schon früher bekannte Demois. Neumann Gastrollen auf dieser Bühne. Wir haben sie als „Maria Stuart“ gesehen und — sie hat uns nicht befriedigt. Eine gewisse Manier, die, wie der leitende Drath im Puppenspiel, nur zu oft sichtbar wurde, ein merkbares Bestreben, höher stehenden Mustern nach zu kommen, wirkten störend auf die Illusion, und der belebende Geist, der Harmonie, Kraft und Rundung in die Darstellung bringt, fehlte ganz. — Besser gefiel uns Hr. Vespermann; er vereint mit einer angenehmen Persönlichkeit Studium und Talent, die ihm jederzeit ein sicheres Spiel bereiten. Er trat bereits als „Kammerrath Seger“ in Iffland's „Erinnerung“, dann als „Solimann“ in „Zriny“ und „Hugo Oerindur“ in der „Schuld“ auf, wovon wir die erste Vorstellung, welche der Persönlichkeit des Gastes am meisten zusagt, besonders auszeichnen. Den allgemeinen Beifall theilte mit ihm Demois. Reich als „Henriette“, „Helena“ und „Jerta“. Diese verdiente Schauspielerin, welche durch die Kabale einiger Regisseurs zurück gesetzt und seit der Rückkunft von ihrer Kunstreise wenig beschäftigt wurde, hat ihre Muße zur Vervollkommnung ihres Spiels bestens verwendet und das überraschte Publikum gab der Künstlerin vielfältige Beweise des Wohlwollens. — Der Tempel des Komus am Donaustrande — die Leopoldstädter Bühne — ist heftig erschüttert worden. Ein merkantilisches Erdbeben hat seine Stützen wanken gemacht und das Fatum über seinen Oberpriester den Concurs eröffnet. Einer seiner vorzüglichsten Priester (Ignaz Schuster) hat sich plötzlich entfernt und wird bis zur Ankunft einer neuen Morgenröthe dem Jokus als Gast in den Tempeln zu Graz und Pesth opfern. Das Triumvirat der Theater-Dichter, die für diese Bühne schreiben, Bäuerle, Meißl und Gleich, haben erklärt, während der Verwaltung der Concursmasse nichts zu liefern. Der Direktor hat bereits einen für ihn nicht sehr vortheilhaften Contrakt unterschrieben. Man ist sehr begierig: ob die Landesstelle hierüber entscheidet. Der Gesammt-Betrag der Schulden soll sich auf 700,000 Gulden W. W. belaufen. Während dieser Anarchie, unter der einstweiligen Leitung des Seniors des Theaters, Joh. Sartory, sahen wir nichts Neues, als das Benefiz der braven Schauspielerin Chatar. Ennöckel: „Die natürliche Zauberei“ von Hrn. Bäuerle. Außer dem ursprünglichen Titel: „Dreimalhunderttausend Gulden Zwanziger“ ging diesem Schwank noch manches Witzkorn und mancher Charakterzug in der Feuerprobe der Censur verloren, dennoch finden sich noch mehrere gute Einfälle. Hier hatte Schuster wieder eine Rolle, worin er glänzen konnte, und er erndtete ungeheuern Beifall; nicht minder die Benefiziantin, die ausgezeichnet schön spielte und bei ihrem ersten Erscheinen mit dreifachem Applaus empfangen wurde. Nennenswerth ist noch Demois. Swobada und allenfalls Hr. Fermier. — Seit diesem ist Demois. Huber vom Theater an der Wien in mehreren Gastrollen mit Beifall aufgetreten, und Hr. Neubruck, von eben dem Theater, wird während der Abwesenheit Schusters auch als Gast auf dieser Bühne erscheinen. — Unlängst hat sich in der St. Stephans-Kirche ein abscheulicher Selbstmord zugetragen. Während der Früh-Messe stürzte sich ein Lohn-Diener vom Mittelpunkt des Kirchengewölbes durch eine Öffnung auf das Pflaster herab, daß von dem entsetzlichen Fall Gebein und Gehirn weit in der Kirche herum flog. Der Priester verließ sogleich den Altar und die Kirche wurde gesperrt. Alle 50 Altäre mußten abgeräumt und alle Lampen ausgelöscht werden. Am folgenden Tage wurde ein Altar vor dem Riesenthor erbaut und die höchst beschwerlichen Einweihungs-Ceremonien begonnen, die vom frühen Morgen bis Mittag dauerten.

L — r.

Redakteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 2. Juli. 105tes Blatt.

Der Flieder-Strauß.

Erzählung von Adalbert vom Thale.

1.

„Fort mit Dir in die Kammer, Du ungerathenes Kind!“ rief der fürstliche Ober-Hof-Gärtner Quendel zornig aus und bedeutete die weinende Marie in das Exil. „Du Unglückskind!“ setzte er schwer seufzend hinzu und schob den Riegel vor. — „Ja, das bin ich!“ hörte man die Verbannte schluchzen. — „Was ist denn vorgefallen?“ fragte die herbei eilende Frau Ober-Hof-Gärtnerin mit kläglichem Falset, wozu ein durchreisender Zahnbrecher der Guten vor zwei Jahren verholfen hatte. „Hirschhorn, lieber Mann, Hirschhorn! wenn's Dir nicht schaden soll!“ — und damit rannte sie zum Schrank. — „Bleib mir mit Hausmitteln vom Leibe! Lasse räuchern und bestelle einen blinden Platz auf der Ordinairen, denn morgen muß das Mädchen aus dem Hause!“ — Erschöpft sank er in den plüschenen Lehnstuhl, vor dem die Gute mit herab geglittenen Händen und fragendem Eva's-Gesicht stehen blieb, der erzürnte Alkinoos aber nahm das Wort: „Nichts als Aergerniß hat man von der christlichen Milde! Nicht eine ruhige Stunde habe ich gehabt, seitdem die Wasser-Nixe in mein Haus kam; alle Burschen hat sie mir verdreht, mit Ober-Hof-Kämmeriers uns entzweit, aus dem fürstlichen Garten eine Maulaffen-Menagerie gemacht, und ist schuld, daß der Superkluge — ich meine Rentmeisters Philipp — wieder frei aus- und eingehen darf. Und damit nicht zufrieden, bringt sie mich noch um Haus und Hof, Amt und Würden, Ehr' und Reputation, die — Wasser-Hexe mit den blanken Syrenen-Augen!“ — „Quendel, ich bekomme den Frost vor all den gottlosen Redensarten!“ unterbrach ihn Frau Brigitte; „es ist ja Deines leiblichen Bruders Kind! So erkläre Dich doch nur! Was hat denn das Wurm verbrochen?“ — „Die Erbsünde hat sie befallen, verbotene Frucht —.“ — „Halt ein!“ rief Frau Brigitte schneidend und verhüllte bestens das Gesicht mit den mageren Fingern; da trat der Sohn des Ober-Hof-Kämmeriers, mit Beinamen „der Lange“, in das Zimmer und beschied den im Lehnstuhl Festgewurzelten mit dürren Worten zu seinem Vater.

Frau Brigitte entließ, als Vater Quendel Stuhl und Haus geräumt hatte, die reizende Gefangene ihrer Haft und ordnete ein peinliches Verhör an.

2.

Polykarpus der 72ste war regierender Fürst von Winzigmark und Erbherr auf Paddenhausen, welchen letzteren Ort er zum Sommer-Aufenthalt gewählt und den unpoetischen Namen auf Anrathen der Hof-Fee Amenalde — die wir bald näher kennen werden — gegen den bezeichnenden von „Polykarpenruh“ vertauscht hatte. Hier bekleidete Quendel das einträgliche Amt eines Ober-Hof-Gärtners, Ober-Hof-Forstmeisters und General-Jagd-Zeug-Inspektors seit 22 Jahren mit Ruhm und Ehren. Er war, was man sagt, eine ehrliche Haut, heirathete nach der Väter Sitte, und blieb durch — Gott weiß, welchen — Zufall kinderlos.

Quendel hatte einen Bruder, der zwar auch eine ehrliche Haut, aber ein unruhiger Kopf war, nach Amerika ging, dort eine in Ungnade gefallene Hof-Dame von altem amerikanischen Adel heirathete, die ihm auf der Rückreise nach Europa, und zwar mitten auf der hohen See, zwei Stunden vor ihrem Ende eine Tochter gebar, welche in der Nothtaufe den Namen „Aqua = Maria" erhielt und zu Polykarpenruh schlechtweg „das schöne Gärtnermädchen" hieß. Mariens Vater starb arm und sein Bruder nahm aus christlicher Milde die — jetzt bereits funfzehn und ein halbjährige — Nichte zu sich, welche er, wenn er zornig war, ihrer maritimen Geburt wegen, mit dem Spottnamen „die Wasser-Nixe" belegte. Kein Mensch ist ohne Steckenpferd; Herrn Quendel's bestand darin, den Leuten sogenannte Ekelnamen zu geben. So hieß der Ober = Hof = Friseur „der Haarschwänzler", dessen fein organte Gattin „die Quinte", der Ober-Hof-Koch „der Mehlkloß", der dürre Ober = Hof = Kapellmeister „der Stimmhammer" u. s. w. Nur den Ober = Hof-Kämmerier Bellmops, das Faktotum im Polykarpischen Staatsrath, ließ er aus gebührendem Respekt bei seinem Namen.

Marie wuchs unter Rosen und Veilchen, unter Levkoyen und Granaten, Jasmin und Tausendschön zur lieblichsten aller Erdenblumen empor, blühte wie sie, und wurde bald vom ganzen fürstlichen Hofstaate, bis auf den Ober = Hof = Stall = Besenbinder = Knaben herab, für die schönste der Blumen erklärt, die Herr Quendel jemals selbst gezogen oder von dem berühmten Winkel = Bouché verschrieben hatte. — Neben mehreren andern Verehrern — wo hätte es der Liebenswürdigkeit jemals daran gefehlt! — bewarben sich vornehmlich zwei Polykarpische Patrizier um ihre Gunst. Der Eine war mehrerwähnter Sohn des Ober = Hof-Kämmeriers, mit Beinamen „der Lange", dem aber alle Eigenschaften eines angehenden Liebhabers abgingen, und der zu nichts taugte, als höchstens zum Leib-Flügelmann irgend einer Armee, wo der Werth der Soldaten noch nach der Elle gemessen wird. Zudem war Herr Wilibald Bellmops ein störrischer unbeugsamer Mensch von boshaftem rachsüchtigen Gemüth, der in dem engen Hof = Cirkel zum Gebrenfried ward, und seit der Zeit, daß die holde Marie seine allzu heiß lodernde Flamme einmal mit der Gießkanne gekühlt hatte, dem ehrlichen Quendel jegliches Herzeleid anthat. — Der Andere war Philipp, der Sohn des Ober-Hof = Rentmeisters und General = Receveurs der direkten und indirekten Abgaben, ein sonst ganz guter, aber äußerst heftiger und dabei roher Mensch, der übrigens fünf gerade Sinne, ein unverbranntes Gehirn, und — in so weit seine Leidenschaften es erlaubten — ziemlich viel praktische Vernunft besaß, auch deshalb von Herrn Quendel den Beinamen „der Superkluge" erhalten hatte. Philipp unterstützte einstweilen seinen Vater in dem schweren Geschäft, die Scheidemünze vom groben Courant zu sondern und in zierliche Düten zu rollen, bis seine Anstellung bei der Militair-Kasse der benachbarten Residenz erfolgt seyn würde. Dann gedachte er Marien, das liebreizende Kapital, in Einnahme zu stellen, und lebte bis dahin von den spärlichen Zinsen ihrer eben nicht allzu großen Zärtlichkeit. Marie fühlte sich gerade nicht abgeneigt, die Seinige zu werden, weil ihr Herz frei und er der erste erträgliche Mann war, der sich um ihre Hand beworben hatte; indessen befand sie sich mit den Angelegenheiten ihrer kleinen Person doch ein wenig in der Klemme. Den einen ihrer Freier sollte sie nämlich lieben, und wollte nicht; den Andern wollte sie allenfalls lieben, und sollte nicht. Nur mit Mühe war es ihr bei Oheim Quendel gelungen, für Philipp eine Amnestie aus zu wirken, der seit einem unglücklichen Hof = Feste, bei welchem der Rentmeister dem Hof = Gärtner den Rang abgelaufen hatte, nicht mehr über des Letzteren Schwelle kommen durfte. Seine Durchlaucht hatten nämlich geniest und der Rentmeister sein submissestes Prosit! früher an zu bringen gewußt als Quendel; der Gärtner war nicht ohne Ehrgeiz, verbot dem Sohn von Stund an das Haus und gab dem Vater den Beinamen „der Prositör". (Die Fortsetzung folgt.)

Gas = Beleuchtungen.

Daß die größten Gelehrten, die genialsten Köpfe im sogenannten gemeinen Leben und in geselligen Cirkeln oft eine ganz gewöhnliche und nicht selten unvortheilhafte Rolle spielen, ist gar nicht zu leugnen; aber ohne uns hier über den Ursprung dieser Erscheinung aus zu breiten, werden folgende Bemerkungen nicht am unrechten Orte stehen und vielleicht etwas zur Berichtigung der Urtheile darüber beitragen. — In den mehresten Fällen wird der gediegene Mann von einer Mehrzahl flacher Köpfe, die in seiner Gesellschaft sich nicht wohl befinden, schief beurtheilt, und dies bloß darum, weil er nicht auch so fade ist, wie sie. Man muß daher scharf unterscheiden: von wem dergleichen Urtheile gefällt werden. — Wohl erscheint mancher gründlich Gelehrte, auch mancher geniale Künstler in gewöhnlicher Gesellschaft ungesellig, wenig unterhaltend, oder wohl gar linkisch, und spielt eine untergeordnete Rolle; aber wer leugnet auch, daß mehrere Flachköpfe leicht für sehr gute Gesellschafter gelten können? — Es ist im Grunde doch eine Art von Eigensinn, wenn ein Haufe gewöhnlicher Menschen von jenem, in intellektueller und artistischer Hinsicht über sie Alle empor ragenden Manne, nun auch

das Talent des leichten geselligen Tones, der vollendeten äußeren Politur — die weit leichter mit Leerheit des Geistes und Herzens, als mit der Erhabenheit beider gepaart erscheinen — verlangt. Die Natur giebt nun einmal nicht Allen Alles. Sie giebt dem Dichter, dem Maler, dem Tonsetzer u. s. w. seine Talente und Fertigkeiten; dem Gelehrten seinen Forscherblick, die Gabe, Tausende zu belehren und auf Jahrhunderte hinaus segnend ein zu greifen ins Ganze; aber sie entzog ihnen eben dadurch und aus Ursachen, die ein solcher Flachkopf schwerlich beurtheilen wird, jenen leichten Ton im Umgang mit Andern, der dem leeresten Wicht so leicht zu Gebot steht, den er sich ohne Anstrengung zu eigen machte und vermöge welchem er seine wenigen Begriffe und Kenntnisse so geltend zu machen versteht, daß er den wahrhaft Gebildeten verdunkelt. Da man aber ein solches Verhältniß gar oft findet, so giebt das einen Beweis ab: daß eben nicht viel dazu gehören müsse, ein solcher guter Gesellschafter zu werden. Hierzu kommt, daß der Begriff eines guten Gesellschafters gar sehr relativ ist. — Man denke nur an Demokrit in Abdera. Er war großer Denker und guter Gesellschafter in einer Person, und doch wollte man ihn in Abdera weder für das eine, noch für das andere gelten lassen. Lag das an Demokrit oder an den Abderiten? Darum kommt sehr viel auf den Ton und Bildungsgrad eines Ortes an, und man muß beides gehörig ins Auge fassen, wenn man über den geselligen Ton eines gebildeten Mannes richtig urtheilen will. Wenn z. B. Schiller, Goethe, Wieland, Jean Paul oder ein anderer Heros deutscher Kunst und Poesie anonym in einem Städtchen lebte, wo man kaum ihre Namen, noch weniger aber ihre Schriften kennte: wie in aller Welt würden die Urtheile über sie lauten? Man kann sich das denken! — Mit wenigen Worten: Was würde ein solcher Mann in einer Stadt, wo man längst den Kreis dessen, was man für Bildung und guten Ton passiren lassen will, abgeschlossen hat, für ein Urtheil über sich müssen ergehen lassen: da gewiß ist, daß nicht einmal in großen Städten, geschweige in kleinen, die Gebildetesten, sondern ein oder zwei von Eigendünkel aufgeblasene Schreier den Ton angeben, welches theils von der Bescheidenheit der Ersteren, theils von der Unbescheidenheit der Letzteren herrührt. — Und endlich schließe ich diese Fragmente mit der Bemerkung und Frage: was heißt bei Vielen: sich geltend zu machen wissen, anders, als: recht prahlen, großes Wesen von sich machen, nur von sich reden und Alle überschreien. Das überläßt ein wahrhaft gebildeter Mann den geist- und herzlosen Flachköpfen.

Der Tanz, besonders der Walzer, bleibt immer eine subtile Unzucht. Innocenz.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

In den spanischen Wirthshäusern wird dem Gast auf seiner Rechnung auch eine Bezahlung angesetzt für das Geräusch, welches er, seine Pferde und sein Wagen im Gasthause verursacht haben.

Ravisius Textor hat ein Verzeichniß jener Leute geschrieben, die lachend gestorben sind.

Als ein gewisser Joës Holgerson mit dem Abt des Klosters zu Bäckaskog, Nils Hiedrichsson, in einen Streit wegen einiger liegenden Gründe gerathen war, besuchte ihn der Abt. Da dieser so dick und fett war, daß er kaum Athem schöpfen konnte, so nahm es Holgerson auf sich, für eine Belohnung von 100 Mark den Abt binnen zehn Wochen von seinen Beschwerden zu heilen. Nachdem dieser den Handel eingegangen war, gab ihn Holgerson in eine Schmiede, ließ ihn in Fesseln werfen und nur Wasser und Brod als beständige Kost darreichen; daneben zwang er den Abt noch, mit dem großen Schmiedehammer zu arbeiten. Die Kur war auch geglückt; als aber der Abt den Holgerson wegen dieser Behandlung verklagte und vor Gericht belangte, so wurde der Abt von der Bezahlung los gesprochen, und Holgerson mußte jenem so viel bezahlen, als dieser sich verbindlich gemacht, ihm für die Kur zu geben. Meines Erachtens hätte der Abt, vermöge des Paktums, dem Holgerson die ausgemachte Summe bezahlen müssen; waren doch keine Bedingungen, unter welchen er ihn heilen sollte, angegeben?

Hermann Bunzel.

Pompus einziger Wunsch.

Ich, Pompus, lebte gern —
Was ich gestehen muß —
Hier, wie der reiche Mann,
Und dort wie Lazarus. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Am 18ten Juni wurde im neuen Schauspielhause zum ersten Mal aufgeführt die Oper: „Der Freischütz", gedichtet von Kind, componirt von Karl Maria v. Weber. Es war der Jahrestag des Sieges von Belle-Alliance, den man im Gebiet der Künste recht glücklich feierte mit dieser Neuigkeit, bei der die Verbindung, welche die Musen mit Dichter und Componist schlossen, sich deutlich darthut. Denn obwohl sich gegen die Dichtung von Kind Manches einwenden läßt, so darf man doch voraus bemerken: daß sie, besonders in der Form, sich in hohem Grade auszeichnet vor den meisten andern Leistungen der Art; hinsichtlich der Musik aber kamen wir, trotz aller künstlichen Kälte, die einem armen Beurtheiler im Norden ja schon als nothwendiges Erforderniß angerechnet wird, in Versuchung, hohe Worte zu gebrauchen, wenn uns nicht daran gelegen wäre, unsere Glaubhaftigkeit zu motiviren. Zuerst von der Dichtung selbst, die der Sagen-Welt, welche man die Poesie der Geschichte nennen konnte, ihren Stoff entnommen hat, wie es, nach unserer Ansicht, den Bedingnissen der Oper völlig zusagt; denn auch die sogenannte heroische Gattung dieser Theater-Werke muß, soll sie eine glaubhafte Erhabenheit gewinnen, in der Nähe des Geisterreiches ihr eigentliches Leben suchen. Eben weil wir

dies erkennen und überzeugt sind, daß die Deutschen, in Allem das Rechte erstrebend, auf dies Gebiet vorzugsweise die Oper anweisen werden, wollen wir uns, wie wir auch schon Kind, dem geachteten Dichter, schuldig sind, die dramatische Behandlung etwas näher betrachten; wobei wir annehmen dürfen: daß die Grundzüge des bedeutungsvollen Mährchens Jedem durch frühere Ueberlieferung — oder mindestens durch deren neuere Bearbeitung von Apel — bekannt sind. Es wird einleuchten, daß da, wo die Aufgabe ihre Hebel aus einer andern, einer höheren Welt holt, auch die Mittel nicht von gewöhnlicher, nicht von gezähmter Art seyn sollen. Ein glühender Umgang mit phantastischen Gebilden liegt jedoch nicht in der Individualität Kind's, und sein klares Bewußtseyn widerstrebt, soll es die Wahrscheinlichkeit dem Gemüth aufopfern. Weil man aber selbst mit daheim seyn muß, will man dem Wunderbaren eine irdische Heimath geben, so ist es unerläßlich, daß man sich hier von einer Moral, wie sie etwa in Wagner's „Gespenster" am rechten Ort ist, entfremdet, sich selbst dem Glauben überläßt und seine dramatischen Gestalten auch zum Glauben zwingt. Es ist ferner nöthig, daß man die gewöhnliche Richtung der Oper gar nicht als Regel betrachtet: denn in allen Fällen, wo statt des Hergebrachten die wahre Poesie eintritt, wird der gescheidte Componist — auch wenn er im ersten Augenblick in einigen Zwiespalt geriethe — sie bald mit Lust begrüßen. Nach diesen Voraussetzungen meinen wir, daß in dem Resultate der Sage selbst — welche die warnende Wahrheit bekräftigen soll: ein einziger freier Schritt zum Bösen könne zu unabwehrbarem Verderben führen — ein wirksamerer Schluß liege, als in der Wendung, die hier bloß deshalb genommen ist, weil ein tragischer Opern-Schluß aus dem gewöhnlichen Geleise ginge; jene, durch die Handlung selbst endlich in allen theilnehmenden Personen zum Gefühl werdende Wahrheit könnte aber immer noch zu einem erhebenden Schluß helfen und würde die Farbe des Ganzen, die Schauerlichkeit, auf den Höhepunkt führen. Dies möchte dann auch die Halbheit von uns abwenden, mit der Träume und Ahnungen nur eben so in Erfüllung gehen, daß man wohl bemerkt: der Dichter habe, um des Opern-Styls willen, dem Himmel und der Hölle nur ein Etwas von dem Preise und der Schuld abgehandelt. Der Tod der Agathe bedurfte in diesem Gebiete keiner poetischen Rechtfertigung, da das frühe Hinscheiden des Schuldlosen, nach unsern religiösen Begriffen, als Wohlthat gilt, — Hinsichtlich des nothwendigen Colorits eines Mährchens, welches die inneren Gelüste uns personifizirt, muß, wie wir schon oben bemerkten, die klare Ansicht befangen werden; und deshalb sollte das heitere Annchen, welche der Musik zu einem dichterischen lobenswerthen Contrast dient, mit aller Bestimmtheit allmählig in den Kreis der Ahnungen und endlich des Glaubens hinein gezogen werden, da sie ohnehin von der Handlung selbst nicht mit umfaßt ist. Bei der Scene, wo statt des Brautkranzes ein Todtenkranz sich zeigt, konnte, nach den leisen Mahnungen vorher, die Bekehrung mit einiger Entschiedenheit, jedoch mit dem Willen, der Agathe dies zu verbergen, sich hervor drängen; denn Annchen muß ja die Erfüllung aller Vorzeichen mit erleben. Die Wahrscheinlichkeit dieser Bekehrung soll die Darstellerin unbedenklich auch jetzt in dem Ton ihrer Stimme bei jenem Ereigniß mit dem Kranze uns anzeigen. — Noch hätten wir gewünscht, das Motiv: weshalb Caspar eben den Max zum Verderben führt, deutlicher hervor gehoben zu sehen; es soll jedoch die Unbestimmtheit darüber durch das Streichen einer Scene veranlaßt seyn. Wir werden übrigens bei Beachtung der Composition noch Gelegenheit haben, hier die Vortrefflichkeit, dort das Hinderliche mancher einzelnen poetischen Ausführungen zu erkennen; im Allgemeinen bewahren wir uns aber durch die Erklärung: daß die als Grundsätze aufgestellten Aeußerungen dieser Beurtheilung nur auf den für die Oper zu wählenden Stoff sich beziehen, nicht auf dramatische Erfordernisse anderer Bühnenspiele Bezug haben können, weil bei jeder Form, wo die Musik nicht als die gültigste Anforderung gestellt ist, derselbe oder ein ähnlicher Stoff als höchst verwerflich erscheinen müßte. — Das Total-Bild des Mährchens sehr wohl fassend, hat der Componist den in der Oper immer untergeordneten Dichter gleich in der Ouvertüre überflügelt, indem er uns damit eine Stimmung zu geben weiß, ganz den Erscheinungen angeeignet, die wir erwarten konnten; und es würde nicht schwer seyn, den Inhalt dieser charaktervollen Musik in einer Dichtung mit Worten aus zu sprechen, so wie es überhaupt eine treffliche Aufgabe wäre, den Geist recht vorzüglicher Instrumental-Stücke in Gedichten wieder zu geben: es würde dies über den eigenen tieferen Werth der Componisten zu einem Maaßstab mehr verhelfen. Nicht ganz so klar, daß wir unsere Gefühle in deutliche Worte zu fassen vermöchten, ist uns der zweite Theil der Ouverture geworden, obwohl wir sie nun drei Mal höreten. Da wir es aber mit einem Componisten zu thun haben, der sehr gut weiß, was er will und der uns in dem Ganzen eine der geistreichsten Musiken geliefert hat, die wir kennen, so ist es Pflicht, bei öfteren Ausführungen näher zu untersuchen: ob diese theilweise Unklarheit, die uns wie ein Streben ohne Consequenz erschien, unserer Ansicht oder der Composition zugetheilt werden müsse; und es kann gar leicht seyn, daß wir, weil der Schluß der Oper uns in anderer Art besser dünkt, in dem Gegebenen und in dem Gedachten einen Streit in uns haben, der uns die Einheit in dieser musikalischen Vorbereitung mannigfacher Begegnisse nicht entschieden finden läßt. — Ueberaus treffend ist der introducirende Chor, der nach einem glücklichen Schuß die Oper mit einem eben ausbrechenden Freudenruf beginnt und der folgende Lach- und Spott-Chor übt eine so herrschende Gewalt, daß im Publikum überall der Humor einsprach. Wir würden, wenn auch die Mannigfaltigkeit der folgenden Musikstücke uns vor einer Monotonie des Lobes schützt, uns wenigstens gar zu sehr ausbreiten müssen im Raume, sollten wir allen köstlich einwirkenden Wechsel schildern; wir machen also nur aufmerksam für die Art, womit die verschiedene Stimmung der Einzelnen, die leichte Veränderlichkeit der Menge angedeutet ist. So sind z. B. in dem Ensemble-Stück, nach der Exposition der Handlung, die Worte des Chors, worin er den Max beobachtet und dann tröstet, die in gleicher Tiefe zwei sich begegnende Gefühle contrastiren, ganz herrlich behandelt, und des Chores rasches Eingehen in neue Lust recht im volksartigen Wesen. Mit gleicher Einsicht sind im nachfolgenden Gesange des Max auf der überall durchscheinenden Schwermuth die einzelnen Klänge inneren Streits und der schwachen Hoffnung zart nuanzirt, so daß die düstere Empfindung nirgends zurück tritt, und dennoch die Bewegungen eines schwankenden Herzens immer auftauchen. In einem Trinklied, welches Caspar als Mittel zur Verführung braucht, ist nun dagegen die tolle Lust, welche die innere Unruhe nieder drücken will, sehr bezeichnet, indem der Gesang in übertäubenden Tönen hervor bricht, die Instrumentirung das Herbeizwingen der Laune schroff, an die Dissonanz streifend, angiebt. Es ist so nicht nur ein Trinklied für wüste Gesellen — des Teufels Prosit! klingt mit heraus, und dadurch wird es psychologisches Gesangstück in dem Moment, den es in der Oper ausfüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

In Odessa kommt jetzt eine französische Zeitung heraus, betitelt: „Bote von Süd-Rußland". (Courier fr.)

Pest und Feuersbrunst gehören bei den Türken zu den Uebeln, auf denen ein stetes Petitionsrecht haftet, denn sie wechseln unaufhörlich bei ihnen ab. Einer der übelwollendsten Fälle der Pest-Ansteckung ist unstreitig der: daß ein junger Franzose, der sich einmal in Constantinopel aufhielt, die Pest in einem Rosen-Bouquet empfing, das eine schöne Jüdin ihm zugeschickt! (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 4. Juli. 106tes Blatt.

Poetische Ausstellungen.

VI. Treue Uebersetzung der Geisterlieder in Byron's „Manfred".

(Manfred hat die Elementar-Geister herauf beschworen. Unsichtbar umschweben sie ihn und singen:)

Erster Geist.

Mensch! Auf deines Wortes Schall
Ließ ich meine Wolkenhall',
Die der Dämm'rung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergüldet
Mit Carmin und Himmelbläu',
Daß sie mir ein Lusthaus sey.
Zwar sollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her:
Mensch! erfüllt sey dein Begehr.

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,
Die krönten schon längst seine Höh':
Auf dem Felsenthron sitzend, im Wolken-Talar,
Empfing er die Krone von Schnee.
Wie'n Gurt umschnallt seine Hüft' ein Wald,
Seine Hand die Lavine hält,
Doch vor dem Fall muß der donn'rende Ball
Still stehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletschers ruhelos kalte Masse
Rollt tiefer Tag für Tag:
Doch ich bins, der sie sinken lasse,
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geist des Berges hier,
Wollt' ich's, er beugte sich,
Erzitternd bis zum Marke schier —
Und du, was riefst du mich?

Dritter Geist.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist,
Und die Meerschlange kreucht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt —
Wie ein Sturm auf der Meerfläch'
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein stilles Korallhaus
Erdröhnte er schwer,
Denn der Wassergeist bin ich,
Sprich aus dein Begehr!.

Vierter Geist.

Wo der Erdschütt'rer schlummert
Auf Küssen von Gluth,
Wo die Pechström' aufwälzen
Die kochende Fluth,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gürtel
Zum Himmel aufstrebt,
Dort ließ ich die Heimath,
Dein Ruf riß mich fort. —
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist.

Mein Roß ist Wind, mit Geißelhieb
Trieb ich das Sturmgewühl:
Das Wetter, das dahinten blieb,
Ist noch von Blitzen schwül.
Mich hat gar schnell, über Land und Well',
Ein Windstoß hergebracht:
Die Flott', die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heut Nacht.

Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht:
Was quälst du mich an's Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist.

Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrschet dich.
Das war ein Erdball hübsch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umschwebt;
Sein Lauf war schön geregelt, kaum
Trug schön'ren Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde — und er ward
Ein Flammenball unförm'ger Art,
Ein Schweifstern, der sich pfadlos schlingt,
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und schweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies der Schicksalstern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,
Du zwangst mich (mit der kurzen Macht,
Die dich am End' mir eigen macht)
Auf kurze Frist hierher, wo gar
Bang zitternd diese Geisterschaar
Mit einem Ding, wie du bist, schwätzt —
Du, Sohn des Staub's, was willst du jetzt?

Die sieben Geister.

Erd', Weltmeer, Luft und Nacht, Gebürg und Sturm,
Und auch dein Stern, umsteh'n als Geister dich,
Und harren deines Willens: Menschenwurm —
Was willst du nun, du Sohn des Staubes? — sprich!

(Manfred sieht die Gestalt seiner todten Geliebten erscheinen und verschwinden. Er stürzt besinnungslos nieder.)

Eine Stimme (spricht folgenden Zauberbann).

Wenn der Mond im Wasser schwimmt
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunstbild glimmt
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn die Sterne niederschießen
Und sich Eulen krächzend grüßen,
Wenn umschattet von den Höh'n
Baum und Blätter stille steh'n:
Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget sich.

Drückt auch Schlaf die Augen zu,
Findet doch dein Geist nicht Ruh;
Schatten giebt's, die nie verbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Macht umrauscht,
Bist du nimmer unbelauscht;
Bist wie Leichentuch umhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;
Sollst jetzt wohnen immerfort
Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich
Als ein Ding, das unsichtbar
Nah dir ist und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich graust,
Und du hastig rückwärts schau'st,
Siehst du staunend, daß ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verschweigen muß dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zaubersang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeist voller List
Legt dir Schlingen, wo du bist;
In dem Wind hörst du ein Wort,
Das dir scheucht die Freude fort;
Und die Nacht, so still und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;
Und des Tages Sonnenschein
Soll dir unerträglich seyn.

Aus deinen Thränen, falsch und schlau,
Kocht' ich ein tödtliches Gebräu;
Aus deines Herzens schwarzem Quell
Preßt' ich des schwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort sich ringelnd bog,
Aus deinem Mund nahm ich den Reiz,
Den Quell des allerschlimmsten Leid's:
Ich prüft' manch Gift, das mir bekannt,
Doch dein's am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Arglistschlund,
Bei diesem Aug', scheinheilig gut,
Bei deiner Seel' verschloss'ner Wuth,
Bei deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar;
Bei deiner Lust an fremdem Leid,
Bei deiner Kains-Aehnlichkeit,
Hierbei verfluch' ich dich, Gesell:
Sey selber deine eig'ne Höll'!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,
Der dir ein solch Verhängniß schafft:
„Schlafe nicht und sterbe nicht!"
Das ist's, was dein Schicksal spricht;
Sollst den Tod stets nahe schau'n,
Freudig zwar und doch mit Grau'n.
Sieh! der Zauber schon umringt dich,
Klanglos seine Kett' umschlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch — verwelk', verbleich!

Berlin. H. Heine.

Der Flieder-Strauß.

3.

Seit dem Tode der Fürstin herrschte am Winzigmarker Hofe Freifrau Amenaide von Hechelberg als unumschränkte Gebieterin über den Fürsten und Alles, was sein war. Sämmtliche 4932 Seelen des Staats mußten tanzen, wenn sie pfiff; ihr Wille war Gesetz, ihr Unwille Tod, ihr Lächeln Sonnenschein und ihr Zürnen Gewittersturm. Der Fürst hatte sie in ihrer beiderseitigen Jugend in der Qualität einer Perlen-Wäscherin an den Hof gezogen, nach dem Tode seiner Gemahlin in Wien adeln lassen, und that ihr jetzt aus Gewohnheit und Bequemlichkeit in Allem den Willen. Von niederer Abkunft stammend, konnte sie sich in ihrem neuen Stande nicht zurecht finden; der durch Polykarpische Dukaten geöffnete Helm hatte ihr bischen Verstand vollends erdrückt, und so wurde sie zur übermüthigen Tyrannin für Stadt und Hof, zur Geißel

des Landes und absonderlich seiner Jungfrauen, gegen die sie aus leicht ersichtlichen Gründen einen wahren Widerwillen hegte. Vor Allen haßte sie Marien, da der Fürst ihr einst erlaubt hatte, ihm die zur Erde gefallene Tabacks-Dose auf zu heben, und seit der Zeit war das Mädchen ihr ein Dorn im Auge. Freifrau Amenaide war auch Schwärmerin und sogar Dichterin. Zu jener Zeit, als sie noch im Flügelkleide in die Knabenschule zu Pimpelwitz ging, und selbst noch später, als sie, statt Perlen, Schulmeisters Halbhemden und Küsters Päfschen wusch, stand ein Fliederbaum vor ihrer Eltern Fenster; jetzt erinnerte sie sich mit Wohlgefallen und poetischer Lust des duftenden Zeugen der unschuldigen Periode ihrer Jugend, und in einem Anfall glühender Schwärmerei hatte sie dem Hof-Gärtner also befohlen: „Lasse Er allen Flieder los, Herr Quendel, den Er nur irgend hat, und verschreibe Er mehr dazu: ich will Flieder riechen, lauter Flieder und nichts als Flieder. Ist Er aber ein Kunstmensch, der sein Handwerk gründlich versteht, so okulire Er die Bäume so, daß das ganze Jahr hindurch alle vierzehn Tage wenigstens einer blüht: denn" — hier hob sie das Auge gen Himmel — „dufterfüllte Fliederblüthe, dringt die Nase in's Gemüthe." — Herr Quendel bückte sich tief, und gab ihr im Stillen den Beinamen „die Flieder-Hexe".

Am nächsten Morgen erging aus dem fürstlichen Schlaf-Kabinet, eine fürchterliche Ukase, des Inhalts: „Kund und zu wissen u. s. w. Wer von Unsern Unterthanen, ohne Unterschied, sich unterfängt, unter den Fliederbäumen im unteren Theile unseres Gartens auch nur die unbedeutendste Ravage an zu richten, fällt unter das Gesetz. Wer mit einem Flieder-Strauß betroffen wird, er trage ihn in der Hand, an der Brust, auf dem Kopf, oder irgendwo anders, wird ohne Ansehn der Person, des Geschlechtes, Standes oder Ranges, Landes verwiesen und verliert die Rechte der Eingeburt. Bleiben in Gnaden gewogen." „Kontrasignirt: Bellmops, Fürstlicher u. s. w."

Ein Donnerschlag für Marien, die mit der furchtbaren Amenaide gerade die einzige Neigung theilte, den Flieder über Alles zu lieben, an seinen balsamischen Düften ihr Stumpf-Näschen am liebsten zu ergötzen. Mit thränenden Augen sah sie dem Bäumchen vor ihrem Fenster nach, das der Oheim, kraft seines Amts und der drohenden Ukase, vor ihren sichtlichen Augen mit den Worten aus der Erde grub: „Noch eine Nase voll, und dann Punktum!" — Philipp versprach zwar, sie dereinst auf lauter Flieder-Blüthen zu betten, indessen wie lange konnte das noch dauern!

4.

Eifriger denn je verlangte der Onkel, wenn Marie aus dem Garten kam, den Willkomms-Kuß, um sich durch Annäherung zu überzeugen: ob sie auch nicht gegen das Gesetz gehandelt und ihre Nase mit verbotenem Genuß erfreut habe. Er that noch mehr: er warf mit Heldenmuth die Makuba-Bohne aus seiner Dose, weil sie, nach der Versicherung des Hof-Leib-Arztes, die Geruchs-Nerven schwäche. Man denke sich nun seinen Schreck, als der Ober-Hof-Garten-Scheerenschleifer-Junge ihm die Meldung machte: er habe die Jungfrau Marie mit einem so großen Flieder-Strauß vor der Brust aus dem Garten kommen sehen! — und sey erbötig, solches, wenn er mündig seyn werde, mit einem Eide zu erhärten. Noch wäre zwar die grause That nicht ruchbar, jedoch, wenn er sich nicht irre, hätten Musje Bellmopsens Katzen-Augen durch die Hecke gefunkelt, und dann möge er nur darauf gefaßt seyn, daß sein letztes Brod gebacken wäre. — Darum führte der feuer- und flammen-speiende Oheim die verbrecherische Nichte, in Ermangelung eines Burgverließes, in die Kammer, und bestellte eine Räucherung, bevor noch Polykarpische Spürnasen den verrätherischen Duft erschnuppern konnten. Doch der Blitz hatte bereits gezündet, der Knabe wahr gesprochen, der „Lange" das Mädchen in harmloser Freude und dem glücklichen Gefühl lang entbehrter Geruchswonne — den redenden Zeugen ihrer Sündenthat vor dem jungfräulichen Busen — einher hüpfen gesehen. Verschmähte Liebe lieh seinen Storchbeinen Flügel und in zwei Minuten ging das Entsetzliche von einem Polykarpen-Mund zum andern. — Als Scherge seines gestrengen Vaters war der „Lange" in Quendels Zimmer getreten und hatte ihn hämisch lächelnd vor den Thron des Ober-Hof-Kämmeriers geladen. (Die Fortsetzung folgt.)

Historische Anekdote.

Als im Jahr 1501 das große Jubelfest von Alexander VI., dem damaligen Papst, ausgeschrieben wurde, versprach er Allen, die nach Rom kommen würden, erstaunliche Dinge. „Wir geben ihnen" — stand unter Anderem in der erlassenen Bulle — „wir geben ihnen unser Wort darauf, daß Alle, die während ihres Aufenthalts in Rom sterben, sobald sie nur gebeichtet haben, von allen ihren Sünden, es mögen seyn, welche es wollen, frei und losgesprochen sind: wir befehlen den Engeln ausdrücklich, ihre Seelen ins Paradies zu tragen und daß sie ganz vom Fegefeuer verschont bleiben." Am meisten aber versprach er denen, die nach Jerusalem wallfahrten würden: „Jeder Pilger sollte die Macht haben, zwei oder drei ihm beliebige Seelen aus dem Fegefeuer selbst mitnehmen zu können!" — Das heißt doch die Liberalität bis auf das Jenseits erstrecken! *r.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (Fortsetzung.) Das nächste Musikstück ist Caspars Gesang, der über das hoffentliche Gelingen des bösen Planes jauchze und zugleich den Schluß des Aktes bildet. Im Gesange mit der lodernden Unruhe ausgestattet, womit die Unheimlichkeit die Brust des Verbrechers ausfüllt, ist auch die In-

strumentirung ganz in diesem Sinne und als verwebtes Musikstück wurde es seinen Zweck vollkommen erreichen. Ob es aber als Schluß eines Aktes am rechter Stelle ist? — darüber läßt sich, auch bei dem besten Willen, dem Gewöhnlichen den Einfluß zu versagen, dennoch zweifeln. Ohne andere Ideen damit beschränken zu wollen, war es uns, als wenn das Zwischen-Gemurmel der Hölle, deren Einwirkung kurz vorher durch ein Gelächter kund wird, die Spannung für diesen Schlußgesang hätte erhöhen können, und die vorhandenen Worte schließen auch schon die Freude der satanischen Mitgenossen ein, würden also die Nähe eines dumpfen Chores rechtfertigen. Wohl möchte man dagegen äußern: der geehrte Componist habe, da er im zweiten Akt die unsichtbare Hölle im Chor vereint, sich nicht Steigerungen nehmen wollen. Aber erstens würde sie bei jenem Schluß in anderer Stimmung seyn und noch in weiterem Hintergrunde bleiben, auch in der Folge (wie wir andeuten werden) vielleicht ein bestimmtes Heraustreten heilsam wirken; zweitens nährt eben dieses stete Bereitseyn eines geheimnißvollen Treibens — zwischen welches der Erdball und die Nacht gelegt ist, um es den prüfenden Blicken der Menschen zu verbergen — in dem Zuhörer die Erwartung, das einzige Element, auf welchem für die jetzige Zeit das Interesse solcher Mährchen-Gebilde sich erhalten kann, während des Bösen Erscheinung am lichten Tage (sie ist mit Recht in der letzten Vorstellung seltener geworden) gar leicht verkehrten Effekt hervor bringt. — Der zweite Akt eröffnet sich mit einem Duett Agathe's und Ännchens, das für den Componisten eben so sehr den Reichthum des Humors als des Gemüths bezeugt und von rascher Wirkung ist. Bei einer Erinnerung an eine frühere Composition Weber's, welche hier anklingt, geht es uns auch, wie mit mancher Melodie dieser Oper: wenn wir glauben, dort eine Reminiscenz gefunden, hier eine Melodie zu haben, die wir auch gegeben hätten, so spottet er unserer durch eine neue originelle Wendung und zeigt glänzend seine Uebermacht. — Ein Lied Ännchens folgt jenem Duett; — was der Componist für das Lied ist, wissen wir zu allgemein, als daß es hier noch zu erwähnen wäre; aber eben diese, ihm überall zuerkannte Auszeichnung bezeugt mehr seinen Beruf, als irgend etwas; denn es beweiset, daß er der Zustände des menschlichen Gemüths Herr geworden, daß im Getriebe des Lebens viel in ihm vorgegangen und er seine Musik psychologisch stützen will, obwohl er auch nicht davon abweicht, daß auf dem Erdenrund eine Seele ohne Fleisch und Blut nicht von eindringlicher Wirkung seyn kann. Weil nun allerdings der Componist im Fortstreben sich immer klarer geworden ist, so meinen wir auch, daß manches Barocke, welches man sonst ihm vorrückte, und so auch manche anscheinende Reminiscenz, bei so geistreichen Kräften uns oft nur als ein Anschlag vorgekommen ist, die Schärfe unserer Beobachtung ein wenig stolpern zu lassen, weshalb wir denn bei solcher Schalkheit auch mit der Kritik stets auf unserer Huth seyn müssen. Dies haben wir, unter Anderem, nöthig, bei dem componirten Monolog der Agathe, der, wenn wir ihn lesen, uns zwar ein hübsches Gedicht, aber viel zu lang dünkt für einen Opern-Moment; der Componist aber macht uns dies so glücklich vergessen, daß es in jeder Hinsicht ein herrliches, und zugleich ein recht dramatisches Musikstück geworden ist, dem es das folgende Terzett kaum an innerem Leben gleich zu thun weiß, trotz der gegen einander stürmenden Aufregungen. — Den übrigen Theil des zweiten Akts füllen die Beschwörungen u. s. w. und hier hauptsächlich wird es deutlich: daß Kind's Phantasie sich auf andern Fittigen tragen läßt, als jene sind, welche, an die Pforten der Hölle schlagend, diese vor unserer Einbildungskraft öffnen: denn es bleiben fast nur äußerliche Mittel, welche die Schilderung vollbringen sollen. Dies war — wir können natürlich nichts thun, als treu unsere Ansicht geben — der wahre, der einzige Moment, wo es mit den Höllengeistern zu einer wirklichen, großartigen Erscheinung kommen durfte: es mußte in der Mitternacht das satanische Treiben ins Leben sich eindrängen, nicht bloß Dekoration statt Dichtung eingeschoben werden. Der Componist hat die flüchtige Muse zu erfassen gesucht, wo er es vermochte; der ferne Geister-Chor und die Worte ihres herbei gerufenen Beherrschers haben dieselbige Monotonie, welche uns darthut, daß es hier für alle zarten Blüthen der Musik keinen Boden giebt; und ein Verschmähen und Entweichen aller Melodie verkündet die niedere Sphäre der eben gebietenden rohen Gewalt. Auch in den Schluß-Scenen, die meist nur die Instrumentirung in Anspruch nehmen, bleibt eine Kahlheit in der Dichtung, wie markvoll der Componist sich vor die Lücken stellen mag — Der dritte Akt wird, nach einer Zwischen-Musik, durch motivirende Notizen eingeleitet, welche der Tonkunst gar nichts bieten, was wir für die Oper mangelhaft finden. Wenn man sich jedoch dafür dürfte entschädigen lassen, so geschieht es in der nachfolgenden Scene, welche Agathe mit einem frommen, von Dichter und Componisten gleich schön gehaltenem Liede beginnt. Welch eine völlig und augenblicklich entschiedene Wirkung es hervor bringt, wenn Wort und Musik so ganz Eines sind, das können wir überhaupt in dieser Oper mehrmals bemerken; und so bewährt sich denn auch hier Kind als Dichter, ob wir über die allgemeine Auffassung auch nicht immer einverstanden sind. — Das Erscheinen der Braut-Jungfern — nach einer launigen Romanze Ännchens, die allerliebst gedichtet und componirt, aber dem Colorit des Ganzen nicht vortheilhaft ist — hilft dem Componisten, durch ein wundersam ächtklingendes Volkslied, zu einem neuen psychischen Triumphe; gegen die Scene selbst läßt sich jedoch erinnern: daß vor dem Probeschuß Agathe wohl nicht bestimmt als Braut begrüßt werden kann. Wir haben im Eingang dieser Beurtheilung über den Haupt-Moment dieser Scene, in Bezug auf Ännchen, schon gesprochen, und bemerken nur noch: daß es uns war, als dürften, vor dem Wieder-Aufnehmen jenes Volksliedes, die beiden Mädchen uns die Spannung ihres Gemüths über die Umwandlung des Brautkranzes in einen Todtenkranz nicht verschweigen; ja, es würde auf einer dunkleren Tongebung die verstimmte Freude noch volleren Ausdruck empfangen haben. — Köstlich ist der Jäger-Chor, womit die Catastrophe ihren Anfang nimmt: der Drang hinaus zur That, ja zum Abentheuer springt aus der Melodie kräftig hervor. Von da an scheint indessen auch dem Componisten eine recht bestimmte End-Richtung nicht vorgeschwebt zu haben; der Dichter hält ihn auf mit ängstlicher, zerspaltener Entwickelung, und wir erklären unbedenklich: daß — auch angenommen, es sey eine tragische Wendung nicht nöthig — gleich nach dem Tode des Caspar der Eremit das Resultat bereiten müsse: denn das vorherige Einschreiten des Fürsten mit einem eigenen Urtheil, das ihm vom Eremiten doch verändert wird, ist unnütz und läßt uns den, musikalisch wieder recht kräftigen Schluß — zu lange erwarten. — So hätten wir nun dieses neue, merkwürdige Werk eines, den Deutschen schon recht lieb gewordenen Componisten in allen Einzelnheiten betrachtet und zwar deshalb so ausführlich, weil wir eben auf Maria v. Weber unsere Blicke zuerst wenden, wenn die Rede ist von dem Fortschreiten auf dem Wege, welchen deutsche Musik erwählte, um ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren und immer sicherer zu stellen. Consequent in seinem Schaffen, forschend in seinem Wissen, vermeidet er überall die Einseitigkeit; wagt auch einmal etwas auf die Gefahr, von denen, die ein Casten- und Etiketten-Wesen selbst in der Kunst begründet glauben, für wunderlich gehalten zu werden, wenn sie ihn in irgend einen Genre eingeordnet haben, und er sich dann erkühnt, aus ihrer engherzigen Classifizirung heraus zu springen.

(Der Schluß folgt in der Beilage.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 6. Juli. 107tes Blatt.

Der Flieder-Strauß.

5.

Im peinlichen Verhör vermaß sich Marie hoch und theuer gegen Frau Brigitte, den Flieder-Strauß weder abgepflückt noch überhaupt entwendet zu haben, ja sie behauptete sogar: sie hätte ihn sich nicht vorgesteckt, und auf Brigittens Frage: wer denn dies erfreuliche Geschäft an ihrer statt übernommen habe? schlug sie die Augen nieder und stotterte etwas heraus, das einer Nothlüge so ähnlich sah, wie ein Tropfen Wasser dem andern. — „Höre, Marie!" meinte Frau Brigitte und drohte ihr mit dem knöchernen Zeigefinger; „die Sache kommt mir verdächtig vor. Manna hat es wohl einstmals vom Himmel geregnet, aber nicht Flieder-Sträuße." — Doch Marie legte beglaubigend die kleinen Hände auf ihre Brust und betheuerte unter tausend Thränen ihre Unschuld.

Die Sache hing aber so zusammen: Seit einigen Wochen befand sich Erbprinz Alexis zu Polykarpenruh. Er war Chef eines Dragoner-Regiments in ***schen Diensten, hatte, nach Ablauf der Exerzierzeit, Urlaub genommen, seinen Vater zu besuchen und langweilte sich hier zum Sterben. Das schöne Gärtner-Mädchen konnte seinen Blicken nicht entgehen; aber seine Nachstellungen verwandelten sich bald in zarte Achtung, als er des Mädchens stillen Werth näher kennen lernte und das Urtheil der Polikarper — die Familie Bellmops freilich ausgeschlossen — über Marien vernahm. Vor Allen ward Valentin, sein alter, im Dienste der Familie ergrauter Leibhusar, ihr Lobredner und konnte nicht satt werden, ihre Tugend, ihr bescheidenes sittsames Wesen, ihre wohlthätigen Gesinnungen zu preisen. Marien entging die Umwandlung des Prinzen nicht, und zum ersten Mal in ihrem Leben stellte sie Betrachtungen über ihre Wenigkeit an, welche — mit Hülfe des spiegelhellen Karpfen-Teiches, aus dem ihr blondes Lockenköpfchen recht anmuthig zurück strahlte — eben nicht unvortheilhaft ausfielen. Ohne diese natürliche Eitelkeit wäre sie kein Mädchen gewesen: doch band sie das üppig aufschießende Bäumchen an den Stab der Vernunft und wich nun dem schönen Erbprinzen recht sorgfältig aus, so wohl es ihr übrigens that, daß er durch die zarteste Behandlung es recht sichtbar machte: wie leid es ihm sey, sie anfänglich in die Klasse gewöhnlicher Gärtner-Mädchen gesetzt zu haben. In ihres Oheims Hause hatte sie absichtlich des Prinzen mit keiner Sylbe erwähnt, denn sie kannte Philipps grenzenlose Eifersucht, und schon der Gedanke daran machte sie zittern. Er hatte ihr einst bei Mondenschein und Sternenglanz mit rollenden Augen zugeschworen: daß die kleinste Untreue von ihrer Seite seinen und ihren gewissen Tod unfehlbar nach sich ziehen würde, und das geängstigte Mädchen konnte seitdem das drohende Gesicht nicht mehr verbannen. Sie bebte, wenn ein fremder Mann sie anredete, und hätte sich eher die Zunge abgebissen, als es erzählt: daß der Erbprinz recht oft und recht freundlich mit ihr geredet, ja ihr sogar das Prädikat „Sie" beigelegt hatte. Jetzt nun zu bekennen: daß er es gewesen war, der

mit kecker Hand den Flieder-Strauß für sie gepflückt, ihn ihr am Tage seiner Abreise zum Abschied und Angedenken dargereicht, ja es sich als einzige und letzte Gunst erbeten hatte, ihn ihr selbst in das Mieder zu stecken, sie sich zwar tapfer gewehrt, aber doch zuletzt nachgegeben habe und am Ende zufrieden gewesen sey, daß der feurige Dragoner-Prinz sich mit einem Knix und trockenem Lippendank begnügt hatte — dies Alles zu bekennen? nein, das war unmöglich; lieber wäre sie gestorben. Nimmermehr hätte Philipp es ihr vergeben! Und wenn sie und ihr Oheim, der ganze fürstliche Garten und alle Philippe der Welt darüber zu Grunde gegangen wären, sie war entschlossen, zu schweigen wie das Grab.

6.

So standen die Angelegenheiten, als Quendel, bleich und verstört, vom Höllen-Richter Bellmops zurück kam. Der alte rechtschaffene Offiziant war dem glattzüngigen Schleicher schon immer verhaßt, der „Lange“ hatte den Brand geschürt und freute sich der willkommenen Gelegenheit, sein Müthchen an der Familie zu kühlen.

Fürst Polykarpus wurde bald von der Nothwendigkeit überzeugt, ein Exempel statuiren zu müssen: die Flieder-Hexe legte mit gewaltiger Hand ihren Widerwillen gegen Mariens edle Gestalt und tadellosen Ruf als letztes Gewicht in die Wagschaale der Gerechtigkeit und schnellte den Hof-Gärtner wie einen geprellten Fuchs in die Luft. Mariens jugendlicher Liebreiz war in ihren Augen das größte Verbrechen; sie hatte sich um seinetwillen mit allen Schönheits-Destillatoren der Rue St. Honoré schriftlich überworfen, weil ihre Waare auf dem Pergamentgrunde ihres verbuhlten Antlitzes, gegen den reinen Schmelz dieser „Kreatur“, wie ein Aushängeschild mit der Inschrift: „Hier wird gespeist!“ gegen eine Raphaelische Transfiguration erschien. Mehr noch empörte sie des Mädchens sittliche Bildung und das rege Streben ihres Geistes. Sie konnte es ihr nicht vergeben, daß sie einst Schiller's Gedichte bei ihr angetroffen, dagegen sie nie über das „Leben der schwedischen Gräfin“ hinaus gekommen war. Nicht genug: der Erbprinz behandelte sie mit schnöder Verachtung, hatte — das wußte sie aus sicherer Hand — ihr Konterfei als Zielscheibe bei dem Pistolenschießen benutzt, sich angelegentlich nach Marien, dem schönen Gärtner-Mädchen, erkundigt, sie eine Hebe genannt, die in ihrem kleinen Finger mehr Anmuth besäße als alle forcirte Freifrauen des Hofkreises. Gründe genug, den Prinzen glühend zu hassen und Mariens Uebertretung der Flieder-Ukase zum Vorwand ihrer Rache zu nehmen.

Quendel bekam die Weisung: in zwei Mal vier und zwanzig Stunden Hof, Garten und Land mit sich und seiner Familie zu räumen und es seiner zwei und zwanzigjährigen treuen Dienstzeit zu verdanken, daß die Verbrecherin nicht obenein gestäupt würde. — Marie war vernichtet; sie warf sich ihrem Oheim zu Füßen und schluchzte laut. Des alten Quendels sonst so unfreundliches Wesen ging bei des Mädchens aufrichtigem Schmerz in stille Wehmuth über. „Ich sehe den Finger der Vorsehung!“ sagte er accentlos; „die Flieder-Hexe wird zur Schlange, Dein Strauß zum Apfel, der Hof-Garten zum Paradiese, aber der Engel mit dem Schwerdt wird nicht ausbleiben!“ — „O wären Seine gnädige Dragoner-Durchlaucht doch noch hier!“ jammerte Frau Brigitte, und Marie verbarg das erglühende Gesicht in dem blumenreichen Schlafrock des Oheims; dann warf sie sich laut schluchzend an seinen Hals und rief: „Nein, Oheim, lieber Oheim! Er soll nicht vertrieben werden um meinetwillen, lieber springe ich in den Karpfen-Teich, wo er am tiefsten ist. Unser Fürst ist gut, ich wage den Fußfall.“ Sie floh in die Kammer und Philipp trat ins Zimmer. „Der fehlt noch!“ seufzte sie im Hinausgehen.

7.

„Bringst Du was Neues mit, Alter?“ rief Prinz Alexis seinem Valentin entgegen, als dieser mit den Reitpferden seines Herrn zwei Tage später in der Residenz ankam. — „Neues wohl, Ew. Durchlaucht, aber nichts Gutes. Durchlaucht Vater haben einen Anfall vom Nervenschlag bekommen und Hof-Gärtners Engelskind ist davon gelaufen.“ — Der Prinz sprang auf: „Mein Vater krank, und Marie —?“ Das Wort erstarb ihm auf der Lippe. — „Ja, und noch dazu um Ihretwillen, gnädigster Herr!“ fuhr Valentin nicht ohne Vorwurf fort. „Sie hat nicht eingestehen wollen, daß Sie ihr den verwünschten Strauß aufgeschwatzt haben, und nun sollte der Onkel das Amt verlieren: da wollte sie einen Fußfall wagen, die gnädige Freifrau ließen es aber nicht dahin kommen. Nun legte sich zwar Musje Bellmops in's Mittel und meinte, wenn sie ihn heirathen wollte —.“ — „Heirathen? Bellmops?“ fuhr der Prinz auf; „der Teufel soll ihn holen!“ — „Meinetwegen auch!“ brummte Valentin; „dem Ladstock hätte ich das Engelkind ohnehin nicht gegönnt. Er soll den ganzen Brei eingerührt haben; nun liegt der alte Quendel da und kann kein Glied rühren, und Jungfer Marie ist nirgends zu finden.“ — „Ich weiß genug!“ rief der Prinz und riß hastig das Fenster auf. „Satteln!“ donnerte er in den Hof hinein, und schon nach zehn Minuten sprengte er zum Thor hinaus, ehe noch die bärtigen Grenadiere den dritten Präsentir-Griff vollendet hatten; ihr unbärtiger Fähndrich aber sagte, dem Prinzen mit der Lorgnette nachsehend: „Der muß Eile haben!“ — „So ist es mir auch vorgekommen!“ — meinte der

Visitator und wünschte dem Herrn Fähndrich eine fröhliche Wache.

8.

Philipp hatte die beiden Alten zu beruhigen gesucht und nur bedauert, daß ein preißliches Reichs-Kammer-Gericht zu Wetzlar nicht mehr existire und der Bundestag noch nicht organisirt sey, um das in Marien verletzte Völkerrecht zur Sprache zu bringen. „Sie haben gut reden, Herr Philipp!“ erwiederte Frau Brigitte: „Sie sind ein Freigeist und brauchen Ihr Brod nicht innerhalb hiesiger Grenzen zu suchen; uns aber sitzt das Messer an der Kehle!“ — „Die Frau hat Recht!“ stöhnte Vater Quendel auf seinem Schmerzenslager — „deß Brod ich esse, deß Lied ich singe. Amen!“

Vergebens bat Philipp Marien um Aufschluß, sie wollte sich in nichts einlassen. Der Stachel des Argwohns regte sich in seiner Brust und die Furie der Eifersucht drohte sich zu entfesseln. Noch kämpfte sie: ob sie den Stürmer zum Vertrauten in der geheimen Geschichte des Flieder-Straußes machen, oder es auf das Aeußerste ankommen lassen solle; da trat das Bild von Philipps rollenden racheblitzenden Augen vor ihre Seele und der Gedanke an seinen Jähzorn erstickte die zarte Blüthe des Vertrauens. Zum ersten Mal fühlte sie eine Leere in ihrem Herzen, die des Jünglings herrische Liebe nicht aus zu füllen vermochte: die Hyder der Eifersucht drängte sich feindlich zwischen Beide, und als gar Philipp seinem Argwohn Worte lieh und Mariens Vertrauen zu ertrotzen gedachte, da erwachte das Selbstgefühl der Unschuld in ihr und des Mädchens zarte Seele zog sich krampfhaft vor der rauhen Berührung zusammen. Sie wollte die Kammer verlassen, aber er trat ihr mit Flammenblicken in den Weg. „Nicht über diese Schwelle!“ rief er und preßte ihre Hand, daß sie aufschrie — „Unglückliche, an diesem Strauße hängt ein geheimes Verbrechen! Wer weiß, womit Du ihn erkauftest!“ — Marie riß sich los, stolz und edel sagte sie: „Ja, ich habe diesen Strauß theuer erkauft, aber nicht mit einem Verbrechen, wie Ihr niederer Sinn es argwöhnt, sondern mit der Ueberzeugung, daß Sie meiner unwerth sind. Ich fühle mich erhaben über Ihren Verdacht. So wissen Sie denn: der Erbprinz gab mir den Strauß, und ich eile zum durchlauchtigen Vater, es ihm selbst zu sagen. Denken Sie jetzt von mir, was Sie wollen, es ist mir gleichgültig, aber mich sehen Sie nicht wieder!“ — Sie nahm ihren Strohhut und ging auf das Schloß. Philipp stand regungslos da und drückte die geballte Faust vor die glühende Stirn.

Der alte Valentin hatte ganz recht erzählt. Die stolze Amenalde führte das arme Mädchen, statt zu dem Fürsten, in ihr geheimes Kabinet, nannte hohnlachend ihr einfaches Geständniß, das unter der reizendsten Schaamröthe den Rosenlippen entglitt, eine armselige Nothlüge, welche ihr glattes Gesicht und des Erbprinzen herablassende Gnade ihr eingegeben habe, und die sie eigentlich im Spinnhause zu büßen verdiene, weil sie sich unterstehe, mit erlauchten Namen Spott und Frevel zu treiben, und schloß endlich mit der Versicherung: daß das einmal gefällte Urtheil unwiderruflich sey, wonach sich die Jungfer — sie betonte das Wort — zu achten habe. — Da stand das arme Mädchen trostlos und verlassen, stieg trauernd die Stiege von nachgeahmtem Sandstein hinab, schlich sich zwischen den hohen gypsmarmornen Säulen hindurch, und kaum konnte ihr ein holzbronzener Amor, der, nach höchsteigener Angabe der genialen Freifrau, die Schloßflur-Laterne im Munde trug, ein sauersüßes Lächeln entlocken. Ohne Trost und Hülfe mochte sie in ihres Oheims Haus nicht zurück kehren; ihr Herz war gebrochen, ihr guter Ruf in den Händen einer boshaften Megäre — zu verlieren hatte sie nichts mehr. Sie schlich sich also über den Hof, die Hintertreppe hinauf, in ihre Kammer, schrieb hier unter tausend Thränen mit Kreide auf den Tisch: „Lebt wohl, Oheim und Muhme — mit meiner Entfernung wird ja wohl Alles wieder gut seyn — Gott segne und vergelte Euch, was Ihr an mir gethan habt. Ich bin unschuldig — lebt wohl!“ — raffte dann schnell ihre kleinen Habseligkeiten zusammen, verbarg den verhängnißvollen, ach! mit Allem, was ihr theuer war, erkauften Flieder-Strauß tief in ihrem gramerfüllten Busen, und als der Abend zu dämmern begann, war sie bereits im benachbarten Forste, weit über die Fürstlich Polykarpische Grenze hinaus. (Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Sprüchwörter.

(Frei nach Oudin's Refranues o proverbios Espannoles.)

9.
Das Gesetzbuch sagt,
Was dem König behagt.

10.
Du säumst? — Eil' in den Koth hinein,
Um schneller aus dem Koth zu seyn.

11.
Schmerz, Liebe, Geld und Reim,
Die bleiben nie geheim.

12.
Aller Freund, und Niemands Freund,
Ist, was einerlei mir scheint.

13.
Mag bei'm Lernen die Thräne rinnen!
Später wirst du lachend gewinnen. Haug.

Mahnung.

Jaget und stürmet doch nicht stets auf dem Wege des Lebens;
Ach, der Erfolg ist ja nur: früher ermüdet zu seyn.

C. Möllen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Kulm in Westpreußen. Kulm gewährt einen nicht unbedeutenden Anblick mit seinen mehreren Thürmen und die Lage der Stadt auf dem hügelichten Gelande ist auch von fern erfreulich. — Die Pfarrkirche hat einen großen Weihwasserstein von Granit, zehneckig, in dessen äußere Seiten wunderliche Drachen-Gestalten ziemlich roh eingehauen sind. Mit der einen Hälfte ist er eingemauert, der Fuß ist rund. Diese überall in Preußen vorkommenden großen Weihwasser-Kessel sind überaus merkwürdig und auffallend, da sie von einer Bearbeitung des Granits zeigen, die bis zur größten Vollkommenheit getrieben worden ist. Mag da nicht mancher heidnischer Weih- und Opfer-Kessel zu dem neuen christlichen Zweck angewendet worden seyn? — Das Schiff ist dreifach und alle drei Theile sind von gleicher Höhe, auf jeder Seite stützen vier achteckige Pfeiler das Gewölbe; an den Ecken dieser Pfeiler sind Verzierungen von kleinen Stabsaulen. Im Seitenschiff stehen die Gurten auf kleinen halben, gereiften Wandpfeilern, die aber nicht bis zum Boden niedergehen. Die Wölbung ist einfach, die Gurten sind hervor stehend. Auch das Chor ist einfach und in ihm gehen die Gurten als kleine dreifache Wandsaulen, jede in der Dicke der Gurten, nieder, sie sind aber meist in der Gegend unter den Fenstern abgeschnitten; die Kopfgesimse dieser Wandsaulen sind verziert. An sechs Pfeilern stehen sechse der Zwölfboten, jeder auf einem kleinen achteckigen Pfeiler, der mit einem Kopfgesimse verziert ist. Unter der Orgel an den beiden Pfeilern, die zu der Orgelempore halten, stehen zwei und zwei andere noch dicht dabei auf Kragsteinen. Das Chor ist gegen Morgen gerade abgeschnitten und das Fenster mit dem hohen Altar versetzt. Drängt man sich hinter denselben, so sieht man, was auch von außen sichtbar ist, daß das ganze Fenster aus bemalten Glasscheiben besteht, die also hier verloren sind. Leider ist aber diese Malerei auf eine sehr bedeutende Höhe berechnet und bei näherer Ansicht, mit ihren fingerdicken Umrißstrichen, in ihrer breiten klotzigen Art sehr schlecht, ein Urtheil, welches beinahe alle alte Glas-Malereien in Preußen trifft; des Zierlichen habe ich höchst wenig bemerkt. — Von außen sieht man zwei Thürme gegen Abend, wenigstens die Anlage darauf, von denen nur der eine ausgebaut ist. Zwischen beiden ist ein Giebel. In der Mitte ist eine Thür im Spitzbogen, deren innerstes Gewände viereckig und ausgehöhlt; auf jeder Seite ist am Kopfgesimse eine Gestalt, vorstellend einen Menschenkopf mit einer Kapuze und einem Fischleibe; außerdem sind drei kleine Stabsaulen auf einer jeden Seite. Die Bedachung der Seitenschiffe tritt als Giebel über den einzelnen Gewölbeschlagen hervor und unter dem Dache geht in Backsteinen eine Verzierung von innen gezackten Kreisen herum; am Chore dagegen stehen kleine Spitzbogen, die ebenfalls innerhalb gezackt sind. Zwischen den Giebeldächern am Schiffe steigen von den Strebepfeilern plumpe Spitzpfeiler auf. — Die Franziskaner-Kirche ist hinten im Chore gerade abgeschnitten, in ihrem Baue außen war nichts Ausgezeichnetes; innerhalb sah ich sie nicht, da sie geschlossen war, aber ich bemerkte doch in den Fenstern Reste einzelner bemalter Scheiben. — Die Jungfrauen-Kirche ist ein kleines, einfaches Kirchlein, ohne Seitenschiffe oder Abseiten, mit stark hervor tretenden Gurtbogen einfach gewölbt, dreiseitig im Chor geschlossen. An wichtigen Denkmalern und Gemälden habe ich in ihr nichts bemerkt, obgleich über der Eingangsthür mir gleich zwei Gemälde auf Goldgrund, die beiden Johannesse, entgegen schienen; bei näherer Ansicht befand sich, daß sie schlecht waren. — Die Dominikaner-Kirche hat keine Abseiten, sondern nur einen kleinen Gang auf jeder Seite des Schiffes, in gleicher Höhe mit diesem. Das Chor ist einfach gewölbt, mit hervor stehenden Gurten, die aber ein runder Bogen scheinen, wenigstens ein kaum merklicher Spitzbogen sind; nur der Durchschlag zwischen Schiff und Chor ist ein hoher Spitzbogen. Das Schiff ist rund gewölbt, mit einfachem Klostergewölbe, bei dem die Gurten nur als ein kleiner Rand vorstehen. An Gemälden und Kunstsachen nichts, wenige Reste von Glas-Malerei. Als Weihwasser-Becken dient eines jener wunderlichen Becken, aus Messing getrieben, welche die Auslegungs-Kunst so vieler Gelehrten Deutschlands und auch Dänemarks in Bewegung gesetzt haben. Innerhalb ist hier eine großblätterige Blume getrieben, um welche die gewöhnliche dunkle Schrift; darum ist ein Rand und auf diesen folgen offenbare lateinische Buchstaben, welche aber nicht die auch bekannte Umschrift zeigen, sondern folgende deutsche Worte: Zeit geluck br al (etwa: Zeit Glück bringt all? das ist: Zeit bringt alles Glück). Dies wiederholt sich mehreremal; einmal aber steht, wahrscheinlich um den Kreis zu füllen: Zeit geluc zeit arn all (das arn ist undeutlich und kann auch wohl anders lauten, bei geluck fehlt das k). Um diese Umschrift wieder Blätter oder ein Band mit Blumenspitzen auf einem Haken-Kranze. Auf dem Rande stehen kleine Figuren und darum wieder zu äußerst geschlängelte zusammenhangende Zeichen. Es ist sehr zu wünschen, daß dies Becken, bei der einstigen Auflösung des Klosters, nicht übersehen werde, da es doch immer wichtig ist, solche Reste der Vorzeit, wenn sie auch an und für sich von geringer Bedeutung seyn mögen, zu sammeln, damit nicht jede Kunde derselben verloren gehe. — Neben einem Spital steht noch eine kleine Kirche; ich sah sie innerhalb nicht, bemerkte aber nur, daß das Boden-Gewölbe eingebrochen war und sie nichts Bemerkenswerthes zu enthalten schien. — Die Lage der Stadt gegen die Abendseite ist ungemein reizend, indem sie auf dem sehr hohen Uferrande der Weichsel liegt. Von hier, wenn man durch das kleine Pförtchen, vor dem Nonnen-Kloster liegend, aus der Stadt hinaus tritt, übersieht man die Weichsel weit auf und nieder. Der Strom theilt sich in zwei Arme, einen breiten entfernten und einen schmalen nahe der Stadt; beide umfassen theils einen grün bewachsenen Angerwald, der sich mit seinen dichten Laubbäumen gar lustig und erfreulich ansieht, theils einen kahlen grünen Anger und einen beträchtlichen Sandfleck, den der Strom abgesetzt hat. Dicht am Stromesufer hat sich unterhalb noch ein Vorstädtchen mit seinen Häusern und Gärten unter dem Bergeshange angesiedelt und belebt den Vorgrund, indem man von oben in Häuser und Gärtchen und Leben und Weben der Leute, die wohl meist Schiffer und Fischer, hinab sieht. Rechts schlängelt sich der Weg über die diesseitige Aue entlang, wahrscheinlich bis zu dem Ueberfahrts-Punkt nach jenseits. Als ich oben war, weideten unten auf dem grünen Anger eine sehr große Heerde von Kühen und belebte so auf eine idyllische Weise den Mittelgrund, in dessen Wanderer und Kähne, der Belustigung des Sonntags hingegeben, dazwischen umher irrten und schwammen. Hinter der Weichsel treten wieder die jenseitigen hohen Weichsel-Ufer hervor, einen ansteigenden Hintergrund bildend, und auf ihm zeichnen sich die Häuser, die Kirche und die Reste des alten Schlosses Schwetz aus. Geht man bis zur nördlichen Spitze der Berge, so übersieht man die Auen am rechten Weichsel-Ufer, bewachsen und fruchtbar, ziemlich weit hinaus, dagegen steigt das jenseitige Weichsel-Ufer wieder kahl empor. Die Stadt selbst ist auf Hügeln erbaut, wie schon ihr Name anzeigt. Büsching.

Ein Zahn-Arzt, Namens Catalan, in Paris, hat einen Apparat erfunden, ein langes hervorstehendes Kinn wohlgestalteter zu machen, so daß man es gar nicht wieder kennt. Er bringt die ungestaltetsten Kinnladen wieder in Ordnung. (Miroir.)

Eine Dame zu Verdun ist in dem Besitz des Spiegels der berühmten Heloise, Aebtissin des Paraclet-Klosters, und zeigt ihn Jedem. Viele Damen der Umgegend haben schon die Reise dahin unternommen, um zu sehen, ob der Zufall sie nicht noch einmal das Bild der Treue in dem Spiegel sehen lassen möchte! (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 7. Juli. 108tes Blatt.

Poetische Ausstellungen.

VII. Ständchen eines Mauren.

Meiner schlafenden Zuleima
Rinnt auf's Herz, ihr Thränentropfen,
Dann wird ja das süße Herzchen
Sehnsuchtsvoll nach Abdull klopfen.

Meiner schlafenden Zuleima
Spielt um's Ohr, ihr Seufzer trübe,
Dann träumt ja das blonde Köpfchen
Heimlich süß von Abdulls Liebe.

Meiner schlafenden Zuleima
Ström' auf's Händchen, Herzblutquelle!
Dann trägt ja ihr süßes Händchen
Abdulls Sehnen roth und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Blut nur aus der Herzenswunde.

Berlin. H. Heine.

Der Flieder-Strauß.

9.

Auf schäumendem Rosse sprengte Prinz Alexis durch die hölzernen goldverzierten Eisengitter des Schlosses, und flog zu seinem Vater, den er zwar schwächer als sonst, aber doch wohler antraf, als er es gefürchtet hatte. Sein zweiter Gang war zur Fee Amenaide. — „Wohin hat Ihre Bosheit die Unglückliche getrieben?“ fragte er zornig: „ich fordere des Mädchens Seele von Ihnen!“ — „Was in aller Welt geht mich die liederliche Dirne an?“ entgegnete die Fee schnippisch; „und Ew. Durchlaucht obenein? möchte ich zu fragen mich erkühnen!“ — „Unverschämte!“ sagte der Prinz erglühend; „wählen Sie Ihre Worte und vergessen Sie nicht, daß ich vielleicht in wenigen Stunden Ihr Herr und Meister bin! Noch einmal, wo ist Marie?“ — „Ich weiß es nicht!“ kleinlautete die, von dieser Mahnung Erschreckte — „sie entfloh, da ihre freche Fabel keinen Glauben fand.“ — „Keine Fabel!“ erwiederte der Prinz: „das Mädchen sprach wahr. Ich aber will für Sie und Ihre Helfershelfer zum bösen Geiste in der Fabel werden, und lade den Fluch der gemißhandelten Unschuld auf Ihre Seele!“ Schallend warf er die Thür hinter sich zu. — Auf dem Gange begegnete ihm der Leibarzt fast außer Athem: „Ew. Durchlaucht sind Mann, Soldat und Christ, fassen Sie sich und erlauben Sie mir, der Erste zu seyn, der Ihnen den Huldigungs-Eid leistet. So eben machte ein zweiter Schlagfluß dem durchlauchtigsten Leben ein Ende.“ — Der Prinz stürzte an die erstorbene Brust des Verschiedenen.

Bei allen Schwächen blieb dieser sein Vater und Fürst, und Alexis war ein guter Sohn. Er zerdrückte eine Thräne im Auge, gab die nöthigen Befehle und pries den Zufall, der seinen Ritt beflügelt hatte, gerade in einem Augenblick, wo seine Gegenwart dringend nothwendig war. Nicht unbekannt waren ihm die Ränke der berüchtigten gefreifrauten Perlen-Wäscherin und die Habgier der Höflinge; so klein sein Erbe auch seyn mochte, so viele Thränen bekam er zu trocknen. — Sein Befehl versammelte den Käm-

merier zusammt dessen langem Sohn, den Rentmeister, die Flieder-Fee und einige andere Giftschwämme am Fenchtbaum des Landes im Ahnen-Saal. Stolz und würdevoll bestieg er den Thron seiner Väter, der klirrende Dragoner-Säbel machte ihn zum Engel des Paradieses, wie Quendels ahnungsvoller Sinn es geweissagt hatte, und mit finsterem Ernst begann er: „Ich bin gekommen, zu Gericht zu sitzen über die Schächer, und Rechenschaft zu fordern von Euch Sündern, das Gewebe Eurer elenden Intriguen mit dem Schwerdte der Gerechtigkeit zu zerschneiden und Eurem unsaubern Schlaraffenleben ein Ende zu machen. Noch in dieser Stunde erwarte ich den Kassen-Beschluß und die Haus-Rechnungen.“ — Der Lieutenant von der Leibgarde mußte eintreten. „Ich übergebe Ihnen hier ein Dutzend unreiner Hände und ein halbes Dutzend befleckter Herzen. Sie haften mir für die ersteren und sorgen, daß es den letzteren nicht an Einsamkeit zur Buße fehle.“ — Bellmops wollte reden, aber der Prinz stampfte auf den Boden, daß die Fenster erbebten und dem erschrockenen Sündenbock die Worte im Munde erstarben. Gelassener fuhr der Prinz fort: „Diese Dame verläßt ihr Zimmer nicht und bekommt eine Ehrenwache, jeder der übrigen Schächer desgleichen, bis sie Rechnung gelegt haben von dem erpreßten Schweiße meiner Unterthanen. Ich ernenne Valentin zum Meister des Hauses und fordere blinden Gehorsam für seine Anordnungen.“ — Er winkte und die Gerichteten schwankten zum Saale hinaus; der Prinz aber ging zu — Hof-Gärtners.

10.

Es war die höchste Zeit für das arme Winzigmark, daß Prinz Alexis zum Schnitter werden konnte, denn die Saat der Bosheit stand in vollen Halmen und das ausgemergelte Ländchen auf dem Punkt, in einem förmlichen Bankerott unter zu gehen. Bedrückungen und Unterschleife aller Art kamen ans Licht, nur die heilige Hermandad hatte noch gefehlt, um diese Enklave zum Sitze altkastilianischen Greuels zu machen. Des Prinzen allzu lange Entfernung von der Heimath und die allzu kurze Anwesenheit im Vaterhause hatten ihm den Krebsschaden verborgen; auch mochte er sich nicht in die Regierungs-Angelegenheiten mischen. Jetzt war er Souverain im ganzen Sinne des Worts und handelte als solcher mit der Kraft des Mannes, geleitet von dem edelsten Herzen.

Bei der entthronten Favoritin und in den Händen der Bellmopsischen Sippschaft fand sich an baaren Sümmchen, untergeschlagenen Steuern und beseitigten Dokumenten, der mehrjährige Betrag der ganzen Staats-Revenüen vor; der Rentmeister büßte dagegen bloß das seit Jahren zurück gehaltene Gold-Agio ein. — Erlaß aller Abgaben auf zwei volle Jahre war des Prinzen erstes, Zurücknahme der Flieder-Ukase sein zweites Dekret. Mit seiner dritten Namens-Unterschrift bestätigte er das Urtheil der Uebelthäter, und verdiente sich damit den ersten Gotteslohn um die vertriebene Marie. — Freifrau Amenaide wurde mit einer mäßigen Summe abgefunden und auf dem Dampf Boot nach dem nächsten großen Strom unter Eskorte eingeschifft. Bellmops Vater wurde abgesetzt und sein Amt für unnöthig erkannt; er verlor den Schlüssel von kalbärischem Erz, sämmtliche einheimische und fremde Dekorationen, und ward als ausübender Gehülfe bei dem Bau eines Montalembertschen Thurmes in einer befreundeten Festung angestellt. Bellmops Sohn trat als forcirter Volontair bei einer verbündeten Rackettier-Batterie ein; der Rentmeister wurde mit schlichtem Abschied entlassen, und Musje Philipp entschloß sich zu einer freiwilligen Quarantaine jenseits des Pontus Exinus. Quendel endlich trat nach seiner Herstellung sein Amt, mit Beibehaltung sämmtlicher Titel und Einkünfte, wieder an, und Brigitte drohte in Zerknirschung aus einander zu fließen, als der Durchlauchtigste sich herab ließ, der persönliche Verkünder der höchsten Gnade zu werden.

Nur von Marien war keine Spur zu finden. Auf allen gebahnten und ungebahnten Wegen streiften, auf Befehl des bekümmerten Prinzen, Winzigmarksche Post-Reiter umher, denen Turn- und Taxische brüderlich Hand und Lunge reichten; aber Alle kehrten matt und müde wieder, ohne das verlorne Flieder-Kind ausgefunden zu haben.

Der Geist des Friedens breitete seine Schwingen über das befreite Jerusalem, nur nicht über das wunde Herz seines edlen Beherrschers. Nicht mächtig genug, einen Ritter-Orden stiften zu können, verordnete er alljährlich am Tage von Mariens Flucht einen Feiertag, an welchem das tugendhafteste Mädchen seines kleinen Reiches, durch Stimmen-Mehrheit gewählt, mit einer Flieder-Krone öffentlich geziert ward und dann aus des Prinzen Schatulle hundert Goldthaler als Brautgeschenk erhielt. So verging ein Jahr nach dem andern.

11.

Düster und ernst ritt der Prinz an der Spitze seines Dragoner-Regiments, das zur Observations-Armee zog, durch die Straßen von Frankfurt am Main. Es war wieder um die Zeit der Fliederblüthe, und jedesmal stimmte sie den Prinzen zu wehmüthigen Empfindungen. — Gaffer aller Art hatten Straßen, Dächer, Thüren und Fenster besetzt, alle Main-Schönheiten prangten festlich und glanzvoll an den letzteren, sich weidend am Anblick der stattlichen Schaar und ihres besternten Führers, ohne diesen zum Aufschlagen der Augen bewegen zu können, die fest auf den Sattelknopf geheftet blieben. Nur erst, als sein Adjudant die Hand

ehrerbietig an den Helm legte und leise flüsterte: „Geruhen doch Ew. Durchlaucht, jener Beauté mit dem Flieder-Strauß an der Brust einen Blick zu schenken!“ — fuhr der Prinz aus seinem Traum empor: „Flieder-Strauß? wo?“ — aber der Zügel entglitt seiner bebenden Hand, ein Nachtgeist drohte ihn zu äffen — es war Marie, die völlig aufgeblühte Rose, die am Fenster lehnte und mit innigen Blicken an den Vorüberziehenden hing. Und doch war sie es wieder nicht, denn die kostbare gewählte Toilette verrieth eine Dame von hohem Range. Des Prinzen Feuerblick fiel in das Auge der Dame; Purpurröthe goß sich über ihre Wange, wie verletzt bog sie sich in das Fenster zurück und senkte das Auge auf den Strauß an ihrem Busen. — „Ich muß wissen, wer diese Dame ist!“ sagte der Prinz nicht ohne Hast; „eilen Sie!“ — Der dienstwillige Adjudant wendete den schnaubenden Hengst und sprengte von dannen. — „Gräfin Rosenau!“ erklang der Bescheid, „Tochter der ältlichen Dame mit dem Stifts-Kreuze dort am Nebenfenster!“ — „Gräfin Rosenau?“ wiederholte der Prinz kopfschüttelnd, also nicht —?“ — „Wer?“ fragte der Adjudant vorschnell. — „Niemand!“ antwortete der Prinz verdrüßlich.

Das Regiment hatte in der Umgegend einen Rasttag. Noch am nämlichen Abend ritt der Prinz zum Theater nach der Stadt zurück. Warum mochte er doch den Reise-Anzug gegen die blitzende Staats-Uniform vertauscht haben? Er wußte es selber nicht, und sein Biograph schweigt ebenfalls darüber. — Das Haus war gefüllt, aber Gräfin Rosenau nicht unter der Menge. Nur noch eine einzige Loge war leer und blieb es auch den ersten Akt hindurch. Der **sche Gesandte bemühte sich, Seine Durchlaucht zu unterhalten: doch des Diplomaten Geschwätz verhallte an den tauben Ohren des Prinzen, der starr in den schwarzen Raum der leeren Loge hinein blickte, gleichsam als ob er den Engel des Lichts aus dieser Finsterniß erwartete. Da öffnete sich die Thür, die beiden Gräfinnen traten ein, und bewaffnete und unbewaffnete Augen schauten zu der lieblichen Erscheinung empor. — Mit raschen Fragen stürmte der Prinz in den jetzt willkommenen Nachbar. Er erfuhr: daß diese Gräfin Rosenau aus Süddeutschland stamme, bei Würzburg weitläuftige Güter habe, eine der reichsten Frauen des Landes sey, einer fast abgöttischen Verehrung von ihren Unterthanen genösse, der Schutz und Schirm aller Bedrängten, die Trösterin aller Wittwen und Waisen und seit drei Jahren selbst Wittwe sey. — „Wittwe?“ unterbrach ihn der Prinz — „unmöglich! sie kann kaum achtzehn Jahr alt seyn?“ — „Ach! Ew. Durchlaucht meinen die Tochter, wie ich höre? Ja, da haben Ew. Durchlaucht ganz Recht; Gräfin Marie ist noch unvermählt.“ — „Marie? also doch Marie?“ rief der Prinz freudig aus und drückte den Sprecher in die Logen-Ecke. „Sie scheinen Alles zu wissen, die näheren Verhältnisse zu kennen, von Allem unterrichtet zu seyn — o erzählen Sie!“ — „Ich bitte um Entschuldigung!“ entgegnete der Allwissende, sich verbeugend; „nur was in den Cercles und auf sonstigem öffentlichen Wege zu meinen Ohren kam. Die Gräfin Mutter befindet sich seit einiger Zeit hier, liebt die Gesellschaft, macht ein sehr angenehmes Haus, kommandirt über beiläufig hunderttausend Thaler Revenuen, und verläßt Frankfurt leider in einigen Wochen, um nach Pyrmont zu reisen. Das wäre eine Partie, die kein Fürst an zu nehmen sich schämen dürfte!“ setzte der gewandte Diplomat lauernd hinzu. — „Sie haben Zutritt im Hause der Gräfin?“ — Der Gesandte verneigte sich bejahend. — „Sie müssen mich dort einführen — bald — wo möglich noch heute, denn übermorgen marschirt mein Regiment weiter.“ — Der Gesandte verneigte sich abermals und der Vorhang fiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

N a c h l e s e.

Liniere trank einen Weihkessel voll Wasser rein aus, weil sein Liebchen einen Finger hinein getaucht hatte. Dies bestätigt sein Freund Charpentier.

Moliere hat seinen „pyrrhonischen Philosophen“ aus Rabelais, den „Médécin malgré lui“ aus einer Erzählung des Grotius, eine Scene aus den „Fourberies de Scapin“ aus Bergerac's „Pedant joué“, und den „George Dandin“ aus einer Erzählung des Boccaz in seinem „Decameron“ genommen.

Ein Franzose bediente sich (erzählt Charpentier), um seine Aussagen zu bekräftigen, des sonderbaren Schwures: „Je prie Dieu, que le diable m'emporte, si cela n'est vrai!“

Scaliger schrieb einem Freund auf die Frage: wie er ihn treffend charakterisiren sollte: „Nimm die Bilder Masinissa's, Xenophon's und Plato's zusammen, und Du entwirfst ein Gemälde, was mir unvollkommen ähneln wird.“ — Dieser Eigendünkel muß entrüsten. — Er wollte auch die Quadratur des Cirkels erfunden haben!

Schön ist der Ausruf jenes Römers: „Glücklich scheinen mir, welchen der Götter Gnade verlieh, Schreibwürdiges zu thun und Leswürdiges zu schreiben; am glückseligsten, welchen beides verliehen ward.“

Graf von Brederode zürnte später Allen, die im Latein ihm Unterricht gaben, und stellte den Satz auf: „Wer lateinisch kann, ist kein tapfrer Mann!“ — Wenn sich ergäbe, daß alle des Lateins Unkundige im Kampfe Helden wären, so würden die Heldenthaten gewaltig wohlfeil werden.

Hang.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Leipzig. Erlauben Sie, daß ich in meinem heutigen Bericht auf einige neue Werke aufmerksam mache, die kürzlich in hiesigen Buchhandlungen erschienen. Von J. Weitzel, dem bekannten wackeren Publizisten und einstigen Mitarbeiter an Schlözer's „Staats-Anzeigen", ist der erste Band seiner Lebensgeschichte, von ihm selbst verfaßt, unter dem Titel: „Das Merkwürdigste aus meinem Leben und meiner Zeit", bei Brockhaus heraus gekommen; ein treffliches Werk, reich an belehrenden Notizen und Winken, und sich, wie des Verfassers übrige Schriften, auszeichnend durch Offenheit, Freimüthigkeit und Schicklichkeit des Tons. — Der erste Band der „Reisen der Lady Morgan", in deutscher Uebersetzung, Frankreich schildernd, ist nun auch ausgegeben. Ich gestehe, mit wahrhaftem Vergnügen dies geistreiche Buch gelesen zu haben, das mir einen höchst anschaulichen Begriff von dem Leben der höheren und niederen Stände vor, während und nach der Revolution, so wie seit der Rückkehr der Bourbons in jenes Land, verschaffte. Der folgende Band, dessen Erscheinen bald zu erwarten, wird sich gleichfalls noch mit Frankreich beschäftigen. Die Wanderungen der Verfasserin durch Italien sollen dann diesem, gleichfalls in deutscher Uebersetzung, folgen. — Professor Clodius, als Gelehrter und Dichter gleich rühmlich bekannt, und noch neuerlich erst durch sein Werk: „Von Gott, in der Natur, im Bewußtseyn und in der Geschichte" verdiente Anerkennung sich erwerbend, hat jetzt eine „Auswahl aus Klopstock's nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren" heraus gegeben, deren Erscheinen den Verehrern des großen Dichters gewiß sehr angenehm seyn wird, da hier, im vertrauten Briefwechsel mit seiner Meta, mit Hirzel, Gleim, Young, Richardson u. A., der erhabene Sänger des „Messias" in so schönen reinmenschlichen Beziehungen sich zeigt. — Gegen Steffens, den Denker und Philosophen, sind jetzt hier (bei Brockhaus) in einer kleinen Schrift vier Freimaurer aufgetreten, die Würde ihres Ordens zu vertheidigen gegen Steffens, in seinen „Karrikaturen des Heiligsten" ausgesprochenen Tadel über die Maçonnerie. Das Werkchen heißt: „Gegen Steffens Angriff der Freimaurerei, von vier Freimaurern", die übrigens, wie ich versichern kann, keine hiesigen sind. — Ein schönes dramatisches Gedicht: „Die Gefesselten", vom Verfasser der „Erdennacht" und der „Fürsten Chawansky", dem Dichter Raupach in Petersburg, ist bei Cnobloch heraus gekommen; gewiß zur Freude aller wahren Freunde ächter Poesie und Kunst, denen ich im Voraus versichern kann, auch hier den edlen, gebildeten Geist und wahren poetischen Schwung, der Raupachs frühere Werke auszeichnet, wieder zu finden. — Von Goethe's „Meisters Wanderjahren" erwähne ich weiter nichts. Wer hat nicht schon nach der herrlichen Erscheinung gegriffen! Merkwürdig war mir das Geständniß, welches der Heros unserer schönen Literatur, gleichsam gezwungen von der Wahrheit der Sache, in diesem Bande über Theater, dessen wahren Werth und gegenseitigem Verhältniß zum Publikum, macht. Für die, welche noch immer in dem — früher sehr allgemeinen Wahne — befangen sind: das Theater gehöre mit zu den Bildungs-Schulen der Menschheit, wird dieses Geständniß eines alten, jahrelang auch einen Theil seiner Kraft diesem Gegenstand opfernden, hochberühmten Mannes, vielleicht von guter Wirkung seyn. Wenigstens muß man dies wünschen!! — Ein „Versuch zu einer Theorie des Lebens, nach chemischen Grundsätzen", von E. F. Scheller, verdient, so klein das Schriftchen ist, durch die geistvolle Behandlung des vorgesetzten Stoffes Empfehlung; nicht minder ein anderes kleines Werkchen, philosophisch-theologischen Inhalts, vom Professor Lehmann in Königsberg, das den Titel führt: „Muß denn der Mensch eine positive Offenbarung haben?" Uebrigens wird es sonder Zweifel beiden zuletzt genannten Schriften nicht an Widerlegungen fehlen, da bekanntlich, vorzüglich über die von Hrn. Lehmann aufgeworfene Frage, dermalen, wenn auch gerade nicht Zwiespalt, doch manche — weit getriebene Meinung herrscht. — Ein recht hübsches Lustspiel ist: „Die neue Schauspieler-Schule", vom Freiherrn von Thumb (nach Delavigne's Comédiens frei bearbeitet), welches hier bei Hartmann erschienen, und das Leben hinter den Coulissen in zwar etwas grellen, jedoch nicht unwahren Zügen schildert. — Die Fortsetzung des berühmten „Rinaldo Rinaldini", die Herr Vulpius jetzt unter dem Titel: „Lionardo Monte-Bello, oder der Carbonari-Bund" in zwei Theilen gegeben, und worin der Hauptheld, Rinaldini's Sohn, im bunten Wechsel des bewegten Lebens in Neapel erscheint, wird, glaube ich, den zahlreichen Verehrern des einst so große Sensation machenden Romans „Rinaldo" (der — seltener Fall! — vier Auflagen erlebte) gewiß eine angenehme Gabe seyn. — Von Fr. Gleich sind ebenfalls zwei Neuigkeiten erschienen. Ein Roman: „Leberechts Abentheuer" und ein Bändchen Erzählungen: „Die Verschwörung in Buchheim, die Hagelsburger und der Brautwerber" betitelt, beide, wie die Ueberschriften schon anzeigen, komischen Inhalts. — Jetzt nur noch ein Paar Notizen vom hiesigen Theater. Wie im vorigen Sommer, wird die Gesellschaft auch in diesem Jahr einige Wochen nach Lauchstädt gehen, um dort zu spielen; dießmal aber, wie ich höre, sich länger daselbst aufhalten, als im vergangenen Jahr, weil, während ihrer Abwesenheit, das bisher noch unabgeputzte Theater-Gebäude vollendet werden soll. — Demoiſ. Wagner, von Frankfurt am Main, und Demoiſ. Willmann, von Dresden, waren ein Paar beifallgewinnende Gäste. — Zum ersten Mal gegeben wurde kürzlich ein Trauerspiel von Eduard Gehe, „Peter und Alexei" genannt, das, neben mancher recht hübschen und gelungenen Stelle, doch auch viel entbehrlichen Spektakel mit Gefechten, Schießen u. dgl. enthält. C.

Die englischen Zeitungen sind voller pomphafter Beschreibungen eines Vor-Kampfes, der kürzlich zwischen Rikman und Oliver geliefert worden. Er dauerte fast eine Stunde, während welcher die Püffe mit einer „bewunderungswürdigen Schönheit" gegeben und wieder gegeben wurden, bis Oliver am Ende, in Blut gebadet, nieder stürzte. Kein Gedanke, ihn auf zu heben und ihm zu helfen! — nur über die Frage ward disputirt: ob der Schlag, der ihn zu Boden geworfen, ein regelmäßiger oder ein regelloser Schlag gewesen? Man ging große Wetten darüber ein, und wenn der Unglückliche um Hülfe bat, so widersetzten sich die, welche meinten, es sey ein regulairer Hieb gewesen, allemal dem Verbinden der Wunden!! (Miroir.)

Man giebt die Schätze Ali-Pascha's auf 230 Millionen an. (Gaz. d. Fr.)

Bei Erwähnung der jungen Copenhagener Schriftstellerin, Verfasserin des Theater-Stücks: „Entdeckte Untreue", fragt eine französische Zeitung sehr naiv: was die zehnjährige Verfasserin denn wohl unter einer Untreue verstehe?! (Miroir.)

Eine Frau in Cremona ward im Jahr 1763 zum Hängen verurtheilt, weil sie ihren Mann ums Leben gebracht haben sollte, der verschwunden war, ohne daß Jemand wußte, wohin? Anfangs leugnete sie, später aber — wahrscheinlich mit Hülfe der Folter — gestand sie Alles, wie man es wünschte, und — ward gehängt. Einige Tage darauf erscheint plötzlich ihr Mann, der eine Reise gemacht, die er geheim zu halten für nothwendig erachtet. Er fragt nach seiner Frau und fordert sie zurück. Zu jener Zeit aber war ein Richter ein unfehlbares Subjekt; der arme Mann ward als ein Flausenmacher, als ein Betrüger angesehen, und man drohte zuletzt: daß auch er des Todes schuldig sey, „weil seine Frau um seinetwillen gehängt worden!" Vergebens suchte er sein Recht geltend zu machen; man erließ einen Verhafts-Befehl gegen ihn, und es war die höchste Zeit, daß er flüchtete, damit die Richter nicht ein zweites Verbrechen begingen, um ihre Unfehlbarkeit zu beweisen. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 9. Juli. 109tes Blatt.

Der Flieder-Strauß.

12.

Gräfin Rosenau hatte, so lange sie sich in Frankfurt aufhielt, wöchentlich einmal Societät in ihrem Hause, zu welcher Alles eingeladen war, was zum ersten Cirkel gehörte. Glücklicher Weise war heute dieser Tag, und der Prinz fuhr in des Gesandten Equipage aus dem Schauspiel bei ihr vor.

Die Gräfin empfing den hohen Gast mit aller gebührenden Auszeichnung; die Herren bückten sich bis auf die Schuhschnallen, die Damen musterten des Prinzen Gestalt mit geübten Kennerblicken: sie hielt der schärfsten weiblichen Kritik aus. Sein Auge durchflog den Saal. Ja, es mußte Marie seyn, die dort mit gesenktem Auge am rothatlasnen Sopha stand und mit dem frischen Flieder-Strauße an ihrer Brust spielte. Und doch konnte sie es nicht seyn, denn wie käme Marie, das einfache Gärtner-Mädchen, zu dem Namen Rosenau, zu dem Titel Gräfin? Zur rechten Zeit noch fühlte der Prinz, daß er im Begriff sey, eine Unbesonnenheit zu begehen, und zog den schon gehobenen Fuß wieder zurück. — „Excellenz von Z., Minister am R'schen Hofe" — sagte jetzt die Gräfin, ihm den bunten Kreis einzeln vorstellend — „Graf von Strahl, Gräfin Gilts, Senator Saks" — und so weiter, und so weiter: endlich auch: „Meine Tochter!" — Der Prinz wechselte die Farbe, die Pseudo-Marie desgleichen: aber er nahm sich zusammen und beschloß, sie an zu reden. Da erbat sich ein, bei der Cour übergangener dickleibiger Classiker der freien Reichsstadt die Ehre, Seiner Durchlaucht nachträglich präsentirt zu werden, und als der gute Mann sich durch alle fünf Tanz-Positionen wieder zurück gezogen hatte, gewahrte der Prinz die junge Gräfin in einem eifrigen Gespräch mit einem emigrirten Ludwigs-Ritter. Er lauschte ihrer Rede: es war Mariens Stimme, doch nicht Mariens Sprache, weil er bestimmt wußte, daß die langage de l'univers stets Contrebande in Oheim Quendels Hause gewesen war. Der Prinz warf einen Blick auf die Umgebungen des Zimmers. Er gewahrte unter dem Trimeau einen gigantischen Fliederbusch im elegant verzierten Gefäß. Neue Wahrscheinlichkeit! Woher diese auffallende Vorliebe für ein Gewächs, das in Mariens Leben und vielleicht in keinem andern eine so wichtige Rolle gespielt hatte, wenn sie — diese Marie — es nicht selbst war? Allein er gewahrte auch einen Flügel, eine Laute; beides gehörte offenbar der jungen Gräfin, und doch waren beide Instrumente Marien fremd; denn Oheim Quendel hatte den Grundsatz: „Seyd Ihr reich, so treibt Musik, seyd Ihr arm, so lernt die Wirthschaft!" — Der Prinz mußte Gewißheit haben, koste es, was es wolle. Doch als die Gräfin Mutter beiläufig bemerkte, ihre Tochter spiele ganz erträglich und singe nicht übel, ihr größtes Talent bestehe aber im Blumen-Malen, das sie, in so weit Perlen-Stickerei, italienische Sprache und deklamatorische Uebungen es zuließen, mit großem Eifer und seltener Fertigkeit treibe, da ward es ihm klar, daß der Dämon blinden Zufalls ihn foppe, ihn zum Spielzeug

seiner Laune machen wolle. Mit dieser Ueberzeugung hatte er zwar seine Unbefangenheit, aber auch seine düstere Stimmung wieder erhalten.

Die Gräfin präsentirte ihm eine Karte, er lehnte sie ab, vorgebend, daß er zeitig nach der Cantonirung zurück reiten müsse, eigentlich aber, um Marien desto ungestörter beobachten zu können: denn bei aller vernunftgemäßen Gewißheit, daß diese Marie nicht jene verlorne war, deren holdes Bild er wachend und träumend mit sich herum trug und das zum Mahner ward, die verjährte Schuld ab zu tragen, so nahm er doch, der seltenen Aehnlichkeit wegen, hohes Interesse an dieser treuen, nur veredelten Copie des lieblichen Gärtnerkindes. Was sollte er aber glauben, da Gräfin Marie sich auf eine feine Art in seine Nähe zu bringen wußte, da es ihm vorkam, als wünsche sie eine Unterredung mit ihm? War es gewöhnliche Koketterie gegen seine durchlauchtige Person? Pfuy, über den häßlichen Gedanken! Und als sie endlich, fast gewaltsam ein Herz fassend, auf ihn zutrat, ihn mild und hell mit den blauen Vergißmeinnicht-Augen anblickte, die Lippen zur Anrede bewegte, da hätte er auf sie zustürmen und fragen mögen: „Bist Du's oder bist Du's nicht, Du von mir Unvorsichtigen Vertriebene?“ — „Halten Ew. Durchlaucht der Neugierde des Mädchens eine Frage zu Gute!“ redete sie ihn nicht ohne sichtbare innere Bewegung an; der Prinz verbeugte sich schweigend. — „Befindet sich Ihr Regiment schon lange auf dem Marsch aus der Heimath?“ — „Es wird morgen drei Wochen!“ stotterte der Prinz. — „O so werden Sie mir auch sagen können“ — fuhr sie mit lieblicher Eile fort — „ob —?“ — Der Prinz hörte hinter sich seinen Namen rufen; in voller Feld-Rüstung überreichte ihm sein Adjudant ein, mit drei Kreuzen — dem militairischen Prestissimo — bezeichnetes Schreiben des kommandirenden Generals. Hastig riß der Prinz es auf und überflog mit immer krauserer Stirn den Inhalt. Es enthielt die Ordre: Angesichts dieses mit seinem Regiment nach Mainz auf zu brechen, woselbst er weitere Befehle vorfinden würde.

Die Erscheinung des schwergerüsteten Adjudanten hatte Aufsehen gemacht; die Karten in der linken Hand, die rechte auf den rascher bewegten Busen gelegt, mit dem einen Auge nach den zurück gelassenen Marken, mit dem andern nach dem unheilbringenden Eisenfresser schielend, sprangen die Damen von ihren Sitzen auf und umringten den Prinzen. Ein allzu dienstfertiger Kammerherr reichte ihm den goldenen Helm, der Gräfin Mutter aufrichtiges Bedauern geleitete ihn zur Thür, eine geschlossene Colonne besternter und unbesternter Neugieriger hemmte jede Aussicht zu der reizenden Fragerin, und ehe noch der Prinz es selbst wußte, hatte er schon den Fuß im Bügel. Fort ging es im donnernden Galopp durch die finstere Nacht, die kein Sternbild erleuchtete.

Der Prinz war Soldat im rechten Sinne des Worts. Mit dem ersten Hufschlag seines Rosses war Stadt und Saal, Gräfin und Flieder-Strauß vergessen und der bedeutungsvolle Anfang der schüchternen Frage, der alle bereits beschwichtigten Zweifel von Neuem in ihm angeregt hatte, ging unter in den Tönen der Lärm-Trompeten, die von den umliegenden Dörfern her ihm entgegen klangen.

13.

Des Prinzen Herz hatte richtig geahnt. Gräfin Marie von Rosenau war keine Andere, als das betrauerte Opfer der berüchtigten Flieder-Ukase.

Noch am Abend ihrer Flucht hatte Marien im nahen Forste ein Reisewagen überholt. Gräfin Rosenau, die Inhaberin, befand sich in der unangenehmen Verlegenheit, ihre Kammerfrau und einzige weibliche Begleiterin, auf der letzten Station, eines gefährlichen Fieber-Anfalls wegen, zurück lassen zu müssen, und willfahrte um so lieber der demüthigen Bitte der reizenden Wanderin, sie mit sich zu nehmen. Des Mädchens treue Erzählung ihres wunderlichen Schicksals trug den Stempel der Wahrheit; doch beredter noch als die Lippe sprach das offene Auge der betrübten Erzählerin, der himmelfarbene Spiegel ihrer reinen Seele. Nur niedere Charaktere sind allezeit fertig, in dem Unglück die Maske der Unthat zu erblicken, große Seelen nie. Gräfin Rosenau besaß eine solche, und so wurde Mariens größter Unfall ihr höchstes Glück.

Die Gräfin war seit einem halben Jahre Wittwe und hatte vor vier Wochen ihre einzige sechszehnjährige Tochter begraben. Die tiefgebeugte Mutter befand sich jetzt auf der Rückreise nach ihren Gütern, um im Kreise liebender Unterthanen den Rest ihres düsteren Lebens in Einsamkeit, Segen und Wohlthun zu beschließen. Aber Kummer über den Verlust ihres edlen Gatten, und Gram und Angst um die geliebte Tochter hatten ihre Gesundheit erschüttert, und drei Meilen vor Bamberg, in einem elenden Dörfchen, warfen die nämlichen, damals epidemischen Fieber-Anfälle auch sie auf das Lager. Nacht umflorte ihre Sinne, Wahnwitz bemeisterte sich ihrer Seele, die Gefahr wuchs von Stunde zu Stunde; das Fieber war ansteckend, und nur mit unsäglicher Mühe gelang es Marien, einige erträgliche Zimmer in einem abgelegenen Hause des Dörfchens für die schmerzlich Leidende zu erhalten. Sie nach Bamberg zu bringen, war unmöglich, und der herbei geholte Arzt erklärte Marien mit kurzen Worten: daß hier seine Kunst ein Ende habe, die Natur und äußerst sorgsame Pflege allein noch helfen könne, er ihr jedoch nicht verhehlen dürfe, daß sie selbst Alles von dem gefährlichen Krankheitsstoff zu fürchten

hebe. Aber der Gräfin Wohlthat hatte in dem edlen Gemüth des Mädchens bereits gewurzelt, und heldenmüthig war sie auf das Furchtbarste gefaßt. Weder Tag noch Nacht wich sie von dem Lager der theuren Kranken, ihr frommes Gebet durchdrang die Wolken, und heiße Thränen des innigsten Dankes für die Erhörung des himmlischen Vaters entströmten ihren Augen, als der finstere Geist des Wahnsinns endlich wich und die ersten Lichtstrahlen des zurück kehrenden Verstandes durch die öde Nacht der Leidenden blickten. — Nach fünf Wochen erlaubte der Arzt der Gräfin, die Reise fort zu setzen; aber der erfahrene Diener Aesculaps hatte wahr prophezeit. Marie erlag den Folgen ihrer großmüthigen Aufopferung und stand drei Tage nach ihrer Ankunft in Rosenau an den Pforten des Todes. — Schon damals, als in Bamberg der Arzt die Gräfin von der kindlichen Hingebung des dankbaren Mädchens unterrichtet hatte, betrachtete sie Marien als ein ihrem Herzen nahe verwandtes Wesen, und behandelte sie seitdem nicht mehr als ihre Dienerin. Sie hatte ihr, ihr allein das Leben zu verdanken, und so wenig Werth es auch in den Augen der Verwaisten haben mochte, so gedachte sie dennoch der großen Zahl ihrer Unterthanen, deren Mutter zu seyn das Geschick ihr auferlegt hatte, deren Wohl an ihrem Leben hing. Mit großmüthigem Sinn und liebendem Eifer hatte sie für Mariens ferneres Schicksal einen schönen heiteren Plan entworfen, ihres Ranges und ihres Edelmuthes würdig; jetzt drohte die kalte Hand des Todes ihn zu zerstören. Doch der Himmel wollte es nicht so. Mariens Jugend und die Geschicklichkeit des Haus-Arztes kamen dem Gebet der edlen Frau zu Hülfe, und schon nach wenigen Wochen genoß sie die Freude, ihren Liebling gerettet zu sehen.

Sobald Marie ganz genesen war, ordnete die Gräfin einen Unterricht für sie an, in Allem, was zur höheren Ausbildung des Weibes gezählt wird. Des Mädchens heller Verstand, ihr feines sittliches Gefühl hatten trefflich vorgearbeitet, täglich sich erneuende Dankbarkeit für die großmüthige Gönnerin hielten ihren Eifer rege, und Riesenschritte machte sie zum Erstaunen ihrer Lehrer, zum Entzücken ihrer Bildnerin, zur Bewunderung Aller, die sie kannten. — Bildet Euch doch nicht ein, Ihr hoffährtigen Töchter angeerbter Vorzüge: daß die Tünche der sogenannten feinen Erziehung, die, von der seidenumhüllten Wiege an, Euch mit Noth und Mühe gegeben wird, nur unter den Zweigen des breitgeästeten Stammbaums gedeihe; daß eben jene, durch Bonnen und Pensions-Anstalten Euch aufgezwungene Tünche den ganzen sittlichen Werth weiblicher Bildung begrenze! Um wie viel leichter und glücklicher gestaltet sich jene glänzende Schaale — oft Euer einziger dürftiger Stolz — da, wo die Natur selbst der erste Bildner ward, das unverdorbene Gemüth den Stoff veredelte, das Gute sich früher, aber darum dauernder entfaltete als das Schöne! Nur auf reinem lauteren Golde haftet der bunte Glanz des Schmelzglases!

Nach zwei Jahren schon hätte Niemand in der vollendeten Jungfrau das frühere Gärtner-Mädchen erkannt; von diesem behielt sie nichts, als das reine unbefleckte Herz, die dankbare Erinnerung an ihre ersten Pflege-Eltern, die Liebe zu den Blumen, und vor Allem die Anhänglichkeit an die, ihrem Schicksal so nahe verwandte. Von blühenden Flieder-Stauden umgeben, drückte sie oft den verwelkten Strauß wehmüthig lächelnd an ihre Brust, und rief unter süßen Thränen: „O wenn er es doch wüßte, wie wohl es mir geht!“ — Gern hätte sie Oheim und Muhme Quendel Nachricht von sich gegeben; aber immer noch fürchtete sie den mächtigen Furien-Arm der erzürnten Amenaide, die Rache des beleidigten Philipps.

(Der Schluß folgt.)

Anekdote.

Eine reiche, ihre Unterthanen hart mit Frohnen drückende Guts-Besitzerin ermahnte eines Tages die Fröhner: unverdrossen und fleißig ihre Arbeiten zu verrichten. — „Gnädige Frau!“ fragte hierauf eine junge Bäuerin; „jenseits werden wir doch wohl nicht mehr fröhnen dürfen?“ — „Wenn Ihr hier Eure Dienste schlecht verrichtet, so kann es geschehen, daß Euch dort auch gleiches Loos zu Theil wird!“ sagte die Gräfin. — „Nun“, erwiederte die Bäuerin, „so werden wir wohl Holz und Stroh zutragen müssen, damit die wärmer sitzen, die hier das arme Landvolk so hart quälen!“ D.

Andeutung.

Muth such' im Leidenden nicht, bei dem Gebeugten nicht Laune;
Denn nur der Frohe hat Muth und nur der Glückliche Witz.

E. Möllen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. In Pensa, Gouvernements-Stadt des südlichen Rußlands, unterhält der dortige Gouverneur, Hr. von Gladkow, dem Beispiel der meisten vornehmen reichen Russen folgend, ein sehr glänzendes Haus-Theater. Auf diesem wurden während des letzten Carnavals mehrere Vorstellungen gegeben; an einem Abend debütirte die Jugend beider Geschlechter aus den ersten adlichen Familien der Stadt und Umgegend in drei kleinen Piecen, in zwei russischen und einer französischen. Der erste öffentliche Versuch dieser Art gelang außerordentlich gut, übertraf die Erwartungen des zahlreich versammelten Publikums, laut und einstimmig zollte es seinen öffentlichen Beifall. Die Einnahme betrug 2200 Rubel und wurde am folgenden Morgen, ihrer Bestimmung gemäß, von dem edlen Gouverneur unter die Stadt-Armen vertheilt. — Im Staritzkischen Kreise des Kostromaischen Gouvernements, in den Wäldern zweier angrenzenden Gutsbesitzer, des Obristen von Nemzow

und des Hrn. von Rukin, zeigte sich im Anfang des verwichenen Winters ein, in diesen Gegenden sonst ganz unbekanntes, fast nie gesehenes wildes Thier, ein ungewöhnlich großes Elendthier. Lange staunten die einfältigen Landleute dessen Erscheinung an, ohne einen Angriff auf dasselbe zu wagen. Drei Mal gelang es dem Hrn. von Rukin, dasselbe in den ausgestellten Jäger-Netzen lebendig zu fangen, und drei Mal entschlüpfte es denselben glücklich. Endlich ward, am 25sten Februar von der vereinten Bauerschaft beider Gutsbesitzer, unter persönlicher Anführung der Letzteren, eine förmliche Jagd auf dasselbe angestellt; durch vier glücklich gezielte Flintenschüsse gefährlich verwundet, verwickelte das Thier sich auf's Neue in den Netzen, und ward zuletzt mit Spießen erschlagen. Es hatte die bedeutende Höhe von 2 Arschien 9 Werschock und wog 24 Pud oder 960 Pfund. — In vielen Gegenden des inneren Rußlands verursachte in diesem Frühjahr das plötzliche Aufgehen vieler Flüsse und die dadurch erregten Ueberschwemmungen an mehreren Orten außerordentlichen Schaden und brachte große Gefahr. Die Ocka, ein sehr bedeutender Strom, der mehrere Gouvernements des mittleren Rußlands durchläuft und sich bei der Stadt Nischny-Nowgorod in die Wolga ergießt, setzte im verwichenen Monat März durch seine totale Ueberschwemmung die Stadt Belew, im Tulaschen Gouvernement, in die augenscheinlichste Gefahr. Am größesten war sie bei einer benachbarten Mühle, deren Räderwerk von einem in die Ocka fallenden Flüßchen getrieben wird. Die mit fürchterlicher Heftigkeit andringenden Eisschollen zerstörten in wenigen Stunden den Mühlendamm, und jedes äußeren Zwanges nun frei, strömten sie mit einer unbeschreiblichen Gewalt zur Mühle selbst. Ganz umringt von diesen zahllosen Eis- und Wasser-Massen sahen die darin eingeschlossenen Arbeiter — mit ihren Familien eilf Personen — in jeder kommenden Minute ihrem gewissen Tod entgegen. Schon stand das Dach der Mühle unter Wasser; die Lage der Unglücklichen, die nach Hülfe rangen, war die fürchterlichste, die verzweiflungsvollste. Zwar wandten mehrere Bewohner der Stadt alle ihnen zu Gebot stehende Mittel an, sie zu retten; doch die vielfachsten Bemühungen wurden durch das immer heftiger werdende Andringen der gewaltigen Eismassen fruchtlos. Niemand konnte sich der Mühle und den Unglücklichen ganz nahen; sie fanden zuletzt nur noch momentanen Schutz auf einem kleinen Bodenraum unter dem Dache, das selbst, wie schon erwähnt, unter Wasser stand. So kämpften sie mit der Todesgefahr und dem peinigendsten Hunger vier Tage. Endlich völlig erschöpft an Kräften, an jeder Rettung verzweifelnd, empfahlen sie sich noch in herzlichen Gebeten Gott und erwarteten still den letzten Tröster aller Unglücklichen, den willkommenen Tod. Da erschien ihnen plötzlich ein Retter. Der Petersburgsche Kaufmann, Andreas Bablow, der merkantilischer Geschäfte wegen sich eben in jener Gegend aufhielt, hörte kaum von diesen Unglücklichen, als er sogleich eilte, für eine große Summe Geldes Holz zu kaufen; aus diesem ließ er in möglichster Schnelle Bretter sägen, Gerüste über den Strom führen und durch Versprechung bedeutender Geldsummen fand er Menschen, welche die Gefahr der Rettung wagen wollten. Bablow selbst leistete bei diesen Rettungs-Versuchen die thätigste Hülfe. Nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten brachte man endlich alle eilf Personen glücklich an das entgegen gesetzte Ufer. So hatte denn Bablow, dieser edle, uneigennützige Menschenfreund, die seltene Freude, der Lebensretter von eilf Menschen zu werden, deren Herzen gewiß bis zum letzten Pulsschlag im glühendsten Dankgefühl für ihn schlagen. — Ganz neuerlich erhielt das Museum unserer Akademie der Wissenschaften mehrere schätzbare naturhistorische Sammlungen, die ihr aus Brasilien von dem Akademiker und Ritter von Langsdorf (durch seine früheren wissenschaftlichen Reisen um die Welt so sehr bekannt), unserem bisherigen General-Consul am Hofe zu Rio-Janeiro, übersandt wurden. Diese Sendung ist schon die zweite, welche die Akademie seinen Bemühungen verdankt. Sie enthält viele Säugethiere, gegen 400 seltene neue Vögel und viele merkwürdige neue Gattungen Insekten. Die beiden ersten Klassen des Thierreichs werden unsern hiesigen Naturforschern um so willkommener seyn, da die Lektüre der letzten Reise des Prinzen von Neuwied durch Brasilien ihnen schon die interessanteste Bekanntschaft mit denselben eröffnete. Unter den Säugethieren befinden sich mehrere bisher wenig bekannte Affen-Arten und ein amerikanischer Parder (gewiß einer der schönsten seiner Gattung); von den drei Tapiren — von denen Hr. von Langsdorf einen dem König von Bayern, einen dem Pariser Museum und einen dem unsrigen verehrte — ist das letzte das größte. Die Vögel-Sammlung ist der vorzüglichsten Aufmerksamkeit der Naturforscher werth; sie zeichnet sich durch ihre mannigfaltige Construktion, durch ihr herrliches, schönes buntes Gefieder aus. Auch unter ihnen bemerken die Naturforscher mehrere bisher unbekannte neue Gattungen. Viele zeigen eine ungewöhnliche Bauart der Schnabel. Die merkwürdigsten aus dieser Thier-Gattung sind: viele Papageyen-Arten; Kolibris mit dem schönsten Gefieder; ein großer, rother Ara, sehr schöne Spechte, eine Gattung von Eisvögeln (Alcedo); ein majestätischer und durch Schönheit ausgezeichneter Adler mit dem Schopfe; der Anhinga (Plotus Anhinga), ein seltener, sehr schwer zu erhaltender Vogel, welcher sich durch seinen sehr langen Hals auszeichnet. Vaillant, der diesen Vogel in Afrika sah, erzählt von ihm: er tauche so schnell unter, daß es dem Schützen sehr schwer werde, ihn zu treffen. Die von Hrn. von Langsdorf mitgebrachten Insekten befriedigen durch die Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit der Farben und durch ihren Glanz die Neugierde des Gelehrten, und gewähren auch dem Auge der Liebhaber von Natur-Schönheiten eine angenehme Augenweide. Unter den Insekten-Gattungen mit harten, glänzenden Flügeln, unter den leuchtenden Insekten, giebt es mehrere ganz neue Arten. Unter den vielen äußerst schönen Schmetterlings-Gattungen setzt der große neue Schmetterling (Phalaena Strix), der 9 Zoll in der Länge und 3 Zoll in der Breite hat, die das Museum Besuchenden in die größte Verwunderung. Die Akademie der Wissenschaften und ihr Präsident, der wirkliche Staatsrath von Uwarow, statteten durch die öffentlichen Zeitungen ihrem verehrten Mitglied ihren innigsten Dank ab für die steten Bemühungen, die er anwendet, ihr Museum wiederholt mit neuen Schätzen der Naturkunde zu bereichern. Herr von Langsdorf hat seinem bisherigen Wirkungskreise, als russischer General-Consul in Brasilien, entsagt, ist zum Staatsrath erhoben, privatisirt gegenwärtig hier und wird gewiß bald eine, seinen Neigungen und Kenntnissen entsprechende Anstellung in unserer Mitte erhalten. — Der Petersburgsche Lehrbezirk des öffentlichen Unterrichts hat in diesen Tagen durch den freiwilligen Abgang seines so allgemein geschätzten und geliebten Curators, des wirklichen Staatsraths von Uwarow, der gelehrten Welt durch mehrere interessante Broschüren bekannt, einen empfindlichen Verlust erlitten. Ihm verdankte der öffentliche Unterricht, während seiner Direktion, so manche vortreffliche Einrichtungen, die den bisher üblichen alten Schlendrian des Mechanismus verbannten, den Geist der Jugend mehr zum eigenen Denken, zur selbstschaffenden Thätigkeit spornten. Selbst großer Kenner der Alten, enthusiastisch dem Studium ihrer Sprachen ergeben, suchte Hr. von Uwarow zuerst wieder unter den Russen den Geschmack und die Neigung für alte Philologie, als die Hauptquelle alles neueren Wissens, zu beleben, und seine Bemühungen wurden unter der heran gereiften Jugend durch die glücklichsten Erfolge gekrönt. Der wirkliche Staatsrath Runitsch, bisheriges Mitglied der Ober-Schul-Direktion, hat, als Curator des öffentlichen Lehr-Bezirks von St. Petersburg, interimistisch die Stelle des Hrn. v. Uwarow eingenommen. B.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 11. Juli. 110tes Blatt.

Hinaus!

Sorg' und Arbeit, eilt zum Schluß!
Vor der Sonne Strahlen muß
Sich kein Herz verschließen.
Rasch denn aus des Hauses Wall,
Heit're Tage will im All
Heiter ich genießen.

Auf! — in Gottes freier Luft
Füllt die Seele leicht die Kluft
Zwischen Wunsch und Wahrheit.
Ueber jeden inn'ren Streit
Und den Pfad zur Ewigkeit
Giebt Natur uns Klarheit.

Ist's im Herzen öd' und kalt,
Mag der Schöpfung Allgewalt
Rütteln an den Banden,
Bis die schwere Fessel bricht,
Und die Thrän' im Auge spricht:
Herz, du bist erstanden!

So von dir, Natur, umarmt,
Und an deiner Brust erwarmt,
Schweiget mir das Bangen:
Wie mir dann die Welt erscheint,
Könnt' ich Alle, Freund und Feind,
Liebevoll umfangen.

Und vom tiefsten Leid geheilt,
Wird mich, wo mein Sinnen weilt,
Friedenslaut umtönen,
Und mit finst'rem Geisteszwang
Hauch der Lüfte, Waldes Klang,
Kindlich mich versöhnen.

Ja! — in Gottes freier Luft
Füllt die Seele leicht die Kluft
Zwischen Wunsch und Wahrheit.
Ueber jeden inn'ren Streit
Und den Pfad zur Ewigkeit
Giebt Natur uns Klarheit.

D'rum, wenn Engel — wohlbekannt! —
Einst zur Sehnsucht Heimathland
Mir mit Palmen winken:
O, dann laßt die Seel' im Flug
Selbst den letzten Athemzug
Noch am Aether trinken.

Bertram.

Der Flieder-Strauß.

14.

Am Morgen von Mariens achtzehntem Geburtstage trat die Gräfin in ihr Zimmer; feierlicher Ernst wohnte auf ihrer Stirn und freudige Wehmuth leuchtete aus ihren Blicken. „Das Verhältniß, mein liebes Kind!" — so begann sie — „das seither zwischen uns bestanden hat, kann nicht länger so bleiben." — Marie erblaßte. — „Deine Liebe zu mir wird Dir sagen, daß Du meinem Herzen zu nahe, Deine eigene Vernunft, daß Du meiner Person zu fern stehst." — Mariens Augen verdunkelten sich: aber die Gräfin fuhr fort: „Ich bekam Dich, einen rohen Edelstein von großem Werthe; diesem den äußeren Glanz zu geben, ihm die Stelle in der Welt an zu weisen, die er ein zu nehmen verdient, war mein süßestes Geschäft, und nur gering erscheint mein Verdienst dabei. Dies Geschäft ist jetzt vollendet und herrlich lohntest Du mir die kleine Mühe. Zwei Jahre Deines jugendlichen Lebens hast Du mir gewidmet, ja dieses ganze Leben mit allen seinen reichen Schätzen einst großmüthig ein-

gesetzt, um das meinige zu erhalten. Ich muß vergelten. Deine künftige Lage sicher zu stellen, ist meine Pflicht: Du bist frei, ganz frei — kannst reisen, wann und wohin —." Länger hielt Marie sich nicht; schwer fielen die dunklen Worte auf ihr Herz und laut schluchzend stürzte sie zu den Füßen der Gräfin: „Was habe ich denn verbrochen", jammerte sie, „daß Sie das an mir thun?" — „Du willst also nicht fort, willst bei mir bleiben, mich nie verlassen?" — „O mein Gott! ob ich es will, wenn ich es darf!" — „Nun dann" — sagte die Gräfin mit tiefer Rührung, indem sie die Weinende an ihr Herz und ein Papier aus dem Busen zog — „so kannst Du es nur so und nicht anders! Ganz mußt Du mir seyn, was Du längst meinem Herzen warest, ganz — auch vor den Augen der Welt, mußt mir" — hier konnte sie vor Thränen kaum weiter sprechen — „meine Caroline ersetzen!" —

Marie hatte keine Worte für ihr Glück. — Die edelmüthige Frau war, nach Art großer Seelen, nicht auf halbem Wege stehen geblieben. Das Papier enthielt die, nach allen Rechtsformen abgefaßte Adoptirung Mariens als ihre wirkliche Tochter, als einzige Erbin ihrer großen Güter, ihres unermeßlichen Vermögens; wobei der Umstand, daß Marie, wenigstens mütterlicher Seits, einige alt-amerikanische Ahnen zählte, ihr sehr nützlich ward. Immer noch glaubte Marie zu träumen, ja es verstrich eine geraume Zeit, ehe sie sich gemeint glaubte, wenn „Comteß Marie!" gerufen ward. Doch leicht gewöhnt sich der Mensch an Glanz und Schimmer, so auch Marie; allein es erstarb dennoch nicht das Andenken ihrer Abkunft, die Liebe zu den Pflegern ihrer Jugend in ihrer reinen Brust. Und wäre dies wirklich möglich gewesen, der Anblick des verhängnißvollen Straußes hätte sie daran erinnern müssen. Warum ward ihr doch der Strauß jetzt täglich lieber, warum drückte sie ihn jetzt öfter denn je an ihr klopfendes Herz und sammelte sorgsam die Stäubchen der vertrockneten Blüthen, damit ja keines derselben verloren gehe? Ihr Biograph schweigt eben so darüber, wie der des Prinzen über die Vertauschung des Reise-Anzuges gegen die Galla-Uniform in Frankfurt.

Weder Amenaidens Zorn, noch Philipps Rache hatte sie nun noch zu fürchten, und hoch jauchzte sie auf, als die Gräfin Mutter die Reise nach Pyrmont in Vorschlag brachte, welche sie ihrer Heimath näher führen sollte. Tausend widerstrebende Empfindungen durchkreuzten ihre Seele bei dem Gedanken an Oheim und Muhme Quendel, und — vergebens konnte sie es sich verbergen — an Prinz Alexis. Doch ihr Herz war zu voll, sie selbst viel zu beschäftigt, um ihren Gefühlen Worte geben zu können.

15.

Der neue Frühling war da. Der Kriegsgott hatte sich diesmal mit trockenen, nicht in Blut getränkten Lorbeern, und mit den Sohlen und Hufeisen begnügt, welche Menschen und Pferde sich abgelaufen hatten; das halb gezogene Schwerdt klirrend in die Scheide werfend, lachte er, daß der Olympos erbebte, als die Viktoria-Schüsse der großen und kleinen Feuergewehre, die man doch nicht umsonst geladen haben wollte, an seinen Wolkensitz dröhnten. — Geschmückt mit grünen Reisern zogen die Regimenter heim zu ihren Häusern; Prinz Alexis aber übergab das seinige dem ältesten Major, durchflog die Etappen-Straße mit Kourier-Pferden und warf dem Frankfurter Stadtwappen, als es ihm in der Abendsonne des dritten Reisetages entgegen schimmerte, ein freundliches Kußhändchen zu; gern hätte er diesen Gruß wieder zurück genommen, als er erfuhr: daß Gräfin Rosenau im vorigen Herbst zwar glücklich von Pyrmont zurück gekehrt, aber auf ihre Güter gegangen sey. Was kümmerte ihn nun ganz Frankfurt mit seinem Römer, seinen Messen und seinem Judenstreite! Selbst der wichtige Umstand: daß es die Vaterstadt des berühmten Verfassers der „Wahlverwandtschaften" ist, konnte es ihm jetzt nicht interessanter machen. Sobald daher frische Pferde vorgelegt waren, saß er wieder im Wagen, und kein Siegesbote ist jemals auf seiner Reise von Paris nach dem Nordpol schneller geflogen, als der verliebte Prinz nach Würzburg.

Was weiter sich ergab, wird man sich leicht selbst erzählen können: es wolle sich daher Jeder die Erkennungs-, Eröffnungs- und sonstige Freuden-Scenen nach Gefallen so farbenreich als möglich ausmalen. Gräfin Marie von Rosenau, mit siebenviertel Millionen dereinstigen Vermögens, war für den 73sten Prinzen von Winzigmark, wie der **sche Gesandte bereits im Theater zu Frankfurt bemerkt hatte, keine üble Partie; sein Kriegsfürst gab als Mediator seine Einwilligung und erbot sich außerdem, das Beilager aus zu richten. Im Triumph führte Prinz Alexis die engelschöne Braut und ihre entzückte Mutter nach der Residenz.

Sein erster Gang war zu einem geschickten Juwelier, und am Vermählungstage fand Marie einen, von glanzreichen Amethysten und andern edlen Steinen künstlich gebildeten Flieder-Strauß auf ihrem Nachttische. Als der Prinz, im Vorgefühl naher Seligkeit, ihn ihr an den Busen heftete, rief er in Begeisterung aus: „So erneue ich Dir mit diesem ersten Zeugen unserer aufkeimenden Liebe den Schwur der Treue! Er sey Dir ein Zeichen, daß Marie, das fromme unschuldige Gärtnerkind, meinem Herzen stets theuer bleiben wird, und könnte ich jemals meinen Schwur vergessen,

so werde dieser unverwelkbare Strauß zum rächenden Erinnerer. Aber" — setzte er leiser hinzu und umschlang die wunderholde Braut mit sehnsüchtiger Innigkeit — „wehre nicht, wie damals, wenn ich —!" Der Kuß der Erglühenden verschlang den Schluß der Rede. — Wenige Stunden nach der Vermählung führten sechs schnellfüßige Engländer das glückliche Paar in die warme Mainacht hinaus, und ehe noch der Polykarpische Wächter die Mitternachtsstunde abgesungen hatte, fuhr es schon in den hellerleuchteten Schloßhof. — „Genug des Flittertandes der Welt!" rief der Prinz, das pressende Gallakleid von sich werfend; „mein Herz sehnt sich nach edleren Genüssen." — Dem ehrlichen Quendel aber glitt die Sammetmütze aus den gefalteten Händen, als die strahlende Braut mit dem Ausrufe: „Vergebung, Ihr theuren Pfleger meiner Jugend, für den Kummer, den ich Euch bereitete!" sich an seinen Hals warf. Frau Brigitte wollte ihr den Rock küssen, doch Marie zog sie an das Herz und der überglückliche Prinz drückte die Hand der Gräfin Mutter an das seinige, und rief mit hoher Rührung: „Was sind alle Edelsteine der Fürstenkrone gegen die Thräne im frommen Auge der Unschuld!"

Adalbert vom Thale.

B u n t e s.

Die älteste Sitte in Frankreich war, früh auf zu stehen, früh zu Mittag und zu Abend zu speisen und früh sich schlafen zu legen. Es hieß im Sprüchwort:

Lever à cinq, diner à neuf,
Souper à cinq, coucher à neuf,
Fait vivre d'ans nonante et neuf.

Als diese Tages-Ordnung um eine Stunde verrückt ward, mußte auch das Sprüchwort verändert werden. Nun hieß es:

Lever à six, diner à dix,
Souper à six, coucher à dix,
Fait vivre l'homme dix fois dix.

Unter Heinrich IV. wurde um 11 Uhr, unter Ludwig XIV. um 12 Uhr zu Mittag gespeiset. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts ging man allgemein um 1 Uhr zu Tische. Allmählig zog sich, zur Bequemlichkeit für die Morgen-Arbeit, die Tischzeit bis 2 Uhr hin. Gegen das Jahr 1780 wurde die Eßzeit auf 3 — 4 Uhr verlegt: aber mit Anfang des 19ten Jahrhunderts fand die englische Mode Eingang; seitdem hält man zu Mittag ein Gabel-Frühstück und speiset um 6 Uhr. Nun kann jenes Sprüchwort so verändert werden:

Lever à dix, diner à six,
Souper à dix, coucher à six,
Fait vivre l'homme dix fois six.

Man liest jetzt oft in Reise-Berichten aus Spanien Ausbrüche der Verwunderung: daß die Spanier ihre früheren trefflichen Dichter wenig achten, ja kaum kennen. Es ist überhaupt eine seltsame Erscheinung: daß dort — in einem Lande, dessen Südlichkeit und Gemüthlichkeit in Deutschland vor Kurzem zu frazzenhaften Nachklängen Anlaß gab, und dessen bessere Werke nun auch mit Bedacht, nicht mehr mit Ueberschätzung anerkannt werden — daß dort die Dichtkunst zu allen Zeiten keine feste Stätte fand. Vielleicht wird es jetzt anders, wenn der höllische Revolutions-Schwindel vorüber ist und der himmlische Geist nicht ferner vom Papismus unterdrückt wird. Gewiß ist es, daß schon jetzt, von Deutschland aus, eine Anregung dorthin geschieht, indem die Spanier, überrascht von der Anerkennung, die viele ihrer älteren Dichter bei uns fanden, sich wieder um ihren poetischen Reichthum bekümmern.

Ein französischer Militair, welcher wie durch ein Wunder der Sentenz eines Prévôtal-Gerichtshofes entschlüpft war, las in einer Gesellschaft den Anfang eines von ihm verfaßten Trauerspiels vor. Einer aus der Gesellschaft bemerkte: der Verfasser habe so viel Unglück auf das Haupt seines Helden gleich zu Anfang gehäuft, daß ihm ja zum Schluß fast gar nichts mehr übrig bleibe; selbst der Tod könne jetzt nichts Schreckliches mehr für ihn haben. — „Um Vergebung!" fiel der Verfasser ein; „ich steigere noch: ich lasse den Helden nachher durch eine Prévôtal-Commission richten!"

Ludwig der Junge hatte 3500 Champagnarden verbrennen lassen, welche sich in die Kirche von Vitry geflüchtet, und empfand deshalb so heftige Gewissensbisse, daß Pierre Lombard, Bischof von Paris, kein anderes Mittel sah, als dem König eine Buße auf zu erlegen, die darin bestand: daß er sich den Bart mußte abscheeren lassen. Ludwig gab es zu, und der ehrwürdige Prälat übernahm selbst das Amt eines Barbiers. Alles ging gut, und Ludwig hörte auf, Gewissensbisse zu haben. Aber — Eleonore von Guyenne, die Königin, konnte kein geschorenes Kinn leiden. Sie vermocht' es nicht mehr, Ludwig zu lieben, ließ sich scheiden, und heirathete Heinrich, Herzog der Normandie, der bald darauf König von England ward, Frankreich mit Krieg überzog, und, vermittelst der vielen Besitzthümer seiner Gemahlin daselbst, leicht im Stande war, zu siegen. Bekanntlich endigte dieser lange Krieg erst unter Karl VII. — So haben kleine Ursachen große Folgen.

Der berühmte Fox strich in jedem Buche, das er las, Alles aus, was ihm unnöthig schien. Ein Engländer besitzt Gibbons Werke mit den Bleistiftstrichen von Fox.

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. Nun ist ja der Pegasus auch auf dem neuen Schauspielhause aufgestellt! — doch will

es Vielen wunderlich erscheinen, daß sich Apoll (indem er auf
der andern Seite in entgegen gesetzter Richtung dargestellt ist)
recht eigentlich von ihm wendet und sich mit Greifen ab-
giebt. Dies kann jedoch für die Theater-Kasse eine Vorsichts-
Maaßregel seyn, da die Greifen, laut der Sage, Wächter des
Goldes sind, und wir wunschen nur, es möge recht viel zu be-
wachen geben. Daß Apoll indessen dem Pegasus, wie hier, so
ganz den Rücken zukehrt, bleibe immer unerfreulich, wenn wir
nicht etwa heraus finden können: daß der Sonnengott mit Recht
dem sogenannten Rosse der Dichter ungnädig erscheint. Gründe
dazu — wenn anders Gnade oder Ungnade der Kunst-Protek-
toren, vom Apoll bis zum englischen Lord herab, überhaupt
nicht bloß auf Launen beruht — ließen sich leicht entdecken.
Fürerst könnte Apoll wohl einmal wieder die kühne Idee be-
kommen, himmelan streben zu wollen: und wozu hat denn Pe-
gasus die Flügel? — Besagter auf dem neuen Schauspielhause
will aber nicht empor, er hängt vielmehr gewaltig den Kopf,
und er bedünkt uns dadurch fast ein Mystiker von der neuesten
Sorte, ein speculativer Kopfhänger geworden zu seyn. Da er
mit dem Vorderfuß scharrt an einem Stückchen Erdscholle, so
müssen wir auch hierzu ein Motiv suchen und seine Kopfhän-
gerei nothwendig damit in Verbindung glauben. Daß er die
Hippokrene aufscharre, ist nicht wahrscheinlich; wenn wir auch
nicht wüßten, daß dieser Quell unter dem Hufschlag des Pega-
sus plötzlich entstanden seyn soll, das mühsame Gekratz mithin
die Idee herab zöge, so würden wir doch nicht an die Hippo-
krene denken: denn an Wasser fehlt es in heutiger Dichtkunst
nicht, und daß es bei den jetzigen Poeten nicht große Dinge
thut, haben wir auch gemerkt, seit die forcirte Erhebung dersel-
ben von den Weinhändlern aus der Champagne verschrieben
wird, deren Reben-Produkte sogar im „Conversations-Lexicon"
schon „die Weine der poetischen gesellschaftlichen Begeisterung"
genannt werden. Es mußte also der Pegasus wahrnehmen, daß
man die Begeisterung jetzt nicht aus den bewohnten, eher aus den
berauschend machenden Quellen schöpft; da dies einer edlen
Pferde-Natur zuwider ist und Pegasus es nicht leiden wollte:
daß Apoll (der übrigens wieder vom Himmel verbannt schiene,
um eine Heerde zu hüten) mit seinen untergebenen gemeine
Sache und einen andern Quell zu dem der Dichtkunst mache,
so erhielt das gute Thier seine Entlassung. Apoll aber hat —
nachdem die neueren Dichter sich schon eine Weile des Hippo-
gryphen (Roß-Greifen) zum Uebergange bedienten — sich nun
gänzlich den goldhüthenden Thieren anvertraut; gleichsam als
Sinnbild: daß unsere neuesten Poeten nur auf das Gold sehen
— wenn ihnen nämlich die Schauspieler, mit Dekorateurs und
Theater-Schneidern in Compagnie, noch etwas übrig lassen. Un-
ter solchen Umständen wird das Kopfhangen des Pegasus be-
greiflich, und sein Scharren an der Erdscholle demnach wohl an-
deuten sollen, daß er der Dichtkunst gemächlich ein Grab grabt,
damit er als pensionirtes und zur Ruhe verwiesenes Musen-Roß
wenigstens noch etwas thut. Dieses Alles ist augenscheinlich von
dem Bildhauer an dem geruhsamen Thiere ergreifend ausge-
drückt; ja wir finden in dem erhobenen Schweife, dem einzigen
Theile, worin sich ein lebensvoller Aufschwung zeigt, die Alle-
gorie so kräftig weit getrieben, daß dies schon allein die aus
gerechter Indignation hervor gehende Stimmung, in welche der
Pegasus zu dem, ihn entlassenden Apoll sich versetzt fühlt, hin-
länglich ausspricht, ohne unserer Worte zu bedürfen, die es so
zart nicht symbolisiren können, als es die Plastik that. v. — ch.

— Ueber das „Bild", von Houwald, müssen Sie, Herr Re-
dakteur, wohl selbst sprechen, und ich beneide Sie nicht um die
Wahrheiten, die, troz der sehr vorzüglichen und willkommenen
Talente dieses geachteten Dichters, zu sagen sind. Die Dar-
stellung auf unserer Bühne hat mir größtentheils sehr genügt;
denn obgleich allerdings Wünsche übrig bleiben, so muß ich ge-
stehen, daß ich selbst die Ausführung auf der Dresdener Bühne
nicht so abgerundet fand, und dort hat man wirklich große Mühe
verwendet. Ich will übrigens bei dieser Gelegenheit nur etwas
erwähnen, was Sie vielleicht vergaßen; nämlich die Sonderbar-
keit: daß Friedrich Kind (in der zweiten Auflage von „Van
Dyks Landleben") das „Bild" zu einer von ihm erfundenen
neuen Gattung dramatischer Leistungen, nämlich zu den „male-
rischen Schauspielen" zählt. Er nennt, nächst Houwald, noch
Mehrere, die ihm nachgetreten wären auf seiner Bahn; mir will
aber die ganze Angabe etwas gesucht vorkommen, indem doch
lange vor dem Erscheinen van Dyks auf der Bühne Stücke ge-
geben wurden, worin Maler aufgestellt sind; nur daß sich da-
durch eine eigene Gattung begründe, ist neu, aber auch pedan-
tisch. Es würde der deutschen Dichtkunst nicht zum Ruhm ge-
reichen, wenn sich erweisen ließe, daß man sich sogar um eine
einzelne Gestaltung dränge und einen poetischen Leisten selbst im
Kleinlichen annehme; sollte etwas Wahres daran seyn, so möge
man doch ja ein solches Genre-Wesen wieder den Franzosen
überlassen, die sich auch in der Kunst immer nur das Vorhandene
als Muster aufstellen — Karl Maria v. Weber (der am 30.
Juni wieder nach Dresden abreisete) hat uns noch mit einem
neuen Musikstück ergötzt, das er zwei Mal (in seinem Conzert
und dann in dem des Hrn. Sedlatzeck aus Wien) vortrug. Es
wehte ein dichterischer Geist in der Aufgabe und der Ausfüh-
rung; jene empfing durch Festhalten eines romanzenartigen Stof-
fes ein dramatisches Leben und diese war ein neues Zeugniß
der seelenvollsten Virtuosität Webers. — Hr. Sedlatzeck erschien
bei dem, was ihm gelang, als ein, mit seinem Instrument ver-
trauter und gut geübter Flötist; der Hauch aber, den nur der
Gott im Inneren giebt, wollte sich nicht klar vernehmen lassen.
— Man spricht von zweien älteren Opern Spontini's, deren
Aufführung vorbereitet wird. Sie sind umgearbeitet; eine der-
selben („Milton") wurde hier, wie man sagt, schon vor fast
zwei Dezennien gegeben, ohne bedeutenden Erfolg; wir haben
indessen manchen Beweis, daß später in Berlin gefiel, was
Jahre vorher mißfiel, und so umgekehrt. Die Menschen hängen
an der Veränderung, und dazu ist zuweilen selbst das Veraltete
neu genug und das Gute nicht sicher vor dem Vergessen. Zu
dieser Betrachtung mahnt mich z. B. der Umstand: daß noch vor
wenigen Jahren die, zum Theil wahrhaft vortreflichen Compo-
sitionen von Bernhard Anselm Weber bei allen Gelegenheiten
hervor gezogen wurden — und jetzt!! Hielte nicht die „Jung-
frau von Orleans" seinen Namen auf dem Theater-Zettel, so
käme er gar nicht vor. O über die Unsterblichkeit, für die sich
so Viele abmühen und früher opfern! In diesem Falle ist aber
das Ignoriren eine Undankbarkeit, denn B. A. Weber verdient
es, daß man sein Andenken in seinen Werken ehrt. — r.

— Lassen Sie mich doch einmal im „Gesellschafter" die Frage
aufwerfen: Ob es wohl heilsam ist, daß man jetzt bei der Ber-
liner Bühne, die Filial-Bühnen in Potsdam und Charlottenburg
mit dazu benutzend, fort und fort Anfänger sich in Rollen ver-
suchen läßt, die den besten Künstlern angehören? Sollen diese
sich nicht herab gedrückt fühlen, wenn nach ihnen solche An-
fänger durch Partei- oder Lärmsucht alle Beifalls-Bezeugungen
empfangen, und muß man den ohnehin gebrechlichen Standpunkt
des Geschmacks dadurch völlig unsicher machen, daß man der
Menge zeigt: man könne sie viel spärlicher abfinden, und sie
jauchze doch? — Der König hat, auf seiner jetzigen Reise,
durch eine Cabinets-Ordre verfügt: das Opernhaus innerhalb
gänzlich so wieder her zu stellen, wie es sonst war, genau so.
Diese Verfügung läßt eine so klare Nutz-Anwendung zu, daß
wir nicht erst darauf hin zu weisen brauchen. — Auch hat
unser Monarch, der die Künste recht nachdrücklich unterstützt,
neue Arbeiten bei verschiedenen Künstlern (den Herren Begasse,
Rudolph und Wilhelm Schadow; Wach u. [illegible]) bestellt.
Möge überall ein guter Erfolg den Königlichen Mäzen er-
freuen! — y —.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 13. Juli. 111tes Blatt.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde. *)

Gesammelt aus den neuesten Reise-Berichten von dem Verfasser von „Wahl und Führung".

Macht indischer Casten-Vorurtheile.

Ein neues merkwürdiges Beispiel von der Allgewalt indischer Casten-Vorurtheile erzählt uns Fitzclarence. Als nämlich die englische Armee von Jubbul-Poor vorrückte, befanden sich bei dem Corps des Berichterstatters 9000 mit Korn beladene Ochsen; dennoch lief dasselbe immer Gefahr, eine Anzahl seiner einheimischen Truppen Hungers sterben zu sehen, da es an Händen fehlte, das Getreide zu mahlen; und obgleich diese Truppen den größten Theil ihrer Zeit im Lager müßig zubrachten und Handmühlen im Ueberfluß sich vorfanden, so erklärten dennoch die Hindus: daß sie sich nicht zu dem Geschäft des Mahlens hergeben würden. Die Folge davon war, daß sie sich viele Tage lang mit gedörrtem Getreide behelfen mußten. Denn weil es das gewöhnliche Geschäft der niedrigsten Caste ist, Getreide auf Handmühlen zu mahlen, würde ein Bramine oder Rajahput lieber Hungers sterben, als daß er sich mit eigenen Händen sein Mahl bereitete.

Der Mensch unter dem Gesetz.

Der englische Artillerie-Capitain Henry Light, der eine Reise durch Egypten nach Nubien und dann nach Palästina machte, setzte auf einem Spaziergange in der Umgebung von Damietta einen jungen arabischen Bauern erst dadurch in eine große Beunruhigung: daß er diesen, während er auf einem Wasser-Rade saß, abzeichnete, was der Bauer für ein unglückbringendes Bezauberungsmittel hielt. Dann bot er ihm, um dessen Vertrauen zu gewinnen, von dem Brode, das er eben aß, ein Stückchen an. Es waren eben die Tage des Ramazan, und der Araber wagte nicht, etwas an zu nehmen. „Habt Ihr keine Fasten?" fragte er. — „Wir haben sie zwar auch, aber nicht so strenge wie Ihr." — „Schlägt man Euch auch, wenn Ihr sie nicht strenge haltet?" — „Nein!" — „Dann möchte ich wohl in Euerm Lande seyn; denn wenn ich nicht gehörig fastete, würde mich der Cadi todt schlagen."

Bald darauf fuhr Light auf einem Boot den Nil hinab. Während dieser Fahrt setzte ihn die strenge Beobachtung des Ramazan von Seiten des Schiffers in nicht geringe Verwunderung. Denn dieser Mann, obgleich schon alt und fast verschmachtend vor Hunger und Durst, wollte doch nicht eher etwas zu sich nehmen, bis die Sonne unter gegangen war, und, auch damit noch nicht zufrieden, erhob er sich erst in seinem Fahrzeug und blickte nach Westen. — Für den armen Landmann, bemerkt der Reisende, ist dieses Fest eine schreckenvolle Zeit; es verursacht unter dieser Klasse viele Todesfälle. Der Reiche dagegen macht sich wenig daraus; den Tag über schläft er, die Nacht verbringt er in lauter Ergötzlichkeiten und kann also wohl über seinen Propheten lachen.

Wie strenge diese Menschen die Vorschriften ihres Gesetzes befolgen, davon erzählt uns Mollien noch ein

*) Frühere Mittheilungen finden sich in den Blättern 95 — 98.

merkwürdigeres Beispiel. Dieser unternehmende Mann hatte mehrere Tagereisen unter großen Mühseligkeiten und, fast ohne nur etwas Speise erhalten zu können, durch die wilden Tangué-Gebirge zurück gelegt. Endlich gelang es ihm, eine junge Ziege und etwas Salz zu kaufen. Ungeduldig, daß gerade keiner von seinen beiden mahomedanischen Führern zugegen war, das Thier zu tödten, trug er einem Dialonke, einem Mann von einem heidnischen Stamme, dieses Geschäft auf. Einen Augenblick hernach kamen Bubn und Bukari, seine Führer, an. Bei dem Anblick der auf der Erde ausgestreckten Ziege wurden ihre Mienen höchst traurig, ganz, als wenn ein großes Verbrechen begangen worden wäre. „Wir essen von dieser Ziege nichts" — sagte Bukari, der, wie sein Herr, seit einigen Tagen kaum etwas genossen hatte — „ein Heide hat sie getödtet!" — „Aber", erwiederte der Reisende, „Ihr nehmt ja eine gute Mahlzeit von demselben Heiden gern an, wenn er sie Euch anbietet; Ihr übernachtet in seiner Hütte; seyd Ihr dann in den Augen Mahomeds weniger sündig?" — „Wir würden es seyn", erwiederten sie, „wenn wir dies unreine Fleisch anrühren wollten." — „Wie" — fährt Mollien fort — „waren Menschen zu bedeuten, welche der Aberglaube so blind gemacht hatte? Was mich anbelangte, dem die Religion ein so strenges Verhalten nicht vorschrieb, so bat ich den Heiden, einen Theil des Fleisches zu rösten, und mir aus der Haut einen Schlauch zu verfertigen. Meine Kräfte und mein Muth kehrten schon bei dem Anblick der guten Mahlzeit, die ich halten sollte, wieder zurück, und dies bewies mir: daß das Physische zuweilen über das Moralische die Herrschaft übt. Aber trotz ihres großen Hungers sahen mir meine Führer bei dem Essen zu, ohne das geringste Verlangen, ihren Schwur zu brechen, an den Tag zu legen."

Die Grubenmänner zu Nanampong.

Zu Nanampong (Nanam bedeutet Großvater), im Brassoo-Lande (auf der Goldküste), ist eine tiefe Grube, von einer Menge alter Fetischmänner — wie die Zauberer und Propheten der Neger heißen — bewohnt. Von diesen glauben die Fantee's, daß sie unsterblich seyen, und über alles Menschengedenken hinaus dort gewohnt haben, im steten Umgang mit dem Fetisch und nur mit der Welt durch innere Anschauung bekannt. Die Geister der Alten und Weisen sollen unter ihnen wohnen und ihre Prophezeiungen und Rathschläge — wirklich dem Schein nach die einer klugen und gerechten Politik — werden, als vom Fetisch ausgegangen, verehrt. (Entlehnt aus Bowdich's Reise.)

Die wunderthätige Speer-Spitze.

Wer aber an die Weissagungen der Grubenmänner in dem heidnischen Nanampong nicht glauben will, wird bezweifeln an den Wundern der heiligen Speer-Spitze in der armenischen Kirche Etschmiatzin (welches bedeutet: das Herabsteigen des eingeborenen Sohnes) zu Utsch-Klisseh oder Drei-Kirchen, dem Sitze des armenischen Patriarchen (in der Provinz Erivan)? — Als Morier diese Kirche besuchte, wurde ihm, als deren kostbarstes Heiligthum, diese Speer-Spitze mit großer Feierlichkeit gezeigt. Der Sage zufolge ist dies die Spitze desselben Speeres, womit der römische Soldat die Seite des Heilandes durchstach. Sie war etwa einen Fuß lang, und soll, außer andern Wundern, die Kraft besitzen, der Pest Einhalt zu thun. Wie mächtig der Glaube der Armenier ist, davon war Morier, der Begleiter des englischen Gesandten Sir Gore Ouseley, Augenzeuge. Die Pest war mit aller Gewalt in Teflis ausgebrochen und richtete viele Verwüstung an. Daher kamen Abgeordnete zu dem Patriarchen, welche um Darleihung der Speer-Spitze baten, damit das Uebel schnell vertrieben würde. Morier war eben zugegen, als sie eintrafen. Der Patriarch empfing sie feierlich, und nun fanden lange Berathungen statt: ob dieses Werkzeug aus Etschmiatzin's Mauern gelassen werden sollte oder nicht. Endlich ward beschlossen, es solle sein heiliges Amt thun, und so ward es, nach einer Menge von Feierlichkeiten, mit Gesängen, Niederwerfungen, Küssen und Glockengeläute den Abgeordneten übergeben, die nun nach Teflis zurück kehrten. „Wir erfuhren nachher" — sagt der Berichterstatter — „daß Einige in Teflis andächtig geglaubt: in dem Augenblick, da die Speer-Spitze durch das eine Thor der Stadt herein gekommen, sey die Pest, in Gestalt einer Kuh mit einem Menschenkopf, zum andern Thor hinaus geschossen, und augenblicklich habe die Krankheit aufgehört."

Anderes kaum Glaubliches.

Aber doch giebt es noch unglaublichere Dinge. Als Light das egyptische Dorf Abadie besuchte, wollten dessen Bewohner, die ausschließlich Copten sind (weil, nach einem alten Glauben, jeder Türke, der sich hier nieder läßt, den Tod findet), nicht glauben, daß er ein Christ sey, weil sie ihn sagen hörten: seine Religionslehre erheische nicht — die Mahomedaner zu hassen. „Dieser Grundsatz des Hasses" — bemerkt der Reisende — „scheint der einzige zu seyn, den die Priester den Gemüthern dieser Christen ein zu flößen vermögen, welche, nach allen Berichten, eine schlechtere Menschen-Klasse bilden, als irgend eine unter ihren mahomedanischen Nachbarn."

In Nazareth führte diesen Reisenden ein lateinischer Mönch zu der Stelle, wo die Werkstatt Josephs, des Gemahls der Jungfrau Maria, gestanden, und wo „unser Heiland die von demselben verfertigten Artikel mit verkauft haben soll." — In dem Kloster der Griechen zu Jerusalem hatte er Gelegenheit, sich über die

hohe Verehrung zu verwundern, deren der dortige Guardian zu genießen pflegt. Sein griechischer Diener warf sich nämlich bei dem Eintritt in das Gemach, in welchem der Guardian saß, der Länge nach auf den Boden, kroch auf allen Vieren zu demselben hin, küßte ihm die Hand und zog sich auf dieselbe Weise wieder zurück. Sehr gewaltig scheint auch in diesem Andächtigen das Verlangen nach dem Ablasse des Klosters gewesen zu seyn, der sich, wie der Reisende erzählt, so weit erstreckt, daß kein Sünden-Register für denselben überschwenglich scheint: denn er nahm, unter falschen Vorwänden, von dem Schatzmeister des Klosters auf den Namen seines Herrn das nöthige Geld auf, um sich dafür einen vollkommenen Ablaß zu erkaufen. Der Hauptmann Light hatte freilich an dieser Frömmigkeit so wenig Wohlgefallen, daß er den Diener sogleich nach Damietta zurück schickte, wo er ihn in Dienste genommen.

Auch ein wunderthätiger Degen.

Wer die beiden letzten Abschnitte gelesen, wird kaum noch erstaunen oder gar lächeln über jene Weiber in dem egyptischen Dorfe Abu Gaziz, welche eben diesen Reisenden aufforderten, seinen bloßen Degen auf die Erde zu halten, über welchen sie dann in possirlichen Bewegungen sprangen, um durch diese Feierlichkeit das wohlbekannte orientalische Uebel der Unfruchtbarkeit des Bodens zu beschwören. Man lohnte ihm für diesen Dienst mit Segenswünschen und Anerbietungen von Dhurra-Kuchen. — In andern Dörfern lieferte er Beiträge zur Liste der Zaubermittel, indem er auf die Bitten der Einwohner arabische Sentenzen zum Lobe Gottes und des Propheten abschrieb. Ein solches Papier, in den Turban gelegt, oder um den Nacken gehangen, soll den Träger vor dem bösen Geiste bewahren. Auch Mollien war zum Theil genöthigt, mit solchen Zaubersprüchen sich seinen Unterhalt zu gewinnen. (Die Fortsetzung folgt.)

Hochzeit-Gebräuche in Fours.

Fours ist eine Stadt und ein Thal im Departement der Nieder-Alpen. Von hohen Gebirgen umgeben, von der übrigen Provinz abgeschieden, hat dieses kleine Thal (erst spät von den Römern unterjocht) noch seine alten Sitten und Gebräuche bis auf die heutigen Zeiten beibehalten. Die männlichen Bewohner heirathen selten, die weiblichen nie außer ihrem Bezirk. Bei ihren Ehebündnissen wird noch manche alte, zum Theil sehr bedeutsame Gewohnheit beobachtet. Einige Tage vor der Hochzeit ist die Verlobung. Beiderseitige Blutsfreunde versammeln sich im Vaterhause der Braut; es wird feierlich um sie angehalten, und nun führt der nächste Verwandte weiblicher Seite das Brautpaar allein in eine Kammer, worin er sie einen Augenblick einschließt. Nach geöffneter Thür umarmen Bräutigam und Braut nach der Reihe die Glieder beider Familien und geben ihnen zum ersten Mal die ihnen bald zukommenden Verwandtschafts-Namen; zugleich versprechen sie, sich ewig zu lieben. Die Verbindung wird nun im Orte, theils von den Verwandten, theils durch Freudenschüsse bekannt gemacht, und das Verlöbniß-Mahl geht um Mitternacht an. — Am Vermählungs-Tage wird, vor dem Kirchgang und der Trauung, vom Vater oder nächsten Verwandten, der Braut ein Glas Wasser überreicht, worin ein Silber- oder Goldstück liegt, zum Zeichen: daß von nun an die Eltern aufhören, ihre Tochter mit Geld zu unterstützen. Das junge Mädchen muß das Wasser austrinken, das Stück Geld meinend heraus nehmen, und dadurch anzeigen: daß es ungern aus dem väterlichen Hause scheidet. — Nach der Messe und Einsegnung wird die Braut auf einen kleinen Felsen, ohnweit der Kirche, geführt: man nennt ihn den Brautstein. Sie besteigt ihn allein, setzt sich auf die oberste Spitze, schiebt den rechten Fuß in eine eingehauene Rinne, hält den linken frei schwebend: damit andeutend, daß sie der männlichen Unterstützung bedarf, und keinen Schritt allein thun wird. Alsdann erhält sie die Glückwünsche der Verwandten und von jedem einen Ring, so daß oft alle zehn Finger voll Ringe sind. Kaum ist der letzte Ring angesteckt, als sich ein Schein-Gefecht zwischen den Nachbarn des Bräutigams und der Braut erhebt. Je mehr man das Paar achtet, desto lebhafter ist das Gefecht. Nach wieder hergestelltem Frieden begiebt sich der ganze Zug nach dem Hause des Bräutigams. Die Thür ist verschlossen; es wird vergebens von Allen gepocht, bis endlich die Braut ihre Stimme hören läßt. Jetzt thun sich beide Flügel auf. Ehe sie eintritt, werden der Braut drei kleine Brode zugestellt; sie giebt zwei davon den Hausbewohnern, und das dritte der draußen stehenden Menge. Diese ungleiche Vertheilung ist das Sinnbild der Wirthschaftlichkeit, und soll zum Beweise dienen, daß die junge Frau ihre Hausgenossen besser bedienen und versorgen wird, als die Fremden. Bei dem Eintritt essen Bräutigam und Braut aus einer ihnen dargereichten Schüssel, zum Zeichen und Beweise der Einigkeit, die zwischen ihnen herrschen soll, und der Gemeinschaft der Güter. Dann folgt der gewöhnliche Hochzeitsschmaus.

T. L. Secha.

Lebens-Regel.

Lebest mit Selbstsücht'gen du, beug' dich empörendem Dünkel,
Und das gerechte Gefühl laß' mit dem Herzen daheim;
Wenn du nicht leicht dies vermagst, wird auch der Friede bald enden,
Meiden mußt du sie dann doch — klüger ist's: meide sie gleich.

C. Möllen.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Das Bürger-Spital zu St. Marx in Wien. Ueber die erste Entstehung dieses menschenfreundlichen Instituts haben wir keine befriedigenden Nachrichten. Ein Wund-Arzt soll der Gründer desselben gewesen seyn, und in diesem seinem eigenthümlichen Gebäude die armen Kranken aus Mitleid gepflegt und kurirt haben. In seinem hohen Alter überließ er selbes, sammt dem Zubehör und der Einrichtung, den Bürgern Wiens. So viel ist gewiß, daß St. Marx schon im Jahr 1394 gestanden, wie aus einer schriftlichen Urkunde Herzog Albrecht III. ersichtlich. Im Jahr 1529, als die Türken die Residenz belagerten, wurde dieses Gebäude ein Raub des zerstörenden Krieges; in der Zeit der zweiten türkischen Belagerung, im Jahre 1683, blieb es erhalten, weil auch die feindlichen Kranken darin gepflegt wurden. Joseph I. vergrößerte im Jahr 1706 diese Anstalt und sie ward zum Spital verwendet, bis Joseph II. (1784) das allgemeine Krankenhaus errichtete und St. Marx nur als Versorgungshaus betrachtet ward. In demselben Jahre wanderten daselbst 87 hier versorgte Männer und Weiber ein. Die Bürger Wiens, die sich stets durch ihren mildthätigen Sinn auszeichnen, hatten später, als der Fond des Hauses nicht mehr zureichte, sich desselben menschenfreundlich angenommen; sie wollten das schöne Werk ihrer Voreltern nicht sinken lassen, und es wurde eine eigene Bürger-Spitals-Wirthschafts-Commission geschaffen, die noch besteht. Die Einkünfte des Hauses, wovon die Ausgaben für Beamte, Vergrößerung und Einrichtung des Hauses und die Bedürfnisse der Pfründler bestritten werden, bestehen in dem Zins-Ertrage des, in der Stadt befindlichen, zu zinslichen Wohnungen umgeschaffenen Bürger-Spitals, das an 200 Familien und über 1200 Einwohner zählt; ferner in den Pacht-Schillingen und den reichlichen Neben-Zuflüssen, als Beiträge der Innungen, Sammlungen auf Bällen, Theater-Einnahmen und Conzerten. Mad. Catalani hat die halbe Einnahme ihres letzten Conzerts zu diesem Zweck bestimmt; auch verdienen die Theater-Direktoren, Graf Palfy und Hr. Leopold Huber, wegen ihrer oftmaligen thätigen Bemühung um diese Anstalt, hier vorzüglich genannt zu werden. Verarmte Bürger und Bürgerinnen, Söhne und Töchter, die zwar hülfsbedürftig und gebrechlich sind, aber noch etwas verdienen können, werden außer dem Hause mit täglich 18 Kreuzer betheilt; die gänzlich Unfähigen, gegenwärtig 312, befinden sich im Hause selbst in 32 Zimmern. — Zur Speisung sind einige geräumige Küchen da, worin die Hausbewohner für sich kochen können, wenn sie es nicht bequemer finden, für 18 Kr. bei einem Traiteur sich ihr Essen zu holen. Derselbe genießt freies Lokal im Hause selbst, 24 Klafter Holz als Deputat, und ist von jeder Abgabe frei. Die Preise werden für jeden Monat von der Wirthschafts-Commission nach dem bestehenden Preise des Rindfleisches bestimmt. Nach dem Speise-Tarif vom letzten Monat kostete das Seitel lautere Rindsuppe 1 Kr. W. W., eingekochte 3 Kr., das Seitel Zugemüse $3\frac{1}{2}$ Kr., das Seitel Mehlspeise $8\frac{1}{2}$ Kr., 8 Loth Kalbsbraten 19 Kr., Rostbraten 11 Kr. u. s. w. — Recht freundlich ist der Eintritt in die Zimmer der Pfründler, das jedes einen kleinen Altar enthält; zu beiden Seiten stehen die reinlichen Betten, mit grünen Decken geziert und mit grünen Vorhängen umgeben, zwischen denen Platz genug ist, Kasten, Sessel und Tisch zu stellen. Am Tage ist es keinem Pfründler gestattet, sich nieder zu legen, weil man so besser die Unordnung und Unreinlichkeit verhüten kann; Kranke werden sogleich in das Krankenzimmer geschafft. Die Haus-Ordnung will, daß jedes Mitglied im Sommer um sechs, zur Winterszeit um halb sieben Uhr das Bett verlasse, sich wasche und ankleide; worauf knieend ein allgemeines Morgengebet verrichtet wird. Jedes Mitglied bettet dann seine Ruhestatt auf und fegt seinen Platz rein, wonach der Stuben-Vater oder die Stuben-Mutter zu sehen hat. Um 8 Uhr ist die Messe, wobei, wer beten will, freiwillig erscheint. Um 9 Uhr kommt der Arzt zum Besuch; ein dreimaliges Glockenzeichen ruft Alle, die ärztliche Hülfe brauchen, in das Ordinations-Zimmer. Um 11 Uhr ist das Essen in der Traiteurs-Küche fertig. Der Nachmittag wird mit Arbeiten, Spazierengehen und traulichen Gesprächen hingebracht. Um 6 Uhr ist die Zeit zum Abendessen, um 7 Uhr wird mit einer allgemeinen Andachts-Uebung vor dem Altar der Tag beschlossen und um 8 Uhr das Bett gesucht, wenn nicht ein freundschaftliches Gespräch bei einem Glase Wein die alten Augen hie und da bis Mitternacht offen hält. Für die Kranken sind vier Zimmer, zwei für die Männer und zwei für die Weiber, bestimmt, mit 50 Betten, in deren Mitte ein Altar dergestalt befindlich, daß jeder Kranke zur Zeit des heiligen Meß-Opfers, in seinem Bette liegend, Theil nehmen kann. Die Bettstellen sind lichtgelb und mit Nummern versehen, die Ueberzüge weiß und blau gestreift. Was die Beköstigung betrifft, so kann der Kranke unter den vorhandenen Speisen nach Appetit wählen, jedoch muß der Arzt seine Wahl billigen. Die Kosten trägt der Kranke selbst, so weit seine 18 Kr. reichen; kostet die Nahrung mehr, so bezahlt die Anstalt das übrige, im Gegenfall bekommt er den Ueberrest zurück. Der diensthabende Arzt hat fünf Mal des Tages die Runde zu machen und nach zu sehen. — Das, durch die Güte der Wiener erbaute Badehaus ist nicht minder merkwürdig. Das Wasser dazu wird aus den Brunnen geschöpft, durch die sinnreiche Einrichtung, daß Jedem, der schöpft, die Hälfte in den Krug und die andere in das große kupferne Wasserbehältniß läuft, das 22 Eimer hält; auch ist ein Schlauch im Hofe angebracht, durch welchen diese Wassermasse bei Feuers-Gefahr binnen fünf Minuten in die Speicher geleitet werden kann. Der Dunst des siedenden Wassers, der sich in einem hermetisch-verschlossenen Kessel entwickelt, erhitzt bei geringer Feuerung 50 Bäder, die, wenn es nöthig ist, hier an einem Tage aufgegossen werden. — Für Blinde, Lahme und solche Krüppelhafte, die das Bett schwer verlassen können, sind zwei eigene Zimmer eingerichtet und mit künstlichen Betten versehen, welche den Leidenden alle Bequemlichkeit gewähren. — Was übrigens die Gebrechen dieser Anstalt betrifft, so ist die Lage derselben, der Umgebung wegen, nicht die günstigste. Die Senkgruben der nahgelegenen Artillerie-Kaserne, der unreine Krotenbach, die vielen Küchengärten, in welchen die Gewächse oft der Fäulniß überlassen werden, endlich die für das Schlachtvieh bestimmten Stände, die das Spital fast umschließen — Alles das erzeugt schädliche Dünste, welche die Luft verunreinigen; daher bei anhaltender nasser Witterung oder während der heißen Sommerszeit zuweilen Wechsel-Fieber herrschen. Doch ist das Gute weit überwiegend, und wohl dem Staate, der solche herrliche Anstalten, erblühend durch die Wohlthaten hochherziger Bürger, auf zu weisen hat! L — r

Unlängst hat sich ein ehemaliger Militair am Fuße der Siegessäule in Paris selbst um das Leben gebracht. Ohne Zweifel hatte der gute Mann niemals etwas von dem Tagsbefehl gelesen, welcher am 22. Floreal, Jahr 10, um einen ähnlichen Fall abgefaßt worden. „St. Cloud. Tagsbefehl: Grenadier Grobin hat sich aus Liebe selbst entleibt, war sonst ein gutes Individuum. Es wird hierdurch Tagsbefehl: daß ein Soldat auch verstehen muß, seinen Schmerz und seine Leidenschaft zu besiegen. Da nicht mehr Muth dazu gehört, die Leiden der Seele zu tragen, als sich einer Batterie gegenüber zu stellen; so heißt: sich dem Schmerz überlassen, ohne ihn zu bekämpfen oder gar sich tödten, um ihm aus zu weichen, so viel, als das Schlachtfeld verlassen, ehe man gesiegt hat!!" Unterzeichnet: Bessieres. (Miroir.)

Die „Gesundheits-Zeitung" berichtet: daß eine Frau von Zwillingen entbunden worden, wovon ein Kind schwarz, das andere weiß ist. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 14. Juli. 112tes Blatt.

Die verfehlte Bitte.
Von Karl Baldamus.

Jeglichem Gotte hab' ich gedienet, geopfert, gebetet,
Aber mich Armen hat doch wahrlich kaum Einer erhört.
Allzu beschäftigt war Zeus, er gleichet den Göttern der Erde,
Weil man mit Wünschen sie quält, schließen aus Noth sie das Ohr.
Darum wandt' ich mich frei zum hohen delphischen Gotte,
Dichterruhm fleht' ich von ihm, aber kopfschüttelnd er sprach:
„Viel zu spät kommst du, mein Freund, es haben die Deutschen
Kahl schon den Pindus gerupft, ach! und mein Lorbeer verdorrt.
Was die Poeten geschont, das rissen Prosaiker nieder,
Von der Ilmenau her kamen der Recken zu viel!
Von der Donau, dem Sund, der Elbe, Spree und der Pleiße,
Klingen lustig und ernst Oden und Lieder mich an.
Meisterschaft wollen zwar Viele nicht mehr, sie pfuschen und schlagen
Eilig die Arbeit hinweg, drängen die Märkte sie doch!
Sieh, schon fehlt es an Stoff, es schleifen Kothurnus und Sokkus
An dem Pflaster sich ab, das man mit Versen bedeckt.
Soll ich dir rathen, versuch's, ergeh' dich in neckenden Weisen,
Greife zu Nesseln und hau' rüstig die Thorheit mir durch.
Rechne doch nimmer auf Dank, es wollen die Großen und Kleinen
Nicht an die bittere Kost, aber dir gönn' ich die Lust.
Sieh, verfehmet man dich, so grolle mir darum nicht kindisch,
Wende dich dreister zu mir, wenn du des Trostes bedarfst.“ —
Aphrodite nahm freundlich mich auf, nach Weise der Frauen,
Aber die Stunden der Lust hat mir die Falsche vergällt.
Tauscht' ich Liebe mir ein, so tauscht' ich auch Hader und Kummer,
Denn Gott Amor der bleibt immer und ewig ein Schalk.
Helfer fleht' ich darauf zur Weisheit spendenden Pallas,
Doch die Meduse die grinzt mürrisch, unheimisch mich an.
In dem Zwielicht thronte die Göttin; die Helle des Geistes,
Das allwärmende Licht, tieferer Forschungen Kind,
Das ich demüthig erbat — egyptisches Dunkel umschleiert'
Neidisch des Wissens Gebiet, ach! und die Priester, die thun
Mit Zunftsprachen sich breit, wer Teufel kennet die Rede,
Bei'm babylonischen Bau ging es ja toller nicht zu! —
Fiel nicht wärmend auf mich, es schwirrten mir bald die Gedanken
Wie Nachteulen Gesauß durch das erhitzte Gehirn.
Was ich empfing, das gab ich zurück, o zürne nicht, Göttin,
Für philosophisches Lob laß mir einfältigen Sinn.
Aus dem Pantheon wollt' ich schon weg — vom Hofe der Großen
Kehren die Bittenden ja selten getröstet zurück! —
Als mich Hermes ereilt, der leicht befiederte Bote,
„Zeus“, so sprach er voll Huld, „weiß doch noch Hülfe für dich.
Eile zur Schwester des Gott's, der Rechte abwiegenden Themis,
Statt der olympischen Speis' giebt sie dir kräftiges Brod;
Prosa nur ist's, doch nähret sie gut, sie mästet die Priester,
Denn des Goldes Gewicht regelt des Rechtes Magnet.“
Nach der Prosa verlangte ich nicht, was thut man aus Noth nicht!
Und Merkurius bot steif dem Bedrängten die Hand.
Ernst auch war es mir jetzt; ich ward ein gelehriger Schüler,
Um den armen Erwerb mühte ich emsig mich ab
Formen trank ich hinein, ich lernte Gesetze und Ordnung,
An den Fingern zählt' ich ängstlich Begriffe mir her.
An des Schlendrians Band, da ging ich besonnen und ruhig,
Von dem rascheren Schritt hielt mich der Kappzaum zurück.
Vieles wußt' ich vom Recht, von alter Völker Gewohnheit,
Wie es im Areopag', wie es im Forum erging.
Von dem Scherbengericht bis zur gefeierten Jury —
Wahrlich sie ähneln sich ja, erbet der Mißbrauch doch fort! —
War wohl kein Winkel des Rechts, den ich nicht sorgsam durchspähet,
Aber ach! überall schob kalt sich ein Riegel mir vor.
So und nicht anders sey es gestellt, die Allmacht des Willens
Bricht kathegorisch den Stab, fragt man nach wie und warum!
Folgen heischt das Gesetz, zur Sünde wird hier dir Prüfung,
Und philosoph'schen Verstand trägt die Verjährung zu Grab.

Aus der Schule entlassen — die Meister nickten mir Beifall —
Trat mit dem frommen Entschluß rüstig in's Leben ich ein.
Weil der Gott es befahl, nahm ich den kalten Beruf auch
Warm und herzig nun an, ehrend des Schicksals Gebot.
Recht bleibt ewig ja Recht, so dacht' ich im goldenen Traume;
Aber mich täuschte der Traum, wahrlich ein bitter Gefühl!
Weise deutele man am klaren Sinne der Satzung,
Wollten die Richter ja doch, was das Gesetz nicht gewollt!
Oftmals kämpfte der Arme gerecht mit herzlosen Reichen,
Und der Schwache erlag unter des Mächtigen Faust.
Sieh', da kehrt' ich der Göttin den Rücken, ich wandte noch einmal
Zu den Olympiern mich, wußt' ich doch jetzo den Weg!
Trübe schritt ich einher, die hoch aufsteigenden Hallen
Tönten von Freudegeräusch, aber mich quälte der Schmerz.
Ganimedes gewahrt' ich, und nahte bescheiden dem Diener,
Bei den Göttern auch selbst gelten die Diener oft viel.
Schnippisch, nach Schranzen Gebrauch, ertheilt' er mir schnöde die Weisung:
„Geh' zu Fortunen, die hilft, wenn du bei Laune sie triffst!"
Willig befolgt' ich den Rath, denn besseren wußt' ich ja selbst nicht,
Und so schlich ich dahin, wo die Allmächtige thront'.
Gold und Edelgestein', der Zonen Reichstes und Schönstes,
Strahlten im weiten Gemach stolz auf die Lumpen herab.
Stammelnd trug dir Bitte ich vor, kaum hört' es die Göttin,
Die Zerstreute kürzt' hastig den Vortrag mir ab.
„Ohne Empfehlung kommst du zu mir, nicht Einer der Götter,
Oder der Helden der Welt, redet dir freundlich das Wort?
Kenn' ich doch selber dich nicht, auf Fürsprach' hör' ich so gern,
Meiner Verwandten Begehr' hab ich ja immer erfüllt.
Auf Verdienste poche mir nicht, ich spende die Gaben
Ewig nach Laune und Gunst, bin ich doch Herrin des Glück's.
Ist der Weltlauf dir fremd? Die Schwäche heb' ich zu Würden,
Blas, der klüger sich dünkt, hungert bei Weisheit dafür.
Künstler leben vom Ruhm, bei Lebzeit mögen sie darben,
Aber die Apotheos bringet die Todten zu Ehr'."
Sprach's und wandte sich ab; der Bitten war ich nun müde,
Und vom Götter-Palast kehrt' ich betrübter den Schritt.
Bachus, der frohe, erblickte mich jetzt, mit lautem Gefolge
Kam er vom lustigen Fest, Evor bannte den Schmerz.
Freundlich hört er mein Leid — der Trübsinn ist ihm zuwider —
Auch der alte Silen taumelte heiter herbei.
„Immer dauerndes Heil, das hab' ich nicht zu verleihen,
Aber des Augenblick's Lust gönn' ich dem Trauernden gern!"
Sprach's und reichte den Becher mir dar, den perlenden, frischen,
„Trink' dir den fröhlichen Rausch, dünke den Göttern dich gleich.
Hab' ich nicht Alles dir jetzo gewährt? Ist kurz auch das Glück nur,
Bring' ich die Freude doch gern, kurz ist das Leben ja auch.
Komm so oft du nur willst, willkommen bist du mir immer,
Und zum heiteren Dank sing' mir ein fröhliches Lied!"

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Die Sage von dem Kürbis und dem versiegelten Papier.

Von den Ashantee's hörte Bowdich folgende Schöpfungs-Geschichte: Im Anfang der Welt schuf Gott drei weiße und drei schwarze Männer, mit eben so vielen Weibern. Damit sie künftig sich nicht beklagen möchten, beschloß er, sie selbst Gutes und Böses wählen zu lassen. Eine große Schachtel oder ein Kürbis wurde auf den Boden gesetzt, daneben ein versiegeltes Papier. Gott ließ die schwarzen Menschen zuerst wählen; sie nahmen, in der Erwartung, diese würde Alles enthalten, die Schachtel. Aber bei Eröffnung derselben fand sich bloß ein Stück Gold, ein Stück Eisen und verschiedene andere Metalle darin, deren Gebrauch sie nicht kannten. Dagegen als die weißen Menschen das Papier öffneten, zeigte es ihnen Alles. Gott ließ die Schwarzen im Walde und führte die Weißen — denn dies geschah in Afrika — nach der Wasserseite zu. Jede Nacht kam er mit diesen zusammen und lehrte sie ein kleines Schiff bauen, welches sie in ein anderes Land führte, von wo sie nach langer Zeit mit verschiedenen Waaren zurück kehrten, um mit den Schwarzen, welche das erste Volk hätten seyn können, Tauschhandel zu treiben.

Zwei andere Schöpfungs-Geschichten.

Nicht minder sinnreich und ihre Erfinder bezeichnend sind zwei Traditionen amerikanischer Stämme, von welchen die eine Azara unter den Mbaya's an den Ufern des Paraguay-Stromes, die andere Hearne im breitesten Norden unter den Nord-Indianern erzählen hörte.

Die Ersteren sind ein kühnes Reitervolk, das sich jeder andern Beschäftigung, außer Jagd, Krieg und Fischfang, schämt. Sie haben von ihrem Ursprung folgende Sage: Gott schuf im Anfang nicht etwa einen Mann und eine Frau, sondern zu gleicher Zeit alle Nationen in der nämlichen Anzahl, wie sie noch jetzt vorhanden sind, und breitete sie über die ganze Oberfläche der Erde aus. Späterhin fiel es ihm ein, auch einen Mbaya mit seiner Frau zu erschaffen. Da er aber die Erde schon unter die übrigen Nationen vertheilt hatte, so daß kein Land mehr übrig war, so schickte er den Vogel Caracara an sie ab und ließ ihnen sagen: es sey ihm leid, daß er ihnen kein Land mehr geben könne; er habe aus dieser Ursache nur zwei Mbaya's erschaffen, und befehle ihnen, um dem Uebel ab zu helfen, daß sie immerfort in den Ländern der andern Nationen herum wandern und nicht einen Augenblick aufhören sollten, mit allen diesen Nationen Krieg zu führen, alle erwachsene Männer um zu bringen, und die Kinder und Weiber, um ihre eigene Anzahl zu vermehren, als die ihrigen an zu nehmen. Und wirklich wandern die Mbaya's unablässig in allen Ländern umher, führen beständig mit allen Einwohnern ohne Unterschied Krieg und ermorden ihre Feinde oder nehmen sie unter die Ihrigen auf.

Nach der Tradition, welche die Nord-Indianer haben, ist der erste Mensch auf der Erde ein Weib gewesen. Sie lebte eine Zeit lang allein und suchte sich Beeren, ihre einzige Nahrung. Dabei fand sie einmal ein hundeartiges Thier, welches ihr in ihre Höhle folgte

und bald freundlich und zahm wurde. Dieser Hund, erzählt man, konnte sich in einen schönen jungen Mann verwandeln. Dies that er auch bei Nacht sehr oft; wenn aber der Tag anbrach, nahm er immer wieder seine vorige Gestalt an, so daß die Mutter der Welt, was bei solchen Gelegenheiten vorging, für Träume und Täuschungen hielt, ohne daß doch diese Verwandlungen für sie ohne schnelle Folgen geblieben wären. — Nicht lange nachher kam ein Mann zum Vorschein, der so groß war, daß sein Kopf bis in die Wolken reichte. Er begann die Erde, damals eine unförmliche Masse, zu ebenen. Als er dies gethan hatte, zeichnete er mit seinem Spazierstock alle Seen, Teiche und Flüsse ab, und füllte sie sogleich mit Wasser. Darauf zerriß er den Hund in Stücke. Die Gedärme warf er in die Seen und Flüsse, und befahl ihnen: allerlei Arten von Fischen zu werden. Das Fleisch zerstreute er über das Land und es verwandelte sich auf sein Geheiß in mancherlei Arten von vierfüßigen Thieren. Auch die Haut zerriß er in kleine Stücke und warf sie in die Luft, wo allerlei Vögel daraus wurden. Hierauf gab er der Frau und ihren Kindern volle Freiheit, zu tödten, zu essen und nicht zu sparen; denn er hatte Allem geboten, sich zu ihrem Gebrauch in Ueberfluß zu vermehren. Als er Alles dieses vollbracht hatte, kehrte er dahin zurück, woher er gekommen war, und seitdem hat man nichts wieder von ihm gehört.

Sterndeuter bei den Persern.

Fast jede Stadt in Persien hat, nach Morier, ihren Munadschem oder Sterndeuter, und oft haben bedeutende Männer Einen um sich, der alle Handlungen ihres Lebens ordnet. Diese Abhängigkeit von dem Stande der Himmelskörper hat durchgängig einen großen Einfluß auf das Leben der Perser, und es ist ein Brauch, der nur nach dem Alterthum gewürdigt werden kann. Bei den Türken ist der Glaube an Sterndeuterei nicht so allgemein; sie halten mehr, als die Perser, an der Vorherbestimmungs-Lehre, und sind daher weniger besorgt, was die Zukunft ihnen aufbewahrt habe, ab zu wenden.

Der betrogene Latif.

Dennoch brachte sein Glaube an Sterndeuterei dem betrogenen Latif den Tod. Es war dieser Mann, der uneheliche Abkömmling eines Türken und einer Afrikanerin, ein Lieblings-Sklave Mohammed Ali's, und derjenige, den der Statthalter von Egypten nach Besiegung der Wechabiten beauftragte, dem Großherrn die Schlüssel der wieder gewonnenen heiligen Städte zu überbringen. Aber obgleich der Beherrscher der Gläubigen ein so großes Gewicht auf die, ihm von dem Pascha geleisteten Dienste legte, daß er bei dem Propheten schwur, dessen Nachkommen sollten durch drei Geschlechter in dem Paschalik von Egypten bestätigt werden, so hat man ihn doch in dem Verdachte, daß er heimlich einen Versuch zu Anstiftung einer Revolution in Cairo machen ließ, und zwar durch eben jenen Abgesandten des Pascha. Latif glaubte, wie viele Mahomedaner, an Sterndeuterei, und man hatte ihm prophezeiht: er werde Pascha von zwei Roßschweifen werden. Dieser Titel ward ihm nun in Constantinopel wirklich beigelegt. Als er seine Anstalten zur Rückkehr getroffen hatte, wurde er an die Volkssage, nach welcher das Land unter die Herrschaft eines Sklaven kommen soll, erinnert und zu gefährlichen Planen angereizt. Daher brachte er — nach seiner Rückkunft in Cairo, da der Pascha eben eine Niederlage von den Wechabiten erlitten hatte — ein Gerücht von dessen Tode in Umlauf, und hörte mit Vergnügen den Ausspruch eines Wahrsagers, welcher ihn zu glauben vermochte: er sey von dem Schicksal zur Regierung Egyptens berufen. Nachdem er sich durch Versprechungen und Gehalts- und Rationen-Vermehrung einen kleinen Anhang verschafft hatte, nahm er den Titel eines Pascha von Egypten an. Indessen wurde sein Vorhaben bald genug entdeckt und vermittelst der vom Kava-Bey (obersten Minister des Mohammed Ali) getroffenen Maaßregeln vereitelt. Nach einem kurzen Widerstand ward er in seinem Harem ergriffen und erdrosselt. Auch der Wahrsager erhielt seinen Lohn, indem er in einen Sack gesteckt und in den Nil geworfen wurde. (Diese Geschichte erzählt der Engländer Light.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Alle Macht des Papstes Johann XXII. war nicht vermögend, die Hängung seines Neffen Jourdan Delisle in Paris zu verhindern. Am Tage nach der Exekution hielt der Pfarrer von St. Mery sich für verpflichtet, folgenden Brief nach Rom zu schreiben: „Heiligster Vater! Sobald ich erfuhr, daß der Gatte Ihrer Nichte aufgehängt werden sollte, versammelte ich unser Capitel und stellte ihm vor, daß es wohlgethan sey, diese Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen den aufrichtigsten Beweis unserer tiefsten Verehrung zu geben. — Kaum war Ihr Neffe aufgehängt, als wir unter großer Kirchen-Erleuchtung seinen Leichnam in unsere Kirche tragen ließen und ihn dort ehrenvoll und gratis zur Gruft bestattet haben. — Heiliger Vater, wir werden stets Ihren heiligen väterlichen Segen über uns erflehen. J. Thomas Chevecier.“

Wenn Madam ** Gesellschaft hat und voraus sieht: daß ihr an diesem Abend der Witz versagen wird, bestellt sie bei ihrem Koch eine Schüssel mehr, und das mag allerdings Vielen für den besten Witz gelten.

Die Vergangenheit ist ein Licht, am Eingange der Zukunft aufgestellt, um einen Theil der Dunkelheit auf zu hellen.

A. Mände.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Für dieses Mal gebe ich Ihnen ein kleines Pröbchen, wie es hier bei Bankerotten zugeht. Wir haben so eben einen, der Millionen beträgt. Die Herren Howard und Gibbs schieben ihn, wie gewöhnlich, Einer auf den Andern, und ziehen die Sache — auch wie gewöhnlich — in die Länge. Hr. Gibbs (denn sein Gefährte hat sich entfernt) verlangt einen Monat Aufschub nach dem andern, um die Bilanz der aktiven und passiven Schulden ein zu reichen. Die beiden Herren Commissare der Masse lassen sich dazu willig finden, weil sie wichtige Gründe in Händen haben sollen. Klagen und jammern die Gläubiger: was schadet es? Herr Gibbs, heißt es dann, ist ein Mann von Ehre, der immer Wort gehalten und keine Seele betrogen hat: man muß ihm Zeit lassen. Jüngst verlangte ein Advokat zweier Lady's, die sich unter den Gläubigern befinden: daß die Herren Commissare an einem gewöhnlichen Termin-Tage seine beiden weiblichen Clienten vor oder nach den übrigen Gläubigern, die sich melden würden, besonders abhörte und ihre Forderungen zu Protokoll nahme. Gehorsamer Diener! So hatten die Commissare nicht gerechnet. Entweder, hieß es, müßten es sich die Lady's gefallen lassen, mitten unter den Männern zu erscheinen, oder einen besondern Termin — zu bezahlen. Auf die Frage: wie hoch sich diese besondere Audienz anschlagen ließe? erfolgte die mäßige Forderung von 20 Pfund Sterling (130 Thlr.). — Die hiesigen Theater-Direktoren befleißigen sich eben nicht der Höflichkeit gegen einander, wenn sie in Streit gerathen. Nachstehendes ist die ultra-spartanische Correspondenz zwischen den Herren Rodwell und Elliston, Vorsteher des Adolphi- und des Drurylane-Theaters. Jener schrieb an diesen: „Mein Herr, ich vernehme, daß Sie die Dreistigkeit haben, sich hinter meine Bühne ein zu schleichen. Um Ihnen einen größeren Schimpf zu ersparen, habe ich den Thürstehern Befehl gegeben, das nächste Mal Ihnen die Wege zu weisen. Rodwell." — Die Antwort ist noch kürzer und derber: „Rodwell, ich habe eine Pfütze stürmen gesehen, ich habe ein Hündchen klaffen gehört, und sage nur so viel: daß ich über das Eine die Achsel gezuckt und über das Andere gelacht habe. Elliston." — Am Waterloo-Tage war großer Maskenball im Drurylane-Theater. Das Parterre wurde mit der Bühne gleich hoch geschroben, und das Ganze hatte das Panorama-Ansehen eines großen, auf Säulen ruhenden, durchbrochenen Tempels, mit Aussichten auf Feld, Flur und Meer. Die zu diesem Behuf neu eingerichtete Malerei bedeckte eine Oberfläche von 10,000 Quadrat-Fuß. Die königliche Loge war, wie bei dem ersten Erscheinen des Königs, geschmückt. In dem Hauptfelde, dem Parterre gegenüber, sah man das transparente Bild des Königs, mit einer Glorie von brillantirtem Feuer umgeben. Ihm gegenüber hing das ebenfalls transparente Bild des Herzogs von York. Rings herum glänzten die Transparents der Helden von Waterloo: sämmtlich von colossaler Größe. Das Fest begann mit einer Sieges-Ode und schloß mit dem „God save the King!" Hierauf wurde ein komisches Zwischenspiel aufgeführt: „Die blauen Teufel"; dann folgte ein Conzert, bestehend in einer Sammlung der bekanntesten Volkslieder; und hiernächst gab Mistriß Edwin die „Actress of all Work" (ohngefähr das, was in Deutschland „der Schauspieler wider Willen" ist), worin sie in sieben Rollen hinter einander auftrat. Auf die dramatischen Belustigungen folgte der eigentliche Masken-Ball und ein Abendessen für 4 — 500 Personen. Die Haupt-Masken waren: Bauern, Rechtsgelehrte, Straußer-Mädchen, Pilger, Balladen-Sänger, Juden, Quaker, Nachtwächter, Orange-Mädchen, Heumacher, Stubenmädchen, Fischfrauen, alte Jungfern, Hagestolze und dergleichen Lieblings-Charakter-Masken der Engländer. Der Saal wurde an diesem Abend drei Mal verändert und die Lustbarkeiten und Tänze dauerten bis 6 Uhr Morgens. S.

Während des russischen Feldzuges im Jahr 1812 hatte eine Russin, aus vornehmer Familie, sich in engere Verhältnisse mit einem französischen Offizier eingelassen. Der Rückzug des französischen Heeres hatte bald jenes Verhältniß abgebrochen, nicht aber die Neigung der Russin zu dem Gegenstand ihrer Liebe. Sie unternahm im Jahr 1815 die Reise nach Frankreich, ihn auf zu suchen. Es gelang ihr endlich, ihn in Lyon, als verabschiedet, im Schooße der Seinigen an zu treffen. Obgleich sie keinen Censen in ihm fand (wie er ihr damals eingebildet), war sie doch bereit, ihm ihre Hand zu reichen; das neue Ehepaar kehrte nach Rußland zurück, und sah jedes Jahr den kleinen Familienkreis sich mehren. Der junge Mann konnte sich aber nicht an die stete Abwesenheit von allen den Seinigen gewöhnen, und die Frau brachte es dahin, daß Vater und Mutter ebenfalls Frankreich verließen und in Petersburg, wo sich das junge Ehepaar aufhielt, ankamen. Die Verwandten der jungen Russin sahen aber sogleich, nicht ohne Groll, daß die guten ehrlichen Neuangekommenen nur ein Paar Künstler seyen, und hier also eine Mißheirath geschlossen war. Nähere Erkundigungen bestätigten ihren Verdacht, und jetzt wurde ihnen die ganze Angelegenheit höchst widrig. In Gefolge eines glänzenden Mahls starb plötzlich der junge Mann, ohne daß man den Grund dieses Todes erfahren konnte, und die Verwandten der Russin unterließen nichts, um die beiden alten Leute sich baldmöglichst wieder vom Halse zu schaffen. Dies fühlend, traten sie alsbald die Rückreise nach der Heimath an. Aber auf der russischen Grenze von Räubern überfallen, verloren sie Alles, und mußten sich jetzt weiter fortbetteln. Die Mutter überstand dies nicht, sie starb; nur der Vater behielt so viel Kraft, die Reise fort zu setzen, und muß in diesen Tagen in Lyon eintreffen. Obige Begebenheiten erzählt sein letzter Brief, der ihm voran gegangen. Die Lyoner Zeitung will den ganzen Hergang der Sache verbürgen. (Courier fr.)

Wie die großen Helden sonst die jungen Streiter, die sich im Kampf ausgezeichnet, zu Rittern schlugen, so umhing unlängst Demois. Mars (die berühmte Pariser Schauspielerin) die kleine Debutantin Leontine Fay, wegen ihres vorzüglichen Spiels, mit einem kostbaren Halsbande. (Miroir.)

Paris ist jetzt hinsichtlich des Vergnügens „verwittwet" (veuve de Plaisir); der große coiffeur Plaisir ist nach London gereiset zur Krönung des englischen Königs. (Miroir.)

Ein berühmter Prediger einer englischen Stadt zog durch seine schöne Predigt viele Leute in die Kirche. Auch ein Matrose ging neulich hinein und nahm Platz. Nach der Predigt kam die Stuhl-Vermietherin, sich einen Pence aus zu bitten. „Einen Pence!" fragt der Matrose; „wenn ich den hätte, wäre ich nicht hier!" (Miroir.)

Man fragte Fox einst: warum er die Minister so hasse? „Ich hasse sie nicht!" sagte er; „sie sind mir so lieb, wie die Frösche, wenn sie in ihrem natürlichen Element bleiben; aber sie müssen nicht in die Stube hüpfen und dort quaken wollen!" (Miroir.)

In einem neuen Stücke, „Orest", das neulich in Paris gegeben ward, fand das Publikum so viele Stellen, die aus andern bekannten Stücken entnommen waren, daß ein Paar Spaßvögel plötzlich anfingen zu rufen: „Halt den Dieb! Halt den Dieb!" (Miroir.)

Das Wort signes (unterzeichnen) kommt im Französischen davon her: weil ehedem selbst Adliche und Fürsten oft nicht schreiben konnten, sondern nur Kreuze machten, und der Canzlist dann die Aechtheit solcher Zeichen (signes) bestätigen mußte. Der Notarius schloß gewöhnlich mit der Formel: „Und hat der Edelmann erklärt, daß er nicht schreiben könne." (Miroir.)

Jemand, dessen Einfälle in der Regel Glück machen, behauptete kürzlich auch: „Die Sprache sey dem Menschen darum verliehen, um seine Gedanken zu verkleiden." (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 16. Juli. 113tes Blatt.

Züge aus dem Leben des Ali Pascha.

Gesammelt von Amalia Schoppe, geb. Weise.

1. Ali Pascha und der Sulioten-Hauptmann.

Unter allen griechischen Stämmen machten die Sulioten dem hinterlistigen Ali Pascha die Unterjochung am schwersten. Im Frühling des Jahres 1792 verbündete sich Ali mit mehreren andern Pascha's und Bei's gegen dies kriegerische Häuflein. Weit überlegen war er demselben, denn nur 1300 Mann vermochten sie zusammen zu bringen, um sich dem Tyrannen entgegen zu stellen, welcher sich in der Gegend von Paramythia gelagert hatte. Obgleich er anfangs wichtige Vortheile errang und die Sulioten in die Engpässe von St. Veneranda und Trypa zurück gedrängt hatte, wollte ihm die Besiegung derselben dennoch nicht gelingen. Als die heldenmüthigen Frauen von Suli die Gefahr der Männer sahen, eilten sie, unter der Anführung Moschos, der Gattin des Sulioten-Hauptmanns Tzabellas, herzu und fochten mit in den Reihen der Männer. Ein Theil von ihnen erstieg die Felsen des Engpasses und schleuderte große Felsstücke auf den Kern der Schaar Ali's, so daß sie zu weichen begann. Endlich war die Wahlstatt von den Sulioten erobert; mehr als 700 Türken deckten sie mit ihren Leichen: diesen schnitt man die Köpfe ab und bildete eine Pyramide zum Andenken des Sieges daraus. Ali schämte sich so sehr über seine Niederlage, daß er, vor Janina angelangt, den Befehl ertheilte: Keiner solle sich, bei Lebensstrafe, während seines Einzuges in den Gassen oder nur an den Fenstern zeigen, ja er verschloß sich vierzehn Tage in seinem Palast und gestattete Niemand, sich ihm zu nahen.

Da Ali sah, daß er die tapfern Sulioten wohl nimmer in offener Feldschlacht besiegen werde, nahm er zur List seine Zuflucht; er war Meister in ihr, wie in jeglicher Verstellungskunst. Aus den Fehlern, woran die Sulioten litten, aus ihrem Goldburst und ihrer Ruhmsucht, wußte er Vortheile zu ziehen und ihnen Schlingen zu bereiten. Er stellte sich, als sey er des Kampfes mit ihnen überdrüßig und wolle gegen die Bewohner von Argyro-Kastron, mit denen er in Mißhelligkeiten gerathen war, zu Felde ziehen; er suchte nun die Sulioten zu bereden, an diesen Feindseligkeiten Antheil zu nehmen und versprach ihnen in diesem Falle nicht allein reichen Sold, sondern auch beträchtliche Beute und Geschenke, wobei er ihnen wegen ihrer Tapferkeit die größten Schmeicheleien sagte. — Man nahm, obgleich noch immer mißtrauisch gegen den Tyrannen, diesen Vorschlag an, sandte ihm aber nur ohngefähr siebenzig Mann mit dem Hauptmann Tzabellas. Obgleich Ali den Hauptstreich mißlungen sah, so stellte er sich doch sehr freundlich und zuvorkommend gegen die Sulioten, gab auch, kurz nach der Ankunft derselben in seinem Lager, den Befehl zum Aufbruch gegen Argyro-Kastron. Man machte auf dem ersten Marsche zu Dzuza Halt; da umringte Ali die Sulioten mit seinen Türken, als Erstere eben die Waffen niedergelegt hatten, und nahm sie Alle gefangen: Keiner entging diesem Schicksal, das noch durch Ali's unverkennbare Absicht, in diesem Augenblick

Suli zu überrumpeln, trauriger und drückender gemacht ward. Der Tyrann änderte seinen Marsch und kam am Ufer des Thyamis an; da entledigte sich einer der gefangenen Sulioten seiner Bande, stürzte sich in den Fluß und schwamm, unter einem Kugelregen von Seiten der Türken, glücklich hinüber, um seinen Landsleuten die Nachricht von der sie bedrohenden Gefahr zu bringen, welche sich in aller Eile waffneten und den Türken so kräftig entgegen kamen, daß Ali das Zeichen zum Rückzug gab. Voll Ingrimm ließ er bei seiner Ankunft in Janina die gefangenen Sulioten in Kerker werfen, und diese erwarteten standhaft den nahen Tod. Nachdem sie so einige Monate unter Furcht und Erwartung gelebt hatten, ward ihr Hauptmann Tzabellas zu Ali beschieden und dieser sprach zu ihm: „Christ!“ (die Sulioten sind griechische Christen) „Dein und der Deinen Leben ist in meiner Hand; Du mußt des grausenvollsten Todes sterben, wenn Du nicht Deine Vaterstadt in meine Hände lieferst; geschieht dies aber, so mache ich Dich reicher und mächtiger, als es nach mir irgend Einer in Albanien ist; nun wähle!“ — Tzabellas erwiederte ihm hierauf gefaßt: daß er in Ketten ein so großes Werk nicht verrichten könne; gestattete er ihm aber die Freiheit, so wolle er es schon vollenden; zum Beweise, daß er es aufrichtig meine, lasse er ihm seinen einzigen Sohn (der sich mit unter den gefangenen Sulioten befand) als Geißel zurück. — Diesen Vorschlag nahm Ali Pascha an und ertheilte dem Hauptmann die Freiheit, welcher ihm jedoch, sobald er in der Heimath sich in Sicherheit befand, folgenden Brief schrieb:

„Glück wünsche ich mir, Ali Pascha, den größten Betrüger betrogen zu haben. Ich werde mein Vaterland gegen Dich zu vertheidigen wissen. Ob auch mein Sohn sterben muß; meine Rache soll Dich treffen, ehe ich in das Grab hinab steige. Einige Dir ähnliche Türken haben mir sagen lassen: ich sey ein unbarmherziger Vater, weil ich den Sohn für meine Freiheit geopfert hätte; aber sprich selbst, würdest Du ihn und alle Bewohner Suli's nicht haben erwürgen lassen, wenn Du Dich unserer Berge bemächtigt hättest? Wir sind jetzt frei und können noch siegen: auch läßt mir meine Frau, die noch jung ist, die Hoffnung, Vater anderer Kinder zu werden. Sollte es mein Sohn bedauern, zum Heil des Vaterlandes als Opfer zu fallen, so wäre er nicht werth, mir an zu gehören. Vollende denn Deine Verbrechen; es sehnt sich nach Rache Dein geschworener Feind: Tzabellas.“

Dieser Brief, würdig eines Hellenen der Vorzeit, erschütterte den Tyrannen, und er wagte es nicht, die Hand an Photo, des Tzabellas Sohn, noch an die übrigen gefangenen Sulioten zu legen, ja nach drei Jahren sah sich Ali Pascha sogar gezwungen — denn wüthend verfolgte ihn der Sulioten-Hauptmann mit den Seinen — Photo und die übrigen Gefangenen wieder heraus zu geben. — Photo starb im Jahr 1810 als Major in französischen Diensten und Tzabellas erlebte die Unterjochung der geliebten Vaterstadt nicht, denn so lange er athmete, wußte er den Unterdrücker in Furcht zu erhalten.

2. Suli's Fall und der Polemarch Samuel.

Endlich war es Ali durch List und Gewalt gelungen, die Engpässe, die nach Suli führten, zu besetzen, und die unglücklichen Bewohner desselben litten den furchtbarsten Mangel. Alle Vorräthe waren, trotz der größten Sparsamkeit und Vorsicht, gänzlich verzehrt, und selbst an den ekelhaftesten Nahrungsmitteln, womit sich die Unglücklichen bisher hingehalten hatten, fehlte es endlich ganz und gar. Dazu war ihre Zahl, durch häufige Ausfälle und Krankheiten, sehr zusammen geschmolzen und ihr Kampf gegen die siegreichen Türken nur noch Verzweiflung. Mit den Waffen in der Hand zu sterben, blieb ihre einzige Hoffnung, und dazu ermahnte sie ihr Polemarch Samuel, ein würdiger Diener Gottes, nachdem sie vergeblich vereint Tage und Nächte auf den Knieen zu Gott um Rettung gefleht hatten. — Bei dem letzten entscheidenden Angriff auf Suli bemächtigten sich die Türken eines Hauptpostens, des von Kako Suli. Die Christen ergriffen jetzt zum ersten Mal die Flucht, welche der Polemarch Samuel mit wenigen Leuten, aber voll unerschütterlicher Tapferkeit, deckte. Kämpfend zog sich der Priester mit seinem kleinen Häuflein bis zu dem letzten Posten zurück, wo das Pulver-Magazin lag. An diesem Orte forderte er die Seinen zum letzten, muthigen Todeskampf auf, und, gehorsam seinem Willen, fanden ihn Alle nach fast übermenschlicher Gegenwehr. Samuel allein war zurück geblieben: ruhig sah er die Feinde auf sich zukommen und zog sich in das Arsenal zurück, welches sofort sich mit Türken anfüllte. Jetzt war der ersehnte Augenblick für den Helden gekommen; schnell zündete er das im Gebäude befindliche Pulver an und sprengte sich mit 600 Türken in die Luft.

(Der Schluß folgt.)

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Gleicher Glaube an Zeichen und Wahrsagung bei den Indiern.

Auch die Indier glauben fest, wie Pavi erzählt, an Vorhersagungen, an die Wirksamkeit der Talismane und Amulette oder mit gewissen Charakteren und Formeln beschriebener Zettel, welche sie entweder um den Arm binden, oder am Halse, auch wohl am Gürtel tragen. Wenn Jemand ihrer Leichtgläubigkeit spottet,

so lachen auch sie ihrer Seits über die Unwissenheit des Fremden oder verwundern sich wenigstens, wie es möglich sey, an so zuverlässigen und durch die vollgültigsten Beweise bestätigten Thatsachen zu zweifeln. Ferner glauben sie an die Existenz und Macht bösartiger Geister, welche sich in Seen, auf Bergen, in gewissen bezauberten und heiligen Wäldern aufhalten und sie bewohnen; so auch an Dämone von mancherlei Art und Charakter, die von Zeit zu Zeit in menschliche Körper fahren und darin ihr Wesen treiben, und die man unter allerlei Ceremonieen aus den Besessenen aus zu treiben sucht.

Der allgemeine, tief eingewurzelte Glaube der Indier an glückliche und unglückliche Tage ist ein anderer, nicht minder wichtiger Umstand, der sie mit immerwährender Angst und Besorgniß erfüllt. Keiner unternimmt eine Reise, ohne vorher den Braminen um Rath zu fragen, welcher das Buch besitzt, worin die Tage und Stunden aufgezeichnet sind, an welchen der Indier ausgehen oder verreisen darf. Nur an diesen verreiset er. Hat er sich nun auf den Weg gemacht, und es begegnen ihm gewisse Thiere, oder gewisse Vögel nehmen einen andern Flug als gewöhnlich, oder es ereignen sich sonst Vorbedeutungen, so muß er augenblicklich umkehren und sich bis zu einem günstigeren Zeitpunkt gedulden. Auf ähnliche Umstände hat er auch bei dem Heirathen, Bauen, Handeln, Säen, kurz bei allen, auch den unbedeutendsten Geschäften Rücksicht zu nehmen.

So oft ein Kind auf die Welt kommt, schlagen die Braminen ihre astronomischen Tafeln nach, prophezeien ihm sein zukünftiges Geschick aus der Constellation der Gestirne, und merken zu dem Ende sorgfältig die Stunde und den Augenblick seiner Geburt an. Die gelehrtesten unter ihnen verfertigen Almanache oder Kalender (Pangiama), und schicken sie aus den Haupt-Provinzen in die minder bedeutenden, wo man sie abschreibt. In diesen Kalendern stehen die Sonnen- und Mond-Finsternisse, die Festtage, die merkwürdigen Begebenheiten, welche in demselben Jahre vorkommen; auch sind die glücklichen und unglücklichen Tage angegeben. Ein großer Theil der Braminen lebt bloß davon, daß sie Tag für Tag zu vornehmen und reichen Personen gehen und ihnen aus diesen Kalendern vorlesen.

Die Mond-Finsterniß und die Mahratten.

„Den dreißigsten April (1809)" — so erzählt der Engländer Broughton, welcher sich in dem Lager der Mahratten befand — „war in aller Frühe eine Mond-Finsterniß. Das ganze Lager ertönte von Geschrei, von Trommel- und Trompeten-Klang. Nach der gewöhnlichen Meinung der Hindus greift ein Ungeheuer, Rahu genannt, den Mond an, und um es weg zu treiben machen sie diesen Lärm. Während der Mond-Finsterniß ist dem Hindu auferlegt, Almosen aus zu theilen, und eine Rupie, in dieser Zeit verschenkt, wird für wirksamer geachtet, als hundert zu jeder andern Zeit vertheilte. Lange vor drei Uhr war das Lager mit Bettlern aller Art angefüllt. Andächtige halten strenge Fasten, welche sie nicht eher brechen, als bis sie den Mond ganz unbeschattet sehen. Unglücklicher Weise blieb er jetzt verfinstert, so daß diese Frommen nichts genießen konnten, bis sie ihn am folgenden Abend wieder im vollen Glanze aufsteigen sahen.

Weiber-Opfer in Indien.

Ein Bericht über die Anzahl von Weibern, die innerhalb sechs Monaten in der Nachbarschaft von Kalkutta lebendig mit den Leichen ihrer Männer verbrannt worden sind, giebt einen Begriff von der Menge der unglücklichen Opfer, die noch fortdauernd der Aberglaube jährlich in Indien bringt. Seit dem Anfange des Bysakh (15ten April) bis zu Anfang des Aswin (15ten Oktober) 1804 wurden in einem Umkreis von 30 englischen Meilen oder sechs Stunden um Kalkutta herum lebendig verbrannt: ein hundert und funfzehn Weiber. — Nach einem Bericht vom Jahre 1803 bestand die Anzahl der während dieses Jahres lebendig verbrannten Weiber im Umkreis von 30 englischen Meilen in zwei hundert und fünf und siebenzig Opfern. (Diese Angaben liefert Buchanan.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Die Franzosen haben den Geschmack auf mehrere Weise definirt. Die Marquise von Saint-Lambert versteht darunter: die auf Weisheit und Erfahrung gegründete Kenntniß des Schicklichen, verbunden mit dem Gefühl des in allen Dingen zu beobachtenden Maaßes. — Voltaire beschreibt den Geschmack, und nennt ihn: das schnelle Urtheil eines zartfühlenden Geistes. — Herr v. Chateaubriand sagt: der Geschmack ist der gesunde Verstand des Genies. (Vielleicht besser: der Mutterwitz des Genies.)

Ein Elegant aus der Provinz schrieb an seinen Kleidermacher in Paris: „Schicken Sie mir eine vollständige Kleidung, und nehmen Sie die Maaße am Apoll von Belvedere im Museum."

„Wie gefällt Ihnen die Sonate?" fragte in einem Liebhaber-Concert ein entzückter Franzose den Baron von Gleichen, dänischen Gesandten in Paris. „Ist sie nicht ganz vortrefflich? Und wie schwer die Ausführung!" — „Ich wollte", entgegnete der Baron, „die Ausführung wäre unmöglich!" (Auf manche neue Oper anwendbar.)

Der Erste, der Gott seinen Vater genannt, ist in meinen Augen der tiefste Philosoph gewesen.

In der Leidenschaft handeln, heißt während des Sturmes die Segel auslegen. T. L. Secha.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Wie in der merkantilischen herrscht auch in der literarischen Welt jetzt hier eine weit größere Thätigkeit als sonst. Die meisten neuen oder in verbesserter Gestalt wiederkehrenden Fix-Sterne und Planeten gehen auf in dem Arnoldschen Sternbilde. Zu den ersteren gehören diesmal vorzüglich Theodor Hell's „Lyra-Töne“, zwei Bände mit sechs trefflichen allegorischen Kupfern. Die meisten dieser Töne sind zwar schon aus Zeitschriften bekannt; allein „ein gut Lied“, sagt ja das Sprichwort, „singt man gern zwei Mal!“ — und, ob bekannte, ob unbekannte Töne, sind sie gewiß jedem, dem wackeren Sänger verwandten Geiste und Herzen, sehr willkommen. Es herrscht darin eine wohlthuende Innigkeit und Wärme, ein lebendiges Streben nach dem Unsichtbaren und Höchsten, ein gewandtes Erfassen des Lächerlichen, leichte Darstellung des Komischen, eine fließende Erzählungs-Gabe und die geschickteste Benutzung des Gegebenen oder Vorhandenen. Die Eintheilung in: 1) Töne der Andacht; 2) Töne der Liebe; 3) Töne der Freundschaft; 4) Töne der Betrachtung; 5) Töne der Mittheilung; 6) Töne des Scherzes und 7) Variationen, ist treffend und einladend. Unter den übrigen, gegen dreißig neuen Verlags-Artikeln der Arnoldschen Buchhandlung erscheinen im ästhetischen Fache die beliebten Namen: Clauren, G. Schilling und St. Schütze, und aus andern Fächern die bewährten oder aufkommenden: Cotta, Ficinus, Hahnemann, v. Liechtenstern, Mohs (der Nachfolger Werners in Freiberg), Hasse, Reichenbach u. s. w.; von Uebersetzungen aber: d'Aubuisson de Voisins „Geognosie“ durch Wimann; „Anastasius Reise-Abentheuer eines Griechen“ durch den eben so sprachkundigen als gutschreibenden Lindau; Clement's „Versuch über die reitende Artillerie“ durch v. Hoyer u. s. w. Im Hilscherschen Sternbilde glänzen am hellsten: Tieck's „Gedichte“ in drei Ausgaben, wovon der erste Theil erschienen ist. Genannte Handlung, sonst nur auf den Verlag in Zinn gestochener Noten beschränkt, bewegt sich seit mehreren Jahren recht lebendig. Auch scheint ihr „Litterarischer Merkur“, wenn nicht gerade im Höherfliegen, doch mehr im Stehen als Vergehen sich zu befinden; nur sollte er das Necken Vespertinens unterlassen, denn die spröde und kluge Jungfrau antwortet ihm nun einmal nicht; das muß ihm doch endlich einleuchten. Die Walthersche Hof-Buchhandlung setzt, neben ihrem früheren soliden Verlag, den Winkelmann gehörig fort, und die Hinklersche Buchhandlung ist am stärksten in Musikalien. Die Begersche Buchhandlung beschränkt sich meist auf Sortiments- und Kunsthandel. Noch muß ich, hinsichtlich der Arnoldschen Buchhandlung, erwähnen: daß diese durch einen im Würtembergischen — ich glaube bei dem, in seinem unredlichen Gewerbe leider noch immer nicht gestörten Macklot — veranstalteten Nachdruck der, von Blöde übersetzten „Mineralogie des Schweden Berzelius“ einen bedeutenden Verlust erlitten hat, indem die meisten ins südliche Deutschland versendeten Exemplare jenes trefflichen Werkes, eben jenes schändlichen Nachdrucks wegen, den Krebsgang in die so höchst solide Verlagshandlung genommen haben. Es giebt doch viel Unbegreifliches in der Welt; zu dem Unbegreiflichsten aber gehört gewiß: daß das sonst so ehrliche, billige, gerade und rechtliche Deutschland etwas so Diebisches, Unbilliges, Hinterlistiges und Unrechtliches dulden kann, als den Nachdruck. Wir hoffen aber, daß diejenigen deutschen Staaten, welche eine solche Unbill gesetzlich verboten, wie Preußen, Sachsen, Bayern, Hessen u. s. w., auch gewiß Alles aufbieten, um es zu hindern, daß in andern Bundes-Staaten nicht geschehe, was in den übrigen, und mit Recht, als offenbare Spitzbüberei hoch verpönt und den rechtlichen Buchhändlern so sehr schädlich ist. — Mit der, erst seit einigen Monaten hier errichteten Sparkasse geht es immer besser. Die Zahl der Theilnehmer wächst mit jeder Woche, und die Fälle, daß Rückzahlungen verlangt werden, sind äußerst selten: ein Beweis für Sparsamkeit sowohl, als für eine gewisse Wohlhabenheit auch der geringeren Stände. — Unser Elbhandel nimmt bedeutend zu und unsere Staatspapiere haben nie besser gestanden als jetzt. Einige Kaufleute — und zwar Materialisten, auf welche die englischen Stahl- und Woll-Waaren keinen Einfluß haben — sind ausgetreten; das liegt aber weniger in dem gesunkenen Handel, als in dem gestiegenen Luxus, welchem man sich immer gleich stellen will, auch wenn man die Kräfte nicht dazu hat. Uebrigens ist es mit austretenden Kaufleuten, wie mit austretenden Gewässern, welche über ein Kleines und aber über ein Kleines doch wieder im alten Strombette gehen. — Am Kunsthimmel blinkt vom weiten, wie es scheint, ein herrlicher Stern. Die königliche Kapelle soll, wenn anders der König es genehmigt, willens seyn, große Conzerte zu organisiren. Kommt dies zu Stande, was bleibt dann dem musikliebenden Fremden hier noch zu wünschen übrig — die katholische Kirche, die italienische und deutsche Oper, große Conzerte — welche Genüsse! — y

Königsberg. Am ersten Pfingsttage wüthete ein Sturm über sieben Stunden und riß eine Menge Bäume in unsern Promenaden und Gärten um. Außerhalb der Stadt soll der Schaden bedeutend gewesen seyn. Unsere aus der Stadt führenden Landstraßen, die über die Maaßen schlecht und vernachlässigt sind, werden nur noch durch die, an die Seiten derselben gepflanzten Weidenbäume erhalten; diese bedürfen viel Feuchtigkeit und ziehen die Nässe der Fahrstraße in ihren Wurzeln ein. Die Weide aber trotzt selten einem harten Sturm — der doch bei uns nichts Seltenes ist — da ihr Stamm früh fault und hohl wird. Ueberhaupt können wir Ostpreußen gerechte Klagen über Landstraßen und Steinpflaster in den Straßen führen. Der einzige Weg nach Brandenburg zu ist zur Hälfte mit einer guten Chaussee versehen, alle übrigen Wege sind und bleiben schlecht und ungebessert. Tiefe Löcher und große Steine liegen oft mitten im Wege; aber ausgefüllt und fortgeschafft wird nichts, wenn man es nicht strenge gebietet. — Die gewöhnlichen vierwöchentlichen Landwehr-Uebungen haben bereits begonnen, und dadurch ist die Stadt jetzt um vieles lebhafter als sonst. Der Handel will sich noch immer nicht heben. — Die Gebrüder Bender, erste K. K. russische Hof-Clarinettisten, haben ein Conzert hier gegeben und das zweite angekündigt. Ihre Fertigkeit und zarte Behandlung des Instruments ist einzig und wahrscheinlich in diesem Grade noch nie (?) von andern Künstlern erreicht worden. Mad. Milder-Hauptmann will Ende Juli zu uns ihren Gesang tragen. Gott gebe, daß zu der Zeit auch unsere wandernde Schauspieler-Gesellschaft hier eintrifft, damit wir Mad. Milder auf der Bühne bewundern können; denn unser Ball- und Conzert-Saal ist sehr eng und faßt nur eine kleine Zahl ruhiger Zuhörer. Das Beschwerlichste ist jedoch bei diesem Saale, daß sehr oft (und auch wieder bei dem Conzert der Herren Bender) der Eingang nahe am Orchester angeordnet ist, obgleich ein sehr bequemer am Ende des Saals, dem Orchester gegenüber liegender Eingang, der überdem jede Störung abwendet, befindlich ist, aber nur zu den Bällen benutzt wird. (Hr. Musik-Direktor Riel hat ihn zu seinen Conzerten einige Mal auch benutzt.) — Außer den Garten-Conzerten hatten wir hier in der katholischen Kirche die Aufführung einer Messe zu hören, die aber wahrscheinlich nur ein Versuch seyn sollte, denn die Executirung der Vocal- und Instrumental-Musik war höchst kläglich. Bei einer andern Musik in benannter Kirche sangen, zur Feier einer Einsegnung, mehrere Damen israelitischen Glaubens mit. Als Zeichen der Aufklärung unsrer Israeliten zeige ich Ihnen noch an, daß am 5. Juni mehrere erwachsene Mädchen dieses Glaubens, in Gegenwart des evangelischen Consistoriums und vieler christlichen und israelitischen Zuhörer in der Synagoge förmlich eingesegnet wurden. Die Prüfung geschah mehrere Tage vorher in Gegenwart des evangelischen Bischofs von Preußen. B.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 18. Juli. 114tes Blatt.

Kindes-Lied.

Stand einst zwischen Frühlings-Rosen,
Kind noch, an dem frühen Morgen,
Fühlte mich wie neugeboren,
Blickte sehnend bald nach Oben,
Bald nach hellem Morgenrothe,
Das mit Gluth den Wald umzogen;
Wollte sprechen, doch nicht konnte
Zu der Vögel buntem Chore
Stimmen ich mit leisem Tone.
So von Außen zugeschlossen,
Klang's im Innern mir harmonisch,
Wie wenn tausend Vöglein golden
Säßen in des Herzens Throne.
Und ich kniete auf den Boden,
Aufwärts schauend in der Wonne,
Stammelte mit scheuem Tone
Meines ersten Liedes Worte:
Von Gott Vaters weiser Hoheit,
Der die Welt so schön geformet,
Der uns Frühling schenkt' und Sommer,
Der mich Kindlein auferzogen,
Gleich den Englein sich zum Lobe —
Daß in linder Andacht Strome
Mir Besinnung schwand und Odem.

J. B. Rousseau.

Züge aus dem Leben des Ali Pascha.

3. Die drei jungen Märtyrer.

Ali's Wuth konnte sich nicht sättigen am Blute der unglücklichen Sulioten; seine Raserei schien in Wahnsinn aus zu arten, denn nicht aus zu sprechen sind die Greuel, die er an den unschuldigen Gegenständen seines Hasses, an Greisen, Weibern und Kindern verübte. Man bot einigen Sulioten das Leben an, unter der Bedingung: ihren Glauben ab zu schwören und zum Muhamedismus über zu treten; aber nicht Einer konnte sich zu solcher Verrätherei entschließen. Gespießte Sulioten hörte man unter gräßlichen Schmerzen und in der bitteren Todesnoth noch den Namen Gottes und seinen heiligen Willen preisen; nichts aber war rührender, als der Anblick dreier Kinder, die man zum Tode führte. Sie waren Geschwister; das älteste, ein Knabe, war ohngefähr vierzehn Jahr alt; seine Schwester, die einen jüngeren Bruder an der Hand führte, vielleicht eilf. Ein Haufe rasender Derwische umtanzte diese rührende Gruppe und schleppte sie nach den Platanen von Kolo Tschesme, dem gewöhnlichen Richtplatz in Janina: denn dahin hatte Ali die letzten unglücklichen Suliotischen Schlachtopfer zur Sättigung seiner Rache bringen lassen. Auf der Richtstätte angelangt, warf sich das Mädchen auf die Knie und hob Augen und Hände zum Himmel empor; so rollte der Kopf ihres jüngsten Bruders vor ihr hin, während der ältere mit einem hungrigen Bären kämpfte, dem man ihn preis gegeben hatte. Kein Laut der Klage oder des Jammergeschreies entfuhr den Lippen des Mädchens, und nur die Worte hörte man von ihr: „Vater der Barmherzigkeit! Gnädiger Gott! Gott der Schwachen! Heilige Himmelskönigin, habt Erbarmen mit meinen Brüdern! Jesus Christus, nimm dich deiner armen Kinder an!“ — Nach diesen letzten Worten fiel auch ihr Kopf und ausgelitten hatten die drei kleinen Märtyrer!

4. Ali Pascha's Verrath und Hinterlist.

Die Grausamkeiten, deren dieser furchtbare Mann sich zu Schulden kommen lassen, lenkten schon früher die Aufmerksamkeit der Pforte auf ihn, und seine zahlreichen Feinde zu Constantinopel wußten es durch eine aufgefangene Correspondenz von ihm zu bestätigen, daß er mit einer der Pforte feindlichen Macht in Unterhandlungen getreten sey. Ueberdies beschuldigte man ihn des Verbrechens, sich unabhängig machen und zum Herrn Griechenlands aufwerfen zu wollen. Dieser Plan, so thörig er auch schien, beunruhigte den Großherrn und den Divan, und man forderte den Beschuldigten auf, sich zu verantworten oder sich zur Strafe zu stellen. Ali Pascha leugnete Alles, schwur die mit seinem Petschaft versehene Correspondenz ab und erbot sich, zu Janina seine Unschuld zu beweisen, wenn man dort jene Sache untersuchen wolle. Sultan Selim schickte also einen Kapigi Bachi zu dem Verräther, um die genauesten Nachforschungen an zu stellen, und dieser kam mit dem ernsten Willen, den Angeklagten nicht entschlüpfen zu lassen. Bei seiner Ankunft legte er dem Pascha die schriftlichen Beweise von seiner Untreue vor und fragte ihn: ob er sein Siegel leugnen könne? Ali gestand: es sey das seine, behauptete aber, man habe es ihm entwandt, um ihn damit ins Verderben zu stürzen, und er wolle den Thäter wohl heraus bringen, wenn man ihm nur Zeit dazu gestatte. Diese ward ihm gewährt. — Jetzt rief Ali einen Griechen zu sich, von dem man glaubte, daß er sehr in seiner Gunst stände, weil er ihm mit Vertrauen begegnete, und sprach zu diesem: „Immer habe ich Dich geliebt, mein Sohn; jetzt ist der Augenblick da, mir Deine Dankbarkeit zu zeigen; ich nehme Dich von heut zum Sohne an und mache Deine Kinder zu den meinen; mein Haus soll Dein Haus seyn, und zum Lohn für Alles dieses fordere ich nichts von Dir, als daß Du Dich vor dem Kadi von Mekeme, wohin Du augenblicklich entfliehen mußt, dazu bekennst, mir mein Siegel entwandt und auf gewisse Papiere gesetzt zu haben." — Diesen verrätherischen Worten fügte er die größesten Betheuerungen seiner ewigen Huld und Gnade hinzu, und suchte den unglücklichen Griechen davon zu überzeugen: daß es Keiner wagen würde, ihm irgend ein Leid zu thun, da er ihn beschütze. Trotz diesen Reden begriff der Grieche die Gefahr, worin er schwebte, sehr wohl; was sollte er aber thun, da er sich in der Gewalt des Ungeheuers befand und wußte, daß es eine Unmöglichkeit sey, ihr zu entfliehen? Er willigte also in das Verlangen Ali's, ließ seine Familie als Geißel seines Gehorsams, und begab sich eiligst nach Mekeme, während Ali zum Kapigi Bachi ging und ihm anzeigte, er habe endlich das höllische Complott gegen sich entdeckt. „Es ist das Werk eines Menschen, den die Feinde des Reichs besolden; jetzt ist er jedoch in meiner Gewalt, begebt Euch nach Mekeme und laßt ihn vor Gericht vernehmen, damit meine Unschuld an den Tag komme!" — Der Kapigi Bachi begab sich auf diese Anzeige nach Mekeme, wo der Grieche zitternd vor dem Tribunal erschien, das ihn fragte: „Kennst Du diese Handschrift?" — „Sie ist die meine." — „Wem gehört dieses Siegel?" — „Ali Pascha, meinem Herrn." — „Wie ist es unter diesen Brief gekommen?" — „Herr, ich setzte es darauf, das Vertrauen meines Herrn mißbrauchend, der es mir zuweilen gab, um seine Befehle damit zu besiegeln." — „Gut, nun tritt ab!"

Voll Unruhe, wie die Sache gehen werde, hatte sich Ali selbst auf den Weg gemacht. Zu Mekeme im Gerichtshofe angelangt, gab ihm jedoch sein Buluk Bachi durch ein Zeichen zu verstehen: daß Alles gut gegangen sey, und in diesem Augenblick trat der Grieche aus dem Gerichte. Der Buluk Bachi versicherte sich seiner sogleich und die Sbirren erhoben ein so lautes Geschrei, daß sie die Stimme des Unglücklichen gänzlich übertäubten, den sie an einem Pfahl im Gerichtshofe auf der Stelle erhenkten. Jetzt begab Ali sich nach dem Gerichts-Saal, angeblich um sich seinen Richtern zu stellen, wo man ihn dann mit dem Rufe empfing: daß seine Unschuld erwiesen sey. „Wohl!" entgegnete er kalt; „der Verräther ist auch schon nicht mehr! So müssen alle Feinde des Großherrn enden!" — Man nahm jetzt von diesem Vorgange ein Protokoll auf, und Ali fügte demselben ein Geschenk von funfzig Beuteln für den Kapigi Bachi hinzu, der nun befriedigt abzog und auch noch reiche Geschenke für den Divan mitbrachte.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Die lebendig verbrannte indische Wittwe.

Mit den folgenden Worten berichtet ein älterer, aber sehr guter Beobachter, der Holländer Haafner, als Augenzeuge, eine solche Greuel-Scene besonderer Art.

„Wir kamen um drei Uhr in dem Dorfe an, und fanden bald das Haus der Unglücklichen. Sie saß vor ihrer Hausthür unter einer Art von Thronhimmel, umringt von einigen Frauen und Männern, wahrscheinlich ihren Blutsverwandten, welchen sie von Zeit zu Zeit Betel austheilte, während sie, lautlos, immerfort die Lippen bewegte, wie eine Person, welche betet. In ihrem ganzen Wesen war nicht die mindeste Spur von Angst oder Furcht zu bemerken; sie schien vollkommen ruhig und gefaßt. Dem Ansehen nach nicht über 28 Jahre alt, hatte sie eine liebenswürdige sanfte Gesichtsbildung bei einer wohlgebauten Leibesgestalt. Innig gerührt verließ ich sie, um mit Bequemlichkeit die

Grube zu besehen, in welche sie sich stürzen sollte, weil ich befürchtete, später keine Gelegenheit mehr hierzu zu finden.

Hindu's von der oberen Caste rühren keine Leiche an, weil sie sich dadurch verunreinigen würden; daher geben sich nur die verächtlichsten Zünfte mit der Besorgung, Bestattung und Verbrennung der Todten ab. Anders ist es, wenn eine Frau sich mit ihrem verstorbenen Manne verbrennen läßt. Dies gilt für ein heiliges Werk, bei dem es verdienstlich ist, mit Hand an zu legen. Hier wird weder ein Schuster, noch ein Todtengräber, oder sonst Jemand von der niedrigsten Classe zugelassen.

Ich fand die Grube eine kleine Viertelstunde von dem Dorfe auf einer Ebene. Sie mochte 10 Fuß lang, 8 Fuß breit und eben so tief seyn. Man war eifrigst damit beschäftigt, Holz hinein zu werfen, um die schreckliche Kohlengluth zu vermehren und zu unterhalten. — Nicht lange nachher hörte ich das Getöse der Musik, welche die Annäherung des Schlachtopfers verkündigte. Dieselben Personen, welche bei ihr vor der Thür gesessen hatten, begleiteten sie auf diesem Zuge. Sie trug eine mit Gewürz-Nelken besteckte Limonie in der Hand, welche bei den Hinduschen Frauenzimmern die Dienste der wohlriechenden Wasser versieht, und woran sie zuweilen roch.

Der ganze Zug begab sich nun mit ihr nach dem nahen Teiche. Ehe sie zu demselben kam, legte sie all ihren Schmuck und ihr Geschmeide ab, vertheilte es unter einige ihrer Begleiterinnen, und nachdem sie sich dann gebadet und gereinigt hatte, hüllte sie sich in ein weißes, kattunenes Kleid, das in Curcuma getaucht war. In diesem Aufzuge näherte sie sich mit feierlichem Gange, mit erhobenem Haupte, gleichsam im Triumphe, unter dem Schalle der Musik, begleitet von einigen Braminen, die ihr durch Lobgesänge Muth einsprachen, der Feuergrube, die man in der Zwischenzeit mit hohen Matten umgeben hatte, damit die sich Opfernde nicht durch den allzu frühen Anblick der Gluth erschreckt würde Am Rande der Grube lag die entseelte Leiche des Mannes auf einer Bahre. Die Wittwe blieb eine Weile vor derselben stehen, blickte mit einer Miene voll der bittersten Wehmuth die Leiche an, schlug sich vor die Brust und weinte laut. Endlich machte sie eine Verbeugung vor derselben und ging drei Mal um die Grube herum, indem sie jedesmal, wenn sie an ihrem entseelten Gatten vorbei kam, die Hände vor den Kopf hielt und sich tief verbeugte. Dann blieb sie dicht vor ihm stehen, wandte sich an ihre Freunde und Verwandten und nahm, so viel ich bemerken konnte, ganz ruhig von denselben Abschied. Man überreichte ihr hierauf einen Topf mit Oehl, wovon sie zuerst einen Theil auf die Leiche goß und nachher den Topf auf den Kopf nahm, indem sie drei Mal mit lauter Stimme: Narsina! (ein Name des Wischnu) ausrief. Nun wurde schnell die Matte von der Grube weg genommen, die Leiche hinein geworfen und furchtlos sprang die Wittwe ihr nach in den glühenden Feuerpfuhl, unter einem fürchterlichen Geschrei der anwesenden Weiber und dem betäubenden Geräusch der Musik, während jeder von den Umstehenden den Feuerbrand, den er zu dem Zwecke in der Hand hielt, ihr nachwarf, so daß sie in einem Augenblick davon bedeckt war. — Ich schauderte, als ich die Unglückliche hinab springen sah und konnte mich lange nicht von dem Schrecken erholen. Einen solchen Eindruck hatten ähnliche Trauer-Scenen nicht auf mich gemacht, als ich in dem südlichen Theil der Küste Coromandel und anderwärts einige Wittwen nach der dort üblichen Art verbrennen sah; wo nämlich die zum Opfer bestimmte Wittwe auf einen Holzstoß steigt, die Leiche ihres Mannes in die Arme nimmt und dann, nachdem man sie mit allerlei Brennmaterialien umgeben hat, mit derselben verbrannt wird."

Doch widerspricht dieser Berichterstatter dem Glauben, als ob Wittwen zu dieser Aufopferung gezwungen würden. Unter tausend Hinduer der höheren Casten, sagt er, die jährlich sterben, ist oft kaum Einer, dessen Wittwe sich mit seiner Leiche verbrennen läßt, und dies geschieht dann gewöhnlich aus Verzweiflung wegen ihrer traurigen Lage, zuweilen aber auch aus innigster Liebe zu dem Verstorbenen. Man hat sogar Beispiele genug, daß öffentliche Tänzerinnen sich mit ihren verstorbenen Liebhabern freiwillig verbrennen ließen. Nur dann, wenn die Wittwe zuvor ein Gelübde gethan und dieses durch ein feierliches Opfer bekräftigt hat, wird sie im Weigerungsfalle beschimpft und aus der Caste gestoßen. Dann gebieten die heiligen Bücher, ihr den Kopf mit Eselshaaren zu waschen, sie, rücklings auf einem Esel sitzend, aus ihrem Wohnort zu führen, und aus diesem, so wie aus der ganzen Landschaft, auf ewig zu verbannen. (Wird fortgesetzt.)

A n e k d o t e.

Als man in B—g Müllner's „Schuld" zum ersten Mal aufführte, sagte ein Jude: „Ey, die Direktion fängt schon mit der Schuld an; Andere hören doch nur damit auf!" D.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Die wiederholten Vorstellungen von Houwald's Trauerspiel: „Das Bild" mahnen uns an, auch unsere Ansicht über diese neue Dichtung nicht zu verschweigen, nachdem schon manche andere sich vernehmen ließ und — es findet ja auf Erden selbst das Gute und Schöne nur im Kampf seine Anerkennung — auch mancher Streit rege wurde. Von der diktatorischen Willkühr, die auf jener Seite obwaltet, wo man in eigen bestimmter Machtvollkommenheit meint: daß dort keine Kränze

mehr gewonnen werden dürfen, wo sie die übrigen nahm, wenden wir uns jedoch ab, bedauernd die Parteiung, welche mit vergiftendem Hauche gar oft Blüthen zurück schreckt, die im mageren Nachwuchs auf dem ziemlich öden dramatischen Boden sich endlich wohl bis zur Frucht erzogen hatten. Nur da allenfalls in — hoffentlich gerechten, wenn auch nutzlosen — Eifer gerathend, wo neuere Erzeugnisse entweder in herab ziehender Richtung oder mit Ideen sich zeigen, die unsere, mit allen möglichen Schwächen geimpfte Zeit noch immer thatloser für höhere Zwecke macht, heißen wir dagegen Alles willkommen, was aus einem Geiste hervor geht, der sich dem Herzen nicht entfremden mag, und so freuen wir uns besonders über Houwald's Dichtungen, die, wenn sie freilich an Erfindung für den Stoff nicht reich sind, eben dadurch das überwiegende Vermögen des Gemüths in ein recht klares Licht setzen. Der Dichter schafft in den kleinen Raum, den er sich gegeben, alle Bilder hinein, die der eigenen Empfindung zusagen; der Grund, welchem diese Bilder entsteigen, scheint ein düsteres Geschick, das selbst der Erleuchtung eines recht thätigen Herzens widerstehe; so werden die Rettungsfädchen, die aus dieser Stimmung führen könnten, übersehen, weil es sogar zur Lust wird, im Leid zu versinken, und dies läßt sich hier und dort auch in jenem Trauerspiele gewahren, dem man zuweilen die tragische Nothwendigkeit gänzlich absprechen hört. Ich meine jedoch: wo Neigung zwei edlere Naturen zusammen führte, die vereint ihr Glück gegründet hatten und die Verhältnisse dann dazwischen treten, um die Hoffnung in steten Schmerz zu verwandeln, da ist eine tragische Verknüpfung und sie verliert nichts, wie oft sie auch im Leben wieder kehrt. Steine und Metalle mögen durch Seltenheit ihren Werth bekommen; Zustände, die der Dichter schildert, finden eben um so größere Gültigkeit, je allgemeiner sie in der Menschenbrust anklingen, und werden um so tragischer, je sicherer sie Jeden vernichten können. Die bekannten Gemeinsprüche, die sich über dergleichen umtreiben, sind zum Theil aus literarischer Vornehmthuerei hervor gegangen, oder werden im andern Falle von der Gelehrtthuerei falsch angewendet. Den Stoff zu Houwald's „Bild" halte ich demnach durchaus für tragisch, nur scheinen mir die neuen Anforderungen einer alten Liebesgluth und der aufdringliche Schluß der Handlung zu materiell für die zarte Haltung des Ganzen. Sowohl der Maler als Camilla sind auf geistige Erhebung völlig angewiesen; jener, indem er durch Künstlerruhm sein verwaistes Herz mit Erfolg zu besänftigen suchte; diese, indem sie durch den Verlust ihrer Augen dem Eindruck alles Aeußeren entzogen wurde. So mochten sie sich wieder begegnen und erkennen, aber die früheren Gefühle hatten ihr Grab gefunden, mußten es gefunden haben und nur gleiche tiefe Wehmuth über ein auf martervolle Weise verfehltes Ziel konnte die aneinander schließende Empfindung seyn — der Sinnlichkeit durfte kein Gedanke, keine Wirkung mehr gestattet werden. Der Marchese, der mit starrem Sinne und glühendem Ehrgeiz einer, von der Südlichkeit erhöhten Consequenz seines Standes — die an ihm nicht zu tadeln ist, sobald er seine Stellung im Leben nicht verlieren wollte — sich überläßt, konnte dadurch, wenn er nun sah, welche kraftvolle Herzen er um das Leben betrog, mehr erschüttert werden, als durch sein Unglück, dem er mit Recht voll männlichen Muthes entgegen trat. Und wenn er nun bemerkte, wie das Unglück zu innerer Veredlung gediehen war bei denen, die durch ihn des jugendlichen Glücks beraubt waren — dessen Unersetzlichkeit nur der empfindet, der es erfahren mußte — daß die Trauer darüber uns auch im späteren glänzendsten Lebensverkehr unablässig begleitet — dann konnte er in den rein menschlichen Kreis sich hinein gezogen fühlen und uns auch an sich, im vollkommen verfehlten Ziel, die tragische Wirkung erhöhen. Denn, ob auch Alles dies schon diesseits ein Eintreten im Jenseits, mithin ein Aufschwung genannt werden müßte, dennoch wird ein vollkommenes Verfehlen des Ersehnten und des Gewollten für die Mehrheit, die im Raum befangen ist, einen bestimmten Eindruck erregen. Selbst wenn man sich unter solchen Umständen ein versöhntes Zusammenseyn der Hauptpersonen denkt, würde die mitleidsvolle Theilnahme herrschend und die Dichtung in dem lyrisch-elegischen Grundton bleiben. Die Fabel des Stückes wäre dann im Hauptsächlichsten ganz dieselbe, und nur der Ausgang, welcher den Marchese entwürdigt und so manches nicht motivirten Moments bedarf, würde sich ändern. Der nicht sonderlich gestützte Haß auf den Maler eines Bildes (dessen Malerzeichen, so wie die Andeutungen, welche z. B. Julia dem Marchese giebt, hinlänglich erklären könnten, daß kein sträflicher Zweck es entstehen ließ) würde sich lösen durch das Erkennen der Wahrheit, über welche der Dichter ohnehin nur einen schwachen gekünstelten Schleier zu werfen weiß, und der Edelmuth des Gekränkten und Gehaßten sollten eben jene Erschütterung herbei führen, die zwar Keinen glücklicher machte, Alle aber edler hielte. — In den gegebenen Bemerkungen liegt mein individuelles Urtheil und es geht daraus hervor, daß ich glaube: die bewahrte Liebe zwischen dem Maler und der Gräfin Camilla sollte sich anders aussprechen und in dem Sohne der Letzteren scheint mir dazu ein lebendiges Zeugniß vorhanden. Was man bei einer ersten Aufwallung gern hat — weil man weiß, das stürmende Blut giebt Allem im Leben eigenthümliche Farben — das rechnet man einer achtzehnjährigen Liebe als Ueberspannung an. Ueber die andern Einzelnheiten des Stoffes ist in Obigem meine Meinung gleich mit enthalten, und so hätte ich nur noch darauf hin zu weisen, daß die thatlose Empfindsamkeit der Camilla, des Malers, des Grafen, der Julia u. s. w. recht eigentlich dafür bürgen, daß der Dichter in anderer Richtung sein Werk bei weitem fester zusammen gehalten hätte und daß die Schlußwendung des Stoffes ihm allein die scheue Bedächtigkeit nimmt, welche in allen genannten Charakteren liegt, indem sie immer auf den ersten Wink still zu Opfern und Selbstverleugnung bereit sind. Die Aehnlichkeit der Charaktere in steter Hingebung, die jedoch bei den männlichen Personen der Schwäche nahe kommt, umschließt auch den Jüngling Leonhard, und sie wird nur unterbrochen von dem Marchese und dem Castellan. Bei jenem, im Ganzen sehr scharf gezeichneten Charakter ist es widerstrebend, daß er hinsichtlich des Bildes seinen Scharfsinn verletzt, und endlich nicht ohne wirkliches Verbrechen dazu kommt, die ganze Größe des Irrthums, dessen er sich in seiner conventionellen Befangenheit gegen die Natur schuldig macht, zu durchschauen; in dem Castellan aber ist die Störrigkeit einer verwegenen Dienertreue sehr gut skizzirt. — Für die Wirkung sind die ersten drei Akte (ob auch von obigen kleinen Zweifeln Einiges schon anfangs sich eindrängt) meisterhaft in der Zartheit; die Scene des vierten Akts, worin der Marchese den Maler beredet, den Tod von Camilla's Geliebten selbst aus zu sprechen, bezeugt es, daß Houwald den fein berechnenden Geist auch über das Herz kann triumphiren lassen; die Sprache ist voll schöner Bilder, gedankenvoll und fast durchaus tadellos. Wenige Stellen, z. B. Leonhard's Worte zum Castellan:

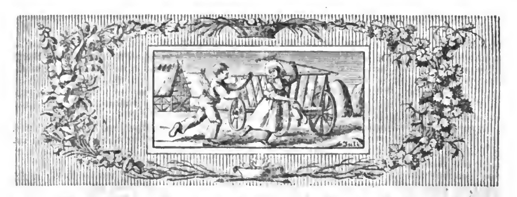
„Die Henkersleiter war Dein Ehrenweg,
Der Galgen das Triumph-Thor Deiner Treue!"

schienen mir für ernste Würde etwas zu stark aufgetragen; man wird aber bei der höchsten Aufmerksamkeit hier nur Geringes zu rügen, im Allgemeinen es aber erfreulich finden: daß diese dramatische Neuigkeit bei den Deutschen einer so ehrenden Aufnahme gewürdigt ward, daß nach wenigen Monaten schon eine zweite Auflage dieses dramatischen Gedichts im Buchhandel nöthig ist. — Ueber die Darstellung auf der Bühne zu Berlin werde ich vielleicht später Einiges äußern, da mich hier der Raum beschränkt.

G n.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten, und Blatt der Ankündigungen Nr. XIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 20. Juli. 115tes Blatt.

Die gewisse Ahnung.

Erzählung von Friedrich Laun.

1. Huldchen.

Als Erbe des Rezepts zu einer bekannten Universal-Medizin hatte Herr Hagelmann seine Schäfchen in's Trockene gebracht: wenigstens meinte das die ganze kleine Stadt. Kaum war daher Huldchen, die einzige Tochter der Hagelmannschen Eheleute, achtzehn Jahre alt geworden, so warf Jeder, der bis dahin dem heiligen Ehejoch ausgewichen, seine Angel aus nach dem schlanken, reizenden Kinde. Aber wie pfiffig auch Mancher es angefangen hatte, das ausgeworfene Häkchen kam immer ohne Huldchens Herz zurück. Als eine große Freundin von Tanz und Spiel hüpfte zwar das lose Ding mit Manchem recht gern den schlecht gedielten Saal des neuen Schießhauses auf und ab, gab auch wohl sogar dem Häßlichsten, wenn es das Pfänderspiel so verlangte, ein halb Dutzend Küßchen in unzertrennter Summe ohne Widerrede: allein sobald irgend Einer sein ganzes Leben lang an ihrer Hand froh zu seyn gedachte, oder auch nur hierauf ein einziges kleines Küßchen unterpfändlich von ihr eingesetzt haben wollte, so machte sie plötzlich die Spröde, und war dies Abends vorgefallen, dann lief sicher am folgenden Vormittag von einem Ende der Stadt bis zum andern das Gerücht: Schon wieder hat sich Jemand ein Körbchen bei Hagelmanns Huldchen geholt, und zwar der und der.

2. Sprödigkeit.

Dergleichen aber begegnete nicht etwa bloß jungen Springinsfelden; vielmehr sahen sich die bedeutendsten Personen auf solche Weise compromittirt. So war der Diakonus mit einer sehr blumenreichen Antrags-Predigt bei Huldchen auf taube Ohren getroffen. Der pensionirte Hauptmann Kerbholz hatte in ganz neuer Uniform um ihre Hand supplizirt, und war mit seinem Gesuche durchgefallen. Ja sogar den, in der neuen Würde als regierender Bürgermeister ganz unvergleichlichen Stadt-Apotheker hatten die vielen Schachteln voll Süßigkeiten, welche er voraus geschickt, von der bitteren Antwort auf seine Werbung nicht erlösen können. Der Lehr-, Wehr- und Nährstand glaubte sich sonach von Huldchen beleidigt; man fing an, sie die Hochmüthige zu nennen, und die ängstliche Mutter prophezeite ihr wenig Gutes.

Als daher einmal Abends unter dem Betthimmel die Rede auf dieses Kapitel kam, sagte sie zu ihrem Eheherrn: „Schon Manche hat's bereut, die ihr Näschen so hoch getragen: schon Manche, der keine einzige Brautkrone schön genug gewesen, hat am Ende mit einem Strohkranz vorlieb nehmen müssen!"

3. Schlechte Behandlung und Projekt.

Herr Hagelmann hingegen billigte Huldchens Benehmen und sagte zu seiner Bettgenossin: „Als ob da viel versäumt wäre, bei ihrem Alter! Ich lobe sie d'rum, daß sie sich so standhaft nimmt und dem Volke zeigt, was ihm gebührt. Ist's denn nicht Sünde und Schande, daß ich, dessen Medizin weit und breit ver-

fahren wird, und der ich, so zu sagen, ein Wohlthäter der Menschheit bin, in diesem lumpigen Nest wie eine weggesetzte Katze behandelt werde? Sind wir wohl ein einziges Mal, wenn wir bei Honoratioren Gevatter standen, dazu gekommen, das Kind aus der Taufe zu heben? Ich dächte, Du wüßtest's noch, wie erst vor acht Tagen der Raths-Copist Fiederwisch bei dem Leichenbegängniß im ersten Wagen saß und ich im letzten?" — „Das ist allerdings wahr!" seufzte die hiervon gleichfalls beleidigte Gattin. — „Nun!" fuhr er heftiger fort: „verdient denn ein Diakonus, der gegen solche Unordnung nicht das Feuer vom Himmel herab fordert; ein Hauptmann, der bei dergleichem Unfug seinen Degen in der Scheide läßt; ein Bürgermeister, der solchen Greueln Vorschub leistet, daß ein Frauenzimmer, so schwer an Gelde, wie einmal künftig unser Huldchen vermuthlich werden wird, ihm etwas anderes gebe, als einen Korb? — Unter uns, Mutter, ich denke auch, die Insulten der Stadt lange genug ertragen zu haben! Ehe vielleicht acht Tage in's Land gehen, lasse ich einmal Postpferde holen und — wir fahren nach der Residenz. Es ist ja ganz außerordentlich, was mein dortiger Commissionair, der Kaufmann Ledermacher, für einen Absatz hat von meiner Medizin. Das kann ich künftig selbst verdienen. Erst muß man freilich das Terrain ein wenig untersuchen. Das Häuschen hier findet schon noch einen Käufer und sonst fesselt mich auch gar nichts an das verwünschte Nest. Dazu kommt noch, daß dem Burschen, dem Ledermacher, einmal auf den Zahn gefühlt seyn will. Kisten Arznei über Kisten gehen ab an ihn, und die Zahlung dafür bleibt zurück. Nun mag er zwar wohl ein sehr sicherer Mann seyn; aber man braucht doch sein Geld weiter!"

Diese schöne Hoffnung auf baldige Stillung des lange gehegten Verlangens, die Residenz zu sehen, erhob das niedergeschlagene Herz seiner Gattin auf einmal. In der Residenz gab es überdies sicher nicht nur bessere Freier für Huldchen, sondern auch mehr Estime für sie und ihren Mann.

4. Erläuterung.

Der Grund zu dem Mangel an Hochachtung, welcher dem Paare so verdrüßlich war, rührte davon her, daß man im Städtchen die Umstände der Hagelmannschen Eheleute vor der papiernen Erbschaft nicht vergessen konnte. Außerordentlich schlimm waren diese Umstände freilich gewesen und die guten Leute führten damals mitten in der kleinen Stadt eine Art von Nomaden-Leben; denn weil kein Ziegel auf irgend einem Dache ihnen angehörte, so mietheten sie sich in fremden Häusern ein; aber schon nach einem halben Jahre hatten sie gewöhnlich des Hauswirths Hoffnungen auf ihre Zinszahlung völlig aufgezehrt und mußten daher in ein ander Quartier wandern: was ihnen in der Hauptsache um so weniger Schwierigkeiten darbot, weil sie fast so nackt und bloß waren, als unsre ersten Eltern vor dem Sündenfalle. Lange ließ sich jedoch ihr Nomaden-Leben im Duodez-Städtchen nicht behaupten, denn die Hausbesitzer riefen einander zu: „Vor dem Volke hütet Euch!"

Darauf kam das Rezept aus dem Nachlaß einer alten Muhme nebst einigem baaren Gelde an sie und half ihnen auf die Beine.

5. Die Hellsehende.

„Und" — so fügte Herr Hagelmann, ehe er sich zum Einschlafen auf die andere Seite herum wandte, hinzu — „ich lasse mir's nicht ausreden, unser Mädel hat eine Ahnung, daß der rechte Freier, der ihr bescheert ist, sich in der Residenz finden werde: denn ist nicht ihr drittes Wort schon seit Jahren die Residenz und der Wunsch, nur einmal acht Tage dort zu leben?"

Huldchen hüpfte wirklich hoch in die Höhe, als am folgenden Morgen bei dem Kaffee die Sache zur Sprache kam. — In Bezug hierauf sagte der Universal-Mediziner nachher, als er mit seiner Frau wieder allein war: „Gerade so denke ich mir den erhöheten Zustand einer Person im magnetischen Schlafe, wovon ich Dir gestern vorlas. Kaum weiß unser Huldchen, warum sie so aufjauchzt. Der Geist aber treibt sie dazu: sie fühlt deutlich, daß ihr ein Glück bevorsteht in der Residenz. Die Gewalt der Ahnung, von der ich Dir gestern Abend sagte, versetzt sie in die erhöhete Stimmung: sie erwartet in der Residenz die beste Universal-Medizin für ein kerngesundes Mädchen ihres Alters, ohne zu wissen, worin sie besteht.

6. Die Musen-Söhne.

Mit der Muthmaßung, daß Huldchen eine Universal-Medizin in der Residenz erwarte, hatte Herr Hagelmann den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber sie war noch viel hellsehender, als er meinte; denn sie wußte auch bereits, worin die Medizin bestand.

Es mochten ohngefähr sieben Vierteljahre seyn, als einmal Sonntags das Hagelmannsche Ehepaar ihr Huldchen auf ein benachbartes Dorf in die Kirschen führte. Dort ließen sie sich in einem Garten diese Gabe des Himmels treflich schmecken. Da erklang auf einmal ein Singe-Chor von weitem, das sich immer mehr näherte. Bald gewahrte man die Diligence, vollgepfropft mit Musen-Söhnen, welche, die Köpfe von Wissenschaften schwer, die Akademie verlassen hatten, und der köstlichen Erinnerung an ihren Burschenstand ein gewohntes munteres Lied widmeten.

7. Beliebt etwas?

„Halt, Schwager!" riefen, bei dem Anblick der vollen Kirschbäume und der darunter sitzenden bunten Stadtgesellschft, auf einmal Mehrere dem Postillion zu,

und ehe die Diligence noch fest stand, war schon die gesammte Ladung von ihr herunter und nach der offen stehenden Thür des Gartens gesprungen. — „Nun, nun, nun!“ brummte kopfschüttelnd über den Lärm der jungen Leute Herr Hagelmann, den der Gewerbstolz nie gewaltiger neckte, als vor dem Frohsinn harmloser Jugend. Aber der einzige Blick eines der Ankommenden, der ohngefähr so viel sagte, als: Beliebt etwas? schuf ihn auf der Stelle wieder zum erträglichsten Menschen um.

Die Studenten fielen indessen wie die Heuschrecken auf die Kirschen ein, lohnten den Postillion ab, daß er allein bis zur nächsten Station führe, und, ihrem gesunden Fußwerk vertrauend, lagerten sie sich, als ob sie ewig da bleiben wollten, in's Gras, das Lied von der Diligence eifrigst fortsetzend.

8. Vorsichtsmaaßregel.

Mit steigender Bangigkeit bemerkten die Hagelmannischen Eheleute, daß in Kurzem alle Augen des Chors nach dem dermaligen Kleinode des Kirschgartens, ihrem Huldchen, sich richteten, und so gleichsam eine offenbare Batterie fortdauernd auf das zarte Herz des Töchterchens losspielte. Mit dem Abend konnte der lustige Artillerie-Park viel gefährlicher werden, zumal da er jetzt die Geschosse seiner Augen durch Wein zu schärfen suchte. — Ob nun schon der Universal-Mediziner nicht so viel Muth hatte, den Genuß des schönen Doppelbiers, das dort zu haben war, sich zu versagen, und selbst den Ort so früh schon zu verlassen, so mußte doch, wie er meinte, hier zu Gunsten Huldchens eine Maaßregel genommen werden. — „Höre, Huldchen!“ wendete er vor: „ich werde gewiß mein Rezept zu Hause auf dem Tische liegen gelassen haben. Nun weiß ich's zwar auswendig: wie aber, wenn durch die Magd ein Mißbrauch damit geschähe! Gehe doch einmal im Voraus wieder heim.“ — Zwar machte ihm Huldchen recht vernünftige Vorstellungen dagegen, weil die Magd nicht einmal Geschriebenes lesen könne; allein er sagte: „Der Henker mag trauen, was sie nicht kann, können Andere, und mit einem Worte, Du gehst augenblicklich nach Hause. Wir werden schon nachkommen, ich und die Mutter.“ — Letztere hätte das Töchterchen lieber selbst begleitet. Nur die Sorge, daß ihr Gatte vielleicht auf den Abend an seinem Kopf zu viel könne zu tragen haben, machte, daß sie sich entschloß, bei ihm zurück zu bleiben.

Huldchen sollte ganz leise durch die Hinterthür davon schleichen. Er geleitete sie selbst bis zu dieser. „Und nun, Kind!“ sagte er, „nur geschwind, recht geschwind über den Fußsteig, der Dich durch Nachbars Garten auf die Straße führt; Du kannst nicht fehlen!“

9. Schlauheits-Gefühl.

Als Herr Hagelmann zurück kehrte an den Tisch zu seiner Frau, ward es ihm erst recht klar, wie klug er es gemacht habe: denn die Musen-Söhne waren bereits, höflich anfragend bei Madam: ob es erlaubt sey? an den Tisch gerückt und versicherten jetzt dem Universal-Mediziner: daß sie es in dem nassen Grase nicht länger hätten aushalten können. — Im Gefühl des ihnen gespielten Streiches überglücklich, behandelte er sie mit der größten Freundlichkeit, während er zugleich seine Frau heimlich anstieß, als, offenbar wegen Huldchens langen Ausbleibens, die Ungeduld der Jünglinge wuchs, und Mehrere nach und nach den Tisch wieder verließen, um das verlorene Kleinod in der Umgegend auf zu suchen. Endlich merkten sie freilich, daß sie überlistet waren und zogen sich mit einem antiphilisträsen Liede zurück, um ihren Weg zu Fuße weiter fort zu setzen.

Der Gedanke, daß Huldchen gewiß schon seit einer Stunde in ihrer Behausung seyn müsse, erquickte das Ehepaar ungemein, und Madam Hagelmann gab ihrem Gatten vollkommen Recht, als er sie fragte: ob sich seine Schlauheit nicht wieder einmal ganz vortreflich bewährt habe.

10. Die Merkwürdigkeit.

Aber der einfältigste Zufall überlistet nur allzu oft den Schlauesten. So auch hier. Die nach der Residenz heimkehrenden Musen-Söhne waren am Tage zuvor in drei Kolonnen zugleich von der Universität abgereiset. Die eine berittene Kolonne war schon in der Nacht diesem Kirschgarten vorüber gekommen. Dann traf die zweite mit der Diligence dort ein. Eine dritte aber, aus Fußvolk vom Anfang an bestehend, hatte, unter Anführung eines der Feldwege kundigen Commilitonen, die mehr durch Bedachtsamkeit im Vorwärtskommen, als durch gefährliche Schnelle sich auszeichnende Diligence noch eingeholt, und traf just da auf der Heerstraße wieder ein, als Huldchen kaum fünf Minuten weit von dem Kirschgarten entfernt seyn mochte. — Es kann unentschieden bleiben: ob es Ohngefähr war oder ein sympathetischer Zug, welcher einen dieser, von dem langen Spaziergange endlich doch etwas mürbe gewordenen Infanteristen zurück blicken und die heimgeschickte Schöne wahrnehmen ließ, als seine Kameraden schon um die Ecke in das eben angehende letzte Dorf vor dem Städtchen gebogen waren. Genug, Huldchens Nähe wirkte auf ihn, wie der Magnet auf das Eisen: er fühlte sich fest gehalten, und um nur seinem plötzlichen Stillstehen ein Mäntelchen um zu geben, that sein Auge, als ob es von der Gegend außerordentlich angezogen werde, deren einzige Merkwürdigkeit doch in dem heran nahenden schönen Kinde bestand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Der Einfall, den Krönungszug auf dem Theater von Coventgarden vor zu stellen, ist glücklich, aber nicht neu.

Schon zur Zeit der Krönung Georg III. hatte ihn der damalige Unternehmer Rich; er kostete ihm viel Geld, brachte ihm aber, da die Darstellung funfzig Mal hinter einander gegeben wurde, weit mehr ein, als er gekostet hatte, und Rich führte seinen Namen mit der That. — Nach der Mühe zu schließen, die ich hatte, in das überfüllte Haus zu kommen, wo in einer Viertelstunde Alles von unten bis oben besetzt war, wird auch der jetzige Unternehmer die Auslagen nicht bereuen. Es wurde „Heinrich IV.“ (zweiter Theil) gegeben. Dem Stücke war am Schluß die Krönung Heinrich V in vier dazu gekommenen Scenen angehängt, denen es freilich an dem Shakspearschen Stempel und Humor fehlte, die sich aber recht gut — ansehen ließen. Die Schauspieler gaben sich alle Mühe, den Werth der Vorstellung zu erhöhen. Macready als „König Heinrich IV.“, Kemble als „Prinz von Wales“ (Heinrich V), Fawcett als „Falstaff“ und Farren als „Shallow“ waren vorzüglich, verloren sich aber endlich sammt und sonders in der Pracht des Zuges, gegen welchen die Berliner „Jungfrau von Orleans“ nur eine — Jungfrau von Orleans ist. Denken Sie sich die große Plateforme, das Gerüst, welches von Westminsterhall zur Abtei führt. Der Fußboden ist mit Scharlach bedeckt; an der Decke, von eben dem Zeuge, ist das königliche Wappen mehrmals angebracht; sie ist mit Festons verziert, mit goldenen Borten besetzt und reich verbrämt. Oberhalb ragen die ehrwürdigen Thürme der Abtei im Hintergrunde vor. Von weitem hört man Trompetenschall, Kesselpauken-Geroll und den Freudenruf der versammelten Menge der Zuschauer. In wenigen Minuten tritt der Zug ein und geht über die Bühne, mit allem Pomp der Wirklichkeit und mit strenger Beobachtung der im Programm festgesetzten Ordnung. Des Königs Sträußer-Mädchen eröffnen den Zug und streuen Blumen; dann folgen die Constables als Ehren-Marschälle, die Sheriffs, Aldermans, das Canzlei-Personal, der General-Attorney, der General-Solicitor, die Richter, Chorsänger, Amtsboten, Herolde, Barone und Baronessen, Grafen und Gräfinnen, Marquis und Marquisinnen, Herzoge und Herzoginnen, der King at Arms (Waffenkönig), die hohen Staats-Beamten, die Bischöfe, Scepter, Reichsapfel, die vier Staats-Schwerdter, die Glieder der königlichen Familie und zuletzt der König selbst (Heinrich V.) unter einem prächtigen Baldachin von Carmoisin-Sammet mit goldenen Spangen und Franzen. Der Zug zählte über 200 Personen, sämmtlich im strengsten Costüm. — Jetzt, als der König vorüber war, veränderte sich der Schauplatz und zeigte das Innere der Abtei. Beide Seiten-Gallerieen waren mit Musikanten besetzt; im Hintergrunde standen und saßen die Zuschauer in einem unübersehbaren Amphitheater; über ihnen erblickte man das große gothische Fenster der Abtei in mattem Glase. Den Vordergrund nehmen die Prinzen, Pairs und Pairesses, die Ritter, Herolde u. s. w. ein. Im Mittelpunkte stand der St. Edwards-Stuhl oder Thron, welchen, nach vollbrachter Ueberreichung der Sporen, Handschuhe, des Reichsapfel, Scepter u. s. w. der König einnahm. Hierauf setzten die Bischöfe Sr. Majestät die Krone auf; Alles huldigte dem Monarchen durch allgemeine Kniebeugung, die Krönungs-Hymne wurde abgesungen, und nun stellte der fallende Vorhang die alten ehemaligen Kloster-Gebäude der Abtei vor. Man hörte das Jauchzen des Volks, das Läuten mit den Glocken, den Schall der Trompeten; man sah von Neuem die Prozession über die Bühne nach Westminsterhall zum Bankett ziehen. — Die letzte Dekoration — das Innere der Halle — war die schönste von allen. Der König saß, im vollen Staate, auf einem hellstrahlenden Thron, neben einem, in altem Styl gemalten großen Fenster; den Thron umgiebt der Adel des Landes. Ihm gegenüber stehen die Tische und Buffets mit nachgeahmten goldenen und silbernen Geschirren. An der gothischen Decke hangen goldene Kronleuchter. Die Beleuchtung war blendend. Es ließen sich von Neuem Trompeten hören. Der Champion (Kämpe), als Ritter für den König, in voller Rüstung, auf seinem Zelter, kam herein geritten. Vor ihm die Trompeter, Waffenträger, Squires, der Herold, der Marschall und der Lord-Ober-Constabler, sämmtlich zu Rosse. Der Herold kündigte die Fehde an; der Ritter warf seinen Handschuh aus; der Herold brachte ihm denselben zurück, weil Niemand ihn aufgehoben und die Legitimität des Königs bestritten hatte; der König erhob sich von seinem Sitze und trank dem Champion zu, während die Trompeter einen Tusch bliesen. Jetzt näherte sich der Ritter dem Throne und der Tafel, trank aus dem königlichen Becher, steckte ihn zu sich, und wußte sein wohlberittenes Pferd so geschickt zu lenken, daß es bei dem Rückzuge dem König stets den Kopf zuwenden mußte. Das Bankett schloß mit einem großen Chor von Händel, und der Vorhang fiel. Dekorationen, Thron, Insignien, Costüme u. s. w. haben 2000 Pfund gekostet. — Doch ich beschreibe Ihnen nur im Voraus, was Sie in vierzehn Tagen in allen Zeitungen, als Echo, lesen werden. — Aber auch in einem zweiten Masken-Ball im Drurylane-Theater (der erste galt dem Siege von Waterloo) erschien der gepriesene königliche Champion. Eigentlich kommt die Ehre, der Kämpe oder Ritter des Königs zu seyn, der Familie Dymoke zu; da aber das jetzige Haupt dieser Familie ein ehrlicher Geistlicher ist, der zwar seine Kanzel, aber kein Pferd besteigen kann, so vertritt ein königlicher Stallmeister die Stelle; doch den Privilegien der Familie Dymoke *) unbeschadet, der ich aber den Rath geben möchte — zeitig reiten zu lernen. Auf dem Masken-Ball schien mir nichts so originell, als der englische Kehraus, im eigentlichsten Sinne des Worts. Eine Menge Stubenmädchen, mit Haarbesen bewaffnet, kamen gegen Morgen, und segten — die übrigen Tänzer und Tänzerinnen zum Saale hinaus. S.

*) Diese Familie bildet sich auf die Ehre, des Königs Kämpe zu seyn, und sogar auf ihren Namen, und dessen Aehnlichkeit mit dem lateinischen Dimico (ich streite, kämpfe), nicht wenig ein.

Brief-Skizze einer jungen Engländerin an ihre Freundin.

„Was meine Cousine Laura betrifft, so ist es die sonderbarste Kreatur, die mir bis jetzt vorgekommen ist. Glauben Sie mir, meine Freundin, daß sie gerade solch eine entschiedene Vorliebe zum Trinken hat, wie ihr Vater; kein Zureden, keine Vorstellung hilft, man muß sie ihrer Neigung überlassen. Ihr Wesen und ihr Leben trägt ganz das Lächerliche einer Hof-Dame an sich. Sie verschläft den größten Theil des Tages; sagt man ihr etwas ganz Ernstes, so lacht sie, weint um eine Kleinigkeit, und möchte auch nicht ein Viertelstündchen ihres Lebens dem bedürftigsten Freundschaftsdienst opfern. Dabei weiß sie nichts von Rücksichten; sie beträgt sich oft so unanständig, daß mir die Schicklichkeit gebietet, darüber zu schweigen, und nie würde sie je einmal erröthen, wenn man sie auch noch so sehr aufmerksam macht; selbst im Beiseyn Fremder genirt sie sich nicht. Gleichwohl ist große Hoffnung, dies wird sich Alles noch geben, und sie hat auch gute Eigenschaften: sie ist weder kokett noch verstellsüchtig, noch ehrsüchtig; ihre Reinlichkeit ist tadellos, wie die Sonne, und das ganze Männer-Geschlecht ist ihr so gleichgültig, als existirte es gar nicht. Sie weiß nichts von Furcht, nichts von Bescheidenheit, ist bei dem Tadel wie bei dem Lobe ganz gleichgültig, lügt aber niemals, und mag Niemand hintergehen, noch verrathen; ihr Wandel ist so schuldlos, daß sie mit derselben Heiterkeit sich zu Bett legt, mit der sie Morgens aufsteht. Ihr Geist ist so hellsehend, daß sie Menschen und Dinge sehr wohl kennt; Griechisch, Latein, Deutsch, ja selbst Hebräisch sind ihr so familiär, wie ihre eigene Sprache; aber, aber — wenn sie ihren Geschmack nicht ändert, was können ihr da alle diese schönen Eigenschaften helfen?! Nächstens mehr von ihr. — Nachschrift: Ich mache den Brief wieder auf, weil ich zu sagen vergaß: daß Laura morgen gerade ein halbes Jahr alt wird!! (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 21. Juli. 116tes Blatt.

Frage.

Was hauchst du mild, o Zephir-Luft,
In Blüthen-Kelche Himmelsduft?
Was schwärmt im warmen Sonnenstrahl
Und summt im bunten Wiesenthal?

Was flötet im belaubten Strauch,
Umweht vom linden Abendhauch?
Was hüpft im Lämmchen auf der Au
Und perlt im frühen Morgenthau?

Was kräuselt in des Baches Fluth
Der Fische silberfarb'ne Brut?
Was färbt den buschumkränzten Teich?
Was webt den Flor im Dorngesträuch?

Was lächelt schelmisch voller Lust
Im Säugling an der Mutter Brust?
Was spricht der Jungfrau holder Blick?
Was ist des Jünglings höchstes Glück?

Was treibt aus frohem Jugendspiel
Den Mann hinaus ins Weltgewühl?
Was stärkt der treuen Mutter Herz
Im namenlosen wilden Schmerz?

Was führt den Greis am Pilgerstab
Zur schauervollen Gruft hinab?
Was drückt zur lang ersehnten Ruh
Mit treuer Hand sein Auge zu?

Antwort.

Das ist der Liebe Melodie!
In Nachtigallen flötet sie:
Sie schwärmt im warmen Sonnenstrahle
Und summt im Bienchen in dem Thale.

Sie hüpft im Lämmchen auf der Au
Und perlt im frühen Morgenthau:
Sie flüstert in der Pappeln Säuseln
Und in der Silberwelle Kräuseln.

Sie lächelt mit der Unschuld Lust
Des Säuglings an der Mutter Brust;
Sie röthet keuscher Mädchen Wangen
Im süßen trunkenen Verlangen.

Sie führt den Greis am Pilgerstab
Zur letzten Ruh der Gruft hinab:
Und wird bei himmlischen Gesängen
Der Todten finst're Särge sprengen! **Benno.**

Die gewisse Ahnung.

11. Bekanntschaft.

Eine ehrfurchtsvolle Verbeugung war die Vorläuferin von des Musen-Sohnes Frage: ob Huldchen nach der Stadt gehe? Auf ihre Bejahung bezeigte er seine Freude darüber, gerade sie zur Wegweiserin dahin zu haben. Sie erbot sich, ihm den recht nahen Weg durch ihres Vaters Grundstück zu führen. Außer sich über solch ein Wohlwollen, griff er nach Huldchens Hand und drückte einen Kuß darauf. Huldchen versicherte, daß er allzu gütig sey. — Und wie ein Schritt den andern, so gab auch ein Wort das andere. Als sie im Garten ihres Vaters angelangt waren, wußte Huldchen bereits: daß er Ferdinand Rosener hieß, nach einer vierjährigen Abwesenheit, des Studierens halber, heimkehre und den medizinischen Doktor-Hut schon so gut wie in der Tasche habe, weil das Rigorosum bereits überstanden war und nichts als die letzte glänzende

Förmlichkeit noch fehlte. Dagegen wußte auch er: daß Huldchens Vater zu den Honoratioren des Städtchens gehöre. Daß er Laborant einer Universal-Medizin sey, hatte das Mädchen ihm übrigens weislich verschwiegen, weil sie die Abneigung kannte, welche die gelehrten Mediziner gegen die ungelehrten Universal-Mediziner gewöhnlich haben und der junge Mann ihr zu wohl gefiel, um ihrer näheren Bekanntschaft mit ihm sogleich eine Erschwerung in den Weg zu legen. — Wirklich merkte Herr Rosener die Nummer ihres Hauses in seiner Schreibtafel an und behauptete: daß er das Haus gewiß nicht übergehen werde, wenn er, was hoffentlich bald geschähe, nach der Universität zurück reise, um dort seinen Doktor-Hut ein zu kaufen.

Huldchen sah ihm bei dem Scheiden noch von ihrer Hausthür eine lange Weile nach, nickte auch recht freundlich, als er zurück blickte und grüßte.

12. Die Nothlüge.

Ihre gegenüber wohnende Pathe, die Frau Ober-Einnehmerin, welche im Fenster lag, wurde erst von Huldchen bemerkt, als Herr Ferdinand Rosener schon wieder zu seiner Kolonne gestoßen war, die im goldenen Löwen am Markte sich lange den Kopf zerbrochen hatte, wohin ihr Kamerad möchte gekommen seyn. Die Ober-Einnehmerin wollte auch wissen, wer der hübsche junge Mann gewesen.

„I, liebe Frau Pathe!" — antwortete das Kind, so schnell gefaßt, als einen Augenblick früher betroffen — „kennen Sie denn unsern Vetter, den Jochen, nicht mehr?" — „Nein, den hätte ich nimmermehr wieder erkannt!" —. Vier Wochen später aber, als Vetter Jochen einmal im Casino erschien, fragte die Ober-Einnehmerin bei dem Deutsch-Solo ihn freilich: wo er denn an jenem Sonntage, mit so dickem Staube auf den Stiefeln, hergekommen sey? Glücklicher Weise hörte es Huldchen, wie er die Sache hartnäckig leugnete, und eilte daher zur Frau Pathe und bat sie heimlich, den Vetter Jochen doch nicht so in Verlegenheit zu setzen, weil er auf einem fernen Gute eine heimliche Liebschaft habe, wo er damals vermuthlich gewesen seyn möge.

Uebrigens schließe ja Niemand aus diesen beiden Fällen, daß Huldchen vom Lügen Profession machte. Höchstens hielt sie sich in schwierigen Fällen an das bekannte Sprüchwort: Noth kennt kein Gebot! — doch muß man ihr nachrühmen, daß sie viel zu gut und sittlich war, um sich muthwillig in dergleichen Noth zu begeben.

13. Unregelmäßigkeiten.

Seit jenem Kirschtage aber gab es freilich allerlei Unregelmäßigkeiten an dem guten Huldchen. Kein Fenster konnte mehr anlaufen, ohne daß auch sogleich von ihr die Buchstaben F. R. hinein geschrieben wurden. Der Vater fragte sie daher einmal: warum sie nur den Fridericus Rex in so gutem Andenken habe, der so lange schon todt und im Kriege mit ihrem Geburts-Orte gar nicht glimpflich verfahren sey? — Der Winter war schon gekommen, als Rosener noch immer in ihrem Kopfe herum wirthschaftete. Das bewies ein lebhafter Traum, den sie einst gegen Morgen hatte, und in dem sie recht vielmal ausrief: „Rosener! Rosener!" — Ihr darüber aufwachender Vater, der Rosen her! verstand, lachte laut darüber und sprach: „Da sitzen jetzt die Rosen, in so barbarischer Kälte!" — Seit jener Revolution zur Kirschenzeit gedachte Huldchen auch der Residenz immer mit einer gewaltigen Sehnsucht, und es sieht sich ein, daß Huldchens Ahnung ein viel sichereres Fußgestell hatte, als der Vater meinte, und daß die Zweige, aus denen sie den Freiern des Städtchens Körbe flocht, wohl an jenem Kirsch-Sonntage gepflanzt seyn mochten.

14. Neuerungen.

Mit dem Vorhaben der Reise nach der Residenz erwachte eine ganz eigene Thätigkeit im Hagelmannschen Hause. Schneider, Schuster, Putzmacherin und Modehändlerin, welche letztere beide nicht sehr ergiebige Industriezweige von der Frau Bürgermeisterin vereint gepflegt wurden, kurz, Alles ward auffallend von dem Universal-Mediziner in Nahrung gesetzt. Daher entstanden gar verschiedene Vermuthungen. Daß die Reise nach der Residenz gehen sollte, hatte sich nicht verheimlichen lassen. Die Meisten hegten deshalb die Meinung: daß die verwittwete Landes-Regentin, von der schon ganze medizinische Fakultäten umsonst gefragt worden waren, wie ihre Leichdornen gründlich aus zu rotten seyn möchten, zu dem Hagelmannschen Universale ihre Zuflucht nehmen wolle. Der Gebrauchs-Zettel sagte, daß solches auch von dergleichen Uebeln befreie; nur war die Art und Weise des Gebrauchs nicht angegeben; vielleicht erwartete die Fürstin etwas Näheres darüber von dem Arkanisten zu vernehmen, der auch wirklich einige Mal behauptet hatte: daß man an seine Tropfen nur anhaltend riechen dürfe, um endlich jeden Leichdorn gewiß los zu werden.

Die neue Vermuthung wogte dem rücksichtvollen Stadtschreiber dermaßen im Kopfe herum, daß er mit seiner ganzen Familie dem Hagelmannschen Hause die Aufwartung machte. Da ein solcher Schritt dieses studierten Mannes nicht ohne Nachahmung bleiben konnte, so gingen dem Universal-Mediziner am Tage vor der Abreise, wegen der plötzlich so in's Ungeheure aufgeschossenen Theilnahme der Stadt, die Augen mehrere Mal über. Alle Honoratioren baten die Familie um die Fortdauer ihrer Freundschaft und zum Theil auch um ihre Protektion in der Residenz. — Herr Hagelmann schrieb das einer plötzlich entstandenen Erkennt-

niß seines Werthes zu, wurde dadurch selbst im Glauben an diesen befestigt, und versicherte Jeden, der sich auf solche Weise ihm empfahl, daß er seiner gewiß bestens eingedenk seyn werde.

15. Frohe und traurige Aussichten.

Während Vater und Mutter unterweges, in den Nachgenuß der letzten glücklichen Tage versunken, sich gestanden: daß ihre Mitbürger, vom Stadtschreiber an, doch recht brave, wenn schon die Natur der Dinge etwas langsam penetrirende Menschen wären und darauf dachten, wie sie sich in der Residenz hübsch vornehm aufführen möchten, warfen Hoffnung und Furcht das Herz ihres Töchterchens einander gleich einem Fangeball zu. Der allerliebste Mensch, der Ferdinand Rosener, konnte in der langen Zeit recht leicht gestorben oder verdorben, ja, was ihr beinahe für noch schlimmer galt, er konnte Bräutigam oder wohl gar Ehemann geworden seyn. Die Hoffnung führte sie zwar zuweilen neben allen diesen Sorgen hinweg in die köstlichsten Feenschlösser: dann stellte sich aber auf einmal wieder die bittere Wahrheit vor sie hin, daß er die versprochene Rückkehr in ihre Heimath vergessen, und der Schluß, daß er daher auch sie vergessen haben werde, legte sich wie der unbarmherzigste Alp auf ihr armes, zartes, hochaufklopfendes Herzchen und drückte es zusammen, daß ihm die Lebenslust ganz ausgehen wollte. Alle drei Reisetage behielt dieser unglückliche Schluß am Ende immer die Oberhand in ihr.

Froher waren die Aussichten der guten Eltern. Herr Hagelmann hatte nun schon ein ganzes Jahr lang nicht genug Medizin fertigen können, um nur den einen Commissionair in der Residenz, den Ledermacher, damit zu versehen. Die Residenz mußte ein köstlicher Boden für das Gedeihen seines Wohlstandes seyn. — „Laß nun auch" — sagte er zu seiner Gattin — „den Mann nicht alles Schuldige abtragen; es wäre sogar ein Unglück, wenn es geschähe, denn wo wollte ich für den Augenblick das Capital mit hinreichender Sicherheit unterbringen? Etwas aber muß er doch herbei schaffen. Und gesetzt, selbst das schlüge fehl, ey, so bleibt mir immer noch genug, um auf acht Tage herrlich hier zu leben, und bei dem ungeheuern Bedarf meiner Medizin finde ich Jedermann bereit, die Commission derselben einstweilen, und bis ich Alles selber besorge, zu übernehmen. Denn wenn Ledermacher gar nicht zahlen sollte, so sind wir Freunde gewesen.

16. Ankunft.

Die Ankunft in der Residenz schlug Huldchen vollends nieder. Indem ihre Mutter sich, wegen der Menge Straßen, welche sie durchfuhren, der lautesten Verwunderung überließ, wurde das arme Kind, eben über diese Menge, ganz trostlos. Etwas größer als ihre Vaterstadt hatte sie sich den Ort freilich gedacht. Aber bei einem solchen Umfang war es leicht möglich, daß, wenn auch ihr Aufenthalt ein ganzes Jahr dauerte, sie den Ferdinand Rosener vielleicht kein einziges Mal vor Augen bekam. — Im Hotel, wo der Wagen bei guter Tageszeit hielt, flog der wohlgewachsene Kellner herbei und erkundigte sich mit einer fast zärtlichen Theilnahme: ob die Befehle der Ankommenden auf Zimmer im ersten Stock gerichtet wären? — „Allerdings!" antwortete der Laborant, und, ein Paar Irrlichtern gleich, hüpften die schneeweißen Pantalons des eleganten Kellners vor ihnen her, die Treppe hinauf.

Oben glänzte den Ankommenden aus dem bereits geöffneten Zimmer ein Mahagoni-Bureau entgegen. Der Bückling des an der Thür stehen gebliebenen Wegweisers sagte: daß sie die Gebieter des Zimmers werden sollten. Kaum hatten sie darin vor lauter Bewunderung sich selbst verloren, so fuhr der Kellner mit einigen schottischen Pas bei ihnen vorüber, die Thür des nicht minder schönen Nebengemachs aufschließend, welches er gleichfalls zu ihrer Disposition stellte.

„Wir hätten wohl an einer Stube genug gehabt!" sprach Madam Hagelmann, welche ein Grauen vor dem Schluß-Akt in diesem Hause, der Bezahlung, anwandeln mochte. — „Ich meinte nur:" entgegnete der Kellner, erst die beiden Damen, dann den Herrn anblickend. — „Ja wohl!" sprach der Laborant; „wir behalten beide Zimmer. — Man vergiebt sich sonst den Respekt!" sagte er, als der Kellner wieder hinweg war.

17. Schlechter Trost.

„Siehst Du, Kind!" sprach darauf der Universal-Mediziner, Huldchen zum Fenster ziehend und deutete hinab auf die Straße — „das nennt man eine Residenz. Da giebt's keine schmutzigen Schwalben-Nester von Häusern, wie bei uns. Und die Leute, läuft das nicht durch einander, als ob's Jahrmarkt wäre?" — Ach, das war Alles schlechter Trost für das klopfende Herz des armen Kindes, dem es immer wahrscheinlicher wurde, daß den einzigen Menschen aus den vielen, die in so großen Häusern wohnen mochten und auf den Straßen durch einander liefen, da heraus zu finden, entsetzlich schwer werden müsse.

„Und nun lebt wohl für jetzt, Leutchen!" sagte Herr Hagelmann, den weg gelegten Hut wieder nehmend. „Erst das Nützliche und dann das Angenehme, pflegte unser alter Rektor, Gott hab' ihn selig, zu sagen. Ich will daher jetzt zum Kaufmann Ledermacher."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

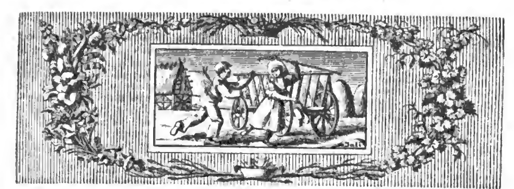
Petersburg. Die großen Fasten von sieben Wochen vor Ostern sind in ganz Rußland besonders den religiösen Handlungen gewidmet; selbige werden von Hohen und Niederen aufs strengste beobachtet, daher sind Schauspiele aller Art, öffentliche

Bälle und Belustigungen um diese Zeit strenge untersagt; dennoch aber mangelt es demjenigen, der Lust und Geld hat, auch in dieser Zeit an Zerstreuungen mancherlei Art keinesweges. Die erste und letzte Woche vor Ostern wird ganz still durchlebt; fünf Wochen lang aber geben hiesige und reisende Tonkünstler Conzerte, wohlthätige Anstalten veranlassen gleichfalls zum Besten derselben Conzerte, und mancherlei Ausstellungen sind zu sehen. Am 27sten Februar alten Styls machte die kaiserliche Theater-Direktion den Anfang mit einem Conzert im großen Theater, deren in dem Laufe der Fasten auch mehrere waren. In denselben müssen die Sänger der russischen, deutschen und französischen Bühne aus den besten Opern Arien, Duette u. s. w. vortragen, und jeder hiesige oder reisende Tonkünstler, der zu seinem Besten ein Conzert in den Fasten gehabt hat, muß darauf das nächste Mal sich in dem Conzert der Theater-Direktion hören lassen. Da der Eintrittspreis der gewöhnliche einer Vorstellung ist, so werden diese Conzerts sehr besucht, weil Jeder auf diese Art die besten Tonkünstler billig hören kann. Hierauf folgte am 28sten Februar im philarmonischen Saale, zum Besten der Musiker Wittwen-Kasse, „der Tod Jesu" von Graun. Da hier unsere besten Tonkünstler und Sänger in Thätigkeit waren, so würde es überflüssig seyn, etwas zum Lobe der Ausführung dieses Meisterwerks zu sagen. Der rauschendste Beifall zeugte von den Gefühlen der Zuhörer, und der überfüllte Saal trug nicht wenig zur Vermehrung des Capitals der Wittwen-Kasse bei. Diese besteht schon seit mehreren Jahren. Mehrere patriotische Männer, besonders aus den angesehensten Kaufleuten, traten zusammen und bildeten einen Verein, dessen Zweck ist, den Wittwen und Waisen lange gedienter und geschätzter verstorbener Tonkünstler eine sorgenlose Existenz zu sichern. Die Mittel dazu bilden sich aus zusammen geschossenen Capitalien, aus dem Ertrage des oben genannten Saales, der zu Conzerten und Ausstellungen vermiethet wird, und aus den Conzerten selbst, die zum Besten dieser Anstalt gegeben werden und in denen die besten Tonkünstler unentgeldlich auftreten müssen. Von den Zinsen aller dieser Mittel werden schon mehrere Musiker-Wittwen und Waisen jährlich ansehnlich unterstützt, und jeder Tonkünstler, der Mitglied dieses Vereins ist, weiß hier die Seinigen nach seinem Tode vor Mangel geschützt. — Den 3ten März traten zwei Demois. Borchmann, aus Stockholm, in einem Violin-Conzert auf; der Anblick eines geputzten Frauenzimmers, mit bloßen Armen auf einer Violine spielend, gewährt aber, wenn auch Talent nicht ab zu sprechen ist, keinen erfreulichen Anblick. — Den 4ten März gab der erste Flötist des Königs von Frankreich, Drouet, sein Conzert im großen Theater, worüber schon berichtet ist. Ihm folgten: ein Hr. Tscherlizky mit einem Fortepiano-Conzert von eigener Composition, und ein Hr. Karl von Gärtner, der ein von Mauro Giuliani gesetztes Conzert für die Guitarre, dann eine von ihm componirte Phantasie „theilweise ohne den Gebrauch der rechten Hand gespielt, ein Concertino ohne Instrument, in einem Umfange von vier Oktaven geflötet (soll wohl mit dem Munde gepfiffen heißen), mit Guitarre-Accompagnement, und zum Schluß ein sizilianisches Scherzando für die Guitarre, mit Nachahmung des Tambourin de Basse", von ihm componirt, vortrug. Jedes Neue lockt an! — Hr. Angely, Schauspieler des deutschen Theaters für das komische Fach, giebt uns alle Jahr in den Fasten ein deklamatorisches Conzert. Am 7ten März war das diesjährige, worin außerdem auch zwei Charaden durch sechs lebende Gemälde vorgestellt wurden; jede Charade zerfiel in drei Bilder, von denen die beiden ersten den Sinn der einzelnen Sylben, das letzte den des ganzen Wortes darstellten; die Aufgabe ist von dem Dichter Karl Schall in Breslau, dargestellt wurden die Bilder von den besten Schauspielern unsers deutschen Theaters. Außerdem deklamirte Hr. Angely einen launigen Prolog. Es ist angerichtet, und mehrere komische Gedichte. Da er ein, bei dem Publikum beliebter Schauspieler ist, so waren Zuschauer und Zuhörer mit der Darstellung, und Hr. Angely mit seiner Einnahme zufrieden. Alles, was er vorträgt, ist gut memorirt, und wenn er auch je zuweilen etwas stark übertreibt, so ist, wenn er mitspielt, das Haus besetzt, und Niemand verläßt es unbefriedigt. — Hr. Tscherwenka, auf der Oboe, und Hr. Böhm, erster Violin-Conzertist, Beide bei der kaiserlichen Kapelle, folgten hierauf mit Conzerten, in welchen sie den lautesten Beifall einerndteten, so wie auch Hr. Gugel auf dem Waldhorn. — Am 15ten März gaben die Musikanten der sämmtlichen Garde-Regimenter ein Conzert im großen Theater. Ohnstreitig haben unsere Garden gegenwärtig die schönste Musik; da kein Mangel an Menschen und der Russe von Natur sehr musikalisch ist, jeder Commandeur einer Garde aber nichts schont, es einem andern Regiment zuvor zu thun, so muß dieses Fach, unter der besondern Leitung eines Kapellmeisters, Dörfeld, auf der Stufe der Vollkommenheit stehen. Einige der alten Garde-Regimenter haben drei Chöre, so daß das erste Chor jederzeit aus den beiden andern ergänzt werden und nie eine Stockung entstehen kann. Herr Dörfeld ist Kapellmeister sämmtlicher Garden und bezieht ein Gehalt von denselben, das ihn vollkommen in den Stand setzt, zu leisten, was er geleistet hat. Wer an militairischer und rauschender Musik von ein Paar hundert Blas-Instrumenten Vergnügen findet, der war mit diesem Conzert gewiß zufrieden, um so mehr, da die schwersten Ouverturen, z. B. aus „Lodoiska", der „Jagd Heinrich IV" u. s. w., mit einer bewundernswürdigen Präcision ausgeführt wurden, besonders aber Variationen und ein Divertissement mit Trompeten von neuer Erfindung. — Für den 16ten März kündigte uns unser berühmter Field sein letztes Fortepiano-Conzert an; sein Talent ist so bekannt, daß es überflüssig seyn würde, hier noch etwas zu seinem Lobe zu sagen. Er ist gegenwärtig in Moskau; seine Verehrer aber können sich den Ausdruck: letztes Conzert, nicht erklären, und befürchten, daß er entweder dort bleibt, oder Rußland gänzlich verläßt, in welchem Fall jeder Musikfreund mit Grund seinen Verlust bedauern muß. — Mad. Bender, Sängerin des deutschen Theaters, gab uns darauf ein Vocal-, Instrumental- und Deklamations-Conzert. Nach dem Gesange mehrerer deutschen Opern-Sänger deklamirte Mad. Bender ein Gedicht von Kosegarten: „Arcona", mit musikalischer Begleitung, und stellte mit den Eleven der kaiserlichen Theater-Schule in drei auf einander folgenden Tableaux die Niobe mit ihren neun sterbenden Kindern, und ein großes Tableau aus der altrömischen Geschichte dar. — Am 19ten März, am Gedächtnißtage des Einzuges der russischen Truppen in Paris im Jahr 1814, gab die Theater-Direktion im großen Theater, zum Besten der Invaliden-Kasse, ein großes Vokal- und Instrumental-Conzert, in welchem 400 Musikanten der Garde-Regimenter, die Hof- und Theater-Sänger, die Sänger der Preobraschenskyschen und Ismailowschen Garden und die besten Tonkünstler mehrere Sachen vortrugen. Da hier für den Eintritt ein Jeder nach eigenem Belieben zahlen darf, so geschieht es nicht selten, daß Logen und Lehnstühle mit mehreren hundert Rubeln bezahlt werden, so daß die Invaliden-Kasse durch dies alljährige Conzert jederzeit eine ansehnliche Einnahme macht. (Der Schluß folgt.)

In der Nacht vom 23—24sten Juni wurden ehedem sonderbare Feierlichkeiten veranstaltet. In vielen Städten Frankreichs verbrannte man nämlich ein Dutzend Katzen in eisernem Käfig, und glaubte so Zauberer zu braten. Erst zur Zeit des Edikts von Nantes hörte diese Sitte in Paris auf. (Miroir.)

Ein Blinder, der auf einem der Pariser Boulevards wahrsagt, hat ein eigenes Mittel, seine Leute an sich zu locken. „Meine Herren und Damen!" sagt er, „ich lade nur diejenigen von Ihnen ein, die etwas verstehen; Ignoranten können vorbei passiren. Wer aber etwas versteht, der habe die Gefälligkeit, dieses Spiel Karten ab zu nehmen, und ich werde ihm sein Schicksal verkünden!" (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 23. Juli. 117tes Blatt.

Dem Andenken des Großwessirs Mustapha Bairactar. *)

Retten wolltest du der Osmaniden
Morschen Thron — doch anders hat entschieden
Des Geschickes übermächt'ger Schluß.
Tapfrer Mann! im Irrthum noch zu loben,
Wenn umringt du von des Unsinns Toden,
Heil entbotest dem, was sinken muß.

Längst sah'st du vor deinem inn'ren Sinne
Wanken Stambuls vielgethürmte Zinne,
Und verfinstert Mahoms halben Mond.
Zornig an das Steu'r mit festem Arme
Tratest du, vom Janitscharen-Schwarme
Aber nur mit Haß und Wuth belohnt.

Geh'n heroische Reformatoren
Sturmgeschleudert zu des Todes Thoren,
Ruhm begleitet ihren Niedergang.
Geisteskraft, wo sie sich zeigt im Leben,
Adelt selbst vergebliches Bestreben
In dem Kampfe mit der Zeiten Drang.

So ist's Recht, und herrlich war dein Sterben!
Helden reißen mit in ihr Verderben
Blut'ge Hecatomben schmetternd nach;
Und das dunkle Schicksal, dem sie weichen,
Uebersä't dann ihre Bahn mit Leichen,
Rächt an Thorheit stets der Tugend Schmach.

Sprengt der Griechen Auferstehungs-Hore
Des Chalifensitzes Eisenthore,
Wirst du von der Brut verstanden seyn,
Für die du zum Märtyrer geworden;
Dann wird sie den Zwang, dich selbst zu morden,
Mit dem Roßschweif fliehend, laut bereu'n.

Nicht gelingen konnten deine Plane!
Das Verhängniß wählte zum Organe
Dich durch Widerspruch für seinen Plan.
Reizen solltest du, doch nimmer sehen,
Von der Donau, von Epirus Höhen
Christen-Heere sich der Pforte nah'n.

Wider Willen, meinend ihn zu zügeln,
Mußtest du den Lauf der Zeit beflügeln,
Und ihr rollend Rad zermalmte dich;
Der verweichlichten Usurpatoren
Wilder Staat — er ging mit dir verloren,
Da mit dir sein letzter Pfeiler wich.

Wo der Ahnen schaffend Seelenglühen
Schwindet aus entnervten Dynastieen,
Wirft das Fatum sie zurück in Nichts.
Thronensturz ist ein Ideenscheitern;
Und der Kräfte Reich soll sich erweitern,
Größer werden das Gebiet des Lichts.

Trübe schimmert durch den Geistesnebel
Ueber Griechenland des Sultans Säbel,
Am Cythäron singt kein Orpheus mehr;
Zu des Isthmus lachendem Gestade
Führen nicht mehr frohe Völkerpfade,
Und Korinth ist ton- und palmenleer.

Auf den Inseln im Aegeer-Meere
Schaut der heut'ge Führer der Galeere
Tempelreste mit Piratenblick;
Menschenwerke mag die Zeit zerstören,
Doch den Geist nicht: und einst wiederkehren
Wird Homer nach Ilion zurück.

*) In dem Aufruhr zu Constantinopel, am 16ten November 1808, sprengte er sich in die Luft, mit mehreren Hundert, ihn in seinem Palast mörderisch überfallenden Janitscharen.

O! noch fällt des hohen Mäoniden
Aetherstrahl dort auf der Hesperiden
Von Barbaren schwer bedrückte Flur;
Dort, in jenem alten Thatenlande,
Auf Entfess'lung vom Despotenbande
Wartet paradiesische Natur.

Fliegt zum Bosphor siegend, Oestreichs Fahnen!
Fort gen Asien mit den Turbanen!
Walle freier, blauer Hellespont!
Aus dem Sklavenjoch der Muselmannen
Wirst du, Hellas! dich verjüngt ermannen,
Vom erwachten Geiste neu besonnt.

Oder soll, statt türkischer Tiaren,
Funkeln dir das Diadem der Czaaren,
Rußlands Adler ziehen nach Byzanz —
O! auch dann wird sich ein neues Leben,
Schön'res Seyn im Orient erheben,
Stärkt den Süd des Nordes frischer Glanz.

Vielgestaltet sind des Lebens Bühnen,
Und der Weltgeist leitet durch Ruinen
Die Geschlechter zur Entwick'lung fort.
Soll das Ganze immer höher steigen,
Muß das Einzelne sich nieder beugen:
Darum Dank der Kraft an jedem Ort!

Geistig leuchten aus der Edlen Ferne
Heldennamen, wie die ew'gen Sterne
In dem unmeßbaren Weltenraum!
Ja! und wenn auch eine weite Leere
Dieser Raum und keine Gottheit wäre,
Bliebe Tugend doch der schönste Traum.

Mustapha! gewollt hast du das Gute
Für dein Volk und selbst. — In deinem Blute
Ward versöhnt nur die Nothwendigkeit.
Selbst das Böse wird des Guten Saamen —
Ehre, Nachwelt! jedes Heros Namen,
Der sich sterbend ihr zum Opfer weiht.

Berlin, im Juli 1821. v. Held.

Die gewisse Ahnung.

18. Der Taubstumme.

Herr Ledermacher war nicht in seiner Wohnung. Vielleicht, sagte man, sey er auf dem Kaffeehause gegenüber. Der Universal-Mediziner ging auf dieses zu. Das gewaltig große Aushängeschild mit goldenen Buchstaben versprach weit mehr, als das Kaffeehaus leistete. Wenigstens war, außer einem jungen Mann, der am Fenster saß, kein einziger Gast vorhanden, und überhaupt Niemand weiter in den beiden geräumigen Zimmern. — Umsonst empfahl sich Herr Hagelmann diesem mit einem ergebensten Diener; umsonst hustete er bald darauf mehrere Mal. Der tabackrauchende junge Mann verwendete keinen Blick vom Fenster und blies dazu solch einen Dampf aus seinem meerschaumenen Pfeifenkopf, als ob er die Verpflichtung übernommen habe, das einsame Kaffee-Institut wenigstens mit dem erforderlichen Tabacksqualm zu versehen. Dem Rauchenden schien es am Gehör ganz zu mangeln. Da der gedruckte Umschlag der Universal-Medizin auch den Harthörigen diese anpries, so glaubte Herr Hagelmann die beste Einleitung zu einer Empfehlung derselben mit seiner Tabacks-Dose treffen zu können. Dem Harthörigen solche präsentirend, stieß er leise mit der Hand ihn an und fragte dazu: „Beliebt?" — Darauf endlich wendete sich der Raucher nach ihm, schüttelte den Kopf und kehrte dann völlig in seine vorige Lage zurück. — Herr Hagelmann glaubte ihn nunmehr für taubstumm halten zu müssen. Wer weiß, dachte er da, ob mein Arkanum nicht auch gegen die Taubstummheit mit Erfolg an zu wenden seyn möchte?

19. Notizen.

Eh' er jedoch den Vorschlag that, seine Medizin zu versuchen, wünschte er der Sache recht gewiß zu seyn. Daher schrie er nunmehr dem jungen Manne zu: „Wir haben jetzt ein ganz vortreffliches Wetter!" — „O weh, meine Ohren!" rief der Tabacksraucher, die Hand davor haltend. — „Gott Lob, mein Herr! Nun nur erst wieder Empfindung da ist, wird Alles gut gehen: ich kann Ihnen eine herrliche Arzenei empfehlen." — „Wozu?" — „Zu Heilung Ihres Ohrenübels." — „Mein Herr!" — dabei stand der Andere auf und legte die Pfeife vor sich hin — „mein einziges Ohrenübel sind Sie und das Mittel dagegen liegt in meiner Hand. Rechnen Sie darauf, daß ich Sie glücklich zur Thür hinaus werfe, sobald Sie mir noch ein einziges Mal solch eine interessante Nachricht in's Ohr schreien." — „Aber mein Gott, ich konnte ja nicht wissen, daß Ihr Gehör so gut wäre!" — „Brauchen's auch nicht zu wissen! Schaffen Sie mir lieber, wenn Sie können, den verwünschten Burschen, den Kaufmann Ledermacher da drüben, auf den ich warte. Doch der Patron mag merken, daß ich da bin, sein eigenes Leder gar zu machen, und darum heute nicht hierher kommen, wo er doch sonst all seine Zeit hinbringt, der Tagedieb!"

20. Sichere Leute.

„Kurios!" rief Herr Hagelmann erstaunt, „so suchen wir Beide den nämlichen Mann hier im Hause!" — „Man kann auch" — antwortete der Andere — „bei Tage wenigstens, keinen Dritten hier suchen, da das schlechte Kaffeehaus alle seine Tages-Gäste, bis auf diesen einzigen, verloren hat; der aber führt die Stadt mit dem Wirth gemeinschaftlich hinter die Fichten. So Gott will, soll ihnen das Gewerbe nächstens gelegt werden." — „Sie sind wohl in hiesiger Stadt gut bekannt, mein Herr?" fragte der von dieser Nachricht sehr niedergeschlagene Laborant. — „Leider habe ich nur Allzuviele, zu meinem größten Nachtheil, kennen gelernt." — „So würden Sie mich vielleicht auf einige sichere Leute aufmerksam machen." — „Am sichersten, mein Herr, sind ohnstreitig die in der Frohnveste, zumal wenn sie an Ketten liegen: denn für die Uebrigen verbürge ich mich mit keinem Pfennig, seitdem mir das

Hebammchen, mein Vormund, mit dem väterlichen Erbe zum Henker gegangen ist."

21. Fernere Mittheilungen.

Herr Hagelmann bezeigte seine Theilnahme und fügte dann hinzu: „Vielleicht wären Sie selbst nicht abgeneigt zur Uebernahme eines recht einträglichen Geschäfts?" — „Gar nicht abgeneigt, nein! Einträgliche Geschäfte suche ich eben." — „Zuvor aber" — entgegnete der Laborant etwas schüchtern — „denn der Gebrannte fürchtet das Feuer, zuvor würden Sie wohl die Güte haben, mir über Ihre Vermögens-Umstände eine befriedigende Auskunft zu geben." — „Die würde ich allerdings haben, wenn mein charmanter Vormund nicht gewesen wäre. — Und denken Sie, nun ich eben Aussicht hatte auf die Erbschaft eines wohlhabenden Mannes, der mir seinen Nachlaß zudachte, schickte mich mein Unstern in Aufträgen von ihm auf eine Reise von mehreren Wochen; als ich aber gestern zurück kehre, ist der Mann schon begraben, und Alles, was ich bekommen sollte, fällt, da er kein Testament gemacht hatte, an die Verwandten, mit denen er in offenbarer Feindschaft lebte. An diesem Tode nun ist kein Mensch Schuld, als der verwünschte Ledermacher, der in seinem Hause wohnt. In Zeit von acht Tagen hat ihn der Taugenichts geliefert mit seiner Universal-Medizin. Eine ganz geringe ärztliche Hülfe würde den Kranken hergestellt haben: allein um durch eine Wunderkur den rückständigen Miethzins bezahlen zu können, verhindert er die Herbeiholung des Arztes. Wahrlich nicht der Verlust des Vermögens allein ist die Ursach meines innigen Schmerzes über den Todesfall; es ist der offenbare Mord an einem sehr wackeren Manne, und weil die Gesetze den Mörder vermuthlich nicht hinreichend in Anspruch nehmen, so hoffe ich, meinen Braunen dazu zu vermögen.

22. Gliederreißen.

„Mein Herr!" sprach Herr Hagelmann betroffen; „ich kenne jene Universal-Medizin, sie enthält durchaus nur unschuldige Ingredienzen." — „Der Henker hole solch eine Unschuld. Der Fall mit meinem verstorbenen Freunde hat das wieder klar bewiesen; der gewöhnlichste Arzt hätte den ehrlichen Mann, nach den vorwaltenden Umständen, sogleich hergestellt; statt dessen wird die Zeit versäumt und zudem eine Flasche des Universal-Quarks nach der andern in ihn hinein gefüllt; das hat ihn geliefert. Meine Klage dieserhalb gegen den Hallunken, den Ledermacher, ist auch mit einer tüchtigen Feder geschrieben; aber der Magistrat affektirt bei solcher Gelegenheit gewöhnlich eine ganz unmenschliche Menschlichkeit. Darum setzte ich mir denn vor, die Sache brevi manu ab zu thun. Addio! — denn hier in der Geduld kann ich's nicht länger aushalten. Es reißt mich in allen Gliedern so, daß ich nach ihm umher laufen muß, und wenn mir der Satan den Todtschläger nicht in die Hände führen sollte, so wäre ich im Stande, gar nicht mehr an seine Macht zu glauben!" (Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

„Frankenstein oder der neue Prometheus", so heißt ein neuer englischer Roman, von Madam Shelly, der einen ganz eigenen Gegenstand zum Stoff hat. Dieser Shellysche Prometheus begiebt sich nach einer Universität Deutschlands und studirt dort unter Anderem auch Anatomie. Eines Tages, bei recht genauer Beobachtung des Inneren eines Körpers, findet er plötzlich — das Naturgeheimniß der Entstehung des menschlichen Lebens! Worin dies zu suchen? — bleibt freilich unter Mad. Shelly, Herrn Frankenstein und der Natur abermals geheim. Der neue äskulapische Schüler aber baut hierauf frischzu einen eigenen Plan, nämlich den: sich selbst ein menschliches Wesen zu schaffen und — o Wunder! — es glückt; er wird Vater, und diesmal, trotz aller Spötter, ist's gewiß kein Anderer, als er allein! Leider ist aber das lebende Automat so häßlich, daß der schöpferische Herr Verfasser selbst davor flieht.

Der Schauspieler Perlet in Paris wollte neulich im Theater „Gymnase" ein Lied nicht singen, und hat sich deshalb mit dem Publikum entzweit. Dies gab zu folgendem Gespräch Anlaß: A. Das Parterre verfährt hier gegen das Recht! — B. Wie so? Hat Perlet nicht das Publikum beleidigt? — A. Das leugne ich nicht; Perlet hätte aber durchaus die Verse singen müssen, die er nicht gesungen hat! — B. Da wären wir ja einig? — A. Nicht so ganz! Denn eben weil er sie nicht sang, ist es klar, daß man Perlet verdammt, ohne ihn — gehört zu haben!!

Ein chinesischer Mandarin that einst einen strengen Ausspruch: Ein Bruder Ignorantiner wollte einen reichen chinesischen Herrn in Anspruch nehmen, weil er dessen beide Söhne erzogen hatte. Der Vater verweigerte aber das pädagogische Honorar, weil seine Söhne nur befehlshaberisch, heuchlerisch und abergläubisch geworden, übrigens aber dumm waren. „Prüfen Sie dieselben" — sagte der Chinese zum Richter — „und entscheiden Sie: ob ich dafür etwas zahlen könne?" — Der Mandarin prüfte, fand, daß der Mann Recht habe, und that folgenden Ausspruch: Der Ignorantiner muß sterben, denn er hat seine Eleven moralisch getödtet; der Vater aber zahlt eine starke Geldstrafe, weil er nicht gleich nach den ersten Unterrichtsstunden eingesehen hat, daß dieser Lehrer nur Dummköpfe ziehen konnte!

„Die Eheleute", sagt Abraham a Sancta Clara, „sollen seyn wie die Augen im Kopf; wo sich ein Auge hinkehrt, dorthin wendet sich auch das andere, und thun sich nie zertrennen."

Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. (Schluß.) Mehrere andere Conzerte übergeht Referent mit Stillschweigen, außer einem, welches Hr. Waldinger, blind geboren, gab, das aber, des schönen Wetters wegen, wenig Zuspruch hatte. Er bläst das Fagot, und trug ein Conzert von Ewers vor, wobei man sein Gedächtniß bewundern muß. Zum Schluß blies er noch Variationen auf dem ungarischen Czakan, einem Instrument, das die Form eines Stockes hat und als solcher auch gebraucht wird. Die Leichtigkeit desselben zum Blasen und Erlernen fand hier bei seinem Erscheinen so viele Liebhaber, daß Hr. Waldinger und zwei andere Musiker, die den blinden Mann nicht verlassen, ihren Lebensunterhalt dadurch fanden. Diese drei Männer hofften hier eine Anstellung bei der Theater-Kapelle zu erhalten, die bis jetzt aber nicht statt gefunden hat, ohnerachtet sie die größte Zusicherung empfingen. — Obgleich Hr. Drouet am 20sten April sein letztes Conzert im großen Theater gegeben hatte, so veranstaltete er doch am 1sten Mai in der Mittagsstunde noch eine „musikalische Morgen-Unterhaltung", in welcher er abermals mit einem Conzert und einer Arie mit Variationen auftrat. So gewiß hier Jedermann sein Talent bewunderte, eben so gewiß muß Hrn. Drouet die Aufnahme in Petersburg und Moskau in aller Hinsicht stets unvergeßlich bleiben. — Außer diesen Conzerten gab uns der kaiserliche Physico-Mechanikus, Rospini, einige Vorstellungen seiner Pneumato-chimischer und Piro-hydraulischer Experimente, die, da Hr. Rospini ein bekannter Physiker ist, Jedermann vollkommen befriedigten, besonders die Gaz-Feuerwerke, welche uns die schönsten Sachen darstellten. — Herr Toselli, Maschinist der kaiserlichen Theater, zeigte „ein scenographisches Gemälde der heiligen Oerter von Jerusalem. Nach der Natur aufgenommen sieht man da: Den Eingang der Gräber der Könige von Jerusalem. — Den Eingang in die Kirche des heiligen Grabes. — Das Innere dieser Kirche; auf dem Stein des Heiligthums stehen bronzirte Candelabern. — Den Tempel Salomonis auf dem Berge Moria. — Den Tempel der heiligen Jungfrau (jetzt Djani el Hadran). — Das Ephraimer Thor von Jerusalem; der Thurm davon gehörte zum Schloß von David (jetzt Castel Pisano). — Das Thal Josaphat; der Berg ist mit Steinen bedeckt, die hebräische Aufschriften haben. — Den Eingang von den Gräbern der Richter von Jerusalem. — Die Quelle von Siloa, welche die Gegend von Jerusalem bewässert. — Der Künstler hat nicht vergessen, mehrere Pilger aller Nationen, selbst aus Nowgorod und Tobolsk, welche nach diesen Orten wallfahrten, vor zu stellen, so wie auch Alles, was zum größeren Eindruck bei den Christen dienen kann. Zu mehrerer Verständlichkeit wurden außerdem am Eingang, für 50 Copecken Silbermünze, kleine lythographirte Zeichnungen dieser Sehenswürdigkeiten verkauft. Die allgemeine Stimme sagt: das Ganze gewähre wohl einen guten Anblick einer Dekoration, Niemand aber könne, ohne obgedachte Zeichnungen, eine Verständlichkeit des Gesehenen erlangen. — Seit Kurzem hat uns Hr. Tielker ein Panorama von London aufgestellt. Der Standpunkt ist neben der Blackfriar-Brücke. Diesem soll das Panorama von Petersburg folgen. — Ein Mechanikus aus Kurland, Ernst Hansen, hat, nach mehr als zehnjährigem Bestreben, ein Instrument erfunden, welches er Olympicon nennt. Nach dem Anschlag-Zettel bildet dieses Saiten-Instrument eine Zusammenziehung von Violine, Viola, Violoncello und Contrabaß (jedoch ohne Bogen), die sich zur vollen Kraft einer Orgel erheben und die Töne gedehnt erhalten lassen; auch läßt sich das Staccato leicht und gefällig angeben, indem man auf einer Claviatur von über 5 Oktaven spielt, und durch einen angebrachten Flageolet-Zug jeden Ton um eine Oktave steigern kann. Die Töne sind rein, und vorzüglich in der Tiefe stark und ergreifend. B.

In den „Reisen des Herrn Poivre in Asien" wird vom Kaiser von Cochinchina (im Jahr 1750) Folgendes berichtet: Derselbe ließ sich einen neuen Palast bauen, und zwar nach dem Modell der Paläste des Kaisers von China. Vom alten Palast behielt er nur einen Saal, in welchem sein Urgroßvater alle Gattungen seiner Unterthanen hatte malen lassen, und zwar gerade in dem Zustande einer Widerwärtigkeit; z. B. einen Landmann, dessen Ernte durch Dürre vernichtet ist und der den Himmel um Regen anfleht; einen Fischer, der, durch einen Sturm überrascht, auf den Trümmern seines Fahrzeuges dem Wassertod entrinnt; dann wieder arme Leutchen, welche von Tribut-Sammlern ihrer letzten Habe beraubt werden, und so alle mögliche widerwärtige Schicksale der Gewerbtreibenden. In diesem Saal schlief der gute Fürst und hielt sich daselbst den größten Theil des Tages auf. (Courier fr.)

Bei Gelegenheit des Streites mit dem Schauspieler Perlet äußerte Jemand: „Ein Streit zwischen einem guten Schauspieler und dem Publikum ist gerade, wie ein Mißverständniß zwischen einem Geliebten und einer Geliebten, der schuldige Theil darf nur ein wenig nachgeben, so ist die Versöhnung um so süßer!" — Ein Anderer meinte bei der Wuth (fureur), in die das Publikum gerieth: „Perlet hat wirklich fureur gemacht!" (Miroir.)

Der Taschenspieler, Physiker Comte, fängt jetzt auch an, sich Titel zu zaubern. Er nennt sich in der Provinz: „Ritter des Preußischen Ordens der Künste und Wissenschaften." (Miroir.)

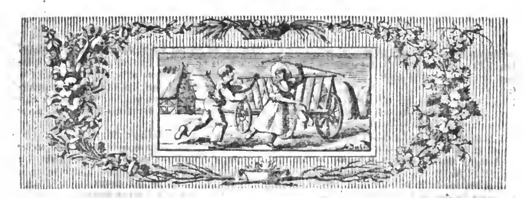
In Baltimore predigte ein Hr. Frey, ein getaufter Jude. Mitten in seiner Rede unterbrach ihn ein Mann, und rief mit lauter Stimme aus: „Ich habe Sie in London gekannt, Sie sind ein Betrüger!" Es kam zur Klage. Der Unterbrecher wurde zur Geldbuße und zu einer öffentlichen Ehrenerklärung verurtheilt. Er ließ sie mit folgenden Worten in die dortige Zeitung einrücken: „Es thut mir sehr leid, daß mich mein unmäßiger Eifer für die Religion, in welcher ich erzogen bin, verleitet hat, den ehrwürdigen Herrn Frey in seiner Predigt zu unterbrechen. Ich hoffe, die Einwohner von Baltimore werden mir verzeihen und mir auch zugleich erlauben, anzeigen zu dürfen: daß ich hier mit einer großen Quantität Quincaillerie-Waaren von Philadelphia angekommen bin und solche im Hause des Hrn. Barnum auf das billigste verkaufe." (Courier.)

Ein schottischer Bergbewohner (Highlander) wurde auf dem Todtenbette von einem Geistlichen besucht und ermahnt: alle seine Sünden zu bereuen, allen seinen Feinden zu vergeben und sich auf die andere Welt vor zu bereiten. Donald zuckte bei dem zweiten Punkt mit den Schultern, erklärte sich jedoch willig, Jedermann, der ihn beleidigt habe, zu vergeben, nur einer Person nicht, mit welcher, wie er hoffe, der Geistliche eine Ausnahme machen würde. Der Prediger bestand aber auf die Allgemeinheit. Nun sagte Donald mit trauriger Miene: „Wohlan, wenn ich muß, so muß ich; ich will daher meinem — Weibe vergeben; aber" — sich zu seinen beiden Söhnen wendend — „Gott verdamme Dich, Duncan, und Dich, Cory, wenn Ihr der Treulosen vergebt!" (Courier.)

Auf 178 Millionen Menschen, welche Europa bevölkern, rechnet man 17 Millionen Bettler, oder Leute, welche auf Kosten ihrer Gemeinden leben. In Dänemark ist das Verhältniß ohngefähr 3 auf 100; in Holland 14 auf 100 und in England 16 auf 100. Auf dem Lande ist es noch ärger als in den Städten. Im Jahr 1813 befanden sich in Paris 102,856 Arme auf 530,000 Einwohner; in Cölln 14,000 Arme auf 53,000 Einwohner; in Liverpool 27,000 Arme auf 80,000 Einwohner; in Amsterdam 108,000 Arme auf 217,000 Einwohner! (Courier fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 13. und Blatt der Ankündigungen Nr. XV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 25. Juli. 118tes Blatt.

Die gewisse Ahnung.

23. Der Unsichtbare.

Der Laborant zitterte am ganzen Leibe, als der junge Mann mit hochroth glühendem Gesicht bei ihm vorüber und zur Thür hinaus fuhr. Der Kaffeewirth erschien, der aus Furcht vor dem Brausenden unsichtbar gewesen war. Er fragte nach den Befehlen des Gastes, welcher Kaffee verlangte.

Herrn Hagelmann wuchsen Muth und Galle gegen den Verschwundenen immer mehr. — „Und“ — so sagte der Wirth — „es fragt sich, ob nicht unsre Obrigkeit durch das Schreien dieses Menschen aufmerksam wird auf die Sache; er soll ihr verwünschte Dinge in den Kopf gesetzt haben. Ueberhaupt unsre Obrigkeit! — Sie sind fremd, wie es aussieht, und wissen es nicht, und Unsereins hüthet sich wohl, davon zu sprechen. Aber glaubten Sie, daß dergleichen Lärm-Posaunen, wie der Fortgegangene, ein halbverdorbener Mediziner — denn wer den Doktor-Hut nicht erschwingen kann, den nenne ich so — mehr begünstigt werden, als ein hiesiger Bürger, der ein ganz stilles eingezogenes Leben führt, und der sich's gar sauer muß werden lassen? Denn das wird Ihnen bekannt seyn, daß Hazardspiele, wie in meinem Hause alle Nächte gespielt werden, keine Kleinigkeit sind. Und wie muß man sich dabei in Acht nehmen, wie wird man verfolgt! — Apropos, mein Herr, ich hörte dort hinter der Thür, daß auch Sie meinen Freund Ledermacher aufsuchen. Vermuthlich haben Sie Forderungen; da bitte ich Sie recht sehr, gedulden Sie sich. Der Mann hat seit einem Jahre ein ganz ausgezeichnetes Unglück im Spiel gehabt und sich in der letzten Zeit durch nichts mehr helfen können, als daß er die Universal-Medizin, die er führt, in großen Quantitäten um die Hälfte des Preises abgelassen hat; die geht nun auch nicht mehr, weil das ganze Land damit durch ihn überfüllt ist. Ueberdies erwartet er alle Tage den Verfertiger derselben hier in der Stadt, der auf Bezahlung dringt. Und kein rother Heller dazu da! — Lassen Sie ihm aber nur ein wenig Luft; ein Pfiffikus, wie er, hilft sich schon wieder. Für den Augenblick hätte er freilich unsichtbar werden müssen, auch wenn der Mediziner, der Rosener heißt, ihm nicht so zu Leibe wollte.“

Herrn Hagelmann wandelte eine Ohnmacht an bei diesen Nachrichten. Aller Appetit zu dem Kaffee, welcher jetzt ankam, und der an sich schon nicht gemacht schien, Appetit zu erregen, war ihm benommen. Doch trank er ihn, weil er ihn einmal bezahlen mußte, aus Grundsatz, wie er dergleichen nannte, bis auf den letzten Tropfen.

24. Huldchens Standhaftigkeit.

Der Universal-Mediziner war durch das noch gar nicht einmal übersehbare Unglück um so mehr betroffen, da der Verdacht eines großen Vermögens, in welchen er neuerlich in seiner Vaterstadt gekommen war, fast ganz auf leerer Muthmaßung beruhte. Das nicht sehr bedeutende Grundstück machte seine ganze Habe aus; dazu hatte er in der letzten Zeit sein gutes Auskommen mit seiner Familie gehabt, hoffte aber freilich

auf immer größern Absatz, mithin auf eine glänzendere Zukunft. Und nun mußte der verruchte Ledermacher diese mit seinen strafbaren Finanz-Operationen so gefährden!

Ganz außer sich, fiel er in seiner Wohnung auf einen Stuhl und erzählte den Seinigen die trauervollen Umstände. Madam Hagelmann jammerte sehr; nur Huldchen schien viel gleichmüthiger zu seyn, als zuvor, so daß auch ihre Mutter ausrief: „Solch Unglück kannst Du mit anhören und dabei bleiben wie ein Stück Holz?" — „Das nun wohl nicht" — antwortete das hübsche Kind — „was aber würde es heißen, wenn ich auch in Klagen ausbrechen wollte? Haben Sie mir doch selbst oft gesagt, daß eine gute Christin sich in alle Uebel müsse finden lernen." — Diese Bemerkung steigerte den Unwillen der Frau nur noch mehr. Denn sie hatte diese Weisung niemals bei Uebeln gegeben, welche sie selbst betrafen, allezeit nur in Fällen, wo Huldchen es war, die sich über das Schicksal beschweren konnte.

25. Rekommendation.

Schwerlich aber würde auch Huldchen so viel Ergebung gezeigt haben, wäre nicht ihre Hoffnung, welche an der Größe der Residenz scheitern zu wollen schien, inzwischen um ein recht Ansehnliches wieder gewachsen. Als nämlich, nicht lange vor des Vaters Rückkehr, Madam Hagelmann hinausgegangen und das Stubenmädchen mit dem Bettmachen beschäftigt war, fiel ihr ein, daß Ferdinand Rosener ein Arzt habe werden wollen, und so fragte sie denn das Mädchen: „ob gute Aerzte in der Residenz wären?" — „Ach, beste Mamsell" — war die Antwort — „Aerzte, die man sich gar nicht besser wünschen könnte; da ist zum Exempel unser Hausdoktor! die Madam läge längst auf dem Kirchhofe und der Herr dazu, wenn der nicht thäte. Ein ganz grundgescheidtes Männchen! Er hat auch gleich das Ansehen danach. Denn gewachsen ist er ihnen wie eine Tanne, und ein Paar Augen hat er, bei denen man sich gestehen muß: der könnte dir auch gefallen. Sollte Ihnen, was der Himmel verhüthen mag, während Ihrer hiesigen Anwesenheit irgend etwas zustoßen, so sagen Sie mir's nur; der weiß bei allen Kranken den rechten Fleck zu treffen" — Dieses Lob paßte so außerordentlich zu Huldchens Vorstellungen von dem, den sie in der Residenz wieder zu sehen wünschte, daß sie nur darum einen Augenblick anstand mit der Frage nach seinem Namen, weil sie sich zu verrathen fürchtete. Unmittelbar darauf aber verwies sie sich diese Furcht, weil doch alle Wahrscheinlichkeit dagegen spreche, daß unter der Menge von Aerzten, die es in einer so großen Stadt geben möchte, eben jener es seyn sollte. — Aber gerade die Wahrheit ist oft am unwahrscheinlichsten; genug der Name Rosener wurde ihr wirklich als der des Hausarztes genannt. Die Begeisterung des gesprächigen Stubenmädchens für ihn hatte er durch die Lebensrettung ihres Liebsten bewirkt Gewiß, meinte sie, würde er Huldchen, auch vom Ansehen, ausnehmend gefallen, wenn sie ihn vielleicht morgen Mittag unten an der Table d'hote sähe, wo er der tägliche Gast sey.

26. Billige Bitte.

Huldchen hielt noch von ihrer seligen Großmutter her viel auf Vorbedeutungen, zumal auf solche, die mit ihren Wünschen überein trafen. Daher dachte sie denn auch jetzt ohngefähr so: Wenn das nicht merkwürdig ist, daß ich hier in der abscheulich großen Stadt, bei meiner ersten vorläufigen Frage, sogleich auf den rechten Weg gewiesen werde, so hat man gar nichts Merkwürdiges mehr. Wenigstens gäbe ich die vormaligen Weltwunder alle sieben für diese eine treffliche Notiz hin. Ihr gutes Herzchen reichte ihr auch auf der Stelle das schöne Perlen-Beutelchen zu, das sie, zum Parademachen damit in der Residenz, erst so emsig zusammengestickt hatte, um dem Stubenmädchen ein kleines Nadelgeld daraus zu verehren. Die Dirne, überrascht von solcher Großmuth, fügte ihrem Danke den Wunsch bei, daß doch die liebe Mamsell ein wenig, aber ja nur ein ganz klein wenig, krank werden möchte, da könnte sie dann den Arzt holen und Mamsell würde ihr's wieder sagen, ob sie ihn zu viel gelobt hätte oder zu wenig. —

Späterhin gelang es der Munterkeit des lieben Töchterchens sogar, dem bekümmerten Eltern-Paare seine Sorgen vergessen zu machen und sie wirklich zur Theilnahme an der Table d'hote des künftigen Mittags zu überreden. — Erst als Vater und Mutter schon zu Bette und die Lichter ausgelöscht waren, fuhr Huldchen der furchtbare Gedanke durch den Kopf, daß ja wohl noch mehrere Rosener, als der ihr unvergeßliche Ferdinand, Aerzte seyn könnten. Allein bald hielt sich ihr bekümmertes Herz an sein Signalement durch das Stubenmädchen und sagte: Nein, nein, schlank wie eine Tanne war er, und die beschriebenen Augen hatte er auch. Um aber durchaus keine Vorsichtsmaaßregel zu versäumen, so schloß sie ihn zuletzt noch in ihren Abendsegen also ein, daß sie den lieben Gott bat, er möchte doch auch gewiß den hiesigen Hausarzt und ihren Ferdinand nur eine Person seyn lassen und schlief ein, beruhigt durch die Hoffnung, daß eine so billige Bitte Erhörung finden müsse.

Ach, das gute Kind wußte nicht, wie abgeneigt ihr Vater bereits diesem Rosener geworden, und auf welche unglückselige Weise Letzterer diese Abneigung zum glühendsten Hasse zu steigern inzwischen beflissen gewesen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken und Bemerkungen.

So lange es in der Welt nicht so weit gediehen ist, daß man nicht allein das Falsche nicht durchsetzen, sondern auch das Wahre nicht verschweigen und nicht hemmen darf, so lange kommt die Menschheit zu keinem klaren Zwecke und der Weg zum Frieden ist noch überall verrammelt. Denn wie es dem einzelnen Menschen bei weitem mehr schadet, wenn er, was ihn bedrückt, in sich verschließen muß, eben so ist es mit dem Ganzen, und alle Explosionen, die wir in der Geschichte haben, sind größtentheils dadurch entstanden, daß die Menschenrechte sprechen wollten und nicht gehört wurden.

Ein sehr interessantes Büchlein ist eben erschienen, nämlich „Briefe von Joseph II. als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Sitten-Geschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers" (Leipzig bei Brockhaus). Wer sich das Verdienst erworben hat, diese, bisher ungedruckten Briefe, der Oeffentlichkeit zu übergeben, erfahren wir nicht; vorläufig wollen wir dem Verleger danken, daß er sie in die Welt sandte und hier einige Stellen ausziehen, um auf das Ganze begierig zu machen. — Ueber die Jesuiten schrieb dieser Kaiser — der mit Recht das Verdienst eines Herrschers und das Glück der Menschen nur in geistiger Erleuchtung fand — an den Herzog von Choiseul und den Grafen von Aranda, Folgendes: „Ich kenne diese Leute so gut, wie irgend Einer, weiß alle ihre Entwürfe, die sie durchgesetzt, ihre Bemühungen, Finsterniß über den Erdboden zu verbreiten, und Europa vom Cap Finis terrae bis an die Nordsee zu regieren und zu verwirren. In Deutschland waren sie Mandarins, in Frankreich Akademiker, Hofleute und Beichtväter, in Spanien und Portugall die Grandes der Nation und im Paraguay Könige. Wäre mein Großonkel, Joseph I., nicht Kaiser geworden, so hätten wir in Deutschland vermuthlich Malagridos, Aveiros und einen Versuch des Königsmords erleben können." — „Die Jesuiten haben die Religion zum Gegenstande ihres Ehrgeizes und zum Deckmantel ihrer Entwürfe herab gewürdigt. Ein Institut, das die schwärmerische Einbildungskraft eines spanischen Veteranen in einer der südlichen Gegenden Europa's entwarf, das eine Universal-Herrschaft über den menschlichen Geist zu erwerben gesucht, und in diesem Gesichtspunkt Alles dem infallibeln Senate des Laterans unterwerfen wollte, mußte ein unseliges Geschenk für die Enkel Thuiskons seyn. Das Synedrium dieser Loyoliten hatte ihren Ruhm, die Ausbreitung ihrer Größe und die Finsterniß der übrigen Welt zum ersten Augenmerk ihrer Plane gemacht. Ihre Intoleranz war Ursache, daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte Ihre Prinzipien haben die Heinriche von Frankreich um Leben und Krone gebracht, und sie sind Urheber des abscheulichen Widerrufs des Ediktes von Nantes." — In ferneren Briefen heißt es: „Das Mönchsthum hat in Oesterreich überhand genommen Die Regierung hatte bis jetzt, nach den Regeln dieser Leute, kein Recht über ihre Personen und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staate, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen, und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden." — „Seitdem ich den Thron bestieg, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin des Rechts gemacht. Zufolge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen: es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiet der Religion entferne, die nie dahin gehört haben. In Rom werden sie es für Eingriffe in die Rechte Gottes erklären, wenn ich das Alles unternehme, ohne die Guthelßung von dem „Knechte der Knechte Gottes" zu haben." — „Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt sey, mein Diadem mit all der Last der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunsch: nicht zu seyn, diejenige meiner Empfindungen seyn, die sich unwillkührlich meinem Geiste darstellte. Ich kenne aber mein Herz: ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einst nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unpartetischer dasjenige untersuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan." — Herrlicher Fürst, der du die Wege des Heils und den ächten Ruhm kanntest, möchte dein Geist hernieder schweben in jeder Zeit, die dessen bedarf!

Viele haben die Schwachheit gehabt, öffentliche Schauspiele als Hülfsmittel zu betrachten, um das Volk von Beachtungen zurück zu halten, welche über die Grenzen hinaus führen, die man so gern zieht, um des blinden Gehorsams sicher zu seyn. Besonders vortreflich hat man zu solchem Dienst die Oper gefunden, weil diese überhaupt das fatale Denken nicht kultivirt, was jedes rezitirende Schauspiel — die neueste Schicksals-Tragödie ausgenommen, welche die Tyrannei von der höchsten Höhe herab in Schutz nimmt — doch mehr oder minder thun möchte. Wenn aber jene Schwachheit ihr theures Mittel, die Oper, nicht umsonst gebrauchen will, so muß dieselbe sangbare Melodieen enthalten, damit die Zuhörer etwas davon mit nach Hause bringen, und die Sache nachwirkt. Also wird vielleicht auch die Politik künftig nur diejenige Art der Oper, worin die deutschen Componisten (die gescheidten nämlich) am eigenthümlichsten sind, begünstigen und dadurch die Melodie wieder zu Ansehn bringen. Die Componisten könnt' es aber leicht noch hochmüthiger machen, wie sie schon seyn sollen, wenn sie merken, daß man mit ihrer Kunst Staatszwecke verbindet und die Unterthänigkeit erzieht. Fr. Wendel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Allerlei in Berlin. In den letzten Monaten, denen man wenig vom Frühling und Sommers-Anfang abmerkte, hat man sich auf verschiedene Weise erwärmen müssen, da die Natur uns kalt entgegen blieb. So ist es geschehen, daß sich die Kreise der Freundschaft öfter noch zusammen fanden und manches Liedlein sangen. Eines davon könnte der „Gesellschafter" wohl mittheilen, da es vielleicht auch Anderen etwas geistige Wärme hervor bringe, wenn man nach der Melodie: „Hier lieg' ich auf Rasen" u. s. w. singt:

Wer sagt mir vom Lenze, wo finden wir ihn?
Kein Sonnenstrahl schimmert, kein Sternenschein flimmert,
Mir ist, als ob Störche von dannen schon zieh'n.

Ach, wär' nicht zu hoffen auf Scherz und auf Wein,
Wie ging es uns Gästen? Nur her von dem Besten!
Denn heut' will ich selber zu Gast bei mir seyn!

Nun seht, es beginnet zu lenzen in mir;
Die Augen sind heller, Gedanken viel schneller,
Sie streben, sie schweben in's Weite von hier!

Dort lenzt es, wo einstens Anakreon sang,
Von Myrthen und Rosen; wo, sehnend zu kosen,
Das lesbische Mädchen sein Saitenspiel schwang.

Und Vater Homeros schaut munter darein:
Blickt auf, ihr Hellenen! Nicht tröpfelnde Thränen,
Wir wollen die schäumenden Becher euch weih'n!

Ihr bringt's an ein Ende, was ihr euch erkühnt;
Die Myrten, sie blühen, die Rosen, sie glühen,
Und neu am Ilyssos der Ahorn ergrünt.

Noch einmal, ihr Brüder, noch einmal euch Glück!
Ihr Edlen und Freien, ach, bringt uns den Maien,
Ach bringet uns tegliche Freude zurück!

Das Liedlein wurde gedruckt in dem traulichen Kreise vertheilt, und da es seitdem waemer geworden, so hoffen wir, daß auch die andern Wünsche in Erfüllung gehen sollen; auf jeden Fall wissen wir ja, daß selbst das Martyrerthum für einen unvernünftigen Zweck seine Nachwirkungen hat. Glück auf! Gottes Strahl leuchtet uns Allen und führt das Rechte durch alle Drangsale! — r.

— Goethe's „Stella" wird auf unserer Bühne einstudirt und ein Drama von Julius v. Voß: „Quintus Messis"; dessen Posse: „Der Stralauer Fischzug" wird vielleicht auf dem Theater in Charlottenburg erscheinen. — Ein Hr. Oenicke hat eine Menge Verse heraus gegeben, wobei die Naivetät obwaltet, daß er kurze und lange Zeilen für ein Gedicht hält und worin die Freiheit, sinnlos zu seyn, in Wahrheit so benutzt ist, wie es noch niemals geschehen. Ich will den Titel nicht abschreiben, weil er eine erhabene Person berührt; aber wem die Verselei in die Hände fällt, der muß bedauern, daß der Preßzwang sich nicht auf literarische Albernheit erstreckt. Das burleske Produkt hat indessen durch seine Beziehung eine so ernsthafte Seite, daß die Geißel schwerlich geschont und der Herr Autor gewiß bald Ursach haben wird, darauf zu sinnen, wie man aus Makulatur wieder weiß Papier macht? — Der Klavier-Auszug von Karl Maria v. Weber's Oper „Der Freischütz" ist in nächster Woche zu haben — da werden alle sanghaften Kehlen treffen und nicht treffen, und überall wird man diese Melodieen vernehmen, so wie man jetzt schon das Lied der Kranz-Jungfern von Diskant- und Baßstimmen hört. Wer dabei die meiste Seide spinnt und von all dem Gesange das wohlklingendste Resultat hat, möchte der Verleger seyn; wir wollen's ihm aber gönnen, wenn ihm diese Noten zu Bank-Noten werden. W l.

— „Der Rinderhauptmann, oder ich irre mich nie!" so heißt eine, nach dem Französischen von Hrn. Lebrun bearbeitete Posse (Lustspiel behauptet der Theater-Zettel, aber mit Unrecht), welche mehrere Mal auf unserer Bühne, zur Freude der Lachlustigen, aufgeführt worden ist; und wenn Referent gesteht, daß er mitlachte, so darf er schon aus Consequenz der einaktigen Kleinigkeit nun kein kritisch-saures Gesicht zeigen. Es ist so viel Lächerliches in der Welt, wobei Einem die Augen lange genug übergehen, ehe man den Muth hat, wirklich darüber zu lachen, daß sich ein lustig Spiel, welches rasch und leicht die hypochondrische Maschine mit magnetischem Lachkitzel erschüttert, wohl empfehlen läßt. Wir thun dies besonders deshalb, weil der Uebersetzer, Herr Lebrun, uns neulich auch durch die Posse: „Pommersche Intriguen" einige Hoffnung erweckte, daß er in der Komik sich als dramatischer Schriftsteller auszeichnen könne, so wie er als Schauspieler in den sinnigeren launigen Rollen von Vielen als höchst bemerkenswerth genannt wird. Wir rathen ihm aber, mehr an eigenes Schaffen, als an Uebersetzen zu denken, weil dies ein sehr untergeordnetes Bemühen bleibt, und durch die Leichtigkeit, womit man es abmacht, gar zu gern den Ernst verdrängt, der zu dem eigenthümlichen Werk erforderlich ist. — Die Darstellung jenes kleinen Stückes war genügend. Hervor thun konnte sich nur Hr. Gern d. S. (Postmeister); es gelang ihm so gut, daß er von Neuem die Zuneigung der Seinen vermehrte, welches ihm, außer klatschenden, endlich auch klingenden Beifall durch Zulage erwerben muß, wozu wir ihm gratuliren, da er sie mit Verdienst und Recht empfängt. Er hat sich seit ein Paar Jahren immer mehr auf eigenes Talent gestellt und ist auf seiner Bahn unverdrossen fort geschritten, ohne übertriebene Selbstsucht; so etwas muß endlich die Folge haben, daß Andere für ihn fordern, wenn der löbliche Mangel an kecker Anmaßung ihn nicht dazu kommen läßt. — Was neulich im „Gesellschafter" über „das öffentliche Geheimniß" gesagt wurde, bestätigte sich auch uns, als wir die zweite Darstellung besuchten. Man sagt: der introducirende Gesang sey abgekürzt — sollt' es denn möglich seyn, daß er noch langweiliger war? Unbegreiflich ist es, daß man einem Lustspiel, in welchem der spanische Geist so ganz weht, eine solche Schwerfälligkeit gleich von vorn herein anhängen konnte!! Bei dem spanischen Geist fällt mir ein, daß Hr. Lembert besser gethan hätte, den Personen spanische Bezeichnungen zu geben, da er sie einmal änderte (wahrscheinlich wollte er in Wien, wo er lebt, nicht die „Herzogin von Parma" auf den Theater-Zettel bringen, wie das Original eigentlich vorschreibt), indem dies der Dichtung bei weitem mehr entspräche. Calderon hat oft sich der spanischen Namen enthalten; aber wo auch seine Stücke spielen mögen, die Lokalitäten bleiben immer spanisch. — Die Vorstellung ging wieder sehr gut, und wenn Hr. Stich in der ersten so war, wie in dieser, kann ich nicht finden, daß die Rolle anders genommen werden müsse; die italienischen Namen spielen hier auch mit und sind dem Schauspieler allenfalls ein Schutzbrief. — Uebrigens möcht' ich, wie Cato (mit dessen Weisheit ich mich aber nicht in beschämende Collision bringe) nicht ablaß, sein „Praeterea censeo Carthaginem esse delendam" aus zu rufen, auch gegen obenerwähnte Musik mein Anathema stets wiederholen; der Componist selbst wird ja, da er uns oft Einsicht zeigt, fühlen, wie nachtheilig eine Art von Kirchenstyl am Eingang eines Lustspiels seyn muß, und wenn es gilt, eine bessere Wirkung nicht zu hindern — die auch der Theater-Kasse augenscheinlich werden kann, da namentlich der zweite und dritte Akt sehr gefallen — darf er keinen Eigensinn zeigen. Ist dort ein passendes Gesangstück angebracht, im ersten Akt und in der Scene des dritten Akts, wo der Gouverneur den Federigo in seinem Zimmer fest zu halten sucht, noch gestrichen, so wird das Ganze ungemein gewonnen haben. — ll

In der franz. Provinz hat man eine eigene Art, den Autor eines schlechten Stücks oder einen schlechten Schauspieler zu begrüßen. Man ruft ihn heraus und wirft ihm Heu- und Distel-Kränze zu. Dies geschah unlängst in Saintes. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz   Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 27. Juli. 119tes Blatt.

Was heißt: mit seinem Zeitalter fortschreiten?

Wenn wir das Buch der Geschichte befragen, aus welchem allein vorstehende Frage beantwortet werden kann, so finden wir, daß fast in jedem Zeitalter, so wie unter jedem Volke ein anderes Resultat erfolgt.

Um z. B. gegen Horazens Regel (der bekanntlich nicht will, daß eine Schreiberei, poetischer oder nicht poetischer Art, jederzeit ab ovo anfange) ein wenig weit, nämlich bis zum — Paradiese zurück zu gehen, so glaubten unsere ersten Eltern gewiß, mit ihrem damals noch sehr leicht zu überblickenden Zeitalter mächtig vorgeschritten zu seyn, als sie, nach dem Verlust des Paradieses, erkannten, daß sie — nackend waren. Bei dem rechten Lichte besehen, war aber dieser Vorschritt ein trauriger Rückschritt, denn sie hatten nun auch ihre — Unschuld verloren! Und so hieß, mit seinem Zeitalter fortschreiten, damals so viel, als das höchste Gut der Menschheit, die Unschuld, verlieren.

Als Moses späterhin die bedrängten Kinder Israel aus der egyptischen Sklaverei befreite, so schritt offenbar nicht bloß er selbst, sondern die ganze Nation zugleich mit dem Zeitalter fort; dies muß die menschliche Vernunft noch bis auf den heutigen Tag bekennen, wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen will. Man nannte also damals ganz richtig die kühnste Selbsterlösung vom schimpflichsten Sklavenjoch einen mächtigen Vorschritt mit der Zeit. — Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß wenigstens im ersten und glühendsten Enthusiasmus der Freiheit die Nation unerschütterlich ihrem Jehova treu bleiben würde, ihm, durch dessen allmächtigen Beistand dies politisch-religiöse Wagestück allein gelungen war? Gleichwohl finden wir sie in dem nämlichen Augenblick auf den Knieen vor einem — goldenen Kalbe, wo ihr großer Heerführer den heiligen Berg erstiegen hatte, sich mit dem Jehova über ihr wahres Wohl zu unterreden, und neue Verhaltungsbefehle für die Zukunft ein zu holen. Während sie sich zum Thierdienst erniedrigte, meinte sie hier mit ihrem Zeitalter fort zu schreiten! Läßt sich eine größere Verblendung auch nur denken?

Als das geistreichste Volk der Erde, die Griechen, zu philosophiren anfingen, war ihre Philosophie durchaus poetischer Natur. Die Weisen der Nation trieben mit allerlei sinnlichen Bildern ihr Spiel, die theils albern, theils sinnreich ausgesonnen waren, in der Regel aber von Seiten der Bekleidung gefielen, und meinten dadurch alle großen Vernunft-Räthsel glücklich gelöst zu haben, die höchst wahrscheinlich die Metaphysiker am Ende der Tage noch unaufgelöst finden werden. In der Kindheit der griechischen Philosophie hieß also, mit seinem Zeitalter fortgehen, nichts anderes, als ein poetischer Philosoph seyn. Es lag hier offenbar ein großer Irrthum zum Grunde: denn dichten ist nicht philosophiren, so wie philosophiren nicht dichten ist. Der Irrthum war aber unschädlicher als der folgende.

Xenophanes nämlich, in mehr als einer Hinsicht der Spinoza der Griechen, hielt sich, seines Tiefsinns ungeachtet, an einen Satz, der noch jetzt in Jedermanns

Munde ist: „Aus Nichts wird Nichts!“ und schloß daraus höchst gelehrt: „Also ist nichts geworden, sondern was ist, ist ewig.“ — Es ist hier der Ort nicht, weitläuftig zu untersuchen, wie der tiefdenkende Mann dies eigentlich gemeint habe; so viel sieht aber jeder auch nicht metaphysische Leser: daß mit einer solchen Behauptung alle Gewißheit unserer Erkenntniß durch die Sinne den gewaltigsten Stoß bekommt, und daß damit der Zweifelsucht recht eigentlich erst Thür und Thor geöffnet wird. Im Geiste dieses ersten Helden der berühmten eleatischen Schule mit seinen Zeitgenossen fortschreiten, konnte also kaum etwas weniger oder mehr bedeuten, als: An Allem zweifeln, Alles für ungewiß halten.

In dieser Nacht der Zweifelsucht fand nun der weise Sokrates die Philosophie seiner Nation: denn wahrlich, das Völkchen der Sophisten, welche vor und mit ihm lebten, hatte nichts gethan, sie auf zu hellen, sondern sie vielmehr nur noch düsterer gemacht. Wäre der so oft von ihm gebrauchte und allgemein bekannte Ausdruck: „daß er die Philosophie aus dem Himmel auf die Erde zurück geführt habe“, mehr von historischer als ästhetischer Wahrheit, so würde der denkende Geist des Menschen damals nicht bloß mit seinem Zeitalter, sondern mit der Vernunft selbst vorgeschritten seyn: allein die Literair-Geschichte, so wie die politische lehren leider das Gegentheil. Einige wenige vertraute Schüler abgerechnet, ging die Welt unabhängig von ihm ihren sträubenden Gang fort, und glaubte, nicht dadurch mit der Zeit vor zu schreiten, daß sie seinen Alles überbietenden Vernunftgründen Gehör gab, sondern dadurch, daß sie ihm den — Giftbecher zuerkannte.

Das zweite von den berühmtesten Völkern des Alterthums, die Römer, wollen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur in den bedeutendsten Momenten seiner politischen Revolutionen in Betrachtung ziehen. Nach Vertreibung des letzten Königs suchte in Rom, wer mit der Zeit fortgeschritten seyn wollte, alles politische Heil natürlicher Weise in der republikanischen Verfassung. Niemand dachte daran, daß noch einmal eine Zeit wieder eintreten könnte, wo Regenten wie Regierte anderes Sinnes würden. Gleichwohl erfolgte sie späterhin unter den bekannten beiden großen Triumviratoren: mindestens würde es für die Regierten mißlich gewesen seyn, diese oligarchische Staatseinrichtung für keinen Fortschritt des Zeitalters zu halten. Man kann als Oligarch schwerlich ein Cäsar seyn, ohne nach der Alleinherrschaft zu streben; sein unruhiger feuriger Geist that, was er nicht lassen konnte; er glaubte, die damaligen Tonangeber, die das Zeitalter mit sich selbst für einerlei hielten, in seiner Gewalt zu haben, aber sie bekamen ihn in ihre Gewalt. Man schritt über seine Leiche noch einmal zur republikanischen Freiheit zurück, anstatt mit einem lebenden Cäsar zur monarchischen Verfassung vor zu schreiten. Daß sich jene Tonangeber indessen auch getäuscht, und das Zeitalter allerdings nach dem nämlichen Ziel hin wollte, nach welchem Cäsar gestrebt hatte, beweist das bessere Schicksal des Oktavian, der als August, und als ein weit schwächerer Mann von Geist, wie von Charakter, ein Unternehmen glücklich zu Stande brachte, welches dem Schöpfer seines Glückes das Leben kostete. Alles bürgerliche Wahl unter dem Schutz der Monarchie suchen, hieß also ganz offenbar, mit dem Zeitalter Augusts fortschreiten.

(Der Schluß folgt.)

Die gewisse Ahnung.

27. Der Traum und die Wachtparade.

Vater und Mutter waren schon fix und fertig zum Ausgehen, als Huldchen am Morgen die Augen aufschlug. Das hübsche Kind gähnte die alte Wirklichkeit recht verdrüßlich an und fügte einen tiefen Seufzer hinzu; denn im Traume war ihr eine ganz andere Welt aufgeschlossen gewesen. Erst wollte sie auch nicht recht glauben, daß sie keine wirkliche Hochzeit gemacht habe mit Ferdinand: es war Alles gar zu natürlich zugegangen. Das Einzige dünkte ihr außer der Ordnung, daß unmittelbar auf ihre Trauung die Kindtaufe gefolgt war. — „Huldchen!“ sagte die Mutter; „laß Dein Frühstück nicht kalt werden; der Vater will mir die große Wachtparade zeigen, Du ersiehst Dir doch nichts an dem dummen Zeuge!“ — Was ersehen Sie sich denn daran? hätte das Mädchen wohl, wenn nicht laut fragen, doch im Stillen denken können; allein seit der Trauung und Kindtaufe in der vorigen Nacht konnte sie durchaus nichts mehr interessiren, als eben eine Trauung und vielleicht auch eine Kindtaufe; nur mußte letztere auf jeden Fall viel weniger Vorell zeigen, als die im Traume.

28. Fatale Freundlichkeit.

Kaum waren die Eltern zur Thür hinaus, so plagte Huldchen ein närrischer Einfall, wie sie ihn nannte. Ich könnte mich krank stellen und den Arzt holen lassen! Aber sie verwies sich diesen Einfall sogleich wieder. Denn, sagte sie, erstens thut mir kein Finger weh und zweitens könnte er's merken, daß ich ihn nur wiedersehn wolle, und da schämte ich mich zu Tode! — Das leugnete sie sich übrigens nicht, daß sie, im Beiseyn des bewußten Arztes, tausend Mal lieber die bitterste Arzenei eingenommen hätte, als den Kaffee so allein wie jetzt. — Da kamen Tritte nach dem Zimmer zu. Ach, wenn es doch das Stubenmädchen wäre! Aber nur die weißen Pantalons blitzten zur Thür herein.

Der Kellner glaubte bei der schönen Kleinstädterin seiner Gesprächigkeit kein Schloß anlegen zu dürfen.

Doch Huldchen, der sein freundliches Wesen fatal war, gab ihm voll Verdruß das Kaffeegeschirr in die Hand. Höchst erstaunt über solch eine schnelle und schnöde Abfertigung, schien er den Spiegel zum Zeugen an zu rufen: daß nicht seine Figur, sondern die kleinstädtische Schüchternheit daran schuld sey und tanzte, unverschämt genug, laut trällernd wieder zur Thür hinaus.

29. Wiedersehen.

Einen Augenblick später erschien das Dienstmädchen völlig außer Athem. „Eben habe ich unsern Arzt zu einer Kranken in eins der oberen Zimmer bestellen müssen: damit Sie ihn aber sehen, nannte ich dem prächtigen Manne eine falsche Nummer. Ich höre ihn schon!“ — Und der Eintretende war wirklich Ferdinand selbst. Das Dienstmädchen bat um Entschuldigung, daß sie sich in der Nummer versehen und er noch einen Stock höher zu steigen habe. — „Ich werde sogleich dorthin kommen!“ sprach er, das Mädchen hinaus schiebend und blieb, als sie fort war, ein Paar Augenblicke stumm. Endlich erklärte er sein Zusammentreffen mit Huldchen für eine augenscheinliche Schickung, jauchzte laut, als er auf seine Frage vernahm, daß sie noch nicht verheirathet war, und stellte ihr dann ins Licht, weshalb er sein Versprechen der Rückkehr in ihre Heimath bis dahin unerfüllt gelassen. Von der Akademie mit den besten Hoffnungen heimgekehrt, war er gar bald um sein Vermögen gekommen und hatte, vor der Verbesserung seiner Verhältnisse, angestanden, ihr einen förmlichen Antrag zu machen.

Ach, wie wohl that Huldchen dieser Aufschluß, zumal da sie der festen Ueberzeugung lebte, daß es ihrem Vater gewiß nicht darauf ankommen werde, einem so ausgezeichneten Schwiegersohn das, allerdings etwas kostbare Macherlohn des medizinischen Doktor-Hutes herbei zu schaffen, sollte er auch darüber sein Grundstück etwas verschulden. Vorläufig wurde schon die Verabredung wegen des Mittags an der Table d'hote getroffen. Das gefällige Stubenmädchen, das eben mit einem Nothruf der Kranken an den Doktor wieder kam, versprach übrigens, die drei Kleinstädter unmittelbar neben Rosener zu placiren.

30. Urtheile.

Im Rausche seiner neuen Hoffnungen war Herr Rosener kaum über die ersten Stufen der Treppe zum zweiten Stocke, so wurde auch schon Huldchen durch ihres Vaters Husten in's Zimmer getrieben. Als das Eltern-Paar herein trat, strickte sie auf's emsigste, und die Mutter sagte: „Hast's recht gemacht, Huldchen, daß Du hübsch bei der Arbeit geblieben bist! Ich habe mir an der Wachtparade nichts Sonderliches ersehen.“ — Das bestritt aber ihr Gatte, behauptend: daß er die Herren mit Tschako's in Masse noch einmal so lieb habe, als wenn sie bei ihm einzeln im Quartier lägen. „Uebrigens“ — fügte er hinzu — „nicht etwa, als ob ich an den Wenigen, die bei uns nach und nach einsprachen, allzu wenig gehabt haben sollte!“

31. Einkäufe.

Was der Madam gefallen hatte, das waren die schönen Shawls und Kleider und Tücher und Hüte an den Fenstern der Putzwaaren-Händler. Sie ging auch bald darauf mit Huldchen aus, ihr diese Raritäten zu zeigen. Herr Hagelmann sollte sie durchaus begleiten; aber er wußte schon, welche Noth er dann an ihrer Sehnsucht haben würde, und kaufte sich mit einem nicht unansehnlichen Sümmchen noch ziemlich wohlfeil von dieser Begleitung los. Obschon er noch nachrief, daß sie ja nicht etwa Alles ausgeben sollten, brachen sie doch, als sie zur Mittagszeit wohlbepackt zurück kehrten, in ein großes Lob des gegenüber wohnenden Kaufmanns aus, weil er ihnen, als unbekannten Leuten, so viel Kredit gegeben. — „Kredit habt Ihr also noch nöthig gehabt?“ fragte der Universal-Mediziner entrüstet. — Da bewies ihm denn seine Frau, daß sie alles Eingekaufte unumgänglich nothwendig gebraucht hätten, was er freilich nicht zugeben wollte.

Das Gespräch bis zum fröhlichen Geläute der Tischglocke war sehr animirt und pikant, wenn schon keinesweges anmuthig, endigte sich aber doch damit, daß das schuldige Geld dem Kaufmann hinüber geschickt wurde. Huldchen war nur noch froh, daß, nach so starken Zumuthungen an ihres Vaters ohnehin etwas bedenklichen Kassen-Umstände, das Mittagsmahl an der Wirthstafel nicht aufgegeben wurde.

(Der Schluß folgt.)

Beschwichtigung.

(Nach dem Spanischen.)

Herz, dir wird im Zagen,
Sehnen, Glüh'n und Scheiden,
Nie die Hoffnung tagen:
Steigen muß dein Leiden!
Was Natur begehret,
Lieb' und Wahrheit zeigen,
Endet dir im Schweigen,
Hat's den Schmerz vermehret.

Herz, was du verloren,
Kehret nimmer wieder!
Und zum Gram erkohren,
Drückt er früh dich nieder.
Mag'st du schnell vergehen!
Matt schon von Beschwerden,
Kann dir ja auf Erden
Mild'res nicht geschehen!

Bertram.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Die Baselschen Lumpensammler sind recht eifrig bemüht, ihre Sammlungen und mystischen Traktatchen unter den niederen und mittleren Volksklassen der Schweiz zu verbreiten, und sie finden — wegen des salbungsvollen Tones,

der in diesen Sammlungen und sogenannten Traktaten und Traktätlein herrscht, und besonders wegen des Eifers, womit man darin bloß die Beobachtung kirchlicher Gebräuche und einen blinden, die „Vernunft gefangen nehmenden Glauben" fordert — jetzt bei Vielen wieder eine sehr günstige Aufnahme. Indessen tragen sie zum Sittenverderbniß gewiß eben so viel, wo nicht noch mehr, als die schlüpfrigsten Schriften bei. Ich habe leider hier in der Schweiz häufige Gelegenheit gehabt, die eifrigen und frömmelnden Leser jener mystischen Sammlungen und Aufsätze in ihrem Treiben und Thun näher zu beobachten, und gefunden, daß die, von ihnen so sehr verachteten Weltmenschen sittlich besser, offener und redlicher in ihrem Handel sind, als sie. Diese, durch den Baselschen Mystizismus erweckten Schweizer sind — dies ist ohne die mindeste Partheilichkeit und ohne Vorurtheil gesagt — fast durchgehends die ärgsten Gauner unter allen ihren Landsleuten. Kein Mittel zum Erwerb ist ihnen zu schlecht, und man muß gegen Niemand mehr in der Schweiz als gegen diese sogenannten Frommen im Lande auf seiner Hut seyn. Zwei derselben, die ich zu meinem Schaden, oder eigentlich zu meinem Vortheil, kennen lernte, indem sie meine Menschenkenntniß bereicherten, galten lange Zeit für die frömmsten Leute ihres Wohnorts. Sie waren überaus fleißige Kirchengänger, besuchten täglich die Betstunden ihres, ihnen gleichgesinnten Pfarrers, und befaßten sich neben ihrem Gewerbe — der Handelschaft — mit dem Debit der Baselschen Sammlungen und anderer mystischer Erbauungs-Schriften. Die hiesige Scheidemünze besteht größtentheils in Batzen und halben Batzen; die ersteren führen die Aufschrift „1 Batzen", die andern „½ Batzen". Beide Münzsorten sind fast von gleicher Größe und Stärke. Die frommen Leutchen hatten sich dies gemerkt, auf den halben Batzen die Zahl 2 und den Strich weggefeilt, und sie auf diese Weise in ganze Batzen umgewandelt. Obgleich jetzt eine unzählige Menge solcher ganzer Batzen im Umlauf ist; sie auch von dem Kenner gleich auf den ersten Blick erkannt werden, so war es mir, als einem Nichtkenner, wohl nicht zu verargen, daß ich, im Vertrauen auf die gottesfürchtigen Leute, eines Abends für etwa 15 Thlr. jener falschen ganzen Batzen für gute annahm. Erst am folgenden Tage erfuhr ich den Betrug; aber weder durch Drohungen noch Güte konnten die erweckten Seelen bewogen werden, ihren Unfug, den sie standhaft ableugneten, gut zu machen, und ich mußte meinen Schaden verschmerzen, um nicht mich einer Injurien-Klage auszusetzen. Vor Kurzem wurde jedoch die Polizei aufmerksam; allein statt die Sache zu gerichtlicher Untersuchung zu bringen, wurden die frommen Leute bloß unter der Hand gewarnt, die schlimmen Folgen, welche solcher unerlaubte Verkehr haben könnte, zu bedenken. Dieser einzelne Fall ist es übrigens nicht allein, auf den ich mein obiges Urtheil über die Stillen im Lande, welche in einigen Theilen der Schweiz gewissermaßen eine eigene abgeschlossene Sekte bilden, gründe. Viele hundert Fälle anderer, aber nicht besserer Art sind mir bekannt, wodurch es gerechtfertigt wird; und daher freute ich mich heute herzlich, in mehreren deutschen Blättern zu lesen, daß die Sachsen-Weimarische Regierung dem mystisch-religiösen Unfug und dem Sektengeist, der namentlich durch die Verbreitung der Baselschen Sammlungen in mehreren Gegenden des Großherzogthums entstanden, ernste Mittel entgegen setzen will. Möchten doch die Schweizer-Regierungen gleichfalls diesem Unheil durch kräftige Maaßregeln steuern, und möchte die so aufgeklärte und weise Regierung des Cantons Basel doch den Druck und die Verbreitung jener elenden Sammlungen und „Traktätlein" verbieten, die bloß ein bequemes Maul-Christenthum, keineswegs aber die Beförderung reiner, durch Handlungen sich thätig beweisender Religiosität zum Zweck haben. Der Verfasser dieser albernen Sammlungen und Aufsätze sind der Eine ein, wegen seiner mystischen Schwärmereien abgesetzter Pfarrer, der Andere ein alter Candidat der Gottesgelahrtheit, dem der Himmel bis jetzt noch zu keiner Pfarre verhelfen wollte; und ihre Bekehrungs-, Erweckungs- und andere Geschichten, die in der Regel mit ganz außerordentlichen, oft über- und unnatürlichen Umständen verbunden sind, haben sie sämmtlich erdichtet. Schon seit vielen Jahren treiben sie dies heillose Spiel, und regten dadurch namentlich im Canton Schaffhausen vor ein Paar Jahren einen mystischen Sektengeist auf, dem nur durch obrigkeitliche Dazwischenkunft und durch strenge Maaßregeln ein Ziel gesetzt werden konnte. Verachtung und Haß gegen alle „Andersdenkende" und „Nichterweckte" ist eine ihrer Hauptlehren; auch bedarf es, nach ihnen, keiner guten Handlungen, sondern bloß eines festen, die Vernunft verfluchenden und gefangennehmenden Köhlerglaubens, und der Beobachtung der kirchlichen Förmlichkeiten, so wie des häufigen Besuchs ihrer Bet- und Andachtstunden, um vor Gott angenehm zu seyn. Noch jetzt besteht diese Sekte in vielen Cantonen der Schweiz, hält ihre geheimen Conventikel und scheint sich immer mehr zu verbreiten. Schon lange vor dem Erscheinen der Frau von Krüdener existirte sie, durch die Bet- und Erbauungsstunden dieser Wunder-Dame ward sie jedoch noch mehr verstärkt und wird immer gefahrdrohender für wahre Religiosität und Sittlichkeit. Ein sehr würdiger Geistlicher zu Basel, der Pfarrer J. J. Fäsch, gab, um diesem Unheil zu wehren, im Jahre 1820 zwei, schon im Jahr 1817 von ihm gehaltene Predigten: „Ueber die Vernunft, nach Matth. Kap. 6. V. 23" heraus, aus denen ich ein Paar Stellen als Probe anführe. „Wer" — heißt es im Vorwort — „wer von meinen verehrlichen Mitbürgern, für welche besonders diese Bogen geschrieben sind, die höheren Stufen des menschlichen Alters mit mir erreicht hat, der wird gestehen müssen, daß es bei uns, in Rücksicht des Religiösen besonders, nicht mehr ist, wie gestern und ehegestern, und daß in unserer lieben Vaterstadt Neuerungen empor gekommen sind, die wir in keiner Gegend Helvetiens finden; ob wir dadurch weiser, frömmer, glücklicher geworden, als unsere Mit-Eidgenossen, das überlasse ich andern; ich habe es hier mit der Vertheidigung der Vernunft zu thun, und ein halbes Jahrhundert, das ich bereits dem Studium der Theologie geweiht habe, hat mich überzeugt, und in der Ueberzeugung hat mich die ganze Kirchengeschichte gestärkt: daß jede Entfernung von der gesunden Vernunft der Religion und der Menschheit immer nachtheilig geworden ist. Es aber öffentlich zu bezeugen, was ich nach vieljährigem Forschen und Prüfen als Wahrheit erfunden habe, das wird mir, als einem Lehrer der Religion, jetzt besonders zur Gewissenssache, da ich mit einem Fuße bereits im Grabe stehe und in Kurzem Niemand mehr Rechenschaft abzulegen habe, als dem göttlichen Geber der Vernunft, der die Wahrheit und Weisheit selber ist." — „Ohne die Vernunft" — sagt der ehrwürdige Greis in einer dieser Reden — „ohne die Vernunft würde selbst eine höhere Offenbarung uns keine Vortheile gewähren, würden wir nicht einmal vermögend seyn, eine göttliche Religion von bloßen Menschensatzungen zu unterscheiden. Nichts ist unbesonnener, als die Religion auf Kosten der Vernunft erheben; ist doch eben diese die erste Offenbarung Gottes. Ein vernunftloses Christenthum ist wahrer Unsinn, ist Lästerung unserer beseligenden Religion. Die Christenheit wäre nie so tief gesunken, als sie im finsteren Mittelalter, als sie vor den Zeiten der gesegneten Reformation gesunken war, wenn die Christen ihrer Vernunft mächtig geblieben, wenn sie Künste und Wissenschaften nicht vernachlässigt und mit Verachtung behandelt, wenn ihre Priester und Mönche nicht durch die schimpflichste Unwissenheit die Kirche Jesu entehrt und derselben Glieder nicht geflissentlich darin unterhalten hätten; wahrlich, der wünscht sie wieder zurück, jene schauderhaften Zeiten, der sich zum Sachwalter der Unwissenheit aufwirft, der Vernunft ihre heiligen Rechte bestreitet und die Bildung des Verstandes zu hindern sich bestrebt." . . . . . Bl.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 28. Juli. 120stes Blatt.

Die gewisse Ahnung.

32. Betrübtes Ereigniß.

Was aber stand an der Wirthstafel dem armen Laboranten bevor? Das neueste Wochenblatt hatte sich der ganzen Unterhaltung der bereits an der Speisetafel Sitzenden bemeistert. Es enthielt eine Auseinandersetzung der chemisch geprüften Bestandtheile der Hagelmannschen Universal-Medizin. Das Universal-Mittel, hieß es darin, habe durchaus nichts Medizinisches an sich, als seinen Arznei-Geruch. In der Voraussetzung, daß die meisten der gewöhnlichen Krankheiten vom Mißbrauch des Gaumens und der Verdauungs-Werkzeuge herrührten, sey es dem längstvermoderten Erfinder des Arcanums eingefallen, die menschliche Thorheit zu seinem Vortheil zu benutzen. Der Gebrauchs-Zettel fordere nämlich von den Patienten ein so strenges Fasten, wie nur selten ein Arzt es wagen dürfe, wenn er sich nicht die Thür wolle gewiesen sehen. Der Kranke glaube sich daher von dem Mittel geheilt, während die Hungerkur, die er ausstehen müsse, ganz allein den Sieg über seine Uebel davon getragen habe. — Zugleich aber gab der Schriftsteller, dessen Unbefugtheit Keinem mehr einleuchtete, als dem Laboranten, das Nachtheilige des Mittels an, wenn, im Vertrauen auf dasselbe, die in manchen Fällen so nöthige ärztliche Hülfe versäumt würde. Er stellte den Todesfall seines Freundes als Beispiel auf.

Der Universal-Medikus wurde bei dem Lesen dieses Aufsatzes weiß wie das Tischtuch, so daß sich auch die ihm Gegenübersitzenden zu der Frage veranlaßt fanden: ob ihm etwas fehle? — Frau und Tochter konnten leicht errathen, was es war und blickten ängstlich mit in das Blatt hinein. Eben wendete er dieses um und Huldchens Auge ersah am Schlusse des schrecklichen Aufsatzes den Namen: Ferdinand Rosener, und verlor darüber ihr ganzes Bewußtseyn.

33. Immer trüber.

Als Huldchen oben in ihrer Stube, wohin die Eltern sie gebracht hatten, wieder zu sich kam, da begriff sie auf einmal: daß aus ihrem Lieblingsplan durchaus nichts werden könne. Zu mehrerer Bekräftigung dieser Wahrheit erwähnte ihr Vater sein Zusammentreffen mit dem nämlichen Bösewicht, dem Rosener, auf dem Kaffeehause, um hinzu zu fügen: daß er keine Fliege sonst umbringen könne, den Menschen aber gleich, und ohne alle Barmherzigkeit. — Huldchen zitterte am ganzen Leibe wegen dieses so furchtbaren Vorsatzes, und eilte nur, das Stubenmädchen auf zu suchen, um die zu stimmen: daß sie den Arzt um Gotteswillen nicht herauf schicken solle, weil das größte Unglück daraus entstehen könne. — Das Mädchen wußte gar nicht, wie das möglich sey; übrigens äußerte sie, daß Herr Rosener noch immer nicht zu Tische gekommen, wo er doch sonst, so lange sie im Hause diene, niemals gefehlt habe.

Huldchen schrieb es seinem bösen Gewissen zu, weil er wahrscheinlich erfahren, daß sie die Tochter desjenigen sey, dessen Universal-Medizin er im Wochenblatte so schrecklich gemißhandelt habe.

54. Rückreise.

Obschon Madam Hagelmann nicht allzu große Ursache hatte, an den Muth ihres Eheherrn zu glauben, so war sie doch heftig erschrocken über den Mordgedanken, meinte, der Teufel könne sein Spiel haben, und ließ nicht eher nach, als bis die Postpferde zur Reise geholt wurden. — Huldchen, die natürlich das Mordvorhaben ihres Vaters noch viel mehr affiziren mußte, war herzlich froh, als es an das Einpacken ging. Auch hielt sie immer die Thür verriegelt, damit ja nicht etwa Ferdinand ihrem Vater in's Messer laufen möchte. Als die Postpferde kamen, ging des Mädchens Angst von Neuem an. Wie, wenn nun Ferdinand ihnen etwa auf der Treppe begegnete, oder unten am Hause? denn ihr Vater versicherte noch immer, daß er den muthwilligen Verderber des Rufes seiner Universal-Medizin mit dem kältesten Blute durchbohren könne. — Es lief indessen so weit glücklich ab, daß der Wagen schon hinweg fuhr und noch immer kein Rosener zu erblicken gewesen war. Aber welcher Unterschied zwischen den Erwartungen, mit denen die Familie die Reise angetreten hatte, und denen, welche sie bei dieser Rückkehr peinigten!

55. Die alten Uebel.

Und leider trafen die letzten bösen Erwartungen im vollen Maaße ein. Das verwünschte Wochenblatt war schon der Vorläufer der Familie in die Heimath gewesen. Lange Zeit kamen die Bedrängten nicht aus dem Hause und die Vorhänge der Fenster hielten die armen Leute auch zu. — Ernstlicher als jemals gedachte Herr Hagelmann, sich nun in ein anderes Land zu wenden; allein der verwünschte Rosenersche Aufsatz hatte durch den Druck in allen Intelligenz-Blättern, sogar im Auslande, die größte Sensation gemacht. Die Hagelmannsche Universal-Medizin kam binnen Jahresfrist so herunter, daß fast aller Absatz aufhörte, und selbst das tiefste Erniedern des Preises für solche, welche sie in ganzen Partieen beziehen wollten, konnte sie nicht wieder zum gangbaren Handels-Artikel machen. — Nun ward es immer klarer, daß Herr Hagelmann seine Schäfchen nicht, wie man geglaubt, in's Trockene gebracht hatte. Bald besaß er nur noch sein unbedeutendes Grundstück. Ein leidlicher Verkauf desselben wollte sich auch nicht finden, so daß er es am Ende für ein Spottgeld hingeben mußte.

Eben war er ausgegangen, das dafür bedungene Geld ein zu kassiren. — „Unser letztes Geld!" klagte die Mutter zu wiederholten Malen, und ihre und Huldchens rothgeweinten Augen erblickten schon die baldige Rückkehr des vormaligen trübseligen Nomaden-Lebens. — „Der gottlose Bösewicht, der Rosener!" rief die Mutter; „was hat er nun von unserm Elende?" — Darauf erwiederte Huldchen seufzend: „Gewiß, liebe Mutter, würde er es nicht gethan haben, wenn er gewußt hätte, wen es beträfe!"

56. Der Fremde.

„Wie so?" fragte Madam Hagelmann, nachdem sie die seltsam niedergeschlagenen Augen der Tochter lange mit Kopfschütteln betrachtet hatte. Huldchen schwieg. — „Warum nicht?" fragte die Mutter heftiger, und Huldchen erzählte. — Darüber aber, daß sie solche Heimlichkeiten mit solch einem Menschen gehabt hatte, gerieth die arme Frau völlig in Harnisch und sagte dem guten, ohnehin ganz geschlagenen Kinde die tüchtigsten Wahrheiten, wie sie es nannte, und in einem so lärmenden Tone, daß sie vor ihrem eigenen Schreien den Wagen gar nicht hörte, der indessen unten am Hause still hielt.

Als die Mutter dann einen vornehmen Herrn herein treten sah, eilte sie mit einem Laut des Erschreckens in die Nebenstube, um nur ihren konfusen Anzug etwas zu ordnen. Der Fremde aber, der kein Mensch anders, als Herr Rosener war, hatte jetzt die beste Gelegenheit, Huldchen zu erzählen: daß er an jenem Tage darum nicht der Wirthstafel im Gasthofe beiwohnen konnte, weil der Fürst, durch seinen Aufsatz im Wochenblatte aufmerksam geworden, ihn nach Hofe hatte holen lassen. Als sie schon abgereiset, war er erst in's Hotel und dann zugleich dahinter gekommen, was er mit seinem Aufsatz angerichtet. — Huldchen hatte ihm eben Nachricht von der neuesten Lage der Dinge gegeben, als ihre Mutter mit der ängstlichsten Entschuldigung wegen ihres voriges Zustandes zurück kehrte.

57. Der beste Wille.

Ehe es aber noch der Arzt bis zu seiner Gegen-Entschuldigung brachte, staunte auch schon der, von dem vollführten sauern Geschäft wieder heimkommende Herr Hagelmann den glänzenden Wagen vor dem Hause an. Die Hast, mit der er die Treppe herauf polterte, zeugte von seiner brennenden Neugier; sein Schreck war um so größer, als bei dem Eintreten das, ihm noch vom Kaffeehause her recht wohlbekannte Gesicht Ferdinand Roseners, des unbefugten Schriftstellers, als der Schlüssel zum Räthsel, vor ihm stand.

Von seinem Mordprojekte fürchtete jetzt nicht einmal Huldchen etwas mehr, und ehe Herr Hagelmann noch zum Worte kommen konnte, redete der junge Mann selbst ihn also an: „Ich weiß, welches Leid ich Ihnen zugefügt habe, ehe mir bekannt war, daß Sie jene Universal-Medizin verfertigten. Dafür bringe ich auch jetzt den besten Willen mit, Alles wieder gut zu machen. Meine damaligen Bemerkungen im Wochenblatte hatten die Aufmerksamkeit unseres Fürsten erregt. Das Glück wollte mir wohl; er fand Gefallen an mir. Auf seine Kosten holte ich mir den Doktor-Hut; der Rang seines wirklichen Leibarztes, den ich bald nachher

erhielt, hat mir nicht nur zu dem damit verbundenen Gehalte, sondern auch zu einem so großen Rufe in der Residenz verholfen, daß ich auf die glücklichste Zukunft rechnen kann, wenn Sie mir Ihre Tochter zur Gattin geben wollen!"

58. Satisfaktion.

Schon bei dem Anblick der schönen Equipage vor dem kleinen Hause hatte Herr Hagelmann nicht gewußt: ob er nur im Traume sey. Das nachherige Wiedererscheinen der Kaffeehaus-Bekanntschaft störte ihn auch nicht sehr in dieser Vermuthung; denn die Reden des jungen Mannes machten, daß ihm von Neuem ganz wunderbar zu Muthe wurde, bis er zuletzt, als die Brautwerbung geschah, in einem ordentlichen Feen-Mährchen fest zu sitzen glaubte. Während er sich nun die Augen rieb, thaten sämmtliche Anwesende das Ihrige, ihm die Sache natürlich zu erklären; selbst die Mutter, die nunmehr, bei der Hoffnung auf einen mit eigenem Fuhrwerk versehenen Schwiegersohn, Huldchens frühere geheime Liebesversuche mit ganz anderem Auge ansah, gab sich die größte Mühe, ihrem Gatten Alles in ein recht vorzügliches Licht zu stellen. Und mußte es denn nicht außerordentliche Satisfaktion für den Universal-Medizíner seyn, daß der Nämliche, der seine Medizin zu Schanden gemacht hatte, ihn und seine Familie durch die Heirath wieder völlig zu Ehren brachte? Diese Frage that und bejahte sich Herr Hagelmann auf der Stelle, schloß auch sonach den künftigen Schwiegersohn herzlich in seine Arme. — Leider mußte der Leibarzt schon am folgenden Tage wieder abreisen.

39. Triumph-Zug.

Als aber vier Wochen später die Trauung in der Kirche des Städtchens vorgenommen wurde, da platzte fast Alles vor Mißgunst. Desto freundlicher sahen die Gesichter der Neidischen aus, wenn auch ihr Colorit etwas in's Schwefelgelbe spielte. Die Hagelmannschen Eheleute hingegen und die neuangehenden Rosenerschen hätten nicht fröhlicher seyn können.

Acht Tage darauf, gerade in der Mittagsstunde, hielten die vier glücklichen Personen ihren Triumph-Einzug in der Residenz. Eine Menge Leute, welche des Leibarztes Equipage kannten, zogen voll Ehrfurcht vor dem in der ganzen Gegend Mode gewordenen jungen Aeskulap den Hut ab. Da hätte man sehen sollen, wie leutselig der Dank war, den das im Fond sitzende Hagelmannsche Paar den Grüßenden zurück warf, während die auf dem Rücksitz befindlichen Hauptpersonen für nichts Blick und Sinn hatten, als für sich und ihre Liebe. Fr. Laun.

Was heißt: mit seinem Zeitalter fortschreiten?

(Schluß.)

In eben dieser merkwürdigen Epoche der Geschichte trat bekanntlich in Palästina auch der göttliche Stifter der christlichen Religion auf, der, ohne alle politischen Rücksichten, bloß eine moralische Reform der Menschheit beabsichtigte. Was nannten denn damals die Tonangeber in dem heiligen Lande: mit dem Zeitalter fortschreiten? Etwa jene Reform einer Seits eben so nöthig als wohlthätig finden, und sie anderer Seits so viel als möglich begünstigen? O nein, vielmehr dies: das ganze, einzig auf den inneren Menschen berechnete Unternehmen in ein äußeres politisches Trauerspiel verwandeln, und den Stifter unserer Religion an das Kreuz schlagen! — Die Grabstätte eines so himmlischen Märtyrers der Wahrheit und Tugend verdient allerdings heilig genannt zu werden; denn was könnte die Menschheit Heiligeres haben, als ihre beiden edelsten und höchsten Güter, die Wahrheit und die Tugend? Dennoch darf man in unserem Zeitalter dreist behaupten: daß die Bekenner des Christenthums in dem Geiste ihres göttlichen Stifters eben nicht gerade sehr fortgeschritten waren, als sie die bekannten Heereszüge aufboten, um das Grab des Heiligsten in Palästina wieder zu erobern: aber — sie glaubten dies damals, und ziemlich allgemein. — Glaubten doch diese Bekenner, der Gottheit selbst einen Dienst zu erweisen, wenn sie den ehrlichen Johann Huß auf den Scheiterhaufen brachten.

Als späterhin der energische Luther erschien, da jauchzte ihm sonderlich das nördliche Deutschland als seinem längst erwarteten Befreier entgegen. Man glaubte mindestens in unseren Gegenden, mit seinem Zeitalter nicht anders fortschreiten zu können, als wenn man die Fesseln der päpstlichen Hierarchie endlich gleichfalls ab zu werfen suchte. Vierhundert Jahre sind seitdem vergangen, und jetzt scheint — man hätt' es vor Kurzem noch für unglaublich gehalten! — folgende merkwürdige Frage mit zu den Fortschritten unserer Zeit gezählt zu werden: Ob denn dieser ehemalige Dominikaner-Mönch auch wirklich etwas so Verdienstliches unternommen habe, daß davon so viel Rühmens zu machen sey? Und ob es nicht, nach dem höheren Fluge, den neuerdings die Menschheit genommen habe, Manchem mit Recht so scheinen dürfe, als wenn das gesammte Geschlecht wenig oder nichts verloren haben würde, wenn die Reformation unterblieben wäre?

Unter der Regierung Friedrichs II. war die Aufklärung das Losungswort der mit ihrer Zeit ziemlich rasch Vorschreitenden. Dreißig und einige Jahre nach seinem Tode ist die Sache bedenklich und das Wort fast lächerlich geworden!!

Uns dünkt, diese freilich nur flüchtig hingeworfene Skizze aus der historischen Gallerie der Menschheit könne den Stoff zu sehr mannigfaltigen und ernsthaften Betrachtungen liefern. Wir wollen indessen hier nur einige wenige Hauptresultate daraus herleiten; man

benutze sie zur Belehrung, zur Warnung, zum Trost, oder wie man will und — kann.

1) Der Kampf zwischen Licht und Finsterniß hat mit dem ersten Entstehen der Menschheit seinen Anfang genommen, ist in jeder Zeitperiode mehr oder weniger sichtbar gewesen, und wird also höchst wahrscheinlich nur mit dem Geschlecht selbst seine Endschaft erreichen.

2) Die Anführer und Stellvertreter unseres Geschlechts, weit entfernt, immer seine wahren Freunde zu seyn, sind nicht selten dessen offenbarste Feinde gewesen: allein in jedem Zeitalter, wo die Vernunft selbst wieder an das Ruder trat, auch immer für das erkannt worden, was sie waren.

3) Eine Entscheidung über die Frage: Ob ein Zeitalter wirklich vorschreite, oder vor zu schreiten sich nur einbilde, in der That also wieder zurück schreite? kann dem Einzelnen nur in sofern zustehen, als er das Urtheil der menschlichen Vernunft selbst auf seiner Seite hat. Welche Einsicht nicht bloß, sondern auch welche Selbstverleugnung gehört aber dazu, um hierüber ganz gewiß zu werden?

4) Gleichwohl fürchten wir nicht, daß irgend ein denkender und gefühlvoller Leser nur einen Augenblick unentschieden seyn werde: was oder wie er über den Giftbecher des Sokrates, über die Hinopferung des unnachahmlichen Stifters der christlichen Religion, und über Johann Huß und seinen Scheiterhaufen zu urtheilen habe?

5) In den drei genannten Fällen kommt freilich das oft so schnell, als richtig entscheidende menschliche Gefühl zu Hülfe: allein es ist ein Gefühl, das sehr von dem jedesmaligen Zustande der Geistes-Kultur im Allgemeinen abhängt, also zuletzt doch wieder ein Produkt der Vernunft. Sollte es daher — vorausgesetzt, daß man nicht sowohl mit seinem Zeitalter, als vielmehr mit der Vernunft selbst fortgeschritten wäre — in manchen andern der vorliegenden Fälle, in welchen durchaus nur an die Geisteskraft appellirt werden kann, nicht noch viel leichter seyn, ein richtiges und bestimmtes Endurtheil zu fällen? Ohne dem Leser im Geringsten vorgreifen zu wollen, müssen wir hier ganz offenherzig bekennen, daß wir unserer Seits auch nicht einen Grund auf zu finden vermögen, warum jene Frage verneint werden müßte.

6) Und nun zu guter Letzt nur noch die einzige Frage: Wenn es den Anschein hat, als ob ein Individuum mit seinem Zeitalter nicht fortgeschritten wäre, ist die Schuld davon stets auf Seiten des Einzelnen, oder kann sie auch auf Seiten der dermaligen Tonangeber seyn, die oft das ganze Zeitalter aus zu machen glauben, ohne es doch wirklich aus zu machen?

Sapienti sat. Ernst Woldemar.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

In einer Provinzialstadt Frankreichs sollte von einer herum ziehenden Truppe der „Deserteur“ gegeben werden. Alles war einstudirt, auch die Costüms zusammen gefunden, nur dem Deserteur selbst fehlte gerade wie das nothwendigste ein Paar Uniform-Hosen! Was war zu thun? Während der Schauspieler noch unschlüssig umher geht — das Publikum fing schon an, sich ein zu finden — trifft er den dienstthuenden Gensdarmen. Sogleich fällt ihm ein: diesem den Vorschlag zu thun, ob er ihm nicht für diese Vorstellung einmal mit seinen Hosen aushelfen wolle? Der Gensdarme weigert sich; indeß des Schauspielers Beredsamkeit siegt mit der Zusicherung: die Zwischen-Akte möglichst ab zu kürzen: so werde nichts vorfallen. Der Gensdarme schließt sich endlich in des Schauspielers Garderobe ein. Das Stück spielt ruhig zu Ende. Jetzt eilt der Schauspieler zu dem Eingeschlossenen; aber unterweges erhascht ihn ein alter Schneider und mahnt ihn. Der Schauspieler will sich nicht aufhalten lassen; es entsteht ein Zank. Der Gensdarme ist während der Vorstellung fest eingeschlafen, erwacht aber durch diesen Lärm, und ohne sich zu besinnen stürzt er als sans culotte aus seinem Hinterhalt hervor, und wird natürlich gleich zum allgemeinen Gelächter. — Am nächsten Morgen erschien ein Tagesbefehl folgenden Inhalts: „Der Gensdarme S** C** ist zur sechswöchentlichen Gefängniß-Strafe verurtheilt, weil er, ohne Erlaubniß, in schottischer Uniform erschienen!“ (Cour. d. spect.)

Ein Engländer machte folgendes Testament: „Ich vermache meinen Körper den Würmern und mein Vermögen meinen Neffen; beides ist nicht viel werth, denn jene erhalten nichts als Haut und Knochen, die Andern elende 200 Pf. Sterling jährlicher Einkünfte. Dem König von England vermache ich die Maxime: Auch einem Könige kann es niemals zustehen, seinen Unterthanen Unrecht zu thun. Dem großbrittannischen Parlament vermache ich meine Liebe zur Verfassung und meinen Muth, sie zu vertheidigen. Allen Handhabern der Autorität vermache ich das Sprüchwort: Rechtlichkeit ist die beste Polizei; keine Angeber, keine Spione! — Dem englischen Heere vermache ich die Ausbesserung aller schlechten Landstraßen. Dem Pfarrer meines Kirchspiels endlich 25 Guineen, damit er jährlich zwei Predigten über Duldsamkeit halte, eine am Jahrestage der Massakre der Katholiken in Irland, die andere am Jahrestage der Massakre der Protestanten in Frankreich.“ (Miroir.)

Chevalier N* begegnet neulich Herrn M* auf der Straße. Jener hat nicht viel Muth, dieser noch weit weniger; es entspinnt sich ein Streit und der Chevalier giebt dem Hrn. M* ein Paar Schläge mit seinem Stock. M* geht still fort, faßt gleich darauf einen Knaben, schilt ihn ohne Grund und mißhandelt ihn. Der Chevalier eilt schleunig herbei, und wirft M* seine Feigheit vor: „ein Kind zu schlagen!“ — „Hab' ich doch meine Ehre gerettet!“ erwiederte M*; „ich wußte so gut, wie Sie, mit wem ich anbinden mußte!“ (Miroir.)

In den Registern derer, welche man einst in die Bastille festsetzte, sind Folgende gewiß merkwürdig: Philipp Molard, melancholisch; J. Blondeau, verdächtiger Einsiedler; J. Laby, schlechter Grundsätze wegen; Bulland, will sich dem Teufel verschreiben; Davaut, Quietist, der die Ruhe und Unthätigkeit der Seele als Christ Allem vorzieht; Galembert, Reisender, verdächtig als einverstanden mit Feinden des Staats; Terrason, verdächtig, nach dem Auslande Desseins von Lyoner Seiden-Waaren gebracht zu haben (hat 12 Jahr gesessen und ist gestorben); Pinault, des Jansenismus verdächtig; Vincent, sehr verdächtig als Hof- und Stadt-Intrigant. Man wird gestehen, daß, wenn man jetzt namentlich alle Intriganten ins Gefängniß setzen wollte, man ziemlich viel Bastillen erbauen müßte. (Constitut.)

Jemand behauptete kürzlich: die Italiener verderben fast alle unsere Gedichte, indem sie dieselben singend auf die Scene bringen. Musik will sich breit machen, gleichviel, ob der Dialog dadurch entstellt, das Interesse des Stücks aufgehalten wird, ja die Handlung oft allen Reiz verliert. Der Opern-Dichter wird eine Art Operateur, der mitleidslos das ganze Gedicht zum Skelett macht. Die Musik ist eine wahre Censur für unsere poetischen Werke; ihre Scheere ist die der Parzen, denn der Faden einer Intrigue, wie der des Lebens, darf nicht abgeschnitten werden, sonst ist beides todt. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 30. Juli. 121stes Blatt.

Lied von Thümmel.

Als am 19ten Januar 1801 der Geburtstag der regierenden Herzogin von Sachsen-Coburg, Augusta, Carolina, Sophia, durch ein frohes Hof-Fest begangen ward, hatten die fürstlichen Kinder und einige Herren und Damen des Hofes sich als Bauern verkleidet, und den Geheimen-Rath von Thümmel als Schulzen an ihre Spitze gestellt, der im Namen der Gemeinde aus Ketschendorf — denn diese stellte die Gesellschaft vor — der erlauchten Fürstin das unten folgende Gedicht überreichte, welches eine liebliche Reliquie jenes unvergeßbaren Sängers ist. Ketschendorf ist ein, nahe bei Coburg gelegenes Dörfchen an der Itz, die auch bei der Stadt fließt. Es war, wegen seiner anmuthigen Lage, ein Lieblings-Spaziergang und Aufenthalt der Fürstin. — Die abwesende Tochter (Strophe 4) ist die dritte Prinzessin Anna Feodorowna, zuvor Juliana Henriette Ulrike genannt, vermählt mit dem Großfürsten Constantin. — Nattel (Strophe 7) war die damalige Hof-Dame der Herzogin, Fräulein Natalia von Thümmel, die, als Bauermädchen verkleidet, die Geschenke der Gemeinde überbrachte, und sich späterhin mit Herrn von Thüngen, auf Thüngen, verheirathete.

Der Schulze und die Gemeinde zu Ketschendorf an dem Geburts-Tage der regierenden Frau Herzogin von Sachsen-Coburg und Saalfeld. Den 19. Jänner 1802.

Des Fürsten Hoheit, der sich größer
Als seine Nebenmenschen fühlt,
Wird in den Mauern seiner Schlösser
Durch manchen Wind bald abgekühlt,
Und sucht dann ländliches Gedeihen
In Hütten auf, und hört, wie wir,
Den Guckguck zehnmal lieber schreien,
Als zweimal seinen Hof-Fourier.

So lehrte die Natur, Auguste!
Auch Dich die Wissenschaft verstehn;
Dem unbelohnten Zeitverluste
Der Etikette zu entgehn.
Wie gern folgst Du, aus dem Gewühle
Des stolzen Audienz-Gemachs,
Der Lockung froherer Gefühle
Zum Schatten eines Leimendach's.

Hier, wo aus ihrem stillen Bette,
Die Itz befruchtend sich ergießt,
Und mit der schönsten Blumenkette
Dein kleines Ketschendorf umschließt:
Hier steigt oft aus dem niedern Grase
Dein Herz zu geistigem Genuß,
Wie Herschel hinter seinem Glase
In das Gebiet des Uranus.

Hier eilen Deine Seherblicke
Der Hoffnung Deiner Kinder nach;
Du siehst im mütterlichen Glücke,
Daß Jedes hält, was es versprach.
Hier sehnt Dein Auge sich nach Annen,
Sieht sie im Geiste, wie sie noch
Als Kind, als Julchen, unsre Tannen
Nach einem Schmetterling durchkroch.

Auch sie, im Sitze ihres Glanzes,
Wird dieses Festes sich erfreu'n,
Zum Schmucke Deines Ehrenkranzes
Auch ihr Vergißmeinnicht Dir weih'n;

Und kindliche Gebet' entschweben,
Und strömen Heiterkeit in's Land,
Für Deine Wohlfahrt, für Dein Leben,
Dem Ingrund und der Newa Strand.

Von allen Freuden ist nicht eine,
Die mir nicht heute, in Bezug
Auf Deinen Jahrstag, die Gemeine,
Dir aus zu kramen, übertrug.
Ja, ja, die guten Leute fragen
Ihr Herz wohl — aber Kein's erwägt,
Welch eine Last von Ohrenplagen
Für Dich sein Herz mir überträgt.

„Ist Er schon klüger nicht, und jünger
Als wir", hör' ich die Schöppen schrei'n,
„Muß doch als Schulz' Er Ueberbringer
Der Wünsche unsrer Dorfschaft seyn:
Und trägt Er Scheu, mit Seiner Stirne
Voll Runzeln sich dem Hof zu nah'n:
So schieb Er Katteln, Seine Dirne,
Mit ihrem Tragkorb nur voran!"

Gedanken und Bemerkungen.

Wie sehr sich auch gescheidte Männer täuschen können über die Folgen der Welt-Begebenheiten, das bezeugt, unter Anderem, Lichtenberg's Ausspruch über Nord-Amerika. Er sagt: „Das Volk, das sich in der neuen Welt gegen einen so mächtigen Thron auflehnt, ist bloß von Schleichhändlern aufgereizt, und der Mann, der zur Zeit noch an dessen Spitze steht (Washington ist gemeint), und dessen Strick vermuthlich jetzt schon irgendwo gedreht liegt, ist nichts als ein mächtiger Gauner!" — Freilich liegen bei solchem Unternehmen Stricke und Ehrenkränze sehr dicht neben einander.

Es kann seyn, daß es wenig nutzt, für die Wahrheit zu kämpfen; daß es aber augenblicklich ungeheuren Schaden anrichtete, wenn die Verfechter der Wahrheit den Gegnern das Feld räumten, das liegt am Tage. Es ist demnach die Pflicht jedes tüchtigen und kräftigen Mannes, im Gebiete des Geistes die Waffen zu führen, damit, wenn das Gebiet des Lichts eben nicht zu erweitern ist, wenigstens die Stellen verschanzt und behauptet werden, wo der Geist bisher Posto gefaßt hat.

„Das lebhafteste Vergnügen, welches ein vernünftiger Mensch auf Erden haben kann, ist das: neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem; alte Vorurtheile los zu werden." — Wer hat das gesagt? Friedrich der Große! — nun, wir wissen, er war ein großer König!

Möchten doch besonders alle Schriftsteller zum Motto ihres Lebens des Abts St. Pierre Spruch wählen: „Man ist nicht verpflichtet, Andere zu amüsiren, wohl aber Niemand zu täuschen oder zu betrügen!"

Als der jetzige Papst, Pius VII., noch Gregor Barnabas Chiaramonti, der Cardinal, war (eine Stufe, die er besonders durch seine Kenntnisse, namentlich auch durch den Vortrag der Philosophie errang), hielt er (im Jahr 1797) mehrere Reden, worin er bewies, das Christenthum bedinge Democratie, und er belegte seine Behauptungen nicht allein aus der Bibel, sondern auch aus — Rousseau's „Emil". — Im Jahr 1798 gab er unter dem Titel: „Omilia del Citadino Cardinale Chiaramonti. (Imola, della stamperia nazionale, l'anno sesto della Liberta") ein Werk heraus, worin er, unter Anderem, sagt: „Das Evangelium will nicht die Freiheit zerstören, es giebt im Gegentheil die richtigsten und ehrwürdigsten Ideen darüber. Die Democratie widerstrebt dem Christenthum nicht, tritt nirgends in Fehde mit den wahren religiösen Grundsätzen, sie leitet vielmehr die Völker zu Ausübung christlicher Tugenden. Mit einem Worte: der christliche Glaube ist vollkommen einverstanden mit den Rechten und Pflichten eines freien Mannes, selbst eines Republikaners." — Wir könnten nur die Wirkung dieser Worte stören, wenn wir unsere Betrachtung anhängten; Jeder, der diese Verkündigung und manche heutige bedenkt, wird nicht aufhören — zu denken.

Raynal sagt in seinem „Gemälde von Europa": „Den Fürsten, die gern ihre Unterthanen zu blindem Gehorsam zwingen, soll man immer nur die Geschichte vorhalten, damit sie erkennen: daß allein diejenigen Völker ihren Feinden widerstanden, die sich glücklich fühlten. Die Unzufriedenheit, welche eine Regierung erregt, ist eine Vorarbeit zur Unterjochung, die der Feind bezweckt. Je freier der Mensch ist, je sicherer glaubt er sein Eigenthum zu haben und je kräftiger wird er dafür streiten."

Nicht bloß bei dem religiösen Fanatismus, sondern im Leben überall war bisher die Unterwerfung ohne Fragen das Haupt-Erforderniß, um wohlgefällig zu seyn. Es giebt auch heute noch Uebermüthige, welche begehren, daß man vor jedem Bilde, welches die Macht uns vorhält, nieder falle, wenn man auch dabei in Schmutz und Morast versinken müßte.

Mit der Ueberschrift: „Giebt es Vorbedeutungen?" findet man im „Morgenblatt" (Nr. 159) ein Geschichtchen: wie in Breslau einst ein Paar getraut worden sey, eine große schwarze Spinne sich auf das Haupt der Braut nieder gelassen habe, dann bei dem Hochzeitschmaus beide Gläser zersprungen seyen, als die jungen Eheleute, zum Dank für die Glückwünsche, ihre Gläser zum Klingen anstießen. Am nächsten Morgen habe man Beide von Kohlendampf tödtlich betäubt gefunden; sie war nicht mehr zu retten, er entkam nur mit Mühe dem Tode. Und nun wird am Schlusse jene Frage nochmals wiederholt. — Wohl möchten wir dagegen fragen: Weshalb ist jenes Geschichtchen abgedruckt? Erstens fehlen die Namen der Personen, mithin ist auch nicht die geringste Beglaubigung des Vorfalls da; zweitens aber, wenn Alles wirklich sich so

ereignet hätte, finden wir noch gar nichts Wunderbares bei der Sache: denn daß in Kirchen Spinnen, Gläser zerbrechlich und Kohlendämpfe tödtlich sind, ist ganz etwas Gewöhnliches. Wie viel anscheinend dunkle Vorzeichen hätte Jeder aus seinem Leben zu berichten, die gar keine Folgen hatten — aber davon hört man selten! Man zeigt wahrhaftig eine stete Scheu, wenn man Beispiele geben könnte, welche die Menschen von Thorheit zurück brächten; aber man verleugnet Verstand und Vernunft, sobald es darauf ankommt, die Schwachen in ihrer Befangenheit zu erhalten. In der Dichtung mag man sich aus Noth erlauben, Alles zu benutzen, was eine Stimmung erregt — obwohl man auch dabei gescheidter thäte, die Wirkung nicht auf gebrechlichen Geist zu berechnen, welches indessen freilich leichter ist, als dem gesunden Geist genügen — wo man aber angeblich Fakta erzählt, soll man nicht so leichtsinnig verfahren, als bei obenerwähntem, nichtssagenden Geschichtchen, welches nur auf die Andacht der Dummheit und Leichtgläubigkeit berechnet ist. Dergleichen ist der schwerste Vorwurf, welchen man den Zeitschriften machen kann, die, wenn sie ihren Nutzen ohnehin problematisch lassen, wenigstens dafür sorgen sollten, daß sie nicht offenbar schädlich werden. Auch die „Abend-Zeitung" hat schon ein Paar Mal es sich zu Schulden kommen lassen, ähnliche Phantasie-Spiele als verbürgte Wahrheit mit zu theilen. Wir hoffen jedoch, daß künftig die Redaktionen es als sündlich erkennen, auf solche Weise, und um sich dadurch bei den Narren beliebt zu machen, der Verstandes-Zerrüttung zu dienen, welche gespielte Heiligkeit und Frömmelei jetzt wieder verbreiten wollen, wobei aber die Vorfechter endlich, mit Schmach bedeckt, sich die Köpfe zerstoßen werden, in denen sie, frechen Ehrgeizes voll, nur Pläne tragen, womit sie das Reich des Wahns und Aberglaubens vergrößern. Ja, auch die ihnen anfangs folgen, werden zuletzt mit dem Apostel Johannes ausrufen: „Das sind Brunnen ohne Wasser, und Wolken vom Windwirbel umgetrieben, welchen behalten ist eine dunkle Finsterniß in Ewigkeit!" — denn zu sehr wurden mächtige Wahrheit und Erkenntniß schon Allgemeingut, als daß Jesuiten-Dekrete und Wunder-Possen mehr als Schauspiele seyn könnten, bei denen die Akteurs mit Recht ausgelacht werden. **Fr. Wendel.**

A n e k d o t e.

Von dem berühmten Doktor Frank, einem der ersten deutschen Aerzte, welcher kürzlich in Wien, in seinem 74sten Jahr, verstorben, erzählt man Folgendes: Als in den letzten Tagen seiner Bettlägerigkeit seine Collegen, acht an der Zahl, um sein Bett versammelt waren, und über die Mittel, ihm wieder auf zu helfen, berathschlagten, fing er laut an zu lachen, und sagte: „Mir fällt eben der französische Grenadier aus der Schlacht von Wagram ein, der, von acht Kugeln durchbohrt, niedergestreckt da lag, und sterbend ausrief: „Sapperment, also acht Kugeln hat es doch bedurft, um einem französischen Grenadier das Leben zu nehmen!" **Dt.**

Die geheimnißvolle Grabschrift.

Zu Stendal, in der Altmark, befinden sich in der Domkirche, gerade unter der Kanzel, drei dicht neben einander liegende, kunstreich gearbeitete Leichensteine. Man weiß nicht, über wem sie sich wölben, hat sich aber schon im Jahr 1567 bewogen gefunden, ihre, vermuthlich schon damals unleserlich werdende Inschrift auf einer hölzernen Tafel verzeichnet, daneben auf zu hängen, die wörtlich also lautet:

Wer da will im Segen seyn,
Laß in Frieden meine Stein',
Müßten sie auch noch so lang,
Liegen hier in diesem Gang.
Also, Leser, folge mir,
Rührst du sie, du schadest dir:
Darum nimm die Warnung an,
Schwerer Fluch hängt wahrlich d'ran.

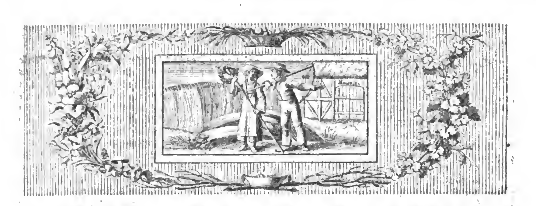
Daß über diese Steine mancherlei Gerüchte gehen, von denen das eine immer unwahrscheinlicher klingt, als das andere, ist eben nicht zu verwundern; in den kirchlichen Urkunden ist nichts zu finden, was einigen Aufschluß gäbe; doch hat der angedrohte Fluch sich bis jetzt so kräftig erwiesen, daß diese Steine, und zwar nur sie allein, unter allen Umständen ihre Stelle behauptet haben, und selbst unter der westphälischen Regierung, wo der Dom, eine Zeit lang zum Magazin dienend, alles kirchlichen Geräths beraubt ward, unangetastet blieben. **E. Karoli.**

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Vor Kurzem hat endlich Kügelgens Mörder, der vormalige Artillerist Johann Gottfried Kaltofen, den verdienten Lohn empfangen. Nachdem ihm am 5ten Juli sein Urtheil, Tod durch das Schwerdt, bekannt gemacht worden war, schaffte man ihn aus der Amts- in die Raths-Frohnfeste, weil der Stadtrath die Servitud hat, an Verbrechern, deren Criminal-Untersuchung vom Justiz-Amte geführt worden ist, die Todesstrafe vollziehen zu lassen. Dem Herkommen gemäß stand nun mehrere Tage dem Publikum der Zutritt zu Kaltofen frei, welcher denn auch so zahlreich erfolgte, daß die Soldaten-Wachen Noth hatten, dem zu starken Andrange zu wehren. So kalt auch der Mörder vorher sich benommen, überfielen ihn denn doch jetzt zuweilen die Schauer des Todes. Reue über seine Thaten — denn er war auch der Mörder des am 20sten December 1819 an der Moritzburger Straße erschlagenen Tischler-Gesellen Winter — gab er jetzt lebendiger als vorher zu erkennen, und ganz besonders wünschte er, daß die Strafe, welche er so gerecht erleiden müsse und die er für sehr gelind erkannte, auf junge Leute warnend wirken möchte. Am meisten erschütterte ihn, einige Tage vor der Hinrichtung, der Besuch einer seiner verheiratheten zwei Schwestern, welche mit ihrem

Mann gekommen war, ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Sein Vater, ein Greis von 70 Jahren, der in einem Dorfe bei Nossen als armer Hausgenosse und Nachtwächter lebt, konnte nicht kommen, so gern er auch wollte, weil ihn der Schmerz über seinen verbrecherischen Sohn auf das Siechbette geworfen hatte. Die herzerschütterndste Scene gab es im Gefängniß zwischen Bruder, Schwester und Schwager. Der Erstere schrie laut vor Jammer; selbst Dienern der Justiz, gewöhnt an so manchen fürchterlichen Auftritt, war dieser so angreifend, daß sie ihn fast nicht mit an zu sehn vermochten. Uebrigens ließ Kaltofen gegen Alle, die ihn besuchten und befragten, wenig Todesfurcht merken; auch war sein Schritt vom Gefängniß bis auf das Schaffot so fest, wie die ganze Haltung seines Körpers, in welchen beiden militairische Dressur sich nicht verkennen ließ. Die Seelenleiden, welche den Delinquenten vom Tage an, da ihm sein Urtheil publizirt ist, bis zum letzten Augenblicke martern, sind die eigentliche Strafe für sein Verbrechen; der Schwerdtstreich selbst, wenn er gelingt, ist fast mehr für eine Befreiung von der Strafe zu achten. Denn, was ist der Augenblick, wo der Kopf herunter fliegt, gegen das Besuchen der Neugierigen, die Todes-Vorbereitungen der Geistlichkeit, das Sterbelieder-Singen der Schüler im Gefängniß am Abend vor der Hinrichtung, das Zählen der Glockenschläge, welche die Näherung der letzten verkünden, das Erscheinen der Wache, die zum letzten Gange ruft, das Sehen und Hören des Getümmels auf den Straßen, das Stehen vor dem nothpeinlichen Halsgericht, das Stabbrechenhören, der lange Zug zum Schaffot, das Erblicken und Betreten desselben, das Niederknieen, das Absolviren- und Einsegnen-Lassen, das Setzen auf den Richtstuhl, das Augenverbinden — gegen den Augenblick des Schwerdtstreichs! Jene Leiden aber, wohlverdient durch einen zwiefachen, mit teuflischer Ruhe verübten Mord, hatte Kaltofen um so mehr zu dulden, je weniger merkbar ihm d i e Art von Mitleid ward, welches sonst das Publikum Delinquenten zu schenken pflegt; denn Alles verabscheute ihn. Und doch behielt er eine gewisse Fassung bis zum letzten Augenblick; ja, ehe er auf den Richtstuhl sich setzte, verneigte er sich erst noch mit Anstand gegen die Zuschauer und erklärte mit lauter, nichts weniger als zitternder Stimme: „daß Fischer (der als sein Mordgehülfe mit in Untersuchung gewesen, aber, aus gänzlichem Mangel an Beweisen, frei gesprochen worden war) dieselbe Strafe verdiene, die er jetzt erleiden müsse.“ Nachdem er dies gesprochen, sah er sich noch einmal rechts und links um — es schien, als wolle er gleichsam von der herrlichen Gegend Abschied nehmen, welche vor dem Schaffot sich ausbreitet — setzte sich dann nieder, ließ sich die Augen verbinden, hielt den Kopf gehörig in die Höhe und — saß im Augenblick als Rumpf da, welchem das Blut wie eine Feuersäule entstieg. Eine Menge Stimmen riefen: Bravo! — ob der Kunst des Scharfrichters oder dem vollstreckten Rechte, wer mag es wissen; aber ein fürchterliches Bravo! bleibt es immer. Den Scharfrichter, der den Meisterstreich so geschickt geführt, umarmte sogleich ein Anderer, der ihm das Schwerdt gereicht hatte. — Mehrere mit Epilepsie Behaftete hatten mit Töpfen sich eingestellt, Blut auf zu fangen und zu trinken. Wenn doch von Seiten der medizinischen Polizei diesem alten, gewiß höchst schädlichen Vorurtheil endlich einmal gesteuert würde. Referenten sind mehrere Beispiele bekannt, daß dergleichen Bluttrinker kurz nach dem schrecklichen Kur-Versuch starben. Auch fehlte es nicht an Solchen, welche, nachdem der Körper auf das Rad geflochten war, von der mit Blut beträufelten Radsäule Späne abschnitzelten und sorgfältig einwickelten, um — Präservativ-Mittel gegen Zahnschmerzen zu haben. — Dem Urtheil zufolge blieb der Körper nur drei Tage zur Schau und ward dann unter dem Rade begraben. Sollte man es aber wohl glauben, daß dem Cadaver mehrere Finger fehlten, welche der Aberglaube abgeschnitten hatte, um — sogenannte D i e b s - D a u m e zu haben. Wie bei jedem öffentlichen Schauspiel, zeigte sich auch diesmal der Spekulationsgeist in mannigfachen und zum Theil sehr interessanten Gestalten, am denkwürdigsten aber wohl in großen Schiebböcken voll Herrnhuter Backwerk, Kirschen, Schnaps u. s. w., welche, nach der Hinrichtung, in der Nähe des Rades sich aufstellten und bis zum Abend zahlreichen Zuspruch hatten; denn wer der Hinrichtung nicht beigewohnt, wollte doch wenigstens des Mörders Körper sehen, und so fehlte es jenen Spekulanten nicht an Käufern. — Die drei Tage aber, als der Körper auf dem Rade blieb, kamen fortwährend Gaffer herbei. Ihn herab zu nehmen, warteten die Freiknechte den Abend ab; allein — so weit geht die gräßliche ekelhafte Neugier — bis gegen Mitternacht mußte man mit der saubern Arbeit warten, ehe die Menschen sich verliefen, und auch dann, als endlich die schauerliche Laterne unter dem Rade sichtbar ward, bei deren Schein Kaltofens Cadaver herab geworfen und verscharrt werden sollte, stellten doch noch Schaulustige sich ein, welche deßhalb an einem nahen öffentlichen Orte sich aufgehalten hatten. — Einige Tage nach der Abnehmung des Körpers vom Rade trug sich etwas zu, das dem Aberglauben Bestärkungs-, dem gehörigen Glauben Lachstoff gegeben hat. Kaltofens Kopf hatte nämlich bei dem Aufstecken auf das Rad eine etwas schiefe Richtung erhalten, weil der Nagel nicht gerade durchgeschlagen war; dieser Fehler sollte von dem Knechte, der die Abnahme des Körpers vom Rade zu besorgen hatte, verbessert werden; allein es ergab sich dadurch der neue Uebelstand, daß nun die Mundöffnung förmlich offen blieb, welches natürlich nicht eben den schönsten Anblick gewährte. Ein Junge, der in dortiger Gegend Schöpse weidet, erkiesest sich nun diese furchtbare Oeffnung zum Ziel von Steinwürfen; allein im Augenblick, als er, bei dem dritten Wurf, dieses Ziel erreicht, bekommt er ein Paar so derbe Ohrfeigen, daß er nieder stürzt, laut schreit und nicht wieder aufstehen kann. Man mußte ihn nach Hause tragen, wo er nun gefährlich krank liegen soll. Natürlich glaubte der Bube, von des Mörders Geist die Ohrfeigen erhalten zu haben, und davon sind auch recht viel Leute bis zum Aeußersten überzeugt. Wahrscheinlich aber gab sie ihm von hinten irgend ein rechtlicher Mann, der den frevelhaften Muthwillen züchtigen wollte, wofür ihm Dank gebührt; denn der Kopf steckt oben zur Warnung den Bösen, nicht aber den Buben zur Belustigung. — Nie ist ein Delinquent weniger bedauert worden, als Kaltofen, nie hat aber auch wohl je ein solcher weniger Mitleid verdient. Wie der Fleischer in den Stall geht, das erste beste Stück Vieh zu schlachten, so ging Kaltofen, seinen eigenen Geständnissen zufolge, ein Beil unter dem Mantel, Abends aus, Jemand zu morden, und er gab, bei dem Verhöre, wie gegen die Prediger, die ihn im Gefängniß besuchten, ganz unumwunden zu: daß er, wenn beide Morde ungestraft geblieben wären, er eben so kalt noch mehrere verübt haben würde. Wie gut, daß der Verruchte bestraft ist! Wie sehr aber wäre auch zu wünschen: daß, wenn er, wie er im Gefängniß und auf dem Schaffot behauptete, einen Mordgesellen hatte, auch dieser der Strafe nicht entgehen möchte. Immer und ewig wird es unerklärlich bleiben, wie Fischer erst, am 18ten April 1820, vor besetzter Gerichtsbank, die Ermordung Kügelgens, den 19ten April die Ermordung Winters freiwillig gestehen und schon am 21sten April beides förmlich widerrufen, am 23sten beider Morde wieder sich schuldig geben, am 24sten beide wieder leugnen, wie Kaltofen Fischern erst als Mordgehülfen anklagen, dann selbst wieder frei sprechen und endlich, nachdem ihm sein Urtheil geworden und Milderung nicht mehr möglich war, Fischern noch in den Augenblicken des Todes als Mitmörder anklagen konnte. Rechtskräftige Beweise für seine Theilnahme an der Ermordung Kügelgens sind indessen durchaus nicht da; der äußere Richter konnte ihm also natürlich nichts anhaben; wohl ihm, wenn auch der i n n e r e nie Ursach hat, klagbar gegen ihn zu werden. — Ch —.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 1. August. 122stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise. *)

Erfurt, den 6. September.

Zum ersten Mal bin ich in einem Lande, worüber der Krummstab herrscht. Erfurt sollte, seiner Größe nach, die Hauptstadt Thüringens seyn: und nun ist es, ich weiß nicht genau, seit wann, mit seinem Lande oder Ländchen ein entferntes Zubehör des Erzbischofs und Churfürsten von Mainz. Warum führen die Geistlichen, als Zeichen ihrer Landesherrschaft, einen krummen, und nicht vielmehr einen geraden Stab, gleich den weltlichen Herren? Denn Landesherrschaft ist und bleibt doch ein weltliches Ding. Sollte der Krummstab, als Zeichen weltlicher Herrschaft für einen Geistlichen, etwa fester gehalten werden können? Dem widerspricht die politische Erfahrung. Eigentlich zeigt der Krummstab einen Hirtenstock an, oder das Amt eines Seelenhirten (Pastors). In alter heidnischer Zeit wurden freilich Könige und Landesfürsten Hirten der Völker genannt, und ein Hirtenstock wäre demnach ein wirklicher Herrscherstab oder Scepter; aber diese Vorstellung ist jetzt zu gemein, ob sie gleich mit der Vorstellung eines Landesvaters, im schlichten ehrlichen Sinne genommen, überein kömmt.

Auffallend war mir der Eingang in die Stadt durch ein langes gekrümmtes Thorgewölbe. Ich dachte nicht gleich daran, daß es ein Ueberbleibsel von Erfurts alter Befestigung sey. Solche Ueberbleibsel alter Befestigungen, besonders alte Wälle und Graben, finden sich bei vielen größeren und kleineren Städten Deutschlands. Und fragen sie nicht: Was sollen wir hier noch jetzt, ohne Zweck und Nutzen? Ich freue mich, wo ich alte Wälle und Graben zu Garten-Anlagen um Städte geebnet und eingerichtet sehe. Frieden, Sicherheit und Vertrauen scheinen mir darauf, als Kinder einer besseren Zeit, zu lustwandeln. Diese Vorstellung ist nicht bloß poetisch; sie sollte unserem allgemeinen christlichen Gesellschaftsleben angehören.

Ein Häuflein Soldaten, die in grauleinenen Kitteln auf die Wache zogen, war mir ein neuer Anblick; es war Mainzer Militair. Hier und da ertönte ein Kloster-Glöckchen. Ein Mönch ging vor mir in eine Seitengasse hin. Mir war, als hätte ich ein fremdes Land betreten. Alles schien mir katholisch, indem ich in der Mischung des Katholischen und Protestantischen Ersteres vorzugsweise bemerkte. Das Katholische war es auch, womit ich vorzüglich einige nähere Bekanntschaft zu machen hoffte. — Vor Allem wünschte ich, einen hohen katholischen Geistlichen zu sehen, einen Mann, der nicht nur Bischof, sondern auch erwählter Nachfolger des Churfürsten von Mainz ist: den Coadjutor von Dalberg. Ich habe seine Schrift über die Aesthetik und schöne Kunst mit um so größerer Theilnahme gelesen, je seltener eine solche Schrift von Seinesgleichen ist. So viel ich weiß, hat bisher, außer ihm, weder ein katholischer Bischof, noch ein geistlicher Churfürst über die Aesthetik und schöne Kunst geschrieben.

*) Ein Theil dieser interessanten Notizen, vor mehr als zwanzig Jahren gesammelt, ist schon in den Blättern 99 bis 104 abgedruckt. D. H.

Er soll, wie ich gehört habe, seine Humanität auch nicht auf sein Museum oder sein gelehrtes Kabinet beschränken, sondern sie auch gern in vielfachem Umgang mit Menschen erweisen. Fremde, Gelehrte und Künstler, und auch junge Studirende, die ihm ihre Verehrung zu bezeugen wünschen, sollen leicht Zutritt zu ihm erhalten. Vielleicht wäre mir dieses Glück auch zu Theil geworden, aber der Herr Coadjutor war abwesend; und so sah ich leider nichts als seinen Palast.

Die große Glocke.

Diese berühmte Glocke auf dem breiten, stumpfen Thurm des katholischen Doms wurde von mir noch am ersten Tage beschaut. Nur ihre schwere Masse, und also auch ihre Ungeschicklichkeit, macht sie merkwürdig. Sie ruht auf untergeschobenen Balken, weil sie auch bei dem stärksten Glockenstuhl voll gewaltigen Eisenwerks nicht mit Sicherheit frei hängen kann. Nur bei hohen Festen, z. B. bei dem Frohnleichnams-Feste, wird sie geläutet, d. h. durch viel Treten und Ziehen in einige Bewegung gebracht, wobei der Klöppel dahin und dorthin behutsam angeschlagen wird. Es mag ein hübsch grobes und erschütterndes Gebrumm seyn; das ganze Thurmgemäuer soll davon erbeben. Wenn ich recht hörte, so hat die Erzmasse der Glocke 275 Centner und der Klöppel 11 Centner Gewicht. Der Klang großer Glocken hat eine sehr ernste, tief eindringende Feierlichkeit; aber unser Gehör und Gefühl fordert doch ein gewisses Maaß; was darüber ist, das ist vom Uebel. Auf schreckliche Art brauchte unsere Religion Gott und die Himmlischen nicht zu ehren; denn der schrecklichste Glockenton, oder die furchtbarste Kanonade, ist doch nicht des sanften oder stillen Preises und Dankes eines reinen, wirklich guten und gottseligen Herzens werth. Und der schrecklich tiefe und erschütternde Ton der großen Erfurtischen Glocke ist — eine weibliche Stimme! denn die Glocke heißt Susanne. Ein tüchtiger männlicher Heiligen-Name, z. B. Barnabas oder Kleophas, wäre, dünkt mich, ihr angemessener. — Nicht lange mochte ich unter ihrer weiten Höhle verweilen; selbst der Anblick ihrer Masse war mir schwer und drückend; ich duckte mich unter ihr ohne Noth und unwillkührlich. Die Vorstellung, wie furchtbar zertrümmernd und zermalmend ihr Fall seyn müsse, nahte mir wie mit wirklicher Drohung. Meine Brust wurde beklommen. Fast ganz umsonst machte mein Führer, ein Domkirchner, mich auf die vielen, im Inneren der Glocke angeschriebenen Namen aufmerksam; ich las nur einige, andere waren verwischt. Neue Namen verlöschen die alten. Die Verewigung an dieser Glocke gleicht der Verewigung draußen in der Welt, diejenigen Namen abgerechnet, die auf dem Strome der Zeit Jahrtausende hindurch oben schwimmen. — Mein katholischer Führer, schon ein alter Mann, erzählte mir Mancherlei, unter Anderem: daß die Glocke am Tage der heiligen Susanne, und zwar Morgens früh bei Sonnen-Aufgang, von selbst mit sanftem Ton anklinge!! — daß er schon über 10,000 Fremde zur Glocke hinauf geführt habe, und darunter Könige und Fürsten in und außerhalb Deutschland; daß Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege aus der Glocke habe Kanonen gießen lassen wollen, die Glocke aber, als sie abgenommen werden sollte, habe von selbst so stark getönt, daß Alles hinweg gelaufen und die Sache unterblieben wäre!! — und daß das Trinkgeld, welches die Glocke den Kirchnern, als Führer zu ihr, von Anfang an bis heut eingebracht habe, schon den Werth der ganzen Glocke übersteige.

Das Ursuliner-Kloster.

Eigentlich habe ich von diesem Nonnen-Kloster nur zu melden: daß ich es nicht gesehen habe. Ich kannte die zu beobachtende Ordnung nicht, sondern begnügte mich, mir das Kloster-Gebäude zeigen und den Eingang anweisen zu lassen. Ich betrat den Klosterhof und beachtete die tiefe Stille desselben; dann ging ich in den gewölbten Gang, der an den Seiten wie eine halbdunkle Halle sich umher zog. An einem Thore links, so war mir gesagt worden, sollte ich eine Klingel ziehen; ich that es und harrte. Mein Stand war mir nicht uninteressant, denn er war mir neu. Welch eine Verwahrung für ein heiliges Leben! Die Mauern und ihr Verschluß, die befestigte Absonderung und das einsame Dunkel waren doch Zeugnisse, daß die Welt draußen arg seyn müsse und die rechte Frömmigkeit darin nicht gedeihen könne. Ich dachte an das menschliche Herz und fragte mich: ob die sündlichen Begierden von demselben durch Klostermauern abgehalten werden möchten? Ich fragte mich ferner: ob Christus seine Jünger in einem Kloster unterrichtet, und nicht vielmehr in der offenen Welt, unter Menschen aller Art, gelehrt und gehandelt habe? Und in besonderem Bezug auf das weibliche Geschlecht: ob Gott das Weib zu einem einsamen, ehelosen Leben geschaffen habe? — Ich hatte gute Zeit zu diesen und andern Gedanken; denn Niemand erschien. Die Todtenstille dauerte fort; sie wurde mir endlich lästig und ich zog die Klingel von Neuem. Sie klang weithin, so daß ich sie kaum vernehmen konnte. Ich hatte diesmal ziemlich stark gezogen und bald wurde ein vergittertes Viereck im Thore rasch aufgeschoben. „Was verlangen Sie?“ fragte mich eine weibliche Stimme. — „Ich wünschte, das Kloster zu sehen.“ — „Haben Sie Erlaubniß vom Herrn Weihbischof?“ — „Eine schriftliche?“ — „Ja!“ — „Leider nicht! das habe ich nicht gewußt.“ — „Wer sind Sie?“ — „Ein Student, der noch nie weder ein Nonnen-Kloster noch eine Nonne sah!“ — Mich ergriff fast eine muntere Laune; mein erstes Gespräch an einem eisernen

Klostergitter mit einer frommen Schwester oder Kloster-Pförtnerin war mir ein besonderes Vergnügen; ich warf durch das Gitter die schärfsten Blicke auf das ganz oder halb heilige Mädchen. „Ich bedaure!“ sprach die Pförtnerin, „Sie können nicht eingelassen werden.“ — „Ach!“ erwiederte ich, „das bedaure ich noch weit mehr. Mein Verlangen, fromme Schwestern zu sehen, ist so groß, daß es die Erlaubniß des Herrn Weihbischofs wohl ersetzen könnte.“ — „Nein!“ rief die Pförtnerin mit einem Tone, der mir etwas schalkhaft klang, und in demselben Augenblick war das Gitter wieder zugeschoben.

Das Karthenser-Kloster.

Die Karthenser, diese Jünger des heiligen Bruno, sind, wie bekannt, zu beständigem Stillschweigen verpflichtet. Weibliche Klöster der Art giebt es, so viel ich weiß, gar nicht. Eine so unnatürliche und ungöttliche Regel reizte mich zum Besuch des Karthenser-Klosters. Ohne besondere Erlaubniß eingelassen, wurde ein Laienbruder mein Führer. Als ich mit ihm in den gewölbten Gang trat, betrachtete ich zuerst den Klosterhof; er war ziemlich groß und mit langem Grase bewachsen. „Wird das Gras nicht gemäht?“ fragte ich. — „Nein, es wird nicht gebraucht.“ — „Es ließen sich hier kleine Garten-Anlagen machen für schöne Blumen oder nützliche Kräuter.“ — „Ist nicht Klostergebrauch.“ — „Versagt die Strenge des Karthenser-Ordens auch das unschuldigste Vergnügen an Gottes Werken?“ — „Alles, was wider die Regel ist.“ — „Gott ist gewiß nicht so streng als der heilige Bruno.“ — „Das kann ich nicht sagen!“

Sehr bald begegnete uns ein Klosterbruder. Ich grüßte ihn sehr unüberlegt mit dem profanen Gruße: „Guten Morgen!“ — Er würdigte mich keines Anblicks, sondern ging still und ein Kreuz schlagend vorüber. — „Reden Sie lieber Keinen an!“ sagte mein Führer; „Sie erhalten doch keine Antwort!“ — Ich weiß nicht, welche Menschen mir unglücklicher scheinen, die Taubstummen oder die Zwangsstummen. Wenn diese noch an den Sprachwerkzeugen verschnitten worden wären! — Wir gingen eine Reihe von Zellen entlang. Die eine und andere Zelle stand auf; es waren enge, halbdunkle Kammern, worin ich einen hölzernen Sessel und ein Tischchen, auch einen Todtenkopf erblickte. Ein Mönch kniete mit halbabgewandtem Gesicht; er schien schon sehr bejahrt. „Guter alter Bruder!“ dachte ich bei mir; „Du hast im frommen Wahne Gott viel falsches Christenthum zum Opfer gebracht; hättest Du eben so viel wahres Christenthum geübt —.“ Stillschweigend ging ich weiter. Ein anderer Mönch stand, das Gesicht zur offenen Thür gewandt; ich grüßte ihn mit stiller Verneigung, die Hand auf die Brust gelegt, und bemerkte keine Art von Erwiederung. Diese Stummheit, diese Untheilnahme an aller nichtkarthenusischen Menschheit, die vielleicht pflichtmäßige Verurtheilung derselben ist, machte mich beklommen, so daß ich gar nicht geneigt war, lange ein Zeuge solcher klösterlichen Heiligkeit zu seyn.

Wir betraten die Klosterkirche. Sie war geräumig und hell genug, reinlich und ohne dumpfe Luft; ihre Kreuze und Bildnisse belebten sie auch für mich mit geistiger Ansprache. Ich stand eine Weile still und sprach in meinem Inneren: „Wenn tief verwundete Herzen in dieser heiligen Einsamkeit zu Dir beteten, o Gott, und zu Jesu und zu den Himmlischen, so milderte dieses wohl ihren innerlichen Schmerz. Aber bist Du uns auch draußen nicht nahe mit himmlischer Huld, in dem erhabenen Tempel der Natur, den die Hand Deiner Allmacht schuf und erhält? Sind wir Alle, Alle nicht Deine Kinder auf Erden? und soll unser vielgeschäftiges Leben auf dieser Welt nicht ein großer Gottesdienst, wahre Gottesverehrung seyn, durch Erfüllung Deines heiligen Willens? durch Uebung und Förderung des Guten?“ — Es war die erste wirkliche Klosterkirche, in welcher ich mich befand, und ich mag nicht die religiöse Stimmung verbergen, welche darin mein Herz ergriff. — Mein Führer bemerkte sie und fragte: ob ich beten wollte? — „Es ist schon geschehen!“ antwortete ich. Er legte mir eins der Chorbücher vor, woraus die Mönche psalmodiren; denn in ihren Horen, vor Gott und den Himmlischen, dürfen sie laut werden. Nur flüchtig sah ich die alte Schrift und das vielbegriffene Buch an; mir flogen Gedanken und Gefühle, wie lebendige Psalmen, durch die Seele. Ich vergaß, nach Manchem zu fragen, worüber ich nachher gern Auskunft gehabt hätte. Wenn die Stummheit als ein Geist im Karthenser-Kloster waltet, so wurde ich davon etwas angesteckt; erst nahe am Ausgange entspann sich noch ein kleines Gespräch zwischen mir und meinem Führer. Er äußerte mir seine Ueberzeugung, daß ich ein Protestant wäre, und erzählte mir, daß auch ein Paar berühmte Heiden das Kloster besucht hätten. „Ey! was für Heiden?“ fragte ich. — „Ein Paar Lehrer an der Stadt-Universität; der Eine hieß Kloß und der Andere Barth. Es ist schon eine Weile her; sie sollen gar keinen Glauben gehabt haben.“ — „O!“ entgegnete ich, wenn sie wirklich solche Heiden waren, so giebt es dergleichen auch unter den Katholiken genug!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Trauriges Schicksal.

Als ich noch ein Jüngling war,
Machte man es mir zu eigen:
Wo das Alter spricht, zu schweigen;
Und ich schwieg so manches Jahr.
Jetzt trag' ich des Alters Spur,
Doch nicht anders geht's dem Greise!
Unsre Jugend schreiet weise:
„Schweigen ziemt den Alten nur!“
So hab' ich an Jahren zugenommen,
Doch zum Sprechen bin ich nie gekommen!

G. A. v. Maltitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

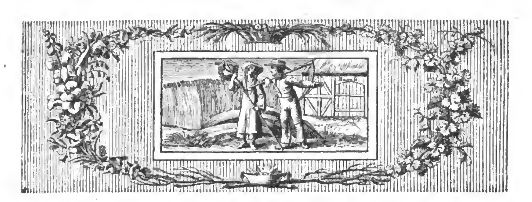
Berlin. Sie müssen es mir, lieber Freund! gestehen, unsre Berliner Zeitungen, die „Staats-Zeitung" mit eingeschlossen, verfahren recht wacker (so wacker wie der Bamberger Magistrat) in Sachen des neuen Wunder-Doktors, Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst. Es ist derselbe, der sich früher schon den Ruf eines eifrigen Katholiken erwarb, indem er den, in seiner Nähe wohnenden bekannten Dichter Wetzel, auf dessen Todbette, gewaltsamer Weise und durch gar kurioses Benehmen, zum Katholizismus führen wollte, was mißlang, aber auch zu öffentlichem Aergerniß Anlaß gab. Diesmal scheint er seine Zwecke mit größeren Mitteln verfolgen zu wollen, aber er wird erfahren, daß die Zeit — die erhabenste Erleuchterin, wie St. Pierre sagt — zu sicher vorgeschritten ist, als daß man ihr zumuthen dürfte, bei solchen Versuchen so blind zu werden, um sich Blinde für sehend ausgeben zu lassen. Nein, das geschieht nicht! — der Glaub' ist frei und nach welchem Cultus Jeder Gott dienen will, Niemand soll dagegen eifern; aber, wo Jemand mit Täuschung seinen Glauben als den alleinseligmachenden verkünden will, da finden sich gewiß ringsum Zeugnisse, daß man dies als Umtriebe der Intoleranz erkennt. So ehren wie dankbar die Worte, welche die „Preußische Staats-Zeitung" im 87sten Stück Allen verkündet und die also lauten: „Es läßt sich im Voraus die Ueberzeugung entnehmen, daß diese ganze Heil-Prozedur in das dunkle Reich gewiesen werde, dessen Bewohner kein Licht vertragen. Auf jeden Fall ist der vielleicht wohlmeinende Heilverkünder im Fürstenhute auf falschem Wege, wenn er meint, durch solche, vor dem Auge des Allwissenden nicht bestehende Mittel die katholische Kirche zu verherrlichen; und kein vernünftiger Katholik wird dem hoffentlich selbst Verblendeten beistimmen, wenn er in Blendwerken dieser Art die Bestätigung finden will, daß die katholische Kirche die einzige wahre unseres Gottes sey." — Das sind Aeußerungen, die den Staat ehren, der durch seine „Staats-Zeitung" einen solchen Beweis für geistige Freiheit geben läßt; und da auch Bayerns Herrscher schon bewiesen hat, daß er mit klarer Fackel zu beleuchten weiß, so wird vor solchen Capital-Königen der Schillingsfürst nicht aufkommen, sondern zum Heil der Menschheit in seine Schranken gewiesen, und ihm zugleich begreiflich werden, daß er sich sehr geirrt hat, wenn er wähnte: manche neue Maaßregel begünstige sein Vorhaben. Wir erhalten eben bei dieser Gelegenheit die vollkommenste Einsicht, daß jene Maaßregeln nur gegen den unruhigen, nicht gegen den hellen Geist gerichtet sind. So ist der Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst die Veranlassung, hier und dort Zweifel zu verdrängen, welche zuweilen laut wurden, und namentlich wird es bei uns sich wieder feststellen, daß auf Preußen noch immer jene Schilderung paßt, die Herder („Briefe zu Beförderung der Humanität", 6te Sammlung S. 185) in Folgendem mittheilt: „Ist mehr Freiheit im Handel und weniger Freiheit im Denken dem preußischen Staat ersprießlich? Der Handel kann nicht ohne Freiheit, der preußische Staat aber wohl ohne großen auswärtigen Handel blühen. Der wahre Handels-Vortheil eines Landes ist immer in dem lebhafteren innern Verkehr. Weniger als die Freiheit im Handel leidet die Geistesfreiheit Einschränkung zum Besten der preußischen Staaten. Diese Staatsmaschine ist ganz das Werk der Freiheit des Geistes, die, durch die karge Natur des Bodens aufgefordert, so viel vermochte, daß sie ein Land, welches nur einer geringen Macht fähig zu seyn scheint, weit über das Mittelmäßige erhoben hat, durch Beleuchtung der Grundsätze, die daher desto standhafter befolgt wurden. Die preußische Kriegsmacht ist zur Beschützung des Landes fürchterlich; aber ohne seine, unabhängig von derselben, freiwirkenden Geschäftsmänner würde selbst Friedrich der Große dies Werk der Regierungskunst nicht zu der Vollkommenheit gebracht haben." — „In Berlin ist für wissenschaftliche Unterhaltung, worin Cicero die Beinstigung der Alten setzt, gesorgt. Gelehrte in und außerhalb Geschäften versammeln sich; wider gelehrten und politischen Betrug; für Wahrheit waren Alle eingenommen. Außer dieser Uebereinstimmung für gute Aufklärung fand ich übrigens die Meinungen über Personen und Sachen so verschieden, daß der Berlinismus hier wenigstens seinen Sitz nicht hat, wenn überhaupt das Wort Sinn haben mag und nicht vielmehr Freimüthigkeit bedeuten soll. Diese Freimüthigkeit ist hier rechtskräftig. Vor die höchste Instanz des Denkens werden sowohl öffentliche Anordnungen als richterliche Aussprüche gezogen." — Dieß, im Jahr 1795 gedruckt, gilt gewiß auch noch im Jahre 1821, und ich denke, mein lieber Freund, Ihre eigene Zeitschrift bewährt oft genug unsre geistige Freiheit, die bei uns immer ihre Bahn findet, wenn sie mit dem nöthigen Anstande daher tritt, die auch ihrem Einflusse auf andere deutsche Länder ohne Schaden gar nicht entsagen kann. Und so gescheh' es in Ewigkeit! v. — ch.

Hr. Mannel äußerte neulich, Pitt habe Einmal gesagt: „Die Minister sind die Diener des Volks." Hr. Mannel hat unstreitig vergessen, was Pitt im Jahr 1797 that. Eine ganze Flotte revoltirte; der Matrose Parker stellte sich an die Spitze der Mannschaft, drohete, die Themse hinauf zu schiffen, London zu erobern und eine Volks-Regierung ein zu setzen. Pitt ließ augenblicklich die Ufer mit Batterieen besetzen, Kugeln glühen, und drohete, Alles in Grund zu schießen, wenn ein Schiff vorrücken werde. Parker erwiederte: Er sey Admiral eines souverainen Volks! — Pitt ließ ihm sagen: Es gäbe nur einen souverainen König, und er befehle ihm im Namen dieses Königs, die Waffen zu strecken. — Parker zog andere Saiten und verlangte zu unterhandeln. — „Der König unterhandelt nicht mit Aufrührern!" erwiederte Pitt. — „So verspreche man uns wenigstens Gewähr für unser Leben!" — „Der König verspricht Euch nichts; das Gesetz wird Euch richten!" — Parker ergab sich wirklich, und ward verurtheilt, an einen Mastbaum aufgehängt zu werden, was auch sogleich geschah. Alles kehrte wieder zur Ordnung zurück — So handelte der Diener des Volks! (Gaz. d. Fr.) Ob der Matrose Parker hier für das Volk gelten kann?

Ein aufmerksamer Gesichtsforscher in Paris befand sich neulich in einem Kaffeehause, an dessen einem Fenster eine Post-Brief-Sammlung ist, und stellte folgende flüchtige Beobachtungen an: Ein junger Mensch, bleich, zitternd, legt mit unsicherer Hand einen Brief hinein, die Augen voll Zorn; er entfernt sich dann raschen Schrittes mit verbissenen Lauten des Grimmes und der Rache: Eine Herausforderung. — Ein junges Mädchen führt ihre Mutter. Bei Annäherung an das Kästchen stößt sie einen schweren Seufzer aus, greift in ihren Strickbeutel, läßt, wie von ungefähr, einen Handschuh fallen, geht weiter, kehrt aber rasch wieder zurück, den Handschuh auf zu heben und — nebenher ein Briefchen ins Kästchen zu werfen: Ein Liebesbrief. — Ein Mann mit einer Hand voll Einladungs-Karten tritt heran; sein gehässiger, trüber Blick, sein Mißmuth, mit dem er frankirt, zeigen einen Ehemann, der zu einem Tanz-Abend Personen einladen muß, die nur — seine Frau kennt. — Ein dicker Mann tritt zagend heran; endlich läßt er zögernd und bedauernd einen Brief hinein fallen: Er hat zwei Einladungen zum Schmaus erhalten; einer kann er nur genügen, die andere muß er leider ablehnen. — Ein junger schwarz gekleideter Mann kommt eilend daher, frohen Blickes eine Hand voll Briefe hinwerfend: es ist ein glücklicher Neffe, der einzige Erbe des eben verstorbenen Oheims. (Cour. d. spect.)

Am 15ten Juli 1679 ward zu Toulon ein Kriegsschiff von 40 Stück Geschütz in 6½ Stunde erbaut (?). Es waren 500 Arbeiter unter dem Marine-Intendanten Arnoul dabei beschäftigt. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 3. August. 123stes Blatt.

Olympia.

Erzählung von Rob. Feretto.

1.

Bürstenbinder, der bärbeißige Korporal, brüllte, dem Löwen gleich, unter meinem Fenster einem halben Dutzend ungeschickter Rekruten sein Links und Rechts vor: Luitgarde und Flormona, des Schneider Firlefanz musikalische Töchter, sangen über mir: „Wenn mir dein Auge strahlet!" — ich aber hielt mir die Ohren zu, denn mein Geist bedurfte, ungehudelt von den greulichen Mißtönen, der Fassung, um ein regelrechtes, wohlconditionirtes Billet ab zu fassen, das der schönen Philippine sagen sollte: wie ihr Allergetreuester in Versuchung stehe, sich sämmtliche Haare bis auf den letzten Stumpf aus zu reißen.

Die Holde nämlich besitzt Geschmack und eine entschiedene Vorliebe für Alles, was Musik heißt, spielt den Flügel und singt um ein gut Theil besser als Flormona Firlefanz — was Wunder nun, daß ihr bei dem Gedanken an „Olympia", die heute zum ersten Mal gegeben werden sollte, das Wasser im Munde zusammen lief; daß sie, gestern erst von einer kleinen Reise zurück gekehrt, mich und den Baron von Ulfingen, ihre beiden treufleißigen Anbeter, bei dem Heiligsten und Theuersten beschwor: ihr und der Mutter Billets zu verschaffen; ja endlich sogar — uns an zu spornen — Spaßes halber ihre Hand als Preis aussetzte für den Glücklichen, der selbige Billets auftreiben würde.

2.

Um diesen Preis wär' ich nöthigenfalls durch die Hölle gelaufen, denn Pina war schön und gut, und ihr Mamachen vergnügte den glücklichen Freier mit einer Mitgift, die mehr als hinreichte, den Ungenügsamsten selbst auf Flaumen zu betten. — Ich setzte demnach meine Gehwerkzeuge in Bewegung, sprach überall vor, wo die Erlangung der zwei Schicksals-Täflein zu erwarten stand, rannte durch dick und dünn, stieg vom Keller zum Dachstübchen und sparte nirgends Versprechungen. Doch umsonst! Hinz verwies mich an Kunz, der sein Billet bereits dem reichen Wechsler abgelassen hatte: dieser, beinahe kniefällig um selbiges ersucht, lachte mir unter die Nase, hatte jedoch gehört: daß der Geheime-Rath, dort an der Ecke, plötzlich erkrankt sey und nun wohl sammt seiner Familie zu Hause bleiben werde; allein — Dank der Kunst des geschickten Arztes! — ich traf den schnell Genesenen bei einer Hammelkeule und sein Töchterchen im Begriff, Behufs des Theater-Besuchs, den ungeheuren Hut mit einer ungeheuren Feder zu schmücken. Fluchend eilte ich zur Intendantur; doch dort hielt man mich — da ich, in glühenden Gedanken an Pina, meine Ellenbogen etwas zu sehr brauchte — für einen Wahnsinnigen, und vertröstete mich mit der Charité, wo, nach der Aussage eines Höllenbrands von Theater-Offizianten, für Meinesgleichen noch sattsame Billets zu haben seyn sollten. Einem Besessenen gleich verließ ich die Gefühllosen und traf an dem einen engen Ausgange des Büreaus mit meiner Nase gegen die des Barons, der eben, so wie ich,

noch am Teiche Bethesda lag, und, nächst der seligen Olympia, den Chevalier Spontini und mich selbst in's Pfefferland wünschte. Schlagmüde kehrte ich am Abend zurück, entschlief unter Verwünschungen meines Schicksals, des gallenbittern, träumte von der rothen Nase des Wechslers, von der Hammelkeule des Geheimen-Raths, sah mich, mit der riesenhaften Hauptbedeckung der vorerwähnten Mamsell ausstaffirt, auf dem Wege zum Tollhause, mit einem Rudel Straßenbuben hinter mir, und erwachte endlich, von Bürstenbinder aufgebrüllt, von den holdseligen Töchtern des Flickschneiders aufgekreischt.

3.

Es begreift sich leicht, daß es mehr als menschlichen Gleichmuths bedarf, an die seit langer Zeit still Geliebte zu schreiben: „So und so, liebes Philippinchen! — ich bin der bejammernswertheste aller Sterblichen, aber ein Billet ist nicht zu haben. „Olympia" mag zwar entzückend schön seyn, aber wir lassen sie für heute ungesehen und ergötzen uns einstweilen an andern Ohrenschmäusen, am Zapfenstreich etwa, oder am Gedudel eines Leyermanns: ich kenne einen, Beste, der „Weine nicht, es ist vergebens!" unvergleichlich singt! Uebrigens unterzeichnet sich in tiefster Devotion der bis an sein Lebensende verharrt Dero" — Dero ergebenster Diener! seufzte ich still ergrimmt, denn daß die Himmlische nun Frau Baronin wird, springt in's Auge; die verdammte Olympia!

„Ist's erlaubt, Herr von Sternberg?" flisterte jetzt Flormonchen, bescheidentlich zur Thür herein guckend. Die schönen Augen der Fragerin verwischten in mir das Andenken an das, was der Mund vorhin verbrach, und versöhnt eilte ich der Eintretenden entgegen, neugierig, zu erfahren: was die Sittsame in das Zimmer eines rath- und trostlosen Junggesellen führen könne.

Zum Cherubim aber ward des Schneiders Kind, zum Engel der Gewährung in meinen Augen, da selbige aus dem niedlichen Pompadour drei Billets hervor zog und mir darreichte. „Der Vater schickt mich!" sprach die Unvergleichliche, „um zu hören: ob vielleicht dem gnädigen Herrn mit diesen Plätzen im dritten Range für heute Abend gedient sey?" — „Im dritten Range?" fragte ich, kleinlaut werdend. — „Wie der gnädige Herr sehen! Ach Gott, wie gern wär' ich mit Schwester Lutgen selbst hingegangen! — Aber der Gevatter Weinlich bat uns für den Abend zum Singe-Thee. Wir mußten zusagen, denn derselbe ist des Vaters bester Kunde." — „Sie Arme!" wisperte ich. — „Ueberdem" — fuhr das schöne Bild der Resignation, eine Thräne im Auge zerdrückend, fort — „überdem meinte der Papa schon gestern Abend, wir möchten doch dem gnädigen Herrn, der ihm in mancher Noth schon ausgeholfen, die vertrakten Billets herunter schicken; Sie seyen nach solchen herum gelaufen den ganzen Tag, wie er des öftern nach einem Thaler oder noch wenigerem. Da nun die Einladung kam, rief er: das sey offenbar eine Schickung Gottes, und jagte mich fort — da bin ich nun!" — Der Kuß, mit dem ich jetzt die süßen Lippen der Eifernden verschließen wollte, ward entschieden verweigert, und da ich nun nach der Börse griff, um das Schwester-Paar mit einem Dukaten zu vergnügen, entschlüpfte mir Monchen und rief, zwischen Thür und Angel: „Das hat der Vater durchaus verboten!"

4.

„Im dritten Range!" jammerte ich; „das ist offenbar das dämonische Gelächter meines verdammten Schicksals, das mich, zum Lohn für die gestrigen Aengsten und Mühseligkeiten, nun zuletzt noch mit diesem Angebinde äffen will!"

„Ihr Höllen-Rangen!" donnerte jetzt unten Bürstenbinder; „ist das marschirt? Heißt das exerzirt? — Kopf in die Höh, Ihr Elementer! Schuhspitzen nieder! Jetzt heißt's: Ade, Speck und Eierkuchen!" — „Wie Mancher aß den schon in der Noth!" dachte ich jetzt. Bürstenbinders letztes Donnerwort gab meinen Ideen einen unverhofften Stoß. Ein Gedanke ergriff mich — schnell eilte ich in das entfernte Stadtviertel, in welchem Philippine lebte und webte.

5.

„War der Baron schon hier?" fragte ich das öffnende Kammermädchen. — „Mit keinem Tritt!" entgegnete diese. „Nur ein schmächtiges Brieschen lief statt seiner ein. Das Fräulein las es mit finsteren Blicken und seufzte dann: Nun steht mein Hoffen nur noch auf Sternberg; nicht einmal ein Billet vermochte Ulsingen auf zu treiben!" — Das that wohl, das vergnügte! Fiorette war mit dem Dukaten, den Flormona vorhin verschmähte, abgefunden. — Die Herrin nahm mich freundlich und gespannt, wie es schien, in dem niedlichen Boudoir auf. Mamachen aber blinzelte vom Fenster her mit den Augen, als wollte sie sagen: „Nun, Gottlob! der bringt welche!" — „Ach Gott!" hob ich an, der lächelnden Pina die Hand küssend. — „Nun?" fragte das, durch diesen traurigen Eingang schnell verdüsterte Mädchen. — „Fast schäm' ich mich, vor Ihren Augen zu erscheinen!" fuhr ich fort: „meine Betrübniß ist groß — aber Billets bringe ich nicht!" — „Liebloser!" klagte das Fräulein. — „Ey Schade auch d'rauf!" eiferte die Mutter. — Ich aber schilderte meine Abentheuer von gestern, erwähnte die Preise, die ich bot, gedachte der guten Worte, die ich in den Wind redete, des kränkenden Verdachts endlich, dem ich auf dem Billet-Verkaufs-Büreau unterlag und zeigte zuletzt auf meine geschwollene und blau angelaufene Nase, als Beweismittel meiner Aussagen. —

Man lächelte bei dem Beginn meiner Jeremiade, man lachte laut, da ich endlich die schreckhaften Träume der vergangenen Nacht wiederholte, und lud mich für den Abend zum Thee.

6.

„Noch geb' ich nicht Alles verloren!" warf ich jetzt leicht hin; „noch flimmert ein Sternlein der Hoffnung, ein fernes und kleines zwar, doch wird es zum Sirius, wenn die Damen befehlen, zur Sonne selbst, die gestern über meinen Gram unterging!" — „Wie versteh' ich das?" fragte lauschend Philippine. — „Sie schwärmen wohl?" fügte die Mutter hinzu; ich aber rief schnell ermuthigt, mit Pathos: „In der Noth ißt man wohl Eierkuchen! Ward der erste Rang dem Schaulustigen verschlossen, blieb selbst der zweite außer dem Bereich des Begehrlichen, ey, so steigt er unbedenklich zum dritten — dort ist gut seyn!" — „Nun, das fehlte noch!" rief die Mama naserümpfend; „daß ich mit dem Kutscher und der Köchin um den Vorderplatz complimentirte!" — „Das Hohe war ja von jeher Mamachens Lust und Freude!" fuhr ich fort, „und mit Recht! — Ey, hätt' ich nur ein Plätzchen im dritten Range, stolz säh' ich auf das Gehudel unter mir — vive l'egalité! dort ist Alles gleich, dort äußert sich die wahre Gemüthlichkeit, und das Urtheil, das Hans seiner Grete mittheilt, dürfte wenigstens auf den Eindruck schließen lassen, den die neue, über alle Kritik erhobene Musik auf der Hörer Herzen macht! — Befehlen die gnädige Frau endlich, so eile ich, ein Lehrbuch der Akustik zu holen, worin sonnenklar bewiesen steht: daß man im dritten Range besser hört, als im ersten, und — daß ich's nur kurz mache: ich besitze Billets! — Dank dem Gütigen, der selbige abließ! da sind sie!" — „Böser, unartiger Mann!" rief jetzt Philippine, die dargereichten verschmähend: „wie können Sie so lieblos scherzen? Zur Gallerie? Nun wahrhaftig! lieber wollt' ich nie wieder das Opernhaus betreten! Selbst die Harmonie der Sphären wäre um diesen Preis zu theuer erkauft!" — Mama schmollte schweigend: ich aber lachte laut und versicherte, daß es mir nie in den Sinn gekommen sey, zwei der zartfühlendsten Damen der Residenz im Ernst in's Paradies zu verpflanzen, das meiner ohnehin für den Abend in ihrer Gesellschaft warte. Somit empfahl ich mich, hinterließ aber die Billets und in ihnen zwei Fünklein, die leicht, vermittelst des Zündstoffes, in dem schaulustigen Gemüth des guten Philippinchens zur lichten Flamme werden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Erfurt, den 7. September.

Von der Universität habe ich nichts gesehen, als zwei Studenten und drei Lehrer, die ich in dem Billard-Saal eines Kaffeehauses traf; sie spielten Billard und tranken Bier dazu. Die eine und andere Frage, die ich an sie richtete, wurde sehr einsylbig beantwortet. Sie schienen alle Kinder eines Geistes; ihre Gesichter waren so trübe, als hätten sie auch mit Unlust gespielt. Es war wohl Zufall, daß ich ein so unseliges Theilchen der hiesigen Universität sah. Sie soll jetzt fast eben so viele Lehrer aller Art, als Studenten zählen. Vormals war es hier ohne Zweifel besser. Auch Wieland war hier einmal Professor, mit dem Titel eines Churfürstl. Mainzischen Regierungs-Raths, und las, unter Anderem, über Iselin's „Geschichte der Menschheit"; er soll nicht sonderlichen Beifall gehabt haben; seine Erläuterungen sollen leicht zu weitschweifig geworden seyn. Wieland mußte in der Welt Mancherlei zu seyn oder vor zu stellen versuchen, bis sein Genius in Weimar den rechten Lebens- und Wirkungskreis fand. Seine Erfurtische Professur scheint mir seinem Genius nur etwas weniger unangemessen, als seine frühere Kammer-Direktorschaft in der Reichsstadt Biberach. — Vielleicht ist folgender kleiner Vorfall in Wieland's Erfurtischem Leben, der mir in Weimar erzählt wurde, nicht ganz uninteressant. Die Ehefrau eines Weimarschen Pfarrers, Namens Kirchner, war eine so große Verehrerin Wieland's, daß sie, nachdem dieser seine Professur in Erfurt angetreten hatte, erklärte: sie müßte durchaus nach Erfurt, um Wieland zu sehen und zu hören. Ihr Ehemann, vielleicht ein tüchtiger Landpfarrer, aber ohne alle Befreundung mit Wieland's Geist, hält sie bei diesem Sinn und Vorhaben für nicht recht gescheidt. „Könnte es mir dazu dienen, Wieland zu sehen und zu hören" — spricht sie mit lebhafter Empfindung — „ich kröche auf den Knieen nach Erfurt; solchen Beweis meiner Verehrung gäbe ich gern." — Sie ist wirklich allein nach Erfurt gekommen, hat Wieland an der Thür seines Auditoriums gesehen und gehört, und ist nachher eine Hausfreundin der Wielandschen Familie geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kalmucken-Hochzeit.

Die Weiber und Männer von diesem Nomaden-Volke reiten gleich gut. Wenn daher ein junger Mann heirathen will, so kann er es nur, indem er sein Mädchen, das sich an einem verabredeten Orte auf's Pferd wirft und fortjagt, mit seinem Pferde glücklich einholt. Hat sie keine Neigung zu ihm, so geschieht dies, bei dem ihr gegebenen Vorsprung, gewiß nicht. Sie kommt ihm aus dem Gesicht, er weiß nicht wie, und ist dann seiner Bewerbung quitt und ledig. Im Gegentheil flieht sie, um sich gefangen nehmen zu lassen und an dem Orte in seine Arme zu sinken, wo er sie fest hält. Die blumige Erde ist dann das Hochzeitbett und von da folgt sie dem Erkohrenen in sein schmutziges Zelt als getreue Hausfrau.

Eckder.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Die „London-Gazette" machte hier neulich vielen Spaß. Unter den angezeigten Bankerotten befand sich der Name eines Material-Händlers „George Rex" aus Yorkshire, der sich den 21sten Juli (zwei Tage nach dem Krönungs-Feste des Königs) seinen Gläubigern im rothen Löwen stellen soll. Von den Engländern darf man zwar nicht sagen: Nichts sey ihnen heilig; denn von dieser Seite sind sie — mit wenigen Ausnahmen — allen übrigen Nationen ein Muster; aber das darf man kecklich von ihnen behaupten: Nichts sey ihnen zu hoch. Eigentlicher Religions-Spott existirt nicht in England: die Religion, wenn sie angegriffen wird, bekämpft man stets mit ernsten Waffen. In Bilder-Laden findet man auch nicht eine einzige Karrikatur über diesen Gegenstand der Verehrung und Achtung. Werden auch ihre Diener, z. B. der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London, von Salisbury u. s. w. angegriffen, so ist es immer nur von der politischen Seite. — Die hiesigen Damen ließen sich zur Krönungs-Feierlichkeit aus Paris, unter Anderem, auch Corsets kommen, um sich die griechische Wendung zu geben (welches die hiesigen französischen Professoren der Tanzkunst le penchement Grec nennen), die sich bei ihnen nicht sowohl durch den Unterricht beibringen, als durch Fischbeinstäbe erzwingen läßt. — Die Engländer glauben Alles zu besitzen, weil sie Alles — bezahlen können. Sie lassen ihre Maler, Sänger, Tänzer, Modisten, Soldaten u. s. w. vom Continent, wie ihre Baumwolle und ihre tropischen Produkte aus den Colonieen kommen. Sie kaufen die Talente. Ja, man hört es sogar oft, daß ein Engländer sagt: Wir bezahlen diesen, jenen König u. s. w. — Sie haben mir schon einige Mal den Vorwurf gemacht: daß ich den Engländern nicht gewogen sey. Kommen Sie nur nach London, und Sie werden Ihren Vorwurf zurück nehmen; wenigstens ihn mit mir theilen müssen. Es ist unmöglich, den Geldstolz höher zu treiben, als es hier geschieht. Was ist der Mann werth? Was hat die Miß als künftige Aussteuer? Wie viel ist bei dem Handel zu gewinnen? Was hat es Herrn N. gekostet, in das Parlament zu schleichen? Wie hoch verkauft Lord S— seine Stelle? u. s. w. Ein zweiter unausstehlicher Stolz der Engländer ist der Ahnen- und Familien-Stolz. So sehr sie sich das Ansehen der Gleichheit vor dem Gesetz geben, so demüthigend, erniedrigend ist das Betragen der Vornehmen gegen die Geringen, wenn diese nicht reich sind. Der ganze Continent ist in ihren Augen von gestern her, und sogar der Adel der souverainen Häuser jung und verächtlich. Lady Craven hat dem Markgrafen von Anspach die Ehre erzeigt, sich mit ihm zu vermählen; das Haus Berkeley hat sich bei dieser Gelegenheit — weggeworfen. Sie werden in den Hof-Aemtern, in den hohen geistlichen und weltlichen Civil- und Militair-Stellen keinen Fremden finden, sey sein Verdienst auch noch so ausgezeichnet; dieses giebt der Nationalstolz nicht zu. Kaum, daß er — Irländer zuläßt; kaum, daß die Königin Charlotte, als Deutsche, eine Ausnahme machte. Wird doch das königliche Haus noch immer von Vielen: das Haus Braunschweig genannt. Wellington ist in den Augen seiner Landsleute gesunken, seitdem er die Marschallstäbe der Continental-Mächte angenommen. — Kommen Sie nach London, und Sie werden gestehen, daß ich nicht zu viel gesagt habe. S.

Aus der Schweiz. Vor ungefähr zwei Jahren fiel in einem Dorfe des Freiburgischen evangelischen Amts Murten ein Hausvater von einem Apfelbaum und blieb auf der Stelle todt. Der Unglückliche hinterließ sechs unerzogene Kinder; ihr kleines Gut sollte versteigert werden. Von jetzt an gewahrte man aber Nachts oft eine weiße Gestalt unter dem Apfelbaum, welche heulte und wehklagte. Sie schlich dann in die Tenne und endlich sogar in die Wohnstube, wo sie polternd Grausen und Entsetzen erregte. Die armen Waisen zitterten an allen Gliedern, ihr bejahrter Verwandter und Vormund nicht weniger; diese schreckliche Plage dauerte lange. Einmal hatten die Waisen ein Licht versteckt, und wie der Geist in die Stube trat, ward es ihm entgegen gehalten; der Geist aber blies das Licht aus. Da sah eines der Kinder in der Eile, daß es nicht des Vaters Gesichtszüge waren; das machte sie beherzter. Spät Nachts an einem Sonntage des abgewichenen Dezember-Monats fing das unermüdliche Gespenst seinen lärmenden Unfug wieder an; allein kaum trat es in die Scheune, um in der Tenne, wie gewöhnlich, mit Ketten und Dreschflegeln zu rumoren, so ward es gepackt und, seines Widerstandes ungeachtet, in die beleuchtete Stube getragen; siehe da: es war ein Mann aus demselben Dorfe, der das Erbe der Waisen gern hätte kaufen mögen unter seinem wahren Werthe, und der den Spuk gemacht hatte, um dadurch andere Käufer zurück zu schrecken. Das Gespenst ward freilich, sehr gelinde, nur zu einer mäßigen Geldstrafe verurtheilt; aber damit wird schwerlich die Schande und Verachtung abgebüßt seyn, welche seine Handlungsweise ihm zugezogen hat. — Die zehnte Lieferung des Kupferwerks: „Monumens des victoires et conquêtes des Français de 1792 à 1815" (Paris, Panckoucke) Quer-Folio, enthält zwei auf die Schweiz Bezug habende Blätter. Das eine stellt die Schlacht bei Zürich (am 26sten September 1799), das andere das Ehren-Denkmal des Generals Desaix auf dem St. Bernhard dar. Bei dem ersteren hat sich übrigens der Erklärer eine größere Freiheit genommen, als der Künstler und als die Geschichte erlaubt, indem er behauptet: daß der im Vorgrunde hingestreckte feindliche Heerführer der (österreichische) General Hotze sey, der bekanntlich nicht vor Zürich, sondern bei Schännis fiel, wo ihm auch ein kleines Denkmal errichtet ist. — Die von dem Professor Münch in Aarau angekündigte Ausgabe der Werke Ulrich von Hutten's wird jetzt in dem Verlage des Buchhändlers Reimer in Berlin heraus kommen. Der Herausgeber will eine Uebersetzung der lateinischen Schriften Huttens beifügen, womit den Nichtkennern dieser Sprache, welche die Werke jenes edlen deutschen Mannes gern vollständig lesen möchten, sehr gedient seyn wird. Das Unternehmen verdient eben so viele Unterstützung und Aufmunterung, als der Herausgeber rühmlichen Fleiß und Mühe daran verwendet. — Dem Studenten der Theologie Lützelschwab, zu Freiburg in der Schweiz, einem sehr geistvollen jungen Mann, wurden vor Kurzem Schiller's Werke von den Jesuiten weggenommen, weil „Schiller ein Gottesleugner sey." Bk.

Ein Hr. Quenedey, Papier-Fabrikant, hat eine Art durchsichtiges Papier erfunden, das er Glas-Papier nennt. Es ist durchsichtig wie Glas, und dabei so gebiegig, wie jedes andere Papier. Vorzüglich trefflich ist es zum Durchzeichnen, Nachzeichnen von allerlei Vorzeichnungen, mithin vortheilhaft für Kupferstecher u. s. w. Ferner hat der Erfinder auch Oblaten aus dieser Masse gemacht, die darum so gut an zu wenden sind, weil es unmöglich ist, einen solchen Brief unbemerkt auf zu machen. Er giebt diesen Oblaten auch alle beliebige glänzende Farben. (Journ. d. Déb.)

In Niort ward unlängst einem dasigen Arzt ein Kind von 1½ Jahren mit zwei Zungen vorgestellt. — Das arme Kind trägt also ohne Schuld den Vorwurf der Doppel-Züngigkeit. (Gaz. d. Fr.)

Die Freiheit des russischen Gesandten, sich zum Fürsprecher der Christen (Griechen) auf zu werfen, beruhet auf einem förmlichen Friedens-Artikel, der dies Recht ausdrücklich feststellt. Es ist der Traktat von Kainardgi, im Jahr 1774 geschlossen. Es heißt da: Artikel 7. Die Pforte verspricht der christlichen Religion und ihren Kirchen Schutz. Artikel 16. Rußland giebt der Pforte Bessarabien, ferner die Wallachei und Moldau, wogegen die Pforte allgemeine Amnestie verheißt u. s. w. (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 4. August. 124stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Der Steiger.

Angenehme Umwege sind mir die rechten Wege; darum wich ich auch bei meinem Abgange von Erfurt von der geraden Straße nach Gotha ab und ging über den Steiger, durch einen schönen Eichenhain auf einer Höhe. Dieses Spazierganges, den die Erfurter lieben, würde ich jedoch hier nicht gedenken, wenn mir darauf nicht ganz unvermuthet die Zeitgeschichte in den Weg getreten wäre. Mir begegnete einer meiner akademischen Freunde — der vor einem Jahre Halle verließ, ein Jurist, ein junger talentvoller Mann, den ich in seinem Vaterlande bei irgend einem Gericht schon angestellt geglaubt hatte — hier im Auslande, nicht als Lustreisender, gleich mir, sondern von politischen Ideen und Plänen verleitet! Der französische Freiheitsgeist hatte ihn eingenommen. Er wollte, mit Verlassung seiner bestimmten Laufbahn, seiner Verwandten (seine Eltern waren todt) und seines Vaterlandes, nach Frankreich gehen, um dort, wie er sagte, in der Luft der Freiheit zu athmen und zu wirken. Den Mangel an Vermögen sollte sein Maler-Talent ersetzen; er traf menschliche Gesichter sehr sprechend und hatte bei dieser Kunst schon bis Erfurt gute Aufnahme und Bezahlung gefunden. Es wurde an einem heiteren September-Morgen in einem schönen Eichenhain viel über sein Vorhaben und über politische und andere menschliche Freiheit gesprochen. Schade, daß wir keine großen Weisen und Tiefdenker, sondern nur Jünglinge und schwache Weisheits-Schüler waren! — der Steiger hätte sonst eine akademische Wandelbahn zu einem Platonischen Gespräch werden können. Soll ich es wagen, eine Probe aus unserm jugendlichen Gespräch mit zu theilen? Es sey, wenigstens zur Abwechselung.

„Unsere Heere sind in Frankreich eingerückt!“ sagte ich. „Warte doch wenigstens erst den Erfolg dieser Kriegsunternehmung ab.“ — „Ich laufe ja auch nicht spornstreichs nach Frankreich. Und unsere Heere werden bald genug rückwärts avanciren müssen.“ — „Woher weißt Du das?“ — „Die Natur der Sache, der Geist Frankreichs sagt es mir. Ein kleines Heer, und wären es auch 100,000 Mann, soll ein großes Volk schlagen und mit Leib und Seele unterjochen. Es marschirt mit falschen Hoffnungen, die der Wind zerwehen wird. Frankreichs Volk will frei seyn, darum wird es auch frei bleiben.“ — „Und worin besteht denn seine Freiheit?“ — „Kennst Du nicht seine Constitution?“ — „Die heute gemacht und morgen wieder umgestoßen wird?“ — „Freilich, die Geister sind in lebhafter Bewegung; die Ideen entwickeln sich rasch, und schlagen sich zum Theil. Das ist ein herrlicher Tummelplatz freier Geisteskraft. Die Sache kann nicht gleich abgemacht werden; es ist ein Ringen nach Vollkommenheit, die aus dem Kampf der Ideen schon hervor gehen wird.“ — „Ein Kampf der Parteien, ein Kampf der Leidenschaften! Schon wird das Schlechtere immer lauter und stärker.“ — „Schein, bloßer Schein! Mag sich's abschäumen, das gehört zur Sache; das Gute wird siegen, die

wahre Freiheit." — „Wo Gerechtigkeit und Ordnung herrschen, da ist wahre Freiheit." — „Und wo herrschen diese?" — „In unserm Vaterlande mehr als in Frankreich." — „Bei den Vorrechten des Adels? bei willkührlichen Kabinets- und Ministerial-Befehlen? bei Einrichtungen, die als Experimente aller Art sich immer wieder umstoßen, und vor lauter Verordnungen gar keine Ordnung aufkommen lassen?" — „Laß mich dagegen fragen: Herrschen Gerechtigkeit und Ordnung in Frankreich da, wo alles gesetzliche Ansehen zerstört wird? wo eine Partei die andere stürzt? wo Leidenschaften mit der Vernunft, Religion und Menschenliebe durchgehen? wo die Freiheit eine immer freiere Freiheit, Zwang und Mord üben will, ärger als je in Despotien geübt wurde?" — „Einige schlimme Erscheinungen in Frankreich sind zufällige Symptome, die sich verlieren werden, wenn die Freiheit nicht mehr von außen angefochten wird, sondern sich selbst zur ruhigeren Ausbildung gewinnt." — „Ach! ich ahne eine böse Zeit; sie ist durch Ereignisse, die Du nach idealischer Ansicht entschuldigen oder bemänteln willst, schon eingeleitet. Wir können uns davor retten, und zwar in das Land der besten Freiheit." — „Und das wäre?" — „Zweierlei: erstlich das Reich der schönen Kunst." — „Auch diese wird an der politischen Freiheit die schönste Pflegerin haben." — „Suche doch das nicht von außen, was wir besser von innen haben können! In uns selbst erhebt sich der Parnaß und Apoll zieht mit allen neun Musen in uns ein, wenn der rechte Sinn für das Schöne uns beseelt und reine Liebe des Schönen mit stillem unbefangenen Wirken, wie ein himmlischer Morgen, unser Gemüth umleuchtet. Was kümmert uns die äußere Welt mit ihrem politischen Gezänk? Wir können in uns mit den Göttern leben. Das Leben in schöner Kunst giebt unserm Gemüth eine bessere Freiheit, als politische Landes-Verfassungen geben können." — „Das klingt ganz hübsch, aber doch sehr selbstsüchtig. Du willst nichts für Andere, nichts für die Verbesserung der Welt thun, sondern nur für Dich leben und Dich in Dich selbst zurück ziehen, wie die Schnecke in ihre Schale, um recht ruhig zu überwintern." — „Gut! so will ich Dir ein anderes Land schöner menschlicher Freiheit anweisen. Kehre in einen bestimmten Wirkungskreis ein, mit Bescheidenheit, und thue Gutes. Das Leben hat Raum und Gelegenheit genug, wahre Tugend zu üben. Sey unser Wirkungskreis auch klein und unscheinbar: Gutes thun, Pflicht, Menschenliebe üben, nach Vermögen, von Herzen gern, mit reiner Freude und uneigennützig, das giebt uns eine bessere innere Verfassung, als äußere Landes-Constitutionen uns geben können, und trägt wahrlich zur Verbesserung der Welt bei, sey's auch im Kleinen. Doch, das wahrhaft Gute ist niemals klein. Freiheit von Allem, was uns durch Scheingutes vom wahren Guten abführt und uns unlustig macht, bescheidene, stille Tugend zu üben — solche Freiheit laß uns suchen! Jeder kann sie finden, wenn er sie ernstlich sucht, in jedem Lande, zu jeder Zeit."

Etwas nachdenkend wurde mein Freund; es gelang mir aber nicht, ihm seinen politischen Freiheits-Dämon aus zu treiben; dieser hatte sich so in den Schein wahrer Aufklärung und Menschenliebe gekleidet, daß er ihm ein Engel des Lichtes zu seyn schien.

Gotha, den 9. September.

Den Inselsberg, den höchsten Berg des Thüringer Waldgebirges nach der Schneekoppe, immerfort im Angesicht, und einen Vorsprung des Gebirges zur Linken, kam ich gestern gegen Abend hier an. Es war, nach einigen flüchtigen Regenwolken, ein sehr heiterer Himmel, und ich beschloß daher, ohne Aufschub

die Sternwarte Seeberg

zu besuchen. Allerlei Reisebesuche machen mich schon etwas zu dreist und vorschnell. Nur ein gelehrter Astronom hätte dem Herrn Major von Zach, dem Gründer und Direktor dieser Sternwarte bei Gotha, sich vorstellen dürfen; und ich bin nichts als ein Liebhaber des Sternhimmels, bei ziemlicher Kenntniß der Sternbilder. Messungen und Berechnungen sind mir fremd; der Himmel spricht unmittelbar meine Seele an. Ich büßte für meine Unkunde, jedoch auf eine Art, die mir am Ende wohl that. Herr von Zach empfing mich mit unverdienter Güte, und sah sehr bald, bei Vorzeigung mehrerer astronomischer Werkzeuge, daß ich ein Ungelehrter war. Mich durchdrang darüber ein schmerzliches Gefühl, welches sich freimüthig in Worte ergoß. „Herr Major!" sprach ich, „ich bin Ihrer Güte und Bemühung nicht werth. Die Bescheidenheit hätte mich zurück halten sollen; aber ich bitte Sie, nehmen Sie an, womit ich mich entschuldigen kann. Ich verehre Ihre hohe Wissenschaft und Ihre großen Verdienste von Herzen, und dazu Ihre Menschenfreundlichkeit, und freue mich, obgleich mit Beschämung, Sie in dieser heiligen Werkstatt, wo Sie Himmel und Erde verbinden, und eigentlich himmlisch leben, gesehen zu haben." — Herr von Zach reichte mir die Hand und erwiederte: „Mir sind auch Liebhaber der Sternkunde willkommen, wenn sie Sinn für die Wissenschaft und die erhabene Bedeutung des Himmels haben. Es ist wahr, diese Instrumente und ihr Gebrauch sind von großem Gewicht; aber ihr bloßer gelehrter Gebrauch ist nicht die ganze Seele der Sternkunde. Das Gefühl ist auch etwas werth." — „Ein Tempel der Urania", entgegnete ich, „ist eine Ehre der Menschheit, die hier in der That durch die erhabenste Wissenschaft und durch Entwickelung der heiligsten Gefühle geadelt, erhoben, vergöttlicht wird. Auch hier wird gewiß gelehrt: Wir sind göttlichen Geschlechts!" — „Ich dächte", sprach Herr

von Zach, „Sie studirten ferner die Astronomie, und bearbeiteten sie dann poetisch."

Herr von Z. lud mich zu einem Abendbrod ein und stieg dann mit mir auf die obere Gallerie der Sternwarte. Nur noch ein ganz wenig dämmerte der Himmel nordwestlich und der Mond war entfernt: der ganze Himmel erglänzte mit ziemlich hellen Sternen rings bis zum Horizont umher. Von einem Priester der Urania auf die Zinne ihres Tempels geführt, erschien mir der Himmel wie in größerer Feierlichkeit. „Sind Ihnen die Sternbilder und ihr jetziger Stand bekannt?" fragte Herr von Z., und freudig antwortete ich: „Ja!" Wir stiegen die Milchstraße von ihren getheilten Streifen im Südwesten herauf und gen Nordosten bis zum Fuhrmann hinab, übersahen den Thierkreis in seinem niedrigen Stande von der Waage bis zum Widder, sprangen vom Arktur zum Atair, vom Fomahand zur Waage und Kapella, vom Daneb Kaitos zum Polarstern u. s. w. Durch einen sogenannten Sternsucher sah ich auch Heere von Sternen, die dem bloßen Auge nicht erscheinen, und mehrere Nebelflecke im Schützen, im Sobieskischen Schilde u. s. w. — Im Süden flog eine nicht unbedeutende Feuerkugel in gemach gebogener Linie hin, und zerplatzte mit hellem Glanze: ein vernehmbarer Knall erfolgte nicht. „War diese Feuerkugel wohl ein athmosphärisches oder kosmisches Erzeugniß?" fragte ich. — „Das läßt sich nicht mit Gewißheit sagen!" erwiederte Herr von Z. „Schon Halley hielt die höher schwebenden Erscheinungen dieser Art für kosmische Produkte, oder für Theile, die sich durch die Anziehungskraft im Weltraume zusammen ballen und der Erde in ihrem Laufe begegnen: und ich bin derselben Meinung."

Mit froher Gemüthserhebung, die ich nicht nur dem Sternhimmel, sondern auch der Güte des Herrn von Zach verdankte und die ein großer innerlicher Genuß für mich war, ging ich, noch öfters verweilend und den Himmel überschauend, nach Gotha zurück, und gelobte mir, einst den Sternhimmel zu besingen. — Jetzt, bei Herausgabe dieser Reise-Fragmente, ist dieses Gelübde erfüllt, und ich erlaube mir, eine Probe aus einem der Stern-Gesänge mit zu theilen:

Ueberschauet nun haben wir rings den Himmel. Ergreift er
Nicht mit unendlicher Macht unsern betrachtenden Geist?
Sonnenreich' in zahlloser Schaar verbunden an ihm sich,
Welten-Ordnungen, hoch über einander gebaut.
Wer erstiege sie alle? Umsonst auf Flügeln des Licht's auch
Flögen wir fort und fort, lange Aeonen hindurch.
Flieget doch weit geschwinder als Licht des Menschen Gedanke;
Doch des unendlichen Alls Ende, wann hätt' er's erreicht?
Heilige Nacht, dir strahlen und blinken und schimmern unzählbar
Himmlische Sonnen; du bist heiliger mir als der Tag.
Du, du eröffnest uns Gottes Geheimnisse, zwar nur von ferne,
Nur in Bilderschrift, aber verständlichen Sinn's!
Augen der Ewigkeit sind's, womit vom erhabenen Himmel
Hin in des irdischen Sinn's düstere Thale du blick'st
Wenn der Tag voll Geräusch des irdischen Lebens verstummet,
Wenn sein Lebensreich rings sich in Dunkel verhüllt
Dann entfaltet der menschliche Geist sich, in heiliger Stille
Selbst sich gegeben, und fühlt froh sich dem Himmel verwandt.
Hier das Unendliche schon mit innerstem Leben empfindend,
Sollt' er unendlich nicht steigen zu höherem Licht?
Droben ist höheres Licht und droben die höhere Freude;
Dahin hebt sich der Geist endlos nach göttlichem Ruf.
Hehre Nacht, o umfange mich ganz mit lebendigem Glauben,
Der uns vom Himmel quillt, und uns zum Himmel erhebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Olympia.

7.

Gegen fünf Uhr sprach ich wieder zu und war erstaunt, das Töchterchen, statt des niedlichen Hauskleides, mit einem verwitterten Regen-Mantel, die Mama aber, trotz des warmen Wetters, mit einer alten buntscheckigen Pelz-Saloppe angethan zu finden. Siehe da! die Lust siegte: man hatte sich bereits in's Incognito geworfen und überdem die gewaltigen Strohhüte mit dichten grünen Schleiern versehen.

„Sparen Sie Ihre Worte!" wisperte das schaamrothe Mädchen, da ich nun meiner Zunge freien Lauf zu lassen gedachte — „wir wollen nur zusehen, ob Sie nicht logen; hören, wie sich Hänschen gegen sein Gretchen äußert, und fühlen, ob die Freiheit und Gleichheit in den oberen Regionen wahr und wahrhaftig anspricht. Sie aber führen uns, zur Strafe, hin: denn Mama trägt, wie billig, Bedenken, Angesichts der halben Stadt in diesem Aufputz aus dem Wagen zu steigen." — Allerdings keine leichte Aufgabe, mit zwei Damen, die sich selbst in ihrer Demuth den Vogelscheuchen verglichen, um die Zeit des längsten Tages durch die belebtesten Straßen nach dem Opernhaus wandeln zu müssen: doch hier galt kein Zaudern. — Frisch an's Werk! dachte ich, und sprang lustig und guter Dinge vor ihnen her, die Treppe hinunter. — „Und Sie wollen wirklich?" fragte, am Fuß derselben, mit Schmeicheltönen Philippine: „das gedenke ich Ihnen, Sie guter Mensch!" — Mir war wonniglich zu Muthe.

8.

Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen! — Jeglichem Bekannten, der mir auf der Straße begegnete, sah ich keck in die Augen, dankte dem zweideutigen Gruß durch vornehmes Kopfnicken oder mit geheimnißvollem Lächeln, unterhielt während dem meine Schutzbefohlenen von der Herrlichkeit, die ihrer wartete, und kam so besser und schneller, als zu erwarten stand, bei der Seitenthür des Opernhauses an.

Das Paradies war erklimmt, der Logen-Schließer vermittelst eines Thalers zum treufleißigen Ehrenwächter bestellt und drei allerliebste Plätze gefunden. Wir hatten recht angenehme Nachbarschaft. Zwei sentimentale Kammerkätzchen, zur Linken, musterten mit Falken-Augen sämmtliche Anzüge der Damen unter ihnen, und verstummten jetzt vor Freude, denn sie erblickten ihre Herrschaft in einer und derselben Loge. „Das ist die Sympathie der Seelen, liebes Christelchen!" flüsterte Riekchen der Nachbarin in's Ohr: diese aber entgegnete mit einem schmelzenden Blick: „O wie lieb ich Ihnen, Sie schmuckes Riekchen!" — Unser Nachbar zur Rechten, der kunstsinnige Bürstenbinder, unterbrach den zärtlichen Zwiesprach mit dem Ausruf: „Donner und's Wetter, dort ist auch mein Hauptmann!" — Seine Ehehälfte aber versetzte ihm einen gewichtigen Rippenstoß, und flüsterte: „Schrei doch nicht so, Du Schwerdtmaul, hier in honetter Gesellschaft!" — „Ey was!" erwiederte der Seelenfrohe, „mein Geld ist auch kein Blech! — Sieh nur, Dörte!" fuhr er fort, „wer muß denn der Herr seyn, mit dem der Hauptmann so eifrig spricht?" — Unsere Augen folgten unwillkührlich dem ausgestreckten Zeigefinger des Neugierigen: wir sahen hin, trauten kaum unsern Sinnen, sahen wieder hin: es war unbezweifelt — der Herr Baron von Ulfingen in höchsteigener Person auf einem der besten Plätze des ersten Ranges!

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

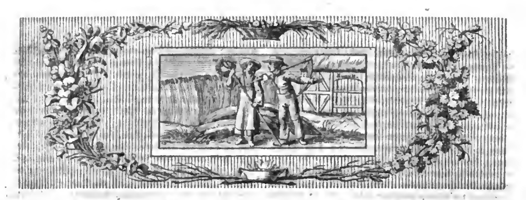
Aus Ungarn. Es gefiel dem Hrn. Csaplowich, in einem Anfall von poetischer Metapher-Liebhaberei, Ungarn „Europa im Kleinen" zu heißen (siehe „Conversations-Blatt"); dazu sagt er z. B.: die kleine unbedeutende Insel unweit Pesth sey Ungarns England zu nennen u. s. w.; nun, so könnte man Ungarn auch die Welt im Kleinen und jene Insel Amerika oder Neu-Australien nennen. Es ist eben so verzeihlich, daß sich mancher Ungar dessen kindisch freut, als daß anderer Seits mancher Nicht-Ungar darüber lächelt. Wir stehen mitten inne, ergötzen uns an den reichen Gauen und fruchtbaren Triften der Donau, ohne darum nicht mit Sehnsucht nach den üppigen Gefilden des Po's, des Rhein's und des Guadalquivir's hin zu schauen; netzen unsern Gaumen mit Lust an dem edlen Saft, den Tokay's Hügel bringen, ohne denjenigen minder zu schlürfen, den Champagners Sonne gekeltert; segnen uns und preisen uns glücklich, daß uns ein herrliches Klima, ein heiterer Himmel lacht, ohne zu leugnen, daß es sich unter Hesperiens heiterem Azur, in Campaniens Blüthen-Auen noch herrlicher und genußreicher leben läßt u. s. w. Aber das Klimatische, die Produkte, die Naturgaben sind es ja nicht, die ein Land anführen kann, um sich ein kleines Europa zu nennen, sonst möchte jeder Privat-Garten, der in dem Umfang einer Viertel-Quadratmeile alle in-, und ausländischen Gewächse, Hügel und Thäler, Lauben und Grotten, Wasserfälle und Sandbänke, Tempel und Schäfereien einschließt, Europa, ja die Welt im Kleinen genannt werden; nur die Kultur eines Landes, dessen geistige Beschaffenheit und Ausbildung, dessen wissenschaftliche Blüthe- und Frucht-Periode, der Zustand der schönen und nützlichen Künste, die Verbreitung der Manufakturen, die Fortschritte in Erfindungen und Verbesserungen u. s. w. können zum Maaßstab dienen, es mit andern Ländern zu vergleichen und es denselben gleich, vor oder zurück zu setzen. In dieser Hinsicht ist Ungarn nicht Europa im Kleinen, aber rüstet sich kräftig, es zu werden, und auf allen Seiten rührt der edle, kühne und starke Genius dieser biederen Nation die wachsenden Schwingen, und eingt mächtig dem Schönsten und Höchsten entgegen. Coryphäen der vaterländischen Literatur, auf heimathlichem Boden empor geschossen, stämmig wie unsere Eichen, kräftig wie unsere Reben und fruchtbar wie unsere Saaten, führen und führten ein heiteres Morgenroth über unsern literarischen Horizont herauf. Welcher Ungar sieht nicht mit Stolz, und welcher gerechte und einsichtsvolle Nicht-Ungar nicht mit Achtung auf unsern Historiker Mednyanszky, auf unsern Statistiker Professor Schwartner, auf unsern Diplomatiker St. Horwath, auf unsern Dramatiker Karl v. Kisfaludy, auf den vorzüglichen Lyriker Alexander v. Kisfaludy? Wer nennt die Namen Kazinczy, Döbrönteï, Virag, Szemerè, Berzseny u. s. w. nicht mit Achtung? Wer kennt den Eifer und die Großmüthigkeit nicht, mit welcher einige unserer Vornehmen, voll Enthusiasmus für alles Schöne, Edle und Erhabene, alle Hebel in Bewegung setzen, um die Künste und Wissenschaften empor zu bringen? Das Museum zu Pesth, das Georgikon zu Keszthel sind redende Beweise dessen. Nach öffentlichen Kunst-, und Wissenschafts-Anstalten ist die Bühne einer Nation auch ein bedeutender Maaßstab ihrer Kulturstufe; doch da — wir müssen es gestehen — hat die ungarische National-Bühne traurige Ereignisse erlebt, und mehrere Impulse von innen und außen haben zerstörend auf die kaum zur Bedeutung heran gewachsene eingewirkt. Ungefähr vor 30 Jahren bildete sich der erste ungarische Schauspieler-Verein, unter der Leitung des Hrn. L. Kelemen, der sich, nach einem kurzen Nomaden-Leben und Herumziehen im Lande, wieder trennte. Späterhin bildete der Hr. v. Wesselenyi eine andere Truppe zu Klausenburg, bei welcher sich eine Frau Kotsi den Namen der ungarischen Thalia erwarb. Von Klausenburg schickte die Gesellschaft nach allen bedeutenden Städten des Landes ihre Zweige aus, die sich alle, mehr oder weniger, der Vergessenheit weihten. Nach mehreren Kreuz-, und Quer-Zügen nach Komorn, Raab, Szegedin u. s. w. fanden sie in Stuhlweißenburg, dem einstmaligen Wohnsitz der ungarischen Könige, einen festeren Standpunkt. Die Häupter dieser Gespannschaft, beseelt von Kunstsinn und thät'gem Eifer für die Veredlung ihrer Muttersprache, beförderten den Bau und die Einrichtung des Theaters. Am 11ten Oktober 1818 wurde es mit einem Schauspiel von Jókai eröffnet. Seitdem spielen sie abwechselnd bald dort, bald in Pesth, bald in Fünfkirchen. Die Schauspieler sind bloße Natur-Schüler, an keine Vorbilder gewöhnt, und zum Theil durch den übermäßigen tumultuarischen Beifall — der eigentlich mehr der Nation, den edlen Schatten unserer Heroen, die hier über die Bühne schreiten, den kräftigen Tyrtäischen Heldenworten, als den Darstellenden galten — taumelnd und übermüthig gemacht; sie glauben Künstler zu seyn, die keiner Verbesserung mehr bedürfen, und arbeiten ihrer — Auflösung entgegen. Die National-Dramaturgie verdient erst seit dem letzten Dezennium, das heißt: mit dem Entwickeln des Kisfaludischen Genius, so genannt zu werden. Vorher hatten wir nur kriegerische Tableaux, eine Reihe nach einander aufgestellter Schlacht-Stücke und Explosions-Scenen. Hr. Karl v. Kisfaludy ist der Erste, der seinen Stücken eine tragische Norm gab, sich nach hellenischen und brittischen Mustern bildete, und der immer mehr und mehr der wahren Form der Tragödie näher kam. Reiche Phantasie, glühende Nationalität, Heroismus und Vaterlandsliebe, Frauenwürde und Gemüthlichkeit sind die Typen seiner Trauerspiele, dessen erstes: „Die Tartarn in Ungarn" in seinem achtzehnten Jahre erschien. Eben dieser Hr. Kisfaludy bereichert unsere Literatur auf das Jahr 1822 mit einem „Vaterländischen Almanach", er wird wahrscheinlich den Titel: „Arpad" führen. Die Namen Kisfaludy (beide Brüder), Graf v. Mailath, J. v. Teleki, Jan. Döbröntei, Kölcsey, Szemerè u. s. w., die mir als Mitarbeiter bekannt sind, lassen Vortreffliches hoffen. Der Almanach von Haberman und Zerfo, der vor einem Jahre hier erschien, und, sonderbar genug, sich auch vaterländisch nannte, ist keiner Erwähnung werth; außer einigen Kleinigkeiten von Mailath, Schedius, Rösler (der verdienstvolle Redakteur der Ofener und Pesther Zeitung) und einigen sinnigen Frauen, war es Kleie und Häckerling. — Hr. Gräffer (Franz) und Hr. M. G. Saphir wollen auch einen humoristisch-satyrischen Almanach unter dem Titel: „Momus" heraus geben. Sie sind beide als glückliche Humoristen und Satyriker bekannt. Auch haben sich eben diese beiden Literatoren verbunden, ein Lexicon der israelitischen Schriftsteller, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, heraus zu geben. Zu diesem, für die Bibliographie und für die Würdigung der in der Literatur so bedeutsamen israelitischen Nation höchst wichtigen Werke haben sich die genannten Herausgeber seit längerer Zeit ernstlich vorbereitet. Dem Verzeichniß der Schriften eines jeden Autors (mit beigefügtem hebräischen und deutschen Titel) geht seine kurze Biographie voraus. Von den vielen Verbindungen, dem Eifer der Herausgeber und den bedeutenden bibliographischen Vorräthen des Hrn. Gräffer, läßt sich ein sehr befriedigendes Resultat erwarten. — Die Stereotyp-Platten-Druckerei des William Watts (Neffe des John Watts in New-York) zu Ofen in der K. Universitäts-Buchdruckerei geht langsam vorwärts. In diesen Tagen soll das erste Werk mit Stereotypen hier erscheinen, nämlich „Perlen der heiligen Legenden", von Ladislaus von Pyrker, Verfasser der „Tunisias".

Marsaga.

In Uman, im Gouvernement Kiew in Rußland, fiel vor einiger Zeit ein so heftiger Hagel, daß eine Heerde von 200 Hammeln, sammt dem Schäfer, davon erschlagen ward. (Gaz. d. Fr.)

Während in Deutschland in jedem winzigen Flecken wenigstens eine Schule ist, giebt es in Frankreich 25,000 Gemeinden (unter 44,000), welche Schulen entbehren. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 6. August. 125stes Blatt.

Olympia.

9.

Ein kurzer, doch gewichtiger Umblick des schönen Philippinchens verkündete mir den vollkommenen Sieg, den ich in diesem Moment über meinen Nebenbuhler erfochten hatte. „Sie guter Mensch!" sagte sie nochmals, wie vorhin an der Treppe, da nun die Ouvertüre begann.

Jetzt traf der Operngucker des Hauptmanns auf unsern Nachbar, er erkannte die gute Haut und nickte herauf. — „Heiden-Galleh!" rief der Geschmeichelte, wie der Blitz aufspringend; „der Herr Hauptmann haben mich gegrüßt! Das erzähl' ich morgen der ganzen Compagnie!" — Lächelnd machte der Chef derselben den Baron mit der Ursache seines Nickens bekannt; dieser blickte schnell herauf, sah den alten Schnurrbart und an seiner Seite das Engels-Antlitz der Holden, die er daheim am Theetisch wähnte, sah die zornfunkelnden Augen der Mama, und im Hintergrunde den glücklichsten aller Bewohner des Paradieses — mich selbst. Betroffen blickte er abwärts. Eben zog man den Vorhang auf. — „O wie göttlich!" rief Christelchen. — Nun paß' auf, Dörte!" der Korporal. Ich aber suchte den Weg zu der schneeweißen Hand meiner Erkohrenen, die mir ferner nicht wehrte. Mama aber, die mein Beginnen gemerkt haben mußte, drohte mild lächelnd mit dem Finger.

10.

Unbedenklich nenne ich nun das Verlangen, von der Oper selbst etwas zu erzählen, ein höchst unbilliges; denn wo in aller Welt blieb mir Zeit, in dieser Nähe an etwas Anderes zu denken, als an die selige Gewißheit meines Glückes, die mir während dieser Stunden ward. Der Baron, der eine reizende, mit Brillanten reich geschmückte Gräfin in's Gespräch zog, sah in den Zwischen-Akten nur zuweilen verstohlen zu uns herauf, recht eigentlich, als ob er sich unserer schämte. Nun, wir wußten uns zu trösten; denn da der Vorhang zum letzten Mal fiel, da der gerechte Bürstenbinder „Victoria!" rief, und der gefeierte Componist hervor gerufen und mit paraten Lorbeerkränzen beschenkt ward, durfte ich bereits in das Ohr des still entzückten Mädchens flüstern: „Möchte doch bald ein besserer Kranz diese Locken zieren!" — Die Mama aber, an die ich deshalb von der Himmlischen verwiesen ward, nannte mein Begehren in dieser Stunde ein tolldreistes und vertröstete mich auf morgen.

Eben da wir zur Seitenthür hinaus schlüpfen wollten, nahte sich der Baron mit dem Anstand und der Miene eines armen Sünders. Doch vergebens bat er um den Arm der Mutter, verschwendete die schönsten Worte an die Tochter, die das „Gute Nacht, Mamsellchen!" ihres ehrlichen Nachbars von oben freundlich erwiederte, ohne meinen still davon schleichenden Widersacher eines ferneren Blickes zu würdigen.

11.

Fiormona und Luitgarde arbeiten nun, insofern ihnen genugsame Zeit bleibt, am Brautkleide. Die Guten nämlich, die ich mit dem, aus Dankbarkeit gegebenen Versprechen, einen Lehrer im Gesang zu be-

zahlen, bis zum dritten Himmel hob, solfeggiren jetzt. — Bürstenbinder aber, der Treffliche, der, nächst jenen Beiden, durch seine Bemerkung vor meinem Fenster, den meisten Theil an der schnellen Begründung meines Glückes hat, darf nun seine liebe Pfeife nicht mehr ausgehen lassen; denn ich sagte ihm auf Lebenszeit allwöchentlich ein Pfund Porto-Carero zu. Deswegen nennt er mich seinen hohen Wohlthäter, und rangirt mich in seiner Gunst unmittelbar nach dem Hauptmann, den er liebt wie sich selbst.

Eben so liebe ich meine holde Pina, die, ohne die gütige Vermittelung des Herrn Spontini, wohl nicht so schnell die Meine geworden wäre, und da wir nun gestern das Verlobungs-Fest feierten, griff die verjüngte Mama nach dem Glase und rief, zum Erstaunen aller Gäste, denen ich erst später ein Licht aufsteckte: „Es lebe Olympia!“

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Der Friedensstein.

So heißt das hiesige, auf einer kleinen Höhe gelegene Herzogliche Schloßgebäude. Ein Paar Bogengänge führen rechts und links hinauf, und stützen und erhöhen das Ansehen des Schlosses. Ich dachte nicht, daß es für mich ein Unfriedensstein zu werden drohte. Im Schloßgebäude findet sich auch die Hof-Kirche, und ich wollte, da es gerade Sonntag war, dieselbe besuchen, in der Hoffnung, vielleicht den Herrn General-Superintendenten Löffler, der auch Ober-Hof-Prediger ist, zu hören. Ich ging einen Bogengang hinauf, und sah öfters verweilend umher. Es war mir ein anziehender Anblick, eine nicht geringe Zahl Gothaer aller Art die geräumigen Bogengänge zur Kirche hinauf wandeln zu sehen. Schon nahte ich dem oberen Theile, als ich hinter mir ein: Bst, bst! hörte. Mir fiel nicht ein, daß dieser leise Zuruf hier, in einer mir fremden Menschenwelt, mir gelten könnte. Ich ging langsam fort; es lautete hinter mir wiederholt: Bst, bst! Endlich wandte ich mich um, und sah auf die mir Nachkommenden. Eine Dame winkte mir mit der Hand, mir bestimmt; sie erwiederte mein Kopfnicken. Noch erkannte ich sie nicht. Sehr neugierig ging ich ihr ein Paar Schritte entgegen. Welch eine Erscheinung! — Aber, was mir so höchst überraschend und wichtig war, bei welchem Andern wird es einige Theilnahme erwecken? Doch, bei denen wohl, die noch von reiner jugendlicher Liebe beseelt sind, oder sich derselben gern erinnern. Meine erste, eben so rein als innig ersehnte Geliebte war es, mit der ich hier zusammen traf. Ich darf sie ohne Scheu nennen: es war die jüngste Tochter des zu Stendal in der Altmark verstorbenen General-Superintendenten Silberschlag. Ich liebte sie während meiner dortigen Schulstudien von meinem siebenzehnten Jahre an, mit den besten Empfindungen und den schönsten Ideen und Hoffnungen meiner frühen Jugend; und ich glaube gewiß, daß diese Liebe es insonders war, was mein Herz rein erhielt. Sie, die mir immer Unvergeßliche, erblühte mit Allem, was meine erste Liebe weckte, fesselte und beglückte. Ihr Wesen athmete schlichte, unbefangene Natürlichkeit, reine Herzensgüte und eine fast nie getrübte holde Heiterkeit; sie erschien mir darin immer wie verklärt, und ein freundlicher Blick von ihr war schon genug, mich höchlich zu beglücken. Meine Schwester, die ein Paar Sommer in Stendal bei einer Verwandtin verweilte, wurde ihre Freundin. Da näherten sich unsre Herzen durch manches Gespräch, durch manches Gedicht, bei manchem Spiele. Ich hegte in meiner Seele den Gedanken und die Hoffnung, ihr Herz und Hand zu weihen; aber wie durfte ich ein Wort davon reden? das war mir unmöglich. Das Glück mußte mich erst begünstigen — und mir war, als müßte das Glück wahrer reiner Liebe hold seyn — dann, nach vollendeten Studien und bei einer ehrenvollen Anstellung, wollte ich reden. Noch als Student hegte ich diesen stillen Gedanken und Vorsatz, und besuchte mit ihm meine Jugendgeliebte vor einem halben Jahre. Und nun —. „Mein Gott!“ rief ich am Friedensstein aus; „wie sehe ich Sie hier?“ — „Und wie kommen Sie hierher?“ fragte sie. — „Ich mache eine Fußreise von Halle aus. Aber Sie, Sie hier?“ — „Wissen Sie denn nicht — ich bin erst einige Tage hier — wissen Sie denn nicht, daß ich — Sie wissen wirklich gar nichts davon?“ — „Wovon? ich bitte Sie, wovon?“ — „Hat es Ihnen denn Ihre Schwester nicht gemeldet?“ — „Was denn?“ — Bei dieser Frage durchdrang die Ahnung plötzlich meine ganze Seele. „Ach!“ rief ich im Tone schmerzlicher Empfindung aus; „Sie sind verheirathet!“ — Wir vergaßen bei unserem Gespräch Alles außer uns, alle Rücksicht auf die Vorübergehenden, die vielleicht zum Theil auf uns aufmerksam wurden. Ich wurde betrübt und still, und war in dumpfer Gleichgültigkeit, als ich erfuhr: daß es die Gemahlin (die zweite) des Herrn General-Superintendenten Löffler war, womit ich mich unterhielt. Zu viele Erinnerungen meiner früheren glücklichen Jugend durchflogen meine Seele; mir war, als schiede mein Jugendglück, und mit ihm meine Jugend selbst, von mir. Ich konnte diesem Zustande meiner Seele nicht wehren; ich hatte ihn nicht bereitet, nicht vermuthet. — „Wollen Sie in die Kirche gehen?“ fragte meine Freundin. — „Ja!“ — „Und wohin?“ — „Gleichviel, wohin!“ — „Kommen Sie mit mir!“ — Ich folgte ihr stumm auf ein Chor. Die Orgel ertönte mit ernsten, feierlichen Accorden; sie rührten meine Seele unbeschreiblich. In dem Elemente solcher Herz

und Geist erregenden Töne hatte meine Liebe oft, bei dem Anblick der Geliebten, geschwebt, sich erhöht und geläutert. Ich setzte mich in den hintersten Winkel des Chors. Thränen entrannen meinen Augen; ich konnte sie, auch mit dem besten Willen, nicht verbergen. Meine Freundin saß ziemlich nah am vorderen Gitter, mit fester Haltung; sie bemerkte wohl meinen Zustand. Nie hatte meine Liebe für sie sich mehr ausgesprochen: ich war nicht Herr meines Willens. Ihr entschlüpften auch ein Paar Thränen. Gott selbst kann uns nicht mit Mißfallen gesehen haben. Wir besiegten unsere Empfindung so weit als möglich, mit Achtung unserer Pflicht. Unter der Predigt schrieb ich auf das leere Blatt eines dort liegenden Gesangbuches — ich weiß nicht, warum nicht vielmehr auf ein Blatt meiner Brieftasche — mit Bleistift folgende Verse:

O süße Hoffnung meiner Jugend,
Du treue Freundin reiner Tugend,
So scheidest Du von mir?
Du warst ja meiner Seele Leben:
Nach welchem Ziel soll nun ich streben,
Ganz, ganz getrennt von Ihr?
Ich bitte Gott in diesen Hallen,
Wo heilige Gesäng' erschallen:
Die Freuden, die mich flieh'n,
Und Alles, was das Herz erquicket,
Was still und dauerhaft beglücket,
Ihr, Ihr sey es verlieh'n!

Ich schloß das Gesangbuch und legte es weg: meine Freundin streckte mit fragendem Blick die Hand darnach aus; ich gab es ihr. Sie las, riß das Blatt behutsam aus, schlug es zusammen, steckte es in ihren Handschuh, trat zu mir, reichte mir die Hand und sprach mit einem Gesicht und Wesen voll unbeschreiblichen Ausdrucks einer guten, reinen, holden Seele: „Bleiben Sie mein Freund! Es gehe Ihnen wohl! Das Blatt bewahre ich als ein mir theures Andenken.“ — Ich küßte ihre Hand mit großer innerer Bewegung, aber stumm, mich selbst bezwingend, und setzte mich in meinen Winkel zurück. Ich erschrack, als die Orgel wieder erklang. Predigt, Gebet und Segen waren mir unhörbar gewesen. Erst bei dem rauschenden Ausgange aus der Kirche erinnerte ich mich, daß ich einen Brief vom Hofrath Schütz an den Gemahl meiner Freundin ab zu geben hatte; ich nahm ihn aus meiner Brieftasche, übergab ihn meiner Freundin, und empfahl mich ihr unten am Bogengange, Alles, Alles ohne klare Besonnenheit. Mein Quartier hatte ich ihr schon zuvor genannt. — Nach einer halben Stunde wurde ich durch einen Diener des Herrn General-Superintendenten zu Mittag eingeladen. Ich hatte mir schon vorgenommen, Gotha in einer Stunde zu verlassen und nach Schnepfenthal zu gehen. Ich mußte in's Freie; Gotha, obgleich ziemlich groß, war mir zu eng geworden. Unschlüssig, ob ich die Einladung annehmen oder ablehnen sollte, stand ich ein Weilchen schweigend. „Ich werde die Ehre haben, zu erscheinen!“ sprach ich dann heftig. Es war wiederum keine freie Wahl, sondern ein, ich weiß nicht was, das in mir waltete. In der großen Gemüthsbewegung, worin ich mich noch befand, vor Dem zu erscheinen, an den ich meine Jugendgeliebte verloren hatte, und der ein Mann war, dessen Geistesbildung und Würde die beste Besonnenheit und Fassung von mir forderten, und in seiner Gegenwart zugleich Diejenige zu sehen, die, nach meiner Empfindung, eben von meinem Herzen abgerissen wurde — diese Aufgabe war so stark für mich, daß ich ihr wohl hätte ausweichen sollen. Dennoch ging ich hin; noch an der Thür war mir, als sollte ich umkehren, dennoch ging ich hinein.

Eine ältliche Dame, ich weiß nicht, ob eine Schwester oder Verwandte des Herrn General-Superintendenten, empfing mich, und brachte mich zuerst durch wirkliche Artigkeit zu einiger Besonnenheit. Dann erschien der Herr General-Superintendent selbst, ein Mann von mittlerer Größe, zierlich gekleidet und mit einem ganz vornehmen Anstande. Ich schaute ihn mit einer Seele an, die er gewiß nicht durchblickte. Er fragte zuvörderst nach dem Hofrath Schütz, nach dem Kirchenrath Griesbach und dem Doktor Nösselt. Ich fühlte, daß ich mich erholte; sein Wesen wirkte auf mich. Seine Worte waren kurz, bestimmt und wie mit Selbstgewicht ausgesprochen; er sprach mit mir stehend und erhob sich dabei oft ein wenig auf die Zehen. Wir sprachen über Souverains „Platonismus der Kirchenväter“, den L. mit Anmerkungen und Abhandlungen heraus gegeben hat, und über Inspiration, die er nur im populairen Sinne annahm. „Werden die historischen und philosophischen Forschungen keinen weiteren Einfluß auf unsere kirchliche Dogmatik haben?“ fragte ich. — L. antwortete bloß: „Darnach fragen Sie die Examinations-Commission in Berlin!“

Der Tisch war indessen gedeckt und besetzt. Jetzt erst erschien die Frau General-Superintendentin. Sie hatte ihrem Manne unser Zusammentreffen am Friedenstein erzählt; denn sie begrüßte mich mit den Worten: „Ich freue mich, Sie noch einmal zu sehen!“ — Das Mittagsmahl begann mit großer Stille. Ich saß zwischen dem neuen Ehepaare, und wäre lieber im Freien gewesen. Meine Freundin, jetzt mir ordnungsmäßig schon halb entfremdet, unterbrach das Stillschweigen und fragte nach meiner bisherigen Reise. Diese diente nun zum Tischgespräch, und ich ermunterte mich ein wenig. Sobald als füglich empfahl ich mich, mit lauter Anstand. L. wünschte mir eine glückliche Carriere. Ich seufzte unwillkührlich und sprach: „Wenn das Glück mir wohl wollte!“ — „Jeder muß sein Glück selbst machen!“ antwortete L. in fast gebieterischem Tone. — Er hat sich von einem Halleschen

Waisenknaben zu seiner hohen geistlichen Würde hinauf gearbeitet. Ich vermißte an ihm alle Gemüthlichkeit — meine damalige Stimmung mag aber auch viel gefordert haben! (Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Die zahlreichen kaiserlichen Garde-Regimenter, die größtentheils in der Stadt selbst cantonniren, haben uns während der Mitte des Mai's fast sämmtlich verlassen und sich zuerst in die deutschen und weißrussischen Gouvernements begeben. Da gerade der gebildetste und reichste junge Adel, aus den höchsten Familien des Reichs, diesem geachteten Corps angehört, so erregt ihre Abwesenheit jetzt in unsern gesellschaftlichen Cirkeln eine fühlbare Oede und Leere; ganz vorzüglich aber spüren sie die gewerbtreibenden Klassen der Bewohner unserer Residenz. Ueber die meisten dieser Garde-Regimenter hielt der Monarch bei seiner Hierherreise in Person Musterung und fand von ihnen das Preobraschenskische und das neuformirte Semenowsche Regiment seiner ganz besondern Zufriedenheit würdig. Das Preobraschenskische Regiment empfing den Kaiser zuerst, in einem Städtchen des Gouvernements Willna, mit einem Hurrah-Rufen, mit einem Enthusiasmus, die dem innig gerührten Monarchen die schönsten, ungeheucheltsten Beweise waren, wie außerordentlich er von seinen tapfern Kriegern geliebt werde. Bei seiner Trennung rief er ihnen die trostvollen Worte zu: „Kinder, wir trennen uns nicht auf lange, bald sehen wir uns in Petersburg wieder!“ Den Dienst der abwesenden Garde-Regimenter verrichten gegenwärtig hier die Garde-Marine und mehrere aus Finnland hieher berufene Feld-Regimenter. — Der Erbprinz von Mekkenburg-Schwerin, der Großsohn unserer Kaiserin Maria, hielt sich mehrere Monate in unserer Residenz auf. Durch sein huldvolles, äußerst herablassendes Benehmen fesselte er die Herzen Aller, und war während der ganzen Zeit seines Hierseyns immer darauf bedacht, unsere merkwürdige Stadt und deren Bewohner im ganzen Umfange kennen zu lernen. Fast jedes öffentliche wissenschaftliche Institut, jeden durch seine Kunst-Erzeugnisse merkwürdigen Ort, unsere höheren gesellschaftlichen Cirkel, jeden, den öffentlichen Vergnügungen geweihten Platz hat er besucht. Am 20sten April verließ er uns und kam am 23sten in Moskau an. Er nahm seinen Wohnsitz in dem alten Czaaren-Palaste, dem Kreml, und widmete mehrere Tage der Besehung der Stadt und ihrer vielen merkwürdigen öffentlichen Anstalten. Am 29sten April verließen Se. Königl. Hoheit Moskau, um ihre Rückreise nach Deutschland über Warschau an zu treten. — Man ist jetzt bei uns sehr auf Vervollkommnung der Mittel bedacht, die einen, den bisherigen um ein großes übertreffenden, schnelleren, wohlfeileren und bequemeren Verkehr zwischen Petersburg, Moskau, ihren umliegenden Gegenden und den bedeutendsten Oertern des Reichs begünstigen. Referent hat schon früher eine Gesellschaft erwähnt, die, unter Autorität der Regierung, im Dezember des verwichenen Jahres auf eigene Kosten Diligencen von hier nach Moskau stiftete. Eben diese Entrepreneurs haben nun seit dem Frühling ihren Wirkungskreis ungemein erweitert. Seit dem 3ten Mai fahren täglich zwei Diligencen aus unserer Residenz nach den benachbarten kaiserlichen Lustschlössern Zarsko-Selo und Pawlowsk. Die Equipagen, die des Morgens um 8 Uhr von hier abgehen, des Abends um 9 Uhr regelmäßig von dort zurück kehren, vereinen Eleganz mit der größten Bequemlichkeit. Die Fahrten sind äußerst wohlfeil; früher zahlte das Publikum freien Fuhrleuten einen enormen Miethzins, jetzt nur für die äußerst bequemen Sitze im Innern der Diligence nach Zarsko-Selo 4 Rubel, nach Pawlowsk (das einige Werste entfernter ist) 5 Rubel B. Fast während der ganzen Dauer des Sommers bis zum Herbst residiren am letzteren Orte die Kaiserin Maria mit einem glänzenden Hofstaat, in Zarsko-Selo aber der Kaiser und die Kaiserin Elisabeth; in beiden abwechselnd die Großfürsten Nikolaus und Michael mit ihren Umgebungen. Die meisten Großen des Hofes und andere vermögende Particuliers haben gleichfalls ihre Wohnsitze während des Sommers auf diesen beiden Lustschlössern. Aus diesen Gründen läßt sich also leicht abnehmen, wie ungemein lebhaft zwischen ihnen und der Residenz der Verkehr seyn muß. — Auf Veranstaltung derselben Entrepreneurs gehen seit dem 20sten Mai auch Diligencen von hier nach Riga, Mitau und Polangen bis zur Grenze. Auch hier ist der Kosten-Betrag mit der größten Billigkeit bestimmt worden. Bis Riga zahlt der Passagier für den bequemsten Platz 85 Rubel B., bis zum letzten Grenzorte 165 Rubel B., mit Ausschluß seiner Beköstigung. Diese ausgenommen, hat er keine weiteren Berichtigungen und Verpflichtungen, Alles besorgt der, die Diligence begleitende Aufseher. Die Reise geht mit der unglaublichsten Schnelligkeit, ohne den mindesten Aufenthalt (die Essens- und Frühstücks-Zeit allein ausgenommen), Tag und Nacht fort. Selbst nur bis Dorpat abgehende Passagiers können diese Diligencen benutzen. Die Reisekosten werden ihnen nach Verhältniß des minderen Weges berechnet. — Das kaiserliche Lustschloß Peterhof (gegen 40 Werste von der Residenz entfernt), uns Petersburgern durch seine überaus anmuthige Lage, seinen äußerst prachtvollen großen Garten, seine schönen reizenden Natur-Umgebungen so höchst interessant und werth, stand bis jetzt in fast gar keinem unmittelbaren Verkehr mit der Residenz. Diesem Uebel ist seit den ersten Tagen des Mai's auch glücklich abgeholfen. Hr. Baird, der die ersten Dampf-Böte bei uns in Rußland einrichtete, und dem ein kaiserliches Privilegium die ausschließliche Benutzung derselben auf zehen Jahre sicherte, läßt, unter seiner Anordnung und Leitung, zwei Mal wöchentlich besondere Dampf-Bote von hier nach Peterhof abgehen. Nach Kronstadt aber gehen täglich Dampf-Böte ab. — Herr Pastor Reinbott, einer der beliebtesten Kanzel-Redner der lutherisch-evangelischen Gemeinden unserer Residenz, bekleidet schon seit mehreren Jahren die Stelle eines Religions-Lehrers in den weiblichen Instituten der Kaiserin Maria. Auch hier, wie in seinem öffentlichen Berufe, vereint er wahre Religiosität mit einem seltenen unermüdeten Diensteifer, und strebte unablässig dahin, seine jungen Zöglinge zu musterhaften künftigen Christinnen zu bilden. Seine vielfältige Mühe und Arbeit, längst schon durch die glücklichsten Erfolge gekrönt, entging nicht der huldvollsten Würdigung der Monarchin. Sie belohnte ihn vor wenigen Wochen mit dem St. Wolodimer-Orden vierter Klasse. Merkwürdig wird dieser Umstand dadurch, daß Herr Pastor Reinbott von allen evangelischen Predigern unserer Residenz der einzige ist, dessen Brust ein kaiserlich-russischer Orden ziert.

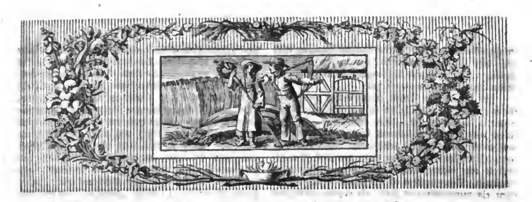
L*** v. B***g.

Wenn man die vielen Unpäßlichkeiten der Schauspieler betrachtet, meinte jüngst Jemand, sollte man glauben, Aeskulap sey ein vollkommener Antipode Apolls, und er ist sein Sohn! Wer den Musen huldigt, sollte nie krank seyn! (Cour. d spect.)

In Paris ist eine „Encyclopädie für Frauen“ erschienen; nun können also auch die Damen mit der leichtesten Mühe gelehrt werden. Ein Hr. Francoeur hat es, unter Anderem, über sich genommen, das schöne Geschlecht in der Mathematik und Mechanik zu unterrichten; vor Allem aber, ihnen einen Begriff von der Befestigung der Plätze bei zu bringen, was allerdings nicht unwichtig ist, damit die Damen, die so viele Plätze einnehmen müssen, sie auch gehörig zu befestigen und zu vertheidigen verstehen. Endlich bereit sich noch ein Cavallerie-Offizier, ihnen auch Gymnastik, Reiten, Jagen und Fischen zu lehren!! (Gaz. d. Fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 14. und Blatt der Ankündigungen Nr. XVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 8. August. 126stes Blatt.

An die Neugriechen.

Gleich wie der Aetna, schürt er im Schooß die Gluth,
Ruhheuchelnd oft Jahrhunderte keck am Schlund
Den Winzer bau'n läßt, da erdonnernd
Oeffnet er wieder den Flammenboden:

So nährtest du, kühnherzig Hellenen-Volk,
Im Sklavenjoch ableugnend die Hochnatur,
Lang schlafend still der Freiheit Funken,
Bis er nun endlich in Loh' empor schlägt,

In blut'ge Loh', hellleuchtend wie Morgenroth,
Durch dunklen Nachtgraus kündend des neuen Tag's
Lichtschimmer, der schon in Europa's
Osten, ein glänzendes Meteor, glüht.

Und wie die Braut frohlockend dem Bräutigam,
Dem langersehnten, flieget dem Sonnensohn —
Im Sturm die Freiheitfahne schwingend —
Hellas entgegen durch Thermopylen.

Denn Heil! noch strotzt von alter Heroenkraft
Die Griechenbrust, noch schwellt sie das Hochgefühl,
Von dem berauscht dem Opfer-Tode
Einst sich geweihet das Sparter-Häuflein.

Der Ahnen Geister zeigen die Siegesbahn:
Voran zieht Ypsilanti-Miltiades,
Tyrtäus singt, und helfend schauet
Vater Homeros vom Sternensitz d'rein.

Drum frisch, frisch auf! ihr Wackeren, nicht gezagt!
Ihr kämpft ja nicht um eitelen Kronentand,
Ihr kämpft um's Höchste, kämpft für Gott und
Freiheit und Ehre, für Weib und Kinder.

Hier gilt's zu sprengen schändende Kettenwucht,
Hier gilt's zu tilgen langer Jahrhunderte
Schmachbrandmal, aus Despoten-Klauen
Rettend des Namens zerrissnen Ruhmkranz.

Frisch auf! bald flieht vor euerem Flammenschwerdt,
Wie Spreu, der Janitscharen entnervter Schwarm,
Und flieht, zu seinem Mahom schreiend,
Wie einst des Persers erschlaffte Söldner.

Schon um die Siegstirn seh' ich den Oelzweig weh'n,
Im Frühlingsglanz rückkehren die gold'ne Zeit,
In der Anakreon gesungen,
Platon, der göttliche, Weisheit lehrte.

Neu treibt der Ahorn an des Melissos Strand, *)
Im Silberschaum frisch sprudelt Castalia,
Aus niederer Hütt' aufsteigt der Säulen
Parische Ordnung, und im Triumph zieht

Aus langem Bann die Kunst in ihr Wiegenland.
Wo jüngst noch Sultan-Laune die Geißel schwang,
Wägt Themis Recht; kein Türkenhund speit
Perikles Enkel mehr frech in's Antlitz. —

Das Höchst' erringt, wer muthig das Höchste wagt.
D'rum, wack're Ringer, kämpfet, o kämpfet durch!
Siegt, oder fallt als Griechen! Besser
Rühmlicher Tod, denn ein schändend Leben.

E. C. Hermann Keibel.

*) Am Bache Melissos, bei Athen, wo Platon zu wandeln pflegte, stand, wie Cicero sagt, ein Ahornbaum, der, so lange Platon lebte, grünte und blühte, bei dessen Tode aber verwelkte und ausging.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Schnepfenthal, den 10. September.

An einem anfangs etwas nebeligen Morgen ging ich von Gotha hierher; es ward aber ein heiterer, schöner Tag. Die Natur spricht mich wohlthätiger an, als die Menschen. Mir ist, als möchte ich noch nicht

wieder Menschen sehen. Meine Herzensstimmung wird sich, hoffe ich, bald verbessern, und meinen Geist frei lassen, der nicht Einem Verlangen, Einer Hoffnung, Einer Empfindung zu dienen hat.

Ich sitze hier im Freien, schaue umher und schreibe mit Bleistift. Ich kehrte in ein sehr wohleingerichtetes Gasthaus ein. Eine Landstraße geht hier nicht vorbei; aber Salzmanns berühmte Erziehungsanstalt ist mehr, als eine gewöhnliche Landstraße. Aus ganz Deutschland kehren hier Gäste ein, und zwar gebildete oder bildungliebende Jugendfreunde von allen Ständen. Schnepfenthal ist mit seinen wenigen Häusern ein merkwürdigerer Ort, als manche Stadt mit einem Schlosse. Es freut mich, daß die Jugendbildung in meinem Vaterlande nicht allein im Geleise alter Gewohnheit fortgetrieben wird, sondern auch Versuche mit freierem Geist und Herzen macht, und sich, von städtischen Instituten und störendem Stadtleben entfernt, in stillem Raume ansiedelt. Schnepfenthal ist ein Heiligthum der Jugend, von der Natur mit Liebe umarmt. Eine freie, schöne Natur ist bei Erziehungsanstalten als eine göttliche Mitarbeiterin zu achten; sie wirkt gewiß wohlthätig auf kindliche Gemüther, und fordert keinen Gehalt. Noch kenne ich das Innere des hiesigen Institutes nicht; aber wer diesen Platz dafür erwählte, der that es gewiß mit einem Sinne, worin Liebe für jugendliche Bildung und schöne Natur vereint war. Am Fuße des Thüringer Waldgebirges, welches in seinen Thälern und auf seinen Bergen weit umher mit einem Reichthum von Pflanzen, Thieren und Ansichten zu eben so lehrreichen als angenehmen Lustgängen und Lustreisen sich darbeut, im Anblick des romantisch gelegenen Bergschlosses (jetzt Amtes) Tenneberg, und einer fruchtbaren Umgegend über Gotha hin, an den Ufern eines schönen Wiesenbachs, reine, gesunde Luft athmend, liegt Schnepfenthal mit eigenen freundlichen Anlagen da; gleich einladend durch die Natur und durch seine liebevolle Jugendbildung. So freue ich mich des äußerlichen Schnepfenthals, ehe ich noch sein Inneres kennen lernte.

Salzmann.

Erst nach 11 Uhr Vormittags ging ich vor das erste Hauptgebäude des Instituts. Ein Paar Zöglinge wuschen sich an einem Schöpfbrunnen, drei andere sprangen mit Stangen über den Bach. Sie trugen ihre bekannte leichte Sommerkleidung, Jacke und lange Beinkleider von Nankin, einen übergeschlagenen Hemdkragen, die Brust offen, den Kopf unbedeckt. Ich betrachtete sie ein Weilchen still. Sie trieben ihr Wesen fort, ohne auf mich mit besonderer Aufmerksamkeit zu achten. Ich fragte dann einen, dem Ansehn nach zwölfjährigen Zögling, ob der Herr Professor Salzmann (der Gründer und Direktor des Instituts) zu Hause sey. „Jetzt eben nicht", antwortete er, mit offnem Blick und bescheidnem Ernst mich ansehend. „Er ist ein wenig ausgegangen, wird aber bald wieder kommen." Nach einer Viertelstunde kam ein schon ältlicher Mann daher, in einem Ueberrock von Nankin, Hals und Brust frei wie die Zöglinge, den Kopf mit einem hellgrauen runden Hute bedeckt, mit langsamem, fast schlenderndem Gange, und von ganz schlichtem Ansehen. Ich hielt ihn nicht für Salzmann selbst, und fragte ihn daher, ob der Herr Professor S. bald zu Hause kommen würde. „Ich bin es selbst", antwortete er mit gleichgültigem Blick auf mich. „O!" sprach ich ein wenig lebhaft, „dann erlauben Sie mir, Ihnen meine Verehrung zu bezeugen. Ich wünschte sehr, Sie und Ihr Institut kennen zu lernen". Mit immer gleichgültigem Wesen und ganz trocknem Tone fragte S., wer ich sey, was ich studirt habe, und wie weit ich zu reisen gedenke. Dabei ging er mit mir ins Haus. Sein Verhalten entsprach nicht meinem Herzen. Als wir eine Treppe hinauf stiegen, sprach ich, meiner innern Anforderung folgend: „Ich habe schon die herrliche Lage von Schnepfenthal beobachtet. In einer so schönen Gegend bin ich nicht geboren und erzogen worden. Aber Sie, Herr Professor, haben doch auf meine Jugendbildung gewirkt. Ihre Schriften für die Jugend waren glücklicher Weise auch für mich geschrieben, und Sie müssen es wohl selbst wissen, wie sie junge, unverdorbene Gemüther ansprechen, belehren und erfreuen. Ich habe Sie dabei herzlich lieben und ehren gelernt, und wünschte wohl, daß Sie mich als eine Ihnen befreundete Seele ansehen". — Salzmann ließ mich so weit fortreden, und sprach dann mit freundlichem Blick: „Kommen Sie nur! Wir werden uns schon noch näher kennen lernen".

Als wir in seine Stube getreten waren, fragte er, ob ich mich hier ein Paar Tage aufzuhalten gedächte. „Bis morgen, wenn Sie erlauben", erwiederte ich. Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch. Ich weiß nicht, warum S., statt irgend ein anderes Gespräch anzufangen, mir dieses Buch mit der Frage reichte, ob ich es schon kenne. Es war **Kotzebue's** Schrift über den Adel. Ich erklärte, daß ich es noch nicht gelesen habe, aber auch nicht vermuthe, daß es von sonderlichem Werthe sey. — „Ei!" entgegnete Salzmann, „Sie wollen nach vorgefaßter Meinung urtheilen?" — „Nicht eigentlich urtheilen, sondern nur meinen". — „Warum haben Sie eine ungünstige Meinung von diesem Buche?" — „Kotzebue ist nach seiner Verweisung von Weimar ein russischer Adlicher geworden. Er wird hiernach vermuthlich für den Adel schreiben, und das paßt für ihn, dünkt mich, eben so wenig, als wenn er wider den Adel schriebe." — „Sie scheinen kein Freund Kotzebue's zu seyn." —

„Ich habe manches von ihm mit Vergnügen gelesen. Er hat Talente, und weiß einnehmend zu schreiben. Aber ich glaube nicht, daß er ein wirklich guter Mensch ist.“ — „Und warum denn nicht?“ — „Ich vermisse bei ihm ein religiöses und sittliches Herz. Er ist ein Glückmacher, und hat daher schwerlich einen edlen Karakter.“ — „Er macht Glück durch seine Talente und durch kluges Verhalten.“ — „Das meine ich eben auch.“ — „Aber warum sollte er dabei nicht ein guter Mensch seyn können?“ — Ich urtheile nach meinem Herzen; die Welt kenne ich wenig. Irre ich, so helfen Sie mir zurecht.“ — S. sah mich schweigend an. Ich fuhr fort: „Gern möcht' ich von allen Menschen Gutes glauben; aber wenn mein Herz widerspricht, so kann ich es nicht.“ — „Wollten Sie mir Ihre Meinung über K. nicht etwas deutlicher aussprechen? mit Vertrauen!“ — „Sinnlichkeit und Eitelkeit, dünkt mich, herrschen in seiner Seele, und seine Talente dienen ihnen, weil sie nichts Besseres in ihm finden. Welch ein Karakter könnte dabei gedeihen? Edles macht sich bei ihm nicht von selbst, sondern e r macht es. Ich traue ihm nicht.“ — „Sehen Sie zu, ob Sie Ihre Meinung über K. nicht noch mildern werden. Der Grund, wonach Sie urtheilen, hat übrigens meinen Beifall.“

„Salzmann lud mich ein, im Institute mit ihm zu Mittag zu essen. Wir gingen hinab in einen Saal. Hier standen zwei lange Tische gedeckt, und zwischen ihnen befand sich an einer Wand ein Pianoforte. S. setzte sich mit mir an die Mitte eines Tisches, und sagte: „Frugalität wird Ihnen nicht mißfallen; sie hat auch einen sittlichen Werth.“ — Nun kam die ganze Tischgesellschaft, einige dreißig Zöglinge mit ihren andern Lehrern. Jeder Lehrer ließ ein Häuflein mit militairischem Kommando einmarschiren und sich setzen. Nachdem Alle saßen, wurde ein Vers eines Liedes gesungen, und ein Zögling begleitete den Gesang mit dem Pianoforte. Das Mahl begann; die Lehrer legten vor, Suppe, Gemüse und Fleisch. Anfangs wurde nicht gesprochen. Dann fielen ein Paar Fragen und kurze Erklärungen über gewöhnliche Angelegenheiten vor, und S. sagte zuletzt den Lehrern, daß ich ihre Lehrstunden zu besuchen wünschte. Das Mittagbrod war sehr bald und mit gutem Appetit verzehrt. Es erfolgte wieder ein kurzer Gesang mit Begleitung des Pianoforte, und dann der Abmarsch der Zöglinge, gerade wie der Einmarsch. (Die Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Als der schwarze Prinz den Connetable Dü Guesclin bei Navarette gefangen genommen hatte, war er aus Besorgniß vorzugsweise eingekerkert worden. Der Prinz von Wallis aber wollte nicht gern einen Mann zu fürchten scheinen, den er doch besiegt hatte. Er ließ ihn daher kommen, und sagte ihm: er solle selbst sein Lösegeld bestimmen. Dü Guesclin, obgleich arm, schätzte sich auf 100,000 Floren. Der Prinz erstaunte und fragte: wie er diese Summe aufbringen wolle? „Die Könige von Frankreich und Kastilien,“ antwortete Dü Guesclin, „werden mich um einer solchen Kleinigkeit willen nicht aufgeben; in Bretagne giebt es wohl 100 Ritter, die ihr Gut willig verkaufen würden, mich auszulösen, und alle Weiber von Frankreich spinnen nöthigenfalls in einem Jahr so viel zusammen, bis das Geld erschwungen ist!“ — Der Prinz von Wallis schlug aber die hohe Summe aus, bis Dü Guesclin sie auf 60,000 Floren herabsetzen mußte, aber er behauptete: ein Connetable von Frankreich sey unstreitig mehr werth. Die Prinzessin von Wallis ward über seine Gefangenschaft so gerührt, daß sie ihm selbst 30,000 Floren darbot, und ihm eine goldene Kette umhing. Letztere nahm er ehrerbietig an, aber das Geld vertheilte er unter die zu Bordeaux gefangenen Franzosen.

Am 13ten Juli 1380 starb der berühmte Dü Guesclin, Connetable von Frankreich, vor der Festung Chateauneuf-Randon, die er belagerte. Der Gouverneur dieses Platzes war gewiß im strengsten Sinne ein Mann von Wort. Er hatte Dü Guesclin verheißen, die Festung zu übergeben, wenn bis zum 12. Juli kein Entsatz käme. Der Entsatz kam nicht und der Gouverneur legte die Schlüssel am 13. Juli auf Dü Guesclins Sterbebett, um sein Wort zu erfüllen!

Voltaire's ehemaliger Koch lebt immer noch in Ferney. Er legt großen Werth auf eine Sammlung von Pettschaften oder Siegeln, die sein Herr selbst angelegt, und eigenhändig mit den Namen der Briefsteller versehen hat. Er hatte folgenden Grund dazu. Bei der ungeheuern Menge von Briefen, die er täglich und von allen Seiten erhielt, war ihm daran gelegen, ehe er sie aufbrach, zu erfahren, von wem sie kämen. Zu dieser Gewißheit gelangte er durch die Vergleichung des Siegels mit seiner Sammlung. Hier stand unter vielen Namen der Zusatz: Fou. So oft nun ein zweites oder drittes Schreiben von einem solchen N a r r e n kam, schickte V. den Brief uneröffnet zurück.

Wie sehr man noch vor dreißig Jahren lange Worte liebte, davon giebt uns die Aufschrift eines Protocolles, welches der Stadtschreiber W. zu V., bei Gelegenheit, als sich zwei Knaben mit Sand die Augen auswarfen, aufnahm, einen deutlichen Beweis. Er gab nämlich seinem Protocoll folgenden Titel: „Sand-Augen- Auswerfungs- Bosheit- Verunglückungs- Untersuchungs- Protocoll.“ — Aber auch in unserer Zeit scheint man noch Behagen an solchen ellenlangen Ausgeburten zu finden, denn ich las unlängst Folgendes: „Großherzoglich- Sachsen- Weimar- Eisenach- Fürstlich- Thurn- und Taxische Lehens- Post- Amts- Zeitungs- Expedition.“ A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. (M — l.) — Wenn es mir nicht möglich ist, von dem Liede, das Sie mir mittheilten, den Gebrauch zu machen, der Ihnen wünschenswerth schien, so glaubt' ich, daß der Abdruck desselben auch schon an sich zweckmäßig sey. Wir sprachen vorlängst davon, daß unsere Musiker durchaus mehr für Lieder componiren sollten, indem der Gesang kein höheres Ziel haben kann, als der Chor eines Volkes zu seyn. Wir mußten dabei bemerken, daß unsere Dichter — die bisher zu jenem Zwecke immer bei weitem mehr gethan haben, als die Componisten — aufhören, mit voller Seele an das Lied zu denken, welches allerdings Rückwirkung ist von der wunderlichen Aehnlichkeit unserer zeitigen Musik mit einem Luft-Ballon, der Aehnlichkeit nämlich: daß sie sich erheben will, ohne irgend einer Richtung gewiß zu seyn. Unter solchen Umständen meinten wir, es sey ein geistiger Anstoß nöthig und es sollten sich — so wie Viele diese Ansicht theilen und durchsetzen müßten — Dichter finden, die es sich zur Aufgabe machten, für das Volk Eigenthümliches zu schaffen. Zu dieser Aufgabe könnte jenes Lied taugen und so mag es der „Gesellschafter" verbreiten:

Königs-Lust.

(Volks-Lied zum dritten August 1821.)

Wie herrlich ist's, ein König seyn,
Zu steh'n auf Throneshöh;
Erhaben über Volkes Reih'n,
Und kleinlich Glück und Weh.

Wie herrlich ist's, ein König seyn,
Auf angestammtem Thron,
Der heut verbreitet Segensschein,
Wie einst die Ahnen schon.

Begründet auf Gerechtigkeit,
Gestützt von Volkeshand,
Umringt Ihn Lieb' und Dankbarkeit,
So weit sich streckt das Land.

Empfind' es in bewegter Brust:
„Der Kinder Glück ist kund;
Dir gilt des Festes heit're Lust,
Dir huldigt Herz und Mund.

Für Dich steigt zu dem Himmel auf
Gebet und Orgelton;
Dank dem, was Du für sie gethan,
Und künft'ger Thaten Lohn."

Und wenn ein hoher Königssohn
Dem Vater sich gesellt,
Blüht selbst die fernste Zukunft schon
Herein in heut'ge Welt.

Wie herrlich ist's, ein König seyn!
So jauchzen innig wir.
Fühl', König, heut: „Dies Heil ist mein!" —
Heil, Friedrich Wilhelm, Dir!

Danzig. Ehrenfried Blochmann.

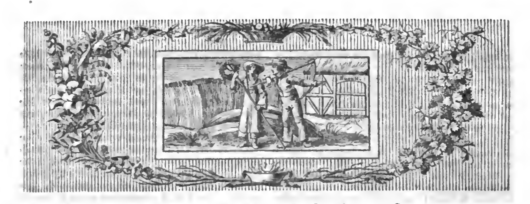
Wir haben bei solchen Festen, wo wir einem liebenswerthen Könige unsere Dankbarkeit bezeugen wollen, noch immer nichts als die Uebertragung des „God save the King"; und es giebt überhaupt nur wenige Lieder, die sich mit des Volkes Herzen recht verständigt haben: derer gar nicht zu gedenken, welche in hochgeschraubten Worten und Tönen immer den Wunsch zurück lassen, daß sie auch nicht für einmal hätten dienen sollen. Das „God save the King" ist aber unbestreitbar englisches Volks-Lied, und alle künstlichen Beweise: daß es doch ein Deutsch-Geborner componirt habe u. s. w., enden immer damit: die Britten hatten es auf jeden Fall früher und ein englisches Lied ist es, das componirt wurde. — Vielleicht findet sich zu obigem Liede ein Componist — und vielleicht geben andere Dichter den dazu berufenen Componisten in gleicher Hinsicht etwas zu thun, um ein Lied zu bekommen, was unantastbar unser Eigenthum ist — aber tüchtige Componisten müssen es seyn, und wenn ich — wofür mich der Himmel bewahre! — hier alle Componisten nennen wollte, die offenbar nicht dazu taugen, so würde sich wohl mancher musikalische Mode-Liebhaber über die Namen derer wundern, von denen sich behaupten läßt: daß sie sich viel zu wenig selbst verstehen, um die allgemeine Verständlichkeit in einem wahrhaften Volks-Liede zu erreichen. — r.

— Zu den periodischen Blättern, welche sich durch besondere Gemeinnützigkeit auszeichnen, gehören unstreitig auch die, von dem Königl. Polizei-Rath, Hrn. Merker, seit zwei Jahren in Berlin heraus gegebenen „Mittheilungen zur Beförderung der Sicherheitspflege". Dieses Blatt gewährt den Polizei- und Criminal-Behörden einen vollständigen Ueberblick sämmtlicher Verbrecher, welche entweder steckbrieflich verfolgt, oder, wegen noch nicht gänzlicher Ermittelung ihrer Verhältnisse, verhaftet worden, so wie auch ein Verzeichniß der Landes-Verwiesenen und derjenigen Personen, welche ihre Päße angeblich oder wirklich verloren haben. Sogar mehrere ausländische Behörden, von der Zweckmäßigkeit dieses Blattes überzeugt, halten dasselbe. Besonders hat der Kaiser von Oesterreich durch einen Allerhöchsten Erlaß sämmtlichen Grenz-Criminal-Behörden von Ober-Schlesien, Böhmen, Mähren und Galizien die Benutzung der „Mittheilungen" anbefohlen. Eben so hat das Königl. hohe Polizei-Ministerium durch zwei, im vorigen und im laufenden Jahre geschehene Verfügungen sämmtliche Provinzial-Regierungen aufgefordert, die, ihnen untergeordneten Polizei-Behörden nicht allein zur Haltung und Benutzung des mehrerwähnten Blattes, sondern auch zu amtlichen Beiträgen, die Sicherheits-Polizei betreffend, zu veranlassen. Evident ist es übrigens, daß nur dann, wenn alle inländischen Polizei-Behörden, ohne Ausnahme, die Merkerschen „Mittheilungen" benutzen, der eigentliche Zweck einer wohlverwalteten Sicherheits-Polizei, mithin eine gründliche und genaue Uebersicht aller, im Staate herum schweifenden Verbrecher erreicht werden kann. —*—.

Der englische Schauspieler Kean, lange und vielleicht zu lange ein verzogenes Schooßkind, ein Liebling des Londoner Publikums, hatte, bei Gelegenheit des Lustspiels „die Italiener", einen kleinen Verdruß gehabt, den er zum großen Unrecht erhob, und in eine offene Fehde mit seinen Gefährten und mit einem Theil des Publikums ausarten ließ. Er hielt es für gut, diesen Theil durch Begierde nach seinen Darstellungen mürbe zu machen, entfernte sich auf einige Zeit von der Bühne, von England, und spekulirte nebenbei auf einige tausend amerikanische Dollars in Boston. Hier aber verrechnete sich der erfahrne Künstler. Er hatte auf drei- und vierfache Preise bei dem Verkauf der Logen zuversichtlich gehofft. Die Einwohner von Boston sind aber ebenfalls gute Rechner, und bezahlen nicht gern über den Werth. Das Parterre war voll, die Logen leer, als Hr. Kean in „Richard III." auftreten sollte. Was geschieht? Es schlägt 7 Uhr, der Vorhang rührt sich nicht; es vergeht eine halbe Stunde nach der andern. Endlich um 8 Uhr ruft die mit Recht ungeduldige Versammlung den Unternehmer, Hrn. Duff. Dieser erscheint demüthig und bedauert, daß Hr. Kean sich weigert, die Bretter zu Boston zu betreten, ja daß er die Stadt bereits verlassen habe. Die Versammlung, groß-, gut-, sanft- und langmüthig, läßt es sich gefallen, Hrn. Brown, an Kean's Stelle, als „Richard III." auftreten zu sehen, und empfängt und entläßt ihn mit Beifall. (Times.)

Eine Zeitung nennt den Schauspieler Potier einen „classischen Farceamacher." (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 10. August. 127stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Schnepfenthalscher Unterricht.

Nur in einigen Stunden wohnte ich dem hiesigen Unterrichte bei, zuerst dem lateinischen in der obersten Klasse. Herr Professor Lenz, Salzmann's Schwiegersohn, ertheilte ihn. Es wurde ein Stück aus dem „Julius Cäsar“ gelesen, und nur die eine und andere Stelle auch verdeutscht; übrigens wurde bei Fragen, Antworten und Erklärungen lateinisch gesprochen. Mancher Zögling wußte sich schon mit ziemlicher Fertigkeit aus zu drücken. Mit Vergnügen hörte ich das nicht bloß geläufige, sondern auch gute Latein des Lehrers, und freute mich der Gewandtheit, womit er bei seinen Fragen und Erklärungen allen seinen Schülern bei zu kommen wußte. In der obersten Klasse unserer gelehrten Schulen sollte, dünkt mich, diese Uebung im Lateinsprechen überall statt finden. Mir ist sie nicht zu Theil geworden. Auch auf den Universitäten haben die lateinischen Vorträge ganz, oder doch fast ganz aufgehört. Das Studium dieser classischen Sprache und die Bildung durch sie wird dadurch gewiß nicht befördert.

Ich besuchte hierauf eine französische Lehrstunde. Ein wirklicher Franzose (ich habe seinen Namen vergessen) unterrichtete eine Abtheilung jüngerer Zöglinge. Es wurde ein Stück über die Bienen gelesen, erklärt, besprochen und durchgeübt, Alles französisch. Ich habe bisher nur französische Tanz-, Fecht- und Sprachmeister kennen gelernt, die zwar französischen Wesens genug, aber keine feinere Bildung besaßen, und ich kann daher über die beste französische Aussprache nicht urtheilen. Der Schnepfenthalsche Franzmann schien sie mir nicht zu haben. Er näselte sehr und verschluckte Buchstaben und Endsylben mehr, als es, zumal bei dem Unterricht der Kinder, erlaubt seyn dürfte. Er sprach z. B. miel wie mjä, abeilles wie abäj, meilleur wie mejör aus. In lebhafter Aufmerksamkeit wußte er die Kinder zu halten; er sprach oder rief immerfort: Entendez-vous bien? Voyez, remarquez bien! Répétez! Fi donc! Distinctement! Epélez! Ecrivez! (die Kinder mußten französische Wörter an die Wandtafel schreiben) Faites-donc! Vite, vite! u. s. w. Er wurde nicht selten ganz eifrig und machte ein recht böses Gesicht. Auch dieser Franzose, so wie alle Maitres, die ich bisher kennen lernte, schien mir lächerlich. Liegt die Schuld an meiner unfranzösischen Natur, so nehme ich sie auf mich. Mein Tanzmeister und Fechtmeister waren sehr lebhafte Geister; eine Menge Worte mit Ausrufungen lagen ihnen immerfort vorn auf der Zunge und stürzten über einander herab. Nicht selten waren sie grob, oder doch gröblich; aber auch Grobheiten konnte ich nicht übel nehmen, sie schienen mit ihrem Wesen mir immer nur lächerlich. Schwerlich werde ich je so viel Bildung erhalten, daß ich den Franzosen Geschmack abgewinne.

Salzmann's botanischer Unterricht für die kleineren Zöglinge veranlaßte eine Unterhaltung, die ich hernach zum Theil meinem Reisebüchlein mittheilen werde. Es waren, dem Ansehen nach, Kinder von sechs

bis neun Jahren, die sich in Salzmann's Stube versammelten; einige Kräuter lagen schon auf dem Tische, andere wurden von den Kindern mitgebracht und auf den Tisch gelegt. S. nannte mir mehrere Kinder; es waren darunter ein Paar Prinzen von Hessen-Philippsthal (Barchfeldscher Linie), und ein Sohn Kotzebue's. S. rief sie mit ihren Vornamen heran und fragte einen Prinzen: „Lieber Karl, hast Du auch Deine Pflanzen mitgebracht?" — „Ja, Vater! da liegen sie schon!" lautete die Antwort. — „Und Du, Otto!" sprach S. zu Kotzebue's Sohn; „heute wirst Du mir doch gewiß die Namen behalten?" — „Ich denke ja wohl!" — Der ganze Unterricht war trauliche Unterhaltung eines Vaters mit seinen Kindern. Die Pflanzen wurden nicht bloß mit ihren deutschen, sondern auch mit ihren lateinischen Namen nach Linné benannt, genau angesehen und nach ihren Kennzeichen beschrieben, mit öfterer Vorsagung und Nachsprechung. Auch der ökonomische und ärztliche Nutzen der Pflanzen wurde kürzlich angegeben. Dabei wandte sich S. bald an dieses, bald an jenes Kind mit traulichem Vaterton: „Nun wirst Du mir's wohl sagen können, lieber Wilhelm! Ich seh's Dir an." — „Du siehst so vergnügt aus, Eduard, Du kannst am Ende uns Alles wieder sagen, Namen, Kennzeichen und Nutzen." — Man muß S. bei solchem Kinder-Unterricht sehen, sein schlichtes Wesen voll eben so viel ernster Würde, als väterlicher Zutraulichkeit, nur dann und wann sich erheiternd mit gehaltenem Lächeln. Die Kinder hingen an ihm nicht nur mit ihren Augen, sondern auch mit ihrem Herzen; das fühlte ich bei manchem Kindesblick und Kindeswesen.

Nach geendigtem Unterricht fragte mich Salzmann, ob ich mich auch schon mit der Pflanzenkunde beschäftigt hätte? Ich antwortete: „Leider nicht; aber sie ist mir nach einer allgemeinen Ansicht sehr interessant." — „Nach welcher allgemeinen Ansicht?" — „Ich sehe das Pflanzenreich als ein Reich schöner Bildungen an, die dadurch etwas besonders Anziehendes haben, daß sie voll unbewußten, und doch göttlichen Lebens sind. Welch eine unendliche Mannigfaltigkeit von schönen Formen in Blättern und Blumen, und in der ganzen Darstellung der Pflanzen, groß und klein! nichts von ihren Farben zu sagen." — „Scheint das Pflanzenreich Ihnen lauter schöne Formen zu haben? auch bei allen Disteln und Dornen? bei der Zwerg-Tanne, den Steinflechten u. s. w.?" — „Ja, jede Pflanze stellt sich nach einem eigenen Typus frei und vollendet dar. Distel und Dorn sind Wehrpflanzen, und stehen in ihrer Natur so arglos da, daß sie dem menschlichen Wehrstande zum Muster dienen können. Sie greifen unangegriffen nicht an. Die Zwerg-Tanne höherer Gebirge wächst mit bescheidener, unverdrossener Natur unter dem Druck einer ungünstigen Luft, so gut sie kann, und mag eine Ermunterung für Unglückliche seyn. Die Steinflechte kriecht und klebt sich auf Steine, die erste bestimmte Erhebung des Pflanzenreichs über das Steinreich verkündend. Alles spricht zum lebendigen Sinne." — „Solche Gedankenspiele sind nicht übel. Aber Sie sind von der Schönheit der Formen abgesprungen, und reden, so zu sagen, von dem Geist der Pflanzen." — „Ja, ich schweifte ab. Sie sehen daraus, daß ich keine Pflanzenkunde, ein wenig allgemeine Kenntniß abgerechnet, besitze." — „Die botanische Kenntniß sollte wohl der ästhetischen oder poetischen Ansicht der Pflanzen voran gehen, sie würde ihr wenigstens nicht schaden." — „Gewiß nicht. Und doch — darf ich es sagen?" — „Reden Sie nur!" — „Die bloße botanische Kenntniß scheint mir Gelehrsamkeit ohne Geist, der bloßen grammatischen Kenntniß einer schönen Sprache gleich. Die genaue Beschreibung der Theile einer Pflanze, und nichts weiter, ist, dünkt mich, der Zergliederung einer Schönheit ähnlich, wobei die Schönheit selbst nicht empfunden wird. Den ökonomischen und ärztlichen Nutzen ehre ich nach Gebühr; aber ich vergesse ihn, wenn ich die göttliche Natur selbst in ihren Pflanzenbildungen voll mannigfachster Schönheit betrachten und empfinden will." — Salzmann lächelte und sprach dann: „Der Sinn, womit Sie das Pflanzenreich ansehen, ist der Kindheit und früheren Jugend nicht eigen. Ich befürchte nicht, daß mein ordentlicher botanischer Unterricht ihn hindern wird, in der Folge da zu erwachen, wo er jetzt noch schlummert; und wo es nicht geschehen sollte, da mag die Pflanzenkunde bloß als nützliche Kenntniß für das allgemeine Leben genügen."

Es befremdete mich, daß schon den jüngsten Zöglingen auch der lateinische oder griechisch-lateinische Name der Pflanzen nach der Linnéischen Terminologie zum Nachsagen und Behalten vorgesagt wurde. Ihre jungen Sprachwerkzeuge kamen dabei nicht selten in's Gedränge, und es schien mir unkindlich, wenn sie, ohne eigentlichen Wort-Verstand, Namen nachsprachen, wie Gentiana centaureum (Tausendgüldenkraut), Onopordon acanthium (Krebsdistel), Leontodon taraxacum (Löwenzahn) u. a. m. Ich äußerte mich darüber auch gegen S., und meinte: daß es mit solchen schweren, barbarischen Namen wohl noch etwas Zeit hätte; aber S. erklärte sich sehr bestimmt für die frühe, unaufgeschobene Beibringung derselben. „Kinder, die sie von Anfang an lernen", sagte er, „behalten sie am gewissesten, und sie sind zur allgemeinen Verständigung in der Botanik nothwendig. Mancher meiner Zöglinge könnte in der Folge wohl ein tüchtiger Botaniker werden."

Merkwürdig war mir ein weiblicher Unterricht in der Naturgeschichte. Die Frau Professorin Lenz, Salzmann's Tochter, gab ihn den älteren Zöglingen. Ein sächsischer Geheime-Rath wohnte ihm mit mir in

einer Stunde bei; wir setzten uns der Frau Professorin zur Rechten und Linken. Vor ihr lag ein Hase und ein Rebhuhn auf dem Tische. Sie lehrte mit großer Geläufigkeit und mit ziemlich starker Stimme. Sie kannte ihre Thiere in aller Rücksicht, und wandte sich bei ihren Erklärungen zuweilen an den Herrn Geheime-Rath; dieser, vermuthlich ein Liebhaber der Jagd, sagte das eine und andere kurz und mit feiner Art. Auch die jagdrechten Ausdrücke, als: Löffel, Blume, Schweiß u. s. w. wurden nicht vergessen. Madam L. gab auch die Begattungs-Art der vorliegenden Thiere an, mit der natürlichsten Unbefangenheit. Meine Empfindungs-Art war hierbei weniger natürlich. Ich vermißte das, was mir schöne Weiblichkeit scheint, und konnte nicht einmal lächeln. Um den Mund des Herrn Geheime-Raths schwebte ein Lächeln, welches sehr bald mit Besonnenheit vertrieben wurde. Noch nie hatte ich eine Frau auf ordentlichem Lehrstuhle gesehen. Frauen als Mütter auf ihrem Hausstuhle, ein Kind oder mehrere am Schooße oder um sich her, habe ich oft gesehen, im Sprechen, Liebkosen und Warnen mütterlich lehrend, oder auch in mancherlei Anfangs-Unterricht. Dieses scheint mir am weiblichsten und schönsten. Doch, auch Erzieherinnen in Töchter-Schulen können, ohne die weibliche Natur und schöne Weiblichkeit zu verletzen, lehren und bilden, als Stellvertreterinnen der Mütter; aber eine Frau oder Jungfrau auf ordentlichem Lehrstuhle vor Knaben oder Jünglingen wird mir nie der weiblichen Natur und schönen Weiblichkeit angemessen scheinen. Auf unsern Schulen und Universitäten möchte auch schwerlich ein weiblicher Lehrer oder eine Frau Doktorin angestellt werden. Eine Frau, männliche Gelehrsamkeit besitzend und übend, wird mir immer so vorkommen, als wenn eine Grazie in Kuriersstiefeln einher schritte.

Ich war auch Zuschauer einiger *gymnastischen Uebungen*, unter der Leitung des Herrn GutsMuths. Sie bestanden in Springen, Balanciren und Klettern verschiedener Art. Es war ein sehr munteres Schauspiel, und ich konnte kaum der Versuchung widerstehen, Theil daran zu nehmen. In den meisten Uebungen wäre ich, wie ich glaube, nicht schlecht bestanden; denn sie waren mir nicht fremd. Ehe ich noch wußte, was Gymnastik sey, lernte ich mit den Dorfjungen meines Geburts-Ortes springen, auf horizontalen Bäumen und Stangen gehen und laufen, und auf zackige und zackenlose Bäume klettern, mehr als meinen Eltern lieb war.

Mit besonderem Vergnügen sah ich die Gärten, welche die Zöglinge sich selbst nach und nach urbar machen und einrichten. Mit herzlicher Lust beschäftigen sie sich im Frühjahr und Sommer täglich eine Stunde lang mit Karre, Spaden, Hacke, Schaufel und Harke, und mit der übrigen Gartenpflege. Da gab es allerlei Blumen, Kräuter, Gemüse, Büsche und Bäume, so daß hier Alles zusammen war, Zier-, Pflanzen-, Küchen- und Obst-Gärtnerei. Es herrscht hier immer lehrreiche und nützliche Thätigkeit, und also nicht bloß Unterricht, sondern auch Erziehung mit immer wachsamer und angemessener Sorge. — Die militairische Ordnung in manchen äußerlichen Dingen gefiel mir nicht, sie schien mir zu scharfeckig; könnte nicht Ordnung mit schönerer Rundung statt finden?

(Der Schluß dieser Bruchstücke folgt nächstens.)

Der Stolz und Streit der Mimiker ist alt!

Unter den römischen Mimikern galt Pylades als einer der ersten: er war aber auch so eingebildet darauf, wie nur ein Schauspieler auf sein Talent seyn kann. Unter Anderem behauptete er einst: „Es giebt nur drei große Männer in der Welt: Virgil, Augustus und ich!“ — Ein anderes Mal sagte er zum Kaiser: „Wir belustigen das müßige Volk und beruhigen ihre Herzen, die sich in der Einsamkeit nur mit üblen Gedanken quälen, welche sie an geheimen Orten sich endlich vertrauen würden. Herren der Welt, belustigt die Menge! Es ist das leichteste Mittel, sie ihr Interesse vergessen zu machen und dafür zu sorgen, daß sie sich nicht mit dem Eurigen beschäftigen!“ — Einst gab Pylades den wüthenden Herkules. Sein Tanz hatte einiges Gemurr unter den Zuschauern erregt. „Tolle!“ rief er ihnen zu: „seht Ihr nicht, daß ich einen Tollen darstelle, noch toller wie Ihr?“ — Ein herrschendes Volk hört eben so ungern die Wahrheit, wie ein herrschender Fürst; die Römer fingen von dieser Zeit an, gegen ihn zu kabaliren, und ihm Hylas, einen jungen talentvollen Nebenbuhler, zur Seite zu stellen und nach und nach sogar vor zu ziehen. Es kam bald zum förmlichen Wettkampf und die Rolle des „Agamemnon“ sollte entscheiden: welcher von beiden Künstlern den Vorrang habe. Hylas strengte alle Kräfte an, sein hoher Wuchs begünstigte ihn noch mehr, und sein Beifall war so glänzend, daß Alle riefen: „Hylas spielt göttlich!“ — Jetzt trat Pylades auf. Seine Gestalt war nicht die des Hylas, aber seine Geberde edler, stolzer; seine Pantomime ließ es fühlen, daß bessere Kenntniß, tiefere Kritik ihn leite; kurz, sein Triumph war so vollkommen, daß sogar die feindlich gesonnene Menge gestehen mußte: „Pylades sey dennoch unübertrefflich!“ — Nach dem empfangenen Weihrauch sagte Pylades zu Hylas: „Jüngling, wir hatten Beide den König der Könige dar zu stellen; Du gabst ihn *lang*, ich *groß*!“ — Auch war Pylades der Erste, der sich zum Tanz nicht mehr selbst mit Gesang begleitete, wie die Histrionen es bis dahin thaten, sondern sich von einem Orchester (Spiel und Gesang) begleiten ließ. A. *Münde*.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Teplitz. Seit einer Reihe von Jahren ist die Straße von Dresden nach Teplitz über den Geyersberg verlassen, und dafür ausschließend die über Nollendorf angelegte Chaussee befahren worden. Jetzt aber soll wiederum eine kürzere Straße durch das Kretscher-Thal über Altenberg angelegt und binnen drei Jahren beendigt werden. Wenn nun von dieser Seite für das Fortkommen der Bade-Reisenden und sonstiger Besuchenden des Böhmerlandes gesorgt ist, so wäre wohl zu wünschen, daß auch hinsichtlich der Paß-Angelegenheit eine den Reisenden günstigere Einrichtung getroffen würde, damit sie nicht durch späte Erlangung des Visa's, nach dreizehnstündiger Schlafzeit der damit beauftragten Gesandtschaft, über die Gebühr aufgehalten würden. — Das freundliche Städtchen Teplitz erweitert und verschönert sich alljährlich. Nicht nur wird für heitere Ansicht der bestehenden Gebäude durch Abputzen derselben gesorgt, sondern es werden deren auch mehrere neue an günstigen Stellen erbauet. Das vorzüglichste unter den kürzlich vollendeten ist das „deutsche Haus", welches in gutem angemessenen Styl an der nach Schönau führenden Straße aufgerichtet worden ist. Auch für die Unterhaltung des Schloßgartens, so wie der übrigen schönen Gärten der Umgegend, wird gehörig Sorge getragen. Dux, der einstige Sitz des großen Friedlands, hat durch die Sorgfalt des jetzigen Grafen von Wallenstein das freundlichste Ansehen wieder gewonnen. Auf röthlichem Kieß wandelt man trockenen Fußes und leichten Ganges unter den hohen Eichen des Parks, durch deren Zweige das neubemalte Schloß hell durchscheint. Dieses, neuerlich einfach, aber geschmackvoll ausmöblirt, hat noch seinen Ahnen-Saal auf zu weisen — worinnen der Maler Reinert die Thaten mehrerer Grafen Wallenstein historisch geschildert hat — und die großentheils aus Copieen bestehende Gemälde-Sammlung, in welcher das Brustbild des berühmtesten Ahnen des Hauses, von einem Meister aus italienischer Schule gefertigt, einen bedeutenden Platz einnimmt. Im Erdgeschoß befindet sich die geschmackvoll eingerichtete und verzierte Waffenkammer, wo Friedlands alte Waffen neben des jetzigen Besitzers Jagd-Flinten ruhen, und wo in einem Wandschranke neben dem Spieße — angeblich demselben, der, von mörderischer Hand geführt, in Eger des Herzogs Leben endete — des Sandwirths Hofer schlichtes Feldzeichen, ein Busch von Gemsen-Haar mit Pfauen-Feder, friedlich aufgestellt ist. In geräumigen Zimmern folgen dann, nett geordnet, eine Porzellan-Sammlung, eine Kunstkammer, ein Naturalien-Kabinet und eine Bibliothek von angeblich 24,000 Bänden, welche Gegenstände alle früher zerstreut lagen, und erst seit wenigen Jahren in erfreuliche Ordnung gebracht worden sind. — Vorzüglich besucht von den Teplitzer Badegästen werden immer noch an bestimmten Tagen die zahmen Hirsche zu Doppelburg, und die Rosenburg in der Graupner Hohlgasse. Zu näheren Spaziergängen gehören insbesondere der wildverwachsene Turner Garten und der Schloßberg mit seiner schönen Aussicht. — Teplitz war in diesem Jahre, der üblen Witterung wegen, bisher ziemlich unbelebt geblieben, allein mit der Mitte des Juli-Monats hat sich die Zahl der Gäste bedeutend vermehrt, und sowohl Quartiere als Bäder sind stark besetzt. M.

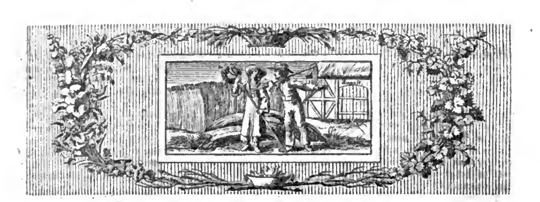
Aus der Schweiz. Der literarische Verein (cercle littéraire) in Lausanne hat beschlossen, künftig Preisfragen über wissenschaftliche und literarische Gegenstände aus zu schreiben, und die ersten, deren Beantwortung bis zum 1sten März 1822 eintreffen soll, sind: 1) eine historische Denkschrift auf den Doktor Tissot, mit einer beurtheilenden Uebersicht seiner Schriften; 2) der Plan für die Errichtung einer wohlthätigen Anstalt, welche den, aus den Zucht- und Gefängniß-Häusern des Cantons entlassenen Personen für die erste Zeit, in der es ihnen schwer ist, ein Unterkommen zu finden, Arbeit und Unterhalt gewähren würde. Der gewünschte Plan muß zeigen: wie die nöthigen Gelder am ehesten zu erhalten, das Verwaltungs-Personal am besten zu ordnen, und durch welche Einrichtungen der Zweck der Anstalt am sichersten erreicht werden könne. Die dritte Aufgabe fragt: Worin besteht, hinsichtlich eines kleinen Freistaats, das, was man Gemeingeist (esprit public) nennt? An welchen Kennzeichen wird sein Daseyn, seine Beschaffenheit, und die Stufe, die er erreicht hat, wahrgenommen? Welche Hindernisse hemmen seine Bildung und sein Fortschreiten? Wodurch können diese Hindernisse gehoben oder beseitigt werden? — Hr. Doktor Verdeil, der Jüngere, hat der naturforschenden Gesellschaft in Lausanne eine merkwürdige Beobachtung über die Wirkungen der Jodin-Tinktur bei einem jungen kröpfigen Hunde, der alle Symptome des Kretinismus an sich trug, mitgetheilt. Kropf und Kretinismus verschwanden bei der Anwendung des kräftigen Heilmittels und ohne nachtheilige Nebenwirkungen gänzlich. Wer diese schreckliche Krankheit kennt, in der Schweiz, Tyrol und andern Gebirgsländern die mißgestalteten Geschöpfe gesehen hat, welche eben so sehr Grausen und Abscheu, als Mitleid erregen, und bloß durch ihre Geburt dem menschlichen Geschlecht an zu gehören scheinen, muß wünschen, daß dies Mittel auch bei Menschen anwendbar und wirksam seyn möge. — In der „Bibliotheque universelle" theilt der Dr. Coindet in Genf, welcher im letzten Sommer gleichfalls, und zwar zuerst, die Jodine gegen die Kröpfe empfohlen hatte, die Ergebnisse der bisherigen Erfahrungen mit, und empfiehlt Vorsicht in der Anwendung dieses kräftigen Heilmittels. Auch erzählt er Fälle, wo die unvorsichtige oder unpassende Anwendung Schaden anrichtete, und er schließt seine Erörterungen mit den Worten: „Ich widerrathe Jedermann, das Mittel, ohne den Rath und die Vorschrift des Arztes, zu gebrauchen, und die Aerzte bitte ich, dasselbe nur bei solchen Kranken an zu wenden, welche sie täglich beobachten können, es nicht in zu starken Dosen zu geben, und damit inne zu halten, so oft die Wirkungen desselben die Unterbrechung der Anwendung nur irgend heischen; besonders aber dies Mittel weder bei Brustkranken und Schwangern, noch bei Personen an zu wenden, die Anlage zur Auszehrung haben, oder sonst von schwächlicher Gesundheit sind." — W —.

Ein Hr. Ménage, der, ohne Dichter zu seyn, Verse in verschiedenen Sprachen machte, sollte nicht in der Pariser Akademie aufgenommen werden, weil er eine Art Satyre dagegen geschrieben, unter dem Titel: „Bittschrift der Dictionnaire" (auf das „Dictionnaire de l'academie"). Montmaur meinte indeß einmal: „Gerade deshalb müßte man ihn zur Mitgliedschaft der Akademie verurtheilen, so wie man einen Menschen, der ein Mädchen verunehrt hat, verurtheilt, es zu heirathen." (Courier d. spect.)

Im Theater „Variétés" macht jetzt eine Mad. Madiuff großes Glück mit ihren Debüt-Rollen, die sie durch eine unendbare Garderobe möglichst zu verlängern sucht. So z. B. zeigte sie in drei auf einander folgenden Vorstellungen neun verschiedene Anzüge: „Angeline" 4; „Duell und Frühstück" 3; „Schweizer-Milchmädchen" 2; ohne drei Cachemire, zwei Schleier, zwei Kämme und andere Neben-Attribute zu erwähnen. Desto armseliger ist leider ihr Mienenspiel; es hat nur einen einzigen Anzug, der zu allen Vorstellungen passen muß, traurig und lustig: es ist ein — stetes Lachen! (Cour. d. spect.)

Die Liberalen klagen über die Gegenwart der Gensdarmen bei allen öffentlichen Gelegenheiten. Was würden sie zu folgendem offiziellen Artikel sagen: „London. Mehrere der berüchtigsten Boxer sind angewiesen, bei der Krönung gegenwärtig zu seyn. Sie werden unter dem Befehl des berühmten Jackson stehen, und an den Hauptthüren der Westminster-Abtei die Menschen-Menge zurück drängen, um das Eingehen der mit Billets versehenen Personen zu sichern!" (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 11. August. 128stes Blatt.

St. Thomas.

(Bericht eines Augenzeugen.)

Die Insel St. Thomas liegt in 64°, 46′ westlicher Länge von Greenwich und 18°, 18′ nördlicher Breite, gehört zu den Jungfrauen-Inseln und den kleinen Antillen in Westindien, und steht unter dänischer Herrschaft. Ihr Hafen ist ein Freihafen und der Haupt-Stavelplatz des Handels mit dem spanischen Süd-Amerika, nach Havannah und Kingstown. Die Stadt heißt Charlotte Amalia, und zählt etwa 3 bis 4000 Einwohner, worunter 5 oder 600 Weiße. Der Plantagen giebt es siebenzehn. — Die Insel ist etwa drei deutsche Meilen lang und dreiviertel, auch wohl eine Meile breit. Der Hafen, vorzüglich schön, kann 500 Schiffe fassen. Die Stadt hat drei Kirchen: eine katholische, eine lutherische und eine reformirte. Das Fort Christian — ein viereckiges kleines, mit etwa 20 Kanonen besetztes, von Stein erbautes Fort, ohne Wassergraben — nebst einer am Ausgang des Hafens belegenen Batterie von einigen Kanonen, vertheidigen denselben; auch eine Kriegsbrig von 18 Kanonen dient dazu. — Das Militair besteht aus etwa 200 Mann Infanterie und einigen Artilleristen. Kommandant ist der Obristlieutenant von Holten. Außerdem ist jeder wehrhafte Weiße zur Bürger-Garde verpflichtet, die etwa 400 Mann stark seyn kann; die Pflanzer bilden die Cavallerie.

Die vorzüglichsten Sprachen, welche geredet werden, sind spanisch, englisch, französich und deutsch; letzteres nur wenig. Außerdem ist die Landessprache kreolisch, welches ein Mischmasch von allen Gattungen ist, und von Negern und Farbigen gesprochen wird. — Die Einwohner bestehen aus Spaniern, Franzosen, Engländern, Dänen, Deutschen u. s. w. von den Blanken (so nennt man die Europäer); ferner aus Farbigen aller Gattungen und Sprachen, als: Mestizen, Quaternen, Mulatten, Sambres, Neger u. s. w. — Die Bedürfnisse der Insel kommen sämmtlich, was Lebensmittel anbetrifft, von Portoriko; Mehl und Obst von Amerika. — Das Getränk ist Regenwasser, welches in Cisternen aufgefangen wird. Außerdem trinkt man Madeira, rothen Wein mit Wasser, Rum oder Genever mit Wasser; Mixtier, bestehend aus Porter, Wasser, Syrup und Muskat-Nuß; Sengry, von Madeira, Wasser, Syrup und Muskat-Nuß; Limonade, Porter und dänisches Bier, Kaffee, Thee und Chocolade. — Von Brod giebt es nur eine Sorte, die überall gegessen wird, eine Art Weißbrod vom feinsten weißen Mehl. Von Früchten hat man Ananas, süße, saure und bittere Orangen, Limonien, Kokosnüsse, Melonen, Zwiebeln, Bananen u. s. w. und daneben auch ziemlich alle europäischen Lebensmittel.

Der Boden der Insel besteht aus Felsen, die mit fettem Lehm und Mergel dünn überdeckt sind, und einen fruchtbaren Boden bilden. Es wird Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle und Indigo gebaut, doch am meisten ersteres. — Die Gebirge sind von beträchtlicher Höhe; die höchsten haben etwa 1800 bis 2000 Fuß. Sie sind mehrentheils, so wie die ganze Insel, mit kleinem dünnen Buschwerk bewachsen, welches im allen

Jahreszeiten seine hellgrüne Farbe behält. — Die Häuser sind leicht von Holzwerk aufgeführt, ohngefähr wie unsere Jahrmarkts-Buden, und entweder mit Schindeln gedeckt oder sie haben flache Dächer, letztere findet man jedoch selten. Statt der Fenster hat man Luken; Abtritte giebt es nicht. Die Wohnungen in St. Thomas sind äußerst schmutzig und unreinlich, dabei auch sehr klein. Ganze Familien behelfen sich mit einer Stube und einer Kammer, wovon jedes höchstens 8 Fuß lang und breit ist. Es giebt Häuser, die so leicht gebaut sind, daß zwei Männer sie füglich auf einer Tragbahre wegtragen könnten.

Die weißen Frauenzimmer sind fast alle verschlossen unter ihren Sklavinnen und kommen beinahe gar nicht in's Freie. Sie sehen wie die gelben Wachspuppen aus, eben so fahl und steif, und sind ohne Manieren. Um die Wirthschaft bekümmern sie sich nicht; sie verstehen nur, sich zu putzen. Die couleurten Frauenzimmer sind, höchstens einige wenige Mestizinnen ausgenommen, alle garstig und widerlich, schmutzig und stinken, daß man sie schon auf hundert Schritt riechen kann. Ihre Affen-Gestalt und ein widerliches Benehmen machen sie noch unleidlicher. Fast Alle sitzen voll Ungeziefer, welches sie sich einander öffentlich auf den Straßen, Eine der Andern mit dem Kopf in den Schooß liegend, freundschaftlichst absuchen. Die Kinder gehen fast Alle nackend.

Amüsements giebt es durchaus nicht, in keiner Art. Alles sucht nur so schnell wie möglich Geld zusammen zu scharren; dabei sind Allen die Mittel gleich und die verschiedenen Nationen, die St. Thomas bewohnen, leben, außer ihren etwaigen Handelsgeschäften, unter einander in keiner Verbindung; jede hat sogar ihre Gesellschafts-Oerter für sich.

Die Spanier habe ich nicht genug kennen lernen, um sie etwas beurtheilen zu können; sie leben sehr häuslich und scheinen gute und solide Leute zu seyn, die dabei Bildung besitzen. Die Franzosen haben auch hier den liebenswürdigen Charakter und die gefällige Bildung, welche diese Nation so vorzüglich vor andern Nationen auszeichnet. Die Engländer sind sich hier auch völlig gleich: steif, ohne Talent für den Umgang und grob; jedoch halten sie sehr unter sich zusammen, sind dienstfertig und Leute von Wort. Die Deutschen und Dänen sind hier wie die Nationen zu betrachten, wo immer ein Spitzbube über dem andern ist. Sie helfen und dienen sich nicht; im Gegentheil suchen sie von den Verlegenheiten ihrer eigenen Landsleute so viel Nutzen zu ziehen, als möglich. In ihren Gesellschaften herrscht ein roher, plumper Ton, von einer kleinstädtischen Neugierde und Klatschhaftigkeit begleitet. Einige wenige würdige Kaufleute (so namentlich der Kaufmann Eckardt) machen jedoch eine sehr rühmliche Ausnahme. — Der Sammelplatz der beiden letzterwähnten Nationen ist das Kaffeehaus der Baronesse von Schaumburg. Hier geben die Schiffs-Capitains von der deutschen Zunge, namentlich Hamburger, Altonaer, Bremer und Dänen, den Ton an, und sind dort gewichtige Männer. Sie spielen hier auf eine vornehme Art ihr hei lo geck gim bei einem Glase Grock oder Punsch, oder eine Partie Billard. Sie brüsten sich dabei nicht wenig, wenn der schwarze Marqueur oder die schwarze Servante frägt: was der Sir befehlen oder was dem Gentleman gefällig sey? — Die Kaufleute leben dagegen sehr eingezogen und kommen wenig aus ihren Häusern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wer will damit sich noch auszeichnen?

Der katholische Wunder-Doktor, Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, erinnert daran, daß er es doch in keiner Hinsicht seinen, schon längst dahin geschiedenen Collegen im Wunder-Handwerk gleich thun wird. Um dies zu erweisen, geben wir hier einige

Erzählungen aus Legenden.

Der heilige Aloysius war, ehe er heilig geworden, ein ehrlicher Hufschmidt. Jetzt ist er bekanntlich der Schutzpatron dieses Gewerbes. Einst wurde ihm ein Pferd, das einen Huf verloren hatte, vor die Schmiede gebracht. Es regnete in Strömen. Aloysius, der nicht gern naß werden wollte, besann sich kurz, hieb den Pferdefuß ab, brachte ihn vor die brennende Esse, beschlug ihn, trug ihn mit dem Hufe hinaus und setzte ihn wieder an, ohne daß Pferd oder Reiter das geringste von Allem diesen gemerkt hätten.

Der selig gesprochene Petrus Prädicator saß Beichte. Ein junger Mensch findet sich bei ihm ein. „Ich habe", sagte er, „meiner Mutter einen Fußstoß versetzt." — „Dies verdiente", sprach der Halbheilige, „daß der schuldige Fuß abgehauen würde." — Was that der reuige Sohn? Er faßt ein Hackemesser, haut sich den rechten Fuß ab, und bricht dann vor Schmerz in lautes Geschrei aus. Die Mutter kommt dazu, erfährt, was geschehen, erzählt es ihren Gevatterinnen, und diese machen sich mit der Mutter und dem Einfüßigen nach dem Kloster. Hier wird der gute Petrus von allen Seiten wegen der zu strengen Buße bestürmt, aber bald kniefällig verehrt: denn mit drei Worten und in drei Sekunden setzt er den abgehauenen Fuß wieder an, und der Junge ging, mir nichts dir nichts, auf gesunden Füßen nach Hause.

Der heilige Petrus von Luxemburg, erzählt die Legende, befand sich zu Avignon, als von der Thurmspitze ein Knabe, der Nester ausnehmen wollte, herab stürzte, und sich Arme, Beine und den Kopf dergestalt zerschmetterte, daß die Theile einzeln umher lagen. Der Vater sammelte sie, trug sie zu dem Heiligen, und

dieser setzte den Körper wieder zusammen, betete darüber, und brachte es durch seine Wunderkraft dahin, daß der Knabe lebendig, frisch und gesund von ihm ging, und am folgenden Tage wieder Vögelnester ausnehmen konnte.

Der heilige Inquisitor Dominicus steht dem heiligen Petrus von Luxemburg so wenig nach, daß er, statt eines Wunders dieser Art, mit zweien aufgetreten ist. Ein Cardinals-Verwandter ritt neben einem unabsehbaren Abgrund, stürzte hinein und wurde mit dem Pferde zermalmt und zerschmettert. Dominicus besuchte den Cardinal. Anstatt ihn mit Worten zu trösten, begab er sich mit ihm nach der Stelle, rief den jungen Mann aus dem Abgrunde hervor, in's Leben zurück; und führte ihn ohne Narbe und Beule in die verwandtlichen Arme. Ob er das Pferd auch wieder lebendig gemacht, wird nicht gesagt. Aber das Wunder steht in der heiligen Sixtus-Kirche zu Rom, schön gemalt.

Das zweite Auferstehungs-Werk ist nicht minder wunderbar, obschon nur ein armer Maurer die Hauptperson war. Ein altes Gebäude soll abgebrochen werden, und stürzt auf den Maurer ein. Die untröstliche Wittwe eilt nicht zum Wund-, sondern zum Wunder-Arzt, zum heiligen Dominicus. — „Bringt mir den zerquetschten Leichnam!“ sagt der heilige Inquisitor, „ich will ihn inquiriren.“ Er wird vor ihn hingelegt. Dominicus murmelte ein Gebet, der Maurer schüttelte sich, trat auf, und ging, nachdem er höflich gedankt hatte, wieder an die Arbeit.

Albertus Magnus erzählt von einem kleinen unscheinbaren Mönch, der eine solche Fertigkeit im Wundermachen erreicht hatte, daß er ihrer drei bis vier in einem Athem verrichtete, bis ihm das Geschäft endlich von seinem Prior untersagt werden mußte. Dem Gelübde des Gehorsams treu, that sich der kleine Mönch alle Gewalt an und enthielt sich des Zeitvertreibes. Aber einmal kribbelte es ihm in den Fingerspitzen. Er war nämlich in dem Augenblick, als ein Decker eben vom Dache stürzte, dazu gekommen. Soll er das Gelübde halten? soll er den Mann retten? In der Ungewißheit ruft er ihm zu, und befiehlt: er solle so lange in der Luft bleiben, bis er wieder komme; eilt nun zum Prior, frägt ihn, was zu thun, und schließt damit, daß er und der schwebende Maurer seine Befehle erwarten. Der Prior ertheilt ihm, des ohne Erlaubniß angefangenen Wunders wegen, die Absolution, und erlaubt ihm, es zu vollenden, doch solle er es kein zweites Mal thun. Jetzt schickte der Mönch den in der Luft stationairen Decker wieder auf's Dach zurück.

Nach solchen Vorgängen möchten wir wohlmeinend Jedem rathen, das Wunderthun zu unterlassen, wenn er nicht, bei dem auffallenden Mangel an Staunen, empfinden will: daß darin schon viel zu viel geleistet ist!! —

T. L. Secha.

Bemerkungen über J. J. Rousseau.

Wie menschenfeindlich auch Rousseau war, so sehr er sich von lauter Feinden umgeben glaubte, so hat man ihn zwar über Viele sich beschweren, aber Keinem Böses nachreden hören. — Er sprach selten von seinen Werken, und fing nie zuerst an, davon zu reden. — Seine Augen waren lebhaft und feurig, obschon sie etwas tief im Kopfe lagen; er ging mit vorwärts gesenktem Haupte, hielt immer einen langen Knotenstock in der Hand, war nicht groß, nicht klein, sprach wenig, immer gut und mit zurück gehaltener Lebhaftigkeit. — Einst fand ihn sein vieljähriger Freund, Hr. Corancez, auf dem Zimmer, so freudig, so lebhaft, so rasch auf und ab gehend, als nie vorher. Rousseau rief ihm bei dem Eintreten entgegen: „Sehen Sie her, dies Alles gehört mir!“ Dies Alles bestand in einer Gardinen-Bettstelle, einigen Strohstühlen, einem runden Klapptisch und einem Schreibeschrank von Nußbaumholz. — „Wie so?“ fragte ihn sein Freund; „Sie sind ja längst im Besitz dieses Hausgeräthes!“ — „Nein, erst seit gestern; gestern habe ich den letzten Rückstand dem Tapezierer abgetragen: dies Alles ist mein!“ — Einst regnete es, erzählt Hr. Corancez: ich kam vom Mont Valerien mit Rousseau zurück. Wir suchen Schutz im Boulogner Hölzchen, an der Porte Maillot unter den wilden Kastanien-Bäumen. Das Gedränge war groß; Jeder eilte, unter einen Baum zu kommen. Ein Aufwärter des Schweizerhauses bemerkt Rousseau, eilt freudig auf ihn zu: „Willkommen, guter Freund, sind Sie es doch; wir haben Sie ja so lange nicht gesehen: wo waren Sie denn die ganze Zeit?“ — „Meine Frau“, erwiederte R., „ist lange krank, ich selbst bin unwohl gewesen.“ — „So? Ey, das thut mir leid. Kommen Sie, guter Mann, kommen Sie, hier regnet es durch; ich will Ihnen ein Plätzchen im Hause auffinden!“ — Mit diesen Worten führte er uns Beide die Treppe hinauf in ein Zimmer, und versorgte uns mit Stühlen, mit Wein und Brod. Und dieser bon homme, dieser gute Freund, war — J. J. Rousseau, der Verfasser „Emils“.

C. Möllen.

Anekdote.

Der Marschall von Bassompierre gab seinem Maître d'hôtel hundert Écus zu einem stattlichen Gastmahl. Als Abends die Rechnung vorgelegt wurde und der Marschall nur 90 Écus verzeichnet fand, gab er sie ihm mit den Worten zurück: „Mache die Rechnung voll, oder ich nehme sie nicht an!“ — Der Haushofmeister eilte fort und brachte sein Papier schnell mit dem Beisatz zurück: Item 10 Écus, um die 100 voll zu machen. Hang.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

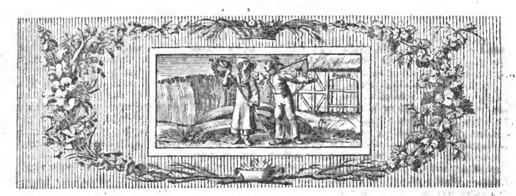
Aus Ungarn. Die Stadt Pesth verschönert und vergrößert sich fast täglich; die Donau wird von den Ufern zurück gedrängt; Marmor-Dämme, Riesen-Gebäude werden errichtet, neue Straßen angelegt. Die Architektur (nach Schlegel „gefrorne Musik") erfreut uns hier mit einem edlen, einfachen, aber eleganten heiteren Styl, keck und lustig springen die Häuser in die Höhe. Die Kegel-Façaden, die schnörkelnden Verzierungen und die beengenden Steinhauereien an den Fenstern und Thüren der äußeren Ansicht haben einem freien, freundlichen, großartigen Ausdruck von einfacher Verzierung Platz gemacht. Wo Sie hier gehen, wird eingerissen, neu gebaut, vergrößert, verschönert, und mit Recht werden Sie fragen: wie ist das möglich bei dem allgemeinen Jammern über ungeheuern Geldmangel, bei dem Siechen des Handelstandes und dem Darniederliegen aller Gewerbe? Doch rathe ich Ihnen, nicht oft an den Häusern empor zu schauen, sonst stolpern Sie alle Augenblicke über einen Stein des Anstoßes; denn ein solches schlechtes Pflaster finden Sie selten. Sie können nicht zwei Schritte gehen, ohne an zu stoßen; ja ich rathe jeder Stadt, ihre Pflastertreter hierher zu schicken, denn hier werden sie in acht Tagen von ihrer Sucht geheilt. — Das majestätische Theater-Gebäude steht unvollendet da, und nicht nur von außen: denn auch die innere Beschaffenheit dieses Musen-Tempels will nicht zur Vollkommenheit empor steigen; die Direktion thut zwar viel, allein es reicht nicht hin. Es stehen mitunter Männer an der Spitze, die in jeder Hinsicht die Leitung verstehen, voll Kenntniß und Einsicht sind, die auch durchsetzen könnten, wenn nur sie allein die executive Gewalt hätten; aber daneben hat man Leute, allerdings brave, geschätzte Männer, die aber in diesem Elemente fremd sind, das Theater-Wesen an Elle und Pfund messen und wägen, und das rasche Treiben der Verständigen hemmen. Natürlich zerfällt es in Kleinlichkeiten; der Eifer, der Muth der Besseren und Einsichtsvolleren erlischt, und die Folge ist gänzliche Auflösung. Je weniger Herrscher, desto besser! — wie eine wohlpolizirte Monarchie die beste Regierung überhaupt, so ist sie es auch bei dem Theater: je mehr Häupter, desto zerfallener der Körper. Der Eine protegirt Diesen, der Andere Jenen, und immer ist Zwietracht und Hader. „Während die Hirten nun consultiren, gehen die Lämmerchen rings spazieren." — Aus unserer Bühne könnte noch was werden, aber sie müßte erst eine große Reinigung erdulden, eine Ausmerzung der Hälfte; wir sind überladen, wir haben eine Menge, ohne viel zu haben. Wozu sechs Liebhaberinnen? (Enders, Pleschke, Pellet, Zellesbuder, Melchior und Giuliani.) Wenn sie auch Alle vortrefflich wären, so ist dennoch zu sagen: das Theater kann sie nicht unterhalten. Zwei dafür, aber comme il faut, das ist das Wahre! Wir haben keinen ersten Helden, keine erste Sängerin — ey, und das sind doch die zwei Herkules-Säulen der Bühne! diese fehlen uns überall, und am hauptsächlichsten die Sängerin. Ich könnte schon ein kleines vorzügliches Truppchen, sowohl für das Schauspiel, als für die Oper, excerpiren, das viel leisten könnte, wenn es nur noch mit Einigen vermehrt würde. Z. B. für die Oper — Musik geht vor (?) — Herr Babnigg, Tenorist, eben kein Stern, doch ein Matador. Herr Gned, Bassist, mein Compliment. Hr. Wächter, Bariton, kräftig, angenehm und blühend. Hr. Demini, Hr. Treuhold, brave Sänger zweiten Ranges. Demoiſ. Harnik, gefällige, gewandte und schöne Sängerin. Demoiſ. Teyber, Altistin, valde bene. Mad. Wächter, lieblich tönende Mezza-Sopranstimme, glockenartig und sonor, graziosissima! Mad. Geyer und Mad. Ebdulka, brave Sängerinnen! (In diesen Tagen ist Mad. Becker hier, giebt Gastrollen, soll vielleicht engagirt werden; sie hat eine erstaunliche Höhe — oft bis g — a — sicher intonirt und glockenartig: ist für unser kolossales Gebäude aber viel zu schwach, kein Portament, veraltete Manieren, oft wiederkehrendes Staccato.) Für das Schauspiel excerpiren wir: Hr. Karschin und Frau, routinirtes und denkendes Helden-Paar. Hr. Grimm, oft ein herrlicher Intrigant (würde, bei Vermeidung einer gewissen Einseitigkeit, Treffliches leisten). Hr. Pellet, lebhafter, feuriger Liebhaber. Hr. Deutsch, biederer und brauchbarer Vater. Hr. Grabow, aushelfender Chevalier und Intrigant. Hr. Meister, herrlicher Komiker. Hr. Demini, vielseitig brauchbar. Hr. und Mad. Deny, Held und Heldin. Demoiſ. Enders, schöne Hoffnung. Demoiſ. Pleschke, artige Soubrette. — Wenn man diesen Wenigen noch einen kleinen guten Zusatz gäbe, und sie gehörig verwendete, hätten wir bald eine gute Bühne. Morsago.

Münster. Der Hr. Ober-Präsident von Vincke forderte in öffentlichen Blättern auf, über den im Juni sich hier gezeigten, äußerst starken Haarrauch meteorologische Bemerkungen an ihn gelangen zu lassen, deren Resultate in der Folge bekannt gemacht werden sollen. — Einer hiesigen Ex-Nonne, welche seit drei Jahren chirurgische Pfuscherei trieb (unter Anderem den Knochenfraß im Gelenke mit Aetzmitteln behandelte), ist die fernere Praxis untersagt worden. Ein erfahrner Arzt hat im „Westphälischen Anzeiger" sich ausführlicher hierüber erklärt. — Der Blas-Instrumentenmacher Kneer hat, auf den Vorschlag und nach der Zeichnung eines Liebhabers, eine verbesserte Flöte verfertigt, die sich dadurch von den gewöhnlichen Flöten unterscheidet, daß die vielen lästigen und die Form des Instruments entstellenden Klappen, bis auf zwei, wegfallen; daß dagegen zwei neue offen stehende Tonlöcher, also im Ganzen acht, angebracht sind, deren Deckung mit der größten Bequemlichkeit geschieht; daß die noch bleibenden zwei Klappen dem Auge des Zuschauers fast entzogen sind, und daß das ehemalige Mittel-, Herz- und Fußstück hier nur eines, ein Ganzes ausmacht. Man erwartet über diese Verbesserung das Urtheil der Sachkundigen. ***.

Literatur. Der öffentliche Lehrer der Staats-Wissenschaft und namentlich der Staats-Polizei, Hr. Professor Dr. Harl, zu Erlangen, längst als ein, zu St. Petersburg und Leipzig von berühmten europäischen Instituten gekrönter Preis-Schriftsteller, und als unermüdeter Literator allgemein bekannt und als solcher von unbefangenen praktischen Sachverständigen nach Verdienst gewürdigt, hat sich schon seit längerer Zeit mit „rationellen Beiträgen zur Verbesserung der Gesetzgebung" beschäftigt, wovon nunmehr der erste Band in dem Verlage einer der solidesten deutschen Buchhandlungen nächstens erscheinen wird. Um einen Begriff von der hohen Gemeinnützigkeit dieses so ganz zeitgemäßen Werkes zu geben, wird es genügen, die interessantesten Gegenstände auf zu zählen, deren Erörterung den Inhalt des ersten, bereits unter der Presse befindlichen Bandes bildet: „Grundzüge eines vollständigen und für alle kultivirten Staaten anwendbaren Polizei-Gesetzbuches"; „über die gänzliche Trennung der Polizei von der Rechtspflege und von der Finanz-Verwaltung"; „über die Nothwendigkeit einer vollständigen Organisation der gesammten Polizei, nebst einem Polizei-Organisations-Plan". — „Ueber die allgemeine Wichtigkeit der Gesetzbücher"; „über die Eigenschaften einer vollständigen und zweckmäßigen Gesetzgebung und über die Nothwendigkeit einer beständigen Gesetz-Commission mit bestimmten Sektionen" u. s. w. D.

Ein schweizerischer Arzt, Namens Allamand, war unlängst Zeuge von folgender Natur-Erscheinung: Er ward auf dem Wege von Mottiers durch ein Gewitter erreicht. Plötzlich bemerkte er, daß seine Hutkrempe mit einem feurigen Reif umgeben war, eben so sein Regenschirm an allen Theilen, wo Metall saß. Anfangs erschrack er; bald aber dreister, befühlte er die leuchtenden Stellen, und nun ward seine Hand auch davon überzogen. Er legte die Hand jetzt an die Nase und an das Ohr, roch aber nichts und hörte auch kein Knistern. Das Ganze ging ohne weitere Wirkung vorüber. Hr. Allamand behauptet: es habe die mit Elektrizität übersättigte Atmosphäre sich durch alle möglichen Ableiter der Erde mittheilen wollen, daher besonders der seidene Band seines Hutes und das Metall seines Schirmes herhalten mußten. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 13. August. 129stes Blatt.

Der Hosen-Teufel.

Die Frage: was gehört eigentlich auf die Kanzel? ist in der christlichen Welt von jeher für die Geistlichkeit selbst, wie für uns arme Laien, eine sehr wichtige Frage gewesen; wer aber soll darüber entscheiden? die Redner oder die Zuhörer? Mancher geistliche Cicero oder Demosthenes, sonderlich unserer Tage, wird der vornehmen Meinung seyn: daß Letzteren darüber gar keine Stimme zukomme, als höchstens in der Voraussetzung, daß sie Talent und Bildung genug besäßen, ihn selbst, den Unvergleichlichen, nach Würden zu bewundern. Unterdessen urtheilen Herren und Damen, Vornehme und Geringe, Gebildete und Ungebildete aus dieser Laienwelt im Stillen so lange über ihn fort, bis er, der vom Morgen her das Zenith seines theuren Ruhmes, wer weiß wie schnell, erstieg, Abendwärts vielleicht noch schneller zum Horizonte der lieben platten Muttererde wieder hinab sinkt, wo dann alles Urtheilen über ihn ziemlich überflüssig wird. — Läßt man aber, nach diesem wahren Zustande der Dinge, Beiden, den Eingeweihten wie den Nichteingeweihten, über obige Frage das Recht, zu stimmen, so wird die Entscheidung dadurch natürlicher Weise nur um so schwieriger; denn nun heißt es erst recht: Viel Köpfe, viel Sinne!

In ** schen lebte vor einiger Zeit ein Geistlicher, der sich, wie einst der trefliche Götze zu Quedlinburg am Harze, sehr eifrig mit der Naturgeschichte beschäftigte. Es konnte nicht fehlen, daß zuweilen die Ausbeute seines stillen Privat-Fleißes auch auf seine öffentlichen Vorträge Einfluß, und nach seiner eigenen, wie nach aller wirklich Aufgeklärten Meinung, einen sehr wohlthätigen Einfluß hatte. Allein ein weiser Vor-Denker seiner Gemeinde, ein haarscharf raisonnirender Müller, hatte nichts Nöthigeres zu thun, als seine Nachbarn rechts und links immer auf dergleichen weltlichen Mißbrauch der heiligen Stätte aufmerksam zu machen, und jederzeit, wenn darauf natur-historischer Unfug getrieben war, mit wichtiger Miene zu versichern: Der Pfarrer würde besser thun, „wenn er bei seinem Fache bliebe.“ — Man sieht also hieraus, wie verschieden in der lauten Mühle und in der stillen Studirstube über das eigentliche Fach des geistlichen Redners abgeurtheilt werden kann.

Wir, unseres eingeschränkten Standpunktes bewußt, sind daher um so weniger geneigt, über die aufgeworfene Frage eine entscheidende Antwort zu wagen, da wir überdem noch eine kleine Schwachheit zu bekennen haben, an welcher in unsern höchst ernsthaften Tagen wohl nur noch Wenige erkranken, die kleine Schwachheit nämlich, daß uns die launigen Reden eines Geilers von Kaisersberg, eines Pater Abraham, eines Balthasar Schupp, so wie des unnachahmlichen Yorik in ihrer Art nicht schlechter behagen, als die ernsthaften Meisterwerke eines Saurin, eines Bourdaloue, eines Flechier, eines Mosheim, und eines Spalding, Zollikofer, Reinhard in der ihrigen. Doch sind wir darum nicht gemeint, zu leugnen, was allzu klar am Tage liegt, daß jene Ersteren allerdings oft Dinge auf die

Kanzel gebracht haben, welche dahin ganz und gar nicht gehören, oder doch mindestens nicht so, wie sie darüber auf heiliger Stätte nicht selten laut wurden.

Mancher dürfte vielleicht der Meinung seyn, daß die eben genannten Männer bei uns weiseren Nachkommen weniger angestoßen haben würden, wenn sie die Gesetze des Wohlstandes sorgfältiger studirt hätten; allein man vergißt offenbar, daß von dem beliebten Wohlstande noch weit mehr gilt, was der unersetzliche Lichtenberg einmal vom Witze behauptet: daß er nämlich Verwesliches und Unverwesliches zugleich in sich vereinige. — Wenn z. B. zur Zeit der Reformation oder bald darauf ein Mann Gottes über das Sitten-Verderbniß seiner Mitlebenden sich folgendermaßen heraus ließ: „Es ist ein entsetzliches Geschlecht, das dermalige: sie h..ren, sie b.ben, sie — rauchen sogar Toback!" so meinte er wahrscheinlich damals sehr anständig zu reden, und gewiß haben es seine geliebten Zuhörer mit ihm geglaubt; was aber sagen wir heutiges Tages zu einer solchen Anständigkeit? Wir schütteln den Kopf eben so, wie zu dem zerluderten, zucht- und ehrvergessenen Hosen-Teufel unseres werthen Landsmanns, des ehemaligen General-Superintendenten der Mittelmark, des Professor Andreas Musculus, der ohngefähr auch um jene Zeit berühmt war, und wahrscheinlich in seiner ehrlichen Muttersprache ursprünglich Maus oder Mäuschen, wie der berühmte Melanchthon Schwarzerde, hieß.

Der ganze, mit diplomatischer Genauigkeit abgeschriebene Titel dieses drolligen Machwerkchens lautet buchstäblich so:

„Hosenteufel. Von zuluderten, zucht und ehrerwogenen, pluderichten Hosenteufel, vermanung und warnung. Getruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Georg Raben und Weygand Hans Erben, Anno MDLXIII."

Und zur Zierde dieses geschmackvollen Titels prangt darauf wirklich ein Teufel, begabt mit einer hornartigen Habichts-Nase, einem Ziegenbarte und zwei Paar schrecklichen Ziegenhörnern, wie nicht minder statt der Hände mit Fledermaus-Krallen versehen, und angethan endlich mit dem eigentlichen corpus delicti, mit den vom Herrn Professor Mäuschen in Anspruch genommenen Pluderhosen, denen, merkwürdig genug, an der linken Seite ein Sarraß angehangen ist, so groß und breit, daß ihn der Riese Goliath, preiswürdigen Andenkens, kaum größer und breiter gehabt haben kann.

Um die Leser über dieses bereits ziemlich selten gewordene literarische Produkt eiligst zu orientiren, müssen wir ihnen Folgendes erzählen: Zur Zeit Joachims II., also gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, herrschte in Deutschland und einigen benachbarten Ländern ein besonderer Luxus mit den Beinkleidern, die man aber damals gerade heraus Hosen nannte. Man würde es kaum glauben, wie weit sich in jenen Tagen der Aufwand, hinsichts dieser Surrogate der berühmten paradiesischen Feigenblätter, erstreckte, wenn die Sache nicht durch bewährte Geschichtschreiber, durch alle Polizei- und Kleider-Ordnungen, und durch den heiligen Eifer der Geistlichkeit, die sich, wie der eben erwähnte General-Superintendent und Professor, Herr Andreas Musculus, sogar auf den Kanzeln über ein solches Unwesen vernehmen ließ, auf das zuverlässigste bestätigt wäre.

Die Mode kam übrigens aus dem Lande vorzüglicher Käse und mittelmäßiger Epigramme, das will sagen, aus den Niederlanden, woher der größte Theil von Europa in damaliger Zeit seine feinsten wollenen Zeuge und Tücher zu nehmen pflegte. Die Finanz-Spekulation war in der That so übel nicht, und man hätte daselbst keine bessere Mode erfinden können, um den im lebhaftesten Umschwunge begriffenen Tuch- und Zeug-Fabriken den größten und schleunigsten Absatz zu verschaffen, als eben diese. Die neue Tracht bestand aber in sogenannten Pluderhosen, die vom Gürtel bis auf die Schuhe reichten, und die von eben der Art waren, wie sie die Tyroler und Schweizer am längsten beibehalten haben. Ihre Weite übertraf Alles, was nur an dieser Art Kleidungsstücken Weite heißen kann. Dabei waren sie der Länge, wie der Breite nach, aufgeschnitten und sodann in diesen Aufschnitten mit einem Futter von dünnem Zeuge überzogen, welches mit so vielen Falten zusammen gelegt war, daß zu einer einzigen solchen respektabeln Hose bis an 130 Ellen Stoff verbraucht wurden. (Der Schluß folgt.)

St. Thomas.

(Fortsetzung.)

Das Klima auf St. Thomas ist, so wie wohl in Westindien überhaupt, für einen Europäer fast unerträglich. Die Luft ist dermaßen nachtheilig für eine nördliche Constitution, daß fast die Hälfte der Ankömmlinge daselbst stirbt, und die Ueberlebenden sich nur sehr langsam daran gewöhnen. Die Hitze ist so stark, daß sie die Felsen beinahe verglaset: ein wahres Fegefeuer! Sie würde vollends unerträglich seyn, wenn nicht durch häufige Regengüsse, so wie durch die Seewinde, die Luft ein wenig abgekühlt würde. Eine Stunde nach dem Aufgang der Sonne ist es schon so heiß, daß es beschwerlich wird, aus zu gehen; ohne Sonnenschirm hält es Niemand aus. Die Nächte sind dagegen kühl und mitunter kalt. Der Himmel ist in der Regel heiter und der Wind, der stets von Osten weht, angenehm und frisch. Zuweilen plagen jedoch des Morgens dicke stinkende Nebel, die höchst ungesund sind, so wie die Regenschauer, wenn man davon durchnäßt wird; diese währen, wenn sie kommen, etwa eine halbe

Stunde und stürzen nieder, wie ein Wolkenbruch. Die Abendluft ist gefährlich, so wie der Wind, der Regen, der Nebel, die Sonne und der Mond. — Man muß des Tages sich wohl zwei bis drei Mal reine Wäsche anziehen, da sie gleich durchgeschwitzt ist; tägliches Baden wird übrigens auf St. Thomas fast unentbehrlich für die Gesundheit.

Die Matrosen und Soldaten, welche sich nicht so sehr mit ihrer Gesundheit in Acht nehmen können, sterben dort rasch hinweg. Man berechnet in St. Thomas: daß die Garnison daselbst alle zwei Jahre ausstirbt, d. h. daß von 200 Mann, die etwa dort sind und immer wieder vollzählig gemacht werden, in zwei Jahren eben so viele sterben. Sie sehen sämmtlich hager und bleich aus, und gehen zum Theil wie lebendige Leichen einher. Alle verwünschen ihr Schicksal und sehnen sich fort. Ihre Kasematten sollen feucht und ungesund seyn; ihre Löhnung ist sehr geringe, ihr Dienst dagegen nicht sehr beschwerlich. Die Meisten derselben sind dort zur Strafe hingeschickt und müssen acht Jahr dienen, ehe sie frei sind; diese Zeit überlebt aber selten Einer. Das Desertiren von dort ist so gut wie unmöglich, übrigens steht die Todesstrafe darauf. — Der Kommandant, Obristlieutenant von Holten, ist ein vortrefflicher Mann und tüchtiger Offizier; so sind auch der Capitain v. Einem und die übrigen Offiziere artige und gute Leute. Ihre Anstellung ist zum Theil nicht minder eine Art von Verweisung.

Europäische Frauenzimmer können das hiesige Klima besser vertragen, als die Männer; dagegen hat es aber einen andern nachtheiligen Einfluß auf sie, indem sie ihre Farbe gänzlich verlieren und bleich und gelbsüchtig aussehen. Hier ist die Hülfe der Kunst vergebens, die Hitze duldet keine Schminke, weder weiße noch rothe. Sie bekommen daher ein widerliches Ansehen, schrumpfen wie die Mumien zusammen, und sehen aus wie verwelkte Blumen. Daher kommt es, daß die hiesigen Männer keinen Reiz an ihnen finden, und die schmutzigen, stinkenden Negeressen und Mulattinnen ihnen vorziehen, weil diese eine frischere Haut haben und hier überhaupt gesunder sind. — Der Putz und der Aufwand in Zeug und Wäsche, den hier die Männer machen, ist außerordentlich groß, und fällt um so mehr auf, da sie durchaus keine Gelegenheit haben, bei dem schönen Geschlecht zu glänzen, es müßten denn die couleurten, schmutzigen Schönen seyn. Uebrigens kleiden sich die weißen Frauenzimmer in St. Thomas ohne allen Geschmack; sie ziehen sich dort wärmer an, wie bei uns im Winter geschieht, und dabei sind sie in der Regel unreinlich.

Die Besitzer der Plantagen auf der Insel führen ein wahres Pflanzenleben; man darf von ihnen sagen, sie vegetiren nur. — Lektüre findet man in ganz St. Thomas nicht. Niemand liest Bücher, und in keinem öffentlichen Hause findet man Zeitungen. Musik wird von einigen jungen Ankömmlingen noch hier und dort geübt. — Man wohnt in den Häusern sehr schlecht und wird noch schlechter bedient. Die Zimmer werden zuweilen in 14 Tagen nicht gereinigt; selten wird das Bette gemacht, welches übrigens nur aus einem Kopfkissen und zwei Laken besteht, die über eine Streu von Tamarinden-Blätter ausgebreitet sind, worüber ein Moskiten-Netz befestigt ist. — In den Zimmern regnet es überall durch und da die Fenster fehlen, so hat man durch die Luken, welche schlecht und plump gemacht sind, des Nachts einen fatalen Zugwind, und liegt das Zimmer an der Ostseite, kann man selbiges nie aufmachen, sondern muß beständig Licht brennen, will man sich anziehen oder schreiben. — Bei Tische ist das Tischtuch gewöhnlich schmutzig und zerrissen; Servietten sind nicht gebräuchlich. Das Essen besteht meistens aus Fleisch und ist schlecht zubereitet. Die Vieh-Erdtoffeln, welche dort so beliebt sind, daß man keine andern essen mag, sind auch nicht für einen europäischen Gaumen. Das einzige ordentliche Haus in ganz St. Thomas, wo man gut und billig wohnt, ißt und trinkt, auch die beste Gesellschaft findet, ist das französische Kaffeehaus der Madam Ami, einer braven, rechtschaffenen Frau, die stets für gute Aufwartung und Reinlichkeit sorgt.

Von den Krankheiten, die wir in Europa haben, kennt man hier keine. Man hat in der Regel nur eine, das berüchtigte westindische oder gelbe Fieber. Diese Krankheit ist bald, höchstens in drei bis vier Tagen, entschieden. Die Natur duldet hier keinen Mittel-Zustand; es heißt hier: entweder über oder unter der Erde, gesund oder todt. Der Tod ist leicht, und wer am Morgen stirbt, wird am Abend begraben, welches sehr nothwendig ist. Die Särge sind von allen Größen stets vorräthig fertig, und der Leichenwagen steht immer angeschirrt. Auch die Gräber sind schon voraus gemacht, und die Schwarzen stehen mit ihren Schaufeln und Spaden dabei, um Erde darauf zu werfen. — Die Stelle des Todtengräbers in St. Thomas ist die einträglichste und beste von allen dortigen. Jede Leiche trägt ihm eine Dublone ein. Er gehört auch zu den ersten Honoratioren und hat den Titel: Capitain.

Die Neger sind den Krankheiten der Europäer nicht ausgesetzt, doch bekommen sie eine eigene Art kalter Fieber, die sehr gefährlich für sie, zwar eben nicht tödtlich, aber sehr langwierig sind, und welche man das Neger-Fieber nennt. Es ist zuweilen ansteckend, jedoch für keinen Weißen.

Die Neger, diese traurige Abart des Menschengeschlechts, sind im Allgemeinen überaus häßlich und haben einen unerträglichen Geruch. Ihre Haut hat von den weichen Haaren, womit sie bewachsen ist, eine

Sammetglätte, und liegt auf den Muskeln nicht so angespannt wie bei uns: sie ist stets kalt. Ihre Kopf-Haare sind weich, wolligt und kurz. Der Bart hat eben diese Eigenschaften, ist darin aber verschieden, daß er bald grau wird, welches die Kopf-Haare selten thun, so daß man verschiedene Leute mit weißen Bärten und schwarzen Kopf-Haaren zugleich antrifft. Sie haben platte und kurze Nasen, dicke und aufgequollene Lippen und elfenbeinweiße Zähne: letzteres ist die einzige Schönheit an ihnen. Es ist falsch, daß ihre Gestalt durch Kunst entstellt wird. Die Neger-Kinder haben schon bei ihrer Geburt eben dieselben Häßlichkeiten, eben so platte Nasen und eben so vorstehende Lippen. — Wenn die Weiber ein Kind geboren haben, so hängen ihnen die Brüste bis unter den Nabel herab: sie pflegen ihre Kinder auf dem Rücken zu säugen, indem sie ihnen die Brüste über die Schulter zuwerfen. So wie nun ihr Ansehen, wenigstens unserer Meinung nach, verunstaltet ist, so sind ihre Seelen keiner starken Anstrengung fähig. Das Klima scheint die Geisteskräfte noch mehr zu schwächen, als die Leibeskräfte: daher sind sie fast durchgängig dumm, träge und boshaft. Uebrigens findet man die verschiedenen Arten der Couleurten so durch einander gemischt, daß man keine einzelne recht deutlich unterscheiden kann. Sie scheinen ein Mischmasch von allen Völkern des Erdbodens zu seyn.

(Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

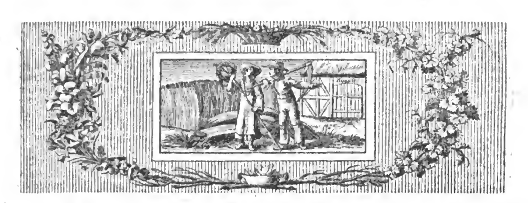
Petersburg. Der hier ansäßige Wagenbauer Cummling, ein Engländer, hat, nach der Anordnung eines Generals des General-Staabs, eine Feld-Druckerei von neuer Erfindung gebaut, die bereits dem Kaiser vorgestellt ist und seine Genehmigung erhalten hat. Es ist ein vierkantiger Kasten, der auf einem zweiräderigen Gestell in Federn schwebt; er wird von drei Pferden gezogen, von denen das mittelste in einer Gabel gehe, und worauf der Kutscher reitet. Das Ganze hat das Ansehen eines Pulver-Karrens. Die hintere Wand des Kastens wird aufgeschlossen, zurück geschlagen und bildet hierdurch den Tisch zum Arbeiten. Inwendig im Kasten befindet sich mit allem zum Drucken nöthigen Zubehör die Presse, die, wenn zwei Schrauben los geschraubt worden, welche sie im Fahren vor dem Schütteln bewahren, auf den Tisch aufgestellt wird. Die vordere Wand des Kastens öffnet sich gleichfalls und enthält in mehreren Schubladen die Lettern, so daß Alles eine vollständige und bequeme Druckerei bildet, mit welcher man unter einem Zelt oder auf offenem Felde alles Nöthige drucken kann. Das Ganze ist übrigens leicht, dauerhaft und elegant gebaut, und muß einer kriegführenden Armee von großem Nutzen seyn. — Eine nicht minder wichtige Erfindung für die Armee erwartet die Entscheidung des Kaisers; es ist eine Mehl-Mahlmühle. Die Gestalt derselben ist gleichfalls die eines Karrens, von drei Pferden gezogen, sie mahlt, indem sie gezogen wird, das inwendig aufgeschüttete Korn, oder kann, wenn sie an Rasttagen still stehet, von einem Menschen in Bewegung gesetzt werden. Sie liefert in einem Tages-Marsch das für eine Compagnie nöthige Mehl. Der Erfinder dieser Mühle ist ein in Dorpat wohnender französischer Edelmann, der, während seines langjährigen Aufenthalts daselbst, sich durch mancherlei nützliche und künstliche Erfindungen ausgezeichnet hat. Er behauptet, daß es auf dem Marsch den Verpflegungs-Beamten der Truppen viel leichter ist, Korn, als Mehl und Mühlen zu finden, und daß daher seine Mühle allem Mehlmangel vorbeugt. — Der Geheime-Rath und Ritter, Fürst Tiufakine, General-Direktor sämmtlicher kaiserlichen Theater, reiset in's Ausland, theils zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, theils auch, um für die deutsche und französische Bühne gute Subjekte zu engagiren. Der wirkliche Staats-Rath von Maikoff, Direktor des kaiserlichen Theaters in Moskau, wird während seiner Abwesenheit hier seine Funktion verrichten. — Zwei Brüder, Kaufleute, reisten im Orlowschen Gouvernement. Sie wurden plötzlich von einem heftigen Frost und Schneegestöber überfallen, wodurch sie vom Wege abkamen, und da sie, trotz allem Bemühen, nicht die geringste Spur desselben finden konnten, so wurde beschlossen, daß Einer von ihnen ein Dorf und Menschen suchen, der Andere aber im Schlitten bleiben sollte. Keiner von ihnen wollte das Leben des Bruders Gefahren aussetzen, und nur auf dringendes Bitten des Jüngeren mußte der Aeltere einwilligen, sein Leben für seine zahlreiche Familie zu erhalten; der jüngere Bruder aber ging auf gut Glück durch die unwegsame Oede. Nach langem Herumirren wird er endlich ein Dorf gewahr, und mit Anstrengung seiner letzten Kräfte eilt er, Hülfe für seinen Bruder zu erbitten. Im Dorfe war ein Festtag; als das versammelte Volk seine Bitte erfuhr, bereitet es sich, dem Unglücklichen zu helfen; der Kaufmann aber, voller Begierde, die Rettung seines Bruders zu beschleunigen, feuert die Leute an, und verspricht, daß ihre Mühe nicht ohne Belohnung bleiben werde, da sie 10,000 Rubel mit sich führten. Während sich die Bauern versammelten, eilte Einer von ihnen voraus, findet auch den Schlitten, setzt dem darin befindlichen fast erfrornen Kaufmann ein Messer auf die Brust und fordert von ihm Geld; dieser, nicht im Stande, sich zu vertheidigen, giebt ihm die Chatulle; und der Bösewicht wendet sich damit auf die Seite, um den andern nachkommenden Bauern nicht zu begegnen; allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Bauern kommen zum Schlitten, hören die Klagen des Unglücklichen, lassen sich die Gegend, wohin der Dieb sich begeben, anzeigen, und die Hälfte von ihnen vertheilt sich, ihn auf zu suchen. Sie erreichen den Fluß und sehen einen Menschen, der matt bemüht ist, aus einer Oeffnung im Eise sich heraus zu helfen; sie eilen hinzu und finden den erfrornen Dieb halb in derselben, und neben ihm die Chatulle mit dem Gelde. Um Niemand zu begegnen, meinte der Dieb, von der andern Seite aus dem Walde zu kommen; allein von dem Schneegestöber gehindert, fällt er in die Oeffnung, bemüht sich vergebens zu seiner Rettung und erfriert von dem großen Frost. Die Kaufleute erhielten ihr Geld wieder und die Bauern blieben nicht unbelohnt. B.

Will man wieder jung werden und kann man sich's etwas kosten lassen, so reise man nach Paris und erkundige sich nach Madam **, die in einem pomphaften Prospectus (und man weiß, ein Prospectus lügt nie!) dreierlei Bäder angekündigt hat, welche die Runzeln, die Gebrechlichkeiten, kurz alle Spuren des Alters rein wegwischen und wegwaschen. Die erste der drei Kuren besteht in zwölf sogenannten Jugend-Bädern; sie sind vorbereitend, und kosten jedes nur 60 Franken. Die zweiten zwölf Bäder sind bearbeitend, heißen Eucharis-Bäder, und kosten jedes 600 Franken. Die letzten zwölf Bäder sind vollendend, heißen Calypso-Bäder, und kosten jedes 1200 Franken. Für die unbedeutende Summe von 22,380 Franken kann sich also der 70jährige Greis zum raschen Jüngling, und die 60jährige Matrone zum kleinen Mädchen umschaffen und umtaufen lassen. (Journ. d. Par.)

Die Benefiz-Vorstellungen in den Provinzial-Städten Frankreichs sind nicht so ergiebig, als man es wohl in Deutschland von einem so schauspiellustigen Völkchen, als die Franzosen sind, erwarten mag. Zu Troyes in Champagne betrug die ganze Einnahme eines dortigen Künstlers — der drei neue Stücke zu seinem Vortheil gab, und bei allen Honoratioren Besuche abgelegt hatte — für eine solche Vorstellung, nach Abzug der Kosten — 19 Franken. (Journ. d. Par.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 15. August. 130stes Blatt.

St. Thomas.

(Schluß.)

Man sieht in Westindien weiße, olivenfarbene, braune und schwarze Menschen in allen Verschiedenheiten dieser Farben zusammen leben und ein vermischtes Geschlecht fortpflanzen, das zu keiner von den Arten kann gerechnet werden, worin die Naturforscher das menschliche Geschlecht zu theilen für gut befunden haben.

Einen widerlichen Anblick gewährt es, daß man so viele von den Negern und auch andern Couleurten, sowohl Männer als Weiber und Kinder, sieht, die geschwollene Beine und Füße wie Elephanten-Füße haben. Beinahe der vierte Theil von ihnen hat dergleichen Schäden an den Füßen, vom unförmlichen großen Zehen bis zu dem Elephanten-Fuß. Daran ist nur ihre Faulheit schuld, da dieses scheußliche Uebel, welches unaussprechliche Schmerzen verursacht, leicht zu vermeiden ist, indem es von einem kleinen Insekt, Chigo genannt, herrührt, welches sich in die Haut einsangt und dort nistet. Es ist leicht heraus zu nehmen und zu vertilgen, wozu aber die Neger zu träge sind; nachher ist es zu spät und Verlust des Beins oder der Tod ist dann die Folge. Die Weißen sind zu reinlich und gebrauchen die Vorsicht, das Insekt sogleich heraus zu nehmen, sobald sie es bemerken, sonst würden sie dem nämlichen Uebel ausgesetzt seyn. Das Insekt wird mit einer Nadelspitze behutsam nebst seinem Eierstock ausgeböst, und sodann die Asche von Zigarren in die Wunde gestreut; eine leichte Operation, die allen schädlichen Folgen sofort vorbeugt.

Die Creolen, so wie die Couleurten, schwitzen nicht anders, als bei einer angestrengten Arbeit, es müßte denn in der allerdrückendsten Mittagshitze seyn; sonst ist ihre Haut immer kalt an zu fühlen, statt daß die Europäer sich stets über und über heiß und im stärksten Schweiß befinden.

Die couleurten Frauenzimmer rauchen fast Alle, entweder Zigarren oder Taback, aus kleinen irdenen Pfeifenstummeln, welches garstig aussieht. Die geringe Klasse von ihnen geht fast halb nackend und in schlechten Lumpen einher. Obschon sie sehr faul sind, so mögen sie dennoch gern tanzen und singen. Musik ist ihre höchste Lust.

Unter den Weißen oder, wie sie hier genannt werden, den Blanken, ist kein Unterschied in den Ständen, und der Jude hat sich mit dem Christen der nämlichen Rechte zu erfreuen. Dagegen wird kein Couleurter in den Gesellschaften der Blanken zugelassen, Keiner sitzt mit ihm auf einer Bank oder hat weiteren Umgang mit demselben. Eine Blanke würde entehrt seyn, wenn sie mit einem Schwarzen oder Couleurten sich näher einließe, und umgekehrt ist es für eine Couleurte eine Ehre, wenn sie von einem Blanken Mutter wird. — Die Couleurten theilen sich übrigens wieder in verschiedene Klassen, von welchen die Mestizen die vornehmste und die Schwarzen die niedrigste ist.

Unter den Bäumen ist der Grigribaum merkwürdig, der seltsam gewachsen und von einem ungeheuren

Umfang ist. Die Schwarzen halten ihn für einen heiligen Baum.

Von dem Ungeziefer sind die Moskitos am beschwerlichsten, doch sind selbige nicht in so zahlreichen Schwärmen hier vorhanden, wie es auf dem Continent von Amerika der Fall seyn soll. Auch die Ameisen sind sehr nachtheilig, alle Häuser wimmeln von ihnen; die eine Art frißt Fleisch, die andere Süßigkeiten. Schlangen, Scorpione und Tausendfüße sind nicht häufig.

Der Geruch des Bodens und der Pflanzen nach einem Regen oder starken Thau des Morgens ist so unerträglich strenge, daß man ganz davon betäubt wird; er hat eine Art von Bisam- oder Ambra-Geruch, der höchst widerlich ist und die Nerven angreift. — Bei dem Baden in der See muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht zu weit schwimme, da es überall im Hafen und an der Küste Hayfische giebt; auch muß man im Wasser Schuhe anhaben, um nicht auf die See-Igel zu treten, die sehr häufig sind, und deren giftige Stacheln höchst gefährlich werden können.

Erdbeben sind auch zuweilen in St. Thomas; ich habe selbst eines erlebt. Sie sind jedoch von keiner Erheblichkeit und thun keinen Schaden.

In der Ferne hält man Westindien für ein Paradies, denn es lockt mit dem reizendsten Anblick; in der Nähe ist es aber eine Hölle. St. Thomas ist einer der herrlichsten Punkte, die es vielleicht in der Welt giebt, in der Ferne gesehen; es hat eine einzig schöne Lage. — Uebrigens gelten alle europäischen Ankömmlinge, die nicht besondere Empfehlungen haben, für Canaillen oder Aventuriers; man sieht sie nicht gern.

Der Marktplatz in St. Thomas ist mitten in der Stadt, wo die Couleurten Lebensmittel verkaufen. Eine gesunde Nase muß man dahin nicht mitbringen. Dicht dabei ist der Fleischscharren; die Knochen werden nicht gehauen, sondern durchgesägt: eine gute empfehlenswerthe Methode. — Westindische Artikel sind en detail theurer wie bei uns. v. — d.

Der Hosen-Teufel.

(Schluß.)

Anfangs der Mode, und als man noch nicht zu verschwenderisch zu Werke ging, um seine arme Blöße zu decken, behalf man sich zwar mit 5 Ellen Tuch und 20 Ellen seidenem Zeuge, indem man das letztere in die besagten Aufschnitte einfütterte; nachher aber, als der vom Herrn Andreas Musculus so eifrig verhorrescirte Hosen-Teufel recht eigentlich zu regieren anfing, und die Last von Tuch, mit welcher man sich zur Ehre der launigsten Göttin schleppen sollte, durchaus nicht mehr fort zu bringen war, griff man zu einer Art von Rasch und selbst zu Seidenzeuge. Da diese neumodische Tracht nicht selten die damaligen Einkünfte eines ganzen Dorfes überstieg, so richteten sich einige vornehme Herren gänzlich dadurch zu Grunde. Ob dies nun gleich, wie wir selbst ehrlich zugestehen, einer Uebertreibung so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, so spricht doch für die Wahrheit des Gesagten sogar das Bonmot eines damaligen Königs von Dänemark, welcher diese Tracht nicht anders zu benamsen pflegte, als die Hosen von Haus und Hof.

In der Mark wurden sie zuerst durch einige Studenten-Späßchen zum Aergerniß, und die Theologen bekamen Gelegenheit, ihre derzeitige Beredsamkeit und Pastoral-Klugheit glänzen zu lassen. Der Diakonus an der Ober-Kirche zu Frankfurt an der Oder hielt im Jahre 1555 wider die Eitelkeit, welche sich in den Pluderhosen so lang als breit mache, an einem Sonntage eine eigene Predigt, und zeigte in derselben sehr weitläuftig die große Unschicklichkeit dieser neuen Tracht. Am folgenden Sonntage aber hatten muthwillige Leute die Impertinenz, ein Paar dergleichen corpora delicti in der Kirche, gerade der Kanzel gegenüber, an einem Pfeiler auf zu hängen. Dies brachte natürlich die sämmtliche Pastoral-Theologie der Stadt Frankfurt ein wenig in's Gedränge, und die hohe und niedere Geistlichkeit daselbst beschloß sofort, sich der Sache alles Ernstes an zu nehmen.

Unser General-Superintendent, Herr Andreas Musculus, hielt nun über denselben ärgerlichen Gegenstand gleichfalls eine sehr weitschichtige Strafpredigt, die sich aber in dem launigen Style eines Kaisersbergs oder eines Pater Abrahams unweit besser ausgenommen haben würde, weil das Thema offenbar mehr vor das Forum der lachenden Satyre, als der ernsthaften Moral gehört. Ihm gefiel es indessen anders, und er gab dieses Pröbchen seines ernsthaftesten Ernstes, nachmals erweitert, öffentlich in den Druck. Es ist übrigens aus dieser erweiterten Predigt eben jene ihrer Sonderbarkeit wegen merkwürdige Seltenheit entstanden, womit wir den geneigten Leser in diesem fragmentarischen Aufsatze theils ein wenig zu unterhalten, theils ihm einigen Stoff zu allerlei nützlichen Reflexionen über heute und sonst zu liefern gedachten.

Den Redner und seine Weise etwas näher zu charakterisiren, werden einige Stellen aus dem Werkchen selbst und ganz in seinem eigenthümlichen Styl die besten Dienste leisten. Hier sind sie also:

Er verkündigt zuvörderst den Deutschen überhaupt und den Märkern insbesondere: „Gottes Zorn und alles mögliche Unglück, darin sie auch bereits bis über die Ohren lägen. Es wäre kein Wunder", meint der exaltirte Mann, „wenn auch die Sonne nicht mehr schiene, die Erde sie nicht mehr trüge, und Gott mit dem jüngsten Tage gar drein schlüge, wegen dieser

greulichen und unmenschlichen Kleidung." — Auch er sagt: „daß man zu dieser Tracht nicht bloß 20 bis 40 Ellen Kartel" (eine Art von leichtem Zeuge) „zum Füttern gebrauche; sondern er wisse auch, daß Einige bis 130 Ellen zum Futter nehmen ließen, und wundere sich, daß die Erde dergleichen Menschen nicht längst verschlungen hätte. Gott würde ihnen aber solches bis zum jüngsten Tage auf das Kerbholz schreiben."

Ein armer Maler kam um diese Zeit durch die Pluderhosen in große Noth, wovon uns Se. Hochwürden ein höchst merkwürdiges Geschichtchen erzählen. Nachdem Sie nämlich zur Einleitung versichert: „das nicht allein Gott, die lieben Engel, und alle fromme und erbare Leute, sondern auch die Teufel selber einen Eckel und Grewel für solcher schandbaren kleydung tragen"; so fahren Hochdieselben in Ihrer neuchristlichen Legende folgendermaßen fort: „Man sagt für war und gewiß, das jetzunder, in kurz vergangner Zeyt, ein frommer Mann bei einem Maler eine Tafel bestellt, und gebeten, das er ihm darauff das jüngste Gericht ernstlich und erschrecklich malen, und sonderlich die Teufel grewlich machen wölle. Welches der Maler sich befließen, und die Teufel aufs allergrewlichste mit solchen pluderichten Hosen gemalt, wie sie jezt die jungen Gesellen tragen; da sey der Teufel kommen, habe dem Maler einen gewaltigen Backenstreich gegeben und gesagt: er habe ihm gewalt gethan, mit unwarheit also gemalet, dann er nicht so scheutzlich und grewlich sey, als er ihn mit den Luderhosen abkonterfeyet habe. — Und das soll jetzunder für Gott und den Menschen ein wolstand und zier heyßen, das sich der unreine und unfletige Teufel selber schemet? Darauß haben wir aber leicht abzunemen und zu ermeßen, wann Gott noch lenger auffhielt mit dem Jüngsten Tage, das die welt noch ein weyl stehen solte, was wir mit solcher Jugent für eine Welt hinder uns laßen wöllen, ob es auch möglich seye, das die Erde solche unsere Nachkömmling werde tragen können, ob sie nicht den Teufeln in jr Ampt und stadt tretten, erger und grewlicher auff Erden, als die Teufel in der Helle würden werden. Wo es aber hinauß will, und was für ein ende darnach folgen, würt die Welt nicht ehe erkennen, biß jhr das Waßer über den Kopff zusammen schlegt, und schreyen: Kommet her, ihr Fels, und fallet auff uns!"

Dergleichen Zeloten hat es von jeher gegeben, und wird es höchst wahrscheinlich auch immer geben. Wer sich aber über diesen Ton zu sehr verwundern wollte, würde offenbar die Jahrzahl MDLXIII übersehen, theils sich erzählen lassen müssen: daß, bald nach des geschmackvollen Gellerts Tode, ein so stattliches Rüstzeug der himmlischen Nemesis in L**, noch folgende Tirade von heiliger Stätte öffentlich zum Besten gab: „An jenem Tage wird es nicht heißen: Habt ihr Jahr aus Jahr ein die Leipziger Messe besucht? Seyd ihr fleißig in der Comödie gewesen? Habt ihr die allgemeine deutsche Bibliothek gelesen? Sondern: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!"

Ernst Woldemar.

Die Bienen.

Hast du fleißig eingesammelt,
Wie die frommen Bienen pflegen,
Wird der Arbeit reicher Segen
Dir nicht fehlen. — Nicht für heut,
Sondern auch für spät're Zeit —
Hast du fleißig eingesammelt.

Süße Frucht wird dich belohnen
Für des Sammelns schwere Mühen;
Manches Blümchen wird dir blühen,
Das den Trägen nicht erfreut.
Hast du gute Saat gestreut:
Süße Frucht wird dich belohnen.

Doch die schönste aller Blumen
Reift und prangt im eig'nen Herzen,
Wenn in Freude, wenn in Schmerzen
Du zufried'nen Sinnes bist.
Ja, Zufriedenheit, sie ist
Doch die schönste aller Blumen!

Adalbert vom Thale.

Gnomen.

1.

Geistiges Uebergewicht
Hat der Gewalt
Wahre Gestalt,
Doch ihr Gehässiges nicht.

2.

Ach, der Muth, zu hoffen, frommt
Ohne Muth, zu warten, nicht.

3.

Krieger und Politik zählt zu den nothwend'gen Uebeln.

4.

Wer sich der Tugend nur weiht aus Gier nach himmlischem Lohne,
Würd' ein Bösewicht seyn, strafte die Laster kein Gott.

5.

Ihn preis' ich glücklich, wer nie
Verbor'nes ergiert,
Und seine Philosophie
Im Blute schon führt.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Unsres biederen Königs Geburtstag wurde mit der Herzlichkeit gefeiert, die auf Preußens Throne ihre schönste Höhe hat, und unsre Zeitungen geben davon Kunde, daß man auf jede Weise im Volke die Lust wahrnahm. — Im Theater wurde eine Rede, gedichtet vom Hrn. Kriegsrath May, von Mad. Schröck ausgezeichnet schön gesprochen: sie war eingefügt in einen „Volksgesang", componirt von Spontini und ausgeführt von 300 Stimmen. Ehrfurcht dem Festtage, für welchen diese Musik bestimmt war! — Hierauf folgte die erste Aufführung der Oper: „Jeannot und Colin", nach dem Französischen, componirt von Nicolo Isouard. Die Musik hat sehr hübsche Einzelheiten; das Sujet ist alt und bekannt, aber das gescheidte Spiel Einiger und der gute Gesang Mehrerer erheben das Ganze so sehr, daß man mit Wohlgefallen dabei verweilt. Hr. Blume ist als „Jeannot" ganz vortreflich; er giebt den sich

als Marquis um Derfine bemühenden Landmann mit vieler Laune und ohne Karrikatur. Hr. Wauer hat den „Knecht Pier" mit ungemein viel Wahrheit aufgefaßt; wenn ihn Devrient so spielte, wurde das Haus von Beifall erbeben; nun ist es aber Hr. Wauer, und da wissen die gewöhnlich Applaudirenden noch nicht recht: ob es sich schickt, daß man applaudirt. Madam Seidler singt als „Therese" so, daß die Natur selbst über die glückliche Vereinigung mit der Kunst sich freuen muß, und wenn wir in der Darstellung ein bischen Munterkeit sahen — war' es auch nicht gleich französische — so hätten wie Therese chen noch viel lieber. Demois. Eunicke als „Colette" und Hr. Stümer als „Colin" waren lobenswerth; Hr. Devrient jun. aber hat als Chevalier zu viel Schwerpunkt; und wenn er zu seinem Vorrath von leichtem Anstande auch den der „Gräfin" (Demois. Leist) dazu empfinge, er hätte doch nur sehr wenig: womit übrigens keinesweges gesagt seyn soll, daß er und Demois. Leist nicht manche andere Stelle recht gut ausfüllen. — Hr. Maurer, ein Zögling der hiesigen Bühne, jetzt Hof-Schauspieler des Königs von Würtemberg, giebt Gastrollen und wird von den Berlinern, die sich seiner Talente noch aus sonstiger Zeit erinnern, mit dauerndem Beifall aufgenommen. „Enrico" in der „Albaneserin", „Baron Wiburg" in „Stille Wasser sind tief", „Hr. v. Saar" in den „Vertrauten", „Teuffaldino" im „Diener zweier Herren" und „Don Cäsar" in „Donna Diana" waren bis jetzt die Rollen, in denen er sich zeigte. Die letztere Leistung — bekanntlich eine der trefflichsten von Wolff — war die vorzüglichste; er überraschte durch ein Beherrschen seiner Fähigkeiten und ein fein nüanzirtes Spiel, und zeigte eben hier, daß er fort geschritten und im sieghaften Kampf mit sich selbst sey. Zu wahrhafter Freude haben wir es erkannt, daß er nicht bloß ein applaudirter Schauspieler (der lauteste Beifall ist wahrlich nicht der beste!), sondern ein Künstler seyn will, der nach Gediegenheit sinne und strebt. Wir preisen ihn glücklich bei der gewonnenen Einsicht: daß die Seele allein das Band der Kunst ist und daß die Verschwendung aller äußeren Kräfte weder eigentlichen Werth noch Genuß geben. Zunächst jener ausgezeichneten Darstellung verdient die des „Hrn. v. Saar" Lob, und wir kommen später, wenn diese, sich hoffentlich noch mehrenden Gastspiele enden, auch auf die andern Rollen zurück. Hinsichtlich des „Enrico" wünschten wir, daß Hr. Maurer die Auffassung dieses Gebildes an Hrn. Wolff studieren könnte, der (ob auch Hr. Müllner par distance an diesem Künstler seine Tadelsucht übte, um nicht in seinem Trauerspiele eine Ursach der etwas kühlen Aufnahme finden zu müssen) die inneren Zustände dieses verzogenen dichterischen Kindes meisterhaft zu sondern und durch die Seele im Tone uns auch da zu befriedigen weiß, wo seine physische Kraft stärker seyn sollte. — In „Donna Diana" sahen wir Hrn. Stich als „Perin". Ob man auch, in Vergleichung mit Hrn. Beschort, an den der neue „Perin" selbst sehr erinnert, philosophische Betrachtungen anstellen könnte über gebietenden und dienenden Humor, so darf man doch sagen, daß, wenn Hr. Beschort in erwähnter Rolle besser ist als funfzig, Hr. Stich wenigstens besser zu nennen sey als zwanzig andere Schauspieler. Bekömmt er einst Gelegenheit, in öfterer Darstellung seine Eigenthümlichkeit über die Nachahmung freier zu erheben, so wird das Resultat auch für ihn noch günstiger werden. — Mad. Stich war als „Donna Diana", hauptsächlich in den ersten Akten, vorzüglicher, wie wir sie jemals gesehen haben; die größere Zartheit, die zu bemerken war, ist ein Gewinn, den wir der Künstlerin sehr hoch anrechnen, indem diese Milderung, neben ihrer, in jeder Hinsicht kräftigen Individualität, von einer seltenen inneren Virtuosität zeugt und von einem Kunst-Vermögen, das endlich Alles zu vollbringen weiß. S*.

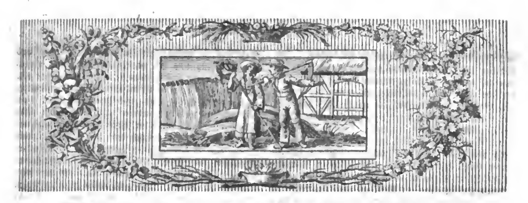
— Sehen Sie nun ein, daß wir Berliner gar nichts verstehen! Im „Morgenblatt" Nr. 172, da steht es (aus Karlsruhe eingesandt) gedruckt und es ist ein großer Zorn in die kleinen Buchstaben gerathen. Warum sagen aber die Kritiker auch einmal einstimmig **die** Wahrheit: daß Hr. Mayer von Karlsruhe keinem Menschen gefallen hat, der nicht etwa die physische Größe für geistige nahm. Und wenn es die Kritiker allein sagten! — aber zum Unglück sind sie diesmal nur das Echo Aller, obwohl — laut dem Karlsruher Widersacher — Herr Mayer der schönen Hälfte des Berliner Publikums **fast** eben so gefallen haben soll, als Mad. Neumann der andern. Indem wir nebenher bemerken: daß Mad. Neumann auch den Berliner Frauen sehr gefallen hat, so gestehen wir zugleich: das Wörtlein **fast** sey uns immer als ein scharmanter Ausdruck erschienen, und man kann so fasten, daß ein schwacher Verstand davon schwindlig wird. Was uns betrifft, so dürfen wir behaupten: daß **die** Damen, welche bloß nach den Augen ihre Gunst vertheilen, überall sehr wohlfeil, unsre gescheidten Frauen aber von Hrn. M.'s geistiger Schwerfälligkeit nicht angezogen sind. Als junger Mann hat dieser Schauspieler in Berlin Beifall erfahren und mit Recht; alle seine Mittel ließen hoffen, daß er **Künstler** werden würde. Jetzt aber macht er es sichtlich und fühlbar, daß er seine inneren Kräfte nicht ausgebildet hat, vielmehr auf den Kränzen der Gunst liegen geblieben und also ferienfaul gewesen ist. Sein jugendliches Blut war die Folie seines Talents und sein Geist hat es nicht vermocht, die Kräfte, die sich in ihm anstimmten, zu begreifen und fest zu halten. In der Erinnerung an sonst wollten die Berliner Kritiker Hrn. M. ruhig vorüber lassen; da aber seine Freunde uns dies noch übel nehmen, mit hochtrabenden Worten anrücken gegen unser Urtheil — das übrigens schon von Hamburg zu uns erscholl, wo Hr. M. früher Gastrollen spielte — so mag er es auch seinen Freunden danken, wenn wir nun die Wahrheit mehr heraus sagen und ihm vorläufig für sein Stammbuch folgenden Vers empfehlen:

> Wenn Jugendfeuer weicht, erwärmt die Kunst das Leben,
> Kannst Du mit Einsicht die **Natur** studiren;
> Doch soll sie sich, wie's Liebchen, leicht ergeben,
> So wirst Du abgefertigt mit — Manieren
> Von solchem Körbchen hast auch Du zu sagen,
> Und kläglich magst Du mit — Manier es tragen. v. —ch

— Franz Horn hat uns „Nachträge" gegeben zu den „Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 bis 1818." Da diese „Nachträge" besonders nur Lebende berühren (Ernst Schulze ausgenommen, der übrigens auch den meisten, nicht ungegründeten Tadel erfährt), so wird wohl wieder allerlei Gerede darüber laut werden, aber gewiß auch die Theilnahme vermehren, welche dem ganzen (bei Enslin in Berlin erschienenen) Werke so rasch zu einer zweiten Auflage verhalf. Das Buch selbst hat es seit einem Jahre zur Genüge klar werden lassen, daß mit lebenden Literatoren schwer umgehen ist, weil sie es meistens gar sehr übel nehmen, wenn man ihnen nicht stets in der Kritik mit einer Allerwelts-Höflichkeit merken läßt: man wisse von ihrer Existenz. Jenen „Nachträgen" folgen noch „Andeutungen" und ein „Anhang". In ersteren giebt's wieder, wie im ganzen Buche (das von Irrthümern nicht frei seyn kann, weil die Aufgabe, die Zeitgenossen zu schildern, eine der schwierigsten ist), manchen gesunden und praktischen Blick; der „Anhang" aber, in welchem der Verfasser von sich selbst spricht, dürfte wohl die meiste Anfechtung erleiden, weil Viele seine Individualität nicht verstehen — Viele sie nicht verstehen wollen. **Gelesen** wird übrigens dieser „Anhang" gewiß, denn er ist polemischer Natur; noch dazu spricht ein Rezensent gegen den andern, und selbst die Mehrheit der **Schriftsteller** pflegt in solchen Fällen nach dem Sprüchlein zu entscheiden:

> Gern hör' ich, Freund, Dich gegen And're sprechen,
> Doch meinst Du mich, könnt' ich den Hals Dir brechen! —r.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 17. August. 151stes Blatt.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

Vorwort. Die Mittheilung dieser Blätter — Bruchstücke aus wirklich gewechselten Briefen, Bemerkungen; aus geselligem Verkehr hervor gerufen — macht keinen weiteren Anspruch, als ein Zeugniß und Beispiel des regsamen Antheils zu geben, der einem Werke, wie das genannte, in seiner vaterländischen Lesewelt unter keinerlei Umständen fehlen mag. Es ist also eine Mittheilung aus dem Leben, welche, neben der vorbereiteten Kunstmeinung der Kritik, nicht ohne Reiz seyn dürfte, und diesen gewiß in hohem Grade entfalten würde, wenn auch andere und mehrere der in unendlichen Beziehungen so reich und mannigfach über unser Vaterland ausgebreiteten und verzweigten Kreise der Geistes- und Lebensbildung ihren unabsichtlichen Ertrag bei solcher Veranlassung dem Lichte gönnten; welches um so mehr zu wünschen wäre, als bei näherer Betrachtung nicht in Abrede zu stellen ist, daß, neben der Klage, es werde viel zu viel gedruckt, auch die andere vollkommen bestehen kann, es sollte bei weitem mehr gedruckt werden! —

Berlin, den 27sten Juli 1821. v. — s.

1. Friederike an ihren Bruder.

Obgleich ich Dir erst Sonnabend geschrieben habe, und den größten Conversations-Brief — so beginne ich doch wieder einen neuen heute, und das bloß wegen Goethe's „Wanderjahren"! Dies ist eine große Begebenheit; „man wird reicher, man gewinnt einen großen Besitz!" sagte, unter Strömen Gesprächs und Mittheilung, gestern Abend D. bei uns, den ich nie so belebt, so natürlich, so ergriffen, verjüngt und in seinen Urkräften hergestellt gesehen habe, als durch dies Buch. Das muß wohl so wirken! Je mehr Einer durch Gaben, Leben und Denken bereitet ist, je mehr hat er an diesem Werke: es ist ein Zusammengefaßtes aller Goetheschen Werke, die selbst nichts anderes sind, als eben so viele geistige Gesichtspunkte des ganzen irrdischen Daseyns, die Betrachtung über des Menschen Geist mit inbegriffen. Alle seine Werke, die kleinsten an Maß nicht versäumt, muß man inne haben, wenn man jedes Einzelne besser und tiefer und vielfältiger verstehen soll; eines beleuchtet das andere, und läßt es besser durchdringen: und es ist mit ihnen wie mit der Welt selbst; sie besteht aus unabzählbaren Schöpfungsweisen, je mehr wir aber davon erkennen, je reicher und vollkommener wird das Conzert, und als Neuganzes immer wieder einfach. Ein kunstbegabter Geist ist Nachschöpfer des Urschöpfers. Ein großer Dichter nimmt die Welt selbst mit ihren Begebenheiten als Stoff zu seinen Werken. Er kann uns zwingen, sie massenweise an zu sehen, wie er; die Betrachtung, die ihn eine jede solche Masse zusammen fassen hieß, ist sein Werkzeug, ob er jene uns mittheilt oder nicht. Er ist frei in der Wahl; aber in Allem, was er gewählt, bleibt er wahr, weil er nur Wahres aussucht, und auch das schon in der Natur als falsch und krankhaft Erscheinende nur als solches vorzeigt, nicht aber willkührlich solchen Auswuchs zum Musterbilde macht, wie so viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun. So verfährt Goethe nie. Ich sehe in ihm nur einen gewaltigen Historiker: es muß geschehen, was er schildert, denn er schildert nur, was geschieht: „Seltsam ist Propheten-Lied, doppelt seltsam, was geschieht." Wer erfaßt, was geschieht, der kann ein Prophet seyn. Alle seine Werke ruft mir dies Buch herbei: die Welt, wie sie langsam

und schnell — wie aller organische Wachsthum — sich seit den ältesten Nachrichten von ihr entwickelt — ich sehe auf das von ihr Aufgezeichnete überhaupt hin, oder ich sehe es in dem Kunstspiegel Goethe's, der uns all ihre Gebilde, nicht wirklich, aber wahrhaft, vor Geist und Auge bringt. Er führt uns, von den Patriarchen an, in seinen Werken hindurch, bis auf den Punkt, wo wir wirklich stehen. — Soll ich einzelne anführen? Ich stellte sehr oben an das „Druiden-Lied"; welch ein reiner Geschichtsblick! welches Versetzen in Zustände, in Geschichts-Momente, und mit welchem Griffe, mit welchem Kunstglücke — es ist längst bewiesen, Glück ist Talent — und mit welcher Kürze und Genauigkeit ausgeführt! wie rein, unpersönlich und edel das Ganze! mit welcher Macht im bloßen Bilde festgehalten, in diesem Bilde, das als Bild, ohne alle andere Leistung und Forderung, schon ein hinlängliches schönes Ganzes ist! — Um nur immer noch von Kleinerem zu sprechen, soll ich das Gedicht „der Wanderer" nennen? Die innigste Lieblichkeit, in liebevollster Betrachtung im Gedichte selbst dramatisirt, die, wie der ganze Vorfall, gleichsam mit auf dem Fels ersprießt! wo uns der wahre Dichter, wie in vielfältigen Spiegeln, das Verzehren der Zeiten unter einander zeigt und ihr immer neues Gedeihen; auf die natürlichste Weise, an Fels, Vegetation und Gebäuden: auf die lebendig rührendste, an Kind, Mutter, menschlicher Gütigkeit und Betrachtung! — Oder soll ich Dich erinnern, wie im „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga" er es vorzieht, uns im Morgenlichte zu zeigen, was wir täglich noch hier auf abendlicherer Erde und in fortgeschrittener Zeit verbrechen! wie wir unerkannt beste Liebe von uns stoßen, in Zorn und Stolz, und wie sich darunter Herzen finden, die es nicht überleben! Wie kurz, kräftig und zart, und im höheren Kreise gehalten, konnte dies gerad' in diesem Costüme gezeigt werden, ohne die vielen prahlerischen Reden und Aeußerungen der modernen Empfindungs-Grübeleien, deren man sich bei den schönsten Handlungen und Regungen nicht mehr erwehrt! mit welcher Meisterschaft und Kürze ist dieses Costüm erreicht, und welch eigenen Ton bringt es in unsere Seele! und auch wieder als Bild, wie richtig und fertig das kleine Ganze! — so könnt' ich all seine Lieder und Gedichte durchgehen; aber auch an die, wie an seine großen Werke, muß man nur erinnern und sagen: Leset sie immer noch ein Mal! — Bei jedem Schritt im Leben, bei jeder neuen Ecke, um die man in seiner eigenen Seele herum kommt, wird Einem etwas Anderes von Goethe merkwürdig und klar. Wer hat schon so sprechen lassen, wie die alte „Barbara" im „Meister" redet? wo sagt sie's, und wie sagt sie's! welche Prophezeihung wird es eigentlich! Dies gerade ist einer der Texte, worauf Vornehme und Gebildete die unendlichen Variationen von Lug und Trug spielen, und sich zu ekle Ohren halten, um es auch anhören zu wollen, was sie vollführen! Eine alte „Barbara" läßt er es ihnen aus seinem Meisterwerke in die Zeiten nachschreien, und schont sie noch, denn es ist ja nur die alte Barbara! Bei dem ersten Lesen frappirte mich die Rede der Alten, und jetzt, nach langen Jahren, dringt sie sich mir als Exempel immer wieder auf bei den täglichen Vorfällen. — Nach allem Menschen-Verkehr hat Goethe hingeschaut mit seinen Augen, allen verstand er, und versucht ihn uns verständlich zu machen. Als ich diesen Winter seinen „Divan" las, wurde mir klar, wie er ewig auf's neue so groß, lebendig und belebend ist: alle Zeiten, Religionen, Ansichten, Extasen und Zustände begreifend und darstellend und erklärend. — In den „Wanderjahren" wirst Du unangenehm erstaunen, wenn es Dir geht, wie mir: mit einem Male den Faden des Zusammenhanges zu verlieren, den man in Erwartung der ferneren Geschichte „Meisters" wünschen muß, und dessen man gewiß zu seyn glaubt. Der Autor belehrt uns anders; aus einer großen epischen Melodie geht er durch eine Dissonanz präludirend zu einer Harmonie über, wo die große des Weltschreitens uns klarer werden muß; und in dieser großartigsten Musik klingt jene Melodie noch öfter für's Menschenherz durch; und die Abweichung nach der Tonfolge, die uns „Mignon" wieder ruft, ist die geehrteste Herzensblüthe, vom herrlichsten Alter beleuchtet, welches wir je sahen! — Ich liebe die Menschen, die fortlieben, was ihnen einmal gefallen konnte; dann waren es die Augen, dann war es das Herz, denen es gefiel; die Leute aber, deren Neigungen dem Beifall Anderer folgten und ihrem Gegenstande fremde Gründe annahmen, müssen von Grund aus in ihrer Seele wechseln, berühren ihr eigen Gemüth nicht unmittelbar, und wissen sich damit noch etwas, und meinen, mit dem Alter hätten sie Wichtigeres ergriffen, welches doch nur darin liegt, daß ihre innere Geschichte nicht aus einem Stücke besteht und eigentlich keine Person bildet; solche Leute lieb' ich nicht. Den großen Wahrheitsfreund, den griffgeübten Meister finden wir aber auf jedem Punkte seiner Gesammtwerke immer wieder, bald minder-, bald mehrtönig, immer zustimmig zum einmal Gesagten; vom leisesten kleinsten Ton bis zum kühnsten neuesten Ausspruch: in ewig junger Liebe zu allem Naturgemäßen, was in Menschen und Welt sich regt; mit Haß und rechtlicher Verfolgung alles Falschen, aller Lüge, aller verzärtelten und noch so gepriesenen Unwahrhaftigkeit, sie mag so hoch oder so tief herrschen, wie sie will! Diese ehrwürdige Stimmung und Gesinnung find' ich immer unverändert wieder, wenn auch noch so gehalten und mit richterlicher Alters-Weisheit und dem größten

Maße geschmückt und fast versteckt. — Welche persönliche Schmeichelei ist mir aber bei Lesung dieses neuesten Werkes widerfahren! Gleichsam — wie Glück es mit sich bringt — eine Belohnung des Glücks, welches ich in des größten Meisters Bewunderung empfinde! Vorlängst sah ich in „Wilhelm Meister“ gleichsam zwei Texte zu dem Buche im Buche selbst ausgesprochen, und sagte dies auch. Der eine ist die Stelle, wo Meister gegen Aurelien in die Betrachtung ausbricht: „O, wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!“ Und der andere, wo die Bemerkung gemacht wird, daß der kleinste Raum unseres Welttheils schon in Besitz genommen, das Land, die Flüsse, die Wege und jeder Besitz befestigt sey. Unser Geist ist in der ersten Himmels-Sentenz gefangen, und die Einsicht darin seine weiteste Regung: sie begreift auch das Schicksal unseres Herzens; wir halten für möglich, daß ein Herz für uns gestimmt sey, in welchem eine uns verborgene Unmöglichkeit obwaltet: Unglück der Liebe! Wir wollen in irrdisch realen Verhältnissen herrschen und wirken, und finden die Erde besetzt! Die Edlen, Begabten, kommen und müssen kommen auf Spiel und Kunst; die Andern arbeiten, schaffen, gewinnen weltliche Güter, so gut sie können. Die ganze Welt in mannigfaltigster, lieblichster, weisester, künstlerischester, zerreißendster und beruhigendster Weise zeigt und lehrt uns dieser große Roman: und aus dem Einzelleben der geliebtesten Personen und Persönlichkeit nun in den „Wanderjahren“ heraus gespielt, bringt dies Buch fortschreitend auf den Gedanken der Gesammteinrichtungen für Menschen zurück und vorwärts, wie die Welt selbst, und im letzten Kapitel wiederholt sich mir zu Ehren der eine jener Texte auf den drei ersten Seiten. — Mit der beflügeltesten, wie schon in Erfüllung gegangenen Hoffnung, und doch auf ganz Neues gefaßt, erwarte ich den zweiten Theil. Welche Freude! — Berlin, Juni.

(Die Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Als Ludwig XIV. im Jahr 1683 seine Gemahlin, Marie Therese von Oesterreich, verlor, rief er: „Es ist der erste Kummer, den sie mir je gemacht!“

Ein Schuhflicker zu Paris war entschlossen, sich um's Leben zu bringen. Um recht mit Eclat aus der Welt zu gehen, schrieb er folgende Worte auf einen Zettel: „Ich folge dem Gebot eines großen Meisters; denn Moliere sagt: „wer Alles verloren, wer nichts mehr zu hoffen, hat ein Recht zu verzweifeln!“ — Hier setzte er eben das Mord-Instrument an, als ihm plötzlich einfiel, er möge sich wohl irren, und es könne ein Anderer als Moliere seyn, der so gesprochen. Um gewiß zu gehen und sich nicht nach dem Tode zu blamiren, schlägt er Moliere auf, fängt an zu blättern, liest ein Paar seiner Lustspiele, und — vergessen ist der ganze Selbstmord!

Im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ Nr. 180 ist folgende Frage zu lesen: „Sollte es nicht möglich seyn, einem Papagey durch eine Operation oder andere Mittel sein Geschrei zu benehmen, welches ein so hübsches Thier unangenehm macht?“ — Wenn schon der Papagey der deutschen Kritik mit seinem natürlichen Ton ein Anstoß ist, wie wollen sich unsere Sänger und Sängerinnen beklagen?

Die Macht der Gesetze muß in der Regel den Gesetzen der Macht weichen.

Einer der lustigsten Druckfehler ist neuerlich in einer Rezension zu Tage gekommen. Es heißt da nämlich von einem Geschichtsforscher: „Er hat sein Werk mit großer Einseitigkeit (soll heißen Emsigkeit) zusammen getragen.“ Ed. Rolle.

Mein Weibchen und mein Hund.

(Aus dem Französischen des Grafen von Segür.)

Ein Wesen, treu und liebevoll,
Schloß mit mir einen Lebensbund;
Es schmeichelt mir, thut, was es soll,
Ist kosend, ist bescheiden, und —
Wer liebt mich so aus Herzensgrund?
Ist es mein Weibchen? Ist's mein Hund?

Es denkt an mich bei Tag und Nacht,
An jedem Ort', zu jeder Stund';
Es träumt von mir, bis es erwacht,
Und wachend wacht's für mich nur, und —
Wer liebt mich so aus Herzensgrund?
Ist es mein Weibchen? Ist's mein Hund?

Bei Tisch und Bette stets um mich,
Mach' ich ihm Freud' und Leiden kund;
Es theilt sie, wie ein and'res Ich,
Kennt meines Herzens Tiefen, und —
Wer liebt mich so aus Herzensgrund?
Ist es mein Weibchen? Ist's mein Hund?

Nicht Schmuck und Schminke legt es an;
Natürlich, heiter und gesund,
Kennt's keinen andern Talisman,
Der mir gefallen könnte, und —
Wer liebt mich so aus Herzensgrund?
Ist es mein Weibchen? Ist's mein Hund?

Zuweilen schmollt es, weis't mir keck
Die Zähn' auch in dem kleinen Mund;
Doch faßt dabei mich nie der Schreck,
Es wird gleich wieder friedlich, und —
Wer liebt mich so aus Herzensgrund?
Ist es mein Weibchen? Ist's mein Hund?

Dies schwache Wesen ist jedoch
Mein Herr auf diesem Erdenrund;
Ich trage gern sein leichtes Joch,
Gehorch' ihm oft auch ohne Grund.
Dies Wesen ist — mein Weibchen, und —
Nicht minder Herr ist auch mein Hund!

T. L. Secha.

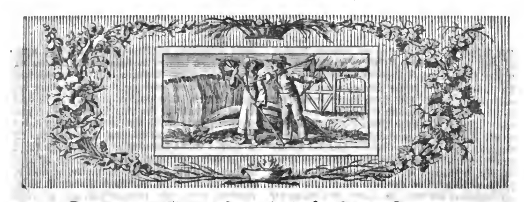
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Karlsruhe. Das hiesige Theater — damit auch davon im „Gesellschafter" die Rede sey — ist ohngefähr gerade so viel, weder weniger noch mehr: als es, nach dem Horizonte, worunter es steht und nach seinen ökonomischen Lebens-Elementen seyn kann und seyn muß. Werfen wir daher einen Blick auf jenen Horizont und auf diese Elemente! — In großen Städten ist es der Theater-Direktion vergönnt, sich ihr Publikum zu bilden: denn arbeitet sie zur Befriedigung selbst des reinsten Geschmackes, so findet sie immer so viele Inhaber desselben, daß sie auf den Beifall der Uebrigen leicht verzichten kann. In kleineren Provinzial-Städten dagegen ist die Theater-Direktion unausbleiblich Sklavin der Majorität von deren Bewohnern: denn hier bedarf sie, um der Ledsucht nicht zu ermangeln, des Zuspruchs der ganzen Volksmasse; in einer solchen Masse aber giebt, bei Geschmacks-Gegenständen, immer die Mehrheit das Gesetz. Unter einem Scepter dieser Art kann die Blüthe des Schönen, in Deutschland's gegenwärtigem Jahrhunderte, noch nicht gedeihen. — Anders steht die Sache um die kleineren Residenz-Städte unserer Föderation, welche sich stehender Schaubühnen erfreuen. Hier ist es der Hof und sein Anhang, wodurch das Schauspiel construirt, erhalten und beherrscht wird; der Ueberrest der Zuschauer stellt mehr einen geduldeten Gast vor, als ein stimmfähiges Ephoratsglied. Um daher den Werth dieses Schauspiels ermessen zu können, braucht man bloß den Geschmack seines wahren Beherrschers in's Auge zu fassen. Nun ist aber Karlsruhe eine solche Residenz-Stadt, und Sie fragen mich daher um den Geschmack von dessen Hof und Hof-Clientschaft. — Erlauben Sie mir, in der Voraussetzung unserer Einigkeit über die Elemente des Geschmacks und über die Wahrheit des Spruches: „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen" — Ihnen hierauf nur indirekte zu antworten. Karl Friedrich, der Nestor unter Deutschlands Fürsten, ein wahrer Kenner und Freund aller Wissenschaften und Künste, hat weit über ein halbes Jahrhundert hier residirt und ist erst vor wenigen Jahren aus diesen Mauern und aus dem Leben geschieden. Sein würdiger Sohn regiert gegenwärtig nach des weisen Vaters Vorbild. Seine Schwägerin Amalie, die gefeierte Mutter so Vieler der edelsten Fürstinnen Europens, opfert hier, schon seit vier Jahrzehenden, ihr Leben der Humanität und den Musen. Die Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, welche diese Stadt besitzt, umfassen alle Kathegorien, und sind zum Theil sehr reich. Das Lyceum dieser Residenz ist eines der besten in Deutschland. Hugo in Göttingen und Böckh in Berlin sind z. B. Eleven desselben, und der eben so hellsehende und geniale als gemüthliche Hebel ist, schon seit mehr denn 30 Jahren, con amore ein Hauptlehrer an demselben. Weinbrenner, Haldenwang, Feodor und Kunz leben, arbeiten und lehren hier in die Wette. Die Stadt selber ist eine der schönsten von Germanien, und vorzüglich ihr Theater im edelsten Styl erbaut. Sie besitzt, als Centralpunkt der Unterhaltung und der Tags-Lektüre, ein ziemlich reich ausgestattetes, sehr frequentes Museum. Sie ist der Sitz aller obersten Administrations-Behörden eines wohlhabenden Landes, welches zwei uralte Universitäten in seinem Schooße hegt; ist seit ein Paar Jahren der Brennpunkt von Landtags-Diskussionen, welche zum Theil Geist und Energie athmen, und sieht so eben eine General-Synode, unter dem Präsidium eines ihrer gewandtesten Staatsmänner (v. Berkheim), das erste Hauptbeispiel der Wiedervereinigung der beiden evangelischen Confessionen geben. Dem Allen aber muß ich, um Ihnen die Materialien zur Gestaltung Ihres Urtheils vollständig in die Hand zu liefern, noch hinzu fügen: sie ist die Hauptstadt eines süddeutschen Rhein-Ufer-Völkchens, das fleißig dem Bachus opfert und an Jovialität, wie an Treuherzigkeit, von keinem andern übertroffen wird. — Unter solchen Verhältnissen kann, wie Sie sehen, die Luft, welche der Schauspieler in Karlsruhe athmet, unmöglich eine böotische seyn: es kann seinem Aufstreben nicht an Theilnahme, seinem Verdienste nicht an Anerkennung gebrechen. Glauben Sie aber darum keinesweges, daß ich Ihnen die Residenz von Baden als ein deutsches Athen vorschildern wolle. Mein Gemälde hat auch seine starke Schattenseite! — Karlsruhe ist eine Kleinstadt, und ihr Theater dennoch ein perennirendes. Daraus folgt, daß die nämliche Darstellung nicht oft genug wiederkehren darf, um dem Schauspieler ein wahrhaftes Einüben vor den Augen des Publikums zu vergönnen. Er kann, wenn nicht ein wahrer Genius ihn leitet, in keiner einzelnen Rolle recht einheimisch werden, weil er von Tag zu Tag immer in eine andere umziehen muß. Karlsruhe ist ferner eine monarchische Residenz-Kleinstadt, worin zwischen den verschiedenen Rangklassen und Ständen mächtige Klüfte befestigt stehen, worin die Etikette die Geister und Körper vielfach zusammen schnürt, und worin die Dämonen der Eitelkeit und des Ehrgeizes Vertrauen und Herzlichkeit fast im Keim ersticken. Hieraus folgt, daß der Menschen-Darsteller auf ihrer Bühne der Gelegenheit schmerzlich entbehrt, gebildete Menschen in ihrer Natursprache zu hören — in ihrer Natur-Bewegung zu beobachten. In solch gekünstelter Atmosphäre muß selbst der fleißigste Bühnen-Künstler, der nicht Genie, d. h. Naturmensch in vollster Potenz ist, nothwendig zum Manieristen werden. Karlsruhe ist endlich eine ziemlich stagnirende, d. h. durch keinen frequenten Besuch von Reisenden belebte Kleinstadt. Hieraus folgt, daß ihr Schauspieler im Ganzen stets der Kritik der nämlichen Richter unterliegt, welche ihn und sein Privatleben genau kennen; daß seine Anstrengung nachläßt, weil diese Richter sich an seine Schwächen gewöhnt haben, oder ihm ein Gebrechen wenigstens als Freunde verzeihen, welches sie als Aesthetiker verhorresciren müssen; mit einem Worte: es folgt hieraus, daß ihr Theater-Künstler, wenn er nicht periodisch ein anderes Tribunal im Auslande aufsucht, allmählig zum Schlendrianisten werden muß. Hierzu kömmt noch, daß der Hof (wiewohl er sehr viel für die Bühne thut) sie doch nicht in dem Grad unterstützt, daß ihr nicht ein sehr bedeutender Zuschuß von Seiten des Publikums nothwendig wäre. Die Mittel des Karlsruher Publikums aber sind leider allzu beschränkt; davon ist die Folge, daß diese Bühne, weil sie denn doch einmal auch die größten Pompstücke aufführen will, nur wenige hervor ragende — also theure — Schauspieler besolden kann, und daß sich jedes ihrer Mitglieder, ohne Unterschied, zu den verschiedenartigsten Rollen hergeben muß: wo dann, natürlich, an der Gründlichkeit des Studiums meistens verloren geht, was an dessen Vielseitigkeit gewonnen wird. — So viel, ein für alle Mal, über den Gesammtgeist dieser Schaubühne! Nun erlauben Sie mir (jedoch mit Ausschluß des Opernfaches), auf die Charakteristik von deren ausgezeichnetsten Mitgliedern ein zu gehen. (Der Schluß folgt.)

Wie sehr man in den Niederlanden (nur in den Niederlanden?) nach einträglichen Ehrenstellen, nach Orden und Titeln strebt, beweisen zwei Karrikaturen, welche neulich in Brüssel erschienen sind, aber sogleich verboten wurden. Die eine stellt einen Kranken vor, dem zwei Aerzte den Puls fühlen. Der Eine fragt: „Quod dicis, Doctor?" — Der Andere antwortet: „Dico que notre homme a la manie des grandeurs, la fièvre de cordon, la rage des honneurs." — Die zweite Karrikatur stellt einen wohlgetroffenen jungen Mann vor. Er sitzt in einem Whisky, ragt mit dem Vorderleib vorn über und breitet den einen Arm nach Ordens-Kreuzen und Ordens-Bändern aus, die vom Himmel regnen. Ein Meilen-Zeiger zeigt den Weg von Brüssel nach — Termonde. Unten stehen die Worte: „Der Weg zu Ehren und Würden. (Journ. d. Par.)

Im Jahr 1440 gab es noch gar keine leinenen Hemden, sie waren von Serge. (Courier d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 18. August. 132stes Blatt.

Sanssouci in Hayti.

Capitain Condry ist neulich aus Hayti nach England zurück gekommen, und macht nachstehende Beschreibung der bekannten Stadt Sanssouci und des Schlosses gleiches Namens, ohnlängst noch die Residenz Christophs (der sich den prächtigen Namen Heinrich I., Königs und Kaisers von Hayti, beigelegt hatte). So schlecht die sogenannte Stadt gebaut ist, so sehr sie das Ansehen eines ärmlichen Dorfes hat — obschon die meisten Häuser den Hof-Beamten zur Wohnung dienten — so schön, groß, modern gebaut und den europäischen Residenzen wenig nachgebend, ist das Schloß Sanssouci mit seinen Gärten und Nutzgebäuden. Es ist im höchsten Styl aufgeführt und muß unermeßliche Summen gekostet haben. Aber schon jetzt verfallen, mehr durch gewaltsame Zerstörungen, als durch den Zahn der Zeit, bietet es den melancholischen Contrast der Pracht und der Vergänglichkeit dar. Die getäfelten Mahagony-Wände und Fußböden, die reichen Tapeten, die schön ausgelegten Decken, Alles ist aufgerissen, gewaltsam ausgehoben, von hungrigen, nackten, ungezügelten und müßigen Soldaten für ein Spottgeld verkauft oder verbraunt. Von den schönen 6 — 12 Fuß hohen Spiegeln waren zum Theil nur die Rahmen vorhanden; in Bruchstücken lagen das Glas, die Kron- und Wand-Leuchter auf dem Boden zerstreut: ein Andenken an den Tag der Wuth und Rache, als Christoph seinem Leben ein Ende gemacht, und durch diese — feigherzige That sein Schloß und seine Schätze preis gegeben hatte.

Auch die Schulen oder Gymnasien in Sanssouci besah der Reisende. Sie sind mit Lehrern und Professoren aus Europa besetzt, welche Christoph mit schweren Kosten verschrieben hatte und theuer besoldete, obschon ein Paar Dorfschulmeister zum Unterrichte hingereicht haben würden. — Nachdem C. das Schloß und die Stadt besichtigt hatte, begab er sich auf die Citadelle. Sie liegt hoch auf einem Berge. Als er die Spitze erreicht hatte (es war früh am Morgen), lag über der Ebene noch ein dichter Nebel, der sie dem Auge verhing. Der Weg ist steil und schlecht; C. mußte verschiedene Mal vom Pferde steigen und es am Zaum führen. Zur Citadelle war ehedem der Zugang jedem Fremden streng untersagt; jetzt erhält man ohne Mühe die Erlaubniß, sich darin um zu sehen. Todtenstille herrschte innerhalb der zum Theil 50 Fuß dicken Wälle. An manchen Stellen, besonders nach der Nordseite zu, ist die Festung 250 Fuß hoch. Wenn man bedenkt, daß in dieser Feste von europäischen Sklaven und Handwerkern tagtäglich Waffen geschmiedet, Kriegsgeräthe verfertigt werden mußten, und daß die Arbeiter in den heißen Nächten in enge dumpfige Kerker gesperrt wurden und alles Umgangs mit der ganzen übrigen Welt entbehren mußten, so ergreift uns ein tiefer Schauder. Es ist unmöglich, den Plan der Festung auf zu fassen und eine Beschreibung von den Werken zu geben, welche das Alter von Jahrhunderten an der Stirn zu tragen scheinen und durch ihre colossale Größe Staunen und Bewunderung erregen, welches dadurch noch vermehrt wird, daß man das Alter und Entstehen derselben kennt.

Die Festung ist mit so vielem und schwerem Geschütz versehen, daß man sich fragt: wie es möglich war, die Massen auf den steilen felsigten Boden hinauf zu schaffen. Die unterste Batterie zählt 70 metallene Zwei- und dreißig-Pfünder. Eine zweite Brustwehr wird von 40 Vierundzwanzig-Pfündern vertheidigt und hat alles dazu Gehörige. Die dritte Batterie, noch unvollendet, ist mit Schießscharten zu Geschützen leichten Calibers versehen. Ganz oben (200 Schritt über der Ebene) sind die Barraken oder Kasematten für die Besatzung angelegt, so daß man mit Recht sagen kann: die Feste sey allen Kriegskräften Europens unzugänglich, mehr als Gibraltar, und dabei, im eigentlichsten Sinne, die Bastille von Hayti. An Wasser- und Gemüseland fehlt es ihr nicht. Die Wall-Keller sind mit Tausenden von Mehlfässern, von Tonnen mit Hülsen-Früchten, Reis, trockenen Gemüsen, Eingesalzenem u. s. w. angefüllt. An Salz, Wein, gebrannten Wassern, so wie an Kugeln, Pulver u. s. w., ist der größte Ueberfluß, so daß auch von dieser Seite die Besatzung volle 25 Jahre aushalten könnte. — „Ich sah auch" — so spricht der Reisende — „in der Schatzkammer die leeren großen Eisenkasten, worin 50 Millionen Dollars verschlossen waren, die jetzt Flügel bekommen haben und größtentheils nach England geflogen sind." — Innerhalb der Werke stehen die Trümmer des Palastes der Citadelle, welcher mit dem Kommandanten und 800 Mann im Jahre 1818 in die Luft flog, weil der Blitzstrahl frei liegende Patronen entzündete; das Einstürzen des Palastes dämpfte den Brand; noch stehen Ueberreste von Mauern, die mit jedem Augenblick den Nachsturz drohen. — Man will versichern, 15—20,000 Menschen sind bei dem Auf- und Ausbau umgekommen; die Meisten wurden von den heftigen Winden, die den Gipfel der Berge umwehen, fortgerissen und in den Abgrund geschleudert, während sie beschäftigt waren, die Zinnen und Dächer mit Kupfer und Zink zu belegen. — Christoph liegt auf der Südseite — man kann nicht sagen, begraben und beigesetzt, sondern — verscharrt und mit wenig Leimerde bedeckt. T. L. Secha.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

2. Antwort.

Ich danke Dir von Herzen für die zwei mächtig großen Briefe, die ich zur Beantwortung vor mir liegen habe. Ich rechne es Dir hoch an, daß Du mir so viel schreibst; denn ich weiß, welche Mühe es Dich kostet, und an wie viel andere Menschen Du zu schreiben hättest, und welche einsichtigere Antworten Du erhalten würdest! — Kommt Dir dieses Wort befremdend und befangen vor, so will ich es gern glauben, denn ich bin wirklich befangen; und bin es, glaub' ich, geworden, weil Du mich aufforderst, über die „Wanderjahre" zu schreiben, und hinzu setzest, ich könnt' es, wenn ich unbefangen wäre. — Wer bin ich, daß ich über die gedrängten Lebens-Resultate eines siebenzigjährigen weisen Jünglings, der zugleich der Odysseus und der Homer unserer Zeiten ist, wer bin ich, daß ich über ein solches Buch urtheilen soll? Was ich nie erfahren werde, weder im Geist, noch im Herzen, noch in der Welt, das hat er längst als Stoff verarbeitet; was ich in hundert Wissenschaften nicht weiß, ist ihm längst zum Werkzeuge geworden, Kenntniß zu neuer Erkenntniß; und worin ich noch tief befangen bin, darauf sieht er von seinem ätherisch-praktischen Standpunkt milde, gewährend herab. Wer urtheilen will, muß Uebersicht haben, zur Uebersicht gehört ein erhöhteter Standpunkt, als das Angeschaute — zu diesem kann ich mich nicht erheben, und was noch mehr ist, auch nicht glauben, daß ich mich zu ihm erhebe: mir nämlich das Ganze nicht zusammen ziehen und zu meiner persönlichen Uebersicht verengen, zu meinem persönlichen Genusse und Gebrauche bereiten, wie ich's mit fast allen Goetheschen Werken, sein Leben selbst nicht ausgenommen, vermag. Kurz und gut, trotz Deinem belehrenden Lobgedicht, trotz der mitgetheilten Anzeige, sind mir die „Wanderjahre" — ein Meisterwerk — das ich zu verstehen mich nicht unterstehe. Meine nun aber ja nicht, daß ich etwa keinen Genuß bei dem Lesen gehabt hätte! Nein, immerwährenden, und wie bei keines andern Dichters Werke; ich könnte sagen, wäre Fichte nicht, wie bei keines andern Menschen. Die erste Hälfte und das Ende des Buches versetzten mich ganz neu außer meinem zeitherigen Selbst! Ein thatenregender Feuergeist wehte mich hier, mahnend und ohne lähmenden Vorwurf mahnend, aus jeder Zeile an. Was ich je Gütiges gedacht und Verständiges empfunden habe, wurde frisch in mir angeregt und meine Ueberzeugung gestärkt, daß nur Gütiges gedacht, nur Verständiges empfunden werden soll. Auch weiß ich mit ahnungsvoller Gewißheit, daß man in jedem neuen Lebensjahre, bei jedem großen Lebens-Ereignisse dieses Buch, wie Alles von Goethe, neu und anders verstehen wird. Jetzt schweben mir, außer hundert andern, zwei Hauptgedanken vor der Seele. Die drei größten Deutschen unserer Zeit haben, in drei verschiedenen Formen, von dem Einen, was noth thut, prophetisch gesprochen: Fichte, Pestalozzi, Goethe — prophetisch-theoretisch, prophetisch-praktisch, prophetisch-poetisch — von einer noch nie dagewesenen, noch nie erkannten, durchaus neuen evangelischen Erziehung der Menschen zur Freiheit — nur daß man diese drei Propheten, eben weil sie Propheten sind, erst in der kommenden Geschichts-Epoche verstehen wird. Ich für mein Theil weiß doch so viel, daß die „Wanderjahre", „Lienhard und Gertrud" und die „Staatslehre" drei Theile eines und desselben

Buches sind. Der zweite Gedanke, der mir vorschwebt, ist folgender: Zur Besiegung des nächsten größten europäischen Weltübels, des aus dunkleren Jahrhunderten auf uns vererbten, muß aller materielle Besitz unverhältnißmäßig leiden. Grund und Boden, rohe Produkte, müssen übermäßig tief im Preise fallen. Selbst das weniger materielle Geld muß, je größer das Kapital, desto mehr seinen Werth dadurch verlieren, daß es nicht sicher und nur mit sehr geringem Vortheil unter zu bringen ist. Das Reale hingegen, welches man auch das Ideale nennt, Fleiß, Regsamkeit, Industrie, Kunst, Talent, Erfindungskraft, bewegliche Geistigkeit, müssen für lange Zeit ein unverhältnißmäßiges und alles Bestehende störendes Uebergewicht über Grund und Boden, rohe Produkte und Kapitale gewinnen, das wenigstens so überwiegend wird seyn müssen, als es früherhin diese rohe Natur, dieses materiale Nichts, über alles Geistig-Reale war. Alsdann — nach diesem Durchgangs-Zustande — kann erst ein richtiges Verhältniß der vielfachen und dann richtigen Besitzthümer sich nach und nach bilden. Diesen Gedanken habe ich aber schon früher gehabt, er ist mir nur durch dieses Buch bestätigt worden. — Was nun die zweite Hälfte des Buches betrifft, so bin ich nicht Eurer Meinung. Es stören mich nämlich hier die abgebrochenen Geschichten nicht, und zwar, weil diese einzelnen Fragmente zum Ganzen stimmen, welches ja auch nur Fragment ist, und mich durch Anlage, Ausführung und Art seines Entstehens zu glauben berechtigt, daß es auch Fragment bleiben wird. Sollte späterhin eine oder die andere Geschichte ausgeführt werden, so ist dies ein freundliches Blumen-Geschenk, wofür wir der Gunst des Glückes zu danken haben. Das Ganze aber, das die Welt ist, wünsche ich so wenig ausgeführt zu sehen, als ich den Untergang, oder vielmehr die Verklärung der Welt erleben möchte. Und warum nicht? Weil ich darauf nicht vorbereitet bin. — Einen großen Theil Deines ersten Briefes hoffe ich noch immer Dir in mündlichem Gespräche beantworten zu können; denn da dieser Sommer durchaus nicht aufhört, Winter seyn zu wollen, so rathe ich, im wirklichen Winter her zu kommen, und die Blüthenzeit hier zu erwarten. — So eben habe ich Deinen zweiten Brief wieder durchlesen, nämlich Deinen Hymnus auf die „Wanderjahre". Zwar glaubte ich ihn ganz vergessen zu haben, hatte das Werk inzwischen gelesen, und finde doch nun, zu meinem Erstaunen, ich möchte fast sagen, zu meinem Verdrusse, daß ich Dein Thema abgeschrieben und mit schlechten Variationen begleitet habe. Warum hast Du mir das gethan, und früher über das Werk geschrieben, als ich es gelesen? Nun bleibt mir zu meiner Rechtfertigung nichts übrig, als mit Brunet zu sagen: „Vous répétez-là mot pour mot ce que j'allais dire!" — Ich habe Manches zeither gelesen; unter Anderem — „Lienhard und Gertrud"! Abgesehen von den wissenschaftlichen und sittlichen Elementen des Buchs, welches Gedicht! welches Idyll! welche plastische Charakter-Zeichnung der hundert verschiedenen Bauern! Bis zur Shakspeareschen Wahrheit gesteigert; denn daß z. B. der Quacksalber selbst eine Fontanelle am Arm hat, ist entweder wirkliche Wahrheit, oder Shakespearesche poetisch apriorische! — Ich weiß mir selbst nicht klar Rechenschaft zu geben, wie ich auf den Dante kam: aber Folgendes habe ich gleich, nachdem ich „Lienhard und Gertrud" beendigt, mir aufgeschrieben: „Dante nennt sein scholastisch-mystisches Lehrgedicht „göttliche Comödie". Mit mehrerem Rechte hätte Pestalozzi sein „Lienhard und Gertrud", dieses tiefe und klare Werk, also betiteln können. Aber er nennt dieses plastische Lehrgedicht, diese Anleitung zur praktischen Philosophie, zu thatsächlichem Christen- oder Menschthum, diese neue Verkündung der Verkündung vom Reiche Gottes auf Erden, die Fürst, Minister und Stände lesen und wieder lesen und im Herzen bedenken und behalten sollten, er nennt dieses Meisterwerk einer bis zur Weisheit, bis zur Kunst gesteigerten Menschenliebe, bescheiden-einfach: „ein Buch für das Volk"! Möchte es das seyn dürfen! — Endlich kenne ich auch etwas von Houwald; ich habe das „Bild" gelesen, und stimme Börne's, aus Klarheit witziger Rezension bei; aber die Sprache ist gewandt und edel, und hat, neben den tadelhaftesten, überraschend schöne Bilder. — Noch führ' ich Dir an: „Heinrich Kleist's hinterlassene Werke", von Tieck. Ich habe bis jetzt nur die Vorrede von Tieck gelesen, die mir genügt, so daß ich ihm schreiben und für die Herausgabe des Werkes und Hinweisung auf das vergessene Genie herzlich danken werde. Vom „Prinzen von Homburg" kenne ich Fragmente, die mir Kleist selbst vorgelesen; vom „Hermann und Marbod" nichts. — Deinen Brief sende ich nach Brüssel, wo das Buch zugleich mit ihm ankommen wird.

Mannheim, Juli. Ludwig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkung.

Herder sagt (Briefe zur Beförderung der Humanität, 7te Samml. S. 21): „Karl dem Großen und seinen Nachkommen sind wir die Pflanzung so vieler Bischofs-Sitze, Domkapitel und Abteien längs dem Rhein und der Donau, ihm und ihnen die Sündfluth von Uebeln schuldig, unter denen Germanien zum stehenden und abgestandenen Teich ward — —. Deutschland blieb nun im ewigen Streit mit einer furchtbaren, der geistlichen Macht, die es im Namen der Christenheit in Schranken halten sollte, wenn es darüber auch selbst zu Grunde ginge und sich ganz und gar vergäße." W.

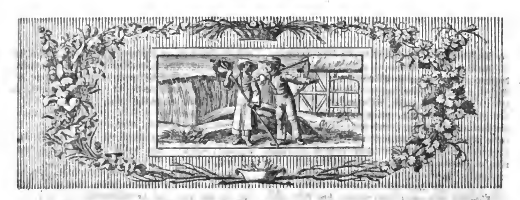
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Rom. In der Kunst giebt es hin und wieder manche erfreuliche Erscheinung unter den deutschen Künstlern. Veit hat einen herrlichen Carton von einer heiligen Elisabeth gemacht und malt jetzt dies Bild. Veith und Overbeck malen an ihren größen Werken in Fresko. Torwaldsen hat die ritterliche Bildsäule des Prinzen Poniatowsky im Modell vollendet; ein außerordentliches Werk von Styl und Kunst. Bald werden auch die ergiebigen Ausgrabungen in Torrmetancia, durch den geistreichen und gelehrten Advokaten Bondi geleitet, wieder angefangen. Der dänische Consul Bradstedt hat ein kleines Werk in Bronze erhalten, das in Calabrien gefunden und eine Panzer-Verzierung gewesen zu seyn scheint, die sich auf beiden Schultern wiederholte. Es stellt dasselbe den Kampf der Amazonen vor; auf jedem ist ein Krieger abgebildet, der eine niedergeworfene Amazone bedroht. Mir ist von solcher Schönheit, in Rücksicht auf Ausführung, Zierlichkeit und Styl, nichts Aehnliches bekannt, ungeachtet die Gestalten nur etwa drei Zoll groß sind. K.

Karlsruhe. (Schluß.) Herr Malerhofer, ein kräftiger vollstimmiger Mann von etwa 40 Jahren, gehört gewiß zu den sinnigsten und fleißigsten Künstlern Süddeutschlands. Er spielt das Fach der ehrwürdigen Greise, der zärtlichen Väter, auch wohl der polternden Alten, mit Originalität und Mannigfaltigkeit. Von der Feinheit der Ifflandschen Mimik bleibt er zwar sehr weit entfernt; allein er identificirt sich in hohem Grade mit seiner Rolle und verfehlt sehr selten den wahren Ton und Accent: nur daß seine Uebergänge mitunter etwas schroff ausfallen. — Hr. Demmer, der etwa 30jährige Sohn des bekannten Mannheimer Schauspielers, ist der Intriguant und Bösewicht dieser Bühne: ein junger Mann von Verstand und Kunsteifer, welcher sehr richtig deklamirt, wiewohl mit einem dünnen Stimm-Organ. Leider steht sein Anstand nur noch zu sehr der Hölzernheit ähnlich, und die sogenannten Pointen seiner Reden spitzt er, mit Zung und Mienen, überfein aus. Durch sorgsames Studium solcher Vorbilder, wie Berlins Devrient, und bei stetem Enthalten von der Selbstgenügsamkeit, kann er sich, unseres Erachtens, noch zu einer bedeutenden Stufe erheben. — Hr. Neumann, ein gutgestalteter Künstler von etwa 35 Jahren und angenehmer Stimme, leistet etwas im Felde der heroischen, besonders aber der nicht-heroischen Liebhaber. Sein Spiel ist innig, nur, wie wir glauben, nicht mannigfaltig genug; seine Individualität, die indessen eine anmuthige ist, leuchtet allzu sehr aus seinen sämmtlichen Rollen hervor; wobei ihn übrigens die notorische Wahrheit entschuldigen muß, daß die Liebhaber unserer Dichter und Romanschreiber sich in der That noch ähnlicher sehen, als ohnehin schon ihre Urbilder im täglichen Leben. Auffallender aber ist an diesem jungen und fleißigen Künstler der doppelte Fehler: daß seine Deklamation der Jamben zuweilen in einen einförmigen Sington übergeht, und daß er mitunter, statt an seinen Mitspieler, an das Parterre perorirt. — Hr. Labes, ein jovialer lebendiger Mann von etwa 40 Jahren, ist wohl unstreitig die beste „lustige Person" der Karlsruher Bühne, und besonders zur Darstellung der schelmischen Einfalts-Pinsel wie von der Natur berufen. Ich glaube ihn vollkommen bezeichnet zu haben, wenn ich Ihnen sage, daß er den „Diener zweier Herren" mit einer Laune und Rührigkeit giebt, wie man sie nur auf dem italienischen Theater zu erwarten berechtigt ist. Daß er in dieser Sphäre oft Karrikatur wird, ist wohl eher ein Lob als ein Tadel. — Biedere, deutsche Charaktere von jugendlicher Kraft werden hier mit vieler Wahrheit, Wärme und Treuherzigkeit durch Hrn. Hartenstein dargestellt. — Von Hrn. Mayer, dem hiesigen Heldenspieler, kann ich füglich schweigen; denn die erleuchtete Kritik der Berlinischen und Hamburgischen Theater-Kenner hat den Ausspruch meines Urtheils über diesen, zwar sehr routinirten, aber auch sehr manierirten Schauspieler vor Kurzem rein anticipirt. — Von den Frauen unter den Menschen-Darstellern auf Karlsruh's Theater weiß ich Ihnen, seitdem derselben Mad. Schlanzowsky durch den Tod und Demois. Demmer durch Krankheit entrissen worden ist, nur zwei vorzügliche Künstlerinnen zu nennen: nämlich Mad. Neumann und Mad. Gehring. Letztere, eine sehr niedliche Gestalt mit angenehmer, aber wenig umfassender Stimme, ist nicht nur eine geborne Soubrette, sondern spielt auch die naiven Landmädchen mit ausgezeichneter Anmuth. Indessen gilt auch von ihrer Individualität Alles, was oben über die von Hrn. Neumann bemerkt steht. Daß man diese Individualität in die Form von Müllner's „Yrta" hat zwingen wollen, ist eine Versündigung an Kunst und Natur, welche die Regie verantworten mag, wenn sie kann. — Von Mad. Neumann, wie sie, nach ihrem beifallgekrönten Auftritt auf mehreren Haupt-Theatern der deutschen Nation, jetzt ist, werden Sie schwerlich etwas aus meinem Munde zu hören verlangen, wohl aber dürften Sie mich, als Einen der langjährigsten Beobachter ihrer Ausbildung, darnach fragen: wie sie dies geworden sey. Ich will es Ihnen in Kurzem zu beantworten suchen. Ein lebendiges Gefühl für ihren Beruf zur Schauspielkunst, welcher sich auf die seltenste Auffassungsgabe und ein umfassendes Nachahmungs-Talent gründet, haben diesen weiblichen Proteus, der übrigens keinem andern Genie an Gutherzigkeit nachsteht, schon in seinen Kinderjahren von Zeit zu Zeit, in Gastrollen, auf die Bühne geführt. Der jauchzende Applaus, welchen sie, von einem befreundeten Publikum, schon damals einerndtete, konnte sie, bei dem Reichthum ihrer idealisirenden Phantasie, nur aufmuntern, aber nicht in Schwindel versetzen. Keine Theater-Künstler-Tochter, aber, durch ihre Familie, dennoch mit vielen der ausgezeichnetsten Schauspieler des In- und Auslandes in stetem Verkehr, lernte sie Thaliens Priesterschaft frühe schon ihre Schwächen ab, ohne, durch diese Schwächen in irgend einer Tendenz des Egoismus beleidigt zu werden. So gewann sie, als eine Volontaire, den Dienst lieb, weil sie sich in ihn, wie in ein Spiel der Erheiterung, einmischte. Sie wurde unvermerkt und bald auf der Bretterwelt heimisch, weil diese Welt ihr nie im Nimbus erschienen war, während doch deren Zweck ihren Enthusiasmus in steter Gluth erhielt. Die größten Muster ihrer Kunst, so viel ihrer in den hiesigen Horizont eintraten (z. B. eine Hendel-Schütz) wußte sie sorgsam zu beobachten; aber schon durch die Mannigfaltigkeit dieser Muster blieb sie vor der Manierirtheit geschützt. Durch die herab lassende Huld einer vortrefflichen Regenten-Familie wurde sie mit den Formen der „großen Welt" vertraut, während ihr sicherer Instinkt sie vor der peinlichen Drechselbank einer langweiligen Theater-Schule verwahrte. Das Beste an ihrer Bildung hat sie — soweit die Bildung einen Menschen zum Schauspieler oder Dichter machen kann — selber gethan, und wird, wie ich hoffe, nie aufhören, es zu thun. Noch jetzt kann es jeder Unbefangene beobachten, wie der Beifall nur ihren Eifer anspornt, nicht ihre Anspannung lähmt. Wenn von **irgend** einem Künstler, so gilt von ihr: daß sie stets mit Beschämung ihre That dem Ideale vergleiche. Daher ihre warme Dankbarkeit für die nachsichtige **Aufnahme** dieser That, und — daher auch meine Hoffnung auf Ihre Entschuldigung, wenn ich, auf Hrn. Professor Zimmermanns gediegenes Kunst-Urtheil einstweilen compromittirend, die Aufzählung der **Schwächen** dieses meines Lieblings, getrost auf einen künftigen Brief verschiebe. N — s.

Ein Landbebauer von Saargemünd hatte Klee gemähet, und seinem kleinen Sohn geboten, zu Hause zu bleiben. Das Kind achtete aber das Gebot nicht, sondern kam unbemerkt nach, und, um vom Vater nicht entdeckt zu werden, versteckt es sich in den Klee. Der Vater denkt eben nach Hause zu fahren; er ist mit dem Aufladen fertig, will nun die Heugabel mitten in den Klee hinein stoßen und stößt den — Knaben gerade durch's Herz. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 20. August. 133stes Blatt.

Lied.

Werden, blühen und vergehen,
Schöner wieder zu erstehen,
Ist des Lebens Wechselgang;
Frag' das welke Blatt am Baume,
Frag' das Roth am Wolkensaume,
Wo der Sonnenball versank.

Neu verjüngt im Horentanze,
Mit des Laubes frischem Kranze,
Schmückt der Lenz den nackten Hain.
Prächt'ger wird mit seinen Strahlen
Helios den Goldkreis malen,
Bei des nächsten Frühroths Schein.

Was da starb, starb nicht auf immer!
Schlösser wurden Roma's Trümmer,
Als der stolze Bremus sank;
Hügelnacht deckt den Peliden,
Doch im Lied des Mäoniden
Lebt er fort äonenlang.

Sieh der Raupe kurzes Leben,
Es dem schön'ren hin zu geben,
Spinnt sie selbst ihr Todeshaus;
Denn die Schale muß zerspringen,
Und auf neubelebten Schwingen
Fliegt der Schmetterling heraus.

Also springt auch einst der Riegel,
Also hebt der Geist die Flügel
Aus dem Grabe fesselleicht.
Ruhet sanft, ihr Erd-Atome,
Wenn verklärt zum Himmels-Dome
Neu der Seelen-Phönix steigt.

Denn im Wurm und Menschensohne,
Wie in fernster Welten-Zone,
Wird des Lebens Spruch erfüllt:
Was da wird, blüh' und vergehe,
Daß es schöner auferstehe,
Bis es gleicht dem Urgebild.

E. C. Hermann Keibel.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

5. Dankworte einer Gebeugtkranken.

Meine liebe, gute Trösterin! Ich muß es Dir unendlich danken, daß Du mich bei meinen Leiden mit dem neuen Werke Goethe's wirklich, was man sagt, aufgerichtet hast. Es ist in der That wahr, wenn man auf Alles verzichten muß, wie ich, und gar keinen Trost mehr auf dieser Erde findet, und man hat das Glück, daß Einem ein solches Buch in die Hände kommt, so ist man wieder für eine Weile getröstet, und glaubt und denkt sich Alles wieder von Neuem erhebend, und findet es nicht so schrecklich, weiter leben zu müssen, da es uns noch zukommen kann, eine solche Gabe der Weisheit zu erleben. — Man sollte eigentlich glauben, daß Goethe'n vor allen großen Schriftstellern, die es je gegeben, der Vorzug gebührte, gar nicht zu sterben — denn sein Geist bleibt ja schon ewig jung, und seine Schriften wirken ja so wohlthätig, daß es höchst nothwendig erscheint. Mich im Einzelnen über das Buch selbst aus zu lassen, ist mir bei meinem jetzigen Zustande nicht recht möglich, so viel weiß ich aber, daß ich gar nicht glaube, etwas — was man so nennt — gelesen zu haben, sondern ich glaubte mich in die Nähe Goethe's versetzt und dieses Alles im natürlichsten Tone des Umgangs von ihm selbst nach und nach zu hören.

Berlin, Juni.

4. Aus dem Briefe eines Geschäftsmannes.

In den „Wanderjahren" ist vieles Vortreffliche, und das Ganze Goethe, wie er leibt und lebt. Einige an's Sentimentale streifende Briefe, ein neues gar liebliches Persönchen, Hersilie, ein allerliebstes Mährchen, vom Rothmantel erzählt, haben mich besonders angesprochen. Ein fabulöses Ideal-Pädagogium ist äußerst weise und tiefsinnig angelegt, und giebt Staat und Erzieher vortreffliche Winke; jedoch vermisse ich hiebei manche, gewiß absichtlich weggelassene Elemente.

Berlin, Juni. Th.

5. Aus Gesprächen.

Was soll man von Goethe sagen, was kann man anders von ihm sagen, als daß er ein Dichter ist? Ein Weltweiser ist er freilich auch — allein seit wann waren Dichter nicht Weltweise? Er hat Alles gesehen, was auf Erden geschieht, und was noch die Zukunft versiegelt. Er saß in der Götter urältestem Rath, und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Daß der Roman wahrer ist, als die Geschichte, und die Dichtung wahrer, als das Leben — dieses könnte man sagen, wenn Er es nicht schon gesagt hätte. Ein Mathematiker und Physiker frägt nun gern nach der Ursache Warum? Allein dieses läßt sich ohne einige Gelehrsamkeit nicht abmachen, und die Leute, die von Nord, Süd, West und Osten kommen, wenden ungern so viel daran.

Goethe ist in der Kunst, zu schreiben, unser Altmeister; er schwebt immer über den Dingen, nicht gehalten und nicht gedrängt, und daher bewegt sich seine Sprache so frei und so anmuthig. Reinhold sagte, seine Darstellungen seyen die reine Objektivität; der Ausdruck ist gutgemeint, aber etwas philisterhaft.

Die Philister — ein im Erbe des Herrn weitverbreitetes Volk — sind der Meinung, daß man das Neue nur mit neuen und fremdklingenden Worten sagen könne. Da sie mit einiger Dummheit behaftet sind, so merken sie nicht, daß hinter ihren Worten keine Geister wohnen. Große Köpfe sagen das Ungewöhnliche mit gewöhnlichen Worten, allein sie stellen sie anders, als es üblich ist. Die Worte haben, wie die Zahlzeichen, einen doppelten Werth, wovon der eine von der Figur abhängt, und der andere von der Stelle, wo sie stehen. Lichtenberg, Lessing und Goethe haben die tiefsten Dinge im reinsten Deutsch gesagt und eben auf diese Weise.

Was ihn das Leben gelehrt, was ihm durch's Leben geholfen, das erzählt jetzt der Dichter. Eine würdige Beschäftigung in einem ruhmvollen Alter.

Es ist ein Glück für die Menge, daß es immer einzelne Naturen giebt, die klar in das Getriebe des Lebens sehen, und dann sagen, wie es ist. Ohne dieses fände sich die Menge nie zurecht. In ihrer Verworrenheit glaubt sie, es sey immer so gewesen, wie es im Jahre 1821 ist. Deswegen ist auch die Menge so leicht zu beherrschen; sie muß immer den gegenwärtigen Zustand ertragen, weil sie die vergangenen Zustände so wenig kennt wie die zukünftigen.

Berlin, Juni. G — h.

6. Ein Gespräch.

A. Nun, was sagen Sie von „Wilhelm Meisters Meisterjahren"? Sie haben das Buch doch schon gelesen?

B. O ja, zur Hälfte, und nur so obenhin; ich ließ es bald liegen. Ich gestehe Ihnen, nachgerade wird mir der alte Herr doch zu wunderlich.

A. Ich war darauf gefaßt, das Buch in vielen Stücken schwach zu finden; aber um so mehr überraschte mich jedes Blatt und die stets neue Trefflichkeit des großen Dichters!

B. Sie werden doch nicht leugnen, daß er in den Jahren steht, wo unsre geistigen Kräfte nachlassen und wo das Alter seine Form eben so unwiderstehlich jedem Gegenstande aufdrückt, als die Jugend sonst die ihrige?

A. Ich finde den Greis in dem Buche, allerdings; die stille Weisheit schon, die der Jugend unerreichbar ist, bezeugt ihn genug; aber ich finde auch den Mann und den Jüngling darin wieder, einen Inbegriff, so zu sagen, alles dessen, was Goethe gewesen ist und noch ist. Selbst die Formlosigkeit, die freilich sehr auffallend geworden, hat ihren guten Grund in dem Inhalt, dessen Reichthum jede Form längst gesprengt hat. „Wilhelm Meister" kann so wenig im abgemessenen Schritt eines regelmäßigen Romans bleiben, als „Faust" ein schulgerechtes Trauerspiel mit den drei Einheiten werden konnte. Es thut mir leid, daß Sie das Buch so ungünstig beurtheilen und verkennen.

B. Lieber Freund, Sie treiben es zu weit mit Ihrer Vorliebe für Goethe! Nun ja, er ist unser erster Dichter, wer leugnet das? Ich liebe und bewundere ihn gewiß; von den früheren Werken urtheil' ich ja ganz anders! Aber vergleichen Sie nur, da wird sich eben der Abstand zeigen. Wie außerordentlich sind nicht die „Wanderjahre", wie groß und schön entfaltet sich da noch sein Geist nach allen Richtungen, welches Leben ist da vereinigt mit weiser Betrachtung! Sprechen Sie von den „Wanderjahren", da stimm' ich mit Ihnen ein: von denen paßt Alles, was Sie jetzt den „Meisterjahren" mit Unrecht beilegen. Ja, wenn diese nur einigermaßen wären, was jene sind, wenn sie noch diese Frische und Wärme hätten, diese geistreichen Ansichten und Andeutungen — aber wie anders ist dagegen Alles in dem neuen Buche! Aufrichtig gesagt, ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll; wo nicht Willkühr ist, ist Unbedeutenheit, öfters sogar beides, und es thut mir ordentlich leid für den Verfasser,

daß er sich solche Blößen gegeben! — — Aber was lachen Sie? —

A. Wir haben vor zwanzig Jahren, bei Erscheinung der „Wanderjahre", ein Gespräch gehabt, wie unser heutiges! Ich schrieb es auf, und behielt es im Gedächtniß! Wahrhaftig, Wort für Wort, wie heute! Nur daß Sie damals die „Wanderjahre" nicht gelten ließen, und, wie diese jetzt, die „Lehrjahre" preisend dagegen erhoben.

B. O welch ein Unterschied! — Es mag seyn, daß ich damals Einiges getadelt habe —.

A. Nein, nein, lieber Freund! Wort für Wort! — Hier ist das Papier. Was meinen Sie? Könnte ich das Blatt, nach diesem Beispiel, nicht als neue Wechsel-Verschreibung von Lob und Huldigung annehmen, die Sie, zwanzig Jahre nach Sicht, dem neuen Werke eben so gut bezahlen werden, als heute dem damals neuen? Sie sehen, ich kann schon warten! —

Berlin, im Jahre 1841.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Colonieen im südlichen Tyrol und im oberen Italien.

Die deutschen Gemeinden am südlichen Ende der Alpen, die Sette Comuni in den Vicentinischen und die Tredeci Comuni in den Veronesischen Gebirgen, sind längst als eine auffallende und merkwürdige Erscheinung angesehen worden. Unmittelbar an diese zwanzig Communen schließen sich andere, zum italienischen Tyrol gehörige deutsche Gemeinden (die von Folgaria und Lavarone — Folgreit und Lafaun —), und, nur etwas unterbrochen, folgen weiter nördlich wieder mehrere, theils im Landgericht Civezzaro auf dem Gebirge von Pine — wo sich die deutsche Sprache fast ganz verloren hat — theils und noch mehr im Landgericht Pergine; auch im Valsugana, besonders zu Roncegro, giebt es seit uralten Zeiten Deutsche. Einige wollen in diesen Deutschen Abkömmlinge der alten, von Marius besiegten Cimbern oder deren Verbündeten, den Tigurinern, sehen, die sich nach der Niederlage in das Gebirge geflüchtet; Andere sehen in ihnen Abkömmlinge der Alemannen und Thüringer, die im Jahr 496 vom Franken-König Chlodowich bei Cölln geschlagen worden. Doch scheint schon die Sprache dieser Gemeinden zu beweisen, daß man ihren Ursprung nicht so außerordentlich weit in die Vorzeit zurück verlegen könne. Die Aussprache der Sette Comuni hat mit jener der bayerschen Gebirgs-Bewohner am Tegernsee viel Aehnlichkeit. Um ein Beispiel von der noch heut zu Tage dort üblichen Sprache zu geben, erfolgt hier das Pater noster aus dem zu Padua, im Jahr 1813, unter dem Titel: „Dar kloane Catechismo vor des Beloseland, vortraghet in s'Gaprochi von siben Perghen" gedruckten Volks-Catechismus. — Pater noster. Unzar Vater vön me Hümmelé, sai gueart eür halgar Namo: Kemme dar eür Hümmel, sai gatáant alles baa ar belt iart, biá in Hümmel, aso af d'earda; ghetüz heüte ünzar proat von altághe: un lacetüz naach ünzare schulle, bra bar lácenfe naach biar den da saint schullek üz; haltetüz gahütet von teutaciün; un hevetüz de übel. Asó sais. — Wahrscheinlich bestehen diese deutschen Gemeinden aus Colonisten, die zwischen dem zehnten und zwölften Jahrhundert in diese Gegend versetzt worden sind. — Die Einwohner aller dieser Gemeinden nennt man zu Botzen mit einem Collectiv-Namen Reckelberger, und den Umfang der Gebirge, die sie bewohnen, den Reckelberg. — In früheren Jahrhunderten hatten diese Gemeinden Deutsche zu Pfarrern; davon ist man aber längst abgekommen, und die Leute erhalten allen Religions- und Schul-Unterricht nur in der italienischen Sprache, die sie, neben ihrer deutschen, verstehen und sprechen. Man sagt auch, einige Pfarrer geben sich Mühe, die deutsche Sprache immer mehr und mehr zu verdrängen.

A. Münde.

Recept zu einem Liebes-Briefe.

Fünfhundert Dienst-Verpflichtungen,
Dreitausend Lob-Erdichtungen,
Und Schwüre (vulgo Lug);
Dann funfzig Pfund Betrug,
Auch sechszig Pfund an Non-sens,
Geschickt vermengt mit Bon-sens,
Und Klag' und Schmeichelei;
Ein Scrupel Herz dabei,
Drei Scrupel off'nes Wesen,
Und Wörtchen, oft zu lesen,
Wie „Charis, Engel, Fee,
Reiz, Göttin, wohl und weh,
Verdienste, Wunderzeichen,
Gluth, Honig" und dergleichen.
Ist dies nun präparirt
Und ganz amalgamirt,
So nimm, nach Modesitte,
Gefärbt mit gold'nem Schnitte,
Ein Böglein Postpapier,
Und sammle pfiffig Dir
Den besten Brei zusammen
Aus Eiden, Pein und Flammen!
Dann schließ' und sieg'le du
Mit buntem Lack es zu,
Und laß, nicht qua historisch,
O nein! bloß allegorisch,
Ein großes, allerwärts
Durchpfeiltes wundes Herz
Im Brand als Petschaft schauen,
Und oben, voll Vertrauen:
„Amour, Fidelité".
Wirst du methodice
An mein Recept dich binden,
So mußt du Gnade finden,
Und Lieb' und Lustgewinn
Bei deiner Schäferin!

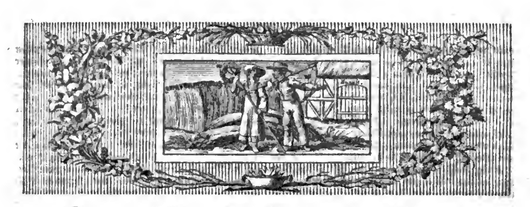
Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

München. Als ich vor anderthalb Jahren im „Gesellschafter" einen Aufsatz lieferte über die mancherlei Intensionen, welche, zur Feststellung des Katholizismus in der Finsterniß, hier und dort wieder gemacht wurden — namentlich im südlichen Deutschland — da erhob sich ein gewaltiges Geschrei, besonders von Würzburg aus, wo ich mich eben auf kurze Zeit befand und meinen Brief geschrieben hatte. Ich enthielt mich indessen, auf Ihren Rath, gern jeder weiteren Fehde darüber, weil Sie, immer mildernd, mir äußerten: der Streit um solche Gegenstände müsse stets nur als Nothwehr des menschlichen Geistes gegen Verfinsterer betrachtet werden und erreiche schon mit den faktischen Angaben seinen Zweck, seit die Fähigkeit, zu prüfen, allgemeiner geworden sey. Jetzt aber mahnen mich die Hohenloheschen Wunder daran: daß damals ein Abschluß des Concordats im Werke war, wie in diesem Momente, und daß Bayerns herrlicher König auch jetzt Milderungen wünscht, die man in Rom nicht gestatten mag. Maximilian will mit aller Kraft die Beruhigung der Gemüther, er will der Kirche eine Sicherheit geben, aber wer könnt' es ihm verargen, daß er Anmaßungen widerstrebt, wer möcht' es gut heißen, wenn man ihm hier — sey es, wer es sey — die Kräfte schwächt. Schwer werden es diejenigen einst bereuen, die jetzt in ihrer Befangenheit ein Vertrauen erneuern, welches schon oft getäuscht worden ist; und denen, die der Leichtgläubigkeit mit ihrer Feder Vorschub leisten, darf man die Worte des Heilandes zurufen: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten, denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntniß, ihr kommet nicht hinein und wehret denen, so hinein wollen." (Luc. 11. V. 52.) Freilich, von solchen Bibel-Sprüchen halten die Verfinsterer nicht viel, sondern suchen sich andere aus, die ihrem Zweck dienlicher sind! — Doch, betrachten wir einmal die Angaben, wie sie eben von Würzburg aus verbreitet werden — ich erwähne nichts, was ich nicht gedruckt vor mir habe — so werden wir über Einiges Licht bekommen und über Vielem — Schatten finden: „Der Fürst von Hohenlohe war in Rom, hat acht Monate hindurch mit Eifer die Lehren der katholischen Kirche und die Pflichten des geistlichen Standes studirt, ist hierauf eben dort zum Priester geweiht, ist mit besonderen (!) geistlichen Ermächtigungen ausgestattet, hat auch schon auf einen bischöflichen Stuhl die hohe Anwartschaft erhalten." Der Fürst scheint also die Worte des Heilandes (Joh. 5. V. 41): „Ich nehme nicht Ehre von Menschen" in Rom nicht gesprochen zu haben; ob er sich nun des folgenden Vorwurfs: „denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen, denn die Ehre bei Gott" (Joh. 12. V. 43) wird schuldig machen? — Die „besondern Ermächtigungen" kennen wir nicht; wir wünschten aber, daß sie geistige Zwecke haben möchten; sollten indessen die Wunder-Versuche mit dazu gehören, so hätte der Fürst klüglich davon abrathen und versichern sollen: „Das Volk, das in Finsterniß saß, hat ein großes Licht gesehen" (Matth. 4. V. 16). Auf solchen Wegen bringt man Keinen wieder in das alte, der Hierarchie so bequeme Geleise; auch unter den Katholiken schüttelt Jeder, der einen Kopf hat, ihn ganz gewaltig über diese falsche Politik der Kirche; denn es läßt sich gar wohl bemerken, daß dieses gewaltsame Verdummen der Menschen sie nur schneller reifen macht zu weiterer Reformation. — „Der Fürst ist gekommen, den veralteten Katholizismus von seinem Scheintode zu retten" — das soll uns lieb seyn; wo Leben entsteht, ist sicher auch ein Fortschreiten! — „Durch seine Thaten will er es bestätigen, daß die katholische Kirche die — einzige wahre Kirche Gottes sey." Ob dazu religiöse Schauspiele helfen werden? Der Fürst könnte sich dabei leicht dem Spruche aussetzen: „Wenn du betest, sollst du nicht seyn, wie die Heuchler, die da gern stehn und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden" (Matth. 6. V. 6). Wie sehr schon jetzt eine solche Ansicht obwaltet, beweisen die energischen Maaßregeln der bayerschen Polizei-Behörden, beweisen die kräftigen Anmerkungen aller öffentlichen Blätter, und die Flugblätter aus Würzburg sind matt dagegen, in wie dicken Ballen man sie auch versenden mag! — Was übrigens die sogenannten Wunder betrifft, von denen der Fürst meint: „Wir können sie von Gott fordern (!), damit unsere Mutter, die katholische Kirche, verherrlicht werde" — so sind sie auch schon in ihrem Nichts zerfallen. Zwar sagt der Wunderthäter selbst: „Die augenblickliche Heilung der Prinzessin von Schwarzenberg ist ein Faktum, das nicht in Zweifel gezogen werden kann" — aber leider ist es außer Zweifel, daß er mit seinem Einschreiten die Heil-Methode der Aerzte unnütz und der Prinzessin einen bedeutenden Rückfall veranlaßt hat. Sie war in der Anstalt des Hrn. Heine, mit Zuziehung des Dr. Textor, so weit gebracht, daß sie gehen konnte, die Aerzte hielten es aber noch für zu früh, um sie den eigenen Kräften zu überlassen; da kam der Hr. Fürst mit seinem Werkzeuge, dem Bauer Martin Michel aus Unterwittighausen (dem die Polizei, zu ihrer Ehre, früher seine Wunderkuren untersagte, weil die Untersuchung ergeben hatte, daß nichts dahinter sey; und dem der Fürst nun lehrte, ungehorsam gegen seine Obrigkeit zu seyn!), und Beide machten der Prinzessin Muth, sich vor der rechten Zeit ihren Kräften zu vertrauen und diese, im Glauben an die Wunderkur, so sicher zu gebrauchen, daß nun der alte Zustand wieder zu befürchten ist. Nach der vorher gegangenen Kur konnte der Prinzessin Jeder, dem sie Glauben schenkte, sagen: Ich befehle euch zu gehen! aber die Aerzte hielten in weiser Vorsicht zurück, weil hier die Natur nicht Befehle, sondern Unterstützung bedurfte — Wie sehr sich die Intoleranz zugleich mit ausspricht, das haben wir erfahren, als der Fürst einer Frau, deren Uebel, trotz seiner Beschwörung, auch nicht weichen wollte, sagte: „Das habt ihr von eurem reformirten Glauben, euch kann nicht geholfen werden!" — Der Heiland half aber bekanntlich auch dem Cananäischen Weibe (Matth. 15. V. 22)! Doch was führe ich noch weitere Beispiele an! — ich darf versichern, in den gebildeten Kreisen dieser Gegend werden die neuen Insinuationen, die von Rom über Würzburg kommen — weil die klaren Mittel schwach werden — aus dem rechten Lichte gesehen. Daß natürlich die Thorheit auch Andere zu gleichen Thaten aufruft, versteht sich von selbst; und so kommt es denn, daß wir alle Tage von neuen Propheten und Wundermännern hören; aber man wird ihnen wohl allen Ernstes — denn wer wollt' es auf sich nehmen, die Folgen eines solchen Frevels, womit das Heiligste gemißbraucht wird, zu begünstigen! — beibringen, daß sie zu denen gehören, von denen der Heiland spricht: „Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt; weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter!" (Matth. 7. V. 22 und 23.) — Uebrigens wollen wir Anderen zwar mit Kraft der Arglist nachspüren, uns aber selbst der Milde befleißigen; denn um eine weitere Gefahr zu befürchten, als daß Herrschsucht für den Moment ein Bisthum mehr gründen kann (was allerdings nicht eben wünschenswerth ist), dazu gehört ein solches Getreibe zu sehr einer andern, verschollenen Zeit an; wenigstens bin ich dieser Meinung, nachdem ich mit Freuden finde, daß Jeder, dem irgend Kraft gegeben ist, sie nicht ungenützt läßt gegen die kindische Eitelkeit, die da glaubt, das Werk von Jahrhunderten mit Bannen zerstören, das gewonnene Licht mit Worten vertreiben zu wollen. v. T.

Man will in Paris (versteht sich, daß es immer nur eine Partei thut) Napoleon mit diesen wenigen Worten bezeichnen: „Er hatte den Instinkt des Guten, war aber das Genie alles Bösen." (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 22. August. 134stes Blatt.

Der Wahnsinnige im lichten Augenblick.

O spart des Trostes Gaben,
Wer todt ist, hat Geduld:
Denn todt und nicht begraben
Bin ich durch Eure Schuld.

Die Welt ist längst verschollen
In meiner öden Brust;
Von Wünschen und von Wollen
Ist nichts mir mehr bewußt.

Was hilft der Rettung Nachen,
Im Sturme, der mich traf!
Aus Dumpfsinn zu erwachen,
Brauch' ich der Grüfte Schlaf.

Was jemals Ihr gesprochen,
Zog mit der Luft vorbei:
Ein Herz, das schon gebrochen,
Ist von der Täuschung frei.

Drum sparet Eure Worte!
Es ruft kein eitles Nichts
Hinweg mich von der Pforte
Zum Tage des Gerichts.

Und find' in jenem Leben
Aus dunkler Qual ich Licht,
So mag Euch Gott vergeben,
Vermöcht' auch dort ich's nicht.

Willibald.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

7. Hartmann an Friederike.

Nur wenige Worte zur Entschuldigung meines langen Aufschubs, so wie um mir für das Folgende Vergunst zu erbitten! — Ein jedes Werk, das bedeutend und entschieden vor uns tritt, affizirt uns zunächst: wir sind noch nicht wir selbst ihm gegenüber; wir werden entweder zu unbedingter Unterwerfung, oder zu voreiliger Opposition fortgerissen, je nachdem die andern Verhältnisse mit dem Sprecher oder Schreiber dies veranlassen. So bin ich auch, dem neuen Goetheschen Werke gegenüber, das ich zudem nur höchst unterbrochen und in langen Zwischenräumen durchlesen konnte, noch nicht zu mir selbst gelangt und zu einem allgemeinen Eindruck: es entzückte, ergriff, erschütterte mich stellenweise; dann wurde ich wieder zu augenblicklichem Widerspruch aufgefordert. Ueberhaupt ist des Anregenden und Bemerkenswerthen darin so unendlich viel, daß man wohl erst durch eigentliches Studium in alle Elemente des Gedichts ein zu dringen versuchen müßte, um, vom Einzelnen unzerstreut und dennoch dasselbe im Auge behaltend, die alldurchdringende Harmonie sich herstellen zu können, welche durch die fast unkünstlerisch scheinende Nachlässigkeit versteckt wird, mit der die einzelnen Bestandtheile aneinander gereihet sind. Doch ich versuche, für Sie auf zu schreiben, was sich heute, bei dem wiederholten Lesen des Anfanges, in mir regt und bewegt, und nur noch nicht zur klaren Gestaltung kommen kann. Ich wünschte eigentlich, dies Blatt Ihnen vor zu lesen, und dabei in mündlicher Entwickelung mich zu ergänzen. — Die Darstellung zuerst möchte in den Haupttheilen des Werkes, meinem Urtheil nach, wohl die vollendetste seyn, welche überhaupt die deutsche Sprache auf zu weisen hat; die bewunderte der „Wahlverwandtschaften" war

noch von schimmernder, etwas auffordernder Eleganz, hier ist auch noch diese letzte Hülle und Schale abgeworfen: auf das Einfachste ergiebt sich Alles aus einander, wie von selbst, und begiebt sich vor unsern Augen mit einer Klarheit, daß man wie von einem Gemälde vor das andere zu treten meint. Irre ich mich, oder leuchtet nicht überall in der Darstellung der bildende Künstler oder der Kunstkenner hervor, dem sich Alles malerisch in edle und gefällige Gruppirung hinein gestaltet? — Zunächst ist sicherlich der Beginn der Dichtung höchst bedeutend angelegt. Wir finden Wilhelm wieder, wie er uns verließ: nach Innen gekehrt und mit dem eigenen Gemüth beschäftigt, unbekannt mit der ihn umgebenden Natur; die erste Frage darnach ist er genöthigt, unbeantwortet ab zu weisen, und nur seinem Felix zu Gefallen möchte er irgend etwas vorläufig darüber erfahren, sey es auch nichts Ganzes und Gründliches. Man sieht, ihm fehlt die hohe umfassende Liebe für das All, der die Natur überall sinnreich, geheimnißvoll und verheißend entgegen blickt; die Liebe, die forschen und lernen will von ihr, nicht für sich und irgend einen Gebrauch, sondern um des Göttlichen und Schönen in allen Gestalten froh und bewußt zu werden; dies leuchtet z. B. bei „Werther" durchweg hervor, und in Goethe selbst ist harmonische Vollendung dieses Allsinnes, wie ich ihn zu nennen wage. Wie harmonisch, wie durchaus liebenswürdig tritt dagegen Wilhelm in allen menschlichen Verhältnissen hervor, obgleich seiner nur sparsam unmittelbare Erwähnung geschieht; wir betrachten sie durch seine liebevolle Mittheilung, und so muß sein Persönliches, wie billig, mehr in den Hintergrund treten. Jede Gestalt ruhig und liebevoll beschauend, und mit Hingebung sie auf sich wirken lassend, wandelt er gelehrig und bescheiden durch die Welt: eine unendliche Liebenswürdigkeit und Pietät ist über sein ganzes Wesen verbreitet; eine betrachtende Freude an allem Lebendigen, Schönen und Großen, so daß ihm gewiß am wenigsten die wunderliche Dreiheit den nachdenklichen Spruch vor zu halten hätte: es gebreche auch ihm vielleicht an der angeborenen und zur Welt mitgebrachten Ehrfurcht, wie allen Uebrigen! Und überhaupt, daß ich dies gleich hier erwähne, ist jener Geist der Milde und des freundlichen Ernstes weit mehr über das ganze Werk verbreitet, als über irgend einen andern Roman desselben Dichters: die Ironie über die dargestellten Verhältnisse und über den Helden selbst, wie sie in den „Lehrjahren" fast vorherrschend war, und die auch in den „Wahlverwandtschaften" reichlich ausgestreut ist, möchte hier nur selten hindurch leuchten. Das Innerste seines Gemüths läßt ihn aber der Dichter selbst offenbaren in den Briefen an Natalie, ja man glaubt sein Antlitz darin widerleuchten zu sehen, mit den frommen blauen Augen, die sich sehnsüchtig nach dem Theuersten auf Erden hinwenden, mit der klaren Stirn unter schlichten braunen Haaren, mit der ganzen Geberde, die nur Eines ausdrückt, innige, edle, feste Treue. Wie gehorsam-demüthig, aus Liebe nicht reden zu wollen von seiner Liebe und seinem Leid; und nur das kränkt uns, daß wir den Grund der Trennung nicht erfahren, die so schmerzlich und drückend auf uns lastet. Aber Alle entsagen, Alle müssen sich dem Liebsten durch die Flucht entziehen, und überall bleibt die nächste Veranlassung für uns ein Geheimniß. Sey sie bei den Verschiedenen äußerlich eine verschiedene; innerlich ist sie wohl nur die eine: Erst am Entsagen und Versagen des Schicksals bewährt sich die Kraft, die Wahrheit eines Gefühls, wie des Charakters überhaupt; das zurück gehaltene Feuer glüht in sich und fühlt. Wir gewöhnen uns, nicht von einer schnellen Befriedigung zur andern unersättlich zu streben, sondern Eines und ein Ganzes zu wollen, und unser Begehren zum Edelsten herauf zu steigern:

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum;
Es wünschte dich enthaltsam! Folge stumm!

— Hier wurde ich unterbrochen und gezwungen, auf zu hören. Mehreres künftig. — Berlin, Juni.

8. Antwort.

Vielen Dank für Ihren Brief, mitten aus Ihren Geschäften! Doppelt dank' ich, weil Sie der Entsagenden erwähnen. Dies war die Hauptsache, und eben darum sprachen wir, wie von den größten Lebensbedingungen, gar nicht von ihr. Mich erinnert das an „Max", zu dem Wallenstein sagt: „Hätte ich doch bald den ganzen schlesischen Krieg vergessen!" Nach dreißig Jahren fangen die Meisten von uns an zu wissen: daß wir uns trennen müssen von den Lebensbildern, die wir uns schufen, die wir uns wählten, und daß wir vor ganz andere Originale geschoben und gedrängt werden, und auch keines von diesen mit liebhaberischer Vorliebe ableben dürfen. Endlich wird uns nach und nach, mit Schmerz, Verwunderung und oft Beschämung deutlich, daß wir uns darein ergeben müssen, und zuletzt wird uns klar: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben." Was heißt das aber? Wer nicht den Blick von sich selbst aufschlagen mag zu dem um und für ihn geschaffenen All; wer nicht in Aufmerken, Betrachten, Combiniren und in liebvoller Thätigkeit aller Art weiter zu leben vermag, und, ungeachtet der heimlich inneren Geschichte seiner Gemüths-Entwickelung, doch jeden Tag, ja jede Stunde, mit Kinder-Naivetät, als die ganz neue vor sich kann aufgehen lassen, der hat zu verzweifeln. Wer verzweifelte nicht so im Leben! Diese Verzweiflung ist der große Schmiedeschlag, den gediegene Seelen aus zu stehen haben, zur Bewährung und zum unpersönlicheren Weiterleben;

und wer von uns kam oder kommt nicht durch diese Schmiede! Diese große, verbreitete Vorkehrung zeigt uns mild und weise und dichterisch dies Buch. So dünkt mich. — Noch muß ich Ihnen sagen, über das, was Sie mir von Goetheschem Styl schreiben, bin ich nicht Ihrer Meinung. Mich dünkt, seit „Wilhelm Meisters Lehrjahren" ist er ganz derselbe. Man muß sie nur wieder lesen. Ueberhaupt war nie solcher Reichthum, und nie so ausgebildet; eine solche Fülle der Gedanken und des Schauens in solchen Styl gefaßt, der gleichsam die Gesammtwerke des Lehrers noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde schickt, wie es in diesem ganzen „Wilhelm Meister" geschieht. — Guten Morgen! — Berlin, Juni.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an Torquato Tasso's Schicksal.

Wohl ist es wahr, daß Deutschland sich gegen seine Dichter nicht selten als eine unzärtliche Mutter bewiesen hat, und die Literatur-Geschichte zeigt manches Dornenlager und manchen glühenden Rost, auf welchem die Armen liegen mußten. Doch hat Deutschland in solchen einzelnen Fällen fast immer nur Unterlassungen (negative Schuld) sich vor zu werfen, und, anderer Beispiele zu geschweigen, so hat wenigstens kein Dichter Deutschlands jemals das Schicksal Torquato Tasso's gehabt. Wie ist der behandelt worden!? fast wie ein Opferthier, das man erst schmückt und putzt, ehe man es schlachten will. Prinzen und Prinzessinnen, ja sogar Päpste ließen sich mit Wonne von ihm vorlesen, erklärten laut, er sey der erste Dichter der Welt, vergaßen es aber morgen wieder, um übermorgen sich von Neuem daran zu erinnern. Sie haben ihn mit den höchsten Ehrenbezeugungen überhäuft; aber auf eine Weise, daß die Haushofmeister und Diener in ihren Schlössern doch von aller Strafe frei blieben, wenn sie ihm unartig begegneten, und ihm etwa kein Zimmer aufschließen wollten, dessen man bekanntlich mitunter bedarf. Endlich, um das Maaß zu füllen, es sey nun wegen des Verbrechens eines — Kusses, oder eines laut geäußerten gerechten Unwillens von seiner Seite, ließ ihn der zierlich-hohle, graziös-grausame Alphons von Ferrara wie einen Wahnsinnigen einsperren in das St. Annen-Hospital, wo ein Nachkömmling Ariosto's, aus Liebe für den verstorbenen Dichter (!!) den lebenden quälte. Es ist ein Wunder, daß der für wahnsinnig ausgegebene und als interessanter Verrückter den Fremden (z. B. Montaigne'n) gezeigte Unglückliche nicht wirklich wahnsinnig wurde; da sich aber dieses Wunder wirklich begab und der Arme zuweilen sogar noch Kraft zu scherzen behielt, da ferner bessere Fürsten, um auch ihre Ehre zu retten, auf die Freilassung des Unschuldigen drangen, so mußte Alphons wohl, doch erst nach jahrelangem Widerstreben und nur, nachdem er mehrere Mal sein Fürstenwort — vergessen hatte, ihn aus dem Kerker entlassen. — Es war aber zu spät; denn siebenjährige Gefangenschaft, Umgebung mit Verbrechern und Wahnsinnigen, wüster Lärm um ihn und über ihm u. s. w., das Alles war genug, um die frischblühenden Wangen des Dichterlebens in bleiche, aschfarbige zu verwandeln.

Bekanntlich wollte man ihn am Ende noch öffentlich krönen; aber Italien sollte den Triumph nicht erleben, seinen Dichter triumphiren zu sehen und das Gewissen seiner Feinde sollte verwundet bleiben. Der Tod führte ihn zu einer bessern Krone hin, und der Kranz, den die neidische Mitwelt ihm endlich doch hatte flechten müssen, blieb verdorrt in ihrer Hand zurück.

Franz Horn.

Aberglaube älterer Zeiten.

Noch im sechszehnten Jahrhundert huldigten selbst Fürsten und Gelehrte, denen man doch eine bessere Denkart zutrauen sollte, dem sinnlosesten Aberglauben. Der Landgraf Philipp von Hessen gab dem Herzog Christoph von Würtemberg mit vieler Aengstlichkeit zu bedenken: „ob nicht der große Hagel, der im Jahr 1562 im Würtembergischen gefallen, eine Strafe Gottes sey? ob vielleicht irgend ein Hochgelehrter im Würtembergischen zu tief und zu hoch geschrieben, daß Gott dem Herrn nicht gefiele? oder ob man sich vielleicht saumselig bezeigt habe, den Hugenotten in Frankreich bei zu stehen? oder ob Gott vielleicht diese Strafe wegen des überflüssigen Fressens und Saufens, das unter Fürsten, Grafen, Edelleuten, Bürgern und Bauern so gar gemein sey, verhängt habe?" und der Herzog Christoph äußerte sich in seiner Antwort: „daß er Pest, Mißwachs, Theurung, Hagel und Ungewitter ebenfalls als Strafen Gottes wegen vielfältiger Sünden betrachte"; er setzte aber zugleich bei: „daß Gott, nicht über zwei Stunden nach dem grausamen Hagel, zu Stuttgart sein Friedenszeichen, einen schönen Regenbogen, habe sehen lassen." — So dachten nicht nur Leute, denen man ohnehin nicht viel Wissenschaft zutrauen konnte, sondern auch Gelehrte und Schriftsteller. Die Astrologie, Alchymie und Chiromantie, die in diesem Zeitalter mit so vieler Theilnahme getrieben wurden, trugen gewiß sehr viel bei, diesen groben Aberglauben zu nähren. Besonders unselige Wirkungen brachte der allgemeine Glaube an Hexereien hervor. Die Hexen-Prozesse und die Executionen, dieses Punktes halber, wurden beinahe zur Mode. Im Braunschweigschen wurden vom Jahre 1590 — 1600 oft an einem Tage 10 bis 12 sogenannte Hexen hingerichtet. Nicht schonender verfuhr man im übrigen Deutschland mit einer Menge Menschen, die man für Hexen oder Schwarzkünstler hielt, und die es manchmal sogar selbst glaubten, daß sie es seyen. *)

Dch.

*) M. s. hierüber Spittler und Meiner.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Wir Petersburger werden im Laufe dieses Sommers durch eine höchst unfreundliche, ungewöhnlich kalte, regnichte Witterung heimgesucht. Die Jahreszeiten haben bei uns in diesem Jahre ihre Klimate gewechselt. Dies verleidet uns auch sehr die sonst so schönen, herrlichen Naturgenüsse in den durch Kunst und Natur so reizend ausgeschmückten ländlichen Umgebungen unsrer großen Kaiserstadt. Wegen der äußerst kurzen Dauer unsrer Sommer kargt man hier sehr im Gebrauche seiner Zeit, fast jeder Moment der Muße wird ausschließlich dem Natur-Genusse geweiht. Sobald sich nur die ersten milden Frühlingstage bei uns zeigen, eilt Alles, was nur den im Sommer unerträglichen Stadtmauern enteilen kann und darf, auf die nahen und fernen Landsitze. Dies geschah auch in diesem Frühlinge; Alle fanden sich aber in den sehnsuchtsvollen Erwartungen noch schönerer Tage getäuscht. Viele jagte die kalte, feuchte Witterung, durch die Nähe des finnischen Meerbusens bedeutend vermehrt, bald wieder in die Stadt zurück und die meisten Städter und Villen-Bewohnende mußten während des Maies und Juni heitzen. — Am 29sten Mai wüthete in der rußischen Gouvernements-Stadt Orel, über tausend Werste südlich von Petersburg gelegen, ein schreckliches Unwetter, begleitet mit Blitzen, Donner, Platzregen und Hagel. Es fügte der Stadt und ihrer Umgegend großen und mannichfaltigen Schaden zu. Es riß die mit Eisen gedeckten Dächer vieler öffentlichen und Privat-Gebäude ab, zerstörte mehrere andere ganz, entwurzelte in den Gärten viele Fruchtbäume der seltensten Gattungen, und beschädigte zwei Kirchen so, daß sie künftig ihren Zwecken nicht mehr entsprechen können. Ein Blitzstrahl traf den Schornstein eines Kaufmanns-Hauses, fuhr längs diesem hinunter, verwundete und verbrannte lebensgefährlichst an mehreren Theilen ihrer Körper einen darin wohnenden Sohn, der, seine Frau und zwei erwachsene Töchter. Die umliegenden Gegenden Orels wurden gänzlich verwüstet, eine sehr große Strecke Landes, mit verschiedenen Getraide-Arten besäet, ganz zerstört. Eine große Heerde verschiedenen Viehes, die auf einer Wiese, begrenzt von den Fluthen eines vorbei fließenden Stromes, weidete, wurde nebst ihrem Hirten darin begraben. Der officielle Bericht hierüber von dort versichert, daß die ältesten daselbst lebenden Menschen sich nicht eines so grausenvollen Tages erinnern können. B**.

Prag. Mit jedem Jahre verschönert sich die Hauptstadt Böhmens. So eben wird auf dem sogenannten Pulverthurme eine Uhr errichtet; auf der Brücke über die Moldau legt man ein neues breiteres Trottoir, und die Häuser, in welchen sich der israelitische Handelsmarkt befindet, werden alle restaurirt. Die Straßen sind jetzt sehr lebhaft, eine Menge Fremde wogen durch die Stadt nach den Heilquellen Böhmens. Alle Badeorte haben sich mit einem Mal bei der endlichen warmen Witterung gefüllt. Karlsbad zählte Mitte Juli 800, Teplitz 700 Gäste und der Zuwachs war täglich beträchtlich. Selbst um des schönen und merkwürdigen Prags wegen kommen viele Gäste in das Bad. In den berühmten Xenien wird auf Böhmen gestachelt; sie lassen sich also vernehmen:

„Seltsames Land, hier haben die Quellen und Bäche Geschmack,
Bei den Bewohnern jedoch hab' ich noch keinen verspürt."

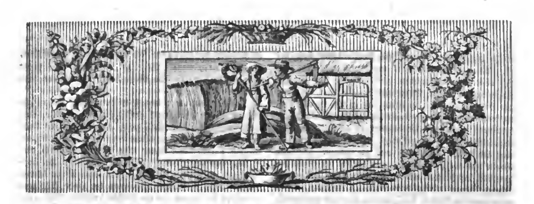
Aber Epigramme und Witzspiele sind nicht immer die Stütze der Wahrheit. Auch in Böhmen finden sich eben so gebildete Geschmack-Menschen, als irgend wo anders, wenn sie gleich der neuesten Schule nicht zugethan und nicht so überaus schreibselig sind als in andern Ländern. Verhältnisse bestimmen die Menschen zum Schweigen oder zum Reden; der Kluge thut beides zur rechten Zeit. Die Literatur ist indeß auch in Böhmen nicht arm an guten Erzeugnissen. Prof. Steinmann und Prof. Krombholz haben so eben eine „Physikalisch-chemische Untersuchung der Ferdinandsquelle zu Marienbad" herausgegeben (Prag bei Calve); vom Prof. Dlask, erscheint bei Enders: „Versuch einer allgemeinen Darstellung der Naturbeschaffenheit Böhmens"; „der National-Kalender" von dem k. würtembergischen Hofrathe C. C. André für das Jahr 1822 (bei Calve) ist bereits im Druck, deßgleichen der letzte Band des Journals „Hesperus", indem eine neue Folge dieser Zeitschrift vom Jahr 1822 in Stuttgart verlegt wird. Die „Oekonomischen Neuigkeiten", bleiben aber fortwährend im Verlage der Calveschen Buchhandlung; es ist das nützlichste Journal im ökonomischen Fache. Von Prof. Ramstein ist ein neues „Handbuch des französischen Briefstils" fertig geworden, und findet, wie alle frühern Sprachwerke desselben Verfassers Beifall — Die Zeitschrift „Hyllos" ist aus verschiedenen Rücksichten beendigt; dagegen geht jetzt „der Kranz" ein unterhaltendes Blatt, rasch vorwärts. Der bekannte Belletrist Hr. S. W. Schießler hat die Redaction übernommen, und nun erscheinen in dieser Zeitschrift bloß Original-Aufsätze, die sich recht angenehm lesen lassen. Sie findet auch täglich mehr Absatz, da sie überaus wohlfeil ist; es kostet nämlich der nett gedruckte Bogen 6 Kr. W. W. — Man bemerkt jetzt, daß nur noch wenige Nachdrucke erscheinen, und man spricht immer mehr davon, daß der Nachdruck bald gänzlich verboten werden solle. (Es wär' endlich Zeit!) Fr. St.

Graudenz. (Aus einer Kunst-Reise nach Preußen.) Die Kirche zu Graudenz hat ein Schiff und zwei Abseiten, das Chor ist nur einfach und auch einfach gewölbt. Der breite Durchbruchsbogen vom Schiff ins Chor ist spitz, aber das Schiff scheint mit runden Bogen überwölbt zu seyn, oder wenigstens mit höchst flachen Spitzbogen, sternartig, recht zierlich und mit den vorstehenden Gurten. Die Gurten stehen in der Höhe auf Kragsteinen. Auf jeder Seite tragen zwei achteckige Pfeiler das Gewölbe. Die Abseiten sind einfach im Spitzbogen gewölbt, bloß mit Kreuzbalken oben; die Gurten, welche auch hier, wie überall im ganzen Gebäude, hervorragende sind, stehen auf Kragsteinen. Man findet einige Gemälde auf Goldgrund; sie sind aber meist schlecht und von höchst wenigem Gehalte: der Taufstein ist achteckig, aus Granit gehauen, mit solchen wunderlichen Thieren, wie in Kulm (man sehe „Gesellschafter" Bl. 107) aus einer Zeit, in einem Geiste gearbeitet. — Das alte Ritterschloß zu Graudenz lag auch, wie bei andern bereits bemerkt, auf dem Kopf eines Gebirgszuges gegen die Weichsel. Von ihm ist nichts mehr vorhanden, als ein alter runder Thurm, der in seiner Glätte und Sauberkeit einen großen Begriff von der Vollendung des Ganzen giebt, welches erst vor einigen Jahren ganz abgerissen ward, wobei man eine bedeutende Anzahl in Stein gearbeiteter Rosen und anderer Verzierungen gefunden haben soll. Der Thurm steht beinahe noch ganz; er zeigt an einzelnen Theilen bunten Schmuck, von abwechselnden rothen und schwarzen gebrannten Steinen. Seine Dicke ist ungeheuer; dem Augenmaaße nach schätzte ich die Mauer auf 12 Fuß. Unten ist zwar jetzt eine Oeffnung hinein gehauen, es war aber sonst keine dort, sondern der Eingang war in beträchtlicher Höhe. Die Aussicht ist schön; die Weichsel strömt voll vorüber, die Ufer diesseits und jenseits treten hoch hervor, aber die Anmuth der Kulmer Gegend wird nicht erreicht. Büsching.

Ein Hr. Gay erwähnt in einer „Abhandlung gegen den Aderlaß" auch das Lesen der vielen öffentlichen Blätter als ein Uebel, das vorzüglich Blutwallungen hervorbringe durch die entgegengesetzten Meinungen, welche unaufhörlich aufgestellt und bekämpft würden. „Wenn" so sagt Hr. Gay „im Paradiese öffentliche Blätter gelesen würden, so hätte selbst unter den Engeln die längste Zeit Friede und Eintracht gewährt!" (Gaz. d. Fr.) Der will gewiß Censor werden!

Beilage: Bemerker Nr. 15 und Blatt der Ankündigungen Nr. XVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 24. August. 135stes Blatt.

Der sonderbare Prozeß.

Zwei Kaufleute zu Paris, Leferre und Chablain, Nachbaren und Freunde, hatten zwei Kinder, jener einen Sohn, dieser eine Tochter. Die Anhänglichkeit, welche die Kleinen als Gespielen verband, verwandelte sich mit zunehmenden Jahren in eine ernsthafte Liebe. Die Eltern segneten diesen Bund, und schon war der Tag zur feierlichen Verbindung des glücklichen Paares angesetzt, da bewarb sich ein sehr reicher Mann, Direktor Serlin, welcher das Verhältniß nicht kannte, um die Hand des reizenden Mädchens. Der Vater nahm die Sache ganz kaufmännisch, und zwang die Tochter, ihrer Liebe zu entsagen, um, wie er dafür hielt, ein ansehnliches Glück zu machen. Die Letztere heirathete wider Willen den vermögenden Bewerber, und entschloß sich, als rechtliche Frau, ihren früheren Geliebten nie wieder zu sehen. Die strenge Erfüllung ihrer Pflichten verwundete aber bald ihr Herz so tief, daß sie schwermüthig wurde und in eine gefährliche Krankheit fiel, welche ihre Sinne so sehr betäubte, daß man sie für todt hielt und ihre Leiche im Begräbniß-Gewölbe beisetzen ließ.

Der junge Leferre erfuhr das traurige Ende seiner ehemaligen Braut, erinnerte sich aber dabei, daß sie schon in der Kindheit einmal in einer dem Tode ähnlichen Schlafsucht gelegen hatte. Die Hoffnung ward durch seine Wünsche geweckt; er gewann den Küster, und ging in der nächsten Nacht nach dem Gewölbe, versehen mit zweckmäßigen Mitteln zu einem Belebungs-Versuch. Wie glücklich war der junge Mann, als er nach vieler Mühe, stets unterbrochen von den Anrufungen der innigsten Liebe, die Rückkehr des Pulses zu fühlen glaubte! Mit Hülfe des Küsters brachte er nun eilend die Geliebte in seine Wohnung, wo es ihm endlich wirklich gelang, die Scheintodte in das Leben zurück zu führen.

Mit welchem Erstaunen sah sich die Erwachende in einem fremden Hause, und neben ihrem Lager den in Thränen laut jubelnden geliebten Jugendfreund. Als dieser den ganzen Zusammenhang erzählte, begriff sie, daß sie nur demjenigen, dessen Herz sie tödtlich verwundet hatte, ihr Leben verdanke. Aber die Vorstellung, diesen verlassen und zu einem ihr widrigen Gatten zurück kehren zu müssen, verwandelte die Freude des Wiedersehens in namenlose Angst. Dieser Gedanke, und die lange so gewaltsam unterdrückte Leidenschaft, bewogen die Gerettete, den Bitten ihres Geliebten, unter vielen Bedenklichkeiten, nach zu geben, und sich nicht wieder von ihm zu trennen. Als sie vollkommen genesen war, flüchteten sie mit einander nach England, wo sie sich heiratheten und unter einem fremden Namen sehr glücklich lebten.

Nach neun Jahren wurden sie aber von der Liebe zur Heimath verleitet, nach Paris zurück zu reisen. Sie glaubten nun aller Vorsicht überhoben zu seyn, in der Voraussetzung, daß Niemand ihre wahren Verhältnisse ahnen würde. Der Wittwer hatte aber seine verstorbene Frau nicht vergessen, und erregte das größte Erstaunen, als er ihren Angehörigen betheuerte: daß

er ihr auf einem öffentlichen Spaziergange begegnet sey. Anfangs ward er zwar ausgelacht, bald war man ihm aber im Nachforschen behülflich, so daß er ihre Wohnung entdeckte. Vergebens bot sie Alles auf, um dem Ueberlästigen zu beweisen, daß er sich in der Person irre; er war seiner Sache zu gewiß, und die lange Trennung hatte der Entbehrten in seinen Augen so unwiderstehliche Reize geliehen, daß er sich entschloß, seine Ansprüche gerichtlich aus zu fechten. Da alle Zeugen und die veranlaßte Untersuchung der Gruft die Identität der Person bestätigten, konnte das fortgesetzte Leugnen keinen erwünschten Ausgang bewirken. Man suchte nun die Rechte des zweiten Mannes geltend zu machen, welcher vorstellte: daß der Erstere, indem er seine Frau begrub, die seinigen durchaus verloren hätte, und daß, ohne die Hülfe des Letzten, die Frau dem Tode nicht entgangen wäre. Es könne demnach sogar der erste Gatte wegen pflichtwidrigen Benehmens zur Verantwortung gezogen werden, weil an zu nehmen wäre: daß er die Frau einer augenscheinlichen Todesgefahr muthwillig ausgesetzt habe, indem er versäumte, es genau untersuchen zu lassen, ob sie wirklich entseelt sey. — Die Liebe ist ein beredsamer Sachwalter, aber den Richter kann sie höchst selten überzeugen. Das glückliche Ehepaar bemerkte etwas spät, daß es durch seine Rückkehr eine Unbesonnenheit begangen hatte; es fand nicht rathsam, sein Glück dem Würfelspiel der Rechts-Verhandlungen zu vertrauen, und während die Liebenden von allen Seiten bestürmt und bedroht wurden, sich zu trennen, gaben sie scheinbar dem Zureden der Priester und Rechtsgelehrten nach, verließen aber eiligst in aller Stille Frankreich und siedelten sich für immer in der Fremde an, wo Niemand ihr häusliches Glück störte. So war also der seltsame Rechtsstreit plötzlich aufgehoben: der erste Ehemann behielt sein Recht, und der zweite die Frau.

Sterwil.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

9. Aus Gesprächen.

Ihr klagt über Unzusammenhang. Gebt Acht, ob die „Wanderjahre" euch nicht eben so, wie die „Bekenntnisse einer schönen Seele", nachdem sie euch aus dem früheren Gange des Romans hinaus zu führen geschienen, gerade auf diesem Wege am sichersten und kürzesten in die wahre Mitte der Dinge einführen! Meint ihr, daß der Zusatz „die Entsagenden" ohne Bedeutung auf dem Titel steht? Und wollt ihr denn dem Dichter Alles allein überlassen, nicht fördern und mitbilden auf dem begonnenen Wege? Was ich kann, könnt ihr auch! —

Jedem werde mit seinem eigenen Maaße gemessen. „Der Roman", sagt Goethe, „ist eine subjektive Epopee, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe, das Andere wird sich schon finden."

„Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Autoren und Publikum sind durch eine ungeheure Kluft getrennt, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Ein Autor mag bevorworten, so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon ab zu lehnen suchte. Eine verwandte Eigenheit der Leser fällt uns besonders bei denen, die ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auf. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich seyn könnte." — Vorgelesen aus „Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil."

10. Wilhelm an Friederike.

Es ist keine Kleinigkeit, liebe Freundinn, wenn man ein solches Buch gelesen hat, sich selbst oder Andern den Eindruck davon als ein Bestimmtes dar zu stellen. Man hat ein ganzes, reiches, volles Leben durchgelebt, eine Welt ist durch das Gemüth gezogen, mit aller Lust und allem Kampfe, so wie mit allen Unbegreiflichkeiten, deren Auflösung sich nur hoffen und ersehnen, doch im begrenzten Zeitraum nicht erwarten läßt. Ja, auch die kleinen Aergernisse fehlen nicht, über halb erlebte Geschichten, plötzliches Verschwinden des Fadens, den man emsig und neugierig verfolgte, über einzeln bequemlich ausgemaltes Detail und eilig hingeworfene Umrisse, die der eigenen Einbildungskraft zur schweren Ausfüllung, oft Lücken, die ihr zur Ergänzung überlassen sind. So wie ich nun in der einen kurzen Nachtstunde, die mir vor der Abreise noch übrig ist, das Gelesene noch einmal klar und deutlich, doch in möglichster Kürze zu überschauen trachte, fällt mir unwillkührlich dabei ein: wie wir wohl einmal in einer auch vielleicht nur kurz gestellten Frist zurück schauen werden auf die durchlebte Welt, und Manches uns recht klar und hell erscheinen, Anderes dunkel und unbegriffen seine Glieder in die umwölkte Nacht hinein strecken und uns sein lichtes Hervortreten auf Morgen versprechen wird. So ist das Buch mir nun durchaus wie Welt und Leben, und wie wir meistens den Fehler begehen, unser Leben als etwas für sich Bestehendes, oder für uns und zu unserem Vergnügen Eingerichtetes an zu sehen — statt daß wir es wie ein Entree-Billet bloß als eine Gelegenheit annehmen sollten, uns die Welt zu betrachten — so wollen die Leute auch ein In-

teresse an dem Roman nur in dem schön erfundenen Lebenslauf des Helden und in den mannigfaltigen Begegnissen finden, die sich alle auf ihn beziehen, und selbst da, wo sie als Darstellungen eigener Zeitgestaltung einen Werth für sich haben, doch nur als untergeordnete Theile seines Bildes dastehen sollen. Aber keinesweges: Der Held im Roman ist nur dazu da, daß sich der Lebenskreis, der in diesem dargestellt werden soll, vollständig an ihm entwickele, worauf er denn freilich gehörig eingerichtet seyn muß. In dieser Hinsicht ist „Wilhelm Meister" nun der Held par excellence, und wenn es in den „Lehrjahren" noch möglich war, sich im Sinne jener irrigen Ansicht zu täuschen, so muß sich in den „Wanderjahren" der schlechte Leser bitter verhöhnt, der ächte aber völlig aufgeklärt fühlen. „Wilhelm Meisters" Augen sind die hell geschliffenen Gläser, die uns Goethe reicht, um seine große herrliche Welt bald im schnellen, vollen Ueberblick, bald im Genusse der zartesten Einzelnheit, zu der unsrigen zu machen. Er ist die reinste Passivität, die vollkommenste Receptivität, und dennoch liebenswürdig, denn wir bedürfen seines Handelns nicht: laßt uns für's erste nur von ihm lernen, wie man schauen, fühlen und begreifen muß! Von dieser Ansicht aus wird man auch leicht ausgesöhnt mit Vielem, was sich sonst nicht ganz angenehm empfinden ließe; mit Nachodinen, die mit uns Versteckens spielt, nachdem wir ihr mit heißer Liebe nachgelaufen sind; mit dem Vierziger, der wohl, trotz der Toilette, grau werden wird, ehe wir ihn verheirathet sehen; mit den umständlich ausgemalten Bildern und Scenen im Lago maggiore, wo wir mit den Personen empfinden und leben, ohne zu wissen, was ihrem Leben und ihren Empfindungen zum Grunde liegt; mit der idealen Erziehungswelt, die nicht, wie Platons Republik, auf einer Wolke von Gedanken, sondern so dargestellt ist, als könne man aus der realen, greifbaren Lebenswelt sein Kind sogleich in sie hinüber setzen; mit den sonderbaren Bedingungen, auf die sich „Wilhelm Meister" eingelassen, den vielen Geheimnissen, die er uns zu verbergen hat, und mit dem ganzen wunderlichen Bund- und Ordenswesen, dem wir als Profane nur von außen zusehen dürfen. Von Allem diesen ist doch der Reiz unendlich groß, wenn wir den Aufschluß mit Begier erwarten oder zu ergrübeln suchen. „Die neue Melusine", „die pilgernde Thörin", „wo steckt der Verräther?" welche köstliche Perlen! Alles, was Goethe beleuchtet, ist so hell und wahr, daß man ihm gern mit Zuversicht auch mit verbundenen Augen folgt, gesichert der herrlichsten Aussicht, wenn er uns die Binde wieder löst. So oft ich mich befremdet, geneckt und mißbehaglich fühle, weiß ich recht wohl, an wem es liegt, und warte folglich ab. Er wird's vollenden.

Das Licht schwindet. Ich muß schließen. Mit Ihnen kann man kurz seyn, ich sage also nur: leben Sie! — Berlin, Juli.

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Daß die Titel-Possen sogar mit dem Tode nicht aufhören, beweiset, unter Anderem, die Wiener Todtenliste vom 18ten Juli, in welcher verzeichnet ist: „Katharina Müllner, pensionirte Magistrat-Unterkammeramts-Gestätten-Aufseher-Wittwe."

Ob wohl folgender Ausspruch des Realis de Vienna (Gabriel Wagner) noch heute auf die Deutschen anwendbar ist? — „Die Deutschen — die gutherzigen Zigeuner, die armen Affen, die ewigen Schüler — von der Grandezza abhalten wollen, ist ärger, als die Schaafe vom Grimm, die Pferde vom Fleischfressen abmahnen. Mahne die Spanier von der Grandezza, die Italiener von der Herrschsucht, die Franzosen von der Prahlerei ab, mit dem Deutschen darfst du dich nicht bemühen. Der Mangel nöthiger Grandezza oder Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursach des üblen deutschen Namens. In Deutschland wohnt aller Verstand außer Schulen; bei den Ausländern zuweilen in Schulen. Bei diesen sind oft die Gelehrten die klügsten; in Deutschland ist's umgekehrt. Das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allzeit; die Vornehmen sind schulfüchsisch, prangen mit statu quo und sind selten klug." — Ich glaube, es ließe sich zu diesen Worten ein lesenswerther Commentar schreiben, wenn — die Wenn's nicht wären!

Ein Franzose, Namens Verneur, giebt folgende Erzählung von dem Kindermord der Töchter der Dibarebias, eines indischen Völkerstammes: Man schreibt diese Gewohnheit dem Volksglauben zu, daß sich für die heranwachsenden Töchter kein annehmlicher Gatte finden werde, und bedient sich in der Regel einer Portion Opium, welche man entweder auf die Mutterbrust schmiert oder es vom Finger absaugen läßt; oder man ertränkt das Kind in einem Becken mit Milch, oder erstickt es, indem man ihm das Gesicht mit der Nachgeburt bedeckt. Der Vater des Kindes wird dabei höchst selten befragt, er erfährt die Sache erst, wenn das Kind schon todt ist. Wenn eine Mutter einmal ihr Kind retten will, darf der Vater davon nichts erfahren, sonst kommt er gar nicht wieder ins Haus, oder nimmt nicht eher Nahrung zu sich, bis das Kind umgebracht ist. Ein solcher Dibarebia hat überhaupt keine andere Leidenschaft, als den Trunk einer Art Brandtwein aus Dattel-Zucker. Die Weiber sind desto lebhafter und thätiger. Th. Laurin.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. *) Ein Altar-Gemälde, die Ausgießung des heiligen Geistes darstellend, von Begasse gemalt, erregt die Auf-

*) Dieser Aufsatz hat sich durch Zufall verspätet. D. H.

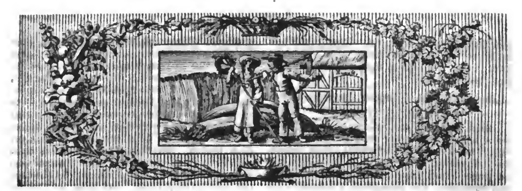
merksamkeit des Publikums; es ist in der hiesigen Dom-Kirche aufgestellt und verdankt diese Auszeichnung der Huld des Königs. Möge den Erwartungen des gütigsten Monarchen entsprochen werden, und der junge Künstler in der Folge Werke liefern, deren innerer Werth, von Kennern anerkannt, unbezweifelt keiner Lobredner nicht bedarf! — Wer mit den Schwierigkeiten vertraut ist, welche der junge Künstler bei Auffassung des dargestellten Gegenstandes zu überwinden hatte, wird ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er Manches glücklich besiegte, und daß sein Werk des Guten und Werthvollen recht Vieles enthält, ohne es als Meisterwerk preisen zu können, welches auch, von Sachverständigen als solches geprüft, das Bild einer so strengen Kritik unterwerfen würde, der es, als Arbeit eines sich erst entwickelnden jungen Künstlers, nicht unterworfen werden darf. Die hier folgenden Andeutungen, auf Kenntniß und Unpartheilichkeit gegründet, sind vielleicht seiner Beherzigung nicht unwerth. — Des Hrn. Begasse Fleiß bekundet sich, bei dem in Rede stehenden Bilde, durch die von ihm bereits erworbene Fertigkeit in der Führung des Pinsels, des Auftrags und überhaupt in der Behandlung der Farbe; mehrere, in der Carnation wohlgelungene Köpfe machen es bemerkbar, daß Sinn für Farbe ihm nicht ermangele. Weniger lobenswerth ist die Zeichnung, in welcher oft große Inkorrektheiten zu rügen sind; wir wollen aber deswegen Hrn. Begasse nicht sogleich der Vernachlässigung oder Unkunde dieses wichtigen Theils der Kunst beschuldigen, sondern vielmehr annehmen, er habe, abgezogen von andern Schwierigkeiten, welche in seinem Bilde zu bekämpfen waren, es hierin nur an der nöthigen Aufmerksamkeit ermangeln lassen. Wir können indeß nicht umhin, ihn zum Studium des Faltenwurfs noch recht angelegentlich zu ermahnen, wozu ihm die Werke Raphaels und anderer Meister, welche in der schönsten Kunstperiode Italiens lebten, als große Muster zu empfehlen sind. Es wird ihm bald bemerkbar werden, daß sie ihren Gewändern stets die Natur zum Grunde legten, und daß ihr Faltenwurf, wenn auch oft groß stylisirt, immer noch den Charakter des Natürlichen beibehielt, welches auch bei schönen Gewändern unbedingt der Fall seyn muß. — Der im Bilde dargestellte Gegenstand gehört mit zu den schwierigsten Aufgaben, welche dem bildenden Künstler zu lösen gegeben werden können; die Art, wie ihn Hr. Begasse aufgefaßt, ist lobenswerth. Die Erscheinung des heiligen Geistes (unter dem gewöhnlichen Symbol einer Taube) und das Ausströmen der von ihm ausgehenden Lichtstrahlen über die Apostel ist bezeichnend und poetisch, bietet auch Gelegenheit zu einer dem Gegenstande angemessenen bedeutungsvollen Beleuchtung, welche der Künstler im Hintergrunde, der denen sich in diesem und im Mittelgrunde befindlichen Figuren, glücklich zu benutzen gewußt hat; indem er den, in den Strahlen angegebenen Ton über diesen Theil des Bildes zu verbreiten suchte, welches ihm auch vollkommen wohl gelang. Allein bald wird diese hervor gebrachte Harmonie durch das reine Blau des Gewandes der Maria, dem keine der Farben, welche durch nahe Umgebung darauf reflektiren müssen, beigemischt ist, sehr gestört; und durch das noch grellere Blau von des Petrus Mantel, neben dem schreienden Gelb seines Unterkleides, vollends gewaltsam zerrissen. Durch zu dunkle Schatten im Gegensatz zu heller Lichter ist noch überdies eine Art Effekt entstanden, welcher wohl die Menge ansprechen mag, dem aber die Kunst unbedingt ganz entgegen ist. — Der Ausdruck andächtigen Staunens, gesteigert zur Begeisterung, ist wohl bei dem im Bilde dargestellten Gegenstande als der vorherrschende an zu nehmen; den Moment des Staunens der Apostel über die Erscheinung hat der Künstler indeß, wie es scheint, als beinahe vorüber angenommen; die Meisten sind mit dem beschäftigt, was die Erscheinung in ihrem Inneren gewirkt. Die Begeisterung scheint zuerst sich des Johannes bemeistert zu haben, dessen Figur, obgleich sie in der Ausführung noch Manches zu wünschen übrig läßt, doch sehr schön motivirt ist; so wie auch viele der übrigen Apostel, besonders der Petrus, sowohl im Ausdruck der Köpfe als in den Stellungen sich sehr lobenswerth auszeichnen. Die Darstellung einer Mutter Gottes ist eine Aufgabe, welche dem jungen Künstler zu lösen für jetzt noch vorbehalten ist, und wir wollen es recht gern unterlassen, etwas über die im Bilde dargestellte zu äußern. Wenn wir es als Grundsatz aufstellen, daß die Zusammensetzung als ein harmonisch-Ganzes erscheinen muß, von dem nichts weggenommen, nichts hinzu gefügt werden darf, ohne dieses zu beeinträchtigen; daß von dieser Zusammensetzung der Total-Eindruck, mithin die erste Stimmung, in welche das Gemüth des Betrachtung des Kunstwerks versetzt werden soll, abhange, auf der aber jedes gegen Harmonie streitende störend wirken muß, so hätten wir auch in dieser Hinsicht in dem besprochenen Bilde Manches zu rügen; unsere Absicht war es jedoch nicht, strenge Kritik über dasselbe ergehen zu lassen. Hr. Begasse wird mit den Talenten, die er unbezweifelt hat, bei seinem Aufenthalt in Italien, wohin, wie verlautet, er nächstens ab zu reisen gedenkt, immer tiefer in das eigentliche Wesen der Kunst eindringen, und bald erkennen, daß nicht prunkender Schimmer es sey, in welchem es bestehen kann; dieser vermag es wohl, des Augenblicks Gunst zu fesseln, wenn Laune des Zeitgeistes ihn eben begünstigt, doch bald verschwindet er, dem Meteore gleich, da, wo der Stern wahrer Kunst leuchtet. — Schließlich bemerken wir, daß obige Beurtheilung nach dem Eindruck geschrieben ist, welchen das Bild in uns erregte, als es auf dem Ritter-Saal im Königl. Schloß aufgestellt war. Da, wo es jetzt hängt, wird Einiges verändert durch die Beleuchtung. Der Mittelgrund verliert; die bunten Farben werden aber gemildert, wodurch der Ton etwas ernsthafter und angemessener erscheint; das Uebrige bleibt aber unter allen Umständen dasselbe. — r —

In den Briefen Napoleons an einen seiner vornehmsten Agenten kommt, unter Anderem, Folgendes vor: „Ich habe in Frankreich drei Partheien gefunden. Die vernünftigste waren die Royalisten; aber doch, wenn auch am schwersten, zu gewinnen. Dann hatt' ich's mit den Revolutionairs zu thun; diese gehörten mich ein wenig, wurden aber durch Güter und Aemter augenblicklich mein; leider waren nur diese Freunde der Gleichheit unersättlich. Die dritte — und zahlreichste — Partei endlich waren die, welche an nichts, oder vielmehr an Allem hangen. Ohne Laster, ohne Tugend, haben sie, wie Cardinal Retz sagte, geschworen, die unterthänigen Diener der Zeit-Ereignisse zu seyn; sie bewunderten eben so die Einnahme der Bastille, wie die Vorfälle des 18ten Fructidor, 18ten Brumaire, die Rückkehr des Königs und den 20sten März 1815, und sind am allergelehrigsten — wenn es etwas zu gewinnen giebt. Eine Wiederkehr des Rechten ist ihnen ein Greuel und bei jedem Anschein dazu bekommen sie das Fieber. Niedrig und kriechend aus Furcht und Begehrlichkeit, verbergen sie ihre Nichtigkeit unter dem Schein der Mäßigung, womit sie aber nur auf ihren Vortheil lauern. Sie eignen sich immer am besten zu Präfekten, zu Gesetzgebern, Senatoren und sonstigen Gebietern, nur nicht zum Gehorsam!" (Gaz. d. Fr.)

Im Theater der Madame Saqui zu Paris ward in diesen Tagen „Isis und Ulysses" gegeben. Letzterer, König von Ethiopien, ist schon verheirathet, soll aber noch jene Isis, Tochter von Lindor, Königs von Egypten, heirathen, und es kommt zu großen Kämpfen darüber; bis endlich Jupiter sich einmischt, vom Himmel herab steigt, und — mit einem Pistol unter die egyptischen Soldaten schießt! (Courier d. spect.)

Rivarol sagte im Jahr 1789: „Die Parlamente, der Hof, der constituirende Verein, kurz Alles in Frankreich spielt jetzt nur ein Spiel, worin jeder Stoß dem König Schach bietet!" (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 25. August. 136stes Blatt.

Volksgunst.

(Nach Goldsmith; aus dem Englischen.)

Ein Gastwirth in der Nähe von Islington, der lange Zeit das Bild des damaligen Königs von Frankreich als Aushänge-Schild geführt hatte, nahm dasselbe bei dem Ausbruch des österreichischen Erbfolge-Krieges herab, und stellte dafür Maria Theresia's Bildniß auf, welches bald nachher dem Friedrichs II. Platz machen mußte, der wahrscheinlich späterhin auch wieder von einem andern Nebenbuhler verdrängt worden ist. So verfährt die Menge mit den Großen der Erde. Hat sie sich an dem Einen satt gesehen und verwundert, so verlangt sie nach einem neuen Götzen, der eben so wenig die allgemeine Gunst dauernd zu fesseln vermag, weil das Volk eigentlich bloß die Veränderung liebt. Ich bin daher stets gegen den Beifall der Menge mißtrauisch; das Verdienst dessen, dem es zujauchzt, erscheint mir immer zweideutig, und gar oft habe ich gefunden, daß große und zum Theil gute Männer, die an der Menge Beifall sich erfreuten und darum buhlten, in sittlicher Hinsicht sehr verloren. Wie viel Beispiele enthält die Geschichte, daß ein, heute vom Jubelgeschrei einer Million trunkenes Haupt, morgen von demselben Haufen auf einen Pfahl gespießt ward! — Als Papst Alexander VI. in einer kleinen, nahe bei Rom belegenen Stadt, welche so eben vom Feind verlassen worden war, seinen Einzug hielt, fand er mehrere Einwohner beschäftigt, von einem auf dem Marktplatz errichteten Galgen ein Bildniß, welches ihn selbst vorstellen sollte, herab zu reißen, und einen andern Volkshaufen, welcher eine nicht fern davon stehende Statue der Familie Orsini, mit welcher er damals Krieg führte, herab zu stürzen suchte, um dafür sein Bildniß auf zu richten. Eine mit dem Weltlauf weniger bekannte Person würde eine solche niedrige Schmeichelei vielleicht empört haben; Alexander hingegen schien ganz wohl damit zufrieden zu seyn, und sagte, zu Cäsar Borgia sich wendend: „Siehst Du wohl, mein Sohn, wie gering der Unterschied ist zwischen einem Galgen und einem Ehren-Denkmal?“ — Wenn irgend etwas die Großen der Erde zu belehren vermöchte, so dürften sie hieraus lernen, wie schwankend und gebrechlich das Fundament ist, auf dem ihr Ansehen ruht; denn so schnell wie das Volk dem vermeinten Verdienst Beifall zujauchzt, eben so leicht verdammt es auch wieder bei dem geringsten Anschein von Schuld, die es in der Wandelbarkeit des Glücks zu finden sehr geneigt ist. Volksgunst ist eine launische Kokette; ihre Liebhaber müssen es sich sauer werden lassen, alle Qualen der Unruhe fühlen, sich jeder Laune geduldig unterwerfen, und am Ende laufen sie doch noch Gefahr, sich um die Frucht ihrer Anstrengungen betrogen zu sehen. Wahres Verdienst hingegen gleicht einer verständigen Jungfrau; ihre Verehrer brauchen nicht zu kleinlichen Hülfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, noch ängstlich zu zagen, denn sie können gewiß seyn, daß endlich nur nach Maaßgabe ihres Werthes über sie entschieden wird. Wenn Swift unter dem Volke erschien, hatte er gewöhnlich einen Haufen ihm

zujauchzenden Volkes hinter sich. „Der Henker hole die Narren!“ — pflegte er dann zu sagen — „wie viel Freude würde dies Geschrei, was mich ärgert, unserem Lord-Mayor machen!“ Philippi.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre“.

11. Aus Denkblättern.

Ueber festen Besitz und bewegliche Güter hat Goethe in den „Wanderjahren“ einen Ausspruch gethan, der tief in die erregtesten Gegenstände unserer verwirrten Zeitfragen eindringt. Wie vieles Nachdenken muß ein solcher Spruch erwecken, und wie häufige Berufung veranlassen! Die zeitgemäßeste Erkenntniß bleibt oft lange nur im Besitze von Einzelnen, bis sie durch solch klares Wort als Gemeingut in die Nation eingeführt wird, durch ein Wort, das, mit solchem Gepräge und solchem Ansehn ausgestattet, in seiner gediegenen Kraft nun unzählige Mal dem vielgestaiteten Andrange wiederkehrender Meinung siegend entgegen zu halten ist.

Kann es, darf es Goethe'n Ernst seyn mit dem bedenklichen Ausspruch über das Theater? Mag er wirklich verdammen, was Andere und er selbst in dieser Beziehung so Schönes und Herrliches geleistet haben? — Ich glaube, daß auf dem Standpunkte, den der Dichter hier einnimmt, jener Ausspruch unvermeidlich ist. Auch Platon und Rousseau mußten aus ihren höchsten Bildungskreisen die dramatische Poesie verbannen, der sie doch selbst Beide ausübend gehuldigt. In einer höheren Ordnung der menschlichen Dinge müßte, und möchte immerhin, Vieles weichen, was uns jetzt unentbehrlich, ja ein wesentlicher Halt des Guten dünkt; alles Heldenthum z. B. fiele in einem reineren Zustande nicht minder weg, als das Theater. Aber die Bedingung, unter der allein dies nothwendig werden könnte, dürfte auch allein es zu rechtfertigen vermögen. Unsere Unvollkommenheit läßt jene Bedingung nur selten, und vielleicht nie ganz eintreten. Den Grundsätzen aber darf nichts vergeben werden, und dem sittlichen Zweck sind alle andern Zwecke untergeordnet, daher Poesie und Kunst, wo sie jenem entgegen stehen, unbarmherzig auf zu opfern. Poesie und Kunst sind das Höchste nicht, doch Annäherungen zu ihm. Das Feld, wo sie als solche befugter Weise das Höhere darstellen und vertreten, ist im entwickelungsvollen Menschentreiben von weitem Umfange, und es hat noch keine Gefahr damit, daß sie, um der harten Bannsprüche willen, durch die sie von einzelnen Punkten bestimmter Geistes-Gestaltungen verwiesen werden, in der Welt ihr wohlberechtigtes Daseyn und ihre gebührende Anerkennung verlören.

Wenn es wahr ist, wie ich versichern gehört, daß die Erzählung von der „pilgernden Thörin“, dieses Meisterstück reizender und lebhafter Darstellung, einer französischen Bearbeitung nachgebildet worden — der Ton und Bau der Sprache ist allerdings noch französisch, auch das eingeflochtene Lied erinnere ich mich in dem Schillerschen Musen-Almanach, wo es zuerst erschien, als französisch bezeichnet gesehn zu haben — so möchte ich doch unbesehens hundert Mal lieber diese Nachbildung, als das Vorbild selbst gemacht haben, denn unmöglich kann dieses auch nur von fern jener gleich kommen. Wir wissen es schon, was es sagen will, wenn Goethe einmal das schon Geformte zum Gegenstande seines Bildens aufnimmt! Es ist immer eine neue Geistesschöpfung, was durch des Dichters Inneres gegangen, und ihm wird sogleich eigen, was er nur immer wählen mag; das Wiederholte selbst ist bei ihm nie dasselbe, was es zuerst gewesen, sondern, eben weil von ihm wiederholt, ein Gesteigertes; durch ihn erhält die Geistesschöpfung, wie eine Gegend durch die Sonne, erst Licht und Glanz, obwohl sie selbst schon ganz vorhanden war.

Der Geist und die Massen der Behandlung, welche in den „Wanderjahren Wilhelm Meisters“ sichtbar sind — diese abgebrochene Gliederung, die gedrängte Verschiedenartigkeit, der über wunderbaren Verhältnissen und geheimnißvollen Erscheinungen dunkelschwebende Zusammenhang, die scheinbare Willkühr in dem Gefügten — Alles dieses gehört schon dem vierten Bande der „Lehrjahre“ an, welcher sich durch jene Eigenschaften von den drei vorher gehenden Bänden entschieden sondert. Dieser Unterschied ist unsern Kritikern schon ehmals nicht entgangen, und vorzüglich von Friedrich Schlegel — in seinem gerade jetzt wieder sehr lesenswerthen Aufsatze über den „Meister“, zum größten Preise des vierten Bandes, den er das eigentliche Werk, den großartigsten und bedeutendsten Theil des Ganzen nennt — insbesondere angerühmt worden. Sein Ausspruch ist von tiefer Wahrheit, und in seiner Weiterbeziehung auf den neuerschienenen Verfolg des Werkes von fruchtbarer Anwendung. In der That, wer sich die Sache mit künstlerischem Auge genauer auf dieses Verhältniß ansieht, der wird die beiden Stylarten der Bearbeitung, die hier zu betrachten sind, nicht anders abtheilen können, als daß er die drei ersten Bände der „Lehrjahre“ einerseits, und andererseits den vierten Band der „Lehrjahre“ und die „Wanderjahre“ zusammen stellt. Die letzten bieten in Gestaltung und Gang keine abweichende Neuerung dar, die nicht in jenem vierten Bande schon gewaltet hätte; es versteht sich, daß die offenbaren Lücken, welche von den zufälligen Bedingnissen einer verspäteten, aber immer noch höchst dankenswerthen Redaktion herrühren, hiebei nur als Aeußerlichkeiten in Betracht kommen, die der Composition und Richtung des Inhalts im

Ganzen wenig schaden können, und in anderer Art sehr nützen. Kl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Schauspieler-Sonderlinge.

Ein alter Schauspieler, Namens Morel, in Marseille, war eben kein großer Künstler, aber ein angenehmer Buffo und Karrikaturist. Er war die Freude der Kinder. In der ganzen Stadt liefen sie ihm nach, weil er auf den Straßen eben so gekleidet einher ging, wie auf der Bühne: mit rothen Strümpfen, mit dunten Kleidungsstücken, ganz im Theater-Costüm. So lustig er auf den Brettern sich zeigte, so ernsthaft und gravitätisch war er im übrigen Leben. Er speisete gewöhnlich bei einem Restaurateur, unweit des Schauspielhauses, und dieser fügte sich gern in seine Weise. Sie bestand darin, sich nur eine Portion geben, aber zwei Couverts auflegen zu lassen; das eine für ihn, das andere für den großen „Baumeister des Weltalls". Erst bediente er den Gast, dann sich; war sein Teller leer, so griff er zu jenem und nahm die andere Hälfte zu sich. Eben so machte er es mit dem Wein; er schenkte beide Gläser voll, stieß mit dem großen Werkmeister an, nöthigte ihn zum Trinken, trank dann selbst, griff zuletzt zu dem gegenüber stehenden Glase und leerte es ebenfalls. Von dieser seltsamen Sitte ging er nie ab, es mochten Gäste im Zimmer oder er allein seyn. Fragte man ihn, wer der Unbekannte sey, so gab er keine genügende Antwort, und man wußte nicht: ob er mit Gott oder dem Teufel an einem Tische saß, aus einer Schüssel aß, aus einer Flasche trank. In früheren Zeiten würde man ihn als Ketzer oder Zauberer verbrannt haben: jetzt wurde nur über ihn gelacht, besonders am Ende des Mahls. Denn jetzt stand er auf, entblößte das Haupt, legte die Hand auf das Herz und trank ein volles Glas auf die Gesundheit des großen Baumeisters der Welt aus. — Es war einst die Rede davon, ihn, weil er alt und hinfällig werde, mit einer Pension zu entlassen; aber er war bei dem Publikum von Marseille beliebt, weil man an seine Späße gewöhnt und er ein durchaus gutmüthiger Mann war. Man verlangte öffentlich: daß er im Dienste bleiben sollte, und dieses Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit von Seiten seiner Landsleute (er selbst war aus Marseille) rührte ihn so, daß er seine Kräfte noch zu unglaublichen Anstrengungen steigerte. Wenige Wochen nachher kündigte ihm der Direktor an, daß er, statt 2100 Franken (525 Rthlr.), hundert Louisd'or (ohngefähr 550 Rthlr.) erhalten würde. Das brachte ihn zur Verzweiflung. Der arme Mann hatte seit 20 Jahren seine 2100 Franken bezogen und konnte nicht begreifen, warum man eine Abänderung in seinem Gehalte vornähme, und noch weniger, daß diese Abänderung eine Verbesserung sey. Er bat und flehte: man solle ihm seinen alten vorigen Gehalt lassen; er habe die Summe monatlich und wöchentlich gerade so vertheilt, daß sie zu seinem Unterhalt hinreiche; er könne sich, in seinen Jahren, nicht mit neuen Rechnungen und Geld-Eintheilungen den Kopf belästigen: man möchte ihm um Gotteswillen seine 2100 Franken lassen, die er in ein und zwanzig Theile zerlegt habe und nach der Vertheilung ausgäbe. Vergebens stellte man ihm vor: hundert Louisd'or wären ja mehr als 2100 Franken. „Mag seyn!" erwiederte er, „aber verstoßen Sie mich, machen Sie mich unglücklich, wenn Sie wollen, nach so vieljährigen treuen Diensten, oder lassen Sie mir meine 2100 Franken!" — Man mußte ihm seinen Willen thun bis zu seinem, erst vor wenigen Jahren erfolgten Tode.

Ein anderer alter Schauspieler, Paul B*** (er lebt noch und spielt in den Departements auf kleinen Bühnen), ergötzt das Publikum, wohin er kommt, durch seine ganz besondere Lebensweise. Er ist arm, wie — ein wandernder Schauspieler. Da er nur in Vertrauten-Rollen auftritt, so läßt es sich denken, daß er daheim den Crösus nicht spielt. Sein einziger Lebensgefährte und treuer Begleiter ist ein Pudel. Er nennt ihn — und wohl nicht mit Unrecht — seinen Freund; er kocht selbst, für sich und seinen Freund. In seinem Zimmerchen trägt er gewöhnlich einen Frauen-Unterrock, um die Beinkleider zu schonen, und weil sich jener waschen läßt, diese nicht. In schlimmen Jahren, wo die Einnahme schlecht ist, hat man von ihm die Klage gehört: „Ich habe nicht so viel übrig, daß ich mir einen — Unterrock werde kaufen können!" — Betrifft ihn das Unglück — was auch wohl Besseren begegnet — ausgepocht zu werden, so will er verzweifeln und überläßt sich dem bittersten Schmerz. Ja, es geht so weit, daß er an solchen Abenden das ganze Essen seinem Freunde auftischt, sich in eine Ecke auf ein Schemmelchen setzt, an einer trockenen Brodrinde nagt und schluchzend spricht: „Iß, mein Freund, iß; du magst es mit gutem Gewissen thun, du hast dein Abendbrod verdient: ich aber bin nicht werth, daß ich lebe!" — Einst wollte er sich noch härter bestrafen, weil ihn die Versammlung härter als gewöhnlich mitgenommen hatte. Was that er? Er ließ den Hund in seinem Bette schlafen und legte sich unter das Gestell; doch dies Mal entstand Streit zwischen Herrn und Diener, ein Streit von Demuth und Edelsinn zwischen beiden Freunden. Der Vierbeinige wollte dem Zweibeinigen nicht nachgeben; er legte sich zu ihm unter das Bett, und Beide brachten die Nacht neben einander — auf den Brettern zu. T. L. Secha.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

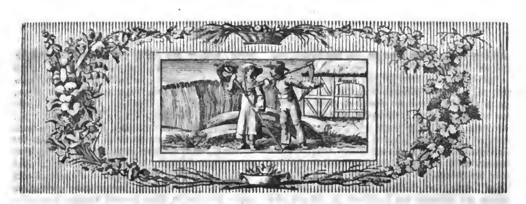
Petersburg. Ueber unsre Theater läßt sich, vorzüglich jetzt im Sommer, wo auch die besten von ihnen selten besucht werden, wenig sagen. Wir besitzen deren drei. Ein neuerbautes, seit zwei Jahren völlig vollendetes National-Theater, *) das aber den Bedürfnissen und Wünschen des grosen Publikums einer Kaiserstadt bei weitem nicht genügt, doch unstreitig von allen dreien das beste ist, befindet sich im vorzüglich guten Zustande und erfreut sich der sorgfältigsten Administration der Regierung. Das Theater-Personal ist durchgängig gut gewählt, besonders für Opern und Ballets, die hier musterhaft gegeben werden. Das französische Theater wurde im Jahr 1812 aufgehoben, aber im Jahr 1820, auf dringende Wünsche unsres Publikums, durch verschriebene Akteurs aus Frankreich, wiederum erneuert. Sie spielen an bestimmten Tagen der Woche im grosen russischen Theater. Das deutsche Theater befindet sich in keinem sehr lobenswerthen Zustande; die Direktion scheint da ein wenig stiefmütterlich zu walten. Es besitzt einige vorzüglich gute Schauspieler und Schauspielerinnen, deren Talente Mühe und Eifer nicht scheuen, aber keine belohnenden Aufmunterungen bei der Direktion finden; daher denn auch das Publikum diesem Theater (vorzüglich seit einiger Zeit) höchst spärlich seine Besuche weiht. Die besondere Vorliebe des Publikums für Possen, für Lustspiele der niedrig-komischen Gattung, die das Zwergfell gewaltig erschüttern (deren Vorstellungen es auch gewöhnlich immer seinen rauschendsten Beifall zollt), die Leere und Oede beinahe im ganzen Theater, die kalte, gleichgültige, fast langweilende Miene der wenigen Anwesenden, sobald die ernsteren, erhabeneren Stücke der ersten Theater-Dichter vorgetragen werden, können gewiß nicht die Talente unsrer ausgezeichneteren Schauspieler heben, können ihnen keine lehrreiche Bildungs-Schule für die Zukunft werden. An mehreren Tagen der Woche, wo kein deutsches Schauspiel ist, spielen auch hier abwechselnd bald die russischen, bald die französischen Schauspieler. Am 27sten Juni wurde in unsrem deutschen Theater „Dmitry Donskoy", Trauerspiel in fünf Aufzügen und in Versen, gegeben. Der verstorbene Hr. von Oserow, einer der berühmtesten russischen Theater-Dichter, ist dessen Verfasser. **) Das Sujet ist aus der früheren russischen Geschichte, während Rußland unter dem drückenden und langwierigen Joch der Tartaren-Horden seufzte, genommen, und macht hier bedeutende Wirkung. — Auf Allerhöchsten Befehl darf unsere hiesige Zeitung: „Der russische Invalide", die bisher in drei Sprachen, der russischen, deutschen und polnischen erschien, ferner keine politischen Nachrichten mehr aufnehmen, sondern nur allgemeines Interesse habende merkwürdige Züge, Vorfälle und Begebenheiten aus der Geschichte der Menschheit, wissenschaftliche und Kunst-Nachrichten des In- und Auslandes. Die Redaktion ladet jetzt Gelehrte und Künstler ein, ihr durch die Mittheilung von Gegenständen aus diesen Gebieten hülfreiche Hand zu leisten. Möchte diese Aufforderung doch viele unsrer Inländer, aus allen Gegenden unsres grosen Reiches, bewegen, uns oft und viele merkwürdige Nachrichten über unser, von uns immer noch so wenig gekanntes und dennoch in vielfacher Beziehung an Merkwürdigkeiten aller Art so höchst reiches Vaterland, zu geben. Möchten die Behörden, vorzüglich die polizeilichen, diese lobenswerthen Unternehmungen durch die dienstfertigsten Mittheilungen von ihrer Seite begünstigen. Die meisten inländischen Journale und Zeitungen lassen bis jetzt in dieser Hinsicht die Wünsche der Patrioten größtentheils unbefriedigt; rühmliche Ausnahme hiervon macht nur die seit einem Jahre hier erscheinende, allgemein beliebte russische Zeitschrift eines Hrn. von Swinin, unter dem anziehenden Titel: „Vaterländische Merkwürdigkeiten". L** v. B**g.

*) Das frühere brannte in der Neujahrs-Nacht 1811 völlig ab.

**) Herr Doktor Wiedeburg, sonst Lehrer der deutschen Sprache hier in Petersburg, jetzt in Deutschland, übersetzte dies herrliche Trauerspiel ins Deutsche und überließ es der Theater-Direktion, woselbst es noch als Manuscript existirt.

Stuttgart. Wir sehen mit gespannter Erwartung der Niederkunft unserer allgeliebten Königin — Talent de plaire enchaine tous les coeurs — mit einem Kronprinzen entgegen. Nächstens donnern die Kanonen. — Auf zwei Monate ist ein Theater-Stillstand eingetreten, welcher zu nöthigen Reparationen, zum durchgängigen Aufputzen u. s. w. bestimmt ist. Indessen wandeln die schaulustigen Stuttgarter in den Frösnerschen Badegarten (nach Canstatt), wo Theater-Direktor Winter seine Bühne aufgeschlagen hat; er und Winter der Jüngere spielen nicht übel. Das Lokal ist schlecht, und läßt keine Illusion statt finden. Die mimischen Darstellungen sind besser, als die Conversations-Stücke. Der „Verkehr" zog übrigens viele Menschen, auch mitlachende Juden, nach Canstatt. Frösner läßt ein neues Badehaus für etwa hundert Gäste so bauen, daß sie von ihrem Zimmer ins Badestübchen hinab oder in den Garten hinaus mit aller Bequemlichkeit wandeln können. Auch der Garten der Wittwe Zoller wird zahlreich besucht. — Unsere Gelehrten arbeiten fleißig, obschon Manche keine Bücher schreiben. Matthisson, der sich mit Umarbeitung seiner „Reise-Erinnerungen" beschäftigt, ist auf zwei Monate nach Wörlitz abgereist, und von Weisser ein zweiter Theil seiner „neuesten poetischen und prosaischen Schriften" erschienen, welchen ein dritter sogleich nachfolgen wird. Noch kamen uns die „Erzählungen" von Hophthalmus (Haug) nicht zu Gesicht. Dem Vernehmen nach giebt er „Uebersetzungen aus englischen Dichtern", einen zweiten Theil seines „poetischen Lustwalds" unter verändertem Titel, und späterhin eine „Auswahl" seiner sämmtlichen Gedichte heraus. Von Hrn. Professor Schwab erscheinen mehrere „Legenden", die Goethe's Beifall erhielten, und ein poetisches Vorwort von ihm an der Stirn tragen. Freiherr von Thumb beweist in seiner „Schauspieler-Schule", daß er ausländische Stücke für das deutsche Theater immer besser zu bearbeiten und ihnen durch verständige Zuthat und Abkürzung die gehörige Rundung zu geben weiß. Es gefiel bei der Aufführung, wie Fama verkündet. Warum es hier, wie so manches Andere, nicht dargestellt wurde, wissen wir nicht. Gegenwärtig hat die Theater-Intendanz eine Reise gemacht, um neue Mitglieder für die Hof-Bühne zu gewinnen. Mög' es ihr gelungen seyn! — Die königliche grose öffentliche Bibliothek ist nun in zwölf hellen geräumigen und gleichen Sälen bequem aufgestellt, und wird emsig benutzt. Der dreizehnte Saal in der Mitte, wo des Königs Bild (von Seele) hangt, ist für die seltenern Manuscripte und provisorisch für eine auserlesene Kupferstich-Sammlung bestimmt. Die Bibliothekare werden wohl mit der begonnenen Auswahl aus einer bedeutenden Masse von Kloster-Büchern im Sommer und Herbst dieses Jahres, bei allem Fleiße, schwerlich ganz zu Stande kommen. — Neben der Bibliothek wird binnen vier Jahren ein ansehnliches Archiv-Gebäude aufgestellt werden. — Unsere Residenz gewinnt täglich mehr an äusserer Schönheit; noch immer fehlt es an Bau-Liebhabern nicht. Der Stadt-Markt ist, seit das alte Bibliothek-Gebäude verschwand, bedeutend größer, und gewährte bei der letzten Messe durch die langen Buden-Reihen einen schönen Anblick. Die Wegschaffung der wunderhohen Kamine am alten Schloß und der grose steinerne Anbau für die Küche wirken zum Ganzen sehr gefällig mit. — Die bekannte Boisserésche Gemälde-Sammlung wird allmählig in vortreflichen Stein-Abdrücken vervielfacht, und gewiß im neuen Gewande viele Käufer anlocken. Daß eine geistvolle Beschreibung jedes Gemäldes, des Künstlers, seiner Manier u. s. w. dazu kommt, läßt sich von den sinnigen Besitzern der Originale erwarten. R.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 27. August. 137stes Blatt.

Die Tartaren-Schlacht vor Ollmütz.

Es war im dritten Zehntel des dreizehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, als Peta, der Feldherr einer großen Tartarischen Horde, in Mähren einfiel, und jeden Schritt, den er vorwärts drang, mit Mord, Raub und Brand bezeichnete. Das Landvolk floh von allen Seiten in die befestigten Städte, und suchte die Lebensgefahr hinter Thürmen und Mauern ab zu wenden, da der Tartaren Kriegskenntniß sich nicht auf die Eroberung fester Plätze ausdehnte, überhaupt ihre Siege nur durch die Massen ihrer Krieger errungen wurden, und ihre ganze Kampfkunst in einem gewaltigen Ueberfallen, Ueberrumpeln, Ueberflügeln und Durchbrechen bestand, wobei die Menge größtentheils auch der geübtesten Streitkunst ihrer Gegner, wenn auch mit großem Verlust, den Sieg entriß.

So kamen die Ungestümen bis vor die Feste Ollmütz in Mähren, nachdem sie bei Liegnitz in Schlesien das Heer der schlesischen Fürsten und des deutschen Ordens fast ganz vernichtet hatten. König Wenzel I. regierte damals in Böhmen. Er hatte mit Schrecken die Kunde vernommen, daß bereits Rußland, Polen und Ungarn von den Tartaren überschwemmt worden, und rüstete sich in aller Eile zum Widerstande, da sein Reich ihrem Raubzuge ganz offen war und er nirgendher so schnell Hülfe erwarten konnte, um mit der vereinigten Macht der Deutschen, die sich, unter Anführung des römischen Königs Konrad, an den Grenzen Oesterreichs zum Kampfe versammelten, dem Andrange der Asiaten zu widerstreben. — Um jedoch vor Allem seiner Königspflicht so viel als möglich zu genügen, sandte er den Reichs-Baron Jaroslaw mit 5000 Mann Fußvolk nach der Feste Ollmütz, und befahl ihm, sich in keine offene Schlacht ein zu lassen, und nur durch einen tapfern Widerstand die Wuth der Feinde zu ermüden.

Jaroslaw kam glücklich nach Ollmütz, und 4000 Mähren und einige Tausende Schlesier, die dem allgemeinen Blutbade bei Liegnitz entronnen waren, vereinigten sich mit ihm. Auch die Bürger in Ollmütz ergriffen die Waffen, Alle entschlossen, eher das Leben zu verlieren, als die Stadt den Barbaren zu übergeben.

Nach kurzer Zeit lagerte sich Peta mit seinen Horden vor Ollmütz; auf ihren Spießen trugen sie die Köpfe erschlagenen Landvolks, und, an den Schweifen ihrer Rosse gebunden, schleppten sie auch Lebende nach. Die böhmischen Krieger erzitterten bei diesem Anblick vor ingrimmiger Wuth. Sie forderten den Feldherrn auf, sich in die Heerhaufen der Barbaren stürzen zu dürfen; dieser aber mäßigte das kriegerische Feuer seiner kleinen Heldenschaar, und bat sie, ihn nicht zu zwingen, gegen ihren eigenen Vortheil und den Befehl des Königs handeln zu müssen. Bald bewährte sich auch die Klugheit eines solchen Benehmens. Die Tartaren, in der Meinung, es fehle den Christen an Muth, sich in einen Kampf ein zu lassen, verachteten ihre feigen Gegner; sie vergaßen alle Ordnung und Zucht, schwärmten in der Gegend umher, nur nach Beute spähend, und kamen ermüdet und sorglos von ihren

Zügen wieder in ihrem Lager an, sich dem Trunke und Schlafe überlassend.

So vergingen mehrere Wochen. Jaroslaw erkannte nun, daß der rechte Zeitpunkt gekommen sey, die Sicheren zu vernichten, und gab Befehl zu einem allgemeinen Ausfall mit dem allerfrühesten Morgen des nächsten Tages. Die Nacht wurde benutzt, sich mit aller Sorgfalt zu dem bevorstehenden Kampf zu rüsten. Als die Schaaren im Schmucke der Waffen kampflustig da standen, ward ein großes Hochamt gehalten und der Herr der Heerschaaren mit Inbrunst um einen glücklichen Ausgang der Schlacht gebeten; und kaum begannen die Schatten der Nacht sich zu erhellen, da rückten die tapfern und muthigen Schaaren Jaroslaw's aus Ollmütz. Sie überfielen plötzlich unter großem Geschrei ihre unbewehrten, im Schlafe versunkenen Feinde, und hieben Alles nieder, was dem ersten wüthenden Andrange widerstehen wollte. Zwar warf sich Peta, von dem ungeheuren Lärm aufgeschreckt, schnell auf sein Roß und sammelte seine Truppen um sich her; aber der größte Theil zerstreute sich, nur auf seine Sicherheit bedacht, und als Jaroslaw mit Peta selbst in Kampf gerieth und ihn mit einem gewaltigen Lanzenstoß durchstach, überließen sich die Tartaren insgesammt, unter Geheul und Wehklagen, der unordentlichsten Flucht, nachdem sie noch zuvor den Leichnam ihres Feldherrn den Händen der Böhmen entrissen hatten. Dieser Sieg, am 25sten des Heumonats im Jahr 1241 erfochten, rettete Böhmen und Deutschland; denn die Tartaren flohen nach Ungarn zu ihrem Ober-Feldherrn Batu, und die Deutschen gewannen indeß Zeit, sich mit den Ungarn und Wälschen zu vereinen, und, nachdem auch der König von Böhmen mit einer beträchtlichen Macht sich ihnen vereinigte, selbst die asiatischen Horden aus Ungarn nach Bosnien, Servien und Bulgarien zu vertreiben.

König Wenzel war hoch erfreut, den Ruhm seiner Böhmen so herrlich vermehrt zu wissen, und erkannte die Wichtigkeit des errungenen Sieges und die kluge Heldenkraft seines Feldherrn. Er beschenkte ihn mit beträchtlichen Ländereien bei Ollmütz, auf welchen Jaroslaw ein Schloß und eine Stadt erbaute, und nach seinem Geschlechtsnamen Sternberg benannte; er erwies ihm auch allenthalben die Ehre und Auszeichnung, welche dem tapfern Tartaren-Bezwinger gebührte und die ihm ganz Europa zollte. Poit.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

12. Philipp an August.

Die „Wanderjahre" sind in vollem Wogen, und geben unseren Lauten und Stillen im Lande in gleichem Maaße reichlich zu schaffen! — ein Vorrecht Goethescher Werke, nicht bloß eine oder die andere Gattung von Lesern, sondern alle Fächer und Stände des geistigen Lebens und Treibens zu berühren. Alle Regionen des Bildens und Forschens, in Kunst, Natur, Alterthum, Geschichte, Sprache, alle Gegenstände der Entwickelung in Wissenschaft, Welt, Dichtung, sind von dem Geiste seiner Werke befruchtet, erhellt, bewegt. Wir haben seit Luther keinen so nationalen Schriftsteller gehabt, keinen, in welchem sich die Kraft und Eigenschaft der Nation zu solcher Wirkung conzentrirt hätte. Daher auch die Art von Gährung, die den ersten Eindruck eines Werkes von ihm fast immer begleitet. So geht es auch hier. Die „Wanderjahre" können nicht gleichgültig lassen, sie erwecken Enthusiasmus, daneben Verwunderung, dann auch Gemurre. Manche Stimmen erheben sich dagegen. Ich selbst habe darob allerlei Anfechtung von den Leuten, die über dies und jenes mich hadernd zur Rechenschaft ziehen. Sie wissen im Anfang nie recht, wie sie daran sind, es muß ihnen gesagt werden. In der Wirrniß und Verschüchterung, in die jedes Außerordentliche sie versetzt, erscheinen sie keck, sind aber im Grunde ganz verzagt, und tadeln aus Vorsicht, wo sie sich zu loben noch nicht getrauen. Selbst geistvolle und sonst gar nicht schwache Menschen haben Theil an diesem Loose. Unser Freund R. ist ein lebendiges Beispiel. Doch sind Geister seiner Art bald verständigt, wenn man sich nur die Mühe geben will. Wenn mir Einer oder der Andere aber durch sein Mißreden wirklich Verdruß macht, so denk' ich mir zum Trost einmal das Gegentheil: wie ganz unerträglich es wäre, wenn die Leute sämmtlich, wohlbefriedigt und beglückt, plötzlich in allgemeinem Lob und Anerkennen überein stimmten! Das würde ja gar nicht aus zu halten seyn, und man müßte ihr Lob in ihrer Art noch toller finden, als jetzt ihren Tadel. — Von dem Buche selbst, und wie und was es für mich ist, ein andermal! —

„Ihr, die ihr wollt besser wissen,
Was Er weiß, der er bedachte,
Was Natur, für ihn beflissen,
Schon zu seinem Eigen machte:

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke,
Nun, so fördert eure Sachen;
Seht ihr aber seine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen!"

Hamburg, Juli.

13. Albert an Friederike.

Da die „Wanderjahre" sich für einen Roman ausgeben, so halte ich mich, wie der klügste Philister, für berechtigt, sie wenigstens darauf an zu sehen. Man hat gesagt, es ergehe Wilhelmen ungemein schlecht in den „Wanderjahren". In der That, wie kommt derjenige, der nichts ist, seit er etwas — nämlich ein Schauspieler — zu werden aufgegeben, dazu, dieser Schaubühne seiner Nichtigkeit seinen Namen zu geben? Er leiht allem Geist- und Kunstvollen bloß das Ohr,

und muß ab und zu Boten laufen; das ist Alles. Ich verehre — so weit bin ich, durch alle Aesthetik hindurch, gekommen — erst da den Künstler, wo er Leben, selbstständiges, erzeugt, das mich als solches ergreift, mag dann sein Werk schön oder häßlich seyn u. s. w. Wo sind aber hier lebendige, wirkende oder duldende Menschen, wo Leben, als in den ablösbaren Theilen? Jedes Wort, jede Zeile ist von Goethe. Gut. Aber warum wollte, wer „Hermann und Dorothea", wer „Werther" erschaffen hat, solche Worte und Zeilen nach Art der „Serapionsbrüder" und des „Phantasus" (der „Decameron" gehört nicht hieher) an einander reihen? Also, nachdem der schlechte Faden aus der köstlichen Perlenschnur heraus gezogen, zu dem, was uns in den Schooß fällt, und schnell zu den drei Ehrfurchten, und den drei wahren Religionen, und der alleinigen wahren, die aus jenen gesammten hervor geht — denn da wollen Sie mich doch haben! Ich kann wiederum nicht umhin, es ganz philistermäßig zuvörderst von außen her an zu greifen. Ich gestehe Ihnen, daß mir die Form sehr zuwider ist. Ich lasse gern die Markpfennige der Fabel in der Algebra der Poesie, wie a und b, x und y, gelten, weigere mich aber, sie in's Hausrechnungsbuch mir für schlechte Groschen an zu schreiben. Mir sind alle diese Freimaurereien, die Mächte des Thurmes, das Band, vor Allem aber dieses Erziehungs-Utopien, das die Wurzel zu jenen blühenden Zweigen seyn soll, im Grunde des Herzens verdrießlich. Ich gehe in dieses Utopien ein. Ich glaube nicht, daß sich, fabrikenmäßig, Anlagen zu Menschen, wirklich zu eigenthümlichen, selbstständigen, solchen Menschen kneten lassen, es müßten denn die Erzieher Götter seyn. Ich gehe weiter, und leugne das Prinzip. Ich glaube, der Mensch hat, und bringt mit sich, die Ehrfurcht; glaube, er könne sie sich wohl abstreifen, keinesweges aber anbilden lassen. Und (verzeihen Sie dem, den Sie zur Polemik gereizt), welche alberne Mittel, diese Mysterien, Grade der Weihe und Zeichen! Lassen Sie übrigens Glaubenssache bei mir seyn — es würde zu weit führen — was sich gewissermaßen doch auf Erfahrung gründet, Zurückgehn in meine eigene Kindheit u. s. w. Aber ich hätte wohl gern unsren wundervollen Altmeister die drei wahren Religionen, in der Form eines Platonischen Gespräches, gemächlich und verweilend abhandeln hören. Welche Herrlichkeit! Es dünkte mich, hier sey das geistige Herz zu suchen, dessen fortgepflanzter Pulsschlag die zufällig scheinenden Glieder zu Gliedern eines organischen Ganzen vereinigen könne; aber ich habe auch nicht den Pulsschlag in den Extremitäten fühlen gekonnt, und ich muß immer noch erst die „neue Melusine" (meinen Liebling), „wo steckt der Verräther?", „die pilgernde Thörin", „den Mann von vierzig Jahren", „das nußbraune Mädchen", „die Flucht nach Egypten", „die Aussprüche über dramatische Kunst", „das Fernrohr", „die starren Felsen" (die unterhaltender sind, als die Menschen, weil sie nicht zu begreifen), alle die Kunstwerke, Bilder, Bruchstücke, Betrachtungen, Lehrsätze u. s. w. als fliegende Blätter vereinzeln, um in ihnen unsrem Proteus sonder Gleichen mit gewohnter Ehrfurcht zu begegnen, und ich erwarte in keinem zweiten Bande einen Schlußstein zu einem Gewölbe, das ich im ersten nicht angelegt finde. Und hier, verehrte Freundin, lassen Sie mich abbrechen. Sie haben bereits, was Sie gewollt, obgleich nicht, was Sie erwartet. Um ein Urtheil über Goethe ist es Ihnen nicht zu thun, sondern um eines über mich, darüber sind wir einverstanden, und in diesem Bruchstück einer ganz gewöhnlichen Rezension habe ich Ihnen gutmüthig genug die Akten zum Spruch vorgelegt. Sie werden aus diesem Briefe lernen, fürder keine Weintrauben auf einem Epheu zu suchen. — Potsdam, Juli.

(Der Schluß folgt.)

Römische Epigramme.

1.

Trajans herrliche Säul', wohl steigt sie lobend zum Himmel,
Aber St. Peter her nimmt, priesterlich-geizig, den Preis.
Pferd' und Waffengedräng, Trophäen und Kriegesgebilde
Decken den mächtigen Schaft, und der Apostel wird roth:
Wer aus fremdem Verdienst des Ruhmes Hallen sich wölbet,
Wahrlich, dem ruft das Gestein Suum cuique zurück.

2.

Platz für den Heiligen hier; St. Paulen gebühret die Stelle,
Nimmt es wohl Antonin keck mit dem Märtyrer auf?
Zehnten gebet dem Priester, den Erstling auch dem Leviten,
Aber des Ruhmes Tribut lasset dem Starken allein.
Sixtus schenkt dem Apostel die Säul'; den Namen des Eigners
Ehrt und schirmt nun das Volk, weil die Dogana ihn kränkt.

3.

Würd'ger doch und größer dachten die Alten; beschaut die Straßen,
Aquädukten dabei, Kühneres sahet ihr nie!
Selbstsucht magert die Gegenwart ab, man rechnet und knausert,
Säubert doch Priscus dafür Roma, die ewige, noch.

4.

Colosseum, Wundergebäud', wohl stehest du einzig!
Bonarotti der hört's — ist denn St. Peter so klein!
Pasquin strafte schon längst den Barberinischen Frevel,
Doch Leoninische Vers' fürchtet ja Angelo nicht.
Allzu keck doch steigen die Bogen, belächeln die Kuppel,
Und die gewaltigen sprengt schamroth des Neides Begier.

5.

Ist denn Roma noch Rom? Wo find' ich das mächtige Forum?
Würdiger war doch gewiß nirgends auf Erden ein Platz!
Tullius, rauschet die Rede nicht mehr mit siegendem Wohllaut?
„Campo vaccino!" Ach, jagt Kühe und Ochsen davon!

6.

Allen Göttern war ich geweiht, drum steh' ich noch jetzo,
Raubte barbarische Hand Bolzen und Bronze mir gleich.
Doch die Olympier sind nun versöhnt, entsühnet der Tempel:
Künstler-Heroen ringsum füllen den heiligen Raum.
Doch was tobet und lärmt und störet mich frech in der Andacht?
Vor dem Pantheon schreit heiser die Fische man aus!

Karl Baldamus.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Unsere Polizei, sonst so traurigen Andenkens, scheint jetzt unter der Leitung eines sehr thätigen und wackeren Mannes, des Hrn. Senator Abendroth, aus ihrem Schlummer zu erwachen, und mehrere sehr gute Verfügungen sind seit Kurzem getroffen. Früher standen nämlich, zur Disposition und größeren Bequemlichkeit der Herren Diebe — die Shakspeare nicht unpassend „Cavaliere der Nacht" nennt — eine große Menge Schubkarren, bei Tage von den Arbeitsleuten zum Transport der Kaufmanns-Waaren gebraucht, unangeschlossen in den Straßen und die immer dienstfähigen Spitzbuben transportirten damit Nachts in aller Bequemlichkeit ihren Raub in ihre Schlupfwinkel. Dies Losstehen besagter Karren ist jetzt bei Strafe verboten, und das von Rechtswegen! Ferner entblödeten sich die Männer und Frauen, welche den Zuckersiedern das zum Raffiniren des Zuckers erforderliche, oft sehr übel riechende Blut durch die Gassen schleppen, nicht, dies in offenen Eimern zu thun, und dadurch die Luft nicht selten zu verpesten, auch dem Auge ein Schauspiel dar zu bieten, das keinesweges ästhetisch genannt zu werden verdient. Diesem Uebelstande ist jetzt durch den Befehl begegnet, solche Eimer mit ekelhaftem Inhalt nicht mehr unbedeckt zu tragen; daher wird kein blutscheuer Krieger oder keine nervenschwache Dame mehr auf unsern Gassen in Ohnmacht sinken, weil ihrem Auge diese widrige Masse nun entzogen wird. — Bei uns ist der Zeitgeist in die Zunft der Maurer-Gesellen gefahren, die sich endlich bei dem Bau des neuen Krankenhauses mit ihren Meistern erzürnte und niederlegte, wie es in der Kunstsprache heißt. Man fand für nöthig, diesen Demagogen unsere Hanseaten in voller Rüstung auf den Hals zu schicken; die Macht der Waffen zwang sie auch, ihre Herberge den sie mit Ernst und Eifer belagernden Kriegern zu übergeben; aber sie zogen, wie dies nach einem tapfern Widerstand zu geschehen pflegt, mit klingendem Spiel und Sack und Pack ab, und ließen den Helden nur das leere Nest, wenn man etwa das abrechnet, was der Kommandant desselben, Herberg-Vater genannt, der ruhig im Fort verblieb, darin besaß. Die Demagogen zogen nun zum Thore hinaus, bestiegen daselbst die dort immer haltenden Miethwagen und machten sich nicht etwa einen lustigen Tag, sondern mehrere lustige Tage, ohne jedoch weitere Excesse zu begehen. Es heißt, daß durch passende und zweckmäßige Edikte von Seiten der Behörde diesem Unwesen und diesen Umtrieben gewehrt werden solle, und jeder Freund der öffentlichen Ordnung sieht solchen Maaßregeln sehnlich entgegen. Haben unsere Altvordern denn unsere sogenannte Roggenkiste — ein merkwürdiges Gebäude unserer Stadt, wohin man sonst alle Ruhestörer, mir nichts dir nichts, brachte — umsonst erbaut? — Von Michaelis an soll ein neues Volksblatt: „Der Hamburger Bürgerfreund" hier wöchentlich heraus gegeben werden, dessen man für den billigen Preis von 1 Mrk. Hamb. Cour. quartaliter habhaft werden kann, und der Redakteur desselben erbietet sich, passende Aufsätze — nicht etwa zu honoriren — sondern unentgeldlich auf zu nehmen: welche Großmuth! Auch kann man alle Vierteljahr sich diese interessanten Blätter (in spe!) vom Herausgeber heften und einbinden lassen, ohne dafür zu bezahlen — woraus hervor zu gehen scheint, daß ein Buchbinder diese Spekulation gemacht hat, die wohl die Zahl der todtgebornen Kinder vermehren wird. — Uns bedrohte der Verlust unsers „Abendblatts zu den Adreß-Comptoir-Nachrichten", weil es nicht Absatz genug fand; jetzt ist dem Uebel aber durch eine größere Zahl von Subscribenten abgeholfen, und uns wird dies gemeinnützige gute Blatt erhalten. — Professor Macco, dessen schon früher ehrenvolle Erwähnung im „Gesellschafter" geschah, zeigt im Laufe des August-Monats seine selbst verfertigten Original-Gemälde, 22 an der Zahl — die theils aus historischen Stücken, theils aus wohlgelungenen und sehr ähnlichen Portraits bestehen — um einen mäßigen Eintrittspreis dem hiesigen kunstliebenden Publikum, und hat sich eines zahlreichen Besuchs zu erfreuen. Ein herrliches Familien-Gemälde von 15 Personen regt besonders die Schauenden an. Es ist in den verschiedenen Gruppirungen ganz vorzüglich geist- und sinnreich geordnet, trefflich gezeichnet, voll Leben und Wahrheit und mit dem kunstfertigsten Pinsel ausgeführt. Die hier abgebildete Familie gehört zu den bedeutendsten und geachtetsten der Stadt, und dies erhöht das Interesse. — Hr. Bernhardt, dessen ich als eines ausgezeichneten Leih-Bibliothekars ebenfalls in diesen Blättern erwähnte, scheint die Absicht zu haben, sein gemeinnütziges Institut bedeutend vergrößern zu wollen; zu welchem Zweck er in kurzer Zeit nicht allein einen englischen Lese-Cirkel errichtete, sondern auch einen italienischen und einen für Werke der bildenden Künste ankündigte, wozu wir ihm zahlreiche Theilnehmer wünschen: indem es für die Bildung einer Stadt wahrhaftig nicht unwichtig ist, ein Institut, woran Alle Theil nehmen können, die einen im Verhältniß zum Nutzen so geringen Kosten-Aufwand nicht scheuen, in dieser Vollkommenheit zu besitzen. Hr. Bernhardt bemüht sich, eine löbliche Ordnung und Pünktlichkeit bei seinen Einrichtungen ein zu führen, die, wenn sie auch einigen Unordentlichen nicht eben recht ist, doch für die Ordnungsliebenden ein großer Vortheil scheint. S — a.

Paris. Man spricht von einem neu zu erbauenden Schauspielhause von colossalen Dimensionen. Die Bühne soll 100 Fuß breit und 300 Fuß tief seyn. Es sollen bloß romantische Stücke aufgeführt werden und diese auf Bergen, in Thälern, unter Ruinen, neben Wasserfällen u. s. w. spielen. In den Logen werden Telescope für die Zuschauer und auf der Bühne Sprachrohre für die Zuhörer angebracht. — Im „Théâtre du Gymnase" will man Ventilatoren, Luftzüge und Luftreiniger anlegen, eine Vorkehrung, welche überall zur Nachahmung empfohlen wird, wo man, selbst bei halbvollem Hause, Gefahr läuft, vor Hitze zu ersticken. — „Nina oder Wahnsinn aus Liebe" hat die Ehre der Parodie erhalten. Eine junge Putzmacherin der Rue Vivienne in Paris hat Arlequin zum Liebhaber. Es fällt ihm ein, eifersüchtig zu werden, und seine Schöne auf die Probe zu stellen. In einen Engländer mit kleinem Hut und langen Rockschößen verwandelt, erscheint er bei der französischen Miß, mit „Goddam!" im Munde, Guineen in der Westen- und einen schönen Shawl in der Rocktasche. Die Vestalin der Rue Vivienne widersteht der Person des plumpen Lords, seinem Goddam, seinen Guineen, aber — der Shawl! der Shawl! kurz, sie unterliegt dem Shawl. Arlequin giebt sich nun zu erkennen, wird rappelköpfig und geht davon. Nina verliert den Verstand, stellt, nächst Anderem, ein Rosenfest an, krönt die berüchtigtste Nymphe unter ihren Bekannten als Rosenmädchen und macht lauter ähnliche Mißgriffe. Endlich besinnt sich Arlequin und kommt zurück. Nina wird geheilt, aber nun wird Arlequin nicht klug, denn er — heirathet sie. — l.

Der Engländer Campbel hat von seiner Reise nach Süd-Afrika den Kopf eines Einhorns mitgebracht, welches die Hottentotten dort erlegten. Das Thier ist größer als das größte Rhinozeros, das Campbell gefangen, und welches vom Kopf bis zum Schweif 11 Fuß Länge maß. — Das Horn ist 3 Fuß lang, und fast ganz schwarz; es steht auf der Stirn 9 — 10 Zoll über der Nase. Von der Nase bis zu den Ohren ist des Einhorns Stirn 3 Fuß lang. Dicht unter dem großen Horn ist noch ein kleines von 8 Zoll. Das Thier hat weder Wolle noch Haare und ist braun gefleckt. (Journ. d. Par.)

Im Departement Calvados hat man die Entdeckung gemacht: daß auch Porzellan zum Steindruck gebraucht werden kann, und noch dazu den Vorzug hat, daß es weit feinere Zeichnung annimmt als die gewöhnlichen Steinplatten. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 29. August. 138stes Blatt.

Die Götter-Frucht.

Ein Sämann ging aus zu säen,
Er suchte sich ein fruchtbar Land,
Wo milde Frühlings-Lüfte wehen;
So lange sucht er, bis er's fand.
Nun streut' er seinen besten Saamen
In der geweihten Erde Schooß:
Er keimt, er reift, die Menschen kamen,
Sie aßen, wurden schön und groß!

Und Jeder, der die Frucht genossen,
Erwuchs in edlerer Gestalt,
Von Engeln schien er nun entsprossen,
Elysium sein Aufenthalt.
Heran gelockt von ihrer Milde,
Von der Bewohner edlem Sinn,
Entfloh'n aus himmlischem Gefilde
Die Götter selbst zu ihnen hin.

Sie wohnten traulich auf den Fluren
Mit Menschen, wurden ihnen gleich,
Und bildeten, nach Himmelsspuren,
Gar bald ein zweites Himmelreich.
Doch droben nur droht der Gemeinde
Der Seligen kein Unfall mehr;
Der Götter und der Menschen Feinde —
Sie fielen über's Völklein her.

Rings füllten sie das Land mit Leichen,
Kein tapf'rer Arm hielt sie zurück;
Die Götter selber sah man weichen
Dem unerbittlichen Geschick!
Und mit den Göttern auch entfliehet
Manch edler Mann dem Vaterland —
Der Würde nun beraubt! — und ziehet
Nach Norden, wo er Obdach fand.

Und für das Obdach, das man reichet,
Beut er die gold'ne Himmelsfrucht:
„Da Ihr durch sie den Göttern gleichet,
So legt Euch treu auf ihre Zucht!
Verbannt von uns'rem Vaterheerde
Ist sie nun wohl auf lange Zeit;
Vielleicht, daß sie in Eurer Erde —
In Eurer rauhen Luft — gedeiht!

Sie ist das Höchste, was wir haben,
Uns von dem schönen Vaterland
Allein noch übrig! — Uns're Gaben,
Wir bieten sie Euch jetzt, als Pfand.
Ist einst uns bess're Zeit erschienen,
Soll uns die Heimath wieder freu'n,
O dann erlaubt, daß neu von ihnen
Im Vaterland wir Saamen streu'n!" —

Und es vergingen Jahr' auf Jahre,
Doch auch der Enkel ward nicht frei;
Manch Edler fiel der Todtenbahre
Anheim, ein Raub der Barbarei! —
Indessen trug auch in dem Norden,
Der Saame manche schöne Frucht,
Erfüllt war die Verheißung worden
Seit der verhängnißvollen Flucht.

Gottähnlich fühlte sich der Weise
Durch hohe Kunst und Wissenschaft;
Selbst die Natur trat aus dem Gleise
Und regte sich in mild'rer Kraft.
Und Jene sahn's, die in der Ferne,
Von ihren Drängern immer noch
Gepreßt, zum Heer der hohen Sterne
Aufseufzten unter schwerem Joch. —

„Gebt uns" — so sprachen sie — „vom Saamen,
Den uns're Väter Euch gebracht,

Als flüchtend einst sie zu Euch kamen!
Zwar dauert noch die lange Nacht!
Doch Ihr auch wär't in Nacht geblieben,
Hätt' Euch die Frucht nicht aufgeklärt;
Vielleicht steht's droben nun geschrieben,
Daß Gleiches sich an uns bewährt?!

D'rum gebet, Brüder!" — Sie empfingen,
Und sinnig aßen sie davon.
Da hört man's plötzlich kühn erklingen —
Des Edlen Widersacher floh'n! —
„Zu Schlacht und Kampf!" — die Türken fliehen,
Der Grieche siegt zu Land und Meer,
Und Pallas und die Musen ziehen
Mit Kriegsgesang vor ihnen her!

Chr. Feldmann.

Ueber „Wilhelm Meisters Wanderjahre".

14. Antwort von Friederike.

Sie geben selbst den schönsten Stoff als ein neues Gebilde zur Fortsetzung der „Wanderjahre": wie ein vorzüglicher Mensch sich durch Mühe zum Philister machen kann, und wie ihm diese Mühe, eben weil er vorzüglich, gelungen ist. Wollen Sie unter der neuen Maske selbst am Werke helfen? Ihrer wahrhaft originellen Laune traue ich nicht; oder vielmehr, ich traue ihr Alles zu, was mir gar nicht einfallen kann, bis es geschieht! Haben Sie ihr das kunstreiche Geschäft auftragen können, dem Schatten Leben und Wesenheit zu geben, und jene diesem Schatten den Auftrag, uns ein Lebendiges mit all seinen Fortbildungen zu zeigen: so können Sie ihr auch wohl einmal den umgekehrten ertheilen, ein farben- und gestaltenvolles Leben als Schatten und Perlenfaden ansehn zu lassen. Sie haben sehr recht! Freilich hab' ich „ganz etwas Anderes erwartet", bin aber auch jetzt zufrieden mit dem, was Sie mir geben. Ich lerne Sie neu, wenn auch unerwartet, kennen; weiß Ihnen aber nichts Besseres zum Danke zu sagen, als den Rath: machen Sie's mit dem — sogar schon anerkannten! — Meister eben so! Man thut damit gut, bei allen Menschen; bei dem Verfasser der „Wanderjahre" möchte der Gewinn unendlich seyn; Gewinn für Geist und Urtheil nach allen Richtungen hin, und erneute Nahrung für's innere Gemüth; für „Ehrfurcht" Unbefangenheit — im höchsten Sinn genommen — für Urtheil; für die ganze Seele; für den erneuten zusammen treffenden Gebrauch aller dieser Kräfte und Besitzthümer. Wir würden nicht so viel und in solcher Ordnung von den verschiedenen poetischen Produkten fordern können, hätte Goethe uns es nicht selbst gelehrt und mit Beispielen aller Art belegt. Bei jeder neuen Lehre zeigt sich der alte Zweifel noch ein Mal: und er thut recht; besser, man ist wirklich ein Philister, als daß man vermeint, als solcher sich für etwas Andres ausgeben zu müssen. Das geht nicht, das kann Keiner; das gelingt nicht, als höchstens gegen andere Philister! — nämlich gegen Menschen, die, unfähig in Geistesregung und schnellem Blick, so lange das Neuentstandene von sich weisen, bis auch seine größte Lebensregung vorüber, seine Wirkung geleistet, und es selbst wieder ein Veraltetes, ein Geleistethabendes ist; Menschen, die sich, gerade wegen dieser Unfähigkeit, größere Fähigkeit zu Ordnung und Recht zutrauen und an zu maßen suchen. So sind doch Philister? Sie haben mich aber dennoch angeführt, und mich schon durch die Maske bewogen, gegen diese Leute zu sprechen. Es war lauter Verstellung! Sie selbst nennen die größten Meisterwerke; von unsrem Autor darf man nur wählen! — Allerdings „bringt der Mensch mit, und hat die Ehrfurcht"; anbilden will man sie ihm nicht: aber hervor gebildet, ausgebildet muß sie werden; das fühlen wir gleich, wenn wir von ihr lesen; wir lernen nicht zu viel, wenn uns gezeigt wird, wir können noch eine Anstalt, oder kleine Gebräuche, zu ihrer Erweckung anwenden; die arme Anstalt ist ja nicht da, Keiner muß hinein! Sie, mit Ihrer Phantasie und Geneigtheit sie zu erlauben, sehen Sie Goethe's Erzählung für ein lehrreiches Mährchen an, und Sie werden es anders finden, als manche Phantasmagorie, die Gnade vor Ihnen gefunden: ich mag nichts nennen. Nun aber verführe ich mich selbst, ohne einen Vermummten, und will erklären, was Goethe schon uns mit den klarsten Worten im Buche selbst vorher erklärt hat! Haben Sie mich versuchen wollen, so ist es Ihnen gelungen. Ich müßte vergehen, hätte Goethe nach Ihrem Wunsche verfahren können, und ein Platonisches Gespräch abgewickelt! Da war meine Gunst auf dem Musenberge größer! —

Auch die zweite Maske ziehe ich Ihnen ab! Bei mir hilft es Ihnen nichts, sich für Epheu aus zu geben: ich sehe die reifenden Trauben, sie werden schon Wein geben; und köstlichen, mit Warten und Zeit! — Adieu, lieber Freund! Tausend Dank für Ihre Mühe, ich weiß, welch Opfer es Sie kostete: uns auch! Zehn Tage die Beraubung dieses Buchs! — Berlin, Juli.

15. Zweite Antwort von August.

Das Philisterrecht ist ein Vorrecht, wie das Armenrecht: nicht Jeder darf sich darauf berufen; es müssen Zeugnisse beigebracht werden. Auf das hier Vorliegende wird Niemand zur Wohlthat dieses Rechts zugelassen werden; demselben widerstreitet Alles, was hier zumeist als vorhanden oder als zulässig erscheint! —

Dem Philister würde man vergebens empfehlen, nochmals zu überdenken und allenfalls nach zu lesen, was ein Roman sey, was unter diesem Namen wirklich schon vorhanden und wie es zu beurtheilen sey; denn er hat sich darum ja noch nie recht bekümmert.

Dem Philister wäre nie ein zu wenden, daß sein kritisches Maß nicht nur dies neueste Werk Goethe's,

sondern auch alle früheren, dazu den „Don Quixote“ und „Persiles“, den „Ofterdingen“ und „Sternbald“ und wie sie alle heißen, verdammen müßte; denn allerdings hat er alle diese schon verdammt, und auch in den Gesprächen Platons, von jeher, ganz genau wie hier, nichts Gutes finden wollen, als etwa die „ablösbaren Theile“, die einzelnen Reden nämlich und Mythen, das Uebrige aber, das eigentliche Gespräch, wie hier die Erzählung, für müßige und sogar unbeholfene Ausfüllung erklärt.

Der Philister würde nie zu überzeugen seyn, daß Wilhelm, den er so gern als sein vermeintes Ebenbild, dessen er sich schämen zu müssen glaubt, verleugnet, keinesweges Aehnlichkeit mit ihm habe; denn die edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung, die hohe Reinheit betrachtenden Sinnes, die unseren Helden mehr verherrlichen, als Thaten und Kunstwerke, die ihm beigelegt würden, es vermöchten, hält er immer nur für ganz Gewöhnliches und ihm vollkommen Eignes.

Der Philister würde über Gewalt und Tollheit schreien, wenn man ihm zumuthete, die altbetretenen Gänge seiner angebauten Nachbarsgegend mit der erhabenen Wildniß dunkler Waldgebirge, oder die vertraute Enge seines überschaubaren Viertels mit der labyrinthischen Pracht eines Riesenschlosses zu vertauschen.

Alles dies aber ist hier, der Brief bezeugt es, so statthaft als erforderlich, und der gute Erfolg unzweifelhaft. —

Im Leben wünscht sich ein Jeder die Dinge nach seinem Sinne, bildet sich Vorstellungen von schöner Ordnung, treflicher Auswahl, Fülle, Einfachheit, glücklichem Zusammenhange in seinen Begegnissen und Thätigkeiten; aber er muß die Reihefolge der Tage nehmen, wie sie kommen, im vielfachen Wechsel und seltsamen Gemisch; und gerade, wenn sie uns das Schönste und Wichtigste endlich zuführen, richten sie sich am wenigsten nach unsern Erwartungen und Meinungen! Die Dichter scheinen es von jeher auch so gehalten zu haben; wir müssen nehmen, was sie geben und wie sie es geben, und nur froh seyn, das Beste, wenn auch nicht allein, doch mitbekommen zu haben.

Die Lebensgestalten in den „Wanderjahren“ sind in gleichem Falle, wie das ganze Werk, und wie auch, wenn wir uns nicht durch den vieljährig vertrauten Umgang täuschen lassen, die „Lehrjahre“ selbst. Wir müssen sehen, was sich mit diesen Personen anfangen, wie sich mit ihnen fertig werden läßt. Mir sind die hier vortretenden nicht ohne selbstständiges und beziehungsvolles Leben; um nur Einige, und keine der Vornehmeren, zu nennen, so würde ich den „Fitz“ und den „Barbier“ mit jedem poetischen Preise nicht zu hoch bezahlt glauben. Die Gesellschaft im Ganzen ist mir merkwürdig und anziehend, und ich darf in ihr auf keine Weise irgend ein Glied, am wenigsten aber Wilhelmen selbst, für nichtig oder unbedeutend halten. Ihre Zwecke und Anstalten, wie sie auch übrigens seyn mögen, sind keine gewöhnlichen, und umfassen das Gebiet der Phantasie wie das der Wirklichkeit.

Ich erwarte, daß diesem Vereine von Menschen noch viel begegnet, daß die wunderbarsten Entwickelungen sich aus ihren Neigungen und Verhältnissen ergeben, die überraschendsten Einheiten aus den scheinbar aus einander laufenden Beziehungen hervor gehn: aber ich erwarte nicht, daß dies Alles in den „Wanderjahren“, noch selbst in den „Meisterjahren“ ausdrücklich vorkommen wird, sondern die Fortsetzung und Vollendung eines solchen Werkes kann nur im Leben selbst geschehen und durch das Leben, welches auch dem größten Dichter begegnen und ihn begleiten muß! Für diesen ist es genug, daß er Alles auf die Bahn gebracht, die tausend Anregungen und Gebilde, die über das Gebiet jeder Dichtung hinaus wogen, und im Leben selbst ihre Verbindungen und Auflösungen suchen! Das Werk ist in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm, durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verständniß, zu arbeiten und zu genießen.

Berlin, Juli.

A n — *.

„Nur ein Bürger! Ahnenlos!“
Sohn Apolls! Hör' auf zu klagen!
Sind die Perlen ächt und groß,
Wer mag nach den Muscheln fragen? **Haug.**

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Herr Maurer, vom Königl. Würtembergschen Hof-Theater, hat uns — nach den im „Gesellschafter“ Bl. 130 genannten — nur noch zwei Gastrollen geben können, nämlich den „Junker Hans von Birken“ im „Intermezzo“ und den „Ferdinand“ in „Kabale und Liebe“. Wir erwähnen es nochmals, daß der „Don Cesar“ in „Donna Diana“ diejenige Leistung war, welche am meisten für ihn sprach. Daß er Talente für die Darstellung hat, wissen wir von sonst und haben ihn auf unsrer Bühne zuweilen sehr vermißt; was ihm aber fehlte, das Studium nämlich, welches aus kühnem Unternehmen ein sicheres macht, ist ihm auch jetzt noch in einem weiteren Grade zu wünschen. Er überläßt sich zu sehr dem Moment, glaubt, weil ihm Vieles oft gelang, es müsse ihm stets gelingen, und so geschieht es wohl, daß er im Worte nicht immer fest und klar, in den Bewegungen nicht überall bestimmt ist, wodurch sichtlich das Darzustellende höher steht, als der Schauspieler. Es wäre Schade, wenn Hr. Maurer nicht dahin strebte, in jeder Rolle zu zeigen: daß er nicht bloß eingeübter, routinirter Schauspieler sey — der kann endlich Jeder werden, wenn ihn die Natur nicht verwahrlosete — sondern ein wahrhafter Künstler, der auch Andern zum Vorbilde, zum Muster werden könnte, und dies erreicht er nur, wenn er, seine Individualität unterordnend, uns die Gebilde der Dichtung deutlich zu personifiziren weiß. Eine Dichtung soll durch die Darstellung auch der Menge zugänglicher, verständlicher werden; um dies zu vermögen, muß der Schauspieler dichterische Kräfte in sich zu erwecken, das Leben selbst psychologisch

zu verstehen wissen: was schon bei immerwährendem Streben dem Menschen eine schwierige Aufgabe ist, wenn man nicht zu den Wenigen gehört, denen sich die Vorsehung von der Geburt an gesellt, um da als Auge zu dienen, wo sonst lange Erfahrung allein zu sehen vermag. Dergleichen Schooßkinder der Natur und des allgemeinen Geistes sind jedoch höchst selten; Andere müssen ringen und sinnen, unablässig ihr Ziel vor sich her und immer weiter stellen; wer das nicht thut, dem wird es in späteren Jahren, wo die Natur uns Manches entzieht — indem sie meint, es sey nun Zeit, sich von dem eigenen Geiste zu nähren — sehr deutlich werden, daß er sich Alles zu leicht dachte und nun auch — zu leicht befunden wird. Weil es gar zu viele Schauspieler dieser Art giebt, darum bricht ihnen die Kritik oft so rasch und keck den Stab: denn wer zu ihrem Richterstuhl nichts mitbringt, als die Ausstattung der Natur, dem geht es dort, wie dem Knecht im Evangelium, der sein Pfund nicht zu mehren verstand: — man sagt sich von ihm los. Ein Solcher ist Hr. Maurer nicht; wir bemerkten es im Einzelnen, daß er fortschreitet, und so rufen wir ihm zu: „Ermüde nicht, laß Dich nicht ermatten von einzelnen Strahlen, der Weg zur Höhe ist weit und steil!“ Wohl denen, welche auf diesem Wege so freundlich ermuntert werden, als es Hrn. Maurer in Berlin geschah, wo ihm das Publikum oft lebhaften Beifall bezeigte, ihn auch mehrmals hervor rief, um die Theilnahme zu verdoppeln. — Ein anderer junger Künstler, Hr. Stein, vom Theater zu Leipzig, hat nun Gastspiele begonnen und zwar, auf höchst würdige Weise, als „Tasso“ in Goethe's Meisterwerk. In einer solchen Rolle die Versammlung zu oft wiederholtem lauten Ausbruch des Beifalls zu beleben, das ist kein geringes Zeichen für die Talente des jungen Mannes, besonders in Berlin, wo wir seit einiger Zeit nicht ohne Grund einen Glauben gegen fremde Schauspieler mitbringen. Sind wir doch immer mehr zu der Einsicht gekommen, daß, wie viel auch bei uns in der Schauspielkunst — der zurückgehenden — zu wünschen übrig bleibt, wir dennoch in Manchem weit besser berathen sind, als die meisten — ja wahrscheinlich alle andern Bühnen. Die nordische Ruhe ist daran wohl mit die Ursache! — wir jauchzen nicht über jedes Einzelne, sondern prüfen; und unsere Kritik bleibt — auch die beste Regel ist nicht ohne Ausnahme! — gar zu gern etwas körrigen Sinnes; selbst glänzende Augen blenden nicht, schöne Lippen hauchen uns nicht so überredend an, daß davon der Spiegel der Prüfung trüb würde. Aber mit diesem fest in der Hand, mußten wir dennoch die ganze Darstellung des „Tasso“ als höchst vortreflich bezeichnen. Mad. Wolff (Leonore von Este), Mad. Schröck (Leonore von Sanvitale), Hr. Lemm (Antonio), Hr. Beschort (Alphons) ließen uns bemerken, daß geläuterte Erfahrung ihre Kunstkräfte unterstützt, und wenn Hr. Stein, der jugendlichere Künstler, neben so ausgezeichneter Gediegenheit der Andern, dennoch ungewöhnliche Theilnahme für sich zu erregen wußte, so beweiset dies mehr als alle Worte, daß er die Aufmerksamkeit der Theaterliebenden und der Kritik verdient. Wir werden sie später üben mit der Anerkennung, welche seinem vielversprechenden Talent gebührt, mit der Bedächtigkeit, die auch Andeutungen zur Fortbildung nicht verschweigt. **.

— Neueste Theater-Neuigkeit war: „Dreißigjährige Liebe“, Lustspiel in zwei Akten, nach dem Französischen des Detouches frei bearbeitet von August Werden —

Pseudonym scheint mir das „Werden“?!
Soll hier Sinn dies Wörtchen haben,
Darf der Dichter in Beschwerden
Nicht uns jede Lust begraben.
Rost'ge Lieb' ist längst veraltet,
Und bleibt's alte Paar nicht sitzen,
Wird, wenn nicht in spitzen Witzen
Frisch erzeugtes Leben waltet,
Doch dies Lustspiel liegen bleiben:
Soll ein Alter sich beweiben,
Jüngferlich die Alte liebeln —
Laßt das aus dramat'schem Kreise,
Kann es nicht auf neue Weise
Schützen uns vor alten Uebeln!
Mag die Schröck sich treflich mühen,
Herrlich auch, gleich Beschort, spielen:
Welke Dichtung kann nicht blühen,
Scherze, die der Piets verfielen,
Werden nur verdrießlich machen;
Und bei so gestellten Sachen,
Gab' es — wie gar Mancher meinte —
Nirgends eben Stoff zum Lachen,
Wenn nicht Peter-Bauer — weinte.
Doch nun mild, ihr krit'schen Richter!
Alles Ziel liegt in den Fernen:
Und der neue Bühnen-Dichter,
Will er gutes Ziel erreichen,
Wird wohl noch zu streichen lernen,
Soll Apoll ihn selbst nicht streichen!

Es ist eine kuriose Rezension! — aber just recht, um merken zu lassen, daß man schwerlich eine dreißigjährige Liebe für diese Uebersetzung bewahren wird. —*.

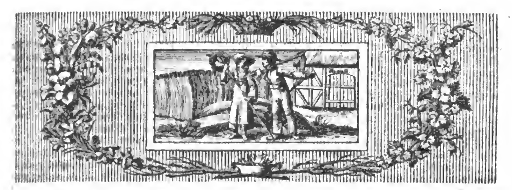
— Gaudeamus! — die unpassende Gesang-Musik vor dem „öffentlichen Geheimniß“ ist bei der letzten Darstellung weg geblieben; die Kritiker des „Gesellschafters“ haben einen Sieg erfochten — —. *) — Hrn. Stein hab' ich in seiner zweiten Gastrolle, als „Enriko“ in Müllner's „Albaneserin“, gesehen. Der weiß, was er will, führt es sinnig und verständig aus: denn er hat Kräfte genug, um auf rechtem Wege zu genügen. Er macht hier den Gebildeten Freude, dem Leipziger Theater Ehre! — Der Kunsthändler Frauenholz aus Nürnberg — guten Andenkens in der Kunstwelt! — ist wieder in Berlin, hat mehrere Gemälde bei sich, unter anderen zehen, die vom Staate angekauft werden, als Zuwachs unsers künftigen Museums. Es sind einige vortrefliche Bilder dabei, deren Gewinn höchst angenehm ist. — Franz Catel hat hier ein Paar sehr fleißig gearbeitete Gemälde verkauft; das eine stellt den Mord des Probstes Cyriax in Bernau dar, das andere den Rudolph von Habsburg, wie er einen Bischof auf seinem Rosse durch einen Strom leitet. Es ist gut, daß auch dem inländischen Künstler zuweilen etwas abgekauft wird — oder ist Hr. Franz Catel, der wieder nach Rom zurück reisete und diese Kunststadt schon längst zu seinem steten Aufenthalt wählte, nun Ausländer? — Mad. Neumann ist in einem neuen Bildniß erschienen; Steindruck nach Hrn. Krüger. Jener (in Hamburg gefertigt) ist als solcher gut; dem Portrait aber fehlt die Aehnlichkeit und nicht zu seinem Vortheil! — doch soll es des Malers Schuld nicht seyn —r.

*) Der Sieg verbleibt dem Componisten! Irrthum ist in der Kunst leicht; ihn zu erkennen wird dem darin Befangenen schon schwer, am schwersten aber ist es, ihn öffentlich eingestehen. Dadurch, daß er es konnte, gewinnt der Componist gewiß bei allen Theilen, und gegen solches Verfahren wäre jeder andere Triumph kleinlicher, als die ganze Sache. D. H.

Die Missionare in China berichten: daß gegen das Ende des Jahres 1818 im kaiserlichen Palast zu Pecking plötzlich die „dickste Finsterniß“ eintrat und 24 Stunden fortdauerte, ohne daß man selbst durch künstliche Erleuchtung im Stande war, sie zu bannen; sie glich der egyptischen Finsterniß. Die gelehrtesten Männer daselbst haben vergebens die Veranlassung davon zu enträthseln gesucht (?). (Gaz. d. fr.)

Der „Miroir“ wollte unlängst auch „Ephemeriden“ geben, und so liest man darin: „Am 3osten Juli 1668 Kooks Reise um die Welt“ (also in einem Tage!!). (Courier d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 31. August. 139stes Blatt.

Zeit-Angelegenheiten.

(Auszüge aus Briefen.)

Zürich.

Der Restaurateur der Staatswissenschaften, Herr Karl Ludwig von Haller, hat von Paris aus eine sehr umständliche Erklärung an seine Familie erlassen, worin er die Geschichte seines, im Oktober 1820 erfolgten Uebertritts zur katholischen Kirche ausführlich berichtet. Sobald dies in Bern öffentlich bekannt ward, warf man die Frage auf: ob der Apostat oder — in seinem Sinne — der Neophyt weiterhin Mitglied des großen und des geheimen Raths bleiben könne? und man gab Herrn von Haller geheim den Rath, seinen Stellen freiwillig zu entsagen, um dadurch allen, ihm etwa unangenehmen Erörterungen vor zu beugen. Dies geschah aber nicht, und nun ward Herr von Haller von seinen Stellen im großen Rath und im geheimen Rath durch den kleinen Rath suspendirt. Schon seit achtzehn Jahren — so schreibt dieser Wandelbare aus Paris — sey er von der Wahrheit des „alleinseligmachenden“ Glaubens überzeugt gewesen, und er wisse, daß noch manche seiner Freunde eben so denken. — Auch der Herr von Müllinen in Thun, ein Sohn des Schultheißen zu Bern, ist in Freiburg zur katholischen Religion, und außer diesen sind, wie ich aus sehr sicherer Quelle (von dem Probst und General-Vikarius Tschann zu Schönenwerd) weiß, dreizehn andere vornehme Berner, von denen Mehrere im kleinen Rath sitzen, übergetreten. Sie wollen dies nicht bekannt werden lassen, weil sie dann ihren Aemtern entsagen müßten. Es findet nämlich eine zweifache Art des Uebertritts zur katholischen Kirche statt, nämlich ein geheimer, wo der Apostat sich bloß im Stillen zur katholischen Kirche bekennt, äußerlich sich aber zur protestantischen Kirche hält; und der öffentliche, im letzteren Falle wird ihm vom Bischof oder General-Vikar ein Zeugniß ertheilt, daß er katholisch geworden sey Die insgeheim Uebertretenden bekennen sich gewöhnlich auf ihrem Sterbebette auch öffentlich zur katholischen Kirche. Dies war der Fall bei dem Ober-Hofprediger Stark (jesuitischen Andenkens) in Darmstadt, der bis zu seinem Tode eine hohe geistliche Würde bei den Protestanten bekleidete, und sich in der Mönchskutte degraben ließ. Besser ist doch der Mann, der — mag er irren oder nicht — öffentlich gesteht, was er ist und wofür er gelten will, als der Doppelzüngige, der sich äußerlich zu einer Kirche hält, der er nicht zugethan ist und welcher er insgeheim feierlich entsagt hat, um auf diese Weise die politischen Vortheile zu erndten, die, nach der Verfassung eines Landes, bloß den Angehörigen der vom Staat anerkannten Kirchengesellschaft gebühren. — W. —

Aarau.

Näheren Nachrichten aus Bern zufolge beschäftigte sich der große Rath am 7ten Mai mit der Angelegenheit des Herrn Karl Ludwig von Haller. Eine heimliche Mahnung beschuldigte diesen, seinen Standeseid verletzt zu haben, durch welchen er sich anheischig gemacht, der Regierung Treue und Wahrheit zu leisten;

nun aber habe er, von einer reformirten Gemeinde gewählt, seinen Uebertritt zu einer andern Religion geraume Zeit verheimlicht. Demnach trug der kleine Rath darauf an: es solle der große Rath Haller'n in seinen Aemtern einstellen, die Sache an Rath und Sechzehner zum Bericht überweisen, und von dieser Behörde einen Gesetzes-Vorschlag verlangen: wie es mit den Convertiten der einen und andern Religion künftig wegen der Bürgerrechte zu halten sey. Nach langer Discussion ward die Ueberweisung an Rath und Sechzehner einmüthig, und beinahe auch einmüthig Hallers Suspension von seinen Aemtern bis zur Beendigung der Sache beschlossen. — Herr von Haller hat geäußert: er habe nicht den Glauben seiner Väter abgeschworen, sey nur zurück gekehrt von den Irrthümern. Er macht also seinem Vater und Großvater, die Beide Protestanten waren, das Recht streitig, welches er sich jetzt doch selbst genommen hat; wenn er aber noch weiter zurück geht, so könnte er ja auch zu den Heiden sich wenden, wozu doch nothwendig seine früheren Vorfahren gehört haben müssen. Die Zeit rückt vor! — sie führte vom Heidenthum zum Katholizismus und wird durch Reformation weiter führen zu klarer christlicher Moral, wie sehr man auch den Geist wieder in römische Banden legen möchte. Wir empfehlen übrigens dem Herrn K. L. v. Haller das Gedicht seines Vaters (des berühmten Albrecht v. Haller): „Gedanken über die Vernunft, den Aberglauben und Unglauben"; es kann ihm als Vermächtniß dienen, um ihn in ächter Religiosität zu erhalten, wobei es bekanntlich auf die Namen Katholik, Reformirter, Lutheraner u. s. w. gar nicht ankommt. H.

Bern.

Dem großen Rath des Cantons Bern übergab in dessen Monats-Sitzung am 9ten Mai der Rathsherr von Haller (Bruder des Geheimen-Raths und Professors, und gleichfalls bekannter Schriftsteller) das Entlassungs-Begehren von allen seinen Aemtern im großen und kleinen Rath, weil er gleichfalls zur katholischen Kirche übergetreten ist, und ihm ward sein Verlangen augenblicklich und fast einstimmig bewilligt. In der vorhergehenden Sitzung (am 7ten Mai) hatte Herr von Haller, der Rathsherr, in Vollmacht seines Bruders, des Professors und sogenannten Staats-Restaurateurs, für diesen die Entlassung von den Stellen im geheimen Rath und in einigen Regierungs-Commissionen begehrt, in der Meinung, sein Bruder würde dann die Stelle im großen Rath beibehalten können. Darauf wollte aber die Versammlung nicht eingehen, sondern sie beschloß gänzliche Suspension von allen seinen Aemtern, was auch vielleicht den Herrn Rathsherrn bewog, seine Aemter nieder zu legen, um nicht wegen seines verheimlichten Uebertritts zur katholischen Kirche sich noch mehr verantwortlich zu machen. Durch die Aufnahme der Bisthum Baselischen Landschaft hat die protestantische Kirche keineswegs aufgehört, Landeskirche im Canton Bern zu seyn, und die katholische ist nur in einzelnen Gemeinden desselben anerkannt und geschützt. Die protestantische Regierung ist aber zugleich Bischof, und das von einer protestantischen Gemeinde gewählte Regierungs-Mitglied muß daher durch Religions-Veränderung seine Stellen verlieren. Die Herren von Haller handelten deshalb auch sehr unrecht, daß sie als Katholiken ferner Mitglieder einer protestantisch-bischöflichen Behörde bleiben wollten, und aus dieser Ursache ihren Uebertritt zur katholischen Kirche verheimlichten. Von diesen Ansichten scheint die Mehrheit des souverainen großen Raths von Bern ausgegangen zu seyn, und man kann ihr wohl mit Recht keine Intoleranz gegen andere Glaubensgenossen vorwerfen. Herr Karl Ludwig von Haller, der Restaurateur, hat aus Paris geschrieben: „er fühle sich von Gott berufen", seine Zeit und Kräfte einem Werke zu widmen, woran er jetzt arbeite. Wahrscheinlich wird er also unmittelbare göttliche Offenbarungen haben, die auf sein Werk sehr neugierig machen. — Seine Religions-Aenderung war übrigens zwar längst kein Geheimniß mehr, aber auch nicht ganz außer Zweifel, weil seine Antworten auf deshalb an ihn gerichtete Fragen zweideutig und ausweichend ertheilt wurden. Seine immer gereizte Gemüthsstimmung und die zunehmende Bitterkeit, die sich in allen seinen leidenschaftlichen Aeußerungen offenbarte, konnten auf Verlegenheit deuten, die sich auch aus der plötzlichen und unvorher gesehenen Abreise nach Paris vermuthen ließ. Die nächsten Anverwandten (er hat Frau und Kinder und lebte bis zu seinem Uebertritt in glücklicher Ehe) drangen jetzt auf eine bestimmte Erklärung und diese sandte er ihnen in seiner Denkschrift aus Paris, worin er sagt: daß er bereits seit 18 Jahren von der Wahrheit des alleinseligmachenden Glaubens überzeugt gewesen sey, und die Gründe, welche ihn zu seinem Uebertritt bewogen, sehr ausführlich entwickelt. In Verbindung mit der Religions-Veränderung des Restaurateurs von Haller stehen auch seine politischen Umtriebe in der letzten Zeit, und seine wiederholten, in Gemeinschaft mit einigen, ihm gleich gesinnten Personen gemachten Versuche, Umkehrungen (Restaurationen) in seinem schweizerischen Vaterlande zu bewirken. In der Schweiz selbst konnten diese Umtriebe nicht gefährlich werden, und das Ausland wird ihn gleichfalls bald überall richtig würdigen lernen: da eigentlich Eitelkeit und die Hoffnung, Aufsehen zu machen, die tiefste Triebfeder seiner Handlungen ist. Uebrigens hat er durch seine Schriften sowohl, als durch die Verheimlichung seines Religions-Uebertritts, und überhaupt durch sein

ganzes öffentliches Treiben und Wirken, sich auch den Unwillen aller rechtlichen Menschen in der Schweiz, sie mögen seyn von welcher Kirche sie wollen, zugezogen. Man betrachtet ihn als einen eigennützigen, rohen und herrschgierigen, von Pfaffen und eigenen Leidenschaften verblendeten Mann, der das Glück und die Ruhe seines Vaterlandes für einige Ehrenzeichen hingeben würde; und wirklich darf er in dem jetzigen Augenblick nicht ohne Gefahr wieder heim kehren, da es hier bei uns eben so, wie in andern Ländern, überspannte Brauseköpfe giebt, die für eine Idee Alles auf's Spiel setzen. — Die beiden katholisch gewordenen Herren von Haller sind Enkel des großen Haller, der die Zeile schrieb: „Ist eine Bosheit wohl, die nicht ein Pfaff ersann!" — „Ce sont les petits fils du grand Haller!" — sagte gestern ein geistreicher und gelehrter Waadtländer zu mir. S.

Thurgau.

In dem Thurgauischen Pfarrdorfe Lommis ward Sonntags am 13ten Mai d. J. ein großes Fest begangen, da die katholische Gemeinde den Leib des heiligen Felix — der bis jetzt in Petershausen ruhte, und im Jahr 1672 von Rom dorthin gebracht worden war — in ihrer Pfarrkirche beisetzte. In dem auf ihn gedichteten und gedruckten Lobgesange ist Lommis glücklich gepriesen, daß es nun von zwei Patronen geschützt werde; dem Zeitgeist wird aber dabei sehr übel mitgespielt, wie nachstehende Probe zeigen mag:

> O darum, ihr Heiligthümer,
> Bleibet hier, wo ihr so lieb!
> Zeitgeists Wuth neckt hier euch nimmer,
> Der aus Deutschland euch vertrieb.
>
> Gegen diesen Geist der Zeiten,
> Denn der Hölle Geist ist er,
> Hilf durch Fürbitt siegend streiten,
> Felix, großer Heiliger!
>
> Durch die Lehr geheimer Schulen
> Spricht er Gott und Hölle Hohn;
> Nennet Sünd' und Tugend Nullen,
> Frei und frank von Straf und Lohn.

Daß der heilige Felix sich in Rücksicht des Reims einige Freiheiten erlaubt, muß man ihm schon zu Gute halten. Andere Felixe machen es noch weit ärger und ungereimter. — i.

Augsburg.

Ich kannte diese alte, ehrenveste Stadt seit dem Jahre 1784, und sah sie oft wieder. Sie hat unter Bayern nicht verloren, gegentheils Manches gewonnen, nur keine Klugheit: denn im Jahr 1784 lagen sich die Katholiken und Protestanten im Haar, und jetzt eben so. Das Schlimmste bei solchem Streit ist die Langeweile, die er dem Dritten macht. In diesen letzten Wochen hat Fürst Hohenlohe sehr beschäftigt, aber diese Hokuspokus halten heut zu Tage nicht mehr vor. Der Eifer war schon erkaltet: die ungeheilten, verdrießlichen, beschämten Kranken kriechen in ihre Häuser zurück und der Zulauf versiegt. Nun hat sich der Fürst eine Untersuchung zugezogen, von der ich hoffe, sie soll ihm die Wundersucht vertreiben. Das ist kein Gottesmann, wie man sich ihn wünschen möchte! Daß sich einige vornehme Personen dupiren ließen, thut uns Bayern am mehrsten weh und ist auch das Unangenehmste. Wir hoffen indessen, daß der Fürst von Hohenlohe selbst einsehen wird, wie viel Unheil er uns bereiten könnte. Seit wann ist es denn so ungewöhnlich, daß die Einbildungskraft bei Diesem oder Jenem so wirkt, daß er sich gesund glaubt, nachdem es ihm Jemand versichert: er sey es! Deutet nicht die Redensart im Volke: „Man muß die Krankheit überwinden!" darauf hin, daß man in mancher Art schon selbst auf sich wirken kann — das ist jedoch kein Wunder und nicht Berufung eines Einzelnen. Aber freilich, Blinde und Lahme! — nun, die bleiben auch bei uns Blinde und Lahme, wenn sie keinen andern Arzt haben, als den Fürsten von Hohenlohe. — B —

Drei Madrigale.

(Nach Torquato Tasso.)

1.

> Die Purpur-Rosen, welche baden
> An diesen lieblichen Gestaden,
> Sind nicht so roth, als Liebchens Mund.
> Sie giebt auch in des Thales Grund,
> Weit süß're Melodieen kund,
> Als die beschwingten Frühlingsweise,
> Und dieses Myrtenhaines Gäste,
> Auf schwanken Zweigen und im Neste.
> Entzückender, entflammender Gesang!
> Dich unterbreche nur der Küsse freier Drang.

2.

> Im Bache, spiegelklar und licht,
> Sah mit Entzücken,
> Mit Liebesblicken
> Narciß sein holdes Angesicht.
> Ich gleiche diesem Thoren nicht;
> Doch wandelt, ganz mich zu beglücken,
> Ihr Himmlischen, zur schönsten Blume mich;
> Gern wird mich Violanta pflücken:
> Dann ruh' an Ihrem Busen ich.

3.

(Da Sie Mannskleider trug.)

> Erst bei des schönen Namens Ton
> Erkannt' ich meine schöne Herrin wieder,
> Und dennoch stand vor mir Cytherens Sohn,
> Nur ohne Fackel und Gefieder;
> Und bei der süßen Augen Dreh'n,
> Die Mann und Jüngling zaub'risch fetten,
> Und eure Falten, Greise, glätten,
> War's auch Cythere, göttlich schön.
> Noch kann ich's wundernd nicht verstehn:
> Ob mehr die Kleider, mehr die Jahre lügen;
> O süße Zweifel! Liebliches Betrügen!

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Am 3ten August brachte man zuerst wieder das englische Trauerspiel: „Beverley, der englische Spieler" in einer neuen Bearbeitung auf die Bühne. Die Theater-Dichter fast aller Nationen machten sich an dieses Süjet; im Französischen war es Regnard, der es glücklich bearbeitete, doch den Vorwurf auf sich lud, es seinem Freunde Du Fresny entwandt zu haben, der es zuerst entwarf und auch späterhin in seinen Werken unter dem Titel: „Le chevalier joueur" mit aufführte. Der unerschöpfliche Goldoni beschenkte die Italiener mit seinem „Il giucatore", wobei er den „Joueur" des Regnard benutzte, und Sir James Shirley dichtete für die Engländer zuerst das Lustspiel: „The Gamester", welches in verschiedenen Zeitperioden und mit großem Beifall auf die englische Bühne gebracht ward. Von diesem „Gamester" besaßen die Deutschen früher eine Bearbeitung, welche den Titel führte: „Spiel bringt Gefahr". Der englische Dichter, Edward Moore, war es jedoch, der diesen Gegenstand zuerst tragisch bearbeitete und die Welt mit seinem treflichen „Beverley" beschenkte, den man in einer neuen Bearbeitung auf der hiesigen Bühne aufführte. Der neue Bearbeiter schrieb sein Stück in Jamben, die nicht immer fließend sind und daher mit Recht den Wunsch erregen, daß derselbe eine reine, schöne Prosa statt dieser Form erwählt haben möchte. Das Stück gehört unbezweifelt zu den besten und ergreifendsten, welche das Repertoir auf zu weisen haben wird; die Charaktere sind kräftig und wahr, die Handlung ist interessant und erschütternd und, was man jedoch jetzt nicht mehr wie sonst auf der Bühne vorzüglich beachtet wissen will, belehrend zugleich. Hr. Jacoby, als der Spieler „Sir William Beverley", ließ in der That keinen Wunsch übrig; sein Spiel war eben so wahr als durchdacht und erschütternd, und ihm gebührte ganz und gar der ungemessene Beifall an diesem Abend, der ihm oft manchen andern, ohne gleiches Verdienst, von Seiten unsres ihn so hoch stellenden Publikums zu Theil wird. Nicht minder vortreflich war das Spiel der Mad. Unzer, einer Künstlerin, der Referent aus der innigsten Ueberzeugung seines Herzens schon so manches Lob spenden durfte. Ihr war die überaus schwierige, aber auch sehr dankbare Rolle der Gattin des Spielers, der „Mistriß Beverley", zugefallen. Dieser Charakter scheint vom Dichter mit besonderer Liebe geschildert zu seyn; Mistriß Beverley ist das Bild der sanftesten Duldung, der Alles verzeihenden, ganz hingebenden Liebe; durchaus edel, erhaben und aller Versuchung trotzend. Der falsche Freund Beverley's, „Stuckely", wurde von Hrn. Weiß mit gewohnter Kunstfertigkeit dargestellt. Rollen dieser Art sind eben so schwierig als undankbar, daher muß man es dem Künstler, der sie gut durchführt, doppelt Dank wissen, daß er sich entschloß, sie zu übernehmen. Der heuchlerische, vollendete Bösewicht, der nichtswürdige, treulose Freund, das größte Ungeheuer, welches es unter den Menschen nur geben kann, ist vom Dichter herrlich gezeichnet und ward hier meisterhaft dargestellt. Unser wackerer Lebrün gab den edlen „Leuson", der so gern als Retter und Vermittler erscheinen will, nicht minder gut, als manche humoristischen Rollen, die doch eigentlich sein Fach sind und worin er in einigen vielleicht unübertreflich seyn möchte, wie namentlich als „Perin" in „Donna Diana". Auch Frau von der Klogen, früher nicht der Liebling des Publikums, zeigt seit einiger Zeit ein so schönes Streben nach Kunstvollendung und Kunstfertigkeit, daß wir uns nicht enthalten können, dies ehrenvoll hier zu erwähnen; dieses Streben kam in der Rolle der Schwester des Spielers, „Miß Henriette", deutlich hervor. Es ist wahrlich ein sehr schönes Geschäft, ein redliches Bemühen öffentlich aus zu zeichnen und zur Kunde des Publikums zu bringen, und nur dies mildert allein einigermaßen den Schmerz und Kummer eines aufrichtigen und gerechten Beurtheilers, der sich so oft gezwungen sieht, zu tadeln, um nicht in jene flache und elende Lobhudelei zu verfallen, die jetzt zum Theil an der Tages-Ordnung ist, und den Geschmack des Publikums wie die Kunst des Mimen verdirbt und verwirrt. Die Kritik muß streng seyn, aber nicht auf Vorurtheilen beharren; so dürfen wir es nicht umgehen, und wollen es auch nicht, der Frau von der Klogen jetzt Glück zu den wackeren Leistungen zu wünschen, die wir seit Kurzem von ihr sahen, da wir es uns früher verschiedentlich erlaubten, sie recht bitter und streng zu tadeln, als sie uns diesen Tadel zu verdienen schien. — Hr. Adolph Herzfeld, der Sohn unsers verehrten Schauspiel-Direktors gleichen Namens, ist in einigen Stücken aufgetreten und hat sich der Gunst des Publikums in einem hohen Grade zu erfreuen gehabt. Er scheint in der That trefliche Anlagen zu haben und wird unter der Leitung eines solchen Vaters gewiß dereinst die Zierde unserer Bühne werden, zumal da Gestalt, Bildung und Organ vorzüglich sind. Ein weitläuftigeres Urtheil über ihn zu fällen, wäre zu frühzeitig; auch wird sich der, durch vorzügliche Bescheidenheit ausgezeichnete junge Mann mit dem Lobe begnügen, was ihm Wahrheit und Aufrichtigkeit bis jetzt geben kann, mit dem, daß er die schönsten Hoffnungen für die Zukunft erweckt. — An eben den Abenden, wo man den „Beverley" gab, führte man als Nachspiel auch zuerst Houwald's „Schuldbrief" hier auf. Dieses kleine Drama, obgleich es auch die, dem treflichen Dichter so eigenthümlichen Schönheiten besitzt, scheint mehr flüchtig entworfen und weniger sorgsam bearbeitet zu seyn, als seine übrigen Dichtungen; auch bietet es der Kritik manche schwache Stelle dar. Kinder spielen hier wieder die Hauptrolle, und zwar recht voreilige, unbesonnene Kinder, die ohne Weiteres einen wichtigen Schuldbrief zerreißen und denen dafür nicht einmal ein Verweis wird!! Hrn. Gloy als „Juden" und Hrn. Direktor Schmidt als „Stadtschreiber Silbenreich" gebührten in diesem Drama die Kränze; ergötzlicher, gemüthlicher kann dieser „Silbenreich" wohl auf keiner Bühne Deutschlands gegeben werden, als es hier geschah. Hrn. Schmidt's Rollen der Art sind wie aus einem Guße, voll vom unnachahmlichsten Humor, keck, aber richtig gezeichnet, voll Leben und erfreulicher Wahrheit. Hr. Gloy bezeichnete den braven Israeliten ganz vortreflich, und so sehr man auch gewohnt ist, Hrn. Wurm in Rollen der Art zu bewundern, so stehe ich doch nicht an, unserm Gloy bei weitem den Vorzug zu geben. — Nächstens tritt Mad. Grünbaum zuerst im „Tancred" hier auf, also bald etwas über diese hochgefeierte, interessante Erscheinung. Hr. Urban, ein sehr verdienter Künstler vom Hof-Theater zu München, hat uns verlaßen, nachdem er sich hier vielen Beifall erworben hatte; dies ist auch mit Hrn. Kellner aus Hannover der Fall, der gleichfalls gern gesehen ward. S — n.

Folgendes Beispiel wird von der freiwilligen Verhungerung eines Guzaraten erzählt: Die dasigen Jaina-Banias müssen alle Jahr acht Tage fasten. Einer derselben beschloß einmal, dreißig Tage zu fasten. Am 26sten Juli fing er seine Hungerzeit an, und hörte am 25sten August auf. Dann nahm er vier Tage lang sehr wenig Nahrung zu sich, worauf er erklärte: er wolle nun gar nichts mehr essen. Am 3.sten Oktober starb er nach 66tägigem Fasten; seine Geistesfähigkeiten behielt er bis auf den letzten Tag. Der „Courier" von Bombay berichtet diesen Vorfall. (Gaz. d. Fr.)

Ein Hr. Vaillant, zu Boulogne sur mer, Dilettant der Feuerwerker-Kunst, hat ein Mittel erfunden, wodurch es unnöthig wird, die Raketen an einen Stock zu binden, dessen Herabfallen schon so oft bedeutende Beschädigungen veranlaßt hat. Er versieht die Rakete nämlich mit drei pappenen Flügeln, welche noch dazu den Vorzug geben, daß die um so viel leichtere Rakete mit diesen Flügeln um ein Drittheil höher steigt, als mit einem Stock. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 1. September. 140stes Blatt.

Neapel im Jahr 1494 und 1495.

Das Königreich Neapel hat das sonderbare Geschick gehabt, bei den meisten darauf geschehenen Angriffen ungemein schnell zu unterliegen. So sahen wir es, seit dem Ausbruch des französischen Revolutions-Krieges, vier Mal (1799, 1805, 1815 und 1821) fast im Augenblick erobern, und in ältern Zeiten war dies meistens derselbe Fall. Wer hätte, nach alle dem, was hier gesprochen und versprochen worden war, wer hätte wohl geglaubt, daß ein Paar Kanonenschüsse in unsern Tagen hinreichen würden, alle Streitkräfte zu zerstreuen, die jenen Worten Nachdruck geben sollten? Und so wie dies jetzt der Fall war, gerade so finden wir es bei der in noch anderer Hinsicht merkwürdigen Eroberung durch die Franzosen unter dem König Karl VIII. im Jahre 1495.*)

Der König Karl VIII. glaubte auf das Königreich Neapel verschiedene Ansprüche zu haben. Wenn ein Fürst dergleichen sucht, so findet er deren bekanntlich allemal, und gelingt es ihm, mit einigen tausend geschlachteten Menschen seinem Begehren gehörigen Nachdruck zu geben, so hat er die gerechteste Sache, die nur erdacht werden kann. Genug, einige entfernte Familien-Verhältnisse boten dem jungen König einen Vorwand dar, weil er gern als Held und Eroberer glänzen wollte und ein italienischer Fürst Alles aufbot, seine Lust zu dieser Unternehmung zu erhöhen. In Mailand hatte sich nämlich der Vormund des jungen Herzogs Johann, Ludwig Sforza, zum eigentlichen Herrn des Landes aufgeworfen. Es lag ihm daran, seinem Neffen und Mündel höchstens den leeren Titel zu lassen. Es war derselbe aber mit einer Enkelin des Königs von Neapel vermählt, und dieser hielt es mit Recht für seine Pflicht, solchem schändlichen Beginnen zu steuern, und so konnte es für den schurkischen Vormund kein besseres Mittel geben, zu seinem Zwecke zu gelangen, als wenn — der König von Neapel selbst gestürzt wurde. Dieser Ausweg war um so dringender, da der König Ferdinand von Neapel die, gegen seinen nahen Verwandten verübte Unbill mit den Waffen in der Hand zu rächen Miene machte. Darum also schürte er das Feuer am Hofe in Paris und machte dem König Karl die lockendsten Anerbietungen: „die ganze französische Armee soll", ließ er ihm sagen, „freien Durchzug finden und 500 Mann werden sich ihr gleich anschließen. In Genua können Schiffe landen und sich versorgen, so viel der König schicken wird; 20,000 Dukaten verspreche er ihm vor zu schießen, und dafür verlange er nichts, als daß Karl das Herzogthum Mailand gegen alle Angriffe schützen und bei dem glücklichen Ausgange des Krieges an Ludwig das Fürstenthum Tarent verleihen sollte." — Karl ließ sich dies nicht zwei Mal sagen. Sein Plan ging in Gedanken sogar dahin, nach der Eroberung von Neapel gegen die

*) „Die Neapolitaner" — scheint Voltaire richtig bemerkt zu haben — „von jeher ein schwaches und unruhiges Volk, unfähig, sich selbst zu regieren, einen König sich zu wählen, oder den zu dulden, den sie hatten, gehörten immer dem Ersten, Besten an, der sich ihnen mit einer Armee nahte." (Voltaire: sur les moeurs et l'esprit des nations, II. c. 105.)

Türken zu ziehen. Frankreich war damals in glänzenden Umständen; Reichthum und Menschen-Menge, ein gut eingeübtes Heer, unter der vorigen Regierung (Ludwig XI.) zu einem schönen Ganzen (durch die Einverleibungen von Bretagne, der Provence, der ganzen Picardie und eines Theils von Burgund) gerundet, waren zu solcher Unternehmung und unter solchen Vergünstigungen wohl geeignet. In Italien selbst hatte ein langer Friede Ueberfluß und Wohlstand verbreitet; es ließ sich darauf rechnen, die Truppen in jedem Betracht gut verpflegen zu können; und auf jeden Fall mußte diese Aussicht für einen Eroberer um so lockender seyn, da der alte König von Neapel, Ferdinand, bei den ersten Nachrichten von dem, was Frankreich gegen ihn vorhabe, den Sturm zu beschwören, 50,000 Kronen zu zahlen anbot, und Ferdinand von Spanien an Karl das Versprechen gab: ihm bei seinen Absichten auf Neapel nicht im mindesten hinderlich zu seyn.

Auf solche Hoffnungen sich stützend, wurde das freiwillige Opfer Ferdinands von Neapel stolz zurück gewiesen, und ihm erklärt: nur Krieg könne über das Schicksal Neapels entscheiden. Den alten König ergriff diese Nachricht so, daß er vor Schrecken starb. Karl selbst ging über Lyon nach Asti (es war im Julius 1494), und sah sich hier zwar von den Blattern befallen, die ihn geraume Zeit fesselten, allein während derselben wurde das schwere Geschütz über die Alpen gebracht und seine Geschäftsträger unterhandelten mit den kleineren und größeren italienischen Staaten, um sie theils zum Beistand ein zu laden, theils wenigstens neutral zu erhalten. Allen ward gesagt: daß Karl gleich darauf, zur Ehre Gottes und zum Frommen der ganzen Christenheit, mit den Türken eine Lanze brechen werde. Zwar schlugen es Alle ab, sich mit ihm zu verbinden, aber doch wagte es Keiner, gegen ihn auf zu treten, und ihre im Allgemeinen gegebenen Antworten ließen bei dem weiteren Vorrücken sogar hoffen, daß sie wohl am Ende froh seyn würden, sich als Bundesgenossen anschließen zu dürfen.

So brach denn endlich das, für jene Zeit starke und in aller Hinsicht trefliche Heer aus den Thälern der Alpen nach den Ebenen der Lombardei auf. 1600 Gensdarmen, deren jeder zwei Bogenschützen zur Seite hatte, 200 Edelleute, 3 — 400 leicht bewaffnete Reiter und 12,000 Mann Fußvolk, halb aus Franzosen, halb aus Schweizern bestehend, konnten damals wohl so viel wie jetzt 50 — 60,000 Mann gelten. Die Führer waren versuchte und berühmte Helden und viele Edle hatten sich freiwillig angeschlossen.

Der neue König von Neapel, Alphons, hatte, minder furchtsam als sein alter Vater, gethan, was er konnte, dem Feind, der sich ihm nahte, früh den Weg zu verlegen. Sein eigentlicher Feind war mehr in Mailand, als in Paris zu suchen; war der verrätherische Ludwig besiegt, ehe Karl kam, so stand die Sache nicht bedenklich; zum mindesten mußte dann der Krieg in der Mitte der Halbinsel, nicht vor den Thoren Neapels ausgefochten werden. Dem zu Folge hatte er geeilt, eine Flotte in die Gewässer von Genua zu senden, um sich der Hülfe dieser Stadt zu versichern, und sein Sohn zog mit einem Heer zu Lande durch den Kirchenstaat vorwärts. Aber beide Plane scheiterten. Die Flotte traf auf die bereits eingelaufene französische und ward zu einem Treffen gezwungen, aus dem sie bald entfloh; die Land-Armee, von seinem eigenen Sohn geführt, wurde vom französischen Marschall d'Aubigne umgangen, so daß Alles sich, feig und furchtsam, wie in unsern Tagen, auflösete, und ihre Führer froh waren, nicht selbst gefangen zu werden.

So war der Anfang dieses Feldzuges; Karl empfing die Nachricht in Turin, wo er noch die Unterhandlungen mit Venedig, mit Rom und mit Florenz betrieb. Konnte er nun wohl anstehen, seinem Glücksstern zu vertrauen? Hinter seinem Haupt-Heere ging er also, bewillkommt vom Herzoge Mailands, immer vorwärts, aber nur bewillkommt! — denn Ludwig wollte die Früchte seiner verrätherischen Vormundschaft sicher genießen, und der ihm anvertraute unglückliche Neffe starb an dem ihm beigebrachten Gift, als Karl eben in Pavia einzog. Das ganze französische Heer schauderte, als die Nachricht kund ward. Der König war also der Gehülfe eines — Meuchelmörders? Viele riethen ihm, die Unthat zu rächen und nicht fürder nach Neapel zu ziehen, bis Mailands Herzogthum selbst in seinen Händen sey. Wie könne man solch einen Mörder in dem Rücken des Heeres lassen? — Warum hätte Karl nicht darauf achten sollen? Wer nach Neapel trachtete und Vorwand fand, es an zu greifen, hatte hier Grund genug, sich in Besitz der wichtigsten Festungen zu setzen, die ihm den Rücken deckten. Allein Ludwig war gewandt genug, solche Absichten zu ahnen und zu vereiteln. Er gewann einen der vertrautesten Räthe des Königs, der ihm besonders vorstellte: daß seine Ehre leiden würde, wenn der Zug nach Neapel mit der Eroberung von Mailand enden sollte.

Ohne also weiter auf etwas zu achten, ging der Zug nach Toscana. Der Herzog von Florenz sah eine kleine Grenz-Festung mit Sturm nehmen, eine andere ging durch Vergleich über, sein kleines Beobachtungs-Heer ward geschlagen, und dies Alles schreckte den guten Peter von Medicis so sehr, daß er sich schnell zu einem Friedensschluß bequemte, der hart genug war. Er mußte vier feste Plätze und außerdem noch Florenz selbst einräumen, so wie eine Anleihe von 200,000 Goldkronen gestatten. Ludwig Sforza traf eben wie-

der im französischen Lager ein, als dieser harte Vergleich unterzeichnet war. Der Herzog von Medicis begegnete ihm auf dem Wege; er konnte seine Schadenfreude nicht bergen und trug gewiß dazu bei, daß die ganze Herrschaft der Medicis untergraben wurde. Pisa und Florenz wurden von Karl zu freien Staaten erhoben. In der letzten Stadt that man die Familie der Medicis in den Bann, und Karl schien davon nicht einmal Kunde zu nehmen. Sein Heer zog in völliger Schlachtordnung, er an der Spitze in voller Rüstung, in Florenz ein, und so schloß er mit der, indessen zum Freistaate umgewandelten Stadt ein Schutz- und Trutz-Bündniß. Mit jedem Schritte wuchs in Italien der Schreck vor Karls Armee; Siena öffnete ohne Widerstand die Thore. Zwischen dem Kirchenstaat und Rom stand bei Viterbo ein neapolitanisches Heer unter dem Kronprinzen, Herzog von Calabrien; allein ehe es einen Franzosen zu sehen bekam, gab es die Straße preis, weil seine Führer vernahmen, daß zwei Bischöfe von Rom bereits in Karls Hauptquartier gegangen seyen, um mit Frankreich zu unterhandeln. Den 10. Dezember kam Karl unter den Mauern von Rom an; hier erst hatte er mit dem Papst zu unterhandeln versprochen. — Alexander VI., der damals auf dem päpstlichen Stuhle saß, war einer der schändlichsten Menschen. Geiz und Grausamkeit, Wollust und Herrschsucht stritten sich über den Vorzug bei ihm. Rom seufzte über die Menge von Kindern und Maitressen, die es für Rechnung Sr. Heiligkeit zu ernähren hatte und mehrere der Ersteren waren allgemein anerkannt, namentlich der berüchtigte Cäsar Borgia, einer der nichtswürdigsten Wollüstlinge und Verschwender. In Rom galt der Papst von jeher am wenigsten; ein solcher wie Alexander mußte allgemein verhaßt seyn und er war klug genug, dies zu wissen. Der Marsch der französischen Armee war ihm daher ein Donnerschlag; er fürchtete allgemeinen Aufstand der Römer und beschloß, zu fliehen. „Aber wer bürgt uns denn die Möglichkeit der Rückkehr?“ fragte sein Sohn, der dem Geschick mehr Trotz und Frechheit entgegen setzte. Seine Vorstellungen, sein Wahlspruch: Aut Caesar, aut nihil! ein Versprechen, Alles auf zu bieten, was sich thun ließe, den gefürchteten Feind fort zu geleiten, machten dem Vater Muth. Borgia sprach zum Volke; mit großen Summen gab er seinen Reden Nachdruck bei den Häuptern der verschiedenen Zünfte und solchen, die das Vertrauen des Volkes genossen. Daneben unterhandelte er mit den Geschäftsträgern der Fürsten, die mit Frankreich in gutem Vernehmen standen. Wenn aber auch freilich von dieser Seite der Sturm beschworen wurde, so sahen Beide doch mit Schrecken, wie mehrere Cardinäle, erbittert von dem schändlichen Leben des Papstes und der Art, wie er zur Tiara gekommen, auf ein allgemeines Concilium sannen, um ihn ab zu setzen. Karl VIII. konnte ihren Wünschen leicht die Hand bieten, und es blieb ihm daher kein Mittel, als sich diesem für den Augenblick in Allem gefällig zu zeigen, was er nur verlangen möchte. Am Vorabend zum Christfeste kamen die Herolde des französischen Königs, forderten ungehinderten Einmarsch in Rom, Versorgung mit allen Bedürfnissen und die Weisung an das neapolitanische Heer, sich aus dem Kirchenstaate fort zu ziehen. Der Papst dachte nicht daran, etwas ab zu schlagen; aber das Verlangen, die neapolitanischen Heere zu entfernen, war nicht in seinen Kräften — hätte der Herzog von Calabrien mehr Muth und Besonnenheit gehabt, und von der Meinung der Römer, die ihm nicht unbekannt seyn konnte, den möglichsten Nutzen gezogen, so lange sein Heer in und um Rom lagerte. Er ließ sich jedoch von den schönen Worten des Papstes bethören, der es ihm sehr hoch anrechnete: daß er bei Karl bewirkt habe, bis an Neapels Grenze solle kein Angriff auf sein Heer gemacht werden. Das letztere Anerbieten nahm er indessen nicht an. „Es sey“, sagte er, „seine Art, sich gegen den Feind auf nichts, als sein gutes Schwerdt zu verlassen.“ Doch bald darauf begab er sich, zur großen Freude Alexanders, an der Spitze seiner Schaaren und begleitet von dem Sohne des Papstes, auf den Weg nach Neapel. Cäsar Borgia redete ihm Vieles vor vom Drange der Umstände und wie diese natürlich keine der Bande lösen könnten, die dasselbe Land durch Verwandtschaft und Nachbarschaft vereinigten. Davon hoffe er ihm gewiß noch Beweise geben zu können. (Die Fortsetzung folgt.)

Anklänge.

1.

Sich mäßigen, das ist die schwere Kunst,
Auf die nicht nur des äuß'ren Glückes Gunst,
Auch alles Heil der inn'ren Welt sich gründet;
Und wenn des Zornes Blitz im Blut nicht zündet,
So mag der Gnade Schein dich rings verlassen,
Du wirst der Rettung Nachen doch erfassen.

2.

Willst du im Glück die höchste Stuf' ereilen,
Mußt du dein Glück mit wahren Freunden theilen.

3.

Die Zeit wird Schönheit bald vertreiben,
Das Glück auch ändert mit der Zeit;
Die einz'gen Zierden, die uns bleiben,
Sind Kenntniß und Bescheidenheit;
Und mach'st du beides dir zu eigen,
Kann mit der Zeit dein Werth nur steigen.

4.

Daß immerdar für Gott es zeuget,
Führt Schicksal Schmerz und Glück herbei;
Drum denk' an Gott, wenn Schmerz dich beuget,
Drum bet' ihn an, macht Glück dich frei;
Und fühl' es, daß der Mensch vermessen
In steter Lust Ihn stets vergessen.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Vom Rhein. Der schlechten Witterung ungeachtet sind die Bäder unseres herrlichen Taunus-Gebirges ziemlich besucht, und zum Theil von sehr ausgezeichneten Kur-Gästen. — Ganz besonders interessant für die Fremden der umliegenden Bäder ist die Spitze des Neuenthaler Berges (dreiviertel Stunden von Eltvil im Rheingau), Bellevue genannt, mit einer kleinen verfallenen Kapelle. An schönen Tagen sieht man sehr oft Gesellschaften von 15 bis 20 Personen, zu Wagen oder reitend auf Eseln, zu diesem Platz kommen, um die herrliche Aussicht zu genießen. — Der Feldberg, der Altkönig, die Bergstraße und die Gebirge des Odenwaldes, der Donnersberg, der Rheingrafen-Stein, der ganze Hundsrück und die fernen nebeligen Vogesen umziehen dieses weite Zauber-Gebiet mit einem magischen Kreise. Recht stolz und frei erhebt sich ein Theil des dunklen Gebirges mit seinen kräftigen Eichen-Forsten in die blaue Himmelsluft, und bildet so, mit seinen reizenden Wiesen-Thälern und Waldflecken, den schönsten Hintergrund zu diesem entzückenden Gemälde. Darmstadt läßt sich sehr deutlich erkennen und bei heiterem Wetter zählt man über 80 Dörfer und Städtchen in diesem Umkreise von beinahe 30 Stunden. Im alterthümlichen Ernste schauen die Thürme der stolzen Moguntia (Mainz) dem ewig unaufhaltsamen Laufe der Wellen und — Zeiten nach. Die grünen lieblichen Auen des Rheines, die vorüber segelnden Schiffe, die belebten Landstraßen, dieses ganze herrliche All, machen einen unbeschreiblichen wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth. — Nicht unterlassen kann ich es, Reisende, die ihr Weg, von Wisbaden aus, auf der Chaussee nach Schwalbach (es ist die nämliche, welche sich nach Ems und Coblenz zieht) über den hohen Rücken des Taunus führt, auf eine Stelle aufmerksam zu machen, die, nach dem Feldberge, eine der höchsten des schönen Herzogthums Nassau ist, und von wo aus man eine der herrlichsten und ausgebreitetsten Ansichten Deutschlands genießt. Dieser Punkt liegt dreiviertel Stunden von dem Chausseehause (nach Schwalbach zu) entfernt, und ist den Vorüberreisenden durch ein auf der Höhe stehendes Gerüst zu einem Obelisken bemerkbar. Einige tausend Schritte, immer aufwärts steigend, führen zu diesem Platz, in gebahnten Wegen zwischen jungem Tannen-Anflug fort, und nun steht man oben, und weiß nicht, wohin sich zuerst das geblendete Auge wenden soll. Dieser Reichthum, diese Fülle der Schönheit ist unbeschreiblich — selbst die Flammensprache der Poesie wird zum stammelnden Kinder-Gebet, und das Auge verliert sich dunkel und zitternd in der Unendlichkeit umher. A. v. St.

Stuttgart. Von einem Herrn Anonymus ist es neuerlich unternommen worden, Stuttgart in einem Werkchen „Spaziergang durch Krähwinkel" zu schildern. Referent unterschreibt manches dort Gesagte; Anderes würde er widerlegen, wenn es die Mühe lohnte. Man sollte doch nie das „Schickliche" vergessen, besonders der nicht, welcher Andere beurtheilt. Es dürfte im Allgemeinen der Ton zu tadeln seyn, in welchem man hier Lob und Tadel spendet; jenes ist gewöhnlich übertrieben, kriechend, dieses gemein und nicht selten so derb, daß es an Grobheit streift: platte Witze rühren Niemand. — Das Theater ruht für einige Monate. Es ist zu wünschen, daß diese Entbehrung die Lauheit des Publikums gegen Thaliens Tempel verscheuchte und eine erhöhte Theilnahme bewirkte, vorzüglich, wenn, wie es heißt, einige Fächer durch tüchtige Künstler besetzt würden. — Die Conzerte auf der Silberburg sind einförmig und langweilig; das schlechte Wetter dient ihnen zu einer Art von Folie, die man gern entbehrte, um wenigstens an der schönen Aussicht dort einen Genuß zu haben. J —.

Die Stadt Cambrai feierte am funfzehnten August den Jahrestag folgender Begebenheiten. 445: Chlodowig macht Cambrai zu seiner Residenz. 500: Die Cambraier werden Christen. 768: Karl der Große erklärt Cambrai für eine freie Reichsstadt. 1007: Kaiser Heinrich II. giebt den Bischöfen die Grafschaft Cambrai als Eigenthum. 1300: Baptiste Cambrai aus Cantaing erfindet den Battist. 1339: Die Franzosen nöthigen Eduard III., König von England, die Belagerung von Cambrai auf zu heben. 1384: Karl VI., König von Frankreich, wohnt zu Cambrai der Heirath der Kinder des Herzogs von Burgund mit denen des Herzogs von Baiern bei. 1477: Ludwig XI. kommt nach Cambrai, das sich der Botmäßigkeit der Könige von Frankreich unterwirft. 1500: Cambrai wird Herzogthum und Reichsfürstenthum. 1529: Margarethe von Oesterreich und Luise von Savoien schließen daselbst den Damen-Frieden. 1543: Karl V. läßt die Citadelle von Cambrai erbauen. 1560: Die Stadt wird Erzbisthum. 1581: Wird durch französische Tapferkeit von einer langen Belagerung befreit. 1594: Heinrich IV. nimmt sie in Besitz. 1677: Ludwig XIV. vereinigt Cambrai mit Frankreich. 1695: Fenelon wird Erzbischof von Cambrai. 1709: Das Parlament von Flandern hält Sitzungen daselbst. 1722: Ein berühmter Congreß von drei Jahren beginnt. 1815: König Ludwig XVIII. verweilt in Cambrai. (Gaz. d. Fr.)

Kürzlich fand im Gehölz zu Boulogne ein Wettrennen mit zwei Rossen statt, worauf 100 Louisd'or standen. Die Pferde hießen der „Blitz" und der „Aeolus". Die Wahrscheinlichkeit des Sieges war für den Ersteren; Letzterer ward indeß von seinem Jokey so übermäßig gespornt, daß er den Blitz hinter sich ließ. Der Besitzer des Blitzes lief nach dem Versicherungs-Bureau, und siehe: der Aeolus war — verassekurirt; der Herr desselben verlor also nichts, wenn er auch, wie es geschah, zu Tode gejagt wurde. Die Wette ward sogleich für null und nichtig erklärt. — Was möchten die Wette-Liebhaber von New-Market zu diesem Fall gesagt haben? (Journ. d. Par.)

In Marseille ward neulich der Schauspieler Bazin an ein lauteres Sprechen erinnert. Nachdem er dies mit einer impertinenten Grobheit erwiedert und darauf ausgepfiffen ward, hatte er die Keckheit, das ganze Publikum — zum Duell heraus zu fordern. (Journ. d. Par.)

In Paris gab es vor Zeiten ein Kloster de la Merci, dessen Zweck war: möglichst alle Christen-Sklaven wieder ein zu lösen, und das sich dadurch von dem der Mathuriner und Trinitarier unterschied, daß die Mitglieder des Klosters de la Merci, wenn sie einen Christen-Sklaven nicht auslösen konnten, dessen Stelle einnehmen mußten. (Gaz. d. Fr.)

In Dijon hat man jetzt eine Maschine, welche die — „Erschaffung der Welt" zeigt. Sie besteht aus 15,000 beweglichen Stücken, an deren Zusammensetzung der Erfinder, Namens Pardon, 10 Jahre gearbeitet hat. Für 50 Centimen kann Jeder jetzt die Erschaffung der Welt mit ansehen. (Journ. d. Par.)

Folgendes ist Rußlands jetziges Finanz-Verhältniß. Zinstragende Schulden: 49,100,000 holländische Floren; 12,615,752 Silber-Rubel zu 6 Prozent; 13,250,000 Silber-Rubel zu 5 Prozent; 286,624,121 Papier-Rubel zu 6 Prozent. Schulden, welche keine Zinsen tragen: 639,460,000 Papier-Rubel. Zusammen (in einer Benennung): 46,450,000 Pfund Sterling (1,161,250,000 Franken). Um diese zu decken, besitzt die kaiserliche Bank ein Capital von 55,799,531 Rubel und von der Einnahme des Reichs sind 60,000,000 Rubel mit dazu angewiesen, auch zugleich zum Amortisiren. Die Amortisations-Kasse hat schon ein Capital von 15,000,000 Rubel Plus, so daß im laufenden Jahre 9,000,000 der zinstragenden National-Schuld abgekauft werden können. (Gaz. d. Fr.)

Die Pekinger Zeitung zeigt den Tod des Kaisers von China Kia-King mit folgenden Worten an: „Am 25sten Tag des [illegible]ten Monats machte Se. Kaiserl. Majestät sich auf den Weg, um mit den Unsterblichen zusammen zu wohnen!" (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 3. September. 141stes Blatt.

Das Grabmal Theodor Körner's.

Dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin geweiht; dem Gründer der ehrenvollen Ruhestätte Körner's.

Hier ist die geweihte Stelle,
Eilt mit mir in's Heiligthum!
Und dort die gewölbte Zelle,
Diese Eiche, ihm zum Ruhm
Von des Schöpfers Hand gezogen.
Ruhe Leyer, Schwerdt und Bogen!
Singt dem Höchsten eure Lieder,
Ihm, der Alles so gefügt;
Gütig schauest du hernieder,
Wo der Freund und Bruder liegt.
Seht, die Liebe kommt von Oben,
Laßt uns Gott den Vater loben! —

Bei dir tönet seine Leyer
Die Bewohner Edens wach,
Bricht der Wolken finst'ren Schleier
Und erreicht des Aethers Dach;
Tönet durch die fernsten Lüfte,
Und durchstreift Planeten-Klüfte;
Hallt auch auf die Erde wieder,
Mit des Himmels Harmonie;
Denn du gabst ja seine Lieder
Jüngst noch ganz allein für sie.
Ruhe, Schwerdt, am Sarkophage,
Von der Leyer lebt die Sage! —

Ruhe sanft am treuen Busen,
Schwester, neben Bruders Gruft,
Bis das Chor der schönen Musen,
Euch zum neuen Leben ruft!
Süßer Hauch vom Auferstehen
Muß um dieses Grabmal wehen! —
Dem Verdienste seine Krone!
Schöner Spruch, der Weise ehrt.

Edle Fürsten auf dem Throne,
Euch ist dieses Glück bescheert:
Huldreich das Verdienst zu ehren,
Durch Belohnung zu vermehren!

Fürst, der solches Werk gegründet,
Dir gebührt der Leyer Klang!
Du hast fürstlich dich verkündet,
Schön bewährt den hohen Rang.
Hier an Körner's Ruhestätte,
Wenn ich seine Leyer hätte,
Müßte dir ein Loblied tönen,
Schöner als das Lied der Schlacht;
Denn du hast Germaniens Söhnen
Hier den Ehrenzoll gebracht. —
Körner war der Held der Lieder,
Jedem tönt sein Name wieder.

Jedem ist er werth und theuer,
Der das Vaterland geliebt,
Seiner Lieder edles Feuer
Hat zu großer That geübt.
Fürst, in diesem Grabgesange,
Aus der Saiten dumpfem Klange,
Tönt dir auf geweihter Erde
Treuer Dank für diese Gruft!
Und wenn einst zum neuen Werde
Dich des Schöpfers Rathschluß ruft;
Dann bring' Seraph dir zum Lohne
Für dies Werk — die Engelkrone!

W. Geßner.

Neapel im Jahr 1494 und 1495.

(Fortsetzung.)

Karl VIII. hatte den Gang der Unterhandlungen unter den Mauern Roms geleitet, und erst am letzten Tage des Jahres 1494 rückte er Abends bei Fackelschein

mit dem ganzen Heere ein, ließ sogleich alle wichtigen Posten besetzen und nahm am St. Markusplatz sein Hauptquartier. Alle diese kriegerischen Auftritte hatten den Papst so in Schrecken gesetzt, daß er, statt den König zu bewillkommnen, wie er vorher willens gewesen, in die feste Engelsburg eilte. Karl ließ die Burg sogleich auffordern, ihm die Thore zu öffnen, und, als dies nicht geschah, einige Batterieen dagegen auffahren. Der Papst und sein Sohn verloren hier allen Muth. Demüthig erklärte sich der Erstere bereit, mit ihm weiter zu unterhandeln. Karl schloß dem zu Folge ein Bündniß mit ihm ab, des Inhalts: daß nur auf die Sicherheit und Ruhe Italiens Rücksicht genommen würde. Zum Unterpfande räumte der Papst fünf seiner besten Städte ein und gab den eigenen Sohn als Geißel. Dasselbe geschah mit dem unglücklichen Izina, dem Bruder des türkischen Kaisers, der durch eine wunderbare Verkettung der Umstände lange der Gefangene des Papstes in der Engelsburg, für Rechnung Bajazeths, war. Der Unglückliche hatte jedoch, vor seiner Auslieferung an Karl, bereits — eben in Folge des Einverständnisses Sr. Heiligkeit mit dem türkischen Sultan! — eine gehörige Gabe Gift bekommen und hoffte umsonst, in Frankreich frohere Tage zu genießen. In der Mitte des Januars fand die erste freundschaftliche Zusammenkunft zwischen Karl und dem Papst statt. So viel Zeit war hingegangen, um Art und Weise zu bestimmen, wie die Zusammenkunft geschehen sollte. Es war nichts Geringes, dem Rechte des Siegers, dem Inhaber des kirchlichen Stuhles in keinem Punkte der Etikette zu nahe zu treten. — Nach vielen Debatten war ausgemacht worden: daß sich Beide im Garten des Vatikans wie von ungefähr treffen wollten. Der Papst würde auf der Gallerie aus der Engelsburg kommen und der König sich aus den Zimmern des Vatikans dahin begeben, sobald er Kunde hätte, daß Jener die Gallerie beschritten. So wie der Papst den Garten erreichte, näherte sich ihm der König und sank auf das Knie nach ächt römisch-katholischer Kirchen-Art: der Papst that aber nicht, als ob er ihn bemerkte. Als er ihm nun näher kam und der König anscheinend zum zweiten Mal das Knie beugen wollte, eilte der Papst, als sähe er ihn jetzt erst, auf ihn zu, nahm sein Käppchen ab, bot ihm den Arm, küßte ihn und setzte sein Käppchen nicht eher auf, bis der König sich bedeckte, wobei der Papst sich stellte, als wolle er ihm den Hut selbst aufnöthigen. Nach einigen unbedeutenden Worten führte er den König in sein Zimmer des Palastes. Hier war natürlich aus zu mitteln gewesen: wer setzt sich zuerst und wo setzt man sich hin? Auch das war weise ausgerechnet und beredet. Kaum waren sie zwei Augenblicke da, als der Papst in Ohnmacht zu fallen schien und von einigen herbei eilenden Cardinälen auf seinen Stuhl gesetzt wurde. Der König nahm sich indeß selbst einen Sessel und setzte sich an's Fenster. Unmittelbar nach dieser Farce wurde, auf Karls Verlangen, einer seiner Bischöfe zum Cardinal ernannt und das wichtige Werk war vorbei!

Zwei Tage darauf fand das große Consistorium statt, wo der König öffentlich eingeführt werden mußte. Hier hatte nun freilich der Verächtlichste, den die Menschheit jemals haben konnte, die, ihn gewiß mehr als Alles kitzelnde Ehre, vom Könige den Fuß- und Handkuß zu erhalten. Schade, daß sie etwas verbittert wurde. — „Mein König“, sprach der Kanzler Karls, „schwört dem heiligen Stuhl in eigener Person Treue. Doch in Frankreich ist es gewöhnlich, daß kein Vasall den Lehnseid leistet, ohne daß ihm von seinem Lehnsherrn eine Ehre und eine Gabe wird. So hofft denn auch mein König keine Fehlbitte zu thun, wenn er erstlich die Bestätigung der Freiheiten unserer Kirche und dann die Belehnung mit dem Königreich Neapel erbittet.“ — Ein solches Ansinnen überraschte den Papst nicht wenig. Die geringen Freiheiten der gallikanischen Kirche bestätigte er gern, aber die Belehnung? — hier galt es Kunst, aus zu weichen, um nicht den Sieger zu beleidigen. Ein Papst der Art weiß sich jedoch immer heraus zu wickeln, und, ohne es ab zu schlagen oder zu gewähren, schieden Beide aus der öffentlichen Zusammenkunft, wie aus der Privat-Unterredung, dem Schein nach als die besten Freunde. Der Papst zeigte so viel Vertrauen zum König, daß er die ganze Gewalt über Rom in des Letzteren Hände gab — der Sache nach hatte er sie freilich schon! — Zwei Galgen wurden nach alter Sitte errichtet, zu zeigen, daß Karl Herr über Tod und Leben der Römer sey.

Erst am 28sten Januar ging der König weiter, das große Schauspiel zu Ende zu bringen. Bis zum Einzug in Rom war der ganze Marsch mehr ein Triumph-Zug als ein Krieg gewesen; es kam darauf an, wie es nun enden würde. Aber wie in unsern Tagen gab es in Neapel selbst zwei Parteien. Die königliche Familie war verhaßt. So wie die Franzosen sich einer Stadt näherten, öffneten sich die Thore für sie als Befreier. Die furchtbaren Abruzzos-Schlünde verschlangen nicht einen Feind. Aquila steckte die französische Fahne auf und überall folgte man diesem Beispiel. Die französische Armee machte denselben Marsch, den die österreichischen Feldherren in diesem Jahre einschlugen. Die eine Colonne ging durch die Abruzzos, das Hauptheer gerade herunter über Veletri nach St. Germano. Der König Alphons dankte voller Angst ab und ernannte seinen Sohn Ferdinand zum Nachfolger — der mehr als er geliebt war — um sich nach Sicilien zu retten. Die festen Schlösser auf der Straße nach St. Germano wurden mit Sturm genommen. Alles beruhete auf einem

Treffen, das bei letzterem Ort statt finden mußte; denn hier hatte das ganze Heer der Neapolitaner festen Fuß gefaßt, um unter dem neuen jungen König dem Feinde die Spitze zu bieten. St. Germano, hinter dem Gariglianо-Fluß, war von Natur und Kunst gleich fest. Moräste und Berge ließen nur einen engen Pfad für das ganze französische Heer; ihn zu versperren war das nothwendigste. Ferdinand wollte hier gut machen, was er unter Roms Mauern verloren hatte; er schien entschlossen zu seyn, zu siegen oder zu sterben. Karl war auch nicht ohne Unruhe, denn schon sah er, wie man im Rücken, zu Rom, zu Mailand, nur auf seine Niederlage wartete, um ihn zu erdrücken. Der verrätherische Borgia war, ein treues Ebenbild des Vaters, heimlich entwichen, und so das einzige Unterpfand für des Papstes Treue dahin. — Aber die Feigheit der Neapolitaner machte seiner Besorgniß bald ein Ende. 2000 Mann zu Fuß und 300 Reiter, welche die Vorhut bildeten, waren hinreichend, den furchtbaren Paß zu stürmen und das ganze, über 10,000 Mann starke Heer der Neapolitaner zu zersprengen; St. Germano, mit seinen herrlichen Castellen, ergab sich im nächsten Augenblick, und der geschlagene König mußte mit den zerstreuten und muthlosen Söldlingen nach Capua flüchten.

Sollte er hier bleiben oder, für seine Person wenigstens, nach Neapel eilen? Eins schien so nöthig als das andere. Denn Capua war sehr fest und seiner Familie, wie er meinte, gänzlich ergeben; nur hier konnte der Feind noch aufgehalten werden. Dagegen befand sich seine ganze Familie in Neapel und die Gesinnung dieser Hauptstadt entschied über das Geschick dieser, über die Hülfsmittel zur Fortsetzung des Krieges. Dazu ließ ihm seine Gemahlin sagen: daß er so schnell als möglich in die Hauptstadt kommen möchte, wo eine große Gährung vorhanden sey und Alles die französischen Heere erwarte. — Bei solchen Umständen konnte der Bedrängte fast nichts Besseres thun, als dahin eilen, um den Sturm im Rücken zu beschwören. Er versprach Capua's Bürgern: am nächsten Tage zurück zu kehren, und übergab den Befehl über die Trümmer des Heeres dem erfahrensten Krieger, Trivulka. Er hatte sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt. Allein kaum war Ferdinand fort, so eilte der Treulose dem langsam heran ziehenden König Karl entgegen und bat ihn, nur zu sagen: wann er in die Feste ziehen wolle? — Solchen schönen Empfang hatte Karl nie geahnt. Er nahm den Verräther mit ungemeiner Freundlichkeit auf und gab sein Wort: er und Capua würden es nie bereuen, die Thore geöffnet zu haben. Trivulka erhielt einen bedeutenden Rang im französischen Heere — und Ferdinand kam bereits von Neapel zurück, als er auf dem Wege hörte, wie er hintergangen sey. Karl war schon eingezogen. So wagte es der Betrogene, nach Neapel zurück zu eilen und zu sehen, ob er hier die Bürger auf andere Gedanken bringen könne. Seine Worte lockten Thränen in ihre Augen; mehr aber konnte er nicht bewirken. Er mußte froh seyn, auf einer einzigen Galeere sich und seine Familie retten zu können, die nach Ischia absegelte; die übrigen Schiffe steckte er in Brand. Am 22sten Februar zog Karl als Sieger in das ihm **entgegen jauchzende** Neapel ein. Er selbst war erstaunt über sein Glück! Sein Zug über die Alpen, durch ganz Italien, war kein Krieg, nur eine Reihe von Festen, von Siegen, von Triumphen gewesen. Die Castelle von Neapel enthielten, was Ferdinand an Truppen und Kriegsbedarf übrig geblieben war; in acht Tagen aber hatten sie ebenfalls ihre Thore geöffnet und von allen Orten her trafen im Palast des Königs die Schlüssel der übrigen Städte ein, die sich um die Wette beeiferten, dem Eroberer ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen. Das einzige **Brundisi** machte eine Ausnahme. In **funfzehn Tagen** war das ganze Königreich erobert. Kein Banner hatte in offener Feldschlacht geweht, kaum ein Speer war im offenen Kampf zerbrochen worden und manche Veranstaltungen waren ganz umsonst gewesen. Karls Flotte, die mit vielen Kosten ausgerüstet war, wurde, nach dem kleinen Seetreffen auf Genua's Höhe, durch Sturm genöthigt, in Corsika ein zu laufen. Ehe sie sich ausbessern konnte, war Neapel schon erobert.

Bis zu diesem Augenblick hat jenes Ereigniß mit dem, was wir in unsern Tagen erlebten, eine auffallende Aehnlichkeit. Wir sehen, wie Karl viel mehr Zeit zur Vorbereitung, als zur Eroberung anwendete. Ein halbes Jahr verweilte er in Piemonts Hauptstadt und in der Feste Asti, um sich die Freundschaft und Willfährigkeit der ober-italienischen Staaten zu sichern. Nur langsam bewegte er sich vom Fuße der Alpen bis in die Hauptstadt der alten Welt; kaum aber war er da angekommen, so vertheilte sich das übrigens kleine, durch zurück gelassene Besatzungen geschwächte Heer über das Reich, das nicht den geringsten Widerstand entgegen setzte. (Der Schluß folgt.)

A n e k d o t e.

Ein vornehmer, sehr ökonomischer Herr versprach bekanntlich seinen Leuten, deren Hemden zerrissen waren: sogleich Flachs säen zu lassen, was auch wirklich alsbald geschehen. Dem ähnlich kaufte ein Pariser zärtlicher Ehegatte neulich seiner Frau, die ihn schon längst wegen eines neuen Shawls geplagt, sogleich eine der St. Ouen'schen versteigerten Cachemir-Ziegen für 300 Franken. „Siehst Du, mein Kind!" sagte er, „wenn das Thier leben bleibt und die Schur gut ausfällt, so hast Du im Jahr 1825 zu Deinem Geburtstag den herrlichsten Shawl!" Dt.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Das „Berner Avis-Blatt" vom 24sten Februar d. J. enthält folgende, wörtlich mitgetheilte menschenfreundliche Bekanntmachung von Seiten der Gemeinde Lötzelfine. „Wegen im Wurfe liegender Abstoßung (Vertreibung) eines hiesigen, die Gemeinde nicht wenig belästigenden, sehr armen Familien-Vaters nach Amerika; der Bürgerrechts-Ertheilung an zwei landsfremde Individuen; der Baufälligkeit des hiesigen Kirchthurms und anderer hochwichtiger Angelegenheiten halber, wird die Zusammenberufung hiesiger großen Hausvater-Gemeinde von Lötzelfine unumgänglich nöthig. Es werden daher alle und jede tellpflichtige Einwohner dieser Gemeinde, so wie auch alle in und außer derselben sich aufhaltende hiesige Gemeindebürger, bei ihrem Pflichtgefühl für Gemeindewohl, aufgefordert, auf Dienstag den 27sten dieses Monats, des Morgens um 8 Uhr, auf dem Gemeindehause im Dorf Lötzelfine sich einzufinden; ausbleibenden Falls die Schlüsse der Anwesenden als unwiderruflich angesehen werden müssen." Ob die „im Wurfe liegende Abstoßung" auch zum Gemeindewohl gehört? — Zu Freiburg in der Schweiz ward vor einiger Zeit ein wohlhabender Bürger enthauptet, der 5000 Franken aus der Waisen-Kasse gestohlen hatte. Er selbst verrieth sich auf sonderbare Art. Schon vor dem Diebstahl hatte er sich einen Paß nach Frankreich geben lassen, der ihm auch selbst nachher nicht verweigert worden wäre, da auf ihn gar kein Argwohn fiel. Mit dem gestohlenen und seinem eigenen Gelde, welches er größtentheils gegen Gold verwechselt und in einen großen Beutel gesteckt, geht er wirklich zum Thor hinaus und begegnet einem Bauer. Da ihm seine Last zu schwer wird, so ersucht er diesen, ihm den Beutel, worin er Knöpfe habe, eine Strecke weit zu tragen. Der Bauer fühlt gleich, daß keine Knöpfe in dem Sack sind, sondern Geld, und fordert ein Paar Landjäger auf, diesen Mann, der eines Diebstahls verdächtig sey, auf seine Gefahr zu verhaften. Dies geschieht, und das Gericht, welchem die angeblichen Knöpfe eingeliefert sind, verhängt die peinliche Untersuchung gegen den Verhafteten, der auch gleich sein Verbrechen eingestanden und jetzt mit seinem Kopfe dafür gebüßt hat. — Die Strafen sind in der Schweiz allerdings strenge, besonders in Fällen, wo von Verletzung sowohl des öffentlichen als des Privat-Eigenthums die Rede ist. Dies ist auch sehr gut; allein bei so strengen, mit Blut geschriebenen Gesetzen sollten die Regierungen mehr für den öffentlichen Unterricht sorgen, als leider geschieht. Wenn bloß die Furcht vor der Strafe, wenn nicht Grundsätze die Staatsbürger von Verbrechen zurück halten, so sieht es traurig um die Sittlichkeit aus. Mit dem Schul-Unterricht auf dem Lande kann es wohl nirgends schlimmer bestellt seyn, als in den katholischen Cantonen der Schweiz. Ein Land-Schulmeister, selbst wenn er Frau und Kinder und kein Handwerk hat, bekömmt selten mehr, als jährlich 50 Gulden schwer Geld (kaum sechs Louisd'or). Davon muß er sich und die Seinigen kleiden, beköstigen, Feuerung, Licht und Alles erschwingen, was er bedarf. Dagegen haben die katholischen Geistlichen in der Schweiz fast überall sehr große Einnahmen; 1500 Gulden ist das Geringste, was ein Vikar als Jahrgehalt bezieht, und wofür er eigentlich zum Wohl der Menschheit nichts thut, während der arme Schulmeister die sittliche und geistige Bildung der Jugend allein besorgt. Der Pfaffen weniger, und bessere Schulen, dann könnten die Schweizer glücklich seyn. Eine rühmliche Ausnahme machen jedoch die protestantischen und gemischten Cantone, die den Schul-Unterricht sowohl in den Städten als auf dem Lande möglichst zu verbessern und zu befördern streben. Unter den höheren Schul-Anstalten der deutschen Schweiz zeichnen sich jetzt besonders diejenigen zu Zürich und Winterthur, und die Cantons-Schulen zu Chur in Graubündten und zu Aarau, im Canton Aargau, aus; und die französischen Cantone Waadt und Genf gehören, in Rücksicht ihrer höheren und niederen Lehr-Anstalten, gewiß zu den musterhaftesten Ländern Europa's. Im Bernischen wird dagegen von Seiten der Regierung sehr wenig für das Schulwesen gesorgt; allein desto mehr geschieht von den wohlhabenden Einwohnern. In den Cantonen Thurgau, St. Gallen und übrigen protestantischen und paritätischen Freistaaten, mit Ausschluß von Basel — dessen Regierung gleichfalls auf das Rühmlichste bemüht ist, durch Verbesserung der Stadt- und Land-Schulen auf die sittliche und geistige Ausbildung der Einwohner zu wirken — wird leider das Schulwesen auch sehr vernachlässigt. In den katholischen Cantonen ist die Leitung des öffentlichen Unterrichts fast ganz den Geistlichen überlassen, und in Freiburg, Tessin und Wallis haben sich, Gott sey es geklagt, die Jesuiten aller öffentlichen höheren Schul-Anstalten bemächtigt. Wie kann eine Regierung einen Staatsbürger wegen eines Verbrechens streng bestrafen wollen, wenn sie nicht durch öffentlichen Unterricht dafür sorgt, daß ihre Untergebenen gehörige Kenntniß von der Würde, den Rechten und den Pflichten des Menschen erhalten? Sehr reiche Quellen zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts böte die Einziehung oder Säkularisation der geistlichen Stifter dar, unter denen sehr viele, z. B. Engelberg, Einsiedeln, Muri, Wettingen, Pfeffers, St. Urban u. a. fürstliche Reichthümer besitzen; wie denn auch wirklich die Aebte und Pröbste sich zum Theil den Fürsten-Titel beilegen. E.

Dresden. Die Zahl der Struveschen Bade-Gäste nimmt täglich zu und ist bereits bis ohngefähr auf 450 gestiegen und die Heilkraft der bereiteten Mineral-Wasser bewährt sich täglich. Mit Unrecht vergleicht man die hier statt findende Zubereitung des Mineral-Wassers mit dem gemeinhin dazu angewendeten Prozesse; die Haupt-Schwierigkeit, welche in der schwer zu bewirkenden Vereinigung des Gases mit dem Wasser besteht, ist hier auf die glücklichste Weise gelöset, und dies ist einer der charakteristischen Vorzüge, ja der Hauptvorzug der Struveschen Brunnen-Anstalt. Vermöge eines, nach dieses Chemikers Angabe von dem hier angestellten ausgezeichneten Mechaniker, Hrn. Blochmann, angelegten Druckwerkes nämlich, wird jene innige Vereinigung der Luft- und Wasser-Flüssigkeit hervor gebracht, welche der in den geheimen Werkstätten der Natur statt findenden so ungemein nahe kömmt. Dank dem, der das verborgene Schaffen der Urmutter auf dem Wege der Wissenschaft erlauscht hat, und zum allgemeinen Besten nachahmt. — Ueberall entstehen neue Systeme und kommen zur Anwendung: auch in Dresden soll ein solches, und zwar als seltener Fall, auf offiziellem Wege eingeführt werden, nämlich ein neues Pflaster-System. Das Dresdener Pflaster, bisher eine reiche Erwerbs-Quelle für die Wund-Aerzte des Ortes, soll allmählig mit größeren, viereckigen und mithin besser zusammen zu fügenden Steinen, nach einer verbesserten Methode, auf Anordnung des hiesigen Stadt-Rathes, geändert werden. Der günstige Einfluß dieser Verbesserung muß nothwendig bald dadurch sichtbar werden, daß der, durch das Niederblicken zum Aufsuchen gangbarer Stellen aus Gewohnheit gebeugte Nacken der Dresdener Einwohner, nach und nach, bei den jüngeren Generationen wenigstens, wiederum aufrecht stehen wird. Aus Dank für diese Wohlthat sollte billig, zum ewigen Andenken, irgend ein großer öffentlicher Platz mit einer, aus den alten Pflaster-Steinen — jenen Tortur-Werkzeugen mancher Generation — zu errichtenden Pyramide verziert werden. E.

Am 5ten August erschlug der Blitz zu Lövry, bei Rheinau, zwei Pferde vor dem Wagen. Man öffnete sie, und fand — beider Magen innerlich verbrannt! Der Blitz mußte also durch den Schlund gegangen seyn. (Gaz. d. Fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 16. und Blatt der Ankündigungen Nr. XVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 5. September. 142stes Blatt.

Glückliche Entscheidung.
(Nach dem Neugriechischen.)

Wollen der Schönen zwei
Ewig mich an sich zieh'n?
Welcher bin ich nun treu,
Welche nun werd' ich flieh'n?

Feueraug' ist Sulein,
Inniger Flammen voll —
Die mag für'n Winter seyn,
Daß sie mich wärmen soll.

Kühl wie der Lufthauch ist
Hate, in spröder Zier;
Sommer, da heiß du bist,
Huldg' ich im Sommer Ihr.

Wie in der Schönheit seyd,
Mädchen, nun gleich an Huld;
Dann bin durch Seligkeit
Stets ich in Eurer Schuld. Bertram.

Neapel im Jahr 1494 und 1495.
(Schluß.)

Von dem Augenblicke, wo Karl VIII. Sieger ohne Kampf gewesen war, fängt jedoch das Gemälde an, sich anders zu gestalten. Der kühne, kriegslustige König hatte zu wenig Widerstand gefunden, um noch Feinde zu fürchten. Seine Schmeichler ließen ihn wähnen, die Furcht vor seinem Arm wie vor seinem Geiste scheuche Alles zurück. So überließ er sich dem Genuß, den Neapels herrlicher Himmel gewährt, und achtete es nicht, daß auf gleiche Weise sein Heer entkräftet wurde. Dies zu üben, den eroberten Staat durch Wachsamkeit zu behaupten, zu sehen, was im Rücken geschehen könne, kümmerte weder den König noch die Führer unter ihm. Die gefundenen Vorräthe wurden verschwendet; der Soldat schwelgte und quälte durch Uebermuth; die Feldherren suchten sich zu bereichern; die Klagen der Bedrängten wurden verlacht, und bald ward die Vorliebe für die Eroberer zum grimmigen Haß. Große nachrückende Verstärkungen vermögen es allein, einen solchen Haß, bis auf einen gewissen Grad, durch die Furcht zu beschwichtigen: allein diese Verstärkungen konnte Karl nicht erwarten. — Zwar zog ihm bereits der Herzog von Orleans mit tapfern Kriegern zu, die gern auch an wohlfeilen Lorbeern Antheil nehmen wollten. Aber ehe sie über die Alpen herab stiegen, hatte sich die Lage Karls überhaupt sehr geändert. Ludwig Sforza von Mailand, der Urheber des ganzen Krieges, hatte gehofft, Frankreich und Neapel würden sich im langen hartnäckigen Kampfe schwächen; sein Herzogthum war dann der sicherste Lohn des Giftmischers. Dieser leichte Sieg ließ ihn mit Recht fürchten, von Karl nun als demüthiger Vasall behandelt, vielleicht gar vertrieben zu werden, wie die Familie der Medicis, über deren Fall er von jeher gespottet hatte. Das mißtrauische, auf sein Ansehen eifersüchtige Venedig konnte nicht umhin, Frankreichs König gleichfalls zu fürchten. Daß der schurkische Papst Alexander und sein Sohn auf Karls Glück ergrimmt waren, bedarf keiner Bemerkung. Alle Drei schlossen daher im Stillen ein Bündniß gegen Karl VIII., das, der öffentlichen Bekanntmachung nach,

nichts zum Ziele hatte, „als gemeinsame Wohlfahrt, Italiens im Ganzen und in seinen einzelnen Provinzen, weshalb daher auf billige Bedingungen selbst Karl VIII., gleich jedem andern Fürsten, beizutreten eingeladen wurde.“ Denn in der That hatten sich bereits der deutsche Kaiser Maximilian und Spaniens König, Ferdinand, angeschlossen, den Karls Glück hatte vergessen lassen, was er vor dem Abmarsch desselben versprochen hatte. Im Stillen waren aber Venedig, Ludwig und der Pabst einig, daß jedes von ihnen die Franzosen angreifen sollte. Zu Venedig wurde das ganze Geschäft betrieben. Der französische Gesandte erfuhr, ob er schon täglich in den St. Markuspallast kam, nicht eher etwas, bis das zur Kunde kam, was öffentlich gesagt werden konnte. Der König vernahm zu seinem Schreck, wie zum größten Verdruß über den ungeschickten Botschafter, daß man ihm ansinne, Italien zu räumen; denn weitern Zweck konnte das Bündniß nicht haben, wie auch die Worte, die es bezeichneten, seyn mochten. Die Lage war zu gefährlich, um nicht an die Rückkehr zu denken. In der Mitte des Mai, also nur etwa nach 10 Wochen der Einnahme, hielt Karl einen feierlichen Einzug in Neapel, mit der Krone auf dem Haupte, dem Reichsapfel und dem Scepter in der Hand, unter einem Baldachin, den die Ersten des Reichs trugen. So zog er nach der Kathedrale, begrüßt als König von Allen, die — dafür bezahlt waren und ließ sich den Eid der Treue ablegen. Unmittelbar nach dieser Ceremonie brach aber das Heer auf, den Weg nach Frankreich einzuschlagen; nur 4000 Mann blieben als Besatzung zurück. Der Herzog von Montpensier, der den Titel als Vice-König erhielt, bekam den Befehl über dieses geringe Häuflein. Der König eilte in schnellen Märschen über Rom, wo diesmal von einer Zusammenkunft mit dem Papste nicht die Rede war; denn dieser verreiste. Karl hätte nun ohne Schwierigkeit noch die savoyischen Alpen gewinnen können, denn in Navarra stand bereits der Herzog von Orleans. Aber Karl hatte sich von seinem Schreck erholt, und er verlor volle funfzehn Tage in Siena, um unbedeutende Gegenstände abzumachen: Florenz zu besetzen, Genua zu überraschen, ohne daß Eines Nutzen schaffte und das Andere geglückt wäre. — Die Folge jener unnützen Zeitverschwendung war, daß auf dem Wege nach Fornuovo, im Herzogthum Parma, 35000 Feinde dem kleinen Heer des Königs, das nur 7000 Mann stark war, den Weg verlegten. Mit ungeheurer Anstrengung war das Geschütz bereits von den Schweizern über einige Berge gebracht worden. Zwei Versuche mit den Feinden zu unterhandeln verunglückten; Alles kam darauf an, was die Tapferkeit bewürken könne. Der König selbst wußte sich so heiter und so froh zu benehmen, daß keiner im kleinen Heer den Muth verlor. Alle riefen ihm bei der Musterung entgegen: sie wollten mit ihm siegen oder sterben und sie hielten Wort. Der König theilte das Ganze in drei Theile. Die besten Krieger wurden in die Vorhut gestellt, denn sie mußten den härtesten Stand haben. Das ganze Gepäck zog links dem Heere, weil der reißende Toro diese Straße deckte. So rückte man dem großen Heere der Verbündeten entgegen. Kaum eine Viertelstunde stand es noch entfernt, in großen Linien aufgestellt; ein Bach, eine Wiese trennte es von den Franzosen; die große Straße nach Parma lief mitten hindurch. Noch kam ein Trompeter von feindlicher Seite, um, wie es schien, ein Anerbieten zu machen, allein, als er eben in die Linie reiten wollte, donnerte rechts und links das feindliche Geschütz. Die Mailänder und die venetianischen Feldherren waren mit einander überein gekommen, nur ihrer Uebermacht zu vertrauen, die Franzosen jedoch auf Alles gefaßt. Ihre Kanonen feuerten so lebhaft, daß die Batterie der Venetianer in kurzer Zeit zusammengeschossen war und in wenigen Minuten ward der Kampf allgemein. Die große Menge Krieger, welche den feindlichen Führern zu Gebote standen, erlaubte diesen, die Franzosen gänzlich zu überflügeln; allein die französischen Gensdarmen warfen Alles zurück und Karl trieb an ihrer Spitze den Feind so weit, daß er selbst umringt wurde und gefangen worden wäre, hätte ihn nicht sein gutes Pferd und seine kleine Zahl Bogenschützen gerettet, die der tapfere de la Tremouille herbeiführte. — Die Uebermacht würde am Ende aber doch den Sieg errungen haben, wenn nicht auch das Glück gelächelt hätte. Die leichten albanesischen Reiter, welche im Dienste der Venetianer waren, hatten über den Toro setzen und hier den Franzosen in die Flanke fallen sollen. Sie thaten das eine, aber nicht das andere. Das französische Gepäck reizte ihre Raubsucht. Die ganze Bedeckung desselben war mit in's Treffen gezogen, und die Albanesen eilten, mit Wagen und Maulthieren in Sicherheit zu kommen. Ihre Kameraden auf dem andern Flügel sahen es; sie wollten ihren Antheil von der reichen Beute haben und verließen ihre Stellung. Die Unordnung war dadurch allgemein und der Marschall de Gie wußte davon den besten Vortheil zu ziehn. Seine tapfere Vorhut drang unaufhaltsam mitten durch die zersprengten Haufen der Feinde, die von den Gensdarmen in großer Menge niedergeritten wurden. Viele ertranken in dem Toro; 3500 deckten das Schlachtfeld. Der ganze Kampf hatte nur eine Stunde gedauert und der Weg nach Turin war frei. Mit den Truppen, welche der Herzog von Orleans in Navarra aufgestellt hatte, um dem König den wichtigsten Paß offen zu erhalten, und mit 16000 Schweizern, welche fast in demselben Augenblick ein-

trafen, wo er in Turin ankam, hätte er den Krieg nun auf eine glänzendere Weise eröffnen können, allein die Schweizer waren sehr unzuverläßige Truppen. Ohne pünktliche Zahlung thaten sie nichts, sie gingen wohl gar unmittelbar zum Feinde über, wenn er mehr Geld bot. Man fürchtete sie daher, in solcher Menge, unter diesen Umständen und bei dem Mangel an Gelde mehr, als den Feind selbst. *) Karl war daher froh, den Weg so weit zurück gelegt zu haben und schloß mit Ludwig Sforza den Vergleich ab, eine gewisse Zahl Truppen nach Neapel auf einer dazu bezeichneten Straße senden zu dürfen, für die Kriegskosten aber 13000 Kronen zu zahlen. Zufrieden, so viel Früchte erhalten zu haben, reiste er augenblicklich nach Lyon ab und ward das Opfer eines frühen Todes; Neapel selbst war verloren, ehe er in Lyon ankam. Der König von Neapel erfuhr kaum, wie Karl, im Rücken bedroht, fortgeeilt sey, als er von Sicilien Alles, was Waffen tragen konnte, in Reggio landete. Die kleinen französischen Besatzungen in Calabrien sammelten sich geschwind und gingen ihm entgegen. Er mußte vor ihnen weichen. Aber er stieg bald da, bald dort an der Küste aus und überall fand er seine Neapolitaner mit Haß gegen die Franzosen erfüllt; und ein Vorschlag, das Glück in Neapel selbst zu versuchen, entsprach den ihm gemachten Versprechungen so wohl, daß der Herzog von Montpensier, der als Vice-König zurückgeblieben war, sich mit Mühe in die Kastelle flüchtete, hier aber, mit Mangel aller Art kämpfend, seinen Untergang vor Augen sah. Im August mußte er sich ergeben, und ward nun durch dieselben Straßen als Gefangener herum geführt, die er als Vice-König durchritten hatte. Was sonst noch in den neapolitanischen Städten und Festen von französischen Truppen lag, hatte kein besseres Geschick; Seuchen und kleine Gefechte rieben Alles auf. Nur einige Trümmer kamen durch Capitulation ins Vaterland und es blieb den Franzosen von dieser großen und schnellen Eroberung nichts, als eine häßliche Krankheit, die man schicklicher Weise nicht nennen darf. Die Spanier hatten sie in Florida empfangen und nach Neapel gebracht, wo die Weiber dieses Landes sie den Franzosen mittheilten. — So endete ein Feldzug der für jene Zeit an das Wunderbare gränzte; denn damals war man noch nicht gewohnt, so schnell von Paris nach dem entferntesten Punkte zu kommen, wie wir es unter Napoleon gesehn haben. Eckber.

*) In der That fiel im Kriege, den Ludwig XII. mit dem Herzog von Mailand führte, der letztere in die Hände der Franzosen, weil ihn die Schweizer verriethen.

Denkwürdiges.

Die Cardinäle haben, theils durch unvollkommene Gesetze, theils durch Mißbrauch, die Macht, durch ihre Fürbitte in Rom Verbrecher von der verdienten Strafe zu befreien. Einst machte man dem Cardinal Albani die Vorstellung, daß er keinen Spitzbuben in Schutz nehmen möchte. „Wen soll ich denn schützen?" antwortete der — allzu — gutmüthige Mann; „ehrliche Leute bedürfen meines Schutzes nicht!"

Einem römischen Prälaten wurden eines Tages fünf Verbrecher vorgestellt, welche er, als Präsident des Criminal-Gerichts, zu sehr harten Strafen verurtheilte. Vier davon wußten sich aber so bedeutende Fürsprecher zu verschaffen, daß er sie ungestraft entlassen mußte. „Du hast also gar keinen Beschützer?" sagte er zu dem Fünften. Mit Zittern verneinte dieser die Frage. „Nun" — erwiederte der Richter — „so will ich selbst es seyn. Gehe hin und werde ein braver Kerl! Aber nun hütet Euch Alle, daß Ihr nicht noch einmal in meine Hände fallet; denn da ich Euch nun kenne, so verlaßt Euch darauf, daß Ihr gehängt seyd, ehe Euch ein hoher Gönner der Spitzbuben seine Gnade erweiset!"

Im Durchschnitt verhält sich die Zahl der Gebornen zu der Zahl der Gestorbenen wie 59 zu 52. Die Zahl der Einwohner jedes Landes findet man, wenn man die Zahl der in einem Jahre Gebornen mit 26 und die der Gestorbenen mit 29½ multiplizirt, beide Produkte addirt, und diese Summe mit 2 dividirt.

Der erste öffentliche Lehrer der Chemie in Europa war Professor Hartmann zu Marburg, bei welchem der berühmte dänische Arzt, Olof Worm, im Jahre 1611 diese Wissenschaft studirte. Sterwil.

Mohamedanische Sentenzen.

Daß die Lehren der Türken besser sind, als ihre Thaten, davon mögen folgende ihrer Sentenzen ein Zeugniß seyn:

Der wahre Weise ist der, welcher von Jedermann etwas erlernet.

Ein unterrichteter Mann ist dem feinen Golde gleich, welches überall gilt.

Wer seinen Sohn kein Gewerbe lernen läßt, thut nichts anderes, als daß er ihm Spitzbüberei lehrt.

Mag das Lächeln des Monarchen dich nicht berauschen; sein Mund läßt den Zahn des Löwen durchschauen.

Wir befinden uns auf der Stelle derer, die uns voran gegangen sind, und derjenigen, die auf uns folgen werden: wer möchte sich zwischen einem zweifachen Nichts feststellen wollen?

Zwei Derwische schlafen wohl auf einer Strohmatte; allein zwei Könige sind nicht im Stande, auf dem vierten Theil des Erdbodens ruhig neben einander zu leben.

Wehe denen, welche die Gesetze vervielfältigen! Netze werden auf sie regnen. Lg.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Ueber Nord-Amerika. Ein doppelt schätzbares Werk, sowohl in statistischer als in geschichtlicher Rücksicht ist aus der Feder des thätigen Geschäftsmannes Dr. Luis de Onis (jetzigem spanischen Bothschafter in Neapel und früher mit den Verhandlungen über die Abtretung der Floriden beauftragten Gesandten in den nordamerikanischen Staaten) in Madrid unter dem Titel: „Memoria sobre las negociaciones entre Espanna y los Estados-Unidos de America“ erschienen. — Ob es nun gleich zu weit führen würde, hier einen Auszug der Schrift selbst zu geben, so kann sich Referent dennoch nicht enthalten, einzelne interessante Punkte rhapsodisch aus zu heben. So wird in dem Kapitel von der Agrikultur, den Fabriken, dem Gewerbfleiße und dem Handel der Vereinigten Staaten folgender Erfindungen, unter andern, Erwähnung gethan: „Der Mechanist Fulton, Erfinder der Dampfboote, ist es gleichfalls von einer anderen Maschine, die er Frankreich und England, und da sie von diesen Mächten nicht angenommen worden ist, den nordamerikanischen Staaten schlüßlich angeboten hat, welche auch davon Gebrauch gemacht zu haben scheinen. Er gab ihr den Namen „Torpedo“, ob sie gleich nicht die Wirkung hervorbringt, die man diesem Fische zuschreibt, sondern vielmehr die einer künstlichen Mine. Das Torpedo ist ein kupferner Kasten, der mit Pulver gefüllt und geladen wird und eine innere Feder hat, um das Pulver nach Belieben zu zünden. Wird diese Maschine mit Kork oder einer anderen leichten Masse überdeckt, so schwimmt sie unter dem Wasser und kann mittelst eines Hakens, an die Seiten eines Fahrzeuges angebracht, unter dem Kegel desselben befestigt werden, worauf der Kasten entzündet wird, und das Fahrzeug auf dieselbe Weise aufsliegt, wie Festungswerke bei der Würkung einer unterirdischen Mine.“ — „Die andere Erfindung ähnlicher Art ist die der sogenannten Höllen-Maschine, welche durch einen Waffenschmidt in Philadelphia verfertigt worden ist. Sie besteht aus sieben Flintenläuften, welche durch einen Untertheil, gleich gewöhnlichen Flinten, vereint sind, der jedoch zu dem Umfange der sieben Läufte im Verhältnisse steht. Jeder derselben wird mit 30 Kugeln geladen, welche alle unter sich verbunden sind; so daß bei dem Abfeuern ein ununterbrochener Kugelregen von 210 Kugeln entsteht, die um so würksamer sind, da sie alle von einem bestimmten Zielpunkte aus gerichtet werden können. Mit Recht nennt man dieses Schießgewehr die Höllenmaschine, indem man damit auch den stärksten Angriff abzuhalten vermag. Die Amerikaner haben in ihren Seekriegen den vortheilhaftesten Gebrauch davon gemacht, und man schreibt dieser Maschine ganz vorzüglich den Sieg in der berühmten Schlacht am See Erie zu, wo das ganze englische Geschwader, in Folge der durch jenes Instrument auf einem englischen Fahrzeuge (welches das Schiff des amerikanischen Commodors zu entern suchte) verbreiteten Niederlage und Unordnung, genommen wurde. Die amerikanischen Kriegsfahrzeuge sind gewöhnlich mit sechs dieser Maschinen versehen, welche darauf so angebracht werden, daß damit die Verdecke der feindlichen Fahrzeuge bestrichen werden können, um insbesondere ihre Offiziere zu tödten. Neuerlich ist auch die Maschine in der Armee einzuführen befohlen worden, indem jedes Bataillon zwei davon bei sich zu führen hat. Für den Landdienst kann nichts geeigneter seyn, einen Kavallerie- oder einen andern Angriff mit gefälltem Bayonette ab zu halten, als diese Maschinen, die leicht auf Saumthieren fort zu bringen sind und mittelst einer in die Erde einzuschlagenden Gabel Ziel und Richtpunkt erhalten können. Eben so sind sie auch von außerordentlichem Nutzen in den Festungen, bei Vertheidigung einer Bresche gegen irgend einen Angriff.“ — Was den Feldbau und den Gewerbfleiß in den nordamerikanischen Staaten betrifft, so ist das Resultat des vom Verf. darüber Gesagten Folgendes: Beide sind allerdings noch im Werden, die Manufakturen jedoch theilweis schon auf einem hohen Punkte der Vollkommenheit. Die Freiheit des Besitzes und die Abgabenfreiheit in allen Provinzen sind die sicherste Gewährleistung, daß Handel und Gewerbfleiß immer steigen werden; der herrschende übergroße Luxus schadet dagegen der dauernden individuellen Wohlhabenheit und dem National-Reichthum, so lange noch die Befriedigung desselben vom Auslande in großem Theile herbei gezogen werden muß. — Von der Kriegesmacht wird gesagt: jeder Bürger ist vom 18ten bis in das 40ste Jahr Milizpflichtig; im Jahre 1816 betrug die ganze Zahl der Milizen 748,566 Mann. Der stete Armee-Stamm beträgt in Friedenszeiten 10,000 Mann zu Fuß und zu Pferd, Artillerie und Geniekorps, die in Kriegszeiten durch Freiwillige aus den Milizen vermehrt werden. — Die Seemacht besteht aus 64 Fahrzeugen, worunter 4 Kriegesschiffe, welche 96 bis 102 Kanonen führen. — Die Haupt-Einnahmen der Regierung werden gewonnen durch die von eingehenden fremden Waaren zu entrichtenden Zoll- und Tonnen-Gelder, und durch den Verkauf der ausgedehnten unangebauten Ländereien, wozu dann noch geringere Einkunftszweige kommen, wie z. B. Abgabe von jedem Patente für neue Erfindungen, u. s. w. Die Zoll-Einnahmen schätzt der Verf. gegenwärtig auf 10 bis 12 Millionen Piaster. Der einträgliche Länderei-Verkauf giebt der Regierung eine Lüsternheit nach solchem Besitz, die sie bisher (nach der Meinung jenes Spaniers!) nicht immer auf die rechtlichste Weise, vielmehr auf Kosten ihrer europäischen oder uncultivirten indischen Nachbarn befriedigt hat. — Die Staatsschuld betrug am 1sten Jan. 1818: 116,490,582 Piaster, zu deren Tilgung die Einnahme vom Verkauf der öffentlichen Ländereien angewiesen ist, welche in wenigen Jahren dazu hinreichend seyn dürfte. — Das Haupthinderniß, welches die nordamerikanischen Staaten vielleicht nie zu der kolossalen Größe, die sie bezwecken, gelangen lassen wird, findet der Verf. im Mangel des National-Charakters der Nation, die aus so mannichfaltigen Elementen zusammengesetzt ist. — Der Hauptplan ihrer Politik, wonach sich alle ihre Verhältnisse zu den verschiedenen Nationen bilden, ist, nach seiner Meinung, alle auf dem amerikanischen Kontinente errichteten Kolonieen an sich zu ziehen. Mit allem Rechte wird aber über die von den Vereinigten Staaten in Baltimore organisirten Seeräubereien geklagt, wodurch diese den fremden indischen Handel zu ihrem eigenen Nutzen benachtheiligen. M.

Als unlängst zwei berüchtigte Boxer Londons einen Kampf geliefert hatten, und beim fünften Anlauf einer derselben, aus Nase und Mund blutend, hinstürzte, berichteten dasige öffentliche Blätter die Sache wie folgt: „Der Claret (Burgunder-Wein) floß in rothen Strömen durch Mund und Nase, und seine Augen waren auf das lustigste von der Welt harlequinirt!! (Gaz. d. Fr.)

Unlängst fand ein Landmann des Departements Ober-Marne bei dem Aufreißen des Steinpflasters seines Pferdestalles einen Schatz von einem ziemlichen Sümmchen Silbergeld von Carl IX, Heinrich III, und Ludwig XIII. Das Geld war in ein Stück Leinenzeug eingeschlagen und in einen Topf gethan. Der Topf zerfiel bei dem Herausnehmen in Staub, aber das Stück Leinen war so weiß und fest, als wär' es erst eben hinein gethan! (Courier fr.)

Im Departement Maine und Loire hatten zwei Landleute, auf Anrathen eines Dritten, einen ihrer Nachbaren lebendig zu braten angefangen, weil sie ihn für einen Herenmeister hielten, welcher der Familie des Einen Krankheiten angezaubert und seine Kühe behert hatte, so daß ihre Milch keine Butter geben wollte. Zuletzt erweichte des Halbgebratenen Flehen ihr Mitleid und sie ließen von ihrer Marter ab. Vor Gericht versichert aber der Hauptthäter noch ganz ernsthaft: daß seit jenem Exekutionstage seine Kühe wieder die beste Buttermilch gaben!! (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 7. September. 143stes Blatt.

London und Paris, oder die Schiffstadt und die Schlammstadt.

1. Vorzeit.

Wenn es überall belehrend ist, auf den geschichtlichen Ursprung einer Sache zurück zu gehen; mit Link die Schichten der Erde, die Pflanzen und Thiere einer fernen Urwelt zu betrachten und daraus Aufschlüsse über manche Räthsel der Gegenwart zu gewinnen; mit Jakob Grimm in den Schacht der Sprache zu steigen und die frühesten Laute unsers Volkes zu belauschen: so ist es besonders erfreulich, auf die Uranfänge eines Volkes oder einer bedeutenden Erdgegend zurück zu blicken. Das Heitere einer Kinderwelt spricht uns an aus den grauen Denkmalen der Vorwelt.

London mag wohl ein Alter von 2000 Jahren haben. Julius Cäsar, der erste römische Eroberer Brittanniens, erwähnt zwar dieser Stadt noch nicht, da er seinen Hauptzug mehr westlich von London ins Innere richtete: aber unter Nero wird Londinium schon als eine blühende Handelsstadt angeführt. Als nämlich in dem großen Befreiungs-Kriege der Brittannen, unter Anführung der heldenmüthigen Königin Bundwika — die auf eine empörende Weise von den Römern behandelt, sie selbst gegeißelt und ihre zwei Töchter geschändet worden waren — der römische Statthalter Paullinus Suetonius bis an die südliche Küste sich zurück ziehen mußte, wurde in Londinium Alles, was aus Altersschwäche oder sonstigem Unvermögen von Römern und Römerfreunden zurück geblieben war, ermordet; wie der Römer Tacitus anführt, auf 70,000, nach dem Griechen Dion sogar 80,000 Menschen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der ersterwähnte Geschichtschreiber: Londinium sey durch die Menge der Kaufleute und der Zufuhr sehr berühmt gewesen. Ob nun dieses Londinium auf dem nördlichen Ufer der Themse, und zwar, wie Einige meinen, in der jetzigen City, oder wie Andere annehmen, auf dem südlichen Flußufer in Southwark gelegen habe, möchte schwer aus zu mitteln seyn. So viel ist aber doch gewiß, daß dieses alte Londin schon vor 1800 Jahren eine berühmte Handelstadt war, und nicht unwahrscheinlich ist die Ableitung von dem wälischen Llong, Schiff, und Dinas, Stadt, so daß es Schiffstadt bedeuten würde, was es auch seiner Erdstellung nach im ausgezeichneten Maße seyn muß.

Paris dagegen ist ursprünglich nicht der Name der Stadt, sondern der dort einst wohnenden Völkerschaft, der Parisier, deren Hauptstadt Lutetia hieß. Auch diese Stadt hat wohl ein Alter von zwei Jahrtausenden. Schon zu Cäsars Zeit war sie eine zwar kleine, aber wichtige Stadt, da sie einen Hauptübergangspunkt über die Seine, unmittelbar unterhalb des Einflusses der Marne, bildet. Cäsar schrieb hier eine Volksversammlung der Gallier aus, und ließ in ihrer Nähe Schiffe zum Zuge nach Brittannien bauen. Julianus hatte hier seinen gewöhnlichen Winter-Aufenthalt und wurde hier von seinem Heere zum Kaiser ausgerufen. Damals war die Stadt bloß auf die Insel in der Seine, die jetzige Cité, beschränkt, und erst unter

den fränkischen Königen erhielt sie eine größere Ausdehnung an beiden Seiten des Flusses und den Namen Parisii, statt des alten Lutetia. Ist der letzte Name nicht etwa keltischen, sondern römischen Ursprungs, so ist die angenommene Ableitung von Lutum, Schlamm, nicht unwahrscheinlich, da die Lage auf einem Flußwerder wohl Ueberschwemmungen und Versumpfungen veranlassen konnte.

2. Gesammt-Eindruck.

Die Schiffstadt und die Schlammstadt — das ist auch wirklich der Haupteindruck, den beide Städte hervor bringen. Obgleich London neun deutsche Meilen vom Meere entfernt liegt, so gehen doch die größten Seeschiffe mit der Fluth stromaufwärts bis an die London-Brücke, und bieten den Anblick einer unermeßlichen Seestadt dar. Ein dichter Wald von Masten erfüllt die östliche Hälfte der Riesenstadt, sowohl auf der breiten Themse (man spricht Temse ohne das lispelnde Th, da der Name von Tame herkommt, wie der Fluß vor dem Einflusse der Isis heißt, so daß Tamesis aus Tame-Isis entstanden zu seyn scheint), als in den zahlreichen Becken oder Docks auf dem nördlichen und südlichen Ufer; ja, auch oberhalb der London-Brücke ist der Fluß, der sich in einem nach Süden geöffneten Bogen durch die Stadt krümmt, immer mit Kohlenschiffen, Gondeln und Nachen bedeckt. Auch die breiten reinlichen Straßen, mit dem unendlichen Gewimmel vor einander vorbei wogender schiffähnlicher Fuhrwerke, bespannt mit Pferde-Colossen, welche man mit den Seerossen Neptuns vergleichen könnte, setzen diesen Eindruck einer See- und Schiffstadt fort. Ja selbst die Häuser von Backsteinen, ohne Bewurf erbaut und durch den feinen Steinkohlendampf einen dunkelbraunen Anflug habend, erinnern an die getheerten Häuser der salzigen Meerfluth, und das Heer von thönernen Schornstein-Röhren auf den platten Dächern ist den Rauchröhren auf den Verdecken der Dampfschiffe zu vergleichen. Endlich die ganze Lage der Stadt mit der langen Seite am Flusse, mit der schmaleren in die Landschaft verschwimmend; die Häuser dicht ans Wasser gedrängt, nirgends eine Ufer-Straße oder Kai (denn der sogenannte Strand ist nach der Wasserseite zu nicht frei, sondern mit Häusern bebaut), dagegen vom Strome, als dem Mittelpunkte aus, die Straßen in die Umgegend als kristallische Strahlen von Jahr zu Jahr weiter anschießend; endlich seine Lage im großbrittannischen Reiche, wo es nicht in der Mitte des Landes, sondern an die südöstliche Grenze gedrängt, nicht sowohl die Blutader zwischen Landschaft und Landschaft, als vielmehr die Schlagader zwischen dem klopfenden Meere und dem festen Lande des Inselreichs bildet — dies Alles zeigt uns London mehr dem Wasser als dem Lande angehörig, mehr wie See- als wie Landesstadt,*) stärker durch „seine hölzernen Mauern" im Sinne des Themistokles, als durch seine steinernen Mauern, wie Babylon. Ringmauern hat nämlich London nirgends und nur an der westlichen Seite wird es vom Green- und Hyde-Park durch ein eisernes Gitter geschieden, auf dieselbe Art, wie die in der Stadt gleich Blumen-Inseln zerstreut liegenden 30 bis 40 Squares mit zierlichen Gittern aus Gußeisen von dem sie umgebenden freien Platze getrennt werden.

Paris dagegen erscheint durchaus nicht als Seestadt, sondern als Landesstadt. Die Seine ist nur schmal, vorzüglich da, wo sie in zwei Arme sich spaltet; an Ebbe und Fluth ist nicht zu denken und das Leben und Weben auf dem Flusse ist nur gering. Der Fluß scheint mehr zur Belustigung, als zur Schiffahrt zu dienen, denn eine Menge schöner Badeschiffe mit schwimmenden Gärten und eine große Schwimm-Anstalt sind darauf; an beiden Seiten laufen hübsche Uferstraßen hin und von einem Kai zum andern gehen zahlreiche Brücken — oft mehr zum Wandeln der Fußgänger als zum allgemeinen Verkehr bestimmt — welche freilich gegen die Londoner sechs Riesen-Brücken an Größe und Pracht sehr zurück stehen. Wenn London, wie wir sehen, mehr als noch einmal so lang von Westen nach Osten in der Richtung des Stromes, als breit von Norden nach Süden von den Ufern nach der Landschaft hinaus ist (vom Dreher oder Turnpike am Ende der Oxford-Straße bis zu den ostindischen Docks etwa zwei deutsche Meilen, dagegen von Sadlers Wells, einer Art Naumachie oder Wasserschauspiel, bis nach dem öffentlichen feenartigen Lustgarten Vauxhall ungefähr eine Meile), so liegt Paris dagegen mehr in einem Kreise beisammen, dessen Durchmesser man wohl überall etwa eine Meile rechnen kann. Wenn London in die Umgebungen verfließt, so daß man nicht genau allenthalben das Ende der Stadt angeben kann, ja dieselbe alljährlich sich erweitert, so daß Dörfer, die vor 20 Jahren noch von London getrennt lagen, jetzt mit der Stadt zusammen gewachsen sind (z. B. Islington nördlich, Newington Butts südwärts), so ist dagegen Paris mit einem doppelten Gürtel von Boulevards (ursprünglichen Bollwerken) umgeben; dem inneren, der durch vierfache Baumreihen die Stadt von den Vorstädten trennt, und dem äußeren, der um die Stadtmauer und außerhalb noch Baumgänge enthält. — Wenn London breite Straßen, zu beiden Seiten flachabfallende Rinnsteine, neben denselben erhöhte Fußpfade von Bruchsteinen, auch hin und wieder von Gußeisen, und nur drei Stockwerke hohe Häuser (man kann als

*) Man kann Landesstadt von Landstadt eben so unterscheiden, wie Landsmann von Landmann, Landesgericht von Landgericht.

Regel ein Londoner Haus drei Fenster breit und drei Fenster über der Erde hoch rechnen, und noch ein Kellergeschoß), so hat dagegen Paris enge Straßen, den tiefen Rinnstein in der Mitte mit immerwährendem Schlamme gefüllt, einen gänzlichen Mangel an Bürgersteigen und bis sieben Stockwerke hohe Häuser. Während also in London die Fußgänger auf den schönen Fußsteigen sich ruhig neben einander fortbewegen (Sitte ist, sich immer rechts zu halten und wenn man Frauen führt, ihnen die Wand zu lassen), sind dieselben in Paris in steter Gefahr, entweder von den vorbei rollenden Wagen gerädert oder von oben bis unten mit Moder bespritzt zu werden. So stellt sich also Paris durchaus, selbst bei dem trockensten Wetter, als Schlammstadt dar, da aller Unrath der Häuser in diesen ewigen Schmutzbehälter in der Mitte der Straßen fließt. Nur die Boulevards und die schöne Friedensstraße haben in Paris an den Seiten Fußwege, jedoch nicht, wie in London, erhöht; erstere von gestampftem Kies, die letzte von gewöhnlichen Feldsteinen, nicht, wie in London, von großen Bruchsteinen. In diesem großen Schlamm-Meere von Paris liegen nun, wie trocken gelegte Bühel, drei reinliche, geräumige, mit Orangen-Bäumen besetzte Wandelplätze, und auf dem nördlichen Seine-Ufer der länglich viereckige, rings mit Säulengängen, Kaufläden und Wohnungen umgebene Hof des Palais-Royal (das man richtiger den Orleans-Palast nennen könnte, da es nicht dem Könige, sondern dem Herzog von Orleans gehört), dicht an der Seine der Garten der Tuilerien, an allen vier Seiten mit einem Wall oder einer Terrasse umgeben (in früher Zeit eine Ziegelscheune, was auch der Name bedeutet) und im südlichen Theil der Stadt der dreieckige Garten des Palastes Luxemburg (wo die Pair-Kammer ihre Sitzungen hält). Paris hat darin einen großen Vorzug vor London, daß diese drei hübschen Wandelplätze jedem Bürger offen stehen: dagegen jene 30 bis 40 Squares in London verschlossen und nur den Umwohnern gegen ein jährliches, dem Kirchsprengel zu zahlendes Miethgeld zum Gebrauche verstattet sind; so daß in London anmuthige, vom Wagengeräusch entfernte, zum Lustwandeln und Zusammenkommen dienliche Plätze in der Mitte der Stadt gänzlich fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

A l l e r l e i.

Auch das funfzehnte Jahrhundert hatte seinen thierischen Magnetismus! Man hat auf allerlei Weise die plötzlich aufglimmende Leidenschaft des Herzogs von Anjou für die nachmalige Prinzessin von Condé, geborne Marie de Cleves, erzählt: Folgendes ist der wahre Hergang derselben. Marie de Cleves war damals 16 Jahr alt, als Margarethe von Valois sich mit dem König von Navarra vermählte, und, dieser Hochzeit zu Ehren, im Louvre mehrere Festlichkeiten veranstaltet wurden, bei denen auch Marie erschien. Eines Tages war es sehr heiß und Marie sah sich genöthigt, auf einige Augenblicke hinaus zu gehen, und in einem kleinen Hinterkabinet die Wäsche zu wechseln. Einige Augenblicke nachher geht auch der Herzog von Anjou hinaus, tritt zufällig gerade in dasselbe Kabinet, sein Haar wieder zu ordnen und trocknet dabei den Schweiß seines Angesichts mit dem ersten besten Stück Leinenzeug, was er dort fand, ab; es war Mariens — Hemd! Er kommt jetzt zurück, sieht Marien, und ist plötzlich wie von ihr bezaubert, er, der die ganzen sechs Tage zuvor sie kaum eines Blicks gewürdigt hatte! Sie ward ihm später so theuer, daß er sie selbst nach ihrem Tode keinen Augenblick vergessen konnte. Uebrigens wollen wir es doch nicht verbürgen, daß in allen Hemden eine so anziehende Kraft stecke.

Ein Herr Dabo sagt in seinem „Repertorium des französischen Theaters“: „Selbst ohne Moliere sind die Franzosen unter allen Völkern die ersten Schauspiel-Dichter. Wo sind die Regnards, Dufresny, Lesage, Destouches der Engländer, Deutschen und Italiener? In welchem Lande möchte sich wohl ein solcher dramatischer Verein zusammen finden, als: der naive Dancourt, der geistvolle Boissy, der anmuthige Fagan, der satyrische Gresset, der zierliche Piron, der kräftige Fabre-d'Eglantene, der anmuthige Colin-d'Harleville, der originelle und kühne Beaumarchais, ohne selbst den zarten (subtil) Marivaux zu vergessen und aller ihrer Nachfolger: Andrieux, Duval, Etienne, Picard, wodurch unsere komische Bühne unstreitig über Alle hervor ragt. — Die Italiener verstehen nur Bilder ihrer Einbildungskraft aus zu malen, wo sie den Ausdruck des Moralisch-Lächerlichen überladen. Die Deutschen haben ihre Romane scenisirt. Die Engländer suchen das Komische in der Ausschweifung; sie stellen nicht das menschliche Geschlecht dar, sondern seine Ausnahmen. Die Spanier geben nichts als Begebenheiten und Umstände, nicht Sittengemälde. Nur die Franzosen verstehen es, die Natur und den Menschen, wie er ist, zu zeichnen; ihre Bühne ist ein wahrhaft camera obscura, wo Tugend und Laster, Unfälle, Gedanken und Sitten aller Jahrhunderte in ihrer ganzen Einfalt geschildert sind.

Ueber die Figur im Inneren des Tempels der Minerva im alten Athen hat man folgende Aufklärung: Indem über die Wahl des Materials berathschlagt wurde, rieth Phidias zum Marmor, als des schönsten, dauerhaftesten und mindest kostspieligen. Die letztere Behauptung beleidigte den Stolz der Athenienser und sie riefen: „Nein, wir wollen das prachtvollste! Gold, Elfenbein und Edelstein!“ — Phidias mußte daher die Bildsäule aus Ebenholz formen, sie mit Gold umhüllen und die Augen waren Edelsteine. Dies war aber dem Künstler selbst so widrig, daß er, um jenen verdorbenen Geschmack recht auffallend zu machen, außerhalb des Tempels überaus schöne Marmor-Figuren hinstellte. A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Zürich. Sie wünschen über die öffentlichen Bibliotheken der Schweiz Nachrichten zu erhalten. Ich will in dieser Hinsicht mit der Aargauischen Cantons-Bibliothek anfangen. Zur Aargauischen Cantons-Bibliothek wurde im Jahr 1804 durch den Ankauf der sehr beträchtlichen Bücher-Sammlung des verstorbenen, um die schweizerische Geschichte verdienten Generals von Zur-Lauben der Grund gelegt. Mehrere reiche und wohlhabende Einwohner des Cantons Aargau, besonders die Herren Meyer, Heinrich Zschokke u. s. w. gaben aus ihren bedeutenden Privat-Bibliotheken schätzbare Werke zur Vergrößerung dieser öffentlichen Bücher-Sammlung, und viele Stadt- und Cantons-Bürger geben noch jetzt zu gleichem Zweck jährliche Beiträge her, die sich auf 500 Gulden belaufen sollen. Außerdem ist zur Vermehrung der Bibliothek noch von der, für Beförderung alles Guten und Schönen eifrig thätigen Regierung eine beträchtliche Summe ausgesetzt, so daß sie bei fortwährendem Ankaufe aus Auktionen schnell zu einer bedeutenden Größe gebracht werden könnte. Bei diesen ansehnlichen Hülfsmitteln muß man jedoch erstaunen, daß die Cantons-Bibliothek zu Aarau es bis jetzt in keinem einzigen Fache — mit Ausschluß der Schweizer-Geschichte — zu irgend einem erheblichen Grade von Vollständigkeit gebracht hat; denn seit den zwei Jahren, wo ich sie zum letzten Mal sah, soll zu ihrer Bereicherung wenig geschehen seyn. Ueber viele der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens findet man kein einziges, wenigstens für unsere Zeiten kein brauchbares Werk; Chemie, Physik, Physiologie, Astronomie, Mineralogie sind terrae incognitae, von denen man in dieser, so sehr gepriesenen Bibliothek fast gar nichts bemerkt. Dagegen trifft man viel Wust mönchischer Erbeleien, manche Flugblätter und Flugschriften über längst vergessene, kein weiter, ja nicht einmal ein volksgeschichtliches Interesse habende Ereignisse und Zänkereien. Die Werke vieler unserer berühmtesten und ausgezeichnetsten deutschen Schriftsteller im Fache der schönen Literatur, eines Klopstock, Geßner, Gleim, Stollberg, Voß, Bürger, Schiller, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Jean Paul, Matthison, Hölty, Salis, Jacobi u. s. w. u. s. w. fehlen fast ganz, oder es sind nur einzelne Bände vorhanden. Von Kant, Schelling, Fichte, F. W. Jacobi, Fries, Oken u. A. der ausgezeichnetsten Philosophen sieht man kein Blatt. In einigen Wissenschaften findet man hin und wieder über einen einzelnen Gegenstand ein, an sich brauchbares Buch; aber dagegen fehlt es dann an einem Werke, welches die ganze Wissenschaft umfaßt; so z. B. bemerkte ich vor einigen Jahren Tevenars „Theorie der Beweise im Civil-Prozeß", nirgend aber ein Buch, worin der ganze Civil-Prozeß oder gar das ganze Civil-Recht abgehandelt wäre; im Gegentheil war jenes das einzige civilrechtliche Werk in der ganzen Sammlung! Wie kam nun wohl der Vorsteher auf den Gedanken, gerade diese, bloß einen einzelnen Gegenstand abhandelnde Schrift, nicht aber ein Buch an zu schaffen (und wäre es auch nur ein Compendium gewesen), welches die ganze Wissenschaft umfaßt?? Die Bibliotheken-Vorsteher sollten nicht allein dahin trachten, gute Bücher, sondern die Bücher auch in gehöriger Ordnung an zu kaufen. Was hilft mir die vortrefflichste Theorie der Beweise im Civil-Prozeß, wenn ich noch keine allgemeine Kenntniß dieser Prozeßart habe? Ein solches, irgend einen einzelnen abgerissenen Gegenstand einer Wissenschaft betreffendes Werk, über welche man weiter nichts findet, nimmt sich in einer öffentlichen Bibliothek gerade so und nicht anders aus, als Abraham a Sancta Clara's „Fettperlen auf einer Spittelsuppe". Es ist daher nöthig, daß ein Bibliothek-Vorsteher nicht allein aus kritischen Zeitschriften zu erfahren suche, welche Bücher gut und brauchbar sind; er muß auch die gehörigen Kenntnisse jeder Wissenschaft besitzen, um zu beurtheilen, welche Werke er zuerst, und welche er zuletzt anschaffen muß. Er soll vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreiten, sonst macht er sich lächerlich, und giebt das Geld, welches der Staat und seine Mitbürger ihm anvertrauen, zum Unnützen aus. Fehlt es jedoch einem Bibliothekar an dem, was Petrus Ramus in seiner Logik vergessen hatte, ich meine an Judicium, so wird er natürlich viele Mißgriffe machen, denn er weiß nie, wo er anfangen und wo er aufhören soll; er wird zuerst Tevenars „Beweis-Theorie" und Savigny's „Lehre vom Besitz", und nach zehn Jahren gelegentlich einmal irgend ein System des Civil-Rechts ankaufen; er wird zuerst eine Schrift über Schutzblattern und nach langer Zeit, wenn es ihm einmal einfällt, Lehrbücher über die ganze Arznei-Wissenschaft verschreiben und aufstellen. — In geschichtlicher Hinsicht ist jene Bibliothek am reichsten; besonders enthält sie sehr viele Werke, die schweizerische Geschichte betreffend, und an etwas über 300 Bände von Handschriften in Folio über den letzteren Gegenstand. Diese Manuscripte wurden mit der Zur-Laubenschen Bibliothek zugleich von der Regierung angekauft. Von deutschen Schriftstellern findet man die historischen Werke von Archenholz, Heeren, Eichhorn, Hegewisch, Meiners, Johannes v. Müller, M. J. Schmidt, Milbiller, Henke, Plank, Schlözer, Posselt, Schröckh, Spittler, Sartorius, Woltmann und einigen Andern. Von englischen Geschichtschreibern sind die Werke Gibbon's, Roscoe's, Robertson's, Ferguson's, Gillie's, Russel's, Burnet's, Coxe's in Uebersetzungen vorhanden; denn englische Bücher in der Original-Sprache enthält diese Bibliothek kein einziges, obgleich der Herr Bibliothekar lange in England war, und die englische Literatur, d. h. die ältere, ziemlich gut kennen soll. So findet man auch keine griechischen Classiker in der Ursprache, sondern bloß einige (zum Theil längst veraltete) deutsche oder französische Uebersetzungen mehrerer der bekanntesten griechischen Schriftsteller. Dagegen trifft man jedoch in der ursprünglich Zur-Laubenschen Bibliothek die meisten römischen Classiker in den besseren Ausgaben, aber von den musterhaften Uebersetzungen derselben, deren wir Deutsche uns erfreuen und die wir gewissermaßen als Original-Werke betrachten können, gar nichts. Von italienischen Schriftstellern hat man die zu Mailand von der typographischen Gesellschaft veranstaltete Ausgabe der „Opere class. ital.", welche aber bekanntlich wenig von den neueren Schriftstellern enthält. An französischen Werken fehlt es nicht, und man findet unter denselben recht gute, zum Theil prachtvolle Ausgaben von Rousseau, Voltaire, Buffon, Diderot, Montesquieu, Segur u. A. Auch ist die Bibliothek ziemlich reich an Reisebeschreibungen, statistischen und topographischen Werken und zum Theil seltenen historischen und biographischen Memoires. Die ganze Sammlung mag etwa 18 bis 20,000 Bände enthalten, mit Einschluß der Landkarten-Sammlung, welche aber sehr unbedeutend ist. Sie konnte unstreitig mit demselben Gelde weit schneller vergrößert werden, wenn der Vorsteher, statt alle Bücher neu aus dem Buchhandel zu nehmen, mehr die öffentlichen Versteigerungen benutzte, und nicht auf die äußere Pracht der Ausgaben, sondern bloß auf die Vollständigkeit derselben sehen wollte. Was hilft überhaupt eine Pracht-Ausgabe in einer öffentlichen Bücher-Sammlung, die zur Benutzung der Einwohner eines ganzen Landes bestimmt ist? — Nächstens werde ich Ihnen auch eine Nachricht über die Universitäts-Bibliothek zu Basel mittheilen, welche um ein Drittheil stärker ist, als jene des Cantons Aargau, und sodann über die Bibliotheken zu Bern und Zürich; letztere ist unstreitig die stärkste in der deutschen Schweiz, wenigstens unter denen, die ich kenne.

E.

Ein Mensch, der schon mehrere Jahre in Brest auf den Galeeren angeschmiedet gewesen, und ein neues Urtheil vernahm, das ihn abermals dazu verdammte, sagte zu einem seiner Genossen: „Was klagst du denn? Ist doch das Leben überhaupt nichts weiter, als ein Galeeren-Dienst!" (Courrier d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 8. September. 144stes Blatt.

Kleine Liebes-Sinngedichte.

(Madrigale)

1. Als Molly ein Madrigal wünschte.

Molly! Noch ein Versebiatt?
Nicht für Goldessummen!
Wenn das Herz gesprochen hat,
Muß der Geist verstummen.

2. An Bianka.

Dir angenehme Ruh? —
O nein! Mir stahlst sie Du!

3. An Urania.

Soll ganz vor meinem Geist Maria steh'n,
Muß ich, Urania, Dich beten seh'n.

4. An die Kritiker.

O möchtet Ihr gelind nur richten,
Sing' ich Urania:
Ich kann nichts Schönes hier erdichten:
Denn Alles ist schon da. *)

*) Aus dem, nächstens bei Trassler in Brünn erscheinenden „Neujahrsbüchlein für die Arbeitskästchen holder Frauen und Jungfrauen", von Friedrich Hophthalmos (Fr. Haug). Der Almanach enthält 50 Nachahmungen petrarchischer Sonette, 200 Liebes-Sinngedichte und 116 Charaden, Räthsel und Logogriphen.

London und Paris.

3. Sitten.

Den Fremden werden bei dem ersten Eindruck die Bewohner von London weniger ansprechen, als die von Paris. Zuerst wird es nicht an Gaffern fehlen, ist er nicht nach englischer Weise gekleidet: denn die Großstadt London giebt darin den berühmtesten Kleinstädten nichts nach. Man versuche es, in einem deutschen Oberrocke durch die belebten Straßen zu gehen, und man wird bemerken, wie selbst anständige Menschen stehen bleiben und dem fremden Wundermann nachsehen, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Diese kleinstädtische Neugier ist wohl Vielen, die sich über solche Kleinlichkeiten nicht hinweg setzen können, höchst widerwärtig und nimmt sie schon im Voraus gegen das ganze Volk ein. In Paris ist eine größere Duldsamkeit in dieser Hinsicht, nur in Ansehung der Frauentracht haben beide Städte das gemein, daß Manches in beiden auffallen würde, was in Deutschland nicht auffällt; z. B. wenn ein Mädchen oder eine Frau ohne Kopfbedeckung, auf der Straße ohne Hut, im Hause ohne Häubchen erscheinen wollte. Ein zweiter Umstand, der London für einen Fremden unangenehmer als Paris macht, ist die größere Unduldsamkeit in der Aussprache. Die Londoner Aussprache ist eine der schnellsten und undeutlichsten in England; die Laute scheinen nicht gesprochen, sondern nur gelispelt oder hingehaucht zu werden, und dennoch kommt man dem Fremden nicht entgegen, ja, macht er einen Verstoß im Sprechen, so lacht man ohne Scheu. Dies ist in Paris gerade umgekehrt. Die Pariser Aussprache ist eine der besten, wenigstens deutlichsten in Frankreich; überdies ist man zuvorkommend im Errathen des Gesagten und verbessert Fehler mit großer Freundlichkeit.

Dagegen nehmen für London zwei andere Sitten ein, die große Reinlichkeit und eine gewisse Bürgerlichkeit oder Gleichheit im Aeußerlichen. Every day a guinea and a clean shirt (jeden Tag eine Guinee und

ein reines Hemd), ist des Engländers Wahlspruch. Bei dem Aufstehen werden nach dem Waschen Zähne, Haare, Nägel, jedes mit einer eigenen Bürste (denn dies gehört zum comfort oder zur Behaglichkeit), gebürstet; die Nägel — vorzüglich deswegen, weil sie sehr lang vor den Fingern hervor stehen und der dazwischen sich ansetzende Schmutz dadurch heraus kommt — hierauf der Bart abgenommen, ob es auch nur erst ein Federbart ist; denn wenn man auch die Auswüchse an den Fingern liebt, so sucht man sie doch am Kinn zu vertilgen; endlich wird neue Wäsche angezogen. Dies gehört zur täglichen Ordnung, und wirklich ist, wegen des feinen Steinkohlen-Rauches, das Wechseln der Wäsche in London nothwendig, da sich ein feiner Ruß anlegt. Knebel-, Kinn- und Backenbärte sind durchaus nicht gewöhnlich, vorzüglich wohl deshalb, weil man sie für ein kriegerisches Abzeichen hält, dergleichen schlechterdings vermieden werden müssen. Dies führt mich von selbst auf die zweite Eigenthümlichkeit, auf jene Bürgerlichkeit oder äußerliche Gleichheit in der Tracht. Man sieht in London weder eine Kriegstracht (Uniform) — ausgenommen an dem westlichsten Ende der Stadt bei dem James-Palast und James-Park, wo die Roßgarde in ihren Schilderhäusern zu Pferde Wache steht — noch ein Ordenszeichen; so daß man in London überall das behagliche Gefühl hat, mitten unter freien Bürgern zu wohnen und zu wandeln. Im Oberhause, wo ich einer Sitzung in dem Rechtshandel gegen die Königin beiwohnte, saßen die Prinzen und Wellington in bürgerlicher Kleidung mit ihren runden Hüten auf dem Kopf; denn es steht Jedem frei, den Hut auf zu behalten oder ab zu lassen. Dieses quäkerische Hutaufbehalten findet man auch in öffentlichen Speise- und Bierhäusern oder bei dem Begegnen auf der Straße, wo ein Händedruck die einzige Begrüßung ist. Das allerdings höchst widrige Küssen der Männer wird für schändlich gehalten und man würde Gefahr laufen, vom Volke mit Koth geworfen zu werden, wenn man einen Bekannten auf der Straße bei dem Gruße küssen wollte. Ganz anders ist beides in Paris. Die schönen weißen Zähne der Engländer vermißt man sehr, wozu schon das häufige Tabackrauchen, was in London durchaus für unanständig gehalten wird und nur hie und da in den untersten Volksklassen vorkommt, mit beiträgt. Die bartlose Glätte der Haut vermißt man ebenfalls in Paris, wozu schon die Unzahl von Kriegsleuten mit hinwirkt. Nicht nur wimmelt es auf den Straßen und an öffentlichen Oertern von Soldaten, sondern sogar in den Gerichtshöfen und in Kaffeehäusern findet man Söldlinge als Schutzwachen aufgestellt, so daß die öffentliche Gerichtswaltung und die Geschwornen, aus dem Bürgerstande gewählt, mit jener Kriegszucht einen sonderbaren Gegensatz bilden, und das römische inter arma silent leges hier nicht seine Anwendung findet. Der Engländer würde schon seine bürgerliche Freiheit für gefährdet halten, wenn ein Soldat in der eigentlichen Stadt erschiene; aber wenn vollends Söldner in den Gerichtshöfen Schildwache ständen, würde er das Grab seiner Freiheit und seines Bürgerthums zu sehen glauben. Constabler in bürgerlicher Kleidung, und aus den Bürgern größten Theils erwählt, halten mit ihren weißen Stäben die Ordnung aufrecht. In Schauspiel und Kaffeehäusern Schirmwächter (Gensdarmen) zu sehen, würde den Engländer in Verzweiflung bringen. Ich sah dagegen in Paris mit eigenen Augen, wie im Friedens-Kaffeehause (Café de la paix), recht dem Namen zum Troy, ein solcher Schutzwächter mit einem jungen, sehr anständig gekleideten Mann, der sich nicht setzen und also etwas verzehren, sondern stehend den dort spielenden Seiltänzern zusehen wollte, die Gallerie hinunter und zum Tempel hinaus fuhr. So etwas würde in London Mord und Todtschlag geben.

Eine Sitte in London verdiente überall Nachahmung. Bei der wogenden Menschenmenge in den Straßen herrscht das stillschweigende Gesetz, immer rechts aus zu weichen, was bei uns nur als Fuhrmanns-Gesetz gilt. Hierdurch entstehen in jeder Straße sechs neben einander vorbei wogende Ströme, in der Mitte zwei sich entgegen gesetzte Reihen von Wagen, auf jedem der beiden Fußpfade zwei sich begegnende Menschen-Säulen. Da es nun die Artigkeit gegen Frauen erfordert, denselben bei dem Führen die Wand zu lassen, damit sie nicht von dem vorbei ziehenden Menschenstrome gestoßen werden, so folgt daraus von selbst, daß man in Gesellschaft einer Frau immer den Bürgersteig rechts wählen müsse, weil man auf diesem die rechte Seite, also die Mauer der Häuser hat, und die Frau sonach zwischen der Wand und ihrem Begleiter ruhig gehen kann. Aeußerst genau ist der Engländer im Wechseln der Plätze, sobald er mit seiner Begleiterin auf eine andere Seite der Straße geht; gleich geht er hinter derselben herum und bietet ihr den andern Arm. In Paris ist von einem regelmäßigen Führen in den Straßen gar nicht die Rede, da man unaufhörlich sich nur zwischen Wagen-Gedränge und Schmutz durchwinden muß. — Dafür muß man sich in Paris eines Fuhrwerks bedienen, dergleichen mit zwei und mit vier Rädern, mit einem und mit zwei Pferden an allen Ecken zu haben sind. Hierin hat Paris vor London wieder den Vorzug. Die Londoner Hackney- (d. h. Mieth-) Kutschen mit vier Rädern und zwei Pferden fahren immer nach englischen Meilen, eine jede zu 1 Schilling (8 Groschen) gerechnet. Da nun in der Stadt keine Meilensteine seyn können, so ist man sehr der Willkühr der Kutscher preis

gegeben, die den Weg zu ihrem Vortheil immer größer angeben, als er wirklich ist, und die von dem Kopfabschneider und Kopfausrecker Prokrusies nur den einen Kunstgriff, nämlich das Ausrecken, gelernt haben. Da nun überdies die englischen Meilen bekanntlich sehr klein sind (etwa fünf machen eine deutsche Meile), so kommt man unter einem Thaler für eine mäßige Fahrt nicht leicht weg. In Paris dagegen zahlt man für eine Fahrt (course), sie mag kurz oder lang seyn, und wenn sie von einem Thor zum andern gehen sollte, in einem Fiaker oder Zweispänner 30 Sous (10 Gr.), in einem Cabriolet oder Einspänner 25 Sous (etwas über 8 Gr.). Auf die Zahl der Personen wird dabei nicht Rücksicht genommen, so daß, wenn vier Personen beisammen sind, man besser thut, einen Fiaker zu wählen; jedoch wenn nur Einer oder Zwei fahren wollen, ein Cabriolet um so mehr vor zu ziehen ist, da es durch das Wagen-Gedränge in den engen Straßen besser durchkommen kann.

Man rühmt an den Franzosen Fröhlichkeit, Zuvorkommenheit und Gesprächigkeit, während man an den Engländern eine gewisse Kälte, Zurückhaltung und Einsylbigkeit findet. Man bemerkt jene Gegensätze vorzüglich an öffentlichen Orten, als Trink- und Eßhäusern. Während in Paris die Zunge in jeder Hinsicht in Thätigkeit ist, sitzt der Engländer still für sich und liest Zeitungen; und so wie sein Land eine Insel ist, so verinselt er sich auch durch besondere Abschläge oder Käster in Bier- oder Speisehäusern, welche am besten mit den Abschlägen in Pferdeställen verglichen werden können. Man glaube jedoch nicht, daß deswegen der Engländer durchaus unfreundlich und zurückstoßend sey. Seine anscheinende Kälte löset sich bei genauerer Bekanntschaft in wahre Wärme und Herzlichkeit auf. — Bei Benutzung der wissenschaftlichen Schätze fand ich in London weit mehr Zuvorkommenheit als in Paris. An beiden Orten war während meiner Anwesenheit Rast (vacance), dennoch erhielt ich ohne die geringste Schwierigkeit im brittischen Museum Zutritt und fand auch eine Menge anderer Leser im Arbeit-Zimmer. Vorzüglich muß ich die Gefälligkeit des Herrn Dr. Nöhden rühmen, eines deutschen Gelehrten, der bei dem brittischen Museum angestellt ist. Herr Dr. König, ein anderer deutscher dabei angestellter Gelehrter, war eben verreist. In der königlichen Bücherei zu Paris dagegen war es nicht möglich, während der Rast Zutritt zu erhalten, und Herr Dacier war mit aller Höflichkeit unerbittlich. Die Benutzung aller Wissenschaft- und Kunstschätze steht übrigens jedem Inn- und Ausheimischen unentgeldlich offen, ja dieser hat sogar in Paris noch den Vorzug, daß er alle Tage, jener aber nur Sonntags den Louvre besehen darf.

(Der Schluß folgt.)

M o s l e m i a n a.

(Aus Pouqueville's Reise übersetzt.)

Kein orthodoxer Türke wird einen Christen bei sich aufnehmen, wenn er nicht von hohem Range und mit den besten Empfehlungen versehen ist, und öfters sind auch diese nicht hinreichend. — Die Einwohner von Livno sagten einst zu dem französischen General-Consul David, der ihnen den Firman des Sultans und des Vezirs der Provinz zu seiner Aufnahme vorzeigte: „Lieber wollten wir, daß unsere Stadt in Brand gesteckt würde, als daß Ihr bei uns wohnen solltet. Ihr seyd ein Caffer (Unreiner), und diejenigen, die Euch in unsere Mauern geführt haben, verdienten gehangen zu werden!"

Ein wahrer Gläubiger unter den Türken, der in der Person jedes Fremden einen Feind Gottes erblickt, bittet täglich den Himmel: „Er möge das Haus Harb (die Christenheit) veruneinigen, damit es sich mit eigenen Händen zerreiße und umkomme, wie Sodom und Gomorrah!"

Mouctar Pascha (ein Sohn des Ali Pascha von Janina) sagte einmal zum französischen Consul: „Ich wünsche, daß Bonaparte die Oesterreicher und Russen vertilge, und daß er nachher sammt seiner ganzen Armee crepire!" So lauten die Wünsche eines gläubigen Türken, und was den Ausdruck „crepiren" anbetrifft, so ist er von jedem Türken dazu geweiht, um den Tod eines Christen zu bezeichnen.

Wenn die Türken die Christen mit den gehässigen Namen: D i m a n e i s (Leute ohne Treue und Glauben), K u a v o u r (Ungläubige), K i r p e c k (Hunde) u. s. w. belegen, so glaube man ja nicht, daß dies nur die Sprache des Pöbels sey. Man könnte wohl sagen, wie die christlichen Monarchen in dem Divan benannt werden, wenn die ihnen schuldige Ehrfurcht nicht darüber Stillschweigen geböte.

Als die Türken, von den durch den Papst gereizten Venetianern aufgefordert, im Jahre 1480 die Stadt Otrante mit Sturm einnahmen, ließen sie 10,000 Einwohner und Soldaten über die Klinge springen: führten eben so viele in die Sklaverei und ließen den Bischof und den Befehlshaber der Stadt mitten von einander sägen. Die Gebeine jener Unglücklichen sind noch in der Kirche Chiesa degli Martiri zu sehen. Seitdem ist Otrante nie wieder empor gekommen. Diese Catastrophe ward herbei geführt durch die Politik der Venetianer, deren Reich nicht mehr besteht, und durch den römischen Stuhl, dem nichts übrig bleibt, um sich von seinen Fehlern zu reinigen, als die Schlachtopfer seiner Politik heilig zu sprechen. L g.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Jedem Deutschen muß es zuerst auffallen, wie gewisse allgemeine Angelegenheiten hier ein weit allgemeineres und lebendigeres Interesse erregen, als in manchen andern Ländern. Hier verhandelt das Parlament darüber, dort sehn Sie auf öffentlicher Straße oder in einem Alehause dieselbe Sache von Schiffern und Kohlenträgern in Berathung ziehen. Hier dient sie zur Unterhaltung im Cirkel eleganter Ladies, dort geben Fisch-, Obst- und Gemüse-Weiber ihr lautes Votum dazu. Kurz, wohin Sie Ihr Ohr wenden mögen, finden Sie denselben Gegenstand von Alten und Jungen aus allen Ständen fast bis zum Ekel wiederholt. Aller Gedanken scheinen nur auf ihn gerichtet zu seyn und Jeder verfechtet ihn als seine eigene Sache. Davon sind alle Zeitungen angefüllt, die, sobald sie die Presse verlassen haben, mit Heißhunger verschlungen werden. Solche öffentliche Vorfälle scheinen daher ganz vorzüglich dazu geeignet zu seyn, den National-Charakter des Engländers in seinen verschiedenen Aeußerungen kennen zu lernen. — Zwei dergleichen Begebenheiten waren es, die in den letzten Wochen Aller Gemüther fast ausschließlich beschäftigten: die Krönung des Königs und der Tod der Königin. Von beiden werden die deutschen Leser hinlänglich unterrichtet seyn, und ich erwähne hier nur das Leichenbegängniß der Königin, weil sich dabei der eigenthümliche Charakter des Volks von einer sehr ernsten Seite zeigte. Es offenbarte sich eine Uebereinstimmung und Festigkeit des Willens bei dem Volke, welche dem unbefangenen Fremden, der zu keiner von den beiden hier vorherrschenden Partheien gehört, beachtungswerth schien. — Schon früh am Morgen des 14ten August waren viele Tausende der Bewohner Londons in Bewegung; der Tag selbst schien der allgemeinen Traurigkeit bei zu stimmen, denn es war dunkel und regnete fast unaufhörlich. — Um 7 Uhr wurde Befehl ertheilt, daß die Kutschen, welche für die Dienerschaft der Königin bestimmt waren, herbei kommen sollten. Alle nahmen ihre Plätze ein und wurden sodann nach ihrem Range geordnet. Eine halbe Stunde später kam der Leichenwagen heran gezogen. Die Träger erhielten Befehl, bereit zu seyn. Man holte das Kissen und die Krone und legte beides in die Kutsche, die unmittelbar vor dem Leichenwagen herfuhr. Zwölf Träger brachten darauf den Sarg und setzten ihn in den Leichenwagen. Jetzt hörte man Wehklagen im Innern des Palasts von Brandenburghouse. Viele der unteren Diener, welche sich nicht bei dem Leichen-Gefolge befanden, drängten sich durch die Gänge, um noch einmal die Ueberreste ihrer betrauerten Gebieterin zu sehen, und sie, nebst mehreren andern Personen, hielten den Raum zu beiden Seiten besetzt. Laut schluchzten die Frauen, als die Träger der Thüre sich näherten; Eine, wie vom heftigsten und leidenschaftlichsten Schmerze überwältigt, warf sich auf den Boden. — Der Leichenzug bewegte sich in folgender Ordnung fort: 1) Zwölf Cavalleristen, je zwei und zwei. 2) Eine Trauer-Kutsche, mit sechs schwarzen Pferden bespannt; zu beiden Seiten ein Page. Darin saß Vignez, ein Neger. 3) Eine Kutsche wie die erste, mit einem Theil der Dienerschaft. 4) Ebenfalls eine mit sechs Pferden bespannte Kutsche. 5) Zwei Soldaten zu Pferde. 6) Acht königliche Marschälle, je zwei und zwei zu Pferde. 7) Zwölf Pagen zu Pferde, je zwei und zwei, mit schwarzen Mänteln und Hutbändern. 8) Die mit sechs Pferden gezogene Staatskutsche der Königin; hierin lag auf einem schwarz sammetnen Kissen die Krone. 9) Einige Diener der Königin. 10) Eine Escadron Reiterei, je zwei und zwei. 11) Der Leichenwagen, von acht Rappen gezogen; jede Seite desselben war mit einem Wappen geschmückt und am Ende befand sich eine Krone mit den Buchstaben C. R. Die Pferde dieses, wie der übrigen Wagen, trugen schwarze Federn. Hierauf folgten noch 10 bis 12 Kutschen, gleich jenen ersteren. — Als der Zug sich fortbewegte, waren die Straßen, so wie die Fenster und Dächer, mit Zuschauern angefüllt. Viele von ihnen waren in tiefer Trauer, und vergossen mit lautem Schluchzen Thränen bei dem Anblick des Sarges der unglücklichen Königin. Gern sah Alles, wodurch man seine Anhänglichkeit für sie an den Tag zu legen suchte. Nachdem der Zug den Broadway erreicht hatte, wurden die Zuschauer durch einen rührenden Anblick überrascht. Die Kinder der Latimer's Schule, Knaben und Mädchen, kamen, Hand in Hand, in ihren besten Anzügen vom Schulhause her; an ihren Hüten hatten sie Trauerflor, und jedes derselben trug ein weißes, mit ausgesuchten Blumen angefülltes Köbchen an der Hand; die Seiten der Körbchen waren mit Flor umwunden. Die Kleinen gingen in guter Ordnung vor dem Zuge her und streuten ihre Blumen auf den Weg. der Ernst, den sie dabei beobachteten, verbunden mit kindlicher Einfalt, erregte die höchste Theilnahme der Menge und stimmte Viele zu einem wehmüthigen Gefühl. Schon einige Tage vorher hatten sie, von einem Hause zum andern wandernd, in ihren Körbchen bei den angesehensten Bewohnern der Nachbarschaft sich Blumen gesammelt. — Langsamen Schrittes ging nun der feierliche Zug durch die unermeßliche Volksmenge, die ihn von allen Seiten begleitete, weiter nach Kensington. Von hier gedachten die, welche mit der Leitung des Zuges beauftragt waren, denselben um die Stadt zu führen. Allein dieses war dem Wunsche des Volks, welches ihn durch die City haben wollte, zuwider. Beide Theile wollten ihren Willen durchsetzen. Erstere meinten, vermittelst der Leibgarde sich ihren vorgeschriebenen Weg bahnen zu können; allein Hindernisse aller Art wurden ihnen von der andern Seite mit Kraft entgegen gesetzt. Mit Karren und Kutschen u. s. w. wurden die beabsichtigten Straßen gesperrt; ja endlich kam es sogar zu wirklichen Thätlichkeiten. Volkshaufen brachen das Pflaster der Straßen auf, und ein Hagel von Steinen empfing nun die Reiter, welche auch ihre Waffen an zu wenden nicht versäumt hatten, wodurch Mehrere gefährlich verwundet und Einer sogar getödtet wurde. Endlich jedoch siegte der Volksgeist, und nach mehrmaliger Stockung kam man erst gegen 5 Uhr Nachmittags, halb trauernd, halb triumphirend, vor Temple Bar (das Thor, welches Westminster von der City scheidet) an. Hier erwartete der Lord-Mayor die königliche Leiche und stellte sich an die Spitze des Zuges. Um diese Zeit wurde der Himmel heiterer. Die Masse der Zuschauer vergrößerte sich noch, und jeder Punkt, von dem man nur einen Blick auf die Prozession werfen konnte, ward besetzt. An diese hatten sich nun auch noch mehrere Innungen (Corporationen) angeschlossen, jede derselben trug ihre Fahne mit verschiedenen Inschriften; z. B. „Macht der öffentlichen Meinung" (Power of Public Opinion) — „Vereint stehn wir" (United we stand) — „Gerechtigkeit wird triumphiren" (Justice will triumph) — „Freunde der Humanität" (Friends of Humanity) u. s. w. — So ging nun das Ganze in größter Ordnung, bei der Paulskirche und der Börse vorüber, durch mehrere Hauptstraßen nach Harwich hin, welches bekanntlich der Ort der Einschiffung nach Deutschland ist. Uebrigens waren an diesem Tage fast alle Laden der Hauptstadt geschlossen, und zwar freiwillig. Auf den Schiffen waren die Fahnen halb gesenkt, von Zeit zu Zeit wurden Kanonenschüsse gehört, und vom frühen Morgen bis tief in die Nacht verkündigten dumpfe Glockentöne von allen Kirchen die Trauer des Tages. C.

Es giebt in Paris 900 Fiakres, für jeden wird monatlich 6 Franken 25 Centimen Abgabe bezahlt; ferner 750 Cabriolets für das Innere der Stadt und 450 Cabriolets für außerhalb; 13 Franken 33 Cent. ist dafür die monatliche Abgabe. Die Zahl der eingeschriebenen Mädchen ist 2,687; etwa eben so groß aber ist die Zahl der nicht eingeschriebenen, da es schwer ist, eine Scheidelinie zwischen Gutwilligkeit und Schamlosigkeit zu ziehen. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 10. September. 145stes Blatt.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

Gesammelt aus den neuesten Reise-Berichten von dem Verfasser von „Wahl und Führung".

Hungersnoth und Ergebung der Indier.

„An dem Landungsplatze bei dem Dorfe Panwell (auf Malabar)" — erzählt Lord Valentia — „ward ich außerordentlich erschüttert über den Anblick der Geyer und Pavia-Hunde, die sich um den Leichnam eines Unglücklichen stritten, den die neuliche Hungersnoth hinweg gerafft hatte. Capitain Young gebrauchte zwölf Mann, um die Körper zu begraben. Sie haben zuweilen an einem Tage 30, und während der Regen-Monsuns im Durchschnitt deren 25 bestattet. Das Ausbleiben des Regens hatte Mangel verursacht, der durch die Verheerungen des Mahrattischen Krieges bis zur Hungersnoth gesteigert ward. Die brittische Regierung hat täglich 12,000 Menschen mit den aus Bengalen herbei geführten Reis-Vorräthen erhalten. Der Capitain berechnet die Zahl der Todten während sechs Monaten auf 4000. — Es ist ein fast unglaublicher Umstand, der aber die geduldige Ergebung der Hindus beweist: daß, während der ganzen fürchterlichen Hungersnoth, Korn nach Punah durch Dörfer hinauf gebracht ward, wo die Einwohner selbst umkamen, und, was noch fürchterlicher ist, ihre nächsten Angehörigen vor Mangel sterben sahen, ohne daß ein einziger Tumult statt fand, oder ein einziger Transport beraubt ward."

*) Die letzten Mittheilungen finden sich in den Blättern 112 — 115.

Abneigung der Indier vor dem Christenthum und der bekehrte Ram Mohun Roy.

Den Grund, warum die Eingeborenen Indiens keine Achtung vor der christlichen Religion haben, findet Fitzclarence hauptsächlich darin, daß die Missionäre ohne Unterschied Jeden, der sich ihnen darbietet, auch die nichtswürdigsten Menschen, welche den niedrigsten Casten oder vielmehr gar keiner Caste angehören, in den Schooß der Kirche aufnehmen. „Der Religions-Wechsel dieser Bekehrten" — sagt der englische Reisende — „kann sich nur auf Eigennutz gründen, insbesondere auf das Vergnügen, Arrak zu trinken, zu essen, was ihnen gefällt, und zu der Caste der Gebieter zu gehören. Bei den Hindus hat die Aufnahme solcher Menschen, die ihnen ein Abscheu sind und deren Berührung sie eben so sorgfältig meiden, als wir einen Aussätzigen, eine schlechte Meinung von uns und unserer Religion hervor gebracht. Nur die Ueberlegenheit unseres Genies und unserer Kenntnisse erhält uns bei ihnen den nöthigen Grad der Achtung. Ein Hindu von hohem Range oder von guter Herkunft würde, wenn er seine Religion wechseln wollte, nicht nur jene ihm zur Natur gewordenen abergläubischen Grundsätze, sondern auch die furchtbaren Folgen der Excommunication zu bekämpfen haben, wodurch er jeden gesellschaftlichen Genuß, die Achtung und die sämmtlichen Vorrechte seiner Herkunft verwirkt."

Auch erinnert sich der Berichterstatter nur eines einzigen Beispieles, daß ein Hindu von Stande das Christenthum angenommen hat: es ist dies Ram Mohun

Roy, ein Bramine von hoher Caste und aus einer der angesehensten Familien, ein Mann, der nicht nur in der Sanscrit-Sprache bewandert ist, sondern auch sich gründliche Kenntnisse der englischen, wie nicht minder der arabischen und persischen Sprache erworben hat. Fitzclarence machte selbst die nähere Bekanntschaft dieses außerordentlichen Indiers. Als er sich das letzte Mal in dessen Gesellschaft befand, bestritt er, auf das gründlichste mit der englischen Politik vertraut, mit großer Lebhaftigkeit die Zulässigkeit stehender Armeen in einem freien Staate und bezog sich auf alle von den Mitgliedern der Opposition vorgebrachten Beweisgründe. Er ist nicht nur sehr belesen in allen, in englischer, arabischer, persischer, bengalischer, hindostanischer und der Sanscrit-Sprache erschienenen Werken, sondern hat auch die Rhetorik im Arabischen und Englischen studirt und führt bei jeder Gelegenheit Locke's und Baco's Schriften an. Die Kunde der Religion, Sitten und Gewohnheiten so vieler Nationen führte ihn endlich auf eine vorurtheilsfreie Ansicht seines eigenen Glaubens. Er fand in demselben eine verderbte Abart der Veda-Religion, und scheute sich nicht, obwohl er die Folgen voraus sah, seine Gefühle und Meinungen über diesen Gegenstand in bengalischer und englischer Sprache im Drucke heraus zu geben. Schon soll sich seine Familie von ihm losgesagt und man ihn der Vorrechte seiner Caste verlustig erklärt haben. Vorerst ist er, wie es allen Religions-Reformatoren ergeht, eine Zeit lang ein Gegenstand des Hohnes und Spottes. Für diesen Verlust sucht er Ersatz in dem Umgang der Engländer in Calcutta. Uebrigens ist er ein schöner Mann von nicht sehr dunkler Gesichtsfarbe und den feinsten Manieren. Er bekennt offen, daß er an und für sich kein Bedenken tragen würde, seine Nahrung und Lebensweise ganz nach der englischen ein zu richten, daß er sich aber derselben bloß darum enthalte, um der Beschuldigung aus zu weichen, seine Religion nur um irrdischer Genüsse willen gewechselt zu haben. Auch behält er die vaterländische Kleidung bei; doch als Mann von Vermögen hat er seine Equipage. Er trägt großes Verlangen, England und insbesondere eine der englischen Universitäten zu besuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London und Paris.

4. Häusliches und öffentliches Leben.

Das Frühaufstehen ist in keiner von beiden Städten eben zu Hause, jedoch ist es in Paris eine Stunde früher auf den Straßen lebendig als in London. Um 6 Uhr zu Ende des Sommers hört man in Paris auf der Straße das „de l'eau" die Wasserträger schon rufen, während im östlichen Theile Londons erst um 7 Uhr und im westlichen gar erst um 8 Uhr die Schornsteinfeger ihr „sweep" im Doppel-Chor singen; denn nachdem der Geselle im Basse angestimmt, fällt der Lehrbursche, oft ein zartes Kind, seinen Eltern gestohlen, im Diskant ein. Eine Stunde später wird es in den Häusern rege, und in Paris ist das Wasser zum Kaffee, so wie in London zum Thee heiß gemacht. In Paris lebt man weit mehr im Oeffentlichen, als in London; deshalb giebt es daselbst eine Unzahl von Kaffeehäusern, oft dicht neben einander, wie z. B. nur im Palais Royal: das Kaffeehaus von 1000 Säulen, des Friedens, der Rotunde, der Blinden und so viele andere. Hat man in einer solchen großen Trinkanstalt Sitz genommen, so bringt ein Kellner ein Kaffeebrett mit einer Tasse, einem Glase und einer Flasche voll Wasser, einer großen Menge Zucker und einem Brödchen, schenkt hierauf die Tasse voll Kaffee und fragt: ob man Milch dazu wünsche; liebt man weiß zu trinken, so kommt ein Anderer mit der Milchkanne und gießt voll bis zum Ueberlaufen; liebt man schwarz, so gießt der Erste mit der Kaffeekanne noch zu, bis ein schwarzer Wasserfall von den steilen Wänden der Obertasse in die Untertasse fließt; ohne ein volles gerütteltes und geschütteltes Maaß geht es nun einmal nicht ab, und selbst wenn man ein Glas Schnaps verlangt, wird das dargebrachte leere Glas überfüllt, so daß das Untersetzblech noch voll wird. Nach dem Kaffee verbraucht man den übrigen Zucker entweder, um sich Zuckerwasser zu machen, oder steckt ihn ein, was hier gewöhnlich ist. In England trinkt man mehr Thee als Kaffee, ersten sehr stark, letzten sehr dünn, und nicht sowohl tassen- als kannenweise. Zum Thee liebt man ein geröstetes Weißbrod (toast) zu genießen, was aber nicht braun und schnorpelig (der Ausdruck für die Härte braun gebratener Schweine-Schwarte), sondern gelb und weich ist.

Schon oft Gesagtes über die englische und französische Kochkunst, wie erste mehr der kalmückischen Halbrohheit, letzte mehr der türkischen Breiartigkeit sich annähert, will ich hier nicht wiederholen. Zum kräftigeren Essen gehört auch ein kräftigerer Trunk; In London trinkt man schwere Oporto- und Madeira-Weine, die beide während der Tafel von der Rechten zur Linken kreisen, und wovon man sich nach Belieben selbst einschenkt; in Paris die mehr flüchtigen Graves und Burgunder, womit der Wirth bei Gastmahlen den Gast bedient. In London trinkt man zum Nachfrühstück, auch Mittags, Porter oder Ale; in Paris bloß Wasser zum Wein.

Eine sonderbare Gewohnheit in London ist, daß die Bierschenker mit ellengroßen Buchstaben queer über die ganze Länge des Hauses unter dem Dache den Namen des Brauers anschreiben, von dem sie ihr Bier beziehen, und jedesmal ent. hinzu setzen, d. h. entire,

ächt, z. B. Whitbread ent., Read ent., Henry Meux ent. (wo vor einigen Jahren ein Faß von 50,000 Tonnen sprang und eine Straße überschwemmte), Barclay and Perkins ent. (wo 160 Elephanten-Pferde im Stalle stehen). Eben solche Ellen-Buchstaben findet man in den Thee-Waarenlagern, wobei das ächt auch nicht vergessen wird, das aber hier nicht entire, sondern genuine heißt. So sah ich in Ludgate, unfern der Pauls-Kirche, eine Thee-Inschrift: London genuine tea, die vom Dache bis herunter auf die Erde ging. In Charingcroß, der Roß-Bildsäule des hingerichteten Königs Karl I. gegenüber, sah ich vor zwei dicht neben einander belegenen Theehandlungen Anschlagzettel, worin Jeder auf seinen Nachbar schimpfte. Der Eine sagte: er verkaufe das Pfund 1 Schilling wohlfeiler, als der Nachbar nebenan; dieser sagte: sein Thee sey besser, als der nebenbei. In Paris sind die Buchstaben nicht so vierschrötig und der Inhalt viel zierlicher. Da zogen die Haarschmier-Händler in feineren Redensarten gegen einander zu Felde. Der Eine strich das Makassaröl heraus, der Andere rühmte das neuerfundene Haaröl der Mexikanerinnen. Die beste Haarsalbe, Reinlichkeit und Mäßigkeit, fand ich jedoch nirgends empfohlen. Noch ärger als die Theehändler zogen die Lotterie-Einnehmer in London auf einander los. Nicht zufrieden mit den ellenstabigen Inschriften, hatten sie sich besondere Zettelträger und Zettelhalter. Jene tragen auf der Brust und auf dem Rücken Lobpreisungen ihres Aussenders; diese halten Stangen, auf denen oben ein Brett, auf beiden Seiten mit Großthaten des Einnehmers bedruckt, befestigt war. Der unverschämteste von Allen war ein Herr Bish, noch toller als Herr Hampe in Musäus „Kinderklapper". Er war der große Freudenspender, der gern alle Menschen reich und glücklich machen wollte. Ueberall in London, ja in ganz England, sieht man seine Anschlagzettel.

Gewisse andere Anpreisungen aber, von Aerzten, die in Heilung gewisser Krankheiten geschickt sind, werden verstohlner Weise dem Wanderer auf der Straße von besonders gemietheten Kerlen in die Hand geschoben. In Paris ist man darin frecher und heftet solche Anschläge an den Louvre, die Tuilerien und andere öffentliche Orte zur Schau und allgemeinen Beherzigung.

Um von der Straße und dem öffentlichen Leben einmal heim zu kehren, wollen wir noch einen Blick in das Innere der Häuser thun. Was ich von der musterhaften Reinlichkeit in London im Allgemeinen sagte, gilt auch im Häuslichen. Hausflur und Treppe ist nicht nur auf's sauberste gewaschen, sondern auch häufig mit schönen Decken belegt, die auf den Stufen in sehr zierlicher Art mit Messing-Klammern befestigt sind. Auch die Stuben sind mit Decken belegt und der Feuerheerd oder Kamin mit glänzenden stählernen Rosten, Schaufel, Zange und Schüreisen versehen und während des Sommers mit zierlichen Papier- oder Weidenbast-Schnitzeln ausgefüllt. Nur Spucknäpfe vermißt man. Die Küche ist im Erdgeschoß, eben so das Steinkohlen-Behältniß, so daß Alles nicht weit von einander und mithin recht traulich und heimlich ist. In Paris aber stechen die unreinlichen großen Hausflure, die unsaubern Treppen, die steinernen Fußboden in den Stuben und die kapellen-ähnlichen Kamine ohne alle Verzierung sehr unangenehm dagegen ab. Das Londoner Haus erinnert zwar von außen an das betheerte, von innen aber auch an das Nette eines Seeschiffes; dagegen ein Pariser das Schmierige einer Ziegelscheune darstellt, wie denn auch wirklich hier Ziegelscheunen zu Palästen geworden sind. So erkennen wir auch hier die Schiffstadt und die Schlammstadt wieder!

Zeune.

Anekdote.

Zu einem Monarchen, der sich durch Geistesgegenwart und gute Einfälle auszeichnete, der seinen Unterthanen aller Stände an bestimmten Tagen freien Zutritt gestattete, um ihren Beschwerden ab zu helfen, oder diese doch wenigstens an zu hören, kam auch ein Mann, der dem Tollhause entsprungen war. Der Monarch befand sich allein mit demselben im Audienz-Zimmer, und auf seine Frage: was der Supplikant begehre? trat dieser zu ihm und sagte ganz leise und vertraulich: „Ich bin der Müller; sie haben mich in's Tollhaus gesperrt; aber ich sah die Thür offen und bin ganz sachte, sachte heraus geschlichen: habe ich das nicht gut gemacht?" — „Vortreflich, mein Freund!" sprach der König, der sich des Unglücklichen sehr wohl erinnerte; „die habt Ihr tüchtig angeführt! Aber es wäre zum Todtlachen, wenn Ihr den Spaß noch weiter triebt und eben so unbemerkt wieder in's Tollhaus schlüpftet, als Ihr heraus gekommen seyd!" — „Ja, ja, da haben Ew. Majestät ganz recht!" erwiederte der Tolle, ihn mit verschlagener Miene ansehend; „das will ich thun! die sollen angeführt werden!" — Mit diesen Worten verließ er den Audienz-Saal und das Schloß, stellte sich an die Thür des Irrenhauses und schlüpfte mit ängstlicher Eile in dieselbe, sobald sie geöffnet ward. S. K.

Denk-Sprüche.

1.

Fehler vermag nur ein Thor mit geringerem Fleiße zu meiden,
Weil geringer sie sind und man sie minder bemerkt.

2.

Recht muß seyn, was nützlich uns seyn soll; Nutzen und Rechtseyn
Sind dem Namen nach zwei Ding' und im Grunde nur eins.

3.

So unentbehrlich ist die Gerechtigkeit, daß, um zu leben,
Ganz sie verleugnen nicht darf, selbst wer vom Unrecht sich nährt.

C. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Von hier sind viele Personen nach Stade gewallfahrtet, um die Ueberreste der englischen Königin zu gewahren, die, wie sehr man sie auch beschuldigt, doch alle die liebenswürdigen Eigenschaften besaß, die den braunschweigischen Fürstenstamm seit Jahrhunderten zierten. Bei den unzarten, öffentlichen Verhandlungen, welche die Frauenschwäche so schonungslos Preis gaben, ist dieser und Jener irre geworden an den reizenden Früchten, welche der Baum der Freiheit hervorbringen soll, und hat es im Stillen der Weisheit der Väter Dank gewußt, daß sie treuere Hüter der Fürstenehre bestellt, Dank gewußt der Erfahrung und Umsicht, die dem vorschnellen Nachahmen ausländischer Einrichtungen einen Damm entgegengesetzt und dem Aufblühen vaterländischer, mit dem Wesen und der Vorzeit des Volkes verwebten, den Weg gebahnt. — Griechenlands Wiedergeburt ist auch das Thema unserer Unterhaltungen. — Der hier lebende Graf Wackerbarth, hat ein neues Werk herausgegeben, das die „Geschichte der Teutonen“ enthält, es ist ein Foliant, welcher der Officin der Buchdrucker Hartwig und Müller alle Ehre macht. Die Geschichtforschung möchte nicht Bedeutendes dadurch gewonnen haben; obgleich der eiserne Fleiß des Verfassers, in seinen Verhältnissen, Bewunderung verdient. Das Ganze trägt das Gepräge der Originalität an sich; es fehlt auch nicht an Hypothesen, von denen jedoch einige zu gewagt sind, um den kundigen Leser ernsthaft bleiben zu lassen. — Wir besitzen jetzt in unserer Nachbarstadt Altona einen jungen Dichter Smidt, dessen Dichtungen tiefe Empfindung athmen und zum Herzen sprechen, mehr, wie dies mit den meisten poetischen Erzeugnissen der Fall ist, welche unsere belletristischen Tageblätter uns darbringen. Hoffentlich wird der talentvolle Jüngling in den Stand gesetzt werden, diese Gedichte in einer Sammlung zur Kunde eines erweiterten Kreises von Lesern bringen zu können. — Zimmermanns „dramaturgische Blätter“ finden fortdauernd viele Freunde; der Vorwurf, daß er zu sehr in favorem der dramatischen Künstler sein Urtheil fälle, ist ihm allerdings gemacht; allein unsere Bühne besitzt in der That so manche vorzügliche Darsteller (denen natürlich, mit seltenen Ausnahmen, die Hauptrollen zufallen) daß dem Tadel keine Veranlassung gegeben wird, sich zu äußern. Geht man bei den Kunst-Krittlern (Kritiker verdienen sie nicht genannt zu werden) auf den Grund, so findet man nur zu oft — Leere; das Lobpreisen ist nun einmal in den Geruch gekommen, daß es federleicht sey; darum, will man imponiren, so muß getadelt werden; das beurkundet Geist, Kenntnisse u. s. w. Ob ein biederer, redlich fortstrebender Künstler schmerzhaft verwundet wird, das kümmert den Beurtheiler wenig, erklimmt er nur den Gipfel der Celebrität. In dem Personal unseres Senates haben sich, durch Todesfälle und Resignation veranlaßt, manche Veränderungen ereignet. — So sehr der talentvolle und thätige Herr Doktor Eduard Stenzel den Senat ziert, so sehr ist es doch zu bedauern, daß er einem Wirkungskreis (dem Präsidio unseres, ihm sein Daseyn und sein Aufblühen verdankenden Handelsgerichtes), in welchem er geleistet, was wohl selten von dem Chef eines Gerichtes geleistet worden, entrissen ist. — Nächstens wird hier die sehr zahlreiche Bibliothek des verstorbenen Oberalten Kirbi verkauft, die unter andern Seltenheiten einen eigenhändig von dem französischen Könige Heinrich IV. geschriebenen Brief enthält, über welchen ich nächstens eine genauere Notiz mittheilen werde. Der Verstorbene war kein Gelehrter; Zahl und Auswahl der nachgelassenen Bücher und trefflichen optischen und physikalischen Instrumente setzt daher Jedermann in Erstaunen. — Für Liebhaber seltener Bibeln die Nachricht, daß im künftigen Monat hier eine lateinische Ausgabe derselben von 1491 (von der bei Keßler in Basel gedruckten unterschieden) versteigert wird. — Mad. Grünbaum erfreute uns bereits mit mehreren Darstellungen; als „Sophia“ in „Sargino“ übertraf sie besonders alle Erwartungen und die Bewunderung der großen Künstlerin sprach sich in dem rauschendsten Beifalle aus. — Goethe's 72ster Geburtstag ist durch eine Darstellung des von ihm selbst umgearbeiteten „Götz von Berlichingen“, auf unserer Bühne würdig gefeiert worden. — Freunden der Mineralogie ist es gewiß angenehm zu hören, daß sie, bei ihrem Besuch unserer Stadt, Gelegenheit finden, ein Mineralien-Cabinet zu sehen, welches in Hinsicht der Auswahl der Exemplare zu den ersten gehört. Eigenthümer desselben ist der durch seine Humanität und das lebhafte Interesse, welches er jedem wissenschaftlichen Bestreben schenkt, so ausgezeichnete K. K. Russische Minister-Resident, Hr. Staatsrath von Struve, der als Mineralog den Naturforschern schon lange rühmlichst bekannt ist. — Hoffmann.

Die Fortschritte der russischen Literatur sind seit einiger Zeit außerordentlich auffallend. Es giebt jetzt daselbst 356 lebende Autoren, wovon der achte Theil griechische Geistliche sind, die andern befinden sich unter den vornehmsten Ständen. Im Jahe 1817 gab es schon 4000 verschiedene Werke in russischer Sprache, und im Jahe 1818 zählte die Petersburger Akademie der Wissenschaften allein in ihrer National-Literatur-Sammlung über 3000 russische Werke, worunter nur etwa 105 Romane und Novellen. Seitdem sind wieder 800 neue Bände dazu gekommen, besonders viel Uebersetzungen. In Petersburg zählt man allein 15 und in Moskau 10 Buchdruckereien. (Courier fr.)

Wenn man das Innere und das ganze Treiben und Werden einer großen Börse, das Steigen- und Fallenmachen der Course u. s. w. kennen lernen will, muß man in Paris ein neues Theaterstück sehen: „die Spieler“. Eine ganze Familie besteht in diesem Stücke aus Spielern. Der Vater spielt auf Renten, der Sohn spielt trente un, die Frau spielt Lotterie, der Bediente sogar setzt seine letzten Sous auf eine Ambe. Alles stürzt sich (wie im Leben) ins Verderben, bis endlich ein Bruder aus Indien zurück kehrt und mit seinen Millionen — für die er mit dem Leben spielte — die ganze Familie vor dem Abgrunde rettet. (Constitut.)

Ein neunzigjähriger Prälat, der übrigens noch viel Frohsinn und Aufgewecktheit besaß, empfand neulich plötzlich heftige Gichtschmerzen. Er ließ seinen Arzt kommen und rief ihm entgegen: „Doktorchen, was geht es langsam mit meinem Sterben!“ Der geschickte, übrigens aber etwas taube Arzt, verstand statt mourir sterben, guérir heilen. „Hat nichts zu sagen;“ erwiederte er: „mit Gottes Hülfe und ein wenig Geduld wollen wir schon damit zu Stande kommen!“ Der Prälat fing so an zu lachen, daß diese heftige Erschütterung eine heilsame Krisis bei ihm erregte, die ihn gesund machte. (Journ. d. Par.)

In der „Gazette des Landes“ liefet man die Aufforderung eines dasigen Departements-Einwohners, der, ein reicher Mann, auch sein Scherflein zur Beförderung der — Wissenschaften darbietet, und eine goldene Denkmünze von 500 Franken Werth demjenigen aussetzt, „der ein Viereck sammt seinen Diagonalen ohne ab zu setzen in einem Zuge zu machen verstehe!“ (Journ. d. Par.)

Ein poetischer Liebhaber in Fez vergleicht seine Gebieterin mit einer frischen reifenden Dattel, ihre schwarze Haut mit dem Flügel des Raben, ihre Zähne mit Perlen, ihre Augen mit der Sonne, ihren Athem mit Rosenessenz, ihre Küsse mit Honig oder egyptischem Zucker. (Journ. d. Déb.)

Es existiren in Frankreich bereits mehr als 500 Broschüren über Napoleons Tod. (Quotid.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verlegër: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Mittwoch den 12. September. | 146stes Blatt.

Im Freien.

Freunde, schafft das Leben neu,
Macht aus Blüthen nicht gleich Heu,
Zu der heim'schen Krippe:
Wenn Euch Dunst der Mauern bläht,
Ist die Luft bald abgemäht
Von des Todes Hippe.

Was verschrumpfet Ihr's Gehirn
Mit den Falten an der Stirn?
Qual ist arm an Saaten!
Suchet Tröstung draußen nur;
Mit der freudig lauten Flur
Läßt sich's gut berathen.

Ihr habt selber Euch genarrt,
Opfert Ihr die Gegenwart
Dem, was erst verheißen.
Grübelt Euch nicht krumm und stumm,
Wälzt im Gras' Euch lustig um,
Statt in's Gras zu beißen.

Will der Geist doch himmelauf;
Darum sollt im Erdenlauf
Nie den Kopf Ihr hängen;
Und muß einst geschieden seyn,
Mag der Körper nur allein
Sich zum Staube drängen.

Doch bis dahin reich an Rath,
Buhlt mit freudenvoller That
Um ein ew'ges Leben;
Und wenn so gestimmt Ihr seyd,
Wird Euch Gott die Seligkeit
Stets viel eher geben.

Willibald.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Was von einer Bekehrung der Indier zu dem Christenthum zu erwarten?

Merkwürdig ist, was in Hinsicht dieser Frage Lord Valentia bemerkt. „Die Bekehrung der Hindus", sagt er, „findet unwiderstehliche Hindernisse in ihren Gesetzen, Gewohnheiten und religiösen Vorurtheilen. Selbst den Muselmännern gelang es nicht, den Islam ein zu führen, die doch Vortheile hatten, welche die Engländer nicht besitzen, und durch ihre wirkliche physische Macht im Lande vor jeder Gefahr einer Empörung gesichert waren." Er glaubt nicht, daß die Hindus, als Christen, bessere Unterthanen seyn würden; im Gegentheil, sie würden ganz und gar aufhören, Unterthanen zu seyn. — „Durch die Casten-Eintheilung ist jeder Hindu an seinen Stand und sein Gewerbe gebunden. Er ist gleichgültig gegen die politischen Intriguen der höheren Stände, und fürchtet eine Revolution nur als die Mutter großen, persönlichen Unglücks und mancher Gefahren für seine Person und sein Eigenthum. Aber wenn der Pfad der Ehre durch die Gleichstellung, die aus der Zerstörung der Casten und die allgemeine Einführung des Christenthums hervor gehen muß, geöffnet ist, so werden die Leidenschaften erwachen und das Talent wird sich geltend zu machen suchen. Ist es glaublich, daß in einem solchen Falle so viele Millionen von Eingeborenen sich einer Hand voll Europäer

unterwerfen werden, an die sie keine natürliche Neigung fesselt, und denen sie durch keine Pflichten verbunden sind?"

Politisch ist dies gewiß sehr richtig geurtheilt, so daß man die Hindus, um in ihnen ruhige Unterthanen zu erhalten, ungehindert ihre Wittwen verbrennen und dem Götzen zu Jagrenat blutige Opferfeste feiern läßt; aber ist dies auch christlich gedacht?

Woher der brittischen Macht in Indien Gefahr drohet?

„Das Uebel" — bemerkt Lord Valentia — „welches am schnellsten in Bengalen zunimmt, ist die Vermehrung der vermischten Kinder (Halfcast). Sie bilden den ersten Schritt zur Colonisation, indem sie ein Vereinigungsband zwischen den Engländern und Eingebornen erzeugen. Ueberall, wo diese Zwischen-Klasse zahlreich geworden ist, hat sie zuletzt den Ruin des Landes herbei geführt. Das spanische Amerika und San Domingo sind Beispiele für diese Behauptung. Ihre Vermehrung in Indien ist über alle Berechnung, und so wenig von der Trägheit der Hindus und dem immer größeren Verfall der Muselmänner zu fürchten seyn mag, so ist doch mit Recht zu besorgen, daß dieser Stamm in Zukunft mächtig werden wird. Freilich können sie nicht in Dienste der Compagnie treten, aber doch dienen sie als Gehülfen fast in jedem Kaufmannshause und Viele von ihnen werden jährlich nach England geschickt, um die Wohlthat einer europäischen Erziehung zu empfangen. — Was läßt sich nicht Alles, bei ihrer Anzahl und ihrer nahen Verbindung mit den Eingebornen, da sie frei sind von der diesen eigenthümlichen Feigheit und Trägheit, mit der Zeit von ihnen befürchten?"

Erloschener Glanz des Osten und Charakter der Perser.

Der Blick auf den Osten der Erde bietet in der neueren Zeit wenig Erfreuliches mehr dar. China, das an Umfang und Volkszahl gewaltigste Reich der Erde, ist in großer innerer Gährung begriffen. Der Norden von Asien ist von Rußland, Mittel-Asien mit seinem großen Lama von China abhängig. In Hinter-Indien hat der Kaiser der Burmanen den größeren Theil der früher unabhängigen Staaten sich unterworfen. In dem volkreichen und gesegneten Vorder-Indien breitet sich immer bewältigender die brittische Macht aus. Persien hat sich in zwei Reiche geschieden, das wenig geordnete östliche von Cabul, und das westliche, dessen berühmte alte Städte theils völlig zu Trümmern geworden sind, theils von Ruinen umschlossene, wenig bewohnte Orte darstellen. Der Groß-Sultan zu Constantinopel hat ohnehin schon lange mit aufrührerischen, sich längere oder kürzere Zeit unabhängig erhaltenden Paschen zu kämpfen; in Arabien haben die Wechabiten eine große Störung verursacht und sich sogar eine Zeit lang der heiligen Städte Mohameds bemächtigt — so daß man wohl sagen darf, der Glanz des Osten ist erloschen: und wie sehr mit dem Verfall der Staaten der Charakter der Einwohner sich verschlimmert hat, dazu mag, statt aller andern, die Beschreibung zum Beweise dienen, welche uns der Engländer Heinrich Pottinger ganz insbesondere von den gegenwärtigen Persern macht:

„Niemand in der Welt" — sagt dieser Reisende, der in dem Jahre 1811 das ganze Land von Osten nach Westen durchwanderte — „versteht besser, die Vorschriften der Artigkeit und der feinen Sitte gegen Fremde in seinem Hause zu beobachten, als die Perser, und hätten sie nicht die Einbildung, große Vorzüge vor andern Völkern zu besitzen, so würden sie sehr angenehme Gesellschafter seyn. Ihre Selbstsucht aber und der falsche Hochmuth, den sie Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, zum Erbtheil erhalten, macht sie in einem Grade absprechend, der bisweilen bis an Grobheit grenzt. — Unter ihres Gleichen sind die Perser artig und gefällig, gegen Vornehmere knechtisch und demüthig, gegen Niedrigere hoffährtig und herrschsüchtig. Alle Volksklassen sind gleich habsüchtig, schmutzig und unredlich, wenn sie Gelegenheit dazu haben; auch sind sie darum unbekümmert, daß es laut werde, wenn sie nur einmal die Früchte ihres Geistes, wie sie es nennen, geerndtet haben. Falschheit halten sie in allen Fällen, wo sie zu ihren Zwecken behülflich ist, nicht nur für erlaubt, sondern für höchst lobenswürdig, und Treue und Glaube, Dankbarkeit und Edelmuth sind ihnen gänzlich unbekannt. In sinnlichen Ausschweifungen werden sie von Niemand übertroffen und einige ihrer Neigungen sind so verwerflich, daß man sich scheut, ihrer zu erwähnen. Um diesen Abriß des persischen National-Charakters zu vollenden, füge ich noch, ohne Furcht vor einer Widerlegung, hinzu: daß ich aus eigener Beobachtung Persien, wie es gegenwärtig ist, als den eigentlichen Hauptsitz aller Arten von Tyrannei, Grausamkeit, Gemeinheit, Ungerechtigkeit, Erpressung und Schändlichkeit ansehe, die nur die menschliche Natur beflecken können, und je zu irgend einer Zeit oder bei irgend einem Volke statt gefunden haben."

„Ich fühlte" — sagt Morier bei seinem Abschiede von Persien — „gerade dasselbe, wie Tournefort, als er wieder nach Frankreich zurück reisete. Wiewohl noch im Herzen Persiens, war mir es doch, als ich kaum Teheran verlassen hatte, als sähe ich schon die Kuppel der Pauls-Kirche und die Thürme von London. In Persien ist nichts, was das Herz anzieht; das Volk — Einzelne ausgenommen — ist flach, der Boden öde, das Klima ungesund. Abgeschnitten von bürgerlich-

gebildeten Lebens-Verhältnissen, selten etwas van unserem Lande, von unsern Freunden hörend, ohne die Hülfsquellen der Gesellschaft, war das Leben, das wir führten, nicht viel besser als eine Verbannung."

(Die Fortsetzung folgt.)

B u n t e s.

Als Lord Elgin Botschafter in Constantinopel und bei der Pforte allmächtig war — weil er ein Bündniß mit ihr abgeschlossen, und ihr den Beistand Englands und eine Flotte zu Vertreibung der Franzosen aus Egypten versprochen hatte — erhielt er mit leichter Mühe die Erlaubniß, das Parthenon, oder Hecatonpedon, in Athen, den berühmten alten Tempel Minerva's in der Acropolis, den Pericles erbaut und Phydias geschmückt hatte, seiner vorzüglichsten Zierden zu berauben, und besonders den Porticus — das einzige, was von dem Bombardement Athens durch die Venetianer, im Jahr 1687, übrig geblieben war — zu verstümmeln. Er schickte die herrlichsten Säulenschafte, Caryatiden u. s. w. nach England, wo sie noch jetzt aufbewahrt und durch Gips-Abdrücke vervielfältigt werden. Aber in Athen selbst, auf den übrig gebliebenen Ruinen, lieset man in allen Sprachen die bittersten Rügen über diesen — heidnischen Kirchenraub. Da heißt es z. B. „Quidquid non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti" (Lord Elgin ist ein Schotte). Er hatte eine Caryatide des Porticus wegnehmen und durch ein Pilaster von Backsteinen ersetzen lassen. Auf den Pilaster schrieb man: „Opus Elgin", und auf die nächststehende Caryatide: „Opus Phidiae". — Für die Ehre seines Landes und seiner Landsleute besorgt, ließ ein anderer vornehmer Engländer die entführte Caryatide von einem Bildhauer nachahmen und an die Stelle des Pilaster hinstellen.

In der Wallachei ist nur ein Sechstheil des Bodens kultivirt, bringt indeß 10 Millionen Scheffel Getreide, wovon Constantinopel 1,500,000 Scheffel verbraucht, und sich außerdem jährlich 3000 Pferde und 250,000 Hammel liefern läßt. Ypsilanti's Invasion mußte daher dem Oberkoch der Janitscharen natürlich sehr unangenehm seyn (derselbe trägt, als Gewehr, einen fünf Fuß langen Suppenlöffel auf der Schulter). — Nächstdem zahlt das Land noch einen Tribut von zwei Millionen Piaster. — Die Heirathen geschehen daselbst niemals aus Interesse des Herzens. Man bietet die Mädchen förmlich per Licitation aus, und was das Merkwürdigste ist: es kann um eine Kleinigkeit willen geschieden oder eine Heirath als null und nichtig erklärt werden, wenn das Geld-Interesse der Familien es erheischt.

Oberst Kirkpatrick, der das wenig bekannte Königreich Nepaul besucht hat, erzählt: daß einst ein Missionär dem orientalischen Prinzregenten daselbst anbot, ihn in der Mineral- und Metall-Kunde zu unterrichten (wofür der Fürst viel Geschmack besaß), unter der Bedingung: daß er, der Fürst, Christ werde. Derselbe erwiederte mit vielem Ernst: sein Rang gestatte nicht, solchen Vorschlägen Gehör zu geben; er wolle aber an seiner Statt Zwei oder Drei seiner Unterthanen stellen, die jede Religion annehmen sollten, welche der Missionär vorschlagen würde. Darüber schämte sich dieser doch etwas und nahm den Handel nicht an. Der Fürst aber war sehr verwundert und ließ es sich nicht ausreden: daß Jener nur einen Vorwand suche, seine Unwissenheit in der Mineralogie zu verbergen.

Das Genie hat einen gefährlichen Schmeichler, den Witz, aber auch einen strengen Censor, den Geschmack.

Der Dummkopf bringt manchen Klugen aus der Fassung, der Kluge ihn nie.

Der Alberne fürchtet die Langeweile, der Kluge den Langweiligen.

Th. Laurin.

D e n k - S p r ü c h e.

4.

Nie hat der Thor genug; auch der Weisere nie: nur daß jenem
Nicht, was er außer sich hat, diesem sein Inn'res nicht g'nügt.

5.

Zahlen wir schuldiges Geld, so wird geldleer uns der Beutel;
Dankvoll wird unser Herz, zahlen wir schuldigen Dank.

6.

Statt, wie die Aerzte des Körpers, uns Hülfe von außen zu bringen,
Laßt uns die Weisheit als Arzt nehmen die Hülf' aus uns selbst.

C. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Hierher geflüchtet hat sich eine kleine Schrift, betitelt: „Die merkwürdige Heilungsgeschichte der Fürstin Mathilde von Schwarzenberg; unpartheyisch dargestellt von dem Professor Chr. Aug. Fischer zu — Würzburg" (Berlin, bei Enslin.) Hierher geflüchtet? — Nun ja; trotz dem, daß der hier gegebene Lichtschein kein recht klarer, ernster, sondern ein sehr umwundener ist; will uns bedünken, daß man auch diese halbe Wahrheit nicht erst von Würzburg nach Berlin zum Abdruck geschickt hätte, wenn nicht schon dabei die dortigen Verleger — verlegen geworden wären. Nun, das soll uns weiter nicht kümmern; mehr Leid macht es uns schon, daß Hr. Prof. Fischer nicht fester daher schreitet. Ihm fehlt es gewiß nicht an dem Grunde der angeblichen Gründe, die jetzt wie Schatten in dem Leben umher spuken, zu sehen, wo Einer vor Schreck zurück prallt, um denen dienstbar zu werden, welche ängstlich fühlen: daß man am übelsten diejenigen behandelt, die man zu fürchten aufhört. Wir brauchen in dieser Zeit, die für Alles lau ist, weil man zu viel Gluth in bloßen Worten aushaucht, kurze Bündigkeit in allen Gegenständen und die Wahrheit will concentrirt seyn auf dem richtigen Fleck. So hätte auch wohl Hr. Prof. Fischer ohne Weiteres sein Büchlein nach dem Ciceronischen Motto richten können: „Quorum igitur causa quis dixerit effectum esse mundum? Eorum scilicet animantium, quae ratione utuntur." (Wer kann sagen, für wen die Welt geschaffen, wenn es nicht für Vernunft-Begabte geschah?) Indessen wir nehmen, was wir haben, und bemerken, wenn etwa Umstände Diesen und Jenen zwingen, sich achtsam nach rechts und links durch zu winden, immer nur die Punkte, wo sich der gerade Weg gar nicht vermeiden ließ. Solche Punkte finden sich vielleicht in folgenden ausgezogenen, hier mit kurzen

Zwischenreden begleiteten Sätzen: „Der Fürst von Hohenlohe hat ziemlich feine Züge, doch ohne besondere Bedeutsamkeit. Sein blasses Gesicht ist eine Art physiognomischen Problems: viele Männer finden es gemacht und gespannt; die meisten Frauen aber eben so fromm als liebevoll.“ (Der neue Wunderthäter wird sich unter allen Umständen lieber von Frauen als von Männern beurtheilen lassen, weil jene nach dem Gefühl, diese nach Gründen entscheiden, jene glücklich sind, wenn es etwas zu glauben giebt, diese nur befriedigt werden, wo die Feuerprobe der Untersuchung lauert. Wunder-Doktoren werden sich auch immer in Acht nehmen, vernünftige Männer kuriren zu wollen; und sie helfen sich dann damit, daß sie die Vernunft für — unheilbar erklären!) — „Martin Michels rothbraunes Gesicht hat jenes Tiefe, Düstere und in sich Gekehrte, das ein unaufhörliches Brüten und Grübeln verräth.“ — „Sein Heilverfahren erlernt: er von dem Pater Ambrosius Fahrmann.“ (Brüten, Grübeln und ein in solcher Heilmethode unterrichtender Pater — giebt es da noch Probleme zu lösen? — da zumal, wie S. 56. der Schrift geäußert und nicht bestritten wird, besagter Martin Michel früher schon Teufel ausgetrieben hat; da man ferner weiß, „daß er der Schwager des eingefleischtesten Papsler im ganzen Frankenlande ist und wir den Zusammenhang Beider mit den eifrigsten Römlingen dieser Provinz kennen.“) — Es wird übrigens gerühmt, daß er unentgeldlich heilt; er ist aber wohlhabend und — wär' es denn nicht möglich, daß man ihm die Unentgeldlichkeit schon früher bezahlte, weil nur durch diese eine Art von Aufsehen erregt werden kann? — Hat doch der Hr. Fürst von Hohenlohe (in jener Schrift S. 56 „überzähliger Vicariatsrath aus Bamberg“ genannt) eine „Anwartschaft zu einer hohen geistlichen Stelle“ aus Rom mitgebracht, ehe er sich entschloß, unentgeldlich — den Wundermann zu spielen. Die gegebenen Notizen scheinen uns eben so viele deutliche Fingerzeige, wenn wir zugleich um uns schauen und bemerken, was hier und dort in Thätigkeit ist und leider auch schon eingegriffen hat; und wir meinen, es sey am besten, nur noch Hrn. Fischer über die Begebenheit selbst zu hören. Er sagt: „Mit großer Gewißheit läßt sich annehmen, daß die Heilung bereits schon außerordentlich vorgerückt war. Dies eben ist der Umstand, der in das Auge gefaßt werden muß. (Sic!) Also Frage: Hatten die ehrenwerthen Meister (nämlich die Herren Heine und Textor) diesen Zeitpunkt erkannt? Wie es nach Allem scheinen will — Nein. Sie nahmen die Möglichkeit, nie aber die Gewißheit der Wiederherstellung an, aber sie bestimmten keinen Termin. — — Psychische Ermuthigungen wurden nie angewendet, sie schienen zu früh und zu gewagt zu seyn. Allerdings kann der Heilkünstler in solchen Fällen nicht vorsichtig genug zu Werke gehen.“ — Was braucht es da so viele Worte! Es ist ja leicht genug zu erkennen, daß eben diese untadelnswerthe Vorsicht den Moment, in welchem zu der Prinzessin gesagt werden konnte: Sie sind genesen! — verschob, und daß nun der Fürst von Hohenlohe den Aerzten diese Freude hinweg nahm, die ohne ihn Gleiches hätten vollbringen können. Die Art aber, wie er sein Dazwischentreten benutzen will, wird ihm vielleicht zu mancher Gunst, niemals aber zu wahrem Ruhm verhelfen; selbst wenn Alle, die wohl wissen, woran sie sind, auch eben so sehr das Eigentliche der Sache bemänteln, als es Hr. Fischer that, während er es sich doch nicht versagen konnte, die Wahrheit hier und da auftauchen zu lassen in einem Strom von Worten. Der ächte Deutsche liebt die klare Rede; obwohl nun in obiger Schrift nur die Lust dazu verspürt werden kann, so ist auch dies schon dankenswerth, indem es denen, die freier reden dürfen, jetzt oder einst wenigstens die Anregung giebt, und man wird dann bald ohne Umschweife erfahren: daß die Merkwürdigkeit des Ereignisses nur in dem Aufsehen liegt, welches ein hierarchischer Theater-Coup noch im neunzehnten Jahrhundert erregen konnte. Wl.

— „Stella“, Trauerspiel von Goethe, wurde am 5ten September zum ersten Mal gegeben, d. h. auf der jetzigen Bühne; denn ältere Leute versichern, das Stück sey vor einigen Dezennien schon in Berlin dargestellt worden. Jenes Drama ist eine Nebenblüthe vom „Werther“, mit dem es gleiche dichterische Bestandtheile hat. Wenn nun auch in unsern Gefühlen seit der Zeit ein starker — wohl zu starker — Milderungs-Prozeß vorgegangen ist, dennoch kann die Wirkung nur da ausbleiben, wo die Dichtung nicht so vortreflich ausgeführt wird und wo sie auf ein Herz trifft, das nur noch physisch vorhanden ist. Sehr schwer für die Schauspieler mag es seyn, die Stellung zu erkennen, worin sie sich befinden zu jener Zeit, in welcher das Drama entstand, und zu dieser, wo die Blüthe jener Tage allmählig zur getrockneten Frucht geworden ist, und nun mit Ruhe genossen wird. Es ist da die Frage: ob man die Dichtung mit Liebe, oder den Zeitgeschmack mit Gunst behandeln soll? — Wie sich bei uns die Schauspieler heraus halfen, darüber wollen wir unsere Ansicht nicht verhehlen, sobald wir wenigstens noch die zweite Darstellung zu beobachten Gelegenheit hatten; vorläufig bemerken wir, daß uns die erste mit lebhafter Theilnahme erfüllte. — Hr. Fahrt, vom Theater zu Darmstadt, hat Gastrollen gegeben, sie auch schon beendet. Der „Lorenz Kindlein“ im „armen Poeten“, der „Graf“ im „Puls“, der „Oheim“ im „Räthsel“ und der alte „Bilau“ in „Welcher ist der Bräutigam“ wurden ihm Mittel, uns zu zeigen, daß er durch vieljährige Uebung zu einem Schauspieler gedieh, der an seiner Stelle gute Dienste thut. Solche Darsteller, die weder bedeutende Fehler noch Vorzüge haben, finden in ihrer Heimath die beste Anerkennung, weil man da ihre kleinen Talente in Summa vor sich hat, wo sie dann allerdings einigen Namen haben können. — Hr. Stein, vom Theater zu Leipzig, hat seine Gastrollen fortgesetzt, jedoch in dem Augenblick, da wir dies schreiben, noch nicht beendet. Wir haben gegen seinen „Don Carlos“ und die von ihm (auf dem Theater in Charlottenburg) gespielten Lustspiel-Rollen manche Rüge aus zu sprechen, und hoffen, bei ihm um so eher Glauben zu gewinnen, da wir in seinen Darstellungen des „Taso“ und „Enriko“ (in der „Albaneserin“), in welcher Rolle Müllner selbst ihn als vorzüglich bezeichnet, schon früher ihm Beruf und Talent zuerkannten; eine Meinung, die auch durch andere Einzelheiten sich bestätigte. Er ist jung, kann also noch von der unverschleierten Kritik Nutzen ziehen, und sie soll, wenn wir ihn in seiner letzten Gastrolle sahen, nach unsern Kräften ihm werden, damit er in freundlicher Offenheit den Beweis finde, daß wir ihm gern den Athem für das Aufstreben erhalten möchten; denn — „inter enim jecta est vitae pausa, vagique deerrarunt passim motus ab sensibus omnes.“ — Diese Worte des Lucretius, die wir Hrn. Stein nicht zu übersetzen brauchen, da er selbst Sprachkenntnisse hat, möchten auch für das geistige Leben auf der Bühne besonders an zu wenden seyn. — •.

— Die Berliner Zeitschriften werden sich um eine vermehren, die unter dem Titel: „Der Bote von Tempelhoff“ (oder Templow) erscheinen und größtentheils Berliniana enthalten soll, wobei indessen die Mannigfaltigkeit dennoch vorhanden seyn dürfte, indem ja jede ferne Begebenheit auf unsere tonangebende Residenz reflektirt. Der Herausgeber nimmt sich, laut der Anzeige, den alten Freund Asmus (Claudius), den Wandsbecker Boten, zum Muster, und da möge dessen Genialität und Herzlichkeit über ihn kommen, ohne daß der Dämon der Mystik — in unserer Zeit gefährlicher als sonst! — ihn fasse, dem Claudius in seiner Altersschwäche huldigte. Wenn der Herausgeber der Idee mächtig wird, nichts aus seinem Kreise dränge, was die allgemeine Humanität anspricht, so ist die Unternehmung gut, und wir wünschen ihr eine sichere Begründung. ••

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XIX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 14. September. 147stes Blatt.

F a n a t i s m u s.

Sinnend, aber himmelan schauend, stand Juan Diaz de Cuenza an einer der Barrieren von Paris, und nur die heftige Bewegung seiner Brust verrieth Leben. Es mußt' ein Entschluß gefaßt werden über seine Zukunft und er, im stetem Umgange mit den Wissenschaften zum Manne gereift, befand sich im Zwiespalt mit den äußeren Verhältnissen. Sollt' er nach Spanien zurück? — dem er vor dreizehn Jahren entflohen war, weil das Niederdrücken des Geistes ihn empörte, weil ihm vor der Tyrannei der Inquisition schauderte. Und dennoch, es zogen ihn so viele liebe Erinnerungen in die Heimath, es riefen die Stimmen der Verwandten alle Gefühle wach. Aber, hatte er als Jüngling schon die Banden, die Spaniens Klerisei dem Volke um die Seele legte, nicht dulden können, wie sollt' er es jetzt, nachdem ein eifriges Studium auf der hohen Schule zu Paris ihm den Sinn des Lebens deutlicher gemacht, und kühne Aufklärung, die unlängst, beschirmt von Luther und Calvin, sich viele edle Geister gewann, auch ihm den Muth erhob! — Wie konnt' er anders als mit innerer Gluth und wildem Schmerze zu dem Schlosse seiner Väter zurück kehren, da in der Furcht vor der Reformation in Spanien eben jede Fessel schärfer angezogen wurde, jeder Tag neue Greuel hervor rief, mit denen Schmachwürdige die Ehre Gottes lästerten. Wenn Juan dorthin kam, mußte er entweder seinen Geist verleugnen, oder er stürzte sich und die ihm Angehörigen in's Verderben. — Fürwahr, er hätte jetzt eines Freundes bedurft, aber wo ihn finden? — da auch in Frankreich die hierarchischen Gewalten strenge herrschten zur Bewahrung ihrer eigensüchtigen Zwecke.

So kam auch diesmal, wie schon oft, Juan ohne bestimmten Entschluß nach seiner stillen Wohnung zurück, als es schon spät Abend war und die ewigen Sterne über ihm die Beklommenheit seiner Brust milderten. In duldsamer Wehmuth schlug er daheim die Bibel auf und das erste, was er las, waren die Worte des Matthäus: „Alle Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den G e i s t wird dem Menschen nicht vergeben.“ — Und er gerieth darüber in so tiefe Gedanken, daß er endlich ermattet entschlief, und bei dem Erwachen, auf den gefalteten Händen ruhend, noch denselben Spruch vor sich sah. Eine neue Kraft schien über ihn gekommen. „Ja!“ rief er aus, „die Lästerung wider den Geist wird dem Menschen nie vergeben! — und ich würd' ihn lästern, wollt' ich ihn unterdrücken, um in meiner Heimath mich vor verruchter Tyrannei zu schützen. Nein, ich will auf Gott vertrauen, in Noth und Tod der ewigen Wahrheit treu und gewärtig seyn!“

Mit geringer Habe, aber sicheren Muths, wanderte er nach wenigen Tagen fort von Paris, auf der Straße nach Genf, nachdem er seinen Verwandten gemeldet, daß er dem Trieb, mehrere Länder zu sehen, nicht widerstehen könne. Die Natur begann schon, sich herbstlich zu färben; und wie in einem edlen Gemüth der Erde Vergänglichkeit immer die Sehnsucht nach dem

Ewigen erweitert, so auch bei Juan, der es in solcher Stimmung wohlthuend fand, daß eben, als er in Genfs Mauern eintrat, der aus Savoyen her gekommene Bischof feierlichen Umzug hielt; denn es war das Fest der Erhöhung. Tiefer Andacht voll warf er sich neben Vielen in den Staub vor dem Bilde des Gekreuzigten, dem erhabensten Kämpfer für den Geist, dem verklärtesten Dulder der Tyrannei. Da drängte sich ein Mann aus der Menge hervor; Verzweiflung sprach aus seinem bleichen Antlitz und nieder sinkend, die Kniee des Bischofs umfassend, bat er: „O Herr, habt endlich Erbarmen! Werft Weib und Kind nicht aus der ärmlichen Hütte; erlaßt mir, was ich Euch noch schuldig bin, denn Feld und Weinberg, Ihr wißt es, sind auch in diesem Jahre vom Mißwachs befallen, und nicht zu erschwingen ist, was Ihr verlangt, wie sehr sich auch mein Weib mit mir mühet. Aufbringen will es der Vizedom bei unserm Herzog und hofft mir Hülfe zu schaffen, wenn auch Ihr nicht auf Eurer Forderung besteht; Ihr werdet seiner Güte folgen und barmherzig seyn, wie es der Himmel uns Allen seyn möge!" — Aengstliche Stille ringsum harrte der Antwort des Bischofs; der aber stand zornglühend und sprach: „Ich kenn' Euch! Es ist der Fluch Gottes, der auf Euren Feldern und Bergen ruht, weil sich Viele trennen von der alleinseligmachenden Kirche und dem Neuerer folgen, der Euch führen wird in die Schlingen des Satans. Nicht hindern darf ich die Züchtigung, die Gott über Euch verhängt, weil Ihr mich hier nicht dulden mochtet als Oberhaupt Eurer Kirche; und er will, daß selbst die Gerechten leiden, wenn sie die Sünder unter sich hegen. Hinweg von mir, Gottes Gericht sey über Euch!" — In wilder Geberde erhob sich der Unglückliche und wie er davon stürzte und ein Gemurmel im Volke laut wurde, rief der Bischof mit donnernder Stimme: „Fluch Allen, die Gottes Zorn bezeichnet und die nicht Buße thun im Kampf wider Ketzereien!" und vorwärts schritt er, mit dem Allerheiligsten in den Händen. — Wie zermalmt im Inneren erhob sich Juan; sein Gehirn glühte, seine Gedanken stockten und einsam in der Herberge sitzend verbrachte er den Tag im Gebet und Ringen um Gleichmuth der Seele.

Am nächsten Morgen aber ging er zu Calvin, mit dem er schon auf der hohen Schule zu Paris bekannt worden war. Wie ein alter Freund ward er aufgenommen, und bald waren Beide in ernsthaften Gesprächen vertieft, also, daß die gepreßten Herzen sich Kraft gewannen zu frischen, freien Worten. Und Calvin ließ ihn nicht von sich; Juan mußte das Mittagsmahl mit ihm theilen und fühlte sich beglückt von den Reden eines Mannes, der ob zu siegen gedachte über diejenigen, welche auch die Seelen hinab werfen in den Staub, um ihres Leibes Glanz sicher zu seyn. Begeistert worden in solcher Unterhaltung störte sie ein Geräusch vieler Stimmen, von der Straße herauf; und als sie an das Fenster traten, gewahrte Juan denselben Mann, der gestern dem Bischof zu Füßen lag, gefesselt und von Bewaffneten geführt; hinter ihm schritt händeringend sein Weib, ihr zur Seite gingen zwei weinende Kinder. Und wie nun Calvin hinaus fragte: was geschehen? da erfuhr Juan mit ihm: daß der Unglückliche einen Greis erschlagen habe, um den Zins zu erlangen, den der Bischof mit so fürchterlicher Härte eintreiben ließ. Thränen entstürzten den Augen des edlen Spaniers; er verhüllte sein Antlitz an der Brust Calvin's, der in Zorn aufloderte über den Bischof, dazwischen aber triumphirte, daß diese Begebenheit die Freiheit der Kirche in Genf völlig begründen werde. Ach, Juan hörte nur den Jammer derer, die unten vorüber schritten, kein Triumph war da mächtig genug, ihn zu berühren. Das aber empfand er, wie sich auch das letzte Band geistiger Knechtschaft von ihm löse; er konnte nicht mehr nachlallen, was ihm Menschensatzung aufdrängte, er wollte freier Bürger seyn im Reiche Gottes, und so — obwohl er wußte, daß er dadurch seines irdischen Erbtheils in Spanien verlustig werden würde — bekannte er am 18ten Oktober 1541 sich feierlich zu dem neuen, forschenden Glauben, der aus der Reformation hervor gegangen war. Wenige Tage nachher verließ er Genf mit einem Empfehlungsschreiben von Calvin an den gelehrten Martin Bucer in Strasburg, der ihn mit offenem Herzen empfing, als treuen Gehülfen in Schrift und Rede für das Werk der Wahrheit, zu welchem Juan sich rüstete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Zwei Beispiele persischer Grausamkeit.

Am 15. Mai (1811), so erzählt Pottinger, saß der Prinz (der Statthalter von Kirman) zu Gericht über einige Leute, die angeklagt waren, einen seiner Diener ermordet zu haben, und es läßt sich kaum begreifen, in welchem Zustand von Unruhe und Aengstlichkeit alle Einwohner während dieses Tages versetzt waren. Die Stadtthore waren geschlossen und kein öffentliches Geschäft wurde von den Einwohnern geübt. Es wurden Leute zu Zeugen abgeholt, ohne vorher davon benachrichtigt worden zu seyn, und ich sah Zwei oder Drei, die man in den Palast führte, in solcher Todesangst, als wenn sie zur Hinrichtung geschleppt würden. Gegen drei Uhr Nachmittags sprach der Prinz die Straf-Urtheile gegen die Ueberwiesenen aus. Einige wurden an beiden Augen geblendet, ihre Ohren, Nasen und

Lippen abgeschnitten, ihre Zunge aufgeschlitzt und eine Hand oder beide Hände abgehauen. Andere wurden ihrer Mannheit beraubt, ihre Finger und Zehen abgehackt, und Alle wurden hinaus gejagt auf die Straßen, mit dem Verbote an die Einwohner: ihnen nicht den mindesten Beistand zu leisten, noch Verkehr mit ihnen zu unterhalten. — Bei solchen Anlässen hat der Prinz ein gelbes Kleid an und ein Zeug von derselben Farbe wird über den Teppich, worauf er sitzt, ausgebreitet. Diese Kleidung heißt darum Ghuzub Poshak, oder Kleid der Rache, und wenn er sie anhat, so ist selbst seinen Ministern nicht erlaubt, ihn an zu reden, außer wenn er sie dazu auffordert.

Von einer gleich grausamen Hinrichtung war Morier Zeuge. Drei Bakthiaris (Leute von einem räuberischen Stamme), erzählt er, waren vom Prinzen (dem Statthalter von Schiras) wegen Raubes zum Tode verurtheilt. Einer ward enthauptet, der Andere in die Luft geschossen, der Dritte entzwei geschnitten, und beide Hälften an zwei Hauptthore der Stadt zur Warnung für andere Diebe aufgehängt. Der Kunstausdruck für diese Strafe ist: Schekeh Kerden; der Körper wird der Länge nach mit einem Schwerdte in zwei Theile geschnitten; bei der Spaltung der Beine wird angefangen und am Halse, wo die Schulter ausgeht, geendet.

Despotische Handlung eines numidischen Häuptlings.

Jener furchtbaren Rechtspflege des persischen Prinzen mag ein Vorfall zur Seite stehen, den Burkhard zu Derr, dem Sitze des Statthalters von Numidien, als Augenzeuge beiwohnte. — „Ich trat" — erzählt der deutsche Reisende — „in das Boot, das die Sklaven des Statthalters am Ufer des Nils hin nach Tomas (einem Dorfe) zogen, wo der Kashef (Titel des Statthalters) einige Felder zu besehen wünschte. Hier war ich Augenzeuge von einer jener grausamen Handlungen des Despotismus, welche im Morgenlande gewöhnlich sind. Als Hassan — so hieß der Kashef — mit etwa dreißig Begleitern und Sklaven über ein großes Stück Feldes weg ging, fagte er zu dem Eigenthümer, der sich auf demselben befand: er habe nicht wohl gethan, daß er das Feld mit Gerste besäet habe, da die Wasser-Melonen besser gediehen seyn würden. Darauf nahm er wenige Melonen-Körner aus der Tasche und gab sie dem Manne, indem er zu ihm sprach: „Ihr thut besser, wenn Ihr die Gerste ausreißt und dies hinein säet!" — Da die Gerste beinahe reif war, so suchte sich der Mann zu entschuldigen, daß er dem Befehl des Kashef's nicht gehorchte. „So will ich sie statt Eurer säen!" entgegnete dieser, und befahl seinen Leuten, die Gerste aus zu reißen und das Feld zu Melonen zurecht zu machen. Hierauf schaffte man die Gerste in's Boot, und eine ganze Familie gerieth dadurch in das äußerste Elend, daß der Statthalter seine Pferde und Kameele drei Tage lang mit Gerstenstengeln füttern wollte." (Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Mode — bei dem Begraben.

Alles ist Mode in Paris, selbst die Kirchhöfe. Seit einiger Zeit darf kein Pariser von gutem Ton im bürgerlichen Stadtviertel „des Marais" wohnen; auf seinen Besuchs-Karten muß die „Chaussee d'Antin" stehen, und nach seinem Tode muß er auf dem Kirchhofe des „Père la Chaise" seinen Platz einnehmen, und zwar in einer „Fosse à perpétuité". So will es die Mode, die sich über die Lebendigen und die Todten erstreckt. Baugiran, jener verschmähte Kirchhof, ist nur für Pöbel-Leichen; Leute comme il faut, Leute, die Lebensart besitzen, müssen nach ihrem Tode einige Metres im östlichen Kirchhofe des Pater La Chaise einnehmen, um dort, wie sich's schickt, mit Anstand zu verfaulen. Der Kirchhof führt den Namen des bekannten (und berüchtigten) Beichtvaters Ludwigs XIV. Brogniart hatte das Lokal zu einem der üppigsten und schönsten Landsitze für den Hof-Caplan eingerichtet. Hier vergaß er den Zwang, den er sich bei Hofe und in der großen Welt auflegen mußte. Seine Gärten waren im Kleinen, was die Gärten zu Versailles, von Le Notre, im Großen waren. Nach La Chaise's Tode ward sein köstliches Landgut ein Erbtheil der Jesuiten. Sie lebten zu gut, machten Schulden und das Landgut mußte verkauft werden. Es brachte einigen Käufern hinter einander Unglück, bis endlich im Jahre 1804 ein kaiserliches Dekret das Grundstück der Stadt Paris zur Domaine schenkte und zum öffentlichen Kirchhof bestimmte. Von Jahr zu Jahr werden der Rasen, die Gänge, die Boskets verschönert und neue Partieen angelegt. Seit 17 Jahren giebt hier der Liebhaber der Geliebten, der Gatte der Gattin Rendezvous, zu welchen man sich nur zu pünktlich einstellt, obschon der Erst-Eingetroffene oft lange auf den Zweiten warten muß, doch immer ohne Ungeduld auf ihn wartet. — Auf diesem Kirchhofe giebt es dreierlei Ruhestätten: die gemeinschaftlichen, wofür man sehr wenig, die fünfjährigen, wofür man 50 Franken, und die beständigen, wofür man ohngefähr 250 Franken zahlt. Nach fünf Jahren kann der Todte, gegen einen Zuschuß von 30 Franken, in ein perpetuirliches Grab kommen.

T. L. Secha.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dobberan. Dieser Badeort gehört unstreitig, wegen seiner zweckmäßigen und geschmackvollen Einrichtung, zu den schönsten Deutschlands. Wer daher zum Vergnügen in die Bäder reiset, wird wohl thun, Dobberan nicht vorbei zu gehen; wer indeß in den Bädern Genesung sucht, dem ist zu

rathen, vor seiner Abreise erst mit einem bewährten Arzte zu reden, obwohl auch so noch Mißgriffe geschehen können, durch die sehr häufige Unkunde unserer sogenannten praktischen Aerzte mit den Substanzen und den Heilkräften der Bäder. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth und selbst nothwendig: daß auf jeder guten medizinischen Universität von einem der bewährtesten Lehrer ein Collegium über die Natur und Beschaffenheit der bekannten vorzüglichsten Heilquellen, mit Rücksicht auf die Krankheiten, gegen welche sie sich bewährt gezeigt haben, gelesen würde. Jeder angehende Arzt sollte sich darüber ausweisen können, daß er ein solches Collegium mit Nutzen besuchte. — Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin trägt das Seinige zur Verschönerung des Bades bei, nicht nur durch seine Person, sondern auch durch seine Geldmittel. Alles zeugt hier von gutem Geschmack und von nicht ängstlicher Sparsamkeit und Berechnung der Procente, welche der Privatmann selten außer Augen lassen darf. Zu den wohlfeilen Bädern gehört Dobberan freilich nicht, selbst wohl nicht einmal zu denen, wo eine gehörige Einschränkung ausführbar wäre; dagegen findet aber auch derjenige, welcher nicht ängstlich zu rechnen braucht, sondern als ein vom äußeren Glücke Bevorzugter nur nach Vergnügen und Zerstreuung hascht, hier Manches, was er in andern Bädern vergeblich suchen möchte. Fast für Genußsüchtige aller Art ist hier mehr oder minder gesorgt! — die das Spiel befördernde, und leider fast immer besetzte Bank erspart wenigstens manchen Stoff, den die gesellschaftliche Unterhaltung in Anspruch nehmen würde, und manchem reichen Wucherer auch die Berechnung seiner Capitalien und Procente. Der üppige Verschwender kann hier seine Gelder ebenfalls ganz leicht an den Mann bringen und brauche nicht weiter auf seine Genüsse und üppige Gesellschaften zu sinnen, deren Ausmittelung dem, in dem entnervten Körper wohnenden schwachen Geiste nur unnöthige Anstrengung verursachen würde. — Die Anlagen um Dobberan sind recht freundlich und von der Natur begünstigt. Beide, Natur und Kunst, haben sich hierin geschwisterlich die Hand gereicht. Unter den Besuchenden gewahrt man auch beides, jedoch die letztere wohl mehr als die erstere. Am widrigsten ist uns immer das Mittelding zwischen beiden gewesen, welches man füglich eine künstliche Natürlichkeit nennen könnte. Diese Zwittergattung findet man mitunter auch in den Bädern, in welchen die Menschen wohl die alten Feudalformen ablegen möchten, sich aber doch nicht recht gut von ihnen los machen können, weil sie pechartiger Natur zu seyn pflegen. Der mecklenburgische und der hannöversche Adel sind sich im Ganzen sehr ähnlich, welches zur Empfehlung beider vorläufig hinreichen dürfte. Es ist hier unter den Gästen eine große Prachtliebe sichtbar; Einer scheint dem Andern gern den Preis abgewinnen zu wollen. Prächtige An- und Anzüge sind daher hier nicht selten; eben so wenig schöne Equipagen. Unter den Anwesenden befinden sich auch mehrere fürstliche Personen. — r.

Perleberg. Diese Hauptstadt der Priegnitz liegt in einer eben nicht anmuthigen Gegend. Die Ufer der Stepnitz, welche die Stadt durchschneidet, tragen indeß Einiges dazu bei, um die Lage nicht ganz unangenehm zu machen. In merkantilischer Hinsicht ist dieser Fluß, da er nicht schiffbar ist, ohne Bedeutung. Vor Kurzem ward Perleberg in den Controll-Bezirk gelegt, da man die Erfahrung gemacht hatte, daß hier sehr viel geschmuggelt wurde! — Mehrere für diesen Ort bestimmte, nicht versteuerte Kaufmannsgüter wurden in Beschlag genommen. Statt daß sich gegenwärtig in mehreren Städten kaufmännische Assekuranzen zur Beförderung des Schleichhandels gebildet haben sollen, würde es einen wahrhaft besseren und zugleich patriotischen Geist bekunden, wenn sich dergleichen Vereine zur Vorbeugung des ehrlosen Schmuggel-Gewerbes bildeten. Abgesehen davon, daß der Gewinn, den die Schleichhändler haben können, an sich nicht sehr bedeutend ist und mit der Gefahr, der sie sich aussetzen, wenigstens in gar keinem Verhältniß steht, so betrügen sie durch dergleichen Unterschleife auch noch den Staat und ihre Mitbürger. Diese müssen ihnen nicht allein die Waaren so bezahlen, als wenn sie wirklich versteuert wären, sondern verlieren auch noch indirekt durch die dem Staate entzogenen Abgaben, welche dann, nach dem Bedürfnisse der Ausgaben, auf andere Weise herbei geschafft werden müssen. Ehrliche und patriotische Männer könnten in jeder Stadt sehr viel dazu beitragen, die jetzt noch so sehr herrschende Neigung zu dem elenden Schmuggel-Gewerbe nach und nach zu vertilgen und mit dergleichen Gegenständen sollten sich die Provinzial-Blätter angelegentlich beschäftigen. G.

Literatur. „Gedichte von Friedrich von Matthisson. Ausgabe letzter Hand.“ (Zürich, bei Orell, Füßli und Comp. 1821.) Eine kurze Meldung von dieser, durch Gestalt und Gehalt vorzüglichen Ausgabe letzter Hand scheint zu genügen; denn Matthisson ist ja nicht allein von berühmten Dichtern: Gleim, Wieland, Schiller, sondern auch von den eigensinnigsten Kritikern als Chorag, oder eigentlicher als Repräsentant der Landschaft-Malerei, längst anerkannt worden. Dennoch weiß Referent sich eines neuen Lobes hier nicht zu enthalten; denn unser bescheidener Dichter hat im vorliegenden Bändchen von seinen anmuthig melodischen Geistes-Produkten nur ein Drittheil aufgenommen, und mancher Leser wird fragen: Warum fehlen diese und jene Blumen im Kranze? (Wenn nur nicht ein unberufener Sammler den größeren Rest heraus giebt, um noch „einen andern Matthisson auf zu legen.“) Dann hat der verehrte Verfasser auch in dieser Sammlung die schon früher gerühmte „Strenge gegen sich selbst und ein nimmer müdes Streben nach einem Maximum von Schönheit“ neu bewiesen. Wir lesen nun, um nur ein Beispiel aus zu heben:

„So in heil'ger Stille ruhten
Lüfte und Wogen. So nur schwieg
Die Natur“ u. s. w.

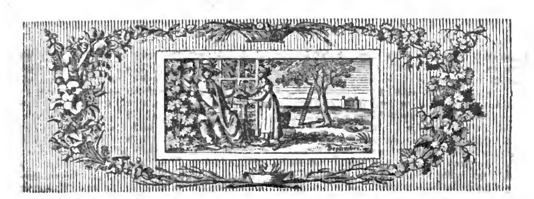
statt: also schwieg. — Mög' Ihm Hygea so hold seyn, als Apoll, und dieser, im schönsten Bunde mit jener, ihn noch zu neuen Gesängen begeistern! Gewiß werden seine Gedichte noch gelesen, wenn viele, jetzt als Meisterstücke der Romantik ausposaunte, vergessen ruhn. Ja, sein Name bleibt unsterblich bis zu den Tagen:

„Die der letzte Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt.“ K.

Der Sänger Tanichardi, der sich vor einigen Jahren in Paris allgemeinen Beifall erwarb, erfuhr, da er sehr häßlich war, in Venedig den Unfall, ungehört ausgepfiffen zu werden. Er mußte aber vom Euribiades und Themistokles gehört haben, ließ ruhig auspfeifen, trat dann an das Orchester und sagte: „Meine Herren, wenn Sie einmal geneigt sind, mich aus zu pfeifen, so hören Sie mich wenigstens erst. Verdiene ich es dann, so pfeifen Sie, so viel als Ihnen beliebt!“ — Wie der Stock den Händen des Euribiades, so entfiel den Zuhörern in Venedig die Lust zu pfeifen und verwandelte sich in lebhaften Beifall. — Aehnliches begegnete dem Komiker Legrand, den der Dauphin im Jahr 1694 aus Polen verschrieben. Er war ungemein klein und unansehnlich, und bekam zum Unglück fast immer Könige zu spielen. Eines Tages stellte er eine sehr tragische Scene dar und war sehr hart vom Publikum mitgenommen. Er trat hervor und sagte: „Meine Herren, es ist Ihnen unstreitig weit leichter, sich an meine kleine Figur zu gewöhnen, als es mir ist, mich größer zu machen!“ Es wirkte, denn man fand ihn nachher zuweilen sehr vorzüglich. (Cour. d. spect.)

Der jetzige Sultan von Bornou läßt keine Löwenhäute mehr aus seinem Lande versenden, sondern sie alle für seinen Harem requiriren; sie sollen nach der dortigen Landes-Meinung — für die, welche darauf schlafen, ein sicheres Mittel gegen — Schwangerwerden seyn. (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 15. September. 148stes Blatt.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Das Siegel bei den Persern.

Die Perser brauchen — nach Morier — wie überhaupt die Morgenländer, statt der handschriftlichen Unterzeichnung nur ein Siegel, worauf ihr Name eingegraben ist. Da Briefe und Papiere gewöhnlich von Lohnschreibern geschrieben werden, so kann eine Handschrift selten den Ausschlag geben; denn gültig oder ungültig ist sie nur durch das Siegel. Doch führen die Perser nicht selten auch zwei Siegel, die sie nach Belieben brauchen. Erlassen sie eine Schrift, die sie späterhin an zu erkennen vielleicht nicht räthlich finden möchten, so brauchen sie ihr zweideutiges Siegel; außerdem drücken sie das gesetzlich gültige darunter.

Besuch bei der Königin Mutter und weibliche Bein-Bekleidung in Persien.

Bei Gelegenheit eines Besuches der Gemahlin des englischen Gesandten, Sir Gore Ouseley, erzählt Morier: „Das Gemach, worin der Besuch angenommen wurde, war vorn ganz offen, auf zwei Säulen ruhend und mit einem breiten Vorhange behängt. Es ging auf einen viereckten, von Mauern umgebenen, mit Blumenbeeten, Kanälen, Wasserbecken und Baumreihen verzierten Hofraum. Längs dem Rande des Kanales standen die Weiber und Frauen des Fürsten in Reihen; keine war schön, aber ihre Kleidung reich und mit Edelsteinen geschmückt. Das Kleid der Königin war durch die Menge eingestickter Juwelen so schwer, daß sie sich unter der Last kaum bewegen konnte. Ihre Beinkleider besonders waren so mit Perlen gestickt, daß sie eher einem Stücke Mosaik, als einem Kleidungsstücke glichen. Inwendig wattirt, außen von Goldstoff steif, ließen sie keinen Umriß der Lenden bemerklich werden, sondern umgaben sie, wie ein Säulen-Gehäus. — Am Tage nach dem Besuche schickte die Königin der Gesandtin, ihrer Tochter und ihren zwei Mädchen Kalaats oder Kleider, worunter das Merkwürdigste Brokad-Hosen, die so steif waren, daß sie in der Mitte der Stube frei stehen konnten.“

Besuch bei den Umeer's und die gewaltigen Turbane.

Die gegenwärtigen Machthaber von Sinde sind die Umeer's, drei Brüder, welche gemeinsam diesen Staat an dem Indus beherrschen. Pottinger begleitete die englische Gesandtschaft, welche im Jahre 1809 unter Nicolas Hanley Smith, Esq., diese Herrscher in Hyderabad besuchte. Er berichtet von ihnen das Folgende:

„Die Umeer's trugen eine ungeheure Menge Juwelen außer denen, womit die Griffe und Scheiden ihrer Schwerdter und Dolche besetzt waren. Ihre Leibgürtel hatten außerordentlich große Smaragde und Rubine. Sie saßen nach dem Alter, der Aelteste in der Mitte, der Zweite ihm zur Rechten, der Jüngste zur Linken, auf einem dünnen Filze, der sich ringsum ausbreitete, und worauf bloß unter ihnen eine seidene, etwa einen Zoll dicke Matratze lag, überdeckt mit einem außerordentlich schön, mit goldenen und silbernen Blu-

mon gestickten Mussellin-Tuche. Ihnen im Rücken waren drei große, mit derselben Stickerei überzogene Kissen, welche, nebst ihrem Juwelen Glanze, dem ganzen Durbar (Audienz-Saal) ein unbegreiflich schönes Ansehen gaben. Viele von den Regierungs-Behörden erschienen auch in sehr gutem Geschmack, und" — bemerkt der Berichterstatter — „der durchgängige Glanz und Reichthum des Auftrittes übertraf weit Alles, was wir am Hofe zu Hyderabad erwartet hatten."

Von Person waren die drei Herrscher von Sinde beleibt und mittlerer Größe, und, den ausgeschmückten Theil des Anzuges ausgenommen, alle Drei gleich gekleidet in schöne Musselin-Gewänder mit kostbaren Loonges (seidenen Tücher zu Schärpen) um die Hüften. Die Turbane waren von dünner, durchsichtiger Gaze, und größer als alle Kopfbedeckungen, die Pottinger je gesehen. Sie maßen 2 bis 2½ Fuß im Durchmesser, und waren doch so zierlich und sauber in Falten gelegt, daß sie keinesweges schwerfällig und ungeschickt aussahen. — Von der Größe solcher Turbane der Vornehmen in Sinde kann man sich daraus einen Begriff machen, daß manche 80 Ellen Gaze enthalten. Gewöhnlich liegt sie 8 bis 12 Zoll breit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Mit furchtlosem Vertrauen meldete Juan seinen Beitritt zur Reformation den Verwandten nach Spanien; es ergrimmten diese, wie er voraus gesehen, und besonders sein Bruder Alphonso Diaz de Cuenza bot Alles auf, um ihn durch Versagung der Hülfsmittel zur Rückkehr ins Vaterland und zur katholischen Kirche zu zwingen. Juan aber blieb unerschüttert von den Verwünschungen der Seinen, ungebeugt von der Dürftigkeit, die ihn nun umgab. Sein Freund Martin Bucer erleichterte sein Schicksal, so sehr er konnte, und Juan verlebte mehrere Monate in Strasburgs Mauern, stets beschäftigt mit Arbeiten zur Ehre der Wahrheit und der Erweckung der Menschen. Zu Ende des Jahres 1542 war es, als Bucer ihn nach Deutschland sendete, daß er dort die Aufsicht führe über den Druck einiger Werke und demnächst Weiteres bespreche mit mehreren Mitkämpfern gegen das Reich der Finsterniß. Als er sich eben anschickte zur Reise, trat zu ihm Claudius Senarclaeus, aus Savoyen gebürtig und sehr arm; er bat, daß ihn Juan in der neuen Lehre unterrichten möge, und wollte, daß dies geschehen könne, ihm gern als Diener folgen. Juan nahm ihn auf zum Begleiter, vollbrachte in Deutschland seine Aufträge und that auch sonst noch, was der Geist ihm hieß.

Es hatte aber eines vornehmen und gelehrten Spaniers Abfall von der Autorität des Papstes ein gewaltig Aufsehen geweckt; denn es war in solcher Zeit, wo der kühne Luther die Säulen einer, schon von Gregor dem Siebenten begründeten freventlichen Hierarchie tief untergrub, ein gänzlicher Umsturz des römischen Stuhls zu fürchten, wenn der Strahl des Lichts auch des Südens Länder traf. Selbst Karl der Fünfte, auf dessen Größe kein Schatten fallen würde, hätt' er nicht niederen Pfaffen seine Macht geliehen, ward aufmerksam; und da eben wieder der Deutschen Religions-Unruhen ihn in seinen Planen zu stören drohten, so wünschte er, daß Männer von gelehrtem Ansehen Beispiele geben möchten zur Unterdrückung dessen, was er Ketzerei nannte, und so empfing des Kaisers Minister, der Cardinal von Granvella, Befehl, den edlen Spanier um jeden Preis zur Abschwörung der neuen Lehre zu vermögen. Ein Dominikaner-Mönch, Pietro Malvenda, ward abgeschickt, und dieser vermeinte in seiner Schlauheit bald den richtigen Weg gefunden zu haben, indem er auf der Burg Steinach am Neckar einsprach. Juan ward hier oft gesehen; — denn ach! die Liebe hatte auch ihn gefunden. Mathilde von Steinach war das holde Bild, das in seinem Herzen lebte, es wieder hinein zu reißen drohte in die Wünsche der Welt; und um so tiefer wurde er von der Liebe betroffen, da er ihr bis zum Mannesalter entgangen, alle Gluth der sehnenden Gefühle in ihm zusammen gedrängt war.

Nur ihr gegenüber hatte er noch nicht den Muth gehabt, ein Bekenntniß seines neuen Glaubens zu thun, und hieher trat nun jener Mönch, den Schleier seines Geheimnisses zu zerreißen. Ob auch Juan schweigen konnte, leugnen mocht' er nicht und hätt' er damit das Höchste im Leben gewonnen, sie, der er bisher noch nicht den kleinsten Beweis von Zuneigung abgelauscht — auf die er auch in seiner Armuth nicht zu hoffen wagte. Der Vater Mathildens, Ruprecht von Steinach, dessen Stamm dem Sachsenlande entsprossen, und dem das frische Leben, das dort hervor ging, nicht zuwider war, weil er der Sachsen Hochherzigkeit als ihm noch mit angehörig betrachtete, vernahm die Kunde ohne sonderliche Verwunderung; doch ahnt' er auch nicht, was den Spanier, dessen Gelehrsamkeit ihn erfreute, so gern nach seiner Burg führte. Malvenda wandte sich nun an Juan, ließ ihm fühlen, daß er seine Liebe zu Mathilde kenne, verhieß ihm, im Namen Granvella's, reiche Güter in Deutschland, ja selbst des Kaisers Fürwort bei dem Pfalzgrafen am Rhein — dessen Vasall der Ritter von Steinach war — damit er die Vermählung Juans mit Mathilde begünstige. Auch diese schien ihm jetzt mehr zugethan als sonst, und nicht ohne fürchterlichen Kampf wies Juan die Anträge Malvenda's von sich. Aber schwerere Prüfung mußt' ihn befallen: Mathilde selbst bot die Innigkeit ihrer Rede, alle Macht ihrer Reize auf, ihren Glauben wie-

der zu dem des Heißliebenden zu machen; ohnmächtig schien alle Kraft der Seele vor solchen Waffen, die noch gefährlicher wurden in der Traulichkeit, welche die Jahreszeit — es war der Winter im Anfange des Jahres 1544 — herbei führte. — In Düsterheit und Sehnsucht sah nun Juan viele Tage thatlos vergehen, als plötzlich ein Brief Bucer's ihn zu einem wichtigen Geschäft nach Stuttgart berief. Die Pflicht entschied — er riß sich los und muthiger sprach er von den Tagen des Wiedersehens mit Mathilden: denn sichtlich vernahm sie den Scheidegruß in Bestürzung, was ihm freudige Hoffnungen aufregte, indem er vermeinte, die eigene Begeisterung der Geliebten mit zu theilen, wenn er nach seiner Rückkehr den Versucher Pietro Malvenda nicht mehr fände.

Aber dennoch mit schwerem Herzen wanderte er endlich von dannen. Die wichtigen Geschäfte fesselten seine ganze Anstrengung; sie ließen ihm nur wenige Augenblicke, um seiner zu gedenken, und bald forderte sogar der Geist der Wissenschaft ihn auf zu kühner Erhebung. Merkwürdige Erscheinungen in der Natur hatten in jener Zeit schon oft den Pfaffen dazu dienen müssen, die Verdammniß über die Häupter derer aus zu sprechen, die, nach ihrer Sage, Gott selbst durch Ketzereien zu Zeichen der Welt-Zerstörung aufforderten, und lauter wurden ringsum die betrügerischen Stimmen, da Luther's körperliches Leiden ein baldiges Hinscheiden dieses, gegen das Zwerg-Gesindel mönchischer Schlauheit sieghaften Riesen ahnen ließ. Jetzt geschah es, daß im Jahre 1544 viermal die Sonne sich verfinstert zeigte und jedes schwache Gemüth von Schrecken ergriffen wurde. Zahllose Reden und Schriften donnerten in das Volk hinein, die Ketzer zu vertreiben, welche den Grimm des Himmels so verwirkten, daß er Unschuldige mit den Schuldigen unter den Trümmern der Erde begraben werde. Da erhob sich Juan Diaz zum Beweise des Satzes: es könne nicht Zeichen göttlicher Strafe seyn, was gegründet wurde in dem Bau des Alls vom Anfang her; und mit der klarsten Berechnung der Gestirne verband er die edelste Gewalt der Rede, also, daß sein Werk bald in den Händen von Tausenden war, die Furcht in Allen rasch vorüber ging und die Hierarchie ihren bösen Saamen schon im Keim erstickt sah. Und wie ein recht Gemüth sich stärkt im Kampf für das Rechte, so auch Juan; er hatte sich fester hingestellt, und in der achtungswerthen That fühlte er sich selbst in seiner Liebe zu Mathilde sicherer, da sein Ruf auch zu ihr gedrungen seyn mußte, die er nun bald wieder sehen sollte.

Im Frühlinge des Jahres 1445 reisete er von Stuttgart ab und kam einst spät Abends, nur von Senarclaeus begleitet, in Neckargemünd an, von wo der Blick Steinach zu erreichen vermag. Juan's Sehnsucht, den Ort, wo Mathilde wohnte, noch heut zu betreten, war immer höher gestiegen, je mehr die sich rasch verbreitenden Abendschatten seinem Wunsche wehrten. Obwohl Senarclaeus ihm dringend, ja zuletzt fast ängstlich zusprach, bittend: er möge den nächsten Morgen erwarten — Juan konnte seinem Gefühl nicht gebieten. Bald waren Schiffer gedungen, mit ihnen den Neckar hinauf zu fahren, dessen Strom und Ufer in schauerlich-schöner Mondbeleuchtung diesmal die Herzen nicht mit der Bewunderung Gottes erfüllte: denn Juan hatte sein Auge nur auf Steinach gewendet, sein Begleiter aber sah starr in den Strom, schrack auch sichtlich zusammen, als Jener rief: „Wir sind zur Stelle!“ — und die Schiffer anlegten.

Mit freudiger Hast sprang Juan aus dem Schiffe und eilte den Bergpfad hinauf, daß ihm Senarclaeus kaum zu folgen vermochte; doch, auf der Höhe angekommen, gewahrte er nirgends in der Burg einen Lichtschein und stand lange verzagt, weil er sich zu klopfen nicht getraute in der Stille der nahen Mitternacht. Beglückt schon, heute noch die Mauern begrüßt zu haben, die sein Alles umschlossen, hinauf schauen zu können nach ihrem Gemach, stand Juan in frohen Gedanken völlig verloren, da riß sein Begleiter ihn aus dem Gewebe seiner Phantasie mit dem Geschrei: „Herr! schützt Euer Leben!“ — und als er sich wendete, zog er sogleich den Degen, indem Senarclaeus schon dreien Männern fechtend gegenüber stand. Einer von ihnen rief Jenem zu: „Verräther!“ und entfloh; Juan glaubte Malvenda's Stimme zu erkennen — und schwang schleunig das Schwerdt gegen einen ihm völlig unbekannten Ritter, der mit wüthenden Reden ihn zum Kampf aufrief, im ersten Ansturm ihn auch schon in der Schulter verwundet hatte. Senarclaeus, dem Andern sich zur Wehre stellend, schrie unablässig nach Hülfe, und von unten ließen sich die Antworten der Schiffer, bald auch ihre eilenden Tritte auf dem Fußpfade vernehmen, daß, ob des Lärmens, selbst der Thurmwächter mit vielfach wiederklingendem Schmettern des Hornes die Bewohner der Burg aufschreckte. Da erst wich der Ritter; Juan, dem auch vom Haupte herab Blut floß, wollte nun nach der Burg geleitet seyn, aber Senarclaeus warf sich auf die Kniee mit den Worten: „Um Gotteswillen, Herr! flieht mit mir nach dem Schiffe!“ — und als Juan eben noch sprechen wollte, sank er erschöpft nieder. Mit Hülfe der herbei gekommenen Schiffer trug ihn Senarclaeus hinab, hieß den Kahn eilend abstoßen und am jenseitigen Ufer sie zu Menschen bringen: so kamen sie in das Dorf Kleingemünd, ein Landmann gab ihnen Obdach und half die Wunden Juans verbinden, der im todtähnlichen Schlaf auf ein ärmliches Lager hinsank.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

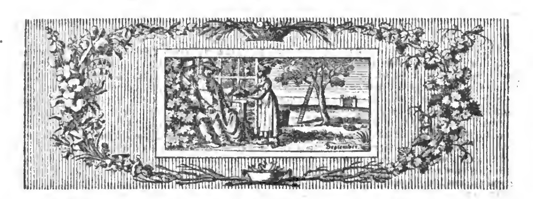
Aus der Schweiz. In der Kirche zu Egg, einem Dorfe im Zürchischen Amt Greifensee, liest man folgende, sehr erbauliche Inschrift: „Bläsi Werner, dischmacher von bassel: Ich besiol mich Gott und Maria und den heiligen zwölf botten, die trinken gern Wyn; Gott behüt uns vor der Höllenpyn.“ — Zu Freiburg im bischöflichen Hofe und in Gegenwart zweier Zeugen ließ am 15ten Mai der portugiesische Consul in der Schweiz, Herr Bremont, ein geborner Franzose und Inhaber der Glashütte zu Semsales im Canton Freiburg, durch den Notar und apostolischen Protonotar Stöcklin eine öffentliche Urkunde ausstellen, worin er, nach voraus gesandtem Lob und Preis des portugiesischen Schweizer-Colonisationswerks in Brasilien, dessen Besorgung unter der Leitung des Botschafters in Paris, Marquis von Marialva, ihm — dem Consul Bremont — übertragen ward, erklärt: er habe während der Trübsale (tribulations), welche die Gefahren der abreisenden Colonisten ihm verursachten, zu Basel im Juli 1819 das Gelübde einer frommen Stiftung unter Anrufung der heiligen Jungfrau gethan, um durch ihre und des Erlösers Vermittelung jene Gefahren von den Colonisten ab zu wenden, und diesem Gelübde zufolge sollten alle von ihm den Colonisten vorgestreckten Gelder, die er wieder zurück erhalten würde, auf die fromme Stiftung verwandt werden. Nun habe er zwar diese Rückzahlung noch nicht erhalten; aber dessen ungeachtet wolle er auch jetzt schon, zu Erfüllung seines Gelübdes, die Summe von 5100 Franken aussetzen, damit aus den Zinsen derselben alljährlich 138 Messen gelesen würden; nämlich erstens: wöchentliche Messen zur Erflehung göttlichen Segens über die Könige von Portugal, besonders über den jetzigen König Johann VI.; zweitens über die Schweizer-Colonie von Neu-Freiburg und über Se. Excellenz den Herrn Botschafter Marquis von Marialva; drittens zwei Messen monatlich, als an den Gedächtnißtagen des Märtyrer-Todes Ludwig XVI. und des Herzogs von Berry, „um Gottes Allmacht und die Gnade der heiligen Jungfrau Maria zur Rettung Frankreichs vor den Anschlägen der, gegen die legitime Gewalt verschwornen geheimen Macht und auch deshalb an zu flehen, daß dem Herzog von Bordeaux und allen seinen legitimen Nachkömmlingen Salomons Weisheit und Methusalems Alter zu Theil werden möge.“ Diese Meßopfer sollen in einer zu Semsales zu erbauenden Kapelle verrichtet und der Kapellan durch den Bischof von Lausanne und Genf ernannt werden. Die ganze künftig noch zu erweiternde Stiftung wird unter den besondern Schutz der Regierung von Freiburg und der übrigen, am Colonie-Werke Theil nehmenden Schweizer-Regierungen gestellt. Die Regierung von Freiburg hat ihr bereits auch den nachgesuchten Schutz zugesichert. — Anfangs Juni ermordete ein schweizerischer Werbe-Offizier in holländischen Diensten, mit Hülfe seines Bruders, bei Meilingen im Canton Aargau, einen Juden auf eine fürchterliche Weise, bloß mit Stichen in den Kopf; die Mörder beraubten ihn seines Goldes u. s. w. Die beiden Bösewichte — übrigens ausgezeichnet schöne Menschen — hatten, um nicht verrathen zu werden, geborgte Kleidungsstücke angezogen, ehe sie auf diesen Mord ausgingen; allein gerade dies war ihr Unglück. Ihre Schwester wußte von dem Vorhaben der beiden Brüder nichts, sah zufällig, in einem nahen Gehölze stehend, die That mit an, und eilte, da sie die Verbrecher nicht in der fremden Kleidung als ihre Brüder erkannte, eiligst nach Baden, wo sie es dem Amte anzeigte. Unterdessen hatten sich die Mörder auf zwei verschiedenen Straßen auf den Weg nach Basel gemacht, um von dort nach Holland zurück zu kehren. Unterweges erregte der Werber durch Ausbieten der geraubten Waaren Verdacht, und von Seiten der Aargauischen Regierung ward die Auslieferung der Verbrecher, im Fall, daß sie sich zu Basel betreten ließen, durch einen Eilboten begehrt. Wenige Tage nachher wurden sie schon nach Aarau in Fesseln abgeführt und erwarten jetzt zu Baden, in dessen Bezirk das Verbrechen begangen worden, ihr Todesurtheil. Diese Mordgeschichte wird dadurch um so schrecklicher und tragischer, daß der ältere Bruder bereits bekannt hat: er habe, mit Hülfe seiner Mutter, seiner Schwester und seines jüngeren Bruders, seinen eigenen Vater umgebracht. Die Mutter und Schwester sind jetzt gleichfalls eingezogen. — Der kleine Rath des Cantons Aargau hat neulich einen Beschluß gefaßt, welcher zur Beförderung religiösen Sinnes und gründlicher Kenntnisse für diejenigen Bürger aus dem reformirten Theil des Cantons, welche der Theologie sich widmen, eine frühzeitige Aufsicht ihres Lebenswandels sowohl, als ihrer Studien anordnet. Jeder Jüngling, der Theologie studiren will, ist verpflichtet, davon dem Kirchen-Rath die Anzeige zu machen, ihm die Zeugnisse über seine Schulstudien ein zu reichen, nebst einem ärztlichen Attest, daß er keine auffallende körperliche Gebrechen oder Fehler der Sinne habe. Er ist ferner gehalten, dem Kirchen-Rath die höheren Lehr-Anstalten an zu zeigen, welche er besuchen will, und ihm auch jährlich wenigstens einmal Studien-Rechenschaft, mit Zeugnissen über die angehörten Studien, ein zu senden. Die genaue Erfüllung dieser Bedingungen soll bei Pfarrei-Anstellungen in Betracht gezogen werden, und ohne Erfüllung derselben wird kein Stipendium ertheilt. W.

Kein Thron hat so viel Stürme erlebt, wie der zu Constantinopel, noch ist ein anderer mit so viel Frevel besudelt. Von 67 Kaisern, die ihn von den Jahren 395 bis 1453 inne gehabt, hatten 25 ihn usurpirt und 42 wurden davon verjagt. Soldaten, Geistliche, Bauern, Weiber, Eunuchen geboten darüber abwechselnd; man sah einen Ochsentreiber (Leo III.), einen Falschmünzer (Michel IV.), einen Handwerker (Michel Calaphates), einen zum Tode Verurtheilten (Romanus Diogenes), einen Roßhändler (Michel Lebegns) darauf, und Keiner von Allen diesen war durch eine besondere Großthat dahin gekommen, noch bewahrte er sein Regierungs-Talent. Obgleich Justinian II. seine Nase, Isaak Lange seine Augen darauf einbüßte, und derselbe sogar oft genug der Uebergang zum Schaffot gewesen, so hatte er doch unaufhörlich ein Heer von Competenten. (Journ. d. Par.)

Grégoire sagt in seiner Abhandlung „Ueber den Einfluß des Christenthums auf die Lage der Weiber“: „In Athen, wo die Galanterie so fein raffinirt war, gab es dennoch keine andern freien und glücklichen Weiber, als die leichtfertigen. Wäre nun Paris, wie so oft gesagt wird, ein zweites Athen, so stände es sehr übel um die Pariser Damen. Zu Rom waren die Damen nicht glücklicher, als zu Athen. Die Gesetze gestatteten keinem Bürger, seine Frau oder seine einzige Tochter zur Erbin ein zu setzen. Der Wein war den Weibern so strenge wie der Ehebruch untersagt, weil man annahm, daß eine führe zum andern — als ob es nicht tausend Mittel gäbe, ein Frauenzimmer zu bethören! Eine elegante Bijouterie- oder Shawl-Handlung ist in unsern Zeiten furchtbarer, als alle Weinkeller Roms. Fabius Pictor erzählt: daß eine Frau, welche von ihren Verwandten mit den Kellerschlüsseln betroffen war, von ihnen zum Hungertode verdammt ward.“ (Constitut.)

Ghadames, eine Stadt, südwestlich von Tripolis, hat eine sonderbare Eigenheit. Sie ist von einer Ringmauer umschlossen, und von einer andern starken Mauer (mit einer engen Thür) durchschnitten. Diese letztere Mauer scheidet zwei verschiedene arabische Stämme, Beni-onazeed und Beni-onaliid, die sich bitter hassen, und sich nur sehen, wenn sie Wasser schöpfen oder in die Kirche gehen, denn beides müssen sie aus einer Quelle und in einer Kirche. (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. — Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 17. September. 149stes Blatt.

Herbst-Gedanken.

Wo bist du hin mit deiner Schönheit Fülle,
Du holde Zeit, voll Blumenglanz und Duft?
Dir folgt der Herbst in schweemuthsvoller Stille,
Schon ziehen feuchte Nebel durch die Luft:
Und die Natur eilt in der bleichen Hülle
Ermüdet zu der winterlichen Gruft.
Die Kränze, die uns Lenz und Sommer winden,
Ach! keiner bleibt, denn Alles muß verschwinden.

Sieh, dort in dem verwaisten Garten winken
Die Malv' und Aster noch mit stolzem Haupt:
Bald werden sie den kalten Nordhauch trinken,
Der ihre bunten Sternen-Kronen raubt.
Was blühte, sank — was jetzt noch blüht, muß sinken,
Die Blume stirbt, es steht der Hain entlaubt,
Der bitt're Tod verdrängt das reiche Leben —
Wer mag dem flücht'gen Glücke Dauer geben?

Doch, ziemt uns Klage, wenn sich Kränz' entblättern?
Wenn um uns her das Schöne muß vergehn?
Mag doch der Sturm der Zeit es niederschmettern,
In neuen Formen muß es auferstehn —
Und schöner werden wir nach dunklen Wettern
Den Strahlenkranz der Sonne leuchten sehn;
Uns kümm're nicht der rasche Flug der Horen,
Neu wird das Leben durch den Tod geboren.

Auguste Kühn.

Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Wohl mehrere Tage hatte Juan mit dem Tode gerungen, da öffnete er endlich die Augen und gewahrte, wie Senarclaens mit niedergeschlagenen Blicken und verschränkten Armen umher schritt in dem kleinen Raum der ärmlichen Hütte, worin er sich wieder fand. „Was ist Dir, Senarclaeus?“ sprach er mit matter Stimme. — Schnell verklärt in seinen Zügen sank dieser an seinem Lager nieder, und oft gehemmt von Thränen, sprach er: „Dem Allmächtigen sey Dank, daß Ihr lebt! — mein Geständniß hören, meine Reue sehen könnt!“ — Fragend sah Juan auf ihn hin. — „Ja! ich war es, der Euch in dieses Unglück stürzte; sey es auch nur durch Verheimlichung! Wißt denn, Malvenda hatte sich, während wir in Stuttgart lebten, durch mehrere Boten an mich gewendet und mir melden lassen: Euer Glück woll' es, daß Ihr nach Spanien zurück kehrtet, und Ihr würdet endlich den als Euren Retter preisen, der Euch mit Güte oder Gewalt dahin brächte. Von mir wußt' er, daß ich nothleidende Eltern und Geschwister in Savoyen verließ und bot mir für diese ein Besitzthum in meiner Heimath, wenn ich jenes Vorhaben in Euch zu wecken vermöchte, oder die Gewalt, welche es vollbringen sollte, unterstützte. — O Herr, schaut nicht so ernst auf mich her! — ich schwankte wohl — Gott und Ihr mögt' es meiner Sorge für die armen Eltern vergeben! — aber ich versprach es nicht, obwohl Malvenda mich zuletzt selbst heftig bedrohen ließ. — Nun reis'tet Ihr zurück: ich stritt mit mir: ob ich über das Vorgefallene schweigen oder es Euch vertrauen sollte — da gedachtet Ihr noch spät Abends nach Steinach — entsinnt Euch: ich bat Euch dringend, es zu verschieben — ach! ich wußte, daß Malvenda dort war und fürchtete das Zusammentreffen, wurde aber davon getröstet: daß Mitternacht

nahe sey, auf der Burg gewiß Alles schon im Schlummer läge. Wie wir nun oben standen, Ihr in tiefes Sinnen versielet, hört' ich plötzlich sprechen, erkannte Malvenda's Stimme, sah ihn nach dem Bergpfad schreiten, im Gespräch mit einem, mir unbekannten Ritter, dem sein Knappe folgte. Ich sprach Euch mehrmals leise an, vergebens! — da waren Jene so nah, daß Malvenda Euch bei des Mondes Licht erkannte, indem er vernehmlich flüsterte: Er ist es; es ist Juan Diaz, der dort hinauf schaut zu Mathildens Gemach! Mit zorniger Geberde riß jetzt der Ritter sein Schwerdt aus der Scheide und stürzte auf uns daher; in Verzweiflung rief ich Euch zum Kampf, und jetzt nur an Euch gedenkend und an die Wohlthaten, die Ihr mir erzeigtet, trat ich zu Eurer Vertheidigung vor Euch hin. Malvenda hatte auch mich schon erkannt; sein Ausruf: Verräther! womit er entfloh, bewies es, und sagte mir zugleich: daß er mich schon ganz zu seiner Partei gezählt hatte. — Das Uebrige wißt Ihr, bis zu dem Augenblick, da Ihr ohnmächtig in das Schiff und hieher gebracht wurdet, wo ich nun mehrere Tage Euch pflegte, ohne Hoffnung, Euch retten zu können. Gesegnet sey der Ewige, der Euch in's Leben zurück führte! — mir aber vergebt, o Herr! und mehret nicht den Abscheu, den ich selbst in meiner Schuld wider mich hege!"

Mit Thränen benetzte der heftig Erschütterte die Hand, die Juan ihm reichte, indem er ihn tröstete mit den Worten: „Fürchte nicht, daß ich Dir zürne! Ich kenne Dich; Du meinst es gut mit mir: hüte Dich aber, daß Du nicht fallest in die Schlingen der Bösen!" — Alsbald aber, da er eben leise fragte: „Wie lebt Mathilde?" – fiel er wieder in Mattigkeit zurück, und in der angestrengten Sorgsamkeit, womit Senarclaeus seiner wartete, erkannte Juan täglich mehr die innere Zerknirschung des armen Jünglings, so daß er offener als je sich ihm anvertraute. Und wie er nun allmählig genas, waren Beide darüber einig, daß für jetzt in der Nähe der Burg Steinach keine Sicherheit sey; Juan aber zögerte fort und fort, ehe er sich entschloß, und gab nur unwillig nach, daß Senarclaeus die Anstalten zur Reise in Neckargemünd und Heidelberg besorge, als der Landmann, bei dem sie wohnten, berichtete: es umschlichen seit einigen Tagen fremde Männer seine Hütte. Aber nicht ohne Kunde von Mathilden wollt' er fort, und da es ihm noch an Kräften fehlte, um selbst hinüber zu eilen, so empfahl er dem Gefährten, zu forschen: was sich auf Steinach begäbe. Senarclaeus aber verstellte sich in Antlitz und Kleidung, und ging aus, seine Aufträge zu vollführen, zu denen er zween Tage nöthig hatte.

Einsam, sich mit einem Stabe forthelfend, wankte nun Juan durch den kleinen Garten an der Bauerhütte zu dem Neckar, dessen Strom jenen begrenzte. Oft schaut' er nach Steinach und sein Herz war tief betrübt, daß er abermals von der Geliebten, vielleicht auf lange Zeit, fern seyn solle, ohne sie gesehen und sich Tröstung aus dem Klange ihrer Stimme entnommen zu haben. Auf eine Bank, von wo der Hinblick ihm offen blieb, setzt' er sich endlich und träumte sich über alle Wirklichkeit hinweg, daß des Abends Dämmerung herein brach und er dies nicht eher gewahrte, als als die Fernen schon in Schatten zusammen flossen. Da bemerkt' er, schon nahe vor sich, einen leichten Kahn, und auf ihm eine im Mantel verhüllte Gestalt, die dem Schiffer anwies: bei einer Stelle des Gartens, in Juan's Nähe, zu landen. Noch ehe der Kahn heran war, sprang die Gestalt an's Ufer und mit leichten, hastigen Schritten wollte sie nach der Hütte zu; — sie mußt' an Juan vorüber und stand plötzlich vor ihm still. „Ja, Ihr seyd es, Unglücklicher!" — so hört' er sprechen: es war Ihre Stimme und Weh und Entzücken wollt' ihm die Brust zersprengen. „Mathilde!" rief er bebend. — „Um Gottes Willen, schweigt!" entgegnete sie, „und gebt mir Antwort auf die einzige Frage: Vertraut Ihr mir und wollt mir folgen?" — „Mit Euch in den Tod!" hauchte Juan; „doch sagt —?" — „Senarclaeus war bei mir, sprach mich allein, entdeckte mir Euern Aufenthalt — gesegnet sey der Augenblick, da ich ihn erfuhr; denn wißt: auch Malvenda kennt ihn seit gestern und eine Botschaft des Kaisers an unsern Pfalzgrafen bracht' es dahin, daß Ihr in heutiger Nacht mit Bewaffneten von hier entführt werden sollt. Kommt jetzt ohne Säumniß mit mir! Senarclaeus weiß schon Alles — o zweifelt nicht, daß ich Euch retten will!" Thränen hemmten ihre Rede; fast bewußtlos fühlte Juan seine Hand von der ihrigen ergriffen und folgte stumm, wohin sie ihn zog. Erst als der Kahn wieder den Strom hinab gleitete, wollt' er fragen — doch Mathilde gab ihm ein Zeichen, daß er sich nicht dem Schiffer verrathen möge.

An unbewohnter Gegend stand der Kahn und Mathilde leitete Juan auf einem schmalen, in der Dunkelheit kaum noch sichtbaren Waldweg, der bergan führte: nicht minder ermatteten ihre Kräfte als die seinigen, aber lautlos und ohne Rast ging es vorwärts und aus Mathildens beklommener Brust drangen nur wiederholt die Worte: „Laßt Euch ja nicht grauen vor der Stätte, wohin ich Euch verberge!" — Da erklangen, vielfach an den Bergen anschlagend, Hifthörner und der dumpfe Ruf: Mathilde! tönte dazwischen. — „O ewige Macht, hilf uns!" jammerte sie und hörbar schlug ihr Herz; „man hat mich vermißt, man sucht mich!" — Und eben standen sie vor einem Pförtlein zum Burggarten und mit der Gewalt der Angst riß Mathilde Juan mit sich, der zu sinken drohte. Endlich

hatten sie die Kapelle erreicht, die auf einer einzelnen Höhe, nahe der Burg Steinach, erbaut war, und rasch schritten sie hinein. Ohne Zögern, heftig zitternd, öffnete Mathilde eine Thür und hieß Juan Stufen hinab steigen. „O glaubt an meine Redlichkeit und hofft auf meine baldige Wiederkehr!“ — Dies vernahm er noch von Mathilden, da schlug sie die Thür hinter ihm zu und verschloß sie. Und wie nun Juan um sich schaute, sah er rings nur Zeichen des Todes — er war in der Familien-Gruft der Steinachs. Auf einem der Gestelle stand Speis' und Wein, eine brennende Lampe und ein Oelkrug daneben — Schauer durchzuckten Juan's Glieder, und seiner Sinne nicht mehr mächtig lehnte er sich an einen der Särge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Der Kalaat oder ein vollständiges Ehren-Geschenk in Persien.

Ein gewöhnlicher Kalaat besteht in Persien aus einer Kaba oder einem Rocke, einem Kemerbund oder Gürtel, einem Gahtschpitsch oder Kopf-Shawl. Soll er ausgezeichnet seyn, so wird ein Schwerdt oder Dolch dazu gelegt. Personen von Auszeichnung bekommen reiche Pelze; ist aber der Kalaat vollständig, so besteht er aus einem goldgezügelten Pferde, einer goldenen Kette, die zum Pferdeschmuck gehört und über der Nase des Pferdes hängt, einem goldenen Schwerdte (d. h. die Scheide mit Gold verziert) und einem vollständigen persischen Anzuge. Der Prinz, den Morier mit solch einem Kalaat beehrt sah, ritt unter einem über seinem Haupte gehaltenen Sonnenschirm, welches heut zu Tage ein königliches Vorrecht ist. Mehrmals wurden auch mit Zucker gefüllte Glasgeschirre unter den Füßen seines Rosses zerbrochen. Auf Zucker treten ist in Persien ein Symbol des Wohlergehens.

Der Schuh in dem Morgenlande.

Ein Schuh galt im Morgenlande immer für etwas Gemeines, und durfte deswegen nie an geheiligte oder geehrte Orte. Damit geschlagen zu werden ist höchst schimpflich. (Morier.) — Ein mahomedanischer Diener — sagt Fitzclarence — versteckt sich, wenn ihn Jemand ohne seinen Turban überrascht; dagegen wagt er nie, ein Zimmer zu betreten, ohne seine Schuhe vor der Thür zurück zu lassen.

Die Heuschrecken und der Derwisch.

Als die englische Gesandtschaft, bei welcher sich Morier befand, bei Buschire gelagert war, brachte der Südostwind häufig unzählige Heuschrecken-Schwärme mit. So wie der Wind sich legte, füllten sich die Ebenen um die Stadt mit einer Menge der ärmeren Einwohner, mit Männern, Frauen und Kindern, welche Heuschrecken einsammelten, um sie zu essen. Sie trocknen und salzen sie auch ein und verkaufen sie auf den Märkten als Nahrung für das niedrigste Landvolk. — Daß Johannes Heuschrecken und wilden Honig in der Wüste aß“, bemerkt der Reisende, „soll daher wohl mehr seine Armuth, als seine Wildheit bezeichnen.“ — Auch erinnerte ihn an den jüdischen Propheten der Anblick der Derwische und Guscheh Nischins oder Winkelsitzer, die man häufig in Persien trifft: Menschen, die ihre Lehren auf freien Plätzen vortragen, zuweilen beinahe nackt, mit wild um das Haupt fliegenden Haaren und Bart, mit einem Kameel- oder Hirschfell über die Schultern geworfen. „Uns“ — erzählt Morier — „fiel das Geschrei eines Derwisches auf, der sich eine Weile in der Wüste bei unserm Lager nieder gelassen hatte und sein grelles Hak und Ju rief. So rufen nämlich die Derwische, was von ferne ganz besonders wild klingt, um ihre Ankunft in der Nähe einer Stadt zu verkünden. Dabei stoßen sie in ein Bocks- oder Kuhhorn, das sie am Gürtel hängen haben.“

Der Patriarch der Armenier.

Derselbe Reisende macht uns folgende Beschreibung von dem Patriarchen der Armenier und der Art, wie er die englische Gesandtschaft, da diese Etschmatzin besuchte, empfing.

„Als wir dem Orte naheten, kam dem Gesandten der Patriarch entgegen, an der Spitze eines langen Zuges fetter und rother Mönche, alle schwarz angethan, mit schwarzen Kappen: ein für uns ganz neues Schauspiel. Des Patriarchen Staat bestand in drei Handpferden, mit Sammet-Decken, auf türkische Weise mit Gold gestickt, dreien Schatirs oder Läufern, einem Fahnenträger, einem Mönche mit einem mit Silber beschlagenen Stabe und einigen bekappten Dienern. Er sah blühend aus und hatte alle Zeichen eines bequemen, heitern Lebens, dabei einen einnehmenden, offenen und gütevollen Ausdruck. Er betrug sich durchaus wie ein Mann von Stande, was nicht zu verwundern war, da er viele Reisen gemacht und lange am russischen Hofe gelebt hatte. Dies bewies sich auch: denn was zuerst an ihm auffiel, war ein großer Stern des russischen St. Annen-Ordens, womit ihn der Kaiser geschmückt hatte, und der jetzt auf seinem Purpur-Mantel glänzte. — Als wir seiner Kirche naheten, standen lange Reihen von Bischöfen, Priestern, Dechanten und Sängern bereit, den Zug durch zu lassen. Dann setzten sie sich selbst mit ihren Fahnen, Kreuzen, großen Kerzen und all ihren kostbaren Anzügen in Bewegung und sangen aus vollem Halse Stücke aus ihren Kirchen-Gesängen, die wir nicht verstehen konnten. Hierauf ward die Kirche geöffnet und wir zogen Alle in Masse hinein. Der Gesandte und der Patriarch, Weiber und Kinder, Armenier und Engländer, Türken und Perser, Alles drängte einander: die Glocken begannen fürchterlich zu läuten und Priester und Sänger stimmten wieder ihre Chöre an. Nun ward ein kurzes Gebet gesungen: der Patriarch neigte ein goldenes Kreuz, das er in der Hand hielt, gegen den Gesandten und seine Begleitung und ertheilte uns so den Segen.“

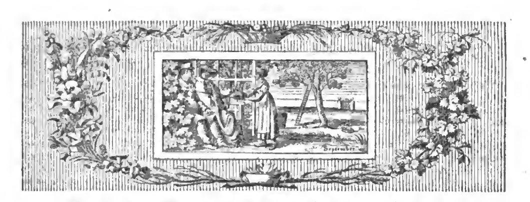
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

(Wird fortgesetzt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Braunschweig. Am 24sten August, des Abends halb 12 Uhr, kam hier die Leiche der Königin von England zur Beisetzung in dem Herzogl. Gruftgewölbe an. Acht Tage vorher war Landestrauer angekündigt worden, alle öffentliche Musik mußte aufhören, die Bühne ihre Darstellungen unterbrechen, und es wurde Mittags von 12 bis 1 Uhr mit sämmtlichen Glocken im Lande geläutet. Seltsam genug sprach man aber kurz vor dem Eintreffen der Leiche von einer sogenannten stillen Beisetzung, ohne Glockengeläute und weitere Feierlichkeit, was mit der begonnenen Trauer im sonderbarsten Widerspruch stand und deshalb auch von den patriotischen Bürgern Braunschweigs, welche ihrem angestammten Fürstenhause auf acht deutsche Weise stets mit treuer Liebe und Anhänglichkeit zugethan waren, nicht beachtet wurde. In ungeheurer Menge strömten sie dem heran nahenden Zuge beinahe meilenweit entgegen, empfingen die Leiche mit tiefer Rührung, spannten nahe am Thore die Pferde vor dem Trauerwagen aus und führten selbst den Sarg mit den Ueberresten der Fürstlichen Tochter ihres geliebten Carl Wilhelm Ferdinand bis zu der Gruft Ihrer Väter. Auf die besondere Forderung der mitgekommenen Königl. Commissarien mußten nun auch die unangeordneten Feierlichkeiten, soweit es sich noch thun ließ, nachgeholt werden, und aus dem zuerst angekündigten stillen Begräbniß wurde sonach ein solennes und feierliches; die Glocken ertönten von allen Thürmen, die Gruft wurde schwarz ausgeschlagen, und man empfing die Leiche so würdig, wie es der Unterthan einer Tochter seines Fürstenhauses schuldig war. — Unter den öffentlichen Vergnügungen gewährt hier jetzt das Schauspiel, so wie fast überall, die eigentliche Haupt-Unterhaltung, wozu sich alle Stände einfinden; und die hiesige Bühne hat sich seit ihrer neuen Organisation vorzüglich durch den äußeren Anstand und ein schönes Zusammenwirken aller Theile einen besonderen Ruf in Deutschland erworben. In der letzteren Zeit zeigte sich der hochgefeierte Künstler Eßlair auf derselben in acht Gast-Darstellungen, und gab schnell hinter einander den „Theseus", „Hugo" in der „Schuld", „Wilhelm Tell" (zwei Mal), „König Yngurd", „Lear", „Kriegsrath Dallner" und „Macbeth". Urtheilsfähige Kunstkenner, welche diesen wackeren Schauspieler vor mehreren Jahren in Berlin gesehen hatten, wollten finden, daß sein jetzt noch so kräftiges Organ dennoch an einigem Metall verloren habe; uns, die wir seit langer Zeit keinen wahren ersten Helden auf der hiesigen Bühne gesehen hatten, interessirte der Künstler um so mehr, als nicht bloß von stentorischen Mitteln und äußerer Kraft in seinen Darstellungen allein die Rede war, sondern die Mimik hier ächt durchgeführte Werke aufstellte und sich in jeder verschiedenen Darstellung ein wahrer Künstler beurkundete. Der Beifall war groß, der Andrang so außerordentlich, daß mehrere Male, wie früher bei Iffland, das Orchester ausgeräumt werden mußte, und die Zuschauer selbst auf das Theater dringen wollten. Am allgemeinsten gefiel Hr. Eßlair als „Tell", „Lear" und „Kriegsrath Dallner" und bethätigte hier vorzüglich seine hohe Meisterschaft. Der „Theseus", ohnstreitig eine seiner ersten Kunst-Darstellungen, interessirte mehr die eigentlichen Kenner, da, sonderbar genug, griechische und römische Stoffe hier im Allgemeinen, auch bei den besten Darstellungen, in recitirenden Schauspielen wenig ansprechen wollen, und man sie höchstens sich einige Male gesungen gefallen läßt. — Zugleich mit dem wackeren Künstler gastirte seine älteste Tochter in den Rollen der „Jerta" und „Bertha von Bruneck". Der Vater soll sie der Bühne bestimmt haben und sie ist bei seiner diesmaligen Kunstreise zuerst in Nürnberg aufgetreten; auch sagte man, daß er sie bei der hiesigen Bühne engagiren und dem Dr. Klingemann zur Leitung anvertrauen wolle, was indeß bis jetzt noch nicht geschehen ist. Demois. Eßlair eignet sich bei ihrem hohen Wuchse wohl nur für das Fach der Heldinnen, sie hat dabei ein angenehmes Aeußere und ein wohlklingendes Organ. Uebrigens kämpft sie jetzt noch durchaus mit allen Schwierigkeiten des Beginnens, und vorzüglich ist ihr Spiel noch gebunden und muß durchaus erst durch vielseitige Uebung in Freiheit gesetzt werden. — Hr. Eßlair wurde bei seinen Darstellungen vorzüglich durch die kräftige tragische Kunst der Mad. Klingemann in den Rollen der „Phädra", „Elvira" und „Lady Macbeth", so wie durch Hrn. Haake als „Hippolyt", „Edgar" und junger „Dallner" unterstützt. Der letztere Künstler, zugleich Regisseur des Schauspiels und ein sehr fleißiger und sinniger Darsteller, wurde nur vor einiger Monotonie in seinem rhythmischen Vortrage zu warnen seyn, welcher nicht selten dem Versbau zu sklavisch sich unterwirft, und mehr die schöne äußere Form und den Wohlklang der Rede als die tiefere Wahrheit der Leidenschaft selbst berücksichtigt. Der Referent glaubt diese Erinnerung um so mehr dem achtungswürdigen Künstler schuldig zu seyn, als das Zuviel in der äußeren Form so leicht in eine weiterhin unheilbare Manier über zu gehen pflegt. Eben so, und in einer andern Hinsicht vielleicht noch mehr, ist der sonst sehr brave Hr. Köster, welcher z. B. den „Theramen" — bis auf eine Stelle, wo er in der Rede vom Tode des Hippolyt in eine höchst unangenehme Weinerlichkeit überging — sehr vortreflich darstellte, vor einer andern, so zu sagen komischen, Verstandesmanier zu warnen, welche dann und wann gar seltsame Contraste darbietet und den komischen und tragischen Humor so nahe zusammen bringt, daß man bei einzelnen Stellen eben so plötzlich weinen als lachen möchte. Es ist dies ein Ringen nach gar zu großer Wahrheit, welche aber zu grell und abgerissen erscheint, und weil sie sich aus dem Zusammenhange entfernt, mehr auf eine seltsame Weise überrascht, als wohlthuend auf das Gefühl einwirkt. — Zu den Rollen, in welchen Mad. Klingemann sich noch ganz besonders auszeichnete, gehört die von ihr neu einstudirte „Donna Isabella" in der „Braut von Messina", welche sie mit ungetheiltem Beifall und ganz in dem großen Charakter dieser Dichtung ausführte. — An einem eigentlich gesetzten Helden mangelt es der hiesigen Bühne noch immer. Hr. Meyer, im Uebrigen ein recht brauchbarer Schauspieler, war diesem Fache nicht gewachsen, und ist bereits abgegangen; noch aber wissen wir nicht, wer dasselbe in der Folge eigentlich einnehmen wird, da sich überhaupt wenig namhafte Helden auf den deutschen Theatern vorfinden sollen und ein Engagement in dieser Rücksicht sehr schwer seyn dürfte. — Nach Hrn. Eßlair gastirte noch eine Demoiselle Hahn, vom Hannöverschen Hof-Theater, als „Emma von Falkenstein", „Louise Miller" und „Miranda" im „Bayard"; zeichnete sich aber so wenig durch ihre Darstellung aus, daß sie keinen Beifall gewinnen konnte. Dagegen debütirte ein junger Mann vom aufgelöseten Magdeburger National-Theater, Namens Schütz; als „Don Carlos", „Fritz Böttcher" und „Cederström", und verrieth, wenn er auch der ersten Rolle in ihren bedeutenden Forderungen noch nicht ganz genügte, doch vielversprechende und sehr gute Anlagen. Sein Organ ist rund und voll, sein Gefühl wahr und unverkünstelt, und es läßt sich von ihm, wenn er sich vor jeder Manier sorgfältig hüthet, und sich einer eigenen strengen Prüfung unterwirft, ein brauchbarer Schauspieler für die Zukunft hoffen. — Die Oper hat seit einiger Zeit, da viele ihrer Mitglieder auf Urlaubs-Reisen befindlich waren, außer Rossini's „diebischer Elster" (welche jedoch nicht sonderlich ansprechen wollte), wenig Neues und Bedeutendes geliefert. Gegenwärtig aber, da der Hr. Kapellmeister Wiedebein aus Italien zurück gekommen ist, läßt sich besonders eine nöthige und gewünschte Reorganisation des noch sehr unvollkommenen Orchesters erwarten. Auch hat derselbe, bei der Aufführung des „Tankred", am 2 September, schon gezeigt, daß er diese ganz besonders berücksichtige, und überhaupt seine Festigkeit und Delikatesse als Opern-Direktor von Neuem bewahrt. — •.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 19. September. 150stes Blatt.

Griechische Volks-Lieder im Süden von Italien.

Eustace in seinem Classical. tour. (ich glaube im dritten Bande) spricht von Gegenden in den südlichen neapolitanischen Provinzen, deren Einwohner noch jetzt griechisch reden. In Neapel selbst wußte man mir nichts darüber zu sagen, und hielt jene Aeußerung für eine Verwechselung mit den Albaneser-Colonien, die besonders in Calabria citra häufig, aber noch durch vier andere Provinzen verbreitet sind (Ang. Masci Diac. sull' orig. cost. e stato att. della naz. Alb. Nap. 1806). Nicht fruchtbarer waren meine Nachforschungen auf der Reise durch die beiden Principato's, Basilicata, Calabria citra und die zweite Calabria ultra. Erst an der südlichsten Spitze, in der prima Calabria ultra, erhielt ich Nachricht von den griechischen Dörfern, und sprach in Reggio viele ihrer Bewohner selbst. Der Hauptort heißt Bova, unmittelbar über dem Vorgebirge Spartivento (Herculis promontorium), in dessen Nähe liegen Cardeto, Montebello, Chorio (χωρίον, Oppidum), S. Pantaleone, Contofanti (Κοντοφαντής, aud.bus, beatis insignis, clero), Galliciano, Roccaforte, Rogudi (von Ῥώξ, Ῥωγὸς, fissura, locus abruptus), Chorio di Rogudi, Amendoléa (Ἀμυγδαλέα, Amygdalus), Campo di Amendoléa. Die Sache schien mir von allgemeinem Interesse und von besonderem für Geschichte, Dialekt und Aussprache. Außerdem fand ich darin eine besondere Instanz gegen Strabo, der (ich glaube im sechsten Buche) versichert, bis auf Neapolis, Tarent und Rhegion sey alle griechische Sprache und Sitte in Großgriechenland untergegangen. Wie ich indeß glaube, so läßt sich darthun, daß die dort bestehende Sprache Spuren einer vom Neugriechischen unabhängigen Ausbildung zeigt; deshalb sammelte ich an Ort und Stelle ein halbhundert Wörter und einige, besonders unter dem Volke bekannte Lieder, was — da die Leute, was sie reden, durchaus nicht zu schreiben wissen — bei der ganz fremden Aussprache und der Verderbtheit dieser Sprache, ziemlich schwierig war. An einem andern Orte denke ich dies zusammen zu stellen und einige Bemerkungen in den erwähnten Beziehungen hinzu zu fügen. Hier wünsche ich nur vorläufig auf die Erscheinung aufmerksam zu machen, und gebe deshalb eines der Lieder als Probe.

„Ἥλιο, 'ποῦ ὅλον τὸν κόσμον περ'πατεῖς,
Ὁποῦ ἀπὸ τὸν levante ἕς τὸν ponente 'πάγεις,
Ἐκεῖνον, 'ποῦ ἐγὼ ἀγαπῶ, ἂν σὺ τὸν θεωρῇς,
Χαιρέ τα μὸν τον, καὶ ἰδὲ, ἂν σοῦ γελάῃ.
Καὶ ἂν succedepsi, 'ποῦ νὰ σὲ ἐρωτήσῃ,
Εἰπέ τον, ὅτι ἐγὼ παθαίνω πολλὰ guai.
Καὶ ἂν succedepsi, νὰ μὴ σὲ ἐρωτήσῃ,
Consolamento νὰ μὴν ἔχῃ mai."

„Sonne, die du die ganze Welt umwandelst, die du von Morgen nach Abend hinziehst, wenn du den, welchen ich liebe, siehst, so grüße mir ihn, und siehe, ob er dir lächelt. Und sollte es vorfallen, daß er dich fragte, so sage ihm, daß ich viel Schmerzen erleide. Und sollte es vorfallen, daß er dich nicht fragte, so möge er nie wieder eine Freude haben." Dr. Carl Witte.

F a n a t i s m u s.

(Fortsetzung.)

Als Juan seiner wieder bewußt ward, fand er sich am Boden hingesunken, erwacht von langem Schlummer: denn einzelne Sonnenstrahlen drangen jetzt herab durch die kleinen Oeffnungen, welche den Luftzug in diesem tiefen Gewölbe erhalten sollten; von dem Tageslichte sah er sich hier nur schwach umdämmert und eilend mußte er sorgen, daß die Lampe nicht ganz verlösche. — Nun erst befiel ihn ein Nachdenken über das Geschehene, und obwohl er sich an furchtbarem Orte gefangen sah, dennoch kam kein Zweifel in ihm auf vor dem Bilde Mathildens, daß er an ihrer Hand hieher gekommen war, schien ihm Bürgschaft genug, um zu glauben, es sey heilsam. So, gestärkt durch einen Trunk Weins, stieg er die Stufen wieder hinan, setzte sich an die fest verwahrte Thür und harrte still seines Engels.

Viele Stunden waren ihm in wachen Träumen vergangen, da erdröhnten Tritte von Bewaffneten und Stimmen wurden laut. Juan hielt den Athem an in Erwartung; er vernahm Worte und Malvenda war es, der sprach: „Auch hier finden wir ihn nicht; vergebens ist alle Mühe!“ — „Ich hab' Euch die ganze Burg durchsuchen lassen!“ sprach ein Anderer mit dem Ausdruck völliger Sicherheit — es war Mathildens Vater — „ob ich auch bestimmt wußte, daß Juan bei mir nicht verborgen seyn kann. Seyd Ihr nicht betrogen von dem Schiffer, der Euch sagte, ohnfern von hier hab' er gestern Abend einen Fremden von Kleingemünd abholen und hier an's Ufer bringen müssen, und ist jener Fremde der, den Ihr erspähen wollt, so hat er einen andern Zufluchtsort gefunden. Daß Juan ihn bei mir suchen würde, ist auch nimmer zu vermuthen, nachdem er, wie Ihr selbst wißt, in jener Nacht an den Mauern meiner Burg so unwürdig überfallen worden. Forscht jedoch weiter und wenn Ihr's wünscht, will ich Euch sogar die Schlüssel holen lassen zu der Gruft meiner Ahnen, die Ihr fest verschlossen finden werdet!“ — Juan fühlte bei dieser Rede das Blut in den Adern stocken — da rüttelte es an dem Schloß der Thür — dann aber entgegnete Malvenda: „Zürnt nicht, Herr Ritter! und glaubt es, daß kein Argwohn gegen Euch mich treibt. Aber zu strenge sind die Befehle, die mir der Cardinal Granvella von Neuem gesendet, als daß ich nicht Alles aufbieten sollte, meinem Auftrage zu genügen und diesen verwegenen Ketzer dem Gericht zu überliefern. In der Gruft kann er nicht seyn; wie sollt' er durch die verschlossene Thür dringen! — laßt uns daher eilend die Gegend nach dem Walde hin durchstreifen, vielleicht, daß er dort sich noch verborgen hält.“ — Und es hallten die Tritte bald nur noch von fern, verschollen endlich ganz und inbrünstiges Gebet rang sich aus Juan's schwer gepreßter Brust zu Gott hinauf.

Wieder herein gebrochen war die Nacht: kein Schlaf schloß ihm die brennenden Augen und düsterer wurden die Gebilde seiner Seele, da der Eulen und Geyer klägliches Geschrei, von draußen herein, ihn nicht zum Vergessen kommen ließ. Schon mußte der Morgen nahe seyn, da rauscht' es an der Thür: sie ward aufgeschlossen, Mathilde flüsterte seinen Namen und trat herab. „Bis Mitternacht haben die Späher die Gegend durchforscht und mich geängstigt“, so begann sie, „nun erst sind sie fort. Am Morgen dieses Tages will Senarclaens mit Rossen Eurer am Ausgange des Waldes harren, und so ist es Zeit, daß Ihr von hinnen eilt. Bevor ich Euch aber entlasse, müßt Ihr mich hören, damit Ihr mich nicht verkennt und gerechtfertigt werde, was Euch gegen die Sitte scheinen dürfte.“ — Sie hielt inne, und als Juan eben sprechen wollte, fiel sie, mit niedergeschlagenem Blick, ein: „Ihr mögt Euch vielleicht bald von mir getäuscht wähnen, würdet mir jedoch Unrecht thun; denn wißt, längst schon ist mein Herz nicht mehr frei: ich gab es dem Ritter von Breuberg, der aber zu arm ist, um meinem Vater ein erwünschter Eidam zu seyn; denn auch wir sind nicht reich. — Nun kam Malvenda auf unsere Burg, und wie er Jedem Versprechungen machte, der dazu helfen sollte, daß Ihr dem neuen Glauben wieder abtrünnig würdet, so gelobte er auch, das Geheimniß meiner Liebe errathend, dem Ritter von Breuberg die Schirmvogtey über mehrere Klöster zu verschaffen, und dadurch die Mittel, dessen verfallene Burg im Odenwalde wieder her zu stellen, seine verschuldeten Güter ein zu lösen. Nicht dieser verheißene irrdische Gewinn allein, der mich endlich mein Glück erhoffen ließ, auch das Heil Eurer Seele mahnte mich, Euch traulicher zu begegnen; doch bald — und nur zu sichtlich, als Ihr nach Stuttgart reisen mußtet — gewahrt' ich: daß Ihr mich mißverstanden. Mein Erschrecken war groß, da zumal Ihr mit der festen Weigerung, Euch unserer Kirche wieder an zu schließen, auch meine Aussicht trübtet. Wenige Monden nach Eurem Scheiden kam Breuberg nach Steinach, und Malvenda wußte die Flammen der Eifersucht in ihm gegen Euch zu erregen, daß er willig ward, sich der Gewalt zu leihen, die Euch zu verderben strebt. So konnte jener Anfall auf Euch geschehen, den mir Breuberg, voll Reue über diese unritterliche That, nachher selbst, zugleich mit den Planen Malvenda's, entdeckte. Ihr hattet um mich gelitten; es schien mir Pflicht, Euch zu zeigen, daß Ihr mich nicht unter Eure Feinde stellen dürft, als Senarclaens zu mir kam und ich Euch hülflos sehen mußte. So vollbracht' ich, da ich keinem Menschen mich zu vertrauen wagte, was Ihr wißt und

was Ihr selbst entschuldigen mögt mit der Achtung, die ich für Euch und den Frieden meines Gewissens hege. Und nun kommt - die Sonne dieses Tages darf Euch hier nicht mehr finden!" — In glühendem Schmerz hatte Juan dies Alles vernommen, und lautlos folgt' er endlich, betäubt und bebend, Mathilden — ach! er wäre lieber gleich in der Behausung der Todten geblieben; denn nichts auf der ganzen Erde gab es nun, was ihn zum Leben rief.

Stumm gingen Beide neben einander durch verwachsene Pfade, schon vom ersten Morgenlicht umdämmert, und am Saume des Waldes trafen sie Senarclaeus mit zween, reisefertig aufgezäumten Rossen, die früher in Neckargemünd zurück geblieben waren. Und wie nun im Weh des ewigen Scheidens Juans Gefühl wieder erwachte, da sank er vor Mathilden auf die Kniee, seine brennende Stirn auf ihre Hand legend; sie aber sprach erschüttert: „Lebt wohl und gedenket Eurer Sicherheit hier und — dort!" — So, mit einem Blick zum Himmel, eilte sie ihres Weges zurück; Juan aber hörte lange nicht auf Senarclaeus Mahnungen, bis dieser ihn gewaltsam in den Sattel hob; dann spornte er das Roß und jagte mit krampfhafter Anstrengung stürmend von dannen, nicht fragend, wohin der Weg führe. — Erst als er am Abend, schon weit ab von Steinach, in der Herberge ankam und, starr vor sich hinblickend, in völliger Ermattung da saß, konnte ihm Senarclaeus Briefe geben, die er in Heidelberg empfangen hatte. Martin Bucer meldete ihm: daß Alphonso Diaz de Cuenza, Juan's Bruder, durch Strasburg gereist sey und ihn in Deutschland aufsuchen wolle. Zugleich beschied er ihn durch Geschäfte nach Neuburg, in der Nähe von Regensburg, und Juan richtete nun seinen Weg dorthin, unbekümmert, ob dieses Wiedersehen seines Bruders ihm Freud' oder Qual bringe.

Es war aber Alphonso von dem Papste schlau zum Mitgliede der Ruota romana, dem höchsten geistlichen Gericht, zusammen gesetzt aus zwölf, allen christlichen Völkern entwählten Männern, ernannt, und dadurch nach Rom berufen. Der ehrgeizige Spanier kam, und es ließ sich nun erwarten: er werde Alles daran wagen, seinen Bruder der katholischen Kirche unschädlich zu machen. In der Hauptstadt des Pfaffenthums mehr noch angereizt, war Alphonso auch rasch entschlossen, sein persönliches Ansehen zu gebrauchen, um Juan wieder in die Banden des Papismus zu legen; und nachdem er früher den Cardinal Granvella gesprochen, in Crespo, wo damals Karl der Fünfte sich aufhielt im Friedensgeschäft mit Frankreich, bereitete er sich zur Reise nach Deutschland, wurde aber mehrere Monden noch aufgehalten von Geschäften, so daß er erst im Winter des Jahres 1545 den Weg dorthin nahm.

(Die Fortsetzung folgt.)

D e n k w ü r d i g e s.

Im sechszehnten Jahrhundert schenkte der König von Dänemark dem Czaar Iwan dem Großen eine Wanduhr, welche den Gang der Planeten zeigte; dieser lehnte aber das Geschenk mit der Erklärung ab: daß ein solches Wunderwerk sich nicht für einen christlichen Herrscher schicke, der an einen Gott glaube, und sich mit den Planeten nicht befasse.

In Rochlitz fuhr zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein Arzt in einem Kinderwagen zur Kirche, vor welchem ein großer Ziegenbock angespannt war. Wegen des dadurch gegebenen Aergernisses wurde er von der Geistlichkeit belangt. Aber die Juristen-Fakultät zu Leipzig entschied die Streitfrage dahin: „daß es Niemanden verwehrt sey, einen großen polnischen Bock vor zu spannen und damit zur Kirche zu fahren." Das Responsum ist vom Vice-Kanzler Ettor unter die von ihm gesammelten merkwürdigen Rechtssprüche aufgenommen worden.

Im Mittelalter bediente man sich oftmals sonderbarer Heil-Methoden. Die Schwaben-Chronik berichtet: daß Kaiser Albrecht I., als er von seinem Koch Gift bekommen hatte, durch folgendes Verfahren von den Aerzten gerettet ward: Sie hingen den Patienten an einem Beine auf, stachen ihm ein Auge aus und leiteten das Gift durch die Wunde aus dem Körper. Albrechts Nachfolger, Heinrich VII., wurde von einem Dominikaner im Abendmahl vergiftet. Er wollte sich keiner so gewaltsamen Kur unterwerfen, und starb an den Folgen.

Lulli, der berühmte Componist der Musik zu Quinaults Opern, war als Knabe sehr häßlich. Man stellte ihn der Prinzessin von Montansier vor, in der Hoffnung, daß sie ihn als Page annehmen würde, und sie machte ihn zum Küchen-Jungen. In dieser Lage spielte er die Geige und studirte die Musik. — Seine letzte große Arbeit war ein Tedeum, bei dessen Aufführung er, statt auf das Pult, auf sein eigenes Bein schlug, woraus ein unheilbarer Krebsschaden entstand, an welchem er nach einiger Zeit starb. Sein Beichtvater erklärte diesen Zufall für eine Strafe dafür, daß er Opern componirt hatte, und Lulli warf, auf sein Zureden, eines Tages, wo er heftige Schmerzen litt, die Partitur seiner Opern in's Feuer. Er hatte aber heimlich eine Abschrift davon genommen, welche indeß, bei einem neuen heftigen Anfall, ebenfalls dem Vulkan geopfert wurde. Sterwil.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

K ö n i g s b e r g. Auch den hiesigen Einwohnern ist der hohe Genuß zu Theil geworden, die gefeierte Sängerin Mad. Milder-Hauptmann in siebenzehn dramatischen Vorstellungen und in

zwei Concerten, hinsichts ihres herrlichen Gesanges, bewundern zu können. Kaum hatte sich die Nachricht ihrer Ankunft in unsern Mauern verbreitet, als auch schon der Wunsch allgemein rege ward, daß die in Insterburg und Gumbinnen spielende brave Hurausche Schauspieler-Gesellschaft hier gegenwärtig seyn und mit der hochgeehrten Künstlerin die Bühne wieder eröfnen möchte. Zu nicht geringer Freude des kunstliebenden Publikums wurde auch bald darauf Weigl's „Schweizer-Familie" und der gefeierte Gast als „Emmeline" angekündigt. Lassen Sie mich von dem Enthusiasmus schweigen, mit welchem man Madam Milder empfing und am Schlusse der Vorstellung rief, des stürmischen Beifalls nicht einmal zu gedenken, der jedem ihrer Gesänge folgte! — Auf allgemeines Begehren hat sie diese Partie drei Mal und immer mit dem rauschendsten Beifall gegeben. Sprach sie nun schon in genannter Rolle das Publikum ungemein an, so geschah dieses in einem noch weit höheren Grade als Darstellerin der Hauptpartie in dem allerliebsten Vaudeville von Jul. v. Voß: „Die Sängerin im Beruf". Hier elektrisirte sie gleichsam das gedrängt volle Haus und jede der vier Vorstellungen war ein Triumph ihrer Kunst. Die „Donna Elvira" in „Don Juan" wurde von ihr zwei Mal gegeben, eben so „Fidelio"; dann folgten „Lodoiska", „Susanne" in „Figaro", „Tamino", „Iphigenie", „Adele v. Budoy" und „Aspasia". Am unübertreflichsten war sie als „Donna Elvira" und in dieser Rolle ein wahres Meteor am Kunsthimmel. Es wäre überflüssig, dem als herrlich längst bekannten Gesang dieser berühmten Künstlerin hier eine lange Lobrede halten zu wollen; ich beschränke mich daher bloß auf die Bemerkung, daß der Eindruck, den Mad. Milder auf das hiesige Publikum hervor gebracht, unbeschreiblich und gewiß lange, lange dauernd ist. Daß es an Gedichten und Sonetten an Sie auch nicht gefehlt hat, versteht sich von selbst. — Des herrlichen Wetters ungeachtet, welches gewöhnlich an den Tagen eintrat, an welchen die Trefliche, als würdige Priesterin des Gesanges in Thaliens Hallen, opferte, waren dennoch die letzteren stets dicht gedrängt voll; nur störte oft die große Hitze den hohen Kunstgenuß. — Zur Feier des Geburtsfestes unsers allverehrten Monarchen ward „die Sängerin im Beruf" gegeben, und nach beendigter Vorstellung von Mad. Milder und dem ganzen Theater-Personal ein deutscher Volks-Gesang gesungen, der mit den Worten anhob:

„Lang' soll Friedrich Wilhelm leben,
Lang' noch unser Herrscher seyn!"

— dessen Melodie aber nicht sehr ansprach und, hinsichtlich des Eindrucks, den er machte, weit hinter dem treflichen Volks-Liede: „Viva, Federigo, viva!" zurück blieb, welches einst die, Allen unvergeßliche Marianna Seiß hier in hoher Begeisterung sang. — Nach der letzten dramatischen Darstellung, worin Madam Milder wieder als „Sängerin im Beruf" glänzte, wurde sie, einer Corinna gleich, öffentlich gekrönt, aber — wie? Lassen Sie mich dies etwas umständlicher erzählen. Die Hurausche Gesellschaft hatte Königsberg bereits verlassen und war nach Braunsberg gegangen, woselbst sie bis zum 1sten Oktober d. J. zu spielen gedenkt. Es wäre mithin nicht möglich gewesen, jenes Vaudeville zur Ausführung zu bringen, wenn sich nicht plötzlich zwei Gastspieler: ein Hr. Plettner, von der Memeler Bühne, und Hr. Wolf, vom Magdeburger Theater, hier eingefunden und gegen ein anständiges Honorar Mad. Milder ihre Unterstützung angeboten hätten. So wurde denn — da überdem Mad. Lanz hier zurück geblieben war — jenes Singspiel in die Scene gesetzt. Alles ging, bis auf das schlechte Spiel des Hrn. Plettner als „Herr v. Laberdan", recht gut. Als nun der Vorhang sinken sollte, wurde der Mad. Lanz aus dem Parterre von den Studirenden ein Lorbeerkranz gereicht, welchen sie Mad. Milder, mit einigen verbindlichen Worten, im Namen des Publikums übergab, und jetzt erschien jener Hr. Wolf, der, ziemlich angetrunken, schon vorher den „Schauspieler wider Willen" ohne allen Beifall gespielt hatte — und verlas ein, nachher auch gedruckt vertheiltes sehr schönes Gedicht (dessen Verfasser der hiesige Hofrath und Professor Dr. Burdach seyn soll) so unverständlich und falsch betonend, daß man so gut als nichts davon verstand. Als dieses geschehen war, näherte er sich mit großen Kratzfüßen und gekrümmtem Buckel in tiefster Devotion Mad. Milder, stülpte ihr den in ihren Händen befindlichen Kranz fast gewaltsam auf den Kopf und — finis coronat opus! — küßte ihr schmatzend die Hände! Das Publikum hatte viel Mühe, aus Achtung für die Gefeierte, nicht in ein schallendes Gelächter aus zu brechen. — Am 25sten August verließ Mad. Milder die hiesige Stadt, um den Einwohnern des Städtchens Elbing ihre Gegenwart zu schenken. — An andern Lustbarkeiten sind wir jetzt arm, denn es haben nunmehr auch die Conzerte der Studirenden aufgehört. Das letzte, welches am 1sten September statt fand, wurde durch eine Illumination verherrlicht, die, ihrer sinnigen Ausführung wegen, öffentliche Erwähnung verdient. Tausende von Lampen ergossen, als die Dämmerung einbrach, ihr Zauberlicht durch die hohen Laubgänge, und in allen Partieen des überaus reizend gelegenen v. Borkschen Gartens am romantischen Schloß-Teiche; auf welchem zahlreiche Gondeln, mit buntfarbigen Laternen geschmückt und mit Abfahrenden und Ankommenden angefüllt, bei sanftem Ruderschlage hin und her schwammen, das Pittoreske des Anblicks erhöhend. Im Garten selbst prangte, dem Haupt-Eingange gegenüber, in einem reich erleuchteten gothischen Portal das, von dem Professor bei der hiesigen Kunstschule, Knorre, brav gemalte und sogar portraitähnliche Brustbild des erhabenen Stifters der Universität mit der flammenden Unterschrift: „Ehr' und Freiheit unser Streben"; und um das durch flimmernde Lampenbogen gleichsam zu einem Musentempel verzierte Orchester-Gebäude, auf dessen Kuppel ein flammendes Kreuz in den dunklen Abendhimmel hinauf strahlte, waren vier transparente kolossale Pyramiden gruppirt, vor denen Opferschaalen brannten und deren Piedestale manche sinnige, kräftige und charakteristische Inschrift schmückte, z. B.:

1.

Suchst du die Wahrheit? Sie deckt ein verhüllender heiliger Schleier;
Aber manch schönes Gestirn ist in den Schleier gewebt.

2.

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz.

3.

Die Form zerbricht,
Das Wesen nicht.

4.

Der ist beglückt, wem ewig unveraltet
Erinn'rung stets zur Hoffnung sich gestaltet.

Denkt man sich hiezu die festlich gekleideten, in dichten Massen hin und her wogenden Personen jedes Alters, Standes und Geschlechts, das auf jedem Antlitze sichtbare Gefühl des Frohsinns und des Wohlbehagens, die schöne Musik unsers Orchesters und die überall sich aussprechende Herzlichkeit, verbunden mit dem feinsten Anstande und durch keinen Mißton gestört — so wird man bekennen müssen, daß dieses Alles mit Recht ein hohes Vergnügen, und hinsichtlich des Ortes, wo es herrscht, einzig in seiner Art genannt werden kann, wofür wir uns der studirenden Jugend von Herzen verpflichtet fühlen. W.

In Fortingall, in Schottland, zeigt man den Reisenden einen Taxus-Baum, der 55 Fuß im Umfang hat, 7 — 800 Jahr alt, jetzt aber aus einander gegangen und sehr im Verfallen ist. Dicht dabei ist ein Kirchhof; die Leichen-Prozessionen gehen gewöhnlich alle durch des Baumes Stamm. Einige Zweige sind noch grün und werden vielfältig von Reisenden als Andenken mitgenommen. (Gaz. d. Fr.).

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 21. September. 151stes Blatt.

Der Frau v. Stael Urtheil über den Neu-Adel.

Frau von Stael, selbst eine Neu-Adelige, eine Tochter des republikanischen Necker, zeichnet im achtzehnten Capitel des unlängst erschienenen, in ihrem Nachlaß gefundenen Werke „Dix Années d'Exil" den Neu-Adel unter Bonaparte, und ohne es zu wollen und zu wissen, den Neu Adel überhaupt, mit pikanten Zügen, denen man selbst dann Merkwürdigkeit nachrühmen muß, wenn sie auch hier und dort durch Parteilichkeit und Redepomp allerdings verlieren:

Nichts ist so bizarr (und Bonaparte's Tiefblick ist diese Bizarrerie nicht entgangen) als die Franzosen. Sie fassen das Lächerliche in Andern schnell auf, und doch ist Niemand bereitwilliger als sie, sich lächerlich zu machen, sobald ihre Eitelkeit nur anderweitig dabei ihre Rechnung findet. Was kann z. B. dem Spottwitze mehr Blößen geben, als der neue Adel, den Bonaparte schuf und womit er seinen neuen Kaiserthron umgeben hat? Konnten Bürgerfrauen von gestern, Prinzessinnen und Königinnen von heute, sich Ihre Majestäten nennen hören, ohne auf zu lachen? Konnten neugebackene Monseigneurs an sich und nicht zugleich an Moliere's „geadelten Kaufmann" denken? Was that man aber in ganz Frankreich? Man schlug in alten Adels-Büchern, in königlichen Staats-Archiven nach, was vor Alters in Frankreich Etikette war; bedeutende Männer, Gelehrte von Ruf schwitzten bei der Zusammensetzung neuer Familien-Wappen mit alten; es verging kein Tag, der nicht Stoff zum Lachen gegeben hätte, wäre der Hintergrund des Gemäldes, ernst und finster, nicht hervor getreten, das Baroke des Vorgrundes zu verwischen. Der französische Waffenruhm behauptete noch allein, bei dieser allgemeinen Erniedrigung, seinen Werth, und adelte sich selbst. Hinter ihm verkrochen sich die geschmeidigen Hofleute; mit ihm theilten sie Titel und Würden, die er allein verdiente, die aber die Belohnungen eines freien Staats, nicht die eiteln Dekorationen eines unterjochenden Hofes hätten seyn sollen. Tapferkeit und Genie stammen von oben, sind Geburten des Himmels, und wer sie besitzt, bedarf keiner [illegible] Republiken, in beschränkten Monarchien sind Auszeichnungen der Lohn des Vaterlandes für geleistete Dienste, nicht die Laune des einzelnen Despoten. Dort können Alle Theil daran haben, hier nur sogenannte privilegirte Klassen.

Es regnete Witzworte aller Art auf die Neu-Adeligen und man erzählte sich stets Albernheiten von den Damen, die Bonaparte zu Gräfinnen, zu Herzoginnen u. s. w. erhoben hatte. Nichts läßt sich so schwer erlernen, als jene feinere Lebensart, die sich weder zur Steifheit noch zur Vertraulichkeit hinneigt. Der neue Edelmann fällt in's Feierliche oder in's Platte; an sich will dies eben nicht viel sagen, aber die Sache liegt tiefer als man glaubt: das leichte, unbefangene Wesen des Adels erlernt sich nicht, man muß es mit auf die Welt gebracht und mit der Milch eingesogen (?) haben. *) Bonaparte selbst ist verlegen, wenn er vorstellen soll; wie gern überläßt er sich im Inneren seines Umgangs,

wohl auch mit Fremden, dem ungezwungenen, unmanierlichen Wesen seiner früheren republikanischen Lebensweise. Ihm entging es nicht, daß die alten Pariser Familien über seinen neuen Adel ihr Gespötte trieben; das kümmerte ihn aber wenig, denn er wußte zugleich, daß sie sich auf gute und schlechte Bonmots beschränken und nichts Bedeutendes dagegen unternehmen würden. Die ganze Kraft jener unterdrückten Klasse reichte nicht über ein Calembourg hinaus: und wie im Orient die Rache der Beleidigten sich hinter einem Gleichniß verbirgt, so äußerte sie sich hier mit Sylbenstechen.

So viel Wahres in dieser Reflexion und in dem ganzen Buche zu finden seyn mag, so merkt man doch auch in jeder Zeile: die Verfasserin habe es nie vergessen, daß einst Bonaparte im Scherz sagte: „Frau von Stael würde mir ihre höchste Gunst schenken,*) wenn sie der Welt beweisen könnte, ich haßte und fürchtete sie.“ T. L. Secha.

*) Frau von Stael selbst hat es sich übrigens nie geben können; sie war herrlich, linkisch, bald dreist, bald verlegen. Frau von Genlis trug den Stempel des Adels; abwechselnd brusque und empruntée.

Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit lebte Juan in Neuburg. Der Gram seines Herzens hatte ihn mehr noch losgetrennt von der Erde und mit höherer Begeisterung, die keine Gefahr mehr fürchtet, auf den Tod hofft, ging er vorwärts in seinem Beruf. Er wohnte in jener Stadt bei dem protestantischen Pfarrer Rigonus, unter einem fremden Namen: trat aber bald mit dem eigenen wieder hervor, da die Obrigkeit ihm Schutz zusagte wider [illegible] er nun seinen Glauben, geläutert im Schmerze, erhoben von der Sehnsucht, in seine Schriften, die er, neben denen seines Freundes Bucer, zum Druck besorgte. In einem Werke, benannt: „Der Seele Muth wider Anfechtung“ warf er die freie, im Gefühl überströmende Brust allen falschen Lehren entgegen, und mit geistigen Waffen schlug er an die Kronen, die hierarchische Politik dem Aberglauben und dem Truge verliehen. Der Grimm und die Schmähungen, aus der Finsterniß daher ziehend, blieben ohnmächtig gegen ihn, der allen irrdischen Hoffnungen abgeschieden war; der Dank erleuchteter Männer ward noch allein seines Lebens Nahrung und er hatte die Freude, daß selbst Luther ihm also schrieb:

Gemeinsam Heil in Christo!

Ja wohl, gemeinsam Heil! denn es ist mir fürkommen, als wolle sich Vieles wieder zerspalten, was ich zusammen hielt mein Lebelang; und ist meine Hoffnung, daß ich noch Männer zurücke weiß, die Gott reich gemacht in alter Lehr und aller Erkenntniß. Denn solches hab' ich funden in Eurer Schrift, der Seele Muth wider Anfechtung, und schreib ich Euch aus freier Lust, obwohl am Körper gelähmt und mürbe, dazu auch einäugig. Und muß ich gar viel schreiben und reden, da ich doch gern Ruh hätte und das Ziel meiner Tage vor mir sehe: dennoch mag ich nicht ermüden, denen zu begegnen, die da her treten, als hätten sie noch nichts empfahen von dem Segen vieler Jahre und soll ich ja zumal jetzt mich mühen mit Petri Worten: „Ich will aber Fleiß thun, daß ihr allenthalben habt nach meinem Abschiede, solches im Gedächtniß zu halten.“ Um wie viel mehr aber muß ich bereit seyn denen, die mir die Last abnehmen, da ich des Wesens satt bin und doch gern der Freunde hinter mir lasse, die der Arglist wehren, auf daß sie Gottes Gnade nicht abermals zerstiebe, wenn nun mein Körper hinfällt im Staube. Darum grüß' ich Euch und Viele, bitte auch, daß Ihr Euch einet auf dem festen Wege, und Euch nicht hindern laßt, vielmehr frisch darein greift. So Ihr auch zuweilen in Noth und Sorge gerathet, seyd stark im Kampfe. Denn das Reich der Wahrheit ist voll Kranker, und die da heilen sollten, vermögen oft nur Gift zu reichen: dieweil viel Tod seyn muß auf Erden, so sie behalten wollen ihre lästerliche Zier und ihre Freude in Völlerei und Wollust. Und das sind nicht Menschen, sondern Crocodillen-Gezücht: weinen falsche Thränen und sprühen Feuer, geht ein Gesunder seinen eigenen Weg: rufen aber in alle Welt Hosianna, so Einer Hundert führet, die da leichtlich folgen, daß sie im Moor des Lasters und Wahns versinken. Bei aller Zeit ist aber kein größer Elend, als mit denen, die's immer gut meinen und sich von allerlei Leuten regieren lassen; denn sie jubiliren heut Diesem, morgen Jenem, daß die Straßen immer voll Lärmens sind ob des Hinüber- und Herüberlaufens, und wissen sie nicht, wo sie Gott finden, bis er sie heimsucht in ihrer Schwachheit. Solche meist haben mir böses Blut gemacht, daß ich oft mit harten Worten dazwischen stieß: denn ich mocht lieber mit eitel Teufeln zu thun haben immerdar, als mit denen, die in Höll und Himmel hinein schwänzeln und nirgends fest sitzen bleiben.

Und ob ich auch viel stürmisch daher geschritten, weil ich die Bahn nur erst zurichten durfte, mag ich dennoch sagen mit dem Apostel: „Ihr wisset, wie ihr uns sollt nachfolgen, denn wir sind nicht unordig unter euch gewesen; haben auch nicht umsonst das Brod genommen von Jemand, sondern mit Arbeit und Mühe, Tag und Nacht haben wir gewirket, daß wir nicht Jemand beschwerlich wären.“ — Er aber, der Herr des Friedens, gebe Euch Friede allenthalben und auf allerlei

Weise. Der Herr sey mit Euch Allen! — Wittenberg, am Tage der Geburt des Herrn, im Jahre 1545.

D. M. Luther.

Gestärkt durch den wahren Mann Gottes und viele Freunde im Geist wendete Juan jeden, ihn quälenden Gedanken an Mathilde rasch in rechter That von sich ab; und so vernahm Alphonso manche, ihm widrige Mähr von seines Bruders stetem Kampf wider die Gewalt des Papstes, als er in Augsburg ankam, nach ihm forschend. Erneuerte Wuth spornte seine Ehrsucht immer mehr, und starr in seinen Entschlüssen erreichte er Neuburg. Nach sechszehnjähriger Trennung — denn seit Juan im siebenzehnten Jahre die hohe Schule zu Paris besuchte, blieben sie fern — fanden sich die Brüder in dem Hause eines protestantischen Pfarrers, und es ließen anfangs die unwiderstehlichen Erinnerungen der Jugend keinem Groll Raum; sie sanken einander in die Arme und in den ersten Tagen wagte selbst Alphonso nicht, den Frieden zu brechen, den hier die Natur gestiftet. Juan aber war so innig bewegt in der Nähe des Bruders, dessen Heimath nicht mehr die seinige werden konnte, daß Jener gar leichtes Spiel zu haben vermeinte.

An einem klaren Winter-Abende saßen die Brüder einsam in engem Gemach; da begann Alphonso, das Schicksal Juan's zu beklagen: daß er für immerdar geschieden seyn wolle von der katholischen Christenheit, hingerissen zu den Lehren einer Partei, die nur ihr Verderben finden könne in dem Streit wider die ehrwürdigen alten Satzungen der päpstlichen Kirche. Er schilderte die Armuth, das verwaisete Leben des Bruders, fern vom Vaterlande und den Verwandten, die in Sorge um ihn sich abhärmten, mit aller Beredtsamkeit, zu der sein wohlbedachter Zweck ihn ermunterte. In Schauer und Erschütterung hörte ihn Juan, mehr ergriffen von den wohlbekannten Tönen, als von der Gründe Haltbarkeit, und sich gewaltsam fassend entgegnete er:

„Du irrest, so Du meinest, ich kenne nicht die Größe der Opfer, die ich brachte: größer sind sie wohl, als Ihr zu ahnen vermögt! — aber dennoch halt' ich meinen Gewinn höher. Nicht begehr' ich, daß ein Anderer für wahr annehme, was mir also erscheint; aber, bin ich bedrängt von der Ueberzeugung: Andere haben die Wahrheit gefunden, so wär' es Verrath an Gott und meiner Seele, wollt' ich mich ihnen nicht anschließen. Der Mißbrauch der Macht will das Werk des Erlösers zertrümmern, und erfassen müssen wir die Säulen seines ächten Thrones, niederschlagen die Irrthümer der Vergangenheit, wär' auch nicht die Gegenwart, nur die Zukunft unser. Uns gilt des Heilands Lehre, wie sie war, nicht wie sie verhüllt ward durch eitel Pfaffenwesen. Darf mein Vaterland das Christenthum nicht schauen in seiner Klarheit, nicht diejenigen dulden, die im Reiche des Ewigen schützen wollen vor Falschheit, so trag' ich meine Verbannung, und vermag zu leiden um der Ehre des Geistes willen, dessen Kraft mich schon damals aufrief zum Kampf, als ich in Paris auf die Bahn der Wissenschaften trat, die Eure Römlinge dem Menschengeschlecht gern abgraben möchten. Doch ich habe auch des Trostes genug: denn die Sonne, die hier aufging, wird dereinst nicht minder leuchten in meinem Vaterlande; von meinem Gebein werden auch die Spanier dann die Schmach hinweg nehmen, mit der sie mich jetzt belasten, und das Elend, in welchem ich lebte, wird die Früchte reicher, mein Andenken ehrenwerther machen!"

Laß' uns nicht streiten über Verbotenes!" entgegnete Alphonso: „aber bedenke, daß Du allein nichts vermagst, daß auch jenes Häuflein, denen Du gleichest, nichts vermögen wird wider die Gewalt, die seit Jahrhunderten ihre Wurzeln schlug in alle Herzen. Bedenk' auch, daß Du nicht allein stehest, daß Du der Ehre unsrer Familie Deine Talente schuldig bist, mit denen Du der heiligen Mutterkirche unvergängliche Dienste leisten könntest. Sie ruft sich jetzt Vertheidiger auf, da freventliche Neuerer, verwegen worden durch zu lange Nachsicht, an dem alten Bau rütteln. Hier hast Du Schmach, Verfolgung und Elend; dort könntest Du glänzen, könntest leben im Ueberfluß; denn nichts zu versagen wäre einem Manne von Deiner Gelehrsamkeit. Die Kirche ist reich und eine gütige Mutter; sie lohnt ihren Dienern mit vollen Händen und nicht entgehen würde Dir selbst ein Erzbisthum, so Du nach ihm strebtest. Versuch' es, tritt wieder herüber zu uns, und nichts soll Dir verloren seyn. Meine Gemeinschaft mit dem obersten Gerichtshofe und mein Ansehen verbürgen Dir Hoheit und Güter, sobald Deine Reue den Papst versöhnt!"

(Der Schluß folgt.)

Denk-Sprüche.

7.

Nur die Quellen der Freude sind werth, daß Jeder sie suchet,
Und unversiegbar, woraus Jeder zu schöpfen vermag.

8.

Lehrt uns der schärfere Blick für fremde Fehler sie meiden,
Dann ist's nicht übel, daß wir besser als eig'ne sie seh'n.

9.

Ist es menschlich, zu irren, zu fehlen, so ist es dagegen
Göttlich, Irrthum und Wahn weg zu schaffen und Fehl.

10.

Seyn, wie man wünscht in den Augen der Menschen zu seyn, ist des guten
Ruf's, der Ehr' und des Ruhm's nicht zu erschütternder Grund.

11.

Liegt in der Absicht gleich, und nicht in der That des Verbrechens
Schuld, so der Tugend Verdienst doch nur in Absicht und That.

C. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Münster. Der Professor am hiesigen Gymnasium, Herr Joseph König (seit Kurzem auch Dr. der Philosophie), hat „Geschichtliche Nachrichten über das Gymnasium zu Münster in Westfalen, seit Stiftung desselben durch Karl den Großen bis auf die Jesuiten (791 — 1592), als Programm zu dem zweiten Jahresberichte über dasselbe" (Münster, gedruckt mit Coppenrathschen Schriften. S. 163), so eben heraus gegeben. Die erste Periode geht von der Stiftung der Domschule bis zur Reorganisation derselben durch den Münsterschen Domherrn Rudolph von Lange, der nach Italien reiste und dort Studien trieb; die zweite von dieser Reorganisation bis auf die Jesuiten. Der Verfasser gedenkt in einem der folgenden Programme die beiden letzten Perioden: das Gymnasium unter den Jesuiten und seit von Furstenberg's Leitung ab zu handeln. Referent theilt aus dieser recht braven und den besten Quellen entschöpften Arbeit zuerst Folgendes mit, was Rudolph Agricola, von Heidelberg aus, an jenen berühmten Lange schrieb: „Im Namen unserer gemeinschaftlichen Studien freue ich mich heut über Deinen Ruhm, mein bester Lange! und wünsche Dir bewundernd Glück dazu: so groß ist nämlich das Lob, das wegen Deiner Gelehrsamkeit und Wissenschaft aus fast einstimmigem Munde des gesammten Volkes bis zu mir erschallt. Wohin ich mich wende, zu welchem Gelehrten ich komme, Alles ist voll von Dir, Alle erzählen von Dir, keine Unterredung, über Gelehrte gehalten, schweigt von Dir. Eine schwere Unternehmung, wahrlich! aber eine herrliche, und würdig des Ruhmes Deines Namens, daß Du die uralte und einzig ächte Gelehrsamkeit wieder zu erwecken und mitten in dieser Barbarei Dich zu ihr zu bekennen wagst. Ich weiß zwar die Kraft Deines Geistes und Deine Bildung nicht genug zu loben; aber das Eine will ich doch zu Deinem Preise sagen (und nimm es nicht als Schmeichelei), daß ich das Zutrauen zu Dir habe und fest von Dir hoffe, daß Du die Zeit herbei führen werdest, wo wir dem stolzen Italien seinen alten, fast ausschließlich für sich erworbenen Ruhm entreißen, und uns von der Schande befreien, bei den Italienern Barbaren, Unwissende, Unberedte (und was sonst noch Ungeschliffenes da ist) gescholten zu werden; und daß unser Deutschland einst so gelehrt und gebildet seyn wird, daß Latium selbst nicht lateinischer seyn kann" u. s. w. — „Einmal läßt sich bei Lange ein rascher junger Mann melden, in Reise-Kleidung, nach damaliger Soldatenweise eine Lanze in der Hand. Vorgelassen grüßt er in zierlich lateinischer Rede und stattlichen Versen den Domherrn. Dieser staunt ob der schönen Sprache und läßt sich mit ihm tiefer ein. Es war der nachher so berühmte Murmellius aus Roermunde in Gelderland, welcher, als einer der vollendetsten Humanisten jener Zeit, zu Cöln zwar kühn mit seinen Classikern aufgetreten, aber bald schmählich vertrieben war. Er hatte darauf unter Hegius zu Deventer dociren wollen, aber alle Stellen besetzt gefunden. Jetzt stand er, mit dem Empfehlungsschreiben des Hegius versehen, vor dem allgemeinen Schützer der Gelehrten, und die Lanze sollte bedeuten, daß er, wenn man seine Kenntnisse ferner verschmähe, auf der Stelle Soldat werden wolle. Lange erkannte aber bald den gebildeten Kopf und überzeugte bei dem fortgesetzten Umgange sich täglich mehr, daß das Dom-Gymnasium an diesem Manne einen großen Erwerb machen werde. Der Conrektor Gwering, zugleich Vikar am Dom, wünschte seine Entlassung, und Murmellius wurde statt seiner Conrektor." — Unter den aus Lange's Schule hervor gegangenen tüchtigen Schulmännern befanden sich noch unter Andern: Joh. v. Monheim, erster Rektor des Gymnasiums zu Düsseldorf, der dasselbe zu einer Frequenz von 2000 Schülern gebracht haben soll; Joh. Glandorp aus Münster, Gefährte Hermanns von dem Busche auf vielen Reisen, Melanchton's Freund; Joh. Svithoff aus Münster, welcher Professor der Naturwissenschaften zu Copenhagen wurde; und viele Andere. — Die ehemaligen Münsterschen Fraterherren beschäftigten sich nebenbei mit Abschreiben und Einbinden der Bücher, und zeichneten sich durch einen sehr tugendhaften Wandel aus. Der Münstersche Weihbischof Joh. Keite († 1577) war so geizig, daß er nach Trient zum Concilium zu Fuße reisete, und vom Pöbel den Spottnamen: Bischof Dünnebier, bekam; auf seinem Todesbette vermachte er aber sein ganzes Vermögen zu frommen und guten Zwecken, und legte dadurch den Grund zu dem hiesigen Kritinrantischen Priester-Seminar, das jetzt mit dem bischöflichen verbunden ist. — Herr Consistorial-Rath, Professor Schluter, beurtheilt in der Vorrede der zweiten, durchaus verbesserten Ausgabe seiner Uebersetzung vom „Tacitus über Germanien" die Woltmannsche Uebersetzer-Manier also: „Jeder Sachkundige theilt wohl mit Woltmann die Ueberzeugung, daß Treue, die fast buchstäbliche, demjenigen unerläßlich sey, welcher die darstellende Kraft des römischen Tacitus dem Deutschen geben will, und daß es schwer, ungemein schwer sey, bei solcher Treue nicht häufig undeutsch zu werden. Wenn er aber versichert, daß er gerungen habe, es nie zu seyn, so muß dies nicht minder befremden, als die ganze Art, wie er bei seiner Uebersetzung der „Germania", so wie der übrigen Werke des Tacitus, nach jener Ueberzeugung verfahren ist. Wohl haben wir in unserer Literatur gar manches Beispiel von verschrobener, ja toll gewordener Prosa, aber, so viel mir bekannt, in dem ganzen Umfange derselben kein zweites von solch einer zerfolterten und geräderten, wie sein deutscher Tacitus spricht. Zwar sagt er feierlich: „Wer hier richtet, möge bedenken, was zu diesem Gerichte gehöre, und wie sehr Luther unsrer Sprache aufhalf, weil er so viel Latein in sie brachte;" allein, welche sonderbare Rechtfertigung! Als ob eine noch rohe Sprache nach einem fremden Muster erst bilden, und eine ausgebildete, nach solch einem Muster, dem sie im Fortgange ihrer Kultur ganz unähnlich geworden, trotz aller ihrer Eigenheiten, noch zwängen und umformen wollen, eins und dasselbe wäre! Und so steigert dies nur die Verwunderung, daß ein geistreicher Mann, der, seiner Sprache Meister, selbst kräftig, wie wenige, in der historischen Darstellung sich versucht, bis zu dem Grade sich verirren konnte; und es würde in der That mit dieser merkwürdigen Erscheinung nichts zu vergleichen seyn, als die Merkwürdigkeit, daß über solch eine Entstellung unserer herrlichen vaterländischen Sprache nicht strengeres Gericht gehalten worden, wenn nicht in unsrer literairischen Republik jede schriftstellerische Bizarrerie, wie in dem brittischen Freistaate jede politische, an der Tages-Ordnung wäre." — Bei Schulz und Wundermann in Hamm wird der „Rheinisch-westfälische Musen-Almanach" für 1822 fortgesetzt werden. — Die H. H. Werner von Haxthausen und Hoffmann von Fallersleben haben „westfälische Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Dichtkunst" angekündigt, die zu Berlin (bei Reimer) erscheinen und unter Anderem enthalten werden: Bruchstücke einer altflandrischen poetischen Bearbeitung des Reinolt von Montalban; Theophilus, eine alte Comödie in westfälischer Mundart aus einer Trierer Handschrift; niederdeutsche und hochdeutsche Volks-Lieder des 15ten und 16ten Jahrhunderts u. s. w. *.*.

Die Gefahr, in welche die fremden Gesandten in Constantinopel gerathen, bei Ausbruch eines Krieges in die sieben Thürme gesperrt zu werden, erinnert an eine Antwort, welche ein Hofmann Franz I., König von Frankreich, gab, als dieser ihn zum Gesandten nach Constantinopel bestimmte. „Die Köpfe des ganzen hiesigen türkischen Gesandtschafts-Personals", sagte Franz I., „bürgen für Ihren Kopf!" — „Ach, Sire!" erwiederte der Höfling; „ich fürchte nur, daß keiner von allen diesen Köpfen so gut wie der meinige auf meine Schultern passen möchte!" (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 22. September. 152stes Blatt.

Fanatismus.

(Schluß.)

Hochaufathmend sah Juan empor zu den Sternen und sprach in feierlicher Andacht: „O mein Gott, wie dank' ich Dir, daß Deine Tausende von Welten dort oben mein Nichts mich fühlen lassen. Vergieb es dem Bruder, wenn er mich in solcher Niedrigkeit sieht, daß ich von Dir abfallen könnte um Silberlinge; und um vielen Menschen zu gebieten, daß sie Deinen reinen Himmel nicht sehen!" — Und also wandte er sich nun zu Alphonso: „Aufgegeben hab' ich irdischen Vortheil, und nicht von mir will ich geredet haben. Daß Ihr aber so viel zu bieten habt und immer noch mehr begehrt, möchte leicht Eure größtes Gebrechen seyn. Euch zu halten in Eurem Glanze, darum vermehrt Ihr die Sünden durch Indulgenzen und Ablaß, und eilend verkaufet Ihr der Hölle die Seelen, ehe sie sich erkühnen, Gott zu erkennen. Die ewige Liebe und Gerechtigkeit zu verkünden, bedarf es nicht kostbaren Schimmers, erworben auf so unwürdige Weise, und — bei jenen Sternen dort! — wäre die neue Kirche in gleicher Ausartung, ich würde mit donnernder Rede mich von ihr trennen; denn vor dem, was es hier gilt, werden Glanz und Güter zu ihrem wahren Stoff — zu Staub. Eine gütige Mutter muß freilich die seyn, die alle Verirrungen ihrer Kinder zu verantworten hat, weil sie nimmer Mündigkeit gestattet und auch dem Geiste nicht den freien Athemzug gönnt; ich aber kehre nicht zu ihr zurück und leicht kannst Du, theurer Bruder, Dein Ansehen edler gebrauchen, als daß Du mich damit gewinnen möchtest zu verächtlichem Thun; und eben weil ich dies hoffe, darum bin ich es Dir schuldig, sonder Hehl mit Dir zu reden, auf daß dereinst Dein Leben Dich nicht gereue!"

So sprach Juan und Alphonso schwieg, innerlich heftig ergrimmt. Wohl sah er ein, daß er hier nur schwer sein Ziel erreichen könne, aber, wie es auch ende, das Ungeheure selbst schreckte ihn nicht; denn in seinem falschen Ehrgeiz wähnt' er sich geschändet, müßt' er rückkehren nach Rom sonder Erfolg, und die List sollte nun helfen gegen den, der es rüstig weiter zu fördern gedachte, daß der Bau künstlichen Flimmers zusammen breche, der die allgemeine Wahrheit vor den Augen Aller verbergen sollte.

Immer herrschender aber wurden in Alphonso Verdruß und Zorn, als eben in diesen Tagen Claudius Senarclaeus zur protestantischen Kirche über trat und er an dem Zuströmen des Volkes zu dieser Feierlichkeit gewahren mußte, wie man ringsum die neue Lehre mit jugendlicher Lust empfange. Viele Gespräche hatte er noch mit Juan, da aber keines ihn seinen Wünschen näher brachte, gewann er es über sich, nachgebend und endlich selbst schwankend zu erscheinen, so daß er den Bruder hoffen ließ, auch er könne der Reformation noch zugethan werden. Geleitet von der Reinheit seines Gemüths, dachte Juan an keinen Verrath und verhehlte den Freunden nicht, daß es ihm seines Bemühens erhabenster Lohn seyn würde, mit seinem Bruder auf solche Weise wieder vereint zu seyn im

Herzen und im Glauben. Näher aber kam Alphonso in seinem Vorhaben, indem er Juan bereden wollte, mit ihm nach Italien zu reisen. „Dort“, sagte er, „ist der Kampfplatz für Deine Begeisterung! So viele der Glaubenshelden hat Deutschland, daß es Dich nicht vermissen wird; wag' es denn, die erste Fackel wiedergeborener Erleuchtung empor zu heben im Mittelpunkt der Hierarchie! — Furchtbar muß die Wirkung seyn, und Deiner harrt ein Ruhm, unvergänglicher als der Luther's und Calvin's, hättest Du gebeugt den römischen Clerus, zersplittert die Einheit päpstlicher Gewalt. Du, wunderbar hinweg gehoben über alles irrdische Begehren, bist ein würdig Rüstzeug des Herrn und die rechte Zeit ist jetzt für jenes Land; denn nicht an Empfänglichkeit fehlt es dort, nur am Geiste, der voran geht und die Schranken nieder wirft, welche die reinere Sonne verbergen. Gefährlicher scheint das Unternehmen, als es ist; denn auch die Ersten in den kirchlichen Aemtern würden nur an eigene Rettung, an Sicherung reicher Habe denken, nicht dem Triumph der Seele wehren können. Ja, fielest Du auch in solchem Kampfe, ehrenvoller wär' es, als hier zu erliegen in kleinen Händeln, und zeigen würdest Du doch, daß der innere Drang der Wahrheit, die Du errungen, Dich bereit macht, das Höchste für sie zu wagen und zu dulden!“

Leicht beredet fühlte sich Juan von solcher Ansicht aus des Bruders Munde; und was die Erfahrung ihm zurief, verklang an der Ritterlichkeit des edlen Spaniers, dessen Empfinden aufflammte, wenn er nur dachte: es könne ein Zweifel entstehen darüber, daß er sein Leben gern hingäbe, so es mit Nutzen für das Reich Gottes geschähe. Zusagen wollt' er schon die Weise, da fiel ihm ein, daß seine Freunde ein Recht hätten, Berathung mit ihnen zu fordern, und Alphonso mußte sich dies widerwillig gefallen lassen. Ein Antwortschreiben Martin Bucer's aber gab Juan zu betrachten: ob er denn gewiß sey, daß ihm auf Italiens Boden auch nur eine Stunde die Freiheit bleibe; ob nicht ein Bruder, der zu einer solchen That auffordere, neben den Marter-Werkzeugen der Inquisition, es auch sich als Heldenthum hinstellen könne, für den Vortheil seines Glaubens und seiner Familienehre einen gehaßten Bruder der Inquisition zu überliefern? — Ehe noch dieses Schreiben ankam, waren die Brüder auch zu oft beisammen, als daß Alphonso nicht in Leidenschaft zuweilen vergessen hätte, die Maske sich fest zu halten, und so ward aus dem Zögern ein entschieden Weigern, und die Freunde Juan's empfingen dessen Wort, daß er nicht gen Italien wolle.

Alphonso, in der Furcht, durchschaut zu seyn, verbarg listig seine Wuth in wehmüthigen Klagen: daß Andere mehr gälten bei dem Bruder als er, und schied von dannen mit Traurigkeit und den Zeichen inniger Zuneigung. Denn nicht allein übergab er eine Summe Geldes, sondern überwies auch zwei Tausend Goldkronen, niedergelegt im Handelshause derer von Fugger in Augsburg, an Juan: also, daß dieser irre ward und seine Zweifel sündig nannte, auch in langer Umarmung an des Bruders Brust lag: war es doch gewiß ein Scheiden — diesseits ohne Wiedersehen.

Juan aber, als er den Bruder nicht mehr um sich sah, ward unstät in seinem Wesen. Was jemals sein Herz verloren, stand in Wohlwollen vor seinem inneren Blick, zumal Mathilde in ihrer Liebe, die nur um eitles Gold kein Gehör fand vor dem Vater. Gewiß, sie für sich nicht zu gebrauchen, ließ er in Augsburg jene Summe heben und sandte sie an Ruprecht von Steinach, bittend, sie an zu nehmen für Mathilden, seines Lebens Retterin, auf daß sie das Ziel ihrer Sehnsucht erreiche und Alle im Glück seiner gedächten, wenn ihn Beruf oder Leid frühe von hinnen dränge.

Und wohl hatte er recht, das Vergängliche von sich zu thun und gefaßt zu seyn auf die Gruft. Denn Alphonso, tief verletzt in seiner Ehrsucht, daß er für seine Plane vergebens alle Worte verschwendet, alle Schlauheit aufgeboten, beschloß in glühender Erbitterung, sich um jeden Preis die Schmach ab zu wenden, daß er vor dem Papst erscheine, ohne etwas vollbracht oder auch nur gewagt zu haben um das Heil der römischen Herrschaft. Allein wollt' er nun vollführen, was die Kirche verhängt über den Ketzer, sicher, daß sie ihn segne für eine That, die hierarchische Politik nicht Brudermord, sondern ein Heldenwerk des Glaubens nennen werde. Gefunden hatte er bald einen Schergen der Inquisition; mit diesem kehrte er nach Neuburg zurück, kaum zwei Wochen von dort fern, und stand am 27sten März des Jahres 1546 gegen Morgen vor dem Hause des Pfarrers Rigonus. Er sandte jenen Schergen voran, der eingelassen ward, als er berichtete: er bringe an Juan ein Eil-Schreiben von seinem Bruder. Alphonso blieb auf der Stiege, jede Störung zu hindern, und der Bote tritt ein zu Juan, der vom Lager empor springt. Er empfängt das Schreiben, öffnet es hastig, und eben ruft er, weil das Morgenlicht noch zu schwach war, um dabei lesen zu können, nach einer Leuchte, da stürzt er nieder, tödtlich getroffen mit einem Beil, das der Scherge unter dem Mantel verborgen hatte. Ein Schrei und ein Fall rufen Senarclaens herbei, der im Nebengemach schlief — da lag Juan in seinem Blute, keines Lautes mehr mächtig; die Mörder waren entflohen, ehe man im Schrecken ihrer gedachte, und in dem Schreiben, das der Todte noch fest in der Hand hielt, las man nur die Worte: „So gescheh' es allen Ketzern! — die Kirche hat Dich gerichtet, durch mich, Alphonso Diaz de Cuenza.“

Herein drangen in den nächsten Tagen Viele, die um Juan Leid trugen, unter ihnen auch Mathilde und die Ritter von Steinach und Breuberg. Sie kamen, zurück zu bringen das reiche Geschenk — mußten es aber wieder mit sich hinweg nehmen als das Vermächtniß des Hingeschiedenen. Sie führten seine Leiche in die Gruft nach Steinach, und Mathilde und Breuberg standen oft, als glücklich Vermählte, voll Rührung und Dankbarkeit an Juan's Sarge, und sein Andenken leuchtete in ihnen, bis auch sie im Jahre 1552 dem gereinigten Gottesdienste in öffentlicher Feier sich anschlossen.

Alphonso aber, ob auch der Papst ihn mit Ansehen begabte, mit Würden schmückte, ward dennoch von der Vergeltung ereilt: denn er endete im Wahnsinn selbst sein Leben, zur Strafe, daß er Natur und Vernunft verleugnete, um den Götzen des finstern Glaubens und der falschen Ehre zu dienen. F. W. Gubitz.

Anekdoten aus England.

In der Grafschaft Durham sollte Jemand, weil er eines Schillings werth gestohlen hatte, gehangen werden. Im Urtheilsspruch waren, wie gewöhnlich, Tag und Stunde der Hinrichtung genau bestimmt. Es traf aber gerade Tag und Stunde mit der Ankunft, dem öffentlichen Einzuge und der feierlichen Einführung des Bischofs von Durham zusammen. Der bischöfliche Palast lag an dem Platze, wo der Galgen-Candidat gerichtet werden sollte: ein großer Uebelstand, ein ominöser Empfang für Seine Gnaden! Wie war dem ab zu helfen? Der Magistrat schlug dem armen Sünder vor, sich 24 Stunden vorher in die Ewigkeit schleudern zu lassen (die englische Umschreibung für hängen). Dieses war aber so wenig nach dem Geschmack des lebenslustigen Schillings-Diebes, daß er dagegen vorschlug: er wolle, dem Bischof und dem Magistrat zu Liebe, noch 24 Stunden länger in dem Jammerthale der Welt verweilen, und auf das Hängen noch einen Tag länger warten. Dies nahm der wohlweise, gestrenge Magistrat an und die Exekution wurde aufgeschoben. Als sie aber am folgenden Tage vor sich gehen sollte und der Henker schon den Knoten am Strick geschürzt hatte, protestirte der pfiffige Dieb vor dem Volke, und berief sich auf den Buchstaben des englischen Gesetzes: „Die zum Hängen bestimmte Frist sey abgelaufen, er sey nun frank und frei, wenigstens müsse man ihm den Prozeß von neuem machen.“ Die Sache kam vor den König, welcher, der Seltenheit wegen, wohl auch aus Achtung für den Buchstaben des Gesetzes (der hier nicht tödtete, sondern lebendig machte), den Schuldigen in so fern begnadigte, daß er ihn nur zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilte.

In Dublin starb vor einigen Jahren John Gaymon in einem Alter von 83 Jahren. Er hatte sich nie verheirathet und lebte einsam und kümmerlich — bei einem Vermögen von 300,000 Pfund. Sein Vater war ein armer Landmann in der Grafschaft Meath. Sein eben so armer Oheim war nach Antigoa gesegelt, und hatte sich daselbst durch Arbeit und Geiz so viel gesammelt, daß er seiner einzigen Tochter, als er sie mit dem Direktor der ostindischen Compagnie in London vermählte, eine Aussteuer von 200,000 Pf. geben konnte. Wem er seine letzten Holzschuhe (denn er trug keine andern und hieß deswegen der Holzschuh-Peter) und sein übriges Vermögen vermacht, wird nicht gesagt. Unser John, sein würdiger Neffe, fand aber seine Holzschuhtapfen. Er hatte das Böttcher-Handwerk erlernt und trieb es auf den Inseln Antigoa und St. Cruz mit solchem Glück, daß er mit Tonnenbinden sich — Tonnen Goldes erwarb, und im Alter nach Irland zurück kehrte, wo er aber, wie Diogenes in seiner Tonne, von Wasser, Brod und — Sonnenschein lebte. Wenige Tage vor seinem Ende fühlte er sich zum ersten Mal unwohl. Ein Freund besucht ihn und empfiehlt ihm seinen Arzt als den billigsten in der Stadt. Nach langem Widerstreben läßt Gaymon ihn kommen. „Ich bin zwar alt“, redete er ihn an, „aber rüstig, und meine Unpäßlichkeit ist gewiß nur ein Uebergang. Ich kenne meine Natur, und könnte mich selbst heilen; da mir aber mein Freund Mengle sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, so frage ich Sie nach dem äußersten Preis, um welchen Sie sich anheischig machen, mich ganz wieder her zu stellen und neue Lebens-Reifen um mein Körperfaß zu legen?“ Der Arzt forderte 8 Guineen; dieses fand der Kranke ungeheuer viel, und handelte so lange, bis er ihm 1½ Guineen abgedungen hatte. Der Arzt schrieb das erste Recept; — am folgenden Morgen war der Patient todt. — In seinem Testament hatte er seiner treuen Dienstmagd, die 24 Jahre bei ihm zugebracht, jährlich 4 Pfund bestimmt, mit dem Zusatz: damit sie hinfort bequem, sorgenfrei und unabhängig leben könne. Sein ganzes Vermögen ging nach Indien und kam an eine fremde Familie. T. L. Secha.

Fabel.

Unter einer Katze
Wohlbeklauter Tatze
Pfiff schon eine Maus;
Doch die leck're Katze
Ließ den Fang hinaus,
Und mit einem Satze
Fing sie eine Ratze
Als den bess'ren Schmaus.

* * *

Wer sein Plätzchen hat,
Liebt, bei Hof und Stadt,
Dennoch stete Hatze
Nach dem höh'ren Platze. Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Als vorzügliche Vereinigungspunkte auf entfernteren Spazierfahrten für die Einwohner Dresdens und der umliegenden Gegenden sind ohnstreitig die in der Nähe gelegenen Bäder an zu sehen. In der Entfernung von drei Stunden, zwischen Dresden und Freiberg, liegt das Städtchen Tharandt, mit seinem mineralischen Quell, in einem angenehmen Thale. Ein ziemlich geräumiges Badehaus mit Bädern, Wohnungen und Gesellschafts-Sälen bietet den Besuchenden Unterkommen; nur Schade, daß die Bewirthung darinnen, namentlich in diesem Jahre, wenig behaglich ist. Abwechselnde Spaziergänge sind hier im Thal entlang, dort durch Holzungen und dann wieder zu Besteigung der Berge angelegt. Die Häuser-Gruppen des Städtchens, ein kleiner Teich und die Ruinen der alten Burg Tharandt auf mittler Bergeshöhe bilden die nächsten Aussichten. Der Quell ist kalt und kann zum Trinken wie zum Baden angewendet werden. Gesellige Unterhaltung finden die Gäste in der Vereinigung mit den Bewohnern des Städtchens, das zugleich mehreren Familien der Hauptstadt als Sommersitz dient. — Nahe bei Meißen und sechs Stunden von Dresden entfernt quillt ein zweiter Gesundbrunnen in einem buschig bewachsenen Thale, oder vielmehr Bergkessel. Ein Wirthschafts-Gebäude, ein Badehaus und einige Wohngebäude bilden hier den, unter dem Namen Buschbad bekannten Ort. Von Dresden aus führt dahin auf dem linken Elb-Ufer ein beschwerlicher, doch in den Aussichten höchst angenehmer Weg über die mitten inne liegenden Berge, auf dem rechten Elb-Ufer aber die schöne Meißener Straße. Dieser stille, einsame Ort, der nur für eine geringe Zahl von Badegästen eingerichtet ist, wird doch täglich, insbesondere aber an Sonn- und Festtagen, von einer großen Anzahl Bewohner Meißens und anderer Orte besucht. Es wird dann auf einem freien Platze vor den Gebäuden, der jedoch durch ein Obdach gegen Sonne und Regen geschützt ist, ein gemeinschaftliches frugales Mahl an der Wirthstafel eingenommen und der Abend öfters durch Tanz erheitert. Spaziergänge sind von der Natur mehr als von der Kunst angelegt und es ließe sich hier wohl noch Manches bessern. — Stärker als die beiden eben genannten sind die vier beisammen gelegenen Quellen des Augustus-Bades, das nahe bei dem Städtchen Radeberg und von Dresden vier Stunden Weges entlegen ist. Die Straße dahin führt größtentheils durch Wald, ist sandig, steinig und wenig erfreulich: der Ort selbst ein enger Kessel zwischen waldbewachsenen Anhöhen, auf deren einer das Schloß oder Haupt-Wohngebäude gesondert steht. Der reiche Besitzer des Bades läßt eben jetzt, zum Nutzen der Anstalt, die alten baufälligen Wohn- und Badehäuser in ersprießlicherer Gestalt, theilweis wenigstens, wieder aufbauen. Der angenehmste Spaziergang von hier aus ist der in das freundliche Seyffertsdorfer Thal. Für heiße, trockene Sommerzeit insbesondere geeignet, wird der Ort in manchen Jahren von einer ziemlich starken Anzahl von Badegästen besucht. — Mitten in der sogenannten sächsischen Schweiz, zwei Stunden von der böhmischen Grenze und acht Stunden von Dresden, liegt am Elbstrom, auf dem herrlichsten Punkte und in der gebirgreichsten Gegend das Städtchen Schandau, und in der Entfernung von einer Viertelstunde davon tiefer im Thale entspringt eine eisenhaltige Quelle, deren Wasser, zu Bädern geheizt, eine vorzüglich wohlthätige Wirkung gegen Nerven-Uebel zeigt. Hier sollte nur, statt des vorhandenen kärglichen und aller inneren Einrichtung ermangelnden, ein wohnliches, geräumiges und auch von außen gefälliges Gebäude errichtet werden, um auf dem herrlichen Punkte nicht nur den Kurgästen, sondern auch denen, die sich aus dem Geschäftsleben der Hauptstadt auf einige Zeit in die Berge flüchten, und den Fremden, die in Sachsens schönste Thäler Wallfahrenden erfreuliche Bequemlichkeiten zu gewähren. Von hier aus führen Thal- und Bergwege auf die bewachsenen Höhen, von denen herab beschränktere sowohl als ausgebreitetere Aussichten wechseln, wo der Blick hier auf Sachsens und Böhmens reichen Auen ruht, dort das Elbthal nach dem romantisch gelegenen Schlosse Tetschen, oder nach Pirna zu verfolgt; dann wieder über die niederen Gebirge hinweg zu den blauen Gipfeln des Riesen-Gebirges schwebt, wo die Wolken Schlesiens Horizont berühren. Zu verwundern ist, daß der Erwerbsfleiß der Schandauer Bürger sie noch nicht auf den glücklichen Gedanken gebracht hat, eine hinreichende Anzahl von Eseln für das Fortkommen derjenigen, welche die Berggegend besuchen, an zu schaffen, welche Unternehmung gewiß lohnend ausfallen würde. Jeder, der diesen schönen Aufenthalts-Ort wiederholt besucht, muß wünschen, daß die Bade-Anstalt in die Hände eines Besitzers gelange, der, nächst den Mitteln, auch Geschmack habe, um das von der Natur reichlich Dargebotene in reizende Anlagen zu verwandeln. Die beste Aufmunterung dazu würde ohnstreitig seyn, wenn das Bad alljährlich eben so zahlreich als in diesem Sommer besucht wäre. — An die Stelle des vor ein Paar Jahren abgebrannten älteren Schlosses in der königlichen Sommer-Residenz Pillnitz ist nunmehr ein corps de logis in dem Styl der beiden schon bestandenen neuern Flügel, die japanische Bauart nachahmend, aufgeführt worden, so daß jetzt wenigstens das königliche Schloß daselbst ein Ganzes bildet und an Einheit gewonnen hat. In dem neu aufgeführten Theil ist ein Speisesaal befindlich, in der Anlage gut, in den Proportionen aber zum Theil, wegen unverhältnißmäßiger Säulen, gedrückt erscheinend. Von der platteforme über diesem Saal hat man einen höchst erfreulichen Anblick auf das Schloß und Dorf Pillnitz und die nächsten Umgebungen. An die Stelle des mit abgebrannten Theaters ist bisher nur ein einstweiliges Lokal zu gleichem Zweck eingerichtet worden. E.

Paris. Bei einer der letzteren Vorstellungen des „Othello“ gab einer der Zuschauer allein stets seinen vollkommensten Beifall, und zuletzt konnte er seine Bewunderung so wenig mehr zurück halten, daß er aufsprang und laut rief: „Es lebe Rossini! Weg mit allen andern Componisten! Für immer Rossini!“ Die Versammlung ward aufmerksam, und es ergab sich, daß der Mensch nicht recht bei Verstande war. Die Umstehenden wurden durch diesen Vorfall in zwei Parteien getheilt. Ein Rossinist meinte mit Stolz: „Es sey doch gewiß der größte Triumph, daß die Musik des ausgezeichnetsten Componisten einen Zuhörer bis zum Kopfverdrehen entzücken konnte!“ — ein Mozartist aber entgegnete: „Es wäre ein eigener Umstand, daß es auch in Charenton (der Anstalt für Tolle) Rossinisten gäbe!“ (Journ. d. Par.)

Ludwig XI. führte zuerst die Posten ein. 230 Couriere brachten, auf seine Kosten, seine Befehle und Verordnungen Tag und Nacht von Ort zu Ort. Privatleute konnten sich dieser Courier-Pferde zum Reisen bedienen, wenn sie auf jede vier Meilen 10 Sous für das Pferd entrichteten. Auch die Briefe wurden durch diese Couriere von Stadt zu Stadt weiter befördert. (Cour. d. spect.)

Auf der Insel Madagaskar hat man eine Art Probe-Gericht, das mit der Tanguin-Nuß entschieden wird. Wer nämlich an ihrem Genuß stirbt, ist der Schuldige. Selbst die Convulsionen des Sterbenden werden beobachtet. Ballt er eine Faust, so hat er wenigstens fünf Menschen umgebracht, ballt er beide, so hat er zehen umgebracht. (Journ. d. Déb.)

In Tours giebt es nicht weniger als 1200 Engländer. Ihre Equipagen und Pferde sind die Bewunderung der ganzen Umgebung, und Abends pflegen sie sich in der Loire zu baden, wobei sie ein ganz neues Sicherheits-Manöver ausführen. Jeder Schwimmende hat nämlich eine schwimmende Laterne an sich befestigt, die er nach sich zieht und die im Fall der Gefahr den Rettenden zum Wegweiser dient. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 24. September. 153stes Blatt.

Rosimunde.

König Alboin ist mit den Rittern sein
War fröhlich zu Tafel bei Speis' und Wein,
Sein lieblich Gemahl ihm zur Rechten sitzt
Und ein glühendes Auge zur Linken blitzt —
Das Auge aber gehört dem Leif:
Wie ein dunkelglühender Feuerstreif
Flammt's aufwärts hin zu Rosimunden,
Still klagend seine Liebeswunden.

Die Königin sieht es und blickt mit Schmerz
Im traurenden Angesicht himmelwärts —
Dann aber erhebt sie sich stark und hold
Und ergreift einen Becher von blankem Gold,
Den stellt sie nieder und schenkt darein,
Von dem allerbesten purpurnen Wein,
Und öffnet schnell die weichen Lippen,
Zum Gruße Alboins d'raus zu nippen.

Der fasset mit Lust den vollen Pokal
Und stürzt ihn hinunter mit einem Mal;
Sein bärtiges Angesicht, rauh und wild,
Schaut freundlich empor zu dem herrlichen Bild:
Dann winkt er schnell mit bedeutendem Blick
Nach einem der Edelknechte zurück,
Und dieser bringet auf sein Winken
Ihm einen Schädel zu dem Trinken.

Hell glänzt er von Gold und Edelgestein,
Auch fassen ihn schimmernde Perlen ein:
Es nimmt ihn der König nun in die Hand
Und füllt ihn mit Wein bis zum glänzenden Rand,
D'rauf reicht der erbleichenden Königin
Er schnell ihn, also zu ihr sprechend, hin:
„Ich habe mir, nach nord'schen Sitten,
Zum Becher dieses Haupt geschnitten! —

Du kanntest es wohl, mein edles Gemahl!
Es trug einst die Kron' und den Helm von Stahl,
Und herrschte gar stolz über Land und Meer,
Bis Alboin kam, mit gewaltigem Heer;
Der hat sich gewonnen sein weites Land
Und d'rauf es erschlagen mit starker Hand:
Dein Vater war's, Du magst es wissen,
Den eben Deine Lippen küssen!“ —

Rosimunde schweigt, doch ihr trüber Blick
Schaut ernst nach vergangenen Tagen zurück;
Sie schaut auf den Schädel in düst'rer Gluth.
Und eine Thräne fällt in sein Purpur-Blut.
Das ersieht der Leif, und in wilder Hast
Hat er ihn alsbald mit der Hand gefaßt,
Und, ob's auch Alboins Blicke rügen,
Er leert ihn aus in vollen Zügen.

Der König erhebt sich, er sagt kein Wort,
Die Ritter und Gäste gehen nun fort;
Sie kennen Alle den grimm'gen Leuen,
Wenn er also schweigt in finst'rem Dräuen.
Rosimunde aber schleicht sich allein
Hinab in den Garten bei'm Sternenschein,
Und ihres Herzens flammend Sehnen
Löst nimmer sich in weiche Thränen.

Dumpf starrt sie hinaus in die öde Nacht:
Wie Wolken zieh'n und der Donner kracht.
Und der Sturm die gewalt'ge Eiche bricht,
Das sieht sie nicht und sie höret es nicht;
Denn der König rief ihr ein Bild zurück,
Das schaut auf sie her mit grimmigem Blick:
Es ist des Vaters blut'ge Leiche,
Entstiegen einem finst'ren Reiche.

Und wie sie so steht in bangem Schmerz,
Die Blicke gerichtet erdenwärts,

Da leuchtet der Blitz durch die schwarze Nacht,
Und der Leif steht vor ihr in herrlicher Pracht.
Er breitet die Arme so sehnend aus
Und deutet hinüber auf's dunkle Haus —
Da sinkt die Königin weinend nieder,
Und fühlt ein mild'res Leiden wieder.

Und sie schlinget um ihn den Schwanen-Arm,
Und er küßt ihr die ros'gen Lippen warm;
Doch sie richtet sich auf mit raschem Sinn,
Und flüstert ihm scheidend die Worte noch hin:
„Wenn Du willst meines Vaters Rächer seyn,
So bin ich im Tod' und im Leben Dein!"
D'rauf eilt sie fort mit flücht'gen Schritten,
Nicht achtend seine heißen Bitten.

Und die Wasser rauschen, der Donner rollt,
Mit der Erde zürnend der Himmel grollt;
Da rufet er laut in die Nacht hinein:
„Ja, blutig will ich rächen den Vater Dein!
Der König soll sterben durch meine Faust,
Und wenn ihn die Hölle zehnfach umbraust!"
Viel wilder jetzt als Blitzessprühen
Des Herzogs dunkle Augen glühen.

Er eilet davon, und am nächsten Tag,
Als der König zu Mittag schlafen lag,
Schleicht er kühn sich zur bleichen Königin,
Und sie reicht ihm schweigend einen Schlüssel hin;
Die Wachen gehn draußen wohl auf und ab,
Doch drinnen ist's stille wie in dem Grab:
Er hat die rechte Thür gefunden
Und schaut zurück nach Rosimunden.

Doch sie sieht es nicht, und sie hört es nicht,
Wie der Herzog den schlafenden Mann ersticht;
Sie starrt vor sich hin in finst'rem Schmerz
Und preßt die Hände an's bebende Herz.
Da kommt mit dem blutigen Dolch der Leif,
Und sein Auge glüht wie ein Flammenstreif,
Wild lacht er auf und wirft ihn nieder,
Und flüstert: „Der erwacht nicht wieder!" —

„Du wirst mein Gemahl: doch fort, ach fort,
Nicht darfst Du verweilen an diesem Ort!" —
Er schleicht sich nach Haus und schwingt sich auf's Roß,
Und kommt eilig geritten an's Königs-Schloß:
„Ich gebe Dir diesen goldenen Ring,
Erweck'st Du den König mir, Kämmerling!
Denn eine wicht'ge Mähr aus Norden
Ist mir so eben kund geworden!" —

Der Kämmerling nun in schnellem Lauf,
Schließt bald die stillen Gemächer auf —
Da stürzt aus dem glänzenden Königs-Saal
Ein Page heraus mit dem blutigen Stahl:
Er schaut auf den Herzog mit wildem Blick,
Und dieser tritt bebend vor ihm zurück:
Doch, ob die Wangen auch erblassen,
Er weiß sich schnell und kühn zu fassen.

„Halt, Bube!" so ruft sein giftiger Mund:
„Was wollt'st Du dein König zu dieser Stund?
Du hast ihn ermordet! — Dein bleich Gesicht,
Der blutige Dolch führt Dich schnell zu Gericht!"
Er stürzt auf ihn zu und er zucket das Schwerdt,
Daß es tief in die Brust des Jünglings fährt;
Da sinkt der Reine schweigend nieder
Und öffnet nie die Augen wieder.

Viel' Ritter und Edle eilen herbei,
Und die Königin auch, mit dumpfem Geschrei;
Doch wie sie es hört, was eben gescheh'n,
Da fühlet sie gleich die Sinne vergehn.
Wohl kennt sie des Jünglings edle Gestalt,
Vom Gruße des Todes so bleich umwallt:
Er liebte sie mit stillem Sehnen,
Und oft belauscht' sie seine Thränen.

Das bricht ihr das Herz, und sie stürzt dahin,
Die dämmernde Nacht umfängt ihren Sinn.
Wie nun Alboin sank in die Königs-Gruft,
Nur von Leichen begrüßt und von Moderduft,
Und wie sie den Jüngling warfen hinab
Zerschmettert in's kühlende Fluthengrab —
Das kann ihr erst nach vielen Tagen
Leif, schrecklich mahnend, wieder sagen.

Und sie hält ihr Wort und reicht ihre Hand
Dem blutigsten Manne im ganzen Land:
Doch ist sie so bleich und so stumm und kalt,
Als der fröhliche Hochzeitreigen erschallt:
Wild dreht sie der Leif im flüchtigen Tanz,
Daß vom Haupte zerrissen fliegt ihr Kranz;
Doch wilder immer wird sein Drehen,
Daß fast die Sinne ihr vergehen.

Und als sie nun sitzen am Hochzeit-Mahl,
Im herrlich erleuchteten Königs-Saal,
Und der Leif in lärmender Lustigkeit
Seine Gäste und Ritter laut überschreit:
Da nimmt Rosimunde einen Becher Wein
Und mischt verstohlen ein Pulver hinein;
Das trinkt sie halb und giebt mit Eile
Dem Herzog von dem and'ren Theile.

Die Gäste und Ritter gehen nach Haus,
Und manche der dunklen Kerzen löscht aus.
Nur der bleiche Leif und die Königin,
Sie starren bang in die Dämmerung hin:
Da schleicht sich der Tod an sein kaltes Herz
Und er zuckt zusammen in tollem Schmerz:
„Gift!" schreit er dumpf, und stürzt zur Erde
Mit wilder, gräßlicher Geberde.

„Gift!" lispelt sie leise und blickt ihn an,
„Wir gehen zusammen die düst're Bahn!" —
Da hat er sich taumelnd empor gerafft,
Und stößt mit der letzten enteilenden Kraft
Ihr tief einen Dolch in die Brust hinein,
Zerquält und zerrissen von grimmiger Pein —
D'rauf sinkt er kalt und schweigend nieder
Und streckt im Todeskrampf die Glieder.

Adelheid von Stolterfoth.

Andeutungen.

Nach nichts haben die deutschen Leser eine so große Sehnsucht als nach Biographien, und wer möchte diesen Hang tadeln, wäre nur nicht die Kunst der Biographik ein so seltenes Eigenthum der deutschen Schriftsteller. Manche sonst mäßig gesinnte deutsche Autoren scheinen sich dieser Tugend völlig zu entäußern, sobald sie ein Leben zu beschreiben haben, das doch meistens sehr mäßig und in der Mäßigkeit löblich war. Ist wo ein Rektor gestorben, der selten oder nie die ihm an-

vertrauten Stunden versäumt hat, so wird der wackere bescheidene Mann, der gar kein solches Lob haben will, nicht selten als ein Heros der Gewissenhaftigkeit, dessen Tugend in das Ueberschwengliche gegangen sey, und deshalb das zarte Leben zu früh verletzt habe, steifartig abgeschildert. Was er nun sonst gewesen sey als Mensch, wie er sich geberdet habe in Freude und Schmerz, ob er Manns genug gewesen, mitunter auch in schlimmen Lagen einige gute Scherze auf zu bringen, ob er lieber Shakspearschen oder Kotzebueschen Witz genossen, ob er seine Frau, nach zehnjähriger Ehe, noch mit genügender Zärtlichkeit geküßt, ob er seine Kinder lieber in Flaus oder in Nanquin oder in Seide gekleidet, ob er zuweilen mitten im Zorn innig habe lachen müssen, aus Ironie über den meisten Menschenzorn, ob er in ungrazidsen Verhältnissen dennoch die Grazie behalten u. s. w. — das und ähnliches meines Erachtens recht Interessante erfahren wir nicht. — Und doch haben wir einige schöne Muster in der Kunst, ein lebendiges Leben lebendig zu beschreiben, von denen Allen ich nur Goethe's Leben anführen will. Hier ist Genauigkeit und Anmuth, Behagen und Gründlichkeit, ironischer Scherz und ironischer Ernst, mit einem Worte, ein vollständiges Panorama der geistigen Bestrebungen der Deutschen eines halben Jahrhunderts; wobei der Styl, wie liebliche Musik, den Ernst des Betrachters erhöhet und mildert.

Es ist ungerecht, die Natur an zu klagen, daß sie diesem oder jenem vortreflichen Menschen ein häßliches Gesicht gegeben habe; denn am Ende ist doch ein großer Unterschied zwischen dem Gesicht und dem Aussehen. Es sieht doch gerade ein Jeder so aus, als recht ist und er aussehen kann. „Aussehen" das Wort hat unsere kluge Sprache sehr bedeutend gebildet, und es gehört viel Einsehen und viel Einsicht dazu, um sehen zu können, wie Jemand aussieht. Daß diese Kunst selten sey, zeigt sich mitunter selbst bei den Portrait-Malern, von denen gar Manche nicht wissen, wie sie den Geist bannen und fassen sollen, der aus dem Gesichte sieht, weshalb denn auch oft die treflichsten Menschen — nicht getroffen werden.

Ich kenne kaum ein mißbrauchteres Wort als „man". „Man sagt", „man meint", kann nicht selten übersetzt werden in „man sagt nicht" und „man meint nicht". Wer ist dieser, diese und dieses „man"? Ein Mann schwerlich, eine Frau auch wohl nicht; meistens nur eine verworrene Masse, die weder etwas Rechtes zu denken noch zu sagen versteht. Franz Horn.

Morgenländische Geschichten.

1.

Eine Feuersbrunst zerstörte die vornehmste Moschee in Kahira. Man gab die Schuld den Christen, und ohne erst viel zu untersuchen: ob die Angabe gegründet sey, lief das muhamedanische Volk in das von den Christen bewohnte Stadtviertel und zündete die Häuser an. Der Pascha von Egypten beschloß diese Ausschweifung streng zu bestrafen. Er ließ die Schuldigen in Verhaft nehmen, da ihrer aber gar zu viel waren, um Alle mit dem Tode bestrafen zu können, so sollte das Loos entscheiden, wer unter den Schuldigen das Leben verlieren müsse. — Und es traf sich, daß gerade ein junger Mensch sein Todes-Loos zog, der eine arme Mutter und vier kleine Geschwister zu versorgen hatte. „Ach!" rief er höchst schmerzhaft aus, „ich fürchte den Tod nicht; wer wird aber meine arme Mutter und meine unmündigen Geschwister ernähren?" — Da trat ein anderer Jüngling aus dem Haufen, der dem Todes-Loose entronnen. „Ich!" rief er mit lauter Stimme, „will statt Deiner sterben. Längst sind mir Vater und Mutter voran gegangen, und nichts bindet mich an das Leben!" — Dieser herrliche Entschluß erregte die Bewunderung des Pascha; er verzieh dem Schuldigen und überhäufte den großmüthigen Jüngling mit Lobreden und Geschenken.

2.

Als Sultan Murad mit seinem Heere an die Grenze seines Reichs rückte, einen übermüthigen Feind zu bekämpfen, begegnete ihm ein Landmann, der sehr betrübt schien. Murad fragte ihn um die Ursache seines Kummers, und erhielt diese Antwort: „Ich hatte viele Zeit und Sorge auf den Wachsthum einer Melone verwandt, die ich sehr hoch zu verkaufen und mit dem gelöseten Gelde meine Familie zu ernähren hoffte; aber ein Hauptmann des Heeres hat sie mir entrissen!" — Der Sultan versprach dem Landmann Gerechtigkeit. Er ließ sogleich einige seiner Offiziere herbei holen, und äußerte den Wunsch, eine Melone zu erhalten, sie koste was sie wolle; und es dauerte auch gar nicht lange, so brachte der Hauptmann seine Beute. Aber wie erschrack er, als der Sultan ihn dem Landmanne mit den Worten vorstellte: „Hier hast Du einen Sklaven; denn wer seine Ehre verletzt, ist nicht werth, ein freier Mann zu seyn; verfüge über ihn nach Gefallen!" — Der Landmann bedankte sich bei dem Sultan und entfernte sich mit dem Hauptmann. Als sie nun eine Strecke weit mit einander gegangen waren, handelte der Hauptmann um seine Freiheit und erhielt sie für 500 Zechinen. So hatte der Landmann seine Melone theurer verkauft, als er hoffen konnte.

Johann Joseph.

Rath an die Dichter.

Dichter, wenn die Musen winken,
Stimmet nur kein Trinklied an:
Denn schon giebt's für Jedermann
Mehr zu singen, als zu trinken! Ed. Rolle.

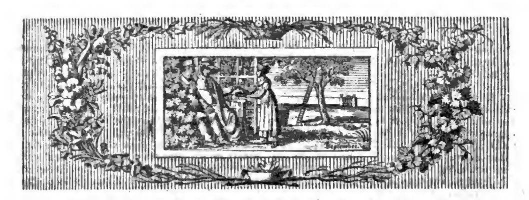
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Madam Grünbaum trat am 15ten August zuerst in der Rolle der „Amenaide" im „Tancred" auf. Obgleich ihre Stimme durch die Reise und sonst so ungewöhnliche Rauhigkeit des Klima's in dieser Jahreszeit gelitten haben mochte, so überraschte ihr Gesang doch sehr, und man hatte sich durch den dieser Künstlerin voraus eilenden Ruf fürwahr keine geringe Vorstellung von dem zu erwartenden Genuß gemacht. Besonders schön und ausgebildet ist ihre herrliche Stimme in der Höhe, minder in der Tiefe. Ihr Gesang ist durchaus sicher, tief gefühlt, rein und von seltener Fertigkeit; auch dringt sie die höchste Deutlichkeit und Präcision in denselben, und eben dies verleitet sie wohl dazu, das Tempo der Gesangstücke viel langsamer zu nehmen, als wir sie sonst zu hören gewohnt sind. Ob auch die erste Jugendfrische dieser Künstlerin abgeht, die bei dem Gesange oft von bezaubernder Wirkung ist, so ersetzt sie diesen Mangel durch größere Reife des Talents und durch den hohen Grad der Ausbildung. Sie verschmäht jedes unedle Hülfsmittel zur Ausschmückung ihres Vortrags, erlaubt sich aber doch hie und da kleine Abänderungen, die indessen immer höchst glücklich und nie zu gehäuft sind. Sie erreicht ohne alle Anstrengung die Höhe des dreigestrichenen d und bewegt sich frei und leicht in allen Tönen, welche ihre reiche Stimme umfaßt. Ihre äußere Erscheinung ist nicht anziehend, die Figur fast klein und etwas stark, und das Gesicht wenig ausdrucksvoll; ihre Aktion wollte dem Referenten, besonders in den Augenblicken, wo diese warm und beseelt erscheinen sollte, nicht gefallen, denn ihr fehlen zuweilen Wärme, Leben und Wahrheit; auch scheint Mad. Grünbaum ein wenig zu langsam und monoton in ihren Bewegungen, und ihrer Sprache, die ziemlich hohl klingt und durchaus nicht einnehmend ist, fehlt die gehörige Modulation der Stimme. Bei allen diesen äußeren Mängeln verfehlt die Künstlerin die Wirkung auf die Gemüther der Zuhörer nicht, und Alles verläßt entzückt über ihr Talent das Theater. In der zweiten Gastrolle am 17ten August, als „Prinzessin von Navarra" in „Johann von Paris", erndtete sie den ungemessensten Beifall, so wie an eben diesem Abend in einer Cavatine aus Rossini's „Barbier von Sevilla", die sie nach dem Vorspiel italienisch vortrug. Der Beifall war so rauschend, daß sie die Antworts-Strophe in der Arie des Troubadour wiederholen mußte. Am 2[illegible]sten August war „Don Juan" angekündigt; Referent konnte dieser Vorstellung nicht beiwohnen, vernahm aber, daß sie zu den schlechtesten gehört haben soll, die man je hier gesehen, und daß nur die Anwesenheit und der ausgezeichnete Gesang des Gastes als „Donna Anna" das sämmtliche Gesang-Personale gegen das Auszischen schützte. Hr. Wolteréck, von dessen wackeren Leistungen in andern Baß-Partieen schon öfter die Rede gewesen, war ganz besonders unglücklich in der Rolle des „Don Juan", die freilich auch eines ganzen und sehr geübten Sängers und Spielers bedarf, um zu genügen; Eigenschaften, die man leider so selten vereint findet, und die hier doch beide unumgänglich nothwendig sind. In Fioravanti's „Sängerinnen auf dem Lande" glänzte Mad. Grünbaum als „Rosa" ganz besonders, obgleich diese liebliche Oper hier in einer Verstümmelung gegeben wird, die sehr zu beklagen und ihr überaus nachtheilig ist. Am 2[illegible]sten war „Sargines", worin man sonst unsern Gerstäcker so sehr bewunderte und dessen Stelle hier überaus wacker vom Hrn. Mengel eingenommen ward; Mad. Grünbaum gab die „Sophie". Zu ihrem Benefiz hatte die Künstlerin das Pracht- und Spektakelstück „Fernand Cortez" gewählt; ihre Persönlichkeit eignete sich nicht ganz zur „Amazily", und das brachte offenbar ihrer herrlichen Leistung Schaden. Als „Emmeline" in der „Schweizer-Familie" drängte sich eben diese Bemerkung auf, auch ging die Oper so schläfrig und bleiern, wie nur irgend eine gehen kann; das Tempo war zum Ermatten langsam, und Referent konnte sich kaum des Schlafs dabei erwehren, so lieblich auch die Töne waren, die unser Gast hören ließ. Seitdem wiederholte die Künstlerin noch drei Rollen und nahm am 10ten September als „Rosa" in den „Sängerinnen auf dem Lande" Abschied vom hiesigen Publikum. — Eine andere Neuigkeit der Bühne war „Göz von Berlichingen", welche am 28sten August zum 77sten Geburtstag Goethe's, nach einer neuen Bearbeitung, aufgeführt wurde. Diese Umgestaltung des herrlichen alten „Göz" ist keine glückliche zu nennen, indem manches Herrliche und Kräftige der alten Dichtung verwischt oder übertüncht, manches Andere eingeschoben worden, welches der strengen und gerechten Kritik schwerlich Stand halten kann. Aus dem kräftigen Werk, in welchem mit wenigen Federstrichen so Manches groß und schön angedeutet worden, das eine wirkliche Epoche durch sein Erscheinen in der Literatur bewirkte, ist jetzt ein mäßiges Spektakelstück entstanden. Man wird es vielleicht frech, zum mindesten sehr kühn finden, daß Jemand ein solches Urtheil über eine Produktion Goethe's fällt; aber wenn man den Dichter selbst auf's Gewissen fragte, so müßt' er lächelnd sagen: Nun, man fand meinen „Tasso" an den meisten Orten nicht ausführbar, mein „Egmont" ward vor leeren Bänken gespielt und meine „Iphigenia" nach dem alten Griechenland verwiesen; da habe ich Euch nun einmal ein Stück Arbeit gegeben, wie Ihr es für Eure Bühnen haben wollt, um dem Jan Hagel einen frohen Abend zu machen! — Wahrlich, Vater Goethe hat uns mit seiner bekannten, nur nicht immer leicht zu durchschauenden Ironie geneckt, indem er eines seiner köstlichsten Werke so veränderte. Was ich hier mit Freimuth behauptete, will ich beweisen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte; denn nichts ist mir so verhaßt, als Despotismus in Hinsicht auf geistige Produktionen — daß sich aber die Mißbilligung (?) über diese neue Bearbeitung im hiesigen Publikum an dem Abend aussprach, da man den „Göz" zur Feier des Geburtsfestes des Dichters aufführte, war etwas unschicklich, zumal da alle darin auftretenden Künstler sich so sichtbar bemühten, eine würdige Darstellung zu geben. Der junge Herzfeld als „Georg" war eine höchst liebliche Erscheinung; die Rolle paßte so durchaus zu seiner Jugend und Gestalt, daß man sie kaum besser besetzt sehen kann; auch hatte er den Charakter sehr richtig aufgefaßt. Die Krone gebührte unbestritten Hrn. Lebrun als „Franz", auch erhielt er die lebhaftesten Beweise des Beifalls an diesem Abend. Hr. Kühne spielte den „Göz" wie er gespielt werden muß, eben so Hr. Jacoby den „Weißlingen" und Mad. Lebrun die „Adelheid", die in der neuen Bearbeitung sehr gesunken ist und wenig von der früheren Kräftigkeit und Keckheit behalten hat. Auch Georg ist etwas naseweiser geworden, und Gözens Neigung für den unwürdigen Weißlingen jetzt so ausgemalt, daß man es nicht mehr begreifen kann, wie eine solche Helden-Seele sich an einen kleinen Weichling hängen konnte; das Verhältniß Beider zu einander wird nicht klar und kann es nicht werden, weil es im Widerspruch mit ihrem übrigen Wesen steht.*) S — a.

*) Eine anerkannt gelungene Umarbeitung des „Göz" wurde vor einigen Jahren auf der Berliner Bühne dargestellt; sollte Goethe eine zweite gegeben haben? D. R.

Papst Innocenz III. schrieb einst an Philipp August folgenden Brief: „Gott der Erschaffer des Welt-Alls gab dem Firmament zwei leuchtende Körper, einen, welcher den Tag machen, und einen andern, welcher die Nacht bestrahlen sollte. Eben so ist es mit dem Firmament der allgebietenden Kirche; auch sie hat ihre zwei erhabenen Würden: die erhabenste regiert die Gemüther (den Tag), die andere die Körper (die Nacht). Es ist die päpstliche und die königliche Macht; und so wie der Mond in Allem der Sonne untergeordnet ist, von dem er seinen Glanz erhält, so gehört auch aller Königs-Glanz und dessen Macht dem Papst an!" (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 26. September. 154stes Blatt.

Friedrich der Einzige bei Leuthen. *)

Am Tage vor der Schlacht befahl Friedrich dem Obristen Kleist, aus seinen grünen Husaren einen Offizier und 50 ausgezeichnete Leute aus zu suchen, und bestimmte eine Stelle zwischen Parchwitz und Neumarkt, wo ihn diese am andern Morgen erwarten sollten. Der Offizier meldete sich, als der Monarch am bestimmten Platz ankam. „Ew. Majestät! ich habe Befehl, mich hier mit einem Kommando von 50 Mann zu melden!" — „Wie heißt Er?" — „Frankenberg." — „Hör' Er mal, Lieutenant Frankenberg, ich werde heute, bei der Schlacht, die ich liefere, mich mehr exponiren müssen wie sonst; Er mit diesen 50 Mann ist bestimmt, mich zu bedecken. Er verläßt mich nicht, und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleibe ich, so bedeckt Er den Körper mit seinem Mantel, läßt meinen Wagen holen, der hinter dem ersten Bataillon Garde zu finden ist: Er legt den Körper in den Wagen und sagt Niemand etwas. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen!" — Rechts von Borne ritt der Monarch, nur von seinem Pagen begleitet, der das Perspektiv trug, etwas vorwärts auf einen Hügel, stieg ab und sah durch das auf die Schulter des Pagen gelegte Glas. Seines erhaltenen Befehls eingedenk, blieb der Husaren-Offizier nicht bei der andern Begleitung des Königs, sondern dicht hinter demselben. „Na, na!" rief Friedrich, indem er mit der linken Hand zurück winkte — „so war es nicht gemeint. Hier bleibe Er nur weg, Lieutenant Frankenberg!" — In der Nacht vor jener Schlacht war der König im Posthause zu Parchwitz; in diesem sah ich noch im Jahr 1797, im August, einen Tisch, von der Hand desselben mit Kreidestrichen bezeichnet, welche vermuthlich die ersten Ideen des großen Mannes für den morgenden Tag anzeigten.

*) Diese hier mitgetheilten Anekdoten und Charakter-Züge sind aus den Erinnerungen und Tagebüchern eines noch lebenden Militairs von hohem Range. Eben so interessant wegen ihrer Neuheit, als bewährt durch die Stellung des Mittheilers, der selbst Augenzeuge des größten Theils desjenigen war, was er erzählt, verdienen sie gewiß einen Platz in einem Blatte, das, zu den gelesensten Blättern der Zeit gehörend, künftig mit eine Quelle der Zeitgeschichte seyn wird. Anmerk. d. Einsenders.

Der edle Wopersnow.

Der Anfang der Schlacht bei Leuthen war, wie bekannt, daß vier Regimenter sächsische Cavallerie, die zwischen Borne und Leuthen standen, fast gänzlich niedergehauen wurden. Ihr schwer verwundeter Anführer, ein Graf Nostiz, ward gefangen und starb bald an seinen Wunden. Nostiz war in Schlesien ansäßig, folglich preußischer Vasall, und Friedrich, aufgebracht, seinen Unterthan mit den Waffen in der Hand gegen sich zu finden, zog sogleich dessen Güter ein und schenkte sie seinem General-Adjudanten Woppersnow, der ohne Vermögen war. Woppersnow ließ sich so schnell wie möglich die nöthigen Dokumente ausfertigen, und nun trug er die ganze Schenkung auf den noch unmündigen Sohn des Grafen über. Die Wittwe dieses Sohnes erzählte mir dies selbst, und der Präsident Massow in Glogau, welchen ich darüber befragte, bekräftigte es. —

Der brave Woyersnow starb auf dem Bette der Ehren im Gefechte bei Palzig gegen die Russen. Sanft ruhe die Asche des Biedermanns!

Voltaire und seine Flucht aus Berlin.

Nirgends erinnere ich mich über die erste Ursache, wodurch Voltaire den Zorn Friedrichs reizte, etwas ganz bestimmtes gefunden zu haben. Mein gutes Gedächtniß ruft mir solche zurück. Ich erhielt in Berlin meine erste Erziehung, zum Theil unter Menschen, welche viel mit Voltaire gelebt hatten, und sehr oft über ihn, seinen Aufenthalt und seine schnelle Abreise sprachen, und von einem derselben bekam ich die nachher vorkommenden Gedichte.

Voltaire, damals Kammerherr und noch immer Friedrichs Liebling — obgleich schon gefallen in der Achtung des Monarchen, wegen seiner beständigen Zänkereien mit Meaupertuis und den andern französischen Gelehrten, die der König um sich versammelt hatte, und wegen manchen niedrigen Streichs, von welchem das Gerücht selbst des Königs Ohr erreicht hatte — war dennoch stets bei den kleinen Abend-Gesellschaften, wo der Herr sich mit diesen Witzlingen, und einigen Erwählten unter den Höflingen, die Zeit vertrieb. Bei einem solchen petit souper war der Dichter so kühn, die folgenden Verse auf eine Karte zu schreiben, und der Prinzessin Amalie, Schwester des Königs, zu überreichen.

Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge:
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des rois j'étais monté.
Je Vous aimais alors et j'osais Vous le dire,
Les Dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire.

Der entrüstete König schrieb dagegen folgende Verse auf eine Karte:

On rémarque pour l'ordinaire
Qu'un songe est analogue à notre caractère,
Un héros peut rever qu'il a passé le Rhin;
Un chien qu'il aboye la lune;
Un joueur qu'il a fait fortune;
Un voleur qu'il a fait butin.
Mais que Voltaire, à l'aide d'un mensonge,
Ose se croire Roi, lui, qui n'est qu'un faquin!
Ma foi! C'est abuser du songe.

Voltaire entfloh bald darauf im eigentlichsten Verstande, hinterließ eine Menge niedriger Schulden, und nahm sogar einen schwarzen Rock mit, welchen er, zu einer Hoftrauer, kurz zuvor von einem Kaufmann unter der Stechbahn geborgt hatte. * * *.

Die Stillung der Meeres-Wellen durch Oel.

Plinius im eilften Buch seiner Naturgeschichte und Plutarch in seinen Abhandlungen über Fragen aus der Natur, reden von dieser merkwürdigen Erscheinung so bestimmt, daß man die Bekanntschaft der Alten mit derselben nicht bezweifeln kann. Plutarch sagt darüber: „Warum entsteht eine Durchsichtigkeit und innere Ruhe im Meere, wenn man die Oberfläche mit Oel begießt? Darf man mit Aristoteles dieses daraus erklären, daß der Wind, wenn er über das glatte Oel hinstreift, keinen Widerstand findet, und deshalb keine Bewegung hervor bringt?“ Neuere in der Schiffahrtskunde und Naturlehre unterrichtete Schriftsteller, unter anderen Bakker, Mees und Kool, versichern, daß, nach dem Zeugnisse erfahrner Seemänner, alle fette Flüssigkeiten, als Oel, Schiffstheer, Thran von Wallfischen oder von Seehundsleber, erprobte Mittel sind, um das Meer zu besänftigen, und ein Schiff sicher durch die Wellen zu leiten. Die holländischen Seeleute bedienten sich, nach Kool's Beschreibung in einem Briefe vom 13ten Januar 1775, zu diesem Zweck eines Kruges mit Brennöl, oder eines Fäßchens mit Thran, welches ohngefähr vier Maaß enthielt. Dieses Gefäß wird oben am Vordertheil des Schiffes so befestigt, daß das Oel langsam daraus in das Meer hinab fließt. Letzteres soll danach bald ruhiger werden. Die Wellen steigen und fallen zwar wie zuvor, brechen aber nicht mehr, und die Gefahr hört auf.

Am 20sten Februar 1777 hat Kool, bei einem schweren Sturm, im Beiseyn des Schiffs-Kapitains Maj und der holländischen Gelehrten Allamant und van Engelen, den Versuch zu Nordwyk, unweit Amsterdam, selbst angestellt. So wie nur wenige Tropfen Rüböl in einen sehr unruhigen Arm des Meeres auf die Oberfläche des Wassers gegossen worden, besänftigten sich die Wellen auf eine bewundernswürdige Weise. Man wiederholte den Versuch mehrmals, und stets mit demselben Erfolg. Dieses geschah von der Brücke eines Kanals, der über zwölf Ruthen Breite hatte, und man bemerkte, daß nach einer Viertelstunde das Wasser auf einer Strecke von mehr als vierzig Ruthen abwärts von der Brücke beruhigt war. Diese gestillte Wasserfläche glitt mit sanften Wellen weiter nach der Strömung, und die Wirkung hörte erst lange nachher auf, nachdem das Oel sich ganz verloren hatte.

Der berühmte Franklin, welcher stets bemüht war, aus den Wissenschaften für das menschliche Leben nützliche Erfahrungen ab zu leiten, hat im Beiseyn mehrerer französischer Akademiker, am 25sten April 1777, auf dem großen Bassin im Garten der Thuillerien zu Paris, auch Versuche gemacht, und sie sind vollkommen gelungen. Dieser Gelehrte giebt davon folgende Erklärung, die er jedoch selbst nur als eine Muthmaßung hinstellt: „Ist das Wasser mit einer dünnen Oel-Schichte bedeckt, so vermag der Wind, wenn er darüber hinfährt, nicht leicht die ersten Runzeln auf der Oberfläche hervor zu bringen, weil diese zu schlüpfrig ist, um sie zu fassen. Er gleitet also leicht dar-

über weg, ohne sie mehr auf zu rühren. Das Oel wird nur in sehr geringe Bewegung gesetzt, und scheint die Reibung des Luftstroms auf der Wasserfläche ohngefähr eben so zu vermindern, als zwischen zweien festen Körpern welche sich an einander reiben, z. B. bei Rädern und andern Maschinen. Gießt man also Oel auf eine Wasserfläche von der Seite, woher der Wind bläst, so verbreitet sich das erstere nach und nach, in derselben Richtung, gegen die entgegenstehende Seite des Wassers, und verhindert eben dadurch die Entstehung der ersten Runzeln, welche den Anfang der Wellen ausmachen. Bei sehr starkem Winde entstehen auf den größeren Wellen kleinere, welche die Oberfläche kraus machen, und dadurch die Wirkung des Windes bei dem gewaltigen Forttreiben jeder Welle vermehren. Gelingt es also, die Fläche der Welle glätter zu machen, so wird dadurch auch ihrer Gewalt Einhalt gethan, insofern diese vom Winde entsteht."

Wenn der Luftstrom die Oel-Schichte nicht durchdringt, sondern darüber weggleitet, so ist auch wohl an zu nehmen, daß der Druck dieses Luftstroms dazu beiträgt, das Emporsteigen der Wellen zu mindern.

Es möchte sehr wünschenswerth seyn, daß über einen Gegenstand, der an sich so merkwürdig ist, und bedeutenden Nutzen verspricht, von erfahrenen Naturkundigen und Seemännern zweckmäßige Versuche angestellt würden. Sterwitz.

Morgenländische Geschichten.

5.

Der Sultan Mahadi verirrte sich eines Tages auf der Jagd in der Wüste. Gegen Abend kam er an das Zelt eines einsam wohnenden Arabers, der ihn mit aller Gastfreundschaft empfing. Nachdem der Sultan sich satt gegessen und getrunken hatte, fragte er den Araber, warum er so einsam wohne. „Ach," entgegnete der Gefragte, „nicht immer war es hier so öde. Nur die Grausamkeit des vorigen Großveziers ist Schuld, daß alle Einwohner dieser Gegend ausgewandert sind. Sie konnten den Druck der Lasten nicht mehr ertragen." — Der Sultan horchte hoch auf, und schrieb die Klage des Arabers in sein Herz.

Der Araber brachte, mit seinem Gaste sehr zufrieden, einen Krug Wein, den einzigen, welchen er besaß, und nöthigte ihn zu trinken. Der Sultan ließ sich das verbotene Getränk wohl munden. Er leerte ein Glas, und sprach dann: „Freund! es soll dich nicht gereuen, mich heute so gut bewirthet zu haben. Ich bin ein vornehmer Beamter des Sultans, und kann dir nützlich seyn." Der Sultan leerte hierauf das zweite Glas. „Bruder Araber," sagte er, „ich will dir nichts verhehlen und gestehen, daß ich der Günstling des Sultans bin. Du sollst mit Wohlthaten überhäuft werden." Und als Mahadi das dritte Glas getrunken, und der Wein ihm bereits in den Kopf gestiegen, rief er fröhlich aus: „Horch auf, du Sohn der Wüste, ich bin der Sultan selbst!" — Bei diesen Worten ergriff der Araber den Krug, und wollte ihn wegtragen: der Sultan hielt ihn aber auf, und bat, ihm noch einen Trunk zu gönnen. — „Nein, nein," antwortete der Araber, „ihr mög't nun seyn wer ihr wollt, ich finde es nicht räthlich, euch länger von meinem Weine trinken zu lassen, denn bei dem vierten Trunke werdet ihr euch ohne Zweifel für den Propheten Muhamed, und beim fünften gar für Gott selbst ausgeben." — Der Sultan lachte sehr über diese Rede und entsagte dem ferneren Trunke. Er legte sich zur Ruhe, und am Morgen ließ er sich von dem Araber in seine Residenzstadt geleiten.

Als nun Beide zu Bagdad angekommen waren, überzeugte Mahadi den Araber, daß er wirklich der Sultan sey, und beschenkte ihn sehr großmüthig, damit es ihm möglich werde, die Wüste, welche er bewohnte, wieder mit Einwohnern zu bevölkern, die der vorige Großvezier durch seine Unterdrückungen darans vertrieben. — Der Araber kehrte überaus vergnügt in seine Wüste zurück, und segnete den großmüthigen Sultan, so lange er lebte. Johann Joseph.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Der Andrang der Berichte aus andern Städten hat uns gezwungen, die Schlußworte über die in Berlin gegebenen Gastspiele des Hrn. Stein, Schauspieler vom Leipziger Stadt-Theater, bis heute schuldig zu bleiben, und wir erinnern nun daran, daß wir den Gast als „Tasso" und „Euriko" (Albaneserin) im Allgemeinen gelobt, später seinen „Don Carlos" und ein Paar Lustspiel-Rollen als theilweise tadelnswerth bezeichnet haben. Wir setzen hinzu, daß Hr. Stein drei seiner letzten Darstellung, als „Secretair Wiltmang" in „Selbstbeherrschung", viel Gutes leistete, wie dies auch die (übrigens nicht zahlreiche) Versammlung durch richtige Stimmung und lauten Beifall anerkannte, und wollen nun unser Urtheil über den genannten jungen Künstler motiviren, nachdem wir noch bemerkten, daß der Zeitpunkt, in welchem er nach Berlin kam, ihm schon insofern nicht günstig war, als er drei seiner gewählten Rollen nicht spielen konnte. Ausbesserungen im Inneren des Opernhauses verhinderten dessen Gebrauch und im Schauspielhause fehlten Dekorationen, welche der kleineren Bühne angepaßt seyn müssen. So spielte Hr. Stein statt des „Faust" (worin er vor einigen Jahren einen, für nordische Ruhe etwas heftigen Beifall gewann), des „Jaromir" und „Don Cäsar" (Braut von Messina), wie er gewünscht hatte, nun den „Don Carlos", den „Maler Funk" (vier Temperamente), den „Lieutenant Werthen" (beschämte Eifersucht) und den „Baron" im „Freimaurer", was freilich ein Unterschied ist. — Für das feinere Lustspiel und dessen lebendige Charaktere fehlt Hrn. Stein bis jetzt die bewegliche Abgeschliffenheit, welche, wenn die Natur sich nicht darin gefiel, solche Courtoisie einmal Diesem oder Jenem gleich in die Glieder zu legen, nur durch langen Umgang mit Gesellschaften zu gewinnen ist, die im Conventionellen so ausgelernt sind, daß die Sicherheit ihnen wieder eine Art von Freiheit verlieh. Der

Humor thut es hier nicht allein, eher kann jene Abgeschliffenheit diesen einigermaßen ersetzen, wenn der Dichter gut vorgearbeitet hat; und jener wollte bei Hrn. Stein auch nicht besonders heraus, da er, wahrscheinlich befangen in dem Gedanken: daß er auf der Berliner Bühne und vor einem, in der Kritik etwas verschrieenen Völkchen stehe, nichts wagen mochte; und so ließ sich in keiner Hinsicht viel gewinnen. Dazu kömmt noch, daß Hr. Stein in der Conversations-Sprache den Dialekt (er ist, wenn wir nicht irren, ein Wiener) noch lange nicht genug zu unterdrücken weiß, und mit der Breite des Worts den Witz immer wichtig machen will, was das Gefährlichste ist im Umgangston, der eben dadurch nur wichtig wird, daß man das Witzigste mit der höchsten Leichtigkeit heraus sagt. Es ist dies jene anspruchsvolle Anspruchlosigkeit, mit der die Weltleute so viel Gewalt üben, weil man sich selbst vollkommen in seiner Gewalt haben muß, um sie üben zu können. Nicht Jedermanns Sache kann es seyn, eine solche, mit den Gedanken erlernte Einsicht auch ins Leben thätig ein zu führen; der Schauspieler aber muß dies, denn das Auffassen und Wiedergeben vieler Individualitäten — sey es einzelner Personen oder der Stände — bildet eben seine Kunst, und man ist auf der Bühne sehr wenig, wenn man immerwährend nur als Einer erscheint. Nach diesen Angaben wüßt' ich in Hrn Stein's Lustspiel-Rollen nur diejenigen Momente als gut zu bezeichnen, wo die Unterhaltung zu sehr gespitzten Scherzen, zur Persönlichkeit übergeht. Ob der „Baron" im „Freimaurer" zu den Lustspiel-Rollen gezählt werden kann, darüber hat uns der Gast im Unklaren gelassen. Wie er ihn gab, war er nicht ohne Wirkung, und Viele äußerten: diese Darstellung könne wohl vor der Kritik bestehen. Wir meinen jedoch: Hr. Stein hatte ganz recht, den Baron in einer höchst anständigen Ernsthaftigkeit zu halten, wenn die Angriffe, die auf seine Verschwiegenheit geschehen, wirklich von ernsthafter Art wären; statt dessen ist der Graf burlesk, die Geliebte zieht sich sogleich hinter eigene Beschämung zurück und der weltkluge Baron, der seine Leute kennt, wird also die ganze Verhandlung mit einer ironischen Jovialität geschehen lassen, wie da weiß, sie sey ihres Sieges gewiß. Diese Rolle fehlte allein, um die Ausstellung vorzüglich zu machen; trotz dem wurden die meisten Stellen vortreflich gesprochen, und das Ganze war in einer anständigen Ruhe so fest gehalten, daß es etwas Charakteristisches hatte. Jene Haltung edler Ruhe ist es auch, welche Hrn. Stein in der Tragödie entschieden gelingt bei den Momenten, welche durch das Studium des Verstandes zu berechnen sind, und in aller gemäßigten Reflexion, die sich in rhetorischen Schönheiten gefällt; eben so ist der Ausbruch ungemäßigter Leidenschaft wirksam und wenn die Mittel mehr als zureichend sind, so erkennen wir zugleich hier, wie dort, daß er den Geist der Dichtung wohl begreift und durchaus weiß, was er spricht. Danach müssen wir auch gleiches Erkennen anderer, als der genannten Zustände voraus setzen; und wenn dennoch hier Manches zu wünschen und zu rügen übrig bleibt, besonders in den Scenen, wo des Herzens Trieb voraus eilt, so ergiebt sich, daß er seiner Mittel nicht überall Herr ist, um damit die intensive Kraft nach außen hin scharf zu versinnlichen. Jenes Lob zu belegen, bezeichnen wir die sehr durchdachte, in wechselnder Bewegung gut contrastirte Ausführung von Enriko's Wahnsinn in einem gedämpften, nur selten in gesunder Kraft ausbrechenden Ton; dann die Momente, wo Tasso das Schwerdt und den Lorbeerkranz in der Wehmuth über tiefe Verletzung zurück giebt und wo die Parabel vom Seidenwurm aus dem verwundeten Innern hervor bricht; die Macht der Rede in ungemäßigter Leidenschaft aber erfreute uns besonders in dem, unleugbar dichterisch-schönen dritten Akt der „Albaneserin": nur müssen wir hier bemerken, daß Hr. Stein die Fülle seines Tones auch noch bestimmter brauchen muß, indem ein Herausrollen der Worte das Accentuiren der Gefühle abstumpst und zuweilen Undeutlichkeit einmischt. Unsern Tadel dagegen zu begründen, daß nämlich die Sprache des gemäßigten, wohlwollenden Herzens noch nicht im rechten Tone gehalten wird, erinnern wir an die Scene, wo Tasso dem Antonio sich zum Freunde anträgt, an den Monolog mit dem oft wiederholten: „Auch Sie, auch Sie!" und an den, ganz auf die Wünsche seines Gemüths basirten „Don Carlos", der diesmal — nur wenige Einzelnheiten in den letzten Scenen ausgenommen — ein Pseudo war und blieb. Jene Fülle der Sprache rollt da, breit gezogen von dem Einfluß gemengten Dialekts, in so gleichen Wogen auf und ab, daß man merkt, die Klänge kommen nur aus dem Halse, nicht aus dem Herzen, und die Wirkung kann demnach nicht angenehm seyn. Die Ursache dieses Uebels liegt, wie es uns schien, darin, daß Hr. Stein meint, die Nüanzen der Natur seyen zu gespielt für die Tragödie, welches wir ihm nur insofern zugeben, als er allerdings großartiger zu nüanziren, die Eintönigkeit aber dennoch zu vermeiden und fest zu glauben hat, daß im Pathos gar keine Natur zu finden seyn wird, wenn er dieselbe nicht tiefer und würdiger auf zu fassen vermag, als es in Darstellungen aus gewöhnlichem Lebens-Verkehr geschieht. Daß er jedoch auch hier — versteht sich mit gehöriger Unterscheidung — ein Ergänzen seines Studiums erreichen könnte, bewies er uns als „Secretair Willnang", indem eine selbstständige Natürlichkeit fast durchaus bemerklich ward und die Wirkung nicht verfehlte, obwohl die Einfarbigkeit des Ganzen immer noch gewinnen konnte durch strengere geistige Beleuchtung. Diese Rolle war indessen an sich eine durchaus richtig und fest gehaltene; ich würde auch den „Enriko" als eine solche bezeichnen, wenn nicht Hr. Stein in den beiden letzten Akten einige geduldlose Antriebe hätte blicken lassen, indem er mehr darauf Acht gab, was Andere thaten, als darauf, was er hätte thun sollen. In seinem stummen Spiele ist überhaupt wenig Einfügung zu suchen und er vergißt, daß die innere Thätigkeit, um vorhanden und bemerkbar zu seyn, nicht immer laut zu werden braucht und daß er auch in den Wort-Pausen die Seele einer Dichtung uns muß erkennen lassen. Wir sind nun natürlich am Schlusse darauf hingeführt, der eigentlichste Mangel in der Bildung dieses, uns werthen jungen Künstlers liege darin: daß er Alles nur erst einzeln betrachtet, das geistige Band noch nicht überall so fest geknüpft hat, daß er damit sehr viel Schönes zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden wüßte, wodurch eben das Einzelne erst zum Bleibenden wird; während im andern Falle auch das Schöne leicht auseinander fällt und stückweise kaum den Glauben erregt, daß sich etwas höchst Vortreffliches daraus bilden ließe. Jene Harmonie aber, von der äußeren Gestalt des Schauspielers an (die auch bei Hrn. Stein durch manchen Zwang erst zur besseren Richtung kommen wird), bis zum innersten dichterischen Wiedergeben eines Kunstwerks muß im Zusammenhange erkannt werden, und ein solcher Zusammenhang interessirt zuweilen in seiner Consequenz selbst da, wo die Ansicht der Rolle falsch, die Darlegung aber wenigstens in jener Ansicht mit Sicherheit behauptet ist, wie wir dazu mehrere Beispiele — freilich nicht zur Nachahmung, sondern nur als Merkwürdigkeit — angeben könnten. — Wir haben über Hrn. Stein ein freies Urtheil ausgesprochen, weil wir von seiner weiteren Bildung etwas hoffen, und wir hoffen etwas, weil wir glauben, er könne ein freies Urtheil ertragen. Von den mancherlei vorzüglichen und guten Leistungen unserer Künstler und Schauspieler bei oben erwähnten Dramen sprechen wir aber erst später, indem hier das immer Fehlende, der Raum, uns zwar enden läßt, wir aber nicht vergessen, daß wir auch den Unsrigen die verdiente Anerkennung nicht entziehen dürfen.

G y.

Beilage: Bemerker Nr. 17. und Blatt der Ankündigungen Nr. XX.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 28. September. 155stes Blatt.

Twardowski oder der deutsche Faust.

Vorwort. Den Lesern dieser Zeitschrift ist es hoffentlich nicht unangenehm, hier eine Uebersetzung eines Aufsatzes aus der polnischen Wochenschrift, „die Krakausche kleine Biene" betitelt (Nr. 61. Jahrgang 1820), mitgetheilt zu sehen. — Nicht erfreulich dürfte es allerdings für jeden Deutschen seyn, wenn es sich darthun ließe, daß Faust und Twardowski eine und dieselbe Person gewesen sind. Allein der Uebersetzer, der die deutsche Nation genau kennt und sie folglich wahrhaft hochschätzt, ist überzeugt, daß, wenn die Frage: welchem Volke der Erfinder der Buchdruckerkunst eigentlich angehöre? zum Vortheil der Polen entschieden seyn möchte, die deutsche Gradheit und Offenheit, alle ihr nicht gebührende Lorbeern verschmähend, sie ohne Neid dem benachbarten Volke abtreten würde. — Dem Uebersetzer ist zwar recht gut bekannt, daß die Stadt Harlem den Lorenz Coster als Erfinder der Buchdruckerkunst betrachtet, allein diese Erfindung ganz bei Seite gesetzt, welche überdem zwischen Harlem und Mainz gleich ehrenvoll zu theilen wäre, indem die Erfindung der Holz-Lettern, deren man sich ursprünglich bediente, dem Coster, und dem Faust die Erfindung der jetzt gebräuchlichen Lettern verbleiben würde, so wäre, laut nachstehenden Aufsatzes, immer zu entscheiden nöthig: ob Faust wirklich ein Deutscher oder ein Pole, der Deutschland unter angenommenem Namen durchwanderte, gewesen sey? — Der Uebersetzer hofft daher, dieser, beide Völker gleich interessirende Streit werde von deutscher Seite in dieser Zeitschrift, in welcher die erste Veranlassung hiezu gegeben wird, weiter geführt werden. Der Einsender.

Im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war Krakau der Sitz der Wissenschaften; alle blühten daselbst, vorzüglich aber die Mathematik. — Als andere Völker, noch in tiefer Nacht befangen, Alles, was über ihre schwachen Begriffe erhaben, Zauberei nannten und als solche die Wissenschaft selbst gerichtlich verfolgten, da waren sehr oft Mathematiker und Zauberer eine und dieselbe Person, und nicht nur in der Meinung des Pöbels, sondern sogar in der Verblendung der Herrscher.

Auch dem hochberühmten Krakau wurde allgemein, und vorzüglich von Deutschland aus, die Verbreitung von Lehrsätzen, die Zauberei betreffend, Schuld gegeben. — Twardowski, ein Schüler der dortigen hohen Schule, späterhin Zauberer benannt, verließ dieselbe zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, und hob sich durch den Scharfsinn seines Genies weit über seine Zeitgenossen empor. Verschiedene fabelhafte Erzählungen von der Dienstbarkeit der ihm untergebenen Geister, der Zauberschule in Krzemionki bei Krakau, woselbst er gern, Hinsichts astronomischer Beobachtungen, zu verweilen pflegte, verdienen jetzt nur Spott, oder vielmehr Mitleiden. — Mit mehr Bestimmtheit läßt sich über ihn sagen, daß er nach Beendigung seiner Universitätsjahre — dem Beispiele, welches vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert die Studenten gaben, folgend — den Wanderstab ergriff, einen großen Theil Deutschlands unter dem Namen Fost, Fust oder Faust durchstrich, und der erste Erfinder der Buchdruckerkunst wurde. — Dem Stumpfsinn der damaligen und selbst der späteren deutschen Schriftsteller, deren Kunst nur in elenden Unwahrheiten und leeren Schwätzereien sich aussprach, muß das schwer auf zu hellende Dunkel beigemessen werden, auf welches man bei Sichtung der eigentlichen Thatsachen trifft, um die Wahrheit zu begründen, an welcher die weiter unten

angeführten Umstände zu zweifeln nicht gestatten. Daß man damals seinen Geschlechts-Namen in jede Sprache übersetzte, in welcher man schreiben oder sonst sich ausdrücken wollte, ist eine so bekannte Sache, daß sie keines näheren Beweises bedarf. — Verdeutschungen finden wir in mehreren Werken, als z. B.: Siennik, Heiwrecher; Wierzbięta, Weidner; Mathaeus von Krakau, Krack u. s. w., welches den Neidern des polnischen Ruhmes Anlaß gab, viele ausgezeichnete Polen zu Deutschen zu stempeln und sich die unsterblichen Namen unserer Landsleute an zu eignen, indem sie die nur aus einer Sprache in die andere übersetzten Namen als Beweis der Heimath anführten. — Kopernik, dessen Name ganz polnisch ist, da sein Vater wie die Gartenpflanze Koper (Dille) hieß, und der Sohn nur durch Verkleinerung Kopernik genannt wurde, ist uns lange streitig gemacht und für einen Deutschen ausgegeben worden. Hebelski, der berühmte Maler, wurde Efein benannt und als Deutscher betrachtet, bis der gelehrte Winkelmann ihn uns wiedergab, indem er ihn als geborenen Polen anerkannte.

Twardowski nun nannte sich in Deutschland Fost, woher die abentheuerliche Sage von einem deutschen Faust, der die hohe Schule in Krakau gleichzeitig mit dem Twardowski besucht habe, entsprang. Daß aber nur Twardowski dieser Fost, Fust oder Faust, dieser vermeinte Zauberer und wirkliche Erfinder der Buchdruckerkunst seyn konnte, ist unläugbare Wahrheit. Twardowski lebte in Krakau unter seinem wahren Namen, in Deutschland hingegen unter dem übersetzten; und wer dies bestreiten möchte, müßte die Sage nicht kennen wollen, daß Faust ein Schüler der hohen Schule zu Krakau war, müßte zugeben, daß zu einer und derselben Zeit zwei Gelehrte, in verschiedenen Landen geboren, einen Namen führten, ein Studium erwählten und diesem an einer Universität obliagen; daß sie ferner ganz überein stimmten und dachten und handelten, denselben Zweck verfolgten und auf gleiche Weise, nach der Meinung des Volkes, ihr der Zauberei gewidmetes Leben endigten. Die Wahrheit ist unter dem Schleier, den die Täuschung gewoben, verborgen, und dieser wird oft durch die, dem Anschein nach allerkleinsten Beachtungen des Spähers gelüftet.

Twardowski wanderte nach Deutschland; nachdem er Mainz zum Aufenthalt erwählt und dort lange Zeit gelebt hatte, so entstand in Polen unter dem Volke das Gerücht, als hätten ihn die bösen Geister aus Krzemionki abgeholt. Unter dem Namen Faust, eigentlich Fost, wurde derselbe in Deutschland durch gelehrte Erforschungen, und vorzüglich durch die von ihm erfundene Buchdruckerkunst sehr berühmt. Daher wurde er Zauberer genannt, daher die Fabel, die schon oben erwähnt wurde, von einem Faust, ehemaligem Schüler der hohen Schule in Krakau. — Er kehrte, allem Anschein nach, in späteren Jahren in sein Vaterland zurück, und so entsprang auch die deutsche Sage: daß, nach dem Ablauf seines Bündnisses mit den höllischen Geistern, er den gemachten Bedingungen unterliegen mußte. Twardowski oder der deutsche Faust trat ohngefähr um das Jahr 1450, um die Buchdruckerkunst zu vervollkommnen, in nähere Verbindung mit Guttenberg und Scheffer. Verschiedene Nachrichten über die Streitigkeiten, die sie zur richterlichen Entscheidung brachten, beweisen dies näher. Höchst wahrscheinlich ist es selbst, daß die ersten in Krakau erschienenen Drucksachen — über welche man jetzt in Zweifel ist, wessen Werk sie seyn möchten — demselben zu verdanken sind. Das Drucken der geistlichen Bücher gab ohnstreitig auch Anlaß zu dem späterhin verbreiteten Gerücht: er sey Verfasser der „Betstunden zu Ehren der Jungfrau Maria", welche noch jetzt in den Kirchen gesungen werden, und nur dadurch habe er vermuthlich die Macht der Hölle besiegt.

Die deutschen Schriftsteller, die fast jede Entdeckung verflossener Jahrhunderte ihren Landsleuten zuschreiben, eigneten sich auch den Twardowski unter dem Namen Faust zu; unsere heutigen Gelehrten, in Aufsuchung historischer Wahrheiten unermüdet, werden aber gewiß mit der Zeit bestimmtere Beweise über diese Thatsache anführen, welche jetzt durch die strafbare Sorglosigkeit unserer Vorfahren ins Dunkel gestellt ist.

(Der Schluß folgt.)

Frau von Stael.

Nur Wahrheit — keine Dichtung.

Im März 1804 kam Frau von Stael mit ihrem jüngsten Sohne und ihrer fünfjährigen Tochter nach Berlin. Ich lernte sie in den ersten Tagen des Aprils kennen, sah sie zwar nur drei bis vier Mal, hatte aber in dem Verhältnisse, welches mich zufälliger Weise zu ihr führte, Gelegenheit, sie vielleicht besser kennen zu lernen und in den wenigen Stunden mehr zu durchschauen, als der große sie umschwirrende Haufe der Berliner, vom Prinzen Ludwig Ferdinand an bis zu dem letzten französischen Emigranten oder deutschen Schöngeist. Ich gab damals einigen Ausländern Unterricht im Deutschen, unter Andern einer Engländerin, Namens St. George (einer sehr geistreichen Frau, von seltenen Gaben und hohem Gemüth, dabei etwas überspannt und eine besondere Anhängerin und Anbeterin Schillers und seines Geistersehers). Sie bewohnte Zimmer in demselben Hotel, wo Frau von Stael abgetreten war — im Parlement d'Angleterre. Ob sie es war oder sonst Jemand, der mich der Frau v. Stael nannte und vorschlug, ist mir bis auf den heutigen Tag unbekannt; genug, sie schickte eines Morgens zu mir und

ließ mich zu sich laden. Sie empfing mich in einem Zimmer, das einem Blumengarten glich. Rechts stand ihr Söhnchen, links das Töchterchen, auf welches man hier in Berlin schon den bekannten Vers aus Moliere's „Amphytrion" angewendet hatte:

„Tudieu, l'ami, sans vous rien dire,
Comme vous baillez des soufflets."

Sie sah gerade so aus, als wollte sie mir zum Frühstück auch ein Paar reichen. Lärmend und polternd umschwirrten beide Kinder die Mutter und ließen sie, wie seine Hunde Friedrich den Großen, lange nicht zu Worte. Endlich kam es zu der Erklärung, auf die ich sehr gespannt war; denn noch wußte ich nicht, ahnete auch nicht, was sie von mir begehrte. „Mein Herr!" — sprach sie, mit vortretendem Fuß, mit verschränkten bloßen Armen, in einem Morgen-Anzug, den ich nicht ansehen durfte — „mein Herr, wollen Sie mir Unterricht in der deutschen Sprache geben? Ich habe sie in Weimar — ich will nicht sagen gelernt, sondern geübt. Herr Schlegel („Monsieur Sleguel") hat mich in den Tempel des Sprach-Genius eingeführt („du génie de la langue"); aber er will und kann sich in dem Vorhof nicht aufhalten. Setzen Sie mich auf die Grundlage der Grammatik („mettez-moi sur une base")." *) Sie begleitete diese Anrede mit einigen Artigkeiten über meinen Sprachruf, der zu ihren Ohren gedrungen sey, und kam mit mir über Tage und Stunden überein. Wir redeten dann über Gleichgültiges. Damals lebte ihr Vater noch, dessen Tod sie wenige Tage nachher von Berlin abrufen sollte. Ich hatte kurz zuvor Gelegenheit gehabt, einen schönen Kupferstich von ihm zu sehen, und glaubte, ihr das schönste Compliment von der Welt zu machen, indem ich ihr sagte: nach jenem Blatte zu urtheilen, müsse die Tochter dem Vater sehr gleichen. Das deutsche Compliment schmeckte aber der französisch-schweizerisch-schwedischen Dame nicht; sie drehte sich halb verdrießlich um und mit ganz aufgeworfener Lippe (denn halb aufgeworfen war sie immer) erwiederte sie kurz und abgebrochen: „Oui, autant qu'une femme peut ressembler à un homme." — Ich habe mir die Lehre gemerkt, daß man nie ein Frauenzimmer mit einer Mannsperson vergleichen dürfe, sollte es auch Tochter und Vater seyn:

Cette leçon vaut bien un fromage sans doute.
Le C...., honteux et confus,
Jura, mais un peu tard, qu'on ne l'y prendroit plus.

Da diese Lehre Alles ist, was ich für meinen deutschen Schweiß und Fleiß von der Frau v. Stael erhalten habe, so ist sie mir doppelt theuer und werth.

Am folgenden Morgen gab ich ihr den ersten Unterricht, oder, besser zu sagen, sie — mir. Noch nie hat mich eine Lehrstunde so angegriffen, so beschäftigt; wie ein Schiff von Wind und Wetter getrieben, wurde ich von ihr von Süden nach Norden, von Osten nach Westen gejagt. Das waren Fragen über Fragen: das pourquoi du pourquoi wollte sie wissen. Mit einem gerollten kleinen Papierstreifen in der Hand, mit dem sie wie mit einem Fähnchen spielte, wollte sie Alles auf einmal von mir erfahren. Dabei waren es mehr Einwürfe und kritische Bemerkungen, als Fragen. Sie fing mit einer Diatribe, mit einer Kriegserklärung gegen die Sprache an, und so ging's immerwährend fort. Unmöglich war dieses Perpetuum mobile auf eine „base" zu bringen. Doch war sie, wie man denken kann und ich gern gestehe, äußerst interessant und merkwürdig. Die Philosophie der Sprachen war ihr Haupt-Thema; sie schien sich gelehrt zeigen zu wollen, am Schlusse docirte sie. Ermattet, bot ich ihr zur Abwechselung an, einige Sonetts von Bürger an Schlegel zu lesen. Jetzt fiel sie über die deutsche Poesie, über das deutsche Sylbenmaaß, den Rhythmus, die Inversionen her, sprach von Klopstock u. s. w. — Es war oben im Himmel geschrieben, daß ich sie alle Stunden einmal reizen und empfindlich machen sollte. Ich ließ ein Paar Worte über die Frau von Genlis fallen, deren Bekanntschaft ich vor einigen Jahren in Berlin gemacht hatte; das war ihr nicht recht. „Madam de Genlis", sagte sie, „hat Verstand, Conversation, Leichtigkeit: aber keinen Styl, keine Gedanken, kein Genie. „Elle n'a point fait d'études". Hier behauptete sie wieder und führte ihre eigene Erziehung an: eine Frau müsse in der Jugend studirt haben, wie ein Mann. Sie erzählte mir, ihr Vater und ihre Mutter (die Tochter des Professors Curchod von Genf) hätten sie wissenschaftlich gebildet; sie habe lateinisch und griechisch gelernt, aber Vieles wieder vergessen, als sie in die große Welt getreten; doch der Grund sey gelegt: ihr Kopf sey stark geworden. Mad. de Genlis besitze bloß Glätte, Aussenseite, „du papillonnage". So schieden wir für dies Mal. — Die dritte Zusammenkunft wurde bald unterbrochen; mich dünkt durch den Prinzen Ludwig Ferdinand. Ich hatte ihr eine Grammaire besorgen müssen und der Lady Montague Reise in einer deutschen Uebersetzung. In der Grammaire war sie, in weniger als einer Viertelstunde, bis zum Syntax mit mir fortgestürmt. — Le lendemain (um mit Voltaire zu erzählen) — am vierten lendemain fand ich das Nest leer, und Madame de Stael mit der Grammaire und Lady Montague's Reisen — ohne Beichte, ohne Absolution — ausgeflogen, mir nicht einmal eine zerrissene Manschette, sondern nur diese Paar Erinnerungen zum Andenken zurücklassend, die ich Ihnen, Herr Herausgeber, hier getreulich überliefert habe. C.

*) Hier dachte ich unwillkührlich: Sie stehen ja immer auf einem Fußgestell (sur un piédestal — pied de Stael), und sah auf den vortretenden etwas starken Fuß.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Badeort Goldberg. Auch bei der lange ungünstigen Witterung der diesjährigen Badezeit hat die, den 24sten Juni 1816 von dem Senator Kuchenthal hier entdeckte salinische Stahlquelle ihre thätige Wirksamkeit bestätigt. Es ist mir um so erfreulicher, Ihnen diese Nachricht nach dem Augenschein und eigner Erfahrung mittheilen zu können. Besonders hat sich die Goldberger Heilquelle gegen mehrere Formen der Gicht und chronischer Ausschlag-Krankheiten, gegen mehrere Arten von paralytischen und krampfhaften Zufällen, so wie auch gegen manche hartnäckige chronische Beschwerden des Unterleibes, bei denen andere ähnliche Heilquellen bereits vergebens angewendet wurden, vortheilhaft ausgezeichnet. Ich glaube daher, die öffentlich abgegebene Erklärung des Großherzogl. Geheimen Medizinal-Raths Dr. Vogel bestätigen zu können: daß das Goldberger Mineral-Wasser in einzelnen Fällen Erfolge geben wird, welche die Heilquellen zu Spaa, Pyrmont und Driburg nicht erreichen können, so wohlthätig auch diese für die leidende Menschheit schon gewirkt haben und ferner wirken werden. — Ich halte es für Pflicht, Ihnen diese Bemerkungen mit zu theilen, und bitte Sie, im „Gesellschafter" hiervon Gebrauch zu machen, um die Aufmerksamkeit bewährter Aerzte auf diese Heilquelle immer mehr und mehr hin zu leiten und dem Publikum eine Entdeckung bekannter zu machen, welche die Leiden Mancher zu lindern und ganz ab zu helfen verspricht. Ich habe unter Anderem die Erfahrung gemacht: daß ein heftig an der Gicht leidender Mann meiner Bekanntschaft bei seiner Ankunft auf sein Zimmer getragen werden mußte, und die ersten Bäder nur mit fremder Hülfe besuchen konnte; bald bedurfte er nur noch seiner Krücke, um einige hundert Schritte zu gehen, und nachdem er etwa sieben oder acht Bäder genommen hatte, fühlte er sich so kräftig, daß er mit einem Stocke ohne alle Schmerzen und ganz rasch gehen konnte. Bei mehreren Andern entdeckte ich ähnliche Wirkungen, bei dem Einen rascher, dem Andern langsamer. Nach den ersten Bädern vermehren sich die Schmerzen der Gicht-Kranken, welche, nach dem Grade und der Dauer ihrer Krankheit, abnehmen und, wie schon erwähnt, nicht selten ganz verschwinden. Eine große Sammlung von Krücken und die mit denselben abgegebenen Erklärungen beweisen, in der kurzen Zeit des Bestehens dieser Anstalt, deren thätige Wirksamkeit. Eben so habe ich mehrere Beispiele erlebt: daß andere, mit oben erwähnten Krankheiten behaftete Personen theils ganz geheilt wurden, theils wesentliche Linderung verspürten. — Die Publizität, welche diese Anstalt bisher erlangte, ist nur beschränkt. Herr Kuchenthal mußte sich damit begnügen, die ihm zugekommenen Beurtheilungen von Aerzten, welche theils die Heilquelle selbst besuchten, theils sie ihren Kranken anriethen, und so den Erfolg beobachteten, so wie auch die Erklärungen mehrerer Leidenden, welche jene mit Nutzen besuchten, besonders abdrucken zu lassen, wovon das große Publikum keine Kunde erhalten konnte. Ich schicke Ihnen hiervon zwei Bekanntmachungen, damit Sie sich überzeugen, daß nicht weniger als funfzehn, zum Theil sehr berühmte Aerzte, die höchst günstigen Wirkungen der Goldberger Heilquelle anerkannt haben. *) — Die Umgebung Goldbergs ist gar nicht übel und kann immer als eine anmuthige Landschaft gelten, besonders wenn man hierin den Maaßstab einer nördlichen Gegend annimmt. Für die innere Einrichtung ist schon so viel geschehen, als sich nur immer von den Kräften und der seltenen Thätigkeit und Umsicht eines Privatmannes erwarten läßt. Auch der Nichtbemittelte hat Gelegenheit, dies Bad mit wenigen Kosten, im Verhältniß zu den mehrsten andern Bade-Orten, besuchen zu können. Es wäre wünschenswerth, daß dem Hrn. Kuchenthal eine thätige Unterstützung zu Theil würde, um seiner Anstalt in jeder Hinsicht den Grad von Vollkommenheit geben zu können, wonach derselbe so sehr strebt. G s.

*) Es sind sehr glänzende Zeugnisse, sowohl von Aerzten als Geheilten. D. H.

Wien. Die K. K. Hof-Ober-Postamts-Direktion beschäftigt sich eben mit der Ausführung des Planes, künftig die ordinaire Briefpost mit den Diligencen auf einigen Reise-Routen zu verbinden. Die Probe ist bereits gemacht worden. In längstens 48 Stunden (42 Postmeilen) ist z. B. jeder Reisende mit dieser Gelegenheit von Wien in Prag, und braucht also nur zwei Nächte dazu. — Unsere Belletristen bilden immer von Zeit zu Zeit neue Vereinigungs-Punkte, worin sie ihre Arbeiten niederlegen. Das neueste Werk dieser Art sind die „Eichenblätter", in welchen sich das Gedicht: „Der Mensch und die Leute", von Walter, und die scherzhafte Erzählung: „Zenos Prüfungen", von Eugen, besonders auszeichnen. Ueberhaupt sind seit 10 Jahren sehr viele junge Dichter und Prosaisten hervor getreten, die von ihren gesammelten Kenntnissen die unmuthigsten Beweise liefern. Aber an ein großes durchgeführtes Kunstwerk im romantischen Fache hat sich noch Keiner gewagt. Frau von Pichler excellirt darin allein, und es hat überhaupt noch kein Mann in den österreichischen Staaten in belles lettres die Berühmtheit dieser Frau erreicht. Sie präsidirt auch immer in der Romantik. — Nachgedruckt wird jetzt sehr wenig, ausgenommen in den Zeitblättern, die oft aus einer Quelle schöpfen, und somit in der Gesammtheit an Interesse verlieren. Rühmliche Ausnahmen in jeder Hinsicht sind Schickh's „Zeitschrift für Kunst, Litteratur und Mode" und das „Conversationsblatt", jetzt von Castelli redigirt. Beide Zeitschriften verdienen Empfehlung in hohem Grade. — Die Censur ist anscheinend strenger als je, und wie man hört, soll auch künftig nicht mehr erlaubt seyn, ein ausländisches Werk auf Pränumeration an zu kündigen; die Ankündigung wird nicht eher erlaubt, bis es ganz heraus ist und hier die Censur passirt hat. Literatur-Freunde sind überhaupt von mancher Beschränkung gekränkt und gehemmt, doch wird dies auch wohl mit der unruhigen Zeit vorüber gehen. W.

Ein Hagestolz hat uns folgenden Brief gesandt: „Mein Herr! Ich bin 50 Jahr, bin Garçon, und liebe nun einmal die Kinder nicht. Zum Unglück muß meine Wohnung aber gerade unter der eines Hussier's belegen seyn, übrigens ein ganz guter Mann, aber Vater von sechs kleinen Meerkatzen, die er seine Engelchen nennt, und die ich von ganzem Herzen zum Teufel wünschte. Kaum von einem Catharr befreit, muß ich Nachts von einem unablässigen Geschrei gestört werden, weil es einem meiner englischen Ueberkörfler gefällig ist, ein junges Zähnchen zu setzen. Am andern Morgen schleiche ich aus meinem Lehnstuhl dem Garten des Palais-Royal zu, mich ein wenig zu erholen: da giebt es schon wieder andere kleine Bösewichter; der Eine zieht mir einen Drachen gegen meinen Kopf, fast in's Auge hinein, der Andere rollt mir einen großen Tonnenreif zwischen die Beine, so daß ich, noch schwach auf den Füßen, im Fallen beinahe einer alten Dame ihren Schooßhund erdrücke; die Jähzornige zerschlug über meine Unmenschlichkeit fast ihren Fächer auf mir. Sollte die Polizei nicht dagegen Anstalten treffen? Ich bin menschlich und will nicht wünschen, was Herodes einst den armen jungen Israeliten zugedacht; aber vor Allem müßten doch die öffentlichen Gärten nur vernünftigen (?!) Wesen geöffnet seyn, keinen Kindern. Mit Hochachtung u. s. w." (Cour. d. spect.)

Ein Graf Verdalle, der sich einen „Christlichen Katholiken im strengsten Sinn des Worts" nennt, empfiehlt es Allen: auf die Gräber der Liberalen ja keine Inschrift, nicht einmal die einer Hoffnung zu setzen, sondern höchstens das Wort: Nichts! Das ist wohl die neueste christliche Toleranz! (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 29. September. 156stes Blatt.

Des Sängers Logik.

Für das Tönen meiner Leyer,
Denk' ich, soll mich Jeder lieben:
Sing' ich doch der Liebe Feier,
Von dem Herzen angetrieben.

Darum dürften wohl die Schönen
Mich vor Andern lieben müssen,
Und die Leyer soll nicht tönen,
Wollt ihr, Mädchen, mich nicht küssen.

Oder laßt ihr's nicht geschehen,
Weil mein Lied ich schlecht gesungen?
Dann ist — ich will's frei gestehen!
Schlechter euer Plan gelungen.

Möcht' euch mein Gesang verdriessen,
Unerschöpflich werd' ich singen,
Und den Mund mir zu verschließen
Kann durch Küsse nur gelingen.

Seht, der Lippen holde Gaben
Müßt in jedem Fall ihr spenden;
Laßt d'rum Küsse schnell mich haben,
Süß mein schlechtes Lied zu enden. **Bertram.**

Twardowski oder der deutsche Faust.

(Schluß.)

Im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war ja Polen fast das einzige Land, welches sich durch Aufklärung, Künste und gelehrte Entdeckungen auszeichnete; in Deutschland hingegen herrschte noch Unverstand und Barbarei; und, spricht es denn nicht laut für Twardowski, daß man schon damals den Faust als einen Schüler der hohen Schule in Krakau anerkannte? — Die gelehrten Polen erwähnen seiner bis jetzt mit einer fast jungfräulichen Bescheidenheit; sie finden nur Aehnlichkeit in dem Sachbestande und beweisen: daß bei uns Twardowski dasselbe geleistet habe, was bei den Deutschen der Faust, indem die Zauber-Lehrbücher von Einem wie dem Andern herrühren. — Woher hat nun aber die polnische Nation die Fabel von einem Faust, welcher Verfasser derselben Bücher wie Twardowski sey? Damals kannte sie noch nicht die deutsche Sprache, und mochte sie wohl auch nicht kennen lernen, indem sie in beständigen Fehden mit den Deutschen verwickelt war und alle Gemeinschaft mit ihnen strenge vermied; vielleicht auch hielt das Bewußtseyn die polnische Nation zurück: wie hoch sie in der Bildung über andere Völker erhaben sey. Sie kannte und wußte daher nichts von dieser Fabel, ahmte sie keinesweges den Deutschen nach, sondern sie setzte solche von ihrem Zauberer ohne fremde Beihülfe zusammen. — Twardowski, in Deutschland als Zauberer angestaunt, konnte aus Vorsatz das Gerücht verbreiten, als sey er wirklich ein Schwarzkünstler; und indem man ihm in Polen ein Zauberbuch, wie ihm bewußt war, unter dem Namen „Krzymuszenie piekta" zuschrieb, so konnte er demselben im Deutschen eben den Titel — „Höllenzwang" — geben, wie wir ihn in der erdichteten Lebensgeschichte Faust's finden. — Wenigstens stimmt diese Muthmaßung, indem sie wahrscheinlicher ist, bei weitem mehr mit der gesunden Vernunft überein, als wenn man annimmt, daß zwei Männer von verschiedenen Nationen einen und denselben Titel ihrem Werke gegeben haben sollten.

Daß Twardowski, um die Thorheit eines fremden Volkes zu verspotten, aus eigenem Antriebe sich für einen Schwarzkünstler ausgeben und aus der, den Polen eigenthümlichen Lebhaftigkeit verschiedene Possen den Leichtgläubigen spielen konnte, darüber finden sich Spuren in der mit Fabeln angefüllten deutschen Lebensgeschichte desselben; welche ihn stets als Deutschen bezeichnet. — Nichts ist lustiger als die Posse, die er seinen Tischgenossen in Mainz spielte. In der Mitte des Tisches nämlich setzte er einen Weinstock, und ließ jedem Genossen ein scharfes Messer auf die ihm zunächst stehende Traube setzen, unter dem Beding, nicht eher solche ab zu schneiden, bevor er nicht ein verabredetes Zeichen geben würde. Gierig warten nun Alle, um den erwünschten Leckerbissen zu genießen, auf das Zeichen; aber künstlich öffnet Twardowski den Verblendeten die Augen, und läßt sie mit Schauder bemerken, daß das aufgehobene Messer nicht einer Traube, sondern der eigenen Nase galt. — Aus Besorgniß, daß er als Fremder Verfolgungen würde erdulden müssen, verschwieg er seinen polnischen Namen, indem er sich einen deutschen gab; und nur dieser Name ist es, der die thörichte und ganz grundlose Fabel von einem deutschen Faust erzeugt hat, welcher mit Twardowski, unserm berühmten Mathematiker und Erfinder der Buchdruckerkunst, eine und dieselbe Person war. — Vergebens würde man ihn uns bestreiten, vergebens sich auf das Zeugniß deutscher Schriftsteller, welche erst im vorigen Jahrhundert seiner öfter erwähnen, berufen wollen. Derselbe Lebenslauf, der auch dem deutschen Faust zugeschrieben wird, dieselbe hohe Schule in Krakau, die Beide besucht haben sollen, die Wanderschaft und die daraus erfolgte Verdeutschung des Namens, dieselben Thaten und dasselbe Schicksal beweisen klar die irrige Anmaßung und überzeugen auf die unzweideutigste Art, daß es nie einen Schwarzkünstler Faust gegeben hat, und daß nur allein Twardowski, in Polen und Deutschland gleich berühmt, damit gemeint ist.

Diese, über Twardowski mitgetheilten Nachrichten fand ich schon im Jahre 1811 in dem Benediktiner-Kloster zu Tyniec, zwei Meilen von Krakau. Es war mein Wunsch, späterhin weitere Nachforschungen dieserhalb in den Handschriften der dortigen reichen Sammlung an zu stellen; allein leider gestattete mir die bald darauf eingetretene Aufhebung des Klosters die Ausführung meines Vorhabens nicht. Weitere Nachforschungen muß ich daher meinen Landsleuten, die unverdrossen sind, wo es National-Ehre gilt, überlassen, und ich bin überzeugt, daß solche nicht vergeblich seyn werden. Ein Eigenthum, welches uns zusteht, wieder errungen zu haben, wäre der schönste Lohn der angewandten Bemühung.

Auf eben die Weise dürfte auch unser Landsmann, der in Deutschland berühmte Kupferstecher Chodowiecki, in späteren Zeiten als geborener Deutscher angesehen werden, besäßen wir nicht ein eigenhändiges, vor noch nicht 20 Jahren von ihm abgefaßtes Schreiben an den gelehrten Leski, Professor der Sternkunde in Krakau. Eine wirkliche Abschrift desselben wird dem Leser hoffentlich um so angenehmer seyn, da solches den über Twardowski mitgetheilten Nachrichten neues Gewicht ertheilt, welcher, nachdem er, wie Chodowiecki, in Deutschland einen Wohnort erwählt hatte, zu einem Faust gemacht wurde. Hier folgt sie:

„Wenn Ew. — mich zu den Polen, deren Väter nach Deutschland zogen, zu rechnen belieben, so thun Sie mir in der That Unrecht, denn alsdann würde ich als Deutscher aufhören, Pole zu seyn; ich bin aber im Gegentheil stolz darauf, Pole zu bleiben, obgleich ich in Deutschland meinen Wohnsitz erwählt habe.

Bartholomäus Chodowiecki war ein Landmann in Groß-Polen. Sein vierter Sohn Mathäus, mit der Christina Morawska im Jahr 1583 erzeugt, war reformirter Prediger in Zychlin, in der Woywodschaft Kalisch, und heirathete Elisabeth Mozonius. Mathäus erzeugte im Jahre 1610 einen Sohn, Johann, der später Prediger in Thum wurde und die Elisabeth Rochowska ehelichte. Dieser Johann erzeugte im Jahr 1655 den Christian, der Kaufmann in Danzig wurde, und Sophie Gentin zur Frau hatte. Im Jahre 1698 erzeugte er einen Sohn, Gottfried, welcher, nachdem er Henriette Ayrer geheirathet hatte, im Jahre 1726 den Daniel erzeugte. Dieser Daniel nun bin ich, der erste Chodowiecki, der Polen verließ und sich in Deutschland ansiedelte, und Ew. — werden hieraus ersehen, daß ich ein wirklicher Pole bin."

Nachschrift.

Den obigen Aufsatz, mir von einem geachteten Manne, einem geborenen Polen, in der Uebersetzung zugeschickt, habe ich hier abdrucken lassen, um von dem Nachbar-Volke nicht noch die Beschuldigung auf die Deutschen zu laden: als könnten sie die Umschaffung des, uns durch Geschichte und Poesie lieb gewordenen deutschen Faust in einen Polen, nur durch Unterdrückung der Angaben verhindern. Indessen scheinen mir schon die, als anerkannt wahr gegebenen Voraussetzungen gar vielem Zweifel unterworfen — ich aber darf, als Redakteur, hier wohl nicht Partei nehmen und denke, die Angelegenheit wird auch ohne mich in das rechte Licht kommen. Gz.

Mosaik.

Ein kleines Werk über Afrika, unlängst in England erschienen, giebt folgende Darstellung des Landes Dahomy. Der jetzige Souverain des Landes, Abahonnze, ein sehr schöner Mann (seinem älteren Bruder bloß deshalb vorgezogen, weil diesem ein Paar Zähne über einander wuchsen), scheint einen entschiedenen Geschmack daran zu finden, die Mauern seines

Palastes — etwa zwei englische Meilen im Umfang — mit den Köpfen seiner Unterthanen und seiner Höflinge zu schmücken. Im Jahre 1795 machte Adahonnze, in einem glücklichen Kriege gegen Babogry, eine große Anzahl Gefangener, die er sogleich zu obiger Zierde bestimmte. Der schwarze Architekt, mit dieser Anlage beauftragt, mußte die Berechnung zu großartig angelegt haben, und bemerkte plötzlich, daß er auf diese Weise mit seinem Vorrath nicht auskomme. Er fing also an, wieder los zu reißen, um weitere Zwischenräume zu machen; kaum sah dies sein erhabener Gebieter, als er ihm sogleich ein zu halten gebot, hinzu fügend: er wolle diesen Uebelstand weit leichter abhelfen. Es wurden noch 27 der ersten besten andern Köpfe abgesäbelt und damit das Fehlende herbei geschafft. Der Fürst nennt diese Sucht zum Köpfen oft: „die Pflicht, Couriere zu seinen Ahnen zu senden". So oft er diesen eine Neuigkeit mittheilen will, muß ein solcher Courier ins ewige Leben. Der zunächst stehende Höfling ist ihm dann der willkommenste; ja oft vergißt er noch etwas: gleich muß ein zweiter, der in der Nähe ist, folgen. Eines Tages begegnete es Einem, daß er sich aus dieser Gnade gar keine Ehre machen wollte, und er entschuldigte sich, er sey des Weges nicht kundig. „Den will ich Dir schon zeigen!" sagte der gütige Fürst, und schlug ihm höchsteigenhändig und mit Einem Hieb den Kopf herunter.

Der witzige und als guter Schriftsteller geschätzte Dr. Börne giebt, mit Namens-Unterschrift, im 72sten Literatur-Blatt des „Morgenblatts" eine Kritik von ein Paar Schriften über den Hohenloheschen Wunder-Unfug. Bei einer derselben („Briefe aus Würzburg, die dortigen Ereignisse betreffend"), die angeblich schon die dritte Auflage erlebte, wüthet der Verleger gegen die Nachdrucker, worüber Börne also spricht: „Erschütternd ist ein Nachtrag zu diesen Briefen, worin der Verleger desselben sich beschwert, daß sein Verlagswerk von Mehreren nachgedruckt worden sey. Er nennt diese Nachdrucker vorläufige Schensale. Eine Bittschrift an die hohe Bundes-Versammlung gegen den Nachdruck, in solchen Ausdrücken abgefaßt, könnte ihre Wirkung nicht verfehlen; die Herren Gesandten würden zurückfahren, was sehr zu wünschen wäre." So weit Dr. Börne, und wir setzen hinzu, daß der blindgläubige Verleger jener Briefe sehr Unrecht hat, darüber zu klagen, wenn er Genossen bekömmt, denn man darf ihm zurufen:

Mit Nachdruck schon war dein Geschäft zu hindern;
Weil's nicht geschah, so finde dich geehrt:
Wenn Mancher noch dein albern Zeug vermehrt,
Wird, so vertheilt, sich deine Thorheit mindern.

Der englische Schauspieler Kean war bekanntlich, in Folge eines kleinen Verdrusses, nach Nord-Amerika abgegangen. Dort wollte es ihm aber nicht gefallen, weil er nicht genug bewundert, und vor Allem nicht reichlich genug bezahlt wurde. Die dortigen Schauspielhäuser werden nicht so häufig besucht, als die Londoner. Kean tritt also wieder in Drurylane auf. Er spielte das letzte Mal vor der verstorbenen Königin den „Richard III." Diese Rolle, „Macbeth" und „Jago" im „Mohr von Venedig" sind seine Bravour-Spiele. Er ist mehr der Liebling der unteren Klassen, als der oberen, weil er mehr Ausdruck und Kraft, als Gefühl und Kunst, mehr Körper als Geist, mehr Genie als Talent zeigt. Die starken, übertriebenen und polternden Leidenschaften entwickelt er besser, als die tiefen, die feineren und edleren, die verschlossenen, mit sich im Streite liegenden. Sein Aeußeres stimmt mehr zu jenen als zu diesen. Ein gediegener Körperbau, ein stämmiger Wuchs, ein dicker Kopf, etwas in die Schultern hinein gedrückt, ein brennendes Auge, ein schwerer Gang, ein blasses Gesicht, buschige Augenbraunen und stark gezeichnete Züge stempeln ihn zum Bösewicht, zum Verräther, zur Wuth und zur Verzweiflung. Sein Lachen im Verbrechen, in der Tyrannei, in der Raserei, ist gräßlich. Das Edle geht ihm ab; er ersetzt es durch das Ausdrucksvolle. Sein Schweigen ist furchtbar. Sein erster Ausruf, aus dem tiefsten Inneren hervor brechend, zermalmt Alles und scheint ihm die Brust zu sprengen. Ich habe ihn, als „Lear", im Wahnsinn lächeln gesehen; ein kalter Schauder überlief mich und die ganze Versammlung. Er ist weniger Declamator als Mime, drückt weniger aus, was er denkt, als was er fühlt, ist einer der größten Schauspieler Englands, wo nicht der größte; als Künstler jedoch weniger groß.

Ein junger Studirender in Oxford sollte eine lateinische Definition in Versen von „Spes, Fides, Charitas" ausarbeiten. Er dachte sich bei Versen — Reime, war bald mit der Aufgabe fertig und reichte sie dem Lehrer ein. Sie lautete:

Quid est Spes? Vana res.
Quid est Fides? Quod non vides.
Quid est Charitas? Magna raritas.

Dieser Studiosus war dennoch wohl nicht studio sus.

Der Geschichtschreiber Dulaure berichtet in seiner Geschichte von Paris ganz ernsthaft: König Dagobert habe einst 20,000 Bulgaren in ihren Betten umbringen lassen!

In einem neuen Pariser Vaudeville: „Les petites Bonnes" findet dies Couplet großen Beifall:

Unterthänig ist der Mann
Uns, den Frau'n, von Jugend an;
Bis zum Ruheplatz unter'm Grase
Führen wir ihn, wie bekannt,
Erst, als Kind, am Gängelband,
Dann, als Ehmann, bei der Nase. Chletas.

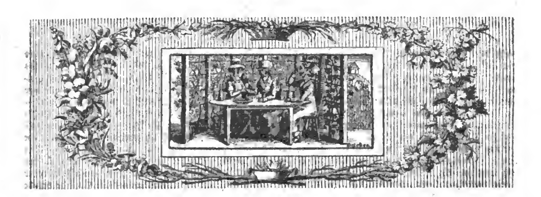
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Schweiz. Der an der hiesigen Cantons-Schule zu Chur als Professor angestellte Herr Follenius, von Geburt ein Deutscher, diktirte seinen Schülern vor einiger Zeit: „Christus sey ein sehr edler Mensch und ein eifriger Feind alles Despotismus gewesen. Die Juden hätten ihn deshalb gekreuzigt, und um ihn doch wenigstens nach seinem Tode einigermaßen zu entschädigen, habe man ihn vergöttert. Die Regierung vernahm dies mit Unwillen, und Hr. Follenius ward, „da seine Ansichten von den Grundsätzen der, im Lande herrschenden reformirten und katholischen Kirche wesentlich abwichen; da er zwar zum Lehrer, aber keineswegs zum Reformator der bestehenden kirchlichen Lehrbegriffe bestellt sey; da überdies ihm der Religions-Unterricht nicht einmal übertragen wurde, und die Cantons-Schüler noch zu jung und mit zu wenigen Kenntnissen versehen waren, um das Falsche vom Wahren zu unterscheiden;" seiner Stelle als Professor entbunden. Hr. Follenius ist mit dieser schleunigen Entlassung — bei welcher, nach seiner Behauptung, die Förmlichkeiten nicht gehörig beobachtet sind — jedoch keineswegs zufrieden und hat darüber einen Rechtsstreit begonnen, den er zu gewinnen hofft. Wahrscheinlich wird die sehr humane Regierung von Graubünden dem jungen feurigen Mann, welcher wähnt, Alles sagen zu müssen, was ihm wahr und recht dünkt, diesmal seinen Fehler übersehen und ihn wieder in seinen Posten anstellen, wenn er nur die ernste Versicherung ertheilen wird, seiner Seits die Förmlichkeiten strenger, als geschehen, zu beobachten. Hr. Follenius kam zu uns als Fremdling und Flüchtling, und fand in der Schweiz Schutz, Unterstützung und eine sehr anständige Versorgung; um so mehr dürfen wir hoffen, daß er mit seinen Kenntnissen und Talenten, wegen welchen er allgemein geschätzt ist, uns ferner zu nützen suchen wird. Zwei andere seiner Landsleute, die Herren Carisch und Völker, sind gleichfalls bei der hiesigen Cantons-Schule als Professoren angestellt, und verdienen für den Eifer, mit welchem sie sich ihren Pflichten widmen, Beifall und Dank. — In einer Gemeinde des Cantons Basel verordnete vor Kurzem die Armen-Verwaltung, unter dem Vorsitze des dortigen Pfarrers: daß von der sehr großen Gemeinde-Weide 10 bis 15 Jucharte Land für die Unterhaltung der Armen angebauet werden sollten, welches auch in diesem Frühling geschah. Die Gemeinde-Bürger wurden jedoch über diese vernünftige und menschenfreundliche Verfügung äußerst ergrimmt, und verlangten, daß eine Gemeinde-Versammlung zusammen berufen, und sodann das, was die Mehrheit der Stimmen beschließen würde, angeordnet werden solle. Dies geschah; aber leider wurde bei dieser Verhandlung an die armen schmachtenden Mitmenschen nicht gedacht, sondern man beschloß: daß die Gemeinde-Weide nicht zum Besten der Armen geschmälert werden solle, damit, nach den sehr humanen Aeußerungen der Gemeinde-Bürger, „das liebe Vieh" nicht dabei zu kurz kommen möge." Die Regierung des Cantons Basel, welche jedoch mehr Theil an dem Wohl und Wehe ihrer lieben Mitmenschen, als des lieben Viehes nimmt, hat befohlen: daß es bei dem Beschlusse der Armen-Verwaltung verbleiben solle. Der Gemeinde-Rath fühlt sich aber hierdurch in seinen und des „lieben Viehes" Gerechtsamen gar sehr gekränkt, und droht, sich an den großen Rath zu wenden. — Der Staatsrath des Cantons Freiburg hat neulich einen Beschluß erlassen, wodurch „allen denjenigen Personen, welche entweder selbst in die Armen-Liste eingeschrieben sind und öffentliche Unterstützung genießen, oder in deren Familie sich ein oder mehrere Mitglieder befinden, die in jene Liste eingetragen worden", der Besuch von Wirthshäusern oder Pintenschenken untersagt ist. Gedachte Personen sollen „eine Binde von gelbem Tuch, 2½ Zoll breit, am linken Arme tragen", und im Fall der Uebertretung des Verbots drei Tage bei Wasser und Brod, und für jede Wiederholung ihres Ungehorsams mit einer monatlichen Zuchthausstrafe büßen. Die Mitglieder des Staatsraths, der ehrwürdigen katholischen Geistlichkeit und der Gesellschaft Jesu sind von diesem Beschlusse, wie billig, ausgenommen, und brauchen kein solches Ehrenzeichen zu tragen, wenn auch alle ihre Verwandten in die Armen-Liste eingeschrieben wären. Die Wirthe und Klein-Verkäufer von Getränken, welche es dulden, daß ein Gezeichneter bei ihnen trinkt, zahlen eine Buße von 16 Schweizer-Franken und von 20 Schweizer-Franken bei jedem Wiederholungsfalle, „welche zu Drittheilen zwischen dem Staatsrath, dem Armen-Seckel des Bezirks und dem Angeber getheilt werden sollen." Manche schweizerische Politiker meinen: man würde im Canton Freiburg keinen Zoll breit gelbes Tuch bedürfen, wenn 1) für die Beförderung des Kunst- und Erwerb-Fleißes durch so weise Maaßregeln, wie in den benachbarten Cantonen Neuenburg, Waadt und Genf, von der Regierung gesorgt, und dadurch die Zahl der arbeitslosen Pinten- und Wirthshaus-Besucher verringert würde; 2) wenn man für die großen Summen, welche die unverhältnißmäßig zahlreiche katholische Geistlichkeit bezieht, und die man außerdem noch auf Erbauung und Unterhaltung von Kapellen, Bet-Sälen und andern geistlichen Gebäuden verwendet — an denen das kleine Land ohnehin einen Ueberfluß hat — Industrie- und andere gute Schul-Anstalten errichtete, worin die Jugend zu nützlichen und erwerbsamen Menschen gebildet würde; und 3) wenn man den Schul-Unterricht, der sich jetzt ausschließlich in der Gewalt der Jesuiten und unwissender Pfaffen befindet, bessern Händen anvertraute. — Im Canton Aargau sorgt man mit dem rühmlichsten Eifer für Verbesserung der Schulen, an denen es in andern Freistaaten der Eidgenossenschaft gar sehr fehlt, so daß in manchen, selbst höheren Schulen, wegen Mangel an Platz, nicht so viele taugliche Schüler aufgenommen werden können, als sich zum Unterrichte melden. Dies ist besonders in einigen katholischen Cantonen der Fall, wo die Schulgebäude zum Theil unter der Aufsicht von geistlichen Stiftungen stehen, denen es weder um die geistige, noch die leibliche Gesundheit der Jugend sehr zu thun ist. Im Aargauischen haben viele Gemeinden bereits ganz neue Schulgebäude errichtet, in welchen für hinlänglichen Raum gesorgt ist, so daß die Gesundheit der Kinder nicht gefährdet wird. Den ärmeren Gemeinden, welche noch nicht solche Schulhäuser haben, giebt der Staat das Geld dazu. Dagegen fehlt es leider noch an guten Schullehrern in vielen Landgemeinden, indem diese nicht so vermögend sind, um brauchbaren Männern eine bessere und angemessene Besoldung zu geben. Allein auch diesem Uebelstand wird in dem Freistaat Aargau abgeholfen werden, da der große Rath ein sehr weises Gesetz zur Bildung von Schulfonds in den Gemeinden gegeben und dazu die Mittel angewiesen hat, so daß jede aargauische Gemeinde, neben ihrem Armenfonds, auch einen fortwachsenden Schulfond erhält. Nur fehlt diesem Canton noch das Wichtigste: eine wirkliche Schullehrer-Bildungs-Anstalt, obgleich das Gesetz des großen Raths dazu erschienen ist. Bisher ward es jedoch, aus unbekannten Ursachen, noch nicht vollzogen, und man bediente sich einzelner Aushülfsmittel, die im Ganzen wenig Gutes wirkten und viel Geld kosteten. Wie es heißt, soll aber jetzt zur Errichtung eines Schullehrer-Seminariums wirklich geschritten werden, was dem Lande wirklich sehr noth thut. T. w.

Professor Peyron zu Turin hat im Kloster Bobbio mehrere Bruchstücke Handschriften von den Ciceronischen Reden gefunden, womit er die vom Professor Maj heraus gegebenen völlig zu ergänzen gedenkt. Constitut.)

Ein Einwohner von Dublin hat es dahin gebracht, einen Dampf-Wagen so zu vervollkommnen, daß man damit in einer Stunde 7 — 8 (wahrscheinlich englische) Meilen zurück legt, und zwar die beschwerlichsten Wege entlang. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 1. Oktober. 157stes Blatt.

Die Provence.

(Aus dem Tagebuch eines reisenden Dänen.)

Die Provence ist die südöstlichste Provinz von Frankreich, und obgleich überall bergigt, doch nur in einzelnen Gegenden wild. Das Klima ist sehr milde und der Himmel fast immer blau; der beackerte Boden fruchtbar, von reichen und fröhlichen Anbauern bewohnt. Waizen und Wein hat diese Provinz, wie manche andere Frankreichs, aber nur hier und in Languedoc werden Oliven-Bäume gezogen. Ueberdies hat die Provence, bei Hieres, die einzige Stelle in Frankreich, wo man Apfelsinen-Bäume zu Tausenden sieht, wo Citronen-Bäume, ja Palmen, das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel wachsen. Die Berge enthalten Blei-Adern, an vielen Stellen giebt es Marmor-Brüche und Steinkohlen. Allenthalben werden Schafe gezogen, obwohl keine veredelten; Seidenwürmer behandelt man mit großer Sorgfalt und die Erzeugung der Seide ist ansehnlich. Stoffe, Papiere, Seife, Vitriol und Essenzen liefern die Fabriken. Längs der Küste ist die Fischerei ergiebig; das mittelländische Meer giebt eine Menge Fische der verschiedensten Art, besonders Thunfische und Sardellen.

Regen gehört in der Provence zu den Seltenheiten; der lichtblaue Himmel ist gewöhnlich heiter und rein; daher ward von Alters her viel Mühe an Wasserleitungen verwandt. Der nördliche Theil — das Alpen-Departement — und der östliche — das Var-Departement — bedürfen deren weniger, da sie auf ihren bedeutenderen Bergen Wasserbecken und kleinere Gewässer haben, die von einem Felde zum andern geleitet werden. Der westliche Theil — das Departement der Rhone-Mündungen — bedarf mehr der Kunst. Der Krapone-Kanal durchfließt von der Durance ab, in einer Länge von etwa 10 Meilen, die Mitte fast des ganzen Departements, und geht durch den Lone- in den großen Arle-Kanal. Diese Anlage gewährt die ruhige Verbindung zwischen Arles und dem Meere, und macht den Handel von der wilden, stürmischen Rhone unabhängig. Ein anderer Kanal läuft zu demselben Zweck von Arles, die Rhone entlang, nach Tarrascone. Aus diesen Kanälen durchlaufen kleinere Ableitungen das ganze Departement, und bringen — in ellenbreiten, oft aufgemauerten, oft stufenweise liegenden Rinnen — das Wasser zu den einzelnen Land-Abtheilungen. Noch andere Rinnen nehmen das überflüssige Wasser auf und führen es weiter. Es ist ein überraschender Anblick, daß jedes Feld, jede Wiese in der Provence ihre Wasserleitungen haben.

Im Norden und im Osten findet man zwar auch Berge, aber von schönen Dörfern und fruchtbaren Feldern umringt. Ich näherte mich St. Remy — einer großen Landstadt mit 5000 Einwohnern — in froher Erwartung, aber nicht ohne Besorgniß ihrer Täuschung. Seit meiner Kindheit war die Provence für mich das gelobte Land. Das Romantische der alten Sagen in ihrer Geschichte, die anziehenden Lieder ihrer Troubadours, diese ersten Klänge der Dichtkunst, welche ich verstehen lernte, erhielten in mir eine Sehnsucht nach

dieser herrlichen Gegend. — Die beiden Hauptstraßen von St. Remy sind sehr breit; in ihrer Mitte zieht sich der Fahrweg hin, mit hohen, schattenden Bäumen bepflanzt. Mitten in der Stadt ist ein runder Tanzplatz, wo sich, wie fast überall im südlichen Frankreich, die Einwohner an den Sonntagen versammeln. In der Provence findet man schon die italienische Sitte: tägliche Geschäfte auf den Straßen zu treiben. Da wir auf Postpferde warten mußten, setzten wir uns vor einem Kaffeehause unter den Sonnenschirm. Neben uns arbeitete ein Böttcher mit seinen Gesellen an einem mächtigen Fasse; daneben war die Werkstätte eines Schusters; gegen uns über saß ein Schulmeister mit sechs Zöglingen; nicht fern davon sahen wir einen Militairposten und bei ihm Schreiber; hätte das Protocoll nicht gefehlt, so hätte man sagen können, das ganze Büreau sey auf der Straße. Nicht fern von uns saßen Nähemädchen: Alle waren munter, fortdauernd in Unterredung und Lachen, und fleißig zugleich. „Schiebe Deinen Stuhl weiter an die Mauer!" sagte eine siebenzehnjährige Brünette zu einem andern Mädchen — warum das? — Annette hatte ihre Ursachen; ihr Geliebter kam die Gasse herauf. Er ging rasch, und warf im Vorbeieilen Annetten Blumen und Küsse zu. Sie warf Küsse zurück; aber sein Vorübereilen bestrafend, rief sie: „Bringe die Küsse an Louise!" da warf scherzend auch er neue Küsse an Louise, die gegenüber saß. Solche Scherze sind nicht gesucht, sie sind die unwillkührliche Wirkung des herrlichen lichtblauen Himmels.

Eine Viertel-Meile von St. Remy sahen wir auf einem kleinen Hügel zwei merkwürdige Denkmäler: Augusts Triumphbogen und Cäsars Mausoleum. Der Triumphbogen ist sehr beschädigt und der obere Theil fehlt fast gänzlich. Man ist der Vernichtung durch Erbauung eines Daches zuvor gekommen, welches die oberen Theile mit einander verbindet, das Ganze stärkt und gegen Regen schützt. Diese Bedachung ist mit Recht sehr einfach und läßt keinen Zweifel über das, was aus jenen mächtigen Zeiten herstammt. Das Ganze besteht aus einem Bogen: dorische Pilaster tragen ihn; an beiden Seiten sind kannelirte Säulen und zwischen je zweien stehen Figuren, Gefangene beider Geschlechter vorstellend, waffenlos und mit zurück gebundenen Händen. Beide Denkmäler sind in späterer Zeit mit großen Steinen, zum Schutze, umgeben. — Das Mausoleum ist noch sehr gut und eines der seltensten der Vorzeit; man findet fast nirgends ein besser erhaltenes. Seine Höhe beträgt etwa 55 Fuß: es hat drei Abstufungen und ruht auf einem viereckigen Fußstück von behauenen Steinen; davon ist auch das starke Grundwerk, das seit einer Reihe von Jahrhunderten dieses herrliche Denkmal trägt. Die beiden ersten Abstufungen sind viereckig wie das Fußstück, die obere etwas kleiner; die dritte Abstufung ist rund und das Ganze mit einer Kuppel bedeckt. — An den vier Seiten der ersten Abstufung sind Basreliefs: Gefecht von Fußvölkern, bei den Angreifenden römische Waffen — zwei Todte und ein Verwundeter auf einem Wahlplatze; — ein Reiterei-Gefecht; — ein feierlicher Aufzug mit Priestern und Opferthieren, vermuthlich ein Sieges-Einzug, mit gebundenen Gefangenen. — Die zweite Abstufung hat vier Bogen: an jeder Ecke eine kannelirte Säule mit korinthischem Kapitäl; vorüber läuft ein Fries mit Arabesken. — Die Rotonde besteht aus zehn kannelirten korinthischen Säulen, welche die Kuppel tragen. In dem engen Raum zwischen den Säulen stehen zwei Figuren.

Die geschmackvolle Kleidung der Provençalinnen ist durch ganz Frankreich berühmt, das geben Alle zu; aber nicht Alle wollen zugeben, daß die Provençalinnen im Allgemeinen sehr reizend sind. Sie haben nicht die feine Haut, nicht die schönen blauen Augen vom Saone-Strande, nicht der Pariserinnen leichte, oft aber auch erkünstelte Anmuth, die ihnen dann durch das Bestreben, immer zu repräsentiren, etwas Gezwungenes giebt; sie haben große schwarze oder dunkelbraune Augen, deren Geist und Feuer die Eigenthümerinnen sehr gut kennen; sie sind voll Scherz und Schalkhaftigkeit; ihrem freien leichten Wesen ist soviel Anstand und Bescheidenheit beigemischt, daß Jeder dadurch gefesselt wird. Man findet unter ihnen eben so selten sehr zarte als sehr hohe Gestalten, aber sie sind von sehr schönem Wuchse, vortheilhaft gekleidet und mit immer leichtem Blute. In ihrer Lebhaftigkeit findet man schon den Anfang des italienischen Geberdenspiels; niemals fehlt ihnen eine Antwort, sehr oft geben sie eine bessere, als in andern Ländern geschieht, wo es auch an Gesprächigkeit nicht fehlt.

In der ganzen Provence tragen die Frauenzimmer eine kleine Kappe, von einem breiten Bande umwunden, mit einer niedlichen Schleife an der Stirn. Hübsche Frauen tragen gewöhnlich Spencer oder Kamisöler, die gut kleiden und einen schönen Wuchs zeigen. Sie schnüren sich weder, wie die Engländerinnen, noch sind sie ängstlich für die Glätte des Kleides am Rücken besorgt. Die Spencer sind ohne Schöße und werden auch nicht, wie die englischen, durch andere Farben gehoben. In der Gegend von Frejus und Antibes verändert sich die Tracht und nimmt die italienische Sitte an; die Spencer verschwinden und das Haar wird unbedeckt getragen.

In den Städten ist die Kleidung der Frauenzimmer wie in Paris, nur anschließender und gefälliger. Die blauen Ueberröcke, welche die Männer in Frankreich und im westlichen Deutschland durchgehends auf

dem Lande tragen, findet man in der Provence gar nicht. Hier ist die Tracht einfach und leicht, dem Klima angemessen. Leute von Vermögen und über der Arbeits-Klasse tragen Grau; graue Hüte mit sehr breiten Rändern und gelbe Schuhe: Alles darauf berechnet, den Sonnenstrahlen zu widerstehen. Wenn sie geputzt sind, tragen sie die Kleidung nach ganz alter Weise. Ein Bräutigam, der mit seiner Braut daher spazierte, war angezogen wie die kleinen Schäfer auf dem Porzellan der Copenhagener Fabrik.

Die beiden ersten Tage eines Aufenthaltes in der Provence zeigen gleich die Verschiedenheit des Landes. Die reiche und fruchtbare Landschaft, die man zwischen Tarascone und St. Remy sieht, hört eine Meile hinter letzterer Stadt auf. Der Weg wird steinigter, je näher man der wilden Durance kommt; sie ist sehr breit, aber voll großer Sandbänke, der Wasserstrom oft schmal und reißend. Eine sehr wilde Lage hat das kleine Orgon, und so ist fast der ganze Weg bis Lambesc. Die einzige Merkwürdigkeit dieses Städtchens war nicht in Ordnung: zwei Figuren verschiedenen Geschlechts auf dem Thurme. Der Mann zeigt die Stunden durch Hammerschläge auf die Glocke an; die Frau mußte sich bei dem ersten Schlage verneigen und die Runde um den Mann machen. Die Marschallin Grancey erklärte, zur Zeit Ludwigs XIV., Paulus für einen Ketzer, weil er sagte: Seyd euern Männern unterthan, und auch die Thurmfrau hat aufgehört, sich zu verneigen und zu wandern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenländische Geschichten.

4.

Unter den Geschenken, welche ein König von Indien dem Caliphen Mahadi übersandte, befanden sich auch zwei Flaschen, Wundertränke enthaltend. Die erste enthielt einen Saft, den Bart und die Augenbraunen schwarz zu färben, und dadurch ein jugendliches Ansehen zu bekommen; die zweite Flasche enthielt ein Opiat, welches alle Krankheiten hinderte, die aus Trunk und Völlerei entstehen. Mahadi wieß aber diese Geschenke zurück. „Das Alter ist die Zeit der Vernunft!“ sagte er; „wozu ein so ehrenvolles Zeichen verbergen? Und der Vernünftige lebt mäßig und nüchtern. Die Natur ist sein erstes Gesetz, ihr allein gehorcht er, nie thut er ihr Gewalt an.“ *)

*) Sicheren Nachrichten zu Folge sollen diese Flaschen nach Frankreich, England und Deutschland gebracht und in dem letzteren besonders viele Käufer gefunden haben. D. Eins.

5.

Als der Dichter Asmai von Bagdad nach Mecca ging, sah er in der Wüste eine wunderschöne junge Frau, die einen garstigen Mann hatte, worüber er sich sehr verwunderte. Aber die eben so rechtschaffene als schöne Frau sagte zu ihm: „Mein Mann ist zwar nicht so liebenswürdig, als ich ihn mir wünschte; aber wer erhält denn in diesem Leben Alles, was er verlangt?“

6.

Auf einer christlichen Galeere, die vor Neapel geankert hatte, empörten sich die darauf befindlichen türkischen Sklaven, und mordeten die Besatzung. Einer der Sklaven stürzte mit dem Dolche auf den zehnjährigen Dolcingo zu, ergriff den Knaben und warf ihn ins Meer; dann sprang er ihm schnell nach und brachte ihn an das Land. Weinend umfaßte er den Geretteten und pries sich, unter Freudenthränen, glücklich, daß es ihm vergönnt war, das Leben seines jungen Herrn zu retten. — „Stets“, sprach er, „will ich lieber Deines rechtschaffenen Vaters Sklave bleiben, ehe ich meine Freiheit durch eine Schandthat erkaufe!“ — Der König erfuhr die edle That des Türken-Sklaven, schenkte ihm die Freiheit, belohnte ihn reichlich mit Golde und ließ ihn in sein Vaterland bringen.

7.

Als der blutdürstige Caliph Almanzar einem Araber aus der Wüste begegnete, sprach er zu ihm: „Danke Gott, daß er die Pest, welche Dein Vaterland entvölkerte, hat aufhören lassen.“ — „Gott ist gnädig und barmherzig!“ erwiederte der Araber; „zwei so schreckliche Geißeln, als die Pest und Almanzars Regierung, läßt er nicht neben einander bestehen.“ Joh. Joseph.

Komische Anzeigen.

Um einem Wirthe für die bei einem veranstalteten Vogelschießen bewiesene Sorgfalt zu danken, vereinten sich die Theilnehmer zu einer öffentlichen Anzeige im Leipziger „Tageblatt“ (Juli 1821) und der Concipient unterschrieb es im Namen „der mitgeschossenen Mitglieder“.

Zu den ganz neu erfundenen Festen und ländlichen Freuden ist nun auch „ein saures Kirschfest“ zu rechnen, wozu in der Leipziger Zeitung vom 4ten August 1821 eingeladen wurde. *r.

Der alte Weinschenk.

Gar Viele klagten, als von seinen Gästen
Ein alter Weinschenk Abschied nahm:
„O Schad' um dich, bei dem man sonst den besten,
Den unverfälschten Wein bekam;
Wo nehmen wir den künftig nun zum Schmause?“ —
„Stellt“, sprach der neue Wirth, „stellt Eure Klagen ein,
Denn er verkaufte mir, zugleich mit seinem Hause,
Auch die Recepte zu dem Wein!“

* * *

So schaffte Mancher, als Katheder-Mann,
Sich das bewährte Heft des Antecessors an!
Fr. v. W.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Hamburg. Am 11ten September sahen wir auf unserm Theater zwei neue Lustspiele, die ein zahlreicheres Publikum verdient hätten, als sie herbei zogen. Das erste heißt: „Der Bethlehemitische Kindermord, dramatisch-komische Situationen aus dem Künstlerleben" in zwei Aufzügen von Hrn. Geyer. Dieses Lustspiel, oder vielmehr diese Situationen, wie der Dichter sie nennt, sind so ergötzlich, so geistreich und allerliebst, daß man sie mit Recht für eine überaus gute Acquisition der deutschen Bühne halten darf, die bekanntlich sehr arm an guten Original-Lustspielen ist. Der Bethlehemitische Kindermord ist nichts mehr und nichts minder als der Gegenstand eines Gemäldes, welches ein guter, aber armer Künstler ausführen will, um die Palme der Unsterblichkeit zu erringen. Sein Künstlerleben ist in beständiger Disharmonie mit seinem häuslichen, und daraus entwickeln sich manche belustigende Situationen. Ueberall ist Leben, Originalität und Wahrheit, auch sind die Verse ziemlich fließend. Unser Lebrün, als „Maler Klaus", war eine so überraschende Erscheinung, daß er am Schlusse einstimmig gerufen ward und diese Auszeichnung — die leider jetzt auch unter uns allzu häufig wird, als daß sie noch so schmeichelhaft wie sonst für den Künstler seyn könnte — durchaus verdiente. Die übrigen Rollen sind minder bedeutend, waren aber sehr gut besetzt. Ein anderes Lustspiel, an demselben Abend gegeben, ist: „Der Secretair und der Koch", nach dem Französischen des Scribe von Hrn. Blum bearbeitet; und auch dieses gehört zu der besseren Gattung von Lustspielen. Hr. Schmidt, als „Koch Blasebalg", war unvergleichlich und sehr bei Laune. — Von zwei neuen Volksblättern, die zu sehr mäßigen Preisen hier angekündigt worden — der „Bürgerfreund" und die „Biene" — zeigt letztere sich bereits in einem zweiten Stück; das sind denn Ephemeriden, und nichts weiter. Zu sehen und zu hören giebt es hier immer genug, und zu lesen noch mehr; wo sollte auch sonst die Menge Makulatur herkommen, die in einer so volkreichen Stadt, wie Hamburg, tagtäglich verbraucht wird? — Wie man vernimmt, werden mit dem Anfange des Herbstes auch die herrlichen Cosmoramen von Schweizer- und andern Gegenden durch Hrn. C. Bertheau wieder aufgestellt werden, und das wäre dann ein Kunstgenuß mehr, den wir zu erwarten haben. — In den noch immer existirenden „Lesefrüchten" — denen wir die fatale Nachrede zu danken haben, daß Hamburg zu den Nachdrucker-Städten gehört! — erschien vor Kurzem — etwas Seltenes! — ein Original-Aufsatz, welcher der Welt beweisen sollte: daß die Erde nicht rund sey, d. h. keine Kugelform habe, und es schien mit diesem Beweise recht ernstlich gemeint zu seyn. So kamen wir ja allgemach zu der Meinung und Lehre des Schnimelkers im „Siegfried von Lindenberg" zurück, der eine ähnliche Beschreibung von der Erde seinem wißbegierigen Junker macht! Man lebt doch wahrlich nicht umsonst in der Welt und wird alle Tage klüger und aufgeklärter!! — Im Uebrigen steht es mit uns bei dem Alten, und die armen Kaufleute, sonst durchaus nicht poetischer Natur, fangen wirklich an, Jeremiaden über die erbärmlichen Zeiten zu singen. Es will sich nirgends „ein Loch zeigen", wie sie sagen, und der Handel ist jetzt ein Geschäft ohne Boden, denn Alles sinkt in die bodenlose Tiefe des Verlustes — der Muth nach gerade auch. Wovon lebt Ihr armen Hanseaten denn? wird man fragen. Wahrlich, das muß ein Anderer als ich beantworten, — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— Uebrigens ist es möglich, daß nächstens der Handel sich doch etwas hebt; denn der Cours in London sinkt und die Getreide-Preise (besonders die des Waizens) steigen; man hofft demnach, daß die Einfuhr nach England nöthig wird. — In Altona findet man jetzt eine Kunst-Ausstellung von Gemälden, die sehr hübsch und vielversprechend ist. Es haben sich nämlich daselbst und in den angrenzenden Provinzen mehrere wackere Künstler und Kunstliebhaber dazu vereinigt, von Zeit zu Zeit Werke der bildenden Kunst zur Anschauung des Publikums auf zu stellen, woran mehrere sehr wackere Männer Antheil nahmen und nehmen werden. Die Landschaften von Dusch und Rosenberg, die sich in der diesjährigen Ausstellung befinden, verdienen vorzüglich der Erwähnung und Auszeichnung. **.

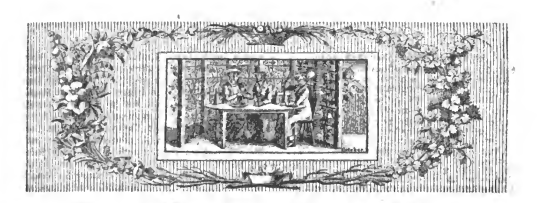
Prag. Der Graf Küenigl, zwar schon ein Mann in hohen Jahren, aber in der Literatur noch immer jung, hat so eben ein bedeutendes Werk angekündigt: „Germania, oder tabellarische Uebersicht aller germanischen Völker" in 113 Tabellen und einem Bande erläuternden Textes. In der Inhalts-Anzeige ist die Ueberschrift des Paragraphen O sehr zweideutig. Sie lautet: „Verzeichniß der unmittelbar gewesenen und durch die Folgen der französischen Revolution entweder ganz vertheilten oder ihrer Unmittelbarkeit beraubten Reichsländer, mit Anzeige ihrer Besitzer." — Eine Spukgeschichte beschäftigt seit einigen Wochen die hiesigen Einwohner. Bei einem gebildeten, kenntnißvollen Manne geschah es, daß die Glocke an der Thüre jeden Tag um 11 Uhr früh und um 11 Uhr in der Nacht von selbst und recht gewaltig zu läuten anfing, und in Gegenwart mehrerer Menschen, ohne äußerliches Zuthun. Es wurde die genaueste Untersuchung nach der Ursache dieses Selbstläutens angestellt, aber keine entdeckt. Um Ruhe zu haben, brachte man die Glocke hinweg, aber der Spuk nahm nun eine andere Gestalt an. Zu verschiedenen Zeiten des Tages ward ein Lärm hörbar, als werfe Jemand mit einem Steine an die Mauer des Zimmers, oder schlüge mit einem Stock auf den Boden, und zwar immer in der Nähe der Frau; und noch sonderbarer blieb aller Spuk so lange aus, als sich ihr Gemahl in ihrer Nähe befand. Die Freunde des Mannes haben ihm geholfen, die genauesten Untersuchungen an zu stellen, aber bis jetzt ist man den Taschenspielerkünsten des unbekannten Spukgeistes noch nicht auf die Spur gekommen, der auf eine possirliche Art sein Wesen treibt. Das Resultat wird wohl einen Beitrag zu Wagner's „Gespenstern" liefern, und eine kleine Ursache den ganzen Zauber enthüllen. Indessen haben die Ungläubigen einen harten Stand gegen die Vielgläubigen — denn, hätten diese nicht immer ihre Ohren gespitzt, damit sie ja recht geschwind hören, was sie gern glauben möchten, so würden nicht solche Würzburger Albernheiten Anhänger finden, die Einen zur Beschämung über unsere Zeit bringen. Fr. S.

Ehe die Athenienser dem Darius (gerade vor 2310 Jahren) die berühmte Schlacht bei Marathon lieferten, verhießen sie fast allen Göttern Opfer, unter Anderem auch der Diana so viel weiße Ziegen, als sie dem Feinde Leute in der Schlacht tödten würden. Es wurden aber in der Hitze des Gefechts acht Tausend getödtet — wo sollten so viele weiße Ziegen zu finden seyn? Man fing mit dem Ober-Priester an zu unterhandeln, und brachte es bis auf 11 Prozent des unerschwinglichen Kapitals. Aber auch die so verkleinerte Summe war noch zu groß, und am Ende — wurde keine einzige geopfert! So geht's, wenn man unbesonnen verspricht! (Cour. d. spect.)

Der Haß gegen die Türken geht in Paris so weit, daß mehrere Schilder „au grand Turc" abgenommen worden sind. Vor Allen erklären sich besonders unsere Damen für die Griechen. (Journ. d. Par.)

Nach der Zeitung von Bristol fielen in der Gegend von Tockington (im Glocestershire-Departement) unlängst auf einem Umfang von drei Morgen Landes eine solche Masse kleiner Schnecken nieder, daß die Oberfläche des Bodens einen Zoll hoch damit bedeckt war. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 3. Oktober. 158stes Blatt.

Wettgesang der Weinberg-Geister.

Hochheimer.

Wenn ich den Becher fülle,
Glüht mächtig That und Wille.
Held Blücher hat mich gern getrunken,
Er nannte mich den Götter-Funken.

Rüdesheimer.

Mein Ruhm ist alt wie meine Veste,
Mich priesen Mönch und Rittersmann;
Hoch glühen alle rhein'schen Gäste,
Und schau'n die Dirnen freundlich an.

Asmannshäuser und Ingelheimer.

Dem ernsten Mann, der fleißig denkt,
Den Forscherblick zur Tiefe senkt,
Erheitern wir die Falten-Stirne
Durch uns're Wärme, Kraft und Firne.

Johannisberger.

In ew'ger Schönheit prangt mein Hügel;
Doch öffne meines Kellers Riegel,
Und meiner Flasche Bischofs-Siegel:
Ein Paradies ist aufgethan,
Du findest, schlürfend, Himmelsbahn.

Marco-Brunn.

Den Wand'rer kühlet meine Quelle,
Und sprudelnd rinnt die Silberwelle;
Doch strahlend führt mein Wein
In's Reich der Wonnen ein.

Scharlachberg.

Feurig und leuchtend, mit lieblichem Duft
Füllt meine Perle Gewölbe und Luft.
Trinkende Binger, die Alten – die küßten! –
Liebt und genießet nach Bachus Gelüsten!

Bosenheimer.

Mein Berg hat nieder sich gesenkt
Von meines Segens Fülle;
Das hat den Winzer baß gekränkt,
Auch war es nicht mein Wille:
Doch soll's vielleicht ein Vorbild seyn:
Wie feurig niederwirft mein Wein.

Schloß Kautzenberg.

Des alten Michels Löwe *) hüthet
Des großen Kellers Rieslings-Wein,
Der doppelt Müh' und Fleiß vergütet,
Erquickt und stärket Mark und Bein.
Jüngst hat ein Jüngling **) ihn besungen,
Den Rebenkranz um's Haupt geschlungen.

Norheimer-Berg.

Mich bespiegelt Nava's schöne Welle,
Feurig ist mein Wein, gewürzt und helle.
Franz und Ulrich, ***) lang in Staub gesunken,
Haben mich auf Ebernburg getrunken.

Monzinger.

Niedrig wachsen meine Reben;
Doch sie geben
Hohen Schwung,
Himmlische Begeisterung!

Arnsbacher.

Wer mich genießt, und nicht mit List
Die holden Winzerinnen küßt:
Zeigt, daß er nicht von Merxheim ist.

Mosel- und Aar-Berg-Geister.

Von uns beseligt, wird die Welt erst schön,
Drum will man uns im Norden nicht versteh'n!

*) Denkmal Michael Morts, gefallen im Jahr 1279.
**) Heinrich Kiefer, auf der Hochschule Bonn.
***) Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten.

Chor aus verschiedenen Bergen.

Euch krönen die Namen, bei uns wird getrunken,
So Mancher ist fröhlich danieder gesunken,
Und träumte von Nierstein und Hardtwein, beglückt:
Ihn hatte Engheller und Steger berückt.

Schluß-Chor.

D'rum, wandernde Bursche, vom deutschen Geschlechte,
Werft nieder die Ränzlein; das Deutschland, das rechte,
Das schon seit Jahrhundert' in Ländchen zerstückt,
Ist nur noch im Weine zusammen gerückt.
Zwar sind wir ein Jeder gesondert zu schätzen,
Und geben den Stoff euch zum Prüfen und Schwätzen;
Doch — wie nur der Becher am Munde erscheint:
In Vaterlands-Liebe das Ganze sich eint.

J. Heinrich Kaufmann.

Die Provence.

(Fortsetzung.)

Aix liegt in einer herrlichen Ebene; hier grünen die Oliven-Bäume am vollsten und am häufigsten; sie ist damit überdeckt, und ein solcher Wald ist der Schmuck einer Gegend, wenn gleich jeder einzelne Baum keine Schönheit hat. Aix liegt in ihrer Mitte, von dem Arcfluß durchschlängelt.

Das Leben, das Ausströmen der Lebensthätigkeit aus dem Inneren der Häuser auf die Gassen, das man in den Städten des Südens findet, erregt eine Theilnahme, die man durch Worte nicht schildern kann. Der Gang durch eine Stadt im Norden ist oftmals nur eine Zeitverschwendung, in den Städten des Südens belohnt jeder Schritt den Beobachter. — Aix ist eine schöne Stadt, von geringem Umkreise, aber stark bebaut; die Straßen sind breit, gerade, reinlich und die meisten mit Bäumen bepflanzt. Die Baumpflanzungen, Orbitelle genannt, zeichnen sich vor vielen aus. Der Eingang in die Stadt ist wohlgefällig. Befestigungen hatte Aix in der letzten Hälfte des vorigen Jahrtausends nicht mehr. Ueberall in der Stadt, und drei Mal in der Orbitelle, findet man springende Wasserkünste. Freilich liegt südlichen Städten am meisten an solcher Bequemlichkeit, aber wie groß ist sie! Der schönste Springbrunnen in Aix ist ein von vier Löwen getragener Obelisk. Diese sind, so wie der Adler darauf, nach einer guten Zeichnung; doch sollte, bei einer Ausbesserung, der Adler weggenommen werden. Da geschah ein Wunder: er war eines Morgens verschwunden und eine ungeheure große Lilie stand an der Stelle. Die Lilie stand ein Jahr; da traf ein Knabe sie bei dem Ballspiel, die herrliche Blume borst und der Adler kam wieder zum Vorschein. Man belachte des Erfinders List und ließ dem Vogel seinen Platz, nach dem Rechte der Verjährung.

Die Cathedral-Kirche ist weitläuftiger, als sie von außen scheint. Ihre großen hölzernen Thüren, mit den Abbildungen aller Propheten des alten Testaments, machen dem Volke viel Freude; die Arbeit ist gut, aber weniger gut als die in unserm Schleswig. Die Thürschließer sind bemerkenswerth: sie verwalten ihr Amt seit siebenzig Jahren und scheinen noch keinem Nachfolger Platz machen zu wollen. Der Hoch-Altar ist schön: vier Marmor-Säulen tragen eine weiße Marmor-Kuppel; rechts und links sind zwei Medaillons von 1½ Ellen im Durchmesser, von weißem Marmor mit Basreliefs, deren eines, eine Magdalene, sehr schön ist. Reiche Locken wallen über die römischen Schultern und den vollen Busen; die Stellung des Kopfes ist anmuthig und das Profil unbeschreiblich lieblich. Man kann ihren Ernst und ihre Wahrheit nicht verkennen, und man fühlt, daß ein bußfertiges Weib selten ist, besonders in unsern Zeiten!

Das Bad, dem die Stadt ihren Namen verdankt, liegt außerhalb derselben. Die Temperatur des Wassers ist 36 Grad nach Reaumür: das öffentliche, für acht bis zehn Personen eingerichtete Bad ist wenige Schritte von der Quelle; das Centrum einer Rotunde von römischen Arkaden; man sieht noch deutlich, wo die Gallerieen und die Bade-Gemächer waren. Die Seiten-Gebäude sind vermauert. Das Badehaus ist groß und gut eingerichtet.

Sehr merkwürdig ist das neue Raths- und Gerichtshaus, nur gegen 1½ Ellen über der Erde. Ich kenne keine Arbeit neuerer Zeiten, die den Gebäuden der Römer so zu vergleichen wäre. Wie jene ist es von großen mächtigen Steinmassen aufgeführt; jeder Stein ist ein behauener Block von 6 bis 8 Fuß Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe und Breite, und Alles ist ohne Verbindung von Kalk, den auch die Römer nicht gebrauchten, da er überflüssig ist bei solcher Einheit im Bau. Als ich die dunkeln unterirrdischen Gefängnisse sah, dachte ich mit froher Empfindung an die menschlichere Behandlung der Gefangenen im Norden. Mögen sie für die schwersten Verbrecher bestimmt seyn! — und auch diese muß man nicht mit Härte behandeln. Das Rathhaus ist ein weitläuftiges Gebäude; am meisten gefiel mir dabei die Statue des Marschalls Villars, der vormals als Gouverneur der Provence viel Gutes gestiftet.

Wenn die Kürze der Zeit einem Reisenden die Benutzung der Empfehlungs-Briefe nicht erlaubt und man doch das Publikum kennen zu lernen wünscht, so ist man erfreut, einen öffentlichen Aufzug zu sehen. Mir ward dieses Glück in Aix; es war zwar nicht die berüchtigte Prozession an der Fête de Dieu, bei welcher der Teufel, seine Gattin und kleine Teufelchen aus des Paares Ehesegen den Zug eröffnen und die Priesterschaft und die Autoritäten der Stadt nachfolgen; aber sie war doch ausgezeichnet und dem heiligen Bonifacius gewidmet, vor welchem die Stadt große Ehr-

furcht hegt. Die zahlreiche Geistlichkeit, die große Menge kleiner Mönchs-Jungen, die Zöglinge des Seminariums sind, die Diener des geistlichen Gerichts und Träger der Kostbarkeiten waren für mich ein anziehender Anblick; mit ziemlicher Gleichgültigkeit sah ich die obrigkeitlichen Behörden vorbei ziehen, so geschmückt sie auch erschienen; aber sehr auffallend war mir die lange Reihe hübscher junger Mädchen, in weißen Gewändern, mit weißen Schleiern und Wachslichtern. Sie schwebten, den Engeln gleich, langsam vorüber; ihre Kleidung, die Schönheit des Abends, das Feierliche des Aufzuges kamen ihnen zu statten, aber nirgends — Copenhagen ausgenommen — habe ich so viele schöne Mädchen vereinigt gesehen. Die Priester verstehen den Mädchen ihre Plätze an zu weisen: die Zwei, welche die goldenen Cruzifixe trugen, und die mit Blumenkränzen geschmückten Vier an den Seiten der Trägerinnen waren unwidersprechlich die Lieblichsten von Allen. Sechs überaus schöne Kinder stellten Engel vor und gingen mit Palmenzweigen vor dem Allerheiligsten; die Locken hingen über Hals und Schultern dieser schlanken Jungen hinab, die mit Ernst, ja mit Andacht, dieses heilige Schauspiel aufführten. Die Mädchen überließen nichts dem Zufall; der Faltenwurf des Schleiers ließ eine schöne Stirn sehen, erhob die Reize der Wangen; ich überraschte manchen bedeutungsvollen Blick, der mit meinen Nachbaren, den Jünglingen der Stadt, gewechselt ward. Der Zug bewegte sich langsam eine Seiten-Allee der Orbitelle hinunter, eine andere herauf, dann nach der Mitte in die Haupt-Allee hinein, wo ein Hoch-Altar errichtet war. Die Priester ordneten sich, die kleineren Engel traten dicht an den Altar, die größeren ringsum. Das Lesen der Messe begann; da reihete sich alles Volk längs der Orbitelle und harrte des heiligen Augenblicks: der Schall der Glocke verkündete ihn. Es war ein hoher, herzerhebender Anblick, als vor der empor gehobenen Monstranz das Volk auf die Kniee sank. Gewiß 6000 Niederknieende füllten die Alleen, auch ich beugte mich unwillkührlich; beseligte mich auch nicht der gewähnte Anblick der Gottheit, so theilte ich doch die Andacht und die Liebe zu dem Allmächtigen.

Die Höflichkeit der Provençalen ist überraschend, wenn man, wie ich, von Languedoc kommt; größere Annehmlichkeit findet man in dem hohen Werthe des Geldes. Man lebt ziemlich wohlfeil in Paris, denn Trinkgelder bei der Besichtigung öffentlicher Institute sind nicht bedeutend; aber wie ganz anders ist es in der Provence! Da lebt man besser für die Hälfte, und erhält unendliche Danksagungen für ein Drittheil dessen, was man in Paris gab.

Der Weg nach Marseille führt zuerst durch eine reiche und geschmückte Gegend, darauf wird sie wild und am Ende außerordentlich schön. Die Hälfte des Weges hindurch bleibt man in der reichen Ebene von Aix; der Blick verweilt gern auf den regelmäßig getheilten Feldern; Saaten und Wein wechseln gewöhnlich in Ackerbreiten ab, dann folgt ein kleiner Feigenhain, dann ein Wäldchen einheimischer Oliven-Bäume. Wenn man aber dem prächtigen Schloß Albertus, das schöne Gärten umgeben, vorüber, einen ziemlich hohen Berg mit noch fruchtbaren Abhängen hinan gekommen ist, wird die Gegend gebirgigt. Die Kornfelder verschwinden zuerst, dann auch die Rebenstöcke, kaum noch bleibt die genügsame Olive. Die Gegend wird immer wilder, eine halbe Meile fährt man zwischen Klippen fast eingeklemmt; die Vegetation hat aufgehört und noch dazu treiben zwei Vitriol-Werke ihre vergiftenden Dämpfe durch diese Wildheit. Da fühlt man das Aufhören der lieblichen Ebene zehnfach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

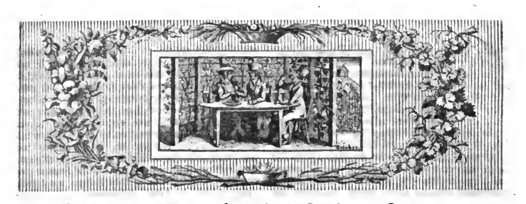
Berlin. — Goethe's „Stella" hat in drei Vorstellungen ein ziemlich zahlreiches Publikum herbei gezogen; ein Beweis, daß dieses Drama mehr wirkt, als man anfänglich glaubte. Der veränderte Schluß mag wohl mit dadurch entstanden seyn, daß — wie uns erzählt worden ist — in Berlin die ersten Aufführungen Anstoß gefunden haben und weitere, durch Einmischung der Geistlichkeit, verhindert wurden: indem man geglaubt hat, die Vielweiberei sey dadurch begünstigt, wenn Fernando mit Stella und Cecilie zur Eintracht komme. Es wäre wohl nicht ohne Interesse, wollte Jemand einen kurzen Bericht über jene Ereignisse in früherer Zeit geben. — Ueber den Standpunkt, den dies Drama, hinsichtlich der andern Werke Goethe's, einnimmt, ist schon seit lange sehr viel geschrieben worden; deshalb scheint es uns unnöthig, etwas Anderes zu sagen, als daß es mit der Zeit, in der es entstand und mit der Bildungs-Periode Goethe's sehr genau zusammen hängt, mithin ein gerechtes Urtheil nur aus der Bekanntschaft mit den Stimmungen jener Zeit und denen des Dichters hervor gehen kann. Es unbedingt als Kunstwerk preisen, wäre blinde Abgötterei; es kurzweg verdammen, verräth selbst Unkenntniß allgemeiner psychologischer Zustände: denn ob auch begeisterte Aeußerungen des Herzens nicht, wie damals, sich unverhohlen zeigen, so sind sie doch nicht verschwunden und müssen also in Manchem zur Wahrheit werden. — Ueber die Darstellung haben mir zwei Referenten Berichte eingeschickt; sie sind mir aber zu herb und zu lang, und so geb' ich, mit ihrer Erlaubniß, nur das Resultat und die eigene Meinung zugleich. Mad. Wolff (Cecilie), die den Vortheil hat, das Stück unter Goethe's Leitung in Weimar (wo sie als „Stella" glänzte) einstudiert zu haben, ist ganz im Colorit der Dichtung; und die gebeugte, in harten Opfern zum höchsten Edelmuth gereinigte Dulderin stand klar vor uns. Hr. Rebenstein ist zum „Fernando" geboren; möchte er nur immer festhalten, was dar zu stellen ihm hier durch seine Individualität sehr leicht gemacht ist! In der ersten Vorstellung war er bei weitem besser als in der dritten; hier erschien er zuweilen zerstreut und dadurch lässiger in einzelnen Momenten. Mad. Stich giebt die „Stella" mit großem Kraftaufwande und

— nach der dritten Vorstellung beurtheilt — folgerichtig in dem Sinne, wie die Rolle von ihr aufgefaßt ist. Da die Künstlerin aber selbst schon, namentlich in den ersten Scenen, sehr milderte, so führt dies um so leichter zu der Bemerkung: daß Stella's Charakter hauptsächlich auf schwärmerische Innigkeit basirt ist; wobei es wohl zu lebhaftem, nicht aber zu einem hohen Grade heftigen Ausdrucks kommen kann. Drängte sich so viel Sanguinismus ein, möchte Stella nicht jahrelang in Einsamkeit nur an der Erinnerung schöner Tage genug haben, nicht an der ersten Liebe sterben wollen; da zumal kein äußerer Umstand ihr entgegen ist, sie vielmehr nur ihrem Gefühle aus freiem Willen folgt. Darüber mögen wir indessen mit der Künstlerin nicht lange hadern, sondern es anerkennen, daß ihre Personifizirung der „Stella" den Ansichten der Zeit näher, mithin reizender ist; und nun rasch übergehen zur Erfüllung des Versprechens: der vorzüglichen Leistungen unserer Künstler zu gedenken in den, zu den Gastspielen des Hrn. Stein gegebenen Schauspielen. Ueber den „Tasso" ist schon gesprochen (Bl. 138); als „Almneserin" war Mad. Stich ausgezeichnet, eben so Hr. Lemm als „Basil"; Beiden hatte laute Anerkennung gebührt. Hr. Rebenstein giebt den „Fernando" in guter Art. — Hrn. Wolff habe ich als „Marquis Posa" noch nicht so vortreflich gesehen, als bei der letzten Vorstellung; die Darstellung hatte an Wärme ungemein gewonnen. Mad. Stich ist in den letzten Scenen der „Eboli" unbedingt meisterhaft und das Ganze höchst vorzüglich gehalten. Eine einzige Nuance, dünkt mich, würde zu höherer Vollendung beitragen: die nämlich, welche die Verirrungen der „Eboli" minder planvoll, mehr als Entscheidungen des Augenblicks bezeichnet. Die sichere Gewalt, welche die Künstlerin über diese Rolle übt, konnte leicht bestimmter noch ein sichtliches Widerstreben des Gemüths einmischen. — Die „Elisabeth" ist anerkannt eine gelungene Rolle von Mad. Schröck, und auch der „Alba" wird von Hrn. Lemm gut charakterisirt. — In den „vier Temperamenten" ist besonders Hr. Wolff (Phlegmaticus) hervorstechend; Hr. Beschort (Cholericus) und Hr. Rebenstein (Melancholicus), so wie Mad. Schröck als „Frau von Lammer" individualisiren ihre Aufgaben vortreflich; auch Hr. Freund, wenn er nur überall den „Pußauf" spielt, kann vorwärts kommen. — Als „Graf" im „Freimaurer" giebt Herr Stich einen gelungenen Versuch in einer alten komischen Rolle; und in „Beschämte Eifersucht" glückte Hrn. Wolff ein ähnlicher Versuch mit dem alten Baron außerordentlich. Als „Baronin von Rosenstein" in „Selbstüberwindung" war Mad. Schröck meisterhaft und bewährte es damit, daß sie das Rollenfach sentimentaler Frauen, welches bei der Berliner Bühne nur fragmentarisch besetzt ist, sehr glücklich ausfüllen wird. Auch Madam Devrient war sehr lobenswerth als „Louise Selting". Gz.

— Ein Paar kleine Lustspiele: „Er ist sein eigener Gegner", aus dem Französischen übersetzt von Hrn. Lebrun, und: „Wer nimmt ein Loos?" übersetzt von Th. Hell, sind einstudirt und aufgeführt worden. Sie dürfen nicht große Ansprüche machen, sonst müßten wir über die Darstellung der letzten Kleinigkeit uns etwas stark aussprechen; genug, die Zuschauer zogen dabei keinen Gewinn. — Mad. Campi und Demoif. Therese de Sessi haben in Conzerten gesungen und sich Beide als vorzügliche Sängerinnen empfohlen. Gediegener schien uns Jene zu seyn, obwohl Diese in der Fertigkeit sie überbieten mag; dort herrscht die Seele vor und das ist mehr als Etwas. Wir wissen zwar, seitdem wir Deutsche im Gereimten strenger und an Ungereimtem reicher geworden, daß Kehle und Seele, vermöge des verschiedenen Aussprechens, nicht(?) ganz richtige Reime sind, aber bei einander muß beides immer seyn, wenn der Gesang wahrhaft ergötzen soll. — Daß man sich übrigens auch in einem ganz gereimten Vortrage irren kann, mußte ich neulich an mir selbst erfahren, und zwar so prosaisch wie möglich. Ich habe nämlich über die, auf dem Theater schnell veraltete „dreißigjährige Liebe" in Versen geurtheilt, und mit Allen denen, die das kleine Stück aufführen sahen, geglaubt: es wäre von den Hauptpersonen vorzüglich gut gespielt worden; aber plötzlich kommen die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" und dekretiren mit gehöriger Keckheit: „sie sind zwar nicht zu jung, ihnen fehlt jedoch die nöthige Routine zu älteren Rollen." Vielleicht ließe sich annehmen: der Rezensent sey zwar nicht zu jung, um verständig reden zu können, es fehle ihm jedoch die nöthige Routine — auch ließe sich aus dem Lustspiel beweisen, daß die Hauptpersonen, um im Charakter zu seyn, so jung als möglich thun müssen — wir leiden aber solche Erörterungen nicht, sondern erklären: die, also getroffenen Schauspieler hatten bis hieher einen recht hübschen Namen in der Bühnen-Welt — nun aber ist ihnen derselbe von einem Menschen ohne Namen gänzlich weg disputirt, und roh und kalt, wie das Schicksal den Max Piccolomini unter die Pferde, so wirft dieser kritische Appendix der Politik besagte Schauspieler unter die Krallen apollonischer Greife. Staune, o Kunstwelt, über solche Execution, und kannst du noch etwas anders als staunen, so lasse dir dieses Zeitungblatt lakirt auf Pappe ziehen, denn — ne toga cordyllis, ne penula desit olivis, dazu soll Martial, dem jene Worte entlehnt sind, lieber seine eigenen Werke hergeben, als daß wir das Loos des Schönen in den Zeitungen auch über jenen unnennbar tiefen Ausspruch hereinbrechen ließen, und wenn einmal nicht bloß „dreißigjährige Liebe", sondern dreißigjährige Kabale und Liebe aufgeführt wird, dann möge der gemeinte Beurtheiler sämmtlichen Schauspielern zeigen, daß er in der Routine voran zu gehen wisse. — Jetzt wollen wir auf eine Karrikatur kommen, die hier (bei Enslin) auf den General Pepe erschienen ist. Man sieht eine dunkle Wolke die ankommenden Oesterreicher repräsentiren; in den Contouren der Wolke hat man die Köpfe der drei österreichischen Feldherren markirt und die Blitze, die hernieder fahren, sind leichte Schriftzüge ihrer Namen. Die Blitze aber wollen den fliehenden Pepe erreichen, der, die Kriegskasse unter dem Arm — die er indessen (wenn es nämlich mit der Wahrheit seiner Behauptungen besser steht, als mit seiner Courage) nicht hat — in Falstaffschen Gebärden davon lauft. Die Ausführung des Ganzen ist zweckmäßig; freilich erreicht sie nicht das Pikante englischer Blätter solcher Art; da es den Deutschen aber in diesem Fache, wenn auch nicht an Stoff, doch an Uebung fehlt, so dürfen wir bei dem Einzelnen, was etwa erscheint, auch die Ansprüche nicht zu hoch spannen. v. —ch.

— Die fleißigen Künstler, Gebrüder Henschel, haben nun das, längst angekündigte Kupferstich-Blatt: „Der König an Blüchers Krankenbette" den Subscribenten ausgeliefert und dürfen hoffen, daß, um eine langwierige und gut gelungene Arbeit belohnt zu sehen, noch mehrere Liebhaber der Kunst sich ein Blatt anschaffen, das auch als Seitenstück zu Friedrich des Großen Besuch bei Ziethen interessant ist. Recht sinnig wird daran erinnert, indem über dem Sterbelager Blüchers jener Kupferstich im Rahmen angebracht wurde. — Die Portrait-Aehnlichkeit aller Personen darf gerühmt werden. Der König selbst, so wie Blücher und seine Gemahlin, ferner der Prinz Karl (Sohn des Königs), die Militairs im Gefolge, die Aerzte u. s. w., Alle sind von den Künstlern zu diesem Zweck nach dem Leben gezeichnet. Außerdem sind die nächsten Verwandten des Fürsten Blücher, welche nicht zugegen seyn konnten, in mehreren, an den Wänden hangenden Rahmen angebracht, und durch das Fenster hat man eine Aussicht nach dem Berge, auf welchem der Fürst, nach eigener Verfügung, begraben wurde. Auf der Rückseite des Blattes ist eine kurze, zweckmäßige Andeutung über die hier bildlich vorgestellte Begebenheit in leichten Schriftzügen angedeutet.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 5. Oktober. 159stes Blatt.

Das Rendezvous.

Erzählung von Rob. Feretts.

1. Das Luftschloß.

Poldel und Gustel, die schönen Kinder, verwünschten Tag vor Tag ihr Schicksal, und nannten sich die ärmsten aller Einsiedlerinnen. Zwar gehörte die Gegend, in der die Angenehmen grünten und blühten, zu den schönsten; zwar lebten Beide nur eine halbe Meile Weges von einander entfernt, aber alle Straßen, auf denen die Freier kommen mußten, gehörten zu den grundlosen, und noch hatten sich die Treflichen nicht gefunden, die Leib und Leben, Hals und Kragen daran setzen mochten, die schönen Unglücklichen zu erlösen und heim zu führen.

Mittheilung ist, wie bekannt, der Eckstein aller Lust, der Strebepfeiler aller Noth. Saß nun Poldine am Fenster, ruhte der blonde Lockenkopf der Holden in der schönen Hand, schaute das himmelblaue Auge tiefsinnig hinab in den Strom, als suche es da unten die bessere Heimath — siehe, wie ward das frische, frohe, junge Leben rege in der Traurigen, wenn die liebliche Auguste über Berg und Thal den Weg zur Busenfreundin gefunden hatte; wenn, nach einer Ewigkeit von acht Tagen, die Rosenlippe sich wieder zur Rosenlippe fand, nicht um zu küssen, nein, um zu erzählen, was in jener Ewigkeit sich begab, um mit geschäftiger Eile ein Luft-Schlößlein zu bauen, aus dessen bel étage die angenehmsten aller Freier schockweise herausguckten. Aber je tiefer die Sonne sank, je geringfügiger ward das Schloß, je leerer wurden die Fenster der bel étage, und mit dem letzten Strahl, der die Engelsgesichter der Baumeisterinnen in flüssiges Gold tauchte, prasselte Alles zusammen: denn es mußte geschieden seyn.

2. Der Vorwand.

Die Väter vorerwähnter Engel gehörten zu den besten; doch ging ihnen ihr Beruf über Alles. Wenn nun Herr von Frauenthal, der trefliche Forstmann und Poldchens Papa, von selbiger um die Begleitung nach Gräfengrund zu dem Ober-Amtmann, den Gustel als folgsame Tochter verehrte, angesprochen ward, hatte er nie Zeit, und Daheimbleiben war das Ende vom Liede. — Schmeichelte dagegen Gustel und wisperte mit ihrer süßen Stimme: „Bitte, bitte, Goldväterchen! das Wetter ist so schön, und so lange habe ich meine Poldel nicht gesehen!" — entgegnete derselbe kurzweg: „Ey was! eben um des Wetters willen bleiben wir zu Hause!" — Bat hierauf die arme Gustel um Erklärung dieses allerdings paradox scheinenden Satzes, führte sie der Vater, ohne zu sprechen, an's Fenster, zeigte ihr die Schnitter im Felde oder den Kartoffel-Acker, worin eben emsig gewühlt ward, welches denn sagen sollte: hier sind zur Zeit weder Menschen noch Pferde übrig.

3. Der Eulenkrug.

Selbst der Wurm, wenn er getreten wird, windet sich: warum hätten sich die beiden armen Kinder einiges Murren versagen sollen? — kurz und gut, man murrte. Aus dem leisen Murren aber wurden wortähnliche Laute, diese gestalteten, formten, dehnten und

streckten sich, und mit dem Ausruf: „Der Eulenkrug!“ stürzten sich Beide in die Arme.

Zwischen des Ober-Amtmanns und des Forstmeisters Landsitzen dehnte sich längs des Stromes ein finsterer Wald, in dessen Mitte, fern vom Geräusch der Welt, fern von den gastlichen Wohnungen der Menschen, ein alter, finsterer, halbverfallener Warttburm dem endlichen Einsturz entgegen sah: da nun in selbigem, außer dem Käuzlein und dem Schuhu, selten Jemand Nachtlager machte, oder sich sonst ergötzte, so nannte ihn die Umgegend spottweise den Eulenkrug. Nun, dort wollten sich unsere mittheilungslustigen Freundinnen alltäglich sehen, treffen, umarmen, und nebenher, wie schon oben gesagt, zimmern und mauern nach Herzenslust.

4. Die Sündfluth.

Wie gedacht, so geschehen! — der folgende Nachmittag ward zum ersten Rendezvous anberaumt. Doch als eben in Gräfengrund die Suppe auf den Tisch gesetzt wurde, umzog sich der Himmel; bei'm Rindfleisch blitzte, bei'm Gemüse donnerte es, bei'm Braten endlich fiel der Regen, als ob eine neue Sündfluth im Anzuge sey. Jeder Tropfen aber brannte auf Gustels Herz wie eine glühende Kohle, lockte aus Poldchens Auge schier eine Thräne — denn was sollte nun aus dem Rendezvous werden, aus dem vielbesprochenen, heilig gelobten. „Nun kommt sie gewiß nicht!“ seufzte Gustel. — „Die bleibt richtig zu Hause!“ wehklagte Poldine. — „Ob ich denn gehe?“ fragten sich Beide, und streckten die milchweiße Hand in jeder Minute zehn Mal aus dem Fenster, um zu fühlen: ob es denn in der That so erbärmlich gösse oder Alles nur vielleicht optische Täuschung sey. Es goß! Herkules am Scheidewege war in keinem Fall so unschlüssig, als nun die beiden Engel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Provence.

(Fortsetzung.)

Ueberstandene Unannehmlichkeit erhöht den Genuß der Freuden. Mit wie frohem Gefühle sah ich von der Bergspitze, la vista genannt, die Thürme des stolzen Marseille schimmern, die 5000 Landhäuser, die es umgeben, und die endlose Fläche des mittelländischen Meeres. Der Golf an der rechten Seite ist immer mit Schiffen und kleineren Fahrzeugen angefüllt und von dem weitgedehnten Ufer umgeben; links bildet ein wilder Bergrücken den Hintergrund. Seine Abläufe erstrecken sich dicht an die Stadt hinunter; auf dem einen der Gipfel erhebt sich das alte, von Franz I. erbaute Castell notre dame de la garde. Man kann kaum eine schönere und reichere Ansicht haben. Das menschliche Auge vermag nicht die unendlichen Mannigfaltigkeiten zugleich zu fassen; jeder neue Hinblick giebt neue Genüsse. Und dennoch war diese Gegend sonst kahl und sehr wild. Die Erde ist an manchen Stellen mit der größten Mühe hingebracht: oft mußten Baustellen und Gartenplätze erst geschaffen werden. Nicht selten sieht man Gärten, deren sieben oder acht Abstufungen durch Treppen verbunden sind: solcher Abstufungen bilden die Anlagen an beiden Seiten des Weges unzählige; dies gewährt, in Verbindung mit den unterschiedensten Gebäuden der 5000 Landstellen, eine wunderbare Mannigfachheit. Dazu kommen der Schmuck der flachen italienischen Dächer, der großen Fensterscheiben, die Reben-Bekleidung der Häuser und alle andern Verzierungen, die ein Jeder seiner Landstelle gern giebt. Die großen düsteren Cypressen vor den Hausthüren, diese Bilder inneren Grames, mißfielen mir aber.

Eine Wasserleitung, durch deren einen Bogen man in die Stadt fährt, hat Marseille seine Mauern verschafft. Das Gewimmel thätiger Menschen überzeugt bald, daß man sich in der Hauptstadt einer Provinz befindet; je näher dem Hafen, desto stärker wird das Gedränge von Gestalten aus den verschiedensten Nationen. — Marseille ist in das alte und das neue getheilt; das alte liegt theils auf einem Berge, theils an seinem Abhange, und trägt überall die Spuren des hohen Alterthums: enge, krumme, aus- und einlaufende Gassen, hohe häßliche Häuser, alte düstere widerliche Kirchen. Diesen Theil bewohnt nur die niedere Volksklasse. — Am Fuße des Berges liegt das neue Marseille, eine der schönsten Anlagen, die es geben kann. Alle Gassen sind breit, rechtwinklicht, mit schönen Trottoirs; die großen Plätze haben Springbrunnen, am Hafen sind die herrlichen Quais. In den meisten Gassen sieht man auch Baumgänge; besonders schön ist die Hauptpromenade in der langen Straße zwischen den Thoren von Rom und Aix; diese ist etwa drei Achttheil einer deutschen Meile lang, sehr breit und bildet einen Theil der öffentlichen Promenade, die „le cours“ genannt wird. Die Gebäude an beiden Seiten sind schön; auch die Säule, welche dem Papst Clemens II. errichtet ward, zur Erinnerung an dessen Hülfe bei der Pest im Jahr 1720, giebt eine treffliche Ansicht.

Am unterhaltendsten ist le cours an den Nachmittagen der Sonntage. Die höheren Stände in Marseille besuchen ihn nur zwischen 5 und 6 Uhr, aber der größere Haufe und das Schiffsvolk von allen Nationen der Welt wogen frühe dahin. Hier ist der Sammelplatz der Taschenspieler und Gaukler aller Art. Es ist die Copenhagener Thiergarten-Zeit, nur giebt es hier weniger Brandtwein und die Versammlung ist gemischter und zahlreicher. Man muß an den unglücklichen

babylonischen Thurmbau denken, wenn man in wenigen Minuten sieben oder acht verschiedene Sprachen hört. Besonders stark ist das Gedränge in dem Raume einer Achtel-Meile; hier ein Taschenspieler, da ein entlassener Schauspieler, der Stellen aus Comödien hersagt; dort ein taumelnder Guitarren-Spieler, der sich für einen Stegreif-Dichter ausgiebt, den aber bekannte Lieder gleich Lügen strafen; ihm folgt ein Sänger mit seinen tausendmal gehörten Weisen, dann ein Buchhändler: a trois sous le volume! a trois sous! wer kann ihm widerstehen? Oftmals erschallt auch eine Musik, die nicht für Schiffsvolk gesetzt ist. Mich belustigten zwei Virtuosen: ein Junge, der mit Schuhschwärze handelte; er bot seine Waare für 5 Sous aus, die vormals 10 Sous kostete, eben so gute Waare, aber nun die Schachtel umsonst; die Matrosen eilten hin, zu kaufen. Der zweite Virtuos war ein Taschenspieler, der, wie er sagte, die Kunst als Dilettant und als Patriot betrieb: der erste Platz gratis, der zweite pour rien, der dritte au dessous du marché. Da die Vorstellungen auf der Gasse waren, so konnte Jeder umsonst sehen. Ich fand eine mir ganz neue Art des Geld-Erwerbs: eigene Erzähler belustigten die Zuhörer durch allerlei Geschichten; für einen Sous hörte ich den Beschluß einer angefangenen und eine ganz neue Geschichte.

Der Marseiller Hafen ist einer der schönsten in der Welt, gegen 70,000 Fuß lang und fast 1000 Fuß breit. Die Quais sind mit prächtigen Gebäuden umgeben, unter ihnen sind das Rathshaus und die Börse die merkwürdigsten. Die großen Gemälde über die Pest vom Jahr 1720 und die Bildnisse Ludwig XVIII. waren für mich, der ich kein Kaufmann bin, das Bemerkenswertheste. Das eine der Bildnisse ist jetzt gemalt und das andere vor 56 Jahren; dabei entstanden in mir manche Betrachtungen über die Vergangenheit und die Gegenwart: das eine stellt einen blühenden Mann dar, das andere zeigte mir graue Locken.

Ich konnte nicht genug am Hafen umher gehen. Vergebens suchte ich die dänische Flagge; eine Woche vor meiner Ankunft waren drei dänische Schiffe abgesegelt. Unter den Fremden erregten die von Corfu und aus Dalmatien, durch ihre leichte und halbwilde Tracht, besonders meine Aufmerksamkeit; dann die Cephalonier mit ihren auf die linken Schultern gehängten Röcken, und die barfüßigen Griechen; dann die ernsthaften Türken mit wilden glühenden Augen, aber fast Alle mit einem gleichen Ausdruck der Gesichtszüge und Alle in ihrer National-Tracht. Die unendliche Menge von Zoll-Dienern war weniger anziehend; sie umgarnen den Hafen in steter Bewegung. — Die Marseiller riefen den König, nach seiner Zurückkunft, so lange an, bis ihr Hafen für einen Freihafen erklärt ward. Aber sechs oder sieben englische Häuser zogen schnell den Expeditions-Handel an sich, den die Marseiller zu ihrer eigenen Goldgrube machen wollten. Zugleich umgaben, wie billig, drei Douanen-Linien die Stadt auf's genaueste; der Stadt verblieb die Verbindung mit der Levante, England und Amerika, aber mit der Provence war sie dem größten Zwang unterworfen. Endlich gab der König ihren Bitten nach und hob die Freiheit des Hafens wieder auf; sogleich verschwanden die Engländer. — Der Hafen wimmelt von Gondeln oder Böten. Sie sind reinlich, niedlich und fast alle bunt angestrichen; über jedes ist ein Segeltuch gegen die Sonne ausgespannt, welches diesen kleinen, leichten, luftigen Gebäuden das Ansehen eines Maskeraden-Aufzuges giebt. Die Schiffer sind hier, wie überall, billig und genügsam und wir schlossen mit den vielen Bewerbern einen leichten Handel zu einer Spazierfahrt. Wir wollten das feste Schloß Iff, das auf einer Insel liegt, und die Rhede sehen. Unser Gondelführer kannte jedes Schiff im Hafen; er zeigte uns besonders zwei große Schiffe, die dem Vice-König von Egypten gehörten; dieser hatte sie von den Engländern gekauft und wollte nun noch sechs Handlungs-Fregatten von den Amerikanern erhandeln. Er scheint ein thätiger Fürst zu seyn. — Wir kamen bald an die Einfahrt; zur Linken hatten wir das Fort St. Nicolas, zur Rechten das Fort St. Jean und dicht daran das Büreau der Quarantaine-Anstalt. Die beiden Vorgebirge strecken an der linken Seite wilde und nackte Klippen in das Meer; an der rechten sieht man fruchtbare bezaubernde Buchten. Da liegt das schöne Chateau verd mit den paradiesischen Umgebungen, wohin Sonntags zahlreiche Gesellschaften wallfahrten — die Freude blühet herrlich unter dem nie bezogenen lichtblauen Himmel. Unser Gondolier hatte gewaltige Arbeit; welche Kraft mußte er bei jedem Ruderschlage anwenden! Als wir an die Insel kamen, war er fast erschöpft, und für die Hin- und Rückfahrt gebührten ihm nur 3 Franken. (Die Fortsetzung folgt.)

Denk-Sprüche.

12.

Unser Hoffnungs-Anker, damit uns nicht Leid noch Freude
Je überwältige, muß stets in uns selber nur ruh'n.

13.

Darin ist die Seele des Menschen ähnlich dem Auge,
Daß sie die Ding' um sich her, aber sich selber nicht sieht.

14.

Nur den Gesetzen und Lehrern gehorch' und den redlich des Nutzens
Wegen Befehlenden, sonst keinem Ding' und Geschöpf.

15.

Ehr' ist mit Geld nicht, doch Geld zu erwerben mit Ehre; wenn strafbar
Ist, wer letzteres, wie viel mehr denn, wer erstere stiehlt!

16.

Nimmer sey es gesagt, daß kein wohlthätiger Mann sey
Mancher Räuber und Dieb: schenkt er nicht, was er nicht raubt?

C. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Wien. Zwei wichtige Gegenstände beschäftigen jetzt die innere Staats-Verwaltung: die Militair-Pflichtigkeit aller Insassen ohne Ausnahme — wie in Frankreich, Bayern, Preußen — und deren jährliches Herbeiziehen zum Militairstande durch Loos-Bestimmung; ferner die Ablösung der Frohnen. Die Ansichten mancher Gutsbesitzer und besonders ihrer Beamten sind gegen diese Aufhebung; das ist ganz natürlich, da Letztere dabei zu verlieren fürchten, besonders wenn die Gutsbesitzer, nicht mehr von erzwungenen Natural-Diensten unterstützt, sich leicht entschließen könnten, dem Verpachtungs-System Englands, Frankreichs, der Niederlande u. s. w. zu folgen, um sich in einem so bedeutenden Zweige ihres Einkommens eine gewisse, reine Einnahme zu sichern. Aber was hindert wohl viele Beamte, daß sie selbst Pächter werden? Sie haben die reelle Kenntniß der Landwirthschaft, und werden daher leicht ihren Vortheil mit dem des Verpächters zu vereinen wissen. Freilich müssen die Gutsbesitzer nicht immer darauf sehen, wer mehr Pacht giebt, sondern wer die gehörige Fähigkeit und Rechtlichkeit besitzt, eine eingegangene Verpflichtung pünktlich zu erfüllen. Der Pachter muß, bei allem angewandten Fleiße, die Aussicht haben, sicher zu gewinnen, und nur dadurch ist er im Stande, seine Verpflichtung mit Vortheil selbst seines Pachtherrn zu erfüllen und Alles im guten Stande zu erhalten. Und vor Allem, es gälte ja nur einen Versuch, daß ein Gutsbesitzer berechne, was ihm sein Gut jetzt, mit Beibehaltung der Frohnen, einträgt; und was dann, wenn solche mit Geld von den Bauern abgelöst, die Höfe verpachtet und die Gehalte mehrerer Beamten erspart werden! — Schwerlich wird Einer dabei verlieren, aber Tausende müssen gewinnen! Und der Regierung erwächst daraus der große Vortheil, daß künftig, wenn die Bauern nur dem Staate Steuern oder sonstige Geld- und Natural-Pflichtungen zu leisten haben, sie um so kräftiger im Stande seyn werden, in Zeiten eines außerordentlichen Bedarfs die Staats-Erfordernisse zu befriedigen; denn frohnlos gewinnt der Landmann Zeit, seine Felder besser an zu bauen, auch mehr Muth in sich und höhere Liebe zum Vaterlande. W.

Betrachtungen auf einer schottländischen Kunststraße. Es ist mehrmals von einer zweckmäßigen Beschäftigung des Soldaten in Friedenszeiten die Rede gewesen, und wenn auch in unsern Tagen, besonders in Deutschland, schon Manches geschehen ist, so kann uns doch vielleicht das Ausland noch einige Fingerzeige geben. In Preußen hat man sich in der neuesten Zeit der Soldaten bei der Befestigung mehrerer Städte am Rhein, an der Weser und Elbe mit günstigem Erfolg bedient. Die Arbeiter und der Unternehmer (der Staat) haben hierbei Vortheil gehabt; denn Erstere empfingen mehr Geld und Letzterer zahlte weniger, als er andern Arbeitern hätte entrichten müssen. In Brittannien hat man sich der Soldaten mit dem besten Erfolge bei der Anlage von Landstraßen bedient. So findet man in Schottland, auf der ganzen Strecke Weges von Loch (See) Lomond an bis zum Fort William und weiter hinauf nach Inverneß, eine treffliche Kunststraße, welche von Soldaten, ursprünglich zur Bequemlichkeit der wechselnden Garnisonen, angelegt ward. Sollten nicht auch in Deutschland solche Meisterwerke von Straßen, wie die erwähnte, angelegt werden können? — Sehr freundlich überrascht in öder Einsamkeit, einige Stunden in der Wildniß hinter Glencron, sieht man ein auf der schönen Straße befindliches steinernes Denkmal mit einer Bank, und der Aufschrift: „Ruhe und sey dankbar." Dies Denkmal wird das 22ste Regiment, welches die Straße angelegt hat, jedem Reisenden, den sein Weg hierher führt, in guter Erinnerung erhalten. — Besonders vortheilhaft würde man sich auch in andern Ländern der Soldaten zu dergleichen Anlagen bedienen, wenn letztere in wenig bevölkerten Gegenden unternommen werden sollten, deren man nicht bloß auf den schottischen Inseln und im schottischen Hochlande, sondern auch in Deutschland noch mehrere findet. Es dürfte sich recht gut die Einrichtung treffen lassen, daß die Waffenübungen bei diesen Arbeiten nicht vernachlässigt würden, selbst nicht bei den Regimentern, welche eben dazu kommandirt wären. Denn hätte man etwa zwei Tage in der Woche allein den Waffenübungen gewidmet, so würden diese darunter eben nicht leiden, indem der kleine Garnison-Dienst, Wachen aller Art u. s. w., ganz unnöthig wären. Die Arbeiten müßten allerdings unter Aufsicht und nach der Anleitung eines Bauverständigen geschehen, und die Soldaten eine tägliche Zulage erhalten. Damit die Arbeit in keiner Hinsicht für entehrend, aber auch nur für eine Härte gehalten würde, müßte es den Soldaten selbst freigestellt werden: ob sie daran Theil nehmen wollten oder nicht. Sodann würde es ebenfalls jedem Regimente oder Bataillon zu gestatten seyn, ein ähnliches Denkmal, wie das erwähnte, zu errichten, und selbst die Namen aller derjenigen, welche an der Arbeit Theil nahmen, auf einen Stein oder eine Tafel ein zu graben. Wenn wir bedenken, wie große Werke unsere Vorfahren — in einer Zeit, wo Menschen und Geld noch so selten waren — ausführten, so müssen wir uns besonders angetrieben fühlen, nicht bloß in dem täglichen Schlendergang fortschleichen zu wollen, sondern etwas mehr für das Innere zu leisten, als man seit langer Zeit gewohnt ist. Vergleichen wir Vorzeit und Zeit, so werden wir uns bald überzeugen, daß auch die gewöhnliche Klage: es sey kein Geld vorhanden, kein hinreichender Grund ist für die Unterlassung so manches Gemeinnützigen! Gs.

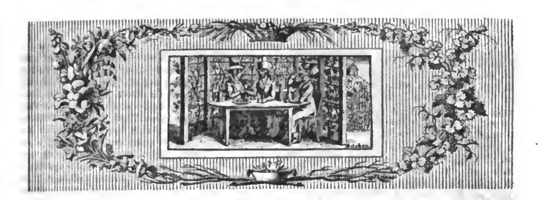
Der jetzt in den Zeitungen genannte Grieche Ulysses ist der Sohn des tapfern ehemaligen Armatolis-Capitains vom Berg Onta, Namens Andeuzzo. Dieser bahnte sich, nach dem letzten Abzuge der Russen aus Morea, ganz allein, mit dem Schwerdt in der Hand, durch alle Banden der Albanesen einen Weg, und ging durch Maine, Messenien, Arkadien, Argolida hindurch bis zum Berg Onta. Selbst hier noch nicht sicher, floh er nach Prevesa. Von den Venetianern auch beunruhigt, wollte er nach Dalmatien und von dort nach Rußland gehen, ward aber von jenen gefangen und den Türken ausgeliefert. Sogar diese seine Feinde waren so voll Achtung seiner Bravheit, daß sie ihm im Gefängnisse Allerlei vorspiegelten, um ihn zur muhamedanischen Religion zu überreden. Er blieb aber Christ, und mußte, an schlechter Behandlung, in Ketten sterben. Sein Sohn Ulysses, obgleich in Prevesa zu den Wissenschaften erzogen, zeigte gleichfalls hervorstechende Lust zum Soldaten, und hat sich schon mehrmals rühmlichst ausgezeichnet, namentlich unter Ali Pascha. Der Sieg über die Albanesen, unter Ommer-Pacha Vrvoni, ist hauptsächlich sein Werk. (Courier fr.)

Es ist erwiesen, daß im Jahr 1814 mehr als 18,000 Griechen im Dienst des russischen Kaisers standen, unter welchen 12,000 im Heere, großen Theils als Unter-Lieutenants bis zum General-Major hinauf, dienten. Im Civilstande gab es gleichfalls über 4000 Beamte, worunter Minister, Consuls, Verwaltungs-Beamte, Regisseurs, Zoll-Beamte, ohne die bei Bibliotheken, Akademien, literarischen Vereinen u. s. w. Angestellten zu rechnen. Zu derselben Zeit gab es zu Hydria 94 Kauffahrtei-Schiffe unter russischer Flagge, 58 zu Spezzia, 4 zu Paros, 19 zu Pesara, und mehr als 150,000 Griechen lebten im ottomannischen Reich unter russischem Schutz, so wie mehr als die Hälfte der kaufmännischen Schiffe Cephaloniens die russische Flagge trägt. (Journ. d. Par.)

Man berechnet, daß an jedem Markttage auf der Blumenhalle in Paris für 20,000 Franken Sträuße und Blumen verkauft werden. (Journ. d. Par.)

Die Lieblings-Merino-Farbe der Pariser Damen heißt jetzt „Punsch-Flamme". (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 6. Oktober. 160stes Blatt.

Die Provence.

(Fortsetzung.)

Die Inseln, welche die Gruppe von Marseille bilden, heißen: Iff, Routenon und Bomege; die beiden letzteren haben Schanzen. In Bomege ist die berühmte Quarantaine-Anstalt; hier bleiben verdächtige Schiffe 30 Tage, ehe ihnen erlaubt wird, in die kleine Quarantaine im Hafen ein zu laufen, wo die Schiffe gleich zugelassen werden, die nur einige Tage warten sollen. Die Einrichtungen auf Bomege sind so vortreflich, daß die Engländer von da Leute nahmen, um die Anstalten zu Maltha an zu ordnen. Iff ist eines festen Schlosses wegen bekannt; sie ist die kleinste der Inseln, ein ganz nackter Felsen, ohne eine Hand voll Erde. In dem Inneren des Schlosses war vormals der Kerker für Staatsgefangene. Nur ein einziger Aufgang führt im Zickzack zu dem Schlosse, welcher der Länge nach beschossen werden kann; in jedem Winkel wird er von einer kreneltirten Mauer abgeschnitten, an der andern Seite ist ein Hinabgang durch die Klippen mit einer verborgenen Thür. Die Klippen sind wild, oft ganz senkrecht, aber uneben, und nur durch die größte Arbeit hat man das Niveau für zwei See-Batterien geschaffen, die stark besetzt werden können. Das alte Schloß oder der große Thurm, le donjon, liegt in der Mitte, mit einem in die Klippen gehauenen Graben umgeben, über den nur eine einzige kleine Brücke führt. Im Thore wohnt der Gefangen-Wärter, der zugleich Castellan des Schlosses ist; der Kommandant hat den Befehl im Inneren; so war es auch in Vincennes und dessen donjon, und so wie da wohnt der Kommandant mit der Besatzung — jetzt ein Corporal und sechs Mann — in einem Gebäude außerhalb dem Graben. Das Schloß hat einen kleinen Garten in der Mitte, mit einer großen Cisterne; der Himmel schenkt ihr aber wenig Wasser, das meiste wird von Marseille geholt. Man könnte sagen, daß das Schloß aus den vier kleinen Thürmen bestände, die den Garten umgeben; denn Alles ist so klein, daß der eine Thurm, ohne Zwischenraum, an den andern stößt. Alle sind zu Gefängnissen eingerichtet, waren aber jetzt leer. Der Gefangen-Wärter gehörte zu den seltenern Menschen: er war ein einfacher, nicht gebildeter Mann aus der Mittelklasse; was er sagte, trug das Gepräge der Wahrheit. Der Ernst, mit dem er die Geschichten Unglücklicher, und die Thränen der Freude, mit denen er ihre Rettung erzählte, nahmen mich schnell für ihn ein. Sein Herz war ehrlich, und mit unerkünstelter Freude sagte er, als ich ihm zeigte, daß eine Thür der Gefängnisse unverschlossen geblieben: „Es ist, Gottlob! nichts daran gelegen, das alte donjon ist jetzt ein Lustschloß für mich!" — Nur den Abgang eines Gefangenen beklagte er, des Generals Lavalette (?). Er war auf zwanzig Jahre dahin verurtheilt; seine Frau war angeklagt und vor das schreckliche Prevotal-Gericht gestellt. Während des ganzen Prozesses blieb der General in düsterem Tiefsinn. „Ich konnte", sagte der redliche Castellan, „ihn ganze Stunden an das Essen erinnern, und ich war nahe am Weinen, wenn er voll

Verzweiflung nach seiner Frau und seinen Kindern rief. Nichts, nichts konnte ihn trösten. Da ersann ich ein gutes Mittel: ich führte meine Kinder zu ihm, ihre kleinen Aufmerksamkeiten und ihr kindliches Geschwätz waren das einzige, was seinen Gram linderte. Das war mir eine harte Zeit, mein guter Herr! Alles ist vergessen, wenn ich an den Augenblick denke, da die Nachricht von der Lossprechung seiner Frau ankam. Mir fehlte die Sprache, als ich ihm den Brief brachte; er — wie beschreibe ich das — er erblaßte, sein ganzer Körper bebte; dann war es, als ob er Kräfte zur Erbrechung des Siegels sammelte. Ich stand an der Thür wie ein Verbrecher, ich hatte ja den Brief gebracht! — als er zwei Worte gelesen hatte, sank er auf die Kniee und dankte Gott, und unwillkührlich kniete ich auch und heißere Danksagungen hat Gott nie empfangen!" — Die Augen des ehrlichen Alten füllten sich von neuem mit Thränen. Späterhin bewarb seine Frau sich um seine Freiheit; die Strafzeit ward zu zehn Jahren vermindert, aber der General von Iff und von seinem gutgesinnten Wächter weg, nach dem größeren Gefängniß Pierre Chatel gebracht, wo die Anzahl der Gefangenen sein Schicksal härter machte. Welcher Unglückliche fand auch jemals einen Aufseher wie diesen?

Fast das ganze Gefolge Mürats war hier gewesen. Von allen hiesigen Gefangenen war der Oberst B., jetzt wirklicher General-Major, der munterste. Er ließ sich täglich acht Flaschen Bier geben, „und ich", sagte der Castellan, „bemerkte nicht, daß er die Pfröpfe behielt: man kann ja nicht an Alles denken!" Als der Oberst B. Iff verließ, schenkte er dem Castellan eine Kork-Kleidung, die er verfertigt, und wozu er alle Pfröpfe verbraucht hatte. Er wollte, wäre er nicht frei gelassen worden, sie zu einem ihrer täglichen Spaziergänge anziehen, ins Meer springen und zu entkommen suchen.

Ich verließ dieses Schloß nicht, ohne dem herrlichen Kleber zu huldigen: seine Leiche stand noch in den unteren Gewölben. Ein halbes Jahr darauf ließ der König die Ueberreste des Helden nach seinem Geburtsort Strasburg führen, wo ihm ein Denkmal errichtet wird.

Ein Kunstkenner muß in dieser mächtigen Handelsstadt keine Befriedigung erwarten; das einzige Sehenswerthe ist das Kork-Cabinet. Das ist ein guter Gedanke; etwa sechszig der merkwürdigsten Denkmäler aus den schönen Tagen Roms und Griechenlands sind in Kork dargestellt: jedes Stück ist 1 bis 1½ Ellen hoch, und mit großem Fleiße gearbeitet: Friese, Capitäler, sogar das Laubwerk an den Arabesken. Ich vermuthe dieses auch bei denen, die ich nicht kannte, da der Triumph-Bogen in Orange, Pont du gard, zwischen Avignon und Nismes, la maison quarrée in Nismes und die beiden angeführten Monumente in St. Remy, die ich kenne, sehr ähnlich nachgebildet waren. — Darauf besah ich eine Fabrik von Korall-Perlen. Man kann sich keine Vorstellung davon machen, durch wie viel Hände und wie ungeheure Arbeit man diese kleinen, einfachen, rothen Perlen verfertigt. Zuerst werden die Korallen abgekniffen und nach ihrer Größe sortirt, dann in kleinere Stücke abgekniffen nach der Größe der Perlen, die verfertigt werden sollen; darauf das Gröbere abgeglättet, dann bis zur Feinheit geschliffen. Das letzte ist sehr mühsam, jede kleine Perle wird so lange an den Schleifstein gehalten, bis sie die genaue Form hat; nun kommt die harte Arbeit des Einbohrens der Löcher, zuletzt folgt das mehrere Male wiederholte Schleifen, Abputzen und Aufsetzen der Ränder. Hart ist die Arbeit und der Lohn gering. Vielleicht ist der unbedeutende Gewinn aus der Arbeit die Ursache, daß die niedrige Klasse mit so Wenigem aus zu kommen versteht. — Der Hafen, die Märkte, le cours und andere Alleen zeigen lange Reihen von Tischen, die mit Orangen, Weintrauben, Kirschen von wundervoller Größe und allen Arten gewöhnlicher Früchte bedeckt sind. Das gehört zu den größten Wohlthaten des dortigen Himmels. Das Leben ist überall leicht, und ob es gleich in dem, von Fremden stark besuchten Marseille kostbarer ist, als in dem übrigen Theil der Provence, so bleibt doch der Unterschied gegen Paris wie 2 zu 3.

Die Marseiller waren in großer Bewegung. Der Tänzer Paul, der kurz vorher zum Solo-Tänzer bei der großen Oper in Paris ernannt war, ist aus Marseille, und kam mit einem vierzehntägigen Urlaub zu seinen Landsleuten. Jeder bestellte lange vorher einen Platz. Das merkwürdige Ereigniß war der Hauptgegenstand aller Unterhaltungen; doch haben die Marseiller keinen so großen Eifer für das Theater, als die Toulouser, die im Jahre 1817, als Talma bei ihnen war, nachdem das ganze Haus, das Orchester und die Plätze zwischen den Coulissen angefüllt waren, die Direktion zwangen, eine Reihe Oeffnungen in den hinteren Teppich zu schneiden, durch welche sie die Köpfe steckten. Ein Augenzeuge sagte mir, die Ansicht der durchgesteckten Köpfe sey so komisch gewesen, daß die Aufmerksamkeit von Talma abgezogen wurde. — Unter den Schauspielern fand ich keinen ausgezeichneten; ihr Spiel war ohne Feuer, sie deklamirten die Verse nicht richtig und ihr Geberdenspiel war zu stark. In der Oper fand ich die Altstimmen und den Chor recht gut — ich sah die „Vestalin" — aber im Ganzen war die Besetzung nur mittelmäßig. Das Orchester war gut eingespielt und hatte mehr als vierzig Musiker. Die Stadt rühmt sich des besten Orchesters und des besten Chors von allen Theatern der Provinzen; aber Marseille

ist mit seinen 100,000 Einwohnern auch die dritte Stadt in Frankreich. Das Ballet war erträglich. Die Marseiller brüsteten sich in den Tagen nicht wenig mit ihrem Paul, dem Paul, von welchem die Pariser sagen: daß er sich einen Zwang auflege, wenn er in einem Ballet einmal über die Bühne gehe, parceque sa marche ordinaire est un vol (weil sein gewöhnlicher Gang ein Flug ist). Die innere Einrichtung des Hauses ist recht schön und die Beleuchtung nicht schlecht; aber die Coulissen, der Vorhang und die Kleidungen sind weder des sehr großen Theaters, noch der reichen Stadt würdig. — Die Einwohner sind so sehr an Fremde gewöhnt, daß sie ohne Verwunderung Türken und Griechen, in ihren Nationaltrachten, im Schauspiel sehen; für mich war es ein befremdender Anblick. Am Sonntags-Abend waren Alle in vollem Putze und reich gekleidet. Einer war ein sehr ansehnlicher Mann mit großen schwarzen Augen und einem, eine Viertel-Elle langen Barte; ein sehr kostbarer Shawl war sein Turban, das Unterkleid von blauem Atlas mit eingewirkten Goldblumen, das Oberkleid von rothem Atlas mit einer Pelzverbrämung und Goldbesetzung: an den Händen trug er große goldene Ringe. Sein Nachbar war eben so reich gekleidet. Beide redeten kein Wort mit einander und bewegten weder Kopf noch Glieder, aber desto thätiger waren ihre Augen; sie ließen vielleicht kein einziges aller anwesenden Frauenzimmer ohne genaue Betrachtung. Auch die übrigen Türken bemühten sich, den Ernst und die Unveränderlichkeit der Gesichtszüge bei zu behalten, wie dies bei ihnen zu den guten Sitten gehört. (Die Fortsetzung folgt.)

Das Rendezvous.

5. Das Wiedersehen.

Hätte an jenem Tage irgend Jemand im Eulenkrug gewohnt, wäre er ohnfehlbar von einem lauten Doppelschrei erschreckt und an das verwitterte Fenster gelockt worden, um nun Poldchen in Gusteis Armen zu sehen und mitten durch das Plätschern des Regens das trauteste aller Gespräche zu belauschen. Die Lust nämlich hatte gesiegt, und an einen Wortbruch war nicht zu denken. Durch finsteres unheimliches Gestripp hatte Poldine, längs des schlüpfrigen Felsenpfades hatte Gustel bergab den Weg gefunden. Beide langten zugleich an, sahen sich, schrieen laut auf im namenlosen Entzücken, sanken sich in die Arme und begannen hierauf den Grundstein des Luftschlosses zu legen. Von der Wonne des Wiedersehens war die Rede, von der unbekannten und wahrscheinlich übergroßen, die man empfinden müsse, wenn der langersehnte Bräutigam endlich ankomme, um Hochzeit zu machen. Eine Zergliederung des Berufes beider verschwisterter Engel folgte dann — Poldine nämlich entschied sich für das Stadtleben, Gustel aber wollte nur mit einem angenehmen Landwirth in seinem Paradiese wandeln. Die Form und Farbe des Brautkleides ward dann erörtert, und nebenbei der Rechte und Pflichten gedacht, die der künftigen Gattin anheim fallen dürften. Endlich erfolgten unter Blitz und Donner, unter Sturm und Regen, Schwüre ewiger Freundschaft, ein herzbrechender Abschied und das heilige Versprechen, sich morgen zur selben Stunde wieder ein zu finden, ob auch gerade ein Comet der Erde begegne oder zufällig einen Hoppa's nach dem Eulenkrug mache.

6. Die Göttinnen.

So ging es fort, Tag für Tag. Der Donner verhallte, die Blätter fielen, die Vögel des Waldes, Zeugen so manchen zärtlichen Zwiesprachs, flohen zu wärmeren Zonen, den Strom bedeckte Eis und die Pelz-Saloppen der Freundinnen schützten vor kältendem Schnee. Es blieb bei dem Alten und bald erscholl in dem Thale die Sage: daß es in der Dämmerungs-Stunde am Eulenkruge nicht geheuer sey. Nur Gustel und Poldel wußten es besser und — außer ihnen noch zwei allerliebste junge Männer, deren Reiseziel seit geraumer Zeit gleichfalls der Eulenkrug war. Der junge Amtsrath Fischlein nämlich hatte im vorigen Herbst einen Besuch aus der Stadt, nämlich Boltenstern, den Jäger-Hauptmann. Da nun Beide einstmals sich auf der Jagd verirrten, gelangten sie, nach manchem vergeblichen Herumstreichen in dem endlosen Forst, in die Gegend des Rendezvous-Plätzchens, erblickten sie durch das Gebüsch etwas Weißes, und vermeinten, da sie nun näher schlichen, die alten Götter wieder erstanden und dort am Fuß der tausendjährigen Eichen zwei Oreaden zu sehen, oder Diana vielmehr sammt ihrer Schwester, der schönen Aphrodite.

7. Das Hotel.

Beide Herren sahen und sahen sich bald blind, hörten, wie Poldchen gelobte, morgen wieder zu kommen, wie Gustel bei dem Scheiden der Freundin schwur, daß kein denkbares Wetter sie hindern könne, ein zu treffen, und schwuren nun selbst, daß ein junger Amtsrath und ein allezeit heirathslustiger Jäger-Hauptmann ganz von Gott verlassen seyn müßten, wenn unter solchen Umständen ihnen der unwirthliche Eulenkrug nicht tausend Mal lieber wäre, als das erste Hotel der Residenz. Und sie quartirten für die Abende sich ein.

8. Unwillkommen.

„Ist Er verrückt, Hans Dampf?“ sprach Herr von Boltenstern — nach Verlauf eines Vierteljahres, also mindestens zwei Monate nach dem Tage, an welchem sein Urlaub verflossen war — zu seinem Reitknecht. „Ist Er rein närrisch? — der Regiments-Adjudant wäre hier?“ — „Im Kruge abgetreten, gnädiger Herr! wie ich sage!“ entgegnete der Gescholtene, „und hierher

unterweges — da ist er schon, nun, ich mag nicht zusehen!" — „Herr Bruder!" sprach der Eintretende, „fast fürcht' ich mich, Dir zu nahen, denn so etwas weniges mußt Du toll geworden seyn! Im Herbste gingst Du — für drei Monate nur, laut Cabinets-Ordre — nun singt die Nachtigall, der Ochs brüllt auf der Weide, kurz, der längste Tag ist nahe und noch liegst Du hier auf. Der Oberst wüthet und beschießt die rückkehrende Lauf-Ordonnanz, die er täglich nach Deinem Quartier schickt, mit Allem, was ihm unter die Hände kommt, und da er Dir wohl und nicht den Tod des Sünders will, sendet er mich her, zu erforschen: ob Du etwa für das Irrenhaus reifest oder nur für die Festung — nun, Bruder, pack' nur eilend ein, denn dort und hier ist nicht gut seyn!" (Der Schluß folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

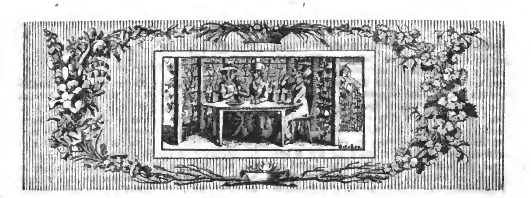
Wien. Die k. k. Gemälde-Gallerie im Belvedere hat einen Zuwachs von einigen vierzig Stücken erhalten, welche größten Theils in Meisterwerken der Heroen in der Maler-Kunst aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert bestehen, und, außer einem unschätzbaren Raphael, vortrefliche Gemalde von Guido Rheni, Correggio, Dominichino, Giulio Romano, Caracci, Caravagio, Fra Bartolomeo, Andreas del Sarto, Titian, Albano u. s. w. und einige Werke der altspanischen und französischen Schule enthalten. Graf Thurn aus Görz, der Besitzer dieser Sammlung, die der Kaiser bei seiner Durchreise in dessen Hause sah, hat selbe, nach dem Wunsche des Monarchen, nach Wien gebracht, und dafür, außer dem Besitzrechte eines kameralischen Waldes, eine Summe von 80,000 Fl. in 20-Kr. erhalten. — In Betreff der hiesigen Journalistik muß ich Ihnen vor Allem melden: daß die „Jahrbücher der Literatur" nicht aufhören, wie einige Journale meinten; jedoch hat Hr. v. Collin die Redaktion niedergelegt und Hr. v. Bucholz, durch einige historische Leistungen bekannt, ist an seine Stelle getreten. Die „Theater-Zeitung" hat ihren Mitredakteur, Hrn. Bering, verloren, der als deutscher Schriftsteller (wie Hr. Sievers) nach Paris zu gehen willens seyn soll. Das „Conversationsblatt" wird leider mit Ende des Jahrs aufhören. Hr. Graffer, der Gründer dieses Zeitblattes, hatte die Bewilligung zur Herausgabe desselben unter dem Titel: „Der Unbefangene" schon vor 9 Jahren und zwar nur für seine Person erhalten; das Privilegium war also in dem Augenblick für erloschen an zu sehen, als Hr. Gräffer die Redaktion aufgab. Die höhere Behörde, den Credit der Geroldschen Verlagshandlung und die Pränumeranten berücksichtigend, hat die Fortsetzung desselben bis Ende dieses Jahres, unter Leitung des Hrn. J. F. Castelli, erlaubt, und das Ansuchen zur Fortführung desselben für das Jahr 1822 abgeschlagen. Die Lesewelt wird ungern dieses Blatt vermissen und die Umstände bedauern, welche in Oesterreich die Oeffentlichkeit einschranken. Die „Eipeldauer Briefe", fortgesetzt von Bauerle, haben für jetzt auch aufgehört, da die Verlagshandlung in merkantilische Mißverhältnisse gerieth. Eben so hat die zu Pesth erscheinende „Pannonia", welche durch das thätige Streben des Hrn. Graffer in etwas zu blühen begann, diesen ihren neuen Mitredakteur schon wieder verloren, was wohl dieses Journal in seine vorige Mittelmäßigkeit zurück führen dürfte; hingegen gewinnt die in Prag von Kramenius heraus gegebene und von E. W. Schießler redigirte Unterhaltungsschrift: „Der Kranz", wovon bereits drei Hefte zur Oeffentlichkeit gelangt sind, täglich an Interesse und Theilnahme. Der Vorwurf des Nachdruckes, der nicht ohne Grund dem ersten Hefte zu machen ist, verschwindet bei dem zweiten, wo Hr. Schießler die Redaktion übernahm und mit einer artigen Erzählung: „Trotzkopf und Trotzköpfchen", von Waller, und einem gelungenen Gedicht von Langer: „Die Grubenfahrt" debütirte. Außerdem sind vom Redakteur, dann den Herren Griesel, Karl Grumbach, J. Bolt, Jeitteles, Dr. Dietrich, Saphier u. s. w. interessante Beiträge zu finden. — Das Theater an der Wien hat für den August zwei seiner vorzüglichsten Glieder entbehren müssen. Demois. Botta war in ein Bad gereist und Hr. Jager erhielt einen wiederholten Ruf zu Gastspielen nach Grätz. Die Nachrichten von diesem Orte sind voll Lobeserhebungen über den Kunstgenuß, den dieser herrliche Sanger den Einwohnern verschafft. Während seiner Abwesenheit hat der zweite Sanger, Hr. Haizinger, sich mit Glück versucht. Mad. Hoppe, vom Linzer Theater, hat — in einer Lieblings-Rolle der Demois. Botta, „Therese" in „die Waise aus Genf" — mit Erfolg debutirt; ihre hübsche Gestalt trug Vieles dazu bei. Auch machte dieses Theater durch das Engagement eines Gastes, des Hrn. Rott, gleichfalls vom Theater zu Linz, für das Heldenfach eine gute Acquisition, um Hrn. Heurteur, welcher, der Sage nach, zur Hof-Bühne übertritt, einigermaßen zu ersetzen. — Ein historisches Schauspiel: „Heinrich IV. in Paris" ist ohne Theilnahme über die Bretter gegangen und Rossini's „Torvaldo und Dorliska" beifällig aufgenommen worden. — Das in Abspannung liegende Leopoldstädter Theater hat endlich, unter der Leitung der Cerba-Muse, ein neues Stück geliefert, und zwar ein „Vergißmeinnicht". Die Direktoren haben auch nicht vergessen, dem erstgebornen Söhnlein — unter ihrer Regierung — die Maler, Maschinisten und Theater-Schneider zu Gevattern zu bitten; demungeachtet ist das Blümlein, nach einigen Tagen des mühseligen Vegetirens, im Strome der Vergessenheit versunken. — Die Leistungen des Theaters in der Josephstadt sind seit einiger Zeit sehr unbedeutend und kaum zu erwähnen. Daß Hr. Rosenau von der Direktion entfernt wurde, ist kein Kunstgewinn, da der jetzige Vorsteher, Hr. Karl Mayer, noch weniger die Eigenschaften eines Direktors besitzt als Jener. **.

Ein Franzose hat die wichtige Erfindung der Anfertigung eines vollkommen ächten Damascener-Stahls gemacht, mit allen den Eigenthümlichkeiten, wie man sie sonst nur an den syrischen Damascener-Klingen rühmte, das heißt: hart, biegsam, rein, hellklingend, und schwerer als jeder andere Stahl. Der Bruch hat ein so feines Korn, daß man es kaum durch ein Vergrößerungs-Glas sehen kann. Eine solche Klinge, wenn sie auch noch so schwach ist, zerschneidet die härtesten Metalle, selbst andern Stahl. (Courier fr.)

Im Staate Massachusset hat man eine Ketten-Brücke über den Strom Marrimack, drei Meilen jenseit Newburg-Port, geschlagen. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von 244 Fuß Länge. Die beiden Ruhe-Pfeiler sind von Stein, 47 Fuß lang und 37 Fuß hoch; auf ihnen erhebt sich ein Gerüst von 30 Fuß Höhe, über welches zehn Ketten gehängt, deren beide Enden aber zu beiden Seiten tief in die Erde eingegraben und mit den schwersten Steinlagen belastet sind. Jede Kette hat 516 Fuß Länge; wo sie auf dem Gerüst ruhen und wo sie das meiste zu halten haben, sind sie dreifach und ganz kurzgliederig. Die Brücke hat zwei Fahrbreiten, jede von 15 Fuß. Man kann, so rasch man will, darüber hinfahren, ohne daß der belastete Theil sich bedeutend senkte oder erschüttert wird. (Journ. d. Déb.)

Gewöhnlich dringt ein Theater-Held sich entweder mit zu viel Gleichgültigkeit oder mit zu viel Seelen-Erhebung um das Leben. Mad. Pasta trinkt (in „Romeo und Julie") ihr Gift, wie man etwa ein Glas crême de Menthe genießt, thut dann zwei Schritte zurück und wirft das Fläschchen hinter die Coulisse, einem Figuranten zu, der es auffangen muß. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 8. Oktober. 161stes Blatt.

Das Rendezvous.

9. Das Tollhaus.

„Mit nichten!“ — sprach der, aus dem Nebenzimmer herein tretende Amtsrath, in der Rechten eine Flasche Johannisberger, in der Linken den herrlichsten Champagner tragend — „mit nichten, mein werther und sehr willkommener Gast! — denn jetzt müssen wir trinken; Sie um einige Nachsicht, mein zerknirschter Freund um etwas Muth, und ich, um sattsame Lust zu gewinnen, Ihnen das erfreulichste aller Abentheuer zu berichten. Eh bien, angestoßen! — Es lebe meine himmlische Auguste! — Es lebe die wundervolle Leopoldine! — Vivat hoch vor Allem der Eulenkrug, er ward zum Himmelreich! — Kinder, ich bin einzig fidel!“ — „Und ich im Tollhause!“ murmelte der Adjudant, „nichts ist gewisser!“ — „Nun getrunken, cher ami! und dann gehört!“ — Sträubend that der neue Freund Bescheid, deckte sich jedoch zuvörderst den Rücken, denn ihm schien es besser, bewahrt als beklagt.

10. Das Messer an der Kehle.

„So und so geht's uns!“ fuhr Fischlein fort; „wir sahen im dicksten Forste zwei Mädchen, gegen welche die vielgepriesene Helena selbst zur Hexe herab sinkt; sehen in der Nähe ein altes brechendes Nest und hören, daß besagte Huldinnen alltäglich bei selbigem verkehren. Wir haben auf einmal allda auch wichtige Geschäfte, kommen und kommen wieder, verfolgen heimlich Jeder seine Auserwählte nach der nahen Wohnung, zeigen uns endlich, sprechen bei den Eltern am Vormittage zu und hören am Nachmittage, in dem göttlichen Eulenkrug versteckt, welche Sensation wir erregten. Enfin, warum soll ich's nicht sagen, wir sind geliebt — nur zaudern die Sittsamen noch mit dem Geständniß, und vergebens sannen wir bisher auf ein Mittel, es ihnen zu entreißen. Endlich scheint's gefunden, da kommen nun der verehrliche Herr Adjudant und setzen dem armen Boltenstern, der heute das süßeste Geständniß von den Lippen seiner Poldine küssen will, das Messer an die Kehle. — Ey, zum Geyer! trinken doch Hochdieselben — Sie werden ja ein Christ seyn, ein ächter, frommer, der ein Auge zudrückt und mit dem andern höchstens blinzelt — nicht wahr, es hat noch acht Tage Zeit?“

11. Der bayersche Hiesel.

Am Abend des selbigen Tages saßen Poldel und Gustel wieder unter der Eiche und sprachen, diese von ihrem Fischlein, jene von ihrem Hauptmann; jede aber nannte den Ihrigen den Schönsten. Poldel rühmte vor Allem den blonden Bart, den kleinen Fuß und die Donnerstimme ihres Erwählten. Gustel dagegen stach mit einem Trumpf vor und sprach fast schnippisch: „Fischleins kleiner Finger ist mir lieber als Dein ganzer Goliath!“ — Doch blieb ihr das letzte Wort im Munde stecken; denn hinter dem Eulenkrug hervor traten drei Kerls, von einem Vierten angeführt, der dem bayerschen Hiesel, dem abgefeimtesten Spitzbuben seiner Zeit, auf's Haar glich. — „Ach, du barmherziger Gott!“

jammerte jetzt Gustel, „das sind Räuber!“ — „Ich falle in Ohnmacht!“ sprach Poldine. „Halte mich, Gustchen!“ — Doch diese ward eben selbst gehalten, denn der Räuber packte ohne Erbarmen das weiche Händchen der zum Tode Erschrockenen, und donnerte: „Du gehst mit mir, schönes Kind, nach einer solchen Braut sehnte sich mein Herz schon lange — Allons, marsch!“ — Der erste der drei andern Unmenschen griff hierauf mit gieriger Faust nach der mehr todten als lebendigen Poldine; der Zweite zog drei Würfel hervor, reichte sie dem Dritten und sprach: „Wirf an, Bruder, wer den ersten Pasch hat, kriegt's Mädel!“ — Vergebens schwur Gustel, daß ihr in dem liebenswerthen Fischlein bereits ein angenehmer Bräutigam zugewachsen sey; vergebens betheuerte Poldine, unter zahllosen Thränen, daß der gute Boltenstern bereits einen Pasch geworfen habe — die Räuber-Fäuste packten immer fester, den Mädchen ward es immer schwärzer vor den Augen.

12. Der Rockschooß.

Da erscholl plötzlich ein lautes Rufen. Auf hohem Roß sprengte, dem heiligen Georg gleich, der Jäger-Hauptmann, wie Blondel von Nesle der angenehme Fischlein auf einem niedlichen Grauschimmel daher. Rasch waren Beide herunter, und stürmten mit einem lauten Hurrah auf die blutgierigen Räuber. Ein gräßlicher Kampf begann, während dem Poldel und Gustel gern die Flucht ergriffen hätten, wäre ihnen sattsame Kraft übrig geblieben. Lange schwankte der Sieg, endlich trat er auf die Seite des Rechts: die Räuber flohen, und Gustel, die muthige Gustel, in welcher mit einem Mal der Geist der Amazonen-Königin rege ward, behielt als Trophäe den Rockschooß ihres Räuber-Bräutigams, den sie noch fest halten wollte, damit ihm kein Schlag entgehe, in den Händen. Die Sieger aber behaupteten das Schlachtfeld und küßten das Te Deum von den süßen Lippen der holden Mädchen, die nun nicht länger zauderten, ihre Retter mit dem holdesten aller Geständnisse zu vergnügen.

Da nun nach einem Vierteljahre beide Hochzeiten gefeiert wurden und die Strohkranz-Rede bereits gehalten war, flüsterte der anwesende Regiments-Adjudant in das Ohr der staunenden Gustel: „Darf ich meinen Rockschooß mit einem Kuß auslösen?“ — Der lustige Glashütten-Inspektor aber zog drei Würfel hervor und sprach zu dem gegenüber sitzenden Boltenstern: „Wirf an, Bruder, wer den ersten Pasch hat, kriegt's Mädel!“ — Poldine traute kaum ihren Ohren. Die armen Sünder aber wisperten: „Wir waren ja täglich im Eulenkrug und hörten Alles!“ — Erröthend verschlossen die holden verhöhnten Bräute den Mund der Frevler — nun, der Erzähler wollte, es wäre ihm geschehen!

Die Provence.

(Fortsetzung.)

Von Marseille nach Toulon sind 5 bis 6 deutsche Meilen; die erste Hälfte des Weges geht durch das Departement der Rhone-Mündungen, die zweite durch das Var-Departement; jene ist wild, diese noch wilder. Kaum eine Meile von Marseille enden die niedlichen Landstellen und künstlichen Gärten, dann wird die Vegetation unendlich geringer und allenthalben sieht man hier und da nackte Klippen; die Früchte werden klein und von der einfachen Art, die Anlagen der Städte beschränkt. Handel und Verbindungen sind unbedeutend, wie der Wohlstand. Solche Unfruchtbarkeit wirkt oftmals nachtheilig auf die Einwohner und macht sie ungemüthlich, schüchtern und kalt; aber hier lächeln auch die gewöhnlichsten Frauenzimmer uns so schalkhaft unter ihren großen Sonnenhüten an, mit einer so natürlichen, unbefangenen und freundlichen Sanftheit, daß ich mich in meinen Familien-Kreis versetzt glaubte. So wie man sich Ollioules nähert, nimmt die Gegend eine schöne Wildheit an; die Wege haben kaum Platz für zwei Wagen, die Feldwege laufen in einer Höhe von 2 bis 300 Fuß, senkrecht, oft nackend. Selten findet man eine kleine Schlucht; dann fällt gewöhnlich ein Giesbach nieder, der nach einem Regen den Weg völlig unfahrbar macht. Nur die Gipfel der Bäume an den Bergspitzen erinnern noch an Vegetation, und Krümmungen und überhangende Felsenstücke lassen oft zwanzig Schritte vor dem Wagen den Weg verschwinden. So dauert es eine Viertel-Meile, dann hat man die höchste Stelle des Weges erreicht und eine köstliche Ansicht belohnt die Mühseligkeiten. Unten, in einem theilweise von Bergen umgebenen Thale, liegt Ollioules. Orangen sind da keine Seltenheit; die untern Theile der Berge sind mit Reben, die oberen mit Holzung bedeckt. Nur einzeln ragen nackte Klippen hervor, durch die Contraste herrlich wirkend. Feigen- und Mandel-Bäume wachsen fast überall im Thal: wo sie nicht gedeihen, stehen Oliven-Bäume in Menge; das Korn bleibt niedrig, aber das ganze Thal hat das Ansehen eines großen Gartens und ist in Beete getheilt: sie tragen Reben, Korn und Gartenfrüchte; die Grenzen sind durch Orangen-, Oliven- und Feigen-Bäume bezeichnet. Bis Toulon bleibt die Gegend schön; die Ebene ist mehr oder minder angebaut, selten wild, nirgends öde. Dazwischen erblickt man die ungeheure Fläche des mittelländischen Meeres; aber man verliert sie oft wieder, bis auf den letzten Berg, der Toulon beherrscht; da, wie bei Marseille, übersieht man ohne Hinderniß die endlose Fläche.

Die Gegend um Toulon steht der bei Marseille nach. Toulon hat 12 bis 15,000 Einwohner und fast

keinen Handel; aus dem geringen Wohlstande entsteht es, daß wenig an die Verschönerung der Gegend verwandt wird. Eine andere Ursache ist die Eigenheit des Bodens: eine Menge kleiner Steine, „Saffres" genannt, kleben, wenn sie eine Stunde bei einander liegen, zusammen; nach zwanzig Jahren bilden sie eine feste Decke und an dem Ufer eine Masse, die kaum durch Minen gesprengt würde. Toulon ist eine Festung, aber von Bergen beherrscht; doch dient sie auch nur dem Hafen zum Schutze. Bedeutend ist die Besatzung und was zum Seewesen gehört. Der Admiral Missiessy, bekannt von Antwerpen und Vließingen, ist Gouverneur. Er wohnt in einem schönen Palast am Paradeplatz, nahe am Eingange des See-Etablissements. Der schöne Orlogs-Hafen ist inwendig von dem Arsenal und den Gebäuden der Magazine umgeben, auswendig nach der Rhede hin von einer Linie Bastionen; ihrer sind drei, im Hafen selbst aufgeführt: ein herrliches Werk von behauenen Steinen. Die Gefängnisse der Galeeren-Sklaven liegen an dieser Linie. An der Seite des Orlogs-Hafens ist der Kauffahrtei-Hafen, darinnen eine ansehnliche Kran-Einrichtung mit 8 bis 10 Armen. Die Rhede und der Hafen gehören zu den besten; Linienschiffe können tief im Hafen liegen und die Rhede hat überall 30 bis 40 Faden Wasser. Die Stadt benutzt nur einen kleinen Theil des Kauffahrtei-Hafens; sie hat kaum 30 Schiffe und nur für den inneren Handel; den größten Platz benutzt die königliche Marine. In Toulon sind überhaupt 12 Linienschiffe, wovon vier Dreidecker, 14 Fregatten und 12 Brigs. Jetzt war es auf den Werften stille, aber unter der vorigen Regierung hatte man immer zwei Linienschiffe und drei Fregatten in Arbeit. Damals waren mehrere Tausend Arbeiter und doppelt so viel Galeeren-Sklaven da; jetzt sind sie mehr vertheilt. Die Volksmenge von Toulon überstieg bisweilen 30,000. Die Sklaven wurden mit Härte behandelt: die lebenslänglich Verurtheilten hatten sehr schwere Arbeit; die Andern ruderten und zogen Lasten am Holm. In den ersten drei Tagen nach ihrer Ankunft erhielten sie gute Pflege und Fleisch; dann, bei Krankheiten ausgenommen, nur Pferde-Bohnen, Brod und Wasser, und, was einem Franzosen das Schrecklichste ist, Stockschläge. Die Befestigung gegen die Landseite beherrscht fast das Ganze. Die Anlage ist einfach und die Arbeit am Hauptwall gut, die Bekleidung von großen behauenen Steinen: aber kaum ist ein Ravelin da für die porte de France und die porte d'Italie, es giebt keine Außenwerke und der Graben war allenthalben in schlechtem Stande. Die Bekleidung der Contrescarpe ist an den meisten Stellen niedergefallen. Die beste Lage hat das Land-Arsenal, denn diese einzige Stelle in dem Kreise gegen die Landseite wird nicht beherrscht; man konnte etwa 400 Kanonen, 10 Mörser und 20,000 Kugeln von dem Walle aus darinnen sehen. Die Magazine des Arsenals bestanden in zwei Gebäuden von zwei Stockwerk und 30 Fach. Auch hier ist eine Quarantaine-Anstalt auf der Rhede, wo damals eine holländische Escadre lag. Der Aufenthalt in Toulon ist nicht angenehm und Alles ist still, wenn auf den Werften nicht gearbeitet wird. Jeder ist dann mißvergnügt: dabei unwillig über die Visirung der Pässe und die endlosen Aufpassereien der Polizei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Delort, in seiner „Reise in die Umgebungen von Paris", erzählt von Collin — mit dem Beinamen: der „Theater-Lafontaine" — Folgendes: Er hatte eine lange Zeit in Paris einen seiner ehemaligen Schul-Kameraden frei erhalten. Als derselbe endlich nach der Provinz zurück kehrte, berichtigte Collin die Reisekosten, begleitete ihn bis zum Reisewagen, entfernte sich einen Augenblick und als der Wagen schon zugeklappt war, warf er ihm seinen besten Ueberrock, den er sich eben ausgezogen hatte, durch das Fenster auf den Schooß, mit den Worten: „Mein Freund, Du vergißt Deinen Ueberrock und es ist schon November!"

Der bekannte Minister Calonne hatte die Sucht, für einen Dichter gelten zu wollen. Man wußte aber ziemlich gewiß, daß Lebrün — der französische Pindar — sein gewöhnlicher Versemacher war, und daß, aus Erkenntlichkeit, der Minister ihn auf die Pensions-Liste zu bringen gewußt hatte. Als er eines Tages Verse vorgelesen, die allgemein bewundert wurden, wandte er sich zu dem schalkhaften Rivarol und fragte, mit einer Art von Selbstzufriedenheit: ob sein Gedicht nach dem Schulstaub rieche? — „Nein, Monseigneur!" antwortete der lose Spötter — „aber ein klein wenig nach der Pension!"

Als der Marquis Uxelles im Jahr 1689 Mainz an die Kaiserlichen übergeben mußte, welche unter Karl von Lothringen es errangen, und Jener sich scheute, vor dem König von Frankreich zu erscheinen, rief dieser ihn zu sich heran und sagte zu ihm: „Marquis, Sie haben den Platz als Mann von Ehre und Muth vertheidigt und als Mann von Verstand übergeben!"

Bei einem Feste, welches neulich Herrn von Chateaubriand zu Ehren veranstaltet wurde, machte der bekannte improvisirende Dichter in Paris, Ritter von Chazet, folgende zwei Zeilen auf ihn, welche allen Weihrauch von Arabien überbieten:

Oui, de Chateaubriand, amis, suivons les pas:
La France n'en a qu'un, l'Europe n'en a pas.

Wie muß Herr von Chateaubriand ausgesehen haben, er der Einzige, wie Friedrich der Große, oder vielmehr wie — Vestris und Döbbelin! A. Münde.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Im Jahr 1820 erhielt die Universität Dorpat durch die Bemühungen ihres Curators, des Grafen Liewen, eine, die frühere sehr verändernde Verfassung, vermöge welcher die Lage ihrer Professoren, Lehrer und übrigen Beamten verbessert, die Gehalte aller um das Doppelte erhöht wurden. Mit dieser veränderten Verfassung erfolgte auch ein neuer Studien- und Unterrichts-Plan, der die Allerhöchste Bestätigung erhielt. Nach diesem Schul-Muster sind wiederum auf allen, dem Dorpatschen Lehrbezirk unterworfenen Schulen, die früher abgeschaften körperlichen Strafen eingeführt. Letzterer Umstand verdient wahrlich eine Beherzigung aller humanen Pädagogen unsers Zeitalters, das den vorangegangenen in der Erziehungskunst so weit vorgerückt seyn will. Es fragt sich hier mit Ernst und Nachdruck: dürfen diese in alten Zeiten so höchst nöthig geachteten Schul-Disciplinen in unseren jetzigen ganz verbannt werden? — Man vergesse bei Beantwortung dieser Frage nicht, wie sehr unsre Vorfahren sich immer durch ein gründliches, kernhaftes Wissen, durch reine, unbescholtene Sitten auszeichneten; wie sehr wir, ihre Nachkommen, ihnen aber in beiden Rücksichten nachstehen. Die zu liberale Erziehung unsers Zeitalters kann vielleicht, (wenn wir nicht bald von diesem Extreme *) zurückkehren), das moralische Glück und Wohl unsrer Nachwelt zu Grabe tragen. — Der Lehrer der griechischen Literatur am Dorpatschen Gymnasium, Hr. Jürgensohn, ist der Verfasser eines in diesen Tagen herausgekommenen vortrefflichen und gehaltreichen Werkchens: „Ueber die Nothwendigkeit des altclassischen Studiums zur höhern Bildung auch für Nichtgelehrte.“ — Unser Reichs-Historiograph, wirklicher Staatsrath und Ritter von Karamsin, beschäftigt sich seit einigen Monaten mit dem zehnten Bande seiner russischen Reichsgeschichte, der die Regierungsepoche der Czaare Feodors Joannowitsch und des durch seine Grausamkeiten und grenzenlose Verschwendungssucht berüchtigten Boris Feodorowitsch Godunow umfassen wird. So nähert sich denn Herr von Karamsin immer mehr der so interessanten neuesten Epoche unserer Reichsgeschichte, der des Romanowschen Fürstenstammes, dem unser jetziges Kaiserhaus entsproßte. — Die russische Literatur steht in unsern Tagen keinesweges stille, sondern macht bedeutende Fortschritte, wozu die humane, friedliebende, Wissenschaften und Künste so sehr befördernde Regierung unsers allgeliebten Kaisers gewiß viel beiträgt. Vor wenigen Jahren gaben mehrere russische Gelehrte im Vereine ein allgemein nützliches Werk in zwölf Bänden, unter dem Titel: „Auserwählte Bruchstücke russischer Classiker“, heraus. Sie umfaßten Prosaiker und Dichter und gewährten gleich bei dem ersten Ueberblicke eine volle und gerechte Würdigung ihrer literarischen Verdienste und ihres Werths. Dieselben Gelehrten haben neuerlich beschlossen, diese Sammlung noch durch vier Supplement-Bände zu bereichern, so daß das ganze Werk nunmehr in sechzehn Bänden als vollendet erscheinen wird. Jeden Band soll das Bildniß eines ausgezeichneten Classikers zieren. Die drei ersten Bände werden die Bildnisse von Batuschkow, Schukowsky **) und des jüngst verstorbenen hiesigen Metropoliten Michael enthalten. Diese vier Bände, von denen die beiden ersten die Prosaiker, die beiden letzten die Dichter umfassen, werden uns Bruchstücke aus folgenden, größtentheils noch lebenden Classikern liefern: Lomonossow, Derschawin, den berühmten Fabel-Dichtern Krilow, Dmitriew und Hmelnizko, den vorhin erwähnten Dichtern Batuschkow und Schukowsky, dem, den Russen für immer unvergeßlichen Theater-Dichter von Wisin, Gnedirsch, Merslakow, Karamsin, Glinka, Panaew, Puschkin und Anderen. E. v. Bg.

*) Die Extreme sind es, welche schaden und man möge sich hüten, daß der Schade auf andere Weise nicht noch ärger werde, als zuvor. Ueber zu große Liberalität haben wir nicht zu klagen; denn Affektation und dekretirte Humanität waren eine Ausartung im Bildungswesen, wobei es nicht zur begründeten Liberalität kommen konnte. Aeußere Tünche und Heuchelei ist damit erzeugt und die Eitelkeit gewaltsam hervor getrieben, obwohl man für das Alles andere Namen hat. Wie wenig aber dabei der Menschheit erlaubt war, mit Kraft und Sicherheit fort zu schreiten, das bemerken wir an vielen sich wieder hervor drängenden Erbärmlichkeiten, die wir längst verschollen glaubten. Unsre Zeit will mit großer Ruhe und Umsicht behandelt seyn. Die Verantwortlichkeit ist groß, und unumstößlich die Wahrheit in des Horaz Worten: „Quos ultra citraque nequit consistere rectum“. Gß.

**) Zweier jetzt lebenden berühmten russischen Dichter.

Eine Mad. *** hat Reise-Bemerkungen aus dem Orient herausgegeben, worin Mehreres über die Türken vorkommt. — Wenn eine Feuersbrunst entsteht, pflegt der Sultan selbst die Häuser zu visitiren. Sie gehören ihm, sobald er beim Herausgehen nicht zum Eigenthümer sagt: „Hier übergebe ich dir dein Haus!“ — Wenn der Sultan ein Todesurtheil unterschrieben hat, so vernichtet er sogleich die gebrauchte Feder, weil die Türken den Glauben haben, eine solche Feder könne nichts Gutes wieder unterschreiben. — Wehe dem, welcher am letzten Februar im Jahr gegen 9 Uhr Abends durch die Straße geht; da fallen ihm die Scherben von den Töpfen, Tiegeln, Krügen u. s. w. auf den Kopf, welche im ganzen Jahr entzwei gegangen, und die von der ältesten Tochter des Hauses aus dem Fenster geworfen werden, welche überhaupt an diesem Tage das ganze Haus von Ungeziefer und Schmutz reinigt und dabei die gebräuchliche griechische Formel hersagt: Okso psili kai chori, mesa nymphaes, gambri (Hinaus, Wanzen und Flöhe! Herein Schwiegertochter und Schwiegersohn)!“ (Journ. d. Par.)

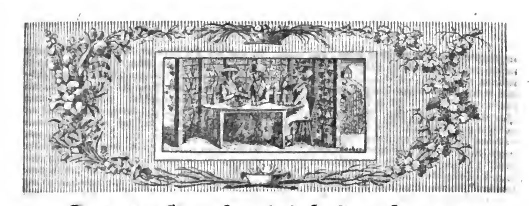
Castellan erklärt einige türkische Ausdrücke auf folgende Art: Das Wort „erhabene Pforte“ kommt her von dem Haupteingang des Serails, welches mit einer starken Mauer von der Stadt getrennt, deren Eingang ein starkbefestigter großer Bogen ist. Dieser heißt die erhabene (hohe) Pforte. — Früher, als das Volk noch nomadisirte, durfte Niemand das Zelt des Oberhaupts betreten, sondern Alles versammelte sich rund umher, und der Fürst, in dem Eingang stehend, diktirte seine Verfügungen; auch dies gab schon Gelegenheit zum Namen „Pforte“. Eben so wurden früher die Befehle des Souveräns immer nur zu Pferde von ihm ertheilt; daher noch jetzt der Gebrauch, sie „vom kaiserlichen Steigbügel“ zu datiren. — Das zweite Portal des Serails heißt die „Martyrer-Schwelle“, weil unter demselben die Mächtigen in der Regel umgebracht werden. Das dritte Portal führt zu dem Innern des Serails, und heißt „Glücksthor“. Es wird vom capidig-bachy (Ober-Portier) bewacht. — Die kirchliche Formel, wenn ein Kaiser stirbt, heißt: die Seele Sr. Hoheit hat, mit seiner eigenen Uebereinstimmung und aus freiem Willen, die Welt — welche nur die Pforte der Eitelkeit ist — verlassen, um in den Besitz aller unversiegbaren Güter zu kommen“. (Constitut.)

Ein englischer Kaufmann giebt folgende Berechnung vom jährlichen Verbrauch des Tabacks in Europa. England: 105,000 Centner; Irland: 55,000; Hamburg: 15000; Bremen: 75,000; Holland: 240,000; Spanien und Gibraltar: 65,000, Flandern: 20,000; Frankreich: 71,000; das übrige Europa: 20,000; zusammen: 646,000 englische Centner. (Courier fr.)

Bei Pau geben jetzt junge Bauerbursche, wie es heißt mit Bewilligung ihrer Prediger, alle Sontage auf offener Wiese tragische Vorstellungen geheiligter Gegenstände; die bizarre Ausputzung bringt mitunter den drolligsten Effekt hervor. (Cour. fr.)

Im Jahr 1814 hatte England 19885 Fahrzeuge von allen Größen, 2,329,782 Lasten tragend. Im Jahr 1820 waren es 20,148 Fahrzeuge, dessen Lastengehalt 2,342,782 Tonnen betrug. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 10. Oktober. 162stes Blatt.

Der erste und letzte Kuß.

Meta hat mich, wie Ihr wißt,
Jüngst beim Pfänderspiel geküßt.
Göttergleiche Wonne spürte
Ich, als mich ihr Mund berührte;
Aber leider hinterdrein,
Desto ärg're Höllenpein.

Wissen mußt' ich's ja vorher:
Meta's Küsse wünscht man mehr!
Keiner ward mir bis zur Stunde
Von dem allerliebsten Munde;
Nur Erinn'rung an die Pein
Nach dem ersten Kuß ist mein.

Manchmal, wenn sie scherzt und lacht,
Stunden zu Minuten macht,
Möcht' ich von den Rosenlippen
Gar zu gern noch einmal nippen;
Aber gleich fällt mir die Pein
Nach dem letzten Kuß auch ein.

Ward mir darum jener Kuß,
Daß ich nun verschmachten muß? —
Soll die Sehnsucht mich verzehren? —
Lieber Nummer Zwei entbehren!
Denn ich weiß, es wird die Pein
Nachher nicht geringer seyn.

Adalbert vom Thale.

Die Provence.
(Fortsetzung.)

Nun endlich führte die Reise an das herrliche Meer! wie hätte ich in dem traurigen Toulon mit Vergnügen bleiben können? Außer den militairischen Einrichtungen giebt es da nichts Sehenswerthes. — Zwei Springbrunnen haben indessen einige Schönheit. Von dem Hafen trift der Blick noch einmal das Rathhaus, dessen Altan von zwei Riesen getragen wird, die widerlich grinsen. Der Architekt Paget hatte über den Bau einen Kontrakt geschlossen, aber, mit den Formalitäten nicht genug bekannt, war er von den Vätern der Stadt um eine beträchtliche Summe hintergangen, und vorzüglich auf Veranlassung der beiden Bürgermeister. Paget schwieg; aber als die Gerüste und die Bekleidungen weggenommen waren, erkannte die ganze Stadt in den beiden grinsenden Riesen — die beiden Bürgermeister! — Die Geringfügigkeit des Handels ergiebt sich schon daraus, daß der dänische Consul auch fremde Consulate verwalten kann. Die Gasthöfe sind gut und billig; mehrentheils von Kreuzen die Namen führend: zum weißen Kreuz, zum Malteser-Kreuz u. s. w. Die Bürger leben zum Theil von der Beförderung der Reisenden; nur nach Marseille geht eine Diligence.

Der Weg nach Hieres, zu dem ersehnten Meere, geht zwar längs der Küste, aber niedrig, wie in einem Thale, und entzieht den Anblick des Meeres. Der Bergrücken ist oben kahl. Hieres enthält 6—7000 Einwohner und liegt an dem Fuße eines Berges; keine Stelle in Frankreich hat der Himmel schöner geschmückt als diese Gegend. Nur an dem Klima möchte man die drei-monatliche Hitze tadeln; wem seine Umstände es erlauben, der bringt diese Zeit gewöhnlich an anderem Orte zu. Die Sonne und ein lichtblauer Himmel sind immer Hieres Eigenthum; wenn der Winter eine

einzelne Schneewolke über's Meer bringt, oder einige sogleich zerschmelzende Schneeflocken fallen, so hört man von allen Seiten: vite, vite, pour voir la neige! Einige Meilen davon ist ein Schneegestöber einiger Tage keine Seltenheit mehr. — Hieres ist etwa ¾ einer deutschen Meile lang, und ½ breit. Von dem Bergrücken, an dessen Fuß Hieres liegt, strecken sich gleiche Zweige, an beiden Seiten dieses beglückten Erdfleckes, bis zum Hafen; die Stadt liegt dazwischen wie in einem Treibhause. Die vierte Seite wird von klippichten Inseln gegen die Südwinde geschützt. Daher wachsen Apfelsinen und Citronen, ja Palmen, das ganze Jahr unbedeckt, im Freien; hier sieht, wer aus dem Norden Europa's kommt, zuerst ganze Wäldchen dieser Bäume. Das Volk ist im Allgemeinen gutmüthig; die Weiber kleiden sich reizend. Man spricht hier von einem dreimonatlichen Winter, wie wir von Grönland, und bemitleidet uns wegen des Mangels an Orangen. Man glaubt, nur in der Provence leben zu können. Das Wirthshaus, worin ich wohnte, hat eine schöne Lage; der Reichthum der ganzen Gegend war vor mir ausgebreitet; ich sog einen Wohlgeruch ein, der in der vollesten Blumenzeit fast zu stark sein soll; die beiden Vorgebirge decken freundlich den Hafen, dem Meere aber, in dasselbe hinein schreitend, bieten sie Troß; gegenüber liegt die goldene Insel — sie verdient diesen Namen, besonders in der Beleuchtung der Abendsonne — aber vor Allem strahlt das bläuliche Meer, das den endlosen Hintergrund bildet. Auf dem linken Vorgebirge erhebt sich die Kapelle von notre dame. — Mit völliger Gewißheit kann man bei Hieres 100,000 Orangenbäume rechnen. In dem Garten der Madame Borgas zeichnet sich ein Palmbaum aus, der eine Höhe von 40 Fuß, und gegen 15 Zoll im Durchschnitt hat. Die Krone war nicht blätterreich, unter ihr hingen die Datteln in sechs großen Büscheln. Der größte Garten ist das Eigenthum des Herrn Filhe; er enthält 18000 Orangen, 2000 andre Bäume und giebt einen jährlichen Ertrag von 30000 Franks; zuweilen einen größern. Im Jahre 1817 erndtete man 1,200000 Apfelsinen. Das ist die Einnahme von den reifen Früchten; die Blumenblätter und grünen Früchte liefern auch einen bedeutenden Ertrag. Die Bäume tragen im ganzen Jahre. Ein Baum, der sich selber überlassen wird, hat daher Blumen und Früchte zugleich, nach allen Abstufungen, von den noch grünen bis zu den goldfarbenen. Die Natur muß mit der größten Sorgfalt behandelt werden, um ihre Treibkraft in einen Zeitraum zusammen zu drängen und vollere, saftigere Früchte zu erhalten. Im April und in der ersten Hälfte des Mai's läßt man die Bäume in Freiheit Blumen treiben: wenn aber die Früchte ansetzen, werden Matten unter die Bäume ausgebreitet und die Blätter der Blumen abgeschüttelt, die man zum Destilliren der Liqueurs verkauft. Herrn Filhe's Garten gab im Jahre 1817 mehr als 10000 Pfund Blumenblätter, die 3000 Franks eintrugen. Sobald nachher in dem Laufe des Jahres eine Blume aufblüht, wird sie abgepflückt. Nach einem solchen etwa zehn Jahre fortgesetzten Verfahren gewöhnt sich der Baum an die Mishandlung und treibt seine Blumen nur in der ihm erlaubten Zeit. Der Baum hat eine Menge kleiner grünen Früchte, die er nicht zur Reife bringen kann: sie werden zum Einmachen verkauft. Gewöhnlich verhandelt man die Früchte im Ganzen, wenn alle noch klein und grün sind. Die Blumenblätter und grünen Früchte decken des Eigenthümers Kosten, und die Summe, welche der Käufer der zur Reife bestimmten bezahlt, ist reiner Ertrag. Ungefähr dreimal in einem Jahrhundert tritt ein Winter ein und von 50 Bäumen erfrieren vielleicht 49; dann wird zur neuen Bepflanzung eines Gartens ungefähr ein vierfach so großes Kapital erfordert, als sein jährlicher Ertrag. Vor dem sechsten Jahre darf ein Baum nicht tragen; vollen Ertrag giebt er erst im achten. — Die Bäume sind 8 — 9 Ellen hoch und treiben große schöne Zweige, aber die Krone ist nicht breit. Gewöhnlich werden bei der Anlegung eines Gartens wilde Orangenbäume eingepflanzt und mit den Zweigen veredelter Bäume gepfropft; die Pflanzschulen enthalten deshalb fast nur wilde Bäume. Aus den Kernen entstehen kraftvollere Bäume als durch Ableger; sie tragen saftreichere, aber weniger Früchte, und ihr Wuchs im 18ten Jahre gleicht dem der andern im 29sten Jahre.

Der Käufer besorgt die Erndte, das Einwickeln in Papier und das Einpacken in Kisten, und es werden, aus der ganzen Gegend, 9 — 10 Millionen Orangen verschickt. In Herrn Filhe's Garten ist nahe am Hause ein niedliches, mit Apfelsinenbäumen gemischtes Bosquet. Hier erkannte ich zuerst die Wahrheit von Göthe's Worten: Die Goldorangen glühen! — welche in meiner Kindheit schon die Sehnsucht nach diesem herrlichen Lande weckten. — In diesem Bosquet sind die schönsten Bäume des Gartens. Sie bleiben der Natur überlassen, ihre Blüten werden nicht gepflückt; sie stehen da in dem Segen ewiger Fruchtbarkeit. An diesem kleinen Zweige hangen vier goldene, völlig reife Früchte neben reichen Blumenbüscheln; an jenem leuchtet eine Orange zwischen noch grünen von dunkler und hellerer Farbe hervor. Die sanften Uebergänge der Farben an demselben Baume sind unendlich, wie die Verschiedenheit ihrer Größe. Frühjahr, Sommer und Herbst blüht, glüht und reift an demselben Baume, nur den Winter kennt er nicht. Am schönsten ist das Farbenspiel eines solchen Baumes in der Beleuchtung der Sonne. Die Citronenbäume sind zarter; sie fordern mehr Wärme und Sorgfalt. Daher sind diese in Hieres weniger häufig;

so auch die andern Sprößlinge dieses Geschlechts; die kleine runde Citrone, die Limonie und die Cedra; ihre Blüten sind schöner und von lieblicherem Dufte als die der Apfelsinen-Bäume. Welch eine Natur! Was man anderswo in Treibhäusern als Pflanzen kennt, findet man hier als Riesen unter freiem Himmel: so die sieben Ellen hohen Rosenbäume, unbegreifliche Fülle der tausendfach sprossenden Rose, wovon ein einziger Baum 7 — 8000 Rosen hat und eine Wand von 8 Ellen Höhe und 15 Ellen Breite bedeckt. Dann die Rose von Damascus, deren 5 Ellen hoher Stamm unzählige kleine Blumen trägt; Lilien, Nelken, Heliotropen mit vierzolligen Stämmen, Pfefferbäume, Kaffee-Pflanzen, alles unter freiem Himmel. Solchen Reichthum und solche Kraft hat diese paradiesische Gegend! — Noch einen merkwürdigen Baum sah ich: einen Erdbeer-Baum. Sein Stamm ist 4 Monate roth und 8 Monate grün; ein Teller voll seiner Früchte berauscht einen Mann. — In der Mitte des Juni war der Stand des Barometers 20 Grad Reaumür. In den drei heißen Monaten scheuen Menschen und Thiere jeden Gegenstand, der von der Sonne erhitzt seyn kann. Da der Regen selten ist, sind die Gegenden um Hieres, wie in der ganzen Provence, von Kanälen durchschnitten. Jedes Feld, jeder Garten hat seinen Kanal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Der Fürst von Hohenlohe hat in einem von ihm verfaßten, nach den öffentlichen Urtheilen eben nicht sehr rühmlichen Gebetbuch dem „Credo" noch folgenden Satz angefügt: „Ich glaube Alles, was du durch deine heilige sichtbare, von dir auf Petrus gegründete heilige katholische und apostolische Kirche zu glauben uns befohlen." In der Leipziger „Literatur-Zeitung" (Nr. 238) wird hiezu bemerkt: „Die römische Katechismen fordern sonst nur von einem Katholiken, daß er Alles glaube, was Gott geoffenbart und durch seine Kirche zu glauben vorgestellt hat; der Fürst von Hohenlohe meint aber, der Glaube lasse sich befehlen, wie ein Frohndienst befohlen wird."

In einer der neuesten Nummern der „Quotidienne" ist folgendes Gespräch zu finden, welches Diogenes einmal mit den Vorübergehenden führte: „Was hast du als Mensch gethan?" — „Ich habe an sechs Constitutionen mitgearbeitet, die man aber alle überdrüssig ward." — „Du warst ein Thor!" — „Ich hielt mehr als hundert Reden an das Volk." — „Du bist ein Schwätzer!" — „Ich suchte es allen Partheien recht zu machen." — „Du bist ein Mantelträger!" — „Ich gab der Gewalt nach." — „Du bist ein Feiger!" — „Ich verstand zu schweigen; aber half 5000 geheime Dekrete aussertigen." — „Du bist ein elender Handlanger!" — „Ich habe der Freiheit und Gleichheit 200 Toasts ausgebracht." — „Du bist ein Saufbold." — „Ich ließ die Feinde des Staats todtschießen." „Waren es deine Feinde?" — „Ja!" — „So bist du ein Ungeheuer." — „Ich gehorchte aber nur höheren Befehlen." — „So bist du ein Henkersknecht." — „Ich habe die prunkvollsten Sentenzen über Menschen-Rechte geliefert." — „Du bist ein Rhetor!" — „Ich machte Oden." — „Du bist ein Blase-Instrument." — „Ich machte Cantaten!" — „Du bist ein Saiten-Instrument." — „Ich erklärte das Vaterland in Gefahr." — „Du bist ein Faktions-Geist." — „Ich gab Complotte an." — „Du bist ein Spion." — „Ich besiegte die Feinde." — „Aber nicht deine Leidenschaften: du bist kein Held, kein Mensch! Weg vor meiner Laterne!"

In der, seit Kurzem in Mainz (bei Müller) erscheinenden Zeitschrift: „der Katholik" heißt es S. 340: „Kann sich aber die katholische Kirche sogar mit den eigentlichen Protestanten unter keiner andern Bedingniß einigen, als wenn dieselben freiwillig in den Schooß der Mutterkirche, die sie verlassen haben, zurück kehren, was wird aus einer Vereinigung werden mit Menschen, die noch weiter in ihrem Protestiren gegen alles positive Christenthum gekommen sind, als selbst Luther, der Patriarch solcher Nachkömmlinge, bei denen er selbst endlich nichts mehr ist, als ein Observant, der in der Aufklärung auf halbem Wege stehen geblieben." — Da haben wir unsre Verurtheilung, müssen aber doch wieder dagegen protestiren. Es fällt uns nämlich nicht ein, das Positive irgend an zu tasten; nur muß es sich als solches vor der Vernunft bewähren, weil wir sonst, mit inneren Zweifeln und äußerer Unterwerfung zu positiven Heuchlern würden. Wie wir Luther auf der Höhe, die er vermöge seiner Zeit und Kraft erreichen konnte, zu ehren wissen, geht schon daraus hervor, daß wir vielfältig öffentlich lesen: er hätte noch viel mehr gekonnt, als er that, wenn nicht auch er die Schwächen der Menschen hätte schonen müssen, um sein Werk nicht in noch größeren Kämpfen der Ausartung preis zu geben.

Ludwig XIV. schickte zu Ende des 17ten Jahrhunderts Missionarien nach Siam; sie wurden aber nicht sonderlich gut aufgenommen und der dortige Fürst sagte ihnen: „Wie kann sich mein Bruder, der König von Frankreich, so viele Sorge und Mühe machen, um etwas, das Gott allein angeht. Er will vielfach verehrt seyn und meint man's ehrlich, ist ihm gewiß jede Weise die rechte. Wie, wenn es nun dem Sultan der Türken einfiele, euch und uns seine Imans zu senden, daß sie uns den Koran predigten; oder der Kaiser von China uns den Dalai-Lama durch seine Bonzen aufreden wollte. Jeder, der seinen Glauben für wahr hält, dem ist er wahr; und darin sollt ihr die Menschen nicht stören, wenn ihr auch kein anderes Zeugniß habt, als den Glauben.

Fr. Wendel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. In der Buchhandlung der Herren Duncker und Humblot wird nächstens eine Uebersetzung erscheinen von: „Letters to Richard Heber, containing critical remarks on the series of novels, beginning with Waverley and an attempt to ascertain their author." Es ist ein Versuch, den auch uns Deutschen so interessant gewordenen Verfasser von „Waverley" u. s. w. zu erspähen, den in England selbst noch Niemand mit Bestimmtheit erkannte, obgleich sogar Hr. Georg Lotz in Hamburg thut, als kenne er ihn, indem er mehrmals anzeigte: es wurden ihm von dem Verfasser die einzelnen Bogen seiner neuen Werke schnell zugeschickt. Wahrscheinlich soll dies seinen Uebersetzungen mehr Reiz geben für die Verleger. — Das zweite Heft der „Merkwürdigen Heilungsgeschichte der Fürstin Mathilde von Schwarzenberg", von Chr. Aug. Fischer, ist nun auch (bei Endlin) erschienen. Wir gehen ohne Beurtheilung daran vorüber, weil dem Wunderthäter schon genug der hohen Lohe vom Bamberger Stadt-Magistrat zugekommen ist, als daß die Kritik noch Extractiv-Stoffe herbei zu bringen brauchte. Nur einige Aussprüche des Herrn Fürsten wollen wir hier aus jenem Hefte mittheilen; er sagt unter Anderem: „Wie schön und heilsam ist es, daß in der Kirche die Einigkeit durch das Oberhaupt, den Papst, unterhalten wird." — „Zur Täuschung der weniger Unterrichteten mag er (ein Nicht-Katholik) sich das Prädikat deutsch-katholisch, evangelisch-katholisch beilegen; diese neue Firma ist derselbe Mißgriff, den in den frühesten Zeiten die Abtrünnigen gethan." — „Fragt man, was bindet uns an den römischen Stuhl? So antwortet: der Gehorsam gegen Jesum; Er will, daß wir die von ihm gesendeten Hirten so ehrerbietig aufnehmen sollen, wie ihn selbst." — „Die römische Kirche hat ihre Zuverlässigkeit in früheren Zeiten genugsam erwiesen; von ihr ist noch kein (!) verkehrter Lehrsatz ausgegangen." — „Was haben die von der wahren Kirche getrennten Confessionen für einen Christus? Höchstens einen, den sie sich selbst, im Stolz ihrer Einsichten, gebildet haben. Nur nicht den wahren, den katholischen Christus, der — — die bischöfliche Würde zur Fortsetzung seiner Erlösung und Heiligung eingesetzt hat." — „Wo das bischöfliche Hirtenamt verschwindet, verschwindet die Kirche, verschwindet Christus. Darum — darum wollen wir an den römischen Stuhl unauflöslich gebunden seyn u. s. w." Ich denke, wir haben genug, und wissen in solcher Hinsicht, was zu wissen nöthig. —l.

— In Charlottenburg, Berlins Filial-Städtchen, wurde auf dem Schloß-Theater am 30sten September zum ersten Mal gegeben: „Er spricht allein", worin Hr. Korn, vom Theater zu Düsseldorf, spielte. Nun, er hat allein gesprochen, aber das Publikum wollte nicht recht zuhören; indessen glauben wir doch, wenn wir die Befangenheit und einiges Andere ihm gut schreiben, daß er ein brauchbarer Schauspieler für eine Provinzial-Bühne seyn mag. — Nach diesem Gastspiele folgte, auch zum ersten Male: „Der Hagelschlag", Lustspiel in einem Akt von Adalbert vom Thale. Die Saaten des Verfassers vernichtete kein Hagelschlag — der doch vorher beinahe dem Korn schädlich geworden wäre — vielmehr kam es damit zu einem freudigen Erndtefest, indem die Versammelten oft laut jubelten, und auch wir dürfen sagen: das kleine Stück hat uns gefallen. Zwar kommen einige derbe Witze vor, aber, will man überhaupt den Witz kultiviren, muß man die Grenzen nicht zu enge ziehen; und wenn ein Paar allzu üppige Schößlinge weggeschnitten sind, kann sich im benannten Lustspiele Jeder ungestört an manchem lustigen Einfall ergötzen, wie es Berliner Auswanderer in Charlottenburg gethan haben. Sie riefen in ihrer Sonntags-Lust — neben Mad. Devrient und Hrn. Stich, welche die meisten Stimmen hatten — Alle heraus, indessen hielt die eigene Bescheidenheit ein Paar zurück. Nächst Jenen füllten noch Mad. Stickeberg, Hr. Lemm und Hr. Krüger ihre Stellen mit Geschicklichkeit aus; Demoif. Reinwald aber, der wir übrigens mehr Bühnen-Talent zutrauen, als sie bisher hat zeigen können, war indifferent; es schien, als sey sie mit ihrem Antheil am Stück nicht recht zufrieden, was sich natürlich nur erwidern läßt. — Mad. Camoi hat die „Constanze", „Donna Anna" und die, einst für ihre Stimme von Mozart componirte „Königin der Nacht" auf der Bühne gesungen, mit so ausgezeichnetem Beifall, wie ihr meisterhafter Gesang verdiente. Man bemerkt hier recht, daß eine sichere Schule selbst dann noch imponirt, wenn es nicht die ganz neue ist. Manche Leutchen sind gegen den Taufschein der Mad. Camoi eingenommen; wir aber drücken darüber gern ein Auge, ja im Nothfall beide Augen zu, wenn wir bemerken, daß die Kunst eben noch in den besten Jahren ist. — Wie verlautet, wird die Musik bei uns nun bald ihre goldnere oder noch kostbarere Zeit feiern; ja Einige fürchten, die recitirenden Schauspiele möchten von forcirtem gallisch-italienischen Winde ganz in den Hintergrund geblasen werden. Was uns betrifft, so mag nicht allein der Witz leben, sondern auch der Klang dominiren; denn wir achten Alles in seiner Art. Daß aber jener, wie überhaupt die Schauspielkunst, lebe und gut wirke, scheint uns doch vor Allem nöthig und nützlich. **.

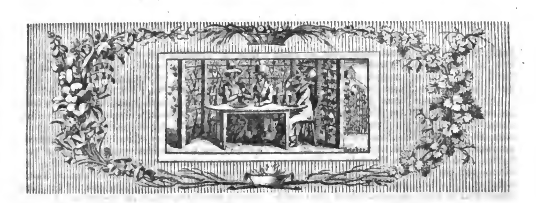
— Am 30sten September gab Hr. Bauer ein Conzert, das vorzüglich die interessanten Talente der Mad. Schulz und der Herren Unzelmann und Boucher verschönerten, das aber besonders anziehend wurde durch die Erscheinung einer jungen Wiener Sängerin, der Demoif. Marianne Kainz. Je verschwenderischer wir Deutsche mit Lob und Ehrenbezeugungen um zu gehen pflegen, wenn es darauf ankommt, ein ausländisches Verdienst zu würdigen, (!) desto mehr ist es Pflicht der öffentlichen Stimme, auch einheimisches nach Würden zu schätzen, und diese Pflicht wird uns in dem diesmaligen Falle zu einem wahren Vergnügen. Demoif. Kainz überraschte durch ihr in so jungen Jahren gewiß höchst seltenes Kunsttalent, wie durch ihren reinen, ungemein wohlklingenden Sopran, und das Publikum ermangelte nicht, seine freudige Ueberraschung in lebhaftem und wiederholtem Applaus zu bezeugen. Demoif. Kainz zeigte ein Stimm-Register von dem Umfange von fast zwei Oktaven, in denen alle Töne rein und voll klingen, und sie hat ihr Organ bereits durch gute Schule und gewiß tüchtige Uebung so geschmeidig gemacht, daß sie schon jetzt die größten technischen Schwierigkeiten eben so sicher als leicht überwindet. Ihr Erscheinen befriedigte allgemein unser für die Musik vorzugsweise gebildetes Publikum; und je mehr eben dadurch der empfangene Beifall der jungen Künstlerin theuer seyn mag, desto mehr wünschen wir, daß ein solcher Empfang sie anspornen möge, wacker und fleißig fort zu schreiten, daß sie einst die Kunsthöhe erreiche, zu welcher sie so gegründete Hoffnung giebt. —a.

Denen, welche so unablässig nach rechtmäßigen Erben für den Thron zu Constantinopel suchen, diene zur Nachricht: daß auch die Könige von Frankreich berechtigte Prätendenten desselben sind. In Fleury's „Kirchengeschichte" ist darüber Folgendes zu lesen: „Du Tillet wird von Sponde citirt, gesagt zu haben: daß Papst Alexander VI. den König von Frankreich, Karl VIII., zum Kaiser von Constantinopel erklärt habe. Se. Heiligkeit, setzt Sponde hinzu, war im Besitz einer Akte, vermöge welcher Andreas Paläologe, rechtmäßiger Erbe Constantins XV. — da er in Erfahrung gebracht, daß Karl VIII. den Plan hege, die Türken an zu greifen — ihm alle seine Rechte abtrat." (Quotid.)

Man versichert, ein reicher Engländer habe zu Gunsten der Mad. Catalani ein Vermächtniß von 70,000 Pf. Sterling aufgesetzt. (Gaz. d. Fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 18. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 12. Oktober. 163stes Blatt.

Die Sterner und die Psitticher.

Erzählung von C. A. Varnhagen von Ense.

Große lebenvolle Zeit, da Deutschland im Gemeinwesen freier Städte eine herrliche Stufe seiner Entwickelung bestieg, und edler Bürgergeist aus deren Mitte herrschend empor blühte! Wenig andere Bilder unsrer Vorzeit dürfen an Kraft und Fülle diesem gleich stehen, wenige in Dauer der Nachwirkung es übertreffen. Aus rauhen Wildnissen und einsamen Felsburgen zog sich das Leben in das mildere Thal, an reiche Ströme, zum starken Verein innerhalb gemeinsamer Mauern, wo alsbald der Fleiß der Gewerbe, der Geist des Handels und der Erfindung, die Kunst und Uebung jeder Thätigkeit in glücklichem Gedeihen blühten. Gesetz und Sitte ordneten hier für Alle die Freiheit, die sonst nur das Schwerdt der Eigenmacht dem Einzelnen erhielt. Der Ritter fand Genossen des Kriegs und der Ehre in streithaften Bürgern, oft in ihrer Sache neuen Zweck des edleren Kampfes. Weise Einrichtungen, Wohlfahrt und Glanz des Lebens, die sich hier in Sicherheit ausbildeten, schufen Macht und Ansehen, deren Wirkung weithin vordrang. Nicht nur im Norden die Hansa ragte als Städtebund erstaunenswürdig neben Königreichen, auch im Süden von Deutschland bewiesen ähnliche Erscheinungen, mit wechselndem Geschicke, den Stolz und die Macht der freien Städte. Doch nichts Großes wird unter den Menschen ohne Kampf erreicht, und die Bewegung, welche hervor bringt, ist immer auch zerstörend. So sehen wir denn das Bild der freien Städte Deutschlands nicht bloß verherrlicht durch Glück und Ruhm, sondern auch entstellt durch innere Zwietracht, zerrüttet durch Leidenschaften, verfinstert durch Mißverstand der Freiheit. Die Bürger, gegen gemeinsamen Feind stark auf den selbstvertheidigten Mauern, geübt in Waffen und freudig in deren Gebrauche, wandten auch dorthin, wo nur Gesetz und Recht herrschen sollten, die rohe Gewalt, und im Gefühle der Kraft, die sie zur Tapferkeit beseelte, führten sie auch ihre inneren Angelegenheiten nur allzu oft zu blutiger Entscheidung. Die Vornehmen und Reichen strebten bald nach alleiniger Herrschaft, die Geringeren widersetzten sich der Unterdrückung, und in mannigfachen Schwankungen wechselte die Oberhand. Parteiungen erhoben sich, auswärtige Verhältnisse verwebten sich in den Streit, Haß und Rachsucht gährten auch im friedlichen Stillstand, und jeder leichte Vorgang erneuerte den Ausbruch von Kämpfen, deren erster Anlaß oft nicht mehr auf zu finden war. Die lange Dauer solcher Unruhen, die in den meisten Städten Italiens und Deutschlands oft mehrere Jahrhunderte gewüthet haben, beweist nur, wie kraftvoll der Wohlstand und die Freiheit gewesen, die trotz dieser Zerrüttungen sich erhalten konnten.

Von den zahlreichen Geschichten, in welchen dergleichen Ereignisse sich abspiegeln, sey uns eine aus zu heben vergönnt, die von besonderen Umständen zu einer eigenthümlichen Wendung geführt worden, und deren Erzählung ohne Nachtheil sich einer geschichtlichen Treue anschließen darf, die sonst gern dem Reize des

Eindrucks geopfert zu werden pflegt. Sie fiel gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der löblichen Stadt Basel vor, die wir früh durch Gewerbe und Handel in volkreicher Blüthe finden.

Schon seit vielen Jahren hatte ein großer Theil des umwohnenden Adels das Bürgerrecht in Basel erworben, seine Schlösser mit Burghäusern in der Stadt vertauscht und im Handels-Verkehr große Reichthümer gewonnen; ärmere Edelleute folgten dem Beispiel jener Ritter, allein die erwachte Eifersucht der Bürger erschwerte bald den Zuwachs solcher Ansiedler, und diese fanden oft kein anderes Heil, als bei dem bereits ansäßigen Adel in Dienst zu treten. Durch solche Hausgenossen verstärkt, bildeten die vornehmen Ritter eine mächtige Körperschaft, die sich bald gegen die andern Bürger mancherlei heraus nahm, und ihnen, bei gleichen Beschäftigungen und Pflichten, eine niedere Stufe anweisen wollte. Vergebens hatte Bischof Heinrich, ein Graf von Neuenburg am See, fromm und wohlgesinnt den Frieden zu erhalten gesucht, den Adel gewarnt, die Bürger in ihrem Unmuth besänftigt und Alle zur brüderlichen Eintracht ermahnt; der Parteihaß war schon in den Gemüthern entzündet, und nichts konnte seinen Ausbruch mehr abwehren. Das Volk trat bei jedem Anlaß zusammen, bot durch seine Menge den Rittern Trotz und trug in manchem ernstlichen Hader den Vortheil davon. Hierauf schloß der Adel einen noch festeren Verein, ordnete seine Glieder in streitfertige Schaaren, und hielt, um das Volk zu schrecken und zu höhnen, bewaffnete Aufzüge durch die Straßen der Stadt; von der Fahne mit weißem Stern im rothen Felde, die dabei herum getragen wurde, entstand für die Genossen der Name der Sterner, denen sich, nebst andern auswärtigen Rittern, auch der Graf Rudolph von Habsburg als Verbündeter zugesellte. Aber die Volkspartei blieb in trotzigen Anstalten nicht zurück, sie bildete ebenfalls bewaffnete Schaaren, und erhob als Zeichen ihrer Verbündung eine Fahne mit einem grünen Papagei oder Psittich, woher für ihre Anhänger der Name Papageien oder Psitticher kam, an welche sich der Bischof und einige Geschlechter des Adels anschlossen, denen die gerechte Sache auf Seiten des Volkes erscheinen mochte. So gegen einander gestellt, und durch tägliche Anreizungen erbittert, waren die beiden Parteien schon oft in den Straßen an einander gerathen, ohne daß der Sieg sich entscheiden wollte, bis endlich ein bedeutender Vortheil den Psittichern die Oberhand und den Besitz der Bürgermeister-Stelle gab, wodurch die Fehde auf eine Zeit lang gestillt wurde.

Die Bürgerschaft veranstaltete zur Feier der wiederhergestellten Ruhe ein großes Pfingstfest, zu welchem, außer den Einheimischen, auch eine große Anzahl von Fremden, besonders aber die befreundeten Neuenburger, eingeladen und mehrere Tage bewirthet und unterhalten wurden. Die Psitticher führten bei diesem Feste überall den Vorsitz, wobei durch Pracht und Ansehen vorzüglich das alte Geschlecht der München glänzte, welches in zehn verschiedenen Zweigen zahlreich blühte, und, an der Spitze der Volkspartei stehend, jetzt auf die Angelegenheiten der Stadt den meisten Einfluß hatte. Unter ihrer Anführung wurden die prächtigsten Ritterspiele gehalten, für welche Heinrich Münch von Landskron, ein angesehener und vielvermögender Mann, die reichsten Preise ausgesetzt hatte, die von der Hand seiner Tochter, Gertrudens von Landskron, an die gewandtesten und tapfersten Kämpfer vertheilt werden sollten. Die Sterner, obwohl im Nachtheil und gedemüthigt, entzogen sich doch dieserhalben dem Fest nicht, sondern wetteiferten um jede Ehre und Auszeichnung, besonders bei den Fremden, deren sie sich mehrere zu Freunden machten, worüber die Psitticher ihren Verdruß nicht bergen mochten, der endlich auf's Höchste stieg, als die besten Ehrenpreise am Schlusse des Festes einem Jüngling zuerkannt werden mußten, dem die Sterner, als einem der Ihrigen, lauten Jubel bezeigten. Als der letzte Tanz geendigt war und man sich anschickte, den Saal zu verlassen, trat Heinrich von Landskron hervor, und redete, noch den Groll im Herzen, die Versammlung also an: „Werthgeschätzte Gäste und Freunde! Wenn Ihr diese Tage in rechter Fröhlichkeit verlebt, und an unserer Bewirthung, so wie an unsern Spielen, einiges Wohlgefallen gefunden habt, so ist uns der beste Lohn für unsern guten Willen zu Theil geworden, und der Glanz und Schmuck dieser Tage hat für uns so lange nicht aufgehört, als Eure Zufriedenheit ein freundliches Andenken davon bewahren will. Möget Ihr unsere Stadt und Bürgerschaft lieb und werth behalten, und die Ihr gekommen seyd als Fremde, nun als Freunde heim ziehen, die wir Euch um so lieber als Bundesgenossen rechnen, als Feinde ja nicht bloß außerhalb lauern, sondern leider auch im Innern unserer Stadt verderbliche Rotten bilden, deren freches Gezücht mit vereinten Kräften zu vernichten ist! Euch aber geleite Gott nun in Frieden und Freundschaft nach Haus!" — Die Versammlung antwortete mit freudigem Zuruf und trennte sich unter Frohlocken und Glückwünschen; die Fremden zogen bei Fackelschein nach ihren Herbergen, von wo sie am folgenden Tage, jeder seines Weges, die Heimreise antraten. Die Sterner aber fühlten tief die Beleidigung, die ihnen im Angesicht der Fremden angethan worden; sie zogen sich in stiller Wuth zurück, fest entschlossen, die Worte des stolzen Psittichers durch blutige That zu rächen, und verabredeten sogleich einen Anschlag, um das verlorne Uebergewicht wieder zu erlangen. (Die Fortsetzung folgt.)

Die Provence.

(Fortsetzung.)

Man muß die Gegend eigentlich von dem Berge überschauen, an dessen Fuß Hieres liegt, und an dessen Seite man die Ueberbleibsel der alten Befestigungen sieht. Etwas tiefer liegen die Ruinen des ehemaligen Bernhardiner-Nonnenklosters, welches sonst das Eigenthums- oder mindestens das Lehens-Recht über die ganze Gegend besaß. Die Prinzessin Borghese, des damaligen Kaisers Schwester, ließ, als sie ihrer Gesundheit halber sechs Wochen hier war, sich täglich auf den Gipfel des Berges tragen. Sie hatte da die herrlichste Aussicht: den Hafen, die Inseln, das Meer, die Vorgebirge, das blühende mit Landstellen angefüllte Thal; das Ganze von dem seltenen Himmel bedeckt. Nur die eine südliche Fläche vor Hieres ist der Lieblingsplatz der Natur; an dieser Seite des Berges prangen die Apfelsinen- und Citronen-Bäume, an der andern Seite wachsen nur Wein, Mandeln und Feigen. Wenn man die Kapelle von Notre dame gesehen hat, so widersteht man selten der Begierde, das Vorgebirge zu besuchen; ich bestieg, mit meiner Gesellschaft, Esel und wir ritten dahin. Der Anblick des Meeres war hier am schönsten; die dreifachen Ruinen auf dem Berge sind ein herrlicher Schluß des ganzen schönen Gemäldes. Wir fanden auf dem Wege zum Kloster viele Nachbleibsel von Heiligenbildern, aus des Klosters glänzender Periode: mehr als diese zogen mich die dichten Myrthen-Büsche an, die zwischen den feinblätterigen Oliven- und Mandel-Bäumen standen. Das Kloster hatte vormals acht Brüder. In der Schreckenszeit der Revolution wurde ein Trupp von Toulon abgeschickt, um das Kloster und die Kirche zu verwüsten. Vorsichtig hatte man den Anführer vorher abgefunden; als er in die Kirche kam, rief er: man müsse zuerst das Bild der heiligen Jungfrau vom Altar reißen. Er stieß mit Macht daran, aber das Bild stand und er selber fiel nieder. Da schrie er: Wunder! — der Haufe verließ sich, das Bild blieb seitdem unberührt und sein Ansehen nahm zu. Als wir die heilige Jungfrau sahen, war sie in Alltags-Kleidern; aber man versicherte uns, daß sie auch sehr reiche Sonntags-Kleider besitze. Die Kirche hat während der Revolution fast nichts gelitten. So wenig als die etwa 200 Stück enthaltende Sammlung kleiner schlechter Malereien und Zeichnungen, waren einige gesprengte Büchsen und algierische Sklavenketten für uns anziehend; bemerkenswerth sind aber die vier Säulen an den Seiten des Altares, eine Zusammensetzung von lauter kleinen Engeln zwischen Blumenkränzen. Obwohl das Kloster aufgehoben ist, lassen die Landleute doch auch jetzt noch Priester aus Hieres in der Klosterkirche Messe lesen. Ein Wächter hüthet die Kirche, und das Kloster hat den Namen Eremitage a la St. Vierge.

Der Querweg, welcher zwischen den Bergen nach der ersten Poststation le Luc führt, ist sehr schlecht und man bekommt nur schwer einen Wagen. Wir beschlossen, die Reise, nach der Landessitte, auf Eseln zu machen. Das Aufsitzen sowohl als das Reiten in die Queere wird dem Ungewohnten beschwerlich, man fällt leicht an der andern Seite hinunter. — Wir kamen auf dem Wege von Hieres nach le Luc durch eine bergigte, doch angenehme Gegend; die meisten Landstädte haben eine romantische Lage, wie z. B. Pierre a feu und Carnouille. Es ist auffallend, daß fast jedes Landstädtchen Spuren ehemaliger Befestigungen um sich hat. Die Thäler sind fruchtbar, aber ohne Orangen; die Berge nur hier und da kahl, sonst mit Reben und Holzungen bedeckt; überall findet man Kandie, ein freundliches Grün und einen heiteren blauen Himmel, den ich mit Freude anblickte. Nicht so angenehm, aber immer fruchtbar ist der Weg durch Vidauban und Muy nach Frejus. Der Postmeister in Muy war ein Mann von seltener Brauchbarkeit; einer der Wenigen, die man noch in Frankreich als Anführer der aufrührerischen Redner in der Schreckenszeit nachweisen kann. Den Meisten ward der verdiente Lohn, die Guillottine. Als solcher hatte er das schöne Schloß in Asche gelegt, dessen Ruinen noch von seinen sonstigen Thaten zeugen. Nach sechszehnmaligem Wechsel seiner politischen Meinungen war er nun ein eifriger Ultra, versäumte keine Messe und predigte laut: der Adel und die Geistlichkeit müßten ihre Güter zurück erhalten. Der Judasblick dieses Patrioten war auffallend!

Frejus war zu der Römer Zeiten eine sehr mächtige Stadt, Agricola's Vaterstadt; nun erweckt sie nur durch ihre Ueberreste aus jener Zeit noch Interesse; sie hat weder Hafen noch Handel und nicht mehr als 2000 Einwohner. Die bedeutendsten Theile der ehemaligen starken Befestigungen stehen noch an drei Seiten, an der vierten große Ruinen. Die Regeln für Befestigungen waren gerade Linien mit vorstehenden Thürmen, die bei weitem keine Halbkreise bildeten. Jeder ausspringende Winkel war ein großer vorragender Thurm, wenigstens sieben Achttheil eines Cirkels. Dazwischen sieht man kleinere vortretende Oblonge zur Deckung der Seiten und der Untertheile des Thurmes; alles Mauerwerk ist sehr dick und fest. Die Stadt hatte eine Ringmauer und hinter dem Hafen, längs der inneren kürzeren Seite, eine Citadelle; von dieser erstreckt sich an der andern Seite, mit der Stadt gleichlaufend, ein starker Damm, der im Meer mit einem Brückenkopf und Leuchtthurm endigte. Der Damm hat, ohne die Brustwehr, eine Breite von 12 Ellen und es sind noch beträchtliche Ueberbleibsel da. (Die Fortsetzung folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Havelberg. Diese durch ihr Alter berühmte Stadt behauptet unter den Städten der Priegnitz immer noch den ersten Rang, so sehr sie auch durch den gegenwärtigen ungünstigen Gang des Handels litt, der hinsichtlich des sonst so beträchtlichen Absatzes inländischer Erzeugnisse in das Ausland sehr in Verfall gerathen ist. Es verzehren hier mehrere wohlhabende Privatleute ihre Zinsen; auch Beamte bringen durch ihr gutes Einkommen Geld in Umlauf. — Der, vor der Stadt auf einer Anhöhe gelegene Dom reicht mit seinen Legenden bis in die dunkle Zeit des Mittelalters. Vor nicht langer Zeit war hier ein von der Regierung Beauftragter, der das urkundenreiche Archiv des Domkapitels untersuchte und eine reiche Ausbeute für die vaterländische Geschichte entdeckt haben soll. — Bekanntlich wurden die zum Domkapitel früher gehörigen Ländereien und Häuser im vorigen Jahre zur Domaine eingezogen. Es wäre wohl zu wünschen, daß einige der Gebäude zu einem Gymnasium für die Priegnitz hergegeben würden, da diese Provinz bis jetzt noch keine solche Anstalt hat, während sich andere, ebenfalls nicht bedeutendere Provinzen, z. B. die Altmark, mehrerer hohen Schulen erfreuen. Havelberg wäre ganz der Ort für ein Gymnasium, und durch die Einrichtung desselben auf dem Dom würden die jungen Leute den Vortheil des Landlebens mit dem städtischen Leben vereinigen können. Die hohe Lage des Doms liefert eine eben so gesunde Luft als schöne Aussicht. Am Fuße des Berges fließt die Havel; der Fluß, die Stadt Havelberg und die Landschaft gewähren Alles, was man von einer schönen märkischen Aussicht erwarten kann, und das Gebäude, worin die jetzige Domschule gehalten wird, dürfte auch für ein Gymnasium groß genug seyn. — Der verstorbene sehr reiche Feldmarschall von Möllendorf hatte seinen Wohnsitz auf dem Havelberger Dom und ist auch hier gestorben. Ihm wäre es ein Leichtes gewesen, zur Errichtung einer hohen Schule die erforderliche Summe aus zu setzen, wodurch er sein Andenken verewigt haben würde; vielleicht ist ihm niemals die Idee gekommen. — — — — — — — — — — Der Hr. Minister von Voß trat, wenn wir nicht irren, nach dem Ableben des Feldmarschalls von Möllendorf an die Spitze des Domkapitels; Jener soll ebenfalls ein reicher Mann seyn, der die Wissenschaften liebt, und dürfte sich vielleicht, wenn der Staat die Einrichtung eines Gymnasiums beförderte, durch einen Theil seines Vermögens ein dauerndes Gedächtniß stiften. Auch glauben wir im voraus behaupten zu können: daß die wohlhabenden Einwohner der Provinz sehr gern zu der Einrichtung einer hohen Schule beitragen würden, da sie gegenwärtig ihre Söhne, welche sich den Studien widmen, auf die Schulen anderer Provinzen schicken müssen. Besonders wohlthätig würde eine solche Anstalt auch für die Nicht-Gelehrten der höheren Stände seyn, denen es gegenwärtig gar sehr an einer geeigneten Gelegenheit zur Erlangung einiger wissenschaftlichen Ausbildung mangelt. Dies findet man namentlich bei Gutsbesitzern, Pächtern, Kaufleuten und andern Personen des höheren Bürgerstandes. Die Verwirklichung des hier ausgesprochenen Wunsches wäre daher gewiß sehr zweckmäßig und würde vortheilhaft auf die Bildung der Provinz einwirken. Gs.

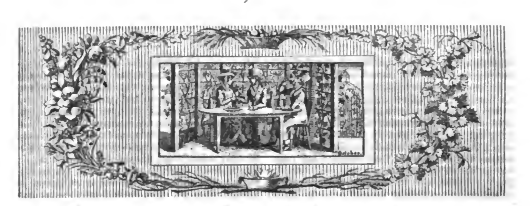
Prag. Auch bei uns hat die Lythographie Eingang gefunden; der Hof-Buchdrucker Ritter von Schönfeld, ein thätiger und spekulativer Geschäftsherr, und der Buchdrucker Haase haben lythographische Anstalten errichtet. Mögen sie bald die Trefflichkeit der Münchener und Wiener erreichen; dazu fehlt es aber bis jetzt in Prag wohl an trefflichen Zeichen-Künstlern. — Hr. Lorenz Sacchetti, Theater-Maler und Dekorateur, giebt Theater-Dekorationen heraus. Die ersten 6 Blätter enthalten Scenen aus dem Drama „Coriolan“; jedes Blatt zu 2 Fl. Conventions-Geld Pränumeration. — Professor Dlask „Naturgeschichte von Böhmen“ wird, aus Mangel an Pränumeranten, fürjetzt nicht im Druck erscheinen. Wenn schon Werke, welche das Vaterland betreffen, nicht die gehörige Aufnahme finden, so muß man auf einen Kaltsinn des literarischen Publikums schließen, der gar nicht zu den erfreulichen Zeichen der Zeit gehört. — Hrn. Siebert's „Reise nach Jerusalem“ ist noch nicht im Druck. Seit fünf Monaten ist das Manuscript schon in der Censur. Es müssen wichtige Ursachen seyn, welche das Imprimatur so lange verzögern. K. A.

Literatur. „Ali Pascha von Janina und die griechische Nation. Biographie dieses Satrapen und Erörterung der Frage: Werden die Griechen in dem gegenwärtigen Kampfe Sieger bleiben?“ (Berlin, Sandersche Buchh. 1821). Referent muß bekennen, daß er eben dieser Frage wegen vorliegende kleine Schrift mit großer Erwartung zur Hand nahm; denn wahrlich, auch ihm liegt nicht wenig daran, zu wissen, ob die Griechen in dem gegenwärtigen Kampfe Sieger bleiben werden oder nicht? Allein er kann auch nicht anders, als, der Wahrheit gemäß, hinzufügen: daß ihm die hier gelieferte Erörterung der Frage nicht sonderlich befriedigend geschienen hat; denn es wird darin nicht sowohl Aufschluß über das, was man in dieser Hinsicht zu hoffen hat, als Ursach über Ursach gegeben, warum sich vor der Hand nichts Bestimmtes vorher sagen lasse. Damit erfahren wir aber etwas, was wir offenbar schon längst wußten. Freilich wollen wir gern einräumen, daß die Schuld einer so höchst mangelhaften Erörterung weniger an dem Herausgeber, als in der Sache selbst liege: indem es vielleicht nach Verlauf mehrerer Monate, und wer weiß, ob nicht mehrerer Jahre, noch eben so unmöglich seyn dürfte, über jene Frage eine bestimmte und befriedigende Antwort zu ertheilen, als heute; nur hätte sie dann entweder lieber gar nicht aufgeworfen, oder doch mehr wahrscheinliche Gründe für das Pro oder Contra aufgestellt werden sollen, als hier geschehen ist. — Damit es aber nicht den Schein habe, als wollten wir dem Herausgeber damit wehe thun, oder deshalb seine ganze Arbeit für überflüssig erklären; so müssen wir versichern, daß man für den gerügten Mangel durch die Biographie und Charakter-Schilderung des berüchtigten Pascha Ali gar sehr entschädigt wird. Man lernt hier ganz in der Nähe das originellste moralische Ungeheuer kennen, welches man sich, nach den fragmentarischen Aeußerungen unserer öffentlichen Blätter über den berühmten Pascha von Janina, kaum zur Hälfte so arg gedacht hatte, als es in der That ist, und das für die Welt um so gefährlicher zu seyn scheint, je mehr es sich bereits über die religiösen Maximen seiner Glaubensgenossen hinweg zu setzen gelernt hat. — Fürwahr, die Griechen wären, wenn sie bei den gebildeten Europäern gute Sache behalten wollen, von mehr als einer Seite zu beklagen, müßten sie sich, im Kampfe gegen ihren Hauptfeind, mit einem solchen Nichtswürdigen vereinigen. Auch dürften sie sich von seiner Treue, wie von seinem Alter, für ihren wahren Vortheil nicht das Mindeste versprechen; denn er bricht sein Wort, wo er Lust hat, und hat sein Lasterleben bereits bis zur gänzlichen Entkräftung oder bis zum 80sten Jahre fortgesetzt. Die neuesten Zeitungs-Nachrichten sagen indessen auch: daß die Griechen dem alten frechen Sünder im höchsten Grade mißtrauen. E. W.

Der Taubstumme Massieu befindet sich gegenwärtig in Lille, wo er die dasigen Bewohner durch die Richtigkeit und Wohlgetroffenheit seiner Antworten in Erstaunen setzt. Der Präfekt fragte ihn unter Anderem: was er unter Legitimität verstände? „Das Gegentheil von Usurpation!“ erwiderte er. Wenn doch übrigens diese Art Legitimität, welche der Usurpation entgegen gesetzt ist, im Reiche des Geistes geltend würde! (Gaz. d. Fr.)

Der Maler Gerard in Paris hat für den Prinzen Heinrich von Preußen „Corinna auf dem Capitol“ gemalt. (Morn. Chron.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 13. Oktober. 164stes Blatt.

Die Provence.

(Fortsetzung.)

Die Abdachung der alten Werke von Frejus gegen die Hafenseite ist sehr scharf. Der Kalk ist den verbundenen Steinen an Härte gleich, das Ganze einer Klippenmasse ähnlicher als einem Mauerwerke. Der Brückenkopf schloß das Ganze mit einer Krümmung von 50 Ellen, an deren Anfang der Leuchtthurm stand. Etwa 7 bis 8 Ellen sind noch von der Höhe übrig: ein ungeheurer Haufe. Die andern sich noch vorfindenden Ruinen sind meistentheils Souterrains; die Dicke der Mauern, ihre Gestalt und Lage zeigen, daß sie zu Magazinen gedient haben; gegen die Landseite sind sie weniger verfallen. Eines der Stadtthore hat den Namen: das goldene. Julius Cäsar hat, einer Sage nach, einen Sieges-Einzug dadurch gehalten und es zur Erinnerung mit vergoldeten Nägeln beschlagen lassen. Außen vor der Stadt ist der Circus; er ist nicht mit jenem zu Nismes oder Orange zu vergleichen, hat aber vor letzterem den Vorzug, daß er nicht verbaut, seine ehemalige Größe also in den Ruinen zu erkennen ist. Ein Mißverhältniß fällt aber auf: man sieht nur noch an der längeren Seite die Höhe, das Inwendige und an den beiden kürzeren Seiten die obere Verbindung sind fast vergangen, so daß man bei dem ersten Anblick es für die Ruinen einer Wasserleitung hält. — Die Berge sind über eine deutsche Viertel-Meile entfernt, in dieser Strecke floß die Wasserleitung; man findet abwechselnd mehrere Bogen und freie Stellen. Die Leitung hat nur einen Aufbau gehabt und besteht, wie die zu Lyon, aus kleinen Steinen. Man sieht deutlich, wie der Hafen die Stadt verlassen hat; er ist nun in Gartenplätze umgewandelt und der Brückenkopf und Leuchtthurm sind eine Viertel-Meile von der Küste entfernt. Wir gingen auf dem Damme dahin: Todtenstille herrschte, wo sonst Alles Leben war. In jedem Augenblick sprangen Eidechsen auf: in ihrer Art Riesen, denn sie sind eine Viertel-Elle lang, von hellgrüner mit Gelb gemischter Farbe. Der Graben längs dem Damm ist mit kleinen Wasserschlangen angefüllt, die mit erhobenem Kopf umher schwammen. — Der, gegen 5 Meilen lange Weg von Frejus nach Cannes führt durch einen zusammen hangenden Wald und die Berge fangen dicht vor der Stadt an. Gegen die Hälfte des Weges trifft man die kleine Dorfschaft Estrelles, die kaum zehn zerstreute Wohnungen hat; außer diesen ist kein einziges Haus auf dem ganzen Wege zu finden. Der Wald fängt mit Cedern an; ich sah sie zum ersten Mal; sie hatten nur eine Höhe von etwa 40 Fuß erreicht, waren also niedrig gegen die Ceder in dem Pariser Pflanzen-Garten, deren Spitze doch abgeschossen wurde: aber diese war sorgfältig geschützt, jene Wald-Cedern beschirmen sich selber. Das Klima hält sie zurück, denen vom Libanon zu gleichen; die Kronen hatten die Gestalten von Halbkugeln, erst hoch am Stamme trieben Seitenzweige. Die Cedern-Holzung ist nicht breit und man kommt bald in eine Fichten-Waldung, 5 Meilen lang und 4 Meilen breit. — Von einer halben Meile vor Estrelles an folgten wir dem Laufe eines

tiefen Thales zur linken Seite. Der Boden sank, wie wir stiegen, bis zu einer ungeheuren Tiefe; aber da wir bald auf, bald nieder stiegen, so war es wohl nur ein Blendwerk. Der letzte Steig war, besonders für Pferde, beschwerlich und die Mühe ward nicht so belohnt, als wir es durch den Anblick der hohen Schnee-Alpen wurden. Wir hatten sie früher schon gesehen, aber nicht so deutlich, nicht in so voller Pracht; sie glänzten wie Silber in den Sonnenstrahlen und erhoben ihre weißen Häupter über die ganze Felsengegend. Zuweilen werden diese unbeweglichen Riesen in Wolken gehüllt, aber gewöhnlich überragt ihre weiße Spitze dieses luftige Gewand. Der Schnee erregt sonderbare Empfindungen in einem Lande, wo es keinen Winter giebt; wir Männer des Nordens begrüßten den Schnee als einen bekannten Freund, doch erfreut es, daß wir diese ewig kalten Massen in Dänemark nicht kennen. Man findet hier zuweilen angebautes Land; dann aber keine Wohnungen, so lange der Wald noch dauert und das sind drei Meilen, bis nahe an Cannes. Das Posthaus in Estrelles hat eine romantische Lage, doch verließen wir es gern, denn wir eilten, unsern Entschluß aus zu führen: die nächste Nacht in Italien zu schlafen. Von dieser Station an fuhren wir fast immer bergunter; schöne Aussichten wurden seltener; wir sahen oft Theile eines Waldes rauchen, mehrere brennen; man beschuldigte die Straßenräuber, an denen es hier nicht fehlt, daß sie da Bivouacqs halten. Weiterhin zogen die Berge sich in einen Halbcirkel zurück und die Gegend ward zuletzt angebaut und frei von Waldung. — Cannes ist ein Fischer-Ort mit etwa 1000 Menschen, an dem Fuße eines Berges, wo das alte Cannes gelegen hat. Noch sieht man Ueberbleibsel der Befestigungen: ein- und ausgehende Ringmauern mit Thürmen, auch die Ruinen der alten Burg. Auf einer kleinen Klippe vor der Stadt, die auf dem Sande der Meeresbucht liegt, ist der Leuchtthurm und daneben ein Wirthshaus in niedlicher Lage. Die Meereswogen brechen sich an dem Fuße der Klippe; gegenüber liegt St. Marguerite, bekannt durch den Unglücklichen in der eisernen Maske. (Der Schluß folgt.)

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Dietrich von Ramstein, ein edler Jüngling von schöner Gestalt und ritterlicher Bildung, tapfer und kühn, durch manches Krieges-Abentheuer geprüft, war eben aus Italien zurück gekehrt, um, nach dem Wunsche seines Vaters, fortan unter seinen Mitbürgern zu bleiben. Seine Rückkunft fiel gerade in die Tage des Festes, dessen belebter Glanz ihm den Boden der Heimath in freudiger Anmuth erscheinen ließ, und an welchem er sogleich einen erhöheteren Antheil gewann, indem er in den Ritterspielen unübertroffen die besten Preise davon trug. Die Sterner freuten sich, in ihm einen kühnen und feurigen Genossen mehr zu besitzen, dessen Muth und Gewandtheit, wie schon im Scherz, so auch bald im Ernst, ihrer Partei zur wichtigen Verstärkung werden mußte. Sie priesen seine Ritterlichkeit, lobten seine Gesinnung und setzten ihn vorläufig von Allem in Kenntniß, was ihm als einen Mitanführer ihrer bevorstehenden Unternehmung zu wissen taugte. Allein Dietrich vermochte nicht in gleicher Art die Empfindungen zu theilen, von welchen er die Andern im Tiefsten erregt sah. Seit vielen Jahren aus der Heimath abwesend, kannte er den inneren Zwist seiner Mitbürger nur dem Namen nach, und er wußte nur, daß er ein Sterner sey, ohne es in seinem Inneren zu fühlen: und wenn auch sonst das Feuer der Jugend kaum der Gründe, sondern nur der Gelegenheit bedürfen mochte, um heiß für eine dargebotene Sache zu entbrennen, so vermißte er doch diesen Antrieb diesmal ganz, und fand in seiner Brust einen Widerspruch, der ihm unmöglich machte, gleich den Andern in den Psittichern unbedingt nur Feinde zu erblicken. Das Bild der schönen Gertrud schwebte seit dem ersten Anblick mit sanftem Reize vor seinen Augen, und schlug mit zunehmendem Zauber die feindliche Flamme nieder, die seinem Herzen eine entgegen gesetzte Richtung aufdringen wollte.

Indeß betrieb der alte Ramstein mit Nachdruck die Anstalten, um den Sternern Rache an den Psittichern zu verschaffen. Durch seine hohen Jahre für die meisten Verhältnisse des Lebens abgestumpft, fühlte er die Heftigkeit früherer Zeiten einzig in den Augenblicken wiederkehren, wo die Bürgerparteiung ihn aufreizte. Ehemals einer der Anführer des Sterns, mit ihm an Bedeutung gestiegen und in die Waffenfreundschaft des Grafen Rudolph von Habsburg gekommen, glaubte er die gerechte Sache der Ritter mit höchster Anstrengung verfechten zu müssen; vor Allem schmeichelte ihm der Gedanke, in seinem Sohne ersetzt zu werden, und diesen ausführen zu sehen, was ihm selbst nicht mehr gestattet war. Dietrich liebte seinen Vater mit inniger Verehrung, er hatte ihn immer als hohes Vorbild betrachtet: an strenger Gesinnung, an Tapferkeit und besonders an beharrlicher Treue hatte er seines Gleichen nicht gefunden; in die Fußtapfen dieses Mannes zu treten, seiner Leitung sich hin zu geben, war ihm so wünschenswerth als sicher erschienen. Mit bestürztem Unmuthe fand er sich nunmehr in dieser Fassung gestört, jeden Eindruck verändert, jeden Wunsch verirrt. Er vernahm nicht ohne Peinlichkeit die heftigen Aeußerungen, die, täglich wiederkehrend, ihn selbst nicht weniger als die Psitticher zu verletzen schienen; denn am Ende stand hinter diesem verhaßten Namen auch immer

die schöne Gertrud, die von solch harten Schmähungen mitgetroffen wurde; er wußte die Stellung, in welche die Verhältnisse ihn gebracht hatten, sich nicht recht mehr an zu eignen, und durfte doch keine andere hoffen, die ihm vertrauter gewesen wäre. Alles, was von dem Hasse der Psitticher, von ihrem Uebermuthe, von ihrer Arglist und Unversöhnlichkeit erzählt wurde, mußte ihn auf doppelte Weise verletzen, indem sein Stolz und Gertrudens sanfte Liebenswürdigkeit sich dagegen in ganz verschiedenem Sinne auflehnten. Er versuchte mehrmals, den inneren Drang und sein Gefühl mit dem väterlichen Sinne zu vereinbaren. Er gab seiner tieferen Neigung, die er mit Worten sich selbst allmählig eingestehen mußte, das Gemeinwohl der Stadt zum Anhalt, und deutete auf die glücklichere Zeit hin, wo die Bürger durch keine Zwietracht mehr geschieden seyn, wo Frieden und Einigkeit, sagte er, alle Kräfte für gleichen Zweck verbinden, und diesen Zweck in der Blüthe und dem Ansehen des Ganzen besitzen würden. Warum, fügte er hinzu, soll diese Zeit entfernt, warum nicht nahe zu hoffen seyn, da jede gute Gesinnung, jede wahre Vaterlandsliebe sie plötzlich herbei führen, sie wenigstens beschleunigen kann? — Der Alte stutzte über die unerwartete Rede des Sohns; doch bald, ihre ungewisse Deutung nach dem eigenen Sinn entscheidend, entgegnete er mit Stärke: „Ja wohl ist die Zwietracht das größte Unheil! Unsere Stadt geht darin unter, ihre Neider und Feinde frohlocken; aber nur ein einziges Mittel giebt es, die Einigkeit her zu stellen: der Sieg des Sterns und des Psittichs Untergang; dazu helfe Jeder, der es gut meint, und verflucht sey Jeder, der es anders will!“

Solchen Aeußerungen des starren Hasses entzog Dietrich sein verwundetes Herz und zugleich dem väterlichen Kreise mehr und mehr sein Vertrauen. Desto freier und mächtiger entfaltete sich in geheimer Stille das Gefühl, welches in raschen Pulsen zur Leidenschaft aufstieg. Er sah Gertruden unverhofft wieder, er konnte auf der Straße einige Worte mit ihr wechseln, indem er als Empfänger der von ihrer Hand ertheilten Preise sich in fortwährender Verpflichtung zu ihr darstellte; er fand in ihren Augen die lieblichste Wahrheit, in ihren Worten die edelste Zuversicht eines schönen Herzens, dessen Neigung ungewonnen nur dem Rechten sich gewinnbar fühlt. Er traf und sprach sie hierauf öfter, der Zufall schien beflissen sie ihm allenthalben entgegen zu führen, in Kirchen und Gärten, bei Festlichkeiten und Wasserfahrten. Schon mochte er sich nicht mehr leugnen, daß ihn die heißeste Liebe erfülle, und daß er ohne Gertrud allem Lebensglück entsagen müsse. Schweigend überließ er sich allen Wogen der inneren Leidenschaft; Muth und Angst, Hoffnung und Zweifel bestürmten abwechselnd sein aufgeregtes Herz, und wenn ihm endlich in errungenem Wähnen, daß er wieder geliebt sey, ein heiterer Trost gekommen schien, so war er dann plötzlich mit seinem vollen Glücke erst wieder grenzenloser Noth und Irre preis gegeben. Konnte er hoffen, daß sein Glück den wüthenden Geist der Zwietracht überwältigen würde, daß ihn die Psitticher, daß Gertruden die Sterner willig aufnehmen würden? Und welche Kette von Leiden und Drangsalen zog sich über jeden Weg hin, den seine Liebe sonst noch möglich glauben wollte? — In dieser Lage wurde ihm Mittheilung äußerstes Bedürfniß. Er näherte sich einem Freunde, mit dem aus früher Jugend, nach langen Zwischenräumen, in denen sie sich nicht gesehen, ein angewöhntes Vertrauen ihm offen geblieben war. Reinhard Schenk, ein wenig jünger als Dietrich, aber in seinem Wesen sehr zusammen genommen, besaß unter der Hülle eines überlegten Benehmens eine Reizbarkeit des Sinnes, welche Dietrichen besonders angezogen hatte; er schien eine nachsichtige Beurtheilung und eine sorgsame Behandlung von den Eigenschaften des Freundes erwarten zu können. Dieser vernahm zwar die unvermuthete Mittheilung anfangs mit Kälte, ja mit einigem Ausdruck von Verdruß; allein dieser Anschein verlor sich gleich wieder, und der Vertraute suchte alsbald mit freundlicher Fassung und sichtbarem Eifer den Liebenden zu frischer Hoffnung zu ermuntern und diese durch kräftige Zusage seiner eigenen Beihülfe in Rath und That bestens zu bestärken. Er leugnete nicht, daß die Verhältnisse schwierig, daß die Feindschaft der Sterner und Psitticher mehr als je in Gährung sey, und daß an eine Verbindung auf gewöhnlichem Wege nicht gedacht werden könne; aber er glaubte, daß sich schon Hülfsmittel darbieten würden, wenn man sie nur benutzen wollte; dabei erklärte er, daß er in dieser Sache schon als Sterner dem Sterner beistehen müsse, aber noch mehr als Freund dem Freunde, dessen Empfindungen er vollkommen zu würdigen wisse. (Die Fortsetzung folgt.)

Anklänge.

1.
Das Leben wär' ein Traum? — dann weckt im Lebenslauf
Die Hand des Schicksals uns fürwahr oft unsanft auf;
Der Traum entflieht — drum sorgt, daß bei'm Erwachen
Euch nicht die Freunde flieh'n, nicht Feinde Euch verlachen.

2.
Wer hat im Leben wohl
Den allgemeinsten Werth?
Wer Hohes stets von sich,
Von Andern nichts begehrt.

3.
Wer vielen Andern helfen kann,
Den ficht das Schicksal schwer nur an;
Und hilft er Anderen nur viel,
Macht eig'nes Leid ihm leichtes Spiel.

Ed. Rolle.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

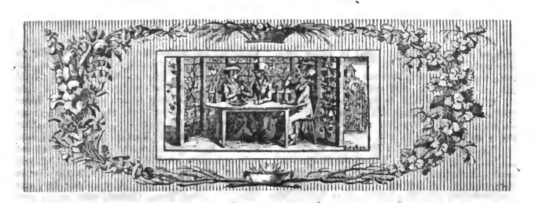
Petersburg. Die Moskausche Universität erhielt vor wenigen Wochen ein sehr wichtiges Geschenk vom Hofrath und Ritter Kruder. Es besteht in einer Sammlung von 282 der auserlesensten microscopischen Präparate, die alle Theile des menschlichen Körpers mit einer Vollkommenheit und Deutlichkeit darstellen, welche alle Erwartungen in dieser Rucksicht übertreffen. Der Mechanikus Lieberkuhn in Berlin hat sie mit einem äußerst mühsamen Fleiße, mit einer bewunderungswerthen Geschicklichkeit verfertigt. Professor Beireis in Helmstadt besaß sie 40 Jahre, und sie waren eine der größten Zierden seines, an Kunstsachen, Münzen und Gemälden so äußerst reichen und seltenen Museums. An allen Theilen des menschlichen Körpers sind die allerfeinsten Aederchen bemerkbar und diese mit einer gefärbten Flüssigkeit ausgespritzt. Gewiß muß das höchste Erstaunen jedes Zuschauers, selbst der Kunstgenossen und Anatomiker, rege werden, wenn sie bedenken, wie es jenem Künstler möglich war, mit einer so anschaulichen Präcision und Genauigkeit in das kleinste Detail dieser Wunderwelt (wie der Körper des Menschen ist) zu dringen. Jedes dieser Präparate ist ein Achtel Werschock lang; das bloße Auge kann nichts unterscheiden, aber einige tausend Male durch das Microscop vergrößert, zeigt sich in ihm ein erstaunenswürdiges Gewebe von Aederchen, aus welchem man die allerfeinste Structur des menschlichen Körpers erkennt. Es wäre für den allgemeinen Nutzen des größeren, wissenschaftlich gebildeten Publikums, wie auch für die Erweiterung der Wissenschaft selbst, sehr zu wünschen, daß ein sachkundiger Gelehrter baldigst zu einer umständlichen, scientifischen Beschreibung dieser Werke schritte und mit ihm sich einer unserer talentvollen Künstler vereinte, der die genaue und getreue Abbildung der Präparate, unter den Microscopen selbst verfertigt, übernähme. Diese Sammlung ist jetzt mit dem ehemaligen Loderschen anatomischen Kabinette dem Museum der Universität einverleibt worden. — Für die höhere Vervollkommnung und Bildung der russischen Sprache existirt hier eine russische Akademie. Die Haupttendenz ihrer Glieder geht nur allein auf den höheren Flor der Landessprache, auf die größere Beförderung ihrer Literatur. — Als der fürchterlich wüthende Krieg im Spätjahr 1812 mehrere Gegenden des inneren Rußlands verwüstete und dessen Bewohner, aus ihren heimathlichen Wohnsitzen verdrängt, gleich Verzweifelten umher irrten, Brod und Wohnung suchend, verordnete ein kaiserlicher Ukas vom 20sten September desselben Jahres: in allen vom Feinde verwüsteten Gouvernements Committeen zu stiften, deren besondere Pflicht es seyn sollte, künftig für die Unterstützung der durch den Krieg verarmten und beraubten Bewohner, theils durch Sammlung freiwilliger Beiträge, theils durch barmherzige Opfer, während des Gottesdienstes in den Kirchen gesammelt, zu sorgen. Diese freiwilligen Beiträge und Opfer der Milde wuchsen nach wenigen Jahren zu äußerst bedeutenden Summen an und bildeten hinreichende Fonds, nicht nur der dringendsten Noth für den Augenblick ab zu helfen, sondern auch den Bedrängten sichere Ressourcen für die Zukunft zu gewähren, um durch neuen Eifer und Fleiß das Verlorne wieder zu gewinnen. Da man bis jetzt sammelte und die Summen in den Cameral-Höfen aufbewahrte, so häuften sie sich zu den bedeutendsten Kapitalien an. Auf die Anfrage des Ministers des Inneren, Grafen Kotschubei, welcher Verfügung diese Geldsummen künftig unterliegen sollten, erließ der Kaiser einen höchst merkwürdigen Ukas dieses Inhalts: Die Einsammlung aller freiwilligen Beiträge hört von nun an auf; alle dadurch, wie auch die in den Kirchen durch Opfer religiöser Barmherzigkeit eingekommenen Summen, werden in den kaiserlichen Lombards deponirt, und besonders administrirt. Die Bestimmung der ersteren ist auch künftig, Aufhelfung und Unterstützung der durch Kriege und Landesplagen zerstörten und verwüsteten Provinzen; die Bestimmung der letzteren, die in den Kirchen noch fort zu setzen sind, ist, unglücklichen Individuen, die es ohne eigenes Verschulden wurden, durch Gaben der Milde ihr Elend zu erleichtern und ihren Zustand möglichst zu verbessern. L. n. Bg.

Dresden. Die alljährig gehaltenen Volksfeste des Scheiben- und des Vogel-Schießens sind auch in diesem Jahre gewohntermaßen acht Tage hindurch gefeiert worden. Das Scheibenschießen mit gezogenen Büchsen, eine aus den frühesten Zeiten städtischen Lebens sich herschreibende Festlichkeit, wird hier auf einem engeren und zu allgemeinerer Theilnahme weniger günstigen Raume abgehalten, daher auch, außer den eigentlichen Schützen, wenigere Personen aus den gebildeteren Ständen dieser Vergnügung beiwohnen. Desto zahlreicher wird aber das Wettschießen nach dem Vogel besucht. Die weitausgebreitete Wiese, die hier zum Tummelplatze dient, ist mit mehr oder minder ausgeschmückten Zelten bedeckt, in denen Erfrischungen, Genüsse und Ergötzlichkeiten aller Art sich den Besuchenden darbieten. Der hohe Mast, an dessen Spitze das hölzern-gefiederte Schlachtopfer prangt, nebst den symmetrisch daneben stehenden kleineren, zu Intermezzo's dienenden Filial-Vögeln; das bunte Gewimmel der Gaffenden, Schmausenden und Laubhüttenfest-Feiernden; das Tönen der verschiedenen harmonischen und unharmonischen Musik-Chöre, das Schmettern der Trompeten zu Verkündung des glücklicheren Schusses und das Abfeuern der zahmen Stadt-Kanonen bei An- und Abfahrten; dazu das Dampfen der Feldküchen-Heerde, und insbesondere der, aus den zur herkömmlichen Feier unentbehrlichen Bratwurst-Pfannen aufsteigende Duft — Alles wirkt unwiderstehlich auf gröbere wie auf feinere Sinnen-Organisationen und giebt den Eindruck eines tüchtigen Fresko-Bildes. An einem der letzten dieser feierlichen Abende wird ein Feuerwerk abgebrannt, das leicht selbst in Kriegszeiten dargebracht werden könnte, ohne dem Pulver-Vorrath merklichen Abbruch zu thun. Bei beiden vorerwähnten Festen wird der Hof durch einen königlichen Kammerherrn repräsentirt, der die Schüsse im Namen der Personen aus der königlichen Familie thut, indem er sich dabei mehr durch freundliche als durch glänzende Gegenwart aus zu zeichnen sucht und den zu einer kostspieligen Vergnügung versammelten Bürgern mit dem beachtungswerthen Beispiele kluger Sparsamkeit voran geht. Auch wohnt der Stadtrath dem Feste in der Person eines seiner Mitglieder bei. Ueberhaupt aber ist zu rühmen, daß die Fröhlichkeit der hier versammelten, aus den verschiedensten Klassen der Einwohner bestehenden Menge, wie laut sie auch werden mag, doch nie anstößig wird, und, bei nicht ganz unbedeutendem Genusse spirituöser Flüssigkeiten, rohe Ausbrüche der Leidenschaften und Streitigkeiten dennoch selten sind. E.

Ein junger Engländer, Namens Waddington, welcher kürzlich in Rom angekommen, ist in Egypten (im Gefolge der Armee des dasigen Pascha's) über 600 Stunden jenseits des zweiten Wasserfalles den Nil entlang gegangen, und hat zu Schagal, wo der Pascha sein Lager aufschlug, 35 Pyramiden aus Sandstein, von 50 bis 120 Fuß Höhe angetroffen. Sie waren schon sehr zerfallen. Außerdem sah er 7 bis 8 Tempel, deren einer über 300 Fuß lang und ganz mit Hieroglyphen bedeckt war. Bei diesen Ruinen lag unstreitig Nabathu, nicht das alte Meroë. Der Reisende schrieb einige merkwürdige griechische Inschriften ab, und versichert, Nubien sey voll der herrlichsten Denkmale und unstreitig als die Wiege der Künste an zu sehen. (Constitut.)

Ein englischer Chemiker hat die Sucht, aus Allem Zucker zu machen. Spinat-Pflanzen, die einen halben Morgen Landes bedeckt hatten, gaben ihm ein Pfund Lumpen-Zucker. Neuerlich versuchte er es mit Holz, und hofft es so weit zu bringen, daß er aus einer Klafter Eichen-Kloben Zucker genug zu drei Tassen Kaffee ziehen wird. (Morn. Chron.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 15. Oktober. 165stes Blatt.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Reinhard war erfindungsreich für Dietrichs Herzensbedürfniß; er schmeichelte seiner Einbildungskraft auf die wohlthuendste Weise, wußte manchen Vorfall des täglichen Lebens nach Wunsch zu behandeln, das Widerwärtige ab zu lenken, das Angenehme hervor zu heben, und wurde seinem Freunde bald unentbehrlich. Das Mitwissen um ein geliebtes Geheimniß und dabei muntere Thätigkeit — diesem Verein von Macht unterwirft sich immer ein bedrängtes Herz! Auf nahen und fernen Spaziergängen, bald zu Schiffe den Rhein befahrend, bald zu Pferde die benachbarten Burgen besuchend, unterhielten die Freunde sich eifrig von Hoffnungen und Aussichten, zu deren Erfüllung hundert Träume ersonnen, Entwürfe ausgebildet und Vorsätze gehegt wurden. Mit dem geliebten Gegenstande aus der unseligen Stadt zu einem andern Orte hin zu fliehen, wo der trennende Zwist unbekannt und wirkungslos wäre; das ganze Haus der Landskron aus den Reihen der Feinde zu den Sternern herüber zu ziehen, oder die Ramstein den Psittichern zu gesellen; im Vertrauen der höheren Kraft heiliger Liebeseingebung beide Parteien durch öffentliche Rede zur Versöhnung und Bruderliebe hin zu reißen: all diese Vorstellungen stiegen auf und ab in der unendlichen Prüfung ihrer vielartigen Möglichkeiten. Was auf entlegenen Wanderungen in Waldesfrische und Felsen-Einsamkeit glücklich ausgedacht und unfehlbar schien, verlor sich nur wieder bei Annäherung zur Stadt meist in Wahn und Traum und ließ bei dem Eintritt in die Thore leider die entgegen gesetzte Wirklichkeit erkennen! In der That war der Zustand der Bürgerschaft mit jedem Tage gährender geworden; die Parteien hatten sich durch Hohn und Drohungen auf's Aeußerste erbittert, unaufhörlich fielen gefährliche Neckereien vor und nicht selten wurden die Schwerdter gezogen. Die Psitticher, im Vortheil, machten ihre Obergewalt geltend, bestraften die unruhigen Sterner und versicherten sich der wichtigsten Posten durch bewaffnete Schaaren; aber eben deshalb war ein allgemeiner Aufstand der Sterner nur um so näher zu befürchten, und wirklich deutete manches Zeichen darauf hin. Die beiden Parteien hatten allen Umgang unter einander abgebrochen, und nur noch im nothwendigsten Lebensverkehr berührte man sich mit Schroffheit und Kälte. Dietrich erschien vor seinem Vater jetzt meist finster und schweigend, und dieser glaubte in den heftigen Reden, die Reinhard zu Zeiten gegen die Feinde ausstieß, zugleich den Inhalt jenes Schweigens zu vernehmen; er munterte zu muthiger Stärke auf: die Stunde sey nicht weit, wo Vergeltung geübt werden solle; übrigens bedauerte er, seinen Sohn den Erwartungen nicht entsprechen zu sehen, die er durch sein erstes Erscheinen geweckt hatte; er habe nicht jenes gestählte Herz, dünkte ihn, das durch Selbstgefühl und inneren Trotz alles Mißgeschick ungebeugt erträgt. Dietrich, von Allem, was er sah und hörte, nur beklommen, und seit langer Zeit schon ohne den Anblick Gertrudens, den früher der Zufall bei öfteren

Gelegenheiten ihm gegönnt, suchte im Freien seiner Stimmung nach zu gehen; die beiden Freunde setzten emsig ihre Ausflüge fort, Reinhard von nun an bewaffnet, gewarnt gegen Ueberfall und Nachstellung.

Eines Tages gingen sie aufwärts am Ufer des Flusses von Hügel zu Hügel, bis sie plötzlich durch ein umbüschtes Gemäuer den Weg versperrt fanden. Sie stiegen ohne Mühe hinauf. Eine grüne Laubwand breitete sich über dem Rande der Mauer hin, und ein hoher Garten schloß sich an; reizende Aussicht zwischen gewaltigen Bäumen eröffnete sich vorwärts in dem gesenkten Grunde auf den Rhein. Die beiden Freunde betrachteten die Gegend, als sie in ihrer Nähe Stimmen und fröhliches Lachen vernahmen; dazwischen ertönten Liederklänge und munterer Lärm, wie von einem Platze jugendlicher Spiele. Zwei schöne Mädchen traten aus der Laubwand auf den freien Mauerrand hervor, ihre Tritte schallten hell von den festen glatten Steinen; sie riefen unter Scherz und Lachen eine dritte Gespielin, die aus dem inneren Garten antwortete. „Willst Du denn immer träumen" — rief es ihr entgegen, als sie nach einer Weile hervor trat — „willst Du gar nicht mehr spielen und fröhlich seyn? Bist Du verliebt, so sag' es uns zu Deinem eigenen Besten, daß wir uns nicht auch an Deinem Auserwählten versehen und unbewußt Deine Nebenbuhlerinnen werden!" — Die Freunde standen hinter einem Hollunder-Busche, der sie den Blicken der Mädchen einigermaßen verdeckte; doch als keine Antwort auf die neckende Rede erfolgte, und Reinhard sich vorbeugte, um besser zu sehen, wurde er selbst erblickt, und mit schreiendem Lachen rief die Entdeckerin plötzlich: „Da ist er, da ist er schon, Gertrud, Dein Liebhaber, Dein Herzensbändiger! hieher bestellt oder durch Zufall?" — Und jetzt, wo die Mädchen ihre Blicke auf Reinhard hefteten, fielen Gertrud's Augen, die sich unwillkührlich dahin wandten, auf Dietrich, und was ihr selbst noch Geheimniß hatte seyn sollen, wurde plötzlich ihr selbst und den Andern in einem Schrei offenbar, der ihre ganze Verwirrung ausdrückte. Die Freunde traten nun zugleich hervor, die Mädchen wollten fliehen, allein Gertrud vermochte kaum sich aufrecht zu halten, ein Strom von Thränen benetzte ihr Antlitz. Dietrich ergriff ihre Hand, er konnte an seinem Glücke nicht zweifeln; er sprach mit Leidenschaft einige Worte, er wollte beruhigen, bitten, aussprechen, vernehmen; ein sanfter Blick schien ihm Vertrauen geben zu wollen, aber Angst und Unruhe erwachten zugleich. Sie sah auf die goldene Kette nieder, die er am Halse trug, einer der Ehrenpreise, die er von ihrer Hand empfangen hatte. „Ihr habt sie mir gegeben", sagte Dietrich, „und sie wäre mir das Theuerste auf der Welt, wenn sie ganz Eure Gabe wäre; aber nun kann ich ihrer nicht recht froh werden, wenn ich bedenke, daß Ihr sie vielleicht mir weniger von Herzen gegeben habt, als wenn ich einer der Eurigen wäre!" — „Wie redet Ihr!" flüsterte Gertrud bewegt; „ich bin Euch nicht feind, wie sehr es auch leider unsre Väter einander sind! Ihr kommt, sagt man, von weiten Reisen zurück, kaum kenne ich Euch, aber eine innere Ueberzeugung sagt mir, daß Ihr Eure Vaterstadt mit allgemeiner Liebe wieder gesehen, Eure Mitbürger in der Ferne nicht in Freunde und Feinde geschieden habt! O vermöchten meine Empfindungen in die Andern über zu strömen, schon längst wäre dieser unselige Zwist versöhnt." — „Eure Worte, Gertrud, gehen mir zu Herzen!" erwiederte er; „Ihr verkennt mich nicht, nein, ich nehme keinen Theil an der traurigen Feindschaft, ich liebe in Euch die Eurigen mit. Könnte mein Vater solchen Engel des Friedens hören, auch sein Herz würde sich wenden! Gertrud, Ihr seyd die herrlichste Jungfrau der Stadt, an Macht und Ansehen überwiegt Euer Haus alle andern; ich darf mich den Besten der Meinigen gleich stellen; der finstere Streit kann enden, die Zerrüttung der Vaterstadt redet der Liebe, die ich für Euch empfinde, das Wort: o wendet Euren Blick nicht ab, laßt mich wenigstens hoffen, was Ihr noch nicht zusagen mögt!" — Sie sah ihn an, sie bebte, und konnte kein Wort hervor bringen; Dietrich sah mit Entzücken in das schöne Antlitz und schien in die beseligendste Zukunft zu schauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Provence.

(Schluß.)

Wir beschlossen, St. Marguerite zu besuchen, und mietheten ein Boot, uns dahin und von da nach Antibes zu bringen. Gern wären wir von da gerade nach Nizza gegangen, aber die Franzosen und Italiener unterwerfen einander gegenseitiger Quarantaine. Unsere Seefahrt mußte also bei Antibes endigen. Die beiden Inseln St. Marguerite und Honorate liegen einander nahe. Die erste ist flach und angebaut, und nur die linke Seite eine 90 Fuß hohe Klippe, auf welcher das feste Schloß liegt. Es ist gut unterhalten und durch seine Lage an der Grenze wichtig; die Bekleidung hält mehrentheils gegen 36 Fuß. Die Befestigungen sind kurze abgebrochene Linien, um Seiten-Vertheidigungen zu haben, und den Raum so viel als möglich zu benutzen; gegen den Hafen sind die Linien gerade; von der Seite hält man sich durch die senkrechten und rauhen Klippen gesichert, die mindestens 60 Fuß hoch sind; den übrigen Theil der Werke umgiebt ein bedeckter, gut gehaltener Weg. Das Schloß ist geräumig, es war mit einer Compagnie alter Soldaten — *Sedentaire* — besetzt; im Kriege wurden 7 bis 800 Mann gehalten.

Die wohlgebauten Kasernen fassen 600 Mann; in die Klippen ist ein guter Brunnen gehauen; die Magazine aller Art und die Arsenäle haben eine trefliche Einrichtung. — Ein gut zu bestreichendes Appareil führt in Zickzacken zu dem Castel von St. Marguerite, vor dem Eingang ist ein kleiner in den Felsen gehauener Graben, der eine Zugbrücke hat. Wir fanden wenige Souterrains, aber sie sind zu Magazinen unnöthig, da kein Punkt beherrscht wird und Platz genug in der Festung ist. Der Kommandant hat eine niedliche Wohnung mit einer der schönsten Aussichten: an der einen Seite das Meer, dicht daran die beiden Inseln und gegen Norden die Buchten und Küsten der Provence. Er war abwesend und wir mußten uns mit dem dicken normandischen Sedentair-Capitain begnügen, der das warme Klima verwünschte und Thränen der Freude vergoß, als er hörte, daß ich in seiner geliebten Normandie vier Tage hindurch sauern Aepfel-Wein getrunken hatte. Bei der Wohnung des Kommandanten war eine kleine Menagerie: ein Affe, ein Papagei, ein Adler, eine Elster, ein Fuchs u. s. w. Wäre ich Kommandant einer einsamen Insel, so würde ich ihm nachahmen. — Wir besahen auch das Schloß. Es ist nur für Gefangene bestimmt, aber in vielen Jahren nicht gebraucht. Aus dem langen Gange im untersten Stockwerk führen Thüren zu den einzelnen Gefängnissen, die etwa sieben Schritte im Geviert halten und gewölbt sind: jedes Gefängniß hat ein Fenster gegen das Meer, mit dreifachen eisernen Gittern.

Das Andenken an die eiserne Maske ward unter Napoleons Consulat durch eine Flugschrift erneuert, welche erzählte: daß der Gefangene mit der eisernen Maske einen Sohn mit einem Bauermädchen gehabt habe, welcher der Großvater des Grafen Marbouef gewesen sey, von welchem Napoleon abstammen soll. Man lachte allgemein darüber. — Napoleons Mameluken-Garde ward bekanntlich von dem Marseiller Pöbel vernichtet: nur Dreißig blieben übrig mit etwa zwölf bis vierzehn Weibern, unter denen sieben bis acht Negerinnen. Diese leben noch in St. Marguerite; sie werden gut behandelt, dürfen aber die Insel nicht verlassen. — Wenige Land-Charten geben die Lage dieses interessanten Punktes richtig an: Zwei hervor tretende Landspitzen bilden zwei Buchten, St. Marguerite gerade gegenüber. Das bergigte, in Zacken vorspringende Cap Gras und das Cap de la Crouchette auf der Zwischenspitze bilden den Meerbusen von Cannes, an welchem die Stadt liegt. Das Meer hat bei dem Cap Gras kaum 1½ Faden Tiefe, aber der ganze Durchgang zwischen dem Lande und St. Marguerite hat sammt den Buchten deren 4 Faden. Die andere Bucht ist zwischen dem Cap de la Cronchette und dem Cap von Antibes und heißt der Golf von Juan. In dem Inneren der Bucht liegt der alte Thurm Juan, wo im Jahr 1815 die Landung Napoleons geschah.

Das mittelländische Meer ist neun Monate hindurch so ruhig, als wir es fanden; die Fischerei wird dann ohne Mühe betrieben. Der Sardellenfang bringt Alles in Bewegung. Die Sardellen ziehen drei bis vier Wochen hindurch die Küste der Provence vorüber, von dem atlantischen Meere kommend, wohin sie im Herbst zurück kehren. Wir schlichen zwischen den Klippen hindurch um das Cap von Antibes, so schnell als möglich nach Antibes zu kommen. Große, oft hundertzählige Schaaren blauer Geschöpfe begegneten uns: kleine Schnecken ohne Häuser von himmelblauer Farbe, mit weißem Segel oder weißer Wand schräg in der Queere über ihrem Körper; wenn sie diese Segel aufrichten, treibt der Wind sie fort. — Man ist bald in Antibes, wenn man am Vorgebirge vorüber ist. Eine große Ansicht giebt die Stadt nicht, aber der Eingang ist gefällig. An der linken Seite des Einlaufes liegt eine große vorgeschobene Bastion, als ob sie aus dem Meer empor stiege; zur Rechten gewahrt man das alte Chateau quarré, das mit vier Bastionen auf einer Klippe liegt — 70 bis 80 Fuß hoch — und in die Klippe hinein gehauen ist. — Wir verließen Antibes, um mit der Nacht in Italien an zu kommen. Unsere Reise zu Lande ward belohnt, denn die Küste zwischen Antibes und Nizza ist sehr schön. Wenn man die Gartenhäuser und Weinberge von Antibes verlassen hat, kommt man in einen Oliven-Wald, der von schön gebauten Villen unterbrochen wird; solche Oliven-Pflanzungen hatte ich noch nicht gesehen, einige Bäume hielten 1 bis 1½ Ellen im Durchschnitt. Der Weg führt längs dem Meere und ist gut. Die Berge senken sich bisweilen ganz; es sind nicht die kahlen Klippen bei Estrelles; Reben und Holzung wechseln und eröffnen zuweilen herrliche Aussichten in schöne Thäler, die mit niedlichen Landstellen angefüllt sind. Fast alle kleineren Flüsse waren eingetrocknet und wir fuhren auf ihren Betten, wenig Wasser rieselte in der Mitte. Der Var-Fluß ist die Grenze zwischen der Provence und Piemont, das ist: zwischen Frankreich und Italien. Die Höflichkeit der französischen Douaniers ließ uns ohne Durchsuchung und ohne Trinkgeld fahren. Der Var hatte auch sehr abgenommen; er war nur 100 Ellen breit, anstatt sonstiger 1500. Man fährt auf einer sehr langen hölzernen Brücke darüber, auf deren Mitte ein Pfosten aufgerichtet ist mit den entgegen stehenden Inschriften: „Frankreich“—„Sardinien“. Am andern Ende der Brücke sahen wir die ersten sardinischen Soldaten und eine Stunde darauf waren wir in Nizza. Lw.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Freiburg. Heute theile ich Ihnen den, hier in Abschriften cirkulirenden Brief eines Herrn Peter Gendre aus Freiburg

mit, der sich zu Rio Janeiro in Brasilien angesiedelt hat. Ich muß jedoch bemerken, daß nicht alle Briefe von dorther so anziehend lauten.

„Rio Janeiro, den 22. Februar 1821.

Meine lieben Kinder!

Ich muß Euch sagen, wie ich hier lebe und wirthschafte. Zuerst war ich lange allein, dann mit einem Neger, später mit zweien, und jetzt habe ich meinen jungen Neffen bei mir. Oft koche ich selbst, aber stets schweizerisch; habe ich aber nicht Zeit, lasse ich das Essen bei dem Garkoch holen. Acht Hühner mit einem Hahn vermehrten sich dermaßen, daß ich den Hahn braten mußte, weil mir diese gefiederten Geschöpfe zu viel Zeit raubten. Zum Nachessen habe ich stets Paradies-Feigen und Orangen. Die Früchte sind vortreflich; viele Obstbäume gleichen den schweizerischen, aber doch nicht ganz, weil die Kälte nie den Wachsthum der Pflanzen hemmt. Die Vortheile, welche Brasilien dem Einwanderer darbieten, verringern sich täglich; denn kein Schiff kömmt ohne Colonisten aus Europa. Seit acht Monaten bin ich nun schon hier, und wie Pilze sah ich Buden aller Art hervor gehen, und wenn man die vielen Modehändler, Garköche, Kaffee-Sieder, Pasteten-Becker u. s. w. sieht, die alle Franzosen sind, glaubt man sich nach Paris versetzt. An Kleinverkäufern aller Gattung fehlt es nicht, und nirgends stieß ich auf so viele Apotheken, wie hier; sie können aber auch verkaufen, wie sie wollen, und den Preis bestimmen; übrigens giebt es hier wenig Kranke. Ich sah bei einem Nachbar einen Aufguß von Brustthee mit ein wenig Salep, den er mit 6 Franken bezahlen mußte, und der bei uns 5 bis 6 Batzen (½ Franken) kostet. Die Kleinverkäufer, welche die besten Geschäfte machen, sind Portugiesen, die man an allen Straßen-Ecken findet. Für die Neger und das gemeine Volk bieten sie Lebensmittel, gedörrtes Fleisch, Speck, Kerzen, Reis, Manioc-Mehl, Bohnen, Brandwein u. s. w. feil und haben starken Absatz. Wenn sich aber, wie ich vorhin sagte, die Verkäufer vermehrten, nehmen die Käufer auch verhältnißmäßig zu: in der Heimath (der Schweiz) hingegen, und jetzt in Europa überhaupt, giebt es wohl mehr Verkäufer als Käufer. Hier läßt sich diese zweifache und gleichzeitige Vermehrung leicht erklären. Der Wilde wird civilisirt, das heißt: statt auf einer Matte zu schlafen und mit den Fingern zu essen, ahmt er den Europäern begierig nach, und will hübsche Kleider, Matratzen, Tische und Teller, Gabeln und Löffel, Messer und Gläser und dergleichen haben, und das thut der Große wie der Kleine, der amerikanische Fürst wie der Sklave. — Paläste baut man hier mit Lehm und Koth, der aber fest hält; nur die Oeffnungen, worin die Fenster und Thüren hängen, sind mit Steinen ausgemauert. Viele Gebäude werden nur mit Mergel-Mauern aufgeführt, und so stark mit festem Mörtel von Thon überkleistert, daß man das Holz nicht sieht. — Rührig und rastlos bearbeiten die Colonisten zu Neu-Freiburg ihre Felder; sie haben schon die Früchte ihres Fleißes geerndtet; ein Theil derselben wird in der Verbindungs-Anstalt (für die Wege und Straßen) beschäftigt, um den Absatz ihrer Erzeugnisse zu erleichtern. — Die Männer in Rio Janeiro tragen meistens einen Rock und lange Beinkleider von schwarzem, blauem oder braunem Tuch; letztere auch von weißer Leinwand. Die Frauen sind ganz europäisch gekleidet. Die Negerinnen haben einen blauen Rock von Wolle oder Kattun, einen schwarzen großen Shawl (Leibtuch) über Schultern und Brust, und ein rothes Tuch um den Kopf, der einem Turban ähnlich sieht. Des Sonntags sind die Schwarzen mit einer Jacke von Kattun und weißen Pantalons angethan; die Negerinnen mit Kleidern von Perkal. — Hier würde eine gute Näherin und Kleidermacherin sehr viel verdienen, denn Alles, was zur Kleidung und dem Hausgebrauche gehört, wird sehr theuer bezahlt. Ein Tagelöhner verdient täglich 40 Batzen, also in vier Tagen einen Carolin. Das Pfund Fleisch kostet nur 6 Kreuzer, eine Flasche gewöhnlicher Wein aber 15 Batzen. Lebt wohl. Pierre Gendre."

In den ersten Tagen des Junius d. J. zogen durch Aarau und die Umgegend mehr als 150 Familien aus den sogenannten freien Aemtern des Cantons Aargau, um sich über Basel u. s. w. nach den nordamerikanischen Freistaaten, wo sie sich ansiedeln wollen, zu begeben. Alle waren sehr wohlhabend und hatten viel Gepäck bei sich. Man prophezeiet ihnen ein besseres Schicksal, als ihren schweizerischen Landsleuten in Brasilien, und denen, die Herr Hauptmann von May von Ugensdorf aus der Schweiz nach den Besitzungen des Grafen von Selkirk im englischen Nord-Amerika hat transportiren lassen. — Die schweizerischen Brunnen-Schriften haben einen neuen Zuwachs erhalten durch „das Lurburger Mineralwasser im Canton Thurgau. Von Dr. St. Renning." 34 S. 8. Nahe bei dem Schlosse Lurburg (dessen jetziger Besitzer der Kaufmann zum Stein in Constanz ist), vier Stunden von Constanz und unweit Romanshorn, Neukirch und Arbon, befindet sich die kalte Quelle, die in dieser Schrift als ein wirksames Stahlwasser, gleich dem zu Pyrmont, Schwalbach u. s. w., empfohlen wird. Schwerlich wird sich übrigens ein Deutscher so sehr blenden lassen, daß er den genannten Bade-Orten vorüber zöge, um in dem ärmlichen Lurburg Aufheiterung oder gar — Gesundheit zu suchen. Man glaubt, Herrn zum Stein's guter Wein habe seinem schlechten Mineralwasser alle die guten Eigenschaften ertheilt, welche demselben vom Hrn. Doktor Renning beigelegt werden, und überhaupt entdeckt man jetzt der Heilquellen so viele, daß manche Unheils-Quelle daraus hervor gehen muß. — Hr. Dr. Wilhelm Zollikofer, Arzt in Baltimore und ein geborner Amerikaner, aber aus St. Gallen abstammend, hat eine Uebersicht der Heilpflanzen der vereinten Staaten verfaßt, die unter der Aufschrift: „A materia medica of the united states, systematical arranged by William Zollikofer, M. D." (printed by Richard J. Matchett, 1819. 120 p. 8.) erschienen ist, und welche als eine Merkwürdigkeit der ausländischen schweizerischen Literatur zu betrachten ist. In der von Murray befolgten Ordnung und nach ihren vorherrschenden Kräften werden von 110 Medicinal-Pflanzen, deren größerer Theil Amerika ausschließlich eigen ist, kurze Notizen und über Gebrauch und Anwendung derselben die Ergebnisse von Erfahrungen amerikanischer Aerzte mitgetheilt.

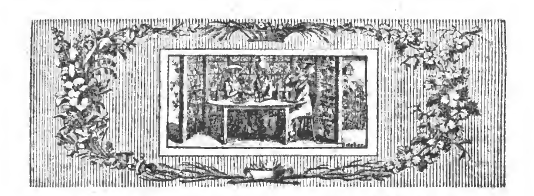
T. w.

In Paris zeigt jetzt Jemand ein Welten-System nach Copernikus. Es giebt den Lauf aller Planeten an, ihre Stelle im Thierkreise, ihr Aufsteigen und Niedersteigen, den Aufgang und Untergang der Sonne, das Ab- und Zunehmen der Tage, die Parallel-Bewegung der Erde, das Ab- und Zunehmen des Mondes, seine Aenderung der Breite u. s. w. Diese Maschine wird durch eine Sekunden-Uhr bewegt, welche Stunden und Viertelstunden schlägt, und die Stunden, Minuten und Sekunden der mittleren Zeit, wie auch die Minuten der wahren Zeit durch vier concentrische Zeiger am Zifferblatt anzeigt. Letzteres ist in der Mitte à jour, so daß man den Mechanismus erkennt. (Courier fr.)

Zu Bordeaux fiel unlängst ein Kind in einen Kessel kochender Lauge und verbrannte sich beide Beine auf schreckliche Weise. Man umwickelte sie mit Baumwolle, und in zehn Minuten hatte das Kind keine Schmerzen mehr, spielte wieder und lief am nächsten Tage schon auf der Straße umher. Es ist bekannt, daß dies ein treffliches Mittel ist; wenn die Brandwunde heilt, fällt die angesogene Baumwolle von selbst ab. (Journ. d. Par.)

Wir bemerken, daß die „Quotidienne" fast täglich ein und denselben Druckfehler enthält. Sie setzt nämlich über ihre spanischen Artikel: „Nachrichten durch einen außerordentlichen Courier;" es muß aber heißen: „Außerordentliche Nachrichten durch den „Courier"." (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 17. Oktober. 166stes Blatt.

Demagogisch.

Von Goethe.

Es wollt' einmal im Königreich
Der Frühling nicht erscheinen.
Der König, in der größten Noth,
Berieth sich mit den Seinen.
Da wurde, nach des Canzlers Rath,
Dem ält'sten Frosch befohlen,
Mit seiner jungen, grünen Schaar,
Den Frühling ein zu holen.

Sobald der Frosch im Garten schreit,
Der König fühlt Behagen.
„Der Frühling" – ruft er — „ist nicht weit;
„Laßt mich in's Freie tragen!"
So saß er nun, auf sammt'nem Stuhl,
In schön gestickten Jacken,
Und hörte in dem trüben Pfuhl
Den Frosch manierlich quacken.

Ein Zweiter fand sich bald dazu,
Mit ihm zu concertiren.
Der Dritte stellte auch sich ein;
Nun sangen sie zu Vieren.
Ein Jeder nahm das Maul recht voll,
Den Frühling zu verkünden,
Und nebenbei dem König sich
Gehorsamst zu verbinden.

Und immer toller ward der Lärm;
Der König konnt's nicht tragen.
Da rief er seinem Canzler zu,
Das Volk auf's Maul zu schlagen.
Der sprach: „Wir haben Frühlingszeit,
Und bleiben euch gewogen.
So schweiget nun! Bei unserm Zorn,
Sonst soll — Ihr Demagogen —!"

Da loben wir uns unser Reich!
Wie sind wir wohl berathen!
Was kümmern uns die Frösch' im Teich
Und ihre Potentaten?
Der Frühling geht, der Sommer kehrt,
Der Herbst, der Winter wieder;
Wir aber singen unverwehrt
Die allerschönsten Lieder.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Reinhard hatte unterdessen den beiden Mädchen die zufällige Weise erklärt, wie sie hieher gekommen, und so schönen Kindern einen Schreck verursacht, von dem sie doch wohl sich bald erholen würden. Die Mädchen sahen den jungen Mann spöttisch an; was den Schreck beträfe, erwiederte die Eine, so müsse er wohl meinen, recht furchtbar mit seinem Schwerdte aus zu sehen; allein es komme nicht auf die Waffe an, sondern auf den Mann, der sie führe. — „Und das müßt Ihr gestehen", entgegnete die Andere, „daß Ihr, wenn Ihr freilich keine Vögel locken könnt, Euch darum doch noch immer zu viel einbilden möchtet, wenn Ihr als Scheuche etwas zu seyn meintet." — Reinhard erwiederte: daß er in keinem Falle hier so lose Vögel habe erwarten dürfen, indessen gebe es noch wohl schlimmere. — „Schlimmere?" fiel das Mädchen ein; „o ja, das wißt Ihr am besten! Ihr kennt die Papageien — unsre Vettern, wie Ihr wißt — mit denen Ihr nicht so dreist zu reden wagt." — Diese Worte, schon im Zorneseifer ausgesprochen, zogen Dietrichs Aufmerksamkeit herbei;

er sah Gertrud zittern bei Erwähnung des Parteistreits, er eilte an Reinhards Seite, um ihn zu verhindern, mit neuer Bitterkeit zu antworten; Gertrud nahte mit besorgten Bitten ihren Gespielinnen, aber vergebens! Die Mädchen, ein geheimes Einverständniß vermuthend und wegen des ganzen Auftrittes mißvergnügt, überließen sich ganz ihrer Aufregung, häuften Schmähungen auf Schmähungen, beschuldigten die Sterner ehrloser Absichten, warfen ihnen Feigheit und Verrätherei vor, und hießen sie ihres Lohnes gewärtig seyn. Reinhard, auf's Aeußerste gebracht, versagte jede Mäßigung, antwortete mit höhnischer Verachtung gegen die Psitticher, und zuletzt in so schneidenden Worten, daß die Mädchen eilig davon gingen, indem sie Gertruden mit fortrissen; sie blickte schmerzlich auf den Geliebten, der sein Auge mit dem ihrigen inbrünstig gen Himmel hob, während Worte des Hasses und der Rache zum Scheiden erklangen. „Was hast Du gethan!" rief Dietrich seinem Freunde zu, als sie allein standen; „Du hast den grausamen Streit, den wir zu vernichten sannen, nur heftiger entzündet!"

Reinhard vertheidigte sich nicht, er suchte nur den Freund zu beruhigen; der unangenehme Vorfall hatte die Gewißheit von Gertrudens Gegenliebe enthüllt, und dieser unschätzbare Gewinn wurde eifrig hervor gehoben; Dietrich schien in dieser Betrachtung schon getröstet und von schmeichelnden Bildern umgeben, als sie nach weiten Umwegen Abends das Stadtthor erreichten. Kaum waren sie hinein getreten, als sie eine ungewöhnliche Bewegung in der Stadt bemerkten; unter verwirrtem Geschrei rannten die Menschen hin und her, Weiber flüchteten in die Häuser, die Kaufleute schlossen ihre Gewölbe, bewaffnete Bürger eilten in verschiedenen Richtungen. Es hieß, die Sterner versuchten neue Anschläge, ihre Verruchtheit schone selbst der edlen Jungfrauen nicht; erst jetzt hätten sie vor der Stadt drei Mädchen aus den ersten Geschlechtern der Psitticher unvermuthet angefallen und beschimpft, die Rache werde die Schuldigen aber aufsuchen und zu treffen wissen. — Reinhard vermuthete sogleich den Zusammenhang und sagte zu Dietrich: „Hier gilt kein Säumen; eilen wir, uns bewaffnet bei den Unsrigen ein zu stellen! Die Dirnen haben unsre Erscheinung im Garten als eine Gewaltthat geschildert, und wer weiß was alles erzählt; die schändlichen Papageien haben längst auf einen Vorwand gewartet, uns ihre Uebermacht fühlen zu lassen. Nun desto besser! Fangen sie heute an, so brauchen wir's morgen nicht zu thun!" — und damit nahm er Dietrichen am Arm und riß ihn fort, nicht ohne Widerstreben; denn dieser wollte durchaus in die Straße, wo Gertrud wohnte: er fühlte die größten Entschlüsse in seiner Brust; er wollte vor Heinrich von Landskron treten, und dessen Gesinnung beugen oder sich ihr zum Sühnopfer bieten. Reinhard erklärte diesen Gedanken für thöricht; nichts könne hier helfen, als das Schwerdt; hätten sie erst gesiegt, dann ließe sich nachher das Beste thun. Allein Dietrich beharrte auf seinem Sinne und schritt muthig voran; sein Freund, um ihn nicht ganz ohne Hülfe zu lassen, folgte ihm unwillig nach. Schon ritt der Bischof mit einer Anzahl Reisigen durch die Straße und vereinigte sich mit den bewaffneten Bürgern vor dem Rathhause, wo das Panier der Psitticher aufgesteckt war. Ein Trupp nach dem andern rückte zur Besetzung der wichtigsten Posten vorüber; wer sich auf der Straße zeigte, wurde als Psitticher zu seiner Schaar eingewiesen, oder als Gegner verhaftet. Dietrich befand sich mit seinem Freunde schon mitten unter den Feinden, und unter Gertruds Fenstern — bis wohin er durch alle Bewaffnete vorgedrungen — eben in größter Gefahr, als plötzlich das Geschrei erscholl, ein feindlicher Heerhaufen ziehe von dem Lande heran gegen das Thor, die Sterner hätten dem Grafen von Habsburg die Stadt verrathen, man müsse sie niedermachen, ehe sie Hülfe erhielten. Heinrich von Landskron stürzte zornentflammt hervor, hieß alle Schaaren ihm nachfolgen und flog an ihrer Spitze gegen das andere Stadtviertel, wo die Sterner sich versammelt hatten. Dietrich und Reinhard, von den Ihrigen abgeschnitten, durch wechselnde Empfindungen bestürmt, fanden sich in der verzweiflungsvollsten Lage; Reinhard wollte in das Haus der Landskron einbrechen, Gertrud als Geißel festnehmen, und dann Feuer anzünden, um in dem Getümmel mit ihr und Dietrich zu entkommen; dieser aber setzte sich dem schrecklichen Vorhaben entgegen, weniger schaudernd, die Geliebte zu verlieren, als so sie zu besitzen. Unterdessen hatten die Psitticher mit großer Ueberzahl den auf dem Münsterplatz aufgestellten Streithaufen der Sterner im ersten Anlauf geworfen, Viele zusammen gestochen und Mehrere gefangen; lautes Freudengeschrei verkündete den Sieg des Psittichs und das Weichen des Sterns. „Retten wir uns von hier!" rief Reinhard in äußerster Bestürzung dem Freunde zu, indem er einen Trupp Psitticher zurück und gerade auf sie los kommen sah; „vielleicht gewinnen wir das Freie und kommen so zu den Unsrigen!" — Der Trupp war schon ganz nahe, er führte gefangene Sterner zur Gewahrsam in Landskrons Haus. Unwillkührlich zögernd folgte Dietrich dem Freunde, indeß sein Auge scharf auf die Kommenden geheftet blieb; plötzlich aber hielt er an, sein Blick entflammte sich, mit Entsetzen erkannte er unter den Gefangenen seinen alten Vater, blutend am Kopfe und gleichwohl noch ringend gegen seine Führer. „Heiliger Gott!" schrie Dietrich, „jetzt steh' mir bei, jetzt macht selbst dein Gebot mich zum Sterner! Auf, theurer Reinhard, hier sind die Unsrigen, zu denen wir

wollen!" Und damit riß er dem Freunde das Schwerdt aus der Hand und drang wie ein Wüthender auf die Feinde ein; Reinhard ergriff eine Lanze und stürmte ihm nach; gefangene Sterner rissen ihren Führern die Wehren von der Seite und in einem Augenblicke entstand ein völliges Gefecht, das durch Ueberraschung, Muth und Verzweiflung sich gleich zum Vortheil der Sterner neigte. Nach kurzer Anstrengung war das ganze Häuflein befreit, die Schaar der Psitticher zurück geschlagen und schnell das Thor erreicht, dessen Wache, bald überwältigt, den Auszug nicht hindern konnte.

Mit der Dämmerung gelangten die Entronnenen über Feld zu dem jenseitigen Thore, wo sie mit der Hauptschaar der Sterner zusammen trafen, die fechtend aus der Stadt hatten weichen müssen. Der Anblick der Geretteten, gegen dreißig der angesehensten Ritter und Bürger, die man sämmtlich verloren geglaubt, belebte wieder den Muth; Dietrichs Heldenthat wurde mit Begierde vernommen, und ihm und Reinhard mit hohem Lob und Preise die Führung der nächsten Angelegenheiten übertragen. Seufzend blickte Dietrich auf die im Abendrothe glühende Stadt zurück, rief seinem Glücke Lebewohl und ergab sich der Schickung, in die er gestellt war. Mit Thränen der Freude umarmte ihn der alte Ramstein, nannte ihn seinen Retter und den Retter des Sterns, und beschwor den Himmel, seinem Sohne in Vertilgung der Feinde bei zu stehen, und durch dessen Hand besonders das Geschlecht der Mönchen zu treffen. So wurde Dietrich in seinen theuersten Empfindungen zugleich erhöht und gebeugt! Doch die Sorge für die Sicherheit drängte bald jede andere Vorstellung zurück; man konnte die bedenkliche Lage nicht verkennen: die Psitticher hatten den vollständigsten Sieg errungen, sie waren im alleinigen Besitz der Stadt; die Sterner, welche noch kurz vorher die Unterwerfung von jenen geträumt, waren selbst Vertriebene, die fremden Schutz suchen mußten. Ihr Unglück wurde vorzüglich der Ueberraschung beigemessen, die ihren Anschlägen um wenige Tage zuvor gekommen war. In der Nacht fanden sich nach und nach mehrere Genossen ein, die gar nicht an dem Kampfe hatten Theil nehmen können, und jetzt der Verfolgung der Sieger entfliehen mußten; sie brachten die Nachricht: daß die Psitticher in der Frühe aus der Stadt hervor brechen und einen neuen Angriff machen würden. Die Sterner konnten kein Gefecht mehr wagen, sie beschlossen, sich auf die Burgen ihrer Freunde zu zerstreuen, um überall Hülfe auf zu bieten; Dietrich aber sollte die Verwundeten nach Breisach geleiten, und dann den Grafen von Habsburg aufsuchen, um mit ihm weitere Maaßregeln zu verabreden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denk-Sprüche.

17.

Herkunft nicht, noch Geburt, die ganze Umgebung des Menschen,
Seit er geboren ward, pflanzt solche Sitten ihm ein.

18.

Komme der Zeit, die Schmerz hinweg nimmt, Kummer und Irrthum,
Durch Ueberlegung zuvor; Zeit ist den Thoren ein Arzt.

E. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

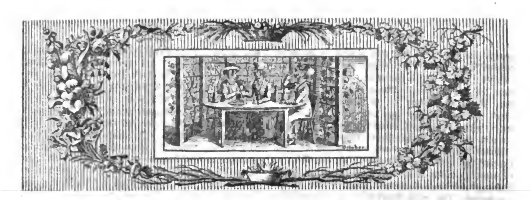
Der Foyer der großen Pariser Oper. (Aus dem Französischen.) Wir kamen neulich, mein Cicerone und ich, um 6 Uhr in's Theater. Es war drückend voll; man gab die „Vestalin". Der Vorhang war kaum gefallen, als wir auch schon nach dem Foyer eilten; ein anderes neues Schauspiel für mich. Man drängte von allen Seiten hinein, und wir hatten Mühe, auf einer der Bänke, wo die Sprech- und Hörlustigen ausruhen, Platz zu finden. Meine Augen trafen zuerst auf eine Gruppe sehr ernsthafter Leute, die von einer zahlreichen Menge umgeben war; man schien ihre Blicke, selbst ihre Gesten zu studiren; man wollte ihre Gedanken, oder das, was sie zu denken schienen, sehen. Die Ankunft eines berühmten Staatsmannes verursachte diese Bewegung. Jeder brannte vor Begierde, zu erfahren, was er that oder gethan hatte; aber Alles, was man mit Gewißheit erfahren konnte, war, daß er überall gegessen hatte, für Einige das Zeichen einer vollkommenen Eintracht und eines ununterbrochenen Friedens in Europa. — Nach dieser Wahrnehmung sahen wir, wie ein elegant gekleideter Mann, mit einer Physiognomie voll Verstand und Lebhaftigkeit, von allen Seiten umringt wurde. Man bestrebte sich, ein Wort bei ihm an zu bringen; Alle befragten ihn auf ein Mal, während fünf oder sechs Personen ihn am Arme zogen und ihn auf die Seite führen zu wollen schienen, um einige Heimlichkeiten von ihm zu hören oder sie ihm mit zu theilen. — „Wer ist denn", fragte ich meinen Freund, „dieser Mann, dessen Anblick schon ein so lebhaftes Interesse erregt? er muß eine wichtige Rolle spielen. Sehen Sie nur, wie man sich um ihn reißt, und mit welcher Begier man jedes seiner Worte auffängt." — „Wundern Sie sich nicht", sagte mein Freund, „über diese Neugierde, die er erregt; man hat ihn in der Nähe der diplomatischen Loge gesehen, zwei oder drei der Gesandten haben ihm in's Ohr gesprochen, man glaubt ihn in die großen Geheimnisse des Tages eingeweiht, und Jeder will ihn wegen seines persönlichen Interesse um einen Rath ersuchen, ihn wie ein Orakel empfangend. Im Grunde weiß er nichts, giebt sich aber das Ansehen, Alles zu wissen; er ist eben so neugierig, als die, welche ihn ausfragen, und er noch weit begieriger auf Neuigkeiten, als die, welche sie von ihm zu erfahren hoffen. Wenn einige Diplomatiker ihm in's Ohr gesprochen haben, so war es, weil sie ihn selbst über die Gerüchte, die in der Stadt und am Hofe verbreitet sind, ausforschten; oder vielleicht erzählten sie ihm ganz leise von der Leichtfertigkeit einer Tänzerin: weil sie die Gewohnheit haben, Alles mit einem geheimnißvollen Wesen zu sagen, damit man glaube, sie sprachen von wichtigen Dingen. Dieser Franzose", setzte mein Freund hinzu, „ist der glücklichste Sterbliche, den ich kenne; er hat freien Zutritt zu allen Legationen, und sein Couvert an allen diplomatischen Tischen. Er hat kein Vermögen, und doch giebt er nicht weniger als 100,000 Franken jährlich aus; er hat in seinem Leben schon so viel Dienste geleistet und leistet sie noch täglich, daß er glänzende Beweise der Dankbarkeit aufweisen kann, und er ist ein lebendiger Zeuge, daß die Großen dieser Erde keine Undankbaren sind, wie viele Philosophen, die keine Belohnungen zu verdienen wußten, schon haben drucken lassen. Er ist in allen fremden Reichen geliebt, geschätzt und angesehen. Weltbürgerlicher Diplomat und fried-

licher Eroberer, zieht er Vortheil von allen großen Mächten, wie er ehemals den kleinen zu imponiren wußte; dieser Mensch ist unschätzbar für Frankreich, und wenn es drei oder vier von seiner Art besäße, so würde die Waagschale der Ein- und Ausfuhr des baaren Geldes immer zu unserem Vortheil stehen." — „Aber", rief ich aus, „wer ist der Mensch, der sich mit so vieler Lebhaftigkeit hin und her bewegt? Dies ist wenigstens der vierzigste Mensch, mit dem ich ihn sprechen sehe." — „Es ist", antwortete mein boshafter Begleiter, „ein Mann, dem die Nachrichten aus der Türkei seit acht Tagen den Schlaf rauben. Er ist von einem heftigen Eifer gegen die Griechen beseelt, und behauptet: Rebellen konnten keine Religion besitzen. Wenn es nach ihm ginge, müßten alle Einwohner von Morea, des Gehorsams wegen, unter dem Stock sterben, und die Süßigkeiten der seidenen Schnur oder die Annehmlichkeiten des Galgens allen illegitimen Vortheilen einer revolutionairen Unabhängigkeit vorziehen; wenn man ihm antwortet: daß die Türken Barbaren sind, die ohne Mitleid die Unschuld und Wehrlosigkeit erwürgen, so entgegnet er: daß es die Pflicht der Unterdrückten sey, sich Allem zu unterwerfen; daß sie warten müßten, bis Gott die Unterdrücker erleuchte, und daß vor allen Dingen, sollten auch ihre Köpfe alle Tage tausendweise fallen, sie niemals ohne Erlaubniß ihrer Henker frei seyn dürfen, bei gerechter Strafe, Rebellen und Ungläubige genannt zu werden." — „Das ist", sagte ich, „ein recht sonderbarer Fanatismus, der nothwendig aus dem Magen kommen muß. Wer ist denn dieser Eiferer?" — „Es ist ein **Spekulant**, der nicht fanatischer ist als wir; seine Meinungen richten sich nach dem Stand der Staatspapiere. Er hat auf die Voraussetzung, daß **kein** Krieg mit den Türken würde, gerirt; damit er gewinne, müssen also die Griechen ihrem Schicksal überlassen bleiben. Beinahe hätte er sich auf die entgegen gesetzte Seite geworfen; einige Nachrichten, die er in der Diplomatie des Foyer erforschte, haben ihn zum Türken gemacht; gestern schwankte er noch, und wenn er anders gespielt oder spekulirt hätte, so möchte man in ganz Paris keinen ausgemachteren Griechen gefunden haben; er würde der eifrigste Apostel der Freiheit und Unabhängigkeit der Hetaristen geworden seyn. Er ist heute von doppelter anti-liberaler Wuth ergriffen, weil ein — gewiß falsches Gerücht — von dem Anfang der Feindseligkeiten sich verbreitet und seine Fonds herunter drückt; seine getäuschte Habsucht ergießt sich nun in Verwünschungen der verderblichen liberalen Lehren. Der Eigennutz versteckt sich heut zu Tage unter der Maske der verschiedenartigsten Meinungen. Man spricht überall vom öffentlichen Interesse, während man überall nur das Seinige im Auge hat. Sie sehen hier ein Beispiel davon: dieser Mann würde gern alle Rechte des Volkes für drei Franken des Steigens seiner Papiere opfern; wenn er im künftigen Jahre in anderem Sinne spekulirt, so würde er eben so gern alle Gewalt der Könige für drei Franken Fallens hingeben, und seyn Sie versichert, daß er sich das Ansehen geben wird, seine Meinung verändert zu haben, während doch nur sein Interesse gewechselt hat. — Es müßte sich eine interessante Abhandlung schreiben lassen unter dem Titel: „Von dem Einfluß der Börse auf Meinung und Moral". — Sehen Sie dort den großen magern Mann? Alle Gesandten, Pairs und Herzoge, die im Foyer sind, wird er anreden; Sie können darauf rechnen, daß er nicht mit einem einzigen Plebejer spricht. Sie glauben vielleicht, daß er wenigstens dreißig Ahnen zählt? Sie irren: es ist **ein Arzt**, der sein Glück gemacht hat, indem er die Arme und Beine des Mittelstandes eingerenkt, und der plötzlich von der Sucht nach Größe und nach Titeln befallen worden ist. Um seine Besuche zu erhalten, muß man wenigstens Graf seyn. Zu simplen Chevaliers schickt er seinen Famulus und seine Schüler zu Bürgerlichen. Er selbst befühlt nur vornehme Pulse. Seitdem einer seiner Collegen Baron geworden ist, träumt er nichts als Titel, Stammbäume und Besitzthümer, und sieht kein anderes Mittel gegen die Leiden Frankreichs, als die Majorate. Und — es ist wieder der Eigennutz, der ihm diese Gesinnung einflößt. Geizig bis zum Uebermaaß, sucht er nur die großen Häuser, um große Einnahmen zu machen, und er strebt danach, sich adeln zu lassen, um der Arzt der Adeligen zu werden. — Der junge Mann, der sich dort so leise überall herum schleicht, ist der Redakteur eines Journals, der Neuigkeiten für sein Blatt zu erlauschen strebt. Er hat zwei oder drei Geschichtchen aus dem Munde eines Spekulanten erhascht und er geht jetzt, einen langen Artikel zu schreiben, der morgen unter der Rubrik „Constantinopel" in den Blättern erscheinen wird." — In dem Augenblick setzten sich zwei Leute uns gegenüber, die mit vieler Lebhaftigkeit sich zu unterhalten schienen. „Sehen Sie diese beiden Herren?" sagte mein Freund; „der Eine ist ein ausgezeichnetes Mitglied der Deputirten-Kammer, und der Andere ist ein alter General. Ich wette, sie werden nicht lange allein seyn auf ihrer Bank." Kaum hatte er diese Worte gesagt, als wir zwei andere Männer kommen sahen, deren Einer sich an ihre linke, der Andere an ihre rechte Seite setzte. Der Erste debütirte damit, so laut und affektirt zu gähnen, daß ich nicht umhin konnte, aus zu rufen: „Dieser Herr ist ohne Zweifel La Bruyère's Meinung über die große Oper; es sieht gar nicht so aus, als wenn er sich amüsirt hätte." — „Der?" erwiederte mein Cicerone, „der ist noch mit keinem Fuß im Saal gewesen, und jetzt wird er schlafen, als wenn er eben davon herkäme." Wirklich schloß er auch bald die Augen. — Der Andere, der zur Rechten saß, hätte auch schlafen können, denn er las ein Abendblatt; aber er schien sehr munter und sehr aufmerksam. In der Vermuthung, daß dieses Blatt, wider seine Gewohnheit, etwas Neues enthalte, stand ich auf, um es von dem Buchhändler zu kaufen, als mein Freund mich durch ein lautes Gelächter zurück hielt. „Wie? Sie sehen nicht, daß das Lesen dieses Menschen nicht mehr ist, als der Schlaf des Andern? Ich versichere Sie, daß in diesem Augenblick nicht die kleinste Uebereinstimmung zwischen ihren Ohren und Augen ist — sie lauschen, um von den Nachbarn eine Neuigkeit zu erschnappen." Die beiden Sprechenden schienen derselben Meinung; denn da sie sahen, daß sie Nachbarn bekommen hatten, standen sie auf und nahmen ihren Weg nach dem Büffet, um einige Gläser Eis zu verzehren; doch der Schläfer und der Leser, die vermuthlich auch der Erfrischung bedurften, zögerten nicht, ihnen zu folgen. Das Ballet sollte eben angehen, und nöthigte sie endlich, ihren Raub fahren zu lassen. „Glauben Sie mir", sagte mein Freund, „diese Herren legen sich nicht eher schlafen, bis sie geschrieben haben. Paris ist voll von Beobachtern, die des Abends Alles, was sie am Tage gesehen und gehört haben, redigiren, gleich einem Schwarm Bienen, die in dem gemeinschaftlichen Stock die Beute des Tages niederlegen, die ich jedoch nicht mit Honig verglichen haben will." — Die Menge fing an, sich zu verlaufen; es blieb nur noch eine kleine Gruppe, die sehr animirt zu seyn schien, ich hörte im Feuer ihres Gesprächs die Worte: **Quartett** und **Finale**. „Endlich", sagte ich, „finde ich doch in der Oper Leute, die von Musik sprechen!" — „Ja, es sind Componisten und Dichter; lassen Sie uns näher gehen und ihre Unterhaltung mit anhören; wir können es, ohne die Augen zu schließen oder die Zeitung zu lesen." Diese Herren zerrissen oder zersetzten vielmehr das Stück, welches sie eben gesehen hatten; Einige übernahmen die Dichtung, Andere die Musik; Alles darin war falsch, manierirt, abscheulich. In dem Augenblick trat ein Mann in's Foyer, der sich sogleich zu ihnen gesellte; Alle standen auf, umringten und überhäuften ihn mit Complimenten: es war der — Autor. — „Kommen Sie in den Saal zurück!" sagte ich zu meinem Freunde; „ich sehe, der Foyer der Oper ist kein lyrischer mehr, es ist ohne Zweifel ein diplomatischer Foyer!"

— r.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 19. Oktober. 167stes Blatt.

Der Zweikampf.

Zwei Gräber öffnet diese schwere Stunde,
Und Tod und Leben ziehen bleich die Schranken;
Der Muth erhebt sein Antlitz ohne Wanken,
Doch leise bebt es in dem Herzensgrunde.

Ein Kämpfer fällt am off'nen Schattenschlunde,
Sobald der Waffen Rächerblitze sanken —
Der Andre, der dem Glück muß schaudernd danken,
Trägt über Berge weit die Todeswunde.

Zwei Loose rollen in des Zufalls Händen:
Ein weißes Loos — daß sein Gebot vergeben,
Ein schwarzes — daß die Eumeniden rächen.

Und beide müssen sich zum Sieger wenden —
Das weiße Loos entrollt — es ist das Leben —
Doch wehe dir, das schwarze — das Verbrechen!

A. von Maltitz.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Die Leidenschaft vermag in jugendlichen Gemüthern nicht zu ruhen, sie bedarf der Thätigkeit, und wäre es auch in einem Sinne, der dem Herzen fremd, ja wohl gar entgegen ist; denn vor allem Andern steht dem innerlich Aufgeregten die große Nothwendigkeit der äußeren Gegenwart vor der Seele, die sich jedes Augenblickes desto dringender bemächtigt, als sie einen höheren Inhalt schon dafür in Besitz hat. So warf sich Dietrich, nachdem die Dinge einmal dahin gewendet waren, mit allen Gedanken und Kräften auf den Krieg, dessen Führung sogleich ernstlich betrieben wurde. Die Psitticher hatten, im Einverständniß mit dem Bischof, einen Rathsbeschluß erlassen, kraft dessen die vertriebenen Sterner für immer aus der Stadt verbannt, und im Fall der Wiederkehr ihrer Güter verlustig erklärt wurden; die Sterner verdoppelten dagegen ihre Bemühungen, um mit hinlänglicher Macht gegen Basel wieder anrücken zu können. Dietrich fand den Grafen von Habsburg im oberen Elsaß mit ansehnlichem Kriegsvolke, wie er von Straßburg zurück kehrte, wo er den Bürgern Beistand geleistet hatte. Rudolph zählte damals fünf und fünfzig Jahre, sein hoher Wuchs und der edle Ausdruck seines Wesens gaben ihm ein älteres Ansehen, während das Feuer seines Blicks und die Tapferkeit seines Arms ihn zu verjüngen schienen; Großmuth und Frömmigkeit hatten nicht weniger seinen Ruhm begründet, als Waffenthaten und Kriegszüge, in denen er vor allen Rittern hervorragte. Ehrfurcht erfüllte Dietrichs Herz, als er dem Helden gegenüber stand, der mit Antheil ihm das Trauergeschick seiner Freunde erzählen hieß, denen seine Hülfe schon im Anzuge war und jetzt auf's Neue mit ernster Betheurung zugesagt wurde. Der alte Feldherr erkannte bald in dem Jünglinge den höheren Geist, der ihn beseelte, und die kriegerische Entschlossenheit, die er so ausgezeichnet bewiesen hatte; er hieß ihn an seiner Seite bleiben und ertheilte ihm mit Vorliebe Belehrung und Aufträge. Dietrich entsprach jeder Erwartung; er sammelte die zerstreuten Sterner mit Schnelligkeit unter Rudolphs Fahnen, und brachte eine große Anzahl Fußknechte zusammen. In wenigen Wochen stand die vereinigte Macht vor Basel, und war stark

genug, um die Stadt von allen Seiten zu berennen. Die Psitticher hatten des Grafen von Habsburg bis jetzt nur gespottet und keinesweges so schnell ihn vor ihren Mauern zu sehen erwartet, sie mußten daher in Eile die Vertheidigung der Stadt anordnen, ohne daran denken zu können, wie sonst am rathsamsten gewesen wäre, in's Freie zu einem Treffen aus zu rücken; die plötzliche Einschließung schnitt ihnen auch manchen Beistand und manche Hülfsmittel ab, so daß sie lediglich auf sich selbst rechnen mußten, um den Feind ab zu wehren, dessen Ueberzahl sie durch Vortheil der Stellung und durch Muth und Tapferkeit auf zu wiegen hofften. Die ersten Angriffe Rudolphs wurden in der That nachdrücklich zurück geschlagen, und da es an Belagerungszeug fehlte, so konnte nichts Ernstliches unternommen werden; auch die Anschläge der List mißglückten, da die Wachsamkeit der Bürger ihrer Tapferkeit gleich kam. Nach und nach wagten die Psitticher ihrer Seits kleine Ausfälle mit abwechselndem Glück, aber ohne bedeutenden Erfolg; beide Theile konnten einander wenig anhaben und die Fehde zog sich in die Länge. Die Sterner fürchteten, Rudolph möchte der Sache überdrüssig werden und abziehen wollen; sie versuchten daher Alles, um einen Sturm zu bewirken, allein vergebens; denn Rudolph kannte die Stärke der Stadt, und wollte sein Volk nicht auf ein ungewisses Spiel setzen. Inzwischen ersann Dietrich einen andern Rath, der ungetheilt Beifall erhielt. Nach seiner Anordnung zogen die Belagerer sich eine ziemliche Strecke von der Stadt zurück, und ließen den Eingeschlossenen größere Freiheit; dann aber brachen sie unversehens mit allem Ungestüm hervor, und nahmen Menschen, Vieh, Zufuhren und selbst einzelne Posten weg, wodurch die Stadt großen Schaden empfand; noch größer wurde dieser, als Rudolph die zur Stadt gehörigen Dörfer und endlich sogar die Vorstadt vor der Kreuzpforte, wohin er bei einem solchen Ueberfall vorgedrungen war, in Brand stecken ließ, und selbst die Stadt in Gefahr brachte. Reinhard wußte auch von des Bischofs Knechten eine Anzahl durch Gold und Verheißungen zu gewinnen, daß sie in der Stadt Feuer anlegten und dann zu den Sternern über gingen. Die Bürger waren hierüber sehr in Schrecken, besonders da nun das Innere der Stadt und ihre Vertheidiger gleiche Sorge und Mißtrauen erweckten, wie der äußere Feind, und alle Anordnungen und Kräfte dadurch wie gelähmt wurden; selbst von der Rheinseite war man nicht sicher, denn Dietrich hatte Schiffe einrichten lassen, in denen man Nachts das Ufer beunruhigte, heimlich landete und Ueberläufer abholte.

Um dieser Gefahr zu begegnen, vermehrten die Bürger ihre Vorsicht und Wachsamkeit; zugleich aber ließ der Rath einen Beschluß verkünden, wodurch gegen Jeden, der bei Brandstiftung ergriffen würde, unerbittliche Todesstrafe bestimmt war. Zwei Knechte Rudolphs mußten zuerst diese Strenge büßen und wurden aufgeknüpft. Die Erbitterung sowohl in der Stadt als im Lager nahm täglich zu, und auf keiner Seite fehlte es an gewaltsamen Wagnissen und grausamen Behandlungen. In dieser Zeit wurde Hug Marschalk, der erste Bürgermeister, bei einem Ausfall, den er zu weit geführt hatte, von einem Hinterhalt der Sterner umringt und erschlagen: an seine Stelle kam durch Wahl der Bürgerschaft Heinrich von Landskron, ein Mann, ganz wie ihn die Noth der Umstände zu fordern schien, streng, ernst, tapfer und unerschütterlich. Auf Dietrichs Gemüth machte diese Nachricht einen beunruhigenden Eindruck: unter demselben Namen stand nun alle Feindschaft des Krieges und das theuerste Bild seines Herzens vereinigt! Er mußte seinen Empfindungen, die der Waffenlärm eine kurze Zeit übertäuben gekonnt, mit neuer Hingebung folgen; sein Verlangen, von Gertrud zu hören, vermehrte sich mit jedem Tage, sie zu sehen und zu sprechen ersann und verwarf er hundert Anschläge. Sein Freund nahm an seiner Bewegung mehr unwilligen als liebreichen Antheil, tadelte ihn, daß er sich einer Sache nicht entschlage, die doch nun ganz unmöglich geworden; selbst die Sterner, wenn sie als Herren wieder in Basel einzögen, dürften in keine Aussöhnung willigen, die dem Hause der Mönchen neuen Einfluß gewähren würde; er solle den Ruhm betrachten, den er in dieser Fehde erworben, die Freundschaft Rudolphs von Habsburg, die ihn auszeichne: ob nicht dies Alles seinem Leben Aussichten gebe, die über jede andere Beziehung hinaus führten, ja die größten und glänzendsten, wenn Rudolph, wie voraus zu sehen, die Herzogswürde von Schwaben an sich bringen werde? Doch Reinhard fühlte bald, wie wenig solche Vorstellungen bei dem Freunde vermöchten, und ging darauf aus, ihm durch andere Mittel einen Dienst zu leisten, den er ihm künftig, wie er meinte, bestens danken sollte.

In dieser Zeit mußte Rudolph einen Theil seiner Kriegsvölker nach dem Breisgau senden, um eines seiner Schlösser, das die feindlichen Nachbarn belagert hielten, zu entsetzen; da seine übrige Mannschaft nicht hinreichte, um die Stadt überall mit gehöriger Stärke ein zu schließen, so zog er sich auf einen Hügel zurück, und begnügte sich, die Bürger, wenn sie sich zu weit hervor wagten, mit raschem Angriff zurück zu treiben. So blieb er fortwährend Herr der ganzen Umgegend, obwohl die Baseler etwas mehr Raum bekamen und allerlei Verkehr und Verbindung im Lande pflegten. Dadurch erhielten auch die Sterner öftere Nachricht von dem, was in Basel vorging, und traten mit ihren heimlichen Freunden in allerlei Gemeinschaft. Unter andern mehr oder minder erheblichen Vorgängen wurde

eines Tages auch der bevorstehenden Hochzeit erwähnt, die in des Bürgermeisters Hause statt finden werde. Dietrich erblaßte bei dieser Nachricht: der Name Gertrud wurde genannt, und es fuhr ihm wie ein Pfeil durch das Herz: man sprach von ihrer Schönheit, von ihrer Anmuth: einer der Anwesenden erinnerte an das Fest, wobei sie die Preise vertheilt habe, und meinte: sie würde selbst der schönste Preis gewesen seyn, aber freilich hätte dann kein Sterner ihn empfangen können. — „Das habt Ihr gut gemacht, wackerer Ramstein!“ sagte Rudolph, „daß Ihr damals den Feinden in ihrem eigenen Hause den Ehrenpreis abgewannet; aber im Grunde seyd Ihr der schönen Gertrud auf solche Art als Ritter verbunden, und ich dächte, wir sollten ihr einen Ehrenbesuch zur Hochzeit machen! — Gott stehe mir bei, wenn meine Kriegsleute wieder beisammen wären, oder die Züricher mit dem Zeug kämen, so hätte ich große Lust, bei der Hochzeit zu erscheinen und zur Vermehrung des Festes einen Sturm zu geben, von dem noch die Kindeskinder reden sollten!“ — Die Scherzrede Rudolphs erregte Dietrichen zu den heftigsten Empfindungen; Schmerz und Zorn kämpften in seiner Brust. Bald erschien ihm Gertrud liebend und treu, und in tiefem Leiden dem härtesten Geschick erliegend; bald wieder selbstschuldig im eitlen Unbestand einem gewählten Loose folgend; er hätte sie befreien und rächen, oder sie selbst in seine Rache mit hinab ziehen mögen. In jedem Falle mußte ihm der Gedanke willkommen seyn, den Tag, der ihm alle Hoffnungen raubte, durch würdige Unternehmung zu feiern, und zu Sieg oder Tod sein Verhängniß heraus zu fordern. Schon sah er sich der unglücklichen Gertrud gegenüber, die stolzen Verwandten vor ihm gebeugt, sein Glück von der Geliebten freiem Entschluß abhängig: dann aber sie selbst unwerth seiner Liebe, ihn verwerfend und verhöhnend! Diese Vorstellung ergriff ihn mit Gewalt, sie setzte all sein Blut in Bewegung. — „Hier ist das Härteste das Sicherste!“ rief er aus; „hier darf Haß die Liebe auf die Probe stellen, die Stadt werde erstürmt, und, wie meine Liebe, auch auf die Gefahr des Unterganges!“ — Er berief sogleich seinen Freund, der mit großem Vergnügen den kriegerischen Eifer wahrnahm, ihn mit geschickten Anreizungen stärkte und munter zur That antrieb. Dietrich bedachte in der Eile seine Entwürfe, trug den Sternern die Sache vor, schilderte den ganzen Zustand des unentschiedenen Zögerns so nachtheilig, machte die Gründe des Unternehmens so glaubhaft und dessen Gelingen so wahrscheinlich, daß die Meisten mit voller Ueberzeugung einstimmten, und fast nicht mehr begreifen konnten, wie man der Aeußerung Rudolphs nicht gleich so entgegen gekommen sey, wie er selbst es vielleicht erwartet haben mochte. Nach dieser Vorbereitung trat Dietrich vor Rudolph, und sprach im Namen der sämmtlichen Sterner: wie sie wohl empfänden, was sie seiner Hülfe schuldig seyen, daß auf ihm ihre ganze Hoffnung beruht habe und noch beruhe, daß aber auch ihre Pflicht sey, alle Kräfte für die gemeinsame Sache auf zu bieten, und keine einzelne Rücksicht mehr statt finden dürfe; lange genug lägen sie vor Basel ohne sonderlichen Erfolg, es sey Zeit, der Sache ein Ende zu machen; sie achteten ihrer Häuser und ihres sonstigen Besitzthums nicht mehr, und wenn sogar Alles unterginge in Flammen und Plünderung und auch nur ein Schutthaufen übrig bliebe, wollten sie diesen den Feinden entreißen; er möge daher nur Befehl geben zum Sturm und er werde die Sterner mit Schwerdt und Fackel als die Vordersten und Verwegensten erblicken. Der Graf von Habsburg ließ sich den muthigen Antrag der Sterner wohlgefallen, er lobte Dietrichs entschlossenen Eifer: solchen Männern sey Alles möglich, und ungeachtet er jetzt eben Vergleichsvorschläge von den Pfittichern empfangen, wolle er den Krieg nur desto schärfer fortsetzen, doch heiße die Kriegserfahrung ihm ein zu großes Mißverhältniß der Anzahl meiden; sobald einige Verstärkung eingetroffen sey, werde er die Stadt mit Ernst angreifen, bis dahin aber die nöthigen Vorkehrungen mit Nachdruck betreiben. In der That wurden sofort alle Waffen in Stand gesetzt, Leitern und Balken herbei geschafft, Pechkränze und Schwefel bereitet, die Zugänge und Schwächen der Mauern ausgeforscht, die Truppen ihrer mannigfachen Bestimmung vorläufig zugewiesen. (Die Fortsetzung folgt.)

Einzelne Gedanken.

Die Frauen lassen sich mehr durch Güte als durch Gerechtigkeit leiten: sie besitzen mehr Scharfsinn als Ueberlegung; sie fühlen mehr als sie urtheilen. Sie sehen in den Sachen nur die Personen, und bestimmen sich durch Ab- und Zuneigung. Ihre Meinungen theilen sie nicht mit, sondern dringen sie auf; ihren Umgang bilden sie zur Sekte; sie machen Proselyten aus ihren Freunden, Schwärmer aus ihren Liebhabern: verwandeln den Gemeingeist in Parteigeist, und mischen gern in Alles, selbst in das Gute, Ränke ein. Aus diesem folgt, daß sie zur Politik, zu öffentlichen Geschäften nicht taugen; daß in dieser Hinsicht ihre Naturfehler verderblich, ihr Einfluß und Einwirken gefährlich seyn würden.

Kalte Seelen haben nur Gedächtniß, warme Herzen haben Erinnerungen.

Die Männer lieben mehr, die Weiber lieben besser.

Das Herz ist der Baum, die Begierde das Blatt, die Hoffnung die Blüthe, der Genuß die Frucht.

Das Unglück im Glück ist die Sättigung, das Glück im Unglück die Hoffnung. T. L. Secha.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Töpliz. Dieser sehr bedeutende Badeort Böhmens hatte sich in diesem Jahr eines geringeren Besuches zu erfreuen, als es sonst gewöhnlich war. Die Ursache mochte wohl in der Unbeständigkeit der Witterung liegen, worüber im Frühjahr und Sommer ganz Deutschland zu klagen hatte. Schwer lastete der Wolke Kranz auf den Bergkuppen des schönen Kessel-Thales und Apoll zeigte selten sein Strahlen-Antlitz den Kindern des Tellus. Für den Badegast ist es in solchen Fällen nichts weniger als angenehm, 6 oder 8 Wochen an einem Orte leben zu müssen, dessen höchste Genüsse auf Naturschönheiten berechnet sind; besonders wenn ein krankes Gemüth der heiteren Natur begehrt, um in den reinen Lüften des Himmels neues Leben ein zu athmen. Karten, diese vielgepriesenen Talismane beschränkter Köpfe gegen die Langeweile, sind nicht Jedermanns Schutzengel; der Tempel Thaliens öffnet seine Hallen nur in den Abendstunden und seine Preise sind nicht immer den Forderungen eines Residenz-Bewohners genügend, dessen Einbildungskraft und Geschmack durch die ungeheuern kostspieligen Leistungen einer Hof-Bühne verwöhnt sind. Ich war so glücklich, bei meiner Durchreise einige heitere Tage zu treffen und sie diesem Orte und seiner Umgebung weihen zu können. Der schöne Morgen des Wenzeslaus-Tages, der im Königreiche als Festtag gefeiert wird, bewog mich, den Gnadenort Maria-Schein zu besuchen, der ein kleines Stündchen von Töpliz recht romantisch am Gebirge liegt. Ich fand die schöne Kirche, worin sich das Gnadenbild befindet, von frommen Wallfahrern erfüllt und hörte recht andächtig die Predigt, während mein Nachbar seine Repetir-Uhr vermißte. — Sehr interessant liegt das Bergstädtchen Graupen an die giganten Felsenwände gelehnt; eine Burg-Ruine von beträchtlichem Umfang vollendet das Malerische der Gegend. Die hier befindlichen ergibigen Zinn-Bergwerke gehören dem Fürsten Clary, auch betreiben mehrere der hiesigen Bürger den Bergbau auf eigene Kosten. Von der Höhe des Gebirges genießt man eine unbeschreiblich herrliche Aussicht auf das denkwürdige Schlachtfeld von Kulm und Nollendorf. — Uebrigens hat Töpliz sehr angenehme Spaziergänge und Ausflüge nach der Galgenschenke, der Schießstätte, Schlackenburg, dem Tanzer- oder Schloßberg, Bilin u. s. w. — Das Theater, unter der Leitung des Hrn. Maschek, hatte sich eines zahlreichen Zuspruchs zu erfreuen. Die Oper befriedigte so ziemlich; Demois. Eckner war Prima Donna. Im recitirenden Schauspiel erhebt sich, außer Hrn. Seebach und Demois. Karner, zwei wirklich sehr brauchbare Individuen, das übrige Personal nicht über die Mittelmäßigkeit.

Joh. Langer.

Es gehört in Paris zur neuesten Mode, Anzeigen von Geburten, Verlobungen u. s. w. in Versen zu machen. (Gaz. d. Fr.) Eine neue Erwerb-Quelle für die „Lorenz Kindlein" und andere halbe und ganze Gulden-Dichter.

Vor zwei Monaten entwich aus London ein Handlungs-Diener mit etwa 580 Pfund Sterling. Ein Polizei-Agent ward nachgeschickt, ihn zu verhaften, und holte ihn am Bord eines holländischen Schiffes ein, das eben nach Amerika absegeln wollte. Da der Schuldige gar keinen Widerstand leistete, meinte der Polizei-Agent, ihn, ohne alle weitere Observanz holländischer Arrest-Vorschriften, fort führen zu können; aber der Schiffs-Capitain, sich an der Ehre seiner Flagge gekränkt haltend, erhob Klage dagegen, und ließ den Agenten am Bord seines Schiffes festnehmen. Vergebens protestirte der Handlungs-Diener dagegen, mit der Ausrede, daß Jener ihm bloß eine andere Ordre von seinem Handelshause bringe und ihn gar nicht arretirt habe; man setzte ihn in Freiheit und den Agenten fest. Der reuevolle Handlungs-Diener konnte nun nichts Anderes thun, als nach England zurück kehren, um durch die englische Regierung des Agenten Freilassung zu bewirken. Das Handlungshaus nahm den schuldigen Diener nachsichtig wieder auf. (Constitut.)

Ein Engländer hatte sich, um des angenehmen Klima's willen, unlängst in Neapel angesiedelt und seinem Bankier die Verschaffung eines Landhauses aufgetragen. Kaum dort angekommen, wurde er schon von einem Unbekannten wegen 50,000 Franks gerichtlich verklagt, die er, der Engländer, schuldig seyn sollte, obgleich er kaum einen Monat in Italien war. „Wie viel Zeugen hat der Kläger für seine Aussagen?" fragte der Bankier. — „Zehn!" — „Gut! Gestehen Sie die Schuld ruhig ein, ich schaffe Ihnen zwanzig Zeugen, die das Geld haben wieder bezahlen sehen!" Der Prozeß ward auch gleich in erster Instanz zum Vortheil des Verklagten entschieden. (Constitut.)

Die Verfasserin der „Briefe über den Bosphorus" erzählt Folgendes von einer Audienz des französischen Gesandten bei dem Sultan: „Sobald der Gesandte (mit oder ohne Eskorte) vor dem Palast ankommt, wird er in den Serail geführt. Sodann begiebt der Drogmann der Pforte sich in den Thron-Saal und sagt zum Vezir: „Es ist draußen ein Ungläubiger, der Hunger hat und zu essen begehrt; auch möchte er gern gekleidet seyn!" — Der Vezir geht zum Sultan, und dieser ist dann so gnädig, zu erwiedern: „Man gebe dem Ungläubigen zu essen, kleide ihn und lasse ihn eintreten!" — Der Gesandte tritt hierauf ein, hält seine Rede, empfängt seine Antwort und wird wieder entlassen, indem man ihm einen Pelz auf den Rücken wirft. Die Drogmänner, Sekretairs und andere bedeutende Ungläubige seiner Suite erhalten auch Pelze, die geringeren Ungläubigen nur Kaftans. Das sind die Ehrengaben für die europäischen Gesandten in Constantinopel. (Courier fr.)

Gegen jede ansteckende Krankheit soll es ein treffliches Schutzmittel seyn: ein Stück Schwefel, in baumwollen Zeug gewickelt, bei sich zu tragen; es muß aber von Zeit zu Zeit ein neues Stück genommen werden. (Gaz. d. Fr.)

Ein Kritiker hatte einst sorgsam alle Fehler ausgemerzt, welche ein berühmter Dichter in seinen Werken begangen, und überreichte diese Sammlung Apollo. Der Gott nahm die Weihe gnädig auf und verhieß dem Ueberreichenden einen gerechten Lohn. Er ließ deshalb mehrere Garben Korn bringen, welche noch ungedroschen waren, und befahl dem Kritiker, das Korn vom Stroh zu sondern. Als der Bereitwillige damit fertig war, schenkte ihm Apollo für seine Mühe — das leere Stroh! (Constitut.)

Der Mylord, welcher unlängst gewettet: daß er mit seinem Pferde eher einen Weg von 30 Meilen, als eine Schnecke 30 Zoll auf einem überzuckerten Stein zurück legen werde, hätte beinahe seine 200 Guineen gewonnen, als man bemerkte: daß die Schnecke todt war. Der schlaue Wettende hatte Arsenik unter den Zucker gethan. (Cour. d. spect.)

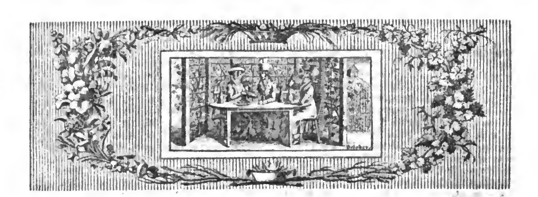
Als Ludwig XIII. seinem Vater in der Regierung folgte, wollte man den Haß gegen die Protestanten auffrischen. Aber das Volk ließ sich nicht wieder zum Werkzeug solcher Religions-Tyrannei gebrauchen, sondern sang ganz laut in den Straßen das Vaudeville:

> Laßt leben den Papst, den katholischen König,
> Doch leben laßt auch Hugenotten dazu!
> Es lebe, wer brav ist! — sonst kümmert uns wenig;
> Doch fort muß der Teufel, der störet die Ruh! (Constitut.)

Im Ain-Departement hat man eine Art Mörtel entdeckt, welcher dem, dessen sich die Alten bedienten, ganz gleich kommt; er bindet sogar Metalle, selbst den polirtesten Stahl. (Courier fr.)

Man bemühet sich jetzt in Schweden, die Pflanze Astragalus boeticus L. zu kultiviren, welche den Kaffee vortrefflich ersetzt, und noch dazu bei minderer Bitterkeit ⅔ Zucker erspart. Sie vermehret sich 600 bis 1000 Mal, und gedeihet in kalter Zone. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 20. Oktober. 168stes Blatt.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Während solche Zurüstungen geschahen, wurde Dietrich, dessen eigener Wille auf das Lebhafteste dabei thätig erschien, mit jedem Tage düsterer und unfreundlicher. Was er äußerlich betrieb und bezweckte, ging förderlich von statten, er schien alle Ursache zur Freude zu haben, jedoch ein dumpfes Mißvergnügen drückte ihn, wie Jemanden, der mit sich selber nicht auf's Reine kommen kann, sondern von zwei streitenden Kräften nach entgegen gesetzten Richtungen gezogen wird. Jemehr er die Dinge betrachtete, die geschehen waren und die noch bevorstanden, den Zusammenhang und die Richtung der Lebenswogen, von denen er sich fortgeführt sah, desto mehr mußte er inne werden, daß den tiefsten Wünschen und geheimsten Forderungen seines Herzens auch nicht die kleinste Gewährung darin erblühe, sondern eher das Gegentheil beschieden sey. In dergleichen bittere Vorstellungen vertieft, welche ihn die Einsamkeit suchen ließen, ging er eines Abends vor dem Lager längs einem Gebüsche hin, das gegen die Stadtmauer sich verlor. Seine Blicke schweiften über das Feld hinüber auf Basel, welches im Glanze der Sonne herrlich dastand; er konnte sich der wehmüthigsten Empfindungen nicht erwehren, das schönste Glück und das größte Unheil war ihm in diesem Mauerring umfangen, vielleicht in wenig Tagen schon der greulichsten Verwüstung preis gegeben; sollte sein Glück aus den Trümmern zu retten seyn, das schon in dem Vollbestande verloren erschien? — Er war unterdessen weiter als gewöhnlich fort geschritten, und wurde plötzlich durch die Gegenwart eines Mannes überrascht, der seitwärts aus dem Gebüsche mit scheuen Umblicken sich hervor wand. Dietrich griff unwillkührlich zur Wehr; allein „Fürchtet nichts!" rief ihm der Mann entgegen, der völlig hervor und ihm nahe trat; „ich bin unbewaffnet und nicht in Kriegsgeschäften; seyd Ihr nicht der edle Ritter Dietrich von Ramstein?" — „So ist mein Name!" entgegnete dieser, indem er den Mann scharf in's Auge faßte, „was ist Euer Begehr?" — „Ich folge Euch schon eine Weile durch das Dickigt, meine Botschaft ist geheim und gefahrvoll, aber ich habe versprochen, sie aus zu richten; mich sendet Gertrud von Landskron, das Uebrige sagt dieser Zettel." — Hastig und verwirrt nahm Dietrich das gefaltete Blatt, doch seine Hand zögerte gleich wieder. „Was kann von daher mir kommen?" fragte er schmerzlich; „will sie selbst mich zur Hochzeit laden? O gewiß, ich werde dabei seyn, aber so Gott will, nicht lange! Welchen Tag ist die Vermählung?" fuhr er den Boten an, „und wie heißt Gertruds Verlobter?" — „Vermählung?" erwiederte dieser: „das ist das Erste, was ich höre! Ich weiß von keiner Hochzeit, die arme Gertrud ist wohl weit davon entfernt, das Ansehen einer Braut zu haben; Ihr irrt Euch wohl, und verwechselt die Namen." — „Wie?" rief Dietrich aus, „Gertrud von Landskron ist nicht Braut, sagst Du? ist unverlobt und frei?" — „Gewiß!" erwiederte Jener; „wer Euch anders berichtete, der sagte die Wahrheit nicht; ich selbst

diene seit langen Jahren dem Hause der Landskron, und würde nicht zuletzt erfahren, was vorgeht, wenn so etwas wäre.“ — Mit freudiger Zuversicht eröffnete Dietrich nun ungeduldig das Blatt, und las folgende Worte: „Wenn Euch wirklich Ernst gewesen, was Ihr früher gesagt, und was ich in gleicher Gesinnung gern von Euch geglaubt, warum sinnt Ihr den Untergang Eurer Stadt? warum fodert Ihr Krieg, statt Frieden, der uns Allen noth ist? Laßt Euren Sinn sich wenden durch die Mahnung, die ein bekümmertes Herz Euch sendet!“ — Er fühlte sich in seinem innersten Daseyn erschüttert bei diesen Worten; es war ihm, als ob er sich selbst wiederfände, aber freilich auch zu neuer Qual, denn was sollte und was konnte er beginnen? In dem Andrange seiner Empfindungen war ihm das erste und nothwendigste Bedürfniß, Gertruden zu sehen; diesem Verlangen mußte jede Betrachtung weichen; das Bild der bevorstehenden Ereignisse, die Unmöglichkeit, den Sturm der Verwüstung zu beschwören, die Gefahren, die mit ihm gegen die Stadt, und nun auch wieder gegen die Geliebte heran drohten, ließ ihn wenigstens die Täuschung suchen, als könne er diese retten; der scheinbaren Hoffnung, Gertrud würde ihm folgen, entriß er den Vorwand, der seinem Herzen schmeichelte, ohne seinen Sinn zu trügen. Schnell entschlossen, fragte er den Boten: ob er sich getraue, ihn ungefährdet zu seiner Gebieterin zu bringen? — Verwundert sah ihn dieser an, doch bejahte er die Frage, nur würde dies am folgenden Tage sicherer geschehen können, wenn er vorher seine Maaßregeln genommen hätte. Allein Dietrich wollte von keiner Verzögerung hören, vielleicht war es am folgenden Tage zu spät, und heute noch sollte sein Geschick sich entscheiden! — Mit eingetretener Dunkelheit folgte er daher seinem Führer, in dessen Mantel gehüllt, gegen die Stadtmauer hin, wo sie Beide durch eine Nebenpforte eingelassen wurden, die zu einem Kloster gehörte, dessen Garten an den Garten des Hauses Landskron stieß. Der Führer, selbst wohlbekannt, gab seinen Gesellen für einen Neuenburger aus, der Dienste nehmen wolle, und hieß ihn in dem Klosterhofe harren, bis Gertrud benachrichtigt sey, die er dann, wenn sie es wollte, selbst würde sprechen können. Kaum war Dietrich eine Weile allein geblieben, als ein ungewöhnlicher Lärm seine Aufmerksamkeit anzog. Ein verwirrtes Schreien und Rufen, das Getöse bewaffneter Schaaren, der Glanz von Fackeln, näherten sich seinem Aufenthalt. Der Klosterhof wurde besetzt, und von den Geistlichen die Auslieferung zweier Sterner verlangt, die sie verborgen haben sollten; nach kurzem Widerspruch wurden wirklich zwei Männer vorgeführt und der Wache als Gefangene übergeben; das Volk hatte sich auf der Straße versammelt, an allen Thüren und Fenstern erschienen Neugierige, und bezeigten ihre Freude über den guten Fang. Dietrich war unentdeckt den Bewaffneten auf die Straße gefolgt und hoffte in der Menge unbeachtet die Rückkehr seines Führers zu erwarten. Er fand sich unter Gertrubs Fenstern, die geöffnet standen, aber vergebens blickte er hinauf, um sie zu sehen; andere Gestalten drängten sich hervor, er glaubte Gertrubs Gespielinnen zu erkennen. Er täuschte sich nicht, denn in einem Augenblicke, da sein aufwärts gewendetes Gesicht von hellem Fackelschein plötzlich erleuchtet wurde, gewahrte ihn eines der Mädchen, die an jenem Nachmittage mit Gertruden in dem Garten vor der Stadt gewesen waren. Entsetzt durch den überraschenden Anblick rief sie sogleich ihre Genossin auf, und indem Dietrich zu spät und vergebens den gefährlichen Blicken zu entgehen suchte, blieb den Mädchen kein Zweifel mehr; sie eilten, ihre Entdeckung mit zu theilen, und kaum erscholl sein Name unter dem Volke, so war Dietrich umringt, entwaffnet und gefangen.

Unbeschreiblich war die Freude, als am folgenden Tage in Basel die Nachricht allgemein bekannt wurde, daß Dietrich von Ramstein gefangen sey, dieser Verwegene, der seiner Vaterstadt bisher am härtesten zugesetzt, des Grafen von Habsburg thätigster Rathgeber, mit seinem Vater der gefährlichste Mann unter den Sternern! Zugleich vernahm man die entsetzlichsten Anschuldigungen, die gegen Dietrich gemacht wurden: er sey auf mordbrennerischen Anschlägen betroffen worden, seine beiden Mitschuldigen hätten schon eingestanden, man habe allerlei Zündwerke gefunden; Dietrich aber sey noch einer besondern Absicht gegen das Leben Heinrichs von Landskron verdächtig, der vermeinte Held stehe als ein niedriger Uebelthäter da, und werde als solcher seinen Lohn empfangen. Dies Alles gelangte alsbald in gemischter Kunde zu Rudolphs Lager, und verbreitete Bestürzung und Verwirrung; ohne den Zusammenhang zu begreifen, durch welchen Dietrich in solchen Unfall gerathen war, konnte man doch an diesem selbst und an der dringenden Gefahr, in der er schwebte, nicht zweifeln. Rudolph insonderheit nahm sich das Schicksal seines jungen Waffenfreundes tief zu Herzen, und beschloß Alles auf zu bieten, um ihn zu retten. Er sandte sogleich einen Herold nach Basel, und bot für Dietrichs Freilassung ein großes Lösegeld, ja sogar die Zurückgabe aller gefangenen Psittticher, die sich in seiner Gewalt befanden. Allein vergebens, der Bürgermeister und Rath wiesen alle seine Anträge von der Hand, und folgten ganz den Antrieben des Vortheils, der ihrer Feindschaft in der Rache des Augenblicks erschien. Gegen Dietrich und die beiden andern ergriffenen Sterner wurde ein peinliches Verfahren eingeleitet und auf dem Rathhause wiederholtes Verhör gehalten. Die beiden andern Sterner leugneten ihr

Vorhaben nicht, in der Stadt durch angelegtes Feuer Verwirrung zu erregen, allein sie lengneten standhaft Dietrichs Mitwissenschaft. Dieser hingegen, obwohl alle Gemeinschaft mit jenen völlig verneinend, vermochte keine genügende Erklärung an zu geben, zu welchem Zwecke und auf welche Weise er sich heimlich in die Stadt geschlichen hatte; nichts konnte ihn bewegen, sein hartnäckiges Schweigen in diesem Betreff zu brechen. Dem feindseligen Vater Gertrudens gegenüber hätte er um keinen Preis die Umstände nennen können, die ihn hieher geführt, und die den Namen der Geliebten der öffentlichen Schmach, sie selbst vielleicht der grausamsten Verfolgung hingegeben hätten. In diesem Entschlusse konnte ihn weder die empörende Anschuldigung, die gegen ihn gerichtet war, noch die Aussicht der Folter erschüttern, die ihm gedroht wurde. Seine Hartnäckigkeit vermehrte den Werth, den man auf die Entdeckung seines Geheimnisses legte, indem man nichts Geringeres, als eine weitgesponnene Verrätherei vermuthete, vermittelst deren die Stadt in die Hände der Sterner und des Grafen von Habsburg gespielt werden sollte. Es schien unmöglich, daß Dietrich von Ramstein, einer der ersten Anführer und von so hohem Ansehen, als bloßer Spähер sich in solche Gefahr begeben habe; es schien nur allzu glaublich, daß ein umfassendes Einverständniß, ein wirksamer heimlicher Anhang, zu einem bedeutenden Schlage habe hervor brechen sollen. Die beunruhigendsten Gerüchte und Meinungen wurden umher getragen, die Bestürzung und Angst der Pfitticher, die sich, bei aller verdoppelten Vorsicht und Wachsamkeit, in ihren eigenen Mauern keinen Augenblick mehr sicher dünkten, brach in Haß und Wuth gegen die Gefangenen aus und laut forderte das Volk vor dem Rathhause Dietrichs Kopf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jesuitische Moral und Sittenlehren.

Der subtile Jesuit, P. Gutmenius de Lomara, hat folgende Behauptungen aufgestellt: 1. Ein Sohn kann den Tod seines Vaters wünschen, wenn es nicht aus Haß, sondern der Erbschaft wegen geschieht. 2. Man darf den tödten, der uns schimpft, wenn man ihn nicht auf andere Weise zum Schweigen bringen kann. 3. Es ist erlaubt, Jemand insgeheim zu tödten, um öffentliches Aufsehen zu vermeiden. 4. Man darf eine Sache für den vierten Theil ihres Werthes kaufen, wenn der Verkäufer in Noth ist; was Einem angeboten wird, hat für den Käufer einen beliebigen Werth. 5. Schämt sich Jemand, in der Noth zu betteln, so mag er stehlen, um sein Leben zu fristen; wohlverstanden mit dem Vorsatz, es wieder zu geben, wenn er kann. 6. Unterthanen brauchen keine Steuern zu zahlen, auch wenn sie rechtmäßig auferlegt sind, sobald sie dieselben nicht für vernünftig halten. 7. Der Papst kann nicht irren, man muß an seine Worte glauben, auch wenn er gegen das Evangelium spräche. 8. Läßt Jemand aus Rache, durch die dritte Hand, die Scheune seines Feindes in Brand stecken, so braucht er den Schaden nicht zu ersetzen, weil er ihn nicht selbst angerichtet hat. 9. Ein Wucherer darf sprechen: Ich habe kein Geld zu verleihen; ich habe aber eine Summe Geldes, die ich anlegen will. Können Sie dieselbe brauchen, so geben Sie mir hundert Procent. Dies ist kein Wucher. 10. Ein Priester, der im Ehebruch betroffen wird, kann, zu seiner Selbstwehr, den Mann tödten, ohne aus der Gnade zu fallen; er hat dann weder Mord noch Ehebruch begangen. 11. Der Bankerottirer, selbst der betrügerische, hat das Recht, so viel von der Masse zu unterschlagen, als er braucht, um anständig zu leben. — Gott behüte uns vor solchen religiösen Rabulisten, als dieser Jesuiten-Pater einer war!

T. L. Secha.

Gedanken und Bemerkungen.

Sich mit sehnsüchtigem, zuweilen wehmüthigem Gefühl der Vergangenheit erinnern, ist entweder Schwäche oder hat seinen Grund in wirklicher Verschlimmerung unseres inneren oder äußeren Zustandes. In beiden Fällen ist dieses Gefühl Zeuge einer fehlerhaften Beschaffenheit, so wie Reue immer ein Beweis der Schwäche ist. Dem Starken gilt die Gegenwart Alles. Erinnerungen schönerer Zeit sind ihm werth, wie die seligen Gefühle an einem lieblichen Sommer-Abend; sie stören nicht, sie gewähren ihm die Heiterkeit des Augenblicks; fortschreitend zur Vollendung geht er ruhig und im Vertrauen auf seine Kraft seinen Weg, ohne Harm und ohne Klage.

Wir erlangen gewöhnlich nicht, was wir wünschen, hoffen und wonach wir streben; wir sind deswegen aber nicht weniger glücklich. Sollten wir daraus nicht den Schluß ziehen, daß nicht im Genusse selbst, sondern vielmehr darin unser Glück liege, stets zum Genusse fähig zu seyn?

Aus der Quelle des Entbehrens und der Entsagung fließen die schönsten der Tugenden. Der Geist steht da in seiner Urkraft, ungeschwächt und heiter, und empfänglich für alles Gute, Große, Erhabene und Edle. Es giebt keine Tugend, die nicht wankte, die nicht schwer würde ohne Enthaltsamkeit.

Je edler unsere Gefühle sind, desto reiner und vollkommener sind unsere Freuden.

Dessau. T — r.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Nordamerikanisches Theaterwesen. Ein Schreiben aus Washington, das dortige Theater und Vorschläge zur

Theater-Polizei betreffend, verdient auch in Deutschland gelesen zu werden. Man mag es, ad libitum, für Scherz oder Ernst halten (ich, der Uebersetzer, halte es für beides zugleich), so giebt es wenigstens über den Zustand des dortigen Theaterwesens einigen Aufschluß. Das Schreiben ist von einem Familien-Vater unterzeichnet, an die Direktion der Washingtoner Bühne gerichtet, und lautet wörtlich wie folgt: „Mit wahrem Vergnügen hat Schreiber dieses in Erfahrung gebracht, daß die neue Bühne im Begriff steht, von einer Abtheilung der Gesellschaft Warren und Wood aus Philadelphia eröffnet zu werden. Ein sorgfältig gebildetes Theater hat von jeher nicht nur für einen Beweis des guten Geschmacks im Publikum, sondern auch für einen Mitbehelf zur moralischen Bildung desselben gegolten, indem es die Jugend und die aufgeweckten Köpfe von andern Vergnügungen abzieht, wobei Vermögen, Charakter und Gesundheit leiden können. Damit aber dieser Zweck erreicht werde, ist es durchaus nothwendig, daß im Theater eine innere Polizei eingeführt werde, welche über Ordnung und Anstand wache. Ich bitte um Erlaubniß, der Direktion (to the managers) oder der Behörde einige Vorschläge zu machen, damit die gute Absicht erreicht werde; denn ohne Polizei-Gesetze sind alle Theater nur wilde Bärenfänge (bear-gardens), keine Versammlungs- und Unterhaltungs-Oerter für gebildete Menschen. Hier folgen meine unmaßgeblichen polizeilichen Vorschläge. 1. Es wird Niemanden gestattet, während den Vorstellungen im Theater Taback zu rauchen. Hierdurch wird zugleich einer der möglichen Feuersgefahren vorgebeugt. 2. Niemand darf innerhalb des Hauses starke berauschende Getränke zu sich nehmen. Neben an mag eine Taverne eingerichtet werden, wo Raucher und Trinker ihrem Vergnügen nachgeben können, ohne den Damen beschwerlich zu fallen und gegen den Anstand zu sündigen. 3. Niemand darf, unter keinerlei Vorwand, auf die Bänke steigen, sie beschmutzen und den Hintensitzenden die Ansicht benehmen. 4. Damen, welche ohne Begleiter eintreten, werden nach der Gallarie hingewiesen, und dürfen, aus keinem Grunde, in den ersten und zweiten Logengang eingelassen werden. 5. Herren (gentlemen), die sich's erlauben, laut zu sprechen, Streit an zu fangen, Händel zu suchen und sich zu schlagen, müssen angewiesen werden, das Haus zu verlassen, und einen Ort außerhalb zu suchen, wo sie die Sache abmachen, z. B. die Wache oder die Vogtei (penitentiary). 6. Den Betrunkenen wird ohne Ausnahme der Eingang verweigert, sie müßten denn das Versprechen geben, sich ruhig in einen Winkel zu setzen und den Rausch aus zu schlafen. 7. Kein Schauspieler darf bei einer zweideutigen oder doppelsinnigen Rede auf gewisse Worte einen besonderen Ton legen, die Stimme dabei verstärken, dabei winken, blinzeln oder ähnliche Zeichen geben; wer es thut, wird durch Zischen und Pochen von der Bühne getrieben. — Vermittelst dieser und ähnlicher Regeln und Vorschriften wird das Theater zu einer gebildeten, anständigen und moralischen Schule erhoben. Ohne dieselben ist es nichts weiter, als ein Sammelplatz für gemeine Verworfene, für schamlose Männer und freche, feile Weiber. Sollte mein alter würdiger Freund Wood meine Vorschläge und Winke seiner Beachtung werth halten, so würde er mich und die Meinigen oft im Schauspiel sehen; er kann aber nicht verlangen, daß meine Frau und Tochter und ich auf Plätzen, die so eben von ungeschlachten Jünglingen durch Auf- und Uebersteigen verunreinigt worden, oder zwischen einer öffentlichen Dirne und einem Tabackraucher sitzen, oder in's Gedränge kommen sollen, wenn Streitlustige, die sonst keine Gelegenheit haben, sich bemerken zu lassen, in Händel mit einander gerathen." (National-Intelligencer.) C.

Münster. Vom hiesigen Consistorial-Rath Möller erscheint nächstens (bei Schulz und Wundermann in Hamm) ein Ehrengedächtniß des jüngst zu Duisburg gestorbenen Dr. Ronne. Eine neue Schrift des Dr. Brüning, betitelt: „Zu einer künftigen Grundwissenschaft der Philosophie", befindet sich bei Coppenrath unter der Presse. — Die hiesige lithographische Anstalt von Chr. Espagne, welche bereits das Portrait des — vielbesprochenen Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, auf Stein gezeichnet von Hove, in Folio geliefert, hat eine Folge von Abdrücken der auf unserem Rathhause befindlichen, von van Hulten nach dem Leben gemalten Bildnissen der 36 europäischen Gesandten, welche im Jahre 1648 hieselbst zum Friedens-Congreß versammelt waren, angekündigt; eine recht wackere Unternehmung, zumal, da ein älteres Kupferwerk: „De 28 Vredemakers van Münster" jetzt sehr selten geworden ist. Die erwähnte Sammlung wird, in einer Beilage, auch biographische Notizen über die dargestellten Personen geben. — Der Dichter Clemens Brentano privatisirt seit einiger Zeit in unserer Nachbarschaft, in dem neuerdings besonders durch die Ex-Nonne Emmerich bekannt gewordenen Städtchen Dülmen — schade wär's, wenn seine Fähigkeiten durch falschen Pietismus die Schwindsucht bekämen! — d.

Die Engländer, welche nun schon Voltaire's Feder, Rousseau's Rohrstock, Dalembert's Perücke und wer weiß was noch, besitzen, wollen sich nun auch mit einer ganz außerordentlichen anatomischen Seltenheit bereichern, welche lebend die Bewunderung von ganz Europa auf sich gezogen. Es ist die Kehle der Madam C......., welche ein englischer Arzt für 25,000 Franken gekauft, um nach dem Tode der berühmten Sängerin über diese überraschende Luftröhre anatomische Beobachtungen anstellen zu können. (Cour. d. spect.)

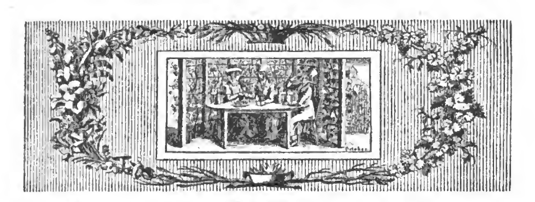
Eine spanische Zeitung giebt folgende statistische Nachricht über die spanische Monarchie: Spanien selbst hat 14,661 Quadrat-Meilen mit 10,372,000 Einwohnern. Die Colonieen haben 669,099 Quadrat-Meilen mit 17,700,080 Einwohnern, nämlich Mexico: 118,477 Quadrat-Meilen mit 7,550,000 Einwohnern; Guatemala: 43,089 Quadrat-Meilen mit 1,200,000 Einwohnern; Cuba und Florida: 115,039 Quadrat-Meilen mit 592,000 Einwohnern; Portorico und Domingo: 2,805 Quadrat-Meilen mit 493,000 Einwohnern; Neu-Granada: 80,435 Quadrat-Meilen mit 1,600,000 Einwohnern; Caracas: 64,561 Quadrat-Meilen mit 900,000 Einwohnern; Peru: 60,179 Quadrat-Meilen mit 1,500,000 Einwohnern; Chili: 94,000 Quadrat-Meilen mit 900,008 Einwohnern; La Plata: 144,955 Quadrat-Meilen mit 1,100,000 Einwohnern; die Canarischen Inseln: 419 Quadrat-Meilen mit 181,000 Einwohnern; die Philippinen: 15,888 Quadrat-Meilen mit 1,740,000 Einwohnern; die Marianen: 1,425 Quadrat-Meilen mit 80,000 Einwohnern. — Die Einkünfte waren im Jahr 1817: 620 Millionen Realen. Die Kriegsmacht bestand im Jahr 1806 aus 262,000 Mann, worunter 100,000 auf den Colonieen. Die Marine zählte 285 Segel, worunter 43 Linienschiffe. (Courier fr.)

Da der Sklaven-Handel jetzt aufhören soll, so holte unlängst ein portugiesisches Schiff eine Bestellung von 4,000 Domestiken, die es aus Afrika nach Brasilien zu bringen hatte. (Journ. d. Par.)

Ein Hr. Hartley in der englischen Gemeinen-Kammer hat eine unerschöpfliche Rede-Fertigkeit. Graf Liverpool, damit schon bekannt, verließ eines Tages zu Anfang einer solchen Rede den Saal, ging nach Hause, ließ sein Reitpferd satteln, ritt nach seinem Landhause, einige Meilen von London, aß dort zu Mittag, that einen gemächlichen Spaziergang, kam Abends nach der Stadt zurück, und als er in den Rede-Saal trat, sprach Hr. Hartley noch! (Constitut.)

Unter dem Namen „Panstereorama" sieht man jetzt in Paris ein Museum, das für 1 Fr. 50 Cent. die Pläne aller Hauptstädte Europa's en relief zeigt. In weniger als einer Stunde kann man also den Bosphorus, die Donau, Newa, Tiber, Themse, Spree, Seine u. s. w. besuchen. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 22. Oktober. 169stes Blatt.

In Aufregung.

Was ist der Ruhm? Gieb Antwort mir, o Geist!
Und laß mich schauen zu den Höh'n und Tiefen;
Sag' an, warum der heut Verbrecher heißt,
Dem gestern tausend Stimmen Segen riefen?

Sag' an, warum so oft im Reich der Strahlen
Die Nacht sich breitet und das Leben stockt?
Und Alle gern mit ihrer Seele zahlen,
Sobald des Teufels Firma glänzend lockt? —

Die Menschheit will aus Knechtschaft sich nicht retten,
Ihr eig'nes Joch schleppt kriechend sie herbei;
Sie liegt in Fesseln, liegt in Gnaden-Ketten,
Umfröhnt den Zwang und jagt nach Schmeichelei.

Nie weiß die Menge ächten Sinn zu wägen,
Ihr gilt er das, was er den Mächt'gen gilt;
Sie dient zu Gunst und zu des Zornes Schlägen,
Und hat nicht Gründe, ob sie preist, ob schilt.

Hervor mög't ihr mit heil'gem Zwecke dringen,
Das Mark ihm freudig opfern und das Blut,
Läßt Schlauheit ihre kleinen Münzen klingen,
Empfängt mit Schmähung euch die nied're Brut.

Doch reißet in verweg'nen Gaunerstreichen
Das Edelste herab mit frechem Arm,
Erbauet Throne dann auf blut'gen Leichen,
So huldigt tief gebückt der feige Schwarm.

Er schwört dem Heil und kniet vor ihm im Staube,
Der Schwerdter siegend über Länder schwang:
Geschah's zum Wohl der Welt? — geschah's im Raube?
Wer fragt? — Vernehmt ihr rings nicht Lobgesang?

Da eilt ein Weiser hin — sein emsig Streben
Besiegelt Menschenwerth in Wort und Schrift —
Was jauchzt das Volk? — Ein Schauspiel wird gegeben,
Die Macht reicht jenem Edlen Dolch und Gift!

Entsetzlich Bild, das im Gehirn mir brennet,
Hinweg: — daß Hasses Gluth mich nicht erfüllt,
Wenn schnell das Volk in Lust zusammen rennet,
Weil man sein Glück in Leichentücher hüllt.

Gott über euch — des Menschenthums Vernichter!
Mir aber schmälert ihr kein Eigenthum;
Nur in der Brust erkenn' ich meinen Richter,
Und nur im innern Frieden meinen Ruhm.

Willibald.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Der Graf von Habsburg erfuhr mit tiefem Kummer die trostlose Wendung der Sache. Reinhard, der einzige Vertraute von Dietrichs Liebe, ahnete den Zusammenhang und war in Verzweiflung darüber; aber nachdem er seinen Freund durch das Mährchen von Gertruds Vermählung unbewußt in das Verderben gebracht, dem er ihn hatte entziehen wollen, sah er nun keinen Ausweg mehr in der Enthüllung eines Verhältnisses, durch welches die Erbitterung Heinrichs von Landskron nur noch gesteigert werden mußte. Er hoffte Dietrichs Rettung einzig durch die Eroberung der Stadt, dahin wandte er all sein Sinnen und Trachten; er beschleunigte die Ankunft der Züricher, die endlich mit dem sehnlichst erwarteten Belagerungszeuge eintrafen; er vereinigte eine ausgewählte Schaar der tapfersten Sterner zu seinem besonderen Vorhaben. — Indeß war Dietrichs Vater, auf die Nachricht von der großen Gefahr seines Sohnes, trotz Alter und Krankheit, von Breisach aufgebrochen und im Lager vor

Basel angelangt. Rudolph empfing mit thränenvollem Gruße den alten Waffenbruder, dessen graues Haupt von der Last der Jahre und des Schmerzes niedergebeugt, aber von muthigem Geiste noch nicht verlassen war. Das gesammte Kriegsvolk ward von dem Anblick gerührt und drängte sich um den würdigen Greis, der mit feurigem Wohlgefallen von allen Seiten das Lob seines Sohnes, Theilnahme und Eifer für ihn vernahm. „Dieser Trost", sagte er, „ist der einzige, den Ihr mir geben könnt, den Trost der Hoffnung könnt Ihr mir nicht gewähren! Die Mauern der Stadt bieten Eurer Tapferkeit Trotz, wie der Starrsinn der Psitticher Euren Anträgen; doch den letzten zu versuchen, liegt mir jetzt ob, laßt mich, obwohl ohne Hoffnung, nach meinem Herzen thun!" — Er nahm seinen Weg nach der Stadt, und forderte eingelassen zu werden; als ihm dies verweigert wurde, verlangte er, Heinrich von Landskron möchte sich zum Gespräch auf der Mauer einfinden. Lange mußte der Greis auf dem Felde der Botschaft harren, die endlich zurück kam und sein Begehren abwies. Der Bürgermeister, hieß es, könne nicht zu einem Gespräche mit Landesverräthern erscheinen, er habe von solchen nichts zu vernehmen, noch ihnen etwas zu sagen; wenn aber die Absicht wäre, für Dietrich zu flehen, so wäre dies ganz unnütz; es geschähe ihm kein Unrecht, er würde nach den Gesetzen seiner Vaterstadt gerichtet, und wenn ihn diese zum Tode verurtheilten, so träfe ihn nur, was er hätte voraussehen können. Der Alte brach in Jammer und Klagen aus, er rief: man möge ihn statt seines Sohnes tödten, er selber sey der unversöhnliche Feind der Psitticher, sein Sohn, viel milder gesinnt, nur von ihm aufgeregt; man solle ihn wenigstens mit demselben vereint sterben lassen! — Vergebens, seine Worte verhallten wirkungslos, die Wächter hießen ihn sich entfernen, und fingen schon an mit Pfeilen zu schießen, als ihn die nachgefolgten Knechte halb ohnmächtig zu Rudolph zurück führten.

Mit Entsetzen hatte Gertrud den Verlauf des furchtbaren Abentheuers vernommen, zu welchem sie unschuldig die Ursache geworden. Sie warf sich tausendmal den Leichtsinn vor, die Verwegenheit, mit der sie einen Schritt gethan, von dem sie kaum begriff, wie nicht schon die gewöhnliche Scheu ihn unmöglich gemacht. Die Arme wollte nicht erkennen, daß in der Heftigkeit ihrer verzweiflungsvollen Reue die ganze Gewalt jenes Anreizes fortlebe, und sollte bald erfahren, daß heimlich genährte Liebe die rücksichtloseste Thatfähigkeit verleiht. In qualvoller Angst verbrachte Gertrud die Tage und Nächte, mit tausend Gedanken rang ihre Seele, die nur ohnmächtige Thränen hatte. Als sie vernahm, wie Dietrich hartnäckig jede Aufklärung weigere und wie dieses Schweigen gedeutet werde, da sah sie ein, daß er für sie das Opfer seines Lebens bringen wolle, wie er für sie schon das seiner Freiheit so unglücklich gewagt. Diese Ueberzeugung gab ihr plötzlich Muth und Entschlossenheit; sie fühlte, daß gleich hoher Sinn auch ihre Liebe beseele, daß hier nur Großes sich mit Großem ausgleiche. — Am nächsten Morgen, als der versammelte Rath über Dietrich das Urtheil sprechen sollte und deshalb noch ein letztes Verhör hielt, in welchem Jener nicht mehr als in den früheren eingestand, wurde die Sitzung gestört durch das Hereindringen eines Frauenwesens, in welchem, zu allgemeinem Erstaunen der Anwesenden, zur höchsten Bestürzung Dietrichs und zur heftigsten Entrüstung Heinrichs von Landskron, sogleich Gertrud sich zu erkennen gab. Sie wandte sich flehend zu den Richtern: „Ihr wollt wissen, aus welchem Antrieb und zu welchem Verbrechen dieser edle Jüngling heimlich hieher in seiner Feinde Mitte gedrungen: vergebens hofft Ihr es von ihm zu erfahren! Ich aber will es Euch verkünden! Um meinetwillen kam er hieher, auf meine Veranlassung, obwohl gegen meine Absicht! Eure traurige Entzweiung hat unsre Herzen nicht zu scheiden gewußt, unsre Neigung trug Frieden für Alle. Ist hier ein Verbrechen, so bin ich allein die Schuldige, ihn aber lasset frei!" — Die größte Bewegung folgte diesen Worten in allen Gemüthern; Dietrich fühlte nur das Entzücken seines inneren Glückes, die meisten der Rathsherren schienen gerührt, alle Gegenwärtigen schauten mit staunender Erwartung auf Gertrud, auf Dietrich und auf den Rath. Heinrich von Landskron aber, als vorsitzender Bürgermeister, stand wuthblickend auf und rief mit bebenden Lippen: „Ihr seyd Zeugen der Schmach, die mich heute trifft, Ihr sollt auch Zeugen der Rache seyn, mit der ich sie tilge. Ein ehrvergessenes und fluchwürdiges Kind hat sich den Feinden und Verräthern gesellt, als Vater und als Haupt dieser Stadt werde ich das doppelte Verbrechen strafen. Jetzt aber geziemt uns fort zu fahren in dem Begonnenen, und zuerst diesem Verräther das Todesurtheil zu sprechen, dem er nach unserem Gesetz nicht entrinnen kann!" — Er winkte den Gerichts-Dienern und Gertrud wurde in verwirrtem Schrecken weggeführt, Dietrich aber, der vergebens die Hände zu ihr erhob, der vergebens zu sprechen versuchte, in das Gefängniß zurück gebracht. Auf Heinrichs heftigen Betrieb wurde noch in derselben Sitzung, ungeachtet des Widerspruches mehrerer Rathsglieder, die Todesstrafe gegen Dietrich ausgesprochen.

Der Vorgang war alsbald bekannt geworden und verursachte allgemeine Bewegung. Sehr verschieden wurde die Sache von den Bürgern aufgenommen und beurtheilt; die heftigeren Gesinnungen nahmen daraus einen neuen Anlaß, um gegen die Sterner zu toben,

sie schlossen die arme Gertrud in die Verdammniß ein, welche sie über Dietrich mit Haß und Freude verhängt sahen; andere Wirkung empfanden mildere Gemüther, die über den Gipfel des Unglücks erschracken, zu welchem die Zwietracht beide Parteien führe, und darin einen Wink der Warnung sehen wollten, dem Hasse nicht weiter zu folgen, sondern auf Versöhnung und Frieden zu denken. Diese letztere Empfindung wurde schnell die vorherrschende; nachdem der Zusammenhang in dem Ereignisse aufgehellt, besprochen und erwogen wurde, vermehrte sich das Mitleid, die Rührung und die Theilnahme für die beiden Liebenden, deren Geschick einen so gräßlichen Ausgang drohte. Dietrichs Todesurtheil wurde von Jünglingen und Mädchen, von Frauen und Männern mit lautem Wehklagen bejammert, es wurde eine schreiende Ungerechtigkeit genannt, da dem Unglücklichen kein Verbrechen bewiesen worden und ein Theil der Rathsherren ihn frei gesprochen habe. Von allen Seiten drang man in den Bürgermeister, das Urtheil einer neuen Berathung zu unterwerfen, dasselbe wenigstens zu mildern oder aus zu setzen, bis der Krieg beendigt sey; man habe die Sterner dadurch gewissermaßen in Händen und könne wichtige Vortheile daraus ziehen; dagegen heiße es das Leben aller und jedes einzelnen Bürgers von Basel in bedenkliche Gefahr setzen, wenn man durch eine beispiellose Hinrichtung die Feinde ohne Noth zur wüthendsten Rache aufreize. Heinrich von Landskron aber wies alle Vorstellungen und Bitten mit schnöder Härte von sich und beharrte darauf, das Urtheil vollziehen zu lassen. Indessen wuchs die Stimmung der Theilnahme dadurch nur immer stärker; heimliche Gegner Heinrichs benutzten dieselbe, um ihn dem Volke verhaßt zu machen, es liefen allerlei Reden umher, daß er allein den Krieg zu der verderblichen Erbitterung gebracht und jeden Frieden verhindert habe, daß er die Ursache des Unterganges der Stadt seyn werde, wenn man nicht bei Zeiten noch einlenke; man müsse lieber sogleich mit Rudolph von Habsburg die abgebrochenen Unterhandlungen wieder anknüpfen, der mehr als je geneigt sey, den Bürgern gute Bedingungen zu gewähren. Schon gingen geheime Boten zwischen der Stadt und dem Lager und neue Hoffnung belebte hier die Gemüther. Dietrichs Vater, Reinhard, Rudolph selbst, Alle betrieben den Abschluß eines vorläufigen Uebereinkommens, das den Frieden herbei führen könnte. Doch dieser hoffnungsvolle Anschein war von kurzer Dauer! — Heinrich von Landskron entdeckte die gegen ihn gerichteten Anschläge und Umtriebe, ließ die Theilnehmer in der Stadt zu gleicher Zeit in ihren Häusern überfallen, und übte nach ihrer Gefangensetzung nur unumschränktere Gewalt, da Niemand ihm ohne Gefahr widersprechen durfte. Maaßregeln der Strenge und des Schreckens folgten nun schnell auf einander; Verhaftungen, Rathsbeschlüsse, Strafen, Kriegsanstalten, Alles ordnete und gebot er nach eigener Willkühr mit unerschütterlicher Härte. Von Gertrud wurde nichts vernommen, ihr Schicksal konnte man nur als das fürchterlichste denken; in einem finsteren Kerker, hieß es, habe sie mit der Nachricht von Dietrichs Tode für sich selbst nur ewige Gefangenschaft von der Grausamkeit ihres Vaters zu erwarten. Mit neuem Zorn und Eifer verdoppelten nun die Sterner ihre Anstrengungen im Lager, um die Stadt durch einen Sturm an zu greifen, in welchem sie keines Feindes zu schonen verhießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

A n e k d o t e n.

Einer Schauspielerin in B— wurden von einer Freundin Vorwürfe über ihre Ziererei gemacht. Sie wollte sich mit der Gewohnheit entschuldigen, die bei ihr zur **zweiten** Natur geworden. — „Liebes Kind!" sagte die Freundin; „bleiben Sie bei Ihrer **ersten** Natur!"

Der Engländer Th. Fuller, wegen seines ungeheuren Gedächtnisses bekannt und berühmt, wegen seiner Menschenliebe geachtet und gepriesen, befand sich vor einer Comité zu Waltham (Essex), wo über eine Absetzung vom Amte gesprochen werden sollte. Die Herren Richter machten ihm die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen über seine große Gedächtnißgabe. Diesen Umstand benutzte Fuller. „Es ist wahr, meine Herren, ich besitze ein seltenes Gedächtniß; und wenn es Ihnen gefällig ist, bin ich bereit, eine Probe davon auf der Stelle ab zu legen." — Dies Anerbieten erregte, wie man denken kann, die größte Freude und Theilnahme, und Alles war Ohr, als Fuller wieder begann. „Sie haben auf die Absetzung eines armen, aber ehrlichen Pfarrers angetragen, der mein Nachbar ist, und nun in's Gefängniß wird wandern müssen. Der Unglückliche hat eine starke Familie und nur seine kümmerlichen Umstände zwangen ihn, einige Schulden zu machen. Wenn Sie nun die Güte haben wollen, ihn dies Mal frei zu lassen, so will ich Ihnen eine Probe meines Gedächtnisses geben: ich will nämlich, so lange ich lebe, diese Gefälligkeit nicht vergessen!" — Der Scherz machte einen solchen ernsthaften Eindruck auf die Comité, daß der arme Pfarrer seine Stelle behielt.

A. **Münde**.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus Böhmen. Von den sogenannten Wunder-Kuren des Fürsten von Hohenlohe in Bamberg sind alle Rede-Cirkel voll; Eine seltsamere Mähr erzählt sich aber das Volk. Nahe bei Klattau in Böhmen befahl ein Bauer seinem Knechte an einem Sonntage, in den Wald zu fahren, um einen Stamm Holz zu stehlen. Der Knecht stellte die Heiligkeit des Tages vor, doch

vergeblich. Der Baum wurde gefällt und aufgeladen; dann setzte sich der Bauer auf den abgehauenen Stamm, um aus zu ruhen, und sprach: „Siehst Du, Hans, die Arbeit ist gut von statten gegangen, gerade weil es Sonntag ist. Die Förster sind in der Kirche und Gott schläft heute.“ — Und als der Knecht sich bereit machte, fort zu fahren und nach seinem Herrn rief, saß dieser unbeweglich auf der Stelle, und noch heute soll er da sitzen, und damit er nicht naß wird, hat man ein Dach über ihn errichtet. — Ich habe nichts gesehen und berichte nur, was ich hörte und was hier allerdings als ein Mirakel ausgeschrieen wird, obwohl erstens der Bauer leicht nach der Erhitzung bei der Arbeit von einem Schlagfluß betroffen seyn kann, und zweitens man ihn nun, in der Erzählung, kurz vor seinem Tode kann sagen lassen, was eben beliebt. F. S.

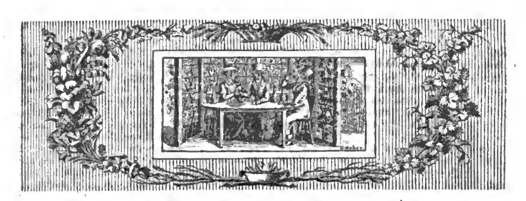
Aus der Schweiz. In einigen deutschen Blättern liest man folgende Nachricht: „Nach Privat-Briefen aus der Schweiz finden unter den gegenwärtigen Umständen fremde Reisende ohne öffentlichen Charakter, die zu ihrem Vergnügen oder in Privat-Geschäften längere Zeit in der Schweiz verweilen wollen, von Seiten der Regierungen ungewöhnliche Schwierigkeiten, um die Erlaubniß der Verlängerung ihres Aufenthaltes zu erhalten.“ — Unmöglich kann hier von allen schweizerischen Regierungen die Rede seyn, und diejenigen, welche den Fremden ungewöhnliche Schwierigkeiten hinsichtlich der Verlängerung des Aufenthalts machen, handeln wenigstens sehr unpolitisch, da die Fremden bekanntlich mehr Gold und Silber in die Schweiz bringen, als heraus holen, und da manche Gegenden und Ortschaften ihren Haupterwerb von Durchreisenden und Fremden haben. Selbst solchen Fremden, die wegen ihrer politischen Ansichten ihr Vaterland verließen, ward von jeher in der Schweiz Schutz und freier Aufenthalt bewilligt. Daß aber die schweizerischen Regierungen von ihren fremden Schützlingen begehren, daß diese (so lange sie in der Schweiz sich befinden) auswärtigen Regierungen keinen gegründeten Anlaß zu Beschwerden geben sollen, wodurch die Eidgenossenschaft selbst in unangenehme Verwickelungen gerathen könnte, ist nicht mehr als billig. Wollte mein Gast meinen gegenüber wohnenden Nachbar beschimpfen, so hätte dieser offenbar das Recht, mir mir zu zürnen, wenn ich es litte; er kann mir aber nicht schon deshalb zürnen, wenn ich Jemanden, der ihm etwa verhaßt ist, freundschaftlich und gastfrei aufnehme. Dies sind die Ansichten, von denen die schweizerischen Regierungen bei Aufnahme der Fremden ausgehen, und die Anwendung dieser Grundsätze wird durch die, der Schweiz bewilligte politische Neutralität gerechtfertigt. Macht man also Fremden in einigen Gegenden Schwierigkeiten gedachter Art, so kann es seyn, daß sie durch ihre Aeußerungen oder vielleicht gar durch ihre Handlungen selbst Veranlassung dazu gaben. B.

Parchim. Diese Stadt ist wegen ihrer angenehmen Lage ein nicht unfreundlicher Wohnsitz; sie theilt sich in Alt- und Neustadt, welche durch einen Fluß getrennt sind, und hat mehrere recht geschmackvolle und große, neben den übrigen abstechende Häuser. Noch nicht lange ist diese Stadt der Sitz des Ober-Appellations-Gerichts geworden, welches die Aufnahme derselben begünstigt. Auch eine Freimaurer-Loge hat hier ihren Sitz und wird aus der Umgegend öfter zahlreich besucht. Handel und Gewerbe sind hier im mäßigen Flor. Die Stadt ist, nach dem bedeutenden Umfang ihrer Ländereien, hauptsächlich auf Ackerbau angewiesen, den sie aber, bei der großen Entfernung vieler Ackerfelder, nicht gehörig betreiben kann. Ein oberflächlicher Anblick der Ländereien liefert schon diesen Beweis. Als wir uns näher danach erkundigten: weshalb man nicht auf zweckmäßigere Benutzung sinne und lieber die entlegenen Ländereien veräußere, oder in der Nähe Wirthschaften anlege und diese verpachtete? hörten wir: daß nach städtischen Statuten kein Land von den Häusern, zu denen es einmal gehöre, getrennt werden dürfe, daß es übrigens aber längst der Wunsch vieler Bürger sey, eine freie Verfügung über ihr Grundeigenthum zu erhalten, indem das Unzweckmäßige der bisherigen Bewirthschaftung wohl eingesehen würde. Solche Statuten könnten indeß sehr leicht abgeändert werden, wenn dem Magistrat und den städtischen Verwaltern und Abgeordneten ernstlich daran gelegen sey, solche Mängel zu verbessern. In diesem Falle brauchten sie nur die Statuten um zu arbeiten, oder die Aufhebung von dergleichen Beschränkungen, worüber sie in der Allgemeinheit der Bürgerschaft keine Schwierigkeiten finden würden, durch eine landesherrliche Bestätigung bewirken. Es kommt daher, nach Mecklenburgischer Verfassung, hauptsächlich auf tüchtige Männer an der Spitze des Stadtwesens an, um den Flor der ihrer Verwaltung anvertrauten Stadt durch geeignete Beschlüsse zu befördern, welchen die landesherrliche Bestätigung schwerlich entzogen werden dürfte. Die Einwirkung der Landes-Behörden auf das städtische Wesen ist, nach hiesiger Verfassung, weiter nicht sichtbar. In Preußen würde die landräthliche Behörde oder die Regierung auf die Abstellung solcher Mängel wenigstens aufmerksam machen und derselben durch ihren sonstigen Einfluß förderlich seyn können, wenn gleich hier der Beschluß auch von den Stadtverordneten zuerst erfolgen müßte. — Um Parchim findet man die Anlage trefflicher Baumgänge; in diesen sind Bänke für Spaziergänger angebracht, welche hier, im angenehmen Schatten, gegen die Hitze des Tages geschützt sind. Die Umgebungen enthalten Berge, Flächen und schöne Holzungen. — Auch eine Stahlquelle soll hier entdeckt seyn, welche sich zur Anlage eines Bades eignen möchte. Bei der nicht weiten Entfernung des neu angelegten Goldberger Bades — Goldberg ist nämlich nur drei Meilen von hier entfernt — würde dies Bad aber schwerlich in Aufnahme kommen, wenn gleich Parchim sonst als Badeort wohl den Vorzug verdienen könnte, indem die Stadt geräumiger und freundlicher, an der Umgebung auch durch die Kunst schon viel mehr als bei Goldberg geschehen ist. — Parchim hat auch eine Druckerei. Es erscheint hier eine Zeitung, welche indeß nur in der Umgegend verbreitet ist; ein tüchtiger Schriftsteller könnte dieser Zeitung sehr leicht eine zweckmäßigere Tendenz geben und sie zu einem Mecklenburgischen Volksblatt umschaffen, wodurch ein solcher sich sehr verdient machen würde. Wer z. B. die Geschichte des „Westfälischen Anzeigers“ kennt, der weiß, wie viel ein solches Blatt nutzen kann. Und wer nun wieder mit dem Bedürfnisse und den gegenwärtigen Verhältnissen Mecklenburgs vertraut ist, dem kann es nicht entgehen, daß hier noch gar viel genützt werden könnte! G — s.

Ein Pariser Blatt führt laute und bittere Klage über den Architekten Debret, und wirft ihm größeren Vandalismus, als den Revolutions-Männern vor. Und das mit Recht. Jene hatten das Grabmal des Königs Dagobert, ein gothisches Werk, durch Alter sowohl als durch Bizarrerie bekannt, aus der Abtei St. Denys weggeschafft — aber nicht zerstört. Unter Bonaparte war es in die Sammlung französischer Monumente aufgenommen worden. Im März 1818 wurde es wieder auf seinen vorigen Platz gestellt — aber mit dem Unterschiede: daß man es von einander sägte, und die beiden Hälften, als Basreliefs, in die Mauer fügte. — Das Grabmal schreibt sich von den Zeiten Ludwigs des Heiligen her; die Sculpturen der einen Seite beziehen sich auf das Leben und den Tod des Königs Dagobert; die der andern Seite auf dessen Gemahlin, die Königin Nantilde. — Ein Glück, daß Hrn. Debret der Apoll vom Belvedere nicht in die Hände fällt; er ließ ihn auch gewiß in zwei Hälften sägen und an die Wand kleben, den Beschauern die Mühe zu ersparen, um ihn herum zu gehen: es ist ja viel angenehmer und leichter, ihn mit einem Blick von vorne und hinten in's Auge zu fassen! (Morn. Chron.)

Der König von England soll in Irland so viel Wäsche gekauft haben, daß das bloße Säumen derselben 300 Pf. Sterl. gekostet. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 24. Oktober. 170stes Blatt.

Die Zwillinge.

Sage.

Bleicher Pilger Schaaren wanken
Von der Hoffnung Stern geführt,
Zu dem Wunder-See der Kranken,
Den die Hand des Priesters rührt.

Lind'rung auf bedornten Wegen
Ist des Gläubigen Gebet,
Doch Genesung ist der Segen,
Der von heil'gen Lippen weht.

Zu des Wunderthäters Füßen
Warf die junge Mutter sich:
„Vater Aller, welche büßen,
Die noch rein sind — höre mich!

Durch der Pilgerschaft Gefahren,
Durch der Irrfahrt Ungefähr,
Reißet an verworr'nen Haaren
Wilder Jammer mich hieher.

Unter mir erbraus'ten Schlünde,
Donner rollten mir herab,
Felsigt ist der Pfad der Sünde,
Dornigt ist ihr Wanderstab.

Sieh, die Zwillinge verscheiden
An versiegten Brüsten hier,
Der du härtest Hagars Leiden,
Gieb den Quell der Rettung mir!" —

Aber ernst auf ihre Bitte,
Drohend sprach der Gottesmann:
„Weib, sag' an, wo ist das dritte
Deiner Kinder — sag' es an!

Weib, wer pflegte jenen Knaben,
Weib, wer war's, der ihn gesäugt,
Den in Moor du einst begraben,
Den in Sünden du gezeugt?

Jenem Kläger deiner Lüste
Gab dein Arm die Todespein;
Darum wurden deine Brüste
Deinen Lieblingen zu Stein!"

A. von Maltitz.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

In dieser Noth versuchte der Bischof, Graf Heinrich von Neuenburg, das letzte Mittel zur Rettung. Obgleich selbst auf der Seite der Psitticher und eine der ersten Stützen der Volkspartei, empfand er tief das Unglück der Zwietracht und mahnte mehrmals zum Wege der Versöhnung. Jetzt aber hatte das Geschick Dietrichs und Gertruds sein Herz besonders gerührt, so wie die ungesetzliche Gewaltherrschaft des Bürgermeisters seinen Sinn empört. Er versammelte seine Geistlichen, redete sie an und ermahnte sie zur Theilnahme an seinem Vorhaben, hielt sodann einen Umgang in der Kirche und zog an der Spitze des Clerus in feierlichem Schmucke durch die Straßen nach dem Rathhause. Dort fand er den Bürgermeister in voller Raths-Versammlung, und stellte ihm das Unglück und die Gefahren der Stadt mit feuriger Beredsamkeit vor, forderte ihn zur Anhörung von Friedens-Vorschlägen auf, und mahnte endlich mit allen Beweggründen der Frömmigkeit und menschlichen Klugheit von der blutigen Verfolgung ab, die er gegen zwei Liebende zu vollführen gedenke, welche vom Himmel selbst ausersehen schienen, weniger ein Beispiel der Verirrung, als ein Zeichen der Aussöhnung zu seyn, die beide feindliche

Parteien, gleich jenen Beiden, wieder verbinden solle. Heinrich von Landskron, obwohl verwirrt durch den feierlichen Vorgang und getroffen von den frommen Mahnungen, nahm alle seine Kraft zusammen, um auf seinem Sinne zu beharren. Einige Rathsherren, die sich dem Bischof anschließen wollten, brachte sein schreckender Blick bei den ersten Worten, die sie begonnen, zum Schweigen. Endlich brach er selbst die Stille und rief mit Entschlossenheit: „Was wollt Ihr von mir? Ich bin für das Recht eingesetzt und nicht für die Gnade; mein eigenes Kind darf ich nicht schonen, wie könnt' ich den Feind schonen, der sie verführt hat? — Thut Ihr, was Eures Amtes ist, ich warte des meinigen! Für den Verräther giebt es keine Rettung, Niemand kann seine Hinrichtung wehren, nur der Kaiser könnte zu meinem Schmerze hier Gnade sprechen, und zum ersten Mal ist es mir lieb, daß das Reich verwaiset ist. Wenn Ihr also nicht einen kaiserlichen Spruch vor zu legen habt, dem ich mich wider Willen fügen muß, so spart Eure unnützen Reden und geht nach Hause, ehe ich Euch strenger weg zu weisen genöthigt bin." — Das Volk, welches sich vor dem Rathhause in einzelnen Haufen versammelt hatte, gab durch Murren seinen Unwillen über die Demüthigung zu erkennen, in welcher der Bischof und seine Geistlichen erfolglos abzogen. Der Bürgermeister aber trat sogleich an der Spitze einer Schaar Kriegsknechte aus dem Rathhause hervor, zog über den Platz, ließ einige Mißvergnügte verhaften, und zerstreute die Uebrigen. Um alle weiteren Angelegenheiten ab zu schneiden und der ganzen Sache ein Ende zu machen, ließ er zugleich die öffentliche Vollstreckung des gegen Dietrich von Ramstein ausgesprochenen Todesurtheils auf den folgenden Tag verkündigen, und sofort die Anstalten zur Errichtung des Blutgerüstes beschleunigen. Die ganze Stadt war in dumpfen Schrecken versunken, und Niemand wagte gegen den Bürgermeister auf zu stehen.

Die Bestürzung der Sterner, als diese Nachricht in's Lager gebracht wurde, war grenzenlos, unbeschreiblich der Schmerz Rudolphs und die Verzweiflung des alten Vaters. Neue Boten, die mit Vergleichs-Anträgen nach Basel gesandt wurden, kamen abgewiesen zurück, und es schien für den unglücklichen Dietrich alle Rettung unmöglich. Nur die Tollkühnheit konnte hoffen, noch an diesem Tage die Stadt im Sturme zu erobern, so sicher auch Rudolph, wenn ihm die nöthige Zeit gegönnt würde, auf das Gelingen des Unternehmens rechnete. Da erhob sich endlich Reinhard, der mehr als jeder Andere von den heftigsten Empfindungen zerrissen schien, und wollte das Unmögliche wagen. Er klagte sich an, seinen Freund durch leichtsinnige Anmaßung in's Verderben gestürzt zu haben, er gelobte ihn zu retten, oder selbst zu sterben. Zweihundert Sterner und vierhundert Kriegsknechte aus Rudolphs Schaaren vertrauten sich seiner Führung. Mit einbrechender Dämmerung nahte er den Stadtmauern und eröffnete den unvermutheten Angriff, der zunächst auf ein bisher wenig beachtetes Nebenthor gerichtet war; die ganze Kriegsmacht Rudolphs stand unter Waffen, um bei dem ersten günstigen Erfolge sogleich nach zu rücken. Der Muth der Verzweiflung kämpfte in Reinhard und den Seinigen, sie durchbrachen, trotz der tapfersten Gegenwehr, die erste Pforte, und nun galt es noch, die innere Mauer zu gewinnen, um frei in die Straßen eindringen zu können. Schon ermattete der Widerstand der Bürger, als Heinrich von Landskron mit frischer Verstärkung erschien und das Gefecht mit wüthendem Eifer aufnahm. Schnell übersah er die Gefahr wie den Vortheil des Augenblicks, warf eine Schaar den Angreifenden in den Rücken und griff diese nun selbst von zwei Seiten an. Der Ueberzahl weichend, suchten die Sterner, trotz Reinhards verzweiflungsvollem Zurufe, der das Schwerdt über dem Nacken seines Freundes mit jedem Schritte rückwärts oder vorwärts mehr oder minder drohen sah, durch die Pforte wieder das Feld zu gewinnen; allein ihr eigenes Gedränge hemmte die Flucht, mehr als aller Zuruf. Ueber die Hälfte von Reinhards Genossen wurden an dieser Pforte erschlagen, unter ihnen er selbst, der sein Gelübde mit dem Tode löste, da er es mit dem Siege nicht gekonnt! — Rudolph von Habsburg eilte mit fünfzig Rittern herbei, um die Geretteten auf zu nehmen, die mit ihm in tiefster Niedergeschlagenheit und Stille nach dem Lager zurück kehrten.

(Die Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

Morellet's Memoiren enthalten folgende Anekdote von Rousseau: Rousseau speisete einst bei dem Baron Holbach mit Diderot, d'Alembert, Marmontel, Abbé Raynal und einem Pfarrer, welcher Letzterer nach der Mahlzeit den Gästen ein Trauerspiel aus eigener Fabrik vorlas. Es hatte eine Vorrede, worin der Verfasser den Unterschied zwischen Schauspiel und Trauerspiel auf diese Weise angab: Das Schauspiel handelt sich um's Heirathen, das Trauerspiel um's Todtschlagen. Alles dreht sich in beiden um den zu befriedigenden Punkt: wird geheirathet werden oder nicht? wird gemordet werden oder nicht? Man wird heirathen und man wird umbringen: das ist der erste Akt. Man wird nicht heirathen oder nicht umbringen, das ist der zweite Akt. Ein neuer Weg zum Heirathen oder zum Todtschlagen eröffnet sich, das ist der dritte Akt; ein neues Hinderniß tritt Beiden in den Weg, man hat den vierten Akt. Endlich ist Alles überstanden und überwunden: man heirathet und

man schlägt todt: es ist der letzte Akt. — Alle fanden die Erklärung sehr originell: nur Rousseau sprang plötzlich auf, entriß dem Pfarrer das Manuscript, warf es zur Erde und sagte: „Ihr Stück taugt nichts und Ihre Vorrede ist eine Salbaderei. Alles spottet Ihrer und Sie thun am besten, auf der Stelle das Weite zu suchen und Ihrer Pfarre vor zu stehen, ohne sich um etwas Anderes zu kümmern!“ — Der Pfarrer nahm diese energische Offenherzigkeit nicht minder übel, und es wäre unfehlbar zu einem — Trauerspiel gekommen, hätte man nicht die beiden Gegner aus einander gebracht.

Im „Vrai libéral“ las man neulich Folgendes: „Napoleons Leben auf St. Helena war äußerst regelmäßig, und da wir manches Gerücht darüber aus authentischer Quelle widerlegen können, theilen wir die Einzelnheiten mit: Er schlief wenig, arbeitete oft des Nachts und war um 9 Uhr aus dem Bette, um spazieren zu gehen. Er frühstückte um 11 Uhr, schrieb dann an der Geschichte seiner Feldzüge, oder nahm eine andere Arbeit mit Personen aus seinem Gefolge vor. Um 4 Uhr machte er wieder einen Spaziergang, wenn das Wetter es erlaubte, spielte dann Schach und hielt um 8 Uhr Mittags-Mahlzeit. Der Graf Las Casas und sein Sohn, der Graf und die Gräfin Montholon und der Baron Gourgaud aßen mit ihm; der Graf und die Gräfin Bertrand blieben zuweilen aus, weil sie nicht immer von ihrer Familie entfernt seyn konnten. Nach dem Essen spielte Napoleon Whist oder Reversis, oft jedoch las er, gewöhnlich ein Drama. Nicht selten gerieth er in trauliche Unterhaltung über seine Jugendjahre und die Epochen seines Lebens und sprach davon mit einer Ruhe, als ob es Begebenheiten der alten Geschichte wären. In diesen Augenblicken, so gestand er vielmals, befand er sich am wohlsten und oft fand ihn die Mitternacht noch bei solchem Gespräch: was er einen glücklichen Sieg über die Zeit nannte. Die Kraft und der Gleichmuth seines Charakters, die Heiterkeit seines Geistes waren durch die Gefangenschaft nicht gestört und von allen Franzosen, die auf St. Helena lebten, hatte er den meisten Frohsinn und sprach den Andern Muth ein. Ueberhaupt beschäftigte er sich mehr mit den Personen, die ihm in sein Exil folgten, als mit sich selbst: er fragte oft: wie sie lebten und ihre Tage gebrauchten und welche Vergnügungen sich ihnen etwa darböten? — Rousseau bemerkt ganz richtig: nicht in den starken Zügen gestaltet sich uns der innerste Geist eines Menschen und nicht in großen Handlungen sein richtigster Charakter; in dem Geringfügigen, wo sie sich nicht belauscht glaubt, entschleiert sich die Natur, und so muß man diese Männer der Geschichte im Hause, im Arbeitszimmer und unter den Freunden beobachten. — Der Mann, den das Glück zwanzig Jahre als Schooßkind behandelte, ward von der Höhe des Erdballs an ein äußerstes Ende desselben herab gerissen; einige Getreue theilten sein Unglück, lebten vertraulich mit ihm mehrere Jahre unter demselben Dache, den Entbehrungen und Plagen mancherlei Art hingegeben; seine Gegenwart tröstete sie darüber und Keiner von ihnen verließ ihn freiwillig.“

Am 7ten Februar 1314 verurtheilte das peinliche Gericht in der Grafschaft Valois einen Ochsen feierlich zum Strang, weil er einen Menschen todtgestoßen hatte. — Im Jahr 1793 wurde in Paris ein Papagei erdrosselt, weil er den Anfang der Arie aus „Richard Löwenherz“: „O Richard, o mon Roi!“ sang. — Im Februar 1820 schlingen mehrere, mit Regenschirmen bewaffnete Helden einen Pudel im Tuillerie-Garten, der ein dreifarbiges Band um den Hals trug, unbarmherzig todt. — Vor drei Jahren, an Kotzebue's Todestage, nagelte man in Jena oder Weimar eine unschuldige Fledermaus unter sein Bildniß an die Markt-Ecke. — Salomo sagt: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes“ — aber freilich, wie soll der Mensch zu salomonischer Weisheit kommen im Zorn, wo er sich oft nicht gegen die höchste Albernheit zu schützen weiß!

In Rousseau's „Levite d'Ephraim“ steht der sinnlose Ausruf: „Vive l'Eternel!“ Wie kann man dem, der allein im Besitz der Unsterblichkeit ist, gleich den Königen der Erde, Leben, langes Leben wünschen und ein Vivat zurufen? — In Frankreich ist zwar „Vive-Dieu!“ ein bekannter gemeiner Schwur, und bedeutet ungefähr so viel als: „So wahr Gott lebt!“ — allein in diesem Sinne hat Rousseau sein „Vive l'Eternel!“ nicht genommen; es ist und bleibt ein „Irish Bull“.

Ein gutes altes Sprüchwort ist: Wenn die Weiber recht haushalten, so wächst der Speck am Balken.

Ein alter bekannter Rentenirer in Paris, dem Essen, Trinken, Schlafen und Spazierengehen sein Alles war, wollte einst — zu Anfang des Terrorismus, als man keinen Schritt außerhalb den Barrieren ohne Sicherheits-Karte thun durfte — nach gehaltener reichlicher Mahlzeit bei dem Restaurateur, ein wenig vor das Thor gehen, um mit halb geschlossenen Augen sanft zu verdauen. Er wird bei der Barriere mit dem Ruf angehalten: „Die Karte!“ — Von einer Sicherheits-Karte wußte er nichts, desto mehr von der Karte des Restaurateurs, die er immer bei sich führte. Er reicht sie hin. Der halbblinde Thor-Sergeant setzt die Brille auf und liest: „Kalbskopf — Rindsmaul — Krebsnase — Neunaugen — Schweinsohren — Ochsenzunge — Hammelbrust — Schweinsfüße — Arme Ritter — u. s. w.“ Endlich, nach vielen „Hm-Hms!“ giebt er die Karte mit den Worten zurück: „Solch Signalement ist mir noch nie vorgekommen! — Gehen Sie, Citoyen, Sie sind nichts weniger als verdächtig!“ Ehletas.

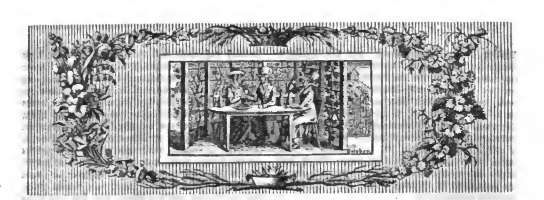
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Eine gute Wahl war es, welche den „Titus“, Oper von Mozart, zur Aufführung am Geburtsfeste unseres Kronprinzen bestimmte; denn die Erinnerung an jenen Herrscher kann allzeit nur wohlthuend seyn. Zur Feier selbst wurde eine Rede, verfaßt vom Hrn. Kriegsrath May, von Mad. Schröck mit kunstvoller Deutlichkeit gesprochen; was aber überhaupt Reden zu solchen Zwecken betrifft, so wär' es gut, wenn eine Concurrenz unter mehreren Dichtern statt fände: denn es ist begreiflich, daß, wenn Einer viele solche Reden liefert, die eine sich auch immer anhört, wie die vielen. — Die Ausführung der Oper war in den Haupt-Partieen vortrefflich. Wir haben hauptsächlich Madam Schulz als „Vitellia“ zu loben und thun dies aus voller Seele, da diese Künstlerin nicht allein in hohem Grade herrlich sang, sondern auch mit recht bezeichnendem Ausdruck spielte, ohne diejenige Uebertreibung, welche zuweilen die Vorzüglichkeit ihrer Talente mindert. Hier war nichts davon zu spüren, und der lebhafte Beifall bei der Darstellung, dem sich nun die öffentliche Anerkennung freudig gesellt, mag darthun, daß wir gebührend zu danken wissen, wenn eine Kunstleistung höher noch steht, als wie von einer so bedeutsamen Künstlerin schon zu erwarten hatten. Der „Sextus“ litt noch ein wenig an Uebertreibung; im Ganzen ist aber Demois. Eunicke sehr achtungswerth in dieser Partie, in einige Momente der Rolle, so die Scene vor dem aufgebrachten Titus, wo die Affekte einen sehr gesteigerten Ausdruck motiviren, sind löbliche Zeichen eines tieferen Strebens. Hr. Stümer hatte den „Titus“ und sang Einzelnes ausgezeichnet; zuweilen jedoch fanden wir eine Künstlichkeit des Tons, welche die Natur nur sehr matt repräsentirt. Demois. Reinwald war als „Servilia“ eine reizende Erscheinung und ihr Gesang zureichend; auf einer andern — man sagt der Dresdener — Bühne, wohin sie sich zu begeben gedenkt, wird sie gewiß bald lebhaft für sich interessiren, wenn man ihr bedeutendere Rollen überträgt, als es hier geschehen konnte. Nur stete Uebung, von Ermunterung belebt, bringt vorwärts, und unsere meisten Schauspieler und Sänger sind auch nur dadurch geworden, was sie sind; von angeborener Genialität finden sich selten Spuren, und dies kann nicht etwa in mangelhafter Beachtung liegen: denn die Genialität stellt sich gleich so frei und wirksam hin, daß sie gar nicht zu übersehen ist; das fleißige Talent aber, welches sich erziehen läßt, wird allmählig immer so viel Aufmerksamkeit erwerben, als man durch äußere Protektion ihm zuwenden will. Wir sagen dies besonders auch in Anwendung auf die Sängerin, welche den „Annius“ gab. Hätte diese früher bei einer andern Bühne einen Wirkungskreis gesucht, sie würde bei weitem mehr geworden seyn, als es da möglich war, wo man sie stets eher noch nieder drückte, als erhob. — Wenn nun die künstlerische Ausführung des „Titus“ uns im Ganzen einen neuen Beweis liefert: wie sehr die Oper bei uns vorgeschritten ist, seit der Graf Brühl mit überwiegender Aufmerksamkeit ihr vorstand, so müssen wir hinsichtlich der Dekorationen — weil man diesen nun einmal bei andern Gelegenheiten eine große Wichtigkeit gegeben — uns einige Bemerkungen erlauben. Selbst in dem Orte, wo die Rede gesprochen wurde, ließ sich kein Fest-Lokal erkennen; das Verbrauchte war nicht hinweg gethan, das Schmutzige nicht gesäubert. Dasselbe mußte man in der Oper bemerken; denn die, übrigens zwar nicht neue, aber doch gute Schluß-Dekoration abgerechnet, war Alles abnutzender Art. Es schien die zu große Güte des Titus (der übrigens geschichtlich viel auf Pracht hielt) auch bei dieser seiner musikalischen Apotheose noch zu wirken; nicht allein waren seine Gemächer überall ohne Sorgfalt behandelt, sondern ihm selbst sogar hatte man den schlechtesten Mantel aufgeheftet. Wir wissen zwar wohl, daß der Geist Mozarts im Allgemeinen dieses Beiwerks wenig bedarf, indessen ist man doch schuldig, für die Unsterblichen eben so viel zu thun, als für die Lebenden, da besonders diese meistens nur verbrauchen, was jene verdienen. Und da namentlich „Titus“, trotz des vielen Schönen, noch nicht zu den beliebtesten Opern Mozarts gehört, so hätte man durch eine gute Ausstattung, die bei neueren Werken oft der Hauptgrund der guten Aufnahme ist, ihr leicht für die sinnliche Welt noch ein höheres Interesse der Sinnlichkeit geben können — wie man es eben haben will! — Demois. Kainz und Hr. Röckel haben sich in Rossiniaden auf der Bühne hören und sehen lassen. Wenn wir auch nicht ganz einstimmen in den seltenen Grad des Beifalls, den das hiesige Publikum jener jungen Sängerin zollte, so dürfen wir doch sagen: daß Auszeichnung an rechter Stelle war. Ihre Stimme ist, obwohl etwas bedeckt, doch sehr angenehm, der Umfang mäßig, aber so geschickt gebraucht, daß man die Mittel reicher glaubt, als sie sind; die Schule geschmackvoll und die Fertigkeit bedeutend. Ihre äußere Erscheinung ist ruhevoll und dadurch höchst anständig, doch das Darstellungs-Talent scheint uns nur erst im Werden. Hr. Röckel zeigte sich als gewandter Schauspieler und guter Baritonist; er gehört mithin zu den besten Surrogaten, die man uns jetzt an die Stelle der Bassisten einschiebt, und verdiente den Beifall, der ihm ward. — Die einzelnen Scenen, welche wir bei dieser Gelegenheit aus Rossini's „Barbier von Sevilla“ und „diebischer Elster“ hörten, gefielen, und es will uns überhaupt so vorkommen, als gewänne der viel gepriesene und viel verdammte Componist sich sogar bei uns sein Publikum: in einer Residenz, welche der Violinist, Hr. Boucher, neulich „die Hauptstadt der Musik“ nannte, weil sie seiner Kasse ein „Eldorado“ war — und Notabene kein fabelhaftes gelobtes Land, sondern eines, wo sich Doppel-Concerte immer mit dem Klang von Doppel-Louisd'oren endigten, welches wir ihm von Herzen gönnen. Aber auch in dieser „Hauptstadt der Musik“ muß sich bewähren, was unausbleiblich ist, nachdem der Sinn für Töne bis zum Aeußersten getrieben wurde; jetzt, wo man sich noch einigermaßen schämt, dem Gefühlskitzel Alles aufopfern zu wollen, begehren Viele den Charakter der Dichtkunst auch in der Musik, endlich aber wird man bloß nur noch nach Neuem und Pikantem jagen, und dann möchte auch über Rossini wahr werden, was Euripides einst zu dem Timotheus (einem Neuerer in der Musik, der auch auf die Kultur der Sinnlichkeit rechnete) sagte, als sein erstes Werk ausgezischt wurde, nämlich: „Harre nur! Wir sind in geistiger Entartung, und da kann es nicht fehlen, Du mußt mit Deiner Kunst noch herrschen auf unserer Bühne!“ — Und es geschah, was Euripides voraus gesehen. — — *.

— „Die geometrische Zeichenkunst, oder vollständige Anweisung zum Linear-Zeichnen, zum Tuschen und zur Construktion der Schatten; für Artilleristen, Ingenieure, Baubeflissene und überhaupt für Künstler und Technologen, zunächst zum Gebrauche beim Unterricht in den Königl. Preuß. Artillerie-Schulen. Von M. Burg, Lieutenant der Artillerie und Lehrer bei der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule.“ — Dies ist der Titel eines sehr brauchbaren Werkes, welches nächstens hier (bei Dunker und Humblot) erscheint und die Aufmerksamkeit um so mehr anregen wird, da die Verleger es in jeder Hinsicht vortrefflich ausstatteten. Diese streben überhaupt mit guter Einsicht danach, ihre Verlags-Artikel schon durch ihre Firma zu empfehlen, welches den Verlegern immer sehr wohl bekam und Allen zu rathen ist — wenn sie nämlich im Stande sind, eine richtige Auswahl unter den Manuscripten zu treffen; wozu freilich mehr als bloßer Handels-Sinn gehört. — r.

Ein Theater-Direktor sagte neulich einem jungen Autor: „Das schlechteste Stück eines bekannten Verfassers ist mir lieber, als das beste Stück eines Unbekannten!“ — O ihr armen jungen Autoren! (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 26. Oktober. 171stes Blatt.

Der Pfarrer von Geising.

Wahre Begebenheit.

Im Meißener Kreise des Königreichs Sachsen, nahe an der böhmischen Grenze, liegt das Städtchen Geising, auch Geißingen genannt. Hier wohnten zu den Zeiten Maria Theresia's viele Bergleute, evangelischer Confession, welche auf dem benachbarten böhmischen Zinnwalde, in den dortigen kaiserlichen Zinngruben, arbeiteten und in Geising, zur Miethe sitzend, ein einfaches, genügsames Leben führten. — Plötzlich erließ die Kaiserin einen Befehl: daß, von einem bestimmten Tage an, nur katholischen Bergleuten erlaubt seyn solle, auf dem Zinnwalde zu arbeiten; Lutherischen aber die Arbeit zu verdingen, wurde bei harter Strafe verboten. Das war ein Donnerschlag für die armen Geisinger Bergleute, denen nun nichts als der Bettelstab übrig blieb.

Dem damaligen Pfarrer zu Geising, einem sehr würdigen und frommen Greise, ging die Noth eines so großen Theiles seiner Gemeinde sehr zu Herzen. Er sah aber auch die eigentliche Absicht, welche jenem Verbot zum Grunde lag, deutlich ein; denn ihm war wohlbekannt, daß Maria Theresia, aus regem Eifer für den Glauben ihrer Kirche, es sich angelegen seyn ließ, so viel Protestanten als möglich in den Schooß derselben zurück zu führen. Seinem Scharfblick konnte daher auch die Versuchung zum Abfall nicht entgehen, in welche die armen Bergleute durch ein solches Verbot geführt werden konnten, und er zitterte vor dem Gedanken: daß Mancher durch Armuth und Mangel zum Uebertritt in die katholische Kirche bewegt werden möchte. — Gern hätte der fromme Mann seine Kirchkinder vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt; aber öffentlich durfte er es, wie sich leicht einsieht, nicht wagen; sie aber in seiner Wohnung zu versammeln, würde ebenfalls Aufsehen erregt haben. Deshalb entschloß er sich, kundig der bergmännischen Gebräuche, mit seinen Kirchkindern, als Bergmann verkleidet, auf dem Zinnwalde ein zu fahren, noch ehe der kaiserliche Befehl zur Ausführung gekommen. Drunten, im verschwiegenen Schooße der Erde, beleuchtet vom schimmernden Grubenlicht, hielt er mit ihnen einen feierlichen Gottesdienst, und ermahnte sie innigst, ihrem Glauben getreu zu bleiben. Hierauf kniecte der fromme Pfarrer mit seiner Gemeinde nieder und flehte Gott inbrünstig an, daß er sich der armen, nun bald nahrungslosen Leute annehmen und ihr Unglück auf irgend eine Art abwenden möge, ohne daß sie verleitet würden, um des täglichen Brodtes willen dem Glauben der Väter zu entsagen.

Getröstet und voll Vertrauen auf Gott sahen nun die Bergleute dem Tage entgegen, wo der kaiserliche Befehl Kraft und Wirksamkeit erhalten sollte. — Er kam; aber vergebens warteten die katholischen Geistlichen am Zinnwalde auf den Uebertritt der Geisinger Bergleute, kein Einziger meldete sich.

Unterdessen war der alte Pfarrer aber auch nach Dresden gereist und hatte die Sache den Behörden an's Herz gelegt, welche dem Ober-Bergamt zu

Freiberg die nähere Berathung: wie den Geisinger Bergleuten zu helfen sey? übertrugen. Hier kam ein einsichtsvoller Beamteter auf den Gedanken: ob nicht auch auf dem, sich nach Sachsen erstreckenden Theile jenes Zinnwaldes sollte Zinn gewonnen, und so auf die beste Art den Geisingern geholfen werden können? Die Gegend wurde sofort untersucht und siehe: man entdeckte in dem sächsischen Theil des Zinnwaldes eben so reichhaltige Zinngruben als in Böhmen. — Nun hatten die Geisinger Bergleute wieder Arbeit und Brod, und wurden in den Stand gesetzt, sich an zu bauen, wodurch in Geisingens Nähe der Flecken Neu-Zinnwald entstanden ist.

Der fromme Pfarrherr ist bei allen Bewohnern desselben noch in gesegnetem Andenken, und als der Begründer ihres blühenden Wohlstandes an zu sehen.

Innocenz.

Die Sterner und die Psitticher.

(Fortsetzung.)

Eine furchtbare Nacht breitete ihre schwarzen Schwingen über Land und Gemüther aus, eine dunkle Frist vor dem noch schrecklicheren Tage, der zu blutigem Schauspiel herauf dämmern sollte! Alle Mittel, alle Hoffnungen waren erschöpft, und keine Rettung mehr übrig, nachdem auch die letzte in Reinhard gefallen war. Tiefgebeugt sah Rudolph auf den jammernden Ramstein, der um den Sohn wehklagte und ihn auf das Blutgerüst begleiten wollte — weinend wandte der Held sein Auge von dem zerreißenden Anblick, und verließ den Alten mit schwerem Seufzen, indem er ihm schweigend die Hand drückte. Im ganzen Lager war Trauer und Entsetzen, die Kriegsknechte mieden den Schlaf und blieben in unruhiger Bewegung. — Auch in der Stadt war es während dieser Nacht ungewöhnlich laut und unruhig; der Bürgermeister fürchtete einen erneuerten Ueberfall und vermehrte die Wachen und Aufseher. Alle Gedanken starrten dem kommenden Tage entgegen, welchen Freund und Feind fast mit gleicher Angst erwarteten. Nichts war mehr übrig, als der Trost des Himmels: zu ihm gewandt war der alte Vater im Gebete wach, Rudolph auf seinem Lager sorgenbelastet entschlummert.

Mitternacht war kaum vorüber, als unvermuthet eine Schaar von Reisigen dem Lager nahte, die auf den Anruf der Wachen sich als Befreundete ankündigten. Es war der Burggraf von Nürnberg nebst dem Grafen von Pappenheim, die dem Grafen Rudolph von Habsburg gemeldet seyn wollten, als Ueberbringer einer Botschaft, die keinen Aufschub litte. Nach einigem Widerreden, als jene auf ihrem Begehren beharrten und bei Anhörung der traurigen Lage und Stimmung Rudolphs nur noch stärker andrangen, wurde Rudolph aufgeweckt und die beiden Ankömmlinge zu ihm in sein Zelt geführt. Sogleich beugten sie vor ihm das Knie und begrüßten ihn als ihren Kaiser und Oberherrn, dessen Huld und Gnade ihnen forthin gewährt seyn möchte. Denn zu solchem Range des ersten Herrschers in der Christenheit, zum römischen König und Kaiser hätten ihn die Churfürsten zu Frankfurt am Main rechtmäßig erwählt und erhoben. Rudolph blickte sie verwundert und prüfend an, er wußte nichts von der ganzen Sache und zweifelte an der Wahrheit. „Wenn Ihr einen Scherz treibet", sagte er, „so habt Ihr nicht bedacht, werthe Herren, was meinem Alter, was der Stunde und vor Allem, was der Stimmung zuständig ist, in der Ihr mich findet; wisset, daß ich in großem Leid und Kummer bin, um der Baseler willen, die morgen mir das Herz zerspalten werden!" — „Fern sey von mir", erwiederte der Burggraf, „daß ich Eurer spotte, mächtigster Herr! Zweifelt nicht, Ihr seyd unser Kaiser und Oberhaupt, sehet da den Wahlbeschluß und die Bedingungen! Euer Leid aber wird sich in Freude verwandeln." — Damit übergab er die Urkunde und sagte die Bedingungen der Churfürsten. — „Dieses Alles, und was sonst noch seyn mag", rief Rudolph entschlossen aus, „werde ich treulich erfüllen und handhaben!"

Inzwischen war ein dumpfes Gerücht durch das Lager geflogen, bei Rudolph seyen Boten vom Reichstag, er sey zum römischen Kaiser erwählt. Auf diese Nachricht drängte sich Alles voller Begier zu Rudolphs Zelt, begrüßte ihn in seiner neuen Würde, und rief ihm tausendfaches Glück und Heil! — Die Freude erschloß alle Herzen, Thränen flossen aus den Augen der härtesten Krieger; unter Lachen, Singen und Rufen wurde der Kaiser von den Seinigen gepriesen und erhoben: Ritter und Kriegsknechte umarmten einander, Freundschaft und Treue wurde wechselseitig gestiftet und gelobt. Das Freudengeschrei durchschallte schon das ganze Lager: Fackeln schwirrten durch die Dunkelheit, bald brannten unzählige Feuer, Alles was von Pechkränzen, Reiserbündeln und Schwefel vorräthig war, wurde jubelnd in die Flammen geworfen. Unaufhörlich schallten dazwischen Trompeten und Pauken, die den tobenden Leberuf und Jubel begleiteten. Nach Maaßgabe, daß der Lärm und die Feuerhelle im Lager zunahm, wurde es auch in Basel belebt und licht, indem die Wächter den ungewohnten Vorgang meldeten, und das unerklärliche Schauspiel alle Einwohner aufregte und in erwartungsvolle Spannung setzte. Der Bürgermeister und die Seinigen besorgten irgend eine Hinterlist, sahen die Wachen nach, beriefen den Rath und umgaben das Rathhaus mit der Auswahl der Bewaffneten. Da hieß es, der Burggraf von Nürnberg sey vor dem Thore und begehre der Stadt eine Bot-

schaft zu bringen. Er wurde eingelassen und erschien vor dem Rath. „Heil und Frieden“, so begann er zu reden, „Eurer Stadt und allen ihren Einwohnern! — Diesen Gruß entbietet Euch der Kaiser, den die Gnade des Himmels durch die Wahl der Churfürsten endlich wieder dem Reiche nach langer Verwaisung hat schenken wollen. Seyd noch heute seines Einzuges gewärtig; bis dahin aber gebietet er Euch, alle Handhabung der Obrigkeit lediglich auf Frieden und Ordnung zu wenden, die Gefangenen frei zu lassen und allgemeine Vergebung alles von beiden Seiten Geschehenen in des Kaisers Namen aus zu rufen.“ — Heinrich von Landskron erhob sich erblaßten Angesichts mit Mühe von seinem Sitze, um dem Burggrafen für seine Botschaft zu danken, und ihm zu versichern: daß die Stadt sich freue, das Reichs-Oberhaupt, dessen Wiedererstehen nach langwieriger Unterbrechung so unvermuthet verkündigt werde, in ihren Mauern zu empfangen, und daß Bürgermeister und Rath sich kaiserlichem Gebot in schuldigem Gehorsam fügen würden. „Aber vergönnt uns“, fuhr er fort, „Herr Burggraf, nun auch den Namen desjenigen, den wir als unsern Kaiser und Herrn verehren dürfen!“ — „Lang lebe und herrsche“, rief der Burggraf, „unser gnädigster Kaiser, Rudolph Graf von Habsburg!“ — Wie vom Blitz getroffen sank der Bürgermeister bei diesem Namen auf seinen Stuhl zurück und verhüllte sein Antlitz; dann erhob er sich wieder, schlug sich an die Stirn und rief: „Sitze fest, Gott der Herr! sonst wird Rudolph bald auch deinen Thron besteigen!“ — Darauf legte der Burggraf den staunenden Rathsherren den Wahlbeschluß vor und empfing ihre Glückwünsche und Freudenbezeigungen; alles Unheil und alle Noth war auf einmal vorüber, eine neue Zeit von Glück und Wohlfahrt schien an zu heben. Unterdessen verbreitete sich zugleich vom Rathhause und von den Thoren her den Bürgern die große Nachricht der Freude; Alles lief auf die Straßen und Plätze; die gefangenen Psittricher, die Rudolph sogleich frei und beschenkt aus dem Lager zur Stadt entlassen, begegneten den Sternern, die theils aus Gefängnissen, theils aus Verstecken hervor traten, und Alle stimmten in den begeisterten Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!“

(Der Schluß folgt.)

Witz, Scherz und Schnurren.

(Aus älteren Büchern gezogen.)

Von einem Verschwender sagte Joh. Fischart: er habe einen sehr hitzigen Magen, weil er Häuser verdauen könnte.

Einer wurde gefragt: ob er lieber Crösus oder Sokrates seyn wollte? — Er antwortete: Beides mit Unterschied; im Leben Crösus, im Tode Sokrates.

Ein Herzog von Würtemberg fragte die Badhalter zu Göpingen: „Was macht Ihr den Winter, wenn keine Badegäste hier sind?“ — Sie antworteten: „Wir beten, daß es so viel Kranke, Krumme und Lahme geben soll, damit wir im Sommer wieder Nahrung haben mögen!“

Wenn man den Eheleuten, wie den Mönchen und Nonnen, ein Probejahr verstattete, so würden wenig Profeß thun.

Die Schweizer, sagte Scherbius, haben so breite Wörter, daß man darauf kegeln könnte.

Höflichkeit ist das Weihwasser bei Hofe, womit man die Kommenden und Weggehenden besprützt.

Ein Advokat hatte an sein Haus einen Mohren malen lassen, mit der Ueberschrift: Afer (ein Afrikaner). Ein Schalk setzte noch ein f hinzu, daß es hieße Affer (bring her!).

Von einem ungelehrigen und geschwätzigen Arzt sagte ein Kranker: „Ich wollte, mein Hippocrates wäre ein Harpocrates!“

Joh. Posthius, Hof-Medicus zu Heidelberg, pflegte die alten Männer, welche junge Weiber heirathen, mit den Lampreten zu vergleichen, die man in dem Malvasier ertränkt.

Zwei Philosophen hatten sich in einen feinen Wortstreit eingelassen; deswegen sagte Jemand: „Schauet doch, wie eine Feile die andere ausfeilt!“

Ein französischer Dichter wurde von dem Herzog von Savoyen so geehrt, daß er zu Turin mit Vieren zu fahren pflegte. Von ihm sagte nun der König von Frankreich: „Dergleichen Quatrain hätte er hier nicht machen können!“

Fr. Raßmann.

Die drei Sterne des Kriegers.

Es leuchten drei freundliche Sterne
Dem Krieger mit strahlendem Blick,
Die glimmenden Sterne, sie heißen:
Die Ehre — die Liebe — das Glück.

Die Ehre, sie leitet den Krieger
Durch's Leben zum rühmlichen Tod;
Er opfert mit Freuden das Höchste,
Sobald es die Ehre gebot.

Die Liebe, mit lockendem Schimmer,
Wann wär' sie dem Krieger nicht hold!
Es zahlet dem stürmenden Liebling
Die glückliche Minne den Sold.

Fortuna gehorchet dem Kühnen,
Der Wagende fesselt das Glück!
Drum lacht es dem Krieger, dem Braven,
Und weicht vor dem Feigen zurück.

Bewahrt von den Sternen den ersten! —
Der zweite, er findet sich leicht! —
Und so muß der dritte Euch funkeln,
Wenn Ihr ihn nicht selber verscheucht.

Adalbert vom Thale.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

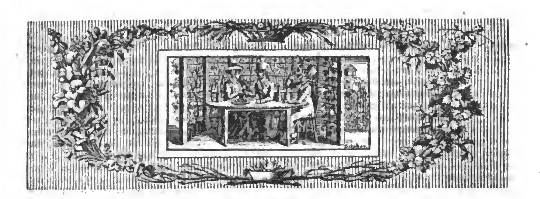
Merseburg. Diese im preußischen Herzogthum Sachsen gelegene Stadt hat durch mehrere in der Nähe gelieferte Schlachten eine geschichtliche Bedeutsamkeit erhalten. Die Umgegend ist nicht unfreundlich, jedoch mehr fruchtbar als schön. Viele der Einwohner dieser Stadt haben sich der dort, namentlich nach der Schlacht von Groß-Görschen, hingebrachten Verwundeten liebreich angenommen, welches in den Annalen der vaterländischen Geschichte aufbewahrt zu werden verdient. — Die Stadt, gegenwärtig der Sitz einer Regierung, ist weder groß noch freundlich gebaut. Die Etymologie von Merseburg wird gewöhnlich von Martisburgum oder Marsburg abgeleitet, wogegen doch wohl einige Bedenklichkeiten obwalten dürften; denn im Allgemeinen ist es schon gar nicht wahrscheinlich, daß die Römer in dieser Gegend — worin sie, wenn sie dieselbe auch streifend durchzogen haben möchten, doch niemals festen Fuß faßten — sollten Städte angelegt haben, und im Besonderen verdankt Merseburg ihnen wohl am wenigsten seinen Ursprung. Heinrich I. — den man billig nicht den Finkler oder Vogelsteller, sondern den Städte-Erbauer nennen sollte, weil man einen sonst großen und besonders um den inneren Flor Deutschlands sehr verdienten Regenten nicht nach einer einzelnen Schwachheit bezeichnen muß — kann mit mehr als Wahrscheinlichkeit der Gründer dieser Stadt genannt werden. Die Sagen-Geschichte bekundet: er sey verlegen um den Namen gewesen, den er der neuen Stadt beilegen wolle, und habe den Entschluß gefaßt, sie nach dem ersten ihm aufstoßenden charakteristischen Gegenstand zu benennen; wir wissen aus der Geschichte, daß Heinrich es in mehreren ähnlichen Fällen so machte. Und da wäre ihm nun ein, seine Nothdurft verrichtender Troßbube der auf dem Marsch begriffenen Krieger zuerst aufgestoßen; gleich sey sein Entschluß gefaßt gewesen, die neue Stadt Marschburg zu nennen. Die ästhetischeren Nachkommen haben hieraus Merseburg gemacht. Für den ursprünglichen, von dem originellen Heinrich erfundenen Namen spricht noch das in der Domkirche befindliche, in Stein gehauene Bildniß eines seine Nothdurft verrichtenden Knaben, welches wahrscheinlich das erste Stadtwappen gewesen ist. Der Dom, welcher sich auch durch seine antike Bauart auszeichnet, hat der Merkwürdigkeiten mehrere. Besonders ist es zu bewundern, daß die darin befindlichen silbernen Särge, welche die Ueberreste der alten sächsischen Herzoge enthalten, keine Beute der Franzosen geworden sind. Wahrscheinlich, daß sie hiervon keine Kunde erhielten, welches ein gutes Licht auf die Einwohner und die Bewohner der Umgegend wirft; denn gewöhnlich fanden sich auch in Deutschland, bei ähnlichen Fällen, Verräther, wodurch die Feinde zum Besitz so mancher Kostbarkeiten und Kunstschätze gelangten. Auch die vertrocknete Hand des Kaisers Rudolph — welcher Heinrich IV. vom Papst Gregor VII. als Gegen-Kaiser aufgestellt ward — hat man hier noch aufbewahrt. Heinrich IV. besiegte in dieser Gegend seinen Widersacher, der mit dem Verlust der Schlacht zugleich sein Leben einbüßte. Besonders aber machte in der Vorzeit der Mantel der Kunigunde hier eine große Epoche. Dieser sollte (wie noch jetzt nach dem Volkswahn in katholischen Ländern manch Heiligenbild) die Wunderkraft besitzen, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen, weshalb Wallfahrten aus allen Gegenden angestellt und dem wundersamen Mantel manche Fetzen geraubt wurden. Die Ansichten der Zeit haben, wenigstens in dieser nicht katholischen Gegend, den Mantel auf seinen eigentlichen Werth zurück gebracht und so wird er jetzt nur noch als eine gewöhnliche Reliquie betrachtet. Dagegen verdienen aber mehrere hier befindliche Gemälde von Lukas Cranach große Aufmerksamkeit des Künstlers und jedes Kunstfreundes. Auffallend war es, noch vor kurzer Zeit unter diesen Gemälden eine arge Satyre auf Luther, von der Hand des erwähnten Künstlers, zu finden. Lukas Cranach, der bekanntlich in der ersten Zeit ein persönlicher Feind Luthers, aber nicht der Reformation war, stellte den großen Reformator als einen der Schächer am Kreuze dar. Als der König von Preußen vor einiger Zeit den Merseburger Dom besuchte, entdeckte er auch jenes Gemälde und befahl: daß es hoch aufgehängt und umgekehrt werden solle, weil es unschicklich sey, daß ein solches Gemälde in einer evangelischen Kirche zur öffentlichen Schau hänge. Ein neuer Beweis von dem zarten und richtigen Gefühl des, auch in dieser Gegend allverehrten Königs! — Der Wohlstand der Stadt hat sich; seit der Einverleibung dieser Gegend zur preußischen Monarchie, sehr gehoben, wozu besonders der hierher verlegte Sitz einer Regierung gewirkt hat; die Nähe von Halle und Lauchstädt machen den Ort und die Gegend noch lebendiger. Auch Merseburg wird von vielen Studirenden besucht, welche hier öfter in bunten Aufzügen anlangen. Uebrigens hat sich der Ton unter den Studirenden gegenwärtig verbessert, wovon der Minister von Altenstein in diesem Jahre Augenzeuge gewesen ist. — Auch Lauchstädt war im verflossenen Jahre von ziemlich vielen Badegästen besucht. Die gute Einrichtung dieses Bades und der anmuthige Spaziergang in dem Bade-Garten macht den Aufenthalt hier ganz angenehm. In der letzten Badezeit hat die Leipziger Schauspieler-Gesellschaft zwei Mal wöchentlich in dem hier befindlichen, ziemlich kleinen, aber ganz hübschen Schauspielhause theatralische Vorstellungen gegeben. — Bald hätten wir vergessen, noch einer Merkwürdigkeit von Merseburg zu gedenken, welche manchen Liebhaber gewiß schon nach diesem Orte hinzog. Indeß der Geschmack ist verschieden — und so ergeht es auch dem Merseburger Bier! — Es wird weit und breit verfahren und ist im Orte selbst am wenigsten wohlschmeckend, wie viele Bierbrüder aus Jena und Halle schon mit Recht behauptet haben. In der Umgegend, besonders in einer Entfernung von mehreren Meilen, findet man das Merseburger Bier oft von vorzüglicher Güte. Bei dem, der es nicht gewohnt ist, hat der Genuß aber etwas Schweres und Betäubendes, weshalb dabei einige Vorsicht zu empfehlen ist. In der Virtuosität des Biertrinkens ragen viele in dieser Gegend hervor. Besonders haben es mehrere Jenasche und Hallesche Musensöhne hierin zur außerordentlichen Fertigkeit gebracht, die ihnen nicht selten einen Theil ihrer Lebensjahre und außerdem noch den Verlust ihrer Gesundheit kostet. R.

Man hat Bonaparte'n seinen Namen Napoleon streitig gemacht und auch gesagt: kein Heiliger habe diesen Namen geführt. Und doch konnte Bonaparte sich ihn nicht bei der Taufe selbst gegeben haben; und doch hatte er ihn schon im 13ten Jahre in der Militair-Schule von Brienne; und doch ist in den „Vies des Saintes" von Godefrard ein heiliger Napoleon unter dem 15ten August aufgeführt. (Courier fr.)

In der Revolution konnte ein Altadeliger den Verlust der Titel nicht verschmerzen. Um einigermaßen seine Wuth aus zu lassen, brachte er die abgeschafften Benennungen „Comte", „Marquis", „Chevalier", „Duc" u. s. w. mit bitterem Spott wieder an, und gab sie seinen Dienern. Er nannte seinen Lakay Comte (Comes, Begleiter); seinen Portier Marquis (Markgraf, weil er die Mark, Grenze seines Hauses, zu bewachen hatte); seinen Vorreiter Chevalier (Ritter, Reiter); seinen Kutscher Duc (Führer). (Courier fr.)

Ein unverzagter Bittsteller, der sich durchaus zu einem hohen Posten berufen wähnte, fuhr ein halbes Jahr lang täglich Abends bei dem Minister vor, ihn um eine Stelle ansprechend. Endlich ward er des vergeblichen Bittens müde, aber — sein Cabriolet-Pferd, zu sehr des regelmäßigen Ganges gewohnt, war nirgend anders hin zu bringen: er mußte es verkaufen. Selbst sein neuer Herr konnte ihm die Nücke nicht abgewöhnen, und es führt daher noch immer nur Bittsteller zum Minister. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 27. Oktober. 172stes Blatt.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde. *)

Gesammelt aus den neuesten Reise-Berichten von dem Verfasser von „Wahl und Führung".

Der indianische Pfarrer in Brasilien.

In Minas Geraës — erzählt Prinz Maximilian von Neuwied — befand sich ein Geistlicher, welcher ein Indier (amerikanischer Eingeborner) und zwar von einem der roheren Stämme war. Dieser Mann wurde überall geachtet und lebte mehrere Jahre auf seiner Pfarre. Plötzlich aber vermißt, fand man, daß er seinen Ornat von sich geworfen hatte, und erfuhr, daß er nackend in die Wälder unter seine Brüder gelaufen, wo er mehrere Weiber nahm, nachdem er lange Jahre von der Lehre, welche er gepredigt hatte, durchdrungen geschienen.

Die Patres zu Havanna.

Das geistliche Gewand wenigstens haben jene Patres nicht von sich geworfen, von denen uns ein ungenannter französischer Reisender erzählt, der sich eine Zeit lang zu Havanna auf Cuba aufhielt. „Ich war", sagt er, „in einem Hause, wo sich die größte Spielpartie versammelt. Die Gesellschaft bestand aus einem bunten Gemisch von Menschen aus allen Ständen: Generalen in voller Uniform und Mönchen in vollem Ornate, mit dem Christusbilde um den Hals, schamlos dem Teufelswerke hingegeben." — „Gestern fand ich einen Pater wieder, mit welchem ich früher gespeist hatte. Er zieht ein weltliches Kleid an und macht den Advokaten. Abends fährt er in seiner Volante (einer Art offenen Fuhrwerkes) nach Bonavaco, verliert oder gewinnt in der Nacht 2 bis 300 Quadrupel, kehrt früh zurück und liest seine Messe zu Havanna. Das ist der Pater Cardenas!" — „O tempora, o mores!" schließt der Erzähler.

Vaterlands-Erinnerung eines Missionärs.

Rührend ist die Vaterlands-Sehnsucht jenes Paters in den spanischen Missionen in Süd-Amerika, von dem Herr von Humboldt das Folgende berichtet. — „Die geräumige Wohnung des Padre war eben vollendet, und wir erstaunten, zu sehen, daß dies Haus, dessen Dach terrassenförmig gebaut war, zahlreiche Kamine besaß, die eben so vielen Thürmchen glichen. Diese Einrichtung, erklärte der Hauswirth, solle ihn an sein theures Vaterland und an die aragonischen Winter mitten in der Hitze der warmen Zone erinnern."

Schönheits-Ideal der Chaymas.

Herr von Humboldt erzählt von den Chaymas, einem wilden süd-amerikanischen Volke, daß sie eine kleine, nur wenig vorspringende Stirn haben, und fast bartlos sind. Die große Masse dieses Volkes äußert daher eine eben so große Abneigung gegen den Bart, als die Morgenländer denselben in Ehren halten: denn die Völker verbinden den Begriff der Schönheit vorzugsweise mit Allem dem, was ihre Körperbildung und National-Physiognomie auszeichnet. Daraus ergiebt sich, daß, wenn die Natur ihnen nur wenigen und dünnen Bart, eine schmale Stirn oder rothbraune Haut

*) Die letzten Mittheilungen finden sich in den Blättern 145 — 149.

verlieh, jeder Einzelne alsdann glaubt, er sey um so schöner, je weniger Haare er hat, je flacher sein Kopf und je mehr seine Haut mit irgend einer kupferrothen Farbe bekleistert ist. Um eine weibliche Schönheit zu bezeichnen, sagt man in diesen Landesgegenden: „Sie ist fett und hat eine schmale Stirn!"

Abneigung dieser Wilden gegen Kleidung.

Gleich allen halbwilden Völkern, die in sehr warmen Gegenden wohnen, äußern die Chaymas eine entschiedene Abneigung gegen Kleider. Man bemerkt in den Missionen, daß sich die Eingebornen, wie sie sagen, „des Kleidertragens schämen" und in die Wälder fliehen, wenn man sie zu frühe zwingen will, auf ihre Nacktheit zu verzichten. Der Ermahnung der Mönche ungeachtet bleiben die Chaymas, Männer und Weiber, im Inneren ihrer Wohnungen nackt. Eingeborne, die dem berühmten Reisenden außerhalb der Missionen begegneten, hatten, zumal wenn es regnete, ihre Kleider ausgezogen und trugen ihr Hemd zusammen gerollt unter dem Arme. Sie wollten sich lieber auf den nackten Leib regnen, als ihre Kleider naß werden lassen. Beinkleider, Schuhe oder ein Hut sind ihnen unbekannte Luxus-Dinge. Als daher ein Diener, der Herrn Alexander von Humboldt an den Oreneko begleitet hatte und den er mit nach Frankreich nahm, bei seiner Ankunft auf dem festen Lande einen Bauer mit bedecktem Kopfe pflügen sah, war er hierüber dermaßen verwundert, daß er sich in ein elendes Land, „wo sogar die Edelleute zu Acker fahren", versetzt glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterner und die Psitticher.

(Schluß.)

Die Sonne war eben aufgegangen und Kaiser Rudolph in herrscherlicher Pracht vor sein Zelt getreten, als ein feierlicher Zug aus dem Thore der Stadt hervor und gegen das Lager wallte. Der Bischof mit seinen Geistlichen, eine Abordnung des Raths und der Bürgerschaft, die Vorsteher der Zünfte und die Hauptleute der Kriegsschaaren kamen, in Begleitung von Herolden und Spielleuten und von einer großen Menge Volks umgeben, dem Kaiser die Huldigung der Stadt zu bringen und ihn in ihre Mauern ein zu laden. — Der Kaiser empfing die Abgeordneten gnädigst und versprach, sofort nach Basel auf zu brechen. Seine Augen forschten indeß umherschweifend unter den Anwesenden, als vermisse er Jemand, bis der Burggraf von Nürnberg an ihn heran trat und sagte: „Vielleicht kann ich Euch zeigen, gnädigster Herr, was Eure Blicke suchen! Sehet dort an jenem Baume Euren geretteten Dietrich von Ramstein, den ich selbst heraus geführt und den Umarmungen seines Vaters überliefert habe, der dem unverhofften Glücke und Segen fast erliegt." — An der Hand den Vater führend, kam Dietrich jetzt herbei und warf sich dem Kaiser zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte. — „Nehmt, mein Kaiser und Herr!" rief Dietrich aus, „ein Leben, das Euch schon gehörte, nun doppelt als das Eure an! Nur ein Wunder konnte mich vom Tode retten, und Eure Tugenden haben dies Wunder vollbracht, Eure großen Thaten und Gesinnungen, die, frühe ausgestreut, nun Euch aufgegangen sind in dieser höchsten weltlichen Ehre, die, gleich der Sonne, Leben und Segen bringt, und deren bloßer Schimmer meinen Kerker und meine Fesseln schon gesprengt! O lasset Eure Huld und Gnade mir das Glück vollenden, das sie begonnen haben —." — Dietrich wollte weiter reden, allein der Kaiser winkte, umarmte ihn auf's Neue, hieß ihn nebst seinem Vater in seinem nächsten Gefolge seyn, und stieg zu Pferde, um seinen Einzug in die Stadt zu halten.

Hier war ringsum freudenvolle Bewegung; von den Thürmen erklangen alle Glocken, man schmückte Thore und Fenster mit Blumen und Teppichen; Niemand mochte in den Häusern weilen, Alles stürmte dem Kaiser entgegen. Heinrich von Landskron stand mit fester Thätigkeit allen Anordnungen seines Amtes vor, und ließ die forschende Neugier der Andern, welche in seiner Fassung und in seinem Benehmen den Widerstreit seines Inneren zu errathen suchten, kalt an sich vorüber gleiten, ohne des Hohnes der Einen noch des Mitleidens der Andern zu achten. Er ging, seiner Würde gemäß, an der Spitze des Rathes dem Kaiser bis vor das Thor entgegen, wo er demselben die Schlüssel knieend überreichte, und Stadt und Bürgerschaft in angemessener Rede der kaiserlichen Gnade empfahl. Der Kaiser dankte dem Bürgermeister, hob ihn auf und reichte ihm die Hand. Unter tausend Jubel und Freudengeschrei der zujauchzenden Menge ging der Zug nach dem Münster, wo der Bischof ein feierliches Hochamt hielt, um dem Allerhöchsten für die Wege seiner Schickung zu danken und dessen ferneren Segen für den Kaiser und das Reich an zu flehen. Als der Gottesdienst geendigt war und man den Kaiser fragte: welches Haus er würdigen wolle, darin als Gast zu wohnen, sah er sich eine Weile im Kreise um, drückte dann dem alten Ramstein die Hand und sagte: bei ihm würde er als Graf von Habsburg eingekehrt seyn, aber jetzt sey er der Stadt ein Zeichen schuldig, woran sie seinen guten Willen erkennen möge, er wähle daher das Haus ihres tapfern Bürgermeisters, Heinrichs von Landskron, zu seiner Wohnung, und zugleich forderte er diesen auf, ihn dahin zu geleiten. Heinrich hatte Mühe, sich zu fassen, während die Empfindungen der Umstehenden laut in das Lob des Kaisers überströmten; zum ersten Mal fühlte er seine feindliche Strenge gebrochen und sein Herz für Rudolph ge-

öffnet. In dem Hause der Landskron angelangt, empfing der Kaiser die Begrüßung von zwölf der schönsten und edelsten Jungfrauen der Stadt, die ihm einen goldenen Becher verehrten; der Kaiser unterhielt sich mit ihnen, befragte sie um ihre Namen und beschenkte sie mit Ketten und Ringen; dann aber wandte er sich an den Bürgermeister und fragte ihn mit Bedeutung: warum in der Zahl dieser Jungfrauen Eine fehle, die an Schönheit und Ansehen, wenn er nicht falsch berichtet sey, keiner derselben nachstehen dürfe, und in diesem Hause gerade am wenigsten fehlen sollte? — Heinrich verstand die Meinung des Kaisers und entfernte sich in großer Bewegung. Nach einer Weile kehrte er zurück, an seiner Hand die schöne Gertrud, deren bleiche Wangen aber finsteren Kummer, deren scheuer Blick angstvolle Verwirrung ausdrückten. Als ihr Auge auf Dietrich fiel, erzitterte sie in freudigem Erschrecken und schluchzend sank sie auf ihres Vaters Arm. Der Kaiser, der Beide mit Wohlgefallen betrachtete, zögerte nicht länger und hub folgendermaßen zu reden an: „Wir haben mit Kummer in unsrer eigenen Sache das Unglück erfahren und ermessen, welche der furchtbare Streit der Parteien über diese Stadt gebracht, und schaudern zurück vor dem Bilde des Unheils, welches in Kurzem erschienen wäre, wenn dieser Streit noch ferner gedauert hätte! Die Gnade des Allmächtigen aber hat uns, vorher selbst Partei, unverhofft zu einer Stufe erhoben, wo wir in allen Bewohnern dieser Stadt nichts mehr erblicken dürfen, als theure und getreue Unterthanen, uns zu gleicher Sorgfalt und Liebe anbefohlen und vertraut, ohne Unterschied der früheren Gesinnung. Es liegt uns ob, den Frieden, den wir verkündigt, zur Wohlfahrt des Ganzen auch dauerhaft zu begründen; die Sterner und die Pfittiche mögen fortan nicht mehr um die Oberhand streiten, sondern gemeinsam dieselbe theilen, sie mögen ihre absondernde Bezeichnung in dem Eifer für das Gemeinwesen vergessen und verlieren und durch Bande der Freundschaft und des Blutes sich gegenseitig vereinigen! Hier stehen edle Männer, Häupter der Ihrigen, von denen wir nun den ersten Beweis des uns angelobten Gehorsams fordern. Wohlan, Ramstein! wohlan, Landskron! tretet heran und reicht Euch die Hände! Und damit auch die Spur der Spaltung in künftigen Geschlechtern erlösche, so wollet Ihr, versöhnte Väter, mit uns den Bund segnen, durch welchen wir Dietrich von Ramstein und Gertrud von Landskron, zwei Liebende, durch Leiden und Noth hart geprüft, hiemit vereinigen!“ — Der Kaiser nahm Beider Hände und fügte sie zusammen. Heinrich von Landskron widerstrebte nicht; der alte Ramstein, eine Weile unschlüssig, wurde von den andringenden Bestürmungen überwältigt. Dietrich und Gertrud hielten sich umschlungen zu des Kaisers Füßen; alle Anwesenden priesen das Wunder, welches sich vor ihren Augen begeben, und laut erschallte im Saal und durch die Straßen der tausendfach wiederholte Ruf: „Es lebe der Kaiser! Es lebe Rudolph von Habsburg!“ —

So endete ein Streit, der eine blühende und reiche Stadt an den Rand des Abgrunds gebracht, durch die Erscheinung einer wohlthuend über den Völkern schwebenden Herrlichkeit, zu deren Höhe empor gezogen die Leidenschaften und Verwirrungen der kleineren Gewalten sich verzehren und auflösen, und deren ruhmvoller Glanz in dem Andenken der Deutschen noch unerloschen fortlebt. C. A. Varnhagen von Ense.

Der Vierziger.

Der König und Churfürst August (der Starke genannt) stattete dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahr 1729 in Berlin einen Besuch ab, und ging von hier über Frankfurt an der Oder nach Fraustadt. Ihm ward unter Andern auch der Ober-Küchenmeister v. H....... bis Frankfurt zum Begleiter mitgegeben, welcher während der Reise des königlichen Gastes die Aufsicht über Küche und Keller führen und dafür sorgen sollte, daß es dem hohen Reisenden nicht an ausgezeichnet guten Nahrungsmitteln fehlen möge. — König August war freigebig und ermangelte nicht, am Ziel der Reise dem Begleiter einen Beweis seiner Erkenntlichkeit zu geben, indem er ihm ein ziemlich schweres Päckchen mit Dukaten einhändigte. Der Ober-Küchenmeister, nicht begütert und folglich hocherfreut über das anscheinend reiche Geschenk, brannte vor Neugierde, die eigentliche Quantität des Inhalts auf der Stelle zu kennen, und voraussehend, daß er nicht beobachtet werde, öffnete er insgeheim in der Tasche das Päckchen und begann, die darin befindlichen Dukaten in aller Stille zu überzählen. — König August aber bemerkte mit geheimer Lust diese verschwiegene Beschäftigung des Ober-Küchenmeisters und beschloß, ihn zum Scherz für den Augenblick darin zu unterbrechen; deshalb wandte er sich plötzlich mit der Frage an ihn: „Mein lieber Ober-Küchenmeister! wie viel Meilen sind es von Berlin nach Frankfurt an der Oder?“ — Der Zählende, der eben den vierzigsten Dukaten hatte durch die Finger gleiten lassen, und nichts in Gedanken hatte, als diese Zahl, entgegnete in der Verwirrung auf die unerwartete Frage: „Vierzig, Ew. Königliche Majestät!“ — „Ey, das ist viel!“ erwiederte der König und sah lächelnd nach der Uhr; „vierzig Meilen in acht Stunden: vortrefliche Pferde!“ — Der drollige Vorfall wurde dem König Friedrich Wilhelm bekannt, welcher denselben sehr belachte und den armen v. H., der übrigens ein musterhaft wackerer Mann war, noch oft damit neckte. — Auch die Hof-Herren

trieben mit ihm manchen Scherz darüber und nannten ihn von jener Zeit an noch immer scherzweise den Vierziger, als er längst schon ein Sechszigjähriger war. Karl Stein.

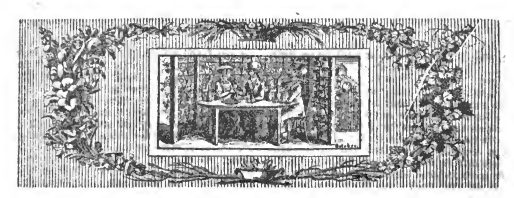
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Bericht vom Freiherrn von Seckendorff in Nord-Amerika. „Den Freunden des Freiherrn von Seckendorff (Patrik Peale)" — sagt ein Freund desselben im 152sten Stück des „Hamburger unparth. Correspondenten" — „wird es erfreulich und beruhigend seyn, zu erfahren: daß Nachrichten aus Lancaster, im Staat Pensilvanien, vom 9ten August d. J. eingelaufen sind, aus denen vor Allem das Wohlseyn und die Zufriedenheit des würdigen Mannes mit seinen damaligen Verhältnissen hervor geht." — Der nämliche Grund veranlaßt auch uns, da wir von Herrn von Seckendorff ebenfalls Nachrichten aus Lancaster erhielten, seinen Freunden einige in seinem Sendschreiben einzeln enthaltene Bemerkungen über Amerika, insofern er sie bei seinem, nur erst kurzen Aufenthalte daselbst zu machen Gelegenheit finden können, hier mit zu theilen; — Schon am 5ten July d. J. schrieb uns Herr von Seckendorff aus Liverpool: daß er nach einer Fahrt von 31 Tagen — bekanntlich reiste er am 31. Mai d. J. mit dem Schiffe „Elisabeth" ab — glücklich und wohlbehalten in Amerika angekommen sey, und am 4ten genannten Monats das Befreiungs-Fest der vereinigten Staaten mitgefeiert habe, dessen Schilderung er uns auch zu überliefern verspricht. — Ein zweiter Brief vom 10ten August d. J., aus Lancaster, ließ auch uns die Zufriedenheit mit seiner damaligen Lage erkennen und läßt uns hoffen, daß er nicht ermüden werde, rastlos für uns zu arbeiten. Wir theilen nun sofort einige Stellen aus seinen Briefen wörtlich mit: „Ich kann nicht umhin, aus zu rufen: dieses Land bietet Quellen in unendlicher Menge zum nützlichen und reichlich erwerbenden Leben dar. — Es ist nicht Täuschung, es ist Wirklichkeit, was man hier findet, und wem ein freies, frommes Leben in der reizenden Fülle der überschwenglichen Natur werth ist, wem es belohnend zu seyn dünkt, in der guten Meinung Anderer zu leben, durch sie zu erwerben, und wer hier den Unterschied des Standes nicht in dem Begriffe, nicht in der Neigung, nicht in der Vorstellung, nicht im Gefühle des Stolzes, sondern in der Feinheit der äußeren und inneren Sitte sucht, der kann sich hier die herrlichsten Genüsse des Lebens verschaffen. — Vom Liebreiz der hiesigen Natur überall wird mein Herz überströmen in der Beschreibung meiner Reise. — Diese Ungezwungenheit des Lebens, diese Fülle von Naturgegenständen, welche hier das Auge anziehen, muß die Empfindungen steigern! — Bei einem kurzen Aufenthalte in New-York, wo nur wenige Deutsche wohnen, habe ich doch die Gelehrten dieses Ortes zum großen Theil kennen gelernt, und hoffe sie auch zu Freunden meines Bemühens zu gewinnen. — Von New-York setzte ich meine Reise nach Lancaster fort, um Land, Menschen, Natur und Erwerbs-Quellen kennen zu lernen. Mein Weg ging über den Nordfluß hinüber nach Patersan — einem niedlichen Manufaktur-Städtchen, wo der Fluß Passaik die merkwürdigen Wasserfälle bildet. Noch will ich nicht beschreiben, nur erst den Weg bezeichnen. Von da ging es nach Morris, von hier nach Sommerville, Centrebridge, hier über den Delaware, dann nach Doyls. Von Doyls reiste ich über Norristown auf Norris, auf Potts und sodann nach Lancaster, welches jetzt eine recht bedeutende Stadt geworden ist. — Hinsichtlich des Oekonomischen habe ich in dem, bis jetzt von mir bereisten Theil folgende Bemerkungen gemacht: Wer hier nur mit einigem baaren Gelde die ersten Schwierigkeiten des Anfanges zu überwinden vermag, ist mit einer kleinen Summe reicher, als in Deutschland der Besitzer eines drei- bis vierfach so großen Vermögens. Den Acker Landes in recht schöner, schon bewohnter Gegend kann man noch für den Preis von 1½ bis 6 Dollars kaufen. Eine Kuh, reichlich melkend, kauft man zwischen Lancaster und Pittsburg für 2 bis 8 Dollars; Pferde wurden in Lancaster für 12 bis 50 Dollars verkauft. — Unter den ausgezeichnet theuern Artikeln aber muß ich das Tuch erwähnen, ferner die Leinwand und hauptsächlich auch das fremde Arbeitslohn. Man kann sich am besten noch dadurch helfen, daß man zu den meisten Arbeiten sich Kinder von zehn Jahren an verbinden läßt (dieses ist hier der Ausdruck) bis in das 17te Jahr. Dafür darf man sie wirklich zum Dienst anhalten. Andere miethet man wöchentlich und monatlich; eine Magd für's Haus wird z. B. mit 4 bis 8, auf dem Lande aber mit 2 bis 5 Dollars monatlich bezahlt, wenn sie nämlich frei ist, wenn sie frei in's Land kommt oder eine Inländerin ist. — Auch im Gebiete des Wissens gewahrt' ich Erfreuliches. Schon habe ich hier — lächeln Sie immerhin! — manchen Bierbrauer kennen gelernt, der, gewohnt, frei sein Urtheil aus zu sprechen, gewiß vernünftiger philosophirte und die Welt anschaute, als mancher Vornehme in Deutschland. — Hier lebt die bürgerliche Freiheit, und die wissenschaftliche Bildung fehlt nur denen, welche aus Lust zum Gelde eine kalte Rinde über ihr Herz zogen. — Hinsichtlich der Arzneiwissenschaft wird aber unerhörter Frevel getrieben! — die unfähigsten Menschen praktiziren und werden reich, denn nur Wenige sind im Stande, sie zu überschauen. Jeder Arzt ist hier auch Apotheker und die Meisten sind zugleich auch Kaufleute mit ausgeschrieenen Tinkturen! Ein guter Arzt ist unglaublich belohnt und wahrhaft segenbringend! — Die Sache der Religion wird hier ohne allen Rückhalt frei und herrlich zu ergründen gestrebt. Es kann zwar nicht fehlen, daß der Sektengeist Irrungen und Abwege zur Folge hat, aber selbst diese tragen naturgemäß zur Reinigung der Wahrheit bei. Freiheit in jedem Sinne zeigt in diesem Lande ihre segensreichen und ihre schroffen Folgen in der Reibung aller Kräfte. — Ein sittliches Benehmen aber erwirbt hier allgemeine Achtung. Leidenschaftlichkeit und Zänkerei wird durch allgemeine Geringschätzung bestraft." *..

Privat-Briefe aus Alexandrien in Egypten geben folgenden Ueberblick des Gewinnes von dem dasigen fruchtbaren Boden: Constantinopel, so wie mehrere andere mittelländische Häfen, erhielten in diesem Jahre 1,500,000 Centner Getreide: 900,000 Centner Bohnen; an Linsen, Erbsen, Leinsaamen, zusammen: 450,000 Centner; an Reis: 700,000 Centner; 30,000 Centner Flachs; 15,000 Centner Hanf; 12,000 Centner Leinöl; 2000 Centner Indigo; 60,000 Centner Aschensalz; 1,000,000 Centner Schwefellange; 50,000 Centner Salpeter; 50,000 Centner Wolle; 55,000 Centner Zucker; 45,000 Centner Leder. Bis jetzt empfing Constantinopel allein 600,000 Centner Getreide und 400,000 Centner Reis. Dies ist indeß nicht der einzige Tribut des Pascha's an die Pforte; er muß auch auf eine bestimmte Zeit die große Caravane unterhalten, welche alle Jahr von der Barbarei nach Mekka, und jene, welche alle drei Jahr von Marokko dorthin abgeht. Ferner wird Mekka und Medina durch Egypten ganz verproviantirt, und zwar sendet der Vice-König selbst alljährlich das nöthige Korn dorthin. Deshalb hat auch Mehemed-Ali den Kanal von Damanhour nach Alexandrien beendigen lassen, um nicht durch den gefährlichen Ausfluß des Nils passiren zu dürfen. (Constitut.)

Bekanntlich bestimmte die schwedische Reichs-Versammlung früher die Zahl der Tafel-Gerichte des Monarchen zu Mittag u. s. w., bis Gustav III. dies Joch abwarf. Dem ähnlich hat unlängst die Fontana d'Oro genau berechnet, daß die königliche spanische Tafel, aus 10 Personen bestehend, in Jahresfrist bedurft hat: 2679 Hühner, 1100 Tauben, 100,000 Eier, 4508 Pfund Zucker, 8578 Orangen und 1796 Flaschen Wein und Liqueurs. (Gaz. d. Fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 29. Oktober. 173stes Blatt.

Die Reise.

Flüchtig treibt es mich in's Weite,
Wie in dunklem Räthselsinn,
Und die Berge mir zur Seite
Fragen mich: wohin, wohin?

Staunend scheinen sie zu fragen:
„Wand'rer, was gebietet dir,
Fern den Pilgerstab zu tragen,
Bleiben wir doch ewig hier?

Warum g'nügen so viel Stellen
Deinem irren Streben nicht,
Ward den Sternen doch, den hellen,
Eine für ihr himmlisch Licht?"

Sah ich einst die Wolke ziehen,
Sie, die Sternenpilgerin,
Sah ich flüchtig sie entfliehen,
Fragt' auch ich: wohin, wohin?

Hört' ich klingen Melodieen
Bei der stillen Nacht Beginn,
Hört' ich sterbend sie entfliehen,
Fragt' auch ich: wohin, wohin?

Und mich selbst nun trifft die Frage,
Die vermess'ne Forscherin,
Und mein Herz mit leisem Schlage
Fragt sich selbst: wohin, wohin?

Dort, wo sich der Himmel senket,
Rollt ein Vorhang bald empor:
In dem Raum, den er beschränket,
Wallt ein neues Stunden-Chor.

Und die Mauern werd' ich kennen,
Die betreten wird mein Pfad,
Und die Thore kann ich nennen,
Welchen meine Wand'rung naht.

Und das Ziel, das mir beschieden,
Steht so hell vor meinem Sinn;
Doch mein Herz, noch unzufrieden,
Fragt sich stets: wohin, wohin?

A. von Maltitz.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Der rothe Anstrich der Wilden am Orenoko.

Herr von Humboldt fühlte sich bei dem Anblick einer Gesellschaft südamerikanischer Eingeborner zu der Betrachtung veranlaßt: „Es hält schwer, in diesem Haufen finsterer, stiller, gleichgültiger Menschen den Ur-Charakter unseres Geschlechtes zu erkennen. Die menschliche Natur stellt sich hier nicht in jenen Zügen der milden Einfalt dar, wie sie von Dichtern in allen Sprachen so reizend ist geschildert worden. Man beredet sich gern, es seyen diese Landes-Eingebornen — die um einen Feuerheerd hocken, oder auf großen Schildkröten-Schaalen sitzen, mit Erde oder Fett bestrichen sind und Stunden lang den dummen Blick auf das Getränk heften, dessen Zubereitung sie beschäftigt — keinesweges der Ur-Typus unseres Geschlechts, sondern vielmehr ein ausgearteter Stamm und die schwachen Ueberreste von Völkerschaften, die durch langen und zerstreuten Aufenthalt in den Wäldern in Barbarei zurück gesunken sind.

Das Rothmalen dient diesen Indianern ungefähr statt aller Kleidung, und man unterscheidet zwei Arten

desselben bei mehr oder minder wohlhabenden Personen. Den gemeinen Schmuck der Cariben, Ottomaken und der Jaruros liefert das Onto, das aus dem Saamen der Brixa orellana gewonnen wird; einen kostbareren Stoff geben die Blätter der Bignonia Chica. — Die meisten Missionarien am oberen und unteren Orenoko gestatten den Indianern ihrer Missionen, sich die Haut zu färben, indem sie selbst mit der Chica Handel treiben. Welch ein kostbarer Luxus aber für die nackten Indianer dieser Schmuck ist, geht daraus hervor, daß ein groß gewachsener Mensch Mühe hat, in zwei Wochen mit seiner Arbeit so viel zu verdienen, als er bedarf, um das nöthige Chica zu tauschen, womit er sich roth färbt. Wie man in gemäßigten Klimaten von einem dürftigen Menschen sagt: „Er ist so arm, daß er sich nicht kleiden kann!“ — so hört man die Indianer am Orenoko sagen: „Dieser Mensch ist so elend, daß er sich nicht einmal am halben Leibe zu malen vermag!“

Es giebt Völker, die sich nur für gewisse Feste malen; Andere erscheinen das ganze Jahr hindurch gefärbt, und bei diesen wird der Gebrauch des Onto für so unentbehrlich gehalten, daß Männer und Weiber sich vielleicht weniger schämen würden, ohne Guayuco (Schürzen), als unbemalt zu erscheinen. Dabei begnügen sich die Indianer nicht immer mit einer gleichmäßig vertheilten Farbe, und auch Herr von Humboldt bemerkte, daß sie zuweilen in ihren Haut-Malereien auf das seltsamste die Kleidungen der Europäer nachahmen. Er traf zu Pararuma solche an, die sich eine blaue Jacke mit schwarzen Knöpfen hatten auf den Körper malen lassen. Die Missionarien erzählten von den Guaynaven am Rio Cauro, daß diese sich mit Onto zu färben und längs dem Körper breite Queerstreifen zu machen pflegten, worauf sie Blättchen von silberfarbenem Glimmer befestigen. Wenn man diese nackten Menschen von ferne erblickt, so glaubt man sie in galonirten Kleidern zu sehen. — „Hätte man“ — schließt der Beobachter — „die gemalten Völker so sorgfältig beobachtet, als die bekleideten Völker, so würde man gefunden haben, daß die fruchtbarste Phantasie und beweglichste Laune sich in den Malereien der einen, wie in der Bekleidung der andern an den Tag legen.“

Glaube der brasilianischen Wilden an ein höheres Wesen.

Es war uns merkwürdig, die Ansicht über den religiösen Glauben der Völker der Erde, wie wir diese an einem andern Orte ausgesprochen haben, *) gerade eben so bei einem der neuesten Reisenden wieder zu finden. „Einige Schriftsteller“ — sagt Prinz Maximilian von Neuwied — „unter Andern Azara, haben den amerikanischen Völkerschaften alle religiöse Ideen absprechen wollen. Ich selbst habe bei allen von mir besuchten Stämmen der Tapuyas (uncivilisirten Eingebornen) sprechende Beweise eines bei ihnen vorhandenen religiösen Glaubens gefunden. Daher ist es für mich feste und unumstößliche Wahrheit, daß kein einziges Volk unserer Erde ohne einige religiöse Ideen sey. Die wilden Brasilianer glauben verschiedene mächtige Wesen, von denen sie das mächtigste, unter dem Namen Tupà oder Tupan, im Donner erkennen. Götzenbilder sieht man nirgends unter ihnen; nur am Amazonen-Strome will man gewisse Bilder gefunden haben, die mit dem religiösen Glauben der Einwohner in Verbindung zu stehen scheinen.

*) S. Ideen über Geographie u. s. w. Leipzig, b. A. H. Köchly. S. 42.

Dieser Glaube bei einem Stamme der Esquimaux.

Capitain Jon Roß ließ den Aeltesten von dem Stamme der Esquimaux, mit dem er zusammen traf und die früher noch keine Europäer gesehen hatten, durch Sackhouse, den Eingebornen, den er selbst auf seinem Schiffe hatte, ausforschen: ob er einige Kenntniß von einem höchsten Wesen habe. Aber dieser versuchte jedes Wort in seiner Sprache, womit man dies bezeichnen konnte, umsonst. Er konnte sich dem Fremden nicht verständlich machen. So viel war zu ersehen, daß er nicht Sonne, Mond und Sterne, oder ein Bild oder ein lebendiges Geschöpf göttlich verehrte. Er hatte keine Vorstellung und Kenntniß, wie er in das Leben gekommen, oder von einem zukünftigen Zustande. Als ihm das Wort Angekok (Beschwörer oder Zauberer) genannt wurde, so erzählte er, deren gebe es mehrere. In ihrer Macht wäre es, einen Sturm oder eine Windstille zu erregen und Robben zu vertreiben oder zu bringen; diese Kunst lernten sie von alten Angekoks in der Jugend; man fürchte sie, aber sie hätten gewöhnlich Einen in jeder Familie. — Als ihm gesagt wurde: daß es ein allmächtiges, allgegenwärtiges und unsichtbares Wesen gebe, welches Land und Meer und Alles, was darinnen wäre, erschaffen, zeigte er sein großes Befremden und erkundigte sich ängstlich, wo es lebe. Als ihm erzählt ward, daß es allenthalben sey, erschrack er heftig und wollte durchaus wieder fort von dem Schiffsraume auf das Verdeck. Da man ihm sagte: es gebe ein zukünftiges Leben und eine andere Welt, erzählte er: ein weiser Mann, der lange vor seiner Zeit gelebt, habe gesagt, sie würden nach dem Monde kommen; aber jetzt werde das nicht geglaubt und Keiner von den Andern wisse von der Geschichte etwas. Doch glaubten sie, Vögel und andere lebendige Wesen kämen von da herab. — Aber zeigt sich nicht dennoch auch in diesem kindischen Erschrecken und Glauben des Wilden der Schimmer einer höheren, ewigen Welt?

Die Esquimaux tödten das Kind bei dem Tode der Mutter.

Einige Fischer — erzählt der Engländer Edward Chappel — waren auf Labrador zugegen bei dem Leichenbegängniß einer Indianerin, wobei die Wilden die Tochter derselben zu Tode steinigten und mit der Mutter in einem Grabe bestatteten. Wenigstens zwanzig Leute bezeugten die That auf das feierlichste; alle Bemühungen der Europäer, das unschuldige Kind zu retten, waren vergeblich. — „Es ist", bemerkt der Reisende, „die Gewohnheit mehrerer wilden Völker, unter gewissen Umständen ihre Kinder zu tödten. Die Einwohner von Labrador sind nicht ganz ohne Zuneigung zu ihrer Nachkommenschaft; aber es ist einem Wittwer unmöglich, ein säugendes Kind selbst groß zu ziehen, und keine zum Stamme gehörige Frau kann die Sorge für ein überzähliges Kind auf sich nehmen; dies ist die Ursache, weshalb man es tödtet."

(Die Fortsetzung folgt.)

M o s a i k.

Bei der jetzigen Manier, wo die Männer immer allein den eigenen Vergnügungen nachgehen und sich zu Lust- und Spielpartieen in allen Resourcen (die wohl einen andern Namen haben sollten!) u. s. w. umher treiben, könnte fast jede Frau mit Terenz klagen:

Bist du nicht da, so spricht dein Weib betrübt:
Es liebt mein Eh'mann, oder wird geliebt,
Er trinkt, er lacht, er! — immer er allein!
Ich darf nicht mit ihm fröhlich seyn.

Maria Theresia hatte einmal folgendes Gespräch mit dem bekannten Reichs-Hofrath v. Moser: „Warum steht es mit der Erziehung bei den Protestanten besser?" — „Wir haben mehr Fenster." — „Das versteh' ich nicht!" — „Wir gewöhnen zum Selbstprüfen, Selbstdenken; Katholiken dürfen kein Gehirn, nur ein Gedächtniß haben." — „Das geht mir auf Freigeisterei hinaus!"

Beschaut man die St. Stephans-Kirche in Wien, so wird unter den Reliquien auch ein Christus-Kopf erwähnt, dem noch immer der Bart wachse; und in bestimmten Zeiten bringt man auch für das Abnehmen dieses Bartes eine Summe in Rechnung.

Iffland spielte einst in Hannover den „Constant" in „Selbstbeherrschung". Der Beifall war unter seiner gerechten Erwartung; am Schlusse riefen ihn jedoch einige dünne Stimmen von der Gallerie heraus, und als er kam, sagte er mit dem nöthigen mimischen Ausdruck:

Mag das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben!

Der Spott auf die Kleinstädterei ist sehr alt. Schon Diogenes, als Jemand wissen wollte, wie ihm die Stadt Mindus gefallen habe, gab zur Antwort: „Ich habe den Einwohnern gerathen, die Thore zu verschließen, damit die Stadt nicht davon laufe."

Saint Ange, der Uebersetzer des „Ovids", glaubte nicht verfehlen zu dürfen, Voltaire, bei seiner letzten Anwesenheit in Paris, zu besuchen. Bei dem Abschied wollte er sich ihm durch einen Geniestreich zu empfehlen suchen. — „Heute, mein Herr!" sagte er, „bin ich nur gekommen, um den Homer zu besuchen; ich werde aber andere Tage wählen, um Euripides und Sophokles zu sehen, und dann den Tacitus und dann den Lucian, und —." — „Mein Herr!" so fiel Voltaire ein, „ich bin sehr alt, wäre es Ihnen nicht möglich, alle diese Besuche mit einem Mal ab zu machen?"

Daß man doch die Auszeichnung immer mit fremder Hülfe sucht! Will der Deutsche etwas Besonderes ausgezeichnet drucken, so wählt er französische (lateinische) Lettern. Als Erwiederung druckt der „Courrier des Spectacles" sein Titelblatt mit deutschen Buchstaben.

Der Marschall Gassion hatte den Grundsatz: Kühnheit thut Alles im Kriege! — Eines Tages wollte man ihm eine Heirath vorschlagen. „Leute!" sagte er, „ich mache mir zu wenig aus dem Leben, um es noch mit Jemand theilen zu sollen!"

Donna Olympia, Gebieterin des Papstes Innocenz X., sagte, als sie einst eine bedeutende Summe im Spiel verloren hatte: „Pah, es ist nur ein kleiner Theil deutscher Sünden, die ich verspielt habe."

Als Scarron, der Lustigmacher, auf dem Todtenbette lag und seine weinenden Dienstboten um ihn versammelt standen, sagte er: „Kinder, glaubt mir, Ihr werdet nicht so lange über mich weinen, als Ihr über mich gelacht habt!"

Die Marquise de Fleury befand sich einst zu Tische bei dem Herzog von Choiseul. Auf einem von Zucker köstlich gearbeiteten Globus, in der Mitte aufgestellt, waren alle Länder und Königreiche bezeichnet. — „Mit welchem wollen Sie, Madame, daß ich Sie bedienen soll?" fragte der Minister die Marquise. — „Geben Sie mir Frankreich", antwortete sie, „es gilt gleich viel, ob es von mir oder von einem Andern verzehrt wird!"

Chietas.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Literatur. „Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1822" (Leipzig, bei F. A. Brockhaus) Die Göttliche bringt in ihrem beinahe überfüllten Fruchtkörbchen gar Vieles mit, was auf leckere Gaumen berechnet ist, woraus man ersieht, daß der Himmlischen an der Gunst der Erdgebornen etwas gelegen. — Ihre poetischen Diener sind, im Sinne ihrer Herrin, gegen nichts so sehr auf ihrer Hut gewesen, als gegen den Wurmstich der Sittenverderbtheit; und nicht die Galanterie, nein, die Wahrheit selbst muß ihnen das Zeugniß geben, daß sogar Adam und Eva im Paradiese von ihren Früchten hätten kosten können, ohne auch nur im Geringsten an ihre Nacktheit erinnert zu werden. Uebrigens ist, wie neuerdings bei allen Sammlungen

der Art, der prosaische und erzählende Theil bei weitem der interessantere. Er enthält fünf verschiedene Stücke, deren zwar keines ganz ohne Interesse ist, wovon aber doch eine strengere Kritik wohl nur zweien die Palme der Vorzüglichkeit reichen möchte. Das erste ist eine Erzählung von Hrn. Friedr. Mosengeil: „Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn", welcher, nach der Anzeige des Hrn. Herausgebers, von einer Gesellschaft von Kampfrichtern bei der Preisbewerbung das Accessit zuerkannt ist. Eine zweite Erzählung: „Radegundis und Amalfred oder die letzten Alt-Thüringer" hat Hrn. C. W. Böttiger zum Verfasser. Nummer Drei ist eine Kritik des Lords Byron und seiner Werke, von Wilh. Müller mit vieler Einsicht geschrieben. Das vierte Stück machen drei köstliche Fragmente von Jean Jaques Casanova aus. Das Fünfte: „Die Nebenbuhlerin ihrer selbst" ist eine interessante, wenn auch abentheuerliche Erzählung von Guntram, die, nach unserer Meinung, wohl ein gleiches Recht zum Accessit hatte, als jene erste. — Wer einmal urtheilt, darf sein Warum? nicht schuldig bleiben. Hier ist es also, natürlicher Weise in keiner andern Absicht als in der: sich wieder beurtheilen zu lassen. Zuerst ist in der Mosengeilschen Erzählung zwar die Sprache sehr gewählt und edel; aber eben über der Bemühung, sie in einer höheren Region fest zu halten, ist sie bald weniger natürlich und schleppend, bald preziös und frostig geworden. Für's Zweite hat der Verfasser, wie weiland der talentvolle Heinse im „Ardinghello", das Interesse der Kunst mit dem Interesse der Fabel allzu innig verbinden wollen. Das geht nun einmal nicht, man mag es versuchen auf welchem Wege man will (?); und wenn Herr Mosengeil glücklich genug seyn mag, bei den mehresten Lesern einem nicht angenehmen Vorwurfe zu entkommen, so rührt dies keinesweges daher, daß er das getheilte Interesse durch ein frömmeres Mittel zu verbergen sucht, als der Verfasser des „Ardinghello", sondern bloß daher, daß er mehr erzählt als dieser. Für's Dritte hat er auch dadurch den Eindruck des Ganzen noch geschwächt, daß er den Erzähler selbst als handelnde Person mit auftreten läßt, ohne dafür zu sorgen, daß ihn der Leser nicht immerwährend für das halte, was er auch ist, nämlich für einen müßigen Zuschauer. Denn das Hin- und Herreisen, um zu sehen, wie es eine Hauptperson macht, daß sie glücklich oder unglücklich wird, giebt allein kein Recht zu der Rolle, welche der erzählende Freund hier zu spielen gedenkt. Viertens müssen wir noch manches Eingemischte wegwünschen, so z. B. den ganzen völlig unnützen „Freudenthal". — Um sich mit seiner kritischen Weisheit nicht mehr heraus zu nehmen, als einst der berühmte Schöpfer des „Grandison", der „Pamela" und „Clarissa" — der bekanntlich seine Schöpfungen jederzeit dem Urtheile geistreicher Frauen unterwarf, bevor das größere Publikum etwas davon zu Gesicht bekam — holte Refer. von Seiten der gebildeten schönen Welt gleichfalls ein Votum über die Mosengeilsche und Guntramsche Erzählung ein, und man entschied, wie voraus zu sehen war, nicht zu Gunsten der ersteren, wohl aber fand man, trotz eines kleinen oder großen Verstoßes gegen die conventionelle Sittlichkeit, die letztere unterhaltender. — Es ist auch in dieser gelungenen Erzählung nicht mehr als Alles auf den Haupteffekt berechnet. Der rasche Gang der Handlung wird weder durch ein lästiges Neben-Interesse, noch durch unzeitige moralische Reflexionen, am wenigsten aber durch eine gesuchte Sprache aufgehalten. Ausdruck, Leidenschaft, Phantasie, Verstand und Witz, kurz Alles bewegt sich mit großer Leichtigkeit, und es thut uns leid, auch hier tadeln zu müssen, daß der Verfasser an sich und die Leser erinnert, die, in der Erzählung genannt, immer eine störende Wirkung machen. — Der Verfasser der Erzählung „Radegundis und Amalfred" hat sich, wie er am Schlusse selbst versichert, ganz getreu an die Wahrheit gehalten; er wird sich also nicht wundern dürfen, wenn die Dame seines Berufes — wie immer, sobald sie in unserer sublunarischen Welt ohne Schmuck erscheint — von Seiten der Leser einen nicht gar zu lebhaften Willkommen erfährt, worauf er denn auch, laut jenes Schlusses, mit einiger Selbstliebe gefaßt ist. — Die, dem benannten Taschenbuch zur großen Zierde dienenden „Bruchstücke aus den Memoiren des berühmten Jean Jaques Casanova" haben so außerordentlich viel Anziehendes, daß man sich damit urplötzlich in eine ganz neue Welt versetzt glaubt, ungeachtet man es doch den offen daliegenden Dokumenten nicht abstreiten kann, daß man sich, der strengsten Wahrheit zufolge, nur in einer ganz alten befindet. Bei'm Apoll! so kann nur ein Mann schreiben, der alle Zauber eines hinreißenden Styls vollkommen in seiner Gewalt hat. Das Original, woraus jene Fragmente entlehnt sind, ist in französischer Sprache geschrieben, und jeder aufmerksame Leser wird schon nach den hier gelieferten drei Proben das Urtheil des Herausgebers und seiner literarischen Freunde: „daß nämlich die mehrerwähnten Memoiren in der gesammten europäischen Literatur kaum ihres Gleichen haben dürften", unbedingt unterschreiben. Um so mehr muß man darüber erstaunen, daß ein so reicher Schatz von Welt- und Menschen-Kenntniß so lange hat verborgen bleiben können. Wir wollen gern glauben, daß, wie der Herausgeber versichert, dieses überaus merkwürdige literarische Produkt für das gegenwärtige Zeitalter mancherlei Anstößiges enthält; allein da dieses Anstößige doch schwerlich von der Art seyn kann, daß tausend andere bereits gedruckte und längst gelesene französische Werke nicht eben so schädlich oder vielleicht noch schädlicher auf das größere Publikum zu wirken drohten, so sollte doch mindestens dem Literator von Profession das Original selbst keinen Augenblick vorenthalten werden. — Aber auch auf die Gedichte müssen wir noch zurück kommen, damit man nicht glaube, wir wollten dem Gereimten und Gemessenen durchweg Fehde bieten, obwohl wir eben mit dieser wieder anfangen möchten, nachdem wie das erste Gedicht dieses Taschenbuchs, nämlich „die Reise mit Amor", von W. v. Schütz, abermals zu lesen versuchten. Wir, unsern Theils, haben uns vergebens bemüht, die Reise mit zu machen, wir wurden müde von dem Schleichen der vielen Versfüße und mußten abstehen, denn es war uns immer, als hätten wir eine Wüste vor uns. — Hr. Friedr. Rückert hat bekanntlich Talent, und auch bei den hier mitgetheilten kleinen Gedichten findet sich viel Zartes und Körniges. Talent aber entschuldigt doch nicht Zeilen wie folgende:

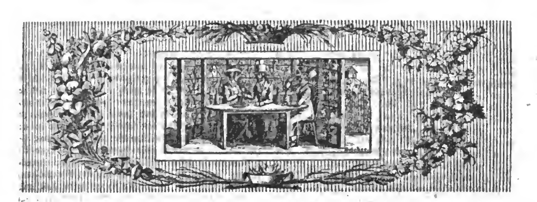
> Wenn Jemand liebt und im Vertrau'n
> Davon zu andern spricht er,
> Wird er die Hörer schlecht erbau'n,
> Oder er ist ein Dichter.

— wir müssen vielmehr parodirend sagen:

> Herr Friedrich Rückert, im Vertrau'n,
> Was je er schreibt, bedenk' er,
> Sonst kann er And're nicht erbau'n
> Und wird ein Sprach-Verrenker. —

„Otto der Schütz", zehn Romanzen von Schwab, sind besonders ausgezeichnet durch die einfache Darstellung und die Leichtigkeit der Verse. — „Der Mensch", Ode an Lord Byron; nach Lamartine von Otto von der Malsburg; ist ein für unsere Zeit interessantes Gedicht. Von dem „Frühlingsliederstrauß" klingen alle Lieder besser, wie der Titel; besonders haben wir der Dichterin Helmina von Chezy für die mit 2, 4 und 9 bezeichneten zu danken; auch ihre drei Sonette an Otto von der Malsburg haben poetischen Grund. — Von Wilh. Müller haben uns „der Liebe Jahreszeit" — „Nachtwandlerin Liebe" — „Liebesgedanken" und „Abschied" am besten gefallen, und „Pipin der Kurze", von Streckfuß, hat just das rechte Maaß, um zu gefallen. — Tiecks Bildniß und sechs Darstellungen aus Shakspeare's „Lear", „Kaufmann von Venedig", „Othello" und „Macbeth" sind die in Paris gestochenen, größtentheils auf guten Effekt berechneten Kupfer-Blättchen dieses Jahrgangs der „Urania", durch dessen gute Ausstattung der Verleger sich abermals empfiehlt. C. W.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 31. Oktober. 174stes Blatt.

Schauspiele in China und Japan.

(Nach dem Französischen.)

Mehr als dreitausend Jahre sind es, seit bei den Chinesern die von den Griechen etwas später erfundene Kunst, lebende Gemälde der menschlichen Verrichtungen und Handlungen auf zu stellen, und moralische Schulen an zu legen, wo Tugend durch Gespräch und Handlung gelehrt wird, blüht. Athen und das weite chinesische Reich waren die ersten Orte, wo die dramatische Poesie eine günstige Aufnahme fand und mit Vorliebe geübt und betrieben wurde; erst vierhundert Jahre später kultivirten sie die Römer. — Die Haupt-Tendenz der bei und von den Chinesen dargestellten Trauerspiele ist Moral, welche sie durch die Beispiele ihrer Helden und die Lehren ihrer Philosophen wirksamer zu machen suchen. Man spart keinen Aufwand, das Aeußere des Schauspielhauses sowohl auf das Geschmackvollste her zu stellen, als auch das prächtigste Costüm herbei zu schaffen. Alle chinesischen Städte haben ihre Possen- und Schauspieler einer besseren Klasse, die man sich in die Häuser bringen und kommen läßt. Das Schauspiel fängt gewöhnlich an, wenn man bei der Tafel ist. Vier oder fünf prunkvoll gekleidete Schauspieler treten in den Speisesaal, werfen sich auf die Erde nieder und schlagen drei oder vier Mal den Boden mit ihren Stirnen; dann erheben sie sich wieder und übergeben ein großes Buch, worin sich mit goldenen Buchstaben ein Verzeichniß von fünfzig oder sechzig Stücken findet, die sie auswendig wissen, und von welchen der vornehmste Gast eines zum Spielen auswählt und zur Darstellung bestimmt. Ist diese Wahl geschehen, so beginnt die Aufführung des Drama's mit einer Symphonie von seltsamen Instrumenten, von kupfernen und eisernen Becken, die einen äußerst rauhen Ton von sich geben, von Trommeln aus Büffel-Fellen, Flöten, Querpfeifen, Trompeten und großen Glocken. Dieses lärmende Orchester, ganz würdig des chinesischen Geschmacks, macht schweigend der Comödie Platz, die durchaus ohne Dekorationen dargestellt wird. Man breitet nur einen Teppich aus, worauf die Schauspieler wie auf einem Proscenium agiren. Die Schauspieler sind so glanzvoll, als nur möglich ist, gekleidet, und wechseln oft ihr Costüm zwischen den Akten. Wenn eine Person auftritt, so sagt sie immer ihren Namen und die Rolle, welche sie spielt. *) Gewöhnlich werden drei Stücke dargestellt, wovon das erste heroisch, das zweite komisch und das dritte pantomimisch ist. Uebrigens muß man in den Dramen der Chinesen weder Regelmäßigkeit, noch Interesse, noch irgend eine Wahrscheinlichkeit suchen. — Bei den Japanesern haben sehr reiche Privatpersonen ihr eigenes Theater und zu diesem die herrlichsten Dekorationen und prächtigsten Maschinen. Nach den Chinesen versteht sich kein Volk so gut darauf, als diese Insulaner. Unsere Dekorateurs könnten viel von ihnen lernen; sie könnten lernen, ungeheure Riesen, spazierende Berge, volkreiche

*) Auch Euripides läßt seinen Polydores, seine Jocasta, Andromache und selbst die Venus mit klaren Worten aus einander setzen, wer sie sind; nicht so Sophokles. D. Uebers.

und belebte Städte, Springbrunnen und dergleichen Dinge mehrere, die wir nur auf Leinwand schwach nachahmen, in natura vor zu stellen. Dessen ohngeachtet berücksichtigen sie bei ihren Vorstellungen nicht minder das Ohr und den Verstand. Der Stoff zu diesen Comödien wird gewöhnlich aus der Geschichte genommen; man stellt die Abentheuer der Götter, oft auch ihre Liebschaften vor. Uebrigens sind diese Stücke, wie die unsrigen, in Akte und Scenen eingetheilt. Ein Prolog erklärt den Plan, verschweigt aber die Entwickelung, welche überraschend seyn muß. Die Intermezzi sind Ballets und Possenspiele. In den Lust- und Trauerspielen ist Alles auf Moral gebaut und der Styl vorzüglich der ersteren nachdrücklich und nicht selten kraftvoll. Jedes Viertel der Stadt trägt ein oder zwei Mal des Jahrs die Kosten des Schauspiels in Japan. Diejenigen, welche die Reihe trifft, führen wie in einer Prozession die Schauspieler und Maschinerieen herum. Unter einem reichen Thronhimmel sieht man einen breiten Schild, worauf der Name der Gasse steht, auf deren Kosten an diesem Tage gespielt wird. Eine lärmende Musik begleitet den Zug und lockt eine Menge schaulustigen Volkes von den umliegenden Orten herbei; dann folgen die Dekorationen und die Comparserien. Hierauf kommen die Schauspieler, nach ihnen die Einwohner des kostentragenden Stadtviertels in feierlicher Kleidung; endlich wird der Zug von einem zahlreichen Pöbel, der paarweise geht, und Bänke und Strohmatten für die Zuschauer trägt, geschlossen. Da diese Schauspiele nur an großen Festtagen gegeben werden und mit zu dem Gottesdienste gehören, so nehmen natürlich die Priester dabei die ersten Plätze ein.

Hermann Bunzel.

Aus dem Leben und zur Charakteristik der verschiedenen Völker der Erde.

(Fortsetzung.)

Der Baktiaribs Freude bei der Bestattung ihrer Verstorbenen.

Folgenden sehr merkwürdigen Zug erzählt Morier von den Baktiaribs, einem kühnen persischen Bergvolke, das besonders die Hochlande von Laristan bewohnt. Statt zu trauern freuen sie sich bei ihren Beerdigungen. Sie versammeln sich um das Grab und singen und tanzen den Tschappi (einen ihnen eigenthümlichen National-Tanz) zur Musik. Ist der Todte in der Schlacht geblieben, so freuen sie sich um so mehr, weil sie seinen Tod als Kalal, gesetzlich, ansehen. Stirbt er aber fern von seiner Heimath, so errichten sie ein einstweiliges leeres Ehrenbegräbniß, legen seine Mütze, Waffen und anderes ihm Zugehörige darauf, und tanzen fröhlich um dasselbe.

Der Micmacs Nachsicht gegen Betrunkene.

Die Micmac's (auf Newfoundland) sind ein von Natur gutmüthiges, gegen Fremde zuvorkommendes Volk; aber so wie sie in geistigen Getränken, welche sie sehr lieben, sich übernommen haben, so werden sie, wie andere Wilde, in den Zustand einer furchtbaren Wuth versetzt. Weiber und Kinder fliehen dann in die Wälder, und die verlassenen Barbaren lassen nun ihren Grimm an den eigenen Wigwams (Wohnungen) aus, worin sie Alles zertrümmern. Sogar ihre Vogelflinten, welche sie doch in der Regel höher schätzen, als Weib und Kind, zerbrechen sie in diesem Zustande. Dabei ist das merkwürdig, daß diese sonst bei allen empfangenen Beleidigungen so unversöhnlichen Menschen nie wegen der durch einen Betrunkenen erlittenen Verletzung Rache üben. „Sollten wir ihn strafen", sagen sie, „wenn er nicht weiß, was er thut oder seine Vernunft verloren hat?"

Blutgeld bei den Nubiern.

Bringt ein Nubier den Andern um, so muß er an die Familie des Getödteten ein bestimmtes Blutgeld, und an den Statthalter eine Strafe von sechs Kameelen, einer Kuh und sieben Schafen bezahlen, oder man nimmt diese Gegenstände von seinen Anverwandten. Jede Wunde, die Jemand beigebracht wird, hat, nach den verschiedenen Theilen des Leibes, ihren festgesetzten Preis, der in Schafen und Dhurrn (einer einheimischen Getreide-Art) besteht.

Unter den Hallengas, einem gegen Abyssinien hin wohnenden Nomaden-Stamm, soll eine Art der abscheulichsten Blutrache statt finden, wie dies gleichfalls Burckhardt berichtet. Wenn nämlich die Anverwandten den Mörder erhascht haben, so kündigt man ein Familien-Fest an, bei welchem man den Mörder mitten unter die Gäste auf einen Angareyg — eine Art in jenen Gegenden sehr gewöhnlichen Sopha's — gebunden bringt, und während man ihm mit einem Rasiermesser langsam die Kehle durchschneidet, fängt man das Blut in einer Schaale auf und reicht es unter den Gästen herum, von denen Jeder davon trinken muß, sobald das Schlachtopfer seinen Geist aufgiebt.

Kein Diebstahl bei den Nubiern.

Uebrigens rühmt Burckhardt von den Nubiern: „In keinem Theil des Morgenlandes, den ich besuchte, habe ich so große Sicherheit des Eigenthumes gefunden, als zu Ibrim (einem Castell am Nil). Die Einwohner lassen die Dhurrn des Nachts auf den Feldern ohne einen Wächter liegen, das Vieh weidet an den Ufern des Flusses ohne einen Hirten und die besten Theile des Hausgeräthes läßt man die ganze Nacht unter den Palmbäumen um die Wohnung stehen; kurz, die Einwohner stimmen darin überein, daß der Diebstahl in ihrem Gebiete ganz unbekannt ist. Ueberhaupt

muß man bemerken, daß die Nubier im Allgemeinen von dem Laster des Diebstahls frei sind.

Warum die Jolof's ihre Musikanten nicht begraben.

Neben Schmieden, Webern und Schuhmachern stehen bei den Jolof's (einem Volke in Senegambien) besonders die Griots (Musikanten) in Verachtung. Die Letzteren genießen nicht einmal die Ehre des Begräbnisses. Ihre Leichname legt man in die Höhlung eines Baumstammes; denn man ist überzeugt: „daß die Hirsen-Erndte unfehlbar mißrathen würde, wenn man einen Griot beerdigte."

Der arabische Cardillac.

Wer die Geschichte des Fräuleins von Scuderi *) liest, möchte wohl kaum es möglich achten, in der Wirklichkeit, am wenigsten im Morgenlande, eine Person auf zu finden, die man jenem mörderischen Cardillac zur Seite stellen könnte. Um so merkwürdiger war es uns, in der Reise-Beschreibung des Engländers Henry Light der folgenden Geschichte zu begegnen, die zugleich zu einem Beispiel türkischer Justizpflege dienen kann.

In der Nähe von Alexandrien besaß ein Araber zwischen den Ruinen eines zerstörten Dorfes einen Garten. Hierhin pflegte er, als an einen zu Intriguen schicklichen Ort, Menschen, besonders Frauenzimmer, zu locken, und wußte sie dann mit Hülfe eines Weibes auf eine geschickte Weise zu überfallen und zu erdrosseln. Dies dauerte einige Monate lang, während dessen mehrere Menschen vermißt wurden. Man schöpfte Verdacht gegen ihn und gelangte endlich zur Gewißheit, da er aus Furcht, entdeckt zu werden, auch seine Mithelferin zu ermorden für gut fand. Er wurde nun auf die hier zu Lande gewöhnlichste Weise gehangen, indem man einen um seinen Hals befestigten Strick über die Stadtmauer warf, welcher dann von den in der Stadt wohnenden Arabern in die Höhe gezogen wurde.

(Wird fortgesetzt.)

*) S. die Serapions-Brüder, von Hoffmann, Theil 3.

Joseph Sanford.

Im 156sten Blatt des „Gesellschafters" wird ein junger Studirender in Oxford erwähnt, der eine dreifache Frage schnell und auf originelle Weise beantwortete. Die Anekdote hat ihre Richtigkeit, die Erzählung ihre Unrichtigkeiten. Hier geben wir sie berichtigt. — Joseph Sanford, Mitglied des Exeter-College, dann Fellow im Balliol-College, war von jeher ein Sonderling, der im härtesten Winter mehrere Stunden in einer ungeheizten Gallerie zu studiren pflegte. Alle Freitag, es mochte auch noch so arges Wetter seyn, trat er einen Marsch von 4 bis 5 (englischen) Meilen von Oxford an, längs dem Ufer des Cherwell, und ließ sich in einer Fischerhütte ein mageres Mahl von Fischen zubereiten. Dieser Jos. Sanford meldete sich bei dem Bischof von Oxford zur Ordination, wurde aber nicht vor Sr. Gnaden, sondern nur vor dessen Caplan beschieden, der ihm jene Fragen vorlegte, worauf Sanford die Antworten gab. „Quid est fides?" — „Quod non vides." — „Quid est spes?" — „Futura res." — „Quid est Charitas?" — „In mundo raritas." — Der Caplan berichtete seinem Bischof, welch einen seltsamen Menschen er eben examinirt hätte, und nannte seinen Namen. — „Sanford?" rief der Bischof aus; „den haben Sie examinirt? Der wäre im Stande, Sie und die ganze Bank zu examiniren." Er ließ ihn sogleich zu sich kommen. — Der Sonderling war es nicht bloß des Freitags, sondern auch täglich; denn alle Abend nach dem Theetrinken ging er noch eine Meile. Er war grundgelehrt und half dem Dr. Kennicott im Sammeln und Collationiren der hebräischen Bibel-Handschriften. Im Exeter-College ist er gemalt, eine große hebräische Folio-Bibel unter dem Arm haltend. Diese Bibel war einst sein Stolz und seine Freude. Es ist ein seltenes Exemplar der ersten Edition, die im Druck erschien. Sanford hatte sie bei einem Antiquar in London gefunden, sie für ein Spottgeld an sich gekauft, und war, diesen Schatz nicht von sich lassend, mit dem Buche unter dem Arm von London nach Oxford gewandert; von dort schickte er dem Verkäufer noch eine Guinee Nachschuß. Sanford starb in Oxford den 25. September 1774, im Alter von 84 Jahren, hinterließ eine zahlreiche Bibliothek, den Namen eines gelehrten Mannes und eines (auch in seiner Tracht sich auszeichnenden) großen Sonderlings. * *.

Andeutungen.

Es giebt fast kein dünneres, matteres und tonloseres Wort als „gestern". Im Klang des Wortes „heute" liegt etwas Bedeutendes und Rasches, und in dem „Morgen" etwas Feuerfarbenes, Hoffnung erregendes.

Unter allen Momenten, welche Eltern und Erzieher an Kindern auf das sorgsamste zu betrachten haben, sind vielleicht zwei die wichtigsten: die erste reingeistige Freude und der erste reingeistige Schmerz, die durch eine Kindesbrust zucken.

Nur eine Gattung von Unglück giebt es, die wir wahrhaft zu scheuen haben, und vor der wir uns auch immer bewahren können. Es ist das unbegriffene Unglück. Bei Allem, was uns begegnet, sollen wir zuvörderst streben, es zu verstehen: dann ist das Ueberstehen nahe. Jedes Geschick muß doch irgend etwas von uns wollen, es thut eine Frage an uns, und sobald wir die zu beantworten im Stande sind, sind wir schon beinahe Sieger. — Wahrhaft unglücklich ist nur, der sein Elend sich nicht erklären, und nicht mit edlem Stolze zu sich selbst und nicht mit edler Demuth zu Gott reden kann. Jede reine Frage an den Himmel gewinnt eine rein beruhigende Antwort. Franz Horn.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Ohne Zweifel haben Sie schon oft von dem Garten Vauxhall, der vielleicht einzig in Europa ist, gehört. Sie wissen, daß er einer der vorzüglichsten Belustigungsorte unserer eleganten Welt während des Sommers ist. Unter den vielen Tausenden, die wöchentlich einige Mal hier Erheiterung suchen, fand auch ich mich kürzlich an einem milden Sommerabend ein. Wie entzückend ist der Anblick, der den Eintretenden hier überrascht! Wir glauben uns gleichsam in eine Feenwelt versetzt. Nicht etwa bloß dunkle Gänge und schattige Alleen von Bäumen empfangen uns hier; von allen Seiten umstrahlen uns Lichter von mannigfaltigen Farben und Gestalten. Und gerade durch diese bewundernswerthe Erleuchtung wird dieser Garten zu einem so willkommnen und anziehenden Aufenthaltsorte in den Nächten des Sommers, und man sollte sich fast geneigt fühlen, zu glauben, daß ein solcher Ort die große Londoner Welt veranlaßt habe, den Tag dem Schlaf und die Nacht dem Vergnügen zu widmen. Gegen 15,000 Lampen sind zweckmäßig und geschmackvoll vertheilt und weithinlaufende Gänge durch sie in einen besternten Himmel umgeschaffen. Gern blickt das Auge durch sie hindurch, gern wandelt man in ihrer milden, wohlthuenden Beleuchtung. Auf einem freien Platze steht ein Tempel, der, da überall Lichter an ihm angebracht sind, ganz in Feuer zu flammen scheint. Lampen von grüner, rother, gelber und andern Farben, bilden reich geschmückte Kronen, Laubwerk, Namenzüge und was sonst die Phantasie erfinden mag. In der obern Hälfte dieses Gebäudes befindet sich eine volltönende, große Orgel, und unter derselben sind, in einem Halbkreise, die Sitze der Tonkünstler, welche abwechselnd mit Vokal- und Instrumental-Musik die um den Feuertempel herumwogende Menge unterhalten. Diese verliert sich nun während der Pausen zu den verschiedenen andern Scenen im Garten, bis von neuem eine rauschende Musik der Instrumente, oder der liebliche Gesang einer Miß Stevens u. s. w. die Zerstreuten versammelt. Während man hier noch enthusiastisch Beifall klatscht, giebt eine Schelle das Zeichen zu einer andern Belustigung. Seiltänzerinnen zeigen ihre gewagten Sprünge, und lassen in ihren Künsten kaum etwas zu wünschen übrig; besonders glänzt Madam Saqui. Hierauf zertheilen sich die Zuschauer und besuchen in einzelnen Partien die übrigen sehenswerthen Gegenstände im Garten. Durch einen dunklen Gang gelangt man zu einer Einsiedelei. Bei einem sparsamen Kaminfeuer sitzt hier ein lesender Eremit, gleichsam als habe er sich aus dem Geräusch in diesen stillen Winkel zurückgezogen. Durch die Oeffnung seiner künstlichen Hütte schimmert der Mond, und in seinem schwachen Lichte scheint er sich behaglicher zu finden, als bei den blitzenden Strahlen der Kronenleuchter. In andern Theilen des Gartens sind Gemälde perspectivisch erleuchtet, und vereint mit den sie umgebenden Baumgruppen oder Zweigen, scheinen sie täuschend wirkliche Landschaften, fernliegende Burgen, hervorragende Felsen, herabstürzendes, schäumendes Gewässer u. dgl. darzustellen. Wären wir eine Zeitlang mit Betrachtung dieser und ähnlicher Gegenstände beschäftigt; so ruft uns auf einmal eine vielstimmige Musik, oder ein fröhlicher Gesang wieder zur größern Gesellschaft zurück. Gegen 10 Uhr ladet ein Glöckchen zum Feuerwerk ein. Im fröhlichen Tumulte eilt man dem Orte zu. Wie durch einen Zauberschlag gehen hier flammende Tempel, feuersprühende Sonnen, funkelnde Sterne u. s. w. hervor. Einen majestätischen Anblick gewährte mir unter Anderem die Darstellung eines rothglühenden feuerspeienden Berges. Selbst solchen Feuerwerken, wie ich deren an einem Geburtstage Ihres Königs in Berlin (auf dem Wedding) oder noch kurz zuvor bei Gelegenheit der hiesigen Krönungsfeierlichkeiten in Hyde-Park sah, steht dieses weder in Hinsicht glücklicher Wahl und Ausführung, noch an Pracht nach. — Nach Beendigung dieser Feuerkünste wandert man nun noch einmal im Garten umher, gleichsam um von jeder einzelnen Scene einen dankbaren Abschied zu nehmen; oder wir lauschen noch in einigen Sälen mit Vergnügen den Bergschotten, welche in ihrem Costüm auf ihren vielstimmigen Flöten blasen; auch wird hier nicht selten ein munteres Tänzchen gemacht. — Für Erfrischungen aller Art ist gesorgt, die gedeckten Tafeln sind einladend, theils im offenen Garten, theils in Lauben und Speisezimmern bereitet. Nur ist hier alles wenigstens doppelt so theuer, als in irgend einem Gasthause der Stadt. — Die, gegen 12 Uhr oft aus 20 bis 30,000 Menschen bestehende Gesellschaft aus den verschiedensten Ständen, verringert sich schon gegen 1 — 2 Uhr merklich; die Meisten entfernen sich gegen 3 Uhr; doch belustigen sich auch Mehrere bis zum Morgen. E.

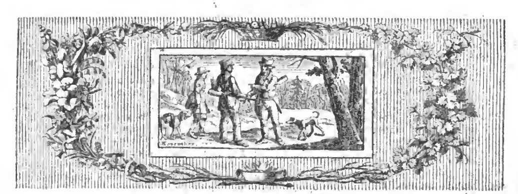
Jaubert, welcher vor einem Jahrzehend die Reise durch Armenien und Persien gemacht, ward auf dieser Reise auch dem Sohn des Schachs von Persien — welcher Aderbaidjan regiert — in Tauris, der Hauptstadt dieser Provinz, vorgestellt, der ihm etwa folgende Anrede hielt: „Du siehst, Fremdling, dieses Heer, diesen Hof und diese anscheinende Macht, aber keinen glücklichen Regenten. Wie könnte ich dies seyn, da all mein Muth an den russischen Phalangen gescheitert. Das Volk rühmt meine Thaten; ich aber kenne meine Schwäche. Wo sind die von mir eroberten Städte, Provinzen? Die Trophäen meiner Thaten? — Wie macht Ihr es, daß selbst der Muth der Russen Euch mehrmals einen vergeblichen Widerstand entgegenstellte? Soll ich vielleicht, wie jener moskowitische Czar, Eure Städte besuchen und mein Land verlassen? Warum schreitet Ihr so rasch vorwärts, warum bleiben wie immer auf unserer Stelle stehen?" — Der ältere Sohn des Schachs dagegen ist ein vergnügungssüchtiger, in Ueppigkeit schwelgender Prinz. Am Geburtstage eines Prinzen von Geblüt hatte er ein großes Fest veranstaltet. Ueber den Thüren des unermeßlichen Saals, wo es gefeiert wurde, standen eine Menge persischer Verse. Folgendes sind ein Paar Proben: Weg mit allem Fackelglanz; eine junge Schönheit, dem Monde ähnlich, wird uns heut mit ihrem milden Glanz leuchten! „Weg mit allem Ambra und Aloe; ihr wallendes Haar wird Euch genügend duften!" — Nach der Mahlzeit sang ein junger Perser eine Ode, worin folgende Stellen vorkamen: „Der Frühling und die Rose, vom Zephyr gefächelt, was ist ihr Werth ohne den Kuß der Geliebten? Die Gärten, mit ihren verführerischen Grotten und Gängen, was sind sie ohne eine Schöne mit Tulpen-Wangen? Lippen, süß wie Honig, frisch wie die Rose, was sind sie ohne Liebe, ohne Kuß? Das Schwanken der Cypressen, das Wehen der Blumen, ohne das sanfte Flöten der Nachtigall? Garten, Wein, Blumen, Alles ist ohne Werth, wenn die Geliebte fehlt! Unser Leben ist ein elendes Geldstück, geben wir es nicht zur Feier der Liebe aus!" (Courier fr.)

Die Königl. französische Bibliothek entstand unter König Johann, welcher nicht mehr als 8 bis 10 Bände hatte, worunter die Beschreibung der Kriege im gelobten Lande u. s. w. Karl V. hatte schon 910 Bände; Franz I. 1890 Bände, namentlich viele griechische und orientalische Schriften. Heinrich II. führte den Befehl ein, daß jeder Buchhändler ein Exemplar eines neuen Werkes abliefern mußte. Ludwig XIII. hatte schon 16,746, Ludwig XIV. 50,542 Bände. Im Jahr 1780 waren es etwa 200,000, und jetzt sind es 400,000, nebst 80,000 Handschriften. (Cour. d. spect.)

Ein türkischer Kaiser (Amurath VI.) wollte einmal in seinen Staaten den Verbrauch des Tabacks mit Gewalt abschaffen und ließ jedem Raucher die Nase abschneiden. Die Verstümmelten rauchten aber dennoch fort. So gebieterisch ist die Macht der Gewohnheit! (Gaz. d. Fr.)

Beilage: Bemerker Nr. 19. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Freitag den 2. November. | 175stes Blatt.

Der Todtenkranz.

Romanze.

Hört ihr's klingeln, hört ihr's läuten,
Durch das rege Volksgedränge?
Sehet, wie auf allen Seiten
Sich zum Staube wirft die Menge;
Seht, der Krieger Waffen neigen
Sich in Demuth, wie es naht,
Und im ehrfurchtsvollen Schweigen
Wenden folgend sie den Pfad.

Hört ihr's klingeln, hört ihr's läuten,
Aus dem Chor der Knaben ragend,
Seht ihr dort den Priester schreiten,
Hoch die Sacramente tragend?
„Sprecht, wohin, wohin die Eile?“
Tönt's von allen Seiten laut,
Und die Antwort wird zu Theile:
„Zu Graf Bertram's junger Braut!“

An dem Sterbebette knieend,
Ruht er in der Schmerzen Hölle,
Wo die letzte Hoffnung fliehend
Ihm begegnet auf der Schwelle.
Und die Braut von seinem Harme
Neu erkrankt in Todesgraus,
Breitet sanft nach ihm die Arme
Und nach ihrem Leben aus.

„Robert!“ seufzt die süße Stimme,
Wie am Grabe Harfen klagen:
„Nicht mit dieses Schmerzes Grimme
Laß auch meine Seele zagen;
Laß als irrdisch mich dem Staube,
Und als Kind dem Vater mich;
Fasse Muth, der heil'ge Glaube
Und die Thränen trösten dich.“

„Aus der Mitternächte Mitte
Laß ich meine Liebe bringen,
Und noch eine leise Bitte
Zu dem Ohr der Liebe bringen.
Soll ich fruchtlos sie erheben,
Wirst du grausam sie verschmäh'n?
Nein — du mußt mich überleben,
Zu erhören dieses Fleh'n.“

„Laß die Bitte dich bewegen,
Die ich reich mit Thränen mische:
Meiner Mutter Hände pflegen
Drei der schönsten Rosenbüsche;
Weiße, zarte Blumen wiegen
Auf den Blättern sich vertraut,
Engel, die hernieder fliegen,
Pflückten sie für Gottes Braut.“

„Ach, die Mutter sprach mit Kosen
Einst zu uns in milden Tönen:
„„Mit den schönsten meiner Rosen
Will ich Euch als Bräute krönen!““
Meine beiden Schwestern tragen,
Was die Hand der Mutter bot;
Meinen Rosen zu entsagen,
Will mich zwingen nun der Tod!“

„Sieh, mein erster Morgen blühte
Dort im Himmel bald auf's Neue,
Und es will der Mutter Güte,
Daß ein höh'res Fest ihn weihe.
Robert, wenn der Tag erschienen,
Pflücke meine Rosen ab,
Winde einen Kranz aus ihnen
Und so schmücke mir das Grab.“ —

Und die heil'gen Kerzen strahlen
An dem Sterbebett entzündet,
Glaube mildert Todesqualen,
Bis der heil'ge Zug verschwindet.

Aber an dem dritten Tage
Naht er wieder still und spät,
Und mit dumpfer Todtenklage
Mischt sich schauerlich Gebet.

Welkend bebt das Laub der Kränze
Auf der schwarzen Todtenbahre,
Schnell erbleichend, wie die Lenze,
Wie der Jungfrau Frühlingsjahre,
Mitternacht ist angebrochen
Und verlöscht der Fackeln Glanz,
Und der Graf mit Herzenspochen
Flocht der weißen Rosen Kranz.

Seufzer weh'n im Todtenthale
Von der Nachtluft kaltem Flügel,
Und der Mond mit bleichem Strahle
Deutet auf die Todtenhügel;
Robert eilt, die Braut zu finden,
Krönet mit dem Kranz die Gruft,
Und die schweren Seufzer schwinden
In der Rosen leichtem Duft.

Horch, da rauscht aus lichter Ferne
Geisterlispel, Palmenwehen,
Wie ein heilig Lied der Sterne,
Engelssprache jener Höhen;
Inn'ge Liebesnähe breitet
Sich um ihn so wunderbar,
Wie die Silberglocke läutet,
Rufet es ihn hell und klar.

„Komm, der Liebe Schwüre reichen
Ueber Gräbern sich die Hände,
Meine Rosen sind das Zeichen,
Daß sich unser Bund vollende.
Komm, ein Gott hat mich empfangen,
Engel sind mit mir vertraut;
Komm und such' im Sternenprangen,
In den Himmeln deine Braut."

Schaudernd rauscht das Laub der Myrte,
Aengstlich flüstert's durch die Stille,
Und ein bleicher Schimmer irrte
Durch der Rosen Blätterfülle.
Sanft verschließen sich die Pforten
Zu dem schweigenden Gefild,
Und es ruft mit süßen Worten
Ihn noch ein Mal engelsmild:

„Komm, o komm hinauf zur Liebe,
Meinen Kranz im Lockenhaare;
Willst du irren bang' und trübe
Durch den Umkreis ferner Jahre?
Komm, die Prüfung ist erlassen,
Frisch noch ist der Rosen Glanz;
Komm, o komm, eh' sie erblassen,
Wähle sie zum Siegeskranz."

Und er lauscht und kann nicht fliehen,
Fühlt die Seele sanft verklingen,
Wie die Töne heimwärts ziehen;
Fühlet Tod und Wonne ringen.
Aber mild in diesem Streite
Fasset ihn des Schlummers Macht,
Leget ihn an ihre Seite —
Und vor Gott ist er erwacht!

A. von Maltitz.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise. *)

Eisenach, den 12. Sept.

Der Unbekannte.

Schon am gestrigen Abend kam ich hier an, und zwar nach einer Unterhaltung, die ich eher in einer erdichteten Erzählung, als auf dem wirklichen Wege nach Eisenach erwartet hätte. Eine Meile von der Stadt holte ich einen Mann ein, der in grauem Ueberrock und in langen grauen Beinkleidern, mit einem schwarzen runden Hut und starkem Stock, und einem Ränzchen auf dem Rücken, etwas langsam hinwanderte. Ich grüßte ihn, und erschrack, als ich sein Gesicht erblickte; es war länglich, blaß, und voll Ausdrucks einer so tiefen Schwermuth, als ich noch nie gesehen; er schien älter, als er vermuthlich war. Nur mit einem kleinen stillen Kopfnicken erwiederte er meinen Gruß. Schon war ich einige Schritte voraus, als ich mich umwandte, um sein Gesicht noch einmal zu sehen. Ein feierlicher Ernst schien mir in seine Schwermuth gemischt. Neugierde und Theilnahme wurden in mir erweckt. Ich blieb stehen und sprach, als er mir genaht war: „Wenn Ihnen meine Gesellschaft unangenehm seyn sollte, so will ich voraus gehen." — „Sie werden von mir aufgehalten!" erwiederte er. — „Ihr Schritt soll meinen Gang bestimmen, wenn ich Ihnen nicht beschwerlich bin." — „Gehen Sie lieber allein." — „Sie erregen meine Theilnahme." — „Wie so?" — „Sie scheinen mir ein unglücklicher Mann." — „Wenn ich's wäre, wollten Sie mir helfen?" — „Wenn es mein Herz vermöchte, ja!" — Er sah mich an, fragte: wer ich sey? und erklärte auf meine Gegenfrage: wer er wäre? daß ich ihm die Beantwortung dieser Frage erlassen müsse. Ich sah ihn wieder an, und mancherlei Gedanken flogen mir durch den Kopf. Er konnte kein ungebildeter Mann seyn, das bezeugte mir der Ton, worin er sprach; er konnte, seiner Art zu reisen ungeachtet, wohl gar ein Mann von Stande seyn; eine ernste Würde, die mir in seinem Wesen zu liegen schien, wollte mich dies vermuthen lassen. Aber an welchem Unglück sollte er leiden? — Wir waren eine Strecke stumm fort gegangen. Mir wurde das Stillschweigen lästig; ich folgte meinem innerlichen Antriebe zu reden und sprach: „Ich werde nicht weiter fragen, wer Sie sind; ich hätte jedoch fast Lust, Ihnen etwas in Bezug auf unser Zusammentreffen zu sagen." — „Und was?" — „Etwas, das Ihnen vermuthlich Aeußerung eines zu jugendlichen Gemüths scheinen wird. Ich glaube, es kömmt nichts ganz von ungefähr.

*) Frühere, auch schon aus dem „Gesellschafter" in's Französische übersetzte Mittheilungen aus diesem, vor mehr als zwanzig Jahren geschriebenen Tagebuch, sind in den Blättern 99 bis 104 und 122 bis 127 abgedruckt. D. Herausg.

Sollte der bloße Weg mich Ihnen zugeführt haben? Auch aus der Seele eines Jünglings dürfte wohl ein Wort des Trostes und der Erheiterung für Sie kommen. Ich bin aus einer Ihnen wahrscheinlich ganz unbekannten Gegend, und Sie können mich allenfalls so ansehen, als wäre ich aus den Wolken zu Ihnen herab gefallen. Können Sie mir nichts von der Ursach Ihrer Schwermuth sagen?" — „Sie haben wirklich wenig Erfahrung!" entgegnete mein Begleiter; „Sie wenden sich an einen Unbekannten mit Vertrauen, ich könnte ja ein Ihnen gefährlicher Mensch seyn." — „Mein Inneres sagt nein; und ich werde meinem Herzen schwerlich je allen guten Glauben nehmen lassen. Was wäre das Leben dann noch werth? Ich könnte nicht mehr froh seyn." — „Junger Mann, Sie sehen hier Jemand, der allen guten Glauben an seine Mitmenschen verloren hat. Froh macht das freilich nicht, das mögen Sie mir ansehen; aber ist überhäuftes Unglück, ein Leben, nicht bloß von allen Freuden entblößt, sondern auch mit einem ganz zerrissenen Herzen, nicht öfters das Loos guter Menschen?" — „Wenn sie gut bleiben, so können sie nicht ganz elend werden. Ihr Herz, und Gott und die Ewigkeit geben ihnen Trost, besseren Trost, als die Welt geben kann!" — „Sie haben auch religiösen Glauben!" — „Den ich um alle weltliche Klugheit und Ehre und um alle Schätze der Welt nicht hingeben möchte." — „Haben Sie Vermögen?" — „Nein!" — „Wohl Ihnen! Haben Sie Verwandte, an denen Ihr Herz hängt?" — „Ja!" — „Weh Ihnen!" — „Es giebt für alle Verhältnisse dieses Lebens schlimme Erfahrungen; aber sie sind doch nicht allgemein und in der Natur der Sachen gegründet." — „Aber wenn sie uns treffen! Und — die Menschen sind schlimmer, als die Natur." — „Nicht auch besser? Eine wahrhaft edle That ist schöner als eine schöne Landschaft, reine, herzliche Menschenliebe erquickender als ein Sommer-Regen." — „Und ein grundböses Herz abscheulicher als der Feuer-Rachen eines Vesuvs; gefühllose Selbstsucht verderblicher als Dürre und Gluthwind; Herrschwuth und Freiheitswuth zerstörender als Erdbeben. — Mein Weg führt mich gleich ab", fuhr mein Begleiter fort; „Sie haben mir gutmüthige Theilnahme und Offenheit bewiesen. Nehmen Sie dafür eine Lehre von mir an. Ihr jugendliches Herz scheint mir noch weich; verwahren Sie es bald mit einer festen Hülle!" — „Ich hörte gern die Geschichte Ihres Unglücks." — „Sie könnte Ihnen leicht weniger nützen als jene Lehre." — Hiermit schlug der Unbekannte einen Seitenweg ein, und ich wagte nicht, ihm zu folgen. (Die Fortsetzung folgt.)

F ü n d l i n g e.

Als gewisse Klostergeistliche den Prozeß gegen ihren Bischof durch den Einfluß der Frau von Maintenon vor dem königlichen Gericht verloren, sagten sie: „Wir mußten dies Spiel verlieren: denn wir hatten König, Dame und Valet gegen uns!"

Die Courtisanen des Terenz reden mit mehr Zurückhaltung, als die ehrlichsten Frauen des Plautus.

Cato sagt: „Niemand wäre tugendhaft, wenn die Ehre von der Tugend getrennt würde." Die Christus-Lehre vereinigt aber Tugend und Demuth.

Ein feiger Soldat pflegte zu sagen: „J'aime les lauriers, mais dans les sauces."

Spinoza's Ergötzung, wenn er vom Studiren ausruhte, war, zwei Spinnen zusammen zu hetzen oder Mücken in ein Spinnengewebe zu werfen. Oft fing er überlaut dabei zu lachen an. (La Vie de Spinosa par Colerus.)

Niemand hat (Voltaire ausgenommen) so viel wider die Religion geschrieben, als Toland, und Niemand ihr weniger geschadet. (Freeholders Journal, 1772, March. 21.)

Toussaint, Verfasser des Buchs „les moeurs etc." will, daß die Prozesse bei Gericht durch die wenigeren Stimmen und nicht durch die Mehrheit entschieden werden sollten — und warum? „Man kann eher mit Vernunft vermuthen, daß unter fünf und zwanzig Rathsherren fünf kluge Männer seyen, als zwanzig."

Der verrufene Atheist Nanini wünschte ein Bastart zu seyn, weil uneheliche Kinder allezeit sehr tapfer und geistreich seyen. Sein Leibsprüchlein war:

> Verloren ist alle Zeit,
> Die man nicht der Liebe weiht.

Einer schönen, aber schlechten Sängerin ruft ein französischer Dichter zu:

> Chantez, aimable Iris, chantez,
> Chantez sans voix et sans cadence!
> Vos graces, vos appas sauront la dissonance.

Zwei Frauenzimmer stritten über einen literarischen Gegenstand. „Wohlan!" rief die Jüngere, eine verrufene Kokette; „das Publikum entscheide!" — „Nein!" sagte die Aeltere; „Sie sind mit dem Publikum zu nahe verwandt!"

H a u g.

D e n k - S p r ü c h e.

19.

Furchtsamkeit dient nur dazu, daß man mehr zu fürchten als sonst hat;
Furcht ist furchtbarer oft als das Gefürchtete selbst.

20.

Wenn durch Beleidigung Jeder Beleidigung rächte, durch Unrecht
Unrecht straft', in der Welt hielte wohl Keiner es aus.

21.

Den, der sich selbst nicht beherrscht und bezwingt, kann Alles beherrschen,
Oder bezwingen; nur Selbstüberwinder sind unüberwindlich.

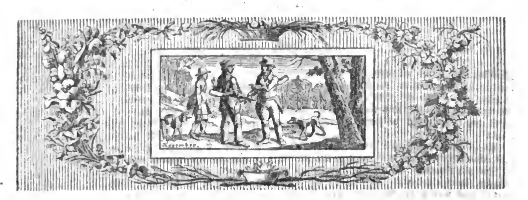
C. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Am 1sten Juli alten Styls legte eine fürchterliche Feuersbrunst einen großen Theil der Gouvernements-Stadt Ufa in Asche. Durch dieses Unglück, das innerhalb fünf Jahren zum dritten Mal sich ereignete, sind die armen Einwohner in das größte Elend versetzt. Einige, auf ihren Aschenhaufen wandelnd, suchten in den ausgebrannten Kellern ihrer Häuser Schutz, Andere wohnen auf dem Gottesacker in hölzernen Scheunen, die auf den Grabhügeln erbaut worden sind. In Erwartung der Hülfe, die von der wohlthätigen Regierung gewiß geleistet wird, haben einige Edelgesinnte, unter dem Vorsitz des Bischofs von Orenburg und Ufa, Theophil, eine Gesellschaft zur Unterstützung der Abgebrannten gebildet, um deren trauriges Schicksal sobald als möglich zu mildern. Der Hauptzweck ist: die abgebrannten Häuser wieder auf zu bauen. Zur Erreichung dieses Zweckes hat sich der Vice-Gouverneur von Orenburg an sämmtliche Civil-Gouverneure und andere wohlthuende Menschen um Hülfe und Beisteuer gewandt. In der am 15ten Juli statt gehabten ersten Sitzung dieser Gesellschaft waren von den Stiftern derselben bereits 6000 Rubel, und von verschiedenen Wohlthätern in der Stadt Ufa allein 1000 Rubel dargebracht worden; ein Kaufmann aus Kasan, Saufallow, hatte 1000 Rubel geschickt. — Der hiesige Kaufmann Simnakow hat für die unter dem Departement der Volks-Aufklärung stehenden Anstalten eine Sammlung Bücher, 20,425 Rubel werth, als Geschenk dargebracht. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek hat davon zur Ergänzung ihrer verschiedenen Abtheilungen für die Summe von 12,997 Rubel ausgewählt. Der Rest der Bücher ist, laut dem Willen des Darbringers, für die Universität zu Moskau und für die Schulen ihres Bezirks bestimmt. Auf Vorstellung des Ministers der Aufklärung hat Se. Majestät ihm den Rang eines Titular-Raths ertheilt, ohne ihn aus dem Kaufmanns-Stande aus zu schließen. — Die alleraltesten Landleute erinnern sich keines so schlechten Sommers als des diesjährigen. Nur der April war heiter, schön und warm; der Mai, Juni und Juli, und selbst der Anfang des August sind wahre Herbst-Monate gewesen. Seit dem Mai-Monat haben wir hier in der Residenz und deren weitesten Umgebungen, einige wenige heitere und warme Tage abgerechnet, nichts als heftigen anhaltenden Regen, feuchte, trübe und kalte Witterung; alle Wiesen und Felder stehen schon monatlang unter Wasser, und die Aussicht einer selbst sparsamen Heu-Erndte ist gänzlich verloren, so daß dieser Artikel im Winter sehr kostbar seyn wird. Zwei heftige Gewitter haben keine Veränderung hervor gebracht, wie so mancher Wetter-Prophet erwartete. Auch aus dem Inneren des Reichs kommen dieselben Klagen; die beständigen Regengüsse und Stürme verursachten Ueberschwemmungen mit beträchtlichem Schaden. Die vom 7ten bis zum 15ten Juni anhaltenden Stürme mit starkem Gewitter haben von mehreren Gebäuden in Saratoff, worunter dreißig mit Eisen gedeckt waren, die Dächer abgerissen oder beschädigt; auf der Wolga versanken sieben mit Kornbrandtwein beladene Fahrzeuge, mehrere andere litten Schaden. Während des Gewitters zündete der Blitz die Talg-Fabrik des Kaufmanns Wolkow an und tödtete ein Kind; das Feuer wurde aber glücklich gelöscht. Fast um dieselbe Zeit war im Balaschewschen Kreise ein so starkes Gewitter mit Hagel, dessen sich die ältesten Leute nicht erinnern. Der Hagel war von ungewöhnlicher Größe, einige Schloßen so groß, wie ein Hühner-Ey, größten Theils aber den Tannen-Zapfen ähnlich. Auf der ganzen Strecke, über welche der Hagelschauer gegangen, sind Getreide und Gras völlig vernichtet, Schafe erschlagen und Menschen beschädigt. Am 13ten Juni war in Kursk ein solcher Regen, daß mehrere niedrig liegende Straßen Flüssen glichen. Aehnlichen und noch größeren Schaden hatte der Regen und die daraus entstandene Ueberschwemmung in Wilna und dessen Umgebungen verursacht, der Fluß Willa war auf 1⅔ Arschin gestiegen, und man sah auf dem reißenden Strome kleine Häuser, Geräthschaften und Bäume fortführen; auch Menschen sollen umgekommen seyn. — Am 15ten Juni wurde in Cherson, im Beiseyn der dortigen Behörden, ein Linienschiff von 110 Kanonen auf dem Dnieper von Stapel gelassen; es führt den Namen „Kaiser Franz". — Am 28sten Juli a. St. riß ein plötzlicher Sturm und Wirbelwind einen großen Theil des eisernen Daches von der Poststation Koskowa, 60 Werste von hier auf der Poststraße nach Riga gelegen, ab, und schleuderte es 37 Arschin weit ab in ein Hafer-Feld. Auf dem herrschaftlichen Gute gleiches Namens warf derselbe eine steinerne Scheune gänzlich um; Alles dies war das Werk einiger Minuten. — Zu dem vielen Schaden, den der unaufhörliche Regen angerichtet hat, gehört auch noch der Verlust mehrerer Millionen ungebrannter Ziegel. Die in der Nähe der Residenz befindlichen Ziegel-Brennereien streichen die Ziegel im Freien, wo sie dann aufgeschichtet im Freien trocknen, bis sie in den Ofen kommen; der beständige Regen aber hat die bereits gestrichenen Ziegel gänzlich aufgelöst, und da man wegen des in die Lehmgruben geflossenen Wassers nicht dazu kommen kann, so ist der Preis der gebrannten Ziegel dadurch ungemein gestiegen. — Da vom 1sten bis zum 15ten August unsere Theater, der Fasten der Mutter Gottes wegen, geschlossen sind, so unterhält ein Franzose, Felix Maheir, das Publikum auf dem kleinen Theater mit seinen „Kunstversuchen auf der Erde und großen Luft-Exercizien", wie der Anschlag sagt. Er nennt sich überdem: „premier grotesque Aérien et Professeur du Gymnastique", und will Vorstellungen auf dem Theater de l'Odéon, Constantinopel, London und allen königlichen Theatern in Deutschland gegeben haben?! Da diese Vorstellungen eigentlich nichts anders als Sprünge auf der Diele und vom Trempolin-Brett über Menschen, durch sogenannte Fässer mit Papier beklebt u. s. w. enthalten, so sieht das Publikum nichts Neues; allein Referent dieses gesteht gern, daß er so etwas Vollkommenes hier noch nicht gesehen hat. — Der früher schon erwähnte Physiker aus Italien, Hr. v. Manassei, muß bei seiner Vorstellung so gute Rechnung gemacht haben, daß er uns am 31sten Juli a. St. ein zweites Aufsteigen eines Luftballons von 45 Arschin im Umfang und 16 im Durchmesser, und zum Beschluß ein Feuerwerk „mit dem sogenannten Bengalischen-Feuer, wodurch die ganze Umgegend wie durch den hellsten Sonnenschein während sechs Minuten erleuchtet werden sollte", ankündigte. Der Schauplatz war abermals auf der Insel Chrestow-Ostrow, und der Zulauf der Neugierigen ungeheuer. Um 8 Uhr sollte der papierne Ballon steigen, allein die Füllung desselben dauerte so lange und ging so schlecht, daß, als er endlich bei einem anfangenden Regen losgelassen wurde, er sich nur einige Faden hoch von der Erde erhob und dann zerplatzt niederfiel; zugleich aber ward auch der Regen zu solch einem Wolkenbruch, daß sämmtliche Zuschauer in Eil ein Obdach suchten, welches aber nur Wenigen gelang, weil der Schauplatz ein offener Raum war, und die Füllung in einer Umzäunung geschah. Die meisten Zuschauer, besonders sehr elegant gekleidete Damen jeglichen Standes, mußten ihre Neugier mit dem gänzlichen Verluste der Kleider und des Putzes bezahlen. Von dem angekündigten Feuerwerk ist aber kein Bericht zu geben; zwar hörte man trotz dem Regen Raketen steigen und Lärm in der Luft, Niemand aber sah etwas, indem Jeder nur Schutz vor dem Regen suchte. Hr. v. Manassei ist, da der Zulauf so groß war, am besten weggekommen, denn er hatte sein Geld! (Der Schluß folgt.)

Eine spanische Zeitung hat ausgerechnet: daß die verschiedenen Ausgaben des Don Quixotte über 2 Millionen Franken durch ihren Verkauf eingebracht haben. Und die Familie Cervantes — starb fast Hungers. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 3. November. 176stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Die Wartburg.

Es war schon Abend, als ich in Eisenach eingieng. Die Stadt schien mir ziemlich wohlgebaut; aber nördlich am Fuße des Waldgebirges gelegen, welches sich gleich mit bedeutenden Höhen erhebt, hat sie in den kürzeren Tagen wohl eine etwas dunkle Lage. Manche Erinnerungen aus der Vorzeit machten sie mir merkwürdiger, als ihr äußerliches Ansehen. Mit diesen Erinnerungen und mit Gedanken an meinen unbekannten Gefährten schlief ich ziemlich ermüdet ein und bestieg am andern Morgen um 6 Uhr die Wartburg. Ein Weg führt ein wenig südwestlich von Eisenach zu ihr hinauf. Es war wieder ein etwas nebeliger Morgen, und so mußte ich mich mit meinem Wunsche, von der Wartburg das Land zu überschauen, gedulden. Der Nebel selbst erregte bei mir Spiele von Gedanken und Vorstellungen. Schwebt nicht die Vorzeit selbst wie ein Nebel um alle merkwürdigen Stätten? Die Erinnerungen der Vergangenheit verdüstern ein wenig die klare Ansicht der Gegenwart. Und welch ein Irrwahn umnebelte noch die Geister der meisten Christen, als Luther von dieser Wartburg herab, wie von einer Höhe der göttlichen Wahrheit, wirkte! Luthers Geist kämpfte hier zuweilen noch zwischen Licht und Dunkel. Auch Männer Gottes, berufen zur Erleuchtung der Welt, werden nicht auf einmal ganz licht. Ihr Inneres entfaltet sich mehr und mehr dem Lichte von oben. So wirkt Gott durch menschliche Geister, als wäre es nur ihre eigene innere Entwickelung; so wie Pflanzen und Blumen sich aus sich selbst zu entwickeln scheinen, ob sie es gleich nur durch Licht und Wärme und stärkende Kraft von oben vermögen.

Den Eisenachern und ihren Nachbaren dient die Wartburg jetzt als Vergnügungs-Ort. Ihre Bedeutung als altritterliche Feste hat sie längst verloren; nur als Ruine ist sie in dieser Rücksicht noch vorhanden. Und die Heiligkeit, die sie durch Luthers Aufenthalt und Arbeiten erhalten hat, wird von denen, die sie in der Nähe haben und als Erholungs-Ort besuchen, schwerlich mehr empfunden. Die Höhe, worauf sie liegt, und die weite Aussicht, die sich auf ihr darbeut, und die gesunde Luft, die sie umfließt, sind für ihre Nachbaren das, was zu ihrem Besuche einladet. Bei der alten, theils verfallenen, theils verfallenden Burg ist ein Haus, von einer gastwirthlichen Familie bewohnt, wo man Erfrischungen mancherlei Art erhalten kann. In dieses Haus kehrte ich zuvörderst ein, mochte aber nichts Leibliches genießen, ehe ich die merkwürdigsten Theile der alten Burg, Luthers Wohnzimmer und den Ritter-Saal, besucht hatte. Der Wartburger Wirth war mein Führer.

Er führte mich zuerst zu Luthers Wohnzimmer, welches mit seinem alten Ansehen sorgfältig erhalten wird. Wie merkwürdig und heilig macht doch ein außerordentlicher Geist, der zum Heil der Menschen wirkt, auch Stätten, die an sich ganz unbedeutend sind! Kaiser, Könige und Fürsten haben schöne

Schlösser und Paläste bewohnt, in prachtvollen Sälen feierliche Audienzen ertheilt und in Prunkzimmern mit Ministern gearbeitet: aber sind ihre Schlösser, Säle und Kabinette überall so merkwürdig und insonders so heilig geworden, als Luthers Wohnstube auf der Wartburg, so daß auch noch die Nachwelt mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu ihnen hätte wallfahrten mögen?

Es ist mehr eine Kammer als Stube, die Luther, nach seiner Rückkehr vom Reichstage zu Worms, auf der Wartburg bewohnte; ein enger Raum zwischen vier Mauern, durch ein einziges, ziemlich kleines Fenster erhellt. Hier verdeutschte Luther das neue Testament und die Psalmen, und schrieb andere Schriften und viele Briefe, die damals weit umher Licht und Kraft verbreiteten. Prometheus entwandte das Feuer, womit er seine Menschengebilde beseelte, vom Himmel; Luther empfing mit freien, reichen Gaben Gottes ein anderes himmlisches Feuer, welches die Menschen mit höherem geistigen Leben, mit freudiger Erkenntniß und Liebe der göttlichen Wahrheit erfüllte. Die Einsamkeit, worin er hier, wenigstens großen Theils lebte, machte seinen Geist nur desto kräftiger, so daß er von der Wartburg mit vergrößerter Macht zu wirken, in die Welt — wo der päpstliche Bannfluch und die kaiserliche Reichsacht ihn treffen sollte und nicht traf — und nach Wittenberg zurück kehrte. Ein alter Tisch in dem Stübchen soll derselbe seyn, an welchem Luther schrieb. Der bekannte Tintenfleck, den Luthers Tintenfaß, als er damit nach dem Teufel warf, gemacht haben soll, findet sich an der Wand über dem Tische. Ich konnte nicht umhin, ein Paar Zeilen an Luthers Tisch in meine Reise-Blätter mit Bleistift zu schreiben, gewiß (das bezeugt wohl das eine Fenster zur Linken) an der Stelle, wo Luther saß und schrieb. Es waren folgende: „Mit lebendigem Gottesglauben und mit herzlicher Menschenliebe Wahrheit zum wirklichen Heile der Menschen verbreiten, und in ihnen die reinsten, heiligsten Gefühle der Menschheit erwecken und stärken, das ist das schönste und wohlthätigste Menschenleben auf Erden, und sichere Fähigung zu höherem, seligerem Leben. So lebtest und wirktest du, o Luther! Möge Jeder, der diesen, durch dich geheiligten Ort betritt, Unglauben und Selbstsucht mit innerster Ueberzeugung als Menschenverderben erkennen, und sich belebt und gestärkt fühlen, in herzlicher Liebe und Uebung des Wahren und Guten mit Freudigkeit vor Gott und der Ewigkeit entgegen zu wandeln!" — Ich konnte nicht Alles ausdrücken, was in meiner Seele mehr Gefühl als Gedanke war. Mein Führer stand, während ich schrieb, still an der Thür.

Ich besuchte hierauf den vormaligen Ritter- oder Burg-Saal. Ich dachte bei ihm nicht sowohl an die alten Ritter-Gelage, die in ihm häufig genug vorgefallen seyn mögen, sondern vielmehr an eins, was ihn für die Geschichte der deutschen Dichtkunst merkwürdig macht: an den Wettkampf von Minnesängern, der hier einmal gehalten wurde. Wie die alte Ritterschaft etwas Poetisches hatte, so auch die alte Poesie etwas Ritterliches. Und in welcher Gestalt erschien mir nun dieser merkwürdige Burgsaal der Vorzeit? Er war ein Heuboden geworden, und um das Heu hingen an den Wänden noch mehrere alte Gemälde thüringischer Landgrafen und Landgräfinnen; mancher alte Landgraf sah wirklich zu ernst und heldenhaft über einen losen Heuhaufen herüber. Aber wie eigen und ganz rücksichtslos sind oft die Spiele der Zeit? Hier ist, wie an vielen Orten der Welt, ein Rest vornehmer Vergangenheit in gemeinen Gebrauch der Gegenwart gemischt. Lehnt sich doch manche elende Hütte an die Ueberbleibsel römischer und griechischer Prachtgebäude. Wo Kaiser Heinrich der Vogler und sein Sohn Otto starben (im Kloster Memleben), da ist jetzt die Molken-Kammer eines Pächters. Dies und dergleichen sind friedliche Spiele der Zeit. Wie weit ernster sind manche ihrer Veränderungen durch Kriege und Erdbeben! — Ich verlor mich in Gedanken daran auf dem Burgsaale so sehr, daß mein Führer sich langweilte und für gut fand, mich durch die Frage: „Ist's Ihnen gefällig, herab zu kommen?" zur Besinnung zu bringen.

Der Nebel schwand mehr und mehr, die Landschaft fing an, theilweise in heiteres Licht hervor zu tauchen, die Ferne war noch verschleiert. Ich schaute auf die Waldberge, die südöstlich sich hinziehen, der Nebel sank zu ihren Füßen herab; hier war es, wo Luther, als Junker Görg (denn unter diesem Namen lebte er auf der Wartburg, auch in Junker-Kleidung), auf Verlangen seiner Beschützer, öfters Theil an Jagden nahm, nicht mit Jägersinn oder jagdlustigen Gedanken, sondern überall den Wiederschein der in ihm herrschenden Vorstellungen findend. Jäger, Hunde und Netze waren ihm Sinnbilder der Wahrheitsfeinde, des Teufels, des Papstes und der Päpstler, und in dem gejagten und erjagten Wilde sah er die arme verfolgte und unterdrückte Christenheit. Zu sonderlicher Erheiterung konnte ihm also die Waldjagd nicht dienen. Ich weiß nicht, warum man sich nicht begnügte, ihn zu Spaziergängen und Spazierritten zu halten; doch, diese wären ohne junkermäßige Beschäftigung nicht ritterlich gewesen. Man meinte es gut; Luther sollte sich tüchtig zerstreuen, was freilich so viel hieß als: er sollte nicht Luther seyn; ganz vergeblich wurde er fleißig ermahnt, als Junker Görg des Schwerdtes, und nicht des Buchs oder der Feder wahr zu nehmen.

Nach dem Genuß eines Frühstücks bei meinem Wirthe hatte die Luft sich völlig aufgehellt, und der Nordwesten von Thüringen, mit einem Theil des Eichsfeldes lag von der Wartburg bis zum Harz in schönster Morgenerleuchtung da. Manche Thalgegend war freilich von höheren Landstrichen verdeckt; aber wie reich das Ganze an einer Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die bei genauerem Anschauen sich immerfort zu vermehren und weiter zu entwickeln schienen! Deutlich erhob sich der Brocken im Hintergrunde; eine Kette von Bergen und Höhen schien vom Waldgebirge sich westlich hin bis an den Harz zu ziehen; eine Kunststraße lief wie ein heller Streifen die westlichen Höhen hinauf gegen Hessen hin. Wie viel Natur und Menschenleben umfaßte dieser Schauplatz! und wie viele Erinnerungen der Vorzeit umschwebten ihn wie luftige Geister! Ehemals war dieser Berg eine Warte für das kriegerische Auge; jetzt beut er sich als eine Warte für den Geist dar, um sich selbst in weiter Schau zu erweitern und zu erheben. Je mehr wir von der Erde und dem irrdischen Leben unter uns erblicken, desto mehr fühlt unser Geist seine höhere Natur und innere Kraft. Wie in bescheidenem Winkel lag Eisenach unten, von einem kleinen Flusse umarmt, und die Höhe des Mädelsteins schien kaum noch ein Berg zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Versteinerungen.

Körper aus dem Thier- oder Pflanzen-Reiche werden gewöhnlich nur dann versteinert, wenn sie lange Zeit im Wasser oder in der Erde bedeckt liegen. Wie diese Veränderung vor sich geht, ist noch nicht zur Genüge erklärt. — Es giebt aber auch Beispiele von Versteinerungen solcher Körper, die ganz unbedeckt lagen, und nicht einmal die Erde berührten. In den englischen „Philosophischen Verhandlungen" ist ein solcher höchst merkwürdiger Fall mitgetheilt. Auf dem Landgute eines Herrn Porfroy zu Wadley in Berk-Shire stand eine Ulme an einem Hügel, deren Stamm, nachdem ein Sturm die Krone abgebrochen hatte, mit der Zeit so hohl geworden war, daß er den Inhalt einer Tonne faßte. Aus der Wurzel war ein Auslaufer hervor getrieben, etwa anderthalb Fuß über der Erde, den man mit einer Axt abgehauen hatte. Dieser abgehauene Theil und die ganze innere Höhlung des Stammes waren mit einer steinernen, mehrere Linien dicken Kruste bekleidet. Man sah deutlich die Eindrücke der Axt, welche die Steinmasse überzogen hatte. Die Versteinerung kann weder durch Erde, noch durch Wasser entstanden seyn; vielleicht ist es der Saft des Baums selbst, wodurch die Luft eine so seltsame Verwandlung hervor gebracht hat. — Der französische Naturforscher Morand erhielt im Jahre 1742 aus Besançon von dem dortigen Arzte Bacher einige Nüsse, deren Kerne ganz versteinert, hingegen sowohl die äußere, als die innern holzigen Schaalen von natürlicher Beschaffenheit waren. — Der berühmte Adamson behauptete: am Berge Karmel versteinerte Melonen gefunden zu haben. Von einem so scharfsinnigen Naturkenner läßt sich nicht annehmen, daß er sich durch den Anblick von Steinen habe täuschen lassen, welche nur an Gestalt einer Melone ähnlich waren. — In den „Denkwürdigkeiten der Pariser Akademie der Wissenschaften" vom Jahre 1703 findet man eine sehr genau beglaubigte Beschreibung eines in Stein verwandelten Gehirns. — Im Naturalien-Kabinet zu Hanau befand sich, nach Dobards Versicherung, im Jahre 1670 eine höchst sonderbare Versteinerung, welche 46 Loth wog. Es war eine Schlange, die sich im Magen eines sechsjährigen Hirsches aufgehalten hatte, ohne diesem besonders zu schaden, welches sich daraus schließen läßt, daß der Hirsch gesund und kraftvoll war, als man ihn erlegte. Die Haut der Schlange war unverletzt, zeigte aber Eindrücke von den Zähnen des Hirsches. Auch war der Untertheil ihres Körpers, welcher am Boden des Magens aufgelegen hatte, nach demselben flächer gestaltet. — Im Jahre 1661 wurde in Ober-Schlesien die Leiche einer Gutsbesitzerin, Namens Helena Hartmann, geöffnet, deren beide Nieren ganz versteinert waren, und an Härte und Festigkeit dem Alabaster glichen. — Im Jahre 1700 zeigte der Zergliederer Littre in der Pariser Akademie die gänzlich versteinerte Milz eines Mannes von 60 Jahren. Dieser hatte durch einen Unglücksfall plötzlich sein Leben verloren, war jedoch früher stets gesund und fröhlich gewesen, ohne jemals über eine körperliche Beschwerde zu klagen, so daß es ihm so wenig als Andern einfiel, daß er ein so sonderbares anatomisches Kabinets-Stück in sich trage. Uebrigens ließ sich dagegen nichts einwenden, daß dieser Körper wirklich eine in Stein verwandelte Milz sey, indem jener mit allen natürlichen Gefäßen und Bändern versehen war, welche mit diesem Eingeweide verbunden sind. Sterwil.

Die Empfindsame.

Die Gnädige.
Ach Gott, Marie, was machst du da?
Das Stubenmädchen.
Hinaus jag' ich die Fliegen.
Die Gnädige.
Du Eisenherz! es regnet ja;
Sie werden Krämpfe kriegen! F. v. W.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

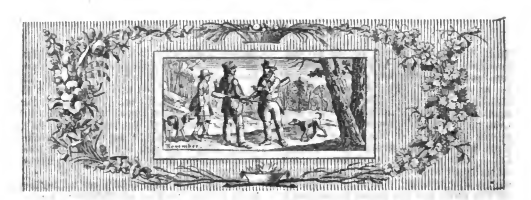
Petersburg. (Schluß.) Der 22ste Juli, als der Namenstag der Kaiserin Mutter, wird gewöhnlich auf dem

Lustschlosse Peterhoff, durch eine öffentliche Maskerade und prachtvolle Illumination der weitläuftigen Gärten gefeiert. Der Hof begiebt sich dann schon einige Tage vor dem Feste dahin, und verbleibt nach demselben auch noch einige Tage daselbst. Dieser Tag ist für die Bewohner von Petersburg stets ein Festtag, und nur die wichtigsten Umstände können Einen verhindern, denselben dort bei zu wohnen. In diesem Jahre feierte jedoch unser vielgeliebter Kaiser den Namenstag seiner verehrten Mutter auf eine neue und nicht minder glänzende Art auf seinem Lieblings-Aufenthalte Zarskoe-Selo. Schon am frühen Morgen fuhr der Kaiser nach dem von jenem Orte nur 4 Werste entfernten Lustschloß der Kaiserin, Pawlowsk, um ihr seine Glückwünsche ab zu statten; von da kamen Ihro Majestäten nach Zarskoe-Selo zum Gottesdienste, nach dessen Beendigung sich dieselben wieder nach Pawlowsk zur Mittags-Tafel verfügten. Nach aufgehobener Tafel brachte der Kaiser die Kaiserinnen wieder nach Zarskoe-Selo, woselbst Ihro Majestäten in dem sogenannten Alexandrowschen Palais, welches der Kaiser ehemals als Großfürst im Sommer bewohnt hatte, abtraten, und dann einem französischen Schauspiel und Ballet in dem, in chinesischem Geschmack verzierten Theater beiwohnten. Unterdessen wurde der ganze angrenzende Garten mit 110,000 Glas-Lampen aufs geschmackvollste erleuchtet, welche Illumination die kaiserliche Familie nach dem Schauspiel in Augenschein nahmen und dann in's Palais zurück kehrten, woselbst eine Tafel von 200 Gedecken bereitet war und verschiedene Musik sich hören ließ. Das Fest dauerte bis 2 Uhr nach Mitternacht, worauf die Kaiserin Mutter wieder nach Pawlowsk zurück kehrte. Da seit dem Ableben der Kaiserin Catharina in Zarskoe-Selo kein öffentliches Fest gewesen war, so lockte die Neuheit eine so große Menge Menschen nach dem Lustschloß hinaus, daß Petersburg wie ausgestorben war. Der schönste Tag und Abend begünstigte es überdem, was in diesem Jahr eine Seltenheit war. Zarskoe-Selo besitzt in einem besonderen Gebäude, von den Zeiten der verstorbenen Kaiserin her, ein ziemlich großes und inwendig in chinesischem Geschmack verziertes Theater, welches seit 27 Jahren nicht gebraucht war. Da es, troz der 27 Jahre, seine stete angewiesene Aufsicht und Bedienung hat, so war es inwendig in dem besten Zustande. Es faßt mit den Logen gegen 600 Personen, welche besondere Einlaß-Billets erhielten. Bewunderungswürdig ist die Austäfelung der kaiserlichen und der beiden Seiten-Logen; sie sind mit schwarz lackirten Tafeln ausgelegt, auf welchen die darauf abgebildeten chinesischen Figuren mit vielem Fleiß vertieft eingeschnitten sind, und man kann sie nicht ansehen, ohne dabei die Genauigkeit und die Feinheit der Arbeit, wie auch die Geduld des Künstlers zu bewundern. — Zarskoe-Selo, der Lieblings-Aufenthalt des Kaisers im Sommer, verschönert sich alljährlich. Von dem vor etwa einem Jahr statt gehabten Brande des Schlosses ist nicht die geringste Spur vorhanden, Alles ist bereits wieder aufgebaut, und die äußere Ansicht und Verzierung desselben aufs genaueste wie sie war. Die eigenen Zimmer des Kaisers, die gänzlich ein Raub der Flammen wurden, sind auch genau wieder hergestellt: dieselben Tapeten, Möbeln, Alles ist an seinem alten Platz, so daß der Kaiser wieder in seinem Kabinet an seiner gewohnten Stelle arbeitet. Auch die Schloß-Kirche ist äußerlich ebenfalls im ehemaligen Zustande; da aber die inwendige Einrichtung mehr Arbeit erfordert, besonders die Gemälde, so wird noch kein Gottesdienst darin gehalten. Der ehemalige Thiergarten, ein mehrere Werste in's Gevierte mit einer Mauer eingefaßter Platz, wo zu Catharinens Zeiten wirklich Rehe u. s. w. gejagt wurden, wird jetzt in einen prächtigen offenen Park verwandelt, der Zarskoe-Selo sehr verschönert. Alle diese Umstände machen diesen Lustort sehr besucht, und die zahlreichen Einwohner desselben haben im Sommer von der Miethe ihrer Häuser einen ansehnlichen Erwerb, weil Jedermann daselbst wohnen will. Außer einigen Lama's, die dort sind, und recht gut fortkommen und sich vermehren, locken auch zwei große Schildkröten, die sich in einem ansehnlichen Teiche befinden, viele Neugierige. Eine sehr große Land-Schildkröte, die ihren Wärter ganz bequem trug, ist gestorben, nachdem sie mehrere Jahre hier gelebt hat. Auf dem See in Zarskoe-Selo schwimmt im Sommer das kleine elegante Schiff, in welchem die Großfürstin Catharina, nachherige Königin von Würtemberg, als Gemahlin des Prinzen von Oldenburg, bei dem Eindringen der Franzosen in Rußland, die Reise von Twer bis Petersburg machte. Damals in gesegneten Leibes-Umständen, konnte sie eine Reise zu Lande nicht aushalten; auf Befehl des Kaisers ward daher dies Schiff erbaut und mit aller möglichen Bequemlichkeit eingerichtet. Es sind darin ein Paar kleine Kabinette, ein Zimmer, worin sechs bis acht Personen seyn können, mit einem Kamin, Spiegel, Divan u. s. w., Alles mit Sammet und Seide ausgeschlagen; das Verdeck oben ist mit einer Gallerie und Bänken versehen. Es führt kleine messingene Kanonen und ist zweimastig. Die Großfürstin machte darin die Reise ganz bequem auf den Kanälen, während das Gefolge in Wagen längs dem Ufer nachfolgte. Es verfehlt selten ein Fremder, der nach Zarskoe-Selo kömmt, dies kleine niedliche Fahrzeug zu sehen. Zu den neueren Merkwürdigkeiten daselbst gehört auch die evangelisch-lutherische Kirche. Da die Zöglinge des kaiserlichen Lyceums größten Theils Lutheraner sind, so genehmigte der Kaiser vor einigen Jahren den Bau einer besondern deutschen Kirche in Zarskoe-Selo; sie hat einen eigenen Prediger, der zugleich Religions-Lehrer des Lyceums und der Pensions-Anstalt desselben ist, und gehört, wegen ihrer Architektur, zu den Zierden Zarskoe-Selo's. Der Kaiser gab den Platz und 15,000 Rubel dazu, die übrigen Kosten wurden durch Collekten bestritten, wozu, merkwürdig genug, auch ein Jude 5 Rubel beitrug, mit dem Zusatz: „es sey ja ein Gotteshaus!" — Im Anfange des August-Monats ist die Stadt Friedrichshamm, im russischen Finnland, durch einen Brand fast gänzlich in Asche gelegt worden. Da Alles von Holz gebaut war, so sind nur wenig Häuser stehen geblieben. v. B g.

Das Etablissement der ostindischen Handels-Compagnie, welches vor 200 Jahren mit einem Fond von etwa 72,000 Pfund Sterling, zu Aktien von 50 Pfund, seine ersten Operationen begann, besteht jetzt aus Folgendem: Der Handels-Fond der Compagnie an Schiffen, Waaren-Niederlagen u. s. w. wird auf 21 Millionen Pf. Sterling geschätzt. Die Land-Besitzungen in Ostindien bestehen in 380,000 englischen Quadrat-Meilen, die Bevölkerung dieser Besitzungen aus 80 Millionen (?), von denen die Compagnie jährlich 17 Millionen Pf. Sterling bezieht. Die Militair-Macht daselbst ist 150,000 Mann, wovon 118 Bataillone Infanterie und 16 Regimenter Cavallerie Eingeborene, und 5 Regimenter Infanterie mit 6 Bataillonen Artillerie europäische Truppen sind. Außer dem Militair-Etat unterhält die Compagnie in Indien ein Civil-Etablissement, Gouverneurs, Richter, Gesandte bei den indischen Höfen und eine zahllose Menge verschiedener Beamteten. Ueber das Etablissement haben die unmittelbare Leitung 24 Londoner Handlungshäuser, die jedoch unter einem besonderen Minister-Rathe und dem Parlament stehen, von welchem die Compagnie ihr Privilegium empfangen. (Morn. Chron.)

Nachdem es Lebens-, Feuer-, Hagel-, Schiffbruch- und selbst Pferde-Versicherungs-Anstalten gegeben, hat ein Menschenfreund in Bordeaux, Namens Deslix, auch einen Versicherungs-Verein gegen Gerichts-Kosten aller Art vorgeschlagen, jedoch unter der Gewähr: daß Niemand der Theilnehmer einen Prozeß beginnen darf, als unter Garantie dreier Advokaten; sonst könnte ein einziger Prozeß-Freund in einem Jahr den Fond des ganzen Vereins verbrauchen. Nur für friedliche und prozeß-feindliche Subjekte ist daher dieser Verein. (Journ. d. Par.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 5. November. 177stes Blatt.

Die Equipage.

„Liebes Männchen!“ sagte die Hofräthin R... zu ihrem Gemahl — der einige Zeit nachdenkend neben ihr auf dem Sopha gesessen hatte — „rathe einmal, was zu unserem Vergnügen und Glück noch fehlt?“ und dabei erfaßte sie zärtlich seine Hand und rückte ihm zutraulich näher. Wie aus einem Traume erwachend, sah R..., verstimmt durch die sonderbare Frage, sie an und suchte sich ihren zärtlichen Annäherungen zu entwinden; endlich sagte er: „Was zu meinem Glücke fehlt, Antonie! das vermisse ich schmerzlich — doch was fehlt Dir noch?“ — „Ach!“ entgegnete die junge flatterhafte Frau, „Du bist immer so düster; nimm das Leben von der lichten Seite und laß die dunkle den Hypochondristen. Auf leichten Fittigen laß uns dahin schweben und die Kelche der Blüthen berauben, wo sie sich uns bieten. An Deiner Seite, wenn Du so bist wie jetzt, wird mir immer so unheimlich — das Leben erstarrt bei Deinem Ernst; Du hast Dich sehr geändert, Rudolph! Vielleicht aber weiß ich ein Mittel, das hilft! — Schaffe Equipage an! — Im leichten Phaeton dahin schwebend, entschwinden die Grillen, die unten im Staube Dich mit Harpyenwuth necken. Und denke das Angenehme: zu jeder Stunde hinaus zu können, ohne erst ängstlich den Anzug nach dem Wetter wählen zu müssen; stolz an den Fußwanderern vorüber zu rollen und ohne Ermüdung an Ort und Stelle zu kommen — was hältst Du von diesem Vorschlag, und wenn ich ihn nun zur sanften liebreichen Bitte machte? Meine verdoppelte Liebe sollte Dir lohnen — übrigens glaube ich auch, können wir die Ausgaben dafür bestreiten.

Da stand der Hofrath, dem die Schuppen im heiligen Ehestande längst von den Augen gefallen waren, auf, trat vor sie hin und sagte entscheidend: „Antonie, Du übertreibst! Dein einziger Wunsch war erst meine ewige unwandelbare Liebe; Du hast sie noch wie am Tage der Verlobung! Doch bald genügte sie Dir nicht, grillenhaft erprobtest Du sie oft und verscheuchtest den stillen Gott unseres häuslichen Glücks. Ich brachte Dir manches Opfer, das zur Zeit des Krieges mir um so empfindlicheren Verlust zuzog, als es mich in Verhältnisse brachte, die mein Vermögen angriffen — darunter meine ich hauptsächlich den Kauf des Hauses — jetzt verlangst Du Equipage! Mein Vermögen ist geschmolzen, Schulden machen werde ich nie, dies sey versichert, und die Unterhaltung einer kostbaren Equipage, wie Du sie verlangst, verbunden mit dem übrigen vergrößerten Hauswesen, übersteigt meine Kräfte. In den nächsten Jahren ist nicht daran zu denken, ich muß mich erst von meinem Verluste erholen; laß daher die Sehnsucht schwinden und begnüge Dich unterdeß mit einer Miethkutsche.“ — „Du bist lieblos, abscheulich!“ sagte die Hofräthin, erbittert von dem Schluß der Gardinen-Predigt, und ging hinweg, den mißmuthigen Gemahl unbesänftigt zurück lassend, der, tief gekränkt, sich entfernte, in Geschäften Zerstreuung zu suchen. — Voll Aerger warf sich die Räthin in die Kissen des Sopha in ihrem Zimmer und weinte.

Dieser Starrsinn war ihr noch neu. Er war sonst so bereitwillig gewesen, ihre Wünsche zu erfüllen; seit vergangenem Winter nur hatte er einen Ernst gezeigt, der ihr auffiel: laut beklagte sie ihr Schicksal und schmollte. —. Nach einer Stunde ließ ihr der Hofrath sagen: wenn sie einen Spaziergang mit ihm machen wolle, würde es ihm lieb seyn, sie möge sich ankleiden, in einer Stunde werde er sie abholen. — „Sag', ich könnte nicht, ich hätte Kopfschmerzen!" antwortete sie. — „Auch gut!" sagte der Hofrath ganz ruhig, als der Diener wieder fort und er allein war; „sie mag sich selbst bestrafen!" — Er nahm Hut und Stock und ging allein, fand bald mehrere Freunde und Bekannte und vergessen ward der häusliche Wespenstich; erheitert kehrte er mit dem Gedanken, daß auch sie Alles vergessen habe, zurück. — Doch seine Ruhe, seine Heiterkeit verdroß sie; sie blieb ihm den Kuß schuldig, den sie sonst bei der Rückkehr ihm gab, antwortete auf seine Fragen kurz und zeigte die Beleidigte. — Da erwachte sein männlicher Stolz; er sah für den Augenblick ein ganz gewöhnliches Weib in ihr, die nur nehmen, nie wieder zurück geben will, und die eigensinnig wie ein Kind Bestrafung verdient hat. Mit Würde wies er sie in die Schranken zurück und sprach ein nachdrückliches Wort über die Folgen, die ein solches liebloses Betragen herbei ziehen müßte; tief beleidigt verließ er dann die Weinende.

Antonie war außer sich; sie glaubte, er würde in ihre Arme sinken und ihrem Schmollen den Wunsch gewähren, den er ihren Bitten abgeschlagen hatte; nun sah sie das anders — sie bejammerte ihr Schicksal und wünschte sich den Tod, ohne ihr Unrecht ein zu sehen und durch zärtliche Worte die Sache wieder gut zu machen. Die Scene hatte sie angegriffen, sie fühlte sich nun wirklich nicht wohl und mußte sich wieder legen.

Der Hofrath sah sein Lebensglück in Gefahr; was sollte er thun? Nachgeben? und das Spiel der Verschwendung, wozu seine Einnahme nicht ergiebig genug war, wagen? Was blieben ihm als Mann noch für Rechte und welchem Abgrunde konnte er sich durch den Leichtsinn seiner Frau nahen? Wie viel Leid aber erwartete ihn, wenn er im Beharren der Versagung blieb und Antonie nicht Vernunft genug besaß, ihre Leidenschaften zu zügeln, vielmehr ihm ihre Liebe entzog? Ach, der Himmel, den er sich sonst geträumt, war verschwunden, ein alltägliches Leben lag vor ihm.

(Der Schluß folgt.)

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Der Mädelstein.

So heißt eine kahle Höhe nordwestlich von der Wartburg, ihr ganz nahe. In alter Zeit stand ein Nonnen-Kloster darauf, und der Sage nach entführte eines Tages ein Mönch eine geliebte Nonne aus demselben, aber zu einer harten Metamorphose; denn als er die Geliebte gleich am Kloster inbrünstig in die Arme schloß, wurden Beide in Stein verwandelt. Das Kloster ist verschwunden, aber die versteinten Liebenden sind stehen geblieben. Es sind zwei Felsstücke, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit Menschen-Gestalten haben. Wieland hat diese alte Klostersage in seiner Erzählung: „Der Mönch und die Nonne" dichterisch bearbeitet.

Ich war kaum einige Schritte aus der Wartburg hervor getreten, um hinab zum Mädelsteine zu gehen, als ich plötzlich meinen gestrigen schwermüthigen Gefährten erblickte. Er stand seitwärts still und sah vor sich nieder, wie in sich versenkt. Mich durchfuhr ein kleiner Schreck bei seinem Anblick. „Mein Gott!" rief ich aus, „sehe ich Sie hier wieder?" — Er antwortete ganz kalt: „Ja!" — Ohne eigentlich nach seiner Gesellschaft zu verlangen, fragte ich ihn: ob er mit zum Mädelsteine kommen wolle? Er blickte zu demselben hin und sprach: „Er ist in der Ferne der Sage ähnlicher; ich kann jedoch mitgehen." — Wir gingen wieder ein Weilchen stumm. Ohne zu bedenken, ob ich etwas ihm Angemessenes sagen würde, begann ich: „Es war doch eine schöne Zeit, als Luther auch hier von der Wartburg Licht verbreitete." — „Wie so?" fragte er. — „Da begannen Viele, wie es der inneren Natur des Menschen entspricht, sich zu besserer Erkenntniß zu erheben. Wie freudig fühlte sich der menschliche Geist, als er die Fesseln der Unwissenheit und des Irrthums abwarf, und die Wahrheit, als eine Tochter des Himmels, ihn zur Entwickelung seiner göttlichen Kräfte befreite! Es ist eine Zeit voll höheren Lebens, in welcher dies geschieht; die neue, frische Empfindung ist die lebendigste. Man fühlte den Himmel auf die Erde herab gesenkt und das Göttliche mit dem Menschlichen innigst vereint." — Mein Begleiter schwieg; ich fuhr fort: „Welch ein lebendiger Gottesglauben erfüllte da die menschliche Seele! Ein Glaube, tausendmal gewisser und kräftiger, als ein dürftiger, schwankender Glaube, durch kaltes, mühsames Vernünfteln erbettelt und unterstützt! Die menschliche Seele gewann ihre eigentliche Natur wieder; sie fühlte sich, als ein Kind Gottes, Gott verwandt, Gott immer nahe, Gottes Wirkung, wie in der Natur draußen, in sich selbst erfahrend; in der Wahrheit ein himmlisches Licht, in der Liebe des Guten und in herzlicher Menschenliebe himmlischen Sinn erkennend, und in irrdischen Uebeln und Leiden nur Gottes weise und liebevolle Erziehung zu höherem, seligerem Leben verehrend und benutzend. Wo Alles dieses frisch und innig erkannt und empfunden wird, da, dünkt mich, ist göttliches Men-

schenleben; und ein solches wurde durch Luther, den es selbst ganz beseelte, geweckt und gestärkt.“ — Mein Begleiter beharrte in seinem Stillschweigen. „Ach!“ rief ich aus, „ich habe an das, was ich gesagt habe, nicht vorher gedacht. Sie, Ihre Stummheit, Ihre anscheinende Gefühllosigkeit haben es in mir aufgeregt und aus mir hervor gelockt. Mein Herz kann Sie so nicht ruhig dulden; verurtheilen Sie mich, wenn Sie wollen! aber ich meine es gut. Was brauche ich zu Ihnen zu reden? Sie haben gewiß viel mehr Erfahrung als ich, aber gewiß nicht ein argloseres Herz.“ — Mein Begleiter sah mich mit etwas entdüstertem Gesicht an, schwieg jedoch. „Wenn auf Erden für Sie kein Trost ist“ — sprach ich weiter, in einer Gemüthsbewegung, wie ich sie bisher nicht erfuhr — „so holen Sie Trost vom Himmel! Sonst ist für Sie keiner vorhanden.“ — Nun endlich sprach mein Gefährte, aber nur die Worte: „Sie können Recht haben; ich verkenne Ihre gute Meinung nicht. Die Wartburg mit ihren alten Erinnerungen hat Sie begeistert; Sie sprechen nicht als ein Student, sondern fast als ein Prophet.“

Wir kamen zum Mädelstein. „Sehen Sie!“ sprach mein Begleiter, „die menschenähnliche Gestalt ist verschwunden; Mönch und Nonne sind ganz ungestalte Felsstücke geworden. So ist's mit Manchem, was in der Ferne sich gut ausnahm; in der Nähe besehen, wird es ungestalt und häßlich, Menschen, Glück, Ehre, Freude: ich habe das oft erfahren.“ — „Ja, aber sind daran nicht insonders unsere Vorstellungen, unsere vorgefaßten Meinungen schuld?“ — „Für unser Befinden läuft es auf eins hinaus, ob Andere, oder wir selbst uns betrügen.“ — Wir standen, mein Gefährte an den Mönch und ich an die Nonne gelehnt. „O!“ rief ich aus, „noch lange werden diese Steine eine alte Sage erhalten. Aber wie lange wird's dauern, so bleibt von unserem Erdenleben mit allen seinen Freuden und Leiden nicht einmal eine Sage mehr übrig; und wir sollten auf dieses flüchtige Ding ein so großes Gewicht legen? Es ist keines Trübsinns, keiner Verzweiflung werth. Aufwärts! aufwärts mit unserem besseren Theile!“ — „Sie möchten mich nicht bloß als einen Unglücklichen trösten“ — erwiederte mein Begleiter — „sondern auch als einen Ungläubigen bekehren. Eine eigene Erscheinung sind Sie mir gewesen. Suchen Sie für sich in der Folge einen kleineren Wirkungskreis! Ihre Zufriedenheit wird darin weniger Gefahr laufen. Und nun geht mein Weg dort hinauf nach Hessen. Leben Sie wohl!“

Der Unbekannte reichte mir seine Hand, und ließ mich, ohne alle Auskunft über seine Person und Geschichte, am Mädelsteine zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Becher der Weissagung.

Es gab bei den Völkern des Alterthums verschiedene Arten, aus Bechern zu weissagen. Auch in der Bibel (1. Mose 44, 5.) wird eines solchen Bechers erwähnt. Es geschah in Egypten aus den Figuren, welche vermittelst der in dem klaren Wasser, womit ein solcher Becher angefüllt war, aufgefangenen Lichtstrahlen zum Vorschein kamen. Die Perser sollen Urheber dieser Wahrsagerei und die Art derselben folgende gewesen seyn: Man warf kleine Stückchen Gold oder Silberblech in den mit Waßer gefüllten Becher hinein; unter sie mischte man kostbare Steine, auf welche bestimmte Charaktere eingegraben waren. Hierauf sprachen die Personen, welche diese Art von Orakel befragten, gewisse Beschwörungs-Formeln aus und riefen den Teufel an, der ihnen, wie man vermeinte, auf mancherlei Weise Antwort ertheilte. Zuweilen geschah es durch eine vernehmliche Stimme, oft durch die Zusammenfügung der auf den Edelsteinen befindlichen, auf der Oberfläche des Wassers sichtbaren Zeichen; zuweilen zeigte er auch das Bild der Personen, über welche man auf diese Art etwas erfahren wollte. Oder man warf in ein Gefäß mit Wasser geschmolzenes Wachs, das sich von selbst gestaltete und auf die vorgelegten Fragen Antworten bildete. — Auch in neueren Zeiten ist das Wahrsagen aus Bechern in Egypten noch gewöhnlich gewesen. Als ein Reisender sich mit seinen Gefährten zu Derri, dem entlegensten Theile in Egypten, oder vielmehr in Nubien, befand, wo sie sich aus einer gefährlichen Lage nur durch große Geistesgegenwart retten konnten, sandten sie Einen aus ihrem Gefolge an einen boshaften und mächtigen Araber, um ihm Drohungen sagen zu lassen. Dieser aber antwortete: „Ich weiß, was Ihr seyd. Ich habe meinen Becher gefragt und in demselben gefunden, daß Ihr zu dem Volke gehört, von welchem einer unserer Propheten gesagt: es werden unter allerlei Vorwande Franken kommen, um das Land auszukundschaften, hierauf eine große Menge ihrer Landsleute mit sich bringen, das Land erobern und alles Volk ausrotten.“ — Becher, die Geheimnisse offenbarten, giebt die morgenländische Sage mehreren Männern, die mit ausgezeichneter Weisheit Staaten regierten. So sollen Salomo und Alexander solche Becher besessen haben. Besonders aber spricht diese Sage, die sich in undenklichen Zeiten verliert, von einem Becher, der nach und nach durch die Hände mehrerer persischen Regenten gegangen sey und dem die außerordentliche Eigenschaft beigewohnt habe, die ganze Welt, mit Allem, was auf derselben vorgehe, in seinem Inneren dar zu stellen. Er wird Dschami Dschemschid, d. i. der Becher Dschemschids, eines der ältesten Könige Persiens, genannt, und soll mit dem Trank der Unsterblichkeit gefun-

den worden seyn, als man grub, um die Grundsteine von Persepolis zu legen. Die persischen Dichtungen sind voll von diesem Becher, welcher von seiner Eigenschaft auch den Namen Dschami Dschehon führte, d. i. der die ganze Welt zeigende Becher, und sie schreiben ihm das große Glück ihrer Monarchen zu, weil er denselben die Kenntniß aller Ereignisse der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft verschaffte. Fauth.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Da komme ich von Berlin, hörte dort manchen Schauspieler und gewöhnlichen Schauspiel-Dichter auf die Kritik — nicht bloß auf die Kritiker erbärmlicher Art — schmälern, und meinte: hier, im sogenannten Elb-Athen, hätten namentlich die Schauspieler ihr gelobtes Land — fehl geschlossen! Man ist selbst — das Unglaublichste sey ausgesprochen! — mit Böttiger nicht zufrieden, der doch gewiß, wie man bei uns zu sagen pflegt, keinem Fasse den Boden ausstößt. Dieser ohnfehlbar tüchtige und elegante Vielwisser soll sich von allem Aerger so — ermuthigt fühlen, daß er erklärt hat: er wolle in — ich weiß nicht wie vieler Zeit — gar keine Theater-Rezensionen schreiben. Ihr armen Schauspieler von Dresden, wer wird euch nun noch loben?!*) Gebt ja dem alten Herrn sobald als möglich gute Worte: er thut es schon wieder — denn er hat's recht gern gethan, und den Herren und Damen noch immer so viel Gutes in der „Abendzeitung“ gesagt, daß sie ihn eigentlich bloß um etwas mehr Tadel bitten sollten, damit er besser wirke. — Im Theater sah ich nichts Neues für mich, als Rossini's „Donna del Lago“ (Fräulein am See); „das klinget so herrlich, das klinget so schön!“ — und es mögen Reminiscenzen und widerwärtige Flüchtigkeiten vorkommen — was ich Alles nicht allein eingestehe, sondern selbst behaupte — dennoch ist ein Zauber darin, der nicht von uns abläßt: wir müssen ihm angehören. Da giebt's recht einfache Melodieen und treffliche Barden-Chöre, eine zuweilen ausdrucksvolle Instrumentirung und noch manches Rühmliche — freilich auch wieder Rossinische Manier; aber du lieber Himmel, wie soll ein so fruchtbarer Componist nicht an seinen Kindern zeigen, daß sie Familien-Aehnlichkeit haben! Das passirt sogar solchen Componisten, die alle drei Jahre höchstens eine Oper schreiben, und Rossini schreibt deren alljährig sechs, wenn er will. Gefällt davon auch nur eine mit Recht, so denke ich, daß ich immer noch im Vortheil bin, und danke Gott für Alles, besonders in einer Kunst, wo ich den reinsten geistigen Maaßstab nicht anlegen, ihr vielmehr selbst in ihrer Höhe immer nur ein sinnliches Interesse zugestehen kann. — Auch Demois. Canzi, von Wien, eine Schülerin Salieri's, habe ich singen hören; sie hat gute Schule und viel Ausdruck, und kann einmal ungemein brav werden. — Der Kapellmeister Karl Maria v. Weber hat einen vortheilhaften Ruf nach Kassel abgelehnt, dafür aber hier eine Erhöhung seines Gehalts gewonnen. Wir gönnen es dem geistvollen und thätigen Manne, wünschten aber zugleich, daß für die deutsche Oper in Dresden mehr gethan würde, sonst gleicht Weber hier doch einem guten Feldherrn ohne Soldaten. Der König von Sachsen, jede Zurücksetzung eines Dieners mit wohlwollendem Sinne vermeidend, hat übrigens bei dieser Gelegenheit auch dem Kapellmeister der italienischen Oper, Herrn Morlacchi, eine gleiche Zulage ertheilt. — Von literarischen Novitäten fiel mir hier zuerst die „Penelope“, Taschenbuch für das Jahr 1822, herausgegeben von Theodor Hell, in die Hände, und ich habe mir ein Paar vergnügte Stündlein damit gemacht. Von allen Jahrgängen dieses Taschenbuchs scheint mir dieser der reichhaltigste zu seyn, denn die Beiträge sind gewählter als jemals; ich meine demnach, der Herr Verleger (Hinrichs in Leipzig) wird es empfinden, daß der Herausgeber seine Sorgfalt vermehrte und auch neben der unterhaltenden „Abendzeitung“ noch Interessantes zu bringen weiß. — Zum ersten Mal las ich auch die „Gedichte von Friedrich Kuhn“ (einem hier mit Recht sehr geachteten Staatsbürger), obwohl sie schon im vorigen Jahre (bei Göschen in Leipzig) erschienen sind. Sie zeichnen sich meistens durch Ernst und Gediegenheit sehr aus und verdienen, daß man sie nicht vergesse mit der Fluth von Versen, die alljährlich den literarischen Markt unter Wasser setzen. Ich kann es nicht unterlassen, hier einige Strophen aus einem Gedicht auf das Reformationsfest aus zu heben, weil so eben, durch Aufstellung der Bildsäule Luthers, eine Nachfeier veranstaltet wird. Möchten doch Viele, die sich duckmäuserig oder phlegmatisch in die neuen Jesuiten-Joche beugen, mit Friedrich Kuhn sich folgender Selbstprüfung unterwerfen:

„Du Licht, das in dem Mantel klar
Die Menschen nimmt und Zeiten gar,
Und anschau'st mit der Augen Schein,
Die waren, sind und werden seyn,
Und ihres Wandels Thun verstehst,
Wenn du so still vorüber geh'st;

O sprich, ob du auch g'rad und recht,
So findest jetzo das Geschlecht;
Ob sie auch kräftig, klar und rein,
Sich jetzt an Seinem Feste freu'n,
Und an dem Manne sonder Trug,
Auch halten ohne Schein und Lug?

Ob auch der Mund, der so ihn preißt,
Den Gottesmann, den Heldengeist,
Auch konnte vor der Fürsten Thron
Ausrufen mit des Glaubens Ton:
„Hier steh' ich, kann nicht anders mehr,
Gott helfe mir und seiner Lehr'!“

Wie Sternenschrift so steht es klar
Geschrieben, wie der Luther war,
Doch wie die Zeit, die jetzo schwinnt,
Wie jetzt die Menschlein noch gesinnt,
Deß ist viel Zweifels noch zur Frist,
Weil noch viel Scheins auf Erden ist.“

Gewisse Ereignisse in Würzburg u. s. w. haben auch hier zwischen den vier Mauern viel Redens verursacht; indessen zur Oeffentlichkeit kann es, um allerlei Verhältnisse willen, nicht viel kommen, obwohl „die neue Wundersucht“ von Ammon (in der trefflichen Arnoldischen Buchhandlung erschienen) deutlich merken läßt, daß man hier nicht auf lauter Kinder des Standes trifft. Dies mehr noch zu beweisen, theile ich Ihnen zwei Verslein mit, die in einem kleinen Kreise auf ein Exemplar von des Herrn Adam Joseph Onymus absonderlichem Büchlein: „Meine Ansichten über die wunderbaren Heilungen, welche der Fürst Alexander von Hohenlohe vollbracht hat“ (gedruckt in Würzburg') geschrieben wurden:

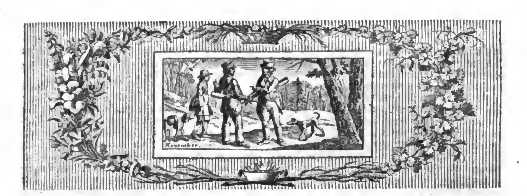
1. Wie macht ein solcher Mann uns den Verdruß,
Die Wunderpossen gläubig aus zu kramen!?
Du, Onymus, bringst dich um deinen Namen,
Du wirst den Stiftern zum Anonymus!

2. Führt wider sein Broschürlein nicht Beschwerden,
Was kümmert ihn Vernunft — er will ja Domherr werden!

Uebrigens wird Jeder, der das Schriftchen liest, gestehen: daß eine wunderbare Heilung dazu gehören würde, den Herrn Verfasser klaren Sinnes zu machen. — Als Nachschrift will ich Ihnen noch sagen, daß ich das Glück habe, die allerliebsten Verse des Hrn. G. A. v Maltitz in Ihrer Zeitschrift („Bemerker“ Nr. 18 unter dem Titel: „Der Fremde in Dresden“) nicht ganz wahr zu finden — aber freilich haben wir noch nicht schlecht Wetter, vielmehr unsern Sommer diesmal im Herbst. Gott befohlen! — r.

*) Nun, nun, man übertreibe nicht! D. H.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 7. November. 178stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Sachsenburg.

Das Ziel meiner Reise, die Wartburg, war erreicht. Auf meinem Herwege, fast immer auf der großen Landstraße, mochte ich nicht zurück wandern. Ich beschloß, von der Wartburg das Land in nordöstlicher Richtung, mit Vermeidung der Städte Gotha und Erfurt, bis zur Sachsenburg zu durchgehen, von Dorf zu Dorf, über Berg und Thal, in der Hoffnung, etwas mehr Beschwerde durch manchen neuen Genuß der Natur und des Landlebens vergütet zu finden. Und meine Hoffnung betrog mich nicht.

Sachsenburg, ein Dorf mit einem Amte, hat eine malerische Lage. Die Wipper, oder Wipra (denn die Endung auf a herrscht in dieser Gegend bei den Eigennamen), aus dem Sondershausischen kommend, fließt mit einer Bogen-Krümmung an einem breitrunden Berg von nicht unbeträchtlicher Höhe hin. An den Ufern des Flusses liegt der größere Theil des Dorfes, Brücke und Steg verbinden die beiden Seiten desselben. Es fehlt nicht an schönen Bäumen, weder am Flusse, noch an und bei den Häusern und Höfen. Ein Streckchen hoch auf dem Berge liegt, über Baumwipfeln erscheinend, und selbst von Bäumen umgrünt, ein wohlgebautes Pfarrhaus; höher hinauf erheben sich Thurm und Kirche, und seitwärts, fast in gleicher Höhe, die Amtsgebäude, noch von einzelnen Bäumen beschattet; der Gipfel des Berges ist kahl und von den Trümmern der alten Sachsenburg bedeckt. — Ich stieg am Morgen nach meiner Ankunft den Berg bis zur Pfarrwohnung hinauf, und erlaubte mir, bei dem Inhaber derselben, einem Herrn Magister ....., ein zu sprechen. Das Pfarrhaus sah mit der Vorderseite gen Osten und mußte schon ein bedeutendes Landstück überschauen; es lag im Glanze der Morgensonne, wie mit einem Heiligenschein umgeben. Der Herr Magister empfing mich mit etwas Mißtrauen. Mein Glückwunsch über die poetische Lage seines Hauses schien ihn nicht an zu sprechen. Er ging mit bespornten Stiefeln, und ich fragte daher: ob er aus zu reiten gedächte: aber es war seine gewohnte Tracht. „Ich habe mich", sagte er, „als Feldprediger bei einem sächsischen Dragoner-Regiment, der ich war, daran gewöhnt. Die Sporen scheinen mir den Stiefeln als ein wesentliches Stück an zu gehören." — „Predigen Sie auch in Stiefeln und Sporen?" fragte ich. — „Nein!" erwiederte er; „aber ich reite damit zur Kirche hinauf, an der Kirchthür lasse ich die Sporen mir abschnallen." — Der Herr Magister schien ein Mann von einigen dreißig Jahren, und lebte unverheirathet, obgleich seine Stelle Einkünfte genug zu einem guten Familienleben hatte.

Ich erfreute mich der Ansicht, die man schon am Fenster des Pfarrhauses hat, und stieg dann mit dem Magister, dessen Laune sich etwas erheiterte, zur Kirche hinan. — „O!" rief ich aus, „predigen Sie doch im Frühjahr und Sommer an schönen Sonntagen öfter hier auf freiem Berge! Welch ein erhebender Anblick der Natur und des Landes umher! Ich selbst möchte

hier einmal eine Berg-Predigt halten." — Der Magister antwortete ganz kühl: „Wozu hätten wir dann die Kirche? Meine Gemeinde würde diese nicht zurück setzen lassen, und der Umsicht sind wir hier gewohnt." — „Sagen Sie, was Sie wollen!" sprach ich; „dieser Berg ist mehr, als ein Dragoner-Regiment, und Sie sind hier mehr, als in Ihrer vorigen Garnison. Dort hießen Sie Feld-Prediger; und waren es vielleicht nicht einmal, oder haben Sie auch im Felde gepredigt?" — „Nein!" — „Nun! hier sind Sie Berg-Prediger, und von den höchsten Behörden, von Gott und der Natur selbst aufgefordert, Geist und Herz der Menschen über gemeinen, niederen Sinn zu höherem himmlischen Seyn zu erheben." — „Das soll und kann man auch auf ebener Erde und ohne alle Aussicht." — „Freilich, aber ein so schöner und erhabener Schauplatz wie dieser erleichtert es; unser Herz wird durch ihn erweitert, unser Geist wie beschwingt!" — „Das Alles soll das heilige Wort und Gebet und Gesang in der Kirche bewirken." — „O, ich weiß nicht, ob Jesus selbst auf Bergen nicht inniger, schöner und erhabener betete, als in Synagogen. Er stieg oft auf Berge und verweilte dort gern mit besonderer Andacht."

Wir stiegen auf den Gipfel des Berges. Von der alten Sachsenburg waren nur noch Schutthaufen vorhanden. Welch eine Ansicht, als ich mich gen Morgen hinwandte! Ein großer fruchtbarer Landstrich Thüringens, von einer Bergreihe am Thale der Unstrut bis an die Höhen bei Jena und bis an den langgestreckten Ettersberg, lag vor mir da, mit einer Menge von Dörfern, mit alten Burgen, mit Städten, Landhäusern und Vorwerken. Rechts im Süden, gen Westen, verlängerte sich die Aussicht weithin bis an den Thüringer Wald, und links öffneten sich die Berge zur Einschau in die goldene Au, und zum Anblick eines Theils vom Unter-Harz. Unerschöpflich an Genuß scheint mir die Ansicht so großer und schöner Landschaften; und ich weiß nicht, ob der Sinn dafür, der nicht bloß Naturliebe, sondern auch Gefühl von Höherem, Göttlichem ist, sich je durch Gewohnheit abstumpfen kann. Etwas mag der Eindruck durch häufiges Schauen an Lebhaftigkeit verlieren; aber immer, dünkt mich, muß das Schöne, Große und Erhabene unser Inneres wieder erregen, durchdringen und erheben, wenigstens in Stunden, wo wir eines besser gestimmten und gesammelten Gemüthes sind. Mein Begleiter hörte den Ausdruck meines Entzückens wie mit vornehmer Gleichgültigkeit an, und fragte mich: ob ich nicht das Eine und Andere durch ein Fernrohr (er hatte eins mitgenommen) genauer betrachten wollte? Die Ansicht und der Eindruck des Ganzen war mir weit mehr werth, als die genauere Betrachtung des Einzelnen. Ich beschaute jedoch durch das Fernrohr die Trümmer der altgräflichen Burg Beichlingen, den mir lieben Ettersberg vor Weimar und die Fernen des Waldgebirges und Unter-Harzes.

„Wollen Sie nicht ein Paar Bonifacius-Pfennige mitnehmen?" fragte mich der Magister. — Ich wußte nicht, was er unter dieser Benennung verstand, und erhielt folgende Erklärung darüber: „Die Bonifacius-Pfennige sind, ich weiß selbst nicht recht was; vermuthlich sind es versteinerte Saamenkörner, die mit kleinen gemünzten Pfennig-Stücken Aehnlichkeit haben. Der gemeine Mann glaubt, daß der heilige Bonifacius, der Apostel der Thüringer, zu seiner Zeit diese kleine Münze hier verbreitet habe. Kommen Sie, wir werden bald genug welche finden!" — Wir fanden in der losen Erde eines der obersten Hügel gleich acht Stück von größerer und kleinerer Rundung. Zufälliger Weise hatte ich dergleichen einmal in einer Naturalien-Sammlung gesehen, und vernommen: daß es versteinerte Glieder vom Stiele der See-Lilie, eines polypenartigen See-Schalthieres der Vorwelt, wären. Ich hörte sie Entrochiten und Räder steine nennen. Statt mehr solcher Petrefakten zu suchen, verlor ich mich in Gedanken an das, was sie bezeugen. Nach ihrem Zeugnisse fluthete einst das Meer über der Höhe der Sachsenburg und über den Gipfeln aller umher liegenden Berge. Vielleicht ragte nicht einmal der Obertheil des Brockens als ein Inselchen aus dem hiesigen Meere der Vorwelt empor. Aber zu welcher Weltzeit war dieses Meer vorhanden? und bei welcher großen Catastrophe unserer Erde schwand es hinweg, auf Berggipfeln und in Thälern vormalige Seethiere und See-Erzeugnisse versteinert und mit vollkommenster Abbildung zurück lassend? Sonst dachte man immer an die Noahsche Sündfluth und wollte durch diese Alles erklären. Unsere Erde ist aber gewiß über alle mögliche Berechnung alt, und wer weiß, wie manche Hauptveränderung sie schon erlebte? Konnte vielleicht bei einer Veränderung der Erdpole, die durch naturgeschichtliche Entdeckungen sich erweisen läßt, das vormals hiesige Meer sich verlaufen und sein Seegrund als Land hervor tauchen? — Der Magister lud mich ein, mit ihm zu Mittag zu essen, und mit Dank erkenne ich seine Gastfreundschaft. Wir aßen in einer Stube an der vorderen Morgenseite, und ich bat deshalb um Erlaubniß, ein Fenster zu öffnen und mich demselben gegenüber zu setzen; so aß ich im Anblick einer schönen Landschaft. Eine so poetisch gelegene Pfarre sollte keinen andern als einen poetischen Pfarrer haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Equipage.

(Schluß.)

Antonie spielte die Gekränkte fort; ihre Unpäßlichkeit nahm zu, da sie die Zerstreuungen, die ihr Gatte

vorschlug, hartnäckig von sich abwies, und sie sich in ihrer gefährlichen Rolle zu gefallen schien. — Hörte sie eine Equipage auf der Straße rollen, so vermehrte sich alle Bitterkeit; sie konnte es ihm nicht vergeben, daß er mit so fester Entschiedung handelte und überdies — nach ihren Gedanken — es an dem Nothwendigsten ihr fehlen lasse.

So vergingen zwei Wochen; in einigen Tagen war ihr Geburtstag: der letzte Termin ihrer Hoffnung, wo sie vielleicht desto angenehmer überrascht wurde, da ihr Gatte an diesem Feste gewöhnlich ihre Wünsche erfüllte. — Geleitet von dieser Hoffnung, die bei ihr fast zur fixen Idee geworden, ward sie sanfter gegen ihn; das gute Einverständniß schien wieder hergestellt, und R.. war froh darüber, daß, wie er meinte, seine Gattin endlich das Unbillige ihrer Forderung eingesehen und ihren Wunsch aufgegeben habe. Der Zartfühlende schwieg nun ganz darüber, um die alte Wunde nicht wieder auf zu reißen, was aber nur um desto mehr ihre geheimen Hoffnungen nährte. Sie wollt' es in seinen frohen Blicken lesen, daß an dem Morgen ihres Festes eine schöne Equipage vor der Thür halten würde, um ihre Wünsche zu krönen und als Beweis seiner Liebe zu gelten; sie konnte den Tag kaum erwarten: so sehnsüchtig hatte sie ihm nie entgegen gesehen, obgleich sie immer noch das Bett hüthen und allem Anstrengenden entsagen mußte.

Die Sonne erhob sich prächtig in Osten, die ganze Natur schien ihr Fest mit zu feiern: tausend Geschöpfe begrüßten den jungen Tag und freuten sich der herrlichen Erde. — Da erwachte Antonie von einem garstigen Traum, fieberhaft schauerte sie zusammen; sie fühlte sich froh, daß die häßlichen Bilder entwichen waren und die muntere Scene der Wirklichkeit sie empfing. Sie gedachte ihres heutigen Festes; die Hoffnung flüsterte so lieblich und verwischte die übeln Eindrücke, welche der böse Traum ihr verursacht hatte. Im Wahne der gebesserten Gesundheits-Umstände schlüpfte sie, wie die Göttin der Liebe, in das leichteste Morgengewand und erwartete ihren Gatten, der jedes Mal am Morgen des Festes die Geschenke selbst brachte. — Da fuhr ein Wagen langsam heran und hielt vor ihrem Hause. „Ach, meine Ahnung!" rief sie jauchzend, und halb entblößt, ohne ein gegen die kühle Morgenluft schützendes Gewand, eilte sie schnell an das Fenster und blickte hinab. Himmel, welche Täuschung! Ein Leichenwagen, der unglücklicher Weise das rechte Haus verfehlt und, statt dem des Nachbars, das ihrige für das bezeichnete gehalten hatte, hielt unten. — Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie zurück; der beängstigende Traum, der vorher nur verworren sich ihr dargestellt hatte, zeigte sich nun in seiner schrecklichsten Bedeutung, Fieberfrost durchrieselte ihr Gebein, und ohnmächtig sank sie zusammen. — So, am kalten Boden, der Morgenluft durch das offene Fenster preis gegeben, lag sie lange; da endlich trat ihr Gatte ein, um ihr den Glückwunsch zu bringen und die Opfer nieder zu legen, die dieser festliche Tag erheischte — heftig erschrocken eilte er herbei und hob sie auf. — Nach vielen Versuchen gelang es, sie wieder zu sich zu bringen; mit scheuen Blicken zeigte sie nach dem Fenster. Der Hofrath ging hin und übersah sogleich die Ursache der schrecklichen Begebenheit. „Du hast es so gewollt!" sagte sie schmerzlich; „mein Wunsch soll mit mir zu Grabe getragen werden, doch Hohn hätte ich nicht erwartet!" — Er, von ihrem Glauben schwer verletzt, vermaß sich hoch und theuer, daß er keinen Theil an diesem entsetzlichen Mißverständniß habe; umsonst aber bot er Alles auf, sie zu erheitern; umsonst beschwor er den Himmel, sie zu erhalten; die Folgen des gehabten Schrecks und der Erkältung zeigten sich nur zu bald: das gefährlichste Fieber trat schnell ein, ihre Sinne wichen, der herbei geeilte Arzt sprach sehr bedenklich über ihren Zustand, und ehe noch der andere Morgen anbrach, war sie verschieden.

Weinend und heftig erschüttert stand der Hofrath an dem Sarge seiner Antonie — doch hatte er das Bewußtseyn, nicht Schuld zu haben an ihrem Tode, den ihre eitle Leidenschaftlichkeit ihr zugezogen hatte. — Die furchtbare Equipage kam nach einigen Tagen wieder, um sie nach der Wohnung des Friedens und der Ruhe zu fahren, wo jeder Wunsch verstummt und das Ziel errungen ist, nach welchem so Mancher seufzt.

Eduard Müller.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Zwei Dinge giebt's im Leben, die uns gewöhnlich verfolgen, wenn wir sie fliehen, und uns meistens fliehen, wenn wir sie verfolgen; sie heißen: **Ehre** und **Vergnügen**.

Nichts erfrischt mehr das Blut, als das Bewußtseyn, mit Bewußtseyn einer Thorheit entwichen zu seyn.

Die Liebe des Volkes und der Haß der Höflinge sind die beiden Elemente, aus denen das Lob des Staatsmannes besteht.

Die Guillotine ist ursprünglich eine persische Erfindung, wie Pater Labat in seinen Reisen erzählt; sie wurde schon in Italien zur Hinrichtung gebraucht und „Mannaya" genannt.

Hermann Bunzel.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Hr. Devrient, vom Theater zu Braunschweig, hat den „Sigismund" im „Leben ein Traum" als Gastrolle gespielt — ja, allerdings **gespielt**, denn statt der eigenen, freien Entwickelung, bemerkte man noch zu viel Eingelerntes. Die

Auffassung war aber richtig, und überhaupt zeigt der junge Mann, mit hübschen äußeren Mitteln begabt, viel Anlage zur höchsten Nutzbarkeit bei der Bühne. Eintönigkeit hat er jedoch noch viel mehr zu vermeiden und das „Eßlair'n" sich wieder ab zu gewöhnen. Wir wollen bei dieser Gelegenheit überhaupt den jungen Schauspielern sagen: daß sie von Eßlair zwar Manches lernen, ihn aber doch nicht eigentlich zum Muster nehmen können, da er bei weitem mehr durch Naturalismus und Empirismus wirkt, als durch ein tiefgegründetes Studium, worin die Schröder (die unter viele junge Schauspielerinnen ein „Schröder'n" gebracht hat) tiefer ist. Hr. Devrient hat übrigens an seinem Direktor, Hrn. Klingemann, einen guten Lehrmeister, wird ihm auch wohl schon Manches zu verdanken haben — mögt' er es ihm danken! Hr. Klingemann besitzt die Fähigkeiten, jene Anarchie der Ansichten, die fast an allen deutschen Theatern vorherrscht, bei der ihm untergeordneten Bühne zu beschwören und, statt auf Einzelne, auf Einheit zu sehen; wir wollen wünschen, daß er des Muthes und der Kraft viel, und der Galle wenig haben möchte, um ausdauern zu können. — „Aschenbrödel oder das Zauberläppchen", so heißt ein neues Ballet mit alten Sprüngen. Der Stoff ist ganz geeignet, um mit den Füßen ausgeführt zu werden; soll aber die Sache Hand und Fuß haben, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt, so muß die erstere etwas streichen. Einige Ballet-Grazien sind sehr reizend, die äußere Ausstattung überaus pompös — wir wissen, das ist schon hinlänglich für die Schaulustigen einer Residenz, um das Haus oft zu füllen; findet sich dazu einmal der gerechtere Theil des Publikums stark genug ein, so möge man wahrnehmen, daß auch Demoiß. Lenine vortreflich tanzt — freilich aber nicht so hübsch ist, wie Andere. — G —.

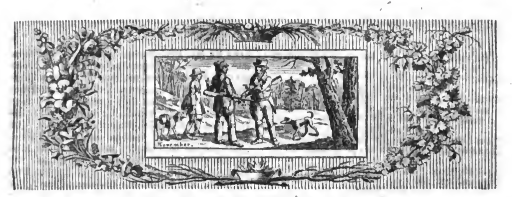
— Ich soll Ihnen über den „Stralower Fischzug", Volksstück von J. v. Voß, referiren? — „Führe uns nicht in Versuchung, sondern u. s. w.!" — Machen Sie das hübsch selbst ab, Herr Redakteur! und helfen Sie sich ganz kurz, indem Sie sagen: das ist kein Stück für die — „quibus vivere est cogitare" (denen leben erkennen heißt), um mit Cicero zu reden. Wissen Sie, was ich thäte an Ihrer Stelle? Sie sind die höchste Behörde bei dem „Gesellschafter" und als solche verböte ich es, über jene Posse in meiner Zeitschrift zu reden. Sie können sich mit großen Beispielen und noch größerem Respekt rechtfertigen. Ich, für mein Theil, thue nun, nachdem ich mich gegen Sie darüber erklärte, als hätten Sie ein solches Verbot ergehen lassen. — Ueber Hrn. Boucher, den Violin-Spieler, den ich nun vier Mal hörte, will ich mich aber aussprechen; — wie ich von dort plötzlich hieher komme? Nun, Hr. Boucher hat Genialität und giebt daneben dem Volke auch zuweilen ein Fest, wobei es etwas niedriger hergeht, als es in der Kunstwelt geschehen sollte. Ich möchte auf ihn die Verse anwenden:

„Preisen läßt sich und verdammen;
Denn hier finden wir beisammen
Meisterstrich und Firlefanz,
Schellenkapp' und Ehrenkranz,
Spröde Kält' und rasche Flammen;
Und die Musen, die hier dienen,
Zeigen nicht verschämte Mienen,
Denn als Jungfrau'n nicht, als Ammen,
Sind sie hülfreich hier erschienen."

Hr. Boucher bliebe ein Künstler vom ersten Range, wenn er nicht selbst zuweilen etwas wegwerfend mit seinem Talente umginge; aber freilich, thät er das nicht —?! — ja, er hat die Wahl zwischen dem vollen Kranze und der vollen Kasse, und es giebt wohl mehr Leute, die für letztere einige Blätter vom erstern herab fallen lassen. — In dem Conzert, worin ich Hrn. Boucher zuletzt hörte (es war zum Besten des „Friedrichstiftes") sangen ein Paar Zöglinge des Luisenstiftes, Schülerinnen von Demoiß. Schmalz, und machten ihrer Schule Ehre. Klangvolle Stimmen, aus denen bei solcher Leitung etwas Vorzügliches werden kann! — Die „Neue Berliner Monatsschrift" (Berlin, bei Christiani) wird künftig auch Theater-Kritiken liefern, und beginnt im zehnten Heft mit spitzen Briefen und interessanten dramatischen Notizen aus alter Zeit. Nun, Glück auf! Da ist Einer mehr, der mit uns conjugirt: Ich habe Verdruß, du hast Verdruß, er hat Verdruß! u. s. w.; denn wir entdecken nicht Viele, die an folgenden Worten Lessings Gefallen finden: „Ich weiß einem Künstler nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sey von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über Alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltener beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er ist nicht werth, daß wir ihn studiren; der wahre Künstler spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen freuet ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln." — Das ist nun schon so lange und so klar gesagt; aber wie oft wird es vergessen?! — r.

Literatur. Ein Hr. Graf von Wackerbarth hat in diesem Jahre fünf verschiedene, angeblich historische Schriften herausgegeben, die gar interessante Dinge enthalten, wovon wir Einiges mittheilen. Das Alter der Erde giebt er auf 475,000 Jahre an, wobei er zu Gunsten dieser Berechnung räth: „uns ferner nicht mit den in unserer Jugend uns eingebläueten Eseleien zu belasten." — Den assyrischen König Ninus „oder Nini" nennt er einen „asiatisch-teutonischen" Fürsten, und belehrt uns, das Wort käme von „nie, nie!" oder „nein, nein!" indem die Mutter eine schwere Geburt gehabt und ausgerufen hätte: „Nie, nie will ich mehr ein Kind gebären!" worauf der Vater sein Söhnlein „Nini" genannt. Der Hr. Graf beweiset übrigens damit zugleich: jener Name sey ächt-teutonischen Ursprungs. Nach einer sehr scharfsinnigen Berechnung erfahren wir auch: daß die Teutonen, 20,000 Jahre vor Christi Geburt, „12 bis 15 Fuß" hoch gewesen sind, indem er, da die Teutonen vor Christus 7 Fuß Höhe hatten, von dem Verhältnisse, wie sie später eingeschrumpft sind, sich auf jenes Resultat zurück rechnet. Diese riesenhaften Teutonen „konnten Felsen bewegen, Berge versetzen, Gewitter erzeugen, große Schloßen herab werfen, Blitze und verwüstende Feuersteine auf ihre Feinde werfen; Alles unwidersprechliche Thatsachen, durch die Geschichte öfters bestätigt, den späteren Nachkömmlingen unbegreiflich!" — „Hämische Ausländer" — so sagt der Hr. Graf ferner — „haben geschrieben, meine großen Vorfahren, die riesenmäßigen Teutonen, seyen nackend herum gelaufen, haben nackend gejagt und nackend in Schlachten gekämpft. Dies sind elende Verläumdungen und die allerinfamsten Lügen einiger ergrimmten römischen Feinde. Die großen Teutonen trugen ganz eng anschließende Gewänder, die von den unwissenden Römern für die nackte Haut gehalten wurden." — Der teutonische Held Teut hat übrigens — „36,525 Bücher" geschrieben, von denen sich „in Hindostan und Oxford noch Ueberbleibsel vorfinden" und überhaupt waren die „Teutgesagten oder Teutschen die Lehrmeister der berühmten Aegyptier". — Das Wort „Bachus" ist, nach dem Herrn Grafen von Wackerbarth, aus „Bauch" entstanden; Anacharsis heißt „Ohnhaarig", Orfeus ist „Urteut" und Prometheus „frommer Teut". China oder Schina kommt her von „schön" und ist auch ein teutsches Wort, denn noch jetzt sagt man ja bei Hamburg: „dat is een schüne (schöne) Deeren". — Das Wort Thraker ist nicht minder teutsch, und bedeutet „Trecker, Herumtrecker" (Herumzieher). — Dieses Alles und tausendfach mehr findet sich in desagten Werken und man ersieht daraus besonders, daß man den „Teutgesagten" sehr unrecht thun würde, wenn man ihnen auch fernerhin den Humor bestreiten wollte. v. B.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 9. November. 179stes Blatt.

Almansor.
Fragmente aus einem dramatischen Gedicht.*)
Zweiter Akt.
Dritter Auftritt.

(Nacht. Rechts Aly's Schloß. Man hört von dort fröhliche Tanz-Musik. Die Fenster sind erleuchtet. Links Bäume. Almansor steht allein und sinnend. Die Musik schweigt.)

Almansor.

Fürwahr, recht hübsch klingt die Musik. Nur Schade,
Hör' ich der Cimbeln hüpfend helles Klingen,
Fühl' ich im Herzen tausend Nattersiche:
Hör' ich der Geigen langsam-weiche Töne,
Zieht mir ein Messer schneidend durch die Brust;
Hör' ich erschmettern plötzlich die Trompeten,
Durchzuckt's mir Mark und Bein, wie'n rascher Blitz;
Und hör' ich schallen dröhnend dumpf die Pauken,
So fallen Keulenschläge auf mein Haupt.
Ich und dies Haus, wie passen wir zusammen?!

(Wechselnd nach dem Schlosse und nach seiner Brust zeigend)

Dort wohnt die Lust mit ihren Harfentönen —
Hier wohnt der Schmerz mit seinen harschen Seufzern.
Dort wohnt das Licht mit seinen gold'nen Lampen —
Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunkeln Brüten.
Dort wohnt die schöne, liebliche Zuleima —

(Sinnend zeigt er endlich ebenfalls nach seiner Brust)

Wir passen doch — hier wohnt Zuleima auch!
Zuleima's Seel' wohnt hier im engen Hause,
Hier in den purpurrothen Kammern sitzt sie,
Und spielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
Auf meiner Wehmuth straffgespannten Saiten,
Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer —
Und wachsam steht auch meine düst're Laune
Als schwarzer Frauenhüther vor der Pforte.

(Nach dem Schlosse zeigend)

Doch was dort oben, in dem hellen Saal',
Prachtvoll geschmückt und prangend stolz einhergeht,
Und mit dem Lockenhaupte freundlich zunickt
Dem seid'nen Buben mit gekrümmtem Rücken —
Das dort ist nur Zuleima's kalter Schatten,
Nur eine Draht-Figur, der man ein Glasaug'
Im Wachsgesichte künstlich eingefugt,
Und die durch aufgedrehter Federn Kraft
Den hohlen Busen wechselnd hebt und senkt.

(Trompetenstoß)

O weh, da kommt der seid'ne Bube wieder,
Und fordert auf zum Tanz die Draht-Figur!
O weh, das Glasaug' sendet süße Blitze!
O weh, das Wachsgesicht bewegt sich lächelnd!
O weh, der Federbusen schwillt und schwillt!

(Tanz-Musik)

Mit rauher Hand berühret dort der Bube
Das leichtzerbrechlich zarte Kunstgewebe,
Umschlingt's mit frechem Arm und schleift es fort
In wilder Tänzer fluthendes Gedränge —
Halt ein! Halt ein! — Ihr Geister meiner Leiden,
Reißt fort den Buben von dem süßen Leib!
Schlagt ein! Schlagt ein! Ihr Blitze meines Zornes,
Und lähmt die Hand, die meinen Himmel faßt!
Brecht ein! Brecht ein! Ihr Mauern dieses Schlosses,
Und stürzt zermalmend auf des Frevlers Haupt!

(Pause; leiser wird die Musik)

Sie bleiben ruhig stehn, die alten Mauern,
Und meine Wuth zerschellt an ihren Quadern. —
Ihr seyd gar stark gebaut, ihr festen Mauern,
Und doch habt ihr ein schwach und schlecht Gedächtniß.
Ich heiß' Almansor und war sonst der Liebling
Des guten Aly, und auf Aly's Knieen
Wohnt' ich, und „Lieber Sohn!" nannt' Aly mich,
Und strich mir dann mit sanfter Hand den Kopf —
Und jetzt steh' ich wie'n Bettler vor der Thür!

*) Der Schauplatz ist in der Gegend von Granada. — Die Handlung fällt zur Zeit der Vertreibung der Mauren aus Spanien.

(Die Musik schweigt. Man hört im Schloß verworrene Stimmen und Gelächter)

Da spottet's mein! Hollah, ich lache mit!

(Schlägt heftig an die Pforte)

Macht auf! macht auf! ein Gast will übernachten.

(Die Thür geht auf. Pedrillo erscheint. Er trägt einen Armleuchter und bleibt in der Thüre stehen.)

Pedrillo.

Bei'm heiligen Pilatus! Ihr klopft stark,
Ihr kommt auch spät zum Ball, er ist schon aus.

Almansor.

Ich suche keinen Ball, ich such' ein Obdach;
Bin fremd und müd', und dunkel ist die Nacht.

Pedrillo.

Bei'm Barte des Propheten — ich wollt' sagen
Der heiligen Eli — Elisabeth —
Dies Schloß ist keine Herberg' mehr. Unweit
Von hier steht so ein Ding, das nennt man Wirthshaus.

Almansor.

So wohnt allhier nicht mehr der gute Aly,
Wenn Gastlichkeit aus diesem Schloß verbannt ist.

Pedrillo.

Bei'm heil'gen Jago von — von Compostella!
Nehmt Euch in Acht, denn Don Gonzalvo zürnt,
Wenn man ihn noch den guten Aly nennt.
Zuleima nur — (schlägt sich ärgerlich vor die Stirn)
wollt' sagen Donna Clara,
Darf noch den Namen Aly nennen. Aly,
Der irrt sich auch, und nennt sie oft Zuleima.
Auch ich, ich heiße jetzt nicht mehr Hamahmah,
Pedrillo heiß' ich, wie in seiner Jugend
Der heil'ge Petrus hieß. Und auch Hababbah,
Die alte Köchin, heißt jetzt Petronella,
Wie einst die Frau des heil'gen Petrus hieß.
Und was die alte Gastlichkeit betrifft,
So ist das eine jener Heiden-Sitten,
Wovon dies christlich-fromme Haus gesäubert.
Gut Nacht! ich muß jetzt leuchten unsern Gästen,
Sie wohnen nah, und wollen schon nach Hause.

(Geht ab, die Pforte heftig zuschlagend.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Der Kyffhäuser.

Schon wieder auf einem Berge! Ich kann der Berge und der Länderschau, und der Gemüthserhebung auf ihnen, nicht satt werden. — Mit dem Kyffhäuser endet eine Bergreihe an der Südseite des Thales der Helme. Ostwärts ziemlich schroff hinabfallend, ragt er über alle seine Nachbaren hervor, den Scheitel oft mit Wolken umhüllend. Es scheint, als habe das Landgebirge in ihm ein Haupt, des nahen Harzgebirges werth, erheben wollen. Ich bestieg den Kyffhäuser von Tilleda aus, einem Städtchen, unten an seiner Ostseite gelegen. Es war ein heiterer Vormittag; ich sah nur auf den Berg und auf seine Merkwürdigkeiten, bis ich ganz oben stand. Der Südwesten bot keine weitere Ansicht als Waldberge dar. Aber vom Westen über Norden und Osten bis gen Süden hin! — Die goldene Au lag, ihres Namens werth, ganz vor meinem Anblick. Im freundlichsten Sonnenlichte lief westwärts das Thal der Helme hin, zwischen einer südlichen Bergreihe und dem Unter-Harze. Voll dunkler Schatten erhob dieser sich bis zum Ober-Harze, und der Brocken ragte breit und hell hervor. Er schien so nahe, als hätte man rasch zu ihm hinüber laufen können. Ich sah ganz deutlich das Gasthaus auf seinem Scheitel, und öfters war mir, als sähe ich auch Menschen dabei hin und her wandeln. Von Gebirgen geschirmt, von Fluß und Waldbächen gewässert, freut sich das Thal der Helme einer milden, sehr fruchtbaren Natur. Die Städte Tilleda, Kölbra und Nordhausen liegen unter Dörfern, die näher und näher an einander zu rücken scheinen. Der Blick verliert sich weithin in die Berge der Grafschaft Hohenstein. Im Nordosten erscheint die Stadt Sangerhausen. Gegen Osten erstreckt sich, dem Thal der Helme ähnlich, das Thal der Unstrut; Waldberge, neun Stunden weit entfernt, verschließen es dem Blicke. Die Städte Artern und Wiehe, die Fürstenschule Roßleben, die vormaligen Klöster Donndorf und Memleben, Schloß Wendelstein, und anmuthige Dörfer an Fluß und Berg erscheinen in schöner Ferne unter Wiesen und Hainen, an Bächen mit Baumreihen bepflanzt, und mit Erinnerungen einer merkwürdigen deutschen Vorzeit. Immer mit neuem Genuß überschaute ich diese Thäler der goldenen Au. Liebten nicht schon alte Kaiser und Helden Deutschlands sie mehr als welsche und syrische Gefilde? Ich kenne Siziliens Enna und Thessaliens Tempe nur aus alten Dichtern; mir ist die goldene Au ein deutsches Enna und Tempe. — Im Südosten erscheint ein Theil der Landschaft, die ich von der Sachsenburg überschaute, gegen den Horizont mit duftiger Verwischung sich erhebend. O Land, welches meine Jugend entzückte, mit Liebe gedenke ich dein bis an meinen Tod!

Auf der Nord- und Ostseite, anfangs nur mit Rasen bedeckt, erhebt sich der Kyffhäuser selbst; dann überzieht ihn dichtes Gebüsch, und über diesem kommen Denkmäler der Vorzeit, von Bäumen und Büschen durchwachsen. Zuerst die Trümmer einer Kapelle; noch steht das äußere Gemäuer derselben höher und niedriger; im Inneren sind Hollunder und Ebereschen aufgewachsen, und vom Altar ist noch ein Stück vorhanden. Höher hinauf beginnen die Trümmer der Burg, die vormals sich auf dem Haupte des Kyffhäusers umher erhob, stark, tiefgegründet, mit hinab laufenden Hohlgängen, eine der festesten Burgen der Vorzeit und ohne Zweifel die höchste in Thüringen. Noch steht davon ein ziemlich hohes Thurm-Gemäuer und der Bogen eines Thors mit zerfallener Mitte. Mehreres Gemäuer streckt sich in den Berg hinein, und zeigt offene viereckige Zimmer oder Keller, von deren Grunde

Bäume bis über den oberen Rand empor gewachsen sind. Die leeren Stellen des oberen Berges sind mit wohlriechenden Kräutern bewachsen. In einer Spalte des Thurm-Gemäuers nistete ein Geier, der sich meines Verweilens auf dem Berge nicht zu erfreuen schien. Er umflog mich häufig in weiten Kreisen mit trübseligem Geschrei; er ist der Tyrann der hiesigen Vogelwelt. Viel Gevögel bewohnte das dichte Gebüsch des mittleren Kyffhäusers; aber kein Vogel flog frei heraus, sondern jeder hüpfte und flatterte im Versteck der Gebüsche umher und auf und nieder, so oft der Geier umher kreiste oder auf der Warte des Thurmes nach Beute spähte.

Als ich am Nachmittag den Berg von neuem bestiegen hatte, rückte ein Schwarm düsterer Wolken über den Harz her. Der Vortrab schien in gleicher Höhe mit meinem Standort zu schweben; die Sonne verschwand, und ich sah mich schneller, als ich es erwartete, von dichten Nebeln umfangen, die in wenig Minuten mich gänzlich bis zum Triefen durchnäßten; unter mir rauschte fallender Regen. Durch manche Oeffnung des hinweg eilenden Gewölks schien ein Stückchen des unteren Landes hindurch, mit dem Ansehen eines grünen, auf den Wolken schwimmenden und bald verschwindenden Inselchens. An der Waldseite eines benachbarten Berges, der dem Kyffhäuser an Höhe ziemlich gleich kam, blieb ein Wolkenstück wie ein dichter Nebel hangen. Kein Wind erhob und trieb es hinweg; es löste bei wiedergekehrtem Sonnenschein sich auf, und rauschte durch die Waldbäume in großen Tropfen hinab. Lauter neue Erscheinungen für mich.

Volks-Sagen.

Schon am gestrigen Abend vernahm ich von meinem Wirth in Tilleda zwei, den Kyffhäuser betreffende Volks-Sagen. Nach der einen soll Kaiser Friedrich der Rothbart, der bei seinen Lebzeiten öfters auf der Kyffhäuser Burg hauste, nicht gestorben seyn, sondern im Inneren des Berges auf wunderbare Art fortleben. Es findet sich darin, wie die Sage behauptet, eine unterirrdische Burg; in dieser, und zwar in einem großen gewölbten Saale, sitzt Kaiser Friedrich an einem steinernen Tisch, durch welchen sein rother Bart ihm durchgewachsen ist, schlummernd und nickend. Eher oder später, wenn die rechte Zeit gekommen ist, wird er erwachen, aus seiner Verborgenheit hervor gehen, und sein altes Kaiserreich mit großer Macht und Herrlichkeit wieder herstellen. — Eine andere Sage setzt an die Stelle des alten Kaisers den Teufel, und umgiebt ihn in einem großen Saale der unterirrdischen Burg mit vielen Haufen gemünzten Silbers und Goldes. Ein großes Buch, versichert sie, liegt vor ihm aufgeschlagen auf dem Tisch; in dieses Buch müssen diejenigen, die Geld von ihm haben wollen, ihm mit Blut ihre Seele verschreiben; für eine solche Verschreibung ist er sehr bereit, den Leuten mit Geld, so viel sie nur haben wollen, zu helfen. In die unterirrdische Burg des Teufels kann man, der weiteren Sage gemäß, leicht kommen. Man braucht nur oben auf dem Berge an einer Mauer, unter welcher ein Hohlgang hinab läuft, Nachts zwischen 12 und 1 Uhr mit dem Finger an zu klopfen; schnell erscheint dann ein altes gekrümmtes Mütterchen mit einem Bund Schlüssel und fragt: was man verlange? Nach gegebener Antwort führt man den Hohlgang hinab, man weiß nicht recht wie, und geht durch lauter offene Thüren bis in den gewölbten Saal, wo der Teufel vor seinem aufgeschlagenen Buche thront. — Die Sage vom Teufel wird noch jetzt vom gemeinen Manne häufig geglaubt; und so heißt es hier zu Lande, wenn Jemand auf unbekannte Art Geld erhalten hat oder reich wird: „Er hat's vom Schwarzen im Kyffhäuser."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aeltere Denk- und Lehr-Sprüche.

Wenn der Wandersmann getrunken hat, so wendet er den Rücken gegen den Brunnen.

Es ist beßer, auf dem rechten Wege hinken, als auf dem unrechten Wege die Post reiten.

Wenn die Pest einen Pfennig von Dir fordert, so gieb ihr zwei, damit sie sich bei dir nicht aufhalte.

Durch Meinen und Bedünken muß manche gute Sach' ertrinken.

Die Gnade der Fürsten ist niemals mit Nägeln angeheftet, sondern mit Wachs angeklebt; wird es vom Zorn erhitzt, so zerschmelzt es und fällt zu Boden.

Hinter dem Berge halten, ist gleich den türkischen Teppichen, welche, umgewendet, eine ganz andere Figur weisen, als am rechten Orte.

Es ist keine bessere Festung, als getreue Nachbaren.

Wie sich die Mauern blähen, wenn sie fallen wollen, so brüsten sich die Stolzen vor ihrem Untergange.

Die Demuth ist ein Diamant in Blei gefaßt.

Die beste Ehe ist, in welcher der Mann das Haupt, und das Weib das Herz ist. Fr. Raßmann.

An den bärtigen N***.

Du dünkst dich fürchterlich
Durch deinen Knebelbart?
Die Hasen sind noch mehr,
Im Munde selbst behaart. F. v. W.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

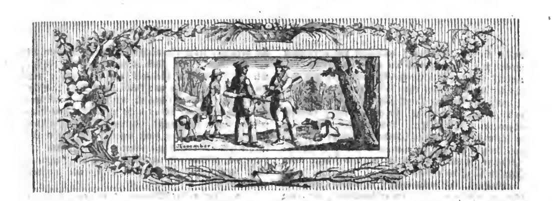
Hamburg. Die „Preziosa" ist auch für unsere Theater-Kasse ein Edelstein geworden und hat in acht bis zehn schnell hinter einander folgenden Darstellungen Glück gemacht. Das Haus ist stets voll, und man hat noch jetzt Mühe, ein gutes Plätzchen zu finden, nachdem doch schon so Viele dies Stück gesehen —

und gehört haben. Referent bekennt sich, um aufrichtig zu seyn, zu denen, die dahin gehen, um zu hören, und zwar die herrliche Musik des Kapellmeister Weber. Dem Dichter (Hrn. Wolff) sey dadurch aber keinesweges sein Verdienst um die geschickte Benutzung eines anmuthigen Stoffes (einer Novelle des Cervantes: „La Gitanella") abgesprochen, wenn Referent gleich nicht umhin kann, dem Tonsetzer den Preis zu ertheilen. Die Aufführung dieses Stücks gehört hier unstreitig zu den sehr vollendeten und besseren, sowohl in Hinsicht der darin auftretenden Künstler, als auch in der Scenerie und Anordnung des Ballets, die wir Hrn. Balletmeister Wildner zu verdanken haben. Mad. Lebrün als „Preziosa" zeigte sich auf's Neue in einer Glorie der Schönheit und des Strebens nach Kunsthöhe, so daß ihr gerechte Bewunderung ward. Immer mehr bewährt sich das Romantische als ihre eigentliche Sphäre; sie wird auch durch die Anmuth ihrer Gestalt auf's vortheilhafteste dabei unterstützt, nur hätten wir — und dieser Wunsch ist schon anderweitig auch ausgesprochen worden — ihre Kleidung weniger ballartig und etwas mehr phantastisch gewünscht, wie es besser zum Ganzen gepaßt haben würde. Mad. Mentschel als „Zigeuner-Mutter Viarda" gebührte unstreitig die Krone des Abends, obgleich ihr — o ungerechtes Publikum! — auch nicht ein Zeichen des Beifalls oder nur der Anerkennung ward. Soll der Künstler denn nicht endlich ermüden, wenn man Rollen der Art ganz ohne Anerkennung der Verdienste des darstellenden Künstlers läßt? Aber hier wird ewig tauben Ohren in unserm lieben Vaterlande gepredigt seyn, das weiß ich leider! Nicht minder trefflich war die Rolle des „Zigeuner-Hauptmanns" durch Hrn. Gloy besetzt. Hr. Jacoby als „Don Alonzo" zeigte jedoch eine auffallende Kälte und ein Schwanken bei seiner Rolle. Der Charakter ist allerdings vom Dichter sehr spärlich ausgestattet und gar flüchtig gezeichnet worden; so hätte ein doppelt sorgsames Spiel ihn mehr hervor heben, nicht noch tiefer in den Hintergrund stellen sollen. Aber Hr. Jacoby spielt nur in den Stücken gut, wo die ihm ertheilte Rolle ihm selbst gefällt, oder recht klar vom Dichter hingestellt worden, und das ist wohl ein großer Uebelstand! — Der junge Herzfeldt in der kleinen Rolle des „Don Eugenio" hat dem Referenten weit besser gefallen; wie denn überhaupt dieser junge Mann ein gar wackeres Streben zeigt. Ein Uebelstand war es ferner noch, daß nur Mad. Mentschel als Zigeuner-Mutter die, jenem Volke eigenthümliche Färbung des Gesichts nicht vernachlässigt hatte, alle Uebrigen aber das dunklere Colorit verschmähten, und weiß und roth wie die Nordländer erschienen. Ueberaus ergötzlich war Hr. Mabel als „Peter de Plaisir" oder Pedro der Schloßvoigt; er zeigt einen unübertreffbaren Humor und nöthigte nicht allein der Gallerie vieles Lachen, sondern auch der sentimentalsten Dame manches Lächeln ab. Die übrigen Rollen waren passend und sehr gut besetzt, die geniale Musik wurde ganz vortrefflich ausgeführt und die Zigeuner-Chöre gingen über alle Erwartung gut; denn man weiß es im Auslande wohl schon, daß die Chöre unsere schwache Seite sind, so wie die Oper überhaupt nicht unsere Stärke ist. — Der 18te Oktober ist, wie immer, ein herzerhebender Tag für die Bewohner Hamburgs gewesen und auch von den Behörden auf würdige Weise gefeiert worden. Man deckte an demselben das bisher verhüllt gewesene Denkmal auf, welches zu Ehren des Grafen Adolph IV. von Schaumburg auf dem Platze der, seit dem Jahr 1806 abgebrochenen Marien-Magdalenen-Kirche errichtet worden. Es ist ein viereckiger Marmor mit bronzirten Tafeln, worauf sich einige Inschriften befinden; oben ist es mit Helm und Schwerdt geziert und darüber ein Gestell von Gußeisen, aus der Berliner Eisen-Gießerei, das ganz vortrefflich gerathen ist und dem Ganzen zur wahren Zierde dient. Die Vorderseite des Denkmals führt die Inschrift: „Dem Andenken Adolph IV. — 1224 — 1239 Grafen in Holstein, Stormarn und Wagrien aus dem Hause Schaumburg." — Die Rückseite: „Die dankbare Republik am 15ten August 1821." — Im Grundsteine befindet sich eine Tafel mit der Aufschrift: „1) Den 9ten Oktober 1820 beschlossen Rath und Ober-Alte ein Ehren-Denkmal Adolph dem Vierten, seiner Zeit Mehrer, Jugendpfleger, Wohlthäter und Freund der Republik. 2) Treu seinen Gelübden entsagte Adolph 1239 der Regierung seiner Länder — trat den 13ten August desselben Jahres als Laie in das 1227 von ihm erbaute Marien-Magdalenen-Kloster und verwaltete in dessen Kirche, welche bis 1806 hier gestanden, 1245 das Priester-Amt. Darum ist zu der Errichtung des Denkmals jener Tag und dieser Platz erkohren. 3) Wer über seine Zeit hinaus kommenden Geschlechtern liebend vorsorgt, den vergessen auch diese nicht, wenn gleich Jahrhunderte vergangen." — Graf Adolph IV. war ein großer menschenfreundlicher Held, dem Hamburg seine Wiedergeburt und seine bürgerliche Freiheit zu verdanken hat. Er war es, der dem, in den Annalen der Stadt so wichtigen Tage bei Bornhövde durch seine Tapferkeit den Ausschlag gab (Tag Mariä Magdalenä 1227) und den Dänen-König Waldemar II. auf's Haupt schlug. An eben jenem Tage that er das Gelübde, daß er, wenn er siegen sollte, sein ferneres Leben nur dem Herrn und seinem Dienste weihen wolle, wobei er die Worte mitten im Gedränge der Schlacht sprach: „Heiliger Gott, ich verspüre deine mächtige Hülfe und will nicht undankbar erfunden werden, daß du dem Unwürdigen beistehest; wenn du mir die Feinde überwinden hilfst, so gelobe ich, zum Denkmal deiner Gnade bei den Nachkommen, zu deiner Ehre und zum Andenken dieses Sieges, Kirchen auf zu richten, und ich will mich aller menschlichen Dinge entschlagen und zu deinem Dienste mich selbst weihen." — Treu diesem Gelübde erbaute der siegreiche Held hier mehrere Klöster und Kirchen zum Andenken an den Siegestag, unter anderen die Kirche und das Kloster Maria Magdalena, bei welchem er späterhin selbst Priester ward und worin auch seine Gebeine ruhten, bis man sich im Jahr 1806 genöthigt sah, diese Kirche wegen allzu großer Baufälligkeit nieder zu reißen. Jener Platz ist, nach einem besonderen Publikandum des Senats, jetzt „Adolphs-Platz" genannt und mit jungen Bäumen und dem oben beschriebenen Monument verziert worden. * *.

Ein Hr. Duval bemerkt in seinen „Gemälden von Neapel": Der Vesuv habe, seit seinem ersten bekannten Ausbruch, nie aufgehört, Flammen, Lava und Rauch aus zu werfen. Dies ist ganz unrichtig. Vor dem Ausbruch im Jahr 1631 war jener Berg drei Jahrhunderte lang so still und friedlich, daß selbst das Innere des Kraters bebaut ward, und die Bauern mit ihren Eseln hinunter stiegen, um Holz zu fällen. Cäsar Braccini, der den Vesuv vor und nach dem Ausbruch vom Jahr 1631 beschreibt (der eben so heftig war, als der, in welchem Plinius umkam), sagt: „Es muß ein schrecklicher Anblick für die Neapolitaner gewesen seyn, diesen Berg, den sie längst verloschen wähnten, plötzlich anschwellen und Felsstücke, mit den darauf gewachsenen Bäumen, ausspeien zu sehen. Man zeigt noch jetzt den ungeheuren Lava-Strom, welcher in's Meer floß und ein festes Cap daselbst gebildet hat. (Journ. d. Déb.)

Man spricht in Frankreich von China, wie man etwa von „Tausend und einer Nacht" zu sprechen pflegt, und doch hat jenes Land manches Gute. So z. B. ist dort kein Erbadel; Jeder, der etwas versteht und sich durch Talent oder Erkenntniß-Adel auszeichnet, hat Rang. Dagegen sinkt der Sohn des vornehmsten Mandarinen in die untere Klasse hinab, wenn er ein Taugenichts ist. Bei den Chinesen ist der Adel aufsteigend, die Kinder adeln die Eltern, indem sie sich hervor thun. Es ist daher nichts natürlicher, als daß Eltern Alles anwenden, um aus ihren Kindern etwas Ausgezeichnetes zu bilden. Selten trifft man dort Beispiele von vernachlässigter Erziehung. (Constitut.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 10. November. 180stes Blatt.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Fortsetzung.)

Die nächtliche Probe.

Ich ließ mir von meinem Wirthe gleich den Hohlgang angeben, wo man anklopfen müße, wenn man die alte Schließerin erscheinen sehen und in die unterirdische Burg hinab fahren wollte. Die Oeffnung des Hohlganges war unter einem Bogenstücke des schon erwähnten Thor-Gemäuers. Ich besah den Ort, und beschloß, mich auf eine Probe zu stellen, die mir bei solcher Sage und auf solchem Standorte neu war. Ich wollte in der kommenden Nacht einsam auf dem Kyffhäuser, unter den Trümmern der Vorzeit, verweilen, meinen Seelenzustand dabei erfahren, und gleich nach Mitternacht bei dem Hohlgange anklopfen.

Bei schwindender Abenddämmerung ging ich von Tilleda ab, mit einem Mantel und einer Laterne, und mit etwas Brod und Wein versehen. Hiermit bestieg ich den Kyffhäuser, und kehrte zuvörderst in die Trümmer der alten Kapelle ein. Ich zündete durch ein gewöhnliches Feuerzeug das Licht in meiner Laterne an, und setzte mich auf den Ueberrest der Altars-Mauer: die Laterne stand vor mir und ihr Licht fiel auf mich und den Altarplatz, und schräg zu beiden Seiten auf Hollunder- und Ebereschen-Zweige an den Mauern der Kapelle. Es war gänzliche Windstille; Grillen schrillten umher. Hätte ich wohl einen romantischeren Nacht-Aufenthalt erwählen können? Ich betrachtete die matte Erleuchtung der Trümmer und Bäume umher, sie war malerisch genug; dann bedeckte ich die Laterne mit meinem Mantel, und sah gen Himmel. Einzelne Sterne blinkten herab; nur mit ganz geringem Dämmerschein hing der Himmel über dem Dunkel der Kapelle. Ich enthüllte die Laterne, setzte mich mit umgeschlagenem Mantel auf das Altar-Gemäuer und verlor mich in Gedanken. — Plötzlich ertönte ein Geräusch; mich durchfuhr ein Schreck vor allem Gedanken an die Ursach des Geräusches; es rauschte wieder, an der Mauer rechts, wie schnell aufgeregtes trockenes Laub erklang's. Nun kam ein erklärender Gedanke: die einsamen Trümmer und Schatten dienten ohne Zweifel manchen Thieren, Kröten, Eidechsen, zum Aufenthalt. Ich hatte bei Tage nicht darauf geachtet. — Es erhob sich ein leiser Wind; nur mit Gelispel regten sich einige Zweige; alle Bewegung, aller Laut wurde in dieser tiefen, phantasiereichen nächtlichen Einsamkeit mir bedeutsamer. Die Thurmglocke Tilleda's schlug Zehn. Auch dieser Glockenschlag, der sehr vernehmlich aus der Tiefe herauf klang, tönte mir mit besonderer feierlicher Einwirkung; mir war, als sähe ich die Zeit mit eilendem Gange unaufhaltsam über die Welt hinschreiten, Trümmer und Gräber in ihren Fußtapfen zurück lassend: ist doch jeder Stundenschlag ein Rückruf hinweg schwindender Zeit!

Ich stand auf, setzte die Laterne auf die Altars-Trümmer und trat aus der Kapelle hinaus. Welche tiefe Schatten umher! und in welcher schwankenden Gestalt auch das Nächste, Stein, Busch, erscheinend! Die Nacht hat ein eigenes Wesen insofern, als sie

unsere sinnliche Erkenntniß beschränkt und zweifelhaft macht: sie herrscht dadurch wie mit Bezauberung, und deshalb gehören auch Geister-Erscheinungen und Gespenster in ihr dunkles oder düsterschimmerndes Reich. Könnten Geister wirklich erscheinen, warum sollten sie es nicht bei hellem Tage? sie würden sich dadurch in allgemeine Achtung setzen. Aber sie wissen wohl, so zu sagen, daß sie nichtige Phantasie-Gebilde sind, und der Nacht bedürfen, um nur einen Schein von Wirklichkeit zu erhalten. So dachte ich und festigte mein Gemüth durch diese Gedanken.

Sausend, fast mein Gesicht berührend, flog eine schwarze Gestalt vorüber; ich erschrack wiederum, ehe ich mir sagte, daß es gewiß eine Fledermaus war. Eigener Seelenzustand! Bei guter Fassung doch fähig, sie leicht zu verlieren! Meiner mächtig, und doch auch nicht mächtig! — Ich ging in die Kapelle zurück; das Licht der Laterne brannte dunkel, ich hellte es auf und setzte mich an meinen vorigen Ort. Es entstand ein stärkerer Wind; einige Baumäste schlugen knirrend und knackernd an das Gemäuer, ein abfallendes Steinstück fuhr klappernd an der Mauer herab. Meine Phantasie war geneigt, in diese gewöhnlichen, natürlichen Bewegungen geistige Wirkungen hinein zu dichten; ich widerstand ihr durch etwas, welches mir bisher nicht eingefallen war — fast scheint es mir, indem ich dieses schreibe, an der romantischen Stätte und in der poetischen Nacht zu gemein. Ich will jedoch die Wahrheit melden: ich stopfte mir eine Pfeife Taback und zündete sie mit einem Papierstreifen an. Wie oft dichtete ich bei einer rauchenden Pfeife! Jetzt zerstreute sie meine dichtungssüchtige Phantasie.

Der Himmel hatte sich bewölkt, der Wind legte sich; Regentropfen fielen herab, bald einzeln, bald vermehrt; sie fielen klatschend auf das Land in der Kapelle. Die Thurmuhr in Tilleda schlug Eilf. Ich stand auf, nahm die Laterne in die Hand, verließ die Kapelle, ging den Berg vollends hinan und setzte mich unter dem Bogenstücke des Thor-Gemäuers, dem unheimlichen Hohlgang gegenüber. Sehr bald hörte der Regen auf: das Licht meiner Laterne erhellte vor mir die Oeffnung des Hohlgangs. Hier, sprach ich bei mir, will ich die Einsamkeit, die Nacht und die Einbildung mit ruhiger Aufmerksamkeit belauschen. — Schon am Tage empfand ich hier die Einsamkeit mehr, als auf allen Bergen, die ich bisher bestieg. Bis zu der Luftbahn niedrig schwebender Wolken erhoben, von aller menschlichen Wohnung entfernt, den Schauplatz des menschlichen Lebens nur in tiefer Ferne erblickend und unter öden Trümmern der Vorzeit, fühlte ich mich hier, fast wie ein Geist, schon halb der Erde entwichen. Und nun diese Ferne und Einsamkeit in der Hülle der Nacht! Tiefer jedoch, dünkt mich, und wie ganz in sich versenkt, wäre die nächtliche Einsamkeit hier bei vollkommenster Stille. Wie Regung der Nacht scheint mir das hinfahrende Gelispel und Geräusch in den Zweigen naher Büsche und Bäume; bei Tage beachtet' ich's nicht. Und das Geschrill der Heimchen mit unendlichem Einerlei, ist es nicht wie leises, einschläferndes Getön der Nacht? Morpheus sollte nicht bloß einen Mohnkopf in der Hand haben, auch eine Grille könnte ihm auf dem Kopfe sitzen. — Der Himmel erhellte sich, Sterne blinkten herab; durch den Bergwald scholl fernhin das Uhuhu einer Eule, wie unselige Geisterstimme.

Die Stunde der Mitternacht nahte. Ich hellte das Licht meiner Laterne noch einmal auf und setzte sie seitwärts hin, so daß die Oeffnung des Hohlganges verdunkelt wurde. Jetzt schlug es Zwölf in Tilleda. Nun war die bestimmte Nacht da; ich konnte ohne Aufschub bei dem Hohlgange anklopfen. Ich wartete noch; und warum? Ich dachte mir das alte gekrümmte Mütterchen, wie es an diesem Platze sich ausnehmen müsse, und bildete mir's so lebhaft, als hätt' es schon vor mir gestanden. Dann sprach ich bei mir: Sonderbar, daß die mitternächtliche Zeit die Erscheinungszeit der Geister ist; oder nicht sonderbar! da ist die tiefste Nacht. — Jetzt stand ich auf, trat an den Hohlgang, krümmte meinen Finger und bewegte die Hand zum Anklopfen. Mich durchfuhr ein Schauer, mein Blut wallte; ich stand mit gesenkter Hand und fragte mich: ob ich träumte oder wachte. Ich besann mich, ging zu meinem Sitze zurück und setzte mich, unwillig auf mich selbst. Was ist denn hier? sprach ich in Gedanken: glaubst du der Fabel? Glaubst du an sichtbare Geister? an ihr Walten in menschlicher Gestalt auf irrdischem Boden? Das Anklopfen an diese Mauer über einem verschütteten Hohlgang, ist's nicht eine ganz nichtsbedeutende Handlung? War sie dir nicht Scherz bei Tage? Alles ist hier wie bei Tage, das nächtliche Dunkel abgerechnet. — Mein Blut floß wieder ruhig. Ich stand abermals auf, ging mit gekrümmtem Finger rasch an den Hohlweg, und zuckte mit der Hand hinwärts. Noch ein größerer Schauer als vorhin fuhr mir durch Leib und Seele. Mir war, als trennte mich nur noch ein dünner Vorhang von der Geisterwelt, und als würde dieser plötzlich zerreißen, wenn ich anklopfte. Wäre in dem Augenblick, als ich mit der Hand zum Anklopfen hinzuckte, nur eine Maus mit kleinem Geräusch aus dem Hohlgang gelaufen, ich hätte ohnmächtig niederstürzen können.

Hier ist meine Fassung! Niemand sah mich. Ich könnte mich eines so festen und unerschrockenen Gemüths rühmen, als ich nicht besaß. Die Wahrheit ist mir lieber, und, dünkt mich, auch interessanter. Ich habe eine zu rege Einbildungskraft, darum bin ich

meiner leicht weniger mächtig, als ich es seyn möchte. Die Nacht, die Einsamkeit, die Trümmer, die Sagen, Alles übernahm mich mehr, als ich bei Tage gedacht hatte. Das nächtliche Verweilen, Sinnen und Empfinden steigerte meine Einbildung und Reizbarkeit. Wer von Meinesgleichen Lust hat, mich zu übertreffen, der gehe hin und versuche sich! aber mit sich ganz allein!! Hätte ich nur ein Hündchen bei mir gehabt, ich würde, glaub' ich, ohne Graus angeklopft haben.

(Der Schluß folgt.)

A l m a n s o r.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt. Siebenter Auftritt.

(Noch einzelne Ritter gehen vorüber. Die Thür des Schlosses ist geöffnet. Man hört im Schlosse Don Henrico's Stimme.)

Don Henrico.

Ich hab' genug an einem Fackelträger;
Mein Esel, der Diego, leuchtet mir.
Und vor mir schweben immer freundlich leitend
Zwei Liebessternlein, meiner Clara Augen.

(Complimente. Verworrene Stimmen: „Gut Nacht!" Die Schloßthür wird zugemacht. Don Henrico und Don Diego treten auf; Lezterer in Diener-Kleidung und eine Fackel tragend.)

Don Diego (stolz).

Wir tauschen jezt die Rollen, gnäd'ger Herr!
Und Ihr seyd nun der Diener und — der Esel.

D. Henrico (nimmt selbst die Fackel).

Ich that nach Kräften, Sennor, seyd nicht launisch.

D. Diego (mit Grandezza).

Auf Ehre, Sennor, ein ganz And'rer schien't Ihr,
Als ich zuerst Bekanntschaft mit Euch machte
Im Zuchthaus zu Puente del Saburro!

D. Henrico (beschwichtigend).

Grollt nicht, ich bin Eu'r treuer Zögling, Sennor!

D. Diego.

Mein Zögling muß mit besser'n Schmeichelei'n
Sich reicher Damen Gunst erwerben können.
Was sollte der Vergleich mit schmächt'gen Sternlein?
Mit Sonnen muß man solch ein Lieb vergleichen!
Lernt besser noch auswendig uns're Dichter,
Und schmiert mit Oehl geschmeidig Eure Zunge,
Die Euch wie eingerostet lag im Munde,
Als Ihr so stumm an Clara's Seite saßet.

D. Henrico (schmachtend).

Ich sah entzückt auf ihr schneeweißes Händchen!

D. Diego (auflachend).

Hätt' Euch das Blitzen ihrer Demant-Ringe
Das Aug' geblendet und die Zung' gelähmt,
So ließ' ich gelten solch ein süß Verstummen!

(Ironisch langsam)

Entzücken soll Euch freilich Clara's Hand,
Wenn sie der alte Herr gefüllt mit Gold;
Dann will ich mit Euch theilen das Entzücken,
Das klingend helle, goldene Entzücken!
Doch überlass' ich Euch allein die Freude
Am süßen Spiele ihrer weißen Finger,
An ihrer Muskeln sanftgeschwellter Weichheit,
Und an der Adern bläulichem Gewebe!

D. Henrico (aufgeblasen).

Kein Spott! Ich freie zwar des Vaters Schätze,
Jedoch gesteh' ich, Clara's Schönheit rührt mich.

D. Diego.

Mistpfütze, hüthe Dich, daß man Dich rühre!
Kein Ambraduft entsteht durch solche Rührung.
Lieb' nicht nach innen, liebe nur nach außen;
Gefühle sind gar schlechte Liebeswerber,
Wort, Miene und Bewegung sind weit bess're.
Und dringen diese Werber noch nicht durch,
So helfen schön gefärbte Rosenwangen,
Elastisch üpp'ge Waden aus Madrid,
Schnürleiber, Polsterbrüst' und Kunstbäuch',
Die Waffen aus dem Schneider-Arsenal.
Und sind auch die zu stumpf, so helfen sicher
Die Mauerbrecher — (fixirt ihn kaltlachelnd)
Sennor, kennt Ihr noch
Die Dokumente, die ich ausgefertigt
Mit alter Schrift und mit erlosch'ner Tinte?
Die vorsätzlich im Schloß verlor'nen Briefe,
Die Don Gonzalvo fand und d'raus ersah —

(hell auflachend)

Ja, Sennor, mir, mir habt Ihr es zu danken,
Daß Ihr ein Prinz geworden — seyd jezt folgsam,
Und sprechet nur, wie ich's Euch einstudirt.
Sprecht viel von Christenthum und von Moral,
Zeigt jene Schmarren oft, die Euch im Zuchthaus
Der Büttel schlug, und nennt sie heil'ge Narben,
Die Ihr im Feldzug für die gute Sache
Erbeutet habt. Sprecht oft von der Courage;
Vor Allem aber kräuselt oft den Schnauzbart.

D. Henrico.

Ich beuge mich vor Eurer Klugheit, Sennor!
Nur kann ich noch das Kunststück nicht begreifen,
Wie Ihr den Pfaffen in's Int'resse zoget?

D. Diego.

Die Pfaffen sind ja auch vom Handwerk, Sennor,
Und heil'ge Männer haben heil'ge Zwecke;
Sie brauchen Gold für ihre Kirchenkelche,
Und brauchen Wein, um sie damit zu füllen.
Ihr merktet nicht, daß ich die Volte schlug?
Ich gab Euch gute Karten, und da trumpft
Nun Euer Herz die Dame, und den König,
Den Alten, trumpfet Ihr mit Eurem Kreuz,
Und morgen ist das Spiel gewonnen, morgen,
Dann gratulir' ich Euch zu Eurer Hochzeit.

D. Henrico (schwärmerisch gen Himmel schauend).

Ich danke dir, du Vater in der Höh'!

D. Diego.

Ja freilich in der Höh', denn lustig schwebt er
Am hohen Galgen zu San Salvador! (Gehen Beide ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

D e n k - S p r ü c h e.

22.

Eines Verständigen Waffen sind einzig jene des Rechtes;
Anderer Waffen Gebrauch lernt er verschmähen durch sie.

23.

Immer macht sich am mehrsten der Beste verdient um die Nachwelt:
Sollt' er für nichts mehr Gefühl haben und Sinn nach dem Tod?

24.

Wie mit den Lehren der Kunst, so ist es mit denen der Pflicht auch:
Nicht ihr Innehaben, ihr Ueben macht nur den Meister.

C. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Ich habe (wie Johnson zu sagen pflegte) einen kleinen Abstecher nach Schottland gemacht, und komme von Edinburg und dem alten königlichen Schlosse Holyrood zurück. Dieser ehrwürdige Palast der altschottischen Könige steht seit dem Jahre 1128, erbaut vom König David I. Die schöne Kapelle, der sehenswürdigste Theil, ist nicht so alten Ursprungs, und als Ruhestätte der Könige Jacob II, Jacob V, Henry Darnley's und Anderer merkwürdig, die entweder eine Krone getragen oder deren Verdienste Kronen aufgewogen haben. Mitten unter den Ruinen des heiligen Gebäudes stehen, einzeln und verstümmelt, die Schafte und der untere Theil zweier Säulen, ehemals bestimmt, des Gewölbes Decke tragen zu helfen, aber jetzt, mit ihrem anliegenden und umgebenden dünnen Stammbündel, schwarzen Gruppen basaltischer Höhlen ähnlicher als künstlichem Mauerwerk gothischer Bauart. Oberwärts den Auslauf der Säulen an der Decke erblickend, ergänzt das Auge leicht das Fehlende, und bebt unwillkührlich vor dem Einsturz des ungestützten Theils des Gewölbes. Aus der Kapelle führte man mich in die Zimmer, die den französischen Prinzen (Grafen von Provence, Grafen von Artois und Söhnen) in ihrem langen Exil zur Wohnung gedient haben. Je einfacher diese Zimmerreihe ist, je weniger sie sich von den alten Privat-Schlössern unterscheidet, desto mehr gewinnt sie an innerer Würde. Das einzige Ausgezeichnete ist eine Gallerie alter Bildnisse verdienstvoller Schotten und eine Sammlung in Carls II. Augen verdienstlicher Schönen seiner Zeit und seines Hofes, gemalt von Van Dyk, von dessen Vorgänger Mytens und dessen Nebenbuhler Ramsay. Die Zimmer des Herzogs von Angouleme haben die Aussicht auf eine Masse schroffer Felsen, ein manchem Throne nicht unähnliches Bild! — Dieses Schloß und jene Hallen erinnern an früheren Glückswechsel, an ältere Mißgeschicke der Fürsten! Die Bourbonen, im Palast der Stuarts hausend und weilend, sahen ein weites Feld zu Betrachtungen vor sich liegen. Was mußte Ludwig XVIII. empfinden, als er, bei dem ersten Aufwachen, die Augen auf das Bild fallen ließ, das Carl I. Familie, nach der Hinrichtung des Monarchen, darstellt? — Was aber noch mehr einem Heiligthum, einer Reliquie gleicht, und jedes andere Gefühl weit hinter sich läßt, ist der Anblick der Zimmer, die Maria Stuart bewohnt hatte. Hier ist Alles geblieben, wie es war; nur die Zeit hat gewaltet, nicht menschliche Veränderungs-Sucht und Mode. Hier findet man sich mit einem Male in das sechszehnte Jahrhundert versetzt. An Wänden, Fenstern, auf dem Boden hängen Fetzen von Tapeten, Vorhängen und Teppichen, von Menschenhänden verschont, vom Zahn der Zeit und den Würmern zernagt. In dem ersten Zimmer steht Maria's Bett, ihr Lehnstuhl, ein Canapee, auf dessen Rückseite sie selbst den Namens-Zug ihres ersten Gatten eingewirkt hat. Auf einem Tischchen steht noch ihr Arbeitskorb, eine kleine Toiletten-Schachtel u. s. w.; in einer Ecke ihre Spindel und ihr Stickrahmen. Das zweite Zimmer, ein sogenanntes Prunkzimmer, ist mit einem großen Parade-Bette geziert, dessen Himmel von dünnen Säulen getragen wird; die Vorhänge sind von altem ausgebleichten Rosa-Stoff, die Stühle mit hohen Rücklehnen, mit gekrümmten Füßen und seltsamen Schnitzwerken versehen. Das Zimmer ist im damaligen Geschmack tapeziert; und hinten zu ist die Tapete gardinenartig aufgeschlitzt. Im Hintergrund sieht man noch die beiden engen Thürchen, die eine, durch welche Maria ihren Rizzio einließ; die andere, welche zum Cabinet führt, worin Darnley sich mit den Mördern verbarg, die das liebende Paar überfielen. Man zeigte mir den langen finstern Gang, wo Rizzio erdolcht wurde, und sogar die Spuren seines Bluts, und an den Wänden die Zeichen seines Widerstandes; wobei mir aber, bei aller Bereitwilligkeit, das Geschichtliche zu glauben, der Glaube versagte. Desto mehr Eindruck machte auf mich der Anblick und die Berührung der schweren Lanze und eisernen Rüstung König Heinrich Stuart's. Man denke sich in die Zeiten der Römer und Griechen zurück; man träume von Hectors Rüstung und Achill's Speer. — Doch wieder zu Maria Stuart. Ihr Bet- und Beichtstuhl ist in der kleinen Kapelle zu sehen. Ob sie ihm Alles anvertraut haben mag? Warum nicht? „Sie war ja besser als ihr Ruf!" In der Gemälde-Gallerie hängt ihr Bildniß unter allen ihren Vorfahren, neben alten schottischen Königen. Es hängt in den Zimmern, in den Sälen, unter allen Gestalten und Lebens-Altern. Besonders rührte mich ein jugendliches Bild von ihr, als Verlobte des Königs von Frankreich, in blühender Schöne und Unschuld, angethan mit dem bräutlichen Schmuck und Gewand. Als Bothwells Verlobte ist die Schönheit geblieben, die Unschuld entwichen! Sie erscheint mit allen Reizen der Verführung, eine siegreiche Buhlerin, mit zugleich dreistem, zugleich schmachtendem Blick: hätte sie doch so unserem Schiller, unserer Bethmann, unserer Schröck zu einzelnen Auftritten sitzen können! Neben ihr, in kalter Nachbarschaft, hängt in einem andern Zimmer Darnley, ein langer hagerer Mann, ein Skelett, doch im Gesicht Größe, Kraft und Furchtgebieten tragend. — Die alte, seltsam costümirte Frau, die mich herum führte, schien in meinen Augen eine wahre Kennedy, so herzliche Theilnahme legte sie in Alles, was sie von jener Unglücklichen sagte. Maria ist wohl unter allen Königinnen die Einzige, der von beiden Geschlechtern zugleich gehuldigt und verziehen wird! — l —.

Vestris nannte sich selbst den Dieu de la danse. Eine seiner künstlichsten Stellungen war das Stehen auf einem Fuße, während er den andern schwebend und die Arme ausgestreckt hielt. Einst machte sich ein Karrikaturist in London über ihn lustig, stellte ihn in dieser Lieblings-Stellung vor, neben ihm eine Gans, nur auf einer Pfote stehend, die andere sammt dem Flügel hinterwärts ausstreckend, und darunter las man die Unterschrift: „Die Gans macht's besser als der Gott" (Courier.)

Ein Krämer in der City (London) war allgemein unter dem Namen der „kleine Schelm" bekannt. Einem Fremden, der ihn ziemlich unbescheiden nach dem Grunde und Ursprung dieses Spottnamens fragte, gab er zur Antwort: „Da alle meine Nachbarn große Schelme sind, ist mir nur der Beiname des kleinen Schelms geblieben." (Courier.)

Bei der neulichen Illumination in Hannover, am Abend des Einzugs Königs Georg IV. in dieser Residenz, hatte ein Schneider nachstehenden Vers über die Hausthür in Transparent angebracht:

> Ich hab' ein kleines Haus, und wenig
> An Geld und Gute nenn' ich mein;
> Doch hilft der Himmel und mein König,
> So wird mir bald geholfen seyn. (Courier.)

In Paris hat man jetzt Noten-Pulte erfunden, die das Blatt, vermittelst eines leisen Druckes mit dem Fuße, umschlagen, ohne daß der Spieler die Hand dazu bedarf. (Courier.)

Ein Hr. Porre zu Paris hat folgendes Heiraths-Register angeschlagen: Es sind zu haben 100 junge Mädchen von 10,000 bis 100,000 Franken Aussteuer; 50 Wittwen mit 6000 bis 15,000 Franken Einkünfte; auch einige Partieen zu 200,000 bis 600,000 Franken. Der Unternehmer will dabei nicht einmal Prozente haben, sondern fühlt sich durch die mündliche Dankbarkeit und seine gute That belohnt genug. (Cour. d. spect.)

In Paris stürzte sich unlängst eine 70jährige Frau verzweiflungsvoll in einen Brunnen, um ihr Leben zu enden; sie wurde jedoch gerettet. Sie sagt aus: es geschah, weil — ihre Katze gestorben sey. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 12. November. 181stes Blatt.

Das moralische Würfel- und Lotterie-Spiel.

Wibold, Bischof zu Cambrai, erfand im zehnten Jahrhundert ein geistliches Würfelspiel und beschrieb es in lateinischen Versen für seine Geistlichen und Mönche. Ein Brett oder eine Tafel war in 56 Fächer eingetheilt, die mit eben so vielen Namen von Tugenden bezeichnet und durch Zahlen unterschieden waren. Nun mußten die Geistlichen oder Mönche auf dieser Tafel würfeln und von dem Spielglücke den Ausspruch erwarten, welche Tugend Jeder künftig ausüben sollte. Er hatte diejenige Tugend, welche ihm zugefallen war, angelegentlich zu pflegen, so z. B. die Menschenliebe, die Geduld, die Mäßigkeit, die Versöhnlichkeit. Um die übrigen Tugenden bekümmerte sich dann aber der Spieler sehr wenig, und glaubte sich nur dieser einen ihm zugewürfelten verbunden. Der, welcher die vornehmste Tugend, die Menschenliebe, gewonnen hatte, war der Größte unter Allen und mußte von den Uebrigen besonders verehrt werden. Aber wie bestürzt war Derjenige, dem die Tugend der Mäßigkeit zugefallen! Zum Glück für ihn währte die Verbindlichkeit dazu nur **ein** Jahr. Das Spiel wurde dann erneuert, damit die Reihe der Tugenden herum kommen und Jeder Veränderung haben möchte! — Es läßt sich denken, wie es um die Sittlichkeit dieser Menschen mag ausgesehen haben. Ihr Leben wurde eine Art von Schauspiel: sie spielten ihre aufgegebenen moralischen Rollen so gut sie konnten. Indeß war die Absicht gut: doch wenigstens Jeden eine Zeit lang an eine Tugend zu fesseln und äußerliche Zucht und Ordnung zu gründen. — Nachdem der Geistlichkeit aber in späteren Zeiten der Gebrauch der Würfel untersagt worden, verwandelte sich dieses Spiel in eine geistliche Lotterie. Am Dreikönigs-Tage rief der Vorsteher des Klosters seine Mönche nach der Abend-Mahlzeit in ein bestimmtes Zimmer, worin zwei Tische standen. Auf dem einen sah man, nebst einem Kreuze und Wachslichtern, zwei silberne Schüsseln mit so vielen Zetteln, als Mönche waren. Von den Zetteln der einen Schüssel enthielt jeder den Namen eines Mönchs, und von denen der andern Schüssel den Namen einer von den Tugenden, die geübt werden sollten. Der andere Tisch war mit so vielen Schüsseln, als es Zettel gab, besetzt, auf denen Kuchen, Pasteten, frische und getrocknete Früchte und allerlei Zuckerwerk aufgethürmt lagen. Der geistliche Vater hielt nun eine Rede an die Mönche und Tugend-Candidaten; hierauf nahm die Ziehung dieser Lotterie ihren Anfang. Der Unter-Vorsteher zog nämlich einen Zettel aus der Schüssel mit dem Namen des Mönchs, dann einen Zettel aus der Tugend-Schüssel und verlas beide laut. Der Benannte stand sogleich auf, fiel vor dem Tische auf seine Kniee, beugte sich dann gegen den Abt und kehrte zu seinem Platze zurück. Hierauf brachte ihm ein Bruder eine mit Erfrischungen beladene Schüssel, damit die Tugend, mit welcher er auf ein Jahr verlobt war, gewürzt und schmackhaft würde. Wenn auf diese Art Alle versorgt waren, wurde der heilige Tag mit Lust und Freude beschlossen.

Fauth.

Bruchstücke aus einer Studenten-Reise.

(Schluß.)

Der Traum und der Morgen auf dem Berge.

Ich verließ das Thorgewölbe und ging auf den freien Scheitel des Berges. Hier lag ein verwitterndes Felsenstück; auf dieses setzte ich mich und genoß, nach wieder erhaltener ruhiger Fassung, etwas Brod und Wein. Darauf hüllte ich mich dicht in meinen Mantel und legte mich auf die mit Kräutern gepolsterte Erde, den Kopf an den Stein lehnend. Wider Vermuthen schlummerte ich bald ein, und hatte einen lebhaften Traum, nicht von dem, was meine Phantasie so sehr beschäftigt hatte, sondern von ganz anderer Art. Ich stand im Traume auf einer hohen Bogen-Brücke, die mit lauter Orangerieen besetzt war; ein schöner Park, oder vielmehr ein Elysium, lag weit um mich her; die Luft war ein Meer der schönsten, belebendsten Wohlgerüche, und der Himmel war nicht von einer Sonne erhellt, sondern leuchtete selbst ganz und gar mit milden, entzückenden Farbenspielen. Unter der hohen Bogen-Brücke floß ein Strom von sanftem Morgenroth. Ich stand da, still schauend, ohne alles Verlangen, selig in unendlichem Frieden. — Woher ein so schöner Traum nach dem Graus der Nacht?

Als ich erwachte, graute der Tag im Osten. Ich ermunterte mich rasch, ein herrliches Natur-Gemälde erwartend, und beobachtete, auf dem Felsen sitzend, den kommenden Morgen. Mehr und mehr erhellte sich der Osten mit gelbweißem Schein; der Berg dämmerte in halbem Licht; Dunkel lag noch über den Thälern. Die Vögel erwachten, der Geier in der Thurmspalte meldete sich mit traurigem Geschrei. — Der Harz lag ganz wie dampfend da; dünne Wolkenstreifen schwebten im Morgen, sie fingen an, sich zu röthen; die Thäler waren ganz in hellgrauen Nebel gehüllt. Schon flogen krächzende Raben, und der Geier begann über dem Bergwald zu kreisen. Nun erglühte eine Stelle im Osten; die Morgenröthe breitete mit matteren und matteren Farben sich weit herauf. Wallende Nebel erschienen im Morgen, den Vorglanz der nahen Sonne bald verhüllend, bald entblößend. Und plötzlich schossen ihre Stralen hell hervor; die Berggipfel erglühten umher, der Thäler Nebel schimmerte lichter. Die Sonne und die Erleuchtung der Berge verschwand; nicht mehr Tag und Nacht, sondern Sonnenlicht und Nebel kämpften mit einander. Die Sonne siegte, mehr und mehr sanken die Nebel, und mit neuem Entzücken überschaute ich das weite Land, als es im Lichte der Morgensonne erglänzte. Wie die Sonne aus dem Meere, nach nächtlichem mythologischen Bade, mit frischerem Glanze hervor steigt, so trat auch das Land umher aus der feuchten Nacht mit frischerer Schönheit hervor. Sanfte, frohe, heilige Rührung durchdrang meine ganze Seele; ich blickte damit gen Himmel und mein Gefühl war mehr, als Worte aussprechen konnten.

Bucha.

Mit genußreichem Gange bin ich an einem schönen Nachmittag und Morgen das Thal der Unstrut über Artern und Wiehe durchwandert. Am südöstlichen Ende des Thales liegt das Dorf Bucha, an einem vorspringenden, ziemlich jäh aufsteigenden Waldberge. Als ich das Dorf betreten hatte, überraschte mich an einem Gemeinde-Brunnen folgende Inschrift:

Wohlthätig gießet die Najade,
Am hohen waldigen Gestade,
Aus ihrem Grottenhaus
Die klaren Wasser aus.
Sie tränkt mit gleicher Milde
Die Menschen, das Gefilde,
Erquickt den Müden, schafft
Dem Kranken Lebenskraft.
Ihr, die ihr sie genießet,
Ahmt ihrer Güte nach, versüßet,
Zum treuen Beistand stets bereit,
Der hülfsbedürft'gen Brüder Leid.
Willfährig soll durch Trost und Gaben
Ein jeder seinen Freund, wie diese Quelle, laben.

Eine Frau kam, um aus dem Brunnen Wasser zu schöpfen. Ich erfuhr von ihr, daß der Gutsherr dieses Orts, Herr Kammerrath von Breitenbauch, die Inschrift habe hersetzen lassen, und daß sich oben auf dem Berge noch eine andere befinde. Ich sah auf den Berg, bemerkte einen schmalen gekrümmten Stufengang und stieg gleich hinan. Auf einem freien Rasenplatze oben stand ein Denkstein mit der Inschrift:

Freunde, euch soll dieser Stein
Ein beständig Denkmal seyn
Von dem Fest, das euch entzückte,
Als der Friede uns beglückte.
Friede regte eure Brust
Zu untadelhafter Lust.
Friede soll mit seinen Schätzen
Lange unsre Flur ergötzen,
Daß hier noch der Enkel singt,
Tanzend diesen Stein umringt.

O! dachte ich froh, hier wohnt ein Edler, der die Natur und das Landleben in dieser schönen Gegend mit dichterischem Gemüth zu genießen weiß. Ein lauter Ausruf des Entzückens entflog mir, als ich mich gen Westen wandte. Hier stand am Rande des Berges eine gewaltige uralte Eiche, mit einer Rasenbank umgeben, und die goldene Au bis zum Kyffhäuser bot sich mit wunderschöner Schau meinen Augen dar. Hier, hier ist ein Musenberg! rief ich laut; hier möchten auch Götter verweilen! — Nach Augenblicken voll inneren Genusses zog ich meine Schreibtafel heraus, um an dieser herrlichen Stätte selbst etwas mir zum Andenken zu schreiben. Es waren die hier folgenden Distichen:

Sey mir gegrüßt, ehrwürdige Eich' auf erhabener Warte!
Von den Musen geführt, ist dir ein Fremdling genaht;
Gern empfängest du ihn in geweihete Schatten. Schon lange
Freuest du dich gewiß heiligen Musen-Gesangs.
Hat dich doch selbst ein Freund Apoll's den Musen geweihet;
Klang nicht sein Saitenspiel oft hier im schattigen Hain?
Ruhig stehest du da im Sturm und in friedlichen Lüften,
Ueber dich Hohe zog manches Jahrhundert hinweg.
Hobst du nicht schon voll Jugendkraft dich empor, als von Burgen
Ritter sich in das Thal tummelten, mächtig bewehrt?
Als altdeutschen Sinnes noch Kaiser hier weilten, aus Klöstern
Tönete nah und fern heiliger Glöckchen Geläut?
Ruhig stehest du da und schau'st mit vermorschendem Haupte
Auf ein weites Thal, schön wie ein Tempe, hinab.
Deinem Tempe, Thessalien, gleichet die goldene Au hier
Zwischen waldigen Höh'n, lächelnd mit schöner Natur.
Weithin erglänzt bald Dorf, bald Stadt aus Hain und Gebüschen
Nachbarlich; Pappel und Ulm wehen, an Bächen gereiht.
Gärten und Ackergefild' und Wiesen voll fruchtbaren Wachsthums
Freuen sich, gegen des Nord's kältere Hauche geschirmt.
Kähne gleiten mit jauchzendem Volk auf umgrünetem Thalstrom,
Und aus waldiger Trift tönet der Hirten Schalmey.
Fülle goß die Natur und Anmuth über dies Land aus;
Wohnet nicht Fried' und Glück hier in erkohrener Statt?

So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Mann von bejahrtem Ansehen und in ganz schlichter Kleidung herbei treten sah: es war der Gutsherr des Dorfes, Herr Kammerrath von Breitenbauch. Sein Gesicht und Wesen hatte einen Ausdruck von Trübseligkeit und Menschenscheu, wonach ich ihn nicht für den poetischen Verschönerer dieses Erdenfleckes gehalten hätte. Er fragte mich: wer ich sey? und sein trübes Gesicht erheiterte sich, da ich den Berg als einen Helikon, die goldene Au als ein Tempe, und ihn als einen Liebling Apollo's pries. Ich hielt dabei meine Schreibtafel noch in der Hand und theilte ihm, auf seine Frage: ob ich vielleicht gedichtet hätte? meine Distichen mit. Er lud mich ein, bei ihm zu essen, und stieg mit mir den Berg hinab. Sein Edelhaus, in der Form eines Winkels gebaut, glich seinem Ansehen; es hatte ein ziemlich düsteres und altfränkisches Innere. Hier lebte der Herr Kammerrath, schon seit Jahren Wittwer, in gelehrter Einsamkeit. Er hat mehrere poetische und historische Schriften heraus gegeben, die ich zuerst in seiner Bibliothek kennen lernte. Besonders interessant war es mir, zu vernehmen, daß er Mitglied der Arkadischen Gesellschaft in Rom war, und als solches den Namen Egerio Leuconio führte; er hat auch eine Geschichte von Arkadien geschrieben.

Lütkemüller.

Almansor.

(Fortsetzung.)

Achter Auftritt.

(Almansor naht sich wieder.)

Almansor.

Die buntgeputzten Fledermäus' und Eulen
Sind nun vorbei geschirrt. Recht widerlich
Drang mir in's Ohr ihr heis'res Schrillen,
Und athmen konnt' ich kaum in ihrer Nähe.
Zuleima, dich umschwärmt solch Nachtgevögel?
Dich, weiße Taub', umkreisen solche Raben?
Dich, schöne Ros', umkriechet solch Gewürm?
Hält denn ein Zauber dich umstrickt, Zuleima?
Ist denn das Bild des flehenden Almansor
In deiner Seele ganz und gar erloschen?
Kommt nie Erinn'rung an Almansors Liebe
Aus deinem Busen seufzend aufgestiegen?
Dort oben wallen tausend Liebesboten,
Und jedem gab ich tausend Liebesgrüße,
Und schmerzlich süß entfloß mein glühend Blut
Bei jedem Gruß aus tausend Liebeswunden —
Und dennoch brachte keiner dieser Boten
Der Heißgeliebten meine heißen Grüße?
Schämt euch, untreue Boten! Sterne oben,
Die ihr so klug und pfiffig niederblinzelt,
Und euch als weise Schicksals-Lenker brüstet,
Ihr konntet nicht bestellen meine Grüße,
Und blöde Tauben tragen treu und sicher
Den Liebesbrief des Hirten in der Wüste!

(Die Lichter im Schlosse sind ausgelöscht; ein einziges Fenster ist noch erleuchtet.)

Das Schloßgesinde ist zu Bett gegangen,
Bedächtig sind die Lichter ausgelöscht,
Und nur ein einz'ges noch strahlt dort durch's Fenster.
Dies Fenster kenn' ich wohl! dort schläft Zuleima.
Dort stand ich manche schöne Sommernacht,
Und ließ die Laute klingen, bis die Liebste
Auf dem Balkon mit süßem Wort erschien.

(Er zieht eine Laute unter dem Mantel hervor.)

Hier ist die alte Laute. Klingend schwebt mir
Im Kopf das alte Lied; und sehen möcht' ich,
Ob auch der alte Zauberklang noch wirkt.

(Er spielt und singt.)

Güld'ne Sternlein schauen nieder
Mit der Liebe Sehnsuchtwehe;
Bunte Blümlein nicken wieder,
Schauen schmachtend in die Höhe.

Zärtlich blickt der Mond herunter,
Spiegelt sich in Bächleins Fluthen,
Und vor Liebe taucht er unter,
Kühlt im Wasser seine Gluthen.

Wollustathmend in der Schwüle
Schnäbeln weiße Turteltäubchen,
Flimmernd wie zum Liebesspiele
Fliegt der Glühwurm nach dem Weibchen.

Lüftlein schauern wundersüße,
Ziehen feiernd durch die Bäume,
Werfen Kuß und Liebesgrüße
Nach dem Schatten weicher Träume.

Blümlein hüpfet, Bächlein springet,
Sternlein kommt herab geschossen,
Alles wacht und lacht und singet —
Liebe hat ihr Reich erschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Friedrich den Einzigen.

Einziger! Ja, der du größer bist
Als Homer's Pelide!
Dich besinge, wer noch größer ist
Als der Mäonide.

Haug.

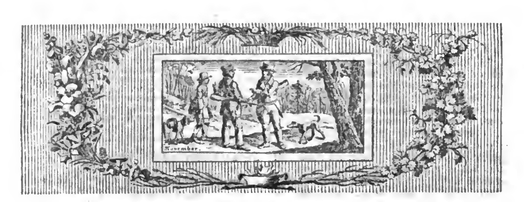
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus Hinterpommern. Auch hier haben die Segnungen des Friedens manche neue Schöpfung in's Leben gerufen. Wir können uns nicht enthalten, einiger zu gedenken, deren Werth und Dauer hoffentlich weit hinaus reichen werden. Die Stadt Cöslin — ehemals die Residenz der letzten Bischöfe von Kammin, aus dem erloschenen Geschlecht der eingebornen pommerschen Landesfürsten; nach der im Jahre 1718 erlittenen Feuersbrunst, durch die Milde Friedrich Wilhelms I., regelmäßiger wieder erbaut, und seit dem Jahre 1816 der Sitz zweier Landes-Collegien (das Ober-Landes-Gericht bestand hier schon seit 1720 und beging am 9. Dezember v. J. sein Säcular-Fest) — zählt jetzt 586 größtentheils massiv gebaute Häuser und 4804 Einwohner; unter jenen zeichnen sich die Gebäude der königlichen Regierung, des Gymnasiums und die durch Unterstützung mit königlichen Baugeldern seit 1819 angelegte Friedrich-Wilhelms-Stadt sehr vortheilhaft aus, und bei fortwährender Baulust hiesiger vermögender Einwohner wird sich dieser Ort, dem es auch an reizenden Umgebungen und romantischen Partieen nicht fehlt, bald über das Gewöhnliche einer Provinzial-Stadt erheben. — Nicht minder bemerkenswerth ist, als eine erfreuliche Erscheinung der Zeit, das seit Kurzem hier errichtete Gymnasium, eine Anstalt, welche, unter der Leitung des aus Züllichau hierher berufenen Dr. Müller und anderer würdigen Lehrer, ein schönes Gedeihen verspricht. Zu bedauern ist der Abgang des braven Rektors Paalzow, der, längst als praktischer Schulmann bekannt, hier bei der Jugend großen Nutzen gestiftet hat, und jetzt, von ehrenden Bewegungs-Gründen geleitet, einem andern Rufe folgte. — In der Provinz greift seit einiger Zeit das verrufene Pietisten-Wesen um sich, und macht, zum Leidwesen aller Vernünftigen, große Fortschritte. Nicht allein der unwissende Haufe ist von diesem Wahnsinn befangen — man zählt unter seinen Anhängern auch Geistliche und die Häupter geachteter Familien. Schon ist hier und dort Trostlosigkeit der Gemüther und Verzweiflung bei solchen irregeleiteten Menschen sichtbar geworden, welche ihr trauriges Leben mit einem kläglichen Selbstmord endigten. Bis jetzt hat das behutsame Entgegenwirken der Landes-Behörden nur wenig Erfolg gehabt. Es fehlt bei diesem Unwesen, wie man leicht denken kann, weder an himmlischen Erscheinungen, noch an Propheten. Ich sende Ihnen im Nachstehenden die Probe einer darüber offiziell vor der Behörde abgegebenen Erklärung eines Mitgliedes der Sekte aus dem Dorfe P***. Der Ehrenmann ließ sich also vernehmen: „Es war vor ungefähr drei Jahren im Winter, als mir ein Kind gestorben war, und ich darüber in voller Betrübniß zu Gott betete, bis mir der liebe Gott einmal des Nachts in voller Klarheit erschien. Mein Zimmer war ganz hell, es zeigten sich sehr glänzende Farben, mit Kronen untermischt, und ganz kleine heilige Engel schwebten hin und her. Ich sah den lieben Gott in einer kleinen Krone, und er sprach zu mir: „Martin Lemm! dich will ich erwecken zu einem himmlischen Propheten, und du sollst hier Prediger werden!“ Ich antwortete: „Lieber Gott, ich kann nicht predigen, ich habe ja nichts gelernt; lesen kann ich wohl, aber weiter auch nichts!“ Der liebe Gott erwiederte hierauf: „Ich werde durch dich reden und wirken!“ Auf meine abermalige Einwendung, daß weder der hiesige Prediger, noch die Herrschaft und die Gemeinde dies glauben und anhören würden, sagte Gott: „Sie sollen es wohl glauben, ich werde es schon so machen, daß es Jedermann glauben muß.“ Hierauf verschwand Gott, jedoch die herrliche Klarheit ist noch alle Nacht um mich. Einmal ist mir seit dieser Zeit Gott noch erschienen; es war damals, als die hiesige Inspektorin eines gewaltsamen Todes starb. (Diese sonst sehr brave Hausfrau war ein Mitglied der Sekte und erhing sich — im Zweifel über ihre Theilnahme an der Seligkeit.) Damals erschalleten laut in meiner Stube die Worte: „Ihr werdet traurig seyn, aber eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden!“ und dann weiter: „Ihr werdet sterben, aber auferstehn, ja auferstehn!“ — Wenn ich nun bis jetzt nicht gepredigt habe, so geschieht es deshalb nicht, weil ich noch auf einen näheren Beruf Gottes warte, der aber bisher nicht erfolgt ist, dem ich indessen stündlich entgegen sehe.“ — Man sollte allerdings meinen, dies sey die Sprache eines Rasenden! Und doch ist dieser Mensch sonst ganz vernünftig, auch der Fall bei weitem nicht der einzige, und, was betrübend ist, solche Geburten der kranken Einbildungskraft finden sogar unbedingten Glauben und Beifall. Diese himmlischen Propheten verlassen nicht selten — nach ihrem Vorgeben durch den heiligen Geist getrieben — den engeren Kreis ihrer Wohnsitze und Familien; sie schwärmen im Lande umher, drängen sich in die Häuser, veranstalten Zusammenkünfte und treten als geistliche Redner auf. — Ist man nun höheren Orts vielleicht um die Mittel verlegen, der weiteren Verbreitung dieser Schwärmer — deren Anhänger und Wortführer sich hinter „die unverfälschte Lehre der unveränderten Augsburgschen Confession“ verstecken, und schon ohne Rückhalt Verfolgungs-Geist gegen Andersdenkende predigen — Einhalt zu thun, so wird man nur den schlichten Sinn unserer guten Landsleute beklagen müssen, welche von dem geraden Wege einer schrift- und vernunftmäßigen Gottes-Erkenntniß durch dergleichen Narrheiten abgelenkt werden. — ck —.

London. Auch in England kommen ächte irische Bulls vor. In Lord Camdens Landsitz (Hermitage, bei Seven-Oaks, in der Grafschaft Kent) wurde vor einigen Tagen die Nachricht angeschlagen: „Lord Camden ist entschlossen, vor dem 14ten September weder sich selbst, noch einen seiner Pächter zu erschießen.“ (So lautet der erste natürliche Sinn der Worte: to shoot himself or any of his tenants; der zweite, den die Worte auch haben können, und hier haben, ist: Lord C. erklärt, daß weder er, noch einer seiner Pächter, die Jagd vor dem 14ten September eröffnen werden.) — Die Wittwe des berühmten Garrick war kurz vor ihrem Tode bestohlen worden. Unter Anderem war ihr der Verlust eines Armstuhls empfindlich, den Garrick aus dem Holze des berühmten Maulbeerbaums hatte machen lassen, welchen Shakspeare's Hand pflanzte. — Wir erwarten hier Albert, den ersten Tänzer der französischen Oper in Paris, nicht in Gastrollen, sondern als ersten Ballet-Meister. Man will seiner in Paris aus dem Grunde los seyn, weil er ein unruhiger Kopf sey (une mauvaise tête). Herr Laferté, der bis jetzt das Ballet hier dirigirte, wird, wie es heißt, mit ihm tauschen, und nach Paris gehen. Ueber die „mauvaise tête“ sagte hier ein Witzling: „Wenn man in Frankreich die Tänzer entläßt, die keinen guten Kopf haben, so müßte man aus eben dem Grunde die Minister entlassen, die keine guten Beine (d. i. die vom Podagra geplagt werden) haben. — In Caw (in der Grafschaft Londonderry, Irland) steht ein großer, starker, gesunder, wilder Feigenbaum (sycomorus). Er ist 20 bis 22 Fuß hoch, der Stamm mißt 18 Zoll im Durchschnitt. Ohngefähr 5 Fuß von der Erde fehlt ein Zweig; aus der Oeffnung des Stumpfes fließt Jahr aus Jahr ein ein heller Wasserstrahl, wie eine Quelle, welches den Baum zu einem lebendigen Born macht. — In Brighton hat sich ein 92jähriger gebildeter Mann niedergelassen. Er war vorher als über 10 Meilen (zwei deutsche) aus London gekommen, hat über 50 Jahre lang und darüber, Tag für Tag, in Bishopsgatestreet ein Weinhaus besucht und täglich seine fünf Flaschen Portwein getrunken, so daß er in der ganzen Zeit 55,609 Flaschen, oder 114 Oxhoft geleert hat. (Ein probates Mittel, 92 Jahre und darüber alt zu werden!). S.

Ein Schauspieler P**, im Théâtre Feydeau, bringt jetzt alle Stücke zu Falle. Die einen läßt er auspfeifen und in den andern spielt er selbst mit. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 14. November. 182stes Blatt.

Morgenländische Geschichten.

2.

Der Handelsherr Afra Selam, in der indischen Stadt Agra, hatte eine gar anmuthige und reizende Frau, Sita-Lilli genannt; aber der treuesten eine war sie nicht. Ein beglückter Liebhaber schlich sich oft in den Hausgarten zu ihr, und während der Mann im tiefen Schlafe lag, koste sie mit dem jungen Indier, und Beide machten sich herzlich über den betrogenen Ehemann lustig. Aber es entdeckt sich Alles! Der Vater des Selam hatte seine Schwiegertochter schon lange im bösen Verdacht; er bewachte ihre Schritte und traf sie auch in einer Nacht im Garten, an der Seite ihres Liebhabers schlummernd. Er schlich leise hinzu und löste Lilli das Armband ab, das gegen sie zeugen sollte. Lilli hatte jedoch den Raub bemerkt; sie entließ sogleich ihren Liebhaber und holte ihren Mann, der mit ihr in den Garten mußte, und den sie unter Scherz und Lachen auf dem grünen Rasen bald in den Schlaf wiegte.

Am Morgen, als Selams Vater dem Sohne die Untreue seiner Gattin entdeckte und zum Beweise das Armband vorzeigte, lachte ihn Selam aus und sprach: „Ihr irrt Euch, denn derjenige, der an Lillis Seite lag, das war ich!“ — Aber Selams Vater ließ sich mit dieser Erklärung nicht beruhigen. Nahe an der Stadt war ein Teich, dem man allgemein die Kraft zuschrieb, die Untreue der Weiber zu enthüllen. Es mußte nämlich eine Frau, die in den Verdacht der Treulosigkeit kam, ihre Unschuld beschwören, worauf man sie in den Prüfungs-Teich stürzte, und hatte sie falsch geschworen, so sank sie zu Boden. Lilli konnte sich dieser Wasserprobe nicht entziehen; die Schlaue wußte aber den Göttern selbst ein X für ein U zu machen. Sie unterrichtete ihren Liebhaber, wie er sich zu benehmen habe, und als der Probesturz in den Teich eben geschehen sollte, kam der Indier wie wahnsinnig daher gerannt, umarmte Lilli mit Heftigkeit und stürzte dann wüthend in den nächsten Wald, von Stockschlägen und Steinwürfen begleitet. Und nun schwur die listige Frau: daß sie in ihrem Leben nie von einem Andern, als ihrem Mann und dem unglücklichen Wahnsinnigen berührt worden sey. Der Prüfungs-Teich konnte nicht anders, er mußte diese Aussage bestätigen! Lilli schwamm wie eine Ente darin. — Als Selams Vater späterhin Ober-Aufseher über den Harem des Sultans ward, gewahrte er in einer Nacht: wie ein Elephant zu dem Fenster der Sultanin trat, und sie, mit dem Rüssel auf seinen Rücken hebend, in die Arme seines Führers legte. Der Alte mußte über das gutherzige Thier, über die Verwegenheit der Schönen und über das Glück des Elephanten-Führers herzlich lachen, und da er sah, daß es selbst seinem Herrn nicht besser erging, als seinem Sohne, so tröstete er sich über ihr Mißgeschick, und beschloß, das Geheimniß der Sultanin besser, als das seiner Schwiegertochter, zu bewahren, weil er wohl merkte, daß die hülfreiche List der Frauen immer noch größer ist als ihre Untreue.

2.

Die Feinde waren geschlagen, im Triumph kehrte Sultan Sandiar nach seiner Hauptstadt Zalika zurück. Eine Menge Volkes zog ihm entgegen; alle Fenster, alle Dächer waren voll Zuschauer, selbst auf die Spitze einer hohen Pyramide stieg eines Derwisches Sohn, um den Einzug des Sultans besser betrachten zu können. — Als Sandiar der Pyramide nahe gekommen, sah er auf ihrer Spitze sich etwas bewegen. In der Meinung, es sey ein Vogel, schoß er mit einem Pfeil dahin, und — herab stürzte der unglückliche Knabe. Bei diesem Anblick erblaßte der Sultan im Schrecken; er warf sich vor dem todten Knaben nieder, dem lebhaftesten Schmerze sich überlassend. Nach einiger Zeit kam der Vater des Knaben herbei geeilt, und als ihn der Sultan erblickte, führte er ihn alsobald in das nächste Haus; dort legte er seinen blanken Säbel und einen Beutel mit Gold gefüllt auf den Tisch. — „Derwisch!“ sprach er, „ich bin der Mörder Deines Sohnes, zwar unwillkührlich, aber dennoch in der That. Du kennst das Gesetz: Blut fordert Blut. Hier liegt mein Säbel, nimm ihn zur Hand und raube mir das Leben; oder willst Du mein Daseyn mich durch Gold erkaufen lassen, so fordere des Goldes, so viel Du magst. Frei ist Dir die Wahl! — die Sühne gerecht!“ — Bestürzt hörte der Derwisch des Sultans Rede; er kreuzte die Arme über die Brust und beugte sich tief vor seinem Herrn. „Das wolle Gott nicht!“ erwiederte er, „daß ich die Hand an meinen Fürsten legen sollte, der, ein Vater seines Volkes, Millionen beglückt. Das Schicksal, welches meinen Sohn betroffen, war ihm von Gott bestimmt; es führte die Hand und das tödtliche Geschoß nur die Macht der Vorsehung. Ohne Schuld ist mein glorreicher Sultan; weder sein Leben, noch sein Gold kann ich als ein Sühnopfer ansprechen. Seine Bestimmung, sein Rang sind ein heiliges Pfand des Glückes aller seiner Unterthanen; der Gerechte lebt ewig!“ — Der Sultan richtete sich bei diesen Worten erheitert auf. „Derwisch!“ sagte er, „ich fühle Deine Großmuth; übertreffen kann ich sie zwar nicht, aber dankbar will ich seyn. Männer, die sich durch ihre edlen Gesinnungen vor andern Menschen auszeichnen, verdienen über ihre Mitmenschen zu herrschen. Ich ernenne Dich zum Statthalter von Zalika!“

Johann Joseph.

Almansor.

(Fortsetzung.)

Neunter Auftritt.

Zuleima (ungesehn und leise).

Ist es ein Traum, der freundlich mich umgaukelt,
Und liebe Töne in mein Ohr zurück ruft?
Ist es ein Unhold, der mich zu verlocken
Des Freundes süße Stimme künstlich nachäfft?
Ist's gar der todte, irrende Almansor,
Der in der Nacht gespenstisch mich umschlingt?

Almansor.

Es ist kein Traum, der täuschend Dich umgaukelt,
Es ist kein Unhold, der Dich will verlocken,
Auch ist's kein todter, irrender Almansor,
Es ist Almansor selbst, der Sohn Abdullahs;
Er ist zurück gekehrt, und trägt noch immer
Lebend'ge Liebe im lebend'gen Herzen.

(Zuleima tritt mit einer Fackel auf den Balkon.)

Zuleima.

Sey mir gegrüßt, Almansor ben Abdullah,
Sey mir gegrüßt im Reiche der Lebend'gen!
Denn längst kam uns die trübe Mähr: „Todt sey
Almansor!“ und Zuleima's Augen wurden
Zwei unversiegbar stille Thränenquellen.

Almansor.

O süße Lichter, holde Veilchen-Augen,
So seyd ihr mir noch immer treu geblieben,
Als meiner schon vergaß Zuleima's Seele!

Zuleima.

Die Augen sind der Seele klare Fenster,
Und Thränen sind der Seele weißes Blut.

Almansor.

Und floß auch Blut schon aus Almansors Seele
Am Grab' der Mutter und am Grab' des Vaters,
So muß doch jetzt die Seele ganz verbluten
Hier an dem Grabe von Zuleima's Liebe.

Zuleima.

O schlimme Worte und noch schlimm're Kunde,
Ihr bohrt euch schneidend ein in meine Brust,
Und auch Zuleima's Seele muß verbluten. (Sie weint)

Almansor.

O, weine nicht! Wie glüh'nde Naphta-Tropfen,
So fallen Deine Thränen auf mein Herz.
Mein Wort soll Dich jezt nimmermehr verletzen;
Verehren will ich Dich wie'n Heiligthum,
In dessen Nähe selbst des Blutes Rächer
Die scharfe Spitze abbricht von der Lanze,
In dessen Näh' die Taube und das Reh
Gesichert sind vor schlimmen Jägers-Pfeilen,
In dessen Nähe selbst des Räubers Hände
Sich demuthvoll nur zum Gebet bewegen!
Zuleima, Du bist meine heil'ge Kaaba,
Dich glaubte ich zu küssen, als zu Mekka
Mein glüh'nder Mund berührt' den heil'gen Stein —
Du bist so süß, doch auch so kalt wie er!

Zuleima.

Bin ich Dein Heiligthum, so brech' sie ab,
Die scharfe Lanzenspitze Deiner Worte,
So lass' im Köcher ruh'n die argen Pfeile,
Die luftbefiedert in das Herz mich treffen,
Und falte nicht wie zum Gebet die Hände,
Um desto sich'rer meine Ruh zu rauben!
Genug schon hat mein Herz durchbohrt die Kunde
Vom Tod Abdullahs und Fatma's, Beide
Hab' ich wie eig'ne Eltern stets geliebt,
Und Beide nannten mich einst gerne „Tochter“ —
O sprich, wie starb Fatma, uns're Mutter?

Almansor.

Auf einem Ruhebette lag die Mutter,
Zur Linken kniete ich und weinte still:
Zur Rechten stand Abdullah starr und stumm,
Und wie der Friedenspalme schwebte sichtbar
Der Todesengel über'm Haupt der Mutter.

Ich wollte sie entreißen diesem Engel,
Und ängstlich hielt ich fest der Mutter Hand;
Doch wie die Sanduhr leis' und leiser rinnet,
So rann das Leben aus der Mutter Hand.
Auf ihrem Antlitz zuckten wechselnd Schmerz
Und Lächeln süß, und wie ich über Mutter
Mich leise hinbog, ach! da seufzt' es matt
Aus ihrer Brust: „Bring' diesen Kuß Zuleimen!"
Bei diesem Namen stöhnte auf Abdullah,
Wie ein zu Tod getroff'nes wildes Thier.
Doch Mutter sprach nicht mehr, die kalte Hand nur
Lag in der meinigen wie ein Versprechen.

Zuleima.

O Mutter, o Fatyma, du hast noch
Bis in den Tod geliebt dein armes Kind;
Abdullah aber hat mich noch gehaßt,
Als er hinab stieg in sein dunkles Haus!

Almansor.

Nicht mit in's Grab nahm er den Haß. Obzwar,
Wenn nur durch Zufall ihm in's Ohr geklungen
Die Namen Aly und Zuleima, so erwachte
Der Sturm in seiner Brust, wie dunkle Wolken
Umzog es seine Stirn, sein Auge blitzte,
Und seinem Mund entquoll Verwünschungs-Fluch.
Doch einst nach solchem Sturme fiel mein Vater
Ermattet und betäubt in tiefen Schlaf:
Ich stand bei ihm, auf sein Erwachen harrend.
Wie staunte ich! Als er die Wimper aufschlug,
Da lag in seinem Blick, statt Zornesglühen,
Nur klare Freundlichkeit und fromme Milde,
Statt seines Wahnsinnschmerzes wildem Zucken,
Umschwebte heit'res Lächeln seine Lippen,
Und statt mit grausem Fluch mich zu erschrecken,
Sprach er zu mir mit leiser, weicher Stimme:
„Die Mutter will es, und ich kann's nicht ändern,
D'rum geh' nur hin, mein Sohn, durchschiff' das Meer,
Geh' nach Hispanien zurück, geh' hin
Nach Aly's Schloß, und suche dort Zuleima,
Und sage ihr —" — da kam der Todesengel,
Und schnitt mit scharfem Schwerdte rasch entzwei
Abdullahs Leben und Abdullahs Rede. —

(Pause.)

Ich hab' ihn in sein Grab gelegt, doch nicht,
Nach Moslembrauch, das Antlitz gegen Mekka;
Gerichtet hab' ich, wie er's einst befahl,
Gen Granada sein todtes Angesicht:
So liegt er mit den stieren off'nen Augen,
Und sieht mir immer nach —

(Dreht sich um und spricht feierlich)

Du todter Vater,
Du sah'st mich wandern durch den Sand der Wüste,
Und sah'st mich schiffen nach der Küste Spaniens,
Und sah'st mich eilen nach dem Schlosse Aly's,
Und seh'st mich hier — hier steh' ich vor Zuleima,
Sag' nun, Abdullah's Geist, was soll ich sprechen?

Zehnter Auftritt.

(Ein Mann in einem schwarzen Mantel tritt plötzlich auf.)

Der Mann.

O sprich zu ihr: Zuleima, steig' herunter
Aus Deines Marmor-Schlosses güld'nen Kammern,
Und schwing' Dich auf Almansors treues Roß.
Im Lande, wo des Palmbaums Schatten kühlen,
Wo süßer Weihrauch quillt aus heil'gem Boden,
Und Hirten singend ihre Lämmer weiden:
Dort steht ein Zelt von blendend weißer Leinwand,
Und die Gazellen mit den klugen Augen,
Und die Kameele mit den langen Hälsen,
Und schwarze Mädchen mit den Blumenkörben,
Steh'n an des Zeltes buntgeschmücktem Eingang,
Und harren ihrer Herrin — o Zuleima,
Dorthin, dorthin entfliehe mit Almansor!

(Die Fortsetzung folgt.)

Menschliche Thorheiten.

Der Carmeliter-Orden wurde im dreizehnten Jahrhundert gestiftet, leitete aber seinen Ursprung vom Propheten Elias ab, und verklagte einen andern Orden, der den Propheten Elias nicht in einer Carmeliter-Kutte abgebildet hatte.

Maccarius erdrückte eine Mücke, die ihn stach. Das bereuete er, indem er sich sechs Monate den Mücken-Stichen preis gab. Ein anderer Schwärmer klammerte sich in dem Umfange eines Wagen-Rades zehn Jahre lang ein.

Tertullian versichert: eine Seele gesehen zu haben.

Zu den Zeiten des heiligen Chrysostomus wallfahrtete man zu dem Misthaufen, worauf Hiob gesessen haben sollte!

Johannes Scholasticus, ein Abt auf dem Berge Sinai, schrieb in seiner „Himmelsleiter": „Es sey besser, gegen Gott sündigen, als gegen seinen Prior."

Bellarmin, ein Mönch, ließ sich von allem Ungeziefer beißen: „denn", sagte er, „die armen Thierchen haben keinen Himmel, nichts als das bischen Leben."

Wer im zehnten und eilften Jahrhundert schreiben und lesen konnte, war — galgenfrei. Dies hieß: Beneficium clericorum.

Dem Dominikaner-Kloster zu Soest mußte jährlich ein Ey auf einem vierspännigen Wagen geliefert werden. Aehnliche Lieferungen fanden sich, bei großer Pön (Strafe) im Unterlassungsfalle, in Menge an andern Orten; auch in Sachsen sind dergleichen Spuren.

Der Abt zu Prüm hatte das Recht, alle zum Tode verurtheilten Verbrecher los zu machen, wenn er sie mit seiner Kapuze bedeckte.

Bouward, Ludwigs XIV. Leibarzt, verordnete diesem in einem Jahre: 47 Aderlässe, 212 Klystiere und 216 Purganzen!

Die Kreuzzüge in's Morgenland kosteten während der 200 Jahre, so lange sie dauerten, Europa sieben Millionen Menschen. In jedem Jahre opferten sich also damals 3500 Menschen.

Keine Stadt zählte sonst so viel Nonnen-Klöster, als Cölln; 37 dergleichen standen neben 13 Manns-Klöstern. Uebrigens hatte Cölln noch die Gebeine der heiligen drei Könige und der 11000 Jungfrauen. Ein Jude durfte nicht hinein, er hätte denn für jede Stunde 200 Dukaten bezahlt!! Eckber.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Bei unserer Bühne wird jetzt, wie es scheint, wenig einstudirt, und das Wenige ist schnell alt! Der jüngsten Neuigkeit: „Die Liebeserklärung", Lustspiel in zwei Aufzügen, nach dem Französischen von F. A. v. Kurlander, können wir auch nur kurzes Leben verkünden, ein Mißgeschick, woran der Verfasser nicht allein schuld ist. Wir geben zu, daß die ersten Scenen recht langweilig sind; bei einer geschickteren Behandlung der Gastwirth Moll da ganz zu entbehren wäre; ferner auch manche andere Stellen noch unter die Scheere des dramatischen Theater-Schneiders gesollt und das Ganze in einem Akt Raum genug hatte. Indessen ist die Intrigue, die den Kern bildet, gut geschürzt und gelöset, die Situationen sind bei der probirten und dann ausgeführten Liebeserklärung zum Theil sehr fein und pikant, die Entwickelung folgt ziemlich rasch (obwohl auch hier noch weg zu nehmen wäre), und dennoch gab es keinen Applaus am Schluß, wohl aber Gezisch!? Ja, es ist so und — konnte nicht anders seyn! Wir haben nichts dagegen, daß Anfänger und Anfängerinnen sich versuchen; aber besser wär' es wohl (und auch zu begehren!), wenn es nicht in neuen Stücken geschähe, damit die Verfasser nicht das Schulgeld bezahlen müssen. Diesmal haben wir namentlich zu bemerken: daß die Rolle des 17jährigen „Ernst", wegen der fast jungfräulichen Blödigkeit, mit einer Dame zu besetzen ist, wie es z. B. in Wien geschehen, wo die Kleinigkeit sehr gefiel. Hätte Mad. Stich, oder wenn diese Künstlerin eben behindert ist, allenfalls Mad. Unzelmann die Rolle gehabt (welche die ihrige an Demois. Reinwald überlassen konnte), übernahm Mad. Devrient das Kammermädchen (in welchem Fach sie gefallen würde), so war der Erfolg gewiß ein besserer, der kleineren Rollen nicht einmal zu gedenken. Wir wollen diejenigen, welche jene Rollen spielten, mit unserer Kritik durchaus nicht kränken, gönnen ihnen vielmehr jedes Nützliche; aber bei einer Neuigkeit muß eine Bühne von Allem, was sie an Kräften hat, das Beste anwenden. Hr. Krüger (Graf Legheim) war gut; nur wünschten wir, daß er den Mann von Welt etwas fügsamer und ruhiger gäbe, nicht oft die ganze Bühne zu seiner Lebendigkeit brauchte. — Hr. Harknoch, Schüler Hummels, hat sich am 3ten November in einem Conzerte auf dem Pianoforte hören lassen, mit bedeutendem und verdientem Beifall. In zwei Musikstücken von seinem Lehrer entwickelte er neben der künstlichen, fertigen Sicherheit, auch Gemüth und Geist, und dies fanden wir in seiner eigenen Composition (Variationen auf „Gaudeamus igitur") bestätigt, obwohl diese selbst uns noch die recht entschiedene Bindung zu entbehren schienen. Der junge Künstler will künftig bei uns wohnen und durch Unterricht nützen; er ist uns willkommen, und wird wahrscheinlich seinen Zweck erreichen. — Am 6ten November gab Hr. Musik-Direktor Seidel, fleißiger Dirigent unsers Orchesters, ein Conzert, das sich durch zwei Neuigkeiten auszeichnete: nämlich musikalische Zwischen-Begleitung zu Schiller's „Kassandra" (von Mad. Stich mit trefflichem rhetorischen Ausdruck vorgetragen) und eine Cantate: „Lob Gottes". — Den Liebhabern von theatralischen Haus-Ergötzungen empfehlen sich die, eben (bei E. S. Mittler) erschienenen „Geburtstagspiele und andere kleine dramatische Dichtungen", von Adalbert vom Thale; es sind vier Spiele, leicht ausgeführt und aus zu führen, was bei solchen Gegenständen zur Hauptsache gehört.

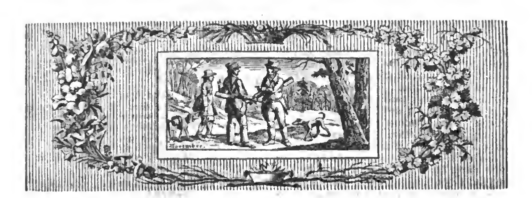
Ueber einen eigenhändigen Brief des Königs Heinrich IV. Wenn je ein König von seinem Volke und der Welt gefeiert worden, so ist es der große und edle König der Franzosen, Heinrich der Vierte. Man hat zwar aus der Geschichte seines Privat-Lebens Züge entlehnt, um das liebenswürdige Bild dieses Monarchen, das dem Herzen so Vieler schon in zarter Jugend sich einprägte, zu entstellen. Mag immerhin der Fürst nicht fleckenlos dastehen — nichts ist unedler, als die Schwächen eines ruhmwürdigen Regenten aufdecken, der durch sein öffentliches Leben bewies, daß er sie zu besiegen verstand: und die Quellen, aus welchen man bei solchen Schilderungen schöpft, wie trübe fließen sie gewöhnlich, wie trübe müssen sie fließen, sehen wir auf ihren Ursprung! — Die Lebens-Geschichte Heinrich IV. ist vielfach bearbeitet; ob die Aechtheit aller der Briefe, die man ihm zuschreibt, gehörig beglaubigt ist, kann hier nicht untersucht werden. Daß derjenige aber, von dem die folgenden Zeilen Nachricht geben, von seiner Hand sey, ist keinem Zweifel unterworfen. — In dem Nachlasse eines um Hamburg sehr verdienten Mannes, des Herrn Ober-Alten Heinrich Kühl, befindet sich ein eigenhändiger Brief des Königs. Frankreich unberücksichtigt, trifft man zwar hier und da in Deutschland und der Schweiz von Heinrich Geschriebenes an; allein die vor mir liegenden Zeilen sind auch als historisches Dokument von einiger Wichtigkeit. — Es war im Jahre 1591, als des Königs Versuch, sich ohne Blutvergießen in den Besitz der wichtigen Stadt de la Fere in der Picardie zu setzen, mißlang, und er sich deshalb von Compiegne nach Vernon begab, eine andere Unternehmung, die Einnahme der Stadt Louviers in der Normandie (Vernon, 5 Lieues davon) zu unterstützen. Die vom Könige gesandte Hülfe, unter Biron's Befehlen, langte im Augenblicke der Entscheidung an und die Stadt wurde eingenommen. Das königliche Verbot der Plünderung hielt die Soldaten nicht ab, die reiche Fabrikstadt heim zu suchen. — Dem König war die glückliche Ausführung seines Planes sehr erfreulich; dies bezeugt auch unser Brief, datirt von Vernon den 7ten Juni (am 6ten war Louviers erobert), und gerichtet an den Herrn von Larchaut. „Diese Worte", schreibt König Heinrich, „sollen Ihnen die unangenehme Nachricht von der Einnahme von Louviers bringen, über welche Sie, ich bin davon überzeugt, nicht weinen werden." Ferner: „Die Begebenheit mit Louviers ist ein Wunder; die Ehre derselben gebührt Gott, obwohl die Unternehmung sehr gut ausgeführt ist." Am Schlusse eine Artigkeit für Frau von Larchaut: „Ich küßte der Frau von Larchaut die Hände, aber ich fürchte, daß Sie eifersüchtig seyn möchten. Man hat mir erzählt, daß sie weine, wenn meine Plane gelingen. Sagen Sie mir, ob vor Freuden oder vor Verdruß?" — Als Probe des Styls und der Rechtschreibung hier die letzte, diplomatisch genau copirte Stelle in der Ursprache: „Je beseroys les meyns a madame de larchant mes ie croyns que vous an soyes Jalous on ma dyt quelle pleure quant yl arryue quelque bon succes an mes afares, mandes moy sy cest de Joye ou de facherye bon Jour de Vernon ce VIIme Juyn Henry." — Der verstorbene Besitzer des Briefes befand sich im April 1774 in Perigord im Schlosse der alten Herzoge de la Force, woselbst der König zuweilen residirte. In den dort aufbewahrten Archiven fand sich in einem Packet Dokumente dieses Schreiben. Da es nicht registrirt war, so konnte der Intendant, Herr Roque — den die hohe Achtung des Reisenden aus dem Norden für Frankreichs vielgeliebten König entzückte — ihm ohne weitere Verantwortlichkeit dasselbe verehren. Es ward in Paris von dem Ecrivain du Cabinet du Roi, Pallassau, untersucht, verglichen und seine Aechtheit hinreichend beglaubigt. Diese Beglaubigung befindet sich auf dem Pergament, auf welches der Brief geklebt worden. *)

*) Nach Beendigung des auf den 14ten November angesetzten Verkaufes der aus mehr als 5000 Bänden bestehenden Bibliothek, Instrumenten-Sammlung u. s. w. des verstorbenen Herrn Kühl, soll auch der Brief Heinrich des Vierten dem Meistbietenden überlassen werden. Einige Cataloge sind in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin zu haben.

Hamburg. F. L. Hoffmann, Dr.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 16. November. 183stes Blatt.

Das Bambus-Rohr.

„Wie er sich freuen wird, der gute Vater!“ rief die achtjährige Fanny, als sie ihre Mutter beschäftigt sah, ein kärgliches Abendbrod zu bereiten. „Gewiß bringt er uns gute Nachricht, und dann werden wir alle einmal wieder froh seyn. Ach, das waren wir lange nicht!“ — „Gutes Kind!“ sagte die besorgte Hausfrau mit einem Seufzer; „in Deinen Jahren ist man immer glücklich, weil man sich zu täuschen versteht. Wir werden dies Mal so vergeblich gehofft haben, als in den letzten drei Jahren!“ — „Mütterchen!“ entgegnete Fanny; „Du bist schon wieder so traurig! wie können wir Andern denn zufrieden seyn? Hast Du vergessen, daß Vater sagt: er wolle lieber trockenes Brod essen, als wenn Du ihm sein Leibgericht auf den Tisch setztest mit einem finstern Gesicht? — Aber, welcher Lärm auf der Straße?“

Mary riß das Fenster auf, und sah ihren Jack, einen Knaben von elf Jahren, mit blutendem Gesicht auf das Haus zulaufen. Ein größerer Knabe ging ihm zur Seite, der eine Fußbank, einige Bürsten und eine zerbrochene Flasche mit Stiefelwichse trug. Mary und ihre Tochter eilten hinunter, die Hausthür zu öffnen. „Hast Du schon wieder dumme Streiche gemacht?“ rief die Mutter ihrem Jack zu. — „Glaub's nur“, antwortete der Knabe, „daß ich, als Sohn eines braven englischen Seemanns, nicht anders handeln konnte; ich weiß, Vater wird mir Recht geben!“ — Das zahlreiche Pöbel-Gefolge schrie so laut, daß Mary weder ihren eigenen Sohn, noch den andern Knaben verstehen konnte. Jack behauptete, den Stiefelputzer-Apparat von dem andern Knaben gekauft zu haben; dieser forderte dafür die versprochene Bezahlung, welche Jack aber ihm schon gegeben zu haben versicherte. Von den Umstehenden traten Mehrere als Sachwalter für beide Theile auf. Die Mutter wünschte nur die geräuschvolle Scene zu beendigen, entließ, so sehr auch Jack dagegen protestirte, den andern Knaben sammt seinem Geräth, und ging mit ihren Kindern in das Haus zurück. „Gieb Acht, Mutter!“ sagte der Knabe auf der Treppe; „Du hast einen großen Verdruß gestiftet, weil Du mich nicht hören wolltest.“

Als Mary in die Stube trat, zeigte sich ihr ein so großes Unglück, daß sie auf Jack's Reden nicht achtete. Auf einem Klapptischchen, welches auf schwachen Füßen stand, hatte sie das Abendbrod für ihren Mann zurecht gesetzt. Ein großer Pudel, des Hausvaters ehemaliger treuer Reise-Gefährte, hatte, während er Niemand in der Stube sah, die Gelegenheit benutzt, sich einmal satt zu fressen. Er war auf den Tisch gesprungen, eine Wurst weg zu schnappen; war aber dabei stürmend wie ein Radikal verfahren, so daß der Tisch umfiel, und Teller und Porter-Krug zerbrachen. Der Hund war gerade mit seiner Beute fertig geworden, als die arme Mary in die Stube trat. „Das fehlte noch!“ rief sie voll Ungeduld, ergriff ihres Mannes Bambus-Rohr, schlug damit auf den Pudel, nebenher aber auf Tisch und Kasten mit solcher Gewalt los, daß der Hund vor Angst einen Sprung durch das Fenster auf

die Straße machte, und das Rohr zerbrach. „O, der arme Fiduz!“ schrie Fanny, und stürzte die Treppe hinunter, um nach ihrem Liebling zu sehen. Der Hund hatte ein Bein gebrochen. Zu spät bemerkte Mary, daß, wenn man durch Unvorsichtigkeit Schaden leidet, Jähzorn leicht ihn noch vergrößert. Der Hund jammerte sie zwar, noch mehr aber der Rohrstock, der, so wie der zerbrochene Trinkkrug, ihrem Manne sehr werth war, weil er beides aus China mitgebracht hatte.

Der winselnde Hund, die weinende Fanny, der Knabe, welcher sein Recht demonstrirte, und die erbitterte Frau, die alle Augenblicke ihren Mann erwartete, dem sie nichts vorsetzen konnte — machten ein furchtbar lärmendes Quartett. In einer Oper nach dem neuesten Geschmack hätte der Auftritt Stoff zu einem Meisterstück darbieten können, denn in dieser Harmonie von Dissonanzen war Alles undeutlich und geräuschvoll. Während diesem Getöse trat Richard, kaum bemerkt, zur Thür herein. Er hatte in seinem Leben zu viel erfahren und gelitten, um leicht zu erschrecken; aber der Aufruhr, worin er alle seine Hausgenossen fand, erweckte doch seine lebhafte Besorgniß. Alle stürmten ihm entgegen, Jeder wollte sein Unglück zuerst erzählen, und konnte vor dem Andern nicht zu Worte kommen. Endlich drang Mary's Stimme durch und Richard erfuhr nun, wie sie sich darauf gefreut hätte, ihn heut Abend mit einer Wurst zu traktiren, die eine Gevatterin ihr geschenkt, daß aber der verwünschte Pudel nichts übrig gelassen. Die Kinder aber nahmen sich ihres Lieblings nachdrücklich an, und fanden den Vorfall sehr natürlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

A l m a n s o r.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt. Vierter Auftritt.

(Tag. Der Garten bei Aly's Schloß Links ein Christusbild.)

Zuleima (allein).

Noch nicht erloschen ist der alte Groll,
Noch liegen lauernd in des Vaters Brust
Viel schlimme Geister, die mit Wuth entsteigen
Bei'm bloßen Schalle von Abdullahs Namen.
Entflieh, entflieh, unglücklicher Almansor!
Der Väter Feindschaft bringt den Kindern Tod!
Mit meinem Schleier will ich dich bedecken,
Daß meines Vaters Blick Dich nimmer trifft.
Ich seh dich in Gefahr, und schnell erwachen
All die Gefühle, die mich einst bewegten,
Als wir noch Braut und Bräut'gam kindisch spielten,
Als du den morschen Apfelbaum erklettert,
Als ich dich weinend und mit bangen Bitten
Herunter lockte von der schlimmen Höh'.

(Sinnend)

„Todt sey Almansor!“ sagten böse Leute,
Und böser Kunde glaubte böses Herz,
Und Braut des fremden Mannes ward Zuleima!
Ich will dich lieben, wie man liebt den Bruder —
Sey mir ein Bruder, lieblicher Almansor!

(Sieht zur Erde und seufzt)

Almansor!

Fünfter Auftritt.

(Almansor ist hinter Zuleima erschienen, legt beide Hände auf ihre Schulter, und seufzt im selben Tone: „Zuleima!“ Zuleima dreht sich erschrocken um und betrachtet ihn lange.)

Zuleima.

Du hast Dich viel verändert, mein Almansor!
Du siehst fast aus wie'n Mann, doch hast du leider
Die wilden Knabensitten nicht vergessen,
Und stör'st mich wieder eben so wie sonst,
Wenn ich mit meinen Blumen leise spreche.

Almansor (lächelnd).

Sag' mir, mein Liebchen, welche Blume ist es,
Die jetzt „Almansor“ heißt? Ein trüber Name,
Der nur für Trauerweiden passen könnte.

Zuleima (ernst).

Sag' mir zuvor, Du wilder, finst'rer Buhle,
Wer war der schwarze Sprecher dieser Nacht?

Almansor (lächelnd).

Es war ein alter Freund, Du kennst ihn gut,
Der alte Hassan war's, der vielbesorgt mir folgt
Gleich einem treuen Thier der Spur des Herrn.
Leg' ab, mein süßes Lieb, die finst're Miene,
Den Flor, der Deine Augen ernst umdüstert!
Wie'n Schmetterling die Raupenhülle abwirft,
Und leuchtend bunt entfaltet seine Flügel,
So hat die Erde abgestreift das Dunkel,
Womit die Nacht ihr schönes Haupt umschleiert.
Die Sonne senkt sich küssend auf sie nieder,
Im grünen Wald erwacht ein süßes Singen,
Der Springborn rauscht und stäubet Diamanten,
Die zarten Blumen weinen Wonnethränen —
Das Licht des Tages ist der Zauberstab,
Der all die Blumen und die Lieder weckte,
Der selbst Almansor's Seele konnt' entnachten.

Zuleima.

Trau' nicht den Blumen, die hierher Dir winken,
Und nicht den Liedern, die hierher Dich locken,
Sie winken und sie locken in den Tod.

Almansor.

Ich weiche nicht, und weich' auch nicht dem Tod!
Ist mir doch jetzt so wohl, so heimlich wohl!
Hier ist die Heimath meiner Herzenswünsche,
Hier will ich liegen vor Zuleima's Füßen,
Still liegen und mit sel'ger Lust hinauf schau'n
In deiner Augen klares Himmelreich.
Sie steigen auf, die gold'nen Knabenträume!
Hier ist der Garten, wo ich freudig spielte,
Hier blüh'n die Blumen, die mir traulich nickten,
Hier singt der Zeisig, der mich Morgens grüßte —
Doch sprich, mein Lieb, ich sehe nicht die Myrthe,
Wo sie einst stand, da steht jetzt die Cypresse?

Zuleima (schmerzlich).

Die Myrthe starb, und auf das Grab der Myrthe
Hat man gepflanzt die traurige Cypresse!

Almansor.

Noch steht die Laube von Jasmin und Geisblatt,
Wo wir die hübschen Mährchen uns erzählten,
Von Medschnuns Wahnsinn und von Leilas Sehnsucht,
Von Beider Liebe und von Beider Tod.
Hier steht auch noch der gute Feigenbaum,
Mit dessen Frucht Du meine Mährchen lohntest,

Und hier sind auch noch Trauben und Melonen,
Die uns erquickten, wenn wir lang' geschwatzt —
Doch sprich, mein Lieb, nicht seh' ich den Granatbaum,
Auf dessen Zweigen sang die Nachtigall,
Ihr Liebesweh der rothen Rose klagend.

Zuleima.

Die rothe Rose hat der Sturm entblättert,
Die Nachtigall sammt ihrem Liede starb,
Und böse Aexte haben abgehau'n
Den edlen Stamm des blühenden Granatbaums.

Almansor.

Hier ist mir wohl, auf diesem lieben Boden
Steht fest mein Fuß, wie heimlich angekettet!
Hier ist mir wohl, in diesen süßen Kreisen,
Die Du um mich gezogen, schöne Fee!
Wie ist mir wohl! — geliebte Balsam-Düfte
Umwallen mich, vertraute Blumen lispeln
Und schau'n mich an mit mährchenhaften Augen,
Bekannte Bilder hüpfen aus den Büschen —
(Zeigt nach dem Christusbilde)
Doch sprich, mein Lieb, dort steht ein fremdes Bild,
Das sieht mich an so mild und doch so schaurig,
Und eine bitt're Thräne läßt es fallen
In meinen vollen, gold'nen Freudenkelch?

Zuleima.

Und kennst Du nicht dies heil'ge Bild, Almansor?
Hast Du es nie geschaut in sel'gen Träumen?
Besinne Dich, Du mein verlorner Bruder!

Almansor.

Wohl traf ich schon auf meinem Weg' dies Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr in dies Land.
Links an der Straße, die nach Xerez führt,
Steht prangend eine herrliche Moschee.
Doch wo vom Thurme einst der Thürmer rief:
„Es giebt nur einen Gott, und Mahomet
Ist sein Prophet!“ da hört' ich oben dumpf
Und summend läuten centnerschwere Glocken.
Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufschwollen und wie schwarzer Sud
Im glüh'nden Zauberkessel qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust, und stachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurghs Schnabel picke mir in's Herz.
Und in dem Hause scholl, wie Todtenlied,
Der heis're Sang von wunderlichen Männern,
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
In schwarzen und in blumigen Gewändern,
Und von den Knaben, roth und weiß gekleidet,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen,
Und gold'ne Weihrauchfässer dampfend schwangen.
Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich dort wieder sah.
Doch überall sah schmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den das Bildniß darstellt.
Dort schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Hier sank er hin durch schwere Kreuzeslast;
Dort spie man ihm verächtlich in's Gesicht,
Hier krönte man mit Dornen seine Schläfe:
Dort schlug man ihn an's Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild! Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb, ganz nackt, von schwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich gellen eine scharfe Stimme:
„Dies ist sein Blut!“ und wie ich hinsah, schaut ich —
(zusammenschauernd)
Den Mann, der eben einen Becher austrank.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gas-Beleuchtungen.

Das immer weiter um sich greifende Kneipen-Leben kann ohnmöglich feine Sitte und guten Ton erhöhen, sondern muß beide verdrängen.

Die religiösen Ansichten, von welcher Begüterte des Mittelalters bewogen wurden, Gelder und Grundstücke an Kirchen und Klöster zu vermachen, waren doch noch besser, als die, nach welchen man dies nicht mehr thut. Jenen verdanken wir Stiftungen, ohne welche wir Barbaren wären; aber was werden unsere Enkel von diesen erndten? —

Sonst hatten wir gelehrte Buchhändler, die selbst entscheiden konnten; jetzt hat fast jede Buchhandlung ein Paar gelehrte Trüffelhunde im Solde, welche ihr die eingesendeten Manuscripte beschnobern helfen, ob sie nach dem neuesten Gewürz riechen oder nicht.

Mit manchen Vereinigungen in der Welt ist es just, wie mit Bauern, wenn sie sich vor Gericht vergleichen sollen. „Nun ja!“ spricht Kunz, „ich will mich vergleichen!“ — d. h. Hinz, du sollst geben und thun, was Kunz gern haben will. Dagegen spricht und denkt Hinz dasselbe, und am Ende ist es doch der Zwang, der hier den Knoten durchhaut.

Wer plötzlich und unvermuthet, im geselligen Gespräch mit Jemanden, immer verwundende Bitterkeiten und Anspielungen gegen ihn in Bereitschaft hat, die er wie Pfeile aus dem Hinterhalt abschießt, der zeigt eben sowohl einen schlechten Charakter, als auch einen tiefen und lang verhaltenen Groll gegen denselben. Immer ist man zu großem Mißtrauen und zu großer Vorsicht gegen einen solchen Menschen berechtigt. Ueberhaupt gehört zur Fertigkeit im Sottisensagen und zu witzig seyn sollenden Anspielungen im gemeinen Leben weniger Verstand, als böser Wille. Es kann's Jemand bei vertrocknetem Gehirn und nur stets fließender Galle doch zu großer Fertigkeit darin bringen, ohne eigentlich Witz zu haben, der aus ganz anderer Quelle strömt.

Innocenz.

Frauenlob.

Lob sey der Gattin zugesprochen,
Die jeden Tag zum höchsten Festtag weiht;
Denn meine ganze Lebenszeit
Macht sie zu lauter Marterwochen.

A. v. Maltitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Weimar. Nachricht will ich Ihnen heut geben von einem Kunstgenuß, der mich angenehm überraschte. Sie wissen, unser Goethe, Meister in Vielem, versucht in Allem, hat auch der bildenden Kunst manch Stündlein zugewandt, und in dem Tagebuch seines Lebens diente oft die Feder, oft der Griffel dazu, ihm liebe Erinnerungen fest zu halten. In letzterer Art sind dem reichen Manne eine Anzahl Blättlein zugewachsen, die den ächten Stamm nicht verleugnen und eine bedeutende Kunstbildung bewahren. Der Kupferstecher Hr. Schwerdtgeburth, bei uns wohnend, hat, mit Goethe's Erlaubniß, einen Anfang gemacht, solche Zeichnungen heraus zu geben, und es sind eben (ich sah eines der ersten Exemplare) deren sechs dargeboten unter dem Titel: „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe". Die Vielseitigkeit eines Genie's, welches mit Herz und Hand dichtet, kommt auch hier klar zu Tage, und ich wüßte in langer Zeit nichts von malerischen Radirungen, was mir so heimisch zugesprochen hatte, als diese landschaftlichen Entwürfe, die mit ihren einfachen Ideen Vielen so vorkommen werden, als hätten sie Gegenden und Empfindungen, die ihnen lieb waren, sich selbst fest gehalten. Nr. I., das Titelblatt, ist ein heimlich Plätzchen, umschlossen von Baum und Fels, wo wir die innere Melodie uns gern begleiten lassen von dem Geräusch des über Gestein daher rauschenden Wassers. Nr. II. bringt uns an einen Ort, wo sich behaglich wohnen läßt, der langgehegte Weinstock die Mauern bedeckt und in Thüren und Fenster hinein wachsen will; wo das Kindlein ruhig und sicher auf der Schwelle sitzt und des Nachbars schönes Töchterlein Versteckens spielt. Aus Nr. III. scheint uns die Erwartung an zu wehen; ferne einer Stadt, die im Hintergrunde sich andeutet, sehen wir ein Haus auf einsamer Höhe, voran ein fest eingefügtes Gitter, das den reizenden Weg durchblicken läßt — wohnt dort Stella? — Nr. IV. zeigt uns einen Frieden anderer Art; eine weite Wasserfläche, von Felsen umgeben, auf einer Erdzunge einen Tempel, Häuser, wie Asyle in der Flucht vor dem Leben — und ringsum wenig, was zum Bleiben oder zur Rückkehr einladete! — es scheint der Tempel der Selbstprüfung! — Auf Nr. V. giebt's breite sichere Wege, und der Wanderer, seine Last ablegend, schaut, von der Brustwehr geschützt, in die Tiefe, kann auf der andern Seite sicher hinab steigen. Es mag ein weises Alter dazu gehören, keine anderen Wege zu suchen! — Nr. VI. scheint uns die Felsenmassen und das Thurmgebäu auf ihnen nur zu zeigen, um an Gefahr zu mahnen; auch die Gegend ist wild, nur der nahe Wasserspiegel klar, und in den Schiffchen auf ihnen ist Freiheit, denn man hat's nur noch mit denen Menschen zu thun, die unsre Reise mitmachen; nichts Fremdes mag uns da widerfahren. — Diese Lebensbilder, mit sicherem Vollbringen allerliebst radirt von dem Herrn Holdermann und Lieber, hat Goethe nun auch mit dichterischen Umrissen begleitet, die seine Behaglichkeit auf den Beschauenden überträgt. Ich will hier die zu I., III. und IV. mitsenden:

I.

Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich, wir schwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer frisch,
Wie Fels, wie Strom, so Bergwald und Gebüsch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinsel bracht's zu Falle;
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom besten Wollen halb und halbe Spur.
Ihr Jünger'n aber, die ihr unverzagt
Unausgesproch'nes aus zu sprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand sich stotternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr seyd es, die, was ich und ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunstwelt nicht verhehlt;
Und wie dem Walde geht's den Blättern Allen,
Sie knospen, grünen, welken ab und fallen.

III.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund,
Wir waren jung, hier waren wir gesund,
Und schlenderten den Sommer-Abend lang
Mit halber Hoffnung mannigfalt'gen Gang;
Und wie man kam, so ging man nicht zurück:
Begegnen ist ein höchstes Liebesglück!
Und Zwei zusammen sehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Busch sogleich ganz anders an;
Und wer dieselben Pfade wandernd schleicht:
Sey ihm des Zieles holder Wunsch erreicht.

IV.

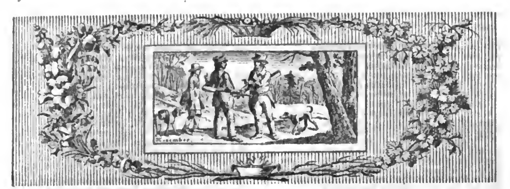
Der Tempel steht, dem höchsten Sinn geweiht,
Auf Felsengrund in hehrer Einsamkeit;
Daneben wohnt die fromme Pilgerschaar,
Sie wechseln, gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geschlecht,
Geschützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht;
Und wer sich dort ein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eig'nen Stand;
Wir hofften selbst, uns ein Asyl zu gründen:
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertreflich schön,
Ach, wollte Gott! ein Künstler hätt's geseh'n.

Doch, was mach' ich mich zum Abschreiber! — sehen muß man die Bilder und in dieser Anschau die poetischen Sprüche lesen: das giebt ein Ergötzen, stärkend und erfrischend, und Sie sollen sehen, daß diese Sammlung zum Feste der Kindlichkeit, an den Weihnachts-Tagen, auf vielen Tischen sich finden wird; denn an solchen Gaben waren die Festtage bisher immer unfruchtbar! — v — E.

Da so oft von alten Leuten die Rede ist, so mögen Folgende hier als Senioren der Senioren prangen. Heinrich Jenkins, Fischer in der Grafschaft York, ward 169 Jahr alt. Im 100sten Jahr schwamm er noch über jeden Fluß. Einst sollte er ein gerichtliches Zeugniß ablegen und kam dazu mit seinen zwei Söhnen, deren Einer 100, der Andere 102 Jahr alt war. Er starb im Jahr 1670. Ein anderer Engländer, Eccleston, ward 143 Jahre alt. Johann Effingham starb 1757, 144 Jahre alt. Der Norweger Drachenberg war in der Barbarei Sklave gewesen, und ward 146 Jahre alt. Die Londoner Chronik vom 5ten Oktober 1780 berichtet von einer Neger-Sklavin, Luise Tucka, welche zu Tucuman, 175 Jahre alt, starb. Thomas Parre war, bei einfacher Lebensart, bis zum 152sten Jahre gelangt; da erhielt er eine Pension vom König Karl I., lebte nun besser, und starb bald darauf. Ein gewisser Delahai ward erst mit 50 Jahren mannbar, heirathete mit 66 Jahren, hatte fünf Kinder und lebte 120 Jahre; er hatte zu Fuß Indien, China, Persien und Egypten durchlaufen. — Unter Vespasian ergab sich einmal aus den Listen bei der Volks-Aufnahme, daß es 54 Greise von 100, 57 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 bis 137 und 3 zu 140 Jahren gab. — Simon Cleophas, Bischof von Jerusalem, starb im 120sten Jahre den Märtyrertod. (Cour. d. spect.)

Der Physiker Fondard macht jetzt zu Bordeaux das Experiment, 10 Kubik-Fuß brennbare Luft zu verschlucken, und diese nachher mit einem Knall als Feuer wieder von sich zu speien. Da Alles der Vollkommenheit immer mehr zustrebt, so wird es gewiß nächstens dahin kommen, daß Hr. Fondard 30, 40, 50, sogar 100 Kubik-Fuß solchen Gases verschlingt, und dann, als ein lebender Luftball, sich in die Luft erhebt. (Cour. d. spect.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 17. November. 184stes Blatt.

Almansor.

(Fortsetzung.)

Zulelma (sich ernst erhebend).

In's Haus der Liebe kam Dein Fuß, Almansor,
Doch Blindheit lag auf Deinen Augenwimpern.
Vermissen mochtest Du den heitern Schimmer,
Der leicht durchgaukelt alte Helden-Tempel,
Und jene Werkeltags-Bequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betstub' kauert.
Doch einen ernsten Dom hat sich die Liebe
Zum Wohnhaus ausgesucht auf dieser Erde.
In diesem Hause werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden wieder Kinder dort;
In diesem Hause werden Arme reich,
Und Reiche werden selig in der Armuth;
In diesem Hause wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird dort der Betrübte:
Denn selber als ein traurig armes Kind
Erschien die Liebe einst auf dieser Erde;
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kissen;
Und flüchten mußte sie wie'n scheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrsamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe;
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt —
Doch von der Liebe sieben Todesseufzern
Zersprangen jene sieben Eisenschlösser,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte;
Und wie der Liebe sieben Wunden klafften,
Erschlossen sich auf's neu' die Himmel
Und ließen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die Du geschaut als Leiche
Im Mutterschooße jenes traur'gen Weibes!
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann sich erwärmen eine ganze Menschheit;
Aus jenem Blute sprossen schön're Blumen,
Als aus den Beeten in Alradschid's Gärten;
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein süß'res Rosenöhl,
Als alle Rosen Schira's liefern könnten.
Auch Du hast Theil, Almansor ben Abdullah,
An jenem heil'gen Leib und ew'gen Blute;
Auch Du kannst Dich zu Tisch' mit Engeln setzen,
Und Himmelsbrod und Himmelswein genießen;
Auch Du bist durch die Liebe sündenfrei,
Darfst freudig wohnen in der Sel'gen Halle,
Und gegen Satans starke Höllenmacht
Schützt Dich mit ew'gem Gastrecht Jesu Christ,
Wenn Du genossen seinen Wein, sein Brod.

Almansor.

Du sprachst es aus, Zulelma, jenes Wort,
Das Welten schafft und Welten hält zusammen;
Du sprachest aus das große Wörtlein „Liebe"
Und tausend Engel singen's jauchzend nach,
Und in den Himmeln schallt es mächtig wieder.
Du sprachst es aus, und Wolken wölben sich
Dort oben hoch, wie eines Domes Kuppel;
Die Eichen rauschen auf wie Orgeltöne,
Die Vöglein zwitschern fromme Andacht-Lieder;
Der Boden dampft von wallend süßem Weihrauch,
Der Blumen-Rasen hebt sich als Altar,
Der Liebe Kirche ist die ganze Erde!

Zulelma.

Die Erde ist ein großes Golgatha,
Wo zwar die Liebe siegt, doch auch verblutet.

Almansor.

Laß leuchten hell der Liebe gold'nes Wort,
Und hüll' es nicht in dunkle Trauerflore.
Du bist der Liebe Priesterin, Zulelma,
Die Liebe wohnt in Deines Busens Zelle,
Aus Deiner Aeuglein klaren Fenstern schaut sie,
Ihr Odem weht aus Deinem süßen Munde —

Auf euch, ihr sammetweichen Purpurkissen,
Auf euch, ihr holden Lippen, thront die Liebe,
Auf euch möcht' sich Almansors Seele betten —
Ey, hörst Du nicht Fatymens letzte Worte:
„Bring' diesen Kuß Zuleimen, meiner Tochter!" —
(Sie sehen sich lange wehmüthig an. Almansor küßt Zuleima feierlich, diese küßt ihn wieder.)

Zuleima.

Fatymens Todtenkuß hab' ich empfangen,
Nimm hin dagegen Christi Lebenskuß.

Almansor (schwärmerisch).

Es war der Liebe Odem, den ich trank,
Aus einem Becher mit Rubinen-Rande;
Es war ein Feuerborn, woraus ich trank
Ein Oehl, das heiß durch meine Adern rinnet,
Und mir das Herz erquicket und verzehrt.
(umschlingt sie)
Nicht lass' ich ab von Dir, von Dir, Zuleima!
Und ständen offen Allah's gold'ne Hallen,
Und winkten Houris mir mit schwarzen Augen,
Ich ließ' nicht ab von Dir, ich blieb' bei Dir,
Umschlänge fester Deinen süßen Leib.
Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sey auch Almansors Himmel: und Dein Gott
Sey auch Almansors Gott; Zuleima's Kreuz
Sey auch Almansors Hort: Dein Christus sey
Almansors Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet.
(Entzückt)
Beseligt schwimm' ich in den Liebeswellen,
Von weichen Harfentönen süß umklungen;
Die Bäume tanzen wunderlichen Reigen,
Die Englein schütten neckend Sonnenstrahlen
Und bunten Blüthenstaub auf mich herab:
Der Himmel schließt sich auf mit stiller Pracht:
Auf gold'nen Schwingen schweb' ich in die Höh'!
Ich schweb' hinauf! hinauf!
(Glockengeläute und Kirchengesang in der Ferne; Zuleima reißt sich erschrocken von Almansor los.)

Zuleima.

Jesus Maria!

Almansor (verwirrt und befremdet).

Welch dunkler Laut zerreißt den gold'nen Schleier,
Womit mich sel'ge Träume leicht umwoben?
Erblassen seh' ich plötzlich Dich, mein Lieb,
Mein Röslein wandelt sich in eine Lilie —
Sag' an, mein Lieb, hast Du den Tod geschaut,
Der unsichtbar erscheinet, uns zu trennen?

Zuleima.

Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereint;
Das Leben ist's, was uns gewaltsam trennt.
Hörst Du, Almansor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf — (verhüllt sich)
Zuleima wird vermählt
Mit einem Mann', der nicht Almansor heißt.

Almansor

(nach einer Pause langsam und schmerzhaft bitter),

So hast Du nun in's Herz mir eingezischt
Dein schlimmstes Gift, Du Schlangen-Königin!
Von diesem Gifthauch welken rings die Blumen,
Des Springborns Wasser wandelt sich in Blut,
Und todt fällt aus der Luft herab der Vogel.
So hast Du mich hinein gesungen, Falsche,
In Marterkammern, die du Kirche nennst,
Und kreuzigst mich an Deines Gottes Kreuz,
Und zieh'st geschäftig alle Glockenstränge,
Und spielst die Orgel, um zu übertäuben
Mein lautes Reu- und Angst-Gebet zu Allah!
(Mit steigendem Affekt)
So hast Du mich gelockt, Du schlimme Fee,
In Deinen Muschelwagen mit den Täubchen;
Hast mich hinauf gelockt bis zu den Wolken,
Um jählings mich von dort herab zu stoßen!
Ich höre fallend noch Dein Spottgelächter,
Ich sehe fallend, wie Dein Zauberwagen
Zu einem Sarge wird mit Feuerrädern,
Wie Deine Tauben sich in Schlangen wandeln,
Wie Du sie lenkst am bunten Schlangenzügel —
Und grauen Fluch hinunter brüllend stürz' ich
Hinab, hinab bis in den Schlund der Hölle,
Und Teufel selbst erschrecken und erbleichen
Bei meinem Wahnsinns Fluch und Wahnsinns-Anblick.
Fort, fort von hier! Ich weiß noch einen Fluch,
Sprach' ich ihn aus, müßt' Eblis selbst erblassen,
Die Sonne müßt' erschrocken rückwärts eilen,
Die Todten kröchen zitternd aus den Gräbern,
Und Mensch und Thier und Bäume würden Stein!
(Er eilt fort. Zuleima, die bis jetzt verhüllt und unbeweglich stand, wirft sich vor dem Christusbilde verzweiflungsvoll nieder. — Der Chorgesang nähert sich. Mit Fahnen und Heiligenbildern, und ein Kirchenlied singend, ziehen Mönche in Prozession vorüber.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Bambus-Rohr.

(Fortsetzung.)

„Der arme Fiduz hat sein Abendbrod theuer bezahlt!" sagte Richard; „und wir wollen um so lieber Gnade für Recht ergehen lassen. Beruhige Dich, liebe Mary! Du hast dem Thiere zu viel Selbstbeherrschung zugetraut, und er hat gethan, was viele große Herren auch thun, wenn sie eine gute Gelegenheit vor sich sehen. Glaube nur, wenn jeder Mensch ein Bein gebrochen hätte, welcher nicht im Stande war, der Versuchung zu widerstehen, so würden recht Viele hinken. Fiduz hat nun eine Aehnlichkeit mehr mit seinem Herrn: ich habe einen lahmen Arm, er wird ein lahmes Bein haben, danach muß er uns um so lieber seyn. Das Brod und eine Rinde Käse sind ja noch da, wie Viele vermissen das! Aber erst muß ich dem Thier das Bein schienen, und dabei soll mir Jack seinen Unfall erzählen. Ich weiß, lieber Junge, Du wirst mir die Wahrheit sagen!" — „Gewiß sag' ich Dir die Wahrheit, mein guter Vater!" erwiederte der Knabe. „Als Du vor drei Tagen nach Chelsea gingst, in der Hoffnung, dort in das Invaliden-Hospital zu kommen, bedachte ich, daß es von mir doch wohl schlecht wäre, nun ich bald zwölf Jahre alt bin, meinen armen Eltern zur Last zu seyn, und gar nichts zu verdienen. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, und da fiel es mir ein, daß die leichteste Kunst, die ich lernen könnte, wohl die wäre, den Leuten auf der Straße die Stiefeln so recht schön blank zu putzen. Zwölf Paar Stiefeln des Tages, dacht' ich, zu einem Halfpenny das

Paar, das macht in sechs Wochentagen drei Schilling. Ich lief gleich, voll Freude über meinen Einfall, zu Francis hin, der, wie Du weißt, als Freiwilliger in einem Material-Laden angestellt ist; er versteht sich gut auf's Rechnen, und versicherte mich, daß ich Recht habe. O, wie schön wird das seyn, Vater! wenn ich mit einer so leichten Arbeit so viel verdiene, als die gute Mutter und Fanny mit Nähen und Sticken kaum aufbringen können." — „Schon gut!" antwortete der Vater; „aber einem so kleinen Knaben wird Niemand ein Geschäft auftragen, wozu sich so viele Größere anbieten." — „Das sage nicht, Vater! Hier in London giebt es recht brave und gescheidte Leute, die mehr auf die Arbeit sehen, wenn sie gut gemacht ist, als auf den Künstler. Und wenn ich ein großer, reicher Mann wäre, so würd' ich so einem kleinen Jungen, der arme Eltern hat, viel lieber meine Stiefel hinreichen, und zu dem großen Bengel sagen: Gehe hin und treibe ein besseres Geschäft, da du alt und handfest genug dazu bist." — „Woher willst Du aber das Geld nehmen zum nothwendigen Geräthe?" fragte der Vater. — „Ja, das ging mir auch im Kopfe herum!" erwiederte der Knabe; „denn als ich vorgestern den ganzen Tag zugesehen hatte, da begriff ich die Vortheile bei dem Putzen schon recht gut. Gestern erlaubte mir der William, der ein sehr geschickter Stiefelputzer ist, selbst Hand an zu legen, und siehe da, die Stiefel wurden so blank, daß man sich darin spiegeln konnte. Aber nun war guter Rath theuer; denn daß meine Eltern nichts hergeben konnten, wußt' ich wohl. Auf einmal kam ich aus aller Verlegenheit, und das, Vater, verdank' ich meinem blutigen Gesicht. Nun, ich darf mir auch etwas darauf zu Gute thun: denn ich denke, ein Knabe, der, wenn auch zufällig, seinen Eltern dadurch Nutzen schafft, daß er verwundet wird, der kann auch wohl für sein Vaterland einmal mit Ehre bluten." — Richard umarmte mit zärtlicher Vaterliebe den braven Jungen, und sagte dann: „Wie soll ich das begreifen, daß Dein blutiges Gesicht uns nutzen kann?" — „Ja, mir war es auch unbegreiflich, und es verging mir Hören und Sehen dabei. Ich stand bei William an der Straßen-Ecke, wo es manchmal Gedränge giebt von der Blackfriars-Brücke her. Auf einmal kommt ein dicker, stattlicher Herr angeritten, sein Pferd wird scheu und wirft mich um; ich falle auf die Steine, zerschlage mir die Stirn, und gleich sammelt sich eine Menge Leute, die den Herrn anhalten. Er war wahrhaftig unschuldig, und doch nahm er sich sehr honett. Als er sah, daß ich mich aufraffte und das Blut abwischte, griff er gleich in die Tasche und redete mir gut zu. Wie nun bei jedem Unglück ein Glück zu seyn pflegt, so traf es sich auch glücklich, daß der Herr kein kleines Geld bei sich hatte denn: sonst hätt' er mir doch gewiß für das Bischen Bluten kein Goldstück gegeben. Er nahm eine Guinee heraus; ich wurde sehr beschämt über seine Güte, und sagte, indem ich seine Hand küßte: O lieber Herr, da kann ich Ihnen wahrhaftig nichts darauf heraus geben! — Das schien ihm zu gefallen, er betrachtete mich genauer und versicherte: daß er mir die ganze Guinee bestimmt hätte. Denke Dir's, Vater, für so einen einzigen Fall eine ganze Guinee! das mußte doch gewiß ein braver Mann seyn! — Was wirst du aber mit dem Gelde anfangen? fragte er nun weiter. Gott segne Sie, lieber Herr! gab ich zur Antwort; Sie haben mich aus einer recht großen Verlegenheit gezogen. Wie soll ich's Ihnen danken, daß Sie mich übergeritten haben! — Der dicke Herr lächelte und fragte wieder: wem ich angehörte? Mein Vater heißt Richard Blackwell, er hat die Ehre, für sein Vaterland schwer verletzt zu seyn, der rechte Arm ist ihm steif und unbrauchbar; aber jetzt ist ihm geholfen, und auch meiner Mutter und meiner Schwester Fanny. Ich habe mich auf die Stiefelputzer-Kunst gelegt, und schon gute Fortschritte gemacht. Nun fehlte es mir aber am Besten; da kamen Sie, wie ein Engel vom Himmel, und ritten mich um und gaben mir das Geld, und nun werd' ich von William Alles kaufen, was zu meinem Putzgeschäft gehört, und da werd' ich bei den Leuten, die mir zusprechen, bald gutes Lob einlegen. Wie wär's, lieber Herr, wenn Sie einmal herunter stiegen und sich's gefallen ließen, daß ich Ihnen die Stiefel wieder blank machte? — Da sprang der gute Herr vom Pferde und ich machte mich an die Arbeit, die im Nu gelungen war. Er streichelte mir die Backen, als er sah, daß mir das Blut von der Stirne herunter lief, und fragte: ob es sehr weh thäte? Ich biß die Zähne zusammen und sagte: Wenn es auch schmerzt, darauf kommt es gar nicht an: mein armer Vater hat noch tausend Mal mehr an seinem Arm ausgestanden, und hat nicht einmal eine Guinee für den Schaden bekommen. — Als er fertig war, fragt' ich nach seinem Namen, aber er schwang sich auf sein Pferd und ritt davon." (Die Fortsetzung folgt.)

Die Accise.

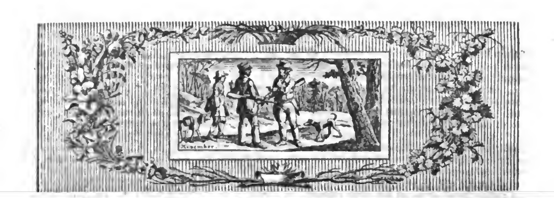
„Was giebt's Neues in der Stadt?"
Fragte Peter jüngstens Kunzen. —
„Nichts, Gevatter! Toll und matt
Rennt man sich, und Alle hunzen
Sich herunter, nach wie vor.
Nur am neuen Gänsethor
Hört' ich sonderbare Dinge,
Wie's mit der Accise ginge! —
Ja — so ist es! Nicht genug,
Daß wir jede Elle Tuch
Noch besteuern und plombiren —
Nein, Gevatter, wir verlieren
Immer mehr am Tagelohn:
Man plombiret ohn' Erbarmen —
Denk' Dir! — Reichen, so wie Armen,
Jetzt sogar die Zähne schon!" G. A. v. Mt.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Fürst Gallizin, Minister der Aufklärung, hat, auf Befehl des Kaisers, ein Circular erlassen, worin Collekten für die unglücklichen Griechen angeordnet sind. Sämmtliche Behörden, Clubbs u. s. w. haben Exemplare dieses Circulars erhalten, worauf ein Jeder namentlich seine Beisteuer aufschreibt; am Ende jeden Monats werden die eingegangenen Gelder dem Minister zur weiteren Verfügung zugestellt. Es ist kein Zweifel, daß bei dem Antheil, den man an diesen Unglücklichen nimmt, der Ertrag sehr ansehnlich seyn wird. Der junge Graf Scheremeteff, ohnstreitig jetzt einer der reichsten Partikuliers Rußlands, hat 15,000 Rubel nach Odessa geschickt; der junge Graf ist erst 16 Jahre alt, bewohnt einen prächtigen Palast und ist sehr wohlthätig; seine täglichen Einkünfte betragen mehrere tausend Rubel. — Am 1sten September a. St. ward die Akademie der Künste, wie es jährlich geschieht, für das Publikum auf acht Tage eröffnet; allein man fand nur Ausstellungen der akademischen Schüler, und suchte vergebens irgend etwas von unsern berühmten vaterländischen Rektoren, Akademikern und Professoren. In der historischen Klasse war für dieses Jahr „Abrahams Bewirthung der drei Engel" dar zu stellen aufgegeben. Von fünf gleichen Darstellungen verdient die des Schülers der fünften Klasse, Brülof, alles Lob. Die Composition ist reich, die Farbe lebendig, die Arbeit angenehm und fleißig, die Form der Engel in menschlicher Gestalt ist dem Ideal der Vollkommenheit nahe. Der junge Künstler hat der ganzen Handlung eine besondere Bewegung und viel Leben zu geben gewußt, so daß sich in Zukunft viel von ihm erwarten läßt. Der übrigen Leistungen kann nicht erwähnt werden. Es fragt sich nur: ist es wohl rathsam, die Arbeiten junger, weniger als mittelmäßiger Schüler dem Urtheil eines Publikums zu unterwerfen, das gegen jeden Künstler streng ist? — kann ein unvortheilhaftes Urtheil, in Gegenwart des jungen Künstlers ausgesprochen, nicht für die Zukunft ihm alle Lust benehmen und sein Talent tödten, welches sich vielleicht noch nicht einmal entwickelt hat? — Der Portrait-Klasse war aufgegeben worden: einen Alten dar zu stellen, der, umgeben von den Seinigen, die heilige Schrift liest. Es waren drei Ausführungen da, theilweise hatte jede ihre Vorzüge; allein im Allgemeinen konnte man weder die Zeichnung, noch die Farben loben. Zu bedauern ist noch, daß auf diesen Bildern die Personen als Ausländer dargestellt waren, da doch die Wahl einer russischen Familie, in der heiligen Schrift lesend, einen größeren Eindruck gemacht hätte. Von dieser Aufgabe waren auch zwei Miniatur-Bilder ausgestellt. — Ein Bataillen-Stück von dem Schüler der vierten Klasse, Borissow, war stets von Zuschauern umgeben. Es stellt einen jungen Garde-Offizier vor, der, auf dem Felde der Ehre gefallen, sterbend von dem Geistlichen das heilige Abendmahl empfängt; auf der andern Seite Chirurgen, die unter den feindlichen Kugeln Verwundete verbinden u. s. w. Dies Sujet hatte allgemeinen Beifall, und berührte vielleicht manches Herz empfindlich. — Aus der Medaillen-Klasse verdienen die Arbeiten der Schüler Tichonicoff und Calin erwähnt zu werden. Ersterer hatte den Milon mit vielem Ausdruck, der Andere Orpheus und Euridice mit besonderer Annehmlichkeit in Wachs dargestellt. — Von den Arbeiten unserer vaterländischen Akademiker waren nur ausgestellt: eine perspektivische Zeichnung einer altgriechischen Kirche, welche hier in einem entfernten Stadttheile gebaut wird, von dem Professor Melnikoff; das Portrait des Geheimen Raths Nelidow, mit der Ansicht der Stadt Kursk, von dem Professor Uchtomsky;*) und drei Ansichten, gezeichnet von dem Rath Martinoff. Zu Allem diesen kann man noch eine Reihe Copien von verschiedenen, in der kaiserlichen Heremitage befindlichen Gemälden nach Claude Lorrain, Paul Potter, Carlo Dolce u. s. w. von den Herren Schewelkin hinzu fügen. Man muß gestehen, daß der berühmte Hund von Paul Potter sehr gelungen copirt war. Zum Glück überstiegen dies Mal die Ausstellungen fremder Künstler die der Einheimischen nicht an Gehalt, ausgenommen zwei Miniatur-Gemälde von Hrn. Rossi, die Portraits des Fürsten Lopuchin und des französischen Ambassadeurs Grafen de la Ferronaye darstellend; besonders verdient das erstere wegen seiner Aehnlichkeit und vollendeten Arbeit allgemeines Lob. Mit Vergnügen gewahrte das Publikum auch noch verschiedene Landschaften in Oehl von dem, bei dem ersten Cadetten-Corps angestellten lutherischen Prediger Hirschfeld. — Die Ufer des finnischen Meerbusens sind durch eine große Anzahl kleiner Inseln und unsichtbarer Steine so gefahrvoll, daß, ohngeachtet unserer vortreflichen Leuchtthürme, die geschicktesten Seefahrer davor zagen. Zur Erleichterung dieser mühsamen Schiffahrt war es nöthig, auf den Karten im großen Maaßstabe alle Ankerplätze und die Sicherheit gegen Winde an zu zeigen. Dies wurde eines Theils schon in Ausübung gebracht, allein es sind doch nur die Hauptstellen aufgenommen. In diesem Jahre aber machte der Seeminister dem Admiralitäts-Collegio die Vorstellung, zu diesem Zweck eine besondere Commission zu ernennen, und der Kaiser bestätigte dieselbe. Es wurden dazu besondere Fahrzeuge erbaut und Offiziere ernannt, die in diesem Fache die gehörigen Kenntnisse besitzen, und selbige begaben sich am 30sten Juni an Ort und Stelle, um ihre Arbeiten an zu fangen. An dem Gelingen derselben ist kein Zweifel, und Jedermann ist von dem Nutzen derselben vollkommen überzeugt. — In diesem Sommer kam nach Kronstadt eine holländische Kriegs-Brigg mit jungen Offizieren an, um den Hafen und die großen merkwürdigen Anlagen Peter I. in Augenschein zu nehmen. — Nachrichten aus Nishney-Novgorod, wohin der Makarjewsche Jahrmarkt verlegt ist, melden, daß in diesem Jahr gegen vergangenes unendlich mehr Waaren auf dem Platz waren, der Absatz aber weit geringer war. Dies wird dem Mangel am baaren Gelde im Umlauf zugeschrieben, und auch dem Umstande: daß viele russische Waaren, als: Getreide, Talg, Pottasche u. s. w. nicht ausgeführt wurden und in den Häfen lagen. Die Waaren sind auf dem Jahrmarkt gegen baares Geld mit herab gesetzten Preisen, Thee und Nanking aber sogar mit Schaden verkauft. Uebrigens hörte man allgemeine Klage über Verlust und schlechten Handel. Die Versammlung des Adels aus den benachbarten Gouvernements war gegen ehedem sehr gering, denn im Simbirskischen, Pensaschen und anderen Gouvernements fiel die Erndte, wegen allzu großer Dürre, sehr schlecht aus. Dagegen war in Nishney-Novgorod Regen und großer Koth, welcher dem Handel viel Beschwerde verursachte. Der neue große Kaufhoff ist noch nicht in allen Theilen beendigt; der General Betancourt aber, der den Bau und diese ganze Anlage leitet, hat den Kaufleuten angekündigt, daß sie die fertigen neuen Buden, deren 2600 seyn werden, für das künftige Jahr nehmen sollen. Tausend davon sind schon genommen; die Kaufmannschaft hat sie gern, und zahlt dafür gegen sonst einen weit höheren Miethzins, weil sie dadurch der Sorge für hölzerne Schoppen entbunden ist. In diesem Jahre zählte man 4000 hölzerne Schoppen, in denen die Waaren aufbewahrt und verkauft wurden. Die vorjährige Einfuhr der Waaren für jenen Jahrmarkt betrug gegen 148 Millionen Rubel Banco, die diesjährige übersteigt diese Summe bedeutend. — Für das abgebrannte Ufa hat eine Obristin Beketoff 20,000 Rubel gegeben. Am Tage der Grundlage der neuen Häuser beschloß die Gesellschaft zur Unterstützung der Abgebrannten, zum Beweis ihrer Dankbarkeit für dies ansehnliche Geschenk, den Kaiser um die Erlaubniß zu bitten, die erste neue Straße die Beketoffsche nennen zu dürfen. Bg.

*) Dieses Portrait ist bei dem Künstler von der Kurskischen Kaufmannschaft bestellt.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 19. November. 185stes Blatt.

Das Bambus-Rohr.

(Fortsetzung.)

„Sieh, liebe Mary!“ — sagte der Vater hoch erfreut — „eine Mutter, welcher Gott einen solchen Sohn geschenkt hat, muß sich nicht über eine verlorne Wurst grämen.“ — „Der dumme Junge hat aber die Guinee nicht mehr!“ erwiederte Mary. — „Das ist nicht meine Schuld!“ sagte der Knabe. „Ich machte auf der Stelle den Handel um die Stiefelputzer-Geräthschaften mit William richtig. Bei dem Auflauf war ihm die Flasche mit der Patent-Wichse umgestoßen und zerbrochen worden, die wollte er auch zugleich bezahlt haben. Das war wohl nicht unbillig, Vater! und ich denke, Du hättest ihm das auch zugestanden. Nun wollte aber William das Goldstück gleich wechseln, um noch heute Abend neues Werkzeug und ein gutes Abendbrod für seinen armen Vater zu kaufen, dem es recht traurig geht, weil er in Spanien das eine Bein verloren hat. Aber das konnt' ich unmöglich zugeben, denn das erste Geld, was mein gehörte, mußt' ich doch nothwendig Dir zeigen. Darüber wurde William sehr verdrießlich; er war überhaupt übel gelaunt, weil er den ganzen Tag fast nichts verdient hatte. Während wir nun darüber hin und her sprechen, kamen ein Paar Lastträger, die William unversehens anstießen, so daß er fiel und mich mit umwarf. Er hatte das Goldstück in der Hand, und als wir wieder aufstanden, war es weg und nirgend zu finden, obgleich wir Beide sehr genau suchten. Ach, dacht' ich, hättest du lieber das vertrakte Geld nie gesehen!“ — „Es ist klar“, sagte Fanny, „daß William Dir das Goldstück abgenommen hat!“ — „Das ist möglich!“ bemerkte der Vater; „aber gewiß ist es nicht, und also wollen wir den Knaben nicht des Diebstahls beschuldigen.“ — „Nein, Vater! so schlecht ist William nicht!“ versicherte der Knabe. „Er sah recht wohl ein, daß er an dem Unglück Schuld hatte, und war sehr betrübt darüber; auch wollte er mir zuletzt das Werkzeug so lange umsonst leihen, bis ich die vier Schillinge verdient haben würde, über welche wir einig geworden waren.“ — „Der Junge hat Dich offenbar betrogen!“ antwortete die Mutter. — „Du urtheilst wie ein Sheriff, liebe Frau! der immer das Schlechtere glaubt, wo er gar nichts weiß. Die Guinee ist uns diesmal nicht beschieden, und wir Alle sind nicht schlimmer daran, als wenn der ganze Vorfall sich nicht ereignet hätte.“

Richard setzte sich an den Heerd, um sein spärliches Abendbrod zu verzehren. Mit wenigen Worten erzählte er seiner Frau, daß man ihn in Chelsea wieder auf ein ander Mal vertröstet habe. — „Uns muß auch immer Alles mißlingen!“ klagte Mary, und warf dabei die Stücken vom zerbrochenen Bambus-Rohr in das Feuer. — „Schade um den Stock!“ sagte Richard; „der hat ein trauriges Ende genommen, wie der gute Capitain Harris, der mir ihn zum Andenken schenkte, als wir von der letzten Reise zurück kamen, die wir mit einander machten.“ — „Lieber Richard! von dieser Reise hast Du noch ein sehr unglückliches Andenken, das Du mit in Dein Grab nehmen wirst — Deinen

lahmen Arm!" — Mary machte ihren Mann oft dadurch ungeduldig, daß sie ähnliche Betrachtungen über unangenehme Dinge anstellte, die nicht zu ändern waren. Er selbst besaß dagegen die glückliche Naturgabe, jedem widrigen Ereignisse die beste Seite ab zu gewinnen. — „Wie oft soll ich Dich daran erinnern, gute Mary! daß Du es nur dem lahmen Arm zuschreiben mußt, wenn ich noch lebe?" erwiederte Richard — „würd' ich, wären meine Glieder alle gesund gewesen, zu Hause geblieben seyn, als Capitain Harris die Reise nach Bengalen unternahm, auf welcher sein Schiff mit der ganzen Mannschaft unter ging? Glaub' es doch, das kleinere Uebel schützt oft vor einem größeren, so wie umgekehrt auch Mancher dadurch unglücklich wurde, daß es schien, als hätt' er sein Glück gemacht!" — Diese Leidens-Philosophie wollte der durch mancherlei Sorgen hart geprüften Hausmutter nicht einleuchten. Ihre lebhafte Einbildungskraft vergrößerte jedes Uebel, so daß sie bei dem geringsten Unfall die Geduld verlor, und weil sie sich immer mit den Glücklicheren verglich, sehr oft überzeugt war, daß Niemand unglücklicher seyn könne, als sie selbst.

Während dieses Gesprächs wurde ungestüm an die Hausthür geklopft. Es war William, welcher, vor Freuden außer sich, die wieder gefundene Guinee brachte. Als die Knaben hinfielen, war das Goldstück zufällig in William's Stiefel geworfen worden, wo er es erst bei dem Ausziehen derselben entdeckte. Richard freute sich über die Redlichkeit des Knaben nicht weniger, als über den geretteten Schatz. Erwünscht kam dieser auch Mary, aber ihre Zufriedenheit war doch durch das Bewußtseyn des ungerechten Mißtrauens sehr verringert; sie überhäufte nun den Knaben mit Lobes-Erhebungen, und würde ihm gern seine Ehrlichkeit bezahlt haben, wenn sie sich nicht vor ihrem Manne gescheut hätte. — Der Handel wurde gleich berichtigt, und die ganze Familie machte nun hoffnungsvolle Entwürfe, um durch Fleiß und Geschicklichkeit etwas vor sich zu bringen. Richard fand Gefallen an dem muntern William, der sich dabei glücklich fühlte, für seinen hülflosen Vater nothdürftiges Brod zu erwerben. Bereitwillig theilte er Jack die Handgriffe des Geschäfts mit, und empfahl ihm nachdrücklich, eine recht vorzügliche Stiefelwichse an zu wenden, um sich viele Kunden zu verschaffen. Die Knaben trafen die Abrede, um einander nicht im Wege zu seyn, ihren Stand an verschiedenen Orten der Stadt zu nehmen.

Am folgenden Morgen war Richard im Begriff, für Jack eine Wichse zu bereiten, die alle andern übertreffen sollte. Bei dieser Beschäftigung wollte er seine Pfeiffe am Heerde anzünden, und erstaunte nicht wenig, als er die Stücken vom Bambus-Rohr in eine Art Kohle verwandelt sah, welche, bei genauer Prüfung, an Schwärze und Feinheit andere schwarze Farben, deren man sich zu diesem Zweck gewöhnlich bedient, weit übertraf. Es fiel ihm ein, damit Versuche zu machen, die sehr gut geriethen. Während Jack durch sein munteres, dreistes Benehmen und durch seine Geschicklichkeit viele Kunden herbei zog, bemühte sich Richard, ohne sein Geheimniß zu verrathen, eine bedeutende Menge des neuen Erzeugnisses zu bereiten. In London, wo gute Stiefelwichse zu den vorzüglichen täglichen Bedürfnissen gerechnet wird, kam dieser Artikel bald in Aufnahme. Richard verkaufte sein Fabrikat mit ansehnlichem Gewinn. — Eines Tages, als er mit herzlicher Freude seinem Sohne bei dem Putzen zusah, kam derselbe Mann, der diesem Letzteren die Guinee geschenkt hatte, vorüber. Der Knabe lief seinem Wohlthäter nach, und hörte nicht auf zu bitten, bis dieser auch mit seinem Vater Bekanntschaft gemacht hatte. „Ihr habt einen wackeren Sohn!" sagte der Fremde; „was treibt Ihr für Geschäfte?" — „Herr!" entgegnete Richard, „mit einem lahmen Arm läßt sich nicht viel thun; ich habe mich daher auf einen kleinen Handel gelegt, und wenn Ihnen die Waare gefällt, so gönnen Sie mir Ihre Kundschaft." — „Wir wollen näher mit einander bekannt werden!" sagte der Fremde, welcher ein wohlhabender Kaufmann war; „ich lebe auch vom Handel, und mein Laden ist hier in der Nähe. Folgt mir, vielleicht kann ich Euch nützlich werden." — Richard nahm die Einladung mit Vergnügen an, und der Kaufmann, dem er seine Geschichte erzählte, gewann ihn lieb wegen seiner Gradheit und Heiterkeit. „Euer Geheimniß will ich nicht wissen!" sagte der Kaufmann; „aber ich werde Euren Vertrieb befördern, und wenn Ihr die Sache klug anfangt, so werdet Ihr die Invaliden-Stelle in Chelsea bald nicht annehmen wollen." — „Herr, Ihr wollt mich wohl nicht foppen!" sagte Richard, „und doch scheint mir das Ding nicht der Rede werth; denn wie lange wird es dauern, so macht mir ein Anderer das nach, macht's vielleicht schlechter, aber wohlfeiler, und dann kommt für mich nichts dabei heraus." — „Dagegen giebt es, Gott sey Dank! in England ein bewährtes Mittel!" erwiederte der Kaufmann; „Ihr dürft nur ein Patent auf Eure Erfindung lösen, so kann in vierzehn Jahren kein Anderer sie nutzen. Freilich, dazu gehört Geld, etwa hundert Pfund werdet Ihr nöthig haben, um Euer Geschäft gehörig in den Gang zu bringen." — „Armer Richard! um diese Summe zu erschwingen, müßtest du lauern, bis du schwarz würdest, wie deine Wichse!" — „Wollt Ihr mir etwa das Geheimniß lehren und ganz abtreten, wenn ich Euch hundert Pfund dafür bezahle?" — „Herr! nun seh' ich's, daß Ihr mich doch narrt, denn Ernst kann es nicht seyn!" — „Gewiß würd' ich es thun, wenn ich die Sache nur

auf meinen Vortheil berechnen wollte!“ sagte der Kaufmann; „aber ich will als ein ehrlicher und aufrichtiger Engländer mit Euch umgehen; Ihr sollt den Vortheil Eurer Erfindung selbst genießen. Die hundert Pfund werd' ich Euch auf drei Jahre leihen, und damit Ihr nicht in solcher Leute Hände gerathet, die Euer Zutrauen mißbrauchen, will ich selbst das Patent für Euch nachsuchen. Unterdessen sorgt für einen zuverlässigen Gehülfen und kommt in acht Tagen wieder zu mir!“ Er gab nun Richard zehn Pfund auf Abschlag, und entließ ihn. (Der Schluß folgt.)

Almansor.

(Fortsetzung.)

Vierter Akt. Zweiter Auftritt.

(Waldgegend. Almansor wankt träumerisch einher.)

Almansor

(mit kalter, langsamer, verdrossener Stimme).

In alten Mährchen giebt es gold'ne Schlösser,
Wo rauscht Musik und schöne Jungfrau'n tanzen,
Und schmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrth' und Rosen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaub'rungs-Wort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerstieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerschutt,
Und krächzend Nachtgevögel und Morast.
So hab' auch ich mit einem argen Worte
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königs-Leiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt,
Und in die Hand ein Scepter hat gelegt.
Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergaß, sie gleichfalls roth zu schmincken,
Und Mäuse springen um die Königs-Nase
Und spotten frech des großen, gold'nen Scepters.

(sinnt)

Es ist das eig'ne Blut, das uns hinauf steigt
In's Aug', wodurch mit schönem, rothem Schimmer
Bekleidet werden all' die Rosenblätter,
Jungfrauen-Wanglein, Sommer-Abendwölkchen,
Und gleiche Spielerei'n, die uns entzücken.
Ich hab' die rothe Brille abgelegt —
Und seh'! welch schlechtes Machwerk ist die Welt!
Die Vögel singen falsch; die Bäume ächzen
Wie alte Mütterchen; die Sonne wirft
Statt glüh'nder Strahlen lauter kalte Schatten;
Schamlos wie Metzen lachen dort die Veilchen;
Und Tulpen, Nelken und Aurikeln haben
Die bunten Sonntags-Röckchen ausgezogen,
Und stehen im geflickten grauen Hauskleid —
Ich selbst hab' mich verändert noch am meisten,
Kaum kann ein Mädchensinn sich so verändern!
Ich bin nur noch ein knöch'rigtes Skelett;
Und was ich sprech', ist nur ein kalter Windstoß,
Der klappernd zieht durch meine dürren Rippen.
Das kluge Männlein, das im Kopf mir wohnte,
Ist ausgezogen, und in meinem Schädel
Spinnt eine Spinn' ihr friedliches Gewebe.
Auch wein' ich einwärts jetzt: denn als ich schlief,
Stahl man die Augen mir, und glüh'nde Kohlen
Hat man gefugt in meine Augenhöhlen.
Du Engel oben, du, von dem die Amme
Mir einst erzählte: daß du jede Thräne,
Die meinem Aug' entflösse, sorgsam zähltest,
Du hast jetzt Feierabend. Mühsam war
Dein Tagewerk, du armer Thränen-Zähler —
Hast du dich nie verzählt? und konntest du
Die großen Zahlen stets im Kopf behalten?
Du bist wohl müd', und ich bin auch recht müd',
Und auch mein Herz ist müd' vom vielen Klopfen,
Und ausruh'n wollen wir.

(Er legt sich nieder, an einen Kastanienbaum gelehnt)

Ich bin recht müd'
Und krank, und kranker noch als krank; denn, ach!
Die allerschlimmste Krankheit ist das Leben,
Und nur der Tod — der Tod nur kann sie heilen.
Er ist die bitterste Arznei, doch auch die letzte,
Und wohlfeilste, und überall zu haben.

(Er zieht einen Dolch hervor)

Du schau'st mich zweifelnd an, du eiserne Arznei?
Ob du mir helfen wirst?

Dritter Auftritt.

(Hassan hat sich leise genaht.)

Hassan (wehmüthig).

Nur Allah hilft!

Almansor

(ohne ihn zu bemerken, noch immer mit dem Dolche sprechend).

Du murmelst was von Allah und dergleichen.
Bedarf der Dolch noch eines spitz'gen Wortes,
Um mir das Herz im Leibe zu verwunden?

Hassan.

Was Allah thut, ist wohlgethan!

Almansor (immer noch mit dem Dolche sprechend).

Ha, ha, ha!
Moralisiren, scheint es, will der Dolch!
Ich rathe, schweig, denn schweigend sprichst du mehr,
Als mancher Moralist mit allem Wortschwall.

Hassan (seufzend).

Almansor ben Abdullah, was beginnst Du?

Almansor (Hassan erblickend).

Ha, ha! Du sprachst, zweibeinig kluges Ding!
Trägst Du nicht Hassan's Bart und Hassan's Augen?
Bist Du gar Hassan selbst? Das ist recht schön.
Wir wollen Abschied nehmen. Lebe wohl!
Gleich reis' ich ab! (zeigt ihm den Dolch)

Sieh, diese schmale Brücke
Führt aus dem Land der Trauer in das Land
Der Freude. Drohend steht am Eingang zwar
Mit blankem Schwerdt ein kohlenschwarzer Riese —
Der ist dem Feigen furchtbar, doch der Muth'ge
Geht ungestört hinein in's Land der Freude.
Ja, dorten ist die wahre Freude, oder —
Was doch dasselbe ist — die wahre Ruhe.
Dort summt in's Ohr kein überläst'ger Käfer;
Und keine Mücke kitzelt dort die Nase;
Dort fällt kein grelles Licht in's blöde Auge;
Und nimmer quält dort Hitz' und Frost und Hunger,
Und Durst; und was das beste ist, dort schläft man
Den ganzen Tag, und obenein die Nacht.

Hassan.

Nein, Sohn Abdullahs, feige ist der Schwächling,
Der keine Kraft hat, mit dem Schmerz zu ringen,
Und ihm den Nacken zeigt, und zaghaft flieht
Des Lebens Kampfplatz — steh' d'rum auf, Almansor!

(Der Schluß dieser Scenen folgt.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Akademisches Gedächtniß-Fest zu Wittenberg. Die Altjünger (Veteranen) der Wittenberger Hochschule beschlossen ein akademisches Gedächtniß-Fest zu feiern, am Orte selbst, wo man einst den Wissenschaften obgelegen, und noch dazu an dem merkwürdigen Tage, wo einst Luther daselbst sein großes Werk begonnen und wo jetzt sein erhabenes Standbild errichtet werden sollte. Hierdurch erhielt diese akademische Feier noch eine besondere Weihe und wurde zugleich zu einem evangelischen Feste. — Von Berlin aus war durch drei Wittenberger Akademiker, einen gebornen Wittenberger und zwei andere Altjünger jener Hochschule, der erste Aufruf ergangen und in sächsischen Zeitungen wiederholt worden. Es meldeten sich bei dem Subrektor Wunder zu Wittenberg 46 ehemalige Wittenberger, deren Aeltester schon im Jahr 1777 von der hohen Schule abgegangen, der Jüngste erst im Jahr 1813 mit der Aufhebung derselben seine Laufbahn vollendet hatte. Die Meisten waren aus der Umgegend von Wittenberg in einem Umkreise von einer Tagereise; unter den zehn Gästen aber war auch ein junger Akademiker aus Edinburg. — Nachdem am 31sten des Weinmonds die eigentliche Hauptfeier des Luther-Festes geendet war, begann um 8 Uhr Abends das akademische Gedächtniß-Fest. Der zum Ordner ernannte Professor Zeune, als geborner Wittenberger, eröffnete die Festlichkeit ungefähr mit folgender Anrede: „Verehrte Anwesende! Es ist seit einiger Zeit unter uns Deutschen Sitte geworden, daß diejenigen, welche einst auf einer gemeinsamen Hochschule den Wissenschaften oblagen, Erinnerungs-Feste ihrer akademischen Jugendzeit gefeiert. Wenn schon an sich jede entferntere Erscheinung in einem zauberhaften Bilde sich darstellt, wenn selbst gestaltloser Duft in weiter Ferne zum glänzenden Abendroth sich verschönert, so darf es uns nicht wundern, wenn auch der Mensch gern auf die heiteren Bilder seiner Kindheit und Jugend zurück blickt. Doch diese Erfahrung unseres Inneren würde an sich nicht hinreichen, die gerade in unserer Zeit sich immer mehr und mehr verbreitenden akademischen Denkfeste zu erklären. Es muß noch ein besonderer Grund hinzu kommen, warum diese Art Feste nur jetzt, nicht auch früher in unserem Volke statt fanden. Der Mensch blickt um so lieber in die Vergangenheit zurück, je mehr sich trübe Bilder einer harten Noth zwischen ihr und der Gegenwart lagern. Dies ist bei uns Deutschen allgemein der Fall. Ein siebenjähriger schwerer Druck eines fremden Volkes weckte alle Gefühle einer ruhmvollen Vergangenheit, und die Geister unserer Vorfahren stiegen winkend und ermuthigend aus ihren dunkeln Gräbern. Die Zeit der Noth ist, Gottlob! vorüber, aber das Gefühl eines geweckten Volkssinns, der auch gern auf die Vergangenheit blickt, ist geblieben. So feiern wir also heut ein Fest der Erinnerung, jedoch nicht bloß das unserer froh durchlebten akademischen Jugend, sondern zugleich noch ein allgemeineres der wieder gewonnenen evangelischen Freiheit, die von dieser Stadt ausging. Wenn in erster Hinsicht bloß Jünger dieser alten Hochschule sich finden mußten, so erlaubt die zweite eine billige Erweiterung. Das Band der Wissenschaften ist ein allgemeines, das durch alle Völker sich webt, und die evangelische Freiheit umfaßt den ganzen Norden des germanischen Europa. Schweden und Norweger, so wie Angeln und Schotten, haben ihre Glaubens-Reiniger gesehen, und unserm **Luther** stellt sich auf der skandinavischen Halbinsel **Bugenhagen**, und auf dem brittischen Eilande **Wiklef** und **Knox** zur Seite. So begrüße ich also jetzt nicht nur Sie, meine theuern akademischen Brüder, sondern auch Sie, Mitbürger anderer Hochschulen, die sich diesem Feste anschlossen, und selbst ein junger wissenschaftlicher Schotte, der zu dieser Feier nach Wittenberg gekommen, soll als evangelischer Glaubensbruder uns willkommen seyn." — Nun wurde, unter Begleit von Blas-Instrumenten, Luther's Lied: „Eine veste Burg ist unser Gott" gesungen, worauf das Mahl begann. Der erste Trinkspruch, den der Vorsitzer ausbrachte, war: „Den beiden edlen deutschen Fürsten, dem Landesvater unserer akademischen Jugend, **Friedrich August von Sachsen**, und unserm jetzigen Landesvater **Friedrich Wilhelm von Preußen**!" worauf der Wittenberger Landesvater nach Karl Giesebrecht, aber von dem Ordner des Festes zu dieser Feier hin und wieder abgeändert, gesungen wurde, in welchem der Wittenberger Luther, Melanchthon, Kranach, und die beiden Freunde der Glaubens-Reinigung, Hutten und Hans Sachs, mit Anstoßen der Gläser noch besonders begrüßt wurden. — Der zweite Trinkspruch galt „der akademischen Freiheit und dem ächten Burschensinn", worauf Ernst von Houwald's treffliches Lied: „Aechter Burschensinn" nach der Weise: „Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude" aus der vom Ordner veranstalteten Lieder-Sammlung angestimmt wurde. — Der dritte Trinkspruch wurde „auf das Andenken der alten hohen Schule Wittenberg" ausgebracht, und darauf ertönte des Vorsitzers Lied: „Die Wittenberger Jüngerschaft", worin Reinhard, Wiesand, Kreyßig und Reug als Darsteller der vier Fakultäten dankbar begrüßt wurden. Nach Luther's Wahlspruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang" durften auch die Weiber nicht vergessen werden, die beiden andern, Wein und Gesang, waren ja schon zur Stelle; darum brachte der Ordner einen vierten Trinkspruch aus: „Der Catharina von Bora und allen Frauen, die ihr gleichen!" Jetzt, da das Fest eingeleitet und einen festen Gang genommen, übergab Professor Zeune den Vorsitz dem Aeltesten der Gesellschaft, dem Pfarrer Müller aus Bleddin, und da dieser wegen seines hohen Alters sich bald ermüdet fühlte, dem Nachfolgenden, Gerichts-Amtmann Groß aus Kemberg. Mehrere Gesänge waren noch rückständig: Karl Müller's hübsche Cantilena circumpotatoria nach der Weise: „Gaudeamus igitur", worin immer die gleichen Zeitgenossen sich aussingen und dann vom Chore zur Ruhe verwiesen und zum Trinken ermahnt wurden. Andere muntere Burschen-Lieder folgten, und so endete dies Jünger-Fest in heiterer ungetrübter Fröhlichkeit lange nach Mitternacht, und die letzten Mitglieder begrüßten noch singend Luther's erhabenes Standbild auf dem Markte. Allgemein wurde der Wunsch ausgesprochen, daß dies Fest nächstes Jahr an demselben Tage in Wittenberg erneuert werden möchte. Allein es bliebe wohl noch zu überlegen: ob es nicht besser wäre, daß, um den Reiz der Neuheit und Frischheit zu erhalten, ein solches Fest nur seltener wiederkehre, etwa alle vier Jahre, wie ja auch vier Jahre zwischen der Grundlegung und Errichtung des Denkmals verflossen. Wurden ja auch die olympischen und pythischen Spiele nur alle vier Jahre gefeiert! Vielleicht könnte man am besten alle Schaltjahre dies Fest selbst als einen angenehmen Schalttag in's gewöhnliche Leben feiern. Möge darüber das Urtheil der Theilnehmer entscheiden!

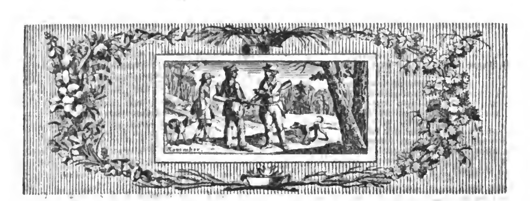
— •.

In Paris hat man jetzt eine neue Maschine erfunden, welche vollkommen den Schall von mehr als **zwanzig Klatschenden** nachahmt, und mithin alle die Miethlinge unnöthig macht, welche nur mitunter einschlafen und dann den Effekt verfehlen. Diese Maschine wird dicht über dem Kronleuchter angebracht und der Zugfaden führt in das Loch des Souffleurs. (Cour. d. spect.)

Ein Hr. Pigoreau hat ein **Roman**-Register der Franzosen heraus gegeben, seit den ältesten Zeiten bis auf die jetzigen. Merkwürdig genug geht daraus hervor, daß bei 100 Romanen 99 (?) von Frauen herstammen. (Gaz. d. Fr.)

In diesen Tagen ward in Paris, laut Aufforderung des General-Prokurators, eine neue Broschüre von einem Grenobler, Namens Burginet, confiszirt, welche den Titel hat: „So will es Gott!" (Journ. d. Déb.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 21. November. 186stes Blatt.

Almansor.

(Schluß dieser Scenen.)

Almansor (hebt eine Kastanie von der Erde auf).
Durch wessen Schuld liegt diese Frucht am Boden?

Hassan.
Durch Wurm und Sturm: der Wurm zernagt die Fasern,
Und leicht wirft dann der Sturm die Frucht herab.

Almansor.
Soll nun der Mensch, die allerschwächste Frucht,
Nicht auch zu Boden fallen, wenn der Wurm,
(zeigt auf's Herz)
Der schlimmste Wurm, die Lebenskraft zernagte,
Und der Verzweiflung wilder Sturm ihn rüttelt?

Hassan.
Steh auf! steh auf! Almansor, nur der Wurm
Mag sich am Boden krümmen; doch der Aar
Fliegt stolz hinauf zum ew'gen Sonnenlichte.

Almansor.
Reiß' Du dem Aar die mächt'gen Flügel aus,
So ist er auch ein Wurm, und kriecht am Boden.
Des Mißmuths Scheere hat mir längst beschnitten
Die gold'nen Flügel, die mich einst als Knabe
Gen Himmel trugen, hoch, gar hoch hinauf.

Hassan.
Zeig' einen Stein mir vor, der kalt und stumm ist,
Und sprich: das ist Almansor, ich will's glauben.
Doch Du bist's nicht, Du, der mit off'nen Augen
Dort zaghaft liegt, und liegt, und glotzend zusieht,
Wie man die Schmach auf Deine Brüder häufet,
Wie span'scher Uebermuth der Mauren beste
Und edelste Geschlechter frech verhöhnt,
Wie man sie schlau beraubt, und händeringend,
Und nackt und hülflos aus der Heimath peitscht —
Du bist Almansor nicht, sonst dränge Dir
In's Ohr der Greise und der Weiber Wimmern,
Das span'sche Hohngelächter und der Angstruf
Der edlen Opfer auf dem glüh'nden Holzstoß.

Almansor.
Glaub' mir, ich bin's. Ich seh' den span'schen Hund!
Dort meinem Bruder spuckt er in den Bart,
Und tritt ihn noch mit Füßen obenein.
Ich hör's; dort weint das arme Mütterchen;
Sie aß am Freitag gerne Gänsebraten,
Drum bratet man sie selbst jetzt, Gott zu Ehren.
Am Pfahl daneben steht ein schönes Mädchen —
Die Flammen sind verliebt in sie, umschmeicheln,
Umlecken sie mit lüstern rothen Zungen;
Sie schreit und sträubt sich holderröthend gegen
Den allzu heißen Buhlen, und sie weint —
O schade! Aus den schönen Augen fallen
Hellreine Perlen in die gier'ge Gluth.
Jedoch was sollen diese Leute mir?
Mein Herz ist ganz durchstochen wie ein Sieb,
Hat keinen Raum für neue Schmerzenstiche;
Der blut'ge Mann, der auf der Folter liegt,
Hat kein Gefühl für einer Biene Stachel.
Glaub' mir's, ich bin Almansor noch, und gastfrei
Steht meine Brust noch offen fremdem Schmerze.
Doch durch die engen Pförtlein Aug' und Ohr
Sind Riesenleiden in die Brust geschlichen,
Die Brust ist voll —
(ängstlich leise)
Gar ein'ge wunde Gäste
Sind herbergsuchend mir in's Hirn gestiegen.

Hassan.
Steh auf! steh auf! sonst sag' ich Dir ein Wort,
Das Dich aufgeißeln wird, und neue Gluth
In Deine Adern gießt —
(beugt sich zu ihm und sagt leise)
Zuleima
Liegt heute Nacht in eines Spaniers Armen.
(Erschüttert und sich krampfhaft windend springt Almansor auf.)

Almansor.

Die Sonne ist mir auf den Kopf gefallen,
Das Hirn ist eingebrochen, und die Gäste,
Die dort sich eingenistet, taumeln auf,
Umflirren mich wie graue Fledermäuse,
Umsummen mich, umächzen mich, umnebeln
Mich mit dem Duft vergifteter Gedanken!

(Hält sich das Haupt mit beiden Händen)

O weh, o weh! die Alte faßt mich an,
Reißt mir das Haupt vom Rumpf und schlendert es
In einen Hochzeitsaal, wo zärtlich bellend
Ein span'scher Hund mein liebes Liebchen küßt,
Und schnalzend küßt und herzt — O weh! O hilf mir!

(wirft sich zu Hassan's Füßen)

O hilf dem blut'gen, abgeriss'nen Kopf,
Der keine Arme hat, den Hund zu würgen —
O! leih' mir Deine Arme, Hassan! Hassan!

Hassan.

Ja, meinen Arm will ich Dir leih'n, Almansor,
Und auch die starken Arme meiner Freunde.
Wir wollen würgen jenen span'schen Hund,
Der Dir Dein Eigenthum entreißen will.
Du sollst Zuleima haben, steh' nur auf!

(Almansor steht auf)

Als ich Eu'r gestrig Nachtgespräch belauscht,
Rieth ich zu schneller Flucht, allein vergebens;
Doch soll Almansor nicht verzweifeln, dacht' ich.
Ich habe meine Freunde hergeführt:
Sie harren meines Winkes, und wir stürmen
Nach Aly's Schloß, wir ungelad'ne Gäste.
Du nimmst Dir Deine Braut, und bring'st sie mit
Nach unser'm Schiff, das an der Küste liegt.
Wir segeln über nach der Berberey:
Dort kannst Du bleiben mit der sich'ren Beute.
Wir aber stechen wieder in die See,
Und plündern span'sche Schiff' und Spaniens Küste.

(lächelnd)

Zuleima's Liebe wird schon wieder kommen!

Almansor.

Ha, ha, ha! Liebe! Liebe! Fades Wort,
Das einst mit schläfrig halbgeschloss'nen Augen
Ein Engel gähnend sprach. Er gähnte wieder,
Und eine Welt voll Narren, Alt und Jung,
Hat gähnend nachgelallet: Liebe! Liebe!
Nein, nein! ich bin kein schmächt'ger Zephyr mehr,
Der schmeichelnd fächelt eines Mädchens Wange;
Ich bin der Nordsturm, der ihr Haar zerzaust,
Und rasend mit sich reißt die scheue Braut.
Ich bin kein süßes Weihrauch-Düftchen mehr,
Das einer Jungfrau Nase zärtlich kitzelt:
Ich bin der Gifthauch, der sie dumpf betäubt,
Und schwelgend dringt in alle ihre Sinne.
Ich bin das Lamm nicht mehr, das fromm und mild
Sich hinschmiegt zu den Füßen seiner Schäf'rin;
Ich bin der Tyger, der sie wild umkrallt,
Und wollustbrüllend ihren Leib zerfleischt.
Zuleima's Leib ist's, was ich jetzt verlange;
Ich will ein glücklich Thier seyn, ja, ein Thier;
Und in des Sinnenrausches Taumel will ich
Vergessen, daß es einen Himmel giebt.

(Er ergreift hastig Hassan's Hand)

Ich bleibe bei Dir, Hassan! ja, wir wollen
Auf wilder See ein lustig Reich begründen.
Tribut soll uns der stolze Spanier zollen:
Wir plündern seine Küst' und seine Schiffe —
Auf dem Verdecke kämpf' ich Dir zur Seite —
Mein Säbel spaltet stolze Christenschädel —
Die Hunde über Bord! — das Schiff ist unser!
Ich aber eile jetzt, mich zu erquicken,
Nach der Kajüte, wo Zuleima wohnt,
Umfasse sie mit meinen blut'gen Armen,
Und küsse ab von ihrer weißen Brust
Die rothen Flecken — Ha! sie sträubt sich noch?
Zu meinen Füßen, Sklavin, sollst du wimmern,
Ohnmächtig Ding, das meine Sinne kühlt
Nach wilder Kampfes-Hitze! Sklavin, Sklavin,
Gehorche mir, und fäch'le meine Gluth!

(Beide eilen ab.)

Berlin. H. Heine.

Das Bambus-Rohr.

(Schluß.)

Richard bestätigte durch sein ganzes Betragen die nicht seltene Erfahrung, daß ein fröhlicher Mensch zugleich ein guter Mensch ist. Seine Freude brachte darum auf der Stelle den Entschluß zur Reife, Williams Vater mit dem Stelzfuß zum Genossen seines Glücks zu machen. Der Gedanke, einem verdienten Krieger eine Versorgung zu sichern, vermehrte den Genuß der besseren Zukunft, die seiner wartete. Im Schooß der Seinigen ließ er seiner Lustigkeit so freien Raum, daß Mary glaubte, ihr Mann habe den Verstand verloren. „Danke dem Himmel" — rief er — „und unserm Fiduz, daß er die Wurst fraß. Dir auch, gute Mary! müssen Mann und Kinder dafür danken, daß Du so böse wurdest und meinen Stock zerschlugst; denn ohne die Wurst und den Hund und das Bambus-Rohr wären wir stets bettelarm geblieben. Aber jetzt tausch' ich nicht mit dem ersten Lord der Admiralität, denn ich werde heute ein Werk ausrichten, was König Georg zwar thun kann, aber doch nicht thut!" — So eilte Richard jubelnd auf die Straße, um den Invaliden auf zu suchen. „Euer Williams ist ein braver Junge!" sprach er zu dem lahmen Hardy; „seyd Ihr auch ein ehrlicher Kerl, so schlagt ein auf meinen Vorschlag. Ich habe ein Geschäft vor, wozu zwei gesunde Arme gehören, an denen es mir fehlt, wie Ihr seht. Leiht mir die Eurigen; die Arbeit ernährt ihren Mann, und den Erwerb wollen wir redlich theilen. Ihr habt ein Bein für Alt-Englands Ehre und für Eure Pflicht verloren, Ihr habt einen tüchtigen Jungen erzogen, mehr brauch' ich nicht von Euch zu wissen. Kommt in meine Kajüte, so schnell Euch der Stelzfuß forthilft; wir wollen zusammen unsere Wirthschaft aufschlagen. Ein lahmer Arm und ein abgeschossenes Bein sieht man nicht alle Tage in Compagnie; eine solche Firma gewinnt Achtung. Hurrah! es leben alle Invaliden mit gesundem Kopf und fröhlichem Herzen!"

Hardy verstand zwar Richards Meinung nicht, folgte ihm aber doch voll freudiger Erwartung. Alles wurde hier genau verabredet und die ganze Familie

legte fleißig Hand an's Werk. Hardy leitete das Geschäft der kleinen Fabrik, die bald eine große Fabrik wurde, weil sich die Nachfrage täglich vermehrte. Den Einkauf und Absatz besorgte Richard, und so vergaßen beide Glücksgefährten beinahe, daß jedem von ihnen der freie Gebrauch eines nothwendigen Gliedes fehlte, indem ihre Thätigkeit dennoch wenig gehindert wurde.

Der Kaufmann verschaffte schnell ein Patent, welches Richard die Vortheile sicherte, die ein glücklicher Zufall ihm gab. Es wurde ihm auf vierzehn Jahre ausschließlich ertheilt. Dadurch wäre ihm aber noch nicht geholfen gewesen, wenn nicht sein Gönner ihm die Wege mit Eifer und Uneigennützigkeit eröffnet hätte, auf denen sein Fund so gute Aufnahme erlangte, daß er für ihn zu einer wahren Goldgrube wurde. An alle Zeitungsschreiber, Gastwirthe und Modehändler wurden Proben unentgeldlich vertheilt, die persönlichen Unfälle der beiden Invaliden gaben der Sache einen sentimentalen Anstrich, und bald betrachtete man es als ein menschenfreundliches Werk, die Geschäfte der verstümmelten Compagnons empor bringen zu helfen. Die hübschen Frauen fanden hier Gelegenheit, um wohlfeilen Preis die erhabene Tugend der Menschenliebe zu üben, und jeder Stutzer gefiel sich in der Idee, durch seine schön gewichsten Stiefeln als ein Wohlthäter der leidenden Menschheit zu erscheinen. Der humoristische Richard nannte sein Erzeugniß, in dankbarer Erinnerung an seinen Pudel, die Fiduz-Wichse. Auch diese Benennung trug zum Glück des neuen Mode-Artikels bei, indem Richards Gönner nicht unterließen, diesen Matrosen-Einfall auf sein Vertrauen zur Vorsehung zu deuten. Kaum war ein Jahr verstrichen, so konnte Richard seinem Wohlthäter schon die geliehene Summe zurück zahlen. Von Jahr zu Jahr verbreitete sich das Geschäft immer weiter. Als die Unternehmung sieben Jahre mit Fleiß und Glück betrieben war, sehnte Richard sich nach Ruhe. Beide Gesellschafter trafen nun die Abrede, daß Hardy das Geschäft und den Gewinn für die noch übrigen sieben Jahre allein übernehmen, und dafür an Richard eine bestimmte Abfindung zahlen sollte. Ueber diese letztere nahmen beide Theile den rechtschaffenen Kaufmann, dem sie ihre Fortschritte verdankten, zum Schiedsrichter. Danach erhielt Richard von seinem verbündeten Freunde, für den Allein-Besitz des Patents, 6000 Pfund Sterling, und bis an sein Ende ein Jahrgehalt von 200 Pfund. Er kaufte in der Nähe von London ein Landhaus, wo er glücklich und zufrieden lebte, und im Wohlstande die heitere Laune behielt, welche ihm früher so manche Prüfung ertragen half, und die selten den Reichen zu Theil wird. Sterwil.

Anmerkung. Den Stoff zu dieser Erzählung gab eine wahre Begebenheit, die sich vor 14 Jahren in London ereignete. Ein armer Matrose wurde durch die patentirte Anwendung der Bambus-Kohle zum reichen Manne, indem ihm für sein Monopol eine Abfindung von 10,000 Pfund wirklich ausbezahlt ward. (S. Kastner's „Deutsch. Gewerbsfreund", Halle 1815. S. 13.)

Menschliche Thorheiten.

Verirrte sich ein Weib in den Hof oder die Kirche eines Karthäuser-Klosters, so wurde sogleich hinter ihr ausgefegt! Noch im Jahr 1786 mußte die Herzogin von Würtemberg bei der strengen Winterkälte im Wagen sitzen bleiben, als ihr Gemahl die Karthause Buxholm bei Memmingen besah.

Als Beziêres, der Sitz der Waldenser, im Jahre 1209 erobert ward, hat man Alles nieder gemacht, und der päpstliche Legat sang dabei: „Komm, heiliger Gott, du Herre Gott!"

„Nöthige sie, herein zu treten!" ist durch falsche Auslegung einer Bibelstelle die unglücklichste Maxime und die Mutter aller Verfolgungssucht, aller Inquisitionen geworden. Man rechnet, daß dreißig Millionen Menschen darum starben.

Thomas von Aquino (im dreizehnten Jahrhundert) untersuchte sehr ernsthaft die Frage: wie viel Engel auf einer Nadelspitze tanzen könnten?

Die Dominikaner malten, zum Beweise, daß der Mensch Eigenthum haben müsse, an der Thür eines ihrer Klöster Christum am Kreuze, mit einer Hand angenagelt, mit der andern sein Geld zählend, das er in einem Beutel an der Seite hatte!

Die letzte deutsche Hexe, welche verbrannt wurde (1749), war eine Nonne in einem Kloster bei Würzburg.

An der Pforte des Franziskaner-Klosters zu Rheims steht die Inschrift: Deo homini et B. Francisco, utrique crucifixo 1669. — Zur Erklärung dieses Unsinns dient, daß man sonst nicht weniger als 4000 Aehnlichkeiten zwischen dem heiligen Franziskus und Jesus finden wollte.

Alexander VI. und Innocenz VIII. verliehen Ablaß auf 360,000 Jahre Allen, die den Rosenkranz andächtig beten!

In Stuttgart gab es sonst in der Dominikaner-Kirche ein Gemälde, welches den Apostel Paulus vorstellte. Darunter stand: Per illum itur ad Christum. Daneben sah man den heiligen Dominikus, und unter ihm: Sed magis per istum!

Carpzow, der berühmte Leipziger Criminalist, dessen Grundsätze mit Blut geschrieben zu seyn scheinen, behauptete: wer den Teufel leugne, verdiene die härteste Bestrafung. Eckber.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. Sir John Monkhouse, Marine-Offizier bei den Schiffen, die St. Helena bewachten, hat ein Schreiben von dort,

vom 16ten Mai 1821 abgesandt, drucken lassen, das höchst interessante Notizen über die letzten Lebenstage Napoleons enthält; hier ist ein sehr gedrängter Auszug. „Ich hatte“ so sagt der Verfasser, „das Glück, mich Bonaparte nähern zu dürfen, ohne daß ich dafür einen Grund an zu geben wüßte, genug, er duldete mich zuweilen in seiner Nähe, und deshalb kann ich Folgendes authentisch berichten. Bonaparte sprach schon seit lange von einem inneren Uebel, welches auf seinen baldigen Tod deute; man nannte dies Hypochondrie und glaubte ihm nicht. Bald aber sank er oft vor Mattigkeit um, wenn er in seinem Garten grub; mahnte man ihn dann von der Arbeit ab, sagte er nur: „Meine Gesundheit ist ja doch hin!“ Daß er sehr viel geschrieben habe, möcht' ich fast bezweifeln; ich hörte ihn einst zu Bertrand sagen: „Es geziemt mir nicht, über mein Leben zu schreiben; man würde glauben, ich hätt' es zu rechtfertigen. Wie Alexander muß ich einen Quintus Curtius haben, der durch meinen Namen den seinigen verewigt. Meine Thaten sind die Sicherheit meines Ruhms.“ Etwa einen Monat vor seiner letzten Krankheit verlor er alle Zurückhaltung und sprach mit Jedem vertraut, aber auch ohne Schonung. So mag es wohl üble Laune gewesen seyn, daß er zu Bertrand sagte: „Sie begleiteten mich um Ihres eigenen Ruhmes willen; Sie mochten Ihren Namen von dem meinigen nicht trennen bis an meinen Tod.“ Solche Reden ließ sich übrigens seine ganze Umgebung gefallen, und auch ohne Kaiser zu seyn, wußte sich Bonaparte so zu benehmen, daß Niemand im geringsten aus den Formen der Ehrfurcht wich. — Ein Mädchen, neun Jahr alt, Tochter eines Sergeanten der Garnison, sah Bonaparte oft und gern um sich; ich habe nicht erfahren, durch welchen Umstand die Kleine ihm so lieb ward. Er umarmte das Kind jedesmal, wenn es kam, und immer war in seinem Tuche etwas Naschwerk für die Erwartete eingewickelt. Einmal gab er ihr auch eine goldene Uhr mit einer Kette und kritzelte mit einem Federmesser die Worte darauf: „Der Kaiser Napoleon an Julie, seine kleine Freundin.“ Ich habe diese Uhr selbst in Händen gehabt und sie gilt auch bei der Familie jenes Mädchens als Reliquie. Bonaparte unterrichtete das Kind im Zeichnen und entwarf dazu die Vorbilder selbst; auch Karrikaturen sind darunter. — Am 2ten April gab Bonaparte zuerst einen Beweis von seinem gefährlichen körperlichen Zustande. Er war matt im Garten auf einen Rasen hingesunken; Montholon trat sogleich zu ihm, fragend: was ihm sey? Er antwortete: „Uebligkeit, Schmerz im Magen; es sind Vorzeichen des Todes, geheime Mahnungen, auf die wir hören sollen.“ Montholon lächelte ungläubig; Bonaparte erhob sich und sagte zu ihm, mit einer auffallenden, aber an ihm gewöhnlichen Kopfbewegung: „Freund, über den Tod lacht man nicht, wenn er so nahe ist!“ In diesem Augenblick trat die kleine Julie zu ihm; gutmüthig ergriff er ihre Hand und schlich mit ihr nach dem Saal, wo eben das Frühstück servirt wurde. Er füllte dem Kinde ein Körbchen mit Backwerk und andern Näschereien, dann legte er eine Flasche Liqueur dazu, und sagte: „Das gieb Deinem Vater, er soll es auf meine Gesundheit trinken!“ — Auf St. Helena lebt ein verdorbener Goldschmidt, dem Bonaparte zuweilen geringe Arbeiten auftrug; er wurde oft gerufen, auch schon deshalb, weil der Mann unsinnig über seine Lebensgeschichte log, was Bonaparte zu Spaßen benutzte. An einem Abende fragte ihn Bonaparte: „Können Sie mir schnell einen silbernen Sarg machen?“ Der Goldschmidt lachte und wollte davon reden, daß dazu noch viel Zeit sey; aber Bonaparte unterbrach ihn mit den Worten: „Sie wollen wieder lügen, mir sagen, daß ich nicht krank bin, daß ich nicht in einigen Wochen sterben werde!“ — „Der Himmel verhüth' es, daß wir Ew. Gnaden verlieren!“ sagte der Goldschmidt. „Er wolle, daß ich recht bald sterbe; das Leben ist kein Glück, es ist ein Fluch!“ Nach diesen Worten trat er, in sichtlich erzwungener Gleichgültigkeit, zu dem Pianoforte, und nach wenigem Vorspiel begann er sein Lieblingslied: „O Richard, o mon roi! l'Univers t'abandonne“ — dann zog er eine Glocke, ließ dem Goldschmidt eine Reparatur übertragen und sagte: „Es ist der letzte Dienst, den Sie mir leisten. Adieu!“ — Er wurde nun von Tage zu Tage schwächer und schlich an Stühlen im Zimmer umher; Julie besuchte ihn oft und sagte einmal: „Man behauptet, Du bist nur verdrießlich, nicht krank!“ Er antwortete: Ich wünschte, ach ja, ich wünscht' es wohl, daß es so wäre! — doch nein; ich wünscht' es nicht!“ setzte er heftig hinzu. — Er unterrichtete an diesem Tage das Kind, dann sagte er: „Julie, Du mußt Dir einen andern Lehrer suchen; mich hast Du nicht lange mehr!“ — Es war wirklich der letzte Unterricht; er hat aber die Kleine im Testament bedacht und sagte zum Dr. Antomarchi: „Reich will ich sie nicht machen, aber so viel soll sie haben, als bei Selbstthätigkeit zum Glück ihr nöthig ist!“ — Ohngefähr zehn Tage vor seinem Ende — er lag auf dem Bette — ließ er mich rufen. — „Können Sie mir Zeitungen schaffen? Zahlen Sie, was man verlangt, wär' es auch übertrieben.“ — Ich schaffte mit vieler Schwierigkeit einige Blätter. Er las mit Begierde und rief plötzlich aus: „Neapel! Neapel! — Murat war ein tapferer König, aber er kannte das Volk nicht. Lauter Lazzaroni, vom Herzog bis zum Bettler!“ — „Sind Sie verheirathet?“ fragte er nun plötzlich. „Ja, General!“ — Da nahm er ein Messer vom Nachttische, schnitt eine Bettschnur entzwei und sagte: „Vermögen Sie es, diese zwei Theile so zu vereinen, daß sie wirklich ein Ganzes sind?“ Meine Antwort nicht erwartend, warf er die beiden Stücken von sich und sank auf sein Kissen, in Träume sich vertiefend. — Am Abend vor seinem Tode sprach er ungewöhnlich viel und sang mehrmals leise: „O Richard, o mon roi!“ — Bertrand und Montholon waren stets um ihn, jeden Wink belauschend, und er ergriff oft ihre Hände, sie dankbar drückend. Als die Freunde ihm sagten: er möge eine heilige Handlung, die letzte Oehlung, geschehen lassen, gab er ein Zeichen, ihn zu verschonen: „Ich bin im Frieden mit mir und dem menschlichen Geschlecht!“ entgegnete er, und sprach nun mit sokratischer Ruhe über die Oeffnung seines Körpers und über sein Begräbniß. Vier Stunden vor seinem Hinscheiden ordnete er noch Papiere, die er seiner Gattin zu senden bat — und starb, ohne daß die Heiterkeit, die auf seinen Zügen lag, gestört wurde; seine letzten — fast gebieterischen Worte, nachdem er sich wiederholt nach seiner Frau und seinem Sohne erkundigt hatte — waren: „Ich möchte etwas von Frankreich sagen —“ — und er war nicht mehr! Auch nach dem Tode hatte sein Antlitz noch freundliche Würde, und am Morgen seines Sterbetages äußerte er: „Der Tod erschreckt mich nicht; seit drei Wochen hält er mich schon, jetzt kommt die letzte Umarmung, in der ich ihm ganz angehöre.“ — Auf dem letzten Lager werden gewöhnlich die religiösen Ansichten der Menschen laut; Bonaparte verschloß darüber seine Gesinnungen auch im Sterben in sich selbst. Nur einmal, als seine Schmerzen eben ruhten, und ein Offizier ihn fragte: „Glauben Sie an den Heiland?“ — antwortete er: „Unnütze Frage! Geschah nicht durch Gottes Macht, was ich that, und werde ich nicht bald ihm Rechnung ablegen über meinen Willen und meine Thaten?“ — Ich sah ihn am 1sten Mai Abends zum letzten Mal; alle seine Freunde waren um ihn. Er sah mich freundlich an, versuchte sich auf zu richten, die Kraft versagte ihm. Mancherlei Betrachtungen gingen durch meinen Kopf, als ich den Mann, den einst die ganze Welt fürchtete, so liegen sah; und als ich ging, konnte ich mich nicht enthalten, ich beugte mich in großer Ehrfurcht auch vor dem Kraftlosen — wer dies tadelt, ist anders organisirt als ich.“ — Ich füge diesem raschen Auszug nichts weiter bei, als meinen Gruß an Deutschland.

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXIV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 23. November. 187stes Blatt.

Gegenseitige Ueberraschung.*)

In den blühenden Gefilden des Königreichs Neapel lebte, lange vor dem letzten ominösen Feldzuge gegen Oesterreich, ein junger Edelmann, beinah so reich an Ahnen, wie an Sünden. Dabei wußt' er, wenn es galt, so ernst sich zu betragen, daß sein alter Oheim ihn für einen Heiligen nahm. Auch war der Preis des Opfers werth; denn alles Geld des Alten floß, nach dessen Ableben, dereinst dem jungen Wildfang zu, und zwar nicht etwa durch ein Testament, das man heut' aus Laune macht, morgen aus Laune wieder aufhebt, sondern weil der Oheim keinen näheren Blutsfreund hatte, als den Neffen Es kam jedoch immer darauf an, ihn nicht zu erzürnen; denn sonst — darauf kannte ihn der Neffe — hätte nichts ihn abgehalten, sich unter Fremden einen Sohn aus zu wählen. Zu gutem Glück zählte der alte Leonardi schon siebenzig Jahre, und der Neffe deren kaum zwanzig. Wie lange konnt' es währen, so mußte Jener von hinnen, zumal da Zipperlein und Hüftweh fast unaufhörlich ihm zusetzten. „O heiliger St. Anton!" rief, dies denkend, der junge Herr oft aus: „nur bis dahin leihe mir die Gabe der Verstellung und schlauen Heuchelei!" Doch das schadenfrohe Schicksal, welches Gefallen daran fand, so billige Erwartungen zu täuschen, schob die Erfüllung seiner stillen Wünsche so lange auf, daß ihm schier die Geduld zu reißen drohte. Endlich, nachdem er seinem Schutzheiligen auf's Neue ein großes, goldenes Kreuz gelobt, schien die Prüfungszeit zu Ende. Der Alte erkrankte ernsthafter, und einst, mitten in der Nacht, ließ er den Neffen rufen. „Höre!" begann er, „der Herr wird mich bald abfordern; Dich hab' ich von jeher wie meinen Sohn geliebt, und als meinem nächsten Verwandten gehört Dir mein ganzes Vermögen! Doch weiß ich, daß Dich nach Gelde nicht gelüstet, und deshalb war ich schon längst darauf bedacht, Dir noch einen andern Beweis meiner väterlichen Sorge zu geben. So hab' ich denn, noch bei meinen Lebzeiten, eine gute Frau für Dich ausgesucht; denn selig ist der Mann, welchem der Herr ein tugendsam Weib bescheert; deß lebt er noch eins so lange! — So schwach ich bin, hoff' ich wenigstens noch ein Jährchen leben zu können, und wenn Du Dich rasch vermählest, so ist's nicht unmöglich, daß ich noch vor meinem Ende ein Knäblein von Dir, mein Sohn, auf meinem Schooße wiege!" — Der Neffe machte ihm große Augen, und meinte: die Gabe der Enthaltung sey, nach den Statuten der heiligen Kirche, doch eine gar köstliche Gabe, und wenigstens lohne es für den Gottseligen wohl der Mühe, einen Versuch mit ihr zu machen. Doch der Oheim citirte mit so bedeutsamen Blicken den Spruch: Es ist besser, heirathen, denn Brunst leiden! daß unser Held — in der Angst, er möchte, trotz aller Vorsicht, doch etwas von seinen geheimen Liebschaften erfahren haben — nichts weiter ein zu wenden wagte. — Das Fräulein, welches der Alte zur Gefährtin des Neffen

*) Probe der, nächstens in der Henningsschen Buchhandlung, in Gotha, erscheinenden Schrift: „Lebens-Dissonanzen nebst deren Auflösung im Allegro und Larghetto."

erwählt hatte, war wirklich sehr liebenswürdig. Der Oheim hatte sie durch den Ruf als das reichste Mädchen in der Umgegend nennen gehört, und da dies, bei näherer Erkundigung, seine Richtigkeit hatte, so fand er gegen ihre übrigen Vorzüge nichts Sonderliches ein zu wenden. Ihr äußeres Betragen war in gleichem Grade lebhaft und natürlich, ihr Geist voll des regesten Eifers für alles Edle, und ihr Herz so mild und feurig zugleich, wie man nur im Süden Europa's zuweilen eines findet. Ihre Gestalt war nicht minder anziehend. Reiche, kastanienbraune Locken scheitelten sich auf der sanft gewölbten Stirne, und beschatteten das beinah zu lebhafte Feuer der stets beweglichen schwarzen Augen; die Farbe der blühendsten Gesundheit brannte auf den schön geformten Wangen; die vollen Purpurlippen wölbten sich zum Kusse, und dem rundlichen Kinn hatte Amor im Voraus, als Siegel seiner Allmacht, das zierlichste Grübchen eingedrückt! — Was man, bei so vielem Interessanten, an ihr hätte tadeln können, war die Folge wahrhafter Vorzüge, und hier alle schlimme Einwirkung zu verhüthen, stand gänzlich in der Macht der Liebe. — Aurora — so hieß die Schöne — fühlte nämlich eine sehr starke Hinneigung zu allem Romantischen, welche dadurch noch größer ward, daß sie, auf dem Lande erzogen, die Wirklichkeit nur wenig kannte, und an Alles ein ungewöhnliches Richtmaaß anlegte. Wäre sie aber auch, gleich der heiligen Jungfrau, völlig fehlerfrei gewesen — unserem Wildfange hätte sie dennoch nicht gefallen; der war zufrieden mit dem hundert Tausend, das der Alte ihm hinterließ; sich, für Mehreres, noch größere Last auf zu laden, war er nicht willens. Ueberhaupt mied er, wie jeder Wüstling, das Band der Ehe, und nur die vom Sturm gebrochene Frucht schien ihm die angenehmste. Auch hatte er ein Vorurtheil gegen das, was alte Augen schön gefunden — indeß was war zu thun? Der Alte bestand darauf, und wenn der Neffe auch seiner Geldliebe eine Grenze gesetzt hatte, über welche hinaus er nichts begehrte, so war es ihm doch ganz unmöglich, auch auf dieses, ihm bisher so gewisse Sümmchen zu verzichten, wenn er seine gewohnte Lebensart ferner fortsetzen wollte. Er willigte also ein, und Aurora, als gehorsame sechzehnjährige Jungfrau, welche die Liebe noch nicht kannte, widersetzte sich eben so wenig dem, was ihr Vater als das Glück ihres Lebens ihr darstellte.

Die ersten Tage der Ehe vergingen unter rauschenden Festen, denen auch der Alte, der im Geiste sich wieder jung fühlte, mit großer Freude sich hingab. Er ließ aber dabei sein kärgliches Lebenslicht zu guter Letzt so fröhlich verflattern, daß die Aerzte bald nachher die Unmöglichkeit entdeckten, dem völligen Erlöschen desselben weiter vor zu beugen. Er starb nach wenigen Wochen an gänzlicher Entkräftung. — Man hätte denken sollen, Niemand sey nun froher gewesen, als der Neffe, der nun endlich sich von allen peinlichen Rücksichten für den Alten befreit sah, und von jetzt an ganz unbedingt seinen Neigungen leben konnte. Aber der Zwang, welchen er noch in der letzten Zeit der Knechtschaft erlitten, ward ihm nun doppelt fühlbar, und er vernachlässigte Auroren jetzt rücksichtsloser, als bisher. Kaum ließ er sich zuweilen bei Tische blicken: ganze Tage und halbe Nächte verlebte er, seinen Vergnügungen hingegeben, außer dem Hause, und kam er mit wüstem Kopfe heim, so vermochte Aurora, die mit ihrem schüchternen Wesen ihm noch allzu sehr als Kind erschien, ihn am allerwenigsten zu fesseln. Sein unbestimmter Blick glitt dann über sie hinweg, wie über ein im Laube tief verstecktes Veilchen, und die Schwermuth, welche ihr reizendes Gesicht bei solcher Vernachlässigung bald umzog, galt dem Gatten für das Phlegma der Unempfindlichkeit. — So verfloß ein halbes Jahr, und der Frühling kehrte mit allen seinen Reizen wieder. Die Bäume blühten, die Quellen rauschten, die Nachtigallen sangen, und Auroren verging allgemach die Neigung, die einzige Trauernde mitten in der jubelnden Schöpfung zu seyn. Sie eilte hinaus in die freie Natur, das Herz mit unbestimmter Sehnsucht gefüllt. Ihre Jugend, das Leben in der Einsamkeit und diese magische Blüthenzeit — Alles dies steigerte ihre romantische Stimmung bis zu einem ihr bisher ungewöhnlichen Grade, und die von der Wirklichkeit unsanft berührte innere Welt füllte sich mit dem Phantastischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heilung durch die Tonkunst.

Die psychischen Kuren mehrerer neueren Aerzte erinnern an ähnliche glückliche Versuche in früheren Zeiten. Besonders merkwürdig scheint die Herstellung verschiedener Kranken durch die Tonkunst, nachdem man vergebens körperliche Mittel angewendet hatte. — Der berühmte französische Arzt, Dodard, berichtet in den „Denkwürdigkeiten der Pariser Akademie" für das Jahr 1707 die bewunderungswürdige Krankheits-Geschichte eines berühmten Componisten. Dieser ward von einem Fieber befallen, welches, trotz aller Gegenmittel, zuletzt fast gar nicht unterdrochen wurde. Am siebenten Tage verfiel der Kranke in eine heftige Raserei, worin er fortwährend schrie und weinte, und mit beständiger Angst und Schlaflosigkeit zu kämpfen hatte. Als dieser Zustand drei Tage gedauert, verlangte er, gleichsam aus Instinkt, daß man vor seinem Bett ein kleines Conzert aufführen möchte. Der Arzt willigte in dies Begehren, und es ward ihm eine Cantate von Bernier vorgesungen. Nachdem er wenige Accorde vernommen, wurde sein Gesicht heiterer, die Zuckungen

fließen nach und er weinte vor Freude. Seine Empfänglichkeit für die Musik war größer, als jemals vorher und in der Folge. Während des Conzerts zeigte sein Puls einen fast fieberfreien Zustand; nach der Beendigung kehrten aber die vorigen bedenklichen Zufälle wieder zurück. Man setzte nun dasselbe Mittel mit dem besten Erfolge fort. Eine Verwandte, die ihn pflegte, mußte, auf sein Begehren, ihn die Nacht hindurch mit einem lustigen Gesange unterhalten, welches ihr die größte Anstrengung kostete, da sie den höchst gefährlichen Zustand des Kranken kannte. Einmal, als er mit seinem Wärter, der nicht singen konnte, die Nacht allein war, überfiel ihn das Fieber mit neuer Gewalt. Jener zwang sich nun, einen gewöhnlichen Gassenhauer zu singen, und besänftigte dadurch das Uebel. Nun wurde unaufhörlich bei ihm musizirt und damit zehn Tage fortgefahren; dieses Mittel und ein einziger Aderlaß bewirkten seine vollkommene Genesung.

Ein ähnliches Beispiel wurde der Pariser Akademie im Jahre 1708 vom Maire zu Alais im Languedoc, Namens Mandajor, mitgetheilt. Während des Carnavals hatte sich ein Tanzmeister in dieser Stadt durch Uebung seiner Kunst so angegriffen, daß er sich ein hartnäckiges Fieber zuzog. Am vierten Tage fiel er in tiefen Schlaf, aus dem er in voller Raserei erwachte. Er konnte kein Wort vorbringen, wollte keine Arzenei nehmen, aber mit Gewalt aus dem Bette springen, um zu tanzen. Nachdem alle Mittel des Arztes erschöpft waren, hatte der Maire den Einfall, einen Freund des Kranken einige diesem bekannte sanfte Melodieen auf der Geige spielen zu lassen. Bald darauf richtete sich der Patient im Bette auf, schlug den Takt richtig und deutete durch Zeichen seinen Beifall an. Nach einer Viertelstunde wurde er ganz ruhig, und verfiel darauf in einen sanften Schlaf, während welchem die Krankheit eine so glückliche Wendung nahm, daß er, wider Erwarten seiner Aerzte, bald vollkommen hergestellt wurde. Sterwil.

Aus meinem Erinnerungs-Buche.

Der Anfang einer geistlichen Rede vom Jahr 1516 lautet folgendermaßen: „Ich beginne mit dem Forste des Gewissens, welcher die Jagd des geistlichen Fürsten enthält. Unter dem Sinnbilde einer Jagd will ich euch lehren, wie man die Sünden verfolgen soll, die den Forst des Gewissens, das ist, die menschliche Seele verwüsten können. Die Gottesfurcht, die Beichte, die Buße, die Versöhnung, die Besserung, die Vermeidung der Gelegenheit, dies sind die Waldhörner, die Hunde, die Waffen, die ein geistlicher Jäger gebrauchen muß, und die Wächter, die über den Forst wachen müssen." *) — Man ersieht leichtlich aus dem leidigen Anfang dieses Sermons, daß der Redner mehr Bilderjäger als Seelenhirt gewesen ist! —

*) Bibliotheque de l'Abbé Goujet T. 10. p. 513.

Nach Tacitus wurde Feigheit im höchsten Grade, so wie Unzucht, dadurch bestraft, daß man dem Verbrecher einen Korb über den Kopf gab und ihn so in einen Sumpf tauchte. Wäre dies zu unserer Zeit noch Gesetz, so wäre die Korbflechterei wohl die einträglichste Innung! — nicht wahr, ihr Herren Kleinmeisterchen!? —

Zu Ende des Jahrs 1729 fiel der Cardinal Alberoni in Papst Benedict XIII. Ungnade. Dieser hatte nämlich aus Bigotterie sämmtlichen Geistlichen das Perückentragen verboten. Alberoni aber, der die Perücke vielleicht seiner Gesundheit bei dem herannahenden Winter für zuträglich hielt, kehrte sich nicht an das Verbot, und als nun der Papst wahrnahm, daß der Cardinal am Weihnachtsfeste 1729 bei dem öffentlichen Gottesdienste in der Perücke erschien, so ließ er ihm sagen, daß er ferner keiner Function im Vatican beiwohnen, noch sich ihm jemals wieder nähern sollte. Darum begab sich Alberoni sammt seiner Perücke auf seine Herrschaft Castel-Romano, lebte dort als Exulant und kehrte nicht eher wieder nach Rom zurück, als bis Papst Benedict XIII. am 21. Februar 1730 zu seinen Vätern heimgegangen war.

Folgende Begebenheit gab dem englischen Parlament Veranlassung, ein Gesetz zu begründen, nach welchem der Hehler — was zuvor in England der Fall nicht war — gleicher Strafe mit dem Stehler unterliegt. — Ein junges Mädchen, das bei einer wohlhabenden Herrschaft in London in Diensten stand, wurde von einem Stücke seidenen Stoffes, welches ihre Frau kaufte, so entzückt, daß sie in ihrer Abwesenheit sich etwas davon abschnitt. Behalten durfte sie es nicht, sie fürchtete entdeckt zu werden. Sie verkaufte es ihrer Mutter, die auf Pfänder zu leihen pflegte, und bekam ein Paar Schillinge dafür. Kurze Zeit darauf entdeckte sie der Mutter die Sache, die ihr sagte: daß sie, den Gesetzen zu Folge, auf dem Wege zum Galgen sey; das einzige Mittel, sich zu retten, wäre, das Haus durch Diebe bestehlen zu lassen, damit das Stück Stoff auf solche Weise ganz entfremdet würde. Die Mutter machte selbst Anstalten dazu und ließ an einem Abend, da die Herrschaft nicht zu Hause war, das Haus bestehlen, wobei die Tochter half. Die Sache kam zur Untersuchung, das Mädchen ward verhaftet, verhört, und endlich hingerichtet; der Mutter aber konnte man, nach den englischen Gesetzen, nur eine kleine Strafe auflegen, ungeachtet sie eine größere Verbrecherin war, als die Tochter. Hermann Bunzel.

An eine neue Sappho.

Sie Sappho, Phaon ich? — viel Ehre!
Weiß sie den Pfad auch zu dem Meere? A. v. Maltiz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Zwei Monden Brachzeit sind zu wenig für eine Bühne, wie die hiesige. Referent, der fünf Monate im nördlichen Deutschland zubrachte, kehrte mit goldenen Hoffnungen zurück, das Theater-Personale ge- und verändert, vervollständigt zu finden, unsere Bühne von einem neuen Geist belebt zu sehen und als Vorgenuß sich von seinen Bekannten erzählen zu lassen, wie oft sie seit dem 9ten August (Eröffnungs-Tag der Bühne) entzückt aus dem Schauspielhause gegangen. Unterstützt wurden des Referenten Hoffnungen durch den schönen Wetteifer, den er auf seiner Reise bei andern Bühnen sah, das Höchstmögliche zu leisten: er glaubte, das edle Streben nach Vervollkommnung in Kunst und Kunstsinn sey auch über unsere Bühne aufgegangen, habe auch das hiesige Publikum ergriffen! Er wollte Kassel und Frankfurt (Darmstadt gar nicht zu gedenken) auf Kosten Stuttgart's recht und acht kritisch würdigen, aber —! Das Theater in Kassel ist noch im Werden begriffen; die Pracht des Hauses gleicht einem reichvergoldeten Rahmen, der ein ziemlich mittelmäßiges Gemälde einschließt; eigentlich ist's aber erst ein eben angelegtes Gemälde, dessen Vordergrund Maria von Weber herrlich ausstaffiren wird; *) Löwe steht am rechten Ort, Mad. Feige und einige Andere werden mehr in den Hintergrund weichen müssen. Die Bühne von Frankfurt ruht auf tüchtigen Pfeilern, und über ihr waltet, gleich einem liebenden Genius, das herrliche Talent der Demois. Lindner. Hr. Becker hat sich zu einem wackeren Künstler gebildet. Sehr vermißten wir Demois. Friedel in der Oper. Das Orchester gewann durch Hrn. Guhr, und würde sich noch glänzender zeigen, wenn Hr. G. mit weniger Sturm, Feuer und Emphase dirigiren wollte. Und die Stuttgarter Bühne? Mad. Brede leistet, bei einem ungünstigen Sprach-Organ, in ihren Darstellungen gern das Höchste, was die Kunst sich als Ziel vorstecken kann. Bei großer Vielseitigkeit der Darstellungs-Gabe wird diese verehrte Künstlerin jedoch oft einseitig, indem sie sich zuweilen selbst eine Rolle vorschreibt, da ihr der Dichter doch schon eine solche vorgeschrieben hat. Dadurch, daß sie sich in manchen Charakter eher denkt als fühlt, möchte sie zuweilen der Natürlichkeit sich entfremden und uns eine schöne, aber keine wahre Darstellung geben. Sehen wir sie als „Donna Diana", so gestehen wir uns, daß ihr Spiel erst in dem letzten Akte belebt und kunstgerecht wird. Warum gefällt sie in den zwei ersten Akten nicht? Vielleicht weil auch das Stück in den ersten Akten Mangel hat (es scheint mir eine Schwachheit, die auf Rechnung unserer Zeit kömmt, West's „Diana" Gozzi's „Turandot" von Schiller, dasselbe Süjet, nur aus einem höheren Gesichtspunkt genommen, vor zu ziehen); darum wird es aber doch Keinem entgehen, daß Mad. Brede ihren Uebergang von der strengen Nymphen-Schaar Dianens zu Amors Fahnen nicht genug motivirte. Dafür war sie bewundernswürdig in dem Endakt; so muß eine lang verhaltene Leidenschaft sich entwickeln und darstellen, so muß Stolz und Liebe verschmolzen das Bild der reinen Weiblichkeit wiedergeben und so in Anerkennung und Liebe belohnt werden. — Hrn. Maurer's vorzügliche Anlagen haben wir nie verkannt; er spielt mit Wärme und Liebe, und gewährt selbst da Kunstgenuß, wo ihm seiner Natur widerstrebende Rollen zugetheilt werden; allein er vergißt, sein Ziel höher und höher zu stecken; es geht ihm, wie manchem talentvollen Künstler: der Beifall eines und desselben Publikums wirkt immer schwächer auf ihn, und ein Vorbild, dem er nacheifern müßte, das er als erreichbar, aber als unerreicht vor sich sähe, fehlt ganz und gar. Hr. Wegener füllt eine Lücke aus (er spielt jugendliche Liebhaber); wir sind aber bis jetzt höchst ungewiß, ob sie ausgefüllt ist. Demois. Knoll übereilt sich nicht in ihren Fortschritten: es wäre schade für das schöne Talent, wenn es, auf halbem Weg stehend, nicht kräftig Schwierigkeiten die Spitze böte, die es besiegen kann. — Mad. Josetta ist eine brave Künstlerin. Hr. Mevius, noch so steif, frostig und unnatürlich, wie vorher, ermangelt nicht, zuweilen Beifall zu finden, z. B. als „Baron Ruf jun." in der „Schachmaschine"; worauf sich dieser Beifall gründet, ist ein psychologisches Räthsel. Hr. Gnauth fährt fort, seinen Rang als tüchtiger Künstler zu behaupten. — Die Oper ist erstaunlich schlecht besetzt, wenn man das Orchester abrechnet. Hr. Bader gab neulich Gastrollen hier; Referent schätzte diesen Sänger schon vor Jahren in München und Würzburg sehr hoch und fand seine früher gefaßte gute Meinung von Kunstverständigen jetzt abermals bewährt. Schade, daß er nicht bleiben mochte! — Artistische und literarische Neuigkeiten betreffend, darf ich Ihnen die Versendung des zweiten und die nahe Vollendung des dritten Heftes der Strixnerischen Steindrücke aus der Sammlung der Herren Boisserée melden; wer diese Abdrücke sieht, wird mit dem Referenten überein stimmen, daß sie Alles übertreffen, was man in der Art kennt; Treue der Nachbildung, Kraft und Weichheit des Tons, Sorgfalt der Ausführung bis in die kleinsten Theile, z. B. die Perspektive, sind geist- und sinnentzückend; die Abdrücke sind überdies unbegreiflich wohlfeil und es ist sichtbar, daß Kunstinteresse und nicht Geldspekulation die Unternehmer leitet. — Dannecker's Christus ist aus dem Rohen gehauen, und der geschätzte Meister beginnt nächstens, selbst Hand an das Werk zu legen. Wer im Stande ist, von der Antike zu abstrahiren und hier ein eigenthümliches Werk neuerer Zeit zu sehen, der ist erstaunt, entzückt, und das mit Recht. — Von der neuen Folge Tischbeinscher Zeichnungen zum Homer erscheint in der nächsten Zeit das erste Heft mit Dr. Schorn's Erklärungen. Referent las die Aushängebogen dieses Prachtwerkes, und kann den Kunstfreunden und Alterthums-Forschern reiche Ausbeute versprechen. — Das „Rheinische Taschenbuch für 1822" kam in den letzten Tagen zu unsern Händen; so reichhaltig der Inhalt, so schön die Kupfer sind, so sehr bedauern wir, in dem Titelkupfer unsern geliebten König kaum zu erkennen. Wenig Ehre für einen Würtembergischen Künstler! — Die Gesellschaften auf dem Museum nehmen einen glänzenden Anfang: was auf Geist und Schönheit Anspruch macht, reiht sich dem bunten, lieblichen Kranze an; die Uebrigen freuen sich des schönen Blüthen-Gewindes. — Uebrigens benutzt man die sonnigen Herbst-Tage zu mannigfaltigen Excursionen; der Bären-See, die Solitüde, Hohenheim, Scharnhausen und Geisburg werden vielfach von der schönen Welt besucht. Weil, des Königs neues Landhaus, zieht Fremde und Einheimische an; mit Recht, denn es ist ein wahrer Feen-Aufenthalt. Das Aeußere ist einfach, zierlich und kommt den englischen Landhäusern gleich; das Innere ist unendlich geschmackvoll eingerichtet; Spaendonk's Blumen scheinen zu blühen, zu duften; die Aussicht in das belebte Neckarthal ist entzückend. — Der herrliche Dom auf dem Rothenberg ist der Vollendung nah. Majestätisch erhaben sieht er von dem Berge nieder und gebietet Staunen und Ehrfurcht.

D. A.

*) Bekanntlich bleibt dieser geschätzte Componist nun in Dresden. D. H.

Lord Walpole sagt einmal: „Das Verdienst ist gar nichts; Empfehlung und Politik allein bringen den Menschen in der Welt vorwärts. Mit der ersteren sollte nöthigenfalls eines meiner Wagenpferde zum gekrönten Dichter erhoben und das andere Hof-Arzt werden! Sie könnten ja Stellvertreter schicken!" (Constitut.)

Ein Schneider in Paris hat zu seinem Aushängeschild den Schauspieler Potier in seinem Costüm aus dem Stück: „Jean-Jaques Rousseau's Schneider" gewählt. (Miroir.)

Bis jetzt sind in Spanien 477 Klöster eingegangen; es existiren aber noch 2692 religiöse Wohnsitze beiderlei Geschlechts. (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 24. November. 188stes Blatt.

Husaren-Lied.

Husaren sind gar wack're Krieger,
Und Jedermann ist ihnen hold;
Im Kriege unbezwang'ne Sieger,
Auch wohlvertraut mit Minnesold.
Ja, steht die Welt nach tausend Jahren,
So leben sicher noch — Husaren!

So weit die Kriegstrompete schallet,
So weit der Himmel blau noch ist;
Wo nur ein Feuerröhrchen knallet,
Braucht man Husaren-Muth und List.
Und bis auf uns're Zeiten waren
Die größten Helden stets — Husaren!

Doch nicht allein, wo Rosse stampfen,
Im Waffentanze wohlbekannt:
Auch wo die vollen Bowlen dampfen,
Sind die Husaren bei der Hand.
Die allerstärksten Trinker waren
Die immer durstigen — Husaren!

Husaren sind auch Liebes-Helden,
Sie treiben gern mit Weibern Scherz;
Will Einer sich als Bräut'gam melden,
Ergiebt sich jedes Mädchenherz;
Denn stets willkommne Freier waren,
So lang' es Liebe gab — Husaren!

Kein Wag'stück — seit eins existirte —
Giebt's, das nicht ein Husar bestand;
Ja, selbst ein Kriegsschiff attakirte
Einst ein Husar am Ostsee-Strand.
Die größten Wagehälse waren
Auf dieser Erde die — Husaren!

Auf die Husaren könnt Ihr bauen,
Sie halten treu an Ritterpflicht;
Husaren fürchten nichts, und grauen
Selbst vor dem dreimal W sich nicht:
Bei Würfeln — Wein — und Weibern waren
All'zeit zu Hause die — Husaren!

Genug, im Frieden wie im Kriege,
Bei Regen, Sturm und Sonnenschein,
Vor, während und noch nach dem Siege,
Bei Freunden, Feinden, Mädchen, Wein,
Sind die beliebtesten der Schaaren —
Sie sollen leben! — die Husaren!

Adalbert vom Thale.

Gegenseitige Ueberraschung.
(Fortsetzung.)

Einst, an einem etwas trüben Abend, war sie auch hinaus gegangen, da erblickte sie eine Menschenmasse, die nach einer sehr zierlich ausgeschmückten Bude hinströmte. Sind das nicht Menschen, wie du, dachte Aurora, und lösen sie nicht die Aufgabe des Vergnügens? Erwartung und Frohsinn belebt jedes Antlitz, und wenn auch hier Täuschung nicht fehlt, sollt' es denn nicht möglich seyn, daß auch ich in so angenehmer Täuschung lebe? — Mit diesen Gedanken trat sie in die Bude; es ward ein pantomimisches Ballet von Harlequin, Pantalon und Colombine getanzt, und, zu großer Gemüths-Ergötzung der Zuschauer, mit vieler Geschicklichkeit dargestellt. Auch Aurora, selbst eine vorzügliche Tänzerin, fand von Moment zu Moment mehr Gefallen an der Gewandtheit der Leute und ihren ausgezeichnet schönen Stellungen. Nach Italiens Sitte trugen sie Charakter-Masken, und die Rolle der

Colombine ward von einem jungen, noch nicht ausgewachsenen Menschen gegeben; doch eben an Letzterem ließ sich natürlich ein Mangel der körperlichen Bildung bemerken, und, trotz des vielfach nachhelfenden Anzugs, vermißte sie ungern die weibliche Gestaltung. Vergebens sagte sie sich selbst, daß der junge Künstler, unter den gegebenen Verhältnissen, das Mögliche geleistet habe; — der Gedanke, was müsse es erst seyn, wenn ein weibliches Wesen die Colombine übernommen hätte, kehrte ihr wieder und immer wieder, und störte sie im ruhigen Genuß. Dagegen malte sich ihre Phantasie das Bild der weiblichen Colombine immer schöner aus; es begleitete sie nach Hause, es verließ sie selbst nicht in ihren nächtlichen Träumen, und Morgens bei dem Erwachen stand es, noch unverändert und unbesiegbar, vor ihrer Seele. Sie selbst mußte, wenn auch nur ein einziges Mal, Colombine seyn! — Den passenden Anzug zu ihrem Vorhaben fertigte sie nach eigener Idee in nächtlichen Stunden, und als er vollendet war, ließ sie dem Direktor eines Morgens ein Billet einhändigen, worin sie sagte: „Ein junger Mensch, von gebildeten Sitten und guter Herkunft, habe die flüchtige Neigung bekommen, einmal in der Rolle der Colombine unentgeldlich auf zu treten. Passendes Costüm habe er selbst, und werde sich — wenn der Direktor ihm durch die Ueberbringerin das Rollenfach übersenden wolle — an einem vorher bestimmten Abend zu rechter Zeit auf der Bühne einfinden. Die beiden Bedingungen, welche er machen müsse, seyen, daß man nach seiner Persönlichkeit nicht forsche, und während der Vorstellung Niemand auf das Theater lasse.“

Die Freude des Direktors bei diesem Antrage war nicht gering: denn unverboten blieb ihm ja durch diese Zeilen, dem Publikum an zu zeigen, daß ein Fremder in der Rolle der Colombine auftreten werde; und unter dieser Voraussetzung durfte er hoffen, was diesem an Kunstfertigkeit wahrscheinlich abgehen möchte, reichlich durch die Neugier des Publikums ersetzt zu sehen. Er schrieb sogleich zurück: Das Anerbieten sey willkommen, er werde die Bedingungen strenge halten, und sende hierbei mit Vergnügen die verlangte Rolle. Die beiden nächsten Tage verwandte Aurora nun noch auf genaues Studium derselben; am Morgen des dritten ließ sie dem Direktor durch dieselbe vertraute Person sagen: sie wolle am nächsten Tage auftreten.

Der merkwürdige Tag erschien. Das Publikum, durch einen größeren Zettel und durch die Anmerkung des Direktors: daß ein „Freund der Kunst“ die Rolle der Colombine übernehmen werde, angelockt — fand schon bei hellem Tage sich zahlreicher als jemals ein. Aurora übertraf die kühnsten Erwartungen, und wohl war es gut, daß der Besuch des Theaters an diesem Abend im Voraus ausdrücklich verboten ward; sonst dürfte es schlimm um ihr Geheimniß gestanden haben. Ueber den stürmischen Beifallsruf nicht wenig unter ihrer Maske erröthend, aber mit dem Selbstbewußtseyn ihrer Leistung nicht unzufrieden, wurde sie, bei ihrem Weggange aus der Bude, von Vielen umringt, und spät erst gelang es ihr, durch die Hinterthür des Gartens unbemerkt in ihre Wohnung zu schlüpfen, nachdem sie die Neugier der Begleiter durch langwierige Spaziergänge in den Umgebungen der Stadt ermüdet hatte. Etwas angegriffen von den seltsamen Begebenheiten dieses Abends und der Besorgniß, trotz ihrer Vorsicht, entdeckt zu seyn, warf sie sich auf's Lager, und erwachte erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Leonardi saß vor ihrem Bette. „Warst Du gestern bei den Ballet-Tänzern, Weibchen?“ fragte er liebevoller als gewöhnlich. — Aurora erröthete, und wäre sie nicht durch seine Freundlichkeit beruhigt worden, sie hätte Verrath befürchtet. Zögernd erwiederte sie: „Nein!“ — „Ein Fremder soll die Rolle der Colombine zum Entzücken gegeben haben; die Ballet-Tänzer kennen selbst weder ihn, noch seine Wohnung, und heute fordert der Direktor in einem gedruckten Zettel, der an allen Straßenecken angeheftet ist, ihn auf: doch nur ein einziges Mal noch das Verlangen des Publikums, ihn auftreten zu sehen, zu befriedigen. Ich wollt', er thäte es! Du gingest doch auch hin?“ — „Ich habe mir selbst eine häusliche Arbeit aufgegeben“, erwiederte Aurora; „erlaubt es diese, recht gern!“ — „Ey, sie wird es ja doch das eine Mal!“ antwortete Leonardi; „wir gehen zusammen!“ — Noch nie war Aurora in einer so großen Verlegenheit. Der erste Versuch hatte ihr gezeigt, wie schwierig es sey, sich der Beobachtung eines neugierigen Publikums zu entziehen, zumal eines lebhaften, rücksichtslos zudringlichen Publikums, wie in Neapel. Jetzt ward nun die öffentliche Aufmerksamkeit noch mehr auf sie gerichtet, und darum ihr Erscheinen auf der Bühne noch bedenklicher. Dagegen lockte die aufgeregte weibliche Eitelkeit, lockte, mit noch stärkeren Reizen, der Wunsch, selbst ihrem Gatten, wiewohl unerkannt, Beifall ab zu gewinnen. Gab sie der Aufforderung nach, so ward sie auch dadurch bedrängt, daß Leonardi sie zu den Ballet-Tänzern begleiten wollte. Er schien sie heute zum ersten Mal mit bemerkbarem Interesse zu betrachten; er war so gut, so freundlich, so liebevoll! — Ach! wenn nicht das unselige Einmischen des Oheims ihn von ihr entfremdete, wer weiß, hätte das Schicksal nicht Beide glücklicher zusammen geführt! — Und nun, da zum ersten Mal seit ihrer Vermählung die Kraft des Vorurtheils von ihm zu lassen schien, nun sollte sie durch eine abschlägige Antwort ihn von sich weisen, da er ihr eben ein Zeichen der Annäherung zu geben im Begriff

war? — „Sey mir gesegnet, hülfreicher Kopfschmerz!" rief sie nach einigem Nachdenken aus; „du hast schon so manche Schwester von der drückendsten Verlegenheit befreit: du wirst auch mir jetzt deine Dienste nicht versagen! Einen Vorwand darbietend, den Gatten nicht zu begleiten, wirst du ihn zugleich durch die Theilnahme, die du ihm einflößest, nach der Vorstellung in meine Arme zurück führen, und das süße Lob aus seinem Munde, einem Fremden zugedacht, darf ich, an seiner Seite lauschend, mir selber zueignen!"

(Der Schluß folgt.)

M o s a i k.

Im Jahr 1120 that der Bischof von Laon die Raupen und Maulwürfe, die seinen Sprengel verheerten, in den Kirchenbann. — Im Jahr 1516, den 9ten Juli, sprach der Official (geistliche Richter) von Troyes folgendes Urtheil: „Nach angehörten Parteien, und auf vorher gegangene Anklage der Einwohner von Villenoxe, verwarnen wir die Raupen, binnen sechs Tagen das Feld zu räumen; widrigenfalls wir sie für verflucht und in den Kirchenbann gethan erklären." — Im November 1818 wurden im Nord-Departement Frankreich Gebete vorgeschrieben, und die Feldmäuse feierlich **beschworen**, ihren Verheerungen ein Ende zu machen; da dieses nicht half, sprach man ein Anathema über sie aus. Es fiel starker Frost ein: dieser vertilgte sie; daß es aber der Kirchenbann gewesen seyn mußte, versteht sich von selbst.

In einer französischen Zeitschrift liest man ein eigenes Späßchen, das, so gut es sich thun ließ, hier in's Deutsche übersetzt ist: Ein Reisender, der das Malerische sehr liebt, erzählte neulich einem Freunde auf folgende Art ein Reise-Abentheuer: „Denke Dir, ich sitze oben auf dem Deckel der Diligence, der Postillion reitet, und macht lustig **klitsch! klatsch!** der Wagen rollt dahin: **Drrrrrr!** Da geht's auf einmal **krach!** Halt! rufe ich dem Conducteur zu, wir werfen um! — Ich denke nicht d'ran! erwiedert dieser. Ich bestehe darauf, er will Recht behalten, wir werden heftig — **schwapp** gebe ich ihm eine Ohrfeige; er will sie mir wieder geben; **ritsch, ratsch** fangen wir an zu balgen. **Wupp**, stoße ich ihn, er torkelt; **paff** habe ich eins von ihm, und **partanz!** falle ich mit um. Wir stehen wieder auf, **rutsch!** gleitet ihm ein Fuß aus; er steht von neuem auf, **ritsch!** setze ich ihm ein Bein. Unterdeß geht der Wagen immer fort; aber auf einmal, **holterdepolter**, bricht die Achse, **rullerdebuller** wälzt sich Alles unter einander, und — **quatsch!** — da liegt die ganze Geschichte, ich hatt's doch gesagt!"

D'Alembert war bekanntlich ein Fündling, ward auf dem Pont-neuf halberstarrt aufgenommen und eine Glaserfrau wurde seine Amme, und gewann ihn so lieb, wie ihre eigenen Kinder. Als er sich empor geschwungen, ward er eines Tages zu einer Dame eingeladen, die sich jetzt, aus geschmeichelter Eigenliebe, als seine **rechte** Mutter zu erkennen gab. „Es ist nicht möglich, Madam!" sagte d'Alembert; „es ist nicht wahr. **Sie** sind die Stiefmutter, die Glaserfrau aber ist meine rechte Mutter! Leben Sie wohl!!

Als Herr von Marville Polizei-Präsident in Paris war, schrieb ein Polizei-Beamteter einer kleinen Stadt folgenden Brief an ihn: „Mein lieber Herr College! In der gestrigen Sitzung hat ein unverschämter Mensch gewagt, mich einen Spitzbuben zu nennen; ich habe darüber keinen Lärm machen wollen, allein ich habe mir vorbehalten, bei Ihnen an zu fragen: wie Sie sich in ähnlichen Fällen zu verhalten pflegen? Seyn Sie so gütig, mich davon zu unterrichten; Sie werden mich dadurch recht sehr verbinden u. s. w."

Für Mörder, Mordbrenner, Verräther, und für die, welche Kirchen, Kirchhöfe oder Mühlen beraubten, war im dreizehnten Jahrhundert das Rad bestimmt; Diebe hing man. „Thut oder nimmt aber Jemand den Bauern oder ihrem Gesinde nur etwas, das drei Pfennige werth ist, so soll man ihn radebrechen" — sagt der Schwabenspiegel. Ein Beweis, in welchem Ansehen damals die Landwirthschaft gestanden, und wie sehr man die Wichtigkeit des Bauernstandes gefühlt habe! „Wer das Gewicht um einen Pfennig geringer macht, dem soll man den Kopf abschlagen." (Gälte dies Gesetz noch, dann wehe unsern — —!) „Leuten, welche falsche Instrumente und Schriften verfertigen, soll man die Hand abhauen. Münzmeistern, welche falsche Münze für gute hingeben, soll die Hand abgehauen werden; wenn sich aber die Summe auf ein halbes Pfund beläuft, so geht es ihnen an den Hals." An andern Orten verfuhr man mit ihnen noch schärfer. Zu Kolmar und Ruffach wurden im Jahr 1275 Münzverfälscher lebendig in dem Schmelz-Ofen gebraten. „Wer eine Jungfrau nothzüchtiget, der soll lebendig in die Erde vergraben werden." Im Jahr 1274 wurde zu Kolmar ein Jüngling auf eine solche Art gestraft.

Friedrich der Große wurde auf einer Reise nach Schlesien in seinem Wagen umgeworfen. Sein Leibkutscher sah ihn zornig auf sich zukommen, verlor aber die Fassung nicht, sondern rief dem Monarchen entgegen: „Ew. Majestät sind unstreitig der größeste General in Europa, und doch haben Sie Schlachten verloren; mir ist heute etwas Aehnliches passirt, seit dreißig Jahren das erste Mal!" — Und der König vergaß seinen Zorn im Gelächter.

Ein Mann von gereiftem Verstande und Nachdenken hatte über seine Stubenthür die beiden Worte geschrieben: „Haushalten und Aushalten." **Chletas.**

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Perleberg. Diese Stadt zeichnet sich seit ein Paar Jahren durch gute Bierbrauereien aus, so daß es jetzt jedem Reisenden nicht schwer wird, etwas Interessantes von Perleberg zu erzählen. Uebrigens aber scheint die sehr einfache Erfindung des Brauers in Newcastle, welche schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht ward, in Deutschland eben nicht zur Ausführung gekommen zu seyn. Diese erstreckt sich besonders auf die zweckmäßigere Benutzung des Hopfens, den man in Deutschland noch häufig in dem Bier vermißt. Auch in England, wo man es bekanntlich in der Bierbrauerei schon längst den meisten übrigen Ländern zuvor gethan, wo dieser Gewerbzweig so viele hundert Menschen beschäftigt und gut ernährt, hatte man früher die Braukessel bei dem Brauen gewöhnlich unbedeckt gelassen, mithin auch dort auf die feineren aromatischen Dünste des Hopfens keine Rücksicht genommen, welche verflogen, indem nur die gröberen zurück blieben. Jener erfinderische Brauer lehrte den Britten die bessere Benutzung des Hopfens. Er ließ sich kupferne Maschinen machen, worin er die Dünste des Hopfen-Oehls auffing, sie verdickte und sodann mit den in Gährung gesetzten Brau-Artikeln vermischte. Der Erfolg überstieg noch die Erwartung; denn nicht allein der Geschmack des Biers ward hier bei weitem besser, sondern dasselbe auch weit weniger als sonst dem Sauerwerden ausgesetzt. Hierzu kam noch, daß dabei ein Viertel von der gewöhnlichen Quantität des Hopfens erspart ward. — Man scheint hier, zur Ersparung des Hopfens, dem Biere einen andern Zusatz zu geben; denn so angenehm auch das hiesige Bitterbier schmeckt, so hat es doch etwas Betäubendes. Wir lassen es dahin gestellt: ob diese Wirkung allgemein sey, oder sich nur bei denen zeigt, die daran nicht gewöhnt sind. — Den Bewohnern Perlebergs würde es indessen unter allen Umständen zu empfehlen seyn, daß sie sich mehr auf den Hopfenbau legten, als dies bis jetzt geschieht. Wir haben hier allgemein die Klage vernommen, daß Mangel an Hopfen vorhanden sey; der Preis steht auch mit den übrigen Landprodukten in gar keinem Verhältniß, da das Pfund gewöhnlichen Hopfens mit 6 Gr. und mehr bezahlt wird. G.

Der Abbé de Bonnevie predigte unlängst in Lyon am Tage der heiligen Ursula, und schloß mit der Zusicherung: „daß, da der Schade des Krieges nun durch so viele wohlthätige Neuerungen ausgebessert sey, Frankreich nächstens, nach dem Himmelreiche, das herrlichste Reich seyn werde!“ (Quotid.)

In Brüssel rief neulich das Publikum, mitten in der Aufführung der „Jungfrau von Orleans“: „Fort mit den Trauerspielen! — Nur Lustspiele, Opern, ein besseres Repertoire!“ (Cour. d. spect.) Ein besseres?!

Jemand machte unlängst die Bemerkung: Es wäre auffallend, daß man in einer Gerichtsstube in der Regel lauter häßliche Gesichter antrifft. Ein Richter, ein Arzt, ein Notar, ein Professor müssen auch eigentlich immer häßlich seyn, es giebt mehr Vertrauen darauf, daß sie etwas gelernt haben. (Miroir.)

Die Hahnen-Kämpfe, welche in England so gewöhnlich sind, waren bis jetzt in Frankreich nicht gebräuchlich. Ein Spekulant hat neulich ein Dutzend dieser kriegerischen Thiere herüber gebracht, um den Parisern auch dieses Vergnügen zu bereiten. In jedem Fall, sollte das Unternehmen nicht gelingen, würden die Subjekte seiner Schauspiel-Truppe noch gut genug seyn, am Bratspieß zu prangen; ein großer Vorzug der geflügelten Schauspieler! (Cour. d. spect.)

Der englische „Courier“ giebt folgendes wunderbare Recept zu „englischem Champagner“, welcher dem besten französischen Champagner gleichen soll: Man pflückt die Trauben halbreif ab, stößt die Beeren in einem Fasse, thut zwei Drittheil Wasser zu einem Drittheil Beeren, und läßt diese Mischung 14 Tage in einem Keller gähren; dann wird das Ausgegohrene abgelassen und 3 Pfund Raffinade zu 4 Pinten solchen Trankes gethan. Wenn der Zucker sich auflöset, thut man das Ganze in ein Faß, welches man nach der Gährung zustöpselt. Nach sechs Monaten ist der Champagner fertig, er wird in Flaschen gethan, die man chemisch schließt, wenn man den Wein über ein Jahr aufheben will. (Constitut.)

Ein neues Werk ist in Paris erschienen unter dem Titel: „Untrügliches Mittel, die Bankerotte zu verhüthen!“ Der Verfasser soll an einem Tage seine Handschrift dem Buchhändler und seine Bilance dem Handelsgericht übergeben haben. (Cour. d. spect.)

Der Kanal von Alexandrien in Egypten, welcher jetzt fertig ist, ward im Jahr 1819, im Januar, von 100,000 Menschen begonnen, welche im Februar auf 260,000 vermehrt wurden. Im Mai kamen noch 30,000 aus Ober-Egypten dazu. Jeder Arbeiter erhielt täglich einen Piaster. Nützliche Verwendung des Geldes! (Gaz. d. Fr.)

Bei einer Vorstellung auf dem Theater Gaité war einer der Zuhörer eingeschlafen und erwachte erst, als das Stück gegen das Ende heftig ausgepocht ward. Sogleich fing er an, kräftig zu klatschen. Man bedeutete ihn: er habe ja geschlafen. „Das weiß ich!“ erwiederte er, „und eben darum lobe ich den Verfasser, weil er es gleich anfangs so einrichtete, daß ich alle die Langeweile, die Sie, meine Herren, gehabt haben, verschlafen konnte!“ (Cour. d. spect.)

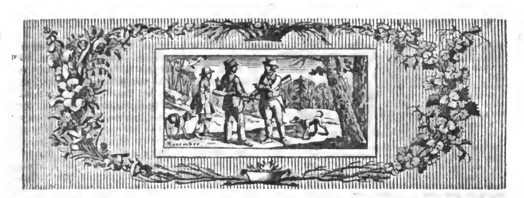
Englands Bevölkerung in allen seinen Besitzungen ist unstreitig die zahlreichste aller Staaten. Sie beträgt 95 Millionen 220,000 Individuen, während Rußland nur 50 Millionen, Frankreich 30 Millionen, Oesterreich eben so viel zählt. Das römische Reich, in seinem höchsten Glanze, hatte nur 120 Millionen Einwohner, worunter die Hälfte Sklaven. Englands Hauptstadt enthält auch eben so viel Bewohner, wie Rom in seinem höchsten Glanze hatte, nämlich: 1,200,000. (Constitut.)

Was würde Virgil gesagt haben, hätte man ihm verkünden können: Mitten aus jener Insel, die der Ocean von der Welt trennt (England), und wo dein Freund Horaz die Pest hin verbannen will, wird eine Frau, entsprossen aus der Mitte der „ungastfreundlichen Britten“ (Britannos hospitibus feros) kommen, und auf eine, uns unbekannte Kunstweise, in einer Sprache, die noch nicht existirt, die Verse wiedergeben, die du dem Livius abgeborgt. Der Britte Caractacus, Gefangener in Rom, verwunderte sich einst, daß den Herren so vieler Paläste nach einem elenden Hügel in ihren zinsbaren Wäldern gelüstete; jetzt sind Freiheit und Macht von den Ufern der Tiber nach denen der Themse übergegangen. Die lateinischen Schriften finden ihre Beschützer in den größten Familien Londons, wie die griechischen Schriften einst in denen Roms. Tullia copirte in Tusculum die Dichtungen Homer's, und eine Engländerin läßt jetzt die des Virgil's, unter den Ueberbleibseln des Hauses Cicero's, drucken! (Journ. d. Déb.)

In einem Reise-Bericht von den Jahren 1675 — 1676, über die Levante, schildern Jakob Spon, Lyoner Arzt, und Wilhelm Wheler, ein Engländer, die Plackereien und Grausamkeiten der Türken gegen die Griechen, wovon wir als Probe nur Folgendes geben (Theil 1, S. 350): „Die Türken, um den Griechen möglichst Schrecken zu erregen, machten ein Bollwerk in einer Mauer von lauter Griechenknochen, mit Kalk zusammen gemauert. Der Consul Gricaud ließ mich ein Stück davon sehen, das noch ganz fest hielt. (Courier fr.)

Eines der berühmtesten alten Kriegslieder ist das des Ritter Roland. König Johann, einst unzufrieden mit seinen Soldaten, untersagte ihnen diesen Gesang mit den Worten: „Es giebt ja doch seit langer Zeit keine Rolands mehr unter den Franzosen!“ Ein Graubart von Capitain fand sich dadurch so tief gekränkt, daß er sagte: „Sir, es würde deren noch genug geben, sähen die Soldaten einen Karl den Großen an ihrer Spitze!“ (Courier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 26. November. 189stes Blatt.

Seltener Gleichmuth.

In allen Kerkern findet man Inschriften ihrer unglücklichen Bewohner, aber nirgends wurden diese schwarzen Höhlen des Unglücks und ihre nackten Wände häufiger dazu benutzt, als zu Paris in den ersten Jahren der Revolution. Es kann Keinem unangenehm seyn, sich dasjenige im Allgemeinen verdeutschen zu lassen, was einer der dortigen Gefangenen, als ein bleibendes Denkmal heroischer Ergebung und ächter Lebens-Philosophie, seiner Kerkerwand vertraute:

Zwei Jahre schon bewohn' ich diesen Thurm,
Und doch beging ich keine Sünden!
Sey, wer du seyst, dem einst des Lebens Sturm
Ein gleiches Schicksal läßt empfinden —
Verzage nicht: du kannst in Kerker-Pein,
Wenn du nur willst, noch glücklich seyn!
Zwar schöner ist's — wie gern gesteh' ich's ein! —
Sich der Natur als freier Mensch zu weih'n,
Als hier in diesen öden Mauern
Sein Leben einsam zu vertrauern —
Doch, guter Freund, das ist Ideen-Qual,
Und ernstes Schicksal duldet keine Wahl!
Hier schirmt kein Gold, kein irdischer Gewinn,
Hier schützt allein ein kindlich heit'rer Sinn!
Er ist des ird'schen Lebens höchstes Gut,
Der Talisman, vor dem des Schicksals Wuth —
Und waffnete sich's mit den stärksten Streichen —
Wie vor dem Horne Hüons muß entweichen!
Ja, Freund, nur Spiel gewähren diese Ketten,
Ihr Druck ist leicht, oft möcht' ich darauf wetten,
Er wäre leichter, als in vielen Landen
Der ehr'ne Druck der schnöden Geistes-Banden.
Mein Kerker ist der Sitz der reinsten Freuden,
Die Tugend selber würde mich beneiden!
Hemmt hier den Blick die kalte, finst're Mauer,
Steht hinter'm Pfühl ein Mäuschen auf der Lauer,
Und will zum Siebe mir die Mütze machen,
So muß ich unwillkührlich d'rüber lachen!
Mit Wehmuth steht vor meinem Kerker-Gitter
Der treue Freund und klaget laut und bitter:
Ist's möglich? Kann man dich so grausam kränken?
Und tröstend sprech' ich: Kannst du Freiheit schenken,
Geliebtester, so öffne schnell die Thür,
Doch, kannst du's nicht, o dann erspare dir
Die Klagen und das trauernde Gesicht,
Du mehr'st mein Leid und änderst es doch nicht!
Ja, Freund, die treu'ste, reinste Liebe
Erfährt einmal des Schicksals Launen-Hiebe!
Sieh' Voltaire hier, dort d'Alembert, Delille,
Wo diese trösten, schweigt der Kummer still!
Sie leisten mehr, als Vater, Mutter, Schwester,
D'rum sey getrost, verzage nicht, mein Bester!
Blick' aufwärts, zu dem güt'gen Vater oben,
Ihn muß man auch in bösen Tagen loben!
Auch ist mein Wohnsitz wirklich gar nicht schlecht,
Und zu der Frist des Lebens eben recht!
Zwar sieh'st du keine herrlichen Tapeten,
Allein die sind auch wahrlich nicht vonnöthen;
Sieh' hier den Krug und dort das Stücklein Brod,
Sie schützen mich vor Durst und Hungersnoth;
Durch diese Oeffnung strömt die milde Luft,
Und oft erquickt mich ferner Blumenduft!
Dort steht mein Tisch! Er ist kein Meisterstück,
Doch stark und fest, und — steter als das Glück;
Auf jenem Dreifuß sitz' ich wie Apoll,
Auch dieser leistet, was er leisten soll —
Gestehe, Lieber, daß ich nichts entbehre!
Oft sing' ich laut: „Marlborough s'en va-t-en guerre!"
So kann man, Freund, auch ohne Lieb' und Wein,
Bei heit'rem Sinn im Kerker glücklich seyn!

Doch still! Ich höre ferne Menschen-Schritte!
Es ist Freund Wolf,*) ich kenn' ihn leicht am Tritte,
Er bringet mir ein kärgliches Gericht,
Und macht dabei ein bitterböß Gesicht;
Von seiner Stirn scheuch' ich des Unmuths Falten,
Und lasse Freud' in seinen Zügen walten!
Viel besser ist dann morgen mein Gericht;
Er scherzt mit mir, obgleich ihm Witz gebricht!
So lange hier den Geist der Körper hält,
Geb' ich den Muth für keinen Preis der Welt! —

Zu dir, o Freund, nun noch ein trautes Wort,
Den das Geschick einst führt an diesen Ort:
Verlache du gleich mir des Schicksals Tücke,
Und fürchte nicht, daß es dich je erdrücke!
Und kannst mit Laune du des Richters Ernst bestechen,
So wird sein Herz schon günst'ger für dich sprechen!
Doch eines sey von mir dir noch gesagt,
Wenn sich zu weit der Trieb nach Freiheit wagt —
„Weich'!" rufe dann, „weich', Satan, aus dem Kerker,
Du täuschest mich und machst mein Leiden stärker!"
Der Architekt, der dies Gebäud' erfand,
Macht seiner Kunst die größte Ehre,
Er bau'te so, daß selbst für Herkul's Hand
Kein Durchbruch irgend möglich wäre!

Karl Du Pré.

*) Name des Kerkermeisters.

Gegenseitige Ueberraschung.
(Schluß.)

Eine Kutsche sollte sie dieses Mal am Ausgange erwarten und sie in der Dämmerung auf einem Umwege, schneller als die Fußgänger folgen könnten, nach der Wohnung zurück bringen. Dazu ward freilich ein neuer Vertrauter erfordert, weil auf Leonardi's eigenen Kutscher nicht zu bauen war. Das Kammermädchen mußte einen Miethkutscher dingen, und diesem sagen: daß der Fremde nach beendigtem Ballet, zu besserer Verborgenheit, in Leonardi's Hause abtreten wolle; man zählte indeß auf des Kutscher's Verschwiegenheit, da die Nachfrage des Publikums der Familie Leonardi höchst unangenehm seyn würde; dagegen könne er, wenn Alles geheim bliebe, auf eine gute Belohnung rechnen. — Der Tag erschien, an welchem der Fremde von neuem auftreten wollte. Dem Direktor war gemeldet: keine Besorgniß zu hegen, wenn der Ballet-Tänzer etwa um eine Viertelstunde später einträfe; denn dies Mal durfte Aurora ihre Wohnung nicht vor ihrem Gatten verlassen. Beinahe hätte jedoch selbst das plötzliche Kopfweh ihr nicht durchgeholfen, denn anfänglich drang Leonardi in sie, sich, ihm zu Gefallen, ein wenig zu überwinden; später, da sie die **Gewalt** der Schmerzen vorschützte, erklärte er sich bereit, ihr Gesellschaft zu leisten. Doch Aurora versicherte, Ruhe sey für sie in solchen Fällen das beste Heilmittel, und so ließ er sich bereden, hin zu gehen. „Erzähle mir viel, wenn Du wieder kömmst!" rief sie ihm noch in der Thür nach, und er eilte davon. — Nur ihr einmal gegebenes Wort konnte jetzt Aurora bewegen, ihrem Vorhaben nicht zu entsagen. Seit jenem Morgen, wo ihr Gatte sie noch schlafend fand, schien er ganz verändert; und seine jetzige Bereitwilligkeit, ihr ein Vergnügen auf zu opfern; die Vorwürfe, welche er, bei ihrer Versicherung, solche Kopfschmerzen wären bei ihr nicht ungewöhnlich, sich selber machte, weil er dies jetzt zum ersten Mal erfahre — wie viele Hoffnung erlaubte dies Alles für die Zukunft! Gewiß war es, Leonardi hatte zwar den Wildfang noch nicht völlig abgelegt, aber er fing doch an ein zu sehen, daß Geist und Herz bei den immerwährenden Zerstreuungen keine wahre, dauernde Befriedigung finden. Zugleich erkannte er seine Ungerechtigkeit gegen die schuldlose Gattin, und da er — bemüht, seine allzu große Vernachlässigung wieder gut zu machen — ihr mit Unbefangenheit etwas näher trat, mußte er auf sich selbst zürnen, ihre unstreitige Liebenswürdigkeit so lange verkannt zu haben. Dazu kam, daß Aurora seit jenem Abend, da sie zuerst als Zuschauerin das Ballet besuchte, in der That nicht mehr dieselbe war. Angenehm erregt durch ihr Vorhaben, schien die frühere Blödigkeit überwunden zu seyn, und der öffentlich empfangene Beifall bewirkte später, daß sie auch dem Gatten mit mehr Selbstgefühl gegenüber stand. Die Zufriedenheit, die sie in seinen Blicken las, setzte sie wieder in den Besitz ihrer früheren guten Laune, und alle ihre Mienen erhielten dadurch ein regeres Leben und vermehrte Beredsamkeit.

Aurorens Anzug war jetzt vollendet; sie nahm die Maske vor und schlüpfte hinaus. Ein Bekannter ihres Mannes hatte sie bemerkt, und maß sie mit neugierigen Blicken, in der so durchaus weiblichen Gestalt eine geheime Geliebte Leonardi's ahnend, dessen muntere Lebensart Keinem ein Geheimniß war. Mit Mühe entging sie ihm, und kam auf dem Schauplatz an. — Ungeduldig pochten schon die Zuschauer, die den Augenblick nicht erwarten konnten, Colombine auftreten zu sehen. Nun zeigte sie sich. Die Blicke der gesammten zahlreichen Versammlung schienen in dem Nu, wie durch geheimen Zauber, auf einen einzigen Punkt gerichtet zu seyn. Man klatschte, man jubelte, die Bravo's wollten nicht enden. Der Tumult vermehrte sich; man rief sie heraus. Sie dankte, im Charakter ihrer Rolle, mehr mit Gesten, als mit Worten; aber die Zierlichkeit der letzteren, ihre schöne Aussprache, der zugleich bescheidene und edle Anstand ihres Körpers erregte neues Entzücken. — Länger hielt Leonardi es nicht aus. Das Kenner-Auge auf den jungen Ballet-Tänzer gerichtet, hatte er bisher unbeweglich in einer Ecke gestanden, schwer nur den weisen Vorsatz von heut Nachmittag, Aurorens Ehre durch sein Betragen nicht ferner zu verletzen, aufrecht haltend. Das waren nicht

die Formen eines, auch noch so üppig gebauten jungen Mannes, noch weniger gehörte Letzterem die mit Mühe gedämpfte, helle Glockenstimme. Und wär' es ein Frauenzimmer, sollt' er ihr nicht folgen? Freilich war sie dann wohl von guter Herkunft! — denn wozu sonst das Geheimnißvolle ihrer Erscheinung? Den Schleier dann zu lüften, schien unschicklich — aber, o wie angenehm! „Doch Aurora!" rief er aus. „O sie möge mir verzeihen, wenn ich dieser Einzigen, ihr offenbar an Vorzügen so weit überlegen, nicht zu widerstehen vermag!" — Er harrte nun, bis der junge Ballet-Tänzer aus der Bude trat; dann, sich augenblicklich zurück ziehend, schwang er sich schnell auf den Platz der Kutsche, welchen gewöhnlich der Diener einnimmt, und erwartete hier den Ausgang des Abentheuers. — Nach einem kurzen Umwege hielt das Fuhrwerk vor Leonardi's Hause. Der Fremde eilte hinein; mit bangem Herzklopfen folgte ihm der Hausherr. — „Wie, wenn es doch ein Fremder wäre, und Aurora, durch deine Vernachlässigung verletzt, ihm einen geheimen Platz im Herzen, wie im Hause, eingeräumt hätte?" Das Kopfweh ward ihm plötzlich sehr verdächtig: „der Fremde erschien spät erst auf der Bühne, vielleicht gab es wohl vorher noch ein zärtliches Stelldichein!" — Diese Gedanken drängten sich ihm mit solcher Heftigkeit auf, daß er, vor dem Fremden vorbei, in das Gemach der Gattin stürzte, wo sie zum Schlafen sich hatte hinlegen wollen. Er fand es leer, eben so auch die andern Zimmer. Voll Unruhe eilte er zurück, und bemerkte, daß der Fremde, welcher sich entdeckt sah, eben aus der Hausthür schlüpfen wollte. Mit Heftigkeit ergriff er ihn am Arme. „Mein Herr!" rief er aus; „Sie entkommen nicht von hier, eh' und bevor ich von Ihrem Geschlecht mich näher überzeugte! Weh Ihnen, wenn Sie sind, der Sie scheinen; wohl mir, wenn meine frühere Ahnung sich bestätigen sollte!" — „Ich begreife nicht, mein Herr!" erwiederte Aurora, „was Sie bewegen kann, mir auf eine so zudringliche Weise zu folgen! Ich bin, der ich bin, und Ihnen keine Rechenschaft schuldig!" — „Das werden wir sehen!" schrie der erhitzte Leonardi; „auf jeden Fall ist dies mein Haus, und Niemand berechtigt, ohne meine Bewilligung hier ein zu dringen, selbst wenn meine Frau ihre Erlaubniß gegeben hätte!" — „Ja so, mein gestrenger Herr!" erwiederte Aurora, ihre Maske abnehmend; „wenn es so steht, und die Eifersucht auf Ihre Gemahlin ihrer Galanterie gegen andere Damen Abbruch thut, da ist's nicht mehr als billig, Sie zu beruhigen! Lassen Sie gefälligst zu näherer Untersuchung Licht bringen; aber geschwind! geschwind! damit Sie bis dahin ja nicht versucht werden, einen galanten Ton an zu stimmen, der mir, als einer Vermählten, nicht zukommt!" — „Aurora! kannst Du mir verzeihen?" rief Leonardi, ihre natürliche Stimme erkennend, und im nämlichen Augenblick zu ihren Füßen sinkend. — „Claudio!" sagte sie im vollsten Tone der Zärtlichkeit; „wir Beide haben einander erst jetzt gefunden; konnten wir denn wohl früher eine Pflicht der Liebe gegen einander verletzen? — Aber wohl mir, daß die, welche als Ballet-Tänzerin Dein Wohlgefallen erregte, zufällig Deine Gattin ist; ich schwör' es Dir, nicht eher verliert jene die Sprödigkeit, bis Du dieser den süßen Kuß der Verlobung gegeben hast!" — Und Claudio antwortete rasch mit dem glühendsten Kusse, und fand nun ohne Mühe, daß ihm als Gatte ein großes Loos gefallen sey.

Gefährliches.

Vor gewissen Dingen kann mir ordentlich bang werden, z. B. wenn Jemand, der dreißig Jahre lang weder recht zum Leben, noch recht zur Kunst gekommen ist, ausruft: „Wartet nur noch ein Paar Jahre, dann soll Alles recht angehn!" O Guter, wenn du dich nicht augenblicklich entschließen kannst, als Mensch und Künstler mit Freiheit zu wirken, möge auch das Leben in diesem Augenblicke gestaltet seyn, wie es wolle, so wird keine Zeit darin eine Aenderung hervor bringen. Jene Jahre werden vorüber gehen, und, weil du sie nicht rein durchlebt hast, so wirst du dich an ihrem Schlusse um Vieles älter befinden, und keinesweges mit jener Kraft versehen seyn, auf die du jetzt hoffest. — Wir sollen nicht sagen: „Morgen will ich leben!" denn nichts ist unser als die Gegenwart. Das wußten bekanntlich schon die Alten überaus deutlich, und haben es oft sehr geistreich ausgesprochen. Daß uns aber die „Zeit seyn solle wie Ewigkeit, und die Ewigkeit wie Zeit", das wissen wir nur durch göttliche Offenbarung.

Ferner kann mir recht bang werden, wenn Einer zu milde ist, d. h. wenn er gern tugendhafter seyn möchte als — tugendhaft, und dadurch die höchste Anmuth des Menschen, die Milde, zur Karrikatur macht. Er kann es dabei sehr gut meinen (und ich nehme an, daß er es so meine); aber es gedeiht nicht, und der Uebergang von Uebermilde zur Härte ist dann sehr nahe. Mit Lydischen Flöten und welschen Guitarren-Tönen kommen wir nicht immer durch die Welt; es sind mitunter auch Hörner-Töne und Trompeten-Stöße nöthig.

Franz Horn.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Mannheim. Noch immer ist die Schaubühne das Central-Organ der geistigen Lebens-Bewegungen der hiesigen Stadt. Wer das Theater von Mannheim schildert, charakterisirt zugleich den Gegenstand der wärmsten Zuneigung, der steten Unterhaltung und der eifrigsten Parteigängerei seiner Bewohner. Dieses Verhältniß hat das gewesene Residenz-Publikum der Rheinpfalz vielleicht mit keinem andern in Deutschland gemein, in

dem überall sonst entweder das Theater zu schwach dasteht, um einer stagnirenden Population so vielen Schwung geben zu können, oder die Population von andern Seiten her zu sehr aufgeregt ist, um bloß das Theater zu ihrem psychischen Gravitationspunkt erwählen zu müssen. Ob es ein vortheilhaftes Verhältniß sey, ist eine andere Frage, die vermuthlich von dem zahlreichen Adel (der lieber an einem theatralischen Hofe mitspielt, als dem Spiel eines Hof-Theaters zuschaut), von dem Manufakturisten und Kaufmann (der weit aufgelegter ist, dem Merkurius durch den Verkehr des Marktes sich nach zu drangen, als vom Helikon herab mit Thalia „unseren Verkehr" zu belächeln), von den Söhnen des Mars (die dem Amor, und wäre er auch nur der Bretterwelt-Amor, so gern und gelehrig seine Schützenkunst ablernen), und vom schönen Geschlechte (welches überall in seinem Elemente lebt, wo die Liebe über Schicksal und Menschen-Berechnung, sey es auch nur poetisch, triumphirt), sehr verschieden beantwortet werden mag. So viel aber bleibt gewiß, daß in jenem Verhältniß der Grund liegt, warum diese Bühne — vormals der Lieblings-Sitz der deutschen Dramaturgen — noch jetzt, nach so vielen Stürmen und Verkümmerungen, in frischer Lebendigkeit besteht und einen ansehnlichen Rang unter ihren Schwestern behauptet. Erst vor Kurzem noch ist ihr Hörsaal, durch ihres energischen Intendanten, Graf v. Luxburg, Bemühung, geschmackvoll restaurirt, und die Bühne selbst mit zwei neuen Hauptvorhängen geziert worden. Sie besitzt an den Herren Brand und Löwe zwei sehr routinirte Liebhaber und Helden von interessanter Gestalt, nur daß Ersterer seine Farben zu grell und barsch, Letzterer aber zu preziös und eintönig aufträgt. Die zärtlichen Väter und komischen Alten werden von Hrn. Blumauer sehr gemüthlich dargestellt. Hr. Thürnagel, ein Schüler Ifflands, der noch unlängst in Wien mit Beifall aufgetreten ist, giebt die Schelmen und Tyrannen mit vieler Einsicht, und würde, wenn seines großen Lehrers Darstellungen vergessener wären, gewiß rauschenden Applaus einerndten; sein Fehler besteht in einer oft sehr beleidigenden Schroffheit seiner Uebergänge. Hr. Obermaier gehört unter die gewandtesten und sinnigsten Komiker Deutschlands; noch niemals sah man wohl die ächten „behaglichen" Narren, wie sie, nach Lessing's feiner Bemerkung, aus den Händen der Natur kommen, treuer und fratzenloser copiren, als von diesem Künstler. Sehr fern ist derselbe auch von der ärgerlichsten aller Krankheiten des Komikers, seine eigene Schellenkappe in den Bart hinein zu verlachen. Diese letzte Bemerkung leitet mich hinüber zum weiblichen Personal der hiesigen Bühne: denn der Edelstein darunter, Fräulein Müller — welche mit einer sehr anmuthigen Figur eine fast ausnahmslos richtige Deklamation, viel Kraft und Gewandtheit verbindet, auch jüngst in Wien gleichfalls verdiente Anerkenntniß gefunden hat — giebt, als tragische Liebhaberin und Heldin, durch einen verwandten Fehler Anstoß. Sie läßt durch das ernsteste Pathos der Melpomene stets noch das heitere Lächeln der Grazie blicken; gleich als wäre sie beflissen, den tragischen Affekt, welchen ihre Worte und ihre Handlungen im Zuhörer erzeugen könnten, durch ihr Mienenspiel im Aufkeimen zu ersticken. Möchte sie bedenken, daß sie durch dieses anhaltende Neutralisiren der Empfindungen den Zuschauer, welcher Illusion und im Mitleidsgefühle wie im Aufschwunge des Erhabenen seinen Genuß sucht, zu Frost bringe, ihn dadurch stets an ihre Individualität erinnere und, wie angenehm diese auch ist, zum Tadel der Eintönigkeit stimme, während sie zugleich des überschwenglichen Vortheils aller sinnigen Theater-Heroinnen verlustig geht, den herrlichsten Frauen-Charakteren der Dichtungswelt in des Zuschauers Phantasie ihre eigene Gestalt zum Gesammt-Typus unterspielen zu dürfen! — Fräulein Beck möchte ich nur als tragische Mutter lobenswerth nennen, so oft sie auch zu andern Rollen mißbraucht werden mag, und so gewiß sie eine der verständigsten deutschen Schauspielerinnen ist. Eine gewisse Finsterkeit und Steifheit machen sie zu allen jugendlichen Rollen fast unfähig, da richtiges Accentuiren (welches sie nie verfehlt), ohne jugendliche Lebendigkeit der Stimm-Modulation, nicht einmal richtiges Decl'amiren einer jugendlichen Rolle heißen kann. Eine desto rührigere Schauspielerin, mit hervor leuchtendem Talente und großer Eingebildheit, hat dagegen das hiesige Theater unlängst an Frau v. Busch gewonnen. Sie hat mich im Felde der Comödie (denn an den Cothurn paßt ihre lebenslustige Gestalt nimmermehr!) sehr stark an Frau Hendel-Schütz erinnert, welche sie sich, allem Anschein nach, zum Vorbild erkohren hat. Indessen ist das Sprach-Organ dieser talentreichen Künstlerin ungleich minder wohlgefällig als ihre Gestalt, und die Diphthonge spricht sie allzumal falsch aus. Außer diesen seinen hervorragendsten Frauenzimmern besitzt das Mannheimer Theater noch einen, mehr oder weniger viel versprechenden Nachwuchs von Menschen-Darstellerinnen an den Fräulein Unzer, Kinckel und Landres, welche, bei dem eben so sinnigen als humanen Publikum, sehr verdiente Aufmunterung finden. Die Schattenseite dieser Bühne ist die Oper; sie gilt mit Recht gegenwärtig für so unvollkommen, daß die Achtung für ihren ehemaligen Ruhm so lange von ihr zu schweigen gebietet, bis sie erst einmal ihre ärgsten Lücken ausgefüllt, z. B. namentlich einen tüchtigen Bassisten erhalten haben wird. — Die Einkünfte des Mannheimer Theaters, welches leider mit schweren Pensions-Verbindlichkeiten und Schulden beladen ist, bestehen, außer dem Betrage der Eintritts-Gelder von Abonnenten und einheimischen wie auswärtigen Nicht-Abonnenten (bloß allein die Studenten von Heidelberg steuern mehrere tausend Gulden bei!), dem Ertrage der Winter-Bälle und dem Pachtgelde des Restaurateurs, in einem nicht eben bedeutenden Zuschusse des Regenten und in den Gefällen von einer auf die städtische Consumtion (z. B. an Holz und Salz) gelegten Particular-Steuer (Oc[illegible]oy); so daß jede Bäuerin, die eine Semmel in der Stadt einkauft, zugleich den Tempel Thaliens erhalten hilft. Wie sehr aber die hiesige Einwohnerschaft selber sich für diesen Tempel und seine Priesterschaft interessire, erhellt am klarsten aus dem seltsamen, vielleicht bisher unerlebten Phänomene, daß sie, bei ihrer geringen Kopfzahl (nämlich 18,000 Einwohner), zwei belletristische Zeitschriften ernährt (?), welche hier seit Kurzem erscheinen und, für sie wenigstens, offenbar keine andere Anziehungskraft haben, als durch die fortdauernde Kritik ihres Theaters, deren sich beide in die Wette befleißen. Das eine und ältere dieser Blätter, genannt „Charis", wird von einem vielseitig gebildeten, humanen und federgeübten Schöngeiste (Frhrn. v. Erlach) redigirt, und hat in der That kaum ein Paar Dutzend Abnehmer außerhalb des Weichbildes von Mannheim: eine Erscheinung, die gewiß (denn das Blatt enthält manches Gute und verfehlte noch nie den Ton der feinen Welt) weit mehr der merkantilischen, als der schriftstellerischen Schwäche des Herausgebers zuzurechnen ist. Das zweite und jüngere, welches sich „Rheinische Erholungs-Blätter für alle Stände" nennt, hat den als Dichter bekannten Dr. Gebauer zum Redakteur, und wird höchstens noch binnen des sechsten Meilenzeigers in der Runde seiner Geburtsstadt gelesen. Seine Absicht und Hoffnung war, dem jungen Phönix gleich, aus der Asche des älteren Journals zu erstehen; allein es versah sich in seinem Plan darin, daß der alte Phönix noch lebte, um wider sein Pseudo-Surrogat kräftig protestiren zu können. In dem öffentlichen Prozesse, wozu diese Protestation den Zunder warf, hat auch der Prätendent wirklich nicht eben die Purpur-Fittige des Phönix geschwungen, so daß vom Tribunal der öffentlichen Meinung dahin abgeurtheilt worden ist, daß derselbe fortan zwar die Trompete des Volks-Ergötzlichen, aber nimmermehr den Gürtel der Charis anzulegen habe.

A — s.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 28. November. 190stes Blatt.

Ueber Träume.

Träume sind lebendige Bilder, welche im Schlafe unserer Seele vorschweben und sie beschäftigen; ihr Urquell ist das Gedächtniß. So mannigfaltige und wunderbare Träume wir auch haben, so neu uns der Eindruck scheint, den sie auf uns machen, sie sind doch nichts anderes, als neue Zusammenstellungen von partiellen Eindrücken, die wir früher von außen her überkommen und im Gedächtnisse aufbewahrt haben. Der menschliche Geist kann nichts wiedergeben, was er nicht früher von außen her empfangen; darum träumt der Blindgeborene niemals von Licht-Erscheinungen, der Taubgeborene nie von Tönen. Eben so verhält es sich mit den Thieren: der Jagdhund träumt von der Jagd, zu der er abgerichtet ist, so wie der Pudel uns im Schlafe verräth, daß seine Träume ihn mit den Künsten beschäftigen, die er im wachenden Zustande zu üben gewohnt ist.

Indem also dasjenige, was im Gedächtnisse vorhanden, auf eine mannigfache Weise zusammen gestellt, die Seele im Schlafe beschäftigt, entsteht der Traum; schwer aber wird es zu bestimmen seyn, nach welchen Gesetzen die Träume sich in uns aus einzelnen Momenten zusammen fügen und wie sie sich gestalten? — Viele Träume können aus dem klareren oder dunkleren Bewußtseyn irgend eines Körper-Zustandes entstehen, wie z. B. demjenigen, welcher sich durch die Lage, die er im Schlafe angenommen, an irgend einem Theile seines Körpers schmerzhaft drückt, leicht träumt, daß er an jener Stelle eine schmerzhafte Wunde habe. Bei dunklerem Bewußtseyn können auch körperliche Empfindungen von einem Theile des Körpers auf einen andern übertragen werden, der, seiner Organisation nach, solcher Empfindungen gar nicht fähig ist, sich aber durch Zufall in einem gereizten Zustande befindet. Es kam es einem Knaben, der von heftigem Hunger gequält wurde und im Schlafe eine Stellung angenommen hatte, durch welche sein Ellenbogen gedrückt wurde, so vor, als ob er das Gefühl des Hungers im Ellenbogen empfände; sein Bewußtseyn war also zu dunkel, um in dem Augenblick die Orts-Verhältnisse gehörig zu unterscheiden. — Dergleichen Träume scheinen auf den ersten Anblick nicht aus dem Gedächtnisse zu fließen, was aber dennoch der Fall ist. Wenn das Gefühl eines Druckes in irgend einem Theile z. B. in uns die Idee einer Wunde erweckt, so mußte nothwendig vorher schon der Begriff von Wunde in unserem Gedächtniß vorhanden seyn.

Wenn keine äußere, körperliche Ursache das Entstehen des Traumes begründet, so ist derselbe gewöhnlich mit demjenigen genau verbunden, was uns im Wachen beschäftigt, woran unsere Seele Theil nimmt, wovon sie eben bewegt wird. Ist dies z. B. die Furcht, so werden wir ihre Bilder und Schrecknisse auch in den Schlaf mit hinüber nehmen und das weniger klare Bewußtseyn wird eine riesenhaftere und verworrenere Gestaltung derselben begünstigen; dergleichen Träume sind also nur als eine fortgesetzte Thätigkeit der Seele im Schlafe zu betrachten. — Wenn uns aber Dinge im

Traume vorkommen, mit denen wir uns im wachenden Zustande gar nicht angelegentlich, oder seit sehr langer Zeit nicht beschäftigten, so scheint dies bei weitem wunderbarer, es ist aber auch hier eine natürliche Erklärung möglich.

Die Physiologie erklärt das Gedächtniß oder die Erinnerungs-Fähigkeit durch zwei verschiedene Annahmen. Einmal wird angenommen, daß ein Gedanke, den wir haben, in dem Theile oder Organe des Gehirns, wo er entstand, eine körperliche Spur (vestigium ideae) zurück lasse, und daß, sobald durch eine andere Thätigkeit des Gehirns diese Spur in derselben Richtung wieder berührt werde, der erste Gedanke von neuem entstehen müsse. — Die zweite Annahme ist etwas weniger materialistisch; sie behauptet nämlich: daß durch mehrmaliges Denken eines und desselben Gegenstandes der Theil des Gehirns, wo dies geschieht, sich gewöhne, auf eine und dieselbe besondere Weise zu agiren, und daß, wenn dieser Theil später durch irgend eine Ursache von neuem zur Thätigkeit gebracht werde, er, nach dem Gesetz der Gewohnheit, wieder auf eben dieselbe Weise thätig ist, wie er es vorher war, wodurch natürlich derselbe Gedanke wie vorher entstehen muß. — Beide Annahmen beruhen auf der Voraussetzung, daß, wenn wir denken, nicht unser ganzes Gehirn, sondern immer nur, nach der Beschaffenheit des gedachten Gegenstandes, ein größerer oder kleinerer Theil desselben thätig sey, welches auch sehr wahrscheinlich wird, wenn man den Bau des Gehirns anatomisch betrachtet. — Das Gedächtniß- oder Erinnerungs-Vermögen wird auf diese Art ziemlich genügend erklärt; durch welche Kräfte wir aber zum Denken selbst fähig sind und wie dies geschieht, ist bis jetzt noch nicht erforscht.

Wenn nun durch irgend eine Ursache im Schlafe ein Theil des Gehirns vermittelst des Nerven-Systems in Thätigkeit gesetzt wird, so werden, nach der ersten Annahme, die Spuren der Gedanken, die in dem Theile sich befinden, von neuem berührt, gleichsam aufgefrischt, und es erfolgt der lange vorher da gewesene Gedanke und wird in unseren Traum mit verflochten. Nach der zweiten Annahme agirt der zur Thätigkeit gebrachte Theil des Gehirns nach seiner gewohnten Art und dadurch entsteht der Gedanke, dessen öftere Wiederholung früher diese Gewohnheit hervor brachte, und wird nun in den Traum eingewebt.

Die Ursachen, die dergleichen Gedanken, welche lange in uns geschlummert hatten, so plötzlich wieder hervorrufen, bleiben uns unbewußt und unbekannt, da sie meistens sehr unbedeutend sind, und Sachkenntniß dazu gehört, sie auf zu finden; darum scheint es uns wunderbar, daß wir von Dingen träumen, an die wir seit sehr langer Zeit nicht gedacht haben, und die Mannigfaltigkeit der Traumbilder, welche durch ihre zufällige Zusammensetzung entsteht, erhöht ihre Wunderbarkeit.

Daß wir uns im Wachen zuweilen, zu unserer eigenen Verwunderung, an ganz uninteressante, längst vergangene Dinge plötzlich erinnern, oder daß uns ganze Tage lang immer ein und derselbe Gedanke, z. B. eine Melodie u. s. w. im Kopfe herum spukt, mag wohl auf denselben Gründen beruhen: nur können im wachenden Zustande weit mehr Einflüsse dazu Veranlassung geben, als im Schlaf; auch wird es uns bei klarem Bewußtseyn leichter, diese Veranlassungen zu erspähen. — Die Ursachen, welche im Traume ein plötzliches Erinnern an längst vergangene Dinge hervor bringen können, sind alle diejenigen, wodurch das Nerven-System bestimmt wird, auf diesen oder jenen Theil des Gehirns ein zu wirken, z. B. Veränderungen in den Verdauungs-Organen, in der äußeren Kälte oder Wärme des Körpers, in der Respiration, die schnellere oder langsamere Circulation des Blutes, Eindrücke, die durch das Gehör, das Gefühl, den Geschmack und den Geruch empfangen werden u. s. w. Auch die Lage des Körpers ist von Wichtigkeit, was schon durch die einzige Erfahrung bestätigt wird, daß die Rückenlage das Entstehen der Träume im Allgemeinen begünstigt. — Aller dieser Veränderungen und Einflüsse werden wir uns aber gar nicht bewußt; daher wundern wir uns über die sonderbaren Träume, die sie hervor bringen, und diese Träume sind eben nur dem Grade nach von denen verschieden, die durch eine grob materielle Ursache hervor gebracht werden, wie oben die Beispiele von der Wunde und vom Hunger angeführt sind.

Was nun die Möglichkeit einer vernünftigen Deutung der Träume betrifft, so ist diese nur insofern an zu nehmen, als im Traume sich zuweilen das ausspricht, was in der Seele des Menschen verborgen liegt und womit sie sich beschäftigt; daraus aber können allenfalls vernünftige Schlüsse auf die Schicksale gezogen werden, die dem Menschen bevor stehen: denn in unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne. Nach den Gesinnungen und Gefühlen des Menschen gestalten sich seine Handlungen und diese führen wieder dieses oder jenes Ereigniß und Schicksal herbei. Diese Art der Traumdeutung bleibt aber immer unsicher; und jede andere Deutung ist gänzlich Thorheit und Aberglaube.

J. E.

Züge aus einer Schrift über Bonaparte.

(Aus dem Englischen.)

Las Casas mußte, auf Befehl Bonaparte's, ein getreues und genaues Tagebuch Alles dessen führen, was der Ex-Kaiser that, sprach, ja sogar mit Geberden ausdrückte, und es ihm alle Abende vorlesen, wobei dann

Bonaparte Manches berichtigte. Dieses interessante Journal befindet sich in Verwahrung der englischen Minister.

Als B. erfuhr, eine gewisse Person in England habe beschlossen, daß er in St. Helena mit dem Prädicat „General" angeredet werden sollte, sagte er: „Er giebt mir einen Titel, den man ihm nie geben wird!"

Der General Bertrand hatte einen so hohen Begriff von Bonaparte, daß er zu sagen pflegte: „Die Welt theilt sich in zwei Hälften, in die Freunde und in die Feinde Bonaparte's."

So wenig der Ex-Kaiser die Rothröcke (die Engländer) leiden konnte, so sehr schätzte er doch das Militair überhaupt, und sagte: „Was die Feuertaufe erhalten hat, ist von meiner Religion."

Bonaparte hat nie seine Leiden durch einen Selbstmord beendigen wollen. „Soll ich feige seyn, wie ein Spieler, der sein Geld verloren hat?" — gab er einem Frager zur Antwort.

Als Bonaparte St. Helena von weitem sah, schwieg er. Die Gräfin Bertrand, eine geborene Engländerin, überließ sich, etwas derb, ihrer Lebhaftigkeit und rief aus: „Der Teufel hat diese Insel ausgeworfen, als er von der einen Halbkugel zur andern flog." S.

Menschliche Thorheiten.

Albertus Magnus (gestorben 1280) warf über die Worte: Missus est (sc. Christus in mundum) 250 Fragen auf und beantwortete sie.

Am 9ten Februar 1819 ward in Rom noch ein neuer Heiliger creirt, nachdem seine Wunder geprüft waren!

Im Jahr 1816 wurde in Neapel eine erzbischöfliche Bulle über Sünden erlassen, die, außer bei Todesgefahr, nur vom Erzbischof absolvirt werden konnten. Eine solcher Sünden konnte nicht eher, als nach zweimonatlicher Besserung vergeben werden, und bestand darin: „enge Beinkleider getragen oder gefertigt zu haben."

Fünf und vierzig Städte in Spanien baten vor einigen Jahren um Wieder-Einführung der Jesuiten. Mehrere der Größten stellten darum, als sie statt fand, Freudenbezeugungen an, die — anbefohlen waren.

Ein Patricier ließ in Nürnberg für die große Aegidien-Kirche von Van Dyk eine Kreuzes-Abnehmung malen. Sie gerieth köstlich, aber für den großen Raum war sie oben zu klein. Da ward ein Anderer ersucht, das Feld darüber aus zu füllen. Er malte den Himmel und ließ aus demselben, im buntscheckigsten Colorit, Engel mit Stutzperücken heraus gucken. So sieht man Van Dyk's Meisterstück noch jetzt.

Venturini erzählt in seiner Chronik des Jahres 1816, daß wegen politischer Meinungen 51,000 Menschen in Spanien im Gefängnisse saßen.

Auf der spanisch-südamerikanischen Universität Charkas war, selbst bis zur Revolution, das Studium der Mathematik untersagt.

Kaum 50 Jahre sind verflossen, seitdem die Europäer nicht mehr die einbalsamirten Egyptier — Mumien — als die köstlichste Arznei betrachten. Es kamen solche zerstückelte Beine und Eingeweide centnerweise in Europa an.

Die Rabbiner behaupten: die Auferstehung aller Juden erfolge nur in Palästina. Alle Beerdigten nähmen unter der Erde ihren Weg dahin.

Ein Vicarius bei Aachen verbrannte noch im vorigen Jahre Zollikofers Predigten, „weil sie von einem Erzketzer herrührten." Er fand sie am Krankenbette eines seiner Beichtkinder.

Außer den Andachten zu den bekannten Heiligen, verordneten die Jesuiten in Bayern noch dergleichen in Hinsicht von zehntausend Unbekannten.

Nicht bloß Maria, sondern auch ihre Haare anzubeten, war eine Lehre der Jesuiten: sie hatten dafür eine besondere Hymne: „Führe uns an deinen Locken, in die Stadt, wo Alle frohlocken!" — das war der Schluß derselben! Eckber.

Sprüche der Mohamedaner.

Widersprich dir selbst, so wirst du Ruhe finden.

Des Geizigen Pfennig ist ein Stein.

Die Erinnerung der Jugend ist ein Seufzer.

Das Gesicht eines Freundes erleuchtet das Auge.

Eines Mannes Rath ist die Waage seines Verstandes.

Die Menschen sind in zwei Gattungen getheilt. Die eine sucht und findet nicht, und die andere findet, und ist nicht zufrieden.

Wissenschaft ist der Reichen Zier, und der Armen Reichthum.

Ein weiser Mann kennt einen Narren, weil er vormals selbst unwissend gewesen; aber ein Narr kennt einen weisen Mann nicht, weil er selbst niemals weise war.

Derjenige verdient eine Wohlthat, der ihren Aufschub geduldig erträgt; wird sie gar abgeschlagen, dies entschuldigt, und wenn er solche empfängt, dafür dankbar ist. Johann Joseph.

Einem Pastor.

Was du zum Text sollst deiner Predigt machen?
„So könnt ihr denn nicht eine Stunde wachen!"

A. v. Maltitz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus dem Hannöverschen. Spräche nicht Mohamed: „Tinte und Märtyrer-Blut stehen gleich hoch bei'm Allvater!" so würde es mir noch mehr Mühe kosten, die mir angeborene Tintenscheue zu besiegen. Da mich indessen selbst ein türkischer Prophet zum Schreiben mahnt, so dürfte es Sünde wider den Geist seyn, wenn ich noch länger schweigen wollte. Der König, unser geliebter Georg IV., hat endlich unsere Wünsche erhört, und seine deutschen Staaten besucht. Die Zeitungen haben die statt gehabten Festlichkeiten ausposaunt, und an den Antichambre-Scenen und Vorstellungen hat man sich satt und müde gelesen. Erlassen Sie mir die Herzählung dieser leeren Ostentationen, die nur insofern einigen Werth haben, als sich in ihnen die Volksliebe und die Fürstenhuld ausspricht, und hören Sie dagegen Einiges, was den König und dessen nächste Umgebung näher bezeichnet. — Georg IV., einst der schönste Mann Englands, hat zwar nicht mehr die jugendliche Frische der früheren Jahre, kann aber dennoch, obgleich im Herbst des Lebens stehend, ein hochansehnlicher Mann genannt werden. In Hinsicht der Repräsentations-Talente wird Georg IV. schwerlich überboten werden. Der Blick des Königs ist mild, aber dabei sehr geistvoll; Bonhommie und spirituelle Potenzen erscheinen hier freundlich verschmolzen. Georg IV. liebt Künste und Wissenschaften, und lebte in jüngeren Jahren viel mit Gelehrten und Künstlern. Als Kronprinz, selbst in der Zeit, als die Reize des Lebens ihn begehelicher ansprachen, sah Georg IV. sehr oft ausgezeichnete Künstler und Männer von classischer Wissenschaftlichkeit an seiner Tafel. Die Diener waren angewiesen, die Gläser der geladenen Gäste ohne Unterlaß zu füllen, denn die Gunst des Bacchus sollte den Zwang des Hofes verbannen, und einer decenten Freizüngigkeit die Bahn brechen. Der damalige Thronerbe trank dann höchst mäßig, denn diese ächt socratischen Gastmähler sollten ihm ja Belehrung gewähren. Wie ganz anders dachte Orleans, Frankreichs Regent lüsternen Andenkens, dessen Adams-Feste, im Kreise unzüchtiger Roués verbracht, mit diesen fürstlichen Zusammenkünften keine Vergleichung aushalten. Georg IV. hat zwar das Leben genossen, jedoch dabei seine höheren Zwecke nie aus den Augen verloren. Der künftige Biograph dieses Königs kann deshalb nie in Verlegenheit kommen; er darf die Wahrheit, die auch dem Lebensbeschreiber der Fürsten über Alles gehen muß, treu geben, ohne Gefahr zu laufen, sein Bild zu sehr in Schatten zu stellen. Wo kein Schatten ist, da ist auch kein Licht, und wahrlich, in dem Leben Georg IV. sind der lichten Partieen zu viele, als daß man nicht gern einigen freundlichen Anmahnungen an das Rechtmenschliche zu begegnen wünschen sollte. Georg II., dessen Namen jeder Hannoveraner noch jetzt mit lautem Entzücken ausspricht, zahlte willig der Menschlichkeit seinen Tribut, und sank darum auch nicht um ein Haarbreit in seines Volkes Liebe. Der „Hamburgische unpartheiische Correspondent" hat einige Notizen über die Reisen Georg II. mitgetheilt und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen, eine Parallele zwischen dem Vormals und Jetzt gezogen, die unserem verehrten Monarchen nicht unwillkommen seyn kann. — Im Ganzen hat die Anwesenheit des Königs noch keine Veränderungen nach sich gezogen, indessen hoft man doch auf manche wohlthätige Neuerung. Der König ist mit Bittschriften aller Art überhäuft worden, die jedoch größten Theils an die betreffenden Behörden abgegeben sind. Das bekannte „quod principi placuerit habet legis vigorem", das in der römischen Cabinets-Sprache so weit ausgreifend war, ist den Fürsten des Hauses Hannover durchaus fremd. Mehrere Begnadigungen sind erfolgt, auch einigen großen politischen Sündern ist Verzeihung geworden. Es macht dieses letztere dem Herzen des Königs Ehre und spricht für dessen Freisinnigkeit. — Der Herzog von Cumberland, der bei dieser festlichen Gelegenheit Hannover besucht hat, ist noch der alte bürgerlich-fürstliche Prinz, dessen Geradsinn an manchen Dingen Anstoß nimmt, die nun einmal in Hannover einheimisch sind. Cumberland ist ein geschworner Feind des Nepotismus, der im lieben deutschen Vaterlande noch immer vorspukt, daher denn auch die bürgerliche Welt mit inniger Liebe an diesem Prinzen hängt, der einen Theil seiner Jugendzeit im Hannöverschen verlebt hat. — Der Herzog von Cambridge, der Liebling der ganzen königlichen Familie, hat nichts verabsäumt, um den Aufenthalt seines erhabenen Bruders so angenehm als möglich zu machen. Dieser liebenswürdige Prinz hat als General-Gouverneur die ausgedehntesten Vollmachten, und könnte, wenn er die alten Verhältnisse des Landes nicht mit einer übergroßen Zartheit behandelte, manche gewünschte Veränderung bewirken. Es soll hierin kein Tadel liegen, im Gegentheil verdient es eine ehrenvolle Erwähnung, daß sich der Herzog, durch seine Machtvollkommenheit, nicht von schädlichen Neuerungen beschleichen läßt. Ein lang getragenes Kleid behält immer Werth, wenn sich auch hier und da der Verbrauch durch kahle Stellen ankündigt.

(Der Schluß in der Beilage.)

Der Fabrikant Prosper hat einen wasserziehenden Filz (feutre hydrofuge) erfunden, der die heilsamsten Resultate hervor bringt. Orte, welche wegen Feuchtigkeit unbewohnbar waren, werden durch ihn bewohnbar; er saugt nicht bloß das Wasser, sondern auch den Salpeter ein, welcher sich sonst an die Wände ansetzt, macht neugebaute Häuser sogleich zum Bewohnen tauglich, und kann daher auch in feuchten Gewölben, wo Waaren aufbewahrt liegen, treflich angewandt werden. Auch wassersaugendes Leder verarbeitet jener Fabrikant, und er hat Schoppen erbauet, welche, in- und auswendig damit bedeckt, dem stärksten Frühjahr-Regen getrotzt haben. (Courier fr.)

Neulich forderte ein Engländer in einer Lese-Anstalt das Journal des Epouses (Gattinnen-Zeitung). Nachdem man lange vergebens hin und her gerathen, fand es sich endlich, daß er das „Journal des Maires" haben wollte. Er hatte es also wahrscheinlich von Mères (Mütter) abgeleitet. (Cour. d. spect.)

Der Charlatanismus in Titeln und Schildern ist fast bis aufs höchste gestiegen. Ein Droguist von London nennt sich „Privilegirter Wanzen-Ausrotter im Dienst Sr. Majestät!" — Ein anderer Laden führt die Ueberschrift: „Hier wohnt der Esels-Milch-Lieferant Ihrer Hoheiten des Herzogs und der Herzogin von York!" — Der Herzog von Kent hat neulich einem Drechsler verboten, sich zu nennen: Hölzerner Bein-Fabrikant Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Kent! (Miroir.)

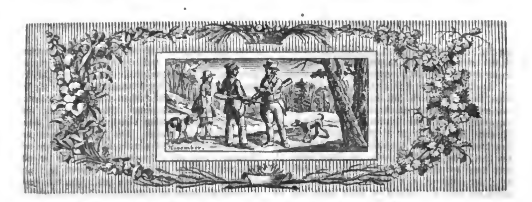
Kürzlich starb im Kirchen-Staat ein ganz unwichtiger Dichter, und seine Mitbürger eröffneten sogleich eine Sammlung zu einem Denkmal für ihn, das an der Stelle aufgerichtet werden soll, wo er geboren wurde. — Und zu Paris wird das Haus, wo Molière geboren, von einem Trödler bewohnt! (Cour. d. spect.)

Trotz Ali Pascha's Grausamkeiten giebt es doch noch Lobredner unter seinen eigenen Unterthanen, und zwar aufrichtige; denn Epirus und mehrere Gegenden, die später seiner Herrschaft unterworfen wurden, waren vorher von Anarchie so zerfleischt, daß Ali's Grausamkeit noch als Errettung gegen die vielen Blutthaten der Beamten-Willkühr erschien. (Gaz. d. Fr.)

Die Duell-Wuth fällt zum Glück jetzt wieder. Sonst war Toulouse wegen seiner Klingen berühmt, jetzt soll es dort die besten Stöcke geben. Folgendes sagt die Zeitung der Ober-Garonne darüber: „Herr Lacombe, erster Rohrmeister, und Herr Pech, erster Stockmeister der Stadt, haben die Ehre, anzuzeigen: daß sie vom 6ten November an im Augustiner-Saal, von 12 Uhr Mittags bis 6 Uhr Abends, Stunden im Rohr- und Stock-Gebrauch geben werden." (Cour. d. spect.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXV.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. | Freitag den 30. November. | 191stes Blatt.

Die Quarantaine-Anstalten zu Marseille.

Wem es bekannt ist, daß, im Jahre 1720, durch eine einzige Rolle Seide, welche von einem Schiffe gestohlen und heimlich eingeführt wurde, die Pest sich im südlichen Frankreich verbreitete, der wird einsehen, wie wichtig und heilsam für ganz Europa die strengen Maaßregeln sind, durch welche man, bei dem beständigen Verkehr zwischen der Levante und Marseille, an diesem letzten Orte der Ansteckung vor zu beugen strebt. Der Geschichtschreiber der Provence, Papon, hat das Pest-Lazareth zu Marseille nach Urkunden der dortigen Stadt-Canzlei beschrieben. Seine Darstellung ist sowohl um der Sache selbst willen, als deshalb merkwürdig, weil Niemand diese Anstalten aus Erfahrung kennen lernt, als wer selbst dort Quarantaine hält.

Die Hauptbehörde der ganzen Anstalt ist der Sanitäts-Rath zu Marseille, welcher aus vierzehn erfahrnen Kaufleuten und zwei Schiffs-Patronen besteht, die oft die Reise nach der Levante gemacht haben. Mit diesem stehen in genauer Verbindung die Consuln, welche in allen Seehäfen von Klein-Asien, Griechenland, Syrien, Egypten, der Berberei, und in den europäischen Häfen des mittelländischen Meeres angestellt sind. Diese müssen jedem nach Marseille zurück kehrenden Schiffe ein Certifikat über den Gesundheits-Zustand des Orts, wo es geladen hat oder nur eingelaufen ist, mittheilen. In demselben ist die Anzahl des Schiffsvolks, so wie der Reisenden, angegeben. — Sobald ein Schiff aus der Levante auf der Rhede von Marseille erscheint, muß es sich an der Insel Pomegue, eine Stunde vor der Stadt, vor Anker legen. Hier ist ein Fort, das von einem Hauptmann kommandirt wird und eine Anzahl Soldaten, nebst einem vereideten Wundarzte, zur Besatzung hat. Gleich bei der Ankunft wird eine Wache auf das Schiff gesendet, um allen Umgang des neu angekommenen Schiffsvolks mit den andern in Quarantaine liegenden Schiffen zu verhüthen. Der Schiffer muß nun dem Commandanten Bericht abstatten, ob er ein reines Patent habe. Sagt er Ja, so wird ihm erlaubt, sich mit zwei Matrosen und einer Wache in ein Boot zu setzen und in den Hafen zur Consigne zu fahren. Die Wache auf dem Boote verhindert, daß bei der Ueberfahrt Niemand sich nähere. Bei der Consigne stellt sich der Schiffer vor ein eisernes Gitter, und bringt den beiden dort befindlichen Intendanten des Sanitäts-Raths seine Legitimation. Zuerst muß er auf die Bibel schwören, alle Fragen mit der reinsten Wahrheit zu beantworten. Er muß hierauf sein Patent in ein Gefäß mit Essig werfen; die Rathsdiener drücken das Papier mit eisernen Zangen im Essig unter und breiten es mit denselben, wenn es recht durchnäßt ist, auf einem Brett aus einander. Es wird von dem Intendanten gelesen, untersucht und eingeschrieben. Nun beginnt ein genaues und umständliches Verhör mit dem Schiffer, wobei alle seine Antworten über den Gesundheits-Zustand auf seinem Schiffe und an allen den Orten, von denen er selbst oder durch Andere Kunde hat, aufgezeichnet und mit den Aussagen anderer Schiffer verglichen werden. Hat er Reisende

am Bord, so muß er angeben: ob diese lieber auf dem Schiffe oder im Lazareth Quarantaine halten wollen. Dann muß er alle ihm anvertraute Briefe überliefern; er schneidet an einer Ecke eine Oeffnung hinein und wirft sie in das Gefäß mit Essig. Nur die für den Hof und die Minister bestimmten Papiere werden nicht eingeweicht, sondern mit Zangen in einem Ofen durchräuchert. Auf den Grund dieser Untersuchungen wird nun dem Schiffe, nach Umständen, eine Quarantaine von fünf, sechs bis acht Wochen und länger aufgelegt. Zehn Tage vor Ablauf dieser Frist darf das Schiff in den Hafen einlaufen; es muß sich jedoch unter den Kanonen des Forts St. Nikolas vor Anker legen, und, bis die Quarantaine ganz beendigt ist, alles Verkehrs mit andern Schiffen sich enthalten.

Hat aber der Schiffer kein reines Patent, das heißt, wenn in diesem von einer an dem Orte, wo er sich aufgehalten, herrschenden Ansteckung geredet wird; oder ist, während der Ueberfahrt, Jemand auf dem Schiffe erkrankt oder gestorben, so wird er vom Commandanten zu Pomeque nicht nach der Consigne, sondern in das Pest-Lazareth gewiesen, welches vor der Stadt am Meere liegt. Von dem hier wohnenden Intendanten wird der Schiffer noch weit schärfer vernommen und das Protokoll dem Sanitäts-Rathe vorgelegt. Dieses Obergericht trifft nun genaue Vorkehrungen, und ertheilt dem Schiffer und seinen Leuten in Bezug hierauf Befehle, deren Uebertreter mit Todesstrafe bedroht werden. Der Schiffer muß nun gleich nach Pomeque zurück kehren, von wo man die Wachen auf dem Schiffe verdoppelt und um dasselbe Böte zur genauesten Beobachtung ausstellen läßt. Das Schiffsvolk muß seine Kleider und Habseligkeiten an die freie Luft hängen, das Schiff in ein besonderes Magazin ausladen, einige Ballen Waare öffnen und diese lüften, wenden und behandeln, damit, wenn irgend ein Pestgift darin steckt, es sich gleich an diesen Leuten offenbare. — Zeigt sich irgend eine Krankheit unter dem Schiffsvolke, so muß es vom Schiffer dem Commandanten zu Pomeque gleich angezeigt werden. Alle Waaren, so wie der Kranke, nebst einem Matrosen und dem Wundarzte des Schiffs, werden dann in das Lazareth gebracht. Die drei Personen, in einem besonderen Zimmer eingeschlossen, werden täglich zwei Mal vom Arzte und Wundarzte des Lazareths besucht, welche mit genauester Sorgfalt den Zustand des Kranken erforschen. Erholt sich dieser Letztere während der Quarantaine, so wird er sammt seinen Begleitern beräuchert, ihre Kleider werden gewaschen und alle Drei auf ihr Schiff zurück geschickt. — Stirbt aber der Kranke, so wird der Leichnam von dem Schiffs-Wundarzt, in Gegenwart der ärztlichen Behörden des Lazareths, geöffnet und seine Eingeweide untersucht, und, wenn sich etwas Verdächtiges findet, in eine Kalkgrube geworfen, auch die Kleider und Habseligkeiten des Verstorbenen verbrannt. Die Kleidungsstücke des mit eingeschlossenen Wundarztes und des Matrosen werden mit Wasser ausgekocht und die zur Leichen-Oeffnung angewendeten Instrumente ausgeglüht. Die Wachen auf und neben dem Schiffe werden vermehrt und die Quarantaine beginnt von neuem. Die Zimmer, worin der Verstorbene im Lazareth gewesen ist, räuchert man mit Kräutern, dann mit Schwefel und zuletzt mit Arsenik. Alle, welche sich zu gleicher Zeit im Lazareth befanden, werden als verdächtig angesehen und müssen eine ganze Quarantaine aushalten. Sollte auch die Krankheit des Verstorbenen mit der Pest nichts Aehnliches haben, so muß sich das Schiff, auf welchem er ankam, dennoch einer neuen Quarantaine unterwerfen.

Das Pest-Lazareth liegt 500 Schritte von der Stadtmauer entfernt und enthält mehrere Wohnungen für einen Commandanten, einen Pfarrer, Arzt, Wundarzt, Speisewirth und die nöthigen Diener und Aufwärter. Das Gebäude ist mit zwei Mauern, jede von 24 Fuß Höhe, umgeben; zwischen beiden ist ein Raum von 36 Fuß Breite. Dadurch wird es unmöglich gemacht, etwas über die Mauern unbemerkt aus dem Lazareth oder in dasselbe hinein zu schaffen, eine wegen Schleichhandels höchst nöthige Vorkehrung. Die äußere Mauer wird beständig von Soldaten bewacht. — Neben dem Haupt-Lazareth ist ein zweites, auf gleiche Weise mit doppelten Mauern umgeben. In dieses letztere bringt man die Waaren aus den verdächtigen Schiffen, lüftet und räuchert sie 50 Tage lang. Die hiermit beschäftigten Arbeiter werden sorgfältig eingesperrt und ihnen mit äußerster Vorsicht die nöthigen Lebensmittel aus dem ersten Lazareth zugeführt.

Die Polizei in dieser Sicherheits-Anstalt ist sehr streng. Der Commandant, der Arzt und der Wundarzt müssen unverheirathet seyn. Der visitirende Intendant läßt sich alle Berichte am Gitter des äußersten Thores abstatten. Alle Vorräthe werden an dieses Thor geschafft, von dem Aufseher desselben an das innere Thor gefördert, und erst, wenn dieser sich weg begeben hat, in das Lazareth hinein getragen. Abends werden alle Bewohner besonders eingeschlossen und die Schlüssel dem Commandanten überliefert. Dieser muß jede Nacht einige Mal nachsehen, ob Alles ruhig und still ist. Nähert sich irgend ein Fahrzeug auf 600 Schritte dem Lazareth, so wird jenes weggenommen, ohne Gnade verbrannt und der Schiffer in's Gefängniß gesetzt.

Ohne diese genauen Vorsichts-Maaßregeln würde die Stadt Marseille sehr oft von der im Orient fast jährlich ausbrechenden Pest heimgesucht werden. Es geschah bloß aus Nachlässigkeit, daß der Schiffer

Chautaos am 25. Mai 1720 diese fürchterliche Krankheit nach Marseille brachte. Auf der Rückreise von Seida waren schon sechs Personen auf seinem Schiffe gestorben, doch kam er mit einer Quarantaine von neun Tagen davon. Das Uebel verbreitete sich in der Provence so sehr, daß in demselben Jahre 40,269 Menschen zu Marseille, 10,148 in den nächsten Dörfern, 13,283 zu Toulon, 6900 zu Arles und 7534 zu Aix, also überhaupt 78,134 Menschen davon hingerafft wurden. Sterwil.

Zur Schilderung der Türken.

Nach dem Alkoran gehören zu dem himmlischen Gefolge Mohameds nicht weniger als 124,000 Propheten.

Der Divan oder türkische Reichsrath versammelt sich gewöhnlich in einem Saale auf dem zweiten Hofe des Serails. Der Großvezier hat dabei den Vorsitz, oder in dessen Abwesenheit der Caimakan. Hier soll auf der Stelle einem Jeden Gerechtigkeit verschafft werden, der darum anhält, wobei die Parteien ihre Sache selbst führen. Ueber dem Sitze des Großveziers ist ein mit beweglichen Gittern verschlossenes Fenster angebracht, durch welches der Sultan, ohne selbst bemerkt zu werden, Alles sieht und hört, was im Divan vorgeht.

Die türkischen Frauen haben von Natur wenig Sinn für Sittsamkeit; sie gehen daher nicht sowohl des Anstandes wegen, als aus Furcht vor ihren Männern auf den Straßen etwas züchtig gekleidet. Dafür entblößen sie sich aber auch fast gänzlich, sobald sie nach Hause kommen, und ihr ganzer Anzug besteht dann in einem weit herab hängenden Gewande und Pantalons oder engen Beinkleidern von einer so feinen und durchsichtigen Leinewand, daß sie oft kaum eine Nacht hindurch hält.

Es ist den Türken zwar verboten, Wein zu trinken, aber nicht, ihn zu verkaufen. Gewöhnlich sind es sehr alte und verkrüppelte Sklaven, die mit Erlaubniß ihrer Herren, denen sie dafür eine Abgabe entrichten, den Weinhandel treiben. Dies Geschäft ist sehr einträglich, und es giebt eine Menge solcher Weinverkäufer, die sich sehr gut loskaufen könnten, ohne dadurch ihren Handel zu zerrütten; aber sie setzen denselben lieber fort, weil sie in gedachtem Fall diese Gewerbe-Freiheit verlieren würden, die nur Sklaven bewilligt wird.

Mohamed hat bekanntlich die Frauen von der Gemeinschaft seines Paradieses ausgeschlossen. Zur Entschädigung dafür gestattet er ihnen aber, wenn sie einem zu starken Liebesdrange nicht widerstehen können, und nicht etwa Rachsucht oder ein anderer Grund sie dazu bewegt, das eheliche Gelübde zu brechen. Daher kömmt es, daß sie so strenge eingeschlossen werden.

Die asiatische Provinz Mingrelien, zwischen Gurgistan und dem schwarzen Meere gelegen, liefert, nächst Georgien und Circassien, den türkischen Vornehmen die schönsten Mädchen. Es ist das Kolchis der Alten. Das weibliche Geschlecht ist dort fast ohne Ausnahme blond und höchst reizend. Sobald sich die Schönheit der Mädchen entwickelt, werden sie von ihren Eltern verkauft.

Es ist bei den Türken gebräuchlich, den Frauen und Kindern besondere Namen zu geben, dem Cognomen der Römer gleich, die von den Schönheiten, Fehlern, oder gewissen Begebenheiten entlehnt werden. Man bedient sich dieser Zunamen häufiger als der eigentlichen Namen; daher kömmt es, daß in der vierten oder fünften Geschlechts-Folge ein Türke gewöhnlich nicht mehr weiß, von welcher Familie er abstammt. Zu den beliebtesten weiblichen Beinamen gehören: Fatma, Jasminblume — Mirzala, Rosenknospe — Charmen, Saffranblume — Zamback, Lilie — Checher Para, Stückchen Zucker — u. s. w.

An der Leichtigkeit, mit welcher man die Gunst der türkischen Frauen erlangen kann, ist Mohamed Schuld. Indem dieser Gesetzgeber ihnen sein Paradies verschloß und ihre Seele für sterblich erklärte, öffnete er ihnen dadurch einen Weg zur Unenthaltsamkeit. Wenn sich mein irrdisches Daseyn endet, sagt die Türkin, so hört einst Alles für mich auf; ich habe weder Belohnung noch Strafe in einem andern Leben zu erwarten, daher will ich in diesem Alles genießen, was mir dasselbe angenehmer machen kann.

Die Flucht zur Kirche.

So wie das Glück verfolgen die Gedanken,
Verfolgt' ich Dich auf allen irrd'schen Pfaden,
Unwissend führtest Du am Wunderfaden
Der Sehnsucht mich durch Labyrinthes Schranken;

Du schwandest mir, wie Traumgebilde wanken,
Wie Nymphen an den zaub'rischen Gestaden;
Doch konntest Du zur Tiefe nur mich laden,
Mit Liebesblick auch dort Dich zu umranken.

Da floh'st Du zu den Hallen, fromm errichtet,
Dort, wo zu Engeln sprechen irrd'sche Stimmen,
Und zu den Sternen trug Dich schnell der Glaube;

So, wenn sie lang von Zweig zu Zweig geflüchtet,
Und schon zum Wipfel die Verfolger klimmen;
Errettet in die Himmel sich die Taube.

A. v. Maltiz.

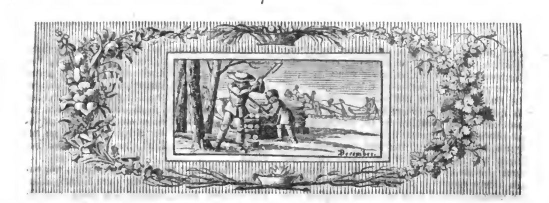
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Königsberg. Die hiesige Bühne ist in den ersten Tagen des vorigen Monats durch die Huraysche Gesellschaft mit dem Lustspiel: „Welche ist die Braut?“ wieder eröffnet worden. Die Direktion ist eifrig bemüht, uns recht viele neue Schüsseln auf zu tischen, allein nicht alle sind von gutem Geschmack. Mit Recht gefiel „die Reise zur Hochzeit“, von Lembert; eben so Houwald's „Heimkehr“, in welchen beiden Stücken der Regisseur Ludewig als „Hauptmann Grundfeldt“ und als „Dorner“ von

trefflich spielte. Weniger sprach „Nummer 777“ an, welche Posse allein durch das originelle und ächtkomische Spiel unsers wackeren La Roche als „Pfeffer“ gehoben wurde. „Das (unächte) Diadem“, von Hrn. Cuno, konnte nur für den Augenblick gefallen. „Ein Tag in Paris“ erhielt besonders durch das sehr gerundete Spiel der Herren Goßler und Huray d. Ält., so wie durch den herrlichen Gesang der Mad. Goßler als „Pauline“ einstimmigen Beifall. Ersterer, welcher den „Ferval“ gab, belustigte im zweiten Akte durch eine sehr glücklich gewählte karrikirte Kleidung der jetzigen jungen Elegants. Hr. La Roche zeigte als „Dabrie“ ächt-französische Gewandtheit und ließ auch als „Storch“ in dem oben gedachten Lembertschen Lustspiele nichts zu wünschen übrig, welches rücksichtlich der Kleidung (jedoch nicht des Spiels) des Hrn. Lanz als „Mengwasser“ für die Zukunft nicht der Fall ist; denn schwerlich wird ein so reicher sächsischer Weinhändler, als dieser Mengwasser seyn soll, in einem leinwandenen Ueberrocke von röthlicher Farbe einher gehen. Wir bedauern, Hrn. Huray d. Jüng. noch nicht wieder in einer bedeutenden neuen Rolle gesehen zu haben. Vortrefflich spielte er mit seiner Gattin in dem Holbeinschen Lustspiele: „Die Wittwe und der Wittwer“. „Die beiden kleinen Savoyarden“ wurden von Mad. Hesse und Demois. Lanz sehr brav, dagegen „Graf von Essex“ von Hrn. Beyer (dessen Benefiz) vor beinahe leerem Hause ohne Beifall gegeben. „Der König und der Narr“ wollte nicht recht ansprechen, eben so wenig „Vetter Benjamin aus Polen“, worin Hr. Huray d. Jüng. als Haupt-Charakter durch sein durchdachtes und humoristisches Spiel sich vortheilhaft auszeichnete. Körner's „Fischermädchen“ erhielt auch hinsichtlich der (wohl zu düsteren) Musik von J. P. Schmidt nur getheilten Beifall, obgleich Mad. Goßler wegen ihres trefflichen Gesanges gerufen ward. — Einstudirt werden: „Das Labyrinth“, componirt von Winter; die Oper „Esther“, von dem hiesigen Ober-Forstmeister Zeller, mit Musik von dem Musik-Direktor Prager in Leipzig; die „Albaneserin“ und Ziegler's Lustspiel: „Die seltsame Heirath“. — Der Kapellmeister Schalk aus Prag ließ sich am 7ten November auf dem Bassethorn mit ziemlichem Beifall hören. Er trug eine Polonoise von Bethoven und von ihm selbst componirte Variationen vor; auch begleitete er eine von Mad. Goßler mit gewohnter Meisterschaft gesungene Arie aus „Titus“ mit der Baß-Klarinette; etwas mehr Zartheit im Tone wäre wünschenswerth. An demselben Abend ergötzte der Liebling des Publikums, der wackere La Roche, als „Adam“ im „Dorfbarbier“ durch den höchst launigen Vortrag einiger Verse ex tempore bei Gelegenheit der Arie: „Jüngst sprach mein Herr, der Bader“. Er zielte damit auf einen hiesigen Kritikaster und traf gut. — Eine genußreiche Abend-Unterhaltung hatte im verflossenen Monat der brave Musik-Direktor Riel im Saale des Kneiphöfschen Junkerhofes veranstaltet. Seiner hoffnungsvollen Tochter wurde nach dem seelenvollen Vortrage eines Conzerts von Kreuzer und von Karl Maria von Weber componirter Variationen auf dem Forteplano (welches nur mehr Kraft hätte haben müssen) die Zufriedenheit der zahlreichen Versammlung zu Theil; die Delikatesse und Festigkeit ihres Spiels wurde allgemein beifällig anerkannt. Dem kenntnißreichen und in seinem Berufe unermüdlichen Vater aber dankten auf das herzlichste viele der anwesenden Eltern, welche die Freude hatten, ihre Töchter, unter seiner Leitung, und in seinem Singe-Institute trefflich gebildet, das große Tonstück Romberg's: „Die Macht des Gesanges“ sehr gelungen ausführen zu hören. Möchte Hr. Riel uns recht oft solche genußreiche Abende bereiten! Seine Conzerte öftern geben uns Gelegenheit, in hoffnungsvollen Dilettantinnen hiesiger Stadt die Blüthe des Gesanges sich immer mehr entfalten zu sehen. — Hr. Tielker wird nächstens hier das Panorama von London aufstellen; auch heißt es, daß ein anderer Panoramist uns ein Rund-Gemälde von Dresden zeigen werde. Nach der Versicherung des von Petersburg zurück gekommenen Hrn. Tielker's soll daselbst das treffliche Panorama von Paris, von dem Wiener Maler Steckniger gemalt und einst auch hier aufgestellt, so großen Zulauf erhalten, daß dessen Einnahme schon jetzt auf 8000 Silber-Rubel geschätzt wird, welche Summe er auch in Moskau eingenommen haben soll. — Ich versprach in einem meiner früheren Berichte, Ihnen von der Errichtung der englischen Dampf-Mahlmühle in hiesigem Orte Nachricht zu geben. Nach vielen Debatten ist solche endlich vor einiger Zeit in der Stadt selbst, und zwar in einem Hintergebäude auf dem untern Gerberberge, in Thätigkeit gesetzt worden. Die Mühle ist vortrefflich und ohne Raum-Verschwendung eingerichtet. Bis jetzt ist der Dampfkessel nur bei Tage thätig; allein das gewonnene Mehl, besonders das Waizenmehl, von einer solchen Feinheit, daß es das durch Wasser- und Windmühlen gewonnene weit übertrifft. Nur soll durch letztere der Ertrag aus den Körnern ergiebiger ausfallen, ein Vortheil, der durch Verbesserung der Dampf-Maschine vielleicht mit der Zeit ebenfalls erreicht werden kann. Das Feuer wird auf einem Roste durch Halbüchen- und Tannenholz angezündet, und die ganze, unter einem Dache befindliche Mühle besteht aus zwei Gebäuden, in deren einem die von Marks in London verfertigte Dampf-Maschine unter einem sehr hohen und schlanken Schornstein, in dem andern aber das ungemein sinnreich eingerichtete Mahlwerk selbst sich befindet. Bei dem Aufstellen der Maschine ist nur eine einzige, aus Gußeisen verfertigte Welle — die, nach dem eigensinnigen Willen des Aufstellers, von dem Verfertiger nicht aus Schmiede-Eisen gearbeitet worden — entzwei gesprungen, solche jedoch in dem bei der Stadt Zinten belegenen Nausseden'schen Eisenhammer aus Schmiede-Eisen neu verfertigt worden. — Das Gebäude auf der hiesigen Kneiphöfschen Holzwiese, worin die von dem englischen Kaufmann Borthwick beabsichtigte Brandtwein-Brennerei durch Dampf-Maschinen eingerichtet werden soll, wird ehestens vollendet seyn. Es sollen darin täglich 20 Ohm Brandtwein fabrizirt werden können; man glaubt jedoch, daß das in der Nähe des Gebäudes fließende unreine Pregelwasser der Fabrikation eher nachtheilig, als für sie vortheilhaft seyn dürfte. —* —.

Prag. Der Großhändler Tuskany hat eine Fabrik errichtet, in welcher Kochgeschirr aus Eisenblech verfertigt wird, welches, innen mit einer Porzellan-Masse glasirt, demnach in Rücksicht der Gesundheit dem Geschirr von Eisen und Kupfer vor zu ziehen, und zugleich auch elegant ist. — Im Pilsner Kreise wird die Staatsherrschaft Chotieschau für 1,086,712 Fl. Conv.-Münze licitando zum Kauf geboten. Die Verwendung der Kaufgelder ist für die National-Bank in Wien bestimmt. Es sind schon in Böhmen mehrere große Herrschaften zu derselben Bestimmung ausgeboten, aber es hat sie Niemand gekauft. Wäre es nicht vielleicht ersprießlicher, einige solche Herrschaften in der jetzt beliebten Lotto-Ausspielung zu veräußern? Die Spiellust ist noch nicht erstorben, und viele Theilnehmer können den Zweck eher ausführen, als Einer. Die Millionaire sind selten!! — Der hiesige Hof-Buchdrucker Ritter v. Schönfeld ist im Oktober d. J. zu Wien verstorben. Er war ein überaus thätiger und emsiger Mann, der Vieles unternahm und auch das Meiste ausführte. Da er, wie man hört, das Privilegium der Prager Zeitung oder eigentlich des damit verbundenen Intelligenz-Blattes nur lebenslänglich besaß, so soll nun, nach seinem Absterben, die Zeitung mit dem Intelligenz-Blatte verpachtet werden, und der Pacht-Schilling der Universitäts-Bibliothek, die nur einen kleinen Fond besitzt, zufließen. — Die Weinlese in Böhmen ist größten Theils den Vögeln überlassen worden. Nur an wenigen Orten lieferte das Gebirge Trauben, die auf den Märkten verkauft wurden. Man hat schon viele Weinberge ganz eingehen lassen, und wenn das Sommer-Klima so bleibt, wie in den letzten Jahren, werden die Weinberge in Böhmen bald verschwinden müssen. K. B.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 1. Dezember. 192stes Blatt.

W e h m u t h.

Ach, wie schien so helle,
Was im Leben kam,
Eh' des Lebens Welle
Mir den Schleier nahm,
Der, aus leichtem Blute,
Rings nur Morgenroth,
Und dem frohen Muthe
Heit're Zukunft bot.

Ohne daß ich wägte
Mit verzagtem Sinn,
Gab das schnell erregte
Herz ich Jedem hin;
Aber sonder Wunden
Kam es nie zurück,
Bis es nun verschwunden
Vor dem eig'nen Blick.

Ja, das Herz zu morden
Weiß die Menschenwelt —
Mein's ist todt geworden,
Eh's dem Tod verfällt!
So, mit kalter Schwere
In der wunden Brust,
Werd' im Lebensmeere
Mein ich kaum bewußt.

Ueberall verlassen,
Bin ich nirgend heim;
Kann auch nicht erfassen
Neuer Hoffnung Keim,
Als der Tod zur Stelle
Mit dem Schleier kam,
Den des Lebens Welle
Mir so früh entnahm.

Bertram.

Eroberung Breda's im Jahr 1590.

Im Anfange des ewig denkwürdigen Krieges, den die Niederländer mit ihrem Landesherrn, dem König Philipp II. von Spanien, führten, hatte der Herzog Alexander von Parma, im Jahr 1571, sich des durch Natur und Kunst festen Breda's bemächtigt, und beinahe zwanzig Jahre mußte es die Härte des spanischen Jochs fühlen, bis es die Holländer durch List wieder in ihre Hände brachten.

Es kamen nämlich einige Schiffer aus dem Lande Breda zum Prinzen Moritz von Oranien, ihrem ehemaligen Landesherrn, und eröffneten ihm: daß, da sie auf ihren Schiffen alles Holz und allen Torf auf das Castell zu Breda liefern müßten, dieser Umstand leicht beförderlich seyn könnte, jenen Ort wieder zu gewinnen, wozu sie gern alle nöthige Hülfe leisten wollten. Der Prinz überlegte diesen wichtigen Vorschlag mit dem Grafen Philipp von Nassau, der Gouverneur zu Gorkum, Workum und Löwenstein und Oberst war, und dieser mit Charles de Heraugière, einem Capitain von Cambray, welcher sich die Ehre ausbat, das Unternehmen aus zu führen. Nach gefaßtem heldenmüthigen Entschlusse dazu nahm Heraugière mit dem Schiffsmanne, Adrian von Bergen, die Abrede: daß sein Schiff in Lüern, einem Dorfe, zwei Meilen von Breda, in Bereitschaft gehalten werden sollte, und mit einem doppelten Boden versehen seyn müßte, um 70 Mann zu verbergen, welche ringsum mit aufgerichtetem Torfe zu belegen wären, damit man sie nicht sähe.

Der 25ste Februar wurde zu des Planes Ausführung bestimmt; allein der Frost und die Menge von Eis verzögerten sie noch einige Tage, so daß man nicht wenig in Sorgen stand, verrathen zu werden. Ueberhaupt ließ sich der Anfang sehr übel und gefährlich an; denn als Heraugiere mit 70 Köpfen auserlesener Mannschaft das Schiff suchte, verfehlten sie es, und mußten bis zur nächsten Nacht warten, ließen jedoch dem Prinzen Moritz, der bei Klundert, vier Meilen von Breda, zu Schiffe lag, von Allem Nachricht geben; den Abend darauf krochen sie nun in das Schiff und lagen bis zum nächsten Morgen in demselben, konnten jedoch wegen widrigen Windes weder vor- noch rückwärts. Da sie aber nicht länger mit Mundvorrath versehen waren und vom Froste empfindlich geplagt wurden, sahen sie sich genöthigt, in der Nacht das Schiff zu verlassen und nach der Schanze Nordam zu eilen, wo der Capitain viele harte Vorwürfe von den unwilligen Soldaten hören mußte. Er ertrug Alles mit Geduld, ermahnte sie, seinem Beispiele zu folgen, stellte ihnen Ehre und Schande, Gefahr und Nutzen vor, und brachte sie dahin, daß sie sich Alle auf's Neue verpflichteten, Leib und Leben mit ihm zu wagen. Nachdem sie den ganzen Tag in der Schanze zugebracht hatten, traten sie bei dem Einbruche der Nacht wieder in das Schiff und fuhren bis auf eine Viertelmeile von Breda, wo sie am dritten Tage darauf, des Morgens um 10 Uhr, bei dem Reigerbusche am Castelle ankamen. Hier geriethen sie auf den Grund und mußten die Fluth wieder erwarten. Zum Unglück ward das Schiff leck und das Wasser strömte so häufig ein, daß die Soldaten bis an die Kniee darin standen und, nachdem sie in das Castell eingelassen, ersticken zu müssen meinten, weil sie sich nicht rühren durften. Bei dem Anwachsen des Wassers verstopfte sich indeß die Oeffnung von selbst. Nun näherte sich ihnen aber eine neue Gefahr. Es kam nämlich ein Korporal von der Wache, um das Schiff zu untersuchen; er ging in die Kammer desselben, und öffnete in dem unteren Raume, wo die Verborgenen lagen, ein Fenster; das Verhängniß aber wollte, daß er Nichts entdeckte, und in der Meinung, Alles wohl ausgerichtet zu haben, wieder davon fuhr. Wunderbar war es dabei, daß kein Soldat sich durch Husten verrieth, wozu sie doch durch die erlittene Kälte stark gereizt werden mußten. Besonders wurde der Lieutenant, Matthias Heid, so davon angefochten, daß er einem Andern seinen Dolch gab mit dem Gebot: ihn sogleich nieder zu stoßen, wenn er das Husten nicht lassen könnte, damit dieser herrliche Anschlag nur nicht durch ihn vereitelt würde.

Nach dem gehörigen Anwachsen des Wassers wurde die Schleuse des Castells geöffnet und das Schiff eingelassen. Da es aber nicht durch das Eis kommen konnte, wurde es von den Italienern der Besatzung, gleich einem trojanischen Pferde, hinein gezogen. Als das Schiff an Ort und Stelle war, befahl am Abend der Wachtmeister, die Wachthäuser mit Torf zu versehen, den nun die Soldaten so fleißig abholten, daß die Verborgenen in neue Angst, entdeckt zu werden, geriethen. Der listige Schiffer aber stellte sich, als ob er endlich müde von der Arbeit wäre, fertigte die Soldaten mit einem Trinkgelde ab und verließ das Castell.

Der Gouverneur des Platzes, Lanzavechia, war auf die Nachricht, daß Prinz Moritz einen Anschlag gegen Gertrudenberg habe, denselben Tag dahin abgereist und also die Besatzung ohne Haupt. Als es nun, nachdem die Wachen ausgestellt, finster und still geworden war, trat der andere Schiffer — damit das Geräusch der aussteigenden Truppen nicht gehört würde — an die Pumpe, als ob das Schiff einen Leck bekommen hätte, und pumpte aus allen Kräften. Jetzt krochen, Nachts um 11 Uhr am 4ten März 1590, auf Heraugieres Befehl, die Truppen alle hervor, ohne daß die in der Nähe befindliche Wache das Geringste davon gemerkt hätte. Sodann theilten sie sich in zwei Haufen, von denen der eine, unter Anführung der Capitains Lambert und Fernet, nach dem Hafen marschirte, der andere aber, mit Heraugiere, bei dem Zeughause hin, gegen die Wache der, zur Stadt leitenden Pforte. Diese Abtheilung wurde von einem italienischen Soldaten angerufen, den aber Heraugiere bei der Kehle ergriff und mit dem Tode bedrohte, wenn er nur noch einen Laut von sich geben würde. Zugleich befragte er ihn über alle Umstände und besonders über die Stärke der Besatzung. Heraugiere sah seine Leute stutzen, als jener 350 Mann angab „Ich weiß wohl", sagte er, „daß unserer nur Siebenzig sind; wenn aber der Feind auch noch einmal so stark wäre, so müßten wir uns nun doch aus Noth durchschlagen." Hierauf kamen sie an die Wache, welche anrief, aber mit den Spießen über den Haufen gestoßen wurde. Es entstand nun ein Gefecht, in welchem Heraugiere in den Arm verwundet wurde. Der Thäter, ein Fähnbrich, mußte dies aber mit dem Leben büßen, und nun wurde durch Thür und Fenster in das Wachthaus geschossen. Die in demselben befindlichen Soldaten riefen um Gnade, welche zu geben aber die Gefahr nicht erlaubte, so daß sie sämmtlich niedergemacht wurden.

Lambert und Fernet hatten indessen den Vice-Commandanten, Paul Anton, den Sohn des Lanzavechia, bis in das innere Castell getrieben, aus welchem er zwar einen Ausfall that, aber zurück geschlagen und verwundet wurde. Dieser Tumult im Castell machte die ganze Stadt rege und man bemühte sich, die, jenes mit dieser verbindende Brücke ab zu brennen, welches

aber Heraugiere durch häufiges Gewehrfeuer verhindert. Die übrige Besatzung, welche sich auf dem großen Platze des Schlosses versammelt hatte und sich zur Wehre setzen wollte, theilte mit ihren ersten Kameraden das Schicksal des Todes. Nach diesem glücklichen Beginnen wurde das verabredete Feuerzeichen angezündet, worauf sich Prinz Moritz und der Graf von Hohenlohe sogleich mit ihren Truppen näherten, welche, da man die Schloßpforte wegen des Eises nicht geschwind genug öffnen konnte, durch die Pallisaden bei der Schleuse hereln drangen. Sobald der Graf van Hohenlohe eingerückt war, bat der Vice-Commandant um freien Abzug und erhielt ihn. Kurz darauf kam der Prinz mit vielen Vornehmen und einer hinlänglichen Abtheilung Truppen zu Fuß und zu Pferde an. Als jener eben Anstalt traf, zwei Thore angreifen zu lassen, begehrten zwei Bürgermeister sicheres Geleit; mit ihnen kam in einer Stunde ein Vergleich zu Stande, nach welchem die Stadt die Plünderung mit einem zweimonatlichen Solde an die Soldaten, welcher 97,774 Gulden betrug, abkaufen mußte. Die Bürger streckten darauf das Gewehr, und van der Noot, Capitain von der Garde, besetzte die Stadt. Als der Lärm im Castell anging, hatten sechs Compagnieen Italiener von der Besatzung vor Schrecken die Thore mit Gewalt aufgebrochen und eine schimpfliche Flucht ergriffen, ungeachtet sie von der Bürgerschaft, aus Furcht vor der Plünderung, alles Beistandes versichert worden waren. Der Herzog von Parma ließ Mehrere von ihnen, wie auch den Korporal, der das Schiff so schlecht durchgesehen hatte, hinrichten. — Es ging diese wunderbare Eroberung sogar ohne großen Menschen-Verlust ab, indem von den Siegern nur Einer im Wasser umkam, und von der Besatzung nicht über 40 Mann den Tod fanden.

Wegen des glücklichen Ausganges dieser Unternehmung wurde in allen Kirchen der vereinigten Niederlande das Te Deum gesungen und zu ihrem Gedächtnisse eine Münze in Gold, Silber und Kupfer geschlagen, auf deren einen Seite die Worte geprägt waren: Breda a servitute Hispanica vindicata ductu Principis Mauritii a Nassov, 4. Martii 1590 (Breda ist durch Prinz Moritz von Nassau aus der spanischen Dienstbarkeit errettet den 4. März 1590). Auf der andern Seite stand das Torfschiff mit den aussteigenden Soldaten und den Worten: Parati vincere aut mori (bereit, zu siegen oder zu sterben); unten aber war zu lesen: Invicti animi praemium (Lohn eines unüberwindlichen Gemüths). Fauth.

Beispiele merkwürdiger Einbildungskraft.

Theodorich, König der Gothen, hatte seinen Schwiegervater Symmachus ermordet. Prokopius erzählt, daß einst, als ein großer Fisch auf die königliche Tafel getragen worden, der Kopf desselben mit dem Gesichte des Ermordeten dem Könige so große Aehnlichkeit zu haben schien, daß dieser heftig darüber erschrack, und von einem lebhaften Schauder ergriffen wurde. Er legte sich zu Bette, und starb wenige Tage darauf in qualvoller Gewissensangst über seine Frevelthat.

Der General-Advokat bei dem Parlament zu Aix, Guerin, wurde zu Paris mit dem Beil hingerichtet. Seine Gattin, die zu Aix sich aufhielt, versank darüber in die tiefste Betrübniß, welche ihr fast alle Besinnung raubte. In derselben Stunde, als ihr unglücklicher Mann das Blutgerüst bestieg, betrachtete sie zufällig ihre Hand, und glaubte darin die Gesichtszüge des Sterbenden zu sehen, der ihr Lebewohl sagte. Und dies geschah ihr später oft.

Einem Gutsbesitzer in Jütland waren zu gleicher Zeit drei verschiedene Mittel vom Arzte verordnet worden, wovon das eine innerlich, die andern beiden theils zum Einreiben, theils zu Umschlägen angewendet werden sollten. Die Arzeneien wurden eiligst aus der nächsten Stadt durch einen reitenden Boten abgeholt. In der Apotheke hatte man in der Uebereilung das eine Mittel vergessen, dagegen aber die beiden andern, welche flüssig waren, in Gläsern zwischen Sägespänen eingepackt, damit nichts zerbrochen würde. Der Kranke hatte eine alte Haushälterin zur Wartung, die sich sogleich beeiferte, die Mittel nach der Vorschrift an zu wenden. Es fiel ihr nicht ein, daß ein Irrthum statt gefunden, und so gab sie dem Kranken, mehrere Tage hindurch, die Sägespäne ein, da auch er in der Ueberzeugung stand, dieses sey das rechte Mittel. Sonderbar genug erfolgte, zum größten Erstaunen des Arztes, danach die vollkommene Genesung des Patienten.

Dr. Paulin, Leibarzt des Fürstbischofs von Münster, wurde zu einem Manne von Stande gerufen, welcher seit mehreren Tagen am Magen litt. Der Kranke ersuchte den Arzt, ihm ein Mittel zu verschoffen, welches unter dem Namen: „Beiers Frankfurter Pillen“ früher in großem Ruf stand. Da aber Paulin diese Arzenei nicht für zuträglich hielt, schickte er seinem Patienten achtzehn Pillen, welche nur aus Brodkrume und Wasser gebildet, aber sorgfältig versilbert waren. Am folgenden Morgen nahm der Kranke sie voll Vertrauen ein, hatte darauf heftige Ausleerungen und kam Abends, vollkommen hergestellt, zu seinem Arzte, dem er die Vortreflichkeit des Mittels nicht genug preisen konnte. Dieser hüthete sich wohl, ihm den Irrthum zu benehmen. W.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Heut will ich Ihnen zuerst ein Gespräch berichten, welches ich mit einer Dame führte über die Ausführung

des „Clavigo“ auf dem hiesigen Theater. — „Sie haben den „Clavigo“ gesehen, meine Gnädige?“ — „Und war entzückt davon: man sollte uns oft die Freude machen, dem Erhabenen Leben und Gestalt verliehen zu sehen.“ — „Leben und Gestalt waren wohl schon da und es ist nur der höhere Grad, in welchem es uns entgegen trat.“ — „Die Wenigsten erleben sich, was als kaltes Wort ihnen geboten wird; Sie sahen es an der Lauheit des Publikums bei der Darstellung, daß es schwer ist, die Masse zu beleben und zu befriedigen.“ — „Schuld der Darstellung: es fehlte überall. Unser „Clavigo“ (Hr. Mevius) zeigte keinen Funken des Gefühls, mit welchem der Dichter stellenweise die Adern seines Clavigo durchströmte; er accentuirte mehrmals falsch, z. B. in dem Monologe des zweiten Aufzugs, wo es heißt: „Und da du sie verließest, sah'st du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat?“ wo er den ganzen Nachdruck auf das sah'st legte. Die folgenden Stellen dieses Monologs mußten linder und linder aus dem Busen dringen, bis der Stern der Hoffnung freudig wieder Seele und Stimme hob. Vorher, in demselben Akt, wo Beaumarchais Rede endet: „Und der Verräther bist du!“ durfte Clavigo so wenig wie Beaumarchais aufstehen, sondern jener mußte diesen lebhaft unterbrechen. Hr. Mevius ließ aber aufstehend viel zu lang auf die Worte warten: „Hören Sie mich, Herr“ u. s. w. Unsere „Marie“ (Mad. Maurer) war zu sehr das Bild, welches „Carlos“ im vierten Anzuge von ihr entwirft; ihre Haltung nie die theatralische, die schöne. „Beaumarchais“ (Hr. Maurer) hat die kraftigen Stellen am Ende des vorletzten Aktes: „Ach, der grimmige, entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz“ — und später: „Ich schnaube nach seiner Spur, meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleisch“ u. s. w. sehr ungenügend, oder doch unangenehm vorgetragen.“ — „Seyn Sie gerecht! Herr Mevius bietet jede Kraft auf, das Mögliche zu leisten; diese Anstrengungen sind noch zu sichtbar und er hat der Schwierigkeiten zu viele zu überwinden. Sie werden sehen, daß er dem Steifen, Unnatürlichen noch entsagt, bis dahin —.“ — „Schenke mir der Himmel Geduld!“ — „Mad. Maurer ist für die Rolle der „Marie“, überhaupt für dieses Fach nicht geschaffen, übernahm dieselbe wahrscheinlich nur aus Gefälligkeit, und wenn sie Ihren Wünschen nicht entsprach, so geben Sie der Direktion die Schuld. Hrn. Maurer betreffend, so war sein Vortrag im vierten Aufzug wohl nur darum unangenehm, weil seine Stimme nicht Klang genug hatte; es war mir auch aufgefallen: Heiserkeit oder überströmendes Gefühl hinderten ihn, sich hier glänzend zu zeigen. Wie schön hat er dagegen die lange Rede im zweiten Akte gesprochen! Mit welcher Ruhe, mit welcher Biegsamkeit des Organs hat er die auf der Bühne und im Leben so schwierige Aufgabe gelöst, gut zu erzählen.“ — „Er trug die Rede in der That entzückend vor; ich klatsche selten Beifall, bei dieser Stelle geschah's unwillkührlich.“ — „Hat Hr. Gnauth den „Carlos“ nicht vortreflich gegeben?“ — „Er ist gewissermaßen unser einziger Schauspieler.“ — „Ja, nur fehlt ihm zu dergleichen Rollen ein gewisses Etwas, das ich edle Haltung, edle Sprache nennen möchte. Und Mad. Brede?“ — „Die Rolle der „Sophie“ ist zu unbedeutend.“ — „Um so verdienstlicher ist es, daß sie dieselbe nicht mehr hervor heben wollte.“ — „Ich hörte im Parterre über sie lächeln, wenn nicht lachen.“ — „Das war allerdings größten Theils Schuld der Mad. Brede. „Du bist hin! Sie ist hin!“ so heißt es zwei Mal bei Goethe; Mad. Brede mußte wissen, daß man das hier lächerlich finde; sie mußte fühlen, daß es überhaupt nicht in die edle Sprache passe, und sagen: Sie ist dahin. Sie finden nun nach dem Gesagten die Kälte des Publikums am Schluß der Darstellung gewiß ungerecht!“ (Damen haben immer Recht.) — — Der „Nachtwächter“, von Körner, folgte: unsere Herren Schauspieler sind in dieser Sphäre besser zu Hause. — „Partheiwuth“, von Ziegler; Gnauth (G. Koke) herrlich; sonst große Indifferenz. Es ist drollig, wie man den englischen Namen mitspielt. „John“ wurde „Schonn“ und „Sir“ ging in alle Tonarten über; der Eine sprach Sir, der Andere Söre, die Dritte Säre u. s. w. — „Die Italienerin in Algier“. Wie rathen Demoiß. Löw, etwas zu sagen, wenn sie spricht, ohne jedoch den Chor nach zu ahmen, der seine Lunge seit einiger Zeit gewaltig angreift; Referent fühlte sich einige Mal recht lebhaft nach Afrika versetzt, so erstaunlich brüllten die Löwen in Gestalt des Chorus. — „Ich irre mich nie“, Lustspiel von Lebrün, gab sich fad und schaal. „Louison“ (Mad. Mevius) spielte mit vieler Leichtigkeit und Anmuth. — Das „Bild“, von Houwald. Schöne Worte, ist aber nicht allzu viel dahinter. Hr. Maurer (Spinarosa) und Mad. Brede (Camilla) brav in ihren Rollen. Hr. Mevius (Gotthard) recht lobenswerth; dito als „Sperling“ in den „deutschen Kleinstädtern“. — „Macbeth“, nach Shakspeare von Schiller. Viel gestrichen, viel gesudelt, viel geschrieen, nur nicht gepfiffen, und das war Schade! — „Emma von Roxburg“, Oper von Meyerbeer. Hätte allerdings noch schlechter gegeben werden können; auch das Orchester machte einige Schnitzer. — Im Allgemeinen wäre es kein Wunder, wenn das Theater bald ganz leer stände.

D. A.

Aus dem Oesterreichischen. Es soll in jeder Provinz des österreichischen Kaiserstaates eine Leihbank errichtet werden, welche zum Fond alle disponibel gewordenen Waisengelder erhalten wird. Ihr Sitz soll immer in der Hauptstadt einer jeden Provinz seyn, und ihre Verwaltung ist der in der Wiener National-Bank ähnlich. Eine solche Anstalt wäre auch in merkantilischer Hinsicht nützlich, da eine Leihbank dieser Art auch auf Staats-Obligationen, Staats-Lotterieloose und gute Wechsel borgen, und somit den Geldverkehr erleichtern kann, wenn er zu kaufmännischen Spekulationen eines rascheren Zuschusses bedarf. Musterbilder ihrer Einrichtung sind die österreichische National-Bank und die Sparbanken, und vielleicht letztere noch vorzüglicher, da das Vermögen der Waisen eben so heilig, als das der Armuth, und der sorgfältigsten Verwaltung bedürftig ist. A — n.

Folgender Satz beweiset die Armuth der französischen Sprache: „Mich in ihren Netzen zu fangen, nahm Celimine erst ein verführerisches Wesen an; da sie aber sah, daß dies mich nicht fesselte, ergriff sie ein anderes Mittel, sie fing an zu weinen; und da ich mich durch ihre Thränen so wenig, als durch ihre Buhlereien bestechen ließ, überführte sie sich nun erst durch meine Unempfindlichkeit, welche schlechte Partie sie ergriffen. Celimine scheiterte: vielleicht die einzige, welche sich nicht zu benehmen verstand, um ein so leicht zu haschendes Herz, als das meinige, zu fangen!“ — Alle hier unterstrichenen Wörter giebt der Franzose durch das einzige Wort: prendre (se prendre, s'y prendre). (Miroir.)

Das Haus zu Stratford-sur-l'Avon, wo Shakspeare gewohnt, gehört jetzt einem Schlachter, der über seine Thür die Inschrift gesetzt: „Hier wohnte Shakspeare und hier sind Wagen und Pferde zu vermiethen.“ (Constitut.)

Aus einer Berechnung des schwedischen Handels-Collegiums geht hervor, daß Finnland in den Jahren 1813 bis 1817 in Schweden für 15,015,160 Thaler Waaren einführte, während aus Schweden nach Finnland nur für 10,359,463 Thaler Waaren gingen; das giebt also für Schweden eine Differenz von von beinahe 5 Millionen Thaler. (Courier fr.)

Man bedient sich jetzt in Schweden sehr vortheilhaft der Dampf-Schiffe, um große Schiffe, welche wegen widrigen Windes nicht in das Innere der Häfen einlaufen können, damit herein zu ziehen. (Courier fr.)

In Brüssel ist jetzt eine Engländerin, welche, ohne Hände und Arme, nähet, stickt und mit besonderem Talent Miniatur-Bilder malt. (Miroir.)

Der Physiker Comte giebt jetzt zu Nismes sehr interessante Vorstellungen — von der Pest zu Barcelona. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 3. Dezember. 193stes Blatt.

Romantiker und besonders Pfeifenköpfe.

Von Ludwig Stahlpanzer.

„Allen gefällt gleich stark, wer Nutzen vereint mit der Anmuth."

Wird dein Auge, mein schätzbarer Leser, durch die gleichsam grelle Zusammenstellung in der Ueberschrift beleidigt, so will ich zu meiner Entschuldigung keinesweges die gesuchte Kunstlosigkeit und Härte der neuesten und göttlichsten Maler-Schule anführen, sondern vielmehr zwischen die zwei kämpfenden Farben sogleich drei beruhigende und vermittelnde Töne streichen, so daß auch die strengsten Regenbogenisten nichts dagegen sollen ein zu wenden haben. Wenn ich dich nämlich frage: 1) ob du nicht oft zu gleicher Zeit Knaster und Lafontaine geschmaucht? 2) ob nicht aus den Köpfen von Romantikern sowohl als Pfeifen ein blauer Dunst in mancherlei Gestalten sich erhebt? und 3) ob nicht beiderlei Köpfen eine ursprüngliche innere Geräumigkeit (gleichsam Leere) eigenthümlich ist, welche dort mit Taback zu füllen und hier mit Begebenheiten? — wenn ich dies frage, wie ich wirklich thue, was wird sich anders ergeben, als daß Romantiker und Pfeifenköpfe einander nicht so gar wildfremd und widerstreitig sind, und daß ich demnach ungestört in der nächsten Zeile meinen Weg fortsetzen kann?

„Wenn Ihnen so wie mir die wirkliche Welt und weltliche Wirklichkeit nicht so ganz nach Ihrem Sinne ist" — so sagte zu mir ein Romantiker in der Vorrede — „wenn Sie wie ich gefunden haben, daß dieselbe etwas ungehobelt mit zarten Herzen umspringt und sich überhaupt den erhabenen Gesetzen großer Denker, gleichsam aus schalkhafter Ungeschlachtheit, nicht fügen will; kurz, daß sie ein rein geistig gesinnter Magen nicht wohl verdauen kann, dann, geschätzte Seele, bitt' ich Sie, in mein Luftschiff ein zu treten; ich will Sie in eine selbstgefertigte Welt abführen, womit ich die wirkliche, ohne Ruhm zu melden, bei weitem übertroffen habe, und welche man die Insel der Seligen nennen müßte, wenn dieser Name nicht schnöder Weise schon von den Griechen wäre in Beschlag genommen worden." — Ich sagte dem Manne, daß ich mich zwar mit der wirklichen Welt wacker herum zu prügeln pflege, ohne sonderlich im obersten Stockwerke meines irrdischen Hauses neue Weltgeburten zu beginnen; indessen solle mir lieb seyn, die neu aufgestoßenen Eilande des Gedanken-Meeres zu betreten und zu beschauen. Ich trat, eine schwere Last, in das schwächliche Fahrzeug, und landete bald auf der Insel, wo keine Sonne schien, sondern nur ein dünnes ungewisses Licht verbreitet war, das keinen Schatten erlaubte. Nicht lange, so sah ich große Ritter-Gestalten umher wanken, überzeugte mich aber bald, daß sie sauber aus feiner Goldschlägerhaut zusammen geleimt und aufgeblasen waren; die Gesichter drohten mit Schnurrbärten, Stirnfalten und sonstiger Kraft, an der Seite hing ein gewaltiges Schlachtschwerdt aus Papier, und als Streitkolben führten sie eine ungeheure, kunstreich bemalte Rindsblase. Diese Gestalten waren sämmtlich Edelleute und vermöge der erwähnten Geistigkeit ihres Inneren hätte man sie mit irgend einem Wind über

den Haufen blasen können. Hieraus (wenn mir nicht der Herr Redakteur die kleine Keckheit gegen zarte Leser mit der Bleifeder erstickt) erhellet von selbst, wie fügsam und nachgiebig die hohen Gestalten gegen das Gemüth ihres Verfassers sich beweisen mußten. Es ging sehr fein in dieser geistigen Schattenwelt zu; keine Begierde tobte darin, weder gegessen ward da, noch verdaut; von der derben, lustigen, karjolenden Erde vernahm man in dieser ahnenden Stille nicht den entferntesten Klang. — Auch von Frauen erblickt' ich da nicht wenige; sie waren recht fein aus weißem Seidenpapier gearbeitet mit allerliebsten Gesichtern, duftenden Locken, schlankem Wuchs, netten Füßchen, und waren ebenfalls aufgeblasen; da nun auch in der Wirklichkeit diese guten Geschöpfe, gleich dem Himmel vor dem Tageslichte, die unzähligen Sonnen ihrer Tugenden bescheidentlich verhüllen, und höchstens dafür sorgen, den irdischen Abglanz, das stille Sinnbild derselben, in möglichster Sauberkeit und Ausdehnung den männlichen Augen vor zu weisen — nämlich einen reizenden Leib — so betrachtet' ich die Töchter unseres Romantikers etwas länger, und will dem gespannten Leser nicht vorenthalten, was mir dabei einfiel. Der Mensch, wie der wissende Mann weiß, besitzt drei Höhlungen, des Kopfes, der Brust und des Leibes. „Schön!“ sage ich, „die Luft in Nummer 1, oder dem Kopfe, sind die Ideen und erhabenen Welt-Ansichten, womit der Romantiker seine Frauen ausgestattet. Die Luft in Nummer 2, oder der Brust, sind die Seufzer unbefriedigter überirrdischer Sehnsucht nach den schnurrbärtigen Rittern umher, wovon die Brust dieser Schönen geschwellt ist. Die Luft in Nummer 3 endlich bezeichnet sehr gut ihre Reinheit von tobender Begierde und gänzliche Sittlichkeit. Der Dichter hat seine Damen gleichsam ausgeweidet und bringt sie verklärt und in besserer Gestalt auf die Tafel (wiewohl man das sonst wenigstens bei Lerchen und Schnepfen nicht zu thun pflegt).“

Kurz Alles war göttlich und ich — ward seekrank. Der Romantiker, mein Cicerone oder Virgil (wenn ich Dante), wollte mich durch ein leises Schellengeläute vor den Ohren wieder herstellen. Mir ward immer übler, es flimmerte mir vor den Augen, der weiche Fußboden schien unter meinen Tritten zu wanken, immer prahlhafter bliesen die Ritter sich auf, immer fader und ekelhafter lächelten mich die Damen an; ich glaubte zu sterben. „Ihr seligen Götter!“ — rief ich, und streckte steilrecht meinen Arm empor — „o Zeus und Aphrodite, erlöset mich aus der Qual. Ich gelobe euch, dafern ich unbeschadet aus diesem Dunst und Schwaden entrinne, sogleich einen gediegenen, gänzlich hausbackenen und gemeinnützigen Aufsatz zu verfassen und der Welt zu schenken. Darum befreiet mich, o Zeus und Aphrodite!“ — Sogleich fühlt' ich meine Glieder gestählt, mit zorniger Kraft schritt ich mitten durch das luftige Gesindel, das links und rechts umher stäubend ein dünnes Gewinsel ausstieß; ich riß das gewaltige hornene *) Thor auf und war glücklich der Welt wieder gegeben. Wie fröhlich umfloß mich der Sonnenschein, wie kräftig wehte mich der Wind an, wie brausten die Bäume, wie funkelten die Bäche, wie u. s. w. u. s. w. u. s. w.!! Sogleich warf ich mich auf's Gras hin, zog Schreibtafel und Bleifeder heraus und fing an, mein Gelübde auf Pergament zu erfüllen. Da sitz ich noch und will sogleich meinen gemeinnützigen Aufsatz über die Pfeifenköpfe anfangen.

Wie kann ich aber beginnen von Pfeifenköpfen zu sprechen, ohne durch eine dicke Mauer von Leuten aus allerlei Himmelsstrichen mich durch zu hauen, welche behaupten, die Pfeifen sowohl als die Köpfe derselben seyen durchaus unnöthig, weil die gütige Natur schon gesorgt und dem menschlichen Geschlechte einen Musculus constrictor, ist zu sagen: einen Mund, am Gesicht befestigt habe, in den man den Taback ohne weiteres stecken und rauchen könne? — Ich weiß nicht, ob man schon gemerkt hat, daß ich die Zigarren-Raucher meine, die mit diesen Terzerolen im Munde ein hartnäckiges Feuer auf meine Abhandlung geben. Ich antworte darauf mit folgendem Zwölfpfünder: „Es wird den Zigarren-Rauchern zugegeben und eingeräumt, daß diese Beschäftigung sehr wirksam ist, die Augen in jenen erwünschten Zustand zu versetzen, wo sie einer Brille bedürfen, und aus der Sehnsucht nach diesem männlichen Schmuck erklärt sich hinreichend der starke Verbrauch der vielerwähnten Taback-Röllchen. Wiederum jedoch werden die Zigarren-Raucher zugeben und einräumen müssen, daß dieses Matträuchern der Augen immer noch zu langsam von statten gehe (wenigstens ein Vierteljahr gehört dazu und auch da muß man fleißig seyn) und daß es anderer Seits ein wenig in's Lächerliche spiele, indem man doch sonst nicht in Gesellschaft Arzenei und dergleichen zu nehmen pflegt. Ja ich hoffe, die Zigarren-Raucher werden das Gewehr gänzlich strecken und zu mir übergehen, wenn ich ihnen ein weit angenehmeres Mittel anzeigen kann, ihren Augen die unangenehme Schärfe zu benehmen und sich brillenfähig (wie „hoffähig“, „tafelfähig“ u. s. w.) zu machen. Ich will ihnen keinesweges nächtliches Lesen vorschlagen, dadurch würd' ich sie nur noch beharrlicher im Widerstande machen; sondern ich will sie bitten, sich recht wacker der Liebe zu befleißen, welche Beschäftigung sie noch überdies mit vielem Glanz aus der „Lucinde“ und der „Laidion“ verklären können.

*) Hornene Thor. Zwei Thore führten aus der Schattenwelt, eines aus Horn, das andere aus Elfenbein.
Homer und Virgil.

Sie werden sehen, das hilft. Ich denke mir auch, daß einige Staaten, bloß um die Brillen-Fabriken zu heben, die Liebeshäuser ansehnlich begünstigen und aufmuntern." — Entgegnet man etwa, dies Mittel sey zwar recht gut, aber gar nicht neu und schon vielfach neben den heißen Dampfbädern der Augen angewandt worden, ich müsse daher andern Ersatz auffinden; so will ich etwas gänzlich Empfindsames aus den Romanen eines Dichters vorschlagen, der halb Gold und halb Butter ist, nämlich dies: Man sehe wöchentlich wenigstens ein Paar Mal mit unverwandtem Blick in die auf- oder untergehende Sonne, und um deswegen das Bette oder die Stube nicht verlassen zu müssen, kann man bei der Wahl seines Schlaf- und Arbeits-Zimmers darauf besondere Rücksicht nehmen. Je länger man bei jedem einzelnen Male sich in diese strahlende Kugel verliert, desto kürzer die ganze Kur. Ueberdies wird man dabei allerlei erhabene und rührende Gedanken bekommen, womit man in Zeitschriften und Taschenbüchern glänzen kann, und also Aehnlichkeit mit dem Mond erhalten, der ebenfalls die Strahlen der Sonne durstig einsaugt, und damit prangt, auch mit Demanten, Moses-Anliehen u. s. w.

(Der Schluß folgt.)

Der Advokat und der Teufel.

Wie es zuweilen auch jetzt noch geschieht, so bedienten sich besonders die Prediger des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, um das Gemüth ihrer Zuhörer zu erschüttern, einiger Gleichnisse, denen es wohl an Geschmack, nicht aber an Originalität fehlt; auch folgendes Bruchstück gehört dazu: „Als sich eines Tages" – so sagte ein Prediger — „ein böser Advokat nach einem Orte verfügte, wo er einige neue Opfer seines Geitgeizes zu quälen gedachte, begegnete ihm der Satan in menschlicher Gestalt, den er aber gleich aus seinen Reden für das erkannte, was er war. Ihnen entgegen kam ein armer Mann, der ein Schwein zum Teufel wünschte, weil er es nicht vorwärts bringen konnte. Um den lästigen Reise-Gefährten los zu werden, forderte der Advokat den Teufel auf: sich dieses ihm gegebenen Schweins zu bemächtigen. Nein! sagte Belial, ich kann es nicht nehmen, denn es ward mir nicht von Herzen gegeben. Dieselbe Antwort gab er ihm auch, als eine Mutter ihr schreiendes Kind zum Teufel wünschte. Endlich kamen sie in dem Dorfe an, wohin sich der Advokat zu begeben gedachte. Kaum hatten ihn die Bauern erblickt, als sie Alle aufschrieen: daß ihn der Teufel hole! möge er ewig des Teufels seyn! — O ho! sagte dieser, hier ist es ehrlich gemeint; die braven Leute geben dich mir von ganzer Seele und ich müßte mir ein Gewissen daraus machen, ein solches Geschenk von der Hand zu weisen. Mit diesen Worten ergriff er den Advokaten und fuhr mit ihm zur Höllen." — Man kann nicht leugnen, daß dies eine possierliche Art ist, Moral zu verkündigen; aber man sieht auch ein, daß bei einer solchen Predigt nicht leicht ein Zuhörer eingeschlafen seyn wird. Lg.

Menschliche Thorheiten.

Während ein Franziskaner-Mönch in den Anden die Hostie empor hebt, tanzen — so erzählt Humboldt — die noch halbwilden Indianer um den Altar herum. Sie heißen demohngeachtet Christen.

Obschon die Civilisation in mehreren europäischen Staaten sehr gestiegen ist, so ist doch der Landmann darin noch um 3 bis 400 Jahre zurück.

Nach Amerika's Entdeckung stritt man in allen Formen darüber: ob die Indianer vernünftige Wesen seyen?

Noch jetzt kann kein Nachkomme der Mexikaner eine Akte unterzeichnen, oder wegen einer Schuld von mehr als 15 Franken verklagt werden.

In Süd-Amerika wird der Vorzug des Einen vor dem Andern nicht bloß nach Geld und Eigenthum, sondern nach der weißen Farbe bestimmt. „Glauben Sie, weißer zu seyn, als ich?" so fragt vielleicht ein spanischer Bettler den reichsten dortigen Edelmann im Streite.

Aus gleichem Grunde entstehen darüber oft kostspielige Prozesse. Ein Achtel mehr oder weniger vom weißen Blute zugesprochen zu bekommen, heißt das große Loos gewinnen. In der That hat man es nach Vierteln und Achteln bestimmt, wie viel des weißen Blutes in den einzelnen Casten ist, deren man sieben bis acht zählt.

Die Missionarien in Savoyen lockten noch im Jahre 1820 die Kinder der Waldenser zu ihren Predigten durch Geld und Zuckerbrod.

Eine reiche Dame in Miltenberg glaubte eine schwere Sünde damit abbüßen zu können, daß sie einer Bettlerin 18 Batzen gab. Dafür mußte sie einen hohen Berg des nahen Kapuziner-Klosters drei Tage hinter einander hinauf und herunter rutschen und auf jeder Stufe ein Gebet verrichten. Dies sollte ihrer Seele hier und dort zu Gute kommen. (M. s. „Sophronizon" 3tes Heft.) Sollte man glauben, daß im neunzehnten Jahrhundert solche Thorheit sey?

In England ist die Schul-Disciplin noch außerordentlich auf Schläge berechnet. Bis zum neunzehnten Jahre ist jeder Schüler in Gefahr, auf den Bock gelegt zu werden. So sind dort Gymnasien und höhere Schulen bestellt!

In Neu-Spanien giebt es, nach Humboldt, mehrere Werke über Trigonometrie, welche der Mutter Gottes gewidmet sind. Ecker.

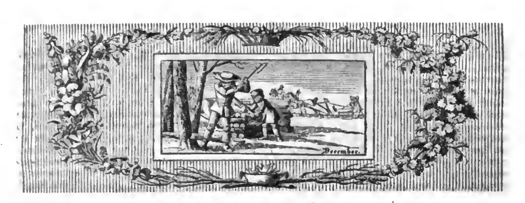
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Paris. Das Manuscript des geistreichen Werkes von Diderot, das den Titel führt: „Rameau's Neffe", wurde bekanntlich nach Deutschland verschlagen, wo zuerst uns durch Goethe's Hand dieser Nachlaß des beredten Darstellers in einer deutschen Uebersetzung zu Theil wurde, während das Original dem Drucke und das ganze Buch den Franzosen noch immer entzogen blieb. Dieses sonderbare Verhältniß, daß wir Deutsche ein französisches Meisterwerk in unserer Sprache lasen, welches für Frankreich noch gar nicht existirte, hat eine lange Reihe von Jahren bis jetzt fortgedauert. Nunmehr endlich erscheint hier so eben: „Le Neveu de Rameau, Dialogue. Ouvrage posthume et inédit par Diderot. Paris, Delaunay, 1821." Dieses Buch, welches die Parisische Lesewelt in große Bewegung setzt, ist aber keinesweges, wie man hier glaubt, das französische Original von Diderot, sondern eine Uebersetzung der Uebersetzung von Goethe. Daß dieser Umstand in dem Buche selbst nicht angemerkt worden, gereicht nicht dem Uebersetzer zum Vorwurf; der Vicomte de Saur, der diese Arbeit seinen Landsleuten darbringt, hatte mit redlicher Treue auch die Anmerkungen mitübersetzt, die Goethe seiner Uebersetzung hinzugefügt. Allein der Verleger hat für gut befunden, diese Anmerkungen, wodurch das wahre Verhältniß sogleich offenbar geworden wäre, bis zur zweiten Auflage bei Seite zu legen, und will sie alsdann erst als abgesondertes Heft heraus geben. Der Pfiff ist gut geglückt; das Buch geht reißend ab, obgleich die Censur den Journalen nicht erlaubt, diese Erscheinung lobpreisend an zu kündigen. Jedermann glaubt das Original zu lesen, und die Täuschung ist sehr natürlich. Der Uebersetzer hatte sich vielleicht noch genauer an den deutschen Text halten sollen, welcher bei der Sorgsamkeit der Goetheschen Uebersetzung der sicherste Leitfaden auch im Einzelnen bleiben mußte. Indessen ist die ganze Arbeit höchst verdienstlich, und zeugt von feinem Geist und Takt; eine Vergleichung mit dem wirklichen Original müßte sehr lehrreich seyn. Die gründliche Kenntniß der deutschen Sprache ist einem französischen Schriftsteller immer noch als bemerkenswerthe Auszeichnung an zu rechnen. Auch ist es sehr zu rühmen, daß der Uebersetzer die Goetheschen Anmerkungen nicht hat zurück lassen oder durch neue ersetzen wollen; es beweist dies einen unbefangenen guten Sinn, denn das gewöhnliche Vorurtheil hätte die Erläuterungen und Urtheile eines Deutschen über Franzosen und ihre Literatur für diese selbst sehr entbehrlich halten können. Das Vorurtheil hätte zuverlässig hierin einen großen Irrthum begangen, denn auch in diesen Anmerkungen, wie überall, ist Goethe unendlich reich an geistvoller Zusammenstellung und treffenden Aussprüchen, welche den Franzosen sehr nützlich an zu hören seyn mögen. Daß aber das Vorurtheil hier geschwiegen, ist ein Fortschritt, den wir rühmend anerkennen wollen. —.

Hamburg. Da „Götz von Berlichingen" nach und nach immer mehr Theilnahme fand, dürfen wir nun auch das Wiedererscheinen anderer dramatischen Meisterwerke Goethe's (zuerst des „Clavigo") auf unserer Bühne erwarten und freuen uns darauf. Neu war: „Peter der Große und Alexis", von Eduard Gehe; eine Neuigkeit, die schon früher im „Gesellschafter" (aus Dresden) genügend beurtheilt ist. — Das Concert des Hrn. Bernhard Romberg, in welchem er selbst, seine Tochter und sein Sohn sich hören ließen, verschaffte uns einen seltenen Kunstgenuß. Allgemein ist das Bedauern über Andreas Romberg's Ableben. Zum Vortheil seiner Hinterbliebenen wird eine musikalische Unterhaltung veranstaltet, welche unsere ersten Künstler mit ihren Talenten unterstützen. — Der schöne botanische Garten, welcher außerhalb des Dammthores von dem verdienstvollen Dr. Flügge angelegt war (besonders durch Beförderung unseres unvergeßlichen Reimarus), ward bekanntlich von den Franzosen zerstört. Dem lebendigen Interesse, welches den Hrn. Dr. Lehmann, Professor am hiesigen akademischen Gymnasium (rühmlichst bekannt durch verschiedene botanische Monographieen), für die Botanik beseelt, verdanken wir es, daß nun unter seiner umsichtigen Leitung ein neues Garten-Institut hervor geht. — Die Central-Kasse — ein Institut, welches auf Aktien errichtet worden, um Vorschußbedürftigen, bei Versetzung von Waaren, eine sichere Hülfe zu verschaffen — hat, unter der Mitwirkung patriotischer Männer, einen erwünschten Fortgang. — Nach dem Vorbilde der Berliner pharmaceutischen Gesellschaft ist hier vor drei Jahren ein ähnlicher Verein gestiftet, dem ein zweckmäßiges Lokal im Stadthause zu Vorlesungen vergönnt worden. Wenn es eine der wichtigsten und ersten Pflichten eines Gesundheit-Rathes ist, den Officinen der Apotheker seine Aufmerksamkeit zu widmen und die wissenschaftliche Ausbildung der Vorsteher derselben zu befördern, so haben wir Hamburger Ursache, dem unsrigen für die gewissenhafte und eifrige Erfüllung dieser Pflicht höchst dankbar zu seyn, indem er die Errichtung und das Gedeihen des erwähnten Vereins auf jede Weise beförderte und zu befördern fortfährt. Ueberhaupt hat sich die Wirksamkeit des Hamburgischen Gesundheit-Rathes bisher so wohlthätig erwiesen, daß wir Demjenigen — der, mit Besiegung mancher Schwierigkeiten, die Einsetzung desselben (durch die Medicinal-Ordnung vom Jahr 1818), von vielen trefflichen Aerzten redlich unterstützt, bewirkte — schon dieses Verdienstes wegen, eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte unseres städtischen Verwaltung-Wesens einräumen müssen. — Zur Anhörung der, mit einer Rede-Uebung im Johanneum verbundenen Abschieds-Reden dreier Jünglinge lud der würdige Direktor, Hr. Dr. Gurlitt, durch ein Programm ein, das den zweiten Nachtrag zu der, von demselben im Jahr 1797 zu Magdeburg heraus gegebenen Notiz von Johann Winkelmann, nebst noch einigen ungedruckten Briefen des großen Kenners und Forschers der Alterthümer und Kunstwerke, enthält. Am Schluße der Einladungs-Schrift rügt der Hr. Verfasser das schnelle Hinwegeilen von der gelehrten Schule zu den höheren Bildungs-Anstalten, das allerdings die Quelle vieler Uebel ist und manchen jungen Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, auf dem halb vollendeten Wege still stehen läßt, auch oft Veranlassung zu einer Selbstgenugsamkeit wird, die sich berufen glaubt, überall zu meistern, und den Fürsten zu sagen, was sie thun oder lassen müssen, statt durch gründliche Studien sich zu einsichtsvollen Staats-Dienern zu bilden. — Dies ist jedoch ohne alle Anwendung auf unsere Jugend geschrieben, die, was nicht überall der Fall seyn soll, das wahrhaft Gute der sogenannten guten Sache mit edler, jugendlicher Empfänglichkeit aufgenommen. So dauern bei uns die Turn-Uebungen ununterbrochen fort; die jungen Leute, welche an denselben Theil nehmen, zeichnen sich durch Fleiß in den Studien aus und es herrscht unter ihnen ein Geist der Sittlichkeit und Ordnung, der allen Jünglingen zu wünschen ist. Keine Spur jener thörichten und unstatthaften Ausartung, die weise Regierungen zu ernsten Maaßregeln veranlassen mochte, zeigte sich je in diesem jugendlichen Vereine; Ausbildung der Körperkräfte und unverkennbares Streben nach all den Tugenden, die jeder biedere Landesvater mit Wohlgefallen an den Seinigen erblickt, ist die einzige Beschäftigung desselben. ***.

Ein junger Schauspieler erwarb sich unlängst so sehr den Beifall einer wohlhabenden Zuschauerin, daß sie seine Bekanntschaft suchte und sich nach einigen Zusammenkünften die Erlaubniß ausbat, ihm das Haar wickeln zu dürfen. Der Gebetene gewährte, und andern Morgens bei dem Auswickeln fand er lauter Banko-Zettel von 1000 Franken statt der Wickeln. (Miroir)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 5. Dezember. 194stes Blatt.

Requiem.

Allen, die hier einsam blüh'ten,
Langsam still in sich verglühten,
Sich nach Lieb' und Freundschaft sehnten,
Dauernd Glück zu gründen wähnten —
Die in irrd'schen Blüthenstunden
Nur der Schlange Gift gefunden,
Und am Busen der Erwählten
Ihres Strebens Ziel verfehlten:
Aufgezehrt von heißem Sehnen,
Aufgelöst in stille Thränen —
Möge in des Sarges Hüllen
All' ihr Sehnen sich erfüllen.

Die ihr trüb' begonnen Leben
Trüb' und freudlos sah'n entschweben;
Die der Schatten nie erquickte,
Wenn des Mittags Gluth sie drückte;
Die in nächtlich düst'ren Stunden
Keinen Stern sich aufgefunden,
Und mit abgemühten Händen
Fruchtlos sah'n ihr Mühen enden —
Ob auch immer fehl sie rangen,
Eines werden sie erlangen,
Wenn sie ledig aller Bande
Schlummern auf des Friedhofs Lande.

Auch die nimmer fehl gerungen,
Denen Alles hier gelungen,
Die, belohnt von nassen Blicken,
Konnten Armuth oft erquicken;
Die im Kreise der Geliebten
Biedermannes Pflichten übten;
Und im Blühen holder Sprossen
Noch ein Leben froh genossen —
Hatten sie auch viel hienieden,
Eins ward ihnen nie beschieden:

Denn die Ruh' ist nur zu finden
In des Grabes stillen Gründen. Aegom.

Romantiker und besonders Pfeifenköpfe.
(Schluß.)

Dürft' ich nun die schmeichelhafte Hoffnung nähren, sämmtliche Glieder der verehrten Porzellan-Fabriken in Deutschland um mich zu versammeln — und was in aller Welt verhindert mich daran? — so würde ich ungefähr in folgender Rede mich vernehmen lassen: „Nicht unbekannt ist mir, meine Herren, wie mannigfach Ihr Geist und Gemüth sich in Gestaltung und Auszierung der sogenannten Pfeifenköpfe bereits hervor gethan: nicht unbekannt, wie sie bald, ernst mahnend durch Sinnbilder des Todes oder der Religion, die Seele des Rauchers zu bessern; bald, mit goldprangendem Namenszug, das Gefühl der Persönlichkeit in ihm zu erhöhen; bald, schalkhaft anspielend auf das offenkundige Geheimniß der Liebe, mit Dankbarkeit gegen einen gütigen Schöpfer ihn zu erfüllen; bald, Lebensart und Gewerb' im lieblichen Spiel der Farben andeutend, mit Berufstreue sein Herz zu durchdringen; bald, irgend einen artigen Scherz darstellend, seinen Sinn auf zu heitern; bald, die geliebten oder verehrten Züge einer Person vergegenwärtigend, rühmliche Nacheiferung zu erwecken; bald endlich, eine merkwürdige Gegend, oder eines Denkmales ehrwürdigen Ernst landschaftlich dem Porzellan einbrennend, noch deutscher zu machen das deutsche Gemüth nicht erfolglos versucht haben und nicht ohne Absatz und Anerkennung. Ich

habe mich in vielen verehrten Porzellan-Fabriken umgesehen, z. B. der Berliner; ich bin im Japanischen Palast zu Dresden gewesen und habe das Wiener Magazin in der Rossauer Vorstadt zwei Monate lang, täglich von 8 — 12 Uhr, mit ernstem Nachdenken durchwandelt. Ueberall hab' ich Ihrem regen Fleiße, Ihrer erfindsamen Gewandtheit, Ihrem tieferen Auffassen des menschlichen Lebens meine Bewunderung gezollt. Fügen Sie, Bewunderte, nunmehr Verdienst zu Verdienst, Lorbeer zu Lorbeer, Folgsamkeit zu Kraft, und genehmigen Sie die Vorschläge, die ich Ihnen sogleich machen will. Ich habe, wenn ich nicht sehr irre, im Schwarzenbergschen Garten mit dem Modell-Direktor Grassi und mit dem Hofrath Böttiger im Antiken-Saale zu Dresden ausführliches Gespräch darüber geführt, daß man die Bildnisse von Königen (über Geister sowohl als Länder) nunmehr auch auf Pfeifenköpfen besitzen und ihnen glühende Huldigung abstatten kann; daß man nunmehr mit geringem Aufwand als schöner Geist sich auszeichnet, indem man ganz ruhig die weihrauchdampfende Pfeife mit Goethe's Bildniß als Bescheinigung von sich streckt: da man sonst zu diesem Zweck seine zwanzig und mehr Bände sauber gebunden im Besuch-Zimmer aufstellte, mit der Vorsicht jedoch, die zusammen klebenden Blätter durch den Diener sorgfältig aus einander zupfen zu lassen. „Gemalt sowohl als hochgebildet", sagte Einer von uns, „sind auf diesen niemals erkaltenden Altären die Verehrten angebracht!" „Ja man hat", sagt' ich, „sogar angefangen, sie zu bronziren; könnte man nicht die erhaben gearbeiteten Köpfe noch durch die Pracht der Farben verschönen und sie gleichsam anstreichen?" Der vielwissende, kunst- und hoferfahrene Hofrath lächelte, als ich so sprach. „Jetzt, meine Herren Porzellan-Fabrikanten, frag' ich Sie: ob es nicht thunlich und herrlich wäre, wenn man dem ganzen Kopfe der Pfeife, der ja sonst seinen Namen nur sehr uneigentlich führt, die Gestalt eines wirklichen Kopfes gäbe und auf diese Art die Bildnisse berühmter Männer unter das Volk brächte? Wie bei den alten Arabesken möchte man den Kopf aus verschiedenen Blumenkelchen u. s. w. hervor wachsen lassen (um ihn in den Stiefel befestigen zu können). Zarte Dichter-Köpfe könnten etwa aus Rosen und Lilien keimen, Satyriker aus Rettichen, der Troß der Romantiker aus Kartoffel-Blüthen, Politiker aus Bierkrügen. Um es noch höher zu treiben, müßte man Allem seine natürliche Farbe geben, ja um die Täuschung zu vollenden, müßte der Pfeifen-Deckel die Gestalt einer Mütze oder auch eines Helmes bekommen, allemal mit Eichenlaub verziert. Meinen Sie nicht, daß es ginge?"

Noch etwas und zwar Zartes. Warum giebt man ferner nicht Pfeifen-Köpfen Gestalt und Farbe eines menschlichen Herzens? Wie sinnvoll und bedeutend wäre darin das innerliche Brennen! Das Pfeifen-Rohr müßte dann eine künstliche Nachbildung der Aorta seyn, wozu man anatomische Präparate zu vergleichen hätte. — Oft lassen sich Liebhaber von ihren Huldinnen die Pfeifen anzünden — also die Herzen! Wie lieblich! Das Herz könnte auch mit Pfeilen, so zu sagen, wie ein Haase gespickt seyn. Wäre nun der Raucher ein Dichter — wie man jetzt bei wohlerzogenen Menschen ohne Grobheit nicht anders voraus setzen darf — so könnte er seiner Heiligen die wohlriechenden Wölkchen zublasen und sagen: „wie aus diesem porzellanenen Herzen süßer Weihrauch duftet" — das Uebrige kann sich auch der einfältigste Leser selbst hinzu denken, oder irgendwo bei den Romantikern nachlesen.

Ich ende nicht ohne Rührung! — denn es stellt sich lebhaft meinem Gemüthe dar, wie wir Alle, Schreiber und Leser, gleich dem obigen Aufsatz, gleich einem dünnen Romane, gleich einer Pfeife Taback, gar bald zu Ende gebracht werden; und nachdem ich mich nun auf dem Zwerchfelle hören lassen, mit Gelächter aus allen Tonarten — wenn nämlich mir, dem Deutschen, erlaubt ist, wie die römischen Lustspiel-Dichter oder der Kaiser Augustus zu schließen — so ruf' ich noch allen gesellschaftlichen Kreisen von Deutschen und ganz besonders Deutschinnen zu: Klatschet, o klatschet!

M o s a i k.

In der Schrift des Würzburgischen Vicars Nikolaus Baur, zu Gunsten des Fürsten von Hohenlohe, wird, unter Anderem, Allen denen, die sich zu zweifeln unterstehen, folgender ungeschickter Verweis gegeben: „Uebrigens muß ich doch so vielen unserer Glaubensgenossen höchst in Uebel nehmen, daß sie mit so spöttischer Prahlerei gegen wirklich religiöse (?) Begebenheiten auftreten und zu Felde ziehen, dessen sie sich, wenn sie auch wirklich zu zweifeln berechtigt wären, denn doch vernünftiger Weise (?) enthalten, und — wenigstens zur Ehre (?) ihrer Religions-Partei — ein klügeres Schweigen beobachten sollten. Andere Glaubens-Genossen würden in jedem Falle (?) weit einiger zusammen wirken, um ihre Würde (!?) gegen ihre Glaubens-Gegner zu behaupten." In der „allgem. Literatur-Zeitung" (Nr. 267) hat dieser Satz folgende Nachrede: „Was soll man zu solchen Aufforderungen sagen? Die katholische Kirche muß es Hrn. Baur schlechten Dank wissen, daß er die Sache jener Mirakel gleich zur Ehrensache der katholischen Kirche erhebt, und dadurch ihre Ehre von Untersuchungen abhängig macht, deren Resultat doch noch sehr zweifelhaft ist (mild gesagt!). Und zu ihrer Ehre fordert er ein Verschweigen des Zweifels, und ein innigeres Zusammenwirken, als ob ihre Ehre andere

Mittel erforderte, als die, welche zu der genauesten Ausmittelung der Wahrheit die zweckmäßigsten sind! Zur Ausmittelung der Wahrheit gehört aber doch gerade, daß jeder Zweifel gehört und berücksichtigt werde, und daß man für nichts anders einig zusammen wirke, als eben für die Ausmittelung der Wahrheit." — Das ist ganz klar und richtig; da aber den Leuten nur daran liegt, daß man die Würzburger Thaten für Wahrheit annehme, so möchten sie sich mit einer gewissen Vornehmheit helfen, die uns verkündet: Wir wollen glauben und ihr sollt glauben; wir wollen damit etwas ausrichten und ihr sollt nichts dagegen haben.

In einem englischen Dorfe, unweith Bath, leben vier Personen zusammen in einem Hause, eine Mannsperson und drei Frauenzimmer: John, Sally, Grace und Anna. Diese vier Personen sind auf achtzehnfache Weise mit einander verwandt. Man findet in ihnen einen Bruder und eine Schwester, zwei Mütter, zwei Töchter, einen Onkel, einen Großonkel, einen Vater, einen Ehemann, eine Ehefrau, zwei Nichten, eine Großnichte, eine Großmutter, eine Enkelin, eine Schwiegermutter, einen Schwiegersohn, eine Schwägerin, eine Tante und zwei Geschwister-Kinder. Die beiden ältesten dieser Familie sind Bruder und Schwester (1 und 2), von Vaters- und Mutterseite; Vater und Mutter todt. Die Schwester hat eine Tochter (3), die mit ihrem Onkel (ihrem Mutterbruder) verheirathet ist. Von diesem Onkel hat diese Tochter eine Tochter (4). John (1) ist Bruder und Schwiegersohn der Sally (2); er ist Gatte und Onkel von Grace (3), Vater und Großonkel von Anna (4). Sally ist Schwester und Schwiegermutter von John, Mutter und Schwägerin von Grace, Großmutter und Tante von Anna. Grace ist Sally's Tochter, John's Nichte und Gattin, Mutter und Geschwisterkind mit Anna; Anna ist Tochter von John und Grace, Sally's Enkelin, John's Großnichte, Geschwisterkind mit Grace, und Sally's Nichte.

In der Anzeige eines Romans, von einer Dame geschrieben, sagt der „Constitutionel": „Es hält schwer, etwas Neues zu liefern: das Feld des Romans ist ganz abgemäht: kaum, daß noch einige Aehren als Nachlese gesammelt werden können. Alles ist erschöpft: Schlösser, Gespenster, Tyrannen, Gift und Dolch, harte Eltern, verzweifelnde Liebhaber, sind unter allen möglichen Gestalten und Umständen da gewesen. Nur eine unversiegbare Quelle giebt es für den Roman-Dichter: die treue Sittenschilderung, die Entwickelung der Geheimnisse des Herzens, das satyrische Gemälde der Sonderbarkeiten und Widersprüche in der Gesellschaft. Nicht eben Allen ist es gegeben, mit Scharfsinn auf zu fassen und mit lebendigen Farben aus zu malen. Dieses Verdienst scheint dem weiblichen Geschlecht vorzüglich eigen: die Frauen dringen hier tief ein, fassen schnell auf, haben einen feinen sicheren Takt, der sie das auffinden läßt, was einem Werke Originalität und Wahrheit giebt. Ihre Gemälde sind Miniaturen, aber ihre Miniaturen sind oft von treffender Aehnlichkeit, und was ihren Produkten an Kraft abgeht, ersetzen sie durch Zartheit, Feinheit und Wärme. Selbst ihr Ueberfluß hat etwas Anziehendes und Unterhaltendes, und etwas bleibt ihnen, das den Männern in der Regel fehlt, und dieses Etwas ist — Grazie."

Der, ursprünglich vom Hrn. Professor Giesebrecht gedichtete „Wittenberger Landesvater", welcher neulich im „Gesellschafter" (Bl. 185) erwähnt ist, wird wohl Manchen erfreuen; deshalb möge das Lied hier stehen aus der gedruckten Sammlung:

Landesvater! Schutz und Rather!
Friedrich Wilhelm lebe lang!
Ihm, der uns das Fest gegeben,
Heut den Luther zu erheben,
Töne unser Hochgesang!

Liedesjünger, seht, fünf Finger
Hab' ich hier an meiner Hand!
Was man willens nicht zu lassen,
Müssen alle Fünf erfassen,
Wie's mit diesem Glas bewandt.

Deutsche Zecher, hebt die Becher!
Martin Luther lebe hoch!
Als sie hart uns unterjochten,
Da hat Er es durchgefochten,
Er hat Deutschland frei gemacht.

Deutsche Zecher, hebt die Becher!
Leb' Magister Philipp hoch!
Was der Martin groß begonnen,
Hat der Philipp wohl durchsonnen,
Und in rechten Schick gebracht.

Deutsche Zecher, hebt die Becher!
Ritter Ulrich Hutten hoch!
Kann das Wort nicht länger frommen,
Muß es zu dem Schwerdte kommen,
Ritter Ulrich lebe hoch!

Deutsche Zecher, hebt die Becher!
Meister Albrecht Dürer hoch!
Der hat deutsche Kunst gegründet,
Und vor aller Welt verkündet,
Daß uns wälsches Ding nicht noth.

Deutsche Zecher, hebt die Becher!
Leb Hans Sachs von Nürnberg hoch!
Wer uns schimpft den Fünften, diesen,
Dem ist schon sein Platz gewiesen
In des Nachbarn Unkenloch.

Liedesjünger, seht, fünf Finger
Hab' ich hier an meiner Hand,
Und was nie wir wollen lassen,
Thäten jene Fünf erfassen:
Unser heilig Vaterland.

Amen, Amen! Gottes Namen
Loben wir, wie alle Zeit.
Gott hat uns die Fünf gegeben,
Deutsches Volk soll fröhlich leben,
Wohl viel hundert Jahr wie heut! Ehletas.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — „Wenig Muth zu Unternehmungen, kopfhängende Künstler und Literaten, kranke Schauspieler, keinen Sinn für das Bessere — mithin alle neun Musen ungesund und verdrießlich!" — so möcht' ich, eine Stelle von Heinse parodirend, ausrufen. Der „Gesellschafter" soll und will auch über Berlin unterhalten, aber wenn die Berliner mit Allem vorlieb nehmen, nur, damit sie sich für nichts besonders zu interessiren brauchen — ja, dann werden wir hier wenigstens keine Leuchtthürme bauen für die unsicheren Fahrten, die man wagt, um die Gebiete der poetischen und plastischen Künste zu erweitern. — Und woher das? Die Legion derer, die alle Plastik im gefüllten Magen suchen und die Poesie nur zur Verdauung verbraucht wissen wollen, vermehrt sich mit jedem Tage, und aus der Gleichgültigkeit, mit der Viele alles Uebrige betrachten, liest man immer das Juvenalische Sprüchlein heraus: „Die Kunst, Fasan und Haasen zu tranchiren, wird über alle Künste triumphiren!" Nun meinethalben — wenn ich's nicht mit erlebte! So lange aber dies ist und ich Ihnen, Herr Herausgeber! noch obenein die Pflicht, zu referiren, nicht zurück geben kann, so lange habe ich Lust, mich zu ärgern über Noth und Tod der Künste; denn verläßt mich die Lust auch noch, so sterb' ich ab, ohne weitere Kunst der Aerzte! Lassen Sie mich demnach nur kurz beschauen, was noch aussieht, wie ein Punkt der Genesung — es ist aber nichts ohne kranke Stellen und zuletzt werd' ich nur dieser zu erwähnen haben. Auf jeden Fall will ich geschwind mit dem Erfreulichen anfangen; zuerst also von dem Conzerte der Herren Gebrüder Bohrer, die ihre Instrumente, Violine und Violoncell, so meisterhaft behandeln, daß sie keines andern Mittels bedürfen, als ihrer Kunst, um zu gefallen und zu wirken. Da dies Künstler-Brüderpaar der Conzerte mehrere geben wird, so spare ich hier den Raum, um später ein wenig länger über die geschätzten Gäste reden zu können. — Demois. Canzi, eine allerliebste kleine Person, singt mit einer Leichtigkeit, daß immer mehr hübsche Töne heraus wollen, als eben die Noten zu geben erlauben; besonders rühmlich ist aber die gute Schule, worin die Wiener uns voraus sind. Demois. Canzi zeigte sich auch auf dem Theater drei Mal als „schöne Müllerin" — andere Opern, worin die liebe Fremde singen konnte, waren eben nicht flott — kein Leben im Einstudiren! — Conzerte von den Herren Schulz und Schönfeld — von den Herren Lenß und Schunke — von Demois. Cathinka Braun und Hrn. W. Braun — lauter Compagnie-Handel, wobei wir den Unternehmern Vortheil wünschen! Es gab da auch manches Lobenswerthe, aber gute alte Werke und frische Kraft, frische Compositionen wollen wir haben, nicht bloß kleine Behelfe zur Anlockung und Compilationen. Ich weiß wohl, die armen Virtuosen! — so hoch steht auch unsre hochgerühmte Musikliebe nicht, daß ein gediegenes Kunstwerk allein den Meister nährte, und die trefflich vorgetragenen Conzerte haben mit ihren drei Theilen das Andante und Adagio immer noch zu viel; das Allegro allein wäre für die matten Lebensgeister der Vielen hinreichend, und sollen jene noch gefallen, so müßte wenigstens zwischen dem Andante irgend eine hübsche Frau singen, und nach dem Adagio eine Janitscharen-Musik die Sache erträglich machen — im andern Falle: „wir wollen keine Billets, wir gehen nach der Ressource!" — Und mit dem Theater? — „Ja, heut ist ein recht schönes Trauerspiel, ich will's aber doch lieber zu Hause lesen, als aufführen sehen!" — Zu Hause lesen wir's aber auch nicht, denn wir gehen nach der Ressource! — Zu der letzten Redensart, ich muß es gestehen, hatten die „Wir's" aber lange keine Gelegenheit, denn man hat uns beinahe gar kein gutes Trauerspiel gegeben. Ueberhaupt haben wir jetzt allwöchentlich drei, auch wohl vier Mal alte Opern und Tanz, daneben den „Stralower Fischzug" und dazwischen schwimmen einaktige Lustspielchen, wie unbedeutende Fischlein, die auch die Kritik gern wieder aus dem Netz entläßt, weil sie des Fangens nicht werth sind. Die Neuigkeiten gehen dabei auch nur die Nummer Eins, und nach der Meinung des Publikums wurde eine Null daraus. Es ist nämlich: „Donna Laura", Lustspiel in — spanischer Form, von Frau v. K*, geborene Tiek. Ich weiß von dem Ganzen vorläufig nichts zu bemerken, als daß die Verfasserin eine leibliche Schwester Tiek's ist; mehr nach der zweiten Vorstellung. Aus der Besetzung ließ sich übrigens theilweise auch gleich eine feine Verurtheilung vernehmen, ehe das Publikum Sitz und Stimme dabei bekam. Wieder einstudirt und mit verdientem Beifall aufgenommen wurde das Lustspiel: „Die drei Gefangenen", nach Duvaty von Wolff. Herrliches Intriguen-Stück, dessen etliche Wiederholungen und Längen durch glückliches Spiel verdeckt werden. Nur Mad. Unzelmann (der weibliche Gefangene) muß mehr Leben bekommen; es ist in der Rolle von einer Französin die Rede, von einer leicht entschlossenen, Alles wagenden, sehr gewandten Französin — wenn die genannte schöne Frau die Rolle wieder spielt, da wird gewiß dies Alles in höchster Potenz hervor kommen, denn vorläufig hat sie davon gar nichts ausgegeben. Ueberhaupt bitten wir den Apoll, ihr die Flamme der Begeisterung auf das Haupt zu senken — so jung, so schön, solch ein wohlklingendes kräftiges Sprach-Organ — wer wird dies Alles ohne Seele lassen! — Uebrigens bitte ich mir im recitirenden Schauspiel Einiges aus, das an unsere guten Dichter erinnert; sonst ist es eine verwegene Prätension, daß die Kritik sich gescheldt und ernstlich mit der Bühne beschäftigen soll!

— S —.

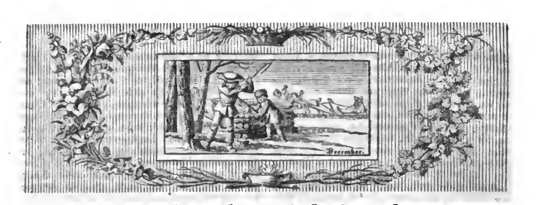
— Im wahren Sinne des Wortes hatten wir am Abend des 27sten Novembers einen doppelten Kunstgenuß. Demois. Cathinka Braun, bisherige erste Sängerin vom Hamburger Stadt-Theater, und der Oboist Hr. W. Braun, gaben im Saale des neuen Schauspielhauses ein gemeinschaftliches Conzert. Man war gespannt: ob der Ruf, der dieser Sängerin voraus geht, sich auch hier bewähren würde. Demois. Braun scheint es auch wohl gefühlt zu haben, vor welcher Versammlung sie singe, und man konnte, bei ihrem Auftreten, einige Befangenheit nicht verkennen. Doch diese war bald abgestreift, und die trefflichen Töne entfalteten sich mit Anmuth, Wärme und schmelzender Lieblichkeit. Wenn wir nun hier und da bemerken mußten, daß der schönen Stimme der schönen Sängerin noch einige Ausbildung fehlt, so freuen wir uns, daß sie selbst dies bescheiden erkennt und deshalb hier noch von der kunstgerechten Schule der Demois. Schmalz zu gewinnen suche. Am ausdrucksvollsten sang Demois. Braun die Arie von Winter: „Ich war, wenn ich erwachte". Bei der Arie von Rossini bemerkten wir, daß die junge Künstlerin aus der Partitur las und daher ihr Gesang, durch das viele Umblättern, oft fühlbare Unterbrechungen erlitt. — Hr. Braun ist uns schon als einer der ausgezeichnetsten jetzigen Oboisten bekannt, und wir brauchen über die Leichtigkeit, womit er die größten Schwierigkeiten auf seinem Instrumente zu überwinden weiß, das Oftgesagte nicht zu wiederholen. Die von ihm selbst componirte Ouvertüre zur zweiten Abtheilung hat sehr angesprochen, und läßt auch von seinem Talent als Componist etwas erwarten. Ein junger Tenorist ließ sich in diesem Conzert zum ersten Mal hören und zeigte gute Mittel, deren weitere Ausbildung auf rechtem Wege sehr wünschenswerth ist.

— ε.

Machiavell lobte einst die Klugheit des Königs von Frankreich, weil er durchaus nicht leiden konnte, wenn Jemand sagte: er gehöre zur königlichen Partei, indem daraus hervor gehe, daß es auch noch eine andere Partei geben müsse, und der König dürfe gar keine Parteien dulden. (Journ. d. Par.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.   Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 7. Dezember. 195stes Blatt.

Bäthmendi.

Herr Hossein lebte vor einiger Zeit (es mag aber schon ein feines Weilchen her seyn) als der reichste und angesehenste Kaufmann in Baisora, mit einem Glanz und einer Herrlichkeit, wie es einem Manne ziemte, der seit zwanzig Jahren in Molukkaschen Gewürzen, in Shawls von Kaschmir, in Batist aus Nepaul und in Diamanten von Golconda die glücklichsten Geschäfte gemacht hatte, und in Tauris und Abuschär eben sowohl Faktoreien hielt, als in Ormus, Benares und in vielen andern Städten mehr. Endlich aber machte er bankerott. Ich weiß nicht, lag es an der großen Ehrlichkeit von der einen, oder an der Pfiffigkeit von der andern Seite, kurz, es wurde bei diesem Geschäft so wenig gewonnen, daß man es füglich für seine schlechteste Spekulation halten konnte, wenn man anders damals schon aufgeklärt genug war, einen Bankerott zu den Spekulationen zu zählen.

Hossein's Häuser, Gärten, Sklaven und Sklavinnen wurden zu Gelde gemacht und seine Magazine in Beschlag genommen; es war ein Jammer, an zu sehen, wie die Neidharte — die es nicht leiden mochten, daß das Glück irgend einen Andern begünstige, als sie selbst — sich freuten, und Hunderte von redlichen Leuten — die es wußten, wie viele Menschen der reiche Kaufmann in Nahrung gesetzt hatte — sich betrübten. Er selbst aber trug sein Unglück nicht eben wie ein Weiser, doch auch nicht ganz wie ein Thor. Es wurmte ihn recht innig, als er seine bequemen Zimmer räumen, seine reichbesetzte Tafel und seine zahlreiche Bedienung entbehren mußte, als seine liebsten Sklavinnen fortgeführt wurden, und die Freunde, die sich sonst zu ihm gedrängt hatten, bei ihm vorüber gingen, ohne sich seiner im mindesten zu erinnern. Dennoch erschoß er sich — nicht; er suchte vielmehr aus allen Winkeln kleine Ueberreste seines Vermögens hervor, und brachte ein Sümmchen zusammen, das eben hinreichte, um in einer wohlfeilen Gegend etwas Land zu kaufen, dem er durch Arbeit und Schweiß den nöthigsten Unterhalt für sich und seine vier Söhne abgewinnen wollte. Die Familie durchzog einen guten Theil von Persien, und ließ sich endlich in der Provinz Kusistan nieder.

Das Landleben hat bei allen Reizen, mit welchen es von den Dichtern ausgeschmückt wird, dennoch einige Unbequemlichkeiten; schwere Arbeiten nämlich bei großen Entbehrungen. Lust und Liebe zum Dinge macht freilich jene leicht zu thun und diese leicht zu tragen, und das Gelingen der Unternehmungen gewährt dann auch süßen Lohn. Aber Hossein bearbeitete seine Felder weder mit Lust noch mit Liebe, weil er immer der Zeit gedachte, wo ihm einige Federstriche wie mit einem Zauberschlage Hunderte und Tausende einbrachten. Wie viel Schweißtropfen kostete dagegen ein Morgen Ackers, um ihn zu pflügen, zu besäen, davon zu erndten und dann das gewonnene Getreide zu dreschen und zu reinigen. War nun am Ende von den eigenen Bedürfnissen etwas erübrigt und nach der Stadt zum Verkauf gebracht, wie wenig wurde damit gewonnen! Es war kein Wunder, daß bei dieser Verdrossenheit auch seine

Söhne wenig Neigung zum Landbau bekamen. — Indem nun Hosseln die sehnsuchtsvollen Blicke nach einer unwiederbringlich verschwundenen Lebens-Periode hinwandte, die er, aller Sorge und Unruhe vergessend, mit den lebhaftesten Reizen ausschmückte, und indem er dabei, wie jeder Thor, alle Annehmlichkeiten verschmähte, welche die Gegenwart ihm darbot, beschlich ihn, bei so eitlem und nie befriedigtem Verlangen, das Alter. Als er sein Ende nahe fühlte, rief er seine Söhne: sie traten um sein Lager her, und er sprach zu ihnen folgende Worte: „Meine Kinder! Alles, was ich Euch hinterlassen kann, besteht in diesem Hause und dem Lande, das dazu gehört. Das ist freilich ein kümmerliches Erbtheil; doch besitze ich noch ein Geheimniß, welches ich Euch nicht früher anvertrauen durfte, und das hoffentlich von größerem Werth für Euch seyn wird. In den schönsten Tagen meines Glücks lernte ich einen Mann kennen, der an Weisheit die Sterblichen weit überstrahlte. War er einer der uralten Magier oder der Brahmanen, stammte er von jenem Urvolk ab, welches vom Himmel aus seine Kinder nach Sina, Indien, Persien und Baktra ausgesandt hat, oder gehörte er gar einer höheren Ordnung der Dinge an, ich weiß es nicht. Genug, er sprach von der wundervollen und schrecklichen Umgestaltung der Erde, von der Bevölkerung Asiens, wie sie durch die Bewohner der heiligen Höhen in Tibet geschehen, wie die Erkenntnisse, Einsichten, der heilige, aus der Anschauung entsprossene Glaube nebst der reinen Sitte einer Unschuldswelt bald verdunkelt und verschwunden, wie Eigensucht und Tücke an ihre Stelle getreten, die jetzt, vereint mit Despotie und Blutvergießen, die Welt verödeten, und das Erdenglück aus allen, auch noch so reich von der Natur begabten Ländern verscheuchten; von Allem diesen sprach er, als sey es in seiner Gegenwart geschehen. Zerduscht und Confutse und viele andere Weise, deren Namen vergessen und verloren sind, wie ihre Lehren, waren ihm vertraute Freunde gewesen; und so wie ihm in der Vergangenheit nichts fremd war, so hell war auch sein Blick in die Zukunft. Auch mich hat Alzim — so heißt der Weise — auf meine Bitte in dieselbe schauen lassen; aber dieser Blick giebt keinen Trost und vermehrt unsere Weisheit nicht, denn sonst würde ich den Umsturz meines Glücks gelassener angesehen, und auf den Anbau eines neuen, wiewohl unscheinbaren, mehr Kraft und ruhiges Nachdenken verwendet haben."

„Es lebte in Balsora ein Greis, der hatte fast zu gleicher Zeit sein Vermögen, seine Kräfte und seine Kinder verloren. Ich nahm ihn zu mir ins Haus und pflegte seiner siebenzehn Jahre hindurch bis an seinen Tod mit kindlicher Zärtlichkeit. Er, und mehr noch sein Vater, waren Feinde des meinigen gewesen. Man suchte ihn oft bei mir verdächtig zu machen, als spottete er meiner hinter dem Rücken; ich achtete dessen nie und veränderte mein wohlwollendes Betragen gegen ihn nicht, noch ehe ich erfahren hatte, daß nur der Neid durch seine Verläumdungen ihm meinen Schutz entziehen und die Ruhe seiner letzten Tage verkümmern wollte. Diese, wie es mir schien, unbedeutende Kleinigkeit hatte mir Alzim's Gunst erworben. Ich fragte ihn daher, als er mir in dunkeln Worten meine trübe Zukunft enthüllte: ob sie auf keine Weise ab zu wenden oder zu erleichtern wäre? Nein, sagte er, das Schicksal hält einen festen, aber auf die Weisheit und Thorheit, auf die Tugend und das Laster begründeten Gang. Willkührlich in dieses Räderwerk eingreifen kann selbst die ewige Weisheit nicht, eben weil sie die Weisheit ist. Manche Verirrungen vom rechten Wege scheinen unvermeidlich zu seyn; aber es ist dem Menschen freie Kraft gegeben, täglich Gutes zu wollen und durch ernsten Willen zu wirken. Was davon gelingt, steht wie ein unverweilklich blühendes Blumenbeet in allen den öden Wüsteneien da, in die er oft, ohne zu wissen wie, doch nie ganz ohne eigenes Verschulden, verschlagen wird. Sie stärken und trösten durch ihren Anblick und ihre Düfte den müden Wanderer, der zuweilen bis zum Ende seiner Laufbahn wenig Ruheplätze und wenig Erquickung mehr findet. — Jedes dieser Worte klang mir prophetisch, dunkle Ahnungen erfüllten mein Herz mit schauriger Wehmuth; doch jetzt ist auch dieser schwere Lauf vollbracht, ein heiteres Morgenroth schimmert mir von Jenseits herüber."

Schon lange flossen still die Thränen der Söhne; nimmer hatten sie solche Worte vom Vater gehört, er schien mit fremder Zunge zu ihnen zu reden. Jetzt wurde er durch ihr lautes Schluchzen unterbrochen. Er hielt, um neue Kräfte zu sammeln, einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort: „Setzet Eurer Betrübniß Schranken. Das Leben ist für eine lange Trauer zu kurz. Was beklaget Ihr denn auch so sehr? Eine Trennung, die vielleicht nur wenige Jahre dauert! — und ein Jahr, wenn es verschwunden, ist auch nicht mehr als ein Augenblick. Wenn der Tod Euch als ein Uebel erscheint, so müßt Ihr ihn doch als das kleinste erkennen, das unter zwei Uebeln möglich war. Das Leben erhält ganz allein nur dadurch Werth, daß es enden kann, und enden muß. Doch ich eile, um zu schließen. Ich empfahl dem weisen Alzim Eure Wohlfahrt, meine Kinder! Ich will thun, antwortete er, was ich kann; sie mögen mich nach deinem Tode aufsuchen, tief im Walde von Kom ist meine Behausung. Dort will ich unter sie einen Schatz vertheilen; es bleibt aber ungewiß, ob der Besitz desselben oder sein Verlust sie dem Glücke näher bringen wird. An meinem Rathe will ich es ihnen nicht fehlen lassen! — Jedoch, meine

Kinder, hüthet Euch wohl, zu glauben, daß ein solcher Rath den Weg untrüglich bezeichnen könne. Es hängt Alles —!" Hier überfiel den Vater ein Stickfluß, welcher sein Leben endigte.

Die nächste Pflicht der Söhne war jetzt, das Begräbniß ihres Vaters zu besorgen. Kaum war dies geschehen und die verordnete Todtenfeier vollendet, als sie sich auf den Weg nach dem Walde von Kom machten. In die uralte Nacht desselben dringt nur selten ein Sterblicher; Schauder überfällt den Wanderer, wenn er sich der heiligen Stille nahet, in der kein reißendes Thier und kein Raubvogel hauset. Fernhin hört man den leisen Fuß der Gazelle und des Rehes und das Girren der Holztaube. Hier wanderten sie einen ganzen Tag auf einem wenig betretenen Pfade, den ein ehrwürdiger Derwisch ihnen bei dem Eingange gezeigt hatte. Mit Grauen sahen sie den Einbruch der Nacht. Die einzelnen Strahlen des Mondes, die nur spärlich durch die dichte Verlaubung brachen, schienen bloß die Finsterniß in ihrer ganzen Erhabenheit sichtbar zu machen; ihr täuschendes Licht schuf bald näher, bald ferner neue Schreckgestaleen. Plötzlich standen die Wanderer vor einem kleinen Hause; beklommenen Herzens traten sie hinein. Sie fanden keine Spur eines Bewohners, nur in einem Zimmer eine brennende Lampe, neben derselben eine Tafel von schwarzem Marmor, auf welcher mit goldenen Buchstaben die tröstenden Worte standen: „Wanderer, genieße sonder Furcht der Ruhe und jeder Erquickung, welche Alzim Dir beut. Nur unter seinem Schutze konntest Du bis hieher gelangen." — Nachdem sie dies gelesen, erblickten sie eine Tafel, welche mit Fleischspeisen und Früchten besetzt war, und wo aus vier goldenen Bechern ein köstlicher Wein von Schiras ihnen entgegen duftete. Nachdem sie das Mahl genossen hatten, legten sie sich auf weichen Polstern, die mit den feinsten persischen Teppichen bedeckt waren, zur Ruhe, und labten ihre ermüdeten Glieder.

Am frühen Morgen setzten sie ihren Weg wieder fort, und gelangten endlich zu einem freien Platze, wo sich ein geräumiger Palast erhob, der durch seine Bauart und durch seine bildlichen Darstellungen an die Ruinen von Persepolis erinnerte. Das Ganze war völlig gut erhalten, sprach aber den Beschauer durch seltsame und räthselhafte Verknüpfung und Gestaltung als ein Denkmal einer dunkeln Vorwelt an, von welcher jede Kunde längst verhallet ist. Es flößte Ehrfurcht ein und große Gedanken, die über alles Gemeine weit erheben. Mit diesen Empfindungen betraten sie die Vorhalle. Ein Jüngling, dessen Hoheit und feierlicher Ernst trotz seiner milden Jugendblüthe an die Ewigkeit mahnte, und der ein Unsterblicher in irrdischer Hülle zu seyn schien, kam ihnen entgegen. Sie wollten ihm ihr Anliegen eben vortragen, da sprach er: „Ich kenne Euch, Bekir, Mesrou, Sadder und Tai; Ihr seyd die Söhne eines Vaters, der nicht mehr unter Euch wandelt. Alzim wird das Versprechen erfüllen, das er dem Verblichenen gethan, Ihr werdet mit Golde beladen heim kehren; doch müßt Ihr zuvor Euch eidlich verbinden, den Rath, den Ihr aus seinem weisen Munde vernehmen werdet, getreulich zu befolgen." Er zog darauf eine Rolle heraus, welche, gleich dem Gewande des Jünglings, dem Gewölbe des Himmels an Farbe glich. Er entfaltete sie langsam; sie war mit silbernen Sternen besäet, aber die Stellung derselben bildete eine Schrift in unbekannten Zügen. Der Jüngling las langsam und feierlich: „Der Ewige regiert das Schicksal der Sterblichen, und bereitet sie, Genossen einer höheren Ordnung der Dinge zu werden. Der Wunsch aller Thoren, das glänzende Glück, ist nicht seine segenreichste Gabe; aber auf dem Pfade der Weisheit und Güte läßt er auch über Dornen die Blume der Zufriedenheit entsprießen; denn er ist barmherzig und will gern erfreuen." — Jetzt rollte sich das Pergament zusammen, Alle mußten die Rechte darauf legen und den geforderten Eid leisten. (Die Fortsetzung folgt.)

Gesammelte Stengel.

Wir müssen Uebel (Schaden) und Böses wohl von einander unterscheiden; jenes hängt von der Natur, dieses von dem Menschen ab.

Der Mensch ist am größten, wenn er das thut, wozu ihn die Natur bestimmt; umgekehrt — am kleinsten.

Epiktet's Bemerkung ist sehr wahr, wenn er sagt: „Ich betrachte alle Völkerschaften als Glieder eines großen und ungeheuren Menschenkörpers." — Viele Völker sind der Arm, mit welchem sie auf andere, die der Rücken sind, losschlagen. Viele Nationen sind der Fuß, auch einige wohl gar die Nase, bei der sie von andern Nationen herum geführt werden (Exempla sunt odiosa!).

Es giebt viele Menschen, die nur in Gesellschaft eine Stimme haben; befinden sie sich allein, so verlieren sie dieselbe, wie der Hund, welcher in der Wüste lebt, auch mit der Zeit seine Stimme verliert.

Selbst die Verstümmelung beweist, wie sehr der Mensch sich liebt; und die Nationen, welche die stärkste Selbstliebe hatten und haben, z. B. die Griechen, Römer, Japanesen, Schweizer und Engländer, brachten auch die meisten Selbstmörder hervor.

Die Liebe ist im Leben das Schönste, aber die Treue das Edelste. Friedrich v. Wichert.

Treue der Schönen.

Daß Schönen gern dem Wechsel sich ergeben,
Ist leider! kein ersonnenes Pasquill:
Wer bis zum Tod ein treues Liebchen will,
Wünscht sich mit andern Worten — kurzes Leben.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Heut will ich Ihnen einige Begebenheiten aus unsrer Zeit berichten, die erst neulich laut bar wurden: Im letzten schwedischen Kriege, als die russische Armee von Lapo aus in's Innere von Finnland zurück ging, blieb der ganze Theil von Wasa bis Tavastbus und Abo unter dem Schutz des General-Majors Grafen Orlow-Denissow, der den Befehl erhielt, diese Position mit aller Macht zu behaupten. Er erfährt, daß der Feind ihn von allen Seiten einschließt. Der unerschrockene Orlow ergreift das einzige Rettungsmittel, nämlich dem Feinde zuvor zu kommen und ihn vor der Vereinigung einzeln zu schlagen; er ist von dem Erfolge überzeugt, da ihm die Tapferkeit seiner Truppen bekannt ist. Eines beunruhigt ihn, daß nämlich die leichte Artillerie unter dem Commando eines jungen Offiziers steht, der ohnlängst erst aus dem Cadetten-Corps ausgeschieden. Er ruft ihn zu sich, unterrichtet ihn auf's genaueste von dem, was er zu thun hat, und räth ihm, die alten, im Dienst erfahrnen Feuerwerker zu Rath zu ziehen. Das Gefecht beginnt. Der erste Kartatschen-Schuß der feindlichen Batterie nimmt den Säbel des jungen Offiziers, verwundet mehrere Leute und Pferde, und beschädigt das Geschütz. Der Offizier, welchen der Befehlshaber nicht aus den Augen ließ, wurde von diesem Unfall nicht im geringsten verwirrt. „Kinder, wir haben uns im Augenmaaß versehen!" sagt' er, kommandirt: Vorwärts! und stellt sich so nahe, daß die Kartatschen-Schüsse über die Soldaten hinweg flogen, die Batterie bald schweigen mußte und die Jäger das Defilee erobern konnten. — Als Platoff noch Obrist war, mußte er mit tausend Kosacken die Wagenburg und den Proviant der Armee, welche durch die Kaukasischen Gebirge ging, geleiten. Unvermuthet wird er von 15,000 ausgesuchten gepanzerten Gebirgs-Bewohnern umringt. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit macht Platoff aus den Wagen ein Retranschement und bereitet sich zur Gegenwehr. In dieser Lage hält er mehrere Anfälle des Feindes aus; endlich beschließt Letzterer, die Russen auf eine Flintenschuß-Weite ein zu schließen, sich hinter die Steine zu postiren und ein ununterbrochenes Gewehr-Feuer zu unterhalten. Platoff, der die ganze Gefahr dieser Unternehmung erkennt, dem Feinde nicht schaden kann, Mangel an Wasser und Proviant vorher sieht, beruft einen Kriegsrath. In demselben bieten zwei Kosacken sich an, zur russischen Armee sich durch zu schlagen, um diese von der Gefahr ihrer Kameraden zu benachrichtigen. So sehr ihre Herzhaftigkeit und die Schnelligkeit ihrer Pferde bekannt war, so schien doch Allen dies Unternehmen unmöglich und unausführbar, denn sie mußten durch Steinklüfte, die von dem Feinde besetzt waren. Jedoch entschloß man sich, auf ihre wiederholte Bitte, sie auf zu opfern, und zwei Tage der Antwort zu harren. Mit Tages-Anbruch ließ man sie aus dem Retranschement; der Feind bemerkte es gleich und bereitete sich, sie auf zu fangen; allein die Kosacken flogen gleich dem Winde durch ihre Pfeile und Kugeln, und durchdrangen im Angesichte ihrer Kameraden die erste feindliche Linie. Einige der Besten des Feindes verfolgten sie, man hörte ein beständiges Gewehr-Feuer, und Alles zitterte für die zwei Braven. — Die Lage der Russen wurde immer gefährlicher, als der Feind am andern Tage plötzlich die nächsten Berge verließ und sich versteckte. Dies deutete auf die Ankunft der russischen Armee. Einer jener Kosacken-Helden ward das Opfer dieser Unternehmung; der Andere, mit Wunden bedeckt, so wie auch sein Pferd, erreichte sein Ziel und benachrichtigte die Arrier-Garde von der kritischen Lage Platoffs. Zu bedauern ist, daß man die Namen dieser Helden nicht aufgezeichnet hat. Ein ähnlicher Beweis von Tapferkeit der Kosacken wurde im türkischen Kriege, unter den Befehlen des Fürsten Potemkin des Tauriers, gegeben. Die Türken unterstanden sich nicht mehr, kleine Partien ab zu theilen, weil sie immer von den leichten Truppen aufgefangen und geschlagen wurden; daher war es auch nicht mehr möglich, einen Feind zu fangen, um die Macht der Türken zu erfahren. Im versammelten Kriegsrathe wurde beschlossen, 200 Freiwillige auf zu fordern, die plötzlich auf die Mitte des Feindes fallen und sich bemühen sollten, einen oder mehrere Gefangene zu machen. Der Entschluß sollte schon ausgeführt werden, als zwei Kosacken, Pikadoroff und Medwedeff, vor dem damaligen Brigadier und nachherigen Hettmann Orloff erschienen, und ihn baten, sie zur Ausführung dieses Plans zu gebrauchen. „Zweihundert Mann schicken", sagten sie, „heißt 200 tüchtige Menschen aufopfern; erlaube uns Beiden, Vater, den Versuch zu machen, wir kennen die Wege und sprechen türkisch, schaffe uns nur zwei gute Pferde. Gott ist gnädig, wir bringen Dir Gefangene!" Orloff berichtete an Potemkin und versicherte zugleich, daß man den beiden Kosacken wohl trauen könne. Pot mkin ließ ihnen zwei die besten Pferde geben und sie eilten von dannen. Auf verschiedenen Umwegen kamen sie hinterrücks bis zur türkischen Armee. Lange warteten sie, endlich werfen sie sich, im Angesicht der ganzen zahlreichen Reiterei, auf einige Reiter, die aus der Reihe heraus geritten waren, reißen sie von den Pferden, heben sie auf die ihrigen und jagen zurück. Tausend Arnauten sprengten, tausend Kugeln flogen nach; allein die Kosacken kamen mit ihren Gefangenen, die vor Schreck und Müdigkeit halb todt waren, glücklich an, und von ihnen erfuhr man die Lage des Feindes. Bg.

Prag. Obgleich Böhmen nächst Italien die Heimath der Musik ist, und aus seinem Schooße eine Menge Musiker, Künstler und — Pfuscher ausgehen, so mangelt es doch dieser Menge an Erzeugungskraft, und wirklich auch an Unterstützung in der Heimath selbst. Die Künstler wandern aus, und man kömmt in Versuchung, von ihnen zu sagen: sie sind wie die Rebhühner; sobald sie merken, daß ihnen die Federn wachsen — weg sind sie! Daher ist auch der Musik-Verlag in Prag von geringer Bedeutung. Mit den Künstlern ist die heimische Kunst davon gegangen, und selbst die wenigen Meister, welche in der alten Hauptstadt der Czechen zurück geblieben, opfern selten auf dem Altare der Harmonie. Rühmliche Ausnahme macht Herr J. W. Tomaschek (Compositeur bei dem Grafen von Bucquoi, einem abstrakten und sehr verdienstvollen Gelehrten, geachteten Schriftsteller und Mäcen der Wissenschaften und Künste), welcher im verflossenen Jahre eine große Messe im Stich heraus gab, und im Laufe des gegenwärtigen neun Hefte Lieder von Goethe und eine Romanze von der Frau von Pichler. So wenig Aufmunterung findet jedoch hier die Kunst von Seiten der kaufmännischen Spekulation, daß Hr. Tomaschek, um jeder Verzögerung aus zu weichen, diese musikalischen Werke im eigenen Verlage besorgt. — Der Buch- und Musikalien-Händler Hr. Enders, und der Kunsthändler Hr. Berra, sind die einzigen, die von Musikalien etwas verlegen. Ersterer besonders nimmt sich der Kunst überhaupt an, besitzt zahlreiche und treffliche Verkaufs-Gegenstände, und verlegt noch am meisten bedeutendere Werke. So ist eben bei ihm der zweite Theil der Guitarre-Schule von Kniże erschienen, dann eine Sonatine von Tomaschek, und Komus, ein Heft Gesellschafts-Lieder von Pol. Hr. Enders ist gesonnen, ein möglichst vollständiges Lager von Musikalien zu sammeln, um jede Kauflust befriedigen zu können. Seine Thätigkeit, so wie die passende Lage seines Handlung-Gewölbes, mit dem gehörigen Raume zu einem weit umfassenden Geschäfte geeignet, begünstigen die Realisirung seines Vorhabens. — In der hiesigen Zeitung wird ein Schneider vorgefordert, der sich „unwissend wohin" von Prag entfernt hat; — der arme Schneider! — wo wird der umher irren, wenn er selbst nicht weiß, wohin er geht! Solche Schnitzer gegen den Sinn der deutschen Sprache und die Logik sind hier nichts Seltenes! R — e.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 8. Dezember. 196stes Blatt.

Constantinopel.

(Aus dem Englischen.)

Da Constantinopel zwischen zwei Meerengen liegt, deren eine gegen Nordosten von dem Ausflusse des schwarzen Meeres, und die andere gegen Südwesten von einem Theile des Meeres von Marmora gebildet wird, so ist — im Fall eine feindliche Flotte während des Frühlings und Sommers jene Meerengen beherrscht — die Stadt der höchsten Gefahr ausgesetzt, und zwar durch die Wegnahme oder Anhaltung ihrer von Alexandria kommenden, mit Reis, Korn und andern Lebensmitteln beladenen Schiffe, auf welchen ihre Subsistenz beruht, und deren Ausbleiben Empörung und Aufruhr zur Folge haben würde.

Gänzlicher Mangel an Schiffs-Bedürfnissen macht es den Türken unmöglich, bei Constantinopel eine Kriegsflotte zu unterhalten, und stellt die Stadt jeder feindlichen Seemacht bloß. Die Kriegsschiffe, welche die Türken zu Trebisonde am schwarzen Meer erbauen, können durch eine bei dem thrazischen Bosphor aufgestellte Flottille leicht abgehalten werden, der Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. — Die Türken sind genöthigt, ihre Schiffe aus frisch gefälltem Holze zu erbauen, und dies macht die Kriegsschiffe anderer Nationen den ihrigen im Gefecht weit überlegen; auch wird ihr Mangel an guten Seeleuten ihnen nie erlauben, eine starke und zahlreiche Flotte auf zu stellen. Ihre besten Matrosen sind Afrikaner oder Griechen, und diese Hülfsquelle kann ihnen völlig abgeschnitten werden. Die Mehrzahl der türkischen Seeleute ist ein Gemisch von Sklaven aus Constantinopel und aus der Barbarei und von europäischem Gesindel; es ist daher leicht zu glauben, daß, in Vergleich mit den Seeleuten anderer Mächte, die türkischen schlechte Helden sind.

Die Flotten, welche gegen die Türken ausgesandt werden, um sich der Meerengen zu bemächtigen, müssen ihre Stationen vor denselben immer schon im April und Mai einnehmen, sonst kommen sie zu spät, um der Hauptstadt die zu ihrer Subsistenz unentbehrliche Zufuhr von Lebensmitteln für das Jahr ab zu schneiden.

Man giebt die Bevölkerung von Constantinopel zu 800,000 Individuen an, deren größter Theil aus Christen und Juden besteht, von denen die Türken im Herzen verabscheut werden: und es ist mehr als wahrscheinlich, daß jene, im Fall einer Belagerung und Hungersnoth, gemeinschaftliche Sache mit dem Feinde machen und ihm kräftig beistehen würden, das, aller Kultur so lange schädlich und gefährlich gewesene türkische Reich zu zertrümmern. — Hätten die Russen eine englische Flotte zum Beistande, so wäre ihnen jeder Theil des türkischen Reichs offen. Der ihnen dann nicht zu verwehrende Durchgang durch die Meerenge würde sie in den Stand setzen, sich der türkischen Hauptstadt bis auf 300 Schritte zu nähern.

Die Meerengen werden zwar durch die beiden Dardanellen-Schlösser bewacht: allein von diesen kann immer nur eines gehörig vertheidigt werden. Die zur Vertheidigung des einen Schlosses erforderliche Macht kann wegen des Kanals, der sie beide trennt, das an-

dere weder schützen, noch unterstützen; und sobald nur eines von diesen Schlössern genommen ist, findet eine Flotte keine Schwierigkeit, hindurch zu gehen und Constantinopel an zu greifen.

Das auf der asiatischen Seite liegende Dardanellen-Schloß erhebt sich wenig oder gar nicht über die Meeresfläche und ist im Viereck erbaut. Da der Boden um dasselbe eine Mischung von Sand und Damm-Erde ist, so nimmt er Festigkeit an und taugt daher zur Eröffnung der Laufgräben. Das Schloß auf der europäischen Seite ist eyrund und liegt am Fuße eines Berges, dessen Gipfel ohne Festungswerke ist; der Boden umher ist fest und ohne Sand und Gestein. Ein Kommandant und ein Paar Artilleristen sind gewöhnlich die ganze Besatzung des Schlosses.

Für eine die Türken bekriegende Seemacht ist es zweckmäßig, sich der Korn-Vorräthe auf der Insel Candia zu versichern, und die Insel Marmora zu nehmen, oder einen andern Ort in der Nähe von Constantinopel, wo die Landtruppen lagern und sich halten können, ohne zu weit von dort sich entfernen zu müssen.

Ein zu Lande gegen die Türken geführter Krieg verspricht keinen so guten Erfolg, als wenn er zur See und von der Seeseite gegen sie geführt wird. Das türkische Gebiet ist im Ganzen nicht viel mehr, als eine unangebaute Wüste; feindliche Heere finden daher nirgends ihren Bedarf an Nahrungsmitteln für Menschen und Pferde; auch leiden die Bewohner desselben aus diesem Grunde von einer ihr Land überziehenden Armee unendlich weniger, als wenn es wohl angebaut wäre und durch feindliche Einfälle zur Wüste gemacht werden könnte.

P. — s.

B a t h m e n d i.

(Fortsetzung.)

„Folget mir!“ sprach hierauf der Jüngling, indem er sich wandte. Er führte die Brüder durch mehrere Höfe und Gänge. Alle durchbebte ein geheimer Schauder bey der Erwartung der Dinge; nur Tai war ruhiger, denn ihn beschäftigte noch etwas, das er höher hielt, als Alzim's Gold. Der gute Rath, den dir Alzim geben will, dachte er bei sich selbst, könnte dich leicht zu etwas verbinden, was deine bisherige Lebensbahn ganz veränderte. Das geht aber nicht an, denn du hast deinen Plan schon so lange im Herzen getragen, und so reiflich überlegt; und was wäre denn des Menschen Treiben und Thun, wenn es nicht auf die Ueberlegung gebaut seyn sollte? Geschworen hast du aber einmal; der beste Rath ist wohl, den Rath gar nicht zu vernehmen, den du befolgen sollst. Merkt Alzim die List, und erzürnt er darüber, so mag er sein Gold behalten; wenn er dir nur die Hände läßt, so bist du zufrieden! — Während dieses Selbstgesprächs verstopfte Tai, der, als der Jüngste, die Reihe schloß, beide Ohren ganz dicht mit Baumwolle.

Jetzt wurde das Gemach eröffnet, wo Alzim auf einem Throne saß. Sie warfen sich vor demselben nieder; allein er gebot ihnen, auf zu stehen, redete freundliche Worte mit ihnen, und ließ eine mit Goldstücken gefüllte Kiste herein bringen, welche in vier Säcken vertheilt wurden. „Diese Säcke würden Euch auf Eurem weiten Heimwege zu sehr belasten“, sprach er nun, „daher habe ich für Jeden von Euch noch ein Maulthier bestimmt, um Euch die Reise zu erleichtern. Es kommt jetzt darauf an, daß Ihr auf Eurem Lebenswege früher oder später ein gewisses Wesen antreffet, in und bei welchem das Glück wohnt. Sein Name ist Bathmendi. Die armen Sterblichen suchen es, gleich Blinden, indem sie umher tappen. Nahe sich also jetzt Jeder von Euch zu mir, damit ich ihm still vertraue, was ich nach dem Willen des Schicksals offenbaren muß. Bekir!“ sagte er nun zum Aeltesten: „Dir fehlt es nicht an Muth, Du hast Talente für den Krieg, und der Perser-König sendet eine große Armee gegen die Türken; eile ihr nach, nimm Dienste, im Lager der Perser magst Du Bathmendi erwarten.“ — Bekir trat mit einer tiefen Verbeugung zurück, und brannte schon vor Begierde, seinem Ziele nach zu eilen.

Jetzt gab Alzim dem zweiten Sohne, Mesrou, ein Zeichen, sich zu nahen. „Du hast“, sprach er, „viel Anlage für das Hofleben; Geschmeidigkeit und die Gabe der Verstellung fehlen Dir nicht. Gehe an den Hof, und suche dort Bathmendi. — Du, Sadder!“ sagte er nun zum Dritten; „Du hast eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft; Dir erscheinen die Dinge nicht, wie sie sind, sondern wie Du willst, daß sie seyn sollen; Dein Genie nimmt zuweilen einen so hohen Flug, daß der gemeine Menschenverstand weit zurück bleibt. Du bist zum Dichter geboren. Wandere nach Agra; unter den schönen Geistern und den reizenden Damen dieser Stadt kannst Du Bathmendi finden.“ — Tai hatte um so aufmerksamer Alles beobachtet, was vorging, je weniger Dienste ihm das Gehör leistete. Er sah, wie nach der Vertheilung des Goldes jeder seiner Brüder, in der Folge des Alters, die Stufen des Thrones hinan stieg, um sich Alzim zu nähern, der, wie es ihm vorkam, leise mit ihnen sprach. Die Miene des Greises blieb freundlich, doch glaubte er auch einigen Spott darin zu lesen. Von der übelsten Vorbedeutung schien es ihm zu seyn, daß Alzim jedem seiner Brüder, indem sie die Stufen des Thrones herab stiegen, einen wehmüthigen Blick nachschickte. Sie aber drückten in ihren Mienen eine so frohe Zuversicht aus, daß es ihm fast leid ward, seine Ohren verstopft zu haben. Doch dies war nun nicht zu ändern, und er mußte dem Winke folgen, der ihm gegeben wurde. Alzim betrach-

tete ihn einige Sekunden mit einem forschenden Blick, dann sagte er ihm einige Worte mit einer Miene von unverstellter Freundlichkeit, und hatte ihm, wie er von Sadder erfuhr, einen Blick voll heiteren Wohlwollens nachgeworfen.

Auf der Heimreise wurde gar wenig gesprochen; dennoch währte Keinem die Zeit lang, weil sich jeder der drei älteren Brüder mit der Laufbahn beschäftigte, die ihm vorgezeichnet war, und seine Einbildungskraft bei tausend lieblichen und glänzenden Scenen verweilte, die ihm die Zukunft zu verheißen schien. Keiner ließ seine Gedanken laut werden, denn das geheimnißvolle Flüstern ihres Wohlthäters deutete auf Verschwiegenheit. Tai, den kein fremder Rath in die Welt hinaus stieß, weilte in Gedanken auf den väterlichen Fluren, und hoffte, dort seine liebsten Wünsche erfüllt zu sehen.

Nach ihrer Heimkunft ließen es endlich die Brüder verlautbaren, daß sie reisen müßten. Sie wollten ihr väterliches Erbe verkaufen und Tai brachte es an sich, nachdem er Jedem seinen Antheil baar ausgezahlt hatte. Er umarmte sie, wünschte ihnen glückliche Reise und blieb nun allein in seinem Hause. — Jetzt dachte er zuerst an die Ausführung eines Planes, der ihm schon sehr lange am Herzen gelegen. Amine, die reizende Tochter seines Nachbars, hatte seine Liebe gewonnen. Das gute und sittsame Mädchen besorgte verständig das kleine Hauswesen ihres Vaters, und hegte dabei nur zwei Wünsche: den einen, daß sie denselben noch lange in seinem Alter möchte pflegen können: den andern, daß sie Tai's Gattin werden möchte: denn auch sie hatte den Jüngling schon lange mit stiller Sehnsucht geliebt. Beide Wünsche wurden erhört; ihr Vater zog mit zu seinem Schwiegersohn und lebte diesen, der Erde Alles ab zu gewinnen, was sie dem verständigen Fleiße zum Lohne darbietet. — Tai wandte das Geld, das ihm noch übrig war, dazu an, seine Ländereien zu vergrößern und eine Heerde zu kaufen. Die Aecker wurden verbessert, die Wolle seiner Schafe gut verkauft, und da er ein fleißiger Arbeiter und seine Frau eine gute Wirthin war, so vermehrten sich ihre Einkünfte von einem Jahr zum andern. Amine gebar ihrem Gatten jedes Jahr ein Kind. Eine große Anzahl von Kindern, durch welche der reiche Städte-Bewohner zu Grunde gerichtet wird, ist dem Landmann ein köstlicher Schatz. In ihnen wächst ihm eine treue Hülfe für das Alter heran. So war Tai, nach Verlauf von sechs Jahren, als Vater von sechs gesunden und schönen Kindern, als Gatte einer guten und tugendhaften Frau, als Schwiegersohn eines noch munteren und liebenswürdigen Greises, reich überdies an Sklaven und Heerden, der glücklichste und wohlhabendste Bauer von Kusistan.

Seine drei Brüder liefen indessen dem Bathmendi nach. Bekir langte im persischen Lager an; er stellte sich dem Groß-Vezier dar, und bat ihn um eine Anstellung bei demjenigen Theil der Truppen, welcher der Gefahr am meisten ausgesetzt wäre. Seine Gestalt und mehr noch sein guter Wille nahm den Groß-Vezier für ihn ein, und er gab ihm eine Stelle nach seinem Wunsch unter der Reiterei. Bald darauf wurde eine Schlacht geliefert; Bekir that Wunder der Tapferkeit; er rettete seinem General das Leben, und nahm den Anführer der Feinde mit eigener Hand gefangen. Wälder und Berge tönten von Bekir's Lobe wieder; wo er sich sehen ließ, erschallte ein freudiges Hurrah. Wer singen konnte, sang Siegeslieder zu seinem Preise und alles Volk feierte den Ruhm des Helden von Persien! Daß er so Wenigen bekannt und so plötzlich erschienen war, gab seinen Thaten den Reiz des Wunderbaren, und nichts wirkt stärker auf die Menge, die nicht eher zufrieden war, als bis der Groß-Vezier ihren Helden mit allen schimmernden Ehrenzeichen der höheren Anführer geschmückt hatte. — Wenn Bekir jetzt in seiner Pracht vor einem zahlreichen Gefolge durch das Lager ritt, so sah er stets zur Rechten und zur Linken um sich her, hoffend, Bathmendi werde nun erscheinen. Oft harrte er sein bei'm festlichen Gastmahl und wenn er am Abend oder Morgen noch einsam in seinem Zelte saß, blickte er forschend nach jedem Winkel hin. Umsonst, kein Bathmendi ließ sich sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Sprüchwörter.

1.

Wer noch im Jänner sparen muß,
Und reich seyn will am Jahresschluß,
Der wird gehenkt im Julius.

2.

Wer sich eine „Braut mit Geld“
Aus der Ferne zugesellt,
Wird betrogen oder prellt.

3.

Will dein Gläubiger Tausend holen,
Und du hast tausendzehn Pistolen,
Wird die Ruhe dir nicht gestohlen.
Will der Gläubiger Tausend holen,
Und du hast nur achthundert Pistolen,
Sey der Hülfe des Himmels empfohlen.

4.

Mit Flöhen auf zu stehen pflegt,
Wer sich mit Hunden nieder legt.

5.

Gut, daß der Galgen nicht spricht;
Sonst rief er Manchen aus Pflicht.

6.

Spuckt ihr gegen das Sonnenlicht,
Fällt euch Speichel in's Angesicht.

7.

Verzeih'st du deinem Feind,
Stirbst du von ihm beweint.

Haug.

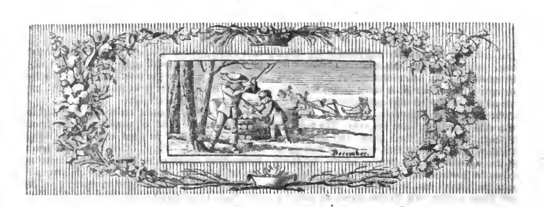
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus Ungarn. „Es schlafen nicht Alle, welche die Augen zu haben!" sagt ein Sprichwort, und auch ich habe seit meinem letzten Bericht nicht geschlafen, ob ich gleich, wie Einige meinten, die bemerkenden Augen geschlossen zu haben schien. Aber muß man denn nicht, will man nicht für ein Ungethüm gelten, sehr oft in der wirklichen, wie in der literarischen Welt, ein Auge, ja beide, und zuweilen ein Ohr zudrucken? — Und „wo die Löwenhaut nicht hinreichen will", sagt Lysander, „muß man einen Streifen Fuchsbalg daran setzen." Also wäre es oft besser gethan, man thäte, als ob man schliefe! — Der Sommer, in welchem uns Jupiter Pluvius alle unsre Freuden zu Wasser machte, uns Männer unter Regenschirme und das schöne Geschlecht in Pleureusen und Dormeusen trieb, wurde nun von dem schönsten mildesten Herbste abgelöst, und wir suchen so viel als möglich die versäumten Promenaden und Garten-Belustigungen nach zu holen. Freilich sind die wärmsten Liebkosungen der herbstlichen Schönen nur Schneeflocken gegen einen milden Brautblick des Frühlings! — indessen man muß für Alles danken. Zwar wird auch am schönsten Sommer hier kein lebhafter Spaziergang gefunden, und der belebende Geist aller öffentlichen Belustigungen, die zaubervolle Grazie „Geselligkeit", findet sich mit ihren zart und sanft verknüpfenden Scherzen, mit ihrem geistreichen Fluidum, nie oder äußerst selten an solchen Orten ein. Die schöne Welt aus den höheren Regionen des Adels fährt vor, reicht der schönen Natur eine Visiten-Karte, und fährt, ohne ausgestiegen zu seyn, wieder zurück, und die andern Spaziergänger der Mittelwelt schleichen stumm an einander vorbei, und Jeder sieht so aus, als ob er froh wäre, wenn er den Spaziergang schon hinter sich hätte. Jeder sucht einen leeren Tisch, und ist unglücklicher Weise keiner mehr zu finden, so setzt man sich so fern als möglich aus einander und trinkt in schweigender Ernsthaftigkeit die edlen Reben-Thränen Pannoniens. Auch dies ist ein charakteristischer Zug der achten Magyaren, daß der Wein sie verschlossener, einsylbiger und tiefdenkender macht, so wie ihre National-Musik und ihr Tanz das Gepräge der Schwermuth tragen. Es ist also für den wahren methodischen Spaziergänger, der gern mit allen Leuchtkugeln und Feuerrädern der Fröhlichkeit das All bombardiren möchte, kein Jubel zu finden. — Eben so wenig Ergötzlichkeiten findet der belletristische Wanderer in den artistischen und literarischen Gefilden, insonderheit der deutschen Zunge. Seit der Erscheinung der „poetischen Erstlinge", von M. G. Saphir, hat nur noch ein Gestirn unsern Horizont erhellt, nämlich: „Perlen der heiligen Vorzeit", von L. v. Pyrker. Wem der Verfasser aus der gediegenen „Tunisias" bekannt ist, wird dies Büchlein gewiß mit Begierde ergreifen, und wenn auch nicht mit gänzlicher Befriedigung seiner Erwartung, doch mit einem günstigen Urtheil aus den Händen legen. Das Ganze enthält drei poetische Schachten: 1) Helias, der Thesbit; ein schimmernder poetischer Dreistrahl aus den Schwester-Farben: „Glaube, Liebe und Hoffnung". 2) Elisa; ein heiteres Himmels-Dach auf den Herkuls-Säulen: Tod und Unsterblichkeit; und endlich 3) Die Maccabäer, worin eine, der patriarchalischen Erhabenheit des Gegenstandes gemäße Diktion und Empfindung herrscht. Das Ganze ist nett, auf Kosten des Ofener Frauen-Vereins, unter der Leitung der achtungswürdigen, um die Menschheit und Tugend gleich verdienten Vorsteherin, Frau Gräfin Brunsweg-Maiteny, in der sich immer mehr vervollkommnenden Universitäts-Buchdruckerei gedruckt. — In ungarischer Zunge verdanken wir dem genialen Dramatiker, Hrn. Karl v. Kisfaludy, das erste ächt vaterländische Taschenbuch unter dem Titel: „Aurora". Aeußere Eleganz und innerer Werth setzen es in den Rang der ersten Taschenbücher des In- und Auslandes. Die vorzüglichsten Literatoren der magyarischen Sprache bereicherten dasselbe. Die Ballade: „Dabozy" (aus den ungarischen Sagen), von Al. v. Kisfaludy, ist, trotz einiger Längen, ein wahres Meisterstück. Eben so verdienen alle Lieferungen des Herausgebers, K. v. Kisfaludy, als: „Ilka und Amida", Drama in einem Akt, „Leben und Tod", Dialog, u. s. w. ehrenvolle Anerkennung. Sehr interessant und vielseitig wichtig ist ein starker Aufsatz „über die Rechte der ungarischen Frauen", von S***. Der fernere Inhalt ist folgender: „Der Sieg bei Kenyér Mezö", ein Helden-Gedicht in fünf Gesängen von Döbrentei. „Villitanz", Novelle vom Grafen Joh Mailath. „Arpad auf dem Pannonienberge", Erzählung von Stephan Horvath. „Ueber den ungarischen Charakter", in Briefen von Szemora. „Die Bestürmung von Erlau", vom Grafen Jos. Teleki. „Sophronia und Olinde", aus dem T. Tasso metrisch übersetzt in Ottave rime von Helmeczy. Das Ganze ist mit dem wohlgelungenen Portrait der Kaiserin, von Höfel, geschmückt und mit guten Kupfern von Arman und Blaschke ausgestattet. Es ist zu bedauern, daß dieser an herrlichen Blüthen so reiche Almanach andern Nationen, der Sprache halber, fast unzugänglich ist; es wäre zu wünschen, daß ein, der deutschen und magyarischen Sprache gleich kundiger Literator (vielleicht G. v. Gaal in Wien?) Einiges davon auf deutschen Boden verpflanzte. — Nun sind wir aber auch mit dem Belletristischen rein fertig; denn einige Wechselbälge der dramatischen Muse, in welchen Paroxismus statt Patriotismus, und Studentengrimm statt Schicksal herrscht, kann man unmöglich unter den wohlgerathenen Kindern der Muse dulden. Auch unsere Journalistik ist sehr hektisch. Die geschätzte „Tudamanyos Gyüjtemenye" ausgenommen, haben wir gar kein rein-scientifisches oder auch nur belletristisches Blatt. Die „Pannonia" ist ganz herunter; für den Tod dieses Blattes ist wahrlich kein Kraut mehr gewachsen, da weder die Congrevischen Witz-Raketen und Phantasie-Minen des Hrn. M. G. Saphir's, noch die gelehrten und wissenschaftlichen Hebel und Walzen des Hrn. Gräffer es in die Höhe zu bringen im Stande waren. Ueberdem ist es zuweilen Monate lang gar nicht sichtlich, taucht plötzlich einmal auf und verschwindet wieder. Doch sehen wir einer neuen Zeitschrift: „Iris", herausgegeben von F. Gräffer, mit Vergnügen entgegen, da Hrn. Gräffer's Energie, seine tüchtige Manier, gehörig ein zu greifen, bekannt ist. Herr Professor Schuster soll willens seyn, eine medizinische Monatschrift heraus zu geben; sein Name bürgt für Treffliches. Auch der Professor und Censor, Anton v. Nagy, geht damit um, eine Zeitschrift in slavischer Sprache erscheinen zu lassen. (Schluß folgt.)

In der Flugschrift: „Kunst der Damen, zu gefallen und zu fesseln", kommt unter Anderem vor: „Wenn eine Frau krank ist, nehme sie ja einen sehr alten Arzt an. Zu groß, zu klein, zu stark, zu mager, Alles muß sie zu verstecken suchen. Sie darf in Gegenwart dessen, den sie fesseln will, nicht niesen, nicht gähnen, nicht ausspucken, nicht sich schnauben, Alles Dinge, die auf der Stelle den Zauber ihrer Reizungen zerstören. Sobald sie die Annäherung des Schnupfens fühlt, muß sie sich nicht vor dem Geliebten sehen lassen. Man erinnert sich eines Ehegatten, der seine junge Frau drei Tage nach der Ehe verließ, weil sie undelikat genug war, ihn ein Geräusch hören zu lassen, welches ihn an das Mittel erinnerte, womit Gargantua einst eine eben entstehende Feuersbrunst auf der Spitze des Thurmes der Kirche Notre-Dame auslöschte. — Eben so müssen die Damen im Ueben der schönen Künste vorsichtig seyn, so sehr diese ihren Werth haben. Ein Bräutigam verließ einmal auf der Stelle seine Braut, weil sie sich unterfangen, den Apollo des Belvedere zu zeichnen." (Miroir.)

Der Physiker Fondard vermag es jetzt, Personen in Zeit von einer Minute aus seinem Hörsaal zu sich nach Hause zu zaubern. Wenn das gegründet ist, muß Jeder sich mit den Reden in Acht nehmen; denn wer weiß, wo er einen Satz vollendet, den er ganz an unbelauschter Stelle zu reden begonnen! (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 10. Dezember. 197stes Blatt.

Bathmendi.

(Fortsetzung.)

Bekir wor so glücklich, wie ein Mann, der gegen Sturm, Regen und Gewitter Zuflucht gefunden hat in einem Hause, das in jedem Augenblick mit Einsturz droht. Je mehr der untergebene Krieger ihn liebte und ehrte, weil sein Muth und seine Geschicklichkeit ihm Vertrauen einflößte, desto mehr verachteten ihn die Satrapen, die bei der Erwähnung seiner Verdienste die Nase rümpften, und fragten: aus welchem Hause er sey? — Die Großen und Edlen des Landes glaubten domals, es könne einem Menschen gar nichts helfen, daß er geboren sey, er müsse nothwendig hoch- oder wenigstens hochwohlgeboren seyn: ohne dieses fehle es seinen Verdiensten, Talenten und seiner Tugend an der gehörigen Grundlage. Nach ihrer Meinung war ein Fahnenträger aus einem guten Hause — gesetzt, daß er auch nicht zehn Mann zu stellen und zu führen verstände, und nebenher ein bischen lieberlich lebte, denn das gehöre einmol mit zu den Prärogativen — weit höher zu achten, als ein Feldherr, der sich durch nichts in die Höhe geschwungen, als durch ein bischen Verdienst; ein Referendarius, der ein gehöriges Wappen im Petschaft führe, sey ein ganz anderer Mann, als ein Präsident oder Minister, der seine Stelle nur einer elenden Schulfüchserei verdanke. Solche Leute — meinten die geborenen Großen und Edlen — entrissen dem Adel, was dem Adel gebühre, und vernichteten oft noch den Glanz solcher Posten durch eine höchst gemeine Liebenswürdigkeit und pöbelhafte Bescheidenheit. Doß Manche aus dem Volk etwas Tüchtiges lernten, wäre ganz in der Ordnung; dadurch machten sie sich brouchbar und erhielten einen Werth, so wie man ja auch ein wohlgeschultes Pferd besser bezahle, als ein nicht zugerittenes; Würde aber könne sich Niemand von diesen Leuten erwerben: die sey ein Vorrecht der Geburt. — Wir ersehen daraus, daß die Perser jener Zeit an wahrer Aufklärung der unsrigen nicht weit nachstanden!

Man erzählte sich nun, der Voter Sr. Excellenz, des Herrn Generals Bekir, habe etwas schreiben und rechnen können, in zwanzig bis dreißig Jahren mit gutem Glück geschachert, und dann, wie gewöhnlich, bonkerott gemacht. Viele beklagten sich, daß auch sie einige tausend Dariken dabei verloren hätten. Ein Anderer erzählte, daß in seinem väterlichen Hause die Frau Mutter Sr. Excellenz Sklavin gewesen; man habe sie aber um ein Billiges hingegeben, weil man sie zu nichts zu brauchen gewußt habe. Wenn Bekir zugegen war, redete man freilich von alle dem kein Wort; aber man hatte dafür gesorgt, daß ihm hinterbracht wurde, was man in seiner Abwesenheit von ihm sprach. Er sah daher täglich Beleidigungen entgegen, die er zwar würde zu rächen gewußt haben, denen er aber nicht vorbeugen konnte.

Unterdessen hatten die Türken Verstärkung erhalten, und griffen unter einem neuen Anführer, nach ihrer Gewohnheit mit großer Wuth, die Perser gerade an der Stelle an, wo sich Bekir's Division befand. —

Das war eine Gelegenheit, nach welcher die Edlen lange getrachtet hatten. Sie wandten zehnmal mehr Geschicklichkeit an, ihren Nebenbuhler vom Feinde schlagen zu lassen, als sie in ihrem ganzen Leben angewendet hatten, selbst nicht geschlagen zu werden. — Bekir kämpfte mit Löwenmuth; allein man gehorchte ihm nicht, man unterstützte ihn nicht. Die persischen Soldaten wollten Widerstand leisten; aber ihre eigenen Offiziere zwangen sie zu einer retrograden Bewegung. Bekir, verlassen und von Wunden bedeckt, fiel in die Hände der Janitscharen. Sobald er halb und halb geheilt war, sandte ihn der Anführer, auf gut türkisch mit Ketten beladen, nach Constantinopel, wo man ihm in einem tiefen Kerker Quartier anwies. „Ach!“ seufzte Bekir, „wohin hat Allim gedacht? Soll ich hier Bathmendi erwarten?“

Der Krieg dauerte funfzehn Jahr, und Bekir's Auswechselung wurde von den Satrapen stets hintertrieben. Der Schach und der Sultan, erwägend, daß man den verheerten Provinzen wenigstens einige Jahre Ruhe schenken müsse, damit sie wieder angebaut und die Abgaben gehörig bezahlt werden könnten, schlossen einen ewigen Frieden, und dadurch wurde auch der gefangene General frei. Er eilte nach Ispahan, um den Groß-Vezier, seinen Beschützer, auf zu suchen, dem er einst das Leben gerettet hatte. Drei volle Wochen vergingen, ehe er vorgelassen wurde; und als dies endlich geschah, so hatten die funfzehn Jahre, welche er im Kerker geschmachtet, so viel von der Blüthe seiner Schönheit und von seiner Jugendkraft hinweg genagt, daß es keinem Menschen, geschweige denn einem Groß-Vezier, zu verdenken war, wenn er ihn in dieser elenden Gestalt und in einer so abgetragenen Uniform nicht wieder erkannte. Doch nachdem ihm Bekir seinen Namen genannt, und der Groß-Vezier die merkwürdigsten Epochen seines glorreichen Lebens durchgegangen war, geruhte er sich zu erinnern, daß ein gewisser Bekir einst so glücklich gewesen wäre, ihm einen kleinen Dienst zu leisten. „Ja, ja!“ sagte er, „jetzt erinnere ich mich wohl; Sie sind ein braver Mann, ich weiß es; aber was wird der Staat für Sie thun können? der ist verschuldet. Ein langer Krieg und die großen Feste haben die Finanzen zerrüttet. Doch, besuchen Sie mich nur wieder, es wird sich schon etwas finden; ich werde ja sehen!“ — „Ach, gnädigster Herr!“ erwiederte Bekir; „geruhen Ew. Hoheit zu bemerken, daß ich ohne Brod bin; ich wäre schon in den wenigen Wochen, seit denen ich eine Audienz bei Höchstdenenselben suche, in meinem Elende umgekommen, wenn nicht ein Soldat von der Garde, ein alter Kriegskamerad von mir, sich meiner erbarmt und seine geringe Löhnung mit mir getheilt hätte.“ — „Hm, hm, was Sie sagen!“ erwiederte der Groß-Vezier, „das ist recht hübsch von dem Soldaten, ja, ja, recht rührend; ich werde es Sr. Majestät erzählen. — Nun, es bleibt bei'm Alten, besuchen Sie mich bald wieder, Sie können sich meiner Gnade versichert halten!“ Und hiermit wandte er ihm den Rücken.

Bekir, der bei seinem Hungermahle eine Veränderung seiner Lage nicht so gelassen abwarten konnte, wie der Groß-Vezier bei seiner vollen Tafel, erschien am folgenden Tage wieder, erhielt aber keinen Zutritt. Voller Wuth verließ er den Palast und die Stadt, mit dem festen Vorsatz, sie nimmer wieder zu betreten. — Entkräftet sank er im Schatten eines Baumes, am Ufer des Senderhout, nieder. Indem er hier sein herbes Schicksal erwog, und die Zukunft, welche ohne alle Hoffnung vor ihm lag, da gab er mit seinem Glück auch sein Leben auf, und erhob sich, um demselben durch einen Sprung in den Strom ein schnelles Ende zu geben. In dem Augenblick fühlte er sich ergriffen von der Hand eines Bettlers, der ihn zurück hielt und ausrief: „Ach, mein Bruder! Bekir, mein Bruder!“ — Bekir blickte ihn an und erkannte Mesrou.

Gewiß kein Mensch wird ohne freudige Rührung bleiben, wenn er, nach einer jahrelangen Trennung, einen Bruder wieder findet; aber ein Unglücklicher, der, ohne Freund, ohne Schutz, ja sogar ohne Hoffnung, im Begriff steht, seinem elenden Daseyn ein Ende zu machen, der glaubt bei einer solchen Erscheinung einen Engel vom Himmel zu erblicken. Sie hingen sprachlos Einer an des Andern Brust und mischten ihre Thränen. Nach dem ersten Erguß der Zärtlichkeit betrachteten sie einander mit Blicken, die eben so viel Erstaunen als Bekümmerniß andeuteten. „Du also auch unglücklich?“ rief Bekir. — „Dies ist der erste frohe Augenblick, seitdem wir uns nicht gesehen haben!“ sagte Mesrou. — Nach diesen Worten umarmten sie sich von Neuem, setzten sich dann unter einen Baum und Mesrou begann seine Geschichte zu erzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Schilderung der Türken.

Zum Gebet sind die Türken mit dem Thebbuch oder einer Art Rosenkranz versehen, der aus neunzig Kügelchen von gleicher Größe besteht, und am Gürtel hängend getragen wird. Sie theilen denselben in drei gleiche Theile, jeden zu dreißig Kügelchen, und sagen an einem dieser Theile dreißig Mal: Soudhan Lallah, Gott ist preiswürdig. An dem zweiten: Eilamd Laliah, Ruhm sey Gott; und am dritten: Allah echer, Gott ist groß. Der Thebbuch ist eine der Hauptzierrathen der Männer, und ihr kostbarster Schmuck. Man findet oft dergleichen von sehr hohem Werthe. Wenn ein Türke auf seinen Thebbuch schwört, so gilt dies als Eid, beträfe es selbst die Wohlfahrt des

Reichs. Ergiebt sich aber, daß sein Schwur falsch gewesen, so muß er die grausamste Strafe erleiden, d. h. in einem Mörser aus Marmor, der am Eingange des Serails steht, lebendig zerstoßen zu werden.

Zu den ältesten und schönsten Denkmälern Constantinopels gehört der Hippodrom, ein großer prachtvoller Platz, auf dem, schon zur Zeit der christlichen Kaiser, wie noch heutigen Tages, Pferde-Wettrennen gehalten wurden. Severus begann den Bau desselben, und Constantin ließ ihn nach dem Modell des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabsehbar lange Reihen von geschmackvollen Säulen — die sich über einander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten — umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze verzierten diesen Platz. Unter andern merkwürdigen Kunstgebilden standen hier auch die vier bronzenen Pferde des Lysippus, die aus Griechenland nach Rom, aus Rom nach Constantinopel, aus Constantinopel nach Venedig, aus Venedig nach Paris gewandert, und jetzt wiederum nach Venedig zurück gekehrt sind. Die Türken nennen diesen Platz gegenwärtig Atmeidan, d. i. Roßplatz, und erinnern dadurch noch an seine ehemalige Bestimmung. Er ist jetzt 400 Schritte lang, 100 breit, und, manche kleine Unebenheiten abgerechnet, fast viereckig. Es befinden sich hier, wenn schon vom Zahn der Zeit etwas benagt, einige kolossale Alterthümer. Zu den merkwürdigsten derselben gehören zwei Obelisken, jeder ungefähr 60 Fuß hoch, und eine Säule, die aus drei in einander gewundenen bronzenen Schlangen besteht. Letzteres Kunstwerk soll, wie man sagt, ein Talisman gegen die Schlangen gewesen seyn, welche Constantinopel und sein Gebiet lange Zeit hindurch heimsuchten, und die erst dann sich wieder zeigten, als Mohamed II. einer von den bronzenen Schlangen den Kopf mit seinem Säbel abschlug.

Die Imans, oder türkischen Priester, sind in der dunkeln Wissenschaft des Alkorans sehr bewandert, den sie, je nachdem es ihnen einfällt, oder vielmehr, je nachdem sie seiner bedürfen, auslegen. Es giebt beinahe nicht Leute von gröberer Unwissenheit, als die türkischen Mönche. Statt aller Antwort auf einen Einwurf, der sie außer Fassung bringt, sagen sie: „es muß nothwendig so seyn, weil der Prophet darüber entschieden hat.“ Es ist ein Glück für die Imans, daß Fremde nicht wagen, sich mit ihnen über ihre Religion in Streit ein zu lassen, weil man sich dabei großer Gefahr aussetzt; sonst würde ihre Weisheit bald erschöpft seyn.

Opern-Zuschnitt.

(Nachstehende Opern-Skizze, welche anscheinend allen sogenannten großen Opern als Muster diente, ist zwar schon bekannt; doch erinnern wir uns nicht, jemals diesen Scherz so vollständig gelesen zu haben, wie ihn neulich eine französische Zeitschrift mittheilte, aus welcher wir ihn übersetzten.)

Imogen und Almansor.

Große heroische Oper, mit Prolog und Epilog.

Inhalt der Oper.

Ein Congo-Fürst, von Lieb' erpackt,
Erreicht sein Ziel im ersten Akt;
Im zweiten wird er umgebracht
Durch Kriegsmacht in der Hochzeit-Nacht;
Im dritten ruft dann in der Luft
Ihn Pallas wieder aus der Gruft.

Personen: Imogen. Almansor. Pallas. Orpheus. Chor.

Vorspiel.

Orpheus (zum Volke).
Herein, der Völker bunte Schaar!
(zum Chor)
Ihr Sänger, nehmt die Tempo's wahr!
(zum Ballet)
Ihr Tänzer, macht die Pas auf's Haar!
(zu Allen)
Begrüßt, besingt, betanzt das Liebespaar!

Erster Akt.

Imogen. Almansor.

Imogen.
Prinz, man vermählet uns!
Almansor.
Ja, man beglückt uns Beide!
Ihr Völker, singt und tanzt, und zeiget eure Freude!
Chor.
Wir singen, tanzen rings, und zeigen uns're Freude!

Zweiter Akt.

Imogen (allein).
O Liebe!
(Fernes, näher kommendes Kriegsgetümmel; Almansor erscheint, von Feinden verfolgt; Gefecht auf der Bühne; Almansor fällt.)
Almansor.
Ach!
Imogen.
Weh!
Almansor (stirbt).
Todt!
Imogen.
O Leiden sonder Zahl!
Ihr Völker, singt und tanzt, und zeiget eure Qual!
Chor.
Wir singen, tanzen rings, und zeigen uns're Qual!

Dritter Akt.

(Almansor todt; Imogen ohnmächtig; Pallas in den Wolken.)
Pallas.
In's Leben kehre!
Imogen (erwacht).
Ach!
Almansor (erwacht).
Ich fühle neue Stärke!
Ihr Völker, singt und tanzt, und preis't der Götter Werke!
Chor.
Wir singen, tanzen rings! Preis diesem Götter-Werke!
(Der Vorhang fällt.)

Epilog.

Gebt and're Namen, streicht die aus,
So werden neue Opern d'raus. **.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

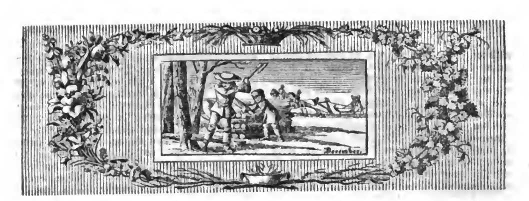
Aus Ungarn. (Schluß.) Nun auch etwas vom Bühnenwesen — da ergreift mich immer ein ordentlicher Schreck, wenn ich auf einmal die Legionen Scribler sehe, die Alle Theater-Notizen schreiben und drucken lassen. O, nie ist etwas Wahreres gesagt worden, als was der „Gesellschafter" in seinem Umschlage allmonatlich einschärft: „Die steten Wiederholungen des Geschwätzes über Schauspieler haben aus unsern Unterhaltungs-Schriften allen Beobachtungs-Geist für vieles Nützliche und Nothwendige verscheucht und verdrängt." Ja wohl, und es ist eines der bösesten Symptome des Umsichgreifens der Verflachungs-Epidemie unsrer meisten österreichischen Blätter, daß sie sich willig zum Ablege-Kasten jedes Unsinns, jedes Wischi-Waschi's, ihnen von Peimanern und schaalen Theater-Aristarchen der Provinz-Bühnen zugesendet, gebrauchen lassen. Theater-Kritik heiße der Klepper, auf dem sich jetzt Alles herum tummelt, und die Besseren schweigen oder reden nur selten, um eine Gemeinschaft zu meiden, die keine Ehre bringt, und daneben sich nicht mit der Eitelkeit der Bühnen-Helden zu bemengen, denen das fadeste Lob lieber ist, als der richtigste Tadel. Unsre Bühne zu Pesth und Ofen, die doch keine der merkwürdigsten ist, beschäftigt wenigstens 20, sage zwanzig Paar Hände, die alle Nachrichten spediren und von deren Inhabern kaum Drei etwas von Kunst verstehen. Fast jeder Schauspieler hält sich einen Leib-Rezensenten. Aus allen Nationen und allen Professionisten sind Leute in Aktivität, die ihr Getrātsch breit schlagen und in Gottes Namen d'rauf los drucken lassen; zahme und leicht zu befriedigende Kunst-Höflinge, die mit ihren nach Wunsch geschliffenen Gläsern bald „große Künstler", bald „unbedeutende Fehler" sehen. „Selig sind die Blinden, denn ihnen gehört das Himmelreich!" — Wenn nun hie und da ein Jemand aufsteht, der nicht in ihren Ton mit einstimmt, sondern ein eigenes Liedlein pfeift, der wird von der Gilde verketzert. So eifert ein Kritiker in der „Panonia" über den armen „Morsago" im „Gesellschafter" und meint, seine Aeußerungen wären ein förmliches Attentat (?!). Ich bitte, nur einige Lächerlichkeiten dieser Anti-Kritik mit an zu hören. Erstens: „Was die Coulissen-Reißerei betrifft, ist dies ein gemeiner Vorwurf (?), da es (wie z. B. „Karl Moor") Rollen giebt, wo es nothwendig erheischt wird." (!!) Ja so! — Zweitens: „Der Vorwurf, daß wir keine Houwaldschen und Raupachschen Stücke sehen, ist ungegründet, denn „der Leuchtthurm" und „das Bild" wird gegeben werden (?) und „die Erdennacht" kann nicht in Anwendung kommen." Das nenn' ich doch etwas widerlegt! — Drittens: „Wie? Herr ** wäre kein Künstler? kein trefflicher Regisseur? Er hat gerichtliche Zeugnisse darüber"!! — und wirklich wird ein Zeugniß beigebracht. Man höre! „Die Theater-Direktion von Ofen und Pesth hält es für ihre Pflicht, Hrn. ** das öffentliche Zeugniß zu geben, daß das Publikum nicht nur denselben als einen Künstler schätzt, sondern auch mit seinen Leistungen zufrieden ist" u. s. w. „Welch Sämmtliches ihm zur „Steuer der Wahrheit" durch die bestimmte Unterfertigung bestätiget wird." Wer dabei nicht aus allen Vokalen lacht, hat kein Zwerchfell! Der arme Morsago muß jenes Zeugniß nicht gelesen haben!! — Um nun auf unsere Bühne zurück zu kommen, melde ich, daß die Patres conscripti fast alle Musentempler auf Ostern verabschiedet haben. Nun das giebt einen St. Veits-Tanz! Die Guten werden abgehen, die Wohlfeilen, d. i. schlechten, werden bleiben. Tröstliche Aussicht! Wo wollen wir einen Karschin, einen Grimm, einen Gned, einen Batning ersetzt finden? Wer soll an die Stelle der Damen Karschin und Walla kommen? Mad. Karschin hat sich als denkende und schaffende Künstlerin sowohl in der Vorstellung „Oktavia", als auch in ihren mimisch-plastischen Darstellungen bewährt, und dennoch wird sie nicht engagirt. Warum? „Car tel est notre plaisir." — Sonst geht unsere Bühne ihren Schlendrian fort, zwischen vortreflich und schlecht die Mitte haltend. Wenn wir obige Herren und Damen nicht verlieren, können wir zufrieden seyn, nur fehlt uns noch eine erste Liebhaberin gänzlich. Demois. Enders, Anfängerin und stets Anfängerin, nimmt bis jetzt, ohne Umstände, Alles, kümmert sich wenig um Kunst und Wahrheit, und ist stets schlagfertig, auch das Höchste herunter zu spielen. In der „Waise aus Genf", im „Leuchtthurm", in der „Schuld", im „Leben ein Traum", hatten wir nichts so sehr zu bewundern, als ihre Keckheit, sich solche Rollen an zu maßen. — Man sagt, im nächsten Winter sollen Seiltänzer mit den Schauspielern abwechseln und drei Mal wöchentlich ihre Vorstellungen im Theater geben. Nun, so ist's recht! heute Schiller, morgen Harlekin; heute Goethe, morgen Bajazzo! — „Wie kurrig, wie schnurrig geht's zu in der Welt!" Morsago.

Vor einiger Zeit wurde der Grundstein zur neuen Kirche zu Ashton under Line vom Bischof von Chester gelegt, und, wie gewöhnlich, eine Menge goldener, silberner und kupferner Münzen, nebst den übrigen Dokumenten, in dem hohlen Stein feierlich deponirt. Bald nachher fand man den Deckel geöffnet; die Münzen waren gestohlen, und an der Stelle lag ein Zettel mit acht gereimten Zeilen, folgenden Inhalts:

> Der Stein hier hat uns kund gemacht,
> Daß Münzen man hinein gebracht;
> Er gab uns ferner gütig an,
> Ein Bischof that's — der edle Mann!
> Der brave, liebe, gute Stein
> Weiht' uns in dies Geheimniß ein;
> Vielleicht sagt er — versucht's einmal
> Und fragt ihn! — wer die Münzen stahl? (Courier.)

Das gallo-griechische Costüm ist in Paris die neueste Manns-Mode. Der berühmte Kleidermacher Gache hat beide Trachten, wie beide Namen, verbunden. Bald werden alle Nationen von Europa sich beeifern, das Gallo- durch ein Anglo-, ein Italo-, ein Germano-, ein Russo- zu ersetzen. Seitdem die Damen das Griechische abgelegt und den griechischen Gürtel mit dem nordischen Corsett vertauscht haben, ist die Reihe, die griechische Tracht an zu nehmen, an die Männer gekommen. Doch denke man sich keinen ganz reinen griechischen Anzug, sondern einen aus dem altteutschen, dem Quäker-, dem französischen und nebenbei aus dem griechischen Anzuge zusammen gesetzten. Er besteht aus einem runden Hut mit eingedrücktem Kopfe; aus einem von allen Seiten anschließenden, weder hinten noch vorne offenen tuchenen Leibrock. Von dem Kragen bis unten hinab läuft ein aus fünf bis sechs Falten bestehender shawlartiger Besatz oder Umschlag, den ein ebenfalls vier- bis fünffältiger Gürtel in der Mitte hält; die Taille ist rund herum ausgeschnitten und, wie die Damen-Röcke, da, wo sie sich dem Obertheil anschließt, gefaltet oder zerknittert. Unten ist der Leibrock so zugeschnitten, daß beide Theile des Umschlags an einander stoßen und von ihnen zusammen geheftet sind. Dem Quäker-Costüm treu, ist kein einziger Knopf zu sehen (außer, wenn der Neu-Grieche bewaffnet einher geht, der Degenknopf). Die Tuchfarbe ist blau oder schwarz. Die Aermel, vorn mit einem runden als Spitze zulaufenden Umschlag, haben nur eine Naht, die äußere. Die Beinkleider oder Pantalons, von eben dem Tuche wie der Leibrock, sind unten wie oben von einem Schnitt, haben die Gestalt eines Cylinders, und sind ebenfalls ohne Zug oder Klappe und Knöpfe; sie gehen bis zum Knöchel hinab und bedecken gewöhnliche Halbstiefeln. Auch die griechische Weste, von Merino oder Casimir, ist kreuzweis über einander gelegt, wird von innen zusammen gehalten und hat keine Knöpfe. Eine Halsbinde von Musselin hält den Hemden-Kragen und die Krause zusammen. Das Haar ist ungekämmt und struppig. Manche Tuniken sind sogar unten von allen Seiten geschlossen und werden bei dem Anziehen über den Kopf gestülpt. (Morn. Chron.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 12. Dezember. 198stes Blatt.

Helmina's Bekenntniß.

Wohl bin ich übel d'ran,
Und Niemand will mir's glauben.
Schön nennt mich Jedermann,
Und doch, was schön seyn kann,
Will man mir wieder rauben.

„Dein Händchen, rund und klein" —
Sprach neulich Nachbars Röse —
„O könnt' es meines seyn!" —
„Was willst Du denn mit drei'n?"
Fragt' ich und ward recht böse.

„Hätt' ich Dein Lockenhaar!" —
Hört' ich die Base klagen.
Das ist doch arg fürwahr,
Zumal da sie sogar
Jetzt fremdes schon soll tragen.

Der Junker Gerinot
Verlangte meine Augen.
Ich schalt: er sagt' in Spott':
„Ich sey dann Liebesgott."
Wie könnt' ich dazu taugen?

Ganz mutterseelallein
Saß ich im Garten neulich,
Da kam auch Wilm herein;
Recht gut könnt' ich ihm seyn,
Er aber macht's abscheulich!

Denn denkt, er sagte gar:
Mein Herz sollt' ich ihm geben.
Da zürnt' ich: „Du Barbar,
In Schmerzen und Gefahr
Bringst Du mein junges Leben!"

Und klagend ging er dann —
Was mag er sich denn grämen?
Wenn's Herz nur trösten kann:
So mag der böse Mann
Doch lieber ganz mich nehmen!

Frázar.

Bathmendi.

(Fortsetzung.)

„Du erinnerst Dich wohl" — so sagte Mesrou — „des Tages, da wir vor Alzim's Throne erschienen. Ich kann nicht zweifeln, daß dieser Greis, bei aller äußeren Ehrwürdigkeit, uns dennoch betrogen hat: es ist wahr, Vieles an ihm kündigte ein höheres Wesen an; aber — es ist Niemand gut, als der höchste Herrscher über alle Dinge. Alzim hatte mir gesagt, daß ich jenen Bathmendi, nach welchem wir trachten, am Hofe finden würde. Ich ging deshalb nach Ispahan. Ich machte Bekanntschaft mit einer jungen Sklavin, deren Gebieterin die Geliebte des ersten Sekretairs des Groß-Veziers war. Diese Sklavin liebte mich; sie machte mich mit ihrer Gebieterin bekannt, deren Beifall ich erhielt, weil ich jünger und vortheilhafter gestaltet war, als der Sekretair des Ministers; bald räumte sie mir, unter der Firma eines jüngeren Bruders, eine Wohnung bei sich ein; endlich wurde der liebe Bruder dem Groß-Vezier vorgestellt, und einige Tage nachher erhielt ich eine Anstellung im Schlosse. — Von jetzt an hatte ich nichts weiter zu thun, als mich gehen zu lassen, ohne jedoch des Weges zu vergessen, auf dem ich bis hieher gelangt war. Ich wich

nicht von diesem Wege, und weil die Sultanin Mutter alt und häßlich war, aber Alles vermochte, so unterließ ich nicht, ihr fleißig meine Aufwartung zu machen. Sie zeichnete mich aus, und beehrte mich bald mit einer eben so innigen Freundschaft, als die Geliebte des Sekretairs und ihre Sklavin mir geschenkt hatten. Von der Zeit an regnete es Ehrenstellen und Reichthümer auf mich herab. Der Sophi mußte mir, weil sie es wollte, alles Gold des Schatzes und alle hohen Aemter des Staats geben. Der Monarch bewies mir viele Zuneigung und mochte gern mit mir plaudern, weil ich ihm geschickt zu schmeicheln wußte, und wenn er mich um Rath fragte, ihm allemal zu demjenigen rieth, was er gern thun wollte. Dies war freilich das Mittel, ihn dahin zu leiten, daß er Alles thun mußte, was ich wollte. Es gelang mir völlig; und so war ich, ehe drei Jahre vergingen, erster Minister, Günstling des Monarchen und seiner Mutter, konnte Beziere ein- und absetzen und Alles durch mein Ansehen entscheiden; jeden Morgen fanden sich die Großen des Reichs ein, welche mich bei dem Erwachen begrüßten, um ein huldreiches Lächeln von mir zu empfangen."

„Bei aller dieser Macht und Herrlichkeit fehlte mir nichts, als Bathmendi. Wo mag er doch bleiben? dachte ich oft bei mir selbst. Aber er erschien nicht. Dieser Gedanke, verbunden mit dem fürchterlichen Zwange, worin ich lebte, vergiftete alle meine Genüsse. Je mehr die Sultanin alterte, desto gnädiger wurde sie gegen mich, aber meine Dankbarkeit mir auch immer beschwerlicher. Ihre Huld und Gnade wurde mir zur Marter: es gab Stürme, üble Laune, Vorwürfe von Undankbarkeit; darauf folgten Thränen, endlich Liebkosungen, welche hundert Mal schlimmer waren als ihr Zorn. Ueberdies umgaben mich Hunderte von langweiligen Schmeichlern und Tausende von Auflaurern und mächtigen Feinden. Bei jeder Gnadenbezeugung, die ich ertheilte, dankte mir kaum ein einzelner Mund, Hunderte fluchten mir. Die Generale, welche ich ernannt hatte, wurden geschlagen, und ich mußte die Schuld tragen. Das Gute, was der Sultan that, gehörte ihm allein; aber jeder üble Erfolg kam einzig auf meine Rechnung. Das Volk und der Hof verabscheute mich; unzählige Flugschriften lästerten mich; der Sultan grollte oft mit mir; seine Mutter forderte stets zu viel — und Bathmendi blieb entfernt."

„Mitten unter diesem unruhigen Drängen und Treiben machte eine junge Schöne aus Mingrelien das Maaß meines Unglücks voll, indem sie dem Sultan eine heiße Leidenschaft einflößte. Der ganze Hof richtete seine Augen auf diese glänzende Erscheinung und hoffte, daß die Geliebte den Minister stürzen würde. Ich aber trat zur Partei der Mingrelierin und schmeichelte der Leidenschaft des Fürsten, auf diese Weise dem heftigen Stoße vorbeugend, der meinem Glücke drohte. Aber der Sultan kam endlich auf den Gedanken, sich mit seiner Geliebten zu vermählen, und fragte mich darüber um Rath. Ich suchte freilich einige Ausflüchte, um eine bestimmte Antwort zu vermeiden. Allein die Sultanin Mutter, welche unstreitig bei der Vermählung ihres Sohnes den bisherigen Einfluß zu verlieren fürchtete, sagte mir klar heraus: wenn ich die Sache nicht verhinderte, würde sie mich an demselben Tage, wo die Vermählung vor sich ginge, ermorden lassen. Eine Stunde nachher beehrte mich die Mingrelierin mit ihrem Besuch, und schwur mir: wenn ich die Sache nicht so beschleunigte, daß sie morgen zu Stande käme, würde sie mich übermorgen ganz unfehlbar erdrosseln lassen. Meine Lage war etwas schwierig; ich hatte zu wählen unter Dolch, Strick und Flucht. Ich habe, wie Du siehst, mich für das letzte entschieden. Verkleidet, wie ich hier bin, habe ich mich, mit einigen Diamanten in der Tasche, aus dem Schlosse geschlichen; und so werden wir in einem Winkel von Indostan leben können, fern von der alten Sultanin, von der jungen Mingrelierin und vom ganzen Hof."

Hierauf erzählte auch Bekir seine Begebenheiten, und Beide waren in dem Punkt ganz einig, daß sie wohl besser gethan haben würden, wenn sie nicht in der Welt herum gestreift, sondern hübsch zu Hause geblieben wären. Sie beschlossen, sich jetzt wieder nach Kusistan zu wenden, wo sie Mesrou's Diamanten zur Grundlage eines neuen Glücks machen wollten. Vielleicht, meinte Mesrou, finden wir unsern Bruder Tai auch so herunter gekommen, und wenn wir ihm wieder aufhelfen können, so sprießen doch auch daraus einige Freuden für uns hervor. — So wanderten sie nun in ihrer unscheinbaren Hülle mehrere Tage fort, ohne daß ihnen etwas Merkwürdiges begegnete.

Auf ihrem Wege durch Farsistan kamen sie gegen Abend in ein Dorf, wo sie die Nacht über zu bleiben gedachten. Mitten im Dorfe sahen sie sich plötzlich von der lieben Schuljugend umgeben, welche ganz munter von einem Spaziergange heim kehrte, während ihr Schulmeister — in den Ueberresten einer einstmals gut gewesenen Kleidung, mit gesenktem Haupte, und, wie es schien, in schwermüthigen Gedanken vertieft — ihr folgte. Sie betrachteten ihn genauer, und: „Sadder, unser Bruder Sadder!" riefen Beide zugleich aus und eilten hin, ihn zu umarmen. — „Wie?" sagte Bekir, „belohnt man so das Genie und große Talente?" — „Wie Du siehst, ja; ungefähr eben so, wie man die Tapferkeit belohnt!" erwiederte Sadder, indem er einen leichten Blick auf die schäbige Außenseite Sr. Excellenz warf; — „doch die Philosophie findet darin reichen

Stoff zum Nachdenken, und das gewährt schon einigen Trost." — Hierauf ließ er die Kinder zu ihren Eltern gehen, nahm seine Brüder mit in seine Hütte, wo er selbst ein wenig Reis zu ihrer Abendmahlzeit bereitete, und ihnen, nachdem er ihre Geschichte erfahren, die seinige mittheilte. (Die Fortsetzung folgt.)

Zwei Bemerkungen.

Friedrich Schlegel sagt in dem zweiten Theil seiner „Geschichte der alten und neuen Literatur", bei Gelegenheit, wo er von den Entdeckungen und Erfindungen des funfzehnten Jahrhunderts spricht: „Es könnte von dem Gebrauch des Papiers zweifelhaft scheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunst auf Verbreitung der Kenntnisse und Geistesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Folgen vermischt worden. Durch dieses allzu leichte Mittel der Verbreitung nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst, an sich eine der größten und herrlichsten Erfindungen, in der unglaublich schnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugschriften, bisweilen etwas von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Ueberhaupt würde, bei einem etwas seltenern und kostbareren Material, der Druck vielleicht mehr seine ursprüngliche Bestimmung, die wahren Denkmale der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben seyn. Statt dessen ist nun mit häufiger Vernachlässigung der wichtigsten Denkmale der Geistesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Ueberschwemmung und zweite Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch selbst die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geist des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verlieren." — In Einzelnheiten mag diese Bemerkung etwas Gegründetes haben; leugnen läßt sich aber nicht, daß sie gegen den Weltbürgersinn unsanft verstößt und dem Obscurantismus das Wort redet, der überhaupt jetzt in einigen Ländern gewaltige Protektoren hat. Soll das Wissen und die geistige Bildung nur der Antheil einer Klasse bleiben, so wirft sich diese zum Herrn der Menge auf, und führt sie nach ihrer Laune am Gängelbande der Willkühr herum, während durch allgemeine Verbreitung von Kenntnissen und höheren Ansichten der Austausch der Ideen befördert und Jedem ohne Ausnahme die Bahn zum weiteren Streben im Gebiete der Vernunft und Aufklärung eröffnet wird. Darum kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß durch Erleichterung der Mittel zur Theilnahme an fortschreitender Bildung ein, die mitunter vorkommenden Nachtheile weit überwiegender Nutzen erzeugt, und die Gesammtheit des Menschengeschlechts der unbilligen Vormundschaft einiger wenigen vom Zufall Auserwählten entzogen wird. Und so hat die Menschheit ein Recht, den zu verdammen, der ihr den Weg zu höherer Ausbildung beengt oder sperrt.

Die Römer machten, wie die Türken, die Besiegten oft zu Sklaven. Dies System war ohne Zweifel die Ursache von der Ueberlegenheit, welche die großen Männer Roms und Griechenlands über die großen Männer neuerer Zeit haben. Gewiß kann man alle Kräfte seines Geistes nur dann in volle Thätigkeit setzen, wenn man von allen Lebenssorgen frei ist; und man ist nur da ganz frei von diesen Sorgen, wo die auf Lebens-Bequemlichkeit berechneten Künste, Gewerbe und Beschäftigungen den Sklaven überlassen sind. Die Dienste eines bezahlten Menschen, der uns verläßt, wenn's ihm beliebt, und dessen Nachlässigkeiten und Laster wir ertragen müssen, lassen sich nicht vergleichen mit den Diensten des Menschen, über dessen Leben und Tod wir Gewalt haben. Eben so gewiß ist es, daß die Gewohnheit, unbeschränkt zu gebieten, den Geist erhebt, und ein edles Benehmen mittheilt, das man bei der bürgerlichen Gleichheit in unsern Städten nie erlangt. — Aber wir wollen diese Ueberlegenheit der Alten nicht zurück wünschen, weil sie auf Kosten der Freiheit der Menschen erkauft werden mußte; wir wollen das Christenthum segnen, das die Knechtschaft der Fesseln zerbrochen hat; wir wollen Allen Erleuchtung gönnen, und nicht bloß dadurch zu glänzen suchen, daß wir Andern Vernunft und Freiheit verwehren. Rm.

Die einfachste Betrachtung.

Du bist, mein lieber Leser, gerade so bedeutend und führst gerade ein so interessantes Leben, als du irgend willst und vermagst. Es kann dir von außen her das große Loos aus der Hamburger Lotterie, der persische Sonnen Orden und ein egyptischer Feldmarschallsstab in das Fenster hinein fliegen, man kann dich in ein Licht- und Sternen-Kleid hüllen, aber du bist doch immer nichts anderes als du selbst. Es können dich sämmtliche Literatur-Zeitungen der fünf Welttheile für den größten Philosophen und Poeten der Erde erklären; aber du und dein Buch, ihr bleibt gerade so stark und so schwach als ihr — seyd. Man hebe dich mitten in die Sonne und erlaube dir, von dorther mit vollen Händen Strahlen aus zu werfen, oder man schleudere dich in die Nacht aller Nächte, du bist immer doch nur du, das heißt: unendlich viel, wenn du ganz du bist.

Das gehört nun zu den Sätzen, die man zugiebt, wenn man sie liest. Kommt aber etwa nach einer Stunde plötzlich Jemand als ein Bassa von drei Roßschweifen in das Zimmer, so rufen dennoch Viele, noch ehe sie ihn haben sprechen hören: „Ey, welch

ein interessanter Mann!" Wir wollen gleichfalls so rufen, wenn er es nach abgelegten Schweifen doch noch bleibt. Franz Horn.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

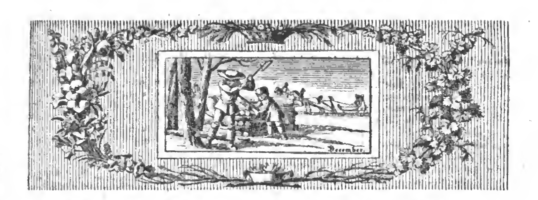
Berlin. Am zweiten Dezember war vom General-Intendanten,
Zum Besten der Prißwalker Abgebrannten,
Eine „große dramatisch-musikalische Akademie"
Auf dem Opern-Theater eingerichtet,
Die — Dank den Spendern! — auch frommte; denn nie
Waren die Menschen wohl enger geschichtet. —
So hat sich die Bühne verdient gemacht,
Eine große Einnahme zum Opfer gebracht;
Und bei dem Zwecke mit scharfer Feder
Herab zu zielen vom krit'schen Katheder
Ist kaum erlaubt, wenn's im Ernst geschieht;
Doch in des Scherzes leichtem Gebiet
Da läßt sich eher ein Wörtchen wagen,
Und Vieles wird man in Reimen ertragen,
Was in Prosa wie span'sche Fliegen zieht.
So wollen wir denn in Demuth fragen —
Nachdem ich von der guten „Ouvertüre
Des Anselm Weber" sogleich zur „Glocke" führe —
Ob's nicht ungereimt ist nach poet'schen Gesetzen,
Ein herrlich Gedicht dramatisch zu zersetzen?
So wie ein Schiller einst schrieb sein Gedicht,
So soll es bleiben! — und Keiner darf sich erdreisten —
Auch das „Hoftheater zu Weimar" nicht —
Zu glauben, man werde was Beß'res leisten,
Wenn ein Kunstwerk aus einem Guß
Man in Stücken als ein Stück bieten muß.
Wo Worte voll Geist uns zum Himmel erheben,
Kann Dekoration fürwahr nichts beleben!
Und wo die Dichter erschütternd malen,
Wo uns ein reiches Kapital beschieden,
Da sind wir nicht mit Prozenten zufrieden,
Da darf man uns nicht mit Sylben bezahlen!
Doch müßt' ein Gedicht sich so schmählich verwandeln,
Dann sollte man nicht deklamiren, nein, handeln;
Und trug man in's Innere Tod hinein,
So müßt' im Aeußeren Leben seyn!
Hier war der Rede Strömung fort
Und Jeder kam nun kalt zum Wort —
Nur Herr Wolff — er hatte sich's Feuer genommen,
Da müßt's an dem Tage zum Applaus wohl kommen —
Ward lebendig; doch schien's nun im Ganzen,
Als ob Viele hinken, und Einer will tanzen!
Die Damen Schröck und Wolff wußten schön zu sprechen,
Lemm, Krüger, Rebenstein, Crüsemann —
Es hört' ein Jeder wohl gern sie an;
Auch den Andern wollen wir den Stab nicht brechen
(Mancher mag versprechen — sich nicht zu versprechen!),
Dennoch ward aus dem feuervollen Gedicht
Trotz gemaltem Feuer ein kaltes Gericht!
Righini's „Ouvertüre zum Tigranes", voll Kraft,
Executirte unser Orchester meisterhaft!
Johanna Eunike ließ dann eine Arie erschallen
Aus Haydn's „Schöpfung" recht brav! — Uns gefiel am besten:
Sie machte nicht so gewaltige Gesten
Wie neulich des Bohrer's — da bangte fast Allen,
Sie möcht' aus dem Orchester in's Publikum fallen —
Doch heut' waren Vortrag und Haltung zu loben!
Nun zeigte Herr Boucher — der ist, wir wissen es schon!
Orpheus und Dorffiedler in einer Person;
Er reißt, wenn er eben zum Aether erhoben,
Mit Jammer-Gestöhn uns wieder herunter;
Doch wollt' er auch noch als Buffon sich erproben:
Denn immer im Eifer, geschäftig und munter,
Rückt' oft er am Pulte, dreht mitten im Spiele
Die Wirbel der Geige und macht Reverenzen,
Um auch als französischer Hofmann zu glänzen,
Ist bald auf dem Tritte und bald auf der Diele!
Als nun seine Frau mit der Harfe erschienen,
Vermerkt' er's — mit Recht! — in gar grämlichen Mienen,
Daß der Theatermeister den schlecht'sten der Stühle
Ihr hingestellt; der Gattin zu dienen,
Dreht er sechs Mal den Stuhl und zehn Mal belacht
Ergriffen ihn endlich des Zornes Gefühle;
Laut hat nun französisch also er gespitzt:
„Man kann nicht gut spielen, wenn man nicht gut sitzt!"
Eine neue Geige zeigt' er; sie war auch ganz gut,
Doch zugleich ein neuer Pendant zu Gellert's „Hut"!
Madam Boucher spielt die Harfe als Meisterin,
Und kein Hokuspokus kommt ihr in den Sinn;
Sie mag auch künftig — versteht sich, in der Kunst allein! —
Dem Gatten nicht unterthänig seyn!
Ein Duett aus Meierbeer's „Romilda und Constanze"
Blieb leider weg im bunten Kranze
Der Künste — „Madam Seidler ist krank",
So sagt' uns ein Zettel auf Orange-Papier;
Es ist nicht bedeutend — dem Himmel sey Dank!
Doch Madam Milder hat gesungen — ein köstlicher Ton!
Die Künstlerin aber sprach der Sitte Hohn.
Eine „Arie aus Samson mit Chor", so war verkündet,
Sie erschien — und nicht mit dem Chor verbündet,
Erst später! Mag seyn! — doch war es kein feiner Takt,
Daß sie auch eh'r sich von dannen gewendet,
Bevor der Chor die Scene geendet!!
Sie schien uns ein wenig vom Hochmuth gepackt,
Und nicht ohne Ursach gar Viele schalten:
Daß sie die wen'gen Takte nicht ausgehalten!
Madam Schulz half sich in einem Duett mit Blume —
„Aus Haydn's Schöpfung" — zu besserem Ruhme;
Der Chor sang auch zuletzt und sie blieb stehen,
Um dann mit Allen vereint zu gehen!
Das Duett ging trefflich, auch Herrn Weitzmann's Tenor
Kam uns dabei recht löblich vor.
Und nun ward zum Schlusse ein Kehraus gesprungen:
„Ein Divertissement von Anatole; gelungen
Durch Kunst der Damen Lemière, Lequine,
Lamperi und Rönisch — die verzieht keine Miene! —
Auch Herr Hoguet tanzte brav und die „Mohren" amüsirten
Gewiß noch mehr, als die hier rezensirten. —
Wir bitten d'rum, nichts für ungut zu nehmen,
Indem wir uns schnell zum Ende bequemen;
Und bleiben der wohlthät'gen, wack'ren Berliner
In aller Ergebenheit — nützliche Diener! • •.

Berlin. Der, seine Thätigkeit immer mehr ausbreitende „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" wird mit Anfang künftigen Jahres eine Zeitschrift heraus geben, um seine Verhandlungen bekannt zu machen. Sie wird in Heften erscheinen, davon alle zwei Monate eines (im Verlage der hiesigen Buchhandlung Dunker und Humblot) ausgegeben werden soll; jedes Heft wird auch ein Paar Kupfer-Blätter enthalten. •.

Voltaire sagte einmal: „Es ist darum augenscheinlich, daß man nichts von der Zukunft wissen könne, weil man unmöglich wissen kann, was nicht ist!" (Miroir.)

Beilage: Bemerker Nr. 20. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVI.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 14. Dezember. 199stes Blatt.

Des Königs Wunde.

Der König winkt vom Rosse,
Vom wilden Schlachten-Thron;
Es rauschen die Geschosse,
Die Donner rollen schon.

Der König hebt die Rechte
Zum schallenden Gebot,
Im wogenden Gefechte
Verräth er sich dem Tod.

Es theilt die Reih'n der Männer
Verderbenvoller Streich,
Da wird so scheu der Renner,
Da wird der König bleich.

Der Hand entflieh'n die Zügel,
Die Roß und Reich gezähmt,
Und plötzlich ist im Bügel
Der blut'ge Sporn gelähmt.

Da winket er dem Treuen,
Am nächsten ihm gestellt,
Von allen Helden-Reihen
Der ihm vertraut'ste Held.

„Du meines Schlummers Hüther,
Voll Treue, wie voll Muth,
Auf, eile zum Gebieter,
Zu stillen ihm das Blut!"

Da naht der Kampfgenosse,
Erbleicht in tiefem Harm:
Der König glitt vom Rosse
Sanft in des Treuen Arm.

„O König, gieb mir Kunde,
Wo traf der Mordpfeil Dich?
Wo strömt der Quell der Wunde?
Dein Purpur hindert mich!"

„So laß den Purpur fallen,
Verwundet ist das Herz:
Schon will das Blut entwallen,
Und mich durchrinnt der Schmerz!"

„Schon, Herr, geschieht Dein Wille;
Doch welch ein Widerstand? —
Des Panzers Eisenhülle
Hemmt, König, meine Hand!"

„Hat nicht der Tod gefunden
Das Thor der Eisenwand?
Hinweg, nicht ziemt den Wunden
So eherner Verband!"

„Siehst Du den Panzer sinken,
Durchbohrt von der Gefahr?
Auf Deinem Herzen blinken
Des Reiches Sterne klar!"

„Ach, unter ihren Strahlen,
Da liegt mein Schmerz verhüllt —
O sieh', wie von den Qualen
Die Brust so hoch mir schwillt!"

„Sieh', dieser Stern bedecket
Den Stachel Deiner Pein:
Doch, König, mich erschrecket
Der Wangen Leichenschein!" —

Das Leben ist entschwunden,
Der Purpur wird zur Nacht; —
Wohl lauern Königswunden
Tief unter Sternenpracht! A. v. Maltitz.

Bathmendi.

(Fortsetzung.)

„Der ehrwürdige Alzim", so begann Sadder, „den ich trotz seines hohen Alters und seiner tiefgefurchten

Wangen doch in Verdacht habe, daß er sein Spiel mit den armen Sterblichen treibt, und sich an ihren fehlgeschlagenen Wünschen und Hoffnungen ergötzt, gab mir den Rath, nach Agra zu gehen; dort sollte ich unter den schönen Frauen und geistreichen Verehrern des Apollo jenen Bathmendi suchen, der vielleicht nirgends zu finden ist! — Ich ging nach Agra, und um nicht ganz mit leeren Händen zu erscheinen, schrieb ich ein Buch nach dem Geschmack des Zeitalters. Daß Belletristen und Belletristinnen Alles wissen müssen und wissen wollen, war mir wohl bekannt; ich merkte aber auch eben so wohl, daß sie bei ihren ungeheuern Geschäften weder Zeit noch Lust behalten, dicke Bücher zu lesen. Ich entwarf also einen vollständigen Cursus aller Wissenschaften, und beschränkte mein Werk auf ein Büchlein von vier Bogen in Sedez, in welchem die Theologie, die Rechtsgelehrtheit, die Heilkunde, die Philosophie, die Aesthetik, die philosophische Moral, die Naturlehre, alle mathematischen Wissenschaften, die Künste, die Geschichte und Chronologie, die Geographie und Wappenkunde, so ausführlich abgehandelt waren, als es der Raum eben zuließ. Dabei hatte ich die Vorsicht gebraucht, jedes Kapitel und die darin enthaltene Wissenschaft in ein niedliches Geschichtchen ein zu kleiden. Das Buch wurde gedruckt, und obgleich einige vornehme Damen es hier und da ein wenig zu gedehnt finden wollten, so erhielt es doch allgemeinen Beifall und erlebte in kurzer Zeit sechs Auflagen. Mein Buch kam in die Mode und ich zugleich mit; man zog mich in alle Gesellschaften, wo man durch Wissenschaft und Verstand glänzen wollte. Alle Buchhändler überhäuften mich mit Anträgen. Ich schrieb einige Romane, einige Schauspiele, einen Musen-Almanach, eine Geschichte des mongolischen Reichs und ein kritisches Journal. — Es war Alles vortrefflich, was ich schrieb! Ich erhielt so viele Besuche und mußte so viele geben, daß meine täglichen Arbeitsstunden sehr abgekürzt wurden; allein ich ersetzte diesen Verlust durch die Schnelligkeit meiner Finger. — Endlich empfing ich ein Billet von der Favorit-Sultanin, das ich zwar, weil es sehr schlecht und fehlerhaft geschrieben war, nur mit Mühe heraus buchstabiren konnte; aber für diese Mühe fand ich mich reichlich genug belohnt, da mir das Billet viel Schönes, obgleich in sehr schlechtem Mongolisch, sagte, und mich überdies einlud, an den Hof zu kommen. Muth gefaßt! rief ich aus, Alzim hat mir die Wahrheit gesagt; ich bedarf, um mich zu erhalten, keiner Ränke; ich werde gefallen, das ist genug. Bathmendi ist gewiß nicht weit!"

„Bei Hofe wurde ich sehr gnädig aufgenommen. Die Sultanin erklärte sich laut für meine Beschützerin, trug mir Gedichte auf, stellte mich dem Groß-Mogul vor, ertheilte mir Pension und gab mir wohl tausend Mal die Versicherung einer unveränderlichen Gnade. Ich weihte ihr dagegen aus Dankbarkeit mein ganzes Leben, und schrieb ihr zu Ehren ein Lobgedicht, in welchem ihre Augen mächtiger strahlten als die liebe Sonne, ihre Zähne mit Elfenbein und Perlen, ihr Mund mit den Korallen wetteiferten — Lilien und Rosen waren auch nirgends gespart, wie man denken kann. Diese feinen und zarten Lobsprüche machten ihre Gunst zu einem mir unverlierbaren Gute."

„In dieser Lage erwartete ich nun täglich, Bathmendi erscheinen zu sehen, da erzürnte sich meine Gönnerin mit dem Groß-Vezier, weil er ihr die Statthalterschaft einer Provinz abgeschlagen hatte, welche sie für den Sohn ihres Kochs verlangte. Und doch war dieser Koch, wie Jedermann wußte, ein Meister in seiner Kunst, der durch seine Werke sowohl seine Gebieterin als ihre Gäste täglich zwei Mal erfreute. Die Favoritin verlangte in ihrer Wuth vom Kaiser die Verbannung des Ministers; allein Se. Majestät konnten den Minister brauchen und schlugen diese Kleinigkeit ab. — Es wurde jetzt eine ordentliche Verschwörung gemacht, um den Minister zu stürzen. Ich war von den Verschwörern und sollte eine giftige Satyre auf den Minister schreiben und im Publikum ausbreiten. Die Satyre war bald geschrieben, weil es an überreichlichem Stoff nicht mangelte. Sie war mir ohne viele Mühe gelungen, und wurde, wie es nicht fehlen konnte, mit Begierde gelesen."

„Der Minister erfuhr bald, wer der Verfasser derselben sey. Er besuchte die Dame, brachte ihr die Ausfertigung über die Statthalterschaft, welche er früher abgeschlagen hatte, und eine kleine Anweisung von 100,000 Dukaten auf den Schatz. Er bat sich dafür weiter nichts aus, als den persischen Dichter in ein Loch werfen zu dürfen, wo ihn Sonne und Mond nicht wieder bescheinen sollten. Das ist eine Kleinigkeit! erwiederte die Schöne — welche bei der Aussicht auf hundert schwere, mit Goldstücken gefüllte Beutel, der poetischen Perlen und Korallen, der Rosen und Lilien und ihrer theuern Zusage sich nicht mehr erinnerte — ich schätze mich glücklich, etwas thun zu können, das Ew. Excellenz Vergnügen macht. Ich werde den unverschämten Witzbold, der es gegen mein ausdrückliches Verbot gewagt hat, Ew. Excellenz zu beleidigen, sogleich holen lassen und ihn Ihren Händen übergeben; Sie mögen ihm den Kitzel vertreiben. — Glücklicher Weise hatte ein Sklave, dem ich einmal eine Gefälligkeit erwiesen, diese Unterredung mit angehört; er brachte mir davon Nachricht, und ich gewann kaum so viel Zeit, um zu entfliehen."

„Ich durchwanderte jetzt ganz Indostan, und lebte vom Ertrag meiner Werke. So lange ich noch reich

war, boten mir die Buchhändler mehr Honorar, als ich verlangte, und Alles, was ich schrieb, war vortreflich; jetzt, da ich des Honorars bedurfte, wurde es so gering, daß ich meine Bedürfnisse davon kaum bestreiten konnte, und an meinen besten Gedanken fand man etwas aus zu setzen. Ich wurde es müde, mein Licht vor der ganzen Welt leuchten zu lassen, und habe meinen Wirkungskreis auf die Kinder dieser Landleute beschränkt, welche ich in den ersten Anfangsgründen unterrichte. So bin ich denn nun hier Schulmeister geworden, und habe bei meinem schwarzen Brod die Hoffnung aufgegeben, Bathmendi bei mir anlangen zu sehen."

„Wenn ich Dir rathen soll", sagte Mesrou, „so hängst Du die ganze Schulmeisterei an den Nagel, und gehst mit uns nach Kusistan. Der kleine Rest meiner vorigen Reichthümer reicht hin, uns Alle vor Mangel zu schützen und wird uns sogar einige Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen." — Es ward nicht schwer, den Philosophen zu überreden, und so verließen sie nach einer kurzen Rast, noch vor Tages Anbruch, das Dorf, und setzten gemeinschaftlich ihren Weg fort.

Sie waren endlich dem Ziel ihrer Reise ganz nahe, in einer Stunde konnten sie schon in Tai's Hause seyn. Bisher hatten ihnen immer die schönsten Entwürfe und Bilder einer angenehmen Zukunft den Weg gekürzt; allein in dieser Nähe fühlten sie sich beklommen. — „Werden wir unsern Bruder finden?" sagte Mesrou. „Und wenn wir ihn finden, ach, in welchem Zustande ist er vielleicht! Als wir ihn verließen, behielt er nur wenig Geld; auch er wird den Bathmendi nicht gefunden haben!" — „Ueber den Bathmendi", sprach Sadder, „habe ich lange nachgedacht. Ich bin schon oft der Meinung gewesen, Bathmendi möchte ein Wesen seyn, dem es an objectiver Realität fehle." — „Was heißt das?" riefen Bekir und Mesrou zugleich. — „Das heißt", fuhr Sadder fort, „eine bloße Idee, ein Hirngespinnst; und meine neuesten Erfahrungen bestätigen mir dieses vollkommen. Bekir hat Bathmendi nicht gefunden, als er die Hälfte der persischen Armee commandirte; Mesrou nicht, als er Günstling des großen Königs war; ich nicht, als mir Ehre und Reichthümer von allen Seiten zuströmten. Allein tausend Erfahrungen machen die Welt nicht klüger, sie läuft noch immer dem Bathmendi nach, weil das Laufen nun einmal ihr Lieblingsgeschäft ist und Hirngespinnste den meisten Reiz für sie haben."

In diesem Augenblick fiel ein Trupp Räuber aus dem Waldgebirg, das den Weg begrenzte, hervor. Es war armes Gesindel, das Alles gebrauchen konnte; deshalb nahmen sie den armen Wanderern ihre dürftige Kleidung, welches in zwei Minuten geschehen war; darauf wünschte ihnen der Hauptmann eine glückliche Reise, und ließ sie, so nackt wie sie Gott geschaffen hatte, auf der Landstraße stehen. — „Ach, meine eingenähten Diamanten!" jammerte Mesrou. — „Hätten mir die Spitzbuben nur nicht zuerst mein Schwerdt entrissen!" rief Bekir. — „Der Räuber-Capitain mag wohl der eigentliche Bathmendi seyn!" sagte Sadder, dessen satyrische Ader am leichtesten floß, wenn die Noth am größten war, und das Messer so recht an der Kehle stand.

Guter Rath ist niemals theuer, wenn es nur eine einzige Sache giebt, die man thun kann. Diese war, so schnell als möglich nach Tai's Hause zu eilen, denn die anbrechende Nacht fächelte sie schon mit mehr als milder Kühlung an. Endlich erreichten sie das Haus, und der Anblick desselben entlockte ihnen Thränen; aber es schien ihnen größer und fester zu seyn und weitläuftige Gebäude umgaben es. Sie standen vor der Thür und wagten es nicht, an zu klopfen. Es kann unmöglich Tai's Haus seyn, meinten sie und alle ihre Besorgnisse stellten sich ihnen auf's Neue in der furchtbarsten Gestalt dar.

Während sie noch berathschlagten, wälzte Bekir einen großen Stein unter das Fenster, stieg hinauf und sah durch eine Spalte des Ladens seinen Bruder Tai, wie er an einem großen runden Tische saß, umgeben von seinen siebenzehn Kindern, welche schäkerten, lachten und aßen. Zu seiner Rechten saß seine Gattin Amine, eben beschäftigt, ihrem jüngsten Kinde seine Portion zu zerschneiden; zur Linken befand sich ein Greis von sehr sanfter Miene, der eben eingeschenkt hatte und dem Hausvater mit holder Freundlichkeit den Labebecher darreichte. Bekir sprang herab, umarmte seine Brüder und klopfte aus allen Kräften an die Thür. Ein Sklave öffnete sie und ihm entfuhr vor Schreck ein lauter Schrei, da er drei nackende Menschen erblickte. Tai eilte herbei, Alle warfen sich ihm an den Hals und begrüßten ihn mit Freudenthränen als Bruder. Im ersten Augenblicke wußte Tai nicht, was er sagen sollte, aber bald erkannte er die Brüder, nannte sie bei Namen und drückte sie an sein Herz. Alle Kinder liefen herbei, auch Amine, aber sie entfernte sich schnell mit ihren Töchtern, da sie die Brüder in diesem paradiesischen Costüm erblickte. Der Greis war der Einzige, der ruhig bei der Tafel sitzen blieb.

(Der Schluß folgt.)

Denk-Sprüche.

25.

Bitten an Jemand, der nicht uns wohl will, geben ihm über Uns nur Gewalt; oft kostet Erbetenes mehr als Erkauftes.

26.

Wirklichen Muth hat der, dem weder ein wirkliches Uebel Ist, was nicht bei ihm steht, noch ein wirkliches Gut.

C. W. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Aus der Priegnitz. Von allen Produkten, die in diesem Jahre einen ziemlich guten Absatz gefunden haben, zeichnet sich ganz allein die feine Wolle aus. Nicht etwa, daß die deutschen Woll-Manufakturen diesen günstigen Absatz bewirkt hatten; die spekulativen Britten waren es, welche die großen Aufkaufe veranlaßten, um demnächst Deutschland und andere Länder wieder mit ihren feinen wollenen Tüchern zu versehen. — Wir Deutsche dürfen daher gar nicht wähnen, mit unserer Betriebsamkeit schon einen bedeutenden Standpunkt errungen zu haben, da wir noch so wenig die Produkte des Landes benutzen, sondern dem Auslande den Profit der Fabrikation nur zu häufig überlassen. Unsern Landwirthen fehlt es im Ganzen weniger an Betriebsamkeit und Unternehmungs-Geist, als unsern Fabrikanten; welches sich namentlich auch in der jetzt schon ziemlich allgemein verbreiteten Veredlung der Schäfereien zeigt, so wenig Aufmunterung sie hierin auch durch den inländischen Fabrikanten gefunden haben. In England würde die National-Wirthschaft wohl den entgegen gesetzten Gang genommen haben, wenn die Regierung sich nicht eingemischt und die Landwirthschaft auf alle erdenkliche Weise zu heben gesucht hätte. Bei alle dem ist aber doch die Race der Schafe in England nach und nach schlechter geworden, während die deutschen Landwirthe die Schafzucht verbesserten. Indessen hat man in England auch diesen Mangel eingesehen und in der neuesten Zeit seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung desselben gerichtet. Nur auf den schottländischen Inseln fand man zu Anfange dieses Jahrhunderts noch die vortreffliche Race von Schafen, die vormals in Großbrittannien ganz einheimisch war, und die Wolle dieses Landes noch kostbarer machte, als die spanische war und jetzt ist. Das wußten übrigens schon die gewandten Römer, welche eine Woll-Manufaktur in Winchester anlegten, um hier für ihre Legionen Tücher verfertigen zu lassen. Und da Dionisius von Alexandrien von der brittischen Wolle sagte: „sie würde so fein gesponnen, daß man sie mit Spinneweben vergleichen könne", so muß es gewiß schon damals feine Wolle und betriebsame Menschen in Großbrittannien gegeben haben. — Wenn wir nun aber die Nachrichten des italienischen Geschichtschreibers Guicciardini und des Rapin mit dem späteren Zustande der brittischen Schafzucht vergleichen, so ist es gar keinem Zweifel unterworfen, daß dieser für die National-Oekonomie wichtige Zweig bei den, sonst in ihrer Industrie immer ausgezeichneten Britten den Krebsgang machte, und daß nur der, diese Nation belebende große und scharfsinnige Spekulations-Geist diese Lücke durch fremdes Produkt zu ergänzen strebte. Guicciardini sagt unter Anderem in einer Stelle, wo er von der italienischen Wolle spricht: „Die Wolle ist grob und kann nicht mit der spanischen, noch viel weniger mit der englischen verglichen werden." — Rapin erzählt sogar: „daß in Flandern, im Jahr 1337, der Sack englischer Wolle mit vierzig Pf. Sterl. bezahlt wurde, und daß im Jahre 1470 der Preis der spanischen Wolle auf den niederländischen Märkten nicht höher als vier Pf. Sterl. gewesen sey." Man möchte sowohl den überaus hohen Preis der englischen Wolle, als den großen Abstand der spanischen, welche auch damals schon im Rufe stand, für unglaublich halten, wenn man anders Ursache hätte, in Rapins Angaben Zweifel zu setzen. — Der, wegen seines überaus rühmlichen und rastlosen Eifers bekannte Verein zur Verbesserung der Kultur des schottischen Hochlandes, die ökonomische Gesellschaft zu Edinburg, mußte mit den hier mitgetheilten Nachrichten bekannt seyn. Auch erhielt man durch sie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst die Nachricht: daß jene vortreffliche Race von Schafen noch vorhanden sey; sie ließ mehrere davon in den Hebriden aufkaufen, die man in den kleinen Eylanden abgesondert hielt. Die mit der Wolle gemachten Versuche haben anfänglich zwar keine so glänzenden Erfolge geliefert, als man sich geschmeichelt haben mochte; jedoch ist dadurch im Einzelnen die Schafzucht wieder viel schöner und auch im Ganzen schon verbessert worden. Nach allen Nachrichten, die wir über diesen Gegenstand zerstreut in Reise-Beschreibungen über England, namentlich über Schottland, gefunden haben, und aus den später im Druck erschienenen einzelnen, mehr als glaubwürdigen Nachrichten, sind wir auf die Vermuthung geleitet: daß besonders die edlen Schafe von den schottländischen Hebriden für das Klima und die Weide im nördlicheren Deutschland sehr geeignet seyn möchten, und während die spanischen Schafe hier leicht wieder ausarten können, auch kostspielig zu unterhalten sind, jene sich hier wahrscheinlich noch veredeln würden, auch keineswegs kostspieliger als die hiesigen Schafe zu unterhalten wären. Wir empfehlen diesen Gegenstand den Staats-Oekonomen zur genauen Prüfung. Für unsere Landwirthe können wir aber die Bemerkung nicht unterdrücken: daß sie schwerlich gut daran thun, wenn sie ihre Schäfereien zu treibhausmäßig einrichten, welches gegenwärtig zwar von den sehr niedrigen Kornpreisen begünstiget wird, bei zu erwartenden höheren Preisen ihnen aber sehr nachtheilig werden kann. Einmal ist die Anschaffung mit bedeutenden Kosten verknüpft, wodurch der Wirthschaft ein beträchtliches Capital entzogen wird; sodann können die Preise der feinen Wolle eben so leicht wieder sinken, vielleicht auch auf einige Zeit, z. B. in dem Fall eines Krieges, ganz der Nachfrage entbehren; und endlich bieten diese theuern Schafe nur **einen** Gegenstand der Nutzung dar, nämlich durch die Wolle, während sie sich nicht zum Fettmachen eignen, wodurch der Landmann ebenfalls in seiner Spekulation beschränkt wird. — Dennoch ist und bleibt die stufenweise Veredlung der Schafe sehr zu empfehlen. Der wahre Vortheil würde aber dann erst entstehen, wenn die veredelten Schafe sich ganz für unser Klima eigneten und sich mit dem Futter unserer gewöhnlichen Schafe begnügen könnten. — r.

In Troyes spielte man unlängst auf dem dasigen Theater „Salomon oder die gute und die böse Mutter", ein **historisches Faktum** in drei Akten. (Miroir.)

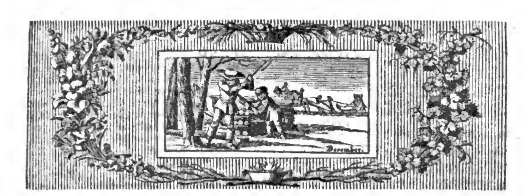
Ein Londoner Bürger hatte sich unlängst in Besitz von schriftlichen Beweisen eines ehrlosen Einverständnisses seiner Frau mit einem reichen Kaufmann gesetzt, und, ohne zu zögern, begab er sich zu ihm. „Nach den Gesetzen", sagte er, „könnte ich Sie zu 10,000 Pfund Sterl. Schadloshaltung verurtheilen lassen. Ich bin aber ein guter Kerl; geben Sie die Hälfte, so schweige ich still!" Und — der reiche Kaufmann holte sogleich die 5000 Pfund herbei, und führte seinen bösen Besuch höflichst ab, wegen der **großen Freiheit**, die er sich genommen, um Verzeihung bittend. (Miroir.)

Die Niederländer haben auch ihre drolligen Aushänge-Schilder, gleich den Engländern. So ist, unter Anderem, in Brüssel ein „Liqueur-Fabrikant und Verfertiger aller möglichen Geiste (esprits), Sr. Königl. Hoheit." (Constitut.)

Auf einer kleinen Bühne der Vorstadt gab man „Philoktet". Im dritten Akt sollte Herkules sich hinter der Coulisse hören lassen, blieb aber stumm. Philoktet entriß ihm seine Rolle, wandte sich im Eifer gegen das Publikum, und sagte: „Meine Herren, ich bin in Verzweiflung, aber Herkules kann nicht lesen!" — Er wollte hierauf den Maschinisten und den Ansieger bereden, die Rolle des Herkules zu übernehmen; alle Beide weigerten sich jedoch, bis endlich Einer aus dem Parterre sich dazu anschickte, und das Stück so ohne weitere Störung ausspielen konnte. (Cour. d. spect.)

Der König von Marokko hat die Weihe eines wichtigen Werkes angenommen, das den Titel führt: „Theorie der **Freiheit**." (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 15. Dezember. 200tes Blatt.

Drei Griechen-Lieder von Wilhelm Müller.

I. Der Verbannte von Ithaka.

Britten, streicht aus euren Listen meinen Namen nur heraus,
Bannet mich aus eurem Schutze, laßt verkaufen auch mein Haus!
Selber will ich mich beschützen, Gottes Himmel ist mein Dach,
Und der Freiheit Fahne folg' ich freudig bis zum Tode nach.
Hab' in ihre Werbe-Rolle schon mit meinem eig'nen Blut
Meinen Namen eingeschrieben und ein Schwerdt ist all mein Gut.
Britten, hohe Protektoren, fragt ihr nach der Freiheit Sold?
Zuckt ihr zweifelnd eure Achseln, zeigt ihr prahlend euer Gold?
Ach, die Freiheit ist auf Erden freilich nur ein armes Weib,
Hat wohl kaum genug, zu kleiden ihren abgezehrten Leib;
Wundenmahle, statt der Orden, halten ihre Brust bedeckt,
Manchen schnöden Achtbrief haben ihr Satrapen angesteckt.
Also kam sie aus der Ferne, weiß nicht recht, woher, verbannt;
Und zum Sterben müde sank sie hin an des Ilissus Rand.
Da, da fanden wir sie liegen, und sie schien bekannt uns noch,
Und wir sahen uns're Ketten, und wir fühlten unser Joch.
Flugs erwachte sie vom Schlummer, schwang sich in die Luft empor,
Und in Götterjugend strahlend stand sie auf Minerva's Thor.
Wie so froh sie auf die alten Narben ihres Leibes wies!
Wie so stolz ihr Auge suchte Marathon und Salamis!
Da zerrissen wir die Ketten, brachen jedes Joch entzwei,
Und sie sprach: „Seyd werth der Freiheit, und ihr seyd auf ewig frei,
Frei wie in Thessaliens Pässen *) Sparta's auserwählte Schaar,
Frei, wie über Erdennebel, kreist im Sonnenstrahl der Aar."

II. Alexander Ypsilanti.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs **) hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: Ach, daß ich gefangen bin!

*) Thermopyla.

**) Bergfestung in Ungarn.

An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
Lag' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: Bringt mir Keiner Botschaft her
Aus dem Lande meiner Väter? — Und die Wimper ward ihm schwer
War's von Thränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand
Seht, sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sey gegrüßt und fasse Muth!
In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
Diese Botschaft dir zu bringen ward mein Geist herab gesandt.
Alexander Ypsilanti, frei wird Hella's heil'ges Land!"
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: Leonidas!
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königs-Adler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

III. Die Pforte der Gnade.

Hohe Pforte, hohe Pforte! In den Schatten deiner Gnade *)
Rufst zurück du die Verirrten von der Freiheit wildem Pfade:
Heil den Griechen! Heil den Christen! Wirf nur einen großen Schatten
Ueber nackte Trümmerfelder, über blutgetränkte Matten,
Daß wir Alle Platz gewinnen in dem schönen Zufluchts-Orte,
In dem kühlen Abendschatten deiner Gnade, hohe Pforte!
Uns'rer Brüder rothe Häupter, aufgesteckt auf deinen Zinnen,
Rufen laut mit dir vereinigt: Eilt, den Schatten zu gewinnen!

*) Dieser bildliche Ausdruck ist aus der türkischen Amnestie-Proklamation genommen.

Hohe Pforte, hohe Pforte! Rufe nur — und schmiede Ketten,
Schicht' empor die Scheiterhaufen, deiner Sünde warme Betten,
Für die Armen, Nackten, Müden, die in deinen Schatten fliehen,
Flehend, in dem Sklaven-Joche wieder friedlich hin zu ziehen!
Rufe nur — zur Antwort schlagen unsre Waffen wir zusammen,
Lassen unsre Kreuzesfahne blitzend durch die Lüfte flammen. *)
Gott mit uns! auf unsrer Fahne — Gott mit uns! in unsrem Herzen.
Wir mit Gott, in Siegesjubel — Wir mit Gott, in Todesschmerzen!

Selig, die mit Gott gefallen! Zu der Pforte seiner Gnade
Ruft er heim die müden Streiter von des Lebens wirrem Pfade:
In der Pforte kühlem Schatten ruh'n die Herren und die Knechte,
Auf dem Dornenbett der Sünder, und in Blumen der Gerechte.
Brüder, nach der Pforte wollen wir mit festem Blicke schauen,
Ihrem Gnadenworte dürfen bis zum letzten Hauch' wir trauen.
Seht die Häupter unsrer Brüder dort mit Martyrkronen glänzen!
Seht, Gregor, **) der Protomartyr, harrt auf uns mit Siegeskränzen!
Zu der Pforte laßt uns muthig mit gezücktem Schwerdte wallen! —
Selig, die mit Gott gestritten! Selig, die mit Gott gefallen!

Dessau, im November 1821.

*) Das Labarum, mit dem Kreuze, aus dem Blitze fahren.

**) Der Patriarch von Constantinopel, eines der ersten Opfer für die griechische Freiheit.

Bathmendi.

(Schluß.)

Hierauf ließ ihnen Tai Kleider geben und machte sie dann mit seiner ganzen Familie bekannt. „Ach!" rief Bekir gerührt aus, „Dein glückliches Loos tröstet uns über Alles, was wir haben erdulden müssen. Von dem Augenblick unserer Trennung an hat unser Leben in einer einzigen Kette von Unglücksfällen bestanden, ohne daß wir jenen Bathmendi erblicken konnten, dem wir doch stets so eifrig nachliefen." — „Ich glaube es wohl!" rief der kleine Greis aus, der noch immer bei Tische saß — „daß Ihr mich nicht gesehen habt; ich bin ja nicht von hinnen gewichen!" — „Wie?" rief Sadder erstaunt aus, „Du wärest wirklich —." — „Ja, ja, wirklich Bathmendi!" erwiederte dieser. „Es ist natürlich, daß Ihr mich nicht kennt, da Ihr mich in Eurem Leben nie gesehen habt; aber fragt nur Tai und Aminen, und alle Kinder, die kennen mich Alle recht gut. Seit funfzehn Jahren wohne ich hier, und bin hier wie zu Hause. Nur ein einziges Mal habe ich mich auf eine kurze Zeit entfernt, damals, als Aminens Vater starb; aber ich kehrte bald zurück, und bin willens, immer hier zu bleiben. Es hängt jetzt nur von Euch ab, Ihr Herren Abentheurer, mit mir näher bekannt zu werden, und wenn es Euch beliebt, soll es mir angenehm seyn; wo nicht, so werde ich mich darüber auch zu trösten wissen. Ich beschwere Niemand, sitze ruhig in meinem Winkel, hasse den Lärm und meide allen Hader und alles Disputiren."

Die drei Brüder konnten sich an dem freundlichen Greise nicht satt sehen, und wollten ihn umarmen. — „Sachte, sachte!" rief er, „ich bin gar kein Freund von heftigen Bewegungen, und wenn man mich ein bischen hart anfaßt, so bin ich weg. Und dann muß man sich doch auch erst kennen und lieben lernen, ehe man sich Liebkosungen erweist. Wenn wir recht gute Freunde werden sollen, so bekümmert Euch ja nicht zu viel um mich; ich liebe die Freiheit mehr als Complimente, und alles Sanfte und Gemäßigte ist mein Element." — „Aber", sagte jetzt Sadder, „hat uns nicht Alzim recht boshaft betrogen, als er uns einen so falschen Weg anwies, Dich zu finden?" — „Darüber", antwortete Bathmendi, „soll Euch Aufschluß werden, sobald Ihr ihn fassen könnt." — Nach diesen Worten erhob er sich, und begab sich, nachdem er die Kinder geherzt, Tai und Aminen freundlich zugelächelt hatte, in das Schlafgemach.

Auch die Brüder begaben sich, erquickt von einem stärkenden Mahl, zur Ruhe. Am folgenden Morgen zeigte ihnen Tai seine Felder, seine Gärten und Wiesen, sein Anspann, seine zahlreichen Heerden, und machte ihnen bemerklich, wie sein ganzes Glück aus den Arbeiten und der Sorge für seinen Hausstand hervor ginge. — Bekir begann noch an diesem Tage, zu pflügen, und er war auch der Erste, der sich Bathmendi's Freundschaft erwarb. Mesrou wurde aus einem ersten Minister der Oberhirt des Guts. Sadder brachte das Getraide, die Wolle, die Butter und alles Verkäufliche zu Markte, zog durch freundliches Gespräch die Kunden an, und machte sich dadurch eben so nützlich wie die Uebrigen; auch führte er Buch und Rechnung über die ganze Wirthschaft, die jetzt immer weitläuftiger wurde: denn Tai kaufte noch mehr Land hinzu, und der Viehstand vermehrte sich unter Mesrou's Aufsicht so ansehnlich, daß Tai bald jedem seiner Brüder ein Eigenthum anweisen und ein eigenes Haus bauen konnte. Sobald dieses geschehen war, suchte und fand Jeder noch eine Gattin, die ihn durch Liebe beglückte; bald sahen sie liebliche Kinder um sich her, und erkannten nun auch einen Zweck des leicht vorüber schwebenden Lebenstraumes.

Einst, als sie Alle beisammen saßen, Bathmendi mitten unter ihnen, wiederholte Sadder seine einst gethanne Frage: ob Alzim sie nicht getäuscht habe? — „Bei Euren Leidenschaften und Thorheiten", erwiederte der freundliche Greis, „war Euch das Heiligthum des wahren Glücks und der Zufriedenheit verschlossen. Das Thor desselben öffnet sich nur dem Weisen: aber die Weisheit kann man selten wohlfeiler einkaufen, als durch sehr bittere Erfahrungen. Euch ist sie um diesen Preis geworden, und sind es nicht eben jene Erfahrungen, die jetzt Euer Glück erhöhen?" — „Das ist freilich wahr", erwiederte Sadder; „allein es scheint mir nach meinen Erfahrungen, daß nicht Alle

in der Schule des Schicksals auslernen, oder erst so spät zur Weisheit gelangen, daß ihnen keine Zeit mehr übrig bleibt, die Früchte derselben zu genießen.“ — „Das mag wohl seyn!“ lautete die Antwort; „aber des Lebens höchster Zweck ist nicht, genießen, sondern lernen; und Jeder geht bei seinem Abschiede vom irrdischen Leben aus einem Gottesreiche in ein anderes, wo er höher steigen und höhere Genüsse erringen kann.“ Carl Klee.

Allerlei.

Ein berühmter Denker behauptete in Hinsicht der Romane: daß bei einer durchaus vollkommenen Polizei — wenn der Handelsstaat völlig geschlossen, und selbst der Paß der Reisenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portrait-Gemälde versehen seyn würde — ein Roman durchaus unmöglich wäre, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlassung oder einen wahrscheinlichen Stoff darbieten würde. — Hat diese Ansicht gleich an sich etwas Sonderbares, so möchte sie doch in Beziehung auf die verfehlte Gattung der Romane nicht ohne Grund seyn.

Chateaubriand macht in der Beschreibung seiner Reise nach Amerika folgende Bemerkung: „Der National-Charakter verleugnet sich nie. Unsere Seefahrer sagen: in den neuen Ansiedelungen fingen die Spanier damit an, eine Kirche zu bauen; die Engländer eine Schenke, die Franzosen eine Festung; aber auch, setze ich hinzu, einen Tanzsaal. Als ich in Amerika an der Grenze des Gebiets der Wilden war, erfuhr ich, daß ich auf der ersten Tagereise einen Landsmann unter den Indianern finden würde. Ich kam bei den Cayugas, einem Stamm der Irokesen, an. Mein Wegweiser führte mich in einen Wald. In der Mitte dieses Waldes sah ich eine Art von Scheuer, in welcher ich einige zwanzig Wilde fand, Männer und Weiber unter einander, mit scheußlich bemalten Gesichtern, mit halbnackten Leibern und aufgeschlitzten Ohren, mit Rabenfedern auf den Köpfen und Ringen in den Nasenlöchern. Ein kleiner Franzose, gepudert und frisirt nach alter Sitte, im apfelgrünen Kleide, Weste von Droguet, mit Busenstreif und Handkrausen von Mousselin, kratzte auf einer kleinen Taschen-Geige und ließ die Irokesen die Mandelon Friquêt tanzen. Herr Violet, so hieß der Mann, lebte als Tanzmeister unter den Wilden und man bezahlte ihm seine Lehrstunden mit Biber-Fellen und Bären-Schinken. Er war während des amerikanischen Krieges Küchenjunge bei dem General Rochambaud gewesen. Nach dem Abzuge unseres Heeres blieb er in New-York, entschlossen, die Amerikaner in den schönen Künsten zu unterrichten. Als er glücklich sein Fortkommen fand, erweiterten sich seine Entwürfe, und, ein neuer Orpheus, brachte er Gesittung zu den irrenden Horden der neuen Welt. Wenn er von den Indianern mit mir sprach, sagte er immer: „diese Herren Wilden, die Frauen Wilden.“ Er rühmte sehr die Leichtigkeit seiner Schüler; und es ist wahr, ich habe nie ärgere Sprünge gesehen, als sie machten. Herr Violet setzte sein Geigelchen zwischen Kinn und Brust, stimmte das leidige Instrument, und wenn er auf irokesisch rief: „auf eure Plätze!“ sprang der ganze Haufe wie ein Heer von Teufeln. — So zeigt sich die Eigenthümlichkeit der Völker!“

Lysippus hat in einem seiner Lustspiele den Ausruf angebracht: „Wer Athen nicht zu sehen wünscht, ist ein Dummkopf; wer es sieht, ohne sich darin zu gefallen, ist noch dümmer; aber die höchste Dummheit und Unvernunft ist es, Athen zu sehen, sich darin zu gefallen und es zu verlassen.“

Als Aristoteles gefragt wurde, wozu die Philosophie diene, antwortete er: „Um das aus freien Stücken zu thun, wozu sonst die Furcht vor den Gesetzen zwingen wird.“

Angenommen, daß wir stets die Wahrheit reden, so muß man doch noch durch andere Gründe verbunden seyn, das Böse, welches wir von Andern wissen, bekannt zu machen. Wir müssen damit andern Personen, die betrogen werden könnten und denen es wesentlich nothwendig ist, diese Leute zu kennen, einen Dienst leisten. Sonst darf man auch seinem besten Freunde keine solche Nachrichten entdecken.

Es liegt etwas Rührendes und Seelenerhebendes in der Aufstellung eines aufrichtigen, von aller Falschheit und Verstellung entfernten Charakters; da doch die Ehrlichkeit, eine bloße Geradheit der Denkungsart, das Kleinste ist, was man zu einem guten Charakter fordern kann. Daher ist kaum begreiflich, woraus sich denn jene Bewunderung gründe, die wir einem solchen Gegenstande widmen; es müßte denn seyn, daß Aufrichtigkeit die Eigenschaft wäre, von der die menschliche Natur gerade am weitesten entfernt ist. — Eine traurige Bemerkung!

Die wahre Stärke der Tugend ist, das Gesetz in Gemüthsruhe und mit einer überlegten und festen Entschließung in Ausübung zu bringen. Das ist der Zustand der Gesundheit im moralischen Leben, dagegen der Enthusiasmus eine augenblickliche glänzende Erscheinung ist, welche Mattigkeit hinterläßt.

Wegen einiger Anstöße im Umgange mit Männern oder Weibern das ganze Geschlecht jener, oder dieser, als entartet oder verworfen zu betrachten, wäre eben so ungerecht, als es ungewiß ist, bei sich selbst einen Geschlechtshaß für alle Lebensfälle als gegründet anzusehen: denn der sogenannte Geschlechtshaß setzt andere physische oder moralische Mängel voraus. Nm.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Vor einigen Wochen kam in hiesiger Residenz eine junge Engländerin an, Sarah Kilham, die, mit Erlaubniß unserer Regierung, eine Mädchen-Schule nach der Bell-Lancasterschen Methode hier anlegt. Knaben-Schulen nach dieser Lehrart zählt unsere Kaiserstadt schon mehrere, aber keine für Mädchen; die Kilhamsche ist also die erste dieser Gattung, kann mithin in der Folge unserer so volkreichen Stadt sehr wohlthätig werden. Mad. Kilham wird ihres religiösen Lebenswandels wegen allgemein geachtet, hat einen großen Theil ihrer Lebenszeit dem weiblichen Jugend-Unterrichte mit dem günstigsten Erfolge gewidmet und mit unglaublicher Schnelligkeit in Jahresfrist hier die russische Sprache erlernt. Ihrem Plane zu Folge werden in ihrer Schule nur Kinder aus den ärmsten und niedrigsten Volksklassen aufgenommen. Sie lernen russisch lesen und schreiben, Religion, die Elemente der Arithmetik, die ihrem Geschlechte und künftigen Berufe nöthigen Handarbeiten, bekommen auch Anleitung zur Haushaltungs-Kunst. Von den ihr schon übergebenen Mädchen unterhält die hiesige menschenliebende Gesellschaft allein zehn. — Die Kaiserin Maria weiht ihr Leben nur Werken allgemein nützlicher Wohlthätigkeit. Unter ihrer Alles umfassenden Direktion und eigenen Leitung befinden sich eine Menge der vortreflichsten weiblichen Institute, die theils für die Verpflegung des Alters, theils für den Unterricht der heran reifenden weiblichen Jugend sorgen. Zu den blühendsten der letzteren gehören: das Jungfern-Stift, das gegen 1200 Mädchen umfaßt, und eine adliche und bürgerliche Abtheilung enthält; das Catharinen-Stift, nur für 300 adliche Mädchen eingerichtet (ein ähnliches Stift desselben Namens existirt auch in Moskau); das Marien-Stift; das Taubstummen-Institut; die Commerz-Schule, worin Knaben, dem Handelsstande sich widmend, in Allem, was menschliche Bildung betrifft, vollkommenen Unterricht erhalten; und das Findelhaus hier und in Moskau, ein weit umfassendes Etablissement. Das hiesige nimmt eine ganze Straße ein und zählt weit über zweitausend Kinder beiderlei Geschlechts, die mit der weisesten und zweckmäßigsten Vorsicht in mehreren besonderen Abtheilungen erzogen werden. Diese für eine volkreiche Residenz so höchst wohlthätige Anstalt wird allein den Namen ihrer großen Stifterin auf alle kommenden Jahrhunderte verewigen.*) Welche Opfer auch die Erhaltung der Bequemlichkeit, der Gesundheit und eines zweckmäßigen, den Bedürfnissen des Zeitalters angemessenen Unterrichtes in diesen Instituten erheischt, ihre erhabene und großmüthige Vorsteherin spendet sie gern; denn sie entsprechen ihren Lieblings-Zwecken, der Menschheit in allen ihren Bedürfnissen wohl zu thun. — Außer diesen erwähnten sind seit einigen Jahren auch in entlegeneren Bezirken des Reichs ähnliche Institute, wie das von Charkow (seit dem Jahre 1800 der Sitz einer Universität) und das von Pultawa, die gleichfalls unter der Ober-Direktion der Kaiserin Maria stehen, errichtet worden. In dem Institute adlicher Fräulein zu Pultawa war während des 26sten, 27sten, 28sten und 29sten Septembers öffentliche Prüfung in allen Gegenständen des wissenschaftlichen, Sprach- und Kunst-Unterrichtes, der eine vornehme und sehr zahlreiche Versammlung der Stadt und Umgegend beiwohnte. In Allem zeigten die jungen Zöglinge bewunderungswerthe Fortschritte des musterhaftesten Fleißes, vorzüglich aber in der Religion und christlichen Moral. Die würdige Direktrice dieser Anstalt ist Frau von Rennin, welche Alles aufbietet, um die Belebung derselben zu erhöhen. Gegen hundert Zöglinge befinden sich hier, von denen fünfzehn Unbemittelte auf Kosten des Adels dieses Gouvernements erzogen werden. Fünf und achtzig von ihnen sind Pensionaire, theils aus diesem, theils aus fremden Gouvernements, die sich auf eigene Kosten erhalten. Als die Direktrice bei der Kaiserin um Belohnungen für die würdigsten ihrer Zöglinge anhielt, antwortete sie ihr in folgenden eigenhändigen Ausdrücken: „Ich wünsche innigst, so sehr es nur die Entfernung erlaubt, mich mit Ihrem Institute zu befreunden. Sie werden mir daher künftig in jedem Quartal einen Auszug aus dem Journal über die sittliche Führung und die wissenschaftlichen Fortschritte eines jeden Zöglinges zustellen. Auf diese Art werde ich minder fremd der Pflanzschule dieser jungen Mädchen bleiben, auf welche sich wahrlich oft meine Blicke mit der trostvollen Zuversicht wenden, die immer eine angenehme Hoffnung der Seele gewährt. Sie geben mir dadurch das Vergnügen, die Fortschritte des Guten zu begünstigen, dessen innerer Drang mich schon auffordern wird, Ihnen zur gesetzlich vorgeschriebenen Frist meine Namenszüge, zur Vertheilung an die Würdigsten, zu übersenden.*) Möge Gott unsere Bemühungen und unsern Eifer für's Gute segnen." — Dieser Brief wurde laut der ganzen Versammlung vorgelesen und erweckte ihre innigsten und rührendsten Gefühle der Dankbarkeit. — In den letzten Tagen des Septembers kehrten drei junge Leute nach Mitternacht von einem Lustgelage heim. Eine Polizei-Wache passirend wurden sie, wie es hier überall zur Nachtzeit üblich ist, drei Mal angerufen und jeden Ruf beantwortete einer dieser Spaßvögel mit einem lauten und herzhaften: „Der Teufel passirt!" Die Schildwache ergriff ihn und sperrte ihn in ihre Budke (Wachthäuschen). Die beiden Andern wollten anfänglich die Befreiung ihres Gefährten durch drohende Gewalt erzwingen; da dies aber nichts half, ließen sie sich endlich zu demüthigen Bitten herab und boten der halsstarrigen Schildwache eine Belohnung von 10, 25, ja zuletzt sogar von 50 Rubeln. Gleichgültig erwiederte jene hierauf immer: „Ich bedarf nichts, meine Herren! der Kaiser giebt mir so viel, als ich brauche, und Euch, wie allen Uebrigen Eures Gelichters, diene dies künftig zur warnenden Lektion, mit öffentlichen Schildwachen, die der allgemeinen Sicherheit wegen da sind, keinen solchen Scherz zu treiben. Ist mein Gefangener aber der wirkliche Teufel, für den er sich ausgiebt, so mag er sich selbst befreien!" — Unter diesen Capitulationen passirte die militairische Stunden-Wache, welcher der Polizei-Soldat den Verhafteten übergab, und dieser wird wohl künftig nicht mehr die Wachen durch seine Teufel in Furcht setzen wollen! — L. v. Bg.

*) Hieher ist noch zu rechnen das vortreflich eingerichtete Krankenhaus auf dem Stuckhofe.

*) Die damit belohnten jungen Damen tragen diese Namenszüge gleichsam als Ordenszeichen, für ihr ganzes späteres Leben, brodirt auf einem schmalen, rothen Bändchen, an der linken Schulter.

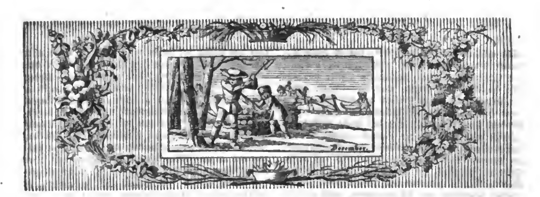
Nach genauen Berechnungen besteht das Volk, welches griechisch spricht, die griechische Religion übt, das eigentliche Griechenland bewohnt und sich jetzt Hellenen nennt, aus 4,500,000 Individuen. Hierzu noch diejenigen gerechnet, welche Albanien, Bulgarien, die Wallachei und Moldau bewohnen, ferner die eigentlichen Hellenen in Klein-Asien, namentlich die Küsten-Bewohner von Carien bis jenseit Trebizond, so ergiebt sich eine Masse von über 8 Millionen Menschen. (Constitut.)

Für die Pariser Spielhäuser hatte unlängst Jemand folgendes Quatrain gemacht:

Drei Pforten darfst du an dieser Höhle:
Der Hoffnung, Schande und der düst'ren Gruft;
Hinein führt dich die Hoffnung nur; nun wähle
Bei'm Ausgang: willst du todt seyn oder Schuft? (Miroir.)

In dem Stücke: „Die beiden Candidaten" kam neulich unberufen ein Hund mit auf die Bühne; das Parterre fing an zu pfeifen, und der Hund an zu bellen. Der Wechsel-Streit dauerte eine ganze Weile, bis er endlich gütlich beigelegt ward, indem der vernünftige Hund, einem Coulissen-Helden gleich, mit Bellen abging. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 17. Dezember. 201stes Blatt.

Ein Brief aus der Lybischen Wüste.

(Die Reise-Gesellschaft des Herrn Generals Menu von Minutoli hat, wie die Baukunst, einen unschätzbaren Verlust durch den Tod des Königl. Professors der Baukunst, Herrn Ludwig Liman, erlitten, der im Jahr 1820 in Alexandrien, an den Folgen der Reise-Strapazen, bald nach der Absendung des Briefes starb, aus welchem wir hier einen Auszug mittheilen.)

Omdt-Dechan, den 5. November 1820.

— — Immer noch in der Wüste — vom 9ten Oktober bis zum 5ten November! — So lange wir vorwärts zogen, hielt uns die Hoffnung, einen interessanten Punkt am folgenden Tage zu erreichen, aufrecht; ein kleines antikes Grabmal wurde als eine reiche Ausbeute angesehen; und wenn man es auch nur — während die Karavane weiter zog, und man sich, um es auf zu suchen, weit vom Wege entfernte — flüchtig untersuchen konnte, so sah man es doch als ein Versprechen für größere Gaben an. Ja, selbst manches arabische zertrümmerte Castell, welches uns unsere Führer als etwas Außerordentliches geschildert, und das sich am Tage über in der Ferne gezeigt hatte, spannte unsere Erwartung bis zum Abend, und verschaffte uns, wenn auch weiter nichts, doch wenigstens das Vergnügen, Rebhühner und Obaren aus dem zerstörten Gemäuer auf zu jagen und uns einen Braten zur Mahlzeit zu schießen. Nun aber liegen wir seit acht Tagen im Angesicht der Hügel Ages el Egoba, welche das Gebiet von Tripolis von Egypten scheiden, und nur die Verlegung des Zeltes, auf eine oder zwei Stunden Entfernung — welche wir, um uns gegen die Anfälle der schweifenden Beduinen sicher zu stellen, von sechs zu sechs Tagen vornehmen — ist die einzige Veränderung, welche uns zu Theil wird, wenn man es wirklich Veränderung nennen kann: denn immer bleiben uns dieselben Hügel im Angesicht, derselbe steinbesäte Boden, die nämlichen dürftigen Gesträuche. Hier liegen wir nun und harren der Botschaft, welche uns vom Pascha von Derna kommen soll, günstig oder feindlich, bejahend oder verneinend; denn schon seit Wochen haben wir Boten, mit Empfehlungs-Briefen vom Pascha Mehmed Ali und vom Consul von Tripolis, in Cairo nach Derna gesendet, an den Bey — den Schech des Stammes El Arabi, den Kadi von Derna — um Einlaß und sicheres Geleit zu bitten; alle Tage erwarten wir die Antwort und zählen die Stunden bis zu dem Augenblick, der unsere schönsten Hoffnungen fest stellen oder zertrümmern soll!

Von der Beschwerlichkeit einer Wüsten-Reise ist es nicht leicht, sich aus der Beschreibung einen Begriff zu machen; beschwerlich ist sie für den Körper wie für den Beutel: für alle Bedürfnisse, klein und groß, muß im Voraus gesorgt seyn; denn hier findet sich nicht das Mindeste, als höchstens etwas Kameelfleisch, oder von Zeit zu Zeit ein magerer Hammel, welchen man halb durch Gewalt, halb durch Geld der Heerde entreißen muß; zehn Personen und ein Pferd wollen alle Tage ernährt seyn, und für diese muß Alles auf Kameelen transportirt werden, bis auf das Wasser; wir führen auch nicht weniger als zwanzig solcher beladenen Thiere mit uns. Glücklicher Weise darf das Futter für diese

nicht geladen werden; genügsam, wie es einem Bewohner der Wüste zukömmt, nehmen sie mit den dürren Sträuchern vorlieb, welche im Sande und aus dem Gestein hervor steigen; aber eben deshalb gleicht ein solcher Zug einem Treiben auf die Weide. Bei jeder Pflanze machen die hochbeinigen Herren Halt, hin und her ziehend und sich das Beste aussuchend; dadurch wird diese Art des Reisens überaus peinlich, und nachdem man ohne Unterlaß von Sonnen-Auf- bis Sonnen-Untergang fortgezogen, sich dem kalten Thau des Morgens, der brennenden Hitze am Mittag, wie dem häufig wehenden Süd-West-Wind, welcher Wolken von Sand vor sich her treibt, preis gegeben, hat man am Abend, im dessen Fall, eine Entfernung von acht Stunden zurück gelegt! Ueber die ermüdende Bewegung des Kameels haben schon viele Reisende geklagt, und ehe ich so glücklich war, ein Beduinen-Pferd zu erstehen, habe ich ebenfalls die unangenehme Erfahrung gemacht. Heftig auf und nieder schaukelnd ist die Bewegung, zugleich sehr unsanft; legt sich das Thier nieder, so fällt es zuerst auf die Kniee der Vorderfüße, alsdann auf die Hinterfüße, die es in drei Gelenken biegt; geschieht dieses Hinlegen unvorbereitet, so ist man gewiß, herab zu stürzen, da man sich sowohl hier als bei dem Aufstehen mit Anstrengung halten muß. Ist man am Ziel der Tagereise, kann man sich der Ruhe nicht erfreuen; das Aufstecken des Zeltes, das Sondern und Sichern der Effekten nimmt nicht wenig Zeit weg. Das Abend- wie das Mittag-Essen muß an Quantität ersetzen, was ihm an Qualität abgeht, glücklich, wenn trinkbares Wasser vorhanden! — darunter versteht man aber hier zu Lande etwas Anderes, als bei uns: trüb und erdig, nachschmeckend darf es schon seyn, wenn es nur von Mischung mit dem Meerwasser frei ist. Auch die Nacht will ihren Dienst; vorsichtig, wie es Reisenden in der Barbarei geziemt, stellen wir mit der Dunkelheit unsere Wachen aus, und wechselsweise thut ein Jeder von uns zwei Stunden den Dienst. Das gute Einverständniß unter uns ist es, was uns bei all dieser Beschwerlichkeit wohlauf und bei guter Laune erhält; die Anstrengung stärkt den Körper, mehrt die Eßlust und giebt mit neuer Nahrung neue Kräfte. Was unser Verhältniß in der ersten Zeit unserer Wanderung sehr trübte, war das Mißverhältniß zu den Arabern unsrer Begleitung. — Hagen Dani, Schech des Stammes Dumead — welcher vom Pascha von Egypten, mit Verdrängung seines älteren Bruders, eingesetzt und deshalb dem Pascha ganz untergeben ist — bekam von diesem den Auftrag, den General in seiner Expedition zu begleiten, und für ihn und seine Begleitung mit seinem Kopfe zu stehen. So ungern er nun auch dies Unternehmen, welches ihm wohl mißlich scheinen mochte, übernahm, so mußte er doch dem Willen des Pascha zuletzt weichen; ward aber zum Theil auch von dem Gewinn, welcher ihm aus der Lieferung der Kameele hervor ging, gelockt. Kaum aber hatte die Caravane Alexandrien verlassen, als er seinen Unmuth nicht mehr verhehlte, tausend Schwierigkeiten ersann, tausend Hindernisse in den Weg legte; die Caravane kam nicht von der Stelle, Tage lang fehlte uns eines der ersten Bedürfnisse, das Wasser, aus Mangel an Aufmerksamkeit, die Schläuche zu füllen, und wegen falscher Angabe der Entfernung. Der üble Wille des Hauptes theilte sich bald jedem einzelnen Beduinen mit: wir waren ernstlich besorgt, es möchte zu Thätlichkeiten kommen, welche bei Leuten, wo die Blutrache Gesetz ist, sehr weit führen konnte. Alles war von ihrer Erbitterung zu befürchten; sie durften nur unsere Wasserschläuche zerschneiden, uns verlassen, unsere Kameele entführen, und die Wüste wurde unser Grab. Als der General sich von uns trennte, um seine Rückreise nach Cairo über Siva an zu treten, theilte sich auch die Begleitung der Caravane. Der Schech und ein Theil zogen mit dem General, und mehrere Zwanzig blieben uns. Von diesem Augenblick an ging es besser; wir näherten uns wechselseitig, und nach und nach bildete sich ein erwünschtes Verhältniß. Jetzt bringen sie uns Datteln, Brod, Fleisch und was sie sonst haben; dafür theilen wir ihnen von unsern Vorräthen mit, und haben wir auch die Unannehmlichkeit, sie einen großen Theil des Tages in unserem Zelt zu haben, so ist dies für unsern Zweck schon zu überstehen. Ihre Freundschaft geht jetzt selbst so weit, daß sie uns aus freien Stücken Geld anbieten, welches gewiß bei einem Araber nicht wenig zu bedeuten hat! Es ist schwer, sich von dem Charakter dieser Leute eine wahre Vorstellung zu machen, selbst wenn man mit ihnen lebt; man findet in ihrem Thun und Handeln so viel Widersprechendes, daß man, wenn Einem obenein der Schlüssel zu ihren Gesprächen, die Kenntniß der Sprache, fehlt, unmöglich auf's Reine kommen kann. Sie verbinden die Sitten des Patriarchen-Lebens, des bedürfnißfreisten, mit Lastern wie Habsucht und Geldgier, zu deren Befriedigung bedienen sie sich so unerlaubter Mittel, wie sie nur bei einem üppigen luxusreichen Volk voraussetzbar scheinen. Vergebens hat der Pascha von Alexandrien es versucht, sich diese Leute näher zu verbinden, indem er sie mit Bedürfnissen bekannt zu machen strebte, welche sie in größere Verbindung mit den Städten gesetzt, so nach und nach ihre Sitten umgeformt und sie seinen übrigen Unterthanen gleich gestellt haben würden. Jeder Neuerung in der Kleidung haben sie widerstanden; der Bemkan, ein großer weißer oder grauer wollener Mantel, hüllt ihnen Kopf und Körper ein; mit einem leinenen Beinkleid und einem leinenen Hemde

bekleiden sie sich nur zuweilen, aus Luxus; nur nach vieler Anstrengung ist es dem Pascha gelungen, die nächsten Stämme um Cairo und Alexandrien in festen Wohnsitzen zu halten und ihre Häupter einen Theil des Jahres in Cairo, Alexandrien und Damenur zu versammeln; aber vergeblich war sein Bemühen, sie zu bewegen, ihre Zelte gegen Hütten zu vertauschen.

(Der Schluß folgt.)

Anekdoten von Peter dem Großen.

(Mitgetheilt von Friedrich v. Wichert.)

Peter der Große kam am 26sten Oktober 1709 mit Friedrich dem Ersten in Marienwerder zusammen und wünschte ihn zur Theilnahme am Kriege gegen Schweden zu bestimmen. Mit seltenem Edelmuth sagte Friedrich: „Karl der Zwölfte hat, da er im Glück war, als mein Freund gehandelt und Preußens Neutralität respektirt; es würde daher unedel seyn, wenn ich jetzt vom Schicksale dieses Fürsten Nutzen ziehen wollte." — Und Peter der Große nahm diese Entschuldigung als gültig an. Heil den Fürsten, deren Politik den Werth solcher Gründe erkennt!

In dem steifen Höflichkeits-Tone jenes Zeitalters sagte Friedrich: „Ich wünsche den Degen zu sehen, der bei Pultawa gesiegt hat!" — „Hier ist er, Du kannst ihn behalten!" antwortete Peter, und nahm seinen schweren, mit Eisen beschlagenen, übrigens aber schön gearbeiteten Säbel, der an einem ledernen Gehenke über die Schulter hing, ab. Sogleich überreichte ihm Friedrich als Gegengeschenk seinen kleinen goldenen, mit Diamanten besetzten Degen, und beide Monarchen trugen nun den ganzen Tag hindurch diese vertauschten Seitengewehre, ob sie gleich mit ihrer Kleidung und besonders mit ihrer Größe sonderbar contrastirten.

Der Czaar wohnte in Königsberg im Negeleinschen Hause, dem jetzigen Königl. Banco-Comptoir. Als er hier einst auf dem Balkon stand, fragte er nach der Tiefe des Pregels bei der Ueberfahrt, und als man ihm sagte: daß hier die Tiefe beträchtlich wäre, rief er aus: „Schade, daß Königsberg nicht mir gehört; es sollte ein Kriegshafen werden!" Man sagte ihm nun, diese Tiefe des Pregels fände aber nicht durchgängig statt, und vor der Mündung desselben läge eine Sandbank. — „Kleinigkeit!" rief Peter; „man dürfte alsdann nur den Fluß verdämmen und ihm einen andern Ausfluß in die Ostsee graben!" Diesen riesenmäßigen Plan konnte nur der nachherige Erbauer von Petersburg hegen, und in seinem Munde war dieser Gedanke keine Großsprecherei.

Peter hörte, die Höflichkeit erfordere, daß geringe Personen den Hut unter dem Arme tragen müßten; und als er nun sechszig Mann von seiner Garde mit Geschenken auf das Schloß zum Churfürsten schickte, mußten diese während des Zuges den Hut unter dem Arme tragen.

Die Uhren von Emaille waren damals etwas Neues und wurden von den Damen an der Seite getragen. „Steh!" rief Peter auf der Straße einer Dame zu, welche eine solche Uhr trug, die auch dem Czaar etwas Neues war. Sie blieb, indem er ihr die Uhr von der Seite riß, zitternd stehen; er besah nun die Uhr, öffnete sie, und gab sie der Dame hierauf mit einer tiefen Verbeugung zurück.

Einst saß Peter mit dem Churfürsten und dessen Gemahlin, der edlen Sophie Charlotte, allein bei der Abendtafel, als ein Diener aus Unvorsichtigkeit einen Teller von Porzellan auf die Marmor-Fliesen neben dem Kamine fallen ließ. Peter fuhr bei diesem Ton wüthend auf, zog den Säbel, den er immer an seiner Seite trug, und stand im Begriff, den Diener nieder zu hauen. Mit Mühe wurde dies von seinem Dollmetscher und dem Churfürsten verhindert. Als man ihn nachher um die Ursache seines Zornes fragte, antwortete er: „Ich dachte, es wäre ein Signal, welches der Schurke einigen Verschwornen gäbe, um uns zu ermorden. Dafür aber, daß er mich erschreckt hat, verdient er doch billig die Knute." — Man suchte ihn zu beruhigen; allein er bestand auf dieser Genugthuung, und weil man ihm solche nicht abschlagen wollte, so ließ man einem Verbrecher, der diese Strafe verdient hatte, den Staupenschlag geben, und sagte ihm, es sey dieser Diener.

Gas-Beleuchtungen.

Die Knixe des andern Geschlechts sind im Grunde Reste von den Kniebeugungen der Vorzeit, und weisen auf die ehemalige Unterwürfigkeit der Weiber zurück. Wie ganz anders erscheinen dagegen ihre heutigen Complimente! — die drohend mit schnell vorgestrecktem Haupte eher den Anlauf zu einem tüchtigen Kopfstoß, als einer Höflichkeits-Bezeugung gleichen.

Die freundliche Gabe des geselligen Dialogs scheint immer seltener zu werden. Wer einmal das Wort genommen hat, der hört so leicht nicht wieder auf, sich selber aus zu kramen. Dabei kann denn kaum der Andere, geschweige der Dritte und Vierte zu Worte kommen.

Abdera in Griechenland und seines gleichen zu unserer Zeit — so kleine Städtchen, und doch so bevölkert! — denn Millionen haben darinnen das Bürgerrecht.

So wie der Weichling kein Blut sehen kann, auch wenn es aus fremden Wunden fließt, eben so kann der Geizhals Niemand Geld ausgeben sehen, ohne nicht etwas von der Pein zu empfinden, die es ihm verursacht, wenn er selber den Beutel ziehen muß.

Innocenz.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

London. In der letzten Session hatte sich das Parlament Copieen oder Auszüge aus den Dokumenten und Protokollen vorlegen lassen, in Betreff der Weiber in Hindostan, die sich mit ihren Männern verbrennen lassen. Diese Auszüge sind nun gedruckt, und wir geben hier Einiges davon. — Der Nizamnet Adowlyn befragte sich bei den Pundits (Weisen, Magiern): ob der Shastra (das heilige Gesetz) einem Weibe vorschreibe, sich freiwillig auf dem Scheiterhaufen ihres Gatten zu verbrennen, und unter welchen Bedingungen dieses geschehe? — Die Antwort der Weisen war: „In den vier Casten, der Brahminen, Khetros, Bues und Soodars, kann sich eine Frau zugleich mit ihrem Gatten verbrennen lassen, sobald sie keine unerwachsenen Kinder von ihm hat, sich nicht schwanger fühlt, und schon über die jugendlichen Jahre (12 bis 15) hinaus ist. Nur in diesen drei Fällen steht es ihr frei, den Scheiterhaufen zu besteigen. Auch darf sie es thun, wenn sie ihr unerzogenes Kind einem Andern zur Erziehung anvertraut hat. Dagegen ist es durch das Gesetz und die Landesgebräuche verboten, eine Frau zum Selbstverbrennen zu bereden: noch weniger ist es erlaubt, sie zu zwingen, z. B. durch Berauschung und hitzige Getränke. — Wenn sich eine Frau verbrennt, so muß sie den Sunkulp (ein Gebet mit einem Eidschwur verbunden) sprechen, und andere, durch Gesetze vorgeschriebene Ceremonieen voraus gehen lassen; so wollen es Amira, Vitasa, Brihaspati und Moont. — Auf dem Körper des Menschen zählt man 5⅓ Millionen Haare; die Frau, die sich mit ihrem Gatten verbrennt, bleibt eben so viele Jahre im Himmel mit ihm. — „Wie, wenn man Schlangen fängt, man diese aus ihren Löchern zieht, so zieht das Weib, das sich mit ihrem Gatten verbrennt, ihn aus der Hölle, und wohnt bei ihm im Himmel.“ — Die oben angeführten Ausnahmen für die Schwangeren, Unreinen oder noch nicht Mannbaren, sind von Domb und Andern der Mutter Sugur-Raja's mitgetheilt worden. — Meldet sich ein Weib zum Scheiterhaufen, und nimmt ihren Entschluß in der Folge zurück, ehe sie die gebräuchlichen Ceremonieen beobachtet hat, so ist sie keiner Strafe unterworfen; hat sie aber nicht den Muth, nach vollbrachten Ceremonieen den Scheiterhaufen zu besteigen, so kann sie ihre Reinheit nicht eher wieder erhalten, bis sie mit strenger Strafe gebüßt hat.“ — Daß sich unsere heutigen sentimentalen Dichter, unter Anderem — um Herzen zu rühren — auch der Alliteration häufig bedienen, und durch Wörter-Reihen, die mit *b*, mit *h*, mit *n* u. s. w. anfangen, tief in's innerste Innere des Gemüths eindringen und Wunder der Empfindung hervor bringen — ist bekannt, und, wie alles Neue!! empfehlungswerth. Daß aber dergleichen Alliterationen auch in Prosa übergehen, und an Schildern der Handwerker zu lesen sind, beweist die Fortschritte der ästhetischen Aufklärung und den von ihr aufgestellten Lieblings-Satz: daß Poesie überall ihren Thron hat, und daß ein Poet kein Dichter zu seyn braucht, um — ein Dichter zu seyn. Hier schreibe ich Ihnen einige dieser Inschriften ab: „Benjamin Bell, Braun-Brod- und Biscuit-Backer, bei Battersea-Brücke.“ — „Heinrich Hallam, Hutmacher, Hosenmacher und Händler, Holborn-Brücke, Hatton-Garden.“ Keine Schilde, eine wirkliche Todes-Anzeige im „Newcastle-Journal“, bedaure ich, Ihnen englisch abschreiben zu müssen. „Es starb, in der Blüthe ihrer Jahre, Miß Mary Harrison, Tochter des verstorbenen Herrn Harrison von Wheldon Bridge-House“ — und nun das Lob der Entschlafenen in lauter Alliterationen: *If boundless benevolence be the basis of beatitude, and harmless humility the harbinger of a hallowed heart;* these christian concomitants composed her characteristic, and conciliated the esteem of her cotemporary acquaintances, who *mean* to *model* their *manners* by the *mould* of their *meritorious monitor*. — Unwillkührlich erinnert diese Alliterations-Wuth an ein, im „Democritus ridens“, im „Nugae venales“ und in andern alten Schmökern mitgetheiltes kleines Gedicht „Pugna porcorum“, wovon jedes Wort mit P anfängt. Hier nur der erste Vers:

„Plaudite, porcelli, porcorum pigra propago“ etc.

— Folglich ist das neue Geschmackvolle oft altes geschmackloses Zeug! — S.

Nach mehrfältiger Berechnung beträgt der Zehnte, welchen die Geistlichkeit in England bezieht (obgleich es eigentlich nur ein Zwölftheil ist): 8,205,127 Pf Sterl., ungerechnet die höchst bedeutenden Einnahmen von den Grundstücken, welche der englandischen Geistlichkeit angehören. (Constitut.)

Auf dem Theater des „Boulevard du Temple“ sollte unlängst ein Stück gegeben werden, betitelt: „Die Wilde“. Es fand sich aber keine einzige Schauspielerin, welche die Hauptrolle dieses Stücks übernehmen wollte. So sehr sind sie Alle an die Zahmheit gewöhnt! (Cour. d. spect.)

Kürzlich ward folgendes Inventarium einer Schauspielerin aufgenommen: Ein Geburtsschein, dessen veränderte Zahlen deutlich die darin Benannte um 15 Jahre verjüngte. Ein Felleisen, mit der Ueberschrift: „meine Liebes-Angelegenheiten“; es waren darin vier Abtheilungen, enthaltend die verschiedenen Sendungen aus den „vier Welttheilen“. Die meisten Briefe waren aber aus Frankreich, Italien, England und Deutschland; mehrere jedoch auch aus Constantinopel, fünf aus Krakau, vier aus Visapour und zwei aus Madagaskar. Ferner fand man: 18 Leibbinden, 16 Paar Unterbeinkleider, drei Dutzend verschiedenfarbige Perücken, fünfzig Zähne in einem schildkrötenen Kästchen; drei Papagayen, fünf Katzen und achtzehn Schooßhündchen, alle ausgestopft; eine Masse Lotterie-Zettel und 1900 leere Schmink- und Pomaden-Töpfchen. Dann noch 64 Medaillons von Militairs aller Waffengattungen und aller Nationen, mit und ohne Bart; eine ganze Batterie Nachtgeschirr von Porzellan, dagegen alles Küchengeschirr irden; eine mahagonischolzene Bettstelle, bronzirt, mit Vorhängen von gesticktem Musselin; eine kleine tragbare Apotheke; fünfzehn Kleider von gesticktem Battist, zwei Hemden, drei Paar Strümpfe, dreihundert niedergetretene Schuhe, zwei Husaren-Westen, eine Jacke, drei Säbel, einen Dreimaster, ein Paar Stallmeister-Stiefeln, drei Sporen und einen Turban. Auch fand sich eine kleine Bibliothek, enthaltend unter Anderem: „Die gefährlichen Verbindungen“, einen Homer in der Ursprache; „Tausend und eine Nacht“ und ein Exemplar von einem „Sitten-Gemälde“, auf 50 Blätter reduzirt; die andern waren zu Haarwickeln verbraucht. Ihre Reste sind — dem Gläubigern testamentarisch vermacht. (Cour. d. spect.)

Bei der Ankündigung eines neuen Werkes pflegt gewöhnlich der Zeitungs-Redakteur hinzu zu fügen: wie viel „Volumen“, Preis und Verleger. Neulich stand bei einem Roman auch: „un vol“, sollte heißen: ein „Volumen“. Der fehlende Punkt hinter dem l machte aber daraus die Worte: ein Diebstahl! (Miroir.)

Als Pendant zu dem Kalender: „Jeder Tag ein Sieg!“ ist zum nächsten Jahr ein Kalender in Vorschlag gebracht: „Jeder Tag ein Verbrechen und eine Thorheit!“ (Journ. d. Par.)

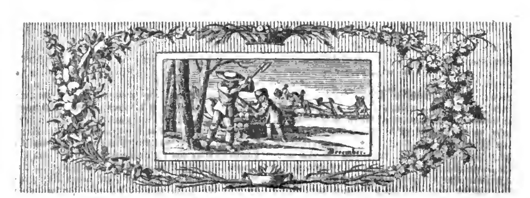
Ein Advokat, Danjou, hat ein Werk über Verbesserung der Gefängnisse heraus gegeben, worin er „zum Heil der Gefangenen“ vorschlägt, „ihrer recht viele auf die Galeeren zu schicken; hätten sie doch da den großen Vorzug der gesunden Luft!“ (Gaz. d. Fr.)

Ein Pariser Haarkräusler hat mechanische (?) Perücken aus einem feinen Zeuge erfunden, die so natürlich und täuschend wie die von Haaren sind. (Journ. d. Par.)

Das modernste Tuch ist jetzt „Postiantfarbig“. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz.

Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 19. Dezember. 202tes Blatt.

Selinde und Sylvan.

Selinde ruht am Felsenhang,
Die Lämmlein um sie her:
Da kommt Sylvan den Bach entlang
Und singet frohen Liedersang.
Der kommt von ungefähr? —
Ach nein, ach nein, ach nein!
Das dürft' absichtlich seyn.

„Gegrüßet, Mädel jung und zart!
Freu' mich, Dich wohl zu sehn!“ —
„Viel Glück Dir auf die Waidmannsfahrt,
Du schlanker Jäger edler Art!“ —
Nun wird er weiter gehn? —
Ach nein, ach nein, ach nein!
Er treibet Neckerei'n.

Selinde schilt den losen Mann,
Eilt in den Busch hinein;
Droht schmollend ihm mit Zorn und Bann,
Weil er so argen Scherz begann.
Nun trollt er sich gar fein? —
Ach nein, ach nein, ach nein!
Er eilet hinterdrein.

Wie kann so hart des Mannes Sinn
Bei Weibes-Qualen seyn?
Kommt, eilt zu ihr als Retter hin!
Helft, helft der armen Dulderin!
Schon hör' ich sie wohl schrei'n? —
Ach nein, ach nein, ach nein!
Das dürften Küsse seyn.

Selinde trieb wohl Scherze gar,
Ihr Schelten war nur Schein?
Noch immer schreit sie nicht, fürwahr?
Kommt Alle zu dem frohen Paar,
Mitfreude wird sie freu'n? —
Ach nein, ach nein, ach nein!
Man küsset gern allein. Frätzer.

Ein Brief aus der Lybischen Wüste.
(Schluß.)

Im Genuß der Speise sind die Araber von einer für uns Europäer unbegreiflichen Mäßigung: einen Tag lang marschiren, ohne Speise und Trank, ist etwas Gewöhnliches; ihre Nahrungsmittel sind von der einfachsten Art: etwas Roggenbrod, auf Kohlen gebacken, geröstetes Gerstenmehl oder mit Wasser angemachtes Waizenmehl machen gewöhnlich ihre Mahlzeit aus; ihr Hauptgetränk ist Wasser. Mit Milch werden zuweilen die Fremden bewillkommt, zum Theil mit Kameel-Milch, welche, dünn und salzig, einem fränkischen Gaumen sehr unangenehm ist. Wie ihre Nahrung einfach, ist ihr Körper kräftig, frei von Gebrechlichkeit: von mittlerer Größe, eher klein als groß; jeder Theil ihrer Muskulatur hat eine starke Ausbildung, ohne daß sie durch Leibesübungen scheinen dazu beigetragen zu haben; in ihren Physiognomien ist eine große Abwechselung: man findet Profile aller Art. Den Bart halten sie, wie alle Morgenländer, für einen Hauptschmuck; die Haupthaare scheeren sie so ab, daß vom Wirbel nach dem Hinterhaupt ein großer Büschel stehen bleibt, welchen sie flechten und unter dem Tarbusch, der rothen Mütze, aufstecken. Ihr Gebet verrichten sie bei Sonnen-Auf- und Sonnen-Untergang, und da sie die Stirn in den Staub legen, haben sie

einen großen Theil des Tages ihre Andacht auf der Nase geschrieben. Selten gehen sie vor einem Grabe vorüber, ohne ihr Gebet her zu sagen. Diese Gräber, deren es viele in der Wüste giebt, erkennt man durch einen Haufen Steine, worin ein Stab von Holz steckt; die Gräber der Heiligen unterscheiden sich, indem bei diesen die Steine mit größerer Sorgfalt als kreisförmige Mauer, wie eine Brunnen-Einfassung, geschichtet sind. Jeder Beduine trägt gewöhnlich ein oder mehrere geheimnißvolle Schriftzüge eines Marabut, welche er in seiner Mütze befestigt, an sein Kameel hängt u. s. w., um sich durch solch einen Talisman vor Unfällen zu schützen. Die Marabuts werden auch als Aerzte consultirt, und ihre Heilmittel bestehen ebenfalls in solchen mystischen Zügen, welche sie in das Gefäß schreiben, aus dem der Kranke trinkt. Die Körper-Farbe der Beduinen ist Kupfer-Dunkelbraun, am hellsten an Stellen, wo die Sonne weniger eingewirkt. Mit den Pferden wissen sie wohl Bescheid, und jeder Stamm zählt eine bestimmte Anzahl Reiter. Waffen sind ihre Haupt-Leidenschaft; sie sehen nicht leicht einen Fremden, ohne seine Waffen zu untersuchen. Ein Jeder von ihnen ist mit einer Flinte, einem Pistol und einem Messer bewaffnet; der Schech trägt den Säbel und an festlichen Tagen als Auszeichnung den scharlachfarbenen Bernuß mit Goldverzierungen, eine Art von Mantel mit Kapuze; gewöhnlich aber nur einen weißen Shawl um den Kopf gewunden. Die Macht eines Stammes besteht in der Anzahl seiner Berittenen, so wie überhaupt seiner Bewaffneten; es giebt Stämme, welche mehr den Acker bebauen, als die Uebrigen, und wenig Berittene und streitbare Männer haben; diese sind Andern zinsbar, welche dagegen verpflichtet sind, sie zu vertheidigen. Ihr Reichthum liegt in ihren Heerden, welche aus Kameelen, Schafen, Ziegen, Eseln und wenigem Rindvieh bestehen; die Feder-Viehzucht scheint ihnen unbekannt zu seyn. Ist die Gegend um die Zelte abgeweidet, ziehen sie weiter, frisches Futter zu suchen. Sie bebauen das Land in der Nähe des Lagers, so weit als es für ihren Bedarf nöthig ist, und zwar auf eine sehr einfache, aber auch sehr unvollkommene Art. Sie fangen damit an, den Roggen oder die Gerste, welche sie säen wollen, aus zu streuen, und ziehen alsdann mit einem leichten Pflug, vor welchen sie ein Kameel spannen, leichte Furchen darüber her. — Ihre Frauen gehen unverschleiert in ihren Lagern umher, und die jungen Bursche haben Einverständniß mit den Mädchen, ehe sie sich diese zur Frau wählen. Ihre Lieder, welche alle nach zwei oder drei sehr monotonen Weisen gesungen werden, und in welchen sich ein und derselbe Takt, wie ein und dieselbe Strophe immer und immer wiederholt, sprechen gewöhnlich von ihren Mädchen, wobei sie dann viel improvisiren; so heißt es z. B.: „Ich habe ein Zeichen in dem Zelt gemacht für mein Mädchen, es kennt dies Zeichen Niemand als ich und mein Mädchen.“

Gewöhnlich verbindet man mit der Benennung „Wüste“ den Begriff eines unabsehbaren, weitausgedehnten Sand-Meeres; indeß gewährt der Strich Landes, welches sich zwischen Alexandrien und dem Meerbusen von Bombay von der einen und bis zu dem Lybischen Gebirge von der andern Seite erstreckt und den Namen „Lybische Wüste“ führt, den scheinbaren Anblick von Hügeln und hat an Sand keinen Ueberfluß; ich sage den scheinbaren Anblick von Hügeln, denn was sich als solche zeigt, ist die Abdachung großer Plateaus, welche sich vom Meere aus nach dem Inneren zu, halbkreisförmig — so daß die Enden des Kreisstückes nach dem Meere zu auslaufen — über einander erheben, und deren höchste Höhe und Abfall nach der See bin etwa 400 Fuß beträgt. Die ganze Gegend scheint ein vom Meer verlassenes Land zu seyn, und jede Grenze der über einander stehenden Plateaus den einstmaligen Stand der Meeresfläche zu bezeichnen; große Sandsteinlager, spätere Formation, blicken überall hervor, und sind mehr oder weniger mit Ton und Sand bedeckt;. Sandstein-Trümmer bedecken die Gegend an vielen Orten, nach dem Meere zu findet sich Muschel-Kalkstein. Die Beschaffenheit des Bodens ist nichts weniger als unfruchtbar; aber der große Mangel an Regen, welcher allein im Winter fällt, verhindert das Gedeihen der Vegetation; nur Gesträuche, welche am Boden kriechen oder sich höchstens zu einer Höhe von drei Fuß erheben, erblickt man, und auch großen Theils nur die dürren aschgrauen Aeste, von der Sonne versengt. Im Frühjahr indeß mag der Anblick dieser Flächen ganz reizend seyn; Lilien, Kornblumen, die farbigen Blüthen der Gesträuche, welche größten Theils Wohlgerüche duften, müssen auf Auge und Geruch angenehm einwirken. — Eine eigenthümliche Erscheinung dieser Gegend, welche ich nicht übergehen darf, ist eine scheinbare Luftspiegelung, welche man häufig gewahr wird; man glaubt nämlich in der Entfernung einen See, aus welchem die fernen Hügel wie Inseln empor steigen, zu erblicken; erfreut über den ungewohnten Anblick und über die Hoffnung, süßes Wasser im Ueberfluß zu finden, verfolgt man das Scheinbild mit Ungeduld, welches in eben dem Maaße, als man vorwärts rückt, sich zu entfernen scheint. Oft sieht man sich mit Erstaunen auf eine Insel versetzt, und Wasser, wohin das Auge sich auch wendet. Einige Mal, als ich mich von der Karavane entfernte, sah ich diese, wie sie durch die Fluth zog — ich weiß nicht, ob man behaupten darf, es seyen die Dünste, welche auf dem Boden schleichen und nur in der Entfernung sichtbar werden. — Keine Quelle springt hier

aus dem dürren Boden, kein Bächlein labt den durstigen Wanderer, und ohne die wohlthätige Anstrengung der Menschen wäre dieser große Strich Landes unwegbar. Zwiefacher Art sind die Wasser-Behältnisse, welche sich hier auffinden lassen: Brunnen, die Grundwasser halten, und Cisternen, in denen sich das Regenwasser sammelt. Jene sind durchgängig in Felsen gehauen, Werke der frühesten Zeiten; die Cisternen sind, wie z.B. in Tumeime, entweder eine, in der Mitte auf einem Pfeiler gestützte, in Gewölbform ausgemeißelte Mauer, größten Theils aber nur eine irregulaire unterirrdische Kammer. Cisternen sowohl als Brunnen findet man aber oft ohne Wasser; es ist daher nothwendig, genau die Jahreszeiten zu kennen, wo solche mit Wasser versehen sind, um auf der Reise nicht in Verlegenheit zu gerathen. — Ueber die Beschaffenheit des Naturreichs kann ich Dir, weil ich hierin nur sehr oberflächliche Kenntnisse besitze, auch nur sehr oberflächliche Nachrichten geben. Von außer-europäischen vierfüßigen Thieren, die mir aufgefallen wären, habe ich bis jetzt nur Kameele und Gazellen gesehen. Löwen und Tyger kommen hier nicht vor; die Tyger-Katze soll sich zuweilen zeigen, Füchse und Wölfe sind häufig, Schlangen und Vipern zahlreich; indeß ist die größte, die wir gesehen, nur etwa vier Fuß lang: der Cerastis, die gehörnte Schlange, befindet sich auch hier, und an Scorpionen fehlt es nicht. — Die Küste, welche vor alten Zeiten mehrere blühende Städte zählte, die durch den großen Verkehr zwischen Cyrene und Egypten nach und nach entstanden waren — obgleich das Ufer immer als für die Schiffahrt gefährlich in übelm Rufe stand — ist jetzt arm, der Rest des Landes öde und verlassen. Gern wären wir, wie es unser Vorsatz war, dem Meeres-Ufer gefolgt; aber der Mangel an Wasser, wie an Futter für die Kameele, machte es uns unmöglich. — Hier und da haben wir Grabmäler in einiger Entfernung vom Meere gefunden, sonst keine Ueberreste, den Tempel von Abukir ausgenommen, welcher nur acht Stunden von Alexandrien liegt. Es ist außerdem kein Zweifel, daß die überaus flache Wüste, wo immerwährend ein weißer feiner Sand angeschwemmt wird, sich außerordentlich verändert hat, und daß manches Gemäuer dort begraben liegen muß.

Zur Schilderung der Türken.

Der Kiziar Aghassi ist das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen, welche das Innere des Serails bewachen. Er übt eine fast schrankenlose Gewalt im Serail aus, wohin er sich zu Pferde begeben darf. Diese für die Vergnügungen des Großherrn sorgenden Diener sind gewöhnlich eben so geizig als reich. Sie werden von den Frauen des Serails mit Geschenken überhäuft, sey es, um mehr Freiheit genießen zu können, oder um ihren Nebenbuhlerinnen vorgezogen zu werden — wozu die Eunuchen dadurch, daß sie dem Sultan die Reize derselben rühmen, sehr viel beitragen können. Der Kiziar Aghassi hat auch die Schlüssel zur Schatzkammer des Serails. Es läßt sich hieraus entnehmen, wie sehr groß das Vertrauen seyn muß, welches die Sultane zu diesen Dienern haben, weil sie so ganz das, was ihnen das Theuerste ist, nämlich ihre Frauen und ihr Geld, in die Hände derselben geben.

Nur der Janitscharen-Agha darf mit freien Geberden zu dem Sultan sprechen. Der Gebrauch, Allen denen, die dem Großherrn nahen, die Arme zu halten, wurde unter Bajazet II. eingeführt, den ein türkischer Mönch verwundete, welcher sich diesem Fürsten unter dem Vorwande, ein Almosen von ihm zu erbetteln, eigentlich aber in der Absicht, ihn zu tödten, genähert hatte.

Nach dem Alkoran, diesem possenhaften Buche, befinden sich im siebenten Paradiese Mohameds Apfelbäume, die Früchte tragen, deren Kerne sich in so schöne und süße Mädchen verwandeln, daß wenn eine derselben in's Meer spie, das Wasser alle Bitterkeit verlieren würde. Mit diesen Mädchen werden sich, nach der Verheißung Mohameds, die wahren Gläubigen funfzig Jahre lang vergnügen.

Wenn der Großherr ein Mädchen seines Serails an einen Staatsbeamten oder Privatmann verheirathet, so giebt er ihr eine Aussteuer, mit der nach freiem Willen zu schalten dem Ehemanne jedoch nur dann erlaubt ist, wenn er eine Bürgschaft stellt, damit das von der Frau zugebrachte Vermögen, im Fall sie Wittwe wird, ihr verbleibt, oder, wenn sie ohne männliche Kinder stirbt, an den kaiserlichen Schatz zurück fällt. Vermöge dieses Gesetzes ist der Mann meistentheils nur Verwalter der Güter seiner Frau.

Der Reiche muß, ehe er sich vermählt, seiner Zukünftigen ein Heirathsgut versichern, dessen sie oder ihre Eltern, im Fall später eine Trennung statt findet, oder wenn der Gatte ohne Hinterlassung männlicher Erben stirbt, sich sogleich bemächtigen. Sind dagegen aus der Ehe Söhne vorhanden, so fällt diesen das ganze Vermögen zu (denn die Töchter erben niemals), ohne daß man sich weiter darum bekümmert, was aus der Mutter wird. Leute geringen Standes verheirathen sich, ohne weiteren Vorbehalt auf einer oder der andern Seite; aber wenn der Mann etwa seine Frau verstößt, ist er verpflichtet, ihr den nöthigen Lebensunterhalt so lange zu verschaffen, als sie sich nicht wieder verheirathet, was selten geschieht, da sie, vom Manne getrennt, in vollkommener Freiheit lebt. Daher kömmt in den niederen Klassen die Ehescheidung selten vor; nur die Großen erfreuen sich dieses Vorrechts. Nm.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. — Die Kupferstecher-Kunst hat uns eine sehr interessante Neuigkeit gebracht; nämlich das Bildniß des Justiz-Ministers von Kircheisen, gestochen von Buchhorn. Wie ein geistreicher Künstler die Art der Ausführung jedes Mal dem Bilde aneignet, was er wieder zu geben hat, so ist es auch hier geschehen von Buchhorn, der uns längst zeigte, daß er die Natur versteht, und in Erreichung derselben uns an das Mechanische der Kunst fast gar nicht mehr erinnert: so sehr hat er sein Werkzeug zu freiem Dienste gezwungen. Aus dem bedeutend großen Kopf, worin die Radier-Nadel und der Grabstichel mit gleicher Geschicklichkeit gebraucht sind, leuchtet ein so kenntnißvoller Fleiß, eine so geschmackvolle Benutzung der Mittel hervor, daß wir nicht anstehen, es zu den besten Blättern des Künstlers zu zählen und behaupten dürfen, es sey bei uns lange kein so vortreflich ausgeführtes Bildniß im Kupferstich erschienen. Da die vortrefliche Arbeit einen allgemein gekannten und geschätzten Staats-Diener darstellt, so ist nicht zu zweifeln, daß eine zwiefache Anregung den Künstler entschädigen wird. — Für den kleinen Saal vor dem Conzert-Saale des Schauspielhauses wird ein Kunstwerk besorgt, welches gewiß den vorzüglichsten in unserer Residenz sich anreiht. Es ist Iffland, in Marmor gehauen, ganze lebensgroße Figur, sitzend und antik costumirt. Unsere unvergeßliche Künstlerin, Friederike Bethmann, sammelte bekanntlich Beiträge zu einem Denkmal für ihren meisterhaften Kunstgenossen; der Ertrag dieses Bemühens soll jetzt zu jenem Zwecke benutzt werden und Hr. Professor Tieck hat die Ausführung übernommen. Wir möchten wünschen, daß es möglich wäre, zugleich auch der genannten Künstlerin ein würdiges Denkmal auf zu stellen. — Hr. Ternite hat vor einiger Zeit von Paris eine Copie von Raphaels Erzengel Michael eingesandt, die gelungen ist. Aber freilich hat er auch sechs Jahre daran gearbeitet, und das ist, für eine Copie, sehr viel Zeit! — Wir vernehmen, daß der Ankauf der Gemälde-Sammlung des Hrn. Solly, wegen übertriebener Forderungen desselben, rückgängig geworden, und freuen uns darüber, weil, in Wahrheit, die Ausbeute des wirklich Guten nicht sehr groß seyn würde. Referent kennt die Sammlung ziemlich genau und weiß, daß, wenn man etwa dreißig Bilder heraus wählte (wie es unsere Regierung anfangs wollte), der Rest gar wenig werth seyn möchte. Und selbst unter jenen Dreißigen würden vielleicht nur sechs für die Kunstgeschichte und das Studium einen entschiedenen Werth haben — dafür eine halbe Million zu zahlen, wie der Besitzer wollte, war nicht zu rechtfertigen. Die jährlichen Zinsen eines solchen Capitals zu einem allmähligen weiteren Ankauf verwendet — das wird mehr nutzen, und dadurch überfüllt man nicht gleich das künftige Museum mit Sachen, die des Raumes nicht werth sind, den sie einnehmen. Mehrere der besten Bilder hat Hr. Solly schon früher nach England geschickt (wo er sich jetzt aufhält), und, wie wir hören, stellte er, um den Preis hinauf zu treiben, an Wellington einen zweiten Käufer der Sammlung, welche sich noch in Berlin befindet; diese ist aber am allerwenigsten für die Gallerie eines Liebhabers geeignet, indem darin größten Theils Gemälde aus den ältesten Schulen zusammen gebracht wurden (versteht sich, daß dabei manche unrichtige Angabe sich findet!), die nichts weniger als reizend sind. Bedeutenden Kunstwerth haben vorzüglich die Tafeln eines Kirchen-Gemäldes von van Eik, dann einzelne kleine Bilder von Holbein, Lucas Cranach und einigen altitalienischen Meistern. Im Uebrigen sind viele Gemälde, die sichtlich Copieen sind, ohne Weiteres als Originale angegeben, auch andere Menschlichkeiten vorgegangen. Bei einer minder unbilligen Forderung wäre der Ankauf wünschenswerth gewesen, wenn auch, wie schon gesagt, die Mehrheit der Stücke hätte ausgemerzt werden müssen; jene Forderung aber steht durchaus viel zu hoch für den Kunstwerth, selbst wenn man für diesen, wie billig, das Relative im ausgedehntesten Grade gelten läßt. — K —.

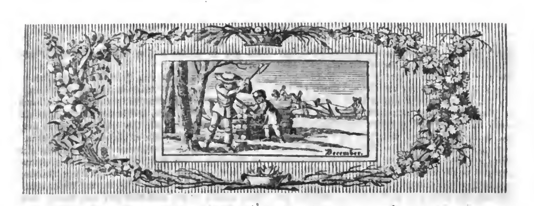
Am 10ten Dezember hat Hr. Musik-Direktor G. A. Schneider das von ihm componirte (vom Freiherrn von Seckendorff gedichtete) Oratorium „Christi Geburt" aufgeführt. Der Text zeichnet sich aus; er hat viel Kräftiges und Schönes, aber auch manches Gesuchte und zu vielen Wort-Reichthum. Dadurch hat der Dichter dem Componisten das Werk erschwert; bei größerer Einfachheit der Rede würde dieser mehr noch gezwungen worden seyn, sich vom Theatralischen entfernt zu halten und die Würde des Gegenstandes fester zu behaupten. Im Allgemeinen ist aber die Musik ein sehr achtungswerthes Zeugniß für das Talent des Hrn. Schneider. Die Chöre sind fast durchaus vortreflich behandelt; die Solo's, überall für den Gesang recht gut berechnet, haben viel Wohlklingendes und in der Instrumentirung zeigt sich manches Charakteristische. Die Ausführung war durchaus lobenswerth; die Damen Milder, Schulz und Demois. Reinwald; die Herren Stümer, Blume, Gern und Devrient, das Orchester und das Chor-Personale, Alles war — versteht sich in unterschiedener Potenz — zu gutem Einklange mit Eifer und Glück bemüht. — Ein neues Lustspiel: „Die Reise nach Dieppe", von Hrn. Karl Blum nach dem Französischen bearbeitet, wurde am 4ten Dezember zum ersten Mal mit günstigem Erfolge gegeben. Die Aufgabe, wie d'Herbelin schon oft von Paris nach Dieppe gewollt, um das Meer zu sehen, und nun von lustigen jungen Leuten mit Vorsicht von einer Vorstadt in die andere gebracht und ihm glaubhaft gemacht wird, er sey in Dieppe, ist in guten Situationen durchgeführt. Den Parisern hat das Stück, wie natürlich, einen lange vorhaltenden Lachstoff verschafft, indem es dort der Leute, die ihr Stadt-Viertel für ihren Welttheil halten, gar viele giebt; dies geht so weit, daß man von Vätern erzählt, welche ihre Töchter nicht nach einer andern Vorstadt verheirathen wollten, „weil sie ihre Kinder nicht in die Fremde geben möchten". Unglaublich scheint dies, für Paris; im Allgemeinen macht man sich aber von dieser Stadt viel irrige Begriffe, weil selten Jemand das dortige Bürger-Leben genauer kennen lernt. — Die Behandlung der theatralischen Neuigkeit bewahrt von neuem das Talent, welches Hr. Blum für Arbeiten der Art hat; der Dialog könnte jedoch fließender seyn. Dargestellt wurde das leichte Werkchen ganz vortreflich. Hr. Wolff (d'Herbelin) war meisterhaft in dem Bürgerwesen, das zugleich Beschränktheit und französischen Anstrich verrathen muß. Hr. Stich (Mowbray) war ganz heimisch in seiner Rolle; Mad. Unzelmann (Mad. d'Herbelin), Mad. Devrient (Mad. Lambert), Mad. Eunicke (Felicité) und Demois. Reinwald (Nina); so wie die Herren Gern, Rüthling und Freund (Dumontel, Lambert und d'Hérigny) füllten ihre Stellen gut aus. * *.

Englandische Zeitungen erzählen Folgendes aus Brighton: Ein Edelmann verheirathete sich vier Mal, und hatte aus jeder Ehe vier Kinder. Seine erste Frau war 18 Jahre, die zweite 28, die dritte 38 und die vierte 48 Jahre alt. Bei seiner ersten Heirath war er 24 Jahre, bei der zweiten 34, bei der dritten 44 und bei der vierten 54, jetzt ist er 64 Jahre alt und seine letzte Frau ist vor 4 Jahren gestorben. Er feiert deshalb jedesmal den vierten Tag der Woche, im vierten Monat jedes Jahres. Er ißt alle Tage um 4 Uhr und sieht es als übele Vorbedeutung an, wenn er Morgens um 4 Uhr nicht fest schläft. (Journ. d. Par.)

Man bemerkt folgende Aushänge-Schilder in Paris: „M**, Meßgewand-Anfertiger der Menus-plaisirs des Königs". — Mad. **, Grünhändlerin (Petersilien-Händlerin) des Königs". — „M**, Ehren-Friseur des Herzogs von Angoulême". (Conr. d. spect.)

Beilage: Bemerker Nr. 21. und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 21. Dezember. 203tes Blatt.

Briefe von Ramler an Fr. Nicolai. *)

Erster Brief.

Kerstin (bei Cöslin in Pommern), den 12ten Juni 1773.

Liebster Freund!

Sie sind mir noch die Erzählung von Ihrer Reise nach Leipzig und Weimar schuldig. Weil ich nun kein so leise hörender Genius bin, der etliche Sphären herauf und herunter hören kann: so bitte ich mir diese Erzählung in Buchstaben aus. Von den vier oder sechs Stunden, die wir darüber ganz gewiß mit einander verplaudert haben würden, wenden Sie nur eine einzige auf einen langen Brief. Die längsten kosten am wenigsten, und meine Neugierde nach Wieland's Leben und Meinungen, nach seinem „Agathon", seinem „Merkur", ist mit meiner Entfernung von Berlin immer mehr gewachsen.

Meine Reise will ich Ihnen in wenigen Worten erzählen. Ich bin als ein Postmeister, der in Amts-Verrichtungen reiset, theils mit Vorspann, theils mit Extra-Pferden gefahren, und hierbei war dies das merkwürdigste, daß ich mich in den ersten zehn Stunden sechs Meilen weit, und nach sieben Tagen erst fünf Meilen weit von Berlin befand. Ich reisete ohngefähr wie die Kinder Israel aus Egypten. Mit frischen Gichtschmerzen reisete ich aus, ließ sie aber auf einem nahen Dorfe in den weichen Betten eines sehr gastfreien Edelmanns, und brachte gesunde Kniee nach Stettin und nach Stargard; endlich hieher nach Kerstin, wo ich mich völlig auszusommern gedenke.

Ihr „Sebaldus" macht hier meinen Landsleuten sehr viel Vergnügen. Einige von Sebaldus Amtsbrüdern kennen ihn freilich nur aus dem „Altonaischen Postreuter", weil dieser, und etwa ein Journal, bei ihnen die Stelle einer Bibliothek vertreten muß. Aber desto mehr Vergnügen macht es mir, ihnen etwas daraus zu erzählen. Mit großer Ungeduld warte ich auf die Fortsetzung, und, wenn ich kann, will ich so lange hier bleiben, daß Sie sie mir zuschicken müssen. Bei Ihrer Abreise nach Leipzig hätte ich billig auf ein Vierteljahr von Ihnen Abschied nehmen sollen; allein das Abschiednehmen schmeckt ein wenig nach einem Gottschedischen Gelegenheits-Gedicht. Eben deswegen habe ich auch von meiner lieben Frau Gevatterin keinen förmlichen Abschied genommen, sondern sie nur in der Comödie zu begrüßen gesucht, wo sie mir aber so eilfertig weg kam, daß auch mein halber Abschied in die Brüche fiel.

Und hiermit hätte ich denn ein kleines Briefchen nach einem großen Briefe geworfen, und hoffe, keinen Fehlwurf gethan zu haben. Ich umarme Sie als Ihr

getreuester Freund Ramler.

Zweiter Brief.

Kerstin, den 12ten Juli 1773.

Liebster Freund!

Zur schuldigen Danksagung für Ihren langen Brief schreibe ich hier wieder einen kurzen, und zur Dank-

*) Wir beginnen hiermit eine Reihenfolge von Briefen, die sich im Nachlasse Nicolai's fanden, und von dem Dichter-Veteran, Geh. Rath v. Göckingk, für den Druck geordnet sind. D. Herausg.

sagung für Ihre mir so angenehmen Neuigkeiten übersende ich Ihnen sieben Bogen von Ihrem „Sebaldus". Ich habe aber weiter nichts gethan, als von einem schönen Buche den Staub abgeblasen. Damit ich aber dies doch nicht vergeblich gethan haben möge, so muß ich Ihnen diese Bogen nothwendig zuschicken; denn ich möchte sie zu spät selbst in Person überbringen können. Mit diesen können Sie, wenn Sie Ihre eigenen Anmerkungen werden hinzu geschrieben haben, den Druck anfangen lassen; den Rest hoffe ich noch zur rechten Zeit selbst zu überbringen. Es geht mit dieser kleinen mechanischen Arbeit langsamer, als ich anfangs glaubte. Ich muß jede Seite drei Mal überlesen. Und nun soll mir Niemand von Ihren Lesern vorwerfen, daß ich diesen Roman nicht oft genug gelesen hätte.

Glück zu einem so geschwinden Absatz Ihres Werks hätte ich Ihnen gleich anfangs wünschen sollen; aber ich wünsche Ihnen dafür lieber eine leichte Geburt des zweiten, dritten und der folgenden Theile.

Mir ist in diesen Tagen ein Werkchen zu Gesicht gekommen, welches von der Bekehrung zweier Juden durch Lavaters Schriften und durch Metwürste handelt. Der Verfasser des „Sebaldus" muß mir sagen, wer es geschrieben hat, und, im Fall der Weigerung oder des vorgegebenen Nichtwissens, soll er selbst für den Verfasser gehalten werden. V. R. W.

Sie haben unsern Weiße bei sich, und ich bin nicht in Berlin, und kann nicht dort seyn! Das ist ein betrübter Umstand, der mir meine pommersche Reise sehr verleidet. Grüßen Sie ihn tausend Mal von Ihrem u. s. w.

Dritter Brief.

Kerstin, den 3ten September 1775.

Meine Freude, daß unser Freund Eberhardt Prediger in Charlottenburg geworden ist, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Ich habe meinem Berlinschen Correspondenten für diese Nachricht fast eben so innig gedankt, als wenn er selbst die Ursache dieser Beförderung wäre. Eine so schöne Nachricht hätte ich aber billig von ihm selbst, oder doch von Ihnen erhalten sollen.

In Kolberg habe ich einen verunglückten Buchhändler, Herrn Ludwig Bardewyk, aus Oldenburg, angetroffen, der alle möglichen Zeugnisse seiner Ehrlichkeit aufweisen kann, aber wegen einer Schrift gegen die K. Juliane, und für die K. Mathilde, wovon man einige Exemplare bei ihm gefunden, das Opfer hat werden müssen. Man hat ihn einige Zeit im Gefängnisse schmachten lassen, und alsdann auf einem Schiffe, arm und hülflos, weiter geschickt. Vielleicht wird er in Berlin sich bei den Herren Buchhändlern melden: ob sie ihn zum Commissionair, etwa in Kolberg, bestellen wollen, weil hier und in Cöslin und in Stolpe u. s. w. weit herum kein Buchladen ist.

Brief von Frau von Dewiz an Nicolai.

Warschau, den 14ten Mai 1788.

— — Ich kenne den Grossing nicht persönlich, und die Frau Kammerherrin, Gräfin von Unruh, ebenfalls nicht; wie wir aber mit ihm bekannt geworden sind, will ich Ihnen, wenn Sie es gütigst erlauben, sagen.

Herr von Schröder, General-Münz-Wardein hier in Warschau — ein Mann, der seiner vielen Kenntnisse und guten Eigenschaften wegen, sehr schätzbar ist — sprach uns im Jahre 1784 viel von diesem Grossing, obgleich er ihn auch nicht persönlich kannte: doch stand er damalen mit ihm in Briefwechsel. Er rühmte uns dessen Damen-Journal, und da gute deutsche Lektüre hier etwas Seltenes ist, wenn sie nicht besonders verschrieben wird, so bat die Gräfin Unruh den Herrn von Schröder, dieses Journal für sie kommen zu lassen. Er pränumerirte in ihrem Namen, und bald darauf erhielt sie das Buch und einen ungemein verbindlichen Brief von Grossing, unter dem Namen der Frau von Rosenwald. Niemals war es der Gräfin eingefallen, sich in eine Correspondenz mit Grossing ein zu lassen; inzwischen mußte der Brief beantwortet werden. Er ward es, und bald darauf kam ein zweiter, sammt einem Rosen-Ordensband für die Gräfin Unruh, und eine Art Patent, wodurch diese Dame zur Vorsteherin der Mutter-Rose von Polen, Rußland, Curland und einem Theile von Preußen ernannt ward; denn in allen diesen Landen wollte Grossing seine Rose blühen lassen. Zugleich ward der Gräfin aufgetragen, sich unter ihren Freundinnen eine Gehülfin, als Sekretairin, zu ernennen, die mit ihr gemeinschaftlich an diesem, dem allgemeinen Besten so ersprießlichen Institut arbeiten solle. Ihre Wahl fiel auf mich. Sobald wir uns mit diesen ganz unverhofften Ehrenstellen bekleidet sahen, war es natürlich, daß wir uns nach dem eigentlichen Entstehungs-Orte dieses Instituts, nach seiner Beschaffenheit, nach den Pflichten, die uns der Rosen-Orden auflegte, nach den vorgegebenen Geheimnissen u. s. w. erkundigten. Ich schrieb, und wir erfuhren über Alles dieses nichts Befriedigendes, wohl aber viel Ungewisses zur Antwort, und nur das war bestimmt, wie viel Dukaten wir für die Aufnahme in den Orden, und wie viel wir noch jährlich nachzahlen sollten. Dieses Betragen ließ uns nicht viel Gutes hoffen, und schon zu Anfang des Jahres 1786 schrieb ich an die Ober-Vorsteherin der schlesischen Rose zu Brieg, mit der uns Grossing bekannt gemacht hatte, und gab ihr mein Mißvergnügen zu erkennen; dies mochte Grossing vermuthlich erfahren haben, denn er schrieb uns nicht mehr, welches uns um so lieber war, da er uns vorher immer nur mit neuen Vorschriften,

Einrichtungen und Gesetzen heimsuchte, von denen meistentheils die einen immer den andern widersprachen, und im Grunde auf nichts Zweckmäßiges und Reelles hinaus liefen. So war uns denn diese Windstille ganz angenehm, und wir hofften, unser schon gezahltes Geld würde doch zu irgend einem guten Zwecke in Deutschland verwendet worden seyn; doch waren wir fest entschlossen, nichts weiter zu geben, so lange sich die Sache nicht völlig aufklärte. Endlich ging zu Anfang des Jahres 1787 ein Freund von uns, der Hauptmann Sehsing, mit dem Grafen Unruh, hiesigem General-Münz-Direktor, nach Berlin. Ganz zufällig sah er dort den Verfasser des Damen-Journals, und da ich ihn gebeten hatte, sich nach ihm und seinem Rosen-Institut zu erkundigen, um zu erfahren, was man dort von der Sache spreche, so war es ihm lieb, Herrn Grossing persönlich zu finden. Er machte sich absichtlich mit ihm bekannt, suchte ihn aus zu holen, und Grossing erzählte ihm nicht nur, mit wem er in Warschau correspondire, sondern auch, wie er das Geld, das er sich mache, verbringe; sogar machte er ihn zum Vertrauten seiner Ausschweifungen und seiner Intriguen. Unser Freund, der ihn von der wahren Seite kennen gelernt hatte, erzählte uns hier Alles wieder. Indessen erhielt ich auch Nachrichten aus Wien, die ihn eben so schilderten. Hierzu kam noch, daß ein naher Verwandter des Grafen Malzan uns den Streich erzählte, den er dieser Familie gespielt hat. Nun konnte ich mich nicht länger halten: ich schrieb ihm in dem Briefe, den ich Sie bat, ihn Grossing zukommen zu lassen, das, was wir von ihm hielten.

M o s a i k.

Bei der Krönung Jakob I. sagte ein Schottländer, als er das ungezügelte Jauchzen des Volkes hörte: „Hilf Gott! Ich glaube, diese Schwachen verderben uns unsern guten König!“ — Das Leben jenes anfangs vortrefflichen Fürsten beweist, daß der Schottländer nicht unrecht hatte.

Im „Hamburger Correspondenten“ war neulich zu lesen: „Die griechische Flotte hat die türkische aus dem Felde geschlagen.“

Heinrich II., der Lahme, auch Vater der Mönche genannt, wurde zuerst, als er sich vom Papst krönen ließ, gefragt: ob er ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen treu seyn wolle? — Der nicht bloß am Körper Gebrechliche sagte, ohne an die Consequenz des römischen Stuhls zu denken, in aller Ruhe: „Ja!“ — und auf dieses Wörtchen stützten später die Päpste ihre anmaßliche Forderung: daß alle Fürsten ihnen unterworfen seyen.

„Es giebt Ahnungen!“ so ist eine medicinische (?) Flugschrift betitelt, die ein Herr Stahmann heraus gegeben hat. Wer das Büchlein liest, wird nicht bewiesen finden, daß es Ahnungen giebt, wohl aber die Gewißheit erlangen, daß Herr Stahmann nicht weiß, was er will, und dies — nicht ahnt!

Als der Akademiker Le Breton eine Denkschrift auf Raynal vorlas, sagte er unter Anderem: „Die Nachwelt wird ihn zu jenen Philosophen zählen, welchen die höchsten Ehre zuerkannt werden muß; denn er führte die Sache der Völker so, daß sie sich ihrer Knechtschaft schämten. Wer den Menschen das Gefühl gab, über ihre Entwürdigung zu erröthen, hat glorreich gelebt!“

Voltaire sagte einmal: „Ich habe meine Freunde, die mich lieben, meine Freunde, denen ich gleichgültig bin, und meine Freunde, die mich hassen!“

Im „Courrier des spectacles“ heißt es: „In früherer Zeit hatte man bei uns nicht den Muth, Thiere auf die Bühne zu bringen. Nach und nach fing man mit der „diebischen Elster“, dem „Hund des Aubry“ an, und fuhr mit den „verrätherischen Raben“ fort; auch Gänse erschienen in höchster Eintracht mit manchem andern Akteur. Etienne ließ sogar eine Nachtigall auf der Bühne trillern, Théaulon Papageyen pfeifen, Merle brachte einen diebischen Affen auf die Bretter und Scribe ließ in den „Variétés“ einen Bär tanzen! — So wird es denn bald ganz etwas Altes seyn, daß man Menschen engagirt, um das Vieh zu imitiren!“

Ehletas.

Die beiden Kahlköpfe.

(Nach Florian.)

Zwei Wanderer, von Haupte Beide kahl,
Sah'n etwas schimmern einst im Mondesstrahl,
Und Jeder nahm in Anspruch diesen Fund;
Man raufte sich um ihn und schlug sich wund.
Der Sieger ließ, wie dies natürlich war,
Bei'm Raufen noch sein letztes bischen Haar;
Und als das Kleinod er ergriff mit Hast,
Hat er voll Aerger einen — Kamm erfaßt.

C. B. H. Pistorius.

Spanische Sprüchwörter.

8.

Wer lebt der Tugend, ist Tugenden voll;
Wer thut, was er will, thut nicht, was er soll.

9.

Wir, der Menschheit sämmtliche Glieder,
Sind von Adam Schwestern und Brüder,
Nur die Kleider verhunzten's wieder.

10.

Ein Span, sogar ein Haar,
Stellt seinen Schatten dar.

11.

Alles in dieser Welt ist Trug,
Hat es nicht auf die zweite Bezug.

12.

Leib und Seele — beide müssen
Wirken, muthig und geflissen,
Um zu haben, um zu wissen.

Haug.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Edle Züge tugendhafter Menschen, ausgezeichneter Patrioten und Helden, ihrem Vaterlande und ihrem Regenten mit Freuden sich und ihr Leben opfernd, verdienen, nicht berücksichtigend, wann sie geschahen, zu jeder Zeit der Dunkelheit entrissen und ihrer Mit- und Nachwelt als nachahmungswerthe Muster empfohlen zu werden. Die denkwürdige Epoche vom Jahr 1812, wo Moskau, die alte Czaaren-Stadt der Russen, von Bonaparte's zahlreichen Heeren überfallen und erstürmt ward, bietet eine Menge solcher Züge dar, bei denen Tugend, Heldenmuth und Patriotismus sich im edelsten Wettkampfe zeigen. Nur wenige von ihnen kamen bis jetzt zur offiziellen Kunde des Auslandes; hier folgen ein Paar der interessantesten. Am Quai der Moskwa wohnte in einem einfachen Häuschen ein würdiger griechischer Geistlicher, mit zwei höchst liebenswürdigen, durch Tugenden, mannigfaltige Reize des Körpers und Geistes reich ausgestatteten Töchtern. Als bei dem Anrücken der feindlichen Armeen Alles aus Moskau und seiner Nähe flüchtete, beschloß er, als Hüther und Beschützer des ihm Anvertrauten, zu bleiben. Das Eigenthum der Kirche und ihre Kostbarkeiten hatte er an einem sicheren Orte geborgen; diese erspähte auch die Raubgier der Feinde nicht, wohl aber sogleich seinen eigenen größten Schatz, seine beiden Töchter. Der lange erfahrene und rechtschaffene Greis hatte sie unter seiner Leitung bis jetzt glücklich in Unschuld und Einfalt erzogen. Schon waren sie die versprochenen Bräute zweier Jünglinge, die Harmonie der Gesinnungen und freie Wahl der Herzen ihnen zugeführt hatten; bald sollten die heiligsten Bande sie auf immer mit diesen ihren Geliebten verbinden; aber der Anmarsch der Feinde bewirkte auch hier, wie überall, eine Störung. Nur die Rettung des Vaterlandes drängte jede Brust; das eiserne Verhängniß gebot Trennung, die Liebenden mußten scheiden, vielleicht auf immer. Die Jünglinge eilten zur allgemeinen Landwehr, die Bräute blieben unter dem Schutze ihres Vaters in Moskau zurück. Bald rückten Bonaparte's Kriegerhaufen ein, drangen auch in die stille Hütte des Geistlichen und erblickten dort das verlassene Schwesternpaar, welches dem Rechte der Sieger zu Folge ihre Beute werden mußte. Um sicher und schnell ihre Zwecke zu erreichen, sparten sie anfänglich keine Mittel der List. Schmeicheleien, Versprechungen, Betheurungen der Liebe und Schwüre wurden reichlichst gespendet, aber alle ihre Anträge mit Verachtung und unerschütterlicher Standhaftigkeit abgewiesen. Endlich schritten sie zur offenbaren Gewalt, worin die Abwesenheit des Vaters eines Abends sie begünstigte. Gleich einer Räuberbande drang ein bewaffneter Haufe in das Zimmer der Töchter, die sie betend vor dem Bilde des gekreuzigten Erlösers trafen. Unter lautem Gespötte und Gehöhne, der Thränen und des Flehens dieser Unglücklichen nicht achtend, banden sie ihnen die Hände und schleppten sie aus dem Hause. Unfern einer über den Strom führenden steinernen Brücke beschlossen beide Schwestern einmüthig in ihrer Muttersprache, die ihre Henker nicht kannten, sich ihnen zum Schein gutwillig preis zu geben, lieber aber tugendhaft zu sterben, als dem Laster fröhnend ein schmachvolles Leben fort zu setzen. Die Täuschung gelang ihnen vortreflich, und als sie mit lächelnder liebevoller Miene, mit zärtlicher Stimme, um Milderung ihrer Fesseln flehten, waren ihre Gebieter sogleich bereit, durch ihr trügerisches Aeußere zu neuen Hoffnungen für ihre Lüste angefacht. Die Gefangenen traten jetzt mit ihrer Erlaubniß mehrere Schritte vorwärts, sie folgten ihnen in einiger Entfernung unter lustigen Gesängen und wollten dadurch ihre besondere Großmuth zeigen. Aber als die beiden Schwestern sich der Brücke nahten, ergriffen sie sich bei den Händen, liefen rasch vorwärts, übersprangen auf der Mitte der Brücke die eine Ballustrade, machten darauf das Zeichen des Kreuzes, zeigten noch mit der Hand gen Himmel, sprangen nun über die zweite Ballustrade und von da in einem Moment in den Strom. Die Franzosen standen, von Bestürzung und Entsetzen ergriffen, lange unbeweglich auf einer Stelle, und wußten nicht sogleich, was sie beginnen sollten. Endlich zu sich selbst kommend, bemühten sie sich, ihre Opfer dem Strome zu entreißen; aber sie fanden ihre schon entseelten Körper, durch den heftigen Fall gegen eine Steinmasse, deren Menge oft den Lauf der Moskwa hemmen, fürchterlich entstellt, und überließen sie nun der Willkühr der jähen Untiefen. – Der Vorsteher eines Klosters in Moskau, durch sein musterhaftes Leben allgemein bekannt, sah muthig der nahen Ankunft der Feinde entgegen und blieb auf seinem Posten. Treu seinem Kaiser, den Vorschriften der Religion und seines Gewissens, betete er in jeder Messe zum Throne Gottes für das Wohl seines Gesalbten. Bonaparte erfuhr dieß, schickte ihm den Befehl, diesen Namen aus den Kirchen-Gebeten aus zu schließen und künftig für Napoleon, den Kaiser Frankreichs, zu beten. „Ich habe nur allein dem russischen Kaiser geschworen, und weiß von keinem andern!" antwortete mit Standhaftigkeit dieser würdige Geistliche den zu ihm Gesandten. Er fuhr fort, mit dem größten Eifer für das Wohl seines gesetzmäßigen Kaisers zu beten. Eine zweite Gesandtschaft kam zu ihm und drohete: er würde, bei der Fortdauer seines Starrsinns, an dem bei seinem Kloster zu errichtenden Galgen gehangen werden. „Sagt Napoleon", antwortete er den Vollziehern seines Willens, „daß ich noch unter den Händen des Henkers für Alexanders Wohl beten werde! Der Tod ist dem nicht fürchterlich, der für seinen Kaiser und seinen Glauben sterben kann!" — Napoleons Abgesandte selbst fanden diese Worte trefflich und sogar eines französischen Helden würdig. Sie schilderten sie auch so ihrem Herrscher und verwandten sich eifrigst bei ihm für deren Sprecher. So ließ man denn nun jenen würdigen, durch nichts zu erschütternden Geistlichen ruhig seine Pflicht erfüllen. L. v. Bg.

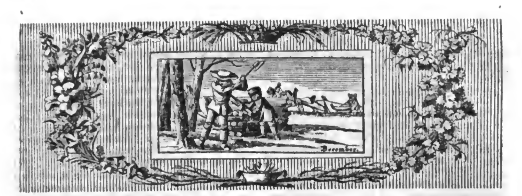
Leipzig. Der Regisseur Wohlbrück, den im vorigen Sommer Schlagfluß und Lähmung für die Bühne ganz unbrauchbar zu machen drohten, tritt in nächster Woche wieder auf. Eine Sängerin, Demois. Canzi von Wien, hat durch ihre volle liebliche Stimme allgemein gefallen. — Die Sache der Griechen findet hier zwar fortwährend warme Vertheidiger auf — den Kaffeehäusern; das aber sonst noch thätig etwas geschähe, wird wenigstens nicht kund. Einer Zeitung — Namen nennen dich nicht! — ist dabei Niemand hold; man gedenkt ihrer etwa eben so, wie des Ci-devant Moniteur. — Uebrigens ist heute der reichste Mann des Königreichs Sachsen begraben worden: der Hof-Gerichtsrath Kees, ein fleißiger Jurist. Hundert Anekdoten sind von ihm im Umlauf; die meisten zu seinem Nachtheil, wenige, die ihn von einer guten Seite schildern. Wer, wie er, Hunderttausende im Vermögen hat, muß freilich leicht dem Neide, der Mißgunst und dem Aerger Blößen geben, und Vieles hat er wohl mit Unrecht getragen! —*.

Da die Mode, geschickt und gelehrt zu seyn, nun bekanntlich auch schon unter die Thiere gekommen ist, so wird nächstens zu Paris auch ein gelehrter Karpfen aus Tours seine Künste sehen lassen, welche namentlich, unter Anderem, darin bestehen, daß er in seinem Kiebel einen ihm zugeworfenen Ring aus dem Grunde aufsucht und zurück bringt. (Cour. d. spect.)

Auf dem Boulevard-Theater giebt es jetzt: „Den Mann des Grabes", die „Dame des See's", die „Tochter des Chalets", das „Kind der Halbinsel" und den „Säugling des Vorgebirges". (Miroir.)

Eine Modehändlerin zu Paris hat eine neue Frisur erfunden, die sie den „Wendekreis von Denderah" nennt. „Die Sonne ist dargestellt, gerade in dem Augenblick, da sie in das Zeichen des Steinbocks tritt." — Dies soll die Perücke versinnlichen. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 22. Dezember. 204tes Blatt.

Trink-Lied.

Trinken ist süße Pflicht!
Uns kümmert Kopernicus nicht.
Mag die Erde sich drehen,
Oder der Sonnenball,
Wenn nur in jedem Fall
Trauben genug entstehen!

Trinken ist süße Pflicht!
Uns kümmert das Vacuum nicht.
Laßt das Grübeln! Gewähren
Laßt die Mama Natur!
Werden die Fässer nur
Alle gefüllt zum — Leeren.

Trinken ist süße Pflicht!
Uns kümmert Gott Hymen nicht.
Aber laßt uns, wie billig,
Amor'n im Lied erhöh'n.
Willige, seyd nur schön!
Seyd nur, ihr Schönen, willig!

Trinken ist süße Pflicht!
Uns kümmert das Alter nicht.
Wein verjüngt ja die Greise,
Glättet die Falten aus,
Und bis zum engsten Haus
Kürzt er die Pilgerreise. Fr. Haug.

Brief von Adelung an Nicolai. *)

Leipzig, den 1sten Juli 1769.

Die Bücher, welche von Ihnen habe, werde Ihnen noch bis Michaelis recensiren. Ich habe nicht geglaubt, daß Sie einen Mangel an historischen Recensionen haben könnten, da von den meinigen noch ein ganzes Dutzend ungedruckt ist.

Ich wundere mich nicht wenig, daß Sie historische Recensionen von einem Manne verlangen, dem Sie alle Begriffe von der Geschichte so feierlich abgesprochen haben, und der, Ihrem Recensenten zu Folge, gar nicht einmal weiß, was pragmatisch ist. Aus der Klotzischen Schule würde ich ein solches Urtheil für sehr bekannt angenommen haben; aber von Ihnen hätte ich mir ein wenig mehr, wo nicht Freundschaft, doch Behutsamkeit und Billigkeit versprochen. Niemand ist mit den letzten Bänden der Staats-Geschichte weniger zufrieden als ich; allein die Umstände, die dabei zusammen kommen, sind gewiß hinreichend, mich bei einem billigen Richter zu entschuldigen. Hätte Ihr naseweiser Recensent die Einleitung zum ersten Theile gelesen, und das, dächte ich, wäre doch seine Schuldigkeit gewesen, wenn er ein Buch hätte beurtheilen wollen: so würde er gefunden haben, daß ich den Begriff des Pragmatischen, und wie weit ich denselben auf meine Geschichte habe angewendet wissen wollen, auf zween ganzen Bogen entwickelt habe. Unsere Zeiten zeichnen sich durch die Menge unbesonnener und auf ein Gerathewohl gewagter Recensionen vorzüglich aus, und

*) Unter Nicolai's nachgelassenen Briefen finden sich mehr als funfzig, worin sich irgend ein Mitarbeiter der „Allg. deutsch. Bibliothek" gegen N., als Herausgeber, über eine in dieser Zeitschrift abgedruckte nachtheilige Recension seines eigenen Buches beschwert. Manche hatten dies so übel genommen, daß sie die Theilnahme als Mitarbeiter ganz aufgaben. Ich theile zur Probe nur den folgenden Brief mit. Viele sind noch in einem weit empfindlicheren Tone geschrieben. Göckingk.

wenn Sie noch viele dieser Art brauchen, so kann ich Ihnen solche täglich zu Dutzenden verschaffen. Ich bin u. s. w. F. E. Adelung.

Brief von Nicolai an Herrn von Archenholz.

Berlin, den 14ten Juli 1798.

Ew. ꝛc. Schreiben vom 22sten Junius *) habe ich erst gestern erhalten, sonst würde ich es eher beantwortet haben. Was das Monument betrifft, so war ich bei der ersten Anlage im Jahre 1785 zum Monumente für drei Philosophen gar nicht mit begriffen, so wenig, daß ich mich nicht einmal der Veranlassung genau erinnere. So viel mir noch gegenwärtig ist, hatte Herr Professor Müchler, bei dem hiesigen Schindlerschen Waisenhause, den ersten Gedanken dazu, und mein seliger Freund Moses Mendelssohn trat bei. Es sollen aber wenige Beiträge eingekommen seyn. Nachdem Moses Mendelssohn gestorben war, hatten Herr Marcus Herz, Herr David Friedländer und Herr Itzig der Sohn, den Gedanken, es würden vielleicht mehrere Beiträge eingehen, wenn das Bildniß Moses Mendelssohns noch hinzu gethan würde. Ich war also sehr bereit, so wie auch Engel und Biester, unsere Namen zu Sammlung der Gelder her zu geben. Schon im Jahre 1786 lieferte ich das bei mir eingegangene Geld ab, welches ohngefähr 500 Thaler waren. Herr Daniel Itzig, welcher, wie gedacht, die Idee hauptsächlich gehabt hatte, nahm auch von Anfang an das Geld zu sich. Dabei konnte kein Bedenken seyn, weil es hauptsächlich seine Idee, und weil er damals einer der ersten Banquiers in Berlin war. Etwas dabei zu dirigiren, ist mir nie eingefallen, so wenig als Herrn Biester oder Herrn Engel; und es war auch dabei nichts zu dirigiren. Ich bin nur ein einziges Mal, ungefähr im Jahre 1787, zu einer Versammlung eingeladen gewesen, wo so viel heraus kam, daß nach einem Anschlage, welchen Herr Itzig hatte machen lassen, viel zu wenig Geld vorhanden war, daß das Monument, wenn es einigermaßen eine gewisse Größe haben sollte, gemacht werden könnte. Herr Itzig galt damals am Hofe sehr viel, und war zum Baurath ernannt worden. Er versprach daher, durch seine Connexionen sich Mühe zu geben, daß der vorige König von den Hof-Bauamts-Geldern dasjenige zuschießen möchte, was fehlte, um dem Monumente ein Ansehen zu geben. Er hat sich auch alle Mühe gegeben, und, wenn ich mich recht erinnere, vor dem französischen Kriege einige Hoffnung erhalten; aber es kam nicht dazu. Nach angegangenem Kriege ging Herr Itzig zur Armee, war in äußerst großen Geschäften, und gleich nach dem Frieden ward wieder Hoffnung gemacht, daß der König wohl etwas thun würde; allein es geschah nichts. Wir Andern konnten auch nichts thun, wenn wir auch gewollt hätten. Plötzlich ward Herr Itzig, wegen der bekannten Forderung an die französische Republik, in Verlegenheit gesetzt, so wie es noch steht. Es bleibt nichts übrig, als sich bei der Masse zu melden; Herr Itzig leugnet auch gar nicht, das Geld empfangen zu haben. Wenn der Friede bald eintritt, und die französische Republik bezahlt Herrn Itzig, so macht man sich Hoffnung, daß dessen Creditoren von ihm gänzlich befriedigt werden können. Dies muß man abwarten. Ich kann zwar Ew. ꝛc. nicht vorschreiben, was Sie thun sollen; ich muß aber bekennen, daß ich keinen Nutzen absehe, wenn jetzt über diese Sache öffentlich etwas sollte gesagt werden. Die andern Herren versichern auch, daß, außer Ew. ꝛc., Niemand deswegen angefragt hat. Indessen thun Sie, was Ihnen gefällt. Hier konnte den Umständen nach gar nicht anders gehandelt werden. Da nicht Geld genug vorhanden war, um das Monument anständig zu bauen, so schien es wohl sehr natürlich zu seyn, Herrn Itzig, als Baurath, zuzutrauen, daß er Beihülfe vom König verschaffen könne, welches auch gewiß sein wahrer Ernst war. Daß seine Umstände unvermuthet sich so sehr ändern würden, konnte Niemand voraus sehen, vermuthlich er selbst auch nicht. Auf irgend eine Art muß die Itzigsche Sache regulirt werden, wenn nur erst der Friede da ist; bis dahin muß man warten. Ich werde, so wie die andern Herren, gern thun, was den Umständen nach nöthig und möglich ist, ob es gleich nie meine Meinung gewesen, bei der Sache irgend etwas zu dirigiren, so wenig z. B. Herr Professor Engel daran gedacht haben mag. Ich bin u. s. w. Nicolai.

N. S. Eben fällt mir ein, daß schon irgendwo in der Berlinschen Monatschrift etwas über die Correspondenz mit dem Hof-Bauamte von Herrn Biester gesagt worden ist.

Brief vom Herrn von Archenholz.

Hamburg, den 14ten September 1798.

Ich habe die Beantwortung Ihres letzten Briefes ausgesetzt, weil ich erst Ihre Zurückkunft aus Pyrmont abwarten wollte. Wahrscheinlich ist diese bereits erfolgt, wobei ich wünsche, und gewiß sehr viele Litteratur-Freunde mit mir, daß der Brunnen bei Ihnen die beste Wirkung gethan haben möge.

Natürlich mußte Ihre Nachricht von den verlornen Monuments-Geldern mich erschrecken, obwohl ich es geahnet hatte. Wie gut wäre es gewesen, wenn man diese vor acht Jahren, wie vorgeschlagen wurde, an die Subscribenten zurück gegeben hätte, da man kein kleines Monument errichten wollte, und kein großes errichten konnte. Bloß aus Hochachtung für Sie habe ich, Ihrem Wunsche gemäß, nichts davon in der

*) Dieses Schreiben hat sich nicht gefunden; sein Inhalt ergiebt sich aber aus der Beantwortung. Gk.

„Minerva" erwähnt. Sie haben so weit recht, würdiger Mann! daß es ja nichts helfen kann; allein auf der andern Seite gebe ich zu bedenken, daß doch etwas darüber nothwendiger Weise gesagt werden muß, wenn man nicht den Lästerern Stoff geben will, zu sagen: die Collekteurs haben das Geld unter sich getheilt. Ich habe mich zwar vor neun Jahren gegen einen solchen Vorwurf geschützt, und die Namen meiner Subscribenten in dem Journal: „Literatur und Völkerkunde" abdrucken lassen; allein dies ist zu meiner Befriedigung nicht hinreichend, da dies vergessen ist; nicht aber bei Vielen der Umstand, daß das Monument nicht da ist. Daß ich mich darum melde, ist sehr natürlich, da die Anzahl meiner Subscribenten, ihr Stand und ihre Beiträge, sich auszeichnen, welches Herrn Bießer vielleicht noch erinnerlich ist, so wie seine Quittung, die ich von ihm aufbehalten habe. v. Archenholz.

Antwort von Nicolai.

Berlin, den 7ten Januar 1799.

Ew. ꝛc. Schreiben vom 14ten September v. J. habe ich nicht beantwortet, weil es eine bloße Beantwortung meines Schreibens vom 14ten Juli war, und es mir zu weitläuftiger Correspondenz in der That an Zeit fehlt; da Sie aber jetzt eine Antwort verlangen, so kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß ich nicht begreife, in wie fern Ew. ꝛc. bloß aus Hochachtung für mich von dieser Sache geschwiegen hätten. Das scheint beinahe zu impliciren, als ob ich etwas unrechtes bei der Sache begangen hätte, welches Sie mit dem Mantel der Liebe zudecken wollten. Sollte dies Ihre Meinung seyn, so müßte es mich sehr befremden. Was ich je gethan habe, mag Jedermann wissen, und ich werde es auch vor dem Publikum, wenn es nöthig ist, rechtfertigen, im Fall noch Jemand an zu pochen suchen sollte.

Wenn es Ew. ꝛc. gefällt, mein Schreiben vom 14ten Juli aufmerksam durch zu lesen, so werden Sie finden:

1) daß ich in dieser Sache mich nie als Direktor gerirt habe;

2) daß auch nichts zu dirigiren war, da, als das Ober-Hof-Bau-Departement zu keinem Beitrage des Königs Hoffnung machte, man um so weniger etwas thun konnte, weil, ohne Erlaubniß des Königs und ohne Concurrenz des Ober-Hof-Bau-Departements, nicht einmal der Platz zum Monumente aus zu mitteln gewesen seyn würde;

3) daß ich das empfangene Geld an den Herrn Baurath Itzig abgegeben habe, welcher vom Anfang an das Geld in Empfang nahm. Einer mußte es doch in Empfang nehmen.

Daß Sie der Meinung sind, man hätte der Hoffnung, daß der König dem Monumente eine ansehnlichere Gestalt geben würde, nicht nachgeben, sondern gleich das Geld zurück geben sollen, kann seyn. Andere sind anderer Meinung gewesen. Ich kann nicht anders, als nochmals wiederholen, was ich Ihnen neulich schrieb, daß Sie thun mögen, was Ihnen gefällig ist. Indessen kann ich nicht bergen, daß ich von einer öffentlichen Anfrage hierüber keinen Nutzen absehe, weil man doch, so wie die Sachen jetzt stehen, den Ausgang der Itzigschen Creditsache, bei welcher durch einen Mandatarius sich ist gemeldet worden, abwarten, und sodann die schicklichsten Maaßregeln nehmen muß. Auch kann ich nicht umhin, zu wiederholen, daß, außer Ew. ꝛc., Niemand je eine so ängstliche Nachfrage über diese Sache gemacht habe. Hr. Itzig war doch nicht so ängstlich gegen Ew. ꝛc., als Sie eine Anzahl Pränumeranten namentlich angezeigt und das Geld noch nicht eingesendet hatten, sondern, so viel ich mich dunkel erinnere, suchte Sie zu schonen, als Jemand aus Wien wegen dieser Gelder in Berlin nachfragte.

Indeß, ich wiederhole zum letzten Mal, thun Sie in dieser Sache, was Ihnen gefällt, und verschonen Sie mich mit aller weiteren Correspondenz darüber, indem mir die Zeit dazu fehlt, und ich weiter nichts dabei thun kann. Nicolai.

Zwei historische Notizen.

In der Berner Chronik steht unter dem Jahre 1461 folgende Geschichte: „Es wurde auch die Bürgerschaft von Bern herzlich erfreut durch einen gewissen Bälm, der das Haupt des heiligen Vincentius von Cölln weggestohlen und nach Bern gebracht hatte. Da er nun sah, daß dergleichen Geschenke so wohl aufgenommen wurden, brachte er auch Reliquien von Rom und wurde zur Dankbarkeit zum Vogt von Büren erwählt. Da er aber diesem Amte nicht vor zu stehen gewußt, machte man ihn hierauf zum Stadtschreiber zu Thun."

In Dänemark und andern nordischen Ländern herrschte im funfzehnten Jahrhundert und noch lange nach der Reformation die Gewohnheit, daß bei den Leichen-Begängnissen wohlhabender Bauern ein Ochse oder eine Kuh dem Leichenzuge folgte, die man „Jorde Faerds Koe" nannte, weil sie der Prediger als Bezahlung für die Todten-Messe und Leichen-Predigt bekam. Es war eine Art von Ehre für den Verstorbenen, wenn dieses Thier fett und gut war. Fth.

Logik der Kokette.

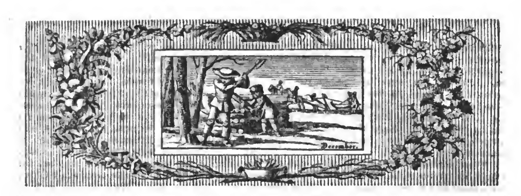
Was hilft die Schönheit, nicht geseh'n?
Und selbst gesehen, nicht bewundert?
Und selbst bewundert, kann's gescheh'n
Von Einem nur und nicht von Hundert?!

—*.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Dresden. Die, obgleich stürmische, dennoch laue Herbst-Witterung hat die Arbeiten an der Ebnung der Festungs-Werke und an Verschönerung der Stadt begünstigt. Bereits sind nun alle Eingänge der Stadt, wo sonst die Thore standen, geglättet und mit Trottoirs versehen; an Wallstücken ist nur noch der sogenannte Zwinger-Wall und derjenige Theil, der zwischen dem ehemaligen Pirnaischen und See-Thore befindlich ist, ab zu tragen übrig. Ein feuerfestes Wasser-Häuschen ist massiv, aus Pirnaischem Sandstein, für die Röhrleitungen der Stadt erbauet worden; das Werkchen sieht, unglücklicher Weise an einem der höchsten Häuser der Stadt lehnend, etwas gedrückt aus. Zwei Delphine, deren Versteinerung der hiesigen plastischen Kunst aus den Pirnaischen Sandstein-Brüchen aus zu hauen gelungen ist, versprechen durch bereits geöffneten Rachen in der Folge einen vor ihnen stehenden steinernen Trog mit Wasser zu versehen. Man fängt — Dank sey es dem Himmel! — hier an, die Hauptstraßen der Stadt gänzlich um zu pflastern, und die inmitten der Gassen hie und da stehenden Wasser-Tröge weg zu schaffen. Hoffentlich kömmt auch an die von den Lohnkutschern unbespannt vor den Häusern ausgestellten Wagen, und an alle, die Straßen beengenden Buden einstmals die Reihe des Verschwindens. — Bei dem Herannahen des Winters haben sich, wie gewöhnlich, die Klassen der gesammten Einwohner hiesiger Stadt, von den hoffähigen bis zu den verschiedenen innungsfähigen herab, sektionsweise gesondert und zu angeblich geselligen Vergnügungen eingepfercht. Allein man bereitet dem Gott Momus für die nächst bevorstehende Carnevals-Zeit einen Tempel, wo er seiner Feindin Convenienz zum Trotze alle diese verschieden-zünftigen Sterblichen, ihrer pedanten bürgerlichen Hülle entledigt, zu versammeln denkt. Es wird nämlich das unbenutzte große Opernhaus zu Abhaltung einiger öffentlichen Redouten für diesen Winter eingerichtet: das schöne Lokal verspricht der hier in Mißcredit gekommenen Vergnügung neuen Reiz zu geben. — An Conzerten hat sich uns manches Treffliche dargeboten. Zuerst sind für dieses Winterhalbjahr monatliche Abonnements-Conzerte eingerichtet, welche von der königlichen Kapelle aufgeführt werden und die an Gehalt nicht leicht zu übertreffen seyn möchten. Zwei davon sind bereits gegeben, deren eines die Aufführung von Haydn's „Schöpfung" war. — Die Gesang-Partieen dieser Conzerte sind einmal um das andere deutsch und italienisch, unter Mitwirkung der Opern-Sänger. Auch den vortrefflichen Clarinettisten, Hrn. Kapellmeister Hermstedt, haben wir zu wiederholten Malen hier gehört; er gefiel insbesondere da, wo er, das kecke Spielen mit der außerordentlichen Kraft seines Tones aufgebend, mit gemäßigter Stimme gleichsam sang. — Hr. Kapellmeister Spohr hat sich Dresden für einige Zeit als Aufenthalts-Ort gewählt, und ob wir gleich für dies Mal noch nicht den Genuß gehabt haben, ihn zu hören, so hat er uns doch schon als Tonsetzer, insbesondere in dem, von Hrn. Hermstedt vorgetragenen und von ihm selbst dirigirten Clarinett-Conzert erfreut. — Die Theater-Direktion hat bisher, wegen öfters eingetretener Schauspieler-Krankheiten, ihre Zuflucht ziemlich oft zu dem „letzten Mittel" nehmen müssen, und somit, wie man leicht denkt, nichts Vorzügliches bieten können. In den „Brüdern Philibert", nach dem Französischen des Picard, hat Hr. Julius (Pastoureau) eine höchst ergötzlich aufgeführte Copie nach der Natur, Hr. Wilhelmi dagegen, als „Philibert der Jüngere", einen nichts weniger als liebenswürdigen Roué gegeben. Der Uebersetzer des Stückes hat demselben die französische Originalität abgestreift, ohne ihm eine andere zu verleihen. Es möchte wohl überhaupt bei Uebersetzungen von Lustspielen, wo es die Intrigue erlaubt, gut seyn, den Schauplatz ins Vaterland zu verlegen, insbesondere da unsere Bühnen-Künstler den leichten Ton des französischen Lustspiels wieder zu geben so gar nicht geeignet sind. — Bei gefülltem Hause, doch mit getheiltem Beifall, sind drei Vorstellungen von Kleist's Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg" gegeben worden. In der Fülle seiner Jugendkraft, von Liebesgluth für die weiblich glänzende Prinzessin von Oranien getrieben, begeht der Prinz mit jugendlichem Uebermuthe in der Schlacht ein, nach dem Kriegsgesetze todeswerthes Vergehen, wodurch der Sieg des Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg nur noch glänzenderen Ausgang gewinnt. Zwar gefangen und vor ein Kriegsgericht gestellt, sieht der Fürst in diesem Hergang doch nur eine Förmlichkeit, durch die sein künftiges Glück ungefährdet bleibt; er malt sich die Seligkeit seiner Liebe aus, vor seiner Phantasie stellt sich das schöne Bild nahen Glückes und langer Wonnezeit dar, so daß er, trunken vom Nektar der Liebe und des Ruhmes, das höchste Gefühl des Lebens in dem Blute seiner Adern rinnen fühlt. Da tritt Graf Hohenzollern, sein Freund, zu ihm, um ihn durch die Schreckens-Botschaft eines nahen, durch das Gericht zugesprochenen Todes aus dem Taumel zu reißen. Jetzt sieht der junge Held die Bedingung alles seines geträumten Glückes, das Leben, plötzlich vor sich schwinden; die physische Gewalt der Natur siegt über den Verstand, der nicht Raum zur Ueberlegung hat, und der gestern unerschrocken dem ferntreffenden feindlichen Geschütze entgegen ging, steht heute zitternd vor dem Bild des Todes. Alle Worte des Prinzen sind der Schrei des Erhaltungs-Triebes; verzweiflungsvoll entsagt er Allem, selbst der Liebe, für die er früher allein leben wollte, um jetzt nur das Leben zu erkaufen. Doch als des Churfürsten weise Worte, die den Prinzen selbst zur Entscheidung über die Gerechtigkeit des richterlichen Spruches auffordern, ihn wieder zur Besinnung geweckt haben, da gewinnt der Geist den Sieg, und der Prinz wählt selbst den Tod. — Die Durchführung dieser genialen Idee erwirbt Kleist's dramatischem Werke Nachsicht für manche bedeutenden Mängel sowohl in Anlage als Ausführung. Unverzeihlich schwach ist jedoch der Schluß, wo der Churfürst, der im ersten Aufzuge Zeuge der Reden des mondsüchtig nachtwandelnden Prinzen war, nun die Bekränzung des verbrecherischen Helden durch die Hand der Liebe, wie dieser sie träumend sah, wirklich veranstaltet. Wie weit sinnvoller dagegen, wenn der Ausgang unvorbereitet mit den Traum-Ahnungen des Prinzen überein träfe. Dann hätte aber noch ein Fehler vermieden werden müssen, wodurch allen psychologischen Erfahrungen widersprochen wird: der Träumende besinnt sich wachend des Traumes, der Nachtwandelnde aber hat keine Erinnerung von der schlafend vollbrachten Handlung; den Prinzen von Homburg läßt sich der Dichter der seinigen wachend erinnern. — Die Aufführung dieses Schauspieles gehörte zu den gelungensten unserer Bühne. Hr. Julius, als „Prinz von Homburg", wendete Alles auf, um seine Rolle würdig und wahr dar zu stellen; doch möchte man bemerken, daß ihm das Entsagen der Liebe besser als die Schilderung der jugendlichen Liebesgluth gelang. Auch von Seiten der Direktion war Alles geschehen, um den Effekt des Stückes zu sichern. Tieck, der Herausgeber von Kleist's literarischem Nachlasse, hatte sich deßhalb mit derselben in Verbindung gesetzt, auch durch das Organ der „Abendzeitung" einige belehrende Worte und Andeutungen an das für unmündig angesehene Publikum ergehen lassen. Dazu waren von Hrn. Marschner, einem talentvollen hier lebenden Tonsetzer, sowohl die Ouvertüre, als auch die Zwischen-Akte und die übrigen zur Handlung gehörigen Musikstücke, componirt worden, was zur Haltung des Ganzen ungemein viel beitrug. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch jedes Trauerspiel und bedeutendere Schauspiel gleichen Glückes, mit einer eigenen Musik versehen zu werden, theilhaftig würde. Die Ouvertüre stimmt zu würdigem Ernst und leitet die Gedanken und Gefühle ein; die Musik der Zwischen-Akte aber nimmt den Faden der Handlung auf, führt ihn fort und verbindet alle Theile zu einem wohlumrahmten Kunstwerke. S.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 24. Dezember. 205tes Blatt.

Carlo.

Noch leuchten am Christ-Feste die bunten Pyramiden, die Kinder zeigen einander mit lautem Jubel ihre prangenden Schätze; da klopft es plötzlich und der gewohnte Gesellschafter, durch eine Reihe von Jahren trauter Hausfreund geworden, tritt ein. „Nicht wahr", schreien die frohen Kleinen ihm entgegen, „du hast uns auch etwas mitgebracht? Vielleicht ein neues Weihnachts-Bild, ein Liedchen und dergleichen? — Wahrlich fehlt: „Carlo, ein Weihnachts-Geschichtchen für kleine und große Kinder" (wer ganz und gar ausgewachsen ist, kann's füglich überschlagen). D. Verf.

„Hier, Mutter, bringe ich herrliche Granat-Aepfel, reife Orangen, auch lieblich duftende Blumen: ich habe Alle für Dich gepflückt!" — so sprach der kleine Carlo, indem er unter Liebkosungen Antonien die köstlich gefüllte Schaale darreichte. „Auch für den Vater habe ich noch etwas!" flüsterte er leise, den Finger auf den kleinen rosigen Mund gelegt: „sieh hier, dies blühende Lorbeer-Reis; gieb mir nur von der goldigen Seide, die Du da spinnst, damit ich zum Kranz es binde!" — Hastig griff der Knabe nach den dargereichten Fäden, und schlich darauf stillen Trittes zu Guido, der, emsig mit Malen beschäftigt, gar nicht auf das Gespräch geachtet hatte. Leise steigt der Kleine auf des Vaters Sessel, schlingt ihm den Lorbeer in das braungelockte Haar und ruft begeistert aus: „O, liebe Mutter, sieh, wie schön der Kranz dem Vater steht! Die heilige Madonna und das Jesus-Kindlein da im Bilde blicken auch her, und lächeln freundlich dazu!" — Gerührt umarmte Guido den holden Knaben, der die blühende Wange zärtlich an des Vaters Brust schmiegte und mit schmeichelnder Innigkeit sprach: „Nicht wahr, lieb Väterchen, wenn das schöne Bild fertig ist und Du es zum Bischof nach der Stadt bringst, dann nimmst Du mich mit? Ich weiß schon, Du wirst mir wieder sagen, ich sey noch zu klein; doch damit" — setzte er mit fröhlicher Bestimmtheit hinzu — „lasse ich mich heute nicht abweisen! Klein bin ich zwar noch, aber gesund und kräftig. Die steilsten Berge klettere ich des Tages wohl zehn Mal hinauf, laufe hin und her durch Gärten und Felder, und bin des Abends nicht einmal müde. Hörst Du, lieber Vater, nimm mich nur dies Mal mit! Ich möchte doch gar zu gern einmal die große Stadt und die vielen Menschen sehen, von denen Du mir so viel erzählt hast. Ach, wie schön müssen die prächtigen Straßen seyn, und die Fürstenschlösser, und die vielen vornehmen Leute, und besonders der große Dom, wo so viel tausend Fromme beten! — Hier in unserem stillen Appeninen-Thal" — fügte er nach einer Pause hinzu — „sehe ich ja nichts als den schönen blauen Himmel und die hohen Berge, und Dich und die liebe Mutter, und zuweilen einmal einen einsamen Wanderer. Und beten muß ich oft, wenn Mütterchen so bleich aussieht, ganz allein an Schwester Edlestinchens Grabeshügel!"

„Ja, mein Carlo!" rief der Vater mit bebender Stimme; „ich will Dich mitnehmen zur Stadt! — Ach, Du hältst in Deiner himmlischen Unschuld noch die Welt für ein Paradies, und die Menschen für Engel! O möchtest Du doch nie getäuscht werden! Aber mit Deinem zart fühlenden Herzen wirst Du einst nur zu bald heimkehren in Dein stilles Friedensthal, um

Heilung zu finden für die brennenden Wunden, welche die Welt Dir geschlagen!" — Die letzten Worte nicht beachtend, rief der Kleine mit jubelndem Händeklatschen aus: „Das wußte ich wohl, daß ich heute nicht vergebens bitten würde. Ich will Dich nun auch nicht wieder stören, lieber guter Vater; male nur recht fleißig, damit das Bild bald fertig wird!" — Mit diesen Worten sprang Carlo Freude blitzenden Auges zum Schooße der Mutter, um mit ihr weiter zu reden von seinen lachenden Hoffnungen.

Nicht des Knaben fröhliche Eile allein, auch der Bischof mahnte den Künstler zur raschen Vollendung des bestellten Bildes, und so nahete binnen kurzer Frist Carlo's heiß ersehnter Freudentag. Unbeschreiblich war das Entzücken des in Lust glühenden Knaben und keine Feder vermöchte Kunde zu geben von all den holden unschuldsvollen Phantasieen, die während dieser Zeit als leichte Träume in seiner Seele auf und nieder wogten. Die letzte Nacht brachte nur kurzen Schlummer dem Seligen, der nach wenigen Stunden mit heißen Küssen den Vater erweckte. — Mehrere Miglien war die Stadt entfernt, und Guido mußte früh aufbrechen, wenn er Abends bei guter Zeit wieder heim kehren wollte; deshalb ward, nach dem zärtlichsten Abschiede von Antonien, die Reise noch vor Tages-Anbruch begonnen. — „Lebe noch einmal wohl, liebe, liebe Herzensmutter!" rief der holde Kleine, indem er ihr seine Hände entgegen streckte; und darauf schritten die Maulthiere vorwärts. Eines trug die Gottesmutter mit dem Jesus-Kindlein, das andere den hochbeglückten Vater mit seinem Knaben.

„Sieh nur, Väterchen!" sprach Carlo, „wie die Wälder so schwarz eingehüllt sind; wie die freundlichen Berge so schaurig düster da stehen, und wie der schöne Himmel darüber glänzt. O wie herrlich blitzen heute die Sterne, besonders der eine große da!" — „Das ist der Morgenstern, mein Kind!" sagte Guido. — „Ey, ey!" wiederholte der Kleine jubelnd, „der Morgenstern! Vielleicht derselbe, den Fee Aurora als Haarputz trägt, die schöne Fee, die alle fleißigen und frommen Kinder so lieb hat. Ach, Schwester Cölestinchen hörte ihre Geschichte so gern; lieb Mütterchen hat sie wohl hundert Mal erzählt." — „Sieh, mein Carlo, dort am Himmel jene Feuergluth!" sprach darauf der Vater wehmüthig lächelnd, „es ist der Abglanz ihres Feen-Angesichts, und die wehende Kühle, die mit Deinen Locken spielt, ist ihr Friedensgruß. Heil dem Menschen, der recht oft mit stiller Erhebung die Holde wieder begrüßt; er wird fleißig, und gut und fromm, wie es die Mutter Dir gesagt hat."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen ging die Reise bei immer hellerem Tage fort. Nach tausend Dingen hatte der Kleine zu fragen, nach unzähligen neuen Erscheinungen hin zu blicken; doch alle diese Eindrücke wurden verdunkelt, als endlich die Riesenkuppel des städtischen Doms im hellen Golde der Morgensonne ihm entgegen strahlte. „Vater, Vater!" rief er begeistert aus, „ich will ein Baumeister werden, und auch solche Kuppeln bauen; und Du sollst sie ausmalen, wie Meister Correggio in Parma, von dem Du mir neulich so viel erzählt hast. Ach, wenn ich sonst mit Dir in den tiefen Marmor-Brüchen umher kletterte und freudig die hohen schillernden Grotten sah, da wollte ich wohl auch ein Bergmann seyn, und still und einsam im Schooß der Erde beten und arbeiten; aber nun will ich Anderes thun. Gewölbe muß ich einst bauen über der Erde, schön und hoch und prächtig, wie jenes da, das mit jedem Schritte immer größer und mächtiger wird." — „Du steckst, mein Carlo," — sprach Guido darauf — „Dir in Deinen Träumen ein weites Ziel; doch wer zeitig das Hohe in sich aufnimmt, und redlich strebt, erreicht wohl Hohes unter Gottes Schutz und Hülfe. — Sieh, mein Kind, jene Unglücklichen dort haben nicht frühe an eine nützliche Thätigkeit gedacht, haben nicht gehört auf die Gebote des Herrn!" Bei diesen Worten zeigte Guido auf eine Anzahl Gefangener im Stadtthore, die bei dem Geklirr der Fesseln die Gasse kehrten. — Der sinnige Carlo hatte noch nie einen Menschen in Ketten gesehen, daher machte diese Erscheinung des Schreckens einen so mächtigen Eindruck auf ihn, daß seine gehoffte Freude um Vieles gemindert wurde. So mannigfach ihn auch das bunte Gewühl der wogenden Straßen anzog, so hatte er doch immer wieder neue Fragen über das Schicksal jener Unglücklichen; und seine kindische Forschbegier fand erst Grenzen, als endlich der prunkende Palast des Bischofs erreicht war. Guido kaufte dem hungrigen Kleinen ein schmackhaftes Morgenbrod, gebot ihm, auf der breiten Marmor-Treppe ruhig zu verweilen, und trug darauf sein Gemälde hinein zum Bischof.

Vergnügt sitzt der Knabe, der Rückkehr des Vaters harrend, auf den hohen Stufen, und beschaut schweifenden Blickes die neue Welt um sich her; da nahet ihm mit traulichem Wort ein etwas älterer Bube von schmutzigem Ansehen, thut bald einen raschen Griff und läuft eilend mit dem schönen Morgenbrode davon. In weiten Sprüngen setzt der muthige Carlo die Stufen hinab dem Diebe nach, der bald in einer Seitengasse verschwindet. Den schnelleren Läufer bergen endlich die winklichen Ecken vor seinem Verfolger, der athemlos rückkehrend die unrechte Straße einschlägt, die ihn mit jedem Schritte weiter und weiter entfernt vom bischöflichen Palast. Allein und unbekannt steht nun laut weinend Carlo im tobenden Gewühl; mit jedem Augenblick wächst seine Pein, kaum kann er noch

mit zitternder Stimme ein vorüber eilendes Mädchen fragen nach dem Palast des Bischofs. „Der ist nicht fern, lieber Kleiner!“ spricht, hastig herzu tretend, ein fremder Mann von seltsamen Aeußerem; „komm mit mir, ich führe Dich hin!“ — Hoch erfreut hüpft der Kleine nun an der Hand des Fremden und spricht: „Ach, lieber Herr, bitte, bitte, nur recht schnell, damit Väterchen nicht schilt. Er hat mir wohl geboten, nicht von der Stelle zu gehen; und wenn Mütterchen hier wäre, die würde auch böse seyn. Sie hat mir so oft gesagt: Unrecht thun ist sündhaft, Unrecht dulden ist schön!“ — Der Fremde antwortete einsylbig auf des Kindes Reden, und schritt eilig durch die Gassen dahin. Als nun nach langem Wege der Palast noch immer nicht sich zeigte, da ergriff ein neues Bangen den Knaben an der Seite seines stummen Führers, der in gebieterischem Ton auch ihm zu schweigen gebot. Carlo gehorchte erschrocken; als aber der Fremde einen Augenblick mit einem zerlumpten Kerl sprach, der bunte Zettel mit springenden Pferden und Reitern umher trug, da riß der Knabe sich unvermuthet von der Hand seines unheimlichen Führers und lief eiligst davon. — Sein lautes Schreien hatte zwar die Verfolger längst zurück gescheucht, die Angst aber trieb ihn dennoch rastlos vorwärts, bis er endlich athemlos auf den Stufen eines schönen Denkmals nieder sank. Nach dem schrecklichen Fremden nur spähte hier sein scheuer Blick, und neuer Schrecken durchbebte seine Seele, wenn er nur irgend eine ähnliche Farbe des Kleides nahen sah. — So saß er, von Hunger und Durst gequält, von grenzenloser Angst gefoltert, in gänzlicher Ermattung da, und blickte mit zurück gepreßten Thränen auf die Vorübergehenden; denn jener Unhold hatte ihn so scheu gemacht, daß er seine große Noth geflissentlich verbarg.

(Der Schluß folgt.)

Briefe von Ebeling an Nicolai.

Erster Brief.

Hamburg, den 13ten Juli 1792.

Bei Ihnen, hochgeschätzter Freund, darf ich es wohl nicht entschuldigen, daß ich diesen Brief in der Absicht schreibe, um Ihnen einen in aller Hinsicht vortreflichen Mann, unsern Senator, Herrn Hudtwalker, bekannt zu machen, der bei einer Gesundheits-Reise durch Berlin geht. Als Mann von ausgebreiteten Einsichten, Belesenheit und Talenten, der sich weit über sein Fach, das er aber auch durchstudirt hat, erhebt, will er sich nicht bei seinen Handlungs-Freunden, die er allenthalben hat, aufhalten, sondern wünscht Geistes-Nahrung. An wen könnte ich ihn also besser, als an Sie adressiren? Uebrigens braucht es nur Einführung; denn ich bin überzeugt, Sie werden den würdigen Mann bald lieb gewinnen. Könnte mein lieber hypochondrischer Freund Engel (dem zum Troste ich sagen kann, daß er mich mit seiner Hypochondrie anfängt an zu stecken) sich so weit erheben, daß er Herrn Hudtwalker auch kennen lernte, so würde es diesem lieb seyn; und ich würde selbst an Engel schreiben, wenn ich nicht fürchtete, ihn gerade in dem Anfalle seines Uebels zu treffen; und dann ist mit uns Leuten nichts an zu fangen. Seyn Sie indeß so gütig, Herrn H. zu unterrichten, ob es jetzt rathsam sey, den Philosophen zu besuchen, und ob er gerade jetzt „für die Welt“ sey?

Sie leben hoffentlich jetzt ruhiger; die Verantwortung und Last der „Allgem. deutschen Bibliothek“ drückt Sie nicht, und ohne Zweifel ist's auch mit dem Verfolgen im Preußischen nicht so arg, als das Gerücht immer verbreitet. Uns drückt denn doch auch schon ein bischen die verfolgte Preßfreiheit: nicht durch unsern gut und weise denkenden Senat, nicht durch unsere sehr billigen Censoren, sondern durch Einmischung eines fremden Ministers, der sich an den Rath wandte, um die Zeitungen ab zu schrecken, und mit dem Verbot in seines Herrn Lande drohte. Der „Correspondent“ schmiegt sich eher, als die neue Zeitung. Wenn nur Wittenberg gescheidter wäre! Das Politische ist aber wohl weniger anstößig, als einige vergessene, halb-theologische Bücher gewesen. Im Dänischen können Cramer's Indiscretionen etwas verderben; aber die Regierung denkt gut und fest. Klopstock, Büsch, ich und Andere, haben dem Händelsucher alles Mögliche gesagt; aber Händel will er haben, und ist doch der verträglichste, freundschaftlichste, offenste Mann, nur für das enthusiasmirt auf's Aeußerste, was gerade zur Zeit seines Schreibens du jour bei ihm ist. Wehe dem, der ihm da in den Weg kommt! Uns Hiesige fürchtet er, weil wir ihn necken, und nie zum Ernst kommen lassen. Aber von Keinem hört er mehr Wahrheit, als von uns; nur verfängt es nichts. Er bleibt Sui judicii vir. Leid aber ist's mir, daß solche unvorsichtige Vertheidiger so guter Sachen, als gesetzmäßige Freiheit, Toleranz u. s. w., Vieles verderben. Kommen nun gar Jacobiner hinzu, und von der andern Seite solche Menschen, wie Schirach, welche die Fürsten gegen die Unterthanen aufhetzen, so grauet mir vor dem Schlusse dieses Jahrhunderts. Indessen tröste ich mich mit Amerika, dessen glückseliges Aufblühen mich jetzt, da ich nichts als seine Gesetze, Zeitungen, Journale lese, wegen des Unglücks, das Europa drohet, ungemein tröstet. Wäre ich gesund, ich lebte schon dort.

Doch ich muß mit einem Preußen nicht politisiren; auch habe ich schon mein Glaubens-Bekenntniß verrathen, ehe ich Sie um das Ihrige fragte.

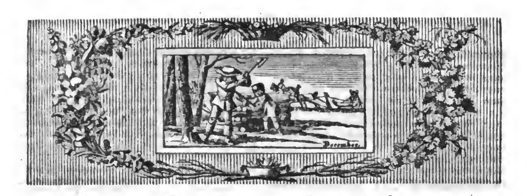
Ebeling.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Stuttgart. Wir haben Mad. Brede wieder in Raupach's „Chawansky" gesehen und waren entzückt von ihr: aber welche Umgebungen!! — „Kabale und Liebe". „Ferdinand" (Hr. Manzer) brav: aber mehr Natur, mehr Einfachheit und vor Allem weniger Geschrei! „Lady Milford" (Mad. Brede) war nicht gut aufgelegt; desto besser „von Kalb" (Hr. Rohde), der, wenn man die Sylbe d e aus seinem Namen wegschneidet, seinen und Kalb's Namen ganz und gar identifizirte. Er wurde dennoch n i c h t ausgepfiffen! Die Vorstellung war im Ganzen sehr mittelmäßig — „Der Barbier von Sevilla". Viel falsch gesungen, viel gehudelt und wenig geklatscht. Demois. Hug verdient besonders für jeden falschen Ton den schärfsten Tadel, da sie von der Natur mit der schönsten und wohlklingendsten Stimme begabt wurde und dieses kostbare, seltene Geschenk so sehr vernachläßigt. — „Egmont", von Goethe. „Margarethe" (Mad. Brede) reich und prachtvoll gekleidet, in einzelnen Momenten sehr brav! Die Darstellung des Ganzen betreffend, so — ist das Orchester lobenswerth, das die Musikstücke von Bethhoven sehr gut ausführte. — „Entführung aus dem Serail". Schöne Musik, gutes Orchester, mittelmäßige Sänger, schlechte Sängerinnen. Des Beifalls unseres Publikums gedenkt Referent selten, weil er selten Geschmack an dessen Geschmack findet. — Die Conzerte der Kapelle haben ihren Fortgang und sind gewöhnlich eben so viel versprechend als leistend. Hr. Lindpaintner geht systematisch zu Werk und läßt sich nicht stören. Und das ist recht: er bildet sich sein Publikum, statt sich von ihm bilden zu lassen. Wäre es doch mit unserer Bühne auch so!! Schade, daß wir unsern braven Flötisten (Hrn. Krüger) verlieren: er geht nach Kassel, so leicht es gewesen wäre, ihn hier zu fesseln. — In öffentlichen und Privat-Conzerten hörten wir den Kapellmeister Hrn. C. Kreutzer auf dem Flügel und Panmelodicon große Fertigkeit der Hand und hohe Genialität des Geistes entwickeln. Die Fülle seiner Töne ergreift wunderbar. Das Spiel auf dem Panmelodicon ist Herzens-Musik. Ein zweiter Klavier-Spieler fand sich in Hrn. Schunke ein, der hier engagirt seyn soll; er ist noch sehr jung und hat ungewöhnliche Anlagen. Die Bravour-Stücke, die Referent von ihm hörte, zeugen von großer Uebung, allein die Seele fehlt noch. Der Flötist, Hr. Wolfram aus Wien, gab gleichfalls ein Conzert. Er weiß sein kunstreiches Instrument mit Wirkung zu gebrauchen und spielt mit Ausdruck und Gefühl. — Eine junge italienische Sängerin (Demois. Cerioli aus Bologna) ist auf vier Monate für die Königl. Conzerte engagirt. Als Altistin hat sie eine nur kleine Anzahl von Arien für ihre Stimme, daher sie nicht hierher paßte, selbst wenn sie einen größeren Umfang von Tönen in ihrer Gewalt hätte und eine bedeutendere Kunstfertigkeit besäße: doch ist ihre Methode gut und manche ihrer Töne gehen zum Herzen. — Dannecker vollendet eben die Büste des russischen Generals, Hrn. v. Benkendorf, in Marmor. Der englische General Murray hat uns des gefeierten Meisters letztvollendetes Werk (die Psyche) nun entführt; er soll neue Bestellungen bei Dannecker gemacht haben. Wollte Dannecker seine Kunst gewissermaßen handwerksmäßig betreiben, so könnte er leicht eine Menge von Händen beschäftigen und seine Werkstätte zur Größe der eines Canova ausdehnen. — Striexner hat ein neues Blatt lithographirt, es stellt unsern König Wilhelm auf dem Schlachtfelde dar, und ist unter den vielen Abbildungen des Königs die erste und einzige, welche den Charakter der Züge treu wiedergiebt. — Literarische Neuigkeiten: das erste Heft von Gau's großem Werk über Nubien und Egypten wird nächstens ausgegeben (bei Cotta). Vier poetische Personal-Satyren (die gelehrten Weiber, der Alten-Poet, der reiche Mann, die Gegner), von Weisser, haben eben die Presse verlassen. Referent glaubt nicht, daß der Verfasser sich dadurch einen Ruhm ächter Art erwerben wird. D. A.

Engländischer Zunftgeist. Daß der engländische Handwerksmann sich seines Gewerbes — wie bei uns leider sehr oft der Fall — in keiner Art schämt, ist eine bekannte Sache; vielmehr schätzt und ehrt er dasselbe, und bei den Innungen hält es deßhalb besonders schwer, als ein nicht Zunftgemäßer Aufnahme zu finden. Diese wird nämlich auch nicht selten von solchen Leuten nachgesucht, die bei dem Gewerke keineswegs zu arbeiten denken, denen aber Wohnung oder Gewerbe-Freiheit in der City von London wünschenswerth ist, welche beide ein altes Gesetz nur den Mitgliedern einer Gilde oder Zunft zugesteht, ohne jedoch die Betreibung des Handwerks, zu dem man sich dem Namen nach bekennt, zu bedingen. Aus diesen Gründen findet man bei den leicht zu erlernenden Künsten und Handwerken oft betagte und vornehme Lehrlinge, und noch häufiger ist das Auskaufen der Lehr- und Gesellen-Zeit, wo dann der Losgesprochene die jedesmaligen Genossen, für das Vorbeigehen ihres Standes, durch einen Schmaus zu versöhnen und mit ihnen für die Dauer derselben Brüderschaft zu machen hat. Ein solcher Auskauf ist jedoch keineswegs als Uebereinkunft zweier Einzelnen zu betrachten, sondern muß als Ansuchen bei dem Rathe der Oldmänner eingegeben und von mehreren achtbaren Meistern unterstützt werden, worauf jene nach geheimer Berathung — ob gegen Erlegung der feststehenden Summe dem Bittsteller zu willfahren sey? — ihren Beschluß, nicht ohne Feierlichkeit des Redens und Gegenredens, seinem Sachwalter bekannt machen. Dieser, wie sich von selbst versteht, auch ein zünftiger Mann, führt im günstigen Fall seinen Schützling von Stufe zu Stufe, giebt auch vor dem Rath der Oldmänner so lange den Dollmetscher seiner Gesinnungen ab, bis es, nach jenen beiden vorerwähnten Gelegen, dem Losgesprochenen vergönnt ist, die Gefühle der Freude und des Danks der würdigen Corporation selbst aus zu sprechen. Das Einkaufsgeld ist bei den verschiedenen Gewerken auch verschieden, und sinkt und fällt nach Umständen, so daß jetzt die Schneider-Innung den höchsten, die der Zinngießer aber den niedrigsten Preis fordert. Erste ist so reich begütert, daß sie verschiedene gemeinnützige Anstalten, und sogar ein Lyceum errichtet hat, das mit vorzüglichen Lehrern, von denen mehrere ihren früheren Staatsdienst verlassen haben, besetzt, und in jeder Art mit fürstlicher Freigebigkeit ausgestattet seyn soll. — Mit besonderer Feier wird auch alljährlich die Wahl der Oldmänner und Schaumeister, welche das Wohl des Ganzen zu leiten haben, begangen. Bei den Gelagen, womit dergleichen Festlichkeiten beschlossen werden, zeichnet sich die Gilde der Fischhändler durch den ersten, mit ganz besonderer Feierlichkeit ausgebrachten Toast auf eine, in England sonst unerhörte Art aus. Es gilt nämlich: „unbeschadet dem evangelischen Gewissen und der hohen englischen Kirche"; dem P a p s t, als Schirmherr und Förderer der Fasttage, in denen bekanntlich viele Fische verconsumirt werden. — Eine ganz eigene Innung aber hat sich, obwohl streng beachtet und bestraft, mit allen zunftmäßigen Graden und Benennungen, unter dem Namen: Resurrectionsmen (Auferstehungs-Männer) seit einigen Jahren gebildet. Die Krankenhäuser nämlich vermögen den Anatomikern, die sich auch als Liebhaber und Dilettanten in großer Menge, und sogar unter Frauen finden sollen, nicht genugsam Cadaver zu liefern. Den zum Tode Verurtheilten können die Gesetze zwar das Leben, aber nicht das Recht auf ihren Leichnam absprechen, der, wenn sie denselben nicht etwa noch vor dem Tode verkaufen oder Andern zu diesem Behufe vermachen, den Verwandten ausgeliefert werden muß. Jener grausigen Liebhaberei zu genügen, übernehmen nun die Resurrectionsmen das ekelhaft schauerliche Geschäft, den Leichnam Frischbeerdigter zu entwenden, und gehen dabei mit so vieler Vorsicht, Keckheit und List zu Werke, daß es unter Vornehmen und Begüterten Sitte zu werden anfängt, ihre Verstorbenen durch eiserne oder zu verlöthende Särge gegen die Angriffe roher Fühllosigkeit und Gewinnsucht sicher zu stellen. E. Karoli.

Redakteur und Herausgeber: J. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Mittwoch den 26. Dezember. 206tes Blatt.

Briefe von Ebeling an Nicolai.

Zweiter Brief.

Hamburg, den 3ten April 1807.

Ihren so herzlichen Brief, gütigster Freund, beantworte ich leider spät, weil ich den ganzen Winter hindurch, bei äußerst vielen Arbeiten, an heftigem Husten und Brust-Beschwerden gelitten habe. Nun, da ich über alles das mir hinaus geholfen, oder dankbarer: da mein guter Arzt, Reimarus, mich von meinem körperlichen Uebel befreiet hat, soll es mein Erstes seyn, an Sie zu schreiben. Der Aufschub thut mir um desto weher, da ich immer gern Ihnen sagen wollte, daß ich sehr gerührt über Ihre Lage bin. Es gehört viel Kraft des Geistes dazu, so viel mit der philosophischen Gelassenheit zu tragen; aber der Himmel hat sie Ihnen verliehen, und das ist auch Trost für Ihre Freunde. Daß Ihnen die Wissenschaften oft freundlich zu Hülfe kommen, sehe ich mit Freude. Die lindernde Erfahrung hatte ich bei dem seligen Büsch, den sie auch auf seinem letzten langen Krankenlager nicht verließen, nachdem sie ihn vorher in seiner vieljährigen Blindheit oft erheitert hatten. Sie wissen vielleicht nicht, daß er einige Wochen vor seinem Tode, bei anhaltenden Schmerzen seiner Wunden, noch Briefe an Herrn von Humbald nach Amerika schrieb, die dieser gewiß nicht erhalten hat; auch diktirte er einen Plan zu einer Moral für Kaufleute, wozu ich ihn, der immer so gern gemeinnützig wirken mochte, als zu einem *dolorum dulci lenimini*, aufgefordert hatte, weil ich immer hoffte, er werde das Uebel noch überwinden. — Aber welche Zeiten waren damals, und welche jetzt! Glücklich, wer sich hier in seinem Studir-Zimmer vergraben kann. Das ist meine Zuflucht, ob wir gleich verhältnißmäßig weniger leiden, und nur weit weniger glücklich, aber (die arme Klasse ausgenommen, die jetzt arbeitslos ist) noch nicht unglücklich sind.

Doch die Erinnerungen will ich nicht wecken. Ich gehe lieber gleich zu den Wissenschaften über, die uns nahe angehen. Von hier aus kann ich Ihnen wenig Neues schreiben. Unser Gurlitt ist der thätigste, und zieht wackere Schüler, nur nicht so viele, als wir wünschten, weil jetzt Wenige studiren, so sehr auch der Handel verkümmert wird. Freilich ist alte Philologie dem künftigen Kaufmann, wenn sie so eifrig und stark getrieben wird, wenig nütze, so wichtig sie dem künftigen Gelehrten ist. Daher ist die obere Klasse des Johanneums nicht frequent.

Unser Gymnasium leidet darunter, dem gerade diese Klasse eine Pflanzschule war. Aber es leidet noch aus andern Ursachen, worunter auch die ist, daß man die Grenzen zwischen ihm und der Schule nicht festgesetzt hat, und sie lieber jetzt ganz und gar unbestimmt machen möchte. Daher hat man, außer dem Direktor, der sehr gut auch am Gymnasium mit angestellt ist, nun einen zweiten Professor (der Mathematik) zugleich an der Schule und am Gymnasium angestellt. Den müssen denn, wenn er Collegia für die Gymnasiasten liest, die jungen Leute vielleicht 5 bis 6 Stunden hören, und da er bei der Schule auch Latein,

Geographie u. s. w. lehren muß, so kann er für das Gymnasium, und die da zu lehrende Mathematik, wenig thun. Es fällt auch der Wetteifer weg, der zwischen den beiden Instituten oder ihren Lehrern seyn sollte. Jetzt fehlt uns ein Professor der Philosophie, d. i. der Logik und Metaphysik (denn für die praktische Philosophie ist einer noch da), der aber, nach der wunderlichen Verbindung, zugleich Professor Eloquentiae seyn muß. Da ist unser, mit der Philosophie gerade nicht vertrautes Wahl-Collegium übel daran. Ich fürchte auch, es sind der gescheidten Philosophen, welche die neuere Philosophie kennen, ohne davon angesteckt zu seyn, Wenige, die auch Humanisten wären. Ich habe an Herrn Professor Eberhard deswegen geschrieben. Vielleicht kennen Sie einen guten jungen Mann, der sich hier versuchen möchte. Aber der Gehalt ist nur 800 Thaler Hamb. Cour.; für vier wöchentliche Lehrstunden immer genug: aber eine Familie kann davon nicht leben. Dazu müßte er, was hier nicht schwer für einen Professor ist, reich heirathen. Neben-Einkünfte sind geringe: alle sechs Jahre, als Rektor, 400 Thaler mehr Gehalt; dann noch jährlich etwas aus Vermächtnissen; Privat Lektionen tragen jetzt sehr wenig ein. Freies Haus haben die Herren an der Schule, aber wir nicht, und Miethe ist hier hoch. Das Uebrige unserer Lage kennen Sie. Geachtet und frei sind wir genug.

Sie lassen sich doch dies vorlesen? sonst sollte es mir wehe thun, daß ich mit meinem Geschwätz Ihre Augen so angestrengt hätte, zumal da ich schlecht schreibe.

Ebeling.

Carlo.

(Schluß.)

Als Carlo sich endlich etwas erholt hatte, irrte er in ungewisser Richtung durch die Straßen hin und her; da knüpften einige spielende Kinder ein Gespräch mit ihm an, aber keines wußte auf seine heraus gepreßten Klagen ihm zu rathen. Ein schönes kleines Mädchen hatte indeß Mitleiden mit dem unglücklichen Verirrten; sie schenkte ihm eine schöne Orange, ihr Vesperdrod für die Schule, und lief zurück, ihre ältere Schwester zu Rath und Hülfe herbei zu holen. Ach, wie schmeckte dem lechzenden Carlo die gewohnte Frucht diesmal so herrlich! Mit heißem Dank für die milde Geberin gelobte er, in der nächsten Woche all sein Obst an arme Kinder zu schenken: er hatte schon von seinen Eltern gelernt, wie man Wohlthaten empfangen und sich ihrer würdig zeigen soll. — Schmausend harrt er der Rückkehr seiner Retterin: da nahet unter Paukenschall ein glänzend gekleideter Reitertrupp. Schöne Damen und Herren stolziren auf prächtigen Pferden daher: doch, o Entsetzen! vorauf reitet finsteren Blickes der schreckliche Fremde. Kaum hat Carlo das grausenhafte Antlitz erblickt, so läuft er bewußtlos fort, und rastet nicht eher, als bis der dumpf hallende Donner-Ton der Pauken seinem Ohre gänzlich verklungen ist. Fern sah er sich nun abermal von jenem gefürchteten Manne, doch zugleich auch von seiner unbekannten Wohlthäterin, die er unter stillen Thränen vergebens wieder suchte. Indessen hatte doch deren Erscheinen Muth und Vertrauen in Carlo's beängstigter Seele neu belebt. Zögernden Schrittes ging er jetzt durch die belebtesten Gassen, und hob sein großes, Hülfe flehendes Auge zu den Vorübergehenden empor; da sah er endlich eine bejahrte Frau, die streichelnd ein Hündchen liebkosete, das sie im Arme trug, indeß ein zweites wedelnd sie umsprang. — O wer die Thiere so lieb hat, fühlt sicher auch Mitleid mit der Noth der Menschen! dachte Carlo, und nahte ihr zutraulich. In dem Augenblick fahren die Hunde mit wüthendem Keifen dem Erschrockenen entgegen. Sein abwehrender Stoß trifft den größeren, ein Strom von Scheltworten entquillt alsbald dem Munde der hoch erzürnten Alten, und Carlo läuft zitternd davon.

Mit dieser grausenden Scene hatte der Jammer des unglücklichen Kleinen den höchsten Grad erreicht. Bis zum Umsinken ermattet, ohne Labung, ohne schirmendes Dach gegen den niederträufelnden Regen irrte er mehrere Stunden umher, die Brust voll hoffnungslosen Jammers über sich selbst und über Vater und Mutter. O wie sehnte er sich zurück zu ihr, zu seinem einsamen Gärtchen, zu seinen stillen Bergen! Wie fielen ihm des Vaters nicht beachteten Worte jetzt so lastend auf das Herz! — Schon begann der Tag allmählig sich zu neigen, da vernahm Carlo feierlich hallenden Glocken-Ton. Mit dem Strome einer festlich geschmückten Menge folgte er dem Geläute, und stand bald auf einem weiten Platz, in dessen Mitte der stolze Dom voll erhabener Majestät sich erhob. Von allen Seiten eilten zu einer großen kirchlichen Feier die Andächtigen daher; auch Carlo drängte mit neu belebter Kraft sich muthig durch das Gewühl. Zwar hatte sein banges Herz wiederholend sich zu Gott gewendet, doch so recht innig, wie seine fromme Mutter es ihn gelehrt, war in der taumelnden Verwirrung seine Erhebung noch nicht gewesen. Nun aber, da er staunenden Auges die heiligen Hallen betritt, wo nie gehörte Himmelsklänge aus strahlend erhellten Höhen hernieder tönen, wird sein bebendes Herz gewaltig empor gerissen. An den Stufen eines Seiten-Altars sinkt er nieder und betet laut: „Lieber allmächtiger Vater im Himmel, hilf mir gnädig aus meiner Noth, und gieb mir meinen lieben Vater wieder! Ach, ich habe schwer gesündigt heute, und gestern wohl auch; denn ich habe vor Lust keinen frischen Kranz an Edelstinchens Grab

gehängt; aber gieb mir nur noch einmal meinen Vater wieder. Ich will auch gewiß gut und folgsam seyn, und morgen drei neue Kränze flechten. Lieber barmherziger Gott, bitte, bitte, erhöre mich, Amen!" — Gestärkten Muthes richtet der Kleine sich empor, da erblickt er hinter sich eine schimmernde Gestalt von mildem liebevollen Antlitz, wie die Engel auf den glänzenden Bildern. Ein duftiger Schleier umfließt magisch das holde Wesen; die Brust ziert ein funkelndes Demantkreuz, und in den dunkeln Locken glüht ein strahlender Stern, der, in tausendfachem Wiederschein der Kerzen, blendend in das Auge des entzückten Knaben scheint. — „Aurora!" ruft er unwillkührlich; „Fee Aurora, Du rettest mich!" — Die schöne mildthätige Fee sah er zwar nicht, wohl aber war es die gute liebevolle Prinzessin Augusta, die ihm als hülfreicher Engel in seiner bang geklagten Noth erschien. — Wenige Minuten, und Carlo rollt in prächtiger Carosse durch die vorher so traurig durchirrten Straßen, ruht bald auf schwellenden Kissen, und labt sich von kostbarem Geschirr an stärkender Kost. Und bald hat nun auch eine zahlreich ausgesendete Dienerschaft den hoch bekümmerten Vater aufgefunden, der eben mit heißem Dank gegen die gütige Fürstin in's Zimmer tritt. — „Vater! Lieber Vater, ich sündige nicht mehr!" so ruft mit zitternder Stimme der Knabe, und umklammert, von Freude und reuigem Schmerz bewegt, weinend Guido's Knie. — Die nun folgenden Scenen bedürfen keiner weiteren Beschreibung. — Bei dem endlichen Aufbruch gelobte Carlo mit kindlich rührender Innigkeit, seine huldvolle Retterin ewig lieb zu behalten, und trennte sich nicht ohne Bangen von dem schönen prächtigen Palast, worin ihm so viele Güte zu Theil geworden war.

Auf dem langen Heimwege versank der erschöpfte Kleine in einen todtenähnlichen Schlaf, aus dem man ihn auch zu Hause nicht zu erwecken vermochte; man mußte ihn unentkleidet nieder legen. — „Du hast wohl recht, liebe Mutter!" sprach er, als ihr heißer Kuß ihn ein wenig ermuntert hatte; „beten frommt in der Noth!" darauf aber schlief er unruhig träumend wieder fort. — Ihm war es unter Anderem, als wäre er längst erwachsen; aber er baute keine hoch gewölbten Dome, sondern grub, ein fleißiger Bergmann, rastlos durch die stillen Tiefen der Erde. So eröffnete er im Zauberwahn des nachspielenden Traumes einen neuen Gang, vergaß aber dabei den frommen Spruch. Siehe, da entquoll der gähnenden Kluft, eilend wie die Welle der Zeit, ein mächtiger Strom, der ihn unaufhaltsam dahin riß. Hülflos jammernd sah er seinen Vater und seine Mutter an der Höhle, und er selbst wollte ringend sich fest klammern an den dürren Zweigen des Ufer-Gesträuchs; aber seine Hände waren gefesselt und die strebende Kraft seiner Arme gelähmt. Rastlos treibt der Strom ihn weiter und weiter einem fernen Strahlenthore zu, das im Rosenlicht des jungen Morgenroths aus blauer Ferne schimmert; da tauchen plötzlich riesengroße Schlangen neben ihm auf mit Menschen-Gesichtern wie der schreckliche Fremde, und schnappen gierig nach seinen zuckenden Gliedern. Dicke Wasser-Molche setzen sich, an reizenden Früchten nagend, auf seine Brust; und gräßliche Hundsrachen lecken mit langen blutrothen Zungen lüstern aus der Tiefe herauf. — Grenzenlos ist seine folternde Qual; da betet er endlich den außer Acht gelassenen Spruch, und geendet ist plötzlich seine Noth. Ueber ihm schwebte mit einem Strahlenkranze aus Morgensternen die Prinzessin Auguste, die ihm, himmlisch lächelnd, eine weiße Rose hernieder warf. — Nun rannen die Wellen minder tobend unter lachenden Blumen-Auen dahin; der Duft der Blüthenkelche strömte sichtbar aus in leuchtenden Strahlen, und das Gesäusel der Blätter ertönte in wonnigen Harmonieen. „Habe Dank, schöne Fee!" rief der Kleine entzückt; doch Auguste hatte sich zurück gewendet und hörte Carlo's bebende Laute nicht mehr. Unverwandten Blickes schaut er mit Wehmuth auf die fliehende Erscheinung, die immer bleicher und bleicher im Wolkenduft der blauen Ferne verschwindet. Endlich erlöscht der letzte Stern ihres Hauptes vor seinen weinenden Blicken, da ist das fern strahlende Rosenthor erreicht. Cölestine kommt im schleppenden Leichenkleide ihm entgegen, berührt mit kalter Lippe seine brennende Wange, und — Carlo blickt erwacht in das glühende Morgenroth eines neuen Tages.

Als die Mutter späterhin dem holden Schläfer den ersten Kuß bringen wollte, fand sie erschrocken dessen Lager leer. Nach vergeblichem Suchen im ganzen Hause trat sie endlich an Guido's Hand hinaus in den Garten: da prangte Cölestinens Denkstein mit drei frischen Kränzen. Carlo kniete vor demselben, dankte im lauten Gebet dem Ewigen für seine gnädige Rettung, und sank darauf in die wechselnde Umarmung der glücklichen Eltern.

Fromme Mütter, gefühlvolle Väter, die Ihr zeitig den Saamen des Guten, Wahren und Schönen in junge Herzen streuet, Euch Allen bringe der wogende Strom der Zeit recht viele Minuten wie jene, mit der scheidend diese kleine Geschichte schließt!

Karl Seidel.

Denk-Sprüche.

27.

Kann das in Wahrheit ein Gut seyn, wobei ein Mensch, der im reichsten Maaß es besitzt und genießt, in Wahrheit ein Elender seyn kann?

28.

Laster und Tugenden kommen, wie böse Thaten und gute,
Selten als ganz sein eigen auf Rechnung deß, der sie ausübt.

C. W. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Berlin. Nachdem ich eben die sehr reiche Sammlung der Zeichnungen des verstorbenen Professor Ludwig Catel durchgesehen, kann ich nicht unterlassen, meine Freude darüber aus zu sprechen, daß die Regierung sie ankaufen wird für das Lehr-Institut der Bau-Akademie. Wenn wir es noch nicht wüßten, daß mit dem so früh Dahingeschiedenen ein höchst bedeutsames schaffendes Talent, welches mit ungewöhnlichem Fleiße vereint war, zu Grabe gegangen, so würde man sich bei dieser Sammlung, die in zwölf Mappen geordnet ist, leicht davon überzeugt fühlen und einsehen, wie sehr wir den Verstorbenen zu betrauern und in Ehren zu halten haben, was noch von ihm zurück blieb. Nicht allein erkennen wir in ihm einen tüchtigen Architekten und architektonischen Zeichner, sondern wir müssen ihn auch noch im Entwurf der Figuren, Landschaften u. s. w. als genialen Künstler gelten lassen. Um einen Begriff von dem Reichthum der Sammlung zu geben, darf ich nur erwähnen, daß darin die bedeutendsten Bauwerke (in Grundrissen und Prospekten), Alterthümer und Ansichten enthalten sind aus folgenden italienischen Städten und deren Umgebungen: Assisi, Bologna, Brescia, Cremona, Ferrara, Florenz, Genua, Neapel, Padua, Pavia, Perugia, Pisa, Pistoja, Pompeji, Puzzuoli, Rom, Spoleto, Verona und Vicenza. Ferner findet man Abbildungen ähnlicher Kunstgegenstände aus den französischen Orten: Antibes, Avignon, Fontainebleau, Lyon, Marseille, St. Remy u. s. w. Viele der Zeichnungen würden sich, durch ihr allgemeines Interesse, dazu eignen, sie durch Kupferstich zu vervielfältigen, wenn man nicht etwa durch den alleinigen Besitz den Werth derselben dauernd machen will. Auf jeden Fall ist es eine so glückliche Erwerbung für unsere Bau-Akademie, daß man den Ankauf dieser Sammlung als einen neuen Beweis der Umsicht zu betrachten hat, womit die Regierung für die unterrichtenden Institute sorgt. — t —.

Berlin. Am neunzehnten Dezember war zum ersten Mal
Im Schauspielhause die Vaudeville-Burleske:
„Der Bär und der Bassa". — Wir lieben das Groteske,
Und lachen recht gern; doch kernlos und schaal
Muß man uns nicht die Possen bieten;
Wir nennen keckisch dramat'sche Nieten,
Was im Nichts sich umtreibt mit Müh' und Quaal.
Der wack're Gern, im Anzug recht gut karrikirt,
Eine Volks-Melodie, recht gut parodirt,
Erregt' uns Lachen — doch will es uns scheinen,
So schwache Behelfe ermächtigen Keinen,
Daß er sich ohne Weit'res erkühne,
Solch Stück zu bringen auf die erste deutsche Bühne,
Und Königliche Schauspieler, gleich den Thieren,
Herum kriechen zu lassen auf allen Vieren.
Ein gewalt'ger Geist nur konnt' es entschuld'gen,
Dem, wie er auch komme, als sinnreich wir huld'gen —
Doch ein gallisch-germanisch gemengtes Produkt,
Wo Komus vertrieben, und Satyr kaum muckt,
Sollte dazu nicht führen, auch wenn der Geduld'gen
Und Nichtverstand'gen so Viele wären,
Daß man nichts Besseres hätte begehren.
Die Schauspielkunst ist leider schon sehr herunter,
Ein solches Treiben macht's immer bunter,
Und edle Kunst, gediegen und groß,
Zieht endlich auch nur ein Sklaven-Loos,
Und stehet vereinsamt dann auf den Brettern,
Wo Springer sich brüsten und Vierfüß'ge klettern.
Wir haben gewiß nichts gegen den Uebersetzer,
Er findet an uns weder Neider, noch Verhetzer,
„Der Schiffscapitain", „der Oberst", „der Secretair und der Koch",
Sie haben uns gefallen, gefallen uns noch —
Aber ein Ding, aus laut'rem Nichts geschöpft,
Worin Haltung, Charakter und Witz geköpft,
Kann nimmer vor der Kritik besteh'n,
Und will sie recht sehr durch die Finger seh'n,
So kann sie nur Aeuß'res und Einzelnes loben,
Und schlau verschweigen, was matt und verschroben.
Die Ausführung war treflich, doch muß man gesteh'n:
Nicht hilft's hier: wer sich selber erniedert,
Der wird erhöh't! — vielmehr wird's leicht,
So wie's herab schallt, von unten erwiedert —
Und wahre Achtung so schwer erreicht'!
So rief an jen'm Tag man im Schauspielhaus
Nicht Künstler mehr, nein „Bär!" und „Petz!" heraus.
Dazwischen tönten der Gerufnen Namen,
Die nun in ihren dicken Fellen kamen,
Und sich umarmten mit dem Ruf:
„Orest!" und „Pylades!" — weil sie nicht sagen können:
„Recht ist's uns, daß Sie Beifall gönnen,
Dem, was wohl keine Muse erschuf;
Indessen fühlen wir, ein anderes Theater
Thäte zu solchen Possen sehr noth —
Wir sind jedoch nicht eig'ne Berather,
Wir müssen spielen, so wie man's gebot!"
Doch wir müssen nicht sagen, was And're befehlen,
Und möchten auch nicht unsre Meinung verhehlen,
Hüllen sie aber in Reime nun ein,
Denn in Prosa müßten wir — derber seyn!
Auch wär's zu viel Ehr', in Ernst hier kritisiren,
D'rum wollen wir eben nur auch — amusiren.
Und dabei soll es ganz gleich uns gelten,
Will man krit'sche Bären oder Bassa's uns schelten! **.

— Mit Vergnügen bemerken wir, daß selbst unsere Volksblätter, im gerechten Vertrauen auf die unbeschränkte geistige Freiheit in den preußischen Staaten, einen rühmlichen Eifer für Recht und Wahrheit, überhaupt für das Bessere, kund geben. So fanden wir neulich im „Märkischen Boten" (herausgegeben von W. Scherrer) ein Gedicht: „Licht und Finsterniß im Streite", welches achten Muth und rechten Sinn bezeugt, und aus dem wir folgende Stelle ausheben:

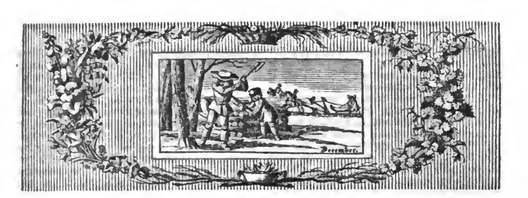
„Heil dem Volke, dessen Fürst anzündet,
Jenes gottgeschaff'ne Strahlenlicht,
Das durch Trug und Dunkel Bahn sich bricht!
Heil dem Fürsten, der nach Klarheit strebt,
Und nicht Sich, dem treuen Volke lebt!
Heil dem Fürsten, der sich einen Tempel
In des treuen Volkes Herzen baut,
Heil Ihm, wenn er, Andern zum Exempel,
Auch nach Ländern fremder Völker schaut,
Daß auch sie des Lichtes Strahl erwärme,
Und kein Irrer sich um Wahrheit härme!"

Ueberhaupt wird es uns — Dank dem erleuchteten Monarchen! — immer gewisser, daß in unserem Staate sich nicht Ansichten festsetzen, welche die Nacht des Aberglaubens und Wahns für das Mittel halten, womit man am leichtesten herrscht. — t.

Ein invalider Theaterklatsch-Miethling gab unlängst eine Eingabe, wobei folgendes Verzeichniß seiner Invalidität war: Bei der ersten Vorstellung „Peters I": 24 Maulschellen; des „falschen Gutwilligen": 6 Fußtritte; des „Brunchaut": 18 Faustschläge; des „Lautenschlägers von Lübeck": 9 Rohrhiebe; des „Germanikus": 17 Stockschläge; des „Tippo Saib": ein ausgeschlagenes Auge; des „Intriganten": einen ausgefallenen Arm; des „englischen Ministers": 3 eingeschlagene Zähne; der „Pantoffelwitz": ein abgerissenes Ohr. (Cour. d. spect.)

Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten und Blatt der Ankündigungen Nr. XXVIII.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Freitag den 28. Dezember. 207tes Blatt.

Schach Nadir.

Das Reich Persien war zerrüttet, der Afghane Aschraf hatte sich der Hauptstadt Ispahan und eines großen Theils des persischen Reiches bemächtigt, und Schach Tahmasp, den rechtmäßigen Erben, nach Kasbin verdrängt, wo er von Fatey-Ali, dem Statthalter dieser Provinz, mehr geduldet als geachtet wurde, und noch länger von ihm abhängig geblieben wäre, wenn sich nicht ein Mann gefunden hätte, der ihn zwar des lästigen Zwanges enthob, dafür aber sich selbst zum Oberherrn Persiens machte. — Dieser Mann war Kuli-Khan, aus Khorosan gebürtig, dem Turkmannischen Stamme Affchar verwandt. Von armen Eltern geboren, und seines Vaters schon in seinem dreizehnten Jahre beraubt, ernährte er seine Mutter durch Verkauf von Reisig, welches er auf einem Esel und Kameel, seinem ganzen Erbtheil, nach der nächsten Stadt zu Markte führte. Im Jahre 1705 ward er von den Usbekischen Tartaren gefangen, bei denen er vier Jahre blieb, und als er entkam, eine Räuberbande bildete. Nach mancherlei Abentheuern verliebte er sich in die Tochter eines Begh, flüchtete mit ihr in das Gebirge, und setzte dort das Handwerk eines Räubers fort. Seine Herzhaftigkeit und Klugheit machten ihn bald bekannt; der Statthalter von Khorosan wünschte ihn in seinen Diensten zu haben und bot ihm im Jahre 1714 die Stelle eines Stallmeisters an, welche Kuli annahm und sich im nächsten Kriege auch so sehr auszeichnete, daß er bis zum Obristen vorrückte und sich sogar zu einer Feldherrnstelle Hoffnung machte. Da aber diese nicht erfüllt wurde, erzürnte er sich mit seinem Herrn, und begab sich nach der Veste Kallat, wo sein Oheim den Oberbefehl führte. Doch sein Stolz und sein Drang nach Unabhängigkeit ertrugen nicht lange den Gehorsam; Kuli entfloh daher wieder in die Gebirge, brachte gegen 900 Mann zusammen und plünderte mit ihnen einzelne Reisende oder ganze Karavanen. Ein Jahr darauf verband sich mit ihm Seyfeddin-Begh, einer von Schach Tahmasp vornehmsten Feldherren, der bei Hofe in Ungnade gefallen war. Die Macht der vereinten Räuber wuchs auf 5000 Mann, und sie begnügten sich nicht mehr mit einzelnen Räubereien, sondern trieben ihr Gewerbe in's Große, indem sie ganze Provinzen ausplünderten und sich dadurch furchtbar machten. — Schach Tahmasp fand für gut, den Kuli für sich zu gewinnen, welcher nun öffentlich seine Partei ergriff, den Afghanen die Stadt Nischabur abnahm, wodurch er seines Herrn Gunst in einem hohen Grade erlangte, und bald darauf am Hof erschien, wo man ihn mit aller Auszeichnung empfing.

Kuli bemerkte bald, daß ihm das Ansehen des Fatey-Ali und seine Macht im Wege standen, und er säumte nicht, ihn selbst zu ermorden und sein Verbrechen damit zu beschönigen, daß Fatey-Ali daran gearbeitet hätte, den Schach Tahmasp der Regierung zu berauben. Nach dem Tode dieses furchtbaren Nebenbuhlers ward Kuli-Khan zum obersten Feldherrn ernannt, und zog sogleich, in Begleitung des Schach, mit 18,000 Mann nach Khorosan, welche Provinz er

einnahm und ihrem Statthalter den Kopf abhieb. Für diesen Dienst legte ihm der Sultan, als die größte Ehrenbezeugung, seinen eigenen Namen bei, und er wurde nun Tahmasp Kuli-Khan genannt.

Sultan Aschraf ward durch das Kriegsglück des Kuli-Khan sehr beunruhigt. Er eilte ihm mit 30,000 Afghanen entgegen, verlor aber gleich die erste Schlacht und eben so die zweite (1729), wodurch er gezwungen wurde, sich nach Ispahan zurück zu ziehen. Aber auch da dünkte er sich nicht sicher und flüchtete mit vielen Schätzen nach Schiras. Schach Tahmasp rückte in Ispahan ein und ernannte den Kuli-Khan, zum Lohn für seine wichtigen Dienste, zum Statthalter von Khorosan, mußte ihm aber zugleich die Gewalt verleihen, das nöthige Geld zur Bezahlung der Truppen selbst erheben zu dürfen, auch ihm seine Tante zur Gemahlin versprechen.

Kuli-Khan begnügte sich nicht mit den erlangten Vortheilen über den Aschraf, sondern verfolgte ihn, obwohl mitten im Winter, mit aller Raschheit, und schlug ihn noch einmal bei Persepolis am 15. Januar 1730, und zwar so, daß Aschraf nur mit 300 Mann entfliehen konnte, auf der Flucht aber von einem Haufen Basluchen nebst seinem Gefolge nieder gemacht wurde. — Bald darauf vermählte Kuli sich mit der Tante seines Herrn, und zog dann gegen die Türken, welchen er bei Hamadan eine Niederlage beibrachte, und diese Stadt besetzte. Von da rückte er nach Tauris und Ardebil vor, sah sich aber gezwungen, schnell nach Khorosan zurück zu eilen, wo die Afghanen bereits Herat erobert hatten. Kuli-Khan nahm rasch diese Stadt wieder und verfolgte die Aufrührer weiter.

Schach Tahmasp war indessen den Türken mit 50,000 Mann entgegen gegangen und belagerte Erivan, mußte aber bald die Belagerung aus Mangel an Lebensmitteln aufgeben, und erlitt auf seinem Rückzuge eine Niederlage. Der Friede, welchen die Türken wegen ihrer mißlichen Angelegenheiten in Europa selbst wünschten, rettete seine Hauptstadt; dagegen aber mußte er Armenien und Georgien an die Türken abtreten.

Kuli-Khan mißbilligte den abgeschlossenen Frieden, und als sich der Schach weigerte, einen neuen Krieg an zu fangen, rückte er mit 70,000 Mann vor Ispahan, mit dem Entschluß, ihn ab zu setzen und seinen Sohn Abbas auf den Thron zu erheben, um sodann ungestört unter des Kindes Namen regieren zu können. Er führte sein Vorhaben ohne Schwierigkeit aus, lud, unter dem Vorwande, einer Musterung bei zu wohnen, den Schach in sein Lager, berauschte ihn dort, setzte ihn in dem Garten seines eigenen Palastes gefangen, und zwang die Perser, dem jungen Abbas den Eid der Treue zu schwören. — Nach glücklicher Beendigung dieses Regenten-Wechsels erklärte Kuli-Khan sogleich den Türken den Krieg, und belagerte mit 80,000 Mann Bagdad, jedoch ohne Erfolg; ja als das türkische Heer herbei gekommen war, wurde er angegriffen und aus seiner Stellung verdrängt. Die Schlacht war indessen nicht entscheidend; jede Partei verlor an 30,000 Mann, Kuli-Khan mußte auch die Belagerung aufheben und zog sich zurück; bald aber war sein Heer verstärkt, er griff die Türken von neuem an, schlug sie, eroberte ihre Kriegskasse und Gepäck, und drang dann nach Armenien und Georgien vor, welche Provinzen er in kurzer Zeit eroberte. Die nächstfolgende Schlacht brachte auch Erivan in seine Gewalt, nachdem der türkische Feldherr Kiuperli-Pascha gefallen war, und ohngeachtet Kuli-Khan sich nach dem Frieden sehnte, so weigerte er sich dennoch, ihn ohne die Uebergabe Bagdads ein zu gehen. (Die Fortsetzung folgt.)

Briefe von Ebeling an Nicolai.

Dritter Brief.

Hamburg, den 14ten Juni 1806.

— — Ihre philosophischen Schriften lese ich jetzt mit vielem Vergnügen. Warum können denn unsere neuen Philosophen keine ganze Seite mehr so verständlich schreiben? Ist denn Philosophie so schlechterdings unverständliches Wesen? Ich fand dieser Tage in der „Jen. Literatur-Zeitung“ eine Recension von Oken's „Biologie und Grundriß der Natur-Philosophie“, daraus ich den Sinn dieser Schriften, den ich nicht hatte ergründen können, so sehr sie mir empfohlen waren, zu schöpfen hoffte. Aber die Recension war noch viel ärger. Da einige sonst sehr gescheidte junge Aerzte behaupteten, sie enthalte hohen Sinn, so forderte ich sie auf (zwei waren in Frankreich gewesen), mir einige Abschnitte in's Französische zu übersetzen; das, meinten sie, sey ungemein leicht. Sie versuchten es, und konnten nichts zu Stande bringen. Ich forderte sie zum Lateinischen, Englischen, Italienischen heraus. Aber noch haben sie mir nichts gebracht. — —

Ueber die Lage Preußens ist bei guten Menschen aller Art und Länder nur eine Gesinnung. Um so mehr bei uns, da wir unsere Freunde darin versunken sehen. Wenn nicht ein Deus ex machina erscheint, so sehe ich noch immer kein Thor zum Frieden offen, so lange man nur solche Frieden schließt, die bloß die Feldzüge, nicht aber die Bedrückungen und feindlichen Erpressungen aufheben.

Daß Sie in den Wissenschaften das rebus adversis solatium finden, ist mir und Ihren andern Freunden höchst erfreulich. Wir Alle wünschen Ihnen den langen Genuß dieser Tröstungen, die doch auch Glückseligkeit sind. Wie ganz anders ist es mit unserm lieben Gurlitt; der studirt sich gewiß zu Tode. Gott gebe, daß ich die gröbste Unwahrheit sage. Aber er

wird jetzt körperlich schwächer, zu Schwindeln sehr geneigt, nimmt ab, klagt sogar über Beschwerden bei'm Nachdenken — und lukubrirt doch! Er übernimmt freiwillig so viele Arbeiten, wovon er sich ganz los sagen könnte, ohne daß man es ihm auch nur verdächte. In Gesellschaft sieht man ihn seltener, und minder heiter. — Noch haben wir keinen Professor der Philosophie. Grohmann wollen sie wohl wählen, aber nicht 200 Mark Reisekosten bewilligen.

Ich sende hierbei meine Anzeige von Herrn Heerwagens Schrift, die mir sehr gefallen hat; nur daß ich einige Gegenstände mehr ausgeführt wünschte; z. E. die Verhütung des Schleichhandels, der Kaffee- und anderer Monopolien. Leider kann ich nur am Sonntage solche Schriften lesen, und wenn da das Wetter reizend ist, so muß ich landeinwärts, und kein Buch darf mich begleiten. Diesen Zeitmangel mag man mit andern Mängeln wohl meinen Recensionen ansehen, die ich ganz aufgäbe, wenn nicht damit gute Gelegenheit verbunden wäre, einmal ein gutes Wort zum Besten der Wissenschaften, oder was sonst die Zeit verlangt, zu sagen.

Politisches Neues haben wir nichts, als —. Das gute Dänemark ist in einem französischen Schul-Atlas schon mit der Farbe französischer Prinzen illuminirt. Aus Amerika erfahre ich nichts, und soll doch an meiner Geographie fortfahren. Portugall hatte ich mühseligst vollendet, als es gerade seine Selbstständigkeit verlor. Nun soll ich Spanien bearbeiten; aber à d'autres. — Nie hat die Geographie und Statistik so unversöhnliche Feinde gehabt, als jetzt. Man sollte beide Wissenschaften nach einem ganz neuen Plane bearbeiten, den ich wirklich im Kopfe habe. Deutschland nenne ich alle Länder, wo deutsch die Muttersprache ist; Italien, wo italienisch gesprochen wird u. s. w., und nehme nur die Gegenstände, die lange ohne Wandel bestehen. Aber den Gedanken aus zu führen, bin ich zu alt.

Ebeling.

Vierter Brief.

Hamburg, den 14ten Mai 1809.

Leider bin ich Ihnen, verehrungswürdiger Freund, seit langer Zeit Antworten schuldig. Es ist an meiner Seite nichts Unangenehmes Schuld, denn viele Beschäftigungen sind ja, so lange man noch Kräfte hat, sie zu bestreiten, nichts Widriges. Allein sie hinderten mich, die Recensionen, die ich Ihnen schuldig bin, früher zu machen, und als ich sie gemacht hatte, kam der unselige neue Krieg. Inzwischen sende ich Ihnen, was ich habe. Lassen Sie die öffentliche Bitte, uns noch Denkwürdigkeiten der Literatur Ihrer Zeit zu schenken, nicht umsonst gesagt seyn. Ich bin gewiß, Sie geben darüber ein sehr lesenswerthes Buch, das als Hauptzeugniß auf die Nachwelt kommt. Diese Historia anecdota braucht ja keine Procopische Chronique scandaleuse zu seyn. Gelehrte Scandale sind Ihnen gewiß genug bekannt, aber die sind nicht scandalös, und dürfen, wie Sie sie sagen würden, gesagt werden.

Sie sind hoffentlich jetzt ruhiger, und so Gott will, bleiben Sie es und Ihr ganzes Land. Wir holen auch ein bischen Athem, aber die Armuth des Mittelstandes nimmt merklich zu, nur Krämer ausgenommen; vor Allen die der Tagelöhner.

Ob wir bald einen Professor der Philosophie erhalten, weiß der Himmel. Noch hat Herr Grohmann wohl die meiste Hoffnung, denn es melden sich keine Competenten, die gegen ihn auftreten dürfen. Seine letzte kleine Schrift, über die Philosophie der Geschichte, habe ich mit aller Wärme angezeigt. Was es wirken wird, muß ich erwarten. Unser Collegium Scholarchale hat zwei Drittel ungelehrte Mitglieder zu besiegen, und Eines davon will einen Vetter auf den Thron setzen, der einige ziemlich gute Cantaten gemacht hat, worin aber weder von lateinischer Eloquenz, noch von Philosophie eine Spur sich zeigt. Was ich vorhin Collegium Scholarchale nannte, sind zwei gelehrte Rathsherren und fünf Haupt-Pastoren, aber dagegen achtzehn Ober-Alte. Jene müssen erst die Oberhand haben. Zwar kann der Rath einer Wahl die Bestätigung versagen, thut es aber ungern.

Solamen miseris etc. Unser braver Hegewisch in Kiel hat gleiches Schicksal mit seinen Augen, und ist um so schlimmer daran, da ihm das zweite gleiche Gefahr drohe. Doch sagt er mir, daß er seine Fassung nicht verliere. Ich habe es immer bemerkt, daß Verlust des Gesichts nicht die Heiterkeit des Geistes mit weg nimmt. Der selige Büsch war auch davon überzeugt. Dagegen will man mich als eine Wunder-Ausnahme ausschreien, daß ich bei meiner zunehmenden Taubheit noch immer lustiger Seele bin. Die guten Leute wissen nicht, daß jetzt so viel Unsinn gesprochen wird, den ich nun nicht zu hören brauche, und mich also nie langweile, noch ärgere. Der geschriebene ist's auch nicht weniger, aber den läßt man ungelesen, wenn man ihn nicht lesen will. Zum Spaß lese ich indessen einige neuere philosophisch-poetische Sachen. — —

Ebeling.

Denk-Sprüche.

29.

In der Tugenden Rath gebührt der sinnlichen Lust nicht
Mehr von dem Raum, als der Metze in ehrbarer Frauen-Versammlung.

30.

Wie ein geschwollenes Glied sich ausnimmt unter des Leibes
Gliedern, so unter den Menschen ein Aufgeblasener, Stolzer.

31.

Steht's nicht bei dem, der sich stürzt von steilen Felsen, wie tief er
Fallen will, so auch bei Keinem, wie weit er geh'n will in Lastern.

E. B. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

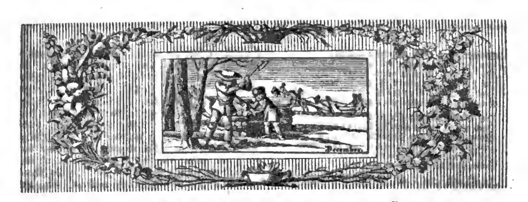
London. Almamy-Abdullah, Fürst von Fonta-Jallon, in Tembo residirend, hat folgendes, in arabischer Sprache abgefaßtes Schreiben an den Gouverneur von Sierra-Leona geschickt: „Gott allein gebührt Anbetung und Dank; sein Name werde auf dem ganzen Erdboden geheiliget! Betet Gott allein an; macht keinen Unterschied unter den Menschen! Allen Glücklichen! Dieses Schreiben geht aus vom getreuen Almamy-Mori-Aly und von den Vornehmen und Ausgezeichneten in Fonta und Tembo, welche den Frieden lieben; und besonders von (hier folgen drei Namen) den Häuptern des kleinen Flusses. Abdullah entbietet den Einwohnern von Sierra-Leona seine Wünsche für ihr Glück und ihren Frieden. Die Fürsten (hier stehen sieben Namen) thun desgleichen, und wünschen dem Oberhaupt von Sierra-Leona Glück und Frieden, und seinen guten Unterthanen den Frieden. Die Häupter von Fonta sind gesund, und wünschen im Namen des allbarmherzigen Gottes Allen die Gesundheit. — Die wichtige und bedeutende Angelegenheit, welche uns und unsere Getreuen zu Dir und den Deinigen führt, soll Dir bekannt gemacht werden. Das Land Mandingo wird durch einen innerlichen Krieg verheert, den die Zwistigkeiten zweier erhitzter junger Leute veranlassen. Warum gestatten ihn die Häupter des Landes vom salzigen Wasser (die Europäer, als Herren der Seeküsten)? Haben die Europäer und die Einwohner von Mandingo nicht gemeinschaftliche Vortheile? Warum zwingen jene diese nicht, sich ruhig zu verhalten? warum erlauben sie, daß zwei Jünglinge das schöne Land verheeren? Wohin werden die Ueberwundenen sich flüchten? Glauben sie, daß Fonta oder die Provinzen dieses Landes sie aufnehmen werden? — Dem zu Folge ersuchen wir Euch, im Namen Gottes, seiner Apostel und Jesu Christi, den Frieden mit ihnen her zu stellen. Der Krieg verwüstet ein Land, bringt Hungersnoth und Elend mit sich, ist durchaus das größte Uebel. Wisset Ihr, die Ihr in Frieden lebt, den Namen des Krieges? Er heißt Verheerung und Hungersnoth. — Laßt die verständigen und rechtschaffenen Männer unter Euch sich erheben und nach Mandingo reisen, um der Fehde ein Ende zu machen; laßt sie durch ihre Dazwischenkunft den Frieden unter den wahren Gläubigen wieder herstellen und aufblühen. Höre und erhöre unsere Wünsche, wir flehen darum! Ist es Dir lieb und werth, daß die Erzeugnisse und alles Gute aus Fonta Eurem Vergnügen und Eurer Nahrung nicht fehle, so stellt den Frieden her, wie wollt Ihr leben und bestehen, wenn Mandingo zu einer Wüste gemacht wird? Wir haben von einem alten Kriege in Mandingo gehört; kein Nachbars-Volk, die Europäer allein können die Fehde zu Ende bringen. Auch an Euch, Häupter des Landes des gesalzenen Wassers (der Meeresküste), die wir nicht vergessen wollen, an Euch, Dalla und Mohamadow, ist dieses gerichtet. — Vergeßt nicht, daß Kencorie von Port-Lago den Frieden dieses Landes einst störte; und daß ihn zuletzt die göttliche Rache ereilt und ihn eines gewaltsamen Todes hat sterben lassen. — Wir wünschen Euch Allen Friede, Gesundheit und das ewige Heil!" (Morn. Chron.)

Hr. Raoul Rochette erzählt in seinen so eben erschienenen Briefen über die Schweiz Folgendes: „In der Stadt Schwyz (im katholischen Canton dieses Namens, von welchem die ganze Schweiz den ihrigen hat) ist die Kanzel von Marmor. Sie wird von drei colossalen Figuren gehalten, denen man, in der peinlichen Anstrengung ihrer Muskeln, die Last ansieht, die sie ganz wider ihren Willen hier zu tragen haben. Die drei Figuren stellen die Reformatoren, Luther, Zwingli und Calvin vor; die Last, die auf ihren niedergedrückten Schultern ruht, zeigt (nach der Erklärung der frommen Einwohner von Schwyz) die Strafe an, die ihnen, als ausgemachten Ketzern, in jener Welt auferlegt werden soll, wenn sie mit neuen Körpern begabt werden, oder die schon jetzt ihrer Seele auferlegt ist. Die Zürcher (bekanntlich Zwinglianer) haben der Stadt Schwyz schon 40,000 Gulden für die Kanzel geboten, um den Marmorstein des Anstoßes weg zu räumen; aber die guten Katholiken von Schwyz finden gar zu großes Behagen und erbauen sich zu sehr an dem Scandal, um ihn aus den Augen lassen zu können. (Courier.)

Gesundheits-Bulletin der französischen Journale. Constitutionel: Die liberale Pest setzt ihre Verheerungen in diesem Zufluchtsort fort. Zum Glück hat der Gesundheits-Cordon der Censur alle Verbindungen abgeschnitten. Zahlreiche Subscribenten fallen als Opfer der Seuche. — Courrier français: Genie, Vernunft, Verstand, Mittel — Alles todt. — Miroir: Das gelbe Fieber verzehrt ihn; aber seit einiger Zeit hat die Bösartigkeit seines Uebels bedeutend nachgelassen. Dem Patienten gibt man eine Menge Pillen zu schlucken. — Journal de Paris: Sein Gesundheits-Zustand ist nicht eben befriedigend; der Umlauf stockt; die Bevölkerung hat um ein Drittel abgenommen. — Journal du Commerce: Die Sterblichkeit hat aufgehört; die Geschäfte gehen gut; Handel und Wandel nimmt an Thätigkeit zu. — Drapeau blanc: Die letzten Stürme haben die pestilenzialischen Dünste weggeweht; die Luft und der Horizont werden reiner. — Journal des Débats: Alles befindet sich gesund und wohl auf, trotz der vielen Operationen der Censoren mit Lanzette und Scheere. — Gazette de France: Die Aerzte Colnet, Sevelinge und Jouffroy thun Wunder; sie bedienen sich häufig des Salzes. — Quotidienne: Die letzten Recepte haben gute Wirkung gethan, und die Symptome von Schwachheit sich seitdem verloren. Man wird gut thun, mit diesem Heil-System fort zu fahren. (Courier.)

Folgendes sind einige Bruchstücke von dem Religions-Glauben der Indier: „Der große Gott wollte seine Vortrefflichkeit einst zeigen und bewähren, und schuf deshalb vier Elemente: Erde, Wasser, Feuer, Luft! Darauf blies er das Wasser mit einem großen Rohr, und siehe, es kam ein Ey zum Vorschein, das er mitten im Firmament hinsetzte, und das er die untere Welt nannte. Oben darüber schuf er Sonne, Mond und Sterne, und darauf alle Arten Thiere, einen Mann und eine Frau, welche vier Söhne zeugten, deren Jeder einen besonderen Charakter, den vier Elementen ähnlich, hatte. Braman, von erdischer Constitution, mithin melancholisch, ward bestimmt, Gesetze und Lehren zu geben; die Andern hießen Cuttri, Schudri, Wise (Krieg, Handel, Erfindung). Außerdem schuf er noch zwei Halbgötter, Wishnou und Rutrem, jener der Erhalter, dieser der Zerstörer. Nachdem die Erde drei Mal zerstört und wieder hergestellt, ließ Gott endlich Rutrem die Winde benutzen und die Wasser aus den Gründen hervor rufen, und Alles ward zerstört; nur ein Gerechter, Namens Koli, blieb, und erneuerte das Menschen-Geschlecht wieder. Das heilige Buch der Gesetze heißt Vedam. Der indische Gott hat tausend Frauen gehabt, zwei seiner treuesten sind Fortuna (welches die indische Venus zu seyn scheint), die in einer großen Rose, auf einem Meer von Milch, gefunden ward, und Pagoda, Mutter der Halbgötter. Die Erste kratzt unaufhörlich ihrem werthen Gemahl den Kopf, die Andere reibt ihm die Füße, die sie in ihrem Schooße hält. Vishnou hat sich zehn Mal verwandelt: unter Anderem einmal in einen Fisch, das Buch Vedam aus dem Meere zu retten; dann als Schildkröte, die Ambrosia aus der Erde zu holen; dann als Schwein, um den ungeheuern Riesen zu verfolgen, der die Erde wie ein Papierblättchen aufgerollt und sie in die Hölle getragen. Er konnte die Erde aber nicht wieder herauf bringen und ein zollhoher Heiliger mußte ihm helfen. Das Meer wollte diesen Zwerg verspotten, er verschlang es aber und spie es dann durch die Nase wieder aus; darum ist es auch salzig!! So sind auch die Flecken des Mondes Folge von einigen Schlägen Rutrems mit einem Zahn, den er Brama ausgerissen. (Miroir.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Sonnabend den 29. Dezember. 208tes Blatt.

An Deutschlands Schriftsteller.

Ihr Alle, denen hier die Weihe
Des Schriftthums ward, stellt Euch in Reihe
Zum höchsten edelsten Beruf!
Der Brüder Leiden klug zu wenden,
Dies, Freunde, ruht in Euern Händen;
Gebraucht Ihr gut, was Gott Euch schuf!

Belehrend wirkt, nach Eurer Weise,
Im weiteren, im eng'ren Kreise,
So wie der Genius Euch treibt.
Doch laßt nicht ganz allein ihn treiben,
Ein Recht muß Eurem Herzen bleiben,
Das sich vom Himmel selber schreibt.

Das Recht, das Wort Euch zu versagen,
Wenn's in verhängnißvollen Tagen
Die Unruh' Eurer Brüder mehrt;
Wenn's des Vertrauens heil'ge Bande
In dem geliebten Vaterlande
Vielleicht auf lange Zeit zerstört! —

Mit Gottes Hülf' und deutschem Muthe,
Mit vieler Brüder Tod und Blute,
Besiegten wir den stolzen Feind;
Gesäubert wurden uns're Gauen,
Frei durften wir umher nun schauen;
Des Dankes Thräne ward geweint.

Sie ward geweint von Fürst und Volke;
Doch weh' uns! – eine düst're Wolke
Verdunkelt jäh den Horizont:
Und Alles schrei't nun: „Stände! Stände!
Daß sich der Druck auch innen ende,
Vollbrachten wir, was wir gekonnt!" —

Nur darum? — Ach! in jenen Tagen,
Als uns der Feind mit Grimm und Plagen
Zugleich bedränget und entehrt —
Was hätten wir nicht hingegeben,
In Ruh', wie vormals, nur zu leben;
Welch Opfer schien uns da zu werth?

Wie manches Gute war gediehen;
Wie manches Böse ward verziehen,
Eh' aus dem Westen Sturm getobt?
Man hieß nicht Schwäche — bösen Willen,
Manch Edler wirkte treu im Stillen,
Gelobet oder nicht gelobt!

Geheiligt war das Recht der Rede,
Der Finsterlinge nied're Fehde,
Verhandelt ward sie kühn und frei;
Man durfte offen Wahrheit lehren,
Die Mehrheit hielt sie fromm in Ehren,
Als Bollwerk wider Tyrannei.

Ja selber, wer sie lang' bekämpfte,
Er fügte sich zuletzt: sie dämpfte
Des Eigennutzes Widerstand;
Denn wer ertrüg' es, daß die Lehre,
Die ihn zum Schalk macht, stets er höre —
Wo freie Press', ist freies Land! —

Wie? die als Väter uns regierten,
Als sie in Ruh' den Scepter führten,
Sie hätten jetzt für uns kein Herz,
Seit sie auf wechselvollem Pfade
Erfuhren Gottes Ernst und Gnade,
Erprobten des Bedrängten Schmerz?

Seit sie an ihrer Brüder Seite
Der gottgesandte Sieg erfreute,
Des Volkes Thrän' in ihre floß? —
Unglaublich! welcher Bund soll halten,
Kann solch ein Bund so schnell veralten,
Den das Verhängniß selber schloß? —

Mißtrauen trübt die reine Quelle;
Sie floß so spiegelklar und helle —
Wer schirmte denn so argen Wahn?
Da hallt manch hoher Name wieder;
Doch, keinen Vorwurf, deutsche Brüder!
Unwissend, glaubt es, ward's gethan!

Das Volk, es wird sich nicht empören;
Doch wird's des Volkes Wohlfahrt stören,
Wenn stets man an Empörung glaubt;
Des Lichts Verbreitung wird es hindern,
Des Vaterlandes Liebe mindern —
Dann sind die Kränze all' entlaubt!

Ist Deutschlands Volk, im Trübsals-Feuer
Geläutert, Freiheit stets ihm theuer,
Entzieht ein Fürst ihm nicht dies Gut!
Er wählt die Diener aus der Mitte
Des Volks: so ruht ja Recht und Sitte
In uns'res Volkes eig'ner Huth.

Was Weisheit räth — er wird es üben;
Doch ist das Volk verderbt, Ihr Lieben!
Dann hilft selbst freie Form Euch nicht.
Sah't je die Freiheit da Ihr thronen,
Wo Eigennutz und Trugsinn wohnen,
Wo fest nicht hält das Band der Pflicht?

Genug des Unheils ist geschehen;
Auf Euch der Welt'ren Blicke sehen,
Von Euch jetzt hoffen sie das Glück:
Besänftigt klug die wilden Wogen,
Dann giebt, was Mißtrau'n uns entzogen,
Uns das Vertrauen bald zurück!!

Chr. Feldmann.

Schach Nadir.

(Fortsetzung.)

Während dieser Vorfälle starb der junge Schach Abbas, und obgleich Kuli-Khan den Tahmasp zum Regenten von Persien vorschlug, so wußte er es doch so ein zu leiten, daß man ihm selbst die Krone antrug. Er nahm sie auch nach einigem Weigern an, und zwar nur unter der Bedingung, daß die Krone seiner Familie erblich verbleibe, alle Abkömmlinge und Verwandten der vorigen Schachs das Land räumen, und die Gewohnheit, den Abuleker, Omar und Othmann zu verfluchen, abgeschafft würde, wodurch der Unterschied und gegenseitige Haß der mohamedanischen Sekten aufhören müßte. Durch diese Bedingungen ward der Friede mit den Türken erleichtert, welche ihre Rechte auf die eroberten Provinzen abtraten, und den Persern die Erlaubniß ertheilten, frei und ungehindert den Tempel zu Mekka zu besuchen.

Kuli-Khan nahm nun als Regent von Persien den Titel Schach Nadir an, und benutzte mehrere Friedensjahre, um ein großes Heer zu bilden, mit welchem er den berühmten Feldzug nach Ostindien unternahm. — Das Reich des Großmogols in Ostindien war ganz zerrüttet; Ueppigkeit herrschte an seinem Hofe und Empörung seiner Großen im ganzen Umfange seiner Staaten. Einige von ihnen, den Nizam und Saadit-Khan an der Spitze, luden Schach Nadir ein, die Verwirrung zu benutzen und sich zum Meister Ostindiens zu machen, indeß sie Treue und Gehorsam gegen den Großmogol heuchelten. Sie erleichterten, als Nadir ihren Antrag annahm, das Vordringen seines Heeres, indem sie alle Statthalter der Provinzen, durch welche der Zug ging, zu Gunsten des Perser-Königs stimmten. Er fand daher nirgends Widerstand, und drang bis Karnal vor, wo er dem Großmogol eine Schlacht lieferte, in welcher die Indier 17,000 Mann und einige ihrer besten Feldherren verloren. Klug und listig benutzte Nadir sein Glück, indem er vorgab, er sey gekommen, den Großmogol Muhamed von seinen verrätherischen Ministern und Feldherren zu befreien, und brachte es durch Unterhandlungen schnell dahin, daß man ihm 250 Millionen Gulden als Entschädigung der Kriegskosten zugestand, und der Großmogol selbst gezwungen wurde, ihm in seinem Zelte einen Besuch ab zu statten.

Schach Nadir erwies dem Mogol alle Ehre; dann aber machte er ihm, im Tone eines warnenden Rathgebers, Vorwürfe wegen seines Mangels an Klugheit und Menschen-Kenntniß, tadelte seine Fehler in der Regierungs-Verwaltung, seine Trägheit und zu große Nachsicht, und schloß damit: daß er nicht gekommen sey, ihm die Krone zu rauben, einstweilen sich aber doch nach der Hauptstadt Dehli begeben wolle, um dort seine Truppen ausruhen zu lassen und die 250 Millionen Gulden Kriegs-Entschädigung in Empfang zu nehmen. — Muhamed hörte diese Verweise mit der Beschämung an, welche ein Mann, der nie gewohnt war, reiflich nach zu denken und sich von Andern ie befehlen zu lassen, nothwendig empfinden muß, wenn er gezwungen wird, eine unerwartete Lehre zu vernehmen. Er kehrte in sein Lager zurück, gekränkt und niedergeschlagen. Zwischen seinen und des Nadir's Truppen fielen indeß täglich Gefechte vor, stets zum Nachtheil der Indier, wovon jedoch keine Partei viel Aufsehens machte. Endlich ward der Nizam und die vornehmsten Feldherren des Mogols in das persische Lager berufen, und als sie nicht gleich erschienen, der Mogol selbst dahin eingeladen. Muhamed wußte nicht, wie er sich zu verhalten habe, ob in geduldigem Nachgeben oder offenem Widerstande. Er schwankte eine Zeit hin und her, und begab sich dann in des Schach Nadir Lager. Man empfing ihn zuerst mit anscheinender Ehrerbietung, dann aber machte man nicht viel Umstände, sondern setzte ihn, seine Gemahlin und Kinder, gefangen, und nahm ihm seine Schätze zugleich mit denen seiner Hof-Diener.

Gesichert vor der Macht seines Gegners zog Nadir nun mit Muhamed und seinem Hofstaate nach Dehli,

und seine Truppen plünderten und ermordeten die Einwohner. Muhamed ward in der Nacht in das befestigte Schloß von Dehli gebracht, wo ihm am andern Morgen Nadir einen Besuch abstattete, sich mit ihm unter dem Scheine der größten Freundschaft unterhielt, und zugleich seinen Truppen eine gute Mannszucht einschärfte. Die Eintreibung der auferlegten Contribution und die Herabsetzung der Getreide-Preise erregten bald einen großen Aufruhr unter den Indiern, wobei einer von Nadir's Feldherren an seiner Seite getödtet wurde. Ueber diesen Mord wurde Nadir so sehr aufgebracht, daß er im ersten Zorn befahl, alle Indier nieder zu hauen und ihre Güter zu plündern. Dieser Befehl ward auch mit einer Strenge vollstreckt, die Alles übertraf, was in dieser Art je Schreckliches verübt wurde. In einem Augenblicke stand die große Stadt Dehli auf allen Seiten in Feuer; Männer, Weiber und Kinder wurden unbarmherziger Weise nieder gemetzelt; die Zahl wird zu 110,000 angegeben. Außer denen, welche dem Schwerdte der Perser entrannen, entleibten sich Viele selbst. Zehntausend Weiber sollen sich in die Ziehbrunnen gestürzt haben. Viele Männer schlossen ihre Weiber ein und verbrannten sie, um ihre Ehre zu retten, und es wurde, was am bedauernswerthesten war, nicht der müßige Pöbel, der den Aufruhr erregte, sondern die fleißige und unschuldige Klasse der Handwerker in ihren Häusern und Läden umgebracht.

Während des Blutvergießens begab sich Nadir Schach in die Festung, und ward da durch Muhameds Bitten bewogen, dem Morden und Brennen Einhalt zu thun. Man entließ sofort alle Gefangenen, und gab Befehl, daß Jeder ungehindert seinem Berufe nachgehen könne, ohne jedoch die Stadt verlassen zu dürfen. Dadurch kamen aber die Fakirs oder indischen Bettelmönche, welche sich von Allmosen nähren, in Bedrängniß, indem man ihnen, als sie aus der Stadt gehen wollten, Nasen und Ohren abschnitt, und sie wieder nach der Stadt zurück jagte. So paarte sich Barbarei mit Uebermuth.

(Der Schluß folgt.)

Zur Schilderung der Türken.

Um die wunderbare Schnelligkeit, womit Mohamed die sieben Paradiese durcheilte, dem gemeinen Verstande einigermaßen zu versinnlichen, heißt es im Alkoran: Nachdem Mohamed Alles im Paradiese sehr genau betrachtet hatte, kehrte er doch rasch genug zurück, um verhindern zu können, daß ein mit Wasser angefüllter Topf, den der Engel Gabriel, indem er sich mit Mohamed empor schwang, durch Anstoßen mit dem Flügel aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, nicht ganz umgeworfen wurde.

Von den sieben Paradiesen besteht das erste aus feinem Silber, das zweite aus reinem Golde, das dritte aus kostbaren Steinen, das vierte aus Smaragden, das fünfte aus Krystall, das sechste ist feuerfarbig und endlich das siebente ein köstlicher Garten, wo Bäche von Honig, Wein und Milch fließen. Das Alles ist mit einer unzählbaren Menge schöner Dinge geschmückt, vorzüglich mit äußerst gefälligen und solchen Glanz verbreitenden Mädchen, daß, wenn eines derselben in der Nacht den Kopf zum Fenster hinaus steckte, die Welt dadurch stärker erleuchtet werden würde, als es durch die Sonne zur Mittagszeit geschieht. — Vor dem Throne des Allmächtigen stehen vierzig brennende Wachskerzen, wovon eine jede an Länge dem Wege gleich kömmt, den ein Mensch, der unaufhörlich sich vorwärts bewegte, in funfzig Jahren zurück legen könnte. Dabei hat aber Mohamed nicht gesagt: ob dies zu Fuß oder zu Pferde geschehen müßte. Nur eine durch heftige Krankheits-Zufälle zerrüttete Phantasie konnte solche Vorstellungen gebären. Mohamed litt nämlich an der fallenden Sucht, und benutzte diesen Umstand, der Welt glauben zu machen, die Aeußerungen dieser Krankheit seyen Augenblicke der Entzückung, in welcher ihm der Engel Gabriel die tiefsten Geheimnisse der Gottheit offenbare. — Gewiß ist, daß Mohamed den Alkoran mit Hülfe des Batiras, eines ketzerischen Jakobiten, des Sergius, eines nestorianischen Mönches und einiger Juden zusammen trug, von welchen Letzteren er mehrere Gebräuche, als die Beschneidung, die Enthaltung vom Genusse des Schweinefleisches u. s. w. annahm.

Keine Macht der Erde würde einen Christen dem Feuertode entziehen können, der sich weigerte, Mohamedaner zu werden, wenn er einmal öffentlich die Worte: „La Illahé, Illa Allah, Muhammed Resoul Allah!“ ausgesprochen hat, welche heißen: Es giebt keinen andern Gott, außer Gott; Mohamed ist der Gesandte Gottes! — Durch das Hersagen dieser Worte ist Jeder ohne weitläuftigen Unterricht im Zustande, beschnitten zu werden. Ein frommer Muselmann muß wissen, daß der Alkoran aus 60 Kapiteln, 6236 Versen, 77,639 Wörtern und endlich aus 323,015 Buchstaben besteht. Es giebt Einige, die in der Andacht so weit gehen, daß sie die Verse, die Worte und Buchstaben eines jeden Kapitels in besondere Unter-Abtheilungen zu bringen wissen, und alsdann eine allgemeine Wiederholung des Ganzen beginnen.

Einem Franken, der nicht Sklave ist, wird es erlaubt, sich auf türkische Weise zu kleiden, mit Ausnahme des Turbans, den er nicht tragen darf. Diesen mit Füßen treten, gilt für ein Verbrechen, das nur im Feuer oder durch Annahme des Mohamedanismus abgebüßt werden kann.

Rm.

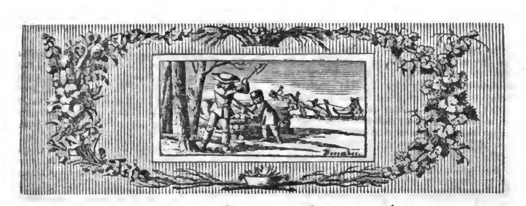
Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. Aus Kiachta, an der chinesischen Grenze, meldet man, daß daselbst (den 3ten Juli d. J.) Wann, der Ober-Direktor aller chinesischen Geschäfte in dortiger Gegend, mit seinen drei Söhnen aus Ugra, seinem Aufenthalts-Orte, 300 Werste von Kiachta entlegen, angekommen und bei dem daselbst angestellten chinesischen Grenz-Beamten Sargntschai abgetreten war. An demselben Tag war der russische Zoll-Direktor, Hofrath und Ritter Goläehowski, so wie auch die Beamten und Kaufleute bei Wann. Nach gegenseitig gewechselten Freundschafts-Bezeugungen wurden der Direktor und die Beamten zum Sitzen genöthigt, und während des Gespräches über die freundschaftlichen Verbindungen und politischen Angelegenheiten von Europa, wurden ihm und den Beamten die Geschenke dargebracht. Während Wann von der Gelangung zum Thron des jetzigen Kaisers von China sprach, wünschte er, daß namentlich der Direktor ernannt würde, die Glückwünsche nach Pekin zu überbringen. Hierauf wurden von Seiten des Direktors Salz und Brod zum Willkommen und die Geschenke dargebracht. Unter Anderem sagte Wann dem Direktor, daß er ihn gern persönlich besuchen möchte, es aber wegen der Hoftrauer um den verstorbenen Kaiser, dessen Nichte er zur Frau habe, nicht thun könne, dagegen würden ihn aber seine Söhne besuchen; welche den Tag darauf auch bei dem Direktor zu Mittag aßen. Am vierten Tag wurde der Direktor, die Beamten und Kaufleute zu Wann in die Zelte zu Mittag eingeladen. Bei der Ankunft empfing er sie Alle sehr freundschaftlich und beschenkte sie abermals. Bei der Tafel war die Unterhaltung sehr angenehm; nach Verlauf einiger Zeit empfahl sich Wann seinen Gästen und ging in sein Zelt zum Ausruhen, überließ aber die Endigung der Tafel seinen Söhnen. Nach Aufhebung derselben ging der Direktor mit ihnen und dem Gefolge an den See, wo die Zelte aufgeschlagen waren, spazieren. In einem großen Boote fuhren auf dem See russische Musikanten und Sänger, die sich wechselsweise hören ließen. Die Kinder von Wann waren damit sehr zufrieden und wandten sich mit dem Direktor wieder zu dem Zelte des Vaters, vor welchem musizirt wurde, woran Wann großes Vergnügen fand. Nachdem Alle in's Zelt eingetreten waren, dankte Wann für die gute Aufnahme, nahm von Allen Abschied und versprach im künftigen Jahr wieder zu kommen. Am 17ten Juli trat er seine Rückreise an. Außer denen, dem Direktor, den Beamten und Kaufleuten gemachten Geschenken, wurden in seinem Namen Vielen auch verschiedene Sorten Thee ausgetheilt. — Es geht der Geschichte Rußlands, von dem Hrn. Staatsrath v. Karamsin, wie es gewöhnlich allen guten Werken geht, die dem öffentlichen Nutzen gewidmet sind; sie werden analysirt, abgekürzt, unter weniger strengen Formen wieder heraus gegeben und für die Jugend bearbeitet, um diese durch einen ersten Ueberblick vor zu bereiten, und dann ein gründlicheres Studium zu beginnen. Von den sechs ersten Bänden der Geschichte Rußlands ist bereits ein russischer Auszug in einem Bande vorhanden. Der Autor desselben hat sich weniger an eine chronologische Ordnung, als vielmehr an eine Auswahl der merkwürdigsten Begebenheiten gebunden, die umständlich dargestellt sind. Wie nützlich dieser Auszug seyn mag, so entspricht er doch nicht dem Hauptzweck, nämlich die erste Grundlage des Studiums der Geschichte zu gründen. Obgleich es nothwendig ist, den jungen Leuten eine Verschiedenheit der Gemälde dar zu stellen, die im Stande sind, ihr Gedächtniß zu bereichern, so ist es nicht weniger wesentlich, sie frühzeitig dahin zu leiten, die Ordnung der Dynastien zu fassen, und die Folge der Begebenheiten, in der sie statt fanden, zu wissen. Diese ersten Kenntnisse werden für sie in der Folge der Leitfaden in der großen Laufbahn der Geschichte. Von diesen Gründen überzeugt, hat ein Gelehrter, Hr. Desincennes, den Vorsatz gefaßt, eine Folge von Analysen der Geschichte Rußlands heraus zu geben, die, wie er sich selbst ausdrückt, aus einer vortrefflichen Quelle geschöpft, und nach den Begriffen der Kinder so geordnet sind, daß ihnen alles Ernsthafte der Geschichte unter einem leichten Anschein erspart wird und ihnen die großen Beispiele des Heroismus und der Tugenden so dargestellt werden, daß der erste Unterricht derselben ihnen nur einen doppelten Reiz verursachen wird. Um dieses Werk der Einbildungskraft der Jugend, der es vorzüglich gewidmet ist, faßlicher zu machen, hat Hr. Desincennes sich mit einem Künstler, Hrn. Gondret, vereinigt, welcher nach genauen Medaillen das Bildniß eines jeden Beherrschers, das an der Spitze eines jeden Heftes sich finden wird, zeichnet und lythographirt. Die ganze Sammlung, von Rurick an gerechnet, erscheint in Lieferungen von zehn Nummern. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und führt den Titel: „Biographische Gallerie der Beherrscher Rußlands". Der Preis eines schwarzen Abdrucks ist 10 Rubel, der eines illuminirten Exemplars 20 Rubel, mit französischem Text von Hrn. Desincennes und einer russischen Uebersetzung. Der Autor dieser Gallerie hat um so mehr einen guten Erfolg zu erwarten, da die Kaiserin Mutter befohlen hat, daß eine Anzahl Exemplare zu ihrer Disposition bleibe. — Im Sommer des Jahres 1820 verbrachte ein junger Engländer, John Bowring, aus dem Handelsstande, einige Monate in unserer Residenz. Er nahm Unterricht in der russischen Sprache und gewann sie und ihre Literatur bald so außerordentlich lieb, daß er in der sehr kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthalts wunderschnelle Fortschritte in derselben machte. Nach England zurückkehrend, begann er mit unermüdetem Fleiße und Eifer die ausgesuchtesten Bruchstücke einiger unserer besten classischen Dichter in's Englische zu übersetzen, wie die eines Derschawin's, Batuschkow's, Schukowsky's, Dmitriew's, Karamsin's, Krilow's, Hemnitzer's und Bogdanowitschen's, dessen herrliche Duschinka er gleichfalls excerpirt lieferte. Diese Uebersetzungen erschienen im Laufe dieses Herbstes, gedruckt in London, unter dem Titel: „Russische Anthologie". Sie gewann allgemeinen Beifall bei dem Publikum, und erhielt das aufmunterndste Lob der besten englischen Journale; dennoch wollten andere englische Kritiker (so weit geht der gehässige National-Stolz dieser, Alles nur sich allein zueignenden und zuschreibenden egoistischen Insulaner) den Glauben rege machen: Bowring habe aus zu großer Bescheidenheit so schöne und erhabene Produkte seines eigenen Geistes der russischen Nation zueignen wollen; es wäre nicht möglich, daß dieses Volk in seiner Literatur schon so bedeutende Dichtungen aufweisen könne! (Der Schluß folgt.)

Der venetianische Mathematiker Scaramella zeigt in der dasigen Zeitung an: daß er endlich das Problem der Quadratur des Cirkels gelöset hat, und allen Mathematikern beweisen will. Nach ihm ist die Oberfläche eines Cirkels dem Quadrat der verhältnißmäßigen Linie zwischen dem Durchmesser des Cirkels und einer Linie gleich, welche drei Viertheile dieses Durchmessers beträgt. Sie ist auch dem Quadrat des Umfanges gleich, multiplizirt mit der Hälfte des Halbmessers, indem man ihr beiderseitiges Verhältniß wie 7 zu 21 annimmt, nicht, wie Archimedes meint, wie 7 — 22. Gedachter Hr. Scaramella will überhaupt alle möglichen Streitfragen ähnlicher Art auflösen. Wir schlagen vertrauend daher Folgendes vor: Wenn Jemand, der zum Galgen verurtheilt ist, die Freiheit hätte, jeden seiner Schritte bis zum Galgen um ein Drittheil ab zu kürzen, wie viel Generationen Menschen würden darüber hinsterben, ehe der Verurtheilte den Galgen erreicht, dem wir 100 Toisen Entfernung geben wollen? (Gaz. d. Fr.)

Ein Brief aus der Karthause Montealegro in Spanien nennt die Bevölkerung dieses Klosters; es sind auch — Schauspieler darunter, und eine italienische Prima Donna! (Courrier fr.)

Redakteur und Herausgeber: F. W. Badiz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.



Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz.

1821. Montag den 31. Dezember. 209tes Blatt.

Das Einfangen einer Hyäne.

Als ich — so erzählt der Capitain Williams — mit meinem Regimente zu Cawnpore stand, lernte ich eine Klasse Indianer kennen, welche keine bestimmte Wohnung haben, sondern wie Wilde im Dickigt der Wälder und in Einöden, mitten unter den Höhlen wilder Thiere sich aufhalten, und von der auf ihrer Jagd erlegten Beute, d. i. vom Fleisch der Wölfe, Jackals, Hyänen, auch wohl der Schlangen leben. — Einmal sah ich zwei von ihnen einen Bambus auf den Achseln tragen, woran eine lebendige, an Schnauze und Läufen tüchtig zusammen geknebelte Hyäne hing. Ich fragte sie, wie sie es gemacht hätten, um ein so furchtbares Thier zu fangen und so zu knebeln. Sie versprachen mir hierauf, daß sie meine Neugier befriedigen und eine ähnliche Jagd zu meinem Vergnügen anstellen wollten. Ich nahm den Vorschlag an, und wir kamen, einige Meilen weit von da, ohnweit den Ruinen der ehedem so berühmten Stadt Janiernora, zusammen.

Zehn bis zwölf unserer Offiziere, von derselben Neugierde gespornt, machten sich mit uns auf. Wir nahmen eine Anzahl von unsern Leuten, so wie auch einige Bedürfnisse, um nöthigen Falls unter freiem Himmel zubringen zu können, mit. Vor Tages-Anbruch verließen wir das Cantonnement, und bei Sonnen-Aufgang ging unsere Jagd schon an. Bald entdeckten wir den Aufenthalt des Thieres, welches wir suchten. Im Hintergrunde eines Hohlweges fanden wir den Eingang zu einer Höhle, welche von Hyänen bewohnt zu seyn schien, weil man ihre Fährte auf dem Sande sah und bei der Höhle Hirnschädel und Thierknochen zerstreut umher lagen. Da ohnweit dieser Gegend der Ganges fließt, in welchen die Indianer ihre Todten zu werfen pflegen, so finden die Hyänen immer Leichname an den Ufern desselben, welche sie in ihre Höhlen schleppen, die abgenagten Knochen aber wieder aus selbigen heraus schaffen, daher sie auch die lebendigen Begräbnisse Indiens heißen. — Um gewiß zu seyn, ob sich ein Thier in der Höhle aufhalte, schickten wir einen Dachshund hinein, welchen wir auch bald in der Vertiefung bellen hörten. Er kam einen Augenblick darauf mit lautem Geheul wieder heraus, weil er entsetzlich gebissen worden war.

Die beiden Indianer begannen nun ihre Arbeit. Zu ihrer Vertheidigung hatten sie nichts weiter, als eine spitzige, ohngefähr einen Fuß lange eiserne Stange, welche, benöthigten Falls, auch zur Erweiterung der Passage dienen konnte. Mit diesem Werkzeug, einem Bündel Stricke und einem Stück baumwollenen Zeuges — welches vermuthlich dazu bestimmt war, es dem Thiere um den Kopf zu werfen, damit es nichts sehen könnte — versehen, ging nun einer der beiden Indianer ganz nackend in die Höhle. Als er, auf dem Bauche kriechend, bis zu dem Thiere, welches sich durch seine im Finstern funkelnden Augen verrieth, gekommen war, schlug er, wie er mit seinem Kameraden verabredet, über sich an den Boden: Letzterer aber, welcher sich oben über der Höhle mit dem Ohr auf die Erde gelegt

hatte, horchte genau auf dieses Anschlagen. Der Boden konnte im Durchmesser gegen 12 bis 14 Fuß dick seyn. Je sonderbarer dieses Verfahren war, desto mehr reizte es unsere Aufmerksamkeit. Die beiden Indianer antworteten übrigens einander dadurch, daß sie wechselsweise pochten. Nachdem nun die Stelle, wo eingegraben werden sollte, genau bezeichnet worden war, begannen unsere Leute, welche wir aus Vorsicht mit den dazu nöthigen Werkzeugen hatten versehen lassen, die Arbeit. — Der arme Indianer, welcher unter der Erde arbeitete, blieb jedoch so lange aus, daß wir zu besorgen anfingen, er sey erstickt oder gefressen, und mehrere meiner Kameraden behaupteten sogar, die beiden Indianer täuschten uns. Endlich aber kam unser Wagehals wieder zum Vorschein, um frische Luft zu schöpfen. Er sah abscheulich aus; denn er war wie mit einer Kruste von Staub und Schweiß dergestalt überzogen, daß Mund und Augen kaum noch zu sehen waren und er sich abwaschen mußte, um sie öffnen zu können.

Indessen war die Oeffnung bis zu dem unterirdischen Gange, in einer Entfernung von ohngefähr 45 Fuß vom Eingange in die Höhle, rechtwinklich durchgeschlagen worden, und nun ließ sich der nämliche Indianer an einem Seile hinab, nachdem er einen großen Felsenstein voran geworfen hatte, welcher wahrscheinlich dazu dienen sollte, einen Zwischenraum zwischen ihm und der Hyäne, theils um das Fortlaufen des Thieres zu verhüthen, theils um sich selbst vertheidigen zu können, aus zu füllen.

Bald darauf hörten wir auch das Heulen des wilden Thieres, und den hinab gestiegenen Indianer seinen Kameraden rufen, ihm zu helfen. Nun ließ sich auch dieser an einem Seile, welches er uns zu halten gab, hinab. Nicht lange darauf erschienen Beide wieder, und schleppten die Hyäne mit gebundener Schnauze und zusammen geschnürten Läuften hinter sich her, und riefen uns zu, sie an dem Seile, welches wir hielten, heran zu ziehen. Schon hatten wir sie einige Fuß hoch gezogen und erblickten das gebundene Thier, als auf einmal ein Strang riß und die Hyäne wieder hinunter stürzte. Nun mußten sie wieder an die Arbeit, welches sie auch, ob sie gleich anfangs nicht dazu aufgelegt zu seyn schienen, thaten, und in einigen Minuten das vor Wuth schäumende Thier an das Tageslicht brachten. Kaum war die Hyäne oben angekommen, so ging, da sie sehr zappelte, der ihr um die Kinnbacken gewundene Strick ab, worauf sie in ein eisernes Instrument, welches in ihrer Nähe lag, so grimmig einbiß, daß ihr ein Zahn davon ausbrach und die andern Zähne alle in dem Eisen zu sehen waren. Sie wurde hierauf lebendig in unser Cantonnement geschafft.

Das Ungewöhnliche dieser Jagd brachte uns auf verschiedene Muthmaßungen, wie es die Indianer machen, um dergleichen wilde Thiere ein zu fangen. Alle Fragen aber, welche wir deshalb an sie richteten, waren vergebens, kein Wort erfuhren wir darüber. Sehr wahrscheinlich ist es, daß sie sich irgend eines Mittels dabei bedienen, wie bei den Schlangen, welche sie auch auf diese Weise zahm zu machen wissen; immer aber läßt es sich schwer begreifen, wie ein von der Natur zur Vertheidigung gegen seine Feinde so ausgerüstetes Thier sich von nackenden wehrlosen Menschen fesseln und binden lassen kann; denn das spitzige Eisen, welches der Indianer mit in die Höhle nahm, konnte nicht dazu bestimmt seyn, die Hyäne zu schlagen oder zu durchbohren, weil sie im geringsten nicht verwundet war.

Die Hyäne scheint übrigens ein so grimmiges wildes Thier, wofür man es — vermuthlich seines häßlichen Ansehens und seiner drohenden Miene wegen — hält, nicht zu seyn. In Indien lebt sie besonders von Leichnamen; in der Gegend von Algier und Syrien aber besteht ihre Nahrung in Wurzeln, welche sie sorgfältig aussucht. Ihre Raubgier und Wildheit zeigt sich überhaupt mehr zur Nachtzeit, als am Tage. So hat man z. B. in der Barbarei den Versuch gemacht, einen ganzen Tag kleine Thiere mit einer hungrigen Hyäne ein zu sperren, und sie sind von ihr verschont geblieben; als man aber zur Nachtzeit das nämliche Experiment gemacht, hat eine einzige Hyäne einen Fuchs, eine Ziege und ein Esels-Füllen aufgefressen, und von letzterem nichts als einige große Knochen übrig gelassen.

Eubaidi.

Schach Nadir.

(Schluß.)

Nadir Schach ließ indeß seinen vornehmsten Endzweck, die Reichthümer Hindostans, nicht aus den Augen, vielmehr das Einziehen derselben schnell betreiben. Seine Strenge war dabei so groß, daß Viele ihre Güter verließen, ja sich selbst ermordeten, um den Raub ihres Vermögens nicht zu überleben. Mitten unter diesen Greueln heirathete Nadirs Sohn, Nezir Allah, eine Prinzessin aus Muhameds Geblüt, und man feierte ihre Verbindung mit den glänzendsten Festen; indeß die armen Indier vor Gram und Verzweiflung dahin starben und von den persischen Truppen nach Willkühr ausgeplündert oder nieder gehauen wurden. Endlich war die ganze vom Schach Nadir geforderte Summe zusammen gebracht, und der grausame Perser kehrte, nach Ermordung von 200,000 Indiern, in sein Vaterland zurück, nachdem er dem Muhamed eine prächtige Krone aufgesetzt und ihm vortreffliche Lehren gegeben, die Muhamed leider auf das theuerste bezahlt hatte. Die Beute Nadir's und seiner Truppen betrug an Baarem, Juwelen, Gütern und Kostbarkeiten bei-

habe 855,000,000 Franken, eine ungeheure Summe, wovon sein Heer 125,000,000 Franken erhielt. Außerdem mußte ihm Muhamed die Provinzen Peschawer, Kabul, Gazna und Kandahar abtreten, welche allein so viel werth waren, als die Länder der persischen Krone.

Muhamed hatte große Opfer gebracht, aber ohne Nutzen für sich. Das Unglück machte ihn nicht weiser. Die alte tolle Wirthschaft kehrte an seinen Hof zurück und der Schwächling blieb Schwächling für immer. Beladen mit den Schätzen Indiens zog Schach Nadir nach Persien, und führte nebst diesen noch 1000 Elephanten, 7000 Pferde und 10,000 Kameele als Beute mit sich. Unterweges beunruhigten ihn die Rasputen, ein kriegerisches Gebirgs-Volk, und mehrmals wollte er wieder nach Dehli zurück kehren: allein der Zustand Persiens rief ihn unaufhaltsam dahin. Während Schach Nadir in Indien war, ging das Gerücht in Persien: sein Heer wäre geschlagen worden. Sein Sohn Rizi-Kuli, dem schon nach der Krone gelüstete, steckte sofort die Fahne der Empörung auf: er ermordete den Schach Tahmasp und unterwarf sich Khorosan; als er aber die sichere Nachricht erhielt: Nadir käme als Sieger mit zahlreichen Truppen zurück, faßte er den Entschluß, da er von ihm keine Verzeihung erwarten konnte, ihn meuchelmörderisch umbringen zu lassen. Ein gedungener Mörder schlich sich in Nadir's Lager, schoß nach ihm und verwundete ihn in der Hand. Er ward gefangen, gab den Rizi-Kuli an, und Nadir ließ dem Vatermörder im ersten Zorn die Augen ausstechen, obwohl er ihn sehr zärtlich geliebt hatte. — Seit der Rückkehr aus Indien hatte er überhaupt beständig mit Unterdrückung der überall ausgebrochenen Empörungen zu thun, und ward dadurch so argwöhnisch und grausam gegen die Perser, daß er sie mit den schwersten Abgaben belegte und zu ihrem Drucke eine Menge Afghanen, Usbeken, Türken und Tartaren in Sold nahm, welche das ganze Land nicht wenig verwüsteten.

Aber diese Grausamkeiten dienten nur dazu, den Haß der Perser zu vermehren und den Tod Nadir's sehnlichst zu wünschen. Mehrere Vornehme am persischen Hofe verstanden sich bald dazu, den Tyrannen aus der Welt zu schaffen, und führten ihr Vorhaben auch glücklich aus. An ihrer Spitze standen Saleh Begh, Muhamed Khan, Mussi Begh und Kutsche Begh. Sie schlichen sich, während Nadir's Aufenthalt im Lager bei Meshan, um Mitternacht in das Serail, tödteten einen Verschnittenen und brachten eine alte Frau um, welche Lärm machte. Durch den Schimmer einiger Edelsteine entdeckten sie ein besonderes Zelt, worin Nadir mit seiner Gemahlin lag. Als die Verschwornen es öffneten, fanden sie ihn eben aus dem Bette steigend, den Säbel in der Hand. Nadir fragte sie, was sie wollten, erhielt aber statt der Antwort einen Hieb von Saleh Begh. Er vertheidigte sich hierauf auf das tapferste, erlegte zwei der hitzigsten Gegner, verwickelte sich aber in die Zeltstricke, fiel nieder und empfing von Saleh Begh eine tödtliche Wunde. Nadir schrie um Barmherzigkeit; aber die Verschwornen verweigerten sie ihm und Einer von ihnen rief: „Du hast nie Barmherzigkeit geübt, so darfst Du auch jetzt keine erwarten!" — und hieb ihm den Kopf ab.

So starb der indische Eroberer im Jahre 1747, im 61sten Jahre seines Alters und im zwölften der Regierung.

J. Voit.

Menschliche Thorheiten.

Die Missionarien in Neu-Spanien lassen es durchaus nicht zu, daß sich die in den kleinen Forts befindlichen Soldaten als Colonisten ansiedeln dürfen. „Das sind", sagen sie, „Leute, welche denken (gente de razon), und die können wir nicht leiden!" Im Stillen pflichtet wohl Mancher auch in Europa dieser Meinung bei.

Bei der großen Verfolgung im dreizehnten Jahrhundert wurde ein Waldenser Edelmann getödtet. Die Hunde wollten das ihm entrissene Eingeweide nicht fressen; da galten auch sie als Ketzer und wurden hartnäckig verfolgt.

Eckber.

Der Weise und die Eule.

(Nach Florian.)

Ein Weiser, weil er's weit an Hellblick Andern
Zuvor that, stets die rechten Namen gab
Den Dingen, war genöthigt, aus zu wandern
Aus seinem Vaterland, ergriff den Pilgerstab,
Und nahm nichts mit sich, außer seinem Stabe
Und seiner Weisheit, seiner einz'gen Habe.
Als er so wanderte durch Feld und Wald,
Verfolgt, verjagt aus seinem Aufenthalt,
Und, seines Nacht-Arbeitens Früchten
Nachdenkend, einmal weilt' in einem dichten
Gehölz, erblickt' er eine Eule, die
Umringt, bedrängt von einer Schaar
Der Elstern, Kräh'n und Dohlen war,
Indem der ganze Haufe schrie:
„Seht da den bösen Vogel, diesen Feind
Des öffentlichen Wohls! Laßt uns vereint
Herfallen über ihn und ihn vernichten,
Erst kahl ihn rupfen, dann ihn richten!" —
Und Alle stürzten auf das arme Thier,
Das, seinen großen klugen Kopf bald hier,
Bald dort hin wendend, von sich ab zu wehren
Die Schaar und sie des Bess'ren zu belehren
Vergebens lange schon sich abgemüht.
Den Weisen rührt der Eule Noth, und er verjagte
Den Haufen ihrer Dränger, tief erglüht —
Denn wahre Weisheit läßt uns nie
Bei fremden Leiden fühllos seyn. Er fragte
Die Eul' alsdann: „Was kommt dir denn zu Schulden,
Daß in der Welt dich diese nicht mehr dulden?" —
„Ach, nichts, so viel ich weiß!" entgegnet sie;
„Was mich nach ihrem Urtheil strafbar macht,
Ist bloß mein helles Sehen in der Nacht!"

C. W. H. Pistorius.

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Petersburg. (Schluß.) Der, durch Humanität und Völkerglück so segensreichen Regierung Kaiser Alexanders war es vorbehalten, den Bewohnern seiner deutschen Provinzen, den Ehsten, Lieven, Letten und Kuren, eine freiere, den Forderungen des Zeitalters und der Bildungsstufe ihrer sie umgebenden Nachbar-Staaten entsprechendere Verfassung zu geben, und sie dadurch dem sie früher so hart bedrückenden Joche der Leibeigenschaft auf immer zu entziehen. Der Adel dieser Provinzen, an seiner Spitze der, um den heutigen Flor derselben so verdienstvolle würdige Kriegs-Gouverneur, Marquis Paulucci, leistete den ausgesprochenen Wünschen des Monarchen in dieser Rücksicht, mit der edelmüthigsten Aufopferung aller eigenen Vortheile, die thätigste Mithülfe. Diese neue Verfassung, deren Organisation im Gouvernement Ehstland schon fast vollendet ist, in Liev- und Kurland aber während der nächsten Jahre 1822 bis 1826 *) organisirt werden soll, sichert das der Menschheit heiligste Recht, die persönliche Freiheit und die damit verknüpften Prärogative. Die Unterthanen werden künftig freie Pächter ihres heimischen Bodens und können ihn nach Willkühr verlassen, um sich vortheilhaftere Wohnsitze in andern Bezirken zu suchen. Sie schließen mit ihren Grundherren freie Verträge, deren Dauer das Gesetz bestimmt. Sie besitzen ein Eigenthums-Recht auf die Erwerbnisse ihrer Mühe und ihres Fleißes, das sie vorher nicht hatten, und zahlen ihren Grundherren für den nutzenden Boden eine Grundsteuer oder entschädigen ihn durch gesetzliche Frohnen. Sie werden von Richtern, aus ihrer eigenen Mitte gewählt, gerichtet. Schon jetzt bemerkt der Forscher und Freund der Menschen-Bildung, wie sehr sich in wenigen Jahren, während welcher diese neue Schöpfung ihren wohlthuenden Einfluß zu zeigen begann, die Lebensweise dieser Menschen, früher jener der wildesten Völkerhorden Afrika's gleich, durch Moralität und Kultur veredelt hat. — In Riga, der Gouvernements-Stadt Lieflands, ist in jedem Juli-Monat eine Messe, die gewöhnlich vier Wochen dauert, und früher mit zu den brillantesten Messen der nord-europäischen Provinzial-Städte gehörte, jetzt aber, wo die Folgen der allgemeinen Stockung des Handels und alles Erwerbfleißes auch dort auf alle Stände und Gewerbe mehr oder minder influiren, nur mittelmäßig ist. Hier sind einige flüchtige Züge als Rückerinnerung an die diesjährige Messe, entlehnt aus dem Briefe eines Rigaers: „Vor Allem waren es zwei Magazine mit Spitzen aus der Umgegend von Tunder, welche Aufsehen erregten; wirkliche Tortur-Kammern für das weibliche Herz, in denen man selbst den Unschuldigsten grausamer Weise die verschiedenen Marter-Werkzeuge in allen ihren Abstufungen (von 10 Kopeken bis 6 Rubel Silber die Elle) vorlegte, und zu keiner Zeit die peinlichen Fragen unterblieben. Aehnliche Folter-Kammern, von welchen sich jedoch die Hagestolzen so entfernt als möglich hielten, waren drei Buden mit fein geflochtenen Körbchen aus Bayern und Tyrol. Hier war große Nachfrage. So viel Bedarf an Körben in diesen ehelosen Zeiten! Als sollten alle Besorgnisse der Ehestands-Candidaten, und diese selbst wieder zerstreut werden, hingen in der Nähe in den Buchladen der Russen Orlowskys lithographirte Zeichnungen, die durch einen originellen Geist, durch eine glückliche Auffassung und naturgemäße Nachbildung erfreuten. So, unter Anderem, eine Sommer- und Winter-Fuhre, der abgehende und anlangende Eilbote, ein Militair im Schlitten, ein Iler-Männchen auf der Droschke, der persische Gesandte, ein Horden-Anführer, eine Schaarwache von Kosaken und Kirgisen, die Mieth-Schlitten auf einem öffentlichen Platze u. s. w. Aus allen diesen Arbeiten ersieht man die glücklichen Fortschritte, welche der Steindruck in Rußland macht. Noch eine andere Kunst zog Schaulustige herbei. Wirklich war auch eine vorzügliche Merkwürdigkeit der Messe die Niederlage des Hrn. Giovanni Leonchini, von seinen von ihm selbst verfertigten Marmor- und Alabaster-Sachen; eine Reihe kleinen, Fruchtschaalen, Lampen, den Antiken nachgebildet, sauber gearbeitet und dabei wohlfeil. Für ausgezeichnet gelungen galten vier große Vasen mit Basreliefs und reicher Verzierung. Hr. Leonchini gedenkt im nächsten Jahre wieder aus Florenz nach Riga zu kommen, und hat auch von Hiesigen und Gästen mehrere Bestellungen angenommen. Endlich muß noch eine Seltenheit angeführt werden; nämlich die größte Seltenheit in diesem Jahrmarkte waren — ziemlich viele Käufer, die wir hier seit Jahren schon nicht mehr hatten." E. v. Bg.

Ein Hr. Waldeck, welcher kürzlich von einer Reise in's Innere Afrika's nach England zurück gekommen, berichtet: daß, als er vom Cap der guten Hoffnung am Fuß des Mondgebirges angekommen, er daselbst eine Säule, von einem römischen Consul errichtet, mit lateinischer Inschrift fand. Oben auf dem Gipfel des Berges war eine ungeheure ausgedehnte Fläche von 400 engl. Meilen Breite, auf welcher der Reisende einen sehr wohlerhaltenen Tempel aus dem fernsten Alterthum fand. (Constitut.)

Das neue Flußreinigungs-Schiff, welches jetzt in Frankreich mit so gutem Erfolg benutzt wird, setzen vier umhergehende Pferde in Bewegung, welche ein großes Rad in Umschwung bringen, woran Schöpfer sind, die bis auf den Grund kommen, was sie dort finden, herauf bringen, und sich bei jedesmaligem Niedergehen in einem besonderen Rodenkahn von selbst ausgießen. (Courier fr.)

Als im Jahre 1720 die Pest in Marseille wüthete, starben daselbst etwa 50,000 Menschen. Eine Frau, welche im Sterben lag, hatte die Vorsicht gebraucht, sich noch vor ihrem Tode selbst einen Strick um die Beine zu schlingen, damit ihr Mann durch ihre unmittelbare Berührung nicht angesteckt werde. Ein junger Mann pflegte seine Geliebte bis zu ihrem Tode, und grub ihr dann selbst ein Grab; als er sie aber hinein gelegt, stürzte er todt hin. (Gaz. d. Fr.)

Noch ein Wunderkind? — Ein Mädchen von 11 Jahren, Elisa Pichon, hat eine Sammlung selbstcomponirter, sehr hübscher Contra-Tänze heraus gegeben. (Mirror.)

Als „Weihnachts-Gabe" hat man in Paris die Herausgabe eines neuen Werks angekündigt, betitelt: „Lebensbeschreibung aller vor Hunger gestorbenen Schriftsteller"!! (Cour. d. spect.)

Ein reisender Engländer kam nach Bengalen und trat in die niedere, verachtete Hütte eines Paria, den er neben seinem Weibe auf der Erde sitzend fand. „Wer bist Du?" frägte er; „wer ist sie?" — „Ich bin ein Unreiner, ein Parier; nähere Dich mir nicht, meine Landsleute bleiben fern von mir stehen. Diese hier ist mein Weib, die ich wie die Sonne verehre, wie den Mond liebe." — Der Reisende bleibt, findet Weisheit und Glück in der schlechten Hütte, und als er sie nach einigen Tagen verläßt, will er den Paria beschenken. „Hier, nimm die Uhr, sie schlägt die Stunden." — „Die Vögel im Walde singen sie!" — Nimm die Pistolen, sie schützen Dich vor Räubern." — „Behalte sie; das Silber, womit sie beschlagen sind, würde sie herbei locken." (Courier.)

Jaubert giebt die Bevölkerung Persiens auf 6,600,000 Individuen an, und die Staats-Einkünfte auf 30,000,000 Franken. (Journ. d. Par.)

Eine neue Brasilianische Zeitung heißt: „Brasiliens großes Zeitalter"! (Journ. d. Par.)

*) In einem jeden dieser vier Jahre erhält der vierte Theil der bisherigen Leibeigenen dieser Provinzen die Freiheit, wozu eine vom Adel errichtete, in Riga vorhandene Einführungs-Commission schon bereits die Grundsätze entworfen und während dieser ganzen Frist dort existent bleiben wird.

Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Verleger: Maurersche Buchhandlung.

Bemerker. No. 1. 1821.



Beilage zum 6ten Blatte des Gesellschafters.

Etwas über den Aufsatz: „Herr Joachim Lange und seine Grammatik".

(Man sehe „Gesellschafter" 1820. Bl. 206 und 207.)

Der Verfasser jenes Aufsatzes hält der Langeschen Grammatik und dem Zeitalter ihres Ansehens eine Lobrede und weicht gleich Anfangs, indem er sich selbst in die Reihe der laudatorum temporis acti, d. i. Lobredner vergangener Zeit, stellt, der Spitze sehr geflissentlich aus, die ihn, als solchen, aus Gegners Hand treffen könnte. Indessen ist nie, so viel sich der Leser erinnern wird, eine würdige Lobrede, der Vorzeit zu Ehren, getadelt worden, insofern sie nämlich das Gute dieser, ohne Verkennung und Herabsetzung dessen, was der Geist späterer oder bestehender Zeit Gutes erzeugt hat, wie billig, hervor hebt; und so hat denn der Verfasser jenes Aufsatzes auch von diesen Zeilen nicht eben zu fürchten, daß er durch diese, in solcher Beziehung, als ein Lobredner früherer Zeit, getadelt oder verkannt werden könnte. Da jedoch sein Aufsatz, neben verdienter Würdigung jenes älteren Sprachwerks, den Werth neuerer Werke der Zeit herab zu setzen bemüht ist und in die Anerkennung früherer Schulzucht einige, nicht ganz billige Ausfälle gegen anerkannte, um Erziehung verdiente Männer mit einmischt, so möge der Verfasser diesen Zeilen vergönnen, ihm Einiges auf seine Ansichten, deren gutmeinende Absicht nicht verkannt werden soll, zu erwiedern.

Was zuvörderst die Lobrede, zu Ehren der Langeschen Grammatik, betrifft, so ist dieselbe insofern gerecht, als dieses ältere Sprachwerk zu seiner Zeit den Zweck gründlicher Vorbereitung zur Kenntniß der lateinischen Sprache redlich erfüllt hat; ungerecht aber, wenn dadurch späteren Bemühungen anerkannter Sprachforscher, um leichtere Aneignung dieser Kenntniß, ihr Verdienst entzogen werden soll. Wenn neuere Sprachlehren die älteren verdrängen, so ist dies ein Beweis: daß ihre Einrichtung dem Geist ihres Zeitalters mehr zusage, und so folglich auch, durch größeren Einfluß auf diesen, ihren Zweck für ihre Zeit eben so gut erfüllen, wie die älteren zu ihrer Zeit es gethan haben. Man muß daher nach dem bekannten: Suum cuique! verfahren und fein bedenken: daß, wie z. B. eine Bröder'sche Grammatik die Langesche, so diese auch wieder andere vorher verdrängt hat. Dies ist einmal das allgemeine Loos der Vergänglichkeit irrdischer Dinge, welches nicht bloß Sprachwerke, sondern alle Werke der Welt, früher oder später, aber immer gewiß, einst betrifft. So dankbar also Jeder den Werth einer Langeschen Grammatik erkennen mag, der nach derselben den Grund seiner höheren oder geringeren Kenntniß in der lateinischen Sprache gelegt hat, so wenig bleibt doch zu wünschen, das Vorurtheil obwalten zu sehen: als ob, durch Beiseitlegung derselben und Aufnahme neuerer, gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache Gefahr liefe. Dies ist indessen eben so wenig der Fall, als es bei Beseitigung älterer Grammatiken durch die Langesche damals geschehen ist; und wie diese den Gewinn der Forschungen im Gebiete der Sprache ihren Zeitgenossen mittheilte und von diesen dankbar aufgenommen wurde, so vergönne man doch auch immer den neueren, die nicht minder reiche Ausbeute späterer Forschungen ihrem Zeitalter mit zu theilen und von diesem dafür mit gleichem Danke gewürdigt zu werden. – Auch die Langesche Grammatik hat nicht Alle zu großen Lateinern gebildet, die danach unterrichtet wurden, trotz der Mithülfe strengerer Zucht; und die Zeit möge sich rechtfertigen: ob sie durch Anwendung neuerer Sprachwerke, auch ohne Substitute der Vernunft, nichts als schlechte Lateiner erzielt hat. Der Verfasser denkt sicher von sich selbst zu bescheiden, als daß er, durch Benutzung jener, sich ohne Ausnahme über alle, nicht nach derselben gebildeten Lateiner höher gestellt glaubte. Sicher darf man annehmen: beides liege, neben der Art und Weise der Mittheilung, mehr in der Geschicklichkeit und eigener Kenntniß der Lehrer und in der Fähigkeit und Neigung der Lernenden, als in allen Sprachlehren der Welt. Für den zeitgemäßen Werth dieser mögen immer die zahlreichen Auflagen sprechen; nur muß man wieder nicht in dieser größeren Menge einen Vorzug suchen und finden wollen, der doch wohl immer durch die Stärke derselben und durch Benutzung anderer gleichzeitiger, mehr oder minder brauchbarer Sprachwerke sehr bedingt seyn durfte.

Die, diesem Gegenstande angeknüpfte Lobrede früherer Schulzucht würde nun ebenfalls ganz gerecht seyn, wenn nicht auch dieser wieder eine Verkennung und Herabsetzung der Bemühungen späterer Erzieher sehr unbillig sich beigesellte. Spottlustig hierbei auf Männer, wie Rousseau, Basedow und Andere, deren Verdienst ihr Zeitalter erkannt hat und deren Andenken auch in neuerer Zeit noch mit Ehren besteht, hin zu deuten, erfordert billiger Weise zuvor die Darthuung dessen, worin diese Männer so eigentlich gefehlt haben, um solchen Spott zu verdienen. In den aufgestellten Grundsätzen liegt sicher keine Veranlassung dazu; denn wer möchte wohl jene Meinung bestreiten: daß auch das zarteste Kind, ja! selbst der homunculus oder das Embryon im Mutterleibe den vollsten Anspruch auf alle Menschenrechte habe, ohne nicht seine eigene Menschlichkeit aufgeben oder die des zartesten Sprößlings der Menschheit wegleugnen zu wollen. Wenn nun sicher alles vom Menschen gezeugte und geborene Lebendige wirklich Mensch ist, so darf man behaupten, habe auch dies vollen Anspruch und begründetes Anrecht auf alles Menschliche mit dem angesehensten Lord und jedem andern Großen der Welt. Ist nun der Mensch, wie uns gelehrt wird, als vernünftiges Wesen aus der Hand seines Schöpfers hervor gegangen, so muß auch seine Erziehung und Bildung eine vernünftige seyn, wenn anders der Erzieher nicht auf das Anrecht eines Menschen, d. h. eines vernünftigen Wesens, selber Verzicht leisten will. Zu einer vernünftigen Erziehung rechnet aber gewiß Keiner die durch die Peitsche oder den Stock, welche doch wohl zunächst für Wesen ohne Vernunft, bis auf bessere Ansicht auch hierüber, bestimmt bleibt. Eine Lobrede, in dieser Beziehung, der früheren Erziehung halten, würde, nach richtiger Ansicht, eine wirkliche Satyre auf diese seyn; denn ist sie, zu welcher Zeit sie wolle, in Ansehen gewesen, so ist dies ein klarer Beweis: daß in derselben — man möge entscheiden: von welcher

Seite! — viel Unvernunft geherrscht habe, und verlangen: zu derselben zurück zu kehren, würde nichts anderes sagen, als verlangen: der Unvernunft sich wieder zuwenden zu wollen. Dies aber kann keines vernünftigen Menschen Wunsch seyn, am wenigsten der eines vernünftigen Erziehers; und zu bemitleiden ist Jeder, der in seiner eigenen Vernunft so wenig Hülfsmittel findet, um, zur Unterstützung derselben, bei einer vernünftigen Leitung, erst zum Holz oder dem Riemen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Aus dem Stock wird die Vernunft nimmermehr ins Menschengeschlecht kommen, eben so wenig als durch die Peitsche. Wo sie nicht da ist, wird sie nicht erweckt; wo sie aber ist, — und sie fehlt Keinem, — da bedarf es sicher der Gewalt nicht, um sie zu erregen — diese würde, im Gegentheil, sie nur zurückscheuchen — sondern der Geduld und der Liebe: — der Geduld, um die zunehmende Kraft derselben in der jungen Seele ruhig zu erwarten, — der Liebe, um mit der Stärke der unsrigen die Vertraute zu unterstützen, wo diese zu schwach ist. Mit diesen beiden Hülfsmitteln ausgerüstet, hat der Erzieher nicht nöthig, wo es auf vernünftige Erziehung ankommt, zu einem andern Mittel als zu seiner Vernunft seine Zuflucht zu nehmen; und, was er durch diese gewirkt hat, wird ihm sicher mehr Ansehn und Freude gewähren, als was er durch hölzernen oder ledernen Beistand jemals zu erzielen vermag. Gewalt und Strenge erzeugen Scheu, Widerspenstigkeit und Verstellung; Geduld und Liebe aber Vertrauen, willige Fügung, die auf Ueberzeugung sich gründet, und Offenheit. Das weise: impera tibi! — dies ist es, was vorzüglich dem Erzieher Pflicht ist, und wenn es jedes vernünftigen Menschen Sorge seyn muß, so viel an ihm ist, diesem wohl zu beherzigenden Gebote zu folgen, so ist es doppelt die eines vernünftigen Erziehers.

Sich, in Hinsicht auf strenge Erziehung, der Autorität eines Jesus Sirach unterwerfen, ist eine sehr mißliche Sache. Mit aller möglichen Hochachtung für die herrliche Weisheit, welche den goldnen Aussprüchen desselben zum Grunde liegt, darf doch die begründete Ueberzeugung eines jeden Wohlunterrichteten recht gut bestehen, daß Jener, nach dem Geiste der strengeren mosaischen Gesetze von Kindheit auf erzogen, allerdings nach diesem Geiste auch seine Aussprüche über den Gegenstand der Erziehung abfassen mußte. Wie der strenge Jehovah des Moses aber uns Christen zu einem liebevollen Vater geworden und durch die Umwandlung der Furcht in Liebe auch das Gesetz Mosis gelöset ist; so sollte billig auch jeder vernünftige, christliche Erzieher Vatersinn in sich aufnehmen und den Geist der Strenge in den der Liebe sich bei sich auflösen lassen, und lieber als des, auf Mosis Vorschriften gegründeten Ausspruchs des sonst vortreflichen Jesus Sirach, dessen des göttlichen Jesus Christus eingedenk seyn: „wahrlich, wahrlich ich sage euch; es sey denn: ihr werdet wie die Kinder; sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Alle Ehre verdient das, im Schluß jenes Aufsatzes beschriebene, Leben Lange's und die Schilderung seines rastlosen Strebens und Wirkens erfüllt sicher Jeden mit Vergnügen und Beifall; nur Schade, daß auch diese wieder durch einen so derben Ausfall in den Schlußworten entstellt und jene angenehme Empfindung des Lesers dadurch zerstört wird! Es läuft ja Mancher in der Welt mit so großen Ansprüchen und so viel Selbstliebe umher, ohne eigentlich bethätigtes Verdienst, daß man denen, die wirklich Etwas geleistet, wohl immer einiges Selbstbewußtseyn ihres Werths zu gut halten mag, das noch dazu sie vielleicht zu weitern Bestrebungen und größern Leistungen anfeuert und anreizt. — • —

Aus Wien.

Einer Ihrer Wiener Correspondenten hat einen Vorfall gemeldet, der sich mit Hrn. Wahner als „Redakteur“ (?) der Wiener „Zeitschrift für Kunst, Literatur und Leben“ ereignet hat. Die Sache selbst ist ziemlich richtig; nur ist der ärgste Hader noch nicht wegen Beurtheilung der Mad. Stich als „Julia“ sondern mehr noch wegen der „Aldana“ entstanden. Die Ausführung dieser Rolle besonders wollte Hr. Wahner als höchst tadelhaft bezeichnen; aber Hr. Schickh, der Unternehmer der genannten Zeitschrift, litt diese Inconsequenz nicht, und wohl mit einigem Rechte: denn ist Madam Stich so vortreflich, wie Hr. Wahner sie in vielen Rollen fand (und in Wien bestätigte es, mit Ausnahme der Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, gern jeder Urtheilsfähige, ohne in Wahnersche Uebertreibungen zu gerathen) so kann sie die „Aldana“ ohnmöglich so vergriffen haben, als der oftérwähnte Herr es gern den Leuten beweisen hätte. — Der ganze unbedeutende Vorfall verdiente übrigens nicht eine nochmalige Erwähnung, wenn nicht allenfalls die Berichtigung nöthig wäre, daß Herr Wahner gar nicht Redakteur jener Zeitschrift war; sonst hätte Hr. Schickh seinen Willen schwerlich so durchsetzen können, wie er es that. Dieser ist selbst als Redakteur genannt und hat nun bald diesen, bald jenen Schriftsteller, den er um sein Urtheil befragt oder ihm ein Geschäft aufträgt. In demselben Verhältniß stand auch Hr. Wahner bei dieser Zeitschrift, und Mitarbeiter ist er noch. Da er gar nicht ohne Talent ist, so könnt' ihn Hr. Schickh recht gut gebrauchen; aber Eigenliebe und Heftigkeit machen Hrn. W. so blind, daß er glaubt, seiner dialektischen Geschicklichkeit müßte es gelingen, die Meinung Aller nach Belieben zu drehen. Er kämpft oft sichtlich gegen sein eigenes Besserwissen, weil er sich einbildet, die Andern müßten und würden immer das Letzte, was er gesprochen hat, für ein Evangelium hinnehmen. Bei solcher Bewandniß verliert ein Zeitblatt reeller Weise nicht viel an ihm; aber Spaß mag dergleichen manchem Leser doch wohl machen, so wie Müllners Aufsätze oft auch selbst von denen gern gelesen werden, welche schon von einem geschickten Wenden in ungerechter Sache Vergnügen haben. Wir würden rathen, daß die Herren Müllner und Wahner einen kritischen Compagnie-Handel anfangen möchten, wenn wir nicht Müllners Talent bei weitem höher zu schätzen hätten, und noch immer die Hoffnung hegten, daß er mit seinem Ruf vorsichtiger verfahren und die Handelsucht denen überlassen wird, die einzig dadurch sich einen Namen machen wollen. — Hr. Schickh aber sollte daran denken, die Redaktion seiner bisher mit vielem Recht ausgezeichneten Zeitschrift wieder einem geachteten Schriftsteller zu übertragen. Die besten Redaktoren derselben waren Bernard und Hebenstreit; da merkte man wenigstens, daß ein Jemand da stand; während die meisten Tagesblätter in jeder Woche einen Sonn-Abend der Ideen finden, die sie fünf Tage lang (einen Sonn-Tag haben selbst die Tagesblätter, welche täglich erscheinen, nicht, weil sie wahrscheinlich den Feiertag heilig halten müssen) für die wahre Erleuchtung ausgaben. — Noch muß ich Ihnen melden, daß Fr. Schlegels „Concordia“ nicht aufgehört hat; eine kleine Irrung, welche über den Aufsatz des Hrn. Adam Müllers „die innere Staatshaushaltung“ entstanden seyn soll, muß beseitigt worden seyn, denn es ist ein drittes Heft erschienen. Da auch hierin der zweckvolle Aufsatz des Herausgebers: „Signatur des Zeitalters“ noch nicht geendet ist, so kommen wahrscheinlich noch mehrere Hefte. E.

Bemerkung.

In Nr. 95. des „Kunstblatts“ zum „Morgenblatt“ las Referent neulich folgende Stelle: „Friedrich besitzt eine düstere Phantasie voll abentheuerlicher Bilder und verirrt sich immer tiefer ins Wunderlich-Mystische. Zu dem Romantischen neigen sich die drei letztern Künstler (Dahl, Carus, Friedrich) gemeinschaftlich. Doch überbietet Friedrich die beiden Andern darin auf eine Art, die nicht so ganz erfreulich ist. Alle Ge-

mes ziehen magnetisch eine Welt nach sich und der Geist des Mystischen hat sich natürlich auch über die Kunstjünger verbreitet, und sich in Mondschein und Kirchhöfen ausgesprochen. Die vielen blinden Verehrer Friedrichs werden den Stab über mich brechen, der kühlere Leser aber wird wohl finden, daß mir der Sinn für Romantik und Mystik nicht mangelt."

Referent kann sich das Zeugniß geben, daß er unter die kühlsten Leser gehört. Dessen ungeachtet aber hat er die Bemerkung nicht gemacht, die jener Beurtheiler von einem solchen Leser erwartet. Die Untersuchung, ob Malerei überhaupt ihrer Natur nach geeignet sey, etwas Mystisches darzustellen, bleibe vor der Hand ausgesetzt. Schreiber dieses glaubt es nicht, so wenig er sich überzeugen kann, daß es eine mystische Musik, oder gar eine mystische Bildhauerei, oder mystische Baukunst gäbe; und wenn selbst in einem gewissen Sinne sich behaupten ließe, daß Malerei und Mystik vereinbar wären, so ist doch erstlich der Versuch einer solchen Vereinigung an sich kein Tadel für den Künstler, dann aber sieht man auch nicht im Geringsten, wie in der Darstellung des Mondscheins und eines Kirchhofs ein solcher Versuch liegen solle. Nach des obigen Kritikers Worten muß man glauben, daß Mondschein und Kirchhöfe von ihm für Symbole gehalten werden, in denen sich vorzugsweise das Mystische ausspricht. Hätte er dieß wirklich gemeint, so wäre dadurch lediglich seine Unbekanntschaft mit dem Wesen der Mystik bewiesen. Aber je weniger Referent den mystischen Verirrungen der Kunst das Wort zu reden gesonnen ist, um so mehr muß er bitten, den nach sinnvoller Darstellung strebenden Künstler nicht durch unbegründete Anschuldigung des Mysticismus irre zu machen und sein geistiges Streben dadurch zu beschränken. Letzteres ist wenigstens dann sehr möglich, wenn der Künstler jung und bescheiden ist. Möge der anspruchlose, wackere Friedrich auf dem so ruhmvoll betretenen Pfade um so ruhiger fortschreiten, da vor dem Irrwege, auf welchem ihn jener Kritiker zu erblicken glaubt, ihn schon die materiellen Bedingungen seiner Kunst schützen.

Leipzig, den 13. December 1820. — * —

E i n e   N o t e.

In der Berliner Vossischen Zeitung (1821. 2tes Stück) kommt in einer Rezension der Darstellung von „Zaire" folgende Stelle vor: „die Oper prävalirt bei dem heutigen Zustande unserer Bühne so mächtig und unverhältmäßig (sic!) über das redende Schauspiel, daß es für das Publikum nur Gewinn ist, wenn ihm die paar Sterne, die wir am Horizonte des recitirenden Dramas besitzen, hübsch selten gezeigt werden, weil sie einmal von den vielen kleinen, sie umhüpfenden Irrlichtern unzertrennlich sind." — Sollte das nicht mit der Oper mindestens derselbe Fall seyn, als mit dem redenden Schauspiel? Ich wenigstens mache mich anheischig, dem Rezensenten eben so viele „Sterne" wie er unter den Sängern und Sängerinnen auf zu treiben vermeint, auch bei den Schauspielern und Schauspielerinnen zu finden; während diese in der Theaterkasse nicht so große Lücken machen als jene, indem überhaupt das Sangwesen, eben weil es „bei dem heutigen Zustande unsrer Bühne so unverhältnißmäßig prävalirt" viel zu hoch in Anschlag gebracht wird, während schon ohnehin das theatralische Talent im Ganzen mehr als jede andere, oft mehr Studium voraussetzende Kunstfähigkeit honorirt ist. Bei solchem Zustande der Dinge wünschen wir wenigstens, daß dem redenden Schauspiele, als dem wichtigeren und einflußreichsten für die Bildung — wenn nämlich diese noch, wie sonst, bei den Bühnen berücksichtigt werden soll — nicht mindere Aufmerksamkeit gegönnt werde, als der Oper, und daß, wenn die Oper prävalirt (mehr gilt, d. h. mehr Geld kostet) das redende Schauspiel prävolirt (voran fliegt), wie es hier die Rangordnung in geistigem Betracht fordert. v. — ch.

Auch einer von den Fällen, wo es ganz füglich beim Alten bleiben konnte.

„Alles deutsch für meine lieben Deutschen, denn für die bin ich geboren, denen will ich auch dienen!" — so spricht irgendwo einmal Luther, der große deutsche Mann. Dennoch haben mir von jeher neudeutsche grammatische Kunstwörter höchst widerlich geklungen.

Gewohnt, meiner Empfindung nie allein zu trauen, forschte ich nach deutlichen Gründen und auch diese fanden sich bald. Mit Weglassung einer ganzen Menge von nicht unbedeutenden Nebengründen mögen hier nur folgende drei, mir selbst wenigstens ziemlich wichtige Hauptgründe stehen:

1) Dergleichen neudeutsche Kunstwörter sind in der Regel eben so geschmacklos als die alten, ja oft noch weit geschmackloser;

2) sind sie nicht selten aus den alten gangbaren ganz fehlerhaft übersetzt und leiten so natürlicher Weise auf ganz falsche Begriffe;

3) muß man sie, Alles wohl erwogen, noch obenein für höchst überflüssig erklären.

Weitläuftige Beweise für diese drei Behauptungen zu führen, ist weder dem Geiste dieser Blätter noch meinem eigenen angemessen; denn kein Mensch sucht hier dergleichen und Jeder, der, wie meine Wenigkeit, zum Wortklauber verdorben ist, wird gewiß die ganze grammatische Weisheit für nichts weiter halten, als was sie in der That und Wahrheit auch nur seyn kann, das heißt: für ein nothwendiges Uebel. Könnte man die Gedanken geistreicher ohne dieselbe verstehen, wer würde sich darum bekümmern? Also ganz kurz ein Paar Worte über jeden der drei Vorwürfe.

Was den ersten derselben, nämlich die Geschmacklosigkeit solcher Wörter betrifft, so wähle ich mir das Erste, das Beste, welches mir in den Wurf kommt; es sey das *zurückzielende Zeitwort* (Risum teneatis amici?) welches statt des gangbaren lateinischen verbi reciproci auserkiesen ist. — Ein Wort kann passend, treffend, schneidend, wenn man will auch sogar schielend seyn, weil sich das Passen, Treffen, Schneiden, Schielen ohne eigentliche Absicht denken läßt; nennt man es aber *zielend*, so müssen wir uns augenblicklich ein Wesen dabei denken, das mit Absicht handelt. Wir sehen also in solchem unschuldigen Worte etwa einen gemietheten Jäger, der die Impertinenz hat, auf seinen eigenen Herrn los zu gehen, oder einen subordinationswidrigen gemeinen Soldaten, der sich nicht entblödet, seinen Befehlshaber an zu greifen. Folglich enthält der neue Kunst-Ausdruck eine durchaus verfehlte Metapher, und ist sonach *völlig geschmacklos*. Es sollte mir übrigens nicht schwer fallen, noch ein ganzes Heer ähnlicher namhaft zu machen.

Dergleichen kleine neumodische Ungeheuer sind aber *zweitens* nur allzu oft aus den gangbaren lateinischen fehlerhaft übersetzt. — So finde ich in einem Büchlein, das bereits die sechste *verbesserte* Auflage erlebt hat, und das sonach, indem es grammatisches Heil verbreiten sollte, ziemlich viel logisches Unheil stiften konnte, Folgendes:

„Wenn nun das Subjekt" (warum ist denn das nicht auch deutsch gegeben? Vermuthlich weil man sich durch Uebersetzung desselben ein wenig gar zu lächerlich gemacht haben würde) „Wenn nun das Subjekt thätig ist, indem es auf einen äußeren Gegenstand oder auf ein *Ziel* hinwirkt: so nennt man auch das *zielende Zeitwort thätig*. Folglich sind die zielenden Zeitwörter in den Sätzen: Der Mann *schneidet* Holz, die Frau *nähet* ein Hemde, das Kind *schreibt* einen Brief, *thätig*."

Wahrlich, der alte pedantische Grammatiker kannte den Unterschied, der zwischen agens und activus ist, besser, als ihn der neue gekannt zu haben scheint; und ihm fiel es also auch

im Traume nicht bei, das Zeitwort selbst als handelnd zu denken. Offenbar sollte daher das Verbum activum nicht durch ein thätiges, sondern durch ein Zeitwort in thätiger Bedeutung übersetzt seyn.

Drittens kann man kein gründlicher Grammatiker werden, ohne die ganze langweilige Schule durchgemacht zu haben. Diese vortreffliche Laufbahn läßt sich aber ohne die gangbaren lateinischen Kunstwörter nicht einmal anfangen, und mithin noch viel weniger vollenden. Wem sollen also diese neuen deutschen Kunstwörter eigentlich nützen? Dem bloßen Liebhaber der Muttersprache? Wer auf unsere neumodigen Schönredner scharf Acht hat, wird sehr deutlich bemerken: daß sie bei allen diesen Hülfsmitteln in das innere Heiligthum der Sprachrichtigkeit doch nicht eindringen konnten, wie zuckersüß auch ihre Aussprache ist.

Folglich hätte man sehr weislich gehandelt, wenn man auf der gebahnten grammatischen Heerstraße der Väter geblieben wäre!

H. H.

Noch ein Freudengeschrei an die deutschen Dichter, oder: Beweis, daß sich kein Dichter um Zeitmessung und dergleichen zu bekümmern hat.

Von Ludwig Stahlpanzer.

Ich weiß nicht, was der alte herrliche Voß zu dem Freudengeschrei sagen wird, das wir Dichter hiermit anstimmen; ich kann ihm aber wirklich nicht helfen. Wär' ich etwa nur allein dieser Ueberzeugung, so möchte es noch gehen; ich wollte mich in meine Kammer begeben und in einen einsamen Jubel ausbrechen. Da aber die Dichter so sehr mit mir überein stimmen, so muß es durchaus in den „Gesellschafter“ oder den „Bemerker“.

Man macht sich wahrhaftig empörender Ungerechtigkeiten gegen die jetzigen Dichter schuldig, indem man sie nach Gesetzen richtet, die ihnen gar nicht bekannt sind. Sagte nicht neulich ein solcher Herr im blutjungen Gasthofe „zur deutschen Treue“: „Bei meiner Treu, die neuen Gedichte mit ihren unterschiedlichen Sprossen kommen mir vor wie Folter-Leitern, worauf die Sprache zugerichtet wird und ruckweis in ein erbärmliches Angstgeheul ausbricht, worin dann gewöhnlich Kraft und Ausdruck bewundert wird. Ja, meine Herren!“ sagt' er und schnupfte; „da werden Doppellauter kurz gebraucht, keine Hemmung gilt, und wär's durch fünf Selbstlauter, die Wörter krachen ordentlich; solche Gedichte sind fortgesetzte Beinbrüche.“ — „O mein Herr, wissen Sie auch, daß wir uns um Alles das nicht scheeren? Wissen Sie auch, daß wir gleichsam Engländer sind und nur von unsers Gleichen gerichtet werden können, also von Niemand, denn wir Alle haben unsers Gleichen nicht? Und wenn wir uns nun auch auf Ihr Reden einlassen wollen, trotz dem, daß Sie unsers Gleichen nicht sind, was für elende Aeußerlichkeiten rügen Sie da? Macht denn bei Ihnen das Kleid den Mann? Macht denn der Goldrahm den Raphael oder der Säbel am Gefäß den tapfern Mann? Ist der Diamant im Koth nicht auch ein Edelstein? Werden Sie so lächerlich seyn, einen Apfel aus zu schlagen, weil er Ihnen auf dem natürlichen Teller einer schönen Hand geboten wird und nicht auf Porzelan? O mein Herr, ich werde die Hand noch obendrein küssen, wenn sie's erlaubt und das Porzelan nicht ansehen! Hier haben Sie Natur und Kunst!“

Der schöne Kammerherr Syrup lächelte hier sehr behaglich. „Sie werden hoffentlich mit mir darüber einverstanden seyn“, wandt' ich mich an den Letzten; „daß sich diejenigen in einem beklagenswürdigen Irrthum befinden, welche glauben: daß es unsern Dichtern in den Sinn kommt, Verse zu machen.“ — „Das wär' der Teufel!“ fuhr der Lieutenant Semmelbart dazwischen; „keine Verse? Sie spaßen, Doktor!“ — „Mich wundert“, sagt' ich, „daß ein Mann, der in drei Zeitschriften und zwölf der neuesten Taschenbücher belesen, noch nicht darauf gekommen ist. Ich will gestehen, daß ich lachen mußte, da ich einen berühmten Mann behaupten hörte: die Stegreif-Gedichte der alten Normänner hätten nur eine gewisse gleichförmige Bewegung beobachtet; seyen aber nicht, wie unsere Gedichte, wirklich gemessen worden. Davon ließ sich der Mann also nichts träumen, daß eben wir keine gemessenen Gedichte haben, sondern daß unsere Gedichte nur eine gewisse gleichförmige Bewegung beobachten. *) Spaßhaft genug! Denn daß Jemand die Nase eines Andern, der ihm über den Stuhl sah, mit dem Schnupftuche fing und sie schneuzen wollte, weil er sie für die seine hielt, das ist bekannt; daß aber der Gegenübersitzende seine eigene Nase mit dem Linnen erpackte und zauste, weil er sie für eine stockfremde hielt, das ist neu und mehr als Faustische Zauber-Blendung!“ — „Hier find' ich wenigstens keinen Zusammenhang!“ sagte der Lieutenant Semmelbart, indem er die schwarzen Augenbraunen aufzog und den Bart strich. — „Das glaub' ich!“ erwiedert' ich. „Auf Ehre! nicht den geringsten“ — „Ich glaub's ungeschworen. Aber sollte denn wirklich Niemand in dieser geistreichen Gesellschaft bemerkt haben, daß unsere Dichter uns jetzt durchaus nichts geben als Prosa?“ — „Mon dieu! das Gegentheil davon müßten Sie behaupten, wenn Sie etwas Auffallendes sagen wollen: daß sie uns keine Prosa geben!“ lispelte der Kammerherr; „das ist ja eine alte Klage!“ — „Ich meine der Form nach Prosa, mein Verehrter! Und daß sie uns auch nichts Anderes geben wollen, als prosaische, d. i. ungebundene Gedichte.“ Der Lieutenant Semmelbart schien dem Streite mit einem Maß ein Ende machen zu wollen; er sprang klirrend empor, zog mit Mühe aus der engen Tasche das neueste Taschenbuch, schlug es auf, hielt mir das Goldglänzende vor's Gesicht und sagte: „Das sind also keine Verse? Das lehrt ja der bloße Anblick!“ — „Nun, mein Herr Lieutenant!“ sagt' ich und stand auf, um mir zu einer langen Rede Luft zu machen; „wenn Sie bloß daraus, daß man, zu größerer Ersparung von Buchstaben und Druckschwärze, gegenwärtige Prosa wie Verse gedruckt hat, mir beweisen wollen, daß es Verse sind; dann getrau' ich mir, zu beweisen, daß etwa eine Anweisung die Dauer menschlicher Stiefeln zu verlängern, ein Trauerspiel wird, wenn ich sie in fünf Aufzüge abtheile und hie und da in Auftritte? Dann, lieber Herr Lieutenant, hatten jene Aftergeburten in der Fabel völlig Recht, bei der Ueberschwemmung zu eigentlichen Aepfeln zu sagen: „wir Aepfel schwimmen!“ Und welchen Unterschied machen wir dann noch zwischen einer Maske und einem Gesicht, zwischen einem Stiefel und einem Bein, zwischen einer Weste und einem Herzen?“ — „Und was wären denn die Reime, die sich allemal oder doch größtentheils zu Ende eines Verses finden?“ fragte Semmelbart. — „Nun seh' ich völlig, daß Sie nur scherzen, mein Guter!“ sagt' ich munter; „denn unmöglich kann Ihnen unbekannt seyn — ich kenne Sie ja! — daß es schon bei morgenländischen Völkern Sitte war, mitten im Flusse der Prosa hin und wieder Reime an zu bringen. Wenn nun der Herr von Hammer es durchgesetzt hat, daß auch unsere Prosaiker dieser morgenländischen Sitte folgen, so ist man darin noch weiter gegangen — was eigentlich auf Rechnung der Setzer zu schreiben — daß man allemal ein Reimwort zu Ende der beliebten kurzen Zeilen setzte. Wenn ich übrigens bedenke, daß das Wort Vers, d. i. versus, ursprünglich nichts weiter bedeutet, als Zeile, Reihe, so kann ich Ihnen recht gern zugeben, daß unsere Dichter doch Verse machen.“ Womit ich meinen Wein vollends austrank und den Hut nahm.

„Also doch bekehrt!“ schnarrte der Lieutenant.

*) Die wissenschaftliche Ausführung dieses Satzes vielleicht anderswo.

Bemerker.  No. 2. 1821.

Beilage zum 14ten Blatte des Gesellschafters.

Ueber die Leipziger Stadt.

(Brief des literarischen Frachtfahrers Fortunat an seinen Spediteur.)

Höchstwerthgeschätzter!

Ich soll Ihnen Neuigkeiten, die ich bei meiner letzten Anwesenheit in Leipzig gesammelt habe, melden? — Infandum jubes renovare dolorem! Doch es sey!

Wenn Sie zur Gerber-Gasse herein kommen, so finden Sie etwas ganz Neues: nämlich ein neues Gebäude, und in dem Gebäude etwas eben so Neues: nämlich die neue Accise-Verfassung, und bei der Accise-Verfassung etwas noch Neueres: nämlich das daselbst angestellte Personale. Es ist diesmal wirklich das Personale bei der Verfassung angestellt worden, nicht etwa die Verfassung bei dem Personale, wie zuweilen geschehen soll; ich meine: daß man etwa eine Hochschule errichtet, weil man die Menge der überzähligen öffentlichen Lehrer sonst nicht an zu bringen weiß, oder um mich eines aus der Natur unmittelbar entlehnten, und daher — nach Jean Paul's Theorie — edleren Gleichnisses zu bedienen, wie man einen neuen Bienenkorb flechten läßt, wenn die junge Brut im alten nicht mehr Raum hat. Also diese neue Accise-Verfassung ist das Neueste, worüber ich Ihnen Etwas melden kann; obgleich ungern, und das zwar aus vielen Gründen. Accise nämlich ist mir an sich schon ein ärgerliches Wort, ärgerlich nicht nur, weil ich Frachtfahrer, sondern auch, weil ich Liebhaber der Reinigkeit der deutschen Sprache bin. Indessen, was hilft es? Gebrauchen muß ich das barbarische Wort doch: denn es giebt keinen recht ächt deutschen Stellvertreter dafür. Mauth mag ich nicht sagen, das erinnert mich an Mauschel; Zoll auch nicht: dabei fällt mir der Leibzoll ein, und so gerathe ich unter die Juden, ohne zu wissen wie? Freilich erinnert mich auch die Accise an die Beschneidung — kurz, ich mag es hier machen wie ich will, ich treffe immer auf Hebräer. Doch ich schweife auf Nebendinge ab, was Niemanden weniger ziemt, als einem Fuhrmann, der hübsch auf der geraden Straße bleiben soll.

Diese neue Accise-Verfassung wird Ihnen als eine vorzügliche Einrichtung gerühmt werden. Man sagt: die Zoll-Ansätze wären billig; die Zahl der dabei angestellten Diener gering; der Ertrag für die Staats-Kasse weit stärker als bei der früheren Abgaben-Ordnung; die Art der Entrichtung für die Zollpflichtigen bequem; dagegen der Unterschleif schwer, ja beinahe unmöglich. Das Alles wird man Ihnen sagen oder gesagt haben, und Sie werden das Alles lobenswerth finden. — Hören Sie meine Gedanken darüber! — Es ist eben so thöricht, dem Neuen unbedingt zu huldigen, als dem Alten blind an zu hängen; nur der Mittelweg ist weise, nämlich alles das vom Alten bei zu behalten, was durch die Erfahrung sich als gut und brauchbar bewährt hat, und nur da Neues an die Stelle des Alten zu setzen, wo das letztere durch die Zeitbedürfnisse unbrauchbar gemacht worden ist. Dieser Satz ist so verständig und so wahr, daß ich keinen Beweis zu führen brauche, den Sie ohnehin im „allgemeinen Anzeiger der Deutschen" in hundert Blättern finden können. Die Kunst einer Verwaltungs-Behörde besteht demnach hauptsächlich darin, das Zeitbedürfniß richtig zu erkennen. Ist dieses erkannt, so findet sich leicht: wo, wie und was verändert und neu eingerichtet werden müsse, um billigen und gerechten Ansprüchen des Volks zu genügen. Beurtheilen wir von diesem Gesichtspunkte aus das neue Leipziger Acciswesen.

Unterschleif ist unmöglich — sagen die Lobredner jenes neuen, langen, säulengetragenen Hauses —; aber die Ansätze sind auch so billig, daß Niemand nur auf den Gedanken kommen wird, betrügen zu wollen. — Ich frage: Ist das ein Vorzug? Ist das zeitgemäß? Kühn behaupte ich: Nein! Für wen ist eine Accise-Verfassung hauptsächlich da? Ohne Zweifel zunächst für diejenigen, welche eigene oder fremde Handelswaaren auf die Marktplätze bringen. Kann diesen wohl daran liegen, daß der Unterschleif unmöglich sey? Der muß den Reiz des Paschens nie empfunden haben, der das behaupten kann. Das Umgehen von solchen Verordnungen, die man hassen will, hat so viel Lockendes, daß Viele, um den Reiz zu befriedigen, allenfalls geringen Verlust nicht scheuen. Diese Ansicht der Dinge scheint mir so tief in der menschlichen Natur gegründet, daß sie schlechterdings bei jeder bürgerlichen Einrichtung berücksichtigt werden sollte. Und über die Billigkeit ließe sich auch noch gar Vieles sagen! Sie wissen, ich kam neulich mit einer Ladung Lachse hieher. Ich wollte den Centner mit 4 Gr. vergeben, weil ein Kamerad, der Pücklinge brachte, auch nur 4 Gr. bezahlte. Aber man forderte mir ganz freundlich 8 Gr. ab. Ich bezog mich auf die natürliche Gleichheit unter den Fischen, bewies auch beiläufig: daß ein Centner Lachse nicht schwerer wäre als ein Centner Pücklinge; aber man hörte mich kaum an, und sagte, da ich nicht aufhörte zu demonstriren: „Mein Freund, wer den Centner Lachse speist, kann eher acht Groschen bezahlen, als der, welcher den Centner Pücklinge frißt, vier Groschen. Uebrigens sey Er nur so gut und seh' Er den Tarif an!" — Es half nichts, ich mußte bezahlen, und obendrein in Conventions-Geld. Als ich in den Gasthof kam, sah ich den Tarif nach und fand, daß die Leute auf der Accise, dem Buchstaben nach, allerdings Recht gehabt hatten. Früher mußte ich daran zweifeln, weil sie so höflich waren; denn ich dachte in meinen Gedanken: wenn sie Recht hätten, wären sie gewiß grob. — Ueberhaupt aber, was ist Billigkeit bei dergleichen Dingen? Der Centner seidene Waaren giebt in Leipzig 2 Thlr. 12 Gr. ab. Ich kenne freilich Zoll-Aemter, wo das Pfund eben so viel kostet; also ist der Zoll in Leipzig allerdings verhältnißmäßig etwas viel billiger; aber da sich die Zahlen eben so gut ins Unendliche vermindern als erhöhen lassen, so könnte ja der Centner jener Waaren, statt 2 Thlr. 12 Gr., eben so gut 1 Thlr. 6 Gr. — 15 Gr., 15 Pf. und noch viel weniger abgeben. Und warum giebt er nicht so wenig ab? Ich stelle ohne Bedenken den Satz auf: Wenn Billigkeit bei den Forderungen der Regierungen beobachtet werden muß — und das muß sie, wie Jeder eingestehen wird — so ist diejenige Zoll-Verfassung die beste, wo die Billigkeit der

Ansätze am größten ist; am größten aber wäre sie dann, wenn gar Nichts gegeben würde. Ich gestehe freimüthig, das wäre mir eigentlich das liebste; ausgenommen, wenn die Sache so eingerichtet würde: daß man von der Accise dafür, daß man sich die Mühe nimmt, bei ihr vor zu fahren, noch etwas heraus bekäme, das wäre allerdings noch besser. Da man nun bei jeder neuen Einrichtung nothwendig die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erlangen suchen muß, so hätte man billig erwarten dürfen, in dem aufgeklärten Meß-Ort Leipzig ein Zoll-Amt vor zu finden, bei welchem gar Nichts abgegeben würde, als höchstens ein höflicher Gruß an die Offizianten. Wäre damit noch eine Anstalt verbunden, in der man ein kleines Frühstück gratis erhielte, desto besser! Man stelle mir nur nicht etwa den abgeschmackten Grund entgegen: daß der Staat ohne Geld nicht bestehen könne. Der Staat muß nicht auf elendes Metall, er muß auf Ideen gegründet seyn; und diese sucht man vergebens in den Accis-Kassen. Genau genommen, sehe ich nicht einmal, wozu er das Geld eigentlich braucht. Man hat mir einmal vorgerechnet, in Sachsen gäbe der Staat im Durchschnitt jährlich so viele Louisd'ors aus, als er Unterthanen habe. Ist das wahr, so braucht er freilich Geld; aber dann müßte doch jeder Staatsbürger jährlich auch seinen Louisd'or bekommen. Ich bin nun 50 Jahre alt, und möchte wohl wissen: wer mir den meinigen bis jetzt weg geschnappt hat. Ich werde gelegentlich meinen Anspruch doch geltend zu machen suchen; denn 250 Thaler in Gold sind keine Kleinigkeit. Wenn mir aber Jemand meine Forderung abkaufen will, denke ich einen ziemlich bedeutenden Rabatt zu geben; ich würde wenigstens so generös seyn, wie die Verschwender unter den Buchhändlern, die oft 50 Prozent geben, um nur Geld zu sehen.

Nun das sey! Es soll aber auch die Art der Entrichtung bequemer seyn als sonst. Bequemer? — Ich bitte Sie, wie kann es nur Menschen geben, die so etwas behaupten? Ja — heißt es — sonst hatte man seine Noth; da mußte man an zehn Orten herum laufen, und zuletzt war doch etwas vergessen; jetzt hat man Alles in einem Hause beisammen! Wer lief denn herum? Wer hatte denn die Noth? Wir? Gott bewahre! Ich bin wegen der Accise niemals aus der Stube gegangen; da waren die Freimacher, allerliebste, höfliche Leute, die machten uns die Waaren und das Geschirr frei von allem Möglichen, wovon wir frei seyn wollten, ohne daß wir von der Ofenbank auf zu stehen brauchten. Jetzt müssen wir selbst von der Straße bis in das Accishaus hinüber gehen, was auch bei dem größten Fuße unter sieben Schritten doch nicht wohl möglich ist; müssen unsre Zeddel selbst vorzeigen; müssen selbst anhören, was wir zu bezahlen haben; müssen wohl auch selbst in die Tasche greifen, um auf zu zahlen. Besonders aber kann ich das nicht vergessen, daß die Leute dabei so artig sind, und ich wäre neulich deshalb bald grob geworden. Es steckt gewiß etwas hinter dieser Höflichkeit; ich weiß nur noch nicht, was? und jedenfalls ist es eine zeitgeistwidrige Neuerung. Wir wollen nicht höflich behandelt seyn, angefahren wollen wir seyn; unsere Väter sind angefahren worden, unsere Großväter desgleichen: wir sind im rechtlichen Besitz, per Flegel traktirt zu werden und wir wollen es bleiben.

Daß endlich bei dem neuen Zollhause ungleich weniger Beamten angestellt sind, als bei dem früheren Accisewesen, ist für die kurzsichtigen Lobredner des Neuen ein neuer Grund zum Rühmen; für mich, den Weitsichtigen, ein noch weit stärkerer zum Tadel. Wessen bedürfen wir jetzt — und stets — am meisten? Des Geldes, um zu leben! Was sucht also der größte Theil der Menschen, der sich nicht durch Handel oder durch Handarbeit nähren will, oder dem es das Schicksal versagt hat, seine Bedürfnisse durch das bequeme Geschäft des halbjährlichen Schreibens von Zins-Quittungen zu erwerben? Stellen, Aemter! Ist es also nicht ein Werk der unrechtmäßigsten Neuerungssucht, wenn man die Zahl der Aemter und besoldeten Stellen vermindert? Warum folgt man nicht dem preiswürdigen Beispiel des brittischen Staates, der, nachdem er eine Unzahl von Aemtern errichtet hat, deren Inhaber sämmtlich irgend etwas zu thun haben, auch noch eine Unzahl anderer bereit hält, in denen man verfassungsmäßig gar nichts thue, und die den, an die glücklichen Inseln erinnernden Namen „Ohne Sorgen" führen. Warum ahmt man nicht andern noch näheren Staaten nach, welche, ohne Zweifel einzig um des lohnenden Gefühls, recht Viele glücklich zu machen, ein Heer von Beamten besolden, groß genug, um ein Paar Nachbar-Staaten damit zu erobern? Jene Reduktionen — ich brauche für diese undeutsche Sache um so lieber ein undeutsches Wort, da die Uebersetzung ins Deutsche (Rückführung) unsre Rückschritte in der Vervollkommnung allzu deutlich bezeichnen würde — sind so wahrhaft himmelschreiend, daß der Himmel in mehr als einem Falle davon wirklich Notiz genommen hat. Als z. B. Pombal in Portugal an die Spitze der Geschäfte gekommen war, kehrte er, auf Eingebung des Teufels, mit seiner Minister-Feder auf einen Strich 12,000 Schreiber aus den Canzleien hinaus. Die Ausgefegten schrieen, da sie nicht mehr schreiben konnten, und was war die Folge? Jenes greuliche Erdbeben, das, am ersten des Wind-Monats 1755, das ganze Reich heimsuchte und Lissabon in wenig Augenblicken beinahe völlig zerstörte. So berichten die derzeitigen Geschichtschreiber, und nur der Teufel allein, der doch jene Greuel angestiftet haben muß, ist convenient genug, einer solchen ehrwürdigen Geschichtlichkeit zu widersprechen. Dies setze ich gleich als Schutzwehr hin, im Fall Sie mir — was ich jedoch nicht fürchte, da Sie ein zeitgemäß gebildeter Mann sind — entgegnen sollten: der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung würde Ihnen hier nicht recht klar. Wären Sie aber wirklich so zurück geschritten, dann verweise ich Sie auf die neueste Schicksals-Theorie, Kraft deren ein solcher Zusammenhang gänzlich überflüssig ist. — Um bei der Stange zu bleiben, frage ich nur: ob Sie mir zugeben, daß der Staat im Grunde weiter nichts ist als ein großes Versorgungshaus für Alle, die darin sind? Leugnen Sie dies, so will ich es Ihnen in meinem nächsten Briefe beweisen; gestehen Sie es aber ein, so benehmen Sie mir zwar die Gelegenheit, es zu beweisen — was mir leid thut, denn ich hätte dabei zugleich meinen Scharfsinn bewiesen — aber Sie müssen dann auch in die Wehklage über die Verminderung des Leipziger Accis-Personals einstimmen. Falls Politiker diesen Brief lesen sollten, so bemerke ich noch, um nicht als Ketzer zu erscheinen: daß ich nicht so unbillig bin, dem Staate nur die Verbindlichkeiten einer Versorgungs-Anstalt auf zu bürden; nein, ich gestehe ihm auch recht gern alle den Vorstehern ähnlicher Anstalten von Gewohnheit und Rechtswegen allzeit eingeräumten Rechte zu: giebt er uns nur zu essen, so mag er uns vorschreiben, wie wir gehen, stehen, denken, sprechen, leben und sterben sollen; darüber kann sich Niemand beschweren. Ich behaupte nur: daß er von diesen ihm zustehenden Befugnissen ganz und gar nicht den Gebrauch macht, den er davon machen könnte und vielleicht sollte. So bin ich neulich bestraft worden, weil ich nach Ablieferung meiner Waare — in der Freude, daß man mir nur ein Drittheil der Fracht abgezogen hatte — mit meinem leeren Wagen im vollen Rennlauf ab und davon fuhr. Ich schreie laut und mit Recht über diese Strafe: denn durch das Donnern meines Wagens, das alle Fensterscheiben der Straße zum Klirren brachte, ward ja ein Jeder erinnert, zeitig auf die Seite zu springen, und wer es nicht that, hatte es sich selbst bei zu messen, wenn er ganz oder theilweise gerädert wurde. Dagegen kann Einer so schnell auf der Straße rennen, als er will, das ist erlaubt, das wird nicht bestraft; und so rannte neulich ein solcher Läufer, den kein Warn-Gerassel ankündigte, wie meinen Wagen, ungestraft gegen mich an, daß ich auf die Seite taumelte. Wo bleiben da die Rücksichten für die

Sicherheit der Personen? Ich fertigte sogleich einen Aufsatz, worin ich darauf antrug, in allen Stadien Mälzelsche Chronometer auf zu stellen, durch welche das schnellste Zeitmaaß, welches ein Fußgänger, bei Vermeidung eines alten Schocks Strafe, nicht überschreiten dürfe, hinlänglich bezeichnet würde. Man wollte aber meinen Vorschlag in keinem öffentlichen Blatt abdrucken, außer gegen Einrücke-Gebühren; ich aber verlangte noch Ehrensold, und so ging der ganze, gewiß volksthümliche Vorschlag zu Grunde. — Ich wußte nicht, warum ich meinen Brief nicht eben so gut hier schließen könnte, als an irgend einer andern Stelle, wenn ich nur noch, wie ich hiemit thue, hinzu setze: daß ich stets mit größter Verehrung beharre als Ihr gehorsamster, immer in die so höchst logischen Klagen des Volks einstimmender Fortunat.

Antworten.

Die „Berichtigung", den Aufsatz: „Die Päpstin Johanna" betreffend („Gesellschafter" 1820. Bl. 202 und 203) wird in dem nächsten „Bemerker" abgedruckt. Die Aufsätze: „Der Prätendent in W***", „das neue musikalische Meteor", „die Gehalts-Zulage" und die Gedichte, mit zwei Namen als Titel und der Unterschrift „E." sind zurück zu nehmen; selbst wenn die Verfasser sich mir nennen wollten (was immer geschehen muß), würde ich den Abdruck dennoch verweigern, weil auch die größere Redefreiheit im „Bemerker" sich bis zu Pasquillen nicht ausdehnt. Der Verfasser des Aufsatzes „Schauspieler und andere Staatsdiener" sende gefälligst, nur zu meiner Notiz, mir seinen Namen ein, dann soll der Abdruck erfolgen. D. H. ...

1821. No. I.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Ganz kürzlich sind bei F. P. Streng in Frankfurt a. M. erschienen und durch jede deutsche Buchhandlung zu erhalten:

Deutsche Handlungs-Briefe

mit englischen Erklärungen der schwersten Wörter und Redensarten und einem kleinen deutsch-erklärenden Wörterbuche der üblichsten kaufmännischen Ausdrücke. 8. 18 Gr.

Der Herausgeber verdankt den größten Theil dieser vorzüglichen Sammlung von Briefen einigen der ersten Handlungshäuser, welche so gefällig waren, sie ihm mit zu theilen. Mit Recht können wir sie jedem jungen Manne, welcher sich in der englischen Sprache und besonders im Briefstyl zu üben wünscht, empfehlen, und zugleich die englische Erklärung derjenigen Wörter und Phrasen, welche Anfänger selbst mit Hülfe eines Wörterbuchs nicht verstehen würden, vorzüglich gelungen nennen, wie sie noch keine Schrift ähnlicher Art geliefert hat.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sechster Jahrgang.

Die ehrenvolle Art, wie dieser Zeitschrift in den schätzbarsten Blättern des Auslandes, theils durch besondere Andeutungen, theils durch besondere Charakteristik gedacht ist, beweist für den Werth des Inhalts offenbar mehr, als jede Anpreisung in eigener Angelegenheit. Wenn ein besonderer Nachdruck auf die wachsende Theilnahme gelegt wird, womit das Ausland fortwährend diese Zeitschrift auszeichnet: so geschieht es hauptsächlich aus dem Gefühle schuldiger Dankbarkeit für die mannigfaltigen Beiträge ausländischer Schriftsteller.

Der fortgesetzte Versuch, durch ausgesetzte Preise der Zeitschrift einen immer höher steigenden Gehalt zu geben, ist nicht fruchtlos geblieben. Der Reichthum an eingegangenen Beiträgen bürgt für die Vielseitigkeit des aufgeregten schriftstellerischen Interesse, so wie die kritische Competenz der schon öfter genannten Preisrichter für die Auswahl des Besten.

Die Aufsätze werden auch künftig im strengsten Sinne original seyn. Auch nur von ferne ein Urtheil auszusprechen über den Rang der hier erscheinenden Unterhaltungsblätter wäre eine unstatthafte Anmaßung, nur sey die offene Bemerkung vergönnt, daß diese Zeitschrift in der Hinsicht die schärfste Vergleichung gerade am wenigsten scheut.

Der Inhalt zerfällt mit Rücksicht auf interessante Abwechselung in Erzählungen, Mährchen, Legenden, lyrische Gedichte, Räthsel und Charaden. Das Ansprechendste aus Geschichte, Länderkunde, besonders des österreichischen Kaiserstaats, findet daneben häufig einen gern eingeräumten Platz. Auch sind kurze freundliche Anzeigen und Beurtheilungen der neuesten und anziehendsten Erscheinungen im Gebiete der Kunst und Literatur keinesweges ausgeschlossen.

Die fünf Theater der Hauptstadt versorgen reichlich und schnell die Kritik mit den mannigfaltigsten Gegenständen. Von jeher wurde den beiden k. k. Hoftheatern, wie sich gebührt, vorzugsweise eine größere Aufmerksamkeit gewidmet. Gerechtigkeit in Lob und Tadel wünscht man zu erreichen. Je weniger das eigene Urtheil über die Annäherung zum Ziele hier etwas gelten kann, desto erfreulicher lohnt und ermuthigt die Anerkennung, die stiller und lauter, in der Nähe wie in der Ferne, darüber sich immer mehr ausspricht. Die Correspondenz-Nachrichten, die jetzt auch Paris und London umfassen und unablässig erweitert werden, liefern in den verschiedensten Beziehungen Beiträge zur Tages- und Sittengeschichte. Das Publikum, wie die Stimme der öffentlichen Blätter, erklärt sich fortwährend über diesen Zweig der Unterhaltung so besonders günstig, daß es nicht zweckwidrig seyn kann, auf diesen Gegenstand noch ganz besonders aufmerksam zu machen.

Die im In- und Auslande wegen ihrer Trefflichkeit allgemein anerkannten Modenbilder und anderen bildlichen Darstellungen in besonderen Beilagen werden mit Sorgfalt der möglichsten Vervollkommnung entgegen geführt werden.

Die Wiener Zeitschrift wird wöchentlich drei Mal, nähmlich: Dinstag, Donnerstag (mit dem Modenbilde) und Sonnabend in groß Octav auf Velinpapier gedruckt, ausgegeben. Jeder Jahrgang dieser Zeitschrift wird aus zwölf Heften oder vier Bänden bestehen, und mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen seyn.

Der Pränumerationspreis für Text und Kupfer ist hier in Wien vierteljährig 4 Th., halbjährig 8 Th., und ganzjährig 16 Th. Sächsisch.

Zur größern Bequemlichkeit des Lesepublikums sind der Text und die Modenbilder getrennt zu haben. Die Abnehmer des Textes allein, zu welchem jedoch die Musik- und alle außerordentlichen Beilagen gehören, zahlen vierteljährig 2 Th., halbjährig 4 Th., und ganzjährig 8 Th. Sächsisch.

Der Preis der Modenbilder allein bleibt mit vierteljähriger Vorausbezahlung auf 2 Th. 16 ggr., mit halbjähriger auf 5 Th. 8 ggr. und mit ganzjähriger auf 10 Th. 16 ggr. festgesetzt. Doch bleibt es den Pränumeranten des einen oder der andern unbenommen, gegen Daraufzahlung von 2 Th. 4 ggr. vierteljährig die Kupfer, oder von 1 Th. 8 ggr. vierteljährig den Text (in so weit die Auflage reichen wird) nachzuschaffen.

Von der k. k. obersten Hofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition in Wien werden die Bestellungen auf diese Zeitschrift mit wöchentlich zweimaliger Versendung bis an die ersten Poststationen des Auslandes gegen halbjährige Pränumeration von 13 fl. 12 Kr. und ganzjähriger von 26 fl. 24 Kr. Conv.-Münze in Augsb. Courant versendet.

Diese Trennung des Textes und der Kupfer, und die vereinzelte Verabfolgung derselben findet jedoch nur hier in Wien und im Wege des Buchhandels Statt. Mit der Post kann, zur Vermeidung der sehr leicht sich ergebenden Verwechslungen, nur die bisherige Versendung, nämlich des Textes und der Kupfer gemeinschaftlich erfolgen.

Um die hier angeführten Pränumerationspreise sind noch einige Exemplare der bisherigen fünf Jahrgänge dieser Zeitschrift auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Das Honorar ist, außer den Preisbewerbungen, auf fünf Ducaten in Gold für unsern Druckbogen festgesetzt, und dem Belieben der Schriftsteller überlassen, dasselbe gleich nach dem Abdruck, oder nach halbjähriger Berechnung zu fordern.

Im Wege des Buchhandels wird die Zeitschrift gleich allen andern literarischen Journalen in monatlichen Heften mit einem Umschlag versehen, sowohl mit als ohne Kupfer um die angesetzten Pränumerationspreise in Commission bei den Herren Tendler und Manstein allhier zu haben seyn, und man ersucht die löbl. Buchhandlungen Deutschlands und des österreichischen Kaiserstaates, sich an selbe mit ihren Bestellungen zu wenden. Aufgeschnittene oder beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Einsendungen aller Art geschehen unter der Aufschrift:

„An das Büreau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode", am Kohlmarkt Nr. 257.

Der Herausgeber.

1821. No. II.

Blatt der Ankündigungen.

Ankündigung.

Ich zeige hiermit an, daß in meinem Verlage unter dem Titel:

Allgemeines encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe,

begründet von Dr. L. Hain,

und nach einem erweiterten Plane bearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten,

4 Bände in Lexicon-Format,

ein Werk erscheinen wird, welches sich über das ganze Gebiet des menschlichen Wissens verbreiten, und durch seinen reichen und gemeinnützigen Inhalt gewiß alle gebildete Klassen des Publikums in hohem Grade interessiren wird. Schon der Name des als Mit-Redakteur des „Conversations-Lexikons“ und durch andere literarische Arbeiten vortheilhaft bekannten Begründers muß auch für dieses Werk die günstigsten Erwartungen erregen: daß diese nicht unbefriedigt bleiben werden, wird die von einem Probebogen des Werks selbst begleitete ausführlichere Anzeige beweisen, welche in allen deutschen Buchhandlungen gratis zu haben ist, und auf welche ich mich mit dem Wunsche beziehe, daß sie von keinem Gebildeten möge unbeachtet gelassen werden. Da diese Anzeige sich über Tendenz, Inhalt, Umfang und Behandlungsart vollständig ausspricht, letztere auch, so wie die äußere Einrichtung, aus dem Probebogen hinlänglich erkannt werden kann; so begnüge ich mich, hier nur an zu führen: daß das ganze Werk nach einem ungefähren Ueberschlage über 100,000 Artikel aus allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben enthalten, und ungefähr aus zwölf Alphabeten in Lexikon-Format bestehen, mithin den größten Sachreichthum mit der äußersten Gedrängtheit verbinden wird. Das Ganze wird 4 Bände bilden, jeder Band aber in 2 Abtheilungen erscheinen. Die erste Abtheilung des 1sten Bandes, welche die Buchstaben A und B enthält, wird mit Neujahr 1821 im Druck beginnen. Die Herausgeber werden Alles aufbieten, die Fortsetzung möglichst schnell nachfolgen zu lassen, so daß ich die Beendigung des ganzen Werks im Jahre 1823, also im Laufe von drei Jahren versprechen kann.

Der Subscriptions-Preis auf das ganze Werk beträgt: für Druckpapier 10 Thlr. (18 Fl. Rheinisch), für Schreibpapier 15 Thlr. (27 Fl. Rheinisch). Dieser überaus niedrige Preis macht es auch den Unbemittelten möglich, sich dieses gemeinnützige Werk, das an umfassendem Gehalt in der deutschen Literatur nicht seines Gleichen hat, und seine Brauchbarkeit für den Gelehrten wie für den Ungelehrten gewiß bewähren wird, an zu schaffen, und ich will den Ankauf auch dadurch erleichtern, daß ich jetzt keine Vorausbezahlung bedinge, sondern erst bei Ablieferung der ersten Abtheilung des 1sten Bandes die Hälfte des Betrags, nämlich 5 Thlr. auf Druckpapier und 7 Thlr. 12 Gr. auf Schreibpapier bezahlt erhalte.

Subscription nehmen alle deutschen Buchhandlungen an, und der Termin dafür ist bis Johanni 1821 bestimmt. Privat-Sammlern sollen angemessene Vortheile bewilligt werden, und ich lade alle diejenigen, welche sich diesem Geschäft unterziehen wollen, ein, sich sowohl wegen der Bedingungen, als wegen der nöthigen Anzeigen u. s. w. direkt an mich zu wenden. Altenburg, den 1sten Dezember 1820.

Christian Hahn.

Literarische Anzeige.

So eben ist folgendes empfehlungswerthe Schulbuch erschiene[n] und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Biblische Geschichte des alten und neuen Testament[s] für Bürger- und Volks-Schulen, von J. C[.] Melos, Professor und Lehrer am Landschul-Seminarium zu Weimar. Weimar 1820. 8. S. 400[.] Im Verlage der Friedrich Albrechtschen Hofbuchdruckerei. (Leipzig, in Commission bei J. A. Barth[.]) Preis 12 Gr. sächs. oder 54 Kr. rhein. Vom Verleger unmittelbar bezogen gegen baare Einsendung[en] 8 Gr. sächs. oder 36 Kr. rhein.

Diese biblische Geschichte, von dem durch mehrere mit Beifa[ll] aufgenommene Lehrbücher bekannten Hrn. Verfasser, zeichnet si[ch] vor den vorhandenen durch eine vorzüglich strenge und zweckmäßig[e] Auswahl vortheilhaft aus, weil, nach der Bemerkung des Her[rn] Verfassers in der Vorrede, die innige Ehrfurcht und reine Anhänglichkeit, welche der Christ gegen den Stifter seiner Religion un[d] der heiligen Schrift überhaupt in seinem Herzen bewahren müsse[,] durch eine zweckmäßige Auswahl der biblischen Geschichte nur be[-]fördert und erhalten werden könne. Vorzüglich hat er den großen und edlen Charakter Jesu aus seinen Reden und Thaten, besonders in den letzten Auftritten seines Lebens, dar zu stellen gesucht[,] und damit religiöse und moralische Betrachtungen und Anwendun[gen] auf Christen-Erbauung und Tugend, als Materialien zu Unterredungen des Lehrers mit den Kindern, zugleich mit verbunden[,] und dadurch dem Buche einen höchst schätzbaren und bleibende[n] Werth gegeben. Ungeachtet des 25 Bogen starken Buchs hat de[r] Verleger den Preis höchst gering gestellt, damit auch der Unbemittelte sich dieses nützliche, die religiöse Bildung des Volk[s] im Auge habende Buch desto leichter anschaffen könne.

„Nach näherer Ansicht dieser „Biblischen Geschichte“ kan[n] Unterzeichneter versichern, daß der, durch seine „Reformations-Geschichte“ und „Naturlehre für Bürger- und Volks-Schulen“ vortheilhaft bekannte Verfasser derselben seine Absicht, ein rech[t] brauchbares biblisches Lesebuch für den religiösen und sittliche[n] Zweck, mit beigefügter Erläuterung abweichender Gebräuche un[d] Sitten des Morgenlandes, in einem vorzüglichen Grade erreich[t] habe, und daß sein Werk, zumal bei einem so einladend niedrige[n] Preise, aller Empfehlung werth sey.“ Weimar, den 16. Dezbr. 182[0].

Dr. Joh. Fr. Röhr, General-Superintendent.

Sehr zu empfehlen ist das Werk:

Büria, A., Beispiel-Sammlung, sowohl zur gemeinen Algebra als auch zur Differenzial- und Integral-Rechnung: als Fortsetzung des selbststehenden Algebraisten. Herausgegeben von J. G. C. Kiesewetter. 2 Theile. gr. 8. Leipzig, bei Köchly. 2 Thlr. 12 Gr.

Verzeichniß
einiger Schriften zu häuslicher Erbauung, in stillen Familien, auch für Landprediger zu empfehlen.

Dr. Franz Volkmar Reinhard
Beiträge zur Erklärung, besonders zur praktischen Erklärung der Bibel. Aus seinen Schriften gesammelt und herausgegeben von M. Carl Fr. Bartzsch, gr. 8. Leipzig, Gräffsche Buchhandlung 1817.

In der Vorrede sagt Herr M. B.

„Als der Herr Superintendent Fritzsche in Dobrilugk in den vom Herrn Dr. Tzschirner, herausgegebenen Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. (Bd. III. Heft I. S. 208 ff.) die Erklärung des verewigten Reinhards von der evangelischen Perikope am zwölften Sonntage nach dem Dreieinigkeitsfeste als musterhaft aufstellte, äußerte er den Wunsch, daß die neuern Exegeten auf die Reinhardischen Winke und Ansichten aufmerksam seyn, und sie zur Bibelerklärung benutzen möchten, bedauerte es aber auch zugleich, daß das bisher noch nicht der Fall gewesen zu seyn scheine. Und beides, jener Wunsch und dieses Bedauern, war wohl sehr natürlich und gerecht. Reinhard war frühzeitig gewöhnt worden, die Bibel für das Buch aller Bücher zu halten (siehe seine Geständniße S. 30 f.) und in seinem folgenden Leben hieng er mit ganzer Seele an derselben (s. ebendaselbst S. 73. f. 104 f.) Er verkündigte es nicht nur laut und öffentlich von der Kanzel und in seinen Schriften; sondern er bekannte es auch in seinen Briefen an seine vertrautesten Freunde: er habe die Erfahrung gemacht, daß man dem Herzen der Menschen nicht sicherer beikommen könne, als durch die unverstümmelte und einfache Lehre der heiligen Schrift u. s. w. u. s. w."

Aus alle diesem geht hervor, wie nützlich diese Bibelerklärung jedem Prediger ist. Mancher möchte sie sich gerne anschaffen, aber 3 Rthlr., so viel sie im Ladenpreise kostet, ist dem Landprediger bei seiner kleinen Pfarre zu viel. Die Verlagshandlung will, der guten Sache wegen, gerne ein Opfer bringen, sie kann es, ohne einer andern Buchhandlung wehe zu thun. Sie will dieses Buch demjenigen Prediger, der sich unmittelbar an sie wendet und baar 1 Rthlr. 12 Ggr. sächsisch einsendet, für diesen Preis erlassen. Da die Gräffsche Buchhandlung überzeugt ist, daß kein Exemplar auf irgend eines Buchhändlers Lager liegt, so wird kein Buchhändler in Schaden gesetzt. Sollte dennoch der Fall seyn, so nimmt die Gräffsche Buchhandlung es um den Preis von 3 Rthlr. von dieser zurück. Möchte auf diesem Wege das Gute tausendfältige Früchte tragen.

C. E. Gebauers
Predigten zur Beförderung der kirchlichen Erbauung auf alle öffentlichen Andachtstage des ganzen Jahres nach drn gewöhnlichen evangelischen Texten. 4. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. (71 Bogen und den wohlgetroffenen Bildnißen Luthers und Melanchtons nach Lukas Kranach.) Preis 2 Rthlr. 16 Gr.

Alle über dieses Predigtbuch erschienenen öffentlichen Urtheile geben das Zeugniß, daß es sich vor allen auszeichnet, und zu Vorlesungen in den Kirchen auf dem Lande, so wie zur häuslichen Erbauung gleich zweckmäßig ist. Wem keine von allen Lobpreisungen zu Gesichte gekommen ist, wird es nicht bereuen, auf diese wenigen Winke sich dasselbe anzuschaffen.

Gottf. August Ludw. Hansteins
christliche Belehrungen und Ermunterungen in Predigten. Zum Theil bey besondern Veranlassungen gehalten. Mit dem Portr des Probst Hanstein. gr. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Preis 1 Rthlr. 10 Gr.

Der Inhalt mag einen Jeden über den Werth der Predigten belehren

1. Auch Mißgeschick und Noth kann nachtheilig auf Frömmigkeit und Tugend wirken.
2. Ueber die Beharrlichkeit im Guten.
3. Jugendliche Frömmigkeit — wichtig für das männliche Alter.
4. Ueber die Kraft, welche in den Aussprüchen des göttlichen Worts liegt.
5. Ueber die schädliche Verwechselung der Tugend mit der Gesetzlichkeit.
6. Von der Theilnahme an fremden Sünden.
7. Von dem Gewinne, welchen unserer Gegenwart das Andenken an die Zukunft verschafft.
8. Einfluß der Familienfeste auf die Heiligung unserer Gesinnungen und Sitten.
9. Ermunterung auf eine edle und gefühlvolle Art wohlzuthun.
10. Die Betrachtung der Natur leitet zu heiligen Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen.
11. Heilige Pflichten der Gesunden gegen ihre Kranken.
12. Wie unrecht und schlimm es sey, sein Gewissen auf eine so leichte Art zu beruhigen.
13. Ueber merkwürdige Stunden des Lebens.
14. Ueber die Trauer und Klage um unsere Todten.
15. Welches sind die Empfindungen, Beruhigungen und Vorsätze, welche uns von der Weihnachtsfeier in unser sorgen- und kummervolles Leben zurück begleiten mögen?
16. Glaube, Liebe, Hoffnung — befestigt und verherrlicht durch die Erschütterungen der allgemeinen bürgerlichen und häuslichen Wohlfahrt.
17. Seyd fröhlich in Hoffnung.
18. Was kann die Thränen des Menschenfreundes über das Vaterland trocknen?
19. Die Wünsche eines treuen Volkes für seinen guten König an dem Tage seiner Geburt.

Friedrich Ehrenbergs
Betrachtungen über die wichtigstrn Angelegenheiten des religiösen Sinnes und Lebens in Predigten für gebildete Christen. gr. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Preis 1 Rthlr. 16 Gr.

Auch hier mag der Inhalt für dieselben sprechen:

1. Der Sieg des Geistes über die Unfälle, welchr unsern äussern Menschen treffen.
2. Daß wahrhaft Fromme alles, was der Vater hat, als das Ihrige ansehen können.

3. Der fromme Sinn und das würdige Verhalten bey Trennungen.
4. Selig sind die nicht sehen, und doch glauben.
5. Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben.
6. Der edle Kampf mit uns selbst.
7. Wir sind allenthalben vom Tode umringt.
8. Von der Selbstverläugnung.
9. Ueberlegungen für die Stunden, wo wir mit Gott und unserm Herzen allein sind.
10. Von der Treue gegen unsere Ueberzeugungen.
11. Wie wir die Worte Jesu, ich verlasse die Welt und gehe zum Vater, zu den unsrigen machen sollen.
12. Wie wir der Zeit gedenken sollen, wo wir nicht mehr unter den Unsrigen sind.
13. Was soll der Gedanke: Gott ist uns allenthalben nahe, bey uns wirken?
14. Trost und Freude, die uns durch Menschen zu Theil werden.
15. Ermunterungen zu einem entschlossenen und standhaften Kampfe mit den Uebeln des Lebens.
16. Die Theilnahme des Himmels an unsern höhern Angelegenheiten.
17. Nur mit einem reinen Herzen können heilige Werke von uns verrichtet werden.
18. Wie sollen die Segnungen der Natur auf unser Herz wirken?
19. Ueber die Erfahrung, daß so viele schon in der Jugend dem Laster anheim fallen.
20. Daß edle Menschen die Unbekannten und doch auch Bekannten sind.

Gottfr. Aug. Ludw. Hanstein

Wir sind unsterblich. 5 Osterpredigten. gr. 8. 10 Gr.
Der Herr ist auferstanden. 4 Osterpredigten. gr. 8. 8 Gr.

Predigten

des alten Herrn. Magister Mathesius über die Historien des ehrwürdigen, in Gott seligen, theuren Mannes Gottes, Dr. Martin Luthers Anfang, Lehre, Leben und Sterben. Mit einer Vorrede herausgegeben von Ludw. Achim. von Arnim. Mit den Bildnissen Luthers und Melanchthons nach L. Kranach. gr. 4. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. 16 Gr. Auf Schreibp. mit besondern Abdrücken der Bildnisse 1 Rthlr. 8 Gr.

C. E. Gebauers
christliche Erbauungen.

Dieses Buch ist unter der Presse und enthält im bekannten Geiste des Verfassers Morgen- und Abendgebete auf jeden Tag der Woche, Gebete und Lieder bey wichtigen Gelegenheiten. Hierauf folgen Betrachtungen über freigewählte Texte. Jedem häuslichen Familien Cirkel sind diese Erbauungen zu empfehlen, indem sie ihren Zweck, religiösen frommen Sinn in selbigen zu begründen, nicht verfehlen werden.

Predigten

über die evangelischen Texte des Kirchenjahres, zum Besten des Luisenstiftes herausgegeben von dem Probste Hanstein und dem Prediger Wilmsen, als Mitvorsteher des Luisenstiftes. Erstes und zweites Bändchen. gr. 8. Berlin in Commission der Maurerschen Buchhandlung. Preis für die Beförderer à Bändchen 12 Gr. im Ladenpreise jedes Bändchen 16 Gr.

Dies erste Bändchen erschien 1817, das zweite Bändchen erscheint 3 Jahr später. Aus dem Vorworte ergiebt sich, daß jetzt lebende Geistliche aus freier Liebe die Arbeiten dazu liefern. (Es ist also keine gedungene und bestellte Arbeit.) „Nach dem Wunsch des würdigen Stifters", wie das Vorwort sagt: „sollen dieser Sammlung, um die 72 Sonn- und Festtags-Predigten eines vollständigen Kirchenjahres zu fassen, noch 4 ähnliche Bändchen folgen. Indem die Herausgeber diese Sammlung geben, wie sie sie aus wohlthätigen Händen empfingen, so bemerken sie nur, daß sie nicht angesehen werden soll, als ein Hülfs- oder gar Musterbuch für angehende Geistliche, sondern nur lediglich als ein Erbauungsbuch für christliche Familien, falls Krankheit oder Altersschwäche oder unfreundliche Witterung bey weiter Entfernung von der Pfarrkirche den Besuch des Gotteshauses unmöglich machen sollte. Ob Landgeistliche zu Zeiten eine oder die andere Betrachtung finden und wählen dürfen, um sie in ihrer Abwesenheit der Gemeinde durch den Küster und Schullehrer vorlesen zu lassen, kann nur ihrer Beurtheilung überlassen bleiben. Eigentlicher Zweck dieser Sammlung ist dieses nicht. Häusliche Erbauung und mildes Wohlthun sollte dadurch beabsichtigt werden. u. s. w. u. s. w." Die Herausgeber.

Das erste Bändchen ist mit herzlicher Liebe aufgenommen worden. Von dem zweiten läßt sich dasselbe erwarten.

Spuren der Gottheit
im

anscheinenden Zufalle. Wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker von Sam. Christoph Wagener. Erster Theil, zweite verbesserte Auflage. 1818. Zweiter Theil 1810. Mit Kupfern. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. Preis beider Bände 2 Rthlr.

Inhalt des ersten Bandes:

I. Merkwürdige Entdeckung der Unschuld.

1. Du Moulin der Verurtheilte, wird schuldlos befunden. 2. Ein vermeinter Mörder wird vom Tode gerettet. 3. Ein Bäcker in London erkennt in dem von ihm angeklagten Diebe seinen Sohn. 4. Eine Perüke rettet vom unverdienten Tode. 5. Maßow's hundertjähriger Nachtwächter.

II. Merkwürdige Entdeckung begangener Verbrechen.

6. Selbstverrath einer Verbrecherin. 7. Die gefährdete Unschuld kommt durch ein Verbrechen gegen den Schuldigen an den Tag. 8. Entdeckung eines zwanzigjährigen Meuchelmordes. 9. Ein Schädel verräth nach 28 Jahren eine Mordthat. 10. Ein Haarwickel bringt eine Mordthat an den Tag. 11. Ein verlohrner Zollzettel entdeckt Mörder. 12. Ein Zank bringt eine Postberaubung an den Tag.

III. Lebenserhaltung großer Verbrecher bis zur wohlverdienten Strafe.

13. Wall entgeht einem zufälligen Tode, um durch Henkershand zu sterben.

IV. Das Erwachen des schlafenden Gewissens.

14. Die tödtende Gewissensangst. 15 Ein Räuber ersetzt das Geraubte. 16. Thätige Reue über begangenes Unrecht.

V. Erweckung wahrer Reue.

17. Heym's Rückempfang des ihm Geraubten.

VI. Verhinderung begonnener Verbrechen und großen Unglücks.

18. Die Vorsicht einer Magd vereitelt die Ermordung ihrer abergläubischen Frau. 19. Bär und Dieb im Kampfe. 20. Unwirksamkeit der Höllenmaschine des Jahres 1692. 21. Verhinderung eines Selbstmordes.

VII. Beglückung durch anscheinendes Unglück.

22. Moldenhauer verliert sein schönstes Kleinod und wird glücklicher. 23. Isnard gewinnt an Geist und Herz durch seine Leiden. 24. Der glückliche Beraubte. 25 Der Rocktausch eines Straßenräubers. 26. Räuber verhindern einen Selbstmord

VIII. Belohnung der Tugend.

27. Belohnung der Tugend durch Freude im Alter. 28. Belohnung der an einem Betrunkenen erwiesenen Sorgfalt. 29. Die Müllerin Braun von Alberg. 30. Frelenius vertrauet Gott. 31. Hoppe gelangt auf dem Wege des Unglücks zum Glücke. 32. Der Bauer Müller aus Brockstädt. 33 Die Tagelöhner Familie aus Triest.

IX. Wunderbare Bestrafung des Bösen.

34. Ein Münzarbeiter verliert die beim Falschschwören aufgehobenen 3 Finger unter dem Stempel. 35. Die Strafe des Neides 36. Ein von seinem Vater zum Bösewicht erzogener Sohn bringt diesen Vater an den Galgen.

X. Wohlthätige Folgen liebreicher Handlungen.

37 und 38. Antwerpen's und Pondichery's Belagerung.

XI. Gottes Segen auf Nachkommen vererbt.

39. Düls in Besançon und seine Kinder.

XII. Selbstbestrafung böser Thaten und Thorheiten.

40. Eine Wirthin ermordet aus Irrthum ihre eigne Tochter. 41. Eltern ermorden ihren verkannten einzigen Sohn. 42. Ein Bösewicht vergiftet sich selbst, indem er die Seinigen morden will. 43 Ein Quacksalber wird das Opfer seines Wahnglaubens. 44. Strafe des Hochmuths. 45. Schurkenstreich eines französischen Gränzofficianten.

XIII. Großes durch geringfügige Ursachen bewirkt.

46. Ein Hund veranlaßt die Reformation in England. 47. Ein Spiel Karten rettet die Protestanten in Irland. 48. Eine Flasche Wein veranlaßt die Eroberung der Insel Cypern.

XIV. Wunderbare Erhebungen.

49. Ein englisches Landmädchen wird eine Gräfin, und die Mutter einer Königin.

XV. Lebenserrettungen.

50. Civilius Rettung von Grab und Tod. 51. De la Forcus wunderbare Rettung. 52 bis 60. Wie Friedrich der Einzige den ihn bedrohenden Lebensgefahren entgehet. 61. Isart's Errettung aus den Händen empörter Sclaven. 62. Carl II. entgeht den Händen Cromwells. 63. Zwei Knaben, die von der Roßtrappe hinabstürzen, werden wunderbar erhalten. 64 Rettung eines Menschenlebens durch unangenehme Verzögerung eines Geschäfts.

XVI. Geistesgegenwart in dringender Gefahr.

65. Ein treues Weib rettet ihren Mann vom Verderben.

XVII. Besondere einzelne Fälle.

66. Strömfeld, der wunderbar aufgefundene Erbe eines Landguts. 67. Der Artillerist in Meudon. 68. Bestrafende Folge des Uebermuths. 69. Bestrafte Mißhandlung eines Predigers. 70. Der wunderbare Fall einer Bombe.

Der Inhalt des 2ten Theils, noch reichhaltiger an Beispielen, kann nur nach seinen Abschnitten hier wegen Mangel des Raums aufgeführt werden.

Erster Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in unerwarteter Errettung der Unschuld (in 6 Beispielen).

Zweiter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar im sonderbaren Zusammentreffen solcher Umstände, die zur Entdeckung geheimer Verbrechen führen (in 15 Beispielen.)

Dritter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in absichtlichem Aufschub wohlverdienter Strafe (in 3 Beispielen.)

Vierter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar durch die Gewalt des Gewissensgefühls und der tief empfundenen Reue (in 14 Beispielen.)

Fünfter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar am Verhindern angefangener Verbrechen und Abwenden größern Unglückes (in 8 Beispielen.)

Sechster Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den überwiegenden Segnungen nach harten Schicksalen (in 3 Beispielen.)

Siebenter Abschnitt

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in Bestrafung manches Lasterhaften (in 10 Beispielen.)

Achter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den natürlichen traurigen Folgen der Verkehrtheit (in 5 Beispielen.)

Neunter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den großen Folgen anscheinend unbedeutender Handlungen (in 12 Beispielen.)

Zehnter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in mancher Lebensrettung (in 19 Beispielen.)

(Obige Bücher sind in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.)

Bemerker.  No. 3. 1821.

Beilage zum 22sten Blatte des Gesellschafters.

Eine neue Probe von Herrn Müllner's Rezensenten-Unfug

geben abermals zwei sogenannte Rezensionen in der Manier, die man leider an Hrn. Müllner, zur Schmach aller rechtlichen Literatoren, kennen gelernt hat, in Nr. 4 des diesjährigen „Literatur-Blattes" zum „Morgenblatt". Die eine betrifft einen Verlags-Artikel von Brockhaus, und wo die niedrigste Nachsucht so am Tage liegt, wo das ganze Publikum die Motive kennt, welche des Rezensenten Feder leiten, da bedarf es keines Dritten, um die Verächtlichkeit solcher Kritik zu enthüllen. Anders ist es mit der folgenden Schmähredе über Wilhelm Müller's „Rom, Römer und Römerinnen", die ein Muster von Lügen, Gemeinheit, Unsinn und verkehrtem Styl zugleich ist. Warum aber fallen Hr. Müllner und seine Helfershelfer (denn diese Anzeige ist nicht von ihm *) über ein Buch her, das mit mehr Gelehrsamkeit, mit mehr Geist und Scharfsinn geschrieben ist, als der Rezensent, nach dieser Probe zu urtheilen, je besaß, über ein Buch her, das sich des allgemeinen Beifalls des Lese-Publikums mit dem größten Rechte erfreut? Die Gründe sind sehr einfach: Hr. Müllner hegt Gift und Galle gegen den Verfasser, der längst schon mit einem schwarzen Kreuz im Rezensir-Buche angeschrieben stand. Er hatte nämlich das Unglück, einmal vor einigen Jahren gegen Hrn. Müllner öffentlich zu behaupten: daß die Oper wohl nicht so verdammlich sey, als der nicht ohne Egoismus dagegen deklamirende Dichter glaubte — er sollte büßen für diese Verwegenheit. Dies also ist der bewegende Grund zu der vorliegenden Rezension (?!). Daß sie aber auch in der That, wie wir geäußert haben, lügt, gemein, unsinnig und im schlechtesten Styl geschrieben ist, dafür hier nur einige Beweise:

Der Verfasser soll, „um recht viele Bogen zu füllen", häufig Stellen aus fremden Autoren citirt haben. — Alle diese, an ihrem Ort sehr willkommenen Citate betragen, mein Herr, in beiden Bänden zusammen genommen, nicht zwei Bogen!

Italienische Volkslieder, Sprüchwörter u. dergl., die den hellsten, klarsten Blick in das Volksleben erlauben, nennen Sie „Gassenhauer", „Zoten, die man für schweres Geld erkaufen muß"?? Ey, ey! Und hätten sie auch nur den „linguistischen Werth", von dem der Verfasser spricht, so wären sie schon unschätzbar; aber freilich muß man italienisch verstehen, und das ist Ihre Sache just nicht, Herr — — (wir wissen wohl, was Sie sind!) daher auch Ihr Eifer und Ihre Lügen: daß „Hrn. M's Werk fast auf jeder Seite" mit italienischen Reden gespickt ist Fi!), weshalb es dem größten Theil nach ganz unverständlich (wie lächerlich, das nur von gebildeten Lesern voraus zu setzen!). Die Unzahl der italienischen Reden beschränkt sich auf einige ganz allerliebste Mittheilungen der angedeuteten Art im Anhange!!

Hr. Wilhelm Müller hat ein nicht ungelungenes Gedicht an Göthe mitgetheilt, worin er denselben einmal „unsern Simson" nennt. Darauf fragt dieser Rezensent: „Welches Müllerthier soll dem neuen Simson wohl seinen Kinnbacken leihen, um damit die heutigen Philister zu schlagen?" Nun, wenn da nicht Gemeinheit und Unsinn ist — dann giebt es weder Gemeinheit noch Unsinn!

Ela.

*) Bekanntlich redigirt aber Hr. M. das „Literatur-Blatt" und bei ihm heißt redigiren — bestellen!

Berichtigung.

In den Blättern 202 und 203 des „Gesellschafters" vom vorigen Jahre erzählt Hr. Karl Haberfeld die Geschichte der Päpstin Johanna, welche er, als aus authentischen Quellen geschöpft, dem Publikum als Thatsache glaubt mittheilen zu dürfen. Es sey vergönnt, einige bescheidene Zweifel dem Publikum gleichfalls mit zu theilen.

Was zuvörderst die erzählte Geschichte selbst betrifft, so ist dieselbe, einige Ausschmückungen und folgernde Uebergänge abgerechnet, nicht neu; wir finden sie, wenn auch nicht ganz so vollständig, doch im Wesentlichen bei mehreren Andern. Herr Haberfeld bemerkt: daß bis zur Zeit der Reformation an dieser Geschichte Niemand gezweifelt habe. — Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) 1458 — 1465 soll der erste Gegner seyn. Befremdend wäre dieses allerdings, wenn die Erzählung der Geschichte entweder gleichzeitig im 9ten Jahrhundert entstanden, oder aber doch hernach mit allen ihren späteren Schattirungen plötzlich hervor getreten wäre. Was indessen das erstere anbelangt, so wissen wir ja: daß der älteste Autor, der dieser Begebenheit erwähnt, circa 200 Jahre jünger ist, als der Zeitraum, in dem die Geschichte spielt; wogegen die gleichzeitigen Schriftsteller, wie auch viele andere spätere, die Reihefolge ohne Unterbrechung von Leo IV. auf Benedikt III. führen. Es scheint uns dieses Argument vor allen wichtig, und gern hätten wir dasselbe von dem Verfasser berücksichtigt gesehn. Sodann ist die Erzählung, wie Hr. Haberfeld sie uns mittheilt, erst allmählig geworden. Die ältesten Autoren, Marianus Scotus und Andere, erzählen den Thatbestand einfach; ein späterer (Theodoricus a Niem, circa A. D. 1414) berichtet zuerst von der statua, sodann ein noch späterer (Guilielmus Brevinus, c. A. D. 1470) erwähnt zuerst der perforatae sedis und der attrectationis genitalium, u. s. w. — So, sehen wir, hat Jeder das Seinige redlich dazu beigetragen, die Erzählung selbst um einen Moment zu bereichern. Daß aber die, welche sich überhaupt am meisten mit den Angelegenheiten des päpstlichen Stuhls beschäftigten, auch die ersten Gegner dieser Erzählung waren, erklärt sich, meinen wir, von selbst.

David Blondel's Abhandlungen über diesen Gegenstand nimmt der Verfasser für ein bloßes Wortspiel, und motivirt dieses durch die Meinung Hofmann's: daß Blondel eigentlich die Geschichte nie bezweifelt habe und dergleichen. Ob Blondel die Sache wirklich bezweifelt habe oder nicht, scheint uns durchaus gleichgültig; es handelt sich hier bloß um die Richtigkeit der

für seine Behauptungen angeführten Argumente, und diese hat Hr. Haderfeld durchaus unberührt gelassen. Er führt uns statt dessen eine Parthie Quellen an, von denen man glauben sollte, sie seyen bisher von Keinem benutzt; nichts destoweniger findet man sie fast alle bei Blondel. Wir begnügen uns, heraus zu heben, was schon oft gegen die Authenticität der wichtigeren und gewöhnlicheren dieser Autoren bemerkt ist. Vom Marianus Scotus nämlich ist bestritten: ob er von der Päpstin Zeugniß gegeben oder nicht, da ungewiß ist, einmal: ob die Stelle, die hieher gezogen wird, nicht ganz von fremder Hand eingeschoben; sodann: ob nicht in dem Mannscript, wonach der Baselsche Abdruck besorgt ist, die Erzählung der Päpstin durch ein eingeschaltetes „ut asseritur" entkräftet worden, wie dieses namentlich Serrarius behauptet. Auf gleiche Weise verhält es sich mit Martin Polonus. — Cave de script. eccl. tom. I p. 739 u. folg sagt: daß er es für eingeschoben halte, und führt mehrere Mannscripte, worunter die ältesten und besten, an, die der Geschichte der Päpstin durchaus ermangeln. Ein Gleiches urtheilt Du Pin im 10ten Bande seiner Bibliothek S. 82. — Burnet in seinen Reisen S. 300 erzählt: daß er ein Mannscript des Polonus gesehen, wo diese Historie nicht im Texte, sondern nur auf dem Rande sich findet, und zwar von einer andern Hand als der Text geschrieben. Dieses sey genug, um zu zeigen: daß die Authenticität der von Hrn. Haderfeld angeführten Autoren nicht so unantastbar ist.

Daß zu allen Zeiten berühmte Historiker die Sache in Zweifel gezogen, kann dem Verfasser keinesweges unbekannt seyn, und außer, daß wir hier auf: Basnage hist. de l'eglise, edit. Rotterdam 1699. tom. I. pag. 408, und auf Dr. J. E. C. Schmidt „Handbuch der Kirchen-Geschichte" Th. 4. S. 274, verweisen, wollen wir noch hören, was der Geheime Kirchen-Rath Dr. Paulus in Heidelberg in seinen „Vorlesungen über Kirchen-Geschichte" uns über diese Sache mitgetheilt:

„Bei Martinus Polonus zuerst, nicht aber in allen von ihm vorhandenen Mannscripten, heißt es zum Jahr 854: nach diesem Leo sey Johannes Angelicus, woraus alsdann Anglicus gemacht worden ist, 2 Jahr, 5 Monate und 4 Tage Papst gewesen. Dieser solle eine Frau gewesen seyn. In ihrer Jugend von ihrem Liebhaber in männlicher Kleidung nach Athen gebracht, habe sie in den Wissenschaften so zugenommen, daß sie zuletzt zum Papst gewählt worden sey. So steht es zuerst um's Jahr 1083 in Marianus Scotus „Chronicon". — Weiter setzte man noch in späterer Zeit hinzu: dieser Papst habe das Unglück gehabt, schwanger zu seyn und mitten in einer Prozession entbunden zu werden. Darüber berief man sich auf ein steinernes Bild, welches in einer Römischen Straße an der Mauer war; auch behauptete man: der Papst müsse sich seitdem nach der Wahl auf einen von unten offenen Stuhl (sella stercoraria) setzen, damit die Kardinäle seiner Mannbarkeit gewiß seyn könnten. Das steinerne Bild, welches man auf Johanna Papissa gedeutet hatte, mag wohl da gewesen seyn, die Deutung desselben aber beruhte nur auf der Voraussetzung von einem weiblichen Papst — Der Stuhl, auf welchen der neugewählte Papst sich setzte, wurde sella stercoraria genannt, weil bei dieser Ceremonie, zur Erinnerung an die Demuth, unter Anderem die Stelle des Psalmen ausgesprochen wurde: „qui te elevavit e stercore". — Es bleibt also von der ganzen Anekdote nichts übrig, als die kurze Erzählung: daß zwischen Leo IV. und Nicolaus I. ein weiblicher Papst gewesen sey. Andere Umstände beweisen: daß in dieser Zwischenzeit kein Anderer Papst gewesen seyn konnte, als ein gewisser Römer Benedict III. — Von diesem wird gerade die nämliche Regierungs-Zeit gerechnet, wie von der vorgeblichen Johanna Papissa; auch wird er beschrieben als ein gelehrter, aber gar zu sanfter Mann. Einige Römische Grafen wollten gegen ihn einen Anastasium, welcher unter Leo IV. auf einer Synode excommunicirt war, zum Papst machen. Hier wurde Benedict der päpstlichen Kleider beraubt, geschlagen und mißhandelt, dennoch, da er bald darauf wieder eingesetzt wurde, nahm er seine Feinde kuſſend wieder zu Gnaden an. Nach diesen Umständen scheint es, Manche mögen den gelehrten Mann weibisch genannt haben. Man nannte ihn dann einen sanften Johannes, Angelicus, zugleich aber auch femina (weibisch), und durch diese Umstände bildete sich zuerst bloß die Anekdote: eine gelehrte Frau sey so und so lange Papst gewesen. Die übrigen unmöglichen Geschichtchen von ihrer Niederkunft u. s. w. wurden später hinzu gedichtet. — Benedict III. wird in einer Chronik beschrieben mit den Worten: „Erat enim mitissimus, et omnibus decoratus sacris operibus, vultu pulcher et mente clarus, dulcis verbo, doctrina benevolus." — Auf jeden Fall ist es durchaus unrichtig: daß Protestanten oder Hussiten diese skandalöse Geschichte ersonnen haben sollten."

K.

Bemerkung.

In der „Zeitung für die elegante Welt" Nr. 17 ist ein „Trinklied" abgedruckt, bei dem man zwar durstig, aber nicht begeistert werden kann. Durstig, weil es neun achtzeilige Verse, nebst eben so viel zweizeiligen Chorgesängen hat; nicht begeistert, weil, unter Anderem, Zeilen vorkommen wie diese:

— — — — — zum Bundesmahl
Meiner Liebe soll das Blut der Beeren,
Dir den Wein, den Labetrunk, gebären:
Koste diesen schäumenden Pokal!

Wenn man kaum den scharmanten Reim: Beeren und gebären, hinter hat, soll man gleich den Pokal kosten. — Das heißt Einem die Lust zum Singen und Trinken zugleich verderben; und wie ernstlich es der Verfasser darauf abgesehen hat, daß wir ihm gehorsamen sollen, macht er kurz zuvor mit der Zeile bemerklich: „Laßt uns wirklich handeln, wie wir singen!" — doch wollen wir uns sein „trunknes Beispiel" (dessen er auch erwähnt und womit er sagen will: Noah gab uns ein Beispiel im Trinken) nicht anfechten, sondern ihm den Pokal allein kosten, uns dagegen etwaigen guten Wein, der darinnen seyn könnte, schmecken lassen.

— • —

1821. No. III.

Blatt der Ankündigungen.

Kunst-Anzeige.

Die

„Zwölf Vignetten für Hayti im Holzschnitt von F. W. Gubitz"

welche man jetzt auch als historische Merkwürdigkeit betrachten kann, sind nur noch in einer kleinen Anzahl von Exemplaren zu bekommen und durch alle Buchhandlungen (in Berlin bei der Maurerschen) zu bestellen. Der Preis ist 3 Thlr.

Im Verlage der D. R. Marxschen Buchhandlung in Carlsruhe und Baden ist so eben folgendes sehr interessante Werk erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der öffentliche Credit, dargestellt

in der Geschichte und in den Folgen der Finanz-Operationen der großen europäischen Staaten, seit Herstellung des allgemeinen Land- und See-Friedens, ihrer Maaßregeln zur Begründung oder Befestigung öffentlicher Credit-Anstalten und der Begebenheiten in der Handelswelt, deren Wirkung damit zusammen getroffen;

von

Friedrich Nebenius,

Großherzogl. Bad. geh. Referendair.

Mit Großherzogl. Bad. Ober-Censur Erlaubniß.

gr. 8. Preis: 3 Thlr. 18 Gr.

Eine vorläufige Empfehlung für diese Schrift wird schon ihr Titel seyn; er bezeichnet einen großen, wichtigen Gegenstand, der in unserer Zeit besonders zur Sprache kommen mußte; der Name des Verfassers bürgt für Gründlichkeit. Wenn sie auf der einen Seite für die Geschäfte unserer Zeit ein hohes augenblickliches Interesse darbietet, und wenn man sie, in Hinsicht auf praktischen Nutzen, den Staatsmännern, den Banquiers und allen Capitalisten, die sich mit Staats-Papieren abgeben, vorzüglich empfehlen muß, so wird sie auf der andern Seite, in Bezug auf die Forschungen des Verfassers, ihren dauernden Werth für die Wissenschaft bewahren.

Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

Elementar-Geometrie und Trigonometrie, zunächst für Preußens Schulen bestimmt.

Von

Dr. M. Ohm,

Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.

Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen" her: „Das Ganze giebt eine vortrefliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen."

Bei J. C. Werther in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Prag bei Calve, in Wien bei Gerold) zu haben:

Ueber Aufklärung, Bildung, Entwicklung als Höchstes im Leben der Menschheit.

Eine Phantasie,

den Jünglingen gegenwärtigen Zeitalters besonders deutscher Nation gewidmet

von

Dr. Johann Chotsky.

gr. 8. broch. 8 Gr.

Wenn man bisher der österreichischen Nation den gerechten Vorwurf machte: daß sie an den Fortschritten der deutschen Philosophie, daß sie an den wichtigsten Angelegenheiten, die sich in Deutschland bilden, gar keinen Antheil nehme; so sehen wir den Herrn Verfasser dieses Werkes, einen jungen österreichischen Gelehrten, der schon früher mit seinen „Beiträgen zur Politik" u. s. w. aufgetreten ist, eine ehrenvolle Ausnahme von dieser Regel machen. Wir finden hier warme Theilnahme an den Angelegenheiten der Zeit, eine liberale freie Tendenz, und manche Funken und Ansichten, die keinen ernsten Leser unbefriedigt lassen werden. Vorliegendes Werk über Aufklärung hat der Herr Verfasser in einer recht gelungenen Vorrede unsern deutschen Jünglingen zugeschrieben, und somit empfehlen wir es denn auch ihnen und jedem wahren Deutschen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin sind in dem zweiten halben Jahre 1820 folgende neue Schriften erschienen:

Bauer, F. Lehrbuch der Rechenkunst oder sämmtliche Rechnungsarten des gewöhnlichen Lebens zum Selbstunterricht und zur Wiederholung theoret. und praktisch bearbeitet. 8. geb. 12 Gr.

— musikalisches Schulgesangbuch von 52 Religion und Moral betreffenden Gesängen, nebst einigen Kanon's und 25 der bekanntesten und beliebtesten Kirchenmelodieen für Volksschulen. gr. 8. 12 Gr.

— kleine deutsche Sprachlehre oder Einleitung um richtig deutsch sprechen zu lernen, für die Jugend, auch als Wiederholung für Erwachsene. 2 Thle. geb. 6 Gr.

— acht Tafeln oder kurze Anleitung um richtig deutsch sprechen und schreiben zu lernen; nebst einer Anweisung der üblichen Scheidezeichen und der Titulaturen. Steindruck. Folio. 12 Gr.

Brosenius, H. Lehrbuch der Technologie für Schulen. 8.

— Waarenkunde für Töchter, mit Beziehung auf den Haushalt. 8. 18 Gr.

Dasselbe auf Holländ. Pap. 1 Thlr.

Crelle, Dr. A. L. Rechentafeln welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größeren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bde. gr. 8. 12 Thlr. 16 Gr.

Dorn, J. F. Praktische Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Zweite umgearb. u. vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfern. gr. 8. geh. 22 Gr.

Grävell, D. M. C. F. W. Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation und Erbschaftskaufe, in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange nach Preußischen Gesetzen. Ein Handbuch für praktische Juristen und Geschäftsmänner. gr. 8. 4 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— Commentar zu den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats. Des theoretischen Theiles 2r Band und des ganzen Werkes 4r Bd. 1ste u. 2te Abtheilung.

Leithold, Th. von, Meine Ausflucht nach Brasilien oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück: nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke u. s. w. 8. geh. 1 Thlr. 4 Gr.

Meißner, S. G. Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden. Ein kurzer und deutlicher Unterricht für Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienische, englische und neue deutsche Buchhalterei in einem kurzen Zeitraume, ohne Hülfe eines Lehrmeisters gründlich zu erlernen. 3te verb. Auflage. geh. 20 Gr.

Michelsen, J. A. C. Der vollkommene Haushalter und Kaufmann, oder Sammlung von Haushaltungs-, Holz-, Intereß-, Rabatt-, Münz-, Maaß- und Gewichtstabellen. 2te verb. u. verm. Auflage. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Moritz, K. Ph. Allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen enthält. 8te unveränderte Auflage von Dr. Th. Heinsius. 8. 18 Gr.

Naumann, J. D. Tabellarisches Handbuch für den Königl. Preuß. Zoll- und Steuer-Dienst. Zum Gebrauch für Königl. Zoll- und Steuer-Beamte, Kaufleute und Gewerbtreibende überhaupt. Steindruck. 4to. 2 Thlr.

Nettesheim, A. von, das Ganze der Taschenspielerkunst, ohne großen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen. 2te Aufl. Mit 2 Kupfern. geh. 20 Gr.

Schmidthammer, W. Ueber die Religion im Menschen und ihren Werth für ihn. Eine Predigt. 8. geh. 3 Gr.

Schulz, O. Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. 8. (6 Gr. Parthiepreis.) 8 Gr.

Stuhr, P. F. Deutschland und der Gottesfriede. Sendschreiben an J. Görres gegen seine letzte Schrift mit Auszügen aus derselben. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Tillich, D. E. Allgemeines Lehrbuch der Arithmetik oder Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann. 2te völlig umgearbeitete und mit einem praktischen Theile vermehrte Auflage von M. F. W. Lindner. 8. 1 Thlr.

Wolke, Ch. G. Kleine Fibel oder Vorbereit zum Lesenlernen, für lesbegirige Kinder vom Anfange bis zum Ende ires 6ten Jares. geh. 3 Gr.

Zarnack, A. Deutsche Sprichwörter zu Verstandesübungen für die Schulen bearbeitet, nebst einer Anweisung auf welchen Wegen ein Schatz der lehrreichsten Sprichwörter unter die Volksjugend gebracht werden könne, worin zugleich eine auserwählte Sammlung von mehr als 1100 der passendsten Kernsprüche deutscher Weisheit zum Gebrauch der Schulen enthalten ist. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Zeune, A. Erdansichten oder Abriß einer Geschichte der Erdkunde, vorzüglich der neuesten Fortschritte in dieser Wissenschaft. Fortgesetzte Ausgabe mit 6 Kärtchen, und einer Tastardkugel (welche letztere nur auf Bestellung geliefert wird.) 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bei M. Du Mont-Schauberg in Cölln und Achen sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Cassel, F. P., Morphonomia botanica, sive observationes circa proportionem et evolutionem partium plantarum. Cum fig. lithograph. 8. 1 Thlr.

Kerp, M. W., Trauerrede zum Andenken des erlauchten Grafen Frdr. Leopold zu Stolberg. Nebst Inschriften. gr. 8. geh. 3 Gr.

Schiller, Frid., Ambulatio, elegia E germanica in latinam linguam translata a J. D. Fuss. Accessit de Schilleri poeti ode. 8 maj. geh. 4 Gr.

Schubert, F., Geschichte, Religions-Grundsätze und staatsbürgerliche Verhältnisse der Juden. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für die gegenwärtige Zeit. 8. 14 Gr.

Sotzmann, J. D. F., Ueber des Antonius von Worms Abbildung der Stadt Köln aus dem Jahre 1531. Mit 3 Vorstellungen in Steindruck. 8. br. 14 Gr.

Stierlin, Tabellen zur genauen Vergleichung der metrischen mit den neuen preußischen und der neuen preußischen mit den metrischen Längen-, Flächen- und Körper-Maaßen. 4. geh. 10 Gr.

Wallraf, F., Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen. Mit 6 Abbildungen in Steindruck. gr. 8. br. 1 Thlr. 8 Gr.

Ferner sind bei dem Obgenannten in Kommission, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Meyer, K. Fr., Aachen, der Monarchen-Kongreß im Jahr 1818. Mit einer topograph. Karte von Aachen. gr. 8. geh. 20 Gr.

Nolten, F., archäologische Beschreibung der Münster- oder Krönungskirche in Aachen, nebst einem Versuche über die Lage des Pallastes Karls d. G. daselbst. Nebst einem Grundriß und Durchschnitt der Kirche. gr. 8. 12 Gr.

Kunst-Anzeige.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben bei

F. W. Gubitz,

Professor der Holzschneidekunst an der Kön. Pr. Akademie der Künste.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht: sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen und bei mir (Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 70 B) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrei. F. W. Gubitz.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 4. 1821.

Beilage zum 29sten Blatte des Gesellschafters.

Einzig richtiger Gesichtspunkt, aus welchem die Phantasie „Herr Joachim Lange und seine Grammatik" („Gesellschafter" 1820, Bl. 206 u. 207) zu betrachten ist. Zur Verhütung aller weiteren Mißverständnisse darüber.

Wenn sich die Leute nicht verstehen, je nun, so verstehen sie sich nicht, und sollten wenigstens auf diesen Fall nicht streiten. Denn was kann es ihnen frommen, eine eben so possierliche Figur zu machen, als Blumauers „Aeneas" ganz von Butter oben auf der Torte?

Damit es nicht mehreren Herren nach der Mode mit meinem unschuldigen Lange so ergeht, wie es einem Anonymus im „Bemerker" Nr. 1 damit ergangen ist, daß sie nämlich, bei dem gewaltigsten Anlauf dagegen, rechts oder links dennoch vorbei schießen: so will ich lieber gleich selbst sagen, was eigentlich damit beabsichtigt wurde. Daß ich auf diese Weise meinen Hering auch erst noch zum Pückling räuchern muß, ist nicht meine Schuld, und bitte ich deshalb wirklich scharf denkende Leser um Verzeihung.

Einen Rousseau durch meinen Aufsatz klein machen zu wollen, konnte mir nicht einfallen, da ich recht wohl weiß: daß dieser außerordentliche Mensch noch genannt werden wird, wenn ich selbst längst vergessen bin. Nur hat er seinen „Emil" wahrlich nicht in der Absicht geschrieben, daß wir Deutsche unsere Kinder darnach erziehen sollten. Es ist ja bekannt genug, daß er einst selbst laut darüber lachte, als Einer seiner Landsleute auf den sonderbaren Gedanken gerathen war, dies excentrische Buch in der Hand, ein einziges Söhnlein zu erziehen!

Nun, so wollte ich aber doch vielleicht dem Basedow eins versetzen, der sich, wie alle Todte, nicht mehr vertheidigen kann? Auch das nicht. Denn mir sind die eigentlichen Verdienste dieses Mannes höchst wahrscheinlich viel genauer und besser bekannt, als sie Manchem seyn mögen, der schielende Bemerkungen macht. Unter Anderem kenne ich ein Buch von ihm, das mir mehr gilt, als beinahe Alles, was seit den letzten dreißig Jahren auf deutschem philosophischen Grund und Boden gewachsen ist. — Allein die Stiftung seines, einst mit so vielem Pomp angekündigten Philantropins, und die Folgen, welche diese Stiftung für das sämmtliche Erziehungswesen in Deutschland gehabt, rechne ich — und ich will hoffen, ziemlich gescheidte Leute mit mir — nicht eben unter seine glänzendsten Verdienste. Denn jenes Philantropin war eine wirkliche Treibhaus-Pflanze, welche den Keim ihres frühzeitigen Todes gleich bei der Erzeugung empfing; und diese Folgen sind, was die Haupt-Grundlage aller Bildungs-Anstalten, Disciplin und Ordnung betrifft, für unser Vaterland nichts weniger als ersprießlich gewesen. Oder hat dies nicht etwa die Erfahrung selbst gelehrt?

Was hätte denn der verdiente Kanzler Niemeyer in Halle — der doch hoffentlich als Theoretiker und Praktiker im deutschen Erziehungswesen ein Wörtchen mit zu sprechen hat — bei seiner neulichen Rückkehr aus England nöthig gehabt, uns die große Stille, die gespannte Aufmerksamkeit, die preiswürdige Ordnung, die in den Lancasterschen Anstalten herrscht, mit solchem Nachdruck vor zu rühmen, wenn bei uns daheim in Deutschland, was dieses Kapitelchen betrifft, Alles längst so stände, wie es eigentlich stehen sollte? Oder wer ist so unbekannt mit der Geschichte unserer theuern Pädagogik, daß er nicht wissen sollte: daß es zur Zeit des ehrlichen Joachim Lange tausendmal eher so stand, als heute?

Eben so wenig soll ferner den Herren Campe und Salzmann durch meinen unschuldigen Aufsatz auch nur ein pädagogisches Haar gekrümmt werden. Nein, auch sie sollen ihre sämmtlichen Verdienste vor mir behalten, und ich hoffe und wünsche von Herzen, daß sie in etwas Besserem bestehen mögen als darin: daß der Eine den Erfinder der Mumme und des Spinnrades über den Schöpfer der „Iliade" und „Odyssee" erhoben; der Andere aber in seinem „Karl von Karlsberg" alles menschliche Elend auf einen Haufen zusammen gerafft hat, damit doch ja das Karrikatur-Gemälde so grell als möglich gegen den Himmel auf Erden abstechen möchte, den der große Menschenfreund aus Schnepfenthal zuletzt ziemlich wohlfeil, das heißt: für einen armseligen Gulden verkaufte. (Man sieht, die pädagogischen Aktien waren seit der Erscheinung des Karlsberges schon merklich gesunken!) — Allein das müssen mir die bereits abgeschiedenen Geister dieser beiden Verfechter der neueren Pädagogik hier, auf Ehre meines ehrlichen deutschen Namens, öffentlich zu erklären erlauben: daß in ihren Erziehungs-Anstalten, die ich wahrlich mehr als oberflächlich kenne, längst jene ächt deutsche Disciplin und Ordnung nicht herrschte, die ich in meiner frühesten Jugend auf der Halberstädtschen Domschule bewundern lernte, und die ein Mann daselbst aufrecht erhielt, der nicht mein Lehrer war, und dessen Name mit Unrecht gegen die Namen Campe und Salzmann gänzlich verschollen ist. — Nachdem ich dies gesagt habe, halte ich es für die Pflicht eines wackeren Deutschen, diesen Namen hier wieder in Erinnerung zu bringen und nebenbei zu versichern: daß mir der ehemalige Rektor der Domschule zu Halberstadt, der zu seiner Zeit hoch angesehene Consistorial-Rath Struensee, stets ein unvergeßlicher Mann bleiben wird, weil ich ihm in Absicht auf Disciplin das Ideal einer deutschen gelehrten Schule verdanke und das er, so weit es sich nämlich in einer mangelhaften Welt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts thun ließ, selbst realisirte.

Den guten Vater Pestalozzi endlich anlangend, so hat er sich freilich im praktischen Erziehungsfache an das wahre Forum, nämlich an das Forum der Mütter gewandt; nur ist sehr zu bedauern, daß er bei ganz gewöhnlichen deutschen Müttern einen Grad von Tiefsinn voraus setzt, den man höchstens einem Manne zumuthen kann, der seinen „Juvenal" verstehen will, und den der unsterbliche Euler selbst in einer weit strengeren

Wissenschaft sogar bei einer deutschen Prinzessin nicht voraus setzen zu dürfen meinte. Fürwahr, dies hatte ein Mann nicht thun sollen, von dessen mathematischer Weisheit neuerdings so viel Aufhebens gemacht worden ist, da er jenes Beispiel unseres unübertreflichen Meisters bereits vor sich hatte!

Uebrigens sind, beiläufig gesagt, die Mütter allerdings weit bessere praktische Erzieherinnen, als wir Männer mit allen unsern Theorien praktische Erzieher zu seyn pflegen. Sie haben aber (und das ist ein unleugbares historisches Faktum:), so lange die Welt steht, nicht bloß durch Liebe und Geduld, sondern durch Liebe und — Schläge erzogen, und werden so zu erziehen fortfahren, was auch unsere männliche Weisheit für neue Theorien in der Erziehungs-Kunst auf zu stellen belieben wird; denn sie sind dabei der Herzen ihrer Zöglinge gewiß, und werden von wohlgerathenen dankbaren Söhnen sonderlich weit inniger und herzlicher geliebt, als jeder männliche Erzieher, der sein stolzes „Impera tibi!" vornehm vor sich her posaunt, während hinter ihm mehr als ein loser Bube — lacht!!!

Ueberhaupt macht sich Mancher, nach seiner verweichlichten Natur, von dem, was man heutiges Tages christliche Liebe nennt, so ganz irrige und wunderliche Vorstellungen, daß ihm sehr an zu rathen wäre: doch ja je eher je lieber mit aller Achtsamkeit die nachdrückliche Strafpredigt nicht durch zu lesen, sondern wirklich durch zu studiren, welche der Stifter unserer Religion gegen das Ende des Evangeliums Mathäi den heillosesten Menschen seiner Zeit, den heuchlerischen Pharisäern, gehalten hat. Wenn ihn diese Strafpredigt in Hinsicht der wahren christlichen Liebe auf keine anderen und richtigeren Gedanken zu leiten vermag, so kann es nichts in der Welt. — Dies sey genug, um zu zeigen: daß mein Aufsatz jedem wahren pädagogischen Verdienst die strengste Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Habe ich nun aber nicht, als ein Zögling der ehemaligen Langeschen Grammatik, meiner eigenen werthen Latinität dadurch eine versteckte Lobrede halten wollen? — Wer freilich, wie mancher schlaue Bemerker, stark im Consequenzmachen ist, kann leicht auf diese wunderliche Vermuthung gerathen. Man nehme also nachfolgende Erklärung buchstäblich, wie sie genommen werden muß:

Der Verfasser des hier besprochenen Aufsatzes meint zwar allerdings, sein Wörtchen Latein noch so ganz leidlich zu verstehen, hat aber auf die Ehre eines großen Lateiners in seinem ganzen Leben nie die geringsten Ansprüche gemacht. Warum aber nicht? Antwort: weil er sehr früh einsah, daß er bei aller Mühe und aller Anstrengung doch nie wie Cicero oder Livius oder Cäsar schreiben lernen würde. Er konnte sich aber nicht enthalten, über diesen Punkt gerade so zu denken: Aut Caesar, aut nihil! — Auch muß es ja wohl dem allergelehrtesten Philologen einleuchten: daß, wenn die Griechen arabisch, syrisch oder persisch, die Römer dagegen griechisch oder sonst eine ihnen fremde Sprache geschrieben hätten, sie das gewiß nie geworden seyn würden, was sie doch bis auf den heutigen Tag sind, unsere ewigen Muster in der Kunst zu schreiben. Wie dürfen denn also wir uns einbilden, daß wir es in irgend einer fremden und noch dazu todten Sprache bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit bringen würden? Ohne ein Prophet zu seyn, will ich es vorher verkündigen: daß nicht noch dreißig Jahre ins Land gehen, so wird man sich sehr in Acht nehmen müssen, von der Kunst, zierliches Latein zu reden und zu schreiben, falls man sie besitzt, sich etwas anmerken zu lassen, wenn man sich nicht ein wenig damit lächerlich machen will. Ob dies zu bedauern ist, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es so kommen wird und so kommen muß, wenn — anders nicht die sämmtlichen Herren Professoren auf unsern Universitäten das thun, was noch vor funfzig Jahren in Leipzig fast durchgängig Sitte war, nämlich alle ihre Collegia lateinisch zu lesen, welches sie aber wohl, aus sehr leicht zu errathenden Ursachen, fein bleiben lassen werden.

Wer endlich, bei Lesung meiner Phantasie, an einen zweiten Orbil, oder an eine zärtliche Verwandtschaft mit den Treibern gewisser Thiere, die unwillkührlich an den König Midas erinnern, oder gar an einen inbrünstigen Anbeter der Göttin, welche mein Aufsatz gerade mit stürzen helfen sollte, der heiligen Unvernunft, denken konnte, dem muß ich versichern: daß er am besten gethan haben würde, den Aufsatz ganz ungelesen zu lassen; denn für ihn ward er, bei'm Himmel! eben so wenig geschrieben, als ich es der Mühe werth halte, mich gegen eine so erbärmliche Ansicht hier erst weitläuftig zu vertheidigen. Mithin keine Sylbe weiter davon!

Meine einzige Absicht bei dieser humoristischen Kleinigkeit war vielmehr keine andere, als zur Untersuchung einer mir sehr wichtig scheinenden Frage an zu reizen, der Frage nämlich:

„Ob bei dem vornehmen Geschrei, welches die neuere Pädagogik unter uns Deutschen, und bereits über ein halbes Jahrhundert, hören läßt, für unser Vaterland wirklich so viel Großes und Vortreffliches heraus gekommen ist, als man nach diesem Geschrei zu erwarten berechtigt war?"

Der Verfasser der Phantasie glaubt nicht: daß sich diese Frage bejahen läßt, so sehr auch einige vornehme Tonangeber des Tages das Gegentheil behaupten mögen. Er hat das Unglück, oder vielleicht das Glück, kein Universal-Genie zu seyn, getraut sich also auch nicht, über Alles ohne Unterschied ab zu urtheilen; so viel darf er aber versichern: daß, wenn er Beruf fühlt, sich in einer Lieblings-Wissenschaft weiter zu unterrichten, oder durch eine schöne Kunst auf zu heitern, er tausendmal lieber nach Werken greift, deren Verfasser längst geboren und erzogen waren, ehe gedachtes Geschrei anging, als nach solchen, die bei und mit demselben zum Vorschein kamen. — Mancher wird sagen: daß dies bloß ein Beweis von schlechtem Geschmack sey. Der Verfasser fürchtet aber keinesweges, daß die Leute, die so schlechten Geschmack haben, daß sie einen Lessing lieber lesen als diesen oder jenen Neueren, der ihn, nach dem Urtheil mancher Flugblätter, übertroffen haben soll, in Deutschland schon gänzlich ausgestorben sind. — Selbst denen, deren Talenten in Künsten oder Wissenschaften man heutiges Tages noch etwas zutrauen könnte, fehlt doch meistens der treffende Blick in das innere Wesen derselben, der die Alten und frühere Meister unserer Nation so glücklich leitete; fehlt doch vor Allem der Sinn für das Natürliche, Einfache und ungesuchte Wahre und Schöne, welcher den unübertreflichen Schöpfer der „Iliade" und „Odossee", welcher den Liebling der Grazien, den herrlichen Xenophon, Jahrtausende bei Ehren erhalten hat und noch Jahrtausende bei Ehren erhalten wird. — Woran liegt das aber? doch offenbar an einer gewissen Verkünstelung, und diese Verkünstelung, kommt sie nicht, größtentheils wenigstens, auf das Conto ihrer ersten Erziehung? Freilich thut der Ehrgeiz auch das Seinige. Man will bemerkt seyn, verdrängen, glänzen; geht es auf dem natürlichen Wege nicht mehr füglich, nun so versucht man es einmal auf dem unnatürlichen! Aber auch solche Mißgriffe müßte die neuere Pädagogik zu verhüthen wissen, wenn sie die Wunderthäterin wirklich war, wofür sie sich uns so lange verkauft hat.

Welches ist denn nun das Endresultat von dem Allen? Um den Leser nicht zu ermüden, will ich es hier in einige wenige aphoristische Sätze zusammen zu drängen suchen:

1) Es könnte gar wohl seyn, daß sich die Natur, wie bei den Griechen und Römern auch einmal der Fall war, bei uns Deutschen an wirklich ausgezeichneten Talenten bereits erschöpft hat; dann steht uns freilich durch keine Erziehung weiter zu helfen, und dann müssen wir dies gewiß nicht geringe Unglück in aller Demuth und Geduld — ertragen.

2) Bevor dies aber als ausgemacht angenommen werden

kann, müssen wir unser Heil allerdings erst noch durch die Bildungs-Anstalten versuchen.

3) Daraus folgt, daß der Staat sowohl, als auch seine einzelnen Mitglieder alles Mögliche aufbieten müssen, die Erziehung endlich einmal nicht auf dem Papier, sondern in der wirklichen Welt zur eigentlichen National-Angelegenheit zu machen.

4) Denn so lange irgend ein größerer oder kleinerer Schulmeister, der die Sache bloß als Privat-Angelegenheit betreibt, auf sein Aushängeschild schreiben darf, was jener allgemein bekannte Seifensieder auch darauf schrieb:

„Alexander war der größte Held,
Hier verkauft man die — beste Seife von der Welt!“

so ist die Mode fertig, und bei einer für die Menschheit so überaus wichtigen Sache — behaupte nicht ich, sondern die unverdorbene Menschen-Vernunft — muß durchaus keine vorüber gehende Mode statt finden!

5) Es müssen sich also vorzügliche Hausväter, die bereits mit Glück erzogen und dadurch der Segen ihrer Familien wurden, theils mit Philosophen, die bessere Künste verstehen als die, spekulativen Unsinn oder Bombast vom Stapel laufen zu lassen, theils mit Aerzten, die nichts weniger als Charlatane nach der neuesten Auflage sind, theils mit Religionslehrern, die das Herz und den Kopf wirklich da haben, wo der göttliche Stifter unseres Glaubens will, daß sie beide haben sollen, in einen Bund vereinigen, den allerheiligsten, den es vielleicht je gegeben hat, und so gemeinschaftlich ausdenken, schaffen und wirken, was dem Einzelnen völlig unmöglich ist, eben weil er allein da steht. So wird das klägliche Modewesen, das nun schon ein halbes Jahrhundert unter uns dauert, von selbst weg fallen.

6) Ist dieser heiligste pädagogische Areopagus wirklich glücklich zu Stande gekommen, dann rathe ihm abermals nicht ich, sondern die unverdorbene Menschen-Vernunft: daß er vor allen Dingen bei dem Erziehungswesen und den Bildungs-Anstalten, um Gottes und der Menschheit willen, auf die allerstrengste Zucht, auf die allerregelmäßigste Disciplin und auf die allerpünktlichste Ordnung halt.

7) Sicher ist von allem Gewissen, was die Erfahrung früherer und späterer Zeiten gelehrt hat, das Allergewisseste dies: daß eine Schule ohne strenge Disciplin die erbärmlichste Schule ist, und wenn sie auch die vortrefflichsten Lehrer hätte.

8) Das jugendliche Auge ist außerordentlich scharfsehend für die Mängel der Erwachsenen. Dieses Kapitel ihres neuen Evangeliums hat uns die neuere Pädagogik bis zum Ekel, nicht selten sogar im Beiseyn der lieben Kleinen vorgepredigt. Das Predigen war unnütz; gescheidte Leute wußten es längst, nur zogen sie zum Theil vor einem halben Jahrhundert ganz andere Schlüsse aus dieser Beobachtung, als man jetzt daraus zieht. „Wo keine Furcht ist, ist auch keine Liebe!“ hieß es damals; aber wir wissen es jetzt anders und — besser. Difficile est, satyram non scribere!

9) Sagt was Ihr wollt, Ihr Herren Theoretiker, die praktischen Mütter widersprechen Euch mit mir; es giebt Fälle und Subjekte, in und bei welchen sich der jugendliche Leichtsinn durchaus nicht anders bannen läßt, als durch körperliche Strafmittel. Warum wollt Ihr also jedes Mittel dieser Art unvernünftig nennen, da es doch offenbar die Nothwendigkeit gebietet? Oder wird etwa dadurch eine Schule, daß sie, nach der ältesten Methode der Mütter, auch zuweilen davon Gebrauch macht, sogleich zu einem Zuchthause? Ich denke doch nicht.

10) Nur wenn Liebe, mit vernünftiger Strenge verbunden, das Ruder bei unserer Erziehung führt, werden wir solche Menschen-Pflänzchen aufwachsen sehen, als der göttliche Stifter unseres Glaubens im Sinne hatte, da er uns umkehren und wie die Kinder werden hieß; denn verzogene und entartete Kinder kann er doch damit wohl nicht gemeint haben!

11) Ist endlich mit der Disciplin Alles im taktfesten und wirklich schulgerechten Geleise, so zögere jener ehrwürdige Areopagus nicht einen Augenblick, wenigstens das beste halbe Dutzend von Lehrgegenständen, welche die Neuerungssucht den Schulen aufgedrungen hat, wieder dahin zu verweisen, woher sie gekommen sind — in die gelehrte Polterkammer; denn so wie die Sachen jetzt stehen, wird der jugendliche Geist offenbar überfüllt. Und diese geistige Ueberfüllung — wer verlangt dies wohl erst weitläuftig bewiesen? — erzeugt so gut Verkünsteilung und Schwäche, als die körperliche.

12) In älteren Zeiten wurden eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse der Jugend gelegentlich, das heißt: mit und bei dem Unterrichte in den beiden gelehrten Sprachen mitgetheilt, die sie jetzt sämmtlich darum nicht mehr verdauen kann, weil ihr die geistigen Gerichte davon in — ganzen großen Schüsseln vorgesetzt werden. — Und nun, geneigter Leser:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti; si non, his utere mecum!

Heinrich Hermann.

Gegen-Rede.

Im „Gesellschafter“ vom 7. Februar d. J. wird des Festes erwähnt, das die Herren Aerzte bei mir begangen, so wie des anderen der Herren Juristen vom 30. Januar. Zugleich wird behauptet: daß ich die Söhne des Aeskulaps nicht so gut bedient habe wie die der Themis.

Das Wahre an der Sache ist Folgendes:

Beide Gesellschaften haben zu 1 Thlr. 16 Gr. bei mir gegessen, und beide haben dieselbe Anzahl Schüsseln gehabt. Da nun auch die Zubereitung dieselbe war, so ist schwer ab zu sehen, worin der Unterschied bestanden.

Herr Hofrath Dr. Schulz, der das Fest der Herren Aerzte bestellte, wünschte: daß im großen Saale gespeist würde. Ich bemerkte, daß ein Saal von 30 Fuß Höhe nur durch die große Anzahl Personen warm würde, so in demselben wären. Und da ihrer nur 69 waren, so rieth ich, im kleinen Saale zu essen, in dem eine Tafel von 70 Personen Raum hat. Da man indessen auf dem großen Saale bestand, so kann ich nichts dazu, daß die 69 Jünger des Aeskulaps es nicht so warm gefunden, als die 300 Jünger der Themis, welche sich am 30. Januar in demselben versammelten.

Der Referent *) im „Gesellschafter“ hat sich in eine bescheidene Anonymität gehüllt. Wenn er die Güte gehabt hätte, seinen Namen zu unterzeichnen, so wäre ich vielleicht jeder Antwort überhoben gewesen.

Berlin, den 11. Februar 1821. J. Jagor.

*) Verbürgen kann ich es, daß der Einsender der hier besprochenen humoristischen Notiz ein sehr geachteter Mann ist, den der, zur Sache ganz unnöthige und fehl treffende Seitenblick nicht kümmern darf. — Noch muß ich erwähnen, daß Mehrere, zum Theil sogar brieflich, mir den Einsender, nach ihrer Meinung, genannt haben; sie irrten aber sämmtlich, und ich sage dies nur, um den, auf welchen fast Alle riethen, weil er über denselben Gegenstand in den Berliner Zeitungen hatte sprechen wollen, vor weiterem Gerede zu schützen. D. H.

Abfertigung und Frage.

In Nr. 2. des „Literarischen Conversations-Blattes“ vom 4. Januar d. J. Seite 8 befindet sich in einem „Berliner Pickenick, November“ überschriebenen, und v. Rl unterzeichneten Aufsatz, ein plumper Ausfall gegen den Verfasser der im vorigen Jahrgange der hiesigen „Vossischen Zeitung“ erschienenen, mit

S. P. bezeichneten Nachrichten über das hiesige Theater. — Dem Urheber der gemeinen Verunglimpfung kein Wort; — denn wer verachtete nicht das Urtheil, Thun und Treiben einer gewissen Sorte von Kunstrichterlein heutiger Zeit! — An den verantwortlichen Hrn. Redakteur des „Literarischen Conversations-Blattes" aber für diesmal nur die Frage: wie kam ein solcher Aufsatz, als der oben bezeichnete, in ein Blatt, dessen erst neuerdings wiederholt ausgesprochene Tendenz auf „Wohlanständigkeit, Geschmack und Geist" berechnet ist?

Berlin, im Februar 1821. — E

1821. No. IV.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Wichtige Schrift über Stände und Verfassung.
So eben erscheint ganz neu:
Was will die Zeit und was sollte sie nur wollen?
Staats-Paragraphen
in
Reflexionen, Grundsätzen, Bemerkungen und Maximen über das monarchische Grund- und Staaten-System, im Verhältniß zu den Bestrebungen eines gewissen Faktionsgeistes, erhöht bis zum Revolutionsgange dieses System zu erschüttern, zu wandeln und nach modernen Formen zu constituiren.
Motto, nach Dr. Martin Luthers Sinne:
Viele Köche verderben den Brei!
Den Fürsten Hardenberg und Metternich zugeeignet.
Mit Königl. Regierungs-Censur.
Breslau. gr. 8. Geh. 4 Gr.

Bei mir ist erschienen:
Heilige Blicke
in
das Reich der Natur
von
Dr. G. A. L. Hanstein,
Probst in Cölln an der Spree.
Geheftet. Mit einem Christuskopf nach Carlo Dolci.
Preis: 20 Gr.
C. H. G. Christiani,
in Berlin, Schloßplatz und Breitestraßen-Ecke Nr. 1.

Nützliche Bücher
für den Kaufmann und jeden Geschäftsmann.

Technologie.
Für Alle,
welche Handelsgeschäfte betreiben,
insbesondere aber für diejenigen,
welche die Handlung erlernen wollen.
Von
Heinrich Brosenius.
Wohlfeilere Ausgabe.
2 Bände, mit 9 Kupfern. Preis: 2 Thlr.

Wer seinem, sich der Handlung widmenden Sohn ein nützliches Buch, einen Rathgeber in vielen Fällen, geben will, dem dürfen wir diese Technologie mit Recht empfehlen.

Der selbstlehrende doppelte
Buchhalter
oder
vollständige Anweisung zur leichten Erlernung
des
italiänisch-doppelten
Buchhaltens.
Nach Helwigschem Plane bearbeitet
von
Johann Isaac Berghaus.
Dritte, ansehnlich vermehrte und wohlfeile Ausgabe.
Nebst einem Anhange,
welcher verschiedene metrologische und andere damit verwandte Gegenstände enthält.
2 Bände, in 4 Abtheilungen. Preis 4 Thlr. 16 Gr.
Auch unter dem Titel:
Versuch eines Lehrbuchs
der
Handlungs-Wissenschaft,
nach ihren mannigfaltigen Hülfskenntnissen theoretisch und praktisch bearbeitet.

Die erste und zweite Abtheilung dieses Werks enthält: „die doppelt-italiänische Buchhaltung", und kostet statt 4 Thlr. jetzt 3 Thlr. Die dritte und vierte Abtheilung enthält: „das Brief-Copey-Buch und eine vollständige Terminologie der Handlungssprache". Die beiden letzten Abtheilungen können, wegen geringem Vorrath, nicht unter dem Ladenpreise à 1 Thlr. 4 Gr. erlassen werden. — Eine weitere Anpreisung bedarf dieses durch seine früheren Auflagen rühmlichst bekannt gewordene Werk nicht. Leipzig, im Februar 1821.

A. Wienbrack.

So eben erschien von dem bekannten und beliebten Verfasser:

Georg Scanderbeg,
glücklicher Vorgänger des Ali Pascha von Janina.
Historische Darstellung von *r. geh. (8 Bogen) 12 Gr.

So wie vor 3 und 400 Jahren, so sind noch heute die Türken und die von ihnen unterjochten Völker. Nur aus der Geschichte sind daher die uns befremdenden Erscheinungen im Osten von Europa, besonders der Kampf des merkwürdigen Pascha von Janina, worin die Türken zu früh frohlockten, erklärlich.

Ernst Klein's Comptoir in Leipzig.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Extra-Blatt

der Ankündigungen zum Gesellschafter für 1821.

Rechenbücher
Lehrbücher der Mathematik
Geometrie und Trigonometrie
Himmel und Erde (Astronomie und Geographie)
Bauwissenschaft, theoretische und praktische, im bürgerlichen Leben so wie militairisch.

Rechenbücher.
Dr. A. L. Crelle's
Rechentafeln,

welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei größern aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen. 2 Bände. gr. 8. (114½ Bog. gebunden) 10 rthlr. 16 gr.

Diese Tafeln enthalten die Produkte aller zwei Zahlen von 1 bis 1000. Sie bilden also zusammen genommen ein großes Einmaleins bis 1000, und dienen dazu, mit größern Zahlen bis zu 1000, eben so zu rechnen, wie vermittelst des gewöhnlichen Einmaleins mit einziffrigen Zahlen; wovon der Nutzen folgender ist: Wenn nämlich beim Multipliciren die Faktoren, beim Dividiren, Divisor und Quotient kleiner als 1000 sind, so erspart dieses Einmaleins die Rechnung ganz; denn es enthält die Produkte solcher Zahlen fertig berechnet. Größere Rechnungen vereinfacht es, in dem Verhältniß, wie man mehrere Ziffern zusammen nehmen kann. Wäre z. B. eine sechsziffrige Zahl mit einer andern sechsziffrigen Zahl zu multipliciren, so sind, wenn man sich nur des gewöhnlichen Einmaleins bedient, die Produkte jeder Ziffer des Multiplicators in jede Ziffer des Multiplicandus, also zusammen 36 einzelne Produkte zum Resultat nöthig. Hier, wo man 3 Ziffern auf einmal zusammen nehmen, also eine sechsziffrige als nur aus 2 Theilen bestehend, oder gleichsam wie eine zweiziffrige Zahl behandeln kann, braucht man nur 4 Produkte; mithin wird in diesem Fall die Zahl der einzelnen Produkte bis auf den neunten Theil vermindert. Eben so beim Dividiren. Die Mühe des Aufsuchens der Produkte in den Tafeln, die beim gewöhnlichen Einmaleins nicht statt findet, weil sich solches seines geringen Umfanges wegen, auswendig lernen läßt geht zwar von jener Ersparniß an Mühe ab; allein bei allen größern Rechnungen ist die Mühe des Aufsuchens nur einem kleinen Theile der Rechnung gleich zu schätzen, etwa wie beim Gebrauch der Logarithmen, wo ebenfalls ein Aufsuchen in den Tafeln nöthig ist, deren man sich aber dennoch, selbst zur einfachen Multiplicationen und Divisionen großer Zahlen mit Vortheil bedient, obgleich außerdem nicht einmal, wie diese Tafeln für alle noch so großen Zahlen, sondern nur für sechs bis achtziffrige Zahlen ausreichen, auch das Resultat nicht, wie die Tafeln genau, sondern nur annäherungsweise geben. In Fällen, wo man mannigfache Produkte zweier Factoren, die ungefähr in den Grenzen der Tafeln liegen, gebraucht, wie z. B. bei Berechnung des Flächeninhalts ebener geometrischer Figuren durch Dreiecke, dergleichen bei Vermessung der Ländereien, also sehr im Großen, bei Ländereiabschätzung vorkommt (wie z. B. in den Rheinprovinzen, wo diese Tafeln zu diesem Behuf gebraucht werden sollen, und größtentheils dieser vorhabenden Einrichtung verdankt man die Erscheinung dieser Tafeln) erspart also das Einmaleins bis 1000 eine große Masse von Arbeit. In manchen andern Fällen mathematischer Berechnungen kann solches mit Vortheil statt der Logarithmen gebraucht werden. Es sind nämlich, wie bekannt, öfters künstliche Verwandlungen nöthig, um Resultatsformeln zum Gebrauch der Logarithmen geschickt zu machen, z. B. bei trigonometrischen Rechnungen. Zuweilen sind aber dergleichen Verwandlungen nicht wohl, wenigstens nicht ganz, wie es zu wünschen, anwendbar z. B. bei den polygonometrischen Formeln, wodurch der Gebrauch der Logarithmen beschränkt ist. Kann man nun leichter das gewöhnliche Multipliciren und Dividiren verrichten, so sind jene Verwandlungen entbehrlich; die Formeln, in ihrer sonst einfachsten Gestalt können gebraucht werden, wie sie sind, und die Rechnung wird dadurch zuweilen noch einfacher. Im gemeinen Leben, sobald große Zahlen vorkommen, vermindern die Tafeln überall bei jeder einfachen Rechnung, bei der Regeldetri, bei jeder Multiplication und Division, die Mühe der Rechnung. Ein zweiter, wenigstens eben so großer, wenn nicht größerer Nutzen, als der Ersparung an Mühe, ist, daß der Gebrauch der Tafeln, die Rechnung sicherer macht. Die Gelegenheit im Rechnen zu irren, vermindert sich nämlich offenbar in gleichem Verhältniß mit der Anzahl der einzelnen Operationen, aus welchem das Resultat zusammengesetzt ist. Denn wenn man z. B. in dem obigen Falle der Multiplication einer sechsziffrigen Zahl mit einer andern zum Resultat nur eine Addition von 4 Produkten braucht, die man vom Blatt abliest, und vollständig hinschreibt, so ist die Möglichkeit zu irren unstreitig wenigstens neunmal geringer, als wenn zu der ähnlichen Rechnung 36 Produkte gehören, die man überdem aus dem Gedächtniß nehmen muß, und die man, nach der gewöhnlichen Methode, nicht einmal ganz ausschreibt, sondern sogleich beim Aufschreiben, in Gedanken mit einander verbindet. Die Ueberzeugung sicherer zu rechnen, welche unter andern auch die Logarithmen nicht gewähren, ist aber unstreitig wichtig. Wer je einigermaßen größere Zahlenrechnung gemacht hat, wird wissen, wie schwer es in der That ist, nicht zu irren, und wie peinlich es ist nicht Satz um Satz die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Resultats zu haben. Diese Tafeln vermehren die Sicherheit, und wenn gleich künstlichere Mittel, in gar vielen Fällen noch mehrere Erleichterung gewähren als sie, so haben sie doch alle nicht jenen Vortheil.

Nach dieser Darstellung des Verfassers kommt die Anweisung zum Gebrauche selbst.

* * *

Von demselben Verfasser sind noch folgende mathematische Schriften erschienen:

1) **Ueber die Anwendung der Rechnung mit veränderlichen Größen, auf Geometrie und Mechanik, nebst einigen vorhergehenden Bemerkungen über die Prinzipien dieser Rechnung. Mit 1 Kpfr. 8. 8 gr.**
2) **Ueber einige Eigenschaften des ebenen geradlinigen Dreiecks, rücksichtlich dreier durch die Winkelspitzen gezogenen geraden Linien. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 12 gr.**
3) **Ueber Parallelen-Theorien und das System in der Geometrie. Mit 4 Kupfert. 8. 16 gr.**
4) **Vom Cathetometer, einem neuen Winkelmeßinstrumente, welches leichter zu verfertigen und wohlfeiler ist, die Winkel genauer misset, die Berechnung der Figuren erleichtert, und weniger Irrthümer der Beobachtungen ausgesetzt ist, als andre bekannte Winkelmeßinstrumente. Mit 1 Kupfert. gr. 4. 1 rthlr.**

* * *

Wir machen zugleich allen Liebhabern mathematischer Schriften auf folgende Werke aufmerksam, welche unter der Presse sind.

Crelle Dr. A. L., Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. Mit Kupfern.

Legendre A. M., Elemente der Geometrie der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausg. aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen begleitet von Dr. A. L. Crelle. gr. 8.

* * *

Dr. Ernst Tillichs
allgemeines Lehrbuch der Arithmetik
oder
Anleitung zur Rechenkunst für Jedermann.

Zweite völlig umgearbeitete und mit einem praktischen Theile vermehrte Aufl. von Professor Fr. W. Lindner. 8. Leipzig in der Gräffschen Buchhandlung. (38½ Bog.) Preis 1 rthlr.

Für Schulen, wenn sie sich direkte an die Verlagsbuchhandlung oder an die Maurersche Buchhandlung in Berlin wenden und 25 Exempl. und mehr auf einmal nehmen zu 16 gr. Keine andere Buchhandlung gewährt diese Vortheile.

Der Herausgeber dieses Rechenbuches hat dafür Sorge getragen, daß es in seiner jetzigen Form den Bedürfnissen aller Schulen, in welchen das Rechnen ein Hauptgegenstand des Unterrichtes ist,

entsprechen dürfte. Ein wesentliches Verdienst ist es, daß die von Tillich aufgestellte Form des Rechnens mit den bestehenden und bisher üblichen Formen in genauem Zusammenhange gestellt worden, so daß eine Form die andere fördert, ohne deshalb der einen oder der anderen auf Kosten der Wahrheit den Vorzug zu geben. Dem zu Folge dürfte dieses Rechenbuch zwischen die streitenden Partheien über den Vorzug der alten oder der neuen Form des Rechnens wahrhaft vermittelnd eintreten. Als Beweis dieses Satzes führen wir ältere und neuere Rechenbücher an.

Dieses Rechenbuch sagt Herr Prof. L. auf S. 162 des 2ten Theils enthält durch die Uebersicht desselben das Nothwendigste der praktischen Arithmetik für alle Verhältnisse des Lebens; das Bedürfniß der Volksschulen und Bürgerschulen ist dadurch ganz beschwichtigt, für Handlungsschulen enthält es das was im Allgemeinen jeder Zögling derselben wissen muß; für den Elementarunterricht auf gelehrten Schulen ist alles gegeben, was verlangt werden kann.

C. F. Bauer's
Kopfrechnungsspiel,
nebst einer sich darauf beziehenden Anleitung zum Kopfrechnen. 8. 16 gr.

Ein längst als brauchbar anerkanntes Werk.

Ferd. Bauer's
Lehrbuch der Rechenkunst
oder sämmtliche Rechnungsarten des gewöhnlichen Lebens zum Selbstunterricht und zur Wiederholung theoretisch und praktisch bearbeitet. 8 gebunden 12 gr.

* * *

H. F. Grange
Rechenbuch,
oder Stufenfolge zur theoretischen und praktischen Erlernung der Rechenkunst in vier Cursus zum Gebrauch für Schulen, zum Privat- und zum Schulunterricht, zunächst für die Lehranstalten des königl. Pädagogiums und Waisenhauses in Züllichau. 8. 2 rthlr. 8 gr.

Allgemeines Marktbuch beim
Ein- und Verkauf, worinnen 1 bis 110 Pfd. von 6 pf. bis zu 8 und 12 gr. genau ausgerechnet sind um ohne Nachrechnen augenblicklich finden zu können, wie viel die gekaufte oder verhandelte Summe beträgt. Nebst einem Anhange von Gewichten, Maaßen und Münzen und deren Vergleichung, auch Resolvirungs- und Interesse-Tabellen. 2te verb. und vermehrte Aufl. gr. 12. 7 gr.

Ein nothwendiges Hülfsmittel in jeder Haushaltung.

J. A. C. Michelsen's
Versuche in socratischen Gesprächen
über die wichtigsten Gegenstände der Arithmetik. 3 Theile. 8. 3 rthlr.

Desselben
Auflösung verschiedener wichtiger Aufgaben
der höhern praktischen Arithmetik, welche ihrer Brauchbarkeit ungeachtet, in den gewöhnlichen Anleitungen nicht berührt zu werden pflegen. 8. 4 gr.

Derselbe,
der vollkommene Haushalter und Kaufmann, oder
Sammlung von Haushaltungs- Holz- Interesse- Rabatt- Münz- Maaß- und Gewichtstabellen. Nebst Verzeichniß der vornehmsten europäischen Münzen nach ihrem Werthe gegen einander. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 1 rthlr. 6 Gr.

Ein Nothbehelf für Jeden der nicht vollkommen rechnen kann, sowohl für den Käufer als Verkäufer.

Dr. Martin Ohm's
kurzes gründliches und leichtfaßliches Rechenbuch
zum Unterricht auf Gymnasien und Bürgerschulen, zunächst für die Schulanstalten in Thorn bestimmt. 8. 16 gr.

* * *

Von demselben Verfasser sind noch folgende 2 mathematische Schriften erschienen:

1) **Kritische Beleuchtungen der Mathematik** überhaupt und der Euklidischen Geometrie insbesondere. Als Einleitung in dessen Revision der Mathematik. 8. 9 gr.
2) **Elementar-Geometrie und Trigonometrie** für Deutschlands Schulen und Universitäten. Zunächst für Preußens Schulen bestimmt. 8. 12 gr.

Auch unter dem Titel:
Reine Mathematik für die Schulen und Universitäten Deutschlands. Mit 1 Kupfertafel.

* * *

Mathematik, Geometrie und verwandte Wissenschaften.

J. A. Eytelwein's
Aufgaben
größtentheils aus der angewandten Mathematik zur Uebung der Analysis für angehende Feldmesser, Ingenieurs und Baumeister. gr. 8. 14 gr.

J. C. G. Hayne's
deutliche und ausführliche Anweisung wie man das militairische Aufnehmen
nach dem Augenmaß ohne Lehrmeister erlernen könne. Mit 10 Kupft. Neue unveränd. Aufl. gr. 8. 2 rthlr. 12 gr.

F. A. Hegenberg's
deutliche und vollständige Anweisung ohne Winkelmeßinstrumente
nicht nur Aecker, Gärten, Wiesen, Waldungen, Flüsse 2c. sondern auch ganze Feldmarken zu vermessen und zu berechnen, desgleichen Grundstücke zu theilen, Höhen auszumessen und überhaupt alles, was zur gewöhnlichen praktischen Feldmeßkunst gehört, zu verrichten. Zum Gebrauch für Oekonomen, Forstbedienten, Gärtner und alle diejenigen die keine geometrischen Kenntnisse besitzen. Zweite verb. Auflage. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1 rthlr 8 gr.

Dr. D. C. L. Lehmus
Lehrbuch der Zahlenarithmetik,
Buchstabenrechenkunst und Algebra. Zum Gebrauch in höhern Schulen und zum Selbststudieren eingerichtet. gr. 8. 1 rthlr. 12 gr.

J. Nürnberger's
Theorie des Infinitesimal-Calculus. 4. 12 gr.

G. L. Spohr's
Anweisung zur Differential- und Integral-Rechnung
für Anfänger. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 20 gr.

Dr. E. Tillich's
Lehrbuch der Geometrie.
Zum mathematischen Lehrcyklus gehörig. Mit 16 Kupfertafeln. 8. 1 rthlr.

Figuren zu Tillichs Lehrbuch der Geometrie
nebst einer Anweisung, dieselben, so wie das Lehrbuch selbst richtig zu gebrauchen, von Professor Lindner. gr. Fol. 1 rthlr.

* * *

Himmel und Erde.
(Astronomie und Geographie.)

K. H. Nikolai's
Wegweiser durch den Sternenhimmel,
das ist:
Anleitung auf eine leichte Art die Sterne am Himmel zu finden und kennen zu lernen, durch eine hierzu be-

sonders gestochene Charte. 2 Theile. 2te durchgängig verbesserte, vermehrte und mit neuen Kupfertafeln versehene Ausgabe. 8. 1 rthlr. 10 gr.

Dieses kleine Werk ist besonders für die Jugend und Jeden der diese Wissenschaft für sich selbst studieren will, geschrieben. Es ist mit so großem Beifall aufgenommen worden, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Eltern können ihren Kindern kein angenehmeres und zweckmäßigeres Weinachtsgeschenk als dieses Buch machen.

A. Zeune's
Erdansichten
oder

Abriß einer Geschichte der Erdkunde,
vorzüglich der neuesten Fortschritte in dieser Wissenschaft. Von A. Zeune. Fortgesetzte Ausgabe. Nebst 6 Kärtchen (und auf Bestellung mit einer Tasterdkugel). 8. 1 rthlr. 8 gr.

Dieses gedankreiche Buch ist bei weitem nicht bekannt genug. Es enthält einen großen Schatz von Belesenheit, und wenn ich versichere, daß ich nicht davon kommen konnte, bis ich es ganz durchgelesen hatte, so sage ich nicht zu viel. Ja man kann es zehnmal lesen, und man hat noch nicht alles ins Gedächtniß gefaßt. Dank dem trefflichen Verfasser.

Leitfaden
zum

Elementarunterricht in der Geographie. 8. 4 gr.
Wer auch der Herausgeber dieses kleinen Büchelchens ist, er verdient den Dank der ganzen Jugend. Ja viele, viele Alten wissen nicht von dem was diese paar Bogen enthalten.

* * *

Bauwissenschaften.
Archiv für die Baukunst
und
ihre Hülfswissenschaften.
Unter Mitwirkung mehrerer Mitglieder der Königl. Preuß. Ober-Bau-Deputation herausgegeben von Dr. A. L. Crelle, 1r Band. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 4. 4 rthlr.

Als eine Fortsetzung des bekannten Werkes.

Sammlung
nützlicher Aufsätze und Nachrichten die Baukunst betreffend.
Für angehende Baumeister und Freunde der Architektur. Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuß. Ober-Bau-Departements. 6 Jahrgänge, jeder Jahrgang aus 2 Bänden bestehend. Mit sehr vielen Kupfern gr. 4. 24 rthlr.

L. Catel's
Grundzüge einer Theorie der Bauart protestantischer Kirchen.
Mit 1 Kupfer. gr. 8. 16 gr.

F. Meinert's
Civilbaukunst zu Kriegszwecken
für Ingenieure; oder Leitfaden zu Verbesserungen für angehende Architekten. gr. 8. 2 rthl. 12 gr.

* * *

Als Weinachtsgeschenke für Kinder empfehlen sich folgende Bücher, weniger durch zwecklose Kupfer zur bloßen Augenweide als durch einen lehrreichen und unterhaltenden Inhalt.

K. Hahn's Schriften:
Die Familie Bendheim,
lehrreiche Unterhaltung für die Jugend. 2 Thle. Mit 29 illum. Kupfern. 8. sauber gebunden 6 rthlr. 12 gr.

Dasselbe Buch mit 9 illum. Kpf., wohlfeilere Ausg. 4 rthlr. 12 gr.

Kinderfreuden
2 Bändchen auf Schreibpap. Mit 4 Kupfern. 8. sauber gebunden 3 rthlr. 4 gr.

Dasselbe Buch auf Druckpap. mit 2 Kupfern. 8. sauber gebunden 2 rthlr. 12 gr.

Wilhelmine
oder das erste Buch für Mütter. 2 Thle. Mit 1 Kupfer. 8. sauber gebunden in einem Bande. 1 rthlr. 12 gr.

* * *

A. Hartung's
brandenburgisch-preußische Geschichte
für die heranwachsende Jugend, 1r Bd. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. Mit 1 Kupfer. 8. sauber gebunden. 1 rthlr. 12 gr.

Eliseus von Hohan,
und ihrer Erzieherin
Eulalia Waller
Unterredung in Briefen. Allen gefühlvollen Mädchen bei ihrem Eintritt in die große Welt gewidmet. 2 Thle. sauber gebunden. 2 rthlr. 6 gr.

* * *

F. Ehrenberg's
weiblicher Sinn und weibliches Leben.
Charakterzüge, Reflexionen und Gemälde. 2te verb. und ganz umgearbeitete Aufl. Mit einem Kupfer in einem geschmackvollen Umschlag geheftet. 8. 2 rthlr. 8 gr.

Gesammelte Briefe
von
Julie.
4 Bände. Mit Kpf. 2te verb. Auflage 8. sauber geheftet. 5 rthlr.

Vorstehende 2 Bücher empfehlen wir allen Eltern für ihre Töchter. Ein für das Gute und Nachahmungswürdige empfängliche Gemüth findet in diesen 2 vortrefflichen Mustern einen wahren Schutzengel für ihr besseres Ich. Eine Gouvernantin, wie sie keine die Wirklichkeit schafft. Frei von aller persönlichen Einmischung wirkt blos Lehre und aufgestelltes Beispiel. Wer beide Bücher besitzt, spricht mit einer enthusiastischen Liebe davon. Gewiß die beste Empfehlung.

* * *

12 Weihnachtsgeschenke
von dem Verfasser des Kinderfreundes, dem verstorbenen Kreis-Steuer-Einnehmer Weiße seiner Zeit herausgegeben, als nämlich:

Geschichte des Prinzen Li-Bu.

Der kleine Jack.

Das blinde Kind.

Das geöffnete Schreibepult in 9 Bändchen.

Alle 12 sauber geb. 7 rthlr. 12 gr.

Von demselben Verfasser des Kinderfreundes sind nach dem Englischen bearbeitet.

F. Burton's
Vorlesungen über weibliche Erziehung und Sitten.
2 Thle. Mit 4 Kupfern. 8. sauber gebunden. 2 rthlr. 2 gr.

Dramatische Unterhaltungen
zur Belehrung und zum Vergnügen junger Personen. 8. sauber gebunden. 22 gr.

* * *

J. H. Campe's
Robinson der Jüngere.
Ein Lesebuch für Kinder. Fortgesetzt von C. Hildebrandt. Mit Campe's Portrait und 2 Holzschnitten, von F. W. Gubitz. Neue verb. Auflage 8. sauber geb. 1 rthlr. 4 gr.

Auch unter dem Titel:

Robinsons Kolonie.
Dasselbe Buch auch in französischer Sprache in gleichem Preise.

Es war gewiß keine kleine Aufgabe für den Herrn H. in Campe's Manier und Geist die Fortsetzung zu bearbeiten. Wie trefflich es ihm gelungen, bezeugen ihm alle Rezensenten, und daß es gleich dem 1sten Thle. in beiden Sprachen in vielen Schulen eingeführt ist. Er legt der Jugend Gott und Vaterland ans Herz, wie der Rezensent in der katholischen Litteraturzeitung sagt.

H. Gesenius
Wegweiser
durch das Gebiet der Künste und Handwerker f. d. Jugend 8. 21½ Bog. 18 gr.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Technologie für Schulen.

H. Bresenius
Waarenkunde für Töchter,
mit Beziehung auf den Haushalt. 8. Auf Holländ. Papier 1 rthlr. auf Druckp. 18 gr.

Beide Bücher sind eigens für junge Leute geschrieben. Ersteres für den Knaben der sich zu irgend einem Handwerke bestimmen will. Letzteres für Mädchen, welche sich zu guten Hausfrauen zur Führung ihres künftigen Hausstandes geschickt machen wollen. Der Verfasser ist schon durch seine größere Technologie in 2 Theilen hinlänglich bekannt.

Louise Meyniers
mythologische Unterhaltungen
für Deutschlands gebildete Töchter. 2 Bändchen. 8. sauber gebunden. 1 rthlr. 4 gr.

K. P. Moritz
allgemeiner deutscher Briefsteller
8te Aufl. verm. u. verb. von Dr. T. Heinsius 8. sauber geb. 22 gr.

M. C. Claudius
allgemeiner Briefsteller
7te Aufl. 8. sauber gebunden 1 rthlr.

C. von Tischer
die kleinen Schmetterlingsfreunde.
Mit 4 illum. Kupfern. gr. 8. sauber geb. 1 rthlr. 16 gr.

Sophie von La Roche
Briefe an Lina.
Ein Buch für junge Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen. 3 Bdchen. Mit Kupfern. 8. sauber geb. 2 rthlr. 12 gr.

Das Gute bleibt ewig gut, wenn es gleich die Jahre zählt, da es gesagt ward. Als dieses Buch zuerst erschien, da verschlang es die Lesewelt, und so erlebte es in wenig auf einander folgenden Jahren 4 Auflagen. Die Verfasserin kannte ihr Geschlecht für das sie schrieb. Sie war eine Zeitgenossin Wielands. Diese Briefe sind mit die ersten Früchte ihres Geistes.

K. W. Ramlers
kurzgefaßte Mythologie,
oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. Mit 11 Kupfern. Vierte verb. Auflage. 8. (37 Bogen) 1 rthlr. 4 gr.

* * *

Der durch seine satyrischen Schriften hinlänglich bekannte T. H. Friedrich, dessen ferneres Schicksal noch bis jetzt nicht evident erwiesen ist, findet noch immer seine Leser, und nach seinem muthmaßlichen Tode werden seine Schriften nach wie vor gesucht. Was wir davon gedruckt und verlegt haben, sind folgende:

Satyrischer Feldzug
in 3 Bänden 12° geheft 4 rthlr.

Satyrischer Zeitspiegel
in 7 Heften. 12° geheft 3 rthlr. 12 gr.

Deutsche Volkstracht.
Ein satyrisches Gemälde. Mit illum. Kupfern 1 rthlr. 8 gr. Mit schwarzen Kupfern 1 rthlr. ohne Kupfer 8 gr. alle geheftet. in 12°

Gedichte.
12° geheftet 8 gr.

Almanach lustiger Schwänke
für die Bühne. 8. Mit illum. Kupfern, sauber geb. und in Futteral 1 rthlr. 12 gr. Mit schwarzen Kpf. eben so geb. 1 rthlr.

Der Glückspilz und die Glücksritter.
Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. 20 gr.

* * *

Schriften zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung.

Theodor von Leithold
Meine Ausflucht nach Brasilien
oder
Reise nach Rio de Janeiro
und von dort zurück; nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschen[...] bei Hofe und unter dem Volke und einige[...] für diejenigen welche ihr Heil in Brasilien [...] wollen. 8. in einem saubern Umschlage geheft[et] 4 gr.

Noch bis jetzt weiß man zu wenig von diesem ge[...] nach welchem jedes hier nicht befriedigte Gemüth hin[...] Erfahrungen machen werde. Wohl dem der sich die Erfa[hrungen] derer zu Nutzen macht, er erspart sich Zeit und Reue. [Es ist nicht] alles Gold was glänzt, sagt das Sprichwort. Wer Ohr[en hat zu hö]ren, der höre!

Aprillaunen des Gesellschaft[...]
Mit Beiträgen ernsten scherzhaften und satyr[ischen In]halts, von Bertram, Bondi, Gerle, [...] Laurin, Leander, Lindau, Müller[...] Seidel, Amalie von Selt, Seyfrie[d] und Zunz, nach 17 beigedruckten Vignetten. [...] 1 rthlr. 8 gr.

Seltsame Leiden
eines
Theater-Direktor[s]
Aus mündlicher Tradition mitgetheilt vom V[erfasser der] Fantasiestücke in Callots Manier (E. T. A. [...] 8. sauber geheftet 1 rthlr. 8 gr.

Die Gleichen.
Schauspiel von Ludwig Achim von A[rnim]. 8. geheftet 1 rthr.

Von demselben Verfasser.
Die Kronenwächter
1r. Bd. enthält: Bertholds erstes und zweites [Leben]. Roman. 8. sauber geheftet 1 rthlr. 16 gr.

F. W. Gubitz Schriften.
1r Band enthält: Was mir einfiel. 2r Ba[nd] Theaterspiele. Beide Bände unzertr[ennt] sauber geheftet 4 rthlr.
Mit Holzschnitten in Tuschmanier von F. W. Gu[bitz].

A. von Bismberg
hinterlaßne poetische Schrift[en]
gr. 8. 1 rthlr. 8 gr.

Dr. J. Feßler
Aristides und Themistokles. 2 Theile. 3te verbe[sserte Aufl.] Mit Kupfern. gr. 8. 4 rthlr.

Dieses historisch-romantische Werk ist Eins der er[sten] dieses berühmten Mannes, womit er seinen Namen [...] stellerischen Laufbahn gründete. Seine vorzüglichsten Sc[hriften ...]

1) Abällard und Heloise. 2 Theile. M[...] 8. 4 rthlr.
2) Bonaventura (des Corsen) mystisch[...] Mit 1 Kupfer. 8. 2 rthlr. 4 gr.
3) Der Groß-Hof- und Staatsepopt[...] oder der Hofnarr. Mit 1 Kupfer. 8. [...]
4) Der Nachtwächter Benedikt. Mi[t ...] 8. 2 rthlr. 16 gr.
5) Alonso. 2 Theile. Mit 1 Kupfer. gr. 8. [...]
6) Die alten und neuen Spanier. Ei[n ...]spiegel. 2 Thle. Mit Kupfern. gr. 8. 3 r[thlr.]

F. Förster
die Sängerfahrt.
Mit vielen Kupfern in einem saubern Umschl[ag] 3 rthlr.

Franz Horn
das Leben Friedrich Wilhelms des [Großen] Kurfürsten von Brandenburg. Nebst Andeutu[ng ...] Idee und die spätere Geschichte des preußisc[hen ...] vom Jahre 1688 bis 1811. gr. 8. 1 rthlr. [...]

Desselben
Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenb[urg ...] König von Preußen. gr. 8. 1 rthlr. 16 gr.

Bemerker.



No. 5. 1821.

Beilage zum 37sten Blatte des Gesellschafters.

Kritische Zügel.

Wir haben seit einigen Monaten in fast allen Unterhaltungs-Blättern, ja selbst in vielen politischen Zeitungen, wohlverdientes Gespött lesen können über Theater-Kritiken, welche in der „Spenerschen Zeitung“ zur Bearbeitung der Berliner schon eine geraume Zeit hin geworfen werden. Die Berliner — nämlich solche, von denen die Rede seyn darf — haben sich dadurch nicht bearbeiten lassen, so wie überhaupt dergleichen wohl Parteien, nicht aber eine dauernde Stimmung erregen wird. Die Redaktion jener Zeitung, die wir vielfach zu achten Gelegenheit fanden, hat sich weiter nicht eingemischt, was wir wohl begreifen; denn erstens ist der Theater-Artikel in einem politischen Blatt eine Nebensache und zweitens meint sie vielleicht: daß es für Leser solcher Artikel auch ein Vergnügen werden kann, wenn sich Jemand lächerlich macht; dergleichen wollen wir recht gern geschehen und es uns höchstens einen Spaß seyn lassen, auf die Nuditäten einer nichtssagenden Dichtnerei mit hin zu weisen. Wenn aber Jemand der öffentlichen Spaßhaftigkeit sich preis giebt, so soll er wenigstens darin consequent bleiben und nicht zur Bosheit übergehen, bei der die Flachheit doppelter Streiche schuldig macht. Ob man auch im Allgemeinen auf das Treiben: Diesen zu beugen, um Jenen zu erheben, den alten Spruch anwenden konnte:

> „Kritik ist Pflicht, nicht Courtoisie,
> Drum laß dein eiferud Kritzeln;
> Du schmeichelst dich nicht zum Genie,
> Erregst nicht Furcht durch Witzeln“ —

so mag es doch auch nicht ganz ohne Nutzen seyn, ein solches schlecht gefülltes kritisches Raketchen, nach dem Abpuffen und bis zum Fall, zuweilen mit dem Blick zu verfolgen, um, wenn das Lustfeuer nun einmal verunglückt ist und wir keine Erhebung sehen, wenigstens an dem Sprudeln, womit es sich parterre umtreibt, uns zu entschädigen. Darum wollen wir in diesem „Bemerker“ eine Rubrik geben, überschrieben:

Kritische Zügel.

Nr. I. soll angelegt werden einem Geschwätz, welches sich in Nr. 24 der „Spenerschen Zeitung“ über eine Darstellung der „Maria Stuart“ vorfindet. Da heißt es nun, hinsichtlich der Hauptrollen: „Beide werden von Künstlerinnen repräsentirt, die eine lange, lange Uebung haben; diese Beide sind auf dem Theater wie zu Hause; die Eine hat mehr Naturell, die Andere hat mehr Kunst; aber das Naturell der Einen ist gerade für ihre Rolle nicht das rechte und die Kunst der Andern reicht für die von ihr zu lösende Aufgabe nicht hin, wenigstens nicht überall.“ Damit sind Mad. Schröck und Mad. Wolff gemeint, und in der „berühmten Scene des dritten Aktes konnte der Rez. nun die Besorgniß nicht los werden, das Stück könne nicht tragisch enden, zwei so weiche Seelen müßten sich am Ende verstehen und ihre Herzen gerührt in einander fließen; Beide schienen zwar bewegt und Elisabeth darüber nicht ohne Verwunderung zu seyn; doch nach den, bis dahin von Beiden gezeigten Anlagen durfte man erwarten, es sey eine vorüber gehende Uebereilung.“ — Mad. Wolff läßt er später noch eine Lob-Salve zukommen, indem sie „zu seinem Erstaunen in dem vierten Akt und vor Allem in den Schlußscenen wahrnehmen ließ, sie sey auch die mächtige, die sich löwenartig erhebende Elisabeth, die große königliche Frau.“ — Bald darauf heißt es sogar: „Referent hat die vielbewunderte Schröder als Elisabeth gesehen, aber nach seiner innigsten Ueberzeugung muß er Mad. Wolff bei weitem den Vorzug geben; denn obgleich diese (wer?) in Rücksicht auf Kraft und Wahrheit der Darstellung auch nur in dem erwähnten dritten Akt ganz befriedigt, so hat sie doch im Allgemeinen vor jener einen gewissen Adel und eine Anmuth voraus, denen auch die mit Manneskraft herrschenden Königinnen nicht entrathen dürfen.“ Ich habe oben ein wer? eingeklammert; nach der Stellung des Satzes muß Mad. Wolff gemeint seyn, da diese aber im dritten Akt schon so sehr getadelt ist, so scheint dies eine der kritischen Uebereilungen, die bei jenem Rezensenten leider nicht vorüber gehend, sondern immer wiederkehrend sind.

Betrachten wir aber den Charakter der Elisabeth in der Wirklichkeit und nach Schiller — der übrigens hier der Geschichte im Ganzen mehr folgte, als bei Zeichnung der Maria, weil er diese, nicht jene poetisch rechtfertigen wollte — so finden wir leicht, daß in jener seynsollenden Kritik das Bild der Britten-Königin völlig verfehlt ist. Sie wird zu den „weiblichen Kritikla's“ gezählt und auf dieses Gleichniß hat der Rezensent auch seine Forderungen an die Darstellerin basirt. Elisabeth ist aber die personifizirte Verstellung und die Regierung ihres Vaters, Heinrich VIII., war ganz geeignet, der Frauen Künste auf das Höchste aus zu bilden. Nachdem sie sogar ihr Leben nur durch dialektische Talente gerettet hatte, fing sie an, ihre Pläne tief zu verbergen, und zog sich bekanntlich nach manchem unglücklichen Ereigniß, das ihre Jugend traf, aus dem Getümmel der Stadt auf ein Landgut zurück, hauptsächlich um die Kunst, alle Leidenschaften zu bezähmen, sich mehr noch an zu eignen. Sie, eifrige Protestantin, ließ sich von einem katholischen Bischof krönen, nur um es sicherer zu verbergen, daß sie gegen den Katholizismus gleich nach der Krönung gerüstet auftreten wollte — sie antwortete einem Bischof, der ihre ungemeine Staatsklugheit, wodurch sie selbst Papst und Kardinäle überlistete, ein Verbrechen nannte: „Ihr mögt alle Bücher der heiligen Schrift verstanden haben, aber das Buch der Könige verstehe ich besser!“ Solche Züge, die in Menge bei zu bringen wären, geben ein Bild, das sich nicht mit der äußeren theatralischen Kraft-Anstrengung verträgt, welche in benannter Rezension gefordert wird. Mad. Wolff möge also auch künftig darthun: daß die Leidenschaft auf dem Throne eine ganz andere ist, als diejenige, der man sich in der „Spenerschen Zeitung“ überlassen kann, und jene Rolle in königlicher Besonnenheit, in der gespielten Ruhe halten, die ihres Zieles sicher und womit ihr ganzes Wesen geschichtlich umhüllt ist; nur da, wo sie mitten in der Leidenschaft, nicht mehr über derselben ist — und dies sind nur wenige

Momente in Schiller's Dichtung — mag das Maaß des menschlichen Gefühls in einer solchen Kraft ausströmen, daß der Grad der Empfindung ein allgemeiner, nicht mehr ein conventionell-geregelter sey, und zu diesen Momenten hat Mad. Wolff Kraft genug und giebt überhaupt in der ganzen Darstellung ein Meisterwerk, wie wir bei unsern Bühnen nicht viel Aehnliches zu nennen wissen.

Mad. Schröck erhält von dem scharmanten Rezensenten als Quintessenz seiner Weisheit das Ultimatum: „sie lasse die Königin in der Frau untergehn“, welche Redensart noch mit verschiedentlichen maliziosen Verbeamungen ausgestattet ist. Wir behaupten aber, er habe die Dichtung mißverstanden, wenn es ihm entgangen ist, daß Schiller (schon als Contrast zur Elisabeth) nicht die Königin Maria, sondern einzig die Frau heraus gehoben hat und diese möglichst entsündigen wollte. Die Geschichtschreiber sagen von der Maria: „sie war in französischer Ueppigkeit aufgewachsen, hatte weniger Muth und weniger Souverainetät und bei weitem nicht so viel Staatsklugheit als Elisabeth“ — und auch Schiller hat sie überall mehr zaghaft als wagend gezeichnet, kein einziger Entschluß zu ihrer Rettung kommt allein aus ihr, und zum Verhör sogar ließ sie sich auf Zureden und aus Mangel an richtiger Erkenntniß ihres Standpunkts verleiten. Alle ihre Verbrechen hat sie auch als Weib begangen, denn selbst in ihrer Freiheit gab sie nichts Bedeutendes von sich als Königin zu erzählen, wohl aber weiß man, daß sie in ihrem Liebes-Entzücken die Rechte der Krone sogleich ihrem Gatten abtrat. Weder in der Dichtung noch in der Geschichte findet sich demnach ein Grund, dieses Bild frivoler Weiblichkeit höher hin zu stellen, als in natürlicher Anmuth, die Mad. Schröck in hohem Grade hat, wie es denn überhaupt von Allen anerkannt wird, daß sie auf der Bühne noch immer eine reizende Erscheinung ist. Selbst das Register von Maria's Liebhabern bezeugt es, daß sie keine anderen Schranken um sich her stellte: es würden sonst nicht meistens Menschen aus einem unter ihr liegenden Kreise um ihre Gunst gebuhlt haben. Die „blühende“ Jugend, welche der Rezensent begehrt, ist in der Schillerschen Dichtung (wir wollen hier gern von der Geschichte nicht reden, nach welcher Maria 45 Jahre zählte, als sie hingerichtet ward) durchaus nicht nothwendige Bedingung; ja es möchte sogar etwas sehr Unangenehmes haben, wenn man sich Maria's Beichte im letzten Akt von einer ganz jugendlichen Schauspielerin denkt. Auch ist die Resignation, mit der sie stirbt, bei einem solchen weiblichen Charakter mit als Folge der Ermattung der Gefühle an zu sehen, worauf gar viele Stellen hindeuten, als: „Der Gram, das lange Kerker-Elend nagt an meinem Leben“ — „ich bin nur noch der Schatten der Maria; gebrochen ist in langer Kerkerschmach der edle Muth — ihr habt das Aeußerste an mir gethan, habt mich zerstört in meiner Blüthe“ u. s. w. — Ihre Duldsamkeit aber wird von der Kennedy mehrmals geschildert, und selbst Mortimer hebt „der Sanftmuth Züge und die edle Fassung“ an ihr hervor. Daß dieser so verwegene Wünsche ausspricht, beweist auch für meine obige Aeußerung, daß der Nimbus der Königinnen der Maria nicht zugetheilt werden kann. Wenn aber der Rezensent hauptsächlich Mortimer's Liebe zu Maria als Grund angiebt, weshalb sie sehr jung seyn müsse, so erscheint dies als Mangel an tieferer Menschenkenntniß; Mortimer's Sinnlichkeit ist im höchsten Grade erweckt; die Art, wie er vom Katholizismus sich hingerissen fühlt, bezeugt dies, und nur mit der Sinnlichkeit hatte man auf ihn gewirkt; in seinem Herzen lebt das Bild der Maria, und zu einer ängstlichen Vergleichung kommt er nicht, da er eine noch Reizende findet und nächstdem, wenn wir annehmen müssen, daß es Mortimer's erste Liebe war, so spricht hier noch die längst als psychologisch richtig erkannte Wahrnehmung: daß des jungen Mannes erste Gluth sich gewöhnlich einer älteren, in Herzenssachen erfahrenen Frau zuwendet, wenn besonders eine so lodernde Sinnlichkeit den Gegenstand sucht. — Nach

Allem diesen ist Mad. Schröck zu dieser Rolle vollkom[men ge]eignet und das Gegentheil finden nur solche Leutchen, [die vor] Ueberreiz des Geschmacks es nicht bemerken können und [...] daß auch auf der Bühne die schöne Weiblichkeit, wie w[...] die wahre, nicht einzig auf Effekte berechnete Charakte[...] mer seltener, dagegen ein Braviren Mode wird, welche[s ...] zu männlichen Bildung des schönen Geschlechts seinen [...] hat. Dergleichen wirkt indessen nur momentan und in [...] aufgeregten Zeit, als die unsrige war und ist. — Der [...] selbst muß am Schlusse gestehen: daß Viele von Mad. Schrö[cks Dar]stellung der „Maria“ ergriffen sind; aber er sucht zu b[...] das Publikum ließe sich auf ganz unrechte Art hinrei[ßen und] rühren; wenn er jedoch die genannte Schauspielerin be[...] wollte, würde er die Zustimmung Vieler schon für g[...] halten, sein Urtheil zu befestigen. — Wir kennen übrige[ns Mad.] Schröck als eine bescheidene Künstlerin, die nie Rolle[n usur]pirte, noch Andern hinderlich seyn mochte; wir wissen ab[er ...] daß es des Publikums Vergnügen stören heißt, wenn [...] liebte Künstler und Künstlerinnen aus Ungunst zurück[setzen] will und dadurch ihre besseren Kräfte lähmt. Es gi[ebt ein] Darstellungs-Talent, welches man nicht ertödten kann[, wenn] man es nur in zweiten und dritten Partieen beschäfti[gt ...] wie Schauspieler allerdings eine Rolle zuweilen heben, [...] noch vielmehr die Rollen die Schauspieler, über welche[s ...] wir in den Fortsetzungen dieser „Kritischen Zügel“ n[...] noch aussprechen wollen.

v. — ch.

Reuiges Bekenntniß

Ich, Unterzeichneter, bekenne hiermit: daß ich mich [...]lich schon zu verschiedenen Malen unterwunden habe, [an der] unübertrefflichen Vollkommenheit der tragischen Meisterw[erke des] Herrn Müllner zu zweifeln, und daß ich deswegen nic[ht nur] die Kritik à la Müllner, welche mein Werk: „Das Leb[en ...]do's“ (Frankfurt a. M. bei Herrmann, 1819) kürzlich [im „Li]teratur-Blat“ Nr. 4. v. d. J. erfuhr, sondern auch alle[s, ...] welche zweifelsohne Hr. Müllner noch in kritischer V[oll]kommenheit über mich und meine Sachen verhängen w[ird, für] eine billige Strafe für dieses mein Verbrechen halte un[d es] hier um so lieber bekenne, weil dadurch ein neuer Be[itrag zur] Hrn. Müllner's, des trefflichen, Charakteristik gegeben w[ird.]

Friedrich Gleich.

Gegen die Gegen-Rede des Herrn J. [...]

Aus dem „Bemerker“ Nr. 4. hab' ich ersehen, da[ß der] Berliner General-Restaurateur, der Herr Hof-Traiteur[, ...] nicht sehr traitable ist, sonst hätt' er auf meine lustig[en ...] im 22sten Blatt des „Gesellschafters“ mir nicht gleich [ein so] grämliches Gesicht gewiesen. Ich glaube aber, ein [Trai]teur ist immer im neuesten Zeitgeist und spielt mithin [...]bruar Redoute, wobei es mir diesmal überlassen bleibt, [ob ich] jenes Wort mit Vermummung oder Masken-Wesen ü[bersetzen] will. Ich bin zu Letzterem um so mehr geneigt, da H[...] am Schlusse seines, diesmal schriftstellerischen Auft[ritts die] gewöhnliche Maxime kleiner Geister benutzt; die nämli[ch, den] Gegner als verächtlich hin zu stellen. Das kam nicht [von Ih]nen selbst, Hof-Traiteur! Das hat Ihnen irgend ein [...] Freibeuter von Kritikus gelehrt, als er eben bei gutem [Humor] war. — Doch, ich komme vor lauter Spaß gar nicht [zu ih]rem Ernst; es hilft nichts, ich muß meiner guten Be[...] Wege weisen!

Also — Sie haben 8 Gr. weniger bekommen f[...] Arzt — damit Sie sehen, daß ich gar keine Winkelzü[ge mache,] sondern diese erhabene Sache mit großer, liberaler An[sicht be]handle, so sag' ich kurzweg: darin haben Sie recht, [...]

zwar 2 Thlr. bezahlt worden; ich habe aber nachher erst erfahren, daß noch mehrere Ausgaben zu decken waren. — Sie sagen: „die Söhne des Aeskulaps haben dieselbe Anzahl Schüsseln gehabt, wie die der Themis, und die Zubereitung war auch dieselbe" — hm! da war' ich freilich nochmals im Irrthum und die Söhne der Themis hatten auch schlecht gegessen. Mehrere derselben, die ich neulich sprach, wollten mich auch wirklich zu einem Widerruf ermahnen; aber — ich bin nicht selbst dabei gewesen, habe nur unter den Aerzten mit gegessen und will zu Ihrer Ehre auch ferner glauben: daß sie Andere besser behandelt haben als mich. Mit der Anzahl der Schüsseln müssen Sie mir jedoch nicht kommen; denn Klavoern gehört zum Handwerk und daß es an Schüsseln gefehlt habe, ist mir zu behaupten nicht eingefallen.

Nun zeigen Sie mir aber, wo steht denn im „Gesellschafter" Bl. 22 gedruckt: daß die Jünger der Themis nicht auch gefroren hatten? — Darin waren sich beide Theile gleich und aus Ihrer Gegen-Rede erseh' ich nur: daß deren 300 gefroren haben, nachdem sie zwölf Tage zuvor dafür gesorgt hatten, daß Sie uns 69 Aerzte als recht resignirt frierende Vorbilder hinstellen konnten für besagte 300 Juristen, die sich in Ihrem Saale vor den 300 Spartanern bei Thermopylä besonders dadurch auszeichneten: daß hier Keiner bleiben wollte.

Wenn Sie aber jetzt merken lassen, Sie hätten bestimmt erklärt: der große Saal sey nicht zu erwärmen, so bedurfte es ja darüber nur eines Attestes des, von Ihnen genannten Hrn. Hofraths Dr Schulz. — Uebrigens mach' ich Ihnen die Oekonomie gar nicht so sehr zum Vorwurf, sonst hätt' ich gleich erwähnen können, daß Sie uns das schöne Schauspiel gaben: wie eine Glaskrone aussieht, an welcher nur auf einer Seite Lichter angezündet worden; aber ein Scherz ist über solche Dinge erlaubt und auch wohl nützlich zur Ermunterung Ihres Eifers. Ehrliche Kritik bleibt der beste Antrieb für Künstler, und seitdem Kochen und Braten zur Kunst geworden ist, wird doch hier nicht allein Alles über der Kritik seyn sollen, da besonders die Erfahrung lehrt: daß Restaurationen im Anfang immer besser sind, als von da an, wo sie Ruf haben; und nur weil ich die Sorge für den Ihrigen mit Ihnen theilen will, bin und bleibe ich Ihr wohlwollender Kritiker.

So spiele ich Whist.*)

Vorher meine Ansicht über das Kartenspiel oder Spielen überhaupt. — Ich spiele fast alle Spiele, aber kein einziges aus Gewinnsucht; nehme es mit jedem rechtlichen Spieler auf, aber mit dem Glück lass' ich mich nicht ein; daher vermeid' ich hohes Spiel und alle Spiele, welche vom Zufall abhangen, denn sie haben kein Interesse für mich; ich kann nicht willkührlich handeln. — Ich erinnere mich aus früheren Zeiten (jetzt bin ich 55 Jahre alt), daß in den Familien-Zirkeln zum Schluß nach dem Essen noch ein gemeinschaftliches Spiel gemacht ward, an welchem selbst die Frauen Antheil nahmen. Der Wirth oder einer der Gäste legte eine kleine Bank auf; der höchste Satz war 8 Gr. Ich besetzte alle 13 Karten jede mit 2 Gr. und fast immer gewann wenigstens eine im Talon vier Mal; so hatte ich nicht allein nichts verloren, sondern noch ein Paar Points gewonnen. Dies machte mir viel Spaß; meine Freunde lachten und der Banquier meinte: wenn Alle so spielen wollten, müßte er an jeder Fingerspitze vier Augen haben, um das Spiel übersehen zu können. — Da ich also einzig und allein des Vergnügens wegen spiele, so verlange ich Ordnung und Aufmerksamkeit im strengsten Sinne des Wortes. Ich bin strenge, sehr strenge, gar nicht nachgebend, wenn ein fehlerhaftes Spiel durch Sophisterei oder Rechthaberei bestritten wird; augenblicklich beruhigt, sobald der Fehler eingeräumt wird. — Ich spiele nur, wenn ich mein Tagewerk vollendet habe; ich könnte mich selbst nicht achten und das Spiel hätte keinen Reiz für mich, wenn ich die Arbeitsstunden damit ausfüllte. Ich bin mit ganzer Seele bei dem Spiel wie bei der Arbeit, und oft habe ich geäußert, wenn man über meinen Ernst bei dem Spiel herzog: ich arbeite spielend und spiele arbeitend.

Nun zur Sache: Das Whist hat fast so viele Nüancen als das L'hombre. Die zwei gewöhnlichsten Arten sind mit vier oder fünf Honneurs, erstere ohne Rest, letztere mit Rest. Bei jener kann man sich durch die Honneurs auf 8 stehend ausrufen, bei letzterer macht nur der Trick aus. — Bezahlung von 3, 4 und 5 Honneurs, von 3 und 4 As, des aufgeschlagenen As oder kleines Trumpfs sind willkührlich gemachte Regeln und haben kein Gesetz. Nach jenen zwei Spielarten sind meine Regeln festgesetzt, und wenn die Karte gegeben, ist mein Spiel so geordnet, daß ich allenfalls verdeckt spielen könnte. — Ich ordne aber meine Karte nie nach einer bestimmten Weise; bald stecken die Trümpfe oben, bald in der Mitte, bald unten. Die Ursache fällt in die Augen.

Invitten — sollen sie für meinen Mitspieler bemerkbar seyn, müssen sie es auch für die Gegenspieler werden. Will ich auf König oder Dame invitiren (auf Buben u. s. w. findet bei mir keine Invite statt), so spiele ich, wenn ich König, 8 und 3 habe, nicht die 3, sondern die 8 aus. Auf das As doubleton zu invitiren, gelingt nur dann, wenn mein Mitspieler die Dame, der zweite Spieler den König hat und nicht vorsetzt; denn mein Mitspieler muß, nach einer allgemeinen Regel, das Höchste vorsetzen. Habe ich König, Dame und ein Blatt oder mehrere von dieser Farbe, so spiele ich den König, damit meine Dame, wenn das As in der Gegner Händen ist, um so sicherer ihren Stich macht. Dies gilt sowohl von Trumpf als von den übrigen Farben; wollte ich hier mit einer kleineren Karte invitiren, so riskire ich, daß der Bube und das As von meinen Gegnern gemacht, und zum dritten Mal meine Figur gestochen wird.

Bei Dame und Bube doubleton spiele ich die Figur; hat mein Mitspieler nicht eine Suite neben dem As in dieser Farbe, muß er sie gehen lassen. Spiele ich den König, der zweite Spieler setzt nicht das As darauf und mein Mitspieler hätte Renonce, darf er meinen König nicht stechen, weil sonst meine Dame, und hätte ich noch den Buben, auch dieser nicht frei werden würde.

Ich spiele keinen Singleton, wenn ich nicht 4 bis 5 Trümpfe habe. Es ist gefährlich, bei einem Trumpf oder zweien Singleton zu spielen, weil, sobald die Renonce entdeckt ist, die Gegner Trumpf ziehen, und nicht selten wird man schlemm, wenn die Gegner stark in Trumpf sind und auch die Handkarten haben.

Wenn ich As und König und noch einige kleine Trümpfe habe, so zeige ich meinem Mitspieler den König, versuche dann, ihn in einer andern Farbe an's Spiel zu bringen, damit er, wenn er etwa noch die Dame einzeln hätte oder auch den Buben, entweder jene machen, oder mit dem Buben die Dame heraus locken könne. Dies gilt auch von den übrigen Farben, doch nur bei der Dame. — Ich spiele in der Regel meine stärkste Farbe, um so mehr, wenn ich stark an Trümpfen bin, damit, wenn diese heraus sind, ich jene geltend machen kann.

Ich richte meine Aufmerksamkeit eben so sehr auf das Spiel meiner Gegner, als ich meine eigenen Karten berechne. Sind meine Gegner stark in Trümpfen und behalten darin das Uebergewicht, so spiel' ich meine Handkarten nicht weg, wenn von ihrer Seite darauf hin gearbeitet wird, welches einem aufmerksamen Spieler nicht leicht entgeht; sondern ich lasse sie immer wieder fordern und suche sie inzwischen durch ihre Renonce zum Stechen zu zwingen; spiele ich ihre Farbe nach, so gebe ich ihnen selbst die Stiche in die Hände.

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes giebt seine wenigen Erfahrungen in dieser beliebten Zeitverkürzung preis; er wird nächstens auch sagen: wie er Boston spielt. D. Einsender.

Wolite man glauben, mit diesen Regeln wäre das ganze Spiel erschöpft, würde man sehr irren. Das Spiel hat noch weit mehr Nuancen, welche aufmerksamen Spielern überlassen bleiben, um nicht zur Maschine geformt zu werden.

Zum Schluß noch eine Aufgabe für regelmäßige Spieler. Ich gebe den Gegnern zur Vorhand an Trumpf König, Bube, 9 und 7. In den übrigen Farben 1: As und König König, Dame; 3: As, König, Dame, Bube; und w nicht als Anfänger spielt, sind sie groß schlemm. unglaublich scheint, dem stehe ich zum Beweis zu Dien Fall hat sich wirklich zugetragen. — f.

1821. No

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

In dee Maurerschen Buchhandlung in Berlin sind in dem zweiten halben Jahre 1820 folgende neue Schriften erschienen:

Bauer, F. Lehrbuch dee Rechenkunst oder sämmtliche Rechnungsarten des gewöhnlichen Lebens zum Selbstunterricht und zur Wiederholung theoret. und praktisch bearbeitet. 8. geb. 12 Gr.

— musikalisches Schulgesangbuch von 52 Religion und Moral betreffenden Gesängen, nebst einigen Kanon's und 25 dee bekanntesten und beliebtesten Kirchenmelodieen für Volksschulen. gr. 8. 12 Gr.

— kleine deutsche Sprachlehre oder Einleitung um richtig deutsch sprechen zu lernen, für die Jugend, auch als Wiederholung für Erwachsene. 2 Thle. geb. 6 Gr.

— acht Tafeln oder kurze Anleitung um richtig deutsch sprechen und schreiben zu lernen: nebst einer Anweisung der üblichen Scheidezeichen und der Titulaturen. Steindruck. Folio. 12 Gr.

Brosenius, H. Lehrbuch der Technologie für Schulen. 8.

— Waarenkunde für Töchtee, mit Beziehung auf den Haushalt. 8. 18 Gr.

Dasselbe auf Holländ. Pap. 1 Thlr.

Crelle, Dr. A. L. Rechentafeln welche alles Multipliciren und Dividiren mit Zahlen unter Tausend ganz ersparen, bei grösseren Zahlen aber die Rechnung erleichtern und sicherer machen 2 Bde. gr. 8. 10 Thlr 16 Gr.

Dorn, J. F. Praktische Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Zweite umgearb. u. vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfern. gr. 8. geb. 22 Gr.

Grävell, D. M. C. F. W. Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation und Erbschaftskaufe, in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange nach Preußischen Gesetzen. Ein Handbuch für praktische Juristen und Geschäftsmänner. gr. 8. 4 Thlr.

Auch unter dem Titel:

— Commentar zu den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats. Des theoretischen Theiles 2r Band und des ganzen Werkes 4r Bd. 1ste u. 2te Abtheilung.

Leithold, Th. von. Meine Ausflucht nach Brasilien oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück: nebst einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt, des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter dem Volke u. s. w. 8. geb. 1 Thlr. 4 Gr.

Meißner, S. G. Die Kunst in drei Stunden ein Buchhalter zu werden. Ein kurzer und deutlichee Unterricht für Handlungslehrlinge, Handlungsdiener und angehende Kaufleute, die doppelte italienischsche und neue deutsche Buchhalterei in einem Zeitraume, ohne Hülfe eines Lehrmeisters g zu erlernen. 3te verb. Auflage. geb.

Michelsen, J. A. C. Dee vollkommene Hausha Kaufmann, odee Sammlung von Hausha Holz-, Intereß-, Rabatt-, Münz-, Maaß- u wichtstabellen. 2te verb. u. verm. Auflage. geb. 1 Thl

Moritz, K. Ph. Allgemeiner deutscher Briefstell cher eine kleine deutsche Sprachlehre, die R geln des Styls, und eine vollständige Beispi lung allee Gattungen von Briefen und G aufsätzen enthält. 8te unveränderte Auflage Th. Heinsius. 8.

Naumann, J. D. Tabellarisches Handbuch Königl. Preuß. Zoll- und Steuer-Dienst. Zu brauch für Königl. Zoll- und Steuer-Beamte leute und Gewerbtreibende überhaupt. Ste 4to.

Nettesheim, A. von, das Ganze der Taschenspie ohne großen Apparat und Kosten die seltens auffallendsten Zauberstücke zu machen. 2te Au 2 Kupfern. geb.

Schmidthammer, W. Ueber die Religion im und ihren Werth für ihn. Eine Predigt. 8. ge

Schulz, O. Aufgaben zur Einübung der late Grammatik. 8. (6 Gr. Parthiepreis.

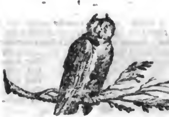
Stuhr, P. F. Deutschland und dee Gottesfriede schreiben an J. Görres gegen seine letzte Sch Auszügen aus derselben. gr. 8. 1 Thlr.

Tillich, D. E. Allgemeines Lehebuch dee Ar oder Anleitung zur Rechenkunst für Jederma völlig umgearbeitete und mit einem praktische vermehrte Auflage von M. F. W. Lindner. 8.

Wolke, Ch. G. kleine Fibel odee Vorbereit zur lernen, füe lesbegirige Kinder vom Anfange Ende ires 6ten Jares. geb.

Zaenack, A. Deutsche Sprichwörter zu Verstand gen füe die Schulen bearbeitet, nebst einer sung auf welchen Wegen ein Schatz dee lehr Sprichwörtee unter die Volksjugend gebracht könne, woein zugleich eine auserwählte Sa von mehe als 1100 dee passendsten Kernsprüc schee Weisheit zum Gebrauch der Schulen e ist. 8. 1 Thl

Zeune, A. Erdansichten oder Abriß einer Gesch Erdkunde, vorzüglich dee neuesten Fortschritte ser Wissenschaft. Fortgesetzte Ausgabe mit chen und einer Tast-Erdkugel (welche letztere Bestellung geliefert wird.) 8. 1 Thl

Bemerker.  No. 6. 1821.

Beilage zum 46sten Blatte des Gesellschafters.

Kannten Römer und Griechen unsern Beschlag der Pferde?

Im „Gesellschafter" Jahrgang 1819, Bl. 85 wird gesagt: „Die Hufeisen waren zur Zeit der Römer und Griechen noch unbekannt. Man zog dafür den Pferden eiserne Schuhe an."

Allerdings hat man der alten Welt den Gebrauch unserer Hufeisen, besonders aus dem Grunde nicht zugestehn wollen: weil es sonst wohl zu erwarten gewesen, daß die auf uns gekommenen Schriftsteller, welche die Behandlung der Zug- und Lastthiere zum besondern Gegenstand hatten, von diesem allerdings wichtigen Punkte nicht geschwiegen haben würden. — Man sehe das Lexic. rustic. zu Geßners Script. R. Rust. unter Soleae jument. etc. — Will man indeß nicht zuviel hieraus schließen, so ist die Sache wohl damit abgethan: daß der fragliche Gebrauch damals nicht so allgemein, vielleicht nicht so anerkannt gewesen, als bei uns. Wenn es gewiß ist, daß die Alten den Fuß des Pferdes oder Maulthieres durch Eisen zu schützen wußten, *) welche unsinnige Verschwendung sogar in Silber **) und Gold ***) verwandelte, so ist uns allerdings Form und Behandlung damit noch nicht bestimmt; doch eben so wenig unser Hufbeschlag ausgeschlossen. Die hier gebräuchlichen, von menschlicher Fußbekleidung entlehnten Wörter: Solea, ΥΠΟΔΗΜΑ, dürften wohl am wenigsten durch Schuh zu übertragen seyn, da sie weit mehr auf eine dem Hufeisen, als unserer heutigen Beschuhung verwandte Form hindeuten.

Was indeß hier mit eins entscheidet, ist eine Münze, welche schon ehemals Patin und Beger, †) neuerlichst Eckhel ††) bekannt gemacht haben. Auch die hiesige herzogliche Sammlung besitzt sie in einem gut erhaltenen Exemplare.

IO. IO. TRIVMP (E, paläographisch für Triumphe) — stehender Lorbeerzweig. — Zwei Hufeisen neben einander in einem Zirkel von zwei Schlangen, deren Schweife sich nach unten verschlingen.

Die Begersche Abbildung — ist sie anders treu — zeigt die Nagel-Löcher deutlich; auf dem hiesigen Exemplar sind sie nicht zu erkennen. Nach des würdigen Eckhel sehr treffender Ansicht galt es hier dem Triumph eines Renners im Circus, und — was mit Wahrscheinlichkeit hinzu gesetzt werden kann — Vertheilen oder Auswerfen unter die Schauenden war die Absicht mit Geprägen dieser Art.

Dessau. **Bertrandt.**

*) Catull. XVII. 26. **) Sueton. Nero XXX. ***) Plin. hist. nat. XXXIII. 11. †) Thesaur. brandenb. II. 597. N. 6. ††) Doctrin. num. vet. VIII. 326.

Kritische Zügel.

II.

Sie halten, werther Herr Gesellschafter, etwas auf anständigen Ton; sogar bei Gelegenheiten, wo die Leute gar zu gern die höflichsten Redensarten für unanständig halten, nämlich bei dem gerechtesten Tadel. Die Artigkeit ist aber geziemend, obwohl sie im letzteren Falle bei den Getadelten selbst wenig hilft. Diese wüthen dennoch in der Regel so, daß ihre Worte, sollten sie gedruckt werden, nicht einmal das Imprimatur erhalten würden; und das ist doch viel, da gewöhnlich auch bei aller Censur-Strenge der Einzelne, wenn er etwa nichts weiter ist, als ein Mensch ohne Stand, d. h. ein Gelehrter, Künstler u. s. w., nicht eben absonderlich geschützt ist gegen grobe Ausfälle. Aber, ob auch die Getadelten sogar bei anständiger Rüge grollen, so bringt ein solcher Ton wenigstens die ruhigen Beobachter auf unsere Seite, und da ist Alles gewonnen; mithin werden Sie, Herr Gesellschafter, sehr recht thun, Ihre wohlgeborene Anständigkeit bei zu behalten, die auch den nachdrücklichsten Ernst zuläßt, wenn er (wie es leider im Gebiet der Literatur oft geschieht) durch Anmaßung heraus gefordert wird. — Eine allerdings zu rügende Anmaßung ist diejenige, womit Jemand ein längst anerkanntes treffliches Werk mehr mit Worten, als mit Gründen zu Boden werfen will, und das ist z. B. mit der „Vestalin" geschehen im 29sten Stück der Berliner Vossischen Zeitung; obwohl es sich unterschreiben läßt, daß jene Oper mit den Arbeiten Gluck's nicht in Parallele zu stellen ist, und namentlich die Verwendung so vielfacher und gehäufter Mittel in Spontini's Opern nicht die innere Meisterschaft bekunden, welche mit Wenigem viel zu leisten weiß und Vieles schon deshalb nicht benutzt, um einer besseren Ausführung gewiß zu seyn. Dieses Heranziehen aller möglichen Theater-Effekte mag zuweilen Theater-Kenntnisse bewahren, den eigenthümlichen Geist bringt sie in bösen Ruf: obwohl wir dies nicht ohne Begrenzung auf Spontini anwenden wollen, dem der Geist nicht fehlt. Es ist nur zu bedauern, daß er der zeitigen Mode und Manier zu sehr die Cour macht, welches indessen bei der „Vestalin" noch am wenigsten geschehen ist. Am Schlusse jener Rezension ist noch auf das lange Ausbleiben der „Olympia" gestachelt; aber erschiene sie selbst erst nach einer Olympiade — also nach vier Jahren — auf der Bühne, so würde dies kein Vorwurf seyn, wenn sie etwa dadurch gewonnen hätte. Der Componist, so hören wir, arbeitet Manches daran um; das ist sogar ein gutes Zeugniß für ihn, und mag es ausgleichen, daß er allerdings seine Opern uns neuerlichst zu oft auf das Repertoir brachte oder bringen ließ. Indem wir hier Spontini in Schutz nehmen gegen einige Uebertreibungen jenes Referenten, müssen wir doch auch gestehen: daß wir diesen in andern Bemerkungen als urtheilsfähig zu erkennen glauben und daß sein Ton noch immer ein leidlich anständiger war. Was aber soll man sagen, wenn, als Gegenrede, Folgendes in der Spenerschen Zeitung Nr. 30 zu lesen ist:

„Dem Referenten malgré lui, wie er sich in der Vossischen Zeitung vom 3ten März ankündigt, muß man das Bedauern ausdrücken, sich zu jedem andern Nützlichen unbrauchbar zu fühlen; denn ob es etwas Traurigeres in der Welt giebt als solchen Winkelschreiber, der den Unrath aus seiner Dachstube — der einzigen Höhe, zu der er sich erheben kann — auf die Leute in

der Straße hinab wirft, um seine Existenz zu sichern, wollen wir eben auch nicht entwickeln. — Zudem kündigt er sich als ein Geschöpf an: das die Seele nicht im Kopf, sondern tiefer zu liegen hat; er macht sich also nur in physiologischer Hinsicht und wenn sein Kadaver den Anatomen vorliegen wird, bedeutend; bis dahin wollen wir uns auch nicht weiter um ihn bekümmern. Daß dieses Subjekt über Musik urtheilt, würde parador scheinen, wenn er nicht diese Urtheilsfähigkeit, wobei er sogar seinen Gott compromittirt, auf das erste Blatt der allgemeinen musikalischen Zeitung gründete (muthmaßlich von demselben obengenannten Referenten, denn es zeigt von seiner individuellen Tiefe), eine Zeitung, die bekanntlich selbst tief begraben liegt." — Edle Humanität, was sagst du dazu? Du wirst verstummen bei der Gewißheit, daß dies ein Geschöpf schrieb, dem so Viele, die du seit Jahrtausenden erzogest, schon zum Muster dienen konnten. Und sprächest du ein Urtheil, so würdest du ohngefähr sagen: „Der Wüthige kündigte sich als ein Geschöpf an, dem die Seele nirgends zu liegen scheint; er macht sich also nur in mechanischer Hinsicht und wenn der böse Antrieb vorliegen wird, bedeutend; wir wollen uns aber nicht weiter um ihn bekümmern. Daß dieses Subjekt überhaupt urtheilt, würde parador scheinen, wenn es nicht diese Urtheilsfähigkeit, wobei es sogar seinen Protegirten compromittiert, nur auf sich, d. h. auf eigene Nichtigkeit gründete, die leider nun nicht begraben, sondern offen am Tage liegt." — Mit dieser Parodie wollen wir ihn denn auch ziehen lassen und den Schöpfer bitten: daß er ihm noch jetzt gnädigst Geist einhauchen möge, der sich gewiß dadurch am sichersten anzeigen würde, wenn er sich über Mangel an Scham — schämte und eine ehrenwerthe Zeitung künftig auch in Ehren hielte.

Viel besser gefallen uns einige Zeilen, welche wir in Nr 3e der Spenerschen Zeitung finden und die wir für einen Anhang zu unserem ersten kritischen Zügel halten konnten, wenn wir nicht gern eine mildernde Ansicht, eine Art von Entschuldigung über eine Unbilligkeit, als selbstständig und hervorgehend aus eigenem wahren Gefühl, das wohl für Momente einer Leidenschaftlichkeit weicht, betrachten möchten. Es heißt da: „Wie hoch der Referent Mad. Schröck in der Sphäre der Darstellungen aus der wirklichen Welt schätzt, hat er oft genug zu erkennen gegeben; aber im Gebiet der höheren Tragödie ist ihr Vermögen und ihre Manier seinem Ideale nicht entsprechend. Doch hat sie auf dem von ihr betretenen Wege zu lange und mit dem Beifall Vieler gewandelt, ist wohl gar bei Manchem zur Autorität auf demselben geworden; das kann und muß freilich Niemand, der selbst eine eigene Meinung zu fassen fähig ist, zur Beistimmung motiviren; aber er würde das Recht, seine eigene abweichende Meinung zu haben und zu sagen, selbst aufheben, wenn er dies Recht nicht auch an Andersdenkenden und Urtheilenden ehren wollte." — Dagegen läßt sich gar nichts erinnern, als die Bitte, immer recht sehr zu prüfen: ob ein Urtheil bloß aus individuellen, oder aus fest stehenden Gründen hervorging, denn leider ist man bei der sogenannten höheren Tragödie etwas ins Bramarbasiren gerathen, und Viele glauben, sie sähen ein Ideal, wenn sie eigentlich nur das sehen, was sie bewundern und erheben wollen. Daß übrigens auch die höhere Tragödie aus keiner unwirklichen Welt seyn darf, ist wohl klar, da Alles sich auf menschliche Natur begründen muß; jene Worte, wenn man sie untersucht, haben also auch mehr Klang als Werth, wie es bei der literarischen Falschmünzerei gewöhnlich zu seyn pflegt. — Sagt übrigens der Rezensent bald darauf: „Man wirft der Kritik Strenge vor" — so irrt er sich wenigstens, wenn er dies auf uns beziehen möchte. Strenge ist bei der jetzt so ausgearteten Kritik mehr nothwendig, als tadelnswerth; aber das Parteiwesen, welches dem Einen Alles giebt, dem Andern Alles nimmt, das ist ein Treiben, welches die Kritik verächtlich in sich und vor Andern macht, und solchem Unwesen wollen wir uns zuweilen entgegen stellen, [...] der theatralischen als in der literarischen Welt, damit [...] Fabel-Motto herrschend bleibe:

„Ich diene dir, du dienest mir,
Wir machen uns zu Sternen,
Und neben mir, und neben dir
Soll Alles sich entfernen.
Denn dulden wir der Sonne Licht,
So gilt ja unser Scheinen nicht."

p. —

Aus Litthauen.

In unserem Litthauen, lieber Herr „Gesellschafter
schlimm genug her. Es ist kein Handel und Wa
man sagt. — Wie es bei Ihnen draußen aussieht, da
wir übrigens weit eher, als was nahe bei uns vorg
wir lesen jetzt fast allgemein (die Journale ausgenom
bei der uns werthe „Gesellschafter" nicht fehlt) keine
Berliner Zeitungen. Da wissen wir nun, wenn in Ber
Pickenick und Puppen-Theater – gewesen ist, und
uns dabei nach der Schwierigkeit. Aber was thut
ein Paar Thaler zu sparen! Denn sehen Sie, di
Zeitung (die wir übrigens nach wie vor auch lesen
kostet hier nur 6 Thlr.; aber die aus der 86 M
gelegenen Stadt Königsberg kostet hier 8 Thlr. Di
ger Zeitung kostet noch weniger als diese, und das ist
melschreiend, daß wir die Königsberger Zeitung, die n
theurer am Orte ist, als die Berliner, nur zwei Th
rer bezahlen müssen, als die fremden Blätter. Es
allein Sache der Post-Aemter seyn; aber wer ersetzt
leger der Zeitung den Schaden, denn hier herum
keine Zeitung beinahe gar nicht mehr. Nehmen Sie
Gesellschafter, diese Notiz in Ihrem „Bemerker" auf.
liest es Einer, der dieser Unbill Einhalt thut und un
nigsberger Zeitung, die uns manches nähere Interesse
denselben Preis stellen läßt als die Berliner. Denn
fehl von Oben herab geben uns die Post-Aemter di
nicht wohlfeiler, und was unrecht ist, bleibt unrecht,
es thun, wer es will. Und dafür ist die Oeffentlichkeit
und zu drucken so wohlthätig, weil solche Unbilligkeit
und demnach gehoben werden können. — Drucken
hübsch Alles ab, dann werde ich Ihnen auch später ei
Coryphäen unserer Literatur u. s. w. schreiben; aber e
Sie, daß wir unsere Zeitung wohlfeiler erhalten.

Aus Leipzig.

Wer in den „Originalien" die anmuthige Erzäh
dem Bürgermeister Oelgeist und Hauptmann Knebel
wird leicht begriffen haben, daß sie auf historischer
beruhe und daß sich darin etwa der Groll eines Spi
Luft mache; nimmer wird er aber glauben: daß die
deutschen Parnasses, der Tragöd par excellence hin
Spießbürger-Maske stecke. — Und doch ist dem so!
germeister Oelgeist ist derselbe Unglücksvogel, welche
Poeten von seiner fatalistischen Laufbahn verscheucht (
das „Morgenblatt"); es ist derselbe, gegen welchen
„Oppositionsblatte" wegen Bürgermeister-Tyrannei so
gekämpft ward; es ist derselbe, wegen welchem un
eigentlich jetzt fiskalisirt wird (worüber das „Literat
nach zu lesen). — Oelgeist kann sich gratuliren; er
Saturnus-Ring leuchten, so lange sein Gegner als St
Größe am Himmel strahlt, und das heißt doch wenig
— zu beklagen hat sich aber der wackere Knebelbart, d
nes Ritterstück so indiscret der Bewunderung der Mit
sonders aber seiner Waffengenossen preis gegeben wird.

Berichtigung.

In Langbein's „Deutschem Liederkranz" (Berlin, 1820) wird Marie Sophie La Roche als Verfasserin des schönen Liedes: „Ruhig ist des Todes Schlummer" angegeben. Gedachtes Lied rührt aber von der im Jahr 1808 zu Göttingen verstorbenen Professorin Emilie Spangenberg, geb. Wehrs, her. Von Einigen ist es auch der Dichterin Emilie Harms (sonst von Berlepsch) fälschlich beigelegt worden. R.

Bemerkung.

Im 171sten Blatte des Jahrganges 1820 vom „Gesellschafter" steht eine „Sinnige Grabschrift", zu der eine englische Anekdote gemacht worden. Die Grabschrift ist von Logau. *) H.

*) Der alte Logau muß dann aus gleicher Quelle geschöpft haben; denn die Anekdote ist nicht gemacht, sondern steht in einer Londoner Chronik vom Jahre 1628. D. Einsender

1821. No. VI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hundeiker, J. P., häusliches Festbuch für gebildete Genossen des heiligen Nachtmahls. 2 Thle. gr. 8. Mit Musik-Beilagen von Schneider, Bach und Hellwig. 3 Thlr.

Es ist die Absicht dieses Werkes, die Feier des heiligen Abendmahls in ihrer hohen und vielseitigen Bedeutung dar zu stellen, so, daß die evangelische christliche Lehre über diesen Gegenstand dem Leser auf eine Weise erscheine, welche, mit seinem Innersten im schönsten Einklange, ihm in der höchsten Weihe des Christenthums, das Symbol alles Hohen und Heiligen, was er im eigenen Herzen trägt, warm und trostreich entgegen führet. Daher hat der würdige Herausgeber, welcher den Freunden religiöser Feier schon seit Jahren durch seine „häuslichen Gottesverehrungen" als tieffühlender Beförderer wahrer Andacht vertraut ist, es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, zum Herzen seiner jüngeren und älteren Leser, für Jeden nach seinen Bedürfnissen, zu reden, damit ihre Andacht wahrhafte Wirkungen für das Leben gewinnen möge! Besonders sollte für die Bedürfnisse vieler verschiedenartiger Leser gesorgt werden, um Vielen etwas, ihre eigenthümliche Denk- und Gefühlsweise Ansprechendes dar zu bieten, darum wechseln Aufsätze in ungebundener Rede mit geistlichen Gedichten und Liedern zweckmäßig ab, und mehrere der mit dem Ganzen verbundenen Liedesammlung sind für die Freunde der religiösen Musik von geschätzten Tonkünstlern in Musik gesetzt.

Ueber den Werth dieses Werkes muß ich als Verleger billig schweigen, da ja Alles, was wahrhaft zum Herzen spricht, einen Werth in sich trägt, der gern jede äußere Anpreisung vermeidet. Möge indessen das Festbuch viele gleich gesinnte Freunde — mögen Viele in diesem Festbuch einen treuen Freund für das ganze Leben finden.

Von dem vorzüglichen Inhalt der aus 120 Liedern bestehenden Sammlung überzeugt, habe ich einen, vom Text des Festbuchs gesonderten Abdruck unter dem Titel:

„Häusliche Festlieder für gebildete Abendmahls-Genossen, mit Musik-Beilagen." Preis: 1 Thlr.

besorgt, welcher unbedenklich auch mit dem Gebrauch eines jeden andern Communion Buches verbunden werden kann. Leipzig, im März 1821.

Carl Cnobloch.

Ankündigung und Einladung zur Subscription.

Bei den Gebrüdern Hoffmann in Weimar erscheint:

Entdeckungs-Reise
in die
Südsee und nach der Berings-Straße
von
Otto von Kotzebue.

Die Maurersche Buchhandlung in Berlin nimmt Subscription an und vertheilt, auf Verlangen, eine umständliche Anzeige, erbittet sich aber von Auswärtigen frankirte Briefe.

Pränumerations-Anzeige.

Bailey-Fahrenkrüger's
Wörterbuch der englischen Sprache.
In zwei Theilen.
Zwölfte Auflage,
gänzlich umgearbeitet
von
Adolf Wagner.
Erster Theil: Englisch-Teutsch. Zweiter Theil Teutsch-Englisch.
Jena, 1821. 1822.

Bailey's „Dictionary" hat sich nun über ein Jahrhundert in England und Teutschland in der Gunst des Publikums erhalten. Im Jahr 1796 unterzog sich der nun auch schon verstorbene Fahrenkrüger einer Erweiterung und Umarbeitung desselben. Seitdem fand es in drei Auflagen, der 9ten, 10ten und 11ten, in Teutschland und England fortwährend Beifall, ward in Nord-Amerika nachgedruckt, in Teutschland von andern Lexigraphen nur zu fleißig benutzt.

Die zwölfte Auflage ward nöthig und bei dieser forderte unsere sich neu gebährende Zeit wohl eine ganz neue Bearbeitung. Diese ist es, welche ich hier-

mit dem dabei interessirten Publikum ankündige. Eine besondere Ankündigung entwickelt darüber das Nähere, sie ist in allen Buchhandlungen zu haben und auf diese berufe ich mich hiermit. Das Werk selbst wird den Beruf des verdienten neuen Herausgebers dazu am besten bewähren, die Vorrede bestimmter Plan und Zweck entwickeln. Wir dürfen hoffen, in dieser zwölften Auflage ein Werk zu liefern, dessen erhöhete Brauchbarkeit für Alle, für Gelehrte wie für Liebhaber und Geschäftsmänner, im Leben wie bei jeder Lektüre, sich durch den Gebrauch bald allgemeine Anerkennung erwerben wird.

Sollte dieser Zweck aber irgend erreicht werden, so mußte theils durch eine zweckmäßige Einrichtung des Druckes, ohne der Deutlichkeit und leichten Uebersicht zu schaden, Raum erspart, theils dem Ganzen ein größerer Umfang zugestanden werden. Die vorige Auflage enthielt 113 Bogen, die jetzige möchte in beiden Theilen 135 bis 140 Bogen umfassen, in klarem Druck mit neuen Lettern, auf gutem festen Druckpapier. Der Ladenpreis wird daher nicht unter 5 Thlr. 20 Gr. bis 6 Thlr. seyn können.

Um aber die erste Anschaffung Jedem zu erleichtern, will ich unter folgenden Bedingungen auf das Ganze, nicht auf einzelne Theile, eine Pränumeration statt finden lassen:

1) Die Pränumeranten zahlen voraus, für:

1	Exemplar	4 Thlr. 8 Gr. sächs.
6	—	25 —
13	—	52 —

2) Sie erhalten ihre Exemplare auf einem vorzüglicheren, größeren Druckpapier, und zwar den ersten, Englisch-Teutschen, Theil im August oder September dieses, den zweiten Theil in den ersten Monaten des nächsten Jahres.

3) Diese Vortheile gelten bei mir und bei allen guten Buchhandlungen nur bei wirklicher Vorausbezahlung, nicht gegen bloße Bestellung, und nur von jetzt bis zu Ende dieses Jahres.

Jena, im Februar 1821.

Friedrich Frommann.

Verlags-Neuigkeiten von Tendler und von Manstein, Buchhändler in Wien.

Im Jahre 1820.

(In allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.)

Aehrenlese. Sammlung von Bruchstücken zur älteren und neueren Geschichte, Literatur und Völkerkunde. gr. 12. geb. 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.)

Kremer, A. S. Edler von, Darstellung des Steuerwesens. 1ster Theil, über Steuern im Allgemeinen. 2ter Theil, über die vorzüglichsten österreichischen direkten Steuern insbesondere, in Vergleich mit jenen von England und Frankreich. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr. (5 fl.)

Reif, L., Anfangsgründe der praktischen Philosophie, oder Sitten- und Tugendlehre nach J. Kant's Grundsätzen für gebildete Leser, besonders für Liebhaber und Anfänger philosophischer Studien. 1ster Theil, Sittenlehre; 2ter Theil, Tugendlehre. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. (2 fl. 24 kr.)

Riesch, Franz Graf von, Bühnen-Spiele. 1ster Theil, enthaltend sieben Lustspiele. 2ter Theil, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen und ein Drama in 5 Aufzügen enthaltend. 3ter Theil, enthält acht Lustspiele. 4ter Theil, enthält: ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, ein Drama in 3 Aufzügen und ein Schauspiel in 5 Aufzügen. gr. 12. geb. jeder Theil 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.) Die Stücke aus dem 2ten und 4ten Theil sind auch einzeln zu haben.

Stahl, Carol., Erzählungen. 12. brosch. 20 Gr. (1 fl. 30 kr.)

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde auf das Jahr 1821. Mit Beiträgen von Castelli, Haug, von Mosel, Grillparzer, Aug. West und Anderen. Herausgegeben von Lembert. 12. geb. 1 Thlr. 16 Gr. (3 fl.)

Theorie der Fechtkunst. Eine analytische Abhandlung sämmtlicher Stellungen, Stöße, Paraden, Finten u. s. w., überhaupt aller Bewegungen im Angriffe und der Vertheidigung. Nach dem Traité d'escrime par le Chevalier Chatelain frei bearbeitet. Nebst einer Anleitung über das Hiebfechten. Von A. Lüpscher und F. Gömmel. Mit 2 Tabellen und 20 bildlichen Darstellungen. gr. 8. 1819. geb. (in Commission) 2 Thlr. 20 Gr. (5 fl. 18 kr.)

Wiser, E. U., Der Mensch in der Ewigkeit. Nach christlich-philosophischen Grundsätzen. Als Gegenschrift zu dem Werk: „Der Mensch“, von Dr. M. L. F. W. Grävell. gr. 8. brosch. 12 Gr. (54 kr.)

Anzeige eines empfehlungswerthen Werks über Mathematik für Schulen.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und zu haben:

Elementar-Geometrie und Trigonometrie, zunächst für Preußens Schulen bestimmt.

Von

Dr. M. Ohm,

Ober-Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Thorn.

Preis 12 Gr.

Zur Empfehlung dieses Werks setzen wir hier den Schluß der Rezension in der „kritischen Bibliothek für Deutschlands Schul- und Unterrichtswesen“ her:

„Das Ganze giebt eine vortrefliche Uebersicht über alle Gegenstände der Geometrie und Trigonometrie, aus ihren Grundsätzen abgeleitet; wobei wir nur hin und wieder eine kleine Abänderung in der Folge der Sätze zweckmäßig finden. Uebrigens können wir dies Werk aus voller Ueberzeugung von seiner Brauchbarkeit empfehlen.“

Kunst-Anzeige.

Die

„Zwölf Vignetten für Hayti im Holzschnitt von F. W. Gubitz“

welche man jetzt auch als historische Merkwürdigkeit betrachten kann, sind nur noch in einer kleinen Anzahl von Exemplaren zu bekommen und durch alle Buchhandlungen (in Berlin bei der Maurerschen) zu bestellen. Der Preis ist 3 Thlr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 7. 1821.



Beilage zum 54sten Blatte des Gesellschafters.

Einiges über den einzig richtigen Gesichtspunkt, aus welchem die Phantasie: „Herr Joachim Lange und seine Grammatik" zu betrachten ist.

Daß die Absicht und Meinung, welche man bei irgend einer Handlung oder bei irgend einem Urtheil, ob mündlich, ob schriftlich, gehegt habe, diese oder jene, also die einzig richtige, die Unterlegung einer andern also keine richtige gewesen sey: das steht Jedem frei, zu behaupten, wie Jedem, zu glauben. Den Gesichtspunkt aber, aus welchem man ein solches Urtheil oder eine Handlung betrachtet und ansieht, als den einzig richtigen darstellen zu wollen, dürfte immer doch ein wenig anmaßend und an etwas zu viel Eigenliebe anstreifend, bedünken. So konnte die Ansicht bei jenem besprochenen Aufsatz: der Verfasser erkennt den Werth der Bestrebungen der Vorzeit, wie sich gebührt, würdigt aber die seiner Zeitgenossen nicht, wie sie verdienen, wohl eben so richtig seyn, als die: eine Lobpreisung früherer Strenge und Verachtung späterer Milde in der Erziehung giebt auf der einen Seite der Gewalt und der Furcht — und diese bewirken mindestens eine sehr mißliche Erziehung — Vorzüge, und auf der andern der Vernunft und der Liebe Vorwürfe, welche beide Theile keineswegs verdienen. Rechnet man hinzu: daß die Zeit, unbekümmert um das Geschrei ihrer Tadler, am besten wisse, was sie erzeuge und wie sie das Bestehende zur Vollendung gestalte, so muß der allerdings ein wahrer Herkules seyn, der es unternimmt, mit seinem Zeitalter in die Schranken zu treten, und für ein todtes, dessen Gutes das bestehende bereits in sich aufgenommen hat, gegen das lebende zu streiten und mit diesem zu hadern. Urtheiler, etwas bittereren Salzes, als dem Verfasser dieser Zeilen beiwohnt, möchten in solchem Verfechten der Vorzeit leicht etwas Eitelkeit entdecken und es etwa so deuten: Dies Verfechten sagt uns: „Seht, so war es damals, und ich bin noch Einer von damals!" so wie sie in dem Herabsetzen des Neuen ein wenig, schlecht verdeckte Eigenliebe finden und wieder ungefähr so auslegen könnten: Dies Herabsetzen will verhehlen: „Ich bin stehen geblieben und habe, wie es den Alten zu gehen pflegt, mit den Jüngeren nicht mitkommen können.' — „Der Verfasser könnte freilich hier wieder ausrufen: „Wenn sich die Leute nicht verstehen, en nun! so verstehen sie sich nicht!" allein es dürfte leicht sich ereignen, daß einer dieser bitteren Beurtheiler ihn jenem rüstigen Streiter vergliche, der immer von sich zu rühmen pflegte, daß er alle seine Gegner mit den beiden Redensarten, zuerst: „Wie verstehen Sie das?" und wenn dies nicht fruchte, mit: „Ach, Sie verstehen mich nicht!" entweder aus dem Felde schlage oder stehen lasse. Ob dann Jeder gerade in einer solchen possierlichen Figur, wie Blumauer's „Aeneas" von Butter da gestanden oder wohl gar, von den Strahlen dieser beiden wirksamen Redensarten, sich hingeschmolzen oder aufgelöst gefühlt haben möge, hat Jener zu sagen vergessen. Von seiner Seite kann indessen der Verfasser dieser Zeilen die Versicherung geben: daß, wenn er einmal in einer Angelegenheit die Gegenstände der Zeit und der Menschheit verhandelt, er keineswegs einen so wenig dichterischen als zarten Vergleich auf sich nehmen muß, vielmehr noch ganz dasteht; und die Sonne, die ihn nicht zu schmelzen vermochte, muß also wohl gerade im Winter-Solstitio sich befinden. Eben so darf dieser Versicherung sich die folgende anreihen: daß der Anonymus oder Nichtgenannte — welcher zu bleiben den Verfasser dieses Aufsatzes so wenig Furcht als Feindschaft vermogen — weder zu sehr noch, noch zu sehr außer der Mode — aber, so viel er vermag, bemüht ist, in allem Guten mit seinem Zeitalter weiter zu schreiten; sich aber nicht mehr jugendlich rüstig genug fühlt, um — wie er, gewiß! ganz unschuldiger Weise auf sich nehmen muß, da er von Gewalt überhaupt, wie wohl leicht zu bemerken, eben kein Freund ist — weder einen gewaltigen, noch weniger den gewaltigsten Anlauf gegen jenen Aufsatz zu nehmen, sondern: daß er, frei jeder Leidenschaft, am wenigsten in einer gehässigen Persönlichkeit, so ganz ruhig auf seinen Gegenstand los gegangen ist, daß es ihm so wenig damals als in diesem Augenblick an Luft und Athem zum ruhigen Weiterschreiten gefehlt hat. Sehr gern will er hierbei eingestehen: daß der Gesichtspunkt, den er getroffen, keineswegs der einzig richtige, sondern daß noch viel andere seyn dürften, aus dem jener Aufsatz betrachtet werden könnte, die eben so richtig sind und richtiger als der seine. Ob er aber rechts oder links, oder überhaupt so ganz, ohne zu treffen, vorbei geschossen, das scheint ihm doch wirklich nicht so recht zuzutreffen; denn man pflegt im Sprichwort zu sagen: „Wer vorbei schießt, den läßt man schießen." — Um nicht, gleich unzart, dem Leser seinen Aufsatz als einen Hering ohne Salz — wenigstens hat man ihm kein beißendes beimischen wollen — ebenfalls zum Pückling zu rauchern, bittet der Verfasser des Gegenwärtigen lieber ganz einfach und schlicht um Verzeihung, daß er so viel über den phantasirenden Verfasser des „Herrn Joachim Lange und dessen Grammatik" und über sich selbst zu sagen, sich veranlaßt gesehen hat. Indessen wird der Leser, wenn er überhaupt diesem Gegenstand und dessen Verhandlung einige Aufmerksamkeit zu widmen so geneigt gewesen ist, sicher dem Urtheil beistimmen: daß, wie das Räuchern überhaupt milder machen soll für den Geschmack, auch jener ungeräucherte Hering wirklich durch die Beräucherung zu einem weit milderen Pückling geworden, d. h. in dem letzteren Aufsatz weit mildere Ansicht über die besprochenen Gegenstände an den Tag gelegt und derselbe mit weit mehr billiger Beurtheilung der betroffenen Personen verfaßt ist.

„Rousseau bleibt ein außerordentlicher Mensch, noch genannt, wenn" — wie der Verfasser der Phantasie von sich behauptet — „er selbst längst vergessen." — Dies ist, als sehr bescheiden, in der That nicht anders als rühmlich; wenn gleich einer jener bitteren Beurtheiler leicht wieder von diesem Vergessen selbst die Veranlassung zu einem: „hinc illae lacrymae!" und der Behauptung hernehmen möchte: daß dasselbe doch immer

ein schon Bekanntseyn voraus setze, das die Bescheidenheit des Verfassers sicher nicht eingestehen wird.

Eben so sind „Basedow's eigentliche Verdienste demselben jetzt höchst wahrscheinlich viel genauer und besser bekannt, als Manchem, der schielende Bemerkungen macht." — Gegen die höchste Wahrscheinlichkeit dieser genaueren Bekanntschaft hegt der Verfasser des Gegenwärtigen durchaus keine Zweifel. Er selbst hat nicht aus den Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten dieses Mannes und seines Wirkens, sondern aus dem Gewirkten und dessen Folgen, also mehr im Ganzen, die Verdienste desselben, seiner Meinung nach doch so ziemlich genau und treffend, erfaßt. Eben so recht ist es, jede schielende Bemerkung, die den Verdiensten Anderer gemacht wird, zu tadeln; denn allerdings giebt es wohl Manchen, der, weil er selbst kein ausgezeichneter Mann geworden, aus Neid, dem das Schielen überhaupt, wie dem Verfasser aus der schönen Schilderung desselben in Ovid's „Metamorphosen" bekannt seyn wird, zugetheilt ist, schielende Blicke oder Bemerkungen auf die Größe Anderer wirft. Von sich selbst kann der Verfasser dieser Zeilen, Jenem zur völligen Beruhigung, die Versicherung geben: daß er, weit entfernt von Neid gegen irgend Jemanden, mit Schiller, jedem Verdienste seine Krone oder seinen Kranz nicht nur gönnt und läßt, sondern selbst zu erhalten bemüht ist, auch dem Verfasser des „Herrn Joachim Lange" von ganzem Herzen, wenn er sich einen solchen erwirbt.

Lachte Rousseau über die Anwendung seines „Emil", in dem er das Ideal einer freien Erziehung hin zu stellen, wie in seinem Philantropin Basedow aus zu führen bemüht war, so zeigt dies allerdings: daß er selbst eine solche Erziehung seinem Zeitalter nicht anpassend und eine Anwendung ins bestehende Leben, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse, also thörigt und lächerlich fand. Die Folgen aber nicht bloß des Basedowschen Philantropins, sondern jeder freien Erziehung insgesammt, welche der Verfasser ganz zu verkennen scheint, sind überall sichtbar. Kenntnisse und Bildung sind allgemeiner geworden, und der junge Mensch, dem Menschen näher getreten, wird, was er unbezweifelt doch auch ist, mehr als Mensch behandelt. Wenn der Verfasser diese Folgen wirklich verkennt, so bedauern wir — mit Erlaubniß des gütigen Lesers — ihn, wegen Mangel des schönen Gefühls der Menschenliebe, und geben ihm den Rath, statt eines Philantropins, einmal, zum Gegensatz, ein Misanthropin mit aller Kraft seiner Strenge zu bilden.

Rühmt der verdiente Kanzler der Universität zu Halle, Herr Niemeyer — dessen Verdienste um deutsche Erziehung aber keinesweges auf den Stock oder die Strenge sich gründen — die Stille, Aufmerksamkeit und Ordnung in den Lankasterschen Schulen, so hat er doch sicher nicht hinzu gesetzt: daß dies durch einen Büttel oder Knittel bewirkt wird. Gegen eine solche Ruhe möchte man dem Verfasser der Phantasie das Wort des „Marquis von Posa" zum Philipp in Schiller's „Don Carlos": „Die Ruhe eines Kirchhofs, Sire!" — zurufen; denn das wäre doch wirklich nicht die Stille eines Erziehungs-, sondern Zuchthauses.

Ist der Ruhm des verstorbenen Raths Struensee, ein wenigstens sehr geachteter Name, auf keine andere als solche Ruhe und auf keine andere Disciplin und Ordnung als die der Furcht und Gewalt, gegründet gewesen, so kann man freilich sich eben nicht wundern, daß sein Name gegen die eines Campe und Salzmann verschollen; da überall der lebendige Geist über die todte Form den Sieg sich erringt und mit allem Rechte davon trägt. In diesem Fall dürfte es aber um die Ehrenrettung desselben durch den Verfasser der Phantasie nicht allzu gut stehn; im Gegentheil derselbe wohl bei den Todten verbleiben, und man mag es dann der Misanthropie des Verfassers ein wenig zu gut halten, wenn er sich, in Beziehung auf Disciplin einer deutschen gelehrten Schule, eben kein besseres Ideal als das angeführte gewählt hat.

(Der Schluß folgt im nächsten „Bemerker".)

Kritische Zügel.

III.

In der Vossischen Zeitung hat sich ein Streit erhoben über des Professor Wadzeck's Anstalt für hülflose Kinder; es wurde nämlich geäußert: ob man nicht zuweilen zu viel unterstütze, und bemerkt: es sey jetzt eine Zeit, wo auch der Aermste ohne Unterstützung sich durchhelfen könne!? — Das Letztere will nicht recht einleuchten: es scheint vielmehr, als sey der Erwerb schwieriger als jemals; das Erstere hat indessen seine philosophisch zu betrachtende Seite: weil nicht zu leugnen ist, daß ein Durchkämpfen durch Noth und Mangel eine Art von Selbstständigkeit giebt, die auf keine andere Weise zu erreichen ist. Es bleibt aber, troz aller Anstalten, noch für sehr Viele ein solcher Kampf zur Selbstständigkeit übrig; denn zu allen Zeiten wurde stets eher an die gedacht, welche im Wohlleben immer mehr fordern, als an die, welche im Stillen alle ihre Hoffnungen in Thränen aufgelöset sehen. Herrn Wadzeck möchte also nur die angestrengteste Prüfung zu empfehlen seyn, die überhaupt selbst bei dem Wohlthun niemals fehlen darf. Er hat übrigens seinem Gegner sich schon selbst gestellt und — in etwas starker Salbung, die wie dem alten Literaten öftre zu Gute halten müssen, weil ein alter Stamm sich nur schwer verpflanzen läßt — manches Richtige geäußert. Wenn aber darauf der Anfechter (Vossische Zeit. Beil. Nr. 37) sagt: Hr. Wadzeck habe auf seine „sehr freundlich" vorgetragenen Zweifel mit „leidenschaftlicher Bitterkeit" geantwortet, so ist der rechte Ausdruck zwei Mal verfehlt, denn von Freundlichkeit war dort und von leidenschaftlicher Bitterkeit hier nichts zu bemerken. Der Gegner trat als solcher auf und wenn er es ziemlich pikant thun wollte, so nehmen wir dies nicht einmal übel; die Haut des Zeitsinnes ist etwas filziger Natur: das Rechte und Wahre muß scharf und spitz seyn, soll es durchdringen. Aber er selbst darf es auch nicht übel nehmen, wenn die Erwiederung etwas energisch wird; der Eifer für eine gute Sache rechtfertigt Manches. Meint aber der Wadzeckſche Gegner gar (in benannter Zeitungs-Nummer), mit einer Stelle aus Wadzeck's Wochenblatt seinen Beweis führen zu wollen, so zieht er sehr lahm ab; jene mitgetheilte Stelle beweiset nur: daß Hr. Wadzeck weiß, die Erziehung in den niederen Volksklassen hat bisher gar nichts getaugt; eben deshalb versucht er das Seinige zur Abhülfe, und wenn er es mit weniger Geschwätzigkeit thut, wird er alle Rechtgesinnten auf seiner Seite haben.

Sehen Sie, Herr Redakteur! daß die Neugierde vieler Berliner nicht dauernd genug ist, um zu Befriedigung derselben sich Händelsche Kunstwerke gefallen zu lassen! In dem „Allerlei über Berlin" („Gesellschafter" Bl. 42) wurde — mit vollem Recht — dem Herrn General-Intendanten, Grafen Brühl, als rühmlich angerechnet: daß er den Drang nach dem neuen Conzert-Saal benutzte, um größeren Musikwerken erneuerten Antheil zu verschaffen; aber das dritte Conzert schon war leer, und man gab Händels „Samson" in diesem Saale zum ersten Mal! Dagegen war das vierte Conzert, worin ein pikanter Mischmasch aufgetafelt wurde, sehr besucht. Da erziehe Einer die Menge! — Ich weiß wohl, Sie entgegnen mir: es muß nicht allein versucht, es muß durchgesetzt werden! Wer giebt aber die Kasse dazu her? Es ist schlimm in der Welt; die Leute von wirklichem Genie schweigen lieber, als daß sie sich den Wünschen der Menge näherten; dadurch hat die liebe Mittelmäßigkeit gewonnen Spiel; die Leute aus dem dritten und vierten Gliede sind dann die Flügelmänner des literarischen Heeres und sorgen immer mehr, daß die Besseren, treten sie einmal hervor, zu freiwilligen Martyrern werden. Da es nun, wenn man auf die Urtheilsfähigen gar keine Rücksicht nimmt, nicht großer Anstrengung bedarf, um etwas zu liefern, das Vielen gefällt, so besetzen die kleinen Leute die Plätze und geben dem Publikum

auch die geistige Speise à la Carte — und man ist zufrieden, wenn man nur Alles unter einander gemengt sieht!

Es ist doch sehr verdrießlich, wenn verständige Personen sich über ihre Lobredner ärgern müssen! Bei den Tadlern, besonders wenn sie heftig sind, läßt sich irgend eine Menschlichkeit als Motiv hinstellen, und man beruhigt sich schon mit der Betrachtung: daß Leute von Kopf sich mit unserem Werke beschäftigten. Wenn aber die albernen Lobhudler sich einmischen, da muß Einem bange werden, und man soll dergleichen fade Gesellen Jedem abwehren, dessen Verdienste Achtung fordern dürfen. Dies finden wir z. B. nöthig, nachdem in der Speyerschen Zeitung (Nr 35) irgend ein Mensch mit einem bleiernen Gehirn — das ihn wahrscheinlich zu steten unterthänigen Verbeugungen zwingt — eine Stelle aus der „Preciosa", welche (bis auf die Assonanz „Perlen" und „Sternen") recht gute gereimte Trochäen hat, in rühmender Anwendung auf Autor und Schauspielerin mittheilt, und dann aus eigener Fabrik — ohne Absatz und Unterbrechung! — folgende Zeilen angeschoben hat:

„Und von allen, allen Zungen
Tönt es: Beiden ist das Spiel gelungen,
Beiden windet frische Kränze
Aus den ersten Blumen in dem jungen Lenze."

Nimm dein Reimschiff ins Schlepptau, so viel du willst, sicher dem Wasser ist es nicht zu erhalten; aber wenn solch ein Patron — der seiner zudringlichen Prosa nicht einmal mit so viel Beschneidung dienen kann, daß sie in die Form paßt, die ihm vor Augen liegt — sich zum lobrednerischen Richter-Amt drängt, so wird dies ein Pasquill, und auch bei dem besten Gegenstande ließe sich dann anrufen: In cineres hic splendor abit! — Wir wollen aber hier nicht bloß den Kritiker, sondern auch, den Personen zur Achtung, denen die Anwendung gilt, den Correktor vorschieben und jene prosaischen Zeilen wenigstens modeln, indem wir sie also ändern:

Und es tönt von allen Zungen,
Beiden ist das Spiel gelungen;
Beiden windet frische Kränze:
Blumen nehmt vom jungen Lenze.

Sollte dem Hrn. Verfasser diese Aenderung etwas spanisch vorkommen, so beruhige er sich damit, daß dies eben im Charakter dieser Vers-Art ist.

Der „Literarische Anzeiger" zum Brockhausischen „Conversations-Blatt" enthält, in Folge eines Müllnerschen Winkelzuges, vermöge dessen er bei dem Merseburger Regierungs-Personal eine Freimaurer-Verschwörung gegen sich entdeckt zu haben glaubt, folgende Erklärung:

„Mit Bezug auf den Müllnerschen Aufsatz im „Literatur-Blatt" Nr. 1, vom 2ten Januar, erklären wir Unterzeichnete hierdurch: daß wir die einzigen Freimaurer, in der mit Inbegriff des Hrn. Direktors aus 11 Mitgliedern bestehenden ersten Abtheilung des hiesigen Regierungs-Collegii sind und daß wir bisher mit der in Weißenfels neu errichteten Loge in keiner Art von Verbindung gestanden, ja dieselbe nie besucht haben. Merseburg, den 30. Januar 1821.

Kroſigk, K. P. Regierungs-Rath. Niemann, K. P. Regierungs- und Medizinal-Rath. E. Weiß, K. P. Regierungs- und Schul-Rath.

Als Vorwort ist gesagt: daß Hr. v. Cotta Schwierigkeiten gemacht habe, ohne Genehmigung des Hrn. Müllner diese Anzeige im „Morgenblatt" auf zu nehmen. Ey — Angriffe und kein Raum für die Angegriffenen! das kann nur ein augenblicklicher Irrthum des Hrn. v. Cotta gewesen seyn, und wir sind von seinem Charakter überzeugt, daß er, nach ruhiger Ueberlegung und in Betrachtung des Scheines, der hier durch muthmaßliche Furcht und Parteisucht auf ihn fallen muß, anders verfahre, und jener kurzen und ruhigen Erklärung auch im „Morgenblatt" die gebührende Stelle ohne Weigerung, und ohne sie erst in Weißensee's stempeln zu lassen, einräumt.

v. — ch.

1821. No. VII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

An alle Oekonomen und Güter-Besitzer.

In allen Buchhandlungen wird gratis ausgegeben (eine ausführliche Anzeige) eines auf Pränumeration heraus zu gebenden Werkes, betitelt:

Grundsätze der Gemeinheits-Theilung
oder
der Theilung gemeinschaftlicher Land-Nutzungen, als: der Huth-, Aecker- und Waldweide, Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthiger Schätzung des Ertrags und des Kapital-Werths aller dergleichen Grundstücke, nebst den Prinzipien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte, zum Zweck der Gemeinheits-Theilungen und Dienst-Regulirungen in den Königl. Preuß. Staaten nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet

von
C. W. H. Klede,
Königl. Oekonomie-Commissarius im Departement Brandenburg.

Um dieses vorstehend angekündigte höchst nützliche Werk so wohlfeil als möglich zu liefern, ist der Pränumerations-Preis auf fünf Thlr. preuß. Cour. gestellt worden. Wir bemerken, daß der Druckbogen, in gr. 4., nicht über 1 Gr. und in diesem Verhältniß die Kupfer eben so wohlfeil den Herren Pränumeranten zu stehen kommen sollen. Der Ladenpreis wird bedeutend theurer werden. Berlin, im Februar 1821.

Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

So eben ist erschienen und in allen hiesigen und auswärtigen Buchhandlungen zu haben:

Carl Ludwig Sand's letzte Lebenstage und Hinrichtung. Geschichtlich dargestellt von Carl Courtie.

8. Frankenthal, bei Enderes und Hertler. br. 6 Gr.

Bei Ermangelung der vollständigen Untersuchungs-Akten Sand's wird denen, die jenes Ereigniß interessirt, eine treue, wahrheitgemäße Erzählung sicher willkommen seyn. Der Verfasser, der sich selbst an Ort und Stelle befindet, hat aus den besten Quellen und nach eigner Beobachtung dieses Schriftchen entworfen, um die Menge Unrichtigkeiten zu widerlegen, die seither von Sand's letzten Tagen und Hinrichtung erzählt und geschrieben wurden.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Posselt, E. L., Geschichte der Teutschen, fortgesetzt von K. H. L. Pölitz.

4 Theile. Preis: 6 Thlr. 8 Gr.

Zu der Zeit, als der verewigte Posselt dieses Werk begann, war die Geschichte der Teutschen entweder nur in trockenen Compendien, oder in sehr bändereichen Werken, wie die von Schmidt, Galletti, Heinrich u. A., im Ganzen aber immer nur als Reichsgeschichte, nicht als Geschichte des edelsten und kräftigsten Volkes des jüngeren Europa dargestellt worden. Noch bis jetzt fehlte eine solche Geschichte, welche die glückliche Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig hielte, und welche namentlich die Bedürfnisse der gebildeten Stände in Hinsicht der stylistischen Darstellung befriedigte. Nun aber, nachdem Posselt's Werk von dem Herrn Prof. Pölitz bis zu den Resultaten des Aachener Congresses fortgesetzt und mit dem 4ten Theil beendigt worden ist, dürfte wohl dieses (leider auch durch einen Wiener Nachdruck) weit verbreitete Werk alle Wünsche derjenigen Staats- und Geschäftsmänner befriedigen, welche die zweitausendjährige Geschichte ihres herrlichen Volkes in einer gedrängten Uebersicht kennen lernen, über die Formen des Reiches das Volk selbst nicht aus den Augen verlieren und durch eine lebendige und kräftige Darstellung angezogen seyn wollen. Für diese drei Zwecke scheint das vorliegende Werk vor allen ähnlichen berechnet, und eben so aus gründlichem Studium der Quellen, wie aus einem für Recht, bürgerliche Freiheit, Fortschritte und Wohlfahrt des teutschen Volkes innigst entflammten Herzen hervor gegangen zu seyn. Leipzig, im März 1821.

Carl Cnobloch.

Durch alle Buchhandlungen ist zu haben:

Nachtgedanken

über

das A-B-C-Buch

von

Spiritus Asper.

Mit Noten und vielen schönen Holzschnitten. 8. 2 Bde.

Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis: 3 Thlr. 12 Gr.

Wer die Thorheiten der Menschen mit treffendem Witz und feiner, aber beißender Satyre dargestellt sehen will, der buchstabiere in diesem A-B-C-Buch. Sey auch immer die Lust und Fähigkeit eines Jeden, welcher dies A-B-C-Buch zur Hand nimmt, noch so verschieden, ein Jeder darf sich Befriedigung versprechen.

Bekanntmachung.

Der früher auch in diesen Blättern ergangen[e] [Auf]ruf an die Dichter Deutschlands hat reiche Fru[cht ge]tragen, und es ist dahin gediehen, daß zur bevo[rstehen]den Oster-Messe das erste Bändchen des beabsic[htigten] Buches, unter dem Titel:

Der Waisenfreun[d]

bei Herrn Göschen in Leipzig, der dessen comm[issions]weisen Verlag mit zuvorkommender Güte übern[ommen] hat, erscheinen wird. Es wird ohngefähr 20 [Bogen] stark, mit einem Titelkupfer (gezeichnet von [...] nach Mathäi) geschmückt seyn, und Beiträge en[thalten] von: Arthur vom Nordstern, Burt, Contessa, [...] Agnes Franz, Hasse, Haug, Hell, Ernst von H[...] Elisa von der Reck, la Motte Fouqué und desse[...]tin, Kind, Klotilde, Kuhn, Graf Kalckreuth, Jea[n Paul] Robert, Tiedge, Wendt, Willibald u. s. w.

Indem ich daher im Namen des Waisen-[Vereins] allen den edlen Männern und Frauen, die dies [...] Unternehmen so freundlich unterstützt haben, [...]nigsten und wärmsten Dank sage, mache ich [...] meine Mitbürger im gesammten deutschen Vat[erlande,] die einen höheren Geistesgenuß durch die Ueb[ung der] seligsten Menschenpflicht sich noch verklären wo[llen, auf] das Erscheinen dieses Büchelchens aufmerksam.

Subscriptionen darauf werden bis zum 1[...] angenommen und die Namen der Subscriben[ten dem] Buch vorgedruckt.

Der Subscriptions-Preis ist 1 Thlr. 6 G[r.; der] künftige Ladenpreis wird angemessen erhöht.

Dresden, am 20. Januar 1821.

Zeschau,
Kreishauptmann und vorsitzendes [Mitglied]
des Waisen-Vereins.

Bei K. F. Köhler in Leipzig ist erschie[nen und] in allen Buchhandlungen zu haben:

Fuß-Reise[...]

vom

Brocken auf den Ve[suv]

und

Rückkehr in die Heimath

von

August Ife.

(Mit einer Ansicht der Stadt Neapel[...])

Preis: broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Bei den neuesten politischen Ereignissen [im süd]lichen Italien dürfte dieses Buch Manchem [...] willkommen seyn, da es mehrere interessante [...]phische Bemerkungen über jenes Land, so [...] die Sitten und den Charakter seiner Bewo[hner ent]hält, und überhaupt als eine angenehme Le[ctüre um] so mehr empfohlen werden kann, als mehrer[e ...]sche Zeitschriften (u. a. „Abendzeitung" 1820. [...] und „Allgemeines Repertorium" 1820. Bd. II[...]) ein günstiges Urtheil darüber aussprachen.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. [...] durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

(Beilage zum 57sten Blatte des Gesellschafters.)

Die Aussagen des Niels Brygger in Stockholm. (Schluß.) Hier hatte Brygger auf dem Linienschiff Victory eine geheime Zusammenkunft mit dem Admiral Saumarez, welcher von B's Geschäften unterrichtet war, und erhielt von diesem weitere Verhaltungsregeln, so wie auch einen Brief an den Bergwerksinhaber (Brugspatron) Duwell in Carlshamn. B. ward darauf an der Insel Hisingen ans Land gesetzt, und reisete nun nach Gothenburg, wo er vorgab, von der englischen Flotte desertirt zu seyn. Hier nahm er einen Reisepaß als Färbergesell, der nach Copenhagen wollte. Auf dem Wege dahin lenkte er ab nach Bäckaskog, wo er spät Abends anlangte, den Grafen Toll aber gleich antraf. Hier, in des Grafen Toll eignem Zimmer, ward der Kragen von B's Surtout aufgetrennt, in welchem drei Briefe, nämlich an den Grafen Toll selbst, an den Brugspatron Duwell und an den Rittmeister Sahlgreen eingenäht waren. Die beiden ersten nahm der Graf selber, den an Sahlgreen aber behielt B. in Verwahrung, um denselben bei seiner Rückkehr in Gothenburg abliefern zu können. Nachdem der Graf Toll den an ihn adressirten Brief geöffnet hatte, erfuhr B., daß in selbigem ein Brief an den Capitain-Lieutenant Grafen Jacob de la Gardie eingeschlossen gewesen. Der Graf Toll äußerte sich nicht darüber, was das Schreiben enthielte, ermahnte B. aber zur Verschwiegenheit und Vorsicht, und foderte ihn auf, dem Grafen de la Gardie den an ihn adressirten Brief zu überbringen. Mit einem eigenhändigen Schreiben vom Grafen Toll an den Grafen de la Gardie versehen, begab B. sich darauf von Bäckaskog nach Löbberöd. Mit dem Grafen de la Gardie hatte B. keine Unterredung über den Inhalt des Briefes; nur einmal fragte der Graf ihn, „zu welcher Zeit will Gustav Adolph bei Wingasand eintreffen?“ worüber B. sich gänzlich unwissend erklärte. Am folgenden Tage reiste B. wieder nach Bäckaskog mit einem voluminösen Briefe vom Grafen de la Gardie an den Grafen Toll; B. verweilte bei diesem noch drittehalb Tage, und erhielt bei der Abreise ein eigenhändiges Antwortschreiben des Feldmarschalls an den Admiral Coller. Auch empfing er 200 Rthlr. Bco. an Reisegeld. Bei dieser Gelegenheit fand keine weitere Unterredung Statt zwischen B. und dem Feldmarschall, als daß dieser letzte ihn einmal fragte: wie der vorige König Gustav Adolph bei dem Offizier-Corps auf dem Schiff in Ansehn stehe, mit welchem B. von England angekommen sey? — worauf B. antwortete, daß sich bei demselben der allgemeine Wunsch äußere, daß Gustav Adolph aufs neue den Thron besteigen möchte. Der Graf verlangte zuletzt noch von B., daß derselbe, damit der Briefwechsel fortgesetzt werden könnte, immer persönlich zu ihm kommen und keinen andern an seiner Stelle senden solle, und daß B., um keinen Verdacht zu erregen, über Copenhagen nach Gothenburg zurückkehre, welches er denn auch that. In Gothenburg lieferte er erst den Brief des Admiral Coller an den Rittmeister Sahlgreen ab, und begab sich darauf ohne irgend einen Aufschub nach Hisingen, und von da nach Wingasand, woselbst er den Brief des Grafen Toll an den Chef des Linienschiffs Readnoth überlieferte. Sechs oder sieben Wochen darauf erhielt B., welcher sich inzwischen in Gothenburg aufhielt, von einem Midshipman des Schiffes Readnoth einen neuen Brief an den Feldmarschall Grafen Toll mit dem Zumuthen, denselben zu besorgen. Dem zu Folge begab B. sich zum zweitenmal auf den Weg nach Bäckaskog, wo er gleich nach seiner Ankunft den Brief in die Hände des Grafen ablieferte, und als Antwort auf das letzte Schreiben vom Grafen Toll gleichfalls ein Schreiben an den Admiral Coller empfing, mit welchem Brief er sich Tages darauf wieder nach Gothenburg begab, ohne auf der ganzen Reise an irgend einem anderen Ort einzukehren, als auf Bäckaskog selbst. Dieser Brief ward, eben wie der erste, nach dem Readnoth gesandt; doch begab B. sich nicht selbst an Bord, sondern ließ durch einen Fischer und seine Frau (welche B. beide noch am Leben glaubt) einem Offizier vom Schiffe zumuthen, sich nach Warholmen zu begeben, an welchem Orte er den Brief in die Hände dieses Offiziers übergab. So viel B. sich erinnert, machte er die erste Reise nach Bäckaskog zwischen Pfingsten und Johanni im Jahr 1811, die zweite aber etwas später im Sommer; erinnert sich übrigens aber nicht, irgend eine weitere Correspondenz zwischen den Engländern und dem Grafen Toll besorgt zu haben. Von der englischen Flotte sandte man freilich öfterer nach ihm, und bat ihn zu zwei verschiedenen Malen, wo er sich daselbst am Bord befand, die Fortsetzung der Correspondenz zu übernehmen; er erklärt aber ausdrücklich, daß er sich dessen geweigert habe, weil er, obschon stets verkleidet, wenn er sich an Bord der Flotte begab, dennoch von einem schwedischen See-Capitain Uggla erkannt worden sey, und dieser sich über B's Besuche auf der Flotte geäußert habe, so daß bei mehreren Einwohnern der Stadt der Verdacht entstanden sey, B. werde von den Engländern als Spion gebraucht. Der Chef des Schiffes Readnoth fand diesen Grund gültig; doch sagte B. aus: daß er alle Ursache habe zu glauben: dieser Briefwechsel zwischen dem Grafen Toll und der englischen Flotte sey durch Hülfe anderer Schweden fortgesetzt. Da er aufgefordert wurde, sich über diese Aeußerung umständlicher auszulassen, erwiederte B., daß er dazu bereitwillig sey, erklärte aber zugleich: daß man in diesen seinen Angaben genau zwischen demjenigen unterscheiden müsse, was er mit Beweisen bestätigen kann, oder was wenigstens durch das Zusammentreffen der Umstände wahrscheinlich würde, und demjenigen, was sich allein auf sein eignes Gedächtniß stütze, und was er nicht mit irgend einem Zeugnisse begleiten könne. B. berichtet, er wisse bestimmt: daß, sowohl während er selbst von den Engländern gebraucht wurde, als auch vor und nach dieser Zeit, Briefe von der englischen Flotte sowohl angenommen als auch abgesandt wurden von dem Commerzrath und Commandeur Biörnborg, dem verstorbenen Weinhändler Borgert, den Kaufleuten Gibson und Skotte, alle in Gothenburg, so wie auch von der Frau Tarras, welche jetzt mit dem Ober-Kammerherrn Baron C. Hamilton verheirathet ist.

Obgleich seine Nachricht von dem Verhalten dieser Personen in aller Rücksicht um so mehr wahr sey, da er selbst oft an jede derselben die Absendung von Briefpaketen von der englischen Flotte besorgte, so glaubt er sich doch kaum im Stande, im Fall sie es beleugneten, deshalb die gehörige Zeugnisse beibringen zu können, um sie davon zu überführen. Was aber den Grafen Rosen betrift, so wäre, nach B's Aussage, bei dessen Verfahren es um so gewisser, daß er an der Beförderung der englischen Correspondenz in Schweden, Gustav Adolph betreffend, Theil genommen habe, da der Graf nicht bloß im Monat August 1811 persönliche Zusammenkünfte mit dem vorigen Könige Gustav Adolph hatte, sondern die Königin selbst auch gegen B. geäußert habe, daß der Graf Rosen von einer zarten Theilnahme für das Schicksal ihres Sohns beseelt sey. Ueber die Unterredung zwischen Gustav Adolph und dem Grafen Rosen berichtet B. folgendes: Er, B., habe von einem englischen Lieutenant, Namens Bömit, einen Brief erhalten, den er an den Grafen Rosen überliefern sollte, und sey zugleich beauftragt worden, mit dem Grafen eine Verabredung zu treffen: daß B. sich nach Hisingen begeben und daselbst die Ankunft des Grafen abwarten möchte, worauf Beide alsdann ihre Reise nach Waxholm fortsetzen und sich in ein dortiges Fischerhaus begeben würden, welches zum Sammelplatze auserkohren sey. Diese Uebereinkunft kam zu Stande, und nachdem B. in Gesellschaft des Grafen Rosen auf Waxholmen angelangt war, und der Fischer nebst seiner Frau sich zur englischen Flotte begeben, um ihre Ankunft zu melden, kamen sie ohngefähr eine Stunde nachher von vier Personen begleitet zurück, von welchen zwei Offiziere im englischen Dienste; der dritte war der oben angeführte Lieutenant Bömit, und in dem vierten erkannte B. deutlich Gustav Adolph selbst. Das Haus des Fischers bestand aus zwei Zimmern; in das innerste derselben begab Gustav Adolph sich, gleich nach seiner Ankunft, mit dem Grafen Rosen, und beide sprachen länger als zwei Stunden allein mit einander. Der Graf Rosen sey darauf mit an Bord der englischen Flotte gegangen, und habe sich mit einem der englischen Offiziere dahin begeben. Während Gustav Adolph nun die Rückkehr des Fischerboots erwartete, welches ihn und die beiden englischen Offiziere gleichfalls zur Flotte führen sollte, hatte er auch mit B. geredet, ihm fast nichts Anderes gesagt, als ihm sein Wohlgefallen über den Eifer zu erkennen gegeben, den B. Seinetwegen gezeigt habe, und ihm eine Belohnung versprochen, ihm dabei aber auch eine Summe Geldes nebst einer Anweisung gegeben, auf welche er mehr heben konnte, wovon B. den Grafen Rosen nachher benachrichtigt habe. Nachdem Gustav Adolph von Waxholmen abgereiset war, begab B. sich wieder nach Gothenburg, der Graf Rosen blieb aber, zufolge B's Aussage, gewiß noch zwei, wenn nicht drei Tage, am Bord der englischen Flotte. Acht Tage darauf ward der Graf Rosen wieder durch B. ersucht, sich an Bord der Flotte zu begeben. Die Frau des Fischers auf Waxholmen hatte darüber an B. die Nachricht gebracht. Diesmal reisete der Graf Rosen aber allein dahin, und verblieb nur 24 Stunden am Bord. Diese wiederholten Besuche des Grafen Rosen auf der englischen Flotte geschahen im Herbste 1811. — B. erinnert sich noch recht wohl, daß damals eine Gährung unter dem Volke in Schonen herrschte, die zur nämlichen Zeit, als er die Reisen zwischen Bäckaskog und Gothenburg machte, in Aufruhr ausbrach; er versichert aber zugleich, daß dieses Vorhaben des Volks weder auf Bäckaskog noch Löverdd, in den Gesprächen B's mit dem Grafen Toll und dem Grafen Jacob de la Gardie, der Stoff desselben wurde; dagegen berichtet er, daß er über diese Begebenheit völlig unwissend gewesen, bis er, nach seiner ersten Reise nach Bäckaskog, von einem Lieutenant der englischen Flotte, Namens Sherner, davon benachrichtigt wurde. Dieser Sherner nämlich soll dem B. offenbart haben, daß die Engländer dem Grafen Toll reiche Quellen geöffnet hätten, um die Veranstaltungen zu befördern, welche zur Erreichung des Zwecks, den England beabsichtigte, nämlich Gustav Adolph wieder auf den Thron zu setzen, als nothwendig angesehen werden mußten. Der Lieutenant Shernes soll zugleich an B. gesagt haben, daß, wenn die Anstrengungen des Grafen Toll für diese Sache mißlängen, oder im Fall er befürchtete, sich durch die bei dieser Gelegenheit zu machenden Bestrebungen zu compromittiren, er alsdann eines reichlichen Auskommens in England versichert seyn könne, und es wäre übrigens bekannt, daß eine englische Fregatte für den Grafen in Bereitschaft gehalten würde, und daß selbige zwischen der Küste von Schonen und Gothenburg kreuze. Shernes soll demnächst auch B. anvertraut haben, daß ein dreimastiges englisches Transportschiff, vom Capitain Wood geführt, (welches B. selbst auf dem Rifwe Fiord außen vor Gothenburg liegend wußte,) mit Kugeln, Pulver und Gewehren geladen in der Absicht dahin gekommen sey, daß diese Ladung, wenn es nöthig befunden werden sollte, während den aufrührischen Bewegungen, die sich in Schonen zeigten, und an welchen, wie Shernes dem B. nicht verhehlen wolle, die Engländer Theil hatten, unter das Volk vertheilt werden dürfte. Auf die Frage, wann und wie B. zuerst erfahren habe, daß Gustav Adolph in der Nähe von Gothenburg angekommen sey, erwiederte er: daß die Frau des Fischers auf Waxholmen, kurz nach seiner Rückkehr von seiner letzten Reise nach Schonen, sich vor ihm darüber ausgelassen habe: daß sie unter mehreren englischen Offizieren, die auf Waxholmen am Lande gewesen wären, um Milch zu kaufen, Gustav Adolph bemerkt und erkannt habe, da sie mehrere Male Gelegenheit gehabt, ihn im Hause des Grossierers Hall zu sehen. Dieser Aufenthalt hat übrigens nicht länger als vier oder fünf Wochen gewährt: nach dem, was englische Offiziere ihm darüber gesagt, fügte Er hinzu, daß, sobald Gustav Adolph Nachricht darüber erhalten, daß der Aufruhr in Schonen keinen Fortgang zu seinem Vortheile gehabt, sondern gedämpft sey, er gleich mit der nämlichen Fregatte, auf welcher er hergekommen, vom Rifwe Fiord abgesegelt sey, und nicht nach England, sondern entweder nach Helgoland oder nach Deutschland. — Inzwischen hatte B. des Grafen Rosen Versicherung erhalten, daß er sich nach Belieben ohne irgend eine Unannehmlichkeit in Gothenburg aufhalten könne, welche Erlaubniß B. auch einige Zeit hindurch benutzte. Der Graf Rosen soll auch nicht unwissend über die Commission gewesen seyn, welche der Graf Stenbock an B. übertragen hatte, so wie der Graf auch, nach B's Bericht, besser als er, von Englands Absicht, dem Gustav Adolph sein verlornes Reich wieder zu schenken, unterrichtet gewesen seyn soll, welches der Graf im Jahre 1811 auch, nachdem, was er selbst an B. vertrauete, glaubte, daß es glücklich durch-

geführt werden würde. — B. hielt sich in Gothenburg auf, bis im folgenden Jahre 1812, während welcher Zeit er seinen Unterhalt theils von einer Frau Falkengreen hatte, theils sich auch selbst einiges dadurch erwarb, daß er im Götha-Källare Essen zubereitete. Da er im Frühlinge 1812 durch ein Gerücht erfuhr, daß Gustav Adolph in Riga angekommen seyn sollte, beschloß B. sich dorthin zu begeben, theils um Gustav Adolph Bericht über seine Sendung von dem Grafen Stenbock nach England abzustatten, theils auch, um das Versprechen, welches Gustav Adolph ihm vor der Revolution gegeben hatte, nämlich die Bestallung eines Fähnrichs bei dem Engelbrechtschen Regimente, welche ihm, wie er glaubte, einmal nützlich werden könnte, schriftlich ausgefertigt zu erhalten. Bei seiner Ankunft in Riga erfuhr B., daß Gustav Adolph nicht daselbst angekommen sey, weshalb B. denn auch wieder nach Gothenburg zurückkehrte. In dieser letzten Stadt hielt er sich nun bis zum Monat August 1813 auf, und ernährte sich während der Zeit auf verschiedene Art. Damals ward B. von einem Lieutenant in englischem Dienste, Namens Fabritius, der mit dem Paketboote von England nach Gothenburg kam, ersucht, der Frau Directorin Törngreen zwei Briefe zu überbringen, von denen der eine sehr groß und dick an Sie selbst adressirt, der andere kleinere dagegen an Jemand in Engeltofta war, dessen Namen B. sich nicht mehr erinnerte. B. begab sich gleich zu der Frau Törngreen, welche auf ihrem Landsitze, fast eine Meile außerhalb Gothenburg wohnte. Der an Sie selbst adressirte Brief ward gleich geöffnet, und B. sah nun, daß fünf oder sechs andere versiegelte Briefe in demselben eingeschlossen waren. Zufolge dem, was B. angiebt, soll Frau Törngreen in seiner Gegenwart den an Sie selbst adressirten Brief nicht gelesen haben, so wie sie sich auch nicht mit ihm über den Inhalt desselben unterhielt, sondern ihre ganze Conversation auf das Versprechen beschränkte, daß er, seinem Verlangen gemäß, einen Schein über die richtige Ablieferung erhalten solle, so wie sie denn auch noch versicherte, daß sowohl der Brief nach Engeltofta als die übrigen gehörig versandt werden sollten. Den ihm von der Frau Törngreen mitgetheilten Schein übergab B. an den Lieutenant Fabritius. — Da B. gefragt wurde: weshalb er keine der ihm von den Engländern gegebenen Creditive benutzt habe, antwortete er, daß, nachdem der Capitain Uggla in Gothenburg das Gerücht von ihm verbreitet habe, daß er englischer Spion sey, er nicht gewagt, dem englischen Consul Smith seine Creditive zu zeigen. Im August 1813 verließ B. Gothenburg, und reisete nach England, wo er als Cornet bei einem Husaren-Regiment von der deutschen Legion in Dienste trat, und woselbst er sich bis zum Frühjahr 1814 aufhielt: er reisete dann, nachdem er seinen Abschied aus englischen Diensten erhalten, mit dem Paketboot nach Helgoland und begab sich von da später nach Hamburg und Lübek. Am letzten Orte traf B. einen alten Bekannten, den schwedischen Hauptmann von Schildt, und machte durch ihn die Bekanntschaft des Majors Baron Carl Koskull, und des Hauptmanns L. Stiernstam, damals Dienstthuende bei dem Regiment Royal-Suédois. Diesen Offizieren offenbarte B. nicht allein die Commission, welche er vom Grafen Mons Stenbock an Gustav Adolph gehabt, sondern auch, daß er behülflich gewesen, eine Correspondenz zwischen England und dem Grafen Toll zu befördern, und er erhielt, auf sein Gesuch, die Erlaubniß, mit dem Regiment Royal-Suédois, welches auf dem Linienschiff Gustav der Dritte nach Ystad hinüber geschifft wurde, dahin abzugehen. Nachdem B. nun wieder in seinem Vaterland angekommen war, hielt er sich an verschiedenen Orten auf, wurde aber bei seiner Ankunft in Stockholm im Spätjahre 1814, als ein Reisender, der kein Geschäft habe, von dem damaligen Oberstatthalter der Stadt verwiesen, und begab sich nach seinem Geburtsort auf Gothland. Hier verweilte B. bis zum Frühjahr des folgenden Jahrs 1815, da er sich wieder nach Hamburg, und von da weiter nach Deutschland hinein begab. In diesem und den folgenden vier Jahren nebst dem Anfange des Jahrs 1820, berichtet B., die vorige Königin zu eilf bis zwölf verschiedenen Malen, und auch im Jahr 1815, in Schaffhausen, Gustav Adolph getroffen zu haben. Während seines Aufenthalts in London, im Jahr 1813, hatte B. die Bekanntschaft eines Bäckergesellen, Namens Richard Roos gemacht, welcher in London geboren war. Diesen letzteren, berichtet B. weiter, habe er im Jahr 1817 nach Aörbach zu der vorigen Königin gesandt, welche ihm einen Brief gab, der an den Landshöfding Grafen Rosen adressirt war, welchen Brief er wieder an B. übergab, der ihn unter der Adresse des Commerzienraths Björnborg nach Gothenburg absandte, an den, sowohl wie auch an die Frau Törngreen, mehrere Briefe, sowohl vor als nach der Zeit, von der vorigen Königin durch B. an den Grafen Rosen expedirt sind. Diese Briefe hat B. von Mannheim, Coblentz und von Amsterdam abgesandt. Nachdem B. nun beschlossen hatte, nach Schweden zurück zu kehren, schrieb er einen Brief an Richard Roos, und ersuchte diesen, daß er mit ihm in Helsingör, Helsingborg oder in Gothenburg zusammen treffen wolle. Unter dem Vorgeben, eine ihm zugefallene Erbschaft heben zu wollen, meldete er sich im November 1819 bei dem schwedischen Minister im Haag, um einen Paß zu erhalten, den er auch empfing, und von wo er eine Reise nach Paris machte, woselbst der Paß von dem dortigen schwedischen Minister wieder unterzeichnet wurde. Darauf begab B. sich nach Amsterdam, und von hier, in der Absicht, dem jetzigen Könige Verschwörungen zu offenbaren, welche damals im Gange waren, zu Fuß nach seiner Heimath. In Helsingborg zeigte B. dem Commandanten seinen Paß vor, und begab sich, nachdem er benachrichtigt worden, daß der König auf seiner Rückreise von Norwegen bald in Gothenburg erwartet werde, nach diesem letzten Orte, wo er den Richard Roos antraf. Hier fertigte B. diesen nach Deutschland ab, nachdem er ihm erst die von den Engländern erhaltenen Creditive übergeben hatte. B. empfing demnächst von der Frau Falkengreen die Nachricht, daß die Rückreise des Königs aus Norwegen aufgeschoben sey, und begab sich nun, da er wegen Mangel an Geld nicht länger in Gothenburg verweilen konnte, über Wexiö, Calmar und Öland nach seinem Geburtsort Gothland, woselbst er in Wisby den Landshöfding Freiherrn Cederström die Angaben mittheilte, welche er seitdem hier in Stockholm wiederholt hat. Um dieselben zu belegen, berief B. sich auf verschiedene Briefe, welche er im Auslande selbst an den Herrn Lorent und an die Frau Falkengreen in Gothenburg geschrieben habe, und welche Briefe, wie er während seines Aufenthalts am letztgenannten Orte erfahren, bei den Postcomtoirs nicht eingelöst, sondern noch daselbst zu finden wären. Diese

Briefe sind später hierher requirirt, und bestehen: 1) In einem über Hamburg frankirten Briefe, adressirt an den Banquier Magnus Löran in Gothenburg, in deutscher Sprache geschrieben, und von B. unterzeichnet. Im Couverte dieses Briefes befand sich noch ein anderer, an die Frau Falkengrean adressirt. Der Brief an Löran, datirt Darmstadt den 9ten Nov. 1818, enthält die Zumuthung, einen Brief an die Frau Falkengreen abzuliefern und mit der ersten Post an B. die Papiere zu übersenden, welche die Frau Falkengreen an Löran überliefern würde. Weiter äußert B. sich darin, daß er, sobald er Antwort von dem Könige erhalten könne, in sein Vaterland zurückkehren werde, worauf er auch noch am Schlusse hinzufügt, daß es ihm von großer Wichtigkeit sey, die erwähnten Papiere zu erhalten. Der Brief an Frau Falkengreen ist schwedisch geschrieben, und „Darmstadt, den 26sten October" datirt, enthält, daß er auf fünf Briefe, die er der besagten Frau zugestellt, keine Antwort erhalten habe, und daß er im nächsten Frühlinge nach Gothenburg zu reisen gedenke, wobei er zugleich darum nachsucht, daß die englischen Papiere, die sich, wie er glaube bei Källström vorfänden, ihm mit der nächsten Post zugestellt werden möchten. 2) In einem an Christian Brygger in Wisby geschriebenen, unter der Adresse an Frau Falkengreen abgesandten Briefe, datirt „Frankfurt, den 2ten Januar 1817" in welchem B., nachdem er bemerkt, daß er von seinem Vater einen Brief erhalten habe, darum bittet, daß dieser ihm einen Geleitsbrief auf drei oder vier Monate verschaffen wolle, zu welchem Verlangen er, wie er sagt, die wichtigsten Gründe habe und worüber er mit umgehender Post Antwort erwarte. Wenn sein Gesuch ihm nicht bewilligt würde, wollte er doch auf jeden Fall nach Copenhagen reisen, von woher sein Vater, wenn er Geld bedürfe, so viel von ihm erhalten könne, als er nur wolle. Uebrigens bittet er den Vater, diesen Brief an Niemand zu zeigen, noch sich gegen Jemand darüber zu äußern, wo er (B.) sich jetzt aufhalte. Diese Briefe hat B. als von ihm abgesandt anerkannt, und zugleich die Aufklärung darüber mitgetheilt, daß der an den Banquier Löran adressirte Brief an den Großhändler und Brugspatron Lorent in Gothenburg bestimmt gewesen sey, daß aber ein Polizei-Commissair in Darmstadt, welcher die Adresse geschrieben, den Namen unrichtig buchstabirt, und daß die im Briefe erwähnten Papiere unter andern die ihm von den Engländern überlieferten Creditive wären, welche er selbst später von der Frau Falkengreen abgeholt und an Richard Roos übergeben habe, und daß B. während seines Aufenthaltes in Deutschland an Se. Majestät den König geschrieben und Höchstdenselben von den gegen ihn im Werke seyenden geheimen Verbindungen benachrichtigt habe, welchen Brief er aber, wie er angiebt, nicht selbst an die Post abgab. — Dies ist der Haupt-Inhalt von dem, was Brygger an den Oberstatthalter ausgesagt hat: wie sich die Sache aufklären möge, Sie sollen weitere Nachricht erhalten. Ph. G.

Leipzig. Außer einem kleinen Stück von Castelli, „Peter und Paul" genannt, und der Rossinischen Oper: „der Barbier von Sevilla," hat unsere Bühne in dieser Zeit uns nichts Neues gegeben. Eine Aufführung von Mozarts „Figaro" (in der Hauptperson neu besetzt) war nicht sonderlich. Nur Mad Neumann Sessi, als „Gräfin," Dem. Böhler als „Page" und Herr List, als „Basil," verdienen hiervon ausgenommen zu werden. „Figaro" und „Bartholo" wußten nichts und „Susanne" verschnörkelte geschmacklos ihre schöne Arie im vierten Akt. — An die Stelle des zeitherigen Musik-Director Schneider, der als Kapellmeister nach Dessau gekommen, ist Herr Präger, — früher schon einmal in gleicher Function hier gewesen — bei dem Theater angestellt worden. Bekanntlich hat Ersterer (Schneider) ein Oratorium componirt „das Weltgericht," gedichtet von dem, nun verstorbenen Apel, und dieses Musikstück fand, wo es bisher aufgeführt ward, Beifall. Eigen aber ist es, daß dies Werk nun schon zum vierten Male Veranlassung zu Unfällen gab. Als es im vorigen Jahre in Quedlinburg gegeben wurde, reisete der damalige Kapellmeister in Dessau, Reinike, nach diesem Orte, um es mit anzuhören. Auf dem Rückwege hatte er aber das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen und so stark beschädigt zu werden, daß er bald darauf seinen Geist aufgab. Schneider wurde jetzt sein Nachfolger und das von ihm componirte „Weltgericht" so gewissermaßen, theils durch seinen Kunstwerth, der den Componisten bei Hofe empfahl, theils dadurch, daß es gleichsam Veranlassung zu Reinike's Tode gab, Doppel-Ursache zu seiner (Schneiders) Beförderung. Kürzlich wurde es nun wieder in Altenburg aufgeführt und auch hierbei ereignete sich ein Unfall: denn ein Paar von Gera dahin reisende Musiker, die der Aufführung beiwohnen wollten, wurden ebenfalls umgeworfen und, wie ich höre, sehr bedeutend beschädigt. Möchte man nicht fast glauben, es walte hier ein fatalistisches Schicksal? — Doch still, still davon! Ein Tragöde neuen Styls könnte es vernehmen und dann hätten wir gewiß bald ein fatalistisch dramatisches Zerrbild mehr. Eb.

Dresden. In der Nacht vom 11ten zum 12ten März wuchs das Elbwasser so schnell, daß es schon am frühen Morgen das Flußbett weit überstiegen hatte, und um 11 Uhr des Mittags zu einer Höhe angewachsen war, wie sie seit 1799 nicht gesehen worden. Ein in Böhmen plötzlich durchbrochener Eisschutz hatte das ungewöhnlich schnelle Steigen der Fluthen veranlaßt, und ein anderer Schutz in der niedereren Elbe hielt sie auf und mehrte den Andrang. Alle Uferwiesen und Felder, auch ein Theil der Vorstädte, standen tief unter Wasser und da die Uferbewohner durch die sonst gewöhnlichen Signalschüsse nicht gewarnt worden waren, so brachte der reißende Strom mit den ungeheueren Eisschollen die aufgehäuft gewesenen Holzvorräthe und mehrere Wirthschaftsmobilien. Schon am Tage fiel das Wasser wiederum bedeutend, noch mehr aber in der darauf folgenden Nacht, so daß am andern Morgen die Wiesen und Felder, wie ein Schlachtfeld mit Leichnamen, so mit zurückgebliebenen Eisschollen übersäet waren. — Seit mehreren Jahren ist eine Rettungsanstalt für die Fälle, wo Eisgang und große Fluthen zu befürchten sind, eingerichtet worden, welche insbesondere aus großen Netzen besteht, die da, wo der Strom am reißendsten ist, zwischen den Brückenpfeilern ausgespannt, und von der Brücke herab mittelst Stricken gehandhabt werden. Der kleine Umstand, daß sie in einem an der Elbe gelegenen Gewölbe aufbewahrt sind, worin das Wasser bei dem ersten Steigen sogleich getreten, und wohin nun zu gelangen unmöglich war, machte sie für diesmal unbrauchbar. Das Schicksal aber wendete alles Unglück ab, und so waren die nicht genommenen Maaßregeln entbehrlich. Hoffentlich wird sich ein anderes Mal das Wasser in einem mäßigeren Niveau erhalten, damit jenes Gewölbe zugänglich bleibt!! — H.

Bemerker.  No. 8. 1821.

Beilage zum 61sten Blatte des Gesellschafters.

Spracheinheit.

Auf Veranlassung eines Aufsatzes in dem „Bemerker“ zum 6sten Blatte des „Gesellschafters“ (1821), uberschrieben: „Auch einer von den Fallen, wo es ganz fuglich beim Alten bleiben konnte“ und unterzeichnet „H. H.“ — der unmittelbar gegen Verdeutschung der lateinischen Kunstwörter der Grammatik sich ausspricht, mittelbar aber, wie es scheint, der Spracheinigkeit überhaupt ans Leben will, füge ich zu dem, was ich („Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache“ T. III. S. 504 flgd.) zum Empfehl der letzteren bemerkt, noch einige Worte hinzu. Ich sagte dort: „Dies, nämlich Zuruckführung des Fremden auf die Art und Weise des Angestammten, Einheimischen (Punkt, Form, Vers, Salz, Meer, Maus, Mus, Oel u. s. w.; Schule, Meister, Nase, Balke, Lippe, Fabel, Kerker, Korper, Tafel, Tempel, Masse, Klasse, Zimbel, Spiegel, Stempel, Fakkel, Zepter, Rose u. s. w.; und die Ableitungen: Klarheit, klaren, pünktlich, abklassen, fabelhaft, Enttronung, enttronen, kerkern, förmlich, Förmlichkeit, körperlich, verkörpern, bezeptert, rosenhaft, rosig, berosen u. s. w.), dies ist der Weg, auf dem wie unsere Sprache aus andern bereichern konnen und durfen. Diesen Weg schlagt jede gebildete Nation ein, wenn sie Algemeinbegriffe von ihren Nachbarn entlehnt. So hat der Franzose die deutschen Wörter Habersak, Beiwache, Felleisen, Landsknecht u. s. w., die nicht einmal Algemeinbegriffe bezeichnen, durch Umbildung in Form, Klang und Betonung wirklich gezwungen, französische Art und Natur anzunehmen: havresac, bivouac, valise, lansquenet etc., und sie so zu echten Teilen seines Sprachkörpers gemacht. Formen dagegen, wie publicum, studium, Studium, lusus, cultus, actus, autor, regenerator, parentator etc., wenn schon der Stammutter und natürlichen Stoffspenderin seiner Rede, der romischen, entnommen, wurden ihm nie für französische gelten, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie außer dem Gesetze seiner Grammatik stehn, die keine Ableitungsilben um, us und or kennt. Solche Wörter würden ihm Anführungen aus dem Lateinischen dunken, nicht Teile und Glieder seiner Sprache. Und wie in diesem Punkte die Franzosen, so verfahren auch die Italiener, die Spanier und selbst die Englander, kurz die ersten und geistvolsten Volker Europas, die gesamt, was Fremdes sie zulaßen, sofort seiner Widerartigkeit entkleiden und durchaus und in allen Stukken mit seinem neuen Ganzen in Einklang bringen.“

„Auch ist dies Gang der Natur“, so fahre ich nun fort; „denn auf gleichem Wege bilden sich in ihrem Entstehen und entwikkeln sich in ihrem Fortwachsen die mehresten Sprachen, vor allen die abgeleiteten, die aus den Stoffen zweier, dreier andern bekanntlich sich zusammenfügen. Jede stelt gleich in den ersten Zeiten ihres Werdens bestimte und eigentumliche Gesetze der Form, des Klangs und der Betonung fur ihre Wörter fest, welchen sie alle von hieher und von dorther entnommenen Elemente, oft die verschiedenartigsten, die sie sich einverleibt, auf das strengste unterwirft und eben dadurch wieder zur Einheit zuruckführet. Tate sie dies nicht, sie würde offenbar keine Sprache, sie würde nur ein Sprachungeheuer, ein verworrener Haufen auseinander fallender Einzelheiten werden. Auf eben diesem Wege hat auch die unsrige, wenn schon sie keine abgeleitete, sondern gewissermaaßen Ursprache ist, sich ausgebildet. Ich sage: gewissermaaßen; denn der eigentlich und mit volgültigem Rechte genanten Ursprachen, die blos und einzig aus und durch sich selbst erwachsen, giebt es nur wenige und die deutsche gehört bekantlich nicht darunter. Sie ist aus Trümmern des Griechischen, Lateinischen, Persischen, Indischen zum Teil zusammengeflossen, die sie gleichzeitig oder in Zwischenräumen in ihren Kreis gezogen (schon manche ihrer grammatischen Formen, Ableitungsilben, Biegesilben, Vorlinge und Endlinge: er, er, or; el, ia; lich, icus; r, ρ; tum, [illegible]; um, umb, amb, ἀμφί; unter, inter; ab, ab, mis, [illegible] über, super u. s. w. weisen ganz unzweideutig auf fremden Ursprung hin). Aber diese gänzlich verschiedenen, hart gegeneinander schreienden Stoffe hat sie gesamt nach Einem Gesetz des Klangs, der Form und der Betonung verarbeitet, und sie so zu gleichartigen, mit sich und ihrem Ganzen übereinstimmenden Teilen ihres Körpers gemacht. So wurden, um einige Beispiele anzuführen, die persischen Wörter Beradar in Bruder, Dochtar in Tochter, Fadar in Vater, Madar in Mutter, M-dah in Maid, Madchen u. s. w. verwandelt und solchergestalt in den Strom der Sprache geleitet. Hatte diese sie roh und unumgebildet, wie sie sie vorfand, an sich gerissen, sie wäre sehr bald in sich selbst zusammengefallen, oder würde seit jeher gewesen seyn, was sie gegenwärtig leider wirklich ist, eine rudis indigestaque moles, ein ungeordneter Wörter- und Frasenklumpen, kurz ein grammatisch unzusammenhangendes, geist- und charakterloses Kauderwelsch. Denn die mehresten der Fremdwörter, die man seit etwa drittehalb hundert Jahren in unüberschlichen Schwarmen der heimischen Rede aufgezwungen, sind weit entfernt, wie jene früher angeführten einsilbigen und zweisilbigen, den Gesetzen derselben sich anzubequemen. Bezeichnungen wie Combination, Construction, Confusion, Delicatesse, Politesse, Etourderie, Suffisance, Malice, Indolenz, Indulgenz, Impertinenz, Autorität, Pietät, Sagacität, Pusillanimität, momentan, Petulanz, indefinissabel, Respect, navigabel, imperturbabel, raisonnabel, raisonniren, assaisonniren, conlagiren, obsolesciren, divertiren, amusiren, ennuyiren, intriguiren, Détail, Raisonnement, Raisonneur, Function, Apprehension, emancipiren, Appetit, Frivolität, debutiren, Début, applaudiren, Applaus, Etablissement, Attachement, Gouverneur, Usurpator, Restaurateur, Embonpoint, Redacteur, Rendezvous, Bonmot, Raillerie, Canaille etc. stehen, wie ich auf das unwidersprechlichste erwiesen habe („Wortreichtum“ T. III. S. 507 flgd.) und wie schon jedem Unbefangenen gleich auf den ersten Blick klar entgegentrit, durchaus und in allen ihren Teilen mit unsrer Grammatik in dem grellsten Widerspruch.“

Den Saz: die Sprache sol ein einfaches, aus gleichartigen Elementen bestehendes, von seinen Gesezen beherrschtes, in seinen Gliedern und Gelenken mit sich selbst übereinstimmendes Ganzes, kein geteiltes, in zwei ungleichartige, bestimt verschiedene, voneinander ganz unabhängige Hälften zerschnittenes Wesen, kein Zwitterding oder Doppelungeheuer sein, diesen Saz müssen die Gegner entkräften, wenn sie dem Umsichgreifen der Sprachreinigkeit bei den Besseren unter uns mit Erfolg entgegenwirken wollen, nicht einzeln, angeblich verunglückte Wortgebilde mit Spot und Bitterkeit angreifen, die, wenn sie wirklich verunglükt sind, schon von selbst und ohne ihr Zutun zu Grabe gehen werden. Wäre es wol vernünftig, weil etwa ein ungeschikter Arzt gegen eine lebensgefährliche Krankheit unzwekmäßige Mittel verordnete, nun auch der Anwendung und dem Gebrauche besserer sich zu widersezen, oder gar die Krankheit selbst für eine erträumte auszugeben, oder für eine solche, die zu heilen ganz überflüssig sei? Auch dem Blödsinnigsten springt ohne weiteren Beweis in die Augen, daß ohne Einheit die Sprache weder als ein Ganzes, noch als ein Kunstwerk bestehen kan; daß eine in zwei Teile schrof geschiedene Rede, ihrer gänzlich verkehrten Natur wegen, den wirklich gebildeten unmöglich beigezählt werden mag. Die römische wurde zum Scheusal, als sie ohne Regel und Gesez mit Widerartigkeiten sich volstopfte — zwar nicht für die stumpfgewordene Mitwelt, die, durch betäubenden Schimmer eingewiegt, das Rohe der Ausartung nicht zu fühlen schien, wol aber für die feiner gestimten Völker einer helleren Nachzeit. Meine Schriften über Wortmengerei sind weiter nichts als eine umständlichere Ausführung des eben ausgesprochenen Sazes, den ich, so einleuchtend er dem gesunden Sinne schon ist, auf mannichfache Weise noch einleuchtender zu machen gesucht. Von ihm, von diesem Saze geht das ganze Tun und Treiben der Sprachreiniger aus; mit ihm steht ihre Sache, und sie falt zugleich mit ihm. Wil man demnach den Bestrebungen dieser Männer Einhalt tun, so greife man das vermeintliche Uebel in seiner Wurzel an und stoße zuvörderst und vor allem jenen Saz um — ohne im Kampf mit ' bendingen und um Nebendinge sich vergeblich abzumühen. Kan man das aber nicht, bleibt er stehen, und fest und unerschüttert stehen, der besprochene Saz, nun so wird er auch, troz dem einseitigen Geschrei: Neuerung! Neuerung! das wirken, was er seiner Natur nach notwendig wirken mus, und er wird es um so mehr, je mehr man bei uns den Wert der Sprache und eines edlen, gebildeten, mit sich selbst in Einklang stehenden Vortrags begreifen und würdigen lernen wird. Gediegene Männer (ich nenne hier nur Jean Paul Richter *) und den Verfasser der „Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft", ihn, der zuerst unter uns die historische Darstellung über das Zeitungsgeschwaz erhoben und gezeigt hat, wie man im Deutschen neuere Geschichte auf eine würdige Art vortragen kan und vortragen soll) haben auf die von mir aufgestelten Gründe bereits geachtet, und nach ihrem Vorgange werden auch Andere darauf achten.

K. W. Kolbe.

Nachwort.

Ich erwarte nicht den Einwurf: die Römer, die Franzosen u. s. w. hätten ja auch zuweilen in ihrem Vortrag Widerartiges zugelassen. Diesen Einwurf habe ich schon beantwortet. Meine Abhandlung „über Wortmengerei", die erste Schrift, die ich gegen das Unwesen herausgegeben, ist eben zunächst und unmittelbar der Untersuchung gewidmet: welche Gattungen von Widerartigkeiten die gebildeten Völker sich für erlaubt gehalten, und welche nicht? Ueberhaupt mus ich Jeden, der sie nötig und nüzlich achten möchte, gegen den Aufsaz öffentlich aufzutreten, inständigst ersuchen, w[…] die genannte Abhandlung, doch zwei meiner kleineren [S…] „Noch Ein Wort über Sprachreinheit", und „Beleuchtung[…] ger öffentlich ausgesprochenen Urteile über und gegen [Sprach-]reinheit" zuvor und ehe er zur Feder greift, erst du[rch…], daß ihm vergebliche Arbeit und mir die lästige Not[…] erspart werde, bereits abgefertigte Gegenerinnerungen [...] ten und drittenmal abzufertigen.

*) Man sehe dessen Vorwort zu der neuesten Ausgabe des „Hesperus".

Aus Leipzig

Ueber die „Sophronia", von W. Gerhard, sind […] hämische Kritiken erschienen, deren gehässiger Ton […] unlautere Quelle verrath, aus welcher sie geflossen, un[d …] erlauben, dem lesenden Publico die falschesten und n[…] Nachrichten über die Entstehung und das Schicksal d[ie-] ses Schauspiels auf der hiesigen Bühne auf zu tischen […] Schreiber dieses, bloß aus Liebe für Wahrheit und […] aufgefordert fühlt, das Wahre hierüber dem auswär[tigen Pu-] blico (denn das hiesige kennt den wahren Zusammen[hang der] Sache) kürzlich hier mit zu theilen.

Ohne mich auf die Widerlegung jeder einzelnen […] Angabe ein zu lassen, genügt es, an zu führen: daß […] hard schon durch mehrere sehr gelungene Gedichte, in[…] aber durch „Anakreon und Sappho", freie Bearbeitun[g …] deutschen Gesang, und eine poetische Bearbeitung der […] tala" *) der literarischen Welt rühmlichst bekannt ist; […] Phantasie und die Kunst, seine Gedanken in ein schö[…] sches Gewand zu kleiden, nicht ab zu sprechen sind […] folglich mehr als viele Andere — und wahrscheinlich […] der Fabrikant jener Berichte, dessen Jeder größeres T[alent zum] erdichten als zum dichten zu verrathen scheint […] berechtigt war, sich an die poetische Bearbeitung eines […] Drama's zu wagen. Er wählte als Stoff die [sch…] Tasso's „befreitem Jerusalem" bekannte Episode der [S…] und des Olindo, und diese Wahl ist wohl nur gl[…] nennen, wenigstens ist der Tadel lächerlich: nicht eine[n …] Stoff erfunden zu haben; ein Tadel, welcher also alter[…] größten Theil der neueren Dichter ebenfalls treffe[n …]. Nach Vollendung des Stücks theilte er dasselbe einem […] ten Kunstrichter (nicht mehreren) zur Durchsicht, nich[t …] Ausfeilung, mit, um, seinem eigenen Urtheil mißtrau[end, …] ihm zu vernehmen: ob es nicht gewagt sey, sein Kin[d …] gestattet, in die Welt zu schicken? — Durch die An[…] Kunstrichters von dieser Befürchtung befreit, kam e[s auf das] Repertoir der hiesigen Bühne und ward drei Mal […] troz dem, daß sich schon von der ersten Vorstellung […] des tonangebenden Parterres gegen dasselbe verschwor[en …] aus zu pochen beschlossen hatte. Die Ursach dieses u[…] Verfahrens lag in einer früher statt gehabten Dif[ferenz zwi-] schen dem Dichter und einigen Studirenden, in Folg[e …] Letztere schon einmal steinige Argumente gegen sein[…] geschleudert hatten, welches Alles aber Hr. G. abgem[…] vergessen glaubte, und deshalb nicht einmal die W[…] nöthig hielt, seinen Namen auf dem Anschlage-Zette[l zu ver-] schweigen. Hierin hatte er sich aber geirrt, und sein[e Gegner] beschlossen eine noch ungroßmüthigere Rache als di[…] Troz dem gelang es ihnen weder bei der ersten noc[h den fol-] genden beiden Vorstellungen, das Stück durchfallen [zu lassen,] indem sich der Beifall bei mehreren Stellen einstimmi[g …] Ende desselben eben so laut vernehmen ließ, als ihr[…]

*) Ueber beide sind sehr ausführliche und vortheil[hafte Re-] zensionen in der „Halleschen Literatur-Zeitung" und [im …] gendblatt" zu finden.

gendes Geräusch, so daß die Direktion nicht sowohl wegen dieses letzteren, als vielmehr wegen des immer lauter werdenden und mit steigender Erbitterung fortgesetzten Streits der Partien, sich genöthigt sah, die Wiederholung des Stücks, das jedes Mal bei gefülltem Hause gegeben ward, vor der Hand auf zu geben.

Dies ist die buchstäblich wahre und hier allgemein bekannte Ursach der Aufnahme und des Schicksals der „Sophronia" auf der hiesigen Bühne, von welcher aber jene Bericht-Erstatter absichtlich nicht das Geringste erwähnen, weil sonst freilich ihre Beurtheilung, die sich ganz auf allgemeine Sätze beschränkt und bloß auf die Vorgänge im Theater fußt, in sich selbst zerfallen wäre. Das Wahre ist, daß die „Sophronia" hier von dem unpartheiischen Publiko mit vielem Beifall aufgenommen wurde, und daß sie denselben, nach dem Urtheil der Kunstverständigen, auch verdient, nicht allein wegen glücklicher Behandlung des Stoffs und gelungener scenischer Anlage, sondern auch in Ansehung der Sprache und poetischen Bearbeitung. Der Verfasser beurkundet in letzterer Hinsicht wiederum, daß es ihm an Phantasie nicht gebreche, so wie sein Talent für metrische Arbeiten, indem seinen Versen Leichtigkeit und rythmischer Wohllaut zugestanden werden muß. Referent ist der Meinung, daß „Sophronia" überall, wo es keine Parteien gegen den Autor giebt, nicht nur eine günstige Aufnahme finden, sondern auch ein gutes Kassenstück werden dürfte. ***r.

Kritische Zügel.

IV.

Du ehrlicher, einst für alles Gute thätiger Mercier! — also auch du mußt, nachdem du die ganze französische Revolution mit erlebt hast, nach deinem Tode noch einen kleinen Krieg mit dem zeitigen Spenerschen Theater-Rezensenten — ebenfalls erleben; denn dein Geist wird dem Tode entgehen, auch wenn besagter Herr etwa selbst noch Geist bekäme, womit er dich bekämpfen könnte. — „Mercier hat auch eine Nachtmütze gemacht, es bedarf dieser nicht, um jetzt bei seinem Essighändler ein zu schlafen. Anders war es freilich, als ihn Iffland belebte" — dies kann Jeder in Nr. 41 der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" lesen. Der liebe Rezensent scheint überhaupt vor jeder moralischen Tendenz — die Mercier (freilich kannte er die Hoheit nicht, die unsre Fatalisten der Sünde und Unsittlichkeit zutheilen!) für ein Erforderniß des Schauspiels hielt — einen Widerwillen zu hegen; und nun gar die Natürlichkeit der Charaktere! — Lieber Himmel, wie kann Jemand den Menschen darstellen wollen, wie er ist! Zerrbilder brauchen wir und die aufgeblasenste Ueberspannung ist uns eben recht, um sie in „toll gewordener Prosa" so zu rühmen, daß auch hier die fortschreitende Bildung unterstützt wird: denn wer solche Faselei liest, der muß, wenn er etwa ein wenig vom Zeitschwindel ergriffen ist, in eigener Befangenheit vernünftig werden, aus Furcht, das Fatum könne ihn dahin führen, eben solch wirres oder flaches Zeug zu schreiben. Dich aber, guter Mercier, der du besonders durch deinen, der Nützlichkeit hingewandten Humor dich unvergeßlich machtest, dich wollen wir vertheidigen mit deinen eigenen Worten, indem wir an deinen Ausspruch (in den „Versuchen über dramatische Kunst) erinnern: „Es wäre endlich Zeit, daß alle Künste nur einen Weg beträten, den nämlich: das Gute liebenswerth, das Böse hassenswürdig zu zeigen. Das Publikum ist selber ewig jung, will besonders durch das Beispiel geleitet seyn und die Vernunft des Pöbels wird nie volljährig, sondern bedarf stets der Vormünder. Wehe müssen wir also rufen über diejenigen, die von der Lüsternheit ihr Brod nehmen, von dem Wahne sich erheben lassen." — Möge die Anwendung solcher Grundsätze von der Hyperkritik langweilig gefunden werden, den Bessern kann sie es nicht seyn! — Den „Essighändler" hat Hr. Maltausch gespielt, und so gespielt, daß er sich lauten Dank verdiente; da aber dieser Schauspieler nicht zu den drei oder vier Personen gehört, deren Lob jener Kritikus allein seine Dienste gewidmet hat, so mußte er ex officio wegwerfend behandelt werden. — Ein Gleiches thut er Mad. Schröck, die er bei der Beurtheilung des kleinen Lustspiels „der Flüchtling" gänzlich ignorirt, nur um Mad. Stich, welche in der dritten Vorstellung die Rolle jener Schauspielerin übernommen hatte, auf blasenden Rede-Figuren balanciren zu lassen. Wir achten Mad. Stich so hoch, als ihr, durch den angestrengtesten Fleiß kultivirtes Talent verdient, wissen es aber (und selbst die Wiener haben dies z. B. bei der Rolle der „Madam Fresen" im „Fremden" sich deutlich merken lassen): daß die schlichte Häuslichkeit nicht die günstigste Sphäre für sie ist; um so mehr wird jenes Ignoriren nicht zu dem natürlichen Kapital der Ignoranz jenes Kritikers gezählt, sondern ihm als partheiische Augendienerei angerechnet werden müssen, welches bestätigt wird durch die Urtheile, die über die Darstellung jener Rolle von Madam Schröck in andern Zeitschriften zu lesen sind. So heißt es z. B. in der „Zeitung f. d. elegante Welt" (Nr. 66): „Unsere Schröck (eine Art Penelope auf dem Theater) gab die Dame vom Hause mit leichtem Anstand und Welt, worin sie excellirt und sich hier durchaus von keiner andern Schauspielerin erreicht sieht." — Wir wollen übrigens keinesweges den Antagonismus vermehren helfen, welchen die wortreichen und grundarmen Verklärungen irdischer Leiber in der Spenerschen Zeitung fast in allen auswärtigen Zeitschriften und neulich auch in der Berliner Vossischen Zeitung, veranlaßte; auch nicht die strafenden Urtheile hier wiederholen; nur über Eines dürfen wir, zur Ehre des guten Geschmacks der Berliner, wohl nachdrücklich reden — — *). Wir sind überzeugt, daß dergleichen Luftsprünge und Schnippchen nur denen gefallen, die, wie Müllner's „Schauspieler" (Siehe das „Literatur-Blatt" unter der Rubrik „Journalistikum") also raisonniren:

> „Alles Plunder! Nichts zu lesen,
> Außer den Beurtheilungen:
> Wie ich göttlich bin gewesen
> Und die andern dumme Jungen!"

— und bedauern nur, daß solche kritische Ausrufer sich den Anstrich zu geben suchen, als ob sie von den, durch übertriebenes Lob Geschmähten zu ihrer Rederei veranlaßt worden wären.

(Der Schluß dieser Nr. IV. im nächsten „Bemerker".)

*) Hier habe ich Vieles gestrichen und streichen müssen, da der geehrte Einsender nebenher eine im „Gesellschafter" abgedruckte, von mir geschriebene Ansicht über ein neues Theaterstück gegen einen scheinbaren Ausfall vertheidigen wollte. Wo es der Mühe lohnt, werd' ich meine Aeußerungen schon selbst rechtfertigen; im Allgemeinen, und besonders in diesem Falle, überlasse ich jedoch den Verständigen die Sache zur Selbstprüfung, und bei denen, die kein selbstständiges Urtheil haben, wirken jene und die Zeit allmählig gewiß so, daß sich auch diesmal die Frage Pascals: „Croiroit on, que la mode fut capable de donner du merite?" — richtig beantwortet. Gb.

Bemerkung.

Der Raum gestattete nicht, hier den Schluß des Aufsatzes: „Einiges über den einzig richtigen Gesichtspunkt, aus welchem die Phantasie: „Herr Joachim Lange und seine Grammatik" zu betrachten ist" — ein zu ordnen; er kann also erst im „Bemerker" Nr. 9 folgen. D. H.

1821. No. V

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

An alle Oekonomen und Güter-Besitzer.

In allen Buchhandlungen wird gratis ausgegeben (eine ausführliche Anzeige) eines auf Pränumeration heraus zu gebenden Werkes, betitelt:

Grundsätze der Gemeinheits-Theilung

oder

der Theilung gemeinschaftlicher Land-Nutzungen, als: der Huth-, Aecker- und Waldweide, Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthiger Schätzung des Ertrags und des Kapital-Werths aller dergleichen Grundstücke, nebst den Prinzipien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte, zum Zweck der Gemeinheits-Theilungen und Dienst-Regulirungen in den Königl. Preuß. Staaten nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet

von

C. W. H. Klebe,

Königl. Oekonomie-Commissarius im Departement Brandenburg.

Um dieses vorstehend angekündigte höchst nützliche Werk so wohlfeil als möglich zu liefern, ist der Pränumerations-Preis auf fünf Thlr. preuß. Cour. gestellt worden. Wir bemerken, daß der Druckbogen, in gr. 4., nicht über 1 Gr. und in diesem Verhältniß die Kupfer eben so wohlfeil den Herren Pränumeranten zu stehen kommen sollen. Der Ladenpreis wird bedeutend theurer werden. Berlin, im Februar 1821.

Maurersche Buchhandlung.
Poststraße Nr. 29.

Pränumerations-Anzeige

von

Biots Elementar-Lehre der physischen Astronomie.

Nach dem Französischen bearbeitet und mit den nöthigen mathematischen Vorkenntnissen vermehrt. Zur Selbstbelehrung und zum Unterricht.

2 Bände. Mit circa 30 Kupfertafeln.

Gern würden viele Gebildete zu ihrer Belehrung und Unterhaltung die interessante Astronomie studiren, wenn sie sich dieselbe nicht zu mühsam vorstellten, wenn sie nicht mehrere mathematische Kenntnisse erforderte. Biots Werk, ferne Methode ist einzig und überwindet alle Schwierigkeiten. Die in Frankreich durch Einführung bei dem Unterricht und durch mehrere Auflagen bewährte Brauchbarkeit wird durch die, nöthige zweckmäßig abkürzende, aber durch Zu[...] Einführung in die Vorkenntnisse bereicherte Bearbeitung noch vermehrt. Zugleich wird [...] Publikum durch den um die Hälfte ungefähr [...] Preis (das französische Original kostet 11 Th[...]) zugänglicher gemacht: denen aber, welche bis zu[...] Messe und längstens bis Johannis darauf pr[...]ren, für 5 Thlr. gelassen, und bei dem Ver[...] vier Exemplare das fünfte frei gegeben. Aus[...] Anzeigen erhält man in allen Buchhandlungen[...]

Ernst Klein's Buch- und Kunst[...]
in Leipzig und Merseburg.

So eben erscheint ganz neu:

Ueber Freiheit und Unterord[...] im Staate.

Von

dem Freiherrn von Lüttwitz,

Königl. Preuß. Regierungs-Präsidenten außer D[...]

gr. 8. Breslau, bei Schöne. geh. 8 Gr[...]

Mit naher Beziehung auf die Schriften ver[...] Inhalts von Ancillon, Haller und Ste[...]

Folgende ausführliche Anzeige und Pro[...] eben an alle Buchhandlungen versandt worde[...] der Verlagshandlung mehr zu bekommen von:

Kraft's Handbuch der Geschichte v[...] Griechenland.

Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das La[...] 2te Auflage. Prän. Pr. 12 Gr.

Ernst Klein's literarisches [...]
in Leipzig und Merseburg.

Kunst-Anzeige.

Sammlung von Verzierung[...] in Abgüssen für die Buchdrucker[...]

zu haben

bei

F. W. Gubitz,

Professor der Holzschneidekunst an der Kön. Pr. Akademie [...]

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, [...]fungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche [...] Ganze sich ausspricht: sie ist durch alle Bu[...]gen zu bestellen und bei mir (Berlin, Wilde[...] Nr. 70 B.) zu haben. Alle Briefe und Gelder[...] ich postfrei. F. W. Gubitz.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. [...] durch die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig zu bekommen.)

1821. No. IX.

Blatt der Ankündigungen.

Ankündigung deutscher Uebersetzungen.

Aristofanes Lustspiele, vom Hofrath J. H. Voß. Mit erläuternden Anmerkungen von seinem Sohne, dem Professor Voß. 3 Bände. Subscriptions-Preis 4 Thlr. 16 Gr.

Neue sehr verbesserte Ausgaben von

Virgils Werken, von J. H. Voß. 3 Bände. Subscriptions-Preis, 4 Thlr. und

Horaz Werken, von Demselben. 2 Bände. Subscr. Preis, 2 Thlr. 16 Gr.

Livius römische Geschichte, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen vom Professor Conrad Heusinger. 5 Bände. Subscr. Preis, 6 Thlr.

Griechenlands und Roms auserwählte Schriftsteller haben die Prüfung von Jahrtausenden überstanden und leben als Muster fort, die selten erreicht und niemals übertroffen sind. Was Gelehrte an ihnen besitzen, ist weltkundig, aber nur Vorurtheil kann den Genuß ihrer Werke auf Gelehrte beschränken wollen.

Eine allgemeine Stimme huldigt dem Deutschen, dessen Meisterschaft in der Kunst zu übersetzen schwerlich zu übertreffen seyn dürfte. Herr Hofrath Voß fährt fort, sie zu beweisen: er gibt seinen Virgil und Horaz in abermaliger Verbesserung und in vollendeter Gestalt: den Aristofanes, an welchem er zwölf Jahre arbeitete, mit erläuternden Anmerkungen seines Sohnes, und scheute die Mühe nicht die letzte Correctur dieser Werke selbst zu übernehmen.

Von Livius Geschichtsbuche erscheint eine deutsche Uebersetzung vom Professor Heusinger, einem Manne, der mit der Sprache des Römers und der seinigen gleich vertraut war, und sein Werk mit vielen critischen und historischen Erläuterungen begleitete. Philologen vom ersten Range, denen die Handschrift vorgelegt worden, wetteifern in der Anerkennung ihrer Vorzüge. Aber sie ist auch die Frucht zwanzigjähriger unablässiger Anstrengung!

Auf diese vier Werke, welche zur nächsten Leipziger Oster-Messe erscheinen, wird in allen Buchhandlungen die Subscription bis Ende April d. J. angenommen und eine ausführlichere Ankündigung ausgegeben.

Vorsteher und Lehrer an Gymnasien und Schulen, so wie andere Beförderer wissenschaftlicher Unternehmungen, welche sechs Subscribenten sammeln und mir selbst den Betrag hieher, oder nach Leipzig durch Meßgelegenheit, einsenden, bitte ich, das siebente Exemplar für ihre gefällige Bemühung anzunehmen. Vorzugsweise erhalten die Herren Subscribenten ihre Exemplare auf besserem Papier und dennoch um ein Viertel wohlfeiler, als sie nachher im Buchhandel zu haben seyn werden

Den Eltern, auch wenn sie ihre Söhne nicht dem gelehrten Stande bestimmten, können diese Werke zu wahrer Bildung für's Leben empfohlen werden, mit Ausnahme des Aristofanes, den Göthe „einen ungezogenen Liebling der Grazien" nannte, und der also wohl das männliche Alter fordert. Braunschweig, im Januar 1821.

Friedrich Vieweg.

Urtheile des Hrn. Geheimenrath Wolf und des Hrn. Bibliothekar Dr. Buttmann in Berlin, über Heusingers Livius.

Ew. erhalten hiebei endlich die mir mitgetheilten Hefte der neuen Uebersetzung des Livius, die ich mit großem Vergnügen durchgesehen habe. Ich zweifele durchaus nicht, daß diese Arbeit alle bisherigen Versuche in Vergessenheit bringen wird, da die Beweise von Genauigkeit und Einsicht überall unverkennbar sind; wozu noch kommt, daß durch so viele gelehrte Anmerkungen das Studium des Originals für Schulmänner und junge Leute, die für sich lesen, gefördert wird — aber allein schon ist der Name **Heusinger** in der philologischen Welt viel zu gut accreditirt, als daß er durch die früheren Uebersetzer, die keinen solchen Namen hatten, verdunkelt werden könnte.

Wolf.

Ich habe das Manuscript als Probe der Uebersetzung des Livius mit critischen und erklärenden Anmerkungen mit Vergnügen durchgegangen, und überall die Frucht eines langjährigen, mit Urtheil und Kenntniß verbundenen Fleißes bewundert. Ich weiß als Bibliothekar aus Erfahrung, welch ein Treiben heut zu Tage nach den Uebersetzungen der alten Historiker, besonders von den vielen Militairpersonen ist, welche die Originale nicht lesen können. Die schlechten Uebersetzungen sind fortdauernd im Gange. Wird es bekannt, daß eine mit solcher Kenntniß der alten Sprache und Sachen unternommene vorhanden ist, die zugleich einen so ungezwungenen und faßlichen, und dabei doch nicht ermüdenden Styl darbietet, so zweifele ich nicht, daß sie bald die einzige seyn wird, die man liest. Die Noten sind von der Art, daß auch der Gelehrte sie kennen muß, und so wird diese Uebersetzung auch in wohlversehenen Bibliotheken nicht fehlen dürfen.

Buttmann.

In der **Maurerschen** Buchhandlung in Berlin erscheinen zur nächsten Oster-Messe folgende Bücher:

Crelle, Dr. A. L., Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 1r Bd. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8.

Gebauer, C. E., (Verfasser der Predigten zu öffentlichen Vorträgen) Erbauungen für nachdenkende Christen. Gute Ausgabe. Mit 1 Kupfer. Sauber in Maroquin-Papier gebunden. gr. 8.

auch unter dem Titel:

Christliche Erbauungen für den Bürger und Landmann. Wohlfeilere Ausgabe. gr. 8.

Greve, E. W., Lehrbuch der Buchbinderkunst u. s. w. Herausgegeben von **Hermbstädt**. 2 Bde. gr. 8.

NB. Auf dieses Buch wird, bis zur Erscheinung desselben, auf jeden Band 1 Thlr. 12 Gr. Pränumeration angenommen

Klebe, C. W. H., Grundsätze der Gemeinheitstheilung rc. Mit Planen in Steindruck.

Auf dieses Werk wird ebenfalls bis zur Erscheinung desselben Pränumeration angenommen. Eine aus-

führliche Anzeige, welche in allen Buchhandlungen gratis zu bekommen ist, sagt das Weitere.

Klütz, Dr. G. A., de foedera Boeotico. 8maj.

Legendre, A. M., Elemente der Geometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie. Nach der eilften Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Bemerkungen herausgegeben von Dr. A. L. Crelle. Mit Kupfern. gr. 8.

Mittel, untrügliches, die Kinder ohne Wiege sehr leicht in einen festen, ruhigen und erquickenden Schlaf zu bringen. Ein Geschenk für deutsche Mütter von einem erfahrnen Arzte 8.

Netto, Dr. F. A. W., zwölf Uebungsblätter in der Situationszeichnerkunst nach der Lehmannschen Theorie, eine Zergliederung der Erdberge nach der Terrainlehre geordnet enthaltend, besonders für diejenigen Portepee-Fähndriche und Unteroffiziere des preußischen Heeres, welche sich zum Examen vorbereiten wollen, so wie zum Selbststudium. Queer 8.

Dasselbe im Etui mit einer allezeit fertigen Schreibefeder.

Pischon, K., faßlicher Unterricht über die Trennung der Lutheraner und Reformirten, für alle Gebildete welche über diesen Gegenstand näheren Aufschluß zu haben wünschen. gr. 8. 12 Gr.

Reichenbach, von, Kurmärkische Alterthums-Merkwürdigkeiten. Entdeckt im Jahr 1820. 8. 6 Gr.

Sammlung von Aufsatzen und Nachrichten die Baukunst betreffend. Jahrgang 1798. 2 Bände. Neue Auflage. Mit Kupfern, gr. 4. Mit der Vollendung des Drucks dieser 2 Bände sind wieder complette Exempl. in 12 Bänden à 24 Thlr. zu haben.

Stapf, Dr. Ernst, Lucina. (Eine neue Ausgabe der Schrift: Ueber die vorzüglichsten Fehler im Verhalten der Schwangern, Wöchnerinnen und Säugenden u. s. w.) 8. 12 Gr.

Wilke, F. W., kurze Uebersicht einiger nöthigen Punkte aus der Geburtshülfe. Tabellarisch dargestellt. Royal Folio. 12 Gr. (Commission.)

Wuttig, Dr. J. F., Uebersicht meiner Systeme der Hylognosie u. der chemischen Fabrikenkunde. 8. 10 Gr.

Aus dem Leben eines reisenden Schauspieldirektors, als 3tes Bändchen meiner Streifereien. Aus dem Spanischen übersetzt von S. J. Wolff. Ein Roman mit einem Kupfer. geh. 20 Gr. (Comm.)

Die ersten beiden Streifereien, welche mit diesen keinesweges zusammen hängen, sind auch noch zu haben.

Bei Franz Härter in Wien ist erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. zu haben:

Der Mythos alter Dichter in bildlichen Darstellungen. Mit 60 der schönsten Kupfer in klein länglicht 4to. 36 Thlr. 18 Gr.

Zu diesem Kunstwerke ist Ramlers Mythologie als ausführliche Erklärung zu empfehlen.

Die Hauptgötter der Fabel in (9) Kupfern mit kurzer Erklärung, in klein längl. 4to. 5 Thlr. 15 Gr.

Zerrbilder menschlicher Thorheiten und Schwächen. Erfunden und gezeichnet von Loder, gestochen von Stöber, mit epigrammatischen Erklärungen begleitet von J. F. Castelli. 1stes bis 24s Blatt in klein länglicht 4to sauber illum. 9 Thlr.

Bildliche Vorstellungen aus der Bibel, alten und neuen Testaments. Mit bi[...] Texte begleitet, von J. R. Zappe. Ku[...] 12. Text bis S. 48. 3 Thlr. 18 Gr.

Darstellungen der treffendsten hu[...] schen Scenen aus den Fahrten des [...] Don Quixotte von Mancha. 31 Blä[...] Koppl gestochen. 4 Thlr. 12 Gr.

Spalart, Rob. von, Versuch über das [...] der vorzüglichsten Völker des Alte[...] Nach den bewährtesten Schriftstel[...] arbeitet. Erster Theil, 1ste bis 3te Abth[...] 125 illum. Kupfern in quer Folio und 12[...] gr. 8. 33 Thl.

Desselben Werks 2ter Theil, in 5 Ab[...] gen das Kostum der vorzüglichsten [...] des Mittelalters enthaltend. Mit [...] Kupf. in quer Fol. und 247 in 8vo. gr. 8.

Der Findling. Ein Charaktergemä[...] dem Französischen der Frau von C[...] Meuse, von Dr. Frz. Rittler. 4 Bä[...] 2 Thlr. 4 Gr.

Die Zwillinge. Ein Versuch aus 60 [...] benen Worten einen Roman ohn[...] schreiben. Von Dr Frz. Rittler. Dr[...] mäßige und mit einem zweiten Theil verme[...] lage. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Theorie der Fechtkunst. Eine analytische [...] lung sämmtlicher Stellungen, Stöße, Para[...] ten ꝛc. ꝛc. Nebst einer Anleitung über [...] fechten, von A. Lüpscher und F. Gömm[...] Lieutenants. Mit 2 Uebersichts-Tabellen [...] bildlichen Darstellungen. gr. 8. 1 Thlr.

Dizionario italiano-tedesco e te[...] italiano, di C. G. Jagemann. II. Tom[...] 8 Thlr.

Die Kupferwerke aus diesem Verlage sind [...] schön. Die Maurersche Buchhandlung mach[...] Vergnügen daraus, sie den Kennern und Li[...] zur Ansicht vorzulegen, um sich selbst zu üb[...] daß nicht zuviel gesagt ist.

* *

Das

Mineralbad zu Gleiß[...]

bei Zillenzig in der Neumar[...]

untersucht und beschrieben

von

Dr. J. F. John

nebst Bemerkungen über die Heilkräfte de[...]

von

Formey

Doctor und Geh. Ober Medizinalrath ꝛc[...]

Mit einer Kupfertafel. 8. Berlin in der Mau[...] Buchhandlung, sauber geheftet 12 G[...]

Diese kleine höchst interessante Schrift er[...] 4 Kapiteln folgendes:

1s Kap. §. 1. Topographische Beschr[...] der Gegend und Umgebung. §. 2. Ge[...] der Quellen. §. 3. Beschreibung eini[...] terthümer (unterirdische Ruinen — Metall[...] per — Mumien).

2s Kap. §. 1. Geognostische Betrach[...] über die Gegend von Gleißen (Br[...] und deren Mischung — Fossilien, Holz und de[...] schung. Braunkohlenwasser. Alaunschiefer u[...] aus fabricirte Alaun — Gyps —) §. 2. Re[...]

storische Bemerkungen. Oryktognostische Bemerkungen. Polnische Cochenille.

3s Kap. Chemische Untersuchung der Mineralquellen zu Gleißen. §. 1. Tabellen der physisch-chemischen Eigenschaften. §. 2. Tabelle über die Wirkung der Reagenzien auf das Wasser. §. 3. Chemische Untersuchung des Wassergas. §. 4. Chemische Untersuchung der fixen Bestandtheile. §. 5. Chemische Untersuchung des Mineralwassers im alten Alaunwerke. §. 6. Allgemeine Bemerkungen über die Mischung und Entstehung der zerlegten Mineralwasser.

4s Kap. Ueber die Heilkräfte der Gleißener Mineralwasser, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen von Dr. Formey.

Als Anhang zeigt der jetzige Besitzer Hr. Henach an, was von seiner Seite für Einrichtungen getroffen worden, um den Brunnengästen den Aufenthalt angenehmer und erträglicher zu machen. Dieß verdient wohl beachtet zu werden. Das Kupfer stellt das Mineral-Bad zu Gleißen dar.

Schloß, Bade- und Logir-Häuser. Quell-Haus. Ruine.

Der Inhalt so wie das Aeußere machen diese kleine Schrift empfehlungswerth.

Bei der Anzeige dieser Schrift empfehlen wir wieder die vor ein paar Jahren erschienene Schrift:

Tabellarische Uebersicht
der
Mineralwässer Deutschlands
nach ihren wirksamsten Bestandtheilen klassificirt von
Dr. F. Kretschmer.
Nebst einem Anhang: über die eigenthümliche Mischung und Wirksamkeit der Mineralwässer. 8. Preis 16 Gr.

Hieronymus.

Nachklänge einer spanischen Romanze.
Von
Rob. Feretto.

8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung. In einem saubern Umschlage zwei Scenen aus dem Romane enthaltend. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Die Leser des „Gesellschafters" sind mit der Gabe des Erzählers unter dem Namen Rob. Feretto schon bekannt. Sie werden auch diesen Roman befriedigt aus der Hand legen.

Ueber Kinderfeste
in öffentlichen
Erziehungsanstalten
und wie dieselben in der unsrigen gefeiert werden.
Von
A. Zarnack,
Erziehungs-Director des Königl. Potsdamschen großen Militair-Waisenhauses.
Fortsetzung.
8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung.
Preis 8 Gr.

Die Fortsetzung wird jeden Menschenfreund ansprechen, und das Verhältniß, in welchem diese armen elternlosen Waisen leben, glücklich preisen. Die unermüdete Sorgfalt, welche Z. in dieser Anstalt anwendet, liegt so klar am Tage, ihr Wachsthum unter seinem Streben leuchtet Jedem, der sie von frühern Zeiten gegen jetzt kannte, so erwiesen ein, daß man Allen nur zurufen darf: kommt und seht!

Die
Beschreibung eines Kinderfestes unter den Augen Seiner Majestät des Königs im October 1820 zu Paretz
ist ein herrliches Gemälde, das Niemand, ohne die innigste Theilnahme zu fühlen, in Gedanken betrachten wird.

* * *

Von demselben Verfasser sind folgende Schriften bei uns erschienen.

1) Pädagogische Nachrichten über den gegenwärtigen (1817) Zustand des Königl. Potsdamschen großen Militair-Waisenhauses. 8. 8 Gr.
2) Daß zweckmäßig eingerichtete Waisenhäuser die vollkommensten und nützlichsten Erziehungs-Anstalten in dem Staat und für den Staat werden können. 8. 8 Gr.
3) Der Schulinspector Heister, oder die Elementar-Methode zu Süderhausen. Ein pädagogischer Roman. 8. 1 Thlr.
4) Deutsche Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen, nebst einer Abhandlung über das Volkslied. 2 Thle. Text und 2 Thle. Musik. 8. 1 Thlr.
5) Deutsche Sprichwörter zu Verstandesübungen für die Schulen bearbeitet, nebst einer Anweisung, auf welchen Wegen ein Schatz der lehrreichsten Sprichwörter unter die Volksjugend gebracht werden könne, worin zugleich eine auserwählte Sammlung von mehr als achthundert der passendsten Kernsprüche deutscher Weisheit zum Gebrauch der Schulen enthalten ist. Ein Handbuch für Lehrer und Erzieher. 8. (380 S. XVI S. Vorrede) 1 Thlr. 8 Gr.
6) Ueber Kinderfeste in öffentlichen Erziehungsanstalten ꝛc. 1s. 8. 8 Gr.

Karl Wilhelm Ramler's
kurzgefaßte Mythologie
oder
Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Heiden des Alterthums. In zwei Theilen nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält. Mit 14 Kupfertafeln enthaltend 59 figürliche Darstellungen. Fünfte verbess. Aufl. 8. Ladenpreis 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, daß das Gute und Nützliche gesucht wird und überall Eingang findet. Diese Mythologie erlebt in kurzer Zeit das Glück, abermals neu aufgelegt zu seyn. Ihr innerer Werth ist vollkommen erwiesen. Die Verlagshandlung hat lange schon den Gedanken genährt, diese Mythologie auch durch äußere Vorzüge hervorstechend vor so vielen andern zu machen, und endlich den Herrn Prof. Gubitz dahin vermocht, dieses durch Holzschnitte in seiner so anerkannt vortrefflichen Ausführung, nach den besten vorhandenen Gemmen u. s. w. zu bewirken.

Dieses ganz für sich bestehende Unternehmen soll keinen Einfluß auf den, für Schulen bestehenden wohlfeilen Preis des Buches selbst haben, niemand gezwungen seyn, diese Verzierungen eines so verdienstvollen Werkes zu kaufen. Es wird einzig hierbei auf den Geschmack der unzähligen Besitzer dieses Werkes gerechnet, welche sich diese artigen Holzschnitte eines sich in dieser Kunst so auszeichnenden Mannes, wie Herr Prof. Gubitz ist, gerne verschaffen werden. Noch im Laufe dieses Jahres wird diese Arbeit vollendet ausgegeben, und die Darstellungen werden nach der Angabe des Textes und nach den besten vorhandenen Mustern ausgeführt. Der Preis wird möglichst billig gestellt werden, dieß versichern wir im voraus.

Es giebt keine Kunst, keine Wissenschaft, wo die Mythologie nicht eingreift. Ja schon zur Verständigung der mehrsten Titel unsrer Zeitschriften ist durchaus erforderlich, daß man mit selbiger bekannt sey. Und das hat Ramler's Mythologie vor allen voraus, daß, ohne das Zartgefühl zu verletzen, das Buch Jedermann in die Hände gegeben werden darf. Es gewährt neben dem Unterricht eine angenehme Unterhaltung und liest sich gleich einem Romane.

Die Neue Auflage ist an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt: und wo bereits vergeblich darnach gefragt worden ist, kann jeder jetzt befriedigt werden.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, sind zu haben:

- von Kamptz, C. C. A., Hof- und Land-Gerichts-Assessor zu Güstrow, Beiträge zum Mecklenburgischen Staats- und Privat Recht. 3ter bis 6ter Band. 8. 3 Thlr. 20 Gr.
- Desselben, Erörterung der Verbindlichkeit des weltlichen Reichsfürsten aus den Handlungen seines Vorfahren. 8. 1 Thlr.
- Kirche, Schule und Haus. 8. 8 Gr.
- Hobe, Charlotte von, nordische Blüthen. Gedichte. 8. 18 Gr.
- Taubner, J. K. F. Paradoxieen aus dem Gebiete des protestantischen Kirchenrechts und der protestantischen Kirchenlehrer. Zur Beherzigung für das gesammte Deutschland mit besonderer Beziehung auf die Sächsisch. und Preuß. Lande. 8. 18 Gr.
- Zimmermann, Cammer-Rath Dr., ohnmaßgebliches Bedenken über die Wechselwirthschaft. gr. 8. 1 Thlr.
- Derselbe, über Mecklenburgs Credit-Verhältnisse nebst einigen Reflexionen über Getreide-Preise und Güter-Handel. gr. 8. 1 Thlr.
- Brückner, F. T. J. Predigten über die Sonn- und Festtags-Episteln, 4 Theile. Zweite Ausgabe. 8. 1 Thlr 8 Gr.
- Ferber, C. C. F. von, Bruchstücke aus den Unterhaltungen mit meinem Geiste über mannichfaltige Gegenstände unsers Glaubens, Wissens und Wirkens. 8. 16 Gr.
- Kellgrens, J. H. prosaische Schriften. Aus dem Schwedischen übersetzt von K. Lappe. Mit dem wohlgetroffenen Portrait des Verf. gr. 8. 20 Gr.
- Hanstein, Dr. G. A. L. Leben und Tod. Fünf Predigten vor der St. Petri-Gemeinde gehalten und auf Vieler Verlangen dem Druck überlassen. 8. 16 Gr.
- Boll, F. C. Beherzigung einiger Wahrheiten aus dem Gebiete der Pädagogik und Philosophie. 8. 12 Gr.
- Schink, J. F. Luise, Preußen's Schutzgeist. gr. 8. 8 Gr.
- Deutsche Vorschriften für fleißige Kinder. Steindruck. quer 4to. 2 Gr.
- Voß, J. H. Musenalmanach für 1800 (der letzte) 12mo. 1 Thlr. 12 Gr.
- Epigramme. Aus Schiller's erstem Musenalmanach aufs Neue abgedruckt. 8. 8 Gr.
- Mantzel, E. J. F. neue Mecklenburgische Staats-Kanzlei 2c. 3r Theil gr. 8. 1 Thlr.
- Müller, Fr. aktenmäßige Darstellung der Theilnahme des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz an dem Kriege gegen Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. 8. 8 Gr.
- Küster, S. Ch. G. Dr. Martin Luther der Mann Gottes. Eine lebensgeschichtliche Darstellung im einfachen Volkston. Dritte durchgehends verbesserte Auflage. 8. 8 Gr.
- Gegen die Aktensammlung, welche der Professor Dr. de Wette über seine Entlassung vom theologischen Lehramte zu Berlin zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils herausgegeben hat. gr. 8. 12 Gr.
- Wiggers, G. Sokrates als Mensch, als Bürger und als Philosoph, oder Versuch einer Charakteristik des Sokrates. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 21 Gr.

Bei Wiesike in Brandenburg sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

- Grimm's und Diderot's Correspondenz, von 1753 bis 1790, an einen regierenden Fürsten Deutschlands gerichtet. 2 Thlr. 8 Gr.
- Vier Gelegenheits-Predigten, nehmlich eine Tauf-, eine Wahl-, eine Abschieds- und eine Anzugs-Predigt von Friedrich Aug. Hergetius. 8 Gr.
- Marie, das Vorbild der Frauen. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Auguste von F. geborne von K. 1 Thlr. 4 Gr.
- Rosemunde oder die Ritter um Mitternacht. Ein Gedicht in drei Büchern und neun Gesängen, von T. M. 20 Gr.
- Schauspiele. Der Cid. Heroisches Schauspiel in 5 Akten, nach Corneille. Der Wahrsager. Singspiel in 2 Abtheilungen, nach Poinsinet. geh. 16 Gr.

Kunst-Anzeige.

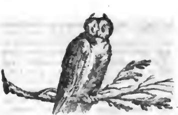
Die

„Zwölf Vignetten für Hayti
im Holzschnitt von F. W. Gubitz"

welche man jetzt auch als historische Merkwürdigkeit betrachten kann, sind nur noch in einer kleinen Anzahl von Exemplaren zu bekommen und durch alle Buchhandlungen (in Berlin bei der Maurerschen) zu bestellen. Der Preis ist 3 Thlr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 9. 1821.



Beilage zum 70sten Blatte des Gesellschafters.

Kritische Zügel.

IV. (Schluß.)

Von diesem kleinen Kriege um hochgeschraubte oder herabwürdigende Worte — welche beide auf eine gereizte, nicht auf jene ruhige Stimmung hinweisen, die bei guter Kritik bedingt ist — wollen wir uns zu einem andern wenden, der wenigstens um eine Idee geführt wird, sey es auch um eine verschollene. Bei Gelegenheit der „Albaneserin" hat sich nämlich über das Fatum wieder ein momentaner Streit erhoben, erneuert von denen, welche diesem göttlichen Gespenst auch in der christlichen Welt ein Asyl bereiten wollen; denn die Gegner sind schon ganz ruhig geworden, können es auch seyn, weil die schnelle Vergänglichkeit jener Idee überall sichtbar wird. Wir bedauern, daß Müllners so höchst geistreiche Talente (ich bin nämlich der Meinung, kein neuerer Tragödien-Dichter zeige so durchdringende Fähigkeit und so viel Consequenz in seinen Dichtungen, als Müllner) sich eben an dieses, unserem Sinn fremde Wesen geknüpft haben, das die größte Lust zeigt, die Menschen als Marionetten, die Freiheit des Willens und die Antriebe der Seele am Fädchen zu lenken. Auf die Aussprüche, welche bei erwähnter Gelegenheit wieder laut wurden, so wie auf die Tücke, womit gewöhnlicher Grimm gern Diesem und Jenem die besseren Argumente weg gebissen hatte, wollen wir uns nicht einlassen — in der Sache selbst entscheidet ja die Ueberzeugung, daß es vergebene Mühe sey, mit einer todten Zeit eine lebende zu besiegen. Wohl aber können wir nicht unterlassen, die alte Bemerkung zu wiederholen: daß ein Kunstwerk, welches auf fremdem Glauben ruht, auch auf fremder Lokalität begründet seyn müßte, und daß also Müllner sehr gescheidt thäte, mit seinen Ideen — welche bei ihm einen solchen systematischen Zusammenklang gewonnen haben, daß er schwerlich davon läßt — sich lieber der antiken Tragödie, für die es an Stoff noch nicht fehlt, zu widmen, wie es Grillparzer jetzt thut, der in seiner „Ahnfrau" mit mehr Phantasie, aber mit bei weitem geringerem poetischen Scharfsinn, auch jenen wieder Mode gewordenen Fatalismus in falscher Richtung brauchte. Wir würden es dabei nicht einmal zu bedenken geben, daß selbst Euripides (S. „Medea") eine andere Aufgabe höher stelle, z. B. in den Worten:

> — Es raffen Geschlecht auf Geschlecht
> Der Tod und des Schicksals Schrecken dahin;
> Sie ab zu wehren dem Menschengeschlecht
> Durch Gesang, das frommte!

— denn in der griechischen Mythe ist jene Allgewalt des Schicksals zu fest verzweigt, als daß eine edlere Kraft nicht ihr Ziel verfehlen müßte. Daß aber unsere christlich-romantische Tragödie von dem heidnisch-gedachten Schicksal, dieser Ultra-Gottheit, frei bliebe, ist ein billiger, auf Wahrheit und Glauben basirter Wunsch. — In unserer Zeit bemüht man sich, die Religion fester und hoffentlich klarer wieder her zu stellen; aber man vergißt gänzlich, daß es nur eine Kultur der Heuchelei werden kann, wenn nicht Alles, was den zeitigen Menschen eben lieb ist, mit jenem Vorhaben in Einklang gebracht oder wenigstens außer Widerspruch gesetzt ist. Man mag die Leute noch so religiös umschaffen wollen; schreiten Theater, Musik und Literatur auf dem Wege der Sinnlichkeit weiter; wird der Mensch hin gestellt, als könne er sich umsonst abmühen, einem ihm feindlichen Verhängniß zu entgehen, das ihn, mit Allem, was ihm lieb ist, das den Unschuldigen mit dem Schuldigen vernichten soll — dann kömmt die christliche Religion in's Gedränge und der Geist selbst, wie alle Selbstständigkeit, muß sich ertödtet fühlen, wenn die Herren Fatalisten in den schönsten Worten darthun: daß man eben mit dem besten Willen und der höchsten Anstrengung sein Verderben sich herbei ziehen könne. Die Bühnen-Poesie eines Volkes soll mit den erhebendsten Glaubens-Ansichten desselben vertraut seyn und im poetischen Feuer höher gestellt, nicht mit spekulativ-phantastischen Geburten herab gezogen werden. Die Disharmonie, welche aus der Wirkung solcher, in der Außenseite verführerischen Schauspiele, auf die festen — durch Erleuchtung immer einfacher gewordenen — Grundsätze unserer Religion, in den nicht durch Denkkraft geschützten Gemüthern, entstehen muß, ist so klar, daß wir es der Unständigkeit zuwider halten, diejenigen mit dem rechten Namen zu belegen, welche in ihrem Partei-Wahn denen, welche dem Fatalismus entgegen arbeiten, nichtssagende oder gar lächerliche Motive unterschieben: weil sie sich die Gegner nicht klein genug denken können, wenn sie selbst sich eine Art von Superiorität verschaffen wollen. Wir mögen uns ohne einen Punkt in höheren Regionen auch keine ächte Tragödie denken; aber was man jetzt giebt, ist spitzfindige Willkühr, die eben nur auf Seiten der Fatalisten ist, während sie das Publikum befangen möchten in der erträumten Hinweisung, daß die Bekämpfer dieses verschollenen dramatischen Hebels eine tiefere Tendenz überhaupt verdrängen wollen. Willkühr ist es doch sicherlich, wenn das Schicksal die Schuld des Einzelnen strafen will an einem ganzen Geschlecht; diese Anmaßung ist in den neueren Tragödien nun noch auf eine der niedrigsten Leidenschaften, die Rache, gestützt, und so wird, was, nach christlichen Begriffen, göttlich seyn sollte durch die mildeste Gerechtigkeit, bis zum Gemeinsten hinab geworfen. Sage man nicht: die Maaßregeln der Menschen sind es, welche diesem Fatum die Kraft geben; dieses erscheint dadurch nur als ein schlauer Tyrann, der die Thaten der Sterblichen voraus zu seinem Vortheil zu berechnen wußte. Wenn nun aber gar, wie in der „Albaneserin", das erhabenste Gefühl des Christenthums, die Liebe in allen Beziehungen, Ursach wird zur Vernichtung, so muß man nothwendig an einen Triumph der Hölle denken, der, in Ueberspannung herbei geführt, wohl eine ganz verkehrte Wirkung verursacht, als der Tragöd sie bezweckte. — Es sey mir übrigens hier vergönnt, die Darstellung der „Albana" von Mad. Stich gegen einige scheele Blicke in Schutz zu nehmen, die hier und da sich in Worten merken ließen. Das Bild selbst kann die Künstlerin nicht ändern; wir sind aber fest überzeugt, daß sich in Deutsch-

land eben keine bessere „Albana“ finden lasse, so wie denn überhaupt auch die andern Hauptpersonen, der „Enrico“ und der „Basil“, durch Wolff und Lemm die würdigsten Repräsentanten finden. Mag Hr. Korn (Referent sah die erste Aufführung der „Albaneserin“ in Wien) im repräsentativen Theil des „Enrico“ etwas voraus haben, in der innersten Auffassung steht er Hrn. Wolff nach, obwohl auch Hr. Korn in dieser Rolle recht bedeutend war. — Wenn wir gern geachtete Künstler und Künstlerinnen vor dem Einfluß der, für sie nachtheilig wirkenden Affenformige der Hyperbel sichern möchten, so ist es nicht minder Pflicht, den in Gegenreden theilweise laut werdenden Persönlichkeiten Zügel an zu legen und es auch zu rügen, wenn wiederum Andern Kränkungen zugefügt werden durch Verkleinerung eines Achtung gebietenden Strebens. v. — ch

Einiges über den einzig richtigen Gesichtspunkt, aus welchem die Phantasie: „Herr Joachim Lange und seine Grammatik“ zu betrachten ist.

(Schluß.)

Das Urtheil Campe's aber, in Betreff der Vergleichung des Braunschweiger Peter Mumme und des Wolfenbüttler Junge mit dem weltberühmten Homer, dürfte denn doch — nicht in Betracht poëtischer Schönheit, sondern ganz prosaischer Nützlichkeit — so durchaus unrichtig und verwerflich nicht, als der Verfasser meint, dastehen; so wie bei dem seynsollenden Karrikatur-Gemälde des „Karl von Karlsberg“ sich immer noch erst fragt: auf welcher Seite die wirkliche Karrikatur ist?

Hat Pestalozzi, in der Voraussetzung eines empfänglichen Sinnes bei den Müttern für sein Wort an dieselben, sich geirrt oder geirrt, so ist dies seinem größeren Vertrauen zu verzeihen, da er gewiß doch wohl nur einen tieferen Sinn — keinen eigentlichen Tiefsinn, der immer ein wenig an Misanthropie, den Müttern nicht eben gewöhnlich, anstreift — bei diesen voraus setzt. Es konnte ihm mit einer solchen Irrung dann leicht nicht besser ergangen seyn, als dem Verfasser; indem er die Mütter, deren leicht reizbarer weiblicher Natur man ein übereiltes Vergessen ihrer Haupttugend, der himmlischen Geduld, schon einmal zu gut halten mag, mit Liebe und Schlägen, als weit wirksamer erziehend, denn die Männer selbst, darstellt. Wenn sie einen solchen Vorzug wirklich einnehmen, so ist es nur, insofern jene, wie bei den meisten doch auch schon der Fall ist, in der That ein größeres Maaß von Geduld und Liebe als diese besitzen. Und dennoch, obgleich sie Uebereilungen durch diese vorwaltenden herrlichen Eigenschaften meist wieder vergessen machen, dürften doch diese Uebereilungen eben nicht die vorzüglichste Seite in ihrer Erziehung seyn und gerade diese ihnen keinen Vorrang vor den Männern gestatten; wenigstens erinnert sich, bei unaussprechlicher Liebe zu der seinigen, die diese verdiente, der Verfasser dieser Zeilen doch noch sehr wohl: daß eine oder zwei Zurechtweisungen, die er durch die Gewalt derselben empfing, einen Trotz und eine Empfindung bei ihm erzeugten, die eben nicht zu den liebevollsten und dankbarsten Gesinnungen gehörten.

Wem es übrigens mit dem goldenen „Impera tibi!“ wirklicher Ernst ist, der wird wohl — bei der sehr bald eintretenden Ueberzeugung: daß die Ausführung nicht leicht sey — zu bescheiden über sich selbst zu denken veranlaßt, um dies stolz vor sich her zu posaunen, und es, bei Beharrlichkeit in dieser schwierigen Uebung, lieber sehn, daß mehr als ein loser Bube hinter ihm her lache, als daß auch nur ein gutes Wesen über ihn oder hinter ihm weine. Der Verfasser dieser Zeilen kannte dagegen mehr als einen Recht-Epiktet, hinter dem, bei aller Heftigkeit und leicht zu reizender Leidenschaft, nicht von einem, sondern von einer ganzen Schaar sonst gutartiger Knaben laut gejauchzt und gelacht ward.

Worin wahre christliche Liebe bestehe, wird der wohl wissen, wer außer dem Spruch seines Meisters: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ auch den: „Ich aber sage euch, liebet eure Feinde!“ nicht bloß verstanden, sondern geübt hat; wenigstens besser, als der, außer sich selbst, Niemanden liebt und seinen wirklichen oder geträumten Feinden ewigen Haß schwört. Eben so wird den heuchlerischen Pharisäer leicht erkennen, wer das Bild eines solchen in der herrlichen Schilderung: „Sie sitzen gern oben an in den Schulen und zu Tisch in den Häusern“ — gehörig erfaßt hat.

Der Verfasser verdient für seine Bescheidenheit: auf die Ehre, ein großer Lateiner zu seyn, in seinem ganzen Leben nie die geringsten Ansprüche gemacht zu haben, zwar alles gebührende Lob, indessen mag er auch hierbei sich vor den bitteren Beurtheilern in Acht nehmen, daß nicht Einer derselben ihn darauf aufmerksam mache: daß Ansprüche auf die Ehre eines großen Lateiners nicht eben geringe, am wenigsten die geringsten seyen, die Jemand machen könne; und nach dem, bei dieser Gelegenheit aufgestellten Grundsatz: „Aut Caesar, aut nihil!“ da er sich doch wahrscheinlich nicht für den Letzten in der Latinität, er sich selbst für einen Cäsar erkläre, und das war bekanntlich ein großer Mann.

Die leicht zu errathenden Gründe, warum die Professoren an unsern Hochschulen den Unterricht nicht mehr lateinisch, sondern deutsch ihren Zuhörern ertheilen, sind nun wohl sicher keine andern, als: daß in der größeren Ausbildung der eigenthümlichen Sprache ihnen alle die Mittel zu Gebot stehen, sich allgemein und vollkommen verständlich zu machen, und ein zierliches Deutsch, geschrieben oder geredet, ihnen die Ueberzeugung gewährt, von jedem ihrer Zuhörer eben so vollkommen und vollkommener verstanden zu werden, als wenn sie zierlich Latein redeten oder schrieben, was sie sicher noch eben so gut wie vormals vermögen würden, besäßen sie die Eitelkeit, lieber ein zierliches Latein als ein zierliches Deutsch reden und schreiben zu wollen; wenigstens eben so gut als Mancher, der mühsam einige Phrasen aus guten Schriftstellern auswendig gelernt hat und selbstgefällig bei jeder Gelegenheit auftische. Ob sie es aber aus andern Gründen, als diesen leicht zu errathenden, sein bleiben lassen werden, ihre Vorträge lateinisch zu halten: das weiß der Verfasser der Phantasie wahrscheinlich besser, als der dieser Zeilen; so viel aber glaubt dieser jenem mit ziemlicher Gewißheit versichern zu können, nämlich: daß sie es sein bleiben lassen werden, auf ein einseitiges Urtheil zu achten.

Wenn nun der Verfasser der Phantasie zwar nicht der Mühe werth hält, sich gegen den Vorwurf, ein Lobredner strengerer Strenge in der Erziehung zu seyn, zu vertheidigen; so bleibt dem Leser doch immer noch zu bedenken: ob dies gerade so werthlos der Mühe gewesen seyn würde; denn wenn Jemand den Grundsatz: „Blaue ihm den Rücken!“ für vortrefflich und wichtig in der Erziehung aufstellt, so möchte der Vorwurf doch wohl nicht so ganz unbegründet und erbärmlich in der Wirklichkeit dastehn, falls nämlich blauen nichts anders als blau schlagen ausdrückt; und wer in einem blauen Rücken den Himmel guter Erziehung wahrnimmt und ansieht, der mag es dem Gegner nicht verargen, wenn dieser hierin, bei anders gewährten Hülfsmitteln der Mittheilung als solchen blauenden, weder eine menschliche noch eine — was diese ja, zum Unterschied von andern Wesen der Schöpfung, auch seyn soll — vernünftige Erziehung gewahr wird; denn selbst ein Treiber jener edlen Geduldsthiere, deren hervorragender Kopfschmuck an einen ähnlichen des Ehrenkönigs Midas erinnert, würde doch, wenn er, bei verwehrten andern Hülfsmitteln, als dem des ledernen oder hölzernen Mitbreiters, diesen bis zum Blauen des Rückens jener armen Lastträger, insofern dieser es nicht schon von Natur aus ist, nicht

brauchte, wohl eben nicht als besonders vernünftig unter seines Gleichen und bei allen Vernünftigen gelten. So wie es überhaupt also um die Sache, nicht um die Person sich verhandelte, so wäre dies denn wohl gerade der Hauptgegenstand einer gewesen zu einer rechten, nicht so leicht ab zu fertigenden Vertheidigung.

Von der einzigen Absicht der — sehr bescheiden wieder — sogenannten humoristischen Kleinigkeit zu einer Untersuchung der, wohl nicht bloß wichtig scheinenden, sondern wirklich wichtigen Frage zu reizen: ob durch die neuere Erziehung, von deren vornehmen Geschrei, bei eben nicht langem, aber doch sonst gutem Ohr, dem Verfasser dieser Zeilen nichts zu dem seinen gelangt ist, wirklich so viel Großes und Vortreffliches heraus gekommen sey, als jenes nicht vernommene Geschrei erwarten ließ, ist in jenem Aufsatz nicht viel zu bemerken; vielmehr das Streben: die Bemühungen neuerer Zeit für eine leichtere, dem Menschenrecht und der Vernunft mehr entsprechende Erziehung lächerlich und verwerflich zu machen. Ob nun gleich ein Aufsatz, der einen so wichtigen Gegenstand, als die Anregung zur Untersuchung einer solchen Frage zu verhandeln beabsichtigte, eben keine humoristische Kleinigkeit seyn sollte, so will er doch ohne Weiteres den Verfasser der Phantasie auf wirklich etwas Großes, das die neuere Pädagogik, auch ohne vornehmes Geschrei, erreicht hat, aufmerksam machen, und dies ist nun nichts Anderes und wahrlich nichts Kleineres, als: Kenntnisse und Bildung sind durch dieselbe allgemeiner und freier verbreitet, und es erfreuen, nicht mehr ein Vorrecht einzelner Casten und Stände, sich die Zöglinge der neueren sämmtlich, in dem helleren Lichte einer reineren Vernunft, der Vorzüge nützlicher und erheiternder Kenntnisse und einer dadurch bewirkten genußreicheren Bildung. Wenn der Verfasser also nicht — ein anderer Doktor Baldrian, der, mit weitausschreitendem Stiefel, Keinen beachtend außer sich — in dem hochfahrenden Gedanken: „Alle Andern sind Dummköpfe außer mir!" einher stolzirte, allem Guten vorbei streichen will, was die Bemühung neuerer Erziehung bewirkt hat: so wird er diese erfreulichen Folgen rings um sich bemerken, und, falls er kein Misanthrop, sondern ein wirklicher Philanthrop ist, sich des Großen — denn allgemeines Glück und allgemeinere Wohlfahrt sind wirklich etwas Größeres, als der noch so hochtrabende Ruhm Einzelner hier auf Erden — in dem regen Getriebe sich miterfreuen.

Es ist daher doch wohl gar nicht nöthig, an zu nehmen, daß die Natur sich bei uns Deutschen in Hervorbringung ausgezeichneter Talente bereits erschöpft habe, noch, daß der Mangel derselben in der Erziehung zu suchen sey. Genie und Talent, freie Gnaden des unendlichen Weltgeistes, werden sich, trotz der unbegünstigsten Erziehung, immer hervor thun, wie es auch früher der Fall war, und der reine Glanz, welcher von ihnen ausgeht, wird ein weiteres und empfänglicheres Feld finden, wie vormals. Eben so wenig ist es wohl nöthig, erst einen Areopagus aus vorzüglichen Hausvätern — warum nicht lieber Hausmüttern, da der, hier wirklich recht eigentlich phantasirende Verfasser sie so gern zu Mustern sich aufstellt? — ferner aus Philosophen — wahrscheinlich nach Art des Verfassers, der seinen spekulativen Unsinn und Bombast vom Stapel laufen läßt —; aus Aerzten — die, sicher wieder mit dem Verfasser, noch von alter Auflage sind —, und aus Religions-Lehrern — die vergebens sich nach der Stelle in der heiligen Schrift umsehen werden, in welcher ihr Herr und Meister ihnen gesagt hat: wo sie Herz und Kopf haben sollen — also aus diesen vier unterschiedenen Klassen — die drei letzten dürfen wahrscheinlich keine Hausväter seyn — zu bilden. Der Verfasser dieser Zeilen kennt seit langer Zeit einen sehr ehrwürdigen Areopagus im Staate, der zwar nicht aus allen einzelnen Mitgliedern desselben — die denn doch auch wohl, nach dem Sprichworte: „Viel Köche verderben den Brei", eben nichts fruchten würden — unter der Obhut Sr. Majestät des Königs, aus den Ministern, den Ministerial- oder Staats- und andern erfahrenen geistlichen und weltlichen Räthen, auch sehr schätzbaren Aerzten, Alle ganz vorzügliche Hausväter, von der ausgezeichneten eigenen Bildung besteht, und, wie für andere Gegenstände des Staatswohls, auch für diesen mit Umsicht und hellem Geiste besorgt ist, und dem namentlich der preußische Staat die, bisher immer gerühmten Vorzüge einer allgemeinen, vernünftigen und wirklich humanen Erziehung verdankt. Dieser Areopagus scheint dem Verfasser der Phantasie aber nicht zu genügen, wahrscheinlich — würde einer jener bitteren Beurtheiler hinzu setzen — weil seine eigene Weisheit nicht mit im Rath sitzt; und wie er überhaupt besser als sein Zeitalter, würde er sicher auch besser als dieser ehrwürdige Areopagus es gemacht haben, wie wenigstens aus dem Apolog seiner Phantasie und aus diesem Vorschlag hervor geht. Außer diesem ehrwürdigen Areopagus im Staate kennt der Verfasser dieser Zeilen noch einen andern Areopagus, der dem Verfasser der Phantasie unbekannt zu seyn scheint und der, wie für andere Gegenstände, auch für diesen, in Beziehung auf das Beste der Menschheit, besorgt ist. Diesen beiden längst bestehenden Areopagen darf der Verfasser der Phantasie ruhig vertrauen, daß sie, wie bisher, für das Beste der ihnen anvertrauten Angelegenheiten, nach Maaßgabe der Verhältnisse, welche sie zu würdigen wissen, unablässig besorgt sind; und wenn sie zur Erreichung des möglich Besten, auch in Beziehung auf einen so wichtigen Gegenstand als den der Erziehung des Menschen und Bürgers, einen rühmlichen Wetteifer gestatten, doch nicht zulassen, daß Privat-Angelegenheit oder Mode, ohne wirklichen Nutzen, noch weniger mit wirklichem Nachtheil, das Beste des Staats oder der Menschheit gefährden.

So wenig überhaupt also Prahlerei ohne Werth, auch die, eben nicht wohlriechende gereimte Anpreisung jenes, außer dem Verfasser doch wohl nicht so allgemein bekannten Seifsieders, ohne wirklich gute Seife, etwas nützt oder fruchtet, so wird es sicher nicht anders auch bei der Erziehung der Fall seyn. — Wollte also Jemand, seines eigenen Vortheils halber, wie jener Seifsieder sich rühmen:

„Julius Cäsar war der berühmtesten Helden einer,
Ich N. N. bilde die größ'sten Lateiner!"

so würde eine solche Prahlerei ihm dennoch nichts helfen, wenn er sie nicht auch wirklich erfüllte.

Die Bewährung aber jedes thätigen Strebens nach Nützlichkeit wird sicher nicht verfehlen, eine ganz andere Furcht zu erzeugen, als die ist, welche der Verfasser der Phantasie, zur Feststellung einer strengen Zucht und Ordnung, für nothwendig erachtet. Eine solche Furcht, die auf wahre Hochachtung und Liebe sich gründet, wird dann allerdings auch das Sprichwort bewähren: „Wo keine Furcht, ist auch keine Liebe!" denn jede andere Furcht, die bloß auf körperliche Gewalt, nicht auf die des Geistes sich stützt, wird zur Vogelscheuche, und sehr bald eben so wenig als diese fruchten, am wenigsten aber Liebe erzeugen, die diese Art Furcht, eine wirklich knechtische, nach dem bekannten Spruche ja austreibt. Wenn aber der Erzieher dieser den Vorzug einräumt, so kann er freilich sich auch nicht weiter beklagen, wenn Trotz und Widerspenstigkeit in den jungen Gemüthern alle nur erdenklichen Mittel ersinnen, um Gleiches mit Gleichem, Zucht mit Zucht zu vergelten. Auch, was diesen Gegenstand anbetrifft, findet der Spruch seine Anwendung: „Difficile est satyram non scribere."

Die beste Schule von der Welt aber wird allemal die erbärmlichste werden, sobald die Lehrer derselben, wenn auch die trefflichsten, sich nicht selbst zu mäßigen verstehen, ihrer Willkühr Alles gestatten, heute so und morgen wieder anders sich zeigen, je nachdem gute oder böse Laune bei ihnen ihr Spiel treibt. Eine solche Erziehung muß allerdings jede gut geartete Natur

ßig entarten und ihr ganzes Wesen verziehen, und das durch eine lieblose Strenge.

Ob der jugendliche Geist mit Lehrgegenständen überfüllt werde, wagt der Verfasser dieser Zeilen nicht so unbedingt zu entscheiden, als es dem Verfasser der Phantasie gut dünkt. Kenntniß der Gegenstände in der Natur und im Menschengeschlecht, der Verhältnisse des Raums und der Zahl, der älteren und neueren bildenden Sprachen, außer der eigenthümlichen, und der Künste in Ton, Zeichnung und Schrift, neben der Bildung des Verstandes und Herzens zur Erkenntniß und Liebe des göttlichen Wesens und unsers Nächsten — scheinen, im gehörigen Maaße und nach Stufenfolge der Zeit und der Kräfte vertheilt, wohl eben nicht zu viel, um den jugendlichen Geist zu überfüllen und dadurch zu Schwäche und Verkünstelung zu reizen. Von diesen in ganzen Schüsseln, versteht sich, in angemessene Portionen vertheilt, der Jugend vor zu setzen, ist immer doch besser, als davon ein Leckerbißchen zu reichen, was dann ohne Zweifel nur Lücken lassen würde, wozu die Lückenbüßer nicht immer sogleich bei der Hand sind. Wundern dürfte man sich indessen hierbei: warum der Verfasser der Phantasie gerade das beste halbe Dutzend der Lehrgegenstände in die gelehrte Polterkammer verwiesen wissen will, da alsdann ja gerade das Schlechtere oder minder Gute derselben zurück bleiben würde; und selbst in dem Fall, daß dies, ein Druckfehler, das erste beste halbe Dutzend heißen sollte, möchte es doch wohl immer ein wenig zu leicht phantasirt seyn, indem es nicht gleichgültig seyn dürfte, bei einem Gegenstande, der keine Phantasie ist: ob das Nothwendige oder das Ueberflüssige, wenn es des letzteren wirklich giebt, verwiesen werde; denn der Meinung, als halte der Verfasser der Phantasie Alles für überflüssig, was er selbst nicht weiß oder gelernt hat, will wenigstens der Verfasser dieser Zeilen nicht leben.

Und nun giebt Jenem dieser die ganz ehrliche Versicherung: daß er, nur die gute Sache berücksichtigend, ohne Haß ihm dasjenige entgegnet, was dem Gegenstande geziemte, und daß es ihm wehe thun würde, in dieser Entgegnung von ihm anders erkannt zu seyn, als nach dem Spruche, den er freilich in keinem seiner Classiker finden wird: „Si quis tibi rerum indicat, illum amicissimum tibi puta!“ — • —

Wie die Musik gemißhandelt wird!

So muß der Freund derselben ausrufen, wenn er sie zum Ausdruck von Ideen angewendet sieht, die entweder rein dem Verstande oder einer andern Muse angehören. — Mir fiel vor Kurzem der Text zu einer allegorischen Musik in die Hände. Allegorisch mag sie wohl gewesen seyn, d. h. ganz andere Dinge, vielleicht nichts ausgedrückt haben, als sie hat ausdrucken sollen; denn den Meister will ich sehen, der solchen musikalischen Unsinn zu einem musikalischen, auf das Herz wirkenden Gemälde darstellen kann. Der armen musikalischen Muse war nämlich zugemuthet: die „Erbauung eines Museums in Tönen aus zu drücken“; und sie war schwach genug gewesen, in einem Andante zuerst das ernste Nachdenken einiger Bauliebhaber an zu stimmen, dann in einem Allegro molto die unruhigen Berathschlagungen eines Convents zu geben, dessen Stimmenmehrheit hierauf durch ein Andantino ans Herz greift. Jetzt läßt sie eine Anleihe der Aktien in einem Piu allegro abmachen — solch ein Allegro würde mancher Finanz-Minister zu lernen wünschen! — und in einem Andante grazioso wählt sie die Herren Bau-Direktoren, und läßt sie berathen. Mit einem Marsche erscheinen die Arbeitsleute, und mit Allegro, mit Presto brechen diese ab und bauen auf, bis im letzteren Einer gar vom Gerüste herunter stürzt. Zum Glück geschieht dies ohne Schaden, und die Muse kann mit einem Larghetto fertig werden, das Staunen der Mitarbeiter aus zu drücken, worauf dann ein Allegro vivace die versäumte Arbeit doppelt einbringt. — Traut man hier seinen Augen? Man muß es leider; denn der Text zu diesem musikalischen Gemälde, bloß in diesen prosaischen Ideen und in Prosa ausgedrückt — das ist das größte Verdienst dabei! — ist gedruckt und die Musik in einer Stadt des sächsischen Erzgebirges aufgeführt worden!! — Was sind alle Schlachten von Austerlitz, Vittoria — nämlich die musikalischen von Jadin, Beethoven — u. s. w. gegen solch ein musikalisches Bau-, Schau-, und Ton-Gemälde? — Doch Scherz bei Seite! Den Freund der Kunst schmerzt es, sie so gemißhandelt zu sehen, und selbst die Nachsicht, welche mindestens den guten Willen anerkennt, muß bei einem solchen Mißgriff lachen! • r.

An den Herausgeber des „Gesellschafters“.

Petersburg.

Erlauben Sie, einen Artikel des diesjährigen 29sten Blattes Ihres „Gesellschafters“, den „Jahrmarkt von Makariew“ betreffend, zu berichtigen. Schon seit mehreren Jahren ist jener Markt, aus wichtigen Ursachen, nach der Gouvernements-Stadt Nischney-Nowgorod verlegt worden, hat aber, der Gewohnheit wegen, den Namen „Jahrmarkt von Makariew“ beibehalten. Der Anfang des Artikels in oben bezeichnetem Blatt hat manches Wahre; allein es ist grundfalsch, daß der Käufer (besonders in jetzigen Zeiten) den Verkäufer durch Schläge und Mißhandlungen zum Abschluß des Handels zwinge; und sollte sich wirklich ein Käufer so etwas jetzt noch unterstehen, so würde ihn bei der Entdeckung die schärfste und strengste Ahndung der Gesetze treffen; um so mehr, da zur Zeit des Jahrmarkts die allgemeinen Sicherheits-Maaßregeln der Regierung verdoppelt sind. Ihr Einsender muß aus alten, nun unsicher gewordenen Quellen geschöpft haben. B. B.

Aus Leipzig.

Herr Professor Krug berichtet in einer öffentlichen Erklärung: daß der Nachdrucker Franz Härter in Wien ihm, nachdem er schon seine „philosophischen Schriften“ nachdruckte, angezeigt habe: er komme nun an seine „Religions-Philosophie“, müsse aber, weil das Werk Manches in Wien Anstößige enthalte, es von einem Andern überarbeiten lassen, wenn Herr Professor Krug es nicht selbst thun wollte. Um seinem Geisteskinde zu Hülfe zu kommen, erklärte sich K. bereit: „sobald Hr. Härter mit dem rechtmäßigen Verleger sich abgefunden haben würde.“ Diese Ehrlichkeit hat aber Hrn. Härter angewidert, und er will nun seinen Zweck ohne Hrn. Krug durchführen. Dieser protestirt dagegen, bittet alle Gelehrte des österreichischen Staates, sich nicht mit einer so schändlichen Arbeit zu befassen (was recht- und ehrliebende Männer schon ohnehin nicht thun werden) und schließt seine Erklärung mit der Frage: „Wird denn durch die deutsche Bundes-Akte schon längst für Unrecht erklärten Nachdrucke nicht bald sein Ziel gesetzt werden?“ — Wir haben für Oesterreich noch eine Hoffnung zur Abschaffung des Nachdrucks, nämlich diese: Der Kaiser von Oesterreich hat, nach allen Zeitungen, in Laibach den Professoren gesagt: „er brauche keine gelehrte, nur ehrliche Bürger.“ — Ist ersteres, dann sind dort die Werke der Gelehrten in Menge just nicht so sehr nöthig; soll letzteres seyn, so wird man nicht Bürger dulden, die ganz öffentlich ein ehrloses Handwerk treiben. Es liegt also in jenen kaiserlichen Worten auch eine Hoffnung, daß einem so schamlosen Treiben, von dem wir oben ein Pröbchen gaben, endlich Schranken gesetzt werde. A — l.

1821. No. X.

Blatt der Ankündigungen.

Einladung zur Unterzeichnung

auf ein

mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs von Preußen erscheinendes, jeder Regierung, jeder Stadt, jeder Gemeinde, allen Militair- und Civil-Staatsbeamten so wie jedem gebildeten Privatmann sich eignendes, durch innern Werth und Ausführung sich auszeichnendes Werk.

Abriß

des

Kriegs-Schauplatzes in Deutschland und Frankreich

in den Jahren 1813, 1814, 1815,

dargestellt

auf zwei großen Kupfertafeln

jede von 30 Rheinl. Zoll Breite und 24 Zoll Höhe nebst 2 Bänden Text in gr. 4to.

Ueber dieses Unternehmen so wie über die Bedingungen besagt ein ausführlicher Prospectus, welcher in allen Buchhandlungen gratis zu bekommen, wenigstens für den ersten Augenblick zur Ansicht zu haben ist (er ist dem 69sten Bl. des „Gesellschafters“ beigefügt) das Weitere. Berlin, im April 1821.

Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.
Rauck'sche Buchhandlung, Pentagon Nr. 1.

Pränumerations-Anzeige.

Ernst Wilhelm Greve,

Buchbinder-Meister, Futteral-, Galanterie- und Papparbeiter in Berlin,

möglichst gründliches und vollständiges theoretisches und praktisches

Hand-, Hülfs- und Lehrbuch der Buchbinderkunst,

so wie auch aller

Futteral- Galanterie- und Papparbeiten.

In Briefen an einen jungen Kunstverwandten.

Zunächst für Buchbinder, als auch für jeden Bücher- und Kunstfreund, durchgesehen, mit einer Vorrede begleitet und herausgegeben

von

Dr. S. F. Hermbstädt,

Königl. Preuß. Geh. Ob. Medic. Rath und Professor, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse rc.

Erster Band. Mit zehn Zeichnungen in Steindruck.

Berlin, 1821.

Auf Kosten des Verfassers, und in Commission in der Maurerschen Buchhandlung. Poststraße Nr. 29.
Pränumerations-Preis 1 Rthlr. 12 Gr., nachheriger Ladenpreis 2 Rthlr. 8 Gr.

Verlängerung der Pränumerationszeit.

Durch die so überhäuften Geschäfte des Herrn Herausgebers, wurde derselbe verhindert, die Durchsicht meines Manuscripts so schnell zu beenden als nöthig war, um das Werk, wie ich es versprochen hatte, mit Ostermesse 1821 abzuliefern. Durch diese Verspätung habe ich mich bewogen gefunden, den Pränumerations-Termin bis den 1. July d. J. zu verlängern. Zur Michaelismesse d. J. wird das Werk bestimmt versandt.

Berlin, im Januar 1821. E. W. Greve, als Verfasser.

Dem Herrn Buchbinder-Meister Greve bezeuge ich hierdurch, der Wahrheit gemäß, daß die frühere Erscheinung seines ausgearbeiteten Werks über die Buchbinderkunst dadurch verspätet worden ist, daß es mir wegen meiner anderweitigen überhäuften Geschäfte unmöglich war, die Durchsicht des Manuscripts früher beendigen zu können. Jetzt, nach deren Beendigung, gereicht es mir zum wahren Vergnügen, dem Herrn Verfasser das Lob ertheilen zu können, daß er den Gegenstand mit Liebe, Nachdenken und Sachkenntniß bearbeitet hat, so daß ich überzeugt seyn darf, der sich bildende Buchbinder von Profession, so wie der Kartonkünstler,

wird dieses allgemein zu empfehlende Werk mit Vergnügen lesen, und nicht aus der Hand legen, ohne reellen Nutzen daraus geschöpft zu haben. Im Januar 1821.

Dr. Hermbstädt
Geh. Rath und Prof., als Herausgeber.

In Bezug auf Obiges zeigen wir hiermit ergebenst an, daß wir den Vertrieb dieses Werks übernommen haben, und ersuchen alle resp. Buchhandlungen, sich mit ihren Aufträgen an uns zu wenden. Eine ausführliche Anzeige ist diesen Blättern schon früher beigelegt worden. Wer aber dennoch selbige zu besitzen wünscht, wende sich an eine zunächst gelegene Buchhandlung, indem an alle Buchhandl. Exempl. davon gesandt worden sind, welche gratis ausgegeben werden. Berlin, im Februar 1821.

Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

An alle Oekonomen und Güter-Besitzer.

In allen Buchhandlungen wird gratis ausgegeben (eine ausführliche Anzeige) eines auf Pränumeration heraus zu gebenden Werkes, betitelt:

Grundsätze der Gemeinheits-Theilung

oder

der Theilung gemeinschaftlicher Land-Nutzungen, als: der Huth-, Acker- und Waldweide, Sonderung vermengt liegender Aecker und daher nöthiger Schätzung des Ertrags und des Kapital-Werths aller dergleichen Grundstücke, nebst den Prinzipien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte, zum Zweck der Gemeinheits-Theilungen und Dienst-Regulirungen in den Königl. Preuß. Staaten, nach eigenen praktischen Erfahrungen bearbeitet

von

C. W. H. Klebe,
Königl. Oekonomie-Commissarius im Departement Brandenburg.

Um dieses vorstehend angekündigte höchst nützliche Werk so wohlfeil als möglich zu liefern, ist der Pränumerations-Preis auf fünf Thlr. preuß. Cour. gestellt worden. Wir bemerken, daß der Druckbogen, in gr. 4. nicht über 1 Gr. und in diesem Verhältniß die Kupfer eben so wohlfeil den Herren Pränumeranten zu stehen kommen sollen. Der Ladenpreis wird bedeutend theurer werden. Berlin, im Februar 1821.

Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

Als Vorläufer der Leipziger Ostermesse sind so eben erschienen:

Gelling, F. W., Erzählungen. 2 Bände, mit 2 schönen Kupf. 8. Leipzig. Kollmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Eine Erzählung aus dem 2ten Bande ist dem Publikum schon unter dem besondern Titel: Jugendliebe, oder das Kloster in der Sierra Morena, rühmlichst bekannt. In einigen Wochen erscheint noch von demselben Verfasser: Der Fluch. Ein Roman, 2 Bde. mit Kupf.

Der steinerne Sarg im Ulmthale, oder der wandelnde Geist Erichs von Dreieichen. Ritter- und Geistergeschichte des dreizehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser des Aranjo (Gonzalvo, u. v. a.) 2 Bde. mit 1 Kupfer. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Bei Imman. Müller, Buchhändler in Leipzig, ist so eben erschienen:

Bergmann, A., deutsche Vorschriften zur Bildung einer schönen und deutlichen Kaufmanns- und Geschäftshand. Für Handlungslehrlinge und Knaben, die einst die Handlung erlernen wollen, in 30 Vorschriften auf 15 Blättern. Preis 15 Gr.

Diese schönen, auf Velinpapier gedruckten, und im Verhältniß ihrer Stärke so billig im Preise gestellten Vorschriften werden den Beifall der Kenner gewiß erhalten.

So eben verläßt die Presse:

Faßlicher Unterricht über die Trennung und Vereinigung der Lutheraner und Reformirten für alle Gebildete welche über diesen wichtigen Gegenstand näheren Aufschluß zu haben wünschen, von K. Prichon. 8. Berlin, in Commission der Maurerschen Buchhandl. geh. 12 Gr.

Diese Schrift ist größtentheils geschichtlich, und empfiehlt sich selbst.

Für Alterthums-Forscher.

So eben verläßt die Presse:

Kurmärkische Alterthums-Merkwürdigkeiten.

Im Jahre 1820 entdecket

von

von Reichenbach

8. Berlin in Commission der Maurerschen Buchhandlung, geheftet 6 Gr.

Johann Nicolaus Rohlwes Allgemeines Vieh-Arzneibuch

ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Neunte verbesserte Auflage.

8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung. Bekannter Preis: 20 Gr.

Thatsache statt aller Empfehlung.

Im Laufe des Sommers 1820 kam ein Gutsbesitzer in die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig, und kaufte einige Exemplare des Vieh-Arzneibuchs mit folgender Bemerkung:

„Ich habe in kurzer Zeit mehr als dreissig Exemplare von dieser Schrift gebraucht. Ihr verdanke ich die Erhaltung mehrerer Tausend Thaler in meinem Viehstande: immer fand ich die angegebenen Heilmittel bewährt: nie ließ mich dieses Buch in Stich. Ich empfahl es meinen Bekannten und Nachbarn; so ward ich immer um mein mir angeschafftes Exemplar angegangen und mußte mir es wieder anschaffen. Nun lasse ich es gar nicht ausgehen und empfehle es jedem Landwirthe."

Diese Erzählung ist die beste Rezension, der schönste dankbarste Lohn für den Verfasser. Wo eine Sache nach Verdienst von Mund zu Mund, von Nachbar zu Nachbar geht, da ist keine Anpreisung weiter nöthig.

Bei Imman. Müller, Buchhändler in Leipzig, ist so eben erschienen:

G. von Tennecker, gründlicher Unterricht in der Zäumung, Beschirrung und Bespannung der Wagenpferde, so wie in dem Fahren mit 2, 4 und 6 Pferden, nebst einem Anhang über das Einfahren junger Pferde; ein Hülfsbuch für Herrschaften und Kutscher. Geheftet 16 Gr.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, ist zu haben:

Karl Wilhelm Ramler's

Kurzgefaßte Mythologie

oder

Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In zwei Theilen nebst einem Anhange, welcher die Allegorie und ein vollständiges Register enthält. Mit 14 Kupfertafeln, enthaltend 59 figürliche Darstellungen.

Fünfte verbess. Aufl. 8. Ladenpreis 1 Thlr. 4 Gr.

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, daß das Gute und Nützliche gesucht wird und überall Eingang findet. Diese Mythologie erlebt in kurzer Zeit das Glück, abermals neu aufgelegt zu seyn. Ihr innerer Werth ist vollkommen erwiesen. Die Verlagshandlung hat lange schon den Gedanken genährt, diese Mythologie auch durch äußere Vorzüge hervorstechend vor so vielen andern zu machen, und endlich den Herrn Prof. Gubitz dahin vermocht, dieses durch Holzschnitte in seiner so anerkannt vortreflichen Ausführung, nach den besten vorhandenen Gemmen u. s. w. zu bewirken. Dieses ganz für sich bestehende Unternehmen soll keinen Einfluß auf den, für Schulen bestehenden wohlfeilen Preis des Buches selbst haben, niemand gezwungen seyn, diese Verzierungen eines so verdienstvollen Werkes zu kaufen. Es wird einzig hierbei auf den Geschmack der unzähligen Besitzer dieses Werkes gerechnet, welche sich diese aparten Holzschnitte eines sich in dieser Kunst so auszeichnenden Mannes, wie Herr Prof. Gubitz ist, gerne verschaffen werden. Noch im Laufe dieses Jahres wird diese Arbeit vollendet ausgegeben, und die Darstellungen werden nach der Angabe des Textes und nach den besten vorhandenen Mustern ausgeführt. Der Preis wird möglichst billig gestellt werden, dieß versichern wir im voraus.

Es giebt keine Kunst, keine Wissenschaft, wo die Mythologie nicht eingreift. Ja schon zur Verständigung der mehrsten Titel unserer Zeitschriften ist durchaus erforderlich, daß man mit selbiger bekannt sey. Und das hat Ramler's Mythologie vor allen voraus, daß, ohne das Zartgefühl zu verletzen, das Buch Jedermann in die Hände gegeben werden darf. Es gewährt neben dem Unterricht eine angenehme Unterhaltung und liest sich gleich einem Romane.

Die Neue Auflage ist an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt; und wo bereits vergeblich darnach gefragt worden ist, kann jeder jetzt befriedigt werden.

Verlagsbücher von C. G. Ackermann, Buchhändler in Dessau, welche durch alle Buchhandlungen zu erhalten sind.

Böttgers, C. F. W., chronologische Uebersicht der deutschen Geschichte. Nach dessen Tode fortgesetzt und vollendet von Dr. G. A. H. Stenzel, Professor in Breslau. gr. 4. 8 Gr. auf Schrbpap. 12 Gr.

Müller, Wilh. Sieben und siebzig Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten herausgegeben, kl. 8. eleg. brochirt. Gedruckt bei Vieweg in Braunschweig. 1 Thl.

(Man sehe über diese Lieder: d. literar. Conversationsblatt: Abendzeitung, Liter. Wegweiser 26; Wiener Convers. Bl. Beilage zu Nr. 26.)

Rudens, L. Leitfaden zum ersten Unterricht in der Aussprache des Englischen. Nach Walker, Stephen-Jones, Lindley-Murray u. a. bearbeitet. gr. 8. 8 Gr.

Kein Buch erleichtert so sehr den Unterricht in der Aussprache, bekanntlich der schwierigste Theil der engl. Sprache, als dieses.

— Brittische Blumenlese aus ältern und neuern Dichtern. Mit biographischen und literarischen Notizen, einer Prosodie und Erklärung schwieriger Wörter und Stellen. 8. 12 Gr. Schreibpapier 16 Gr.

Der allgemeine Beifall, den dieses Buch sich erworben, durch geschmackvolle Auswahl, guten und sehr correcten Druck, verbunden mit einem äusserst wohlfeilen Preise, macht jede weitere Empfehlung desselben überflüssig. Es werden noch mehrere Bände erscheinen, um diese Sammlung vollständiger zu machen.

Schlachter, G. J. Uebungsstunden im Kopfrechnen. 8. 8 Gr.

Es möchte wenig so praktisch-brauchbare Materialiensammlungen geben.

— Andeutungen über Amt und Leben des Lehrers in Land- und Bürgerschulen, in Briefen an einen angehenden Landschulmann. 8. 12 Gr.

Bis jetzt das erste Buch, welches über diesen Gegenstand spricht. Keine Theorie, bloßes Resultat der Erfahrung.

Stenzel, Dr. G. A. H. Handbuch d. Anhaltischen Geschichte. 8. 1 Thlr. 4 Gr. Schrbp. 1 Thlr. 12 Gr.

(Man sehe die Beurtheilungen dieses Buches im Literar. Convers. Bl. d. J. Nr. 52. Repertorium der neuesten Literatur. 1821. 58 Stück. Leipziger Liter. Zeitung. 1821. Nr. 6.)

Vieth, G. U. A. Sammlung einiger in der Hauptschule zu Dessau gehaltenen Reden, mit Anhang. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— Leitfaden zur vollständigen Bearbeitung des wie-

derhergestellten Appolonius von Franciscus Vieta. 4. Mit einer Steindrucktafel. 8 Gr.

Romane von Walter Scott.

Der neueste derselben, der in's Deutsche übertragen, und bereits nach den vorlängst erschienenen beiden ersten Bänden, als vorzüglich interessant beurtheilt worden, ist:

„das Kloster"; übersetzt von K. L. Methus. Müller.

Hiervon ist der 3te und letzte Band so eben im Verlage der Unterzeichneten erschienen. Preis aller 3 Bände, sauber geheftet, 3 Thlr. 8 Gr.

Duncker und Humblot in Berlin.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Gelehrten verfaßt und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

gr. 4. mit Kupfern und Landcharten. Leipzig bei Joh. Fried. Gleditsch.

Hiervon ist der 6te Theil erschienen, und mit solchem zugleich an alle Buchhandlungen eine neue

Ankündigung mit ausführlichen Erläuterungen

versendet worden, welche:
a) über den Plan, die Anlage und seitherige Ausführung,
b) über die Herren Mitarbeiter, (deren Namensverzeichniß) und Herausgeber,
c) über den Preis und die Anschaffung der allgemeinen Encyclopädie,

die Urtheile des Publikums und die öffentlichen Stimmen möglichst berichtigen.

Die ersten 6 Theile, den Buchstaben A enthaltend, 372½ Bogen und 65 Kupfertafeln in gr. 4., sind noch für den Subscr. Preis zu erlangen, mit der Bedingung, daß zugleich für den 7. u. 8. oder die 4te Lief., od. für den
1-8. Theil auf fein weiß Druckp. 30 Thlr. 16 Gr. sächs.
1-8. Theil auf Velinp. 40 Thlr. — —
beim Empfang entrichtet wird.

In Orten und Gegenden, wo keine Buchhandlungen sich dafür interessiren können, erhalten Subs. Sammler auf Vier bestellte Exemplare ein Fünftes gratis.

Ueber die alten und neuen Mysterien

2te Aufl. Mit einer illum. allegor. Vignette 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, sauber geheftet 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift hat den verstorbenen Hofprediger Starke zum Verfasser, und giebt mehr Aufschlüße als alle seither erschienenen Freimaurerschriften.

Der Inhalt beweist dieses und darum mag er statt aller weitern Empfehlung hier Platz finden:

I. Abschnitt. Vom Ursprunge der Mysterien.
II. Ansehen der Mysterien bei den Alten.
III. Urtheile der Kirchenväter von d. Mysterien.
IV. Verhältniß der Mysterien gegen die Philosophie.
V. Von e. besondern der Mysterien angehenden Stücke.
VI. Von den kleinen eleusinischen Geheimnissen.
VII. Von den großen Geheimnissen.
VIII. Weitere Untersuchung über die großen Mysterien.
IX. Von den Mythen-Geheimnissen der Perser.
X. Von den Orphikern und Pythagoräern.
XI. Von der verborgenen Lehrart.
XII. Vom Verfall der Mysterien.
XIII. Von den neuen Mysterien überhaupt.
XIV. Ueber den Ursprung des Freimaurerordens.
XV. Ueber die große Anzahl der Freimaurer.
XVI. Ueber einige neuere, d. Maurerei betreffende Schriften.
XVII. Fortsetzung.
XVIII. Von den Uneinigkeiten unter den Freimaurern.

Von demselben Verf. ist auch die Schrift:

Versuch einer Geschichte des Arianismus

2 Bände, gr. 8. Ebendaselbst. 2 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Einleitung.
II. Christi und seiner Apostel Vorstellungen von seiner Person. Begriffe dieser Vorstellungen nach jüdischer und heidnischer Denkart.
III. Verschiedene Begriffe von der Person Christi bei Juden-Christen.
IV. Verschiedene Begriffe von der Person Christi bei Heiden-Christen.
V. Gnostische Meinungen.
VI. Verschiedene Vorstellungen im zweiten Jahrhundert.
VII. Vorstellungen einiger Nichtkatholischen.
VIII. Verschiedene Vorstellungen im dritten Jahrhundert.
IX. Vorstellungen der Nichtkatholischen.
X. Von besondern Vorstellungen in einigen untergeschobenen Werken und Beschluß.

Inhalt des zweiten Bandes.

I. Vom Arius und Alexander, Bischof v. Alexandrien, und dem Anfang ihrer Streitigkeiten.
II. Geschichte des Arius bis auf seine Vertreibung aus Alexandrien.
III. Fortsetzung dieser Streitigkeiten.
IV. Constantins Bemühungen zur Beilegung dieser Streitigkeiten.
V. Concilium zu Nicäa in Bithynien.
VI. Betrachtungen über die Meinungen des Alexanders, Arius, und über das Symbolum von Nicäa.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 10. 1821.

Beilage zum 77sten Blatte des Gesellschafters.

Sonetten-Kranz an Aug. W. v. Schlegel.

I.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eig'ner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.

Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken,
Und Dir allein, mein Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen.

O! möch'st Du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten
Der schönen Fee, die Dich zum Liebling wählte.

Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen.

II.

Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerey'n behangen,
Mit Thurm-Frisur, und wespengleich geschnüret;

So war die After-Muse ausstaffiret,
Als sie einst kam, Dich liebend zu umfangen.
Du bist ihr aber aus dem Weg' gegangen,
Und irrtest fort von dunklem Trieb geführet.

Da fandest Du ein Schloß in alter Wildniß,
Und drinnen, wie ein holdes Marmor-Bildniß,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.

Doch wich der Zauber Deinem zarten Gruße,
Aufwachte lächelnd Deutschlands ächte Muse,
Und sank in Deine Arme liebestrunken.

III.

Zufrieden nicht mit Deinem Eigenthume,
Sollt' noch des **Rheines** Niblungshort Dich laben,
Nahmst Du vom **Themsestrand** die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des **Tajo**-Ufers Blume.

Der **Tiber** hast manch Kleinod Du entgraben,
Die **Seine** mußte zollen Deinem Ruhme —
Du drangest gar zu Bramahs Heiligthume,
Und wollt'st auch Perlen aus dem **Ganges** haben.

Du geiz'ger Mann, ich rathe, sey zufrieden
Mit dem, was selten Menschen ward beschieden,
Denk' an's Verschwenden jetzt, statt an's Erwerben,

Und mit den Schätzen, die Du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach' reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

Heine.

Nachwort. Die in der „Neuen Berliner Monatschrift für Philosophie und Literatur" enthaltenen und im „Conversations-Blatte" und im „Literaturblatt des Morgenblatts" zum Theil wieder abgedruckten, von manchen Leuten seelenvergnügt belächelten Ausfälle wider den großen Meister, bewogen den Verfasser zum Abdruck obiger Sonette. Sie entstanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfasser den Gefeierten in seiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüstigkeit sah. Der Geist desselben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu sitzen! — Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jetzigen Bestrebungen Schlegel's eifere, mag hier unentschieden bleiben. Doch hätte er nie die Achtung außer Augen setzen dürfen, die dem literarischen Reformator durchaus nicht versagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit Jahr aus Jahr ein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. **Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank** u. s. w. sind unsere jetzigen Ostindien-Fahrer; **Bonn** und **München** werden gute Faktoreien seyn. H.

Zwiefacher Ausdruk in den Wörtern unserer Sprache.

Im „Edinburgh monthly Review" sagt der Beurteiler der Schrift: „Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten pariser Ankunft": „Es ist der Verfasser einer von den Stilreinigern, wovon wir schon früher einmal gesprochen. Die Wörter Capitain, Lieutnant, Officier etc., welche gewöhnlich im Deutschen gebrauchlich waren, wie im Englischen und Französischen, werden mit deutschen Wörtern vertauscht, als **Hauptman**, Unterhauptman, Führer u. s. w. Dies sehen wir für eine kindische Ziererei von Wortreinheit an, welche die ganze Sprache verwirrt." — Der Engländer, in dessen Rede Deutsch und Französisch zur Einheit sich dergestalt verschmolzen haben, daß der Ausdruk der aufgenommenen französischen Wörter von dem Ausdruk der ursprünglich deutschen durchaus nicht verschieden ist, muste tief in das Wesen der deutschen Sprache eingedrungen und mit ihrem Geist und Charakter sehr vertraut sein, wenn ihm begreiflich werden solte, warum hier von keiner Ziererei die Rede sein kan, mit anderen Worten, warum französische Elemente unseren Vortrag entstellen und notwendig entstellen müssen. Leichter würde es der Franzose fassen, weil in seiner Sprache die Einheit ungleich fühlbarer, sinlicher möchte ich sagen, hervortrit als in der Sprache des Engländers; wenn es diesem kindische Ziererei dünkt, daß der deutsche Geschichtschreiber, der dem Edlen und Schönen in seinem Vortrage nachgeht, sich der Widerartigkeiten Capitain, Lieutnant etc. geflissentlich enthält, so mus es ihm auch Ziererei

dünken, daß der deutsche Epiker oder Lyriker den Widerartigkeiten Respect, Calamität, Pusillanimität, Attentat, Pietät, Frivolität, Indulgenz, Indignation, etc. sorgfältig aus dem Wege geht. In der Tat möchten für den Engländer, in dessen höchsten Dichtungen solche Wörter zu Tausenden vorkommen, wenn er in dem Elemente unserer Sprache nicht ganz und durchaus heimisch geworden ist, eben diese Wörter in einem deutschen Hochgedichte zusammengehäuft schlechterdings nichts Anstößiges haben. Gleichwol wo ist der Deutsche (ich spreche nicht blos von dem gebildeten), den sie hier nicht empfindlich beleidigen, ja empören würden? *)

Dies wird hinreichen zum Beweise, daß dem Engländer über das Tun unserer Sprachreiniger und den Zwek, den sie bezielen, nicht leicht eine Stimme gebührt. Mag er seiner Sprache sich erfreuen, die, weil sie in ihrem Ausdrukke Einheit hat, hohe Achtung wirklich verdient und unter ihren gebildeten Schwestern eine ehrenvolle Stelle einnimt. Aber er zürne nicht, wenn sinvolle Männer unserer Rede eben diese Einheit des Ausdruks, die sie durch den ihr aufgedrängten lateinisch-französischen Zusaz schon seit fast zweihundert Jahren einbüste, nun wieder zurükzugeben sich bemühen. Der Ausdruk ist ja das Höchste in der Sprache, sofern sie von der ästhetischen Seite betrachtet wird. Selbst bei mangelhafter, schwankender Einheit in Form, Klang und Betonung ihrer Elemente kan eine Sprache, wenn sie nur in ihrem Ausdruk eins ist, ihre Rolle immer noch mit Ehren spielen. Aber eine Sprache, derem Ausdrukke es an Einheit gebricht, das heißt, deren Elemente in zwei Hälften sich scheiden, wovon jede für das Gefühl ihren besondern Charakter, ihre eigentümliche Färbung hat, ist und bleibt eine barbarische, eines gebildeten Volkes ganz unwürdige Sprache, — auch dan wan sie (ein Fal, der freilich nicht denkbar ist;) in Form, Klang und Betonung dieser Elemente die strengste Einheit behaupten solte.

• • •

Man nent wol die englische Sprache eine verdorbene angelsächsische. Aber mit welchem Rechte? Angelsächsisch konte sie so lange nur heißen, als der Ausdruk der eingedrungenen französischen Wörter von dem Ausdruck der ihr ursprünglich angestamten noch verschieden war. Damals stand die Angelsächsin (eben wie jezt unsere Mutterrede) noch ganz und unversehrt neben der Französin, welche leztere nur unterbrechend in sie einfiel, nicht umgestaltend und zerrüttend in sie eingrif; zwischen beiden Sprachen bestand noch kein grammatischer Zusammenhang; sie gingen nebeneinander, nicht miteinander fort. Die angelsächsische war nach wie vor sie selbst, aber ausgeartet bereits und durch fremdartigen Zusaz in ihrem Charakter verdorben und verfälscht, eine abgeleitete noch nicht, aber auf dem Wege eine zu werden, kurz das, was ich an mehreren Stellen meiner Schriften eine Doppel- oder Zwittersprache genant habe. Aber späterhin, als die fremden Stoffe sich reger mit ihr verbanden; als im Munde der rohen, unwissenden Menge die Bestandteile beider Sprachen in Klang, Form und Betonung entstellt, verschoben, durch mancherlei Umbildung unkentlich gemacht und so einander näher gebracht wurden; als die angelsächsischen Wörter in ihrer Kraft erlahmten, in ihren Stam- und Nebensilben ertrübten und verdunkelten; als endlich beide Sprachen (und dies wars, was die Umwandlung eigentlich vollendete) sich zulezt so innig umschlangen, daß der Redende sich nicht mehr bewußt war, er gebrauche jezt Teile der einen: jezt Teile der anderen Sprache, oder, was gleich ist, daß der Ausdruk der französischen Zeichen mit dem Ausdruk der angelsächsischen völlig in eins zusammenfiel: da ging ein neuer, für sich bestehender Sprachkörper hervor, der nun nicht mehr den Namen: angelsächsische Sprache, führen konnte, sondern mit Recht einen anderen erhielt und die englische genant wurde. Diese in ihren grammatischen Formen, in Klang, Bildung und Betonung ihrer Elemente, in ihrem ganzen inneren und äußeren Leben von der alten angelsächsischen völlig verschiedene Rede dennoch eine verdorbene angelsächsische zu schelten, ist demnach höchst unschicklich, ja ungerecht. Sie selbst ist kein verdorbenes Angelsächsisch, sie ist aus dem verdorbenen Angelsächsischen entstanden, — wie die Pflanze aus der gährenden Faulnis aufgeht.

Einen völlig gleichen Gang wie die englische haben die aus dem Lateinischen abgeleiteten Sprachen, die französische, die italiänische, die spanische, gehalten. In dem verdorbenen Lateine standen die germanischgallischen und römischen Stoffe noch grob geschieden und abgesondert voneinander da. Die römischen blieben römische, die germanischgallischen, germanischgallische. So musten sie auch in ihrem Ausdruk grob auseinander treten; und so lange diese schroffe Scheidung im Ausdruk dauerte, bestand auch der Name: lateinische Sprache. Erst nachdem die widerartigen Elemente sich innigst durchdrungen und einander angeähnlicht hatten; als aus der römischen Doppelsprache drei, vier nur selbständige Sprachkörper erwachsen waren, deren jeder für sich als ein beschlossenes Ganzes dastand, konte die in jener erloschene Einheit des Ausdruks in diesen wieder aufgehn und ging wirklich in ihnen wieder auf.

— Durch Obiges habe ich nicht etwa zu verstehen geben wollen, daß unsere Sprache, die mit der angelsächsischen zu und nach den Zeiten Wilhelms des Eroberers, und mit dem Lateine des Mittelalters offenbar Einen und denselben Weg geht, ihrer Auflösung bereits ganz nahe sey. Ich weiß sehr wol, daß um den völligen Umguß einer Sprache zu bewirken, noch politische Umstände, weltgeschichtliche Schicksale hinzukommen müssen, — Umstände und Schicksale, wie sie vor wenigen Jahren bei uns wirklich eingetreten waren, nun jedoch, fürs erste wenigstens, durch unerwarteten Umschwung der Dinge wieder beseitigt und abgewandt worden sind. Aber, daß sie eine in der Ausartung begriffene und bereits wirklich höchst verdorbene Sprache ist, eben so gut ist wie ehemals die verdorbene angelsächsische und die verdorbene lateinische, dies, glaube ich, geht aus dem, was ich bemerkt, auf das unwidersprechlichste hervor. Auch erhelt daraus zur Genüge, daß die englische Sprache und unser deutsches Doppelgeplauder zwei ganz verschiedene Elemente sind, die nur der flüchtig Nachdenkende mit einander vergleichen kan. Jene ist eine abgeleitete Sprache, dieses mus es erst werden. K. W. Kolbe.

*) Auch in der römischen Sprache haben die wenigen Allgemeinbegriffe, die sie von der griechischen entlehnte, einen ausweichenden, mithin schlechten Ausdruk. Man denke sich z. B. das Wort zelotypia in des Virgilius Aeneis oder in einer Ode des Horatius!

Fortsetzung der Notizen über Fahrmaschinen im 65sten Blatte des „Gesellschafters“.

Es scheint jezt, vielleicht auf Veranlassung der Draisinen, in mehreren Ländern eine Tendenz zu seyn, manumotorische oder pedemotorische Wagen zu erfinden oder zu verfertigen; ich will deshalb mit meiner Kenntniß darüber jene Notizen fortsetzen:

XXVIII. In England hat Denis Johnson, Uhrmacher, auf ein pedestrian ein Patent auf 6 Monate erhalten, am 22sten Dezember 1818.

XXIX. Doktor Cartwright hat einen pedemotiven vierräderigen Wagen erfunden, der durch Tritte und durch Räder mit Sperrkegeln in Bewegung gesezt wird. Es sind Tragbänder angebracht, die an einer vortheilhaften Stelle befestigt sind, und die der Fahrende über die Schulter nimmt, um den Druck zu vermehren. Nachrichten davon finden sich in Tilloch's „philosophical magazine“ Jun. 1819. Eine solche Einrichtung, wo

der Fahrende wie ein gewöhnlicher Fußgänger sich bewegt, und nicht durch die bloße Muskelkraft der Füße oder Hände, sondern durch sein Gewicht, dessen Druck durch einen Riemen über die Schultern verstärkt werden kann, die Räder umdreht, und wobei die Leitung vermittelst der Hände geschieht, scheint mir die zu seyn, welche die wenigste Anstrengung von Seiten des Fahrenden erfordert. Das Treten muß wohl ohne Zweifel abwechselnd auf zwei Ressorts geschehen, oder wahrscheinlich abwechselnd auf die beiden Arme eines Hebels, dessen Hypomochlium in der Mitte ist. In England sollen dergleichen Wagen schon ziemlich verbreitet seyn, und auch mit Kohlen beladene Wagen durch zwei tretende Männer fortbewegt werden.

XXX. In Mailand hat Gaetano Brianza eine mit den Händen zu regierende Fahrmaschine gemacht, Velocimano genannt, welche dem Velocipede (oder der Draisine) und andern Fahrmaschinen vorgezogen wird. Vorn soll eine Figur wie ein geflügeltes Pferd angebracht seyn, durch dessen Flügel man den Wagen in Bewegung setzt.

XXXI. Richard Howell Edgeworth, dessen Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben, im vorigen Jahre erschien, ließ ein großes Rad machen von etwa 12 Fuß Durchmesser, in welchem ein Trittrad von 6 Fuß Durchmesser angebracht war. Wenn der darin tretende Mensch einen Schritt macht, so muß sich das Rad fortwälzen. Eben als es fertig und Edgeworth nach London gegangen war, um seinen Freund, Lord Effingham, zu den ersten Versuchen ein zu laden, wurde es durch den Vorwitz eines jungen Menschen zertrümmert, der sich hinein stellte und in Bewegung setzte, wodurch das Rad unaufhaltsam nach einer Kreidengrube hinlief, wo es hinab stürzte. Der junge Mensch sprang noch zu rechter Zeit heraus. Man kann sich Edgeworths Verdruß vorstellen; er ließ kein zweites Rad verfertigen. (Morgenblatt Nr. 40.) — Eben dieser Edgeworth hatte einen Wagen, der nur aus einem einzigen Rade bestand und von einem Pferde gezogen ward. (Morgenbl. Nr. 50.)

XXXII. Edgeworth machte noch Versuche mit einem Segelwagen, der sehr schnell ging. Die Furcht, durch das Scheuwerden der Pferde von entgegen kommenden Wagen Unglück zu veranlassen, hielt ihn ab, die Maschine auf offenen Wegen zu brauchen. (Morgenbl. Nr. 50.) —t.

Sünde und Strafe des Redakteurs.

Im „Anzeiger der Deutschen" hat Hr. G. F. Wehner, in Betreff der, mit diesem Namen unterzeichneten, im 25sten Blatt des „Gesellschafters" abgedruckten Epigramme, mit einigen schnöden Beiwörtern erklärt: der Redakteur habe sie so verändert, daß er sich nicht zu ihnen bekenne. Ich mochte freilich Verletzungen der Form und unnöthige Dehnung nicht dulden, nachdem ich jene, aus noch mehreren ungeforderten Einsendungen ausgehobenen Epigramme wollte abdrucken lassen, um dem Hrn. Verfasser nicht Alles, was er mir darbot, zurück schicken zu müssen. Ein Brief, den ich ihm deshalb schrieb, wurde mir von dem Königl. Post-Amt wieder eingehändigt, mit der Bemerkung: Hr. W. sey (von dem mir angegebenen Ort) weggezogen, sein jetziger Aufenthalt unbekannt. — Und so möge man nun jenen unterzeichneten Namen als pseudonym — was er vielleicht ist, oder wenigstens in der litterarischen Welt scheinen kann —, die epigrammatischen Kindlein aber als Waisen betrachten; dies kann ihnen gleichgültig seyn, nachdem der „Gesellschafter" sie ihr Unterkommen finden ließ. Will aber der Herr Er-Vater sich oder mich rechtfertigen, so präsentir' er die Erzeugnisse genau so, wie er sie in die Welt zu schicken gedachte; ich begehre keine andere Entscheidung. Gz.

L i t e r a t u r.

Wir haben mit dem größten Interesse eine kleine Schrift gelesen, die unter dem Titel: „Das Mineralbad zu Gleißen bei Zielenzig in der Neumark" so eben in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen ist. Ein alcalisches Stahlbad ganz in der Nähe, zwölf Meilen von Berlin! Und dieses Bad wird ganz in aller Form Rechtens von der Fakultät untersucht und gebilligt! Herr Professor John untersucht nämlich in vorliegender Schrift die chemischen Bestandtheile des Wassers, woraus er eben im Allgemeinen jenes Resultat zieht, während ein Mann, dessen Namen wir hier nur zu nennen brauchen, um dem Bade den verdienten Ruf zu verschaffen, Hr. Geheimer Rath Dr. Formey, „Bemerkungen über die Heilkräfte desselben" mittheilt, aus denen wir mit Vergnügen ersahen, daß die Natur doch auch in unsre als so steril verschrieene Mark einen wohlthätigen Guß aus ihrem Füllhorn gethan hat. Das Bad hat sich in einer Reihe von Jahren gegen eine Menge der drückendsten Beschwerden, gegen Nervenschwäche, Magenkrampf, Gicht, Scrofeln u. s. w. äußerst heilsam bewiesen. Wie freundlich die Natur aber gelacht hat, als sie diesen merkwürdigen Fleck schuf, davon giebt das Titel-Kupfer zu der vorliegenden kleinen Schrift einen Beweis, wo man dem Leser das Schloß und die Bade-Anlagen zu Gleißen vorstellt. Die Thätigkeit der Administration, die es an allen Neben- und Haupt-Bedingungen — wie man will — die bei einem Bade unentbehrlich sind, an Ball-, Spiel-, Conzert-, Speise-Sälen u. dgl. nicht fehlen ließ, hat das ihrige beigetragen, das Bad, dessen Lage es merkwürdig begünstigt, frequent zu machen; und es ist schon zu glauben: daß, wie erzählt wird, die Zahl der Gäste bisher mit jedem Sommer wuchs, weshalb auch schon neue Kurhäuser eingerichtet werden mußten. C.

1821. No. XI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Sünde und Buße.

Eine abentheuerliche Geschichte von Ad. v. Schaden. Zwei Bändchen. 8. Preis: 1 Thlr. 20 Gr.

Bei H. J. Hölscher in Coblenz ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Bemerkungen über die Beweggründe, Irrthümer und Tendenz der Carnotschen Vertheidigungs-Grundsätze, nebst einer Auseinandersetzung der Mängel seines neuen Befestigungs-Systems u. s. w. Von dem Obristen Baron Sir H. Douglas. Aus dem Englischen von Bachoven von Echt. 8. geh. 20 Gr.

Reinbeck, Dr. G., sämmtliche dramatische Werke 5ter und letzter Band. Velin-Papier. 8. geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieser Band wird auch vereinzelt mit besondern Titeln zu folgenden Preisen:

Der Verführer oder die klugen Frauen, Lustspiel in 5 Aufzügen: nebst Briefen über die Wahl des Schauspielerstandes und ein Paar Worte über Theater-Beurtheilungen. 8. geh. 20 Gr.

Der argwöhnische Ehemann, Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. geh. 18 Gr.

Die Rückkehr, Vorspiel in 1 Aufzug. 8. geh. 8 Gr.

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Die Doppel-Eiche.

Ein Phantasie-Gemälde aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. In Briefen an Christian S*********

von

Karl Locusta.

Zwei Bände. Geheftet: 2 Thlr. 8 Gr.

Seit Kurzem sind bei Ch. E. Kollmann in Leipzig nachstehende empfehlungswerthe Unterhaltungsschriften erschienen, welche in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29., zu haben sind.

Die Flüchtlinge.

Romantische Unterhaltungen vom Verf. des Romans Heliodora. (W. A. Lindau) Mit schönen Kupfern. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Seekönig Ingolf und seine Wikinger.

Ein Roman der Vorzeit von F. W. Gilling, mit Kupfern von Junge u. Roßmäßler jun. 1 Thlr. 8 Gr.

(Von gleichem Verf. erscheinen in wenig Wochen:)

Der Fluch.

Ein Roman. 2 Bände mit Kupfern, und:

Erzählungen.

2 Bände mit 2 Kupfern, worauf ich mit Recht schon zum Voraus aufmerksam machen darf.

Geschichte Paolo Pennalosa

eines Klosterbruders, oder es wird eine ewige Vergeltung seyn. Von Ludwig von Baczko. 1 Thlr. 8 Gr.

Heinrich von Heimburg

und

Mechtilde von Torsteburg.

Rittergeschichte aus der ersten Halbscheid des zwölften Jahrhunderts. Vom Verf. des Aranzo. 8. mit Kupfer. 1 Thlr. 4 Gr.

Liebe und Treue. Irmas Schicksale. Louise.

Drei Erzählungen vom Verf. des Aranzo. 8. 21 Gr.

Gonzalvo, Räuber und Zeitgenosse Aranzo's

(des edlen Räubers in Spaniens Thälern und Gebirgen, 2 Theile, mit Kupf. 3 Thlr.): von demselben Verf. 3 Theile mit Kupf. 3 Thlr. 16 Gr.

So eben wurde an alle Buchhandlungen von H. Ph. Petri in Berlin versandt:

J. Val. Hecke:

Reise durch die vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Rückreise durch England.

Nebst einer Schilderung der Revolutions-Helden und des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes von St. Domingo. 2ter Band. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr. Preis beider Bände: 3 Thlr. 4 Gr.

Johann Nicolaus Rohlwes

Allgemeines Vieh-Arzneibuch

rc. rc. rc.

Neunte verbesserte Auflage.

8. Berlin, in der Maurerschen Buchhandlung. Bekannter Preis: 20 Gr.

Thatsache statt aller Empfehlung.

Im Laufe des Sommers 1820 kam ein Gutsbesitzer in die Gräffsche Buchhandlung in Leipzig, und kaufte einige Exemplare des Vieh-Arzneibuchs mit folgender Bemerkung:

„Ich habe in kurzer Zeit mehr als dreißig Exemplare von dieser Schrift gebraucht. Ihr verdanke ich die Erhaltung mehrerer Tausend Thaler in meinem Viehstande: immer fand ich die angegebenen Heilmittel bewährt: nie ließ mich dieses Buch in Stich. Ich empfahl es meinen Bekannten und Nachbarn: so ward ich immer um mein mir angeschafftes Exemplar angegangen und mußte mir es wieder anschaffen. Nun lasse ich es gar nicht ausgehen und empfehle es jedem Landwirthe."

Diese Erzählung ist die beste Rezension, der schönste dankbarste Lohn für den Verfasser. Wo eine Sache nach Verdienst von Mund zu Mund, von Nachbar zu Nachbar geht, da ist keine Anpreisung weiter nöthig.

Willkommen wird jedem Gebildeten folgende äußerst schön gezeichnete und gestochene Charte im größten Format seyn:

Vollständiger Schauplatz

von

Griechenlands Wiedergeburt.

Oder:

Charte der europäischen Türkei und ganz Kleinasien.

Nebst den 7 Inseln. Siebenbürgen, Ungarn, Dalmatien und den russischen Provinzen am schwarzen und Asowschen Meere. Entworfen und gestochen von Champion. Nach den Provinzen illuminirt. 22 Gr. Velinpap. 18 Gr.

Ernst Kleins geographisches Comptoir in Leipzig.

Literarische Notiz.

Um alle Collisionen zu vermeiden, halte ich es für meine Pflicht, der schreibenden und lesenden Welt anzuzeigen: daß ich mit einer teutschen Uebersetzung des vom Herrn Geheimen Rath von Goethe (Ueber Kunst und Alterthum II. B. 3. H.) so kräftig anempfohlenen Trauerspiels: „Il Conte di Carmagnola di Alessandro Manzini. Milano 1820" beschäftigt bin, und selbe nächstens zu vollenden hoffe. W. A. Gerle.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.



No. 11. 1821.

Beilage zum 86sten Blatte des Gesellschafters.

A n z e i g e.

Der Endesgenannte empfiehlt sich bei seiner Abreise in die vereinigten Staaten von Nord-Amerika dem Andenken seiner Gönner und Freunde. Sein Zweck heißt: Mitwirkung zur Verbreitung alles Vortreflichen der teutschen Litteratur in jenem schönen Lande. Diejenigen der teutschen Herren Gelehrten, und diejenigen teutschen Buchhandlungen, welche mit dem Näheren seiner Unternehmung noch nicht bekannt sind, ersucht er, ihre Briefe portofrei an ihn nach Philadelphia gelangen zu lassen. Hamburg, am 1. Mai 1821.

G. A. Frhr. von Seckendorf,
Dr. und Professor und Ehren-Mitglied des Museum
zu Frankfurt a. M.

Sehr erfreulich ist es mir, anzeigen zu können: daß der „Gesellschafter" den Freiherrn von Seckendorf als Mitarbeiter nicht verliert, indem dieser geschätzte Gelehrte Correspondent meiner Zeitschrift bleibt, und gewiß ein sehr werther, indem er das ganze Nord-Amerika zu bereisen und darüber als Augenzeuge zu berichten gedenkt. F. W. Gubitz.

A u s L e i p z i g.

Ich muß, da auch ich Ihnen über die „Sophronia" des Hrn. W. Gerhard berichtet habe, doch wohl Notiz nehmen von dem Leipziger Artikel im „Bemerker" Nr. 8, wenn ich auch kaum glauben kann, daß meine wenigen Zeilen über jenes Theater-Stück zu einer seynsollenden Rechtfertigung Anlaß gaben. Fast alle Zeitschriften haben übrigens einen ähnlichen Aufsatz, und dies ist die Fortsetzung des Punktes, weshalb eben hier Händel entstehen mußten. Hr. Gerhard schafft sich Partelen und wundert sich dann komisch genug, wenn sie da sind: denn daß auffallende Begünstigungen den Antagonismus erregen müsten, wer kann daran zweifeln, wenn er nicht in Selbstsucht verstrickt ist. Hr. G. hat der Mittel viele, um dienstbare Federn in Bewegung zu setzen, er hat Vermögen und macht davon einen gastfreundlichen Gebrauch. Wir wollen ihm dies weiter nicht scharf anrechnen, demselben einiges Talent zur Verskunst auch gar nicht absprechen; nur muß er nicht Alles glauben, was ihm sein „bekannter Kunstrichter", der ihn durch allerlei Aufsätze empfohlen und wahrscheinlich eitel gemacht hat, vor- und nachredete. Dieser Kunstrichter ist Hr. Müllner; Hr. Gerhard aber schmeichelte und huldigte ihm auf mancherlei Art; daß dies bei dem Weißenfelser literarischen Inquisitor eine erwünschte Stimmung hervor bringt, das wissen wir nun endlich zur Genüge. Ein solches Patronat, auf solche Weise cultivirt, ferner ein Aufwand kleiner Mittel, die auf kleine Leute wirken, ist jedoch nicht geeignet, die freie Meinung in Ruhe zu erhalten; die Aufdringlichkeit empört leicht und der Spektakel ist fertig. Wenn aber ein solches Bemühen schon überhaupt nicht von einem Talent zeugt, welches durch sich selbst seinen Werth zu erhalten hoffen darf, so ist es um so weniger zu übersehen, sobald es Schaden bringt, der nicht bloß auf e i n e m Individuum haftet. Unbezweifelt ist es nämlich, daß eben die ehemalige große, jetzt nur noch sehr unmerkliche Anzahl derer, welche nach Weißenfels zogen oder schrieben, um die alleinseligmachende kritische Weihe zu empfahen, Hrn. Müllner's Klopffechtereien veranlaßten, und solche Schmeichlerbrut, die, troz allem Drehen und Wenden, sich nicht den Staub ab zu schütteln vermag, wurde demnach die Hauptursache, daß der Satan des Hochmuths so gewaltig arbeitete, um ein tüchtiges Talent auch in den Staub zu werfen. — Ich könnte zu der Liste derer, welche von Weißenfels aus sich firmeln ließen, lustige Beiträge liefern; diesmal aber will ich nur noch von einem Dr. Nürnberger reden, weil er in der „Zeitung für die elegante Welt" gerade jetzt wieder vortritt. Man lese dort die Proben aus einer holprigen Uebersetzung der Aeneis des Virgil und erstaune über das Werk eines Müllnerschen Schooßkindes: denn mit Weißenfelser Empfehlungs-Briefen trat Hr. N. vor einigen Jahren in die literarische Welt. Daß er, um des Reimes Willen, „Münden" statt M ü n d u n g e n gebraucht, daß er auf C a j e t a — „S c h i f f e d a" reimt (wobei der Hr. Redakteur die sehr intellektuelle Bemerkung macht: „Dieser Reim sollte doch geändert werden!") sind hübsche Lächerlichkeiten, die aber lange nicht hinlänglich entschädigen für das trockne, klanglose Wesen des Nürnberger Fabrikats. Und D i e s e r ist einer der emsigsten Mitarbeiter am Müllnerschen „Literatur-Blatt"! — Fürwahr, wenn er nicht g r a t i s dient, so ist es unmöglich, einen Grund auf zu finden, weshalb z. B. Reimereien, die so sichtliche Spuren ihrer Verwerflichkeit in sich tragen, zum Abdruck gelangen könnten. — Was dergleichen betrifft, so mag dies übrigens jeder Redakteur für sich rechtfertigen; und mit Hrn Müllner namentlich muß es dahin kommen, daß man nicht mehr ihn, sondern bloß die Redaktionen verantwortlich macht; glauben aber die, nach Gunst suchenden literarischen Kleinmeister: sie hätten, um das Urtheil irre zu leiten, Alles gethan, wenn sie Hrn Müllner ihr Manuscript einschickten und dafür ein stolzirendes Lob empfingen, so werden sie noch oft erfahren, wie schwach es mit diesem Glauben bestellt ist. Wir haben so ziemlich in jeder Woche neue Beweise, daß jener Herr begünstigt und nieder tritt, Alles, wie es sein Interesse für den Augenblick mit sich bringt; Böttiger, Grillparzer, Th Hell, Kind, West u. s. w. haben es erfahren, wie veränderlich er in seinem Urtheil ist, und wie persönlich er unterscheidet, je nachdem man sich mehr oder minder von ihm abhängig macht: denn er sucht Satrapen. Hr. G. aber möge sich lieber aus eigener Kraft fest zu stellen suchen, als daß er der Zweizüngigkeit eine Autorität über sich einräumt, was ihm in jedem Betracht schädlich seyn muß. **.

R ü g e.

Herr Th. Laurin (Pseudonym?), der gern Punkte auftischt, stellt im 7-sten Blatt des „Gesellschafters" das Motto einer Anzeige der Charte von Neapel als höchst l ä c h e r l i c h dar, aber (was er an der Anzeige rügt) freilich auch post

faetum; denn es ist wohl sehr zu zweifeln: ob er vor dem Ausgang der neapolitanischen Angelegenheiten ein wahrer Prophet gewesen wäre. Warum hat er mit seiner nunmehr angewendeten Poesie nicht vorher die Welt belehrt? — Der Kritikaster hätte aber freilich nicht die Note weg lassen sollen, in der es heißt: „die wahre Freiheit nämlich, die kein Wahn, kein vorüber gehender Rausch ist;“ aber dann wäre freilich sein Witz nicht anwendbar gewesen, den er gegen den Spekulanten richtet. (Ey, Herr Laurin, wählen Sie doch die Ausdrücke besser und referiren Sie treu! Sie könnten ja wahrlich Leute in mannigfaltigen Verdacht bringen!)

Leipzig. Ernst Klein.

1821. No. XII.

Blatt der Ankündigungen.

Nachricht, die Fortsetzung der Taschenbücher für Schauspieler und Schauspielfreunde betreffend.

Aufgemuntert durch den zahlreichen Absatz und die nachsichtsvolle Aufnahme dieses Taschenbuches, habe ich mich entschlossen, selbes alljährig fort zu setzen, und ersuche hiermit alle Direktionen größerer und kleinerer Bühnen, mich gefälligst bei Zeiten mit den nöthigen Beiträgen zu versehen. Nämlich:

1) Namen der Direktions- und übrigen ausübenden Mitglieder, mit angeführten Rollenfächern.
2) Neu aufgeführte und neu einstudirte Schauspiele, Opern, Ballets u. s. w. vom 15ten Juli 1820 bis 15ten Juli 1821.
3) Verzeichniß der abgegangenen und neu engagirten Mitglieder, der gegebenen Gastrollen, Debuts und aller wissenswerthen Begebenheiten: als da sind: Veränderung der Direktion, Verhältnisse, unter welchen die Bühne besteht u. s. w.

Da das frühere Erscheinen des nächsten Jahrganges auch frühere Einsendung der Beiträge bedingt, so ersuche ich sämmtliche Bühnen-Vorstände oder Bühnen-Mitglieder, mir selbe vom nächstkommenden 15ten Juli an gefälligst ein zu senden: so zwar, daß sie wo möglich bis Ende Juli in meinen Händen seyn können. Einsendungen, die mir nach dem 15ten August zukommen, können nicht mehr aufgenommen werden und die Saumseligen haben es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn ihre Bühnen in dem Verzeichnisse aller Bühnen fehlen.

Wien, im Mai 1821.

J. W. Lembert,
K. K. Hof-Schauspieler.

Bühnen, denen Leipzig näher liegt, können ihre Beiträge dahin senden, unter der Adresse der Herbigschen Buchhandlung.

Verzeichniß der neuesten Verlags-Bücher, welche bei Donat Hartmann, Buchhändler in Prag, zu haben sind.

Denkmal, dem großen Helden unserer Zeit, oder Zusammenstellung aller, durch das Hinscheiden Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Schwarzenberg, K. K. österreich. Feldmarschall, veranlaßten Feierlichkeiten. 1820. 16 Gr.

König, J., Sammlungen aus der praktischen Forstwissenschaft. 8. 1820. 8 Gr.

Makiawitz, Joh. von, Anweisung Situationspläne aufzunehmen, zu zeichnen, und zu illuminiren, nebst einem Anhang vom Mappiren; mit 22 illuminirten Plänen. gr. 4. 1819. 6 Thlr.

Morgenröthe der verschönerten Gattenliebe, ein Roman von G. W. 8. 1820. Druckpapier 18 Gr. Schreibpapier 1 Thlr.

Müller, J., Andeutungen zum Eingang in das klassische Alterthum der Griechen, dem studirenden Jünglinge zur Beherzigung. 8. 1820. 8 Gr.

Haupie, F. A., die Kunst des Bierbrauens, physisch, chemisch, ökonomisch beschrieben. 3 Thle. 2te Auflage mit Kupf. 8. 1820. 2 Thlr. 16 Gr.

Poppe, A., Versuch über die Kritik, übersetzt von Dambek. 8. 1807. 1 Thlr.

Presl, Dr. C. B., Cyperaceae et Gramineae siculae. 8 maj. 1820. 10 Gr.

Schmuttermayer, J., erläuterte Grundsätze der praktischen Forstwissenschaft, mit 3 illum. Tabellen. gr. 8. 1820. 1 Thlr. 12 Gr.

Sermonem Hilarii Litomericensis ad senatum populumque Pilznensem: ex codice Ossecano edidit Maximillianus Millauer. 8 maj. 1820. 6 Gr.

Unschuld, A., nonaginta Fabulae ex Pfeffel, Lichtwer, Gellert et Lessing excerptae et ex soluta oratione in versus jambicos fractos, et quidem senarios ad compositionem metricam adaptatae, et ad exercendas prosodiae regulas editae. 8. 1821. 10 Gr.

— — Septuaginta Aesopicae Fabulae, ex soluta oratione in versus hexametros fractos ad compositionem metricam adaptatae, et ad exercendas prosodiae regulas editae. 8 1818. 10 Gr.

— — Quinquaginta aliae Aesopi Fabulae; et quadraginta Logographi in versus elegiacos fractos ad compositionem metricam adaptatae, et ad exercendas prosodiae regulas editi. 8. 1819. 12 Gr.

— — Beispiele zur gründlichen und leicht faßlichen Einübung der fünf Abänderungsarten sammt Ausnahmen nach Schellers großer Grammatik für Anfänger in der lateinischen Sprache bearbeitet. 8. 1819. 12 Gr.

Für Pädagogen.

Bei Kollmann in Leipzig sind erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29., zu haben:

Was fordert die Zeit von den Schulen?

Ein Versuch zu Beantwortung dieser Frage. Für Freunde des Schul- und Erziehungs-Wesens und alle Mitglieder des Lehrstandes zur Prüfung und Beherzigung. Nebst einer Rede am Grabe eines verdienstvollen Lehrers, von M. Th. G. Rebs. geh. Leipzig, Kollmann. 8 Gr.

Kleines Buchstabier- und Lesebuch

für Anfänger, oder:

praktische Methode, die englische Aussprache

durch zweckmäßige Uebungen zu erlernen, von George Crabb. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 6 Gr.

In der Maurerschen Buchhandlung in Berlin ist zu haben:

Helon's
Wallfahrt nach Jerusalem
Hundert neun Jahr vor der Geburt unsers Herrn.

Vom

Verfasser der „Glockentöne“.

Vier Bändchen. — Preis: 3 Thlr. 16 Gr.

Seitdem durch die Annahme des Christenthums die Kunde von demjenigen ins Abendland gekommen war, was einst sich auf des Tabors Höhen an des Jordans Gestaden, in Judas heiliger Stadt, auf Bethlehems Auen, in Nazarets Dunkelheit, an des Galiläischen Meeres blühenden Ufern begeben, sehnte sich manches fromme Gemüth nach näherer Kunde von diesem heiligen Boden. Die Kreuzzüge im Mittelalter fanden darum auch so viel Theilnahme, weil das christliche Volk sich nach dieser Kunde sehnte, und die Rückkehrenden mußten vielen Horchenden von den Oertern erzählen, wo Abraham sich gelagert, wo David gesiegt, wo Jeremias geklagt, wo ein neuer Tempel sich auf den Trümmern des alten erhoben, und wo zuletzt die Fülle der Gottheit in dem Weltheilande erschienen. Beschreibungen des heiligen Landes gehörten zu den Volksbüchern, und noch im vorigen Jahrhundert fand Jonas Kortens Reise Tausende von Lesern, weil sie mit frommem Sinne begonnen war. Indeß geben die neuern Beschreiber doch immer nur ein Bild des verwüsteten und einer neuen Zeit harrenden Landes. Wehmüthig legte man sie bald weg. Was war das Land ohne das Volk, das einst darin waltete, was diese Gegenwart, die auf lauter Verschwundenes hinwies. Diese Betrachtung war es, welche den Herrn Verfasser der Glockentöne bewog, seinem Vaterlande ein Werk zu geben, wie noch keines vor ihm da war. Er versetzt uns zurück in die Zeit, wo unter Hyrkan dem Makkabäer Israels Staat, Religion und Volk wahrhaft blühete, und demnach alles der Bestimmung des Volks gemäß weniger auf die blühende Gegenwart, als auf die durch Erscheinung des Messias große Zukunft hinsah. In dieser Zeit faßt Helon, ein Jüngling aus priesterlichem Geschlecht, in Egypten geboren, den Vorsatz, Israel im gelobten Lande aufzusuchen. Die Caravane dorthin nimmt ihn, einen ehrwürdigen Oheim und einen spöttelnden Griechen auf. Die Reise geht durch Gegenden, wo der Alte Gelegenheit findet, die Wunder, die Gott an seinem Volk gethan, begeisternd zu erzählen, die Zweifel des Griechen zu würdigen, und seinen Spott zu zähmen. Sehr glücklich war der Gedanke des Verf., Helon grade in der Jahreszeit Palästina betreten zu lassen, als schon an der Grenze das Volk sich zur Wallfahrt nach Jerusalem anschickte, und ihn in diesen begeisterten Zügen das fromme Leben desselben erblicken zu lassen. Wir sehen nun den ganzen Kreis der jüdischen Feste bis zum letzten Hosianna an uns vorübergehen, die Strenge des Gesetzes, die Erweiterung des Geistes durch Lehre, die Freude der Feste und das Zusammenleben des Volks. Der Wunsch Priester zu werden, führt Helon an fremde Orte, wo er seine Stammregister nachsuchen muß; die Nothwendigkeit, seinen Griechischen Begleiter, der von Damask heimkehrte, abzuholen, an die nördlichsten Grenzen des Landes, und in die Fluren, die nachher der Weltheiland durchpilgerte; die Gastfreundschaft nach Jericho, und in die Nähe des todten Meeres, und eine Menge Veranlassungen führen den Verf. dahin, das häusliche, öffentliche und religiöse Leben der auf des Messias Ankunft harrenden Juden darzustellen. Je mehr Helon den ganzen Geist seines Volkes in sich aufgenommen hat, um desto ergreifender ist auch die Schilderung dieses, tief durch alles, was er sah, bewegten Lebens.

Das Werk ist mit dem kürzlich erschienenen vierten Bändchen vollendet. Diejenigen, die es zu wissen wünschen, wie die religiöse Gegenwart mit einer großen Vergangenheit zusammenhängt, und sich von so manchem, was zur Geschichte des Glaubens gehört, unterrichten wollen, finden hier reichen Stoff, und Referent hat bereits in der Erfahrung Belege, mit welcher Liebe dies Buch von heitern und liebevollen Gemüthern aufgenommen ist.

Allgemeiner
deutscher Theater-Almanach
für das Jahr 1822.
Herausgegeben von Aug. Klingemann.

Unterzeichneter wird die Herausgabe eines allgemeinen deutschen Theateralmanachs für das Jahr 1822 beginnen, welcher, außer den, diesem Zwecke angemessenen, dramatischen und dramaturgischen Artikeln, auch besonders eine historisch-kritische Uebersicht des gesammten deutschen Bühnenwesens unserer Zeit enthalten, und für die Folge einleiten soll. Er erbittet sich zu diesem Behufe von allen namhaften resp. Theaterbehörden eine Uebersicht ihres Repertoir- und Personal-Bestandes von Ostern 1820 bis dahin 1821 (unter Addresse des Herrn Buchhändler G. C. E. Meyer in Braunschweig) spätestens bis Johannis d. J., wo der Druck beginnen soll, und wünscht darin besonders die Zahl der Wiederholungen der gegebenen Stücke angemerkt zu finden.

Der erste Jahrgang dieses Almanachs wird mit dem Portrait unsers Eßlair geziert seyn, und bestimmt zur Michaelismesse d. J. in dem Verlage des bereits genannten Herrn G. C. E. Meyer hieselbst erscheinen.

Aug. Klingemann.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen sind zu erhalten:

Neue empfehlungswerthe Romane.

Erzählungen von Wilhelmine von Gersdorf. 2 Bände mit 1 Kupfer. 8. 1821. 2 Thlr. 6 Gr.

Gemälde des menschlichen Herzens, von Dr. C. Friedrich. 8. 1820. 1 Thlr.

Giugito und Isidora oder die Flucht aus den Kerkern der Inquisition, eine romantische Erzählung von Dr. C. Friedrich. 8. 1821. 18 Gr.

Käthchen von Hubenstein oder der Strohhut, eine Familien-Geschichte von C. Bonde. 8. 1820. 1 Thlr. 4 Gr.

Paul und Virginie, ein Gemälde der Natur, von J. H. B. du St. Pierre. Neu übersetzt von Fr. Gleich. 8. 1820. 1 Thlr.

Erzählungen und Romanzen von Fr. Krug von Nidda. 8. 1821. 1 Thlr. 16 Gr.

Juristische Litteratur.

Gallerie aller juridischen Autoren.
von der ältesten bis auf die jetzige Zeit, mit Angabe ihrer vorzüglichsten Schriften nach alphabetischer Ordnung aufgestellt von J. H. Stepf, K. B. Oberst. Justr. 1r Bd. gr. 8. 1820. 1 Thlr. 16 Gr. (der 2te Band erscheint in einigen Wochen.)

Die Lehre vom Contradictor.
bei erkanntem Concursprocesse nach gemeinem und Baierischem Rechte, von J. H. Stepf, K. B. Oberster Justizr. Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1821. 1 Thlr. 6 Gr.

Bei H. Ph. Petri in Berlin erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebensgemälde üppiger gekrönten Frauen der alten und neuen Zeit.
Nebst moralischen Betrachtungen über den Rechtshandel der Königin von England.
Herausgegeben von Jul. v. Voß und Ad. v. Schaden.
8. Geheftet: 20 Gr.

Ueber die alten und neuen

Mysterien

1e Aufl. Mit einer illum. allegor. Vignette. 8. Berlin in der Maurerschen Buchhandlung, sauber geheftet 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift hat den verstorbenen Hofprediger Starke zum Verfasser, und giebt mehr Aufschlüsse als alle seither erschienenen Freimaurerschriften. Der Inhalt beweißt dieses und darum mag er statt aller weitern Empfehlung hier Platz finden:

Von demselben Verf. ist auch die Schrift:

Versuch einer Geschichte des Arianismus
2 Bände, gr. 8. Ebendaselbst. 2 Thlr.

Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 94sten Blatte des Gesellschafters.

An den Herausgeber des „Gesellschafters". Ein Ereigniß dieser Tage, welches in Breslau viel besprochen und sehr verschieden beurtheilt wird, veranlaßt mich, Ew. Wohlgeboren Nachfolgendes zur gefälligen Bekanntmachung in Ihrem — — Blatte mitzutheilen. Die Gründe, die mich dazu bewogen haben, werden hoffentlich aus dem Aufsatz selber hervorgehen.

Karl Schall, mein Freund, ist hier in Breslau von bürgerlichen Eltern geboren worden, und war zum Kaufmann bestimmt. Eine frühe Neigung zum Theater gab seinem ganzen Leben eine andre Richtung; und ein, wenn auch nicht bedeutendes eignes Vermögen setzte ihn in den Stand, seiner Neigung zu folgen. Die Theatersucht der Jugend muß nicht selten, ja fast immer als eine gefährliche Krankheit betrachtet werden. Bei ihm nahm die jugendliche Neigung eine ernsthaftere und bedeutendere Wendung. Er hat keine sogenannte gelehrte Bildung genossen. In Breslau, wo damals die Mittel, eine höhere Bildung zu erlangen, dürftig waren, in einer höchst ungünstigen Umgebung, erwarb er sich die gründlichsten Kenntnisse von den klassischen Dichtern der Italiener, Franzosen, Engländer, wie denen des Vaterlandes; von der ästhetischen Literatur; — und nichts Großes und Bedeutendes der Zeit ist ihm unbekannt. Gewöhnlich findet man bei Menschen, die sich auf solche Weise in einer isolirten Lage zu bilden suchten, die Spuren einer bizarren Einseitigkeit, welcher man nicht selten als Originalität huldigt. Er ist auch davon befreit geblieben, und eine heitre umsichtige Freiheit des Geistes, eine Bonhomie und fröhliche Laune, eine unversiegbare Quelle geselligen Witzes, machen seinen Umgang eben so angenehm, wie sein gesundes Urtheil — lehrreich. Die bestehenden Einrichtungen, deren Werth ich im Ganzen anerkenne, erlauben ihm zwar nicht, als Lehrer bei der Universität aufzutreten, aber oft habe ich gewünscht, daß er sich entschließen möchte, ästhetische Vorträge, unabhängig von der Universität, zu halten. Sie könnten, nach einzelnen Aufsätzen zu urtheilen, die er in einem gelehrten Verein vortrug, mit vielem Nutzen auch von den Studirenden besucht werden. Er ist als glücklicher Schauspieldichter in Deutschland bekannt, und was er mit seiner großen und vieljährigen Kenntniß der Bühne, unterstützt von einer glücklichen Naturgabe, befreit von den monströsen Ausschweifungen, die in neuern Zeiten auf der Bühne leider zu mächtig geworden sind, leisten könnte, würde das von ihm bekannt gewordene, nach meiner Ueberzeugung, weit übertreffen. — Wenn jedes erworbene Geschick, eine jede gründliche Kunde unsre Achtung erzwingt, so ist dieses doch vorzüglich dann der Fall, wenn eine ursprünglich reiche Natur sich, ohne allen Einfluß äußerer Umstände, auf eine eigenthümliche Weise entwickelt. Wer frühzeitig zur gelehrten Bildung bestimmt war, wer durch Eltern, durch Stand und Verhältnisse für sie gewonnen ward, kann bedeutendes Geschick erwerben, aber immer bleibt der Zweifel, ob nicht der äußere Antrieb mehr als die eigenthümliche Natur gewirkt hat. Nur in den seltnen Fällen, wenn ein großer Geist, schlechthin gebietend in seinem Wirkungskreise hervortritt, verschwindet auch dieser Zweifel. Wenn dahingegen ein frischer ursprünglicher Trieb alle Schwierigkeiten der Umgebung überwindet, und aus dem verworrenen Leben die angemessene Nahrung herauszufinden weiß, da tritt uns die reine, in sich klare, zuversichtliche Natur auf eine erfreuliche Weise entgegen. — Die ursprüngliche Neigung aber, die Quelle seiner Bildung fesselte ihn fortdauernd an das hiesige Theater. Er hat Breslau nie auf lange Zeit verlassen, und diese fortdauernde Anknüpfung an eine befreundete Umgebung, obgleich sie seine geistige Bildung nicht hemmte, mußte dennoch schädlich werden. Die Fortdauer der jugendlichen Neigung war natürlich; ja, da er in Breslau blieb, unvermeidlich. Für das, was uns innerlich erfüllt, suchen wir nothwendig eine irrdische Heimath: es soll uns aus dem wirklichen erscheinenden Leben liebevoll entgegen kommen. Auch mußte eine zuweilen hervortretende, vorübergehende schöne Epoche der hiesigen Bühne, immer von Neuem seine Hoffnung beleben. Bedeutende Talente zeigten sich hier zuerst; der Heros der deutschen Bühne — Devrient — entfaltete hier sein großes Talent. So ward sein Wunsch, auf die hiesige Bühne ein zu wirken, immer wieder rege. Im „Phantasus" hat Tieck, auf seine gewöhnliche meisterhafte Weise, das frühere erfreuliche Schauspielerleben geschildert; als noch eine Schule auf der Bühne herrschte, als die stillen Bemühungen, unterstützt von den wenigen engverbündeten Kennern, als eine ruhige, nicht lärmende Begeisterung das wechselseitige Streben veredelten. Diese Blüthezeit der deutschen Bühne, deren rührende Schilderung Jeden, der sie gekannt hat, wehmüthig ergreifen muß, ist nicht mehr; und wie Alles — ist auch die Bühne, sind auch die Schauspieler in das lärmende betäubende Getriebe des Tages hineingerissen. Alles drängt sich auf gleiche Weise nach dem Theater; wo alle Kenner seyn wollen, kann der wahre nicht gehört werden. Die unsinnigsten Versuche der Schauspieldichter haben der Bühne aufgedrungen, was ihr ewig fremd bleiben sollte. So verwirren sich Schauspieler, Dichter und Publikum wechselseitig; von der Bühne verschwand alle Zucht und Ordnung, ganz vereinzelt erschienen die großen Schauspieler — und weil keiner weiß, was er ist, dünkt sich jeder der erste zu seyn.

Mein Freund scheint mir von den wahren Kennern jener glücklichen Zeit übrig geblieben. Aber leider — er steht völlig einsam da; ohne Freunde, die sich mit ihm verbanden, ohne Schauspieler, die seine Unterstützung wünschten, oder zu schätzen wüßten. In der verworrenen Menge der von allen Seiten Zusammengelaufenen, meist Talentlosen, oft Unverständigen, nie sich wechselseitig Verstehenden, sieht er noch immer die Erfüllung seiner jugendlichen Träume; wo nur die Spuren eines keimenden Talents sich zeigen, da ergreift er sie mit unbegrenzter Hoffnung. Er glaubt, die Schauspieler suchen eine Kunst, da es Keinen, auch noch so Elenden giebt, der sie nicht zu besitzen wähnte; er glaubt, das Publikum wünsche die Produktion einer Kunst zu sehen, da es nur eine leere Stunde mit einer leeren Beschäftigung, und eine zweite mit einem noch leereren Gerede darüber verbringen will. Aber dieser Glaube, diese Hoffnung sind in einer Reihe von Jahren ihm zur zweiten Natur geworden; sein ganzes äußeres Daseyn wandte sich der Bühne zu; er verlor sich in dem kleinlichen Treiben einer Provinzial-Bühne, deren wechselnde Glieder immer die nehmliche jämmerliche Wiederholung kümmerlicher Streitigkeiten darboten. Und so entwickelte sich ein gewisser Widerspruch zwischen seiner klaren, innern, freien Bildung — die sich aus einem fortdauernden Studium der größten Geister erzeugte — und seinem äußern Treiben, seiner vermeinten äußern Wirksamkeit, die an jenem kläglichen Gespenst, durch eine unüberwindliche Täuschung festhielt. Ich muß sein Treiben eine Don Quixoterie nennen: und mein Freund wird diesen Ausdruck am wenigsten mißverstehen, denn er weiß, daß ich im Don Quixotte die Selbst-Biographie des Cervantes erkenne: Schmerzhafte furchtbare Wahrheit hinter heiterer Dichtung verborgen, das

Strömen unterdrückter tiefer Leiden hinter einem anmuthigen Lächeln; eine tiefe seltsame Kunst, welche die Bewegungen geheimer Leiden äußerlich in fröhliches Spiel zu verwandeln weiß; eine erhabne Ironie über sich selbst und seinen verborgenen Schmerz, das eigentliche Wesen des wahren Romans, wenn die Selbstbiographie ist, was er immer seyn soll. Und wenn sich Feindlich-gesinnte meinen Freund den theatralischen Don Quixotte nennen wollen, dann habe ich es zuerst gethan und ich denke, er kann sich's gefallen lassen.

Mit Wehmuth sah ich oft dieses vergebliche Streben, alle seine Freunde, die ihn schätzten und liebten, haben es bedauert; aber ich sah wohl, daß es mit der eigenthümlichen Richtung seines Lebens, ja mit seinem eigentlichen Vergnügen zu eng verbunden war, durch lange Gewohnheit zu tief geworzelt, als daß es je verschwinden sollte; und wünschte daher lebhaft, daß dieses Streben durch eine thätige Einwirkung auf die Bühne wenigstens eine äußere bestimmte Bedeutung erhalten möchte. — Aber wie störend diese beschränkende Wirksamkeit auch für sein innres Leben seyn mochte, für die hiesige Bühne war sie sehr heilsam und das Publikum ahnet wohl kaum, wie viel es ihm verdankt. Ich darf mich in dieser Rücksicht auf die früheren Direktoren berufen; ich berufe mich mit Zuversicht auf die zwei Schauspieler, die als Meister der Kunst auf bedeutenden Bühnen glänzen: auf den herrlichen Devrient und den braven Anschütz; und je mehr sie sich eines inneren Berufs bewußt sind, desto mehr werden sie den Werth eines Umgangs schätzen und laut bekennen.

Wurden hier Darstellungen von Meisterwerken versucht, fast immer waren sie, mittelbar oder unmittelbar, durch ihn veranlaßt. Wie freute er sich, wenn sie nur einigermaßen gelangen. Wie willig erkannte er jedes Verdienst, auch Solcher, die ihn anfeindeten; wie pries er das hiesige Publikum, wenn es solche Versuche mit aufmunterndem Beifall unterstützte? Ein Theater, welches einen solchen kenntnißreichen Rathgeber, Schauspieler, die einen solchen schonenden, milden Freund zurückstoßen können, sind schon dadurch gerichtet.

Er wünschte, er hoffte, ja er erwartete, daß man ihm endlich einmal eine Direktor-Stelle anbieten werde. Aber er war hier geboren, unter den Augen der Bürger groß geworden; jeder Leichtsinn der Jugend war den Einwohnern bekannt; einzelne leicht hingeworfene Aeußerungen, vielleicht vor vielen Jahren in fröhlicher Laune unbefangen ausgesprochen, wurden herum getragen; Vettern und Basen raunten sich manches ins Ohr — und er ward nicht Direktor, konnte es nicht werden, weil die Aktien-Inhaber Eigenthümer und Beherrscher der Bühne sind. Ich mache der Stadt Breslau keinen Vorwurf daraus. Allenthalben würde unter den nämlichen Umständen dasselbe geschehen seyn. Nur eine höhere Behörde kann bei solchen Gelegenheiten, von allen kleinlichen Nebenumständen wegsehend, den Hauptpunkt ins Auge fassen: den wahren Beruf, die Kenntniß, die Liebe. Auch die Breslauer hatten ohne Zweifel den entfernten Landsmann, wäre er auf eine ähnliche Weise in einer fremden bedeutenden Stadt wirksam gewesen, vielleicht mit großer Aufopferung herberufen. — Er sah nun wohl ein, daß er nie eine bestimmte Einwirkung auf die Bühne erwarten könnte; er sah sich schmerzhaft um die einzige Hoffnung seiner äußern Wirksamkeit betrogen und wählte eine andre Thätigkeit. In Verbindung mit einem gelehrten Freunde gab er die „neue Breslauer Zeitung“ heraus. Ich kann nicht sagen, daß ich mich freute, als ich ihn, freilich durch seine Lage gezwungen, auf eine so gewaltsame Weise von seinem eigenthümlichen Standpunkt losgerissen, in eine fremde Beschäftigung hinein gezogen sah. Indessen erwarben sich die verbündeten Freunde um die Provinz kein geringes Verdienst. Sie hat jetzt zwei gute Zeitungen, bis dahin hatte sie nur eine schlechte. — Eben die Herausgabe der Zeitung machte ihn zum dramatischen Kritiker. Wenn man seine Lage bedenkt, war es unvermeidlich. Es war ja die einzige Einwirkung auf die Bühne, die ihm übrig blieb, und er mußte nach langjähriger Erfahrung wohl einsehen, daß das passive Leben neben der Bühne bei dem zunehmenden Verfall immer bedeutungsloser werden wurde. Aber die Kritik kann nicht immer schonen. Sie muß alles beurtheilen, was auf die öffentlichen Vorstellungen einen Einfluß hat; sowohl die Leitung im Ganzen, als die einzelnen Darstellungen. Man kann dem Kritiker nicht das Maas seiner Ausdrücke kleinlich zumessen, nur eins darf man fordern — daß er nichts rüge, als was mittelbar oder unmittelbar seinen Gegenstand betrifft. Er hat es nie gethan.

Ich darf nicht sagen, daß ich seine Kritiken immer billigte; manche Beurtheilung mußte unbegründet und flüchtig erscheinen, wie die kurze Zeit, die flüchtige Eile des Tageblatts es erlaubte. Er ward auch hier in manche Kleinlichkeit, in kümmerliche Streitigkeiten hinein gezogen. Nur in den herrschenden Vorwurf kann ich nicht einstimmen. Man wirft ihm eine zu große Strenge, eine zu große Bitterkeit vor. Ich aber tadle an ihm die zu große Milde. Es wäre seine Pflicht als Kritiker gewesen, man konnte von ihm — der weiß, was man von einer Bühne zu erwarten berechtigt ist, die nur auf Duldung Anspruch machen will — fordern: daß er in strengen Zügen den immer zunehmenden Verfall, ja die entschiedne Armseligkeit der hiesigen Bühne geschildert hätte. Ich kann diese Milde entschuldigen, weil ich sie aus seiner Eigenthümlichkeit begreife; rechtfertigen läßt sie sich nicht. — Wer den großen Einfluß der Bühne auf die allgemeine Bildung kennt und zu schätzen weiß, der muß bekennen, daß wahre Theaterkritik eine sehr ernsthafte Seite hat, daß sie nie zu strenge seyn kann. Muß man doch über die besten Bühnen unsrer Tage ein hartes Urtheil fällen! Die theatralische Illusion, von der sonst wohl die Rede war, hat sich auf eine bedeutende Weise gesteigert; sie ist eine gefährliche Selbsttäuschung geworden und man sucht sich durch Prachtgewänder und Dekorationen über die innre Leere der Darstellung zu täuschen. Vereinzelte große Talente bilden keine Bühne. Aber wie kümmerlich sind die Provinzial-Theater größerer Städte! Bei keinem menschlichen Unternehmen steht der Erfolg mit dem Zweck in einem so schreienden Mißverhältniß. Soll aber irgend etwas, auch nur Erträgliches geleistet werden, so muß das Fundament, welches das Theater trägt, Liebe, Neigung, ja Begeisterung seyn, veredelt durch Kenntnisse. Kann man ein solches Fundament erwarten, wo die Aktien-Inhaber, die jede Ausgabe sorgenvoll, Alles für die Einnahme berechnen, ja berechnen müssen, das Theater beherrschen? Ist die Einwirkung auf das Volk durch das Theater groß und bedeutend, darf dann nicht der ruhige Beobachter, darf der Lehrer der Jugend nicht den Wunsch äußern, daß die höchsten Behörden diese Sache ihrer Aufmerksamkeit würdigen? Die Polizei kann nur offenbare Unziemlichkeiten verhüten, aber das stille, leise, schleichende Gift der Erschlaffung, der sittliche Verderb durch erlogene Gefühle, das ewige Geziere und Gethue mit armseliger Empfindelei, ja der unruhige phantastische Geist aufbrausender, leerer, scheinbarer Begeisterung, die nichts sucht als einen innern Kitzel und so alle stille, ruhig heranreifende, den plötzlichen Knalleffekt des Theaters verschmähende Thätigkeit zurückdrängt, — werden sie nicht vorzugsweise durch das Theater genährt? Nur wenn wirklich kundige, vielseitig gebildete Männer das Ganze leiten, wenn die Mittel der Erhaltung aus solcher Quelle fließen, die jene kleinliche Rücksichten nicht kennt, und besonders für die Einnahme als solche nichts, schlechterdings nichts thut, was der bessern Ueberzeugung widerstrebt, — kann eine Bühne werden, wie sie seyn soll.

Ein Schauspieler hat eine eigenthümliche Stellung. Der große Dichter wird bewundert, der anmuthige, heitre, selbst in geringen Sphären, zieht uns an. Die Mittelmäßigen, die

Schlechten bleiben unbemerkt, oder erregen Erbarmen. Aber der Dichter giebt nicht seine ganze Persönlichkeit Preis, wie der Schauspieler. Dieser muß unsre Bewunderung, unsre Theilnahme erzwingen, oder sich unsre auch noch so hart geäußerte Geringschätzung gefallen lassen. Wir wollen ein großes Dichterwerk in lebendiger Darstellung sehen. Die Gewalt der Dichtkunst hat den Personen Leben, Gestalt, herrliche Eigenthümlichkeit gegeben. Und nun stellt sich ein ungehobelter Geselle dar und giebt sich für Don Karlos, Heinrich V., Götz von Berlichingen, Wallenstein aus, ein unverschämtes Frauenzimmer will uns einbilden, sie sey die Ophelia, Iphigenia, Leonore u. s. w. Bei Gott! wenn ein lockerer Abentheurer sich Orden und Stern umhängt, sich für eine bedeutende Person ausgiebt und billig die harteste Strafe leidet; — er würde einem wahrhaft gebildeten Volk weniger strafbar erscheinen, als derjenige, der, sich breit hinstellend, unsre heiligste, innerste, tiefste Welt in einem fratzenhaften Zerrbild darzustellen wagt.

Ich schätze einige Talente der hiesigen Bühne sehr hoch; das männliche Personal hat aber jetzt nur einen wirklichen Schauspieler aufzuweisen. — Das ist Schmelka; dessen herrliche ergötzliche Gabe auch in Berlin anerkannt ward. Ich bedaure die wenigen Frauen, die in einer kümmerlichen Umgebung sich herum treiben müssen. Selten besuche ich das Theater. Die Armseligkeit der Darstellung im Ganzen verbirbt mir den Genuß an einem einzeln stehenden guten Spiel. Wenn ich gelegentlich hineinkam, erröthete ich öfters über mich selbst, daß ich mich einer so geringen, nichtigen Ergötzung hingeben konnte. Es war mir zu Muthe, wie wenn mir auf einer Reise, in einer Schenke, ein von Ladendienern und Nähmädchen vergriffener schlechter Roman in die Hände fiel, den ich aus Langeweile durchblätterte. Und dennoch konnte ich mich Stunden lang, unter solchen Umständen, mit dem schlechtesten Produkte beschäftigen. Man hat die klarste Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Buchs, unser innerstes Gefühl wird fortdauernd verletzt; — es sind aber lebendige Geschöpfe, deren Leiden und Freuden dargestellt werden, und die erdichteten Wesen können eine gewisse, freilich träge, ja erschlaffende und schädliche Theilnahme erregen. So ist man durch die schlechte Darstellung schlechter Stücke verletzt, beleidigt, erbittert — aber man bleibt da. Das kann dem Gebildeten begegnen: nun denke man sich die tödtende Wirkung auf die Menge. Eine schlechte Bühne hat leider die größte Aehnlichkeit mit den verrufenen Leihbibliotheken; sie wirken völlig auf eine ähnliche, ja auf eine noch gefährlichere Weise. Und sie werden nicht blos geschützt; sie dürfen mit aller Verführung für das Volk hervortreten, alle Mittel anwenden, um herbei zu locken.

Ich habe von meinem Freund, von dem hiesigen Theater genug gesagt. Einzelne Talente können das Ganze nicht heben; einzelne erträglich gelungene Darstellungen (wirklich gelungene sah ich auf der hiesigen Bühne nie, auch wenn ich nicht das Höchste forderte) können das Uebel der herrschenden Schlechtigkeit, der Stücke oft, der Darstellungen fast immer, nicht aufheben. Ich kann das Ereigniß, welches mein Schreiben veranlaßt, jetzt kurz erwähnen. Der Regisseur des hiesigen Theaters (sein Name ist gleichgültig, ich würde einen sehr unbekannten nennen, wenn ich ihn nennte), ohne eigentliches Talent, der auf einer guten Bühne unter strenger Zucht vielleicht eine untergeordnete Rolle spielen könnte, stellt hier die größten Rollen dar. Seine Frau ist eine so schlechte Schauspielerin, wie sie billiger Weise nie die Bühne betreten dürfte. Schall hat, als man ein Stück von anerkannter Schlechtigkeit gab, ihr schlechtes Spiel mit Härte gerügt. Wie billig; denn nur wo Spuren von Talent sich zeigen, soll man schonend verfahren; die völlige Nichtigkeit darf gar nicht geduldet werden. Der Mann fand sich beleidigt, und wagte, Schall auf seiner Stube zu überfallen, in der Absicht, ihn zu mißhandeln. Es gelang ihm nicht! Aber Alles, was über Schall seit Jahren geklatscht wurde, suchen nun seine Feinde hervor, und ein — wenn auch sehr kleiner — Theil des Publikums scheint jenen Versuch sogar zu billigen. Schall ist der Einzige, dessen wohlthätige Kritik das lockere Spiel der hiesigen Bühne einigermaßen zusammen hielt — was soll aus dem gesetzlosen Haufen werden, wenn er die einzige Zucht, durch freche Gewaltthat, abweisen darf? — Aber dieses Ereigniß hat noch eine sehr ernsthafte Seite. Auf Preßfreiheit pochen Alle: die Behörden sollen geduldig jeden Anfall aushalten; aber wenn eine schlechte Schauspielerin in ihrer Blöße dargestellt wird, sollte eine jede Gewaltthat erlaubt seyn? Wie seltsam, daß das Publikum nicht einsieht: es sey selber durch eine solche Frechheit angegriffen, und zwar sein unantastbarstes Recht. Aber so ist es — Alle fordern Freiheit der öffentlichen Aeußerungen; aber nur für sich, für die Freunde. Keiner sollte das Recht haben, in dieser wichtigen Sache zu sprechen, wenn er nicht gezeigt hat, daß er auch die härtesten Urtheile, die gegen ihn gefällt werden, auf eine würdige Weise zu ertragen weiß. Breslau, den 29. Mai 1821.

Steffens.

Merkwürdiges Aufschlagen der Bibel. Als im letzten Kriege Dessau durch unaufhörliche Durchmärsche von Truppen aller Gattungen äußerst bedrängt wurde, hatten besonders die Behörden, denen die Besorgung der Einquartierung und die Befriedigung der unerschwinglichen Forderungen oblag, einen so schweren Stand, daß der muthigste und gewandteste Mann erliegen konnte. Der Chef der Ober-Behörde, auf den — wegen seiner praktischen Erfahrung, Sachkenntniß und Lokalkenntniß — das meiste ankam, durch Nachtwachen erschöpft, durch die Aussicht, nicht das Unmögliche möglich machen zu können, geängstigt, war vorzüglich in einer Lage, die schon den Gedanken bei ihm entstehen ließ: seinen ehrenvollen und wichtigen, aber jetzt unendlich schwierigen Posten zu verlassen, der ihn in dem wilden Drange selbst vor Verletzungen seiner Ehre nicht schützen konnte. In dieser Stimmung kam er einst nach Hause und schlug die Bibel auf. Man stelle sich die Ueberraschung vor, als er gleich neben seinem Finger die Stelle las: Sirach Cap. 10. V. 31. 32: „Mein Kind! in Widerwärtigkeiten sey getrost, und trotze auf dein Amt. — Denn wer an seinem Amte verzweifelt, wer will dem helfen? und wer will den bei Ehren erhalten, der sein Amt selbst nachrett?" — Ermuthigt kehrte er in das Gewühl der Geschäfte zurück und erlag nicht. — Man braucht wohl nicht abergläubisch zu seyn, um hier das bedeutungslose Wort: Zufall, unpassend und, ich möchte sagen, entwürdigend zu finden. — Die Sache ist buchstäblich wahr, und da sie nicht von der Art ist, daß man sich seines Namens dabei zu schämen hätte, so setze ich sowohl den Namen des Mannes, den sie betrifft und der sie mir mit Rührung erzählte, als auch den meinigen hieher. Jener ist der hiesige würdige und noch jetzt, nach längst gefeiertem funfzigjährigen Dienst-Jubiläum, unermüdet thätige Kammer-Direktor von Raumer. Dessau, den 31. Mai 1821.

G. U. A. Vieth,
Herzogl. Anhalt-Dessauscher Schul-Rath und
Professor der Mathematik.

Petersburg. Während dem polnischen Föderations-Kriege, unter der so glorreichen Regierung der Kaiserin Catharina II., ward unter andern bedeutenden Privat-Bibliotheken, die sich in dem ungenutzten Besitz katholischer Klöster und polnischer Magnaten befanden, auch die Fürstl. Saluzkische Bibliothek erbeutet und hieher nach St. Petersburg gebracht. Viele Jahre lag sie in dunkler Vergessenheit, von Wenigen gekannt, unter Moder und Staub begraben. Kaiser Alexander endlich, immer und überall bedacht, die fortschreitende Kultur zu begünstigen, zog zum allgemeinen Besten auch diesen Schatz der Volks-Aufklärung aus der Dunkelheit hervor, ließ ein besonderes schö-

nes-Gebäude, dicht bei dem gegenwärtigen Palais des Großfürsten Nicolaus, zu ihrer beständigen Bewahrung aufführen; befahl, sie zu ordnen nach wissenschaftlichen Disciplinen und erhob sie zu einer öffentlichen kaiserlichen Bibliothek für allgemeinen Gebrauch. Er bestimmte eine ansehnliche Summe zum Ankauf neuer und zur Supplirung defekter Werke. Am 1sten Januar 1814 ward sie feierlichst eröffnet. Sie steht unter unmittelbarer Leitung des Geheimen-Raths, Staats-Sekretairs von Olenin; nächst ihm dirigiren sie mehrere Bibliothekare und deren Gehülfen. An drei Tagen in der Woche ist sie für das Publikum geöffnet. Jeder aus den gebildeten Ständen hat, auf Vorzeigung einer schriftlichen Erlaubniß, die ihm zu jeder Stunde von der Direktion ertheilt wird, das Recht, sie zu besuchen. In einem schönen geräumigen Saale findet sich an diesen Tagen ein ziemlich zahlreiches Publikum ein, das, sich an die diensthabenden Bibliothekare und deren Gehülfen wendend, sogleich mit den gewünschten Werken bedient wird. Nach Belieben widmet Jeder seine Zeit der Lektüre oder dem Excerpiren. — Die alt-classische Literatur der Griechen und Römer ist ziemlich vollständig, auch die der orientalischen Sprachen; die Sammlung alter seltener Handschriften, Manuscripte und Antiquitäten besitzt ebenfalls einen schätzenswerthen Reichthum. Die russische Literatur ist wohl unstreitig vor allen andern die vollständigste und reichhaltigste und wird es täglich noch mehr, vermöge einer sehr weisen Verfügung der Regierung, die seit dem Jahre 1811 jedem Schriftsteller und Uebersetzer die strenge Verpflichtung auflegt, zwei Exemplare seines Werks der Bibliothek als Eigenthum zu übergeben. In einer höchst bedauernswerthen Verfassung aber befindet sich die Literatur fast aller neueren Völker Europens, vorzüglich die französische und deutsche, aus deren blühendsten Epoche man fast gar nichts vorfindet! — Nach Hause darf Niemand ein Buch bekommen, um Mißbräuche zu verhüthen; dieser Umstand hindert alle Geschäftsleute und öffentliche Beamte, die Bibliothek mit Nutzen zu besuchen. Würde daher die Direktion darauf bedacht seyn, diesem Uebel durch veränderte, dem Publikum günstigere Verfügungen ab zu helfen, würde unsere Regierung, die sonst so außerordentlich viel für die Beförderung allgemein nützlicher Zwecke thut, auch in dieser Rücksicht ein mildes Opfer dem Allgemeinwohl bringen und jährlich eine mäßige Summe zum Ankauf classischer Werke der neueren und neuesten Literatur Europens bestimmen, so müßte diese Bibliothek in Kurzem eine der ersten und vollständigsten werden. Sie würde dann Allen den wesentlichen Nutzen gewähren, den man von einer öffentlichen National-Bibliothek erwarten darf. Bei fernerer Obwaltung dieser Uebel aber bliebe ihr Nutzen immer einseitig, sie selbst unvollständig. Wegen einiger von der Direktion für nothwendig erachteter Bauten und Reparaturen war die Bibliothek während zwei Jahren dem Publikum ganz geschlossen; sie ist endlich am 11. Januar d. J. seinen Besuchen wieder geöffnet worden. B.

Königsberg. Die hiesigen Buchhändler haben kein bedeutendes neues Werk in Verlag genommen. Erschienen ist in der Universitäts-Buchhandlung das erste Heft von: „Mein Leben, wie ich, Joh. George Scheffner, es selbst beschrieben“ mit des Verfassers Portrait. — Der geschätzte Veteran, Ober-Forstmeister Jester, arbeitet rüstig an einer „Geschichte der preußischen Forsten seit dem vierzehnten Jahrhundert“ — Ich gebe Ihnen hiemit noch die Nachricht: daß der, als Schriftsteller unter dem Namen Doro Caro bekannte Pfarrer Gerber in Wargen kürzlich gestorben ist, und eine Gattin mit neun Kindern in traurigen Umständen hinterlassen hat. — * —

Münster. Vor Kurzem stürzte der Thurm der hiesigen Aegidii-Kirche, der schon mehrere Wochen den Einsturz gedroht hatte, herab, und fanl mitten in die Kirche. Durch gemachte Vorkehrungen ist Niemand bei diesem Ereigniß ums Leben gekommen oder auch nur beschädigt worden. Dem Vernehmen nach wird die Kirche wohl ganz eingehen. — Im Anfang des Juni wird die hier errichtete, Allerhöchst genehmigte „Chirurgische Lehr-Anstalt“ im Gymnasial-Gebäude eröffnet werden. Die Direktion führt der Regiments-Arzt Dr Wützer, der Osteologie und Bänderlehre vorträgt. Die übrigen Lehrer sind: Medizinal-Rath Dr Bodde (lehrt Chemie nach den Bedürfnissen des praktischen Wund-Arztes); Professor Roling (den dynamischen Theil der Naturlehre); Professor Wernekink (Naturgeschichte und Botanik); Professor Wenzelo (lateinische Sprache); Lizentiat Waldeck (deutsche Sprache und Logik). — Stolberg's „Büchlein von der Liebe“ hat nun die dritte Auflage, begleitet mit einem Bildniß des Verfassers, erlebt. — Nächstens wird in unserem Westphalen eine neue belletristische Zeitschrift: „Polyhymnia“ ans Licht treten. Möge sie sich länger halten, als Goldmann's und Freudenfeld's „Zeitschrift für Poesie“, als „Thusnelda“ u. s. w.! Die Redaktion wird Hr. v. Kurowski-Eichen (zu Kloster Saarn bei Mühlheim an der Ruhr) führen. Als Mitarbeiter nennt man vorläufig: Hrn. Wilhelm v. Blomberg, Regierungs-Rath v. Bagedes, Dr Fallenstein, Dr Plock, Nordeck, Schorch, Heilmann, K. W. Contessa, Stier (Verfasser der Krokodill-Eyer) u. A. Der Verleger wohnt in Crefeld. — Hr Wilh. Smets, vormals Lehrer am Gymnasium zu Koblenz, jetzt sich zur Priesterweihe im bischöflichen Seminar zu Cölln vorbereitend, ist von der philosophischen Fakultät zu Jena zum Doktor der Philosophie ernannt worden. *. *.

Vom Rhein. In den ersten Tagen des Mai's wurden in Tromersheim, eine halbe Meile von dem fröhlichen Städtchen Bingen am Rhein, die „Kreuzfahrer“ von einer Bande — Bauern aufgeführt. — Ein Leinweber, ehemaliger Lampenputzer, ist der geniale Direkteur dieser seltenen Gesellschaft, und hat das Stück verkürzt, vermehrt und verbessert. Die rüstige Tromersheimer „Emma“ zum Beispiel wird ohne Gnade und Barmherzigkeit eingemauert. — Sind wir Rheinländer nicht auf alle Weise zu beneiden? — was will Berlin gegen uns, die stolze Königsstadt, und Dresden, was das deutsche Athen und Leipzig? — Classischer Boden, so weit das Auge reicht, die Fluthen hinauf und hinab! Reben an den Bergen und Eichen auf den Bergen. In der Erde Münzen, und Urnen mit — Staub gefüllt; auf der Erde kreuzfahrende Genie's. Wenn die Kultur so herrlich steigt, wie sie begonnen hat, so wird in Kurzem Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ die Toiletten-Lektüre des schönen Geschlechts, und über den Geist der Gesetzgebung streiten wir am Kaffee-Tisch. Den „Kreuzfahrern“ aber sagen die Söhne der Natur und Kunst Valet und — wohl uns dann, herrlich ins Leben tritt die „Schuld“. — „Gedichte, Briefe und Tageblätter“, von Johann Heinrich Kaufmann herausgegeben, sind die einzige Literatur-Gabe, die mir neuerlich in die Hände kam. Die Sammlung hat in unserer Gegend der Freunde genug, da sich so Manches daraus an liebe Erinnerungen knüpft, und ich glaube, daß auch in der Ferne Viele leben, die sich von den gemüthlichen Liedern wurden angeregt fühlen. — D —

Der französische General-Lieutenant Graf Dumoustier hat einen bitteren Brief an die Generale Thiebault und Vaudancourt, Herausgeber des Werkes „Die französischen Siege und Eroberungen“, geschrieben, worin er unter Anderem sagt: „Daß man in fremden Armee-Berichten mich mit dem braven Marschall Poniatowsky in der Elster hat ertrinken lassen, und überhaupt mehrere französische Offiziere als todt angiebt, die sich, wie ich, ganz wohl befinden, ist verzeihlich; aber es wundert mich unbeschreiblich, daß französische militairische Schriftsteller so wenig nach Jemandes Leben fragen“ u. s. w. (Courier fr.)

In einer neulichen Versteigerung alter Waffen zu Paris kamen auch die Rad-Pistolen vor, welche Franz I. gehabt, und Flinten von Heinrich IV. und Ludwig XV. (Journ. d. Par.)

Bemerker.  No. 12. 1821.

Beilage zum 98sten Blatte des Gesellschafters.

Kritische Zügel.

VI.

Sie haben, werther Herr Redakteur! gewünscht, ich möchte meinen „Kritischen Zügel V" zurück nehmen und sind dabei mit allen, irgend auf zu dringenden Gründen und Ansichten gegen mich angerückt; ich bin jedoch nicht ganz überzeugt und denke Sie mit meinen Gegengründen zu einer Nachlieferung zu bewegen. In solchen Hoffnungen habe ich diesen Aufsatz mit VI bezeichnet und bitte Sie, mit dem Abdruck nicht zu zögern, wenn Sie auch die Nr. V. noch fest halten.

Es ist doch zuweilen eine eigene Sache um das Urtheil recht gescheidter Leute, selbst in Dingen, die kein persönliches Interesse mehr zulassen. Wo dieses spricht, da läßt sich sehen, was Einer und der Andere sehen will; da finden die Partheigänger an einem Kunstwerke alle Tendenzen, die sie als die vorzüglichsten erachten oder als solche haben schildern hören; da wird Zwang zur Natur, Routine zur Genialität und umgekehrt wird diese zur Manier herab gesetzt oder mit den Worten „Anlage" und „Talent" abgefunden. Um diesmal wenigstens auf die erste Hälfte meines obigen Satzes beweisend zurück zu kommen, erwähne ich die verschiedenen Urtheile über „Romeo und Julia", wie sie neuerlich in mehreren Schriften hervor traten. Es ist hier nicht von der Darstellung auf der Berliner Bühne die Rede, sondern von der Tragödie selbst, ob auch jene die verschiedenen Meinungen eben mehr ans Licht brachte. — In der „Muse" (April-Heft) belächelt „Gr." (Gries?) die Aeußerung von Heinrich Voß: „Julia, schön von außen, noch schöner von innen, fehlt in einem Stücke, in dem sträflichen, vor den Eltern unter der Miene der Unschuld geknüpften Ehebund und darum muß sie untergehn: das erfordert die ewige Gerechtigkeit!" Ey, so wollt' ich doch —! Um einer — wenn auch starken — Nothlüge willen, die noch dazu der heilige Eremit der Liebenden in das Herz flüstert, soll demnach die ewige Gerechtigkeit sich berufen fühlen, einen Vernichtungs-Prozeß gegen zwei ganze Geschlechter zu verfügen! — De la Motte Fouqué hat (nach Frau Elise von Hohenhausen) geäußert: „Julia werde von Gott verlassen, weil sie über dem Geschöpf den Schöpfer vergessen habe." — Das thut ein mit aller Gluth liebendes Weib, in der Art, wie Julia, immer, ohne daß es gleich so hart verpönt wird; ein gütiger Schöpfer könnte ja auch vielmehr annehmen, es liebe das Weib im Geschöpf auch den Schöpfer, was mir wenigstens eben so logisch scheint, als die feudalartige Religiosität in dem Satze Fouqué's. — Frau Elise von Hohenhausen sagt dagegen („Abend-Zeitung" Nr. 88): „Wie Julia liebt, soll kein Weib lieben; geschieht es — wie denn Lieb' und Haß nie der auf Kann und Soll achten — so bricht die Leidenschaft, als Frucht, das Verderben." — Lieben, meine Gnädige, kann ein Weib wohl so, wie Julia, nur muß der Gegenstand gewählter, nicht ein einziger Blick der Grund der Liebe seyn: dieser ist in dem Verhältnisse falsch; nicht die Liebe ist das Verbrechen, sondern die Unbesonnenheit in der Entstehung und weniger trägt hier Julia die Schuld (die uns eben in höchster Unschuld befangen erscheinen muß), sondern Romeo, der als erfahrener da steht; denn nur um ihn so zu zeichnen, ist wohl seine frühere Liebe zu Rosaura eingemischt, die nur schwachen Zusammenhang mit der Anlage des Ganzen zu haben scheint. — „Gr." meint: „Soll einmal aus dem Stücke eine Lehre hervor gehen, so kann es nur die seyn, daß blinder unversöhnlicher Haß lauter Verderben erzeugt." Das ist hier allerdings eine Lehre Shakspeare's, aber er geht weiter; er beweist zugleich: daß auch blinde Liebe nur Verderben erzeugen muß. Motive und Mittel der Zerstörung sind jener Haß und jene Liebe, aber diese letztere nicht an sich, sondern durch die Art, wie sie sich freventlich ihre Bahn schnell so abseits sucht. Wäre diese Liebe eine gut begründete, wohlthätig unterstützt von einem kräftig edlen Sinn des Romeo, so würde der Dichter ohnfehlbar die Gerechtigkeit haben anders walten lassen; so, wie jetzt die Verwickelung vor uns liegt, gehen Alle durch eigene That unter, obwohl namentlich Julia unser Mitleid auffordert, da sie bewußtlos hinein gerissen ist in einen Strudel, den sie nicht begreift, viel weniger ihn bekämpfen kann. Und so wollen wir es denn bei Johnsons Reflexion über „Romeo und Julia" bewenden lassen, dessen Aeußerungen etwa sagen: „Liebe, die den Haß beschwören könnte, wird der eigentliche Hebel des Unterganges, weil sie mit dem Haß die gleichen Grundsätze theilt und auf ihnen fortbaut, ohne eine bessere Wendung durch Vertrauen zu versuchen." So bleibt dann das Fatum und die neueste Religiosität aus dem Spiele, ein Weib könnte doch, unter andern Voraussetzungen, so lieben, und nicht eine abgesonderte Täuschung, nicht der Haß ist es allein, was die ewige Gerechtigkeit hier herbei zieht, es ist die Zügellosigkeit des Herzens überhaupt.

Aber nun, Herr Redakteur! Nun sagen Sie — um auf etwas Anderes zu kommen — sind Sie denn nicht erschreckt durch den Aufsatz von Steffens in der Beilage zum [illegible] Blatte des „Gesellschafters"! Wie können Sie solche Befehle in die Hand nehmen? — wie sie gar abdrucken? Und du, Heinrich Steffens, du norwegische, gerade durchgehende Natur, mußt du dich nun auch gegen die Schauspieler rüsten, nachdem du die Franzosen in Paris heimsuchen halfest und als Ritter des eisernen Kreuzes heim kehrtest? — nachdem du ohnlängst erst den widrigen Kampf mit den Turnern siegreich beendet hast? — Du magst jetzt ein recht spekulatives Feld vor dir haben, du Philosoph und Naturforscher; aber —!

> Nur Eines hast du nicht bedacht,
> Mein wack'rer Ritter Steffens!
> Gewöhnlich wird bekannt gemacht
> Bei Anfang krit'schen Treffens:
> „Das Publikum ist wie ein Kind
> Und es bedarf Despoten,
> Drum sey Kritik, wie schlecht wir sind,
> Verbeten nicht — verboten!

Zu unserm Ruhme suchen auch
Wir selber uns Orakel,
Und finden so, nach altem Brauch,
Trotz kritischem Gekakel
Uns sammtlich ohne Makel!"

Nun, wir wollen sehen, wie es dir geht; an Hülfe wird es dir nicht fehlen, wenn die Proklamationen sie nicht abwehren. Du sagst ja selber: „Auf Preßfreiheit pochen Alle: die Behörden sollen geduldig jeden Anfall aushalten, aber u. s. w." — Es mag Jeder die Stelle in dem Aufsatz nachlesen — Ihnen aber, mein werther Herr Steffens, wünsch' ich Muth und Beharrlichkeit! —

Bis auf Weiteres, mein Herr Redakteur, bestens empfohlen! Ergänzen Sie schnell meine Nummern, *) denn wir bekommen bald viel', recht viel zu thun, mein nächster Aufsatz wird dies deutlicher machen. — v. ch. —

*) Der sehr geehrte Einsender wird hoffentlich meinen Wünschen nachgeben und den zurück gehaltenen Zügel — ganz zurück nehmen, oder ihn wenigstens mildern. Soll ich ihn abdrucken lassen, wie er ist, so muß ich mich freilich über meine Ansicht zu rechtfertigen suchen. G y.

Herrn Ernst Klein.

Benannter Buchhändler hat im „Bemerker" Nr. 11 eine „Rüge" gegen mich abdrucken lassen, worin er besonders mit Frage- und Ausrufungs-Zeichen Effekt zu machen gedenkt. Ob ich „Pseudonym" bin oder nicht, das geht ihm gar nichts an, und besagt nichts, da selbst Mancher, wie Hr. Klein wissen wird, mit einem angetauften Namen ein Pseudo ist und bleibt, und wenn er sich auch überall vordrängt. Daß ich „gern Buntes auftische", könnt' ich allenfalls bei den Artikeln der verlegenen Verleger mir angewöhnt haben, wenn es ihnen nicht an Gästen fehlte, was bei meinem „Bunten" nicht ganz der Fall scheint; Hr. Ernst Klein hat sichtlich nach dem Genuß eines Artikels etwas Galle von sich gegeben, statt sie zu guter Verdauung zu benutzen. — Seine Anzeige der Charte von Neapel bleibt übrigens lächerlich — woraus er sich gewiß nichts machen würde, wenn nur der Absatz derselben ihm Ursach gäbe, mit zu lachen — denn es bedurfte ja nur einiger Kenntniß der Zustände in Neapel, um zu wissen, daß dort weder die Verhältnisse eine Revolution begünstigten, noch irgend ein Volks-Charakter zur Energie anreizt. Ihre Note, Herr Ernst Klein, habe ich weg gelassen, weil, wenn man mit lobender Emphase von Freiheit spricht, wohl immer die wahre gemeint ist, eine trockene Anmerkung zu einem Verse, die in der Regel unschicklich ist, hier also auch völlig unnütz war. Daß Sie sich „mit einem vorüber gehenden Rausch" das Urtheil über Ihre Anzeige mildern wollten, wenn Ihre Unternehmung etwa mit der in Neapel zugleich schief ginge, das hab' ich Ihnen nicht gleich rügen wollen, weil solch ein ganz gewöhnliches Manoeuvre kaum der Rede werth ist. Noch sagen Sie: „ich solle die Ausdrücke besser wählen und treu referiren", ich könnte sonst Leute „in mannigfaltigen Verdacht bringen" — das versteh' ich nicht! — Es giebt manchen Verdacht, der manchem Spekulanten eben recht wäre; bei gewissen Anzeigen ließe sich aber bloß an Marktschreierei denken und in dieser Hinsicht sind Sie über den Verdacht wohl weit erhaben. Es soll mir übrigens wegen Ihrer ganz recht seyn, wenn Sie Viele finden, welche glauben, daß ich auch hier „nicht treu referire" und also „mein Witz nicht anwendbar sey"; denn mir ist es angenehm, wenn Jemand einen bessern Ruf bekommt, sey es auch auf Kosten meines Witzes, dessen Spärlichkeit ich anerkenne, aber auch weiß, daß Sie mir damit nicht aushelfen können. Th. Lauzlu.

Freundliche Bitte an Hrn. Hofrath Müllner.

In Nr. 118 des „Morgenblatts" ist eine sogenannte Correspondenz aus Wien abgedruckt, in welcher der junge Dichter Grillparzer — den bekanntlich Hr. Müllner bei dessen erstem Hervortreten so auffallend in Schutz nahm — auf eine unwürdig-niedrige Weise angegriffen wird, die nur zu deutlich die Absicht des Verfassers verräth, den jungen Dichter in seiner rasch fortschreitenden Bahn feindlich zu hemmen, damit er nicht etwa Andere überflügele, die nichts weniger dulden, als gerade dies. Verläumder wollen behaupten: dieser Aufsatz rühre von Hrn. Müllner selbst her; und der geschätzte Mann wird eine große Anzahl seiner Verehrer in Berlin ungemein verbinden, wenn er zur Schmach jener Verläumder alsbald im „Morgenblatt" erklärt: daß er an jener Wiener Korrespondenz durchaus keinen Theil habe, und daß sie ihm erst nach dem Abdruck bekannt geworden. Berlin, im Mai 1821. — R —

1821. No. XIII.

Blatt der Ankündigungen.

Kunst-Anzeige.

In der Creutzschen Buchhandlung in Magdeburg sind erschienen:

Drei Ansichten vom Dom zu Magdeburg,

als:

die Thürme mit dem Portal gegen Westen,
die Ansicht der Nord-Seite,
Grundriß,

nach Zeichnungen vom Baumeister J. C. Costenoble, in Aqua tinta geätzt; 18 Zoll hoch und 21 Zoll breit.

Preis: 2 Thlr. 16 Gr.

Literarische Anzeige.

Nachricht, die Fortsetzung der Taschenbücher für Schauspieler und Schauspielfreunde betreffend.

Aufgemuntert durch den zahlreichen Absatz und die nachsichtsvolle Aufnahme dieses Taschenbuches, habe ich mich entschlossen, selbes alljährig fort zu setzen, und ersuche hiermit alle Direktionen größerer und kleinerer Bühnen, mich gefälligst bei Zeiten mit den nöthigen Beiträgen zu versehen. Nämlich:

1) Namen der Direktions- und übrigen ausübenden Mitglieder, mit angeführten Rollenfächern.

a) Neu aufgeführte und neu einstudirte Schauspiele, Opern, Ballets u. s. w. vom 15ten Juli 1820 bis 15ten Juli 1821.

5) Verzeichniß der abgegangenen und neu engagirten Mitglieder, der gegebenen Gastrollen, Debuts und aller wissenswerthen Begebenheiten; als da sind: Veränderung der Direktion, Verhältnisse, unter welchen die Bühne besteht u. s. w.

Da das frühere Erscheinen des nächsten Jahrganges auch frühere Einsendung der Beiträge bedingt, so ersuche ich sämmtliche Bühnen-Vorstände oder Bühnen-Mitglieder, mir selbe vom nächstkommenden 15ten Juli an gefälligst ein zu senden: so zwar, daß sie wo möglich bis Ende Juli in meinen Händen seyn können. Einsendungen, die mir nach dem 15ten August zukommen, können nicht mehr aufgenommen werden und die Saumseligen haben es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn ihre Bühnen in dem Verzeichnisse aller Bühnen fehlen.

Wien, im Mai 1821.

J. W. Lembert,
K. K. Hof-Schauspieler.

Bühnen, denen Leipzig näher liegt, können ihre Beiträge dahin senden, unter der Adresse der Herbigschen Buchhandlung.

Commentar
zu
den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats
in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange.
Ein Handbuch für praktische Juristen.

Des ganzen Werkes 4ter Band in 2 Abtheilungen als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel:

Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation, Erbschaftskauf, Cautionen, Bürgschaften, Pfändern, Bodmerey, Hypotheken, Retentionsrechte, Deposition, Zahlung, Angabe an Zahlungsstatt, Compensation, Entsagung, Vergleich und Vereinigung der Rechte.

Von
Dr. M. C. F. W. Grävell,
Königl. Preuß. Regierungsrathe.

Die Besitzer der Ersteren Theile können, wenn sie wollen, auch diesen Band um den Pränumerations-Preis bekommen, wenn sie sich direkte an unterzeichnete Verlagshandlung wenden, und 2 Thlr. 16 Gr. Preuß. Cour. franco einsenden. Der Ladenpreis ist 4 Thlr.

Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

Verlagsartikel
von der
Creutz'schen Buchhandlung
in
Magdeburg
zur Leipziger Oster-Messe 1821.

A B C- und Lesebuch, wohlfeiles, mit 24 Abbildungen aus der Naturgeschichte und einer Vorschrift zum Schönschreiben, 8 geb. ill. 6 Gr.
schwarz 3½ Gr.

Kartenlegerin, die kleine, oder Kunst aus Karten wahrzusagen. Ein Unterhaltungsspiel für frohe Gesellschaften; 4te Aufl. 16. 4 Gr.

Umrisse, gesammelt auf einer Reise nach London, Amsterdam und Paris, von Archibald; mit acht Steindrücken, gr. 8. 1 Thlr. 21 Gr.

Wandcharte von Europa, nach den neuesten Eintheilungen entworfen in 6 gr. Fol. Bogen zum Zusammensetzen. Steindruck. (in Comm.) 1 Thlr. 8 Gr.

Wiggert, Fr., Vocabula latinae linguae primitiva. Handbüchlein der lateinischen Stammwörter, nebst Belehrung über abgeleitete und zusammengesetzte Wörter, so wie über die Quantität der Sylben. 2te verbesserte Aufl., 8. 8 Gr.

Parthiepreis für 50 Exempl. 8 Thlr. 8 Gr. netto.
für 25 Exempl. 5 Thlr. netto.

In der neuen Günterschen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen:

Darstellung des geographischen und statistischen Zustandes der europäischen Staaten und besonders der deutschen Bundesstaaten nach den neuesten Bestimmungen. Nebst einer Uebersicht der Gebirge und ihrer Höhen-Punkte in den europäischen und außereuropäischen Staaten und der bedeutendsten Flüße der deutschen Bundesstaaten. Fol. 12 Gr.

Gaupp, J., über das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staat. Mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung in der preußischen Monarchie. 8. geh. 12 Gr.

Weith, J. A., über sichtbare Abnahme des jugendlichen Frohsinns unserer Kinder und Jünglinge und aus welchen Hauptursachen sich diese Zeiterscheinung erklären lasse. 8. geh. 3 Gr.

Tscheggey, Dr. S. G., zwei Einführungsreden. 8. geh. 4 Gr.

Vorlegeblätter für den ersten Unterricht im Zeichnen, vom Leichten zum Schwerern fortschreitend, 24 Blätter in Steindruck. 12 Gr.

Anleitung zum Blumenzeichnen, in lythographischen Vorlegeblättern. Zum Gebrauch für Schulen und den Selbstunterricht 1ste Lief. 4. in Futteral. 14 Gr.
(Die 2te Lieferung erscheint in vier Wochen).

Vorzügliche Werke zum Gebrauch in Gymnasien, Bürger- und Landschulen:

Schulz, O., Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. 8 Gr.

Ramler, K. W., kurzgefaßte Mythologie, oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In 2 Theilen nebst einem Anhange, welcher die Allegorie enthält. Mit 14 Kupfertafeln. 5te verbesserte Auflage. 1 Thlr. 4 Gr.

P. Terentii Afri
Comoediae
E. Recensione Reichardi Bentleii
Ictus per accentus acutos expressi sunt, descentium commodo.

12. Ladenpreis 16 Gr.
Für Schulen ꝛc. bei 25 u. m. E. à 12 Gr.

Ohm, D. M. kurzes gründliches und leichtfaßliches Rechenbuch zum Unterricht auf Gymnasien und Bürgerschulen. 16 Gr.

Ohm, D. M. Elementar-Geometrie und Trigonometrie für Deutschlands Schulen. m. 1 Kupf. 12 Gr.
Jarnack, A., Erziehungs-Director, deutsche Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen. 1. 12 Gr.
2. 12 Gr.
Moritz, Prof. Karl Ph., allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen enthält. 8te vom Prof. Heinsius verbesserte Auflage. 18 Gr.
Förster, Dr. Fr., Grundzüge der Geschichte des preußischen Staats. 2 Bände. 1 Thlr. 4 Gr.
Jachmann, R. B., Director, lateinisches Elementarbuch. Eine Sammlung zweckmäßiger Stellen aus den Schriften des Cicero. 8. 12 Gr.
Leitfaden zum Elementarunterricht in der Geographie. 8. 5 Gr.
Cebes des Thebaners Gemälde mit Anmerkungen und Wortregister zum Gebrauch für Schulen, herausgegeben v. M. H. Thieme, Conrektor. 6 Gr.
Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse à l'usage des écoles par S. Ponge. 1 Cah. 8 Gr.
Nouvelle édition 2. Cah. 8 Gr.
Hahn, K., Neues Methodenbuch zum faßlichen Unterricht in der lateinischen Sprache für die ersten Anfänger. 1ster Cursus 8 Gr.
2ter — 6 Gr.
3ter — 10 Gr.
Das Nibelungenlied. Die Urschrift nach den besten Lesarten neu bearbeitet, und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen von A. Zeune. 1 Thlr.
Die Schule der Erfahrung für Alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit etwas werth sind. Warnende Thatsachen. 2te, zum Volks- und Jugendbuch umgearbeitete wohlfeilere Auflage. 14 Gr.
Grange, Rechenbuch oder Stufenfolge zur theoretischen und praktischen Erlernung der Rechenkunst in vier Cursus zum Gebrauch für Schulen.
1ster Cursus 6 Gr.
2ter — 10 Gr.
3ter — 10 Gr.
4ter — 1 Thlr. 2 Gr.
Vogel, P., die drei denkwürdigen Tage: der 18te Oktober 1813, 31ste März 1814 und der 18te Juni 1815. Für Schulen beschrieben. Mit einer einleitenden Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit der französischen Revolution. Zweite verbesserte Auflage 6 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Adolfino
der
seltene F...k...t.

Ein Roman für die elegante Welt von C. Fischer. 3 Theile. Neue Ausgabe. Mit Holzschnitten von Gubitz. 8. Leipzig. A. Wienbrack. 3 Thlr.

Inneres Leben, Mannigfaltigkeit der Situation, gute Diktion und sehr treffende Charakter-Zeichnung geben diesem Werke einen Platz unter unsern vorzüglicheren Romanen. Man begleitet den Helden mit fortwährender Spannung, durch tausend Irrwege, schicklich in die höchsten und niedrigsten Cirkel der menschlichen Gesellschaft geführt, und überall weiß der Verfasser uns gleiches Interesse für seine Dichtung einzuflößen.

Nicht lange erst sind bei Kollmann in Leipzig erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29., zu haben:

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814.

Aus dem Tagebuche eines Freiwilligen. 2 Theile. 8. 2 Thlr.

Ueberall hat diese Schrift bei Allen, welche den großen Kampf der Jahre 1813 und 1814 mitgefochten, die lebhafteste Theilnahme erregt; denn der Verfasser wußte das wahre Leben eines Kriegers recht gemüthlich in die Erinnerung zurück zu führen.

Reise ins Eismeer

und nach den Küsten von Grönland und Spitzbergen im Jahre 1801. Nebst einer genauen Beschreibung des Wallfischfanges von F. G. Köhler. Mit zwei Kupfern. 8. 12 Gr.

Ein Warnungs-Büchlein für alle junge Leute, sich nicht aus Neugierde oder Sucht nach Abentheuern zu einer ähnlichen Reise verleiten zu lassen.

Lebenserfahrungen, Unglücksfälle, Feldzüge und Reisen eines Weltbürgers.

Herausgegeben von F. C. Perrin-Parnajon (Verfasser mehrerer militairischen, geographischen und historischen Werke). 2 Bände. 2 Thlr. 16 Gr.

Der erste Theil enthält das frühere Leben und die Feldzüge. Der zweite Theil die Reisen von Deutschland nach Neapel, von Neapel über Antwerpen nach Boston, von Boston über Algier nach Constantinopel, von da nach der Insel Corfu und Athen, und wieder über Marseille nach Deutschland zurück.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Das Ganze der Taschenspielerkunst

ohne großen Apparat und Kosten die seltensten und auffallendsten Zauberstücke zu machen. Zum geselligen Vergnügen. Nach Eckardshausen, Guyot und Pinetti heraus gegeben von Agrippa von Nettesheim. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 erläuternden Kupfern. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis, sauber geheftet 1 Thlr.

Nur einige Tage mit Aufmerksamkeit in diesem Büchelchen gelesen, und man kennt das ganze Geheimniß der Taschenspielerkunst. Wer in den darin enthaltenen Kunststücken einige Fertigkeit erlangt hat, der kann große und kleine Gesellschaften auf die froheste und angenehmste Art belustigen und sich den Namen eines guten Gesellschafters verdienen.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 106ten Blatte des Gesellschafters.

Berlin. (Schluß) Besonders wohlthuend wird es den zeitigen Partieen — von denen eine den Seufzer aus der Menschenbrust sich gern mit hundert Instrumenten versinnlichen läßt und den Gesang der Nachtigall nur noch bei voller Orchester-Begleitung goutirt, die andere dagegen Leben und Sterben, Lust und Entsetzen mit Polonaisen-Tandeleien will abgemacht wissen — besonders wohlthuend, sagen wir, wird es denen, wenn sie es glücklich vermittelt haben, daß dieser Componist durch und durch nur romantisch sey. Es ist eine Qual, wenn man das Eine nicht bedenken und doch das Andere gern sagen will. Wir sind vollkommen davon überzeugt, Jeder, wenn er die Natur der Musik zu erfassen weiß, müsse gar bald erkennen: daß sie keinen andern Charakter als den der Romantik haben kann, die sich jedoch nuancirt nach der Individualität eines Volkes, eines Künstlers u. s. w. Will man der Musik einen wechselnden Standpunkt anweisen und auch sie zu einer Repräsentantin modischer Begierden machen, so wird sie, trotz aller Mittel, mit denen man sie ausstattet, dennoch nicht bei Vermögen bleiben. — Es ist überhaupt das Bezeichnen der Gefühle, etwa nach Maasgabe der Zeiten allein, eine ganz eigene Sache; diejenigen aber, die sich nicht mit den Wörtern begnügen, sind wohl sehr davon durchdrungen, daß auch die sogenannten antiken Zeiten ihre Romantik hatten, nur von dem Volksglauben etwas anders geschmückt. So sind z. B. — um andere Fingerzeige zu vermeiden, die sich eben nicht geben lassen — die griechischen Mythen und Homers Dichtungen voller Romantik, da diese nicht durch Zeit und Gegend beschränkt ist, sondern aus dem innersten Gemüth hervor geht, das man der Menschheit in keiner Geschichts-Periode absprechen darf. Am wenigsten aber möchte nun gar das Wörtlein heroisch ein Gegensatz von romantisch seyn. Doch — lassen wir das, um ein ander Mal darauf zurück zu kommen! — Jetzt galt es nur die Andeutung: daß Carl Maria von Weber die ewige Heimath der Musik genau kenne und sich gewiß nicht zu einem conventionellen Styl wird verleiten lassen, da er die Natur, den Inbegriff der ganzen Kunst, hat; vielmehr bemüht er sich, die Hoffnungen, die wir zur Ehre des deutschen Ruhms von ihm hegen, noch immer wahrhafter zu erfüllen. Er sieht ja sein Bestreben auch nach Verdienst geachtet — bei uns hat das Publikum ihm jedes mögliche Zeichen der lebhaftesten Theilnahme gegeben — und wir freuen uns, daß der Graf Brühl schon vor mehreren Jahren einen — damals leider nicht gelingenden Versuch — machte, diesen, für unser Kunstleben so ganz geeigneten Componisten, den Berlinern zu gewinnen. Mag dieser Versuch Hindernisse gefunden haben, der Wille schon bezeuge die richtigste Umsicht und verdient herzlichen Dank. — Die Darstellung jener Oper war in aller Hinsicht vorzüglich und wir dürfen es den Hauptpersonen nachrühmen, daß sie wetteiferten, ein schönes Werk mit vollen Kräften zu unterstützen. Mad. Seidler (Agathe), Dem. Eunicke (Annchen), Hr. Blume (Caspar), Hr. Stümer (Max), leisteten sämmtlich, was sich nur irgend von vorzüglichen Künstlern erwarten läßt. Eine Meinung, Annchen betreffend, haben wir schon bei Betrachtung des Gedichts geäußert, und ein paar Bemerkungen, die sich etwa noch aufdringen ließen, wollen wir lieber den Künstlern allein vertrauen, haben es zum Theil schon gethan, da sie gar zu unbedeutend sind, um hier Raum fordern zu dürfen. Auch die kleinen Rollen „Ottokar“, „Kuno“, „Eremit“, „Samiel“, „Kilian“ und „Brautjungfer“ werden von den Herren Rebenstein, Wauer, Gern d. V., Hildebrand, Wiedemann und Dem. Reinwald mit Sorgfalt gegeben, und nur eine Nebenperson, ein Jäger, der uns bisher noch eben keine Beweise von Bedeutsamkeit gab, schien immer sagen zu wollen: Für diese Rolle bin ich zu gut! welches wir, als unschicklich gegen das Publikum, freilich rügen müssen. — Hinsichtlich der Dekorationen bewahrte Hr. Gropius abermals ausgezeichnete Talente, und die ganze Ausstattung und Anordnung vereinigte überhaupt Kenntniß und Anstand in dem ausgezeichneten Grade, den wir schon gewohnt, aber auch stets als würdig an zu erkennen bereit sind. Gz.

Paris. Eine der größten, so wie vielleicht der gelungensten neuesten Leistungen der Malerkunst ist ohnstreitig das seit dem 3ten Mai d. J. im hiesigen Königlichen Museum aufgestellte Bild Gerard's, den Einzug Heinrichs des Vierten in Paris darstellend. Eine vom Künstler selbst gelieferte historische Notiz giebt den Standpunkt zum Verständniß des durch sich selbst ausdrucksvollen Bildes deutlich an. „Ohnstreitig“ sagt der Künstler, „bildet jener Augenblick eine der merkwürdigsten Epochen unserer Geschichte, wo Heinrich IV., der beste und tapferste der Fürsten, auf die Liebe und Treue seines Volkes vertrauend, seinen Einzug in Paris hielt. — Am 22sten März 1594 ward der König, an der Spitze eines Theiles seiner Armee, vom Grafen von Brissac, Gouverneur der Stadt, am neuen Thor empfangen. Mit voraus reitendem Vortrabe und unter den lautesten Zurufungen der unzähligen Volksmenge betrat er die Stadt. — Dies ist das ehrfurchtgebietende Schauspiel, das dem Künstler zum Gegenstand gegeben war; die verschiedenen Gruppen des Bildes deuten alle durch jenen wichtigen Tag geweckten Empfindungen an, der nach so langen Jahren der Unordnung und dem Unglück ein Ziel setzte. — Im Mittelpunkt erscheint Heinrich IV.; seine Züge wie seine Stellung drücken die Tugenden seiner Seele und die Gefühle aus, wovon sie erfüllt ist: eine edle und reine Freude, ein freies, großmüthiges Vertrauen blickt aus ihnen, und er scheint sich dem Volke hinzugeben, das sich ihm ergiebt. — Zur Rechten ist das historische Bild Brissac's, der den König seit seinem Eintritt nicht verlassen hat, und der in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit des Fürsten auf die versammelte Municipalbehörde lenkt, an deren Spitze der Voigt der Handelsinnung, jener muthige L'Huillier erscheint, der den friedlichen Triumph Heinrichs bereitete, und der unter den Wohlthätern des Volkes als unvergeßlich genannt zu werden verdient. — Um den König drängen sich Montmorency, Crillon und der Marschall von Retz. — Links scheint sich Biron, umwölkt vom Schleier seiner traurigen Zukunft, im Schatten zu verbergen. Auf derselben Seite erkennt man den damals in der Blüthe des Alters stehenden Sully; er hält den Helm des Königs, umschattet vom dreifachen Busch: der Ausdruck von Aufmerksamkeit und Ueberlegung belebt seine Züge; er bewacht das Leben seines Herrn mit der Sorgfalt eines Freundes. Ihm zunächst scheint der glänzende Bellegarde einer minder wichtigen Sorge nachzusinnen. — Weiter auf jener Straße, wo der König durchziehen wird, nähert sich der Marschall von Matignon. Seine Bewegung drückt den Enthusiasmus aus; denn eben hat er eine Abtheilung von Lanzknechts zurück geworfen, die einigen Widerstand geleistet hatte; die einzige Begebenheit, die den schönen Tag trübte. — Im Vorgrund heftet Saint-Luc d'Epinay seinen Blick auf einige Parteigänger der Ligue, deren Verblendung er beklagt, und versucht, indem er denselben den König zeigt, sie durch das Bild der Güte und der Großmuth zu bewegen. — Am andern Ende des Bildes freut sich ein Greis, mit gen Himmel gekehrtem Blicke, dankbar des

Glückes, das ihn sein hohes Alter kaum hoffen ließ. — Ein Weib, knieend und in jene Trauer gehüllt, die nur zu oft die Folge des bürgerlichen Zwistes wird, fühlt bei dem Anblicke des Königs neue Regungen gegründeter Hoffnung, die sie ihrem verwaisten Sohne mittheilt. — Ein Bürger und ein Krieger umarmen sich. Der Krieger schwingt die alte Fahne, Zeugin der vielen Siege. — Nahe bei, auf dem Vorgrunde, sieht man den Viertelsmeister (quartenier) Neret, jenen Bürger, dessen Name in der Geschichte genannt zu werden so wohl verdient; er schreitet zwischen seinen beiden Söhnen vor, die mit ihm das neue Thor bewachten und die sich des verdienten Vaters so würdig zeigten, als jenes Thor sich dem Könige öffnete. — Ein Volkshaufe, der in verschiedenen Gebehrden den gemeinschaftlichen Wunsch Frankreichs ausdrückt, drängt sich vor dem Zuge her. — Trompeten verkündigen in den verschiedenen Theilen der Stadt die glückliche Nachricht. — Im Hintergrunde erhebt sich das neue Thor, durch welches die dem König folgenden Truppen zogen; man erblickt einen Theil der Apollo-Gallerie, Monumente, die unter den vorhergehenden Regierungen angefangen und während des Bürgerkriegs unterbrochen worden waren. — Näher, auf einem Erker, scheint das Auge eine weibliche Gestalt zu erkennen, deren Namen (Gabriele) sich der Zuschauer mit Vergnügen erinnert. — Auf entgegengesetzter Seite zieht sich das linke Ufer der Seine dahin: man erblickt einige Häuser zerstreut mitten in jenen Feldern, auf denen seitdem die glänzenden Gebäude der Vorstadt St. Germain erbaut worden sind. Die Hügel von Meudon begränzen den Horizont. — Endlich deuten die auf dem vordersten Grunde des Bildes zerstreut liegenden zerstörten Bollwerke und gebrochenen Waffen die letzten Hindernisse an, die von heldenmüthigem Eifer überwunden und durch treue Hände geebnet worden sind." — Den mit Liebe aufgefaßten Gegenstand hat der Künstler mit Meisterhand ausgeführt. Adel in den Gestalten, Ebenmaaß in den Gebehrden, reiche und verständige Gruppirung zeichnen dieses gelungene Gemälde aus, woran noch insbesondere zwei schöne, in der französischen Kunstschule nur zu oft vermißten Eigenschaften erkannt werden; nämlich Reinheit des Ausdrucks, der nirgends übertrieben oder verzerrt ist, und Geschmack in den Trachten und dem Kolorit, bei welchem das Grelle weislich vermieden ist. Erhaben und hehr ragt das vom Helme entblößte Haupt des Monarchen empor, zieht die Blicke an, und hält die Einheit des Bildes fest, ohnerachtet der mannichfach gebildeten einzelnen Gruppen. Die Physiognomien haben Leben und deuten alle, unter verschiedenartigem Ausdruck, auf theilnehmende Freunde an der großen, geschilderten Begebenheit hin. Die Carnation kann als vorzüglich gelungen angesehen werden und das Ganze bringt den glücklichen Effekt hervor, daß kein Kopf, so nahe ihm auch andre stehen mögen, von diesem verdeckt wird. — Rügen dürfte man wohl an dem vortrefflichen Bilde, daß die Gegenstände der Architektur in demselben nicht ganz in richtigem Verhältnisse zu den fast mehr als lebensgroßen Figuren stehen, und daß der Erker, auf welchem man die schöne Gabriele mit ihrer Umgebung entdeckt, in zu nahe gemalter Ferne erscheint. — Der Künstler hat die Ehre erlangt, daß sein Bild in dem Eingangssaale der großen Gemäldegallerie im Louvre aufgestellt worden ist, da sonst die Werke lebender Künstler im Luxembourg ihren Platz finden. — Das Gemälde ist schon von den ersten Tagen an Gegenstand fleißiger Studien geworden, und man darf daher hoffen, es vielleicht bald durch einen guten Kupferstich bekannt werden zu sehen. M.

H a m b u r g. Wohl hatten die Berliner Recht, dem Talent und der Schönheit der Mad. Neumann, dieser anmuthigen Künstlerin, Huldigungen dar zu bringen. Auch hier fand dieselbe eine so ausgezeichnete Aufnahme, daß sie gewiß alle Hoffnungen und Wünsche der bescheidenen Frau übertroffen hat. Selten sah man noch in dieser für die Kunst nachtheiligen Jahreszeit das Haus so besetzt, als bei dem Erscheinen dieser Künstlerin auf der hiesigen Bühne, welche die Reihe ihrer Gastrollen mit Beck's „Quälgeistern" (Shakspeare's „Much ado about nothing") eröffnete. Da man die Rolle der „Isabelle" in diesem Stück auch in Berlin von der Mad. Neumann sah und beurtheilte, so füge ich bloß hinzu, daß sie den größten Beifall darin erndtete und am Schluß hervor gerufen ward. — Die zweite Gastrolle war die „Luise" in „Kabale und Liebe", und wenn am Schluß dieses Stückes einige Zeichen der Mißbilligung von Seiten des Publikums, wohl eher gegen Herrn Neumann als gegen seine Gattin, laut wurden, so gingen sie vielleicht nur von denen aus, welche die Fehler des Stückes den darin auftretenden Künstlern allzu sehr entgelten ließen. Diese Jugend-Arbeit eines großen Mannes — uns fast unverständlich geworden in den darin aufgestellten Charakteren, weil, Gottlob! jene Zeit der schwärmerischen Empfindelei früherer Decennien längst vorüber ist — sollte billig von allen guten Bühnen jetzt verbannt seyn, weil dieses Stück fast immer die Klippe auch des größten Talentes ist. Es paßt nicht mehr für unsere Zeit, wo die deutsche Literatur, von ihren Schlacken besser gereinigt, sich wieder der erhabenen Einfachheit nähert, zu der auch Schiller, in seinen unsterblichen Werken späterer Zeit und größerer Ausbildung, hinan strebte. — Ein Charakter, wie der der Luise, ganz versunken in Sentimentalität und Liebeschwärmerei, wird wohl nirgends oder nur sehr selten noch gefunden; in den Jahren, wo Schiller sein Stück schrieb, war er vorherrschender Mode-Charakter und überall stieß man auf Ferdinande und Luisen. Auch sind dem Adelstolz jetzt mehr und mehr die Schwingen gestutzt, und Präsidenten, wie Walther, findet man schwerlich; denn wenn auch gleiche und vielleicht noch größere Adels-Anmaßung in Manchem lebt, so wage sie doch in einer Zeit nicht mehr ans Licht zu treten, wo sogar ein freies, großartig gesinntes Volk, die Norweger, im Storthing die Vorrechte einer privilegirten Caste abschaffte. Wenn ähnliche ältere Stücke von Iffland, Schröder und mehreren Andern von der Bühne verbannt wurden, weil sie nicht mehr für die Zeiten passen wollten: warum denn mit Schiller's „Kabale und Liebe" eine Ausnahme machen? Ist's vielleicht darum, weil der Name eines großen Mannes davor steht? Herrscht auch unter den Dichtern und Schriftstellern ein verderblicher Casten-Geist? Der treffliche Sänger Uhland sagt in dem Einleitungs-Gedicht zum „Dichterwalde" so schön als wahr:

> „Heilig achten wir die Geister,
> Aber N a m e n sind uns Dunst;
> Würdig ehren wir die Meister,
> Aber frei ist uns die Kunst!"

Alles was sonst dem Mimen zu Hülfe kommt, um sein Erscheinen angenehm zu machen, geht der Rolle der „Luise" ab; denn weder die Kleidung darf gewählt seyn, noch das verschönernde Roth auf den Wangen glänzen; bleich, armselig gekleidet, tritt die Künstlerin vor uns hin, und was sie im gewöhnlichen Leben vielleicht zu einer interessanten Erscheinung machen würde, eben diese schmachtende Blässe, raubt ihr hinter der entstellenden Lampenreihe alle Reize. Warum sieht man aber so oft noch jetzt Künstlerinnen bei Gastspielen zu dieser Rolle greifen? Glauben sie etwa, ein besonderes Talent darin entwickeln zu können? Gewiß nicht: denn die Schauspielerin, welche die Luise auf eine Art darstellen will, daß sie der Kritik genüge, darf nicht eine Anfängerin, darf folglich nicht mehr j u n g seyn, und doch ist wieder Jugend das erste Erforderniß dieser Rolle. Hr. Neumann als „Ferdinand" genügte weniger, als seine Gattin, und es ging nahe bei ärgerlichen Auftritten an diesem Abend her. Man vermißte Wärme und Leben in diesem Ferdinand; Eigenschaften, deren er nicht entrathen kann, um zu gefallen, obgleich diese Rolle bei weitem dankbarer als

die der „Luise“ ist — Im vollsten Glanze zeigte sich die Künstlerin am darauf folgenden Abend, wo man das Vorspiel: „Der Kuß und die Ohrfeige“, eine unbedeutende Kleinigkeit, und Iffland's „Hagestolzen“ gab. Aus der „Rosalinde“ im ersteren Stück war gar wenig zu machen, daher schnell zu den „Hagestolzen“, wo Mad. Neumann sich als „Margarethe“ in einer Lieblichkeit und Anmuth der Unschuld zeigte, wie man sie selten gesehen haben wird, noch vielleicht in Zukunft sieht. Ein süßer Zauber umfloß die reizende Gestalt bei dieser Darstellung, Alles war Leben, Wahrheit und heilige Natur in ihrem Spiel, die Täuschung der Sinne ganz vollkommen. Wer sie in diesem Stücke sah, wird nie den Augenblick vergessen, als sie das einfache Lied mit der schönen, rührenden Stimme sang, die tief das Herz erfaßte, eben weil sie ganz kunstlos war und frei von aller theatralischen Ausschmückung; so sollte immer gesungen werden, und nie anders! Der Beifall des Publikums war unbegrenzt, sowohl nach Beendigung des Liedchens, als am Schluß des Stückes; auch rief man die Künstlerin hervor, so wie unsern Herzfeldt, der in der That den „Reinhold“ recht brav spielte, wenn gleich vielleicht für einen Mann von 40 Jahren etwas zu grämlich. Wirklich meisterhaft war das Spiel der Mad. Marschall als „Base Reinhold“, wie diese Frau überhaupt recht sehr viel stille Verdienste um das Gelingen mancher Stücke auf unserer Bühne hat. — „Maria Stuart“ folgte den „Hagestolzen“, eine eben so dankbare Rolle, als die der „Luise“ undankbar ist. Alles vereinte sich zu Gunsten der Künstlerin, Gestalt, Dichtung und Organ; für das hiesige Publikum lieh eine auffallende, rührende Aehnlichkeit mit der verstorbenen Herzfeldt, die man so gern als „Maria Stuart“ sah, der Mad. Neumann ein erhöhtes Interesse; daher war der Beifall, der ihr an diesem Abend zu Theil ward, auch allgemein. Die sehr prächtig gewählte Kleidung des letzten Akts lieh ihr neue Reize, und die Vorliebe, die das hiesige Publikum schon für sie gefaßt hatte, verdeckte selbst die Mängel, welche hie und da bei der Darstellung durchblickten. So gelang allerdings die erste, schöne Scene des dritten Akts: „Laß mich der neuen Freiheit genießen“ u. s. w. nicht ganz vollkommen, und wird es vielleicht erst, wenn Mad. Neumann diese Rolle recht oft gespielt hat, wie sie denn überhaupt dieselbe wohl noch zu jugendlich nimmt und allzu viel theatralische Deklamation einmischt. — Die folgenden Gastspiele zu besuchen, wurde Referent behindert, bis er am 19ten Juni, bei der Aufführung der „Donna Diana“, zugegen seyn konnte. Die „Donna Diana“ gehört mit zu den schwersten, wenn gleich auch belohnendsten Rollen unserer Bühne. Der Uebergang von der grenzenlosesten Abneigung gegen das männliche Geschlecht bis zur heißesten Liebesgluth zu einem Mann muß gehörig motivirt und sehr allmählig gesteigert werden; das erstere ist die Sache des Dichters, das letztere die der Künstlerin ganz und gar. Dies Ringen zwischen Stolz und Liebe ist keine kleine Aufgabe; die feinsten Nüancen in Blicken, Gefühlen und Worten müssen beachtet und gezügelt werden, kein unbewachter Moment darf sich einschleichen, wenn nicht das ganze künstliche Gebäude des feinen Spaniers zusammen sinken soll. In einzelnen Augenblicken leistete Mad. Neumann Alles, was die strengste Kritik nur zu fordern berechtigt ist, in andern aber wieder nicht; doch ist hier weder der Raum noch der Ort, dies mit gehöriger Weitläuftigkeit aus einander zu setzen. Das Publikum bezeigte lebhafte Theilnahme; dem Referenten gefiel jedoch die „Donna Diana“ weniger, als die andern Leistungen der Künstlerin. Am 20sten Juni war die Benefiz-Vorstellung des Künstlerpaares und man hatte die „Fanchon“ dazu gewählt. Das Haus war, wie zu erwarten stand, gedrängt voll, und Mad. Neumann erndtete als „Fanchon“ eben den Beifall, den sie am Abend vorher im Verein mit unserm Jacobi, der den „Don Cesar“, und Lebrun, der den „Perin“ gab, von Seiten des Publikums genoß. — So weit über die Leistungen der mit Recht in Berlin so gefeierten Künstlerin. Es erheben sich hier wie dort Stimmen, welche den Wunsch aussprechen: O möchte sie bei uns bleiben! Es wird selten ein so reines, wohltönendes, biegsames Organ, als das ihrige, auf der Bühne gefunden; mit etwas mehr Uebung muß auch gewiß eine allzu starke Senkung der Stimme, die zuweilen bemerkt wird, verschwinden, und dadurch möchten die Uebergänge vom höchsten Affekt der Rede bis zu den sanftesten Schmeichellauten weniger schroff werden. Ueber die noch folgenden Gastrollen nächstens. — Weniger glücklich, als seine Gattin, war Hr. Neumann in Hinsicht des eingeerndteten Beifalls; er wollte weder als „Ferdinand“ noch als „Mortimer“ gefallen und in der That scheint er auch kein Talent für das Tragische zu haben; möge er sich dann in andern Fächern versuchen, um zu erproben: ob ihm überhaupt Geschick für die Bühne verliehen worden! — Vom farbigen Tummelplatz Melpomenens und Thaliens wende ich mich auf einige Augenblicke zu ernsteren Gegenständen, und zwar zu betrübenden — auf ein sehr verdorbenes Kind, dem man wohl den Namen eines kleinen Bösewichts geben kann, ohne ihm zu nahe zu thun. Einem recht würdigen Schullehrer unserer Stadt, dem Hrn. H., ward ein Knabe in Pension gegeben, der von jeher eine so bösartige Natur gezeigt hatte, daß sich seine Anverwandten nicht damit befassen mochten, ihn um sich zu haben und für seine Bildung und Besserung zu sorgen. Alles ward von Seiten des würdigen Lehrers versucht, auf Herz und Gemüth des jungen Unglücklichen zu wirken, und auch zu Zeiten zu einer heilsamen Strenge geschritten; aber nichts wollte fruchten, und verstockt und bösartig, wie er gewesen war, blieb er. Mit Trauer sahen dies die Anverwandten desselben, und unterließen auch von ihrer Seite nichts, was heilsam auf ihn wirken konnte. So sandte die Großmutter des nunmehr vierzehnjährigen — mit ausgezeichneten Verstandeskräften begabten Knaben — vor einigen Tagen einen Diener mit einer Einladung für den Enkel in die Pensions-Anstalt, jedoch mit dem Bedeuten: sie wünsche ihn nur in dem Fall bei sich zu sehen, wenn er an dem Tage seine Schuldigkeit gethan habe. Das war denn freilich wieder nicht geschehen; aber Hr. H. legte dennoch ein gutes Wort für seinen Eleven ein, und bat, man möge es ihm für diesmal nachsehen. Der Diener hatte jedoch den strengsten Befehl, ihn in dem Fall nicht mit zu bringen, und der Zögling mußte zu Hause bleiben. Schon oft waren dem Lehrer Schlüssel und andere Dinge weg gekommen; der junge Unglückliche hatte sie, wie es sich neulich ausgewiesen, entwendet; eben so hatte er sich auch des Schlüssels zum Pult des Lehrers bemächtigt, und diesen benutzte er jetzt, um einen Theil seines Racheplans aus zu führen. Er wußte nämlich: daß Hr. H. in seinem Pult ein Rechnungsbuch bewahre, worin die Summen verzeichnet standen, welche er an Rückständen ein zu fordern hatte, die sich auf eine bedeutende Summe beliefen. Dieses Buch nahm der junge Bösewicht, vertilgte es ganz und gar, damit der Lehrer um jenes Geld gebracht würde; dann begab er sich in die Küche und häufte dort eine Menge Brenn-Materialien. In dem Geschäft des Feuer-Anlegens von einem Eintretenden gestört, der ihn bei der Feuerung beschäftigt sah, ohne jedoch seine Absicht zu ahnen, begab er sich mit diesem aus der Küche hinweg, kehrte aber nach einer halben Stunde zurück und vollendete sein Bubenstück so glücklich, daß nach kurzer Zeit das ganze Haus mit Dampf angefüllt war. Während nun alle Bewohner desselben voll Angst und Unruhe umher liefen, um den Ort aus zu kundschaften, von woher das Feuer komme, sah der Anstifter aus dem Fenster und pfiff in die Gasse hinab. Nachdem man mit großer Anstrengung dem weiteren Ausbruch des Feuers zuvor gekommen war und sich Alle ängstlich fragten: wie es entstanden seyn könne? wandte er sich mit einem Hohngelächter zu der Familie und sagte: „Ich habe es angelegt, damit Ihr Alle verbrennen solltet, weil Ihr mein Vergnügen gestört habt!“ — Man warf

das Ehepaar aus dem Hause und es ist jetzt von der betrübten Familie in eine andere Pension gegeben worden. Ich aber lege der Menschheit die Frage vor: Hatte dieser kleine Unmensch nicht eine harte, öffentliche Züchtigung verdient? wäre es nicht eine Sache der Polizei gewesen, sich desselben zu bemächtigen, und ein Beispiel der Warnung zu geben? Sollten überhaupt nicht Corrections-Häuser (die mit wirklichen Zuchthäusern aber nichts gemein haben müßten) für solche kleine — — errichtet werden, wo durch zweckmäßige Belehrung, entweder auf ihre Besserung abgezielt, oder wenn diese nicht zu bewirken wäre, sie für die menschliche Gesellschaft dadurch unschädlich gemacht würden, daß man sie immer daselbst fest hielte? Referent kennt mehrere unglückliche Familien, die in ihrem Kreise ein so verworfenes Mitglied haben, mit dem sie sich nicht zu rathen wissen, und das Keiner bei sich aufnehmen will: wäre es nicht eine wahre Wohlthat für diese, wenn es Anstalten gäbe, wohin sie solche bringen könnten, ohne Gefahr zu laufen, den letzten Keim des Guten in ihnen erstickt zu sehen? Freilich würde eine solche Anstalt von wahrer Menschenliebe begründet, durch ächte Humanität gepflegt und gefördert werden müssen, und nur sehr edle, hochbegabte Menschen dürften an der Spitze der Verwaltung stehen; aber welch ein Segen für die ganze Menschheit würde auch aus einem solchen Institut hervor gehen, wie groß und erhaben könnte der Wirkungskreis Dessen werden, dem es vergönnt wäre, hier zu schaffen? Haben wir doch Blinden- und Taubstummen-Institute, Häuser, wo Wahnsinnige gepflegt werden; warum denn nicht eine wohl eingerichtete Corrections-Anstalt für Moralisch-Gebrechliche, für die noch Besserung zu hoffen ist?"

— Sa —

Dresden. Die Arbeiten zur Abtragung der Festungswerke und zu Verschönerung der Stadt, gehen während dieses Sommers unter Leitung der angeblichen Verschönerungs-Commission, einen sehr langsamen, fast unmerklichen Gang. Von Verfolgung eines allgemeinen Plans dabei, ist nur so viel zu sehen, daß man eine ziemlich schmale, und zwar nur für Fußgänger eingerichtete und bestimmte Allee über die Demolirungsplätze um einen Theil der Stadt herum zieht. Der übrige gewonnene Raum wird an einzelne Besitzer zu Erbauung von Häusern, oder zu Anlegung von Gärten abgelassen. Auch ist durch das Verschwinden der Wälle die Kehrseite von manchen anstoßenden Häusern an das Tageslicht gekommen, die offenbar nicht dazu bestimmt war. Dennoch hat die Stadt an Helligkeit der Straßen, an Reinheit der Luft und an Freundlichkeit des Ansehens ungemein gewonnen, und noch ist Gelegenheit zu mancher erfreulichen Anlage vorhanden. Die Stadtthore sind alle verschwunden, und die Stadt selbst ist durch Verbindung mit den Vorstädten und durch Einverleibung der Letzteren in dieselbe erweitert; überall blicken Alleen, grüne Hecken und Gärten durch, unter welchen größere und kleinere freie Plätze entstehen. Hier und da bemerkt man jedoch Anordnungen, die weder im Sinne der Verschönerungs-Commission, noch weniger aber der Committentin, die dieser Commission den Namen leiht, seyn können: so die Sperrung der zwei mit den Haupteingangs-Alleen am sogenannten schwarzen Thore correspondirenden Seiten-Alleen, und die unter der falschen Firma „lucri bonus odor" geschehene Anlegung der sehr unsaubern Buden an den neuen Promenaden und freien Plätzen, wo Brannt-wein- und Bratwurst-Genüsse für die nahegelegenen Wachthäuser feil geboten werden. — Auch sieht man jetzt in Dresden ziemlich viel neue Gebäude aufführen; nur schade, daß auf den Styl und die Stellung derselben gar keine Rücksicht genommen wird. „Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine" sagt Göthe in Wilhelm Meister's Wanderjahren: hier aber bauet man sie frisch zu. — Das größte unter den unternommenen Werken dieser Art, ist die Errichtung einer Zuckerfabrik, bestehend aus einem Haupt- und zwei Seitengebäuden, nahe der Brücke am Elbufer gesetzt: die schräge Richtung, in welcher sie aufgeführt sind, ist Ursach, daß von keinem betretenen Theil der Stadt eine Haupt-Ansicht derselben gewonnen werden kann. Uebrigens giebt der gegenwärtige niedrige Preis des Zuckers, den zu überbieten kaum möglich scheint, die gegründete Hoffnung, daß die Stadt noch mit den ihr angedrohten Ochsenblut-Räucherungen verschont und die so schön gelegenen Gebäude vielleicht zu anderem Zweck verwendet werden dürften. — Aller Aufmerksamkeit würdig ist die, seit dem vergangenen Jahre hier bestehende Anstalt des Apothekers und vorzüglichen Chemikers, Hrn. Dr. Struve, zu Bereitung chemisch zusammen gesetzten Karlsbader Wassers, das durch die gemachten Erfahrungen schon so vorzüglich bewährt gefunden worden ist. In einer an einem Gartenhause gelegenen Halle steht der chemische Apparat, der täglich, nächst Karlsbader Sprudel und Neubrunnen, auch Marienberger Kreuzbrunnen und Selterwasser liefert. Ein bedeckter Gang, der noch erweitert wird, bietet Zuflucht vor dem Regen, und ein freundlicher Garten, mit Ausgang auf das freie Feld, Raum zum Ergehen für die Trinkenden. Hier versammelt sich in der frühesten Morgenstunde eine Anzahl von bereits anderthalbhundert Personen, Einheimische und Fremde, die mit bestem Erfolg das Wasser der vorgenannten chemischen Quellen trinken. Ein Musik-Chor soll in Zukunft zu mehrerer Erheiterung der Versammlung durch seine Töne beitragen. Dem verdienstvollen Erfinder dieser chemischen Mineralwasser-Zubereitung sichert ein zehnjähriges Privilegium die Deckung der aufgewendeten und noch auf zu wendenden Kosten. Ein vorzüglicher Vortheil des also bereiteten Wassers ist, daß es verschickt werden kann, während das natürliche bei der Versendung oft ungemein leidet. Zu wünschen wäre noch, daß Hr. Dr. Struve mit seiner Anstalt ein, auch im Aeußeren mit Liberalität aus zu stattendes geräumiges Badehaus verbände, woran Dresden so empfindlichen Mangel leidet, und worinnen, nächst der nöthigen Anzahl gewöhnlicher, auch Dusch- und Dampfbäder an zu bringen wären. — So bietet denn Dresden seinen beständigen Einwohnern sowohl, als den besuchenden Fremden, nicht allein für ästhetischen und Natur-Genuß, sondern auch für physisches Wohlbefinden die erfreulichsten Aussichten.

E.

Auch die Türken haben ihre Bülletins. Als vor einiger Zeit der Vezier Ismael Pascha einen Vortheil über Ali-Pascha erfochten hatte, sandte er einen langen pomphaften Bericht darüber nach Constantinopel, der mit diesen Worten schloß: „Sobald Ismael Pascha den Kampf hörte, gab er seinem edeln Renner die Sporen. Mit dem Ruf: Mahomet! ging's voran, Emir Pascha ihm nach, und die rasenden Löwen richteten in Kurzem ein solches Blutbad an, daß meine Hand müde werden möchte, wenn ich die Listen aller der Köpfe anfertigen wollte, welche wir absäbelten! Der Kürze wegen sey mir erlaubt zu sagen, daß das Blut wie ein entfesselter Strom floß." (Quotid.)

Als der französische Gesandte, Herr v. Choiseul, im Jahr 1816 Asien besuchte und in die Ebene von Troja gelangt war, um den alten berühmten Kampfplatz zu beschauen, ließ Hassan Pascha, der die Ankunft des Hrn. v. Choiseul erfahren hatte und seinen Muth ein wenig auf die Probe stellen wollte, plötzlich einen — gezähmten — Löwen dicht neben ihn hinführen. Choiseul erschrack indeß nicht im mindesten, sondern sagte ganz [illegible]: „Ein schönes Thier!" — Der Pascha konnte sich nicht enthalten, aus zu rufen: „Wahrlich, die Franzosen sind brave Männer!" (Gaz. d. Fr.) Diese Anekdote erinnert an sehr [illegible] — Berichterstatter.

Bei dem letzten ungeheuern Sturm in Tunis entstand plötzlich eine für jene Zonen so ungewöhnliche Kälte, daß die Berge jenseits Tunis, welche sonst von glühendem Sande dünsten, sich förmlich in einen Mont-Cenis voller Schnee verwandelten, worüber Alles in Entsetzen gerieth. (Courier fr.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 114ten Blatte des Gesellschafters.

Berlin. Am 11ten Juli zum ersten Mal: „Das öffentliche Geheimniß", Lustspiel nach Calderon und Gozzi, von Lembert. Nach Calderon allein (die treffliche Uebersetzung von Gries dabei mehr noch benutzt) wäre besser, der Titel „das laute Geheimniß" bezeichnender. Ein öffentliches Geheimniß ist es nicht, da es unter den Liebenden bleibt. Der „Alessandro" hätte, wie der Hülfs-Liebhaber bei Calderon, mehr zurück gestellt werden müssen; seine alberne Eitelkeit würde an einem solchen Hofe unausstehlich. Der „Vito" ist etwas zu derb gehalten; der Gracioso der Spanier will einen tüchtigen Humor, aber der Anstand gegen die Fürstin spricht auch mit, besonders bei Umarbeitungen für unsere Zeit. — Die Einmischung der Alexandriner stört, selbst wenn wir recht viel von der ursprünglichen Form nachlassen. Uebrigens hat das Stück, auch wie es jetzt ist, viel des Ergötzlichen; ich bin nur der Meinung: man solle mit Uebertragungen der Art auch die möglichste Kenntniß über die Original-Dichtung verbreiten. In der Aufführung schleppte Manches, besonders der erste Akt. Daran ist hauptsächlich Hrn. Schneiders musikalische Introduktion schuld, die völlig unpassend ist:

Die Fug' ist sonder Fug in's Lustspiel hingestellt;
Zu lang, zu schwer erscheint die ältliche Cantate:
Es kommt uns Spanisch vor, wenn Einem sie gefällt,
Drum, Schneider, schneid' sie weg, das ist es, was ich rathe!

Auch die Musik der Zwischen-Akte ist etwas gedehnt, aber doch viel besser als jene Gesang-Partie. Man darf selbst in den Nebenwerken eines solchen Lustspiels die Leichtigkeit nicht vermissen lassen, die der Aufgabe so nothwendig und bei deutschen Bühnen fast immer verfehlt ist. Hier hat das Stück löbliche Besetzung, mithin werden die folgenden Vorstellungen gewiß immer besser. „Bianca" ist von Mad. Wolff herrlich durchdacht; was zu erinnern wäre — nun, der Geist hat gegeben, Natur hat genommen: gleichen wir aus, wo es sich irgend thun läßt. Mad. Stich ist eine höchst liebenswürdige „Laura" und der nicht leichten Rolle sehr mächtig. Hr. Rebenstein hält sich als „Federigo" wacker; in den Scenen mit seinem Diener war er besonders vortreflich und nuanzirte gut. Er scheint uns seit einiger Zeit zeigen zu wollen, daß er um tiefere Auffassung sich bemüht; es geht gewiß! — Glück zu! Hr. Stich (Vito) steht ganz an seiner Stelle und dies wurde nach Verdienst erkannt. In der Auffassung folgte er dem Bearbeiter, wenn er indessen nicht vergißt, daß er uns in solchen Rollen einst Beschort ersetzen soll, so nimmt er wohl Manches feiner. Hr. Lemm drängt den „Enrico" nicht vor, und das ist für die Wirkung des Stücks die rechte Ansicht. Die übrigen Personen geben das Wenige, was von ihnen verlangt wird, nicht unvortheilhaft. — Von den Dekorationen sind die erste Garten-Aussicht und ein Pracht-Zimmer ausgezeichnet schön; eine zweite Garten-Aussicht hat im Hintergrund zu viel Masse auf einander; Hr. Gropius bewährt sich aber immer mehr als eine treffliche Requisition. — — Auch ein zum zweiten Mal neues Buch habe ich vor mir, das ich empfehlen will; nämlich die zweite Auflage von „Selam", welche der Verleger, Hr. Christiani, sehr gut ausstattete, nachdem der Verfasser (Hr. Symanski) vorher schon das Seine that, um vor dem Publikum gewichtiger zu erscheinen. Das Werk ist ohnstreitig das beste von denen, welche in neuerer Zeit über die Blumen-Sprache erschienen sind, und erfaßt den Gegenstand tiefer und mannigfaltiger, als die Produkte es thun, welche nur zur Mode-Spielerei dienen. Wer über den Gegenstand auf unterhaltende Weise belehrt seyn will, greife nach diesem Buch. — l.

Prag. Herr Sieber giebt seine Reise nach Kreta, Egypten und Palästina in drei Bänden, mit vielen Kupfern, heraus. Auf den ersten Band wird in allen Buchhandlungen Deutschlands bis Anfangs August Pränumeration mit 4 Guld. C. M. angenommen; er enthält 56 Druckbogen in groß 8., zerfällt in die eigentliche Reise und die statistische Abtheilung und besitzt 13 Kupfer, diese sind: fünf Landschaften; 1) Melidoni mit dem Berge Ida; 2) Arcadi; 3) Höhle des Labyrinths; 4) des Verfassers Wohnung in Rettimo; 5) das Schiffs-Verdeck. An Pflanzen: fünf der seltensten, auf eben so viel Tafeln abgebildet. Pläne und Charten: 11) das Labyrinth von Gortyna; 12) die antike Charte von Kreta mit 80 Ortschaften; 13) die Charte der Insel im gegenwärtigen Zustande, 33 Zoll lang, auf zwei Platten, nebst einem Länge-Profil. Das Werk wird auf schönem Papier, mit scharfem und korrekten Druck, und von Erscheinung des ersten Bandes an alle vier Monate der nachfolgende geliefert werden. Wegen des rein-wissenschaftlichen Interesses ist es, bei so vielen kostbaren Kupfern, im Preise äußerst mäßig; auch werden in demselben manche Original-Aufsätze, besonders des Verfassers neue Theorie über den Aussatz in einer skizzirten Darstellung vorkommen, übrigens das Werk in antiquarischer, geo- und orographischer und ökonomischer Hinsicht sehr interessant seyn. Von den Sitten, Gebräuchen, dem Charakter und den Trachten dieser Einwohner, welche jetzt, der neueren Ereignisse wegen, ein bedeutendes Interesse erwecken, giebt es besonders richtige, und von dieser ohnehin wenig gekannten Insel ungemein anziehende Nachrichten. Außerdem wird auf den, vom Verfasser mühsam und unter Gefahren geometrisch aufgenommenen Situations-Plan der Stadt Jerusalem und ihrer Umgebungen, nebst Pokok's, Danvill's und Chateaubriand's Entwürfen, auf einer Platte von 23 Zoll Breite und 17 Zoll Höhe, mit 2 Gulden C. M. Pränumeration angenommen, welcher als ein lang ersehnter, allen Forderungen entsprechender Gegenstand in der Darstellung sowohl als in der Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt, und, zum künftigen dritten Band gehörig, vorläufig mit dem ersten Band zugleich heraus gegeben wird. Die Beträge müssen, gegen übliche Provision, bis Mitte August an den Verfasser, oder die Buchhandlung Widtmann in Prag, eingesendet werden, außerdem die Pränumeration nicht für gültig erachtet werden kann. Der Ladenpreis des ersten Bandes wird in der Folge auf 4 Thlr. und jener der Charte auf 2 Thlr. erhöhet werden. **.

In Neu-Brandenburg, in Mecklenburg, wurde vor Kurzem die Luftröhren- oder Hals-Schwindsucht sehr einfach, durch ein sogenanntes Hausmittel, geheilt. Die Gattin des dortigen ausübenden Arztes, Dr. Simmerling d. Jung., litt an dieser schrecklichen Krankheit und befand sich im letzten Stadio derselben. Da machte ihr Mann den Versuch, die Heerings-Milch als Heilmittel gegen das Uebel an zu wenden. Die Kranke nahm jeden Morgen, eine Stunde vor dem Kaffee, die Milch von einem großen holländischen oder andern Hering, die zuvor bloß im Wasser abgewaschen war; da alle anderen Arzneimittel ausgesetzt waren, so ließ sich der Erfolg des Hausmittels um so genauer beobachten. Vierzehn Tage lang blieb der Zustand der alte; dann aber hörten nach und nach, bei fortgesetztem Gebrauch der Herings-Milch, alle die bösen Zufälle einer lebensgefährlichen Krankheit auf, und nach drei Monaten war die Kranke — die, nach dem Urtheil ihres Mannes und anderer praktischer Aerzte, nur noch sechs Wochen höchstens ein qualvolles Daseyn hätte durchleben können — vollkommen genesen. G.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Die ohnlängst angekündigte Schrift:

Johannes,
der Vorläufer unsers Herrn und Erlösers,
von
J. H. von Wessenberg.
Mit Titelkupfer und Vignette.
Constanz, bei W. Wallis, 1821.

ist nun erschienen und in allen Buchhandlungen für 12 Gr. zu haben. — Auch diese neueste Schrift des Herrn Verfassers ist mit gleicher typographischer Eleganz ausgestattet, und wird sicher eine gleich günstige Aufnahme erwarten dürfen, wie dessen vorletzte Arbeit:

Jesus der göttliche Kinderfreund.
Ein Angebinde
guter Eltern für gute Kinder
beim Austritt aus der Schule,
von
J. H. von Wessenberg.
Mit Titelkupfer und Vignetten.
Preis: 12 Gr.

deren schneller und bedeutender Absatz eine sichere Bürgschaft ist, wie sehr unsere Zeitgenossen empfänglich für alles wahrhaft Edle und Schöne sind. — In naher Beziehung mit diesen beiden Schriften steht noch:

Die
Bergpredigt unsers Herrn und Erlösers,
von
J. H. von Wessenberg.
Dritte veränderte Auflage. Mit Musik.
Preis: 6 Gr.

welche fortwährend sich neue Leser und ihrem Verfasser neue Verehrer erwirbt; denn von der dritten Auflage, die binnen 8 Monaten veranstaltet werden mußte, ist nur noch ein kleiner Vorrath übrig.

In drei Monaten erscheint noch ferner:

Die Auferstehung unsers Herrn.
Eine
Betrachtung an Seinem Grabe
von
J. H. von Wessenberg.

worauf wir im Voraus bloß aufmerksam machen wollen, denn der Inhalt wird seiner Zeit schon für sie sprechen.

Auch diese Schrift soll, wie die obigen beiden ersten, in gleichem Format auf geglättetem Baseler Velin-Papier gedruckt und mit schönen Kupfern ausgestattet werden, dennoch aber im Preise so wohlfeil wie obige Schriften seyn, während, nach den heutigen Bücherpreisen, Ausgaben auf gewöhnlichem Druckpapier schon so viel kosten würden.

Von dem besonders schön und mit Fleiß bearbeiteten Titelkupfer:

Johannes in der Wüste, nach Guido Reni,
gestochen von M. Eßlinger,

ist eine kleine Anzahl der ersten Abdrücke auf feinem Colombier Velin-Papier in großem Quart Format mit Sorgfalt abgezogen worden, die um den billigen Preis — à 8 Gr. — durch jede Buchhandlung zu erhalten sind.

Eben so sind noch einige wenige erste Abdrücke des:

Christus-Kopfes nach Dannecker,
gestochen von M. Eßlinger,

ebenfalls in 4. auf feinem Colombier Velin-Papier, zu gleichem Preis zu haben.

Constanz, im Mai 1821.

W. Wallis, Buchhändler.

In der neuen Günterschen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen:

Wegweiser für Reisende durchs Riesengebirge.
Mit
einer Charte des Riesengebirges und einer Post- und Reise-Charte von Schlesien.
12. Preis: geb. 12 Gr.

Dieses für jeden Reisenden nach jenem Gebirge sehr empfehlenswerthe Büchlein enthält erstens: ein alphabetisches Verzeichniß von allen, auf der hierzu gehörigen Charte befindlichen Oertern, Bergen, Wasserfällen u. s. w., mit Bemerkung alles Sehenswerthen und Bezeichnung des Quadrats, in welchem selbige auf der Charte zu finden sind. Zweitens: eine kurze Beschreibung einiger in der Nähe des Riesengebirges liegenden Partien, und drittens: mehrere Regeln für Reisende durch dieses Gebirge.

Noch wird die Brauchbarkeit dieses Taschenbüchleins durch die dabei befindliche „Post- und Reise-Charte von Schlesien" erhöht, die sich bis Dresden, Frankfurt a. O., Posen und Prag erstreckt, und worauf die Entfernung der Oerter durch Zahlen angegeben ist. Sie ist auch einzeln für 3 Gr. zu haben.

Bei Kollmann in Leipzig ist so eben erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29., zu haben:

Gilling, F. W., Der Fluch. Ein Roman. 8. Zwei Bände, mit schönem Kupfer von Rensch und Rosmäsler in Dresden. Schreibpap. 2 Thlr. 16 Gr.
(Ein sehr gelungenes Charakter-Gemälde.)

Mährchen und Erzählungen. Frei nach Ingemann von Georg Lotz. Mit schönem Kupfer. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hallam. Historisches Schauder-Gemälde aus den Zeiten der Mauren in Spanien. In zwei Büchern. Vom Verfasser des Aranzo (2 Theile: 3 Thlr. — Gonzaloo, 3 Theile: 3 Thlr. 16 Gr. — Heinrich von Heimburg ꝛc. 1 Thlr. 4 Gr.) u. s. w. 8. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Eudocia,
Gemahlin Theodosius des Großen.

Eine

Geschichte des fünften Jahrhunderts

von

Benedicte Naubert.

Neue Ausgabe. 2 Theile, mit Kupfern. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. 2 Thlr.

Der Stoff dieses Romans beruht nicht bloß auf Erfindung, sondern er ist aus der äußerst interessanten Epoche der römisch-griechischen Geschichte genommen, welche bald auf die Theilung des römischen Reiches durch Theodosius den Großen, im Jahre 395, erfolgte. Auf diesem historischen Grunde, der mit Treue und Genauigkeit gehalten ist, führt die allgemein geehrte Schriftstellerin mit festem Striche die hervorstechendsten Charaktere aus; besonders ist die Schilderung der Frauen, namentlich der Eudocia, der Heldin dieses Gemäldes, gelungen. Verstand und Gemüth wird bei Lesung des Buchs fortwährend angenehm beschäftigt.

Den Botanikern und Gartenfreunden

machen wir bekannt: daß der siebente Nachtrag zu Dr. F. G. Dietrichs vollständigem

Lexicon der Gärtnerei und Botanik,

enthaltend Pielea bis Scurrula,

bei uns erschienen, und in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben ist. Die Subscribenten bekommen ihn für 2 Thlr. 6 Gr. Vollständige Exemplare des Hauptwerks und der Nachträge, zusammen 17 Bände, im Ladenpreis 51 Thlr., erlassen wir noch, bis dies classische Werk ganz beendigt seyn wird, um den Subscriptions-Preis von 38 Thlr. 6 Gr., wofür dasselbe durch jede Buchhandlung zu erhalten ist. Einzelne Theile, besonders von den Nachträgen, können wir jedem, wem dergleichen fehlen sollten, ebenfalls noch für den Subscriptions-Preis von 2 Thlr. 6 Gr. erlassen.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Der Eheteufel auf Reisen,

komische Novelle aus dem Geisterreiche

von

Adolf Blum. 8.

ist so eben bei Hartknoch in Leipzig erschienen und für 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 6 Kr. in allen Buchhandlungen zu haben.

Der Verfasser (in welchem sich einer unserer Lieblings-Erzähler offenbar verräth) erzählt mit dem geübten Blicke eines Kenners des Menschenherzens und mit der Kunst eines gewandten Darstellers, die anziehenden und mannigfaltigen Abentheuer, die ein Berggeist unter dem Monde und im Verkehr mit Eva's holden Töchtern bestand.

In der Neuen Günterschen Buchhandlung zu Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Erbauungsbuch

für

christliche Dienstboten,

welche

die Sonn- und Festtage

auf eine Gott wohlgefällige Art an zu wenden,

das heilige Abendmahl

würdig zu genießen,

und alle ihre Berufs- und Christen-Pflichten zu erfüllen wünschen,

von

D. L. Köhler.

Da allen Herrschaften, die ihren eigenen Vortheil nicht verkennen, und insbesondere den wichtigen Einfluß, welchen die Dienstboten auf Leib und Geist der Jugend haben, berücksichtigen, daran gelegen seyn muß, gutgesinnte Dienstboten zu haben und dem, unter dieser Klasse von Menschen immer mehr einreißenden Sittenverderben entgegen zu wirken, so empfehlen wir denselben diese wohlgemeinte Gabe zur möglichsten Verbreitung. Die Wohlfeilheit des Preises entfernt das Haupthinderniß, welches der Anschaffung ähnlicher Schriften immer im Wege stand. Der Ladenpreis für ein eingebundenes Exemplar ist 4 Gr. Courant. Bei unmittelbarer Bestellung an die Verlagshandlung erhält man 12 Exemplare für 1 Thlr. 12 Gr. Cour.

Herabgesetzter Preis.

Die Verleger von

Jägers geographisch-historisch-statistischem Zeitungs-Lexicon, neu bearbeitet vom Professor K. Mannert, 3 Theile, nebst Zusätzen und Berichtigungen,

finden sich veranlaßt, um so vielen an sie ergangenen Anforderungen zu begegnen, den bisherigen Ladenpreis von

10 Thaler oder 18 Gulden rheinisch

vom 1sten Juli bis Ende dieses Jahres auf die Hälfte — auf 5 Thaler oder 9 Gulden Rheinisch herab zu setzen. Auch wird jeder Theil einzeln um die Hälfte des früheren Ladenpreises verkauft.

Die Brauchbarkeit und den Werth dieses Werkes hat man allgemein anerkannt, und es ist bis jetzt das einzige zur Vollendung gebrachte unter ähnlichen Werken von diesem Umfange. (Alle 3 Theile, nebst den Berichtigungen und Zusätzen, enthalten 170 Bogen im größten gr. 8. Lexicon-Format.)

Durch diesen äußerst niedrigen Preis ist auch der Unbemittelte in den Stand gesetzt, sich ein Werk anzuschaffen, woraus man schnell Belehrung und auch zu-

gleich Unterhaltung über Gegenstände von so allgemeinem Interesse schöpfen kann.

Exemplare sind bei Phillipp Krüll in Landshut und G. Eichhorn in Nürnberg zu haben, so wie auch jede andere Buchhandlung Exemplare zu obigem Preise, ohne die mindeste Erhöhung, liefern kann.

Nach Ablauf des angesetzten Termins tritt jedoch der volle Ladenpreis wieder ein.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Lionardo Monte Bello
oder
der Carbonari-Bund.

Fortsetzung der Geschichte des Räuberhauptmanns Rinaldini,
von dem Verfasser desselben.

2 Theile, mit Kupfr. 8. 1821. Leipzig, bei A. Wienbrack. 2 Thlr. 16 Gr.

Rinaldo ist der Held der Erzählung in Calabrien und in Sicilien, am Vesuv und am Aetna lebt sein Name in Aller Munde. Doch gedenkt man seiner nicht allein auf dem Schauplatz der kühnsten Thaten, die er ausführte; die Männer und Frauen ganz Italiens hören gern die Lieder von dem muthigen Räuber; selbst Deutschland kennt ihn durch einen seiner genialsten Dichter, der ihn zum Gegenstande eines Werkes machte, das, abgesehen von dem Interesse des Stoffs, durch eine leichte Diction, durch inneres Leben, durch treffende Schilderungen einen der ersten Plätze unter den Werken dieser Gattung behauptet. Wem sollte daher nicht eine Fortsetzung dieses, fast in allen lebenden Sprachen mehrmals aufgelegten Romans, von demselben Verfasser eine angenehme Meßgabe seyn? Mit derselben Leichtigkeit behandelt der Dichter seinen Gegenstand, der um so mehr anzieht, da er aus der neuesten Zeit entlehnt ist. Geschichte und Dichtung sind auf das kunstvollste und angenehmste verwebt, und während man das Leben erblickt, wie es sich unter den Wolken des Vesuvs gestaltet, wandelt man doch auch in den heiteren Räumen der Poesie.

Neue Romane,

in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Langbein, Aug. Fr. Ernst, Mährchen und Erzählungen. Mit Kupfern von Ramberg und Jury. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

May, Sophie, das edle Haus der Sture. Ein romantisches Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Voß, Jul. von, die sechszehn Ahnen des Grafen von Luftheim. Eine romantische Familien-Chronik. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

— — Derselbe, neuere Lustspiele. Enthaltend: 1) Der Weg zum Halsbrechen, Lustspiel in 4 Aufzügen. 2) Der blühende und der verblühte Jüngling, Lustspiel in 2 Theilen (Gegenstück zu dem Lustspiel: Die blühende und die verblühte Jungfer). 1ster Theil: Der blühende Jüngling, Lustspiel in 4 Aufzügen. 2ter Theil: Der verblühte Jüngling, Lustspiel in 3 Aufzügen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Ueber den Afterraupenfraß in den fränkischen Forsten vom Jahre 1819 bis 1820, von D. Ernst Müller, Königl. Baier. Forstamts-Gehülfen. Mit einer illuminirten Kupfertafel und sieben Tabellen.

Preis: 1 Fl. 30 Kr.

Der Herr Verfasser handelt in 9 Kapiteln seinen Gegenstand eben so vollständig und richtig als interessant ab. Keine der bisher in diesem Betreff erschienenen Abhandlungen verbindet so viel eigene, größtentheils ganz neue und mit vieler Anstrengung und Ausdauer gemachte Beobachtungen bei systematischer Anordnung in sich, als diese Monographie der Fichten-Blattwespe Tenthredo pini Lin. Sie verbreitet sich nicht bloß über die Naturgeschichte dieses Insektes, sondern auch über seine Feinde im Thierreiche und den Witterungs-Einfluß auf seine Vermehrung und sonstige Lebens-Aeußerungen, über die zu seiner Verminderung mit dem besten Erfolg in Franken angewandten künstlichen Mittel, über Beobachtung des Vegetations-Prozesses angegriffener Nadelholz-Bestände, über chemische Untersuchung der feuernährenden Kraft des entnadelten Holzes u. s. w., so daß nicht nur der Naturforscher als solcher, sondern auch der Forst-Polizei- und Wirthschafts-Beamte und selbst der Staatswirth das Werkchen nicht ohne besondern Beifall und Befriedigung aus der Hand legen wird. Die von dem Künstler Jakob Sturm in Nürnberg gestochenen und nach der Natur illuminirten Abbildungen gereichen dem Ganzen zu besonderem Vorzuge.

Aschaffenburg, im April 1821. **Knode.**

In meinem Verlage ist erschienen:

Hahn, Karl, Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend; auch für das Alter, mit 1 Kupf. 1 Thlr. 12 Gr.

Idaline, oder das Fest der Einkleidung in der Abtei zu Heiligensee. 2 Thlr.

Benzenberg, von, über Handel und Gewerbe, Steuern und Zölle. 1 Thlr. 12 Gr.

Lippold, G. H. C., der Mensch im rohen Natur-Zustande. 16 Gr.

Diesterweg, Fr. W. A., über Erziehung überhaupt und über Schul-Erziehung insbesondere. 16 Gr.

Kaiserkronne, eine Sammlung von romantischen und abentheuerlichen Erzählungen. 1ster Theil. 1 Thlr. 8 Gr.

Kohlrausch, F., chronologischer Abriß der Weltgeschichte für den Jugend-Unterricht. 12 Gr.

Wilberg, Joh. Fr., Lehrbuch für Kinder in Stadt- und Landschulen. 1ster Thl. 11te Aufl. 5 Gr.

Wilberg, Joh. Fr., der Schulmeister Leberecht, wie er über sein Amt dachte und darin wirkte. 16 Gr.

Elberfeld, im Juli 1821.

H. Büschler.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 13. 1821.



Beilage zum 117ten Blatte des Gesellschafters.

Ueber die Quadratur des Cirkels.

Mehr durch Praktik als durch Theorie zu mathematischen Begriffen hingewiesen, konnte ich mich nie eines Zweifels enthalten, so oft ich an das in neuerer Zeit aufgestellte zu sehr gesuchte Verhältniß der Peripherie zum Durchmesser, so wie an den unproportionellen Quadrat-Inhalt einer Kreisfläche dachte, weil es mir unmöglich schien, daß gleichsam Haupttheile in der Mathematik, gegen die andern mir bekannten Gesetze derselben, welche durch ihre einfache, richtige und unwiderlegbare Construktion sich aussprechen, eine so entgegen gesetzte Ausnahme machen könnten.

In meinem Zweifel wurde ich bestärkt, je mehr ich über die Möglichkeit der Berechnung dieser Aufgabe nachsann, wodurch sich in mir die abjalnte Meinung erhob, daß eine Formel, durch diese Wissenschaft gefunden, wohl eine ziemliche, aber nie auf alle Größen anwendbare mathematische Gewißheit enthalten konnte. Durch diese Ansichten wurde ich bewogen, über eine gesetzmäßige Entwickelung der Peripherie, so wie durch Vergleichung den Inhalt einer Kreisfläche bestimmen zu können, ernstlich nach zu forschen, wodurch es mir gelungen, wie ich hoffe, diese Aufgaben gelöst zu haben, um so mehr, da beide Resultate meiner früheren Erwartung entsprechen.

Um zugleich auch auf die Wahrscheinlichkeit hin zu deuten, werde ich nur anführen, daß sich die Entwickelung der Peripherie aus dem Gesetze des gleichmäßigen Hebens und Vorschreitens zweier Distanz-Längen, die ausgehend von zwei über einander in perpentikulairer Richtung fest stehenden, so in Verbindung stehen mit zwei aus perpentikulairer Richtung sich gleichmäßig senkender und vorschreitender, so zurück schreitender und hebender Punkte ergiebt. So wie die Auflösung: den Quadrat-Inhalt einer Kreisfläche zu bestimmen, auf dem einfachen Satze beruht: daß, wenn man vorläufig für 6 ihrer Form nach unbekannte Größen 6 bekannte Größen annimmt, bis sich ein Theil ausmittelt, der aus zwei dieser unbekannten und einer andern Größe bestehe, deren Gesammt-Größe aber den 6 unbekannten Größen gleich ist, und nun hebe diese zwei gefundenen unbekannten Größen gegen zwei von den für sie angenommenen Größen auf, und die vier übrig bleibenden angenommenen Größen sind der übrig bleibenden bekannten Größe noch gleich, so ist das angenommene Verhältniß für die 6 unbekannten Größen richtig.

Da nun das durch obigen Satz sich ergebende, durch Proportions-Punkte gefundene längliche Viereck, verwandelt, dem gesetzmäßigen Quadrate des, aus der entwickelten Länge der Peripherie gleich ist, und durch das erstere Gesetz das einfache Verhältniß der Peripherie gegen den Durchmesser, wie 22 zu 7 sich feststellt, so glaube ich, beide Resultate der wissenschaftlich gebildeten Welt, nach dem Rathe sehr achtbarer Männer, als Stoff zur weiteren Prüfung durch den Druck vorlegen zu dürfen, welches ich, so viel es meine Geschäfte erlauben, baldmöglichst aus zu führen gedenke, und hierdurch, in Hoffnung einer nachsichtsvollen Aufnahme, gehorsamst bekannt mache.

Berlin. Bernhard Wunschaft.

Aus der Schweiz.

Es scheint mir Pflicht, den Lesern des „Gesellschafters“ das Weitere mit zu theilen über den Prozeß des Obersten Zellweger, der im 66sten Blatte genannter Zeitschrift erzählt ist. — Der zu Trogen am 9ten März versammelte große Rath des Cantons Appenzell-Außerrhoden hat, in Bezug auf sein am 6ten Dezember v. J. gefälltes Strafurtheil gegen den Herrn Obersten Zellweger-Huber (wovon ich schon früherhin das Nähere gemeldet habe), und weil die Geldstrafe von dreitausend Louisd'or von dem Beklagten nicht war bezahlt worden, beschlossen: „es sollen zur Vollziehung jenes Urtheils die mit Sequester belegten Liegenschaften des Herrn Zellweger-Huber durch Steigerung in der ersten Woche des Monats April verkauft werden, und die Kundmachung dafür Sonntags den 25sten März von den Kanzeln geschehen.“ Der Verkauf der sequestirten Güter ward hierauf den beiden Landes-Seckelmeistern, Hrn. Frischknecht und Zürcher, dem Landes-Hauptmann Niederer, beiden Hauptleuten der betreffenden Rhode (Gemeinde) und dem Landschreiber aufgetragen, und jetzt ist das Urtheil, zu Ehren des großen Raths des hohen Cantons Appenzell-Außerrhoden, in seinem vollen Umfang vollstreckt worden. Herr Zellweger-Huber bleibt freilich, ungeachtet dieses beträchtlichen Verlustes, immer ein sehr reicher Mann, wie aber, wenn er nichts weiter hätte, als jene 3000 Louisd'or, müßte er und die Seinigen, welche mit ihm an den Bettelstab geriethen, nicht seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern fluchen, die auf solche Weise ihn brandschatzten? Das Urtheil: Er hat doch noch mehr als er gebraucht; Er hat so viel Geld, er weiß selbst nicht wie viel, und kann es schon missen — dies Urtheil, welches man von vielen Schweizern über diesen, von Allen als ungerecht erkannten Vorgang fällen hört, erinnert leider nur zu sehr daran, daß die Schweizer auch nicht mehr sind, was sie waren. Der Staat hat wohl das Recht, in Gemäßheit der Gesetze Vergehungen zu bestrafen; er darf aber nicht strafen, wo kein Verbrechen vorhanden ist, oder gar eine Strafe verhängen, die durch kein Gesetz gebilligt ist, nachdem die Klägerin selbst vor dem Großherzogl. Badenschen Gericht sich in dieser Sache als Verläumderin deklarirte und als solche mit Zuchthaus-Strafe belegt ward. Eine Willkühr, wie diese, ist keine Geldstrafe mehr, sondern verdient einen ganz andern Namen, und wenn der Benachtheilte auch ein Krösus wäre! — h —.

Aus Wien.

Unter den vielen Neuigkeiten, welche hier täglich besprochen werden, hat besonders eine im Laufe des Juni-Monats Aufsehen erregt, und weil sie ohne Zweifel auch Ihre Leser interessiren

wird, so wähle ich sie zum Gegenstande dieser Mittheilung. — Der bisherige Fürstl. Salmische Wirthschafts-Rath André, in Brünn, wurde nämlich von dem König von Würtemberg zum Hofrath ernannt und nach Stuttgart berufen, wohin André in diesem Herbst abreisen wird. Die Erlaubniß zur Auswanderung soll er bereits vom Hofe erhalten haben. Von den beiden Zeitschriften „Hesperus" und „Oekonomische Neuigkeiten", die er seit länger als 10 Jahren redigirte, soll bloß „Hesperus" nach Stuttgart mit auswandern, woselbst er vom Jahre 1822 an — man sagt, bei Cotta — fortgesetzt wird. Die „Oekonomischen Neuigkeiten" aber werden, dem Vernehmen nach, zu Prag wie bisher erscheinen. Dieses Journal kann, wie man hier allgemein hofft, nicht nur dadurch sehr gewinnen, daß es vom Auslande noch mehr Unterstützung bekommt, als bisher, sondern vorzüglich durch den Umstand, daß die Mittheilungen der Mährischen Ackerbau-Gesellschaft nun aufhören werden, da André seine Stelle als Sekretair bei derselben bereits niedergelegt hat. Diese Mittheilungen, welche zwar unläugbar viel Gutes lieferten, waren jedoch für den Raum der „Oekonomischen Neuigkeiten" zu weitläufig, und die Gesellschaft hätte sie füglich in einem eigenen Blatte niederlegen können. Es wurden durch sie viele interessante Artikel lange zurück gehalten, und indem sie sich meistens nur auf einen Zweig der Landwirthschaft, die Schafzucht, beschränkte, wurde der Andréischen Zeitschrift dadurch das allgemeinere Interesse benommen, so, daß sie bereits ziemlich einseitig zu werden begann. Nun aber möchte es sich bald zeigen: ob das Journal durch das Ausbleiben dieser Mittheilungen gewinnen oder verlieren wird? — Auch „Hesperus" muß, wenn er im Auslande erscheinen kann, sehr bedeutend gewinnen. — Einer Beantwortung der Frage: „ob die österreichische Literatur durch André's Auswanderung gewinnen oder verlieren werde?" enthalten wir uns, da wir sie für überflüssig halten, und weil hierüber, wie auch über die wahren Ursachen derselben ein Jeder nach eigenen Ansichten urtheilen wird. ****.

Ueber die schöne Kindlichkeit unseres Zeitalters.

Von Ludwig Stahlpanzer.

Wenn ich stolz bin, Deutsche, so bin ich es, ein Deutscher zu seyn! (ich bin aber nicht stolz!) Wenn ich mich rühmte (und warum sollte man sich nicht rühmen? selbst seiner Schwache rühmt sich ja der Apostel), so rühmte ich mich, ein Deutscher zu seyn!

Verständigung.

Mit so erhobner Stirne, in so kühner Stellung sey's mir gegönnt, einen Blick auf euch zu werfen, Deutsche! Hier sind wir unter uns. Wo wir mit Ausländern in Berührung kommen, sind wir ja desto höflicher und bereitwilliger (z. B. allen ausländischen Schofel zu übersetzen, mit Franzosen in Deutschland französisch zu reden, an Franzosen auf französische Briefe französisch zu antworten). Hier sind wir einmal unter uns, wir wollen zur Erholung etwas vornehm und männlich gegen einander selbst seyn und das Rauhe heraus kehren. Wir wollen hier zu Haus unsre Nachtmütze königlich aufsetzen und den Schlafrock fest um die Lenden gürten, da wir so den Hut als Nachtmütze tragen und die Stiefeln als Pantoffeln. Hier in diesen Saturnalien rede Jeder frei heraus und fühle sich! — da wir uns ja unter einander Nichts übel nehmen und Fremde es nicht hören. Ja, meine Herren, wir sind groß! — ich geb' es zu, wenn ich es auch mit seyn soll; denn wir sind Deutsche; bedenkt es, Deutsche! Weh' uns! wenn uns plötzlich bewiesen würde: daß unsre Altvordern nicht deutsch gewesen, sondern Pescherähs oder Mameluken, schrecklich! so wären wir selbst gleichsam Nichts, indem wir Alles deshalb sind, weil wir Deutsche sind!

Mannes-Alter.

Sonst befand sich Deutschland in jenem fruchtbringenden beschäftigten Mannes-Alter, womit wir so viele nutzbare Diener des Staats geschmückt sehen; ich meine Schreiber und andere Mühselige und Beladene, denen das Land sein Kostbarstes — nämlich seine Geschäfte — mitgetheilt hat. Kurz, man muß es dem Deutschlande nachsagen, daß es sich mit edler Uneigennützigkeit, ohne den geringsten Vortheil für sich, sehr abgemüht hat, die fremden Stiefeln zu putzen, wo's irgend zu thun gab. Es hätte freilich, so wie jene Schreiber, gern einige gute Bissen von des Herrn Tafel gehabt; allein es überwand sich selbst — der schwerste Sieg! — und konnte dafür auch mit ruhigem Gewissen zu Bette gehen und sich sagen, seine Pflicht gethan zu haben. Und diese löblichen Gesinnungen blieben nicht unbelohnt. Denn über lang oder sehr lang, in diesem oder jenem Leben, muß die gute Sache überwinden. In solcher Zuversicht saß der Bauer mit dem Käsekorb am Ufer des Stromes, um ab zu warten, bis er sich verlaufen. Tage und Wochen zogen über die Mütze des Harrenden, Monde verstrichen, Menschenwahn spottete. Da hüllte sich das Jahr in Schneegestöber, Blumen und Sommerkleider entflohen voll Schreck, dicke Pelze wuchsen hervor, die Natur im bloßen Hemde fror sehr. Da ward der Fluß gedrückt und der gute Bauer schritt vorsichtig über das Eis hinüber. So lohnt Vertrauen!!

Kindheit.

Plötzlich — um den alten Vergleich wieder an zu knüpfen — sehen wir eine sehr angenehme Erscheinung. Der runzliche Geschäftsmann ist in den Braukessel der Medea geworfen worden, der, mit Dampf umzogen, gewaltig poltert und rasselt. Da theilt sich der Qualm und ein allerliebster rothbackiger Junge springt heraus. Die ganze Welt ist ihm neu, über jeden Strohhalm geräth er außer sich; er sieht die Bilder der Vorfahren an der Wand. „Gütiger Gott!" ruft er aus; „sind das meine Väter? O wie herrlich, o wie männlich! Ach, hätt' ich nur auch schon einen so schönen Knebelbart und geschlitzte Hosen!" Er nimmt Hände voll Erde und küßt sie mit Ungestüm. „O, so schöne Erde giebt's auf der weiten Welt nicht! Ach, daß ich sie treten muß mit diesen unwürdigen Füßen, diese Erde, deren Herz vormals unter so erhabenen Schuhsohlen schlug, die segnend vormals in die Stapfen der Heldenfüße Eicheln und Holzbirnen streute. Was ist da Rom, so was Griechenland? Sie zu übertreffen wird mir gar nicht schwer fallen, dafern ich nur denke und thue, wie die Väter mit den Knebelbärten und den geschlitzten Hosen!"

Man sieht, das Zeitalter ist ein wenig überspannt. Doch Kinder wollen vom Himmel Sterne abreißen wie Blumen, und hollen Monde für Rasierspiegel. Wenn aber's Zeitalter mit seinem guten Willen fortfährt, so kann's noch was leisten. — Etwas zart ist freilich die Pflanze der jetzigen Begeisterung noch und würde wohl schwerlich das scharfe Wehen eines Aristofanischen Spottes vertragen, den doch das Zeitalter des Perikles mit Vergnügen über sich ergehen ließ. Oder wohlan! man zeig' es, und man wird wenigstens eine Aehnlichkeit mit jener Zeit haben! —

Bemerkung.

In Nr. 181 des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen" findet man einen Aufsatz, überschrieben: „Ueber Bühnenwesen und Autorschaft", worin der wenigen Aufmunterung, welche dramatische Dichter von den Theater-Direktoren erfahren, gedacht ist, und endlich auf Fälle hingedeutet wird, wobei man den Dichtern sogar das spärliche Honorar entzieht. Auch der Einsender dieser Notiz kennt ein Faktum der Art. Die Direktion einer nicht unbedeutenden Bühne Deutschlands schrieb an einen bekannten Theater-Dichter und erbat sich von demselben zwei

Manuscripte. Nachdem sie dieselben empfangen hatte, erhielt der Dichter einen Brief, worin der Kassen-Zustand jener Bühne auf das kläglichste geschildert und darauf angetragen wurde: der Dichter möge mit dem Ersatz der — Abschreibe-Gebühren zufrieden seyn. Diese betrugen 6 Thlr. 14 Gr. Der Abschreiber selbst mußte die Berechnung jener Direktion einsenden, bekam aber keine Antwort, und nachdem mehrere Briefe ohne Erfolg blieben, bezahlte der Dichter jenen Betrag. — Sollte dieser nicht verpflichtet seyn, eine solche Bühnen-Direktion öffentlich zu nennen, und ist es nicht empörend, daß dergleichen in Deutschland öfter geschehen und man dennoch darüber klagen kann, daß so wenige Schriftsteller von einiger Bedeutung für die Bühne arbeiten? Auf diese Weise kommt fast nichts zu Tage, als Uebersetzungen, die von den mittelmäßigsten Talenten abgemacht werden, und alle Eigenthümlichkeit, die das deutsche Bühnenwesen haben könnte, muß verloren gehen.

Kl.

1821. No. XV.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Bei J. F. Hartknoch in Leipzig sind so eben erschienen und für 1 Thlr. 8 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben:

Hebels Allemannische Gedichte
für Freunde ländlicher Natur und Sitten,
nach der fünften Original-Ausgabe ins Hochdeutsche übergetragen
von
Friedrich Girardet,
Pastor der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Dresden.
Mit einem eleganten Umschlag von Gubitz.
Taschen-Format, brochirt.

Die herrlichen Poesien des süddeutschen Dichters, diese ächt nationalen Ergießungen eines klaren Gemüths, wo die Natur zur Kunst und die Kunst zur Natur wird, haben zwar den entschiedensten Beifall gefunden, sind jedoch, wegen der Schwierigkeit der allemannischen Sprache, im nördlichen Deutschland nicht so allgemein bekannt, als sie es verdienen. Um auf das Original aufmerksam zu machen und das Verstehen desselben zu erleichtern, hat Herr G. diese Uebertragung unternommen und seine Aufgabe so glücklich gelöst, daß aus dem Gewande, welches er diesen Dichtungen gegeben hat, überall ihre ursprüngliche Trefflichkeit rein und klar hervor tritt.

So eben ist erschienen und in der Maurerschen Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29., so wie in den übrigen guten Buchhandlungen zu haben:

Praktische Anleitung zu Denk- und Sprach-Uebungen,
oder Anweisung zur Kenntniß und Behandlung der deutschen Sprache in fortschreitenden Uebungen und zum Gebrauch in Schulen bearbeitet
von
M. Christian Gottlob Rebs.
8. Leipzig, bei Kollmann.
Preis: 10 Gr.

Der Name des Verfassers bürgt für die praktische Brauchbarkeit dieses Büchleins.

In meinem Verlage ist erschienen:

Baumgarten-Crusius, C., Reise aus dem Herzen in das Herz. 2 Thle. 1 Thlr. 16 Gr.
Laun, Fr., das Hausleben. 18 Gr.
Napoleon im häuslichen Kreise und sein Hof. Nebst Anekdoten aus seiner letzten Regierungszeit, nach den Erinnerungen der Wittwe des Generals Durand. Aus dem Französischen. 1 Thlr.
Laun, Fr., drei Tage zu Pferde. 18 Gr.
Haan, F. G., neue Rechentafeln, erste Sammlung, neue Auflage. 12 Gr.
Krebs, A. L. G., Gebete. 16 Gr.
Rublack, A., Taschenbuch dramatischer Spiele zur Feier häuslicher Feste; erste Lieferung. 12 Gr.
Denkwürdigkeiten Ludwig Bonaparte's, ehemaligen Königs von Holland; von ihm selbst geschrieben. Aus dem Französischen. 1 Thlr. 8 Gr.
Toreno, Graf, historische Uebersicht der Staatsveränderungen Spaniens, vom ersten Ausbruch des Aufstandes im Jahre 1808 bis zur Auflösung der Cortes. Aus dem Spanischen. 14 Gr.
Fischer, G. A., Lehrbuch zum ersten Unterricht in der Geometrie für das Geschäftsleben. 1 Thlr. 16 Gr.
Tabacks-Fabrikant, der wohlerfahrne, oder deutliche Anweisung, alle Gattungen von Rauch- und Schnupf-Tabacken nach den neuesten Entdeckungen in der Chemie vorzüglich gut zu fabriciren.

Dresden, im Juli 1821. Hilscher.

In der Reinschen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Die praktische, auf Erfahrung gegründete Holzzucht, oder vollständige Anweisung für Jäger und Forstmänner zur Anlegung und Erhaltung der Waldungen und Forsten. Mit 1 Kupfr. geh. 16 Gr.

Wir glauben, diesem Werkchen zu seiner Empfehlung nur die Anzeige mitgeben zu dürfen, daß es von einem wirklich praktischen Forstmanne geschrieben ist, und nur wirklich praktische Erfahrungen enthält, daß es also sowohl dem gelernten Jäger als auch dem Privatmanne zum trefflichen Handbuche dient.

In meinem Verlage ist erschienen:

Sind's, J. B. von, sicher und geschwind heilender Pferde-Arzt, oder gründlicher Unterricht über die Erkenntniß, Ursachen und Heilung der Krankheiten der Pferde. Völlig umgearbeitet von K. W. Ammon und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von S. v. Tennecker. Achte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1 Thlr. 4 Gr.

Maximilian Prinz von Neuwied, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Meyer, J. F. von, Blätter für höhere Wahrheit. 2te Sammlung. 1 Thlr. 16 Gr.

Thilo, Dr. L., Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik. 18 Gr.

Bibel, die, oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Dr. M. Luthers von Frosenius. 20ste Aufl., mit Stereotypen gedruckt. 1 Thlr. 18 Gr.

Frankfurt a. M., im Juli 1821. **Brönner.**

Encyclopädisches Wörterbuch,

oder alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind, wie auch aller in den Wissenschaften, bei den Künsten und Handwerken üblichen Kunst-Ausdrücke.

Von diesem gediegenen und gehaltvollen Werke, das die Kunst-Ausdrücke aller Wissenschaften umfaßt, wird eine sehr vermehrte neue Auflage in unterzeichneter Buchhandlung, groß Octav, gespaltene Seiten von 64 Zeilen, 4 Bänden und sehr billigem Preise, erscheinen. Um dem Publiko desfalls genügende Auskunft zu ertheilen, wird in jeder Buchhandlung eine nähere Ankündigung gratis ausgegeben.

Webelsche Buchhandlung in Zeitz.

In diesem Sommer erscheint noch in unserm Verlage:

Des Generals Guill. de Vaudoncourt's Schilderung des heutigen Griechenlands und seiner Einwohner. Nebst Ali Pascha's Leben, und einem Wegweiser durch's Land. Aus dem Englischen von Dr. **Bergk.** gr. 8. geh.

Florentina Macarthy. Eine irländische Novelle von Lady Morgan. Nach dem Englischen frei bearbeitet mit erläuternden Anmerkungen von B. J. F. **von Halem.** 3 Bändchen, mit dem Bildniß der Verfasserin. 8.

Welches wir, zur Vermeidung aller Collisionen, hierdurch anzeigen.

Leipzig, im Juni 1821.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

In unserm Verlage ist erschienen:

Adam, der alte, eine neue Familien-Geschichte. 4 Bände. 5 Thlr. 8 Gr.

Braun, Dr. J. A., der Arzt in der Noth oder Anleitung, welche Hülfsmittel bei plötzlich zustoßenden und gefährlichen Krankheits-Zufällen bis zu Ankunft des Arztes angewendet werden müssen. 6 Gr.

Demme, Dr. H. G., Gebete und zum Gebete vorbereitende Betrachtungen für Christen. 1 Thlr. 4 Gr.

Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens. Herausgegeben von J. S. Vater, auf das Jahr 1821. 1 Thlr. 12 Gr.

Dasselbe auf das Jahr 1820. Fein Pap. in Goldschnitt 2 Thlr.

Dondner, Ch. S., Amtsreden bei feierlichen Gelegenheiten, von Justiz-Beamten gehalten. 1 Thlr. 4 Gr.

Thorn, Major William, der Krieg in Indien in den Jahren 1803 — 1806. Aus dem Englischen übersetzt. 6 Thlr. 8 Gr.

Gotha, im Juli 1821.

Beckersche Buchhandlung.

Commentar

zu

den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats

in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange.

Ein Handbuch für praktische Juristen.

Des ganzen Werkes 4ter Band in 2 Abtheilungen als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel:

Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation, Erbschaftskauf-Cautionen, Bürgschaften, Pfändern, Bodmerey, Hypotheken, Retentionsrechte, Deposition, Zahlung, Angabe an Zahlungsstatt, Compensation, Entsagung, Vergleich und Vereinigung der Rechte.

Von

Dr. M. C. F. W. Grävell,

Königl. Preuß. Regierungsrathe.

Die Besitzer der Ersteren Theile können, wenn sie wollen, auch diesen Band um den Pränumerations-Preis bekommen, wenn sie sich direkte an unterzeichnete Verlagshandlung wenden, und 2 Thlr. 16 Gr. Preuß. Cour. franco einsenden. Der Ladenpreis ist 4 Thlr.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

In der **Reinschen** Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Markulf der Schauermann oder die Bluthochzeit der schwarzen Brüder, Bruchstücke aus den Zeiten der Väter.

Mit 1 Titelkupfer. 1 Thlr. 8 Gr.

Der reiche Stoff der Geschichte der Vor- und Ritterzeit ist in diesem kleinen Romane zu einem so höchst interessanten Gemälde verwebt worden, daß der Leser sich nur ungern von ihm trennen wird. Das Buch darf daher mit Recht Jedem empfohlen werden, dem es nicht bloß um Einschläferungs-Lektüre zu thun ist, sondern um wirkliche Unterhaltung. — Druck, Papier und Kupfer stehen mit dem Inhalt in gleichem freundlichen Verhältnisse.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die **Maurersche** Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. **Wienbrack** in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker. No. 14. 1821.



Beilage zum 125sten Blatte des Gesellschafters.

Berichtigungen.

Man weiß, daß der große Sänger des „Messias" — Taback geraucht hat. Ja, man weiß noch mehr: daß er nämlich einst dicht neben einer Dame geraucht, und deren Zeigefinger in dichterischer Zerstreuung ein wenig gebraucht haben soll, um seiner brennenden Pfeife zu Hülfe zu kommen.

Der Verfasser des Aufsatzes: „Was heißt: mit seinem Zeitalter fortschreiten?" („Gesellschafter" 1821, Bl. 119 und 120) weiß es sich nur aus einer ähnlichen Zerstreuung zu erklären, daß er (S. 559) den Luther, den großen Seiten-Ahnherrn seiner eigenen Familie, ihn, auf dessen frühere Lebens-Umstände er schon als sechsjähriger Knabe mit der höchsten Begeisterung zu achten gewohnt war, aus einem Augustiner-Mönche zum Dominikaner-Mönche gemacht hat; — denn der Setzer ist daran ganz unschuldig, es steht leider deutlich im Manuscripte. — Vielleicht, daß ihm, wie bei dem Lichte zugleich der Schatten, oder bei dem lateinischen lucus die naive grammatische Derivation a non lucendo, so bei Luther zugleich Tetzel einfiel, und folglich ihm der fatale Dominikaner über die Feder lief, ohne daß seine Sinne inne wurden, was die Finger thaten.

Will indessen Jemand seine Freude daran haben, einen solchen argen Schnitzer mit einem solchen Aufsatze wirklich vereinbar zu finden; so muß ihn der Verfasser bitten, den voran gehenden Fehler: daß nämlich seit der Reformation nicht drei, sondern vierhundert Jahre verflossen sind — welches jetzt gewiß jeder Berlinische Handwerker besser weiß — zugleich mit auf sein Conto zu setzen. Denn auch dafür kann der unschuldige Setzer nicht verantwortlich gemacht werden.

Dagegen muß aber der Setzer die beiden Triumviratoren (S. 554). — Schade, daß das Wort nicht üblich ist, es fällt in's Gehör! — allein auf sich nehmen, weil dafür in der Handschrift so deutlich, als der Verfasser zu schreiben vermag, mit klaren Worten zu lesen ist: die beiden großen Triumvirate.

Ernst Waldemar.

An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Wohlgeborner Herr!

Hochzuverehrender Herr Professor!

Das Oktober-Heft Ihres „Gesellschafters" vom Jahr 1820 kam mir so spät in die Hände, daß ich den S. 712 erzählten Vorgang, durch den zwei Geistliche, von beiden Confessionen, in ein sehr nachtheiliges Licht gestellt werden, erst jetzt zu berichtigen im Stande bin. Der Einsender desselben verbürgt sich nämlich für die Wahrheit eines Ereignisses, das ihm für die Ansicht der Zeit sehr interessant und zugleich eine Probe von dem Geiste des Katholizismus zu seyn scheint.

„Ein protestantisches kinderloses Ehepaar — so lautet in der angezogenen Stelle diese Erzählung — soll, wegen Mangel an Erwerb, aus dem Dorfe Maiwaldau, bei Hirschberg, in ein böhmisches Grenzdorf gezogen, und das dort aus dieser Ehe erzeugte Kind, wegen der zu weiten Entfernung eines evangelischen Predigers, von dem dasigen katholischen Geistlichen getauft worden seyn. Der seiner Kirche treu gebliebene Vater unterrichtete dieses Kind — es war ein Knabe — so weit er es vermochte, in der lutherischen Lehre, und nach dem Tode des Ersteren zog die brodlos gewordene Mutter mit diesem nun achtjährigen Sohn nach Maiwaldau in der frohen Hoffnung zurück, ihn dort in die evangelische Schule senden zu können. Dies wurde ihr jedoch von dem dasigen katholischen Geistlichen, bei dem sie bereits denuncirt war, streng untersagt, der ihr vielmehr, unterstützt von dem Beamten der dasigen katholischen Herrschaft, unter den härtesten Drohungen befahl: ihr, seiner Kirche einmal heimgefallenes Kind in die katholische Schule zu senden. Vergebens waren die Thränen der Mutter, vergebens die Betheurungen des Sohnes von seiner Sehnsucht nach der Lehre, mit der ihn der Vater schon bekannt gemacht habe; sie mußte diesen gewaltsamen Maaßregeln nachgeben, ihren Sohn aus der evangelischen Schule in die katholische zu bringen, wobei dem Knaben zugleich unter geschärften Drohungen angezeigt wurde: daß er vor Hinterlegung des 25sten Jahres nicht zur protestantischen Kirche übergehen dürfe, welches denn auch, nach Erreichung dieses Alters, trotz aller Drohungen, Versprechungen und Belehrungen von dem katholischen Pfarrer, geschehen ist. Zuletzt bezeigt der Erzähler noch seine Verwunderung, wie der dasige evangelische Geistliche durch eine Reihe von 15 Jahren sich dieser Sache gar nicht annehmen konnte. — Da ich, als Erzpriester des Hirschbergischen Archipresbyterats, weder bei meinen jährlichen Kirchen- und Schul-Visitationen zu Maiwaldau, noch auf irgend einem andern Wege, nur ein Wörtchen von diesem mich empörenden Vorgange gehört hatte, so lag mir Alles daran, es aus den sichersten Quellen zu erfahren: ob der, während dieses Ereignisses lebende katholische Stadtpfarrer Putze, der zugleich Parochus von Maiwaldau war, eines so gesetzwidrigen, harten und unduldsamen Verhaltens fähig gewesen sey, das mit dem Herzen und den genugsam bekannten Grundsätzen dieses sehr würdigen Geistlichen im schreiendsten Widerspruch gestanden haben würde. Ich bat daher nicht nur den jetzigen Herrn Stadtpfarrer Hornig zu Hirschberg, diese Sache genau zu erforschen, sondern ersuchte auch meinen geschätzten Freund, den evangelischen Pastor zu Maiwaldau, Hrn. Meißner, mich von jenem Vorgange, ohne alle Rücksicht und Schonung, nach den Gesetzen der strengsten Wahrheitsliebe, zu benachrichtigen. — Das aus dieser Untersuchung hervor gegangene Resultat war kein anderes, als daß dieses Ereigniß im „Gesellschafter" ganz entstellt und mit Verletzungen der Wahrheit durchwebt worden ist.

Ich hebe hier nur das Wichtigste aus dem schriftlichen Berichte des Hrn. Pastor Meißner aus, der diesen mir zum beliebigen Gebrauch überlassen hat. Er sagt darin: „Im Jahre 1796 entwich der Häusler Kenbi mit seiner Gattin, einer gebornen Sommer, und zwei aus dieser Ehe erzeugten Mädchen,*) aus

*) Die Ehe war also damals nicht kinderlos. Anmerk. d. Einsend.

Maiwaldau, und begab sich, nebst seiner Familie, nach dem böhmischen Grenzdorfe Moschendorf. Dort ging dieses Ehepaar — nach dem eigenen Geständniß der Gattin des Keuhl, wegen vorgeblichen Drohungen, daß man sie sonst nicht dulden würde — zur katholischen Kirche über. Ein Jahr nach ihrer Ankunft in Moschendorf gebar die Keuhl den in Rede stehenden Knaben, der, was sich von selbst verstand, nach dem bereits erfolgten Uebertritt der Eltern nach dem katholischen Kirchen-Ritus von einem Geistlichen dieser Confession getauft wurde. Nach mehreren Veränderungen ihres Wohnorts zog diese umher schweifende Familie nach Wigstadt in Böhmen, wo Keuhl im Jahre 1805 starb und sich als Katholik vor seinem Tode mit den Sakramenten der Sterbenden versehen ließ. Seine hinterlassene Wittwe kehrte dann im Jahre 1806 mit ihren beiden Töchtern und dem in Moschendorf gebornen Sohne nach Maiwaldau zurück. Sie meldete sich mit der Versicherung bei mir: daß sie nun wieder in die evangelische Kirche und zur Communion gehen werde. Hatte sich schon vor ihrer Rückkehr das Gerücht von ihrem und ihres Mannes Uebergange zur katholischen Kirche verbreitet, so schienen die Worte „nun wieder" dieses Gerücht zu bestätigen. Mein Amt forderte mich jetzt auf, ihr die Verächtlichkeit und Strafwürdigkeit einer öfteren Religions-Veränderung vor zu halten, die sie anfänglich leugnete, in der Folge aber eingestand. In dieser ernsten Unterredung legte ich ihr zugleich den fleißigen Schulbesuch ihrer beiden Töchter an's Herz. Sie gelobte dies und versprach zugleich, auch ihren Sohn dahin zu senden, dessen Existenz mir noch unbekannt war. Ueberrascht von dieser Anzeige und ungewiß, ob ich durch die Aufnahme eines katholischen Knabens in die evangelische Schule, da auch eine katholische am Orte war, nicht gegen die Gesetze sündigen würde, überließ ich die Entscheidung dieser Sache dem Hrn. Superintendenten, die dahin ausfiel: daß jener Knabe in die katholische Schule zu weisen sey. Die Mutter unterwarf sich dieser Entscheidung, „ohne daß weder der katholische Parochus, noch einer seiner Kapläne, nur ein Wort über diese Angelegenheit mit ihr und ihrem Sohne gesprochen hatte." — Unwahr ist's daher, daß der katholische Geistliche, nebst dem herrschaftlichen Beamten, der Mutter unter den härtesten Drohungen befohlen habe, ihren Sohn aus der evangelischen Schule, die er noch nie betreten hatte, in die katholische zu bringen; unwahr ist's ferner, daß der Vater diesen Sohn protestantisch erzogen habe; denn wurde Ersterer aus Ueberzeugung katholisch, so lag ihm Alles daran, sein Kind in dieser Kirche zu erhalten; that er es aber aus Leichtsinn, Eigennutz oder andern verwerflichen Bewegungsgründen, so ist es undenkbar, daß er die Mühe übernommen haben werde, sein Kind in den Lehren einer Religion zu unterrichten, die für ihn selbst alles Interesse verloren hatte. Unwahr sind also auch die vorgegebenen Betheurungen des Knabens, daß er sich nach der Lehre sehne, die ihm sein Vater schon mitgetheilt habe,*) welches jedoch, wegen der gar nicht vorgefallenen Unterredung der Mutter und ihres Sohnes mit dem katholischen Geistlichen schon als Erdichtung erscheint."

„Da dieser Knabe, als Glied der katholischen Kirche, nicht in die Zahl meiner Unterrichtsbefohlnen gehörte, so fühlte ich mich durch mein Gewissen nicht verbunden, diejenige Aufsicht über ihn zu führen, welche ich meinen Gemeindegliedern schuldig bin. Er vermiethete sich auch stets auf andere Dörfer, und nie erfuhr ich, daß er sich nach dem Uebergange zur protestantischen Kirche sehne, bis er dieses im vorigen Herbste selbst gegen mich äußerte. Weil er jedoch nicht in meiner Gemeinde, sondern in dem zur Hirschbergischen Parochie gehörigen Dorfe Straupitz diente, so verwies ich ihn, wegen Erfüllung dieses Wunsches, an das evangelische Ministerium zu Hirschberg."

„In der heutigen Unterredung mit der nun wieder verehelichten Mutter dieses, jetzt ins 24ste Jahr gehenden Menschen, wo sie in ihren Geständnissen weit offenherziger war, als nach ihrer Rückkehr aus Böhmen, versicherte sie mich unter Andern: daß ihr Sohn, kurz vor seiner Entlassung aus der katholischen Schule, eine Züchtigung von dem Schullehrer empfangen habe, die sie zu dem Entschluß veranlaßte, ihn aus seiner Schule zu nehmen. Der Stadtpfarrer Putze, dem der Schullehrer dieses, als seinem Revisor, angezeigt hatte, schrieb in dieser Angelegenheit an den, nun schon seit mehreren Jahren verstorbenen herrschaftlichen Beamten zu Maiwaldau, der die Mutter zu sich beschied und ihr mit vieler Heftigkeit nicht nur befahl: ihren Sohn von Neuem in die katholische Schule zu senden, sondern diesem auch erklärte, daß ihm erst nach Hinterlegung des 23sten Jahres die Wahl einer andern Confession frei stehe. Dieser Vorgang ist mir damals aber nicht zu Ohren gekommen u. s. w." *)

J. G. B. Meißner,
evangelischer Pastor zu Maiwaldau.

Als geistlicher Aufseher der Hirschbergischen Diözesanen hielt ich mich verpflichtet, den hier erwähnten Vorgang in sein wahres Licht zu setzen, und Euer Wohlgeboren Gerechtigkeitsliebe läßt mich keine Fehlbitte besorgen, wenn ich Sie ersuche: die vorstehende Berichtigung desselben in das nächste Stück Ihres beliebten und auch in dieser Gegend häufig gelesenen „Gesellschafters" auf zu nehmen. — Gern überzeuge ich mich, daß der Einsender Alles, was er in Ihren Blättern von diesem Ereigniß zur öffentlichen Kunde brachte, selbst geglaubt, und daß nur tiefer Unwille gegen Unduldsamkeit und Härte, die Jeder mit Recht an ihm ehren wird, die Veranlassung dazu gewesen ist. Auch scheint es kein Bewohner dieser Gegend zu seyn, weil er, bei einiger Kenntniß des ehrwürdigen Charakters des Pfarrers Putze, das, was man ihm in dieser Sache zur Last legte, sogleich für niedrige Verläumdung gehalten hätte. War seine Entfernung von Hirschberg und Maiwaldau aber auch die weiteste, so geboten ihm doch die Liebe zur Wahrheit, die Schonung Anderer und die Achtung gegen sich selbst, daß er von der Gewißheit dessen, was er der Publizität als faktisch übergab und wofür er sich verbürgte, die schlagendsten Beweise haben mußte. Daß diese ihm fehlten, hat der Bericht des Hrn. Pastor Meißner zur höchsten Evidenz erwiesen, und eine solche Unterlassungs-Sünde kann Ihr Correspondent sich selbst nicht verzeihen. Noch ist uns der Geist brüderlicher Duldung und

*) Ein vagirender Weber, dem die Unterrichtskunst eben so fremd als ein geregeltes Leben war, und dennoch einem achtjährigen Knaben den ganzen lutherischen Lehrbegriff mit zu theilen vermochte, gehört allerdings unter die seltenen Erscheinungen in der Zeit. Anmerk. d. Einsend.

*) Warum wendete sich die wieder protestantisch gewordene Mutter in dieser Angelegenheit nicht an ihren Prediger, den Hrn. P. Meißner, der sie vor den Anmaßungen des dasigen herrschaftlichen Beamten hinlänglich zu schützen gewußt hätte? Warum fragte ihr, unter Protestanten lebender Sohn, als er in das reifere Alter trat, weder einen evangelischen Geistlichen, noch einen andern sachverständigen Mann, ob vor Erreichung des 23sten Jahres die Gesetze den Uebertritt zu einer andern Kirche wirklich verbieten, wenn ihm dieser Uebergang wahre Herzens-Angelegenheit war? Diese Fragen dringen sich, glaub' ich, einem Jeden von selbst auf. Können ferner Aussagen, besonders sobald sie das Verfahren bereits Verstorbener betreffen, von solchen Personen einiges Gewicht haben, deren sittlicher Werth — wegen Entweichung aus ihrem Vaterlande, wegen ihres herum schweifenden Lebens, wegen ihrer öfteren Religions-Veränderung und wegen so grober Verletzungen der Wahrheit, deren sie sich bei diesem Vorgange schuldig machten, in dem allernachtheiligsten Lichte erscheint? Anmerk. d. Einsend.

einer allgemeinen Liebe nicht fremd geworden; er weht unter Geistlichen und Laien von beiden Confessionen auf unsern Gudeten. Möge er dem Dämon eines ungegründeten Mißtrauens nie weichen müssen!

Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn
Euer Wohlgeboren

Schönau, den 16. Juli 1821. ganz ergebenster
Kieslig,
Consistorial-Rath bei der Kön. Regierung zu Liegnitz und Erzpriester des Hirschbergischen Archipresbyterats.

Aus Leipzig.

Herr Kalophilos macht in der „Abend-Zeitung" viel Wesens von einer Bilder-Charade, die bei Gelegenheit eines Deklamatoriums im hiesigen Theater aufgeführt worden ist, und holt dabei von Goethe und Riemer, den Vorbildern seines Gelegenheits-Dichters, aus. Dann fügt er hinzu: der Verfasser der „Sophronia" habe diese Bilder-Charade gedichtet und darum seinen Namen verschwiegen, weil er sich den Gunstrichtern nicht bloß stellen wollte, die gar zu gern Kunstrichter seyn möchten. So giebt er sich die Miene eines höchst unpartheilichen Richters oder einen leidenschaftlichen Recensenten im „Literarischen Merkur". Aber wie denn nun, wenn Hr. Kalophilos selbst der Verfasser der „Sophronia" und der Charade wäre; wie müßte man ihn nennen, Kunst- oder Gunstrichter?

Nachschrift. In einem neuen Stücke der „Abend-Zeitung" (Nr. 166) fährt Hr. Gerhard fort, als Kalophilos von sich selbst in der dritten Person zu reden, und die Gegner seiner hohen Produktion mit ruhiger Selbstgefälligkeit ab zu weisen. Er spricht wieder von der Bilder-Charade und einem neu gedichteten Fest-Sonett; allein hier ist ein Druckfehler zu berichtigen. Es heißt nämlich dort: „eine Wiederholung der Bilder-Charade (wie wir nun wissen, von W. Gerhard) wurde mit hohem Beifall aufgenommen." — Dafür will man hier allgemein lesen: „eine Wiederholung der Bilder-Charade wurde, wie wir nun wissen, von W. Gerhard mit hohem Beifall aufgenommen."

K.

Dem Pseudonymus Th. Laurin.

(Zur nöthigen Entgegnung auf seinen zweiten Ausfall in Nr. 12 des „Bemerkers".)

Er gesteht ein, daß er — wie ich mild sagte — nicht treu referirt, d. h. durch Auslassung entstellt hat, bloß um Gelegenheit zu haben, mit seiner Art von Witz, in der ich mit ihm nicht rivalisiren mag, zu glänzen, bringt immer noch post festum seine Weisheit, verbirgt sich und sucht in der Verkappung wiederholentlich den Namen eines ehrlichen, offen auftretenden Geschäftsmannes und auf gröbere Art als früher zu verunglimpfen, zeigt also in seiner dreiten Antwort auf meine kurze ruhig geschriebene Rüge selbst Gift und Galle. Meine Galle durch ihn erregen zu lassen, verlohnt sich nicht, wohl aber werde ich, sobald er mich ferner und bei meinen Unternehmungen — wer kann bei einem Pseudonymus wissen, aus welchen (vielleicht sogar unedlen) Beweggründen — beleidigt, ihn durch die Gerichte aus seiner Verkappung reißen und belehren, daß man die Achtung vor dem guten Namen und der bürgerlichen Ehre Anderer nicht aus den Augen setzen darf.

Statt seiner mich herab setzen sollenden Erklärung der Stelle des Verdachts, möchten vielleicht Viele auf folgenden Gedanken kommen:

Da in jetziger Zeit ohnedem Mancher geneigt seyn könnte, aus Mißdeutung einiger oft unschuldiger Worte Verdacht zu schöpfen, so verdient es wohl die Verachtung jedes Biedermannes, wenn Leute verkappt durch Verdrehung oder Verläumdung noch aufmerksam machen, und also Anlaß zu Verdacht geben.

Ernst Klein.

1821. No. XVI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der Th. G. Fr. Varnhagenschen Buchhandlung erscheint binnen weniger denn drei Wochen:

Griechenland und dessen zeitiger Kampf, in seinem Ausgang und seinen Folgen betrachtet.

Der Herr Verfasser, genau und innig vertraut mit der neuesten Staaten-Politik, bemühte sich, eben so ruhig als gründlich, eben so parteilos, als auf reiche Erfahrungen gestützt, seine Ansichten über einen Gegenstand nieder zu schreiben, der wohl mit Fug und Recht die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt in Anspruch nimmt. Die Verlagshandlung macht im voraus auf dieses Werkchen aufmerksam, was sich, seinem reichhaltigen Inhalt nach, einen würdigen Platz in der deutschen Literatur erwerben wird.

Von einem würdigen Gelehrten erscheint in acht Tagen folgende lesens- und beherzigungswerthe Schrift, und wird sofort in allen Buchhandlungen zu haben seyn:

Die Rettung Griechenlands, die Sache des dankbaren Europa.

8. Leipzig, bei Kollmann. (Ohngefähr 8 Gr.)

In meinem Verlage ist erschienen:

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden. 1 Thlr. 4 Gr.
Kroymann, J., Lehrbuch der gemeinnützlichen Geometrie. 1 Thlr.
Barbeck, M., moralisch-religiöses Lehrbuch für Volks-Schulen und junge Christen. 12 Gr.
Arendt, H. H. W., praktisch methodische Anleitung zum Kopfrechnen für Lehrer, 2te Aufl. 18 Gr.
Hennings, A. v., die Deutschen, dargestellt in der frühesten Vorzeit. 1 Thlr. 16 Gr.
Leuckart, Dr. F. S., zoologische Bruchstücke. I. (Comm.) 1 Thlr. 16 Gr.
Ruhestunden für Moral und Religion, aus dem

vorzüglichsten Dichtern des 18ten und 19ten Jahrhunderts, auf alle Tage im Jahr. 4 Bde. 2 Thlr. 16 Gr.

Jacobsen, B., theoretisch-praktische Vorübungen zu Auflösung algebraischer Aufgaben. 4 Gr.

Melbech, Ch., Briefe über Schweden im Jahr 1812, aus dem Dänischen übersetzt. 1r Thl. 1 Thlr. 12 Gr.
Desselben 2ter Theil 1 Thlr. 20 Gr.
Desselben 3ter Theil 1 Thlr. 16 Gr.

Struve, L. A., über die aussatzartige Krankheit Holsteins. 20 Gr.

Johannsen, Dr. J. C. B., Aufschwung zu dem Ewigen in einer Reihe evangelischer Reden für die häusliche Andacht. 1 Thlr. 12 Gr.

Oehlenschlägers, A., Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Aus dem Dänischen übersetzt von G. Lotz. 2 Bände. 2 Thlr. 16 Gr.

Korsar, der, eine Sage von Lord Byron. In deutsche Dichtung übertragen von E. Frau v. Hohenhausen, geb. v. Ochs. 16 Gr.

Natur, Kunst und Leben, von E. Frau v. Hohenhausen, geb. v. Ochs. 16 Gr.

Jacobsen, F. J., Briefe an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter. Mit übersetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten, und mit den Bildnissen der berühmtesten jetzt lebenden Dichter Englands. 6 Thlr. 18 Gr.

Erna, kein Roman, herausgegeben von C. 1 Thlr. 8 Gr.

Reinhold, C. L., die alte Frage: was ist die Wahrheit? 18 Gr.

Niemann, A., vaterländische Wald-Berichte nebst Blicken in die allgemeine Wälder-Kunde. 4 Stück. 2 Thlr. 16 Gr.

Olüffen, C., Beiträge zu einer Uebersicht der National Industrie in Dänemark. Uebersetzt von Gliemann. 1 Thlr. 12 Gr.

Altona, im Julius 1821. **Hammerich.**

Bei **Wilhelm Gottlieb Korn** in **Breslau** ist so eben erschienen und broschirt für **zwei** Reichsthaler Courant zu haben:

Die
Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz,
dargestellt
von
Dr. Carl Friedrich Mosch,
Professor an der Ritter-Akademie zu Liegnitz ꝛc.

Mit Kupfern.

Schon seit geraumer Zeit fühlten die Badegäste der schlesischen Bäder das Bedürfniß einer Schrift, welche über dieselben und über die Eigenthümlichkeiten ihrer Umgebungen belehre und gleichsam einen Wegweiser durch die Gegenden abgebe, welche man während seines Aufenthalts im Bade zu besuchen pflegt. Diesem Bedürfniß ist durch obige Schrift abgeholfen, und damit die Erinnerung an manche der besuchten Partbieen auch in der Zukunft fester stehe, so ist eine hinlängliche Anzahl schön gestochener Ansichten dem Werke beigegeben worden.

Die hier beschriebenen Bäder liegen im mährischen Gesenke, in der Grafschaft Glatz, im Waldenburger Gebirge und im Riesengebirge, und von allen diesen Gebirgen ist jedesmal ein Abriß voraus geschickt worden. Hierauf beginnt die Bäder-Beschreibung: Im mährischen Gesenke — Hinnewieder mit den Wanderungspunkten Hubertuskirch, Moosiehne, Grützeberg, Ludwigsthal, Klein-Mora, Altvater und Peterstein. In der Grafschaft Glatz — Landeck mit dem Schrollenstein, Winklerberg, Johannisberg, Kunzendorf, Ullersdorf, Grafenort, Habelschwerdt, dem Wölfesfall, Maria zum Schnee und dem Schneeberg; — Reinerz mit dem Hummelschloß, der Ziegen-Anstalt, der hohen Mense und den Seefeldern; — Cudowa mit Gellenau, Lewin, Teutsch-Tscherwenei und der Heuscheuer; — Nieder-Langenau mit seiner nächsten Umgebung. Im Waldenburger Gebirge — Altwasser mit dem schiffbaren Stollen, Waldenburg, Neuhaus, Adersbach, Stift Grüssau; — Salzbrunn mit Fürstenstein, Freiburg, Czeschhaus, Bolkenhayn, Schweinhaus; — Charlottenbrunn mit Garve's Ruh, Tannhausen, den langen Braachen, Königsberg, Kynau. Im Riesengebirge — Warmbrunn mit dem Schulzenberg, Hermsdorf, dem Kynast, den Schneegruben, dem wandernden Stein, dem Kochelfall, dem Zackenfall, der Schneekoppe, Buchwald, Stohnsdorf, Lehnhaus; — Flinsberg mit den Iserhäusern, der Neuwelt, Tafelfichte, grünen Hirt, Greiffenstein, Meffersdorf, Liebwerda, Kloster Haindorf, Friedland, Reibersdorf, Zittau, Oybin.

Von Volkssagen und Erzählungen aus der Nähe dieser Heilquellen sind als Anhang beigegeben: Der Altvater und der Peterstein, der spitzige Berg, Erdmann und Marie, Rübezahl und Fräulein Emma, Rübezahl und der Bauer, der Mönch und die Nonne, der Salzbrunner Heilborn, der treue Hund.

Von Ansichten landschaftlicher Partbieen sind dem Buche 10 beigegeben: der Badeort Hinnewieder, das neue Bad zu Landeck mit den fernen Gebirgszügen, das Schloß Johannisberg über Jauernick, das Hummelschloß bei Reinerz, der Badeort Cudowa, die alte Burg Königsberg bei Kynau, das alte und neue Schloß zu Fürstenstein, die Bolkenburg bei Bolkenhayn, der Kynast, Kloster Haindorf ohnweit Flinsberg.

In unserm Verlage ist erschienen:

Adam, der alte, eine neue Familien-Geschichte. 4 Bände. 5 Thlr. 8 Gr.

Braun, Dr. J. A., der Arzt in der Noth oder Anleitung, welche Hülfsmittel bei plötzlich zustoßenden und gefährlichen Krankheits-Zufällen bis zu Ankunft des Arztes angewendet werden müssen. 6 Gr.

Demme, Dr. J. G., Gebete und zum Gebete vorbereitende Betrachtungen für Christen. 1 Thlr. 4 Gr.

Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens. Herausgegeben von J. S. Vater, auf das Jahr 1821. 1 Thlr. 12 Gr.
Dasselbe auf das Jahr 1820. Fein Pap. in Goldschnitt 2 Thlr.

Ordner, Ch. S., Amtsreden bei feierlichen Gelegenheiten, von Justiz-Beamten gehalten. 1 Thlr. 4 Gr.

Thorn, Major William, der Krieg in Indien in den Jahren 1803 – 1806. Aus dem Englischen übersetzt. 6 Thlr. 8 Gr.

Gotha, im Juli 1821.

Beckersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die **Maurersche** Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch **A. Wienbrack** in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 129sten Blatte des Gesellschafters.

Literatur. Bunte Steine, gefunden auf den Wegen der Phantasie und Geschichte, von Richard Roos, I. und II. Bändchen (Leipzig 1821. J. C. Hinrichsche Buchhandlung). — Referent, höchstens ein sehr weitläuftiger Seitenverwandter der in Sachsen so sehr geschätzten Dame Mineralogia, war in der That Anfangs ein wenig verlegen, was er den Freunden und Freundinnen des Wahren und Schönen über diese „bunten Steine" eigentlich zu melden hatte, als ihm der Gott Zufall freundlich zu Hülfe eilte, und ihm zunächst einen Aufsatz über den unvergeßlichen Adelung in die Hände spielte. — Der Aufsatz ist überschrieben (freilich durfte das Horazische „Sit quod vis, simplex duntaxat" et unum hier nicht zum Motto gewählt werden): „Einige Lotusblüthen auf Adelungs Grab". Referent las aber diesen Aufsatz, obwohl er ihm der längste in beiden Bändchen zu seyn schien, und jener Ueberschrift ungeachtet, mit einer Theilnahme, wie er lange nichts Neues gelesen hat. Und als er damit zu Ende war, so hätte er sich diesen Herrn Richard Roos zur Stelle gewünscht, um ihn warm an sein ehrliches deutsches Herz drücken, und zu ihm sagen zu können: „Freund, das war eben so schön, als wacker gesprochen!" — Es ist seit einiger Zeit, so zu sagen, eine ordentliche Schoßsünde unsrer allerneuesten Sprachmeister geworden, über diesen ehren Altmeister bedeutend vornehm abzusprechen, als wäre er eine Null gegen sie, die doch durch ihn fast insgesammt erst zu Zahlen geworden sind. Nun hat aber Referent nicht bloß das von seiner Jean Müller geerbt, was Hans Bendix, der Schäfer, von der seinigen geerbt zu haben versicherte, sondern auch noch die kleine Schwachheit, daß er keinen Sterblichen allgemein tadeln hören kann, ohne augenblicklich sein Vertheidiger zu werden. Ist dieser Sterbliche aber vollends ein so verdienter Mann, wie Adelung war, so arbeitet sich bei ihm sofort das Blut doppelt heiß und schnell vom Herzen zum Kopfe. Also noch einmal: dieser Stein aus dem neueröffneten Kabinet ist nicht bloß ein Denkstein für Adelung, sondern eben so sehr für den Verfasser selbst, wenn — Referent seinem Herzen trauen darf, welches dem edleen Theile des deutschen Publikums zur Entscheidung überlassen bleiben mag. — Doch bald hätten wir vergessen, daß eine Beurtheilung, wie diese da, nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe geliefert werden soll. Also geschwind eine, wo möglich, blitzhelle Antwort auf die Frage: „Was enthalten denn vorliegende beide Bändchen?" Sonderbar, oft, wenn man den Verstand am nöthigsten braucht, ist er am wenigsten zu Hause, und man möchte ihn nicht sowohl — mit dem modernsten Tiefsinn — den magern, als etwas consequenter mit sich selbst, den faulen und immer landauswärts gehenden Verstand nennen. In Ermangelung desselben helfen sich viele tiefsinnige Leute heutiges Tages in der Regel mit der Phantasie. — Referent, obwohl sonst eben kein Sklave der Mode, muß es hier schon auch einmal so halten. Kund und zu wissen sey also hiermit von Seiten dieser itzt so allgemein gesetzgebenden Königin, der Phantasie: daß man in dem neuen Werkchen des Herrn Richard zwar, streng genommen, kein neues (denn das Meiste davon hat, wie er in der Vorrede versichert, bereits in mehreren Zeitschriften gestanden) aber doch ein Blumensträußchen erhält, das den künftigen Besitzern manchen frohen Augenblick gewähren muß. Sollte diese wohlgemeinte Weissagung des Referenten einst dahin führen, daß der liebe Gärtner Richard die schmeichelhafte Aufforderung erhält sein feines Sträußchen zum zweiten Male in das Publikum zu versenden, dann rathen wir ihm, die todten Steine des Titels selbst in lebendige Blumen zu verwandeln. Der bloß verwitternde, aber nicht wachsende Stein erinnert gar zu lebhaft an das immer offenkundiger werdende Hinsterben unserer schönen Literatur; der edle Gärtner Richard scheint uns aber Einer von den Wenigen zu seyn, die sie wohl wieder mit beleben helfen könnten. — Die Nachrichten von dem deutschen Archimedes, dem weiland so berühmten Herrn von Tzschirnhausen, die interessante biographische Skizze von Adelung, die Fragmente über den ehemaligen Liebling Deutschlands, den geistreichen Rabener, die kleine Anekdote aus dem Leben Reinhards, „die Münzbrühe", das „Votat" und eine Menge andere Kabinetsstücke der reich ausgestatteten Sammlung werden gewiß den Beifall selbst älterer und bereits eigensinnig gewordener Literaturfreunde erhalten. Und was die jüngeren betrifft, so würden sie fürwahr sehr Unrecht thun, wenn sie den recht eigentlich für sie gewählten Titel für ein leeres Aushängeschild halten, und mit vornehmer Miene daran vorüber gehen wollten. Sie würden sich offenbar selbst um so manchen schönen Genuß bringen, welcher ihnen hier einladend entgegen kommt. Wenn sie z. B. gleich das erste Stück des ganzen Werkchens, „das gutherzige Anerbieten" oder weiter hin, „das Volkslied", oder „à l'andromaque" oder viele andere der Art lesen, so müßten sie doch wahrlich nicht die seyn, die sie sind, wenn sie dabei — gähnen könnten. — Um dem vornehmen, aber undankbaren Rezensenten-Amte bei dieser Gelegenheit keine Schande zu machen, sieht sich Referent genöthigt, seinem bisherigen Lobe auch noch eine kleine Dosis von Tadel bei zu fügen. Denn wofür säße er sonst auf dem anmaßenden Dreifuße? — Der Styl des wackern Verfassers ist in der Regel, was er unter Deutschen immer seyn sollte, einfach und ungekünstelt, klar und verständlich. Nur hat er der seit mehreren Jahren eingerissenen Sitte, den häufigen Gebrauch der Participien — der durchaus nur in der Poesie erträglich ist — auch bei der ungebundenen Rede gelten zu lassen, an manchen Stellen seines Buches zu sehr nachgegeben. Die Meisterwerke, welche unsre Nation einmal in dieser Schreibart besitzt, und die ja wohl klassisch seyn müssen, da sie unaufhörlich gedruckt und wieder gedruckt werden, zeigen durchaus keine Spur von diesem überlästigen Gebrauch der Participien. Daß diese Sitte nichts weniger, als nachahmungswürdig sey, hat der Verfasser auch selbst empfunden; denn gerade in den gelungensten Stücken der Sammlung ist er von dieser Mode-Epidemie fast gänzlich frei geblieben. — Ferner scheint er uns mit dem Beiworte groß, von einzelnen Personen gebraucht, viel zu freigebig zu seyn. So nennt er z. B. in der Anekdote „der Kapellmeister Himmel in der Dorfkirche" diesen nicht schlechten Komponisten wiederholt den großen Himmel. Der Sänger der beliebten „Fanchon" war allerdings in der leichteren und gefälligeren Gattung der Musik mit unter die Meister zu rechnen; aber wollte man ihn deshalb schon den großen Himmel nennen, was für Beiwörter soll man dem Namen eines Händel, eines Emanuel Bach, eines Hasse, Graun, Gluck, Mozart und Haydn hinzufügen? Referent ist übrigens versichert, daß, wenn der unnachahmliche und also wahrhaft große Schöpfer des „Messias" mit in jener Dorfkirche zugegen gewesen wäre, wo der kleine Wettstreit zwischen Himmel und dem Orgelmeister vorfiel, er leicht dem Letztern den Vorzug vor Ersterem eingeräumt haben dürfte. Dergleichen alte Winkel-Meister kannten in der Regel weder sich selbst, noch die Welt, in der sie lebten, und stellten sich sammt ihrer gründlichen Kenntniß der Harmonie nicht selten gegen ein lebendiges und oft nur mechanisches Fingerspiel de-

müthig in Schatten, statt daß sie, wie Händel von italienischen Sängern, wenn sie es ihm zu Kopfe gemacht hatten, singen mußten: Jo sono contento. — So wie bekanntlich die Herren vom Unterhause, als der stärkste Theil der Oppositionsparthei, bei jeder öffentlichen Parlaments-Rede des Königs von England, zwischen den Mylords und Edlen gleichsam wie eingeschachtelt erscheinen, und vielleicht eben deshalb gewöhnlich überstimmt werden, so mag auch hier der Oppositions- oder Tadelgeist dem freundlichen Anerkennen der schriftstellerischen Verdienste des Verfassers noch einmal das Wort lassen. — Referent kann sich von dem Buche nicht trennen, ohne namentlich eines Aufsatzes erwähnt zu haben, welcher die Ueberschrift führt: „Goldene Jubelfeste, goldene Sargnägel". Die Freudenqualen eines so beglückten Unglücklichen, welche hier der Verfasser mit den lebendigsten und treffendsten Farben schildert, sind der herrlichste und geistreichste Commentar zu einer poetischen Kleinigkeit, welche Referent einst in sein Tagebuch hinwarf, als er eben die über alle Gebühr lange Beschreibung eines solchen Jubelfestes in den öffentlichen Blättern gelesen hätte. Hier ist sie, bloß in der Absicht, nach erwähntem, eben so lehrreichen, als unterhaltenden Commentar die Leser noch ein wenig begieriger zu machen:

Dankgefühl eines Jubelgreises an seinem Ehrentage.

Nun seh' ich erst, daß Gottes Hand nicht von mir läßt
Ich überstand durch sie sogar — mein Jubelfest!

Das Allerköstlichste aber ist ein kleiner Anhang, welchen der Verfasser diesem acht humoristischen Aufsatze beigefügt hat, und in welchem er mit der liebenswürdigsten Naivität erzählt, wie es einst an seiner eigenen Jubelhochzeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend gehalten werden soll. Ach, das muß man gelesen haben, um dem trefflichen Richard Roos auf immerdar gewogen, recht innig und von Herzen gewogen zu bleiben! ***.

Musik. Allgemeines Commers- und Liederbuch von Albert Methfessel. Zweite verbesserte Auflage. (Rudolstadt 1820). — Wenn auch bei dieser, äußerlich elegant, innerlich reich ausgestatteten Liedersammlung die Burschen mit ihren Commersgesängen nicht den Vorschritt, so wie die Turner den Nachschritt, wenigstens auf dem Haupt-Titel, gehabt hätten, so würde doch eine zweite Auflage davon eben so schnell zum Bedürfniß geworden seyn: denn die Meisterstücke, die sich mitunter in dieser Sammlung befinden, gleichen dem ächten Weine, der wahrlich keines Kranzes, am wenigsten eines solchen bedarf. — Der Herr Herausgeber scheint uns daher in einem kleinen Irrthume befangen, wenn er der Meinung ist, der erwähnte Titel habe diese Sammlung so schnell verbreitet; nein, es sind die wirklich gelungenen, und auf den edleren deutschen Volksgeist berechneten Compositionen selbst, welche eine zweite Auflage dieser Lieder so bald nöthig gemacht haben. — Hr. Methfessel verdient übrigens den wärmsten Dank jedes geistreichen Kenners, so wie jedes gefühlvollen Liebhabers der Musik, sowohl dafür, daß er selbst einige Gesänge in diesem edleren Geiste für die Sammlung componirte, als hauptsächlich dafür, daß er die in ihrer Art einzigen Compositionen des unnachahmlichen J. A. P. Schulze, die für die jüngern Freunde des Gesanges bereits eine wahre terra incognita geworden waren, hier wieder zur Kenntniß des größeren Publikums gebracht hat. Denn diese, einst von der Nation mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommenen Lieder, tragen den wahren und ächten Stempel des Volksgesanges in einem Grade an sich, daß selbst die Composition des großen Haydn zu Ehren seines Kaisers Franz, bei aller ihrer Einfachheit und Klarheit, dadurch dennoch ein wenig in den Schatten gestellt wird. — Auch die beiden köstlichen Sammlungen religiöser Lieder des liebenswürdigen und für das Lied recht eigentlich gebornen J. A. P. Schulze, sollten nicht so vergessen seyn, wie sie sind, um so weniger, da in dem Pränumeranten-Verzeichniß einer der erwähnten Sammlungen der Name Carl Philipp Emanuel Bach, wie eine wahre Sieges-Trophäe, mit aufgeführt ist; eine Auszeichnung, deren sich wohl schwerlich noch eine zweite Liedersammlung zu rühmen haben möchte! Es ist für den Referenten eine beinahe ganz unbegreifliche Erscheinung, daß bei der gegenwärtigen religiösen Stimmung des Publikums jetzt eben so schönen als rührenden frommen Gesänge nirgends mehr gehört werden — freilich wäre voraus zu setzen, daß diese Religiosität nicht bloß nach außen, sondern nach innen gehe! Die Freunde solcher Compositionen können sich in der That keinen reineren und höheren Genuß verschaffen, als wenn sie sich gedachte Sammlungen sobald als möglich zu verschaffen suchen. Eben so wenig aber sollten sie es versäumen, die geistreichen und einfachen Compositionen in ihre kleinere oder größere musikalische Bibliothek mit auf zu nehmen, welche der vortreffliche C. Ph. E. Bach selbst zu den bekannten Sturmschen Liedern gesetzt hat. Denn auch diese gewähren jedem nicht verkünstelten Geschmack und jedem wirklich gefühlvollen Herzen einen überaus befriedigenden hohen Genuß. — Um wieder auf die vorliegende Sammlung zurück zu kommen, so sind bei weitem die meisten Melodien darin von dem Herrn Herausgeber selbst, und es ist nicht zu leugnen, daß sie fast ohne Ausnahme eine vorzüglich wesentliche Eigenschaft dieser Gattung nämlich die Einfachheit zeigen; ob sie aber auch alle das Gepräge der Eigenthümlichkeit mit dem Verdienste der Neuheit vereinigen, ist wohl schon darum zu bezweifeln, weil ihrer so viele sind. So fand z. B. Referent die Melodie zu dem Götheschen Liede „In allen guten Stunden" sowohl was den ganzen Rhythmus, als die einzelnen Wendungen betrifft, dem Syntzierschen zu Bohems „Wie hehr im Glase blinket" für eine wirklich eigenthümliche Composition viel zu ähnlich. Ja sogar ein Genie-Fünkchen, worin sich der weiland berühmte Schöpfer der „eleganten Zeitung" gegen das Ende hin nicht eben schlecht gefallen zu haben scheint, ist von Herrn Methfessel hier wörtlich angebracht. Eine der eigenthümlichsten Melodien scheint Referenten die zu dem bekannten Liede von Starke „Wir sind die Könige der Welt" zu seyn, und auch sie ist, wie die übrigen Methfesselschen, einfach und singbar. Doch, wie gesagt, es ist eben so schwer ein ganz neues und originelles Lied zu dichten, als es seyn dürfte, selbiges auf eben die Weise zu componiren. Fern also sey es von uns, dem Herausgeber aus dem Mangel der durchgängigen Eigenthümlichkeit und Neuheit gerade einen großen Vorwurf zu machen. — So viel ist außer Zweifel, daß er sich mit dieser Sammlung kein geringes Verdienst erworben hat, und schon das ist viel, wenn man einer solchen Menge von Gesängen nachrühmen kann, daß sich keine einzige wirklich schlechte Composition darunter befinde, und das getraut sich Referent selbst vor der strengsten Kritik zu verfechten. — „Lützow's wilde Jagd" von dem so beliebten K. M. v. Weber, ist zu sehr Lied des Volkes, und zwar durch das Volk selbst geworden, als daß es hier hätte fehlen dürfen; allein was weiter von diesem Componisten in der Sammlung vorkommt, möchte sich doch leicht, bei der Fruchtbarkeit seines Genius, mit etwas Inhaltvollerem haben vertauschen lassen. — Auch die Lieder von dem genialen Himmel wird hier jeder Freund und Verehrer des Schönen gern wieder finden. Dieser Componist hat es durch seine ganze „Fanchon" bewiesen, wie sehr er für die gefällige Gattung des Liedes im edlern Volkstone geschaffen war. — Göthe's „Ergo bibamus," von Herrn Eberwein componirt, nimmt sich in diesem musikalischen Kränzchen gewiß nicht übel aus, und hat auf das Geniale wohl so viel gerechte Ansprüche, wo nicht mehr zu machen, als weiland Reichard mit dergleichen Compositionen machen zu dürfen glaubte. — Uebrigens hatte der Herr Herausgeber nicht nöthig gehabt, sich in der Vorrede wegen der beiden Kleinigkeiten „Ça ça geschmauset" und „Crambambuli" erst weitläufig zu entschuldigen; denn entweder solche, oder gar keine, konnten von den bis

kannten, mitunter gewiß höchst drolligen Studentenliedern aufgenommen werden. Auch verriethe der einen höchst einseitigen Geschmack, welcher über so etwas nicht einmal mitlacheln konnte: eben durch das Vielseitige dieser Sammlung sind wir überzeugt, daß Jeder, der das Gute zu finden versteht, sie mit Lust und Nutzen besitzen wird. W*.

Literatur. „Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach, auf das Jahr 1821." Herausgegeben von Friedrich Raßmann (Hamm, bei Schulz und Wundermann). — „Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom ist nicht in einem Tag gebaut" — „Kommst du heut nicht, kommst du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto voran gesetzt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen leidigen Sprichwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumen-Sträußchen, die dem Publikum, in winterlicher Zeit, ein Surrogat für wirkliche Sommer-Blumen seyn sollen, pflegen schon im Früh-Herbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blumen-Strauß so spät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumen-Lieferanten, den Einsendern? oder am Strauß-Binder, dem Herausgeber? oder an der Blumen-Händlerin, der Verlagshandlung? Doch es ist ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetisches Taschenbuch, oder ähnliches Duodez-Büchlein, das, als ein niedliches Neujahrs-Geschenk, in die Sammet-Ridikuls holder Damen geschmeidig hinein gleiten soll, oder bestimmt ist, mit der feingeglätteten Vignetten-Kapsel und dem hervor blitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomaden-Büchse zu prangen; nein — Herr Raßmann giebt uns einen Musen-Almanach. In einem solchen darf nämlich gar keine Prosa (und wenn es thunlich ist, auch gar nichts prosaisches) enthalten seyn; aus dem einfachen Grunde: weil die Musen nie in Prosa sprechen. Dieser Satz, der durch historische Erinnerungen an die Musen-Almanache von Voß, Tiek, Schlegel u. s. w. entstanden ist, hat des Referenten selige Großmutter einst veranlaßt, zu behaupten: daß es eigentlich gar keine Poesie giebt, wo keine Reime klingen, oder Hexameter springen. Nach diesem Grundsatz kann man dreist behaupten: daß viele unserer berühmten, viele unserer sehr gelesenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren, Caroline Fouqué u. s. w. nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber diese engbrüstige Laune bei einer poetischen Kunst-Ausstellung — was doch der Musen-Almanach eigentlich seyn soll — gar keine Prosa ein zu lassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen, und zur Form Gehörigen muß Referent gestehen: daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daß ihm bei der Lektüre des Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs so wohlig, heimisch und behaglich zu Muthe war, als ob er fein Leibgericht äße, rohen westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet seyn, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischen Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, ächtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Literatur seinen Nachbaren nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit den literarischen Castagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Mantheiden nieder zu schwatzen. — Von den sieben und dreißig Dichtern, die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervor grüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört, der Form nach, der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Thätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes, (lauter altfränkische Eigenschaften, die jüngst aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raßmann's, die der Musen-Almanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings" „der Töpfer nach der Heirath" und im „armen Heinrich" findet sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit, und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht: „die Burg des ächten Wächters" ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtstück „die Hexen" ist sehr ansprechend; der Verfasser fühlt gar wohl, wie viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseau's Gedicht „Verlust" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geist der Liebe" wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, echt herzig, recht hübsch. Wilh. Smets giebt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „an Ernst von Lassaulx" und das Gedicht „an Elisabeth's Namenstage". Nikol. Meyer's Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben". Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Aeußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen. (H. Heine.)

Wien. Der diesjährige Frühling war so unangenehm, daß wir seit Jahren kein ähnliches Beispiel wissen; auch der Sommer scheint seinen Charakter angenommen zu haben. Apollo hat seine Regentschaft an Jupiter Pluvius abgetreten, der, in Gemeinschaft mit dem Aeolus, auf den Spaziergängen sein Unwesen treibt, und die armen Prater-Wirthe, Kaffee-Schenker und Wasser-Verkäufer in Verzweiflung bringt. Wenn irgend Jemand auf der Promenade erscheint, so ist es ein sich langweilender Kleinmeister, bis über die Nase im Carbonari verhüllt; oder ein verliebtes Pärchen, das, bei dem eigenen Frühling seines Gemüths, von der mädchenlaunigen Witterung keine Notiz nimmt. Dieses Wonne-Wetter für Kraut, Rüben und Kartoffeln hatte bereits auf das Wachsthum des Weines den nachtheiligsten Einfluß, und die Weintrinker, die sich heuer ohne Widerrede einen Comet-Wein (1811) prophezeiten, sehen mit jedem Regengusse ihre Hoffnung immer mehr zu Wasser werden. — Am 16ten und 17ten Juli feierte Wien sein größtes Volksfest, das Kirchweih-Fest in der Brigitten-Au. Man denke sich eine unabsehbare grüne Fläche am Donau-Strande, mit kühlen Auen begrenzt, an deren einem Ende sich eine kleine Kapelle und ein Jägerhaus befinden. Auf diesem Platze, der höchst selten von melancholischen Spaziergängern besucht wird, hat irgend eine Zauber-Fee über Nacht einige tausend Zelte, Obst-, Spiel- und Lebkuchen-Buden, Tanzplätze u. s. w. hingezaubert, wo dienst-

fertige Genien, in Kellner verkleidet, die hungrig und durstig gewordenen Walzer mit schlechten Getränken und kalten Speisen für gute Bezahlung bedienen. Man denke sich ferner einige tausend Zeisel-Wagen, Lohnkutscher und prächtige Equipagen in der schönsten Ordnung aufgestellt, und endlich diesen unübersehbaren Platz mit 40,000 Menschen aller Klassen und Stände, im Sonntags-Putze, von der kaiserlichen Familie an bis zum Taglöhner herab, fröhlich und ungezwungen und friedlich durch einander wogen; denke sich das Gelärme von so vielen Zechenden, das Gestampfe der Tanzenden, das Geheul der Jauchzenden, das Gequitsche von unzähligen Violinen, Clarinetten, Bassen, Hörnern, Sackpfeifen, Harfen noch hinzu, und man wird so ziemlich einen Umriß dieser Volks-Belustigung haben. Staffagen des Bildes waren: Ehrsame Handwerker mit ihren zahlreichen Familien, unter schattigen Bäumen gelagert; in der Mitte ein Wein- oder Bierfäßchen, Kalbsschlegel und Schinken auf grünem Boden aufgetischt, die sie ein Paar Stunden weit von den entferntesten Vorstädten herbei schleppen, um sie mit gehörigem Appetit zu verzehren; dann einige Kreise von Tanzlustigen, wo bei einer verstimmten Geige oder einem schnarrenden Dudelsack Jung und Alt im Grase herum hüpft, und — das Gemälde ist fertig. — Der erste Band der „Feierstunden" ist erschienen, geziert mit den Bildnissen des Hofr. Hammer und des Hofr. Friedrich Kind, und zugeeignet dem Lieder-Kreise in Dresden. Er hat den Erwartungen der Lesewelt nicht vollkommen entsprochen. Der prosaische Theil beginnt mit einer höchst phantastischen und verworrenen Geburt vom Baron Fr. de la Motte Fouqué, genannt „Sturmesminne". Leicht gehalten, aber recht angenehm zu lesen ist die folgende Erzählung: „Die reiche Partie", von Laun. Die nacherzählte Novelle, von Krug von Nidda, hat viele Unwahrscheinlichkeiten, und Wendmann's „Biographie des Torquato Tasso" ist in seiner Art die beste Leistung des prosaischen Theils. Unter den poetischen Blümlein, gepflanzt von Luise Brachmann, Topfer, Castelli, v. Gaal, Gehe, Fr. v. Hayden, Haug, Kannegießer, Neuffer, Kuffner, Kind, Hammer u. s. w. giebt es manches Gute, aber auch viel Mittelmäßiges. Ausgezeichnet nennen wir Neuffer's „An die Liebe" und „Gold und Eisen" von Kuffner. — Unter den theatralischen Neuigkeiten hat eine französische Schauer-Geschichte neuer Zeit (von Victor, nach einer gelungenen Uebersetzung von J. F. Castelli), unter dem Titel „Die Waise von Genf", im Theater an der Wien außerordentlichen Zulauf. Diese unschuldig leidende, verfolgte und verurtheilte Waise weiß unsere jugendlich schöne Botta sehr interessant dar zu stellen; nicht weniger vorzüglich erscheint Hr. Küstner, der in dieser Rolle ein Extrakt aller Bösewichte genannt werden kann. Unwahrscheinlichkeiten, woran dieses Stück keinen Mangel leidet, nimmt man bei solchen Produkten nicht so genau, wenn nur das Ganze lebendig fortschreitet und es an überraschenden und erschütternden Scenen nicht fehlt. Für beides hat en die Verfasser gesorgt. — Das Theater in der Leopoldstadt bietet uns ein trauriges Bild anarchischer Zerrüttungen dar; es eilt bei Fortdauer dieser Unordnungen seinem gänzlichen Verfall entgegen. Neues haben wir bisher nichts gesehen; hingegen war die Wahl einiger Gastspiele glücklich. Demois. Huber und Hr. Neutruck, vom Theater an der Wien, dann Hr. Korntheuer, von Brünn, erregten großen und verdienten Beifall. Letzteren — unstreitig einer der besten und originellsten Komiker — wird man ohne Zweifel zu gewinnen suchen. Welch ein Genuß läßt sich von dem Kleeblatt Schuster, Raimund und Korntheuer, erwarten, wenn Bäuerle und Meisl für sie schreiben. Das Alles hängt vom baldigen Ausgange des Prozesses ab. Hr. C. Friedrich Hensler, unter dessen Leitung diese Bühne früher vortrefflich bestand, ist am ... sten Juli durch die vereinigte Hofkanzlei als Direktor angestellt worden, und sein Name stand bereits einige Tage auf dem Zettel, als die Gläubiger den Recurs ergriffen und, trotz dem Ansehen der ersten Behörde, in ihre vorigen Rechte ein zu treten suchten. Den Ausgang dieses hartnäckigen Streites muß die Zukunft lehren. L — r.

Aus Böhmen. Ein neues Tarif der Weg- und Brücken-Mauthen hat diese Leistungen eines Theils zum Vortheil der Fahrenden herab gesetzt, jedoch die Zahl der Mauthner noch nicht verringert. Wie es aber heißt, soll künftig innerhalb einer Provinz die ganze Straßen-Mauth-Einnahme aufhören, und für Fremde nur auf den Grenzen bestehen; dagegen eine Steuer auf Pferde und Ochsen, als Fond zum Straßenbau und zur Erhaltung der Kunststraßen, aufgelegt werden. Alle Reisende werden dadurch an Bequemlichkeit gewinnen, und auch der Staat, insbesondere durch Ersparung der Besoldungen der Mauthner und der Auslagen für ihre Wohngebäude; denn nach und nach sterben doch die jetzt zu pensionirenden Beamten aus, und die noch rüstigen werden in andern Stellen untergebracht. Auch soll künftig das Militair, zur Ersparung der Kosten, mit einer angemessenen Zulage entschädigt, zum Bau der Kunststraßen, Kanäle und Brücken verwendet werden. Napoleon hat die Zweckmäßigkeit von derlei Verwendung in Friedenszeiten bewährt, die herrliche Straße über den Simplon ist ein großartiges Denkmal der Kriegs-Ingenieurs und der Truppen. — Für den Straßenbau wird indeß in Böhmen jährlich sehr viel gethan, zur wahren Wohlthat für jeden Reisenden; aber hier und da wird der Bau, vermuthlich aus Mangel an tauglichem Material, doch nur so ausgeführt, daß die Fahrenden den gewaltigen Stößen, und den Segen noch schuldig bleiben. Auch ist noch Mangel an Alleen längs den Straßen, welchen die Fußgänger besonders fühlen, da die Sonne im Sommer ihnen gewaltig auf die Häupter brennt. W.

Hamburg. Daß der Professor und Bibliothekar Nyerup sich auf einer Reise nach Braunschweig, Göttingen, Kassel, Frankfurt am Mayn und bis München befinde, ist eine, den deutschen Archäologen insbesondere ohnstreitbar willkommene und erfreuliche Nachricht. Seinen „Catalogus librorum sanscritanorum quos Bibliothecae Universitatis Havniensis vel dedit vel paravit Nathanael Wallich, Doctor Medicinae et Philosoph. etc. Horti botanici Calcuttensis in India Praefectus; Hafniae 1821", habe ich zu sehen Gelegenheit gehabt. — Der Staub des Verhängnisses hiernächst begräbt Häuser, bezahlende und bezahlte, er begräbt aber auch Werke der Kunst. Der Kunsthändler daher, welcher Gemälde aufsucht und sie der Zerstörung oder der Geringschätzung der Unkundigen entreißt, hat mit dem Orpheus Aehnlichkeit, denn Staub und Verkennung bilden Thor und Riegel der modernen Unterwelt, und die geretteten Kunstwerke sind Eurydiceen, wieder auflebend, doch selten so schön und so bedeutend, als vor ihrem Tode. Der Kunsthändler Hr. Noodt zu Hamburg hat manches Bild wieder zur Oberwelt gebracht; aber auch mehr beschäftigt er sich damit, die durch ausgebreitete Bekanntschaften erkauften, oft sehr vortrefflichen Kunstwerke ins Ausland zu bringen, wo ihrer ein höherer Preis harret, als in Deutschland. Unter den Gemälden, welche er jetzt besitzt, zeichnen sich aus: 1) Eine Jugend-Arbeit [illegible] des Correggio. Das Christus-Kind versteckt seine Händchen im Busen der Mutter; kindlicher Gedanke, durch den die Arme wie abgeschnitten aussehen; vortrefflich ist das Bild gemalt und für die Kunstgeschichte wichtig. 2) Ein sehr bedeutendes Bild ist ein Caspar Crayer. Redender Christus, von den Jüngern umringt; ein Kopf, vielleicht des Jakobus, ist auf diesem Bilde von hohem Werth; sein Antlitz zeigt, daß der Jünger dem Meister aufmerksam zuhört, zugleich blicken aber auch die sanft begeisterten Augen in helles Sonnenlicht empor, als fände die Seele dort jedes Wort bestätigt, welches sie aus dem Munde des Heilands hört. Die Klarheit des mimischen Ausdrucks, dies wage ich zu behaupten, ist auf diesem Gemälde überhaupt bewundernswerth. 3) Einen Wouwermann, besser Blüthe des Künstlers und vortrefflich erhalten, besitzt Hr. Noodt; es sind ihm darauf (hätte doch solchen Preis der Künstler erlebt!) achtzig Louisd'or geboten worden, und er hat sich vom Bilde noch nicht trennen wollen. v. G.

Bemerker.  No. 15. 1821.

Beilage zum 134sten Blatte des Gesellschafters.

Berichtigung.

Durch nachlässiges Abschreiben ist von Seiten des Referenten in der Beurtheilung der Gedichte des „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs“ (Beilage zum 129sten Blatte des „Gesellschafters“ S. 603) folgende Stelle ausgelassen worden. „Der Klausner“ (von Freifrau Elise v. Hohenhausen) ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Lesers angenehm bewegt wird. H. Heine.

Dem Pseudo-Schriftsteller, Hrn. Ernst Klein.

Sie irren, wenn Sie glauben, auf einen Ausfall von mir etwas entgegnet zu haben; diese von Ihrer Seite usurpirte Wichtigkeit kann ich leider nicht anerkennen, indem ich gar keinen Ausfall gemacht habe, weil ich überzeugt bin, man kömmt hier mit Lachen auch schon aus. Ich hatte eingestanden, nicht gern referirt zu haben? — das ist — wie ich mild sage — nicht sinnreich erfunden. Mit dem Motto in Ihrer Ankündigung hatt' ich's zu thun, nicht mit Ihrem gedanken- und nutzlos angebrachten Hinterpförtchen von Note; jenes Motto ist aber mit der höchsten Treue von mir allegirt. Sie wollen in meiner Art von Witz nicht mit mir ercelliren? — ey, es wäre gescheidt, wenn Sie merkten, daß Sie mit keiner Art von Witz dienen können, wogegen ich gern zugestehe, daß unsere Weisheit nicht weit her ist, weder ante noch post festum — Ihre Galle durch mich erregen zu lassen, verlohne sich nicht? — nun, es verlohne sich gewiß noch viel weniger, daß ich sie errege, wie dies schicklich wird, wenn es unwillkürlich geschieht. Zu oeramalmosen sucht' ich Sie? Wer wird danach suchen?! Sie selbst können daran nicht unschuldiger seyn, als ich es bin; und dieß gilt auch von Allem, was Sie mit hochgespannten Worten auf Ihre Persönlichkeit beziehen, und auf die Voraussetzung: wenn ich „ferner Sie und bei Ihren Unternehmungen“ beleidigte. Sie und Ihre Unternehmungen sind mir so gleichgültig, wie alle Gegenstände, mit denen man nichts zu thun hat. Nur gegen die hausbackigen Verleger-Anzeigen wollt' ich eine Bemerkung vernehmen lassen, weil sie dem schlichten deutschen Wesen widerlich sind, daß ich mir eine solche Anzeige von Ihnen aufgriff — der Sie nicht allein die Mund-Trommel schlagen — war Zufall, davon unterstützt, daß Sie gewiß der Erste sind, der ein Gelegenheits-Produkt von Landkarte mit einem poetischen Motto flott zu machen gedachte, welches schwerlich nur mir lächerlich vorgekommen ist. Ihren Schluß-Zeilen fehlt für mich wieder der Schluß; ich habe Ihre Worte und Sie weder verdreht noch verläumdet und bleibe gewiß auch ferner mit Ihnen und Ihren Unternehmungen außer Berührung, wenn Sie nicht wieder Anzeigen mit gleicher Possierlichkeit in die Welt schicken. Th. Laurin.

Die letzte Vorstellung von „Figaros Hochzeit“ auf der Berliner Bühne.

Sonnabends den ten August wurde im neuen Schauspielhause „Figaros Hochzeit“ gegeben. Gewohnt, bei jeder Mozartschen Oper ein volles Haus zu vermuthen, ging Unterzeichneter (der — Vielen unglaublich — das neue Prachtgebäude für seine unbedeutende Person durch diese bezaubernde Musik ganz im Stillen ein zu weihen gedachte) schon bei guter Zeit dahin, wo er eines schönen Abends gewiß seyn konnte. Gleich bei seinem Eintritt ließen sich ein Paar Verzweifelnde — vermuthlich waren's solche Kenner, die immer am lautesten klatschen und die ihr Bravo nie anders als ejulando zum Besten geben können — mit dem in Berlin so trostlosen Ausrufe vernehmen: „Himmel, wie leer!“ Da müßte wohl Mozart nicht mehr Mozart seyn, dachte Unterzeichneter, wenn die vortreflichen Herren für den ganzen Abend Recht behielten. Und wie er vermuthet hatte, so kam es; gegen den Schlag 6 wurde das Haus zum — Ersticken voll! Also abermals kein Ort, wo man ein solches Meisterwerk ganz mit Behaglichkeit genießen könnte! dacht' ich, erinnerte mich aber schnell an den berühmten Ausspruch von Pope: „Was ist, ist recht!“ und hoffte nur mit Ungeduld auf die äußerst charakteristischen drei ersten Takte der Ouvertüre, gelobte auch feierlichst, künftighin immer geduldig das Haus mit dem Theater im umgekehrten Verhältniß zu denken.

Es ist gewiß eine wahre Unmöglichkeit, die Frivolität der Intrigue, welche offenbar den Haupt-Charakter dieser beliebten Hochzeit ausmacht, treffender und glücklicher zu malen, als Mozart sie gleich mit den ersten leisen Bogenstrichen gemalt hat. Unterzeichneter wäre im Stande, ganze Stöße der neuesten und schwersten Musik gegen jene leichten, wie im Fluge erhaschten Töne zu verschenken. Nie vernahm er sie, ohne sich eines Tasens zu erfreuen, dem er während seines Lebens so unzählige angenehme Empfindungen verdankt.

Während man ihm die gedachten genialen Flüchtlinge bis über den Schlag 6 hinaus ein wenig unbarmherzig vorenthielt, machten ein Paar Herren neben mir ihrer bedrängten Kritik über den Vorhang, namentlich über dessen goldene Verzierungen, Luft. Der Eine meinte: sie seyen zu phantastisch und sagten zu wenig; der Andere dagegen zog sich mit seiner entgegen gesetzten Meinung hinter die Bollwerke der Autorität zurück und versicherte: daß die Hauptgruppe in der Mitte ächt antik sey. Unterzeichneter läßt Jeden auf seinem Steckenpferde reiten, wohin er eben Lust hat; außerdem möchte er wohl mit dem Herrn Nr. 1 einen kleinen Strauß über das Nichtssagende der auf dem Vorhange befindlichen Gestalten angesponnen haben. Die beiden Greife — man sehe sie nur um die Augen und Schnabel recht scharf darauf an — sagen allerdings etwas, und etwas sehr Treffendes, nämlich Folgendes: „So geschickt, wie wir hier in die Lyra hinein zu greifen nur Miene machen, eben so geschickt, ja vielleicht noch geschickter, wird jetzt von Manchem wirklich hinein gegriffen, obwohl er sich zu einem ganz andern Geschlecht zählt, als zu dem unsrigen“ — Doch der Vorhang ließ die tappischen Greife plötzlich mit sich verschwinden, und alle satyrischen und nicht-satyrischen Gedanken zugleich; Jedermann war nur Ohr und Herz! Die Ouvertüre wurde mit der oft gerühmten Lebendigkeit und Precision auch dies Mal vorgetragen; nur

möchte Mozart — bei aller Schnelligkeit, mit der er selbst empfand — das Tempo doch wohl etwas zu rasch gefunden haben. Allein wie schwer ist es auch, sich bei einem so hohen Grade wahrer Begeisterung nicht ein wenig über die Grenzen des richtigen Zeitmaßes fort reißen zu lassen?

Die Rollen des Stücks waren übrigens so gut besetzt, als sie in diesem Augenblick besetzt seyn konnten, und jede suchte dem schaffenden Künstler alle mögliche Ehre, so wie der begeisterten Versammlung allen möglichen Genuß zu verschaffen. Freilich wird Mancher dem Grafen *) so wie der gräflichen Kammerjungfer **) etwas mehr Kraft der Stimme von außen her gewünscht haben; aber müssen denn nun solche Unersättlichen auch immer an das denken, was sie noch mehr haben könnten? Dem dermaligen Grafen fehlte nicht bloß etwas, das man ihm wünschen konnte, sobald das Stück mit dem höchsten Grade der Vollendung gegeben seyn sollte, es fehlte ihm auch etwas, das man sehr gern vermißte — indem es zu wahrem Genusse mehr hinderlich als förderlich ist — nämlich jene höchst unausstehliche Selbstgenügsamkeit, die den Zuschauern mit jeder Note vorzuposaunen sucht: „Man bittet genau acht zu geben, denn ich bin's, der eben singt!" Und die „Susanne" war gewiß mit ihrer zarten und lieblichen Stimme auch als Schauspielerin eine Susanne, wie man sie für den Abend nur immer wünschen konnte. „Figaro" ***) selbst spielte und sang con amore, und was das Beste war, er ließ sichs nicht merken, was er im Schilde führte, nämlich diese Rolle künftig zu einer seiner Fest-Rollen zu machen. Wenn ihm dies aber ganz gelingen soll, so wird er doch bei schnellen Stellen den Zügel des Retardando ein wenig zu Hülfe nehmen müssen, sonst dürfte er wohl nicht, wie er als Figaro soll, belustigen, sondern vielmehr, wie der stotternde Rechtsanwalt, durch verschluckte Worte etwas ins Possierliche fallen. Auch die Gräfin †) und der Page ††) trugen durch ihren schönen, aber wohl nicht immer — Mozartischen Gesang nicht wenig zur Verherrlichung dieses ausgezeichneten Abends bei; letzterer eben so sehr durch sein naives Spiel. — Die Ausführung der ganzen Musik ließ von Seiten des Orchesters gewiß wenig oder nichts zu wünschen übrig. Alle Lieblingsarien von A bis Z gefielen, wie sie immer gefallen haben, und würden sämmtlich nicht bloß doppelt, sondern wohl mehrfach gern gehört worden seyn; allein den armen Sängern und Sängerinnen mochte bei der gewaltigen Hitze vor einem Da capo im Grunde wohl mehr bange seyn, als daß sie darnach begierig gewesen wären.

Es ist nun bereits dreißig Jahre her und drüber, daß Mozart seine glänzendste Periode hatte, und wie glänzend sie war, davon hat nur der einen recht lebendigen Begriff, der in den ersten Neunzigen des vorigen Jahrhunderts, wo die „Zauberflöte" erschien, in Wien oder auf den Leipziger Messen jene Oper ganz oder theilweise hörte. Es war nicht anders, als ob alle Freunde und Kenner der Musik urplötzlich sich im ächtesten Champagner berauscht hätten! Unterzeichneter, während der Michaelis-Messe 1792 in Leipzig, hatte täglich Gelegenheit, diesen einzigen Grad von allgemeiner Begeisterung im Hôtel de Saxe zu beobachten, wo über Tische ein Chor sogenannter Prager Studenten die Lieblingsarien aus der „Zauberflöte" und in der That recht brav spielte. Solch einen Enthusiasmus hatte er vorher in seinem Leben nie wahr genommen, und wird ihn auch vielleicht nun und nimmer wieder wahrnehmen. — Fragt man, wie Mozart damals einen so allgemeinen und so tiefen Eindruck machen konnte, wie er bis auf den heutigen Tag und in einer Jahreszeit, wo sich so viele Freunde des Schauspiels in den Bädern befinden, noch immer ein gedrängt volles Haus macht? — so wird die nächste Antwort freilich immer seyn: durch sein hervorstechendes Genie. Allein man wird dabei gestehen müssen, daß das Einfache, Ungesuchte und Natürliche seiner Compositionen eben so viel dazu beiträgt, ihn als immerwährenden Liebling der Nation auftreten zu sehen. Er kam Hiller'n, der bekanntlich vor ihm die komische Oper und mit keinem geringen Beifall bearbeitete, in Hinsicht dieser schönen Kunstlosigkeit völlig gleich, und übertraf ihn an Fülle, Kraft, Reichthum und Lieblichkeit seiner Schöpfungen unendlich.

Der berühmte Beethoven war anfangs auf demselben richtigen Wege. Seine früheren Compositionen beweisen es; seit ihm aber gewiß kein guter Genius von demselben abgeführt hat, ist sein Ruhm, den er auf diese Weise, wer weiß wie sehr, zu steigern hoffte, bei wahren Kennern der Musik nicht bloß gesunken, sondern seine Autorität und sein Beispiel haben auch dermaßen nachtheilig auf die meisten übrigen Künstler dieses Faches gewirkt, daß eine einfache und natürlich schöne Musik jetzt in Deutschland etwas eben so Seltenes ist, als ein Musen-Produkt der Art überhaupt. — Alles, was man von seinem berühmten „Fidelio" sagen kann, ist doch nur dies: daß man stellenweise den großen Meister darin nicht vermißt; das Ganze wird und kann nie den Eindruck machen, den die Mozartischen Opern noch täglich machen und ewig machen werden. Ach, wie viel ist mit den beiden letzten wahren Heroen der Musik, Mozart und Haydn, begraben worden!

Lugete, o Veneres, Cupidinesque,
Et quantum est hominum venustiorum!

Ernst Woldemar.

*) Hrn. Hillebrand. **) Mad. Seidler. ***) Hr. Blume.
†) Mad. Schulz. ††) Demois. Eunicke.

Selkes, S., neue deutsche kaufmännische Buchhaltung. 2 Thlr.
Hartmann, Ph. C., der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben. 2 Thlr. 8 Gr.
Hietzinger, C. B. Edlen von, Statistik der Militairgrenze des österreichischen Kaiserthums. II. 1ste Abtheilung. 5 Thlr.

Wien, im Juli 1821. Gerold.

In meinem Verlage ist erschienen:

C. J. Guthrie,

(Mitglied des Königl. Chirur. Collegiums zu London)

Ueber Schußwunden

in den Extremitäten und die dadurch bedingten verschiedenen Operationen der Amputation nebst deren Nachbildung.

Aus dem Englischen und mit Anmerkungen von

G. Spangenberg,

Doctor der Medicin und Chirurgie, Königl. Hannöversch. Ober-Staabs-Chirurg., Ritter der Ehren-Legion.

Mit vier Kupfertafeln.

400 Seiten in gr. 8. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.

E. H. G. Christiani,
Buchhändler in Berlin.

Die

botanische Pflanzkunst

nach Dûmont-Courset

von

M. C. G. Berger.

2 Theile. gr. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack.
Preis: 4 Thlr.

Für den Kenner der lateinischen Sprache fehlt es an Büchern dieser Art nicht: wer aber dieser Sprache nicht mächtig ist und sich Selbstbelehrung zur Beförderung der Pflanzen-Cultur verschaffen will, dem wird dieses vorzügliche Werk sehr nützlich seyn.

Bei W. Starke in Chemnitz sind folgende Romane und Schauspiele erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aurora oder das Kind der Hölle, Schauspiel vom Grafen von Soden, mit 4 Kupfern. 8. 20 Gr.
Biographie, neue, der Wahnsinnigen aus der wirklichen Welt, historisch wahr, im romantischen Gewande. 8. 1 Thlr.
Cäcilie oder die natürliche Tochter. 12. 18 Gr.
Christel oder die schöne Spitzen-Klöpplerin im Erzgebirge, mit 1 Kpfr. 8. 1 Thlr.
Eleonore, Königin von Frankreich, oder Geschichte des zweiten Kreuzzuges, ein historisch-romantisches Gemälde. 2 Thle. mit 1 Kpfr. 8. 2 Thlr.
Die Familie von der Garenburg, oder Kampf und Pflicht, mit 1 Kpfr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Die kluge Fatine, Gemahlin des französischen Consuls zu Cairo. 2 Thle. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
Feierstunden, Erzählungen von A. v. Einsiedel. 8. 18 Gr.
Graf Jerner und seine Familie. 2 Bde. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
Harcaden, der Seeräuber-König, oder das Schrecken von Afrika, ein historisch-romantisches Gemälde. 2 Bde. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
Hyacinthen: Erzählungen, Mährchen u. s. w. von W. Willmar, A. Clarus und H. Steinau. 8. 1 Thlr.
Die Ingniraner, eine Robinsonade, von J. C. H. Haken. 8. 1 Thlr 12 Gr.
Nectarine v. Klarenfeld, von W. v. Gersdorf. 8. 1 Thlr.
Kleeblätter; Erzählungen von den Verfassern der Hyacinthen. 3 Bdchen. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
Leichtsinn und Wahn, Erzählungen von Friederike Lohmann. 8. 1 Thlr.
Das Mädchen unter Husaren. 2 Thle. mit 4 Kupfern. 8. 2 Thlr. 16 Gr.
Die schöne Mathilde, Ueberall und Nirgends, oder der Schutzgeist der Unglücklichen, eine Geistersage aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert, mit 1 Kupfer. 8. 1 Thlr. 6 Gr.
Rudolph und Angelika, eine Familiengeschichte. 2 Thle. mit 1 Kupfr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Vorzügliche Werke zum Gebrauch in Gymnasien, Bürger- und Landschulen:

Schulz, O., Aufgaben zur Einübung der lateinischen Grammatik. 8 Gr.
Ramler, K. W., kurzgefaßte Mythologie, oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In 2 Theilen nebst einem Anhange, welcher die Allegorie enthält. Mit 14 Kupfertafeln. 5te verbesserte Auflage. 1 Thlr. 4 Gr.

P. Terentii Afri

Comoediae

E. Recensione Reichardi Bentleii

Ictus per accentus acutos expressi sunt, discentium commodo.

12. Ladenpreis 16 Gr.
Für Schulen etc. bei 25 u. m. E. à 12 Gr.

Ohm, D. M. kurzes gründliches und leichtfaßliches Rechenbuch zum Unterricht auf Gymnasien und Bürgerschulen. 16 Gr.
Ohm, D. M. Elementar-Geometrie und Trigonometrie für Deutschlands Schulen. m. 1 Kupf. 12 Gr.
Zarnack, A., Erziehungs-Direktor, deutsche Volkslieder mit Volksweisen für Volksschulen. 1. 12 Gr.
2. 12 Gr.
Moritz, Prof. Karl Ph., allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaufsätzen enthält. 8te vom Prof. Heinsius verbesserte Auflage. 18 Gr.
Förster, Dr. Fr., Grundzüge der Geschichte des preußischen Staats. 2 Bände. 1 Thlr. 4 Gr.
Jachmann, R. B., Direktor lateinisches Elementarbuch. Eine Sammlung zweckmäßiger Stellen aus den Schriften des Cicero. 8. 12 Gr.
Leitfaden zum Elementarunterricht in der Geographie. 8. 3 Gr.
Cebes des Thebaners Gemälde mit Anmerkungen und Wortregister zum Gebrauch für Schulen, herausgegeben v. M. H. Thieme, Conrektor. 6 Gr.

Contes moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse à l'usage des écoles par S. Ponge. 1 Cah. 8 Gr.
Nouvelle édition 2. Cah. 8 Gr.

Hahn, K., Neues Methodenbuch zum faßlichen Unterricht in der lateinischen Sprache für die ersten Anfänger. 1ster Cursus 8 Gr.
2ter — 6 Gr.
3ter — 10 Gr.

Das Nibelungenlied. Die Urschrift nach den besten Lesarten neu bearbeitet, und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen von A. Zeune. 1 Thlr.

Die Schule der Erfahrung für Alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit etwas werth sind. Warnende Thatsachen. 2te, zum Volks- und Jugendbuch umgearbeitete wohlfeilere Auflage. 14 Gr.

Grange, Rechenbuch oder Stufenfolge zur theoretischen und praktischen Erlernung der Rechenkunst in vier Cursus zum Gebrauch für Schulen.
1ster Cursus 6 Gr.
2ter — 10 Gr.
3ter — 10 Gr.
4ter — 1 Thlr. 2 Gr.

Vogel, P., die drei denkwürdigen Tage: der 18te Oktober 1813, 31ste März 1814 und der 18te Juni 1815. Für Schulen beschrieben. Mit einer einleitenden Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit der französischen Revolution. Zweite verbesserte Auflage 6 Gr.

Nachricht an Freunde des Evangeliums.

Die Bibel, und ganz besonders das Neue Testament, ist bekanntlich uns, evangelischen Christen, das Buch aller Bücher. Der religiöse, ich meine: der ächt evangelische Geist wird unter uns nicht eher wieder lebendig und allgemein, bis ein Jeder, der sich evangelisch nennt, mit seinen eigenen Augen und seinem eigenen Geiste im Neuen Testamente liest und forscht. Daher sollte ein jeder evangelische Christ, ein jedes konfirmirte Familienglied für seine eigene Person wenigstens ein Neues Testament besitzen. Es giebt aber Tausende, die vielleicht ein Gesang-, Gebet-, Beicht- oder Predigtbuch haben, nur aber kein Neues Testament. Ja, in manchen evangelischen Gemeinden findet man ganze Familien, in welchen nicht ein einziges Exemplar des Neuen Testaments vorhanden ist. Dieses Buch ist also das allererste und dringendste Bedürfniß für viele, viele Tausende unserer evangelischen Christen: ein Bedürfniß, welches gerade für die am dringendsten ist, die es am wenigsten fühlen. Aber dieses Buch sollte auch, eben um seiner allgemeinen Unentbehrlichkeit willen, überall um den möglichst niedrigsten Preis zu haben seyn und den Aermsten umsonst gegeben werden.

Ich wage einen Versuch, und erbiete mich, wenn eine Unterzeichnung auf sechszehn hundert Exemplare zu Stande kommt, jedes derselben, geschmückt mit einem lithographirten Titel und passenden Vignetten, überdies mit einer etwa einen halben enge gedruckten Bogen füllenden Einleitung in die Schriften des Neuen Testamentes versehen, ungebunden um fünfzehn Kreuzer rheinl. zu liefern, und, wenn zehen Exemplare bestellt werden, das eilfte für ein Armes als Dreingabe zu schenken. Nachher kostet ein Exemplar dieses Neuen Testamentes im Buchhandel 27 Kr. Der kleine Gewinn von dieser äußerst woolfeilen Auflage ist zum Besten der hiesigen Freischule bestimmt. — Wer seine bestellten Exemplare gebunden wünscht, dem will ich sie auch gerne, und zwar in Ruck und Eck gebunden, liefern, wenn er 13 Kr. für den Buchbinder einsendet. — Vor der Hand bitte ich um nichts, als um möglichste Verbreitung dieser Nachricht, um warme Empfehlung des Anerbietens und um recht baldige geneigteste (frankirte) Angabe der Subscribentenzahl. Sobald 1600 Subscribenten beisammen sind, beginnt der Druck.

Es wird Luthers Uebersetzung gegeben, und eine drei- und vierfache Correktur wird nicht leicht einen Druckfehler einschleichen lassen.

Gott segne das Unternehmen!

Baireuth, 14. Mai 1821.

Ludwig Pflaum.

Zur Michaelis-Messe d. J. erscheint in unserm Verlage und wird in allen soliden Buchhandlungen zu haben seyn:

Jahrbuch deutscher Nachspiele für 1822.

In klein 8. auf fein Papier gedruckt:
Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Jahrbuch, welches bei günstiger Aufnahme auch in der Folge fortgesetzt werden, und wenigstens immer 5 bis 6 dramatische Spiele enthalten soll, hat den eigentlichen Zweck, schon gegebene, mit Beifall aufgenommene Stücke in 1 Akt, von bekannten Verfassern, der Lesewelt mitzutheilen.

Es wird Alles angewendet werden, den inneren und äußeren Werth des Unternehmens zu sichern, und der mäßige Preis läßt auch eine allgemeine Theilnahme hoffen.

Der erste Jahrgang wird enthalten:

Das wilde Heer, Lustspiel von van der Velde.
Der Hund des Aubri, Posse vom Königl. Hof-Schauspieler und Regisseur Pius Alexander Wolff.
Wenn nur der Rechte kommt! Lustspiel vom Schauspieler Heinrich Schmelka.
(Noch nicht aufgeführt.)
Die Farben, Lustspiel von Karl von Holtei.
Das Kinderspiel, Lustspiel von Karl Schall.
(Noch nicht aufgeführt.)

Da die Auflage nur mäßig seyn wird, so ist zu wünschen, daß diejenigen, welche sich für die Sache interessiren, ihre Bestellungen bei Zeiten an uns gelangen lassen. Wir fordern dazu ergebenst auf, und bewilligen dem, der 6 Interessenten vereinigt, und sich bis Michaelis directe an uns wendet, das 7te als Frei-Exemplar.

Außer den Unterzeichneten nimmt auch die Buchhandlung des Herrn J. Ambrosius Barth in Leipzig Bestellungen an. Breslau, im Juli 1821.

Die Verleger:
Graß, Barth und Comp.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 16. 1821.

Beilage zum 141sten Blatte des Gesellschafters.

Aus Luzern.

Ein Herr Seifart aus Sachsen, Setzer in einer hiesigen Buchdruckerei, hatte im Juni dieses Jahres einen sehr unangenehmen Vorfall. Nicht zufrieden, die Verse anderer Poeten zu setzen, wollte er auch selbst welche machen, und wählte zuerst Luzern's Umgebungen und sodann Sand's Tod zum Gegenstande seiner dichterischen Begeisterung. Beide Gedichte sind, recht niedlich gedruckt, in allen schweizerischen Buchhandlungen spottwohlfeil zu haben. Die Studierenden des hiesigen Gymnasiums waren jedoch höchst unzufrieden mit dem Gedicht, worin Sand's Schicksal verewigt werden sollte, weil sie die Verse zu schlecht und „unter der Würde eines solchen Gegenstandes" fanden. Sie erließen daher an Herrn Seifart ein sehr zorniges Schreiben, worin sie ihm anbefahlen: „Sich fernerhin nicht zu unterstehen, wieder Verse zu machen, oder gar zu drucken (denn er setzt und druckt sie selbst), sonst würde er von ihnen Schläge bekommen." Dieser scharfe Befehl stand offenbar ganz im Widerspruch mit den sonst so liberalen Grundsätzen, deren eifrige Vertheidiger jene Studirenden sind; aber Herr Seifart bemühte sich vergeblich, durch Beziehung auf seine gleichfalls anerkannten liberalen Ansichten, die Erlaubniß zur ferneren Verbreitung und Fortsetzung seiner dichterischen Arbeiten zu erhalten. Das Einzige, was er endlich auswirken konnte, war die Erlaubniß, Verse machen zu dürfen, nur sollte er sie weder drucken oder drucken lassen, noch irgend Jemanden zeigen oder vorlesen wollen. — Man ersieht hieraus, daß die sogenannten Liberalen (wenigstens Jene auf Universitäten, Gymnasien und Schulen) gar nicht so liberal denken, als sie sich äußern, und daß sie selbst gegen ihre Verehrer und Anhänger sich die „empörendste Despotie" erlauben.

Im Mai ward zu Schinzbacher-Bad von der Helvetischen Kultur-Gesellschaft die jährliche Versammlung gehalten. Außer einer großen Anzahl schweizerischer Gelehrten und Künstler waren auch mehrere Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener zugegen. Bloß diesen Fremden zu Ehren ward vermuthlich ein, von einem jungen Versifex in Aarau zu dem Feste gedichtetes Lied gesungen, worin die kraftvolle Strophe:

> Trauet dem Fremdling nicht,
> Ob deutsch oder wälsch er spricht,
> Trauet dem Fremdling nicht,
> Er meint's nicht ernst!

sich besonders gut ausnahm, und einen sprechenden Beweis für die so oft und mit Unrecht bezweifelte Feinheit und Urbanität der Schweizer lieferte. B k.

Weitere Verbreitung.

In der „Abendzeitung" Nr. 192 ist folgender Aufsatz abgedruckt:

„Das Grab des Solon.

Davon sprachen einige Zeitschriften und erzählen, daß es an der Grenze zwischen Rußland und China entdeckt worden sey. Aus einem Brief des Dr. Pansner an den russischen Minister Baron v. Struve ergiebt sich aber, daß folgender Irrthum dazu Veranlassung gegeben hat. Bei dem Flusse Urulungin entdeckte man nämlich einen Grabstein von Granit, mit einer Inschrift. Der Genannte ließ eine treue Copie derselben, die in mongolischer Sprache geschrieben war, machen, und sie von zwei Personen abgesondert übersetzen. Beide stimmten darin überein, daß dies Grab das eines Oberhaupts der mongolischen Dynastie, Namens Dsolon, sey. Nun zeigte der Doctor sein fac simile und die beiden Uebersetzungen verschiedenen Freunden, und Einer davon hielt es unstreitig in seiner Klugheit für sehr weise, aus diesem mongolischen Dsolon den Athenienischen Gesetzgeber zu machen."

Da auch der „Gesellschafter" früher einen Aufsatz über jenes Grabmal, mit der Abbildung desselben, enthielt, so scheint es mir Pflicht, obige Aeußerungen hier mit zu theilen, da mir an jeder Erklärung oder Berichtigung sehr gelegen ist. D. Herausg.

Die Lobpreisenden.

In einer Gesellschaft, die bloß zur Unterhaltung und zum Vergnügen zusammen gekommen war, bildete sich — es wußte keine Seele wie — in dem einen Winkel des ziemlich geräumigen Besuchs-Zimmers ein literarischer Cirkel, den eine nicht kleine Anzahl junger Herren ausmachte, die sämmtlich so weise und bei ihrer Weisheit dermaßen laut waren, daß ein, dem Scheine nach, bereits sehr grämlicher Alter, der sich, und wahrlich nicht a son aise, in ihrer Nähe befand, einmal über das andere die Nase darüber rümpfte. — „Diese Fantchen" — brummte er zwischen den Zähnen — „sprechen doch über die ihnen am weitesten liegenden Dinge gerade am allerliebsten, und mit einer Geläufigkeit der Zunge, als ob sie — den „Hamburger Correspondenten" ab zu lesen hätten!" — Da sie aber von dem Gemurre des alten Satyrs, ob ihres eigenen philosophischen Lärms, nicht das Mindeste vernahmen, so ließen sie sich auch weiter dadurch nicht irre machen, sondern der Eine schrie, daß man es über drei Häuser vernehmen konnte: „Und diese Höhe, auf der er so einzig da steht!" Der Andere: „Und diese Tiefe, die er überall zeigt!" Der Dritte: „Und diese Gelehrsamkeit, womit er sein Werk ausgestattet hat!" Der Vierte: „Und diese Originalität, die noch kein Denker in dem Grade besaß!" — Dem Alten riß endlich über alle diese Posaunenstöße die Geduld vollends; er sprang von seinem Stuhl auf und fragte den nächsten jungen Sokrates, von welchem unübertrefflichen Werke denn eigentlich unter ihnen die Rede sey? — „Von welchem andern" — erhielt er ziemlich unhöflich zur Antwort — „als von einem, das über Ihren Horizont schon mehr als dreißig Jahre hinaus liegt, von einer neuen und in ihrer Art einzigen Dogmatik!" — „Ha, ich erkenne, ich verstehe!" sagte der Alte mit einem satyrischen Lächeln; „muß aber doch zugleich bekennen: daß ich nicht so recht begreife, wie man ohne Bart, und ohne einen Aristoteles, Tacitus oder Juvenal so ver-

standen zu haben, als sich dergleichen Schriftsteller nur erst nach Ablegung des Milchhaares verstehen lassen, über dergleichen tiefsinnige Werke, wie das in Rede stehende ist, schon so laut und so dreist aburtheilen kann. Wissen Sie, was ich für eine Randglosse zu eben dem tiefsinnigen Werkchen geschrieben habe, das in den Himmel zu erheben Sie nicht Worte genug finden können? Sie verzeihen übrigens, daß diese meine Randglosse das Gegentheil von Ihren Urtheilen, nämlich gereimt ist:

„Sonst schrieb man die Dogmatik mit Verstand und im Latein,
Jetzt drängt die Unvernunft auf deutsch sich in die Dogmen ein!“

Zum Glück rief der Wirth vom Hause die Gesellschaft hier unverzüglich zu Tische, es möchte sonst dem Philister und Altflicker unter diesen jungen Herren von Geist nicht zum Besten ergangen seyn! X.

Ohne Benennung eingesandt:

Dem Verfasser eines, im 118ten Blatte des „Gesellschafters“ über das Gedicht: „Der neunzehnte Julius“ ergossenen Wortschwalls, der eine Rezension seyn soll, aber mehr nach einem Pasquill schmeckt, zeige ich an: daß ich ihm gar nichts erwiedert haben würde, wenn ich es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihm den Rath zu ertheilen: daß er bei Schwingung seiner Geißel in Zukunft vorsichtiger seyn möge, um sich nicht selbst zu verwunden, welches sehr leicht angeht, da sie ächt massiv und daher wohl schwer zu führen seyn muß. Ich bedaure, daß dieser Rath zum Theil schon zu spät kommt, indem ihn seine plumpe Geißel schon in Hinsicht dessen, was man feinen Geschmack nennt, grob verletzt hat.

Ueberhaupt werde ich auf so gewaltsame Anfälle, die eine (verunglückte) Nachahmung der Strategie eines allbekannten, jüngst verstorbenen großen Mannes seyn zu sollen scheinen, nichts mehr erwiedern, weil ich, ein Feind aller Rusticität, nur auf diejenigen Urtheile merken werde, die geeignet sind, mich etwas Nützlicheres als Grobheiten zu lehren. Indessen bin ich weit entfernt, die ungebildete Menschenwelt zu verachten, weil ich sehr wohl weiß, daß, wenn Korn in die Mühle oder Mehl aus der Mühle getragen werden soll, die Sackträger nicht entbehrt werden können.

Berlin. G. A. Denicke.

1821. No. XVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Für Privat- und Leih-Bibliotheken.

Bei mir sind folgende interessante Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die beiden Marien. Eine Geschichte. Herausgegeben von Friedr. Jacobs. 2 Thlr.

Dieses dürfte ohne zu große Anmaßung wohl eins der besten Produkte der letzten Messe seyn; wie sich auch von dem Herausgeber von „Rosaliens Nachlaß“, wovon im vorigen Jahre die dritte sehr vermehrte Auflage in zwei sehr geschmackvollen Bänden erschien, der „Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten“, wovon in Kurzem der dritte Band erscheinen wird, erwarten läßt. Der Verfasser erzählt, wie ein zu den höchsten Ansprüchen geborner junger Freiherr die stillaufblühende Maria erst verlockt und verführt, dann durch einen schlechten Menschen, seinen Vertrauten, zu aller Gefühllosigkeit verhärtet, das verstoßene Mädchen bis zum Irrenhaus vertreibt, selbst aber von einem reinen weiblichen Wesen durchschaut, von einem Leichtsinnigen umgarnet, hinab stürzt in den von ihm selbst gegrabenen Abgrund, und wie endlich Alles neben ihm untergeht, bis auf die zweite Maria, welche ihm erst in der Todesstunde erscheint. Dabei ist nichts zu grell aufgetragen, ja, selbst in dem Freiherrn läßt er keinen ganz verhärteten Bösewicht vor uns treten. Seine Gestalten haben alle gelebt und leben täglich vor unsern Augen.

Raupach, Dr. E., die Erdennacht, ein dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen. 8. 1 Thlr.

— erzählende Dichtungen. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

— die Gefesselten, dramatische Dichtung in 5 Abtheilungen mit einem Prolog. 1 Thlr.

Der Verfasser ist erst vor einigen Jahren mit ganz entschiedenen glänzenden Dichtergaben, einer ausgezeichneten Geübtheit in Handhabung mannigfacher poetischer Formen, einer edlen Ansicht menschlichen Lebens und menschlicher Dinge, und einer oft hinreißenden Kraft des Gefühls, besonders für leidenschaftliche Charaktere und schwierig verwickelte Lagen bedeutender Menschen — in Deutschland aufgetreten, und hat sogleich allgemeine Aufmerksamkeit erregt, daher wird man ihm auch für diese drei neuen Gaben recht freundlich danken.

Emmerich, Graf von Tököli. Ein historischer Roman von G. B. 1 Thlr. 8 Gr.

Bürgerlicher und Religionsdruck erregte die Ungarischen, unter Leopold I. so weit um sich greifenden Unruhen und den Krieg mit den Türken. Der Graf Emmerich ergriff, von Liebe zu seinem Vaterlande und von Rachgier gegen das Wiener Cabinet glühend, die Waffen. So sehr ihn anfangs das Kriegsglück begünstigte, so sehr verließ es ihn nach einer Reihe erfochtener Siege, denn die Türken opferten ihn ihrem Interesse auf und er wurde von der Uebermacht seiner Gegner erdrückt. Seine Beredsamkeit war groß und machte in den gefährlichsten Umständen den größten Eindruck auf die Soldaten, und sie immer willig, auch wenn Alles verloren schien, dem Feinde die Spitze zu bieten. Nie verlor er, auch in den größten Gefahren, die Geistesgegenwart; im Unglück war er größer als im Glück.

Lindau, W. A., Heldengemälde aus der Vorzeit der europäischen Völker. 8. 1 Thlr.

Wahre Begebenheiten zu Gegenständen lehrreicher Unterhaltung zu machen, ist ein achtbares Unternehmen, welches allgemein anerkannt zu werden verdient, vor-

züglich wenn, wie hier, es auf eine lebhafte und unterhaltende Weise, die dem Verfasser eigenthümlich ist, geschieht.

Gemälde der merkwürdigsten Schiffbrüche neuerer Zeit. 1r, 2r Bd. Neue Aufl. 2 Thlr. 3r Bd. 1 Thlr. 8 Gr.

Es giebt wohl keine unterhaltendere Lektüre, als die Erzählung von Reise-Abentheuern. Sie beschäftigen unsere Phantasie auf eine angenehme Art, und als vorzüglichstes Ersatzmittel für Romane ziehen sie unsern Geist um so mehr an, da sie auf wahren Thatsachen beruhen, obgleich die Begebenheiten manchmal wunderbarer sind, als die ausschweifendste Phantasie sie erdenken kann. Gegenwärtiges Werk enthält Erzählungen von neueren, während den letzten 30 Jahren vorgefallenen Schiffbrüchen, nach ausländischen Originalen bearbeitet, und ist mit den frühern ähnlichen Sammlungen nicht zu verwechseln.

Leipzig, im August 1821.

Carl Cnobloch.

Neue Romane,

welche in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Genlis, Gräfin von, das Geheimniß, ein Roman in 2 Theilen. Nach der 2ten Auflage aus dem Französischen frei übersetzt von Fr. Schütt. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Laun, Fr., Zwei Stunden auf Reisen und die Vaterpflicht. Zwei Erzählungen. 8. 1 Thlr.

Bei C. H. F. Hartmann in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mehring, E. Th., Mann und Weib, oder der eheliche Umgang in allen seinen Verhältnissen. Ein Seitenstück zu des Frhrn. v. Knigge Werk: Ueber den Umgang mit Menschen.

Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Neue Schriften für Forstmänner, Mineralogen, Botaniker, Feldmesser und Geschäftsmänner.

H. Cotta (K. S. Ober-Forstrath), Anweisung zum Waldbau. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage mit 2 Kupfern. gr. 8. Velinp. à 2 Thlr.

H. Cotta, Hülfstafeln für Forstwirthe und Forsttaxatoren. (Ein Anhang zu Cotta Waldbau und zu dessen Forsteinrichtung und Abschätzung.) gr. 8. broch. à 1 Thlr.

C. F. Derle, Versuch einer Anleitung zum Rechnungsführen. Ein Hülfsbuch zunächst für diejenigen, welche temporäre Rechnungsobliegenheiten übernehmen, oder neben ihren Geschäften sich damit zu befassen haben. Mit erläuternden Formularen. 8. à 1 Thlr.

Dr. H. Ficinus (Professor), Flora der Gegend um Dresden. Erste Abtheilung: Phanerogamen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. à 2 Thlr.

d'Aubuisson de Voisins Geognosie, oder Darstellung der jetzigen Kenntnisse über die physische und mineralische Beschaffenheit der Erdkugel; deutsch bearbeitet von J. G. Wiemann. Erster Band, mit einer illuminirten Kupfertafel. gr. 8. à 2 Thlr. 12 Gr.

J. M. v. Liechtenstern, Vorschriften zu dem praktischen Verfahren bei der trigonometrisch-geometrischen Aufnahme eines großen Landes; mit einer, zur Einleitung dienenden kurzen Geschichte der österreichischen Mappirungen. Mit 4 Kupfertafeln. gr. 8. à 1 Thlr. 12 Gr.

Fr. Mohs (K. S. Bergrath), die Charaktere der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten, oder die Charakteristik des naturhistorischen Mineralsystems. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage mit drei Kupfertafeln. gr. 8. Velinp. à 1 Thlr. 12 Gr.

Erschienen in der Arnoldschen Buchhandlung und zu haben in allen namhaften Buchhandlungen für die beigesetzten Preise.

Recension.

Geschichte der Teutschen für Schulen und den Selbstunterricht. von Joh. Heinrich Voß.

Elberfeld, bei Schaub, 1819. 277 S. 8. geb. 18 Gr.

„Dieses Buch scheint vom Verfasser hauptsächlich für Bürger- und Land-Schulen berechnet zu seyn, und ist insofern wirklich sehr brauchbar und zweckmäßig eingerichtet. Die Sprache und Darstellung ist durchaus rein und ansprechend, der Ausdruck hinlänglich populär, das Aeußere sehr gefällig, und der Preis so gering, daß man dem Buche eine möglichst weite Verbreitung wünschen muß." (Ergänzungs-Blätter der Jenaschen Literatur-Zeitung 1821. Nr. 7.)

Commentar

zu

den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats

in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange.

Ein Handbuch für praktische Juristen.

Des ganzen Werkes 4ter Band in 2 Abtheilungen als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel:

Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation, Erbschaftskauf, Cautionen, Bürgschaften, Pfändern, Bodmerey, Hypotheken, Retentionsrechte, Deposition, Zahlung, Angabe an Zahlungsstatt, Compensation, Entsagung, Vergleich und Vereinigung der Rechte.

Von

Dr. M. C. F. W. Grävell,

Königl. Preuß. Regierungsrathe.

Die Besitzer der ersteren Theile können, wenn sie wollen, auch diesen Band um den Pränumerations-Preis bekommen, wenn sie sich direkte an unterzeichnete Verlagshandlung wenden, und 2 Thlr. 16 Gr. Preuß. Cour. franco einsenden. Der Ladenpreis ist 4 Thlr.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Die Rettung Griechenlands, die Sache des dankbaren Europas.

Leipzig, bei Kollmann. geh. 8 Gr.

Eine Schrift, die mit Recht die Aufmerksamkeit jedes Deutschen verdient.

So eben ist folgendes Werk erschienen, an die Subscribenten versandt und in allen Buchhandlungen zu haben:

Griechenland und die Griechen

in geographischer, statistischer, historischer, moralischer und politischer Hinsicht.

Nebst einer Schilderung der Türken, Albanesen oder Arnauten und anderer Völkerschaften; so wie einer Darstellung der Lage der Griechen unter der türkischen Zwingherrschaft und der Pflicht der Europäer gegen die Griechen. Von dem Verfasser der Kriegs-Bibliothek. (17 Bogen) geh. Ladenpreis: 1 Thlr.

Bei direkter Verwendung an die Verlagshandlung erhält man auf 4 Exemplare das 5te frei.

Der Titel besagt den Inhalt hinlänglich, statt aller Lobpreisungen kann ich nur die Versicherung geben: daß es das Beste und Vollständigste ist, was über diesen Gegenstand heraus ist, und sich durch seinen Inhalt empfehlen wird.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Literarische Anzeige.

Es ist immer eine sehr erfreuliche und für Kunst und Wissenschaft ersprießliche Sache, wenn, neben den tiefen Forschungen gelehrter Männer in irgend einem Fach, auch noch Andere wegen ihrer guten Absicht nicht minder geschätzte auftreten, und Manches von den Leistungen Ersterer auf eine populäre Weise für ein größeres Publikum genießbar machen. Beide verdienen sich nach dem Grade ihrer Leistungen den Dank, der ihnen gebührt. Dieses eben Gesagte findet mehr oder weniger seine Anwendung auf folgendes Werk:

Dr. Karl Christ. Schmieders Mythologie der Griechen und Römer, für Freunde der schönen Künste.

Mit 33 Kupferstichen und 3 Steinabdrücken. 8. 350 S. Kassel, bei J. J. Bohne, 1821. Sauber broch. 1 Thlr. 4 Gr.

Gewiß werden es viele Freunde dieser Wissenschaft auf ihren Wanderungen durch Bilder-Gallerieen und Museen unseres deutschen Vaterlandes und bei Anschauung von Gemälden, Bildhauer-Arbeiten, Vasen, Bronceen, Gemmen und Medaillen, als ein brauchbares Hülfsbuch kennen lernen. Herr Dr. Schmieder hat uns das Wissenswürdigste dieser Wissenschaft mit guter Auswahl, auch ohne Verletzung des Zartgefühls, geliefert und auf eine angenehme Art erzählt, und nicht geringe Beihülfe zum Verständniß des Ganzen liefern die zahlreichen Kupfer, Attributen und Landkarten von Griechenland und Rom. Es nimmt dieses Werk neben den vorhandenen keine niedere Stelle ein, ja man wird hier und da noch Vorzüge vor manchen andern Werken finden.

Obiges Buch ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Ueber die jetzt so merkwürdigen Länder Spanien und Griechenland sind folgende Schriften durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Darstellung des geschichtlichen und politischen Standpunktes der spanischen Revolution, von einem Augenzeugen. 8. Velinp. broch. à 8 Gr.

Anastasius, Reise-Abentheuer eines Griechen, in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, von Thomas Hope. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. Erster Theil. 8. Velinp. à 1 Thlr. 8 Gr.

Griechenland und die Griechen. Nach dem Englischen bearbeitet von W. A. Lindau. 8. Velinp. broch. à 12 Gr.

Dresden, im Julius 1821.

Arnoldsche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen kann man bekommen:

Anleitung zum Kochen und Braten im Wasserdampfe.

Ein Beitrag zur Verbesserung der häuslichen Kochkunst von Henr. Pohl. Herausgegeben vom Professor Friedr. Pohl. 4te verb. Aufl. Mit 1 Kupfer. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis: 16 Gr.

Eine angesehene, in der Verwaltung des Hauswesens sehr erfahrne Frau sagte zu der Verfasserin: „Man nehme mir diese Kochart, und ich thue auf alles Kochen für immer Verzicht." — Nach dieser Anleitung läßt sich sparsamer, schmackhafter und fast noch mit weniger Mühe als nach der gewöhnlichen Art kochen.

Kunst-Anzeige.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse

zu haben bei

F. W. Gubitz,

Professor der Holzschneidekunst an der Kön. Pr. Akademie der Künste.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht: sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen und bei mir (Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 70 B) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrei: letztere auch voraus. F. W. Gubitz.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 146sten Blatte des Gesellschafters.

Paris. Am 16ten August wurde das neue Opern-Theater mit zwei bekannten Stücken eröffnet, den „Bajaderen" mit Jouy's Abänderungen, und „Zephyr's Rückkehr". Am 22sten gab man die „Vestalin". Die Einnahme dieser Oper belief sich so ziemlich auf den höchsten Satz, auf 7000 Franken, obschon sie nur mittelmäßig gegeben wurde. Es erschienen nicht weniger als 20 Vestalinnen auf der Bühne mit den Oberpriesterinnen, und doch weiß man, daß, als Licinius Consul war, der Tempel nur sechs Priesterinnen zählte, und die Anzahl erst unter August zu zwölfe stieg. Doch was thut man nicht den Spontinischen Chören zur Liebe, und wie weit würden zu solcher Instrumentirung sechs weibliche Stimmen reichen? Auch „Julia's" Strafe ist geschichtlich viel zu hart. Auf das Verlöschen der heiligen Flamme stand nur körperliche Strafe, vom Großpriester auferlegt; auf Ertappung mit einem Manne nur dann die Einmauerung, wenn Schwangerschaft die Folge war. Spontini's Musik ward mit Recht gelobt; warum schweigt man aber hier gänzlich von seiner „Olimpia"? Sollte die Schuld am Publikum liegen? sollte es bald gerecht, bald ungerecht seyn? Um wieder auf das neue Haus zu kommen, so melde ich, daß, zu großem Leidwesen der jungen Herren im Parterre, und einiger jungen Damen hinter den Coulissen, der vorige Verkehr abgebrochen ist. Die Communications-Thüren sind nicht mehr. Haus und Bühne sind getrennt, worüber die Tänzerinnen und Figurantinnen große Klage führen, und gräuliche Langeweile empfinden. Man hat schon diese Klage in ihrem Namen scherzweise in öffentlichen Blättern laut werden lassen. Dagegen läßt der neue Versammlungs-Saal (foyer) nichts zu wünschen übrig. Er ist, mit allen seinen Umgebungen, so elegant und bequem eingerichtet, daß er jedem andern zum Muster dienen kann; mit Spiegeln, Uhren, Vasen, Banketten u. s. w. reichlich ausgestattet. Eine Gallerie für diejenigen, die sich nicht in's Gedränge begeben, und doch sehen und hören wollen, ist keine kleine Zugabe der Annehmlichkeit. — Auch hier in Paris giebt es einen Wunderthäter; er hilft vom Zahnschmerz. Ein Limonadier in der Vorstadt St. Martin ist der Erhabene! Es trill vor einigen Tagen, von einem Manne begleitet, ein junges Frauenzimmer in seinen Laden. — „Was befehlen Sie?" — „Sehen Sie mich nur an, wie geschwollen die Backen? wie verunstaltet?" — „Ich verstehe; Zahnweh!" — „Ja; und da Ihr Ruf...." — „Setzen Sie sich; Sie bezahlen zwei Tassen Caffee?" — O wie schmerzt mich's!" — „Und zwei Gläser Rosoli; nicht wahr? Geschwind, Garçon!" — „Aber mein Zahn?" — „Glauben Sie fest, daß ich Ihnen helfen kann?" — „Man hat mir's gesagt" — „Glauben Sie?" — Ich glaube!" — „Nun so vergönnen Sie mir, den Zahn..." — „Auszuziehen?" — „Nein, zu berühren; und ein Paar Worte zu sprechen: Microc salam. Ihnen ist geholfen. Caffee und Liqueur macht zwei Franken..." — „Ich danke!" — „Gehen Sie mit Gott!" — Der Mann heilt, was ihn ernährt — den Mund!

E.

Dresden. Wie in Familien zuweilen ein Unfall dem andern folgt, so haben auch in unserer Stadt und Gegend seit einigen Wochen Unglücksfälle fast gar nicht aufgehört. Kurz nach der Hinrichtung Kalkofens, des Mörders Kügelchens, versuchte ein junger Mann, sich zu erschießen, zerschoß sich aber, weil er nur mit Schrot geladen hatte und ungeschickt zu Werke ging, nur das Gesicht, besonders beide Backen, auf eine fürchterliche Art, und wollte dann mit einem Scheermesser das Ziel erreichen, nach welchem sein Lebensüberdruß strebte. Man zweifelt an seinem Aufkommen. — In der Gegend von Pirna ist ein Handwerksbursche, den ein Gensdarme verfolgte, weil er sich Ungezogenheiten hatte zu Schulden kommen lassen, in die Elbe gesprungen und todt heraus gezogen worden. — Ein Knabe von 8—10 Jahren, der mit seinem Schwesterchen am Elbufer bei Pillnitz spielte, wollte ein Steinchen aus dem Wasser holen, glitschte aus und ward von dem Strome mit fort gerissen. — Knaben, die auf dem demolirten Wallplatze zwischen dem See- und Wilsdrufer Thore spielten, verlegten endlich ihren Spielplatz an einen Haufen Bretter, welche ein Tischler dort aufgethürmt hatte. Der eine Knabe arbeitet mit vieler Mühe ein Klötzchen weg, welches das Gleichgewicht der Bretter hält. Diese stürzen zusammen und zerquetschen ihn fürchterlich, während seine Gespielen noch bei Zeiten entfliehen. — Ein junger Mann, der bei einem hiesigen vornehmen Fremden die Stelle eines Haussekretärs bekleidet, reitet neulich, mit dessen Diener, bei der hiesigen Zuckersiederei in die Elbe, die eben dort sehr reißend ist und mehrere gefährliche Stellen hat. Beide Pferde werden von dem Strome fortgerissen, arbeiten in der Angst ihre Reiter herunter und schwimmen glücklich durch die Elbe, indeß der junge Haussekretär ertrinkt, der Diener aber nur durch Erfassen eines Balken, den man ihm hinwirft, gerettet wird. — Ein Matrose, der auf einem Schiffe, wegen des Passirens der Brücke, die Seile zum Niederlassen des Mastbaums in Ordnung bringen sollte, stürzte von der äußersten Spitze des Mastbaums und ward für todt fort getragen. — Ein adelicher Kadet, der mit seinen Kameraden, unter Aufsicht, in die Elbe baden gegangen war, aber das abgesteckte Bad trotz aller Warnungen überschritt, ertrank, nachdem er lange mit den Wellen gekämpft hatte. — Der Mord, welchen neulich eine Näherin von einigen 30 Jahren an einem Dienstmädchen von etwa 19 Jahren begangen, ist schon bekannt. Die Mörderin gab sich selbst an, und versichert, daß sie die schauderhafte That nur deshalb verübt, um so schön zum Tode bereitet und geführt zu werden, als Kügelchens Mörder. — In der Gegend von Budissin ist ein zu Wagen Reisender von drei Kerls überfallen und ermordet worden. Während der Blutscene gehen die Pferde mit dem Wagen durch. Zwei Kerls setzen nach, der dritte balgt sich indeß mit dem abgeworfenen Kutscher herum, wird aber von diesem, der sich mit einem Taschenmesser tapfer wehrt, so im Gesichte zerfetzt, daß er endlich seinen Raub fahren lassen muß. Wohl ahnend jedoch, wie leicht er nun von dem Angefallenen kenntlich gemacht werden könne, eilt er selbst ins nächste Dorf voraus, zeigt sein zerfetztes Gesicht und giebt vor, also von einem Straßenräuber behandelt worden zu seyn. Indeß widerlegte sich dies bald und der Lügner ward fest genommen, als der wirklich Angefallene erschien und den Kerl durch seine Aussagen in Verlegenheit brachte. — Selbst im Schoße der Erde fehlte es nicht an tragischen Scenen. In den Steinkohlen-Werken zu Burg im Plauenschen Grunde entzündeten sich die sogenannten „bösen Wetter", auch „Schwaden" genannt, tödteten zwei Bergleute auf der Stelle und beschädigten acht oder neun. Die Getödteten waren Brüder, auch Gatten und Väter zahlreicher Familien und sind, mit bergmännischen Solennitäten, beide in **ein** Grab gelegt worden. — Endlich, um nur das tragische Kapitel zu schließen, noch die Notiz, daß zu Schmölle bei Bischofswerda, unfern der Bautzner Straße, in diesen Tagen ein Delinquent geköpft worden ist, der seines leiblichen Bruders Frau ermordet hatte. Seinen Aeußerungen zufolge, wollte er sich durchaus nicht köpfen lassen; daß er aber wirklich

geköpft worden, beweist, daß man seinen letzten Willen zu brechen wußte. Der arme Sünder war ein Schneider, der Scharfrichter aber, der noch dazu an ihm sein Meisterstück machte, ein Schuhmacher, welcher die Scharfrichterei erpachtet und den Pfriemen mit dem Schwerdte vertauscht hat. Gebe übrigens der Himmel, daß eine an tragischen Vorfällen so reiche Zeit sobald nicht wieder eintreten möge! — Bei dieser Gelegenheit noch die Frage: Wie kommt es, daß den Ort, wo der herrliche Kügelchen durch Mörderhand fiel, kein Denkstein bezeichnet, während ein solcher dem Tischler geworden ist, der, einige Monate früher, an der Moritzburger Straße von demselben Bösewicht ermordet ward, der Kügelchen tödtete? — Die niedrigen Getreide-Preise haben bei den Posten eine öffentliche Herabsetzung der Meilen-Gebühren veranlaßt. — Die Zahl der reichen und angesehenen Familien, welche, durch Schönheit der Umgebungen, Liberalität der Regierung und Gelegenheit zu feinem, durch Kunst und Literatur besonders erhöhten Lebensgenuß, vom Auslande hieher gelockt werden, wächst von Zeit zu Zeit und man erzählt sich, daß ein hiesiger Agent Auftrag habe, für zwanzig fremde Familien theils Besitzungen, theils Wohnungen zu suchen. — Die auf Anregung und unter vorzüglicher Mitwirkung des vormals englischen Kaufmanns Schütze im letzten Frühjahre gegründete Sparkasse soll schon über 30,000 Rthlr. Spargeld verzinsen, und doch fehlt es daneben an den Thoren nicht an gedruckten Einladungen zu Vogelschießen und Laternentänzen, Sackhüpfen und Hahnenschlagen, Illuminationen und Feuerwerken, Einweihungs-Schmausen, Talgfesten ꝛc. — Dem Bettel-Wesen zu steuern ist, unter Leitung der Armen-Commission, eine Zwangs-Arbeitsanstalt gegründet worden, welche schon die ersprießlichsten Folgen zeigt; und eine andere Arbeitsanstalt für arme Kinder, in der St. Annen-Vorstadt, liefert Strohhüte und ähnliche Arbeiten für äußerst billige Preise. Unsere Bibel-Gesellschaft, welche Stereotypen zum neuen Testamente angeschafft hat und sie bei Ramming drucken läßt, ist noch in voller Wirksamkeit und darf übrigens nicht mit der Missions-Gesellschaft verwechselt werden, welche am 16ten August in der Waisenhaus-Kirche eine Synode hielt, in deren Folge mehrere, dem Heiden-Bekehrungswesen sich widmende junge Männer nach dem Kaukasus, nach Ostindien ꝛc. abgegangen sind. — An Ersparnissen im Militär-Etat wird auf das lebendigste gearbeitet und eine Folge davon ist unter andern die neulich bekannt wordene Verminderung des adelichen Cadetten-Corps, sowohl an Zöglingen, als an Lehrern. Der Königl. sächsische Theil der Oberlausitz hat eine, der erbländischen gleichkommendere Verfassung erhalten, und es ist nun dort auch die erbländische Prozeß-Ordnung eingeführt. Das vormalige Oberamt, welches sonst nur dem geheimen Consilio untergeordnet war, ist in eine Oberamts-Regierung verwandelt, welche mit den übrigen Landes-Behörden in statu communicationis steht. — z.

1821. No. XIX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Neue Schriften für Krieger und Geschichtsforscher:

Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813: aus den bewährtesten Quellen gezogen und dargestellt von einem Stabsoffizier des Königl. Sächs. Generalstaabes. Mit 4 Karten und Planen. gr. 8. Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr.

Chr. Clement, Versuch über die reitende Artillerie; aus dem Französischen von J. G. Hoyer. Neue, wohlfeilere Ausgabe, mit einer Kupfertafel. gr. 8. broch. 15 Gr.

welche in der Arnoldschen Buchhandlung erschienen und durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen sind.

Die merkwürdige Heilungsgeschichte
der
Fürstin Mathilde von Schwarzenberg,
unpartheyisch dargestellt und beleuchtet
vom
Professor Chr. Aug. Fischer
zu Würzburg.

1stes Heft. 8. broch. Preis: 8 Gr. oder 36 Kr.

ist so eben bei T. C. F. Enslin in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Das 2te Heft folgt in 14 Tagen.

Neue lehrreiche Schriften und Unterrichtsbücher für die reifere Jugend:

T. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Erstes Bändchen, unter dem besondern Titel: Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da zurück nach Hamburg: mit besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. 8. Velinp. 1 Thlr.

J. V. Moreau. Sein Leben und seine Todtenfeier; erzählt für junge Krieger und Freunde der Geschichte. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Mit einer Abbildung seines Denkmals von Veith. 8. broch. 16 Gr.

J. A. Bruel, vollständige französische Sprachlehre für Lehrer und Lernende, auch zum Selbstunterricht. 4te durchaus verbesserte und mit einer Abhandlung über die Aussprache, einem alphabetischen Verzeichnisse über das Geschlecht der Hauptwörter und einer vollständigen Abhandlung über die Zeitwörter vermehrte Auflage. 8. broch. 18 Gr.

Dresden, im Julius 1821.

Arnoldsche Buchhandlung.

Bei Wilhelm Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen:

W a v e r l e y
oder Schottland vor sechszig Jahren.
Historisch-humoristischer Roman von Walter Scott.
Aus dem Englischen. 4 Bände. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Der Kreuzesritter
oder Don Sebastian König von Portugal.
Ein historischer Ritter-Roman von Miß A. M. Porter. Herausgegeben von W. von Gersdorf. 2 Bände mit 2 Kupfer. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Zeichnenkunst.

Unterricht in der Blumen-Zeichnenkunst

zur Uebung für Schatten und Licht, in 24 nach der Natur auf Stein gezeichneten Vorlegeblättern, von F. A. Fricke. 1 Thlr.

Unterricht in der Thier-Zeichnenkunst

in 36, theils nach der Natur, theils nach den besten Meistern auf Stein gezeichneten Vorlegeblättern, von F. A. Fricke. 1 Thlr. 8 Gr.

Sammlung architektonischer Verzierungen

nach antiken Blättern in 24 lithographischen Vorlegeblättern, von F. A. Fricke. 20 Gr.

Eine freie Handzeichnung, sind diese Vorlegeblätter jedem beginnenden und fortschreitenden Zeichner als höchst unterrichtend zu empfehlen.

An Wundärzte und Chirurgen.

So eben hat die Presse verlassen:

Die Schule der Wundarzneikunst. Ein Leitfaden zum zweckmäßigen Unterricht der Zöglinge während ihrer Studien. 2ter Band. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr., welcher die chirurgische Arzneimittellehre enthält, und auch den 3ten Band, von der Kunst, die äußerlichen Krankheiten der Menschen zu heilen ic. nach Heckers Methode ic. ausmacht.

Ueber das Bedürfniß eines solchen nöthigen, längst gewünschten Lehrbuchs war nur eine Stimme, und der allgemeine Beifall, welchen der erste Band erhalten hat, rechtfertigt dieses. Von Seiten medizinischer Behörden ist es allen Land-Chirurgen zum Ankauf empfohlen, und so werden wir Deutsche nicht mehr bloße unwissende Bartscheerer besitzen.

Anzeige an Forstmänner.

Ueber die Forstbotanik sind in meinem Verlage in dieser Ostermesse folgende zwei Schriften erschienen:

1. Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, für angehende und ausübende Forstmänner und Jäger. Ausgearbeitet von einer Gesellschaft und herausgegeben von Dr. J. M. Bechstein. Erster Theil: Forstbotanik, oder vollständige Naturgeschichte der deutschen Holzgewächse und einiger fremden, für Oberförster, Förster und Forstgehülfen, von Dr. J. M. Bechstein. Mit 9 Kupfertafeln. 4te vermehrte und verbesserte Ausgabe. 61 Bogen stark, ganz groß Format. 5 Thlr.
2. Forstbotanik oder Naturgeschichte der deutschen Holzgewächse und einiger fremden, zur Selbstbelehrung für Oberförster, Förster und Forstgehülfen, von Dr. J. M. Bechstein. Mit 9 Kupfertafeln. 4te vermehrte und verbesserte Ausgabe. 71 Bogen stark, ganz groß Format. 5 Thlr. 12 Gr.

Die erste Schrift gehört als Anfang zu der bekannten forst- und jagdwissenschaftlichen Encyclopädie; die zweite aber ist eine vermehrte und verbesserte Ausgabe der ebenfalls bekannten Forstbotanik desselben Verfassers. Wenn in jener die Lehren von Kultur, Abtrieb, Benutzung, Feinden der Wälder u. s. w. weggelassen werden mußten, da dieselben in andern Theilen der Encyclopädie besonders abgehandelt werden, so sind sie in letzterer bei jedem Holzgewächse genau angegeben, so daß dadurch eine vollständige theoretisch-praktische Naturgeschichte der Holzarten entstanden, in welcher der Leser nicht nur eine genaue Beschreibung jedes Gewächses, sondern die ganze Forstbewirthschaftung, bloß mit Ausnahme der mathematischen Lehre, findet. Auch sind in einem ganz neuen vierten Abschnitt alle fremden Holzgewächse, die das deutsche Klima im Freien ausdauern, beschrieben. Der Forstmann wird also hier Alles beisammen finden, was er in forstbotanischer Hinsicht nur zu wissen verlangt.

Ferner sind folgende Theile von dem großen Werke erschienen:

3. Hoßfeld, Mathematik für Forstmänner, Oekonomen und Cameralisten. 3ter Band, welcher die theoretische und praktische Geometrie, die Theilung der Felder und Wälder und das Nivelliren enthält. Mit 32 Kupfertafeln. Preis: 3 Thlr. 8 Gr.
4. Bechstein, die Waldbenutzung, für angehende und ausübende Forstmänner und Cameralisten. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.
5. Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen, für angehende und ausübende Forstmänner und Jäger. 9ter Theil, 3ter Band, die Wildzucht und Wildjagd enthaltend. Mit 5 Kupfertafeln. Preis: 2 Thlr. 16 Gr.

Die Herren Besitzer werden dadurch die Ueberzeugung erhalten, wie pünktlich die Verlagshandlung ihr Versprechen erfüllt, und wie nahe die Vollendung des ganzen Werks schon ist.

Durch alle Buchhandlungen ist für 6 Gr. zu erhalten:
Eupels, J. C., gründlicher Unterricht, ohne Vorkenntniß alle Sorten Chocolade zu fabriciren, dieselbe auf die schmackhafteste Art zum Trinken zuzubereiten, und deren Güte zu prüfen. Nebst Anweisung zur Verfertigung der beliebtesten Sorten künstlicher, geistiger und kühlender Getränke, mit Rücksicht auf Kranke ic. Ein nützlicher Rathgeber für Kaufleute, zur Selbstverfertigung, und Damen, welche mit Anstand und Ersparniß Freunde ausgezeichnet zu bewirthen wünschen.

Der Verfasser ist als berühmter Conditor und Chocoladen-Fabrikant auch außer Gotha bestens bekannt. Wer die hohen Preise vor Chocolade in Betrachtung mit dem jetzigen wohlfeilen Zucker ic. zieht, wird erstaunen, wie wohlfeil er sie sich selbst und desser fertigen kann. Auch sind die künstlichen Getränke ganz genau angegeben, und nach vieljähriger Erfahrung ohne Rückhalt mitgetheilt.

An die Herren Kaufleute und ihre Zöglinge.

So eben ist erschienen:

Büse, G. H., gründliches und vollständiges Hand- und Rechenbuch für Kaufleute und deren Zöglinge, so wie für junge Leute, die sich selbst ohne Unterricht fortheifen wollen. Mit beständiger Hinsicht auf kaufmännische Fabrikgegenstände, Wechsel, Münzen u. s. w., nebst deren Erklärung und Berechnungen. 3ter und letzter Band. gr. 8. Preis: 20 Gr.

In fast allen Handlungsschulen ist dieses mit großer Zufriedenheit aufgenommene Rechenbuch bereits eingeführt und jungen Kaufleuten nicht genug zu empfehlen, da es Alles enthält, was der Kaufmann nöthig hat, ja sogar ein alphabetisches Verzeichniß der vornehmsten europäischen und außereuropäischen Wechsel- und Handelsplätze mit ihrem Geld- und Wechsel-Cours, Maaße und Gewicht etc. enthält, und dadurch ein wahres Noth- und Hülfsbuch für Comptoirs ist. Hier sind die Erfahrungen praktischer Kaufleute in ein Ganzes zusammen gestellt und auf alle Fälle des kaufmännischen Lebens berechnet, und zwar so deutlich, daß junge Männer, die nur einige Vorkenntnisse besitzen, sich leicht und ohne andere Hülfe von Stufe zu Stufe forthelfen können. Gotha, im Juli 1821.

Hennigssche Buchhandlung.

In unserm Verlage sind so eben folgende neue Bücher erschienen und für beigesetzte Preise zu haben:

Crelle, Dr. A. L., Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 1r Band. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gedauer, C. E., die Lehre Jesu Christi mit Beziehung auf Luther's Catechismus, als Leitfaden und zur Erinnerung an den Confirmanden-Unterricht; in Fragen und Antworten. Im Anhange Dr. M. Luther's Catechismus des evangelischen Glaubens. 8. 6 Gr.

Gerlach, G. B., Ammon und Schleiermacher oder Präliminarien zur Union zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie, Supernaturalismus und Rationalismus. gr. 8. 12 Gr.

Klebe, C. W. H., Grundsätze der Gemeinheitstheilung, oder der Theilung gemeinschaftlicher Land-Nutzungen, als der Acker-, Wald- und Angerweide, der Sonderung vermengt liegender Aecker, und daher nöthigen Schätzung des Ertrages und des Werths solcher Grundstücke, nebst den Principien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte. Zwei Abtheilungen. gr. 4. mit Kupfern. (Wird noch für den Pränumerations-Preis von 5 Thlr. Courant verkauft.)

Berlin, im August 1821.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

Subscriptions-Anzeige.

Die unterzeichnete Buchhandlung glaubt sich ein Verdienst um die deutsche Lesewelt zu erwerben, indem sie derselben einen jungen Dichter zuführt, dessen Talent, so wie sein Schicksal, ungewöhnlich ist und der daher doppelte Ansprüche auf die Theilnahme seiner Zeitgenossen hat.

Friedrich Wilhelm Krampitz wurde schon in früher Jugend von ausgezeichneter Lernbegierde bewogen, die Stunden der Muße, ja oft die Hälfte der Nacht zum Lesen nützlicher Bücher zu verwenden. Vor allem sprach ihn die Bibel an. Sie erfüllte ihn mit einer Begeisterung, wie sie in unsern Tagen leider nur noch zu den Seltenheiten gehört, und reifte in ihm schon frühe den Entschluß, sich dem Studio der Gottesgelahrtheit zu widmen. Der sonst gute und gehorsame Sohn ließ sich durch Streben nach Kenntnissen verleiten, die Ermahnung der Eltern, seine Augen zu schonen, — eine Ermahnung, die im prophetischen Geiste erlassen zu seyn scheint, — nicht zu beachten. In seinem eilften Jahre bemerkte der Unglückliche nach einer solchen Anstrengung, daß seine Augen von einem Nebelschleier verhüllt waren: am folgenden Morgen hatte der Schleier sich in einen dicken Flor verwandelt. Die zuerst angewendeten Mittel verschlimmerten das Uebel, eine verschiedenartige Behandlung durch mehrere Aerzte bewirkte bald eine unheilbare Blindheit. Von einem treuen Bruder geleitet, setzte der Unglückliche den früher begonnenen Besuch der Schule fort und erlangte durch Hören die Bildung seines Geistes, zu welcher sich bald das hervorkeimende Talent für Poesie gesellte.

Ein und zwanzig Jahre lang trägt unser Krampitz die fürchterliche Bürde völliger Blindheit! Seine Verwandten sind zum Theil gestorben, zum Theil außer Stande, seinen Geist durch Erleichterung der Subsistenz auf zu richten und sein Talent für die Dichtkunst, welches auch durch das körperliche Unglück nicht unterdrückt wird, blieb ihm als fast einziges Mittel zu seinem Unterhalte übrig. Er ist in seinem Wissen mit der Zeit fortgeschritten, denn es fanden sich oft gutmüthige Jünglinge, welche ihre Mußestunden mit ihm verlebten, und ihm das Schöne aus der Literatur mittheilten. Die „Zeitung für die elegante Welt" und der „Freimüthige" haben einige seiner dichterischen Arbeiten mitgetheilt und zwei Bände Gedichte und poetische Erzählungen sind von ihm herausgegeben, doch nur, weil es dem Verfasser an Verbindungen im Auslande fehlt, in Danzig und einigen benachbarten Städten bekannt geworden.

Nach der Michaelis-Messe wird im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ein neues Bändchen: „Gedichte von F. W. Krampitz" erscheinen. Sie wendet sich daher an die zahlreichen Beförderer des Schönen, an die Beschützer der Künste und des Unglücks mit dem freundlichen Gesuche, auf diese Erzeugnisse eines im Wogendrange des Schicksals ausdauernden Talents zu unterzeichnen.

Der Subscriptions-Preis bis ultimo Decembris d. J. beträgt für dieses an 20 Bogen enthaltende Werkchen 1 Thl. 4 Gr. Preuß. Courant. Wer sich der Mühe unterziehen will, Subscribenten zu sammeln, erhält auf 6 Exemplare das Siebente frei.

Wer sollte sich nicht gedrungen fühlen, zur Erreichung eines doppelt guten Zwecks mit zu wirken?

Danzig, den 30sten Juni 1821.

J. C. Alberti'sche Buch- und Kunsthandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  **No. 17. 1821.**

Beilage zum 154sten Blatte des Gesellschafters.

Ein falscher Mäcen und ein kleines Wunder in Karlsruhe.

Wer nun sagt, daß nicht noch Wunder geschehen, der hat es mit mir zu thun! Da schick' ich dem „Gesellschafter" einen kleinen Aufsatz, worin ich einem Freunde des Großherzoglich-Badenschen Hof-Schauspielers Hrn. Mayer — zugleich mit einigen Winken für diesen selbst — begreiflich machen will: daß es Unrecht sey, die Urtheile der Berliner bloß deshalb in den kritischen Bann zu thun, weil sie Hrn. Mayer nicht für einen Cometen halten, der allen übrigen Schauspielern den Untergang verkündet. Der kleine Aufsatz wird im 130sten Blatte des „Gesellschafters" vom fünfzehnten August gedruckt und jetzt finde ich eine Beantwortung desselben vom dreizehnten August aus Karlsruhe datirt, im Stuttgarter „Morgenblatt" Nr. 209 vom 31sten August. Ohnfehlbar ist der Verfasser somnambul gewesen und hat in Karlsruhe gesehen, was aus der Berliner Buchdrucker-Presse hervor gehen wird; denn ein prophetisches Licht muß in ihm aufgegangen seyn, wenn das, was sich da begab, möglich werden sollte. Weshalb aber die heutigen Propheten auch außer ihrem Lande nichts gelten können, merkt man dießmal wieder; denn der unsrige zeigt, wenn nicht den Muth, doch wenigstens die Lust zu lügen, indem er sagt: er habe früher auf einen Wiener Artikel erwiedert, und da der „Gesellschafter" (wie der erwähnte Prophet meinte) „sich so heftig darob ereifert", so möchte er merken lassen: es könne wohl seyn, daß jener Wiener Artikel aus derselben Quelle geflossen sey, als die Entgegnung im „Gesellschafter". Das ist denn wirklich ein „abgenutztes Kunstgriffchen", und sollte der oder die Somnambüle — ich bin über das Geschlecht zweifelhaft, da es mir sehr unmännlich scheint, eine beschuldigende Voraussetzung auf nichts zu gründen — irgend einen haltbaren Grund für ähnliche Seitenblicke überhaupt aufstellen, so müßte seine oder ihre Beschämung offenkundig werden, indem ich mit keiner Wiener Zeitschrift auch nur die fernste Verbindung, und jenen Artikel, von welchem die Karlsruher Tirade spricht, nicht einmal gelesen habe.*) Daß man einen in wohlgefälligem Pedantismus befangenen Schauspieler durch Begünstigen seiner Eitelkeit hindern will, den Versuch zu wagen, ob er nicht in seiner Kunst wieder Freiheit erlangen könne? — möchte ich übrigens ihm oder ihr höher anrechnen, als alle Krümmungen einer albernen Tücke, würde hier nicht ein einzelner Lobredner dadurch ganz unschuldig, wenn Hr. Mayer nur ihm glaubte und nicht den vielen Stimmen in allen Zeitschriften; denn noch habe ich nirgends ein Lob über die Gast-Darstellungen des genannten Schauspielers in Hamburg und Berlin finden können. Daß solch ein Karlsruher Mäcen fortfährt, in seiner Achselträgerei sich helfen zu wollen mit einem ironischen Achselzucken über einen „Brandenburger Gänsekiel" — einen „Märkischen Theater-Rezensenten" — die „Unfehlbarkeit einer Berliner Kritik" u. s. w., beweiset nur, daß die krampfhafte Anstrengung, Gründe zu finden, ihm völlig mißlungen und ein fades Verdächtigmachen Alles ist, was der oder die, mit der personifizirten Verläumdung en rapport stehende Karlsruher Somnambüle auf zu bringen vermag. Will der Mäcen sich auch ferner mit der Idee schmeicheln, mich in einen ungeheuern Zorn gesetzt zu haben, so sey ihm dies gestattet; ich aber finde nicht einmal den Anlaß dazu, wenn selbst Parteilose den für Hrn. Mayer hingeworfenen Stammbuch-Vers ein schlechtes Gelegenheits-Produkt nennen wollten, denn ich bringe leicht bei besseren Scheidewänden den Spruch des Ovid in Ausführung: „Cum relego, scripsisse pudet, quia plurima cerno, me quoque qui feci, judice, digna lini" (Les' ich's wieder, schäm' ich mich, geschrieben zu haben, was mir erst herrlich schien; und ich halt' es des Ausstreichens nur werth); ein Sprüchlein, das wohl nicht für mich allein existirt! Im Allgemeinen aber rathe ich doch dem Karlsruher Morgenblättler, nicht blindgläubig die Autorität der „Musen und Grazien in der Mark" gelten zu lassen, um einen Schauspieler gegen die Entscheidung eines größeren Publikums und vieler Urtheilsfähigen, die in mehreren öffentlichen Blättern laut wurden, harthörig zu machen; wobei es mir übrigens leid thut, immer wieder Hrn. Mayer ins Spiel bringen zu müssen, da ich doch gern die Berliner diesmal im Vergessen unterstützen möchte.

v. — 6.

*) Damit die Hindeutung in jenem, aus Karlsruhe datirten Correspondenz-Artikel des „Morgenblatts" ganz in Nichts zerfalle, versichere auch ich hiermit, daß ich mit keiner Wiener Zeitschrift in irgend einer schriftstellerischen Berührung stehe; wer es anders weiß, mag es öffentlich sagen. Hätte übrigens die Redaktion des „Morgenblatts" selbst zugegen seyn können bei den neulichen, auf der Berliner Bühne gegebenen Gastspielen des Hrn. Mayer — der, vom Publikum ermuntert, vielleicht in seiner Umgebung mehr leistet, als es hier geschehen — sie würde sich gehütet haben, Widerreden auf zu nehmen, die eine lächerliche Seite bieten, und die um so schwerer vor dem Selbstbewußtseyn zu verantworten sind, je niederer und grundloser die Ausfälle erscheinen, welche die Redaktion zuläßt bei einer Gelegenheit, wo sie alle redlichen Bericht-Erstatter gegen sich haben muß.

Gz.

Erklärung.

Der Erwiederung des Hrn. Erzpriester Kieslig im „Bemerker" Nr. 14 (Beilage zum „Gesellschafter" Bl. 125), auf die Correspondenz-Nachricht im Oktober 1820, hat der Einsender derselben Folgendes zu entgegnen:

1) Referent ist jetzt, wie damals, weit entfernt, irgend Persönlichkeit in die Erzählung irgend eines Faktums mit einfließen zu lassen. Ihm gilt die Sache, nicht die Person. Den Hrn. Putze hat er nie gekannt, Hrn. Kieslig achtet er sehr hoch, und mit Hrn. Meißner hat er früher in freundlicher Verbindung gestanden. Absicht irgend eines Angriffs oder einer Beleidigung der Person war also gewiß nicht in ihm.

2) Referent, damals in der Nähe sich aufhaltend, ist jetzt verhindert, neue Untersuchungen rücksichtlich des Gegenstandes an zu stellen. Er kann nur versichern, daß seine damalige Quelle eine sehr lautere und reine war, und daß seine Erzählung mit der eigenen Aussage des Convertiten genau überein stimmt.

3) Referent gesteht, sich zu verwundern, warum Herr Kießlig den Menschen, von dem die Rede ist, nicht selbst Rede stehn ließ. Hr. Pfarrer Meißner gesteht in seinem Berichte doch selbst, daß er eigentlich nicht recht von der Sache unterrichtet war, und sein Nachtrag möchte, trotz des vielsagenden „u. s. w.", wichtiger vielleicht werden als der Bericht selbst.

4) Gewiß und wahr bleiben aber, trotz jener Erwiederung, doch die Umstände:

a) Daß jenes Ehepaar durch Drohungen gezwungen wurde, die katholische Religion an zu nehmen.

b) Daß der besagte Jüngling, der, wie sein jetziger evangelischer Seelsorger erklärt, recht ernst an seinem Glauben und dessen Uebung hängt, doch verhindert wurde, zu der evangelischen Schule und Gemeinde sich zu halten, möchten seine Beweggründe nun auch seyn, wie sie wollten.

c) Daß der herrschaftliche Beamte in N. sich wirklich in jene Sache gemischt, und heftig gedroht, und den Grundsatz aufgestellt habe: es könne vor dem 25sten Jahr Niemand seinen Glauben ändern. Unwillkührlich drängt sich dem Unbefangenen dabei die Frage auf: durch wen war der Beamte dazu bewogen?

5) Offenbar war, nach der Erzählung des Hrn. Pf. Meißner selbst, die Frau im Anfang schüchtern und furchtsam, und wagte wahrscheinlich keine ernste Opposition gegen die Uebermacht, die natürlich einwirkt auf solche Leute. Dem Referenten ist ihre zweite Erzählung, die mit der ihm früher gewordenen Relation überein stimmt, wahrscheinlicher.

Was übrigens die Fragen und Anmerkungen des Hrn. Einsenders betrifft, so glaubt Referent nicht, daß sie bei strenger und gesunder Logik irgend einen Einwand gegen seine Erzählung begründen können. T.. S..

Aus Baireuth.

(An den Herausgeber.)

Sie haben im „Gesellschafter" mehrere Berichte über den Hohenloheschen Wunderkram mitgetheilt, die mit Ernst und Wahrheit einen Unfug strafen, der aus längst vergangenen Jahrhunderten sich hervor arbeitet, um seine Wiedergeburt zu feiern. Wir haben mit Vergnügen die kräftige Sprache bemerkt, die überhaupt in den Zeitschriften der preußischen Monarchie sich hervor thut gegen den Obscurantismus; die Ehre eines Staates kann nicht sicherer stehen, als auf den Grundlagen, die durch geistige Freiheit erzielt werden. — Um nun aber die Hohenloheschen Spekulationen ganz aus dem rechten Gesichtspunkt erscheinen zu lassen, bitte ich Sie, auf die Abhandlung aufmerksam zu machen, welche Hr. Dr. Heine, unter dessen Aufsicht bekanntlich die Prinzessin Mathilde von Schwarzenberg geheilt wurde, im „Morgenblatt" Nr. 199 bis 201 hat drucken lassen. Daraus erhellt, daß Hr. Heine recht wohl wußte, wie weit die Heilung vorgeschritten sey. Er hatte schon der Prinzessin die Bewegung des Schrittemachens in der Maschine üben lassen, da mußte er verreisen, erklärte aber vorher nicht allein der Prinzessin, sondern auch ihren Freunden, er wolle, nach seiner Zurückkunft, am 23sten oder 24sten Juni, die ersten Versuche des Gehens veranstalten. Unterdessen geschah, was wir Alle wissen; der Fürst von Hohenlohe kam am 19ten Juni und mißbrauchte Religion und das Vertrauen — denn auch er mußte es erfahren haben, daß Hr. Dr. Heine schon die Zeit zu den Versuchen festgesetzt hatte — um einen Schein auf sich zu werfen, der um so strafbarer ist, je mehr schwache Gemüther eben jetzt dadurch ganz und gar für die Vernunft verloren gehen konnten. — Leider spüren wir auch hier so etwas!

Dem Magistrat von Bamberg aber, der sich so tapfer zeigte im Streite wider alte List und Anfechtung, können die Bayern *) nicht genug danken, denn nur ihm gebührt der Ruhm, den bösen Feind aus seinem ersten Gewistel verjagt zu haben, und die öffentlichen Erklärungen jenes Magistrats werden den Annalen Bambergs eine stete Zierde seyn. — A l.

*) Nicht die Bayern allein, die Deutschen insgesammt haben zu danken; doch so ehrenwerthe That wackerer Männer hat den Lohn gleich in sich, und es muß ihnen und Allen ein erhebendes Gefühl seyn, daß ihr Monarch die Zweckmäßigkeit ihrer Maaßregeln augenblicklich bestätigte. D. H.

Aus Freiburg.

(An den Herausgeber des „Gesellschafters".)

Ich weiß nicht, ob Ihnen das Rundschreiben des Herrn von Haller an seine Familie, seine Religions-Veränderung betreffend, bekannt ist, und hebe Ihnen deshalb einige Stellen aus. Die Aufschrift lautet: „Lettres circulaire à mes frères et soeurs, beaufrères et belles-soeurs, oncles et tantes, et surtout à ma femme." „Ich darf sagen", schreibt Hr. von Haller, „daß ich innerlich schon im Jahr 1808 Katholik und seither einzig nur dem Namen nach Protestant gewesen sey. Meine Ansichten und Ueberzeugungen in dieser Rücksicht wurden noch gesteigert, als im Jahr 1815 die Vorsehung in ihrer Gnade und Barmherzigkeit das Bisthum Basel mit Bern vereinigt hat, wahrscheinlich (?) in der Absicht, uns zu belehren, und durch richtige Begriffe über die wahren Verhältnisse der allgemeinen Kirche verderbliche Vorurtheile aus zu rotten. Außerdem hatte ich mich noch völlig überzeugt, daß, was beide Theile eingestehen, die kirchliche Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts, welche wir die Reformation nennen, in ihren Grundsätzen, Mitteln und Ergebnissen das getreue Vorbild und der Vorläufer der politischen Umwälzung unserer Tage ist, und mein Haß gegen diese letztere mußte mir jene nicht minder verhaßt machen. Im Spatjahr 1819 besuchte mich, auf seiner Reise durch Bern, der Herzog Alphons (soll heißen Adolph) von — —, *) welchen innere Ueberzeugung gleichfalls in den Schooß der Kirche zurück geführt hat. Als dieser liebenswürdige Fürst meine Stimmung auf der einen und meine Verlegenheit auf der andern Seite bemerkt hatte, belehrte er mich, daß ich recht gut insgeheim Katholik seyn und Dispensen für alles Aeußerliche erhalten könne, wie denn auch wirklich sehr viele Protestanten sich in solcher Lage befanden. Diese Eröffnung gab mir große Beruhigung" — „Wenn ich", schließt er, „wenn ich meinen ganzen Lebenslauf überblicke, so bleibt mir kein Zweifel übrig, daß Gott mich zum Werkzeuge erkohren habe für die Ausführung eines der Plane seiner Barmherzigkeit und Gnade, und daß Er, nicht aber mein eigener Wille es ist, welcher meine Schritte leitet. Er ist es, der mir jene Vorzüge des Geistes und Herzens verliehen hat, welche von zarter Jugend auf die Erforschung der Wahrheit zum Ziele aller meiner Bestrebungen machten; Er ist es, welcher späterhin mir jene einfachen und heilbringenden Wahrheiten eingab (m'inspira), deren Entwickelung mich zu völlig unerwarteten Ergebnissen führte; Er ist es, der seit sechszehn Jahren mir zu anstrengenden Anstrengungen die Fähigkeit und eine moralische Kraft ertheilt hat, die, ungeachtet meiner großen Empfindsamkeit und natürlichen Furchtsamkeit, allen Verdruß und Kummer, welche mir in den Weg gelegt wurden, zu besiegen wußte. Könntet Ihr, geliebte Brüder und Schwestern, jetzt noch blind seyn für das, was so

*) Dieser Name ist im Original völlig ausgedruckt. D. E.

Vielen klar ist! — Um den monarchischen Staaten ihre festen Grundsätze her zu stellen, hat Er einen Republikaner erkohren. Er wählte einen schlichten und ungelehrten Menschen, dessen Erziehung ziemlich vernachlässigt war, um die stolze Wissenschaft der Gelehrten, welcher er gleichfalls in seiner Jugend gehuldigt und deren Verirrungen er eine kurze Zeit getheilt hatte, völlig zu Schanden zu machen. Er wählte sich einen Laien und Protestanten, den Abkömmling eines Reformators sogar,*) um der allgemeinen Kirche einen neuen Glanz zu verleihen, und um für dieselbe mit bisher nie gesehenen Waffen und mit völlig neuen Streitweisen zu kämpfen." — Sie müssen gestehen, daß darin wenigstens keine christliche Demuth sich ausspricht! — Noch sagt Hr. von Haller: „Es giebt keinen (?!) protestantischen Schriftsteller, der nicht die fatale Spaltung beweint, welche seit Jahrhunderten die Menschheit trennt!" — Soll diese Phrase Wahrheit haben, so hat sie dieselbe wenigstens nicht in seinem Sinne. Der Besonnene wird allerdings jede Spaltung beklagen, welche die Menschen trennt; wenn wir aber Alle einsehen, daß die Reformation selbst auf den Katholizismus vortheilhaft wirkte — denn trotz der Unfehlbarkeit hat man doch manches gar zu Fehlerhafte bei Seite gestellt — so können wir wenigstens nicht zurück gehen wollen und müssen es sogar bekämpfen, wenn Viele sichtbarliche Anstalten machen, den Ablaßkram, das Wallfahrts- und Inquisitions-Wesen wieder her zu stellen. Sind doch davon alle Zeitungen voll! — Wir wollen recht gern nicht fragen: wie sich Einer benenne; wir ehren den Bibelspruch: „In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm"; aber das Rechtthun müssen wir uns unter allen Umständen ausbitten.

Gc.

*) Johann Haller, ein Urgroßvater des Hrn. von Haller, führte nämlich im Jahr 1528 die Reformation Zwingli's in der Stadt und dem Canton Bern ein, so wie ein Gleiches von Johann Keßler zu St. Gallen geschah.

1821. No. XX.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Das wichtige Werk für Freimaurer, unter dem Titel:

K. Ch. F. Krause, die drei ältesten Kunst-Urkunden der Freimaurer-Brüderschaft, mitgetheilt und in einem Lehrfragstücke urvergeistiget. Zweite verbess. Auflage. 2ter und letzter Band mit 1 Kupfer. gr. 8. broch. 7 Thlr.

ist nun vollendet, und beide Bände kosten 15 Thlr., wofür solche durch alle Buchhandlungen von uns zu bekommen sind.

Dresden, im August 1821.

Arnoldische Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Bertha, oder Liebe und Ehe.
Roman
von
Franz Horn.
Zweite Auflage. Berlin, bei Enslin.
Preis, broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Rezension
über

H. Brosenius Waarenkunde

für Töchter. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis auf Schreibp. 1 Thlr. auf Druckp. 18 Gr.

(A. d. kritischen Bibl. für das Schul- und Unterrichtswesen von G. Seebode. 1821. No. 7. 8. (S. 700.)

Dieses sehr nützliche und brauchbare Werkchen soll eine Mitgabe für die Töchter zu ihrer künftigen Bestimmung seyn. Die in demselben abgehandelten Gegenstände sind mit großer Sorgfalt und Einsicht bearbeitet, und es ist dadurch einem recht fühlbaren Schulbedürfnisse abgeholfen. Denn Waarenkunde möchte in einer Töchterschule weit mehr zu empfehlen seyn, als manche Unterrichtsgegenstände, die zur Bildung einer wackern Hausfrau weit hinter jener zurückstehen. Wie oft hört man von einem Gegenstande reden, der im Haushalte sehr häufig vorkommt, und die Hausfrau weiß nicht, was er ist, noch woher er kommt. Daher wünschen wir die Verbreitung dieses Werkchens zu dem angeführten Zweck angelegentlichst, und empfehlen es besonders zum Leitfaden in Töchterschulen.

Bei Friedrich Frommann in Jena ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrich Luden's allgemeine Geschichte der Völker und Staaten.

Erster Theil. Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums.
Zweite verb. Ausgabe gr. 8. 1819. 2 Thlr. 12 Gr.
und in der letzten Jubilate-Messe deren Fortsetzung,
oder:
Allgemeine Geschichte ꝛc. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.
Auch unter dem besondern Titel:
Heinrich Luden's allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittel-Alters. Erste Abtheilung.

Die erste Abtheilung dieser neuen Geschichte des Mittel-Alters enthält das erste, zweite und dritte Buch oder die Zeit von 568 bis 1273; die zweite Abtheilung aber wird im vierten und fünften Buche die Geschichte bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts fortführen, und spätstens zu Anfange des nächsten Jahres erscheinen.

Der Verfasser selbst bezeichnet diese beiden großen historischen Abschnitte: Alterthum und Mittel-Alter, mit den kurzen Worten: „So lange Rom herrscht, ist das Alterthum; das Mittelalter ist, wo teutsches Leben und teutsche Art hervortritt oder nachgewiesen werden kann." Wie fruchtbar aber der Verfasser diese Ansicht durchgeführt, wie geistreich er seinen Stoff bearbeitet,

wie glücklich er eben so wohl die zu große Herabwürdigung, wie die Ueberschätzung des Mittel-Alters vermieden; wie er am politischen Blicke und Urtheile über den Zusammenhang der Begebenheiten und an Freimüthigkeit, Neuheit und Eigenthümlichkeit der Ansichten die meisten seiner Vorgänger im Inn- und Auslande übertroffen, haben Kenner schon anerkannt.

Von Th. Hell, Fr. Laun, W. A. Lindau, G. Schilling, St. Schütze und L. F. van der Velde sind bei der Arnoldschen Buchhandlung in diesem Jahre folgende schöngeistige Schriften erschienen und durch alle Buchhandlungen für die beigesetzten Preise zu erhalten:

Th. Hell, Lyra-Töne, 2 Theile mit Kupfern. 8. Velinp. broch. 2 Thlr.

Fr. Laun, Welcher? Drei Geschichten verwandten Inhalts. 1) Die unterbrochene Hochzeit. 2) Der geliebte Leichnam. 3) Der Fund im Schnee. 8. Velinpapier. 1 Thlr. 3 Gr.

Eduard: ein romantisches Gemälde nach Walter Scott's Waverley, von W. A. Lindau. 1r u. 2r Th. 8. Velinp. 2 Thlr. 6 Gr.

G. Schilling, Schriften. Zweite Sammlung, 11ter bis 15r Band. 5 Thlr.

Dieselben unter einzelnem Titel:

G. Schilling, Wallow's Töchter, Seitenstück zur Familie Bürger, 3 Thle. 8. Velinp. 3 Thlr 6 Gr.

G. Schilling, Zeichnungen, 2 Theile. 8. Velinpap. 1 Thlr. 18 Gr.

St. Schütze, heitere Stunden. Erster Theil, enth. 1) Die Nachbarskinder. 2) Die Prügelsuppe. 3) Der verliebte Postmeister. 4) Erste Liebe, treue Liebe. 8. Velinp. 1 Thlr 3 Gr.

L. F. van der Velde, die Eroberung von Mexiko. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts, 3 Theile. 8. Velinp. 5 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Almanach der Revolutionsopfer, enthaltend: 1) Gustav III. König v. Schweden. 2) Ludwig XVI. König von Frankreich. 3) Karl Stuart, König von Großbrittanien rc. 2 Bdchen mit 17 Kupf. Ladenpreis 2 Thlr, jetzt für 14 Gr.

Almanach der Revolutionscharaktere, herausgegeb. von Girtanner, enthaltend: a) Römische Charaktere, vom Prof. Heeren. b) Holländische. c) Französische Charaktere. 2) Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution mit 14 Kupf. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr., jetzt für 20 Gr.

Von H. Clauren sind so eben folgende vorzügliche Romane und Erzählungen erschienen und durch alle deutsche Buchhandlungen für die beigesetzten Preise zu bekommen:

H. Clauren, Scherz und Ernst, 7ter und 8r Theil, enth. 1) Die Rutschparthie. 2) Leidenschaft u. Liebe. 3) Die Kartoffeln in der Schale. 4) Jella, das Kroatenkind. 8. Velinp. 2 Thlr.

Alle 8 Theile in 4 Bände eingebunden 8 Thlr.

H. Clauren, Liesli und Elsi. Zwei Schweizergeschichten. Mit Liesli's Bildniß. 8. Velinpap. geb. 1 Thlr. 8 Gr.

H. Clauren, Das Schlachtschwert. 8. Velinp. 18 Gr.

H. Clauren, Der Liebe reinstes Opfer. 8. Velinpap. 18 Gr.

H. Clauren, Rangsucht und Wahnglaube. Erzählung in Briefen. 8. Velinp. 22 Gr.

H. Clauren, Der Vorposten, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. Velinp. 16 Gr.

Für Leihbibliotheken und Freunde der schönen Literatur,

habe ich aus meinem Verlage 85 Bände der interessantesten Romane gewählt, welche im Ladenpreise 96 Thlr. 10 Gr. kosten, die ich aber im Ganzen für 36 Thlr. sächsisch, also 60 Thlr. billiger ablassen will. Die Schriften von Cramer, Fischer, Kosegarten, Sophie Ludewig, Benedicte Naubert, Sophie von La Roche, Sintenis, Vulpius u. s. w. sind in der Roman-Literatur fast als klassisch anerkannt, und bedürfen keiner weitern Empfehlung. Ein alphabetisches Verzeichniß der sämmtlichen Werke ist durch alle Buchhandlungen unentgeltlich zu erhalten. Die Bücher sind alle in kl. 8., damit sie, gleich groß gebunden, eine hübsche Bibliothek ausmachen können.

Leipzig, im August 1821.

A. Wienbrack.

Anzeige für Lesebibliotheken und Familien.

So eben ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Bilder aus dem Leben. Eine Auswahl der neuesten englischen Romane und Erzählungen, besonders für Frauenzimmer. Fünfter Theil, enthaltend:

Der Schiffbruch. Ein Roman nach dem Englischen der Mrs. S. H. Burney. 8. 1 Thlr. 10 Gr.

Auch dieser interessante Roman wird Müttern wie Töchtern eine eben so angenehme als lehrreiche Unterhaltung gewähren, wie die ersten vier Bändchen, — eine Auswahl der besten Erzählungen der Damen Opie und Edgeworth enthaltend — dieser recht eigentlich für sie veranstalteten Sammlung.

Die nächsten drei Theile werden die schon unter der Presse befindliche Bearbeitung umfassen, des für uns Deutsche besonders höchst interessanten Romans: Warbeck of Wolfstein by Miss Holford. 3 Vol. London 1820 aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und zum Theil in Wallensteins Lager, zum Theil am Kaiserlichen Hofe in Wien spielend.

Jena, im August 1821.

Friedrich Frommann.

Für Aerzte und Wundärzte

sind so eben in der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden erschienen:

Dr. S. Hahnemann, reine Arzneimittellehre. 6ter Band. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. alle 6 Theile 8 Thlr. 20 Gr.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, herausgegeben von Carus, Ficinus, Franke, Kreysig, Raschig, Seiler rc. 2ten Bandes 1stes Heft (oder 4tes Heft des Ganzen). gr. 8. broch. jedes Heft 1 Thlr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 166sten Blatte des Gesellschafters.

Dresden. Seit dem 3ten August ist die diesjährige Kunst-Ausstellung geöffnet, die jedoch weder an Quantität noch Qualität der Gegenstände zu den vorzüglichsten unter den bisher statt gehabten gehören dürfte. Die meisten Kunst-Akademieen, und so auch die hiesige, haben es bisher mehr darauf abgesehen, die technische Kunstfertigkeit zu lehren und zu unterstützen, als das Talent zu wecken und das Genie auf zu muntern und zu leiten. Die Kunst scheint sich daher zu verflachen und auf das Breiteste sich im Felde der Kopien und Portraitmalerei zu ergehen, in welchem Uebung und Fertigkeit, ohne eigentlichen Beruf zur wahren Kunst und ohne Genie, dennoch etwas leisten mag. — Zu den wenigen historischen Gemälden aus eigener Erfindung der ausstellenden Maler gehören folgende: „Eros und Anteros kosen im Schooße ihrer Mutter, der Venus;“ Oelgemälde vom Professor Hartmann. Venus sitzt so lang, daß man wetten möchte, stände sie, so müßte ihr Oberkörper mit dem unteren Theile im Mißverhältniß seyn. Ihre Gesichtszüge lassen fast vermuthen, daß sie von anderem Stamme, als die mediceische Liebesgöttin entsprossen und ihr Körper beweist, daß sie seit Erfindung der Schnürbrüste geboren sey. — Lieblicher sind die beiden Knaben, Eros und Anteros. — Die Weinlaube, unter welcher die Göttin sitzt, scheint eher einer Garten-Anlage des Le Notre, als den Thälern zu Paphos anzugehören. — „Orpheus, durch seine Leiertöne die Thiere der Wildniß an sich lockend und besänftigend; Oelgemälde vom Prof. Pochmann.“ Figur in Lebensgröße. — Warmes, lobenswerthes Colorit des Fleisches; die Körperbildung des Orpheus weich, wie sie gewöhnlich an den von demselben Künstler geschilderten männlichen Gestalten wahrzunehmen ist: — der linke Fuß männlich, der rechte dagegen weiblich gebildet. — Der Sänger sowohl, als die vom Gesange gelockten Bestien, scheinen sich gleich wenig um einander zu kümmern. — Der Landschaftsgrund des Gemäldes ist zu flach und unvollendet gehalten. — „Taufe Christi im Jordan;“ Oelgemälde vom Professor Vogel. (Kleinere Figuren.) Korrekte Zeichnung, mit Ausnahme des linken Beines an der stehenden Figur des Christus, wo das Knie offenbar zu hoch angesetzt ist. — Die obere Lippe ist fast an sämmtlichen Figuren etwas dick geformt, eine Bemerkung, die sich auch an anderen Gemälden des Künstlers wiederholt. — Das Colorit ist etwas düster. Von demselben Künstler sind noch einige Portraits — in denen bei vieler Bestimmtheit und vielem Ebenmaaße der Zeichnung, dasselbe dunkle Colorit zu bemerken ist, — ein größerer Carton und eine getuschte Zeichnung ausgestellt. — „Kampf zweier Satyrs;“ Oelgemälde von Moritz Retzsch. (Kleine Figuren.) Zwei Satyrs in Mitte eines Waldes in heftigem, ihrer thierischen Natur entsprechendem Kampf — dem Anschein nach um ein Mädchen, — welches von einem sanfter gesitteten Jünglinge während dem in einen zur Abfahrt bereit stehenden Kahn aufgenommen wird. — Ein liebliches Bildchen, dem wir doch noch mehr Klarheit der Farben wünschten. Auch von diesem verdienten Künstler sehen wir ein gelungenes männliches Portrait, das, obgleich es nur Büste ist, doch viel Lebendigkeit hat. — Von fremden, der hiesigen Akademie nicht angehörigen Künstlern sind drei vorzügliche Beiträge geliefert worden: „Der Evangelist St. Johannes, dargestellt wie er, nachdem er sich in seinen letzten Lebenstagen, auf seinem Sterbebette, noch einmal zu seiner Gemeinde tragen lassen, die in Erwartung war, was er sagen werde: die Worte spricht: Kindlein, liebet euch!“ — in Oel gemalt von W. H. Schnorr. (Kleinere Figuren.) Reiche, trefflich geordnete Gruppe; — Adel, aber auch vielleicht zu viel Gleichförmigkeit und Verwandtschaft in den Gesichtszügen und Gestalten: — guter Faltenwurf. — Die Farben aber, an und für sich schon düster gewählt, sind so unrein aufgetragen, daß die Würkung von Schatten und Licht ungemein dabei leidet, und der Gesammt-Eindruck des Gemäldes fast unerfreulich wird. — An mehreren Figuren ist eine merklich widernatürliche Verlängerung des oberen Gesichtstheiles bis zum Munde herab wahrzunehmen. — „Olind und Sophronie.“ Carton zu einem Freskogemälde in der Villa Massimi, von Overbeck. Edle, und hie und da auch ausdrucksvolle Gestalten: Hinneigen zur altdeutschen Schule in der Ausführung. — In edlem Schmerze harren die Helden der Scene auf dem Holzstoße des schrecklichen Flammentodes, als der befreiende Ritter, Einhalt gebietend, stolz heran sprengt. — Das Bild hat Leben und Bewegung. — „Eine Gruppe preußischer Cavallerie;“ eigne Zusammenstellung, gemalt von Franz Krüger aus Dessau. — Ueber die Spitze einer beschneiten Anhöhe reiten mehrere Offiziers und Soldaten dahin, von scharfem, kalten Winde angeweht. Mit Schaudern sieht man im Vorgrunde die vom Schnee bedeckte Gestalt eines menschlichen Leichnams. Die Gesichtszüge und Bewegungen der Reiter, so wie die Stellungen der Pferde und eines vom Froste starrenden Windhundes, der Ton der Luft, das Wehen der Mäntel, und der Mähnen und Schweife der Pferde, drücken den Frost und den Sturm so treffend aus, daß dieses kleine Bild ohnstreitig zu dem Gelungensten in seiner Art gezählt werden darf. Insbesondere zeigt sich der Künstler auch als Meister in der Darstellung der hier geschilderten Thiere, Pferde und Hund, die wahrhaft Leben athmen. Seltsam ist es, daß bei sonst so sorgfältiger und charakteristischer Ausführung des Gemäldes, der in kalter Luft sichtbare Dampf und Hauch der Pferde nicht angegeben ist. — „Eine heilige Catharina und ein „Ecce homo;“ Oelgemälde von dem jetzt in Rom lebenden Maler Eggers, sind sowohl durch Zeichnung als durch Behandlung der Farben vorzüglich zu nennen, obgleich im Colorit insbesondere viel Manier bemerklich ist. — Die sehr bedeutende Anzahl der Portraits hat Herr Prof. Matthäi durch ein Familiengemälde vermehrt, dessen Gruppe und Zeichnung höchst lobenswerth ist, das aber durch ungemein helle Farben und durch fast gleiche Lichtgebung auf alle Theile flach und unvollendet erscheint. — Unter vielen Kopien zeichnet sich als sehr gelungen eine Madonna nach Gismignani von L. Klaß aus. — An der Madonna della Sedia nach Raphael, Sepiazeichnung des Prof. Seydelmann, mit höchst zartem Pinsel ausgeführt, scheint das Christuskind am wenigsten gelungen. — Im Fache der Landschafts-Malerei, zu welchem Dresdens Umgebungen ganz vorzügliche Aufmunterung gewähren, zählt die Ausstellung viele Kunstwerke. — Der von seiner Reise durch Italien zurückgekehrte Maler Dahl hat außer mehreren kleineren Studien von Bauern, Eseln u. s. w. aus der Umgegend Rom's, auch mehrere Ansichten des Vesuvs und seines Ausbruches, so wie einiger [illegible] vorzüglich romantischen Gegenden, als Ausbeute seiner Wanderung aufgestellt. — Am ansprechendsten und ausgeführtesten unter diesen Werken ist die Schilderung einer Bergparthie bei Wallensee in Tyrol. Der Künstler rückt hier, wie in seinen sonst schon betrachteten Gemälden, durch Lokal-Farben und Tinten die Gegend dem Augenpunkte näher, als er von anderen Künstlern wohl gewählt wird; eine Eigenschaft, die auf den Beschauenden allerdings recht behaglich würkt. Doch möchte man vielleicht wünschen, daß er den Eindruck des Ganzen und der maleri-

schen Einstimmung der Theile etwas mehr berücksichtige, auch in der erwähnten Landschaft namentlich dem Hintergrunde mehr Sorgfalt gewidmet hätte. — In einem von diesem verschiedenen Style sind die Werke des Herrn C. D. Friedrich, dessen Verdienst um dichterische Bedeutsamkeit seiner Compositionen und seiner Wahl der zu schildernden Naturscenen allgemein anerkannt wird. Der Geist dieses Künstlers ergeht sich am liebsten in den Fernsichten der weit hinstarrenden See, auf wilden unwegsamen Bergspitzen, in düsterer Nacht oder unter heiterem Nebelflor. Nur ist's Schade, daß er sich zu oft wiederholt und daß seine Originalität manierirt, zuweilen an das Barocke mehr noch als nahe angränzt. — Hier sind mehrere den vorerwähnten ähnliche Gegenstände geschildert: das größte Stück darunter unter der Rubrik: „Ein Mond-Aufgang, Ost-See-Strand, eigne Erfindung" — ist eine violette Finsterniß, wie sie der Künstler gewöhnlich annimmt; der Mondglanz am bewölkten Himmel spiegelt sich in dem ruhigen Meere ab. Am Ufer auf sicherem Felsblock sitzt das Schwesternpaar, hoch auf wogenumspültem Stein stehn in gewohnter schlichter Tracht die Zwillingsbrüder, die sich auf des Malers Werken oft wiederholen. Das Gemälde gewähret einen sanft erhabenen Eindruck, der jedoch durch die eckige Gestalt eines riesenhaften Ankers nebst Zubehör im Vorgrunde unangenehm gestört wird. — Dann „ein Morgen-Nebel, nach der Natur gemalt." Die Landschaft hinter dem Nebelvorhang mag wahrscheinlich sehr schön seyn, und man kann nur bedauern, daß man sie nicht sieht. Wir würden dieses Werk den Schlachten-Malern als bequemes Muster anempfehlen, die sich auf ähnliche Weise, vermöge einer großen Pulverdampf-Wolke, der zu schildernden Details des Kampfes überheben könnten. — Auch von unserem Veteran in der Landschafts-Malerei, von dem verdienten Professor Klengel, sind mehrere kleinere Werke hier vorhanden, in denen man die geübte Hand wieder erkennt, die eine lange Reihe von Jahren hindurch die Natur so treu kopirt hat. Doch scheint er die Bestimmung seines Pinsels ganz zu verkennen, wenn er Scenen, wie die unter der Rubrik: „Eine Bauern-Familie, welche des Abends bei der Lampe am Ofen sitzt. Oelgemälde, eigne Erfindung," zu schildern versucht, die nur dem mühsam sorgfältigen Pinsel eines Niederländers vorbehalten sind. Nicht allein ist Herr Klengel so unglücklich in Darstellung der Figuren, daß man aus dem Körperbau die menschliche Gestalt derselben errathen muß, die in den Gesichtszügen ganz verläugnet ist, sondern es findet sich auch insbesondere in diesem kleinen Gemälde eine am Fenster der geschilderten Stube herumkletternde kleine Gestalt, die so außer allem Verhältniß des angenommenen Maaßstabes ist, daß man sie für eine Kinderpuppe halten muß. — Ein paar gut komponirte Landschaften von August Reyich haben ein so schmutziges Colorit und mangeln des Ausdrucks in Licht und Schatten so gänzlich, daß sie hier nur als Contrast der folgenden Stücke erwähnt werden: „Eine Landschaft, die Ruine Neckar-Steinach bei Heidelberg darstellend," von Ch. Köster aus Nürnberg. — „Landleute aus der Gegend um Rom, Oelgemälde, eigne Erfindung, von August Klein, jetzt in Rom" — in denen die reine Behandlung der Farben zwar erfreulich und lobenswerth, wo aber das rechte Maaß nicht getroffen und insbesondere darin gefehlt worden ist, daß die Ferne widernatürlich glänzender gehalten ist, als der heitere Himmel selbst. — Klengel's ängstlich treuer Schüler und Nachahmer, Hr. Gottfried Traugott Faber, und der flüchtig malende Theodor Eusebius Faber, haben eine Anzahl von Landschaften geliefert. Das unverkennbare Talent des Letzteren läßt bedauern, daß er seinen Werken nicht mehr Fleiß und Sorgfalt schenkt. — Von einem Dilettanten, Herrn D. Carus, der sich Hrn. C. D. Friedrich zum Vorbilde genommen zu haben scheint, und dessen Fortschritte in Ausübung der Kunst seit einer Reihe von Ausstellungen wahrzunehmen gewesen, finden sich auch dießmal einige Landschaften. Die größte derselben ist: — „Der Gipfel eines Basaltberges aus der Gegend von Zittau, geognostische Landschaft — die auch in der That weit mehr geognostisches als malerisches Verdienst hat. — Von dem braven Aquarellmaler, Herrn C. G. Hammer, ist dießmal nur ein Gemälde vorhanden, „die Ruinen der Mönchskirche in Bautzen, nach der Natur" darstellend, warinnen sein fleißiger Pinsel und die sanfte Tonhaltung seiner Werke wieder zu erkennen ist. — Im Fache der Schlachten-Malerei ist ein Dilettant, Lieutenant Schubauer, vom sächsischen Schützenkorps, aufgetreten, und hat unter andern folgendes größere Stück geliefert: „Avantgarden-Gefecht bei Reichenbach in der Oberlausitz, am 22. Mai 1813. Eigne Komposition aus der Erinnerung in Oel gemalt." — Die Gruppirungen und die Zeichnung der Figuren darin verrathen Talent; allein der bei Gemälden von Schlachten so wichtige Mittelgrund ist hier gewaltig vernachlässigt und unausgeführt gelassen. Dann aber erregen auch die seltsamen Verzeichnungen der Pferde in dem Beschauer den Wunsch, daß Herr Schubauer doch ja Wouwermann und andere treffliche Künstler in dieser Gattung noch recht fleißig studieren möge. — Auch die Blumen-Malerei ist nicht vernachlässigt, doch sind die in diesem Fache von Therese Richter und von August Friedrich gelieferten Compositionen von geringerem Belange und in vergänglicher gouache ausgeführt. — Außer einigen netten kleineren landschaftlichen Kupferstichen von Veith und Hammer, und einem größeren nach Ruisdael vom Prof. Günther, warin, wie in anderen Werken desselben Künstlers, die Schattenpartien durch zu viele Schwärze verloren, ist wenig Erhebliches dieser Art vorhanden. — Einige von dem Sohne des verdienstvollen verstorbenen Steinschneiders Hafner gravirte Medaillen und geschnittene Steine zeigen, bei vieler Sorgfalt und Nettigkeit, noch von hemmender Aengstlichkeit. — Die Bildhauerei findet hiesigen Orts zu wenig Unterstützung, als daß sie es zu selbstständigen größeren Kunstwerken bringen könnte, und diene daher mehr zu bloßen Verschönerungen. Versuche finden sich auch hier mehrere, doch keiner von besonderem Werth. — Architektonische Zeichnungen füllen einige Wände, nur ist von Originellem und Erheblichem kaum etwas darunter zu erblicken. — Unter den Produkten der die Technik verschönernden Kunst zeichnen wir hier die Lieferungen der Meißner Porzellan-Fabrik aus, die hinsichtlich der Malereien den besten Hervorbringungen anderer Institute dieser Art an die Seite gesetzt werden dürfen. Einiges davon erhebt sich zum selbstständigen Kunstwerke, indem mehrere gelungene Gemälde auf, mit gleichem Rahmen umfaßten Porzellan-Tafeln darunter befindlich sind. — Daß auch die Goldschmiedekunst den Ruf früherer Zeiten wieder zu erlangen strebt, zeigt das nachfolgend verzeichnete, nicht unverdienstliche Werk: „Die Anbetung der Hirten vor dem Kinde Jesu; auf einem silbernen, inwendig vergoldeten Weinkruge, in getriebener Arbeit. Nach dem Vorbilde von Benvenuto Cellini (1516 — 1540) in Rom; Arabesken auf vergoldetem Grunde, Griff und Deckelknopf in Gestalt von Genien. Höhe 12 Zoll, Durchmesser 5¾ Zoll, Gewicht 10 Mark 1 Loth; gefertigt von A. C. Westermann, Gold- und Silber-Arbeiter zu Leipzig." — Solches nun ist dasjenige, was wir aus der Zahl der hier ausgestellten Kunstwerke ausheben zu dürfen gemeint haben. Das Verzeichniß der gesammten Werke enthält nahe an siebenthalb hundert Nummern, warunter jedoch eine gute Anzahl von allerersten Versuchen noch ungeübter Hände, und, zu gerechtem Befremden der zum ersten Male eintretenden Kunstfreunde, eine namhafte Reihe von Schreibübungen aus den kleineren Schulen der Stadt, mit begriffen sind. Die Ausstellung der letzten, insbesondere an diesem Orte, möchte wohl den Zöglingen, die sie fertigten, eben so wenig Nutzen, als den Besuchenden Freude gewähren, und man kann daher schließlich den Wunsch nicht unterdrücken, daß

ihnen doch in der Zukunft ein angemessenerer Platz angewiesen werden möchte. C.

Berlin. Das Glück, Sonntags, den 3often September „die Zauberflöte" zu hören, hatte ich durch eigne Schuld verscherzt, indem ich vergessen hatte, mir acht Tage zuvor ein Billet zu bestellen. — Etwas Philosophie, wie der Fuchs über die zu hoch hangenden Trauben ausklügelte, wäre nicht übel gewesen, um die Aussichten auf den nun doppelt reizenden Dienstag, wo „Don Juan" seyn sollte, desto schöner zu machen. Ich war auch wirklich schon nahe daran, das Anekdötchen nicht bloß zu wiederholen, sondern auch wahr zu finden: daß Mozart, unwillig über die Wiener, die, seiner Meinung nach, den „Don Juan" allzu kaltsinnig aufgenommen, sich hingesetzt, und ihnen eine Reihe von Gassenhauern komponirt habe, die wir jetzt vornehmlich Sonntags in der „Zauberflöte" bewunderten, und von denen er ihnen vorher gedrohet hatte, daß die ihnen schon gefallen sollten! — Aber wahrlich, das wäre doch das erste Mal, daß die Desperation von einem so exemplarisch schönen Kinde hätte genesen können. Und nun während einer solchen ganz excentrischen Consequenz vollends noch das fromme Lied voll hoher Salbung anzustimmen: „In diesen heiligen Hallen, kennt man die Rache nicht!" gerade in dem Augenblicke, wo man sich auf das Furchtbarste zu rächen sucht?! — Nein, der Herr, der einst so richtig deklamirte, daß bald Deutschland schon zu glauben anfing, das ganze Geheimniß der Kunst bestehe in der Deklamation, mag erzählt haben, was er will: diese Anekdote ist so gewiß erlogen, als der Himmel über uns schwebt. Eher darf man glauben, daß ihm selbst bei diesen Gassenhauern nicht anders zu Muthe gewesen ist, als jenen egyptischen Zauberern, da sie mit ihren Tausendkünsten am Ende waren und verzweifelnd ausriefen: „Hier ist Gottes Finger." — Ja, aber die Kenner, wird Mancher sagen, die Kenner ziehen doch auch allgemein den „Don Juan" der „Zauberflöte" bei weitem vor. Ich bin nun freilich — in aller Demuth sey es gestanden — keiner von jenen Kennern, die mit dem einfachen und doppelten Kontrapunkte bei jeder Gelegenheit um sich werfen können, wie ein wackerer Artillerist mit Bomben und Granaten; nehme mir aber doch schwerlich zu viel heraus, wenn ich nach einer mehr als dreißigjährigen Uebung von dem Eindrucke, den eine gelungene Musik auf das Herz und die Empfindung machen muß, auch ein ganz klein wenig zu verstehen glaube. Grammatik ist keine Aesthetik und Aesthetik keine Grammatik, und ich kenne geistreiche Frauen, die — ob sie gleich ohne Gnade und Barmherzigkeit sterben müßten, wenn sie ihr Leben nur dadurch retten könnten, daß sie deutlich und bestimmt anzugeben wüßten, was der *casus rectus* eigentlich für ein Ding sey — doch über den Werth jedes deutschen Gedichtes nicht selten richtiger urtheilen, als der gelehrteste Grammatikus, der oft den Wald vor den Bäumen nicht sieht. — So lange man also Unterzeichnetem nicht zeigen kann, daß die Wahrheit des musikalischen Ausdrucks in der „Zauberflöte" weniger treffend und sprechend ist, als im „Don Juan," und daß sich überhaupt der Ausdruck nicht dort wie hier den Gedanken und Empfindungen gleich innig und passend anschmiegt, wie ein untadeliches Kleid dem Körper (und dies zu zeigen hält Unterzeichneter für durchaus unmöglich); so lange wird er auch nicht glauben, daß der größte Kenner, am wenigsten der, welcher zu einer Zeit mit dem Kontrapunkte Staat zu machen gedenkt, wo man einen Kontrapunktisten wie den Emanuel Bach mit der Laterne unter uns suchen muß, ein Recht haben könnte, den „Don Juan" über die „Zauberflöte" zu stellen. — Ja sogar den Fall angenommen, Mozart hätte dies selbst gethan; so würde ihm auch selbst begegnet seyn, was dem unübertrefflichen Lessing in seinem Leben nicht selten begegnete, nämlich sich und sein eigenes Talent verkannt zu haben. Die große Kunst, in jeder Gattung den wahren und richtigen Ausdruck zu treffen, ist es eben, worin Mozart und Haydn vor allen unsern neuern Komponisten so einzig glänzen, und die in den letzten Zeiten, wie das Glasmalen, fast gänzlich verloren gegangen zu seyn scheint. — Unterzeichneter, der über seinen unglücklichen Sonntag den glücklichern Dienstag nicht vergessen hatte, würde es für eine Sünde wider den Geist der Kunst gehalten haben, bei der letzten Aufführung des „Don Juan" nicht mit zugegen zu seyn, da sonderlich die Virtuosität der beiden Damen, die darin beinahe so schwesterlich, wie eben jetzt Jupiter und Saturn brüderlich am Himmel glänzen, einen wunderschönen Abend zu versprechen schien. — „Donna Elvira" *) bewies gleich bei ihrer ersten Erscheinung in dem Terzett: „Wo werd' ich ihn entdecken ꝛc." daß ihr, was wenigstens die Stimme betrifft, der Rang des Jupiters (der bekanntlich am Himmel um ein gutes Theil heller glänzt, als der Saturn) durchaus nicht streitig gemacht werden könne. — Um indeß der „Donna Anna" **) auch ihr Recht angedeihen zu lassen, hatte man ein kleines Unrecht gegen den Schöpfer des „Don Juan" selbst nicht gescheut, und ihm ein verzerrtes Kind untergeschoben, das den Unterschied zwischen Natur und Kunst, in Hinsicht der beiden Sängerinnen, in das hellste Licht setzte. Aber auch so blieb, des rauschenden und gewiß nicht unverdienten Beifalls, den „Donna Anna" allgemein erhielt, ungeachtet, der irdische Glanz der Kunst hinter dem himmlischen der Natur eben so weit zurück, wie der trübe Schimmer Saturns hinter dem ätherischen Lichte Jupiters. — Ein spitzaussehender Kenner neben mir (denn ich wollte wetten, daß es ein Kenner war: wie hätte er sonst seinen Handen so unbarmherzig zusetzen können?) meinte: wenn sich aus beiden Donnen Eine machen ließe! Ich dachte: sinni non essot! — Uebrigens bekamen alle die Kenner, welche wahrscheinlich mit ihren Händen etwas menschlicher umgehen, und die den „Don Juan" der „Zauberflöte" so weit vorziehen, auch an diesem Abend sowohl in dem Duett: „Gieb mir die Hand mein Leben ꝛc." als auch in der bald darauf folgenden Arie: „Treibt der Champagner" (die der Sänger ***) als Deutscher recht gut, als Italiener aber ein wenig holprig zum Besten gab) allerlei heilsame Lehren, wenn sie selbige nur benutzen wollen. Sonderlich sollte der allgemeine Jubel, womit das Da Capo einer Arie verlangt wurde, die im ächten Champagner-Rausche eines wahren Naturgenies empfangen und geboren wurde, sie doch auf Noten aufmerksam machen, zu welchen der Text einer Bußpredigt für sie so gar weit eben nicht zu suchen seyn möchte. Er lautet: Vox Populi vox Dei. Unterzeichneter weiß ihr wohl, daß er, wie alle Gemeinplätze, seine Ausnahmen leidet; aber wenn ein Mozart die rechten Volksnerven einmal getroffen hat, dann ist gewiß die klügste Parthie, selbst für den größten Kenner, die, die Hand auf den Mund zu legen. — Auch mögen Manche dem artigen Zerlinchen †) bei ihrem allerliebsten: „Nein, nein! ich darf's nicht wagen" nur recht aufmerksam zuhören, wenn sie künftig die Sünde nicht weiter begehen wollen, selbst an einem Schöpfer des „Don Juan" die Kunst über die Natur zu erheben. — Ueberhaupt hatte Mozart von seiner eigentlichen Muse, der Natur, einen viel zu reichen Genius mit auf die Lebensreise bekommen, und war ohne Ausnahme zu sehr für das wahre Schöne geboren, als daß er nicht in jeder Gattung des musikalischen Styls gleich groß hätte seyn sollen, zumal, wenn er mit so inniger Liebe und mit so wackerem Fleiße arbeitete, wie alle seine Opern sichtbar und hörbar verrathen. Unterzeichneter schmeichelt sich daher, es mit seiner sich nicht breit machenden, sondern bloß Gerechtigkeit übenden Kennerschaft noch am besten zu treffen, wenn er von den Gluckschen und Mozartschen Opern immer die für die gelungenste hält, die er eben hört. Und dabei dünkt er sich stets recht wohl zu befinden!

Ernst Woldemar.

*) Madame Milder. **) Madame Campi.
***) Herr Blume. †) Demois. Eunike.

Die Alterthümer Posen's. (Aus einer Reise nach Preußen.) Der Dom zu Posen ist ein neu aufgeführtes Gebäude. Was daran vielleicht alt, läßt sich gar nicht mehr unterscheiden. Nur einige alte Grabsteine waren mir in ihm merkwürdig, die aus früher Zeit noch dort aufbewahrt werden. Sie sind von Messing-Platten, theils die Gestalten in die Messing-Platte gekratzt, theils aber auch die ganze Tafel in Messing gegossen. Einer vom Jahre 1472 ist so ziemlich, in ihn ist die Gestalt gekratzt; ein anderer ist vom Jahre 1490, besser gearbeitet, mit erhabenem Bilde darauf; ein dritter, ebenfalls erhaben, vom Jahre 1550. In der Todten-Kapelle, zur Seite gegen Mitternacht liegend, sind ebenfalls zwei Messing-Grabsteine, beide eingekratzte Gestalten und Schriften enthaltend. Auf dem einen steht unter altdeutschem Schnitzwerk ein Ritter: Lukas de Gorta, Palatinus ꝛc., 1475 angefertigt. Der andere Grabstein zeigt einen Bischoff 1498. Außerdem finden sich in der Kirche noch mehrere Hochgräber, worauf Bilder verstorbenen Bischöfe aus rothem und anderem Marmor gehauen liegen, wie auch der Dom zu Breslau dergleichen ähnliche Werke zeigt. Einige davon sind gut gearbeitet, andere sehr verdreht und schlecht. — Die Büchersammlung des Dom's soll mit der des Seminars vereint worden seyn, und einer der Herren Vorsteher desselben hatte die Güte, sie mir zu zeigen. Sie steht in einem kleinen Zimmer und ist, der Bände-Zahl nach, nicht sehr bedeutend. Ein, wie es scheint, recht vollständiges Verzeichniß ist über sie vorhanden, wonach auch das Meiste mit Leichtigkeit aufzufinden ist. Unter den Handschriften bemerkte ich mir nur: eine des Thucydides (*Βιος Θουκυδιδου του συγγραφεως*) auf Papier und gut geschrieben. Dann einen Flavius Josephus, schön und zierlich auf Thierhaut geschrieben, mit goldenen Anfangs-Buchstaben. Der Prolog und das Ende fehlen. Unter den Handschriften, die ich nicht sah, da sie nicht zu finden waren, bemerkte ich einen Valerius Maximus und eine Handschrift des Kadlubec in Quart, vom Jahre 1400, die anfangs ziemlich und nur zuletzt sehr flüchtig geschrieben seyn soll. Eine Menge Handschriften des Kirchen- und bürgerlichen Rechts sind nur im Allgemeinen an zu deuten. An alten Drucken scheine die Sammlung sehr reich zu seyn; da aber in dem Verzeichniß die Jahreszahlen nicht dabei bemerkt waren, ließ sich nur bei einigen durch Herausziehung aus den Bücher-Fächern Gewißheit erlangen, unter denen ich einen Sueton vom Jahre 1471 zufällig fand. Das Archiv sah ich leider nicht. — Auch die übrigen Kirchen, welche ich besah, gewährten mir gar keine Ausbeute in irgend einer Hinsicht. Die Jesuiten-Kirche ist in der bekannten überladenen Art und Weise dieses Ordens, und dadurch blendend. Sie ist etwas finster, da die Abseiten gedrückt und niedrig sind. Die Franziskaner-Kirche enthielt nichts; sie ist indessen eine ältere Kirche, doch nichts Merkwürdiges in ihrem Baue zeigend. Die Bernhardiner-Kirche nimmt sich, auf der Höhe liegend, mit ihren zwei Thürmen gegen Abend, prachtvoll aus. Hohe Treppen führen zu ihr hinauf, indem eine bedeutende Gruft unter ihr liegt. Ein hohes Mittelschiff ist das Ganze, indem sie keine Abseiten, keine Nebenschiffe hat, da vielmehr nur ein schmaler Gang auf jeder Seite durch die dicken Mauern leitet, die, zwischen den Fenstern hervor tretend, beinahe als innerhalb stehende Strebepfeiler zu betrachten sind. An Gemälden gewahrt man nichts von irgend nur erträglicher Kunstfertigkeit, wie denn überhaupt an diesen Kunstsachen im Großherzogthum ein unendlicher Mangel zu herrschen scheint. — Posen liegt in einer gering hügeligen Gegend. Nicht weit von der Stadt, auf Gnesen zu, kommt man über einige klare, lustig rieselnde Bäche, ein seltener Anblick in einer im Ganzen so flachen Gegend, aber ein freundliches Zusammentreffen für den, der aus einem gebirgigen Lande kommt. Büsching.

Wittenberge (Priegnitz). Seit Kurzem ist hier mit der Einladung von Waizen, welcher nach Hamburg bestimmt ist, der Anfang gemacht worden. Die Aufkäufer bezahlen den Berliner Scheffel mit 2 Thaler. Auch Roggen wird schon von einigen Spekulanten, jedoch noch nicht in beträchtlichen Quantitäten, aufgekauft; diese haben den Scheffel mit 22 Gr. bezahlt. In den Städten der Priegnitz ist der Roggen schon zu 16 Gr. verkauft worden und der Marktpreis schwankt noch jetzt zwischen 16, 17 und 18 Gr.; indeß man hofft nun allgemein, daß die Kornpreise etwas steigen werden. Diese Spekulation scheint auch aus mehreren Gründen richtig zu seyn; wenn es auch noch nicht verbürgt ist, daß die Korn-Einfuhr in England statt finde — so wird doch in diesem Jahre die Ausfuhr des russischen und polnischen Getreides dem Absatze in dieser Gegend weniger hinderlich seyn. Die starke Armee, welche Rußland an seinen Grenzen gegen die Türkei aufgestellt hat, erfordert beträchtliche Magazine. Wenn daher auch die Ausfuhr des Korns in Rußland nicht verboten werden möchte, so muß doch das Bedürfniß für den inländischen Markt größer seyn. Hierzu kömmt, daß die türkischen Horden die angrenzenden Provinzen, namentlich die Moldau und Wallachei, größten Theils verheert haben: die etwa in jene Provinzen einrückenden Truppen würden daher ihre Bedürfnisse mitbringen müssen. Auch ist es nicht zu bezweifeln und gegen Anfang des künftigen Frühjahrs als gewiß an zu nehmen: daß dann in der Türkei ebenfalls eine bedeutende Nachfrage nach Getreide seyn wird. Ein gleiches Bedürfniß wird sich in Griechenland zeigen, wenn der jetzige Stand der politischen Angelegenheiten nicht eine sehr unerwartete Wendung nimmt. Daher scheint es eine sehr richtige Spekulation der Kornhändler in den Handels- und Seestädten zu seyn, wenn sie gegenwärtig aufkaufen, da in der Priegnitz sowohl als in dem angrenzenden Mecklenburg die Preise noch sehr niedrig stehen. Bl.

Ein Brief aus Alexandrien in Egypten berichtet Folgendes: „Wir haben so eben ein sonderbares Schauspiel mit angesehen. Sieben Engländer oder Amerikaner (worunter zwei Damen), welche erst kürzlich in Egypten ankamen, befinden sich schon seit zwei Stunden auf der obersten Spitze der Pompejus-Säule, um daselbst eine glänzende Mahlzeit zu halten. Eine Menge Zuschauer stehen rund umher. Obgleich Raum genug vorhanden, dort zu sitzen und sich auch noch von zwei Negern bedienen zu lassen, so gehört doch immer um so mehr Muth dazu, als es schwerer ist, herab, als hinauf zu kommen." (Cour. d. spect.)

Es ist eigen, daß Afrika, wo die Wiege der Baukunst zu finden, jetzt in diesem Fache so weit zurück ist. In einer Woche steht eine afrikanische Stadt fertig da, aber in einer Stunde ist sie auch oft wieder zerstört. Das einzige Lobenswerthe in jenem Welttheil ist der ewig fröhliche Muth der schwarzen Menschen. Sobald die Sonne unter geht, tanzt in Afrika Alles. Vielweiberei ist dort auch üblich, und zwar bei den Heiden sowohl, wie bei den Mohamedanern, nur daß die Afrikaner gar nicht eifersüchtig sind; die Weiber genießen die Freiheit, wie die europäischen, und sind — nicht so frei, sie zu mißbrauchen. (Gaz. d. Fr.)

Ein Engländer hat unlängst gewettet: 50 Meilen zu Pferde zurück zu legen, ehe eine Schnecke einen Raum von 30 Zoll auf einem mit Zucker bestreuten Stein zurück legt. Der Wettlauf wird zu Newmarket statt haben und die Wettpreise sind bedeutend. (Gaz. d. Fr.)

Man kauft in England noch immer die Offizier-Stellen bis zum Oberst einschließlich. Ein Cavallerie-Oberstlieutenants-Patent kostet: 6,175 Pf. Sterling; das eines Majors: 4,575; eines Hauptmanns: 3,225; eines Lieutenants: 1490; eines Cornets: 480 Pfund. Bei der Infanterie zahlt ein Oberstlieutenant: 4,500 Pf. Sterling; ein Major: 3,200; ein Hauptmann: 1800; ein Lieutenant: 700; ein Fähnrich: 450 Pfund Sterling. (Constitut.)

Bemerker.  No. 18. 1821.

Beilage zum 162sten Blatte des Gesellschafters.

Zwei Berichte und eine Nachschrift.

1. Ohne Angabe des Verfassers eingesandt:

Der in dem 34sten Blatte des diesjährigen „Gesellschafters" erschienene, zunächst aus der „Isis", ursprünglich aus dem Taschenbuche eines Reisenden aufgenommene Artikel: „Intoleranz in Ungarn", stellt die sogenannte Bekehrungs-Geschichte der Christine Lang zu Losoncz so ganz unrichtig dar, und enthält so schwere und ungegründete Beschuldigungen gegen die dortige katholische Geistlichkeit, daß wir, in dieser doppelten Hinsicht, für unsere Pflicht halten, den Lesern dieser Blätter das Wesentlichste aus dem Ergebnisse der, durch jenen Artikel veranlaßten Untersuchung vor zu legen.

Zuvörderst müssen wir bemerken, daß, nach einer auf dem Landtage von 1791 von den katholischen und evangelischen Ständen Ungarns gemeinschaftlich beschlossenen, durch die Zustimmung des Königs zum Reichsgesetz erhobenen Vorschrift,*) die Kinder aus gemischten Ehen, wenn der Vater katholisch ist, ohne Unterschied des Geschlechtes, in der katholischen Religion zu erziehen sind; daher denn die Christine Lang, deren Vater katholisch ist, als Kind nicht zu der katholischen Religion bekehrt, sondern in derselben, als darin geboren, hat unterrichtet werden sollen.

Wenn dieser Unterricht länger und beschwerlicher als in gewöhnlichen Fällen gewesen ist, so liegt, wie aus den Untersuchungs-Akten durchweg hervor geht, die Ursache davon in der ganz besondern Hartnäckigkeit, womit die Christine Lang den Lehren der Religion, der sie durch ihre Geburt gesetzlich angehört, ihr Ohr verschlossen hat. Als sie später zu dem Alter eigener Prüfung heran gewachsen, und von jedem Religions-Unterricht entlassen war, suchte sie um die Bewilligung des förmlichen Uebertrittes nach. Sie mußte nunmehr der, bei dem Abfalle von der katholischen Religion durch die Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeit gemäß, einem weiteren kurzen Unterrichte bei dem Orts-Pfarrer, zur reiferen, letzten Prüfung eines so ernsten Schrittes sich unterziehen. Nach Beendigung desselben wird ihrem Uebertritt, welcher reichsgesetzmäßig von der obersten Staatsgewalt bewilligt werden muß, wohl schwerlich mehr ein Hinderniß in den Weg gelegt werden.

Hiernach wird sich der einfache Hergang der Sache leicht übersehen und der vorgedachte Artikel würdigen lassen, besonders wenn wir hinzu fügen: daß, nach den in die Untersuchungs-Akten aufgenommenen eigenen sehr bestimmten Aussagen der Christine Lang, von Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen durchaus nirgends die Rede gewesen ist, und alle diesfalls angeführten Thatsachen entweder gänzlich erdichtet oder wenigstens bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind.

*) „§. 15. Proles e mixtis matrimoniis — quae semper coram parochis catholicis ineunda erunt — susceptae et suscipiendae, si pater catholicus fuerit, illius religionem sequantur."

2. An den Herausgeber des „Gesellschafters".

Wohlgeborner Herr!

Die Theilnahme, welche die Lektüre des „Gesellschafters" mir einflößt, veranlaßt mich, Ihnen an zu zeigen: daß die Nummern 34 und 51, worin über Intoleranz in Ungarn abgehandelt wird, bei uns Sensation gemacht haben. Eine Untersuchung, welche hierauf befohlen wurde, gab denn auch Gelegenheit zu manchen Erörterungen, und ich glaube, daß Sie es nicht ungern aufnehmen, wenn ich das Ergebniß, so weit ich es erfahren habe, zu jedem Gebrauche Ihnen melde. Die Geschichte mit der Christine Lang hat seine Richtigkeit, insofern, als diese Person allerdings hier und dort herum geschleppt worden ist, um sie endlich zu der Erklärung zu vermögen, daß sie dem katholischen Glauben angehören wolle. Dieses Verfahren rechtfertigt aber ein Gesetz, das nicht, wie in andern Ländern, die Tochter in der Religion der Mutter zu unterrichten erlaubt, sondern befiehlt, daß auch die Kinder aus gemischten Ehen, ohne Unterschied, Katholiken werden sollen, wenn der Vater Katholik war. Alles Uebrige, was mit der Christine Lang geschehen, wird nun natürlich damit entschuldigt, daß man sie zwingen mußte und mithin Alles verantworten oder wenigstens beschönigen kann; da ist nun weiter nichts zu thun. Im Juni hatte die Christine Lang noch nicht die Firmelung, wird sie aber doch wohl annehmen müssen. Ueber solche einzelne Fälle brauchen wir, offen gesagt, nicht viel Redens zu machen, weil wir uns noch über mehr zu wundern haben. Nun, der Himmel muß wissen, wozu das Eine und das Andere gut ist!

Genehmigen Sie die Versicherung reinster Hochachtung, womit ich verharre

Ew. Wohlgeboren

Pesth, den 28. Juli 1821. ergebenster

S—.

P. S. Sie werden diesen Brief etwas spät erhalten; er geht nicht mit der direkten Post.

Nachschrift.

Die obigen Mittheilungen habe ich beide abdrucken lassen, obwohl von der ersteren, der man wahrscheinlich einen offiziellen Anstrich geben wollte, mir der Verfasser unbekannt blieb und ich, nach dem für meine Zeitschrift mehrmals ausgesprochenen Gesetz, das anonym Empfangene hätte zurück legen können. Ich ließ aber diesmal eine Ausnahme zu, um selbst grundlosen Beschwerden voraus zu begegnen. Im Allgemeinen stimmen beide Berichte überein, nur scheinen die Ansichten des Briefschreibers nicht ganz ungarisch-katholisch; was übrigens auf sich beruhen mag, indem ich hier meine eigene Meinung will folgen lassen.

Angenommen, daß die „sogenannte Bekehrungs-Geschichte der Christine Lang ganz unrichtig dargestellt ist", so darf man doch wohl kaum daran zweifeln, daß ein Mädchen, welches in neun vollen Jahren (von 1812 bis 1821), an verschiedenen Orten und von verschiedenen Personen Versuche erdulden mußte, um die, ihr liebgewordenen Glaubenslehren ihrer Mutter verläug-

nen und dem Katholizismus huldigen zu lernen, nicht auf Rosen wandelte. Und wenn der Unterricht, wie oben wörtlich steht, „länger und beschwerlicher als in gewöhnlichen Fällen gewesen ist, und die Ursache davon in der ganz besondern Hartnäckigkeit liegt, womit die Christine Lang den Lehren der Religion, der sie gesetzlich angehört, ihr Ohr verschlossen hat" — so ist es wiederum kaum denkbar, daß eben wegen dieser besonderen Hartnäckigkeit nicht auch manche besondere Behandlungsart vorgekommen seyn sollte. Begreiflicher scheint es aber, daß Jemand nach neunjährigen Anfechtungen gern sagt und thut, was man haben will, um endlich Frieden zu finden, der jenem Mädchen (jetzt schon 21 Jahr alt) zu gönnen ist, auf welche Art sie ihn auch gewinnen mag.

Ein Gesetz, oder eine dazu erhobene Vorschrift ist freilich gebietend, und Niemand kann mehr Ehrfurcht vor den Gesetzen haben, als ich; in mir lebt die Ueberzeugung: man sey ihnen selbst dann Gehorsam schuldig, wenn sie mit den eigenen Ansichten streiten oder wohl gar der Vernunft entgegen sind. Aber nach geübtem Gehorsam muß ich doch wenigstens versuchen dürfen, es auf anständige Art zu beweisen, wenn ich finde: es sey ein Gebot nicht in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Werthe und Gefühl der Menschen. Nun sind uns eben seit 1790 darüber die heilsten Lehren eingeprägt worden und zu etwas muß der Himmel doch die schweren, durch Ströme von Menschenblut so kostbaren Erfahrungen bestimmt haben. In den evangelischen Ländern hat man es auch anerkannt, daß in Religionssachen die völlige Duldsamkeit herrschen muß; man hat es anerkannt mit öffentlichen Urkunden und es vielleicht gern übersehen, daß eine Nachgiebigkeit gegen den Papismus — den wir immer wohl unterscheiden von Katholizismus — der geistigen Freiheit nie vortheilhaft war. Unter solchen Umständen dürfen die Bekenner des evangelischen Glaubens in katholischen Ländern nun auch wohl hoffen, daß man, statt eine solche Vorschrift, wie obige, mit aller Strenge durch zu führen, lieber daran denke, die Duldsamkeit in andern — selbst österreichischen — Ländern mit gleichem Verfahren zu erwiedern: denn auch durch ein Gesetz kann es nicht für ewige Zeit verbürgt seyn, daß man Menschen unter geistigem Niederdruck halten will, weil sie in Nebendingen der christlichen Lehre nicht ganz genau so thun, wie es Viele ihnen befehlen möchten. Was nun aber jenes Gesetz vom Jahr 1790 betrifft, so darf es nicht vergessen werden: daß es dem Kaiser Joseph II, der es aufgehoben hatte, durch Empörung wieder aufgedrungen worden ist; jenem Kaiser, der in dem Grame starb, seine herrlichen Pläne und Verfügungen an hierarchischer Aufhetzerei scheitern zu sehen. Sollte es denn noch nicht so weit Tag seyn, daß man den Geist Josephs versöhnen könnte? Ungarn ist neuerlich zur Mündigkeit rasch vorgeschritten; es fühlt die Schwingen, die es heben könnten und wohl sollte man sorgen, daß sie friedlich dahin tragen dürften, wo im erreichten freien Lichtstrahl die Menschheit ein frisches Leben athmet.

Ungern fasse ich über Gegenstände der Art sprechen; leider ist es aber jetzt nicht zu vermeiden, will man als Herausgeber einer Zeitschrift seine Pflicht thun. Wenn wir sehen, daß in Bayern eine Literatur-Zeitung von Katholiken nur dazu gegründet wurde, um gegen angebliche Ketzereien selbst mit niederen Waffen zu kämpfen; wenn in diesem Jahr eine neue Monatsschrift, die in Mainz mit dem Titel „der Katholik" erscheint, einen gleichen Zweck hat; wenn immer neue Broschüren gegen die Reformation daher fliegen und uns in mehreren Schriften (zu Gunsten Stolbergs) gelehrt wird „daß Alles, was nicht Katholik ist, in Deutschland nur geduldet seyn könnte" — dann müssen wohl auch von der andern Seite ernste Worte gehört werden; wobei es sich aber, trotz gewaltiger Ansätze, dennoch ziemt, daß wir kalten Blutes bleiben, um in dem geistigen Kampf, den wir nicht begonnen haben, ihn nicht begünstigen wollen, stets zur Nothwehr gerüstet zu seyn. Daß ein solcher Zwiespalt im neunzehnten Jahrhundert sich erneuert, erfüllt die Besonnenen mit Wehmuth; da er aber nicht allein das lebende Geschlecht trifft, sondern Alle, die eine Stimme zu geben hatten, auch der Nachwelt verantwortlich macht, so müssen wir den Versuchen, uns in die alten Fesseln zu schrauben, mit Kraft widerstehen, und sollte — was jedoch nicht zu fürchten ist — die Wahrheit besiegt werden können, die Ehre, gegen Finsterlinge gekämpft zu haben, so lange es möglich war, soll ihr gewiß verbleiben.

F. W. Gubitz.

Der Fremde in Dresden.

Willst, Fremdling, du Florenz in Deutschland sehen,
Vor Wunderwerken stumm betrachtend stehen,
In Alterthümer staunend dich verlieren,
Zu Götterformen deine Blicke führen,
Des hohen Pinsels Himmelskräfte schauen,
Von Meistern schön Meisterwerke bauen,
Mit niegefühltem, wonnigen Entzücken,
In paradiesische Gefilde blicken:
Dann mußt du, Freund, in's Ländchen Sachsen gehen,
Und dort bei **schönem** Wetter Dresden sehen.

Doch willst du dich zum Hängen ennuyiren,
Durch enge Gassen und durch Koth spazieren,
Höchst selten nur ein gutes Schauspiel sehen,
Auf sieben Treppen in die Wohnung gehen,
Kein Fuhrwerk schauen, nur zu Fuße laufen,
Mit Tausenden nicht ein Vergnügen kaufen,
In winklicht-engen Kaffeehäusern sitzen,
Vor langer Weile wie ein Kater schwitzen,
Kein Häuschen heimlich-froher Lust besuchen —
Und mit dir selber grämeln nur und fluchen:
Dann mußt du, Freund, in's Ländchen Sachsen gehen,
Und dort bei **schlechtem** Wetter Dresden sehen.

G. A. v. Maltitz.

Dank und Bitte.

An Herrn Professor Gubitz.

Für die Art und Weise, wie Herr — r (Blatt 128, S. 588, 8. Aug. Ihres „Gesellschafters") mein Volks-Liedlein zum 3ten August eingeführt hat, bin ich demselben höchlich verbunden. Unter den mancherlei Wünschen, die ich für die Zukunft nähre, ist es keiner meiner letzten, auch für **das Volk** unmittelbar in dieser und jener Weise zu schreiben. Vielleicht würde ich mit der Zeit nicht ganz unglücklich darin seyn, da bereits meine volksmäßigen Lieder in dem, 1814 von Passow, Bessel und mir zu Königsberg bei F. Schultze heraus gegebenen „Vaterländischen Taschenbuche" den Beifall der Verstehenden fanden, und insonderheit mir Fouqué's, mir unschätzbare Theilnahme und Freundschaft erwarben — Nur was die Aenderungen betrifft, die Hr. — r im Texte meines jetzigen kleinen Liedes zugelassen, bin ich vielleicht von der gewöhnlichen Unart der Väter nicht frei, ihre Kinder gerade mit all den Fehlern und Gebrechen, die sie von ihnen überkommen, am liebsten zu haben. Da nun aber ich, der Papa, und der Herr — wie soll ich sagen? — Hofmeister, Instruktor — Beide nur Parteien sind, möchte es wohl das natürlichste seyn, ein verehrtes Publikum und etwaigen Tonsetzer, den ich allerdings wünsche, selbst wählen zu lassen. Herr — r wünschet uns Deutschen, wie billig, ein **unantastbares** Eigenthum, mich aber hat er eines solchen nicht werth gehalten. Die Gründe für **meine** Lesarten werden Verstehende und Fühlende errathen; sie hier an zu führen, erlaubt wohl der Raum nicht — Ein Volks-Lied muß, denk' ich, **gegossen** werden; Folgendes aber ist — ohne Piron's: „Cela

est different, Voltaire travaille en marqueterie, et je jette en bronze!" auf mich anwenden zu wollen — mein Guß:

König s - Lust.

Volks-Lied zum dritten August 1821.

Wie herrlich ist's, ein König seyn,
Zu stehn auf Thrones Höh;
Erhaben über Volkes Reihn,
Gemeines Glück und Weh.

Wie herrlich ist's, ein König seyn
Auf angestammtem Thron,
Der heut verbreitet Segensschein,
Wie alten Ahnen schon;

Gegründet auf Gerechtigkeit,
Gestützt von Volkeshand,
Umringt von Lieb' und Dankbarkeit,
So weit sich streckt das Land.

Und fühlen in bewegter Brust:
„Sieh deine Kinder rund! —
Dir gilt des Festes heitre Lust,
Dir huldigt Herz und Mund."

„Für dich steigt zu dem Himmel an
Gebet und Orgelton;
Dank dem, was du für sie gethan,
Für künft'ge Thaten Lohn."

Und, steht ein hoher Königssohn
Dem Vaterfürst gesellt,
Blinkt selbst die fernste Zukunft schon
Herein in heut'ge Welt.

Wie herrlich ist's, ein König seyn,
So jauchzen heute wir.
Fühl, König, heut: „Dies Heil ist mein!" —
Heil, Friedrich Wilhelm, Dir!

Danzig, 16. August. Ehrenfried Blochmann.

1821. No. XXI.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

So eben ist angekommen:

Penelope,

Taschenbuch für das Jahr 1822. 11ter Jahrg. Mit Beiträgen von Houwald, Kind, Prätzel, Richard Roos, Schilling, van der Velde u. A. und 8 Kupfern nach Ramberg und Schnorr (Gallerie aus Schillers Gedichten II.). 1 Thlr. 12 Gr., feine Ausgabe mit **gemalten Decken und ersten Kupfer-Abdrücken: 2 Thlr. 8 Gr.**

Die innere und äußere Ausstattung dieses beliebten Taschenbuchs wird ihm den Beifall sichern, der ihm bisher zu Theil wurde.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

Neue wichtige Werke für Chemiker:

Dr. J. J. Berzelius, Versuch über die Theorie der chemischen Proportionen und über die chemischen Wirkungen der Electricität. Nebst Tabellen über die Atomen-Gewichte der meisten organischen Stoffe und deren Zusammensetzungen. Nach den schwedischen und französischen Original-Ausgaben bearbeitet von K. A. Blöde. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Dr. J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie, nach der zweiten schwedischen Original-Ausgabe und den eigenhändigen Zusätzen und Berichtigungen des Verfassers übersetzt und bearbeitet von K. A. Blöde. 1r Band, mit Kupfern. gr. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Zu bekommen durch alle Buchhandlungen für die beistehenden Preise von der

Arnoldschen Buchhandlung in Dresden.

Bei Friedrich Frommann in Jena ist gedruckt und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lodovico Ariosto's rasender Roland, übersetzt von J. D. Gries. Vier Theile. gr. 8. 1804 – 1808.
Auf bestem Baseler Velinpapier, geheftet: 12 Thlr.
— französischem Schreibpapier: 9 Thlr.
— gewöhnlichem Druckpapier: 6 Thlr.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries. Zwei Theile. Dritte, rechtmäßige Auflage. Neue Bearbeitung. gr. 8. 1819.
Auf bestem Baseler Velinpapier, geh. 5 Thlr. 16 Gr.
— feinem weißen Druckpapier: 4 Thlr.

Bei C. Schlieder in Dessau ist erschienen, und bei Kollmann in Leipzig, so wie in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Englisches Lesebuch,

enthaltend die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Geschichte Englands in chronologischer Ordnung, mit einem erklärenden Wortregister,

von

J. Louis,

Sprachlehrer an der Franz-Schule in Dessau.

1821. 8. Auf weißem Druckpapier; Preis: 18 Gr.

Wohl wenige Werke dieser Art entsprechen, nach dem Zeugnisse erfahrner Schulmänner, ihrem Zwecke so gut, als ebengenanntes. Durch Auszüge aus den berühmtesten englischen Geschichtschreibern wird der Lernende dadurch mit den merkwürdigsten Begebenheiten des brittischen Reiches vertraut. Nicht alle Begebenheiten, sondern nur die wichtigsten konnten in einem solchen Werke aufgenommen werden, und so lesen wir denn darin mit Vergnügen die Geschichte von Alfred dem Großen, Wilhelm dem Eroberer und Richard Löwenherz, so wie eine Darstellung des merkwürdigen Lebens der Königinnen Elisabeth und Maria Stuart, des Grafen Essex, Cromwells und Anderer. Da der

Verfasser seine Auszüge in einem einfachen und angemessenen Style liefert, so dürfen wir mit Recht hoffen, daß dieses Buch allen denen sehr willkommen seyn wird, welche die englische Sprache zu ihrem Studium zu machen wünschen.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Göthe's Denkmal,

allen Subscribenten zu demselben, wie allen Verehrern des Dichters und der Kunst gewidmet, und mit einem am Schluß beigefügten Plan zu einem ächtkünstlerischen National-Denkmale begleitet von C. W. L. Fischer.

Leipzig, bei Kollmann. geh. Preis: 8 Gr.

Wer in dieser Schrift eine Aufforderung zur Subscription für Göthe's Denkmal zu finden glaubt, irrt sehr; im Gegentheil beweist der Herr Verfasser ganz treflich, daß gerade Göthe'n am allerwenigsten ein National-Denkmal gebühre.

An alle Buchhandlungen ist so eben versandt:

Der Rathgeber

bei den vorzüglichsten Geschäfts- und Handels-Angelegenheiten für Manufakturisten, Fabrikanten, Handelsleute, Krämer und Alle, welche Handelsgeschäfte betreiben, insbesondere aber für diejenigen, welche die Handlung erlernen wollen.

Von

C. G. Claudius.

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage

von

Dr. T. Friedleben.

Zwei Theile. 8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis: 1 Thlr. 20 Gr.

Im Verlage von Immanuel Müller in Leipzig ist erschienen:

S. von Tennecker

Die Reitschule.

Eine gründliche Anweisung zur Reitkunst enthaltend, für diejenigen, welchen die Gelegenheit fehlt oder die Kosten scheuen, um das Reiten auf der Bahne zu erlernen, die aber doch in kurzer Zeit gut und sicher reiten lernen wollen. 1821. geh. 10 Gr.

Herr Major von Tennecker theilt hier seine vieljährigen praktischen Erfahrungen plan und faßlich mit.

Tennecker, S. von, die sicherste und zuverläßigste Methode, stallische und widerspenstige Pferde in der möglichst kürzesten Zeit mit Sicherheit und Gefahrlosigkeit an den Huf eichlag und an den Zug zu gewöhnen. gr. 8. 1820. geh. 10 Gr.

— — Anleitung zu der Einrichtung einer Feld- und Haus-Apotheke für Oekonomen, Thierärzte, Cur- und Fahnen-Schmiede, nebst einer dazu gehörigen Anweisung zur Anwendung und Wirkung dieser Mittel und einem Verzeichniß der vorzüglichsten Instrumente, Verbandstücke, Zwangsmittel und sonstigen Geräthschaften. gr. 8. 1820. 14 Gr.

Tennecker, S. von, Beobachtungen und Erfahrungen über die Erkenntniß und Heilung der jetzt unter den Pferden herrschenden Druse. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1820. geh. 6 Gr.

— — gründlicher Unterricht in der Zäumung, Beschirrung und Bespannung der Wagenpferde, so wie in dem Fahren mit 2, 4 und 6 Pferden, nebst einem Anhange über das Einfahren junger Pferde; ein Hülfsbuch für Herrschaften und Kutscher. gr. 8. 1821. geh. 16 Gr.

— — Unterricht in der thierärztlichen Klinik, oder Anweisung zur Ausübung der thierärztlichen Praxis. 1821. geh. 12 Gr.

So eben ist eine sehr interessante Schrift erschienen:

Katersprung von Berlin über Leipzig nach Dresden

von

Adolf von Schaden.

Dessau, bei Schlieder. Leipzig, in Commission bei Ch. E. Kollmann.

Mit allegorischer Vignette. 8. geh. 1 Thlr.

Wer nur irgend mit jenen Orten in Berührung kommt und von den Eigenthümlichkeiten der beiden letzteren gern etwas hört, der wird hier reichen Stoff zur Unterhaltung finden und oft ein unwillkührliches Lächeln nicht unterdrücken können.

Deutsche Vorschriften

zur Bildung einer schönen und deutlichen Kaufmanns- und Geschäftshand. Geschrieben und gestochen von A. Bergemann. In 30 Vorschriften auf 15 Blättern. Velinpapier. Preis: 15 Gr.

Leipzig, bei Immanuel Müller.

Eltern und Erzieher, deren Wunsch es ist, daß ihre Söhne und Zöglinge eine wirklich schöne Hand schreiben lernen, werden diese Vorschriften, die vorzüglich für junge Leute aus den gebildeten Ständen bestimmt sind, sehr zweckmäßig finden. Der Preis ist übrigens ungemein niedrig gestellt.

Die

merkwürdige Heilungsgeschichte

der Fürstin

Mathilde von Schwarzenberg,

unpartheyisch dargestellt und beleuchtet vom Professor Chr. Aug. Fischer zu Würzburg.

Zweites Heft. 8. broch. Preis: 8 Gr. oder 36 Kr. ist so eben bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.



No. 19. 1821.

Beilage zum 174sten Blatte des Gesellschafters.

Abwehrung.

Man pflegt zu sagen: „Wenn Einer grob ist, hat er gewöhnlich recht!" — aber in unsern Zeiten hat selbst die Grobheit ihren schlichten Charakter verloren, sie handelt nach Belieben, nicht nach Gründen. Zu dieser Reflexion brachte mich Hr. G. A. Oenicke mit seiner matten Opposition im „Bemerker" Nr. 16. Fürwahr! — trüge sein Machwerk nicht einen edlen Namen auf dem Titel, ich hätte den Unfug, den er mit der Poesie trieb, ungerügt gelassen; aber wer mag es mit Ruhe dulden, wenn Erhabenes einer unfähigen Aufgeblasenheit zum Stoff dienen muß!? Sollte ich übrigens die Kritik — die bei entschiedener Gebrechlichkeit doch auch nur Mitleid zeigen kann! — walten lassen, so müßt' ich Stellen aus jenem Opus citiren. Dabei würde ich erstens mitschuldig, wenn es durch seine Lächerlichkeit eine Art von Ruf bekäme; zweitens hätte ich den geliebten Gegenstand einer elenden Verselei verunglimpfen helfen; und wenn ich auch jenes wohl über mich gewinnen könnte, zu letzterem bin ich nicht zu vermögen. Wer mir nicht auf's Wort glaubt, der nehme die literarische Mißgeburt selbst in die Hand und er wird sich, wenn ihm Einsicht und Zartgefühl nicht gänzlich fehlen, sogar mitten im Gelächter empört finden; ich aber will dem Scribler ferner nicht das Glück stören, welches Martial ausspricht in den Worten: „Verum nil securius est malo poeta."

Bl.

Bitte.

Der mir unbekannte Verfasser des „der Herbst" betitelten, und bloß „Heine" unterzeichneten Gedichts in Nr. 242 der „Abendzeitung" würde mir einen ziemlich großen Gefallen erzeigen, und mißdeutungsfähiger Berichtigungen mich überheben, wenn er die Güte haben wollte, seiner Namens-Unterschrift wenigstens den Anfangs-Buchstaben eines Vornamens bei zu fügen. Berlin, den 16. Oktober 1821.

H. Heine.

Als ich Se. Exc. den Herrn Minister v. Voß in Buch auf der Orgel spielen hörte.

„Wer ist der neu' Emanuel, *) der Göttersohn,
Der, durch Natur und Kunst der Harmonien Meister,
Entzücket jedes Herz und horchen lehrt die Geister?"
Man nannte mir des Kirchspiels einzigen Patron!
„Beglücktes Buch!" rief ich, „wie bist du zu beneiden?
Wer mit den Engeln fühlt, wie dieser Wundermann,
Erspart gewiß dir jede Thräne, wenn er kann!" —
Ich rief's, und konnte schwer mich von dem Orte scheiden.

Ernst Woldemar.

*) Der eine Vorname des großen Bach's, der zuletzt in Hamburg lebte, und auch daselbst begraben liegt, und der dem Verfasser dieser Kleinigkeit wohl beifallen mußte, da der Ausdruck Meister nicht etwa eine poetische Schmeichelei, sondern nur die reine Wahrheit enthält.

Berichtigung.

Die im „Gesellschafter" Bl. 158 erwähnte, von den Hrn. Gebrüdern Henschel im Kupferstich ausgeführte und bei Mittler in Berlin erschienene Karrikatur auf Neapels jüngsten Helden, ist etwas anders, als sie dort beschrieben; es sey uns also erlaubt, noch einmal davon zu reden. Pepe flüchtet auf jenem Bilde, die Kriegskasse unter dem Arm; er hat Hut und Schuh verloren und ringsum liegen zerstreute Waffen, welche den Namen „Neapel" bilden. Hinter dem Laufenden zeigt sich eine Wolke, worin man, in Contouren, die Bildnisse der Minister von Österreich, Preußen und Rußland gewahrt, und die Blitze, welche aus der Wolke herab schießen, bilden die Namen der drei österreichischen Feldherren: Wallmoden, Frimont, Bubna. Die Erklärung, einen Bogen stark, ist von Adalbert vom Thale. v. — ch.

An Verleger von Schriften für die Jugend.

Unter dem Titel: „Frucht-Körbchen für die sich bildende Jugend des weiblichen Geschlechts; heraus gegeben von der Verfasserin des „Blümchen Wunderhold", soll eine Sammlung kleiner Unterhaltungen erscheinen. Der Titel verleitet vielleicht zu dem Irrthum, daß die Verfasserin der meisten dieser Unterhaltungen ein Leichtes unternommen habe, da sie sich ein Lese-Publikum erwählt, mit dem man glaubt, es nicht so genau nehmen zu dürfen. Wie unrichtig indessen diese Voraussetzung sey, wird jeder Einsichtsvolle begreifen; denn daß die Auswahl der Erzählungen, der Gedichte sehr sorgfältig seyn müsse, um das Herz und den Verstand der, in seiner Bildung noch unvollendeten Jugend nicht in ein schädliches, sondern heilsames Interesse zu ziehen, ist wohl die erste Regel bei einem solchen ihr gewidmeten Büchlein. Wie wenig ansprechender Stoff aber auf dem schmalen Wege zwischen der Kindheit — in welcher die Ammen-Mährchen und leicht faßlichen Unterhaltungen genügend sind — und der völlig gereiften Jugend, der jeder Roman gerecht ist, zu finden sey, beweisen folgende Bemerkungen: Die Mittel, welche dem Schriftsteller für die ausgebildete Welt und deren kräftigen Geist zu Gebote stehen, um sie anziehend zu unterhalten und ihr Interesse zu erwecken, bestehen in den sublimen Darstellungen der Liebe, der feineren Kabale des Bösen und den entgegen gesetzten Tugenden; selbst das Fatum kann zum furchtbaren Räthsel gemacht und dadurch die Erwartung der Entwickelung auf's Höchste gespannt werden. — Aus dieser Masse dürfen aber die Unterhaltungen und die Beispiele für meine junge Welt, der ich dieses Büchlein widme, nicht geformt werden; und eben so wenig soll es ein mährchen-lehrendes, der Amme kaum entlaufener Kindheit angemessenes Werkchen seyn. Der Geist, der Reife sich nähernd, bedarf der stärker gewürzten Bildungs-Mittel, und jeder geistige Genuß muß dahin einschlagen.

Ob es mir gelungen sey, diese Mittelstraße treu verfolgt zu haben, überlasse ich dem bewährten und befugten Richter zu entscheiden; daß ich mich dessen aber mit anstrengender Auf

merksamkeit und sorgfältigem Ermessen bestrebt habe, darf ich behaupten. — Die erste Erzählung: „Der Lohn des bescheidenen Verdienstes", beruhet, wo nicht auf buchstäblicher Wahrheit der Persönlichkeiten, doch auf schönen, acht-wahren Vorgängen der neueren, für Deutschland so hohes Interesse habenden Vergangenheit. — „Die Charakter-Züge Laura's und ihrer Freundinnen" führten, obwohl diese deutsche Jungfrauen sind, eine kleine Ausflucht in das e d l e griechische Zeitalter herbei, worüber ich mich wohl nicht zu entschuldigen habe. Ein Körnlein nicht überflüssiger Kenntnisse, zur guten moralischen Ausbeute gesäet, wird nicht als Unkraut weiblicher Halbgelehrsamkeit aufgehen. — Die Tendenz der ebenfalls in diesem Buche enthaltenen Erzählung: „Der Burggeist" ergiebt sich von selbst. Was die, unserem jetzigen Geschmack so angemessenen hochpoetisch-romantischen und mystischen Romane zur Exaltation der Gefühle und Ahnungen unserer jungen Welt — die leider ohne Rücksicht auf ihr noch zu schwankendes Geistes-Vermögen diese Werkchen in die Hände bekommen — schädlicher Weise beitrugen, ist wenigstens das Gegentheil von dem, was ich mit meinem Burggeist beabsichtige. — Das darauf folgende „Tagebuch Minna's" soll nützliche und zum Herzen sprechende Unterhaltung gewähren. — Die „dramatisirten Sprüchwörter", von denen das erste zwar als Farce zu betrachten ist, haben wenigstens das Verdienst, keine gemeinen Verhältnisse herbei zu führen. Der Dialog ist für die gebildete Welt, und selbst die Handlung des ersten „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr" von trivialer Ausführung entfernt. — In dem zweiten erlaubte ich mir, meine Leserinnen auch einen Blick in die poetische Mythe der Griechen thun zu lassen, die ihnen aber hier einen rein tugendhaften Gegenstand zeigt. — Dieses „Frucht-Körbchen" soll übrigens kein Lehrbuch seyn, aber es soll zur Belehrung aufmuntern: was hier nur Andeutung war, erregt vielleicht das Verlangen, sich gründlicher mit dieser schönen ästhetisch-poetischen Vorzeit bekannt zu machen. — Von den Gedichten und übrigen zur geselligen Freude brauchbaren Kleinigkeiten sind die ersteren den Regungen zartfühlender jugendlicher Herzen geeignet, und die letzteren als der fröhlichen Jugend willkommene Bagatellen zu betrachten.

Das ganze Werkchen ist beendigt, und kann sogleich einem Verleger überliefert werden; es wird 16 — 17 Druckbogen ausgeben. Mehrere gefällige Scenen bieten sich zu Kupfern dar, deren Wahl dem Hrn. Verleger überlassen bleibt. D i e V e r f a s s e r i n.*)

*) Hr. Professor Gubitz wird die Adresse mittheilen. D. V.

1821. **No. XXII.**

Blatt der Ankündigungen.

L i t e r a r i s c h e A n z e i g e.

Nachricht für alle Lese-Institute.

Vielen wißbegierigen Lesern wird die so eben in meinem Verlage erschienene Schrift nicht unwillkommen seyn. Man kann dieselbe in allen Buchhandlungen für beiverzeichneten Preis unter folgendem Titel erhalten:

Die Geschichte der Türken von ihrem ersten Erscheinen bis auf unsere Zeiten, zur Belehrung und Unterhaltung für allerlei Leser. Neu dargestellt von F. W. Schubert.

Preis: 8 Gr. sächs. oder 36 Xr.

Bei den wichtigen Ereignissen in der Türkei muß es Jedem, der einigen Antheil nimmt, interessant seyn, sich daran zu erinnern: woher die türkische Nation stammt, wie und unter welchen Umständen sie sich eines der schönsten Länder der Erde bemächtigt und ein mehr als zu großes Ansehn erlangt hat ꝛc. Die Geschichte liefert uns zwar die Nachrichten, allein nicht Jeder ist im Stande, sich ein Werk für 7, 8 oder 10 Thaler an zu schaffen, worin auch wohl die türkische Geschichte, aber vielleicht nur flüchtig und zerstreut, und nicht bis auf unsere Zeiten vorgetragen ist. Dieses Werkchen hingegen ist von einem dazu fähigen Manne in gedrängter Kürze und mit Vermeidung alles kritischen und gelehrten Raisonnements ausführlich genug abgefaßt. Der geringe Preis macht es jedem wißbegierigen Leser käuflich, und die lichtvolle Zusammenstellung der Sachen, der leichte und unterhaltende Vortrag werden es den Lesern so angenehm machen, daß es Keiner unbefriedigt aus der Hand legen wird. Neustadt an der Orla, 1821.

K a r l W a g n e r.

Zu Weihnachts-Geschenken zu empfehlen:

T. F. M. R i c h t e r s Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 bis 1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. Erstes Bändchen, unter dem besonderen Titel:

Tagebuch meiner Seereise von Emden nach Archangel und von da zurück nach Hamburg; mit besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. 8. Velinp. 1 Thlr.

T. F. M. R i c h t e r s Reisen u. s. w. 2tes Bändchen, unter dem Titel:

Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über New-York und Copenhagen, mit besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute. 8. Velinp. 1 Thlr. 4 Gr.

Anleitung zur leichten Erlernung des Zeichnens, nebst Erklärung der beim Zeichnen gebräuchlichen geometrischen Ausdrücke. Deutsch und französisch. Mit 108 Blättern in Steindruck und 2 Kupfertafeln, geb. in 1 Kapsel. 2 Thlr.

Durch alle namhafte Buchhandlungen zu bekommen von der A r n o l d s c h e n Buchhandlung in Dresden.

Für Unkundige in der Geographie

ist neu erschienen: „Repertorium und Karte aller Poststationen in Deutschland und einiger angrenzenden Länder, oder alphabetisches Verzeichniß aller Oerter, Flüsse, Seen u. s. w." auf der hierbei befindlichen und nach einer neuen Methode in 144 Quadrate eingetheil-

ten großen Postkarte, und Anweisung, jeden Gegenstand sogleich auf zu finden. 7te Auflage, 1821. — Vermittelst des Registers, in welchem jeder Ort und das Quadrat, worinnen derselbe liegt, angegeben ist, kann man Alles, fast nur vermittelst der Finger, finden. Zu haben bei uns und in allen Buchhandlungen für 18 Gr.

Buchhändler Gebrüder Gädicke in Berlin.

Neue Romane,

empfehlungswerth durch inneren Gehalt und äußere Eleganz, welche in der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Genlis, Gräfin v., das Geheimniß, ein Roman in 2 Bänden. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Fr. Schütt. 8. 1821. 1 Thlr. 12 Gr.

Laun, Fr., Zwei Stunden auf Reisen und die Vaterpflicht. Zwei Erzählungen. 8. 1821. 1 Thlr.

Langbein, A. F. E., Mährchen und Erzählungen. Mit Kupf. von Ramberg und Jury. 8. 1821. 1 Thlr. 16 Gr.

May, Soph., das edle Haus der Sture. Ein romantisches Gemälde aus dem 16ten Jahrhundert. 8. 1821. 1 Thlr. 8 Gr.

Voß, Julius von, die sechszehn Ahnen des Grafen v. Luftheim. Eine romantische Familien-Chronik. 8. 1821. 1 Thlr. 10 Gr.

— — dessen neuere Lustspiele. 8. 1821. 1 Thlr. 16 Gr.

Fr. W. Ziegler, die vier Temperamente und vierzehn Tage nach dem Schuß. 2 Lustspiele. 8. Velinpapier. 18 Gr.

sind bei uns erschienen, eben so der zweite Theil vom

Anastasius, Abentheuer eines Griechen u. s. w. von Th. Hope. Nach dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 8. Velinp. 1 Thlr. 8 Gr. Beide Theile: 2 Thlr. 16 Gr.

Dresden, im Oktober 1821.

Arnoldsche Buchhandlung.

Finglasch und Maria Stormont, oder die Flüchtlinge.

Eine Geschichte aus den Zeiten des Prätendenten und den Unruhen in Schottland.

Von

Friedrich Gleich.

8. Leipzig, bei A. Wienbrack. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Die Unruhen, welche zu einer Zeit Schottland zerrissen, wo die vertriebenen Stuarts noch mit der ihnen auf dem Throne folgenden Dynastie um den Besitz der Krone von Großbritannien kämpften, sind hier in der Geschichte zweier edlen, jungen Wesen, deren Häuser aufs engste in die Interessen jener Tage verflochten waren, dargestellt, und somit von dem bekannten Verfasser dem Leser ein Gemälde gegeben, das eben so reich an großen historischen Zügen als an interessanten und reichhaltigen Situationen ist. Den Freunden einer angenehmen und geistreichen Unterhaltung, so wie den Verehrern der Geschichte, wird dieses Werk, das sich auch durch den fließenden Styl, in welchem es abgefaßt, und durch die verschiedenen hinein gewebten interessanten Episoden besonders auszeichnet, eine gleich angenehme Gabe seyn.

Die neue Wundersucht,

evangelisch in zwei Predigten beleuchtet

von

dem Ober-Hofprediger

Dr. Ch. Fr. Ammon.

Dresden, in der Arnoldschen Buchhandlung und in allen andern Buchhandlungen eingebunden für 8 Gr. zu bekommen.

Commentar

zu

den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats

in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange.

Ein Handbuch für praktische Juristen.

Des ganzen Werkes 4ter Band in 2 Abtheilungen als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel:

Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation, Erbschaftskauf-Cautionen, Bürgschaften, Pfändern, Bodmerey, Hypotheken, Retentionsrechte, Deposition, Zahlung, Angabe an Zahlungsstatt, Compensation, Entsagung, Vergleich und Vereinigung der Rechte.

Von

Dr. M. C. F. W. Gräveil,

Königl. Preuß. Regierungsrathe.

Die Besitzer der ersteren Theile können, wenn sie wollen, auch diesen Band um den Pränumerations-Preis bekommen, wenn sie sich direkte an unterzeichnete Verlagshandlung wenden, und 2 Thlr. 16 Gr. Preuß. Cour. franco einsenden. Der Ladenpreis ist 4 Thlr.

Maurersche Buchhandlung, Poststraße Nr. 29.

Horatius, Quintus, Flaccus 4 Bücher der Oden in gereimten Uebersetzungen,

nebst Erklärungen für gebildete Nichtgelehrte von Dr. Karl Ludwig Kannegießer. Mit einem Titelkupfer. gr. 8. geh. 1 Thlr. 22 Gr.

Auf Schreibpap. 2 Thlr. 2 Gr.

Recens. sagt in der „Kritischen Bibliothek" S. 620, Jahrgang 1821, über obiges Werk Folgendes: „Diese in der Vorrede zu den gereimten Uebersetzungen des Horaz von Rosenheyn schon so sehr gerühmten Uebersetzungen des in seiner Art einzigen Lyrikers empfehlen sich jedem kundigen und gebildeten Leser durch sich selbst so vorzüglich, daß Recens. statt einer weitläuftigen kritischen Beurtheilung bloß zu sagen braucht: man lese sie!" —

„Es lese sie der mit der Ursprache unbekannte gebildete Nichtgelehrte mit den Erklärungen, und er

wird den deutschen Horaz, auch ohne Vergleich mit dem lateinischen, für sich schön finden. Es lese ihn der sprachgelehrte Kenner und Liebhaber der alten Literatur, und er wird staunen, wie der Uebersetzer, die sich selbst gelegten Schwierigkeiten des Reims mit gewandter Leichtigkeit übersteigend, uns das Original in den meisten Stücken noch getreuer wiedergegeben hat, als selbst der große Verskünstler Voß. Ja, er wird bei manchen Oden es sich selbst gestehen müssen: So, und nicht anders, hätte der lateinische Horaz sich selbst in's Deutsche übersetzt, wenn er auch deutsch gesprochen hätte."

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

J. W. Lembert, Federproben.

Eine Sammlung kleiner Erzählungen und Novellen. 8. broschirt: 20 Gr.

Inhalt: Die Sängerin. — Das Wirthshaus im Walde — Das Neujahrs-Geschenk. — Das Gewissen. — Was seyn soll, schickt sich wohl. — Die Einquartierung. — Unschuld und Bosheit. — Der Liebe Kampf mit der Gefahr. — Der Eid am Sterbebette. — Das Erdbeben von Lima.

J. W. Lembert, die Brautwahl.

Lustspiel in 3 Aufzügen nach Picard. 8. brosch. 12 Gr.

In unserm Verlage sind so eben folgende neue Bücher erschienen und für beigesetzte Preise zu haben:

Crelle, Dr. A. L., Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen. 1r Band. Mit 5 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Gebauer, C. E., die Lehre Jesu Christi mit Beziehung auf Luther's Catechismus, als Leitfaden und zur Erinnerung an den Confirmanden-Unterricht; in Fragen und Antworten. Im Anhange Dr. M. Luther's Catechismus des evangelischen Glaubens. 8. 6 Gr.

Gerlach, G. W., Ammon und Schleiermacher oder Präliminarien zur Union zwischen Glauben und Wissen, Religion und Philosophie, Supernaturalismus und Rationalismus. gr. 8. 12 Gr.

Klebe, C. W. H., Grundsätze der Gemeinheitstheilung, oder der Theilung gemeinschaftlicher Land-Nutzungen, als der Acker-, Wald- und Angerweide, der Sonderung vermengt liegender Aecker, und daher nöthigen Schätzung des Ertrages und des Werths solcher Grundstücke, nebst den Principien zur Ablösung und Aufhebung aller auf dem Landbau haftenden Belastungen und Dienstbarkeits-Rechte. Zwei Abtheilungen, gr. 4. mit Kupfern. (Wird noch für den Pränumerations-Preis von 5 Thlr. Courant verkauft.)

Berlin, im August 1821.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

Neue Schriften:

Frhr. von Kronburg, Encyclopädie und Methodologie der praktischen Staatslehre, nach den neuesten Ansichten der berühmtesten Schriftsteller dargestellt und ergänzt. 8. Velinp. 2 Thlr. 6 Gr.

J. M. Frhr. von Liechtenstern, Lehrbuch der Statistik aller gegenwärtig bestehenden europäischen Staaten; nach Meusels Plane bearbeitet. Erste Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Arnoldsche Buchhandlung in Dresden.

So eben ist bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dr. D. C. L. Lehmus

Lehrbuch der Zahlen-Arithmetik, Buchstaben-Rechenkunst und Algebra.

Zum Gebrauch in höheren Schulen und zum Selbststudium eingerichtet.

Zweite, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Erklärung.

Um einem veranlaßten Mißverständnisse vorzubeugen, ist die Bemerkung nöthig: daß die von W. A. Lindau nach dem englischen Original der 8ten Auflage bearbeitete Uebersetzung von

Walter Scott's

Waverley

unter dem Titel: „Eduard" in der unterzeichneten Buchhandlung erschienen ist, und zwei Bände derselben schon ausgegeben sind, welche 2 Thlr. 6 Gr. kosten.

Arnoldsche Buchhandlung.

So eben ist bei A. Wienbrack in Leipzig erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden:

Möglichst kurz gefaßter, jedoch gründlicher Unterricht über die Erkenntniß und richtige Beurtheilung der innerlichen und äußerlichen Krankheiten des Rindviehes, deren Entstehung, Verhütung und Heilung derselben durch die einfachsten Mittel.

Oder:

Anleitung, wie die genannten Krankheiten auf den geradesten Wegen und durch Mittel geheilt werden können, die sehr leicht zu bekommen sind, und welche selbst der dürftigste Vieh-Besitzer sich zu verschaffen im Stande ist. Nebst einem Anhange in Betreff der Kuhställe, der Geburtshülfe, des Aderlassens, der Haarseile, der Fontanelle u. s. w.

vom

Professor J. C. Ribbe.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29. und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 186sten Blatte des Gesellschafters.

Literatur. Mit großer Freude sprechen wir empfehlende Worte über die so eben (bei Ackermann in Dessau) erschienenen „Lieder der Griechen" von Wilhelm Müller; denn sie sind nicht allein zeitgemäß, sondern auch acht poetisch, und wir dürfen versichern, daß Niemand sie mit unerwärmtem Herzen aus der Hand legt. Niemand?! — Wir behaupten es, wissen aber recht wohl, daß bei Vielen solche Wärme nicht lange dauert. Doch was sollen wir breit werden mit der Vorrede, wo nur zu loben ist; wir wollen lieber Einiges aus jenen herrlichen Liedern mittheilen. Sey es gleich der Anfang.

Die Griechen an die Freunde ihres Alterthums.

Sie haben viel geschrieben, gesungen und gesagt,
Gepriesen und bewundert, beneidet und beklagt;
Die Namen unsrer Väter, sie sind von schönem Klang,
Sie passen allen Völkern in ihren Lobgesang;
Und wer erglühen wollte für Freiheit, Ehr' und Ruhm,
Der holte sich das Feuer aus unserm Alterthum,
Das Feuer, welches schimmernd in Aschenhaufen ruht,
Die einst getrunken haben hellenisch Heldenblut.
Was hat euch nun, ihr Völker, so scheu und bang gemacht?
Der Geist, den ihr beschworen, er steigt aus tiefer Nacht
Empor in alter Größe, und beut euch seine Hand —
Erkennt ihr es nicht wieder, das freie Griechenland?
Die Funken in der Asche, in der ihr oft gewühlt,
Die Funken, deren Gluthen ihr oft in euch gefühlt,
Sie schlagen lustig lodernd zu hohen Flammen auf —
Kleinmüthige, ihr seht es — und euch erfaßt ein Graus!
O weh, so habt ihr, Freunde, mit Namen nur gespielt,
Habt in die leeren Lüfte mit stolzem Pfeil gezielt!
Die Zeit ist abgelaufen, es ist genug gesagt,
Gepriesen und bewundert, beneidet und beklagt.
Was schwärmt ihr in den Fernen der grauen Heldenzeit?
Kehrt heim, ihr Hochentzückten! — der Weg ist gar zu weit.
Das Alt' ist neu geworden, die Fern' ist euch so nah,
Was ihr erträumt so lange, leibhaftig steht es da,
Es klopft an eure Pforte — ihr schließt ihm euer Haus?
Sieht es denn gar so anders, als ihr es träumtet, aus?

Daneben giebt es auch Lieder, die etwas stärkeren Zahn haben, wie z. B.:

Die Griechen an den Oesterreichischen Beobachter.

Du nanntest uns Empörer — so nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! so heißt es, der Griechen Losungswort.
Empor zu deinem Gotte, empor zu deinem Recht,
Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!
Empor, empor, ihr Schläfer, aus tiefer Todesnacht!
Der Auferstehungs-Morgen ist rosenroth erwacht.
Du nanntest uns Empörer — so nenn' uns immerfort!
Empor, so heiß' es ewig, der Griechen Losungswort! —
Dir aber töne nimmer in's Herz der hohe Klang:
Beobacht' aus dem Staube die Welt dein Lebelang!

Wenn wir uns nun dafür verbürgen, daß wir hier nur eben nach Laune wählten, nicht das Vorzüglichste dieser Lieder, die fast in jeder Zeile Begeisterung athmen, so meinen wir, es werden Alle, die dies lesen, am besten thun, sich aus der nächsten Buchhandlung diese poetische Gabe holen zu lassen. **.

Wien. Endlich ist die Verpachtung des Hof-Theaters am Kärnthner-Thor und des Theaters an der Wien zu Stande gekommen. Herr Barbaja pachtet beide Theater mit unumschränkter Gewalt, und zwar so, daß er im Theater an der Wien jedes Individuum, das keinen Contrakt hat, sogleich entlassen kann. Vom Opern-Personale am Kärnthner-Thor hat er die Vollmacht, jedes Individuum, wenn es auch ein Dekret besitzt, jedoch noch nicht volle zehn Jahre Dienste geleistet hat, abzudanken; und diejenigen, welche über zehn Jahre gedient haben, ohne irgend eine Rechenschaft zu geben, dem Kaiser als Pensionisten hin zu stellen. Man sagt, daß er von dem ganzen Opern-Personale nur fünf Mitglieder behalten würde; diese sind. Mad. Grünbaum, Hr. Vogel, Hr. Forti, Hr. Rosner und Hr. Gottdank. — Der Kaiser zahlt dem Pachter 140,000 Gulden Conv.-Münze oder 340,000 Guld. W. W. Dafür besorgt der Letzte eine große Opera seria, eine Opera buffa, ein sehr glänzendes Ballet und eine deutsche Oper. Barbaja amalgamirt beide Theater nach eigenem Gefallen und verwendet die Künstler in beiden Häusern. Der Eintritt wird im Parterre noble mit 1 Gulden C. M. bezahlt, die Logen-Preise werden auch erhöht. Aus dem Parterre verbannt man alle Sperrsitze und Bänke, und richtet dasselbe bloß zum Stehen ein. Statt der Sperrsitze werden über den bestehenden Logen Gesellschafts-Logen für 10 bis 12 Personen erbaut. — o —.

Hamburg. Im Theater gab man am 18ten Oktober, wie gewöhnlich an diesem Tage, den „Wilhelm Tell", worin wir noch immer unsern Herzfelde bewundern. Die Rolle der „Hedwig" war jetzt der Mad. Unzer zugetheilt und dadurch eine überaus glückliche Veränderung getroffen; denn diese seltene Künstlerin ist in allen Fächern so sehr heimisch — wenn gleich im tragischen Fache vor allem andern — daß jedes Stück durch ihr Auftreten in demselben gehoben wird. Unser wackerer Lebrun hat die für ihn so unpassende Rolle des „Rudenz" dem jungen Herzfeldt überlassen, und auch dies war Gewinn, denn dieser angehende Künstler zeigt nicht allein ein seltenes Geschick für die Bühne, sondern auch den rastlosesten Fleiß, das emsigste Studium der verschiedenen Rollen, in denen wir ihn bisher sahen. Um so unangenehmer ist es, zu bemerken, daß ihm jetzt selten mehr ein Zeichen des Beifalls wird, da man ihn doch zu Anfang seiner Laufbahn so sehr damit überhäufte, ohne daß er noch etwas dafür thun konnte. — Ehe man den „Tell" gab, wurde ein Prolog sehr gut von Mad. Unzer gesprochen. Ueber die Dichtung (von einem Anonymus) kann Referent kein Urtheil fällen, da es nicht hinreicht, eine solche bloß sprechen zu hören; was er hörte und verstand, schien ihm fließend, wenn gleich die Gedanken nicht neu und überraschend waren. Auffallend bleibt es aber, daß im „Wilhelm Tell" so manche Irrungen vorfielen, die kaum zu entschuldigen sind; so kam das Zwing-Uri schon zu Anfang des zweiten Akts zum Vorschein; nächstdem hatten mehrere Mitglieder ziemlich schlecht memorirt. — Demois. Kainz, aus Wien, ließ sich am 20sten Oktober, in einem komischen Intermezzo aus Rossini's „Barbier von Sevilla", mit Hrn. Röckel in den Zwischen-Akten hören; Beide erndteten Lob. Am 21sten Oktober trat sie als „Clorinde" in „Aschenbrödel" auf und erhielt nur einen sehr getheilten Beifall; denn als sie im Verein mit unserer Pohlmann am Schlusse hervor gerufen ward, ließen sich zugleich eine Menge Zischer hören, so daß die Damen kaum wußten, ob sie kommen sollten oder nicht. Demois. Pohlmann kann das Zischen nicht gegolten haben, denn sie sang und spielte allerliebst und verdiente

Beifall. Demoiſ. Kainz dagegen hat Referenten nicht ſehr gefallen; auch iſt ihre Stimme durchaus nicht mit der reinen, ſchönen Stimme unſerer Bohlmann zu vergleichen; die fatale Sucht, überall Ausſchmückungen, die nicht einmal immer gelangen, anbringen zu wollen, iſt ihr auch eigen. — Warum man niemals auf den Einfall kömmt, unſern Maſchiniſten aus zu pfeifen, iſt mir unbegreiflich; es läßt ſich kaum etwas Mittelmäßigeres denken, als was von dieſem geleiſtet wird; Tempel-Portale, die aus den Wolken hervor gucken, oder Bäume, die in Zimmern ſtehen u. ſ. w., ſind an der Tagesordnung; ſo geht auch nie der Kahn im erſten Akte des „Wilhelm Tell“ von der Stelle, wenn Tell den Baumgarten darauf flüchten will, und die Zuſchauer empfinden dadurch eine doppelte Angſt um den Unglücklichen, bis ſich einige tüchtige Fäuſte hinter den Couliſſen über ihn erbarmen und ihn hinein ſchieben oder vielmehr zerren. Dem „Tell“ ſieht man jedesmal den Aerger über dieſe Ungeſchicklichkeit des Maſchiniſten an; aber — er iſt ja Direktor! Es werden ſo viele Opfer von Seiten unſerer trefflichen Direktion gebracht, warum denn nicht auch noch dieſes, daß man einen anerkannt tüchtigen Maſchiniſten engagirt, wie es deren doch geben muß, da andere ausgezeichnete Bühnen im Beſitze derſelben ſind?!

E.

1821. No. XXIV.

Blatt der Ankündigungen.

Literariſche Anzeige.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Sämmtliche Reiſen um die Welt, von Magellan bis auf unſere Zeiten. Aus dem Engliſchen des Herrn Samuel Prior.

Erſtes und zweites Bändchen, mit Kupfern, gebunden 2 Thlr. 12 Gr. Jena, in der Branſchen Buchhandlung.

Die Idee, alle von den früheſten Zeiten der neueren Seefahrt an unternommenen Reiſen um die Welt in einigen compendiöſen Bändchen zuſammen zu ſtellen, gehört gewiß zu den glücklicheren und wird auch des Beifalls des deutſchen Publikums nicht entbehren. Die hier gelieferten erſten zwei Bändchen enthalten die Reiſen von Magellan, Drake, Cavendish, van Noort, Dampier, Cowley, Rogers, Clipperton, Shelvock, Spilbergen, Le Maire und Schouten, l'Hermite, Roggeween und Anſon. Wie viel Belehrendes und Unterhaltendes dieſe Reiſe dem Wißbegierigen jedes Geſchlechts und Alters gewähren müſſen, braucht hier wohl nicht erſt hervor gehoben zu werden. Die äußere Form dieſes Werkchens eignet daſſelbe beſonders zu Weihnachts-Geſchenken.

Bei Enslin in Berlin iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schatzkäſtlein
von
150 geiſtreichen Liedern älterer Zeit,
mit
Rückſicht auf beſondere Lagen und Verhältniſſe, zur häuslichen Erbauung geſammelt
von
Sam. Chr. Gottf. Küſter,
Superintendenten ꝛc. in Berlin.
In Taſchenformat, ſauber broſchirt.
Preis: 16 Gr.

Ein für lange Winter-Abende ſehr empfehlungswerthes Werkchen, welches man durch alle Buchhandlungen Deutſchlands bekommen kann:

Das Ganze
der
Taſchenſpieler-Kunſt

ohne großen Apparat und Koſten die ſeltenſten und auffallendſten Zauberſtücke zu machen. Zum geſelligen Vergnügen. Nach Eckardshauſen, Guyot und Pinetti. Herausgegeben von Agrippa von Nettesheim. Dritte, verbeſſerte und vermehrte Aufl. Mit 2 erläuternden Kupfern.

8. Leipzig, bei A. Wienbrack.
Preis: ſauber geb. 1 Thlr.

Nur einige Tage mit Aufmerkſamkeit in dieſem Büchelchen geleſen, und man kennt das ganze Geheimniß der Taſchenſpieler-Kunſt. Wer in den darin enthaltenen Kunſtſtücken einige Fertigkeit erlangt hat, der kann große und kleine Geſellſchaften auf die froheſte und angenehmſte Art beluſtigen, und ſich den Namen eines guten Geſellſchafters verdienen.

Neue Unterhaltungs-Schriften vom J. 1821,

in der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung in Leipzig erſchienen:

Scott, Walter, Ivanhoe. Nach dem Engliſchen von K. L. M. Müller.

2te wohlfeilere Auflage in 2 Bändchen 8. 2 Thlr.

Die erſte Auflage erſchien im Auguſt 1820. Eine ſeltene Erſcheinung, wenn in Deutſchland binnen acht Monaten ein Roman zwei Mal aufgelegt werden muß, der aber auch ſeinen großen Vorzügen, ſelbſt vor andern Werken des gefeierten Dichters, den ungetheilten Beifall des Publikums verdankt.

Florentine Macarthy, eine irländiſche Novelle von Lady Morgan.

Nach dem Engliſchen frei bearbeitet, mit erläuternden Anmerk. von G. A. F. v. Halem. 3 Bändchen, mit dem Bildniß der Verf. 8. Schreibp. 2 Thlr. 12 Gr.

Unter den Autoren, welche dem Roman einen historischen Charakter gegeben haben, nehmen, nach dem Urtheil der unpartheiischen Kritiker Großbritanniens, Walter Scott und Lady Morgan die ersten Stellen ein. „Wenn bei Abwägung der Ansprüche auf die literarische Bürgerkrone die Palme gründlicher Gelehrsamkeit dem Ersteren gebührt, so kann dagegen Lady Morgan auf den Preis der weit nothwendigeren politischen Bildung und Unpartheilichkeit Anspruch machen. Es ist ihr vorzüglich in ihrem National-Roman „Florentine Macarthy“ gelungen, den anziehenden Stoff zu so zarten sinnvollen Fäden zu verweben, daß der Leser gleichsam durch ein magisches Labyrinth unwiderstehlich fortgerissen wird u. s. w.“

Gerle, W. A., Novellen, Erzählungen und Mährchen. 2 Bändchen.

Mit 1 Kupfer. 8. Schreibp. 2 Thlr. 8 Gr.

In erfreulicher Mannigfaltigkeit bietet uns der Verfasser 30 längere und kürzere Darstellungen, größeren Theils aus der Vergangenheit. Wo er Andern nacherzählt, muß man die passende Darstellung, bei eigenen Erfindungen die schöpferische Kraft der Phantasie loben, welches beides sich nicht immer bei unsern Erzählungen findet. Die Sammlung kann daher auch denen, welche strengere Ansprüche an die Unterhaltungs-Literatur erheben, mit Recht empfohlen werden. (Jen. Literatur-Zeitung Nr. 233.)

Prätzel, K. G., Launen der Liebe.

2 Bändchen mit 1 Titelkpfr. 8. Schreibp. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Verfasser ist der lesenden Welt durch seine genialen Erzählungen und Gedichte bereits so vortheilhaft bekannt, daß man gewiß auch diese Gabe ohne Bedenken mit Freuden zur Hand nimmt, um sich damit angenehme Stunden zu bereiten. Das darin mit befindliche Lustspiel: „Der Mohr“ berechtige zu dem Wunsche, daß der Verfasser sich des, wie es scheint, nun auch von Müllner verlassenen Bodens des feineren Lustspiels annehmen möge.

Richard Roos, bunte Steine, gefunden auf den Wegen der Phantasie und Geschichte. 2 Bändchen mit einem Kupfer.

8. Schreibp. 2 Thlr. 8 Gr.

Nur durch eigene Ansicht kann der Leser sich von dem Reichthum der Gegenstände überzeugen; alle Aufsätze aber sind durch den heiteren Humor des Verf. so gehalten, daß sie sich zur Lektüre für jeden Kreis eignen, welcher, nächst den Gebilden einer freien Phantasie, auch gern auf dem Felde der Geschichte sich eine Blume pflücken, dabei aber nicht erst den mühsamen Weg weiterer Untersuchungen gehen will.

Bei dem allgemeinen Interesse an den jetzigen Begebenheiten in Griechenland verdient folgendes Werk empfohlen, und besonders auf die im 2ten Bande desselben enthaltene Geschichte der Anastasia aufmerksam gemacht zu werden:

Natalia, vom Verfasser der Novelle Karlo (Friedrich Kind), 3 Theile, mit Kupfern und Vignetten. 8. Züllichau, in der Darnmannschen Buchhandlung.
Auf Druckpapier: 5 Thlr. 4 Gr.
= Velinpapier: 6 Thlr. 4 Gr.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

T a s c h e n b u c h
für Schauspieler und Schauspiel-Freunde
auf das Jahr 1822.

Mit Beiträgen von Berling, Castelli, Grillparzer, Fr. Haug, v. Holtey, Kuffner, v. Lannoy, Sommer, Weidmann und Andern.

Herausgegeben von Lembert.

12. Mit einem Portrait.

Preis: geb. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

Jugendschriften zu Weihnachts- und Neujahrs-Geschenken.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. sind folgende Jugendschriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau nach ihrem Eintritte in die Welt.

Mit einem Kupfer. 8. Gebunden: 1 Thlr. 10 Gr.

Seit der kurzen Erscheinung obiger Schrift hat sich das einstimmige Urtheil gründlicher Kenner in den vorzüglichsten Literatur-Zeitungen, und was bei diesem Buche noch mehr sagen will, die Stimme der geistreichsten Frauen, nah und fern, so ausgezeichnet über dieses „wahrhaft christliche Erbauungsbuch für die weibliche Jugend“ ausgesprochen, daß ich mit ganz besonderem Vertrauen dasselbe zu jenem Zweck empfehlen kann.

Friederich, Dr. G., Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre.

Mit einem Kupfer. 8. Gebunden: 1 Thlr. 18 Gr.

Je gegründeter die Besorgnisse sind, womit Eltern ihre Söhne aus dem stillen häuslichen Kreise in die größere Welt zur näheren Vorbereitung auf ihren Beruf zu senden pflegen, um so willkommener muß ihnen ein treuer, weiser Freund seyn, der dem leicht verführbaren Jünglinge die Hand reicht, und dessen Trefflichkeit dafür bürgt, daß dieser die dargebotene Hand dankbar ergreifen und ihrer Leitung freudig sich vertrauen werde. — Ein solcher Freund bietet sich den Söhnen bei ihrem Eintritte in die größere Welt in obigem Werke dar. Die Darstellung des Verfassers hat durch Tiefe und Klarheit nichts an Innigkeit verloren: Alles athmet tiefempfundene väterliche Liebe, und erquickt, wie ein heiterer Maitag, durch Licht und Wärme, so daß dieses schätzbare Buch ein schönes Bild von dem ist, wozu es führen soll, nämlich von Licht und Liebe. Jeder Vater, der es liest, wird dem Verfasser für eine Gabe danken, durch die er das Heil seines Sohnes fördern hilft, und kein guter Jüngling es aus der Hand legen, ohne seinem hohen Beruf sich freudiger zu weihen.

Friedleben, Dr. Th., populäre Experimental-Physik für angehende Mathematiker, Di-

lettanten und die Jugend. Erster Theil: Die allgemeine Physik.

Mit 8 Steintafeln. 8. Gebunden: 1 Thlr. 18 Gr.

Ein Werk dieser Art, welches sich vom wissenschaftlich-gelehrten, wie vom kindisch-dürftigen Vortrage, gleich weit entfernt, mußte als ein längst gefühltes Bedürfniß erscheinen, wenn die Rede davon war, die erwachsenere Jugend oder Dilettanten überhaupt in das Verständniß der physikalischen Disciplinen einzuführen. Der Verfasser, durch mehrere Schriften schon längst vortheilhaft bekannt, hat seine schwere Aufgabe so gelöst, wie es sich vom gründlichen Gelehrten sowohl, als vom geübten Jugend-Lehrer erwarten läßt.

Hufnagel, E., das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile.

Mit 2 Kupfern. Gebunden: 3 Thlr.

Sämmtliche bisher erschienenen kritischen Anzeigen in den gelesensten Blättern haben dieses Werk lobend erwähnt, weshalb ich mich begnüge, aus der ausführlichsten Beurtheilung desselben (Literatur-Zeitung für Deutschlands Volks-Schullehrer, 1821, 2tes Quartal) einige Stellen heraus zu heben, welche dasselbe im Allgemeinen charakterisiren:

„In diesem Werke tritt Alles klar und einfach hervor, still und ruhig geht die Erzählung nach den Berichten der Evangelisten fort: da ist keine voreilige Deutelsucht der Wunder, sondern vielmehr ein ehrwürdiges Zurücktreten vor dem, was eine höhere Hand dem Auge des Menschen geflissentlich verborgen hat; eine eben so einfache, demüthige und herzliche Sprache, wie sie die alten Gottesmänner redeten, die zuerst von dem Heiligen redeten, der zur Erlösung in die Welt gesendet wurde: ein Erguß des Herzens, der wiederum zum Herzen fließet und die frömmste Begeisterung für Jesus und sein Werk erwecket. — Mit diesem Gefühle ist Recensent von der Lesung dieses trefflichen Werkes hinweg gegangen, und muß bekennen, daß der Herr Verfasser seine Aufgabe trefflich gelöset habe: historische, geographische, statistische, antiquarische, exegetische und andere Bemerkungen sind sehr gut in das Ganze verwebt, und verschaffen dem jungen Leser eine anschauliche Kenntniß des damaligen religiösen, politischen u. s. w. Zustandes der Welt und des jüdischen Staates insbesondere. — Dieses Werk wird nicht bloß der Jugend ein treffliches Geschenk seyn, sondern es ist auch allen Lehrern zum fleißigen Gebrauche zu empfehlen, weil sie daraus lernen können und sollen: wie man die Bibelgeschichte, und namentlich die Geschichte der Erlösung, behandeln müsse, wenn sie gleich wohlthätig auf Geist und Herz einwirken soll. Ueberdies wird es Unbemittelten, welche sich die zum Behufe der Erklärung der evangelischen Geschichte nöthigen historischen, antiquarischen, geographischen Werke nicht anschaffen können, als ein fortlaufender Commentar über jene dienen können. — Gott segne dies wackere Werk, und lasse den Verfasser die schöne Freude erleben, daß sein ausgestreuter Saame tausendfältige Frucht trage! — Druck und Papier sind sehr schön, so wie auch die beiden Titel-Kupfer jeden gerechten Wunsch erfüllen."

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.

Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben in sechs Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers. gr. 8.

Ausgabe auf bestem Baseler Velinpapier:
Ladenpreis 18 Thlr. Präm.-Preis 13 Thlr. 12 Gr.
— — auf franz. Druckpapier:
Ladenpreis 12 Thlr. Präm.-Preis 9 Thlr.
— — auf Druckpapier:
Ladenpreis 9 Thlr. Präm.-Preis 7 Thlr.

Das von Schnorr und Böhm gearbeitete sehr ähnliche Portrait des Verfassers ist auch einzeln für 12 Gr. zu haben.

Die erste aus 3 Bänden bestehende Lieferung dieses Werks ist in allen Buchhandlungen zu haben, und die zweite, gleichfalls aus 3 Bänden bestehende Lieferung wird hoffentlich noch vor Ostern künftigen Jahres an die resp. Pränumeranten gesandt werden können, aber auch nach der Jubilate-Messe in allen Buchhandlungen zu haben seyn, da der 4te und 5te Band davon bereits fertig gedruckt ist.

Darnmannsche Buchhandlung in Züllichau.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schiffbrüche und Abentheuer merkwürdiger Seefahrer.

Ein Lesebuch für die Jugend. Mit geographischen und nautischen Anmerkungen. Gebunden: 1 Thlr. 6 Gr.

Jena, in der Branschen Buchhandlung.

Der bloße Titel dieses Werks deutet schon an, wie zweckmäßig dasselbe als Weihnachts-Geschenk für die Jugend an zu wenden seyn wird.

Kunst-Anzeige.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse zu haben bei

F. W. Gubitz,

Professor der Holzschneidekunst an der Kön. Pr. Akademie der Künste.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht: sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen und bei mir (Berlin, Wilhelmstraße Nr. 70 B.) zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrei: letztere auch voraus. F. W. Gubitz.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 182sten Blatte des Gesellschafters.

Dresden. Vor Kurzem hat in den Steinkohlen-Gruben zu Burg, einem in der Entfernung von anderthalb Stunden von hiesiger Stadt gelegenen Dorfe, ein schlagendes Wetter neun Bergleute beschädigt, wovon Vier bereits gestorben, die Uebrigen aber Krüppel geworden sind. Da diese schlagenden Wetter in den Kohlenschachten von Burg, Potschappel und der umliegenden Gegend selten sind, so werden bei dem Bau derselben die Davi'schen Sicherheits-Laternen nicht angewendet, sondern das brennbare Gas an den Stellen, wo es sich zeigt, vorsichtig nach und nach von einem, auf dem Boden des Stollen liegenden Bergmann entzündet. Das vorerwähnte Unglück soll von der Unerfahrenheit neu angestellter Offizianten herrühren, die das Einfahren an der gefährlichen Stelle, ohne die nöthigen Vorsichts-Maaßregeln, angeordnet hatten. — Hofrath Böttiger hat in der zweiten Hälfte des Sommerhalbjahres einen Cyclus von lehrreichen Vorträgen über den Mythos vom Herkules in dem Vorsaale der Antiken-Gallerie gehalten. — So hat auch Herr Breithaupt, ein bei der Berg-Akademie zu Freiberg angestellter, kenntnißreicher und thätiger Mineralog, während der akademischen Ferien, hier eine Reihe gedrängter Vorlesungen gehalten, in denen er sich insbesondere über Krystallographie ausgesprochen und den hiesigen zahlreichen und eifrigen Freunden der Mineralogie Gelegenheit zu Erweiterung ihrer Kenntnisse gegeben hat. — Von Kind's „Muse" sind nunmehr die monatlichen Hefte bis September (bei Göschen) erschienen. Unter mehreren prosaischen Aufsätzen enthält das letzte Quartal eine Abhandlung über die Oper, welche trefliche Andeutungen bietet, und einen interessanten Beitrag von Semler: „Züge aus dem Leben chinesischer Dichter", nach des Pater Amiot aus chinesischen Schriften gezogenen Biographien berühmter Chineser in den „Mémoires des missionaires de Peking". — Unter den poetischen Gaben finden sich mit der Rubrik: „Zionitische Harfentöne" die Klagegesänge des Jeremias, von Justi metrisch bearbeitet, die kaum hoffen dürfen, vor der kräftigen Uebersetzung Luther's den Vorrang zu gewinnen, und in denen man auf folgende schwerfällig schreitende und unverständliche Verszeile stößt:

„Vor deinen (Jehovah's) Blick gelang' ihr Frevel all'!"

Sodann enthält die Sammlung auch den ersten Akt von Eduard Gehe's: „Peter der Große und Alexis". Hier findet sich bei dem Lesen dasselbe bestätigt, was bei der Aufführung wahrgenommen worden. Man möchte behaupten: daß die Charaktere zwar wohl generisch, aber nicht speciell verschieden seyen, und man erwartet vergeblich, daß sich die Individuen über ihre Lebens-Ansicht ganz aussprechen. Der Dichter hat sich, wie bei früherer Dichtung des „Todes Heinrich IV.", mit seinem Gegenstande genau bekannt gemacht und benutzt die verschiedenen historischen Züge und Anekdoten; dies bringt aber immer nur eine gewisse historische Individualität hervor, die im Drama nothwendig zu einer philosophischen potentiirt werden sollte. Auch möchte wohl die Art, wie Peter der Große zuerst auftritt, nicht großartig genug seyn, so daß er fast zum gutmüthigen Polterer wird. Wenn die Diktion unseres Dichters zwar nie den höchsten Schwung nimmt, so hat sie dagegen fast überall Reinheit und angenehmes Ebenmaaß, und nur zuweilen mißlingt ein kühn seyn sollendes Bild, wie z. B. das der Freiheit, die er „auf den Fitt'gen des Sturms dahinfahren" läßt. — In der hiesigen Arnoldischen Buchhandlung ist ein historischer Roman von van der Velde: „Die Eroberung von Mexico" in drei Bändchen erschienen. Wir können jedoch dem Verfasser zu der Wahl eines Gegenstandes nicht Glück wünschen, wo das ungeheure Gemälde den Raum des Rahmens weit überschreitet. Die fremde, unbekannte Sitte, die Entfernung des Orts und der Zeit, die Greuel der zu schildernden Scenen eignen überdies jenen geschichtlichen Moment wenig für die ruhigere Erzählung des Roman-Dichters, in welcher selbst die holprigen Eigen-Namen — worunter der des Götzen Huitzili-pochtli leicht noch der wenigst unangenehme seyn möchte — einen Uebelstand hervor bringen. — Das Theater in der Stadt ist nun, nach vollendeter Ausbesserung, mit Rossinis „Donna del Lago" wieder eröffnet worden. Die Uebertünchung und die neue Beleuchtung ist mit vielem Geschmack geleitet worden, nur der Vorhang scheint ein gar zu einförmiges flaches Ansehen erhalten zu haben. — Der Text der Oper, eine erbärmliche Nachbildung von Byron's „Lady of the Lake", erregt kein anderes Gefühl als Bedauern. Die Musik dagegen hat, bei Rossini's Mängeln, viel Schönes und mehr Fleiß vielleicht, als in den Compositionen dieses Meisters gewöhnlich gefunden wird; doch sprechen mehrere andere Werke desselben leichter an als dieses. So vermag durchaus nicht gelobt zu werden, daß an die Stelle der Ouverture nur eine sehr kurze Einleitung der Musik bei alsbald aufrollendem Vorhange kam; der unangenehm überraschte Zuhörer bemerkt ungern, daß man ihm zumuthet, sogleich die Reihenfolge der Scenen sich vortragen zu lassen, ohne durch den Geist einer voran gehenden Symphonie darauf vorbereitet zu seyn, ob ihm Erhabenes, Ernstes, Schauriges oder Liebliches u. s. w. geboten werde. In der Cavatine bewährt sich Rossini auch diesmal als Meister. — Außer mehreren älteren Trauerspielen und Lustspielen ist als neuestes unter letzteren „des Herzogs Befehl" aufgeführt worden, eine Sammlung von Anekdoten aus dem Leben eines großen Königs, die mittelst einer Doppel-Intrigue möglichst in Verbindung gebracht werden. Solche Versuche, aus angereiheten Scenen ein Lustspiel hervor gehen zu lassen, erinnern unwillkührlich an Goethe's Wort: „Sie peitschen den Quark, ob etwa Creme daraus werden wolle!" C.

Literatur. „Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben vom Verfasser der Grauen Mappe" 2 Bändchen. (Mit dem Bildnisse des Verfassers). (Halle, 1821. In Kommission der Rengerschen Buchhandlung.) — Der erste Theil dieser Selbstbiographie erweckt in dem Leser ein sehr lebendiges Interesse. Kein Roman, unterhält die Schrift mehr, als die meisten Romane, welche neuerdings dutzendweise und also fabriksmäßig angefertigt werden. Ja man kann, ohne der Wahrheit das Geringste zu vergeben, noch weit mehr zu seinem Lobe sagen; man darf nämlich behaupten: daß der Wechsel der einzelnen Scenen und Begebenheiten darin beinahe eben so reich an Mannigfaltigkeiten ist, als in Homers Odyssee. Dagegen nimmt freilich das Interesse in dem zweiten Theile etwas ab. Der wackere Biograph hat, bei den nicht schlechten Talenten, die er verräth, und bei der rastlosen Thätigkeit, die ihn in der alten, wie in der neuen Welt umhertrieb, gleichwohl kein glänzendes Loos errungen. Leider das Schicksal so manchen ausgezeichneten Kopfes, der ein Günstling der Natur von dem Glücke beständig in den Hintergrund gestellt wurde. Allein eben darin liegt es hauptsächlich, daß der zweite Band seines Buches mit dem andern Theile seines Lebens gleiches Schicksal hat, und durchaus nicht so interessiren will, als der erste. — Indessen auch so bleibt das Werkchen in der deutschen Literatur eine höchst merkwürdige Erscheinung. Oder sollte es nicht zugleich unsere

Verwunderung und Bewunderung verdienen, daß zu einer Zeit, wo sich so Viele vergebens bemühen, durch ihre Schriften ein allgemeines Interesse zu erregen, dieses Meisterstückchen einer Feder gelingt, die in der Buchmachergilde eigentlich nie zünftig war? Der wackere Nettelbeck schreibt meistens wie ein echter Sohn der Natur, den sein eigenes Herz mehr sagen läßt, als hundert Andern die Kunst. — Der Herr Herausgeber versichert in der Vorrede, von der ihm ertheilten Erlaubniß, an der Handschrift nach Willkühr zu ändern, nur sparsamen, oder wie er sich ganz richtig darunter ausdrückt, nur einen bescheidenen Gebrauch gemacht zu haben, und rechnet deshalb um so mehr auf den Dank der Leser. Er fügt zugleich hinzu, daß sich die vorgenommenen Veränderungen auch mehr auf die innere Oekonomie des Werkes, als auf die einzelnen Ausdrücke erstrecken. Allein, so sehr dies im Ganzen die aufmerksamen Leser bestätigt finden werden, so dürften doch wol mehrere daran zweifeln, daß Ausdrücke, wie diese: „sich einer Sache fügen, (statt sich in eine Sache fügen) jemanden gewähren lassen, (statt seinen Willen nicht beschränken) Moment, Ansicht, Umsicht, erstarken, erfassen, ermuthigen u. dgl." nebst den freilich nur stellenweise häufigen Gebrauch des durchaus mehr poetischen als prosaischen Particips, von dem alten Seemanne herrühren könnten. — Da es übrigens ein eben so undankbares als vergebliches Geschäft seyn würde, aus einer höchst eigenthümlichen Lebensbeschreibung hier einen Auszug zu liefern, so befassen wir uns lieber nicht damit. Leser, die den wackern Nettelbeck bereits aus der Geschichte des Tages, so wie aus den Proben in den trefflichen „Pommerschen Provinzial-Blättern" kennen, werden ohnehin schon schnell genug nach dem Ganzen greifen und sich seiner männlichen Kraft und Geistesgegenwart, seiner Keckheit und Bravheit, seines Wohlwollens und echt menschenfreundlichen Charakters, so wie endlich seiner Offenheit, Wahrheitsliebe und Consequenz im Denken, wie im Handeln, herzlich mit uns freuen. Den Uebrigen aber wollen wir zurufen: „kommt und leset von da an, wo der Mann schon als kühner Knabe auf dem hohen Kirchdache reitet, bis dahin, wo er in seinem letzten Schiffbruch all sein kleines Erdenglück in den Abgrund des Meeres versinken sieht, und fragt euch dann, ob ihr je einen Deutschen, einen Landsmann kennen lerntet, der eurer Achtung, eurer Theilnahme und eurer Liebe werther schien, als dieser eben so ehrliche als talentvolle Pommer? Um euch indessen einen ganz kleinen Beweis zu liefern, wie sehr unser Mann die Kunst versteht, den Nagel mit einem Schlage, das heißt, mit einem einzigen Ausdruck auf den Kopf zu treffen, erzählen wir euch wörtlich das Geschichtchen, das Th. I. S. 101. zu lesen ist. Er wird eines Tages in der Gegend von Dover von Englischen Kapern überfallen, und läßt sich bei dieser Gelegenheit so vernehmen: „Einer von diesen Taugenichtsen, zudringlicher als die übrigen Alle, streifte mir die langen Schifferhosen von den Beinen. Das hätte ich verschmerzen mögen; aber bei der Gelegenheit fiel ihm auch ein Nothpfennig von etwa 13 Rubeln in die Augen, die ich ins Hemde eingenähet hatte, und hier für sicher genug hielt. Kaum aber erreichte der süße Ton des Silber-Geklappers sein Ohr, so griff er gierig zu, hieb mit seinem Hauer mir den Hemdezipfel vom Leibe, zählte seine Beute über, und **trieb die brittische Großmuth so weit**, mir davon einen Rubel zurück zu geben." Nun konnten wir uns des sehr gern übernommenen Geschäfts, Euch auf diesen wackern Pommer mehr noch aufmerksam zu machen, erledigt glauben; allein der Mann ist als 83jähriger Greis nichts weniger als reich, und hat ein Töchterchen, dem er, als lieben Spätling des Lebens, durch diese Selbstbiographie gern eine kleine Aussteuer erschrieben haben möchte. Ihr wißt, wir Männer haben mancherlei Beruf, zur See zu gehen z. B. und dann unsere Reise zu beschreiben, oder daheim auf der Stube zu sitzen und solche Beschreibungen zu recensiren, ein Mädchen aber —. Nun, es ist also nicht genug, lieben Leutchen, daß Ihr leset, nein, Ihr sollt und müßt auch hübsch **kaufen**! — Glaubt mir einmal aufs Wort: Ueber die Hälfte von Euren Söhnen studiren immer noch invita Minerva, auf Deutsch, ohne wirklichen Beruf. Merkt Ihr ein solches Söhnchen in der Nähe, geschwind kauft ihm Nettelbecks Biographie. Es ist unmöglich, daß Ihr ein passenderes und nützlicheres Weihnachtsgeschenk für ihn ausdenket; denn wenn er diese Lebensbeschreibung nicht bloß liest, sondern studirt, so kommt er dadurch von dem Studiren ab, und wird ein glücklicher Mann; anstatt daß Ihr ihn mit dem todten Buchstabenwesen vielleicht zeitlebens zum elendesten Stümper macht. Ihr thut also hier offenbar zwei gute Werke auf einmal: das eine an Eurem eignen, und das andere an Nettelbecks Kinde. — Aber auch solchen Vätern, die für das künftige Wohl ihrer Söhne nicht zu zittern brauchen, wenn letztere auf die Bücher versessen sind, ist gleichwohl recht sehr anzurathen, daß sie ihnen die Nettelbeckische Lebensbeschreibung in die Hände geben; sie werden sich sehr bald die goldenste aller Lebensregeln daraus abstrahiren: „der Mensch lebt nicht von Büchern allein, sondern von dem, was aus den Büchern und durch die Bücher in das praktische Leben übergeht." Campe schrieb einst — die eigenen Finanz-Spekulationen abgerechnet — seinen bekannten Robinson in keiner andern Absicht, als die junge Welt sehr zeitig darauf aufmerksam zu machen, wie gut es sey, wenn man sich in den mancherlei Verlegenheiten des Lebens selbst helfen lerne. Gesetzt nun aber, daß bei diesem Robinson nicht über die Hälfte Fiktion wäre, so können wir doch kein so lebendiges Interesse an ihm nehmen, als an einem deutschen Landsmanne, dessen grundehrlicher Charakter dafür bürgt, daß er uns nur die Wahrheit erzählt. — Und nun frage ich jeden, der diese Biographie mit Achtsamkeit gelesen hat, und der bei den Büchern und der Feder auferzogen ist, ob ihm nicht oft genug so zu Sinne war, als müßte er zu sich selbst sagen: „Was für ein Austernleben hast du doch im Grunde gegen so einen Nettelbeck geführt! Möchtest du doch deine Söhne wenigstens so weit bringen, als du selbst nicht gekommen bist; gerne lich nicht bloß zu erkennen, daß sie Geist und Leib zugleich seyn müssen, wenn sie in dieser Welt nur leidlich glücklich werden wollen; sondern auch von Jugend auf dahin zu arbeiten, daß beide gleichmäßig und nicht immerfort (wie es jetzt oft geschieht) der Geist auf Kosten des Körpers ausgebildet werde." — Wir meinen demnach in vollem Ernste und schließen damit, daß sich der Nutzen gar nicht berechnen lasse, der aus dem Ankaufe dieses Buches über ganz Deutschland verbreitet werden kann, wenn jeder Vater dahin sieht, daß es seine Söhne zu rechter Zeit lesen und den Inhalt desselben ganz beherzigen. Ut sit mens sana in corpore sano! Alle unsere Erziehungskünste bleiben die jämmerlichste Stümperei, so lange nicht dies dadurch erreicht wird.

E. W.

Die Vorliebe für biblische Vereine hat sich in London sogar auf die **Frauen** ausgedehnt, und es nehmen die ausgezeichnetsten Damen dasiger Residenz daran Theil. Die Herzogin von Kent ist Präsidentin, und Fräulein Vansittart, Tochter des Canzlers, besorgt ihre Funktionen in ihrem Namen. Auch ein Sekretair ist dabei (welchen Geschlechts, ist nicht gesagt), und hat neulich dem ehrenwerthen Verein zwei junge Mohawkische Teibas-Chefs, in „ihrer einfachen wilden Nationaltracht", vorgestellt. Man bewunderte ihre schöne Haltung, und ließ ihnen Bibeln geben. Die Beschenkten dankten, drückten dem Verein ihre Ehrfurcht aus und versprachen, in ihrem Lande die christliche Lehre möglichst zu verbreiten. Der Sekretair verlas dann, was in Neapel mit den zwei jungen Chinesen sich begeben, und darauf wurden die Verfassungs-Grundlagen und die weiblichen Aemter des Vereins fest gestellt. Das Merkwürdigste ist, daß während des Geschäfts Alle, die nichts zu thun hatten — tiefes Schweigen beobachteten. (Constitut.)

1821. No. XXIII.

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist jetzo erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jährliche Mittheilungen, in Verbindung mit Böttiger d. J., Bührlen, de la Motte Fouque, Heinroth, v. Houwald, Jacobs, v. Miltitz, Raupach; herausgegeben von Frid. Rochlitz.

2ter Band. 8. 252 Seit., mit dem Bildniß Heinrichs des Frommen. geb. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieser zweite Band darf wohl um so gewisser auf den Beifall der gebildeten Lesewelt rechnen, da er den ersten an Mannigfaltigkeit und inneren Gehalt noch übertrifft, und dieser schon allgemein mit Achtung und Gunst aufgenommen worden ist und fortwährend aufgenommen wird. Der Inhalt dieses zweiten Bandes ist: „Herzog Heinrich der Fromme von Sachsen", Biographie von C. W. Böttiger (das Portrait dieses Fürsten, von Fleischmann sehr schön gestochen, ziert das Buch). „Der Traum ein Mährchen oder das Mährchen ein Traum", eine dramatische Phantasie von Ernst Raupach. „Die Nacht in Terracina", eine Erzählung von C. B. v. Miltitz. „Der Mensch", eine anthropologische Skizze von Heinroth. „Guido v. Fiammetta", eine Novelle von Jacobs. „Grillen", vom Herausgeber. „Die Todeswunde", Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege, von Fouque. „Mancherley", von Bührlen. „Die Seelenwanderung", Gedicht von Houwald. „Die Erkennung", eine Anekdote von Jacobs. Das Buch empfiehlt sich auch durch sein elegantes Aeußere.

Leipzig, im Oktober 1821.

Carl Cnobloch.

In Naucks Buchhandlung zu Berlin ist erschienen:

Die Wanderer im Hochlande.

Winter-Abend-Erzählungen. Nach der dritten englischen Original-Ausgabe des Sir James Hogg, frei bearbeitet von S. May. 2 Bände. 2 Thlr. 8 Gr.

Die so sehr beliebten Schilderungen der Hochlande von Schottland, welche wir den allgemein geschätzten Schriften Walter Scott's verdanken, sind wahrscheinlich die Veranlassung dieser, wie der englische Titel sagt, in den Hütten Schottland's gesammelten Sagen und Erzählungen. Sie erschienen zuerst theilweise in Journalen, und sind in England mit solchem Beifall aufgenommen worden, daß sie außerdem noch binnen einem Jahre drei Auflagen erlebten. — Den deutschen Lesern werden sie in einer Bearbeitung und Einkleidung übergeben, die nicht anders als gelungen zu nennen ist und durch manche hinzu gefügte geschichtliche und romantische Sage die Aufmerksamkeit noch mehr anregt.

Von Walter Scott erschien vor Kurzem in einer deutschen Uebersetzung:

Allan-Mac-Aulay, der Seher des Hochlandes.

Eine Legende aus den Kriegen des Montrose, übersetzt von S. May. 2 Bände. 2 Thlr. 12 Gr.

Bei Enslin in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 bis 1818,

von

Dr. Franz Horn.

Zweite vermehrte Auflage. 1 Thlr. 20 Gr.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist einzeln zu haben:

Nachträge zu den Umrissen zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands u. s. w. von Franz Horn. 8 Gr.

Diese Nachträge umfassen zwar nur wenige Bogen, aber so sehr viel Inhalt, daß das bloße Verzeichniß desselben hinreichend seyn wird, jeden Freund der deutschen Literatur zum Lesen und Studium dieser Schrift auf zu muntern. Wir empfangen hier, nach einem wichtigen Vorwort, die Beurtheilung des schriftstellerischen Charakters von Luise Brachmann, F. A. Krummacher, Ernst Schulze, Theodor Hell, Ernst von Houwald, und dem Verfasser von „Wahl und Führung". — Der zweite Abschnitt, „Andeutungen", hat folgende Ueberschriften: Mangel an deutschen Lustspielen — Schröder, Brezner, Jünger, Iffland, Kotzebue, — Kleinere Lustspiele — Verhältniß des Lustspiels zum Trauerspiel — Shakspeare — Wie er und das rein romantische Lustspiel immer mehr unter uns einheimisch werden könne — das Charakter-Lustspiel — Erinnerung an die Bemühungen der früheren deutschen Dichter um dasselbe, — die Ironie, griechische und christliche, — Intriguenstück — das Familien-Gemälde — die Posse — das Epigramm — der Roman — die Novelle — das Trauerspiel — die ästhetische Kritik — die kleinen Kritiker — das Schweigen — seltsame Polemik — Taubheit und Mißverständnisse — Selbstgefälligkeit — Polonius Erwachen — Kieselsteine und faules Holz — Klazomenier — Vornehmheit und Uebervornehmheit — ein zur Zeit noch anonymer Mann — Gute Kritiker und deren Lob — Nie versiegender Trost. —

Ein Anhang hat die Ueberschrift: „Momente aus meinem literarischen Leben“, nebst Bemerkungen über einen Recensenten und mehrere Druckfehler.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1822.

Mit einer Titel-Vignette und 9 Kupfern. In ordin. Einband: 1 Thlr. 16 Gr.; in Pariserband: 2 Thlr. 20 Gr.; in Pariserband mit ausgemalten Decken, in Maroquin Etui: 4 Thlr.

Außer der mit Genauigkeit bearbeiteten Genealogie der regierenden Häuser in Europa, enthält dasselbe an historischen Darstellungen und romantischen Erzählungen: Wilhelm, Kronprinz von Würtemberg, eine biographische Skizze von Adrian: die Räuber, Abentheuer zweier Freunde auf einem Schlosse in Böhmen, von E. T. A. Hoffmann: des Joh. Turpinus Erzählung vom Leben Carls des Großen und Rolands, von E. Hufnagel: ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts, Erzählung von Heinrich Zschokke; Ludwig der Eiserne, von Luise Brachmann; Nikolaus Graf von Zriny, von F. Krug von Nidda: und Erinnerungen an den dreißigjährigen Krieg aus handschriftlichen Quellen, namentlich: der Schweden-König und sein Kanzler in Frankfurt a. M., von A. Kirchner. — Die Titel-Vignette ist eine getreue Copie der trefflichen Ariadne von Danneker: als Titelkupfer steht voran: das Bildniß Sr. Majestät des regierenden Königs von Würtemberg; die fünf folgenden Kupfer sind nach Originalien gezeichnet, und haben, jedes für sich, als Kunstwerk seinen eigenen Werth: demnächst erscheinen als historische Gruppirungen zwei Scenen des Textes: den Schluß macht eine authentisch treue Abbildung des, dem Dichtergreis J. W. von Goethe bestimmten nationalen Denkmals. — Die Kupferstiche sind nach den Zeichnungen der Herren Ackermann, Fuischer, Morf, H. Müller und Radl, von den Herren Autenrieth, Eßlinger, Felsing, Fleischmann, Haldenwang und Rauch, meisterhaft gearbeitet.

Bei C. G. Ackermann in Dessau ist so eben erschienen:

Lieder der Griechen.

1 8 2 1.

Von

Wilhelm Müller.

Auf Velinp. in eleg. Umschlag geheftet 6 Gr.

Bei mir ist erschienen:

Cramer, J. B., Praktische Pianoforte-Schule, in welcher die Anfangsgründe der Musik deutlich erklärt und die vorzüglichsten Regeln der Fingersetzung in ausgewählten Beispielen angegeben werden, nebst Uebungsstücken und Vorspielen in den vorzüglichsten Dur- und Moll-Tonarten. Neue Ausgabe. 1 Thlr. 8 Gr.

E. H. G. Christiani,
Schloßplatz und Breite-Straßen Ecke Nr. 2.

An alle Buchhandlungen ist versendet:

Rheinblüten.

Zweiter Jahrgang.

Taschenbuch

auf das Jahr 1822.

Mit 7 Kupfern und 1 Musik-Beilage.

Karlsruhe, bei G. Braun.

Preis: 3 Fl. oder 1 Thlr. 16 Gr.

Die Beiträge sind von: Ferdin. v. Biedenfeld, Bährlen, Castelli, Helmina v. Chezy, E. C. Ecard, A. Friederich, K. Geib, Grillparzer, Haug, J. Kerner, Lemdke, Millauer, R., Ludw. Robert, A. Schreiber, G. Schwab, J. G. Schweighäuser und J. H. Frhr. v. Wessenberg.

Bei diesem schönen Vereine berühmter Namen darf sich das Taschenbuch einer auserlesenen Sammlung von Erzählungen und Dichtungen erfreuen, und einer günstigen Aufnahme gewiß seyn. — Zur freundlichen Ausstattung dienen vorzügliche Kupfer von Fleischmann, Frommel, Haldenwang, Hegi und Keßler. Die Musik ist von dem genialen Componisten Marx.

So eben hat die Presse verlassen und ist angekommen in der Maurerschen Buchhandlung:

Schilderung des heutigen Griechenlands

und seiner Einwohner, nebst Ali Pascha's von Janina Leben und einem Wegweiser durch's ganze Land. Nach dem Englischen des Generals G. de Vaudoncourt, mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vom Dr. Bergk. gr. 8. Leipzig, bei Hinrichs. (28 Bogen) geheftet: 1 Thlr. 18 Gr.

Auch was Pouqueville, Clarke, Walpole, in ihren noch unübersetzten Reisen, Neues und Interessantes über Griechenland mitgetheilt haben, hat der Herausgeber sorgfältig benutzt und hier so zweckmäßig zusammen gestellt, daß man in diesem Augenblick, wo die Augen jedes braven Teutschen nach Hellas gerichtet sind, in historisch, politischer, geographischer Hinsicht kein besseres Handbuch finden kann.

Kunst-Anzeige.

Sammlung von Verzierungen in Abgüssen für die Buchdrucker-Presse

zu haben

bei

F. W. Gubitz,

Professor der Holzschneidekunst an der Kön. Pr. Akademie der Künste.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Diese Sammlung enthält 474 Vignetten, Einfassungen u. s. w., mit einer Vorrede, welche über das Ganze sich ausspricht; sie ist durch alle Buchhandlungen zu bestellen und bei mir (Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 70 B. zu haben. Alle Briefe und Gelder erwarte ich postfrei; letztere auch voraus. F. W. Gubitz.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 190sten Blatte des Gesellschafters.

Aus dem Hannöverschen. (Schluß.) In der Umgebung des Königs ragte besonders der Graf Münster hervor. Münster ist der wichtigste Mann für Hannover, denn guter Wille, energische Thatkraft, ausgezeichnete Talente des Wissens und edle Freisinnigkeit, das Alles ist in ihm vereinigt. Der Graf Münster ist des unbedingten Vertrauens des Königs würdig. Dieser Minister hat überdies Verdienste um das gemeinsame deutsche Vaterland, die noch nicht genug anerkannt sind; und die eminenten Talente desselben haben ihm einen solchen Einfluß auf das englische Cabinet verschafft, wie sich dessen noch kein Hannoveraner rühmen konnte. Die glänzendere Periode des Grafen datirt sich von dessen hannöverschen Gesandtschafts-Posten zu St. Petersburg. Hier lernte man ihn zuerst schätzen und zog denselben in allen Angelegenheiten zu Rathe, die den Vortheil Großbritanniens bezielten. Münster, mit ganzer Seele Deutscher, verlohr das Interesse des gemeinsamen Vaterlandes keinen Augenblick aus dem Gesichte, und hat zu dem innigen Fürstenvereine, dem Deutschland seine Rettung verdankt, vorzugsweise mitgewirkt. Wenn früherhin die Bürgerlichen im Hannöverschen gar oft in einer Ecclesia pressa lebten, so sieht man jetzt einen großen Theil der Schranken beseitigt, die vordem der Bürgerlichkeit zu den höhern Staatsämtern den Zugang verschlossen. Dieses ist lediglich das Werk jenes Ministers, der den Zeitgeist begriffen, und die leeren Vorurtheile der Geburt längst vergessen hat. Die neue Einrichtung der Ritter-Akademie zu Lüneburg, die am 30sten September, der veredelten Ordnung zu Ehren, mehrere Festlichkeiten angeordnet hatte, (bei welcher Gelegenheit unter andern die Professoren Evers und Sachse angemessene Worte der Weihe sprachen) ist das Werk des Grafen Münster, der, selbst auf der Ritter-Akademie zu Lüneburg erzogen, diesem, früherhin nur den Söhnen des Adels zugänglichen Institute, die höchst mögliche Gemeinnützigkeit zu geben sucht. Will Jemand etwas Umständlicheres über die neue Ordnung der Dinge auf der Ritter-Akademie zu Lüneburg lesen, so nehme er das hierüber erschienene Werk des Professors Evers zur Hand, worin über Studien-Plan und Schuldisciplin viel Gutes gesagt ist.

Die bei der Anwesenheit des Königs stattgefundenen Ordens-Verleihungen beweisen, daß man auch den Verdiensten der bürgerlichen Beamten die schuldige Anerkennung werden läßt. So haben z. B. der Oberamtmann Koch zu Medingen, der Nestor unter den hannöverschen Domanial-Beamten, und der Amtmann Jochmus zu Lüne, beide ausgezeichnet durch Talente und Diensteifer, das Ritterkreuz des Guelphen-Ordens erhalten. — Das hannöversche Staatsministerium hat an dem Herrn von Strahlenheim, vormaligem Unterpräfekten zu Celle, eine sehr wichtige Acquisition gemacht. Hr. von Strahlenheim gehört zu den vorzüglichsten Köpfen des Landes, und ist auch während der unglücklichen Zwischen-Regierung seinem Character als Hannoveraner immer treu geblieben. Bei der Elbschiffarths-Commission zu Dresden, hat er sich durch Thätigkeit und Umsicht sehr hervorgethan und das Land darf sich von diesem Manne, der noch in dem kräftigsten männlichen Alter steht, recht viel Gutes versprechen. Hr. von Strahlenheim, der zugleich den Regierungs-Präsidenten Meyer (einen der ausgezeichnetsten Staatsdiener Hannovers, der seiner hohen Jahre ungeachtet noch rastlos arbeitet) bei seinen Geschäften unterstützen wird, nimmt an allen Verhandlungen der Minister Theil, ob ihm gleich das ministerielle Votum noch abgeht. Unser Finanz-System ist leider noch fort und fort im Werden; überhaupt wartet die höhere Staatswirthschaft bei uns noch auf ihren Meister. Mit der Grundsteuer, deren Regulirung dem Lande schon ungeheure Summen gekostet hat, kann man immer noch nicht auf's Reine kommen. Die Aufgabe ist zwar nicht leicht, indessen doch auch nicht unauflösbar. In dieser Hinsicht leben wir also noch in dem fatalen Provisorio. Da die Einkommen-Steuer, nach der Art ihrer Einrichtung, die gehofften Resultate nicht haben konnte, so hat man zu einer namhaften Erhöhung der Personen-Steuer seine Zuflucht genommen, — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — B — t.

Aus Böhmen. Unter dem Titel: „Mluwnice“ hat Hr. Hanka, einer der ruhmwürdigsten böhmischen Literatoren, eine Sprachlehre heraus gegeben. Das Wort „Mluwnice“ ist neu von ihm gebildet, aber treffend und entsprechend. Freilich eifern ältere Literatoren der Böhmen über solche Neuerungen, aber mit Unrecht; so wie sich die Begriffe vermehren, muß auch die Sprache mit dem Zeitgeiste fortschreiten. — Von Stěpaneks „Theater“ (böhmisch) ist bereits der vierte Theil erschienen, der fünfte und sechste erscheint nächstens. Die Leselust der Böhmen mehrt sich mit jedem Jahre, weil mit jedem Jahre des Lesenswerthen mehr im Druck erscheint. Gute Werke sind das beste Mittel, Geist und Herz zu bilden und den Kulturstand eines Volkes zu erhöhen. — Die Zeitschrift, „Der Kranz“, welche unter der Redaktion des Hrn. Schießler Beifall fand, sinkt mit dem vierten Hefte zum Unbedeutenden herab, da der genannte Schriftsteller, durch die Schuld des Verlegers, die Redaktion aufgab, und mit ihm die besten Mitarbeiter geschieden sind. Jetzt liefert diese Zeitschrift bloß Schüler-Arbeiten und Nachdrücke ohne Interesse und Gehalt. Schießler wird mit dem neuen Jahre, wie man hört, eine neue Unterhaltungs-Schrift heraus geben. — Als sehr empfehlenswerth für Musik-Liebhaber darf ich Ihnen die unter dem Titel: „Komets“ (bei Enders) erschienenen sechs Gesellschafts-Lieder nennen, von Hrn. Joh Jos. Polt für Gesang und Pianoforte componirt; sie werden Jedem willkommen seyn, der die alte Heiterkeit im freundschaftlichen Kreise gern erneuert sähe. — Der Mangel der Einlösungs-Scheine, durch ihre rasche Tilgung, wird bereits fühlbar und hat Einfluß auf den Werth des Besitzstandes. Besonders wohlfeil sind die Bauergüter, z. B. 72 Joch gute Felder für 6000 Gulden W. W. Es kann nicht anders seyn, die hohen Preise, welche zur Zeit des vielen Papiergeldes bestanden, müssen herunter, und es wird Alles nach und nach auf den wahren Werth kommen. — Die Prager Zeitung enthält sehr oft Anzeigen über Auswanderer. Das böhmische Gebirge ist mit Manufakturisten überfüllt, und es ist kein Wunder, wenn ein Theil nach Rußland und Polen zieht, wo die Erzeugung von Industrial-Produkten lohnender ist. — Am 16ten Oktober ist in Prag ein Landtag von den Ständen des Reichs abgehalten worden. Das Publikum erfährt aber im Allgemeinen nichts von den gepflogenen Verhandlungen; — — — — — — —
— —.

G. W.

In der „Reise nach Siam“ ist Folgendes von einem Elephanten zu lesen. Zwischen Siam und Porcelona spielte ein

Elephant den Straßenräuber. Er warf sich auf die Vorüberreisenden, stieß sie nieder und raubte ihnen, was er tragen konnte, um es in seine Höhle zu bringen, wo Alles aufgestellt war. Ein Cochinchinesischer Kaufmann ward auch auf ähnliche Weise überrascht; aber diesmal hielt der Elephant, statt ihn zu berauben, ihm seinen Fuß hin und that einen wehklagenden Schrei. Der Cochinchinese ward aufmerksam, faßte Muth, den Fuß zu untersuchen, und zog einen großen Dorn heraus. Das gerettete Thier war noch dankbarer, als der Löwe des Androkles; es setzte seinen Retter, den es erst liebkosete, mit dem Rüssel auf seinen Rücken, und trug ihn nach seiner Höhle, wo es ihm seine Schätze zeigte und dann davon ging. Der Kaufmann machte eine Anzeige an den Magistrat von Porcelona, welcher ihm einen Theil des Gefundenen zuerkannte, das Andere aber den rechtmäßigen Eigenthümern zurück gab. (Courier fr.)

Kein Elephant hat es wohl noch dahin gebracht, als der des „Circus Olympicus"; er bläset Trompete und Flageolet. (Miroir.)

Die Zeitung „der Dubliner Patriot" bemerkt, daß man in dem Zeitraum von 14 Tagen im nördlichen Irland in neun Kirchen das, über den Communions-Tisch gedeckte Tuch und die dazu gehörenden Kissen, gestohlen hat. (Constitut.)

1821. No. XXV.

Blatt der Ankündigungen.

Kunst-Anzeige.

Einige Künstler in Weimar haben sich vereinigt, mit Einwilligung des Herrn Staats-Ministers von Goethe, nach eigenen, von demselben verfertigten Handzeichnungen, eine Folge von Landschaften in radirten Blättern heraus zu geben.

Diese Landschaften sind mehr Entwürfe, als ausführlich behandelte Bilder, und als solche hat man sie auch im Kupferstich treu dar zu stellen getrachtet: denn die schöne eigenthümliche Weise der Ansicht und des Auffassens der Gegenstände, der Zusammenhang der Theile, das gerundete Sinnvolle im Ganzen giebt ihnen einen entschiedenen großen Kunstwerth.

Wohlwollend hat der Herr Staats-Minister von Goethe das Unternehmen noch ferner wesentlich begünstigt, daß er jedes der 6 Blätter, aus denen der gegenwärtig erschienene erste Heft besteht, noch mit einer poetischen Zugabe ausgestattet, welche theils die Absicht, so er als bildender Künstler bei seinen landschaftlichen Darstellungen gehabt, theils die Veranlassung zu denselben aussprechen, oder auch den zarteren Sinn, der darinnen verborgen liegt, dem Beschauer entfalten.

Dieser erste Heft (bereits zum Absenden fertig) besteht, wie schon gedacht, aus 6 Blättern im größten Quart oder eigentlich klein Folio-Format, in sauberem Umschlag von farbigem Papier, und kostet bei dem unterzeichneten Herausgeber in Weimar 2 Thlr. sächs. oder 3 Fl. 36 Kr. rheln. baare Zahlung. Jedes Blatt ist mit einem Stempel, dem Monogram des Herausgebers, bezeichnet. Auf 6 Exemplare wird, wenn sich Sammler an mich direkt wenden, das siebente frei gegeben. Buchhandlungen genießen den bei Kunstwerken gewöhnlichen Rabbat; es werden jedoch à Condition keine Exemplare gegeben. Briefe und Gelder erbittet man postfrei, oder durch Einschluß, Herrn Buchhändler Cnobloch in Leipzig, welcher die Güte hat, meine Commissionen zu übernehmen; auch wird er denjenigen Buchhandlungen, so sich an ihn wenden, ebenfalls einen billigen Rabbat zugestehen.

Weimar, im Oktober 1821.

C. A. Schwerdtgeburth,
Kupferstecher.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.

Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben in sechs Bänden. Mit dem Bildniß des Verfassers. gr. 8.

Ausgabe auf bestem Baseler Velinpapier:
Ladenpreis 18 Thlr. Pränu.-Preis 13 Thlr. 12 Gr.
— — auf franz. Druckpapier:
Ladenpreis 12 Thlr. Prän.-Preis 9 Thlr.
— — auf Druckpapier:
Ladenpreis 9 Thlr. Prän.-Preis 7 Thlr.

Das von Schnorr und Böhm gearbeitete sehr ähnliche Portrait des Verfassers ist auch einzeln für 12 Gr. zu haben.

Die erste aus 3 Bänden bestehende Lieferung dieses Werks ist in allen Buchhandlungen zu haben, und die zweite, gleichfalls aus 3 Bänden bestehende Lieferung wird hoffentlich noch vor Ostern künftigen Jahres an die resp. Pränumeranten gesandt werden können, aber auch nach der Jubilate-Messe in allen Buchhandlungen zu haben seyn, da der 4te und 5te Band davon bereits fertig gedruckt ist.

Darnmannsche Buchhandlung in Züllichau.

Zu Weihnachts-Geschenken sind folgende sehr interessante und wohlfeile Bücher vorzüglich zu empfehlen, die man durch alle Buchhandlungen Deutschlands, hübsch gebunden, bekommen kann, und in Leipzig bei dem Verleger A. Wienbrack.

Brosenius, H., Waarenkunde für Töchter, mit Beziehung auf den Haushalt. 8. 1 Thlr.

Dessen Wegweiser durch das Gebiet der Künste und Handwerker, für die Jugend. 8. 18 Gr.

Gesammelte Briefe von Julie. 4 Theile. Mit Kupf. und Holzschnitten. 8. geb. 5 Thlr.

Weiße, Chr. F. (Verf. des Kinderfreundes u. s. w.) Der Besuch auf eine Woche. 2 Thle. mit Kupfern. 12. 1 Thlr.

— — Das Schreibepult zu Buchenhayn. 3 Thle. mit Kupfr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Ländliche Spaziergänge. 4 Theile mit Kupfer. 12. 2 Thlr.

— — Interessante und rührende Geschichte des Prin-

zen Li-Bu, eines Eingebornen der Pelew-Inseln. Mit Kupfr. 12. 14 Gr.

Weiße, Chr. F., Der kleine Jack, eine Volks-Geschichte. 12. mit Kupfr. 12 Gr.

— — Das blinde Kind, eine kleine Familien-Geschichte. Mit Kupfr. 12. 14 Gr.

— — Dramatische Unterhaltungen. Mit Kupfer. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Robinsons Kolonie, Fortsetzung von Campe's Robinson. Mit Kupfr. 12. 1 Thlr. 4 Gr.

Dasselbe Buch in französischer Sprache. Mit Kupfr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Tischer, B. v., die kleinen Schmetterlings-Freunde. Mit illumin. Kupfr. kl. 4. 1 Thlr. 16 Gr.

Dessen Encyclopädisches Taschenbuch für deutsche angehende Schmetterlings-Sammler. Mit illumin. und schwarzen Kupfern. 8. roh. 16 Gr.

Lindner, Professor F. W., Musikalischer Kinderfreund. Sammlung von Gesängen für die Jugend gebildeter Stände. qu. Fol. geb. 16 Gr.

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1822. Neue Folge, vierter Jahrgang. Mit sieben Kupfern: Tieck's Bildniß und sechs Darstellungen zu Shakspeare's König Lear, Kaufmann von Venedig, Othello und Macbeth, gestochen von Coupé, Delvaux, Adam, Bein und Leclerc in Paris. 16. VIII und 475 S.

Preis der Ausgabe mit goldenem Schnitte 2 Thlr. 6 Gr.
— — sauber cartonirten Ausgabe 2 — 6 —
— — rohen Ausgabe . . . 2 —
— — feinen Ausgabe mit Kupfer-Abdrücken vor der Schrift . . 3 — 12 —
— dieser feinen Ausgabe roh . . 3 — 3 —

Die 7 Kupfer in erlesenen Abdrücken vor der Schrift kosten 2 Thlr., so wie Tieck's Bildniß in den ersten Abdrücken in gr. 4to besonders 20 Gr.

Inhalt:

Kupfer und ihre Erklärung.

Allgemeines Vorwort und Bericht über die zur Preis-Bewerbung eingegangenen poetischen und prosaischen Erzählungen.

I. Sieg der Kunst, des Künstlers Lohn. Prosaische Erzählung von Friedrich Mosengeil.
II. Die Reise mit Amor, von Wilhelm von Schütz.
III. Vierzeilen. Von Friedrich Rückert.
IV. Wanderlieder. Von Wilhelm Müller.
V. Radegundis und Amalfred, oder die letzten Alt-Thüringer. Von C. W. Böttiger.
VI. Otto der Schütz. Zehn Romanzen von Gustav Schwab.
VII. Lord Byron. Von Wilhelm Müller.
VIII. Ritornelle. Von Friedrich Rückert.
IX. Ausstellungen aus den Reisen und Abentheuern von Jean Jaques Casanova de Seingalt. Nach dem in französischer Sprache geschriebenen Original-Manuscript bearbeitet von Wilhelm von Schütz.
   Vorwort des Herausgebers der Urania.
   Ueber den Verfasser, von Wilhelm Schütz.
   1. Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, und sein Zusammentreffen mit Casanova in Aix.
   2. Casanova's Duell in Warschau mit dem Kron-Marschall, Grafen Branicki.
   3. Casanova's Besuch bei Haller und Voltaire.
X. Vermischte Gedichte.
   1. Der Mensch. Ode an Lord Byron. Nach Lamartine von Otto Freiherr von der Malsburg.
   2. Assonanzen von Wilhelm Müller.
   3. Der Traum, Elegie, den Manen der Geschwister Theodor und Emma Körner geweiht, von Streckfuß.
   4. Frühlingsliederstrauß von Helmina von Chezy.
   5. Pipin der Kurze, Romanze von Streckfuß.
   6. Ländliche Lieder von Wilhelm Müller.
   7. An Otto von der Malsburg, von Helmina.
XI. Die Nebenbuhlerin ihrer selbst. Erzählung von Guntram.

Leipzig, im Oktober 1821.

F. A. Brockhaus.

Fr. Laun's neueste Romane,

bei Hartmann in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fr. Laun, Gitti's Erzählungs-Abende im ** Bade. 2 Bände. Preis: 2 Thlr. 8 Gr.
Enthaltend: 1ster Theil: 1. Das Skelett. 2. Der Graf von Altenburg. 3. Die Haken. 4. Der Gespensterthee. — 2ter Theil: 1. Die Todtenuhr. 2. Ich und mein Bruder. 3. Glaube und Muth. 4. Die Gräfin Spastaca.

— — Reisen im Bette u. s. w. Kleinigkeiten. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

— — Die Thürmer-Familie u. s. w. Kleinigkeiten. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

— — Der Traum von vier Wochen u. s. w. Kleinigkeiten. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

— — Drei Tage im Weinkeller. Preis: 21 Gr.

In der Gerstenbergschen Buchhandlung in Hildesheim sind neu erschienen:

Aristophanis Plutus. Textu recognito cum scholiis selectis in usum scholarum edidit A. Sander. gr. 8. 12 Gr.

Bibliothek, kritische, für das Schul- und Unterrichtwesen, im Verein mit mehreren Gelehrten; herausgegeben von Dr. G. Seebode. Dritter Jahrgang. 1811. gr. 8. 4 Thlr.
Von den früheren beiden Jahrgängen sind noch Exemplare, zu 4 Thlr. für den Jahrgang, in allen Buchhandlungen zu haben.

Döleke's, Dr. W. H, kleines Hülfsbuch beim Erlernen und Einüben der Formen im Griechischen, besonders des Zeitwortes. gr. 8. 6 Gr.

Eiwert, Dr. W., die Blausäure, das wirksamste Heilmittel in Lungenbeschwerden und einigen nervösen Krankheiten, nebst chemischen Bemerkungen über die beste Bereitungsart derselben. gr. 8. 12 Gr.

Muhlert's, Dr. F. A., Lehrbuch der Algebra für Schulen. 8. 16 Gr.

Schilling's, C. P., Leselehrtafeln, oder Tabellen zum Lesenlehren und zur Uebung im Lesen. 18 Gr.

Versuch über den Menschen nach seinem geistigen Vermögen, als Einleitung in das Studium der empirischen Psychologie und Logik. Zur Selbstbelehrung für junge Leute. 8. 20 Gr.

J. H. Campe's

Robinson der Jüngere.

Ein Lesebuch für die Jugend.
Fortgesetzt von C. Hildebrandt.
2te Auflage. Mit Kupfer. 12.
Leipzig, bei A. Wienbrack.
Preis: geb. 1 Thlr. 4 Gr., roh 1 Thlr.

Nach dem Urtheil aller Recensenten ist es dem Herrn Hildebrandt völlig gelungen, dies Buch in Campe's Manier aus zu arbeiten. Gewiß die beste Empfehlung.

Literarische Anzeige.

Der Zuschauer.

Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung.
Herausgegeben
von
J. D. Symanski.

Auch in dem Jahre 1822 wird dieses mit ungetheiltem Beifall aufgenommene Zeitblatt fortgesetzt, zu dessen Empfehlung von den zahlreichen Mitarbeitern hier nur folgende genannt werden dürfen, die für den laufenden Jahrgang Beiträge lieferten, als: Karoline Walkow, Fr. Barth, Bonafont, Bramigk, H. Burdach, J. F. Castelli, Emilie Damm, H. Döring, W. v. D'Elpons, Gebrüder Fatalis, August Gebauer, W. A. Gerle, Wilhelmine v. Gersdorf, Fr. Gleich, Haug, H. Heine, Klaue Hofer, E. T. A. Hoffmann, L. Jeitteles, J. C. Jhn, E. Karoli, Dr. Kinderling, Auguste Kühn, K. Lappe, Karl Locusta, G. A. v. Maltitz, Friderike May, Henriette v. Montenglaut, K. Müchler, Fr. Raßmann, L. Rellstab, Richard Roos, Franz v. Schlechta, Luise Schwarz, W. Sehring, Karl Seidel, Wild. Smets, Adalbert vom Thale, Alexis der Wanderer, Weisser rc.

Wöchentlich erscheinen von dem Zuschauer drei Stücke im größten Quart-Format, auf englischem Druckpapier. Der Jahrgang kostet 6 Thlr. Pr. Cour., und ist für diesen Preis durch sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen.

Berlin, im November 1821.

T. Trautwein.

Neuigkeiten der Michaelis-Messe 1821,

welche bei C. H. Hartmann in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Körner, Jul., Liebe und Prüfung. Ein Roman. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.
— — Niobe, Trauerspiel in 5 Acten. Preis: 12 Gr.
— — Agnes Bernauer, Trauerspiel in 5 Akten. Preis: broch. 18 Gr.
Gerle, W. A., Der kleine Phantasus. Erzählungen und Gespräche im Freundeskreise. 2 Theile. Preis: 2 Thlr.

Bei dem allgemeinen Interesse an den jetzigen Begebenheiten in Griechenland verdient folgendes Werk empfohlen, und besonders auf die im 2ten Bande desselben enthaltene Geschichte der Anastasia aufmerksam gemacht zu werden:

Natalia, vom Verfasser der Novelle Karlo (Friedrich Kind). 3 Theile, mit Kupfern und Vignetten. 8. Züllichau, in der Darnmannschen Buchhandlung.
Auf Druckpapier: 5 Thlr. 4 Gr.
= Velinpapier: 6 Thlr. 4 Gr.

Es kann wohl kein passenderes Geschenk bei jeder Gelegenheit für Jungfrauen, Bräute und junge Frauen geben, als dieses:

Gesammelte Briefe von Julie.

4 Bände. 2te Auflage. 8. Preis: geb. 5 Thlr.
Leipzig, bei A. Wienbrack.

Ein für das Schöne und Gute empfängliche Gemüth findet reichliche Nahrung in diesem trefflichen Buche.

Commentar

zu

den Credit-Gesetzen des Preußischen Staats

in ihrer Vollständigkeit und ihrem Zusammenhange.
Ein Handbuch für praktische Juristen.
Des ganzen Werkes 4ter Band in 2 Abtheilungen als ein für sich bestehendes Werk unter dem Titel:

Die Lehre von der Vollmacht, Procura, Mäklern, Cession, Assignation, Expromission, Novation, Erbschaftskauf, Cautionen, Bürgschaften, Pfändern, Bodmerey, Hypotheken, Retentionsrechte, Deposition, Zahlung, Angabe an Zahlungsstatt, Compensation, Entsagung, Vergleich und Vereinigung der Rechte.

Von

Dr. M. C. F. W. Grävell,

Königl. Preuß. Regierungsrathe.

Die Besitzer der ersteren Theile können, wenn sie wollen, auch diesen Band um den Pränumerations-Preis bekommen, wenn sie sich direkte an unterzeichnete Verlagshandlung wenden, und 2 Thlr. 16 Gr. Preuß. Cour. franco einsenden. Der Ladenpreis ist 4 Thlr.

Maurersche Buchhandlung,
Poststraße Nr. 29.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Taschenbuch

für Schauspieler und Schauspiel-Freunde
auf das Jahr 1822.
Mit Beiträgen von Berling, Castelli, Grillparzer, Fr. Haug, v. Holtey, Kuffner, v. Lannoy, Sommer, Weidmann und Andern.
Herausgegeben von Lembert.
12. Mit einem Portrait.
Preis: geb. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 194sten Blatte des Gesellschafters.

Petersburg. Seit der ersten Reise der Russen um die Welt, sahen wir sie fast jahrlich diese Unternehmung mit Erfolg und Schnelligkeit, und zur Ehre der Russischen Flagge ausführen, allein keine einzige dieser Reisen ist in Betracht der Schiffahrt so merkwürdig, und war mit so wichtigen Entdeckungen gekrönt, als die Expedition, welche im Jahr 1819 unter dem Befehl des Kapitains v. Bellingshausen nach dem Süd-Pol abgefertigt wurde. Sie bestand aus der Sloop „Wostock", Kapitain v. Bellingshausen und „Mirnoi", Lieutenant Lasareff. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kamen sie am 24sten Juli (alten Styls) dieses Jahrs auf die Rheede von Kronstadt zurück, und seit dem Tage bis zum 15ten August, wo sie in den Hafen eingingen, wurden diese Schiffe von Besuchenden gar nicht leer, die aus Petersburg und andern Orten herbei strömten. Der Kaiser geruhete, am 3ten August gleichfalls diese Schiffe zu besuchen, und besah die Seltenheiten, welche sie aus Gegenden mitgebracht hatten, die noch nie von Russen besucht waren, so wie auch die Zeichnungen des bei dieser Expedition befindlichen Künstlers Michailow, worauf der Kaiser den Offizieren und der ganzen Mannschaft seine besondere Zufriedenheit bezeugte. Auf den Charten, die sie selbst im großen Maaßstabe verfertigt haben, ist mit der größten Genauigkeit die Reise beider Schiffe und des berühmten Cook angezeigt. Obgleich der Englische Seefahrer dem Pol auf einen Grad näher kam, als die Russen, so begünstigte ihn darin das schöne Wetter und ein besonderer Umstand; denn er kehrte bei Ansicht der großen Eismassen gleich um, dagegen die Russischen Seefahrer mehr denn tausend Werste mit außerordentlicher Mühe sich durch die Eisberge durcharbeiteten, die nicht selten 50 Faden Höhe über der Oberfläche des Wassers hatten, und der augenscheinlichen Gefahr nur durch ihre ununterbrochene Vorsicht entgingen. Die erste Reise des Kapitains Bellingshausen nach dem Südpol geschah im Jahr 1819. Er ging am 22sten Novbr. mit seinen Schiffen aus Rio de Janeiro, und kam den 15ten December an die Inseln Wallis und Georg. Cook hatte diese Inseln nur von der Nordseite beschrieben; Bellingshausen beendigte also die Beschreibung derselben, indem er sie von der Südseite umging. Von da begab er sich nach den Sandwichs-Inseln, und entdeckte am 22sten December, 62. 56° südl. Breite und 28° westl. Länge, drei bis jetzt unbekannte Inseln. Indem er in dieser Richtung die Reise südlich verfolgte, überzeugte er sich, daß das von Cook genannte Ufer Bristol eine Insel ist, die 19 Meilen im Umfang hat; eben so sah man auch, daß Tulio eine Insel sey. Den 4ten Januar 1820 waren die Schiffe in 60°, 39'. Breite rings mit Eis umgeben; demungeachtet gingen sie den 16ten Jan. bis S. 69° 25' Breite in der Länge von 2°, 10' W., wo sie wegen des dicken Eises nicht weiter kommen konnten, sondern ihre Untersuchungen bis zum 5ten März in verschiedenen Richtungen verfolgten. Die heftigen Stürme, die in diesen Breiten herrschten, besonders bei Annäherung des Winters (die Russischen Sommer-Monate sind in der Halbkugel fast Winter-Monate), die zunehmende Kälte (sogar im Sommer ging die Kälte bis 4⅔ Grad Reaumur), Nebel und Schnee und die zunehmenden Nächte machten die weitere Schiffahrt gefährlich, um so mehr, da das Commando von täglichen beständigen Beschäftigungen und von der Feuchtigkeit erschöpft war; Alles dieses nöthigte Herr v. Bellingshausen nach dem Neuholländischen Hafen Jackson zum Ausbessern zu gehen. — Die zweite Reise des Wostock und Mirnoi war nicht minder glücklich und merkwürdig. Bei dem Durchgang des Archipelags im stillen Meere, entdeckten sie eine neue Inselgruppe, die bis jetzt noch von Niemand beschrieben wurde. In der großen Breite unter 69°, fanden sie zwei Inseln, wovon sie die erste, zur Ehre des Stifters der Russischen Flotte, Peter der Große, und die zweite Alexander I. nannten. Von hier gingen sie längst der Südseite Schettlands, welches von den Engländern für festes Land gehalten wurde, weil es bis jetzt von den Seefahrern nur von der Nordseite gesehen worden ist; und indem sie in dieser Richtung ihre Reise fortsetzten, entdeckten sie noch drei Inseln. Auf der Rückreise aus Brasilien brachten sie unsern Gesandten nach Lissabon. Zum guten Erfolg dieser Expedition und zur Ehre der Befehlshaber, muß man noch hinzufügen, daß ohnerachtet der Strenge des Klima's, wodurch selbst die auf ihren Schiffen befindlichen Thiere an Entkräftung umkamen, und den übrigen Uebeln, mit denen sie zu kämpfen hatten, sie doch nur einen Menschen an Krankheit verloren. Es ist schwer, die verschiedenen Seltenheiten, die sie mitgebracht haben, zu beschreiben. Schöne Kakadu's, buntfarbige Papagayen, sind größtentheils glücklich angekommen, und die ausgestopften Thiere und Vögel ohne Schaden aufbewahrt. Unter der Zahl derselben bemerkt man auch den sogenannten Prinz-Regenten. Außerdem ist eine große Menge Werkzeuge, Waffen und Kleider mitgebracht, deren sich die Wilden dortiger Gegenden bedienen, und deren Vollkommenheit Bewunderung verdient. Besonders merkwürdig sind Seeländische Köpfe, die so gut aufbewahrt sind, daß, wenn man ihnen Augen einsetzte, man sie für lebendige Köpfe halten könnte; einige unter ihnen haben weder ein Haar noch einen Zahn verloren, und auf der Haut derselben ist die Tatuirung genau zu sehen. Diese Köpfe gehörten besiegten Feinden, und wurden von den Seeländern als Kriegstrophäen bewahrt. (In Portugal bot man für einen solchen Kopf 600 Thaler). Herr v. Lasareff hat mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eine kostbare Sammlung Modelle aller von ihm gesehenen Fahrzeuge, deren sich die Wilden bedienen, veranstaltet. Das Portefeuille des Herrn Michailows enthält gegen 80 Zeichnungen verschiedener Art. Sie sind alle bemerkenswerth, hauptsächlich aber verdienen erwähnt zu werden: 1) Die Mittagstafel, welche der König von Otaheite, Pomarry, dem Kapitain gab, wo alle Gesichter en portrait und der Platz und die Sachen aufs genaueste dargestellt sind. 2) Darstellung der Fahrt dieser Schiffe zwischen den großen Eismassen, deren viele die Form von Schlössern, Pyramiden u. s. w. haben. 3) Ansicht von Port Jackson u. s. w. Die Portraits mehrerer Wilden sind vortrefflich, besonders das der Otaheitischen Prinzessin, worunter der König eigenhändig und sehr gut mit lateinischen Lettern ihren Namen Aimata geschrieben hat. Der Wunsch, der Kaiserin Mutter gefällig zu seyn, vermochte den Herrn v. Bellingshausen, einen Kopf mit einer prächtigen Neuholländischen Tnive aufzubewahren. Auch hat er kostbare mineralogische Stuffen mitgebracht, die er von der Prinzessin von Brasilien zum Geschenk bekam, und die er der hiesigen mineralogischen Gesellschaft verehrt hat. Noch ist merkwürdig, daß diese beiden Schiffe, welche die Reise gemacht haben, von Russischer Bauart sind. Wostock ist auf dem Privat-Werfte Ochta hieselbst, und Mirnoi ohnweit Petersburg in Lodeinope-Pole gebaut. Sie waren mit den kostbarsten See- und astronomischen Instrumenten versehen. Der Kaiser ernannte den Herrn v. Bellingshausen zum Capitain-Commodore (und verlieh ihm auch den Wladimir-Orden dritter Klasse), den Lieu-

tenant v. Lasareff und Kapitain-Lieutenant v. Sawadowski zu Kapitains vom zweiten Range. — Zum Besten der Griechen kammen sehr ansehnliche Summen ein, die dem Minister der Volksaufklärung, Fuersten Gallizin, abgeliefert werden. Unter andern hat der grosse burgerliche Clubb im Namen der Gesellschaft 500 Rubel gegeben, wofür derselbe von dem Minister ein Danksagungs-Schreiben erhalten hat. Der bürgerliche Tanz-Clubb veranstaltete zu diesem Zweck in seinem grosen Lokale eine affentliche Maskerade, wo jede Person 10 Rubel zahlte; nach Abzug der Kosten blieben noch ein Paar Tausend Rubel.

— * —

Literatur. „Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1822." Herausgegeben von Aloys Schreiber. (Heidelberg, bei Joseph Engelmann.) Diese, dem schönen Geschlecht ausschließend gewidmete Sammlung von Erzahlungen und Gedichten erscheint, ihrer Bestimmung gemaß, äußerlich wie innerlich, das heißt, was ihre Verzierung sowohl als ihren Inhalt betrifft, mit Eleganz und allem geziemenden Anstande. — Das wäre nun freilich zu ihrer Empfehlung eben nach nicht viel gesagt; denn wer weiß es heutiges Tages nicht, daß man so gut mit als ohne Eleganz und Anstand recht füglich eine Null seyn kann? Zum Glück für die Leserinnen, wie für die Verfasser und Kritiker, enthält dieses Taschenbuch jedoch nicht nur mancherlei Annehmliches, sondern selbst Einiges, was mehr als annehmlich, was in seiner Art sagar vorzüglich genannt zu werden verdient, und also dem eleganten Aeußeren, worin es hier erscheint, recht wahl entspricht. — So viel im Allgemeinen, nun zum näheren Inhalte; er besteht: I. aus sechs Erzählungen, nämlich: „Der Zandermard", romantische Novelle von G. Döring; „Throndur und Einarm", von L. M. Fouqué; „der Fischer von Kramalot", in Versen, von K. Geib; „die Rache", „das Partrait", beide von A. Schreiber; und „der Rächer", vom Verfasser von „Wahl und Führung". II. Aus größeren und kleineren Gedichten von A—, Bechtalsheim, Brun (Friderike), Conz, Döring, Ehrhardt (Elise), G—, Geib, Graste, Hell, Helmina, Huller, Maltburg, Neuffer, Nordheim (Julie), Nese, Schreiber, Schumacher, St—, Theophania und einigen ganz Ungenannten. — Einem außeren Grunde zu Folge scheint, selbst nach der Meinung des Herausgebers, der Erzahlung vom Verfasser von „Wahl und Fuhrung", überschrieben: „Der Rächer", der Preis vor allen übrigen zuerkannt; denn ihr sind von den Kupfern, die das Werkchen zieren, nicht weniger als drei gewidmet, während die übrigen Kinder der Clio sich mit einem einzigen mußten abfinden lassen. Wir dürfen auch diesem kleinen Kunstwerke zu einer Zeit, wa das Helldunkel des Styls an der Tages-Ordnung ist, sein Glück, sonderlich bei dem schönen Geschlecht, nicht absprechen; für einen guten Erzähler läßt sich aber der Verfasser viel zu viel suchen, viel zu oft bloß errathen, und es fehlt mitunter an jener Leichtigkeit, welche dergleichen Geistesprodukten, wa nicht allen, dach gewiß ihren vorzüglichsten Werth giebt. Das Schauerliche, Wunderbare, Mystische und Abentheuerliche ist in dieser Erzahlung reichlich benutzt und insofern ist es manchem neuen Kritiker gewiß ein Meisterwerk, und der Leserwelt eine höchst willkommene Gabe. Daß übrigens die darin herrschende Sprache im Ganzen sehr edel und gewahlt ist, wird Niemand leugnen, und dies ist, nachst der höchsten sittlichen Reinheit, ein varzügliches Verdienst des ganzen Werkchens. — Die Erzahlung von L. M. Fouqué hat zu Anfange einige vorzüglich interessante Stellen, wird aber in der Mitte durch überflussige Breite ein wenig matt, und befriedigt am Ende auch durch ihren Ausgang nicht sanderlich, abwahl man ihm das Verdienst des Unerwarteten nicht streitig machen kann. Das Breite der Mitte fallt um sa unangenehmer auf, da der Verfasser gegen das Ende, S. 86, einen seiner nardischen Helden sehr treuherzig versichern laßt: „daß die Nordlander gegen die Hellenen in der Regel ausnehmend kurz

zu erzählen pflegten." Nicht wenige Kenner des Grie[...] werden dem Verfasser dagegen versichern, daß ihnen di[...] langere Odyssee nie so lang vorgekommen ist, als dies[...] kurze Erzählung. Es sind auch Verse eingemischt, die abe[...] alle so inhaltreich sind, als die nachfolgend mitgetheilte[...] übrigens sehr an ihrer Stelle stehen, da das Ganze e[...] wurde, um eine Art von Kraftgenie — aber in der edler[...] deutung des Worts — ein wenig in die Schule zu nehmen[...] sie freilich etwas minder durch die Schnürbrust des Vers[...] beengt wären, so könnte es nicht schaden:

„Kein Mensch in aller Welt,
'S ist irgend an ihm was schief gestellt:
Kein Vogel im Lüftewallen —
'S ist irgend ihm eine Feder entfallen! —
Kein Fisch im weiten Meer;
Seine Flosse schwimmt wo anders, als er:
Kein Thier auf dem Erdenbau,
Es fehlt ihm ein Zahn oder auch eine Klau! —
Keine Flamme so keck im Fressen,
Sie hat wo irgend ein Reislein vergessen: —
Drum spiele nicht zu hohes Spiel!
Dir mangeln der Dinge ganz gräulich viel!"

— „Der Zandermord", von Döring, ist eine Erzählun[...] im Geiste der Zeit; das heißt: für gewöhnliche Menschen[...] zu denen Referent sich demüthigst selbst zählen muß, eb[...] Wunderbaren wegen, nicht bloß unerklarlich, sandern auch[...] unglaublich. Es ersticht nämlich ein eben so treuer als[...] cher Liebhaber seine eigene Geliebte aus — weiter Fern[...] in — einem Zauberbecher. Uebrigens hat die Erzählun[...] große Hauptvorzüge, nämlich den der Lebendigkeit, der K[...] der Raschheit und der Kürze. Man thäte ihr das gröb[...] recht, wenn man sie nicht höchst unterhaltend nennen [...] Wazu aber nicht ganz gewöhnliche Talente an solch [...] Stoff verschwendet wurden? das frage man uns nicht, de[...] wir wissen es nicht. — Die beiden Erzählungen des Her[...] ders (A. Schreiber): „Die Rache" und „das Portrait", [...] uns, so wenig Ansprüche sie auch zu machen scheinen, [...] ganzen Sammlung gerade am besten gefallen. Ohne [...] seyn, was man reich an Erfindung nennt, vermeiden [...] über- aber widernatürliche Uebertreibung, wie sehr auch [...] genwärtige Mode-Geschmack dazu einladet, und erwecke[...] durch Einfachheit und Kunstlosigkeit in der Seele des [...] ein angenehmes Interesse. Die erste scheint uns noch g[...] ner, als die letztere, wiewohl wir auch diese nicht ohn[...] gnügen gelesen haben. Eines müssen wir noch erinner[...] Art van Romanze, die sich in der ersten Erzählung b[...] wird Mancher weg wünschen, weil sie mit einer Göt[...] Erfindung zu viel Aehnliches hat, auf die während der [...] zwanzig Jahre nur zu oft angespielt worden ist. — We[...] poetische Erzählung: „Der Fischer van Kramalat", von [...] halb so lang und noch einmal so interessant wäre, mö[...] hin und wieder einen gutmüthigen Leser finden, der di[...] Ende aushielte. Sa wie sie da ist, kann sie auch vor [...] lerantesten Kritik keine Gnade finden und Referent muß [...] bekennen, daß ihm das Fädchen der Geduld schon längst [...] sen war, ehe er nach die dritte Seite vollendet hatte. — [...] desto erfreulichere Erscheinung für ihn war dagegen die [...] „Raiamunde" von St—, der dem dermaligen deutschen [...] nasse van Rechtswegen seinen ganzen Namen nicht hatte [...] bleiben sollen; denn obwahl sie in einem Tone gedichtet [...] Schiller's Andenken ein wenig zur Unzeit erneuert, so [...] dach nicht bloß die schönste Zierde dieses Taschenbuches, [...] auch eine seltene Bereicherung unserer poetischen Literatur [...] haupt. Es ist eine wahre Erquickung, wenn man sich [...] sa manche Steppe der allerneuesten Dichterwelt glücklich [...] gearbeitet hat, endlich einmal wieder eine Gabe wie [...]

finden, und gern läßt man, um des nicht mißlungenen Ganzen willen, hier und dort einen kleinen Makel im Einzelnen unbeachtet. — Auf gleiche Toleranz der Kritik haben die billigsten Ansprüche zu machen: „Die Muse", mit dem Vornamen „Charlotte" unterschrieben; fast sämmtliche Beiträge des Herausgebers; die niedlichen Kleinigkeiten von A —, die stets zu denken geben; „die Flüchtigen", von Julie Nordheim, in natürlicher und inniger Schwermuth; „das Mailied", von A. Hiller, voll sanfter, zarter Gefühle; „das Weihgeschenk", von Conz, und noch einige andere Gedichte. E. W.

Literatur. „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts in den Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen; von ihm selbst aufgesetzt". Herausgegeben von Büsching. 1ster Band. (Breslau, bei Josef Max). — Der Herr Herausgeber sagt von diesem in mehr als einer Rücksicht höchst merkwürdigen Lebensgemälde des sechszehnten Jahrhunderts in der Vorrede: Daß bedeutende Fragmente davon bereits vor mehreren Jahren zuerst in den „Schlesischen Provinzialblättern" bekannt gemacht waren, nach deren Bekanntmachung man zwar von vielen Seiten den Druck des Ganzen gewünscht, selbigen aber erst jetzt durch den Verein für Schlesische Geschichte und Alterthümer habe möglich machen können. Es liegt bei gegenwärtigem Abdrucke, wie der Herausgeber weiter meldet, zunächst eine Handschrift zum Grunde, die er selbst aus der Gräfl. Schweinichischen Büchersammlung erhalten, womit er aber noch eine zweite aus der Bernhardin-Büchersammlung verglichen hat. Eine dritte, und wahrscheinlich das Ur-Manuskript selbst, befindet sich in der Bibliothek des Herrn Grafen von Hochberg. Es versteht sich, daß er diese zur Vergleichung noch weit lieber mit benutzt hätte, als die eben genannte; allein er versichert, daß ihm dieselbe Gräflicher Seits verweigert worden sey. — Um desto dankbarer werden alle Freunde der Literatur diese höchst merkwürdige Reliquie des sechszehnten Jahrhunderts aus seinen Händen empfangen. Referent bekennt, daß ihm nicht leicht etwas Angenehmeres hätte begegnen können, als durch diese Schrift so ganz in das Innere des damaligen Familienlebens des Schlesischen Adels unmittelbar eingeführt zu werden. Gehörte er zu unsern heutigen Polygraphen, so würde er unmöglich der Versuchung widerstehen können, statt dieser kurzen Anzeige, gleich lieber ein ausführliches Buch über dieses höchst merkwürdige literarische Produkt zu schreiben: so vielerlei Betrachtungen, Resultate und Schlüsse schienen ihm gleich bei dem ersten Blicke über das Damals und Jetzt aus einer Schrift hervorzugehen, von welcher man kaum begreift, wie sie bei dem bekannten Fleiße und Forschungsgeiste der Deutschen der öffentlichen Verbreitung so lange hat entzogen werden können. — Referent bedauert um so inniger, daß ihm hier für ein so wichtiges Aktenstück der Vorzeit kaum etwas mehr zu thun vergönnt ist, als auf dessen neueste Erscheinung seiner Seits ein wenig mit aufmerksam machen zu helfen. Denn man mag das Familienleben betrachten von welcher Seite man will; von Seiten der Geselligkeit, der Häuslichkeit, der Erziehung, der Religiosität, der Sittlichkeit oder auch nur der Oekonomie: überall bieten sich dem aufmerksamen Leser aus dieser Schrift die auffallendsten Resultate dar, und nicht selten kontrastiren die hier gelieferten Belege dermaßen mit allen Begriffen, die man sich über den sogenannten zweiten Stand oder den Adel jener Zeiten gebildet hatte, daß mit jenen Begriffen durchaus eine Reform vorgenommen werden muß, wenn man sie nicht auf Kosten der Wahrheit eingesammelt haben will. — Um z. B. gleich nur Eins anzuführen, so ist es doch allgemein bekannt, daß noch unter Friedrichs II. Regierung der Schlesische wie der Hannöverische Adel, wegen seines vornehmen Airs gegen den dritten Stand, in unserm nördlichen Deutschland ganz vorzüglich verschrieen war. Jedermann glaubte daher schließen zu müssen, daß die Scheidewände zwischen dem adlichen und bürgerlichen Leben überhaupt, so wie besonders zwischen den gewöhnlichen Verrichtungen des einen und des andern Standes, in frühern Zeiten, wo nicht noch schärfer, doch mindestens eben so scharf abgeschnitten gewesen seyn müßten, als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, um sich jenes vornehme Air, seinem Entstehen nach, nur leidlich erklären zu können. Allein, was wird man sagen, wenn man, obgleich der erzählende Herr Hans von Schweinichen Seite 24 von sich meldet, daß er in Aula et non in Caula geboren sey, dennoch S. 26 wieder folgendes Bekenntniß von ihm liest: „Wie ich meines Alters ins 9te Jahr und also der Jahrszahl nach ins 1561ste Jahr kommen und also wenig daß meinen Verstand erlangt habe, habe ich zu Mackschütz zum Dorf-Schreiber George Pentzin gehen müssen und allda zwei Jahre schreiben und lesen lernen; wenn ich bald war risch (das Wort heißt noch jetzt in Schlesien so viel, als munter oder rasch) und wenn ich aus der Schule kam, mußte ich der Gänse hüten. Wie ich einst der Gänse hüte, und sie sehr umliefen, speilt (spannt ich mit einem Hölzchen aus einander) den Gänsen allen das Maul auf; da blieben sie stille stehen; waren also bald erdurst't, welches die Frau Mutter gewahr ward, und gab mir einen guten Schilling (eine gute Tracht Schläge). Durfte hernach nicht mehr der Gänse hüten. Ich bekam aber ein ander Amt, daß ich auf den Ställen und in Scheunen Eier suchen mußte, und wenn ich ihr ein Schock zusammen brachte, so gab mir die Frau Mutter 6 Heller davor: die wahrten nicht lange, so hatte ich Gloßen und Schnellkäulchen davor (Murmel und Wurfsteinchen). — Wundert man sich schon hier über das Abschicken zum Dorfschreiber und über die interessante Beschäftigung außer den Schulstunden, was wird man erst an hundert und aber hundert andern Stellen dieses Büchleins thun, wo es mit unserem Junker von Schweinichen hergeht, wie man es sich auch im Traume noch nicht vorgestellt hätte? So erzählte er S. 28, daß er 1562, 14 Tage nach Ostern, zu Herzog Friedrich III zur Liegnitz gegeben sey, in der Absicht, daß er mit zwei Söhnen dieses Herzogs studiren solle. Auch wird noch ein Barthel Logau mit zum Studiren gegeben. Der Herzog hält sämmtlichen jungen Herren einen Präzeptor, Hans Pfitzner, genannt von Goldberg. Diesen schildert der Junker sehr streng, erzählt aber während der Schilderung höchst naiv die Art und Weise, wie er sich von seiner Strenge los gekauft habe. „Der gute Mann, sagt er S. 29, ging gerne an die Buhlschaft zu schönen Jungfrauen, und hatte nicht Geld. Darum ließ er alle Fünf grade mit mir seyn, damit ich ihm nur aufwarte und Geld gab. Bin also die Zeit, weil er Praeceptor war, über 2 mal nicht gestrichen worden, welche ich doch wohl verdient gehabt, und Er es ehrenhalben nicht umgehen hat mögen. Sonsten bin ich neben dem von Logau mit Essen und Trinken wohlgehalten worden, mußten auch dem alten Herrn im Zimmer aufwarten, Essen und Trinken holen, und dies leisten, was Jungen zusteht, auch mehrentheils, wenn Ihro F. Gnaden einen Rausch hatten, im Zimmer liegen, denn Ihro F. Gnaden nicht gerne zu Bette gingen, wenn sie berauscht waren." — Ueberhaupt ist in allen diesen Bekenntnissen noch mehr als Rousseausche Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe. Wenn indessen diese, mit den Begriffen des Hochlebens der adlichen Welt insgesammt etwas stark kontrastirenden Angaben gleich sehr interessant sind, so hat das Gemälde doch noch eine hervorstechende Seite, von der es gerade in den gegenwärtigen Perioden jedem Nachdenkenden noch weit interessanter wird; und das ist die religiöse. Man erstaunt, wenn man hier liest, was alles sich mit der christlichsten und aufrichtigsten Frömmigkeit des sechszehnten Jahrhunderts recht füglich vertragen hat, und muß hieraus für unsere eigene Zukunft Schlüsse ziehen, die vielleicht nicht nach Jedermanns Ansichten

zu den erfreulichsten gehören dürften. — Da es übrigens, wie schon mehrmals eingestanden, in dieser Schrift von auffallenden Erzählungen wimmelt, und wir hier auf einen zu engen Raum beschränkt sind, als daß wir noch vieles daraus anführen könnten, so sey es uns vergönnt, nur noch auf einen, aber äußerst merkwürdigen Bericht dieses Herrn Hans von Schweinichen hin zu weisen. Er ertheilt ihn von S. 81 u. s. w. Der ganze drollige Handel ist ins Kurze gezogen folgender: Der Herzog von Liegnitz steht im Jahre 1574 nicht in dem besten Vernehmen mit dem Kurfürsten von Sachsen, reist daher in höchst eigner Person zu einem Vogelschießen nach Dresden, um dieses lästige Verhältniß, wo möglich, baldigst abzuändern, läßt sich aber bei seiner Ankunft nicht sogleich beim Kurfürsten melden, sondern wartet erst den folgenden Morgen ab, wo diese Meldung durch eben unsern Herrn Hans von Schweinichen in optima forma geschieht. Allein Se. Kurfürstl. Gnaden nehmen diesen kleinen Verstoß wider die damalige Hofetikette dermaßen übel auf, daß Sie Sr. Fürstlichen Gnaden, ohne Höchstdieselben gehört und gesprochen zu haben, durch ihren Marschall ansagen lassen: „daß sich J. F. Gnaden bald aufmachen wollen und bei Tag und Nacht sich gen Liegnitz aufs Haus einstellen, auch von dannen nicht verrücken, bis auf Ihre Kurfürstl. Gnaden fernere Anordnung.“ Dieser Kurfürstl. Seits auferlegte Hausarrest wird sofort von dem Herzoge respektirt, Hochdieselben reisen de facto nach ihrem Liegnitz ins Gewahrsam zurück, und haben nicht wenig Mühe und Noth, von diesem Hausbanne wieder befreit zu werden. Unterdessen wird unser Herr Hans von Schweinichen abermals das glückliche Werkzeug, wodurch die Befreiung endlich zu Stande kommt. — Schließlich versichert der Referent nochmals aus eigener innigster Erfahrung, daß es keinen achten Beobachter der Zeit, wie sie war und wie sie ist, auch nur einen Augenblick gereuen kann, die hier ertheilten reichhaltigen Nachrichten gelesen zu haben; Jeder wird vielmehr mit großer Freude hören, daß auch der zweite Band in wenigen Wochen erscheint. ***.

Lady Morgan über Rossini's „Moses“. Bekanntlich dürfen in der Fastenzeit zu Neapel keine Schauspiele aufgeführt werden, als die von der Kirche vorgeschriebenen, d. h. solche, die aus der heiligen Schrift entlehnt sind. Aus diesem Grunde componirte Rossini seinen „Moses“ für die Fastenzeit. Auch füllte er ihn fast ganz allein aus; denn so oft er auch gegeben wurde, man sah und hörte ihn immer mit allem Vergnügen, das sonst nur die Neuheit gewährt. — Die Oper „Moses“ ist zum Theil ganz biblisch, zum Theil das Werk der Einbildung des Dichters, in erotischen Zusätzen, wie sie die Musik verlangt. Das Stück beginnt mit dem von Gott erhaltenen Auftrag Mosis und Aarons an den König Pharao. Diesen hält der Dichter in der Höhe eines mächtigen Herrschers; selbst in seiner Herzens-Verstockung zeigt sich die Größe und Würde des Diadems, er drückt sie in einem erhobenen Solo mit Stolz und Verachtung des Gottes Israels aus. Bald wechselt die Scene, und in einem zärtlichen Duett zwischen Pharao's Sohn und einer jungen Israelitin, Mosis Pflegetochter, schmelzen Herzen und Töne zusammen. Das liebende Paar mußte in die ernste Oper eingeflochten werden, um Abwechselung und heiteres Farbenspiel zu gewinnen. Die großen Auftritte sind die zwischen Moses und Pharao. Moses, immer ernst, gebieterisch und zuversichtlich im Namen des Gottes, der ihn sandte, droht im tiefen Baß dem mächtigen Unterdrücker Israels, und verkündet ihm eine Plage nach der andern. Pharao, abwechselnd von den Plagen gedrängt, die sich auf der Bühne zeigen, und wieder verstockt, sobald sie entschwinden, giebt immer mehr vom Widerstande nach, und willigt zuletzt in die Abreise der Israeliten. Jetzt erblickt man die halb nackten Schaaren der Unglücklichen an den Thoren, zum Aufbruch bereit; mager, abgezehrt, von der schweren Arbeit erschöpft, und doch voll Hoff-

nung und Zuversicht auf ihren göttlichen
bedeckt und im armseligen Ranzen die Ge
den Egyptern — ein verdienter Lohn ihres
abgelockt. In diesem Augenblick wetteife
den Chören und Märschen. Rührend un
ist die Musik, und den Saitenspielen und H
bächen Babylons weit vor zu ziehen. J
das Zeichen zum Abmarsch geben, als P
eilend, die Befehle seines Vaters zurück
strandende Israelitin, der Moses gebieten
auferlegt, ihm zu folgen, ergreift, und
schickt. Hier beginnt das schönste Quat
Aaron, dem Prinzen und Mosis Pflegeto
Prinz dem Gesetzgeber der Israeliten vor:
gekannt; hier erhebt Aaron den Muth
verzweifelt die junge Geliebte; hier geräth
Wuth, stürzt auf die Kniee, ruft den Hi
um den Donner seines Zorns; um die B
Hand. Der Strahl fährt herab, trifft
lästernden Prinzen; und die Geliebte, w
stürzt über den Leichnam dahin und sing
Requiem. Moses, ein kalter Zeuge, wiede
Ausdruck. Mit seinem Stabe theilt er d
trockenen Fußes die Kinder Israel durch
Bühne, unter endlosem Beifall der Meng
Vorhang gefallen, nach Hause eilt, und a
laut ruft: „mi manca la voce!“

Auf den Sandwichs-Inseln herrscht
glaube in Betreff der Weiber. Eine Fra
Hütte treten, wo Männer speisen; Feuer,
gezündet, darf sie nicht gebrauchen, und
essen. Wenn eine Frau eines dieser Verb
Tod unausbleibliche Strafe. — Unweit di
vom Capitain Kotzebue aufgefundenen Re
der Bewohner dieser Inseln, Namens Kad
naue Bekanntschaft mit Kotzebue, und the
teressante über die Eigenthümlichkeiten de
Kette mit. Namentlich ist die Insel Yap,
der Carolinen-Inseln, ein ewiger Zankap
sie beherrschen. Bei entstehendem Zwist v
Streiter auf, und Jeder bemalt sich roth
und schmückt den Kopf mit Blumen-Strä
bei uns Uniform und Czackow anlegt. D
getanzt und getrunken, und mit Sonnen
Kampf. Nachts ist Waffenstillstand, wie
Tages gewesen. Vornehmlich geht das T
der Chefs zu erhaschen, der dann in kle
und von den Siegern verzehrt wird. Ist
tigen Speisens satt, dann treten die junge
Blumen umkränzt, und bringen Früchte
Köpfen in Körben herbei. — Der wilde B
trug ein Muschel-Halsband, welches er
geben wollte. Er empfing es bei folgen
letzten Kriege, als die Insulaner von Ar
Insel, Aour plündern wollten, hielt Kado
Feind bei der Kehle, ihm den Hals ab zu
lich ein junges Mädchen, außer sich vor
und zu seinen Füßen um Gnade für ih
ward mitleidig, und schenkte ihm das Leb
gab die Erfreute dem Großmüthigen die
und der Vater that den Vorschlag, Kadon
rathen und mit ihm kommen; er werde
Obgleich der Antrag sehr verführend war
National-Haß das Lockende. Kadon ging
aber, das Halsband als ein Andenken
(Journ. d. Déb.)

Zeitung der Ereignisse und Ansichten.

Beilage zum 206ten Blatte des Gesellschafters.

Literatur. „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1822" (Leipzig, bei Gleditsch). „Hut ab!" pflegt Müllner zu sagen, wenn er vor einer literarischen Erscheinung Respekt erregen möchte. Wir wollen dies einmal nachahmen und dann hinzu setzen Kranz auf! indem wir an Tieck denken und sein in jenem Taschenbuch enthaltenes Werkchen: „Die Gemälde". Unbestritten hat dieser Dichter in dem Novellen-Gebiete der zahlreichen Neugeburten für die Taschenbücher den Kranz verdient. Das nennen wir einen Charakter mit Worten zeichnen, wie hier der alte Maler Eulenböck hingestellt ist! — und die Kunst-Ansichten, die sich vielseitig entwickeln, wahrhaftig! sie gleichen nicht dem Spielen, womit man jetzt alle mögliche Wissenschaftlichkeit in den Erzählungen zusammen schleppen will. Der Stoff ist leicht, aber was sich anknüpft, sind Worte voll goldhaltigen Ernstes und Humors, und der rechte Leser wird oft laut aufjauchzen und wiederum so recht herzinnig still bekräftigen —

Ihr, die ihr wollt die Literatur
Vermystiziren und verwildern,
O lernt von Tieck, wie er Natur
Und Kunst und Menschen weiß zu schildern!
Dann fragt: ob mit phantast'schen Bildern,
Mit derben und verwasch'nen Rittern,
Mit Mord, Gespenstern, Ungewittern,
Ihr solche Wirkung je erweckt,
Als Tieck, der hier mit kecken Strichen
Gemälde schuf, die unverblichen —
Im Leben selbst stets neu entdeckt —
Gestalten uns in's Inn're tragen! —
Nein! — selbst ein Anti-Tieck muß sagen
Hat einst auch unsre Zeit antiken Schein,
Wird die Novelle noch Novelle seyn!

Ein Taschenbuch bedarf wohl nur ein Juweel der Art, um sein Glück zu machen; aber es ist auch in den andern Gegenständen gesorgt für diejenigen, die man mit Lesewelt — nicht immer erlesen! — zu bezeichnen pflegt. Da ist eine Erzählung von Hoffmann „Der Elementargeist". Sie hat Geist im Anfang; das Elementar-Wesen hält indessen nicht fest, sondern verflüchtigt sich gegen das Ende hin sehr. Phantasie, lebendige Darstellung und gewandte Schreibart zeigen sich aber auch hier, und wer bei gesunder Constitution wissen will, wie Einem im Fieber zu Muthe ist, wer momentan gern die eigene mit einer Gänse-Haut vertauscht, der kann wohl zum Zwecke kommen. — In der „Kirchen-Ordnung", Erzählung von Ludwig Achim von Arnim, geht es so unordentlich her wie eben in der Wirklichkeit. Die Protestanten scheinen zu katholisiren und die Katholiken zu protestiren; keines von beiden wird jedoch recht klar. Daneben kreuzen manche Blitze der Genialität herum, aber es schlägt nicht Alles ein; mit welchem Doppelsinn wir es auch bezeichnet haben wollen, daß der uns durch viele Gaben (wir erinnern z. B. nur an die „Kronenwächter", deren Fortsetzung wir mit Begierde erwarten) lieb gewordene Dichter zuweilen gar sehr dem Gerathewohl vertraut. Dagegen wird man entschädigt durch ein gewiß treues Sitten-Gemälde der Vorzeit, worin Arnim sein Auffassungs-Talent bewährt. — „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann", Novelle von Helmina von Chezy, kann eigentlich keine Novelle seyn; denn daß jene Zeit längst vorüber ist, wissen wir zur Genüge. Die Verfasserin verweisen wir aber doch nicht zur Spindel, denn sie möchte diese schwerlich so gut zu handhaben wissen, als die Feder, obgleich etwas in diesem Geschichtchen auch für jenes Talent spricht; denn, daß die Gespinnste zuweilen gar nicht abreißen wollen, ist ja wohl ein Lob für gesponnene Fäden? Und wenn sie aus ihrem geistigen Gespinnst nicht zuweilen der Blumen und Sterne gar zu viele webte, sondern stets der Einfachheit folgte, der sie auch „Herrin" ist, sie würde noch sicherer dichterisch wirken mit der Zartheit und Anmuth, die uns hier von neuem anspricht. — Nächst diesen vier Erzählungen hat jenes Taschenbuch noch viele Gedichte; wir heben darunter Wetzel's Nachlaß heraus, der uns abermals daran erinnert: daß sein früher Tod ein großer Verlust ist, obgleich er in seinem kurzen Leben, namentlich von Hrn. Müllner, kritisch angefeindet wurde. Auch Houwald, Falk, Rückert, Laun, K. Roos, Haug, Castelli, Deinhardstein, Döring, Wendt und Andere haben manches Erfreuliche beigesteuert. — Unter den Kupferstichen sind uns die von Schwerdtgeburth die liebsten; im Ganzen muß man es aber dem Verleger zum Ruhme nachsagen: er ließ es an Eifer und Mühe, um das Beste zusammen zu bringen, nicht fehlen; und dies ist ihm so gut gelungen, daß auch seine Taschen gewiß nicht leer ausgehen bei diesem Taschenbuche, vielmehr wird er gegen geselliges ein klingendes Vergnügen eintauschen, was wir dem thätigen Manne gern gönnen. Wl.

— „Vergißmeinnicht. Taschenbuch auf das Jahr 1822", von H. Clauren (Leipzig, bei Leo). Es bedarf jenes Titels nicht, um den Herausgeber im Gedächtniß zu behalten; denn Jeder erinnert sich mit Freuden daran, daß er der fröhlichen Stunden viele seinen Erzählungen verdankt. Hier sind nun drei neue, die schon keiner Anpreisung mehr zu bedürfen scheinen, keine Kritik zu scheuen haben; denn, nach einer Anzeige des Verlegers, ist ja die Auflage schon beinahe vergriffen, und das ist Manchem ein Argument, bei welchem die sämmtlichen Literatur-Zeitungen und sonstigen kritischen Institute mit allem papiernen Freuden- oder wortsprudelndem Kartätschen-Feuer ziemlich ohne Einfluß bleiben. Indessen, man redet doch darüber! — und da entdecken wir nun in den drei Erzählungen des „Vergißmeinnichts" des Anziehenden genug, um es begreiflich zu finden, daß sich auch dies Mal Clauren's Publikum nicht verringert. Es war eine rühmliche Natürlichkeit, eine Frische des Colorits, durch Lebendigkeit der Auffassung und des Styls — wobei eben der Umstand, daß nicht lange überlegt und gekünstelt ist, dem Ganzen eine gute Folie wurde — was die Leistungen dieses geachteten Schriftstellers von jeher zu begehrten Artikeln machte; und jene guten Eigenschaften finden sich auch hier wieder, am meisten in der dritten Erzählung: „Das Dijon-Röschen". Starke Verwickelungen giebt es hier nicht, doch die sind auch unnöthig, wenn Jemand aus Wenigem durch seine Darstellung etwas zu machen weiß. Starke Charaktere giebt es aber; denn der Graf, der, um einen guten Diener zu haben, zuvor selbst dessen Diener wird, gehört wohl dazu: ergötzlich ist jedoch der Spaß. Starke Schilderungen giebt es aber auch, als z. B. das Treiben einer kleinstädterischen Buhlerin; doch ist dabei mit aller herben Farbe die Dezenz beobachtet. Nicht so ganz möchte dies der Fall seyn in der ersten Erzählung: „Die Frauen-Insel oder die Heirath aus Todesangst"; sie wird gewiß auch ihre Gegner haben, aber zu interessiren weiß der Verfasser selbst da, wo man nicht — heirathen möchte; denn unter der Frauen-Nation der Insel kommen allerlei sonderbare Liebenswürdigkeiten vor. Consequent scheint es uns jedoch, daß Bally, die Heldin, sich leicht ergiebt: denn es ist ein Erbtheil von der Mutter und jenen, das Geschichtchen dasitzenden Männerhaß, kann sie nicht theilen, da ihre Mutter bloß haßte, weil sie weiter nicht geliebt

wurde. „Der Blutschatz“ — so ist die noch zu beachtende Erzählung betitelt — schicke uns in den April. Da geht es anfangs lustig her, aber alle Farben werden endlich schwarz, trotz dem, daß ein Mädchen (Clotilde) darin vorkommt, welche Fähigkeiten für die Apotheker-Kunst und Talente zur Staatsministerin hat. Neben dem weiblichen Fac totum amüsiren noch botanische Witze und hier fehlen auch die reichsten Verwickelungen und grausenvollsten Schattierungen nicht. Das schöne Geschlecht muß übrigens noch besondere Kränze an Clauren geben; denn aus seinen Schriften läßt sich ein tüchtiges Wörterbuch lobsamer Beinamen für Frauen und Frauenthum ausziehen, welches wir den Compilatoren unter den Fuß geben — ein verbrauchter Ausdruck, den wir bloß deshalb brauchen, weil die Werke der Compilatoren mehr von unten herauf als von oben herab kommen. Die Kupfer des „Vergißmeinnichts“ sind zum Theil gut; eines, das Portrait der „Sally“, ist ein kleines Meisterstück in der punktirten Manier, und das Aeußere überhaupt eine gute Empfehlung für den Verleger. — Fr.

Aus dem bayerschen Franken. Wir haben in der Beilage zum 154sten Blatte des „Gesellschafters“ („Bemerker“ Nr. 17) einen Artikel aus Baireuth gelesen, der uns hoch erfreut. — Der Fürst Hohenlohische Wunderkram — das Streben, die Absicht bei diesen Gaukeleien, das abscheuliche Vorhaben, das Volk wieder zu verdummen, in den tiefsten Schlamm des Aberglaubens und der Finsterniß hinein zu mirakeln — kann nicht scharf genug gepeitscht und gezüchtigt und mit Schmach belegt werden. Darum ist des höchsten Dankes werth das Mühen jener öffentlichen Blätter, die dieses Unwesen rügten — nicht minder das Mühen der Verfasser von Schriften, Aufsätzen u. s. w., durch die dem (angeblich) Vertrauten Gottes und Alleinseligmacher die häßliche Larve abgenommen und das niedrige Werk — durch veraltete wieder hervor gerufene Kniffe Aberglauben zu verbreiten und die reine Christus-Religion herab zu würdigen — verurtheilt wurde. Allerdings gereicht es dem Magistrat zu Bamberg zum unsterblichen Ruhme, so kräftig eingeschritten, den Wundermann sammt dem Wunderkram in Blöße und Nichtigkeit dargestellt und dem gefährlichen Unfuge Schranken gesetzt zu haben. Dessen öffentliche „Bekanntmachung vom 30sten Juli d. Jahres“ rettete die Ehre des gesunden Menschenverstandes, des reinen, hochachtungswerthen Katholizismus und der bayerischen Regierung, die um Aufklärung und Duldung so hohe Verdienste sich erwarb. Sie, die Central-Regierung in München, gab dem Benehmen und den Verfügungen des erwähnten Magistrats — im Julius dieses Jahres — Genehmigung, Beifall und Belobung. Es ist — wie in der Anmerkung zu jenem Aufsatze gesagt wird — ein erhabenes Gefühl, daß der Monarch die Zweckmäßigkeit dieser Maaßregeln augenblicklich bestätigte. — Unbegreiflich und niederschlagend ist um so mehr das, was in der neuesten Zeit vom nämlichen Hohenlohe geübt und vom nämlichen Magistrate *) zugelassen, nicht gerügt wird. Täglich finden sich Kranke verschiedener Art aus den entferntesten Gegenden in Bamberg ein; Fürst Hohenlohe (nun Mitglied des erzbischöflichen Kapitels) treibt ungescheut und ungestört mit ihnen seine Gaukeleien; weit unglücklicher, als sie kamen, kehren die armen Getäuschten zurück, in ihren Hoffnungen betrogen, an Gesundheit und Geld ärmer; ja der Verzweiflung werden Viele zugeführet, weil sie (wie man es ihnen vorgaukelt) wähnen, den rechten, alleinseligmachenden katholischen Glauben nicht zu haben, „sonst müßten sie ja gesund worden seyn!“ Es ist sehr niederschlagend, des (durch den Wechsel des Vorstandes nicht-aufhörenden, [illegible] bestehenden) Magistrats energische Kraft seit [illegible] merk, die Kühnheit des Wundermannes wied[illegible] das täuschende, unheilbare Spiel ungehindert [illegible] blicken!!

*) Statt des Herrn obersten Justiz-Raths von Hornthal ward im Oktober d. J. Herr Appellations-Rath Dr. Baul zum Vorstande des Magistrats, zum ersten Bürgermeister, gewählt, und bald darauf eingesetzt. D. Eins.

Literatur. „Kleine Romane“, von Ke[illegible] tona, bei Karl Busch). Als Referent noch m[illegible] geistlichen Schulbänken saß, da plauderte sein [illegible] rer Lehrer eines Tages in der Schule zugleich [illegible] Denn er sagte: „Wenn Ihr künftig eine Re[illegible] so sorgt vor allen Dingen nur für einen recht [illegible] und für einen recht frappanten Schluß. In [illegible] zur Noth hergehen, wie es will und kann, d[illegible] nicht viel auf sich.“ Gut, aber wozu das hie[illegible] hoffentlich sogleich ergeben. Als Referent Be[illegible] stehende kleine Romane ganz durchgelesen hatte [illegible] sen Beruf hätte er sich mit dem Anfange un[illegible] gnügt), da schien es ihm, als ob der Hera[illegible] zwischen uns ehemaligen Schülern, die wie un[illegible] haltenen guten Rathe, in der Mitte unserer [illegible] ten ein wenig gar zu bequem machten, ge[illegible] ständ. — Von den sieben Stücken, die der H[illegible] dem leselustigen deutschen Publikum geliefert [illegible] rent das erste, welches gerade kein Roman, s[illegible] Abhandlung über denselben, oder genauer eine [illegible] Mährchen und Erzählungen ist, nebst den dre[illegible] der „Erscheinung“, eine Kloster-Geschichte; der [illegible] sicilischen Novelle, und der „Gräfin von Tend[illegible] schen Novelle), weit interessanter, als die drei S[illegible] schen jenen mitten inne stehen. — Denn was [illegible] Erzählungen aus einer Handschrift von „Ta[illegible] Nacht“ betrifft, so wird gewiß der Herr Verfas[illegible] der Meinung seyn, daß, wären jene allgemein [illegible] chen in Deutschland nicht schon längst schon [illegible] rühme, die von ihm hier gelieferten Erzählun[illegible] zu dieser Ehre nicht erheben würden. Zwar [illegible] Steuer der Wahrheit sehr gerne bekennen, [illegible] von seiner Seite und in Hinsicht des Styls [illegible] than hat, um sie lesbar zu machen; aber e[illegible] allem wahren und lebendigen Interesse darin, [illegible] Mal eher den Hörer einschläfern, als ihn [illegible] schützen werden. — Nr. 3: „Liebe und Pflic[illegible] und für sich allerdings weit mehr Interesse, [illegible] Art französischer Breite erzählt, die minde[illegible] schmackvollen deutschen Leser gefallen kann, un[illegible] naue Bekanntschaft mit den schrecklichsten Zeite[illegible] voraus, als sich die Liebhaber von dergleichen [illegible] Deutschland wohl kaum zu erwerben suchten [illegible] „Erzählung eines Druiden“, hat außer der [illegible] halten, auch noch eine moralische Tendenz: s[illegible] rächende Hand der Vorsehung, welche die Theiln[illegible] lichen Sklaven-Handel zu züchtigen eilt, dur[illegible] Gemälde anschaulich machen. Lebendig genug [illegible] Gemälde, sonderlich in seinen beiden Haupt-[illegible] Schade, der gefühlvolle Leser weiß nicht, wo er [illegible] ten sich hinneigen soll, ob auf die Seite eines [illegible] den Gatten und Vaters — der, obgleich Skla[illegible] eine mit diesem Handwerk schwer zu verein[illegible] für seine Familie zeigt — oder auf die Se[illegible] Vorsehung, welche eigentlich über jede mensch[illegible] haben ist. — Dies getheilte Interesse ist und [illegible] unableugbarer Fehler dieser Erzählung, die eb[illegible] unbefriedigend wirkt. Das Ende ist vollends sch[illegible] höchsten Grade entsetzlich. Guter Genius der [illegible] werden wir aufhören, das gräßlich Tragische [illegible] flissentlich auf zu suchen, um es dem wiederke[illegible]

immer unmöglicher zu machen, von unsern während der letzten Zeit so tief gebeugten Herzen wieder Besitz zu nehmen. — Nr. 1, eine Abhandlung von J. F. Laharpe über Mährchen, war Referenten nicht sowohl deswegen angenehm zu lesen, weil sie alles dahin Gehörige erschöpft (sie ist viel zu kurz, um dies zu können), als weil sie eine Frage veranlaßt, deren Beantwortung in diesem Augenblick auch für Deutschland sehr wichtig seyn muß, die Frage nämlich: Sollen ganz junge Kinder, z. B. von 6, 7 bis 8 Jahren, auch schon mit Mährchen unterhalten werden? — Laharpe sagt S. 12: Man habe ganz Unrecht daran gethan, Kinder mit Mährchen zu unterhalten, ob man sich gleich dabei auf die Moral berufe, die in ihnen liege. Diese Art des Unterrichts, den man ihnen viel besser auf jede andere Weise geben könne, wiege bei weitem den Nachtheil nicht auf, ihr schwaches Gehirn mit Wehrwölfen, Kobolden, Hexen, kurz mit alle dem aus zu füllen, was Furcht und Leichtgläubigkeit zu erwecken vermöge, zwei Schwachen, die so leicht aus der Phantasie in den Charakter übergehen. Referent ist längst der Meinung gewesen, daß dergleichen Lektüre nur erst bei dem Eintritt des Jünglings-Alters unschädlich werden kann, und würde ohne Gnade und Barmherzigkeit alle Mährchen-Bücher aus den Kinderstuben verbannen. — In den Erzählungen Nr. 5, 6 und 7, oder in der Kloster-Geschichte, der sicilischen und historischen Novelle, fehlt es freilich so wenig am Gräßlichen und Schauderhaften, wie in Nr. 4, eben weil der Hr. Verfasser sich einmal vorgenommen hatte, dem dermaligen Mode-Geschmack auch sein Scherflein zum Opfer dar zu bringen. Allein die darin erregten Leidenschaften sind nicht von der Art, daß sie das Herz der Leser mit sich selbst in Widerspruch brachten, und der erzählende Ton, der hier überall angestimmt ist, ladet doch keinen Gott weniger, als den Morpheus, zum Gehülfen ein, wie in Nr. 2. Im Gegentheil ist er kurz, lebendig und fließend. — Wenn indessen ehemals die Welt dergleichen Bücher zur Hand nahm, so freute sie sich, Menschen durch die Liebe glücklich werden zu sehen; unsere heutige Welt ist dagegen leider kaum mehr anders zu solcher Lektüre zu bringen, als wenn sie schon im Voraus ahnet, daß die Liebe wieder ein Heer von exemplarisch Unglücklichen geschaffen hat. Ob aber unsere Schriftsteller diesen Hang zum Schauderhaften und Gräßlichen immer mehr wecken und nähren sollten? — scheint für den Psychologen und Menschenfreund eine täglich bedenklichere Frage zu werden.

E. W.

1821. No. XXVIII.

Blatt der Ankündigungen.

Litterarische Anzeige.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Gedichte von H. Heine.

8. Preis: 1 Thlr.

Wie verschieden auch die Urtheile über den Werth dieser Poesieen ausfallen mögen, so wird doch Jeder gestehen, daß der Verfasser derselben durch seltene Tiefe der Empfindung, lebendige humoristische Anschauung und kecke gewaltige Darstellung, eine überraschende Originalität beurkundet. Fast alle Gedichte dieser Sammlung, welche aus I. Traumbilder, II. Minnelieder, III. Romanzen, IV. burlesken Sonetten und V. Uebersetzungen aus Lord Byron's Werken bestehen, sind ganz im Geist und im schlichten Ton des deutschen Volks-Liedes geschrieben. Die Traumbilder sind ein Cyklus Nachtstücke, die in ihrer Eigenthümlichkeit mit keiner von allen vorhandenen poetischen Gattungen verglichen werden können.

Berlin, im Dezember 1821.

Maurersche Buchhandlung.

Verzeichniß einiger empfehlungswerther Schriften,

welche in der Hahnschen Hofbuchhandlung in Hannover verlegt und unter billigen Bedingungen daselbst zu bekommen sind.

Vaterländisches Archiv, oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover. Heraus gegeben vom Senator Spiel.

Diese seit Julii 1819 erschienene Zeitschrift schließt sich, bald weiter, bald enger, an Jacobi's Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande an, und behandelt Landessprache, Naturkunde, Gewerbskunde, Geschichte mit Biographie, Geographie mit Topographie, Verfassungskunde und Statistik, Litteratur und Kunst, vorzugsweise; auch erhöhen hinzugefügte Abbildungen merkwürdiger Gegenstände das Interesse des Ganzen.

Sie erscheint auch wieder für 1822 in vierteljährigen Heften von 9 bis 12 Bogen; die Versendung geschieht postfrei, und ein genaues Namenregister der Beförderer dieses gemeinnützigen Unternehmens wird hinzugefügt. Der Subscriptionspreis für jeden Jahrgang ist nur zu 2 Thlr bestimmt.

Kenilworth. Ein Roman aus dem Englischen von Walter Scott, durch Georg Lotz. 3 Bände. 8. 4 Thlr.

Der berühmte Dichter versetzt die Leser durch seine geistvoll gedachte und schauerlich entwickelte Erzählung in jene alten Tage Englands zurück, in denen die jungfräuliche Königin herrschte. Das Gemälde des Männer- und Frauen-Lebens jener Zeit, von der niederen Stufe des Dorf-Bewohners bis zur höchsten des Hofs und des Throns, mit überraschender Wahrheit ausgeführt, wird alle Klassen von Lesern fesseln.

Volger, Dr. W. F. (Subconrector am Johanneum zu Lüneburg), Anleitung zur Länder- und Völker-Kunde, für Bürger- und Land-Schulen, so wie zum Selbstunterricht. 1ste Abtheilung (Europa). 2te Abtheilung (Asien, Afrika, Amerika und Polynesien).

gr. 8. Für 49 enggedruckte Bogen ist der Pränumerations-Preis: 1 Thlr.

Volger, Dr. W. F., Leitfaden beim Unterricht in der Länder- und Völker-Kunde. 6½ Bogen. 4 Gr.

Durch die ansiehendste Mannigfaltigkeit einer gedrängten Zusammenstellung der Resultate aller neueren geographischen Forschungen entspricht dieses Werk vollkommen seinem Zwecke; es wird, nach der nunmehrigen Vollendung, in Schulen, wie in mittleren Ständen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Krancke, F. (Lehrer am Schullehrer-Seminar in Hannover), Lehrbuch des gemeinen Rechnens, besonders zum Selbstunterricht, vorzüglich für Lehrer an Volksschulen. 2 Theile. gr. 8. 5 Thlr.

Die ganze Arithmetik umfassend, gewährt der Verfasser den Lehrern ein treffliches Selbstbildungsmittel, eine sichere, reichhaltige Anleitung zum Unterricht. Erwachsenen (auch Anfängern) zeigt er den leichtesten Weg, ihre arithmetischen Kenntnisse zu berichtigen und zu begründen; in lichtvoller, allenthalben durch Beispiele erläuterter Darstellung vereinigt er Alles, was Geschäftsmänner, Beamte, Revisoren, Rechnungsführer und auch Kaufleute von Arithmetik verstehen müssen. — Diejenigen, welche sich direct an die Verlagshandlung wenden, erhalten das Exemplar zu 2 Thlr. 6 Gr.

Ueber den Umgang mit Menschen, von A. Freiherrn von Knigge. 9te verbesserte Original-Auflage. 3 Theile, mit einem allegorischen Kupfer nach Ramberg. 8. 2 Thlr.

Indem wir gegenwärtig das Publikum von neuem auf dieses Kniggesche Meisterstück aufmerksam machen, bedarf es einer wiederholten Empfehlung desselben nicht. Längst hat die allgemeine Stimme seinen entschiedenen Werth anerkannt. Jünglinge und junge Frauenzimmer, die auf dem Schauplatze des Lebens zu handeln anfangen, finden an dem menschenkundigen Verfasser einen treuen, erfahrenen Rathgeber für jede Lage, für jedes Verhältniß, in welches sie kommen könnten. Der Herr von Knigge führt seinen Leser durch alle Klassen der Menschen, schildert meisterhaft ihre charakteristischen Eigenheiten, Fehler und Vorzüge, und zeigt, wie man, diesen gemäß, die Mitglieder einer jeden beurtheilen und behandeln müsse. Selbst Männer und Greise, welche mit prüfendem Blick die Erfahrungen ihres Lebens überschauen, werden hier eigene Reflexionen bestätigt finden. Diese neue Auflage aber hat noch mehr Interesse dadurch gewonnen, daß sie der so sehr als Schriftsteller geachtete Hr. Prediger Wilmsen in Berlin sorgfältig durchgesehen, Incorrektheit und Nachlässigkeit im Vortrage verbessert und umgearbeitet, und sie mit einem Anhange „über die Behandlung der Kinder in den Jahren der ersten Entwickelung", einer höchst interessanten Abhandlung, vermehrt hat. So ist nun dieses Buch für Menschen jedes Alters und Standes eine gleich belehrende und unterhaltende Lektüre.

Regeln des Umgangs mit Kindern, praktisch dargestellt für Erzieher und Kinderfreunde vom Prediger Wilmsen in Berlin. (Aus Knigge's „U… apart abgedruckt) 12 Gr.

Der Herr Verfasser sagt hierüber in der V… „Ich habe es versucht, diese Regeln, welche … die Hauptregeln der Erziehung sind, praktisch … stellen und sie durch Beispiele zu erläutern; di… merkungen, die aus der Erfahrung geschöpft … begründen, und durch Urtheile und Aussprüche … geachtetsten Schriftsteller zu bestätigen."

Spilcker, B. C., historisch-topographisch-st… Beschreibung der Königl. Residenzstadt Hann… 2 Thlr.

Jeder Freund specieller Landesgeschichte u… graphischer Kunde, jeder Reisende, jeder Gebil… das Original, Hannover, mit diesem Bilde ve… wird sich mit Wahrheit unterrichtet und unt… finden.

Der in der Vorrede erwähnte treffliche P… nefeldsche Plan von der Stadt Hannover, … chem auch die neuesten Veränderungen nach… worden sind, wird jetzt zu 1 Thlr. (anstatt … 8 Gr.) erlassen.

Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang… Hofrath C. Fr. Pockels. 2 Bände. 8. 47… 2 Thlr.

Nicht allein dem Jünglinge, sondern a… reiferen Alter bietet sich hier ein herrlicher Sc… Gegenständen zum Nachdenken dar. Schon … daß der Herr Verfasser sich nicht auf allgeme… geln im Umgange beschränkt, sondern jeden C… einzeln darstelle und nun zeigt, wie man sich be… zu benehmen hat, erhält dies Werk vor allen ü… den Vorzug, und verdient als ein angenehmes … für beiderlei Geschlecht empfohlen zu werden.

Spittler, L. T. v., Geschichte des Fürste… Hannover, seit den Zeiten der Reformation … Ende des 17ten Jahrhunderts. 2 Bände. … 2 Thlr. 12 Gr.

Aus Urkunden und ächten Quellen, mit … ter Treue und Freimüthigkeit, hat der berühm… riker die Entwickelung der Hannoverischen … Verfassung, von ihrem Ursprunge, durch zwei de… würdigsten Jahrhunderte, fortgeführt. Ohn… solchen gründlich umfassenden Rückblick in d… gangenheit, würde auch die Gegenwart den F… vaterländischer Geschichte oft unverständlich … ihnen also darf dieses, durch musterhafte Dar… für die Geschichte überhaupt bedeutende Wer… unbekannt bleiben.

Rieklef's, Fr. R., chronologische Tabellen ü… vier Welttheile, vom Anfang der Geschichte … den neuesten Zeiten: nebst den nothwendigen G… tafeln zur Grundlage des historischen Unt… gr. 4. 12 Gr.

Das bequeme Format, die hinzu gefügten … logischen Tabellen und summarischen Uebersich… wesentliche Vorzüge dieses, auch die Literatur … sichtigenden Werks.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. … durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 20. 1821.

Beilage zum 198sten Blatte des Gesellschafters.

Weitere Unruhe über Karlsruhe.

Weißenfels, den 29sten Februar.

Mein lieber Herr Bemerker!

Ach und Weh hätten Sie schon längst über das Stuttgarter Morgenblatt Nr. 247 schreien sollen! Leider sind Sie aber dafür bekannt, daß Sie Andere sich auf Ihrem Kampfplatz schlagen lassen, ohne weiteren Antheil zu nehmen, als daß Sie Grund und Boden hergeben. Ich muß also schon selbst Spitze gegen Spitze richten; was wir bei'm Militair, dem ich an zu gehören die Ehre habe, ja ohnehin schon gewohnt sind! Also frisch zur Sache, aber nicht zur Vertheidigung, sondern zur Berichtigung; indem die höchst geringe Wichtigkeit des Faktums gänzlich verloren gehen könnte, seit um die Verdrehung desselben besagtes Stuttgarter Morgenblatt sich bemühte.

Zuvörderst bitte ich Sie, sich nicht darüber zu wundern, daß mein Bericht vom 29sten Februar datirt ist, von dem Tage, der dem „Wahn" sein Daseyn gab. Wie die Redaktion des Stuttgarter Morgenblatts (laut Nr. 247) den ersten April sich zum stehenden Datum gemacht — entweder weil sie fühlt, daß die Leser von ihr sehr oft in den April geschickt werden, oder weil sie mit dem April-Monat eine Gleichheit des Charakters verspürt — ungefähr eben so hat man hier in Weißenfels, auf den ungestümen Wunsch eines unbändigen Tragöden, mehrere Tage im Jahr verstoßen und immer einen neunundzwanzigsten Februar einschalten müssen. Dies geschah, damit jener Dichter Geburtstage zu neuen Schicksals-Stücken bekomme, deren er sich noch immer entbinden will, aber nicht kann, weil er überhaupt, seit den letzten Kritiken, nicht mehr guter Hoffnung seyn soll. Meines Briefes Datum ist darum auch ein Fatum, wie der stete April in Stuttgart.

Nach dieser nothwendigen Erklärung berichte ich Jedem, der es etwa noch nicht weiß, daß mein Aufsatz im „Bemerker" Nr. 17, überschrieben: „Ein falscher Mäcen und ein kleines Wunder in Karlsruhe", einen großen Lärm und einen falschen Bericht eines April-Correspondenten veranlaßt hat im obenerwähntem Blatte. Anscheinend wird da erzählt: es hätten sich viele Personen in Karlsruhe des Schauspielers Herrn Mayer angenommen, auch Sie, Herr Bemerker, und mich verklagen wollen; die Mähr ist aber anders, und nicht in Karlsruhe, sondern hier vorgefallen. Da man sich nämlich mit der Wirklichkeit gar nicht mehr recht helfen kann, so mußte an einem der hiesigen fingirten Neunundzwanziger eine Schaar fingirter Personen einen wirklichen Ex-Advokaten besuchen, der es noch immer nicht vergessen kann, daß ihn seine Parteien sehr gern verließen, und der nun Prozesse für sich schaffe, daneben auch, sammt den streitenden Theilen, sie dichtet. In Sachen des Hrn. Mayer sprach nun einer jener Fingirten (in einer Art Bauchsprache, die der Ex-Advokat jetzt sehr übt und üben läßt) also:

„Das Morgenblatt will schlecht bleiben."

Das soll durchaus nichts weiter sagen, als daß die Sache, der die Redaktion sich annahm, zu übel bestellt ist, um auf rechtem Wege den Handel zu enden; man muß also sehen, wie man sich heraus dreht. Wir Fingirte Alle wissen recht gut, der „Gesellschafter" und sein Waffenträger, der „Bemerker", haben nichts weiter gethan, als es unbillig gefunden, daß man um Hrn. Mayer's willen ganz Berlin, ja der ganzen Mark Brandenburg die Urtheils-Fähigkeit abgesprochen hat. Wir können dies eigentlich gar nicht tadeln, haben aber jenen Beiden, weil Hr. Mayer auf der Berliner Bühne in der „Schuld" auftrat, was wir protegiren (obschon alle Berichte sagen, er sey eben als „Hugo" kein genialer, sondern ein pedantischer Sünder gewesen), schon allerlei Motive unterschieben wollen; als z. B. sie hätten sich nur eines Wiener Correspondenten annehmen wollen, und dies möchte wohl gar eine maskirte Bewandniß haben — wer schließt nicht gern von sich auf Andere! — Es hat uns aber sothaner Pfiff nichts geholfen, und wir sind sogar durch ein falsches Datum, woran man das Fingirte unserer Beleſe hat erkennen wollen, so in den April geschickt, daß wir es für das Beste erachten, darin zu bleiben. Wie aber, Herr Ex-Advokat! wie kommen wir jetzt einigermaßen geschickt aus dem Handel?

Und es entgegnete darauf der Befragte: „Liebwertheste Fingirte! Latius excisae pestis contagia serpunt. Kann man seinen Gegnern das Recht nicht nehmen, muß man die eigene Schande ihnen mit an zu hängen suchen. Den Herrn Mayer lassen auch wir gänzlich fallen, denn wer nicht recht hat, muß es vermeiden, die Ursache des Streits weiter zu berühren. Von den Gegnern aber behaupten wir: sie hätten geschimpft, und wir brauchten uns nicht weiter mit ihnen zu befassen."

„Da könnten wir sie ja wohl verklagen!" rief ein Fingirter aus.

„Ey, dann müßten sie wirklich geschimpft haben, was nicht geschehen ist, wir wollen ja nur sagen, es sey so!" — Doch lassen Sie uns einmal den „Bemerker" Nr. 17 noch einmal lesen. — Da steht „Morgenblättler" — das ist nun allerdings kein Schimpfwort; wir aber dociren: „es ist nicht einmal ein Wort, es ist gar nichts!" Freilich, Morgenblatt ist auch kein Wort, was man im Wörterbuche findet, aber das ignoriren wir! — Da steht ferner: „in seiner Achselträgerei sich helfen zu wollen" — ja, Achselträger ist leider auch kein Wort, worauf man Jemand verklagen kann; und obwohl man sich eben dieses Wortes in der feinen Welt bedient, um unfeine Sachen zarter aus zu drücken, so nennen wir es doch einen niedrigen Schimpf-Namen. — Sehen Sie aber da, da heißt es: „er (der Bemerker wußte nämlich nichts von den Fingirten, sondern hielt sich an den Einen) zeigt zwar nicht den Muth, aber doch die Lust zu lügen" — nun müssen wir gestehen, daß der Grund, weshalb er sich so äußert, ein ganz guter ist, indem wir schon früher einen Seitenblick in unserm Charakter thaten: das geht uns aber wieder nichts an; wir melden, er hat uns ohne Grund Lügner geschimpft!" — „Das hat er aber doch eigentlich nicht gethan; er meint ja: wir hätten nicht den Muth dazu!" wisperte ein Fingirter. — „Wir sagen's, daß er's sagte; nun wird er uns wohl den Muth nicht weiter absprechen,

und sollte er uns auf unsere Verdrehungen das wahre, rechte Wort erwiedern, dann erst haben wir Stoff zu einer Injurien-Klage. — Bis dahin aber sind wir ein Collektivum, d. h. wir sind Viele, und bei Vielen muß Jedermann doch voraus setzen, es sey etwas Gutes darunter. Dieses Etwas werde ich künstlich benutzen und überhaupt die ganze Sache im Stuttgarter Morgenblatt so hinstellen, wie es Einer thut, dem es mehr noch um die Schmach seines Feindes, als um eigene literarische Ehre zu thun ist. Die Redaktion habe ich am Schnürchen, sie muß, wie ich will; ja, ich mische sie sogar ein, damit es heißt — mit geschlagen, mit getragen! und so stehe ich denn dafür, das „Morgenblatt" soll diesmal schlecht bleiben, d. h. consequent im Behaupten dessen, was nicht ist."

Auf solche Art entstand der April-Bericht im Stuttgarter Morgenblatt Nr. 247, und sattsam ist hiermit über den kleinen Angelegenheit referirt. Einige andere taktisc übergehe ich recht gern; als z. B. die Behauptung merker" wünsche, die Redaktion des „Morgenblatt Beiträge der Karlsruher zurück weisen — da de sagt ist: sie würde, wenn sie gut unterrichtet wä, huthet haben, Widerreden auf zu nehmen, die eine Seite bieten". — Ich lasse dergleichen um so eher ge es auf die Sache der Gegner das rechte Licht wirft, übrigens nur noch, daß in Karlsruhe selbst über di jetzt Alles ruhig ist; einige Spaßvögel, welche behau Mayer habe die Lust zu Reisen verloren, wollen in jene Stadt von nun an Mayersruhe heißen soll.

v. — ch.

1821. No. X

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Erinnerung.

Hinsichtlich der Zeitschrift:

„Der Gesellschafter

oder

Blätter für Geist und Herz"

herausgegeben von F. W. Gubitz,

ersuchen wir Alle, welche für das Jahr 1822 Nachbestellungen machen wollen, dies so schnell als möglich zu thun, indem wir, wie bekannt, schon mehrmals den zu spät eingegangenen Forderungen nicht mehr genügen konnten.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Zur belehrenden

Beschäftigung und Unterhaltung

für die Jugend

so wie auch

zu Weihnachts-Geschenken

verdienen vorzüglich folgende Bücher, die in der Hahnschen Hof-Buchhandlung erschienen und daselbst unter billigen Bedingungen zu haben sind, empfohlen zu werden.

Kotzebue, O. v., Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Berings-Straße, zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815 bis 1818, für die Jugend bearbeitet von C. Hildebrandt. 2 Bände, mit 2 illum. Kupf. 8. 1821. cartonnirt. 2 Rthl.

Der als pädagogischer Schriftsteller bekannte Verfasser dieser Bearbeitung, hat in derselben sehr glücklich die Aufgabe gelöset, der Jugendwelt, und einer bedeutenden Klasse von Lesern, die sich zu unterhalten wünschen, den reichhaltigsten richt unserer Zeit im anziehenden Gewande gen. Ganz im Geiste der bekannten Campe'sc sterschriften, in der, trefflich ausgeführten G form, werden Sitten und Gebräuche entfern kerstämme und die Schicksale des Reisenden an gemacht; eine große Summe von Kenntnis entwickelt, um das überraschend neue Geme allen Seiten mit Nutzen betrachten zu können, kein Zug unverständlich bleibt, und zugleich a standeskräfte junger Leser weit harmonischer, w gewöhnliche Modeschriften, beschäftigt werden

Bröder's, Magazin gemeinnütziger Belu und Beschäftigungen für die Jugend. 2 1809. 23 Bogen. 20 Gr.

Dieses Magazin enthält eine Sammlung gaben, Spielen, Räthselfragen und Belust welche eben so sehr unterhält, als die Geistes ten der Kinder übt und beschäftigt, und welc nem angenehmen Zeitvertreibe in den langen abenden dienen soll. Sie sind alle so eingeric sie in jeder Gesellschaft von Kindern, im Famil und selbst als körperliche Bewegung im Freie genommen und angestellt werden können. — Theile finden sich auch Anleitungen zu Sam von Natur- und Kunstprodukten, und zur des gestirnten Himmels.

Bröder, C. G., neu eingerichtetes Elemen in Fragen und Gegenfragen. 8. 1804. 18

Man findet in diesem Buche einen Plan tet, von welchem schon Campe, für Bildung standes, für Gewöhnung der Kinder zum Den les hoffte. Wie die Sokratische Methode üb als das wirksamste Mittel des Unterrichts, sich so wird sie hier auf den ganzen Umfang der se ten gemeinnützigen Kenntnisse angewandt; Frage liegt in einer Gegenfrage die Antwort; schreitende Folge beider, nach geprüften Gru der Katechetik, ist aufs Sorgfältigste geordnet

auch Kinder selbst einander fragen, und sich wechselseitig unterrichten können. Wie mannichfach dieses Hülfsbuch von Eltern und Lehrern zu benutzen sey, darf nicht erst bemerkt werden.

Reisen der Gutmannschen Zöglinge um unsere Erde. Ein nützliches Weihnachts- und Geburtstagsgeschenk, von Chr. Dassel, Oberprediger in Stadthagen. 1ster Theil. 8. cartonnirt. 1821. 20 Gr.

Das pädagogische Publikum und die größere, ernsthafter Belehrung fähige Jugendwelt, erhalten hier ein neues Geschenk von einem, ihnen längst befreundeten Schriftsteller, welches sich an die, früher mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommenen Reisen der Gutmann'schen Familie fortschreitend anschließt. Dort galt es einzelne Belehrungen über Erdkunde und Naturbeschreibung: hier wird die Erde, nebst ihren Bewohnern, auf einer Fahrt um dieselbe theil- und strichweise nach Beobachtungen der neueren Reisenden, in einer anschaulichen, zusammenhangenden Schilderung dargestellt. Die Leser machen die weite, wichtige Reise, von Punkt zu Punkt, selbst mit, und haben dabei größtentheils den berühmten Weltumsegler, Krusenstern, zum Führer, dessen treffliches Werk durch den Verf. auf eine neue gemeinnützige Weise zu diesem Zweck benutzt worden ist. — Lehrern ein Muster des deutlichen, zweckmäßigen Vortrags, Kindern ein nützliches Schul-, ein angenehmes Lesebuch, wird diese Reisebeschreibung auch der erwachsenern Jugend, wie allen älteren wißbegierigen Lesern, die etwa in müßigen Stunden gehaltvolle Beschäftigung suchen, lehrreiche Unterhaltung gewähren. —

Um der Absicht des Verfassers zu genügen, und den durch obiges Werk gewiß erneuerten Wunsch der Leser, die, von Jenem dargebotenen geographischen und sonstigen gemeinnützigen Belehrungen vollständig zu besitzen, möglichst zu erfüllen, sind auch

C. C. Dassels merkwürdige Reisen der Gutmannschen Familie, ein Weihnachtsgeschenk für Kinder, 4te Aufl. mit Kupf. nach Ramberg,

in einem Bande, für den billigen Preis von 1 Rthl. und gebunden zu 1 Rthl. 4 Gr. zu haben.

Eberlein, G., theoretisch-praktische Anweisung, Landschaften nach Kupferstichen, Gemälden und nach der Natur zu zeichnen und zu coloriren. Mit 19 Kupfert. 3te verb. Aufl. 4. 2 Rthl.

Desselben Uebungen im Landschaftszeichnen. 4. 1 Rthl.

Des Verf. Methode ist neu: nach derselben sind die, von ihm radirten Musterlandschaften so geordnet, wie die fortschreitende Anweisung es fordert. Er zuerst hat alles Nützliche über Landschaftsmalerei, was bisher in vielen weitläuftigen, kostbaren Werken mühsam gesucht werden mußte, mit Geist zusammengestellt. — „Die beigefügten Zeichnungen" (sagt Herr Hofr. Bouterwek in einem empfehlenden Vorworte) „vereinigen eine wirklich ästhetische Ansicht der Natur mit getreuer Nachahmung derselben und mit seltener mathematischer Genauigkeit. In einer solchen Schule wird das, von den Deutschen noch lange nicht tief genug ergründete Studium der Landschaftsmalerei den Lehrlingen trefflich enthüllt." Die Anzeige eines gleich empfehlenswerthen Werks aus einer andern Gattung der schönen Zeichnenkunst:

Grape, H. M., Uebungen im Thierzeichnen, mit 12 Kupfertafeln. 4. 1 Rthl. 12 Gr.

verbindet Ref. mit dem obigen. Eigene Ansicht wird jeden Kunstfreund überzeugen, daß auch dieser Zeichner durch Richtigkeit, Nettigkeit und Mannigfaltigkeit einer, die Natur treffend erreichenden Darstellung die Forderungen der Kenner vollkommen befriedigt, und daß seine Arbeit beim Unterricht, wie zur Selbstübung gleichen Nutzen gewährt.

Ewald, J. L., Erbauungsbuch für die Jugend beiderlei Geschlechts, mit Betrachtungen auf jeden Morgen und Abend eines jeden Wochentags, nebst Fest-, Confirmations- und Abendmahls-Andachten, so wie auch für das Krankenbett; mit 1 Kupf. nach Ramberg. 11 Bogen in 8. 8 Gr.

Fabeln und Erzählungen. Ein Anhang zu den Liedern für Volksschulen. Mit 8 illum. Kupfertaf., worauf 22 Darstellungen befindlich sind. 8. gebunden 16 Gr.

Allgemein, in Bürger- und Landschulen, ist diese Fabellese eingeführt. Dem Sammler derselben ist es gelungen, die Vorzüge der Zweckmäßigkeit, der Mannichfaltigkeit, und des lehrreichsten Interesse in den gewählten, allenthalben durch Bibelstellen religiös erläuterten Stücken mit einander zu verbinden, und dadurch dieses Volks- und Kinderbuch den besten gleicher Gattung an die Seite zu setzen.

Gellerts, C. F., sämmtliche Fabeln und Erzählungen, in 3 Büchern, neueste Leipziger Original-Ausgabe. 1817. 8 Gr.

Dieselben mit 112 Kupf. von Meil. 1 Rthl.

Gläser, G. C. W., Leseschule, von den Buchstaben an, in einer methodischen Stufenfolge. Für Elementar-Klassen, auch zum Privatgebrauch. 8. 1820. 8 Gr. Schreibpap. 12 Gr.

Dieses Anfangsbuch wird für den Gang der ersten Leseübungen nichts zu wünschen übrig lassen. Es enthält eine, mit Sorgfalt gewählte Menge angenehm abwechselnder Materialien, die nur dann erst zum Schwerern führen, wenn das Kind die erforderliche Fertigkeit im Leichtern erlangt hat: wodurch das Lesenlernen die Seelenkräfte weckt und beschäftigt.

Eingestreute Winke und Anweisungen machen überall die erprobte, sehr leichte Methode des Verf. auch Unkundigen anschaulich, und eignen das Werk zu einem Hülfsbuche, für Schulen und zum Privatunterricht.

Gläser, G. C. W., Naturhistorisches Bilderbuch. Ein Geschenk für die Jugend, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung: mit 80 illum. Abbildungen von Thieren, auf 20 Kupfertafeln. 8. 1820. 16 Gr.

Die Neigung zum Wissen und Lernen zeigt sich schon im zartesten Alter durch die Aufmerksamkeit der Kinder für Bilder. Daraus nahm der Verfasser die Idee zu diesem Bilderbuche, welchem Eltern, Lehrer und Freunde der Kinderwelt vor einer Menge anderer dalb den Vorzug zuerkennen werden. Die, mit Sorgfalt, der Natur nachgezeichneten, colorirten Abbildungen stellen getreu die merkwürdigsten Thiere aus allen Erdtheilen dar. Die Erklärungen sind in einer ein-

fachen, dem Zwecke angemessenen Sprache gegeben, welche die Kinder fesselt, und denen, welche sich mit ihnen unterhalten, oder sie belehren wollen, den rechten Ton andeuten kann.

Horstigs Beispiele, wie Eltern ihre Kinder angenehm und nützlich unterhalten und beschäftigen können. Mit Kupfern. 1804. geb. 9 Gr.

Kinderzeitvertreib, angenehmer und nützlicher, enthaltend Erzählungen, Gedichte, Fabeln, Räthsel und Charaden, Lebensregeln und Kunststücke. Mit illum Kupf. 1820. geb. 8 Gr.

Meyer, Sophie, Versuch zur Belehrung und Unterhaltung guter Kinder. Mit 1 Kupfer nach Ramberg. 1810. geb. 12 Gr.

Sammlung, neueste, von 300 Räthseln, Charaden und Logogryphen, aus den vorzüglichsten neueren Schriften gesammelt für junge Leute. Mit 1 Kupfer nach Ramberg. 1807. geb. 10 Gr.

Siede, J. C., Handbuch für die äußere Bildung, oder Regeln des Anstandes, des Reizes, der Grazie und der feinen und guten Lebensart. Nebst einem Anhange, welcher diätetische Regeln und Schönheitsmittel enthält. 10 Gr.

Bei C. H. G. Christiani in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erhabenste der Natur und Kunst auf der Erdfläche. Durch eine Berghöhen-Karte dargestellt und erläutert von C. G. Dittmar, Professor. Geheft. 4. Preis: 6 Gr.

Anzeige für Musik-Freunde.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Ausgewählte Gesangstücke aus Händels Opern, im Klavier-Auszuge heraus gegeben von Friedrich Wollank. 1stes Heft.
Elegant broschirt, Preis: 1 Thlr.

T. Trautwein in Berlin.

So eben hat die Presse verlassen und wird an alle Buchhandlungen versandt werden (in Berlin an die Flittnersche, Mittler und die Maurersche):

Die Freimaurerei, betrachtet in ihren möglichen und nothwendigen Verhältnissen zu dem Zeitalter der Gegenwart für Maurer und Nichtmaurer,

von

Carl Gerber.

8. In sauberem Umschlag. 93 S. Preis: 12 Gr.

Des Herrn Verfassers früheres Werkchen: „Griechenland und dessen zeitiger Kampf, in seinem Ausgang und seinen Folgen betrachtet", ist mit so vielem Beifall aufgenommen worden, daß es nur dieser Anzeige bedürfen wird, um sowohl Maurer als Nichtmaurer auf das Erscheinen der hier angezeigten Sc[...] merksam zu machen. Kein Leser wird dasselbe [...]digt aus den Händen legen.

Schmalkalden, im November 1821.

Th. G. Fr. Varnhagensche Buc[...]

Bei uns ist erschienen und in allen Bu[...] gen Deutschlands zu haben:

Gedichte der Brüder Christian und Leopold Grafen zu Stolberg.

Neue, unrechtmäßige Auflage. 2 Bä[...] 8. Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Leipzig, den 15. November 1821.

Weygandsche Buchhan[...]

In August Oswalds Buchhandlung i[...] berg und Speyer ist erschienen und in a[...] handlungen zu haben:

Das Gebet des Her[...]

in einer fortlaufenden Reihe von Predig[...] einem Anhang mehrerer öffentlicher Geleg[...] Reden nach dem Bedürfnisse der Ze[...]

von

Dr. G. Fr. W. Schultz,
Königl. Bayr. Consistorial-Rath in Spe[...]

8. Preis: 1 Thlr. 4 Gr. sächs. oder 1 Fl. 54.

Bei Jedem, der den würdigen und verehr[...] Verfasser kennt, bedürfen wir uns nicht au[...] schen Blätter zu berufen, welche dieses Bu[...] mit ausgezeichnetem Beifall empfohlen habe[...] ihm den Wunsch rege zu machen, sich dadurch [...] bendes Andenken zu verschaffen; aber jeder [...] wahren christlichen Bildung Strebenden [...] vertrauensvoll ermuntern, sich in demselben [...] liches Erbauungsbuch bei zu legen, das un[...] lichere Früchte des Glaubens, der Erhebun[...] lehrung tragen muß, da kein Gegenstand me[...] eignet seyn kann, als das Gebet des H[...] solchem Munde auf unsre Zeit, unsre Be[...] Verhältnisse angewendet und erklärt, da [...] in seinem Ursprung von dem Erlöser als [...] Alles dessen gegeben wurde, was für das ze[...] ewige Wohl des Menschen wahres Bedürfniß [...] Bei der jetzt eintretenden Fest- und Besch[...] Zeit wird das Buch für jedes Familieng[...] mehr ein angemessenes und angenehmes Ange[...] als die Betrachtungen sich großen Theils [...] Zeit beziehen, und in dem Anhang sich meh[...] ihre besondere Form höchst anziehende A[...] beim Jahresschluß befinden.

Bei Tobias Löffler in Mannheim [...] folgende gehaltvolle Rede erschienen und [...] Buchhandlungen zu haben:

Predigt an dem Feste der Vereinigung de[...] schen Kirchen im Großherzogthum Bad[...] Dreieinigkeits-Kirche zu Mannheim gesp[...] Dr. Ph. Karbach. broch. 15 Kr. oder 4[...]

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße N[...] durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

Bemerker.  No. 21. 1821.

Beilage zum 202ten Blatte des Gesellschafters.

Faust.

Der „Gesellschafter" theilt im 155sten Blatte dieses Jahrgangs die Uebersetzung eines Aufsatzes mit, welcher in der polnischen Zeitschrift: „Die Krakauer Biene" gestanden hat. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Buchdruckerkunst nicht von einem Deutschen, sondern von einem Polen erfunden sey, indem Faust, der Erfinder derselben, eigentlich Twardowsky geheißen, Deutschland durchreist, und dort seinen Namen in Faust oder Fust umgeändert habe.

Da der Verfasser Thatsachen widerlegen will, die Jahrhunderte lang als richtig angenommen sind, so war er uns einen strengen Beweis schuldig. Wie liefert er aber diesen Beweis? Er erzählt uns: daß er die von ihm mitgetheilten Nachrichten schon im Jahre 1811 in dem Benediktiner-Kloster zu Tyniec gefunden habe. Allein was helfen dergleichen Angaben, wenn eine solche Urkunde dem Leser, der sich mit Erforschung der Geschichte abgiebt, nicht vor die Augen gelegt, ihm nicht einmal eine getreue Abschrift davon mitgetheilt wird, auf daß er wisse, was denn eigentlich die Urkunde besage, und was ein historischer Schriftsteller vermittelst seiner Einbildungskraft sich heraus gelesen habe?

Ungeachtet uns nun diese Urkunde nicht vorgelegt ist, so können wir doch jetzt schon behaupten: daß, wenn sie wirklich existirt, ihr kein besonderer Glaube beizumessen sey. Denn nach ihr soll Twardowsky im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die hohe Schule zu Krakau verlassen, sich nach Deutschland begeben, und dort im Jahr 1450 zu Mainz die Buchdruckerkunst betrieben haben. Das Jahr 1450 ist doch wohl nicht ein Jahr des sechszehnten Jahrhunderts? oder ging die Kunst des genialen Schwarzkünstlers und Buchdruckers Twardowsky so weit, daß er die Jahre und die Jahrhunderte rückwärts laufen machen konnte?

Woher bei dem Verfasser, oder in seiner Urkunde, dieser sonderbare Widerspruch wahrscheinlich entstanden ist, soll weiter unten berührt werden. Die eigentlichen Quellen aber, woraus derselbe seine Neuigkeiten geschöpft zu haben scheint, sind lediglich subjective, und strömen nur in seiner Brust. Es sind vornehmlich zwei:

1) Liebe zu seinem Vaterlande, dem er gern eine Ehre anthun möchte. Alle Achtung für diese Liebe; aber mit Bedauern muß ihm gesagt werden, daß sie keine historische Quelle ist.

2) Haß und Neid gegen die deutsche Nation. Diese leuchten aus mehreren Stellen des Aufsatzes hervor; so heißt es: „Polen war im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das einzige Land, welches sich durch Aufklärung, Künste und gelehrte Entdeckungen auszeichnete; wogegen besonders in Deutschland Unverstand und Barbarei herrschten." — Ferner: „Der Stumpfsinn der damaligen und späteren deutschen Schriftsteller sprach sich nur in leerem Geschwätz und elenden Unwahrheiten aus." — Ferner: „Die deutschen Schriftsteller schreiben fast jede Entdeckung verflossener Jahrhunderte ihren Landsleuten zu." — Ferner: „Twardowsky, um die Thorheit eines fremden Volks (der Deutschen nämlich) zu verspotten" u. s. w.

Wenn der Verfasser uns auf solche Weise erzählt: daß die Deutschen sich im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert nur durch ihren Unverstand und ihre Barbarei bemerkbar gemacht hätten, so scheint er vergessen, oder auch vielleicht überhaupt nie gewußt zu haben, daß in jener Zeit Ulrich von Hutten, Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Hans Holbein, Melanchthon, Luther und noch viele andere große Männer gelebt haben; er scheint, was namentlich Luther betrifft, vergessen, oder auch nie gewußt zu haben, daß die durch diesen begründete Reformation besonders es war, welche zum freiern Umschwung der Gedanken in Polen beigetragen, und daß sich erst nach dieser Zeit, und eben besonders hierdurch, die polnische National-Literatur unter der Regierung der beiden Siegmunde im sechszehnten Jahrhundert entwickelt habe, und mithin die polnische Aufklärung aus dem sogenannten deutschen Unverstande erst erwachsen sey. Oder war Luther etwa auch ein Pole?

So scheint also die zweite Quelle, aus welcher der Verfasser seinen Aufsatz geschöpft hat, der Haß gegen die deutsche Nation zu seyn. Die Deutschen sollen zwar im Allgemeinen — wir glauben es kaum — in Polen sehr gehaßt werden; aber, wenn dies auch richtig ist, so sagen wir dem Verfasser mit Bedauern zum zweiten Mal: daß dieser Haß keine historische Quelle und kein Beweis für die Angabe ist: Faust sey ein Polack gewesen.

Also Liebe und Haß haben den Verfasser begeistert, und in seiner Begeisterung hat er sich eingebildet, daß die Polen die Buchdruckerkunst erfunden hätten. Außerdem, daß es der Begeisterung, wie dies Beispiel lehrt, eigen ist, Dinge zu sehen, welche nicht existiren, ist es ihr zugleich auch eigen, Dinge nicht zu sehen, welche existiren. Bisweilen aber gelingt es, einen Begeisterten auf Dinge aufmerksam zu machen, welche wirklich existiren, und ihn sogar zu der Ueberzeugung und dem Glauben zu bringen, daß sie existiren. Vielleicht glückt mir dies mit dem Verfasser. Ich will daher für ihn folgende, bisher in der Geschichte als ausgemacht geltende Thatsachen anführen; ich sehe mich dazu um so mehr genöthigt, als sich daraus wahrscheinlich macht, wie er zu dem Widerspruch gekommen ist, dessen ich oben gedacht habe.

Faust, der Buchdrucker, und Faust, der Schwarzkünstler, sind nicht eine, sondern zwei historische Personen. Jener lebte im funfzehnten, dieser im sechszehnten Jahrhundert. Poesie und Volks-Aberglaube haben jedoch Beide in eine Person zusammen geschmolzen. So hat auch unser Verfasser Beide verwechselt, indem er seinen Twardowsky zuvor im sechszehnten Jahrhundert in Krakau studiren, und darauf in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts nach Deutschland gehen und die Buchdruckerkunst erfinden läßt.

Was nun jenen Faust, den Buchdrucker, betrifft, so war derselbe nach der Meinung mehrerer, und selbst deutscher

Geschichtschreiber, ein Engländer. Er kam nach Mainz und verband sich dort mit Guttenberg, welcher schon im Jahre 1436, und also beinahe zwanzig Jahr früher, ehe Faust oder Twardowsky ihm die Ehre anthat, mit ihm in Verbindung zu treten, die Buchdruckerkunst erfunden hatte. Beide verbesserten sie gemeinschaftlich; mithin ist Guttenberg der eigentliche Erfinder jener Kunst, und nicht Faust. Guttenberg ist nach allen bisher bekannt gewordenen Nachrichten in Straßburg oder Mainz geboren, und also ein Deutscher. Folglich ist ein Deutscher der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Referent dieses, welcher zu denjenigen gehört, die den Faust, den Buchdrucker, für einen Engländer halten, verweist daher den Verfasser wegen seines Twardowsky an diese Nation: mit ihr mag er sich abfinden. Vielleicht macht er sich indeß nichts mehr aus seinem Helden, wenn er hört, daß Guttenberg die mehrerwähnte Kunst erfunden habe; erzählt aber dafür im nächsten Stück der „Krakauer Biene" seinen Landsleuten: Guttenberg sey ein guter Polack gewesen. Dies wollen wir erwarten und ihm dann weiter dienen.

Ganz besonders ist es, daß uns der Verfasser selbst berichtet: sein Twardowsky wäre um das Jahr 1450 mit Guttenberg in Verbindung getreten, um die Buchdruckerkunst zu vervollkommnen; aber nicht behauptet und noch weniger beweist, daß derselbe schon vorher, und insonderheit in Krakau, jene Kunst erfunden und geübt habe. — Historisch gewiß ist, daß gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Krakau eine Druckerei errichtet wurde. Vielleicht hat diese des Verfassers Twardowsky gegründet, nachdem er sich von Guttenberg getrennt hatte? Recht brav von dem Manne, wenn er es that; aber erfunden hat er die Buchdruckerkunst nicht, so wenig als das Pulver.

Beiläufig führt der Verfasser noch an, daß Kopernikus auch ein Pole gewesen sey. Ich bringe ihm auch noch Kant, Hamann, Herder und Hippel in Vorschlag, sie unter seine Landsleute auf zu nehmen, da sie, wie Kopernikus, in Preußen geboren, und jener Ehre nicht ganz unwerth sind. Doch wir haben es für jetzt nur mit Kopernikus zu thun; daher einige Worte von diesem.

Kopernikus wurde im Jahr 1473 in Thorn geboren. Thorn ist eine von den preußischen Städten, welche von den deutschen Rittern angelegt wurden, die sich hier, wie überhaupt in Preußen, nach Ausrottung des slavischen Stammes, der im dreizehnten Jahrhundert jene Gegenden inne hatte, nieder ließen. Ihnen folgten viele andere Deutsche, besonders aus Westphalen und den Rheingegenden, und siedelten sich hier an. Deutsche Art und Sprache setzten sich fest, und das Slavische verschwand. — Dies sind begründete, seit Jahrhunderten als richtig anerkannte Thatsachen.

Wenn Kopernikus nun in Thorn geboren wurde, so spricht die Vermuthung dafür, daß er ein Deutscher war, i eine deutsche Colonie ist. Diese Vermuthung glaub fasser dadurch zu widerlegen und zu entkräften, daß der Vater des Kopernikus habe Koper geheißen, sey ein polnisches Wort und bezeichne eine Art G daraus folge, daß Kopernikus ein Pole gewesen sey nommen, der Vater des Kopernikus habe Koper geh nommen (Referent versteht kein polnisch), daß Kope schen der Name einer Gartenpflanze sey, so folgt d daß Koper nicht zugleich ein ächt deutscher Name denn Jeder, welcher deutsch versteht, wird zugeben, als nomen proprium, ganz deutsch klingt; er wird mehr zugeben, da wir im Deutschen ein bekannte dem Ausdruck „Kober" bezeichnen, und das p im A phabet so gut vorkommt als das b; aber auch Jede Deutsch versteht, wird einräumen (unser Verfasser eine Ausnahme machen), daß zufällig ein nomen p der einen Sprache ein Art Gartenpflanze in der a deuten könne, ohne daß derjenige, welcher dies nome führt, eben da geboren oder gewachsen seyn mü quaest. Gartenpflanze wächst. — Ueberdies existirt, aus eigener Erfahrung weiß, in Westphalen eine Fa Kopern heißt. Wenn nun aus Koper oder Koper Verfasser anführt, durch Verkleinerung Kopernik so spricht dies nur noch mehr dafür, daß die Fa eine deutsche war; denn die Deutschen verkleiner Anhängung des „ch", z. B. Hans, Hanschen; also perchen oder Kopernichen; woraus dann eben so gemeinen Aussprache Koperniken (lat. Kopern wie wir Deutschen denn fast täglich, statt Feitchen aussprechen hören. — Also mit dem polnischen Kope es auch nichts; und damit Gott befohlen! Caroi

Druckfehler.

Im „Gesellschafter" hundert acht und neunzigst
Bei der flüchtig gereimten Beurtheilung hat
Der Abschreiber die Zeile ausgelassen:
„Doch durch das Gerücht erfahren wir",
Nun fehlt der Reim auf „Orange-Papier";
Und soll hier Alles klappen und passen,
So ziemt sich's, daß ich ergänze den Reim,
Damit doch mind'stens der poet'sche Leim
Das leichte Machwerk zusammen hält,
Und es nicht völlig in Nichts zerfällt.
Uebrigens sag' ich noch nebenbei:
Der Druck-Fehler sind jetzt gar mancherlei;
Der mein'ge ist von der erträglichsten Sorte,
Drum spar' ich auch alle Entschuldigungs-Wo

1821. No. X

Blatt der Ankündigungen.

Literarische Anzeige.

Folgende empfehlenswerthe Schriften sind im Jahr 1821 erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bährens, Dr. Fr., der Typhus contagiosus und die Dysenterie in cosmischen Beziehungen. Ein Versuch in wissenschaftlich erfahrnem Sinne. 10 Gr.

Ewald, J. L., eheliche Verhältnisse und eh ben, 4 Bändchen. 2te sehr vermehrte Aufl

Jahrbücher, 3ter Bd. 1s und 2s, 4ter 2s Heft. à 1 Thlr.
Rheinische, für Medizin und Chirurgie. des Neuesten und Wissenswürdigsten aus chirurg. Literatur des Auslandes. In mit Mehreren herausgegeben von Chr. F

Kaiserkronen. Eine Sammlung von romantischen und abentheuerlichen Erzählungen, vom Verfasser der Gespenstersagen. 2r Theil. Velinpap. 2 Thlr., beide Theile Druckpap. 2 Thlr. 16 Gr.

Kohlrausch, Fr., die deutsche Geschichte für Schulen bearbeitet. 1r u. 2r Theil, vierte Aufl. 1 Thlr. 11 Gr.

Möller, A. W., Hierographie oder topographisch-synchronistische Darstellung der Geschichte der christlichen Kirche, in 6 Landkarten und 6 Tabellen. 1s Heft vom Jahr 44 bis 604. 1 Thlr.

Die Morgenröthe. Mit Beiträgen von Louise Brachmann, Helmina v. Chezy, Fr. Ehrenberg, Caroline u. Fr. de la Motte Fouque, Fr. u. L. Giesebrecht, Heilmann, Fr. Horn, Graf v. Loeben, Frhr. v. d. Malsburg, Fr. Strauß ꝛc. 2r Theil. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr., beide Theile Druckpap. 2 Thlr.

Radlof, J. G., Mustersaal aller deutschen Mundarten. Gedichte, prosaische Aufsätze und kleine Lustspiele in verschiedenen Mundarten. 1 Thlr. 12 Gr.

— — die irregulären Verbe und Deponente des Lateins, neu untersucht und zum Schulgebrauch verzeichnet und erklärt. 9 Gr.

Strauß, Fr., Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen. 1s und 2s Bändchen. 4te Auflage. 1 Thlr. 8 Gr. 3s Bändchen, 2te Auflage. 1 Thlr.

— — die Taufe im Jordan im Jahr 136 nach Christi Geburt. 20 Gr.

Bei **W. Zirges in Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

System des chirurgischen Verbandes, philosophisch bearbeitet und auf bestimmte Principien zurück geführt von Carl Caspari.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 4 Gr.

Unter manchen Verbesserungen, welche die Verband-Lehre bedurfte, war ohnstreitig eine systematische Bearbeitung eine der vorzüglichsten. Der Verfasser hat sich bemüht, sie ihr zu geben und das Handbuch sowohl zum öffentlichen, als auch für den Privat-Unterricht gelehrter und nicht gelehrter Anfänger in der Chirurgie brauchbar zu machen. Die darin befolgte Ordnung ist neu und das Einzelne mit möglichster Deutlichkeit vorgetragen, dagegen jede Ueberfüllung vermieden.

K. F. Becker's Weltgeschichte.

Neue Auflage, verbessert und fortgesetzt von J. G. Woltmann. 10 Bände.

Berlin, bei Duncker und Humblot.

Ein Werk, dem bereits so Viele die Ausbildung ihrer Kenntnisse in der Geschichte verdanken, muß, nachdem es durch die neue Bearbeitung, die mehreren Theilen geworden ist, an Gediegenheit so sehr gewonnen hat, immer mehr sich des Beifalls erfreuen, den anerkanntes Verdienst erwirbt. Daß Nachdrucker es mit den Fehlern, die es in seiner früheren Gestalt hatte (wo Ungleichheit der Darstellung und Mangel an Gründlichkeit in den Thatsachen ihm in einigen Theilen nicht abzusprechen waren), so sehr verbreitet haben, hätte dem Rufe des Werkes schaden können, wenn Kenner nicht aufmerksam auf die Verbesserungen, die es fortschreitend bei jeder neuen Auflage der Original-Ausgabe erhalten hat, gewesen wären und demselben durch ihren Beifall eine zweite Existenz in der öffentlichen Meinung gegeben hätten, die zu behaupten von dem jetzigen Herausgeber unausgesetzt bestrebt wird.

Das Ganze giebt, wie bekannt, die Geschichte aller Zeitalter, bis zum Ausbruch der französischen Revolution; in Hinsicht der drei Haupt-Abtheilungen aber giebt Bd. 1 — 3 die alte, Bd. 4 und 5 die mittlere, Bd. 6 — 10 die neuere Geschichte, welche Theile zur Bequemlichkeit der Käufer in allen Buchhandlungen auch einzeln, zu 2 Thlr. für jeden Band, zu haben sind. Preis des Ganzen: 19 Thlr. 20 Gr.

Zur belehrenden

Beschäftigung und Unterhaltung für die Jugend so wie auch zu Weihnachts-Geschenken

verdienen vorzüglich folgende Bücher, die in der **Hahnschen Hof-Buchhandlung** erschienen und daselbst unter billigen Bedingungen zu haben sind, empfohlen zu werden.

Materialien zu Lese- und Deklamations-Uebungen, zur Bildung des Geschmacks, zur Veredelung des Herzens, so wie zur angenehmen Unterhaltung, von Fr. Kranke. 27½ Bogen. Zweite vermehrte Auflage. 1820. 15 Gr.

Gläsers, G. C. W., Uebungen in der Kunst, gut zu lesen. Ein Lesebuch für Töchter-Schulen; auch zum Privat-Unterricht. 2te vermehrte Auflage. 1ster Theil. 20 Bogen in 8. 1815. 10 Gr.

2ter Theil. 25½ Bogen. 2te verbesserte Auflage. 1816. 12 Gr.

Diese beiden, in der hiesigen Töchter-Schule schon früher eingeführten Werke empfehlen sich vor ähnlichen, und zwar das erstere durch eine treffliche und sehr sorgfältige Auswahl aus den besten Dichtern; so wie auch die darin aufgenommenen prosaischen Aufsätze sehr anziehend und lehrreich sind.

Die zweite Schrift, wovon die erste Sammlung Leseübungen für die unteren Klassen, die zweite Sammlung aber für geübtere Schülerinnen enthält, wird gewiß ihren Endzweck nicht verfehlen; so sehr ist für schickliche Auswahl, für Reichhaltigkeit des Inhalts, für gehörige Abwechselung, für lehrreiche Unterhaltung gesorgt. Geschichten, Erzählungen, Dialoge, Briefe, Gedichte mannigfaltiger Art, wechseln mit einander ab; und so kann man beide Sammlungen, als ein nutzbares Geschenk zur Belehrung und Unterhaltung für die weibliche Jugend, an Jugend-Lehrer und Erzieherinnen empfehlen.

Spaziergänge mit meinen Zöglingen. Herausgegeben von F. A. L. Matthäi. Zwei Bände, mit Kupf. 12. 1815. geb. 18 Gr.

Kinder gebildeter Stände zu einer angenehmen und nützlichen Betrachtung der verschiedenen Gegenstände der Natur zu leiten, ist der Zweck dieses Werkchens, das den Lehrern, wegen der zweckmäßigen Aus-

wahl, der guten Art der Einkleidung und der lebhaften Darstellung der Sachen, nicht unwillkommen seyn wird.

Sammlung merkwürdiger Reisen für die Jugend, vom Past. Matthäi. 2 Thle. 8. 1ster Band: Turnbulls Reise um die Welt. 2ter Band: Denons Reise nach Egypten. Mit Kupfern. 8. Sauber geb. 1807. 1 Thlr. 16 Gr.

Der obige Inhalt verbürgt den Werth dieser Sammlung, welche zur Unterhaltung für die reifere Jugend bestimmt ist.

Siede, J. C., Tagebuch für die Jugend, oder fromme Entschlüsse guter Kinder zu jeder Zeit des Tages. Mit 1 Kupf. 1810. 8 Gr.

Schulbuch, für den ersten Unterricht im Buchstabiren und Lesen. Nach den neueren Methoden bearbeitet. 8. 1819. 6 Gr.

Neues Lesebuch für Stadtschulen, zur Uebung im deklamatorischen Lesen. 8. 1816. 1 Thlr.

Die Verfasserin beider Schriften, selbst Vorsteherin einer ansehnlichen Schul-Anstalt, verräth ein glückliches Talent, sich Kindern des zartesten Alters angenehm verständlich zu machen, ihre Seelenkräfte zu wecken und zu üben. — Das von ihr entworfene Lesebuch giebt bunte Blumen und volle Aehren, gesammelt auf den reichen Feldern unserer pädagogischen und poetischen Literatur: mannigfach nützlich für das frühere, wie für das reifere Kindesalter, das zu Sittlichkeit und Religion gebildet werden soll.

Steinhäuser, J. W., Herkules am Scheidewege, oder Tagebuch für Jünglinge und Mädchen, zur Befestigung ihrer Grundsätze im Leben und Handeln. 1807. 8 Gr.

Trefurt's neue Fibel, zum Gebrauch bei dem ersten Unterricht der Kinder. Mit illum. Kupf. vermehrte Auflage. Gebund. 1817. 8 Gr.

Mit schwarzen Kupf. 6 Gr.

Volger, W. Fr. (Subconrector am Johanneum zu Lüneburg), Anleitung zur Länder- und Völker-Kunde, für Bürger- und Land-Schulen, so wie zum Selbstunterricht. 1ste Abtheilung (Europa). 2te Abtheilung (Asien, Afrika, Amerika und Polynesien). gr. 8. Für 49 enggedruckte Bogen ist der Pränumerations-Preis: 1 Thlr.

Dessen Leitfaden beim Unterricht in der Länder- und Völker-Kunde. 7 Bogen. 4 Gr.

Durch die anziehendste Mannigfaltigkeit einer gedrängten Zusammenstellung der Resultate aller neueren geographischen Forschungen entspricht dieses Werk vollkommen seinem Zwecke: es wird, nach der nunmehrigen Vollendung, in Schulen wie in mittleren Ständen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Bei C. H. G. Christiani in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erhabenste der Natur und Kunst auf der Erdfläche. Durch eine Berghöhen-Karte dargestellt und erläutert von S. G. Dittmar, Professor. Geheft. 4. Preis: 6 Gr.

Anzeige.

Eltern- und mittellos habe ich oft gekämpft und oft entbehrt, ehe ich das Ziel meiner akademischen Laufbahn erringen konnte. Jetzt stehe ich an demselben, und habe mich, um mir den Uebertritt in das bürgerliche Leben zu erleichtern, entschlossen: ein Bändchen noch ungedruckter jugendlicher Versuche, auf Unterzeichnung und Vorausbezahlung, heraus zu geben.

Das Werkchen, ungefähr 15 bis 16 Bogen in klein 8., soll, außer einzelnen Gedichten, auch einige Erzählungen, eine dramatische Kleinigkeit, Räthsel und Charaden, kurz, so viel Abwechslung als möglich enthalten. Denn auch in fremden Lese-Cirkeln soll es heitere Stunden bereiten. Besonders aber winde ich diesen Kranz zu einem Andenken für meine Freunde nah und fern; darum soll auch, wenn nur außers die Unterzeichnung die Kosten zu decken verspriche, dem Büchelchen mein Bildniß voran stehen, so wie es überhaupt die mögliche Eleganz zu einem freundlichen Toiletten-Geschenke empfehlen wird.

Dessen ungeachtet ist die Vorausbezahlung nicht höher, als zu einem Gulden sächs. festgesetzt. Nach dem Erscheinen des Werkchens aber (was möglichst bald nach der Oster-Messe erfolgen soll) dürfte der Ladenpreis auf 1 Thlr., und vielleicht noch mehr, erhöht werden.

Nicht nur die Buchhandlung von Joh. Friedr. Leich allhier (Neuer Neumarkt Nr. 17.), welche sich später des Werkchens Debit commissionsweise unterziehe, sondern auch jede andere solide Buchhandlung, so wie der Herausgeber selbst wird, bis zum Ende des Monats Februar k. J., Unterzeichnung und Vorausbezahlung annehmen. Doppelt erfreulich aber würde es dem Letzteren seyn, wenn Freunde und Gönner Theilnehmer sammeln, und dann, bei Einsendungen jeder Art, unten stehende Adresse gefälligst berücksichtigen wollten.

Leipzig, am 30. November 1821.

Moritz Thieme,
ein Sohn vom Verfasser des „Gutmann" oder des sächsischen Kinderfreundes.
(Peterstraße Nr. 80, 4 Treppen hoch.)

Literarische Erinnerung.

Hinsichtlich der Zeitschrift:

„Der Gesellschafter
oder
Blätter für Geist und Herz"
herausgegeben von F. W. Gubitz,

ersuchen wir Alle, welche für das Jahr 1822 Nachbestellungen machen wollen, dies so schnell als möglich zu thun, indem wir, wie bekannt, schon mehrmals den zu spät eingegangenen Forderungen nicht mehr genügen konnten.

Berlin. Maurersche Buchhandlung.

(Sämmtliche angezeigte Bücher sind durch die Maurersche Buchhandlung in Berlin, Poststraße Nr. 29, und durch A. Wienbrack in Leipzig zu bekommen.)

